ÜBER LAND UND MEER

GENERAL LIBRARY
OF
UNIVERSITY OF MICHIGAN

PRESENTED BY
Regent H. Kiefer
May 23 1899

330.6
M22

Band 41. 1879.

F 3339

Über Land und Meer

Allgemeine illustrirte Zeitung

E. HARTMANN. ent. u. sc. Stuttgart, Eduard Hallberger E. HALLBERGER. X. A.

Inhalts-Verzeichniss.

XLI. Band. 1879. Nr. 1—26.

Sach-Register.

I.

Romane, Novellen und Erzählungen.

An der Grenze. Erzählung von Moritz von Reichenbach 381. 402. 422. 441. 462.
Ehescheuen, die. Novelle von Günther v. Freiberg. 201. 222. 241.
Erinnerungsblättern, aus den, des Freiherrn v. Nordkirch. Zweite Serie. I. Das Prinzeßchen 254.
Gefunden. Ein Herbstbild. Von A. Oroff 57.
Hexe, die. Novelle von Karl Emil Franzos 261. 281. 301. 321.
Kastell Toblino. Von Günther v. Freiberg 406.
Königin von Thule, die. Von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath 71.
Leben, aus dem, und der Gesellschaft. Skizzen von Anna Gräfin Pongrácz. IV. Nachtschatten 375. 394.
Lesefrüchte. Aus dem Tagebuch eines Musikers. Von Rudolph Gottschall 121. 141. 161. 181.
Pfarrhaus, das, von Ellernbrook. Ein Roman von Wilhelm Jensen 10. 30. 50. 70. 90. 110. 130. 150. 170. 190. 210. 230. 250. 270. 290. 310. 330. 341. 370.
„Philologischen Rundschau", der Beitrag zur. Skizzenblatt aus dem Leben eines deutschen Professors. Von Ernst Eckstein 95.
Porträtskizzen und Erinnerungen. Lose Blätter von Elise Polko. I. Versunken. Eine Erinnerung an den 31. Mai 1878 155. II. Heimgegangen 274.
Quarantäne. Von Rosenthal-Bonin 474.
Reingefallenen, die Memoiren eines, nebst Nachtrag. Von Archibald Walther v. Kalau 392. 411.
Souvenir. Novelle von Rudolph Lindau 350.
Streitfragen und Historien. Feuilletons von Karl Emil Franzos. I. 154. II. 202. III. 397. IV. 435. 455.
Thierbändigers, aus dem Leben eines. Ein loses Blatt von Rosenthal-Bonin 6. 36.
Um ein Herz. Novelle von C. Falk 361. 390. 410. 430. 450. 470. 490. 510.
Wanderleben, aus einem. Von Otto Tellow. 8. Eine Mure 174. 9. Unter Bauernfängern in London 255.
Zum Zeitvertreib. Erzählung von Fanny Lewald 2. 21. 42. 61. 81. 101.
Zu spät. Novelle von W. v. Dünheim 481. 501.

Reisen und Jagden.

Heinrich's, Prinz von Preußen, Abfahrt. Von Emil Dominik 114.
„Prinz Adalbert", von der deutschen Korvette. Mit Bildern des Malers Saltzmann I. 305. II. 324. III. 347.
Wolfsjagd, meine erste und meine letzte. Von W. v. Dünheim. Mit Bildern von Karl Rechlin I. 191. 214.

Kultur- und Sittenbilder.

Akademie, auf der 296.
Amor, der gefangene 306.
Audienzzimmer, im Vorsaal zum, des Kaisers von Oesterreich. Von S. 26.
Brandschatzung eines Klosters 446.
Chopin 367.
Englische Damen bei einem Mauren 496.
Felde, Rückkehr vom 94.
Ferkelmarkt 113.
Flitterwochen, in den 127.
Flüchtling, ein 74.
Frauen und Männer des 19. Jahrhunderts. Aus der Aquarellensammlung von Herbert König 356.
Haruspex, ein römischer 386.
Hochalm, Abzug von einer. Von C. A. Regnet 48.
Kartenkünstler, der 288.
Kauf, der neueste 407.
Kaufasierin, eine 74.
Krakauerin, die 16.
Ländliche Galanterie 234.
Pfarrhaus, vor dem 446.
Prozession, die, am Canareggio in Venedig 514.
Psyche 55.
Räthselhandel, einträglicher 187.
Reichstags, im Billetamt des deutschen. Von Emil Dominik 476.
Sag' mir! wer ist es? 515.
Schachspieler, die, von Meissonier 16.
Schenke, vor der 326.
Siebenbürgen, wie die Sachsen in, hochzeiten. Von Arnold Wellmer 327.
Sonntag im Lager von Bussowar 466.
Thamar 94.
Traum, der, der Großmutter 515.
Ungarischer Pferdetrieb 474.
Verkauft 427.
Vorleserin, die 326.
Wirthshaus, vor dem 166.

Humoristisches.

Amors Krieg auf dem Lande. Von K. Kögler 53.
Amors Krieg in der Stadt. Von K. Kögler 13.
Biographie, eine, in Bildern. Skizzen von A. v. Fischern 473.
Cigarettenraucher, der. Von Hans Schließmann 253.
Degen, der erste. Von Ludwig Burger 373.
Gelegenheitsdichters, Einiges aus dem Leben eines. Von G. Lucke 133.
Glückliche Stunden. Von C. Stauber 33.
Hetzjagd, eine. Von A. Nikutowski 493.
Humoristischen Mappe, aus unserer 173.
Köchin, die, am Morgen und am Abend. Von W. Gregler 272. 273.
Liedes, des, Ironie. Skizzen von Max Scholtz 436.
Mädchen und Frauen. Silhouetten von P. F. Messerschmitt 313.
Militärische Räthsel. Von H. Thiel 333. 456. Auflösung 358. 477.
Parterrefenster aus, vom. Von Erdmann Wagner 73.
Schwarzes Allerlei. Von Wilh. Syrenger 153.
Wienerisch-Bosnisches. Skizze von G Imlauer 93.
Zollschranke, die. Von K. Kögler 213.

II.

Geschichte und Zeitereignisse.

Afghanistan, der Krieg in. Der Uebergang über den Indus 226.
Bosnien, Kriegsszenen aus 74.
Bosnischen Kriege, vom 36.
Brand, der, in Meyringen 428.
Dalmatinische berittene Landwehr auf dem Kriegszuge 55.
Einzug der aus dem Kriege heimkehrenden Truppen in Wien. Von A. S. 207.
Kriegsgefangene Bosnier in Olmütz 55.
Kriegsgefangenen, die, in der Olmutzer Festung. Von Gustav J. Schultz 88.
Loja's, Hadschi, Einbringung in Serajewo 147.
Mac Mahon, Marschall, bei Jules Grévy 428.
Naturforscher und Aerzte, die Versammlung deutscher, zu Kassel 83.
Notabelndeputation, die, aus der Herzegowina beim Kaiser in Ofen 236.
Schwur, der, des Marquis of Lorne als Generalgouverneur 298.
Serajewo, aus: I. Hadschi Loja predigt Aufruhr 46. II. Straßenkampf 47.
Serajewo, Erstürmung der Spitalmoschee am Eingang von 66.
Uebergang einer Batterie durch die Bosna 127.
Umgehungsmarsch einer Gebirgsbrigade bei Belovac 94.
Verschanzung einer Batterie in der Gegend von Doboy 106.

Biographieen und Charakteristiken.

Album, aus meinem. Von Max Ring. I. Fürst Felix Lichnowsky 14. II. Ferdinand Lasalle 54. III. Albert Emil Brachvogel 233. IV. Louis Schneider 306. V. Karl Gutzkow 354. VI. Bettina v. Armin 495.
Brahms, Johannes, s. Joachim'scher Quartettabend.
Chinesische Gesandtschaft, die, in Deutschland. Von Emil Dominik 152.
Cumberland, der Herzog von, und seine Gemahlin 406.
Dengremont, Maurice, s. Virtuose.
Deutsche im amerikanischen Kongresse. Von Eduard Leyh 434.
Fontane, Theodor. Von W. Lübke 127.
Franzos, Karl Emil. Von Fr. Weickert 323.
Friedrich des Großen, eine Flöte 166.
Heer, Alt-Bundespräsident Dr. 514.
Hessen, Großherzogin Alice von, † am 14. Dezember 297.
Joachim'scher Quartettabend, ein. Von Th. Rehbaum I. 368. II. 386.
Kaiser, zwei, beim Frühstück in Peterhof. Eine Erinnerung von L. Schneider 386.
Kremer, Gerhard, genannt Merkator. Von Averdunk 135.
Kurzbauer, Eduard 377.
Lauer, Dr. v. 206.
Masella, Monsignore Cajetan Aloisi, apostolischer Nuntius in München. Von C. A. R—t 66.
Nußbaum, Johann Nepomuk v., k. bayer. Generalstabsarzt à la suite und Universitätsprofessor. Von C. A. Regnet 486.
Perfall, Karl Theodor Freiherr v. 124.
Riehl, W. H. 26.
Schir-Ali, der Emir von Kabul 246.
Stein, Dr. Franz Joseph, Bischof von Würzburg. Von Karl Albert Regnet 166.
Stilling, Dr. B., Geh. Sanitätsrath 81.
Széchényi, Emmerich Graf, k. k. österreich.-ungarischer Botschafter in Berlin 474.
Taaffe, Graf v., k. k. Minister des Innern 443.
Unter Rosen 16.
Virtuose, der jüngste. Von Emil Dominik 254.
Wilhelm, König der Niederlande, und Emma, Prinzessin von Waldeck 226.

Feste.

Jubiläum, das 50jährige, Professor Rudolph Boettger's. Von Dr. 107.
Kaisers, aus den Tagen des, in Wiesbaden. Das Fest bei Herrn v. Wurmb 235.
Kaisers, des deutschen, Rückkehr in seine Hauptstadt. Illustrirt von H. Lüders 264.
Kaisers, vom Einzug des, in Berlin 297.
Säkularfeier, die, des Münchener Hof- und Nationaltheaters, und Karl Theodor Freiherr v. Perfall 124.

Natur.

Astronomische Erscheinungen im Jahre 1879 276.
Astronomisches Tagebuch. November 97. Dezember 195. Januar 276. Februar 357. März 437. April 516.
Außerirdischer Standpunkt, ein. Von A. Woldt 135.
Brunnsthirsch, der. Von L. M. 246.
Eingestellt 298.
Fischzucht, die Bestrebungen zur Hebung der. Von Dr. F. Müller 387.
Hühnerzucht, ein Blick auf die. Von Bruno Dürigen 446.
Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender. Von C. E. Freiherrn v. Thüngen. Januar 337. Februar 357. März 437. April 516.
Kinefem, der Renner 106.
Nubier, die, im zoologischen Garten Berlins. Von Emil Dominik 186.

Populäre Medizin.

Die orientalische Pest 416.

Länder- und Völkerkunde.

Europa.

Deutschland. Elsaß, im. Ein Reisebild von H. Noé 126.
Hamburg, der neue Brunnen auf dem Hausaplatze in 74.
Hamburger Fischmarkt, vom 514.
München, der neue Schlacht- und Viehhof in. Von C. A. R. 235.
Frankreich. Paris, Reiseplaudereien von. Mit Bildern von H. Lüders 112.
Pariser Klubleben. Von Leopold Hamburger 415.
Pariser Weltausstellung, anspruchslose Briefe über die. Von J. S. III. 35.
Ploaré, Mädchen aus. Von J. Salles 347.
Italien. Kalabrien, Kalabreser und Kalabresinnen. Von Woldemar Kaden 55. 76. 86.
Mandolinata. Römischer Brief von Günther v. Freiberg 307.
Neapel, Vauxhall in 146.
Süditalische Nekropolis, eine. Von Woldemar Kaden 408.
Oesterreich-Ungarn. Bischofshofen, Centralstation der Gisllabahn im Salzburgischen. Von A. S. 306.
Pest, Bauten aus dem neuen 403.
Wiener Ringstraßen. 3. Der Kolowrat- und Park-Ring 186.
Rußland. Petersburg, St., Karneval in. Von Paul Fuchs 378.
Petersburger Winterleben. Von Paul Fuchs 266.
Spanien. Cordoba. Die Kapelle des Mihrab 428.
Madrid, Bilder aus. Von Meta Wellmer 335.
Zaragoza, der Altar der Liebfrauenkirche del Pilar in 266.
Schweiz. Zürich, die Tonhalle in. Von J. N. 515.
Türkei. Bosnien. Bosnien, die Ablieferung der Steuern in 416.
Bosnischen Hauses, Inneres eines, in Blazuy 318.
Serajewo, serbisches Leichenbegängniß in 166.
Serajewo, Straßenbilder aus 350.

Amerika.

Nordamerika. Amerikanischen Kongresse, Deutsche im. Von Eduard Leyh 434.
Kalifornischen Goldes, die Region des ersten 326.

Literatur und Prachtwerke.

Aegypten, Ebers', in Bild und Wort. Von Professor Adolph Ebeling 193.
Donaubulgarien von F. Kanitz 446.
Gutrune reicht Siegfried den Zaubertrank. Aus der Wagnergalerie von Theodor Pixis 16
Kinderzeit, Freud und Leid der. Von Friedr. Lipps. (Stuttgart, Hofmann u. Hohl) 236.
Leander's Träumereien. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) 248.
Literarische Uebersicht. I. 16.
Prachtbibel, Doré's. Der verlorene Sohn 206.
Schiller, die Prachtausgabe von. (Verlag von Eduard Hallberger) 166.
Schiller's Werke in der Hallberger'schen Prachtausgabe 487.
Venedig, die Cà d'oro in. Aus dem Prachtwerk „Venedig". (Aus dem Verlag von Fr. Bruckmann in München) 235.
Wandermappe, aus der. Waldeinsamkeit. Von F. A. Kaulbach 146. Die Ueberredung. Von H. Lossow 434.
Was ist schwerer: Erwerben oder Erhalten? 366.

Kunst.

Alterthümer.

Olympiafunde, die Ausstellung der, zu Berlin. Von L. Pietsch 234.
Süditalische Nekropolis, eine. Von Woldemar Kaden 408.

Baukunst.

Bauten aus dem neuen Pest 403.
Kapelle, die, des Mihrab 428.

Bildnerkunst.

Altar, der, der Liebfrauenkirche del Pilar in Zaragoza 266.
Brunnen, der neue, auf dem Hausaplatze in Hamburg 74.
Denkmal, das, Friedrich Wilhelm III. in Köln. Von J. H. 48.
Kremer, Gerhard, genannt Merkator. Von Averdunk 135.
Skulpturensaal, im, der Berliner Kunstausstellung 148.

Malerei.

Amor, der gefangene. Gemälde von C. Brochat 309.
Besuch, der, der Wittwe. Gemälde von Karel Bauguiet 247.
Brandschatzung eines Klosters. Nach einem Gemälde von G. Gaupp 444. 445.
Chopin, Gemälde von Albert Keller 364.
Felde, Rückkehr vom. Gemälde von J. A. Walker 92.
Ferkelmarkt. Gemälde von Hugo Kaufmann 109.
Flitterwochen, in den. Gemälde von A. Heullant 124.
Flüchtling, ein. Nach einem Gemälde von W. Schütze 69.
Frauen und Männer des 19. Jahrhunderts. Aus der Aquarellensammlung von Herbert König 356.
Fresken, die historischen, des Konziliumsaales in Konstanz. III. Auswanderung der Konstanzer Protestanten bei Uebergabe der Stadt an Oesterreich. 14. Oktober 1548. Von Fr. Pecht 434.
Geständniß. Nach einem Gemälde von R. Beyschlag 204.
Großmuttersegen. Gemälde von Jakob Grünenwald 12.
Helena an der Quelle. Gemälde von Albert Maignan 384.
Hochalm, Abzug von einer. Nach einem Gemälde von Chr. Mali 48.
Kauf, der neueste. Gemälde von S. Lucas 405.
Kaufasierin. Gemälde von C. Landelle 68.
Kegelspiel im Elsaß. Gemälde von C. A. Pabst 129.
Klosterbräumeisters gemüthliches Stündchen. Nach einem Gemälde von Ed. Grützner 181.
Künstlerwerkstätten und Kunstausstellungen, aus den Berliner. Von L. Pietsch 451.
Kunstausstellung, aus der Berliner. Von Ludwig Pietsch 116.
Ländliche Galanterie. Nach einem Gemälde von Matthias Schmidt 229.
Langweilige Lektüre. Gemälde von A. Toulmouche 288.
Mädchen aus Ploaré. Gemälde von J. Salles 341.
Märchenerzählerin. Nach einem Gemälde von Eduard Kurzbauer 365.
Pfarrhaus, vor dem. Gemälde von O. Becker 449.
Prozession am Canareggio in Venedig. Gemälde von Pradilla 504. 505.
Psyche. Nach einem Gemälde von R. Beyschlag 49
Sag' mir, wer ist es? Gemälde von W. Oliver 509.
Schachspieler, die. Gemälde von Meissonier 1.
Schrank, der geheime. Gemälde von A Sanson 476.
Sklavin, die. Gemälde von Francisco Masriera 212.
Thamar. Gemälde von Dubuje 84. 85.
Ungarischer Pferdetrieb. Gemälde von Franz Adam 468.
Unterbrochenes Studium. Gemälde von Karl Spielter 36
Vorleserin, die. Gemälde von Compte-Calix 325.
Wirthshaus, vor dem. Gemälde von Meissonier 165.

Musik und Theater.

Berliner Bühnen, von den. Von L. Pietsch 257.
Haydn, von, bis Liszt. Skizzen aus der neueren Musikgeschichte von Ludwig Nohl. I. Die Epoche Haydn 256. 266. 2. Epoche Mozart (1780—1800) 395. 3. Epoche Beethoven (1800—1820) 454. 476.
Joachim'scher Quartettabend, ein. Von Theobald Reybaum. I. 368. II. 386.
„Vortragsliedern", von. Von Justus 17.

Poesie.

Album, für das 18. 37. 57. 77. 137. 157. 175. 216. 236. 276. 298. 337. 378. 417. 437. 516.
Deutscher Seemann, ein. Marine-Nachtstück von Gerhard v. Amyntor 334.
Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt. Lied von Paul Heyse 32. Stoßseufzer von Otto Roquette; Spärlicht von K. Else; Der Schädel, aus dem „Fruchtgarten Saadi's", vom Freiherrn v. Schlechta-Wssehrd 209. Herzog Eugen von Württemberg, Sieger bei Kulm 1813. Von Julius Sturm, Einem siebenzehnjährigen Mädchen. Von Emil Rittershaus 372. Im Sturm (bei Kap Matapan). Von Adolf Friedrich Graf v. Schack 448.
Idylle, eine, aus der Vogelwelt. Von H. Giacomelli. I. Liebesantrag 353. II. Das Bauen des Nestes 472.
Oberon. Von Chr. M. Wieland. Illustrirt von Gabriel Max und Gustav Cloß 318.
Winter. Gedicht von Georgine Aschkin 391.

Kultur, Wissenschaft und Politik.

Deutschen Redensarten, Entstehungsgrund der. Von Friedrich Unninger. Zweite Serie 77. 147. 215. 236.
Drei Aufgaben der Zukunft. Von M. Hermann 515.
Glück, über das. Von Ferdinand Schultz 296. 315.
Plaudereien am Kamin. Von Paul v. Weilen. Zweite Serie. I. 94. 103. II. 174. 194. III. 316. IV. 376. V. 491.
Politische Prophezeiungen. Von Benno Reden. I. 355. 377. II. 455.
Politischen Warte, von der. Von Benno Reden 75.
Schul- und Volksgärten, die, als ein wesentliches Bedürfniß unserer Zeit 487.
Trivialen, der Begriff des. Aphorismen von Ernst Eckstein 37.

Industrie, Landwirthschaft, Handel, Technik und Verkehr.

Erfindungen, neue, und Kulturfortschritte. Von Max Wirth. Zweite Serie. I. Städtische Centralheizungen 15. II. Die Steuerung der neuen Riesendampfschiffe und der „Große Kurfürst" 67 III. Die Theilung des elektrischen Lichtstroms und die Gasspanik 115. IV. Die Newyorker Hochbahnen 167. V. Weitere Verbesserungen in der Fleischversorgung 214. VI. Die Sonnenmaschine 246. VII. Eine neue schwimmende Schiffswerfte 286. VIII. Der Asbest in der Industrie 337. IX. Der Kampf des Leuchtgases gegen das elektrische Licht 396. X. Zwei moderne Riesenbrücken 467.
Fischmarkt, vom Hamburger 514.
Unter den Wassern und in den Lüften. Von M. M. v. Weber 275. 294.
Weltausstellung, anspruchslose Briefe über die Pariser. Von J. S. III. 35.

Militärwesen.

Die anglo-indische Armee 486.

Notizblätter.

7. 27. 47. 66. 86. 106. 126. 146. 166. 186. 206. 227. 247. 266. 287. 307. 326. 347. 367. 387. 406. 427. 447. 466. 486. 507.

Bilderräthsel.

1. 17. 2. 37. 3. 57. 4. 77. 5. 97. 6. 117. 7. 137. 8. 157. 9. 176. 10. 196. 11 216. 12. 237. 13. 258. 14. 277. 15 298. 16. 318. 17. 338. 18. 358. 19. 378. 20. 398. 21. 417. 22. 438. 23. 457. 24. 477. 25. 497. 26. 517.

Räthsel.

58. 137. 176. 216. 236. 258. 398. 438. Auflöß. 77. 157. 196. 236. 258. 277. 457. — Buchstabenräthsel 17. 497. Auflöß. 37. 517. — Quadraträthsel 157. 417. Auflöß. 176. 438. — Aufgabe 338. Auflöß. 358. — Charaden 77. 277. 457. Auflöß. 97. 298. 477. — Arithmogriph 517.

Rösselsprünge.

Nr. 1. 37. Nr. 2. 77. Nr. 3. 137. Nr. 4. 176. Nr. 5. 216. Nr. 6. 277. Nr. 7. 417. Nr. 8. 496. Auflöß. 58. 97. 157. 196. 237. 298. 438. 517.

Schach.

17. 37. 57. 77. 97. 117. 137. 157. 176. 216. 236. 258. 277. 298. 318. 338. 357. 378. 398. 417. 437. 457. 477. 497. 517.

Schachbriefwechsel.

37. 57. 77. 97. 117. 137. 157. 176. 216. 236. 258. 277. 298. 338. 357. 398. 417. 438. 457.

Schach, Schachspieler und ihre Freunde. Von Jean Dufresne 263. 297.

Lotterie.

Ziehungen im Monat November 97. Dezember 175. Januar 277. Februar 357. März 437. April 516.

Briefmappe.

18. 38. 58. 78. 98. 117. 137. 157. 176. 196. 216. 237. 258. 277. 299. 318. 338. 358. 378. 398. 417. 438. 458. 477. 497. 517.

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustrirt.)

Aegypten, Ebers', in Bild und Wort von Prof. Adolf Ebeling * 193.
Afghanistan, der Krieg in.* Der Uebergang über den Indus 226.
Akademie, auf der * 296.
Album, aus meinem. Von Max Ring. I. Fürst Felix Lichnowsky 14. II. Ferdinand Lasalle 54. III. Albert Emil Brachvogel 233. IV. Louis Schneider * 306. V. Karl Gutzkow 354. VI. Bettina v. Arnim 495.
Album, für das 18. 37. 57. 77. 137. 157. 175. 216. 236. 276. 298. 337. 378. 417. 437. 516.
Altar, der, der Liebfrauenkirche del Pilar in Zaragoza * 266.
Amor, der gefangene * 306.
Amors Krieg auf dem Lande. Humoristische Bilder von K. Kögler * 53.
Amors Krieg in der Stadt. Humoristische Bilder von K. Kögler * 13.
An der Grenze. Erzählung von Moritz v. Reichenbach 381. 402. 422. 441. 462.
Anglo-indische Armee, die * 486.
Arithmogriph 517.
Astronomische Erscheinungen im Jahre 1879 276.
Astronomisches Tagebuch. November 97. Dezember 195. Januar 276. Februar 357. März 437. April 516.
Audienzzimmer, im Vorsaal zum, des Kaisers von Oesterreich. Von S. * 26.
Aufgabe 338. Auflöß. 358.
Außerirdischer Standpunkt, ein. Von A. Woldt 135.

Berliner Bühnen, von den. Von L. Pietsch 257.
Bilderräthsel 1. 17. 2. 37. 3. 57. 4. 77. 5. 97. 6. 117. 7. 137. 8. 157. 9. 176. 10. 196. 11. 216. 12. 237. 13. 258. 14. 277. 15. 298. 16. 318. 17. 338. 18. 358. 19. 378. 20. 398. 21. 417. 22. 438. 23. 457. 24. 477. 25. 497. 26. 517.
Biographie, eine, in Bildern. Humoristische Skizzen von A. v. Fischern * 473.
Bischofshofen, Centralstation der Giselabahn im Salzburgischen. Von A. S. * 306.
Boettger's, das 50jährige Jubiläum Prof. Rudolph. Von Dr. St. * 167.
Bosna, Uebergang einer Batterie durch die * 127.
Bosnien, die Ablieferung der Steuern in * 416.
Bosnien, Kriegsszenen aus * 74.
Bosnischen Hauses, Inneres eines, in Blazuy * 318.
Bosnischen Kriege, vom * 36.
Briefmappe 18. 38. 58. 78. 98. 117. 137. 157. 176. 196. 216. 237. 258. 277. 299. 318. 338. 358. 378. 398. 417. 438. 458. 477. 497. 517.
Brunsthirsch, der. Von L. M. * 246.
Brunnen, der neue, auf dem Hansaplatze in Hamburg * 74.
Buchstabenräthsel 17. 497. Auflöß. 37. 517.

Charaden 77. 277. 457. Auflöß. 97. 298. 477.
Chinesische Gesandtschaft, die, in Deutschland. Von Emil Dominik * 152.
Chopin. Gemälde von Albert Keller * 367.
Cigarettenraucher, der. Humoristische Bilder von Hans Schliesmann * 253.
Cumberland, der Herzog von, und seine Gemahlin * 406.

Dalmatinische berittene Landwehr auf dem Kriegszuge * 55.
Degen, der erste. Humoristische Bilder von Ludwig Burger * 373.
Dengremont, Maurice, f. Virtuose.
Denkmal, das, Friedrich Wilhelm III. in Köln. Von J. H. * 48.
Deutsche im amerikanischen Kongresse. Von Eduard Leyh * 434.
Deutschen Redensarten, Entstehungsgrund von. Von Friedrich Unwinger. Zweite Serie 77. 147. 215. 236.
Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt.* Lied von Paul Heyse 32. Stoßseufzer, von Otto Roquette; Spätlicht, von K. Eitze; Der Schädel, aus dem „Fruchtgarten Saadi's" vom Freiherrn v. Schlechta-Wssehrd 209. Herzog Eugen von Württemberg, Sieger bei Kulm 1813, von Julius Sturm; Einem siebenzehnjährigen Mädchen, von Emil Rittershaus 372. Im Sturm (bei Kap Matapan), von Adolf Friedrich Graf v. Schack 448.
Donaubulgarien. Von F. Kanitz * 446.

Ehescheuen, die. Novelle von Günther v. Freiberg 201. 222. 241.
Eingestellt * 298.
Einzug der aus dem Kriege heimkehrenden Truppen in Wien. Von A. S. * 207.
Elsaß, im. Ein Reiseblatt von H. Noé * 126.
Erfindungen, neue, und Kulturfortschritte. Von Max Wirth. Zweite Serie. I. Städtische Centralheizungen 15. II. Die Steuerung der neuen Riesendampfschiffe und der „Große Kurfürst" 67. III. Die Theilung des elektrischen Lichtstroms und die Gaspanik 115. IV. Die Newyorker Hochbahnen 167. V. Weitere Verbesserungen in der Fleischversorgung 214. VI. Die Sonnenmaschine* 246. VII. Eine neue schwimmende Schiffswerfte 286. VIII. Der Asbest in der Industrie 337. Der Kampf des Leuchtgases gegen das elektrische Licht 396. X. Zwei moderne Riesenbrücken * 467.
Erinnerungsblättern, aus den, des Freiherrn v. Nordkirch. Zweite Serie. I. Das Prinzeßchen 254.

Felde, Rückkehr vom * 94.
Ferkelmarkt. Gemälde von H. Kaufmann * 113.
Fischzucht, die Bestrebungen zur Hebung der. Von Dr. F. Müller 387.
Flitterwochen, in den * 127.
Flöte, eine, Friedrich des Großen * 166.
Flüchtling, ein * 74.
Fontane, Theodor. Von W. Lübke * 127.
Franzos, Karl Emil. Von Fr. Weickert * 323.
Frauen und Männer des 19. Jahrhunderts. Aus der Aquarellensammlung von Herbert König * 356.

Gefunden. Ein Herbstbild. Von A. Oroff 57.
Gelegenheitsdichters, Einiges aus dem Leben eines. Humoristische Bilder von G. Lucke * 133.
Geständniß. Gemälde von Rob. Beyschlag * 206.
Glück, über das. Von Ferdinand Schultz 296. 315.
Glückliche Stunden. Humoristische Bilder von C. Stauber * 33.
Goldes, die Region des ersten kalifornischen * 326.
Großmutter, der, Segen (Kopie der Stahlstichprämie dieses Jahrgangs) * 16.
Gutrune reicht Siegfried den Zaubertrank. Aus der Wagnergalerie von Th. Pixis * 16.

Hamburger Fischmarkt, vom * 514.
Haruspex, ein römischer * 386.
Haydn, von, bis Liszt. Skizzen aus der neueren Musikgeschichte von Ludwig Nohl. 1. Die Epoche Haydn 256. 266. 2. Epoche Mozart (1780—1800) 395. 3. Epoche Beethoven (1800—1820) 454. 476.
Heer, Alt-Bundespräsident Dr.* 514.
Heinrich's, Prinz, von Preußen Abfahrt. Von Emil Dominik * 114.
Helena. Gemälde von Maignan * 391.
Herzegowina, die Notabelndeputation aus der, beim Kaiser in Ofen * 236.
Hessen, Großherzogin Alice von, † am 14. Dezember * 297.
Hetzjagd, eine. Humoristische Bilder von A. Nikutowski * 493.
Hexe, die. Novelle von Karl Emil Franzos 261. 281. 301. 321.
Hochalm, Alzug von einer. Von C. A. Regnet * 48.
Hühnerzucht, ein Blick auf die. Von Bruno Dürigen * 446.
Humoristischen Mappe, aus unserer * 173.

Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender. Von C. E. Freiherrn v. Thüngen. Januar 337. Februar 357. März 437. April 516.
Joachim'scher Quartettabend, ein. Von Theobald Nehbaum * I. 368. II. 386.

Kaiser, zwei, beim Frühstück in Peterhof. Eine Erinnerung von L. Schneider * 386.
Kaisers, aus den Tagen des, in Wiesbaden. Das Fest bei Herrn v. Wurmb 235.
Kaisers, des deutschen, Rückkehr in seine Hauptstadt. Illustrirt von H. Lüders * 264.
Kaisers, vom Einzug des, in Berlin * 297.
Kalabrien, Kalabreser und Kalabresinnen. Von Woldemar Kaden 55. 76. 86.
Kapelle, die, des Mihrab * 428.
Karneval in St. Petersburg. Von Paul Fuchs * 378.
Kartenkünstler, der * 288.
Kauf, der neueste * 407.
Kaukasierin, eine * 74.
Kincsem, der Renner * 106.
Kinderzeit, Freud und Leid der. Von Friedr. Lipps. (Stuttgart, Hofmann und Hohl) * 236.
Klosterträumeisters gemüthliches Stündchen. Nach einem Gemälde von Ed. Grützner * 181.
Klosters, Brandschatzung eines * 446.
Köchin, die, am Morgen und am Abend. Von W. Grögler * 272. 273.
Königin von Thule, die. Von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath 71.
Konziliumsaales in Konstanz, die historischen Fresken des. III. Auswanderung der Konstanzer Protestanten bei Uebergabe der Stadt an Oesterreich, 14. Oktober 1548. Von Fr. Pecht * 434.
Krakauerin, die * 16.
Kremer, Gerhard, gen. Merkator. Von Averdunk * 135.
Kriegsgefangene Bosnier in Olmütz * 55.
Kriegsgefangenen, die, in der Olmützer Festung. Von Gustav J. Schultz * 88.
Künstlerwerkstätten und Kunstausstellungen, aus den Berliner. Von L. Pietsch 451.
Kunstausstellung, aus der Berliner. Von Ludwig Pietsch 116.

Ländliche Galanterie * 234.
Langweilige Lektüre. Gemälde von A. Toulmouche * 288.
Lauer, Dr. v. * 206.
Leander's Träumereien (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) * 248.
Leben, aus dem, und der Gesellschaft. Skizzen von Anna Gräfin Pongrácz. IV. Nachtschatten 375. 394.
Lesefrüchte. Aus dem Tagebuch eines Musikers. Von Rudolf Gottschall 121. 141. 161. 181.
Liedes, des, Ironie. Humoristische Skizzen von Max Scholtz * 436.
Literarische Uebersicht. I. 16.
Loja's, Hadschi, Einbringung in Serajewo * 147.
Lorne, der Schwur des Marquis of, als Generalgouverneur * 298.
Lotterieziehungen im Monat November 97. Dezember 175. Januar 277. Februar 357. März 437. April 516.

Mac Mahon, Marschall, bei Jules Grévy * 428.
Madrid, Bilder aus. Von Meta Wellmer 335.
Mädchen aus Ploaré. Von J. Salles * 347.
Mädchen und Frauen. Silhouetten von P. F. Messerschmitt * 313.
Märchenerzählerin, die. Gemälde von Eduard Kurzbauer * 377.
Mandolinata. Römischer Brief von Günther v. Freiberg 307.
Masella, Monsignore Cajetan Aloisi, apostolischer Nuntius in München. Von C. A. R—t * 66.
Mauren, englische Damen bei einem * 496.
Meyringen, der Brand in * 428.
Militärische Räthsel. Von H. Thiel * 333. 456. Auflösungen 358. 477.
München, der neue Schlacht- und Viehhof in. Von C. A. R. * 235.
Münchener Hof- und Nationaltheaters, die Säkularfeier des, und Karl Theodor Freiherr v. Perfall * 124.

Naturforscher und Aerzte, die Versammlung deutscher, zu Kassel * 88.
Neapel, Vaurhall in * 146.
Notizblätter 7. 27. 47. 66. 86. 106. 126. 146. 166. 186. 206. 227. 247. 266. 287. 307. 326. 347. 367. 387. 406. 427. 447. 466. 486. 507.
Nubier, die, im Zoologischen Garten Berlins. Von Emil Dominik * 186.
Nußbaum, Johann Nepomuk v., k. bayer. Generalstabsarzt à la suite und Universitätsprofessor. Von C. A. Regnet * 486.

Oberon. Von Chr. M. Wieland. Illustrirt von Gabriel Max und Gustav Closs * 348.
Olympiafunde, die Ausstellung der, zu Berlin. Von L. Pietsch * 234.

Paris, Reiseplaudereien von. Mit Bildern von H. Lüders * 112.
Pariser Klubleben. Von Leopold Hamburger 415.
Parterrefenster aus, dem. Humoristische Bilder von Erdmann Wagner * 73.
Perfall, Karl Theodor Freiherr v. * 124.
Pest, Bauten aus dem neuen. Von A. S. * 403.
Pest, die orientalische 416.
Petersburger Winterleben. Von Paul Fuchs * 266.
Pfarrhaus, das, von Ellernbrook. Ein Roman von Wilhelm Jensen 10. 30. 50. 70. 90. 110. 130. 150. 170. 190. 210. 230. 250. 270. 290. 310. 330. 341. 370.
Pfarrhaus, vor dem. Gemälde von A. Becker * 446.
„Philologischen Rundschau", der Beitrag zur. Skizzenblatt aus dem Leben eines deutschen Professors. Von Ernst Eckstein 95.
Plaudereien am Kamin. Von Paul v. Weilen. Zweite Serie. I. 94. 108. II. 174. 194. III. 316. IV. 376. V. 491.
Politische Prophezeiungen. Von Benno Reden. I. 355. 377. II. 455.
Politischen Warte, von der. Von Benno Reden 75.
Porträtskizzen und Erinnerungen. Lose Blätter von Elise Polko. I. Versunken. Eine Erinnerung an den 31. Mai 1878 155. II. Heimgegangen 274.
Prachtbibel, Doré's. Der verlorene Sohn * 206.
„Prinz Adalbert", von der deutschen Korvette. Mit Bildern des Malers Saltzmann * I. 305. II. 324. III. 347.
Prozession, die, am Canareggio in Venedig * 514.
Psyche. Gemälde von R. Beyschlag * 55.

Quadraträthsel 157. 417. Auflöß. 176. 438.
Quarantäne. Von Rosenthal-Bonin 474.

Räthsel 58. 137. 176. 216. 236. 258. 398. 438. Auflösungen 77. 157. 196. 236. 258. 277. 417. 457.
Räthselhandel, einträglicher * 187.
Reichstags, im Billetamte des deutschen. Von Emil Dominik * 476.
Reingefallenen, die Memoiren eines, nebst Nachtrag. Von Archibald Walther von Kalau * 392. 411.
Riehl, W. H. * 26.
Rösselsprung Nr. 1 37. Nr. 2. 77. Nr. 3. 137. Nr. 4. 176. Nr. 5. 216. Nr. 6. 277. Nr. 7. 417. Nr. 8. 496. Auflöß. 58. 97. 157. 196. 237. 298. 438. 517.
Rosen, unter * 16.

Sag' mir, wer ist es? Gemälde von W. Oliver * 515.
Schach 17. 37. 57. 77. 97. 117. 137. 157. 176. 216. 236. 258. 277. 298. 318. 338. 357. 378. 398. 417. 437. 457. 477. 497. 517.
Schach, Schachspieler und ihre Freunde. Von Jean Dufresne 263. 297.
Schachbriefwechsel 37. 57. 77. 97. 117. 137. 157. 176. 216. 236. 258. 277. 298. 338. 357. 398. 417. 438. 457.
Schachspieler, die, von Meissonier * 16.
Schenke, vor der * 326.
Schiller, die Prachtausgabe von. (Verlag von Eduard Hallberger) * 166.
Schillers Werke in der Hallbergerschen Prachtausgabe * 487.
Schir-Ali, der Emir von Kabul * 246.
Schrank, der geheime. Gemälde von A. Sanfom * 495.
Schul- und Volksgärten, die, als ein wesentliches Bedürfniß unserer Zeit 487.
Schwarzes Allerlei. Von Wilh. Sprenger * 153.
Seemann, ein deutscher. Marine-Nachtstück von Gerhard v. Amyntor 334.
Serajewo, aus. I. Hadschi Loja predigt Aufruhr 46. II. Straßenkampf 47.
Serajewo, Erstürmung der Spitalmoschee am Eingang von * 66.
Serajewo, Straßenbilder aus * 350.
Serbisches Leichenbegängniß in Serajewo * 166.
Siebenbürgen, wie die Sachsen in, hochzeiten. Von Arnold Wellmer * 327.
Sklavin, die * 214.
Skulpturensaal, im, der Berliner Kunstausstellung * 148.
Sonntag im Lager von Bussowar * 466.
„Souvenir." Novelle von Rudolph Lindau 350.
Stein, Dr. Franz Joseph, Bischof von Würzburg. Von Karl Albert Regnet * 166.
Stilling, Dr. B., Geh. Sanitätsrath * 81.
Streitfragen und Historien. Feuilletons von Karl Emil Franzos I. 154. II. 202. III. 397. IV. 435. 455.
Studium, das unterbrochene. Gemälde von Karl Spielter * 36.
Süditalische Nekropolis, eine. Von Woldemar Kaden * 408.
Széchényi, Emmerich Graf, k. k. österreich.-ungarischer Botschafter in Berlin * 474.

Taaffe, Graf v., k. k. Minister des Innern * 443.
Thamar * 94.
Thierbändigers, aus dem Leben eines. Ein loses Blatt von Rosenthal-Bonin 6. 36.
Toblino, Kastell. Von Günther v. Freiberg 406.
Tonhalle, die, in Zürich. Von J. N. * 515.
Traum, der, der Großmutter * 515.
Trivialen, der Begriff des. Aphorismen von Ernst Eckstein 37.

Ueberredung, die. Von H. Lossow * 434.
Um ein Herz. Novelle von C. Falk 361. 390. 410. 430. 450. 470. 490. 510.
Umgehungsmarsch einer Gebirgsbrigade bei Belovac * 94.
Ungarischer Pferdetrieb * 474.
Unter den Waffern und in den Lüften. Von M. M. v. Weber 275. 295.

Venedig, die Cá'doro in. Aus dem Prachtwerk „Venedig". (Verlag von Fr. Bruckmann in München) * 235.
Verkauft. Von Sophie Görlich * 427.
Verschanzung einer Batterie in der Gegend von Doboy * 106.
Virtuose, der jüngste. Von Emil Dominik * 254.
Vogelwelt, eine Idylle aus der. Von H. Giacomelli.* I. Liebesantrag * 353. II. Das Bauen des Nestes 472.
Vorleserin, die * 326.
„Vortragsliedern", von. Von Justus 17.

Waldeinsamkeit. Von F. A. Kaulbach. Aus der „Wandermappe". Weihnachtsprämie zu „Ueber Land und Meer" * 146.
Wanderleben, aus einem. Von Otto Tellow. 8. Eine Mure 174. 9. Unter Bauernfängern in London 255.
Was ist schwerer: Erwerben oder Erhalten? 366.
Weltausstellung, anspruchslose Briefe über die Pariser. Von J. S. III. 35.
Wiener Ringstraßen. 3. Der Kolowrat- und Parkring * 186.
Wienerisch-Bosnisches. Humoristische Skizze von G. Imlauer * 93.
Wilhelm, König der Niederlande, und Emma, Prinzessin von Waldeck * 226.
Winter. Gedicht von Georgine Aschkin * 391.
Wirthshaus, vor dem * 166.
Wittwe, der Besuch der. Gemälde von Karel Vaugniet * 247.
Wolfsjagd, meine erste und meine letzte. Von W. v. Dünheim. Mit Bildern von Karl Rechlin * I. 191. 214.

Zollschranke, die. Humoristische Bilder von K. Kögler * 213.
Zukunft, drei Aufgaben der. Von M. Hermann 515.
Zum Zeitvertreib. Erzählung von Fanny Lewald 2. 21. 42. 61. 81. 101.
Zu spät. Novelle von W. v. Dünheim 481. 501.

Über Land und Meer.

№ 1.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Zum Zeitvertreib, Erzählung von Fanny Lewald. — Aus dem Leben eines Thierbändigers, ein loses Blatt von Rosenthal-Bonin. — Notizblätter. — Das Pfarrhaus von Ellernbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen. — Aus meinem Album, von Max Ring. I. Fürst Felix Lichnowsky. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth, zweite Serie. I. Städtische Centralheizungen. — Die Schachspieler von Meissonier. — Unter Rosen. — Die Krakauerin. — Der Großmutter Segen. — Gutrune reicht Siegfried den Zaubertrank, aus der Wagnergalerie von Th. Pirts. — Literarische Uebersicht, von Anonymus. I. — Von „Vortragsliedern", von Justus. — Schach. — Bilderräthsel I. — Buchstabenräthsel. — Für das Album, von Wilhelm Emmer. — Briefmappe.

Illustrationen: Die Schachspieler. Gemälde von Meissonier. — Die Familie des deutschen Kronprinzen, von C. Rechlin. — Mädchen aus Krakau. — Gutrune reicht Siegfried den Zaubertrank, aus Richard Wagner's Götterdämmerung, von Th. Pirts. — Großmuttersegen, Gemälde von Jakob Grünenwald (Kopie der Stahlstichprämie dieses Jahrganges). — Amors Krieg in der Stadt, neue humoristische Bilder von K. Kögler.

Die Schachspieler. Gemälde von Meissonier. Nach einer Photographie von Lecadre (B. Schlesinger in Stuttgart). (S. 16.)

Zum Zeitvertreib.

Erzählung

von

Fanny Lewald.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Als wir im Jahre 1855 uns zur Zeit der Ausstellung in Paris aufhielten, lernten wir dort einen Mann kennen, der alle Eigenschaften eines liebenswürdigen Franzosen besaß. Er war ein hübscher, stattlicher Mann, gegen die Mitte der vierziger Jahre. Seine Augen sahen klug und hell umher, die Sorgenfreiheit, die selbstgewisse Zufriedenheit sprachen aus jeder seiner Mienen. Seine Freundlichkeit machte einen angenehmen Eindruck, seine Zurückhaltung verletzte nicht, seine Umgangsformen waren die bequemsten von der Welt.

Er war als der Erbe begüterter Eltern geboren, hatte, wie es einem Franzosen seines Standes zukam, die Rechte studirt, ohne es deßhalb auf eine Anstellung oder auf die advokatorische Praxis abzusehen, und abwechselnd in Paris oder auf seinem nicht fern von Paris gelegenen Schlößchen Solive lebend, hatte er das angenehme Dasein eines in der besten Gesellschaft wohlgelittenen Junggesellen genossen, bis ihn im Beginn seines dreiundvierzigsten Jahres ein Anfall von Gicht veranlaßte und nöthigte, den Spätherbst einmal gegen seine Gewohnheit einsam in seinem kleinen Schlosse zuzubringen.

Das hatte ihn gelangweilt, der Augenblick hatte ihn nicht wie bisher befriedigt. Er hatte also angefangen über seine Vergangenheit und dann auch sehr ernsthaft über seine Zukunft nachzudenken, so daß er endlich zu der Erkenntniß gelangt war, wie es für ihn jetzt an der Zeit sei, sich eine Häuslichkeit und eine Familie zu begründen. Denn jetzt gefiel er noch den Frauen, er konnte ihre Neigung noch gewinnen, und er durfte also hoffen, von einem jungen Mädchen noch um seiner selbst willen geliebt zu werden.

Er war ein Mann von raschem und festem Entschlusse. Was er für recht und nöthig erkannte, das liebte er auch schnell zur Ausführung zu bringen. Sobald er also von seinem Anfall hergestellt und in die Stadt zurückgekehrt war, hatte er sich zu einer Dame seiner Bekanntschaft begeben, um mit ihr nach Landessitte seine Heirathspläne verständig zu berathen.

Er kannte die Stunden, in denen er sicher war, Frau von Chaville allein zu treffen, denn er ging seit langen Jahren in ihrem Hause täglich ein und aus. Sie war Wittwe, war eine jüngere Verwandte seiner Mutter gewesen, nur wenig älter als er, und ihm wirklich eine Freundin. Ihre beiden Töchter hatte sie sehr früh und gut verheirathet, sie hatte auch selber in zufriedener Ehe gelebt, und Delmar's Absichten fanden daher bei ihr die größte Billigung.

Sie lobte seinen verständigen Entschluß, schalt mit Lächeln seine bisherige Unbeständigkeit, pries ihm das friedliche Behagen der Ehe mit schicklicher Wärme. „Und, setzte sie hinzu, „wie Ihnen, mein Freund, in Allem das Glück gelächelt hat, so ist es Ihnen auch in diesem Augenblicke hold."

„Und wie das?" fragte Delmar.

„Das sollen Sie sogleich erfahren," entgegnete sie ihm, indem sie sich erhob und von ihrem Schreibtisch einen Brief herbeiholte, den sie ihrem Freunde darbot. „Sie können ihn lesen von Anfang bis zu Ende," sagte sie. „Er ist von meiner ältesten Schwester, und ich bin sicher, daß wir Alle die Stunde segnen werden, in welcher sie ihn geschrieben, und ebenso den Augenblick, der Sie heute zu mir geführt hat."

Der Brief war kurz und einfach.

„Ich habe nach der Stadt kommen wollen," schrieb die alte Dame, „aber Du weißt, meine Gesundheit verträgt in dieser Jahreszeit auch die kleinste Reise nicht. Ich kann jedoch die Sache ebenso gut schriftlich mit Dir besprechen, da Du die Verhältnisse so gut kennst als ich selber. Ich muß Rose, meine kleine Enkeltochter, verheirathen, ehe ich sterbe, denn sie ist vater- und mutterlos, und ich werde ruhiger sein, wenn ich ihre Zukunft unter der Obhut eines verständigen Mannes geborgen weiß. Sie ist siebenzehn Jahre, sie hat die Klassen ihres Klosters durchgemacht. Ich habe sie im Herbste besucht, sie ist liebreizend wie ihre Mutter es gewesen. Das Erbe ihres Vaters ist durch die vorsichtige Verwaltung ihres Vormundes noch beträchtlich gewachsen, mein Vermögen wie das Vermögen ihrer Mutter fallen ihr ungetheilt zu. Sie ist also in jedem Betrachte eine vortreffliche Partie. Das Uebrige lege ich in Deine treuen Hände. Du hast meine Eugenie wie Dein eigenes Kind geliebt. Sorge nun auch mit mir für meine arme kleine Rose und wähle vorsichtig für sie, wie Du es für Deine eigene Tochter dereinst mit so glücklichem Erfolg gethan hast."

Delmar hatte den Brief langsam und mit Bedacht gelesen. Er lächelte und sah gut und jugendlich aus, als er ihn der Freundin wieder gab.

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, meine Freundin," sagte er, „wie für die Ehre, die Sie mir erzeigen, aber —"

„Aber," fiel Frau von Chaville ihm in die Rede, wohl ahnend, wo hinaus er wollte.

Delmar erröthete ein wenig.

„Fräulein Rose ist siebenzehn Jahre," sagte er, „und ich bin über mein vierzigstes Jahr hinaus —"

Seine Freundin lächelte wie er.

„Man spricht von der Koketterie der Frauen," scherzte sie, „und da steht mein Freund, Herr Anatole, der es sich sagen lassen will, daß er ganz vortrefflich aussieht und daß er in der Blüte seiner Kraft ist! Wollen Sie, daß ich den Verrath begehe, Ihnen die Frauen zu nennen, die es Ihnen unverholen genug beweisen, daß Sie zu gefallen verstehen?"

Er küßte ihr die Hand, die sie drohend gegen ihn erhoben hatte, und die Sache war damit so gut wie abgemacht. Sie sprachen Beide mit heiterem Ernste von dem Ehestand im Allgemeinen. Jeder von ihnen ließ seine besonderen Ansichten durchscheinen, so weit sie es für angemessen hielten. Beim Abschied bemerkte Frau von Chaville, indem sie ihr Album durchblätterte, Delmar müsse doch ein Bild von Rose sehen.

„Welch' eine Anmuth, welch' eine Kindlichkeit!" rief Delmar. – „Und sich zu sagen — " Er brach in seiner Rede ab, küßte Frau von Chaville noch einmal die Hand, nannte sie seine beste, treueste Freundin und schied von ihr so frischen, hoffnungsreichen Sinnes, daß er sich selber seines guten Sternes freute und seiner dreiundvierzig Jahre, wie der Erfahrungen, welche sie ihn hatten machen lassen, weiter nicht gedachte. Er hatte dieselben auch bei seinen Planen keineswegs als ein Hinderniß betrachten können, denn die Frauen waren ihm in der That noch hold, und er war sicher, ein guter Ehemann zu werden. Er hatte ein weiches Herz, er sah gern zufriedene Gesichter um sich, und er konnte sich mit Fug und Recht als einen wackeren Mann betrachten. Freilich, er war bis jetzt kein Heiliger gewesen; aber wer hätte das auch von ihm fordern können? Und zu leisten, mit Entsagungen zu leisten, was Niemand von ihm zu verlangen gehabt hätte, welche Thorheit würde das gewesen sein!

Zweites Kapitel.

Kaum vierzehn Tage später holten die alte Kammerfrau und der alte Diener ihrer Großmutter Fräulein Rose aus der Klosterschule ab, um sie der Obhut ihrer Großtante anzuvertrauen, unter deren Leitung sie ihre letzte Bildung, den Schliff für das Leben in der Welt, bekommen sollte. Rose war entzückt von dieser Aussicht, denn sie wußte, was sie ihr bedeutete. Sie war überhaupt entzückt von Allem und von Jedem, und Jedermann war es von ihr.

Ohne eine wirkliche Schönheit zu sein, gewann sie alle Herzen. Die Klosterfrauen hatten sie vor allen Schülerinnen leicht behandelbar gefunden und deßhalb vorzugsweise lieb gehabt. Sie hatte keine bösen Neigungen, keinen unbeugsamen Willen, und für ihre kleinen Einfälle und Verlangnisse wußte sie mit so lieblicher, mit so unwiderstehlicher Dringlichkeit Gewährung zu erbitten, daß es gar nicht möglich war, ihr dieselben zu verargen, oder sie ihr zu verweigern. Sie schien mit einem Lächeln auf den Lippen geboren zu sein. Man hätte grausam sein müssen, diesen fröhlichen Augen eine Thräne, diesem kleinen rosigen Munde, der sich so rund zum Sprechen öffnete, als hätte eine Sängerin es ihn gelehrt, einen Zug des Schmerzes einprägen zu wollen.

Rose war der Liebling aller ihrer Mitschülerinnen gewesen. Bei den Kirchenfesten hatte sie immer die Engel dargestellt, Jeder hatte sie mit Vergnügen dazu aufgeputzt. Bei den Prüfungen hatten ihr die Preise für das Wohlverhalten nie gefehlt, und Pater Medardus hatte sie eine holde, reine Seele genannt, wenn sie mit sanftem Augenaufschlag, froh, ihr kleines Herz durch die Beichte von aller Schuld befreit zu haben, ihm die feine weiche Hand geküßt.

Die Tracht des Engels mit dem Lilienstengel hatte ihr im Kloster sehr wohl angestanden; die geschmackvollen Kleider, welche die geschickte Schneiderin unter dem Beirath von Frau von Chaville ihr jetzt in Paris verfertigte, die leichten Rosenzweige, die man in ihr bräunliches gelocktes Haar verflocht, kleideten sie noch besser. Man fand sie mit jedem Tage mehr entwickelt, man bewunderte ihre Natürlichkeit, ihren Frohsinn. Man beneidete Delmar, als man bemerkte, daß sie ihm bestimmt sei, und er dünkte sich selber beneidenswerth, da er gewahrte, daß seine Huldigung ihr wohlgefiel und ihr Zutrauen sich ihm zuwendete.

Er ließ nicht viel Zeit vergehen, ehe er sich gegen seine Freundin über die Empfindung aussprach, die er für ihre junge Anverwandte hegte. Noch während des Weihnachtsfestes hatten sich Delmar und Rosens Vormund über die Einrichtungen verständigt, welche man in Hinsicht auf die Vermögensverhältnisse der künftigen Eheleute festzustellen für angemessen hielt. In den letzten Tagen des Jahres erklärte sich Delmar gegen Rose. Zwischen Thränen und Lächeln erhielt er ihre Zusage. Am Neujahrstage konnte er ihr die Brautgeschenke auf den Bescherungstisch legen lassen, die seine Liebe mit ebensoviel Geschmack als Freigebigkeit für sie erlesen hatte, und einige Monate später, als der Frühling seine ganze Herrlichkeit über die gesegneten Gefilde Frankreichs auszubreiten anfing, führte Delmar die ihm angetraute junge Frau nach seinem Schlößchen, um dort ihrer, und seiner Ehe mit ihr, in Stille froh zu werden.

Und froh war er in der That von ganzem Herzen. Er fühlte sich glücklicher als je zuvor, denn während in seine Liebe für Rose sich die vorsorgende und beobachtende Zärtlichkeit mischte, welche aus dem Gefühl entspringt, dem Gegenstande, den man liebt, geistig und durch seine Erfahrung überlegen zu sein, hatten Rosens unentweihte Reize das ganze Feuer seiner Leidenschaft entzündet. Er war für sie entbrannt, als hätte er nie zuvor ein Weib geliebt. Er glaubte jetzt erst zu wissen, was die kindliche Unschuld, was die Liebe zu bedeuten habe. Alles an Rose war ihm reizend und er hatte doch junge Frauenzimmer aller Art gekannt.

Die kleinen Heiligen, die aus dem Kloster in die Welt eintraten, waren ihm bisher meist langweilig erschienen, waren ihm oftmals ein Gegenstand des Scherzes gewesen, weil man so viel Aufhebens von Eigenschaften machte, die in der Ehe und in der Welt, in welcher man lebte, doch einmal nicht erhalten bleiben konnten. Jetzt aber, da er ein solches Kind sein eigen nannte und in sein Leben aufgenommen hatte, dachte er plötzlich anders über diesen Gegenstand. Er fand Rosens Unschuld, die fröhliche Harmlosigkeit ihres Sinnes als ein Glück für sich. Er wollte ihre guten Anlagen entwickeln, ihre Vorstellungen berichtigen, um sie und sich vor den Gefahren zu beschützen, welche der Jugend und der Schönheit drohen; aber soweit es immer möglich war, sollte sie sie selber bleiben. Wenn er sie heute als sein geliebtes Weib inbrünstig umarmt hatte, wiegte er sie morgen wie ein Kind auf seinen Knieen. Er wollte ihr Geliebter und ihr Erzieher, ihr Gatte und ihr Vater, mit einem Wort ihr Ein und Alles sein. Es freute ihn, daß er so leidenschaftlich in sie verliebt war, daß er sie so fröhlich an seiner Seite sah — und die Folgezeit hielt ihm getreulich, was die ersten Tage seiner jungen Ehe ihm versprochen hatten.

Wochen, Monate, Jahre gingen vorüber, in denen man jede Stunde nur zu segnen hatte. Es gab keinen rücksichtsvolleren Gatten als Delmar, keine zufriedenere Frau als Rose. Sie blieb jung, weil keine Sorge je an sie herantrat, weil jeder ihrer Wünsche, die jetzt wie früher niemals unbescheiden waren, seiner Erfüllung sicher sein durfte; und Delmar beachtete es nicht, daß hie und da sich in sein dunkles Haar leichte graue Streifen mischten, weil Rose es nicht zu gewahren schien. Selbst daß ihrer Ehe Kinder fehlten, trübte die Zufriedenheit derselben nicht. Delmar besaß an Rose fort und fort ein Kind; auch konnte man sich diese ganz in sich selbst begnügte Kinderseele kaum als Mutter denken, und Rose selber hatte keinen Zug zu Kindern.

Ich bin gewiß, pflegte sie scherzend zu sagen, daß an meinem Kopfe das Organ der Mutterliebe fehlt. Es hat mich nie darnach verlangt, mit diesen lebendigen Puppen meine Zeit hinzubringen, ich liebte schon die wirklichen Puppen nicht, und sie machten doch nicht

Mühe, nicht Ansprüche wie die Kinder, sie forderten nicht eine Selbstverleugnung, die ich nicht in mir erzwingen könnte. Ja! hübsche, verheirathete Töchter und stattliche Schwiegersöhne, die ihre Kinder in weißen Kleidern mit blonden Lockenköpfchen und schönen blauen Schärpen am Neujahrstage zu mir brächten, und diese Enkel, die mich ihr kleines Großmütterchen nennten, die ließe ich mir gefallen. — Aber kleine eigene Kinder und große Töchter, neben denen ich zur alten Frau werden und mit denen ich meines Mannes Liebe theilen müßte — nein! niemals! die möchte ich nicht haben. Nicht wahr, mein Freund, Du hast auch an mir genug? Du bist zufrieden, mit Deiner kleinen Rose allein zu bleiben? Du willst nicht, daß sie Müh' und Sorgen hat? Nicht wahr, es freut Dich, daß Deine Rose Niemanden zu lieben hat als Dich, daß Du nur für sie allein zu sorgen und zu leben hast? Denn die arme kleine Frau ist eine Egoistin und ist nicht gemacht aus dem Holze, aus welchem man die Entsagungen oder die großen Leidenschaften schnitzt!

Delmar hörte es immer wieder gern, wenn Rose in solcher Weise tändelnd vor ihm plauderte. Er für sein Theil war, je älter er wurde, immer mehr damit zufrieden, daß ihm die Versorgung von Kindern nichts zu schaffen machte; und wenn ihn die Scherze seiner Frau belustigten, bewunderte er daneben zugleich die Klarheit, mit welcher sie sich selbst beurtheilte. Sie hatte völlig Recht. Sie war eine kleine Egoistin geworden, die nur an sich und ihr Vergnügen dachte, und auf eine starke, große Leidenschaft schien sie in der That nicht angelegt zu sein. Indeß über das Erstere hatte er sich nicht zu beklagen, denn seine Zärtlichkeit hatte sie verwöhnt, und das Letztere war eine große Beruhigung für ihn. Sie durften in Bezug auf einander die Welt, wie sie war, als die beste Welt bezeichnen.

Sogar die Anfälle von Podagra, die sich mit den fortschreitenden Jahren bei Delmar in regelmäßigen Zwischenräumen einzustellen pflegten, trugen in gewissem Sinne dazu bei, das Glück der Eheleute zu erhöhen. Wenn sie eine Zeitlang viel in der Gesellschaft verkehrt hatten, bot die Zurückgezogenheit während der Krankheit ihnen ein wohlthuendes Ausruhen dar. Delmar ließ es sich gefallen, wenn seine Frau das Podagra segnete, welches, nach dem Volksglauben, dem von ihm Befallenen ein hohes Alter verkünden und bereiten sollte; er ließ sich gerne von ihr pflegen, weil sie es mit gutem Willen that, er sah es mit Genugthuung, wie sie die Gesellschaft während dessen nicht entbehrte; und war dann die kurze Leidenszeit wieder einmal überstanden, konnte man wieder nach Baden-Baden gehen, wo Delmar alljährlich seine Kur durchzumachen pflegte, so war Rose erst recht in ihrem Elemente.

Die Stammgäste der internationalen Badegesellschaft, welche in Baden-Baden zusammenkommt, kannten die Delmars sammt und sonders. Rose hatte in ihrem Kloster gerade so viel englisch und italienisch gelernt, um in den beiden Sprachen freundliche Begrüßungsworte darzubringen und zu erwiedern, und im Verlauf der Jahre auch einige deutsche Redensarten aufgeschnappt, die sie gegen die Gewohnheit ihrer Landsmänninnen, je nachdem, falsch oder richtig anzubringen liebte, weil sie gewiß war, auf den Lippen Desjenigen, an den sie sie richtete, in beiden Fällen ein Lächeln hervorzurufen. Sie kam sich in diesem buntscheckigen Sprachenaufputz stets sehr reizend vor. Sie liebte es, die Wirkung ihrer Anmuth in weiterem und in immer neuem Kreise zu erproben, und mit jedem Jahre machte es ihr mehr Vergnügen, wenn sie im Vorübergehen sagen hörte: „Da ist Madame Delmar wieder! Wie jung sie ist, wie hübsch sie ist, wie Alles ihr wohl ansteht und wie gut sie die neuen Moden wieder zu tragen weiß!"

Baden-Baden war ihr recht eigentlich in's Herz gewachsen, und Delmar ging doppelt gern dorthin, weil seine Frau dort so beliebt war, weil er sicher war, dort den alten Bekannten zu begegnen, die seiner Rose den Hof machten und ihr den Willen thaten, wie er selber.

Man hätte sagen mögen, die Zeit habe keine Gewalt über diese liebliche Natur; diese Frau sei bestimmt, ihr Leben im Sonnenscheine hinzubringen. Und doch! das alte französische Sprüchwort, daß die Tage einander folgen, ohne einander gleich zu sein, machte sich endlich auch in ihrem Leben geltend.

Drittes Kapitel.

Der von den Franzosen unheilvoll heraufbeschworene Krieg von 1870 brach über das Land herein. Delmar liebte sein Vaterland wie jeder Ehrenmann, aber er war weder Deputirter noch Beamter, er war auch nicht mehr in den Jahren, in welchen er sich den Vertheidigern seines Landes wirksam hätte zugesellen können. Er entschloß sich also, in das Ausland zu gehen, als die deutschen Heeresmassen sich der Hauptstadt Frankreichs näherten. Er steuerte für die Vertheidigung mit seinen Geldmitteln nach besten Kräften bei; seine Wohnung und das kleine Schloß Solive überließ er der Obhut seiner verläßlichen Leute.

Alle Vorkehrungen für eine längere Entfernung von der Heimat wurden mit Vorbedacht getroffen, die Abschiedsbesuche wurden gemacht.

„Es wäre eine unnöthige Härte, ein zweckloses Opfer," sagte Delmar seinen Freunden, „Madame Delmar unnöthig die Schreckniss eines Krieges erdulden zu lassen. Wir haben hier keine Familienbande oder andere Pflichten, die uns zu bleiben veranlassen könnten. Die sanfte Natur meiner Frau würde unter den obwaltenden Ereignissen zehnfach leiden; und sie allein in das Ausland zu schicken, diesen Vorschlag darf ich ihr nicht machen. Seit sie meine Frau geworden ist, hat sie nicht einen Tag entfernt von mir gelebt, und so sicher ich ihrer Fügsamkeit sonst bin, in diesem Falle, das weiß ich, würde ich auf ein nicht zu besiegendes Widerstreben in ihr stoßen. Ich gehe also mit ihr fort."

Man ließ sich das gesagt sein. In einer Zeit, in welcher Jeder mit sich selbst genug zu schaffen hatte, war man wenig geneigt, die Plane eines Andern in besondere Erwägung zu ziehen, oder gar sie beeinflussen zu wollen, sofern man nicht ein besonderes Interesse daran hatte. Man glaubte auch nicht an eine lange Trennung, denn man war sicher, daß das Aufgebot der ganzen französischen Wehrkraft die Niederlagen, welche die Armeen des Kaisers erlitten, bald durch große Siege vergessen machen würde, daß die Fremden in kürzester Zeit aus dem Lande und über ihres Reiches Grenze jenseits des Rheines zurückgetrieben werden würden. Man trennte sich mit gegenseitigen guten Wünschen, mit zuversichtlichen Erwartungen für den schließlichen Triumph der französischen Waffen, mit der Hoffnung auf ein baldiges, glückliches Wiedersehen. Ein paar Tage später waren die Delmars auf ihrem Wege nach Italien.

Sie durchreisten das Land von Nord nach Süd. Rose nahm in sich auf, was ihr Sinn erfassen konnte, gefiel in Italien wie in Frankreich und in Deutschland, fand sich überall zu Hause, wo sie ihren guten Mann neben sich, wo sie freundliche Gesichter, wo sie Männer um sich hatte, die ihr huldigten; und es war in der That mehr als eine Schmeichelei, wenn Delmar wie die Anderen ihr versicherte, daß die Reise und das Klima von Italien sie verschönt hätten, daß die leichte Fülle, welche sie gewonnen, ihr vortrefflich anstehe und daß sie mit ihren dreiunddreißig Jahren viel reizender, viel verführerischer sei, als das siebenzehnjährige Mädchen es gewesen. Sie war sich dessen auch selber wohl bewußt. Es machte ihr Vergnügen, die Wirkung ihres Liebreizes immer wieder, ohne daß sie sich darum bemühte, zu erproben, zu genießen. Es war ihr ein Bedürfniß, zu gefallen, wie es ihr nothwendig war, zu athmen um zu leben; und sie sprach das offen gegen ihren Gatten wie gegen ihre Freunde aus.

„Ich glaube," sagte sie, „Gott hat mit jedem Menschen seine eigene Absicht. Mich hat er auf die Welt kommen lassen, damit ich mich an ihr erfreue und den Anderen gefalle. Sehe ich, daß mir dieß gelingt, so habe ich ein gut Gewissen, denn ich erfülle meinen Beruf. Freut sich meiner Niemand, so komme ich mir unnütz vor. Ich könnte nicht leben, wenn ich nicht meines Mannes ganze Freude wäre, und der Tag, an welchem ich mir sagen müßte, daß ich nicht mehr zu gefallen vermöge, würde mein letzter Tag sein!"

Sie war nie liebenswürdiger, als wenn sie sich in solchen Bekenntnissen erging. Delmar segnete es, daß er sein Vaterland mit ihr verlassen hatte, und wenn die Sorge um dasselbe ihm hart und immer schwerer das Herz belastete, tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er allein sie trage, daß seine Rose froh und schön, daß sie geborgen sei vor dem Elend, welches in Frankreich sich schwer und schwerer über das ganze Land verbreitet hatte.

So ging der Winter hin, der Krieg zu Ende. Der Frühling brachte der Welt den Frieden wieder, man konnte, wenn auch nicht ohne Bangen um das, was man dort finden und nicht mehr finden würde, an die Rückkehr in die Heimat denken. Die veränderten Lebensverhältnisse waren jedoch Delmar nicht so wohl bekommen als seiner Frau. Die heimlich getragene Sorge hatte ihn mitgenommen, er fühlte, daß er nicht mehr jung, daß er den Sechzigern nahe sei. Zu seinem Podagra waren andere gichtische Beschwerden hinzugekommen, er hatte die Badekur, die er sich in dem vergangenen Sommer des Krieges halber hatte versagen müssen, nöthiger als je — und nach Baden-Baden in das deutsche Reich zu gehen, davon konnte keine Rede sein.

Die Aerzte, welche man zu Rath gezogen, wollten aber von dem Aufschub einer Kur nicht reden hören. Rose zeigte sich ängstlich besorgt, Delmar selber hing am Leben schon um Rosens willen, und der Vorschlag der Aerzte, es auf neutralem Boden mit den Bädern von Ragaz für Delmar zu versuchen, fand also bei den Eheleuten um so leichteres Gehör, als man von dem Wege nach der Heimat deßhalb kaum eine Abweichung zu machen brauchte.

Es war noch früh im Jahre, als sie Ragaz erreichten. Die eigentliche Reisezeit für die Deutschen, für die Engländer und die Russen hatte noch nicht begonnen, doch waren die Gasthöfe und auch die Wohnungen im Dorfe schon voll von einheimischen Gästen; denn die Schweizer, die selbstherrlich und daneben gute Rechner sind, ziehen es vor, ihre Badekuren zeitig im Beginn der guten Jahreszeit oder früh im Herbste abzumachen, wo sie dann im Bade wie in ihrem Lande die ausschließlichen Herren sind. Aber was wollte diese immerhin nicht unbeträchtliche Zahl von Badegästen neben dem Zusammenfluß von Menschen aus allen Zonen bedeuten, an den Rose in Baden-Baden gewöhnt gewesen war; und wie wenig entsprach Ragaz der Vorstellung, welche sie mit einem Badeort verband?

Sich über eine Enttäuschung zu beklagen oder ein Mißfallen auszusprechen über einen Ort, an welchem ihr Gatte Linderung für seine Beschwerden finden sollte, das lag natürlich fern von ihr; obschon sie sich in der großartigen Umgebung von Ragaz und unter den Menschen, die sich in ihr bewegten, wie in einer völlig fremden Welt, völlig außer ihrem Elemente fühlte. Die riesigen Bergmassen des Falknis, des Gonzen, des Alvier, die das Thal umgrenzen, die düstere, geheimnißvolle Schlucht, aus welcher die graugrünen schäumenden Gletscherwasser der Tamina, sich im Wasserfalle überstürzend, in wildem Rauschen dem Rheine zufließen, erschreckten sie; und ihr sonst immer heiteres Gesicht nahm einen mißmuthigen Ausdruck an, als es sich herausstellte, daß in dem neuen hellen Quellenhofe kein Unterkommen mehr zu finden war, daß man ihnen die bestellte Wohnung in dem Hof Ragaz, dem einstigen Sommersitze der Bischöfe von Chur, bereit gehalten habe.

Indeß nach wenig Stunden hatte ihr guter Sinn sich in der ihr ungewohnten Umgebung und Natur doch einigermaßen zurecht gefunden — und mehr als das!

So wenig Aehnlichkeit das schöne alte Haus auch mit den blank aufgeputzten Gasthäusern von Baden-Baden an sich trug, es wurde ihr, als sie es recht betrachtete, mit einem Male lieb und heimisch. Die mächtigen grauen Mauern mit ihrer schweren Ueberdachung, die weiße Steineinfassung der breiten und niedrigen Fenster, der große schattige Garten, der sich von dem Hause bis zum Berg ausdehnt, mutheten sie seltsam und doch vertraulich an. Solch' ein stiller Garten hatte ihr Kloster rings umgeben. Solch' niedrige gewölbte Eingangsthüren, solche massige, von der Zeit schwarz gefärbte Eichenholzgeländer hatten die Steintreppen gehabt, auf denen sie mit den anderen Klosterschülerinnen von einem Stockwerk zu dem andern gestiegen war. Und wie sie dann in ihrem Zimmer, in dem breiten, tiefen Ruhesessel lehnend, den Kopf zu den reichen Stuckverzierungen der Decke aufhob, kam eine ihr fremde Rührung über sie.

So, gerade so, hatte das wohlgefügte braune Holzgetäfel in den Gemächern der guten Aebtissin die Wände bis zu ihrer halben Höhe umfaßt. Hier wie dort umschlang in den Verzierungen über den Eingangsthüren Geranke von vergoldeten Früchten und Blumen die Insignien der priesterlichen Würdenträger. Selbst die Bilder verklärter Heiligen waren in dem früheren Prunkgemach des Bischofs wie in dem der fürstlichen Aebtissin in alterthümlicher Umrahmung in die Wände eingelassen; von fernen Zeiten stille Kunde gebend, und mit den sanften Augen niederschauend auf die jetzigen Bewohner dieser Räume, welche so wenig jenen Anderen glichen, die früher hier gewaltet hatten.

Rose mußte unwillkürlich lachen, als ihre Kammerjungfer mit den Zurüstungen für ihr Ankleiden in das Zimmer trat. Die weißen luftigen Gewänder, die Spitzen, Mantillen, Fächer, welche die gewandte Dienerin ihr zur Auswahl aus den Koffern hervorgeholt, nahmen sich neben der braunen Kutte des Heiligen und neben den gen Himmel erhobenen Augen der Gottesmutter wunderlich aus; jedoch die eigentliche große Tagesarbeit wollte rasch gethan sein, sie hatte an die Toilette zu gehen.

Prinzessin Charlotte, Erbprinzessin von Meiningen. Erbprinz von Meiningen. Prinz Heinrich. Der Kronprinz. Prinz Wilhelm. Prinz Waldemar.

Die Familie des deutschen Kronpr

Prinzessin Viktoria. Die Kronprinzessin. Prinzessin Margaretha. Prinzessin Sophie.

nung von C. Rechlin. (S. 16.)

Die Sonne hatte während der Reisetage ihre Haut gebräunt. Die blassen Farben, welche sie sonst zu tragen sich immer noch erlauben konnte, waren jetzt bedenklich für sie. Sie mußte frischere Farben wählen, wie sie sonst nur das Lampenlicht erfordert; aber die kirschrothen Schleifen und Knoten, die Lisette an dem weißen Oberrock befestigte, standen Rose jetzt vortrefflich zu Gesichte, die dunkelrothe Schärpe, die sie ihr um den Leib schlang, machte sie noch schlanker erscheinen. Sie musterte sich vor dem Spiegel von Kopf bis zu Fuß, von dem hohen Kamme, der ihr braunes Haar zusammenhielt, bis zu den Schnallen ihrer Hakenschuhe, die ihren feinen Fuß umspannten, und wieder einmal war sie mit sich zufrieden wie unser lieber Herrgott an dem siebenten Tage. Es war Alles wohl gemacht, es ging Alles gut zusammen. In diesem Anzuge konnte sie ihren ersten Eintritt in die ihr fremde Gesellschaft mit Zuversicht unternehmen. — Sie legte noch ein Armband um, steckte die Ringe an die Finger, hakte die Uhr, den Fächer in den Gürtel, befestigte ein paar dunkelrothe Rosen in dem Ausschnitt ihres Kleides, gegen die ihre Kehle und Brust nur um so weißer erschienen, und sie hatte ihre Spitzenschärpe eben um die Schultern geschlagen, als ihr Mann sie zur Mittagstafel abzuholen kam, denn die Glocke rief die Gäste bereits zusammen.

Als sie aus ihren Zimmern auf die überdeckte Galerie hinaustraten, welche sich von dem ersten Stockwerk, zwischen dem alten Hofe, den Neubau entlang, bis zu dem freundlichen Helenenbade hinzieht, waren eine Anzahl der in diesen Häusern wohnenden Kurgäste auf der Galerie schon bei einander.

Die hübsche, geschmackvoll gekleidete Fremde zog die Augen auf sich, und die Eheleute hatten kaum einige Schritte vorwärts gethan, als von einem der Schaukelstühle ein großer starker Mann sich schwerfällig erhob, und auf seinen festen Stock gestützt, so rasch sein Hinken es gestattete, den neuen Ankömmlingen entgegenging.

„Welch' eine angenehme Ueberraschung!" rief er, indem er Delmar die Hand hinhielt. „Es sind wohl zwanzig Jahre, daß ich Dich nicht gesehen! Aber wie Du gut aussiehst, mein Alter! Man muß in Paris leben, um so jung zu bleiben!" — und sich gegen Rose mit Höflichkeit verneigend, sagte er: „Madame Delmar! nicht wahr? Willst Du mich Deiner Frau vorstellen, mein lieber Anatole?"

Delmar war im ersten Augenblick betroffen. Es bedurfte für ihn eines, wenn auch raschen Rückerinnerns, um in dem grauköpfigen, fettgewordenen Manne seinen Mitschüler vom Collége de France, den Genossen seiner Jugendjahre, den schlanken, immer fröhlichen Alfred Villebois wieder zu erkennen, der in einer der nordwestlichen Provinzen Frankreichs seit langen Jahren ein angesehener Advokat und Grundbesitzer war. Aber die wohlbekannte Stimme übte ihr altes Recht aus. Man schüttelte einander die Hände, Villebois machte Rosen das übliche Kompliment, sie gab es ihm in gleicher Weise zurück. Man erfuhr darnach auf Delmar's Frage, daß Madame Villebois gleichfalls in Ragaz sei, die Kur zu brauchen, daß sie, die Zugluft scheuend, sich im Damensaal befinde, und man begab sich dorthin, ihre Bekanntschaft zu machen, um gemeinsam zu Tische zu gehen.

Das war nun freilich eine andere Erscheinung, als Rose und wohl auch Delmar sie erwartet hatten. Madame Villebois war gleichen Alters mit ihrem Manne, wohlgenährt wie er, eine zufriedene Matrone, eine Frau, der man die Provinzbewohnerin, die gute Mutter, die Großmutter von dem behaglichen, faltendurchfurchten Gesichte ablas. Sie zeigte sich sehr erfreut, den oftgenannten Jugendgefährten ihres Mannes kennen zu lernen, sehr erfreut, seine Frau zu sehen, und ein wenig eilig, an den Mittagstisch zu kommen, weil sie es nicht liebe, die Suppe kalt zu essen, und Herr Villebois das weniger noch als sie vertragen könne.

Man kam nicht bei einander zu sitzen, und weder Delmar noch Rose beklagten dieß. Es war etwas in dem Begegnen gewesen, das ihn wie sie nicht angenehm berührt hatte, ohne daß sie davon sprachen, ohne daß sie sich davon in dem Augenblicke Rechenschaft gaben. Delmar hatte durch den Anblick des sehr gealterten Zeitgenossen eine Mahnung an sein eigenes Alter empfangen, die der glückliche Ehemann einer noch jungen Frau sich fern zu halten liebte; und Rosen war ganz das Nämliche widerfahren in Bezug auf ihren Gatten. Denn Villebois war nicht älter als derselbe, war ein alter Mann und hatte eine alte Frau; eine Frau, die freilich zu ihm paßte ihren Jahren nach, die jedoch Rosens Mutter sein konnte, wie Delmar auch ihr Vater. Sie hatte daran nach ihrer Weise nie gedacht. Wie sie nun jedoch an der langen Tafel um sich schaute, fiel es ihr auf, daß die Gesellschaft sich fast nur aus älteren Personen zusammensetzte, und wie wenig sie der schönen Welt glich, mit welcher sie sonst in Baden zusammenzutreffen gewohnt gewesen war.

Sie blickte zur Rechten, blickte zur Linken, mit einem Male fing sie zu lachen an.

„O!" rief sie, „der gute Herr Villebois hat mir gesagt, daß diese Bäder die eigentliche Jugendquelle wären! Wie freue ich mich, diese ganze Gesellschaft zu sehen, wenn das Wasser an ihr seine Wirkung gethan haben wird! Wenn Herr Villebois aussehen wird wie Du, und seine Frau wie ich!"

„Ja," versetzte Delmar, dem Rosens Fröhlichkeit wie immer Freude machte, „man altert früh in der Provinz, denn sie macht bequem, und das Alter ist ein Feind, gegen den es sich zu wehren gilt. Aber was willst Du, meine Liebe! Du selbst hast einen alten Mann und er hat auch des Jugendbrunnens nöthig."

Solche Scherze lagen nicht in seiner Art und dieser kam ihm nicht von Herzen. Rose fühlte das.

„Thue meinem Manne nicht Unrecht," sagte sie, „denn ich leid' es nicht! Aber wie ernsthaft alle diese Leute sind! wie wenig gleichen uns diese Schweizer, die doch unsere Grenznachbarn sind! Weißt Du, mein Freund, daß ich mich neben ihnen meiner selber schäme? — Ich habe geglaubt, den bescheidensten Anzug, das einfachste Sommerkleid zu haben, und neben allen diesen in grau und schwarz gekleideten Personen, von denen selbst die jungen und die hübschen so ernsthaft aussehen und so ruhig um sich blicken wie unsere guten Nonnen in St. Ursule, erscheine ich mir wie ein Kolibri. Ach, wenn ich nur die Garderobe meiner Großmutter hier bei mir hätte! Ihre Pelerinen, ihre Spitzenhauben wären hier so sehr an ihrem Platze!" scherzte sie.

Plötzlich aber nahmen ihre Mienen einen andern Ausdruck an, und mit leiser Bewegung des Kopfes hinüberdeutend nach einem Manne und nach einer Frau, die unfern von ihnen an der andern Seite des Tisches saßen, sagte sie: „Welch' ein merkwürdiges Paar! Der schöne Mann und diese düstere Frau!"

Delmar folgte ihrem Wink und auch ihn überraschte das eigenthümliche Aeußere der beiden Menschen. Sie waren Beide noch jung, der Mann vielleicht in der Mitte der dreißiger Jahre, die Frau um mehrere Jahre jünger. Beide schlank und groß, Beide dunkelhaarig und von dunkler Farbe. Es war unverkennbar, daß sie demselben Volksstamm angehörten; während jedoch des Mannes blühende Gesichtsfarbe und seine großen blauen Augen die Kraft der Gesundheit und einen entschlossenen Lebensmuth verriethen, hatte die Frau etwas völlig in sich Gekehrtes. Der schmale Kopf, die niedere Stirn, die geradlinige Nase waren von vollendeter Schönheit. Aber die schwarzbraunen Augen lagen tief unter den breiten Lidern, die schön geschnittenen Lippen waren fest geschlossen, und die durchaus schmucklose, ganz schwarze Kleidung, welche die Fremde trug, erhöhte den besonderen Eindruck, den sie machte.

„Das ist unverkennbar romanisches Blut," sagte Delmar, „und eine Frau, die viel gelitten hat."

„Eine Frau, vor der ich mich fürchten könnte," warf Rose ein, „und doch ein Gesicht, von dem man das Auge nicht abwenden kann. Was will diese Frau in unserem Jahrhunderte, in unserer Zeit?"

„Der Mund ist wahrhaft klassisch!" bemerkte Delmar.

„Aber seine Küsse müssen eisig sein und er hat nie gelächelt!" spottete Rose.

In dem Augenblicke ward die Fremde auf sie achtsam. Ihr Blick streifte flüchtig über sie hin, und wie sie darnach, Rose noch einmal betrachtend, ihren Gefährten auf sie hinwies, flog ein Ausdruck von Freundlichkeit und Wohlgefallen über ihre Züge, der in dem ernsten Antlitz etwas Ueberraschendes hatte.

„Ja, sie ist außerordentlich schön!" rief Rose unwillkürlich.

„Der Mann ist es weit mehr!" meinte Delmar, „denn ihrer Schönheit fehlt die Anmuth, die Dein Privilegium ist."

„Ich möchte wissen, wer und woher sie sind," sagte Rose, während man sich vom Tische erhob.

Ihrem Wunsche stets gefällig, winkte Delmar einen der Diener heran, sich zu erkundigen.

„Das sind Herrschaften aus dem Ober-Engadin. Große Grundbesitzer, und der Herr ist Arzt. Sie sind auch erst ein paar Tage hier und wohnen hier im Hause," berichtete der Gefragte. Den Namen wußte er nicht zu nennen, doch die Fremdenliste wies ihn am Nachmittage, da man sie zur Hand nahm, leichtlich aus.

Doktor Joseph Albretti und Frau Fides Albretti — stand in ihr zu lesen.

„Joseph und Fides Albretti! Die Namen klingen, als hätte ein Dichter sie erfunden. Aber er gefällt mir," meinte Rose.

„Der Doktor?" fragte Delmar.

Rose lachte. „Welch' ein Einfall!" rief sie; „nein, der Name. Der Name Fides paßt zu dieser Frau. Sie könnte die Mutter des Propheten sein. Ich bin sicher, so haben Dichter und Musiker sie sich gedacht."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Thierbändigers.

Ein loses Blatt

von

Rosenthal-Bonin.

Mit einem liebenswürdigen Holländer wanderte ich vergangenes Jahr an einem der unzähligen, schwarz und still fließenden Kanäle seines wiesenreichen Heimatlandes. In dämmernder Ferne, über große Weide- und Wasserflächen, erblickten wir noch die Thürme von Amsterdam, vor uns tauchte aus saftig grünem Buschwerk und hohen Ulmen ein großes Dorf auf.

Die einfachen Schifferhäuser, welche bisher an den Kanälen die Staffage bildeten, zeigten jetzt hübsche Gärten, sauberen Anstrich, vergoldete Blechvögel schimmerten als Wetterfahnen auf rothen, hochgiebeligen Dächern, wir näherten uns sichtbar einem der reichen holländischen Dörfer, welches sich auszeichnet durch backsteingepflasterte und mit bunten Ziegeln belegte Straßen.

Da fesselte meine Aufmerksamkeit ein prachtvoller Rosenflor, der seine Farbenglut und seinen Duft über ein hellgrün angestrichenes Staket schickte, das Staket umschloß ein stilles, aber geschmackvoll gebautes kleines Landhäuschen; in dem Garten stand ein alter, weißhaariger Mann, eine große goldene Brille auf der feinen, scharfen Nase und eine große grüne Seidenmütze mit Gärtnerschirm auf dem Kopfe.

Mein Begleiter grüßte den Alten achtungsvoll und doch zugleich lächelnd.

„Wer ist das?" frug ich neugierig. „Der Mann ist noch sauberer und erscheint noch holländischer als die Holländer."

„Ja, wer das ist?" wiederholte mein Freund, wieder eigenthümlich lächelnd, „das ist ein vor einigen Jahrzehnten weltberühmt gewesener Mann — er heißt Henri Martin."

„Henri Martin?" entgegnete ich nachdenkend, der Name kam mir bekannt vor; „hat er ein neues Gewehr erfunden?"

„Nein!" lachte mein Begleiter laut. „Dieser friedliche Mann, der jetzt für Stiefmütterchen und Rosen schwärmt und der das ganze Jahr nichts weiter thut, als Sämereien zu fortiren und Rosenstöcke anzubinden, zu okuliren und Blumen zu verpflanzen, war einst ein die Welt mit Staunen, Grauen und Bewunderung erfüllender Thierbändiger, hinter dem die neueren, Kreuzberg, Batty, Daggesell, Kaufmann, weit zurückbleiben. — Uebrigens, wenn Sie begierig sind, diesen jetzt noch in seinem hohen Alter sehr interessanten Mann näher kennen zu lernen, ich bin des reichen Herrn Geschäftsberather auf der Börse früher gewesen und bereit, Sie sofort vorzustellen. Herr Martin empfängt viele Besuche, ältere Leute aus allen Welttheilen, die sich noch heute des Heros im Tigerkäfig erinnern, er ist immer von ausgesuchter Höflichkeit und es macht ihm Vergnügen, Jedem, der sich für seine ‚Kunst' und sein Geheimniß interessirt, Rede zu stehen."

„Ich habe immer eine besondere Schwäche für die Geheimnisse der Menagerieen gehabt, für das Seelenleben der Thiere und für die Kunst, mit dergleichen furchtbaren Bestien umzugehen, so daß ich schon lange den Wunsch gehegt, einmal mit einem berühmten Meister in diesem Fach, vertraulich über seine Kunst, zu reden," erwiederte ich meinem liebenswürdigen Begleiter und drückte ihm meine Freude aus, daß der Zufall jetzt diesen Wunsch erfüllen zu wollen scheine.

Wir gingen einige Schritte zurück und traten durch die geschnörkelte, vergoldete Gitterthür in den Rosengarten.

Der alte Herr schob bei unserer Annäherung seine Brille auf die Stirn und schaute uns, besonders mich, mit großen, runden, eigenthümlich verschleierten, tiefschwarzen Augen an, dann schritt er uns entgegen, reichte uns Beiden die feinen, schmalen Hände und nahm meine Vorstellung wie ein Kavalier auf.

„Dieser Herr ist ein Auspäher des Originellen," ergriff mein Begleiter das Wort, „er reist sozusagen nach Merkwürdigkeiten, die er dann der Welt beschreibt, er erforscht Geheimnisse, die er nachher diskret, soweit dieß einem Schriftsteller möglich, der Welt ausplaudert," erläuterte mein Freund meinen Beruf, „und so ist er auch aus Deutschland nach Holland gekommen, um Henri Martin zu sehen."

Mynheer Martin lachte fein. „Es ist angenehm, dieß zu glauben," erwiederte er, „der Herr ist jung — man wird schnell vergessen — ich bin ein achtzigjähriger Mann, stehe seit zwanzig Jahren still und die Welt geht brausend weiter.

— Nun, der Herr sei mir herzlich willkommen, auch wenn er erst eben erfahren haben sollte, daß ein Henri Martin einst im Munde der Leute war, wie jetzt Bismarck und Gortschakoff."

Ich ward roth und studirte eifrig den Kelch einer prächtigen Theerose.

„Ja, vor dreißig Jahren," plauderte munter und lebhaft der alte Herr fort, indem sein Auge groß und weit wurde, „konnte ich ein Hufeisen zusammenbiegen wie August der Starke, und hatte einen Willen, unbeugsam und schneidend wie eine glühende Säge und war doch dabei ein sanfter Mensch wie heute; — und dieß, meine Herren, ist das Geheimniß meiner Kunst, daneben freilich genaues Studium der Thiergattungen und des Charakters jedes einzelnen Thieres, mit dem ich zu thun hatte, mußte, wie soll ich sagen, mein Temperament unterstützen, denn mit der Gewalt, mit der Energie und Sanftmuth allein ist bei Weitem noch nicht Alles gethan."

Wir hüteten uns, den alten Herrn, der während des Gesprächs kleine Schnecken von Rosenblättern ablas, zu unterbrechen und einmal im Zuge, fuhr er auffallend geistesfrisch und lebhaft fort:

„Da will ich den Herren einmal einen Fall erzählen, der beweisen soll, daß ein Thierbändiger recht scharf kalkuliren muß. Es war in Antwerpen, ich hatte eine junge Löwin gekauft, die sich mit meinem Löwen nicht vertragen wollte, — der Löwe war ‚erzogen', ich konnte mit ihm umgehen wie mit einem Hündchen, sobald er jedoch die Löwin nur gehen hörte, war es mit aller Bändigung vorbei, mein Cäsar fauchte und ward eine Bestie. Nun ging es nicht an, daß ich die Löwin außerhalb der Menagerie placirte, sie gehörte zum Ensemble, sie war einmal gekauft, kostete dreitausend Franken und mußte den Zins einbringen.

„Was war jetzt zu thun? Der Löwe bildete damals mein Hauptzugstück. Ich grübelte, beobachtete, kalkulirte über den Charakter der beiden Thiere und kam schließlich zu dem Resultat, der Löwin einmal eine Privatvorstellung zu geben, sie in Staunen und Verwunderung zu versetzen, sie zu erschrecken, ihr den Löwen gebändigt zu zeigen und ihr eine ungeheure Meinung von mir beizubringen. Freilich riskirte ich bei dieser Vorstellung mein Leben, — das jedoch, meine Herren, steht auch bei dem besterzogensten Raubthier jeden Tag auf dem Spiel.

„Eines Vormittags also, es war ein auffallend stiller Maimorgen, rückte ich den großen Vorstellungskäfig, von welchem der Löwenkäfig einen Theil ausmachte, gerade vor die Behausung der getrennt gehaltenen Löwin, deren Schaugitter noch mit der großen Holzklappe verschlossen war.

„Ich lud meine Pistolen, zog mein Trikot an, ließ Cäsar in den Vorstellungskäfig, der auch noch vermittelst der Klappe dunkel war, und trat mit meinem gewöhnlichen schnellen Schritt und einem leisen, sanften Anruf zu dem Löwen in den Käfig, dann ließ ich blitzschnell die Klappen beider Käfige öffnen.

„Das volle Licht fiel in die Räume, zitternd erhob sich der Löwe, aufrecht an ihren Gitterstäben, den Rachen weit offen und rauh röchelnd, stand die Löwin; die Krallen des Löwen traten auf dem sandbestreuten Boden knirschend aus den Ballen, seine Augen öffneten sich weit, die Mähne sträubte sich und der Schweif hob sich, wie bebend, hoch bis zum Dach des Kastens; in diesem Augenblick trat ich dicht an ihn heran und schoß den einen Lauf meiner Pistole gerade vor seiner Nase ab, er zuckte zusammen und legte sich mir zu Füßen, ich ergriff schmeichelnd seinen Kopf, liebkoste ihn und setzte mich dann auf seinen Rücken, wie ein Knabe auf seinen Lieblingshund.

„Die Löwin hatte sich bei dem Schuß auf ihre vier Füße niedergelassen und starrte mit dem Ausdruck größter Furcht und Ueberraschung mich und den unter mir still liegenden Löwen an. Jetzt gab ich ein Zeichen und ein Wärter streckte eine rothglühende Eisenstange in den Käfig der Löwin und rückte ihr, indem ich dazu laut zählte, mit dem Eisen immer näher, angstvoll röchelnd zog sie sich in den äußersten Winkel ihres Kastens zurück, indem sie ganz entsetzt auf mich schaute. Nun verließ ich schnell den Käfig des Löwen und trat ganz nahe an das Gitter zur Löwin.

„Ihre Borsten sträubten sich, als sie mich so nahen sah und ihre bösen Augen bohrten sich mit einem allerdings etwas unangenehmen Ausdruck von tückischer Wuth und Angst in die meinen. Ich sah die Bestie — eine Löwin, meine Herren, bleibt immer eine Bestie," unterbrach sich Martin — „wohl eine Minute fest an, dann streckte ich meine Hand in den Käfig — das Thier rührte sich nicht. Ich schoß jetzt den andern Lauf meiner Waffe dicht vor ihr ab, sie nahm einen ungeheuren Satz über meinen Arm und kauerte nun ängstlich in der andern Ecke des Käfigs.

„Das Ergebniß dieses Experiments war Friede zwischen diesen beiden Thieren, sie konnten sich jetzt ruhig ansehen, einander sogar brüllen hören, ohne in Wuth zu gerathen, ich war der Vermittler, der Versöhner geworden, sie waren vereinigt in der Furcht vor mir und die Zähmung der Löwin nahm nun ihren regelmäßigen Fortgang, sie dauerte drei Vierteljahre, dann konnte ich sogar mit beiden Thieren vor dem Publikum ganz sicher arbeiten. Hier also war es, neben Muth und Energie, die Kenntniß des Charakters der beiden Thiere, ein gut berechneter Staatsstreich, der mir zum Sieg verhalf. Bei Bären und Tigern wäre ich in diesem Fall einfach zerrissen worden, trotz Eisen und Pulver," schloß der Alte, hochaufgerichtet, die Erzählung dieser merkwürdigen Episode seines Lebens.

„Mit der Bändigung eines Tigers," fuhr Martin nach einer Pause fort, „machte ich mein Glück, ich begann damit überhaupt meine Laufbahn, sozusagen aus dem Stegreif, denn ich war zu Anfang gar kein Thierbändiger. Ich bin kein gelernter Thierbändiger, ich ward, einen andern Beruf verlassend, Thierbändiger aus Liebe zu einem jungen, schönen Mädchen, und wie das geschehen, möchte ich den Herren, wenn sie eines alten Mannes Plaudern und Schwatzen anhören wollen, bei einem Glase Wein meines Geburtslandes — ich bin Franzose — erzählen. Hiebei, mein Herr," wandte sich Martin lächelnd an mich, „werden Sie auch Ihre gesuchten Geheimnisse nicht vermissen, denn ich bin gezwungen, bei meiner Erzählung ein gut Stück ‚Geschäft' zu berühren."

Henri Martin führte uns jetzt durch den sehr geradlinig angelegten, berauschend süß duftenden Garten und wir traten in ein kühles, behagliches, mit dunkelbraunem Leder tapeziertes Zimmer, das sehr seltsam mit Hörnern, Klauen und Fellen wilder Thiere dekorirt war.

„Ueberbleibsel meiner Laufbahn," erklärte Martin, „Trophäen von Siegen, aber auch Denkzeichen von Niederlagen," und er deutete auf eine tiefe Narbe an seinem Halse und auf die ausgebälgte Tatze eines Leoparden.

(Schluß folgt.)

Notizblätter.

Literatur.

— **Lübke's „Geschichte der Architektur" und „Geschichte der** Plastik" sind die „Handbücher" dieser Wissenszweige für alle Bibliotheken, alle Freunde der Kunst geworden. Es fehlte noch ein Glied: „Die Geschichte der Malerei", die von Lübke nicht zu erwarten war, da er sich auf einen wichtigen Theil derselben, „Die Geschichte der italienischen Malerei", der er seit Jahren seine ganze Kraft zugewandt, zunächst beschränken wollte. So hat denn der Verleger der Lübke'schen Kompendien den bekannten Kunstgelehrten Alfred Woltmann, dem wir die „Holbein-Monographie" und die „Kunst im Elsaß" verdanken, gewonnen, im Anschluß an obige Handbücher ein solches für die Malerei auszuarbeiten, das nunmehr ganz genau sich in Format, Druck und Ausstattung und wir dürfen wohl sagen im Geiste der Auffassung und Darstellung an jene anschließt und sie ergänzt. Die Malerei des Alterthums hat Dr. Karl Woermann übernommen; die Anfänge dieser liegen uns vor und lassen uns das Beste erwarten durch die Gründlichkeit der Studien, die klare Darstellung und die reiche Illustrirung. Das Ganze ist auf zehn Lieferungen und zwei Bände berechnet.

— **Prinz Albert von England, the prince-consort, ist uns durch** die „Blätter aus einem Tagebuche" und die von General Grey herausgegebenen „Jugendjahre" in seinem intimen Leben so nahe getreten, daß man hätte glauben sollen, es werde kaum mehr viel über ihn zu sagen sein. Nun erhielten wir aber vor zwei Jahren den ersten und jetzt den zweiten Band der umfassenden Biographie, welche Theodore Martin im Auftrag der Königin unter dem Titel: „Das Leben des Prinzen Albert" herausgibt und die von Emil Lehmann deutsch bei Perthes in Gotha erscheint. Hier entwickelt sich nun erst das Leben dieses edlen und geistvollen Prinzen in seiner ganzen Bedeutung, in seinen vielen Beziehungen zu den hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit, in seiner Theilnahme an der Bewegung der Gegenwart, auf die er so manchen wohlthätigen Einfluß übte. Obgleich unter dem Protektorate der Königin erschienen, ist das Buch doch keine Huldigungsschrift, überall tritt uns der Prinz durch den reichlich mitgetheilten Briefwechsel persönlich entgegen, wir können selbst unser Urtheil fällen und wir dürfen wahrlich stolz sein auf diesen Sprößling eines deutschen Fürstengeschlechtes. Der zweite Band reicht bis zum Jahre 1854. Wir sehen der Fortsetzung dieser tüchtigen biographischen Arbeit mit größtem Interesse entgegen.

— **Ferdinand Löri sendet uns „Aus dem Zillerthaler Hochgebirge"** einen heiteren Touristengruß in einem Bande, den er unter obigem Titel (Gera, Amthor) herausgegeben. Tyrol ist in jüngerer Zeit namentlich durch die Arbeiten der Alpenklubs und zahlreiche schreibseelige Touristen ein vielumworbenes Land geworden. Der Verfasser kam 1876 „ohne jeden schreib- und druckseligen Hintergedanken" in's Zillerthal, aber der harmlose Sommerfrischler ist ein trefflicher alpiner Stivbent geworden, der uns unwiderstehlich von Berg zu Berg, von Kamm zu Kamm, von Spitze zu Spitze lockt und dem wir, nachdem wir ihn auf den ersten paar Seiten kennen gelernt, gerne durch die vierhundert anderen folgen. Denn er ist ein gründlich belesener Führer, ein amüsanter Erzähler, ein Humorist vom besten Schlag, der in die Monotonie der Bergbesteigungen so viel Leben und Abwechslung zu bringen weiß, daß wir unsere Freude daran haben und in seiner Gesellschaft gerne mit herumletzterten. Er behandelt den centralen Theil der Zillerthaler Gebirgsgruppe, die noch ungenügend durchforscht war, und hat die alpine Literatur dadurch wesentlich gefördert, während er zugleich seine Leser auf's Beste zu unterhalten wußte.

— **Von August Silberstein, dem Dichter von „Mein Herz in** Liedern" und „Trutznachtigal", ist eine neue poetische Gabe: „Klinginsland, Dichter-Weisen und Weisungen", ein vorzüglich ausgestattetes Büchlein voll Gedankenharmonieen und melodischer Sprüche, auch sinniger Märchen und kleiner Allegorieen im Verlage der Hofbuchdruckerei C. Fromme in Wien unter der Presse. — Auch ein kultur- und literar-historisches Werk: „Denksäulen", desselben Autors, wird im Herbste von der Hofbuchhandlung Braumüller ausgegeben. 1) Abraham a Santa Clara, der Barfüßermönch und Humorist, 2) Ulrich von Lichtenstein, der ritterliche Minnesänger und seine Abenteuer, 3) Teufel und Hexen in Geschichte und Sage, 4) Reidhart Fuchs, der Bauernfeind, 5) der Holzmeister vom Naßwald und seine protestantische Kolonie in den österreichischen Alpen, bilden die einzelnen „Denksäulen".

— **Die Verlagshandlung von O. Spamer in Leipzig hat eine** in acht Bänden erscheinende „Illustrirte Weltgeschichte" von O. v. Corvin und F. L. Dieffenbach in Vorbereitung, welche mit 2000 Abbildungen und 40—50 Tontafeln geschmückt sein wird und ein Prachtwerk zu werden verspricht.

Bildende Künste.

— **Auf der gegenwärtigen Kunstausstellung in Berlin machen** am meisten von sich sprechen: Alwa Tadema's „Morgengabe der Galeswintha", Bockelmann's „Wanderlager", Paul Meyerheim's „Kohlenlager im bayerischen Gebirge", Fr. Kraus' „Der Kassee des Leiermanns", Rud. Jordan's „Osterie zu Rom", O. Achenbach's „Neapel", Dücker's „Abenddämmerung auf Rügen", Schamphelner's „Sumpf bei Amsterdam", Steffck's „General Manteuffel". Ueber Tadema's Bild schreibt man: „Der berühmte Künstler, der es liebt, durch seinen Pinsel ein Bild „entlegener Kulturen" zu gestalten, hat hier weder Egypten, noch Hellas, noch Rom zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht, die nordische Mythe ist es, die er diesmal gestaltet, in die sein in die Vergangenheit gerichteter Seherblick Licht und Leben bringt. Welch' eine Fülle der Phantasie, der die Welt der Sage zu wirklichem Leben gestaltenden Poesie ruht in diesem Bilde, und wie willig fügt sich Form und Farbe in dem Ausdruck des innerlich Erschauten, wie wird es vor uns zu lebendiger Wirklichkeit! Galeswintha, ein Frauenbild von nordischem Charakter, der so verschieden ist von dem Wesen des griechischen Schönheitsideals, wie eine Blume, die im Dunkel erblühte, verschieden von der, welcher die Sonne strahlende Farbenpracht verliehen, ruht in einer offenen Halle, deren in's Freie führende Bogen nicht von Marmor, sondern von dem grauen Gestein, wie es von nordischen Felsen gewonnen wird. Sie lehnt den Vorhang, der die Halle vor der äußeren Welt abschließt, zurück und blickt hinaus, wo Männer und Mädchen die reiche Morgengabe, welche sie dem ungeliebten Gemahl zubringt, herbeischaffen, die Edelsteine und den Schmuck und dazwischen reiche Blumenzier, prangende Kränze. Von dem erhabenen Standpunkt aus sieht man weit hinaus in den Wald, zwischen dessen Stämmen immer neue Schätze herbeigetragen werden. Vor ihr auf niederem Tische liegen andere Kostbarkeiten. Sie selbst ruht da, die starken Strähnen des goldenen Haares, mit gelben Bändern geflochten, über die Schultern hängend, mit stolzer Gleichgültigkeit auf das Treiben niederblickend, ein leinenes Gewand, um die Hüfte geschlungen, läßt Brust und Schultern frei. Sie erfreuen die Schätze nicht, die da vor ihrem Blicke ausgebreitet werden, einer dunklen Zukunft sieht sie freudlos, gleichgültig entgegen."

Bühne.

— **Die größeren Theater haben nun überall ihre Pforten zur** Wintersaison geöffnet; von überall berichtet man von großen Vorbereitungen, die man für das Repertoire mache. Die meisten Theater haben indeß mit Neyrissen in neuer Mise en scène begonnen. Das Burgtheater will erst Mitte September seine erste Novität, „Johannistriebe" von Lindau, bringen. Stuttgart hat Wilbrandt's „Maler", die namentlich durch die feine psychologische Entwicklung interessiren, als erste Novität sofort nach Beginn der Saison gebracht und diesem an einem weiteren Abend vier Lustspielnovitaten folgen lassen: zwei von Auerbach: „Riegel vor" und „Eine seltene Frau", welche durch den pikanten Dialog anspranchen, wogegen O. F. Gensichen's „Mitbahleiter" und Esselmann's „Heirathsgesuch" durch die Wirksamkeit der Situationen Beifall errangen. Im königlichen Theater in der Neustadt in Dresden brachte man ein neues Lustspiel von R. v. Gottschall: „Der Vermittler", das eine Wahlgeschichte zum Vorwurf hat und sehr drastisch wirkte. Es fand daher auch lebhaften Beifall.

— **Das interessante Projekt des Mannheimer Hoftheaterdirektors** Werther, die „Iphigenie in Aulis" des Euripides in Schiller's Uebersetzung, die „Elektra" des Sophokles in Wilbrandt's Bearbeitung und die Goethe'sche „Iphigenie auf Tauris" an drei aufeinanderfolgenden Abenden zu geben, wird am 25., 26. und 27. September zur Ausführung kommen und ein besonderes Abonnement für diesen Cyklus eingerichtet.

— **Am 5. September waren es 50 Jahre, seit Bauernfeld's** erstes Stück am Burgtheater in Wien aufgeführt wurde. Dieses wollte den Tag festlich begehen, der Wunsch des Jubilars war jedoch dem entgegen. Man gab zur Feier „Bürgerlich und Romantisch".

— **Das Wiener Karltheater, welches ganz neu renovirt wurde,** hat auch seine Gesetze revidirt und bestimmt, daß kein Schauspieler bei offener Szene gerufen werden durfe, nur den Coupletsängern wird dieser Unfug gestattet.

— **Gounod's „Philemon und Baucis" wird die erste Opern-**novität des k. k. Hofoperntheaters in Wien sein. Dann wird „Nero" von Rubinstein folgen.

— **Abert's Oper „Ekkehardt", welche schon vor dem Schluß der** Saison am Berliner Hoftheater zur Aufführung kommen sollte, geht nun Ende September in Szene.

— **Das königliche Theater am Gärtnerplatz in München brachte** zwei Novitäten von Grandjean: „Die neue Magd" und „Die alte Magd", welche sehr gut gefallen haben.

— **Karl Maria v. Weber hat eine zweiaktige komische Oper** hinterlassen: „Peter Schmoll und seine Nachbarn", von der man jetzt erst in Folge eines Prozesses hort, welcher gegen den Sohn und Erben von dem Käufer der Oper, Otto Gösel in London, angestrengt wurde.

— **Das Berliner Hoftheater bereitet an Novitaten vor: Genée's** Charakterbild „Stephy". Zell's Lustspiel: „Die Büste", Gubitz' Lustspiel: „Kaiser und Müllern", Mosen's „Mädchenschwure" und Giacosa's „Schachpartie".

— **Von Edmund Kretschmer, dessen beide große Opern: „Die** Folkunger" und „Heinrich der Löwe", den Komponisten sehr bekannt gemacht haben, wird in diesem Winter eine dreiaktige Spieloper: „Der Flüchtling", in Szene gehen, zu welcher der Komponist selbst die Idee entwarf. Das Libretto ist sehr fesselnden Inhalts und spielt in der Revolution gegen Ferdinand VII. von Spanien.

Kultur und Wissenschaft.

— **In Dresden fand unter dem Vorsitz Waldmüller-Duboc's die** Generalversammlung der Schillerstiftung statt. Dieselbe war diesmal von allen Verwaltungsrathsstiftungen beschickt worden, und zwar betheiligten sich an der Konferenz — außer dem Vorsitzenden und dessen Verwaltungsrathskollegen Appellationsgerichtsrath Klemm und den Stellvertretern beider, Hofrath Dr. Pabst und Professor Dr. Dietel — für München Hofrath Dr. Ernst Förster, für Weimar Regierungsrath Wilhelm Genast, für Stuttgart Bizedirektor v. Köstlin, für Berlin Geh. Regierungsrath Bormann, für Wien Dr. Leopold Kompert. Die Vorortsper'ode Dresdens geht mit dem nachsten Jahre zu Ende. Die Stiftung hat dann zwei Jahrzehnte bestanden. Ihre segensreiche Wirksamkeit ist während dieser Zeit eine immer allgemeiner zur Geltung gelangte geworden, und was Julius Hammer in Dresden, der Dichter des „Schau' um dich und schau' in dich", in seinem ersten Aufrufe zur Grundung einer solchen Stiftung in ferne Aussicht stellt, und was dann durch die g. ose Nationallotterie des Major Serre in Dresden so praktisch und eifrig gefördert wurde, das hat sich über Erwarten erfullt. Möchte die der Stiftung fort und fort gewidmete Hingebung ihren Lohn auch in dem freudigen Bewußtsein finden, daß die Nation für das Gedeihen der Stiftung ein reges und lebendig sich bethätigendes Interesse bewahrt. Soweit ein solches durch Vermachtnisse, Schenkungen und Aehnliches sich bekundet, ist die österreichische Kaiserstadt in letzterer Zeit allen anderen Stiftungsstädten vorangegangen, und es wäre wohl zu wünschen, daß Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M. und andere reiche Stadte den Wettkampf mit Wien aufnähmen.

— **Gerhard Rohlfs, der Afrikareisende, verläßt Ende September** Weimar und begibt sich nach Wadai.

Gestorben.

— Prinz Takenoniya, Thronerbe von Japan, in Yokohama, am 26. Juli.

— Joseph Doré, ausgezeichneter Landschafts- und Aquarellmaler, 73 Jahre alt, am 31. August, in Frain.

— Adolph Breymann, Bildhauer, zu Wolfenbüttel, am 1. September, 39 Jahre alt.

— Hauff, Vizekonsul des deutschen Reiches, in St. Petersburg, hochverdient um die deutsche Kolonie, am 1. September.

Mädchen aus Krakau. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München. (S. 16.)

Gutrune reicht Siegfried den Zaubertrank. Aus Richard Wagner's Götterdämmerung, von Th. Pixis. (S. 14)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Vielleicht ein kühnes Bild — doch wie zwei schöngeschwungene, schimmernde Hörner des grauen Campagnastiers bogen sich die hohen, gelblichweiß leuchtenden Ufer blausiegelnder Meeresbucht nach rechts und links gleichmäßig aus einander. Sonst besaßen sie nichts mit dem „Land der Goldorangen" gemein; der erste Blick lehrte, sie bildeten eine nordische Küste. Und gleichfalls konnte Derjenige, der die beiden Grenzmeere Deutschlands nur einmal gesehen, nicht in Zweifel sein, die Wasserfläche vor ihm gehöre nicht der Nordsee, sondern der Ostsee an.

Man hat die letztere einen großen Binnensee genannt und ihr allerhand Verleumderisches nachgesagt, sowohl in guter als übler Richtung. In der allgemeinen Schätzung nimmt sie unter den Meeren ungefähr die Rangstufe ein, wie das Verhältniß ihres Salzgehaltes zu dem jener anderen. Vielleicht ist sie dadurch in den Ruf gelangt, gewissermaßen — um ein zweites absonderliches Gleichniß zu gebrauchen — weniger einem Raubthier als einem Pflanzenfresser zu gleichen, der sich manchmal allerdings recht ungeberdig zu behaben, zu stampfen, schnauben und brüllen vermöge, doch im Ganzen zu dem friedlichen, lachenden Charakter der um ihn gezogenen Hürde im Einklang stehe.

Wer die Ostsee genauer kennt und ihrem Treiben etwa die Spanne Zeit hindurch zugesehen, die man ein Menschenalter zu nennen pflegt, findet einen anderen Vergleich zutreffender, den, daß sie ein Nagethier ist und zwar mit eigenthümlichen Neigungen und Abneigungen. Sie scheint einen Widerwillen gegen schwedische und ein Gelüst für deutsche Erde zu besitzen. So mäuseartigen Eindruck ihre kleinen, geräuschlosen Zähne machen, nagt, frißt und bröckelt sie an der letzteren mit unablässiger stiller Gefräßigkeit und gibt — ihrer ungestümen, offen feindseligen Schwester jenseits der cimbrischen Halbinsel darin durchaus unähnlich — nichts von dem, was sie einmal zwischen ihren Kiefern gefaßt, wieder heraus. Sie rollt allerdings mit anscheinender Freigebigkeit dafür allerhand buntes Gestein und feuchtglimmernde Muscheln wieder herauf, doch zumeist so klein zerrieben und in Stückchen zerschlagen, daß man deutlich erkennt, sie habe sich zu dieser Gabe der Großmuth erst entschlossen, als für ihren Heißhunger nichts Verdauliches mehr daran enthalten war. Die Kinder jauchzen durch den tausendfältig blitzenden weißen Ufersand und preisen die Geschenke, welche sie ihnen vor die Füße getändelt, doch die an ihr groß Gewachsenen und Hausenden schütteln die Köpfe und wissen, daß sie die Fee des Märchens ist, welche mit buntem Tand verlockt und nicht gewillt ist, zu geben, sondern zu nehmen.

So weit das deutsche Land an ihr entlang reicht, wird ihr Uferſaum zumeist von einem uralten, höheren oder niedrigen Dünenwall gebildet. Diese Dünen sind nicht rinnende Sandhügel wie die der Nordsee, nicht kahl, höchstens mit windzitterndem Salzgras bekleidet, gleich jenen, sondern fruchtbarer Boden deckt sie, Kornfelder, Waideland und Buchenwald ziehen sich, wechselnd, bis an ihren äußersten Rand, Fischerdörfer blicken mit ihren bemoosten Strohdächern von ihnen auf die spielend ammurmelnden Wellen hinunter. Allein selten, nur da, wo weiter Vorstrand sich lang hinaus erstreckendes seichtes Wasser kündet, wölbt sich der Dünenrücken in ursprünglicher Gestalt bis an jenen Vorstrand hinab. Zum weitaus größten Theil bildet er in verschiedener Höhe fast senkrechten Absturz, an dessen Fuß die Ostsee in Sturmnächten spült und wäscht und höhlt. Dann nach einer Weile beginnt der Oberrand mit grünem oder gelbem Korn überzuhängen, die Wurzeln der Bäume, die sich seit Jahrhunderten im tiefen Erdreich dem Blick geborgen, treten da und dort in knorrig-phantastischen Bogen zu Tage. Und wieder eine Weile, zuweilen nach Jahrzehnten, manchmal auch nur nach Jahren bemessen, da stürzt die weit überhängende Scholle mit dumpfem Gepolter hinunter an die spielenden Wellen, die unschuldig dreinmurmeln, als begriffen sie nicht, was den Anlaß zu dieser Haltlosigkeit der alten Erdenmutter gegeben. Dann liegen die grünen oder gelben Saatschollen, wie kleine Inseln, verdorrend drunten im weißen Sand; um die reglos weit vorüber hingestreckten Buchenwipfel huschen, über das neue Meerwunder erstaunt, vergnüglich winzige Fischchen und Krabben, und stand etwa von altersher ein Haus auf dem verschwundenen Uferrand, dessen Bewohner noch Zeit zu haben geglaubt, ihre Heimstätte abzubrechen und sie weiter landeinwärts wieder aufzuschlagen, so liegen auch wohl nach einer besondern, unerwartet plötzlichen Sturmnacht am Morgen Sparren und Balken, Steinschutt und Hausrath mit da drunten, und es steht zu wetten, die Ostsee lacht dazu im goldigsten Sonnenschein, lammfromm und spiegelglatt, wie eine Katze, die noch nie ihren Rücken gekrümmt, eine Kralle aus den Sammetpfötchen hervorgereckt und gegen irgend etwas mit grünlich irrlichternden Augen aufgefaucht habe.

Vermuthlich huldigten die Strandanwohner von frühen Tagen her dem Brauch, die Verbindungswege zwischen ihren Ortschaften nicht drunten im Flugsand, sondern auf dem festen Boden des Hochufers anzulegen. Dergestalt bieten dieselben weite, luftige Umschau, und es mag für einen Fußgänger wenig Verlockenderes geben, als so stundenlang am Absturz über dem stillen oder bewegten Wasser fortzuwandern, wo Nähe und Ferne den Blick anzieht, weit hinaus weiße Segel vorüberschweben, landein Wald und Wiese, Hügelland, Strohdächer und Dorfkirchthürme wechseln. Aber wer etwa ein halbes Jahrtausend lang geschlafen hätte und wieder daher käme, um den altbekannten Uferweg nach seiner Heimat zurückzugehen, würde verwundert dreinsehen, wie viel näher ihm manche unverändert gebliebene Merkmale der Gegend gerückt seien, und wenn er in Wirklichkeit seine einstige Fußspur verfolgen wollte, müßte er vielleicht auf Schußweite draußen durch die unschuldig summenden Wellen hinwaten. Und so entsinnt der heut lebende Greis sich genau, daß er als Kind auf breitem Fahrweg am Rand des ausgewaschenen Dünenabfalls hingerollt, dann, zum kräftigen Mann heraufgewachsen, an der nämlichen Stelle nur schmalen Fußsteig mehr zu benützen vermocht, und mit weißem Haar sieht er jetzt beides verschwunden und neu angelegter Weg geht über den Ackerboden, den in der Jugend des Alten wogende Aehrenhalme bedeckt. Derselbe wird auch seine Lebenszeit haben, ungefähr die jenes Menschenalters, von dem der Prophet sagt, „daß es hoch gekommen". Doch es wäre thöricht, sich heut ob seiner Vergänglichkeit zu grämen, und der jetzt ungefährdet im Wagen darüber hingleitet, überläßt klüglich Denen, die nach ihm bleiben, zu den anderen Herzens- und Lebenssorgen auch das Wegeleid, das ihnen die Zukunft bringen wird.

Auf solchem hohen Uferweg aber, von dem gegenwärtig nur schmaler, oft nicht völlig gefahrloser Fußsteig mehr geblieben, kam ein Mann dahergewandert, dessen Augen unter ungewöhnlich breitkrämpigem Filzhut hervor bald den Wegwart zu seinen Füßen, bald die sonnenerleuchtete und -verschleierte Ferne überflogen. Ihn geleiteten keine Kornwogen mehr zur Rechten, sondern der linde Ostwind strich von der See her mit leisem Seufzen über gelben Stoppelrest, und die Wipfel des Buchenwaldes tauchten mit leichtbraunem Schimmer in's Blau. Aber die Sonne lag warm und wolkenlos wie am Maienmorgen über dem Septembermittag, hohes, saftgrünes Gerank und Blumen aller Art überkleideten noch trotz der reifenden Haselnuß und Brombeere Zaun und Graben, das Jahr war noch ungebeugt in seiner Kraft. Und so schien ihm mit dem Fuß und leise grau gerändertem Antlitz der Wanderer zu ähneln. Er bot Anzeichen, daß er an des Sommers Neige stehe, doch wenn man sie fassen wollte, waren sie verschwunden, wie in dem Goldlicht um ihn her der Herbstesanhauch auf Feld und Wald, und man konnte in Zweifel sein, ob er die Vierzig noch nicht erreicht, oder davor stehe, die Fünfzig zu überschreiten. Seine hochgewachsene Gestalt war von fester, doch biegsamschlanker Haltung, sein Fuß rüstig wie der eines Jünglings. Manchmal, wo der ehemalige Fahrweg vom Nagen der Ostsee so schmal zusammengebröckelt worden, daß kaum der Fußgänger mehr Halt zum Weitergelangen vorfand, hielt er an, strich mit der Hand den kurzgehaltenen Vollbart zum Kinn hinunter und lachte. Und jedesmal klang es hell und volltönig, doch eigenthümlich in die Septemberstille hinaus, daß die schwarzhaubige Seeschwalbe, die auf ihrem gracilen Gefieder drunten über dem Schatten seines breiten Hutes am Wellenrand hinsegelte, den Kopf drehte und gleichfalls ihren Lachruf ausstieß, als erwiedere sie auf die Ansprache einer geflügelten Kollegin.

Nach rechts und links bogen sich gleichmäßig die beiden schöngeschwungenen weißgrauen Hörner, welche die sonnenspiegelnde Bucht umschlossen hielten; wo die schimmernden Spitzen endeten, begann die offene, nur vom Himmel begrenzte See. Um eine Waldecke her oder zwischen einer Hügelsenkung herauf tauchte dann und wann zur Rechten, etwa eine Wegstunde landeinwärts, ein hoher, spitzer, dunkelgrauer Kirchthurm empor und verschwand wieder, sonst war für den Augenblick von der Stelle aus, an der sich der einzelne Wanderer befand, keine Andeutung menschlicher Nähe und Wohnungen wahrnehmbar. Er schien Hunger zu empfinden, denn er streifte sich im Vorüberkommen von einem Busch eine Handvoll Brombeeren, pflückte daneben halbreife Nüsse und knackte sie mit blendend weißen, tadellos vollständig erhaltenen Zähnen auf. Dabei aber setzte er seinen Weg fort wie ein Mann, der sich gewöhnt hat, bei keiner Beschäftigung, welche die Menschen sonst als zur Muße geeignet zu betrachten pflegen, sein Ziel aus den Augen zu verlieren, und stieg in gleichmäßigem Schritt den jetzt beträchtlich höher anschwellenden Dünenrücken hinan. Dann stand er wieder still und lachte und nahm den Hut dazu vom Kopf.

Die Szenerie hatte sich plötzlich verändert oder vielmehr ein Vordergrund mit Coulissen sich in dieselbe eingeschoben, die bisher von dem Hügel völlig verdeckt gewesen. In ein bachdurchschlängeltes kleines Thal gebettet, lag ein Dorf zu den Füßen des Beschauers, das aus seinen Schornsteinen kerzengeraden Mittagsrauch aufsteigen ließ; dann, der See zu, durch zwei große Koppelschläge von den letzten Häusern abgetrennt, ein ansehnlicher Gutshof mit einem niedrig einstöckigen Herrenhause und im Viereck mit diesem gelagerten Wirthschaftsgebäuden. Große Obstgärten zogen sich um die letzteren, gegen den Uferrand zu erhöhten und verdichteten sich die Bäume, offenbar anderer Gattung angehörig, doch man unterschied nur eine Anzahl, alle übrigen hoch überragender Pappeln, die durch regelmäßige Doppelreihe breiten Weg zwischen sich ankündigten. Dieser führte ersichtlich auf dichten, erst von der See begrenzten Park zu, aus dessen Mitte sich wieder höhere, noch vollgrüne Wipfel aufhuben. Hie und da schimmerte es weißgrau durch die Blätter hindurch, ein glitzerndes Etwas funkelte räthselhaft auf und erlosch. Dann gewöhnte sich das Auge und erkannte, mit dem kombinirenden Verstande im Verein, daß zwischen jenen Bäumen sich das eigentliche Herrschaftsgebäude des Gutes befinden müsse, da unverkennbar das, die Scheuern und Viehställe abschließende einstöckige Haus sich für die Bedeutung des ganzen Besitzes weitaus als zu geringfügig erwies und muthmaßlich dem Verwalter und sonstigen zum Betrieb der Landwirthschaft Angehörigen als Wohnung errichtet war. Jedenfalls auch bereits vor geraumer Zeit, denn die Bauart wies nicht mehr auf dieß schon beinahe halb verronnene Jahrhundert hin. Ein wenig seitwärts davon, wo sich der Bach in einer kleinen, von Erlen überdachten Schlucht verlor, bot sich etwas Anderes, nicht sofort Erkennbares dar, das von einem winzigen Stückchen auf die Erde herabgefallenen Regenbogens überflimmert schien. Allein bald ergründete der Blick auch dieß Räthsel als in der Mittagssonne blitzende Wellenstäubchen einer Wassermühle, deren breites Rad der Bach kurz vor seiner Einmündung in die See mit leise heraufsummendem Gebrause umtrieb.

Ueberaus friedlich, lachend und einladend lag das stattliche Gehöft in der mittägigen Ruhe da, und es war dem Fremden, der seinen Appetit bereits an den Feldfruchtüberbleibseln des Sommers bethätigt hatte, nicht zu verdenken, daß auch von seinen Lippen bei dem Anblick ein Lachen hinunterklang. Doch schien das Leben ihn gleichfalls an den Horazischen Grundsatz des nil admirari gewöhnt zu haben, denn das plötzliche Auftauchen der Gebäude vor ihm hatte keinerlei Ausdruck des Erstaunens, nicht einmal den der Ueberraschung, auf seine Züge geprägt, obwohl sein Auge jedes Dach unverkennbar mit aufmerksamstem Interesse, ungefähr, als ob er selbst als Landwirth schätze, was es unter sich enthalten möge, übermusterte. In diesem Moment, wo der abgezogene Hut auch seine hoch und stark ausgewölbte Stirne sichtbar werden ließ, sah er älter aus als zuvor und konnte nicht über den Septemberanfang seines Lebens beirren. Er stand jetzt auf dem höchsten, weithin die Umgebung beherrschenden Punkte, und der Dorfkirchthurm, dessen Spitze ihm zur Rechten vorher ab und zu aufgetaucht, ragte bis zum Kirchdach hinunter voll über die ziemlich ebene Land-

schaft empor. Für ein Dorf besaß derselbe ungewöhnliche Höhe und massiven Bau; er war mit grauen Schieferplatten gedeckt, die von den Jahren nachgedunkelt sein mochten, daß sie fast schwärzlich erschienen und die Vorstellung der Nässe erregten: als seien sie häufiger als alles Sonstige umher, selbst heut vom blauen Himmel herab, erst eben von einem Regensturm heimgesucht worden. Es lag etwas Melancholisches, fast Trübes in dem hohen, spitzen Thurm, das zu einem wolkenjagenden Novembertag passen mochte, doch gegenwärtig nicht in den heiteren Charakter von Land und See hineinstimmte. Auch der Betrachter schien es zu empfinden, denn er drehte rasch die Augen, die auf der schwärzlichen Schiefernadel gehaftet, wieder zurück und stieg die Anhöhe hinab auf das Gut zu.

Doch ging er langsamer jetzt abwärts, als zuvor bergan, fast zögernd, wie unschlüssig, ob er sich dem Hof oder dem seitwärts liegenden Dorf zuwenden solle. Dann entschied er sich doch für den ersteren und schritt auf das Häuserviereck zu.

Als er so den eigentlichen Bezirk des Gutes erreichte, drängte sich eine unwillkürliche Wahrnehmung, die Empfindung eines Gegensatzes auf. Der Weg, die Einzäunung auf beiden Seiten, die Brücke über den Bach waren in vortrefflichem Stande gehalten, während hie und da an schattigen, zur Ruhe einladenden Stellen von Regen und Wind vermorschte Holzbänke zusammengebrochen am Boden lagen, ohne daß sich eine nachbessernde Hand ihrer angenommen; inmitten eines kleinen, verwachsenen Haines, der offenbar ehemals Durchblick auf die See geboten, stand ein Borkenhaus in Form gothischer Kapelle, doch zum Theil abgerindet, verfallen, die einstigen farbigen Scheibchen steckten nur als rothe und gelbe Bruchstücke mehr in den zerspaltenen Fensterrahmen. Ersichtlich war überall dem Nutzbringenden volle Achtsamkeit zugewendet, das Angenehme, Schöne, kurz das Unnöthige dagegen sich selbst, das hieß dem mäligen Vergehen überlassen. Der Besitzer des Gutes mußte eine lediglich auf das Praktische gerichtete Persönlichkeit sein, die für das ihrer Sinnesart überflüssig Erscheinende keinen Aufwand von Mühe und Mitteln vernunftgemäß erachtete. Und ganz diesen Eindruck bestätigten auch sofort das Aeußere und das Behaben eines in kräftigsten Jahren stehenden untersetzten Mannes, der augenblicklich in der Mitte des Häuserviereckes einigen Knechten Anweisungen ertheilte und sich durch Wort und Weise auf den ersten Blick als der schaltende Herr des Hofes kund that. Er trat in hohen Stulpstiefeln auf den am Eingang stehen bleibenden fremden Ankömmling zu, rückte kurz zum Gruß an der fest in die Stirn gezogenen Mütze, fuhr gleich darauf erst mit seinem derben Handstock zwischen einen aufflatternden und schnatternden Entenschwarm, der durch die offenstehende Heckpforte in den Obstgarten hineinzuwatscheln trachtete, schloß mit sicherem Ruck die Pforte und fragte dann, sich zurückwendend, kurz, wie in Allem, was er that:

„Suchen Sie Jemanden, Herr?"

Kam die äußerst natürliche Frage dem Angesprochenen unerwartet, er versetzte rasch und mit einer Art Verwirrung, die im Widerspruch zu seiner Erscheinung und seinem Wesen stand:

„Nein!" Aber dann fügte er ruhig und lächelnd hinzu: „Nicht Jemanden, doch etwas — etwas zu essen nämlich. Ist Aussicht vorhanden, dieß hier zu finden?"

„Es ist just nicht Brauch, weder es hier zu fordern, noch es zu geben. Ich halte keine Wirthschaft."

„Sondern —?" ergänzte der Fremde lakonisch.

„Ich heiße Jakob Kyritz, bin Pächter des Gutes Malchow hier und habe, wie ich bemerkt, keine Wirthschaft."

Sein Gegenüber lüftete artig den Hut:

„Ich heiße Robert Neuland, bin Fußwanderer bis hieher gewesen und habe, wie ich zu bemerken gegeben, Hunger."

Es lag etwas Gewinnendes in der humoristischen Satz- und Inhaltswiederholung, doch zugleich vielleicht für das Wesen des Pächters mehr noch etwas absonderlich Imponirendes in der ruhigen Zuversicht, mit welcher der Fremde anzunehmen schien, sein ausgesprochener Hunger habe ein Recht auf Befriedigung, ob in einer dafür eingerichteten Wirthschaft oder einem sonstigen von Menschen bewohnten Hause, gelte ihm vollständig gleich. Allerdings versuchte Jakob Kyritz noch eine Ausflucht und erwiederte:

„Im Dorf drunten befindet sich ein Krug," doch er zuckte fast gleichzeitig selbst die Achseln dazu: „Für einen Herrn freilich und obendrein für wirklichen Hunger ist dort nicht viel zu holen." Und abbrechend fügte er wieder kurz nach seiner Weise hinzu: „Wenn Sie vorlieb nehmen wollen, wir sind simple Landleute."

„Ich vermuthe, öfter schlimmer vorlieb genommen zu haben," entgegnete Herr Robert Neuland; „entschuldigen Sie meine Unverschämtheit, Ihnen so fremd in Hof und Haus zu brechen. Aber wenn man ein paar Jahrzehnte lang — ich hätte beinahe gesagt, Jahrhunderte — sich gewöhnt hat, einzukehren, wo nur einmal Rauch von einem Ding, das einem Herd von Weitem ähnlich sieht, aufsteigt, da wird man dreist und vergißt, daß man sich wieder unter civilisirten Menschen aufhält."

In der That ließ auch die letzte, etwas längere Aeußerung des Sprechers in leichter Weise da und dort bei einem Wort ein wenig fremdartige Betonung anklingen, wie langjähriger Aufenthalt in Ländern anderer Zunge und Entwöhnung von der eigenen Sprache sie allmälig dem Redenden unbewußt einschleichen lassen.

„So? Viel gereist, Herr Neuland?" versetzte Kyritz und sah seinen Gast mit einer gewissen Achtung an. „Ich habe nur einmal einen Sprung gemacht, von einer Scholle zur andern, und hoffe, auf dieser sitzen zu bleiben, bis sie mich mit der letzten Extrapost unter den Thurm drüben nach Ellernbrook holen, wenn nicht — ich meine, wenn die verdammten Schweine nicht meinen Hafer und mich dazu noch bei lebendigem Leib auffressen!"

Die letzte Satzergänzung war offenbar nicht die ursprünglich beabsichtigte, aber eine eben so wohlberechtigte wie der plötzliche Steinwurf, mit dem der Pächter zwischen eine Anzahl der genannten Rüsselthiere fuhr, die, eine momentane Augen- oder sonstige Sinnesschwäche ihres barfüßigen Treibers benützend, im Vorbeikollern nach einem geöffneten Hafersack schnupperten.

„Dir komm' ich heut Abend an die Ohren, Mathis," fügte Jakob Kyritz mit verheißungsvoll deutendem Finger gegen den Unbeschuhten und Unbestrumpften hinzu, „nur immer klare Abrechnung!" Das Letzte galt halb dem von diesem Grundsatz sichtlich wenig erbauten, doch von der Nachhaltigkeit desselben voll überzeugten halbwüchsigen Burschen, halb dem Gaste, dem er sich gleichmüthig nach diesen kleinen Zwischenvorfällen wieder zuwandte: „Waren in Afrika, Amerika, Asien oder Australien, Herr Neuland? Darf ich bitten, der Tisch ist gedeckt. Wir sind Bauersleute und essen, wenn die Sonne Mittag macht. Du kannst die Weinflasche vom Sonntag holen, Elsabe. Das ist meine Tochter."

Sie waren um die Ecke des einstöckigen Hofgebäudes gebogen und ein in jeder Hinsicht für das Auge und den Appetit anziehendes Bild bot sich Neuland zur Schau. Unter einer großen Kastanie stand ein sauber, wenn auch sehr einfach gedeckter Mittagstisch und daneben ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen in knappem Sammetmieder und eigen gewebtem dunklem Rock, auf den zwei lange hellblonde Zöpfe herunterfielen. Frisch, hübsch und adrett auf den kleinen Füßen, hantirte sie am Tisch, drehte sich um, sah verwundert dem fremden Ankömmling mit zwei kornblumenblauen Augen in's Gesicht und machte, leicht roth werdend, eine zwischen Knix und Verbeugung die Mitte haltende, etwas ungelenke Bewegung. Doch ihr Vater hielt diese, noch ehe sie recht zu Ende gekommen, an:

„Knickebeinst Du wieder? Gib dem Herrn ohne Hokuspokus die Hand, Du bist kein Fräulein, sondern 'ne Landdirn. Und Teller, Messer und Gabel für ihn, er ißt mit uns. Verstehen sich selbst vielleicht auf Landwirthschaft, Herr Neuland? Meine Frau."

Elsabe hatte, dem Gebot des Vaters gehorchend, dem Gaste freundlich die Hand gereicht und war fortgesprungen; an ihre Stelle trat vom Hause her die Mutter, eine einfache, schon ältlichere Frau mit verarbeiteten Händen, die sich fast wortlos verhielt und, dem Behaben nach, etwa als die Tochter eines vermöglichen Hufners, Müllers oder sonstigen Landgewerbeinhabers unter dem, wenigstens im Allgemeinen bewanderten Bildungsgrad ihres Mannes stand. Das Mädchen kam mit einer angebrochenen Rothweinflasche zurück, einige Knechte und Mägde nahmen in schweigendem Respekt am untern Ende des Tisches Platz, und die äußerst schlichte, doch ebenso kräftig-nahrhafte Mahlzeit begann. Der Hausherr und der Gast allein hatten Gläser erhalten; der Erstere schlürfte ab und zu aus dem seinigen in kleinen Zügen, aber mit unverkennbarem Behagen; man sah, daß er sich diesen Luxusgenuß selten verstattete. Neuland aß mit vortrefflichem Appetit und nahm dazwischen eine Frage seines Wirthes auf. Allerdings interessire er sich für Landwirthschaft, habe dieß überall gethan, wohin er gekommen, und sich hier bei der Annäherung sogleich über die außerordentliche Sauberkeit, Ordnung und musterhafte Instandhaltung aller Dinge gefreut.

„'s ist mein Vortheil, Herr Neuland, und nichts Rühmenswerthes dran, wenn man für sich selbst sorgt," entgegnete Kyritz, doch hörbar durch die lobende Anerkennung für den Spender derselben noch mehr eingenommen. Er ward gesprächiger und antwortete auf eine weitere Frage des Gastes, weßhalb er nicht das eigentliche Herrenhaus des Gutes bewohne, das Jener von der Höhe aus drüben im Park gewahrt:

„'s würd' nicht für mich passen, Herr, ich bin ein simpler Pächter und tracht' nicht über das, was mir zukommt, hinaus. Leer steht's sonst, und das gnädige Fräulein würd' nichts dawider haben und vermuthlich die Herren vom Gericht auch nicht. Aber was sollt' ich mit meiner Familie im Schloß? Die Elsabe ist mir so schon von der Gnädigen mit vornehmem Firlefanz angesteckt. Von hier aus kann ich meine Wirthschaft besser übersehen, und gemüthlicher ist's für meine Bauernkommodität auch, als zwischen den alten Tapeten und Ahnenbildern drüben. Würden kuriose Gesichter schneiden in ihren Rahmen, glaube ich, die Freiherrlichen und Freifräulichen, wenn Jakob Kyritz sich mit Frau, Kind und Gesind in ihre Gesellschaft hineinsetzte."

Er lachte dazu mit einem selbstsichern Gleichmuth, der deutlich besagte, daß ihm an der genannten hochgeborenen Gesellschaft ebensowenig gelegen sei. Robert Neuland griff auf ein auffälliges und unverständliches Wort der letzten Aeußerung zurück und frug:

„Herren vom Gericht? Steht das Gut etwa unter Sequester?"

„Wenn Sie darnach fragen und es Sie interessirt" — Jakob Kyritz schlürfte den Rest seines Glases, füllte dasjenige seines Gastes auf, zögerte einen Moment und schüttete sich dann auch das seinige nochmals voll — „die Sache ist ziemlich lang, auch vor meiner Zeit, denn ich bin erst seit sechzehn Jahren hier auf der Pacht und weiß drum, was vorher gewesen, nur vom Hörensagen. Das Gut — es ist eins der reichsten und größten weit herum — gehörte seit Jahrhunderten Denen von Malchow, bis vor ungefähr dreißig Jahren der letzte Baron von Malchow drüben im Schloß gestorben ist und nur eine Tochter, unser jetziges gnädiges Fräulein, Hertha von Malchow, hinterlassen hat. Ich weiß nicht, ob etwas dran ist, was die Leute sagen, und was da vorgefallen ist, bekümmere mich auch nicht drum. Die meisten Menschen haben von heut auf morgen ein so schlechtes Gedächtniß, daß es mir nach dreißig Jahren keinen Sechser mehr werth scheint. Also, kurz ehe der alte Baron starb, der von der ganzen vornehmen Sippe im Lande der Vornehmste und Hochmüthigste gewesen, soll das gnädige Fräulein eine — na, Liebschaft nennt man's in unserem Stand, und das wird sich da wohl gleich bleiben — mit irgend einem jungen Mannsbild gehabt haben, von dem der Vater nichts wissen wollte. Sie verstehen, in aller Schicklichkeit, nur so den Anfang von einem Verhältniß — aber, wie's heißt, hat es keinen Fortgang genommen, denn der junge Mann sei plötzlich verschwunden in den aufgeregten Jahren noch von dem Franzosenkrieg, der über's Land gegangen, sei auch nie wiedergekommen, und das gnädige Fräulein darnach in den Zustand, in welchem sie noch bis zum heutigen Tag — Ihr Wohl, Herr Neuland, es freut mich, Sie auf meinem Hof bei mir zu sehen!"

Der Gast hatte die Hand nach seinem Glas gestreckt, und Kyritz benützte den Anlaß, das seinige ebenfalls zu ergreifen und die Gesundheit seines Besuchs auszubringen. Ein Sekunde lang blickte Robert Neuland ihn an, als ob er die Absicht desselben nicht begreife, und ein solcher Brauch ihm während seiner Abwesenheit aus deutschen Landen ebenfalls fremd geworden sei, dann stieß er rasch gegen das Glas seines Wirthes:

„Auch auf Ihr Wohl und meinen Dank für Ihre freundliche Aufnahme, Herr Kyritz!" und er trank mit vollem Zug den Inhalt seines Glases zur Neige leer. Der Pächter folgte dem Beispiel, bediente schneller als zuvor den Gast wieder mit der Flasche, theilte sich den kargen Rest derselben zu und sagte, behaglich gestimmt:

„Ein guter Trunk ist eine Gottesgabe. In Deinem Buch von der Gnädigen, Elsabe, steht, daß ein deutscher Mann keine Franzen leiden mag, doch ihren Wein gern trinkt. Da ist der Schlüssel, Mädchen, Du kannst uns noch eine Bouteille — meinen Sie nicht auch, Herr Neuland? Wir sind zwei deutsche Männer, die etwas vertragen können, oder sind Sie auf Ihren Reisen an ein besseres Getränk gewöhnt?"

Großmutterſegen. Gemalde von Jakob Grunenwald. (Kopie der Stahlſtichpramie dieſes Jahrgangs.) (S. 16.)

Amors Krieg in der Stadt. Originalzeichnungen von K. Kögler.

Beginnender Konflikt.

Kriegserklärung.

Mobilmachung.

Erstes Rencontre.

Hitziges Engagement.

Plötzlicher Ueberfall.

Gefangennahme.

Kriegskostenentschädigung.

Friede.

Jakob Kyritz' munteres Lachen über diesen Einfall besagte, daß derselbe wenig Glaubwürdigkeit für ihn besitze. Die Mahlzeit war beendet, Knechte und Mägde standen mit patriarchalischem Dank für das Genossene auf, auch die Hausfrau ging. Elsabe brachte mit verwundertem Blick aus den Kornblumenaugen die bestellte zweite Flasche, staubig und spinnwebüberzogen, entfernte sich, blieb jedoch mit einer Beschäftigung, die ihr plötzlich nothwendig erschien, in Hörweite des Tisches. Durch Kyritz' Frage hatte das Gespräch der beiden Männer sich auf die Reisen Neuland's gewandt, und ergab in der Kürze, daß Dieser in der That fast alle von dem Pächter einmal vorher aufgezählte Welttheile besucht habe. In scheinbar anspruchlosester Einfachheit, die dem feineren Ohr jedoch hervorragende geistige Bedeutung verrathen hätte, erzählte und verknüpfte er der gespannten Aufmerksamkeit des Hörers mancherlei sonderliche Erlebnisse seiner Wanderzüge, reihte knappe, fesselnde Schilderungen von Land und Leuten daran und ließ Kyritz immer häufiger in vergnüglichster Behaglichkeit am Rande seines Glases schlürfen. Nun war er nach Deutschland zurückgekommen, doch die alte Wanderlust duldete ihn nicht in städtisch engen Straßen, sondern trieb ihn in's Freie hinaus, an die See, die er an so vielen Erdküsten aller Himmelsstriche begrüßt, durch Feld und Wald, und so saß er augenblicklich hier am Tische seines liebenswürdigen Wirthes auf Gut Malchow, an den er sich in so aufdringlicher Weise selbst geladen. Aber er hoffte Gelegenheit zu finden, sich noch einmal dankbar dafür zu erweisen, denn da er vor Allem nach frischer Land- und Seeluft trachte, sei es nicht unmöglich, daß er für einige Zeit irgendwo in der Gegend hängen bleibe und solchen Falles sicher eines Tages abermals bei seinem heutigen Wohlthäter vorsprechen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Album.

Von

Max Ring.

I.

Fürst Felix Lichnowsky.

Mein Album ist kein modernes Prachtstück, in kostbares Juchtenleder gebunden, mit silbernen Beschlägen geziert und mit eleganten Photographieen angefüllt, sondern ein altmodisches Stammbuch, lose Blätter, vergilbte Handschriften, verblaßte Bleistiftskizzen, unscheinbare Lithographieen von Menschen und Gegenden, dazwischen einige vertrocknete Blumen und Epheu — von Gräbern; das Ganze ungeordnet, bunt an einander gereiht, aber mir werth und theuer, da es mich an die schönsten Stunden und an die bedeutendsten Erscheinungen in meinem Leben erinnert.

Manches dieser Bilder hat ein mehr als persönliches Interesse und gehört der Zeitgeschichte an. Unter den zahlreichen Porträts finden sich Männer und Frauen, die eine hervorragende Stellung in der Politik, in der Kunst und Literatur einnahmen, Staatsmänner, Dichter, Schriftsteller, Maler und Musiker. Die Meisten sind todt, Viele vergessen und nur Wenige von ihnen leben noch im Gedächtniß der undankbaren Nachwelt.

Gleich das erste Blatt, das ich jetzt aufschlage, zeigt mir die Züge eines bekannten Mannes, der trotz seiner Jugend sowohl durch sein bewegtes Leben wie durch seinen tragischen Tod das höchste Aufsehen bei seinen Zeitgenossen erregte.

Fürst Felix Lichnowsky war gewissermaßen mein Landsmann und nächster Nachbar, weßhalb ich mich von Jugend auf für seine geniale Persönlichkeit lebhaft interessirte, obgleich ich nur flüchtig und vorübergehend mit ihm in Berührung kam. — Mein Geburtsstädtchen Zauditz an der österreichischen Grenze war nur einige tausend Schritte von den fürstlichen Gütern entfernt. Oft wanderte ich mit meinen älteren Geschwistern über den kleinen Berg nach dem Wäldchen, um dort Erdbeeren und Haselnüsse zu pflücken. Gewöhnlich kehrten wir in der fürstlichen Meierei Rohow ein, wo wir uns an der köstlichen Milch erfrischten.

Das Familienschloß der Lichnowsky lag in der Nähe von Troppau, hoch über dem österreichischen Städtchen Grätz und wurde zuweilen von uns besucht, da mein Vater mit dem alten Fürsten in Geschäftsverbindung stand und mit sämmtlichen Beamten bekannt war. — Diesem Umstande verdankte ich es auch, daß der freundliche Kastellan uns während der Abwesenheit der Herrschaften die verschlossenen Zimmer und Säle öffnete.

Das Schloß selbst, ein ehemaliger Besitz der Templer, stand auf einem hohen Hügel, von einem prächtigen alten Park umgeben und bot eine herrliche Aussicht auf die blauen Karpathen. Die innere Einrichtung im Rokokostyl verrieth den feinen Geschmack und den künstlerischen Sinn, wodurch sich die „merkwürdige" Familie von jeher auszeichnete. Ganz besonders imponirte mir der Sommerpavillon, den der damals abwesende junge Fürst bewohnte. Wie ich mich erinnere, waren die Wände und sämmtliche Möbel, Stühle und Divane mit einem weißen, feinen Stoff drapirt, von dem sich das frische Grün der exotischen Blattpflanzen, Myrten, Lorbeer und Palmen, malerisch abhob. Aus den zierlichen Boskets stiegen Abgüsse der schönsten antiken Statuen empor — der Apoll von Belvedere, die Venus von Melos und die Mutter der Niobiden. Halb wie ein griechischer Göttertempel, halb wie das Boudoir einer koketten Salondame, machte der Pavillon auf mich einen originellen, poetischen Eindruck und schien mir charakteristisch für seinen Eigenthümer.

Mehr noch als das schöne, stattliche Schloß interessirten mich die Bewohner, über deren Leben und Treiben mich der alte Kastellan unterrichtete, während er mir ihre Bilder zeigte. Nach seinen Mittheilungen stammte die Familie Lichnowsky, ungeachtet ihres slavischen Namens, aus Gransee in Hochburgund. — Der Urgroßvater des Fürsten Felix machte als Gouverneur der österreichischen Küstenländer Maria Theresia zuerst auf die Bedeutung von Triest aufmerksam und erwarb sich große Verdienste durch den Bau des Hafens, dem die Stadt ihren späteren Wohlstand verdankte. Mit der Kaiserin entzweit, wendete er sich an Preußen, wo die Familie bedeutende Güter besaß. Friedrich der Große nahm ihn freundlich auf und erhob ihn in den Fürstenstand.

Sein Sohn Karl war zugleich mit beiden Höfen befreundet und ebenso beliebt bei der Kaiserin von Oesterreich als bei der Königin Luise von Preußen, weßhalb er häufig zu wichtigen, geheimen Missionen benützt wurde. Einen höheren und unvergänglichen Ruf erwarb er sich in der Kunstgeschichte als Freund und Beschützer Beethoven's, der längere Zeit auf dem Grätzer Schlosse lebte und hier in trüben Tagen ein sicheres Asyl fand.

Auf meine Fragen nach dem berühmten Komponisten eröffnete mir der würdige Kastellan, der ihn persönlich gekannt, im Vertrauen, daß der „Herr van Beethoven" ein wunderlicher Heiliger gewesen sei. Er kam und ging, wie es ihm beliebte, ohne sich um die Hausordnung und die festgesetzten Mahlzeiten zu kümmern. In Sturm und Regen, wenn es donnerte und blitzte, irrte er mit bloßem Kopf, den Hut in der Hand, in dem alten Park umher, weßhalb ihn die Diener für „etwas närrisch" hielten.

Charakteristisch war der Grund, aus dem Beethoven plötzlich seinen fürstlichen Freund verlassen haben soll. Nach meinem Gewährsmann, für den ich jedoch keine Bürgschaft übernehmen kann, trug sich die interessante Geschichte folgendermaßen zu: Während Beethoven nach der Schlacht bei Austerlitz auf dem Grätzer Schlosse verweilte, erhielt der Fürst den Besuch eines in dem nahen Troppau einquartierten französischen Generals, der ebenfalls ein großer Musikfreund war. Dieser äußerte den Wunsch, den berühmten Komponisten kennen zu lernen und von ihm eine jener genialen Improvisationen auf dem Klavier zu hören, womit der Meister seine Zuhörer entzückte, wenn er bei guter Laune war.

Seinem Gast zu Ehren beabsichtigte Fürst Karl, ein Konzert seiner Hauskapelle zu veranstalten, worin auch Beethoven zum Schluß auftreten sollte. Der freisinnige, patriotische Komponist, der bekanntlich Napoleon dessen Verrath an der Freiheit nicht verzeihen konnte, weigerte sich, vor einem Franzosen, vor den Feinden des Vaterlandes zu spielen, trotzdem der fürstliche Freund es nicht an Vorstellungen und Bitten fehlen ließ. Dennoch gab Dieser nicht die Hoffnung auf, daß sich der eigensinnige Sonderling noch in der letzten Stunde bewegen lassen würde, seinen Wunsch zu erfüllen, und erließ daher die Einladungen zu dem Konzert.

Der Abend kam heran; die fremden Gäste, der französische General mit seiner Suite und der dazu geladene Adel aus der Nachbarschaft erschienen. Alles war bereit, die Kapelle versammelt, die Musiker an ihren Pulten — nur Beethoven ließ sich nicht blicken. Der Fürst, der dem Sonderling eine solche Festigkeit nicht zutraute, schickte seine Diener ab, um ihn zu suchen.

Es war eine kalte, stürmische Dezembernacht, wo kein Mensch gern seine Wohnung verläßt, aber Beethoven war nirgends zu finden. Fluchend durchsuchten die Diener das ganze Schloß, selbst den winterlichen Park, in dem er auch beim schlechtesten Wetter herumzustreifen liebte, ohne den Vermißten zu entdecken. Beethoven war und blieb verschwunden.

Um der Versuchung aus dem Wege zu gehen, hatte er heimlich in der Dunkelheit das Schloß verlassen und war in Sturm und Schnee zu Fuß nach der nächsten Stadt gewandert, wo er halb erstarrt vor Frost ankam. Am nächsten Tag erhielt der Fürst einen Brief von ihm, worin er ihm die Gründe seiner Flucht mittheilte. — Erst nach langen Jahren versöhnte sich Beethoven mit seinem erzürnten Freund und Gönner. —

Auch der damals bei meinem Besuch noch lebende Fürst Eduard Maria Lichnowsky, der Vater des genialen Felix, zeichnete sich durch seine hohe Bildung aus. Er war Verfasser einer unvollendeten „Geschichte des Hauses Habsburg" und mehrerer poetischer Trauerspiele. Mit Metternich durch seine Frau, einer ungarischen Gräfin Zichy, verwandt, war er der vertraute Freund des österreichischen Staatskanzlers, aber wegen einer jugendlichen Unbesonnenheit in Ungnade bei dem pedantischen Kaiser Franz gefallen.

Unter den zahlreichen Familienporträts sah ich das Bild einer früh verstorbenen Tochter Metternich's, eine wunderbare Schönheit mit ätherischem Gesicht und schwärmerischen blauen Augen. Wie uns der alte Kastellan diskret andeutete, soll sie an gebrochenem Herzen gestorben sein. Der damalige Erzherzog und spätere Kaiser Ferdinand liebte die schöne Metternich, aber ihr eigener Vater trennte die Liebenden und opferte seiner hohen Stellung oder seiner Loyalität die arme Tochter, welche bald darauf, wie es hieß, an der Schwindsucht zu Grunde ging.

Fürst Felix Lichnowsky wurde am 5. April 1814 in Grätz geboren und erhielt eine seinem Stande gemäße sorgfältige Erziehung unter der Leitung seines wissenschaftlich gebildeten Vaters und seiner geistreichen Mutter. Getreu den Traditionen und der eigenthümlichen Doppelstellung seines Hauses trat er, nachdem er seine Studien in Oesterreich beendet, als Volontär in ein preußisches Husarenregiment. — In der kleinen oberschlesischen Garnisonsstadt Neustadt lernte er in vollstem Maße die Langeweile des Soldatenlebens im Frieden kennen. Um sich zu zerstreuen, machte der zwanzigjährige, feurige Kavalier die tollsten Streiche, welche ihm schnell den Ruf eines vollendeten Roué verschafften und ihn in mancherlei unangenehme Konflikte verwickelten. Schön, liebenswürdig und geistvoll, wurde er der Liebling der Frauen und der Schrecken der Männer.

Die ihm angeborene Lust an romantischen Abenteuern und auch die zerrütteten Vermögensverhältnisse seines tief verschuldeten Vaters führten ihn im Jahr 1837 nach Spanien, wo er als Vertheidiger der Legitimität dem Prätendenten Don Carlos seine Dienste anbot. Mit offenen Armen aufgenommen, wurde Lichnowsky sogleich zum Brigadegeneral und Generaladjutanten des Infanten Sebastian ernannt. Als solcher focht er in den Schlachten von Huesca, Barbastro und Herrera mit und rückte über den Ebro durch Kastilien bis an die Thore von Madrid.

Hier wendete sich bekanntlich das Glück der legitimistischen Waffen und der ritterliche Fürst theilte das Geschick des Prätendenten, der ihn nach seiner Niederlage zu verschiedenen fruchtlosen Missionen im Auslande verwendete. Ohne den gewünschten Erfolg erreicht zu haben, kehrte Lichnowsky nach Spanien zurück, neue Befehle von Don Carlos erwartend. Da diese ausblieben, begab er sich, von Thatendurst verzehrt, nach Katalonien, um sich an der gewagten Expedition des von ihm leidenschaftlich verehrten Grafen d'Espagna zu betheiligen. Eine im Treffen erhaltene Wunde nöthigte ihn jedoch, sich nach Paris zurückzuziehen, wo er den Winter 1839 verlebte und in den Kreisen der legitimen Aristokratie manche interessante Bekanntschaft mit hervorragenden Männern und schönen Frauen anknüpfte.

Nachdem seine spanischen Luftschlösser zerstört waren, suchte Lichnowsky nach neuen Abenteuern. Einen Augenblick dachte er ernstlich daran, in Begleitung seines damaligen Adjutanten, des Hauptmanns Keltsch, nach Persien zu ziehen und in die Dienste des Schah zu treten. Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. eröffnete ihm jedoch nähere Aussichten und führte ihn zunächst nach Berlin, wo er der Huldigung beiwohnte.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat sah ich den damals sechsundzwanzigjährigen Fürsten zum ersten Mal in dem Hause meines Vaters, mit dem er eine geschäftliche Unterredung wegen eines Holzkaufs hatte. Trotz meiner Vorurtheile war ich, wie Alle, die den Fürsten kannten, entzückt von seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit und anmuthigen Schönheit.

Vor meinen Blicken stand eine jugendliche, elegante Gestalt, schlank gewachsen, weniger kräftig als elastisch, mit einem gebräunten, interessanten Gesicht, leicht gelockten, dunkelbraunen Haaren, feurigen, von langen Wimpern beschatteten Augen, sinnlich frischen Lippen, die ein schwarzes, kokettes Bärtchen zierte. Sein Aussehen und sein Wesen hatte etwas Südliches, mehr Romanisches und Slavisches als Deutsches, und verrieth unwillkürlich die seltsame Mischung seines aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzten Blutes, französischen Esprit, polnischen Leichtsinn und ungarische Glut, wozu noch die ihm angeborene Grazie und Liebenswürdigkeit kam.

In seiner ganzen Erscheinung lag etwas wirklich Bestrickendes, fast kindlich Naives, das mit seinen vielen Fehlern, mit seiner maßlosen Eitelkeit, seiner unmännlichen Koketterie, seiner Unzuverlässigkeit und politischen Zweideutigkeit versöhnen konnte. Sobald man ihn sah und sprechen hörte, begriff man auch, daß die Frauen für ihn schwärmten und die Männer ihm nicht trauten, daß er dazu geschaffen schien, ebenso geliebt als gehaßt zu werden.

Der Fürst fuhr damals, wie er unaufgefordert meinem Vater erzählte, nach dem nahen Woinowitz, um sich von dem dort wohnenden Professor Kuh, einem hochgeachteten Arzt und Meister vom Stuhl, in die Freimaurerloge aufnehmen zu lassen, was ihn jedoch nicht abhielt, später mit dem Ultramontanismus zu liebäugeln und für seinen Glaubenseifer aus den Händen des ihm wohlgesinnten Papstes das Großkreuz des St. Gregoriusordens zu empfangen. Im Laufe des Gesprächs klagte er über die zerrütteten Vermögensverhältnisse seiner Familie, indem er scherzend hinzufügte: „Unser Unglück ist allein, daß wir nur eine Lumperei von anderthalb Millionen schuldig sind. Wenn es drei Millionen wären, dann würde es im Interesse der Gläubiger liegen, mit uns ein Arrangement zu treffen und für uns zu sorgen. Alles Halbe ist mir verhaßt und deßhalb hoffe ich, es mit der Zeit auf drei Millionen zu bringen."

Wahrscheinlich war es diese Geldmisère, welche den Fürsten nach kurzem Verweilen in der Heimat wieder nach Brüssel und Paris führte, wo er den Winter 1840/41 zubrachte und seine „Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839" schrieb. Das Buch gab die Veranlassung zu einem Duell mit dem General Montenegro, wobei Lichnowsky einen Schuß in den Leib erhielt und seinen Gegner am Arm verwundete. Sobald er genesen war, ging er als „friedlicher Tourist" nach Portugal. Auf dem Rückwege hatte er ein unangenehmes Abenteuer mit einem Schiffskapitän wegen einer Waffensendung, welche dieser dem Feinde ausgeliefert hatte. Nur mit Mühe erlangte er seine Freiheit, worauf er nach Grätz eilte und seine Reiseerlebnisse unter dem Titel: „Portugal, Erinnerungen aus dem Jahre 1842", veröffentlichte. —

Unterdessen hatte der alte Fürst mit Hülfe einiger belgischer Kapitalisten ein Arrangement mit seinen Gläubigern getroffen und die Verwaltung seiner Güter einem Herrn Lejeune übergeben. Noch günstiger gestalteten sich die Verhältnisse, als Lichnowsky durch die Freundschaft einer hochgestellten, großherzigen Dame in den Stand gesetzt wurde, den Vertrag mit der Gesellschaft aufzulösen und selbst die Güter zu übernehmen, nachdem sich sein Vater zurückgezogen und auf das preußische Majorat verzichtet hatte.

Jetzt begann ein neues Leben für ihn. Er widmete sich mit Eifer und Erfolg den öffentlichen Angelegenheiten und wurde Präsident der koseler Wilhelmsbahn, Landesältester, Deputirter und Mitglied der Herrenkurie des ersten vereinigten Landtags, auf dem er sich bald als glänzender Redner auszeichnete. Sein Talent wurde bewundert, selbst von seinen Gegnern anerkannt, wenn er auch auf der Tribüne seine maßlose Eitelkeit nicht verleugnen konnte.

„Lichnowsky," schrieb damals ein geistvoller, aber strenger Kritiker, „ist der Mann des Scheins. Er ist der Schauspieler auf dem Landtage. Ob man diesen Künstler wohl wieder erkennt, wenn er heute die Rolle des Helden, morgen die des Gelehrten und übermorgen die des Diplomaten spielt! Werdet ihr ihm eure Bewunderung versagen, wenn er in gleicher Gewandtheit sich in die eine wie in die andere Situation zu finden weiß, wenn ihm heut die Boina so schön und morgen der bürgerliche Leibrock noch schöner steht? Sagt, werdet ihr ruhig die Hände in den Schooß legen, wenn er endlich sein Plaudite ruft? — Wahrlich, ein schöner Mann, und wie dem vollen, jugendlichen Antlitz der schwarze Bart auf Kinn und Oberlippe so gut steht! Der Rednerstuhl wird zur Bühne; ihr mögt wollen oder nicht – er hat geredet und ein Sturm von Bravos begleitet den Mimen auf seinen Platz zurück."

Ueber die Art seiner Beredsamkeit urtheilte derselbe Kritiker folgendermaßen: „Auch seine Beredsamkeit ist die Beredsamkeit des Scheins. Glatt, glänzend, elegant, geschmackvoll wie die neuesten Moden und deßhalb gelegentlich — abgeschmackt. Der Fürst besitzt unverkennbar ein großes Formtalent; er spricht fast alle neueren Sprachen, sie kleiden ihn so gut, wie ihn fremde Trachten kleiden. Er weiß auch die Muttersprache so behend, so zierlich zu brauchen, und den ausländischen Anstrich, den er ihr gibt, wird der Hofmann zu schätzen und der Romantiker zu bewundern wissen, der sich an der Schärpe erfreut, mit der der Vielgereiste dem prosaischen Anzug unseres Nordens eine südliche Färbung leiht. So ist die Sprache des Fürsten schillernd wie die Federn des Kolibri und der bunte Staub auf den Flügeln des Schmetterlings."

Ueber den Charakter des Fürsten fügte der scharfe Beurtheiler desselben noch hinzu: „Von allen Eiteln ist er der Eitelste. Seine Eitelkeit ist so groß, daß sie naiv wird, die Naivität dieser Eitelkeit macht sie reizend und liebenswürdig. Fürst Lichnowsky ist im Stande, stundenlang von sich zu sprechen, und sein letztes Wort wird die Versicherung sein, daß er niemals von sich spreche. ‚Ich habe,' sagt er einmal in der Herrenkurie, ‚ich habe selbst die Ehre, gewählt zu sein, bin also der Ueberzeugung, daß überall die Würdigsten gewählt werden.' Die hohe Kurie lacht, der Redner lacht mit, und man gesteht sich, daß der Fürst sehr eitel und daß er liebenswürdiger als eitel ist. Ja, er ist liebenswürdig, nicht wie Männer sind, sondern liebenswürdig wie ein schöner Knabe. Weibern gegenüber muß der Fürst unwiderstehlich sein — schade, daß ein Parlament und eine galante Frau zwei verschiedene Dinge sind." —

In der That wechselten in dem Leben Lichnowsky's mit seinen parlamentarischen Triumphen eine Reihe pikanter Abenteuer, welche die Chronique scandaleuse noch vergrößerte und ausschmückte. Außer von seinem Verhältniß zu seiner hohen Gönnerin und Freundin sprach man von einer heimlichen Vermählung mit einer schönen Holländerin unter falschem Namen und unter höchst seltsamen, zweideutigen Umständen, die jedoch durchaus nicht dem trotz aller Verirrungen ritterlichen Wesen des Fürsten entsprachen. Eine reizende Episode aus dem Liebesleben des Fürsten gibt sein politischer Gegner Moritz Hartmann in den „Erzählungen meiner Freunde", voll Anerkennung für den liebenswürdigen, diskreten und galanten Fürsten. —

Ich selbst kam noch einige Male in flüchtige Berührung mit Lichnowsky. Auf einer Reise traf ich ihn im Bahnhof zu Kandrzin in Oberschlesien zusammen mit Liszt, der, wie einst Beethoven, in dem Lichnowsky'schen Hause als Gast verweilte und, wie Heine malitiös sagt, sich ein Vergnügen daraus machte, junge, talentvolle Fürsten zu protegiren. — Die Gegenwart des Fürsten und des berühmten Virtuosen hatte ein zahlreiches und elegantes Publikum aus der ganzen Umgegend herbeigeführt, das begierig war, Liszt zu sehen und noch mehr, den genialen Klavierspieler zu hören.

Auf die Bitten der Damen ließ sich Liszt bewegen, ein Konzert auf dem nichts weniger als brillanten Instrumente des Bahnhofsrestauranten zu improvisiren. Der Güte des Fürsten, der mich sogleich wieder erkannte und freundlich begrüßte, verdankte ich den hohen musikalischen Genuß, den der Künstler dem auserlesenen Kreise seiner Zuhörer gewährte. Fast noch mehr interessirte mich der Anblick dieser beiden genialen Männer, von denen sich schwer sagen ließ, welcher von ihnen damals schöner und liebenswürdiger war.

Zum letzten Mal sah ich den Fürsten auf einer glänzenden, von ihm arrangirten Jagdpartie. Im eleganten englischen Reitfrack, hoch zu Roß, kurbettirte er neben der Equipage seiner hohen Freundin, strahlend von Freude und Lust, stolz auf seine Triumphe, im Vollgefühl des Glücks, bewundert, geliebt und — beneidet. — Bald darauf wurde er von dem Wahlkreis Ratibor, wo seine Güter zum größten Theil lagen, zum Mitglied der ersten deutschen Nationalversammlung in Frankfurt am Main gewählt.

Wenige Monate später las ich in der Zeitung sein tragisches Ende durch verruchte Mörderhände. Der elegante Kavalier, der liebenswürdige, geniale Fürst war mit dem edlen Auerswald als Opfer einer gemeinen Pöbelrotte gefallen. Durch einen unglücklichen Zufall wurde er in dem ärmlichen Keller entdeckt, in den er sich vor der Wuth der Kanibalen geflüchtet hatte. Verhöhnt, beschimpft, nach undenklichen Martern schoß ihn ein elender Bube nieder. So endete Fürst Lichnowsky wie ein glänzendes, nur zu schnell verschwundenes Meteor, trotz seiner Schwächen und Verirrungen betrauert von seinen Freunden und von seinen Feinden. —

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

Zweite Serie.

I.

Städtische Centralheizungen.

Auf keinem Gebiete des Lebens findet sich der Schlendrian einer tausendjährigen Gewohnheit so dicht neben dem verfeinertsten Fortschritt, den wir den neuesten Erfindungen der Technologie verdanken, als auf dem Gebiete der Heizeinrichtungen. Denn während in Skandinavien und in Norddeutschland bereits seit mehr als einem halben Jahrhundert vortreffliche Sparöfen eingeführt sind und im nördlichen Rußland schon seit langer Zeit die ganzen Häuser mittelst Centralheizungen erwärmt werden, während man längst in diesen Ländern und neuerdings auch in Süddeutschland und Oesterreich-Ungarn die Porzellanöfen trefflich auf Steinkohlen eingerichtet hat, sind in der Schweiz fast allenthalben noch die holzverwüstenden Kachelöfen des Mittelalters im Gebrauch, und in Frankreich und Italien bemüht man sich im Winter noch immer vergebens, mittelst förmlicher Scheiterhaufen in den alten Kaminen die Kälte vom Leibe abzuhalten, und es kann vielleicht noch Generationen oder Jahrhunderte dauern, bis die prachtvollen Sparöfen, welche in Berlin, Wien und anderen Städten Nord- und Mitteleuropas eingeführt sind, sowie die Centralheizungen, welche sich jetzt auch in den großen Hotels Europas und Amerikas Bahn brechen, bis in den Süden Europas vorgedrungen sein werden, bis einerseits der grauenhaften Holzverwüstung dieser Länder ein Ende gemacht und andererseits ihre Bevölkerung vor winterlichem Frostschütteln am Kamin- oder Kohlenfeuer befreit werden wird.

Unter den Centralheizungen, welche bis jetzt in den Gasthöfen und Badeanstalten, in den Fabriken und Schlössern eingeführt sind, unterscheidet man in der Hauptsache zweierlei Gattungen: die Luft- und die Dampfheizung. Die Dampfheizung hat den Nachtheil, daß sie die Luft der Gemächer zu stark austrocknet, so daß brustschwache Personen Unbehagen und zuletzt eine Schädigung ihrer Gesundheit dadurch empfinden. Diesem Uebelstand kann indessen leicht durch Vorkehrungen abgeholfen werden, indem man in, an den Heizungsobjekten der einzelnen Räume angebrachten Gefäßen eine angemessene Quantität Wasser verdampfen läßt, durch welches die Luft die erforderliche Feuchtigkeit zurückerhält. Als der Gesundheit noch zuträglicher hat sich diejenige Luftheizung bewährt, bei welcher die durch die Centralheizung erwärmte Luftschichte, bevor sie in die Gemächer eintritt, über einen Wasserbehälter streicht und sich dadurch mit Wasseratomen sättigt. Außer der gesundheitsschädlichen Austrocknung, welcher in der obengenannten Weise leicht abzuhelfen ist, wird bei den Centralheizungen häufig auch über zu große Hitze geklagt, andererseits aber auch wieder über ungenügende Erwärmung, so daß ich in, mit Centralheizung versehenen Häusern auch schon die Beobachtung gemacht habe, daß Oefen eingesetzt und in, von besonders empfindlichen Personen bewohnten Räumen bei sehr kalter Witterung zur Verstärkung der allgemeinen Heizung in Gang gesetzt wurden. Diese entgegengesetzten Uebelstände fallen aber eigentlich nicht der Centralheizung zur Last, sondern sie folgen aus irrationeller Bedienung des Apparates, eine Erscheinung, welche bei neuen Einrichtungen in der ersten Zeit regelmäßig vorzukommen pflegt, da es schwierig ist, das Bedienungspersonal zu der erforderlichen Umsicht anzuhalten und die Hausherren selbst es oft versäumen, die nöthige Sachkenntniß sich anzueignen. Deßhalb wird häufig nicht das richtige Maß der Temperatur bei der Centralheizung eingehalten. An und für sich ist dieselbe aber ebenso leicht oder sogar noch leichter zu reguliren wie die gewöhnliche Ofenwärme, wenn nur bei der Einrichtung alle bisher gemachten Erfahrungen berücksichtigt werden. Eine andere Beschwerde gegen die Centralheizungen in hohen Palästen ist die, daß die Hitze sich mehr nach den oberen Stockwerken zieht und daß die Insassen derselben über zu große Hitze, die Bewohner der unteren Stockwerke dagegen über zu geringe Wärme klagen. Dieß ist z. B. im Bundesrathhaus zu Bern der Fall, während im „Bernerhof" durchgängig über zu große Wärme geklagt wird. Diesem Uebelstande müßte radikal abgeholfen werden, wenn das System der Centralheizung um sich greifen soll. Das Röhrensystem, welches die heiße Luft oder den Dampf vertheilt, muß also so eingerichtet werden, daß die Zufuhr der Wärme mittelst Klappen regulirt und ganz abgeschlossen werden kann. Uebrigens läßt sich zu große Wärme in den oberen Stockwerken auch durch gute Ventilationseinrichtungen oder durch zeitweises Oeffnen der Fenster beseitigen.

Wie unvollkommen auch die ersten Anlagen gewesen sein mögen und doch wurden sie auch in ihrer ersten unvollkommenen Gestalt als ein wohlthätiger Fortschritt begrüßt und in Rußland sind sie ja geradezu unentbehrlich geworden — so haben die gemachten Erfahrungen doch zu so vielen Verbesserungen geführt, daß die neuesten Konstruktionen die vorhandenen Uebelstände in der Hauptsache bereits beseitigt haben, so daß die Anwendung des Systems in allgemeinerem und größerem Maßstabe möglich wird. Dadurch wird aber eine bedeutende volks- und privatwirthschaftliche Wohlthat erzielt, nämlich einerseits eine ansehnliche Ersparniß an Brennmaterial und andererseits in dem ganzen Hausraum eine gleichmäßige Temperatur und dadurch eine Quelle häufiger Erkältungen und mehr oder weniger gefährlicher Krankheiten beseitigt.

Seit Kurzem haben jene Experimente einen bedeutenden Schritt vorwärts gemacht. Man hält es in Folge der gemachten Erfahrungen für möglich, die Centralheizung nicht bloß in ganzen Häuserkomplexen, sondern auch in ganzen Stadttheilen und Städten einzuführen, mit einer ähnlichen Einrichtung wie die Gas- und Wasserleitungen. Da die Centraldampfheizungen dann in jedem Haus auch einen Abzug haben müssen, aus dem das aus dem Dampf sich kondensirende warme Wasser abfließt, so kann dieses heiße Wasser auch gleichzeitig zu Küche-, Bade- und gewerblichen Zwecken verwendet werden. Ferner kann der Dampf sogar auch auf ziemlich große Entfernung hin noch zum Betrieb von Maschinen verwendet werden. Bei einem Versuch in New-York hat sich der Dampf auf eine Entfernung von 1 Kilometer noch vollständig als Triebkraft bewährt. Es sind auf diese Distanz Dampfmaschinen von 10 und 14 Pferdekraft in Bewegung gesetzt worden, ohne daß die Heizung deßhalb hätte erheblich vermehrt werden müssen.

Im vorigen Winter ist nun zu Lockport im Staat New-York der erste Versuch gemacht worden, einen Komplex von 200 Häusern aus einer Centraldampfheizung zu versehen. Dieser Versuch ist, wie der londoner „Times" aus Lockport berichtet wird, vollständig gelungen. Jener Komplex von 200 Häusern in der genannten Stadt wurde von einer Centralstelle aus durch ein vom Kesselhaus strahlenförmig ausgehendes Röhrensystem geheizt, welches eine Gesammtlange von 5 Kilometer umfaßt. Das Letztere enthält 3 Dampfkessel, wovon einer den Umfang von 16 Fuß 5 Zoll und einer von 8 Fuß 8 Zoll hat, die mit einem Druck von 35 Pfund auf den Zoll geheizt wurden, mit einem Kostenaufwand von 4 Tonnen Anthracitkohlen, zu 4½ Dollars die Tonne, täglich. Das macht auf das Haus eine Heizungsauslage von 36 Pfennigen unserer Währung, und ziehen wir auch unsere höheren Kohlenpreise in Betracht, so käme die Erheizung eines Hauses, zumal bei solchen Gesammteinrichtungen die Kohlen im Großen bezogen werden, nicht höher als auf eine halbe Mark zu stehen. Unsere Quelle gibt zwar die Größe der betreffenden Häuser nicht an, allein gesetzt auch, dieselben sind nicht größer als die gewöhnlichen englischen Häuser, wo nur je eine Familie Platz findet, so ist die Ersparniß, selbst wenn die Kosten noch doppelt so hoch kämen, immer noch eine enorme. Dem Bericht zufolge hat sich der Kesseldruck von 35 Pfund auf den Quadratzoll auf der Länge des ganzen Rohrensystems an allen Punkten des Verbrauchs konstant erhalten. Die 600 ersten Fuß des Röhrennetzes vom Kessel aus haben einen Durchmesser von 4 Zoll, die weiteren 1400 Fuß von 3 Zoll, 1500 Fuß von 2½ Zoll und 2000 Fuß haben 2 Zoll Röhren. Die Zweigröhren in die Häuser haben einen Durchmesser von 1½ und die in den Häusern selbst von ¾ Zoll. In jedem Hause befindet sich ein Verschlußkrahnen, durch welchen der von der Centralstelle strömende Dampf regulirt oder ganz abgestellt werden kann, und zwar vom Konsumenten selbst, ferner eine Druckkrahnenklappe, welche auf einen Druck von 5 Pfund regulirt ist; — unter der Kontrole der Gesellschaft, welche sich dazu eines sinnreich konstruirten Dampfmessers bedient, durch welchen nicht bloß der Dampfverbrauch für das ganze Haus nach Kubikfuß angegeben wird, sondern auch der Verbrauch eines jeden Zimmers. Auf je 100 Fuß der Hauptleitung ist ein Expansionsventil in Gestalt eines Hahnens angebracht, welcher für jene Sektion von 100 Fuß eine angemessene Erhöhung der Hitze zuläßt. In den Hauptstrangen findet keine Kondensation statt. Dieselben sind mit einer dünnen Lage von Asbestpapier dicht über dem Eisen bedeckt, dann folgt eine Schichte von russischem Filz, welcher wieder mit Manillapapier umwickelt ist und steckt dann wieder in Holzbeicheln, welche in den Straßen gleich den Gasröhren gelegt werden. Die Vertheilung der Hitze in den einzelnen Gemachern geschieht mittelst sogenannter Radiatoren (Ausstrahlern), welche aus zolldicken, 2½ Fuß langen Rohren bestehen, die senkrecht neben einander im Kreis oder in zwei Reihen befestigt sind und oben und unten zusammenhängen. Außer seiner Verbindung mit der Dampfröhre hat dieser Ausstrahler einen Ablaßhahnen für das kondensirte Wasser, welches nur wenig unter dem Siedegrad herausfließt. Letzteres wird in hinreichender Quantität für den häuslichen Gebrauch gewonnen. Der Dampf kann noch zur Heizung von Treibhäusern, sowie zu dem obengenannten Zwecke des Betriebs von Maschinen verwendet werden. Die Kosten für die Einrichtung eines Hauses werden je nach der Größe auf 600 bis 2000 Mark geschätzt.

Die Gesellschaft, welche diesen ersten Versuch in Lockport

gemacht, hat zu diesem Zweck vorläufig ein Kapital von 50,000 Dollars verwendet. Die Betriebskosten bestehen nur in dem Preis der Kohlen und in der Besoldung von zwei Heizern und einem Verwalter. Bei der außerordentlichen Kohlenersparniß, welche das neue System zur Folge hat, macht natürlich eine solche Kompagnie auch ein sehr gutes finanzielles Geschäft.

Nimmt man auch an, daß man an das neue System nicht die Anforderung stellen darf, daß größere Städte von einem Centralpunkt aus mit Dampf versorgt werden können, weil bei größeren Entfernungen zu viel Hitze im Röhrennetze durch Ausstrahlung verloren geht, nimmt man auch an, daß je eine Einrichtung auf einen Komplex von höchstens 500 Häusern wird beschränkt werden müssen, so ist doch der durch dieselbe erzielte Vortheil nach verschiedenen Richtungen hin ein ganz enormer. In dergestalt versehenen Häuserkomplexen kann die Holz- und Kohlenfeuerung ganz verbannt und die Küchenapparate durch Gas oder Petroleum geheizt werden, da das erforderliche warme Wasser von der Dampfheizung geliefert wird. Den größten Vortheil aber wird davon das Kleingewerbe haben, weil dasselbe durch die Leichtigkeit, Billigkeit und Gefahrlosigkeit, mit welcher es auf diese Weise die für seine kleinen Werkzeugmaschinen erforderliche Triebkraft sich verschaffen kann, den Hauptvortheil sich aneignet, welchen die Großindustrie bisher voraus hat. Denn da die einzelnen Häuser von den Hauptsträngen der Leitung abgeschlossen werden können, so kann auch im Sommer, wo die Heizung der Häuser aufhört, der nöthige Dampf für Maschinen und sonstige gewerbliche Verrichungen ohne Störung geliefert werden, wofern nur eine kleine Anzahl von Gewerbetreibenden sich betheiligt. Welche neue Aussicht volkswirthschaftlichen Fortschrittes eröffnet sich da wieder!

Die Schachspieler

von Meissonier.

(Hiezu das Bild S. 1.)

Der Meister der Kleinmalerei, Jean Meissonier, hat uns im engen Rahmen mit wenigen Figuren und auf kaum hervortretendem Hintergrunde wieder ein Bild voll Leben gezeichnet, das uns unwiderstehlich fesselt. Wir sind in die Mitte des vorigen Jahrhunderts versetzt: zwei Schachspieler in hohen Fauteuils sitzen vor einem Schachbrett, ganz mit den Zügen beschäftigt, die gethan und zu thun sind. Der Wein in den Gläsern, die holländische Pfeife versetzen uns in eine behagliche Situation; am Boden schläft der Hund, kein Laut unterbricht die Stille. Des glänzenden Zuges sich freuend, den er soeben gethan, beobachter der Rauchende die Mienen seines Gegners, der unentschlossen alle die vielen Eventualitäten seines nächsten Zuges erwägt. Doch — sagt das nicht Alles dieses einfache Bildchen an der Stirne unseres Blattes weit sprechender als wir? Ueberlassen wir den Leser seinen eigenen Phantasieen, zu welchen das Bildchen so lebendig anregt.

Unter Rosen.

(Hiezu das Bild S. 4 und 5.)

Das „Rosenschloß" könnte man die Anlage von Charlottenhof nennen — jene seitwärts von der großen Allee von Sanssouci gelegene Villa, welche gerade wie Klein-Trianon im Park von Versailles, so im Park von Sanssouci einen kleinen für sich abgeschlossenen Bezirk bildet. Friedrich Wilhelm IV. und die Königin Elisabeth hatten die kleine, für jetzige Verhältnisse fast schmucklose Villa als kronprinzliches Paar im Sommer bewohnt und in den kleinen, mit italienischen und klassischen Erinnerungen ausgestatteten Gemächern jene künstlerischen und wissenschaftlichen Kreise um sich versammelt, von denen die Nachwelt dereinst sprechen wird, wie wir heutzutage von den Kunsthöfen von Florenz und Ferrara. Später, als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte, war das kleine Schloß zu wenig geräumig für einen königlichen Hofhalt. Zu wiederholten Malen jedoch hatte es einen König des Geistes und des Wissens in sich aufgenommen — Alexander von Humboldt. Der große Gelehrte hatte hier Wohnung genommen, wenn ihn sein königlicher Freund und Gönner in seiner Nähe haben wollte, und an den großen Gelehrten wird man auf Schritt und Tritt erinnert.

Der König war dem traulichen Familienhause, welches sein junges Eheglück in sich geborgen hatte, auch in späteren Jahren hold und treu geblieben. Sehr oft wurde von Sanssouci aus auf der Terrasse von Charlottenhof im Angesicht der Schinkel'schen Säulenhalle an schönen Sommerabenden der Thee eingenommen, und oft ergötzte sich der König an den komischen Verlegenheiten, welche durch die sogenannte Flüsterbank entstanden — einen halbrunden, offenen, mit einem Freskofries gezierten Steinsitz, an dessen einem Ende man genau hört, was die Gegenübersitzenden an dem andern Ende zusammen sprechen. Sehr oft machte sich der König den Scherz, Gäste, die als Neulinge da waren, an die bewußte Stelle zu dirigiren und dann mit dem genauen Berichte über ihre Konversation sie zu überraschen. Charlottenhof hatte der König mit einem Rosengehege umzogen, das an die Rosengelände der südlichen Klimate erinnert. Nicht nur das Haus, der Styl, die Einrichtung desselben sollten dem feinen, empfänglichen Geiste des Königs das glückliche Land, welches sich zu den Füßen der Alpen ausbreitet, vor die Seele zaubern, es sollten hier auch wie dort die Rosen sich in üppigen Gewinden und in der glühendsten Farbenskala um die Terrassen ziehen, der Wein in vollen Trauben im dunklen Laube der Gänge reifen. Die Juniabende, wenn die Düfte der Linden und Rosen die Atmosphäre um das Schloß ringsum erfüllen und der blaue Himmel sich über den hohen Wipfeln der Bäume spannt, sind die hohe Zeit von Charlottenhof, und in einen solchen Abend führt uns auch das vorliegende Bild: der Kronprinz mit seiner Familie unter den Rosen des duftigen Buen Retiro im Parke von Sanssouci. Vom Neuen Palais hat die Familie einen kurzen Weg — nicht länger als zehn Minuten, zu wandern. Nicht weniger als sein Oheim Friedrich Wilhelm IV. liebt der Kronprinz des deutschen Reichs und von Preußen Italien, das Land, das Volk, die Kunst, die Literatur desselben, und die Kronprinzeß ist, wie in Allem, so auch hier, die Theilnehmerin seiner Sympathie. Unter den Rosen von Charlottenhof feiern sie die Erinnerung an jene Tage, die ihnen wiederholte Fahrten in die Gefilde jenseits der Alpen geboten haben. Die ganze Familie ist um sie versammelt. An der Seite des Vaters die älteste Tochter Charlotte mit ihrem Gemahle, dem Erbprinzen von Sachsen-Meiningen, am Arme — bereits eine Familie in der Familie. Beide haben von ihrer Villa in der Allee von Sanssouci aus sich hier mit Eltern und Geschwistern ein Rendezvous gegeben, während die übrigen Kinder mit den Eltern vom Neuen Palais gekommen sind. Ueber seine Geschwister ragt der Aelteste, Prinz Wilhelm, an Körpergröße hervor, der frische, eifrige bonner Student, der auf einige Tage zum Besuch in das elterliche Haus gekommen ist, während die Ferien der Seemannsschule dem Prinzen Heinrich, der zwischen seinem Vater und seinem Schwager steht, ein längeres Verweilen im Neuen Palais gönnen. Sie Beide haben ihre künftigen Pflichten schon hinaus in das Leben geführt, während die vier jüngeren Geschwister noch im schützenden Heim des Elternhauses die glücklichen, sorgenlosen Tage der Kindheit verbringen. Der jüngste Sohn, Prinz Waldemar, steht zwischen dem Vater und dem ältesten Bruder, er ist ja ein Mann — sogar schon Lieutenant, und hält sich auch zum männlichen Theile der Familie, während sich der Mädchen zarte Gruppe um die Mutter sammelt. Prinzessin Viktoria rechts, Prinzessin Sophie links an dieselbe sich anlehnend, während die Allerjüngste, das Nesthäkchen der Familie, Prinzeßchen Margarethe, die als Taufkind mit den schönen blonden Locken ihrer Pathin, der jetzigen Königin von Italien, spielte, zu den Füßen der Mutter sitzt und mit Rosen spielend die Blüten reinsten Familienglückes versinnlicht, welche das Bild darstellen soll.

Die Krakauerin.

(Hiezu das Bild S. 8.)

Die Neigung der Frauen, kleidsam und nett in ihrer Tracht zu sein, sich gern zu schmücken, darf beim Volke nicht unterschätzt werden, denn sie führt zur Arbeitsamkeit im Hause, ist gewissermaßen der Hebel zu Fleiß und Ordnung. Man darf überhaupt weder die körperliche Wohlgebildetheit noch das äußere Auftreten der Frauen in den unteren Schichten der Völker unbeachtet lassen, denn abgesehen von dem Einfluß, welchen sie auf die Erziehung der nachwachsenden Geschlechter äußern, spricht sich darin auch am meisten die Bildungsfähigkeit eines Volkes aus. Wenn das Weib selbst noch unter dem härtesten Drucke ihre weibliche Würde und einen gewissen Anstand in ihrem Auftreten bewahrt, so sind die natürlichen Anlagen des Volkes noch kräftig genug, um mit günstigen Erfolgen an seiner Kultur zu arbeiten. Wie einfach und doch wie hübsch und sauber stellt sich uns die Krakauerin in ihrer Nationaltracht dar, wie freut sie sich in stolzer Haltung ihres Schmuckes, der vom bunten Kopftuch, dem Granatmuster, dem mit betroddelten Knöpfen zusammengehaltenen, unten vielfach ausgeschnittenen Mieder bis herab auf die bunte Schürze und die bunten Strümpfe ein anziehendes Ganze bildet, während die lang herabfallende, reich besetzte Kazawaika noch einen ganz besondern Reiz verleiht.

Wir entnehmen das anziehende Bild der Hanfstängl'schen Galerie weiblicher Originalkostüme, die wir schon öfter zu rühmen Gelegenheit hatten.

Der Großmutter Segen.

(Kopie der Stahlstichprämie dieses Jahrgangs.)

(Hiezu das Bild S. 12.)

Ja, sie hat viel erfahren, die Großmutter, vor ihrem Blick liegt der Lebenslauf zweier Geschlechter! Wie oft hat sie Geburt und Tod an ihren Augen vorüberziehen sehen! Die Sonne schien wie immer weiter, der Wind zog, als wäre nichts geschehen, die Bäume blühten und die Felder trugen Früchte. Die Natur blieb ewig jung, sie erneuerte sich von Jahr zu Jahr, und so war es auch mit der Menschen Geschlechter. Sie kamen und vergingen und immer neue kamen wieder, aber ihr Leben war gewebt aus Freud und Leid, und das Leid war nicht gespart bei Allen, die sie kannte. Das sagt sie auch dem Brautpaar, ihrer Enkelin, die jetzt mit ihrem schmucken Bräutigam vor ihr steht, um den Segen der guten, edlen, vielerfahrenen Großmutter sich zu erbitten. „Sonnenschein und Schatten, liebes Kind, folgen sich; es wechselt Alles, aber der Mensch kann viel, er kann dafür sorgen, daß mehr Sonne als Schatten auf seinem Leben liegt, wenn er nur ein vertrauensvolles, fröhliches Herz sich bewahrt, den Blick in Zeiten der Noth und Sorge, der schweren Arbeit und Plage nach Oben richtet und ‚hoffet auf ihn allezeit, er wird's gut machen.'"

So sprach die Großmutter, so hat sie's gehalten, sagte sie, und ihr Leben ist ihr sanft verflossen und sie hat das Theil Kummer und Sorge, welches ihr zugemessen, redlich und ohne zu murren und zu verzagen ertragen, fleißig geschafft, manches Gute gestiftet und kann jetzt ihrer letzten Lebensstunde, die ja vor der Thür steht, ruhig und friedlich entgegensehen.

Es ist ein tief gemüthvolles Bild, das wir unseren Lesern hier in dem Segen der Großmutter vorführen. Die Szene bedarf keiner nähern Erklärung, die Empfindungen der lieblichen Braut, des gutmüthigen, braven Bräutigams sind auf ihren Gesichtern, in ihrer Haltung zu lesen, und der Großmutter sieht man es an, daß sie aus tiefstem Herzen zu dem jugendlichen Paar, das jetzt den bedeutungsvollen Schritt zur Ehe zu machen willens ist, redet und ihm ihre besten Segenswünsche mit auf den Weg gibt.

Gutrune reicht Siegfried den Zaubertrank.

Aus der Wagnergalerie von Theodor Pixis.

(Hiezu das Bild S. 9.)

Der bei J. Albert erschienene erste Theil der Richard Wagner-Galerie nach Bildern von Theodor Pixis, dem nach dem Tode Wilhelm von Kaulbach's noch drei Blätter des unsterblichen Meisters beigefügt wurden, fand in kurzer Zeit eine so außergewöhnliche Verbreitung (es wurden viele Hunderttausende von Photographieen abgesetzt), daß der Gedanke bei der unerschöpflichen Fülle von malerischen Motiven nahe lag, eine Fortsetzung derselben in's Leben zu rufen. Zu diesem Zwecke vereinigte sich die Kunstverlagshandlung Hanfstängl's Nachfolger in Berlin, welche unlängst auch das Verlagsrecht des ersten Theils käuflich an sich brachte, mit dem Künstler, und liegt jetzt der in diesem Jahre fertig gewordene zweite Theil in achtzehn Blättern vor. Außer Darstellungen aus: Rienzi, Lohengrin, Tannhäuser, Fliegender Holländer, Meistersinger, sind auch Walküre, Siegfried und namentlich die Götterdämmerung vertreten. Eines der Bilder aus diesem Schlußstück der Nibelungentrilogie bringt die heutige Nummer. Gutrune (die Krimhilde des Nibelungenliedes), Gunther's Schwester, diese lieblichste Sagengestalt, reicht dem die Gibichungenhalle betretenden Siegfried jenen Zaubertrank, der ihm aus dem Sinn treibt, daß „er je zuvor ein Weib ersah". Es verdient als ein charakteristisches Merkzeichen beachtet zu werden, daß die obenerwähnten Bilder nicht bloß bei Wagnerverehrern sich eingebürgert haben, sondern daß dieselben auch von den hervorragendsten Gegnern der Wagner'schen Richtung die ehrendste Anerkennung gefunden haben.

Literarische Uebersicht.

I.

Unter den gewesenen und den lebenden Historikern Deutschlands nimmt Leopold von Ranke unbestritten einen Rang ein, der ihn mindestens den Ausgezeichnetsten derselben gleichstellt, ihn gegenwärtig vielleicht als primum inter pares erscheinen läßt. Als Nestor unserer Geschichtsforschung, hat er nicht allein seine eigenen drei Menschenalter gesehen; er weckt auch den Eindruck, alle mit durchlebt zu haben, die seine Kunst aus verschollenen Tagen wieder vor uns heraufhebt. Wir sprechen absichtlich von seiner Kunst, denn die echte Geschichtsschreibung ist eine solche. In ihrer hohen Berufsklasse gibt es wie in jeder anderen geistigen Thätigkeit eine breite Masse der Handwerker, der Kärrner, welche nöthig sind, „wenn die Könige bauen". Auf sie, die in Schachten graben und Minen teufen, die rohe Erzmassen, Steinblöcke, hie und da auch eine gediegene Stufe an's Tageslicht schleppen, stützt sich die besonnen sichtende, hier ausscheidende, dort mühsam ergänzende, planvoll ordnende Wissenschaft, welche tausend Mosaikbilder der Vergangenheit in ihrer realen Wahrheit zusammensetzt und mit sorglicher Aufmerksamkeit darüber wacht, daß kein unechtes Metall gefälschter Ueberlieferung an ihrem Prüfstein vorüber gelangt. Für ihre Arbeit ist scharfer, kritischer Verstand, umfassende Kenntniß, hingebende Ausdauer erforderlich; doch sie läßt sich erlernen, durch Fleiß und Schulung der Geisteskräfte höher vervollkommnen. Wenn die Geschichtsforschung an dieser Grenze ihren Abschluß erhielte, ihren Gipfelpunkt erreicht hätte, würde sie der Menschheit eine ungeheure Thatsachenfülle des Gewesenen darbieten, den erstarrten Schollenmassen eines regungslos vom Frost gebändigten Meeres ähnlich. Dem Leben nutzlos und für jeden Nutzen leblos, würde nur eine Anhäufung todter Namen, Zahlen, Begebenheiten sich höher, zu erdrückender Wucht auftürmen, einzig zu dem Zweck, das Gedächtniß nachfolgender Geschlechter stets schwerer mit verwirrend unfruchtbarer Bürde zu überlasten. Erst der lebendige Odem, der machtvoll schöpferischen Hauches die erstarrten Massen wieder zu dem bewegten Wellenschlage, den sie dereinst besessen, auflöst, ist's, der ihnen für das Leben einen Werth verleiht — nicht der in der Tiefe grabende Bergmann, nicht die sondernde, prüfende, verwerfende und bestätigende Wissenschaft. Sie liefern nur die Vorarbeiten, bilden die verdienstvollen, starken, breiten Schultern, auf die der Verwerther ihrer an's Licht geholten Schätze sich hinauf zu schwingen, dort den Standpunkt einzunehmen vermag, der ihn zum weiten Ueberblick, zur Auffassung des Gesammtbildes, zur Scheidung des Wesentlichen vom Untergeordneten befähigt. Diese Aufgabe löst in ihrer höchsten Anforderung nur das Genie, die Vereinigung wissenschaftlichen Geistes und einer Kunstbegabung, welche vielleicht von allen durch die Natur verliehenen die höchste und die seltenste ist. Sie läßt sich nicht erlernen, sie ist angeboren; in ihren Erfordernissen gleicht sie am meisten der Dichtkunst, schließt die Hauptbedingungen derselben in sich ein. Auch darin ähnelt sie der letzteren, daß nur dem tieferen Verständniß eine Gradmessung ihrer Bedeutung ermöglicht ist; für die Menge ist die Zahl der Historiker und der Dichter eine ebenso umfangreiche, wie für den Einsichtigen geringe. Doch auch die Eigenschaften des großen Dichters umschränken nicht die Begabungsnothwendigkeiten des großen Geschichtsschreibers. Gemeinsam ist ihnen die souveräne Herrschaft über das Material ihres Kunstwerks, die Sprache, der Reichthum und die feinste Empfindung ihres Ausdrucks; der schöpferisch plastisch gestaltende Genius; die lebendige

Anschauung und Vorstellung des Unsichtbaren, von der Einbildungskraft, die zur Bildungskraft wächst, in's Dasein Gerufenen; das psychologische Vermögen, in der Seele der Menschheit und des Einzelnen zu lesen, aus zerstreuten Bruchstücken ihrer Regung ihr Gesammtbild aufzubauen, wie der anatomische Meister aus einem Tarsalknochen die Riesengestalt eines aus den Reihen der lebenden Geschöpfe verschwundenen Thieres früherer Erdperiode rekonstruirte. Gemeinsam endlich ist Beiden die Atmosphäre der Schönheit, mit der sie ihre Darstellung umhüllen, auch das Widerwärtige des Gemein-Abstoßenden entkleiden und die treue Wiedergabe der Wahrheit doch in jenes Licht der Idealität getaucht erscheinen lassen, das der Blick des täglichen Lebens nicht gewahrt und das dennoch das Geheimniß aller nachhaltigen Wirkung auf das menschliche Gemüth in sich birgt. Der Historiker wie der Dichter, der seines hohen Namens würdig ist, muß ein großdenkender Mensch sein, cui nil humani alienum; ein Fürst der Gedanken, ein Herrscher über dem bunten Getriebe der Welt.

Doch hier endet die Gemeinsamkeit und ein weit klaffender Unterschied dehnt sich aus. Der Geschichtsschreiber ohne Phantasie, ohne eigene Erregbarkeit des Gemüths gleicht einer Stimmgabel, die ihren Zweck verfehlt und keine Saite nachvibriren läßt, allein ebensowohl würde er sich für seine Aufgabe unfähig erweisen, wenn er jene beiden zu der Herrschaft über sich gelangen ließe, welche den Dichter in seinen vollendetsten Schöpfungen auf der schmalen Grenze zwischen bewußter Willenskraft und Aufgabe derselben fortführt. Den Historiker sollen sie nicht leiten, sondern ihm dienen; er will nicht entzünden und entzücken, sondern lehren. Es ist eine Thorheit, das Ansinnen mathematischer Objektivität an seine Urtheilssprüche zu stellen, denn zu diesem Behuf müßte er einen Standpunkt außerhalb des Erdballs und außerhalb seines eigenen Denkens einnehmen können, und seine Verbindung mit dem Verständniß und Gefühl Derer, zu denen er spricht, würde dadurch aufgehoben. Aber er darf sich nicht von dem Götterbilde des Dichters, der subjektiven Wahrheit beeinflussen, überwältigen lassen: seine Liebe und sein Zorn müssen ihr Gewicht in der Schale des ruhvollen „Vaters der Götter und Menschen" abwägen; seine Leidenschaft muß verlodern, eh' sie den Gegenstand, der sie hervorrief, einer Beurtheilung unterzieht. Er ist ein Mensch und es wird auch ihm versagt bleiben, stets das Rechte ausfindig zu machen, aber die Konstituanten seines höchsten Berufes werden ihn jederzeit vor dem Vorwurf, selbst ungerecht gewesen zu sein, bewahren. Doch um so, von Gunst und Mißgunst unbeirrt, den Maßstab einer höheren Gerechtigkeit anzulegen, bedarf er nicht allein der Kenntniß jener tausendfältigen todten disjecta membra der Vergangenheit, sondern er muß sich aus sich selbst das Verständniß der Seele, die in ihnen gewaltet, offenbaren. Ihm nützt es nicht, daß sich vor dem Grabscheit seiner Forschung die Särge ihm öffnen, wenn er ihren Inhalt nicht mit seinem eigenen Geiste wieder zu beleben, den stummen Schatten sein Blut einzuflößen vermag, das ihnen Worte leiht und sie zur Mittheilung der geheimsten Beweggründe ihrer Handlungen zwingt. Ein Charon, der in's Leben zurückführt, trägt er sie rückwärts über die stygischen Wasser und mustert sie als ein Heerführer ungezählter Schaaren, die ihm willenlos nachfolgen müssen, im Lichte seines Tags, zeichnet ihre Rangordnung, ihre Verdienste und Fehlgriffe, ihr Wollen und Verweigern in das Buch der Nachwelt. Aber er selbst ist nur zu der allumfassenden Befähigung eines obersten Feldherrn emporgediehen, indem er von Jugend auf seinem Talente die Mittel dazu erworben, es zu benützen. Wie der Erwachsene die Anstrengungen vergessen hat, welche die Erlernung und Lautbildung der Buchstaben, ihre Zusammensetzung zu Worten, zum Ausdruck seiner ersten Gedanken ihm als Kind bereitet hat, und unbewußt mit der Sprache als mit einem naturgemäßen Eigenthum schaltet, so liegt auch hinter ihm die Zeit, in der er von der Pike auf gedient, in der er sich durch strenge Methodik die wissenschaftlichen Hülfsmittel seiner Kunst angeeignet, als eine Durchgangsperiode, die unumgänglich war, aber sich kaum mehr mit seinem Bewußtsein verbindet. Ausgestattet mit all' ihren Errungenschaften, thront er als ein Souverän in unnahbarer Höhe über den kleinen, bienenemsigen Geistern, denen jene den Zweck ihres Daseins bilden. Er ist ein Arzt, welcher Zeiten, die wir begraben, Völkern, die wir todt benennen, den Puls fühlt. Doch er kennt alle Bedingungen des Lebens — sein eigenes Heute hat ihn diejenigen des Ehemals verstehen gelehrt — und nachdem er sorglich die Anamnese aufgenommen, fällt er die Diagnose.

Eine solche Vereinigung strenger Wissenschaft und höchster, frei waltender Genialität des Künstlers, ein Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber ersten Ranges steht Leopold von Ranke noch in unserer Mitte, dessen klassisches Werk: „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten" (Leipzig, Duncker & Humblot) durch sein Erscheinen in siebenter Auflage — die erste erschien im Jahr 1834 — uns zu den obigen Zeilen Anlaß gegeben. Das Buch selbst steht gleich dem Autor aere perennius in den Annalen unserer Literatur, in der aller Kulturvölker. Ranke zählt zu den Historikern, deren Reihe Thucydides und Tacitus begonnen, die, um mit dem Wahlspruch eines der Ersten unserer Zeit zu reden, „erst wägen, dann wagen", ihre Worte in Erz graben und sie unangetastet ferner Nachwelt als werthvollstes Erbe hinterlassen. An Anmuth, leicht hinschwebendem stylistischem Reiz der Darstellung mag er von Anderen, vorwiegend von einigen englischen Historikern, überboten werden, an Reichthum und Tiefe der Gedanken und der Auffassung, an Kenntnissen, geistiger Beherrschung seines Stoffes, Plastik und Prägnanz der Sprache von Keinem. Er ist der Meister seines Styles, wie er ihn gewollt, gleich seinen beiden großen Vorbildern aus den Tagen des Perikles und Domitian. Sein obengenanntes Werk aber, das eines der Hauptdenkmale seines Lebens bildet, wird in der „Textausgabe", in der es gegenwärtig ohne den früheren Anhang kritischen Materials zu erscheinen begonnen und bis auf das vatikanische Konzil unserer Tage fortgeführt worden, dem Denkenden die objektivste Beurtheilung des heutigen Kampfes des deutschen Reichs und deutschen Geistes gegen das römische Papstthum ermöglichen.

Anonymus.

Von „Vortragsliedern".

Von **Justus.**

Es gibt „Literaturdramen", d. h. vortreffliche Stücke, die nie aufgeführt werden, obgleich (oder vielleicht weil) darin die „aristotelischen Einheiten" auf's Strengste beobachtet, obgleich überhaupt Korrektheit der Anlage, Schwung der Diktion und sonstige Vorzüge darin keineswegs zu vermissen sind. Ebenso könnte man „Literaturlieder" alle jene zahlreichen, zumal der Gegenwart zu verdankenden Gesänge nennen, deren Komponisten zwar formgewandte und tiefdenkende Musiker sein mögen, vielleicht aber nicht selbst singen oder nie gesungen haben, so daß sie nicht „im Kehlkopfe denken" und daher der Singstimme nicht den ihr natürlichen Gang belassen, sondern derselben bald Instrumentalmelodieen mit unsangbaren Intervallen, bald aber nur sogenannte „sprachmelodische", d. h. musikalisch todte Tonfolgen zutheilen, welche lediglich von Quantität und Accent der Worte bedingt sind. Aber weder jene, die Repräsentanten der alten „Kapellmeistermusik" im absoluten Sinne, noch diese, die „Schumannisch" oder „Wagnerisch" angelaufenen Vertreter der Gegenwart bieten dem Sänger, zumal dem Dilettanten, was er in der Regel wünscht: warme, ohrgefällige, von selbst sich singende Melodie, wobei wir noch gar nicht an den bel canto der Italiener denken, der schon wieder technische Vorstudien, ja gründliche Schule voraussetzt. Auch die Begleitung ist nicht gleichgültig: wenn auch die (modernen) Italiener, wie Richard Wagner scherzhaft meint, das Orchester nur als eine große Guitarre betrachten und demzufolge die Begleitung nicht genug als charakteristischen Hintergrund für die Singstimme verwenden, so thun dafür die guten Deutschen hierin gerne etwas zu viel, indem sie z. B. mit dem Klavier eine förmliche, sehr vordringliche Landschaft malen, worin der Mensch, d. h. die Singstimme, nur als dürftige Staffage figurirt, wo die Hände mehr zu thun haben als das Gesangorgan. Ein rechtes Lied aber soll, wie wir meinen, dem Porträt gleichen, dessen Zweck die lebensvolle Darstellung der schönen Menschenseele durch Linie und Farbe ist, wie beim Liede durch Wort und Ton; bei beiden darf und soll der Untergrund nicht nur nicht widersprechen, sondern die Umgebung andeuten und so die Stimmung präzisiren. Und solcher Lieder gibt es außer jenen, welche wir schon in den „Musikalischen Streifzügen Nr. 5" *) aufgeführt haben, noch viel mehr, wovon deren Verfasser wohl schon dadurch, daß er überhaupt nur eine kleine Auswahl angeben wollte, noch mehr aber durch seinen sonstigen, mehr streng künstlerischen Standpunkt abgehalten war Notiz zu nehmen. Aber in einem für das größere Publikum bestimmten Blatte dürfte es wohl gerechtfertigt sein, auch dem Geschmack und Bedürfniß des Laien einige Rechnung zu tragen, und wir stehen deßhalb nicht an, gleichsam als Ergänzung zu jenem Artikel, noch einige gute „Vortragslieder" hier empfehlend aufzuführen, indem wir ebenfalls alphabetisch vorgehen.

Abenheim, Sechs Lieder und op. 71 (Goethelieder). — Stuttgart, Ebner.

Abt-Album, Bd. 1 und 2. — Offenbach, André.

B. E. Becker, op. 78 („Gondolierlied", „Die Rose", „Abschiedsständchen") für eine tiefe Stimme. — Leipzig, Rob. Forberg.

Fr. Bendel, op. 100 („Warum?", „Bitte", „Erwartung", „Wunsch", „Du bist wie eine Blume", „Liebchens Nähe", „Mondnacht", „Mein Liebchen, wir saßen beisammen") — ebenda.

K. J. Bischoff, op. 18 („Gebirgsröschen") in bayerischem und 30 („Volkslieder") in schwäbischem Dialekt. — André.

G. Brah-Müller, op. 36 („Rosengruß", „Beim Abendgeläute", „Belauscht", „Es war ein Kind") — ebenda.

O. Eichberg, op. 9 („Dornröschen", „Sonntagslied", „Der Gärtner") — ebenda.

Rob. Emmerich, op. 4 („Wenn sich zwei Herzen", „Spielmannslied", „Volkslied", «Madonna Santa», „Mein Hochlandskind"), op. 12 und 17 (Drei Gesänge aus „Immensee") — ebenda.

J. H. Franz (Graf v. Hochberg), op. 11, 12, 13, 17, 18, 23 und 24, dann „Liebesklage", „So halt' ich endlich dich" (Konzert-Arie für Mezzosopran) und „Nachtgesang" (Duett) — ebenda.

G. Goltermann, op. 21, 26 (darin das berühmte „Frühling und Liebe"), 77 und 78 — ebenda.

Fr. Hegar, op. 7 („Der welke Kranz", „Meine Freude war die Rose", „Im Sommer" und „Siciliana") — ebenda.

C. Hürse, „Sechs Lieder aus Mirza Schaffy". — Leipzig, E. Eulenburg.

C. Israel, op. 10 („Abendstern", „O du, vor dem ꝛc.", „Es wehen die Lüfte") und 11 („Liebesfrühling", „Schön sei dein Traum", „Am Charsamstag"). — André.

F. W. Jähns, op. 58 („Im Volkston"). — C. Simon.

W. Kienzl, op. 8 („Lieder der Liebe"). — Forberg.

A. Kleffel, op. 2, 4 und 18 (für tiefe Stimme). — C. Simon, op. 24. — J. Bauer.

Massenet, Nro. 1, 2 und 3 («Chants intimes», «Temple de chant») [französisch und deutsch]. — André.

R. Metzdorff, op. 36, 37 und 39. — J. Bauer.

A. Naubert, op. 18 (für Mittelstimme). — C. Eulenburg.

C. Philips, op. 17, 18 und 21. — André.

J. Rheinberger, op. 57, „Wache Träume" (Sieben Gesänge für eine mittlere Stimme) — ebenda.

A. Richter, op. 12 („Wolle Keiner mich fragen", „Sag', ich laß' sie grüßen", „Das alte Lied", „Das Ständchen", „Wie gerne dir zu Füßen"). — Forberg.

Ph. Rüfer, op. 12 („Was soll ich dir für Namen geben", „Liebster, deine Worte stehlen", „Warum willst du Andre fragen", „Er ist gekommen"). — André.

Ph. Scharwenka, op. 28 („Zur letzten guten Nacht", „Loose", „Vergangenes", „Im tiefsten Innern", „Am Strande"). — C. Simon.

P. Tschaikowsky, op. 6 („Glaub' nicht, mein Freund", „Nicht Worte, Geliebter", „So schmerzlich, so selig", „Die Thräne bebt", „Warum?", „Nur wer die Sehnsucht kennt"), 27 („An den Schlaf", „O sieh' die Wolke dort", „O geh' nicht von mir", „Stehn hohe Bäume um die Hütte", „Hat die Mutter zu so schwerem Leide", „Dem Vögelein gleich") und 28 („Nein, wenn ich liebe", „Die rothe Perlenschnur", „Warum?", „Er liebte mich so sehr", „Kein Wort von dir", „Ein einzig Wörtchen"). — Forberg.

J. Zedtler, „Die aufgebrochene Rosenknospe". — C. Eulenburg.

Noch vieles Derartige wüßten wir anzuführen, doch mag es für dießmal genug sein.

*) Bd. 40, S. 1000.

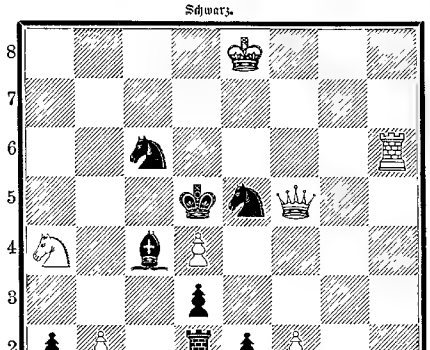
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 1.

Von Herrn Martindale.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Bilderräthsel 1.

Buchstabenräthsel.

Sieh! ein Hauch trübt immer die glänzende Fläche des Stahles
Und verwandelt den Glanz in den verderblichen Rost.
So auch wandelt ein Laut das Sinnbild der Reinheit und Unschuld
In das Sinnbild von Schmutz, Laster, Verderben und Schuld.

L. v. Bischoffshausen.

Für das Album.

Von Wilhelm Emmer.

Purgatorium.

Das Dogma gilt für Himmel und Erden:
Durch Flammen nur kannst du geläutert werden.

*

Du predigst und predigst in Kirche und Haus;
Es geht zum Ohre hinein und hinaus;
Doch soll es dringen in's Herz hinein,
So mußt du selber die Predigt sein.

*

Der Vordersatz ist leicht geschrieben;
Den Nachsatz ist Mancher schuldig geblieben.

*

Die Teufel, o Mensch! die dich verführen,
Sie kommen durch manche Thürchen und Thüren;
Aber der schlimmste, behend und fein,
Der schleicht sich durch's Ohr zum Herzen hinein.

*

Soll es dir bleiben, so bleib' ihm vereint;
Die Ferne entfernt und die Fremde entfremdet, o Freund!

*

Die Ehre thut's nicht, doch wer dich ehrt,
Daran erkenne deinen Werth.

Briefmappe.

Hrn. Rittergutsbes. K. M. in S. Bei einem durch Heirath, Erbschaft oder Kauf erworbenen Wappen vereinigt man häufig das Kleinod mit dem ursprünglichen des Geschlechts. Sie können es nach den gegebenen Mittheilungen mit Fug und Recht thun.

Frl. Bertha H. in M. Durch die Erörterung Ihrer Frage an diesem Orte möchten wir doch vielen Anstoß geben, so interessant die Sache an sich ist. Sobald wir Antwort auf unsere Erkundigungen haben, theilen wir Ihnen das Resultat mit. Hoffentlich fällt es zu Ihren Gunsten aus.

Hrn. E. L. in Römhild. Die Beantwortung Ihrer Anfrage wurde durch mehrwöchentliche Abwesenheit unseres ärztlichen Mitarbeiters verzögert. Wir bedauern, daß Ihnen jetzt unsere Auskunft nicht mehr erwünscht ist.

K. K. J. Söhjelm. Rothwell, Franz. Grammatik. München. Wallheim da Fonseca, Praktische schwedische Sprachlehre. Leipzig, Schuberth. Die Reclam'schen Ausgaben sind die billigsten, Schiller 3 M., Goethe 11 M.

Hrn. Kammerherrn v. P. in W. Wir haben kalte Waschungen des Halses, regelmäßig fortgesetzt, bei chronischer Heiserkeit sehr bewährt gefunden.

Frl. D. H. in N. Heute sagt: In allen wichtigen Lagen des Lebens frage deine besten Freunde und thue dann das Gegentheil davon. Ob es in diesem Fall das Richtige ist?

Hrn. N. M. in O. Daß sind die portugiesischen Reis, 1000 = 4 M. 48 Pf. Man schreibt die Mehrzahl so: 1 Conto.

Sylvan. Der Waldvogel hat sich uns auch nicht genannt. — P. hat noch keinen Roman geschrieben. — Nach Vorlage des Betreffenden könnten wir erst entscheiden: Bilder aus dem Waldleben.

Hrn S. in Regen. Kopfschmerz kann so vielfach verschiedene Ursachen haben, daß wir auf Ihre einfache Klage Ihnen keinen irgendwie genügenden Rath zu ertheilen im Stande sind.

Hrn. Arch. P. H. in W. Ein Ausländer muß, wenn er das amerikanische Bürgerrecht erwerben will, vor Gericht eidlich die Erklärung abgeben, daß er jede politische Angehörigkeit an den Staatsverband, welchem er früher angehört, auflösen und Bürger der Vereinigten Staaten werden wolle. Zwei Jahre nach dieser Erklärung, jedoch nicht eher, als bis er fünf Jahre in den Ver. Staaten gewohnt hat, kann er seinen Bürgerschein erhalten.

Hrn. Lieut. O. St. in A. Ueber die österr. Marinegeschütze finden Sie genaue Angaben mit Abbildungen in dem von Anton Winkler in Pola herausgegebenen „Notizkalender für die k. k. Kriegsmarine 1878." Verlag des Herausgebers.

Hrn. And. P. in M. Sie sind im Irrthum, wenn Sie meinen, Glycerin sei etwas Neues; dasselbe wurde schon vor 100 Jahren (1779) von Scheele erfunden.

Hrn. Hôtelier P. O. in F. Ueber die Verwaltung der Hôtels haben wir seit neuerer Zeit zwei treffliche Schriften: Guyer, Das Hôtelwesen der Gegenwart, 1874, und Stab, Das Hôtel und seine Verwaltung, 1876.

Hrn. Dr. F. M. in W. Der Ethnograph Kanitz ist ein geborener Pester (1829). Sein Werk über Donaubulgarien ist 1875—77 erschienen.

Frau B. N. in G. Wenn ein Mstr. irgendwo angenommen ist, haben Sie nicht das Recht, es anderweitig zu verwenden, ohne es zurückgefordert zu haben.

Hrn. W. W. in Bl. Da ist guter Rath theuer. Das kann man aus keinen Büchern lernen. Die Hauptsache ist, Sie legen Ihre Sehen ab und lassen sich gehen, in dem Gedanken, daß die Andern eben auch nicht mehr wissen werden.

G. & G. 40er in Köln. Richtig.

Hrn. Ludw. S. 43, Breslau. Vor Allem wollen Sie sich merken, daß unsere Mitarbeiter nicht in der Lage sind, ihre kostbare Zeit für jede oberflächliche Anfrage auf Kommando eines Lesers sofort zur Verfügung zu stellen. Jeder Anfragende muß bei der Masse von zu erledigenden Rathsertheilungen sich gedulden, bis an ihn die Reihe kommt. Besonders jungen Leuten steht Bescheidenheit gut an. Was nun Ihre Anfragen im Speziellen anbelangt, so wollen Sie 1) gegen das Jucken der Haut Salzbäder (3 Pfund Salz auf ein Bad) benützen, und zwar mehrere Wochen lang jeden dritten Tag ein Bad nehmen. 2) Rauhheit der Hände wird durch Waschen mit flüssiger Glycerinseife beseitigt. 3) Braune Flecken im Gesichte können verschiedene Ursachen haben, weßhalb ohne Untersuchung eine Rathsertheilung nicht möglich ist. 4) Was nun Ihre Schluß- und Hauptfrage: „Ein Meditament gegen die üble Angewohnheit des Abbeißens der Nagel" anbelangt, so kann Ihnen unser ärztlicher Mitarbeiter nur den Rath geben, sich, da es sich hier nicht um ein Leiden, sondern um eine unartige Angewöhnung handelt, solche mit Energie abzugewöhnen.

Frl. J. E. in F. Sie haben ganz richtig mit den Erdbeeren verfahren; es wird Sie interessiren, daß wir über die Erdbeeren eine vorzügliche Monographie haben: Göschke, Das Buch der Erdbeeren 1874.

Hrn. Konsul P. in O. (Am.) In Deutschland kennen wir diese Sitte nicht: sie ist echt südamerikanisch. Wir haben zum ersten Male in dem Buche von Gaspar über Brasilien davon gelesen.

Hrn. Graf M. in J. Der Name Connetable kommt vom mittelalterlichen comes stabuli, Stallmeister. Es war im alten Frankreich mit dieser höchsten Reichswürde, die unmittelbar nach dem König kam, die Befehlshaberschaft der ganzen Kriegsmacht zu Lande verbunden.

Hrn. J. S. 50. Jahrgang 1875 der „Illustr. Volkszeitung" ist vergriffen. Es kann nur noch Jahrgang 1874 zum ermäßigten Preise von M. 2. 50. broschirt geliefert werden.

Hrn. A. K. in K. (Böhm.) Das Mskr. steht zu Ihrer Verfügung.

v. H. in E. bei Hamb. E. wohnt in Salzburg. Der Name ist kein Pseudonym. N. in Hamburg. 2. Nein, dann würden wir keine Milch trinken. 3. Nein, mit Maß und Ziel.

Frau Sarah P. in H. Der Verbindung von Christen und Juden als Mann und Frau steht in Deutschland nichts mehr im Wege. Sie brauchen nicht zu konvertiren.

Hrn. Baron F. F. in T. Das XIV. (bad.) Armeekorps besteht aus den Regimentern 17, 22, 109—114; das XII. (sächs.) aus den Regimentern 100—108 mit Ausnahme von 105.

Hrn. Jugen. H. in K. Ueber Hexenprozesse unterrichten Sie sich am besten durch das Werk von Baldi, das 1874 erschien.

Frl. Hermine A. in F. Ihr Name bedeutet die kraftvolle. Trifft das zu? Allerdings kommt Ihr Name auch in Theaterstücken vor: wir erinnern uns z. B. in Benedix' Gesangniß.

Hrn. Anton F. in P. Schreiben Sie die alte Mönchsregel darauf:

Risum vanum
Iurdanum
Te frenando tempera:
Nam stultorum
Superborum
Mera haec insania.

Frl. A. v. H. in M. Daß Sie nicht wissen, was rinconada ist, darf man Ihnen nicht übel deuten. Es ist chilesisches Staubgold, oro in polvo, zum Unterschied in die Haare gerne verwendet.

Abonnent in Heidelberg. Richtig.

Hrn. B. S. in Graz. Wenden Sie sich durch unsere Vermittlung an unsern ärztlichen Mitarbeiter, welcher Ihnen auf direktem Wege die nöthige Auskunft zu ertheilen bereit sein wird.

Frl. H. in S. Lassen Sie sich von ihm sein Doktordiplom mit dem in Oblaten ausgedrückten Siegel der Universität zeigen. Wenn Sie auch kein Latein verstehen, werden Sie schon Jemanden kennen, der es auf die Aechtheit prüft.

Hrn. Prvt. L. in H. Das P. P. vor Briefen bedeutet: praemissis praemittendis, d. h. nachdem das, was von Titeln vorauszusetzen wäre, vorausgestellt ist, in Gedanken nämlich.

Hrn. Rekt. L. in F. a. M. Das beste Werk über Cypern ist das von Frz. Löher (Stuttgart, Cotta), das in 4 Wochen zwei Auflagen erlebte.

Hrn. Maler Lz. in K. Für die Ausstellung Ihrer Bilder in Wien bietet sich Gelegenheit im Oesterr. Kunstverein, Stadt, Tuchlauben Nro. 8 und im Künstlerhaus, Stadt, Lothringerstr. Nr. 9, an deren Direktionen Sie sich wenden wollen.

Hrn. Dr. E. A. in W. Allerdings gibt es solche Autographenmarder. Wenn auch vielfach berühmte Leute um ihre Handschriften zum Zweck von Anlegung von Albums, also in ganz löblicher Absicht angegangen werden, so wird doch auch mit der Gefälligkeit der Angegangenen Mißbrauch getrieben und ein förmlicher Handel hat sich nach und nach etablirt. Also Vorsicht!

Frl. F. M. in G. In England und Amerika führen die Minister nicht diesen Titel, sondern den von Sekretären ihres Departements, z. B. Secretary of war. Den Titel Excellenz führen nur der Vizekönig von Irland, die Gouverneure der Kolonieen und die Botschafter.

Oesters Dagewesene in G. Leider auch dießmal nicht möglich. Eine Schlußabtheilung folgt.

Mercedes. Wir bringen keine. Sie müssen zuerst beim Verfasser um das Recht der Uebersetzung bitten — das ist gewöhnlich nur durch Geld zu erlangen — dann können Sie sich an einen Verleger wenden.

Hrn. E. v. T. in D. Ueber Ihre Fragen steht uns zur Antwort keine Erfahrung zur Seite.

Frl. Serena v. M. in Ungarn. In dem Alter von 17 Jahren ist ein junges Mädchen oft noch nicht ausgewachsen und haben Sie die Hoffnung, noch viel größer zu werden.

Hrn. S... D. in Br. Sir John Retcliffe ist das Pseudonym für Goedsche, welcher in Berlin als Schriftsteller lebt. H. hat jene Grausamkeit begangen.

Hrn. M. B. in Ortelsburg. Chloroform können Sie nur gegen ärztliches Rezept aus einer Apotheke beziehen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben die **erste** Nummer des

siebenten Jahrgangs der

Deutschen Roman-Bibliothek

zu „Ueber Land und Meer".

Abonnementspreis:
in wöchentlichen Nummern von ca. 4 Bogen
nur 2 Mark pro Quartal,
in 14tägigen Heften von ca. 8 Bogen
nur 35 Pfg. pro Heft.

Dieser neue Jahrgang wird eröffnet mit dem in hohem Grade fesselnden Romane:

Die Heirath des Herrn von Waldenberg von **Hans Hopfen,**

sowie mit der letzten, jedoch selbstständigen Abtheilung des sozialen Romans

Höhen und Tiefen von **Gregor Samarow.**

Von unserem langjährigen berühmten Mitarbeiter:

Wilhelm Jensen

werden wir wieder eine hochpoetische, reizende Gabe bringen; hieran werden sich zunächst noch folgende hochinteressante Romane anschließen:

Auf schiefer Ebene von **Johannes van Dewall,**

Die Seelen der Hallas von **Emmy von Dincklage,**

Dönninghausen von **Claire von Glümer** u. s. w.,

mit Einem Worte, wir dürfen unseren geehrten Abonnenten versprechen, daß sie für die zwei Mark vierteljährlich nur Ausgezeichnetes und zwar in solcher Fülle erhalten werden, wie noch nie. — Der neue Jahrgang erscheint nämlich in **um beinahe ein Drittel vermehrter Bogenzahl,**

jede Nummer ist um 1/2—1 Bogen verstärkt,

und zwar **ohne Preiserhöhung.** Wir geben dadurch, ohne jede Gegenleistung unserer Abonnenten, denselben den Inhalt von 5--6 Romanbänden mehr als bisher und damit im Ganzen etwa den Inhalt von 28—30 Romanbanden üblichen Umfanges für 8 Mark, — also

3—4 Bände neue Romane unserer ersten Romanschriftsteller um Eine Mark!

Der Abonnent bekommt jetzt in einem Vierteljahr den Inhalt von etwa **acht** gewöhnlichen Romanbänden — welche sonst **wenigstens 24 Mark** kosten für **nur 2 Mark,** er bezahlt also für den Inhalt **eines Romanbandes** nur etwa **35 Pfennig!** — und erhält in schöner Ausstattung die

neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller

als sein **Eigenthum** für einen Preis, der kaum mehr beträgt, als er **in der Leihbibliothek für das Lesen so vieler Romanbände als Leihgebühr bezahlen müßte.**

Da unsere Romanbibliothek **für so wenig** Geld nicht nur **reiche** und **ausgewählt gute** — ja **beste Unterhaltung** durch's **ganze Jahr,** sondern auch ein paar sehr stattliche, werthvolle Bände in die Hausbibliothek oder zu Geschenken liefert, so sind wir gewiß noch mehr als bisher schon zu der Hoffnung berechtigt, daß die Betheiligung insbesondere und zunächst von Seiten der Abonnenten auf „Ueber Land und Meer", für welche die „Romanbibliothek" in's Leben gerufen wurde, wie bisher schon mit jedem Jahre, so bei dem **neuen** Jahrgang in ganz besonderem Grade zunehmen und wachsen werde.

Auf den neuen Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek" wolle bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt** abonnirt werden, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Stuttgart. Die Verlagshandlung.

Bekanntmachungen aller Art.

Monogramm!

100 Bogen gutes Oktav oder Billetpost nebst passenden Couverts, hübsch verpackt, mit 2 verschlungenen Buchstaben in Gold, empfehle zu 2 Mark 50 Pf. Preiscourant meiner anderen Lagermonogramme steht franko zu Diensten.

29 **Wilhelm Verdang, Koblenz a. Rh.**

Militair-Pädagogium
Vorbereitung f. alle Milit.-Examina, Prima & Abitur.-Ex. — Gute Pension.
Stuttgart (Dr. Killisch).

GOLD-GAZE-GEBISSE.
DR. E. DUNZELT.
HOFZAHNARZT.
BERLIN, MOHRENSTR. 29/30. SPR. 9-3

Die Leinenfabrik von D. Hadt
in **Sorau,** N.-L., versendet auch détail zu Fabrikpreisen unter **Garantie:** Leinen-, Tisch- u. Bettzeuge ꝛc. Schirting Meter von 21 Pf., Halbleinen 54 Pf., f. r. Leinen 69 Pf., Dowlas 30 Pf., gr. Tischtücher 1 M., gr. bunt. Damastfransentdr. M. 1. 75., 1 Gedeck m. 6 Serv. M. 4.50, 1 beßgl. in r. lein. Damast M. 9.75, r. l. Taschentücher von M. 2. pr. Dtzd. an, gebl. Handtchr. pr. Dtzd M. 5.20, beßgl. Servietten Dtzd. M. 4. an bis zu den besten Qualitäten. Preislisten franko. Nichtkonvenirende Waaren nehme zurück. 58

Klinik, vom Staate konz. zur gründlichen Heilung hartnäckigster Haut-, Unterleibskr., Schwäche, Nervenzerrütt., Rheumatismus ꝛc. Dirigent: **Dr. Rosenfeld, Berlin,** Friedrichstr. 189. Auch briefl. Prospekte gratis.

Bremer Cigarren-Fabrik.
Versteuertes Engros-Lager für den Zollverein in Hannover. — Etwas Ausgezeichnetes, preiswerth, in feinen Havanna-Cigarren, 75er Sinne. Orig.-Kiste, 250 St., 19 Mk. Garantie: Schöner Brand, Geschmack und Aroma. **Flor de Cuba,** sehr beliebt, angenehme Qualität und schöner Brand, à Mille 60 Mk. Orig.-Kiste, 250 Stück, 15 Mk. **Cabanas** (media Regalia) von kräftiger, angenehmer Qualität, besonders Rauchern kräftigerer Waare zu empfehlen, à Mille 60 Mk., Orig.-Kiste, 250 Stück, 15 Mk. gegen Nachn. Special-Preiscourante 1878 versendet franco
Jul. Schmidt, Hoflieferant, **Hannover.**

Wenig bekannt

ist es noch, daß unser tägliches Getränk, „der Kaffee", einen viel feineren Geschmack und eine schönere Farbe bekommt, wenn bei der Bereitung desselben dem Bohnenkaffee eine Kleinigkeit **Otto E. Weber's Feigen-Kaffee *)** zugesetzt wird.

*) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar", „Ueber Land und Meer" u. s. w. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Pfd. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zusendung franko. — Zu haben in der Fabrik von **Otto E. Weber** in **Berlin SW.,** Junkerstraße 18. 38

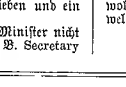
TECHNISCHES GESCHAEFT & PATENTBUREAU
BUSS, SOMBART & CIE.
PARIS. MAGDEBURG. LONDON.

München.
Augsburger Hof,
in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs, im Centrum der Stadt. 94
Comfortable Zimmer — vorzügliche Speisen und Getränke — aufmerksame Bedienung — **bei mäßigen Preisen.** Für Pensionäre und Geschäftsreisende besondere Ermäßigung. Omnibus an den Bahnhöfen, Equipage im Hause. **Max Reiger.**

J. Brandt & G.W.v. Nawrocki,
Civil-Ingenieure.
Internationales
PATENT-
und Technisches Bureau.
Besorgung u. Verwerthung von Patenten in allen Ländern.
Uebertragung v. Sonder-Patenten auf das Deutsche Reich.
Registrirung v. Fabrikmarken.
Maschinen-Geschäft.
Permanente Ausstellung neuester Erfindungen.
J. Brandt & G.W. v. Nawrocki,
Mitglieder des Vereins Deutscher Patent-Anwälte. BERLIN, W.
Redaction und Herausgeber des
ILLUSTRIRTEN PATENT-BLATTES.

Exportation directe de **Cigarettes de la Régie Française des Tabacs.**
1000 Caporal Sup., Maryland, Levant Fr. 15; Caporal ordinaire Fr. 11; Envoi contre mandat.
Jacques Zébaume, 179
8 rue de la Chaussée d'Antin **Paris.**

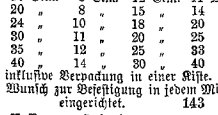
Alph. Müller, Sechs neue Lustspiele für das **Polichinellheater,** à 60 **Pf.** 10
Jäger'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M.



Diebessichere
Kassetten!
Preisgekrönt durch
18 Ehren-Medaillen.

Nr.	Länge.	Höhe.	Tiefe.	Preis.
1	16 Ctm.	8 Ctm.	12 Ctm.	11 Mrk.
2	20 „	8 „	15 „	14 „
3	24 „	10 „	18 „	20 „
4	30 „	11 „	20 „	25 „
5	35 „	12 „	25 „	33 „
6	40 „	14 „	30 „	40 „

En gros. En détail.
inklusive Verpackung in einer Kiste.
Auf Wunsch zur Befestigung in jedem Möbel eingerichtet. 143
M. Hoffmann, Leipzig (Stadt Dresden).



Neue Kohlen-Anzünder.
Patentschutz.
Apparate für dauernden Gebrauch, bequeme Handhabung, **vollständiger und billiger Ersatz für Holz.** 214
Wiederverkäufer für In- und Ausland gesucht. Alleinige Fabrik
Weisse & Titsch, Zeitz.

Europas Weltgeschäft.
C. W. Möller, Hoff., Berlin, Alexanderstr. 40.

versend. geg. Einsend. von 50 Pf. in Marken das diesj. gr. Musteralbummit 372 Illustrat. grat. u. franko nach allen Himmelsgegenden der Welt.

Den meisten Namen sind **Geschlechts-Wappen** (event. vom Adel) nachzuweisen bei Ritter v. W., postl. fr. Berlin.

Fahnen,
gestickte, für alle Arten von Vereinen, sowie Ausstattungen für christliche und israelitische Kirchen liefert 71
J. A. Fietel in **Leipzig,** königl. Hoflieferant.

Glafey-Nachtlichter,
bewährt seit 1808, viermal prämiirt. Den Petroleumlämpchen vorzuziehen, weil geruchlos und nicht feuergefährlich. Zu haben in allen besseren Geschäften. 81

147 Die neuesten und besten
Adress-Bücher
der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden etc. aller Länder sind von
C. Leuchs & Cie. in Nürnberg
(gegründet 1794)
zu beziehen. Preiscourante auf Verlangen grat.

Rothe Nasen
werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske in Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Der Bandwurm
und dessen radikale Beseitigung aus dem Körper des Menschen. Diese Broschüre versendet gratis 186
C. E. Bühligen, Leipzig.

Echte Briefmarken und neueste **Albums** billigst. Illustr. Katalog 1877 1 M. 60 Pf. Probenummern des Briefmarken-Journals und Preisliste gratis. 52
Louis Senf, Leipzig.

Über Land und Meer.

Nr. 2.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Zum Zeitvertreib, Erzählung von Fanny Lewald, Fortsetzung. — W. H. Riehl. Im Vorsaal zum Audienzzimmer des Kaisers von Oesterreich, von E. Notizblätter. — Das Pfarrhaus von Ellenbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen, Fortsetzung. Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt: Lied, von Paul Heyse. Anspruchslose Briefe über die Pariser Weltausstellung, von J. E. III. Aus dem Leben eines Ehrenhandgers, von Ida Pfeiffer. — Vom bosnischen Kriege. Das unterbrochene Studium Gemälde von Carl Spitzer. — Der Bear fi des Irrwalen, Aphorismen von Ernst Schuin — Für das Album, von Albert Friedrich. Auflösung Nro. 1 und Bilderräthsel 2. Auflösung des Bilderräthsels 1. — Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 1. — Schach. — Briefmappe.

Illustrationen: W. H. Riehl. — Im Vorsaale zum Audienzzimmer des Kaisers von Oesterreich, von B. Kahler. — Von den Kämpfen in Bosnien, nach Originalskizzen. Transport der Reserven, Artillerie auf der Straße, Uebergang über einen Gebirgspaß mit Lawinenbelagerungen Saumthieren. Eine Wagenpanderie. Ueberfall bei Maglaj. — Unterbrochenes Studium, nach einem Gemälde von Carl Spitzer. — Randverzierung zu „Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt", mit dem Porträt von Paul Heyse. — Glückliche Stunden humoristische Bilder von C. Stauber.

Zum Zeitvertreib.

Erzählung

von

Fanny Lewald.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Einige Tage gingen darüber hin, man vertrieb sich die Zeit, wie man konnte, aber Rose dachte immer öfter an Baden-Baden und an Paris. Sie wußte sich nicht in diese Art von ernsthaftem Badeleben hineinzufinden und es half ihr nicht, daß man ihr versicherte, wie die Zeit nicht ferne sei, in welcher die Franzosen und Engländer, die mehr Farbe und Bewegung in die Tage brächten, ihren Einzug in Ragaz zu halten pflegten. Es half ihr eben so wenig, wenn die Einheimischen ihr mit freundlicher Gemessenheit entgegenkamen. Sie war eben ein Pariser Kind, die Pariser Gesellschaft war ihr ein Bedürfniß; was dieser nicht ähnlich sah, damit wußte sie nichts anzufangen. Dazu kam noch, um sie gänzlich aus ihrer gewohnten Stimmung herauszubringen, daß ihr Gatte mehr und mehr Geschmack an dem Verkehr mit seinem Jugendfreunde fand, daß das gleichmäßig behagliche Leben ihm unverkennbar wohl gefiel.

Anfangs hatte er aus bloßer Gefälligkeit die Partie Domino, die Partie Piquet mit Villebois gespielt und mit halbem Ohre hingehört, wenn dieser von den Schülerstreichen, von den Abenteuern ihrer jungen Jahre sprach. Aber die Jugend ist etwas so Schönes und Unvergeßliches in dem Leben eines jeden Menschen, daß Delmar an den wiedererweckten Erinnerungen an dieselbe mehr und mehr Geschmack fand. Er schien es vergessen zu haben, wie das erste Begegnen mit seinem alten Kameraden ihn vor wenig Tagen peinlich an den Verlauf der Zeit, an die Vergänglichkeit gemahnt hatte. Es war ihm angenehm, daß Jemand ihn, wie auf der Schule, „mein lieber Anatole" und „Du" hieß. Es machte ihm Vergnügen, den alten Genossen neben sich zu haben, zu dem er von all' den kleinen Freuden und Leiden langvergangener Tage sprechen konnte, von welchen keiner der Männer, mit denen er in der Pariser Welt verkehrte, etwas wußte; und andererseits that ihm das körperliche und das geistige Ausruhen nach dem Reiseleben wohl. Es verdroß ihn gar nicht, wenn Villebois ihn bisweilen auch „mein Alter" titulirte. Er sagte sich im halben Scherze: „Im Grunde bin ich ja kein junger Mann, bin ich ein alter Mann!" und mit diesem spielenden Zugeständniß an die Wahrheit, gegen das er sich bis dahin sehr geflissentlich gesträubt hatte, ward, ohne daß er's merkte, die nothwendige Selbstsucht des Alters, der Trieb der Selbsterhaltung in ihm rege. Er hatte bis dahin nie an sich gedacht, jetzt that er's, ohne daß er es beachtete. Er hatte Ruhe nöthig, er gönnte sie sich also. Rose, der das nicht entging, war weit davon entfernt, ihn aufzustören. Sie ließ ihn nach Belieben gehen; aber sein Verhalten war ihr ungewohnt, und sie hatte Langeweile.

Es war ihr kein Zeitvertreib, wenn ihr Gatte ihr freundlich sagte: „Nicht wahr, Du bleibst bei Madame

W. H. Riehl. Originalzeichnung. (S. 26.)

Villebois, bis wir die Partie gemacht haben?" Es war ihr kein besonderes Vergnügen, zu Vieren in der Gegend umherzufahren, deren großartige Schönheit ihrem Sinne nicht entsprach, und noch weniger ein Vergnügen, die immer gleiche Gesellschaft, bei dem Klange einer Musik, die sie besser zu hören gewohnt war, in den hübschen Anlagen des Quellenhofes Kaffee trinken, stricken, lesen, plaudern oder spazieren gehen zu sehen. Allerdings, es freute sie, daß ihr Gatte sich so wohl befand, daß die Besorgniß, mit welcher sie in dem Badeorte angelangt war, mit jedem Tage mehr verschwinden durfte. Nur daß die Tage in der Schweiz so lange Stunden hatten, länger als sonst irgendwo, das wollte ihr nicht in den Sinn. Sie hatte mehr Zeit als je zuvor, und wußte nichts mit ihr zu machen.

Sie saß in dem alten Bischofssaale, in der tiefen Fensternische, welche das dicke Gemäuer bildete, und sah über die Platanenallee in das Thal hinaus. Das Rauschen der Tamina, das Spiel der Blätter an den Zweigen, das leise Flimmern des Sonnenlichtes wiegten sie in ein träumendes Sinnen ein; und wie immer in diesen Gemächern stiegen die Tage der Kindheit vor ihr auf. Es war wie ein Zauber, der sich in dem klösterlichen Hause über sie gebreitet hatte. Sie sah sich in dem Schlosse der Großmutter auf deren Knieen, sie erinnerte sich des Morgens, an welchem man sie in das Kloster gebracht, der Genossinnen, welche sie dort gefunden hatte. Die gute Großmutter, die gute Aebtissin waren lange todt; auch von den Gefährten ihrer Kindheit waren so Manche schon gestorben. Nur Wenige hatten ein so glückliches Loos gehabt als sie. Es war eben Alles vergänglich auf der Welt! Auch ihr Glück, auch ihre Zufriedenheit konnten und mußten einst ihr Ende haben, denn Delmar hatte es neulich ausgesprochen: er war nicht mehr jung, er war sechzig Jahre alt, er war ein alter Mann!

Es überlief sie unheimlich bei dieser Vorstellung. Sie war gewohnt im Augenblick zu leben, sie hatte an die Zukunft selten einmal gedacht, und vollends nicht an Delmar's vorgerückte Jahre, oder gar an seinen Tod. Ihr ganzes Leben war auf das seinige gestellt, war in ihm beschlossen gewesen. Alle ihre glücklichen Erinnerungen waren mit ihm verknüpft. Er hatte sie keine traurigen Erfahrungen machen lassen, hatte wie eine freundliche Vorsehung über ihr gewacht. Was sollte einmal aus ihr werden ohne ihn? Ohne den gefälligen, vorsorglichen Mann? Ohne den immer nachsichtigen Freund, dem sie Alles sagen, Alles anvertrauen konnte, ohne den einzigen Mann, den sie geliebt? Denn keine andere, keine große Leidenschaft, wie sie die Dichter schildern, hatte je ihr Herz erschüttert.

Sie hielt bei dem Gedanken unwillkürlich inne, und ganz gegen ihre Gewohnheit laut mit sich selber sprechend, sagte sie: „Im Grunde ist das sonderbar!"

Sie wollte rasch darüber fortgehen, aber sie kam nicht, wie sie's wünschte, davon los. Sie erinnerte sich der Einen und der Anderen unter den Frauen ihrer Pariser Gesellschaft, in deren Leben die Liebe eine große Rolle gespielt hatte. Sie war einmal die Vertraute einer Leidenschaft gewesen, die jede Schranke durchbrochen, sich über alle Gebote der Religion und Konvenienz hinweggesetzt, und die arme Frau fortgeschleudert hatte in das Ausland, wo sie, verlassen von dem Geliebten, gebrochenen Herzens, einsam gestorben war. Ein andermal hatte sie es mit erlebt, wie ihre Cousine in starkem Kampfe Meister geworden war über die mächtige Empfindung, die sie zu einem Freunde ihres Gatten hingezogen; und dieß und jenes andere Liebesverhältniß, das unter den Augen der Ehemänner von Frauen ihrer Bekanntschaft durch lange Jahre hingehalten wurde, war in der Leute Munde. Ob diese Frauen glücklich, ob sie unglücklich zu nennen wären? ob man sie verdammen, sie entschuldigen dürfe? Sie gab sich darauf keine Antwort. „Aber," sagte sie sich, „all' diese Frauen haben doch geliebt, gelebt! Man kann sie nicht ‚unschuldige Klosterfräulein, kleine Pensionärinnen' heißen, wie die glänzende Frau von Malincourt mich scherzend noch im letzten Winter nannte. Und in gewissem Sinne hatte sie Recht. Mein Herz ist heute noch so ruhig wie an dem Tage, da ich aus dem Kloster kam. Ich habe die wahre, große Liebe nie gefühlt." ,

Sie war verstimmt, sie wußte nicht weßhalb. Sie mochte länger nicht mit sich allein sein, und vor den Spiegel tretend, um den leichten Strohhut aufzusetzen, ward der Spiegel ihr ein Trost.

Keine Falte, kein Zug, die es verriethen, daß sie mehr als dreißig Jahre zählte.

„Man erhält sich nicht so jung," sagte sie sich, „wenn große Leidenschaften das Blut durchstürmen, wenn man sich verzehrt im Sehnen, wenn die Tage und die Nächte in Aufregung vergehen." — Und Rose liebte ihre Schönheit, ihren friedensvollen Schlaf, ihr ruhiges Leben und ihren guten Alten.

Es war Madame Villebois, von der sie diesen Ausdruck angenommen hatte. Sie mußte lachen, als sie ihn gebrauchte. Sie und Madame Villebois! — Ihre ganze Heiterkeit kam ihr bei dem Vergleiche wieder, und doch wurde sie von der Vorstellung nicht frei, daß es schön sein müsse, eine große Leidenschaft zu fühlen. Plötzlich, wie ein Sternschuß an unserem Auge vorüberfliegt, verschwindend, während wir ihn erst gewahren, ging ihr die Frage durch den Kopf: Hat Madame Albretti wohl geliebt? hat Liebesleid die Lippen der schönen Fides so fest geschlossen? hat unter ihrem schwarzen Kleide je ein heißes Herz geschlagen?

Sie wußte nicht, weßhalb eben diese Frau ihr einfiel; weßhalb das Bild derselben gar nicht von ihr wich. Als walte ein Zauber zwischen ihnen, so mischte es sich selbst des Nachts in ihre Träume. Und als Rose, des Alleinseins und des Denkens müde, dann aus ihrem Zimmer auf die Galerie hinaustrat, saß wieder Fides dort, an dem andern Ende derselben, mit den dunklen Augen ernsthaft in die Weite schauend.

Raschen Entschlusses ging Rose zu ihr hin. Sie mußte ein Ende mit ihrer Neugier machen.

„Sie blicken in die Ferne hinaus!" sagte sie, nachdem sie eine kleine Weile in der Nähe der Fremden stehen geblieben war. „Es zieht Sie auch hinaus in's Freie? Die hohen Berge machen melancholisch!"

Fides hob die mächtigen Augen mit angenehmer Ueberraschung freundlich zu der Sprechenden empor. „Melancholisch?" wiederholte sie, „und mich dünkte es gerade in diesem Augenblicke hier so lieblich und so schön! Sehen Sie doch, wie die Gipfel der Platanen leuchten, wie der Springbrunnen sein helles Wasser auf die Rosen niedersprüht, und wie dort im Westen, hinter dem Alvier, die lange Reihe der Kurfürsten sich immer wärmer färbt! Aber freilich, Sie haben gewiß viel schönere Gegenden gesehen?"

Ihre Stimme war weich, sie drückte sich in der ihr fremden Sprache mit Gewandtheit aus.

„Sie waren niemals in Italien?" fragte Rose.

„Nein," versetzte Fides. „Ich habe unsere Berge nie verlassen. Auch hier bin ich zum ersten Male."

„Um hier die Kur zu brauchen?"

„Ja, ich soll sie brauchen, obschon ich eigentlich nicht krank bin. Ich war niemals krank," setzte sie mit einem gewissen Stolz hinzu. „Aber mein Mann, der Arzt ist, glaubte, daß ich einer Erfrischung, einer Zerstreuung bedürftig sei. Ich hatte mich zu fügen, da er's also wollte."

„Gingen Sie denn nicht gern einmal von Hause fort?" fragte Rose weiter. Fides antwortete ihr nicht gleich. Sie war zurückhaltend von Natur und das unerforderte Fragen der Fremden kam ihr unerwartet. Indeß Rosens Ausdruck war so unbefangen, daß Fides sich ihres Zögerns schämte; und da man immer leicht zu weit springt, wo man fürchtet, nicht hinüberkommen zu können, sagte sie: „Ich bin es nicht gewohnt, unter Fremden zu leben, und Unglück macht menschenscheu. Man möchte keinen Glücklichen in seiner Freude stören."

Rose war leicht zu rühren. Sie hatte Lust am Helfen wie am Trösten, und weil sie sich der Fremden damit anzunähern glaubte, sagte sie: „Wer ist denn glücklich hier in dieser Welt?"

Es war das nichts als ein Gemeinplatz; aber Fides nahm die Worte ernsthaft. „Sie sind's doch ganz gewiß!" fiel sie ihr in das Wort. „Als ich Sie neulich zum ersten Male sah, so frisch, so lachend, in dem weißen Kleide mit den rothen Rosen, fand ich Sie so schön! — Diese Frau hat die Schönheit des Glücks in jeder Miene," sagte ich zu meinem Manne, „und ich liebte Sie deßhalb."

Sie sagte das so ernsthaft, daß Rose nicht daran denken konnte, es für eine Schmeichelei zu halten. Fides hatte gesprochen, als käme Rose dabei gar nicht in Betracht, als sei es nur auf einen Vergleich zwischen Glück und Unglück abgesehen, und gerade deßhalb machten die Worte ihr einen tiefen Eindruck. Sie wagte es nicht, sich glücklich zu nennen, wie man sich seiner ungebrochenen Gesundheit vor einem Kranken nicht berühmen mag. Sie hatte auch die unbestimmte Vorstellung, daß sie und Fides unter Glück sehr von einander Verschiedenes verstehen könnten, und hatte doch große Neigung, das Gespräch weiter fortzusetzen; es kamen aber dritte Personen an Rose heran, die Unterhaltung wurde allgemeiner, Fides nahm nicht Theil daran und entfernte sich bald nachher.

Die Bahn zu einander war nun jedoch gebrochen. Die beiden Frauen trafen täglich mehrmals zusammen, fingen an länger bei einander zu verweilen, und eines Morgens, als sie wieder einmal von Dem und Jenem, aber nur von gleichgültigen Dingen geredet hatten, kam Rose, begierig, mehr von der ihr so anziehenden Frau zu erfahren, mit Geflissenheit auf das Gespräch zurück, das sie am ersten Tage mit ihr gepflogen hatte.

„Es ist mir neulich recht rührend gewesen," sagte sie, „daß Sie eine Zuneigung zu mir gefühlt haben, weil ich Ihnen wie eine glückliche Frau aussah. Man muß, glaube ich, selbst glücklich oder sehr selbstlos sein, sich an dem Glück der Anderen zu erfreuen, wenn man einen eigenen Kummer in sich trägt. Ich sehe Sie in Trauerkleidern und Sie sehen traurig aus, wenn Sie allein sind —"

Sie hielt erschreckend inne, denn durch das Gesicht von Fides zuckte bebender Schmerz, aber sie überwand ihn und sagte mit derselben Ruhe, mit welcher sie vorhin gesprochen: „Wir hatten zwei Kinder, zwei liebe Knaben, die schön gediehen. Die haben wir verloren, in wenig Tagen, einen nach dem andern. Im Winter werden es zwei Jahre schon."

„Ach, arme Frau!" rief Rose, ihre Frage mehr und mehr bereuend.

Fides ließ sie jedoch nicht weiter sprechen. „Arm?" fiel sie ihr in das Wort; „nein, das bin ich nicht, so lange der Himmel mir den Mann erhält, dem ich Alles danke, Alles was ich bin. War er mir doch der Inbegriff des höchsten Glückes bis zu der Stunde, wo die Liebe für unsere Kinder uns noch unauflöslicher verband. So lange er mir bleibt, bin ich noch reich. Denn was wir auch verloren haben, wir verloren, wir betrauern es zusammen. In meinen Kindern liebte ich ihn doppelt, und in ihrem Vater liebe ich sie immer neu. Sie waren ihm so gleich; so schön wie er, so gut wie er!"

Sie hielt erröthend plötzlich inne. Sie hatte weit mehr gesagt, als sie gewollt. Sie konnte ihren Schmerz verschließen; ihm nicht den freien Lauf zu verstatten, wenn sie ihm einmal das Wort gegönnt, das ging über ihre Kräfte. Sie hatte ihm heut' einmal nachgegeben, und da sie es gethan, schämte sie sich ihrer Schwäche.

Auch Rose war verstummt. Dieser Sprache gegenüber fehlte ihr das rechte Wort. Es war ihr nicht mit der abgegriffenen Scheidemünze jener landläufigen Trostesworte zu begegnen, mit denen man in der Gesellschaft sich unter einander abzufinden gewohnt ist; aber ihre Weltgewandtheit kam ihr schnell zu Hülfe, und sich Fides soweit sie es vermochte anbequemend, sprach sie: „Sie sagen mir, Sie hätten mich liebgewonnen bei dem ersten Blicke, und Sie können gar nicht wissen, wie mich das erfreut, denn es ist mir mit Ihnen gerade so gegangen. Ich habe mich immer zuversichtlich auf die Richtigkeit der ersten Eindrücke verlassen. Thun Sie das auch. Sie sollen es mir gegenüber gewiß nicht zu bereuen haben. Ganz gewiß nicht."

Sie hielt ihr die Hand hin; Fides sah ihr ernst in's Auge, dann schlug sie ein, und drückte Rosen fest die Hand.

„Ich danke Ihnen," sagte sie, „und ich glaube Ihnen. Ihre Güte thut mir wohl, auch mein Mann wird sie Ihnen danken, wenn er wiederkehrt, denn es wird mir so schwer, mit Fremden zu verkehren, oder gar mich Leuten anzuschließen, die der vornehmen Gesellschaft angehören —"

„Denken Sie von den Menschen denn so schlecht?" fragte Rose in ihrer heiteren Weise.

„Nein," entgegnete ihr Fides ernst wie immer. „Mein Mann sagt im Gegentheil, ich dächte von der Bildung und von der Bedeutung der Weltdamen viel zu groß, und von mir selber zu gering, indeß ich kann nicht anders. Ich bin ein Kind der Armuth und der Wildniß!"

„Unmöglich!" rief Rose. „Es war Ihre stolze, vornehme Erscheinung, die mir auffiel."

„Ich bin eines armen Ziegenhirten Kind," wiederholte Fides, und sie hatte nie stolzer ausgesehen, als in dem Augenblicke, da sie dieses sprach. „Meine Mutter war gestorben, als ich eben groß genug war, auf meinen Beinen fortzukommen. Ich blieb allein bei meinem Vater. Er diente den Albrettis. Im Sommer und bis der Frost das Niedergehen zu Thale nöthig machte, war ich mit ihm in den Alpen, im Winter unter des

Herrn Hofgesinde. Als ich sechs Jahre alt war, verlor ich auch den Vater. Ich sah's, wie er vom Felsen niederstürzte, von dem er ein paar verlaufene junge Thiere herunter holen wollte. Der Bube, der es der Herrschaft melden ging, nahm mich mit hinab. Von dem Tage an blieb ich im Hofe, in des Meiers Obhut. Aber ich war ein finsteres, scheues Kind. Ich hatte nicht gelernt mit anderen Kindern froh zu sein. Sie hatten also mich nicht gern. Ich fühlte das und wurde nicht fröhlicher dadurch. Am liebsten blieb ich für mich allein. Ich hatte zu Niemandem ein Herz, Niemand hatte es zu mir — nur Einer! — Einer sah es — und dem that ich leid. Des Herrn Sohn!" — Ein Lächeln glitt durch ihre Mienen. „Das Uebrige," sagte sie, „nun, das Uebrige können Sie sich denken."

„Nein! nein!" rief Rose, von Fides' Eigenart nur mehr gefesselt. „Sprechen Sie, ich bitte Sie darum. Erzählen Sie mir Alles, da Sie mir Ihr Vertrauen so weit gewährten. Ich wußte es ja, ich sah es gleich, Ihr Schicksal mußte ein besonderes gewesen sein."

„Es war ein schweres für den Jüngling, der es durchzukämpfen hatte," nahm Fides wieder das Wort, lebhafter und freier werdend, da sie von dem geliebten Manne sprechen konnte. „Ich? — Ich hatte ja nichts zu leisten, nichts zu fordern. Ich ward geliebt noch ehe ich's verstand. Man schickte mich zur Schule, ich kam nicht in ihr vorwärts, ich lernte schwer und langsam. Niemand kümmerte sich darum. Er, er zählte fünf Jahre mehr als ich — er merkte es und half mir nach. Von seinem Mund verstand ich Alles, denn er sprach zu mir allein, und auf Alleinsein war ich angelegt. Lesen, schreiben, ich habe es eigentlich von ihm gelernt. Als er fünfzehn Jahre alt war, kam er aus dem Hause. Ich weinte, als er ging. ‚Weine nicht,' sagte er, ‚ich komme wieder!' und er küßte mich dabei. Es war das erste Mal im Leben, daß ein Mensch mich küßte. Von meiner Mutter wußt' ich's nicht — mein Vater hat es nie gethan. Die Jahre gingen hin. Sein Kommen und Gehen war der Kalender, nach dem ich rechnete und zählte; und er kam niemals, ohne daß mir's frommte. Immer hatte er etwas mir zu schenken — ich besitze heute noch jedes Stück — immer verkehrte er mit mir. Er ermunterte, er lobte mich, Niemand sonst. Ich hatte im Garten mitgearbeitet, er machte, daß man mich in's Haus nahm. Das war ein großer Abschnitt. Im Hause hing sein Bild. Ich konnte es sehen, so oft ich durch das Zimmer ging. Ich war nicht mehr allein."

Sie brach wieder ab und sagte: „Ich komme Ihnen gewiß recht thöricht vor, daß ich so zu Ihnen spreche; ich wundere mich selbst darüber, denn ich hab' es nie gethan. Ich dachte immer, unseren Söhnen wollt' ich es einmal erzählen — Niemandem sonst! — Ach! ihnen erzähle ich es nicht."

Sie fuhr sich rasch mit der Hand über die Augen. „Verzeihen Sie," sagte sie darauf, „ich habe nicht mehr mein festes Herz. Aber ich bin bald zu Ende, und Sie wollten es ja hören.

„Sein Vater war armer Leute Kind wie ich. Er hatte im Auslande sein Vermögen gemacht, hatte fast den größten Grundbesitz bei uns erworben, und eben weil er von niederer Herkunft war, wollte er mit dem Sohne hoch hinaus. Es war mit ihm von früh an auf eine Tochter aus den alten adeligen Geschlechtern abgesehen, das wußte im Hause Jedermann. Als er die Schulen durchgemacht, wollte sein Vater ihn nach England schicken, wo eine der vornehmen Engadiner Familien ein großes Handelsgeschäft betrieb. In dem sollte er den Handel lernen. Joseph wies das aber von sich. Er sagte, daß er zu studiren, daß er ein Arzt zu werden wünsche. Das gab den ersten Streit zwischen ihm und seinem Vater. Es war im Sommer, in der Ferienzeit, gegen den späten Abend hin. Er kam aus seines Vaters Stube, ich saß und nähte in der Galerie. So finster war er nie gewesen. Ich traute mir nicht ihn anzusehen.

„‚Warum siehst Du weg?' rief er, und sein Ton erschreckte mich noch mehr.

„‚Habe ich etwas Ungehöriges gethan?' fragte ich ihn, denn ich glaubte, er sei unzufrieden mit mir.

„‚Ach! Du!' — fuhr er auf, ‚Du bist nicht Schuld daran, wenn schon der Grund davon.'

„Ich verstand nicht, was er meinte. Zum ersten Mal im Leben hatte er nicht Geduld mit mir. ‚Stell' Dich nicht so dumm!' sagte er, ‚Du bist fünfzehn Jahre und kein Kind mehr; Du weißt's recht gut, daß ich Dich liebe.' —

„Ich ließ die Arbeit fallen. Ich hörte, was er sagte, aber ich begriff es nicht. Ich war wie versteinert, ich konnte mich nicht von der Stelle rühren, ich mußte ihn ansehen — und ich sah ihn nicht vor Thränen. — Ach! Menschen wie Sie, die können so etwas ja nicht verstehen!"

„Nein! und doch! doch!" rief Rose. „Aber wie glücklich, wie beneidenswerth sind Sie!"

Fides beachtete kaum, was Jene sagte. Ihre Erinnerungen waren Herr über sie geworden und rissen sie fort.

„Wir hörten seine Mutter kommen. Er ging davon. Ich wußte nicht, war ich lebendig, war ich's nicht. Ich schlief oben in einer Bodenkammer ganz allein. Als ich an dem Abende hinaufkam und mich niederlegen wollte, vergaß ich es. Ich blieb auf meinem Bette sitzen. Ich hatte ein schlecht Gewissen, hatte auch Angst, selbst vor Joseph hatte ich Angst. Ich dachte, sie würden mich aus dem Hause jagen; und dann fiel mir ein, ich wolle lieber gehen, damit ihm kein Verdruß geschehe. Ich wußte nur nicht wohin. In dem Augenblicke that sich die Thüre auf. Er stand im hellen Mondlicht vor mir.

„‚Ich wußte, daß Du nicht schlafen würdest!' sagte er und setzte sich zu mir auf das Bett. ‚Mach' Dir nur keine Gedanken!'

„‚Sie werden mich fortschicken!' sagte ich.

„‚Weßhalb denn?' entgegnete er, ‚sie wissen ja nichts von Dir. Es ist auch besser so, wenn wir's nur wissen, Du und ich!' — Und wie er das gesprochen hatte, schlang er seinen Arm um mich und küßte mich wieder. Von da ab wußte auch ich, daß ich ihn liebte. Ich hatte mein Lebenlang nichts Anderes gethan. Er sagte, er wolle nicht Kaufmann werden, denn dazu brauche er einmal seines Vaters Hülfe, wenn er sich etabliren wolle, und es sei darauf abgesehen, daß er in England die Tochter des Hauses heirathe, in das man ihn zur Lehre schicke. Er wolle Medizin studiren. Damit finde er in der Heimat und in der Fremde überall sein Brod, und darauf könne er mich, wenn er einmal fertig sei, heirathen, auch ohne seines Vaters Zustimmung. Denn daß weder der Vater noch die Mutter mich ihm gutwillig geben würden, das verstehe sich von selbst, obschon sie darein gewilligt hätten, ihn studiren zu lassen. Er werde ab und zu nach Hause kommen, dann würden wir uns sehen. Schreiben könne er mir hieher nicht, ich aber solle ihm alle Vierteljahr einmal schreiben, er werde mir anweisen, wie ich das zu machen habe. ‚Im Uebrigen,' sagte er, ‚verlasse Dich auf mich und schweige.' — Darauf küßte er mich noch einmal, und ich weinte. — ‚Was ist denn da zu weinen?' sagte er. ‚Nur ein festes Herz muß man sich machen, dann ist Alles gut. Und wenn ich Dich nicht mehr spreche, so leb' wohl. Ich komm' nicht mehr zu Dir. Es könnt' es Einer merken, und man soll nicht Uebles von Dir denken oder reden. Sei getrost. Ich bin's auch. Ich führ's schon durch.'"

„Und er hat es durchgeführt!" warf Rose ein, von der einfachen Erzählung mehr gefesselt, als je von einem erdichteten Roman.

„Ja," versetzte Fides mit der stolzen Freude, die ihr Antlitz stets erhellte, wenn sie ihres Gatten dachte. „Ja, aber es war schwer genug. Freilich, in mein Leben war das Licht gekommen. Bis dahin hatte ich still gethan, was mir geheißen ward, und geträumt bei meinem Thun. Jetzt hatte ich zu denken Tag und Nacht. Ich meinte, Jeder müßte mir es ansehen, daß mich der Joseph liebte und ich ihn. Ich horchte, wenn ich durch die Stuben ging, ob nicht der Vater oder die Mutter seinen Namen nannten. Ich war glücklich, wenn ich Näharbeit zu machen bekam, die für ihn bestimmt war. Aber ich hatte keine rechte Ruhe mehr, weil ich mir sagte: ich esse seiner Eltern Brod und bin und thue, was gegen ihren Willen ist; und das wurde in mir je länger, um so schlimmer. Ich schrieb's ihm auch, so gut ich es herauszubringen wußte, Antwort bekam ich nicht darauf. Als er im nächsten Jahre wieder kam, war es schon anders zwischen uns, und er sagte, ich hätte Recht, ich müsse fort. Aber fort von Denen, die sich meiner einst erbarmt, die mich immerfort gut behandelt hatten! und wohin? Da kam der Zufall uns zu Hülfe. Es war die Zeit, in welcher die Bäder von St. Moritz in die Mode kamen. Joseph's Mutter Schwestern hatten dort ein Haus und nahmen Fremde bei sich auf. Sie waren seine Gevattern gewesen, er sollte einst ihr Erbe sein, und sie hielten viel von ihm. Die brauchten Hülfe in der Wirthschaft. Bei uns war ich zu entbehren, man gab mich ihnen also in das Haus. Damit war viel gewonnen. Ich konnte Joseph leichter sehen und sprechen, wenn er heim kam zu den Eltern; ich hatte für die Fremden in der Kurzeit oft zur Post zu gehen, hatte im Winter für die Tanten, die mit den abgereisten Fremden noch verkehrten, Briefe fortzutragen, ich konnte also leichter schreiben, konnte auch bisweilen einen Brief erhalten. Das half uns durch die Jahre hin. Im Sommer hatte ich mit den Fremden stets zu schaffen, im Winter lebte ich einsam mit den beiden Jungfrauen allein. Ihre Augen hatten abgenommen, ich mußte bei ihnen in der Stube nähen, ich hatte ihnen vorzulesen, ich kam doch etwas vorwärts. Ich hatte nur den einen Kummer, daß ich auch sie betrügen mußte, daß ich auch ihnen nicht sagen konnte, wie es mit mir und mit dem Joseph stand, aber er hatte mir's verboten. Er wußte, daß man mich nicht behalten würde, wenn es auskam, und ich sollte bei den Seinen bleiben.

„Als er ausstudirt hatte und Doktor geworden war, kam er heim — und nun fehlte mir das Herz zu ihm. Es war im Sommer, das Haus war voll von Fremden. Es waren deutsche und englische Fräulein unter ihnen, sie sahen ihn Alle gern. Er war Ihresgleichen — was war ich? Oft, wenn sie Alle englisch mit einander sprachen und ich sah, wie sie mit ihm so freundlich thaten und daß ihm das gefiel, und ich konnte nichts verstehen, schnitt mir's wie mit einem Messer durch die Brust. Das eine deutsche Fräulein gewann ihn sichtlich lieb. Die Tanten sagten, das sei die Frau für ihn, denn sie sei gut und schön und reich. Sie solle er heirathen, solle Professor werden in Zürich oder Bern, das sei für ihn der rechte Weg, das würde den Vater und die Mutter freuen. Er lachte dazu; mich ließ es nicht mehr schlafen. Ich sagte es ihm endlich. Ich war ein Hinderniß in seinem Wege, ich paßte nicht zu ihm.

„Er ließ mich reden. ‚Ist das der Lohn für all' die Jahre der Liebe und der Treue?' sagte er, als ich geendet hatte. ‚Du stellst Dich mit den Anderen wider mich? Du willst ein anderes Glück für mich als ich? — Sie haben Deinen armen Kopf verwirrt, ich muß ein Ende damit machen, heute noch!'

„An dem Tage sagte er's den Eltern. Sie waren schwer gekränkt. Sie sagten, ich hätte ihren Sohn verführt. Sie nannten mich mit bösen Namen, die ich nicht verdiente. Aber freilich, wir hatten sie hintergangen und getäuscht. Joseph sollte heilig geloben, von mir abzulassen, er weigerte sich dessen. Da schwor der Vater, der Bissen Brod solle verflucht sein, den er dem widerspenstigen, verrätherischen Sohne gäbe. Joseph versetzte, er werde ihn nicht zum Meineide verführen. So ging er aus dem Hause. Niemand, auch die Mutter nicht, rief ihn zurück. Ich mußte am andern Tag von den Tanten fort. Ich hätte auch nicht bleiben können. Ich konnte nicht anhören, was sie von Joseph sagten und von mir.

„Oben im Hochgebirge hatte ein Freund von ihm eben eine Pfarrerstelle erhalten und eine Frau genommen. Dem vertraute er sich an; zu den Leuten ging ich in den neuen Dienst. Von Joseph wollte ich nichts nehmen, bis er mein Mann geworden sein würde. Er hatte ja auch für sich selbst zu sorgen, denn was er an Geld bei sich gehabt, hatte er in seiner Eltern Haus auf seinem Tische liegen lassen. Aber er hatte das Seinige gelernt, er konnte sich selber helfen, und ich diente bei den Leuten gern. Sie hielten mich wie Joseph's Braut. Sie thaten noch mehr für mich, sie gaben mir Unterricht und Lehre.

„Einer von den Professoren, die Joseph's Lehrer gewesen waren, verschaffte ihm eine Hilfsarztstelle in Paris. Von da kam er nach London und nach Wien. Er war vier Jahre auswärts. Er schrieb nicht nach Hause, die Eltern fragten nicht nach ihm. Er klagte nicht darüber, aber ich konnte es zwischen seinen Zeilen lesen, daß es ihm am Herzen fraß — und ich war die Ursache davon. Hinter dem Pfarrhaus war ein großer, tiefer Teich. An dem habe ich oft gestanden, und mein Herz geprüft und mein Gewissen. Aber ich wußte, er konnte niemals eine Andere lieben, und das Leben mit ihm lag ja vor mir. Ich konnte nicht von ihm lassen, so wenig als er lassen konnt' von mir.

„Sein Vater hatte an mir Vaterstelle vertreten; so lang ich minderjährig war, hing ich von ihm ab. Joseph hatte Heimweh nach den Bergen, indeß er schrieb mir: ‚Ich komme nicht in Deine Nähe, ehe ich Dich zum Altar führen kann. Sie sollen nicht üble Nachrede halten können über Dich, und ich verdiene jetzt in London das Geld für unsere Einrichtung.'

„Um Weihnachten vor acht Jahren war ich volljährig geworden. An dem Tage sahen wir uns wieder, ein paar Wochen später wurden wir getraut. Wir blieben

Im Vorsaale zum Audienzzimmer des Kaisers

...ich. Originalzeichnung von V. Katzler. (S. 26.)

aber noch einige Monate bei den Freunden. Wir lebten mit ihnen stille Tage. Mein Mann hatte viel zu thun, er erwarb mehr als wir nöthig hatten, er konnte Vielen helfen, manchem Kinde, manchem Alten. Aber seine Eltern waren auch schon alt, und zu ihnen konnte er nicht hin. Als uns das erste Kind geboren wurde und wir es empfanden, was es auf sich hat mit der Elternliebe, sagte er: ‚Komm', wir wollen es versuchen!'

„Er ließ einen Wagen anspannen, wir nahmen unsern Knaben und fuhren zu den Eltern hin. Sie ließen uns nicht vor. Es war ein harter Rückweg, aber wir hatten unser Kind, und wenn es meinen Mann auch schmerzte, daß man das Kind fortgewiesen von seines Vaterhauses Schwelle — wir trugen es um so zärtlicher in unser Haus.

„Darüber verstrich fast noch ein Jahr. In einer rauhen Winternacht klopfte es an unsere Pforte. Das kam ja oftmals vor. Mein Mann stand auf. Seines Vaters Wagen hielt vor unserer Thüre. Der Vater schrieb, nicht nach dem Sohne schicke er, sondern nach dem Arzte. Die Mutter läge auf den Tod darnieder, er solle kommen, dem Hausarzt beizustehen. — Ob er ging? — Gott gab's ihm, daß er sie retten konnte, und der Gedanke an ihr Ende hatte seiner Eltern Sinn erweicht. Ich durfte mit dem Knaben zu der Mutter, durfte bei ihr bleiben und sie pflegen, es war mit einem Male Alles gut und anders. Die Eltern lebten, der zweite Knabe wurde uns geboren, die Kinder gediehen uns alle beide, wir lernten erfahren, daß die Menschen, die in Liebe mit einander leben, das Paradies auf Erden haben — aber das ewige Leben auf der Erde nicht. Die Eltern starben Einer nach dem Andern, unsere Kinder auch. Man glaubt nicht, daß man's überstehen kann, und übersteht es doch — wenn man den Mann noch hat, wenn der Himmel uns noch den Einen läßt, in dem wir leben, weben und sind, wie in unserem Heiland und in unserem Gott!"

Sie hatte die Augen zum Himmel erhoben, die Thränen rannen ihr über die Wangen, ihr edles Gesicht strahlte in einer wahrhaften Verklärung. Rose fühlte sich überwältigt. Sie wollte Fides umarmen, wollte ihr danken, sie vermochte es nicht. Sie beugte sich nieder und küßte ihr die Hand.

„Um Gottes willen, was thun Sie?" mahnte Fides.

„Lassen Sie mich! ach, lassen Sie mich!" rief Rose, und sich Fides an die Brust werfend, die sie zärtlich in die Arme schloß, weinte sie wie ein Kind.

(Fortsetzung folgt.)

W. H. Riehl.

(Hiezu das Porträt S. 21.)

Auf drei Gebieten des Wissens und der Kunst nimmt der „Charakterkopf", von dem wir heute unseren Lesern, die ihn wohl alle als Autor längst kennen und schätzen, ein Porträt bringen, eine hervorragende, in vieler Beziehung bahnbrechende Stellung ein: auf dem Gebiete der Kulturgeschichte, der Kulturnovelle und der Musik: Grund genug, ihn unserer Bildergalerie einzureihen. Umrahmen wir nun sein Porträt mit einer Skizze seines Lebens.

Wilhelm Heinrich Riehl wurde am 6. Mai 1823 zu Biberich geboren. Sein Vater war herzoglicher Schloßverwalter, ein wohlhabender, über seinen Stand gebildeter Mann und ausgezeichneter Violoncellspieler. Der Herzog hielt nach altem Brauch eine instrumentale Hofkapelle, die aber an dem unmusikalischen Hofe kaum beschäftigt wurde. Dafür spielten ihre besten Mitglieder an drei bis vier Wochentagen in dem gastlichen Hause des Schloßverwalters die erlesenste Kammermusik. Der alte Riehl hatte eine stattliche musikalische Bibliothek gesammelt, auch vielerlei andere Kunstsachen und Raritäten, und so erwuchs der Sohn in einer durchaus künstlerisch anregenden Umgebung. Allein das Uebermaß von Kunst und Geselligkeit verzehrte zuletzt das Vermögen des jovialen Schloßverwalters, und als er starb, blieben der Wittwe nur knappe Mittel, um den Sohn die Universität beziehen zu lassen. Die früher so günstige Lage der Familie war plötzlich sehr traurig geworden, und der junge Riehl wandte sich unter diesen veränderten Verhältnissen zum Studium der Theologie. Als armer Student zu stolz, um sich um Stipendien und Freikollegien zu bewerben, deckte er durch das bescheidene Honorar für musikgeschichtliche Aufsätze und Novellen das Defizit seines Wechsels. So gelang es ihm, seine Studien ohne fremde Unterstützung zu vollenden.

Es war (im Anfang der vierziger Jahre) eine Zeit der literarischen Aufregung, und der von seiner Feder lebende Schriftsteller erschien einem Theil der akademischen Jugend als das Ideal einer echt modernen Existenz. Auch Riehl huldigte dieser Ansicht und glaubte, daß man sich durch die Literatur, als Mann der eigenen That, einen freien und neuen Weg zum akademischen Katheder wie zum höheren Staatsamt oder in die Parlamente der Zukunft bahnen könne, mit Verachtung der gewiesten bureaukratischen Bahnen. Nur müsse der schriftstellerische Beruf auf gediegener wissenschaftlicher Grundlage ruhen. Riehl verfolgte dieses Ziel mit der ganzen Begeisterung jener jugendlich aufgeregten Zeit. Er vollendete seine theologischen Studien, die er wegen der Kirchengeschichte, als eines großen Stückes Kulturgeschichte, liebgewann, bestand sein Examen in Nassau und trat dann zu praktischen Uebungen in das homiletische Seminar von Nitzsch und Sack in Bonn, predigte und katechisirte auch daselbst, behielt aber allezeit den Schriftsteller im Sinne.

Im Frühjahr 1844 brach er mit dieser Halbheit und entschloß sich, so lange von der Feder zu leben, bis er sich zu einem Lehrstuhl der Kunstgeschichte, insbesondere der Musikgeschichte würde hinaufgeschrieben haben. Dieß Ziel im Auge, verlebte er anderthalb arbeitsame Jahre in Gießen. Die Ungunst der äußern Lage überwand er mit angeborenem Optimismus und trotzte ihr durch studentische Bedürfnißlosigkeit. Drohte ihm das Geld auszugehen, so durchwanderte er das Land und machte Volksstudien; denn er verstand auf der Reise noch billiger zu leben als zu Hause. Die Resultate seiner Beobachtungen von Land und Leuten, in mannigfacher Form journalistisch verwerthet, erregten Aufsehen und verschafften ihm den Antrag einer Mitredakteursstelle bei der „Frankfurter Oberpostamts-Zeitung". So kam Riehl in die politische Journalistik, die ihn in Frankfurt, später in Karlsruhe und Wiesbaden durch sechs Jahre fesselte. Es waren strenge Lehrjahre, aber sie erweiterten den Horizont des jungen Mannes und führten ihn zu einer aus dem Leben geschöpften Erkenntniß unserer politischen und sozialen Zustände. In Karlsruhe, wo Riehl 1847 und 1848 den von dem Abgeordneten Christ herausgegebenen „Landtagsboten", ein Surrogat der späteren stenographischen Berichte, wesentlich selber schrieb, lernte er das damals so wichtige parlamentarische Treiben der süddeutschen Kleinstaaten aus nächster Nähe kennen und erlebte dort den Ausbruch der Revolution. Auf Anregung Hergenhahn's und anderer Genossen der Gagernschen Partei ging er im April 1848 nach Wiesbaden, um dort ein eigenes politisches Tageblatt zu begründen, welches er auch durch drei Jahre mit den mäßigen Mitteln eines opferbereiten Verlegers forführte. Er arbeitete während der Sturmjahre buchstäblich Tag und Nacht, indem er die Redaktion besorgte, den täglichen Leitartikel schrieb, die Landtagsberichte — und es war ja damals ewiger Landtag — in den Sitzungen notirte, das Feuilleton zusammenstellte und für dasselbe Novellen und Theaterkritiken verfaßte. Zu gleicher Zeit war er aber auch (von 1848—1850) Mitglied der dirigirenden Kommission des früheren Hoftheaters, welches ein aus Staatsmitteln unterstütztes Landestheater geworden war, und beschäftigte sich angelegentlich mit der Bühnenpraxis der Oper. Von dieser wunderlichen Episode hat uns Riehl in seiner Novelle „Das Theaterkind" Genaueres erzählt.

Da während jener drei Jahre das kleine nassauische Staatswesen vom Grund bis zum Gipfel völlig umgebaut wurde, so machte Riehl in seiner journalistischen Arbeit eine so umfassende praktische Schule des Staatsrechts und der Verwaltungspolitik, wie sie ihm kaum das Kollegium eines Professors hätte geben können. Die getäuschten Hoffnungen über den Neubau des Reiches und die wachsende Zuchtlosigkeit der innern Politik trieben ihn aber, das Fundament einer bessern Zukunft anderswo zu suchen als in der damaligen politischen Doktrin oder Praxis. Er glaubte dasselbe in dem sozialen, sittlichen und religiösen Wesen des unverwüstlichen deutschen Volkes zu finden und warf sich mit allem Eifer auf jene geistige Volkscharakteristik welche, der Zahlenstatistik wenig zugänglich, die subjektive Beobachtung und Schilderung verlangt, dabei aber einer historisch wissenschaftlichen Begründung fähig ist. So begann Riehl schon in Wiesbaden seine „Bürgerliche Gesellschaft" zu entwerfen, ein Buch, welches mit sehr wenig literarischem Material, aber auf Grund erlebter Thatsachen und persönlicher Beobachtungen geschrieben ist und sich wohl eben deßwegen länger frisch erhielt als manches weit gelehrtere Werk.

Die ersten größeren Bruchstücke dieser Arbeit (1850 in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" veröffentlicht) lenkten die Aufmerksamkeit des Freiherrn Georg v. Cotta auf den jungen Schriftsteller, der ihn Ende des Jahres zur Mitredaktion der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" nach Augsburg berief. Gleichzeitig suchte Herr v. Radowitz Riehl nach Berlin zu ziehen, wo sich ihm wohl eine bedeutendere politisch-literarische Bahn eröffnet haben würde, allein da Riehl nach stürmischen Jahren vorab sich sammeln, seine Studien vertiefen und seine projektirten Bücher schreiben wollte, so zog er Augsburg vor.

Dort fand er denn auch drei Jahre lang die ersehnte Muße und veröffentlichte die „Bürgerliche Gesellschaft" und „Land und Leute". Diese Bücher machten seinen Namen rasch bekannt.

Zugleich nahm Riehl in Augsburg die musikgeschichtlichen Arbeiten wieder auf, mit welchen er schon als Student seine literarische Thätigkeit begonnen hatte, und die, wie er selber sagt, die Hälfte seines Lebens waren und bleiben sollten. In Augsburg verfaßte er den ersten Band der „Musikalischen Charakterköpfe", welchem später ein zweiter folgte. Riehl suchte hier, das Ideal des musikalischen Klassizismus im Auge haltend und gestützt auf das Detailstudium auch kleinerer und verschollener Meister, die Musikgeschichte mit der Kulturgeschichte zu verbinden. Wie Riehl zur alten Musik kam, das hat er in den „Briefen über musikalische Erziehung" (in den Kulturstudien) selbst geschildert, von seinem Herantreten an die neue Musik folge hier noch ein ergänzendes Wort. Schon in Frankfurt verheirathete sich Riehl mit einer jungen Opernsängerin, Fräulein v. Knoll aus Stuttgart, welche aber alsdann die noch nicht lange betretene Bühne wieder verließ. Diese glückliche Ehe brachte eigentlich erst recht die Hausmusik in das Riehl'sche Haus, und als Frucht derselben für weitere Kreise erschien 1855 die erste, 1859 die zweite, wesentlich neue Auflage der „Hausmusik", von welcher, wie wir vernehmen, ein zweiter Band noch in diesem Jahr zu erwarten steht.

Die „Bürgerliche Gesellschaft" hatte die Aufmerksamkeit König Maximilian's II. von Bayern auf Riehl gelenkt, er hatte das Buch 1853 während einer italienischen Reise gelesen und in Pompeji den Entschluß gefaßt und auch sofort zur Ausführung befördert, Riehl nach München zu berufen. Er wurde dort Professor an der Universität und war bis zum Tode des Königs der regelmäßige Genosse der gelehrten und poetischen Symposien jenes Fürsten, der ihn mit seiner persönlichen Freundschaft auszeichnete.

Riehl erfaßte nun mit allem Eifer die akademische Thätigkeit und suchte sich sein eigenes Fach zu schaffen. Er las und liest: Gesellschaftslehre und Geschichte der Sozialtheorie, allgemeine Staatslehre und Kulturgeschichte. Auch auf dem Katheder mußte wieder eine neue und angestrengte Lehrzeit durchgearbeitet werden, um so mehr da Riehl, trotz der in unserer Gelehrtenwelt herrschenden Gegenströmung, sein ursprüngliches Ziel nicht aufgab, die Wissenschaft mit der literarischen Kunst zu verbinden. Dieses Doppelstreben gewann ihm übrigens bald die Theilnahme der akademischen Jugend, und auch die Anerkennung des akademischen Lehrkörpers blieb zuletzt einem Manne nicht aus, der zwar auf ungewöhnlichem Wege Professor geworden war, sich aber als Professor zu behaupten wußte. In der Münchener Zeit entstand der weitaus größte Theil von Riehl's Schriften. Er schrieb hier die „Familie", die „Kulturstudien", die „Deutsche Arbeit", die „Pfälzer", das „Wanderbuch", die „Freien Vorträge", den zweiten Theil der „Musikalischen Charakterköpfe" und fünf Bände Novellen. Hatten sich die Gelehrten erst daran gewöhnen müssen, daß der Journalist auch Professor sein könne, so mußte sich nun wiederum das größere Publikum erst darein finden lernen, daß der Professor auch ein wirklicher Novellist sei. Ueberhaupt scheint es Riehl's Eigenthümlichkeit, daß er nach einem literarischen Erfolg allezeit etwas ganz Anderes bringt, als man demgemäß erwartet hatte. Wie er übrigens seit früher Jugend zuerst zum Erfinden und mündlichen Erzählen von Novellen, dann auch zum Niederschreiben derselben gekommen sei, was er mit seiner Novellistik eigentlich wolle und wie ihn dieselbe als liebste Form literarischen Schaffens durch's ganze Leben begleitet habe, — das hat er uns in einer Novelle („Abendfrieden") selber erzählt und dann des Weiteren in der Einleitung zu seinem Novellenbuche „Aus der Ecke".

War Riehl als Student durch seine Wanderungen zu seinen eigensten Studien gekommen, so sollte ihm im reifen Alter wiederum ungesucht Anlaß gegeben sein, nicht bloß studirend, sondern auch lehrend recht oft auf die Wanderfahrt zu ziehen. Und der optimistische Mann, welchem Haydn sympathischer ist als Beethoven, erklärt auch dieß, wie seine ganze Laufbahn, für ein unverdientes Glück und führt gern den Goethe'schen Spruch im Munde: „Was man in der Jugend begehrt, hat man im Alter die Fülle." Seit 1869 begannen nämlich die zahlreichen, im deutschen Nordwesten gegründeten „Vereine für wissenschaftliche Vorträge", welche jetzt allwinterlich so lebhafte Kreuz- und Querfahrten deutscher Universitätslehrer veranlassen, ihr Auge auf Riehl zu richten. Immer zahlreichere Einladungen führten ihn während der Herbst- und Osterferien von Stadt zu Stadt zu solchen Gastvorträgen. Da er sich das Katheder selbst erobern mußte, so hatte er auch reden gelernt und die Mannigfaltigkeit seiner Studien ließ ihn nicht verlegen werden um stets wechselnde Themen aus dem Gebiete der Kulturgeschichte, der Kunst und der sozialen Probleme. Bei Einem, der in der Mitte der Fünfziger steht, fragt man wohl bereits, ob er auch noch rüstig sei? Riehl hat in den letzten neun Jahren, unbeschadet seiner ausgedehnten akademischen und literarischen Wirksamkeit, ganz unter der Hand gegen hundert solcher Wandervorträge über die verschiedensten Gegenstände in mehr als dreißig Städten gehalten, und gedenkt auch auf diesem neuen Wege noch weiter zu wandern.

Im Vorsaal zum Audienzzimmer des Kaisers von Oesterreich.

(Hiezu das Bild S. 24 und 25.)

Im Herbst, Winter und Frühling, an einem oder zwei bestimmten Tagen in der Woche, im Sommer nur zeitweilig, bemerkt man des Morgens ein regeres Treiben auf dem „Franzensplatze", dem mittleren sogenannten großen Hofraum der Kaiserburg in Wien, auf welchem das Kaiser-Franz-Monument steht. Equipagen mit großen Wappen und allerlei seltsam geputzter Dienerschaft vorne und hinten fahren auf, gewöhnlichere Hausequipagen mit und ohne Wappen, zweispännige Fiaker, Einspännermiethwagen, zuweilen auch Landfuhrwerke aller Art; dann nahen zu Fuß Soldaten aller Grade, Beamte in ihren mehr oder minder beborteten Uniformen, schwarzbefrackte Herren, weibliche Städterinnen aller Stände, Landleute aus den verschiedensten Theilen der Monarchie und in den seltsamsten Nationalkostümen — einzeln oder in Gruppen.

Es ist Audienztag!

Die Equipagen fahren in die sogenannte „Reichskanzlei" oder in den „neuen Kaiserstrakt", das ist jener der Stadt und dem Kohlmarkt zunächst gelegene Burgtrakt, in welchem noch unter Kaiser Franz die Kanzlei des deutschen Reiches war, welchen der Kaiser in Jahren zu seiner Wohnung erwählt und den Fischer von Erlach im vorigen Jahrhundert stattlich erbaut hat, als einen Theil aus seinem Gesammtprojekte zum Bau der Burg, welcher, durch Kriegsfälle unterbrochen und nunmehr durch neuere Pläne verdrängt, wohl nimmermehr zur Ausführung gelangt.

Gleich in der ersten Vorhalle, vom inneren Burg- oder Franzensplatze rechts, zeigt sich die breite, sehr stattliche Treppe zu den jetzigen sogenannten „Kaiserzimmern" und zu dem Vorsaal oder auch Audienzzimmer des Kaisers.

Unten steht bloß ein Burggendarm, oben und vor dem Wartesaal noch hie und da einer, am Treppenabsatz ist eine Garderobe, worin Diener die Ueberkleider abnehmen, und man tritt in einen großen viereckigen Raum, den „Vorsaal" zum Audienzzimmer.

Mit welchen Empfindungen sind da viele Tausende emporgestiegen! Wie viele Herzen haben auf diesem Wege lebhafter geschlagen! Welche Projekte wurden da emporgetragen, welche Hoffnungen — und wie viele sind erfüllt!

Dieser Vorsaal enthält viel weniger Schmuck, als die meisten Leute erwartet haben. Sogenannte Rokokoausschmückung, weiße, hohe Thüren mit Goldleisten und solche auch auf den rothen Seidentapeten, je ein großes Bild aus der Kaiser-Franz-Zeit an der Wand. An den drei Seiten in der Tiefe rechts eine gepolsterte Bank, links, der Thüre zunächst, gleich die Wand mit zwei Fenstern, welche nach dem Franzensplatze weisen, dazwischen ein großer Spiegel, darunter ein Tisch mit Büsten. Hier harren die kaiserlichen Leibgarden, die Arcieren oder sogenannten deutschen und die ungarischen, eine kleine Anzahl derselben, welche ihre Posten an der Thüre zum Audienzzimmer von halber zu halber Stunde ohne jegliche Ceremonie durch einfaches Antreten, Schwertentblößen

oder Versorgen wechseln. Ein Thürhüter besorgt das Oeffnen und Schließen der Thür zum Kaiser. Zudem ist noch ein Beamter hier, welcher an einem Tische rechts vor der Thüre alle Erscheinenden einladet, ihre Namen niederzuschreiben oder im Nothfall zu nennen, und welcher mit einem andern Vertreter des Oberst-hofmeisteramtes die Liste der für den Tag Zugelassenen oder die Berechtigung des Vortritts prüft und die bezüglichen Anordnungen trifft.

Ein Blick auf diese zufällig zusammengefundene und in ihrer Zufälligkeit oft höchst interessante Gesellschaft hat gewiß etwas tief Ergreifendes. Da ist ein und der andere „Geheimerath" (Excellenz und höchster Rang der Räthe; meist ehemaligen Ministern ertheilt), welcher einst mächtig, Statthalter, Minister oder Gesandter gewesen, es jetzt nicht mehr ist, und alljährlich mindestens einmal seine Aufwartung macht, um sich in huldvolle Erinnerung zu bringen. Mit welchen Erinnerungen und Hoffnungen! Da sind Mitglieder der höchsten Generalität, welche sich bei Ankunft oder Abreise vorstellen. Ebenso Gesandte und Mitglieder der Gesandtschaften. Da sind Beamte der höchsten Diätenklassen, welche für den ihnen gewordenen Rang danken, die cisleithanischen in gewöhnlichen, die transleithanischen in mittelalterlichen Uniformen. Da sind die Empfänger von Orden und Auszeichnungen, welche nach der Publikation derselben ebenfalls zum Ausdruck ihres Dankes erscheinen. Alle diese gleiten rasch zur Thüre hinein und mit seltensten Ausnahmen ebenso rasch wieder heraus. Immer aber hat der Kaiser ein huldvolles oder wohlwollendes Wort für die Angelegenheit und den Erscheinenden gefunden.

Des Kaisers Audienzzimmer ist ein kleines, kaum halb so großes als der Vorsaal. Es ist ganz einfach und schlicht dekorirt, mit einigen kleinen Bildern, theils Aquarell, theils in Oel, einem Sopha, einem Tisch davor. Der Kaiser empfängt stehend, in der einfachen Uniform, und zuweilen stützt sich der zuletzt ermüdende Kaiser kaum merkbar auf seinen Säbel an der Seite.

Sind die Gebote der Rangliste von Seiten der Beauftragten erfüllt, dann folgt das bunteste Gemenge von Persönlichkeiten und Anliegen. Weltliche und Geistliche, Jugend und Alter, Männer und Frauen, Nationalitäten der buntesten Art, Einzelne und Korporationen und Deputationen. Ja, es ist oft sehenswerth, welcher nationale oder landesübliche Schmuck als der schönste und passendste gehalten wird, von den Juwelen, welche der vorangegangene magyarische Magnat an seinem Sammetüberwurfe trägt, bis zu dem Schaffell oder dem roth ausgestickten Braunleder und dicksten Grobtuch, welches ein Landmann trägt, oder von den gold- und edelsteinbetroddelten Stiefeln des Ersteren bis zu den Riemen am Fuße des Letzteren, welche ein Stück Sohlenleder festhalten.

Der katholische Erzpriester, welcher für ein Kloster bittet, begegnet hier dem griechischen Schismatiker, welcher in seinem Priesterornate für seine Familie um Benefizien supplizirt, die der Kaiser zu vergeben hat. Die Nonne aus der Klosterzelle trifft mit der Schauspielerin oder Sängerin zusammen, welche für den Hof- und Kammertitel oder die Kunstmedaille dankt. Der Invalide mit dem Stelzfuße und auf den Stock gestützt, die Brust mit Tapferkeitszeichen geschmückt, konversirt mit der Deputation, welche zu einem Ball ladet, oder mit Beamten, welche auch ausgezeichnet sind, aber erblassen vor Schrecken, wenn das Pult stark zugeschlagen wird. Polnische Edelleute finden sich zugleich mit polnischen Juden ein, welche die entgegengesetztesten Anliegen vorzubringen haben. Dalmatiner von den Bergen bitten um Straßen, Gemeindedeputationen aus Ebenen und Wäldern um Schließung von Wegen, die Einen um Beseitigung dessen, was die Anderen als langersehnte Wohlthat entbehren, und so fort.

Alles im bunten Gemenge wird vom Monarchen erbeten. Große, schwere Aufgabe für ein Menschenherz! Wer aber je Kaiser Franz Josef I. gesprochen, ist erfüllt von der Ueberzeugung, daß er aus tiefster Seele gerecht und menschenfreundlich sein will. Frühmorgens um sechs Uhr arbeitet er bereits. Schon um Acht und oft viel früher empfängt er. Bei dem Einen legt er das Gesuch, die Schriften, auf einen besondern Platz oder biegt die Ecken ein, macht auch ein Zeichen, bei dem Andern weist er wohlwollend auf den nothwendigen Erledigungsgang, Keiner aber geht aus dem Audienzzimmer des Kaisers, ohne den wohlthuendsten Eindruck empfangen zu haben, mindestens indem er fühlte und sah, wie sich erhabene Majestät mit einfach menschlicher Schlichtheit verbindet. S.

Notizblätter.

Literatur.

— **Levin Schücking wird immer eine eigenthümliche Erscheinung** in unserer Romanliteratur bleiben. Dieser Autor vereinigt merkwürdige Gegensätze in seiner Darstellungsart, die Fabel seiner Romane ist meist sehr romantisch, das Lokal so düster farbenschimmernd wie in einer Ballade behandelt, die Ausführung der Geschichte dagegen so realistisch wie möglich; darin beruht auch der große Reiz, den dieses Erzählertalent dauernd auf das Publikum ausübt, und diese Eigenthümlichkeiten werden auch dem neuesten Roman Schücking's: „Der Erbe von Hornegg" (Hannover, Rümpler), einen großen Leserkreis erwerben. Der umfangreiche Roman spielt, obwohl dieß nirgends direkt gesagt wird, auf westphälischem Boden und hat die Schicksale einer Adelsfamilie zum Vorwurf. Die Handlung ist vortrefflich, spannend entwickelt, reich an Figuren der mannigfaltigsten Gesellschaftsklassen und diese wie die Szenerie interessant und die Eigenart Schücking's reizvoll zeigend. Der Roman gehört zur gediegenen, guten Unterhaltungsliteratur.

— **„Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna".** In Schilderungen von Karl Stieler, Eduard Paulus und Woldemar Kaden (Stuttgart, Engelhorn). „Das ist ein deutsches Prachtwerk, auf dem unser Blick mit Stolz ruht — ein glänzender Höhepunkt in der langen Reihe der Bücher und Bilder über das Land unserer Sehnsucht" — mit diesen Worten begrüßten wir die erste Auflage dieses herrlichen Buches, dessen Erscheinen schon so große Erwartungen erregte und das so glänzend durchgeführt wurde, daß wir nach Text wie Bild keinem Theile den Vorzug vor dem andern einräumen möchten, obgleich an beiden so viele, so verschiedene Kräfte mitwirkten. Der Erfolg hat die Bestrebungen des tüchtigen Verlegers gelohnt; nicht nur in Deutschland war der Absatz so groß, daß heute — nach vier Jahren — die zweite Auflage möglich wurde, das Buch erschien auch in französischer, englischer, dänischer, schwedischer und russischer Sprache. Der Erfolg hat aber den Verleger nicht ruhen lassen: wo noch eine Lücke schien, ist sie von künstlerischer Meisterhand ausgefüllt, Schwächerscheinendes durch noch Besseres ersetzt und auch die drei Autoren haben ihrem Text neue Sorgfalt angedeihen lassen. So begrüßen wir denn das schöne Werk, das nun auch durch eine große Karte bereichert werden soll, zum andern Mal und wünschen der zweiten Auflage nicht minder schönen Erfolg als der ersten.

— **Der Basler Kulturhistoriker Jakob Burckhardt, der uns zuerst** den Geist der Renaissance erschlossen und der Kunstgeschichte auf diesem Boden die Wege gebahnt, hat vor Jahren die „Geschichte der Renaissance in Italien" als vierten Band der Kugler'schen „Baugeschichte" geschrieben. Dieses gediegene Werk liegt nun in zweiter Auflage, aber losgelöst von dem größeren Ganzen, vollständig selbstständig unter dem Titel: „Geschichte der Renaissance in Italien" (Stuttgart, Ebner & Seubert) vor. Der geistvolle Verfasser, der durch seinen „Cicerone" später dokumentirte, wie ihm all' das reiche Material italienischer Kunst zur Hand liegt, wie er nirgends ein Nachtreter, sondern überall als selbstständiger Forscher und Denker arbeitet, hat das Werk gründlich umgearbeitet und es nach Inhalt und Form noch reicher und künstlerischer gestaltet. Dazu tritt nunmehr namentlich die Aufnahme zahlreicher Illustrationen, die dem heutigen Standpunkt dieser Kunst entsprechen und unter Leitung Lübke's hergestellt sind, so daß der Gewichtigkeit und Gediegenheit des Inhalts nunmehr auch die äußere und innere Ausstattung das Gleichgewicht hält.

— **v. Schweizer-Lerchenfeld, der sich durch seine Schriften über** den Orient, namentlich durch sein Buch „Unter dem Halbmond" den Namen einer Autorität auf diesem Boden gemacht, hat uns nun auch „Bosnien" (Wien, Zamarski), das Land und seine Bewohner geschichtlich, geographisch, ethnographisch und sozialpolitisch geschildert. Das Buch, das uns auf dem Terrain orientieren soll, welches gegenwärtig fast ganz allein das politische Interesse gefangen nimmt, hält die richtige Mitte zwischen gelehrter Forscherarbeit und feuilletonistischer Schilderei. Der Verfasser kennt und benützt die ganze einschlägige Literatur, er kennt das Land aus eigener Anschauung und weiß geschickt und übersichtlich zu gruppiren, anschaulich zu schildern. Wir sind nach der Lektüre, die durch Bilder und eine Karte unterstützt wird, vollständig orientirt, um den kriegerischen Ereignissen auf diesem Boden folgen, die politischen Kombinationen einsichtig beurtheilen zu können. Ein Register läßt uns auch bei der Lektüre der Zeitung den betreffenden momentan wichtigen Punkt rasch auffinden.

— **Ein Farbendruckprachtwerk: „Meisterwerke der Aquarellmalerei"**, hat in Ad. Titze's Verlag in Leipzig zu erscheinen begonnen. Die Blätter sind nach den Originalen in Chromolithographie von R. Steinbock in Berlin ausgeführt.

— **Von E. v. Hartmann wird ein lange vorbereitetes Werk:** „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" erscheinen, welches die großen sittlichen Probleme der Gegenwart, wie z. B. die ultramontanen und sozialen Bestrebungen, behandelt.

— **Findel's „Geschichte der Freimaurerei" erscheint in vierter** Auflage. Zum „Handbuch der Freimaurer" (Leipzig, Brockhaus) wird ein vierter (Ergänzungsband) vorbereitet. Dr. Henne am Rhyn hat die Redaktion der „Freimaurerzeitung" an Dr. Pilz in Leipzig abgetreten.

— **Eine „Wilhelm-Hauff-Galerie" (Leipzig, Oskar Eigendorf),** bestehend in 10 Photographieen nach Originalgemälden von Ph. Grotjohann, E. Bohl und M. Volkhart, ist bei Bruckmann in München hergestellt worden.

— **Littré hat zu seinem „Dictionnaire de la langue française",** bekanntermaßen dem besten, das Frankreich besitzt, einen Supplementband bei Hachette in Paris erscheinen lassen.

— **Unter dem Titel: „Die graphischen Künste" erscheint fortan,** redigirt von Dr. Oskar Berggruen, das bisher der Lützow'schen Zeitschrift für bildende Kunst beigelegte Vereinsorgan der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.

Bildende Künste.

— **In Düsseldorf wird eine deutsche Kunstausstellung für 1879** projektirt und zwar im Anschluß an die rheinisch-provinzielle Industrieausstellung.

— **Für die internationale Kunstausstellung, welche im kommenden** Sommer in München, und zwar im Glaspalaste, stattfinden wird, hat sich eine besondere Kommission gebildet, die zunächst aus Mitgliedern der königlichen Akademie der bildenden Künste zu München und der münchener Künstlergenossenschaft zusammengesetzt ist; dieselbe wird alsbald das Programm für die Ausstellung definitiv feststellen und mit demselben die Einladungen zur Betheiligung an der Ausstellung erlassen, deren Eröffnung, dieß ist bereits bestimmt, am 1. Juli k. J. erfolgen soll, während der Schluß voraussichtlich nicht vor dem Oktober stattfinden dürfte.

— **Der durch seine Porträtbüsten rasch bekannt gewordene** Münchener Künstler Joseph Echtler (ein Allgäuer) hat kürzlich eine lebensgroße Gruppe vollendet, die, zunächst in Erz gegossen, später auch in Carrararmor ausgeführt werden wird. Sie zeigt einen nackten Knaben, der bemüht ist eine Taube den Krallen einer Angorakatze zu entreißen. Der Aufbau der Gruppe zeigt von allen Seiten untadelhaft schöne Linien, während jeder Theil des mit großer Sorgfalt durchgebildeten Werkes ein tiefes Verständniß der menschlichen und thierischen Formen bekundet.

— **Aus der k. Erzgießerei in München geht ein großartiges** Denkmal nach Nordamerika ab. Sein Bestimmungsort ist St. Louis. Es stellt Alexander von Humboldt dar, wie er, sinnend, in tiefem Nachdenken, in seiner Rechten eine Landkarte hält, die er zum Gegenstand seines Studiums macht. Der große Gelehrte ist in seinen jüngeren Jahren aufgefaßt, ganz entgegengesetzt zu allen bisherigen Darstellungen, welche ihn uns unter der Wucht und Bürde des Alters gebeugt zu geben wußten. Die Tracht ist diejenige, wie sie um etwa 1800 die übliche war. Die Figur ist 11 Fuß hoch, mit Plinthe, und wird auf einem etwa 7—8 Fuß hohen Sockel stehen, welcher in Amerika ausgehauen werden wird. Drei in der Erzgießerei gegossene Reliefplatten sind zu seiner Ausschmückung bestimmt. Auf der Vorderseite wird das Medaillonporträt des edlen Stifters des Denkmals, Henry Shaw-Shaw in St. Louis, seinen Platz finden, umgeben von einer englischen Umschrift (St. Louis verdankt diesem Mann bereits im vergangenen Jahre das großartige, in der nämlichen Kunstanstalt ausgeführte Shakespeare-Denkmal). Die Seiten links und rechts erhalten Landschaftsdarstellungen, Chimborasso- und Orinocostromwildniß, gewiß schr sinnreich für ein Humboldtdenkmal ausgewählt. Modellirung — Alles, Figur und Reliefs, vom Erzgießer und Bildhauer Ferdinand v. Miller jun., — und Guß sind ganz vorzüglich gelungen.

— **Den großen Preis für Malerei, welchen die Akademie von** Antwerpen zu ertheilen hat, erhielt der Maler Dejans.

Bühne.

— **Das Burgtheater in Wien hat ein interessantes Repertoire** in Aussicht, das auch anderwärts Nachahmung verdient. Außer dem Lindau'schen Lustspiele „Johannistrieb" werden im Laufe des Winters zur Aufführung gelangen: „Arabella Stuart", Trauerspiel von Rudolph Gottschall; „Gyges und sein Ring", Trauerspiel von Hebbel (bisher noch nicht aufgeführt); „Die beiden de Witt", Schauspiel von Ferdinand v. Saar; „Die Ehestifter", Lustspiel von Roderich Anschütz; „Viktorinens Hochzeit", Lustspiel von Georges Sand; „Das Haus Darnley", Trauerspiel von Edward Lytton Bulwer; „Der Kronprätendent", Drama von Szigligeti, aus dem Ungarischen übersetzt von Schnitzer; „Rosenkranz und Guldenstern" und „Ein Anwalt" (beide Lustspiele von einem Anonymus eingereicht); „Der gordische Knoten", Posse von Schirmer (für den Fasching bestimmt), und „Ein toller Tag" von Beaumarchais (eingerichtet von Dingelstedt). Außer diesen Werken werden neu inszenirt: „Torquato Tasso" und „Götz von Berlichingen", sowie „Don Carlos" (mit Herstellung gestrichener Szenen) und Shakespeare's „Antonius und Kleopatra" in Dingelstedt's Bearbeitung dem Repertoire eingefügt werden.

— **Anton Langer hat seinen für das Karltheater in Wien be**stimmten „Historischen Wiener Possenabend" beendet. Der „Possenabend" wird die Entwicklung der Wiener Posse in sechs Bildern darstellen, und die Hauptfiguren jedes einzelnen Abschnittes werden bekannte Schauspieler sein. Das erste Bild wird aus einem dramatischen Prologe bestehen, die anderen Abschnitte führen folgende Titel: Zweites Bild: „Stranitzky" (unsere Schauspielkunst vom Jahre 1706 bis 1727 darstellend); drittes Bild: „Prehauser und Bernardon" (1730 bis 1766); viertes Bild: „Käsperle" (1780 bis 1798); fünftes Bild: „Staberl und Tadädl" (1810 bis 1820), und sechstes Bild: „Scholz und Nestroy". Der letzte Abschnitt ist ein selbstständiges Genrebild, dessen Stoff eine Episode aus dem Leben Nestroy's bildet.

— **Richard Wagner's „Götterdämmerung" wurde am 15. Sep**tember zum ersten Male in München gegeben. Mit Ausnahme von zwei ¾stündigen Pausen dauerte die Aufführung von 6—12 Uhr. Die Ausstattung war brillant und die landschaftlichen Bilder von wahrhaft künstlerischer Vollendung. Die Aufnahme bei dem überfüllten Hause wird als eine überaus begeisterte geschildert.

— **Das französische Drama: „Die Danitcheffs"** von P. Newsky und A. Dumas hat auf der Leipziger Bühne durch seine starken Effekte einen sensationellen Erfolg gehabt.

— **Frau Etelka Gerster hat sich mit dem Impresario Mapleson** nach Amerika begeben.

— **Gounod arbeitet seit einiger Zeit an einem Opernwerk,** welches unter dem Titel: „Maitre Pierre" die Geschichte von Heloise und Abälard behandelt. Ein Scherz des „Figaro" ist es wohl nur, wenn dieses Blatt hinzufügt, daß die Rolle des Opfers des Kanonikus Fulbert in den drei ersten Akten von einem Bariton und in den letzten von einem Tenorino gesungen werden soll.

— **Direktor Neuendorf vom Germaniatheater in New-York be**absichtigt mit seiner Truppe eine Kunstreise um die Welt zu machen, welche zuerst die Hauptstädte der Union berühren, dann von San Franzisko nach China gehen und den europäischen Boden in Triest betreten wurde.

— **Adelaide Ristori geht wieder auf die Wanderschaft und wird** diesmal Spanien, Portugal und Südamerika besuchen.

Kultur und Wissenschaft.

— **Commodore Cameron tritt über Kleinasien und Persien** eine Reise nach Indien an, um die Thunlichkeit der Herstellung einer Eisenbahn vom Mittelländischen Meere nach Indien, ohne dem Laufe des Euphrats zu folgen, zu erweisen.

— **Heinrich Schliemann hat von der griechischen Regierung die** Erlaubniß zu Ausgrabungen in Ithaka erhalten.

— **Frankreich erhielt vor Jahren unter der Verwaltung** des Unterrichtsministers Duruy eine sehr reiche „Karte der Volkskenntnisse", auf welcher das Licht der Bildung oder die geistige Nacht in den einzelnen Departements in verschiedenen Farbentönen angedeutet war. England besitzt jetzt eine „Karte der Volksbetrunkenheit", die von Parlamentswegen nebst einem 600 Seiten umfassenden Blaubuch in den letzten Tagen der Session herausgegeben wurde. Die Polizeifälle dienen natürlich als Anhaltspunkt. Durchschnittlich ist die Trunksucht in furchtbar viel höherem Grad in Nord- als in Süd-England vorhanden, obwohl es im Süden mehr Wirthshäuser gibt. In Süd- und Südost-England wird die Trunksucht mit 15 und 23 Prozent, oder, nimmt man nur die Städte, mit 44 Prozent bezeichnet, im Norden dagegen mit 72, ja in den Städten mit 150 Prozent.

Erfindungen.

— **Von Woolwich wird eine neue Mordwaffe ausgehen, nämlich** das Handtorpedo. Es wird mit der Hand in feindliche Boote oder über Verhaue geworfen und besteht ganz aus Schießbaumwolle, die zu Ballen von 1½ bis 2 Kilo gepreßt worden. Daran befindet sich eine lange Schnur, die mit einer in der Hand gehaltenen pistolenartigen Waffe in Verbindung steht. Durch einen Druck auf den Hahn entladet sich die Schießbaumwolle, welche einen Granitblock von 5 Tons zerschmettern könnte.

— **Die Aufmerksamkeit der britischen Militärbehörden ist gegen**wärtig auf eine Kanone in der Art einer Mitrailleuse gelenkt, die, wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was von ihr gesagt wird, Verwunderung erregen dürfte. Der Erfinder behauptet, daß die Kanone in der Minute 1500 Schüsse abfeuern kann und daß zu ihrer Bedienung nur ein Mann nothwendig ist. Es heißt auch, daß sie sowohl zu Lande wie auf Schiffen verwendet werden kann.

— **Das elektrische Licht hat jetzt eine neue, eigenthümliche Ver**wendung gefunden. Kanonikus Bagot, Rektor von Athy in England, benützt es auf seinen ausgedehnten Besitzungen, um die Erntearbeiten auch bei Nacht fortsetzen zu können.

Industrie und Verkehr.

— **Die Weltausstellung in Melbourne wird im September 1880** eröffnet, für die Bauten sind vom Parlament der Kolonie Viktoria 70,000 Pfd. Sterl. bewilligt.

— **Eine Reise um die Welt macht man jetzt bequem in 77 Tagen** kontraktmäßiger Fahrzeit, nämlich London New-York 9 Tage, San Franzisko 6 Tage, Jokohama 22 Tage, Hongkong 7 Tage, Singapur 5 Tage, Ceylon 7 Tage, Suez 15 Tage, Brindisi 4 Tage, London 2 Tage. Die Reise ist jedoch auch schon in 68 Tagen zurückgelegt worden.

— **Nach dem letzten Berichte des japanesischen Generalpostmeisters** wurden im Jahre 1877 auf den japanesischen Inseln 22,053,430 gewöhnliche, 606,354 rekommandirte Briefe, 6,761,272 Korrespondenzkarten, 7,372,536 Zeitungen befördert. Die Anzahl der durch die Post beförderten inländischen Zeitungen ist gegen das Jahr 1876 um 2,323,141, also um 46 Prozent, gegen das Jahr 1875 gar um 100 Prozent gestiegen.

— **Die Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft wird von Herford** nach Detmold bauen.

— **Die Bahnstrecke Dortmund-Bodelschwingh (westphälische Eisen**bahn) ist bereits für den Güterverkehr geöffnet.

— **Die niederschlesisch-märkische Eisenbahngesellschaft in Berlin** baut eine Bahn von Stralsund über Barth und Dammgarten nach Rostock.

Denkmäler.

— **In Melnik in Böhmen wurde kürzlich ein Denkmal Kaiser** Karl's IV. enthüllt. Die Statue, Karl IV. im Krönungsornate mit der goldenen Bulle und einer Weinrebe darstellend, ist in feinkörnigem Sandstein von G. May ausgeführt und steht auf einem viereckigen Sockel. Die Stirnseite ziert das Wappen der Stadt Melnik, auf den anderen Seiten befinden sich tschechische Aufschriften.

— **In Neapel ist ein durch öffentliche Beiträge veranstaltetes** Denkmal auf dem Grabe des edlen Dichters Francesco Dall' Ongaro feierlich eingeweiht worden. Die Ceremonie hatte etwas sehr Rührendes. Der Minister des öffentlichen Unterrichts, Professor Francesco De Sanctis, der selbst als Schriftsteller und Kritiker einen großen Ruf in Italien genießt, und viele nähere Freunde des allgeliebten Dichters, Männer der Wissenschaft und Literatur, hatten sich dazu eingefunden. Es wurden mehrere Reden zu Ehren Dall' Ongaro's gehalten, unter anderen auch eine von De Sanctis, der mit Dall' Ongaro persönlich befreundet war.

— **In Fallersleben beabsichtigt man den Dichter und Literar**historiker Hoffmann von Fallersleben (er ist daselbst geboren und nannte sich deßhalb so) durch eine Gedenktafel an seinem Geburtshaus zu ehren. Beiträge nimmt der dortige Bürgermeister Mumme entgegen.

Transport der Reservisten.

Artillerie auf der Straße.

Ueberhang über einen Gebirgspaß mit lavonenbeladenen Saumthieren.

Eine Wasserspenderin.

Ueberfall der Magbaj.

Von den Kämpfen in Bosnien. Nach Originalskizzen. (S. 36.)

Unterbrochenes Studium. Nach einem Gemälde von Carl Spielter. (S. 36.)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Auf diese von dem Pächter mit Freuden begrüßte Aussicht stießen sie wiederum mit den Gläsern zusammen, und durch den Klang derselben ward plötzlich in dem Gast das Gedächtniß geweckt, daß er nach ihrem ersten Anstoßen durch seine Redseligkeit und die Mittheilung seiner geringfügigen persönlichen Erlebnisse die Erzählung seines Wirthes von den früheren und gegenwärtigen Besitzern des Gutes Malchow völlig unterbrochen und in Vergessenheit gebracht habe. Er entschuldigte sich jetzt artig deßhalb, bemerkte lächelnd, wie nichts den Menschen deutlicher als Egoisten herauskehre, als eine ihm dargebotene Gelegenheit, von sich selbst zu sprechen, und bat Kyritz um die Fortsetzung seiner vorherigen Mittheilung. Der Aufgeforderte lehnte die offenbare Höflichkeitsrücksicht seines Gastes anfänglich mit den Worten ab:

„Es ist nichts Interessantes dran, Herr Neuland, und nach Ihren Abenteuern draußen in der Welt schon gar nicht des Berichts werth.“ Aber sei's, daß der ungewohnte Wein auch seine Zunge bewegungslustig gemacht, sei's, daß er einen gewissen Ehrgeiz des Wetteifers in sich spürte, dasjenige, was er zu erzählen vermochte, auch in die fließende Redekunst Neuland's einzukleiden — er fügte gleich hinterdrein: „Wenn Sie es wünschen — ich erinnere mich freilich begreiflicherweise nach Ihren Wunderdingen nicht, wobei ich mich unterbrochen “

Robert Neuland sann einen Augenblick nach.

„Sie sprachen von dem Fräulein — wie war der Name? — richtig, dem Fräulein Hertha von Malchow, und erwähnten zuletzt, wenn ich mich recht entsinne, daß dieselbe in einen Zustand —“

„So war's,“ fiel Jakob Kyritz ein, — „der Zustand, in den sie damals verfallen, als — ich geb' nichts auf das Geschwätz, und was es gewesen, macht die Sache nicht anders — kurz vor dem Tode ihres Vaters. Das heißt, so lange er gelebt, hatte Niemand etwas davon erfahren, da er sie so auf eine Art eingesperrt gehalten haben soll, aber gleich nachdem er gestorben und es wegen der Erbschaft Allerhand zu ordnen gab, ist's an den Tag gekommen. Sagte ich, Zustand? Nun ja, man hat's damals auch so geheißen, und die Doktoren schoben's auf den plötzlichen Tod ihres Vaters, es würd' wohl vorübergehen, und so lange möge man von Gerichtswegen zu ihrem Besten das Gut verwalten. Gefährlich sei's nicht, nur eine Nervenüberspannung, eine Gemüthsaufregung — ich weiß nicht, was für gelehrte lateinische Namen sie noch gebraucht haben. Nur das war klar, selbst sich ihres Erbtheils annehmen konnte oder wollte sie nicht; sie schüttelte zu Allem den Kopf und sagte zugleich mit dem Mund Ja, Niemand wußte natürlich, was er mit solchem Bescheid machen sollte. Sonst betrug sie sich durchaus vernünftig, nur daß sie womöglich jedem Menschen aus dem Wege ging. Aber wenn sie mit Einem und dem Anderen sprechen mußte, redete sie mit ihm, daß man ihr nichts anmerkte, dabei freundlich und mit jedem Geringsten wie mit ihresgleichen; sie aß, trank, kleidete und benahm sich durchaus wie andere verständige Menschen, daß keinerlei Grund vorlag, sie etwa von hier fortzuschaffen oder unter besondere Obhut zu bringen. So ward vorderhand ein Pfleger für sie bestellt, der einen tüchtigen Verwalter auf das Gut setzte, und man wartete ab, wie es mit der Prophezeiung der Doktoren gehen werde. Aber es blieb immer das Nämliche, ein Jahr um's andere, was auch Alles in der Stille versucht wurde, denn merken durfte sie nichts von einer Absicht, sonst war sofort kein Wort mehr aus ihr herauszubringen, als ob man ihr irgend etwas wegnehmen wolle, was sie im Kopf oder in der Brust mit sich herumtrage. Dann starb drüben in Ellernbrook, dem Kirchdorf, in dessen Sprengel wir gehören — Sie sehen den grauen Schieferthurm da an dem Birnbaum vorbei — der alte Pastor Fleming und sein Sohn bekam die Stelle, der wohl der beste und klügste Pfarrer im Land ist — für unsereinen vielleicht ein bischen zu lutherisch und bibelstreng, indeß für das abergläubische und leicht widerspenstige Landvolk ist's gut — dabei aber ein warmherziger Mann auf der Kanzel und im Hause, öffentlich und im Verborgenen, so daß kein Mensch und Prediger weit und breit mehr verehrt wird und es mehr verdient, als er. Nun auch Der ist damals oft hieher gekommen, thut's jetzt ebenfalls noch unterzeiten, und hat mit großer Geduld versucht, herauszubringen, welcherlei Bewandtniß es eigentlich mit dem Zustand und Wesen der Gnädigen habe. Wenn aber Einer Hoffnung und Aussicht darauf haben konnte, war er's, zunächst schon durch seinen Beruf, seine Menschen- und Seelenkenntniß, sodann, weil er aus frühzeitiger Nachbarschaft das gnädige Fräulein bereits als Kind von seinem Vaterhause her gekannt. Der Baron hatte immer vermeint, daß der Adel mit der Geistlichkeit Hand in Hand gehen müßte und gab viel auf den alten Pastor Fleming, wie auch auf den jetzigen, obwohl dieser damals noch ein ganz junger Mann gewesen sein muß. Doch sie bildeten Beide Vertrauenspersonen auf dem Schloß, und auch jetzt befindet sich die einstmalige Erbin des Gutes, das Fräulein Petrea von Malchow, eine weitläuftige Verwandte, drüben im Pastorat. 's ist noch ein nicht ausgewachsenes wildes Ding und die Vormundschaft hat sie hingethan, wissen Sie, wie man sagt, um Mores zu lernen, aber, lieber Gott, die Mamsell Helene, die Tochter des Pfarrers, ist wie eine weiße zahme Nesttaube, und in ihrem Schlag werden dem Feldflüchter die Flügel nicht beschnitten. Na, ich bin von der Geschichte abgekommen — also der junge Pastor Melchior Fleming hat auch bald genug erkannt und offen ausgesprochen, daß sein Zuspruch und Versuchen bei der Gnädigen ebenso umsonst gewesen, als die von allen Anderen, obwohl mindestens Keiner sie so zum Mundaufthun bringen kann, wie er, denn mit ihm allein, wie ich manchmal aus der Ferne gesehen, redet sie ganze Minuten lang, Gott mag wissen, was. Den Kuratoren ist die Sache mit der eigenen Verwaltung dann auf die Dauer zu weitschichtig geworden und das Gut war zur Pacht ausgeschrieben, wozu ich mich damals gemeldet und nur jährlich meine Zahlung an das Gericht abzuleisten habe. Erst ging's mir sauer, denn ich kam als Anfänger her, aber jetzt kann ich nicht klagen und auch über die Gnädige in keiner Weise. Als ich kam, wohnte sie schon nicht mehr auf dem Schloß, sondern ließ es völlig leer stehen und hatte sich drüben unter den Erlen in der alten Wassermühle ein Zimmer hergerichtet, in dem sie seitdem bis auf den heutigen Tag lebt. Eine kuriose Liebhaberei, grad' über dem oberschlächtigen Rad, so daß der Fußboden unter ihr von dem Schwung und Wassersausen zittert, und wenn das Fenster offen ist, der Gischt ihr bis über's Sims hineinstäubt. Sie hat sich den ganzen Raum mit Blattpflanzen und Blumen wie einen Garten ausstaffirt, und die Elsabe erzählt, daß sie bei schlechtem Wetter oft tagelang drin sitzt, immerfort Briefe schreibt, sie wieder in kleine Stücke entzweireißt und in's Wasser hinauswirft. Ich habe auch schon gesehen, daß der Bach voll von weißen Papierschnippeln in die See hinaustrieb. An dem Mädchen nämlich hat sie schon, als es noch ein kleines Ding war, einen Narren gefressen, will sie täglich um sich haben und nach ihrer Manier erziehen. Die Dirn hat auch manches Gute von ihr gelernt, denn in den meisten Dingen steckt das vornehm erzogene Fräulein, das von Vielem weiß, was unsereins nicht vorkommt, in ihr, und drum laß ich's dabei; nur den feinen Firlefanz mit dem Knixen und Biegen will ich nicht haben. Meine Frau kann's nicht und ist gut dabei gefahren, und wenn die Elsabe einmal einen ordentlichen Mann kriegt, der weiß, daß man das Beste aus dem Dünger holt und sich deßhalb nicht fürchtet, mit den Stiefeln auch draufzutreten, da paßt's für seine Frau ebensowenig. Sehen Sie, das ist der ‚Zustand‘ mit der Gnädigen, wie die Doktoren es geheißen. Aber ich will's Ihnen sagen, ich nenne es“ — Jakob Kyritz blickte sich kurz um und fuhr etwas gedämpfter fort: „Ich nenne es, sie ist seit dreißig Jahren von Anfang an verrückt, und wenn Einer es durchaus einmal wissen will, so ist das meine Meinung von der Sache.“

Die letzte Aeußerung stimmte offenbar nicht ganz zu dem thatsächlichen Verhältniß des Moments, und ein feines Lächeln um die Mundwinkel Robert Neuland's deutete an, daß er sich frei von dem Bewußtsein fühle, Einer gewesen zu sein, der durchaus die Meinung seines Wirthes über den in Rede stehenden Gegenstand habe wissen wollen. Doch der Pächter hatte sich in einen gewissen Eifer hineingeredet, aus dem hervorging, daß sein Interesse sich doch mehr, als er aussprach, mit dem „Zustand“ der Schloßherrin beschäftigte, und daß er gern die Gelegenheit wahrnahm, einmal einem Fremden gegenüber seinen Gedanken darüber, soweit sie auf diesen Namen Anspruch haben konnten, Ausdruck zu leihen. Als er das Wort, das seine Meinung bezeichnete, gesprochen, hatte Elsabe, nach der Herr Neuland gerade hinübersah, hinter dem Rücken ihres Vaters hastig verneinend den Kopf geschüttelt und ein überzeugungsvoller Ernst in ihren Augen gelegen, der ihrem kindlichen Gesicht etwas eigenthümlich und unerwartet Entschiedenes verlieh. Kyritz trank jetzt nach seiner langen Redethätigkeit als wohlverdiente Belohnung sein Glas leer und fügte, sich mit dem Rücken gegen den Kastanienstamm lehnend, noch hinzu:

„Uebrigens ist der alte Kasten — das Schloß meine ich — in seiner Art besonders und es gibt manche Leute, die es sehenswerth geheißen. Ich würd' allerdings keine Reise drum machen, und noch weniger hätt' ich als Baumeister Säle drin angelegt, als wollten sie Einen zwischen Fußboden und Decke zusammenquetschen, daß ein Mann von Ihrer Statur beim Eintreten fast meint, er müsse sich den Kopf anstoßen, wenn er ihn aufrecht halte. Ganz so gefährlich ist's nun freilich nicht; ich weiß nicht, ob Sie vielleicht Lust haben, Herr Neuland —?“

Der Gefragte antwortete, einen werthvollen Chronometer aus der Westentasche hervorziehend:

„Alte, absonderliche Baulichkeiten interessiren mich in der That überall, doch ich weiß nicht, es ist bereits über zwei Uhr und ich muß für die Nacht noch ein Unterkommen finden. Bis zum nächsten Städtchen —“

„Sind's drei kleine Stunden,“ fiel Kyritz ein, „übrigens ein Fabriknest mit vielen Arbeitern, die keine angenehme Gesellschaft sind; Branntweinkneipen hat's genug, doch nur zwei Logirgasthäuser, und die zeichnen sich beide durch schmutzige Wirthschaft aus. Was das Unterkommen angeht, würde ich den Krug in Ellernbrook vorziehen, Sie finden da ein gutes Nachtquartier und ordentliche Kost, denn es fällt wohl vor, daß einmal einer von den adeligen Herren der weiteren Umgegend in dem Dorf übernachtet, wenn er, um sich in etwas bei dem Pastor Fleming Rath zu holen, dorthin kommt. Bis nach Ellernbrook aber haben Sie's vor Dunkelwerden immer noch leicht. Ich würde Sie bitten, bei mir zu bleiben, doch wir sind in dem hauptsächlich für die Wirthschaft eingerichteten Hause weder mit einem Gastzimmer, noch sonstigem Bettraum in der Lage —“

„Besten Dank,“ unterbrach Robert Neuland ihn, „Sie setzen Ihrer Liebenswürdigkeit die Krone auf, wenn Sie mir das Schloß, das eine prächtige Aussicht auf die See haben muß, noch zeigen wollen. Ich habe Nächte genug unter freiem Himmel geschlafen, auch ohne Stroh und Streu, um in dieser Beziehung nicht allzu furchtsam zu sein. Ihre Schilderung der beiden städtischen Gasthöfe ist allerdings nicht besonders verführerisch.“

„So will ich den Schlüssel holen, geh' mit dem Herrn Neuland vorauf, Elsabe,“ sagte der Pächter, aufstehend, und das Mädchen folgte mit rascher Bereitwilligkeit dem Auftrag und schritt mit dem Gast auf die von ihm aus der Ferne gewahrte Pappelallee zu. Als sie ein Weilchen gegangen waren, hielt sie an und sagte, aufblickend:

„Glauben Sie es nicht, es ist nicht so, wie der Vater spricht. Nicht, als ob er die Unwahrheit —“

„Was ist nicht so?“ frug ihr Begleiter.

Das Mädchen nickte leicht mit dem blonden Scheitel nach der in einiger Entfernung zur Linken brausenden Wassermühle hinüber und versetzte, mit der Hand kurz über die Stirn hin und her fahrend:

„Sie ist hier nicht —“

Da sie stockte, fiel Neuland ein:

„Ja so, das gnädige Fräulein. Wenn sie es hier“ — er deutete ebenfalls auf seine Stirn — „nicht ist, ist sie's denn anderswo?“

Er hatte es in scherzendem Ton gefragt, Elsabe sah ihn ernst, beinahe vorwurfsvoll an und versetzte:

„Sie thut mir leid, ich könnte nicht darüber lachen.“

„Das ist eine schlechte Angewohnheit, liebes Kind,“ erwiederte der indirekt Getadelte freundlich; „Du mußt's nicht übel deuten. Es gibt Leute, die's nicht vertragen, daß man ihnen in's Gesicht sieht, sondern dann sofort lachen müssen, vermuthlich weil ihnen irgend etwas oder vielleicht auch Alles drum herum so außerordentlich komisch vorkommt. In Deinen Jahren ist das allerdings zum Glück noch nicht leicht der Fall, aber ich habe einen Menschen gekannt, der lachte, wenn ihm ein Zahn aus-

gezogen wurde, aus vollem Halse, obgleich seine Hände und Beine sich vor grimmigem Schmerz dabei krümmten. Also, wo meinst Du, wenn ein Menschenkind hier, wie man so sagt, gesund ist, könnte es sonst noch mit ihm nicht ganz richtig sein?"

„Wo sonst?" Das Mädchen sann offenbar nach. — „Ich habe auch schon manchmal darüber gedacht, aber —"

„Es war zum Glück auch wieder für Deine Jahre nicht der Fall, eine Antwort darauf zu wissen," ergänzte Neuland mit dem ihm eigenartigen Auflachen der Mundwinkel, und sein Fuß bog mechanisch von der breiten Allee auf einen schmalen Boskerweg zur Rechten in den Park ab.

Elsabe schüttelte den Kopf und sagte halblaut vor sich hin: „Ihr Herz ist gewiß nicht verrückt — pfui, das häßliche Wort!" Nach einer kleinen Pause blickte sie ihren Begleiter wieder an und setzte unschlüssig hinzu: „Wir haben eine alte Uhr im Hause, die geht immer richtig, so lang ich denken kann, aber sie schlägt ab und zu falsch dabei. Mir ist's zuweilen, als ob" — doch sie wußte offenbar nicht recht, wie sie fortfahren sollte, brach ab und rief: „Wie sind wir doch auf diesen Weg gekommen? Er ist allerdings der nächste zum Schloß, aber der Vater wird die Allee hinuntergehen und uns suchen."

„So beeilen wir uns, daß wir vor ihm dort sind. Vermuthlich wirst Du mich doch wohl, in Deine nachdenklichen Betrachtungen vertieft, auf diesen Weg geführt haben. Deine Vergleichung vorhin war indeß — wieder für Deine Jahre — nicht übel. Was meintest Du mit der alten Uhr?"

„Nun haben Sie aber wirklich über mich gelacht, doch ich verdiene es und mir geschieht's recht," erwiederte sie fröhlich. Allein gleich wieder nachdenklich, fuhr sie fort: „Wissen Sie, wie das geschehen kann?"

„Ich bin kein Uhrmacher, Kind, und es ist schwer genug, sich auf solches Räderwerk zu verstehen, wenn es im richtigen Gang ist; ist's in Unordnung gerathen, da, glaub' ich, weiß der Meister selbst oft nicht, wo's in seiner Maschinerie fehlt und wie ihr beizukommen. Aber in dem Fall, von dem Du sprichst, denke ich mir, liegt's daran, daß das Gewicht an der Uhr zu schwer gewesen, oder möglicherweise hat sich einmal eine Hand daran versucht, die — das ist wohl das Schloß?"

Sie traten aus dem Gesträuch des Parkweges, und jenseits eines großen, verwilderten Rasens lag ein, seiner Außenseite nach stark von Regen und Sonne entfärbtes, hohes, ziemlich würfelförmiges Gebäude vor ihnen. Es trug wenig Charakter oder allzu vielen verschiedener Art, so daß der ursprüngliche Grundbau, der um mehrere Jahrhunderte zurückweisen mochte, sich kaum mehr herausfinden ließ. In dem langen Zeitraum derselben schien jeder Besitzer nach Geschmacksrichtung oder Nützlichkeitsrücksichten das Seinige hinzugethan und die Inkongruenz der ersten Anlage mit den Neuerungen vermehrt zu haben. So sah es trotz den Flankenthürmchen, hie und da vorspringenden Erkern und steilem Ziegeldach des Mittelbaus nicht alt, ungeachtet der modern verbreiterten und umrahmten Fenster, abgeplatteter Terrassen und vornehmer Doppeltreppe des Hauptzugangs nicht neu aus. Der vorwiegende Eindruck war der eines verlassenen, durch seinen Anblick nicht aufheiternden Gebäudes, welches redendes Zeugniß ablegte, wie nachhaltig auch Holz, Stein und Farbe in der kurzen Frist, die man ein Menschenalter zu nennen pflegt, ihr Ansehen einbüßen, wenn nicht nachbessernde Menschenhand um die stetige Erhaltung ihrer jugendlichen Erscheinung bemüht ist. Mehrfach waren dicht am Grundgemäuer junge Rüstern emporgewachsen, ob einstmals von dem letzten Besitzer dorthin gepflanzt, oder aus Windsaat aufgesprossen. Mit dichten Wipfeln hatten sie jetzt das zweite Stockwerk erreicht, verschatteten undurchdringlich eine Reihe von Fenstern desselben und legten sich — die Selbstherrlichkeit der keiner Nachhülfe, nur des Gewährenlassens bedürftigen Natur verkündend — als dunkelgrüne Schirmwand über die verwaschene Tünche des Gemäuers.

Nach wenig Augenblicken traf auch Jakob Kyritz mit dem Schlüssel ein und die kleine Gesellschaft begab sich in's Innere des Schlosses. Dasselbe enthielt überall eingesperrte, wenig zu längerem Verweilen auffordernde Luft, die auffällige Niedrigkeit der kasemattenartig leicht überwölbten Räume, von welcher der Pächter gesprochen, erhöhte das Gefühl der Bedrückung. Offenbar stammte der eigentliche Bau aus einer Zeit, in der man den Hauptvorzug ländlichen Wohnsitzes noch in seiner schutzbietenden Festigkeit und Befähigung, vorkommendenfalls auch eine Belagerung auszuhalten, gewahrt hatte. Auf dem großen, ebenerdigen Steinflur hing ein altes Bild, welches diese Annahme bestätigte, denn es stellte unverkennbar das Schloß Malchow, wie es ehemals gewesen, von einem breiten Graben umgeben mit einer herabgelassenen Zugbrücke, dar. In dem feuchten Untergrund des letzteren mochten die Ulmen Nahrung gefunden haben, so rasch und kräftig zu solcher Höhe heraufzuschießen und dergestalt ein in Wahrheit überrauschtes Andenken der Vergangenheit zu erhalten.

Als die Fenster noch klein und muthmaßlich mit Eisengitterung verwahrt gewesen, hatten die Räume des Gebäudes jedenfalls einen düstern Eindruck erregt. Jetzt vermochte man diese Bezeichnung nicht mehr anzuwenden, es fiel Helle genug durch die Scheiben, wo die Bäume den Zutritt derselben frei ließen, aber es war ein kaltes Licht, erzeugte kein freundliches Behagen. Ebensowenig die altmodische, im Ganzen überraschend einfache Einrichtung der Zimmer, die fast nirgendwo, obwohl sie ersichtlich überall vollständig verblieben, zum Ausruhen und gefälligen Genießen von Mußestunden einlud. Ein Saal mit einer reichhaltigen Waffensammlung verschiedenster Zeiten und Völker wies auf eine Liebhaberei des letzten Besitzers hin, daneben führte die Thür in ein mit vielendigen Hirschgeweihen ausgekleidetes Gemach, an dessen rechtsseitiger Wand sich eine andere Sammlung von Schießgewehren älterer und neuerer, doch auch bereits veralteter Konstruktion befand.

„Es ist Schade um die Flinten," sagte Kyritz, eine derselben zur Hand nehmend, „sie sind in Grund und Boden eingerostet und zu nichts mehr zu gebrauchen. Seine Ahnen und die Jagd waren das Einzige, um was der Baron sich je gekümmert; man sagt, ein Sechzehnender — die sind auch ausgestorben hier — sei ihm wichtiger gewesen als seine Tochter. Als ich kam, habe ich's den Kuratoren mehrmals gesagt, die Gewehre verdürben, aber sie meinten, das ginge die Gnädige an, und die — da haben sie lange hängen können und werden's bis zum jüngsten Tag. Nur eine Pistole, erzählt die Elsabe, hat sie mit in ihre Wassermühle genommen, die der Alte zu Lebzeiten immer bei sich getragen, denn es kam ihm nicht drauf an und er schoß Alles nieder, was sich ihm widersetzte, ob's ein Hund oder ein Stier war, und wär's ein Mensch gewesen, glaub' ich, hätt' er auch nicht lange gefackelt. Wahrscheinlich hat die Gnädige den alten Fäustling für ein besonders kostbares Erbstück gehalten, denn das Mädchen sagt, der Griff und Lauf der Pistole seien ganz mit Silber ausgelegt, hat sie aber auch nur einmal durch Zufall zu sehen bekommen, weil die glückliche Besitzerin sie wie ein Heiligthum unter Verschluß hält. Puh, die Motten!"

Sie waren weiter gegangen, und es schwirrte ihnen in der That aus einer geöffneten Thür fast wie eine Wolke der genannten Kleinflügler entgegen, deren Anwesenheit sich durch das Vorhandensein zahlreicherer Möbelstoffe und Vorhänge in dem betretenen Gemach erklärte.

„Dieß war das Wohnzimmer der Gnädigen, ihr Schlafzimmer stieß dort daran," erläuterte Kyritz; „am Ende ist's kein Wunder, wenn sie Motten im Kopf draus mitgenommen, die darin zu Marotten ausgewachsen." Er lachte herzlich über den gelungenen Wortspielwitz, der Klang lief wunderlich an den verschossenen Tapetenwänden um und schien noch mehr von den winzigen Flügelinsekten aus der Ruhe des ihnen zugefallenen Bereichs aufzustören. „Vermuthlich," setzte er hinzu, „stammen die Sachen da noch von der Aussteuer der Frau Mama, denn es hätte dem Baron nicht ähnlich gesehen, sie für seine Tochter anzuschaffen. Wenn's noch ein Hirschgeweih gewesen wäre —"

Er brach ab, da sein Blick auf seine eigene, mit großen Augen ernsthaft-aufmerksam umherschauende Tochter fiel und ihm das Bewußtsein einer, wenn auch völlig absichtslosen, in ihrer Gegenwart unpassenden Aeußerung kam. Statt dessen ergänzte er rasch:

„Eigentlich ist's kurios, wenn man bedenkt, wie das Alles hier gewissermaßen bei lebendigem Leibe vermodert, denn die Besitzerin könnte ebensogut noch mitten darunter sein."

Robert Neuland nickte, ohne zu antworten, mit dem Kopf und trat auf die vorhin gedeutete Thür des Schlafzimmers zu. Der Eindruck war ziemlich der nämliche, nur die Ausstattung des Gemaches, dem Zweck entsprechend, eine verschiedene. An der Vollwand stand eine hohe Himmelbettstatt aus tief nachgedunkeltem Mahagoniholz, ein großer, gestickter Teppich davor, der in matten Farben ein Rokokostück, eine hochtoupirte Schäferin mit einem zottigen, an sie geschmiegten Hunde darstellte, das Ganze von verwelkt aussehenden Blumenguirlanden umrahmt. Ein halb erblindeter, verstaubter, von vergoldeten Stuckamouretten umfaßter und getragener Spiegel über altmodischer Chiffonnière, ausgeschweifte Stühle, ein Tisch mit weißer Marmorplatte und ebenfalls weit ausgebogenen Füßen. Durch eins der Fenster fiel noch ein schmaler, fast fadenartiger Sonnenstreifen über die Steinplatte hin und auf ihr lag ein verschrumpftes schwärzliches Etwas, das einst ein Blumenstrauß gewesen zu sein schien und bei der Berührung zerfiel. Unter der Bettlade schimmerte gelbes Mehl des Bohrwurms, und die Kissen droben überzog eine beinahe farblos abgeblaßte grünseidene Decke. Eine Todtenstille und grabkammerartige Bewegungslosigkeit lagerte ob Allem; es war, als sehe man es der Decke an, daß sich seit dreißig Jahren keine ihrer Falten geregt, um Haaresbreite verschoben habe.

Ob die Luft hier noch bedrückender war oder nur mit der längeren Dauer der Umherwanderung in den stets geschlossenen Räumen den Athemzug mehr beengte, Robert Neuland wollte offenbar das zuvor von seinem Führer gesprochene Wort bestätigend wiederholen und sagte: „Ja, wie bei lebendigem Leibe" — kam jedoch nicht weiter, sondern setzte sich, verstummend, auf den Rand der unter ihm leise in den Fugen aufkrachenden Bettstatt. Völlig gedankenlos, wie es schien, denn seine Augen schweiften einige Sekunden durch das Zimmer umher, dann ging ein Lächeln ihm über die Lippen und er sagte: „Ich merke jetzt erst, daß ich einen tüchtigen Weg gemacht. Aber zum Ausruhen ist dieß nicht der rechte Ort, und ich glaube, es fehlt mehr der Lunge an frischer Luft, als in den Füßen. Wenn es Ihnen genehm ist, Herr Kyritz —"

Er stand hastig auf und faßte den Drücker einer Seitenthür.

„Wir gehen am besten hier wieder zurück," warf der Pächter ein, doch Neuland entgegnete rasch:

„Nur einen Luftzug erst — ich denke mir, daß man von hier aus am nächsten auf die Terrasse —"

„Sie haben sich heut Nachmittag in dem alten Kreuz- und Querbau schneller orientirt, als ich seit Jahren; zu oft bin ich allerdings nicht hineingekommen," versetzte Kyritz. „Aber Ihre Vermuthung ist ganz richtig, gleich durch den Gang links geht's auf den Ausbau, und die Luft hier könnte man wahrhaftig mit einer Harke zusammenkehren."

Es war eine große, von gegitterter Steinbrüstung umschlossene Plattform, auf die sie, tief einathmend, hinaustraten, und ein wundervoll überraschender Anblick bot sich den an die Enge der niedrigen Zimmer gewöhnten Augen dar. Bis zum Horizont lag die freie, tiefblauende See vor ihnen, nach rechts und links dehnten sich, schimmernd, die weißgelben Uferhörner der Bucht auseinander. Der Nachmittag hatte den leichten Ostwind des Morgens etwas verstärkt, und in langen, flachen Wellen rollte die See gleichmäßig heran, brach sich, leicht aufschäumend, an dem mit Sand, Gestein und Muscheln bedeckten Vorstrand, zu dem sich ein Rasenhang etwa steinwurfbreit vom Schloß hinabdachte, und erfüllte die Luft mit eintönig, zugleich heiterem und schwermüthigem Brausen. Wenigstens war es ein Ton und eine Regung, ein scheinbares Leben, das nach der Grabesstille und Unbeweglichkeit des Schloßinnern wohlthat, aus der Abgestorbenheit desselben in die Welt, in ein Gefühl des Daseins zurückversetzte, und Robert Neuland trank wie ein der Ohnmacht nahe Gewesener Licht und Luft in vollen Zügen ein. Er sah schweigend den Segeln nach, die da und dort fern gegen den Himmel verschwebten, und strich sich das ergrauende Haar von der entblößten Stirn, sie vom Winde kühlen zu lassen; dann sagte er, lächelnd zu der gleichfalls stumm über das Steingeländer hinausschauenden Elsabe gewendet: „Die große Uhr da geht und schlägt noch immer richtig, obwohl sie die älteste von allen ist und all' ihre Konkurrenten überdauert hat. Ich denke mir, der Grund liegt darin, daß keine Menschenhand an ihrem Werk herumzuhantiren im Stande ist, weder dran zu bessern, noch zu bösern. — Müssen wir durch den Stickstoff drinnen zurück oder können wir einen andern Weg nehmen, Herr Kyritz? Allgemach mahnt die Sonne mich doch an die Stunde, wo sie aufhören wird, mir zu scheinen, und an mein Nachtquartier."

„Wenn wir hier durch den Mittelsaal gehen, kommen wir direkt an den Eingang retour," antwortete der Gefragte, eine Thür öffnend, und sie durchschritten den großen Raum, den sie bereits früher bei dem Umherwandern gekreuzt. Elsabe rief, stehenbleibend, plötzlich: „O wie sonderbar! Bin ich so lang nicht hier gewesen, daß ich dieß ganz vergessen, oder hab' ich's nie bemerkt?" und sie deutete auf einen gewaltigen, scheinbar fest in die Wand eingelassenen Spiegel, der einem andern von gleichem Umfang gegenüber angebracht

Dichterstimmen aus der Gegenwart

gesammelt von

Friedrich Bodenstedt.

Lied.

Von

Paul Heyse.

Schöne Jugend, scheidest du?
Wohl! Du bliebst mir lange treu.
Weil ich dir im Arm geruht,
Schien die Welt mir lieb und gut,
Kampf und Ruh'
Immer freudig, immer neu.

Nicht entwichst du über Nacht,
Wie uns Dirnengunst verläßt,
Heischtest zögernd nur zurück
Gab' um Gabe, Glück um Glück,
Und mit Macht
Hielt ich noch die Flieh'nde fest.

Wie ein feines Lieb sich kränkt,
Das vom Liebsten scheiden soll:
Immer noch ein letzter Kuß,
Noch ein Winken, noch ein Gruß —
Fern noch schwenkt
Sie ihr Tüchlein, thränenvoll.

Ach, und nun, dem Blick entflohn,
Trifft mich noch der Stimme Klang.
Schweig! O locke nicht von fern!
Sieh', im Blau der Abendstern
Schimmert schon; —
Um den Schlaf bringt dein Gesang!

Glückliche Stunden.

Originalzeichnungen von **C. Stauber.**

war, so daß sie in demselben ihr rückgeworfenes Bild in unendlicher Vervielfältigung und zahllosen Abstufungen der Größe bis zum kleinsten Miniaturformat in unermeßlicher Ferne gewahrte. Aber gleich darauf stieß sie einen erschreckten Ton aus, denn neben ihr war ein anderes Gesicht aufgetaucht mit trüben, aus fast geisterhaften Zügen wie in's Leere blickenden Augen. Sie fuhr zusammen und ihr Kopf flog, sich hastig abdrehend, herum, dann lachte sie kinderhaft auf: „Was für ein Zerrbild muß der andere Spiegel machen, Herr Neuland, ich erkannte Sie wahrhaftig gar nicht, daß Sie mir wie ein Gespenst vorkamen."

Der Angeredete, der, einen Augenblick abgewendet, vor dem gegenüber befindlichen Spiegel innegehalten hatte, drehte sich jetzt ebenfalls mit hastiger Bewegung um:

„Was meinst Du, Kind? Ich verstehe Dich nicht."

„Nun sind Sie's auch wieder, der war's nur, der Sie so anders machte," entgegnete sie auf den Spiegel deutend. „Sie sahen drin so böse aus — nein, das ist nicht das Richtige — so, ich weiß das Wort nicht, aber als ob man sich vor Ihnen fürchten müßte. Wie wunderlich ist das mit solchen Spiegeln! Und wozu sind sie sich so gegenüber?"

„Sie sind noch wunderlicher, als sie scheinen," versetzte Neuland, rasch, ohne auf die vorhergegangene Bemerkung des Mädchens zu erwiedern, die Hand nach der Wand ausstreckend. „Das heißt, ich vermuthe es nach ähnlichen, die ich in alten Schlössern angetroffen," fügte er schnell hinzu, „daß, wenn man hier irgendwo drückt — nein, es wird doch wohl nicht sein."

Er zog die Hand zurück und wollte dem an der Thür wartenden Vater Elsabe's wieder nachfolgen, doch die Letztere suchte, von seinen Worten neugierig gemacht, aufmerksam mit den scharfsichtigen Augen umher, wiederholte: „Wenn man irgendwo drückt — was dann?" und tastete mit den Fingern an der Wandumgebung des Spiegels herum. Eine Weile vergeblich, dann flog ihr ein Laut, halb des Schrecks, halb freudiger Ueberraschung vom Munde. Ihre Hand hatte sich auf irgend einen unter der Tapete verborgenen Vorsprung gepreßt, und plötzlich drehte der Spiegel sich auf einer Angel schräg in der Wandhöhlung zur Seite, und in seiner Fläche sah man, daß gleichzeitig sich lautlos ihr gegenüber eine Thür des Saales öffnete und hinter dieser wieder eine andere, und in dem Spiegel erschien deutlich das Bild eines Zimmers, von dessen Hintergrund eine grünseidene Decke herüberschimmerte. Doch nur für wenige Sekunden, denn methodisch drehte der Spiegel sich langsam ebenso wieder zurück, mit seiner Wendung schlossen sich auch die Thüren wieder und Alles lag wie zuvor. „Es war das Schlafzimmer des gnädigen Fräuleins, man sah grad' auf das große Himmelbett!" rief Elsabe erstaunt aus. „Wie sonderbar, und wozu ist das wieder eingerichtet, und daß die beiden Thüren zugleich mit aufgehen, als ob der Wind sie aufgedrückt?"

„Auch ein Uhrwerk," erwiederte Neuland, der zu ihr zurückgetreten. „Zu welchem Behuf, hat wohl der Verfertiger gewußt, und es wird seinen Zweck einmal erfüllt haben, aber es gibt heut dem Frager keine Antwort mehr, worin er bestanden. Ich sagte Dir, eine frühere Zeit liebte dergleichen — Spielereien. Unsere Gegenwart ist vernünftiger und lacht über die kindische Wichtigkeit, mit der man ehemals solchen Tand betrieb."

Er lachte zu seinen Worten, doch auch hier kam dieser Klang der vernünftiger gewordenen Gegenwart mit einem wunderlich tonlosen Echo von den Wandspielereien der früheren Zeit zurück, als störe er etwas darin auf, das nicht wie die Motten zuvor herausschwirre, aber in unsichtbarer Weise am Deckengewölb und Gebälk weitersumme, daß sich das Mädchen halb scheu umblickte und flüsternd sagte:

„Eigentlich ist es unheimlich hier, und ich glaube, wenn man ganz allein drin wäre, könnt' es Einen mit schrecklicher Angst überkommen, daß man nicht mehr vor- und rückwärts zu gehen wagte, sondern sich Augen und Ohren zuhielte und, ich weiß nicht was, aus Einem würde. Es war gewiß nicht unklug von dem gnädigen Fräulein, daß sie hier nicht bleiben mochte. Ich hab' es früher nie so verspürt, als heut mit Ihnen."

„Das klingt fast, als trüge ich die Schuld daran," scherzte Neuland. „Es ist die Luft, Du sahst, mir ging's vorher wie Dir."

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, ich war früher noch zu kindisch —"

„Dann behür' der Himmel Dich vor der Klugheit, Mädchen!"

Elsabe sah verwundert zu ihm auf, es war seinem Munde mit einem harten Ton des Ernstes entfahren, wie sie solchen noch nicht von ihm, überhaupt noch nicht im Leben gehört hatte. Beide erreichten jetzt den vorausgeschrittenen Pächter und verließen mit ihm das Schloß. Er führte seinen Gast auf einem etwas längeren Wege zurück, der sich in Windungen durch den am Seestrand hingedehnten Park zog. Der vorherrschende Ostwind hatte alle Bäume etwas in gleicher Richtung landein gebogen, ihr Gezweig gleichsam wie Haar vom Ufer ab zurückgekämmt, doch unter dem Schutz wallartig sich am Wasser entlang erstreckenden Weidengebüsches waren die Bosketanlagen und zarteren Pflanzen der Rasenplätze zu kräftiger Gestaltung heraufgediehen. Hie und da standen Astern und Georginen in voller Pracht, und lange Rabatten mit vielfarbigen anderen, von Schmetterlingen bunt überflatterten Herbstblumen bildeten in ihrer wohlgepflegten Ordnung einen bemerkbaren Gegensatz zu der Verwucherung des aus Strauchwerk bestehenden Parktheils. Kyritz äußerte im Vorübergehen:

„Die Blumen sind Elsabe's Verdienst, weil die Gnädige sich an ihnen freut. Sie würden sich freilich auch von selbst weitersäen, denn es ist schnurrig in der Welt, alles unnütze Zeug kommt aus sich in Wind und Wetter wieder, ohne daß sich Einer drum zu plagen brauchte wie bei Rapssaat und Korn. Darüber sollten die gelehrten Herren einmal ein Buch schreiben, das würde ich mir auch auf mein Regal stellen. Und mit dem jungen Menschennachwuchs geht's ebenso; eines Tags ist's da, rankt sich erst auf dem Boden herum, dann schießt's in's Kraut, und daß wir, die wir klug geworden sind, für sie Vernunft haben, nützt nichts, sie müssen überall erst selbst das ABC wieder durchmachen und sich die Hörner im Kopf ablaufen. Dabei rennen sie dann manchmal gegen eine Wand, die härter ist als ihre Knochen, und so kann's kommen, daß sie Zeit ihres Lebens nicht wieder zu gesundem Verstand — Serviteur, gnädiges Fräulein!"

Jakob Kyritz zog, abbrechend, mit schnellem Griff seine Mütze vor einer weiblichen Gestalt vom Kopf, die etwas vorgebeugten Hauptes unerwartet um einen Gebüschvorsprung daherkam. Sie ging nicht auf dem nämlichen Wege mit den drei Schloßbesuchern, sondern durch eine der Blumenrabatten von ihnen getrennt, so daß sie wie von dem lebendigen Gewoge der farbigen Kelche und Insekten getragen schien. Obwohl ihr Alter sich um die Fünfzig bewegen mußte, hatte ihre hoch und schlank gewachsene Figur etwas Jugendliches bewahrt, in Kleidung, Zügen und Frisur erinnerte sie auf's Lebhafteste an ein Kupferbild aus den Almanachen im Beginn des Jahrhunderts. Das völlig stahlfarbene Haar, an den Schläfen zu einem steifen Bogen herausgewölbt, engte die Stirn beträchtlich ein, während es nach hinten, hoch auftoupirt, mit einem Knoten schloß. Alles das stimmte genau mit der lang außer Gebrauch gekommenen Tracht, wie sie die Mütter des gegenwärtigen Geschlechts in ihrer Jugend getragen, überein, nur die Züge Hertha's von Malchow besaßen ein individuelles und doch zugleich unverkennbar familienhaft-vererbtes Gepräge mit feinem und vornehmem Ausdruck, aus dem zwei große graue, glanzlose Augen hervorblickten. Und trotzdem hatten die letzteren etwas Metallisches, als müßten sie in früherer Zeit wie Stahl geleuchtet und erst durch einen Ueberzug langer Jahre ihren ursprünglichen Glanz verloren haben.

In Blick und Mienen, Gang und Haltung der Vorüberschreitenden sprach sich nichts Ungewöhnliches aus, das auf irgend einen anderen „Zustand" derselben als bei sonstigen Menschen schließen lassen konnte. Sie bemerkte den Gruß des Pächters ohne aufzusehen, erwiederte ihn durch eine leichte Neigung der Stirn und setzte ihren Weg fort. Die Anwesenheit eines Fremden erregte ihr offenbar keinerlei Interesse, war vermuthlich gar nicht von ihr wahrgenommen worden.

Bei der plötzlichen Begrüßung durch Kyritz hatte auch Robert Neuland den Hut eilig vom Kopf gezogen und schaute der Gutsherrin mit der begreiflichen Aufmerksamkeit nach, welche eine Persönlichkeit, die seit Stunden der Hauptgegenstand des Gesprächs seines Wirthes gewesen, ihm einflößen mußte. Die Blumenkelche und die rastlos bewegten Flügel der bunten Falter schienen sie wie zuvor weiterzutragen, nun trat sie zwischen die schräge Sonne und die kleine Gruppe der ihr Nachblickenden, und ihr Schatten streifte mit dem obersten Scheitelrande bis an Neuland's Füße herüber. Unwillkürlich ging sein Auge drauf nieder; neben ihm sagte Kyritz halb gedämpft:

„Das war sie," und der Angesprochene wiederholte, mit dem Kopf nickend, doch laut, in gewöhnlicher Sprechweise, als fühle er sich zu keiner Rücksicht genöthigt oder vergesse dieselbe:

„Ja, das war sie."

Der Schatten hatte sich bereits wieder von ihm abgelöst, zog langsam über das Blumenbeet dahin und verschwand mit seiner Urheberin am Rande des jenseitigen Boskets. Nun sagte Kyritz, spaßend:

„Sie machen's wie die Gnädige, nehmen Sie sich in Acht, daß Sie sich nicht auch noch einen Sonnenstich zuziehen."

Robert Neuland blickte ihm verständnißlos in's Gesicht und dann auf seinen Hut nieder, den er noch immer in der Hand hielt.

„Ja so," antwortete er, sich bedeckend, „ich glaube, da ist keine Gefahr mehr, die Septembersonne ist kühl."

Er wiederholte, daß es drängende Zeit für ihn sei, aufzubrechen, ein nahes Brausen tönte rechtsher am Wege, sie kamen dicht an der Wassermühle vorüber, über der die farbigen Regenbogenlichter, welche Neuland am Mittag aus der Ferne begrüßt, erloschen waren. Das kreisende Rad lag jetzt tief im Schatten, die triefenden Speichen, von denen nur matte Reflexe aufblinkten, hatten etwas Anfröstelndes, und ein kältender Hauch wehte aus dem erlenüberdachten Dunkel des Grundes herauf.

„Der Bach wird Ihr Führer nach Ellernbrook sein," deutete der Pächter, „er heißt der Ellernbach und fließt drüben im Dorf durch den Pastoratsgarten. Also, Ihr Besuch hat mir viele Freude gemacht, Herr Neuland, und ich hoffe, daß Sie Ihre Absicht, einige Zeit irgendwo in der Gegend zu bleiben, ausführen, so daß wir das Vergnügen haben, Sie noch wieder bei uns zu begrüßen."

Sie waren auf den Hof zurückgelangt, Robert Neuland stand zögernd, dann erwiederte er:

„Wenn es sich nicht so fügen sollte — so aufdringlich ich Ihnen heut Mittag erscheinen mußte, so verlegen fühle ich mich jetzt, nicht Ihnen dafür zu danken, doch Ihnen für Ihre freundliche Aufnahme eines wildfremden Eindringlings zu meiner eigenen Beruhigung ein Zeichen und Andenken meiner Dankbarkeit zu hinterlassen. Ein Fußwanderer führt nichts zu solchem Zweck Geeignetes bei sich, aber durch die Absicht erhält auch das Geringfügigste einen gewissen Werth — willst Du" — er streifte, gegen Elsabe gewendet, einen dünnen Goldreif mit schmalem rothem Granatstein vom kleinen Finger der linken Hand — „diesen Ring zum Gedächtniß an unsern gemeinschaftlichen Weg durch das alte Schloß nehmen? Ich bitte Dich, ihn nicht in ein Schubfach zu legen, sondern zu tragen, denn er ist fast seit meiner Kinderzeit daran gewöhnt und hat mich überall in der Welt getreu begleitet. Wenn Du ihn ansiehst, möge er Dich an die verschiedenen Uhrwerke, die es zwischen Himmel und Erde gibt, erinnern."

Der reelle Werth des kleinen Geschenkes war allerdings ein unbeträchtlicher, doch Kyritz weigerte anfänglich für seine Tochter die Annahme desselben, da der Träger sich von dem Ringe nach so langen Jahren ungern trennen müsse. Allein Neuland versetzte, selbst den Reif auf dem Mittelfinger des Mädchens befestigend:

„Daraus, daß ich es thue, können Sie ersehen, daß es gern geschieht; es ist ein Band, das ich zwischen Ihrem Hause und mir selbst festknüpfe, damit es mich nicht in die Weite schweifen läßt, sondern hieher zurückbringt, und dieß angenehme Erinnerungsgefühl werden Sie mir nicht verkümmern wollen."

Elsabe reichte ihm, von freudigem Roth überstrahlt, dankbar zum Abschied die beringte Hand, auf die sie vergnügt niederblickte. Jakob Kyritz begleitete seinen Gast noch bis zum Ausgang des Gehöfts. Dort blieb er stehen und sagte:

„Ich würde Sie noch eine Strecke weiterführen, aber als aufrichtiger Mann habe ich heut Nachmittag allerhand in der Wirthschaft versäumt, das noch vor Abend nachgeholt werden muß. Sie könnten in einen Fußweg nach Ellernbrook abbiegen, der etwa um zehn Minuten abkürzt, indeß, wenn ich Ihnen denselben auch beschreibe, ist er doch nicht ganz leicht zu finden und geht durch sumpfige Wiesen, in denen nur der Kenner sich richtig auf ihm forthält. Es ist besser, daß Sie auf der Fahrstraße bleiben, da können Sie nicht fehlen und der Thurm liegt immer vor Ihnen."

Die beiden Männer schüttelten sich nochmals die Hand, Jakob Kyritz kehrte auf seinen Hof zurück und Robert Neuland wanderte auf dem breiten Weg zunächst dem zu dem Gut Malchow gehörigen Dorf entgegen, über dessen Strohdächer sich in der Ferne der schwärzliche Schieferthurm von Ellernbrook in den allmälig weniger voll mehr durchsonnten Himmel aufhob.

(Fortsetzung folgt.)

Anspruchslose Briefe über die Pariser Weltausstellung.

III. *)

Es war ein eigenthümlich origineller Gedanke, diese Idee der „Rue des Nations". — Das große Weltausstellungsgebäude auf dem Marsfelde bildet ein mächtiges, doppelt so langes als breites Viereck, dessen linke Längsseite von Frankreich eingenommen wird, wohingegen die rechte den verschiedenen anderen Ländern zugetheilt ist. Dazwischen läuft eine mittlere Galerie, die Achse des ganzen Gebäudes; sie enthält die vereinigten Kunstausstellungen und wird nur in der Mitte durch den prächtigen, freistehenden Pavillon der Stadt Paris unterbrochen. Zu beiden Seiten dieser Galerie führen unbedeckte Promenadenwege entlang, deren ursprüngliche Breite durch hineinragende Anbaue leider in störender Weise beschränkt wurde. Auf die Promenade zur Rechten nun stoßen sämmtliche Länder mit dem schmalen Stücke des ihnen zuertheilten Querschnittes des Ausstellungspalastes, und jede der so gewonnenen Stirnseiten ist mit einer Fassade geschmückt, welche den eigenthümlichen Baustyl des betreffenden Volkes repräsentiren sollte. Die vorherrschende Idee war also: uns in einer fortlaufenden Reihenfolge den Typus der Architektur eines jeden Landes vorzuführen. Man versprach sich hievon einen gewaltigen Effekt, und die „Rue des Nations" bildete eine jener Ueberraschungen, auf welche man ganz besonders rechnete.

In Wirklichkeit ist jedoch der Eindruck dieser Fassadenstraße nicht ein so großartiger als man gehofft hatte. Zunächst leidet dieselbe unter dem schon erwähnten Fehler, daß sie zu schmal gerathen ist und damit ein Ueberblick und ein vergleichendes Betrachten unmöglich wird. Ferner raubt die harte, unvermittelte Aufeinanderfolge dieser aneinander gereihten Bauten ihnen den besten Theil ihrer Wirkung; eins erdrückt das andere. Außerdem aber sind die Fassaden selbst keineswegs sämmtlich wirkliche Modelle der betreffenden Landesarchitektur, sondern zum Theil ohne jede Originalität und ohne jedes speziell Charakteristische aufgeführt, oder — und das dünkt uns noch unrichtiger, sie repräsentiren eine Wiedergabe von monumentalen Baudenkmälern! Was soll nun aber zum Beispiel die Alhambra oder das Portal des Klosters von Belem neben einem russischen Holzhause, neben einer norwegischen Bauernwohnung und einem holländischen Hause aus dem sechzehnten Jahrhundert? Jene Kathedralen und Monumente sind gewissermaßen klassische Werke; in verkleinertem Maßstabe dargestellt und herausgerissen aus der Umgebung, die mit zu ihrem eigensten Wesen gehört, verlieren sie das Beste und Wirkungsvollste ihres ganzen Charakters und ihrer Großartigkeit. Um an etwas Aehnliches zu erinnern, so denke man nur an den ziemlich kläglichen Eindruck, welchen im Krystallpalaste zu London die dort in den getreuesten Nachbildungen vorhandene Sammlung der herrlichsten und berühmtesten Meisterwerke der Architektur hervorbringt.

Trotz alledem lockt natürlich diese „Avenue des Nations" die Ausstellungsbesucher an, und mit Recht! Des Interessanten enthält sie immerhin genug, und einige der Fassaden sind in der That von überraschender Schönheit und meisterhafter Ausführung; nur darf man, wie gesagt, keine bautechnischen und vergleichenden Studien dabei machen wollen. —

Den Reigen eröffnet England, wenn man von dem der Seine zugewandten Hauptportal aus in die fast eine Viertelmeile lange Straße eintritt. Die englische Ausstellung ist nächst der französischen die größte, reichhaltigste und ausgedehnteste; dem entsprechend zeigt sie uns fünf verschiedene Fassaden, die von Canada als Repräsentant der Kolonieen mit inbegriffen. Letzteres hat außerdem noch einen gewaltigen Thurm aus allen möglichen Holzsorten, an denen es so reich ist, aufgeführt, in welchem schwarzer Nußbaum und weiße Birke, Gummibaum und Palissander in geschmackvoller Abwechslung auf einander aufgebaut und dessen Rippen und Außenkanten mit einer wunderlich wilden Dekoration von Thierfellen aller Art geschmückt sind. Den Mittelpunkt der englischen Architekturmodelle bildet der sogenannte „Pavillon des Prinzen von Wales", — die Nachbildung eines kleinen Cottage, dessen Inneres ein vollständiges und hübsches Ameublement bis auf den gedeckten Tisch des Speisesaals bietet, und der in Folge dessen stets zahlreiche Schaulustige anzieht. Das Ganze ist englisch comfortabel und solide gehalten. Unmittelbar neben England erhebt sich Nordamerika. Nach dem Bauwerk auf dem Marsfelde zu urtheilen, gibt es keine Architektur in den Vereinigten Staaten. Die Fassade ist nüchtern, häßlich und glatt wie die Mauer eines Holzschuppens, bemalt in chokoladebraunen und milchkaffeefarbenen Tönen. Glücklicherweise ist die Ausstellung der mächtigen nordamerikanischen Republik selbst besser als ihre Außenseite. Weit davon getrennt, erst am Ende der Avenue, finden wir das halbe Dutzend der mittel- und südamerikanischen Republiken, vereint in einem gemeinschaftlichen Vorbau. Diese Staatlein scheinen ihre berechtigte Eigenthümlichkeit fortwährender kleiner Revolutionen auch auf den Baustyl übertragen zu haben, denn sie bieten uns ein wahres Agglomerat von allen möglichen und unmöglichen Stylen, mit einer wohlberechneten, aber nicht gelungenen Absicht auf Wirkung zusammengestellt.

*) II. siehe Bd. 40, Seite 861.

China und Japan sind nahe bei einander. Die Ausstellung beider Länder hat einen außerordentlichen Erfolg gehabt, namentlich die Japans. Man drängt sich förmlich in den Ausstellungsräumen dieses Landes, und mit einem fast komischen Eifer überbietet man sich, um von den ausgestellten japanesischen Gegenständen und Bibelots ein Stück käuflich zu erwerben. Die „Franzosen des Ostens", wie sich die Japanesen so gerne nennen hören, machen jedenfalls brillante Geschäfte; die schlauen Kaufleute wissen die Modethorheit geschickt und für ihren Geldbeutel erfolgreich auszubeuten. Die japanesische Fassade dagegen bietet wenig Originelles; sie steht in einem gewollten und bewußten Gegensatz zu der von China. Das himmlische Reich tritt uns mit einem bis auf das kleinste Stückchen aus China importirten echten Bau entgegen; und kann man auch gerade nichts Schönes daran bewundern, so betrachtet man denselben doch mit dem Interesse, welches die Sonderbarkeit hervorruft. Ueberhaupt haben die Chinesen jeden falschen Aufputz europäischer Kultur verschmäht; sie geben sich wie sie sind, in Seidenkostümen und mit langen Zöpfen, nicht verkleidet nach neuester Pariser Mode wie ihre Nachbarn aus Japan.

Italiens Fassade ist eine offene Säulenhalle, ähnlich wie die Oesterreichs. Letztere fällt allgemein auf durch die Eleganz und Leichtigkeit ihrer Linien; die österreichischen Architekten haben auf dem Marsfeld ihren hohen Ruf bestätigt. Von Rußlands Holzbau ist wenig zu sagen, er ist schwer und wenig imponirend; den gleichen Vorwurf darf man der Schweiz machen. Ganz besonders aber zeichnet sich Belgien aus, sowohl durch die architektonische Leistung, als durch das vorzügliche Material, welches verwandt wurde. Unter den übrigen mehr oder minder prächtigen, mehr oder minder gelungenen Proben nationaler Baukunst werfen wir nur noch einen bewundernden Blick auf den hier wiedergegebenen Bruchtheil der Alhambra Spaniens und auf das prächtige Kirchenportal Portugals, die, so großartig herrlich sie sind, doch gerade hier wenig an ihrem Platze erscheinen.

Das ist die Rue des Nations! — Und da wir nun einmal im Freien sind, so wollen wir uns für heute auch nicht wieder in die heißen, drückenden Galerieen des Ausstellungspalastes selbst wagen, sondern noch einen kurzen Spaziergang rings um das mächtige Glasgebäude und in seiner Umgebung machen. Es ist hier Vielerlei zu sehen und zu hören; die sogenannten Annexe sind ein hervorragendes Element des ganzen Bildes.

An der langen Seite, der Stadt zu gelegen, stehen zunächst alle die Verwaltungsgebäude für den Riesenorganismus der Ausstellung. Hier thront in diktatorischer Unnahbarkeit der Generalkommissär, Herr Senator Krantz, mit seinem zahlreichen Generalstab und einem wahren Gewirr von Bureaux. Im Allgemeinen hat der Erfolg die Thätigkeit des Herrn Generalkommissärs gekrönt, wenn schon es natürlich auch an lebhaften Klagen gegen ihn keineswegs fehlt. Doch darf man hiebei nicht vergessen, daß die Politik ihren besonderen Antheil mit daran hat und daß nicht immer objektive Gerechtigkeit die Beschwerden gegen den „republikanischen" Leiter der Weltausstellung diktirt. Hervorzuheben ist, da der bescheidene Besucher davon profitirt, daß das unleidliche System der kleinen Expressungen und Pourboires, welches 1867 so glänzend florirte, dießmal vollständig verbannt ist. Sobald man sein Ticket am Eingang abgegeben hat, — sonderbarerweise ist dieses englische Wort die offizielle Bezeichnung der Eintrittskarten — dann stehen Einem sämmtliche Räume des Marsfeldes und des Trocadero offen und frei. Nirgends wird noch ein Extra gefordert. Auch alle Sitzgelegenheiten sind zur unentgeltlichen Disposition, im Gegensatz zu der hier sonst allgemeinen Sitte, für die Benützung eines der auf den öffentlichen Promenaden, Plätzen, Straßen und Gärten von Paris zahlreich vertheilten Sesseln und Stühle die üblichen vier Sous entrichten zu müssen. In dieser Beziehung also darf das Publikum Herrn Krantz dankbar sein. Nicht minder werden auch die Wege gut gehalten und ordentlich gesprengt. —

Wandern wir weiter nach der der Ecole militaire zu gerichteten schmalen Seite. Hier finden wir zunächst zwei kolossale, für kleinere Börsen eingerichtete Restaurants, unter ihnen als das bedeutendere eins der bekannten Bouillonetablissements von Duval. Dasselbe macht einen sehr freundlichen und appetitlichen Eindruck mit seinen Hunderten von bedienenden Bonnen, alle mit sauberen weißen Schürzen, Aermeln und Häubchen, und es wird daher von den Ausstellungsgästen ganz außerordentlich stark frequentirt. Ein Aufenthalt in diesem Raume ist höchst amüsant wegen des stets wechselnden Stromes von Menschen und Völkertypen. Dicht neben Duval thront das Ministerium des Innern. Der Pavillon desselben ist nicht eben geschmackvoll, und sein Inhalt, der sich zwischen den Leistungen der Schule und den Einrichtungen des Gefängnißwesens theilt, dürfte mehr dem Fachmanne als dem Laien, der etwas „sehen" will, beachtenswerth erscheinen. Auch hat das Ministerium des Innern sich seinen Platz nicht günstig gewählt; denn was sich sonst von Ausgestelltem an diesen Pavillon anschließt, zeigt nicht gerade viel Erhebliches und Bemerkenswerthes, es sei vielleicht der große Glockenthurm, von dem aus ein mächtiges Glockenspiel mit Melodien modernster Weisen uns fast die Ohren betäubt.

Das ganze Terrain hinter der andern Längsseite des Palastes gehört dem Auslande. Anfangs hatte man für diesen Platz besondere Absichten gehabt. Ein jedes Land sollte hier eine Art Garten mit irgend sonstigem Charakteristischen herrichten; leider fehlte es sogar in dem immensen Ausstellungsgebäude wieder an dem nöthigen Raume, und so sind denn an die Stelle von Gärten die zum Theil recht häßlichen Annexe und Holzschuppen getreten, in denen uns die Nationen vorführen, was sie im Hauptgebäude selbst nicht unterbringen konnten. Holland allein, das den Eckflügel einnimmt, hat seinen Garten aufrecht erhalten. Die holländischen Gartenkünstler schufen eine wahre Oase in diesem unendlichen Einerlei, zumal auch für leibliche Erquickung durch eine echt holländische Gaststube mit echt holländischen Schenkmädchen in Nationaltracht und mit echt holländischem Curaçao gesorgt wird.

Mehrere der Annexe sind vollständig der Ausstellung des Schulwesens gewidmet. Das Letztere nimmt überhaupt einen überwiegenden Platz auf dem Marsfelde ein. Fast jedes Land führt uns eine Ausstellung seiner Lehrmittel und seiner Erfolge auf dem Gebiete des Schulunterrichts vor. Wohl noch auf keiner Weltausstellung war dieß in nur annähernd dem Maße der Fall wie auf der dießjährigen. Außer Frankreich haben vornehmlich Oesterreich, Belgien und die Schweiz große Sorgfalt auf diese Abtheilungen verwendet. Neben Belgien hat Rußland seine Bauernhäuser und landwirthschaftlichen Geräthe aufgebaut, dazwischen auch kleine Buden, in denen russische Nationalgetränke verkauft werden. Italien häuft hier seine Marmorblöcke auf, Oesterreich-Ungarn seine Ausstellung von Hölzern, wobei die stolzesten Namen seiner Aristokratie als Aussteller figuriren. Allein Oesterreich-Ungarn birgt noch einen andern Schatz. Kaum haben wir den Rayon desselben betreten, so treffen Töne unser Ohr, bei denen wir wie elektisirt aufhorchen. Einige rasche Schritte vorwärts, und wir stehen vor einem kleinen ungarischen Wirthshause, einfach und schmucklos. Hier spielen täglich die „Zigeuner", eine von Liszt selbst zusammengestellte Bande, jene wunderbaren, bald schwermuthsvollen, bald wilddämonischen Weisen, welche gegenwärtig alle Ausstellungsbesucher und ganz Paris entzücken. Der Festsaal des Trocadero hat seine klassischen und internationalen Konzerte, allein den Haupttriumph tragen die Zigeuner in dem kleinen Kiosk davon; sie spielen aber auch, wie eben nur Zigeuner spielen. Dieser Musiktempel ist ein wahrer Wallfahrtsort auf der Ausstellung geworden. —

Schweden-Norwegen hat in einem besondern Schuppen seine bekannte Fischereiausstellung wieder aufgebaut mit all' dem eigenthümlichen Geruch geräucherter Häringe und getrockneter Fische. Amerika und England haben für ihre Maschinen und Wagen so riesige Annexe aufgeführt, daß dieselben schon allein eine ganze Ausstellung ausmachen. Die englischen Anbaue ragen noch ein gewaltiges Stück in den weiten Vorplatz der Seine gegenüber hinein, auf welchen wir nach dem langen Wege nun wieder gekommen sind. Der Blick von der Terrasse auf den davorliegenden Garten bis zum Trocadero hin gewährt ein prächtiges und reiches Bild. Hier erhebt sich die von Clesinger modellirte Statue der Republik, eine übergroße, ernst dreinschauende Person; auch der Kopf der Kolossalstatue der Freiheit, welche am Eingange des Hafens von New-York aufgestellt werden soll, schaut über dem Grün der ihn umgebenden Baumgruppen hervor.

Rechts in dem Winkel nach der Seine zu sind die „öffentlichen Arbeiten" Frankreichs vertreten. Neben dem Gebäude der Tabaksmanufakturen, wo man fleißige Arbeiterinnen den Tabak bearbeiten, wiegen, packen und Cigarretten rollen sehen kann, erhebt sich prächtig und glänzend das Gebäude des Ministère des travaux publics. Die Art und Weise, mit welcher dieses seine Ausstellung von Allem, was zu Straßen- und Brückenanlagen, zu Wege- und Wasserbauten gehört, arrangirt hat, ist geradezu bewunderungswürdig und gibt einen eklatanten Beweis von dem vielgerühmten Geschmack und Geschick der Franzosen für derartige Leistungen. Der Besuch dieses Pavillons kann nicht genug empfohlen werden. Daran schließt sich Schneider in Creuzot, der Krupp Frankreichs. Die mächtigen Gußstahlplatten für Panzerschiffe, die Kanonenrohre und das Abbild des Riesendampfhammers locken stets die Menge der Staunenden herbei. Eine Wanderung durch die Ausstellung der Pariser Gasgesellschaft, durch die Gießerei von Terre noire, durch die vereinigte Abtheilung für Heizapparate und Wasserleitung, durch den Tempel der mineralischen Wasser, durch Gewächshäuser und Gärtnereiausstellung führt uns zu dem Pavillon der Presse, den das Generalkommissariat der sechsten Großmacht auf dem Marsfelde eingeräumt und eingerichtet hat. Es ist ein geschmackvoll und behaglich ausgestatteter Raum, in welchem die Vertreter der Presse einen geselligen Vereinigungspunkt gefunden haben und in dem sie gerne den Besuchern die Honneurs zu machen lieben. —

Damit sind wir wieder bei den Gebäuden des Kommissariats angelangt, von wo wir ausgegangen waren. Wir befinden uns zugleich in der Nähe der Porte Rapp, dem hauptsächlichsten Neben-, Ein- und Ausgang. Einen kurzen Augenblick hält uns noch das wogende Getriebe der ein- und ausströmenden Menschenmassen zurück mit all' dem Lärm und Geschrei der Kataloge, Zeitungen, Pläne und sonstige Dienste anbietenden kleinen Industrie, — und dann eilen wir hinaus, um in einem mit Lebensgefahr und unsäglicher Mühe erlangten Wagen — dieser Zweig der allgemeinen Bequemlichkeit ist entsetzlich schlecht organisirt — unsere ermüdeten Glieder nach Paris zurückrollen zu lassen. Das nächste Mal nach dem Trocadero! — J. S.

Aus dem Leben eines Thierbändigers.

Ein loses Blatt

von

Rosenthal-Bonin.

(Schluß.)

Eine schmucke, mit holländischer Sauberkeit und mit holländischer Verschwendung von weißem gestärktem Musselin gekleidete Aufwärterin brachte feinen Bordeaux und frisches Amsterdamer Gebäck.

Martin lud uns mit der Haltung eines vollendeten Gentleman zum Sitzen, er schenkte die Gläser voll, leerte das seine auf das Andenken eben jenes ersten Tigers und begann dann, fast wörtlich, wie ich es hier wiedergebe, zu erzählen:

„Vor fünfzig Jahren war ich Kunstreiter und ich darf wohl sagen, ein tüchtiger Kunstreiter, denn die Prinzipale stritten sich um mich, und als kühner Reiter und Springer erregte ich Aufsehen von London bis Neapel, von St. Petersburg bis Madrid. Ich verdiente viel und erntete Ehren, ich konnte jedoch nicht sagen, daß ich in diesem meinem Berufe aufgegangen wäre, er befriedigte mich nicht, er schien mir zu einförmig, zu geistlos.

„Unser Cirkus war aufgeschlagen in der Nähe von Nürnberg, bei dem deutschen Städtchen Fürth, wo gerade ein großer Jahrmarkt abgehalten wurde.

„Unter der Menge von Schaubuden, ja, in derselben Reihe mit unserem ‚Bau', befand sich eine große Menagerie, die zu den berühmtesten ihrer Zeit gerechnet wurde, sie gehörte dem Holländer van Aken. Wenn unsere Musik manchmal zu stark die Becken ertönen ließ, vernahm ich dumpf die Löwen aufbrüllen, und diese Laute berührten mich wunderbar, es zuckte wie elektrisch durch meine Seele, selbst wenn ich auf dem Pferd stand und unter Saltomortalesprüngen den Cirkuskreis abjagte. Es zog mich zu dieser Menagerie mit eigenthümlicher Gewalt, ich konnte mich nicht trennen von dem Anblick der Löwen und besonders der Tiger.

„Die Familie van Aken gestattete mir den Zutritt zur Menagerie freundlich als einer Art von Kollegen, ich war fast den ganzen Tag bei den Käfigen, und neben einem wunderschönen Exemplar eines feueraugigen, schlanken und schlangengeschmeidigen bengalischen Tigers fesselte meine Aufmerksamkeit die Schwester van Aken's, eine schöngewachsene niederländische Blondine, blühend, frisch und geistreich von Gesicht und von einer Bildung und einem Wesen, wie man dieß bei Damen, welche diesem Geschäft angehören, sehr selten finden dürfte. Fräulein Gesine Aken war Mitbesitzerin der großen Menagerie.

„Die Familie lud mich zum Thee ein, wir sprachen über unsere Geschäfte, über die Thiere und ich unterhielt mich mit Vorliebe mit dem schönen Fräulein.

„Wir trennten uns und trafen dann wieder zusammen, wie das unser Beruf mit sich bringt, bald aber wußte ich, daß ich Fräulein Gesine leidenschaftlich liebte, daß auch sie mir nicht abgeneigt war, aber wie durfte ich, ein armer Kunstreiter, ein fahrender Gymnastiker, es wagen, meine Blicke zu der Schwester des reichen van Aken zu erheben.

„Jufrow Gesine jedoch wie der bengalische Tiger ließen mich nicht los. Mein Herz gehörte der schönen Blondine und all' mein Denken, all' mein Sinnen ward von dem Tiger angezogen. Stundenlang stand ich vor dem Käfig des furchtbar schönen Geschöpfes und erfreute mich an dem Spiel seiner Muskeln, studirte seine Bewegungen, starrte in seine klaren gelben Augen und dachte dabei — so seltsam ist der menschliche Geist in seinen Ideenverbindungen — an die lieblich schöne Gestalt, an das geistig feine Gesicht des Fräuleins und grübelte dann, wie es mir doch gelingen könnte, die Hand Gesinens zu erringen.

„So stand ich eines Tages zwischen dem Käfig des Tigers und dem eines kostbaren Affen, eines blauen Mandrills, ich reichte dem Mandrill eine Feige, in demselben Moment höre ich ein eigenthümliches Geräusch, sehe einen angstvollen Ausdruck im Auge des Mandrills, ich springe zurück und erblicke gerade noch, wie der Tiger, jedenfalls aus Neid, mit einem so wuchtigen Tatzenhieb nach mir durch das Gitter schlägt, daß, wenn ich nicht zurückgesprungen, ich verloren gewesen wäre.

„‚Dir werde ich eine bessere Lebensart beibringen,' dachte ich und näherte mich wieder dem Affenkäfig, hielt jedoch dabei den Tiger sorgfältig im Auge. Kaum war ich in den Bereich des Thieres gekommen, so langte die Bestie wieder nach mir und ich gab ihr jetzt einen gewaltigen Hieb mit meinem bleigefüllten Reitstock auf die Pranke. Zischend sprang der Tiger zurück und ließ von diesem Moment an kein Auge von mir, er starrte mich an, er suchte mich mit seinen glühenden Augen, wohin ich mich auch zurückzog, und fand mich sofort unter der Menge Besucher, unter die ich mich, da der Schlag unliebsames Aufsehen gemacht hatte, verlieren wollte, ja dieser entsetzlich feindliche Blick begleitete mich zur Menagerie hinaus.

„Als ich am nächsten Morgen wieder die Menagerie betrat, heftete sofort der Tiger den wüthenden Feindesblick auf mich und in ihm lag unverkennbar der Ausdruck, daß er sich der Züchtigung von gestern erinnerte. Dieß, meine Herren, schien mir außerordentlich intelligent, denn ich trug mit Absicht eine ganz andere Kleidung und hatte den Hut tief in's Gesicht gedrückt; der Tiger erkannte mich, wie ich wahrnahm, am Blick.

„Dieser Ausdruck im Auge des Tigers war mir eine völlige Offenbarung, denn jetzt wußte ich sofort, wie ich mir das, was mir damals das Höchste im Leben erschien, die Hand Fräulein van Aken's, vielleicht erwerben könnte. Der Ausdruck im Auge des Tigers rief mir mit Posaunenton in die Seele: dieser Tiger ist zu bändigen, du wirst es erreichen, werde Thierbändiger, mache dich dadurch der Menagerie werthvoll, unentbehrlich und du gewinnst auch die Familie für dich.

„Nun begann ich heimlich an der Erziehung des Tigers zu arbeiten. Ich sprach ihn sanft an, ich brachte ihm Leckerbissen, ich erfand für ihn gewisse Schmeichellöne und gab ihm hundert Schmeichelnamen. Nach wenigen Wochen schon hatte ich die Erinnerung an den Peitschenhieb bei ihm ausgelöscht und nach einigen Monaten war aus diesem bitteren Feind mein ergebener Freund geworden, ich durfte die Hand durch das Gitter stecken, der Tiger rieb sich an meinem Arm wie eine Katze, er legte den Kopf an's Gitter und ließ sich von mir liebkosen, ich kraute ihm den Nacken, ganz wie einer guten Hauskatze. Meine Herren, ich war meiner Sache so sicher, daß ich eines Morgens einen mir vertraut und befreundet gewordenen Wärter, der schon zehn Jahre bei Aken war, bat, mich in den Käfig zu dem Tiger zu lassen.

„‚Zu dem Tiger, den Sie geschlagen?' frug ganz verdutzt vor Schreck und Staunen der Holländer.

„‚Ja wohl, zu dem, Freund,' antwortete ich, ‚er thut mir so wenig etwas zuleide, als Sie mir.'

„‚Sie sind verrückt!' titulirte mich der Wärter, ‚Sie sind wahnsinnig! — Wie kann ich das, wie darf ich das? Ich hätte keine ruhige Stunde in meinem Leben mehr, die Bestie zerrisse Sie im ersten Augenblick, ich kenne sie seit drei Jahren.'

„Nun, meine Herren, ich sprach vorhin von meiner Energie und Sanftmuth, welche das Geheimniß meiner Kunst ausmachten, — also, um es kurz zu machen, ich zwang meinen Freund, mir den Willen zu thun, er gab mit Thränen in den Augen nach.

„Nardes, ja, Nardes — war mir der Name doch durch viele Jahre entfallen — so hieß der Holländer, öffnete die Käfigthür, freilich zitternd und bebend, nur zur Hälfte, so daß ich mich durchzwängen mußte.

„Die Thür ging hinter mir zu und ich befand mich allein im Käfig mit der Bestie.

„Der Tiger zeigte sich sehr erschreckt und überrascht, er erhob sich jählings, peitschte mit dem Schweife heftig die Seiten, fauchte grimmig nach Katzenart und sträubte heftig seinen Bart, indem er mir die schimmernd weißen Zähne zeigte. Er duckte sich zum Sprunge, sprang jedoch nicht, er blieb in dieser Stellung wie zur Vertheidigung, ich schaute ihm fest und ruhig in's Auge, während ich in meinem gewöhnlichen Ton mit Nardes draußen plauderte.

„Etwa zwei Minuten, die mir allerdings durch die Spannung, in der ich mich befand, etwas lang vorkamen, blieb ich so an der Rückwand des Käfigs stehen, dann gab ich Nardes das Zeichen, er öffnete die Seitenwand des Käfigs und ruhig schritt ich hinaus.

„Nardes, der, bebend vor Angst und Spannung, draußen auf jeden Ton gelauscht hatte, fiel mir leichenblaß in die Arme und ich konnte vor Erregung kein Wort hervorbringen. Ich bat den Wärter, die Sache völlig geheim zu halten und er hielt sein Versprechen.

„Erst nach vierzehn Tagen wiederholte ich meinen Besuch bei dem Tiger, dießmal hatte ich mich jedoch mit einem kleinen englischen Todtschläger versehen. Der Tiger zeigte sich weniger aufgeregt als das erste Mal, bei jedem ferneren Besuch ward das Thier ruhiger mir gegenüber, es schlug nicht mehr mit dem Schweife, sträubte nicht seinen Bart, fauchte nicht, ich sprach zu ihm vielerlei Schmeichelhaftes in den sanftesten Tönen, er kroch an mich heran, schmiegte sich an meine Füße und benahm sich bald so zuthunlich und gemüthlich wie eine Hauskatze.

„Mein Freund Nardes stand bei all' diesen Versuchen an der Rückwand des Käfigs, die Hand am Schloß, um beim leisesten Zeichen mich sofort herauszulassen, er konnte nicht sehen, was im Käfig vorging, und wußte deßhalb nicht, wie weit ich mit dem Tiger gekommen war.

„Eines Tages bat ich ihn endlich, nur ruhig zuzuschließen und vor dem Käfig im Zuschauerraum Platz zu nehmen, — er sah mich nun auf den Tiger zuschreiten mit einem Stück Fleisch in der Hand und den Tiger sich zu meinen Füßen hinlegen, ich gab dem Tiger das Fleisch und riß es ihm aus dem Rachen.

„‚Schnell, Nardes, jetzt rufe die Familie Aken!' gebot ich und der Holländer eilte außer sich vor Staunen in das Versammlungszimmer. Mein Freund riß die Thür auf und rief stammelnd vor Aufregung: ‚Martin ist beim Tiger im Käfig! Schnell! schnell!' und stürzte dann ängstlich fort, ohne weiter Rede zu stehen.

„Die Akens glaubten nichts Anderes, als es sei ein gräßliches Unglück geschehen; sie eilten geräuschvoll vor den Käfig, da stand ich denn und hielt in der einen Hand das Stück Fleisch und meinen Fuß auf dem Kopfe des ruhig daliegenden Tigers, ich zog den Tiger empor, ich befahl ihm, das Fleisch zu nehmen, er zuckte mit keiner Wimper, ich gab ihm das Fleisch, riß es ihm aus dem Rachen und gab es ihm wieder.

„Mit weit aufgerissenen, entgeisterten Augen starrte mich Gesine an, sie hielt krampfhaft den Arm ihres Bruders umspannt, der mit Söhnen und Brüdern, mit Frau und Schwägerin auf die Szene im Käfig schaute, ohne sich zu getrauen, zu athmen. Da ergriff ich das Wort.

„‚Herr Aken,' sprach ich, ‚ich liebe Gesine und ich glaube, sie liebt mich,' — bei dem Wort Liebe streckte der Tiger seinen Kopf unter meinem Arm hervor — ‚denken Sie nun, daß ich im Stande bin, nicht nur mir meinen Lebensunterhalt zu erwerben, sondern auch für die Meinigen ein Stück Geld zu sammeln?'

„Gesine umklammerte den Arm ihres Bruders fester. ‚Komm' heraus!' stieß sie mit unterdrückter, heiserer Stimme hervor.

„‚Komm' heraus!' wiederholte ihr Bruder.

„Nardes öffnete, ich schritt aus dem Käfig und draußen schloß mich Gesine weinend in ihre Arme; van Aken schüttelte mir ergriffen die Hand und ein halbes Jahr später waren Gesine und ich glückliche Eheleute. Wir wurden in Leipzig getraut. Ein Jahr später besaß ich den Hauptantheil der van Aken'schen Menagerie und zeigte in Antwerpen meine Kunst. —

„Das Weitere wird Ihnen jeder Menageriebesitzer, der sich um seine Vorgänger bekümmert hat, sagen. Ich war der Erste, welcher es zuwege brachte, eine Hyäne zu bändigen. Meine Spezialität blieben aber Tiger, ich habe deren fünfzehn ‚erzogen', sie zahm wie Hunde gemacht.

„Jetzt sitze ich hier als alter Mann in meinem Häuschen, — die Thierbändigerei hat noch keine Geschichte, vielleicht schreibe ich eine und dann kommt mein Name noch auf die Nachwelt," schloß der alte Herr humoristisch lachend seine für mich so interessante Erzählung, die ich hier wiedergegeben habe, so getreu, als sie, bis ich einige Stunden später sie im Haag zu Papier bringen konnte, mir im Gedächtniß geblieben.

Vom bosnischen Kriege.

(Hiezu die Bilder S. 28.)

Sei es das Doppelspiel der Türkei, sei es der staatlich und religiös anerzogene Widerwille gegen christliche Herrschaft: die ersten Huldigungen der Begs an der österreichisch-bosnischen Grenze haben sich insoweit trügerisch erwiesen, daß sie nur vereinzelt und keineswegs die Stimme des Landes waren. Die schlimmste Art des Krieges, der Guerillakrieg aus Hinterhalten, in Wäldern und unwegsamen Gebirgen, ist ausgebrochen. Die tapferen österreichisch-ungarischen Truppen siegen allmälig, aber nach verhältnißmäßig schweren Opfern und noch mehr Anstrengungen und Entbehrungen. Die nothwendig gewordene größere Truppenzahl hat die Einberufung der Reservemänner nöthig gemacht, und Oesterreich sieht zum ersten Mal nach dem neuen Wehrgesetz Väter von Familien, Söhne der intelligentesten und wohlhabendsten Eltern ausziehen in den Krieg, welcher dazu noch einen ganz ungewöhnlichen Charakter hat. Dieß gibt beim Abschied erschütternde, ergreifende Szenen und hat eine bisher nicht gekannte Wirkung. — Rasch bringt wohl die Eisenbahn Mann und Roß und Geschütz und Vorrath an die Grenze, aber hier beginnen alle Schwierigkeiten des Vorwärtsdringens, sei es auf der Thalsohle oder im Gebirgspasse. Bald ist es die Quellenlosigkeit des Steinbodens, welche eine Quelle und eine Samaritanerin doppelt als Segen erscheinen lassen, bald ist es wieder der Regen. Für den Gebirgsweg werden tragbare Kanonen hergestellt, welche, wie auch deren Lafetten, von Pferden fortgebracht werden. Und zuweilen gelangt auf den Saumpfaden das Geschütz rascher vorwärts als auf der Straße, welche sich namentlich durch die andauernden Regengüsse in einen Sumpf verwandelt hat. Die Anstrengungen der Thiere wie der Soldaten sind außerordentliche. Letztere sehen schließlich zuweilen keinem offenen, ehrlichen Gegner in's Gesicht, sondern haben aus der Anzahl der Opfer, welche fallen, erst zu errathen, nach welchem Hinterhalt sie sich mit Todesverachtung wenden müssen. Der Ueberfall der Husaren bei Maglaj wurde bitter gerächt und die Siege von Serajewo und Doboj haben gezeigt, daß kein Straßenkampf und keine rasende Bevölkerung auf die Dauer im Stande ist, das siegreiche Vordringen der tapferen österreichisch-ungarischen Truppen zu hemmen.

Das unterbrochene Studium.

Gemälde von Karl Spießer.

(Hiezu das Bild S. 29.)

Ein heißer Sommertag. Im tiefen Waldesschatten ein lauschiges Plätzchen. Die jungen Künstlerinnen haben die Staffelei aufgestellt, den Schirm darüber gespannt und den Malkasten geöffnet, um den Zauber der Landschaft auf das Papier zu zaubern. Kein Lüftchen rührt sich, kein Blatt rauscht, nur die feinen Händchen bewegen sich über das Papier.: Ganz in ihre Arbeit versunken, schauen sie nur auf, um neue Eindrücke in sich aufzunehmen, die Landschaft auf ihrem Papier mit der Landschaft vor sich zu vergleichen. Kein Wort kommt über die Lippen, aber wer möchte sagen, ob auch die Herzen so ruhig schlagen? Da plötzlich raschelt es im Laube — sollte Er es sein, dem sie gestern auf dem ländlichen Balle im Schlosse verrathen, wo sie ihren Künstlersitz aufgeschlagen — es raschelt näher und näher — sie springt auf, läßt Palette und Pinsel fallen, um hinter dem Buschwerk vorzuschauen — nein, nur ein Hirsch und ein Reh ist's, die die Eindringlinge neugierig beobachten. Doch halt! weit in der Ferne blitzt eine Flinte — er ist's!

Der Begriff des Trivialen.

Aphorismen

von

Ernst Eckstein.

Sehr häufig hört man von ästhetischen Beurtheilern ein Wort, eine Wendung, eine Schilderung als „trivial" bezeichnen, lediglich weil in diesem Wort, in dieser Wendung, in dieser Schilderung Motive zur Gestaltung kommen, die einer niederen Stufe des alltäglichen Lebens entlehnt sind. Dieß ist schon an und für sich ein Irrthum. Da nun obendrein die Beantwortung der Frage, was niedrig und was alltäglich sei, durchaus von der individuellen Anschauung, ja man möchte fast sagen, von der bürgerlichen Situation des Urtheilers abhängig ist, so entsteht hier eine Begriffsverwirrung, die, wie ich glaube, einer Klärung bedarf. Leute von geringer, kleinbürgerlicher Herkunft, die lange Zeit hindurch in plebejischen Verhältnissen gelebt haben, sind geneigt, Alles, was an diese Verhältnisse anklingt, für trivial zu halten. Der Parvenü trinkt mit Vorliebe Champagner, weil er in den Tagen der Armuth Bier getrunken. Der Parvenü hält ein Wort, eine Wendung, eine Schilderung für trivial, die dem Mann von Welt realistisch erscheint.

Trivial im ästhetischen Sinne wirken nur diejenigen Momente des Kunstwerkes, die ein unberechtigtes Herabsinken unserer Stimmung, eine unberechtigte Vergröberung unseres Empfindens im Gefolge haben. Was zur Charakteristik nothwendig ist, verdient niemals die Bezeichnung trivial, und wäre es das Derbste und Niedrigste. Ein starrköpfiger junger Kritiker wollte es einst um jeden Preis trivial finden, daß ein übermüthiges Poem die Pariser Studentinnen bayerisches Bier trinken ließ. Da half kein Zureden, keine Logik, kein Betonen der Thatsache, daß der bayerische Gerstensaft für die Bewohnerinnen des Quartier Latin inmitten einer weintrinkenden Stadt charakteristisch sei; der unerbittliche Rhadamant konnte sich schlechterdings nicht dazu verstehen, die nachgerade historisch gewordene Chopine der Pariserinnen im Gebiete der humoristischen Dichtkunst gelten zu lassen: denn — das war sein caeterum censeo — bayerisches Bier sei trivial. Sollte dieser Herr gelegentlich eine Ausgabe des Goethe'schen Faust veranstalten, so wird er nicht verabsäumen, die bekannte Stelle:

„Ein starkes Bier, ein beizender Tobak
Und eine Magd im Putz, das ist nun mein Geschmack,"

entsprechend abzuändern und etwa zu schreiben:

„Ein feiner Sekt, Havannahs comme il faut
Und eine Frau von Stand, das, Bruder, macht mich froh."

Solche Leute begreifen nicht, daß hier die oben erwähnte höhere Nothwendigkeit vorliegt: die zitirten Goethe'schen Verse sind trotz des niedrigen Geschmacks, den sie aussprechen, keineswegs trivial, sondern einfach charakteristisch, denn der Dichter legt sie einem Individuum in den Mund, dem sie vollständig adäquat sind. Trivial bis zur Lächerlichkeit könnten diese Verse etwa im Munde des Marquis Posa oder des Nathan wirken. Aber schon bei einem Charakter wie Faust ließe sich die Möglichkeit denken, daß er sie ausspräche, ohne trivial zu werden; wenn nämlich die darin ausgedrückte ordinäre Gesinnung als künstlich forcirt erscheinen und Faust auf diese Weise in das Licht einer schnöden Selbstironie gesetzt werden sollte.

Trivial ist eine Darstellung, die niedriger gehalten ist als der Inhalt: es müßte denn der Dichter diesen Kontrast im Interesse einer komischen Wirkung beabsichtigt haben. In diesem Falle handhabt er ein Mittel, das kaum je seinen Zweck verfehlt, wenn es gleich nicht auf einer besonders hohen Stufe der Kunst steht und fast schon mehr der Burleske als der Komik angehört. Ein Beispiel wirklicher Trivialität bei einem sonst vortrefflichen Autor ist die Szene in Otto Müller's „Professor von Heidelberg", wo Lotichius ein verderbenbringendes Zaubermittel verzehrt, und zwar in der unglückseligen Form eines Reispuddings. Das Essen ist schon an und für sich ein minder edles Motiv als das Trinken. Unsere Anschauung hat sich seit Jahrhunderten in diesem Sinne entwickelt; auch ist die Sache an sich leicht erklärlich. Sie beruht, wie ich glaube, nicht allein darauf, daß an das Trinken eine Reihe idealer Faktoren geknüpft wurde, — das belebende Becherklirren, das trauliche Plaudern, das Bekränzen der Zechgenossen, der fröhliche Rundgesang, und Alles, was aus der Begeisterung des beginnenden Rausches entspringt, — sondern schon der physische Unterschied zwischen den beiden Vorgängen mußte das Trinken in eine edlere Sphäre heben. Das Kauen ist ein Prozeß, der uns vermöge der sichtbaren Muskelanstrengung, die er nöthig macht, schroff und zwingend an das Animalische unserer Natur erinnert. Hiegegen erscheint das Trinken ruhig, würdevoll und das Plastische, Statuarische im Menschen wenig verändernd. Demgemäß bezeichnen wir auch den Drang nach geistiger Nahrung vorzugsweise mit einem Gleichniß, das der Sphäre des Trinkens entlehnt ist. Wir sprechen von einem Wissensdurst; wir sagen: er dürstet nach Wahrheit, er schlürft den Becher der Rache; und bei den alten Hellenen war der große Akt, der das Vergangene in der Seele des Abgeschiedenen auslöschte, ein Trunk aus den Wassern des Lethe. Gilt dieß schon im Allgemeinen, so haftet insbesondere allem Pudding- und Kuchenartigen ein unbeschreiblicher Hauch von Alltäglichkeit an, weil man unwillkürlich den ganzen kleinbürgerlichen Akt der Herstellung, das Backen und Zurichten und die muntere Gefräßigkeit der Kaffeeschwestern vor Augen hat, die für solche Gerichte zu schwärmen pflegen. Der Humor kann daher einen Reiskuchen künstlerisch verwerthen: die Tragik aber muß einer etwaigen historischen Ueberlieferung zum Trotz — auf solche Mittel verzichten. Wird doch selbst Schneewittchen im deutschen Volksmärchen nicht durch ein Gebäck, sondern durch einen Apfel vergiftet, obgleich das Erstere sachlich weit näher lag, da sich die giftige Substanz jedenfalls einer künstlich zubereiteten Speise leichter mittheilen läßt, als einem Naturprodukt. Das Volksmärchen war eben, trotz seiner Naivetät und trotz des Schlusses, der hier versöhnlich und lustig, bei Otto Müller aber tief traurig ist, viel zu klug, um sich das Kolorit seines Bildchens durch eine falsche Nüance zu trüben. Wie bedeutsam ein scheinbar so nebensächlicher Umstand wirken kann, das erfährt man just in dem erwähnten Kapitel des „Professor von Heidelberg". Der Wahnsinn, den sich der unglückliche Lotichius so schlankweg im Reiskuchen anspeist, behält für den Leser geraume Zeit hindurch einen leisen Hauch unfreiwilliger Komik, und das Alles wegen eines einzigen trivialen Motivs!

Ganz derselbe Reiskuchen würde uns in einer flotterzählten italienischen Dorfgeschichte sehr gleichgültig lassen.

Stellen wir uns vor, Goethe ließe seinen Faust statt der Giftschale eine Tasse schwarzen Kaffees, mit Cyankali vermischt, an die Lippen setzen, so wäre dieß eine Trivialität ohnegleichen.

Aeußerst reizvoll muthet uns dagegen das Kaffeetrinken in Vossens Louise an.

Nichts ist eben an sich trivial, es wird es nur durch seine Umgebung, — genau so, wie ein einzelner Ton niemals disharmonisch sein kann.

Ein derbes niederländisches Genrebild hat das unbestreitbare Recht, einen Häring oder ein Stück Wurst zu verwerthen; ganz derselbe Teller, der hier vollkommen am Platze ist, würde in einem pathetisch gehaltenen Gemälde äußerst trivial sein. Wer einen Oliver Cromwell am Bett seiner Tochter zum Vorwurf nimmt, der darf uns keine Knödel zum Beiwerk geben, wenn er nicht jenes unberechtigte Herabsinken unserer Stimmung bewirken will, das echte und eigentliche Kriterium der Trivialität.

Ein Beweis, daß nicht etwa der Gegenstand selbst, sondern nur die Art seiner Verwerthung auf die Frage „trivial oder nicht?" geprüft werden muß, liegt auch in dem Umstand, daß zuweilen selbst das Erhabene eine triviale Wirkung erzielt, falls es nämlich durch den alltäglichen Gebrauch abgenutzt worden ist. Wenn man seinen tragischen Helden im Moment der Katastrophe ein stöhnendes „Ach, Herr Jesus!" ausrufen läßt, so wirkt das ungeheuer trivial, obgleich die Phrase an sich eine Vorstellung enthält, die von zahllosen Künstlern zum Gegenstand der großartigsten Schöpfungen gemacht worden ist. Es verhält sich mit dem Trivialen ähnlich wie mit dem Häßlichen. Rein als Objekt betrachtet, ist keine normale Erscheinung der Sinnenwelt häßlich; die Objekte werden nur häßlich durch ihre Beziehungen zu dem Subjekt. So erscheint denn auch derselbe Gegenstand, unter verschiedenen geistigen Gesichtswinkeln betrachtet, das eine Mal trivial, das andere Mal nicht.

Mit einem Worte: Trivial ist nicht etwa das Niedrige, sondern lediglich das im künstlerischen Sinne Erniedrigende. Als kritischer Tadel für ein Kunstwerk paßt der Ausdruck trivial nur da, wo zwischen dem Gegenstande und der Darstellungsweise die obengedachte peinliche Dissonanz besteht.

Für das Album.

Von Albert Koderich.

Mancher glaubt, er hat Witz,
Weil man über ihn lacht,
Und manches Gedicht, das nichts nützt,
Ist nur wegen des Reimes gemacht.

*

Das sind die Glücklichen nicht auf der Welt,
Die da leben in Jedermanns Munde;
Je größer der Stein, der in's Wasser fällt,
Je schneller geht er zu Grunde.

*

Fröhlich sein ist das beste Dankgebet.

*

Als das viele Lachen man dem Narren verdacht,
Hat er gemeint,
Es sei besser, tausendmal grundlos gelacht,
Als einmal mit Grund geweint.

*

Eine geheime Thür bau' dir im Herzen,
Die Niemand kennt als Gott und du,
Verfolgen dich des Lebens Schmerzen,
Flieh' schnell hinein und schlag' sie zu.

Rösselsprung Nro. 1 und Bilderräthsel 2.

Auflösung des Bilderräthsels 1:

In großen Haufen Narren mit unterlaufen.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 1:

Lamm. Schlamm.

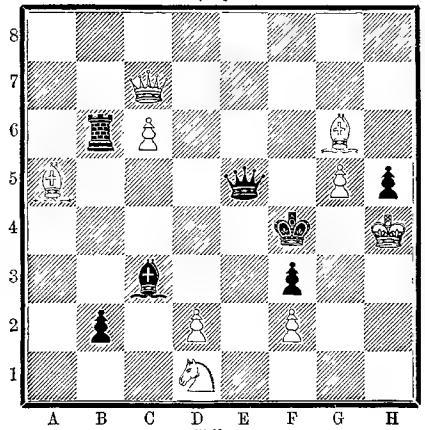
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 2.

Von Herrn B—t in Berlin.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Schachbriefwechsel.

Hrn. Fortriede und R. Jansen in San Franzisko. Mit vielem Vergnügen Ihr schmeichelhaftes Schreiben gelesen. Nro. 18 in allen Varianten korrekt gelöst. Freundlichen Gruß in die Ferne.

Hrn. T. in Oberndorf, W. v. G. in Schlüchtern, X. Y. Z. in Rußland (Ortsnamen unlesbar). Ihre Lösung von Nro. 22 mit 1) S. D 5 — E 3 scheitert an T. C 6 — C 8.

Hrn. O. S. in Jerzykow. Nro. 22, 23 und 24 korrekt gelöst. Aufg. wird geprüft werden. Fernweres erwünscht.

Hrn. C. O. in Schöneberg. In Nro. 20 wurde auf 1) D. E 7 — D 7 †, K. D 4 — C 5, 2) S. B 4 — D 5 der König nach D 4 zurückgehen und dann können Sie nicht Matt setzen.

Hrn. R. E. in Wilster. In Ihrer Lösung von Nro. 23 könnte Schwarz auf 3) T. E 6 — E 8 mit T. G 8 nimmt E 8 und auf F 7 nimmt E 8 D. mit K. H 7 nimmt G 7 längeren Widerstand leisten als bei der von uns gegebenen Lösung.

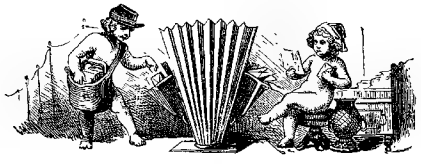
Hrn. E. in Ruhrort. Nro. 21 richtig. An die Redaktion mit dem Vermerk „Schach" zu richten.

Hrn. R. B. in Pleß. Für Nro. 17 geben Sie das Wesentliche nicht an, in welche Figur der Bauer verwandelt wird. Nur wenn er ein Springer wird, ist dann auf den Gegenzug T. F 6 — A 6 ein Matt in drei Zügen möglich.

Hrn. J. W. in Colonna. Nro. 21 richtig. In Nro. 22 übersehen Sie, daß auf G 6 ein weißer Bauer steht.

Hrn. W. H. in Stapleton und Hrn. G. in W. Nro. 23 richtig.

Hrn. F. L. T., H. L. in Reichenberg und L. R. P. in Zglau. Nro. 24 richtig.



Briefmappe.

Hrn. Antifi. P. in A. Die römische Hierarchie finden Sie in dem päpstlichen Staatshandbuch: „La Gerarchia cattolica e la famiglia pontificale", das in Rom erscheint, verzeichnet.

Frl. Anna P. in F. Die Doppelvornamen sind nicht eine amerikanische Eigenthümlichkeit. Sie finden dieselben auch bei Engländern, z. B. William Ewart Gladstone, Thomas Babington Macaulay, William Macpeace Thackeray, Mereu Bysshe Shelley, ein Verzeichniß, das wir in's Unendliche verlängern könnten.

Hrn. A. Z. in A. Das geeignete Mittel gegen Lymphdrüsen-Anschwellungen am Halse richtet sich nach der Natur der Krankheit, ob solche die Folge innerer Ursachen oder äußerer Einwirkungen ist. Wir können daher ohne specielle Mittheilungen Ihnen den nöthigen Rath nicht ertheilen. Wenden Sie sich deßhalb direkt an unsern ärztlichen Mitarbeiter, dessen Adresse Sie von uns erhalten können.

Hrn. Grafen L. L. in P. Die Erneuerung ist noch nicht erfolgt, soll aber nicht länger als Ende September auf sich warten lassen.

Hrn. Fabr. P. in H. Das Gewünschte finden Sie in Uymann, Das Schießpulver, 1874.

Hrn. Reinh. Die Prämiengabe „Die Wandermappe", ein Künstler- und Familienalbum, können Sie auch jetzt noch zum Ausnahmspreise von M. 18. — beziehen.

Frau Karol. H. in F. Reclam, Des Weibes Gesundheit und Schönheit, empfiehlt sich durch seine Gründlichkeit und gute Darstellung.

Hrn. Asi. W. in A. Redwitz, welcher in Meran lebt, arbeitet gegenwärtig an einem Epos, das seiner Vollendung entgegensieht. Der gewünschte Roman hieß Hermann Stark.

Alter Abonnent in Hamburg. Daß die in Schreber's Zimmergymnastik empfohlene Methode gegen Rheumatismus von spezifischer Wirkung ist, wollen wir nicht behaupten; dagegen wird durch die betr. Uebungen die Neigung zur Fettsucht sicher bekämpft, freilich muß dabei auch die geeignete Diät eingehalten werden und müssen alle fettbildenden Nahrungsmittel, wie Mehlspeisen, Kartoffeln u. dgl., strenge vermieden werden.

Hrn. Hofm. C. L. in St. Wir werden bemüht sein, Ihnen Auskunft zu verschaffen.

Hrn. Arth. K. in M. Spinets sind sehr selten geworden, sie figuriren nur noch in Raritätenkabinetten; doch dürfte eine Musikhandlung Ihnen wohl eines auftreiben können.

Hrn. Staatsanw. P. in O. Die Regierungsausgaben der Hauptstaaten finden Sie übersichtlich in Meyer's Handlexikon Bd. II. beim Artikel Staatshaushalt zusammengestellt.

Hrn. C. H. in Bonn. Die Adresse unseres ärztlichen Mitarbeiters steht Ihnen auf dem Postwege zur Verfügung.

Don Eufebio L. in Madrid. Von Gracian's Männerschule existiren mehrere Uebersetzungen, z. B. von Koltz, Schopenhauer u. A.

Frl. Henriette A. in P. Morganatische Ehen sind nur regierenden Häusern und dem hohen Adel gestattet. Frau und Kind sind von den Standesvorrechten des Mannes und der vollen Erbfolge ausgeschlossen.

Hrn. H. S. in Ohligs. Das Bluten des Zahnfleisches hat sehr oft seinen Grund in dem Zahnsteine, welcher sich zwischen Zahnfleisch und Zahn absetzt und das Zahnfleisch reizt. Wir rathen Ihnen, sich an einen tüchtigen Zahnarzt zu wenden, welcher Ihnen die Zähne reinigen wird, worauf die häufigen Blutungen des Zahnfleisches Zahn nachlassen werden.

Hrn. Prof. L. in H. Ida v. Tarnugfeld und ihr Gatte Baron Reinsberg starben am 25. und 26. Oktober 1876 in Stuttgart.

Hrn. Oberst v. K. in R. Ihre Frage ist an diesem Orte nicht zu erledigen; wir werden sehen, was sich thun läßt. Brief abgegangen.

Hrn. Dr. O. S. in H. Für solche Arbeiten ist absolut keine Aussicht, sie buchhändlerisch zu verwerthen, ohne ihrem innern Werth irgendwie zu nahe treten zu wollen.

Alma G. Die Verlagshandlung ist gerne bereit, Ihnen die zu einem früheren Jahrgange von „Ueber Land und Meer" gebotene Stahlstich-Prämie „Der Gang zur Kirmeß" noch zu dem Ausnahmspreis von M. 1. — zu liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Frau Baronin J. in K. (Schloß F). Ihren Wünschen wird das Papier der Kurzbriefe, abermals eine Neuerung, entsprechen. Sie können sie in jeder Papierhandlung haben.

Hrn. J. L. in Bbg. Das Tragen eines künstlichen Gebisses ist durchaus nicht gesundheitsschädlich, wenn für gehörige Reinhaltung desselben Sorge getragen wird. Es muß dasselbe allabendlich aus dem Munde genommen und in ein mit Wasser gefülltes Glas gelegt werden, welchem einige Tropfen Salicylsäure-Lösung zugesetzt sind. Auch soll der Mund jeden Morgen mit einer gleichen wässerigen Lösung, und zwar vor Anlegen des Gebisses, ausgespült werden. Die zu den Kautschukgebissen verwendeten Zähne sind ein Kunstprodukt aus Email. Zähne von todten Menschen werden schon lange nicht mehr zu derartigen Arbeiten benützt.

Hrn. Pat. F. in R. (Sachs.). Die Anerkennung mit Vergnügen und Dank gelesen. Sie haben unser Bestreben sehr richtig erfaßt und das lohnt immer für die Mühe.

Hrn. Grafen Franz Sz. in P. Wenden Sie sich an den Archivar Spach in Straßburg, der Ihnen über Straßburgensien die genauste Auskunft geben kann.

Hrn. J. B. in Aachen. Das Brennen der Haare kann allerdings auf die Dauer schädlich einwirken; die Haare brechen dann leicht ab.

Hrn. Archit. P. in H. Sequenzen heißt eine Art alter Kirchenlieder, von denen einzelne noch jetzt im Gebrauch sind, z. B. Dies irae. Vergleichen Sie das Werk von Wolf, Lais, Sequenzen und Leiche, 1841.

Frl. Doris H. in S. Das falsche Geisterschleicht das weibl. Geschlecht von der Erbfolge in Stammgütern aus und dieß ging später auf das Thronfolgerecht Frankreichs, Spaniens (1830 aufgehoben). Deutschlands aber.

Fleißiger Leser in Kl., Blonder Jüngling in Ungarn, Frl. R. K. in Schönau, Hrn. H. R. in Ohe und Abonnent in Crefeld. Sie schreiben uns Alle, daß Sie langjährige Abonnenten sind. Als solche werden Sie gewiß schon oft in vielen unserer Nummern Rathschläge, betreffend das Ausfallen der Haare, sowie die Schädlichkeit der Haarfärbemittel gefunden haben. Wir verweisen Sie daher auf entsprechende Antworten in vielen früheren Nummern.

Hrn. Hôtelbes. K. in M. In M. ist das bei den Hôtels ersten Ranges eingeführt, z. B. im Hôtel du Nord. Ihr Gegner hat Recht.

Frl. Esther K. in S. Ja, es ist ordinär, weiße oder gelbe Handschuhe, wie man sie auf Bällen und Gesellschaften trägt, auf der Straße zu tragen. Zu Hochzeiten können Sie auch Pergras tragen. Die Herren kommen ja jetzt in England in Röcken zur Trauung. In Süddeutschland ist die Sitte, daß die zur Hochzeit Geladenen über Tisch von Verwandten und Bekannten Geschenke erhalten.

Hrn. M. in D. Der bedeutendste Augenarzt in Holland ist Professor Donders in Utrecht.

Hrn. Insp. T. in S. Die Erfindung ist nicht neu: schon auf der Wiener Ausstellung sah man solche Fabrikate.

Max L., Aschaffenburg; H. 78, Soest; G. C., Haag; Leop. F., Nymwegen. Mittheilungen unseres ärztlichen Berichterstatters sind unter den gewünschten Adressen postlagernd vor mehreren Wochen abgegangen.

Frl. Elisabeth B. in R. Tonische Mittel sind Arzneimittel, welche die Nerven- und Muskelthätigkeit erhöhen, z. B. China, Eisen 2c.

Hrn. Dr. F. in S. Allerdings gab es schon Journale mit diesem Namen. Wenn gab eine „Waage" heraus, später erschien eine solche in Stuttgart und gegenwärtig eine in Berlin.

Leser in Kufstein. Das Ausziehen der Zähne unter Einwirkung von sogenanntem „Lachgas" hat bis jetzt noch zu keinen schlimmen Erfahrungen Veranlassung gegeben und gilt für ungefährlich. Eine Mischung von Kreosot und Arsenik tödtet die Empfindlichkeit der in hohlen Zähnen bloßliegenden Nerven; es bietet aber diese Medikation keine Veranlassung zum Lockerwerden oder gar zum Ausfallen der ersteren.

Hrn. Antiq. P. in O. Hofrath Dr. Pertholdt in Dresden dürfte es Ihnen nachweisen können.

Hrn. Alb. in M. Die Sängerin Sontag schrieb sich nur mit einem n. Ihr Bruder ist der kürzlich vom Theater abgetretene Schauspieler. Sie starb 1854 im Juni in Mexiko an der Cholera.

Hrn. Dr. E., Pfarrer in K., und Frl. A. E. C. in Frankfurt a. M. Der Apparat für Schwerhörige, welchen neuerdings Edison konstruirt haben soll, ist bis jetzt nur durch Beschreibungen in Europa bekannt geworden. Nach den sonstigen, fast unglaublichen, aber doch thatsächlichen Erfolgen des erwähnten genialen Physikers gehört auch dieser sein neuester Apparat durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten.

Frau v. S. in T. Die berühmten Achatwaaren kommen von Idar und Oberstein an der Nahe, woher Sie sie beziehen können.

Langjähriger Abonnent in X. Eine aus reinem Gummistoff fabrizirte Bandage brauchen Sie beim Baden nicht abzulegen. Solche Instrumente sind von Gebrüder Weil in Frankfurt a. M. zu beziehen.

Hrn. Kand. P. in A. Klopp's Tilly, aber wie bekannt nicht unparteiisch geschrieben. Für Ihre speziellen Zwecke dürfte Ihnen Dittmar's Weltgeschichte, Heidelberg, Winter, 6 Bde., zu empfehlen sein.

Korpulente Abonnentin in Ostpreußen. Buttermilch und Dickmilch, beide sind nur zum Fettwerden geschaffen; dagegen ist Ihnen total abgerahmte Dickmilch gestattet.

Frau S. A. in M. (Ohio). Ihre Erinnerung an die alte Heimat ist sehr hübsch. Wir danken für Ihre Bemühungen. T. abgesandt.

Hrn. A. v. P. in München. Auskunft über das heikle Thema finden Sie in Harmann's „Glückseligkeitslehre".

Frl. A. v. M. in H. Wir würden Ihnen zu einem grünen Smaragd rathen, und darauf das Wappen.

A. G. D. 13. und Frln. M. K. in Köln. Ueber Leberflecke und Sommersprossen finden Sie mehrfache Auskunft in verschiedenen Nummern des vorigen Quartals unseres Blattes.

Hrn. M. N. in O. Der Stern von Rumänien ist am 24. Mai 1877 von Fürst Karl in 5 Klassen gestiftet worden.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben die **zweite** Nummer des

siebenten Jahrgangs der

Deutschen Roman-Bibliothek

zu „Ueber Land und Meer".

Abonnementspreis:

in wöchentlichen Nummern von ca. 4 Bogen
nur 2 Mark pro Quartal.

in 14tägigen Heften von ca. 8 Bogen
nur 35 Pfg. pro Heft.

Dieser neue Jahrgang wird eröffnet mit dem in hohem Grade fesselnden Romane:

Die Heirath des Herrn von Waldenberg von **Hans Hopfen,**

sowie mit dem sozialen Roman:

Sühne und Segen von **Gregor Samarow.**

Der neue Jahrgang erscheint in **um beinahe ein Drittel vermehrter Bogenzahl,** und zwar **ohne Preiserhöhung.** Wir geben dadurch unseren Abonnenten den Inhalt von etwa 28—30 Romanbänden gewöhnlichen Umfanges für 8 Mark, - also

3—4 Bände neue Romane unserer ersten Romanschriftsteller um Eine Mark!

Der Abonnent bekommt jetzt in einem Vierteljahr den Inhalt von etwa **acht** gewöhnlichen Romanbänden — welche sonst **wenigstens** 24 **Mark** kosten — für **nur 2 Mark,** er bezahlt also für den Inhalt **eines Romanbandes** nur etwa **25 Pfennig!** — und erhält in schöner Ausstattung die

neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller

als sein **Eigenthum** für einen Preis, der kaum mehr beträgt, als er **in der Leihbibliothek als Leihgebühr dafür bezahlen müßte.**

Auf den neuen Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek" wolle bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt** abonnirt werden, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht, und wolle man sich zur **Bestellung** des dieser Nummer beiliegenden Bestellscheins bedienen.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:

Eduard Hallberger.

AN DIE GEEHRTE DAMENWELT.

Die **Grands Magasins du Printemps** in **Paris** *beehren sich, zur Kenntniss zu bringen, dass alle neuen Stoffe für die Herbst- und Wintersaison bereits* eingetroffen *sind.*

Der allgemeine Katalog in französischer und deutscher Sprache *wird gegen den 25. September erscheinen und auf Verlangen*

Jedermann gratis und franko *zugesandt werden.*

Man beliebe sich dieserhalb frankirt an die **GRANDS MAGASINS DU PRINTEMPS,** 70 Boulevard Haussmann, *zu wenden.* 258

Neue Kohlen-Anzünder.
Patentschutz.
Apparate für dauernden Gebrauch, bequeme Handhabung, **vollständiger und billiger Ersatz für Holz.** 215
Wiederverkäufer für In- und Ausland gesucht.
Alleinige Fabrik
Weisse & Titsch, Zeitz.

Pariser Weltausstellung.
Schwimmende Puppen (allergrößter Erfolg) versendet franko nach ganz Deutschland bei Vorausbedung von Fr. 20. (Fabrikpreis).
Jacques Zébaume, 173
rue de la Chaussée d'Antin 8, **Paris.**
Waarenaufträge jeder Art werd. prompt effektuirt.

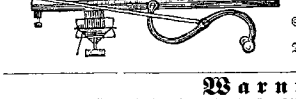
Prachtvolle Weihnachtsgeschenke!

Lebensgrosse Porträts
in **Kreide** gezeichnet (Photocrayons) oder in **Oel** gemalt fertigt nach jeder Photographie, Daguerreotyp, Glasbild, Stahlstich 2c. unter Garantie getreuer Aehnlichkeit das artist. Institut von **C. Hommel** in **Halberstadt.** 211
Aufträge zu Weihnachten erbitte frühzeitig!

Künstliche
Brillanten,
prachtvolle Steine in echt Gold, Ringe zu 6 bis 15 M., Ohrringe 10—15 M. empfiehlt **Schröter,** Goldarbeiter, **Dresden,** Jakobsstraße 16. Illustr. Preiscourant franko. 295

Ehegatten erhalten wichtige Rathschläge durch **Dr. Hampe's Schrift:** „Rathgeber in Kindernangelegenheiten". Preis 1½ Mark. Das Nähere ersichtlich grat. und franko durch Prospekt.
C. Goltfried's Verl., Leipzig.
168

Dr. F. Frerich's Kindermehl, Göttingen.
Patentirtes Verfahren. Enthält mehr Milch und mehr leicht verdauliche Substanzen, als alle anderen Kindermehle. Kein anderes Präparat des Handels kann daher die Muttermilch so vollständig und zugleich so vortheilhaft ersetzen, wie dieses Fabrikat. Bewährt sich auch vortrefflich bei Verdauungsstörungen und Durchfällen der Kinder. — Preis der Dose 120 Pf., der großen Dose 6 M. Zu haben in den meisten Apotheken, sonst auch direkt. Proben gratis und frei. 118



Laue's Strickmaschinen,
bei jetziger Zeit für den Erwerb sehr empfehlenswerth, 250
mit verstellbarem Stahlnadelbett für **Familie** und **Industrie,**
Strümpfe ohne Naht und allerhand Phantasie-Artikel liefernd, empfiehlt
Dresdener Strickmaschinen-Fabrik
O. Laue, Dresden-Löbtau.

Warnung.
Durch vielfältig in den Handel gebrachte schlechte Nachahmungen unseres seit sehr vielen Jahren berühmten **Hamburger Thees** veranlaßt, ersuchen wir die resp. Wiederverkäufer und Konsumenten desselben, genau darauf zu achten, daß alle Pakete des von uns in rothem Papier gelieferten **Hamburger Thees** auf weißem Schilde unsere Firma

J. C. Frese & Co., Hopfensack 6, **Hamburg,**

tragen, ferner mit unserem Petschaft versiegelt und **Gebrauchsanweisungen** wie **Warnungen** mit unseren Stempeln versehen sein müssen, da nur der in dieser Weise aufgemachte **Hamburger Thee** echt und von uns fabrizirt ist. 103
J. C. Frese & Co., Erfinder und alleinige Fabrikanten des echten Hamburger Thees, Hopfensack 6, Hamburg.
Alleiniger Agent für Amerika: **Augustus Barth, 164 Bowery, New-York.**

Verlag von Georg Frobeen & Cie. in Bern.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Für Gesangvereine.
Rob. Forberg in **Leipzig** sendet auf Verlangen gratis per Kreuzband ein Verzeichniß mehrstimmiger Gesänge 2c. 274

Strick-Maschinen
(neu, eigenes Patent).
Probemaschinen stets im Betriebe. Preisliste franko. Unterricht gratis. 132
Sächs. Stickmaschinenfabrik
in **Kappel** bei Chemnitz.

Echte Briefmarken aller Länder, hauptsächlich nord- und südamerikanische, verkauft zu den billigsten Preisen 125
N. F. Seebeck.
P. O. Box 4926 **New-York.**
Kataloge 1878 franko für 50 Pfennige.

Damen und Herren erhalten Bestand, **wirkliche Wappen** ihrer Namen nachweisen zu können, bei **Ritter v. W.,** postl. fr. **Berlin.**

Rothe Nasen
werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske** in **Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Viel schöner
wird die Farbe und viel feiner der Geschmack des Kaffeegetränkes, wenn bei der Bereitung desselben dem Bohnenkaffee eine Kleinigkeit **Otto E. Weber's Feigenkaffee** *) zugesetzt wird.

*) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar", „Ueber Land und Meer" u. s. w. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Pfund 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zusendung franko. — Zu haben in der Fabrik von **Otto E. Weber** in **Berlin** SW., Junkerstraße 18. 43

Als Festgeschenk bestens empfohlen:
Siebente vermehrte Auflage.
Musikalischer Hausschatz.
20,000 Exemplare verkauft.
Concordia.
Anthologie klassischer Volkslieder
für Pianoforte und Gesang.
Erster Band. Eleg. geb. 7 M.
Diese Sammlung, deren Absatz für ihre Gediegenheit burgt, enthält über 1200 unserer herrlichen Volkslieder und bietet allen Freunden volksthümlicher Musik eine willkommene Gabe. 19
Leipzig, 1878. Moritz Schäfer.

Prakt. Anleitungen Spezial-Rezepte Rath und Auskunft mit **Garantie** der **Zweckmäßigkeit** **für Fabrikation, Handel und Wandel** nach jüngst. Wissensch. u. 30jähr. Praxis. **Katalog gratis.** Verz. bietet fast Jedermann. Erwerb. **Wilh. Schiller & Co., Berlin** O. Landw., techn.-chem. Lehrinstitut. Etablirt 1850.

In **allen** Buchhandlungen zu haben:
100 Polterabendscherze
wie sie sein sollen. Zum Vortrage für einzelne Damen und Herren und zur Aufführung von mehreren Personen, von **Abendleben.**
Vierte Auflage. — 1 Mk. 50 Pf.

Louis le Petit. Der gern gesehene Gesellschafter, enthaltend 30 Taschenspieler-Kunststückchen, 20 Gesellschaftsspiele, 40 Räthsel, 12 humoristische Gedichte.
Siebente Auflage. — 1 Mk. 25 Pf.

Der Mensch und sein Geschlecht
oder Belehrungen über körperliche Zustände, Fortpflanzung u. Entwickelung d. Menschen.
Von Dr. **Albrecht,** Arzt in Hamburg.
Vierzehnte Auflage. — 1 Mk. 50 Pf.
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Neu erschienene empfehlenswerthe Bücher:
Die Nialssaga. Nach d. dän. Wiedergabe von Lefolii deutsch von Cleussen. M. 3. 60.
Runeberg's Ausgewählte Gedichte. Uebers. v. Dr. M. Vogel. M. 3. 60.
Dänische Volksmärchen. Gesammelt von Svend Grundtvig, deutsch von Willibald Leo. M. 4.—
Deutsche Minne. **Alles Gold.** Die schönsten Lieder und Sprüche d. Minnesänger des Mittelalters in freier Uebertragung von K. Ströse. Zwei Miniaturbändchen in altertümlich. Ausstattung. Brosch. à M. 1. 50 in echt Pergament, vergold. à M. 4. 50. 292
Verlag von **Joh. Ambr. Barth** in **Leipzig.**

148 Die neuesten und besten
Adress-Bücher
der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden etc. aller Länder sind von
C. Leuchs & Cie. in **Nürnberg**
(gegründet 1794)
zu beziehen. Preiscourante auf Verlangen grat.

Der Bandwurm
und dessen radikale Beseitigung aus dem Körper des Menschen. Diese Broschüre versendet gratis
137 **C. E. Bühligen, Leipzig.**

Über Land und Meer.

№ 3.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878 – 1879.
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Zum Zeitvertreib. Erzählung von Fanny Lewald. Fortsetzung. — Aus Serajewo I. Hadschi Loja predigt Aufruhr. II. Straßenkampf. — Rettungsmedaillen. — Das Denkmal Friedrich Wilhelm III. zu Berlin, von F. H. — Abzug von einer Hochalm, von C. A. Regnet. — Das Pfarrhaus von Ellenbrook. Ein Roman von Wilhelm Jensen. Fortsetzung. — Aus meinem Album, von Max Ring. II. Ferdinand Lassalle. — Kriegsgefangene Bosnier in Olmütz. Bilder von B. Katzler. — Gemälde von A. Bensberg. — Die Amalienstraße in Berlin mit dem Denkmal Friedrich Wilhelm III. — Der Kalabrier, Kalabreser und Calabrenser, von Woldemar Kaden. — Gefunden, ein Herrenbild, von R. Cron. — Auf das Album, von Wilhelm Hammer. — Schach. — Briefwechsel. — Auflösung des Räthsprunges: Nro. 1 und Briefwechsel. 2. — Räthsel. — Briefkasten.

Illustrationen: Kriegsgefangene Bosnier in Olmütz, von B. Katzler. — Hadschi Loja predigt Aufruhr vor den Thoren Serajewos, nach einer Skizze von B. Feliz. — Denkmal Friedrich Wilhelm III. auf dem Opernplatz in Berlin, nach dem Entwurf des Professors Schadow. — Gemälde von A. Bensberg: Abzug von einer Hochalm, nach einem Gemälde von C. A. Regnet. — Gefunden, ein Herrenbild, nach einem Gemälde von R. Cron. — Das Denkmal Friedrich Wilhelm III. in Berlin, nach dem Entwurf des Professors Schadow. — Der Kalabrier, Kalabreser und Calabrenser, von Woldemar Kaden. — Schach. — Räthsprung. — Räthsel. — Briefkasten. — Unseres Herzens Lust, dem Lande, dem wir Alles verdanken, ein Lebehoch! Bilder von B. Katzler.

Kriegsgefangene Bosnier in Olmütz. Originalzeichnung von B. Katzler. (S. 55.)

Zum Zeitvertreib.

Erzählung

von

Fanny Lewald.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Die schlichte Mittheilung wirkte in Rose mächtig fort. Am Abende, als sie mit ihrem Manne und den Villebois zusammen war, kam sie darauf zu sprechen und theilte ihnen das Gehörte mit, ohne die erwartete Theilnahme dafür zu finden.

Madame Villebois meinte, sie begreife das Mißvergnügen der Eltern über des Doktors Heirath, ebenso wie deren Handlungsweise. Wenn man seine Familie, seine Kinder emporgebracht habe, könne man nicht wünschen, sie herabsteigen zu sehen.

„Eines Ziegenhirten Tochter!“ wiederholte sie, „welch' ein Einfall!“

„Aber bedenken Sie,“ scherzte Delmar, „der junge Mensch hatte keine Auswahl! — Madame Albretti muß schön genug gewesen sein, und mit sechzehn Jahren will man etwas lieben!“

„Lieben! ja! — Aber man heirathet nicht jedes Mädchen, das man liebt!“ sagte Madame Villebois, die solche Dinge nicht als Scherz behandeln konnte.

„Nicht bei uns!“ fuhr Delmar heiter fort, „indeß die Schweizer haben harte Köpfe, und Sie sehen, in diesem Falle spricht der Erfolg für sie. Der Doktor und seine Frau sind mit einander sehr zufrieden, meine Frau ist hingenommen von dieser neuen Dorfgeschichte aus dem Leben. Sie bewundert den Doktor, sie ist entzückt von seiner Frau —“

„Und ich beneide sie!“ fiel Rose ihm mit einer Schärfe ein, die Delmar nie in ihrem Tone vernommen hatte.

Er sah sie mit Befremdung an.

„Sie beneiden Madame Albretti? Sie? Aber warum das?“ fragte Madame Villebois.

„Weil sie so geliebt ward! Weil sie die einzige Liebe ihres Mannes war!“ sagte Rose mit derselben eigensinnigen Schärfe, vor dem auf sie gerichteten Auge ihres Mannes erröthend und den Blick fortwendend.

Die Unterhaltung stockte plötzlich, es war ein Mißton in sie hineingekommen. Rose hatte das Bewußtsein, eine Ungeschicktheit begangen zu haben. Delmar sagte sich im Stillen, seine Nachsicht habe sie verwöhnt, sie könne nicht den kleinsten Widerspruch ertragen, und das verdroß ihn in der Gegenwart des Freundes doppelt, obschon seine weltmännische Gewandtheit es zu verbergen wußte.

„Sie sehen,“ scherzte er, „daß man romantisch bleiben kann, selbst in Paris. Meine Frau glaubt noch an die eine, untheilbare Liebe!“

„Deine Frau vergißt nur,“ kam ihm der Freund zu Hülfe, „daß diese eine, ungetheilte Liebe leichter zu bewahren ist in der Einsamkeit des Hochgebirges, als in der Gesellschaft einer großen Stadt. Und wer will sagen, ob der Held ihres Romanes nicht manchmal in seiner Weltabgeschiedenheit das Gebet jenes lästernden Russen nachgesprochen hat: Schicke mir Versuchungen, Herr, damit ich ihnen unterliege!“

Die beiden alten Freunde lachten, Madame Villebois stimmte, wenn auch bedenklich, ein, Rose preßte schweigend die Lippen zusammen. Sie liebte die Scherze nicht, welche die Religion berührten, und sie empfand es übel, daß man sie wie ein Kind behandelte, welches sich leicht gewinnen läßt. Sie suchte deßhalb ihre neue Freundin, denn als solche bezeichnete sie Fides in ihrem Herzen, nur um so eifriger auf, und Delmar hinderte sie nicht daran. Er war gewohnt, ihr freie Hand zu lassen, er war zufrieden, daß sie sich in dem Verkehr mit Fides zu unterhalten schien. Er konnte nicht ahnen, welche Wirkung er auf Rose übte.

Fides war so vom Grunde ihres Wesens ernsthaft, daß auch ihre Zuneigung für Rose von dem Augenblicke an eine ernsthafte geworden war, in welchem die Erregung des Augenblickes sie veranlaßt hatte, der Fremden ihr Vertrauen zu schenken. Die Hingebung, mit welcher Rose ihr zugehört, hatte ihr Herz noch mehr gewonnen. Sie fühlte sich ihr verpflichtet, sie wünschte, ihr die Befriedigung zu danken und zu vergelten, welche sie empfunden, da sie zum ersten Male also von sich selbst gesprochen hatte; und die ihr fremde Anmuth der Pariser Weltdame hatten einen ihr selber unerklärlichen und bestechenden Reiz für sie.

Alles an Rose gefiel ihr. Sie liebte in und an ihr die Eigenschaften, welche ihr fehlten. Die Zierlichkeit und den Geschmack der Kleidung, die glückliche Flüssigkeit ihres Ausdrucks, die Leichtigkeit in dem Verkehr mit Fremden; und obschon sie mit ihr gleichen Alters, ja sogar etwas jünger war als Rose, kam diese ihr doch bedeutend jünger vor. Sie fühlte eine Neigung zu ihr wie zu einer jüngeren Schwester, wie zu einer Tochter; denn ihre liebreiche und starke Natur verlangte zu dienen, zu beschützen, zu helfen. Alle ihre Zuneigungen, außer der leidenschaftlichen Liebe, mit der sie sich ihrem Manne unterordnete, trugen dadurch etwas von der Mutterliebe an sich, die ihr zu üben jetzt nach dem Tode ihrer Söhne nicht mehr vom Geschick beschieden war. Es war eine unausfüllbare Lücke in ihrem Herzen entstanden, sie nahm Rose in dasselbe auf.

„Ich habe Ihnen so ganz und voll vertraut,“ sagte sie an einem der folgenden Tage, als Rose sie einmal in ihren Zimmern aufzusuchen gekommen war, „ich habe Ihnen meinen ganzen Lebenslauf mit allen seinen Leiden und Freuden erzählt und ich weiß von Ihnen nichts. Erzählen Sie mir, was haben Sie alles Glückliches erlebt?“

Es konnte keine natürlichere Frage geben, indeß Rose hatte sie nicht erwartet und sie kam ihr ungelegen. Die Mittheilungen ihrer neuen Freundin waren ihr ebenso neu als anziehend gewesen, Fides war ihr durch dieselben bedeutend und lieb geworden, und sie, sie hatte eigentlich gar nichts von sich zu sagen, sie mußte zurücksehen neben einer aus den geringsten Verhältnissen entstammten Frau. Das war ihr verdrießlich. Sie war nicht gewohnt, zurückzustehen, sie hatte noch immer mit der gleichen Münze zahlen können, die man ihr geboten; sie hatte also das Bedürfniß, der vom Leben geprüften Frau auch einen Eindruck zu machen, vor ihr etwas vorzustellen; und wie man für eine Verkleidung aus dem Stegreif auch den unechten Flitter in die Hand nimmt, sich damit zu schmücken, fiel es Rosen ein, sich in die Schleier jenes wehmüthigen Gefühls zu hüllen, das ihr in der Langenweile ihrer Einsamkeit neulich einmal durch das Herz gezogen war.

„Ach,“ sagte sie, indem sie die sanften Augen mit dem ernsthaftesten Ausdruck, den sie annehmen konnten, auf ihre Freundin richtete, „von mir ist gar nichts zu erzählen. Mein Leben ist ein leeres Blatt. Ich ward nie geliebt, ich habe nicht geliebt. Ich bin auf der Welt und werde aus ihr scheiden, ohne recht zu wissen, daß ich in ihr lebte.“

„Wie ist das möglich!“ rief Fides, die ihr Glauben schenkte. „Wie soll ich das mit Ihrem Frohsinn, mit Ihrem lieben Lächeln einen? Ich glaubte Sie so glücklich!“

Rose war beruhigt. Sie hatte die gewollte Wirkung auf die Arglose gemacht, sie gewann ihre Haltung wieder. Aber die Rolle, welche sie spielte, gefiel ihr wohl, und sie hatte sie fortzusetzen, denn sie versprach ihr ein Uebergewicht über Fides zu geben.

„Ach,“ sagte sie, „Sie kennen die Welt des schönen Scheines nicht, Sie wissen nicht, wie man uns lehrt, ihn um uns zu verbreiten. Man lehrt uns freundlich zu sein, noch ehe wir sprechen können. Was kam es darauf an, daß mein Vater in einem Ehrenhandel den Tod gefunden hatte, noch ehe ich geboren wurde, daß meine Mutter starb, indem sie mir das Leben gab? Ich hatte meine Großmutter, einen schönen Namen, ein beträchtliches Vermögen. Man hegte und pflegte mich in meinem Kloster, man lehrte mich zu lächeln und zu gehorchen. Man nahm mich aus dem Kloster, ohne mich zu fragen, ob die Welt mich locke; man führte mich in die Welt und gab mich meinem Manne, der mein Vater sein konnte, dessen erste und einzige Liebe ich nicht war. Er fragte mich, ob ich geneigt sei, seine Frau zu werden, nicht, ob ich ihn liebe. Er versprach mir, daß ich es nie bereuen solle, ihm vertraut zu haben, ich gelobte ihm meine Treue am Altare, wir haben Beide Wort gehalten. Jetzt ist er dem Greisenalter nahe und meine Jugend ist ebenfalls vorüber. Er ist zufrieden mit der Freundschaft, mit der Dankbarkeit, die ich für ihn hege. Mich freut es, daß er's ist. Ich werde mich auch künftig schmücken und lächeln und heiter scheinen, um ihm angenehm zu sein. Er wird sich also niemals fragen, ob ich wirklich glücklich sei; und ich werde einmal sterben, ohne es erfahren zu haben, daß das Leben der Mühe des Lebens verlohnte.“

Sie hielt inne, ihre Stimme zitterte. Wie Neulinge in der Schauspielkunst hatte sie sich selbst gerührt; aber gerade das gab ihrem Tone einen Ausdruck von Wahrhaftigkeit, der Fides überwältigte.

„Armes, armes Herz!“ rief sie und schlang den Arm um Rose, die sich ihr an die Brust warf. Das Mitleid ihrer Freundin war so ehrlich, kam so warm aus ihrem Herzen. Das machte auf Rose einen tiefen Eindruck. Fides fand sie also beklagenswerth! Sie war also wirklich um den bessern Theil des Lebens betrogen worden, sie war so arm an wahrem Glück, als sie sich neulich selbst einmal erschienen war — und ihre Jugend war dahin. Sie weinte bitterlich!

Fides drückte sie an sich wie ein Kind. Sie legte ihre Hand auf Rosens Kopf, sie küßte sie auf die Stirne, sprach ihr mit sanftem Worte freundlich zu. Rose ließ sie gewähren. Die Zärtlichkeit der ernsten Frau gefiel ihr; sie hätte die Gruppe sehen, hätte wissen mögen, wie sie sich in derselben ausnahm.

In dem Augenblicke that sich die Thüre auf, der Doktor, der für einige Tage verreist gewesen war, trat raschen Schrittes ein und blieb verwundert stehen. Die Frauen erhoben sich.

„Bist Du da?“ rief Fides freudig, indem sie ihrem Manne die Hände entgegenreichte, der sie auf die Stirne küßte; aber sich sofort zu Rosen wendend, stellte sie derselben ihren Gatten vor.

Man begrüßte einander wie üblich. Man wechselte die herkömmlichen Redensarten, es verstand sich von selbst, daß Rose sich entfernte; indeß der feste, prüfende Blick, mit welchem Joseph sie betrachtete, machte, daß sie ihr Fortgehen noch beschleunigte.

„Wie kommst Du zu dieser Frau? Was bedeutet diese Szene?“ fragte Joseph, als Rose das Zimmer verlassen hatte.

Fides erzählte, was geschehen, wie sie und die Französin einander nahe getreten waren, wie sie Rose in ihr Herz geschlossen habe. Er ließ sie ruhig sprechen, er war des geduldigen Zuhörens als Arzt gewohnt. Der kühle Gleichmuth, mit welchem er es that, machte Fides lebhafter in ihrem Ausdruck, als sie sonst zu sein pflegte. Der Doktor lächelte dazu.

„Wie zufrieden würde Madame Delmar mit sich sein, wenn sie jetzt Dich sehen und hören könnte!“ sagte er.

Fides nahm das übel.

„Du glaubst mir nicht?“ fragte sie.

„Dir ganz unbedenklich!“ entgegnete er ihr, „nur Deiner sogenannten Freundin nicht. Indeß liebe sie immer, so lang es Dich und sie erfreut. Du weißt, wie ich Dir jede Freude gönne.“

Fides schwieg. Sie war gewohnt, dem Urtheil ihres Mannes sich unbedingt zu fügen, denn sie hatte es oft erfahren, daß sein sicherer Blick ihn selten täuschte. Aber ebenso wie sie seinem Verstande traute, meinte sie sich auf ihre Empfindung verlassen zu können, und vorbittend für Rose, sagte sie:

„Du kennst sie nicht!“

„Nein, gewiß nicht, aber ihresgleichen!“

„Was sollte sie davon haben, mit mir ihr Spiel zu treiben?“ wendete die Frau ihm ein.

„Eine Unterhaltung in leeren Stunden!“ entgegnete er ihr leichthin, „und wenn es auch Dir zu einer solchen wird, so geht in Gottes Namen vorwärts. Ich bin der Letzte, der es hindert. Also vorwärts, meine Damen! Nur mitzuspielen, bitte ich, nöthige mich nicht.“

Er sah nie schöner aus, als wenn er lachte. Fides küßte ihn von Herzen. Sie waren einige Tage von einander fern, er war zu Hause gewesen, es gab Vieles und glücklicherweise nur Gutes zu berichten. Sie waren Beide in bester Laune, als sie zum Abendessen gingen.

Fides hatte, seit sie mit Rose näher bekannt geworden war, ihren Platz an dem Tisch genommen, den die Delmars mit ihren Freunden inne hatten. Es verstand sich deßhalb von selbst, daß sie ihn beibehielt, nun ihr Mann dazu gekommen war, und man unterhielt sich besser als je zuvor. Ein Fachmann, der, wie Joseph, mit allgemeiner Bildung die Welt gesehen, in seinem Berufe Erfahrungen gemacht und Menschenkenntniß erworben hat, ist, sofern er zur Mittheilung geneigt ist, stets ein angenehmer Gesellschafter. Die Männer fanden schnell die mannigfachsten Berührungspunkte, und weil es Joseph leid war, sich abfällig über eine Frau geäußert zu haben, zu welcher die sonst wenig aufgeschlossene Fides sich hingezogen fühlte, erwies er sich gegen Rose beflissener, als es sonst in seiner Art war.

Rose athmete auf. Die Thränen, welche sie vor einigen Stunden über sich selbst geweint hatte, waren ohnehin bereits getrocknet. Sie hatte eine frische Toi-

lette gemacht, um dem Manne ihrer neuen Freundin zu gefallen; und wie sie nun am Abende die Leichtigkeit gewahrte, mit welcher der Doktor die Unterhaltung und die gesellschaftliche Form beherrschte, wollte sie nicht zurückstehen hinter ihm. Sein stattliches Aeußere, die ganz romanische, regelmäßige Bildung seines Kopfes und Gesichtes waren ihr gleich an dem ersten Tage aufgefallen. Jetzt, da sie ihn sprechen sah und hörte, meinte sie, nie ein leuchtenderes Auge, nie einen schöneren Mund gesehen, und nie ein so silberhelles Lachen gehört zu haben wie das seine. Es kam ihr unbegreiflich vor, wie dieser Mann, der geschaffen schien, in Mitte der Gesellschaft sein Glück zu machen, habe festhalten können an einer knabenhaften Liebe; wie er eben diese Frau zu seiner Gattin habe machen und sich mit ihr in dem bescheidenen Wirkungskreise seiner heimischen Berge festsetzen mögen. Aber sie beneidete Fides um den Mann, um seine Liebe, um seine Treue. Und wie sie dieses dachte, fragte sie sich in demselben Augenblicke: Was weiß sie denn im Grunde von der Treue ihres Mannes? Wer kann sagen, ob er sich nicht, wie Villebois neulich meinte, wirklich Versuchungen ersehnt? Ob er der Versuchung widerstehen würde?

„Und Sie haben nie daran gedacht," sagte Delmar in dem Augenblicke, „Ihre Kunst, — denn die Behandlung des Menschen ist ebenso eine Kunst, als die Kenntniß seines Organismus und der für dessen Erhaltung zu verwendenden Mittel eine Wissenschaft ist, — Sie haben nie daran gedacht, Ihre Kunst auf einem weiteren Felde auszuüben?"

„Das Feld, auf dem ich mich bewege, ist sehr groß! Es umfaßt viele Meilen in's Geviert!" antwortete ihm Joseph.

„Aber wenig Menschen!" wendete Jener ein.

„Verhältnißmäßig nur sehr wenige, wenn Sie es mit den großen Mittelpunkten des Weltverkehrs vergleichen wollen. Dafür aber lebe ich in der mir heimischen Natur, auf meinem Grund und Boden als mein eigener Herr, und habe es überall nur mit wirklichen Leiden zu schaffen."

„O!" rief Rose, die es nicht gut ertragen konnte, wenn die Unterhaltung eine allgemeine Wendung nahm, „da haben wir den unbarmherzigen Realismus aller Aerzte! Als ob man nicht leiden, nicht Rath und Beistand nöthig haben könne, ohne daß man den Arm gebrochen oder unter einem gastrischen Fieber zu leiden hat. Als ob es nicht Einflüsse, Seelenleiden gäbe, welche den Nerven alle Spannkraft nehmen! Als ob es nicht Naturen gäbe, die unter ihrer angeborenen Reizbarkeit mehr zu leiden haben, empfindlicher sind, als Tausende der Menschen, deren Krankheiten sich mit den herkömmlichen Namen in die herkömmlichen Register einreihen lassen. Naturen —"

„Naturen, zu denen Sie glücklicherweise nicht gehören!" fiel ihr der Doktor lächelnd ein.

Rose warf den Kopf zurück. Die Ringellöckchen fielen leicht nach hinten, das feine blaue Geäder in ihren Schläfen wurde sichtbar.

„Was wissen Sie davon, mein Herr?" fragte sie mit erkünsteltem Schmollen.

Der Doktor wollte ihr zeigen, daß er den Ton, den sie zu hören wünsche, wohl anzuschlagen fähig sei, wenn's ihm beliebe.

„Man hat nicht Ihre Frische, nicht Ihr helles Auge, wenn man leidet!" entgegnete er ihr.

„Und doch sind meine Nerven krank!" versetzte sie, ohne seine ihr huldigende Einwendung anscheinend zu beachten. „Es ist ein Erbtheil meiner armen Mutter. Der Hausarzt der Familie machte, als ich mich verheirathete, meinen Mann aufmerksam darauf. Ich habe fast beständig einen Puls von achtzig Schlägen."

Der Doktor meinte, das beruhe wohl auf einem Irrthum.

„Nun denn!" rief sie, „fühlen Sie selbst!" Und die weite Spitzenmanschette zurückschlagend, daß der schöne rundliche Arm in seiner blendenden Weiße bis gegen den Ellenbogen hin freigegeben wurde, reichte sie ihm denselben hin.

Der Doktor legte seine Hand um das feine Gelenk, Rose neigte sich zu ihm hinüber. Ihr warmer Athem streifte seine Stirne, er blickte ihr voll in das Gesicht. Sie konnte in seinen Augen lesen, was er von ihr dachte; aber schönere Augen hatte sie nie gesehen, und seine kräftige Hand war weich und warm.

„Und all' dieses Mannes Schönheit nur für Fides? Warum ihr der Blick voll Liebe und mir dieß Lächeln seiner Ueberlegenheit?" so schoß es Rose durch den Sinn. „Ist er seiner so gewiß? Wie nun — wenn ich's zum Zeitvertreib versuchte?"

Sie erschrak vor dem Gedanken. Sie begriff nicht, wie er ihr gekommen war. Das Blut klopfte ihr in allen Adern, ihr Auge war wie gebannt an Joseph. Er hielt ihre Hand eine kleine Weile prüfend in der seinen fest.

„Ihr Puls ist wirklich schnell und unruhig in diesem Augenblicke," sagte er, als er sie frei ließ, „aber er wird nicht immer also sein. Ich fürchte, mein unhöflicher Zweifel an Ihrer Aussage hat Sie verletzt. Lassen Sie in dem Falle Gnade für Recht ergehen. Sie haben es eben," setzte er mit seiner Schalkheit hinzu, „nur mit einem Bauerndoktor zu thun, der jedoch bereit ist, fortan zu glauben, was Sie wünschen und befehlen."

Er hatte den Scherz nicht bös gemeint, im Gegentheil! Die kleine Ziererei der hübschen Frau machte ihm sogar Vergnügen, denn sie mußte es nach seiner Meinung Fides darthun, daß er sich in seinem Urtheil über die Französin nicht betrogen habe; aber Rosen erschienen seine Worte wie ein Spott, wie eine Kränkung, die sie nicht ertragen, nicht ungerächt über sich ergehen lassen konnte. Sie hatte nie empfunden, was ihr jetzt im Herzen brannte. Diesen Mann, der sich mit solchem Stolze einen Bauerndoktor nannte, weil er in seiner Liebe für des Hirten Tochter die Frauen der großen Welt geringschätzen zu dürfen glaubte, diesen Mann wollte, mußte sie zu ihren Füßen liegen sehen!

Weil sie ihn so schön fand? Weil er ihr so selbstgewiß entgegentrat? Weil sie ihn haßte? Weil sie ihn liebte? — Welch' ein Einfall war das! — Wie konnte sie ihn lieben, den Mann, den sie nicht kannte? Den sie heute zum ersten Mal gesprochen hatte? — Aber büßen sollte er es, büßen, daß er sie verspottet! Seine Augen sollten mit anderem Blicke auf sie schauen. Seine schönen Augen!

Ein leiser Seufzer öffnete ihre Lippen, ein Lächeln des Triumphes leuchtete von ihrer klaren Stirn. Die Unterhaltung der Andern hatte längst in andere Bahnen eingelenkt. Niemand ahnte, was in Rose vorging, Niemand konnte wissen, wie sie spielend ihre ganze Vergangenheit an ihrem innern Auge vorübergehen ließ, wie sie mit Vergnügen der Huldigungen gedachte, deren Gegenstand sie fort und fort gewesen war, und die sie stets in Schranken gehalten hatte. Denn sie war nicht kokett, nichts weniger als das. Sie durfte sich dieß mit ruhigem Gewissen sagen. Gerade darum aber! Einmal wollte sie sich den Triumph bereiten! Den Triumph, der ihr hier gar nicht entgehen konnte, diesen Mann zu überwinden. Und wer erfuhr es, was hier in diesen Bergen zwischen ihr und ihm geschah?

Am Abende, als sie sich in ihre Gemächer zurückgezogen hatten, fand Delmar sie ungewöhnlich schweigsam und zerstreut. Er war ihr harmloses Plaudern so gewohnt, daß es ihm fehlte und er sie zum Sprechen bringen wollte, aber es war umsonst. Was er ihr erzählte, unterhielt sie nicht. Sie hatte die Zeit mehr als genug von Villebois und seiner Frau gehört; sie begriff es, daß die alten Freunde so zufrieden mit einander waren, aber sie war jung. Sie hatte einst dem älteren Manne zu Gefallen auf das Glück der Jugend Verzicht geleistet; und das Alter, jetzt sah sie es ganz anders ein als früher, bildet die Selbstsucht in dem Menschen aus. War sie denn einzig dazu auf der Welt, das Alter eines Mannes zu erheitern, der ihr lieb war, sehr lieb! eines Mannes, der sich immer gütig und zärtlich wie ein Vater gegen sie erwiesen hatte! Aber er hatte vor ihr manch' andere Frau geliebt, er hätte auch mit einer andern Frau Behagen und Glück in seiner Ehe gefunden, auf seine Weise.

Sie hielt das Gegenbild, das sich ihr aufdrängte, geflissentlich zurück; indeß sie wurde nicht heiterer dadurch, nicht mittheilsamer. Delmar machte ihr zum ersten Mal den Vorwurf, daß sie übellaunig sei. Er verlangte zu wissen, was ihr fehle, was ihr geschehen sei, und da sie ihm die Antwort darauf schuldig blieb, ward er dringender. Sie nannte dieß Fragen quälerisch, er stand also von demselben ab, indeß sie hatte ihn gegen sich verstimmt.

Sie merkte das und warf die Lippen trotzig auf. „Wenn ich ihm seinen Willen thäte und es sagte, was mir durch den Kopf geht?" dachte sie. Das Blut stieg ihr in die Wangen, sie schämte sich vor sich selber und vor ihrem Manne. Sie hatte nicht das Herz, ihm wie sonst am Abende den Mund zum Kuß zu bieten. Das verdroß ihn nur noch mehr.

Dem Freunde hatte er es eifrig abgeleugnet, jedoch Villebois hatte Recht; Rose war trotz aller ihrer Anmuth ein verzogenes Kind und er trug daran die Schuld. Beide waren mit sich unzufrieden, Beide übertrugen sie, ohne es zu gewahren, ihren Mißmuth Einer auf den Andern; aber Delmar fand bald den Schlaf, nur Rose wachte. Ihr Zustand war ihr selbst ein Räthsel — und doch gefiel er ihr, weil er ihr neu war, weil er sie beschäftigte. Sie gefiel sich gut in ihm!

Sechstes Kapitel.

Die Nacht war ihr lang geworden, der Kopf that ihr wehe, sie stand früher auf als sie es gewohnt war, die heiße Stirne in der Morgenluft zu kühlen. Als sie aus den Parkanlagen in den Obstgarten hinaustrat, kamen ihr Joseph und Fides entgegen. Er trug einen mächtigen Strauß von Waldblumen in der Hand, sie hatte ein Büschel von Cyklamen vor der Brust stecken. Sie kehrten bereits von einem Spaziergang in den Bergen heim, und sahen Beide frisch aus wie der Morgen selber, dessen leuchtende Thautropfen noch im Grase funkelten, obschon die Sonne schon hoch genug am Himmel stand.

„Da sind Sie ja!" rief Fides ihr entgegen, „und früher als man es erwarten konnte. Eben sprachen wir von Ihnen. Ich beklagte es, daß Sie die Herrlichkeit eines solchen Morgengangs gar nicht kennen, — aber Sie sind blaß, sind Sie nicht wohl?" erkundigte sie sich, während sie die Cyklamen von der Brust nahm, sie der Freundin hinzureichen.

„Laß nur! behalte Deine Cyklamen," fiel ihr der Doktor ein. „Die hier, welche ich in dem Strauße habe, sind noch frischer!" — und sie mit rascher Hand heraussuchend, bot er sie Rosen dar; aber auch ihm fiel ihr übles Aussehen auf und er befragte sie deßhalb.

„Wollen Sie mich wieder verspotten?" entgegnete sie ihm, „oder was werden Sie mir sagen, wenn ich Sie versichere, daß ich diese Nacht kein Auge schloß, und daß ich matt und müde bis zum Weinen bin."

„Das sieht man!" sagte der Doktor, „aber ein paar Stunden in der frischen Luft stellen das leichtlich wieder her; denn Sie haben gewiß keinen Mangel an Kraft, weit eher Ueberfluß daran. Es ist mir früher schon aufgefallen, daß Sie nicht genug im Freien sind, daß man Sie niemals gehen, stets nur im Wagen sieht. Die Kraft, welche ein Gesunder nicht verbraucht, wendet sich oft gegen ihn, und er leidet dann, wo er genießen könnte."

Rose horchte hoch auf. Er hatte sie also beachtet, — lange schon! Er war also doch nicht so ausschließlich mit seiner Frau beschäftigt, als es den Anschein hatte; und er hatte ihr die Blumen zu bieten gewünscht, die er selbst gepflückt. — Er war nicht so kalt, nicht so unnahbar, als sie ihn vermuthet hatte. Die Bemerkung machte ihr Vergnügen.

„Sie mögen Recht haben," sagte sie, „aber was wollen Sie im Freien mit einer Zimmerpflanze machen? Im Kloster kamen wir über die Grenze unseres Gartens nicht hinaus, und als ich Herrn Delmar's Frau ward, war das Umherlaufen in Wald und Feld, selbst wenn wir in unserem Schlößchen oder auch auf Reisen waren, nicht mehr seine Sache."

„Herr Delmar thut ja Alles, was Sie freut!" wendete ihr Fides ein.

„Gewiß!" bestätigte Rose, „sofern ich nicht verlange, was ihn stört! Und," setzte sie hinzu, „ich durfte von ihm nicht fordern, was ihm zu leisten nicht gefiel. Ich war ein Kind und er kein junger Mann mehr. Ich hatte mich zu bescheiden und zu fügen, und ich that es ohne große Mühe. Er liebte mich wie sein Kind, ich ihn wie meinen besten Freund; und ich habe wenig eigenen Willen. Unser Leben ist immer friedlich gewesen und sehr sanft. Selbst meiner Leidenschaft für den Tanz hat Herr Delmar freundlich nachgegeben; denn ich verlangte nicht mit ihm zu tanzen!"

Sie lachte und Fides schüttelte den Kopf. Rose fragte, ob ihr das nicht sehr natürlich scheine.

„Nein!" entgegnete Jene, „denn ich habe nie getanzt! Und daß man den Tanz lieben, leidenschaftlich lieben kann nur um des Tanzens willen, kann ich mir nicht denken."

„Aber was wollen Sie," rief Rose, „etwas muß man doch lieben, mit Leidenschaft lieben! Heute noch regt mich eine rasch bewegte Tanzmusik zur Freude auf. Ich träume dann immer noch meine romantischen Träume, ich wiege mich in den Phantasieen meiner Mädchenjahre, und wem thue ich damit ein Unrecht? — Sie dürfen uns Andere nicht nach sich, unser Leben nicht nach dem Ihrigen bemessen. Ein Loos wie Ihres wird nicht jeder Frau zu Theil!"

Sie sprach das Alles mit einer Unbefangenheit, die Joseph überraschte. Er hatte sie ihr nicht zugetraut. Sollte es ihm in seiner Voreingenommenheit gegen ihres-

Hadschi Loja predigt Aufruhr vor den Thoren Serajewos. Nach einer Skizze von Felix. (S. 46.)

Denkmal Friedrich Wilhelm III. auf dem Heumarkt in Köln. Nach dem Entwurf der Professoren Schievelbein und Blaser. (S. 48.)

gleichen doch begegnet sein, die hübsche Frau härter zu beurtheilen als sie es verdiente? Hatte Fides vielleicht richtiger als er gesehen, und war Rose wirklich eine kindliche, eine liebebedürftige Natur? — Es kam ihm nicht wahrscheinlich vor, doch beschäftigte ihn der Zweifel; und da Fides die Bemerkung machte, daß Rose nicht mit ihnen Schritt hielt, daß man also langsamer zu gehen habe, lehnte der Doktor diesen Vorschlag ab, aber er bot Rosen seinen Arm.

„Sie werden die Erfahrung machen," sagte er, „daß Sie einem Arzte nicht von einem körperlichen Unbehagen sprechen dürfen, wenn er sich Ihnen nicht sofort zum Berather aufwerfen soll. Wer wie Sie das Tanzen liebte, hat offenbar eine tüchtige Bewegung nöthig; er verträgt also sicherlich auch einen guten raschen Schritt, und thut wohl, sich denselben anzueignen, wenn er ihn nicht gewohnt ist."

Rose entgegnete, Delmar sei kein Fußgänger.

„Das sieht man," versetzte der Doktor, „auch ist er nicht mehr in dem Alter, in welchem er Bewegung so nöthig hat als Sie. Sie müssen sich emanzipiren, wenn es nicht anders geht."

Fides meinte, ihre Freundin würde sich wundern, wenn sie sähe, mit welchen Schritten sie und Joseph manchmal in der Heimat ihre Wege machten.

„O!" wendete der Doktor ein, „dieß langsame, großschrittige Gehen, mit dem wir uns in unseren Bergen vorwärtsbringen, das ist von Madame Delmar nicht zu fordern. Sie ist ein anderes Terrain gewohnt, und hat wohl mit Niemand, wie wir Beiden mit einander, von Kindesbeinen treulich Schritt gehalten. Die Gemeinsamkeit ist aber in allen Dingen, also auch im Gehen, ein großes Förderungsmittel."

Er hatte das sehr arglos hingesprochen, aber Rose, von der schlaflosen Nacht und von ihrem wirren Denken aufgeregt, suchte in dem gleichgültigsten Worte eine besondere Bedeutung, eine Beziehung auf sich selbst: und was wußte sie von der Freude, mit einem geliebten Manne in Gottes freier Natur herumzuwandern? — Und wie gut es sich an dem Arm dieses Mannes ging! Sein rascher, fester Schritt trug sie mit sich fort, als wären ihr Flügel an die Sohlen geheftet. Sein starker Arm hielt sie so sicher fest, wo ihr Fuß versagte. In dieser Stunde erfuhr sie es zum ersten Male, was spazieren gehen heiße, und was es heiße, an eines Mannes Seite durch das Leben hinzugehen. Sie hatte eine Zuversicht zu Joseph, die ihr wohl that. Es mußte ein Glück sein, Schutz zu suchen an eines solchen Mannes Brust, zu ruhen an solchem unentweihten Herzen!

Sie sah zu Joseph empor. Er fragte, was sie wünsche, sie hatte keine Antwort auf die Frage; aber die Thränen traten ihr in die Augen. Der Doktor und Fides wußten nicht, was sie von ihr denken sollten. Rose bemerkte das, und wie immer der Eingebung des Augenblickes folgend, sagte sie: „Sie sehen mich verwundert an, Sie wissen nicht, ob Sie Mitleid mit mir haben, oder mich wieder so wie gestern verlachen sollen? Nun denn, vielleicht thun Sie nicht das Eine, nicht das Andere, wenn ich Ihnen ehrlich eingestehe, daß es der Neid ist, der mich weinen machte. Ich sagte es Ihnen neulich schon, meine Freundin! Ihr Glück erst hat mich erkennen lassen, daß ich nie glücklich war. Ich beneide Sie Beide um den Sonnenschein der Liebe, der Ihnen durch Ihr Leben geleuchtet hat; und während ich, bis ich Sie kannte, mich in dem Dämmerscheine, in welchem meine Tage hingegangen sind, zufrieden fühlte, wird fortan der Gedanke an Sie, die Sehnsucht nach einem Glücke wie das Ihre, nur nach einer einzigen Stunde eines solchen Glückes, mich nicht mehr Ruhe finden lassen. Tadeln Sie mich, wenn Sie können, für den Freimuth, mit welchem ich dieß ausspreche. Ich weiß wohl, er ist ungehörig für eine Frau. Aber wenigstens den erleichternden Aufschrei soll sich der Leidende vergönnen. — Und wem thut es Abbruch an seinem Behagen, wenn Sie wissen, was kein Anderer je von meinem Munde hören wird?"

Und wieder hob sie die sanften braunen Augen zu Joseph empor, daß ihr feuchter Strahl ihm in das Herz drang. Fides, von der Vorliebe für Rose hingenommen, war gerührt wie diese selber; der Doktor war ernsthaft geworden.

Es lag nichts Unwahrscheinliches in Rosens hastigen Geständnissen, und der Glaube, welchen Joseph mit allen in der Zurückgezogenheit lebenden Menschen theilte, an Verläßlichkeit den sogenannten Weltleuten weit überlegen zu sein, kam von seiner Seite dazu, ihm Rosens Vertrauen als ein berechtigtes erscheinen zu machen. Er fühlte ein plötzlich erwachendes Mitleid mit der immerhin sehr hübschen Frau. Sein Beruf hatte ihn zu raschem Ueberlegen, zu schnellem Eingreifen herangebildet, wo ein Leid vorhanden, eine Hülfe möglich schien. Vielleicht war dieser Frau zu helfen, wenn man sie vor unfruchtbaren Träumereien, vor Unvorsichtigkeiten, vor jenem schwächlichen Nachgeben gegen sich selber bewahrte, zu dem sie geneigt, und das ihr abzugewöhnen, ihr Gatte zu schwach gegen sie gewesen war. Ihr Ausruf: „Wem thut es Abbruch an seinem Behagen, wenn Sie wissen, was kein Anderer je von meinem Munde hören wird!" klang in seinem Ohre nach. Hier konnte man wohl noch helfen. Er nahm ihre Hand, die auf seinem Arme lag, fest in die seine, als gälte es einen Strauchelnden zu halten, und sich mit ernster Bitte zu ihr wendend, sagte er: „Lassen Sie das ein Wort sein! Bleiben Sie bei Ihrem Vorsatz. Sprechen Sie es Niemand, nicht uns, auch nicht sich selber wieder aus, was Ihnen, wie Sie glauben, zu Ihrem Glücke mangelt. Halten Sie sich an das Gute, das Sie haben, an Ihres Mannes Güte, an seine Zuneigung für Sie —"

„Und," fiel ihm Fides ein, voll Freude über den Antheil, welchen Joseph für die ihr werthe Frau bekundete, „und wenn Ihnen auch die rechte, die ersehnte Liebe nicht geworden ist, so denken Sie, daß wir Sie lieben, daß Sie Freunde an uns haben, wahre, treue Freunde. Wenn es Ihnen einmal in dem Getriebe Ihrer großen Welt zu öde dünkt, so kommen Sie zu uns in unsere Einsamkeit und Stille."

„Damit mir das Herz noch schwerer wird?" warf Rose ein, „damit ich es erfahre, was es heißt, in einem Hause zu leben, über dem der Sonnenschein der wahren Liebe liegt? — Wünschen Sie das nicht für mich. Ich bin ja ohnehin wie ein armer, erstarrter Vogel, den ein flüchtiger Sommerhauch zu neuem Leben aufweckt. Ich weiß nicht, wie ich Sie entbehren soll, und Sie dürfen mich auch nicht verlassen! Sie werden es auch nicht!" setzte sie bittend, wie ein Kind, hinzu.

„Gewiß nicht! ganz gewiß nicht!" betheuerte ihr Fides.

„Und auch Sie nicht, Doktor?" fragte Rose, indem sie ihm die Hand bot.

„Auch ich nicht!" entgegnete ihr Joseph ernst und fest.

„O! dann ist's gut! dann soll Alles gut sein!" rief Rose aus. „Ach, Sie können's nicht ermessen, wie mir's das Herz erleichtert, daß ein Mensch es weiß! Nun kann ich wieder lächeln wie bisher, und schweigen wie bisher! Nun ist es gut."

Sie brach damit plötzlich ab, umarmte Fides, drückte dem Doktor die Hand still und fest und ging von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Serajewo.

I.

Hadschi Loja predigt Aufruhr.

(Hiezu das Bild S. 44.)

Die ganze lange Periode der Orientwirren hatte bis jetzt weder auf der Balkanhalbinsel noch in Asien eine Persönlichkeit hervorgebracht, welche wie diejenige Hadschi Loja's die inneren Wünsche und Ziele des Türkenvolkes und dessen Eigenheit, besonders in der Wahl der Mittel, in sich verkörperte.

Hadschi Loja ist der Erste, welcher sich in der Gefahr, die seine engere Heimat bedroht, als Retter des Vaterlandes proklamirt.

Die militärische Kraft, die dem weichenden Osmanenthum, dessen Hauptstütze bildend, innewohnt, ist — allerdings nur in einer einzigen Person — in Ghazi Osman Pascha voll und scharf hervorgetreten; das diplomatische Talent der Türken hat mehrere Vertreter gefunden, wie dieß Talent denn überhaupt erst mit dem letzten Osmanli aus der Welt verschwinden wird; das wahre, echte Türkenthum gelangt erst mit dem Auftreten des Machthabers von Serajewo in ganzer Deutlichkeit zum Ausdruck. Entgeht Hadschi Loja dem Verderben, welches gegen ihn heranzieht und sein Werk unter Trümmern und Leichen schon fast vernichtet hat, so ist dennoch vorauszusehen, daß damit seine Rolle kaum ausgespielt sein wird. Eine Figur, welche selbst den aufgeklärteren Türken Stambuls keineswegs unsympathisch ist, vielmehr auch von diesen wohl verstanden wird, da sie alle echt türkischen Charaktereigenschaften in scharfem Umriß zeigt, wird die Regierung sich wohl hüten, abzuthun, ihm dagegen wohl eher ein anderes Gebiet — etwa an der griechischen Grenze — anweisen, um dort den wüthenden Eifer des Mannes in ihrem Interesse auszubeuten. An allen bedrohten Grenzen des Reiches wünschte man gerade in Konstantinopel solche Männer vom Schlage eines Hadschi Loja zu Hunderten auftauchen zu sehen. Stellt sich doch von hier aus, d. h. aus der Ferne gesehen, der entschlossene Führer der bosnischen Bewegung als ein Glaubensheld dar, so recht nach dem Herzen vieler jener zähen Stocktürken. Andere wollen gern in ihm den Freiheitskämpfer, den sie sich nach den Niederlagen herbeisehnen, erblicken. Hadschi Loja ist somit ein Wilhelm Tell, ein Andreas Hofer, und in seiner Eigenschaft als Held des Glaubens ein Makkabäer — aber in's Türkische übersetzt, und zwar in das Türkische, welches auf dem gebeizten wilden Boden des Renegatenthums emporgesprossen ist.

Der Knipperdolling von Serajewo verdient deßhalb unser Interesse, weil er seit der Zeit des Begründers der egyptischen Dynastie, der seine Carrière als macedonischer Maulthiertreiber begann, der erste Türke wieder ist, der, ohne durch Hofintriguen emporgehoben worden zu sein, fern und unabhängig von dem Centrum des Reiches, eine Macht in seinen Händen vereinigen konnte, welche sich stark genug erwies, gegen den ausgesprochenen Willen des Gouvernements einen national-religiösen Gedanken zur Durchführung zu bringen. Es ist eine urthümliche Erscheinung, die wir vor uns haben, so recht geeignet, das prophetische Wort zu illustriren: Wenn wir Türken gezwungen sein werden, unsere Zelte in Europa abzubrechen, werden wir Spuren hinterlassen, welche Jahrhunderte nicht vermögend sind, auszulöschen.

Hadschi Loja ist slavischer Abstammung, sein ursprünglicher Name trägt slavische Endungen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, der Mann, der den Krieg à outrance predigt, sei dem besitzlosen, gemeinen Volke entsprossen. Der Führer der Türken und Bosniaken gehört im Gegentheil einer der alten Familien der Begs an und ist nicht ohne Vermögen. Im Jahre 1873 war er Mitglied der Notabelnversammlung von Serajewo. Reschid Pascha, der bei dem Ministerattentat in Stambul um's Leben kam, war damals Salt von Bosnien. Hadschi Loja trug diesem zur Bekräftigung einer Beschwerde — es handelte sich um Glockengeläute — arabische Koransprüche vor. „Wie kannst Du Dich unterfangen, arabisch mit mir reden zu wollen, da Du doch ein Bosniake bist?" entgegnet ihm Reschid — „Du wirst es noch dahin bringen, daß Du selbst wirst die Glocken der Christen läuten müssen."

Vor etwa anderthalb Monaten führte mich mein Weg durch die bosnische Hauptstadt. Damals begann das agitatorische Treiben Hadschi Loja's die Aufmerksamkeit der Behörden zu erregen. Sobald man sich vergewissert glaubte, daß der wüthende Heilige nur gegen die auswärtigen Feinde predige — wobei es allerdings an heftigen Ausfällen gegen die Landesregierung nicht fehlte — ließ man ihn ruhig gewähren. Forscht man nach den Umständen, welche den Ruf des heiligen Mannes begründen halfen, so ist es neben der an sich in hohem Grade auffallenden Erscheinung mit der machtvollen, dröhnenden Stimme das tolle, phantastische und verzückte Gebahren, welches ihn in den Geruch eines Wahnsinnigen, d. h. nach moslemitischen Begriffen eines nicht bemitleidens-, sondern verehrungswerthen Wesens brachte. Aber für einen zweifelsohne von Allah Begnadeten wurde der Schlaukopf gehalten, als es bekannt wurde, daß Hadschi Loja, von religiösem Feuereifer getrieben, mehrere Morde begangen habe — ohne sich dadurch zu bereichern. Auf das gewöhnliche Volk allerwärts wirkt eine Unthat, bei welcher es an äußeren, klar erkennbaren egoistischen Motiven fehlt, immer noch um mehrere Grade aufregender, und eine solche Unthat verleiht dem Urheber jenen Nimbus, der in der Pußta jeden Räuber umgibt, der ein einziges Mal hat Großmuth walten lassen. Um wie viel mehr mußte es gerade einer Gesellschaft, bei der das gemeine Raubhandwerk in jeder denkbaren Form betrieben und in den unruhevollen Zeiten der Kriegsjahre auf die größte Höhe gebracht war, imponiren, einen Mann, einen seltsamen Schwärmer, unter sich zu gewahren, der wohl seinen Nebenmenschen schonungslos niedermacht, ihn aber nicht, wie es sich doch von selbst verstehen sollte, auch beraubt. Beraubt man doch auch den im Felde erschlagenen feindlichen Soldaten! Hier hörte eben die Logik der bosnischen und türkischen routinirten Raubgesellen auf und an Stelle des Verständnisses der Thaten trat die Verehrung der Person. Da der Heilige überdem nicht Ruhe und Ergebung predigte, sondern offen darnach trachtete, die in heillosem Wirrwar damals schon befindlichen Verhältnisse vollends auf den Kopf zu stellen, so konnte es ihm bei der durch die andauernden Insurgentenkämpfe großgezogenen allgemeinen Verwilderung an Anhang nicht fehlen. Die oftmals zur Schau getragene brutale Kühnheit des gewaltthätigen heiligen Mannes verfehlte nicht — eine schon oft beobachtete Erscheinung — ihm einen starken Anhang unter den Frauen, türkischen wie orthodoxen, zu verschaffen. Schützlinge des Heiligen sind die Hunde, denen er die Speisen zuwirft, die man allerwärts, wo er erscheint, sich beeilt, ihm oft ängstlich genug zu überreichen.

Die Fäden, die von Stambul in die entferntesten, unwegsamen Gebiete des weiten Reiches reichen, sind weit stärker und zahlreicher, als man gemeiniglich annimmt. Auch das Auftreten Hadschi Loja's ist mit einer gewissen Strömung im Centrum des türkischen Reiches verknüpft. Hadschi Loja, der rauhe, wüste, stets exaltirte Heilige hat mit Ali Suavi, dem talentvollen, feingebildeten, von Ehrgeiz und Patriotismus beseelten Verschwörer in Verbindung gestanden. Von Türken hört man die Behauptung, daß das phantastische Auftreten — in ähnlicher Weise wie einst Mohammed's — nur eine Maske sei, um das Heft in die Hand zu bekommen und die erlangte Gewalt alsdann in der Weise zu gebrauchen, welche den Wünschen des unversöhnlichen Theiles der alttürkischen Partei entspricht.

Der Eindruck, welchen der erste moderne Heilige, dessen ich ansichtig geworden bin, auf mich machte, läßt mich trotz des tollen, stellenweise hochkomischen Gebahrens der Ansicht Glauben schenken, daß alledem Plan und Absicht zu Grunde liege, und daß der stets, Winter wie Sommer, barfüßig einhergehende Mann wohl Verbindungen wenig harmloser Natur mit einflußreichen Persönlichkeiten der Reichshauptstadt unterhalten möge. Daß er etwas mehr als ein für die Dauer seines Lebens wüthend gewordener Derwisch ist, geht ferner wohl daraus hervor, daß er für den Autor eines Buches über die „Hoffnung des Glaubens" gehalten wird, in welcher, übrigens wenig umfangreichen, Schrift die Mittel angegeben werden, die Herrschaft des Islam auszudehnen und zu neuem Glanze zu erheben. Diese Mittel sind natürlich durchgängig Radikalkuren, deren Anwendung in Serajewo praktisch geworden.

Hadschi Loja ist auch in dem, was er geschrieben, der „letzte Türke". In dem Moment, wo sein Vaterland den von allen Seiten andrängenden Feinden unterliegt, denkt er noch an die Ausbreitung des Glaubens — durch Vergewaltigung, durch Feuer und Schwert. Du kommst zu spät! Die Zeit für Propheten, Heilige und Unfehlbare ist vorbei. —

„Hätten wir" — hörte ich einen alten Türken in Serajewo sagen — „in jedem Dorfe Bulgariens und Altserbiens einen starkgläubigen Rufer, wie Hadschi Loja einer ist, gehabt — unsere Sachen stünden anders!"

Hat der alte Türke Recht? — Blut wäre sicher noch mehr geflossen. —

Unser Bild zeigt den bosnischen Machthaber vor den Thoren von Serajewo, die alleinige Gültigkeit des auf den Lehren des Koran beruhenden türkischen Gesetzes, des Scherit, verkündigend.

II.

Straßenkampf.

(Hiezu das Bild S. 52.)

Der Fanatismus der künstlich aufgestachelten und unzurechnungsfähigen Volksmenge, welcher man Greuel vorherverkündigt hatte, denen die europäische Civilisation und die österreichische Armee fremd ist, war Grund, daß sich beim Kampfe um die Stadt buchstäblich Alle, die Waffen tragen konnten, selbst Weiber und Kinder, betheiligten. Um jedes Haus, um jedes Fleckchen Erde wurde gekämpft, und welche Mühseligkeiten, welche Todesverachtung dazu gehörten, endlich zu siegen, wird noch deutlicher, wenn man sich vorstellt, daß türkische Straßen keine gerade Front haben, sondern jedes Haus aus einer Anzahl von Winkelchen, Terrassen, Vor- und Nebenbauten besteht. Die Soldaten mußten sich mit Klettern helfen, Thüren einschlagen, ja selbst Wände, und es gehört nur die stramme Disziplin der Armee, wie die eingeschärfte Rücksicht gegen die Irregeleiteten dazu, daß keine Greuel diesseits vorkamen. Der Straßenkampf war fürchterlich, aber der Sieg war ein vollständiger und in fester Sicherheit steht das Hauptquartier in der Landeshauptstadt, welche bereits durch regelmäßige Post und Telegraphen mit dem civilisirten Europa in Verbindung ist.

Literatur.

— **Attila als Romanheld bringt uns Fr. C. v. Wickede in** seinem neuen zweibändigen Roman: „Die Gottesgeißel" (Breslau, Schottländer). Die Zeit, in welcher die Handlung sich abspielt, liegt uns recht fern. Wir haben kein rechtes Gefühl mehr für die Gothen, Alanen, Heruler, Hunnen und Gepiden. Um so mehr müssen wir anerkennen, daß der Autor durch die Frische und Kraft seiner Darstellung uns Figuren wie Arderich, Theodor, Valamir, Onegisus, die Römerin Ildito, Attila's Braut, und diesen selbst näher zu bringen verstand. Der Roman hat einen großartigen historischen Hintergrund, es weht wirklich etwas wie das tiefe Athmen der Weltgeschichte uns entgegen, die Handlung ist spannend, der Roman demnach als ein gutes Buch für die kommenden langen Winterabende zu empfehlen.

— **Als eine recht anziehende und belehrende Lektüre möchten wir** das Buch „Haus und Gesellschaft in England" von Mary M. Wall und Jenny Hirsch (Berlin, Berggold) empfehlen. Zwar ist das in diesem Werk Gesagte nicht neu, jedoch verbreitet es sich über sehr viel Zweige englischen Lebens und unterrichtet den Leser in angenehmer Form über Erziehungs- und Unterrichtswesen, über Geselligkeit, Ehe, Festlichkeiten, Trauerfälle, Spiele, Beschäftigungen, Nahrungsmittel, Dienstboten, Klubs, Kirche 2c. 2c. in dem Lande jenseits des Kanals, und erhalten wir in diesen Darstellungen ein hübsches Bild modern englischen Denkens und Treibens, wie in so gedrängter Kürze selbst die besten englischen Romane es uns nicht geben können. Das Buch ist vorzüglich als Damenlektüre zu beachten.

— **Karl Nuß, der sich um die Popularisirung der Wissenschaft** auf dem Gebiete der Natur unstreitig große Verdienste erworben, hat der Vogelwelt sein ganz besonderes Augenmerk zugewandt und ist durch seine Bücher, wie besonders durch seine Zeitschrift „Die gefiederte Welt" der Hausfreund aller Thierliebhaber geworden. Zu seinen bedeutendsten Arbeiten dürfen wir sein „Handbuch für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler" (Hannover, Rümpler) zählen. Der Verfasser ist kein bloßer Theoretiker, er ist selbst Züchter im eminentesten Sinne des Wortes: seine Mittheilungen beruhen zumeist auf eigener Beobachtung, wo nicht — auf eingehenden Studien. So geht Theorie und Praxis Hand in Hand bei ihm, und daß er lebendig und anschaulich darzustellen versteht, wissen unsere Leser, denen er seit lange kein Fremder ist. Der erste Band umfaßt die fremdländischen Vögel, deren Charakteristik, Behandlung und Pflege in gesunden und kranken Tagen er ausführlich behandelt und dem er durch ein vorzügliches Register noch einen besondern Werth verliehen hat.

— **Der unermüdliche und schlagfertige Parlamentsredner Karl** Braun-Wiesbaden ist bekanntlich ein ebenso unermüdlicher Tourist, dem wir bald im Süden, bald im Norden, aber mit Vorliebe im ersteren begegnen. Hier hat er sich nach und nach ganz eingelebt, für ihn hat er alle Sympathieen, die ihn glücklich beobachten, mit Wärme schildern lassen. So sind denn auch seine „Reiseeindrücke aus dem Südosten" (Stuttgart, Auerbach, 2 Bde.) ein ganz anziehendes und namentlich belehrendes Buch, das für die Beurtheilung der jüngsten Ereignisse vielfache Handhaben bietet. Es sind Erinnerungen aus seinem Aufenthalt in Ungarn, Istrien, Dalmatien, Montenegro, Griechenland und der Türkei. Bei der großen Masse Details dieser Studien, die sich besonders mit der historischen, linguistischen, ethnologischen, volkswirthschaftlichen und politischen Seite der Völker beschäftigen, möchte man fast seiner Behauptung mißtrauen, daß er sich nie eine Notiz mache, namentlich da Alles wie unter dem unmittelbaren Eindruck geschrieben erscheint. Es sind nicht eigentliche Touristenblätter, denen der Leser hier begegnet, sondern meist zusammenfassende Essays. Interessant ist das Resultat, daß er nur in den Griechen und Montenegrinern lebensfähige Elemente für die Zukunft in den Donauländern und der Balkanhalbinsel gefunden.

— **„Münsterblätter" ist der Titel eines stattlichen Sammel**werkes, von dem das erste Heft (Ulm, Ebner), im Auftrag des Münsterkomites von Friedr. Pressel herausgegeben, vor uns liegt. Um dem Andenken an das 500jährige Jubiläum des Ulmer Münsters und seine Feier einen dauernden Ausdruck zu geben, beschloß das Münsterbaukomite, fortan jährlich auf diesen Tag eine Veröffentlichung, bestehend in Berichten, Aufsätzen und Theildarstellungen, unter obigem Titel ausgehen zu lassen. Das erste Heft ist nach seinem Hauptinhalt eine Sammlung von Festerinnerungen, aus der eine vollständige Geschichte des Jubiläums sich aufbaut, geschmückt mit Illustrationen in Holzschnitt und Farbendruck.

— **Der Verfasser des berühmten Buches „Von der Einsamkeit"**, das zuerst 1756 erschien und jüngst wieder aufgelegt worden, der hannover'sche Hofarzt Johann Georg Zimmermann (geb. 1728 in Brugg in der Schweiz), hat in jener großen Entwicklungsepoche unseres geistigen Lebens und unserer Literatur im achtzehnten Jahrhundert eine so hervorragende Stellung eingenommen, daß wir uns wohl wundern dürfen, daß er jetzt erst seinen Biographen gefunden. Eduard Bodemann hat die lange versäumte Schuld in seinem „Johann Georg Zimmermann" (Hannover, Hahn) in würdigster Weise eingelöst, indem er auf dem Hintergrund der großen Zeit das Bild des großen Philosophen, des geschickten Arztes, des geistreichen Prosaisten vor uns in seiner ganzen Lebendigkeit erstehen läßt und durch zahlreiche, bislang ungedruckte Briefe es gewissermaßen ergänzt. Der Verkehr, in dem der vielgesuchte Mann mit den hervorragendsten Geistern seiner Zeit steht, gibt dem Ganzen ein erweitertes und vertieftes Interesse. Ein Personenregister macht das Buch erst recht werthvoll.

Bildende Künste.

— **Die Restaurirung des Naumburger Doms hat höheren Orts** solche Anerkennung gefunden, daß der Architekt Menninger zur Renovirung der schönen Kirche zur Wiese in Soest berufen wurde.

— **Der berühmte Maler Henri Siemiradzki arbeitet gegenwärtig** an einem neuen Historiengemälde, welches die Belagerung von Glogau durch die Deutschen zur Zeit des Herzogs Heinrich V. darstellt.

— **Der in Paris tagende internationale Kongreß für künstle**risches Eigenthum hat unter dem Vorsitz von Meissonier mit Mehrheit entschieden: 1) Das Recht des Künstlers auf die Reproduktion seines Werkes ist ein Eigenthumsrecht, welches auf hundert Jahre von dem Tag ab, wo es der Oeffentlichkeit übergeben wird, beschränkt sein soll; 2) der durch Reproduktion verübte Eingriff in dieses Recht ist eine Fälschung, welche als solche dem Strafgesetz verfällt.

Bühne.

— **Die Theater, welche dieses Jahr ganz gegen alle bisherige** Uebung die Novitäten nicht bis gegen November und Dezember verschieben, sondern sie gleich zu Beginn ihrer Saison vorführen, geben dadurch Zeugniß, daß sie nicht mehr so planlos ihr Repertoire beginnen, wo eines darauf wartet, was das andere bringt; sie haben vielfach auch die gute Sitte angenommen, die Liste der Novitäten, welche in der Saison oder zum mindesten im Beginn der Saison auf das Repertoire kommen, zu veröffentlichen. So hat außer dem Burgtheater in Wien, dem k. Schauspielhause in Berlin unter Anderem z. B. auch Wiesbaden eine ganz stattliche Liste veröffentlicht. Eines ist uns aber schon jetzt aufgefallen, daß überall das Lustspiel vorherrscht, und das Drama, das Trauerspiel fast ganz in den Hintergrund tritt. Es ist dieß gewiß ein nicht zu übersehendes Zeichen unserer Zeit.

— **Am 6. Oktober beginnt das Jubiläum des Münchener Hof**theaters, das am gleichen Tage vor hundert Jahren gegründet wurde. Vormittags ist Festakt im Hoftheater und Vertheilung der Chronik, die Dr. Grandaur verfaßt hat, am Tage darauf Festvorstellung von Karl Heigel's Dichtung „Vor hundert Jahren", am dritten Tage Festbankett im Odeonssaale, das der Generalintendant im Auftrage des Königs gibt. Als Vor- und Nachfeier werden zwischen dem 21. September und 26. Oktober die sämmtlichen Originaldichtungen Schiller's nach der Reihe ihres Entstehens zur Aufführung gelangen.

— **Die erste Aufführung des vieraktigen Schauspiels „Uarda"**, nach dem gleichnamigen Roman von Georg Ebers für das Berliner Viktoriatheater von Karl Ludwig bearbeitet, versammelte ein überaus zahlreiches und gebildetes Publikum in den Räumen des bis auf den letzten Platz gefüllten Hauses. Die Bearbeitung selbst zeugte von dramatischem Geschick, wenn es ihr auch nicht gelungen war, den poetischen Zauber und die psychologischen Feinheiten des berühmten Originals wiederzugeben. Am meisten hatten darunter die Charaktere gelitten, die sich nicht über das Niveau der gewöhnlichen Theaterschablone erhoben. Dieß trat besonders in der Rolle des so interessanten Arztes „Nebsecht" hervor, der, zu einer bloßen Nebenperson herabgesunken und seines liebenswürdigen Humors beraubt, kaum noch zu erkennen war. Dagegen verrieth sich in einzelnen Szenen und besonders in dem Schluß des ersten und zweiten Aktes die Hand eines bühnenkundigen Schriftstellers. Das Beste freilich that die unzerstörbare Poesie des ursprünglichen Stoffes, der trotz seiner Fremdartigkeit und der ihm angethanen Gewalt seine unverwüstliche Schönheit bewährte und selbst auf die wenigen Zuschauer, welche den trefflichen Roman noch nicht kannten, seine mächtige Anziehungskraft übte. Die Direktion des Viktoriatheaters hatte weder Kosten noch Mühe gespart, um das Schauspiel glänzend in Szene zu setzen. Die Dekorationen zeichneten sich durch ihre Treue und Pracht aus, ganz besonders der Tempel des Amon, die Veranda und der Park des ägyptischen Königspalastes, der Hafenplatz am Nil und der Festsaal des Ramses. Auch die Kostüme und Requisiten, nach Originalen des königlichen Museums und anderen Vorlagen angefertigt, befriedigten durch ihre Gediegenheit, obgleich ein gelehrter Egyptologe vielleicht hier und da bedenklich seinen Kopf schütteln und mancherlei Verstöße im Stillen belächeln mochte. Schwerlich dürften die egyptischen Tänzerinnen zur Zeit des Ramses solche Trikots getragen und so zierliche Entrechats geschlagen haben, wie ihre Berliner Schwestern; auch erinnerte die begleitende Musik nur zu sehr an bekannte Melodieen. Die Zuschauer folgten mit sichtlicher Theilnahme der interessanten Handlung und gaben oft durch rauschenden Applaus ihren Beifall zu erkennen, der ebensosehr den Bemühungen der Direktion wie der fleißigen Darstellung der Schauspieler, vor Allem aber dem Verdienst des berühmten Dichters galt. Durch die Dramatisirung seines Romans ist Georg Ebers in Berlin nur noch populärer geworden als er schon war.

— **Im Wiener Stadttheater wurde als erste deutsche Novität** „Hans und Grethe" von Spielhagen gegeben. Das Stück gefiel namentlich durch die Fülle dörflicher Genrefiguren, welche den zweiten Akt belebten und von den besten Kräften des Theaters äußerst glücklich skizzirt wurden. Der Erfolg war ein guter, zum Theil ein glänzender.

— **Das Düsseldorfer Stadttheater ist, nachdem der Bau vollendet** war, am 22. September mit Lohengrin eröffnet worden.

— **Am Burgtheater in Wien hat P. Lindau's Schauspiel:** „Johannistrieb" in vorzüglicher Darstellung den Reigen der Novitäten eröffnet. Unsere Leser kennen das Sujet des Stückes. Die Aufnahme, insbesondere der drei ersten Akte, war eine glänzende, der Verfasser wurde sehr oft gerufen.

— **Das Frankfurter Stadttheater wurde mit Beethoven's „Fi**delio" unter der neuen Direktion von O. Devrient eröffnet. Der Erfolg des ersten Abends war ein durchschlagender. Als erste Novitäten erschienen B. Björnson's „Neuvermählte" und M. Hartmann's „Gleich und Gleich".

— **Paul Ferrier's „Kammerjungfer" ist nun auch in Wien auf** dem Karltheater mit Erfolg in Szene gegangen. Das Urtheil lautet ungemein günstig für den Dichter, welcher ein etwas gewagtes Thema mit außerordentlicher Geschicklichkeit und ohne die Grenzen des Zulässigen zu überschreiten behandelt.

— **Ueber das neue Tondrama „Parsifal" von Richard Wagner** schreibt das „Musik-Wochenblatt" als Antwort auf einige in letzter Zeit ergangene Anfragen, daß die Aufführungen des „Parsifal" im Sommer 1880 in Bayreuth stattfinden und nur Mitgliedern des Patronatsvereins, also jenen Wagnerfreunden, welche den jährlichen Mitgliedsbeitrag von 15 Mark für die Jahre 1878, 1879 und 1880 bezahlt haben, zugänglich sein werden. Die vielfach anzutreffende Annahme Derer, die da meinen, man käme im Aufführungsjahre auch noch zeitig genug und werde, wie zu den Nibelungen-Aufführungen im Jahre 1876, in letzter Stunde noch Zulaßkarten erhalten, ist nach den Bekanntmachungen des Verwaltungsrathes der Bühnenfestspiele eine vollständig irrige. Die Mitglieder des Bayreuther Patronatsvereins genießen nicht bloß das Vorrecht zum freien Besuch der ersten Aufführung, sondern erhalten außerdem für ihren Beitrag auch noch die „Bayreuther Blätter" franko zugestellt.

— **Anton Rubinstein ist gegenwärtig mit dem Komponiren einer** neuen Oper: „Iwan Kalaschnikow" beschäftigt. Dieselbe soll bis zum März vollendet sein. Im Oktober reist der Maestro von Petersburg in's Ausland, um die Vorführung seiner Tonschöpfungen persönlich zu leiten.

— **Kretschmer's Oper „Die Folkunger", welche bereits an 36** Bühnen zur Darstellung gebracht wurde, ist jetzt von 7 weiteren Theatern, nämlich in Stuttgart, Sondershausen, Düsseldorf, Freiburg, Kiel, Rostock und Lübeck, zur Aufführung angenommen worden.

Kultur und Wissenschaft.

— **Dr. Schliemann hat durch seine bewunderungswürdige Hin**gabe für die Erforschung des Homerischen Zeitalters wieder einen bedeutenden Erfolg erzielt. Bei seinen Ausgrabungen auf Ithaka hat er im Südwesten der Insel einen Komplex von 90 Häusern cyklopischer Bauart bloßgelegt. Vielleicht wird die Angabe Schliemann's, daß diese Häuser der Homerischen Stadt Ithaka angehörten, sich nicht beweisen lassen, vielleicht wird die Behauptung des sanguinischen Forschers überhaupt falsch sein, — immer aber wird die Archäologie Nutzen aus der Entdeckung Schliemann's ziehen können.

— **Die französische Regierung hat Léon Cahun, einen durch** Studien über den Orient und namentlich Centralasien bekannten Gelehrten, in besonderer Mission nach Cypern abgeschickt, damit derselbe dort anthropologische und archäologische Forschungen mache.

— **Von dem Afrikareisenden Paul Soleillet sind Nachrichten ein**gelaufen, welche besagen, daß die Expedition des kühnen Forschers den günstigsten Verlauf nimmt. Der letzte Brief des Reisenden ist aus Kuniakary datirt, welche Stadt seit der Expedition von Mage und Quintin im Jahre 1864 von keinem Weißen betreten wurde. Soleillet ist von den Eingeborenen überall freundlich aufgenommen worden.

— **Der Afrikareisende Henry M. Stanley wird in der nächsten** Zeit in den großeren Städten Großbritanniens einen Cyklus von hundert Vorlesungen über seine Forschungsreise halten.

Erfindungen.

— **Edison, der berühmte amerikanische Physiker und Mechaniker,** hat auf der Pariser Ausstellung den großen Preis für die merkwürdigsten Erfindungen des Jahrhunderts erhalten. Derselbe ist im Augenblick mit einer Erfindung beschäftigt, welche die Ränder der Schriftzüge auf dem Papier hebt, wodurch es den Blinden möglich würde, mit einander zu korrespondiren. Auch für den Blindenunterricht würde dadurch ein unendlicher Vortheil gewonnen.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **Der Kongreß zum Schutz des industriellen Eigenthums in Paris** hat folgende Resolution angenommen: 1) Das Recht der Erfinder und Autoren auf industriellem Gebiet bezüglich ihrer Werke oder der Fabrikanten bezüglich ihrer Schutzmarke ist ein Eigenthumsrecht. Das Gesetz wird dasselbe nun regeln. 2) Die auswärtigen Industriellen sind den einheimischen gleichzustellen.

— **Nahe bei Oran und unmittelbar an einer Landesstraße sind** unerschöpfliche Schichten eines vortrefflichen lithographischen Steines entdeckt worden. Die Gegend dieses Vorkommens ist schon durch ihren Marmor zu Rufe gelangt. Da der lithographische Stein durch die Erschöpfung der bayerischen Brüche selten und theuer geworden ist, dürfte die hier gemachte Entdeckung, wenn die Qualität des Steines sich bewähren sollte, für den darauf gegründeten Kunstzweig von beträchtlichem Interesse sein.

— **Die holländische Regierung, welche Amsterdam zu einem** Stapelplatz der Nordsee umgestaltete, gedenkt jetzt Amsterdam mit Gorkum und letzteres durch die regulirte Waal mit Herzogenbusch und dem regulirten Rhein mit Arnheim einerseits, und mit den bedeutendsten Seeplätzen (Rotterdam, Dortrecht, Moordyk und Vlissingen) andererseits so zu verbinden, daß auch die größten Seeschiffe bis direkt an die genannten Plätze fahren können.

— **Die geschäftsführende Direktion des Vereines deutscher Eisen**bahnverwaltungen hat jetzt die deutsche Eisenbahnstatistik für das Betriebsjahr 1876 veröffentlicht. Darnach betrug die Gesammtlänge der Eisenbahnen im deutschen Reiche 29,223,5 Kilometer, auf Privatbahnen unter Staatsverwaltung 3069,5 Kilometer und auf Privatlahnen unter Privatverwaltung 11,998,1 Kilometer. Der Gesammtbetrag des zur dieselben verwendeten Anlagekapitals ist 7417,1 Millionen Mark oder durchschnittlich 260,504 M. pro Kilometer Bahnlänge. Die Summe aller Einnahmen betrug 843,3 Mill. M. und entfallen hievon auf die Personen- und Gepäckbeförderung 231,9 Mill. M., auf den Güterverkehr 562,8 Mill. Mark und auf sonstige Einnahmen 48,7 Mill. M. Die Gesammtausgaben haben 484,7 Mill. M. oder 57,5 pCt. der Bruttoeinnahme.

— **Aus Anlaß der am 1. Oktober begonnenen Einführung be**sonderer Postkarten à 10 Pfennig für den Verkehr im Weltpostverein wird die Mittheilung von Interesse sein: daß die Anzahl der Postkarten, welche sich zwischen den einzelnen Ländern des allgemeinen Postvereins bewegen, gegenwärtig etwa 16 Millionen jährlich beträgt. Da inzwischen fast sämmtliche civilisirte Nationen der Weltpost-Union beigetreten sind, wird sich der Ausbreitung der Postkarten auch im Weltverkehr ein weiteres ergiebiges Feld eröffnen; im Innern der einzelnen Postgebiete gelangten im letzten Jahr etwa 450 Millionen Postkarten zur Versendung.

— **Die Eisenbahn Neustettin-Belgard (Posen-Belgard) ist am** 1. Oktober eröffnet worden. Von der Eisenbahn Heilbronn-Karlsruhe wird die Strecke bis Schwaigern schon Mitte Oktober eröffnet, die ganze Linie kann jedoch erst Anfang 1880 befahren werden. Von der Linie Gladbach-Roermond wird die Hauptlinie Antwerpen-Gladbach im nächsten Mai eröffnet werden. Die Linie Rapperswyl-Pfäffikon wurde am 26. August zum ersten Male befahren.

Feste und Versammlungen.

— **Am 29. August 1879 werden es hundert Jahre, daß Johann** Jakob v. Berzelius, der berühmte Chemiker, zu Westerlosa in Schweden geboren wurde. Die schwedischen Blätter erinnern schon jetzt an diesen Tag mit der Aufforderung, bei Zeiten die Vorbereitungen zu einer würdigen Feier desselben zu treffen.

— **Der sechste Kongreß der Diakonissenhäuser wurde diesmal** (18.—19. September) in Kaiserswerth abgehalten. Die Zahl der Schwestern beläuft sich gegenwärtig auf 3800, die der Arbeitsfelder auf 1030; die Ausgaben betragen 4,110,147 Mark.

Denkmäler.

— **Das Haus im Haag, welches Spinoza vom Jahre 1652 bis** zu seinem Tode, 21. Februar 1678, bewohnt hat, ist nach jahrzehntlangen Forschungen endlich aufgefunden. Es ist festgestellt, daß es das Haus Pavelsoensgracht Nummer 28 an der Doubelstraat, dem heiligen Geisthuis («hoffje») gegenüber, das Haus des Herrn van der Spyk gewesen, bei welchem der große Philosoph die Giebelfensterstube als Miethswohnung innehatte. An dem Hause wird demnachst eine Gedenktafel mit latemischer Inschrift zur Erinnerung an Spinoza angebracht werden.

Gestorben.

— Westergaard, Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Kopenhagen, am 9. September, 63 Jahre alt.

— Fanny Aigner, geb. Matras, 1834—1859 Mitglied des Burgtheaters in Wien, zu Pötzleinsdorf, am 13. September.

— Geh. Justizrath Bauerband, Professor der Rechte, in Bonn, 78 Jahre alt.

— Fürst Eugen Ruspoli, vorm. Generalpostmeister des Kirchenstaats, 61 Jahre alt, in Rom, am 14. September.

— Dr. J. B. Ullesperger, k. Rath und vormals herzoglich leuchtenbergischer Leibarzt, der Rektor der münchener Aerzte, am 15. September, 81 Jahre alt, in München.

— Gino Grimelli, Redakteur des Cittadino, Gemahl der Schriftstellerin Assing-Grimelli, in Modena. Mitte September, 35 Jahre alt.

— Geh. Oberregierungsrath Freh. Stiehl, Verfasser der Regulative für den Volksunterricht in Preußen von 1854, am 15. September, in Berlin.

— Franz Dunkler, Kaviän-Direktor der k. Militärkapelle, Komponist, im Haag, am 16. September.

— A. de Tounens, vorm. Advokat in Perigueux (Exkönig von Araucanien Aurélie Antoine I.), in Tourtoirac, Mitte September.

— Graf Steenbock, k. russ. Oberhofmeister, in Vevey, am 20. September.

— Clement Laurier, Advokat und Deputirter, vorm. Redakteur der Revue politique, 46 Jahre alt, in Paris, am 20. September.

— Dr. Wilhelm Zimmermann, Stadtpfarrer in Owen, Dichter und Historiker, in Mergentheim, 71 Jahre alt, am 22. September.

Das Denkmal Friedrich Wilhelm III. in Köln.

(Hiezu das Bild S. 45.)

Es war am 19. November des Jahres 1856, als der damalige Regierungspräsident v. Möller, veranlaßt durch den vielfach in den Rheinlanden und besonders in der Stadt Köln ausgesprochenen Wunsch, dem König Friedrich Wilhelm III., dem Befreier der Rheinprovinz von fremder Herrschaft und dem Begründer ihres Wohlstandes, ein Denkmal zu setzen, das den kommenden Geschlechtern ein dauerndes Festgriff der dankbaren Gesinnung ihrer Vorfahren geben sollte, die erste Versammlung von Kölner Bürgern berief. In einem Jahre war eine Summe von nahezu 140,000 Thalern beisammen. Das Komite schrieb am 11. Dezember 1860 eine Konkurrenz aus mit der Frist bis zum 1. Januar 1862 und stellte die Aufgabe, dem Hauptgedanken künstlerischen Ausdruck zu geben mit Ausschluß aller allegorischen Darstellung, unter Zusicherung von namhaften Preisen für die relativ besten Entwürfe (5000 Thaler als ersten Preis, 2000 als zweiten und für die drei nachstfolgenden je 1000 Thaler). Aber von den dreizehn eingegangenen Skizzen konnte das Gutachten der Kommission von Sachverständigen keine als zur Ausführung geeignet bezeichnen. Von den Preisen erhielt Professor Begas aus Berlin den ersten, Professor Jos. Mohr den zweiten und die Professoren Schievelbein, Bläser und Bildhauer C. Zumbusch den dritten, vierten und fünften. Man beschloß, die Künstler zu neuen Versuchen, zu neuem Wettkampf aufzurufen, aber auch diesmal ohne besseren Erfolg. Elf Modelle und sechs Zeichnungen liefen ein — und wiederum fand keine vor den Augen der inzwischen erneuerten Kommission von Kunstrichtern Gnade. So ging man dazu über, sich mit einzelnen hervorragenden Künstlern unmittelbar in Verbindung zu setzen, und das Resultat der langen Verhandlungen war, daß den Professoren Schievelbein und Bläser zu Berlin die Ausführung des Projektes übertragen wurde, in der Weise, daß Ersterer die Reiterstatue, Letzterer das Postament mit den dazu gehörigen Figuren übernahm.

Inzwischen nahte der Tag, an welchem man ursprünglich beabsichtigt hatte, das Denkmal aufzustellen, der Tag des Jubiläums der fünfzigjährigen Wiedervereinigung der Rheinprovinzen mit Deutschland und der segensreichen Verbindung mit Preußen unter dem mächtigen Szepter der Hohenzollern, der 16. Mai 1865. Man entschloß sich, ihn wenigstens durch die Grundsteinlegung zu dem projektirten Denkmal zu feiern und zu dieser Feier König Wilhelm, der Tags vorher der Einweihung des Polytechnikums zu Aachen beigewohnt hatte, einzuladen. Als der geeignetste Platz für das Denkmal wurde der sogenannte Heumarkt ausersehen, der im belebtesten Stadttheile Kölns nicht weit vom Rheine gelegen ist.

Das eigenthümliche Geschick, welches über der Ausführung des Denkmals schwebte, war aber noch keineswegs erfüllt. Schievelbein und Bläser starben vor der Vollendung; doch war es Bläser noch vergönnt, den Hauptheil der Arbeit, die Reiterstatue des Königs, fertigzustellen. Die Professoren Calandrelli und Schweinitz zu Berlin, welche Beide mit Bläser gearbeitet hatten und mit seinen Ansichten und Ideen vertraut waren, fanden sich bereit, das Denkmal zu vollenden.

So ist denn endlich das Denkmal errichtet. Zu mächtiger Höhe erhebt sich die Reiterstatue auf einem Sockel von rothem schwedischem Granit mit vier vorspringenden Ecksockeln von 7 Fuß und $^1/_2$ Zoll Höhe, 5 Fuß 3 Zoll Breite, 4 Fuß Stärke und mit vier Platten zu den vorspringenden Ecken. Der König selbst sitzt im Königsornat, ohne Kopfbedeckung, das Szepter in der Rechten, auf dem ruhig schreitenden Pferde, die Ruhe und Milde in dem wohlgetroffenen Antlitz, welche er auch im Leben zeigte. Die Statue selbst hat eine Höhe von 7 Meter, eine Länge von $5^1/_2$ Meter, ein Gewicht von 9850 Kilogramm. Das ganze Denkmal mit einem Gewicht von 35,000 Kilogramm ist 8 Meter lang, $5^1/_2$ Meter breit und vom Granitsockel an $12^1/_2$ Meter hoch. Es ist somit wohl das größte Reiterstandbild auf dem ganzen Kontinent und auch an künstlerischem Werth den berühmten Reiterstatuen Friedrich des Großen und des Großen Kurfürsten in Berlin ebenbürtig. Ebenso wie die Statue selbst sind auch die auf dem breiten Theile des Postaments angebrachten, durchschnittlich 3 Meter hohen Figuren, welche den König umgeben, als vorzüglich gelungene Kunstwerke zu bezeichnen. Sie stellen die Feldherren und Staatsmänner dar, welche an der Erhebung Preußens und an der Befreiung Deutschlands einen hervorragenden Antheil gehabt haben: auf der hervorspringenden Ecke der vorderen Seite die Helden York rechts und Blücher links, in ihrer Mitte Fürst Hardenberg; auf der hinteren Seite die Heerführer v. Kleist rechts und v. Bülow links, in deren Mitte Stein, der Vater der Städteordnung. Jede der beiden Langseiten ist geschmückt mit fünf Statuen. Auf der rechten Seite tritt Scharnhorst hervor, neben ihm Graf Solms, der erste Oberpräsident der Rheinprovinz, der Minister Bernuth, der Oberpräsident v. Schön und W. Humboldt, der Staatsmann; auf der linken Seite Gneisenau in der Mitte und neben ihm E. M. Arndt, Niebuhr, A. v. Humboldt, sowie der Finanzminister v. Motz. Auf der vorderen Seite befindet sich die Aufschrift: „König Friedrich Wilhelm III. Die dankbaren Rheinlande 1865."

Um die unteren Seiten des Sockels endlich zieht sich ein Gürtel von Reliefs in einer Länge von 26 Meter, welche ein Bild geben von den Leistungen und Fortschritten auf den Gebieten der Kunst, des Handels und der Gewerbe während der Regierungszeit des Königs und zugleich eine ehrende Erinnerung an die Männer, welche sich auf jenen Gebieten besondere Verdienste erworben haben.

J. H.

Abzug von einer Hochalm. Nach einem Gemälde von Chr. Mali.

Abzug von einer Hochalm.

Unter den Münchener Malern des Thiergenres nimmt Christian Mali einen hervorragenden Platz ein. Obwohl 1835 in Brockhuisen bei Utrecht geboren, ist unser Künstler doch ein echter und gerechter Schwabe. War sein Vater aus seiner Heimat Württemberg nach Holland hinabgezogen, um dort die Verwaltung eines Gutes zu übernehmen, so konnte die Mutter nach seinem Ableben nichts Besseres thun, als mit ihren Kindern — Christian war damals erst ein Jahr alt — in ihre schwäbische Heimat zurückzukehren. Nach ihrem frühen Tode bildete sich Christian zum Holzschneider und lebte als solcher bis zu seinem dreiundzwanzigsten Jahre in Stuttgart. Doch befriedigte ihn sein Beruf nicht ganz und er zog nun (1858) nach München: er wollte Maler werden. Die erste Zeit hindurch malte er malerische alte Dörfer mit ihrem in engen Kreisen sich bewegenden Leben und Treiben. Dann versuchte er sich in Städtebildern; aber bald kehrte er den Städten wieder den Rücken und staffirte Dorfgassen mit Bauersleuten und Thieren. Und die wurden zusehends größer und aus der Nebensache zur Hauptsache; aus dem Landschafts- und Architekturmaler war mit der Zeit ein wackerer Thiermaler geworden, dessen Bilder in den ersten Sammlungen hängen, wie z. B. sein „Schäfers Morgengruß" in der Stuttgarter Staatsgalerie, während die neue Pinakothek in München und die Galerieen auf dem Rosenstein und in Friedrichshafen schöne Architekturbilder von seiner Hand enthalten. Und wie das Ausland den schwäbischen Meister zu ehren weiß, zeigt uns die goldene Medaille, die er sich für seine „Schafe im Frühling" 1876 in London erwarb.

In dem Bilde, das wir heute im Holzschnitt bringen, führt uns der Künstler auf die Alm. Auf die Alm; wie uns das poetisch anmuthet! Und es ist echte, wahre, ungeschminkte Poesie; bisweilen zwar etwas derb, aber immerhin Poesie.

Von der aus einer unbehauenen Steinplatte bestehenden Schwelle der Sennhütte schweift der Blick über grüne Matten, dunkle Wälder und zackige Felsgrate, während sich die Sennerin im Innern der Hütte mit dem weitaus kleinsten Raume bescheidet und der Hauptraum dem Vieh zugewiesen ist. Und so beschränkt ihr Wohnraum, so nimmt auch von ihm der Herd mit dem flackernden Feuer und rußigen Kessel drüber den größeren Theil desselben für sich in Anspruch. Meist steht der thurmhoch aufgebaute „Kreister", d. h. das Bett der Sennerin, in einer kleinen Nebenkammer, doch nicht überall findet sich ein solcher Luxus.

Die Sennerin ist Königin auf ihrer Alm, aber ihr Hofstaat besteht nur aus Kühen und Gaisen, wenn's hoch kommt, auch aus einem jungen Stier. Die Bergweiden liegen nicht alle auf gleicher Höhe. Im August schon fällt auf den oberen bisweilen der Schnee. Dann treibt die Sennerin das hungernde Vieh von der „Hochalm" auf die tiefer gelegene „Niederalm", und diesen Moment des Aufbruches hat uns der Künstler in anmuthiger Weise vorgeführt.

C. A. Regnet.

Psyche. Nach einem Gemalde von R. Beschlag. (S. 55.)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Der Himmel, unter dem Robert Neuland hinschritt, die Landschaft, die er durchwanderte, und die Zeit, in der er es that, ähnelten sich in der Stille, die gleichmäßig über allen Dreien lag. Die Stille der letzteren ruhte nicht über der Ostseeküste und Deutschland allein, sondern hielt den ganzen Welttheil, welchem dieses angehörte, bedeckt. Seit länger als einem Menschenalter hatte kein Krieg, vor siebenzehn Jahren zuletzt die Julirevolution Frankreichs flüchtig den Frieden Europas erschüttert; wie ein langer, wolkenloser Sommer waren viele Jahrzehnte über den Ländern und Völkern hingegangen. Vielleicht mit zu großer Dürre; vielleicht sahen Weiterblickende mit Besorgniß in die Zukunft, daß der Mangel an befruchtender Kraft einen Mißwachs erzeugen werde. Die Wetterkundigen, die über dem Gelärm der großen Städte auf ihren Sternwarten den Barometerstand ablasen und ihre Rechnungsschlüsse daraus zogen, mochten die Nothwendigkeit des baldigen Eintritts der Aequinoctialstürme voraussagen, einer gewaltsamen, heftigeren Ausgleichung nur scheinbar schlummernder Elementarkräfte, als sie seit langer Gedenkzeit aufgetreten. Aber hier am Seestrand, viele Meilen von jeder großen und selbst kleinen, doch sich als solche dünkenden Metropole entfernt, lagen Himmel, Land und Zeit zu einträchtigem Bild unbewegter Friedlichkeit vereint. Die rothen Hagebutten und die blauen Schlehen nickten dem Vorüberwandernden freundlich vom hohen Zaungerank der Landstraße, verspätete Jelängerjelieberblüte wand ihren Duft hindurch, der Bauer, der mit langsam ziehendem Gespann des Weges daherkam, rückte vor dem ihm begegnenden, städtisch gekleideten Fremden respektvoll an Hut oder Mütze, und das Melkmädchen, die weißangefüllten Eimer an der über die breiten Schultern gepreßten Traglast geschickt balancirend, hielt, „guten Abend" wünschend, vor dem Uebersteg inne, bis der Begrüßte vorbeipassirt war, und schwang dann mit leisem Gekicher ihre derben Waden über den Sperrstein des Fußwegs. Doch nicht lange folgte Robert Neuland der großen Fahrstraße, sondern bald nachdem er das zum Gute Malchow gehörige Dorf durchschritten, bog er ebenfalls, trotz Jakob Kyritz' Abmahnung, zur Rechten über einen derartigen Stein, und zwar ebenso instinktiv, wie er an der Seite Elsabe's den nächsten Parkweg nach dem Schlosse eingeschlagen, und betrat den dahinter beginnenden schmalen Fußsteig mit einer Zuversicht, als ob er denselben schon tausendmal in seinem Leben begangen und ihn gerade so wohl blindlings in Nacht und Nebel zu finden vermögen würde. Der manchmal kaum sichtbare Pfad führte anfänglich über Stoppelfelder, dann durch Waideland, auf dem noch zerstreute zahlreiche Rinderheerden grasten. Bevor der Wanderer das Ende desselben erreichte, kam brummend und in bedrohlicher Haltung ein weißgehörnter Stier auf ihn zu, doch Neuland drehte sich ruhig um und legte seine landwirthschaftlichen Spezialkenntnisse durch die Ansprache an den Tag: „Bist du auch verrückt? Kaum ein Jahr alt und willst schon aufmurren, was dir nicht gefällt?" Ohne sich um das verdutzt innehaltende, ihm dumm nachglotzende Thier weiter zu bekümmern, setzte er seinen Weg fort; der dunkle Kirchthurm von Ellernbrook stieg mit fast erdrückender Schwere dichter vor ihm auf. Neuland hielt einige Augenblicke, in tieferen Zügen Luft schöpfend, inne, dann mündete der Fußsteig unmittelbar vor den ersten Häusern des Dorfs wieder in die Landstraße ein. Der Ellernbach kreuzte nur kurz zuvor noch den Abkürzungsweg, der vermittelst eines hochgeschwungenen Holzstegs hinüberführte. Der Fuß Robert Neuland's hatte diesen schon betreten, als er sich plötzlich wieder zurückbewegte und seitwärts zwischen Weidengebüsch hindurch an den Rand des Wassers bog. Dort nickte der Kopf des Hinabsehenden und der Mund desselben lachte, wie er es schon manchmal heute gethan: „Alles Gerümpel noch auf dem nämlichen Fleck; anderes, immer dasselbe, aber dazwischen grünt es ebenso immer wieder heraus. Vielleicht hat der alte Steffen die Stiefel da zusammengeklopft, sie sind durch die Welt marschirt und liegen nun wieder hier. Putrescant cum caeteris!"

Er griff einen Stein vom Boden und warf ihn in eine ziemlich breite, seitwärts vom Bach gebildete Wasserlache, deren Ränder mit allerhand Sumpfpflanzen dicht umgrünt waren. In der Mitte jedoch befand sich unverkennbar der vom Buschwerk dem Auge verborgene Ablagerungsplatz des Dorfes für allen werthlos und unbrauchbar gewordenen Hausrath, ein Gemenge von Topfscherben, zerbrochenen Tassen, rostigen Eisenbruchstücken, desolat zerrissenem Schuhwerk und hundert ihre ehemalige Nutzung kaum mehr andeutenden, verbogenen, verbeulten und verschabten sonstigen Gegenständen. Das dazwischen befindliche seichte Wasser kräuselte sich nach dem Steinwurf zu leichten Ringen und glättete sich wieder aus. Einige Sekunden bog Robert Neuland den Kopf über den beruhigten Spiegel und betrachtete sein Gesicht, das zwischen den abgenutzten, zum Kehricht geworfenen Scherben des Grundes heraufkam; dann ging er über den Brückensteg weiter, in's Dorf Ellernbrook hinein.

Dieß erregte einen äußerst anheimelnden Eindruck. Wie in allen Dingen sich verschiedene Generationen durch einander mischen, waren die Häuser theils älter, theils neuer, auf den strohbedeckten Dächern wuchs hier dicht grünendes Moos, stach dort die erst kürzlich vollendete Neubedachung noch gelb zwischen den anderen hervor. Doch Alles prunkte fast mit einer ungewöhnlichen Sauberkeit, die Straßen, die Hauswände und Thüren, die kleinen, blank gehaltenen Fensterscheiben, die Einfassungsstakete der Vorgärtchen, deren Blumenbeete der beginnende Herbst nirgendwo mit der sonst bräuchlichen Verwilderung überzogen hatte. Reseden und Goldlack füllten aus ihnen die Straße mit Duft und Monatrosen mischten farbige Kelche in das dunkle Septembergrün des Blattwerks. Es begann zu dämmern und fast überall saßen ältere Männer und Frauen, oft von spielenden Kindern umgeben, auf den Holzbänken neben ihrer Hausthür. Sie hatten, so lang das Tageslicht es verstattete, eine nützliche Handarbeit betrieben und rasteten jetzt schwatzend oder blauen Pfeifendampf vor sich hinblasend; die Kinder, auf dem Wege zu dichterem Schwarm gesellt, lärmten und jauchzten, doch ohne mißtöniges Geschrei oder rohe, die Schicklichkeit verletzende Ausdrücke. Die Mehrzahl der kleineren Knaben und Mädchen lief barfuß, allein die Kleidung aller, auch derjenigen, die unverkennbare Armuth der Eltern bekundeten, war reinlich, heil und von auffälliger Ordnung beherrscht.

Sie wichen vor dem herankommenden Fremden zur Seite, doch starrten sie ihn nicht nach Weise sonstiger Dorfjugend scheu und dumm an, sondern erwiederten seinen Gruß mit zutraulichem Blick der blauen Augen und fröhlichem Nicken der zumeist flachsblonden Köpfe. Von den Erwachsenen vor den Thüren zog ein Theil die Mütze, Einige standen mit einem Grußwort auf, Niemand ließ Neuland's Vorüberkommen völlig unbeachtet. Deutlich wahrnehmbar herrschte ein gemeinsamer, wohlthuender Geist in Ellernbrook, eine waltende Hand hielt die Gemüther, Vernunft und Herz der Bewohner geordnet, wie diese ihre Häuser, Hof und Habe, und das sich ringsum freundlich und erfreulich aussprechende Ergebniß ließ sich dem Einsichtigen nur durch die unausgesetzte und unermüdlich-fürsorgliche Wirkung einer langen Reihe von Jahren erklären. Fürsorglich die Glocke des hohen Kirchthurms begann die ländliche Feierstunde zu läuten, und wie hörbar drängte sich aus ihren Klängen ein anderes Wort hervor, das, ähnlichen Lautes, doch zugleich eine volle Erklärung in sich schloß: Seelsorgerisch. In der That konnte der überraschende Zustand des Dorfes kaum einem andern Ursprung entstammen als dem Pastoratshause, dem Geiste und Gemüth, die in diesem herrschten und mit opferfreudiger Unermüdlichkeit als einziges Ziel ihres Daseins die geistige und leibliche Verbesserung und Veredlung der Dorfgemeinschaft in's Auge gefaßt hielten.

An einem geräumigen, von stattlicher Dorflinde überschatteten Platze, dessen jenseitiges Ende die Kirchhofsmauer begrenzte, lag der sofort durch seine behäbigsaubere Erscheinung zur Einkehr ladende Krug des Ortes, der vollen Anspruch auf den Namen eines ländlichen Gasthauses erheben durfte. Trotzdem und abermals des Rathschlags seines mittäglichen Wirthes nicht eingedenk, schritt Robert Neuland an der geöffneten Thür vorüber und eine Weile unter der Kirchhofsmauer entlang, als ob er dem Ausgang des Dorfes wieder zutrachte und ungeachtet der Dämmerung sein Nachtquartier noch in dem zwei Stunden entfernten, von Jakob Kyritz nicht besonders beleumundeten Fabrikstädtchen zu suchen beabsichtige. Doch plötzlich bog er von der großen Dorfstraße auf einen schmalen Seitenweg zur Rechten ab, verfolgte diesen eine kurze Strecke und trat durch eine offene, in's freie Feld hinausführende Pforte in den eingezäunten Innenraum eines ländlichen Gehöfts ein. Die Rückseite eines ziemlich langgestreckten Wohngebäudes, eine Scheuer, aus deren offenem Flügelthor noch der Takt von Dreschflegeln scholl, und breit-schattig sich abwärts ziehender Garten begrenzten den Platz, der die nämliche Ordnung wie Alles ringsum in Ellernbrook aufwies. Ein Huhn gackerte noch halblaut in einer Ecke, sonst befand sich nichts Lebendes, kein menschliches Wesen darauf. Nur, wie der Eingetretene einen Moment um sich blickend stillstand, huschte drüben am Rand der Scheuer ein Mädchen mit halb kurzgeschnittenem, glanzbraunem, Nacken und Schläfen frei umfliegendem Haar hervor und duckte sich, einen matt glimmernden Metallgegenstand in der Hand bergend, hinter den breiten Stamm eines an den Garteneingang stoßenden Apfelbaumes. Wenige Augenblicke später näherte sich diesem von unten herauf ein Schritt, und das Gesicht eines langen, doch eben erst über das Knabenalter hinausgewachsenen jungen Burschen ward sichtbar. Allein nur für Sekunden, denn gleich darauf fuhr er mit beiden Händen nach seinen Augen in die Höhe, die plötzlich aus der Nähe ein voller Wasserstrahl getroffen, übergossen und geblendet hatte. Als er wieder aufzusehen vermochte, ging das etwa fünfzehnjährige Mädchen, das den blanken Gegenstand von vorhin nicht mehr in der Hand trug, ruhig und gleichgültig dem Garten zu. Er sah sie und trat ihr einen Schritt nach und rief: „Petrea —!"

Sie drehte sich halb um: „Was beliebt, Monsieur Römhold?"

„Du hast's gethan!"

„Was gethan?"

„Mich mit Wasser bespritzt."

Sie zeigte spöttisch ihre leeren Hände.

„Dich? Womit? Und wozu?"

Er war auf sie zugegangen.

„Du hast die Spritze in der Tasche!"

„Nein. Und wenn ich's hätte —"

„Thust Du's noch einmal, nehme ich sie Dir und breche sie entzwei."

„Oho! Gewiß habe ich sie — da ist sie! Und was ich thun will, darum befrage ich Keinen und Dich am wenigsten."

Sie hatte die in Rede stehende Metallspritze flüchtig halb hervorgezogen und schob dieselbe, da seine Hand darnach griff, rasch wieder in die Tasche ihres Kleides zurück. Doch er behielt den Arm ausgestreckt und erwiederte: „Willst Du so, da thu' ich auch, was ich will. Und wenn Du noch lachst, thu' ich's gleich!"

Seine Rechte faßte ihren Oberarm, während er mit der Linken ihre Tasche zu erreichen suchte. Sie entwand sich der letzteren Hand, strebte jedoch vergeblich, ihren Arm loszumachen und blitzte ihn mit drohenden Augen an: „Unterstehʼ Dich, Eugen!"

Doch es war offenbar nicht eine einmalige Rechnung, die ihn in solche Gereiztheit versetzte, daß er, ohne sich um Blick und Wort zu bekümmern, nicht von seinem Vorsatz abließ, sondern mit ihr zu ringen anhub. Seine Kraft übertraf in begreiflicher Weise die ihrige, zumal da er sie völlig rücksichtslos wie einem Kameraden gegenüber einsetzte, allein sie zeigte sich ihm dafür an Behendigkeit entschieden überlegen, und wenn ihr Verhältniß sich überhaupt ungefähr wie das herkömmliche zwischen Hund und Katze angelassen, so besaßen Beide auch in der Art des Angriffs und der Vertheidigung eine entsprechende Aehnlichkeit. Dazwischen stieß Petrea von Malchow athemlos und abgerissen aus: „Du bist ein langer Tölpel, Du! — Ich weiß nicht, was mir mehr zuwider wäre, als Du! — Wenn Du mich jetzt nicht losläßt —"

Eugen Römhold hatte sie mit den Schultern gegen die Seitenwand der Scheuer gedrückt und hielt sie.

„Ich habe Dir nichts gethan und thue Dir nie etwas," entgegnete er, „aber Du bist boshaft wie eine Katze —"

„Wenn ich nur Krallen hätte, ich zeigte Dir's! Läßt Du mich los oder nicht? Sonst — eins — zwei —"

Sie bückte blitzschnell ihren Mund nach seinem Arm vornüber, daß ihr das Haar über Stirn und Augen herunterflog, und mit einem Schmerzenslaut fuhr unwillkürlich seine Hand, in die ihre kleinen Zähne scharf hineingebissen, von ihr zurück. Schnell den Moment,

in dem sie freigelassen worden, benützend, sprang sie zur Seite, ergriff ein an der Scheuer lehnendes Grabscheit und rief: „Versuchst Du's nochmal, schlag' ich Dich todt!"

Er stand, halb von der Anstrengung, halb vor Zorn und unschlüssiger Verlegenheit dunkelroth, sah auf seine leicht blutende Hand, die noch das Merkmal der feindlichen Zähne trug, tastete mit der andern an den durchnäßten Hemdkragen seines Halses und sagte mit abgespanntem, fast weinerlichem Ton: „Du hast mir furchtbar weh gethan —"

„Du hast mich vor die Brust gestoßen, das thut auch weh."

„Ich werd's Helene sagen."

Ein höhnischer Augenaufblitz des Mädchens funkelte in sein Gesicht herüber.

„Das thu' nur, Muttersöhnchen! Damit sie Dir die Backen streichelt und Dich bedauert: ‚Armer Junge, bleib' doch von der bissigen Katze fort.' Vielleicht gibt sie Dir auch einen Kuß zum Trost."

Es mußte etwas in den Worten liegen, das ausgesucht war, seinen Zorn noch zu steigern, denn ein anders geartetes Roth flog Eugen Römhold jetzt über die Schläfen und er stieß, offenbar halb besinnungslos, aufgebracht hervor: „Nein, ich werde ihr sagen, daß Du auch verrückt bist — wie Deine Tante!"

Nach der Wirkung, welche die Worte auf Petrea ausübten, hatte er sich mit ihnen unverkennbar nach einem studentischen Ausdruck „in Avantage gesetzt". Das Blut strömte ihr aus dem Gesicht zurück und aus dem helleren Rahmen leuchteten ihre dunklen Augen ihn einen Moment stumm, doch feuriger aufsprühend an, dann zuckte sie mit gemachter Gleichgültigkeit die Achsel: „Wenn Du Einer sagen mußt, daß sie verrückt ist, kannst Du's bei Deiner geliebten Helene näher haben."

Und bei jedem Schritt das Grabscheit klirrend in den Boden stoßend, drehte sie den Rücken und ging langsam, wie ein Sieger nach gewonnener Schlacht oder wie ein weibliches Wesen, dem das letzte Wort geglückt, in den vom Zwielicht übergrauten Garten hinunter.

Nun waren Beide aus dem Gesichtskreis des Hofraums wieder verschwunden, der letztere lag unbelebt wie zuvor, und der ungesehene Zeuge des an eine Szene zwischen Angehörigen der Häuser Montague und Capulet, doch nicht an Romeo und Julia erinnernden Vorgangs schritt, in seinen kurzen Vollbart hineinmurmelnd: „Es scheint, daß wir darnach die Mamsell Helene des Herrn Kyritz auch bereits kennen," einer Hinterthür an der Rückseite des etwas erhöht liegenden Wohngebäudes zu. Ein breiter, hundertfach gefältelter Radkragen, der frisch gesteift und gebügelt zum Nachtrocknen am Kreuzstock eines geöffneten Fensters hing, bildete gleichsam ein Wahrzeichen des Hauses, das er, offenbar einem Geistlichen angehörig, als das Pastorat von Ellernbrook ankündigte. Vielleicht hätte ein anderer Fremdling ziemlich rathlos vor der geschlossenen Hofthür gestanden, da dieselbe nach Landesbrauch aus zwei Theilen zusammengesetzt war, die sich nicht durch einen gemeinsamen Griff aufthun ließen, doch Robert Neuland faßte die obere und untere Klinke zugleich, öffnete und trat ungemeldet in die Küche des Pfarrgebäudes ein. Halb lag diese im letzten Dämmerlicht des Tags, halb ward sie von einem flackernden Herdfeuer erhellt und durchschattet, und eine weibliche Stimme sagte von letzterem her: „Lauf' noch zum Laden hinüber, Marthe, der Herr Pastor wird hungrig sein, wenn er zurückkommt, denn er ist weit fort gewesen "

Dann brach die Sprecherin ab und sah, sich die Augen schattend, überrascht auf den unerwartet unter der Thür stehenden fremden Ankömmling. Die beauftragte Magd hatte noch, ihre rothen bloßen Arme an ihrer Küchenschürze abtrocknend, geantwortet: „Ja, Mamsell Helene, was —?" und blickte nun ebenfalls mit groß aufgesperrten Augen den auf so ungebräuchlichem Zugang erschienenen Unbekannten an.

Es war ein Bild nicht gerade phantastischer, aber für die plötzlich aus dem Zwielicht draußen hineinversetzten Augen im ersten Moment doch überraschender Art. Eine schmächtige, aber hohe und schlank biegsame Gestalt, stand die Pfarrerstochter in dunklem, bis zum Halse hinaufschließenden Hauskleid am Herd und der letzte Tagesschein fiel vom Fenster her auf ihren Rücken und auf das goldblonde, leicht gelockte Haar, das über den Nacken herabfließend, eher selbst Licht auszustrahlen als zu empfangen schien. Die Vorderseite ihrer Figur dagegen bot völlig andere Farbe und Beleuchtung. Eine weiße Schürze erstreckte sich ihr fast bis zu den Füßen nieder, reichte, mit Nadeln befestigt, über die Mitte der Brust empor und schloß sich dort beinahe unmittelbar an die Enden des einfach am oberen Kleidsaum herabgeschlagenen Kragens. Ueber diese weiße Hälfte ihrer Erscheinung aber warfen die rothen Zungen des Feuers wechselnd ein grelles und matt absinkendes Licht, und wie der flackernde Schimmer und die Schatten sich ablösten, schienen bald ein jugendlich-liebliches Mädchengesicht, bald die schon gealterten, leise durchfurchten Züge einer unter des Lebens äußeren und inneren Sorgen bereits über die Blütezeit hinaus gereiften Frau aus dem Widerstreit zwischen Helle und Dunkel herüberzublicken.

„Entschuldigen Sie, Fräulein, wenn ich vermuthlich auf einem verbotenen oder doch von Fremden nicht benützten Wege in's Haus gelange," sagte Robert Neuland jetzt artig, mit höflicher Verbeugung. „Es ziemt sich vielleicht nicht Alles zu jeder Zeit und die Bräuche wechseln mit den Menschengeschlechtern. Aber ich suche den Herrn Pastor Fleming — mein Name ist Neuland —"

„Mein Vater ist in Amtsgeschäften ausgefahren, doch ich erwarte ihn in jeder Minute zurück." Helene Fleming erwiederte es, mit leichtem Anstand den Gruß des Fremden entgegnend, öffnete eine auf den Flur führende Thür und fügte hinzu: „Darf ich Sie bitten, in's Wohnzimmer zu treten; Ihr unvermuthetes Erscheinen in der Küche überraschte mich allerdings. Leuchte, Marthe!"

„O, ich finde — ich sehe die Thür schon," versetzte Neuland, auf den beinahe lichtlosen Steinflur hinaustretend, doch seine Führerin antwortete: „Jedenfalls dürfte es in dem alten, winkelig gebauten Hause für einen Fremden doch noch etwas schwieriger sein, unser Wohnzimmer, als von draußen die richtige Hausthür zu erkennen. Hier, bitte ich."

Sie hatte eine Thür geöffnet und beschäftigte sich im Dunkel des Zimmers, das Beide aufgenommen, mit einem klirrenden Gegenstande. Dann erglühte es mit rothem Punkt zwischen ihren Händen, gleich darauf schoß ein kleiner, wagrechter Feuerstrahl hervor, sie entflammte an der Wolf'schen Zündmaschine den nebenliegenden Papierfidibus und setzte den Docht der bereitgestellten Oellampe in Brand. Im Gehen über den Flur hatte Helene Fleming die weiße Küchenschürze abgelöst und stand nun im dunklen Hauskleide einfach, doch fast noch höher und schlanker erscheinend vor Neuland da.

Er suchte sie, soweit die Schicklichkeit es verstattete, mit unverholener Aufmerksamkeit zu betrachten. Welche von den beiden vorherigen Beleuchtungen hatte Recht gehabt?

Die Antwort war eine schwierige. Auf den ersten Blick eigentlich keine, dann allmälig kam's zurück, daß beide Richtiges gedeutet. Wie das milde Licht der Kugellampe jetzt die Züge der Pfarrerstochter erhellte, trat zunächst eine stille Lieblichkeit ihres Gesichtes hervor, welche fast übersehen ließ, daß die Jahre da und dort sich in die weichen Linien hineinzuzeichnen begonnen. Eine weiße, ebene, nur kaum merklich durchschattete Kinderstirn und ein kindlich kleiner Mund, nur mit einem Zug, der nichts Bestimmtes aussprach, doch den die wirkliche Jugend nicht kennt. Wie ein Lichtkranz umgab das goldhell gebliebene Haar den schönen, länglich-schmalen Kopf, beinahe wie ein Heiligenschein, der zu dem Antlitz gepaßt hätte, wenn Malerhand es auf der Leinwand wiedergegeben. Aber es veränderte sich, sobald Helene Fleming die Lider höher aufschlug. Dann sahen zwei graue, tiefe Augensterne hervor, auch wohl denen einer Mutter gleich, die auf ihr Kind blickt, doch nicht glückesvoll, mit freudiger Hoffnung, sondern schwermüthig-nachdenklichen Ausdrucks, eher wie bang in ein ungewisses, ängstigendes Dunkel hinüberschauend. Die Augen hatten etwas, als ob sie viel im Stillen geweint hätten und ein Glanz, den sie in Kindertagen besessen, mälig dadurch erloschen sei; sie besagten vor Allem, weit mehr als die Züge, die Mädchenjugend liege hinter der Tochter des Pastors Fleming, sie müsse über die Mitte der zwanziger Jahre hinaus, vielleicht den dreißig näher als jenen sein.

Eine gewisse anknüpfungslose Schweigsamkeit war eingetreten, Robert Neuland warf unwillkürlich einen Blick über die Wände und derselbe blieb auf dem lebensgroßen Oelbilde einer jungen Frau über dem Sopha des Zimmers haften. Sie bot ein gutmüthig-rothbäckiges, ziemlich ausdrucksloses Gesicht, der Maler hatte sich offenbar bemüht, möglichst viel hineinzulegen, aber das Original ihm, wenn das Gemälde auf Aehnlichkeit Anspruch haben sollte, überall Schranken gezogen. Von dem lebendigen Antlitz des Mädchens am Tische besaß es keinen Zug.

Das Gegenüber mit dem seit dem Eintritt in's Zimmer schweigsam gewordenen Fremden gewann für Helene Fleming etwas Verlegenes. Sie hatte wiederholt, daß ihr Vater in jedem Augenblick eintreffen müsse, und das Gespräch war damit wieder abgebrochen; nun folgte sie dem Blicke Neuland's und sagte, auf das Bild deutend: „Es ist meine Mutter; ich habe sie kaum gekannt, sie ist gestorben, als ich erst wenige Jahre alt gewesen."

Man sah, daß aus den kurzen Worten für den Hörer etwas wie eine Erklärung des Wesens, der Erscheinung des Mädchens floß. Sie war mutterlos aufgewachsen und ihre Augen hatten sich von Kindheit auf nach einer Mutter gesehnt. Aber das einsame Pfarrhaus bot, so lange sie zurückdachte, ihrem Verlangen nichts als ein Bild.

„Und Ihr Vater," versetzte Robert Neuland, „hat sich nicht wieder verheirathet? Ein Pastoratshaus auf dem Lande ohne Frau ist einsam, doppelt aber und traurig für ein Kind, das darin aufwächst."

„Für mich nicht, denn ich hatte meinen Vater." Sie erwiederte es rasch und fügte hinzu: „Ich glaube, wäre ich nicht gewesen, so würde er eher um der Gemeinde willen eine andere Frau in's Haus geführt haben, und ich bin ihm dankbar und glücklich, daß er es nicht gethan, denn dann hätte ich seine Liebe theilen müssen. Doch bald war es auch nicht mehr nöthig."

„Weil dem Haus und dem Dorf, wenn sie auch keine Frau Pastorin besaßen, doch Dasjenige herangewachsen war, dessen beide bedurften," fiel Neuland, freundlich mit dem Kopf nickend, ein. „Ich habe überall viel Rühmenswürdiges von Ihrem Vater gehört, das der Ort und seine Bewohner, wohin man sieht, auf den ersten Blick bestätigen, und es thut mir wohl, das Nämliche von dem Munde seiner Tochter —"

„O, er ist der Liebreichste, Edelste, wie es Keinen gleich ihm auf der Welt —"

Die Sprecherin brach, leicht erröthend, die ihr entflogene kindlich-begeisterte Antwort ab, da es ihr zum Bewußtsein kommen mochte, daß ein derartiger Lobspruch der Tochter dem wildfremden Besucher gegenüber etwas Unpassendes und aufdringlich Erscheinendes habe. Statt dessen horchte sie kurz hinaus, von der Straße draußen scholl Wagenrollen, das Fuhrwerk hielt vor der Thüre an, und mit dem Ruf: „Da ist er, einen Augenblick, Herr Neuland," eilte sie auf den Flur hinaus. Doch der im ersten Moment Zurückgebliebene folgte ihr jetzt rasch nach auf die inzwischen beinahe völlig dunkel gewordene Vordiele. Die Glocke der Hausthür klingelte und eine kraftvolle, doch weiche und wohlthuende Stimme sprach zärtlich: „Guten Abend, mein liebes Kind, ich bin lange ausgeblieben. Die Frau, zu der ich gerufen worden, lag im Sterben, und ich merkte es den Kindern an, es sei ihnen ein Trost, wenn ich dableibe, bis der schwere Kampf vorüber sei. Gott sei gedankt, ich sehe, hier steht Alles gut."

„Gewiß, Papa, aber ich war fast um Dich in Sorge, und bin glücklich, daß ich Dich wieder habe."

„Närrisches Herz, was sollte mir geschehen?"

„Du weißt, Papa, ich bin einmal thöricht und mir bangt's immer vor etwas, ich weiß nicht was. Und zumal, wenn Du mit dem Wagen so lange fort bist, die Pferde könnten wild werden oder —"

„Auf Gottes Hut müssen wir überall vertrauen," antwortete der Pastor. „Aber die Pferde, Du hast Recht —" Er öffnete die Hausthür noch einmal und rief hinaus: „Thu' dem Fuchs heut' Nacht eine Wollendecke um's linke Vorderknie, Johann, er hat sich gestoßen, es scheint ihm weh zu thun. Und gib Beiden doppelten Hafer, sie haben's verdient — dadurch," fügte er, wieder nach innen gewendet, scherzend hinzu, „daß sie nicht wild geworden sind, sondern mich mit heiler Haut zum Helenchen nach Haus gebracht haben. Ich freue mich auf einen behaglichen Theeabend mit euch."

Der Sprecher schritt auf die Thür seines zur Rechten des Flurs gelegenen Arbeitszimmers zu und faßte den Drücker derselben, Helene sagte: „Es ist ein Fremder im Wohnzimmer, der auf Dich wartet, Papa."

„Ich will nur erst den Ueberrock ablegen, Kind. Ein fremder Herr, den Du nicht kennst?"

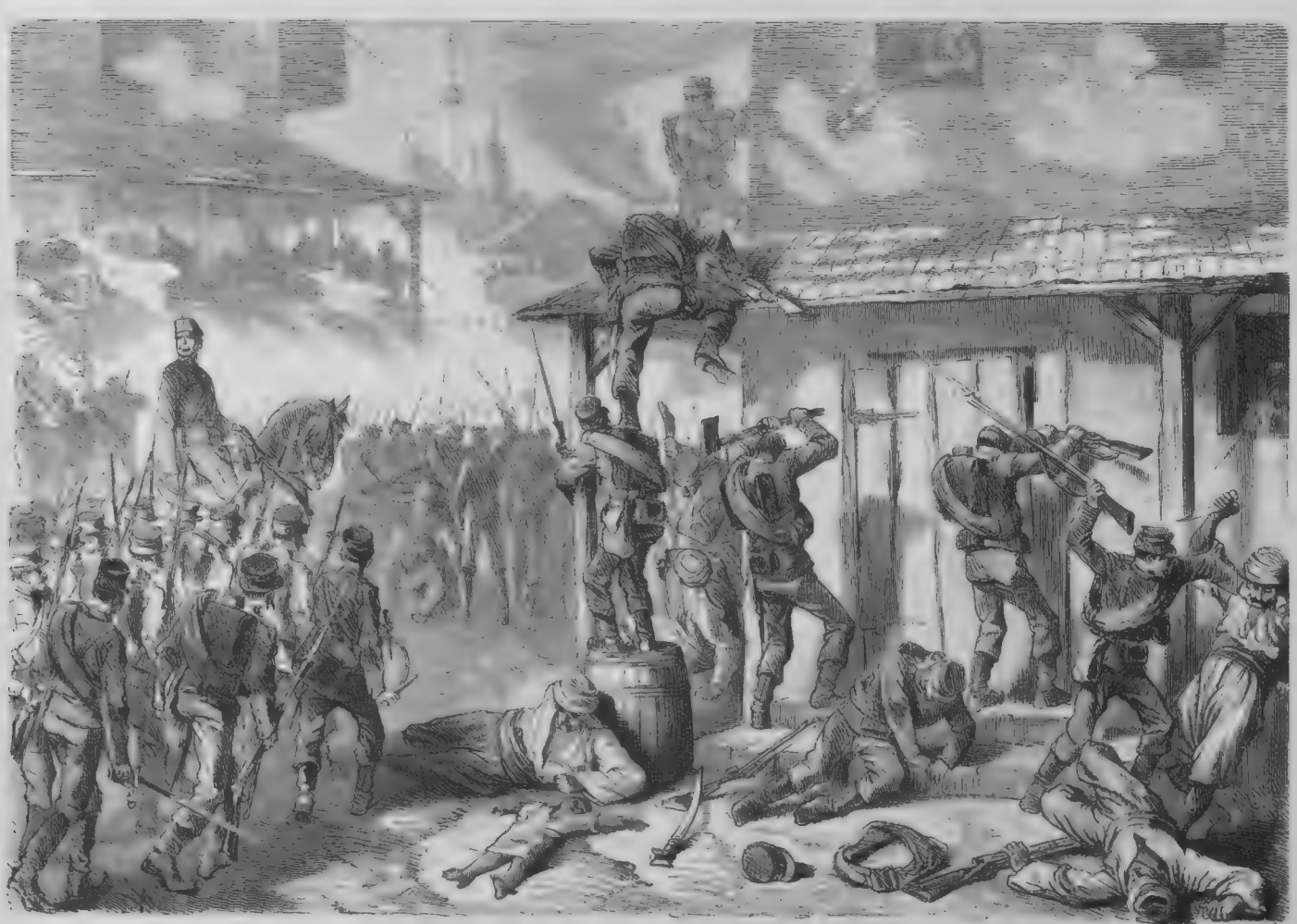
„Er heißt Neuland."

„Ist mir auch fremd. Was will er?"

„Dir guten Abend wünschen, Melchior Fleming," erwiederte statt des Mädchens unerwartet Robert Neuland fröhlichen Tons aus dem Dunkel der Hausdiele.

Helenens Kopf fuhr herum, denn sie hatte die An-

Dalmatinische berittene Landwehr in einem bosnischen Engpasse. Nach einer Originalskizze. (S. 55.)



Straßenkampf in Serajewo. Nach der Skizze eines Militararztes. (S. 47.)

Amors Krieg auf dem Lande. Originalzeichnungen von K. Kögler.

Vorposten.

Rekognoszirung.

Geplänkel.

Scharfe Fühlung.

Regelrechte Belagerung.

Sturm.

Kapitulation.

Friedensschluß.

Friede.

wesenheit des Fremden auf dem Flur nicht bemerkt, noch weniger jedoch eine derartige Anrede aus seinem Munde erwartet. Aber gleich darauf streckte sie mit einem Ton der Besorgniß ihre Hand nach dem Vater zurück: „Was ist Dir, Papa?“ Seine Gestalt hob sich noch eben matt sichtbar von der hellgrauen Thür, vor der er stand, und es war ihr gewesen, als ob die dunkle Silhouette seines Körpers plötzlich eine schwankende Bewegung gemacht habe. Unzweifelhaft hatte der messingene Thürdrücker heftig geklirrt, denn derselbe vibrirte noch durch die flüchtig eingetretene lautlose Stille der Steindiele, dann antwortete Pastor Fleming: „Nichts, mein Kind — ich war ausgeglitten. — Wer ist's, der mir guten Abend gewünscht?“

„Ich, Melchior —“

„Herr Neuland, von dem ich Dir gesagt; es scheint, daß er Dich kennt, Papa.“

Doch ein Ruf wie ein Aufschrei übertönte die Worte Helenens. Melchior Fleming hatte jetzt, den Thürgriff fahren lassend, einen Schritt vorwärts in's Dunkel gemacht und versetzte mit hörbar zitternder Stimme: „Sprich noch einmal — bist Du ein Todter oder ein Lebendiger?“

„Ein Wiedergekommener, Melchior, aber nicht wie die Engländer das Wort brauchen, sondern Fleisch und Blut. Hier ist meine Hand.“

„Ottmar — Ottmar Hainbuch —“

Der Pastor Melchior Fleming brachte es stammelnd hervor. Er war jetzt regungslos stehen geblieben, nur seine Hand streckte sich mechanisch ebenfalls aus, doch ehe sie den weißlichen Schimmer, der ihr entgegenkam, erreichte, wich sie seitwärts ab und stützte sich schwer auf die Schulter Helene's. Und eine Sekunde lang lag wieder tiefe Stille über dem Flur.

„Oder Robert Neuland — wie Du willst — überall sonst in der Welt, nur hier nicht. Hier wirst Du Ottmar Hainbuch wollen, nicht wahr? Aber wo bleibst Du, Melchior?“

Eine ernst-fröhliche Stimme hatte es erwiedert und der Sprecher war dichter herangetreten; die Rechte des Pfarrers hob sich schwankend von der Schulter des Mädchens, tastete der des Andern entgegen und hielt sie.

„Ottmar —“ wiederholte er, unverkennbar immer seiner Gemüthserregung noch nicht Herr, denn die Zunge versagte ihm das Weitere und es trat abermals eine Pause ein, eh' er hinzufügte: „Wenn die Todten aus den Gräbern auffstehen, da greift's den Lebendigen in Ohr und Auge, Herz und Mark. Du hast's vorher gewußt, Ottmar, und Dich bereitet. Aber ich — obwohl ich der Diener Gottes bin und nichts Irdisches mich wie mit Schreck überkommen sollte —“

„Nun, dießmal ist der Todte vor dem Gericht aufgestanden, Melchior, doch bei Dir in ein Dunkel gerathen, als ob er hier erst in's Grab hineingelangt sei, Freund. Komm', ich bin in alte Gewohnheit verfallen und habe in Deinem Hause den Wirth gespielt oder wenigstens Deine Tochter dazu veranlaßt, die Abendlampe anzuzünden. Nach dreißig Jahren hätte ich sie wohl kaum mehr auf der nämlichen Stelle gefunden. Komm', daß wir uns in's Gesicht sehen, ob wir wenigstens darin die nämlichen Züge noch finden!“

Robert Neuland zog Fleming am Arm auf die Wohnzimmerthür zu, allein der Pastor entgegnete rasch: „Einen Augenblick nur, Ottmar — geh' voran — ich komme gleich, will nur Rock und Stiefel — dann wollen wir uns in Ruhe begrüßen —“

„Und ich werde hoffentlich den behaglichen Theeabend, auf den Du Dich gefreut, nicht stören,“ lachte die Stimme des Freundes., „Geh', übereile Dich nicht, nach drei Jahrzehnten kommt's auf drei weitere Minuten nicht an. Du weißt, an Unterhaltung würde es mir da drinnen für ein halbes Leben nicht fehlen, wäre sie auch stumm, nur mit mir allein, mit wortkargen Schatten. Aber lieber sind mir die Lebendigen, deßhalb bin ich hier, und wenn Du zurückkommst, wirst Du Jemanden zum Thee finden, der ein heiterer Geselle geblieben und das Lachen auch unter Botokuden und Hottentotten nicht verlernt hat.“

„Also gleich — sehr bald, Ottmar,“ erwiederte Melchior Fleming, — „was willst Du, Kind?“

„Dir helfen, Papa.“

„Nein — bleib' bei unserem Gast — ich danke Dir, Deine Hülfe ist mir heut' unnöthig.“

Der Pastor stieß es kurz, fast wie ein Gebot heraus und Helene trat mit Neuland in's Wohnzimmer ein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Album.

Von

Max Ring.

II.

Ferdinand Lassalle.

Im Jahre 1838 lernte ich zuerst den später so berühmt gewordenen Agitator der sozialdemokratischen Partei als vierzehnjährigen Knaben in Breslau unter höchst eigenthümlichen und charakteristischen Verhältnissen kennen. Ich selbst besuchte damals noch die Universität und lebte als Hauslehrer in einer angesehenen und reichen Kaufmannsfamilie. — Als ich in dieser Eigenschaft eines Tages die Arbeiten meines Zöglings, eines talentvollen Sekundaners, durchsah, fand ich in seinem lateinischen Exerzitienheft einen vergessenen Brief mit einer vollständigen Herausforderung zu einem Duell, unterzeichnet von Ferdinand Lassalle. Das Schreiben fiel mir, abgesehen von seinem Inhalt, durch seine kalligraphische Schönheit und noch mehr durch eine gewisse trotzige Energie und den gewandten Styl auf. Obgleich mir die ganze Sache nur als eine Kinderei vorkam, hielt ich es doch für meine Pflicht, mit dem Vater meines Zöglings darüber zu sprechen, um die jungen Hitzköpfe vor einer möglichen Thorheit zu bewahren. Auf Befragen erfuhren wir, daß es sich um eine vierzehnjährige „Helena“ handelte, um die die beiden „jungen Helden“ in Streit gerathen waren. Wir beschlossen, die Eltern Lassalle's von dem Vorfall zu benachrichtigen, und begaben uns zu diesem Zweck zu dem Vater desselben, der in der Nähe der Breslauer Börse ein großes Manufakturwaarengeschäft besaß. Nachdem Herr Lassalle unsere Mittheilungen mit sichtlicher Entrüstung angehört, ließ er seinen Sohn rufen, um ihm in unserer Gegenwart den Kopf zurechtzusetzen. Schon damals überraschte mich der vierzehnjährige Knabe durch seine ungewöhnlich interessante Erscheinung und durch seine Haltung bei dieser Gelegenheit. Das bleiche, geistvolle Gesicht, von blonden wirren Locken umgeben, mit den feurig grünlich schillernden Augen verrieth nicht die geringste Befangenheit oder Reue bei den Vorhaltungen seines Vaters. Indem er offen seine Schuld bekannte, suchte er zugleich mit einer bewunderungswürdigen Beredsamkeit seine Herausforderung zu rechtfertigen. Je mehr sich sein würdiger Vater erhitzte, desto kaltblütiger vertheidigte der vierzehnjährige Ferdinand seine Ansicht, daß er vollkommen das Recht habe, sich zu duelliren. „Ich werde mich doch schlagen,“ lautete sein Refrain, „da ein Gentleman keine Beleidigung auf sich sitzen lassen darf.“ Nur die Dazwischenkunft der ihren Ferdinand abgöttisch liebenden Mutter verhinderte einen ernsten Konflikt zwischen Vater und Sohn. Erst auf ihre Bitten entschloß sich der junge Trotzkopf, auf das beabsichtigte Duell zu verzichten und sich mit seinem Gegner zu versöhnen. —

Wenige Monate darauf verließ ich Breslau und meine bisherige Stellung, um meine medizinischen Studien in Berlin zu beenden. Hier wohnte ich mit meinem Jugendfreund, dem leider zu früh gestorbenen Geheimrath Traube, in der Marienstraße zusammen und bereitete mich mit ihm zu meinem Doktorexamen vor. Zu uns gesellte sich in demselben Hause der Student der Medizin Mendelssohn, Neffe des bekannten, hochgeachteten Bankiers Joseph Mendelssohn und Vetter des berühmten Komponisten, ein höchst begabter, talentvoller, nur excentrischer junger Mann, der sich damals mit wichtigen physiologischen Untersuchungen über den „Nervus vagus“ beschäftigte. — In seiner Gesellschaft sah ich nach drei Jahren Lassalle unter gänzlich veränderten Umständen wieder. Aus dem schmächtigen, bleichen Knaben war ein schlanker, hoch aufgeschossener Jüngling geworden, der durch seine interessante Erscheinung und durch seinen genialen Geist unwillkürlich Aufsehen erregte. Wie er uns unbefangen mittheilte, hatte ihn sein Vater kurz nach jenem Vorfall nach Leipzig auf die Handelsschule geschickt, wo er sich zum Kaufmann ausbilden sollte, um später in das Geschäft desselben zu treten. Von einem unüberwindlichen Widerwillen gegen den ihm verhaßten Stand erfüllt, verließ er heimlich die Handelsschule in Leipzig und kehrte gegen den Willen seiner Eltern nach Breslau zurück, um sich dem Studium der Philosophie zu widmen. Da der erzürnte Vater mit diesem eigenmächtigen Schritt nicht einverstanden war und dem veränderten Lebensplan des Sohnes hartnäckig seine Einwilligung versagte, lebte Ferdinand zwei Jahre hindurch in einem abgelegenen Zimmer des elterlichen Hauses als ein halb Verstoßener in strengster Abgeschiedenheit, nur von seiner zärtlichen Mutter und seiner Schwester unterstützt. Mit der ihm eigenen Energie überwand er alle ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten und Hindernisse. Siebenzehn Jahre alt, legte er ein glänzendes Abiturientenexamen ab, worauf sein Vater sich mit ihm versöhnte und ihm die Erlaubniß zum Studiren gab. — In Berlin schrieb er als Student in einem Alter von neunzehn Jahren an seinem ersten Werk: „Die Philosophie Herakleitos des Dunklen“, welches jedoch erst im Jahre 1857 im Druck erschien. Schon damals zog Lassalle durch seine Genialität die Aufmerksamkeit des gelehrten Böckh und Alexander's von Humboldt auf sich, mit dem er durch die Familie Mendelssohn bekannt geworden war. Er imponirte selbst dem großen Naturforscher durch sein immenses Wissen und seine geistvolle Unterhaltung, auf die er sich jedoch, wie behauptet wurde, förmlich vorbereitete, indem er sich von dem bekannten Kammerdiener Humboldt's die Bücher vorher angeben ließ, mit denen sich Humboldt gerade vorzugsweise beschäftigte. So sehr auch Traube und ich den genialen Lassalle bewunderten und uns von seiner interessanten Persönlichkeit angezogen fühlten, so störte uns doch an ihm seine maßlose Eitelkeit und ein gewisses Komödiantenthum in seinem ganzen Wesen, so daß wir in kein dauerndes Freundschaftsverhältniß mit ihm traten. Desto inniger schloß sich der leidenschaftliche Mendelssohn an den genialen Ferdinand an, der in der That, wenn er wollte, auf seine Bekannten eine wahrhaft dämonische Anziehungskraft ausüben konnte. Später wurde Mendelssohn, der unterdessen sein Doktorexamen gemacht und seine Abhandlung über den Nervus vagus veröffentlicht hatte, durch Lassalle zugleich mit dem Assessor Oppenheim in die Angelegenheit der Gräfin Hatzfeld verwickelt, mit welcher der Erstere eng liirt und bis zu seinem Tode verbunden blieb. Lassalle selbst stand eben im Begriff, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, als er die Bekanntschaft der interessanten, von ihrem Manne getrennten Dame machte, für die er mit jugendlichem Feuer als Ritter und Beschützer auftrat. — Gräfin Sophie Hatzfeld, welche damals eine schöne und junge Frau war, führte einen Prozeß gegen ihren Gatten, wobei es sich um eine bedeutende Summe handelte, wenn es ihr gelang, den Beweis zu führen, daß jener der schuldige Theil sei. Zu diesem Zweck verband sich Lassalle mit seinen beiden Freunden, um der Gräfin die gewünschten Beweise zu verschaffen, welche in einem Kontrakt bestanden, wodurch der Graf seiner Geliebten, der Baronin von Meyendorff, eine Leibrente von achttausend Thalern sicherte. Das betreffende Dokument sollte sich unter dem Gepäck der Baronin in einer Kassette befinden, die Mendelssohn und Oppenheim auf dem Bahnhof in Köln, wohin sie der Baronin verkleidet gefolgt waren, heimlich an sich brachten. Da der Verlust sogleich bemerkt wurde, sahen Beide sich gezwungen, ihre Beute im Stich zu lassen und zu flüchten. Bei der darauf folgenden gerichtlichen Verhandlung vor den Assisen in Köln wurde Oppenheim freigesprochen, der unglückliche Mendelssohn dagegen schuldig gefunden und zu einer mehrjährigen Gefängnißstrafe wegen Diebstahls verurtheilt. Auf Bitten seiner angesehenen Verwandten begnadigt, mußte der talentvolle junge Mann nach Amerika auswandern, wo er bald darauf starb. Auch Lassalle wurde, obgleich er sich zur Zeit in Aachen, fern von dem Orte des Verbrechens, aufhielt, auf Betrieb des Grafen von Hatzfeld als „intellektueller Urheber des Diebstahls“ angeklagt und verhaftet, aber freigesprochen, nachdem er selbst eine ausgezeichnete Vertheidigungsrede gehalten, welche später im Druck erschien und das größte Aufsehen durch ihre logische Schärfe und bewunderungswürdige Dialektik erregte. — Kaum aus dem Gefängniß entlassen, stellte sich Lassalle an die Spitze der revolutionären Bewegung im Regierungsbezirk Düsseldorf und organisirte nach dem Konflikt im November 1848 den bewaffneten Widerstand. Von Neuem verhaftet und wegen Aufreizung zur Bewaffnung gegen die königliche Gewalt angeklagt, protestirte er mit der ihm eigenen Energie gegen die Ausschließung der Oeffentlichkeit bei den gerichtlichen Verhandlungen und verlangte, daß die Geschworenen ihr Urtheil aussetzen sollten. Obgleich diese ihn freisprachen, wurde er im Gefängniß zurückbehalten und wegen derselben Handlung unter die Anklage des geringeren Verbrechens gestellt, die Bürger zur Widersetzlichkeit gegen die Beamten der Regierung aufgefordert zu haben. Selbst von seinem Kerker aus führte Lassalle den Prozeß der Gräfin mit ungeschwächter Kraft fort, bis er hauptsächlich durch seine selbst von Juristen ersten Ranges, wie von dem bekannten Geheimen Justizrath Dorn bewunderten Maßregeln den Grafen zu einem für die getrennte Gattin höchst vortheilhaften Vergleich zwang. Zu einer sechsmonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt, lehnte er die von seiner Schwester veranlaßte und durch Humboldt befürwortete Begnadigung ab, indem er dem König schrieb, daß er dieselbe nicht annehmen könnte, da er vollkommen im Recht sei. — Durch alle diese Vorgänge gewann Lassalle das Vertrauen und die Liebe der Arbeiter, mit denen er in steter Verbindung blieb. Nachdem er aus dem Gefängniß entlassen worden, machte er eine längere Reise nach dem Orient, worauf er im Frühjahr 1857 nach Berlin übersiedelte. Hier lebte er unter günstigen Verhältnissen, da sein unterdessen verstorbener Vater ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, als unabhängiger Privatmann im Verkehr mit dem jetzigen Geheimen Legationsrath Lothar Bucher, dem früheren Minister Rodbertus und dem Abgeordneten Ziegler. Auch verkehrte er viel in dem Hause seines Verlegers Franz Duncker, wo er ein unangenehmes Rencontre mit einem höheren Militärbeamten hatte, der sich an ihm thätlich vergriff und sich deßhalb gezwungen sah, seinen Abschied zu nehmen. — Anfänglich hielt sich Lassalle in Berlin von jeder politischen Agitation fern und schien sich ausschließlich nur mit literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigen zu wollen. Er schrieb ein Trauerspiel: „Franz von Sickingen“, mit starker Benützung der Biographie „Ulrich von Hutten's“ von David Strauß, worin er einen absoluten Mangel an dramatischem Talent trotz der schönen rhetorischen Sprache bekundete. Im Jahre 1860 veröffentlichte er seine zur „Fichtefeier“ gehaltene Rede, ein kleines Meisterwerk voll bedeutender und tiefer Gedanken, ferner eine weniger werthvolle Arbeit über „Lessing“ und in Gemeinschaft mit Lothar Bucher die kleine Schrift „Herr

Julian Schmidt, der Literarhistoriker", eine sehr scharfe Anklageschrift gegen Schwächen des bekannten Kritikers, sowie sein Hauptwerk: „Das System der erworbenen Rechte", das selbst bei strengen Juristen die höchste Anerkennung fand. Nebenbei besuchte Lassalle verschiedene Gesellschaften, besonders den Kreis Varnhagen's, wo ich von Neuem mit ihm in eigenthümlicher Weise zusammenkam und von ihm gerade wie mein früherer Zögling zum Duell herausgefordert wurde. Ich hatte nämlich in einer meiner im Jahre 1851 erschienenen Stadtgeschichten, den „Chambregarnisten", den Diebstahl der Kassette als ein zeitgemäßes Motiv zu einer ganz harmlosen Erzählung benutzt, wobei mir der Gedanke fern lag, ebensowenig Lassalle als die mir persönlich gänzlich unbekannte Gräfin Hatzfeld oder das Verhältniß Beider anzugreifen. Trotzdem schickte Lassalle eines Tages den mit mir ebenfalls befreundeten Assessor Hiersemenzel mit dem Auftrag, eine schriftliche Erklärung von mir zu verlangen, daß ich in der genannten Erzählung weder ihn noch die Gräfin gemeint habe. Obgleich ich mit gutem Gewissen die gewünschte Erklärung geben konnte, weigerte ich mich, da mich die hinzugefügte Drohung verletzte, daß Lassalle, falls ich seinen Willen nicht thäte, mich öffentlich beleidigen und sich die geforderte Genugthuung in anderer Weise verschaffen würde. Ich wollte es ruhig darauf ankommen lassen, obgleich ich sicher war, am nächsten Tag mit Lassalle bei Varnhagen zusammenzukommen, da wir Beide eine Einladung zu einer Gesellschaft bei dem berühmten Schriftsteller erhalten hatten. Nach den letzten Vorgängen erwartete ich bei dem bekannten provozirenden Charakter meines Gegners einen kleineren oder größeren Skandal, sah mich aber angenehm getäuscht. Lassalle begnügte sich damit, mir von Zeit zu Zeit einen feiner zürnenden Theaterblicke zuzuwerfen und mich sonst so viel als möglich zu ignoriren; was ihm um so schwerer fiel, da Varnhagen, ohne unsern Streit zu ahnen, uns Beide in ein interessantes Gespräch verwickelte, wobei wir gezwungen waren, mit einander freundlich zu reden, als ob zwischen uns das beste Einvernehmen herrschte. Obgleich wir noch öfters uns in verschiedenen Gesellschaften begegneten, ließ mich Lassalle unbehelligt, da er sein Unrecht und die Frivolität einer derartigen Herausforderung einsehen mochte. — Von Ehrgeiz und Eitelkeit verzehrt, ließ er sich nicht länger an den bedeutenden Erfolgen auf wissenschaftlichem Gebiete genügen. Beim Beginn der neuen Aera trat Lassalle von Neuem auf den politischen Schauplatz und mischte sich persönlich in den Kampf der Parteien, nachdem er im Jahre 1859 in einer Broschüre: „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens", von jeder Betheiligung an dem Kampfe abgerathen und seinen politischen Scharfblick dadurch dokumentirt hatte. Unzufrieden mit dem Verhalten der Fortschrittspartei, wobei er sich wohl hauptsächlich von persönlichen Motiven leiten ließ, trat er an die Spitze der Arbeiter, überzeugt von der Nutzlosigkeit und Hohlheit eines nach seiner Meinung verbrauchten Parlamentarismus. Zunächst hielt er verschiedene öffentliche Vorträge in Berlin über Verfassungswesen, worin er mit dem ihm eigenen Scharfsinn die Ansicht entwickelte, daß das Verfassungswesen nicht eine Frage des Rechts, sondern lediglich der Macht sei, und alle Verfassungen nur dann Werth und Bedeutung hätten, wenn sie der genaue Ausdruck der thatsächlichen Machtverhältnisse wären. Zugleich bemühte er sich, seine theoretischen Prinzipien auch praktisch zu verwirklichen, was ihm jedoch anfänglich nicht gelingen wollte, da ihm das dazu nöthige organisatorische Talent abging und seine philosophischen Deduktionen dem ungebildeten Arbeiter meist wegen seiner unpopulären Sprache unverständlich blieben. Nichtsdestoweniger gelang es Lassalle mit der Zeit, für seine Ideen Propaganda zu machen und zahlreiche Anhänger zu gewinnen, so daß er im eigentlichen Sinne als der wissenschaftliche Begründer der deutschen Sozialdemokratie angesehen werden muß. Die von ihm ausgegebenen Stichworte: „Das eherne Lohngesetz", „Das Recht des Arbeiters auf ein menschenwürdiges Dasein", „Die Gründung von Produktivassoziationen unter Mithülfe des sozialdemokratischen Staats" und „Das allgemeine Stimmrecht" waren das gefährliche Ferment und zugleich eine drohende Waffe in den Händen der neuen Partei. — Auf seinen Rath und durch seine Bemühungen trat der „Allgemeine deutsche Arbeiterverein" in's Leben, dessen erster Präsident Lassalle wurde. So sehr er in dieser Eigenschaft sich auch sträubte, persönlich an der öffentlichen Agitation theilzunehmen, sah er sich doch durch die Angriffe seiner Gegner gezwungen, seine vorsichtig abwartende Stellung aufzugeben und mündlich und schriftlich für seine Ideen einzutreten, wodurch er mit der bestehenden Staatsgewalt in Konflikt gerieth und wegen Hochverraths angeklagt, aber freigesprochen wurde. Erschöpft durch seine aufregende Thätigkeit, unternahm er im Sommer 1864 eine Erholungsreise nach der Schweiz, wo er als das Opfer einer gewöhnlichen Liebesintrigue in einem Duell mit dem Herrn von Rackowitz, dem Bräutigam des bekannten Fräuleins von Dönniges, ein trauriges, frühzeitiges Ende fand. — Ich selbst kam nur noch einmal und zwar kurz vor seinem Tod mit Lassalle in persönliche Berührung bei einer Vorstellung der italienischen Oper im Viktoriatheater, der er in Gesellschaft der Gräfin Hatzfeld und der mit mir befreundeten Ludmilla Assing, der bekannten Nichte Varnhagen's, beiwohnte. Durch sein herausforderndes Wesen in einen Streit wegen des Platzes mit einem andern Theaterbesucher verwickelt, zog sich Lassalle durch sein lautes und brüskes Benehmen den Unwillen des Publikums in so hohem Maße zu, daß er im Zwischenakt Gefahr lief, mit den ihn begleitenden Damen von einigen besonders gegen ihn empörten jungen Leuten thätlich insultirt zu werden. Mit Hülfe des von mir herbeigerufenen Direktors Cerf gelang es mir und einigen meiner Freunde, ihn vor groben Mißhandlungen zu schützen und ihn unbemerkt durch die unteren Räume des Theaters in's Freie zu schaffen. Bleich vor Aufregung und Zorn über die ihm widerfahrene Beschimpfung, dankte er mir flüchtig für den ihm erwiesenen Dienst und reichte mir gleichsam zur Versöhnung seine zitternde Hand. Ich sollte ihn nicht mehr wiedersehen, da ihn bald darauf der Tod, vielleicht zu seinem Glück, ereilte und ihm den fast unausbleiblichen Bankerott seiner politischen Wirksamkeit ersparte.

Kriegsgefangene Bosnier in Olmütz.

(Hiezu das Bild S. 41.)

Das war ein Rennen und neugieriges Ausblicken, als es hieß, die ersten Kriegsgefangenen kommen in die ehemalige Festung. Sie hat noch immer, trotz mancher bereits erfolgter Niederreißungen, Raum genug, um solche Gäste sicher und zahlreich zu beherbergen. Der Anblick der Gefangenen ist keineswegs so malerisch, als Mancher es sich vorgestellt haben mochte. Die Leute sind in schlechten, sehr herabgekommenen, nothdürftigen Kleidungen und die einfache Linnenhülle Mancher war bereits überaus schmutzig und verbesserungsbedürftig. Wild und roh genug sehen die Kerle aus und man kann ihnen leicht Kopf- und Nasenabscheiden zutrauen. Es ist selbstverständlich, daß nicht nur Bosnier, sondern Türken aus verschiedenen Ländern unter ihnen sind, und diese zeigen sich noch als die ruhigsten, in den Fatalismus stumm brütend sich hingebenden Leute. Aber die europäischen Mischlinge aus den Bergen sind die schmutzigsten und unanständigsten Burschen oder Männer, deren Brutalität noch in der Gefangenschaft durch die Wachtposten energisch entgegengetreten werden muß.

Psyche.

Gemälde von K. Heyserlag.

(Hiezu das Bild S. 49.)

Das reizende Märchen, das uns Appulejus von Amor und Psyche erzählt, ist ein Lieblingsvorwurf für Dichter und bildende Künstler geworden. Die anmuthige Königstochter hatte den Neid der schaumgeborenen Göttin der Schönheit erregt, welche Amor gebot, ihr Liebe zu einem gemeinen Menschen einzuflößen. Aber Amor konnte selbst dem Reize dieses Wesens nicht widerstehen und verliebte sich in sie. Der König, der seine Tochter vermählt zu sehen wünschte, befragte das Orakel Apollo's, das den Ausspruch that, man solle Psyche unter Trauergepränge auf den Gipfel eines Berges führen und sie dort verlassen, denn sie sei zur Braut eines Ungeheuers bestimmt. Der Ausspruch ward befolgt und Psyche allein gelassen. Während sie trauernd auf der Höhe steht, ganz in sich versunken — welchen Moment der Künstler unseres Bildes so anziehend behandelt hat — trägt sie ein sanfter Windhauch in ein anmuthiges Thal und in einen Palast, wo Amor sie jede Nacht besucht. Aber sie achtet der Warnung des Geliebten nicht, ihn nie näher kennen lernen zu wollen. Sie glaubte in ihm das Ungeheuer zu umarmen, trat eines Nachts, als er eingeschlafen war, mit der Lampe an sein Lager und erkannte den schönsten der Götter; ein Tropfen heißen Oels fällt auf seine Schulter, Amor entflieht und sie irrt nun, von Unruhe und Verzweiflung verfolgt, überall umher und kommt zuletzt als Sklavin in die Dienste der Venus, die sie mißhandelt, bis endlich auch sie versöhnt wird, da Amor sie noch immer liebt, mit dem sie, von Jupiter mit Unsterblichkeit beschenkt, vereint wird. Der Künstler, dem wir das reizende Bild verdanken, welches die ätherische Gestalt mit so wunderbarem Zauber zarter, knospenhafter Jugendanmuth ausgestattet, Robert Beyschlag, ist 1838 geboren und erhielt seine Ausbildung in München, später in Paris, lebt aber wieder in Deutschland, wo er eine angesehene Stellung unter den Genremalern einnimmt.

Dalmatinische berittene Landwehr auf dem Kriegszuge.

(Hiezu das Bild S. 52.)

Die Söhne der Berge, welche die nächsten Nachbarn des Kriegsgebietes sind, aufzurufen theils zum Schutze der Heimat, theils zur Bekämpfung der Feinde an den Grenzen, war ebenso nothwendig wie praktisch. Sicherlich würden es die Insurgenten versucht haben, den Kampf auf dalmatinisches Gebiet hinüberzuspielen, wenn sie nicht in Erfahrung gebracht hätten, daß ihnen die wegeskundigen und tapferen Söhne des Berglandes gegenüberstehen. Einzelne Raubzüge an Heerden und Wehrlosen kamen vor. Die dalmatinische Landwehr, in Berittene und Fußvolk eingetheilt, wurde aufgeboten und der Dienst zeigt sich als von außerordentlichem Werthe. Theils dienen sie den regulären Truppen als Wegweiser, theils vermitteln sie den Verkehr mit der Bevölkerung, andererseits kennt Keiner die Hinterhalte, Schliche und Winkelzüge der Gegner im Gebirge und Walde so gut wie sie. Dieselben haben auch bereits an einzelnen Gefechten theilgenommen oder solche allein bestanden, namentlich war ersteres bei Livno der Fall. Die Insurgenten drohten die Verbindungen der 7. Division gegen Trawnik zu unterbrechen. Da wurde ein Vorstoß der kombinirten dalmatinischen Landwehr aus der Gegend von Sinj, selbst über die Grenze, beschlossen und am 15. August zeichnete sich dieselbe im Gefechte bei Bjuber aus, so daß ihrer vom Armeekommando aus lobend gedacht wurde. Ihre ganze Erscheinung ist malerisch, aber auch für das Gebiet und nach gewohnter Bewaffnungsweise praktisch.

Kalabrien, Kalabreser und Kalabresinnen.

Von

(Nachdruck verboten.)

Woldemar Kaden.

In Japan, China, Hinterindien kennt man bald jeden Winkel, jede Straße, die bekannten „böhmischen Dörfer" sind längst schon ihres Geheimnisses entkleidet, und die Geographie da unten an der Donau, bei der wir in der Schule die meisten Prügel bekamen, fängt an lichter und erfreulicher zu werden . . . da sollte man es denn nicht glauben, daß es in dem am meisten beliebäugelten, am meisten bereisten und beschriebenen Lande, in Italien, noch Striche gäbe, von denen sich unsere Phantasie nichts träumen läßt, oder wo für dieselbe nur noch Wolf und Räuber ihr Wesen treiben.

Wer kann mir etwas von Kalabrien erzählen? Wie viele Kalabrien gibt es? Wer nennt sechs kalabresische Städte? Das müssen schon ziemlich Berufene sein, die die Antwort nicht schuldig bleiben!

Und doch wie interessant, ja mehr als das, wie schön und großartig ist dieser Ausläufer des italienischen Stiefels!

Von den Wogen des Tyrrhenischen und Jonischen Meeres knapp gegürtet, kastellartig von sieben keck in die blauen Wogen hineintretenden felsigen Kaps bewacht, erhebt sich trotzig und wild, kühn und schroff, zerrissen in tausend rauhe Gebirgsthäler, Schluchten und Schlünde, das kalabrische Hochland.

Hastig und düster stürzen die Wasser des Crati, Amato, Corato, Nieto und Metramo durch die felsblockerfüllten Thäler die schmalen Küsten hinab, um im nahen Meere den kurzen Lauf zu enden. Wohl lacht hier derselbe blaue Himmel, von dem die selige Campagna Felice sich so freudig gern liebkosen läßt, wohl grünen und blühen auch hier Lorbeer und Myrte — aber das Land kennt keine Heiterkeit. Wie im finstern Trotz nur nimmt es und sammelt es die Gaben, die ihm eine reichlich spendende Sonne und die tiefverborgenen Quellen der Erde alljährlich aufdrängen. Und diese Gaben sind mannigfaltig, sie vermöchten dem Lande, schon Wein und Oel allein, zu Blüte und Freude, zum Reichthum verhelfen, und doch liegt sein Kranz verwelkt im Staube, und doch weint die Armuth in den Thälern und auf den Bergen oder zieht auf den schweigenden Meerschiffen hinüber nach dem gepriesenen andern Welttheile. Auch dem Sorglosesten möchte bange werden, sähe er die sich neuerdings mehr und mehr anhäufenden Massen der Auswandernden.

Das ist nicht mehr die mächtige, schöne und vielumworbene Magna graecia, von welcher dem verarmenden Lande nicht einmal eines Schattens Schatten geblieben. Wo sind die hochherrlichen Städte, um deren Gunst sich in fernen Tagen ein Alexander, ein Hannibal bewarben, die von einem Pindar und Demosthenes hochgepriesen waren? Wo sind sie? Wo sind die Zeiten, da Cicero an diesem Ufer landete, um mit Brutus zusammenzutreffen, die Zeiten der eisernen Gothen und ihres Alarich, Otto II., Friedrich II. und all' der herrlichen Gestalten, die auf diesem Zauberboden heimisch waren?

Vergangen, wie ein Traum. Zerstäubt und verweht ist Alles vom Hauche der Jahrhunderte, kaum daß hier eine armselige Ruine, dort eine dürftige, halb christianisirte Legende als Tradition noch Kunde gibt aus den glorreichen Tagen der Magna graecia.

So erzählte mir einst eine alte Kalabresin von dem alten Croton, jetzt Cotrone, eine Sage, voll von falschen Namen, von Anachronismen: Die alte berühmte Stadt Cotrone, die ihrer Reichthümer wegen auch Conca d'Oro hieß, ging vom Capo Colonna bis zu den „drei Kirchen", von denen man noch Reste in den Weinbergen sieht. Der König hieß „Faragone" (?) und sein Palast war sehr schön. Neun Säulen standen davor: drei von Marmor, drei von Silber und drei von Gold. In der Nähe waren drei feste Thürme, der eine hieß der Thurm Mariella, der andere Cigale und der dritte Capo Colonna.

Da geschah es eines Abends, daß die Königin mit den Ministern und Herren auf dem Altane stand. Ein Minister sagte: „Welch' schöner Sternenhimmel! Genießt, o Königin, der heitern Luft."

Sie aber sprach unzufrieden: „Ach, um glücklich zu sein, müßt' ich Königin des Himmels und der Sterne werden!" In der Nacht kam ein großer Meersturm und warf die Stadt in die Flut. Nur ein Kirchlein blieb stehen, das ist das der „Madonna della Colonna". Bei heiterem Wetter nun sieht man jene Säulen im Meeresgrunde, dort haben sie alle Fischer und Schiffer gesehen, und weil das Segeln dort sehr gefahrbringend ist, baute man einen Leuchtthurm neben das letzte Kirchlein. — So die Alte.

Was an Herrlichkeiten aus jenen Zeiten übergeblieben war, das versiel in späteren Jahrhunderten dem beutegierigen Schwerte der Franzosen. Was diese ließen, das zerstörte in wildem, zornigem Wüthen mit eigenen schrecklichen Händen die empörte Natur in immer wiederholten Erdbeben, und zuletzt, als nichts, als gar nichts geblieben war als Unglück, als Seufzer und Thränen, als die Meßschnur über die Städte gegangen und Salz gestreut war, ganz zuletzt kamen die Bourbonen und pflanzten zwischen die Thränen und Seufzer hinein die Briganten, die sich von den letzten Säften der ersterbenden Eiche schmarotzerhaft und trefflich zu ernähren wußten.

So verfiel das reiche Land, und daß es nicht so bald wieder in die Höhe kommt, dafür sorgen die rücksichtslosen Agenten des neuen steuerreichen Zustandes.

Lächerlich war die vor Jahren auftauchende Idee, den deutschen Auswandererstrom nach Unteritalien zu leiten, dem kranken Leibe gesundes Blut zuzuführen. Du lieber Himmel! wo zehn Kalabresen, die inkarnirte Mäßigkeit, noch leben können, würde Ein deutscher Arbeiter vor Mangel sterben.

Der heutige Kalabrese der misera plebs contribuens zeigt keine Spur mehr des Griechenthums, er ist ganz nur Bruttier, die meisten seiner Sitten und Gebräuche, besonders sein Hang zu Blut und Mord, sind von dem rauhen Volke der Bruttii, die durch die Römer zu Staatssklaven erklärt wurden, herzuleiten.

Keine Bildung durchdrang das kleine — es ist so groß wie das Königreich Württemberg —, aber durch seine Gebirge isolirte Land, denn von den 1,100,000 Menschen, die es an den Küsten und im Binnenlande bewohnen, schmachtet mehr als eine Million Analphabeten noch in den härtesten Ketten des Aberglaubens.

Was hingegen aus dem Volke zu machen gewesen wäre, das zeigen die gebildeten Söhne des Landes, von denen sich Hunderte und Tausende in allen Fächern des Wissens ausgezeichnet haben. Sie bringen fast immer dem Studium eine hohe Intelligenz und eisernsten Eifer entgegen, und fast noch nie ist das Streben des kalabresischen Studenten ohne guten Erfolg geblieben. Im Erlernen fremder Sprachen ist er besonders groß, diese fliegen ihm gleichsam an. Doch die alte Bruttiernatur verleugnet auch er nicht. Monatelang verschlossen, melancholisch-scheu abgesondert von der Gesellschaft, durchbricht er dann auf einmal unerwartet, gewaltsam die Bande der Zucht und Ordnung, möchte er anstatt des glatten Pfades der übertünchten Gesellschaft wieder einmal den rauhen, ungesetzlichen, brigantenhaften Gebirgsweg seiner ursprünglichen heimatlichen Zustände wandeln.

In Neapel, wo so viele junge Kalabresen studiren, kennt man sie, fürchtet man sie. Man weiß sehr gut, daß sie bei politischen und sonstigen Demonstrationen immer die Ersten waren, und die neapolitanische Dame, der das glattgeleckte, stutzerhafte und zahme Jüngelchen der eigenen Erde besser gefällt, rümpft die Nase, schüttelt den Kopf und sagt: „Alles auf der Welt, nur keinen Kalabresen!“

In Kalabrien war es, wo der Zunder der Revolution immer zuerst Feuer faßte, und hier wurde dieses Feuer immer zuletzt und ganz spät gelöscht, denn der Kalabrese ist auch tapfer, und hart und rauh im Ertragen der Schmerzen. Er hielt sich nie einen Schild vor den Mund, denn er ist aufrichtig, aber er verzeiht auch nie, was ihn, absichtlich oder nicht, beleidigte, und rächt die Schmach mit Blut und Feuer bis in's dritte und vierte Glied hinein, denn sein Ehrgefühl steht ihm hoch über seiner Intelligenz und Aufrichtigkeit, selbst über der Freundschaft und Liebe.

Dieses Volk, unterrichtet und erzogen mit Liebe und Manneswürde, hingeleitet zu einer edlen Freiheit: es wäre die Perle Italiens geworden, während es so das trübselige Stiefkind ist. —

Wandert man durch das heutige Kalabrien, so muß vor allen Dingen der gänzliche Mangel an Städten oder besseren Ortschaften im Innern auffallen. Was da steht, sind ungeordnete, lüderlich zusammengewürfelte Häusermassen, Hüttengruppen, „Casali“ genannt, was wir im Deutschen durch „Nester“ wiedergeben würden. Und was für Nester!

Hingeklebt wie auf der Flucht an den ersten besten und womöglich recht unpassenden Abhang eines Berges, an den Rand einer Schlucht, versteckt hinter Busch und Strauch, weitab von Weg und Steg, auch von der Möglichkeit eines solchen: scheinen sie mit scheuer Hast vor einer Zeit zu sprechen, wo die Landungen der Vandalen, Gothen oder Sarazenen das geängstigte Volk von den Küsten in die Berge scheuchten, auf denen dann diese interimistischen Niederlassungen entstanden. Von jenen Zeiten spricht noch das Lied:

Allerta, allerta, li campane suonu,
Li turchi su calati a la marine etc.

Seid wach, ihr All', seid wach, die Glocke läutet:
Es sind die Turken an das Land gestiegen.

Und eine alte Ballade:

O Donna Candia,
Si vui sita cumprare . . .

O Donna Candia,
Wenn du willst Seide kaufen,
Es gibt von allen Farben.
Die Frau, sie ging hinab,
Der Türke stieß vom Lande.
Der Gatte kam zurücke,
'Nen Läufer thät er schicken.
Er ließ sein allerschönstes Pferd,
Er ließ es Blut wohl schwitzen.
— O Schiffer, wollt ihr geben
Mir Donna Candia?
Ich geb' euch Geld in Scheffeln
Und viele Centner Scudi.
— Wir woll'n nicht Geld in Scheffeln,
Nicht Scudi viele Centner,
Wir wollen Donna Candia
Und ihre große Schöne.
— O Schiffer, wollt ihr geben
Mir Donna Candia?
Sie hat ein kleines Knäblein geboren,
Wer soll die Brust ihm geben?
— Gib du ihm Brod und Gries
Und Wasser von der Quelle,
Und mag es dieses nicht,
So laß es ruhig sterben.

— Fluch dir und deiner Schwester,
Die mich betrogen hat,
Geh', bring' es deiner Schwester,
Die mag es säugen lassen.
Es ging ihr allerschönster Mann
Drauf weinend wieder heim.

— O Schiffer, laßt mich gehen,
Die Segelstang' ersteigen,
Will meinen Gatten sehen,
Wie weit er noch muß reisen . . .
Und auf der Segelstange
Neigt sie sich weit vornüber,
Wirft sich in Meeresfluten.
— Genießt mich nicht mein Gatte,
Viel wen'ger diese Hunde!

Neun Tage waren zu Ende,
Da warf das Meer sie aus:
Man nahm die weißen Hände
Und machte Kirchenleuchter draus.*)

Andere jener „Nester“ sprechen von den finsteren Feudalzeiten des Mittelalters, und wie sie sich plump und demüthig im Schmutz um die Grundmauern einer von Moos und jungem Baumanflug überdeckten Schloßruine drängen, scheinen sie noch im alten Vasallengeist auf den Knieen zu liegen und den düstern, ruinenspukenden Geist eines verschollenen Baronalgeschlechtes anzubeten. Auch den verschiedenen albanesischen Dörfern, welche ganz im Innern liegen, sieht man deutlich an, daß die Einwanderung, die sich von dem Tode Skanderbeg's an datirt, nur einzeln oder höchstens familienweise erfolgte.

Zwei Elemente waren es zumeist, welche durch ihre Niederlassungen und die Wahl des Platzes derselben gleichzeitig einer größern oder geringern Anzahl Niederlassungsbedürftiger Ort und Ziel zeigten.

Es waren die zwei, in aller Welt innig gesellten: der Adel und die Geistlichkeit.

Jener baute als allmächtiger Baron sein hochgethürmtes Luginsland, sein Kastell auf den Berg. Er brauchte Leute: Knechte und reisiges Volk, und siehe, er hatte nicht lange zu warten. Fremd kamen sie her, wilde, borstige, trotzige Gesellen. Vor der Blutrache aus der Heimat geflohen, suchten sie ein Asyl beim hohen Herrn, bauten sie sich ein eigenes Haus auf dem Grund und Boden desselben. Sie behielten das Leben, aber verloren die Freiheit. Plan- und stylos waren die Häuschen zusammengeklebt, ohne Freude am Gemeinwesen, denn Keiner kannte den Andern.

Die übrigen bewohnbaren Punkte nahmen die etwas mehr wählerischen Mönchsorden in Beschlag. Schöne, gesunde Punkte, meist Aussichtspunkte, mit genügender Feldermenge im Umkreis. Auch sie gewährten ein in den prügelsüchtigen Zeiten des Mittelalters alltäglich sich nöthig machendes Asyl. Das waren uranfänglich die Kirchen, die Thürme, die Gottesäcker, dann der Platz um diese von vierzig Schritten im Umkreise, welcher sich alsbald zum Marktplatze, dessen Buden sich zu Häusern gestalteten.

Später, als es die Barone zu arg getrieben und das alte Jahrhundert etwas auf den harten Schädel gestürzt wurde, erklärte man sich mündig, gründete Schutz- und Trutzbündnisse und für diese freie Niederlassungen abseits der Schlösser und Klöster. Viele dieser Häusergruppen entvölkerten sich auch, wurden in friedlicheren Zeiten von ihren einst gezwungenen Gründern wieder verlassen, waren dann der willkommene Aufenthalt für wegelagerndes Volk, für Zigeunerschaaren und Räuberbanden, erhielten noch später Hirten und Feld- und Weinbauern als Gäste, wechselten also ihre Insassen oft. Viele Ortschaften sind besser geworden, die meisten jedoch weisen den alten Zustand oder gänzlichen Verfall auf. Eine Chronik jedoch ist von fast keiner erhalten, nur dunkle Sagen sprechen von der Vergangenheit. —

Die einzelnen Dorfhäuser sind fast alle ohne irgend einen architektonischen Reiz, sind plumpe, fensterlose Steinklumpen. Eine Mistpfütze steht vor dem Eingang, eine Mistpfütze steht hinter dem Ausgang. In dem einzigen Zimmer oder Raume sehen wir rechts den abgetriebenen Esel, der gedankenvoll an seinem Heu nagt, links einen feuerlosen Feuerherd ohne Kessel, in dessen Aschehaufen eine dürre Katze freudelos zusammengekauert liegt. Nach vorn ein Fensterloch ohne Kreuz und Scheiben, auf dessen Sims ein paar schmutzige Töpfe und Schüsseln stehen, höchstens ein blühender Nelkenstrauch als Zier dabei. Im Hintergrunde das mistduftende Familienstrohlager, unter diesem ein Trog, am Trog ein Schwein, beim Schwein ein paar Hähne, Hennen und Hühnchen, welche begierig nach der Kleie schnappen, die am Rüssel des Schweins zurückgeblieben. Ecco! der Hausstand des niedern Kalabresen auf einen Seidenfaden gereiht. Die ungekämmte Hausfrau schlägt mit dem Besenstiel unter das Vieh hinein, da ein flügenschlagender Hahn vielleicht eben das letzte Tellerchen zerbrach. Da regt sich winselnd im Stroh der kleine Kalabrese, der in diesem Bette geboren wurde, erwacht und macht seine Rechte auf Speise und Trank geltend, die er sich leider von frühester Jugend an durch das von seinen Eltern ihm vorgezogene Schwein geschmälert sieht. „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brod nehme und werfe es vor die Hunde,“ sagt Christus. Der Kalabrese dagegen weiß das besser und sagt:

Miegliu è crisciari u puren ca nu figliu etc.

Viel besser 'n Schwein, denn einen Sohn erziehen,
Es tröstet, sterbend, dich noch mit dem Rüssel.

So nimmt er seinen Kindern die Kastanien, die diese eben zum Munde führen wollten, und wirft sie dem geliebten Schwein in den Trog.

Interessant und pikant ist der Lebenslauf des Kalabresen der arbeitenden Klasse, also des Volkes auf dem Lande im Allgemeinen. Hier ist er kurz und bündig.

In dem Strohbett über dem Schweintrog und Hühnerstall wird er empfangen und geboren, dort liegt er neben Vater und Mutter, bis der zweite Nachfolger das Licht erblickt, der ihn an den äußersten Rand zu Füßen drängt. Der dritte kommt und — er fällt' nun aus dem Bett auf die viel härtere Lade. Der vierte — und er fällt von der Lade unter den Herd. Jetzt steht er im sechsten Jahre und ihm wird ein Amt. Er trabt mit hochgeschwungenem Knüttel hinter dem Esel, dem Schaf oder Schwein her, schneidet sich Pfeifen und schläft des Nachts nicht mehr im Hause, sondern im leichten Strohzelt des Esels oder der Schafe.

Mit neun Jahren gibt ihm der Vater die Hacke, wenn auch erst noch als Zappettina, d. i. kleine Hacke, in die Hand, und den Korb auf den Rücken: er muß hinaus auf's Feld und Geld verdienen. Fünfundzwanzig Centesimi den Tag!

Mit zwölf Jahren wird aus der Zappettina die Zappetta, später die Zappa, und mit sechzehn muß er die Zappone schwingen.

Die Arbeit ist hart, geringe Kost und geringerer Lohn sind ihre Früchte. Der zwanzigjährige Zappattore hat die freie Wahl zwischen täglich 125 Centesimi und „keine Suppe“ und 85 Centesimi mit Suppe. Da lassen sich, wie wir in Deutschland sagen, keine großen Sprünge machen. Und doch macht er deren genug, ja, er macht sogar den größten und wichtigsten mit dieser Summe: den kühnen Sprung in's Ehebett hinein. Seit seinem zweiten Jahre ist er in kein Bett mehr gekommen. Das ärmste Mädchen, das weiß er genau, muß ihm wenigstens ein Bett zubringen. Sehnt er sich nach dem Einen, so muß ihm das Andere von selbst zufallen.

Er schlief bis jetzt im Sommer auf freiem Felde, bei „Mutter Grün“, den Kopf auf die abgetragene Jacke gelegt, im Winter in einem Loch oder im Stalle. Hat er eine Geliebte, so ist seine Schlafstelle vor ihrer Thür oder das Hausstreppchen vor dem Thor, und Regen und Wind und alles Wetter fechten ihn hier nicht an.

Bei solcher Gelegenheit hat der verliebte Bursch das nachstehende Liedchen auf den Lippen:

Tutta sta notte a na scala ho dormutu etc.

Auf einer Treppe schlief die Nacht ich ein,
Der Regen und der Wind schlug mir entgegen:
Doch schien der Wind dein lieber Gruß zu sein,
Und Rosenwasser däuchte mich der Regen.

So drückt sich der arme Teufel das Fleisch von den Knochen und träumt — ein Bett.

Das junge Mädchen von zwölf, vierzehn Jahren — in Kalabrien heirathet man sehr früh — träumt im April und Mai von Rosen und Nelken, im Mai von Liebe und einem Burschen, der vor ihrer Schwelle eben von einem Beite träumt, und sieht ihren Blumen- und Liebestraum im Monat August erfüllt.

Denn da ist die Ernte vorbei: da steckt der Bursch eine Pfauenfeder auf den Hut, bürstet die alte Sammetjacke tüchtig aus, läßt ein buntes seidenes Tuch bis auf's Aeußerste aus der Jacke hängen und — heirathet. Heirathet mit Gesang und Klang, lustig wie ein Vogel im Mai. Die Frau hat das Nest gebaut. Ja, das weiche Bett ist eben da. Es däucht ihn prächtig, und mächtig regt es seine Phantasie noch einmal an. Sein junges Weib liegt darin, er steht davor und singt:

Intra su lietu e ricamati panni etc.

In diesem Bett von Tüchern reich erlesen,
Seh' ich ein Schiff dreihundertjegtig wallen:
Das ist mein Weib, ein vierzehnjährig Wesen,
Vom Himmel auf die Erde hergefallen.
Gesegnet sei, die Mutter dir gewesen,
Die Milch dir gab, soll reich gesegnet stehen!
Ach, wende diese Augen, diese bösen . . .
Die Segel nieder, auf und — laß uns gehen!

Barca, Schiff, heißt jedes untersetzte, kräftige Weib, das sich wie ein Schiff von dreihundert Segeln belasten lassen muß mit Kornsäcken, Olivenkörben, Holzbündeln und Anderem, und deren Werth nach ihrer Stärke geschätzt wird.

Das bringt uns auf das Kapitel von der Frau in Kalabrien, ein interessantes Kapitel. Ich folge darin den Aufzeichnungen Eines, der es besser wissen muß als irgendwer: meines kalabresischen Freundes Padula, der sein Land und Volk über Alles liebt und ihm früher sogar ein eigenes Journal: „Il Bruzio“, widmete. Er stimmt zunächst darin überein, daß der Werth des Weibes in Kalabrien nach ihrer physischen Kraft taxirt wird, daß sie so viel gilt, oder sich so viel Geltung zu verschaffen weiß, wie anderwärts der Mann. Die kräftigen Hüften, lebensprühenden Augen, blühenden Wangen, die vollen Haare und der drohende Ausdruck erweisen sie, ohne daß sie besonders schön zu nennen wäre, als eine Tochter des Landes der Erdbeben und der feurigen Weine.

So ist auch ihre Kleidung eine absonderliche, eine excentrische. Die der Berge trägt feuerrothen Rock, wie die Blitze, welche in die Gipfel schlagen. Die der Meeresküste hat blauen Rock, wie die Oliven, unter denen sie ihr Leben verbringt, wie die Fluten des Jonischen Meeres.

In allen Sätteln ist sie gerecht: sie weiß das Spinnrad wie die Flinte, die Spindel und die Axt zu führen, ihr Blick

*) Aus meinem bei Meyer & Zeller in Stuttgart erschienenen: „Italiens Wunderhorn“.

ist unfehlbar wie ihre Flinte. Sie fixirt dich voll Liebe mit den Augen und verdoppelt dir das Leben. Sie fixirt dich mit der Flinte und sie nimmt es dir. Nichtsdestoweniger wird die verheirathete Frau in Kalabrien als ein tieferstehendes Wesen betrachtet.

Der Hirt, der die Milch labt, muß den Lab in ein Stück Leinwand, das einem Manne angehörte, schlagen. Stammte dasselbe von einer Frau, so würde die Milch nicht gerinnen. Den untern Theil des Hemdes nennt man „Musto", dreht man aus dem Faden dieses „Musto" einen Lampendocht, so kann man, hatte ihn die Frau hergegeben, gewiß sein, daß das Lämpchen nicht brennt. Von einem jungfräulichen Bekleidungsstück stammend, brennt er mit doppelter Flamme.

Die Berührung des jungfräulichen Fingers glaubt man heilkräftig, das Wort der Jungfrau ist prophetisch, der Blick inspirirt.

Backt die Jungfrau das Brod, so wächst es unter ihren Händen und auch ohne Sauerteig wird es aufgehen, wird schmackhafter und lockerer werden, als das Hefenbrod.

Die Familie kauft ein Glas, eine Flasche, ein Krüglein: damit diese guten Geruch annehmen, muß die Jungfrau zuerst daraus trinken.

Die Frauen gehen Garben sammeln, Aehren lesen: wächst auf dem Felde irgendwo eine Doppelähre, gewiß ist es die Jungfrau, die sie findet.

Du hast entzündete Augen, und die einzige Medizin, die sie heilen kann, ist der Speichel der Jungfrau.

Die Jungfrau erfährt die ausgesuchteste Hochachtung in der Familie, und das verkommenste Weib, der schuftigste Mann Kalabriens würden sich wohl hüten, in Gegenwart Jener eine Gemeinheit zu sagen.

Das ist der Sinn auch folgender schöner Sprüchwörter: Die Jungfrau ist heilig wie ein Altar. Der Mensch, der einen bösen Gedanken in's Herz der Jungfrau säet, ist gleich dem Teufel, der das Uebel in das irdische Paradies brachte. Nur drei Dinge dieser Welt haben einen Wohlgeruch: der Athem des Kindes, der Jungfrau und eines säugenden Kalbes. —

Bis in das siebente Jahr bleiben die beiden Geschlechter vereint: gemeinschaftlich ist Spiel und Kampf, Frühstück und Unterricht, wo es solchen gibt. In diesem Alter wird die Saat einer unschuldigen Freundschaft gestreut, welche leichtlich beim Aufkeimen zu einer Liebe werden kann.

„Sei meine Gevatterin," sagt der Knabe zum Mädchen. Und dieses zieht sich ein Haar aus, behält ein Ende in der Hand, gibt das andere dem Knaben, Beide ziehen an sich, bis das Haar zerreißt.

„Sei mein Gevatter," sagt das Mädchen zum Knaben, und der Knabe nimmt einen kleinen Kieselstein: er spuckt darauf, sie spuckt darauf, dann wirft er den Stein so weit als möglich fort und Beide schreien: „Unsere Freundschaft, die soll dauern, bis man diesen Stein findet!"

„Werden wir Gevattern," sagen der Knabe wie das Mädchen, und bekleiden in der Weise eines Säuglings ein Bündel Kräuter und taufen es, oder sie schicken sich am Johannistage ein Blumengeschenk, das man „ramoglietto" nennt.

Aus all' diesem entstehen die Ausdrücke „compare di capello", Gevatter des Haares, „compare di pietra, di bambino" und „compare di ramoglietto".

Solche Sitten sind Poesie, sind Symbole, realisirte Metaphern, und sie finden sich bei allen primitiven Völkern, die noch nicht verdorben, noch nicht in die Prosa der Maschinen umgesetzt wurden.

Ist hingegen das siebente Jahr vollendet, so erhebt sich eine eherne Mauer zwischen den zwei Geschlechtern: die Knaben lernen gegen die Wölfe kämpfen, die Mädchen singen wie die Zauberin Circe, während sie der klassischen Arbeit des Spinnens obliegen. Die Einen werden kühn wie der Teufel, den sie auch hinter jedes dritte Wort setzen, die Anderen nehmen ein gewisses sprödes, fast amazonisches Air an.

(Fortsetzung folgt.)

Gefunden.

Ein Herbstbild.

Von

A. Oroff.

Nur ein Bild; nichts weiter.

Die Mutter läßt die Aepfel abnehmen. Vorsichtig langen die Männer die schönsten mit dem Brecher von den schwerbelasteten Bäumen: die übrigen werden herabgeschüttelt und rollen prasselnd in das schon etwas gelblich gefärbte Gras. Munter springt die Kinderschaar an's Auflesen, um bei jedem neuen Regen unter Jubel und Lachen die Flucht zu ergreifen ... Die Sonne scheint goldig und warm, ohne zu belästigen, die Luft ist wunderbar klar und still und von Gebüsch zu Gebüsch ziehen sich feine weiße Fäden — Herbstfäden ... Hie und da wiegt sich noch eine Mücke oder Wasserjungfrau in dem durchsichtigen Aether und eine fleißige Biene holt den Honig aus Astern und Georginen ...

Selbst der Vater hilft beim Obstbrechen. Er hat heute einmal den Aktenstaub von sich geschüttelt, die ernsten Bücher beiseite gelegt, und denkt an nichts, als mit den Seinen fröhlich zu sein. Er gibt sich der seltenen Erholung aus ganzer Seele hin; wenn man ihm zusieht, möchte man meinen, der lächelnde Mann kenne keine größere Sorge, kein wichtigeres Problem, als die prachtvollsten Früchte wohlbehalten von da oben herabzuholen.

Etwas entfernt, am Rande der Rasenfläche, auf welcher sich die Bäume erheben, steht ein zweiter Mann und neben ihm eine schlanke Mädchengestalt, deren feine Glieder ein zartgraues Kleid umhüllt. Ihre großen dunklen Augen ruhen träumerisch auf dem lebensvollen Bilde vor ihr; er aber senkt den Kopf und sein Blick heftet sich mit unaussprechlich tiefer Zärtlichkeit auf sie: „Viktorine!"

Sie schrickt leise zusammen und ihre Wangen überzieht so warmes, sammetartiges Roth, wie das dort auf dem großen Apfel, den der Vater eben triumphirend in die Höhe hält. Dann schiebt sie ihren Arm in den seinen, faltet ihre Hände auf dem letzteren und bleibt so fest an ihn geschmiegt.

Die Beiden sind ein Brautpaar; in wenig Tagen wird ihre Hochzeit stattfinden.

Das Mädchen ist die verwaiste Nichte jener fröhlichen Familie dort, in deren Mitte sie nun seit fast Jahresfrist weilt; der Mann ist ein Freund derselben. Hier in diesem Garten haben sie sich kennen gelernt.

Beide sind jung, obschon sie nicht mehr in der allerersten Jugend stehen. Der Sturm des Lebens hat bereits über sie hingebraust und in ihrem Herzen und Geiste seine Spuren zurückgelassen. Das Dasein war für Beide nicht leicht gewesen ... wie es das für Keinen ist, der mit idealerfüllter Seele hineintritt in's Leben! — Der Weg, auf den sie zurückblicken, ist mit Trümmern und Schutt besät ... Nun wollen sie sich auf den Trümmern muthig eine Hütte bauen! —

Es ist nicht die vielbesungene erste traumgleiche Frühlingsliebe.

Ueber den Häuptern der Beiden hat die Sonne heiß gebrannt, der Staub des Weges sich schwer auf ihre Brust gelegt, und vor ihren schmerzenden Augen sind längst die rosigen Schleier zu Boden gesunken, die uns Allen die Welt verhüllen, wenn wir am Anfange unserer Laufbahn stehen.

Nicht an hellem Maienmorgen, beim fröhlichen Reigen unter blühenden Blumen sind sie einander begegnet; sondern an schattenlosem Mittag, wo der graue Meilenzeiger einsam zum Himmel ragt, haben sie sich „gefunden!" ... Müde Wanderer Beide ...

Aber welches Band ist wohl fester? Jenes, das ein Paar sorgloser, lächelnder Kinder, umkost von der linden, süßen Luft des Frühlings, unter Tändeln und Spielen, halb unbewußt schlingt ... oder jenes, wenn auf stürmischem Ozean, umtost von dem Lärm der Brandung, zwei Schiffbrüchige sich die Hände reichen, um gemeinsam zu kämpfen, gemeinsam zu tragen, gemeinsam zu leben ... und ... gemeinsam unterzugehen!? ...

Die Kinder lachen laut auf, denn ein großer dicker Apfel ist dicht neben Hänschen niedergefallen, und der Schreck darüber hat den kleinen Helden gleichfalls niedergezwungen. Plötzlich im weichen Grase sitzend, blickt er ganz verdutzt um sich und erregt dadurch noch mehr die Heiterkeit seiner Geschwister.

Auch das Brautpaar lächelt leise. Aber von dem Kleinen hinweg blicken sie sinnend in die Ferne. Duftig und klar liegt die Landschaft da. Vom Horizont heben sich die blauen Berge ab, deren Spitzen man zu keiner Zeit so deutlich wahrnimmt als jetzt. Mehr in der Nähe leuchten die rothen Dächer der Häuser, unter deren jedem Menschen wohnen und mit ihnen Freude und Leid, Glück und Unglück, Schmerz und Lachen ... Ganz in der Nähe aber streicht ein leiser Luftzug durch die Bäume und macht raschelnd hie und da ein welkes Blatt zu Boden fallen.

Die Braut schmiegt sich noch dichter an den Verlobten und sein Arm legt sich fest um sie. „Ich liebe Dich," flüstert er leise, wie beruhigend.

Seltsame Poesie des Herbstes, die wie keine das Herz ergreift! Sterben und doch nicht sterben! Vergehen und doch nicht vergehen! Ein ewiger Tod und doch ein ewiges Werden!

Niemals ist das Antlitz der Natur geheimnißvoller denn im Herbste! Und niemals glauben wir, — erfüllt von heiligen Schauern, — dem Geheimnisse näher zu sein, ohne daß wir es doch je enträthseln könnten!

Kein Atom geht verloren im All; Alles, was welkt, blüht wieder auf, — nichts, das „ist", kann jemals aufhören zu „sein"!

Wohl! Aber ein ewiger Wechsel vollzieht sich! Was war, kehrt wieder, aber — es ist nicht mehr dasselbe! Ich weiß, daß der Frühling Feld und Flur wieder mit Blumen schmücken wird; — aber es sind andere, als die der Winter erstarren gemacht! Ich weiß, daß die kahlen Zweige der Bäume sich auf's Neue mit Blättern bekleiden werden, wenn die Sonne wieder warm scheint; — aber es sind nicht dieselben, die der Herbstwind herabgestreift! ...

Es gibt keine völlige Vernichtung in der Natur. Auch das dürre Blatt, das auf die Erde sank, existirt weiter, — nur in anderer Gestalt!

Ja! Aber — wir erkennen es nicht mehr! — — —

Der Mensch gleicht dem Blatte. Der Baum des Lebens bleibt; die Blätter fallen ab! ... was wird aus ihnen?! ...

Viktorine sieht zu ihrem künftigen Gatten auf: „Das Dasein ist ein unsicher Ding und was darauf folgt, wissen wir nicht! Wir wollen es einander verschönen, so viel wir können; wir wollen einander helfen — es schön zu finden!"

„Ja!" sagte er innig. — Und ihre Hände schließen sich fest um einander. —

Für das Album.

Von **Wilhelm Emmer.**

Herzen und Schmerzen die reimen sich im Gedicht;
Und reimen sie sich im Leben denn nicht?

*

Verbrauchtes, Verliebtes, wer kümmert sich drum?
Das Alter ist geizig und weiß auch warum.

*

Hohes und Tiefes — Hand in Hand muß es gehen;
Die höchsten Ufer spiegeln sich in den tiefsten Seen.

*

Forsche, ergründe ohne Rast und Ruh'!
Der Glaube beherrscht dich; was du weißt, beherrschest du.

*

Freunde begleiten des Glückes Schritt;
Das Unglück bringt die Schufte mit.

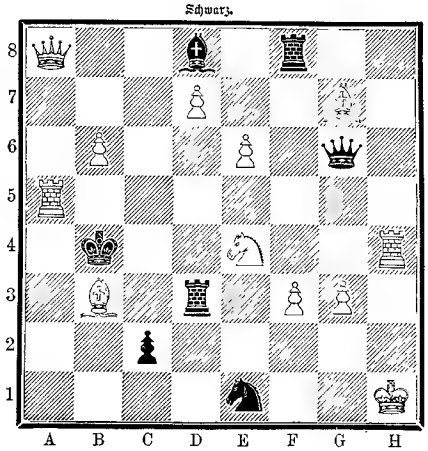
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 3.

Von S. Loyd.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 25:

(Im vorigen Jahrgang.)

Weiß.	Schwarz.
1) D. F 3 — G 2	1) B 4 — B 3.
2) L. C 4 — B 5	2) Beliebig.
3) D. setzt Matt.	

Auflösung der Aufgabe Nro. 26:

Weiß.	Schwarz.
1) T. A 1 — G 1	1) Beliebig.
2) S. G 2 — H 4	2) Beliebig.
3) S. oder L. setzt Matt.	

Literatur.

Das A-B-C des Schachspiels. Anleitung zur raschen Erlernung des edlen Spiels. Von J. Minkwitz. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1870. Unter diesem Titel hat der als ausgezeichneter Schachspieler und Komponist von Schachaufgaben rühmlichst bekannte frühere Redakteur de. deutschen Schachzeitung ein von der Verlagshandlung gut ausgestattetes Werkchen veröffentlicht, welches die Grundregeln des Spiels klar und praktisch darstellt, sowie die Theorie der Eröffnungen übersichtlich erörtert und durch gut gewählte Partieen illustrirt. Da gerade in Betreff eines brauchbaren Elementarbuches häufig Anfragen an uns gerichtet werden, so machen wir unsere Schachfreunde, Anfänger und bessere Spieler, auf dieß Minkwitz'sche als auf eine reiche Quelle der Belehrung und Unterhaltung aufmerksam.

Schachbriefwechsel.

Hrn. F. S. in Danzig. In Nro. 22 würde die von Ihnen beabsichtigte Lösung 1) S. D 5 — C 7 z. B. durch K. D 4 nimmt C 3 verhindert. In Nro. 23 würde auf F 6 — F 7, T. G 8 — F 8 und auf T. E 6 — E 8 mit K. H 8 — G 7 das Spiel unentschieden werden. Eben'so scheitert T. E 6 — E 7 an T. G 8 nimmt G 6.

Hrn. Ba. in Bojanowo und A. L. P. in Rödding. Sie geben für Nro. 23 nur den ersten Zug an, während es gerade auf die Fortsetzung ankommt.

Hrn. A. v. C. in Prag. In Nro. 22 verhindert Schwarz mit T. C 8 — C 6 das Matt in drei Zügen. Eine Ihrer Lösungen ist vierzügig. Die andere scheitert an S. C 1 nimmt D 3.

Hrn. S. in Köln, W. v. G. in Schlüchtern, J. B. in Hedewigenkoog, J. R. in Waidhofen, Ed. E. in Stuttgart. Nro. 24 richtig.

Fräulein A. P. in Guhrau und Hrn. R. K. in Liegnitz. Die beabsichtigte Lösung wird, wenn Schwarz 1) T. C 6 — C 8 spielt, unmöglich.

Hrn. F. W. L. in Heiligenhafen. Die eingesandte Aufgabe ist recht artig, aber gar zu leicht lösbar.

Hrn. C. v. D. in Pest. Das große Handbuch des Schachspiels ist von J. Dufresne und J. H. Zukertort verfaßt. Die Details des Titels und des Registers rühren jedoch von beiden Autoren nicht her.

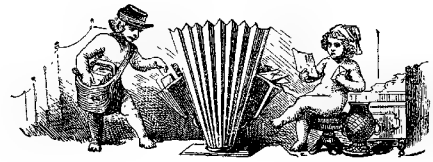
Bilderräthsel 3.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 1 und Bilderräthsel 2:

Hast ja den Menschen gemeint,
Der, weil er noch kriecht auf der Erde,
Erst vierbeinig als Kind, heut' ihn die Mutter gebar;
Wann ihn das Alter beschleicht,
Dreifüßig dann wankt er am Stabe,
Schwach an Gliedern und Haupt, da ihn die Jahre gebeugt.

Räthsel.

Wohl Dem, den es vereint beseelt,
Weh' Jenem, dem getrennt es fehlt.



Briefmappe.

Frl. A. v. d. O. Sie haben noch keine Antwort, weil wir uns erst erkundigen mußten.

Abonn. in Ungarn. Lindau ist am 3. Juni 1839 in Magdeburg geboren, wo sein Vater preuß. Beamter war.

Hrn. K. K. in Regensb. Thiergartenbesitzer Rill in Stuttgart liefert Ihnen Bruteier von etwa 20, darunter auch französischen Hühnerarten.

Hrn. H. F. in L. Ihre Frage richten Sie am besten an die Redaktion der „Industrieblätter" in Berlin.

Hrn. A. K. in Liverp. Lassen Sie sich von der Leuchs'schen Buchhandlung in Nürnberg den betreffenden Adressenkatalog kommen.

Abonnent in Böhmen. Eingegossen von Petroleum.

Hrn. S. de H. in Paris. In einem Bande kennen wir keines; recht brauchbar und handlich ist das von Lalhausen (Leipzig, W. Jaucknitz).

Abit. in Lemberg. Was verstehen Sie unter „Grammatiken hiesiger Sprachen"?

Hrn. H. K. in Berl. Trauzeuge oder Taufpathe wohl, da er nicht nach seiner Konfession gefragt wird. Die Trauung, die Leichenrede nicht.

Hrn. C. M. in Regensb. Die Limes kostet vierteljährlich 27 M. 10 Pf. bei der Post.

Hrn. P. Bürg. Katechismus der Physik (Leipzig, Weber). Wir haben von der Sitte, für jeden Monat des Jahres einen Edelstein als Symbol aufzustellen, nie etwas gehört.

Langjährige Abonnentin aus A. Man bestreiche die Thiere mit einer Abkochung von Aloe, Koloquinthen, Ochsengalle, Weihrauch und Raute — sämmtliche Ingredienzen in gleichem Verhältniß in Essig abgekocht. Auch öfteres Waschen mit Seifenwasser entfernt das Ungeziefer.

Fr. Anna G. in Genf. Sie werden am besten thun, sich direkt an den Vorstand des Lettevereins in Berlin zu wenden.

Abonn. in Mosk. Das können wir nicht wissen, aber auf dem Eisenbahnamt in Moskau können Sie es sicher erfahren.

Hrn. M. M. in Stettin. Zuerst Französisch, dann Italienisch. Die Unterrichtsbriefe sind brauchbar.

Hrn. E. S. aus Z., N. N. in München, Fr. Karoline W. in Wien (Cotillon). Wir bitten über Ihre Mit. zu verfügen.

Traubenblüte. Glycerin ist das Beste, dann Benzin oder Gaukein. Letzteres besteht aus 6 Theilen Seife, welche in 12 Theilen Rosenwasser erwärmt und aufgelöst werden, 4 Theilen Chlorwasser und 1/4 Theil flüchtigem Spiritus. Man athme das Gaukein aber nicht ein und nehme die Reinigung der Handschuhe nicht in Wohnzimmern vor.

Amerikanerin. Mit großer Heiterkeit gelesen.

Hrn. C. G. K. in G. Tinte selbst zu bereiten ist eine Zeitvergeudung, da auch der Vielbeschäftigste nur für eine Vagatelle Tinte braucht. Rezepte finden Sie in Andreä, Volkst. Tintenbuch, Weimar, Voigt. Neueste Auflage.

Mehrere langjähr. Abonnenten in Antwerpen. Die Antwort auf Ihre Frage wegen „Gold und Mkur" werden Sie in Nro. 52 der „Romanbibliothek" gefunden haben.

Hrn. H. Sch. in Elberf. Ein Buch gibt es über diesen Zweig der literarischen Thätigkeit nicht. Ueben Sie sich, indem Sie bereits Uebersetztes nochmal übersetzen und dann Ihre Uebersetzung mit dem Gedruckten vergleichen. Später mögen Sie sich dann an Verleger wenden; das Fach ist aber sehr „übersetzt".

Hrn. F. K. T. in Prag. Sie werden wohl schon Antwort erhalten haben. Jedenfalls hätten Sie die Frage wiederholen können.

Hrn. E. M. in W. Der silberglänzende Ueberzug vieler Pillen besteht aus reinem metallischem Silberschaum, dessen Genuß in dieser minimalen Dosis absolut ungefährlich ist. Der auf die Pillen erfolgte Brechreiz muß demnach eine andere Ursache haben.

Hrn. Frz. B. in Wien. Das ist allerdings eine Beleidigung. Sanders erklärt das Wort Backfisch dahin: man nehme zum Backen gewöhnlich nur halbwüchsige Fische.

Alter Abonn. in Köln. Solche Bücher hat jede Buchhandlung zur Auswahl vorräthig. Albensleben, Der Kartenkünstler, Weimar, Voigt. Thon, Die Klinkkunst. Ebendaselbst.

Cezar. = $\pi^{22}/_7$. (Vortrag.). Wir haben Ihre Wünsche mit Interesse gelesen.

Eine Haideblume. Sprechen nicht, aber lesen und schreiben. Etwa Ollendorf oder die Unterrichtsbriefe.

Hrn. Gustav Wenk in Dresden. Richtig.

Hrn. A. O. in Marb. (Oesterr.). Weber, Allg. Weltgeschichte, Heidelberg. — Zimmermann, Geschichte des deutschen Volks. — O. Jäger, Geschichte der neueren Zeit. — Sämmtlich zu empfehlen.

Hrn. F. J. in H. W. Wir werden gerne nach der Aufführung davon Notiz nehmen.

Hrn. G. J. D. in Kr. Solche Formulare zu Einladungen finden Sie in französischen Gesprächbüchern; aber warum in einer fremden Sprache? Der Bräutigam wird in diesem Falle einladen.

Wien VII. \ 4. Ebers ist 41 Jahre alt. Königstochter, Uarda, Homo sum ist die Reihenfolge. In jeder guten Musikalienhandlung erhalten Sie den Yankee Doodle.

Villa de la Pace. Wir erinnern uns nicht, daß die Mythologie dafür eine Vertreterin hätte.

Hrn. Bernh. W. in J. Die eigenthümliche Erscheinung an Ihren Haaren kann ohne persönliche Untersuchung keine Beurtheilung finden.

Hrn. J. M. in Luz. Den Vertreter des Erfinders erfahren Sie wohl bei dem Patentbureau von Brandt & v. Nawrocki in Berlin.

Frl. L. in R. (Lmb.). Gegenwärtig erscheint eine Volksausgabe von Reuter im Hinstorff'schen Verlag, die Sie durch jede dortige Buchhandlung beziehen können.

Hrn. E. A. M. in G. G. Rohlfs ist bereits nach Afrika abgegangen.

Frl. M. D. in Freib. (Mähren). Eignet sich nicht für uns.

Abonn. von Schiller. Die Auflösung der Schiller'schen Räthsel und Parabeln ist: 1. Regenbogen. 2. Phantasie. 3. Mond und Sterne. 4. Die Welt. 5. Tag und Nacht. 6. Das Auge. 7. Die chines. Mauer. 8. Der Blitz. 9. Die Farben. 10. Der Pflug. 11. Der Funke. 12. Die Uhr. 13. Das Schiff.

Treuer Abonn. Heliz. Nach C. kann Jedermann auf seine Kosten kommen; es bedarf dazu keiner Erlaubniß.

Hrn. H. S. in Erl. Das kann man nicht nur so einsenden. Wir müssen selbst davon Kenntniß nehmen.

Hrn. Emil L. in Karlsruhe und C. S. in Stuttgart. Oertliche Anschwellungen einzelner Drüsen beanspruchen örtliche Behandlung; am besten Einpinselungen mit Jodtinktur. Sind dagegen die verdickten Drüsen das Symptom allgemeiner Blutverkrankung, z. B. der Skrophulose, so muß auch eine allgemeine ärztliche Behandlung eingeleitet werden.

Zwei Aristokratinnen in Mannh. Die Ehe ist anerkannt, Sie finden sie im Gothaischen Kalender.

Langjähr. Abonnentin. Die Reise von W. nach G. finden Sie in Heubichel's Telegraph, aus welchem Sie sich doch des Näheren unterrichten müssen.

Trauernder Abonn. Ein Jahr bei uns in Süddeutschland. Der Trauring wird nicht abgelegt, auch bei zweiter Ehe nicht.

Wißbegierige aus Thorn. Die Aufgabe war zunächst nur für eine einfach bürgerliche Haushaltung bestimmt, wo selten ein besonderes Speisezimmer ist. Die prämiirten Zeichnungen waren bis Ende September in Stuttgart ausgestellt und sollen nun ausgeführt werden. Wenn die Zeichnungen veröffentlicht werden sollten, berichten wir davon. — Kopieen können Sie sich durch die Berliner Kunsthandlungen verschaffen. — Konvexe Gläser sind erhaben linsenförmig geschliffene Gläser für weitsichtige Augen; konkave umgekehrt. Die Sprachfehler ist eingeschlafen.

Hrn. G. S. in Westpreuß. Einige Fliegen und Würmer genügen. Der Frosch kann sehr lang hungern.

Hrn. H. A. in Harzb. Die Papier- und Schreibmaterialienhandlungen werden sie wohl bald haben.

Hrn. Ger.-Ref. P. A. in R. Dafür haben wir keine Verwendung. Hasländer starb im Juni 1877.

W—klin E. Joel, Poln. Grammatik. Frankf., Jügel.

Hrn. D. K. in Düss. Jede gute Buchhandlung legt Ihnen dergleichen zur Auswahl vor.

Hrn. Karl Fr. in Berl. Leider nicht geeignet.

Treuer Abonn. in P. (Ung.). Neumann, Windmühlen. Weimar, Voigt. 6 Mark.

U. L. M. Jeder Vers muß Rhythmus haben, dagegen ist Reim nicht nothwendig.

Treuer Abonn. in Andernach. Man sagt Arme, nicht Aerme.

Hrn. C. v. W. r. d. in Br. Ob Ph. schädlich, wissen wir nicht. Wenden Sie sich an die Feuerwerks- und Spielwaarenhandlung von Peter, oder an die Spielwaarenfabrik von C. Groß in Stuttgart, Calwerstraße 18.

Hrn. H. O. in St. Das geht doch wohl zu weit, da die Flöte kein so viel verbreitetes Instrument ist.

Hrn. C. B. F. Uns steht leider gar kein Weg zur Vermittlung offen.

Alter Abonn. H. W. in Ch. Auch ohne Schreiblehrer, wenn Sie die amerikanische Schreiblehrmethode streng durchmachen.

Hrn. G. H. in Hann. Das gelbgewordene Elfenbein legt man in eine Auflösung von 1 Theil frischem Chlorkalk in 4 Theilen Wasser und läßt es so lange darin liegen, bis es weiß geworden, dann legt man es getrocknet in die Sonne unter Glas.

Irma von Cherlauersee. Die „Dichterstimmen" haben erst seit Kurzem begonnen.

Le Mulâtre in Port au Prince. Wir haben Ihre dankenswerthe Mittheilung dem Verfasser übersandt.

Hrn. Adv. F. W. in H. 1. Nein, die genannten Schriftstellernamen gehören keinen hohen Herren an. 2. Ein solcher G. Klub existirt nicht. 3. Ihren Herren kennen wir nicht.

Abonnentin in C—g. Diese Fragen zu beantworten, würde uns Tage Nachsuchens kosten, das Sie wohl selbst am besten in einer Buchhandlung vornehmen.

Petrovic Sonchoi Hutter. Während der Kämpfe sehr willkommen; jetzt zu spät.

Hrn. v. Pf. in Straßb. Hoflieferant W. Hartmann, Pelzwaarenhandlung in Stuttgart.

Hrn. K. in U. Wenn Sie eine bestimmte Anstellung haben, dann königl.

Neugieriger. 1. Patentagentur von Wirth & Comp. in Frankf. a. M. 2. Das finden Sie im Konversationslexikon von Meyer. 3. Geheimniß! 4. Noch nicht angelangen.

Alter Abonn. in Utrecht. Dem medizin. Mitarbeiter zur Beantwortung übergeben.

Frau M. in P. Die Handlung von Gebr. Spring in Stuttgart, welche Fächer fabrizirt.

Hrn. E. L. in Mannh. Meyer, Schlosser oder Weber.

Hrn. Grenzbeamt. Sp. in St. (Ung.). Einzelne Resultate ja, die aber kein Vertrauen verdienen, besonders nicht, wenn sie bis auf 12 Meilen gegeben werden.

Dankb. Leser in Hamb. Katechismus der Astronomie. Leipzig. J. J. Weber. 5. Aufl.

Ein alter und doch junger Abonn. in Metz. Nur mit Erlaubniß des Autors, dem man das Recht abkaufen muß. An Verleger, welche Uebersetzungen suchen, s. Hinrichs' Bücherverzeichniß.

Hrn. Assr. G., Weichseldelta. Versuchen Sie es 'mal bei der Markt'schen Zeichnutensilienhandlung in Stuttgart, Kanzleistr.

Verehrer des deutschen Volkes in Norwegen. Oersted, Gauß und Weber in Göttingen.

Frau C. M. in Chic. am See. Wir werden darauf bedacht sein. Die Frage wegen der eisernen Maske und des K. H. wird wohl ungelöst bleiben.

Hrn. N. B. in London. Wir danken; kam leider zu spät für uns.

Hrn. Dr. R. A., Düsseldorf. Wir haben schon mehrfach mitgetheilt, daß Böttger's Depilatorium von Hrn. J. H. Roth, Bergweg 11, Frankfurt a. M., zu beziehen ist.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Einladung zum Abonnement
auf die
Illustrirte Welt.
Deutsches Familien-Journal.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Alle 14 Tage erscheint ein **reich illustrirtes** Heft von 3 3½ Bogen größt Folio.
Preis des Heftes **nur 30 Pfennig.**

Die Illustrirte Welt darf sich rühmen, das **älteste** unter allen bestehenden illustrirten Familien-Unterhaltungsblättern und zugleich eines der **beliebtesten** und **verbreitetsten** zu sein, ja sie ist bei dem **Vielen** und **Vortrefflichen**, was jedes Heft bietet und bei ihrem **überaus billigen** Preis thatsächlich das

billigste und reichhaltigste Journal seiner Art.

Man abonnire auf den eben beginnenden 27. Jahrgang der **„Illustrirten Welt"** bei der **nächsten Buchhandlung** oder dem **nächsten Postamt.**

Das soeben erschienene erste und zweite Heft liegt in jeder Buchhandlung auf und wird von ihr auf Verlangen gern zur Ansicht in's Haus geschickt.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

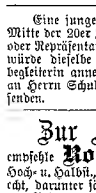
AN DIE GEEHRTE DAMENWELT.

franko *zugesandt werden.*
Man beliebe sich dieserhalb frankirt an die **GRANDS MAGASINS DU PRINTEMPS,** 70 Boulevard Haussmann, *zu wenden.*

Die **Grands Magasins du Printemps** in **Paris** *beehren sich, zur Kenntniss zu bringen, dass alle neuen Stoffe für die Herbst- und Wintersaison bereits* eingetroffen *sind.*
Der neue Katalog in französischer und deutscher Sprache *ist soeben erschienen und wird auf Verlangen Jedermann* gratis und 259

Eine junge, gebildete, kinderlose **Wittwe,** Mitte der 20er Jahre, *sucht* als Gesellschafterin oder Repräsentantin des Hauses **Stellung;** auch würde dieselbe gern eine Siedlung als Reisebegleiterin annehmen. Gefl. Offerten bitter man an Herrn Schulrath **Looff** in **Langensalza** zu senden. 316

Zur Herbstpflanzung
empfehle **Rosen** in circa 1500 Sorten, Hoch- u. Halbst., desgl. niedr. veredelt u. wurzelecht, darunter sämmtl. Neuheiten pro 77 und 78. Bestellungen auf Winter-Verpflanzgesträucher erbitte bis 15. Oktober zu bewirken. 313
H. Krautmann, Weimar.

Prachtvolle Weihnachtsgeschenke!

lebensgrosse Porträts
in **Kreide** gezeichnet (Photocrayons) oder in **Oel** gemalt fertigt nach jeder Photographie, Daguerreotyp, Glasbild, Stahlstich 2c. unter Garantie getreuer Aehnlichkeit das artist. Institut von **C. Hommel** in **Halberstadt.** 212
Aufträge zu Weihnachten erbitte frühzeitig!

Tyroler Wildschützen-Hüte,

bekleidete Kopfbedeckung aller Jäger, aus wasserdichtem Loden, graubraun, Fasson rund mit flacher, etwas herumgebogener Krämpe, fl. 2.50. ö. W.; mit geschmackvollem Federschmuck fl. 3. 50. versend. gegen Postvorschuß
350 **Ignaz Tinter, Innsbruck.**

Echte Briefmarken
empfiehlt zu den billigsten Preisen
A. Bestelmeyer, Hamburg. 403
Neueste Preisliste Nro. 10 (soeben erschienen) gratis und franko.

Ein älterer Herr, königl. Kommerzienrath, wünscht sich mit einer selbstständigen Dame oder Wittwe mit entsprechendem Vermögen
zu verehelichen.
Offerten unter **E. c. 64,487** befördern **Haasenstein & Vogler** in **Frankfurt a. M.** 414

Nebelbilder - Apparate u. Agioskope mit landschaftlichen, architektonischen, komischen und photographischen Glasbildern, Farbenspielen, Sammlungen astronomischer, geologischer und anderer, zu wissenschaftlichen Zwecken dienenden Tableaux mit wissenschaftlich-populären Vorträgen.
Preiscourante, manches Neue enthaltend, auf portofreie Anforderungen gratis. 289
Das Optische Institut
von **A. Krüß** in **Hamburg.**

Champagner.

Fleur de Sillery . . .	M. 2. —
Rheinwein-Champ. . .	M. 1. 70
Hochheim. mousseux	M. 1. 50
Mosel mousseux . . .	M. 1. 30
Cider-Sect	M. 1. 10

unter Garantie der Reinheit und Güte.
Probekisten à 6 und 12 Fl. gegen Nachnahme.
Champagnerfabrik von
August Grote, Frankfurt a. M.,
Rechneistrasse 10. 300

Ueber Familiennamen, deren Verbindungen mit **Adels-Titter v. P.,** postl. fr. **Berlin.** geschlechtern dunkel sind, Auskunft bei

Dr. med. Baumgarten's Diätetische Schroth'sche Heilstätte,
Dresden, Radebergerstr. 5. 397
Regenerationsverfahren. Erfolg bei allen chronischen Krankheiten ausgezeichnet. Prospekte frei.

Villa am Bodensee, 208
württemb. Dampfschiff-Station, mit schattigem Garten, herrl. Aussicht, Badehaus und Terrasse am See, für 21,000 Mark **zu verkaufen.** Nähr. unt. **F. Y. 449** an **R. Mosse, Berlin** W., Friedrichstr. 66.

Der Winzer-Verein zu Rüdesheim
empfiehlt seine **selbstgezogenen reingehaltenen Weine** 1874er, 75er und 76er **zu mäßigen** Preisen, die eine Prüfungskommission bestimmt. Preis à Liter 1—5 M. 413

Praktische Schreibunterlage
mit Mappe. 7. Jahrgang.
Für jede Woche des Jahres 1879 ein gutes Löschblatt mit Datumzeiger 2c. Preis inkl. Verpackung 2 Mark, empfiehlt 404
August Seyfert in **Chemnitz.**

Künstliche Brillanten,
prachtvolle Steine in echt Gold, Ringe zu 6 bis 15 M., Ohrringe 10—15 M. empfiehlt **Schröter,** Goldarbeiter, **Dresden,** Jakobsstraße 16. — Illustr. Preiscourant franko. 296

Ehegatten 169 erhalten wichtige Rathschläge durch **Dr. Hampe's Schrift:** „Rathgeber in Kindergelegenheiten". Preis 1½ Mark. Das Nähere ersichtlich grat. und franko durch Prospekt. **C. Gottfried's Verl., Leipzig.**

Barockrahmen zu **Hallberger's** und anderen Prämien liefert am besten und billigsten **Th. Schetter** in **Stuttgart.**

Exportation directe de Cigarettes de la Régie Française des Tabacs.
1000 Caporal Sup., Maryland, Levant Fr. 15; Caporal ordinaire Fr. 11; Envoi contre mandat.
Jacques Zébaume, 180
8 rue de la Chaussée d'Antin **Paris.**

Der Unterzeichnete empfiehlt sein Lager in **Jagdgewehren** aller Systeme, **Scheibenbüchsen, Revolver** 2c. unter Garantie für solideste Ausführung und ausgezeichneten Schuß. Zubehörgegenstände, Patronenhülsen, Jagdtaschen 2c. in reichlicher Auswahl. Nähere Auskunft, sowie ausführliches Preisverzeichniß auf Verlangen gratis. 30
Gießen, Oberhessen. **A. Zimmer,** Waffenhändler.

Stotterer finden dauernde Heilung in der Sprachheilanstalt von **Rud. Denhardt jun.** in **Burgsteinfurt,** Westf. (genaue Adresse). Prospekt gratis. Heilverfahren nicht Taktmethode. Siehe „Gartenlaube" Nro. 13 Jahrg. 1878 „Das Wesen des Stotterers". 346

Isolirter Kupferdraht
für Haustelegraphen, vorzügliche Qualität, zu sehr billigen Preisen, nur en gros. Proben gratis. **Gebr. Mittelstraß, Magdeburg.**

Feinsten russischen Thee
in höchst elegant. chinesischen Dosen von 1 Pfd. für M. 3. 60 Pf. versendet **A. J. Möbius,** **Hamburg.** 312

Echte Briefmarken
aller Länder **billigst.** Preisliste für Sammler gratis und franko. 306
F. Edmund Jensen,
Gronnegade 37, **Copenhagen** K.

Patent-Bureau
F. C. Glaser, 255
Berlin SW., Lindenstrasse 92.

Allen Freunden Italiens aufs's Wärmste empfohlen!
Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur von **Alfred Graf Adelmann.**
Preis eleg. geh. M. 5. — Prachtband M. 6. 50.
Zu bez. d. alle Buchhdlgn. d. In- u. Auslandes, sowie direkt aus d. Verlagshandlg. von **Richter & Kappler** in **Stuttgart.** 415

Strick-Maschinen
(neu, eigenes Patent).
Probemaschinen stets im Betriebe. Preisliste franko. Unterricht gratis. 133
Sächs. Stickmaschinenfabrik in **Kappel** bei Chemnitz.

12 Preismedaillen, neueste: Philadelphia.
Blech-Blas-Instrumente, Leichtblässigkeit, reine Stimmung, vorzügliche Arbeit garantirt. Preise äußerst billig. Prospekte gratis.
Stahlecker & Cie., Instrumentenfabrik, **Stuttgart.** 95

Echte Briefmarken und Albums billigst. Illustr. Katalog 1877 1 M. 60 Pf. Probenummern des Briefmarken-Journals und Preisliste gratis. 53
Louis Senf, Leipzig.

Echte Briefmarken aller Länder, hauptsächlich nord- und südamerikanische, verkauft zu den billigsten Preisen 126
N. F. Seebeck,
P. O. Box 4926 **New-York.**
Kataloge 1878 franko für 50 Pfennige.

Über Land und Meer.

№ 4.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1878—1879
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3.
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag

Inhalts-Uebersicht.

Text: Zum Zeitvertreib. Erzählung von Fanny Lewald, Fortsetzung. — Monsignore Cajetan Aloisi Masella, apostolischer Nuntius in München, von E. A. Regan. — Erstürmung der Spitalmoschee am Eingang von Serajewo. — Notizblatter. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth. Zweite Serie. II. Die Steuerung der neuen Riesendampfschiffe und der „Große Kurfürst". Das Pfarrhaus von Ellenbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen, Fortsetzung. — Die Konzim von Thule, von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. — Kriegsfiguren aus Bosnien. Eine Kaukasierin. Ein Frachtling. — Der neue Brunnen auf dem Gänsemarkte in Hamburg. — Von der politischen Warte, von Bruno Meyer. — Kalabresen, Kalabreser und Kalabresinnen, von Waldemar Kaden, Fortsetzung. — Entscheidungsgrund von deutschen Reichsgerichten, von Friedrich Wagner. zweite Serie. — Rat das Album, von Albert Roder d. — Schach. — Rebus. Auflösung Nro. 2. — Bilderrathsel 4. — Auflösung des Bilderrathsels 3. — Auflösung des Rathsels in Nro. 3. — Dreisilbige Charade. — Briefmappe.

Illustrationen: E. A. Masella, apostolischer Nuntius in München. — Erstürmung der Spitalmoschee am Eingang von Serajewo. [illegible] Bosniaken. 1. Nazirchende Gefangener Hauptling. 2. Kampf in einem Dorfe. 3. Gefangenentransport. 4. Kriegsgefangene bei einem Bau. 5. Gefangenentransport. 6. Kriegsgefangene bei einem [illegible] — Kaukasierin, Gemälde von C. Landelle. — Ein Flüchtling, nach einem Gemälde von W. Schäfer. — Der neue Brunnen auf dem Gänsemarkte in Hamburg. — Vom Parkterrassenfenster aus, humoristische Bilder von Ermann Wagner.

Zum Zeitvertreib.

Erzählung

von

Fanny Lewald.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Die folgenden Tage brachten Alles in das Gleiche. Man sah einander, wie das Badeleben es mit sich führte, früh und spät, und da Joseph es nach bester Ueberzeugung gegen Delmar ausgesprochen hatte, daß Rose viel Bewegung nöthig habe, ließ dieser es gern geschehen, daß sie sich derselben in Begleitung ihrer neuen Freunde theilhaftig machte, so viel sie immer wollte. Man unternahm daneben zu Wagen gemeinsam weitere Partieen, der Doktor verschmähte es nicht, Abends mit Delmar und den Villebois den Vieren in der Whistpartie zu machen, Fides sah den Vielbeschäftigten mit Freuden solcher Ruhezeit genießen und hatte eine wahre Herzensbefriedigung in dem Verkehr mit Rose, an welchem auch der Doktor mehr und mehr Geschmack fand.

Rose hatte sich allmälig der Lebensweise ihrer Freunde anbequemt. Sie erhob sich früh, um ihnen bei dem Morgenspaziergange nicht zu fehlen, sie lernte steigen, lernte schnell gehen, und wie sich ihre Gedanken früher, des Aufenthaltes in dem Badeorte müde, auf Paris gerichtet hatten, so verlangte sie jetzt darnach, denselben so lang als möglich auszudehnen. Schon zu verschiedenen Malen war zwischen ihr und Fides die Rede davon gewesen, Delmar nach beendeter Kur noch zu einem Ausflug in das Ober-Engadin, zu einem Besuche in dem Hause des Doktors zu überreden, und dieser zeigte sich dem Plane keineswegs abgeneigt, denn die Vorliebe, mit welcher Rose sich zu ihnen hielt, machte ihm Vergnügen. Es freute ihn, daß Fides eine Gefährtin an ihr hatte, daß sie weniger versenkt in ihren Kummer schien, daß sie sich an Rosens kleine Einfälle wie sonst an die Verlangnisse ihrer Knaben hingab. Er selber betrat sich darauf, daß er mit dieser Frau von Welt, die wie ein Kind fremd war in der Natur, bisweilen wie mit einem Kind verkehrte, wenn er sie sehen machte, was für sie bis dahin gar nicht vorhanden gewesen, und was doch so herrlich, was so schön war. Er glaubte ihren Sinnen neue Quellen des Genusses, ihrem Herzen neue Quellen der Zufriedenheit zu erschließen, wenn er bemerkte, wie ihr Blick an seinen Lippen hing, mit welchem Antheile sie seinen Worten lauschte. Er wußte nicht, was dabei in ihrer Seele vorging.

Es waren nicht die Schönheiten der Natur, an die sie dachte; Joseph's Art und Weise von ihnen zu sprechen war es, die sie anzog. Alles, was er ihr erzählte und wie er ihr's erzählte, war ihr neu. Sie hörte ihm gerne zu, wenn er ihr berichtete, wie die Leute oben im Hochgebirge lebten, wenn Schnee und Eis sie einbannten in ihre weltabgeschiedenen Hütten; wenn er ihr schilderte, wie die Lawinen auf die Höfe, wie die Felsstürze bisweilen vernichtend niederschmettern über die Dörfer und

E. A. Masella, apostolischer Nuntius in München. Originalzeichnung. (S. 66.)

die Flecken, und wie es aussähe hier zu Lande, wenn die warmen Frühlingswinde den Schnee von den Bergesgipfeln zu plötzlich schmelzen machen, daß die Bäche zu Strömen werden und sich wie eine Sintflut über die Thäler ergießen.

Er hatte in allen solchen Fällen von früh an nach Kräften Hülfe bringen lernen, hatte, seit er seinen ärztlichen Beruf zu üben angefangen, eben in der Ausübung desselben Fährlichkeiten aller Art bestanden. Aber weil es sich dabei für ihn um lauter Vorgänge gehandelt, welche in der Welt, in der er wirkte, sich zum Oeftern wiederholten, sprach er von ihnen mit einer Einfachheit, die Rose in Erstaunen setzte. Was er dabei zu befahren gehabt, ob Fides sich um ihn gesorgt, wie sie Beide überhaupt thätig für ihre Mitmenschen eingegriffen hatten, dessen that er nie Erwähnung. Ihm war es immer nur um den Vorgang, um das Erleiden der Anderen zu thun. Er selber kam sich dabei gar nicht in Betracht, und Fides schien dieß nur natürlich, schien es als etwas Selbstverständliches zu finden.

„Wie ist das möglich?“ fragte Rose sich, während Joseph sie beschäftigt glaubte mit dem Inhalt dessen, was er ihr erzählte. „Wenn Fides ihn liebt, wie kann sie es ertragen, ihn in Gefahr zu wissen? Wenn er glücklich, wirklich glücklich ist mit dieser Frau, wie gewinnt er es über sich, mit kaltem Blute, mit ruhiger Ueberlegung sich in Gefahren zu begeben, die seinem Leben, seinem Glück ein Ende machen können?“ — Es hatte sie niemals in Verwunderung gesetzt, daß Männer dem Tode in der Feldschlacht dreist in's Auge sehen, wenn Tausende an ihrer Seite sich dem gleichen Zufall gegenüber finden. Das stille, einsame Ringen eines Einzelnen, einiger Wenigen gegen die unberechenbaren Kräfte der Natur erregte ihre Phantasie.

Joseph's Bild verließ sie bald nicht mehr, sie hatte es immer vor den Augen in wechselnder Erscheinung. Sie sah ihn im grausamen Schneesturm den steilen Bergespfad ersteigen, um Hülfe zu bringen an das Krankenlager eines Kindes; sie sah ihn mit Anderen ankämpfen gegen die Gewalt der Wasser, der Flut die Opfer entreißend, die sie schon umfangen hatte. Und immer stand er da, so ruhig, so stolz und seiner selbst gewiß, wie er auf sie herabgesehen an dem ersten Abende, da er sie mit seinem lächelnden Zweifel von sich abgewiesen und gekränkt hatte.

Dieß spottende Lächeln, — es zog ein wahres Lustgefühl durch ihr Herz, da sie es dachte, — dieß Lächeln hatte sie ihm abgewöhnt. Er hatte sie liebgewonnen und er glaubte ihr. Aber wie weit ging dieser Glaube? wie weit ging sein Wohlgefallen an ihr? Fand er sie schön, so wie sie ihn? Erschien sie ihm so reizend, so begehrenswerth wie anderen Männern? War er für Frauenschönheit überhaupt empfänglich, oder nahm der Ernst des Lebens ihn so ganz in Anspruch, daß nichts Anderes ihn reizte? Genügte Fides ihrem Gatten ganz?

Rose konnte sich's nicht denken. Fides war gut, war schön, indeß ihre Güte war ernsthaft, ihre Schönheit streng, ihr Wesen in jedem Augenblick sich gleich.

„Sie, liebe Freundin,“ sagte Rose eines Tages zu ihr, „Sie sind geschaffen für die Mutterliebe, denn Kinder haben dieser wechsellosen Güte zum Gedeihen nöthig!“ und in ihrem Innern setzte sie hinzu: „aber das Herz des Mannes fordert immer neuen Anreiz durch den Wechsel in der Erscheinung, in dem Verhalten, in der Stimmung des Weibes, das er dauernd lieben soll.“ Delmar selber hatte solchen Antriebs nicht entbehren mögen; und er war nicht mehr jung gewesen, da sie seine Frau geworden war, und nicht schön wie Joseph.

Die Seelenruhe, mit welcher Fides neben ihrem Gatten lebte, dünkte Rosen unbegreiflich, wenn sie ihn wirklich liebte. Sie, für ihr Theil, hätte sie einen Mann gefunden, schön in seiner frischen Männlichkeit wie Joseph, nicht einen Blick von seinen Augen hätte sie einer Anderen gegönnt; und Fides lächelte vor Vergnügen, wenn ihr Rose aussprach, wie schön sie ihren Gatten fände, wie liebenswerth er ihr erscheine, wie gern sie in seiner Nähe verweile. — Kannte Fides keine Eifersucht, oder glaubte sie Rose nicht mehr dazu gemacht, eines Mannes Leidenschaft auf sich zu ziehen?

Sie mußte lachen! Ob über diese Frage, ob über die Zuversicht der guten Fides, darauf blieb sie sich die Antwort schuldig! Aber Joseph war es in jedem Falle werth, daß man ihm zu gefallen trachtete. Warum auch nicht? Das Leben war so kurz, die Zeit ihres Beisammenseins noch kürzer! Und waren sie dann von einander fern, sie kam immer wieder darauf zurück, wem trat es denn zu nahe, wenn Joseph in seiner Einsamkeit ihrer wie eines hellen Sonnenscheins gedachte, der unvergeßlich, wenn auch noch so flüchtig, einst über seinen Pfad hinweg geglitten war? Was that es Fides, wenn in verschwiegenem Denken Rosens Bild bisweilen in des Doktors Seele aufstieg? — Was focht es Delmar an, wenn Rose sich es eingestand, einen Mann wie Joseph hätte sie geliebt, wenn er ihr in den Tagen ihrer Jugend entgegen getreten wäre? An Delmar's Lebenshimmel war das keine ihn trübende Wolke; ihr war dieß kleine Erlebniß ein heiteres Zwischenspiel in dem gewohnten Geleise ihres Lebens, ein leichter, flüchtiger Triumph, den sie sich gönnen wollte dem stolzen, schönen Manne gegenüber.

Der kleine Kreis von Menschen fand sich mit jedem Tage behaglicher zusammen. Rose war heiter von früh bis spät, voll von freundlicher Zuvorkommenheit für einen Jeden. Selbst Villebois, der anfangs seine geheimen Bedenken gegen die Altersverschiedenheit zwischen Delmar und dessen Frau gehabt, hatte diese überwunden und war, von Rose eingenommen, bereit, des Freundes Loos zu preisen.

„Dieser Schelm von Delmar hat immer Glück gehabt!“ sagte er eines Tages zu Madame Villebois, die, bequem in ihrem Sessel ruhend, eine ihrer Patiencen legte, während Delmar und Rose mit den Schweizer Freunden einen Wagen bestiegen, um eine Ausfahrt zu unternehmen. „Es ist so übel nicht, eine junge Frau zu haben. Es erheitert unser Alter und — —“

„Und die Jugend manches Andern!“ setzte Madame Villebois hinzu, indem sie den Coeurbuben bedächtig der Coeurdame des Nebenpäckchens zugesellte.

Villebois horchte auf. „Was soll das heißen?“ fragte er.

„Es war eine allgemeine Bemerkung und nichts weiter!“ gab sie ihm zur Antwort.

„Die allgemeinen Betrachtungen, meine Liebe, pflegen Deine Sache nicht zu sein!“

„Man macht sie aber doch zuweilen, wenn man Anlaß dazu findet!“ sagte sie und legte den König aus der unteren Reihe in die obere hinauf.

„Erkläre Dich!“ rief Villebois, „Du weißt, ich bin nicht stark im Räthselrathen, was willst Du mich verstehen machen?“

„Nicht das Geringste!“ versicherte sie ihn, indem sie mit nachdenklich prüfendem Auge die langen Linien ihres Kartenspieles musterte. „Das Sprüchwort sagt freilich: ‚In dem Lande der Blinden ist der Einäugige der König!‘ Ich finde aber einen solchen König nicht beneidenswerth. Es ist mitunter nicht angenehm, zu sehen, wo die Anderen blind sind, und doch glänze ich nicht eben durch meine Scharfsichtigkeit.“

„Immer noch mehr als ich durch meine Geduld, das weißt Du!“ polterte Villebois heraus. „Was hast Du gesehen? denn Du bist scharfsichtig genug, wenn Du es willst. Was ist's mit Madame Rose? denn um sie allein kann es sich doch in diesem Falle handeln! Frisch heraus, was ist's mit ihr?“

„Nichts! gar nichts, mein Lieber! Ich finde nur, sie ist jünger geworden, sehr viel jünger, seit sie hier ist.“

„Wie wir Alle!“ meinte Villebois, „die Bäder haben ihr gut gethan, sie ist reizender als je.“

„Ja, sie ist viel reizender, viel lebhafter vor Allem! Als sie hieher kam, hatte sie die Lebhaftigkeit und das Alter ihrer Jahre. Sie war sehr angenehm für ihre fünfundbreißig Jahre; Delmar hatte sich dessen zu erfreuen.“

„Und er erfreut sich ihres Wohlbefindens und ihrer Heiterkeit auch jetzt!“ fiel Villebois ein.

Madame Villebois lächelte. „Es fragt sich nur, ob seine Freude ihr genügt. Wenn Du, wenn ihr Mann und jene weltfremde Schweizerin die Augen nur ein wenig offen hättet, würdet ihr bald sehen, wem ihre kleinen Mienen, ihre sanften Blicke gelten; weßhalb sie mit einem Male das Spazierengehen liebt, um wessen Zufriedenheit es ihr zu thun ist.“

„Welch' ein Einfall! Spiele nicht die böse Zunge,“ rief Villebois aus, aber er war betroffen wider seinen Willen.

„Böse Zunge!“ wiederholte seine Frau. „Kann ich dafür, daß ich meine Augen habe? Und ich muß gestehen, er ist schön genug, der jungen Frau eines alten Mannes zu gefallen! Denn Delmar ist eben ein alter Mann wie Du, wenn schon er bisweilen auf gut Parisisch noch den Jungen und den Liebenswürdigen macht. Aber es ist ihm nicht bequem, und Madame Rose sieht das mit jedem Tage mehr. Sie verbirgt es nicht, daß sie es sieht — und sie richtet sich darnach ein.“

„Ich wollte, Du richtetest Dich nach ihr und ihrer Freundlichkeit!“ sagte Villebois verdrießlich. „Madame Rose ist eine anständige Frau. Sie ist ihrem Mann und ihren Pflichten immer treu gewesen.“

„Das ist man immer, bis man's nicht mehr ist!“ meinte Madame Villebois. „Du, ein alter Advokat, solltest doch davon zu sagen wissen. Hörst Du es denn nicht, wie begierig sie ist, den Tag unserer Abreise zu erfahren? Dann hat sie freieres Spiel; denn diese Scheinheiligen fühlen es sehr wohl, daß sie ehrliche Frauen niemals täuschen. Du freilich, Du glaubst, daß Delmar bald nach Hause kommen wird, Dir in der Angelegenheit zu dienen, für welche Du seine Vermittlung bei dem Handelsminister wünschtest. Ich versichere Dich, daß sie so bald nicht kommen werden. Madame Rose will in ihres schönen Freundes Haus; und Herr Delmar und Madame Fides werden unschuldig, als ob sie aus dem Monde kämen, die Gefälligen machen und sie dorthin führen.“

Villebois war nachdenklich geworden. Er war ein Feind jeden Geklatsches, er hatte zu häufig erfahren, wie viel Unheil es anzurichten vermag; aber wenn er es überlegte, völlig Unrecht konnte er seiner Frau nicht geben. Nicht, daß er eine üble Meinung von Rose hegte, im Gegentheil, er dachte wirklich gut von ihr; nur Delmar war zu tadeln, und doch trug er Bedenken, ihn zu warnen, denn dazu hatte er keinen bestimmten Grund. Delmar war unvorsichtig nach seines Freundes Ansicht; aber er war das immer, immer auch von seiner Sinnlichkeit beherrscht gewesen und also sicherlich auch von seiner Frau weit mehr beherrscht, als es merken zu lassen er und sie für gut befanden. Madame Villebois hatte Recht. Wenn Rose ihren Kopf darauf setzte, in das Engadin zu gehen, so durfte er nicht darauf rechnen, Delmar's Vermittlung in Paris rechtzeitig zu seiner Verfügung zu haben; und es handelte sich dabei um die runde Summe von zwanzigtausend Franken, die Villebois zugesichert waren, wenn er für seinen Klienten die gewünschte Konzession erlangte. Den Freund beunruhigen oder warnen, das durfte und wollte er natürlich nicht; indeß ihn nach dem Engadin gehen lassen, das wollte und durfte er noch weniger. Er war aber ein Mann, der schwierigere Dinge gehandhabt und zu Stande gebracht hatte, als das Aufgeben eines so unvernünftigen Einfalls.

Achtes Kapitel.

Die beiden Ehepaare kamen von ihrem Ausfluge so spät zurück, daß die Villebois sich bereits in ihre Zimmer verfügt hatten, und da ihre Abreise für den nächstfolgenden Tag festgesetzt war, blieb Madame Villebois den ganzen nächsten Morgen mit den Vorbereitungen für dieselbe beschäftigt. Nur ihr Mann frühstückte mit den Freunden, wie man es gewohnt war, und er hatte sich kaum zu ihnen gesellt, als Rose die Frage aufwarf, ob es denn wirklich dabei bleibe, daß sie morgen Nagaz und den Kreis verlassen würden, in welchem man sich so wohl befunden habe.

Villebois drückte über diese, ihm durch seine Geschäfte auferlegte Nothwendigkeit das gebührende Bedauern aus und setzte hinzu, daß ihm die Trennung noch schwerer fallen würde, wenn er nicht die Hoffnung hätte, wenigstens seine Landsleute binnen Kurzem in Paris aufsuchen zu können.

„Nun,“ meinte Rose, „so müssen wir Viere darauf denken, wie wir uns ohne unsere Freunde die Zeit während der paar Wochen vertreiben, die wir hier noch zuzubringen haben!“ und sie sah dabei so fröhlich und so schalkhaft aus, daß man wohl merkte, wie wenig sie deßhalb besorgt sei.

„Sie werden also etwa heute in vierzehn Tagen auch Ihre Koffer packen und heimwärts ziehen?“ fragte Villebois.

„O!“ rief Fides, „von Heimwärtsziehen, so hoffe ich, soll dann noch nicht die Rede sein! Ich denke, wir bleiben eine Weile noch beisammen.“

Villebois machte im Stillen seiner Frau ein Kompliment. Sie hatte recht gesehen. Aber da er nicht der Mann war, den Nachrichten, welche ihm nicht gelegen kamen, den Weg zu sich zu erleichtern, sagte er: „Sie werden unsere Freunde nach Paris begleiten? Das ist ein guter Plan und eine erfreuliche Aussicht!“

„Aber Bester, woran denkst Du denn?“ wendete Delmar ein. „Sollen unsere Freunde sehen kommen, was uns selbst das Herz zerreißt? unser Land, zur Hälfte noch in den Händen der nordischen Barbaren, Paris von den heimischen Barbaren entehrt, verwüstet, daß ich vor dem Tage bange, in welchem mein Fuß die Heimat zu betreten haben wird? — Nein! dieß ist kein Augenblick, Freunde bei uns zu empfangen, da wir in Sack und Asche trauern. Nicht darum ist es, daß es sich

handelt. Doktor Albretti hat mir vorgeschlagen, zur Nachkur noch in das Gebirge zu gehen. Meine Frau verspricht sich viel davon, Madame Albretti ist so liebenswürdig, uns bei sich empfangen zu wollen, und wenn das schöne Wetter anhält —"

„Der Barometer ist beträchtlich gefallen!" unterbrach Villebois den Freund.

„Wir werden voraussichtlich bald ein Gewitter haben," sagte der Doktor, „aber das zieht rasch vorüber!"

„Wir wollen ja nicht morgen reisen," setzte Rose hinzu; „wir bleiben wohl noch vierzehn Tage hier. Ueberhaupt aber ist unser Ausflug bis jetzt nur noch ein Plan und nichts entschieden."

„Sie will mich ablenken," dachte Villebois. „Der arme Delmar! Sie treibt also wirklich ein verbotenes Spiel und weiß es, daß wir sie errathen haben!" — Er sagte jedoch weiter nichts von der Sache, so lange man bei dem Frühstück saß. Die ganze Unterhaltung von Fides drehte sich aber um das erhoffte Kommen ihrer Gäste. Selbst Rosens, gleichsam als ein neuer Einwand, wiederholtes Bedenken, daß sie den Freunden hinderlich, daß der Besuch dem Doktor zeitraubend sein könne, wenn er nach mehrwöchentlicher Entfernung seine Praxis wieder aufzunehmen habe, ward durch Fides eifrig widerlegt.

„Wir haben schon alle unsere Zustände und Möglichkeiten überdacht!" sagte sie. „Joseph's Wägelchen hängt gut in Federn. Macht er seine Besuche in der Ferne, so fährt Herr Delmar mit ihm und lernt unsere Gegend in seiner Gesellschaft kennen. Hat er Wege zu Fuß zu machen, so begleitet unsere Freundin ihn —"

„Und Sie?" fragte Delmar, „wo bleiben Sie?"

„Zu Hause!" entgegnete Fides, als verstehe sich das von selber. „Unsere Land- und Hauswirthschaft wollen besorgt sein und ihre Aufsicht haben; dazu bin ich ja meines Mannes Apotheker, und die Apotheke nimmt viel Zeit hin. Der Stellvertreter, den wir jetzt zu Hause haben, muß, sobald wir wieder dort sind, gleich zum Milizdienst fort. Ich finde also oben alle Hände voll zu thun. Ich hoffe jedoch, weil Alles Ihnen so gar fremd erscheinen wird, soll Sie's eine Weile unterhalten, besonders da Sie wissen, wie sehr Ihr Kommen uns erfreut."

Delmar meinte, das sei die wahre Güte, die danke, wenn man sie gewähren lasse.

„Sie irren, wenn Sie uns für selbstlos halten!" nahm Joseph darauf das Wort. „Das Beisamensein mit Ihnen hat uns sehr verwöhnt; und nicht nur der Adel verpflichtet, wie es in Ihrem Sprüchwort heißt, sondern auch die Güte. Wir werden Sie vermissen und entbehren. Es wäre mir eine große Freude, wenn Sie noch für eine Weile mit uns kämen. Freilich die Muße und die volle Freiheit, deren wir in Ihrer Gesellschaft hier genießen, finden ich und Fides zu Hause nicht. Aber unser Beisammensein klingt, wenn Sie mit uns gehen, freundlich und allmälig aus, und es ist wirklich bei uns schöner als in den meisten Orten, an denen die Fremden ihre Sommerfrische suchen. Wir haben bei uns die volle, unentweihte Stille der erhabensten Natur. Genießen Sie dieselbe einmal zum Versuche. Sie kehren darnach gewiß erfrischt in die Zerstreuung Ihrer großen Welt zurück. Wir haben wieder unsere gewohnte Arbeit, die Trennung ist dann nicht so fühlbar. Und wer will es sagen, ob Sie uns nicht einmal wiederkehren, wenn es Ihnen nicht bei uns mißfällt?"

Die ganze warme Offenheit seines Wesens sprach aus dieser Einladung. Delmar, der den Doktor ohnehin liebgewonnen und ihn schätzen gelernt hatte, drückte ihm die Hand und nahm sie an, zu Fides und des Doktors Freude, zu Rosens wahrhaftem Entzücken. Joseph hatte ihr niemals besser gefallen als in diesem Augenblicke, und nie zuvor war sie mit sich zufriedener gewesen.

Sie hatte es erreicht! Unumwunden, im Beisein ihres Mannes und seiner eigenen Frau, hatte er es ihr ausgesprochen, daß es ihm schwer sein werde, sie zu missen, daß er der Arbeit bedürfen werde, die Trennung von ihr zu verschmerzen, daß er sich auf die Hoffnung eines Wiedersehens vertröste. Er hatte dabei die Augen nicht zu ihr erhoben, sie nicht anzusehen gewagt, um nicht zu verrathen, was sie seit vielen Tagen schon aus seinen Mienen las, was aus jedem seiner Worte zu ihr sprach: die warme Neigung, mit der er sie umfing.

Es mußte etwas Köstliches sein, mit ihm, mit ihm allein die Wege zu gehen in der Einsamkeit der Natur, die nicht schöner, nicht unentweihter sein konnte als dieses geliebten Mannes Herz.

Sie stutzte, da sie's dachte und ging in ihrer Freude doch rasch darüber fort. Es lag etwas Wundervolles in der Vorstellung, das Glück und das Leid eines Menschen, den man liebt, in seiner Hand zu haben. Und wieder hielt sie inne.

Ja! — weßhalb sollte sie es sich verbergen? — sie liebte Joseph! Sie hatte ihn geliebt vom ersten Augenblick an. Seine Schönheit hatte sie hingerissen. Darum allein hatte die Kälte sie beleidigt und gereizt, die er ihr zuerst gezeigt hatte, die überwunden war durch ihre Liebe. Und er? — Liebte er sie, wie sie ihn? — Sie lächelte still für sich hin, wie sie sich diese Frage aufwarf. So Viele, für die sie nichts empfunden, hatten sie geliebt — wie sollte Joseph sie nicht lieben? — Wem trat es auch zu nahe? — Fides? — Sie hatte ihre Wirthschaft, ihren Haushalt, ihre Apotheke! — Delmar? — Was kümmerte ihn der Sonnenschein, der in ihr Leben fiel? Ein paar helle, flüchtige Stunden und es war vorbei! — Sie empfing ihre Bekannten in Paris, er ging in seinen Klub, fuhr mit ihr durch die elyseischen Felder, verweilte mit ihr in Sollive — und Joseph lag wieder seinen gewohnten Pflichten ob. Aber er und sie, sie hatten ein Unendliches gewonnen. Sie hatte ihr Ideal gefunden, und auch er nahm eine leuchtende Erinnerung aus diesen Tagen in die Zukunft mit hinüber; denn scheiden wollte sie nicht von ihm, ohne daß er wußte, wie sie ihn geliebt. Einmal wollte sie ihr Haupt lehnen an seine breite Brust, einmal ihm sagen, daß sie ihn liebe und das Wort der Gegenliebe von seinen Lippen hören. Dann mochte kommen, was da wollte, dann hatte sie ihr Theil von Glück gehabt.

Die Thränen traten ihr in die Augen. Sie stand auf, Niemand wußte oder ahnte, was ihr geschehen war. Man zeigte sich um sie besorgt. Delmar und der Doktor fragten dringender als die Anderen, was ihr fehle? Sie schützte ein schmerzhaftes Zucken am Herzen, einen leichten Schwindel vor, versicherte aber, daß es vorüber sei, daß sie nur eine kurze Ruhe nöthig habe, und in den Verabredungen für den Tag keine Aenderung getroffen werden dürfe. Man ließ sie also gewähren. Fides und der Doktor zogen sich zurück, die beiden alten Freunde blieben bei einander.

„Leidet Deine Frau öfter an solchen Zufällen?" fragte nach einer Weile Villebois.

„Nein, durchaus nicht!" entgegnete der Andere. „Sie hat, wie ihre Mutter, leicht erregbare Nerven, aber sie ist gesund und kann sich bieten, was sie will."

„Ich fand, daß sie besser aussah in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft!" nahm Villebois wieder das Wort. „Hast Du Zutrauen zu Albretti? Ich glaube, er unterscheidet nicht genug. Was für ihn, was für die starken Knochen und Muskeln seiner Frau von Nutzen sein mag, paßt nicht für Deine Frau. Es bleibt einmal ein Unterschied zwischen eines Ziegenhirten Kind und der Tochter eines alten, in Verfeinerung aufgewachsenen Geschlechtes. Seine gewaltsamen Spaziergänge greifen Rose an. Ich an Deiner Stelle würde sie nicht dulden."

„Rose ist weichlich und um sich besorgt," meinte Delmar. „Sie pflegt sich in Acht zu nehmen und selbst zu wissen, was ihr dient. Sie und ich haben uns immer gut dabei befunden, daß ich ihr freie Hand ließ."

„O! Du bist überhaupt das Muster eines Ehemannes an selbstloser Güte, und meine Frau wird nicht müde, Dich zu preisen. Du machst mir einen schweren Stand mit ihr!" fiel Villebois ein. „Es ist doch wirklich keine Kleinigkeit für einen Mann wie Du, jetzt, nach solcher langen Entfernung von der Heimat, in einem Augenblicke, da Deine Angelegenheit Deine Rückkehr fordert, sich in die Wildniß verlieren zu gehen, um sich auf holperigen, halsbrechenden Wegen in einer elenden Kalesche durchschütteln zu lassen. Ich habe Dich bewundert, in der That!"

Delmar ließ die versteckte Meinung des Freundes unbeachtet. „Es ist ein Aufschub von acht, neun Tagen längstens," sagte er. „Die Einladung war herzlich, sie versprechen sich Alle mehr Vergnügen davon, als sie vielleicht haben werden; und Du kennst mich ja! Ich störe Niemand gern, bin gern gefällig."

Villebois schwieg eine Weile. Er mußte die Sache anders anfassen. „Mitunter kann ich Dich beneiden," sagte er nach einer Weile, „um den Lebensweg, den Du gemacht, um das Zutrauen zu den Menschen, das er Dir erhalten hat. Ich bin leider mißtrauisch geworden durch die Erfahrungen, die mein Beruf mir aufgedrungen hat. Du, Du glaubst an die uneigennützige Freundschaft dieser beiden Engadiner. Ich — ich traue ihnen nicht. Hast Du es nicht gehört, wie er die Bemerkung machte, daß seine Heimat schöner sei als all' die anderen, von Fremden viel besuchten Orte? Er ist Arzt, ist Grund- und Hausbesitzer. Einige solcher Schweizerhäuser sind leicht aufgerichtet. Ein Kurort auf seinem Grund und Boden, dessen Gäste er behandelte, während sie zugleich seine Kostgänger wären, würfe eine hübsche Einnahme ab, und die Schweizer sind gute Rechner durch die Bank. Eine Frau wie Rose, die in Paris den Ort in Mode bringen kann, da uns die deutschen Erholungsorte jetzt verschlossen sind, das ist es, was er eben braucht. Darum die Verordnung der gewaltsamen Spaziergänge, welche Rose viel zu sehr ermüden; darum sein Verlangen, euch in seine Heimat hinaufzunehmen; darum auch die Gelassenheit, mit welcher Madame Albretti den beeiferten Huldigungen zusieht, welche ihr Mann Deiner Frau darbringt, und denen sie sich arglos hingibt, weil der Doktor sich ihr allmälig zu ihrem ärztlichen Berather aufgedrungen hat. Er ist noch weit gescheidter, als er es zu zeigen für gut befindet. Recht der Arzt, wie ihn die Frauen wollen und brauchen. Schön, sehr schön sogar; voll Selbstvertrauen, klug — und gewiß verschwiegen! Dafür ist er Arzt."

Delmar verstand, was Villebois meinte, aber seine Achtung vor sich selber und vor seiner Ehe hielt ihn ab, dieß merken zu lassen, und mit einer Ruhe, welche Villebois täuschte, entgegnete er: „Zugegeben, daß der Doktor Plane hegt, wie Du sie bei ihm voraussetzest; was wäre denn Schlimmes daran, wenn er an uns die Probe machen wollte, ob Fremde sich in dem Gebirge behagen können? wenn er es uns darzuthun wünscht, daß er mit ihnen in angenehmen Formen, wie die Frauen sie begehren, zu verkehren weiß? Jeder hat seine Plane, Jeder muß Dritte für ihre Ausführung benützen, Du so gut wie er — und wenn sie vernünftig und Jedem dienlich sind, bietet man gern dazu die Hand."

Villebois ließ sich das gesagt sein, aber er gab seine Partie deßhalb nicht auf. „Du hast vielleicht recht, bist vielleicht besser als ich, und fährst auch dabei besser!" sagte er. „Ich liebe es nicht, mich, ohne daß man es mir eingesteht, von Fremden brauchen zu lassen. Ich fordere, wie Du erst jetzt die Erfahrung gemacht hast, die Dienste, die ich begehre, offenherzig, aber ich habe von Natur weniger Selbstvertrauen als Du, und mein Beruf hat mich mißtrauisch gegen die Anderen gemacht. Ich hätte zum Beispiel nie den Muth gehabt, mir eine so viel jüngere Frau zu nehmen; und die Galanterieen eines so schönen Mannes wie des Doktors würden mich nicht schlafen lassen. Dafür habe ich aber," setzte er lachend hinzu, „eben eine Frau, um die man mich nicht mehr beneidet, und Du hast Madame Rose, die Dich und mich und alle Welt bezaubert. Ich wiederhole Dir, ich halte Dich für den Weiseren von uns Beiden!"

„Das glaube ich selbst, denn ich habe mein Zutrauen zu den Menschen nicht zu bereuen gehabt!" erwiederte ihm Delmar mit völliger Gelassenheit, und die Sache war damit abgethan. Indeß, das bis dahin durchaus behagliche Verhältniß zwischen den alten Jugendfreunden hatte plötzlich einen starken Stoß erlitten. Sie waren Beide mit sich und mit einander unzufrieden. Villebois sagte sich zwar, er habe seine Schuldigkeit gethan, indem er den Versuch gemacht, dem blind Vertrauenden vorsichtig die Augen zu öffnen; aber er war daneben überzeugt, daß er dem Freunde mißfallen hatte, und er konnte sich der Besorgniß nicht entschlagen, daß Delmar, um ihm darzuthun, wie wenig Gewicht er auf jene Warnung lege, den Besuch bei den Albrettis um so gewisser zur Ausführung bringen werde. Daß er ein schweres Unrecht gegen Delmar, gegen Rose begangen haben könne, darüber machte er sich keine große Sorge. Er fürchtete nur, einen Fehler in Bezug auf seine eigene Angelegenheit gemacht zu haben, und er grollte deßhalb seiner Frau, die ihn mit ihren Verdächtigungen gegen Rose zu dem möglicherweise falschen Schritt verleitet hatte.

Was Madame Villebois an dem Tage sagen oder thun mochte, ihr Mann fand es zu tadeln. Sie war das nicht gewohnt, war es noch weniger gewohnt, ihre üble Laune zu verbergen, und die Verdrießlichkeit der Beiden wirkte eben an dem letzten Tage des Beisammenseins unangenehm auf die Anderen zurück. Fast vier Wochen hindurch war man mit der Empfindung bei einander gewesen, daß ein

Erstürmung der Spitalschanze am Eingang von Serajewo. Nach einer Originalskizze. (S. 66.)

1. Ausziehende (fliehende) Turkenfamilie. 2. Husar transportirt einen gefangenen Hauptling. 3. Kampf in einem Verhau. 4. Kavallerieposten bei einem Han. 5. Gefangenentransport. 6. Kameraden bei einem todten Offizier.

Kriegsszenen aus Bosnien. Nach Originalskizzen. (S. 74.)

günstiger Zufall Alles auf das Beste gefügt und eine Gesellschaft zusammengebracht habe, wie sie zweckmäßiger sich gar nicht zu einander finden konnte. Als man aber an dem Abende sich gute Nacht bot, fühlte Delmar sich durch den Gedanken erleichtert, daß er seinem Jugendfreunde, mit dem er, wenn er's recht bedachte, nur noch einen eingebildeten Zusammenhang gehabt hatte, morgen nicht mehr zu begegnen brauchen werde; und Rose äußerte gegen ihre Freunde, es sei im Grunde gar nicht übel, daß man nun die anspruchsvolle Schlaffheit von Madame Villebois nicht mehr anzureegen und ihres Mannes immer gleiche Scherze und Geschichten nicht mehr zu belächeln brauche.

Indeß die Erleichterung, welche man sich durch die Abreise der Beiden versprochen hatte, stellte sich nicht ein; und Rose, welche von Anfang an keinen Zug zu den Villebois gehabt, war die Erste, welche ihr Fortgehen zu bedauern hatte.

Die Einflüsterungen seines Freundes waren nicht ohne eine beunruhigende Wirkung auf Delmar geblieben. Sehr arglos, so lang er vertraute, war er scharfsichtig, wo er es nicht that. Er hatte Rose ruhig gehen lassen, es war, Dank ihrer reinen und ehrlichen Gesinnung, nie ein Zweifel gegen sie in seinem Herzen aufgestiegen. Jetzt aber, da er darüber nachzudenken anfing, mußte er sich es im Verlauf der nächsten Tage trotzdem eingestehen, daß etwas Fremdes in Rosens Wesen hineingekommen war, daß sie seit einiger Zeit nicht mehr jene sich immer gleich bleibende Ruhe besaß, welche, seit sie seine Frau geworden war, sein Glück gemacht hatte.

Sie war jetzt oft und leicht verstimmt, oftmals ungeduldig, dann wieder von einer so lebhaften Fröhlichkeit, wie sie nicht in ihrer Natur lag, und nun er's reiflich mit sich überlegte, fiel es ihm ein, daß ihr Verhalten gegen ihn, ihm in diesen Wochen bisweilen sonderbar erschienen war. Er hatte anfangs dazu gelacht, wenn sie ihn nach dem Beispiel von Madame Villebois immer ihren lieben Alten oder ihren kleinen Papa genannt, wenn sie ihm, was ihr früher nie eingefallen war, die Hand geküßt, oder ihm statt ihrer Lippen die Wange oder die Stirne zum Kuß geboten hatte. Sogar die Sorge, welche sie für sein Wohlbefinden zeigte, hatte einen anderen Anstrich angenommen, denn sie dichtete ihm einen Mangel an Rüstigkeit an, welchen er durchaus nicht fühlte. Sie schien sich plötzlich des Altersunterschiedes bewußt geworden zu sein, der sie Beide trennte, und der doch im Grunde jetzt weniger besagen wollte als in den Tagen, da sie mit Freuden und zu ihrem Heile seine Frau geworden war.

Es verdroß ihn das Alles, aber es beunruhigte ihn nicht, denn er kannte Rose. Sie war, wie sie selbst es oft geäußert hatte, nicht von dem Holze, aus welchem man die großen Leidenschaften macht. Jedoch er kannte daneben auch die Frauennatur im Allgemeinen. Er hatte mehr als Eine sich auf einem Wege verlieren sehen, auf den sie in thörichtem Spiel gerathen war, weil man ihr das Fortschreiten auf demselben nicht zur rechten Zeit unmöglich gemacht hatte. Er klagte Rose nicht an. Sie war gewohnt, sich gehen zu lassen in gutem Glauben an sich selbst. Er dachte auch von dem Doktor gut. Es war natürlich, daß er Rose liebenswürdig fand. Wer that dieß nicht? Natürlich auch, daß er das Wohlgefallen und das Zutrauen, die Rose ihm bewies, mit Vergnügen annahm, mit Dank erwiederte. Es war in der Ordnung, wenn er ihre Freundschaft, wie Villebois behauptet, für seine Zwecke zu benützen strebte; aber eben so natürlich, eben so berechtigt und eben so geboten war es für ihn selbst, daß er die Augen offen behielt über seiner Frau, daß er sie neben sich festhielt und sie sobald als möglich aus der Nähe eines Mannes entferne, der immerhin einen Eindruck auf ihre Phantasie gemacht haben konnte. Darüber rückte die Zeit auch ihres Aufbrechens immer näher.

Delmar hatte angestanden, sich dieß Alles einzugestehen. Nun er es gethan hatte, war er ruhiger und mit sich im Klaren. Er wollte vorsichtig zu Werke gehen, unmerklich thun, was gethan werden mußte. Rose sollte womöglich nicht zu der Erkenntniß der Gefahr gelangen, von der er sie und sich bedroht glaubte, sollte nicht irre werden an sich selbst, nicht wissen, daß er jemals daran gedacht hatte, sie könne untreu werden, ihm und sich. Er war auch in diesem Falle gütig und achtungswerth wie immer.

(Fortsetzung folgt.)

Monsignore Cajetan Aloisi Masella, apostolischer Nuntius in München.

(Hiezu das Porträt S. 61.)

Die Kissinger Verhandlungen zwischen dem deutschen Reichskanzler und dem apostolischen Nuntius in München sind noch heut in Aller Munde, und wenn auch außer den Betheiligten Niemand deren Inhalt und Tragweite kennt und alles darüber in der Presse Mitgetheilte nach des Ersteren Worten lediglich auf Vermuthungen beruht, so darf man doch das Eine als feststehend betrachten, daß Staat und Kirche „des langen Haderns müde" und zum Wohle der Völker zum Frieden geneigt sind, der den Besonnenen willkommen sein muß, in welchem Lager sie auch stehen mögen.

Durch die Kissinger Verhandlungen aber ist der gegenwärtige Vertreter des Papstes Leo XIII. am königlich bayerischen Hofe zu einer Berühmtheit gelangt, die weit über die Grenzen des deutschen Reiches hinausreicht.

Zu den ersten Patrizierfamilien der in der heutigen Provinz Caserta gelegenen Stadt Ponte Corvo, welche in alter Zeit ein eigenes Fürstenthum bildete, dessen Gebiet allerdings nur zwei Geviertmeilen umfaßte, vom Papste Julius II. zum Kirchenstaat gebracht, von Napoleon I. im Jahre 1806 dem Marschall Bernadotte zum Geschenk gemacht, von diesem aber, nachdem er 1809 zum Kronprinzen von Schweden und Norwegen gewählt worden, 1814 an den Kirchenstaat zurückgegeben, bei dem es bis zum Jahre 1860 verblieb, gehört die Familie Masella.

In dieser ward am 30. September 1826 ein Sohn geboren, welcher in der Taufe den Namen Gaetano erhielt, im Barnabitenkollegium im nahen Neapel seine literarischen Studien, in Rom aber, und zwar im päpstlichen Seminar, die philosophischen und theologischen machte, sich in beiden die höchste akademische Würde, den Doktorhut erwarb, und im Juni 1849, während die Franzosen Tag für Tag Hunderte von Kugeln in die geängstigte Stadt warfen, zum Priester geweiht wurde.

Schon im November des nächstfolgenden Jahres 1850 begann der junge Aloisi Masella seine diplomatische Laufbahn als Sekretär der päpstlichen Nuntiatur in Neapel, woselbst er wenige Jahre nachher zum Auditor, d. h. zum rechtskundigen Beistand des Nuntius befördert wurde. Im März 1859 kam er in gleicher Eigenschaft zur Nuntiatur in München, in welcher er bis zum Oktober 1864 thätig war. Von da an bis gegen Ende des Jahres 1867 Auditor der Nuntiatur in Paris und dann nach Rom zurückgekehrt, ward ihm 1868 die Auszeichnung zu Theil, von Pius IX. zum Hausprälaten und Richter am obersten Gerichtshofe der Consulta ernannt zu werden.

Als die Wirren innerhalb der orientalisch-katholischen Kirche in Folge des vatikanischen Konzils 1871 den Papst veranlaßten, den jüngst als Kardinalstaatssekretär seines Nachfolgers auf dem Stuhle Petri verstorbenen Monsignore Alessandro Franchi in außerordentlicher Mission nach Konstantinopel zu schicken, wurde ihm Aloisi Masella als Botschaftsrath beigegeben und verweilte in Folge dessen acht Monate dortselbst.

Der Monat März des Jahres 1874 brachte ihm seine Ernennung zum Sekretär der Propaganda für die orientalischen Angelegenheiten und im folgenden Jahre ward er auch zum Mitglied des Kollegiums der partizipirenden apostolischen Protonotare ernannt.

Aber es warteten seiner noch weitere und höhere Auszeichnungen. Durch die Abberufung Bianchi's war die Stelle der Nuntiatur in München, deren Bedeutung seit dem Beginne des Kulturkampfes in Preußen namhaft gestiegen ist, in Erledigung gekommen. Da fiel die Wahl des Papstes auf Aloisi Masella und er ernannte ihn im Mai vorigen Jahres zu Bianchi's Nachfolger. Ehe aber Monsignore Aleisi Masella nach München abging, um dort den Papst zu vertreten, wurde derselbe noch, am 3. Juni 1877, zum Erzbischof von Neucäsarea in partibus infidelium geweiht.

Monsignore Aloisi Masella ist von mittelgroßer Gestalt und zeigt eine leichte Neigung zur Körperfülle. Sein glänzend schwarzes Haar durchzieht nur dort und da ein Silberfaden. Der dunkle Teint verräth auf den ersten Blick den Südländer. Seine Bewegungen sind ebenso anmuthig und elegant als würdig und weisen ebenso auf seine aristokratische Herkunft als auf seine hervorragende Stellung in der Hierarchie und weltmännische Gewandtheit. Als bei einem Italiener selten vorkommend mag noch bemerkt werden, daß Monsignore Aloisi Masella außer seiner Muttersprache und des Französischen auch noch der deutschen und englischen Sprache mächtig ist.

Seit dem letzten Briefe des Oberhauptes der katholischen Kirche an den deutschen Kaiser ist die Frage des Kulturkampfes in ein neues, und man darf wohl glauben, in ein Stadium getreten, das zum Ausgleich führt, der beiden Theilen gleich willkommen sein dürfte. War es doch nach den eigenen Worten des Papstes nicht seine Absicht, bloß zu einem einfachen Waffenstillstand zu gelangen, der den Weg zu neuen Konflikten offen ließe, sondern nach Entfernung der Hindernisse einen wahren, soliden und dauerhaften Frieden zu schließen. Diese hochherzigen Worte werden ein Echo finden und die dargebotene Freundeshand wird nicht zurückgestoßen werden, dafür bürgt uns die Weisheit und Milde unseres erhabenen Kaisers. C. K.—l.

Erstürmung der Spitalmoschee am Eingang von Serajewo.

(Hiezu das Bild S. 64.)

Es war eine festbeschlossene Sache, der „Kaisertag" mußte mit einem Siege gefeiert werden. Und je höher das Ziel für den 18. August, des Kaisers Franz Joseph Geburtstag, gestellt war, desto begeisterungs- und aufopferungsvoller strebten die Truppen hinan. Für diesen Tag hieß es: vor die Hauptstadt Bosniens! Und gerade, daß das Vertrauen bitter enttäuscht war, daß die Heuchler tückisch aus Hinterhalten hervorgebrochen waren, sollte ihnen schwer heimgezahlt werden. Unaufhaltsam gingen die Märsche, und in den Flanken warfen die ausgeschickten Abtheilungen wie ein reißender Strom Alles nieder oder schleuderten es zur Seite. Stetig hallten donnernd die Geschütze und knatterten die Schwarmfeuer von den Bergen nieder. Vor Serajewo häuften sich die Widerstände, die Verhaue und Hindernisse. Vorerst arbeiteten die weittragenden Geschütze, doch im Näherkommen erschien jedes Haus in eine Festung verwandelt, und wo die Straßen begannen, befanden sich die Truppen in einem rastlosen Kreuzfeuer. Aber was der 18. August zu thun übrig gelassen, vollendete der 19. Die Trommeln wirbelten und die Signaltrompeten bliesen den Sturm. Unaufhaltsam wild gingen die österreichischen Soldaten vor, sie überklommen Mauern, sie krochen in die Fenster, in deren Brüstungen allmälig mehr Todte und Verwundete lagen, sie stürmten mit dem Bajonnet in die Schießenden ein. Die türkischen und bosnischen Häuser mit ihren Mengen von Terrassen und winkeligen Anbauten gaben zur Vertheidigung günstigen Anlaß. Doch allen Hindernissen entgegen stürmte die Todesverachtung der Krieger. Eines der furchtbarst vertheidigten Objekte war die Moschee neben dem Spital am Eingang von Serajewo. Die Kirchhofsteine dienten den Türken zur Deckung, die Umfassungsmauer gab eine gute Brüstung, die Dachterrassen, die Fensterluken waren von Vertheidigern besetzt, ja Weiber und Kinder, welche sich auf den Minaret geflüchtet hatten, schossen von dort herab. Und dennoch ward der Sturm fortgesetzt, und dennoch sah der Tag die Krieger Oesterreich-Ungarns (hier war das 46. Infanterie-Regiment Sachsen-Meiningen) als Sieger und übernachteten dann die Truppen in den Hallen, die sie so blutig erkämpfen mußten.

Notizblätter.

Literatur.

— **Keine Dichtungsart ist so geeignet, die charakteristischen Eigenthümlichkeiten** eines Schriftstellers zu zeigen, wie die Novelle, deren gedrängte Darstellung den vollen Herzensantheil, die stärkste Konzentrirung des Geistes des Autors verlangt. Aus diesem Grunde wohl haben zwei uns jetzt vorliegende beachtenswerthe Novellensammlungen eine so seltsam kontrastirende Physiognomie. In F. v. Stengel's „Novellenbuch" (Stuttgart, Richter & Kappler) finden wir einen Schriftsteller, der mit dem Auge des Malers und zwar eines Koloristen Welt und Menschen sieht. Der Autor malt das Lokal und er sucht mit Vorliebe ein landschaftlich schönes mit gesättigten, schimmernden Farben aus, er färbt mit zartem Schmelz seine Figuren und gibt ihnen etwas Sinniges, Duftig-Frisches. Erfindung ist seine schwache Seite. Im größten Gegensatz zu ihm steht Otto v. Leixner; dessen Novellen (Berlin, H. W. Müller) sind Früchte ernster Gedankenarbeit, klug ausgedachter Motive, es sind geistreiche Probleme, die Leixner zu gestalten sucht, wie in der „Falle Hymen's" und „Die Eumenide". Die Komposition ist durchdacht, die Sprache hochgebildet — aber etwas fehlt und zwar gerade das, was Stengel in hohem Grade besitzt — der Zauber farbigen Erzählens, des Schmelzes, des Rosenschimmers der Poesie. Immerhin jedoch möchten wir auf beide Sammlungen als fesselnde Lektüre aufmerksam machen. Beide sind keine Dutzendwaare.

— **Ein reichhaltiges und hübsch ausgestattetes Werk ist: „Die** heutige Türkei" von Fr. v. Hellwald und L. C. Beck (Leipzig, Spamer). Dieser erste starke Band behandelt das osmanische Reich in Europa. Das Buch ist anziehend und lebendig geschrieben, für ein großes Publikum berechnet, unterrichtend und belehrend zugleich, wozu die mehr als hundert Textillustrationen, die Tonbilder und die gut ausgeführte Karte wesentlich beitragen. Wir empfehlen das Buch als ein vortreffliches Hülfsmittel, sich mit den inneren und äußeren Verhältnissen der Türkei leicht und angenehm bekannt zu machen.

— **Als eine ebenso interessante wie bedeutende Leistung der po**pulär-philosophischen Darstellung möchten wir Robert Graßmann's „Wissenschaftslehre oder Philosophie" empfehlen (Stettin, Graßmann). Der Autor geht hier nicht den ausgetretenen Weg gewöhnlich dialektischer Methoden, sondern er baut seine Philosophie nach Art der naturwissenschaftlichen Untersuchungen auf die Erfahrung, und hiedurch gewinnt seine Wissenschaftslehre eine Klarheit und Ueberzeugungskraft, welche die Lektüre dieses Werkes zum Genuß macht. Der Verfasser wendet diese Methode auf die Staatswissenschaft und Theologie an, und die Folgerungen, welche sich hiebei ergeben, sind besonders für die Gegenwart im höchsten Grade interessant. R. Graßmann, der sich einen Namen erworben hat durch seine Veröffentlichungen auf ähnlichen Gebieten, — wir erinnern an seine „Erdgeschichte", die ihn als einen von allen Schrossheiten und Einseitigkeiten abgewandten, scharfsinnigen Denker kennzeichnete, — wird auch durch dieß größere Werk, welches dieses Autors vorurtheilsfreie, gesunde, milde Denkart im schönsten Lichte zeigt, viele Freunde finden.

— **Eine Biographie von sehr liebevoller Durcharbeitung ist „das** Buch vom General Dufour" von Senn-Barbieux (St. Gallen, Allweggg-Weber). Dufour ist eine originelle schweizerische Volksfigur, die Schweizer aller Parteien, jeder Färbung sprechen von dem Dahingeschiedenen mit Ehrfurcht und Liebe und in diesem Geiste ist auch dieß Volksbuch geschrieben, das eingehenden Bericht gibt über Dufour's Leben und Wirken, des rastlos thätigen Mannes Verdienste um die politische Selbstständigkeit der Schweiz darlegt und sein großartiges Wirken besonders in der Kartographie, seinen Einfluß in Kunst und Wissenschaft, als Bürger, Militär, Lehrer und Staatsmann schildert. Das stattliche vortrefflich ausgestattete Werk ist zugleich eine interessante und gediegene Geschichte der Schweiz seit dem Jahre 1830, es ist in einfachem, klarem, bezeichnendem Styl geschrieben und entspricht dieser Ton dem Charakter des schweizerischen Generals, dessen Andenken es gewidmet. Das Werk wird auch Nichtschweizer fesseln und belehren.

— **Das großartige Verkehrswesen unserer Zeit fordert immer** neue Orientirungsmittel und wir dürfen in Deutschland uns wohl das Zeugniß geben, daß uns ein reicheres und besseres Material zu Gebote steht, als irgend einem andern Lande. Eine solche vorzügliche Handhabe ist das „Handbuch des gesammten Verkehrswesens" von August Lange (Wittenberg, Herrosé). Es gibt ein Verzeichniß sämmtlicher Verkehrswege und Verkehrsanstalten, sowie sämmtlicher Eisenbahn-, Post-, Telegraphen- und Schifffahrtsstationen unter genauer Angabe der postalischen Bezeichnung derselben, des Landes, des Verwaltungsbezirks, der Stationsverhältnisse u. s. w. mit beständiger Bezugnahme auf die beigegebene Kurskarte. Der vorliegende erste Band umfaßt das Deutsche Reich. Ein Buch, das für jedes Bureau, jedes Kaufhaus — für jeden einzelnen mit der Welt viel Verkehrenden geradezu unentbehrlich ist.

— **Ein umfassendes Geschichtswerk wird demnächst zu erscheinen** beginnen, nämlich eine vierzigbändige „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen". Das Werk zerfällt in vier Abtheilungen und soll in 6—7 Jahren vollendet sein. Die ersten Historiker haben ihre Mitwirkung zugesagt und bereits die einzelnen Monographieen bezeichnet, welche sie schreiben. Pläne, Karten und Illustrationen sollen dem Werk beigegeben werden und das Ganze 200 Mark kosten.

— **Professor Wilhelm Müller, der bekannte Historiker, hat eine** Biographie des Feldmarschalls Moltke vollendet, welche in Lieferungen bei Ad. Krabbe in Stuttgart erscheinen wird.

— **Im Anschluß an Dante's „Hölle" gab Karl Neuleaux eine** epische Dichtung „Ein Tag in der Hölle" heraus (München, Meirhof).

— **Der Görresverein, welcher in Köln seine Versammlung hielt,** beschloß die Herausgabe eines im ultramontanen Sinn redigirten Staatslexikons. Auch von einer neuen katholischen Zeitschrift war die Rede. An die Spitze der „Germania" tritt für Majunke Dr. Franz von Breslau.

— **Magdeburg erhält in diesem Monate zwei neue Zeitschriften,** nämlich die „Neue Magdeburgische Zeitung", redigirt von Dr. Kloppel, und das „Magdeburger Journal", Zeitung für Politik, Volkswirthschaft, Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Bildende Künste.

— **Der Kongreß für künstlerisches Eigenthum in Paris hat in** seiner letzten Sitzung noch eine Reihe wichtiger Beschlüsse gefaßt. Als die hervorragendsten seien folgende von dem Kongreß aufgestellte Grundsätze erwähnt: „Die Künstler aller Länder erfahren mit den einheimischen Künstlern gleiche Behandlung. — Der Künstler braucht, um sein Recht in allen Ländern gerichtlich geltend machen zu können, nur sein Eigenthum im Ursprungslande nachzuweisen. — Die internationalen Verträge sollen dem Künstler das ausschließliche Recht vorbehalten, die Ermächtigung zur Uebertragung, freien Bearbeitung, Nachahmung oder Arrangirung seines Werkes zu ertheilen. — Diese internationalen Verträge zum Schutze des künstlerischen Eigenthums sollen fortan von den Handelsverträgen unabhängig sein. — Es ist zu wünschen, daß die verschiedenen Staaten sich über eine einheitliche Gesetzgebung in Sachen des künstlerischen Eigenthums verständigen. — Es ist zu wünschen, daß die internationalen Verträge nicht nur auf die nach ihrer Unterzeichnung entstandenen, sondern auch auf die älteren Werke Anwendung finden." Der Kongreß wollte schließlich noch die Grundlagen zu einer dauernden internationalen Kunstgenossenschaft mit Meissonier als Präsidenten, dann zu gemeinsamen Gesellschaften für die Erhebung der Autorantheile, zu einer Hülfskasse und dergleichen mehr legen, kam aber für dießmal über die Aeußerung frommer Wünsche nicht hinaus.

— **Der Bildhauer Dietelbach in Stuttgart hat im Auftrag der** „Bürgergesellschaft" für den Festsaal des „Bürgermuseums" eine lebensgroße Büste des weit über die Grenzen Württembergs hinaus bekannten und gefeierten Naturforschers und Arztes Dr. Robert v. Mayer, der unlängst in Heilbronn gestorben ist, vollendet, welche sich durch lebenswahre Auffassung und frappirende Aehnlichkeit in hohem Grade auszeichnet. In Folge dieser überaus gelungenen Arbeit ist dem Künstler auch der Auftrag zu Theil geworden, Mayer's Grab auf dem Heilbronner Friedhof mit einem Denkmal zu schmücken. Dasselbe soll in schwarzem Lychnit ausgeführt werden und das Medaillonporträt des Gelehrten in weißem karrarischem Marmor tragen.

— **Professor Feuerbach malt unausgesetzt an dem großen,** für die Berliner Kunstakademie bestimmten Deckengemälde. Er hat in Venedig, wo er sich seiner Gesundheit halber aufhält, ein eigenes Atelier konstruiren lassen, um an dem riesigen Bilde in aller Bequemlichkeit zu arbeiten, und hofft dasselbe im Laufe des Jahres 1879 abliefern zu können. Nach Allem, was bisher über diese Komposition bekannt geworden, dürfte sich dieselbe den hervorragendsten Historienbildern der neueren deutschen Kunst würdig anreihen.

— **Der leider zu früh verstorbene Münchener Maler und Poet** Fritz Lentner hat bei seinen Lebzeiten wiederholt längere Zeit auf der reizend gelegenen Burg Lebenberg (oder Löwenberg) bei Meran zugebracht und derselben für die dort verlebten genußreichen Tage und Stunden eine von ihm selbst geschriebene und mit urkomischen Malereien verzierte Chronik hinterlassen. Diese Chronik sammt dem Weinspruchel der Steywweingesellschaft von Meran wird jetzt von dem Meraner Buchhändler Fridolin Plaut, demselben, der vor wenigen Jahren einen auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Strauß mit einem Mönch des dortigen Kapuzinerklosters wegen des Kaulbach'schen „Peter Arbues" auszufechten hatte, auf Subskription herausgegeben. Ueber die Dichtung spricht sich L. Steub sehr gunstig aus.

— **Das Bild des Freiherrn G. Cederström: „Karl's XII. Leiche** wird über das norwegische Gebirge getragen", welches auf der Pariser Weltausstellung so großes Aufsehen erregt hat, ist vom Großfürsten Konstantin für 19,000 Franken angekauft worden.

— **Im Antikensaale der Bildergalerie zu Karlsruhe sind gegen-** wärtig die Gemälde ausgestellt, welche die Hauptgewinne der Lotterie zu Gunsten der Oppenheimer Katharinenkirche bilden. Den ersten Gewinn im Werthe von 7000 Mark bildet das große Gemälde von H. Rieger in Wien: „Gewitteranzug in Savoyen", dem folgen König: „Luther in Marburg", Zwengauer: „Sonnenuntergang", Otto: „Die Huldigung der Marie Antoinette am französischen Hofe", Maldarelli: „Szene aus der Zerstörung von Pompeji", Weiß: „Brennendes Schiff bei Seesturm" und außerdem eine Reihe kleinerer Kunstwerke, die gewiß manchen Beschauer veranlassen, sich an dem Unternehmen zur Herstellung eines altehrwürdigen deutschen Bauwerkes durch Ankauf von Loosen zu betheiligen.

Musik.

— **Franz Liszt schreibt gegenwärtig an einem dramatischen Ora-** torium: „St. Stanislaus", zu welchem Dingelstedt den Text gedichtet hat.

— **Zum ersten Male werden die Gesetze für das Konservatorium** für Musik und Deklamation zu Paris, das damit auf gleiche Stufe mit der Ecole des Beaux-Arts tritt, durch ein Dekret des Staatsoberhauptes und nicht durch einen Ministerialerlaß festgestellt. So erklärt es sich auch, daß der im Jahre 1871 zum Direktor des Konservatoriums ernannte Ambroise Thomas eigens durch ein Dekret des Marschalls Mac-Mahon in diesen Funktionen bestätigt wird. Das Reglement selbst enthält einige wichtige Neuerungen. So wird der Unterricht durch einen Lehrstuhl für Geschichte und dramatische Literatur und einen zweiten für lautes Lesen, Vortrag und dramatische Deklamation verstärkt. Die musikalischen Klassen erhalten eigene Accompagnateurs für das Einstudiren der Rollen mit einem Jahresgehalt von 600 bis 1200 Franken. Die Zulassung zum Konservatorium ist an das Alter von mindestens 9 und höchstens 22 Jahren geknüpft. Die Gehalter der Professoren für Komposition sind auf 3000, die der übrigen Professoren auf 1500 bis 2400, die der Hilfslehrer auf 600 bis 1200 Franken jährlich fixirt.

— **Die berühmte russische Klaviervirtuosin Frau Annette Essipoff,** die sich in Wien bleibend niedergelassen hat, wird vom 15. Oktober bis Weihnachten in Deutschland und der Schweiz in Gesellschaftskonzerten spielen, und sind bereits für diesen Zeitraum circa 40 Konzerte fixirt.

Bühne.

— **Der dreijährige Schillerpreis für das beste Drama soll auch** dießmal nicht vertheilt werden, da sich kein würdiges Stück gefunden habe.

— **Der langjährige artistische Leiter der Petersburger deutschen** Hofbühne, Dr. Alexander v. Königk-Tollert, hat sich aus Gesundheitsrücksichten veranlaßt gesehen, seinen Posten niederzulegen.

— **Das Preislustspiel: „Durch die Intendanz" von E. Henle** wurde nun auch in Leipzig mit günstigem Erfolg aufgeführt.

— **Anzengruber's neuestes Stück: „Alte Wiener", Volksstück in** 4 Akten mit Musik von Ad. Müller sen., ging im Ringtheater in Wien zum ersten Male über die Bretter. Das Stück ist arm an Verwicklung, nicht spannend, es ist weniger ein Drama als eine Reihe von Gestalten und Bildern aus dem Wiener Leben. Die Handlung ist in eine Nußschale zu fassen, aber aus der Nuß, wenn sie in dankbaren Boden fällt, erwächst ein Nußbaum. Das Stück wirkt nicht theatralisch, dramatisch, zugegeben, und wir rechnen es ihm nicht als Vorzug an, aber es wirkt nach, wenn man nachdenkt: es zieht weite Kreise wie ein Stein, den man in den ruhigen Spiegel des Sees wirft. Das Stück regt an, weckt auf, interessirt, belehrt, erfreut, rührt und erheitert. So hatte es denn auch einen ganz hübschen Erfolg und die neue Bühne führte sich beim Publikum auf erfreuliche Weise ein. — Auch das Theater in der Josephstadt begann mit einer Novität: „Blitzaz, der Bettlerkönig von Wien" von Nadler. Der Verfasser hat sich mit redlichem Fleiße bemüht, ein Volksstück zu schaffen, welches sich ebenso ferne von überschwenglicher Sentimentalität als von ausschweifender Frivolität hält. Die Sprache ist eine durchaus edle, und der ganze Aufbau des Stückes zeugt von bravem historischem Wissen und einem nicht unbedeutenden dramatischen Talente. Das Stück spielt in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und hat zur historischen Grundidee den Konflikt zwischen dem Kaiser und Herzog Albrecht.

— **Julius Rosen's Lustspiel: „Ja, so sind wir", mit welchem** das Lobe-Theater zu Breslau unter Direktion von Schönfeldt eröffnet wurde, erzielte einen durchschlagenden Erfolg.

— **„Die Welfenbraut" heißt eine romantisch-historische Oper in** fünf Akten, welche in Graz sich in Vorbereitung befindet und welcher man mit einiger Spannung entgegensieht, da sie, von Nietz und Liszt empfohlen, hier förmlich die Generalprobe für große Hofbühnen bestehen soll und sich Kapazitäten dabei versammeln werden. Der Komponist, welcher auch den Text dichtete, ist der durch Lieder und ein symphonisch-dramatisches Tongemälde „Szenen aus der Frithjofs-Sage" rühmlich bekannte F. E. Wittgenstein, dessen letztgenanntes Werk namentlich in Darmstadt ungewöhnlichen Beifall errang.

— **Das Lustspiel: „Der Wildfang" von Rüsser hatte im Ostend-** theater in Berlin einen günstigen Erfolg.

— **Das Stadttheater in Hamburg bereitet für die Saison eine** chronologische Reihenfolge sämmtlicher Wagner'schen Opern und Musikdramen vor.

Erfindungen.

— **Der „Scientific American" bringt in einer seiner jüngsten** Nummern die Beschreibung eines neuen, durch komprimirte Luft getriebenen Waggons, welcher mit vollkommenem Erfolge versucht worden ist. Er hat ganz die Form eines gewöhnlichen Tramwaywaggons und kann wie ein solcher in Bewegung gesetzt, angehalten und gewendet werden. Der Bewegungsapparat liegt unter dem Fußboden des Wagens, zwischen den Achsen der Räder. Er besteht aus sechs röhrenförmigen Recipienten, welche die durch eine besondere, in der Nähe der Abgangsstation aufgestellte Maschine komprimirte Luft enthalten. Man hofft es dahin zu bringen, die zur Zurücklegung eines Weges von 20 Miles (33 Kilometer) erforderliche Luft in weniger als einer Minute in die Röhren einpumpen zu können. Der Wagen läuft mit einer Geschwindigkeit von 9 Miles (15 Kilometer) in der Stunde. Er kann mit der großen Leichtigkeit so oft angehalten werden, als es die Eigenthümlichkeit des Tramwaydienstes erfordert. Die obenerwähnte Geschwindigkeit kann aber, wie es scheint, bis auf 48 Kilometer per Stunde, d. i. bis zur Schnelligkeit eines gewöhnlichen Trains einer Lokomotivbahn, gesteigert werden. Der „Scientific American" fügt hinzu, daß sich in New-York eine Gesellschaft von fünfundzwanzig Kapitalisten gebildet hat, welche Waggons mit den oben besprochenen Einrichtungen anfertigen und an die Tramwaykompagnieen verkaufen will.

— **Die neueste amerikanische Erfindung ist eine elektrische Ma-** schine, „Telemachon" genannt. Es ist eine Maschine für die Uebermittelung von Kraft, und der Erfinder, Mr. Wallace in Ansonia, Connecticut, erklärt, daß vermittelst derselben die Kraft des Niagarafalls durch die ganzen Vereinigten Staaten zur Verwendung gebracht werden kann.

— **Der Erfinder eines neuen Ballon captif, Friedrich Haupt in** Berlin, ist bereits im Besitze eines Patents „auf Vorrichtungen zur Führung, Eingleisung und Festhaltung von Luftballons, welche sich in Leitungen bewegen".

Industrie und Verkehr.

— **Nach in französischen Blättern angestellten Berechnungen werden** sich die Gesammteinnahmen der Pariser Ausstellung auf 34 Millionen, die Gesammtausgaben auf 45 Millionen Franken belaufen.

— **Die Pariser Weltausstellung wird nunmehr erst am 20. No-** vember geschlossen werden.

— **Der „Deutsche Reichsanzeiger" meldet die Einführung des** Worttarifs mit Rußland im telegraphischen Verkehr vom 1. Oktober ab. Bei deutschen Telegraphenanstalten wird im Verkehr mit dem europäischen Rußland für das gewöhnliche Telegramm auf alle Entfernungen eine Grundtaxe von 40 Pfennig erhoben.

— **Gegenwärtig wird das Telegraphenkabel Hamburg-Cuxhaven** gelegt; alle wichtigeren Punkte der Unterelbe werden durch Seitenlinien damit verbunden.

Haus- und Landwirthschaft.

— **Der internationale Vertrag über gemeinsame Schutzmaß-** regeln gegen die Reblaus wurde am 17. September in Bern unterzeichnet.

Statistik.

— **Justus v. Liebig hat einmal gesagt, daß man nach dem** Verbrauch an Seife den Kulturgrad eines Volkes einigermaßen bemessen könne. Unzweifelhaft kann man mit noch mehr Recht sagen, daß der jährliche Papierverbrauch eines Volkes einen Gradmesser für seine Bildung abgibt. Von diesem Standpunkt aus hatte eine bildliche Darstellung, welche auf der letzten Papierausstellung in Berlin gegeben war, ein hohes Interesse zu beanspruchen. Es war nämlich von Pappklötzen eine Pyramide gebildet worden, welche den Papierverbrauch der hervorragenderen Kulturstaaten der Welt veranschaulichen sollte, insofern auf der Stirnseite eines jeden dieser Pappklötze die Masse der jährlichen Papiererzeugung in den einzelnen Ländern angegeben war. Hiernach zeigten sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika allen übrigen Staaten bei Weitem überlegen, indem sie nämlich ein Quantum erzeugten Papiers von 535 Millionen Kilogramm aufweisen, was etwa 14 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung ausmacht. Es wird bei diesem ungeheuren Quantum allerdings berücksichtigt werden müssen, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil des erzeugten Papiers in Amerika nicht direkt als Schreib- und Druckpapier zur Verwendung kommt, sondern daß ein erheblicher Theil der angeführten Papiermasse für Zwecke verbraucht wird, die mit den geistigen und Bildungsbeziehungen der Konsumenten wenig gemein haben. Immerhin wird sich nicht hinwegleugnen lassen, daß die Vereinigten Staaten hinsichtlich der Papiererzeugung und des Papierverbrauchs bei Weitem in erster Reihe stehen. Die in Rede stehende Pyramide wies alsdann für die übrigen Staaten folgende Quantitäten auf: Deutschland mit 224 Mill. Kilogr. oder 6,0 Kilogr. auf den Kopf, Großbritannien mit 168 Mill. Kilogr. oder 5,0 Kilogr., Frankreich mit 135 Mill. Kilogr. oder 3,8 Kilogr., Oesterreich-Ungarn mit 92 Mill. Kilogr. oder 2,5 Kilogr., Rußland mit 67 Mill. Kilogr. oder 0,9 Kilogr., Italien mit 38 Mill. Kilogr. oder 1,4 Kilogr., Belgien mit 27 Mill. Kilogr. oder 5,1 Kilogr., Schweiz mit 17 Mill. Kilogr. oder 6,8 Kilogr., Skandinavien mit 3 Mill. Kilogr. oder 5,0 Kilogr. auf den Kopf. Den relativ geringsten Papierverbrauch per Kopf der Bevölkerung zeigt somit Rußland, und ihm folgt hierin merkwürdigerweise Italien.

— **Ueber die Anzahl der politischen Zeitungen in Deutschland** liefert der „Hamburger Korrespondent" eine interessante Statistik, der zufolge 1878 erschienen: 40 Zeitungen mit zusammen 340,000 Abonnenten, die täglich zweimal und noch öfter erscheinen, 520 mit zusammen 2,002,000 Abonnenten, die wöchentlich fünf- bis siebenmal erscheinen, 500 mit zusammen 800,000 Abonnenten, die wöchentlich drei- und viermal erscheinen, 780 mit 730,000 Abonnenten wöchentlich zweimal, 500 mit zusammen 400,000 Abonnenten wöchentlich einmal, zusammen also circa 2350 politische Zeitungen mit nicht mehr als 4 Millionen Abonnenten. Der Zahl nach sind die „Wochenblatter", d. h. die nicht täglich, sondern wöchentlich ein- bis dreimal erscheinenden, vorwiegend (1780), Tagesblätter in der Minderzahl (560); dagegen sind letztere gelesener als erstere (2,340,000 gegen 1,930,000 Abonnenten) und die Zahl der Abnehmer steht im genauen Verhältniß mit dem Erscheinen des Blattes. So entfallen auf jede Zeitung, die wöchentlich erscheint, zwölf- und mehr als zwölfmal 8500 Abonnenten, fünf- bis siebenmal 3840 Abonnenten, drei- bis viermal 1600 Abonnenten, zweimal 950 Abonnenten, einmal 800 Abonnenten.

Denkmäler.

— **In Heilbronn hat sich ein Komite gebildet, welches für die** Errichtung eines Denkmals für Dr. Robert Mayer, den berühmten Naturforscher, wirken wird.

Gestorben.

— Dr. Robert Willis, Redakteur der „Medical Gazette", in London, 80 Jahre alt.

— Heinrich Keller, Geograph und Landkartenzeichner, 84 Jahre alt, in Zürich.

— Prinz Emil Sayn zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, General der russischen Armee, Dichter, in Tegernsee, Mitte September.

— George Parkes-Bidder, Erbauer der meisten englischen Eisenbahnen, zu Ravensberg bei Dortmouth, Mitte September.

— John Penn, bekannter Marineingenieur, 73 Jahre alt, in Kent, am 23. September.

— Giulio Curreoni, bekannter Geologe, in Mailand, am 24. September.

— Dr. August Petermann, Redakteur der „Mittheilungen aus dem geographischen Institut von Perthes", berühmter Geograph und Forderer der Afrika- und Nordpolexpeditionen, am 25. September, in Gotha, 56 Jahre alt.

— Erdan (Alex. Jakob), Schriftsteller (La France mystique) und Journalist, 25. September, in Frascati, 52 Jahre alt.

— Dr. Julius Müller, Professor der Theologie, 77 Jahre alt, in Halle, am 27. September.

— Dr. August v. Muffat, deutscher Reichsarchivrath und Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, 74 Jahre alt, am 28. September, in München.

— Joseph Hartmann, Bildhauer, 82 Jahre alt, in München, am 28. September.

— Georg Frhr. v. Dyherrn, Dichter und langjähriger Mitarbeiter dieser Blätter, am 29. September, in Rothenburg, Oberlausitz.

— Ducos, Vicomte de la Hitte, der älteste Divisionsgeneral der französischen Armee, 1849 51 Minister des Aeußern, 89 Jahre alt, in Paris, Ende September.

— Richard Griffith, berühmter Mineraloge, Entdecker des Nickel, 94 Jahre alt, in Dublin, Ende September.

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

Zweite Serie.

II.

Die Steuerung der neuen Riesendampfschiffe und der „Große Kurfürst".

Während der Verhandlungen des deutschen Reichstages über die Ursachen des Unterganges des „Großen Kurfürsten" machte der Chef der deutschen k. Admiralität von Stosch das Zugeständniß, daß die deutschen Marineoffiziere keine genügenden Erfahrungen darnber hatten, wie man mit so kolossalen Dampfschiffen manövrire und er fügte hinzu, daß diese Erfahrung auch in anderen Ländern fehle. Nach den Untersuchungen und Experimenten, welche in den letzten Jahren in England vorgenommen worden sind, können wir dieser letztern Behauptung indessen nur eine beschränkte Richtigkeit zugestehen. Es ist deßhalb von allgemeinem öffentlichen Interesse, das Resultat jener Experimente kennen zu lernen, zumal dasselbe erst im letzten Monat August zu einer öffentlichen Polemik in der „Times" Anlaß gegeben hat. Wir haben uns darüber gewundert, daß dieselbe dem Chef der deutschen Admiralität unbekannt geblieben war, denn sonst würde er sich zu seiner Rechtfertigung weit wirksamerer Argumente haben bedienen können. Es besteht in England eine britische Gesellschaft für die Steuerung der Schraubendampfer, deren Seele ihr Sekretär, der hervorragende Ingenieur Osborne Reynolds ist, und dessen Komite in den Jahren 1876 und 77 sorgfältige Untersuchungen sowohl an Modellen als an zwei großen Dampfern, „Columba" und „Melrose", vorgenommen hat. Das Komite hat eingehende Berichte über das Ergebniß dieser Untersuchungen erstattet, aus welchen vollkommener Aufschluß sowohl über die Ursachen der in der englischen Marine vorgekommenen Unglücksfälle als des Unterganges des „Großen Kurfürsten" zu finden ist. Reynolds erblickt die Haupturjache des Uebels in der Bestimmung des englischen Steuerungsgesetzes, wonach jedes Dampfschiff, wenn es sich einem andern Schiff zu nahert, daß die Gefahr des Zusammenstoßes eintritt, seinen Lauf mäßigen oder, wenn nothwendig, innehalten und beidrehen soll. Darnach ist die Hemmung der Eile des Schiffes der erste Schritt, welcher zu thun ist. Erst zuletzt kommt das Wenden. Die vorgenommenen Versuche haben nun gezeigt, daß die Bestimmungen dieses Gesetzes vollkommen unangemessen sind und den Gesetzen der Mechanik widersprechen. Ein großes Dampfschiff brauche drei- bis fünfmal den Raum seiner eigenen Lange, bis es sich durch Rückwärtsstellen der Schraube einhalten könne. Ein großes Schiff von 4000 Tonnen Gehalt und 400 Fuß Lange braucht ungefahr 1/3 englische Meile, um innezuhalten, indem es seine Schraube umkehrt, und wo zwei große Schiffe sich einander nähern, sind 2/3 einer englischen Meile erforderlich. Somit können Schiffe, welche sich einander näher als diese Entfernung kommen, ehe die Gefahr bemerkt und Maschine und Schraube rückwärts gestellt werden, vor dem Zusammenstoß nicht bewahrt werden. Denn will der Befehlshaber eines solchen Schiffes, wenn er sieht, daß das Stoppen nicht ausreicht, sich dann noch durch das letzte im Gesetz erlaubte Mittel, mit dem Steuerruder, helfen und vermehrt er, das Schiff zu drehen, so hat dieses nicht mehr die Zugkraft, um dem Steuer zu gehorchen und der Zusammenstoß ist unvermeidlich. Der Hauptfehler liegt also am englischen Gesetze, dem die Vorschriften der anderen Länder nachgeahmt sind. Denn wenn das Schiff seinem Ruder in vollem Maße gehorchen soll, so muß es mit

vollem Dampf vorwärts bewegt werden. Das Steuerruder muß also in Anwendung gebracht werden, so lange das Schiff seine volle Schnelligkeit besitzt. Nur so hat es die Kraft, auf dem kurzesten Raum und in der kürzesten Zeit zu wenden und das entgegenkommende Schiff zu vermeiden. Reynolds ist daher der Ueberzeugung, daß alle Zusammenstöße mit großen Dampfschiffen aus der genauen Beobachtung des englischen Gesetzes hervorgegangen seien und daß eine Reform derselben nothwendig wäre. Reynolds hatte die Bemerkungen, deren Kern wir soeben wiedergegeben, im Hinblick auf den Untergang des „Großen Kurfürsten" anfangs August in der „Times" veröffentlicht und daraus eine Menge Zuschriften von Seeoffizieren erhalten, welche ihn zu einer weitern Aufklärung mancher Irrthümer veranlaßten. Unter diesen hatte der Marinekapitän Colomb unter dem Eindruck eines Mißverständnisses ein Schreiben veröffentlicht, in welchem er von der irrigen Meinung ausging, daß bei den Experimenten, auf welche Reynolds sich berief, das Steuerruder erst gedreht worden war, nachdem die Maschinen zurückgestellt. Gewöhnlich drehe man aber das Steuerruder zuerst, um das Schiff zu wenden, während es noch in vollem Gang ist, und wenn dann ein Zusammenstoß droht, während es sich wendet, so werden die Maschinen umgehalten und rückwärts gestellt.

Darauf erwidert aber nun Reynolds, daß das Schiff, sobald die Maschinen zurückgestellt werden, seinem Steuerruder in der vorher gegebenen Richtung nicht mehr gehorcht. Das Komite habe bei seinen Experimenten auch die von Kapitän Colomb empfohlene Bewegung ausweichend erprobt und diese Beobachtung vollkommen bestätigt gefunden. Man fand als unveränderliche Regel, daß während des Zwischenraums, in welchem ein Schiff sich durch Umstellung der Schraube aufhalt, das Steuerruder keine seiner gewöhnlichen Wirkungen zur Wendung eines Schiffes ausübt, sondern daß die Wirkung, welche es hervorbringt, dahin geht, das Schiff in der entgegengesetzten Richtung zu drehen von derjenigen, welche es nehmen würde, wenn die Schraube es noch vorwärts triebe. Der Grad dieser rückwärtstreibenden Kraft ist verhältnißmäßig schwach und je nach den verschiedenen Schiffen und ihrer Ladung verschieden, so daß das Steuerruder fast wirkungslos ist. Das Schiff ist daher während der Aktion des Zurückhaltens jedem äußern Einfluß preisgegeben und der Spielball des Windes und der Wogen. Auch wird die umgedrehte Schraube, wie bemerkt, das Schiff in der entgegengesetzten Richtung wenden, welche einmal dagegen war, so lange es vorwärts getrieben wurde. Bei Schiffen mit geringem Tiefgang ist dieß besonders bemerklich.

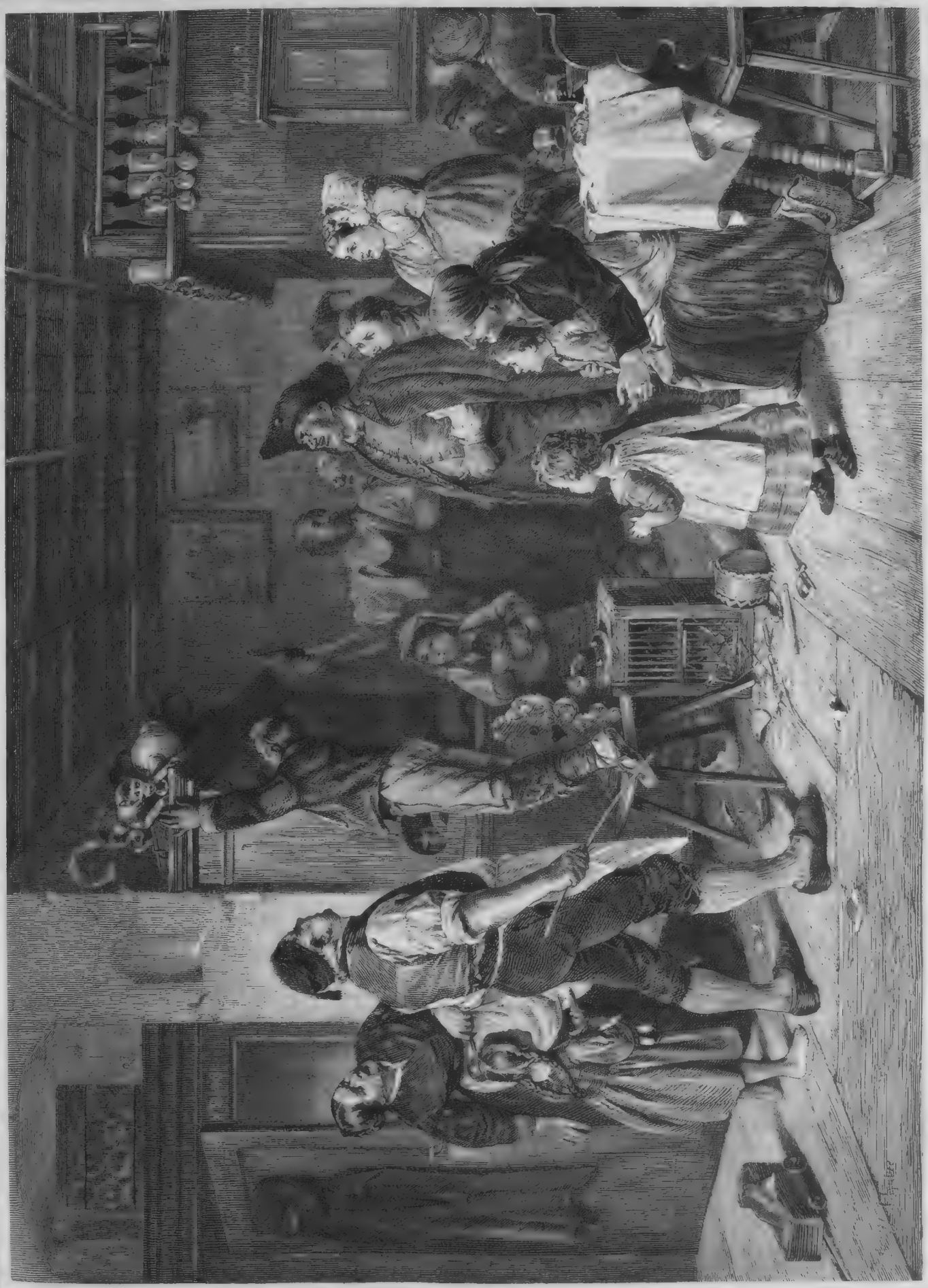
Ein Schraubendampfer, welcher mit voller Geschwindigkeit fährt, kann, wie bemerkt, durch das Umkehren der Schraube nicht früher angehalten werden, als bis es vier- bis fünfmal seine eigene Länge durchmessen, und wenn das Steuerruder auch vorher stark hingedreht worden war, so wird dessen Wirkung doch sehr bald wieder aufgehoben. Wenn er mit voller Geschwindigkeit fährt und das Steuerruder in den äußersten Winkel stellt, so kann er in einem Kreise umdrehen, dessen Radius viermal seine Länge beträgt. Es stehen dem Kapitän überhaupt drei Wege offen, um Gefahren zu entgehen: 1) die Schraube umzukehren, um das Schiff aufzuhalten, 2) den Versuch zu machen, es zu wenden und 3) es aufzuhalten und zu wenden.

Bei großen Schiffen und dringender Gefahr ist nach der Ueberzeugung Reynolds und des Komites nur das zweite Mittel von Erfolg. Man setze den Fall, daß ein solches Schiff in Gestalt des Zusammenstoßes auf Distanz von 3½ seiner Längen ist. Es wird diesen Raum innerhalb anderthalb Minuten zurücklegen, wenn es nicht versucht, zu halten. Wenn es versucht, vom ersten Augenblick an, zu halten, so wird es diesen Raum in 2 Minuten zurücklegen und wird seine Schnelligkeit um etwas über die Hälfte ermäßigt haben. Es ist also klar, daß es sich durch bloßes Aufhalten nicht retten kann. Nehme man darauf an, daß das Schiff versucht, zu wenden, und daß das Steuerrad gut bemannt ist, dann wird es, während die Maschinen in vollem Gange bleiben, zur Umstellung des Steuerruders eine volle Minute brauchen. Während dieser Minute wird das Schiff anfangen zu drehen, zuerst sehr langsam, aber im Augenblick, wo das Steuerruder ganz beigedreht ist, wird das Schiff 10 bis 15° gewendet haben. Es hat nun nur noch eine halbe Minute Zeit und in dieser wird es, wenn es in vollem Vorwärtsgang gehalten wird, noch weitere 15° oder im Ganzen 25 bis 30° drehen. Wenn das Schiff aber, statt in voller Geschwindigkeit gelassen zu werden, im Verlauf der ersten Minute Maschine und Schraube zurückstellt, so wird es zwar den freien Raum, der ihm noch bleibt, um einige Sekunden ausdehnen, aber während der letzten Zeit seines Laufes wird es, selbst unter den günstigsten Umständen, nicht um 5° oder im Ganzen 15 bis 20° wenden können, so daß dasselbe, während es 4 Sekunden Zeit gewinnt, wenig mehr als die Hälfte des Winkels zurücklegt, als es durchmessen haben würde, wenn die Schraube sich mit unveränderter Schnelligkeit vorwärts bewegt hätte. Es ist also ein Mißgriff, die Maschine im letzten Augenblick umzukehren, obwohl diese Maßregel gegenwärtig gewöhnlich befolgt wird. Letzteres kommt daher, daß die Offiziere, denen die Dampfer anvertraut sind, in der Regel wenig Erfahrung im raschen Manövriren bei voller Geschwindigkeit haben, daß außerordentliche Unfälle selten eintreten und daß Jene niemals Versuche anstellen. Die Offiziere sind sich daher nicht genügend der Gefahr bewußt, welche aus dem Zeitverlust entspringt, den es erfordert, das Steuerruder schroff in Winkel zu stellen. Der Offizier, welcher den Befehl zum Umdrehen des Ruders gibt, berechnet nicht genau, daß die Ausführung dieses Befehls 1 bis 2 Minuten erfordert. Er wartet ungeduldig. In Momenten starker Aufregung scheinen Sekunden zu Minuten sich auszudehnen, er sieht das Schiff der Gefahr sich nahern und dieses scheint sich nicht so rasch zu wenden als er erwartet. Er denkt in diesem Augenblick nicht, daß es sich rascher wenden wird, wenn das Steuerruder nur einmal beigedreht ist. Jetzt erst kommt ihm die Gefahr überwältigend vor und er klammert sich nun an das Gesetz an, dessen Vorschriften er buchstäblich befolgt. Er kehrt die Schraube rückwärts, das Steuerruder hört auf zu wirken und das Schiff nimmt seinen geraden Lauf wieder an oder dreht in der entgegengesetzten Richtung gerade auf das Hinderniß los, dem es ausweichen will. Jeder, sagt Reynolds, der sich die Mühe nehmen will, die Zeugenaussagen durchzulesen, wird sehen, daß bei den Fällen der Ville du Havre und Loch Earn, der Owl und der Madcap, der Dakota, des Menelaus und des Pilotenschooners, von Allem aber des König Wilhelm und des „Großen Kurfürsten" die Geschichte der Kollision genau der eben beschriebene Fall war. Der ganze Irrthum liegt in der Annahme, daß ein Schiff, indem es die Schraube zurückstellt, den Radius des Kreises vermindern könne, auf welchem es sich dreht. Es ist aber jetzt völlig festgestellt, daß, wie auch das Schiff sich wenden mag, bevor die Schraube zurückgestellt ist, es nachher unmittelbar den geraden Lauf wieder anzunehmen sucht oder den Radius des Kreises vermehrt, in welchem es sich wendet. Es muß dabei auch noch beachtet werden, daß die wohl bemannte Kriegsmarine viel leichter ein Steuerrad drehen kann als die Handelsmarine, die höchstens zwei bis drei Mann an das Rad stellen kann.

Reynolds führt schließlich noch den interessanten Fall der Rettung des Ohio vor einem Eisberg im Jahre 1875 durch die Geistesgegenwart des Kapitäns an, welcher der angegebenen Regel keineswegs widerspricht. In der Nacht kam dicht vor dem Schiff ein Eisberg in Sicht. Der Offizier gab den Befehl zu stoppen und die Maschine umzukehren, sowie das Steuerruder scharf zu drehen. Von dem Anhören der Bewegung geweckt, sprang der Kapitän auf das Verdeck. Aufregung griff um sich. Des Offiziers Befehle waren genau ausgeführt worden. Der Kapitän begriff Alles mit einem Blick, ließ die Maschine wieder mit voller Kraft vorwärts gehen und der Ohio fuhr, das dünne Eis durchbrechend, dicht an der soliden Masse des Eisberges vorbei. Der Kapitän gab die Erklärung ab, daß es fast unmöglich sei, das Steuerruder stark zu drehen, wenn die Maschinen in vollem Gange und das Schiff in vollem Laufe sei. Dagegen sei dieß verhältnißmäßig leicht, wenn die Maschinen angehalten oder zurückgestellt seien. Des kommandirenden Offiziers Befehl hatte also die Steuermänner befähigt, das Ruder in den äußersten Winkel zu stellen, des Kapitäns Dazwischenkunft und rasches Verständniß vervollständigte aber das Manöver. Die Fahrt wurde nur leicht unterbrochen, aber das Ruder war scharf beigedreht und unter der Gewalt der auf's Neue vorwärtstreibenden Maschinen fiel das Schiff in der möglichst kurzen Distanz von seinem Kurse ab.

Diese Beobachtungen sind in hohem Grade der Aufmerksamkeit der deutschen Marine zu empfehlen. Wir schließen mit einer andern, Beachtung verdienenden Neuerung, einer von Oberst Wilhelm H. Mallory aus den Vereinigten Staaten erfundenen senkrechten Schiffsschraube, welche bereits bei der amerikanischen Marine versuchsweise in Anwendung gekommen ist. Der Erfinder ist vor Kurzem mit einem der letztern angehörenden kleinen Schraubendampfer in England angelangt, um daselbst seine Erfindung zu zeigen. Dieselbe besteht aus einer vertikal gestellten und sich drehenden Schraube von neuer Konstruktion, mit deren Hülfe ein Schiff mit gleicher Schnelligkeit vorwärts und rückwärts getrieben, seitwärts bewegt und rasch in einem Kreise gedreht werden kann, dessen Durchmesser nicht größer als die Schiffslänge ist. Die Versuche, welche mit dem Probeschiff in England abgehalten worden sind, haben eine Beweglichkeit gezeigt, welche man an den bisherigen Schiffskonstruktionen nicht wahrgenommen hat.

Kaukasierin. Gemälde von E. Landelle. Nach einer Photographie von Lecadre. (S. 74.)
(W. Schlesinger in Stuttgart.)



Ein Flüchtling. Nach einem Gemälde von W. Shuse. (S. 74.)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Helene und Neuland standen sich stumm gegenüber, doch nur einen Augenblick, dann sagte er: „Verzeihen Sie mir, daß ich Sie vorhin getäuscht habe, liebes Fräulein, aber ich wollte Ihren Vater überraschen. Ich hatte es lange, recht lange, ungefähr seit der Zeit, die Sie auf der Welt sind, darauf abgesehen, allein die Absichten der Menschen lassen manchmal auf ihre Ausführung recht artig warten, und zwischen den Lippen und dem Becher, sagt ein alter Spruch, ist ein weiter Raum. Bei mir betrug er bis vor Kurzem immer einige tausend Meilen zwischen meiner Heimat und mir oder, deutlicher gesagt, zwischen diesem Hause und mir, denn Sie haben vielleicht bemerkt, daß ich dasselbe kaum weniger genau kenne als Sie und einigen Anlaß dazu besitze, weil ich auch darin aufgewachsen bin wie Sie. Nur lebten Sie damals noch nicht zwischen diesen Wänden, Fräulein Helene, sondern Ihr Großvater, der alte Pastor Fleming, der auch, gleich seinem Sohn, wie ich heut' beim Kommen gesehen, Kinder um der Erziehung und der guten Landluft willen in sein Haus aufnahm, und ein solcher früh zur Waise gewordener Junge, der mit Ihrem Vater gleichzeitig hier in Haus und Feld von Kindesbeinen aufwuchs, war Ottmar Hainbuch, oder Robert Neuland, wie er sich Ihnen vorgestellt, weil er draußen in der Welt diesen Namen seit einem Menschenalter geführt. Nun aber ist er in die Heimat zurückgekommen und — freut sich auf Ihren Thee, wie sein Jugendfreund Melchior Fleming, und hofft, daß auch Sie ihn als ein altes Hausstück nicht hinauswerfen, oder doch wenigstens nur auf die Rumpelkammer, mit der er auch völlig zufrieden ist, wenn sie nur unter diesem Dach liegt."

Da ging die Thür auf und der Pastor Melchior Fleming trat in bequemem Hausrock ein. In hoher, fester Haltung und sicheren Wesens schritt er auf den Jugendfreund zu, blickte ihm in's Gesicht und sprach, ihm die Hand entgegenstreckend, mit bewegter Stimme:

„Sei willkommen, wo Du zu Hause bist, Ottmar! Ich habe Dich nicht im Leben hier mehr erwartet und ich habe Gott für diese unbegreifliche Stunde gedankt. Mein Kopf faßt sie noch nicht, doch mein Herz hat sie verstanden. Es weiß, daß es nicht aus einem Traum auffahren wird, sondern daß Du es wirklich bist, und im Tageslicht hätte mein Auge Dich erkannt, wie mein Ohr im Dunkel. Du bist Dir gleicher, bist jünger geblieben als ich, Ottmar —"

Ottmar Hainbuch's Mund öffnete sich zu einer Verneinung, doch der erste Ausdruck seiner Züge beim Anblick des Pastors hatte vor der letzten Aeußerung Fleming's eine unwillkürliche Bejahung derselben ausgeprägt. Wenn der Erstere es nicht kaum eben noch Helene gegenüber ausgesprochen, hätte man schwerlich an eine Gleichalterigkeit der beiden Männer geglaubt. Das ihnen verronnene halbe Jahrhundert hatte die kräftige Gestalt Melchior Fleming's nicht gebeugt, doch sein Gesicht beinahe wie mit Schnee umgossen. Sein in der Fülle ungeschwächt gebliebenes Haar mochte einst blond gleich dem der Tochter die Jünglingsstirn übergoldet haben, jetzt fiel es in langen Silberfäden auf die Schultern herab und verlieh in Gemeinschaft mit der stark von Furchen durchgrabenen Stirn dem Träger einen Anschein höheren Alters, als die übrige Erscheinung bewahrheitete. Denn die Lebendigkeit der Augen, eine Frische der sonstigen Gesichtszüge stand in vollem Widerspruch zu wirklicher Greisenhaftigkeit, und durch diesen Gegensatz erhielt der Pfarrer weniger etwas Ehrwürdiges, als das Aussehen eines von der Ueberzeugung seines Innern geistig durchleuchteten Propheten. Der Mund verkündete den Prediger, konnte nur einem solchen angehören; bereite Entsagung, Opferfreudigkeit, Härte gegen sich selbst lag in den Zügen, und doch zugleich Nachsicht, überströmendes Mitgefühl für die Leiden Anderer, ein weicher, trüber Schatten wie über dem Antlitz der Tochter. Diese Lippen erkannten ihren Beruf nicht im Strafen und Verdammen, sondern sie belehrten, trösteten und richteten auf. Aber sie hatten viel im Stillen gekämpft und gelitten, gleich den Augen Helenens, und ein kurzes, unmerkliches Zucken in ihnen verrieth dann und wann, daß ihre Ruhe noch heute täuschte. So gering jedoch die Aehnlichkeit des Mädchens mit dem Bilde der Mutter war, ließ der erste Blick auf Melchior Fleming sie unzweifelhaft als die Tochter ihres Vaters erkennen. Sie hatte fast Alles von ihm empfangen, bis auf die grauen, glanzlosen Augen, aus denen die Jugend vor der Zeit entflohen schien, wie ein Zugvogel, der schon in Sommermitte noch zur Wanderung aufbricht.

„Nein, ich seh's jetzt," erwiederte Hainbuch, „es ist nur das Haar, was täuscht, Melchior. Du bist's auch noch, und auch ich hätte Dich gleich erkannt —"

Helene fiel ein:

„O gewiß, denn mich däucht, daß der Vater mit jedem Jahre jünger, gesunder, heiterer aussieht und ist. Graues Haar muß er schon in meinem Alter gehabt haben, ich kann mich nicht erinnern, daß ich ihn je anders gekannt. Heut Abend hat nur die weite Fahrt ihn etwas angegriffen und blasser gemacht als gewöhnlich; dazu solche freudige Ueberraschung. Mein Gott — vor meiner Geburt — seitdem haben Sie ihn nicht gesehen und er Sie nicht! Wenn man so alt ist wie ich, da ist das kaum zu fassen."

Wo beginnen, wo enden — nach dreißig Jahren? Nun hier, nun dort, zusammenhangslos, in abgerissenen, springenden Fragen und Antworten. Helene war hinausgegangen, die Abendmahlzeit zu besorgen, ab und zu kehrten sie und die bloßarmige Magd in's Zimmer zurück, um den Tisch zu rüsten. Ottmar Hainbuch betrachtete die Möbel, die Geräthe, die Kleinigkeiten der Wohnstube und begrüßte Alles mit einem Erkennungsruf, was sich seit seinem Fortgang erhalten.

„Du bist konservativ geblieben wie Dein Vater, Melchior, der ein Stück, das ihm lange treu gedient, nicht auf den Boden setzen ließ, weil es alt und unansehnlich geworden. Wir werden's auch einmal, etwas abgenützt hat uns die Zeit doch schon, Freund, bei Dir die Zunge und bei mir, glaube ich, den Verstand. Du bist stiller geworden und ich schwatze noch mehr als früher, wenn Du im gelben Zimmer nicht drüber einschlafen konntest — weißt Du's noch? — und endlich gähnend sagtest: ‚Halt' den Mund, Ottmar!' Sag's nur wieder, wenn's Dir zu viel wird! O da sind sie — Dein Vater, Deine Mutter — auch die meinen, wenn es für mich welche auf Erden gab —"

Er stand vor zwei Oelgemälden still, von denen die ehemaligen Inhaber des Pfarrhauses herabblickten, und seine Stirn nickte andächtig zu ihnen auf.

„Ihr ward mir Eltern — wie seltsam das klingt — und ihr hattet mich auch lieb, hier fühl' ich's wieder. Nur könnt ihr's nicht mehr verzeihen, wenn ich euch betrübt; gute Mutter, Dein freundlicher Mund lächelt nicht mehr unter der frischgestärkten Haube, die ich Dir oft zerknittert, daß Du sagtest, ich sei zu wild und Melchior sei braver. Ach, welche Zeit, Melchior — war es in diesem Leben? Wann sind sie gestorben?"

„Bald nachdem Du —"

Melchior Fleming hielt einen Moment inne, als suche er nach einer Fortsetzung, Hainbuch ergänzte rasch:

„Schon bald, nachdem ich fort war, daß ich ihnen nicht mehr die Augen mit schließen, sie nicht unter den alten Thurm hinübergeleiten konnte. Omnes exeunt — und wie wir uns plötzlich umsehen, stehen wir selbst auf der leer gewordenen Bühne, Melchior, und sollen weiterspielen und wissen unsere Rolle nicht. Dir hat das wunderliche Stück eine Gefährtin zugetheilt" — er deutete zu dem Bild über dem Sopha empor — „Deine Tochter sagte mir's, eh' Du kamst. Verzeih' — ich weiß, auch daran zu rühren ist schmerzlich für Dich. Ein ander Mal, nicht heut am ersten Tag. Aber ihr freundliches Auge sagt's, sie ist auch eine gute Frau gewesen."

„Sehr gut — ihr Bild täuscht nicht, eine gute Frau und Mutter, wie sie wohl selten — sie starb bald nachdem — meine Tochter hat es Dir auch wohl mitgetheilt — bald nachdem Helene zur Welt gekommen, ein Jahr später. Der Tod hielt in kurzer Frist viele Ernte in diesem Hause und ich blieb allein mit meinem Kinde. Doch wir reden immer nur von den Meinigen, von mir, Ottmar —"

Der Sprecher hatte, neben den Ofen gelehnt, ein zum Bücheraufschneiden bestimmtes Elfenbeinmesser in der Hand gehalten, mit dem seine Finger hin und her gespielt; dasselbe entglitt ihm in diesem Augenblick, fiel klirrend auf den Boden und, sich darnach bückend, fuhr er nach sekundenlanger Unterbrechung fort:

„Während Du mir von dem größten, uns Allen damals und mir bis heut unlöslichen Räthsel Deines plötzlichen spurlosen Verschwindens und Deines gänzlichen Verschollenseins bis auf diesen Tag noch kein Wort gesprochen hast. Und ich denke doch, dieß wäre eigentlich nach der ersten staunenden, sprachlosen Begrüßung das Nächste, Selbstverständlichste gewesen."

Melchior Fleming hatte während seines Sprechens das Elfenbeinmesser aufgehoben und dasselbe, um einer Wiederholung seiner Ungeschicklichkeit vorzubeugen, mit abgewendetem Gesicht auf einen Wandtisch am Fenster gelegt. Nach seinem letzten Wort war eine momentane Stille in dem Wohnzimmer des Pfarrhauses eingetreten, als ob Hainbuch entweder diese Frage nicht erwartet gehabt und erst aus seinem Gedächtniß eine Antwort auf dieselbe heraussuchen müsse, oder als harre er so lange, bis der Pastor sich ihm wieder zugewendet habe. Doch der Letztere nahm den ihm durch das Falzbein gebotenen Anlaß wahr, mechanisch noch einen verschobenen Gegenstand auf dem Tischchen in Ordnung zu rücken, und im nächsten Augenblicke tönten Stimmen, laute, fliegende Schritte draußen auf dem Flur, die Thür ward aufgerissen, Eugen Römhold's Kopf erschien über der Schwelle und rief:

„Helene — Petrea sagt —" und hinter ihm scholl leichtspöttischer Nachruf:

„Ja, sag's nur — schreien kann ich auch! Helene — Eugen —!"

Bei dem unvermutheten Anblick des Pfarrers und eines völlig fremden Gesichts fuhr der Kopf des Jünglings zurück, er stotterte entschuldigend:

„Ich glaubte, Helene sei hier und Du in Deinem Arbeitszimmer, Onkel," und wollte wieder verschwinden. Doch Fleming trat mit raschem Schritt auf ihn zu:

„Bleib' nur, Eugen, es ist gleich Essenszeit. Was sagt Petrea?"

„Wie immer nichts, was der Mühe werth wäre, wiederholt zu werden, Herr Pastor," rief die Trägerin des letzteren Namens hinter dem Rücken Eugen's, der eine etwas linkische, stumme Verbeugung vor dem Fremden machte und sich an der Wand hin in's Zimmer bewegte. Das junge Mädchen folgte mit unverzagter Miene, knixte kurz und machte sich am Tisch zu schaffen; der Pastor sagte:

„Das sind —" doch Hainbuch fiel ihm in's Wort:

„Wir, Melchior; ich kenne sie schon, Du brauchst sie mir nicht vorzustellen. Ein wenig spring- und zanklustiger als wir heut, aber Feld und Welt sind weit und in's Ohr geht so nicht mehr hinein als heraus. Nur hatten wir solch' ein sanftes Element nicht unter uns."

Er deutete lächelnd auf Petrea, deren Augen herumflogen und ihn einen Moment groß und staunend anblickten, ob ihre Ohren richtig gehört, während Eugen Römhold auf seine mit einem Leinwandstück umwundene Hand niedersah.

„Ein solches Kompliment ist Dir wohl noch nicht gemacht worden," sagte Fleming; „sie könnte eher Peter heißen und Der Eugenie."

Das Mädchen warf antwortlos mit einem Ruck den Kopf zurück, Helene trat ein, die Abendmahlzeit stand gerüstet und Alle setzten sich um den Tisch. Der Pastor nickte Petrea mit der Stirn, sie that, als bemerke sie es nicht, nun rief er ihren Namen und sie sah auf und versetzte kurz:

„Die Reihe ist an Eugen."

„Wenn ich Dich auffordere, ist sie an Dir," antwortete Fleming ruhig. „Ich denke, Du wirst einen Vorzug darin sehen, nicht eine Aufgabe, über deren Vertheilung Du Rechnung führst."

Petrea von Malchow hatte ihre Serviette gefaßt und zog sie mit zerrenden Fingern unschlüssig hin und her, dann faltete sie rasch die Hände ineinander, sprach betonungslos hastig ein kurzes Tischgebet und blieb mit niedergeschlagenen Augen im blutroth gewordenen Gesichte sitzen. Melchior Fleming sagte mit lauter Stimme: „Amen!" blickte zu seinem Gast hinüber, dessen Hände sich nicht an der Andachtsübung betheiligt hatten, und fügte hinterdrein: „Du bist der Nämliche geblieben, Ottmar, der sich nie verstellen konnte. Ich ehre Dich mehr und bin Dir dankbarer als wenn Du es thätest, aber ich weiß, Du wirst ebenso unsern Brauch ehren, der in diesem Hause nie unterlassen wurde, so lange Du und ich denken."

Ottmar Hainbuch hob den Blick gegen ihn auf, doch zum ersten Mal ging derselbe schnell an dem Gesicht des Pfarrers vorbei, und er entgegnete, sichtbar ungewiß, nach dem richtigen Wort der Erwiederung suchend:

„Du hast es gesehen — ich bin der Nämliche geblieben, auch darin. Hätte ich bei euch fortgelebt bis heut — vielleicht — es nützt nicht, über das zu denken, was anders hätte geschehen können, wenn man einmal einen Weg rechts statt links gegangen wäre. Doch der Weg, den meine Füße gegangen, hat den Händen keinen Grund geboten, von ihrer Gewöhnung abzulassen. Wie Du mich als Saulus gekannt, bin ich zurückgekommen, auf meinen Zügen nicht gen Damaskus gelangt. Das ist gradaus, wie Dein Wort, Melchior, und offene Wahrheit allein, selbst solche, ziemt, denke ich, in einem Pastorenhause. Aber nicht jede Stunde ist gleich gut für sie geschaffen, und wir finden passendere, sie zu bereden, oder vielleicht am besten, suchen sie nicht auf. Ist sie nöthig, da wird sie uns suchen und zu finden wissen — auf das Angedenken dieses Hauses, seiner friedvollen Vergangenheit — unserer Jugend, Melchior!"

Hainbuch hielt sein Glas gefaßt und hob es dem Jugendfreunde entgegen, der helltönig mit dem seinigen anstieß, während Jener lachend beifügte:

„Wahrhaftig, über den Klang hätte Herr Jakob Kyritz sich heut Mittag gefreut."

„Aber, Papa —"

Mit halb scherzend-vorwurfsvollem, halb ernsthaftem Klageruf einer Hausfrau entflog es Helenens Lippen, während ihre Augen bedauerlich auf einen grellrothen Flecken hinüberblickten, mit dem der Pastor durch Ueberschütten seines Glases die glänzend neue Frische des Tischtuchs beeinträchtigt hatte. Melchior Fleming sah stumm darauf nieder und entgegnete dann, leicht mit der Zunge anstoßend:

„Ich war ungeschickt — filia peccavi! — Du siehst, Freund, es braucht keine Frau im Hause zu sein, ein Pantoffel kann sich darum doch drin befinden, und wenn man alt wird und keinen Hofmeister mehr nöthig zu haben glaubt, übernehmen bereitwillig die Kinder seine Stelle."

„Du hast wahrlich keinen nöthig, Papa, denn Du bist sonst immer der Geschickteste von uns Allen," entgegnete Helene lebhaft. „Aber dadurch hast Du mich verwöhnt und kommt es eben, daß Deine Hausfrau ungerechterweise, wenn Dir einmal etwas passirt —"

„Hab' ich mich über Helenens Kummer verhört oder sagtest Du Jakob Kyritz, Ottmar?" unterbrach Fleming, seiner Tochter freundlich zunickend, die Entschuldigung derselben. „Ich kann mir kaum denken, daß Du den Pächter des Malchow'schen Gutes drüben damit gemeint; woher solltest Du ihn kennen?"

„Weil er mich heut Mittag zum Diner gebeten oder ich vielmehr einer etwaigen Besorgniß von seiner Seite, ob ich eine Einladung ohne Frack und weiße Halsbinde annehmen werde, kurz zuvorgekommen bin," lachte der Gefragte. „Ich kam den Strandweg entlang und hatte Hunger — Du weißt, das ist ein angeborenes Leiden bei mir, das wohl erst durch meinen Tod kurirt werden wird und das Deine Hausfrau gerade erschreckend kennen zu lernen im Begriff steht — und da rauchten die Schornsteine des Hofs, daß ich förmlich den Braten roch. Mehr, dachte ich, als: ‚Hier wird nichts gegeben!' kann der Koch auch nicht sagen, und so hatte ich das Vergnügen, durch die Verfassung meines Magens Herrn Jakob Kyritz zusammt seiner liebenswürdigen Familie kennen zu lernen und schon vor Dir selbst mit ihm auf Dein Wohl anzustoßen, Melchior."

Hainbuch erzählte zwischen dem Essen, an dem er seinen vortrefflichen Appetit bethätigte, mit ebenso vortrefflichem Humor seine Begegnung mit dem Pächter und den Verlauf des Mittags; launische Auffassung, der die kleinsten Züge nicht entgingen, kennzeichnete offenbar eine Hauptseite seines geistigen Wesens, alle Anwesenden hörten ihm mit Interesse, oft in ein fröhliches Lachen ausbrechend, zu.

„Wahrhaftig, das ist der gute Kyritz, wie er leibt und lebt," sagte Helene bei einem Innehalten der humoristischen Darstellung.

„Doch ein tüchtiger Landmann überall in seinem Beruf und ein vorzüglicher, grundredlicher Mensch," warf der Pfarrer ein, „wenn es ihm auch anfangs wohl etwas schwer angekommen ist, sich mit der Vorstellung vertraut zu machen, seine angebrochene Sonntagsweinflasche an einem Wochentage auf dem Tisch zu sehen."

„Ich möchte sagen, daß ich ihn für einen ganzen Kerl halte," meinte Hainbuch, „der trotz seiner Kleinheit, wenn Noth an den Mann käme, das Herz und das Zeug hätte, auch mit etwas Anderem als der Heugabel und dem Dreschflegel tüchtig drein zu agiren."

Melchior Fleming hatte schon mehrmals während der Erzählung des Freundes die Lippen halb, wie zu einer beabsichtigten Frage, geöffnet. Jetzt, da Hainbuch schwieg, frug er rasch, als ob er sich die Gelegenheit nicht abermals entgehen lassen wolle:

„Hast Du auch die Besitzerin —"

Doch gleichzeitig ertönte auch eine Frage aus dem Munde Helenens, die, neben Eugen Römhold sitzend, erst jetzt die leinwandumzogene Hand des Letztern wahrnahm und mit einem Ton mütterlicher Besorgniß ausrief:

„Hast Du Dich verwundet, Eugen?"

Der Gefragte sah auf und zu Petrea hinüber, deren Gesicht sich plötzlich wieder mit dunkler Röthe übergoß, und er versetzte:

„Nein, ich selbst nicht," — doch im selben Moment begegnete er den groß und ausdrucksvoll auf ihn gerichteten Augen Ottmar Hainbuch's, der, nicht auf die Frage des Pfarrers, sondern auf die der Tochter erwiedernd, lachend dreinrief:

„Gewiß der Hund oder die Katze, die man zu dreist angefaßt, nicht wahr? Wir kennen solche Schrunden und Schrammen, das kommt und vergeht."

Eine Sekunde lang wich der Blick des halben Knaben verstummt von dem des fremden Tischgastes ab, während die Augen Petrea's sich jetzt plötzlich mit einem Gemisch von Erstaunen und Dankbarkeit zu Hainbuch aufschlugen, dann entgegnete Eugen Römhold etwas stotternd:

„Ja, die Katze — sie hat mich gekratzt, Helene —"

„O das abscheuliche Thier — laß mich sehen, Kind!" Die Letztere löste eilig, doch mit vorsichtigster Behutsamkeit die Leinwandhülle von der Hand ab; in ihrem Behaben, dem Ton ihrer Stimme und dem Ausdruck der Augen lag eine mütterliche Sorgfalt und Unruhe, die dem fast erwachsenen Jüngling gegenüber etwas Komisches besessen hätte, wenn sie nicht unverkennbar in rührender Weise kundgethan, daß ihre Augen Jenen noch immer als das Kind betrachteten, das sie von den frühesten Jahren auf wie eine Mutter gehütet, in allen Leiden gepflegt und getröstet hatte. Ihr Gesicht, das in diesem Moment deutlicher denn je von dem Haar mit einem Madonnen-Heiligenschein umkränzt schien, sprach es lieblich aus, daß ihre eigene Mutterlosigkeit einen Ersatz darin gesucht und gefunden, selbst an einem Kinde die Stelle der Mutter zu vertreten, und die Vertraulichkeit, mit welcher der Jüngling sich während ihrer Untersuchung an ihre Schulter lehnte, ließ auch bei ihm das selbstverständliche Fortbestehen des alten Verhältnisses erkennen. Ersichtlich war dieß ein näheres zwischen ihm und den Bewohnern des Pfarrhauses, als zwischen den Letzteren und der jungen, dereinstigen Erbin des Gutes Malchow, die, erst seit einigen Jahren, vielleicht gegen ihre Neigung, hieher gelangt, den Pfarrer als „Herr Pastor" anredete und in ihrem ganzen Wesen an den Tag legte, daß sie sich nicht wirklich zur Familie gehörig, sondern nur als ein vorübergehendes Mitglied derselben betrachtete. Sie bewies sich nicht trotzig oder störrig — die Worte hätten zu viel bezeichnet — doch innerlich ablehnend gegen den Pastor, als ob ihr durch den Gehorsam, zu dem sie ihm gegenüber genöthigt war, ein fortwährendes Unrecht zugefügt werde, und in gleicher Wirkung war das milde Entgegenkommen, die Sanftmuth Helenens nicht im Stande, ihre Liebe zu gewinnen. Ja, als füge diese ihr ein noch größeres Unrecht zu als der Vater, offenbarte sie bei dem geringfügigsten Anlaß nicht selten gegen die Tochter eine gereizte, innerlich feindselige Stimmung, welche die Güte Helenens oft schmerzlich berührte, ohne doch in ihr selbst ein anderes Gefühl als das des Bedauerns und der Erneuerung ihres Strebens zu wecken, das Herz ihrer jungen Pflegebefohlenen durch verdoppelte Anstrengung an sich zu fesseln.

Jetzt aber blitzten Petrea's dunkle Augen plötzlich mit einem hellen, heitern Strahl auf, übermüthig warf ihre Stirn das braunglänzende Haar, das den schönen, klugen Mädchenkopf, der einer antiken Gemme ähnelte, umflog, zurück, und ebenso übermüthig rief ihr Mund über den Tisch:

„Du, Eugen, welche Katze war's denn, die gelbe oder die schwarze mit den weißen Pfötchen?"

„Vermuthlich die braune mit den weißen Pfötchen," erwiederte mit lustigem Ton Ottmar Hainbuch. „Ich habe nicht das Glück ihrer persönlichen Bekanntschaft, doch mir scheint, nach dem Aussehen der Kratzwunde —"

„Aber, Kind, das ist ja nicht gekratzt, sondern gebissen," fiel Helene, erschreckt die Hand betrachtend, ein. „Man sieht ja förmlich noch die Zähne. Mein Gott, und Bißwunden von Thieren sollen so gefährlich — — wenn sie nur nicht toll —"

Doch Hainbuch intervenirte wiederum mit freundlichem Kopfnicken:

„Seien Sie unbesorgt, lieb Mütterchen, toll war die Katze sicher nicht, nur im Augenblick grad' ein bischen blind und bös, so daß sie von den Hülfsmitteln Gebrauch machte, die ihr die Mutter Natur als Mitgift gegeben. Das verharscht bald, denn es steckt kein Gift drin. Wer die Katzen nicht ihrer Wege gehen läßt, muß sich auf ein solches Angebinde gefaßt machen."

„Armer Junge, so bleib' doch von der bissigen Katze fort!" bedauerte Helene ihren Schützling, ihm sanft die verwundete Hand streichelnd. „Das garstige Geschöpf soll vom Hof weg —"

„Siehst Du, das habe ich auch gesagt, Eugen, mit denselben Worten würde Helene es sagen. Mich wundert's nur, daß die Katze noch immer so dumm ist, nicht selbst zu wissen, daß sie nicht auf den Hof hier gehört. Aber sie wird gewiß klüger werden und eines Tags fort sein, ohne daß man nöthig gehabt, sie wegzujagen."

Petrea hatte es wieder mit dem lachenden Uebermuth von vorhin eingemischt, doch halb gegen Hainbuch gerichtet, als ob sie die scherzhafte Parteinahme, die er für die „braune Katze mit den weißen Pfötchen" ergriffen, damit beantworten und vergelten wolle. Auch wandte er ihr die Augen zu und versetzte:

„So? Glauben Sie, junges Fräulein, daß eine Katze, wenn sie nicht gerade gereizt ist, so leicht von Haus und Hof in die Welt davon —?"

Doch der Pastor fiel ihm in's Wort:

„Erlaube mir, Dich zu bitten, Ottmar, daß Du während Deines Besuchs bei uns darin an dem Hausgebrauch theilnimmst, daß Du unsere Zöglinge ebenso betrachtest wie wir und nicht mit Sie anredest. Petrea ist ein Kind und nicht gewöhnt, anders angesehen zu werden."

Die kleine Hand des Mädchens krampfte sich unterm Tisch auf dem Schooß zusammen, doch sie konnte nicht verhindern, daß ihr das Blut noch dunkler als zuvor bei dem Tischgebet in's Gesicht heraufschoß, und ein Zucken in ihren langen, tiefdunklen Wimpern verrieth äußerste Anstrengung, etwas, das gewaltsam darunter hervorbrechen wollte, ungesehen zurückzubändigen. Helene blickte liebreich und theilnahmsvoll nach den Augen ihrer Nachbarin, streckte unter dem Tisch schweigend, unvermerkt ihre Hand nach der zusammengeballten Petrea's und streichelte tröstlich über die zarten Finger, doch die Letztere zog mit einem stummen Ruck ungestüm ihre Hand fort und drehte gleichzeitig, abweisend, die Schulter halb gegen Helene herum. Hainbuch schob unbefangen seinen Teller leicht zurück und sagte heitern Tones:

„Wenn man gegessen und getrunken, da ist's Zeit zum Schwatzen. Plenus venter, narrat libenter, Melchior, und durch ein gutes Weinglas sehen sich alte Dinge am besten an. Du hast mich vorhin nach einem euch damals — den Guten dort an der Wand und Dir — unlöslichen Räthsel gefragt, und Du hattest Recht, ich konnte die Frage wohl von Dir erwarten, denn es war eigentlich nach der ersten staunenden Begrüßung, wie Du sagtest, das Nächste, Selbstverständlichste. Doch ich verschob's, so lange wir allein waren, Melchior, denn es däucht mich lehrreich für die Jugend, auch zu vernehmen, was noch zu unserer Zeit gewesen und möglich war — zu unserer Zeit, als wir die Köpfe und was drin steckte, ungefähr so auf den Schultern trugen, wie unser junges Konterfei dort aus verschollenen Tagen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Königin von Thule.

Von

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

(Nachdruck verboten.)

Wir saßen in Frau Regina's gelbseidenem Boudoir. Es war ein kleiner Kreis guter Bekannter; Männer, davon zwei oder drei berühmt, und Frauen, von denen Frau Regina die Schönste war. Wir hatten Thee getrunken und interessant geplaudert; die Herrin des Hauses verstand es meisterlich, jedem Einzelnen Gelegenheit zu einem hübschen Einfall, einer originellen Wendung zu geben. Dank ihr war die Unterhaltung erst blendend gewesen, dann tiefer geworden, nicht Alle sprachen mehr, und es entstand eine Pause. Wenn „ein Engel durch's Zimmer fliegt", so ist dieß gewöhnlich ein Armuthszeugniß für die Gesellschaft, indem es auf zeitweiligen oder absoluten Mangel an Stoff deutet — in unserem Falle war es aber eine hübsche Pause, ein wahrer Gedankenstrich. Sie gab den besten Beweis, daß Worte gesagt worden waren, die zu Erwägung und ernsterem Nachdenken zwangen.

„Singen Sie uns etwas, gnädige Frau," bat Einer von uns.

Frau Regina verschmähte jede Ziererei und bedurfte ihrer auch nicht. Sie strich das weiche schwarze Haar aus der Stirn und setzte sich an's Klavier. Ein paar schwere Mollakkorde fluteten aus den Tasten, dann erhob sich eine prachtvolle verschleierte Stimme:

„Es war ein König von Thule —"

Sie hatte einen eigenen Anschlag und eine seltsame Art zu singen; sie vermied jede Bewegung des Körpers, ein fremder Ausdruck kam in ihre Augen, und sie wurde blaß, als litte sie unter der Macht des eigenen Liedes. Sie sang heute schöner wie je, es lag ein großer, dramatischer Zug in ihrem Vortrag. Es überlief uns, als der alte König den heiligen Becher in die Flut warf. Dann kam ein kurzer, grollender Schluß und sie erhob sich. Ihr Kleid von heller Seide warf seine glitzernde Schleppe lang über den Teppich, das Kerzenlicht brach sich in dem Brillantschmuck und wob zuckende Strahlen, blitzende Lichtfaden über ihr dunkles Haar, es schien, als läge ein goldener Königsreif lose auf der schönen Stirn. Sie sah fremdartig aus, wir gewahrten erst jetzt, wie sehr sie in den Rahmen der Ballade passe.

„Die Königin von Thule —" sagte eine Stimme; man wußte nicht, woher sie gekommen.

„Die Königin von Thule, wie hübsch!" rief die kleine Contessina und klatschte in die Hände, — „wie romantisch, wie poetisch, wie allerliebst!"

„In der That," riefen Mehrere, „das gibt zu denken. Die Königin von Thule! Seltsam. Alle Welt nennt den alten König, aber an die Königin hat Keiner je gedacht, kein Dichter hat sie besungen. Wie ist das nur möglich? Der Gedanke liegt so nahe! Wie muß sie gewesen sein? Welcher Gestalt? Welcher Art?"

„Ich denke sie mir gut passend zu dem reckenhaften König, eine Jungfrau, heldenhaft und rauh wie er, hellblond, mit wallendem Haar."

„Nein, tausendmal nein! Sie war ein liebes, zagendes Weib. Seht doch einen der schönsten Gedanken des Dichters von ‚Schloß Boncourt' — wißt ihr nicht, was ich meine? ‚Auf seines Schlosses Zinnen ein alter König stand' und dann: ‚Da kam seine liebe Buhle . . .'"

„Vielleicht, mag sein. Jedenfalls aber hat sie eine Schwester in der deutschen Sage, von der manch' Lied uns meldet. Denkt nur an Karl des Großen Lieb', das ihm sterbend gab das ‚Ringlein schwarz und roth', und das er niemals vergessen konnte."

„Wahrhaftig — es ist dieselbe Sage, doch blüht sie auf christlichem Boden und ist daher weit sentimentaler und blasser. Sie duftet nach Weihrauch. Ich liebe mehr die Gestalt des heidnischen Königs, sie winkt markig herüber aus grauer, uralter Zeit. Und dann ist es wehmüthig schön, daß das Lied so gar nichts von der gestorbenen Buhle weiß. Sie ist nicht besungen worden, weil kein Dichter es gewagt, am Schmerze des Königs zu rühren. Sie ist versunken, und Keiner weiß, weß Art sie war. Uns aber bleibt es ja unverwehrt, sie auferstehen zu lassen und sie mit allem Zauber, mit aller Poesie zu schmücken, die sie zu uns herüberstrahlt."

„Ja, sie muß schön gewesen sein und all' der Treue werth."

„Jedenfalls," bestätigte Frau Regina, „denn vor Allem war sie selbst treu."

„Nein —" sagte Gunther Stormeck, der abseits saß und den Abend über noch kein Wort gesprochen hatte.

Alle wandten sich nach ihm um. „Die Königin von Thule untreu," riefen die Damen durcheinander, „welch' seltsame Idee! Warum das?"

„Sie war untreu," wiederholte Gunther ruhig. „Wäre sie treu gewesen, hätte sie der König nicht ewig beweint. Nur eine Frau, die wir früh verloren, die uns bitter weh gethan, lieben wir bis zum Tode."

„Haben Sie die Königin von Thule gekannt?" rief Frau Regina spöttisch.

Gunther sah sie mit einem eigenthümlichen Blicke an.

„Gewiß," sagte er langsam.

„Sie haben einen empörenden Aplomb, Herr von Stormeck," rief die kleine Contessina, indem sie ihren Fächer scharf zusammenklappte. „Den ganzen Abend haben Sie in Ihrer Ecke gesessen, ohne daß es möglich war, ein Wort aus Ihnen herauszubringen, und nun fangen Sie an, sich über uns lustig zu machen. Wenn Sie sich jetzt einigermaßen herausziehen wollten, bliebe Ihnen nichts übrig, als zu erzählen, auf welche Weise Sie die Ehre hatten, der Königin von Thule Bekanntschaft zu machen, und auf die Geschichte wäre ich denn doch begierig."

„Sie sind unbarmherzig, Contessina," erwiederte Gunther zögernd. „An diesem Orte und nachdem ein wahres Feuerwerk von Witz und Geist versprüht worden ist, dürfte sie wohl schwerlich angebracht sein."

„Sie ziehen sich zurück," rief die Contessa triumphirend. „Das darf nicht sein. Sie haben uns oft genug mit Ihren Paradoxen, denen nichts anzuhaben war, geärgert — nun ist es nicht mehr als billig, daß wir auch einmal das Vergnügen haben, Sie in der Enge zu sehen. Nicht wahr, Frau Regina, er darf nicht so davonkommen, er muß erzählen? Befehlen Sie es ihm."

Die schöne Frau lachte hell auf. „Erzählen Sie doch, Herr von Stormeck," sagte sie fast heftig.

„Wenn es sein soll," sagte Gunther, „so gehorche ich. Infandum, regina, jubes renovare dolorem. Ihnen aber, Contessina, sage ich im Voraus, daß Sie schwer enttäuscht sein werden. Was ich erzählen will, ist nur ein Märchen, einfach und ohne besondern Witz. Das ‚faire de l'esprit' ward mir leider nicht verliehen."

„Ach, ein Märchen!" rief die lebhafte, hübsche Römerin, indem sie sich behaglich zurechtsetzte. „Das ist reizend. Ein Märchen! Das hört sich so hübsch an!"

Gunther Stormeck kam aus seinem Winkel hervor und lehnte sich an den Kamin. Er war mager, nicht gerade jung mehr und sah angegriffen aus. „Es ist nur ein Märchen," sagte er noch einmal, wie entschuldigend. Dann begann er:

„Vor tausend Jahren war Alles anders wie heute, man hatte den schwarzen Frack noch nicht erfunden und es gab keine Eisenbahnen. So kam es, daß ich eines Tags, als Ritter gewappnet, auf schnaubendem Rosse vor einem Schlosse hielt. Es war ein Schloß hoch am Meer, von blühenden Gärten umschmiegt; es war von weißem Marmor und hatte zahlreiche Thürme und Zinnen. Das Gatter war geschlossen, die Löwen am Thor lagen drohend und starr, als habe sie im Aufrecken der Schlaf gepackt. Die Leute von damals hatten keine Visitenkarten und besuchten sich selten — denken Sie sich, Contessina, wie schrecklich — es blieb mir also nichts übrig, als zur Harfe zu greifen und ein Lied zu singen. Die Töne flatterten wie Schwalben um die spitzen weißen Dachfirste, und wie durch einen Zauber hob sich das Gatter. Ich ritt über die silberbeschlagene Brücke, durch zwei, drei Höfe, in denen Brunnen sprangen, und hielt vor der großen Freitreppe, die Zügel locker und das Visir hoch aufgeschlagen.

„Da erblickte ich die Königin von Thule, sie stand auf hohem Söller im Kreise ihrer Frauen. Sie trug ein Gewand von weißem Stoff, hellschimmernd in der Sonne, im dunklen Haar ein Kränzlein weißer Frühlingsblumen. Zu beiden Seiten der Treppe drängten sich Ritter und Mannen, reckenhafte Gestalten in gleißendem Waffenschmuck; Mohren trugen ein sammetnes Kissen, das legten sie zu Füßen der Königin. Ich kniete darauf und entbot ritterlichen Gruß, sie reichte mir sanft die Hand und forderte mich auf, mich zu erheben. Sie hatte ein sehr süßes Reden, ich aber war befangen und senkte den Blick. Sie war schön, wie niemals ich ein Wesen erschaut.

„Da bliesen die Herolde hell und schmetternd einen Hornruf von vier Thürmen, und die Königin reichte mir die Hand, daß ich sie zum Festmahl geleite. Das war in einer hohen Halle, darein die Sonne fiel, prächtiges Geräth deckte die Tische; auf einem derselben stand nach altem Brauch ein ehern' Becken, darin ein Stierkopf in rother Lache, den Kranz von Buchsbaum darum; hohe gehenkelte Krüge warteten des Durstes der Helden. Die Königin brach weißes

Der neue Brunnen auf dem Hansaplatze in Hamburg. Nach einer photographischen Aufnahme. (S. 74.)

(Verlag von Johannes Kriebel in Hamburg.)

Vom Parterrefenster aus. Originalzeichnung von **Erdmann Wagner.**

Brod, gab mir davon und reichte es den Anderen; zu Zeiten nahm sie auch eine Schale voll goldhellem Wein, die war also schwer, daß ihre Hand zitterte. Sie trank davon und gab sie mir, ich aber suchte die Stelle, wo ihre Lippen den Rand berührt, und leerte den Becher bis zum Grunde. Es war ein süßer Trunk, rosiges Licht kam vor meine Augen, ich sah wie durch einen Schleier, daß ein paar alte Ritter freundlich lächelten und daß die Königin fast befangen niederschaute.

„‚Gebt uns ein Lied,' sagte sie plötzlich, ‚wir hören gern Mären aus fernen Landen.'

„Es ward stille, und ich erhob mich. Trotzige Heldengesichter, schöne Frauenaugen sahen zu mir empor; ein Page brachte meine Harfe. Durch die goldenen Saiten schlang sich ein Zweiglein weißer Frühlingsblumen ... Das weckte einen Sturm in meiner Brust, ich warf den Kopf zurück und griff in die Saiten, stürmend, verzweifelnd und jubelnd, ich sang von der schönen Herzeloyde und dem heiligen Gral, ich sang von Allem, was mir im Herzen stürmte und stritt, von hoher Liebe, Rittersinn und Frauenschöne, und ich sah, glückseliger Sänger, wie die Männer den Schwertknauf fester umgriffen, wie die Frauen die Hände in den Schooß legten und hochathmend zu mir aufsahen, ich sah, wie die Königin selber reglos war und blaß vom Liede, wie ihr großes Auge dunkler wurde und immer dunkler, wie ihr blühender Mund leicht zuckte vor Stolz und Weh ...

„Da brach ich ab mit klingendem, weithallendem Griffe. Wildschwäne, die in weißer, gebrochener Linie über's Meer zogen, antworteten hell. Lauter Beifall ertönte, Becher klangen mir zu, dann standen wir auf vom Mahl und traten auf den Söller. Tief unter uns rollte das Meer im Sommerabendscheine, der Himmel war weiß, an ihm schwammen rosenrothe Wölkchen. Die Ritter gingen hinab, ihre Rosse zu proben, die Frauen saßen fernab im Kreise und spannen; sie sangen dabei einen alten rührenden Rundgesang.

„‚Kommt,' sagte die Königin plötzlich, indem sie meinen Arm nahm.

„Wir stiegen langsam viel weiße Stufen hinunter, den Gärten zu. Sie lagen weit und schimmernd im letzten Abendstrahl, ein herber Ruch von jungem Grün kam aus den Wäldern drüben. Wir fanden Beide kein armes Wort; die Lieb' blüht schnell im Lande Thule. Wir gingen schweigend, Hand in Hand, zwei träumende, schauernde Menschen, der Mond war aufgegangen und es kam ein Wind mit feuchten Schwingen, da neigten die Rosen all' ihre tiefrothen Kelche, duftend im silbernen Mondlicht. Sie hatte die Arme um meinen Nacken geworfen und sah zu mir auf mit dunklen, glückseligen Augen.

„Ein Hornruf kam vom Walde, erst ganz leise, dann anschwellend und ersterbend. Er war seltsam; heftig und traurig, zwingend und tröstend zugleich. Ein Schauer durchlief ihre schlanke Gestalt, sie wandte sich ab und dem Klange zu — mich aber faßte ein wildes Weh, ich reckte mich auf, und was meine Hand umspann, war der Griff des Schwertes.

„Der Hornruf erscholl von Neuem, näher, wie es schien, dann wieder in weiter Ferne. So hat Nielsen der Däne geblasen, als er Frau Mette in den Tod rief.

„Sie löste sich jäh aus meinen Armen. ‚Laß' mich,' sagte sie, ‚wenn Du gut bist. Es soll nicht sein — leb' wohl.'

„Sie streckte beide Hände gegen mich und ging hinaus in die Nacht. In demselben Augenblick erhob sich ein kalter Wind, er stieß durch die Baumkronen wie ein Wehruf. Hinter mir schloß sich der Wald wie eine Mauer, der Mond begrub sich in Wolken ... ich riß das Hifthorn von der Seite zu einem Hülferuf, aber es gab keinen Ton mehr ... ich schleuderte es fort und stürzte hinaus in die Nacht, ich suchte ihre Spur, ich suchte die Gärten, das stolze Schloß mit seinen vielen Zinnen. Vergeblich — als der Morgen graute, ein fahler, entsetzlicher Morgen, stand ich am Rand eines Sumpfes. Fette, breitblätterige Pflanzen umwucherten ihn, dann und wann reckte eine Weide ihr knorriges Haupt über trübe, schmutzige Wasserlachen. Weit ab davon trieb ein Bauer mit zwei mageren Mähren den Pflug durch's wüste Land.

„‚Wo ist das Schloß?' frug ich, — ‚wo geht der Weg nach Thule?'

„Er sah mich an und schlug das Kreuz über seine Brust. ‚Erlöse uns von dem Uebel,' murmelte er aus zahnlosem Munde. Dann warf er mit einem Tritte die Schar aus der Furche und betrachtete mich neugierig mit hellen grauen Augen.

„‚Wo ist Thule?' frug ich in wilder Angst, — ‚ich bin verirrt, sagt mir, wo ist Thule?'

„Sein Blick ward wehmüthig und ernst. ‚Thule?' sagte er, als ob er seine ganze Erinnerung zusammennähme, — ‚ich hab's einst gewußt, den Weg, doch schon lange vergessen. Nichts für ungut, Herr, aber nehmt einen Pflug und führt ihn über's versunk'ne Land, thut wie ich, und arbeitet. Das ist der Weg, den ich Euch zeigen möchte, es ist der einzige, der zum Ziele führt.'

„Und ich that, wie er geheißen. Aus den Saiten der Harfe flocht ich Stricke und spannte darein mein Streitroß, das Schwert zerbrach ich, wandelte es zur Pflugschar und begann zu pflügen. Es ging schwer, aber es ging doch, und so habe ich fortgepflügt bis auf den heutigen Tag." —

*

Gunther schwieg. Frau Regina hatte sich im Sessel zurückgelehnt, ihr Gesicht war gerade im Schatten. Auf den Gesichtern der Männer lag ein Ausdruck der Frage, nur die Contessina war ganz bestürzt, ihr Auge irrte hülfesuchend im Kreise umher.

„Ich habe gar nichts davon verstanden," sagte sie endlich ärgerlich. „Das war also ein deutsches Märchen? Sonderbar! Ist es schon zu Ende?"

Gunther lächelte schwach. „Sie sind ein enfant terrible, Contessina," sagte er, „und als solchem will ich Ihnen die Moral des Märchens nicht vorenthalten. Thule, das heilige, versunk'ne Land, ist meine Jugend, und jene süße, frühverlorne Frau, sie eben war — die Königin von Thule."

Kriegsszenen aus Bosnien.

(Hiezu die Bilder S. 65.)

Nur ein einziges Blatt entrollt uns der Zeichner. Aber welcher reiche Inhalt! Welche wechselvolle Schicksale, welcher Heldenmuth, welche Abscheulichkeit in den einzelnen verschiedenen Bildern!

Die Türkenfamilie konnte friedlich in ihrem heimatlichen Hause bleiben, die einziehenden Oesterreicher hätten sie nur geschützt. Aber wenn sie nicht der eigene Wahn getrieben, so jagten sie die Schrecken der Aufwiegler davon, welche jeden wehrfähigen Mann zwangen, in die Reihen der Aufständischen zu treten, und sein Hab und Gut, ja sein Leben im Weigerungsfalle verbüßt erklärten. So ziehen die bis auf die Augen verhüllten Frauen davon, die Hausziegen vor sich hertreibend, während die Kinder auf den elenden, rohgezimmerten Wagen und auf der miserablen Straße gerüttelt dahinfahren. Die kriegerischen Männer drücken vielleicht morgen den Weibern die Pistolen in die Hand zum Schusse gegen den Feind — und sämmtlich sehen sie ihre Heimat vielleicht nicht wieder.

Vielleicht ist es der Vater des Hauses, ein Freund, den der glückliche Husar stolz zu Rosse gefesselt vor sich hin treibt. Der Mann hat sicherlich aus einem Versteck geschossen oder ward verborgen zwischen Waffenvorräthen gefunden.

In welcher Weise der verwundete oder gefallene Feind von den Fanatikern behandelt wird, zeigt ein anderes Bild in trauriger Weise. Sie verstümmeln sein Gesicht, sie handhaben die Handschars oder Messer gleich Indianern, sie schneiden die Köpfe ab, spießen sie, treten sie, rollen sie jauchzend dahin, zum Spiele wie mit Kugeln.

Da heißt es scharf auslugen auf den Außenposten, daß man von den anschleichenden Wilden nicht überrumpelt wird. Es geschah, daß einzelne, im Augenblicke Harmlose, im Grase und im Walde von rückwärts mit einem Schnitte angefallen wurden, welcher Kehle und sofort den ganzen Hals traf. Lautlos oder nur mit einem Schrei sanken die Opfer, welche im Kampfe furchtlos Brust gegen Brust gestellt und dem ehrlichen Soldatentode schon oft muthig entgegengesehen hatten.

Da liegt solch' ein tapferer Kamerad ausgestreckt auf der Bahre, starr und regungslos. Die Wunde hat aufgehört zu bluten, die Hand und die Brust sind kalt, doch ein Lächeln liegt um den Mund des gefallenen Helden. Er hat als Offizier die Seinen tapfer geführt, hat sich nicht gedeckt, sondern ist in Sturm und Gefahr vorangegangen!

Die Bosnier, welche als Gefangene dahinziehen, haben das Beste erlangt, wenigstens zum großen Theile. Sie sind vorläufig vor dem Blei geschützt, sie werden Obdach und Nahrung haben; doch auch das Kriegsgericht wird eintreten, wird fragen, wer Häuptling und Führer war, wer Zwang gegen Andere ausgeübt, wer sich Grausamkeiten zu Schulden kommen ließ. Und wehe, wenn Einer erkannt und trotz alles Leugnens überwiesen ist! Der Tod durch Pulver und Blei wird zur Gnade, der schimpflichere Tod mit dem Stricke ist der zuerkannte. Mit stummer Ergebung trägt Mancher sein Leid, mit Muth sieht mancher Fanatisirte seinem Ende entgegen. Und glücklich, allem Weiteren entronnen zu sein, trabt ein Anderer in die Kasematten, wird seinen Tabakrauch mit fanatischer Ruhe in die Lüfte blasen, erkennend, daß Allah nicht immer hilft, wenn man ihn noch so rasend anruft.

Mögen bald friedliche Bilder aus Bosnien mit den kriegerischen wechseln!

Eine Kaukasierin.

(Hiezu das Bild S. 68.)

Die Kaukasierin ist glücklich, so lange sie noch ein Mädchen, denn bei Armen und Reichen werden die Mädchen auf jegliche Weise geschont. Die Mädchen sind von allen schweren häuslichen und ländlichen Arbeiten befreit, sie beschäftigen sich einzig mit Nähen und Sticken und erreichen darin eine große Kunstfertigkeit. Man erstaunt nicht wenig, unter dem Strohdach einer kaukasischen Hütte zarte, wohlgekleidete Mädchen mit feinen weißen Händen zu finden, die keine Spuren irgend einer anstrengenden Arbeit zeigen. Es gibt unter den Mädchen wahre Schönheiten, aber einmal verheirathet, schwindet diese Schönheit bald und nach einem Jahre des Ehestandes ist die Arme kaum mehr kenntlich. Kein Wunder, die verheiratheten Frauen sind die geplagtesten Geschöpfe. Nicht nur müssen sie den Männern bei der Feldarbeit helfen, sie verfertigen auch das Tuch, die Leinwand, die Bekleidung und das Schuhzeug. Sie müssen das Holz und das Wasser zum Hause schleppen, das Getraide mahlen, das Vieh und die Pferde besorgen, das Essen zubereiten und die ganze Hauswirthschaft führen. Im Winter leiden sie wegen des Mangels an ausreichender Kleidung oft furchtbar unter der Kälte. Die Kleidung besteht in einem langen Ueberrock, der fast bis an die Knöchel reicht, vorn offen, ohne Kragen und mit langen Aermeln. Unter diesem befindet sich ein langer Kaftan, bis an die Knice reichend und vollständig zugeknöpft, häufig von einem reich mit Gold und Silber gestickten breiten Gürtel umspannt. Das Fußzeug besteht aus Halbstiefeln von farbigem Saffianleder, welche ganz wie Socken genäht und an den Fuß angepaßt sind; über diese werden noch kleine Schuhe als Galoschen gezogen. Sehr hübsch ist die Kopfbedeckung; sie besteht aus einer hohen Haube in Form eines Zuckerhuts, diese Hauben sind sehr reich gestickt, und von der Spitze wallt ein langer, hinten fast bis zur Erde reichender Schleier, welcher auch allein getragen wird. Die Kleidungsstoffe sind meist bunt und bei den Reicheren von Seide und Atlaß. Im Hause gehen die Weiber sehr schlotterig herum, aber für festliche Gelegenheiten hat auch die Aermste ihre gute Kleidung. Frauen und Mädchen flechten ihre Haare in lange Zöpfe und zeigen sich unverschleiert. Der Kaukasier kümmert sich wenig um seine eigene Kleidung; aber er legt sich jegliche Entbehrung auf, um gute Waffen für sich und hübsche Kleider für seine Weiber und Töchter anschaffen zu können.

Ein Flüchtling.

(Hiezu das Bild S. 69.)

Die kleine, sonst so friedliche „Menagerie" des Savoyardenpärchens hat in dem Schwarzwälder Wirthshause ganz plötzlich eine große Unruhe hervorgerufen. Jocko, der alte Affe, und Mimi, seine jüngere Lebensgefährtin, waren sonst so ruhige Thiere, welche geduldig und lebensmüde, meist frierend, nur hie und da zähnefletschend, den beiden Kindern ihren Lebensunterhalt verdienen halfen. Fippo, der Bube, schlug die Trommel, dann tanzte Jocko, präsentirte den Säbel und machte die Honneurs vor Mimi, die wie ein General, nur etwas stark frostig und bläulich im Gesicht, gut dressirt dasaß und die Ehrenbezeugungen Jocko's vernünftig entgegennahm. Heute jedoch mußte etwas Besonderes im Gemüthe des tapferen kleinen Soldaten vorgegangen sein: er warf plötzlich Mimi den Säbel in's Gesicht, Mimi gab ihm einen kleinen, gut gezielten Krallenhieb gegen die Backen. Schnell griff jetzt die kleine Savoyardin die Aeffin, bis jedoch der Bube die Trommelschlegel weggeworfen, war Jocko schon pfeifend und kreischend vom Stuhl auf den Tisch, vom Tisch auf den Schrank gesprungen, stieß ehrwürdige alte Most- und Weinkrüge herunter und fuhr wüthend unter den schönen Schaustücken der Wirthsstube umher. Die Aufregung war groß; Jocko wollte durchaus nicht mehr herunterkommen, er machte ein sehr bissiges Gesicht. Der Wirth erschien mit dem spanischen Rohr, die Wirthin, welche das Gepolter gehört, eilt aus der Küche in's Zimmer, sie zeigt sich am wenigsten erfreut durch diese Unterbrechung der „Vorstellung". Die Nachbarn und sonstigen Anwesenden in der Stube nehmen die Sache weniger tragisch und harren voll heiterer Spannung der Lösung jener Frage: wird der Affe sich von dem Buben bereden lassen und folgen oder wird man Gewaltmaßregeln ergreifen müssen? Für die beiden produzirenden Künstler hat jedoch dieses fatale Abenteuer einen recht unangenehmen Beigeschmack, denn sie werden ihrer Einnahme verlustig gehen, vielleicht müssen sie sogar den angerichteten Schaden bezahlen. Prüfend schaut die stets gut rechnende kleine Südländerin den erzürnten Wirth an, erwägend, welches das Facit dieser Geschäftsunannehmlichkeit für sie sein möge.

Der neue Brunnen auf dem Hansaplatze in Hamburg.

(Hiezu das Bild S. 72.)

Unter den Monumentalbauten der bedeutenderen alten Städte Deutschlands nehmen die öffentlichen Brunnenanlagen einen bevorzugten Platz ein.

Der neue Brunnen auf dem Hansaplatze zeigt in seiner ganzen Anlage das volle Verständniß der Vorzüge, durch welche die alten derartigen Werke eine so hervorragende Stellung einnahmen; es ist dieß zuvörderst die richtig gedachte Verbindung der architektonischen Anlage mit der plastischen Ausschmückung derselben, dann die technische Ausführung, welche bei einem derartigen, aus Steinmetz- und Bildhauerarbeit zusammengesetzten Werke einen Betrieb durch verschiedene Arbeitskräfte und die richtige Verwendung derselben erfordert. Diese Hülfsmittel standen dem Urheber des besprochenen Kunstwerkes, dem Bildhauer Engelbert Peiffer, in der von ihm begründeten und geleiteten Steinmetz- und Bildhauerwerkstatt der Hanseatischen Baugesellschaft zur Verfügung. Nur durch eine solche einheitliche Leitung war es möglich, der Ausführung durchweg die richtige Vollendung zu geben, und sowohl die ornamentalen als die figürlichen Theile zu einer harmonischen Gesammtwirkung zu verbinden. Indem der Aufbau des Brunnens (von circa 60 Fuß Höhe) sowohl der Größe des Platzes als den ihn umgebenden Häuserfronten entspricht, bildet er durch seine kräftige Gliederung und dadurch erzielte malerische Wirkung den maßgebenden Mittelpunkt der ganzen Umgebung.

Die vier großen Kandelaber, welche das untere Brunnenbassin oder vielmehr den dasselbe zunächst umgebenden Rundplatz einschließen, sind ebenfalls hier eigens für diesen Zweck ausgeführt und tragen wesentlich dazu bei, die Brunnenanlage mit dem Platz und den anliegenden Neubauten in eine gewisse organische Verbindung zu setzen.

Gehen wir nun zur näheren Beurtheilung des Brunnens über. Der Umkreis des großen unteren Bassins wird später durch einen Fries geschmückt, die Thätigkeit der Baugewerke auf dem alten Borgesch platze darstellend. Gewiß ein treffender Gedanke, der auf die vormalige Bedeutung des Platzes besser Bezug nimmt, als es in anderer Weise geschehen könnte. Die über diesem Bassin vom viereckigen Bau ausfragenden vier Halbkreisschalen werden durch wasserspeiende Löwenköpfe gefüllt, so daß das Wasser, vom Rande der Schalen überfließend, sich in's Becken ergießt und, durch das wechselnde Spiel des blinkenden Glanzes auf dem strömenden Wasser, den unteren, einfacher gehaltenen Theil des Brunnenkörpers belebt. Ueber diesem Unterbau erhebt sich der eigentliche Haupttheil mit reichverzierten Nischen; eine wirkungsvolle Anordnung, welche sich den besten Vorbildern der deutschen Renaissance anschließt, in welchen die Standbilder des ersten christ-

lichen Kaisers Konstantin, Karl's des Großen, des Gründers Hamburgs, des Bischofs Ansgar, als Apostel des Nordens, die geistige Entwicklung der Stadt, und Adolph IV. von Schauenburg, des Gründers der Bürgerfreiheit Hamburgs, aufgestellt sind. Der folgende kleine Aufbau bildet den Untersatz für die, das ganze Werk krönende und abschließende Bildsäule der Hansa. Der gedachte Untersatz trägt die Wappen der drei Hansestädte und den Reichsadler. Das Standbild der Hansa zeigt eine kräftig bewegte Frauengestalt, mit der Mauerkrone auf dem Haupte und dem Dreizack in der Linken, die Rechte auffordernd erhoben. Zu dem ganzen Brunnen ist nur das beste Material verwendet; für den Unterbau mit Bassin belgischer Granit; für den Ueberbau Sandstein von Oberkirchen, welcher für die Statuen von besonderer Härte ausgewählt ist. An einzelnen Theilen sind Vergoldungen angebracht, welche die ruhige Steinfarbe wohlthuend unterbrechen und beleben. Die feine und korrekte Ausbildung der Architekturformen ist der treuen Mitarbeiterschaft der Architekten Kaiser und v. Großheim in Berlin zu danken.

Von der politischen Warte.

Von

Benno Reden.

(Nachdruck verboten.)

Der Frieden von Berlin hat, wie wir es in unserer letzten Betrachtung bereits als gewiß vorhersagen zu müssen glaubten, die orientalische Frage zu einem solchen Abschluß gebracht, daß für die nächste Zeit plötzlich hereinbrechende Ereignisse nicht zu erwarten sind und daher die für den politischen Umblick gerade an dieser Stelle so besonders nothwendige ruhige Muße gewonnen ist. Wie wir es ebenfalls bereits angeführt haben, ist das hauptsächlichste und das wichtigste Resultat des russischen Krieges und des Berliner Kongresses darin zu finden, daß zum ersten Mal bestimmt und deutlich das bisher von England und der frühern westmächtlichen Alliance festgehaltene Prinzip der Integriät der Türkei für aufgegeben erklärt wurde und daß das Reich der hohen Pforte, dessen Wesen und Existenzbedingungen so vollständig mit dem religiösen, wirthschaftlichen und politischen Leben des christlichen Europa im Widerspruch stehen, zum ersten Mal den Richterspruch der vereinigten Großmächte über sich hat ergehen lassen müssen. Mit der alten Zähigkeit und Verschlagenheit dem vom Koran geheiligten Grundsatz getreu, daß Verträge mit Ungläubigen einen Muselmann zu nichts verpflichten, beginnt aber die Pforte das alte, früher geführte und mit Erfolg gekrönte Spiel, der Ausführung der eben feierlich geschlossenen Verträge theils direkte Weigerungen und Zögerungen — theils die zähe und ermüdende Taktik einer vis inertiae entgegenzustellen. Von den drei Großmächten, welche unmittelbar bei dem Berliner Frieden interessirt sind, empfindet Oesterreich am peinlichsten und schmerzlichsten die Wirkung dieser treulosen Politik der Türkei, und es dürfte die allem Völkerrecht Hohn sprechende Haltung der ottomanischen Regierung wohl geeignet sein, die so zahlreichen Türkenfreunde, welche in Oesterreich und namentlich in Ungarn während des Krieges ihre Stimmen so laut erhoben, zu bekehren. Die österreichische Regierung hat von den vereinigten europäischen Mächten das Mandat erhalten, die Gebiete von Bosnien und der Herzegowina, welche den Herd aller Wirren der Balkan-Halbinsel bildeten und die Grenzen der europäischen Civilisation am unmittelbarsten bedrohten, zu besetzen und zu geordnetem wirthschaftlichem und politischem Leben zu führen. Die Pforte hat diesem Beschluß der Großmächte zugestimmt und die Namen ihrer Vertreter stehen unter dem mit so großer Feierlichkeit abgeschlossenen Traktat, der durch den Hatti-Scherif des Sultans und durch das goldene Siegel des türkischen Reiches eine für die mohammedanische Welt unbestreitbare Gültigkeit erhalten haben sollte. Dennoch aber marschiren türkische Bataillone gegen die österreichischen Truppen und türkisches Geld und türkische Waffen setzten die wilden Banden der Insurrektion in den Stand, der im Auftrage Europas einrückenden Okkupationsarmee einen mit der rohen Barbarei der finstersten vergangenen Jahrhunderte geführten Guerillakrieg entgegenzuwerfen. Es unterliegt natürlich keinem Zweifel, daß österreichische Militärmacht den Widerstand erdrücken wird, aber die rauchenden Trümmerhaufen der verbrannten Dörfer, die verstümmelten Leichen und die Blutströme, welche den Boden jener unglücklichen Gebiete düngen, beweisen von Neuem, welche Bedeutung Recht und Verträge für die Türkei haben und wie unangebracht die Langmuth der Mächte ist, die einem solchen Staat noch immer den Anspruch auf einen ebenbürtigen Platz unter den Kulturvölkern unseres Welttheils zugestehen. Rußland hält noch die Schwertspitze auf das Herz der Türkei gezückt und ist in der Lage, die Erfüllung der von dem Berliner Vertrage stipulirten Friedensbedingungen zu erzwingen, — England hat schnell und energisch die Hand auf Cypern gelegt und mag es in seinem Interesse finden, den passiven Widerstand der Türkei nach der andern Seite hin mit einer aufmunternden Gleichgültigkeit zu betrachten. Ernster als den Großmächten gegenüber stellt sich aber die Frage der Erfüllung des Berliner Vertrages gegenüber den kleineren Staaten Griechenland, Montenegro und Serbien. Was Griechenland betrifft, so verweigert die Pforte geradezu die Ausführung der Vertragsbestimmungen, und das schwache hellenische Königreich hat die europäischen Mächte aufgefordert, ihren zu seinen Gunsten gefaßten Beschlüssen Nachdruck zu geben. Die tapferen Söhne der Schwarzen Berge wetzen von Neuem das Schwert, um das, was ihnen der in Berlin versammelte Areopag zugesprochen, nunmehr im kühnen Kampf zu erobern. Auch Serbien wird gezwungen sein, von Neuem in's Feld zu rücken, um seinen Antheil sicherzustellen. Zwar hat die Pforte Mehemed Ali, den Unterzeichner des Berliner Vertrages, abgesendet, um die wilden Albanesen unter die Bestimmungen des europäischen Völkerrechts zu beugen, aber die Ermordung des Paschas war die trotzige Antwort auf den Befehl des Sultans, welchen er überbrachte, und ziemlich erkennbar sind die dunklen Fäden, welche diese unerhörte Mordthat mit der alttürkischen Partei in Konstantinopel verbinden. Dieser Lage gegenüber tritt an Europa die Frage heran, ob es zulässig sei, daß die Türkei feierliche Beschlüsse des anerkannten obersten politischen Gerichtshofes der civilisirten Welt frech verspotten und sich damit selbst außerhalb der Gesetze des Völkerrechts stellen darf — diese Frage in Anregung zu bringen und zur Erwägung und praktischen Entscheidung zu tragen, scheint vor Allem die Aufgabe Deutschlands zu sein, als derjenigen Macht, welche an der ganzen orientalischen Frage, ohne alle eigensüchtige Absichten, nur das einzige Interesse des Rechts, der Humanität, der Civilisation hat. Deutschlands mächtiger Einfluß hat es verhindert, daß der orientalische Krieg zu einem Weltbrand wurde — Deutschland hat den Kongreß ermöglicht und seine Arbeiten zu befriedigendem Abschluß gebracht — Deutschlands Recht und Deutschlands Pflicht ist es auch, die Initiative zu ergreifen, um den Beschlüssen des Kongresses nachdrückliche Anerkennung und Ausführung zu sichern. Wir zweifeln nicht, daß der Leiter der deutschen Politik, welcher alle Pflichten der neuen leitenden und vermittelnden Machtstellung des Reiches mit so klarem Blick zu erkennen und mit so fester und kräftiger Hand zu erfüllen befähigt und gewohnt ist, auch dießmal seine ernste, mahnende Stimme erheben wird. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß die Beschwerden Griechenlands der deutschen Reichsregierung Veranlassung gegeben haben, bei den Kabinetten der Großmächte darauf zu dringen, daß die Bestimmungen des Berliner Vertrages rückhaltlos zur Ausführung gebracht werden, wenn auch England, welches Griechenland von einer Theilnahme am letzten Kriege zurückhielt und dem hellenischen Staate die Versicherung gab, seine berechtigten Ansprüche zu vertreten, jetzt wenig geneigt scheint, sich jenes Versprechens zu erinnern, das in den auf das geduldige Papier geschriebenen Paragraphen nur eine scheinbare Erfüllung gefunden hat, so zweifeln wir dennoch nicht, daß die so loyale und so durchaus berechtigte deutsche Initiative die Frage der Erfüllung der Berliner Vertragsbestimmungen auch den kleineren Mächten gegenüber zunächst auf diplomatischem Gebiete zu ernster Erwägung drängen werde, und wir wünschen und hoffen, daß diese Erwägung dem ausgesprochenen Willen Europas in möglichst ernster Durchführung Geltung verschaffe. Außer diesem zunächst diplomatischen Nachspiel zu dem Kongreß bereiten sich aber im Orient noch andere Fragen vor, welche möglicherweise zu großer Bedeutung sich ausdehnen können, denn es ist nach verschiedenen Anzeichen nicht unmöglich, daß wenn auch nicht eine ganz nahe, so doch eine vielleicht nicht mehr sehr ferne liegende Zeit die Kämpfe um die Türkei an die Stelle der früheren Kämpfe gegen und für die Türkei treten lassen möchten. Obwohl die britische Politik bis zu einem der klaren Erkenntniß sich entziehenden Maße den Widerstand der Pforte gegen die Ausführung der Berliner Stipulationen indirekt unterstützt, so scheint der Graf von Beaconsfield dennoch auch in seinem letzten Gedanken die dauernde Erhaltung des türkischen Reiches nicht mehr als letzten Zielpunkt der englischen diplomatischen, eventuell militärischen Aktion in's Auge zu fassen, sondern vielmehr sein Augenmerk ernsthaft darauf zu richten, bei der Erbschaftstheilung des türkischen Nachlasses die englischen Interessen nachhaltig und ausgiebig sicherzustellen. Der Erwerb von Cypern schon hatte weniger die Gewinnung dieser fruchtbaren und nutzbringenden Insel als solcher zum Zweck, als vielmehr die Herstellung eines festen Deckungspunktes für den durch den Suezkanal gefundenen Weg nach Indien. Wir glauben nun gut unterrichtet zu sein, wenn wir den mehrfach von den Zeitungen erwähnten und anderweitig wieder dementirten Vertrag zwischen der britischen Regierung und dem Khedive als eine vollzogene Thatsache annehmen, solcher Vertrag würde den Suezkanal definitiv in die Hände Englands legen und der britischen Seemacht den ausschließlichen Besitz des Schlüssels zu den nach den indischen Kolonieen führenden Seewegen sichern. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß Rußland eine Festsetzung der englischen Macht in Egypten ziemlich gleichgültig sein könne — ja, daß eine solche englische Politik in Petersburg vielleicht sogar Unterstützung finden könnte, wenn England sich entschließen würde, der russischen Herrschaft im Bassin des Schwarzen Meeres keine Hindernisse zu bereiten, eine Basis, auf welcher sogar eine russisch-englische Allianz nicht in das Bereich der Unmöglichkeit gehört. Denkt man sich England im alleinigen Besitz Egyptens und des Suezkanals — Rußland als Herrn des Schwarzen Meeres und etwa als den Schirmvogt eines bis gegen Konstantinopel hin ausgedehnten Griechenlands — Oesterreich aber als die politische und wirthschaftliche Schutzmacht auf den nordwestlichen Theilen der Balkan-Halbinsel an den Küsten des Adriatischen Meeres und an den Ufern der Donau, so erscheint es vollkommen möglich, daß die drei Mächte sich auf der Basis einer solchen Politik verständigen und verbinden, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir die Annahme aussprechen, daß ein auf dem vorstehend ausgeführten Gesichtspunkte beruhender Ideengang den Gegenstand der Unterhaltung gebildet habe, welche Graf Schwaloff, der englische Botschafter in London, kürzlich mit dem Grafen Andrassy in Wien gepflogen hat. Graf Schwaloff hielt sich zwar in der österreichischen Hauptstadt nur als Privatmann auf, um seinen dort erkrankten Bruder zu besuchen, doch ist es selbstverständlich, daß ein so hervorragender und besonders mit der Geschichte der orientalischen Frage in ihren verschiedenen Phasen so eng verbundener russischer Staatsmann mit dem Leiter der österreichischen Regierung nicht verkehrt haben kann, ohne die für beide Mächte so brennenden Lebensinteressen eingehend zu berühren.

Der Gedanke einer Theilung der in auflösende Fäulniß verfallenden Türkei auf der Grundlage einer Interessenverständigung und Auseinandersetzung zwischen Rußland, England und Oesterreich ist aber stets für die Auffassung des Grafen Schwaloff maßgebend gewesen und seine Besprechungen mit dem Grafen Andrassy werden um so bedeutungsvoller erscheinen müssen, wenn man bedenkt, daß in allen eingeweihten Kreisen der Graf Peter Schwaloff als derjenige Staatsmann angesehen wird, welcher, was auch wir für wahrscheinlich, ja fast gewiß halten, in einer früheren oder späteren, aber gewiß nicht mehr allzu fernen Zukunft an die Stelle des Reichskanzlers Fürsten Gortschakoff zu treten berufen sein möchte, und wenn man ferner bedenkt, daß der Graf Schwaloff auch bei Gelegenheit mehrmaliger Besuche in Varzin sich mit dem deutschen Reichskanzler über die europäische Politik eingehend zu unterhalten Gelegenheit hatte, wodurch dann, wie man bei den Kongreßverhandlungen deutlich bemerken konnte, zwischen dem russischen Botschafter und dem Fürsten Bismarck eine persönliche Freundschaft und ein persönliches Einverständniß hergestellt wurde, wie es zwischen den beiden Kanzlern von Rußland und Deutschland nicht besteht. Freilich würde eine Politik wie die oben angedeutete niemals die Zustimmung oder Mitwirkung Frankreichs finden können, das sich dadurch vom Mittelmeer vollständig ausgeschlossen sehen würde, sobald England die Pforte dieses Meeres in Gibraltar und Egypten zuzuschließen für gut fände. Italien könnte sich einer solchen Politik eher anschließen, denn es könnte sich durch seine eigenen festen Häfen und durch einen etwa zu erwerbenden Punkt an der afrikanischen Küste gegen englische Suprematiegelüste schützen, und würde auch, wenn Rußland die Dardanellen und England den Suezkanal beherrschte, immer einen großen Theil des ostasiatischen Handels in Anspruch nehmen, und zwar einen um so größeren Theil, je mehr Frankreich definitiv vom Mittelmeer ausgeschlossen würde. England scheint in diesem Augenblick noch eine doppelte Rolle zu spielen oder nach beiden Seiten hin sich die Thüren offen halten zu wollen, denn bereits hat Lord Salisbury versucht, die französische Regierung für den Plan der Erwerbung einer englischen Souveränität über Egypten zu gewinnen, — es war ihm das auch bei dem französischen Minister Waddington gelungen, — allein Gambetta, und zwar dießmal in Uebereinstimmung mit dem Marschall Mac Mahon, billigte die Auffassung des gelehrten Theoretikers nicht, welcher die auswärtige Politik Frankreichs leitet, und es scheint nicht unwahrscheinlich, daß Herr Waddington dieser Meinungsdifferenz seine Stellung wird opfern müssen. Zunächst soll, wie aus London gemeldet wird, noch ein Versuch gemacht werden, indem Lord Beaconsfield selbst nach Paris kommen will, um die englische Erwerbung Egyptens dort billigen zu lassen und zugleich als Entschädigung die Souveränität über Tunis anzubieten. Nun hat aber Italien, um sich gegenüber den englischen Positionen im Mittelmeer wenigstens eine feste Stellung auf der nordafrikanischen Küste zu sichern, bereits einen Vertrag mit dem Bey von Tunis geschlossen, welcher dieses Land bei völlig selbstständiger innerer Regierung und Verwaltung wirthschaftlich vollständig an das Königreich der apenninischen Halbinsel knüpft und außerdem auch seine auswärtigen Beziehungen, sowie namentlich seine festen Hafenplätze, in die Hände Italiens legt. Es ist dieß diejenige Kompensation, welche Italien in erster Linie für die englische Erwerbung von Cypern in Anspruch nimmt; — dabei bleibt die Absicht nicht ausgeschlossen, eine Position in Avelona an der albanesischen Küste für die italienische Flotte zu erwerben, sowie das italienische Nationalreich im Norden durch die Erwerbung von Wälschtyrol zu arrondiren, und wenn dieser Gedanke auch in diesem Augenblicke von der italienischen Regierung offiziell zurückgewiesen wird, so lebt er darum doch nicht minder im Volke, und man weiß, wie solche im italienischen Volke lebenden nationalen Gedanken bis jetzt immer die eine oder die andere Regierung gefunden haben, selbe zur Ausführung zu bringen.

Wenn man diese so ganz dicht unter der Oberfläche liegenden Verhältnisse in Erwägung zieht, so ergibt sich aus denselben die Möglichkeit:

Erstens, eines Konfliktes zwischen England und Frankreich über die Erwerbung von Egypten, wenn es dem Lord Beaconsfield nicht gelingen sollte, den Marschall Mac Mahon und Gambetta zu der selbstverleugnenden Politik des Herrn Waddington zu bekehren, — oder aber:

Zweitens, eines Konfliktes zwischen Italien und Frankreich über die Erwerbung von Tunis, wenn man in Paris sich zur Annahme dieses bereits von Italien in's Auge gefaßten Entschädigungsobjektes verstehen sollte, — und endlich:

Drittens, eines Konfliktes zwischen Italien und Oesterreich, wenn man in Rom die nationale Arrondirung allen übrigen Rücksichten voranstellen und darnach streben sollte, den Schlüssel und die Herrschaft des ägäischen Meeres sich zu sichern, wozu die gegenwärtigen Verwicklungen Oesterreichs in Bosnien die beste Veranlassung bieten.

Diesen Möglichkeiten der Zukunft gegenüber scheint es die Aufgabe der deutschen Politik zu sein, vor allen Dingen das Dreikaiserbündniß nicht nur zu erhalten, sondern auch noch inniger und fester zu gestalten, denn diesem Bündniß — oder vielmehr „Verhältniß", wie es der Fürst Bismarck in seiner Kammerrede nannte, verdankt die Welt bisher die Erhaltung des Friedens, und nur der fortdauernden Kräftigung desselben wird auch die Zukunft den Frieden verdanken können. Für die deutsche Politik bietet Frankreich das einzige Objekt der Sorge und Aufmerksamkeit, — es steht fest und Niemand im deutschen auswärtigen Amt zweifelt daran, daß Frankreich jederzeit sein ganzes Denken, Hoffen und Arbeiten auf den Revanchekrieg richten wird und daß der Zeitpunkt dieses zweiten Entscheidungskampfes nur davon abhängt, wie bald es der französischen Regierung gelingen wird, eine Koalition gegen Deutschland zu Stande zu bringen, — das sicherste, ja einzige Mittel, eine solche Koalition für immer unmöglich zu machen, liegt aber eben in der festen und unerschütterlichen Freundschaft zwischen Deutschland und Rußland, welche anderseits dem russischen Reiche zugleich allein die Möglichkeit bietet, seine Missionen im Orient Schritt für Schritt sicher zu verfolgen. Tritt Oesterreich diesem russisch-preußischen Bündniß fest und entschlossen bei, so ist ein schweres Gegengewicht geschaffen, welches der Welt dauernd den Frieden gewährleistet und welches zugleich die Existenz und Macht der habsburgischen Monarchie gegen jeden Angriff sicherstellt. Die Aufgabe, welche die deutsche Politik der nächsten Zeit zuweist, scheint uns daher darin zu liegen, das Dreikaiserbündniß fester zu schließen und, nachdem die leichten Wolken verflogen sein werden, welche die persönlichen Verstimmungen zwischen den Fürsten Gortschakoff und Bismarck heraufsteigen ließen, die Aktionen der Dreikaisermächte nach den Ideen eintreten zu lassen, welche, wie wir glauben, dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Schuwaloff gemeinsam sind und welche auch in Wien eine um so bessere Aufnahme finden, je mehr man dort den von einer Volksbewegung in Italien her drohenden Gefahren gegenüber des festen Anhalts an die beiden nordischen Kaisermächte bedarf, und je mehr man sich auch dort überzeugt, wie viel besser man gethan hätte, wenn man, allem Geschrei der österreichischen und ungarischen Türkenfreunde zum Trotz, die Besetzung von Bosnien während des Krieges und zu der Zeit vorgenommen hätte, als sie von St. Petersburg und von Berlin aus dringend und wiederholt empfohlen wurde. Es liegen Anzeichen vor, daß diejenige Politik, welche dem Dreikaiserbündniß in Wien entgegenarbeitete und welche sich in der Person des Grafen Beust konzentrirte, nunmehr vollständig zu den Akten gelegt werden wird. Die deutsche Politik wird dabei das letztere Ziel nicht aus den Augen lassen, in der Lösung der orientalischen Frage eine Verständigung zwischen den Dreikaisermächten und England zu erzielen und zu dieser Verständigung dann auch Italien heranzuziehen und somit das Eingangs dieser Betrachtungen als eine Eventualität der Zukunft bezeichnete Programm zu realisiren. Das Gelingen dieses Programms, durch welches Frankreich für immer oder wenigstens für lange Zeit hinaus der Möglichkeit beraubt würde, aus seiner Isolirung herauszutreten und das neuerstandene Deutschland noch einmal zum Kampf auf Leben und Tod herauszufordern, wird wesentlich von der Frage abhängen, ob man in England weise Mäßigung und kluge Voraussicht genug haben wird, um sich auf feste, erreichbare Ziele zu beschränken und das dunkle Intriguenspiel aufzugeben, in welchem sich die englische Politik bis jetzt bewegt hat.

Kalabrien, Kalabreser und Kalabresinnen.

Von

Woldemar Kaden.

(Fortsetzung.)

Doch die Jahre vergehen, es schlagen die fünfzehn. Revolution! Die Erzmauer, die bis dahin wenig beachtet wurde, fängt an lästig zu werden, man sucht sie von beiden Seiten her zu durchbrechen. Jetzt bekommen die Mütter hundert Augen und Ohren, die Brüder laden die Gewehre.

Schwer ist es, die Liebe des Kalabresen zu schildern. Das Gebrüll der Löwen, der Kampf wüthender Stiere, nur schwache Bilder sind es von den Stürmen, welche die rauhe Brust des kalabresischen Jünglings erschüttern. Die Wachsamkeit der Eltern, die grausame Wachsamkeit, das Ehrgefühl der Brüder lassen dem Mädchen nur selten und nach langen qualvollen Zwischenräumen Gelegenheit, den Geliebten zu sehen. Wenn nach einem Jahre der Liebe und langen durchwachten Nächten es dem Jüngling gelingt, nur den kleinen Finger seines Mädchens zu berühren, so kann er von großem Glück sagen.

Er singt unter dem Fenster seine Weisen und haucht sein ganzes wild rumorendes Liebesleben in diese. Er singt — ich bringe in meinem „Italiens Wunderhorn" eine Anzahl dieser Weisen, hier seien einige, um sie ganz getreu zu geben, in Prosa wiedergegeben — er singt also:

Deine Schönheiten sind drei goldene Berge,
Deine Arme sind zwei Silberleuchter.
Sterben möcht' ich, erdrückt von den goldenen Bergen,
Auf dem Leuchter möcht' ich die Kerze sein,
Mich zu verzehren wie sie.
Sagte deine Mutter: du hast meine Tochter,
Doch stell' ich dir den Beding: daß du sie, ohne zu ruhen,
Auf deinen Armen über zwölf Berge trägst —
Die Kraft würd' ich haben, dich zu tragen,
O Seele mein, bis nach Rom,
Zu wandern, ohne die Augen zu schließen,
Einen Monat lang und länger.
Und fiele der hungrige Wolf mich an,
So würd' ich ihm sagen: Gevatter Wolf,
Zerreiß' mich nur immer nach deinem Gefallen,
Denn sieh', ich werde, dich abzuwehren,
Die süße Last nicht einen Moment vom Arme lassen!

Man beachte die Kühnheit der Bilder und bedenke, daß die Burschen, die das singen, in keine Schule gegangen sind, nie ein Buch gelesen haben. Ein anderes:

Für dich beschleunige ich meine Schritte,
Ich mäßige sie für dich. Durch die Nacht
Wandl' ich für dich. Ich komm' vor dein Haus:
Die Straße voll Menschen, du bist nicht da,
So scheint sie mir leer. Ihr schönen Mädchen,
Die spinnend ihr in der Sonne sitzt, wo ist die Gespielin?
Unter jener Gegend des Himmels wohnt sie,
O schwarzbrauner Jüngling, wo keine Wolke steht.
Wie ein Feld voll schwarzer Schafe,
So war der Himmel mit Wolken bedeckt —
Ein eing'ger Punkt nur war blau und heiter,
Wie dein Auge, wenn es in meines blickt:
Dort stand die Kirche und in der Kirche warst du!

Es ist sicherlich Jedermann interessant, die Anschauungsweise dieses Volkes kennen zu lernen, und so gebe ich noch einige andere.

O rothe Rose! Der Erste war ich, dich zu lieben!
Ich liebte dich schon, da du noch an den Brüsten
Der Mutter hingst. Eine Stunde nur,
Wo ich dich nicht sehe, scheint mir ein Jahr.
Ein Jahr, wo ich mit dir wäre, es würde
Ein einziger Tag mir nur erscheinen.
Ich weiß, wohin dein Auge geht. Doch nie werd' ich dulden,
Daß du im Arm eines Andern liegst.
Du stehst vor mir mit den rothen Fußchen,
Schnell wie ein Rebhuhn, einmal aber werde
Ich dich erreichen: dann werf' ich die Schlinge
Dir um den Hals und schließe dich ein
In silbernen Käfig mit goldenen Nägeln.

Ein viertes also:

Wenn du mich siehst, schlägst du die Augen nieder —
Sage, beleidigte ich dich? Geschah es,
Mit meinen Händen bring' ich dir das Messer,
Das mich tödten soll. Du bist die Nelke,
Mein Blut soll sie zu netzen dienen.
Ein Anderer liebt dich? Ein Anderer singt
Unter dem Fenster, soll ich es leiden?
Ich werde morden, oder ermordet werden.
Das Schönste ist doch, erstochen zu werden
Vor der Thür der Geliebten, mit eigenem Blute
Ihre Schwelle zu tränken. Frisch ist dein Kuß
Und ebenso frisch aus Liebe zu dir,
Werd' ich das Messer in mein Herz dringen fühlen.
O mein Mädchen, um Mitternacht wirst du
Geschrei und Flüche hören, und Stimmen der Leute,
Sie werden rufen: Ihr guten Christen, öffnet die Fenster,
Leuchtet heraus, ein verwundeter Mann liegt hier. —
Im Morgenrothe siehst dann du das Blut
Auf der Straße, um Mittag das Kreuz,
Am Abend die Priester und hinter den Priestern,
Ach, meinen Sarg!

Und ein letztes:

Am Fenster stand sie mit ihrer Schwester,
Sie aß eine Birne, und ich blieb stehen
Und sah sie an. Artiger Jüngling, fragte sie da,
Wen doch von uns Beiden betrachtest du?
Die Schönste von euch! und macht' mit dem Auge
Ein Zeichen ihr. Da warf sie die Birne,
Die im Munde sie hatte, herab zu mir,
Eine röthliche Birne, wie ihre Lippen,
Den Biß der Zähne sah ich daran.
Von ihren Lippen in meine Hände kam mir die Birne,
Mein Herz aus der Brust, es flog zu ihr,
Zum Munde. O Mädchen, iß es, dieß Herz! —

Nachdem der Jüngling dergestalt mehrere Monate unter dem Fenster seines Mädchens gesungen, muß er endlich bei der Familie anfragen, seine Absicht erklären. In vielen Ortschaften freit man auf symbolische Weise: der Freier stellt nächtlicherweile vor die Thür des Mädchens einen großen Block, „ceppo", auf, in den er mit der Axt, einen Keil zu befestigen, einen Spalt haut. Wenn die Mutter des Mädchens am Morgen den Block in's Haus nimmt, so ist dieß ein Zeichen von der Annahme des Antrags, und das Mädchen heißt jetzt „acceppata".

Gewöhnlicher jedoch verhandelt der Liebende mit dem Vater oder einem andern nähern Verwandten, und ist er willkommen, so darf er zunächst fortfahren, vor dem Hause zu singen. Den Fuß in das Haus des Mädchens zu setzen, ist ihm jedoch noch immer durchaus versagt. Um dieß zu erlangen, muß er vom Notar begleitet sein. Die kalabresische Ehre ist äußerst empfindlich, und wenn der Heirathsvertrag sich nicht vollzöge, schwerlich fände das Mädchen einen Andern, wenn bekannt würde, daß sie ihren frühern Verlobten im Hause empfangen.

Wird sein Antrag zurückgewiesen, so muß der Jüngling schwören, nie mehr unter dem Fenster seiner Angebeteten zu singen oder um ihr Haus herumzuschwärmen. Vergißt er sich, wagt er es, den Schmachtenden zu spielen und weiterzusingen, so schickt man ihm das erste Mal eine freundliche Verwarnung, das zweite Mal packt man die Sache ernster an und zerschlägt ihm die Guitarre:

„Zum Teufel erst das Instrument —"

Das dritte Mal gibt man ihm „il lampo di siepe":

„Zum Teufel hinterdrein der Sänger."

„Der Blitz aus der Hecke" ist ein energischer Ausdruck und bedeutet einen Flintenschuß, den ein meuchlerisch hinter der Hecke versteckter Mann dem andern, vorübergehenden in die Brust schickt.

Nichtsdestoweniger, wenn der Jüngling trotzig ist, sich das Mädchen nicht aus dem Sinn schlagen kann oder dieses selbst ihn erhört hat und die Einwendungen der Eltern sich auf nur schwache Gründe stützen, gedenkt er dann, daß er kühner Kalabrese zu sein hat, und beruft sich auf das uralte Recht, auf die Besitznahme, wie sie die alten Römer verstanden: auf die Gewalt.

Die Hochzeitsgebräuche bei den Nachkommen des Romulus malten den Raub: die Braut wurde vom Busen der Mutter, die ihre Tochter mit verstellter Furcht an sich drückte, entführt. Die Brautjungfern ergriffen sie, des Nachts dann wurde sie, durch's Fenster niedergelassen, in das Flammeum gehüllt, unter Fackelbegleitung, in die Arme des in seinem Hause harrenden Bräutigams gestoßen, der ihr mit dem Dolche das Haar befestigte.

Alle diese Gebräuche, leicht modifizirt, leben noch heute in Kalabrien und sind auch zum Theil in der Nähe Neapels übrig geblieben, wo die Frauen noch immer einen Dolch, spadetta, in den Zöpfen tragen.

Das alte römische Recht war das Recht des Starken. Der antike Römer steckte den Dolch, das Schwert durch die Haare seiner Frau, anzudeuten: Sie ist mein bester Besitz. Mein Schwert erwarb sie, mein Schwert wird sie zu wahren wissen.

Der Kalabrese also, in althistorischer Erinnerung und im Bewußtsein, im Freien der Bruder der Wölfin zu sein, wendet das wölfische Recht an und packt das Weib wie ein Schaf. Geht sie des Sonntags in die Messe, und ist das Heiligthum voll Menschen, beim Klang der Orgel und der Glocken, bricht er im Angesicht der Sonne, im Angesicht Gottes und des versammelten Volkes, in die Schaar der Frauen ein, „wie", sagt das Volkslied, „der Habicht in den Taubenschwarm", und erfaßt Die, welche er liebt. Er thut dieß, um sie entweder zu „imbianchire", oder sie zu „scapigliare" oder zu „togliere la muschera", Ausdrücke, die sich nicht übersetzen, nur erklären lassen.

Dem unverheiratheten Mädchen Kalabriens ist ein Schleier von dunkler Farbe vorgeschrieben, den raubt ihr jetzt der Jüngling, wirft ihr einen von schneeweißer Farbe über, und das Mädchen heißt „imbiancata".

Das unverheirathete Mädchen trägt das Haar bedeckt. Diese eifersüchtige Bedeckung entreißt ihr der Mann und sie heißt nun „scapigliata".

Das unverheirathete Mädchen endlich hat Kleider und Leibchen ohne Aermel. Der Rock zeigt in seinem obern Theil drei Oeffnungen: in die mittlere wird der Kopf gesteckt, in die beiden seitlichen steckt man die Arme, und die Stege zwischen den einzelnen Oeffnungen heißen „muschere", Achselbänder.

Der Jüngling nun zerschneidet ihr mit dem Messer diese „muschere" und das Mädchen heißt „segnata".

Hier also findet sich das ganze römische Urrecht wieder: Prinzip und Grund des Besitzes ist die Transformation. Der Römer nahm Besitz von einem Boden, indem er einen Zweig, eine stipula, zerbrach, einen Pfahl einschlug, eine Furche zog. Der Kalabrese raubt dem Mädchen den Schleier, zerschneidet die Achselbänder oder wirft ihr einen Schleier auf den Kopf.

Dann ist es geschehen. Die Verwandten beugen das Haupt und rufen den Notar, denn welcher andere Jüngling hätte nach so feierlichen Erklärungen noch Lust, die Hand einer also Gezeichneten, segnata, zu begehren?

Diese heroische oder romulische Weise, die Hochzeit zu erzwingen, war den Kalabresen aller Klassen gemein, den Bauern wie den Herren. Letztere jedoch wollen jetzt nichts mehr davon wissen und haben eine vierte Form gefunden. Nach Verabredung mit dem Geliebten erwartet ihn das Mädchen an der Hinterthür. Er geht vorüber, sie hustet, er nimmt sie unter den Arm und geht mit ihr zwei- oder dreimal durch's Dorf und übergibt sie dann einer bekannten Familie zur Hut. Was ist zu thun? Die Taube ist weggeflogen; die Väter schnauben, der Liebhaber spielt den Unwissenden, die Entflohene ist eingesperrt, und die Mädchen am Brunnen beschwatzen die Sache.

Da ruft man denn endlich den Notar, man verfaßt das Instrument, unterschreibt und — Glück auf!

Was dabei den Kalabresen wirklich ehrt, ist, daß er es ernst nimmt mit der Liebe. Es liegt im Charakter des Kalabresen, aufmerksam zu prüfen, ehe er sich ewig bindet. Hat er aber alsdann entschieden, so setzt er einen Schädel von Stahl auf. Er verliebt sich beispielsweise nicht auf den ersten Blick, beim ersten süßen Lächeln. Für diese Amsel will es ganz andere Lockspeise. Er beginnt eine peinliche Inquisition an dem Mädchen, ein examen rigorosum bei Nachbarn und Nachbarinnen, und ein einziger falscher Faden, der sich im Gewebe findet, läßt ihn dieses ganz und gar zerreißen.

Gewöhnlich heirathet er seine Nachbarin, die er doch

„kommen und keimen" sah, über die Niemand ein „Aber" sagen kann. Er unterrichtet sich ferner genau über die Sitten der Mutter des Mädchens, denn, sagt ein kalabrisches Sprüchwort: „Wohin die Gais springt, springt auch das Zicklein." Und diese Solidarität der Ehre, kraft welcher die Schande der Mutter sich auf die Tochter überträgt, ist in diesem Lande eine große Unterstützung der ehelichen Treue. Ein Weib mag ihren Mann hassen, unmöglich ist es, daß sie die Tochter nicht liebe. Ein Weib ist einigemal Liebende, immer aber Mutter. Und zu wissen, daß ein einziger falscher Schritt ihrerseits die unschuldige Tochter zu Schande und Vereinsamung verdammen würde, hält sie von jedem schlimmen Vorhaben ab.

Der Kalabrese also, wenn er sicher ist der Ehre, der Liebe des Mädchens, wie der guten Sitten der Mutter derselben, schließt die Augen und — heirathet. Mag nun kommen, was da will.

(Schluß folgt.)

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von

Friedrich Unwinger.

Zweite Serie.

Das Lebenslicht ausblasen.

In der Bedeutung „sterben", symbolisch angewandt, tritt es uns fast bei allen Völkern entgegen. So weit schriftliche und bildliche Darstellung in der Kulturgeschichte reicht, sind Licht, Lampe oder Kerze Sinnbilder der Seele.

Das Feuer, das Licht, als brennende Flamme oder als Leuchte in Sonne und Mond, ist der Beginn jeder religiösen Verehrung. Die Seele, als das Göttliche im Menschen, nahm man vielfach als aus Feuer gebildet an und mit dieser Vorstellung verwoben sich im Laufe der Zeit Sagen und Gebräuche, die uns durch jenes Wort in die Erinnerung zurückgerufen werden.

Bei den Griechen verkörperte sich die Idee in der Meleagersage. Nach einem Orakel war dem Meleager, Sohn des Oeneus, von dem Schicksale so lange zu leben verstattet, als ein während seiner Geburt auf dem Herde liegendes Holzscheit vom Feuer nicht verzehrt würde. Seine Mutter, Althäa, nahm, als sie dieses hörte, das brennende Scheit von Herde, löschte es aus und verbarg es. Nachdem aber Oeneus ihren Bruder getödtet, warf sie das Scheit in die Flamme und Meleager starb.

In der deutschen Sagenwelt sind es die Nornen, die an der Wiege des Nornagest sitzen und ihm das Leben nur so lange zusprechen, bis die dort brennende Kerze erlischt.

Auch bei den Juden war das Leben ein Funke, eine Leuchte und der Tod ein Auslöschen derselben. Das alte Testament gibt uns hiefür viele Belegstellen.

Die hingeworfene Kerze erscheint auch bei der Exkommunikation als das Symbol des geistlichen Todes. Bei Gerichtsverhandlungen galt das Leben des Angeklagten nicht verfallen, so lange noch die Kerze brannte.

Bis auf unsere Tage haben sich Andeutungen des Vergleichs im Volksleben erhalten, nicht allein in verschiedenen Märchen (Gevatter Tod bei Grimm), sondern auch in Kinderspielen und im Aberglauben. So z. B. existirt ein Spiel, wobei ein glimmender Span im Kreise umhergereicht und ein Vers dazu gesungen wird; in Dessen Hand das Licht erlöscht, ist der Fuchs. In manchen Gegenden herrscht auch der Glaube, daß Jedweder sein Licht am Himmel habe, stirbt er, geht es aus. In anderen sagt man warnend, man solle in sternhellen Nächten nicht zu lange zum Himmel schauen, sonst könnte es leicht kommen, daß man seinen eigenen Stern sähe, bei dessen Anblick der Tod erfolgen würde. Auch der Ritus der katholischen Kirche, welcher am grünen Donnerstag, wenn nach der Tradition das Sterben des Heilands beginnt, alle Lichter im Gotteshause löscht und sie erst mit der Auferstehungsstunde wieder anzündet, erinnert daran.

Mit Berserkerwuth kämpfen.

Einen Ingrimm zeigen, der den gewöhnlichen Zorn weit übertrifft.

Die Mythen des skandinavischen Alterthums geben uns über dieß Wort Aufklärung. Von dem sagenhaften Arngrim wird erzählt, daß er gegen die Sitte der Zeit gern ohne Panzer und Helm kämpfte und das fehlende Rüstzeug durch Wuth im Kampfe ersetzte. Bar heißt aber ohne, Saerk — das Hemd. Hieraus entstand Barsaerk, demnächst Berserk — ohne Hemd.

Einen guten Stiefel vertragen.

Tüchtig trinken können ohne berauscht zu sein.

Der Begriff des Wortes Stiefel, der sich heute, mit einer einzigen Ausnahme*), auf die Fußbekleidung konzentrirt, war im Mittelalter weit umfassender. Unter Stiefel verstand man jede weite Röhre, jeden tiefen hohlen Raum und die Trinkgefäße alter Zeit hießen, analog dem Begriffe, sehr oft Stiefel. Schon im zehnten Jahrhundert werden ein Paar lederne Weinflaschen Stiefel genannt. Wahrscheinlich liegt auch der Ursprung des Wortes Stübchen (Trinkgefäß) im lateinischen estiva, woraus Stauf, dann Stübchen entstanden. Auch die Wurzel des Wortes bouteille liegt im italienischen betta, bota, bette, woraus sich botiglia, botella, bouteille bildete.

*) Bei den Saugpumpen heißt das eiserne hohle Behältniß, in welchem der Stempel läuft, Stiefel.

(Fortsetzung folgt.)

Für das Album.

Von Albert Koderich.

Das Mißtrau'n ist ein zerbrochner Spiegel,
Das schönste Gesicht schaut hinein,
Eine Fratze heraus.

*

Wie der müde Leib gestärkt aus der salzigen Flut steigt,
Also stärkt sich das duldende Herz im Bade der Thränen.

*

Ein gutes Wort zur rechten Zeit ertönet,
Ist herrlicher als manche Heldenthat;
Und schöner ist, zwei Dörfer versöhnet,
Als blutig erobert einen Staat.

*

Der Edle muß auf Viel verzichten,
Der Menge Freuden kennt er nicht;
Es haben die Gewöhnlichen wohl Pflichten,
Der Edle aber kennet nur: die Pflicht.

Schach.

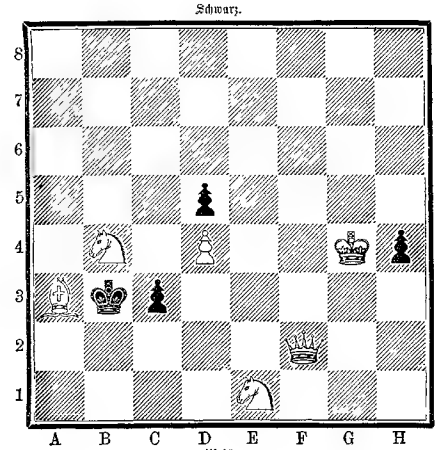
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Die folgende Aufgabe von S. Loyd erhielt in dem letzten Problemturnier der amerikanischen Chess Association den für die schönste aller eingereichten Aufgaben ausgesetzten Spezialpreis. Es ist in der That ein seltenes Meisterstück, in welchem der große Problemkomponist sich gewissermaßen selbst übertroffen hat. Je schwieriger die Lösung ist, um so größeres Vergnügen wird sie unseren Schachfreunden bereiten, namentlich wegen des einheitlichen Gedankens, der in allen Variationen ihr zu Grunde liegt.

Aufgabe Nro. 4.

Von S. Loyd.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 27:

(Schluß der Partie Zukertort — Winawer.)

	Weiß.	Schwarz.
37)	T. G 1 nimmt G 6 . . .	37) T. E 6 nimmt G 6.
38)	T. H 4 nimmt H 5 † . . .	38) K. H 8 — G 8.
39)	T. H 5 — H 8 †	39) L. G 7 nimmt H 8.
40)	D. H 3 nimmt H 8 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 25 erhalten von Hrn. Dr. Gr. in Frankfurt a. M., J. Jerome in Paris, J. N. in Alblasserdam (Holland), Ch. S. D. in Marienbad, C. K. in Niederolm, O. S. in Jerzykow, G. S. und W. L. in Heiligenhafen.

Hrn. C. B. in Leipzig. Daß in Nro. 23 Schwarz durch Preisgeben der beiden Bauern zwar sicher verlieren muß, jedoch sich noch längere Zeit vertheidigen kann, liegt auf der Hand. Es kam nur darauf an, zu erweisen, daß 2) D 3 — D 2 nur eine scheinbare Vertheidigung ist. — Die besten Cheney'schen Aufgaben, deren Zahl nur gering ist, veröffentlichen wir allmälig. Nro. 26 korrekt gelöst.

Hrn. J. M. in Offenbach. In Nro. 24 würde auf 1) S. F 3 — D 2, E 6 — E 5; 2) S. D 2 — B 1 durch E 5 — E 4 das Matt im nächsten Zuge verhindert.

Fr. Josephine A. (Ortsangabe fehlt). In Nro. 25 würde auf 1) D. F 3 nimmt C 6 z. B. T. A 8 — A 7 folgen und auf 2) D. C 6 - G 2 nach B 4 — B 2 kein Matt im dritten Zuge möglich sein.

Hrn. E. T. R. in Basel, Th. B. in Lemberg und Ed. E. in Stuttgart. Wenn in Nro. 25 wie folgt gespielt wird: 1) D. F 3 —E 2 (oder F 2), B 4 — B 3; 2) D. E 2 — B 2 †, K. A 3 — A 4, so setzt D. B 2 — A 1 keineswegs Matt. Der Läufer kann ja decken.

Hrn. R. M., G. S. und W. L. in Heiligenhafen, Dr. Gr. in Frankfurt a. M., E. S. in Schwetzingen, F. L. L. in Reichenberg, Dr. jur. J. G. in Düsseldorf, Gymnas.-Lehrer S. in Schweinfurt. Nro. 26 in allen Varianten korrekt gelöst.

Hrn. Dr. B. in Benrath und Dr. G. in Düsseldorf. Nro. 27 in allen Varianten sorgfältig und korrekt gelöst.

Hrn. Ed. E. in Stuttgart, J. B. in Hedewigenkoog, O. S. in Jerzykow. Nro. 26 richtig.

Hrn. C. M. in Prag, W. G. in Warschau, K. D. in Braunschweig, J. J. in Paris, F. L. L. und C. in Reichenberg. Nro. 25 richtig.

Hrn. B. W. M. in Worms, S. D. in Nürnberg, Konst. O. in Stanz. Nro. 24 richtig.

Passionirte Schachspielerin. Wie können Sie passionirt sein, wenn Sie die Frage stellen, ob ein König den andern schlagen kann. Wir empfehlen Ihnen das ABC des Schachspiels von Minkwitz. Leipzig, Veit'sche Buchhandlung.

Rösselsprung
Nro. 2.

ler-	in	del-	in	nicht	sei-	und	könnt'
stein	des	al-	dem	e-	es	sammt	ner
mor	reich-	doch	daß	der	schrein	mit	gold
her-	so	mar-	sie	käm-	keln	pracht	und
mein	schmeid	zens	sun-	nicht	gold	mant-	lo-
heil'-	muß	lieb	mer-	gold-	cken-	kleid	an
ge-	sein	gem	kei-	braucht	sei-	fein	de-
schacht	braucht	kein	schmied	lein	nen	haar	nem

Bilderräthsel 4.

Auflösung des Bilderräthsels 3:

Kinner, i sag' euch! schmeißt mer 'n Kahn nit um, sonst sind mer alle kaput.

Auflösung des Räthsels in Nro. 3:

Anmuth — an Muth.

Dreisylbige Charade.

Die Erste rief ich einem Bettler zu,
Der kniend vor mir lag mit einer Bitte;
Ich reichte ihm die Zweite und die Dritte
Und sprach: Von jetzt an läßt du mich in Ruh,
Man sieht ja, du gehorst nicht zu den Schwachen,
Drum sollst du Arbeit dir zum Ganzen machen!

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben die **vierte** Nummer des

siebenten Jahrgangs der

Deutschen Roman-Bibliothek

zu „Ueber Land und Meer".

Abonnementspreis:
in wöchentlichen Nummern von ca. 4 Bogen
nur 2 Mark pro Quartal,
in 14tägigen Heften von ca. 8 Bogen
nur 35 Pfg. pro Heft.

Dieser neue Jahrgang wird eröffnet mit dem in hohem Grade fesselnden Romane:

Die Heirath des Herrn von Waldenberg von Hans Hopfen,

sowie mit dem sozialen Roman:

Sühne und Segen von Gregor Samarow.

Der neue Jahrgang erscheint in **um beinahe ein Drittel vermehrter Bogenzahl,** und zwar **ohne Preiserhöhung.** Wir geben dadurch unseren Abonnenten den Inhalt von etwa 28—30 Romanbänden gewöhnlichen Umfanges für 8 Mark, — also

3—4 Bände neue Romane unserer ersten Romanschriftsteller um Eine Mark!

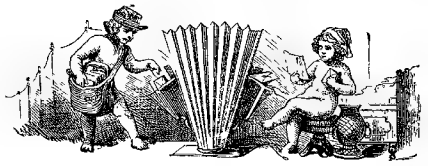
Der Abonnent bekommt jetzt in einem Vierteljahr den Inhalt von etwa **acht** gewöhnlichen Romanbänden — welche sonst **wenigstens 24 Mark** kosten — für **nur 2 Mark,** er bezahlt also für den Inhalt **eines Romanbandes** nur etwa **25 Pfennig!** — und erhält in schöner Ausstattung die

neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller

als sein **Eigenthum** für einen Preis, der kaum mehr beträgt, als er **in der Leihbibliothek als Leihgebühr dafür bezahlen müßte.**

Auf den neuen Jahrgang der „Deutschen Roman-Bibliothek" wolle bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt** abonnirt werden, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.



Briefmappe.

Frau v. R. in D. Wir danken Ihnen bestens für die freundliche, wohlwollende Anerkennung und werden bemüht sein, auch im neuen Jahrgang diese zu verdienen.

G. N. 1. Graz. Ganz gewiß können Sie sich des „Du" bedienen, wenn die Eltern eingewilligt.

Hrn. v. H. in B. Wie kommen Sie auf den Gedanken, daß wir gerade diesen Kriminalfall eruiren sollen? Wollen Sie Ihre Mittheilungen nicht lieber an die Polizei in Bremen gehen lassen?

Hrn. W. Br. in L'burg. Die Erörterung all' Ihrer Fragen würde doch wohl zu viel Raum beanspruchen. In dem „Universitätskalender" (Berlin, Stmion) finden Sie das, was sich auf die Univ. bezieht. Ueber spätere Eventualitäten Mittheilungen zu machen, sind wir außer Stande.

Hrn. F. K. Moielnadt. Rhode, Handelskorrespondenz der französischen und englischen Sprache.

Freifrl. v. R. in M. Jede dortige Kunsthandlung wird Ihnen die N. gerne besorgen.

Eine parfümlichende Touristin. Johann Maria Farina, gegenüber dem Jülichsplatze.

C. F. C. in Calais. Dr. jur. Max Römer.

C. A. Geisendr. Jahrgang 1875 der „Illustr. Volkszeitung" ist vergriffen. Es kann nur noch Jahrgang 1874 zum ermäßigten Preise von M. 2.50. broschirt geliefert werden.

Frl. Ernestine H. in F. Das holländische van ist nicht unsere deutsche Adelsbezeichnung „von".

Hrn. A. G. Z. von B. in Amsterdam. Das Ausziehen der Vorderzähne hat durchaus keine Schwierigkeiten und ist vollkommen gefahrlos.

Disparat. Zum Bleichen gelbgewordener Wäsche nimmt man 1 Theil gereinigtes Terpentinöl, mischt es mit 3 Th. Spiritus, gießt davon einen Eßlöffel voll in einen Eimer Wasser, spült darin die bereits reingewaschene Wäsche und hängt sie zum Trocknen auf. Während des Trocknens bleicht dann die Wäsche.

Hausmütterchen in S. Obstflecke durch Eau de Javelle; Kaffeeflecke: zuerst Benzin, dann anhaltendes Waschen mit Wasser; Tinte. Kleesalz (zitrin) löse man in Porzellan in heißem Wasser auf, tauche den Fleck hinein, streue feingeraspeltes Zinn darauf und wasche kräftig mit reinem Wasser nach.

E. R. in Eisenach Ueber die Wirksamkeit des sogenannten Po-Ho-Oeles fehlt uns jegliche Erfahrung.

Hrn. O. D. in K. Benzenmiller, Anleitung zu Aufsätzen. Stuttgart.

L. T. P. in Sch. Soviel wir wissen, noch nicht im Handel.

Hrn. L. B. S. in S. (Color.). Dr. W. Lorey, Frankfurt a. M., 3 am Salzhause.

Hrn. A. Schm. in D. Auch unser ärztlicher Mitarbeiter ist zu seinem Bedauern nicht in der Lage, Ihnen ein anderes Mittel wie dasjenige, welches dortige Aerzte verordnet, anzugeben.

Fr. Ant. H. in St. Nein, die Prinzessin Salm heirathete einen englischen Legationssekretär.

Abonn. in Ulm. Wir wissen es nicht; vielleicht die in Stuttgart lebende Wittwe des Dichters.

Hrn. Alex. H. in Bes. (Span.). Was der Erfinder zur Verwerthung seiner Erfindung wissen muß, finden Sie in einem kleinen Büchlein, das eben von C. M. Sombart in Magdeburg herausgegeben worden und von ihm (zu 1 M.) zu beziehen ist.

Hrn. Dr. B. in St. Die ersten Sylben lateinisch, daher schwer zu errathen.

Henriette in Jassy. Von den Prämiengaben zu den früheren Jahrgängen von „Ueber Land und Meer" stehen Ihnen die beiden Kaulbach'schen Bilder in Stahlstich „Lotte" und „Friederike" gern auch für den Ausnahmspreis von M. 1. — zu Diensten. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags liefert auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Hrn. Joi. Gr. in E. Die Weltgeschichte von Cesare Cantu, welche Ihnen jeder Buchhändler in der franz. Uebersetzung besorgen kann.

Hrn. R. St. in G. Beim Pferdehandel werden derartige Finessen oder Kniffe nicht so streng genommen. Die N. fand auch in dieser Rücksicht die vielseitigste Anerkennung.

Hrn. Max K. in Berlin. Durch eine kleine Operation werden Sie rasch und sicher von der Geschwulst an den Fingern befreit werden; wenden Sie sich an die Klinik des Herrn Professors Langenbeck daselbst.

Hrn. Rud. Lem. in K. Das Wort stammt aus der äsopischen Fabel 33. Ein Fünfkämpfer prahlte einst, daß er in Rhodus einen gewaltigen Sprung gemacht, worauf man ihm antwortete: „Ist es wahr, so brauchst Du keine Zeugen, αὐτὴ γὰρ Ῥόδος καὶ πήδημα", was gewöhnlich in lateinischer Version Hic Rhodus hic salta gebraucht wird.

Fr. E. F. Sch. Man gebraucht jetzt allerdings die Form: ich anerkenne.

A. P. in Böhmen. Nora erschien in der Illustr. Welt 1870.

Hrn. M. St. in Dr. In nächster Nummer.

Hrn. E. F. L. Alfons Dürr in Leipzig, Otto Spamer ebend., Schmidt & Spring in Stuttgart.

Hrn. R. Bl. in Hedingen. Gegen Lähmungen an einzelnen Fingern hat sich der Gebrauch elektrischer Kuren bewährt; jedoch ist es möglich, daß es sich nicht um eine Lähmung, sondern um einen Krampf der Beugemuskeln handelt. Eine sichere Auskunft läßt sich daher ohne Untersuchung nicht geben.

Frl. J. P. in Stuttg. Wollheim, Gr. der dän. Sprache und Gr. der schwed. Sprache; die Lexika der beiden Sprachen von Helms.

Hrn. M. Braun in P. Gymnas. Uebungen. Der Genuß von Datteln und Feigen.

Hrn. A. G. in Zw. Ebers' Aegypten wird in zwei Bänden ausgegeben und zu jedem eine Decke in entsprechendem Style angefertigt.

Abonn. in Gr. Die Unterschrift wird genügen als Quittung.

Hrn. Grafen v. N. in A. Für die armen, vom Wetter und Ueberschwemmung so furchtbar heimgesuchten Tyroler Thäler wird vom Ausschuß des Alpenvereins in höchst verdienstlicher Weise gesammelt. Auch unter unseren Lesern wird gewiß, wie Sie, manch' mitleidig Herz gerne sein Scherflein spenden, und wir nennen ihnen deßhalb die Sammelstelle: bei Hrn. Staatsanwalt Arnold, Präs. des Alpenvereins, München, Massenstraße 7.

Hrn. A. B. in Mark. O. Jäger, Geschichte der neueren Zeit (1815 bis auf die Jetztzeit).

Aufm. Leser in K. o. Der Verfasser hat nach den Mittheilungen eines orthodoxen Juden gearbeitet. Eine Verwechslung von K. und H. kann dabei wohl mitunterlaufen, doch ist dieß von keinem wesentlichen Einfluß auf die Sache selbst. Den Namen zu nennen sind wir nicht ermächtigt.

Hrn. L. S. in Br. Alle Betheiligten: Nein, nicht sonderlich, außer bei Nacht.

Hrn. R. W. in Halle. Wird sich mehr für die bei Engelhorn in Stuttgart erscheinende Gewerbehalle eignen.

Hrn. F. F. in Florenz. Dank für Ihre Mittheilung. Die Skizzen dürften sich kaum für uns eignen.

Hrn. A. v. L. in Dresden. Außer dem schon seit vielen Jahren bekannten Selters-Mineralwasser wird in neuerer Zeit unter den natürlichen Säuerlingen das Gießhübler Wasser von Mattoni in Karlsbad als vorzügliches verdauungsbeförderndes Tischgetränk empfohlen; dasselbe hat besonders in Oesterreich den Gebrauch des Selterser Wassers vollkommen verdrängt.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Den zahlreichen Wünschen vieler unserer Abonnenten, ihnen die

Prämien-Gaben

von diesem und den früheren Jahren

noch möglichst vor Weihnachten behufs der Verwendung zu

Festgeschenken

zur Verfügung zu stellen, entsprechen wir gerne und sind zu sofortiger Lieferung bereit, soweit die Vorräthe ausreichen und die Herstellung neuer Exemplare möglich ist.

Wir verweisen im Uebrigen auf den dieser Nummer beiliegenden **Prämienschein.** Die Bestellung bitten wir sofort zu machen.

Stuttgart, im Oktober 1878.

Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Bekanntmachungen aller Art.

Bei B. Herrosé in Wittenberg erschien in 2. Auflage. 293

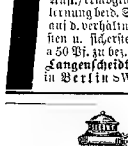
Der radikale deutsche Sozialismus und die christliche Gesellschaft

von **R. Todt.** 33 Bog. Geh. 6 M.

Allen Theologen, Nationalökonomen, Politikern, Landwirthen, Bibliotheken, Lesezirkeln besonders empfohlen.

Toussaint-Langenscheidt's 323

engl. od. franz. Unterrichtsbriefe (27. Aufl.) ermöglichen Jedem die Selbsterlernung beid. Sprachen (a. i. Sprechen!) auf d. verhältnißm. billigsten, bequemsten u. sichersten Wege. Probebriefe a 50 Pf. zu bez. v. jed. Buchh. od. v. d. Langenscheidt'schen Verlagsbuchhdg. in Berlin SW., Möckernstraße 133.



Karl Kober, Wien, Karlsplatz, 36, Meerschaumwaaren-Fabrikant, empfiehlt eigenes Erzeugniß unter Garantie. Illustrirte Preiscourante franko und gratis. Versendungen gegen Nachnahme oder baar. 402

Monopol.

Gesetzlich geschützte feinste **Brasil-Cigarren** mit alter Havanna-Einlage, preiswerther, viel qualitätenreicher und gesünder als Havannas aus neuen Ernten, zu 75 Mark pro Mille; bei 500 Stück 3% Rabatt und franko Zusendung. Nur gegen Baarzahlung; ausländische Valuten bei Export zum Tagescurs. Cigarrenfabrik-Lager **Georg Eisenstuck,** Hauptversandthelle in **Dresden.** 428

Numismatik.

Demnächst erscheint bei Adolph Hess in Frankfurt a. M., Bethmannstrasse 6:

Katalog einer

Thaler- und Medaillen-Sammlung

mit beigefügten Verkaufspreisen (über 3000 Nummern, darunter viele der grossten Raritäten, namentlich eine der schönsten Suiten [Städtethaler]).

Preis 3 Mark. Gegen Einsendung des Betrages zu beziehen vom Herausgebor 440 **Adolph Hess.**

Schlechte Zeiten. Potpourri für Piano von **Conradi,** enthält die bekanntesten Mel. der Neuzeit. Nr. M. 2.0. **Karl Paez, Berlin** W., Französ. Str. 33 c. Auch durch alle Buch- u. Musikhandl. zu beziehen.

Oelfarbendruck-Gemäldeverein „Viktoria", Berlin W., Leipzigerstrasse 100. Prämienverloosung Ende dieses Monats. Sehr vortheilhaftes Abonnement. Illustrirte Kataloge gratis und franko. 467

Norddeutscher Lloyd.

Postdampfschifffahrt.

I. Zwischen Bremen und New-York,

ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen jeden Sonntag, von Southampton jeden Dinstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag Abend nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.

Direkte Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.

Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und Baltimore,

ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs, von Southampton am folgenden Sonnabend, von Baltimore Donnerstags.

III. Zwischen Bremen und New-Orleans,

via Havre und Havanna.

Von September bis April ein oder zwei Mal monatlich.

IV. Zwischen Bremen und Brasilien und La Plata,

via Antwerpen und Lissabon.

Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1. jedes Monats. 205

Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

420

Ein Expreßzug

geht **von Harwich** nach **London** nach **Ankunft** der **Dampfschiffe** der **Great Eastern Bahn** ab. Die Dampfschiffe gehen **täglich** (mit Ausnahme Sonntags) von **Rotterdam** um 6 Uhr Abends, und jeden Montag, Mittwoch und Freitag um 4 Uhr Nachmittags von **Antwerpen** nach Harwich ab. Passagiere und Güter werden von allen größeren Städten des Kontinents über diese Route billigst befördert. **Dolmetscher in Uniform begleiten die Reisenden.** Weitere Auskunft ertheilt

der Generalagent **C. A. Oßwald,** 12 Domhof **Köln.**

Vom 15. Oktober ab Abfahrt von Rotterdam 2 Uhr 30 Minuten Nachmittags, von Antwerpen 1 Uhr Nachmittags.

Gelegenheitskauf für Teppiche.

Wegen Auflösung einer Teppichfabrik verkaufe ich bis Ende d. J. ein großes Lager von **Velours-(Plüsch-) Teppichen bester Qualität** zu nachstehenden **bedeutend ermäßigten Preisen** aus.

Velours-Teppiche:

2 Meter lang 1 Meter 38 Ctm. breit **25 Mark,** 2 Meter 40 Ctm. lang 1 Meter 70 Ctm. breit **42 Mark,** 3 Meter lang 2 Meter breit **60 Mark.**

Auswahlsendungen expedire ich franko, bitte jedoch, mir die Farbe der Möbelstoffe, zu welchen die Teppiche passen sollen, anzugeben.

W. Kleindienst, Dresden, 8 Seestraße 8. 453

Teppich-, Möbelstoff- u. Gardinenhandlung.

Rothe Nasen

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Praparat des Chem. **A. Nieske in Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Soeben erschien: 452

Sturmflut.

Roman in sechs Büchern von

Friedrich Spielhagen.

Dritte Auflage.

Wohlfeile Ausgabe in 2 Bänden.

Preis broschirt M. 6. —, eleg. geb. M. 8. —

Diese Ausgabe des berühmten Romans, welche sich den bisher erschienenen 12 Bänden der Gesammtausgabe von Spielhagen's Werken anschließt, kann auch

in 12 Lieferungen à M. — 50 Pf.

durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Verlagshandlg. von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Für einen gut eingeführten Artikel wird ein **Commanditair** mit 15,000 Mark (5000 Thlr.) Einlage gesucht. Für diesen Betrag wird den Betreffenden ein **jährliches** Einkommen von 2500 Mark inkl. Zinsen zugesichert. Die Betheiligung zur geschäftlichen Leitung steht dem Betreffenden frei. Offert. sub **A. 501** beförd. d. Annonc.-Exped. von **Rd. Steiner** in **Hamburg.**

Hamburger Briefmarken-Zeitung

erscheint am 15. Novbr. cr.

Abonnementspreis pr. Jahr M. 3. — franko. Annoncen pr. Petitzeile 15 Pf. netto, dieselben werden bis zum 5. Nov. angenommen. Probenummern gratis und franko in der **Expedition der Hamburger Briefmarken-Zeitung, Hamburg,** Uhlenhorst. 463

Briefmarken: Sammler finden die billigsten Preise für Briefm. u. beste Albums in der **Internationalen Briefmarken-Zeitung** (Kreuz a. d. Oste, Preußen), welche **gratis** und **franko** versandt wird. 462

Steinbacher's Heilverfahren

(eine außerordentlich glückliche Kombination des Schroth'schen und Prießnitz'schen Verfahrens), bei vollkommener Berücksichtigung des Krankheitsfalles und strengster Individualisirung, erzielt bei vielen, namentlich auch geschlechtlichen Leiden, außerordentliche Heilerfolge.

Eintritt jederzeit. 446

Hofrath Dr. **Steinbacher's** Naturheilanstalt Brunnthal (München).

Eine im fremden Lande einsam lebende **deutsche junge Dame,** welche jeden gemüth- und geistbelebenden, sowie ihren poetisch-idealen Tendenzen entsprechenden Verkehr entbehren muß, — wünscht diesen in einer regelmäßig geführten Korrespondenz mit einer edlen, geist- und gemüthvollen, an ein reiches Gedankenleben gewöhnten **Dame oder auch Herrn** — zu finden. Reiche, schöne Seelen, die in diesem Gesuch den Ausdruck eines oft empfundenen Herzensbedürfnisses finden, mögen nicht zu kurze Briefe unter Adresse „Mignon" an die Exp. d. Bl. senden. 469

Reise-Nachthemden.

Schützen auf der Reise vorzüglich gegen nasskalte Bettwäsche, ersetzen den Schlafrock vollständig und sind von nur gediegenen Stoffen gefertigt. Gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages versendet dieselben

von Dowlas weiß pr. 2 Stück M. 9. 50,
von Cretonne bunt pr. 2 Stück M. 11. —,
von Oxford bunt pr. 2 Stück M. 13. —,
von Flanell bunt pr. 2 Stück M. 15. —

die Wäschefabrik von **M. V. Jäger,**

Chemnitz, Lange Straße 13. 466

TECHNISCHES GESCHAEFT & PATENTBUREAU

BUSS, SOMBART & Cie.

PARIS. MAGDEBURG. LONDON.

150 Die neuesten und besten

Adress-Bücher

der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden etc. aller Länder sind von

C. Leuchs & Cie. in Nürnberg

(gegründet 1794)

zu beziehen. Preiscourante auf Verlangen grat.

1000

echte Briefmarken, gem., versende fortwährend für nur M. 1. 50.

Alexander Owitsch, Ahlenhorst bei Hamburg.

Soeben erschien mein

Kunstlager-Katalog IV.,

Radirungen, Aquarelle und Handzeichnungen neuerer Künstler (zusammen 1380 Nummern) enthaltend, und steht derselbe Kunstliebhabern auf Verlangen gratis und franko zu Diensten.

Dresden, den 1. Oktober 1878.

Franz Meyer, Kunsthändler,

461 Seminarstraße 7.

Gesundheits-Unterkleider.

Beim Nahen der rauhen Jahreszeit mache ich auf meine längst erprobten u. ärztlich empfohlenen, elastisch netzartig gestrickten Gesundheits-Jacken und -Unterbeinkleider in Baumwolle, Halbwolle, Wolle und Seide aufmerksam.

G. Wizemann, mech. Strickerei, 447 **Reutlingen,** Württemberg.

Hannover.

Union-Hôtel.

Hôtel ersten Ranges.

Wird allen Reisenden bestens empfohlen. Gute Küche, feine Weine. **Friedr. Völkers.**

Theilnehmer

mit ein. hundert Mark z. Verwerth. ein Neuerung i. **H. E. Paul,** Louisenstraße 60, **Dresden.** 457

Den meisten Namen sind **Geschlechts-Wappen** (event. vom **Adel**) nachzuweisen bei Ritter v. W., pens. fr. Berlin.

Monogramm!

100 Bogen gutes Oktav oder Billetpost nebst passenden Couverts, hübsch verpackt, mit 2 verschlungenen Buchstaben in Gold, empfehle zu 2 Mark 50 Pf. Preiscourant meiner anderen Lagermonogramme steht franko zu Diensten. 448 **Wilhelm Verdang, Coblenz a. Rh.**

In allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht,

oder: Die **Kunst,** durch ein **kluges Benehmen** sich die **Zuneigung** des **weiblichen Geschlechts** zu erwerben und dauernd zu erhalten. — Mit **24 Umgangs-Klugheitsregeln.**

Von **Dr. Eberhard,** Professor.

Neunte Auflage. — 2 Mark. 242

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Ehegatten erhalten wichtige Rathschläge durch **Dr. Kampe's Schrift:** „Rathgeber in Kinderangelegenheiten". Preis 1½ Mark. Das Nähere ersichtlich grat. und franko durch Prospekt. 170 **C. Gottfried's Verl., Leipzig.**

Verlag von **Johannes Kriebel,** Buchhandlung in **Hamburg,** Steindamm 1.

Der

Hansabrunnen in Hamburg

von **Engelbert Peiffer.**

Photographische Originalaufnahme. **Kabinetformat. Preis 1 Mark.**

Zu haben in allen Buch- u. Kunsthandlung.

Echte Briefmarken

aller Länder **billigst.** Preisliste für Sammler gratis und franko 307

F. Edmund Jensen,

Grönnegade 37, **Copenhagen** K.

Über Land und Meer.

№ 5.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Zum Zeitvertreib, Erzählung von Fanny Lewald, Fortsetzung. — Die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Kassel. — Kalabrien, Kalabreser und Kalabresinnen, von Waldemar Kaden, Schluß. — Notizblatter. — Die Kriegsgefangenen in der Olmützer Festung, von Gustav J. Schulz. — Das Pfarrhaus von Ellernbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen, Fortsetzung. — Thamar. Rückkehr vom Felde. — Umgehungsmarsch einer Gebirgsbrigade bei Velovac. — Plaudereien am Kamin von Paul von Weiten, zweite Serie, 1. — Der Beitrag zur „Philologischen Rundschau", Skizzenblatt aus dem Leben eines deutschen Professors, von Ernst Eckstein. — Astronomisches Tagebuch, November. — Lotterieziehungen im Monat November. — Schach. — Auflösung des Rösselsprungs Nro. 2. — Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 4. — Bilderräthsel 5. — Auflösung des Bilderräthsels 4. — Briefmappe.

Illustrationen: Dr. B. Stilling, Geh. Sanitätsrath. — Thamar, Gemälde von Dubufe. — Typen türkischer Gefangener und Insurgenten in Olmütz, nach einer Skizze von G. J. Schulz. — Aus den bosnischen Kämpfen Umgehungsmarsch einer Gebirgsbrigade bei Velovac, nach einer Originalskizze. Rückkehr vom Felde, Gemälde von J. A. Walker. — Wienerisch-Bosnisches, nach einer Skizze von G. Imlauer.

Zum Zeitvertreib.

Erzählung

von

Fanny Lewald.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

„Aber, meine Liebe, Alles, was recht ist!" sagte Delmar eines Tages, als am Nachmittage Rose ihren gewohnten Spaziergang mit den Freunden machen wollte. „Der Doktor und seine Frau sind sich selbst genug, und ich bin heute einsam, wenn Du mir nicht Gesellschaft leistest. Villebois hat mich die Zeit her ohnehin mehr in Anspruch genommen, als mir lieb war. Ich habe heute einmal ein wirkliches Verlangen, mit Dir allein zu sein; denn die Jugendfreundschaft in Ehren, ziehe ich doch meine Frau dem alten Freunde vor. Ich habe einen Wagen bereit "

„So könnten die Albrettis mit uns fahren, und ich mache mit ihnen meinen Spaziergang später!" fiel Rose ein.

„Ich fahre lieber mit Dir zu Zweien!" entgegnete Delmar. „Ich habe in der That vor lauter Menschenverkehr Dich in den letzten vierzehn Tagen kaum gesprochen und ich sitze lieber und bequemer neben Dir, als Dir gegenüber in einer Gesellschaft von Vieren."

Es galt sich zu fügen, denn Delmar war in seinem Recht, und Rose fügte sich in guter Weise; aber wie freundlich und lebhaft er sie unterhielt, ihre Gedanken waren nicht dabei. Sie hörte nur mit halbem Ohre,

Dr. B. Stilling, Geh. Sanitätsrath. Originalzeichnung. (S. 83.)

was er ihr von den Nachrichten meldete, die er aus Paris von seinem Geschäftsmanne, die er von dem Aufseher ihres Landsitzes erhalten hatte. Sie hätte wissen mögen, welchen Weg der Doktor und Fides eingeschlagen, ob sie eine Straße gingen, auf welcher auch sie mit ihnen gegangen war, ob sie ihrer dächten, ob sie von ihr sprächen, ob der Doktor sie vermisse wie sie ihn.

Der Weg hinauf nach der Luzisteig und zurück durch's Thal, den sie sonst so schön gefunden hatte, wollte ihr heute nicht gefallen. Sie nannte ihn schattenlos, meinte, daß der Kutscher langsam fahre, daß man dadurch des erfrischenden Luftzuges entbehre, den man in der gedrückten Atmosphäre des Rheinthales zur Abwechslung um so nöthiger habe, und vertröstete sich endlich auf den Besuch im Engadin, bei dem man sich, ehe man in die Heimat zurückkehre, noch einmal an reiner Bergluft sattrinken könne.

Delmar hörte das Alles an, beachtete es aber nur so viel als nöthig war, um bei seiner Frau keinen Argwohn zu erwecken. Ihre Ungeduld und ihre innere Erregung entgingen ihm jedoch nicht, und er machte sich seinen Vers daraus. Sonst pflegte er geraden Weges nach Hause fahren zu lassen, heute sprach er den Wunsch aus, in Tribach zu Nacht zu essen, und da er Rosens Einwendungen dagegen nicht aufkommen ließ, hatten, als man nach Ragaz zurückkam, auch die Freunde ihre Abendmahlzeit bereits eingenommen. Von einem Spaziergang konnte zu so später Stunde also die Rede nicht mehr sein, da ohnehin der Doktor mit

seiner Frau einen weiteren Weg gemacht hatte, als es in Rosens Gesellschaft möglich gewesen sein würde, und Fides sprach ihre Zufriedenheit über denselben mit solcher Wärme aus, daß es Rose verdroß. Sie wartete förmlich auf ein Wort des Doktors.

Die bloße, von der gesellschaftlichen Form fast gebotene Bemerkung, daß er sie und ihre Gesellschaft vermißt, daß es ihn gefreut haben würde, ihr diesen neuen Weg zu zeigen, hätte sie schnell zufrieden gestellt. Sie wartete vergebens. Der Doktor schien es durchaus in der Ordnung zu finden, daß sie mit Delmar fortgefahren war, daß dieser ihn und Fides nicht zu dem Ausfluge eingeladen hatte; und er bot endlich ihrem Manne zum Ersatz für die frühere Whistpartie, die durch Villebois' Fehlen ihr Ende erreicht hatte, eine Partie Ecarté an. Das Kartenspiel währte länger als gewöhnlich, Rose ward verdrießlich. Die Unterhaltung mit Fides, die ihr sonst immer angenehm gewesen war, quälte sie heute. Sie hatte es schon so oft gehört, wie Fides mit Behagen von ihrem häuslichen Leben sprach, wie sie sich darauf einrichtete, jetzt, wenn sie die Winterabende wieder allein mit ihrem Manne sein werde, die Lücken in ihrem Wissen und in ihrer Bildung auszufüllen, um ihm einen Ersatz zu bieten für die Knaben, die heranwachsend, ihm zu geistigen Genossen, zu Freunden geworden sein würden.

Was kümmerte das Alles Rose? Sie mochte sich es gar nicht vorstellen, wie die Beiden bei einander sitzen würden, Fides und der Doktor, in der beneidenswerthen Weltabgeschiedenheit; seine Blicke, sein Wort einzig Fides zugewendet, sein Hoffen und Erwarten allein auf diese Frau gerichtet, all' seine Freude in ihre Hand gegeben. — Und fern, wie fern von ihm, sie selber mit dem Herzen voll von einer Liebe, von der sie keine Ahnung gehabt, bis sie ihn gesehen, sich verzehrend in der Sehnsucht nach ihm, gezwungen, ihr Herz zu verschließen, zufrieden zu scheinen, sich glücklich zu stellen, sich zu schmücken und schön zu sein für Andere, und zu lächeln, wie sie es so gern gethan hatte, ehe sie gewußt, was Glück und Unglück sei, zu lächeln, wenn das Herz ihr blutete! unter Thränen zu lächeln!

Lernen mußte sie das! Das war gewiß! Aber heute vermochte sie's noch nicht. Sie stand plötzlich auf und ging davon. Der Doktor und Delmar bemerkten es nicht, Fides wußte nicht, was sie von ihr denken sollte und sah ihr lange nach. Dann ging sie an den Spieltisch und setzte sich neben den Männern nieder. Delmar fragte nach seiner Frau und ließ es dabei bewenden, als Fides ihm die verlangte Auskunft gegeben hatte.

Während dessen ging Rose unruhig in ihrem Zimmer hin und wider. Sie nahm Dieß vor und Jenes zur Hand und ließ beides wieder liegen. Es war ihr unerträglich, sich verabsäumt zu denken, unertragbarer noch, sich unglücklich fühlen zu sollen; und mit der Sophistik der Liebe und der Eitelkeit, denen kein Schluß zu gewagt, keine Voraussetzung zu unwahrscheinlich dünkt, fand sie bald die befreiende Lösung, die sie suchte. Sie schalt sich darüber, daß sie Joseph der Gleichgültigkeit angeklagt, daß sie nicht gleich herausgefühlt habe, wie er ihr mit seinem geflissentlichen Schweigen sein Mißvergnügen, seine Betrübniß kundgegeben, wie er sich, um an ihr eine Vergeltung auszuüben, den ganzen Rest des Abends ausschließlich mit ihrem Manne beschäftigt hatte; und sie versprach sich's, ihn und sich gleich in der Frühe des nächsten Tages für die heutige Entbehrung zu entschädigen.

Abends, als Joseph und Fides allein beisammen waren, erkundigte der Doktor sich beiläufig, weßhalb Rose fortgegangen sei? — Fides antwortete ihm nicht gleich. Sie schien unentschlossen, ob sie reden solle und sagte dann mit unverkennbarer Selbstüberwindung: „Es ist mir lieb, Joseph, daß Du mich einmal darum befragst, denn ohne das hätte ich es nicht über meine Lippen gebracht. Es ist so thöricht und hat mir die Zeit her bisweilen doch im Sinn gelegen und auf dem Herzen auch."

„Was denn?" fragte Joseph.

„Du kennst mich ja besser als ich selbst mich kenne," nahm sie wieder das Wort, „und ich kenne mich auch, und Dich auch. Ich weiß recht gut an Anderen zu schätzen, was mir fehlt, und es bezaubert mich ja immer auf das Neue!"

Joseph lachte hell auf.

„Sag' mir," rief er, „was sticht Dich an? Was soll Dir denn mit einemmale fehlen? Oder was hat Madame Delmar denn an Dir vermißt? Ist etwas vorgegangen zwischen Dir und ihr?"

„Zwischen uns?" wiederholte Fides. „Wie wäre das möglich? Rose ist ja so gut und liebenswerth!" — Und wieder hielt sie stockend inne. Dann sagte sie, indem sie sich Gewalt anthat, so daß ihre Stimme bei dem eiligen Sprechen hart und trocken klang: „Du weißt, ich habe die Villebois beide nie gemocht, die Frau noch weniger als den Mann. Neulich in der Frühe, da ich eine kleine Weile mit ihr allein war, ehe sie in den Wagen stiegen, und wir davon sprachen, daß die Delmars mit uns gehen würden, sagte sie, sie bewundere mein kaltes Blut bei diesem Plane. Denn, um es kurz zu sagen, Rose sei leidenschaftlich in Dich verliebt, und Du, — Du seist auch von ihr bezaubert und machtest ihr den Hof. Es sei unbegreiflich, daß ich und Delmar dieß nicht sähen."

„Schäme Dich!" stieß Joseph hervor, während ein dunkles Roth seine stolze Stirne bedeckte und er sich von ihr wendete. Fides kannte den Ausdruck seiner Mienen und erschrak vor demselben.

„Würde ich es sagen, wenn ich's glaubte?" fragte sie schüchtern und begütigend.

„Man bringt gewisse Worte nicht über seine Lippen, ohne sich damit zu entehren und Denjenigen, an welchen sie gerichtet sind!" gab er ihr zur Antwort.

Es entstand eine Pause. Joseph war an seinen Schreibtisch gegangen und machte sich an demselben zu thun, Fides saß am Fenster und sah in die Nacht hinaus. Lange konnte sie das nicht ertragen. Sie ging zu ihm und legte ihren Arm auf seine Schulter.

„Ich habe Unrecht gehabt, vergiß es und vergib mir!" bat sie.

„Vergib Dir's selber, wenn Du's kannst, aber vergiß es nicht!" entgegnete er ihr streng und ernsthaft.

Sie blieb zaghaft neben ihm stehen, er beachtete es nicht. Endlich wendete er sich nach ihr um.

„Du nennst diese Frau Deine Freundin," sagte er, „Du lobst mir ihren guten Charakter fort und fort; Du siehst, daß ich Delmar schätze, daß er mir begegnet, wie ich es verdiene. Du machst die Erfahrung, daß ich trotz meiner Neigung für Einsamkeit und Ruhe, aus Liebe für Dich, diese Menschen einlade, uns in unserem Hause zu besuchen — und — o! ich will Dich nicht so tief erniedrigen, wie Du selbst es eben jetzt gethan hast. Ich will nicht vor Dir aussprechen, was Du dachtest, wessen Du den Mann für fähig hieltest, dessen Namen Du trägst und der, das weißt Du selber, Dir keinen Anlaß gegeben hat, ihn eines Verraths an Dir und an einem Gastfreund — mit einem Worte — einer Ehrlosigkeit fähig zu halten."

Er stand auf und ging der Thüre zu. Fides wollte ihm folgen, er wehrte es ihr.

„Kein Wort weiter!" herrschte er. „Ich muß allein sein. Sieh', wie Du mit Dir fertig wirst!"

Zehntes Kapitel.

Es war dunkel, der Platz zwischen den Kurhäusern war fast einsam. Wo das Licht des Gases am wenigsten hinleuchtete, saß hie und da ein zärtliches Paar aus dem Dorfe im Schatten der Alleen auf den Bänken. Sie beachteten den rasch einherschreitenden Fremden so wenig als er sie.

Joseph war sehr aufgeregt. Es war etwas geschehen, was er nicht für möglich gehalten. Er hatte eine Kränkung seiner Liebe von der Frau erfahren, die es wissen mußte, wie er ihr zu eigen war; eine Beleidigung seines Ehrgefühls, die er nicht strafen konnte, eben weil sie ihm von seiner Frau kam. Er wurde zum ersten Male an ihr irre. — Hatte sie vielleicht früher schon ähnliche Gedanken gehegt? Was aber hatte sie denn bewogen, ihn mit solcher Beflissenheit günstiger und günstiger für Rose zu stimmen? War sie überhaupt zur Eifersucht geneigt, und hatte auch in anderen Fällen, zu den des Arztes nothwendig vertraulicher Verkehr mit Frauen einem verdachtvollen Herzen leicht den Anlaß bieten konnte, sie Eifersucht beschlichen? Aber wie hatte sie dann so ruhig an seinem Herzen schlafen, wie hatte sie es ihm verschweigen können, daß sie ihm mißtraute? War all' die Zuversicht, die sie gezeigt, ein Schein gewesen? — Und wenn sie ihm vertraute, wie es ja gar nicht anders sein konnte, wie hatte dieß Vertrauen erschüttert, bis zum Aussprechen eines beleidigenden Argwohns herabgedrückt werden können durch das sinnlose Gerede einer von Fides immer gering geachteten Person? — Fides war immer ernsthaft, war zum Scherzen nicht geneigt, am wenigsten mit solchen Dingen. Es war ihr Ernst gewesen mit der Sorge, die sie vor ihm ausgedrückt, sie hatte eine Befürchtung für ihre Ruhe und ihr Glück gehegt.

Er war seiner immer sehr gewiß; er war es gewohnt, über manch' schwankenden Steg mit sicherem Schritt hinwegzugehen; nun aber, da er den Boden unter sich nachgeben fühlte, den er für fest gehalten hatte wie das Urgebirge seiner Heimat, schwindelte es ihm und er wußte sich nicht gleich zu rathen.

Delmar, den vertrauenden Gastfreund, unter diesem Verhältniß über seine Schwelle treten zu lassen, Rose in einem Hause willkommen zu heißen, dessen Herrin ihr und ihm mißtraute, erschien ihm als eine Unmöglichkeit; und jetzt erst warf er sich die Frage auf, wie Madame Villebois zu dem Verdachte gekommen sein konnte, den zu äußern sie niedrig genug gewesen war. Nichts in seinem Verhalten hatte ihr dazu den Anlaß geben können. Er war mit Rose umgegangen, wie er mit jeder anderen Frau unter gleichen Verhältnissen verkehrt haben würde. Er hatte wie jeder Andere gesehen, daß sie hübsch sei, hatte ihre kleinen Ziereien und Koketterieen als eine ihr zur andern Natur gewordene Gewohnheit ruhig gelten lassen, war freundlich mit ihr gewesen um Fides willen, und hatte sich von dieser halbwegs zu dem Glauben überreden lassen, daß mit einem anderen, ihr gleichaltrigen und strengeren Manne, Rose vielleicht mehr hätte werden können, als das liebenswürdige, selbstische und eigenwillige Kind, das sie geblieben war. Er begriff, daß sie manchen, daß sie vielen Männern reizend sein konnte. Ihm — und er befragte sich ehrlich darum, — ihm war sie es nicht. Denn obschon er zornig gegen Fides war, kam es ihm nicht bei, sie und Rose mit einander zu vergleichen. Fides und seine Liebe zu ihr waren Bestandtheile seines eigenen Wesens; er konnte ihnen so wenig untreu werden als sich selbst. Aber sein Gerechtigkeitsgefühl stellte sich in diesem Falle ganz auf Rosens Seite. Sie und sich selber hatte er gegen die müßige Böswilligkeit einer Fremden zu vertreten. Er hatte sich zu verwahren gegen die Thorheit seiner Frau, die nicht aufkommen zu lassen er fest entschlossen war.

Wenn er, seinem ersten Eindruck folgend, die Einladung rückgängig zu machen suchte, gab er der Verleumdung gewonnenes Spiel und ermuthigte er Fides, sich in ähnlichen Fällen in ähnlicher Weise nachzugeben und gehen zu lassen. Andererseits glaubte er, sich mit der Voraussetzung nicht zu irren, daß sie es für eine harte Strafe erachten würde, wenn er das Kommen der Gäste verhinderte, die zu bewirthen sie sich gefreut hatte; und weil er doch mehr Groll gegen sie hegte, als er es sich selber eingestand, kam es ihm endlich in den Sinn, ihr zunächst in einer Weise den Willen zu thun, die es sie fühlen ließ, daß sein Wille der entscheidende sei. Was darnach zu thun sein würde, hatte man nachher zu überlegen immer noch die Zeit.

Er hatte sein kaltes Blut völlig wieder gewonnen, als er von seinem nächtlichen Gange wiederkehrte, und auch sein Aerger über Fides hatte insoweit nachgelassen, daß er mit Genugthuung an die Lehre dachte, die er ihr ein für alle Mal geben wollte.

Er fand sie seiner wartend. Als er eintrat, stand sie auf, ging ihm entgegen und legte ihre Hände auf seine Schultern, so daß sie sich Aug' in's Auge blickten.

„Komm'!" sagte sie, „sieh' mich an! Ich bin die Alte! Auch wenn ich etwas Ungeschicktes that, indem ich wiederholte, was anzuhören mir so widerwärtig war. Du bist auch nicht mehr böse!"

Er gab ihr die Hand.

„Nein!" entgegnete er, „und es ist mir lieb, daß Du noch wach bist. Ich wollte Dir sagen, daß wir morgen nach Hause gehen."

Sie fuhr erschreckend auf, wollte eine Einwendung machen, unterdrückte sie aber, vergebens nach dem rechten Worte suchend. Endlich sagte sie: „Du strafst mich hart; härter, glaube ich, als der Anlaß es verdient. Ich hätte freilich selbst im Scherze nicht wiederholen sollen —"

„Was auch nur anzuhören gegen Deine und meine Ehre war!" fiel er ihr in's Wort; „aber ich kenne Dich, besser als Du Dich selbst zu kennen in diesem Augenblick entschlossen bist. Du scherzest mit solchen Dingen nicht. Wie solltest Du auch? — Zwischen mir und Dir wird zur Sünde, was in anderen Fällen als ein Scherz erachtet werden könnte. Du und ich sind nicht gewohnt, mit dem Leben und mit unseren Gefühlen ein Spiel zu treiben. Oder weißt Du's anders? — Darin liegt unser Werth, unsere Kraft, unser Glück. Und wie ich keinem Manne einen Scherz gestatten würde, wo es sich um meine Ehre handelt, darf ich ihn Dir nicht erlauben, wo es sich um meine Liebe für Dich, um Dein Vertrauen zu mir, mit einem Worte, um unsere Ehre handelt."

Sie reichte ihm die Hand, er drückte sie ihr, aber sie hatte ein wärmeres Zeichen seiner Vergebung erwartet.

„Wann willst Du, daß wir gehen?“ fragte sie.

„Wir wollen den letzten Zug benützen, um am nächsten Tage mit der Post von Chur nach Hause zu fahren.“

„Und wie denkst Du unseren Freunden diesen plötzlichen Aufbruch zu erklären?“

„Als ob es dessen für einen Arzt noch erst bedürfte! Er hat sein Bleiben eher als sein Fortgehen zu erklären.“

Fides trat noch einmal an ihn heran und sagte mit einer Demuth, die ihr einen großen Zauber verlieh: „Aber Du wirst Delmar und Rose bitten, uns zu folgen? Uns gleich zu folgen, wenn er seine Kur beendet haben wird?“

Er mußte sich halten, sie nicht an seine Brust zu ziehen. Mit diesem Blick, mit diesem Ton der zagenden Bitte hatte das Kind den Knaben einst gewonnen, hatte die Jungfrau ahnungslos den Jüngling an sich gekettet. Sie drangen ihm wie sonst in's Herz. Zum ersten Male jedoch wehrte sich etwas in ihm gegen seine Liebe und gegen die Herrschaft, welche dieselbe über ihn übte. Er meinte, seine Festigkeit im Trotz gegen die Liebe behaupten zu müssen. Eine Lust, Fides zu verletzen, wie sie ihn verletzt hatte, zuckte, ihm selber befremdlich, in ihm auf.

„Nein!“ sagte er, „ich werde das nicht thun; denn ich habe mich und Dich vor ähnlichen Erörterungen wie die heutigen zu wahren! Denken sie uns den Besuch zu machen, so werden wir zusehen müssen, wie wir über die Zeit hinwegkommen, und meine häufigen Abwesenheiten von Hause werden dieß erleichtern. Kommen sie nicht, — um so besser für Dich und für die arme Rose, die sich einbildet, Dir mit ihrem Kommen eine Freude zu bereiten.“

Fides hatte Alles ruhig über sich ergehen lassen. Es sprachen ja nur die Liebe und die Ehrenhaftigkeit ihres Mannes aus seinem Zorn, nur seine Worte: „Die arme Rose!“ stachen ihr in's Herz.

„Mache Alles, wie Du willst!“ entgegnete sie ihm, „Du bist der Herr. Ich habe zu gehorchen.“

Sie hatte das in aller Ehrlichkeit gesagt, weil er aber verstimmt und nicht völlig mit sich zufrieden war, meinte er, in ihren Worten den Vorwurf zu hören, den er sich selber machte; den Vorwurf, daß er sie hart behandle, da er, dem sie Alles verdankte, doppelt Ursache hatte, sie eben daran niemals zu erinnern. Des Zwistes völlig ungewohnt, fanden sie sich in demselben nicht zurecht und gingen schweren Herzens in die Nacht, die, nach dem alten Sprüchwort, nicht des Menschen Freund ist, am wenigsten, wenn er des Ruhe bringenden Schlafes gerade am meisten nöthig hat.

Fides konnte kein Auge schließen. Die Erlebnisse der letzten vier Wochen zogen rasch durch ihr Gedächtniß und sie sah sie in einem ganz veränderten Lichte. Die Mahnung der Abreisenden hatte zuerst kein ernstes Bedenken in ihr erregt. Sie hatte sie nur als etwas Unschickliches und Häßliches empfunden. Aber der Zusammenstoß mit Joseph hatte die Schlange der Eifersucht in ihr erweckt, die Versuchung des Zweifels war an sie herangetreten, und in das Paradies ihres nie angetasteten Vertrauens war ein unklar flackerndes Licht gefallen, unter welchem sie sich selber und die Menschen um sie her ihr wie verwandelt erschienen. Jeden vergangenen Tag, jedes Beisammensein mit den Delmars zog sie vor ihr Gericht.

Sie erinnerte sich der Stunde, in welcher Rose vor Joseph ihr verfehltes Leben beklagt, ihre Sehnsucht nach Liebesglück eingestanden hatte. Sie dachte an die wachsende freundliche Hingebung, mit welcher er sie behandelt. Jedes Wort, jede Miene rief sie sich in das Gedächtniß, und Alles bestätigte ihren Verdacht. Rose hatte es gar kein Hehl mit ihrer Liebe — und Joseph? — Wie war es möglich, von der Liebreizenden nicht gewonnen zu werden, sie nicht zu lieben? Sie selber war ihr ja auch in diesem Augenblicke nicht gram. Sie beklagte Rose und Joseph, und sich selbst am meisten.

Mit der Strenge ihrer Natur warf sie es sich vor, daß sie es gewesen sei, welche Rosen unablässig die Verdienste Joseph's gepriesen, daß sie ihn überredet hatte, sein Mißtrauen gegen Rose zu überwinden. Sie hatte die Beiden zu einander geführt. Ihre Selbstverblendung hatte sie dahin gebracht, es zu vergessen, wie wenig sie dazu gemacht war, neben einer Frau wie Rose zu gefallen; es zu vergessen, daß Joseph ganz andere Frauen hätte haben können als sie, wenn er nicht in jugendlicher Weltunkenntniß sich ihr anverlobt und sein Wort, vielleicht gegen sein späteres Besserwissen, ihr gehalten hätte. Alles, was Villebois und Delmar darüber einst leichthin gegen Rose geäußert hatten, das durchdachte Fides mit bitterem Schmerz in dieser Nacht; und die Herbigkeit, mit welcher Joseph ihr entgegengetreten war, wie der Vorsatz, sich plötzlich nach Hause zu begeben, bestärkten sie in dem Wahne, daß Madame Villebois recht gesehen, daß sie selber blind gewesen sei bis zu dieser Stunde. Es half ihr nicht, daß sie sich tröstend vorhielt, wie auch Joseph vielleicht nicht geahnt, daß zwischen ihm und Rose sich ein zärtliches Gefühl entsponnen hatte, daß er bereit war, Rosens gefährlicher Nähe zu entfliehen. Das Unheil war da! Sie hatte es heraufbeschworen! Und was sollte aus ihr werden, wenn daheim in seiner Einsamkeit mit ihr Joseph's Gedanken in die Ferne schweiften, die Anmuthige ersehnend, welche ihm hier die Stunden verschönt, ihn erheitert, und ihn noch liebenswürdiger hatte werden lassen, als Fides je gewußt, daß er es sein könnte? — Mit der grausamen Wollust, welche das gequälte Herz in seinem Leiden findet, erinnerte sie sich daran, wie sie schon in früher Jugend einmal sich als ein Hinderniß für Joseph's Glück betrachtet hatte, und die Hände zusammenschlagend, stöhnte sie: „Ach! wäre ich in stillem Frieden bei den Kindern, und ihr Vater frei, sich eine neue, schönere Zukunft zu begründen!“

Sie schauderte vor sich und diesem Wunsch zusammen. Er brachte sie rasch und völlig zur Besinnung. Das Tageslicht dämmerte herauf, die finsteren Gebilde der Nacht und ihrer Phantasie traten vor dem Tag so rasch zurück, als sie ihr mit der Nacht gekommen waren. Joseph lag ruhig da in stillem Schlaf, aber es kam ihr vor, als sähe er blaß aus, als läge ein Schatten über seiner Stirne. Was mochte er träumen? Ach, selbst im Traume sollte ihn kein Schmerz berühren! — Seine Hand, die treue Hand, die sie geführt hatte und gehoben immerdar, hing sanft hernieder. Ihre ganze Liebe wogte in ihr auf. Sie fühlte ein unaussprechliches Verlangen, seine Hand mit ihren Lippen zu berühren, einen Kuß auf seine Stirn zu drücken. Sie vergönnte es sich nicht. Ohne seine völlige, freudige Vergebung hatte sie kein Recht an ihn.

Sie erhob sich und kleidete sich geräuschlos an. Als er endlich erwachte, war es heller Tag, auch in ihrer Seele war es wieder Licht geworden.

„Du hast lang geschlafen!“ sagte sie, ohne ihm zu nahen.

„Du hattest mich müde gemacht!“ entgegnete er. „Aber kommst Du nicht zu mir? Soll der heutige Tag mir anbrechen, traurig, wie der vorige mir schloß?“

„So verzeihst Du mir?“

„Wie gern!“ rief er, indem er ihr die Arme entgegenbreitete.

„Und wir bleiben hier!“ bat Fides.

„Nein!“ gab er ihr zur Antwort. — „Unser hiesiger Aufenthalt ist überlebt; doch soll er kein verlorener, kein nutzloser für uns gewesen sein. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß auch wir uns mißverstehen können, das muß uns eine Lehre sein. Laß uns, wie ich's beschlossen, heute ruhig gehen.“

(Schluß folgt.)

Die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Kassel.

(Hiezu das Porträt S. 81.)

Keine Wanderversammlung ist so sehr in's Fleisch und Blut der deutschen Nation eingedrungen, wie die im Jahre 1822 von dem großen Zoologen Professor Oken gegründete Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, welche vom 11. bis 18. September dieses Jahres zu Kassel zum einundfünfzigsten Male getagt hat. Während in früheren Jahren die bei diesen Zusammenkünften gepflogenen Verhandlungen einzig und allein einer ausschließlichen wissenschaftlichen Richtung huldigten, haben sich in neuerer Zeit die Verhandlungen auch auf Themata erstreckt, bei welchen sich Naturwissenschaften, Politik und Volkswirthschaft die Hand reichen. Durch das allgemeine Interesse, welches die Gebildeten im deutschen Reiche an die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Forschung in dem jüngsten Jahrzehnt gefesselt hat, betheiligen sich in neuerer Zeit auch viele gebildete Nichtgelehrte an den interessanten Erörterungen der Fachmänner und so kommt es, daß die Resultate dieser Versammlungen immer mehr und mehr an allgemeinem Interesse gewinnen. In diesem Jahre hatten die in den öffentlichen Sitzungen behandelten Fragen noch eine ganz besondere Wichtigkeit, weil eine politische Tagesangelegenheit berührt wurde, deren Entwicklung im Augenblick die gesammte Nation in Spannung erhält, nämlich die soziale Frage.

Nachdem auf der vorjährigen Versammlung zu München der berühmte Gelehrte und Politiker Professor Rudolph Virchow den Satz aufgestellt hatte, daß die Sozialdemokratie sich auf die modernen Lehren vom Darwinismus, den sogenannten „Kampf um's Dasein“, stütze und mit einer angeblich übertriebenen Richtung der naturwissenschaftlichen Gelehrtenwelt Fühlung gewonnen habe, sah man sich auf der dießjährigen Versammlung veranlaßt, dieser Frage näher zu treten, und hat besonders der Professor der Zoologie Herr Dr. Oskar Schmidt aus Straßburg auf's Klarste nachgewiesen, daß die Anschauung vieler Sozialdemokraten, die Sozialdemokratie sei schon von Natur aus berechtigt, indem auch in der gesammten Thierwelt die Vorbilder zur sozialen Richtung gegeben seien, eine irrige ist; gerade umgekehrt sei es in dem Kampfe um das Dasein begründet, daß es Besitzende und Besitzlose geben müsse. Nur bei den niedrigsten Thieren, bei Wirbellosen, herrsche Kommunismus und Sozialismus; je höher man die Wirbelthierklassen hinaufsteige, desto mehr begegne man den gegenseitigen Anfeindungen und dem Siege des Stärkeren gegen den Schwächeren, bis der Mensch die Reihe der Thierwelt abschließe, welcher in dem Kampfe des Einzelnen gegen die Gesammtheit obenan stehe.

Besonders der erwähnte Vortrag verlieh der dießjährigen Versammlung eine sehr hervorragende Bedeutung, obwohl auch noch viele andere Erörterungen von Wichtigkeit gepflogen wurden, so z. B. die Behandlung der Frage von der Abstammung des Menschen durch Professor Aeby aus Bern. Derselbe wies mit schlagenden Beispielen und Beweisen darauf hin, daß es von einer gewissen Seite der modernen naturwissenschaftlichen Richtung durchaus verfehlt sei, wenn sie behaupte, die angebliche Abstammung des Menschen vom Affen durch den Umstand beweisen zu können, daß heutzutage noch affenähnliche Menschen, die sogenannten Mikrocephalen, geboren würden. Es sei dieß Vorkommniß nicht als ein Rückschlag in der Entwicklungsgeschichte, sogenannter Atavismus, zu bezeichnen, sondern als eine krankhafte Mißbildung, wie sie bei allen Geschöpfen mehr oder weniger vorkomme, also auch im Menschengeschlecht nicht fehle. Demnach sei es durchaus als absurd zu bezeichnen, wenn man von Krankheitsvorkommnissen darauf schließen wollte, daß die Urmenschen alle solche affenähnliche Mißgeburten gewesen seien.

Professor Hüfer aus Greifswald sprach über den Arzt in seiner Stellung zur Naturforschung und wies nach, daß die naturwissenschaftliche Methode bei Beurtheilung des Kranken und der Krankheiten nicht strenge durchführbar sei, wie das häufig in neuerer Zeit gelehrt werde. Man könne einen kranken Menschen nicht wie ein Thier, mit dem man experimentiren könne, betrachten, es müsse neben der objektiven Untersuchung auch dem Arzte die subjektive Meinung über diesen oder jenen Krankheitsfall bleiben, selbst wenn es sich um Hypothesen und nicht um thatsächlich nachgewiesene Krankheitsursachen handle. Der Arzt muß mit vielen unbekannten Größen rechnen, welche der Naturforscher ablehnen muß. Der Unterschied zwischen dem absoluten Naturforscher und dem naturforschenden Arzte liegt eben gerade darin, daß der Arzt seinem humanen Beruf nicht untreu werden darf und hier und da heilend und tröstend vorgehen muß, wo ihm auch eine naturwissenschaftliche Grundlage zur Beurtheilung eines Krankheitsbildes fehlt. Die großartigen Entdeckungen der Neuzeit in Bezug auf die Wundbehandlungen und der Nachweis, daß die meisten Wundkrankheiten auf Einwanderung parasitischer Gebilde in den menschlichen Körper beruhen, war anfänglich, als die Ansicht auftauchte und durch die bezügliche Heilmethode Tausenden von Menschen das Leben gerettet wurde, auch noch nicht erwiesen und trotzdem wurde an einer Hypothese gearbeitet, welche in Folge der neuesten Errungenschaften keine Hypothese mehr ist, sondern eine naturwissenschaftlich begründete Thatsache. Darum soll der Arzt nie das Studium der Naturwissenschaft aus dem Auge verlieren, sondern immer, auch wenn er die Universität verlassen hat, es mit als seine erste Aufgabe betrachten, neben seinem Beruf mit allem Ernste dem naturwissenschaftlichen Studium obzuliegen.

Herr Professor Klebs, Lehrer der pathologischen Anatomie zu Prag und einer der hervorragendsten Schüler Rudolph Virchow's, wandte sich in erster Linie gegen seinen früheren Lehrer und dessen Richtung. Die Virchow'sche Schule der sogenannten Cellularpathologie lehrte nämlich, daß der Ursitz aller Krankheiten auf selbstständigen Veränderungen der sogenannten Zellen beruhe, aus welchen mikroskopischen Gebilden der Organismus aufgebaut ist. Für viele Krankheiten, die man früher auf dem erwähnten Wege erklärte, hat man in neuerer Zeit Krankheitsursachen gefunden, die von außen auf dem Wege der Infektion oder der Ansteckung in den Körper eindringen, und von diesen infektiösen Eindringlingen, die man früher nur angenommen, aber nicht erkannt hatte, sind eine große Anzahl jetzt als mikroskopische Thierchen und Pflänzchen erwiesen; besonders die dem Pflanzenreiche angehörigen sogenannten Bakterien richten im menschlichen Körper sehr viel Unheil an; solche sind für manche Krankheiten als die einzigen Krankheitserreger nachgewiesen worden.

Der fünfte Vortrag besonderer Bedeutung, welcher in den öffentlichen Sitzungen gehalten wurde, war derjenige des Herrn Dr. Stilling jr. über Farbenblindheit, worin derselbe die Wichtigkeit des betreffenden Mangels und das häufige Vorkommen desselben nachwies und besonders betonte, daß man die Farbenblindheit nicht als ein Ueberbleibsel der früheren Entwicklung des menschlichen Geschlechts hinstellen könne, sondern daß es ein Krankheitsvorkommniß sei, welches sich Jahrhunderte hindurch fortgeerbt habe.

Außer diesen Vorträgen wurden in den öffentlichen Sitzungen noch Mittheilungen von Professor de Bary aus Freiburg über das Zusammenleben der parasitischen Pflanzen, sowie von Professor Fick aus Würzburg über die Wärmeentwicklung in den Muskeln gegeben, ebenso wurden daselbst alle wissenschaftlichen Angelegenheiten der Versammlung erledigt, während die 25 Sektionen der einzelnen Fächer das Neueste und Beste zu Tage förderten, was das vorige Jahr gebracht hat.

Das Präsidium der Versammlung bestand aus dem Geh. Sanitätsrath Dr. Benedikt Stilling als erstem Vorsitzenden und Dr. Gerland, Lehrer der Physik am Polytechnikum zu Kassel, als zweitem Geschäftsführer. Die Naturforscher-Versammlungen pflegen gewöhnlich entweder nach Universitätsstädten verlegt zu werden, oder nach Orten, die sich durch ihre geographische Lage oder durch den Wohnsitz eines bedeutenden Naturforschers und Arztes auszeichnen. Letzteres war nun in Kassel in hervorragender Weise der Fall, indem die Versammlung in ihrem ersten Präsidenten einen der bedeutendsten jetzt lebenden Anatomen und Chirurgen anerkennt.

Dr. Benedikt Stilling, dessen Bildniß wir auf der Titelseite unserer heutigen Nummer unseren Lesern vorführen, wurde am 22. Februar 1810 in Kirchhein bei Marburg, einem kleinen Landstädtchen des damaligen Kurfürstenthums Hessen, geboren, besuchte

Thamar.

Gemälde von Dubufe. (S. 94.)

vom Jahre 1824–28 das Gymnasium zu Marburg und studirte daselbst als einer der hervorragendsten Schüler, welche überhaupt auf jener Universität ihren Bildungsgang eröffneten, in den Jahren 1828—1832 Medizin und Chirurgie. Seine Richtung war schon auf der Universität eine streng wissenschaftliche und würde er die Universitätslaufbahn beibehalten haben, wenn nicht die Engherzigkeit der damaligen Anschauungen und Verhältnisse ihm einen solchen Lebensweg unmöglich gemacht hätten, da er Jude war. Er ließ sich später als praktischer Arzt und Chirurg zu Kassel nieder, wurde daselbst alsbald zum Landgerichtswundarzt ernannt und erwarb sich in dieser Thätigkeit bald einen Ruf, welcher die Grenzen seines engeren Vaterlandes, Deutschlands und Europas überflügelte, denn neben seiner ausgiebigen Berufsthätigkeit als Arzt arbeitete er in seinen Mußestunden an den höchsten Problemen der anatomischen Wissenschaft, nämlich der Erkenntniß des menschlichen Gehirns und des Rückenmarks. Fast Alles, was wir heutzutage über diese wichtigen Organe Positives wissen, stammt von Stilling her und wurden auch seine bezüglichen Leistungen von den verschiedensten Akademieen Europas durch Ernennung zum Ehrenmitgliede und Verleihung der höchsten wissenschaftlichen Preise bestätigt, während die deutsche Kathedergelahrtheit und das verbissene Professorenthum der Universitäten dem jungen Gelehrten die Anerkennung versagten, ja sogar geflissentlich seine bedeutenden Leistungen todtschwiegen. Seine immer neue und immer erfolgreichere Thätigkeit aber, die rasch aufeinander folgenden epochemachenden Entdeckungen, welche er auf genanntem Gebiete in den Jahren 1834 bis in die neueste Zeit machte, zwangen seinen Neidern die schließliche Anerkennung ab, welche in der Wahl zum ersten Präsidenten der hochansehnlichen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte gipfelte. Aber nicht nur in der theoretischen Medizin, auch in der praktischen Heilkunde leistete Stilling Unschätzbares. So stammen von ihm die ersten Verbesserungen zu der wichtigen Operation der Eierstocksgeschwülste her. Durch die Veröffentlichung seiner Methode, welche später englische Gelehrte nacherfanden, wurde Tausenden von Frauen das Leben gerettet.

Weiter stammt von ihm die Erfindung der Umschlingung der Arterien ohne Anwendung von Fäden bei arteriellen Blutungen, die Operation der Blasenstein-Zertrümmerung, die operativen Heilungen der Strikturen und vieles Andere. Der berühmte Chirurg Nelaton äußerte sich einst über eine der Stilling'schen Operationsmethoden: «C'est le plus grand pas qu'a jamais été fait dans l'ovariotomie». Die französische Akademie verlieh dem Erfinder der betreffenden Operationsmethode im Jahre 1870 den «Grand prix Barbies», nachdem ihm früher mehrere Male für seine anatomischen Arbeiten der «prix Montyon» zuerkannt worden war. Trotz mannigfacher Anerbietungen im Laufe seines Lebens konnte sich Stilling nicht entschließen, angesehene Staatsstellen und Professuren unter der Bedingung anzunehmen, daß er zum Christenthum übertreten solle. Seinem ernsten Charakter widerstrebte es, durch das Beispiel des Religionswechsels einer veralteten kulturfeindlichen Engherzigkeit Vorschub zu leisten.

Trotzdem er demnach einer hervorragenden äußeren Stellung entbehrte, wußte er doch einzig und allein durch seine Leistungen der deutschen Gelehrtenwelt die Hochachtung abzuringen, die ihm nun allenthalben gezollt wird und welche er auch durch die ganz vortreffliche, einzig in ihrer Art dastehende Geschäftsführung der 51. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in neuem und erhöhtem Maße sich erworben hat. Vornehmlich durch sein thätiges und umsichtiges Eingreifen entwickelte sich während der Dauer der Versammlung ein jedem Theilnehmer unvergeßliches Bild wissenschaftlicher Thätigkeit und herzlichen Entgegenkommens, ein nachahmenswerthes Beispiel für alle künftigen gleichartigen Versammlungen.

Kalabrien, Kalabreser und Kalabresinnen.

Von

Woldemar Kaden.

(Schluß.)

Aber auch das Mädchen, ehe es sein Herz verschenkt, denkt und überlegt reiflich, befragt Himmel und Erde. Das Weib wurde zu allen Zeiten für ein prophetisches Wesen gehalten: die griechische Pythia rief die Zukunft vor ihren Dreifuß; Lamia in Rom ließ den Mond auf ihre Schürze herabsteigen; die kumanische Sibylla schrieb das Geschick der Menschen auf welke Blätter, die sie dem Winde übergab; Velleda, die Druidin, saß auf den Eichen und rief den Sieg auf ihr Volk herab.

Auch das kalabrische Mädchen hält sich für eine Prophetin. Geht sie in die Campagna und sieht aus der Hecke eine Schlange hervorkommen, die bei ihrem Anblick wegaufwärts flieht, so ist ihr dieß ein Zeichen, daß sie einen guten Mann haben wird.

Weib und Schlange sind zwei mysteriöse Wesen: gleichermaßen schön, gleichermaßen listig und einsam. Im Gange der Frau, in den wechselreichen Bewegungen der schlanken und biegsamen Taille sieht man leichtlich die graziösen Wellenlinien eines Schlangenleibes. Schaut uns das Weib an, so sieht man unter den schöngeschwungenen Bogen der Augenbrauen die magnetischen Pupillen der Viper, und ihre Locken sind nun gar wie Schlangen. Fliehen diese also den Weg hinauf, so ist das ein gutes Augurium.

Von der Quelle im Walde hat sich ein kleiner Wasserspiegel gebildet. Die Cikade singt auf den goldenen Erntefeldern, der Wind der Thäler wirbelt den Staub auf und jagt ihn in leichten Wolken über die grünenden Weingärten hin, die die Berge säumen. Die Schatten der Eichen kämpfen mit dem Licht — und die junge Kalabresin sitzt vor dem Quell und starrt in den hellen Wasserspiegel . . .

Die Ehen, sagt man, wie anderwärts, auch in Kalabrien: kommen vom Himmel. Und wie man die Himmelsbläue und die weichen Wolkenflüge, und die Vögel, die durch den Himmel schweben, im Wasser wiedersehen kann, warum sollte man da nicht auch, vom Himmel gesandt, das Bild des Zukünftigen finden können? . . .

Ein liebliches Bild bietet Rossano (Provinz Calabria cit.) am Anfang eines jeden Monats. Auf einem steilen Felsen erhebt sich dort ein Kirchlein, der Pilerio. Unten öffnet sich ein tiefes Thal, mitten in dessen Fluß liegen weiße Steine, auf denen die Wäscherinnen stehen und ihre Wäsche klopfen. Auf der andern Seite des Flusses breiten sich Berge und Hügel, Oliven- und Weingärten, Eichen- und Kastanienwälder aus. Steigen die Mädchen nun zum Gebet zu dem Pilerio hinauf und begegnen auf der Straße einer Frau, welche Brod backt, oder einem Bäcker, der es frisch aus dem Ofen bringt, oder stimmen beim Hinabschauen vom Felsen die waschenden Frauen da drunten eben ein heiteres Lied an, oder hören sie fröhliche Worte vom Munde Vorübergehender, so ist das ein glückbringendes Augurium: Alles ist gut, der Jüngling, der sie lieben soll, wird schön, wird ihr Mann sein.

Griechische und römische Phantasieen, sie leben noch im Volke. Und wie auch der Stand der heutigen Kultur in Kalabrien sei, nicht zu leugnen ist, daß seine Frauen in direkter Linie von den Müttern der Kamillus und der Scipionen abstammen. Hier noch ein anderes Beispiel. In der Provinz Reggio legt sich das Mädchen, welches den Geliebten im Traum sehen, im Traum Zwiesprach mit ihm halten möchte, vor dem Zubettgehen ein Lorbeerblatt unter das Kissen, ein Blatt also des Baumes, den der griechische wie römische Kalabrier einst dem Apollo geweiht hatte, und unter dessen delphischen Schatten die Orakel ertönten.

Oder das Mädchen nimmt das Laub der Myrte, aus dem man, „als man ihre heiligen Tempel noch verehrte", der Venus Kränze wand, oder das Laub des Lentiscus, der Olive, und wirft es auf die glühenden Kohlen. Wenn dieses alsdann knistert und flüstert, wie Seufzer der Liebe, sich zusammenrollt und prasselnd aufspringt, wie ein Herz unter dem Blick der Liebe: so jauchzt sie auf, wie Gretchen beim günstigen Blumenorakel: Er liebt mich, liebt mich!

Eine andere Probe. Als ob die Liebe die Entfernungen aufhöbe, als ob ihre Kette eine elektrische sei, ein Seidenfaden, der den Funken von einem Herzen zum andern durch Hunderte von Meilen leitet, so kreuzt die Kalabresin, wenn ihr plötzlich der Schlucken kommt, wenn sie ein Kitzeln in den Ohren fühlt, die Arme über der Brust, überläßt sich den süßesten Träumereien, denn sie ist gewiß, daß, während sie schluchzt, er eben um sie seufzt, daß, wenn ihr das Ohr juckt, er eben von ihr spricht. Dasselbe gilt auch in Deutschland, und gilt hier nur als ein Beleg für weite Verbreitung gewissen Aberglaubens.

Endlich, wenn sie seine Zuneigung wachsen lassen, ihn sich ihr für immer verketten möchte, nimmt sie ihre Zuflucht zur Eidechse. Dieses zierliche Thierchen, das uns mit Kinderaugen ansieht, das sein Züngelchen herausstreckt und sich die Lippen leckt, wenn wir ihm zulächeln, das jeder freundlichen Seele sympathisch ist, wird, besonders wenn es ein trächtiges Weibchen ist, das nur mit Mühe einherkriecht, von allen kalabrischen Kindern respektirt. Die Mutter sagt ihnen: dieß unschuldige Thierchen ist unsere Freundin; es trägt Wasser in die Hölle, ihr Feuer zu löschen.

Das liebende Mädchen aber nimmt die Eidechse, ertränkt sie in Wein, trocknet sie an der Sonne und stößt sie zu Pulver. Von diesem Pulver nimmt sie zwei Finger voll und bestäubt damit den Geliebten. Dieß hält man für ein unfehlbares Liebeszwangsmittel und davon stammt auch die Phrase: Dieß Mädchen hat mir das Pulver geworfen, das heißt, mich in sich verliebt gemacht.

Und dem also Gezwungenen bleibt nichts weiter übrig, als sein breites, freies Leben „in den Ring zu zwängen", in den Ehering, und ein Familienleben auf eigene Faust zu beginnen. Mit diesem beginnen denn nun auch, wenn der Zucker abgeleckt ist, die zwei Hauptlandplagen kalabrischen niedern Ehelebens: die Eifersucht und — der Hunger.

Im Sommer mag's ja noch angehen, noch tröstet sie ausreichende Nahrung und junge Liebe. Aber, o Schmerz, dauern kann das nicht. Aus den Schluchten des unwirthlichen Silawaldes weht es herbstlich kalt, und auf den Spitzen des Monte Pollino und Selicella zeigt sich der erste Schnee — eine Mahnung, an den Wintermantel zu denken. Diese Mahnung singt ein altes Volkslied, es läßt den Monat August dem September einen Brief bringen:

August, der trägt den Brief ihm zu,
September liest ihn zur Stelle:
Nun kleide dich, du Nackt . . . . du,
Der Winter kommt so schnelle.

Der Unverheirathete, der nun keine bleibende Stätte gefunden, streicht wehklagend mit den beerelesenden Strichvögeln durch die Hecken und klagt und sagt vor sich: Sugnu furtunatu cumu l'erba d'a via: ich bin beglückt wie das Gras des Weges, von Allen getreten und zertreten und doch armselig und dürftig schon von Natur. Er philosophirt ganz sozialdemokratisch, wenn er singt:

Nasci lu riccu de buonu parentatu etc.

Der Reiche stammt von einem guten Vater,
Der Arme ist von schlechtem Holz gebürtig.
Der Reiche ist zu gutem Tisch geladen,
Der Arme doch ist dessen nimmer würdig.

Dem Reichen wird Geduld bei seinen Schulden,
Dem Armen Pfändung, Kerker ohn' Erbarmen.
Dem Reichen, stirbt er, wird ein Kreuz von Golde,
Ein schlechtes Holzkreuz aber wird dem Armen.

Dem Verheiratheten reichen die Vorräthe etwa noch bis Weihnacht, dann geht auch bei ihm die Noth an, eine Noth, so groß, daß unsere deutschen Armen sich keine Vorstellung davon machen können. Jeder Verdienst wäre willkommen, keine Arbeit zu schwer, aber so weit das Auge reicht: „Spuren hungriger Krähen im Schnee", die Fußspuren der Arbeitsuchenden, aber keine Arbeit. Was da gegessen wird, hat noch nie auf dem Speisezettel einer deutschen Bettelmannsküche figurirt, ist auch wahrhaftig nicht dazu angethan, dem abgearbeiteten, fleischlosen und meist vom Wechselfieber ausgemergelten Sommerkörper des armen Kalabresen ein Loth Fleisch zuzusetzen.

Und doch ist er fast immer fröhlich und wohlgemuth, und ein Schluck seines Weines oder eine Pfeife spottschlechten Tabaks begeistern ihn wie in den Zeiten des kurzen Liebesrausches zum Gesang, wenn derselbe auch mit bitterer Ironie versetzt ist:

Ich sorg' mich nimmer, wenn ich jung muß sterben,
Ich weiß mein Weib versorgt in allen Dingen:
Mit einer Henne wird sie Eier erben,
Ein Hahn wird ihr an jedem Morgen singen.
Mit Deck' und Bettluch wird sie nicht verderben,
Wird wohl gewärmt die Winterszeit verbringen.
'Ne Reihe Zwiebeln laß ich ihr zum Brod —
Nun sage Eines: was hat's da für Noth?

Das ist kalabrischer Galgenhumor! Wehleidiger und weltschmerzlicher klingt das Folgende:

Welch' traurig Schicksal ward mir auf der Welt:
Was Andre Böses thun, muß ich beweinen,
Ich werfe Stroh, das schwer zu Boden fällt,
Blei, das ein Andrer wirft, das seh' ich steigen.
Der sammelt Dornen, und er sticht sich nicht,
Ich breche Rosen und muß weinen.
Wohin ich schau', ist Unglück mir gerichtet —
Jetzt grab' ich mir ein Grab, hinabzusteigen.

Poesie und Elend gehen fast immer Hand in Hand, sie sind Schwestern, hier in Kalabrien gar treue Zwillingsschwestern. Elend und Poesie: hier ist beides und in reicher Fülle. Freilich, wird dem jungen Ehemann das Leben und seine Bedrängniß zu toll, dann — und wer will es ihm verdenken? — wirft er die Zappa über's Dach, nimmt die Flinte vom Haken, erschießt seine Frau und schließt sich als treuer Waffengefährte dem finstern Capo in den Wäldern an. So „strikt" der unerzogene Gebirgssohn, der in keiner Schule die zehn Gebote mit der Luther'schen Erklärung auswendig lernte, dem der Galantuomo seines Ortes das Messer an die hungernde Gurgel oder in der Noth durch sein Weib die schlimmen Hörner „comu do' culonne", wie zwei Säulen groß auf den Kopf setzte. Das Weib erschießt er, denn die Eifersucht, das schlimmste Feuer auf Erden, soll ihn nicht in den Bergen brennen, wo ihn eine bald gefundene Druda reichlich trösten wird. Jetzt hat er frisches Fleisch alle Tage und in Hülle und Fülle, und Wein, so viel er will, und Tabak und Freiheit, und das Alles bezahlt er nicht mehr mit seinem Schweiß, sondern mit rundem Blei, das er auf den Höhen selber münzt. Jetzt mästet er sich übermüthig von dem Fette der Erschlagenen, jetzt jammert sein Herr, der ihm jahrelang für eine halbe Lira täglich das Fell über die Ohren zog, wenn der Armuth täglich Lamm und Stier in Dutzenden zum Opfer fallen, und Menschenopfer obendrein. Auch für sein Leben fürchtet er.

Dazu kommt, daß, Brigant zu sein, man mag von Hütte zu Hütte wandern und in jedem Kodex der bäuerlichen Moral nachschlagen, durchaus keine Schande ist. Nur hat nicht eben Jeder den Muth, mit Allem und Allem zu brechen.

Genug davon! Das Kapitel der Völkerleiden ist ja in aller Welt zu groß, um es jemals zu Ende führen zu können!

Notizblätter.

Literatur.

— **Fritz Reuter hat dem plattdeutschen Roman eine geachtete** Stellung in der deutschen Literatur geschaffen und eine Schule gebildet, die mitunter schien glauben machen zu wollen, daß dieser Dialekt die einzige richtige Sprache der deutschen Dichtung sei. Dieß ist jetzt so ziemlich vorbei, die Begeisterung für die Dialektdichtung ist in ihre naturgemäßen Grenzen zurückgekehrt. Damit soll jedoch die Kunst der Erzählung im plattdeutschen Idiom durchaus nicht herabgesetzt werden, sie hat ihre großen Vorzüge, sie drängt zur Natürlichkeit und Einfachheit hin und arbeitet der Ueberschwenglichkeit und der Verhimmelung tüchtig entgegen. Aus diesem Gesichtspunkt möchten wir den großen plattdeutschen Roman „Klaas Hinnerk" von Angelius Benthien (Braunschweig, Bruhn) warm empfehlen. Hier ist gesunder Realismus, eine kleine, aber scharf und wahr geschaute Welt findet man in dieser allerdings etwas breiten Erzählung mit guter Laune und gemüthvoll geschildert — Szenerie, Holstein, und Figuren, Schleswiger Bauern, sind markig und tüchtig gemalt. Aber an dem Grundfehler, woran alle plattdeutschen Erzählungen laboriren, Reuter's nicht ausgenommen, leidet auch dieser Roman — die Erfindung ist schwach. Es passirt nichts Rechtes in den Romanen, die von Mecklenburg bis Dänemark spielen, und dieß muß durch Detailmalerei ersetzt werden, die schließlich ermüdend wirkt. Auch dieser Roman ist hievon nicht freizusprechen. Nichtsdestoweniger empfehlen wir ihn dem plattdeutschkundigen Leser als angenehme, gediegene Lektüre.

— **In Deutschland hat man noch immer eine gewisse Scheu,** seine Memoiren zu schreiben, und noch mehr sie zu veröffentlichen. Wir entbehren dadurch einen Zweig der Literatur, der zu den anregendsten und werthvollsten gehört, werthvoll namentlich dadurch, daß das Leben

der Einzelnen immer auch in Beziehungen zur ganzen Zeit steht und die bedeutungsvollsten Lichter auf diese wirft. Wir sind deßhalb dem Breslauer Professor Felix Eberty dankbar, daß er die „Jugenderinnerungen eines alten Berliners“ (Berlin, W. Hertz) nicht im Pulte behalten, sondern uns zu Genusse gegeben. Nicht bloß Berlin in den ersten Jahrzehnten dieses Säkulums rollt sich vor unseren Blicken in diesen fesselnden Bildern des liebenswürdigen Erzählers auf, die Studentenjahre, die Reisen führen uns auch an andere Orte der Heimat des Autors, der in lebendigem Verkehr mit den bedeutendsten Persönlichkeiten, sehr viel zu erzählen hat und trefflich zu charakterisiren versteht, so daß wir von Zeit und Zeitgenossen das volle Bild gewinnen. Das Buch ist namentlich reich an kleinen anziehenden Genrebildern von Originalen, wie sie heutzutage mehr und mehr in unserer nivellirenden Zeit aussterben: wir haben ein solches in unserer Romanbibliothek unter dem Titel: „Der kleine Doktor“ daraus mitgetheilt und dadurch wohl früher schon zur Lektüre dieser „Jugenderinnerungen“ angeregt.

— **Als hervorragende Leistung eines außerordentlich scharfsinnigen**, bedeutend spekulativen Kopfes möchten wir das umfangreich angelegte Werk: „Die Kraft“ von J. G. Vogt (Leipzig, Haupt & Tischler) empfehlen. Dieser erste große Band, der uns jetzt vorliegt, stellt dar die Konzentrationsenergie als letztursächliche, einheitliche mechanische Wirkungsform des Weltkubstrates. Das Werk zeugt von einer wahrhaft genialen Spekulationskraft auf physikalisch-philosophischer Basis und dürfte nicht nur für Fachleute, wie Ingenieure, Mathematiker, Philosophen, große Anziehungskraft haben, auch das gesammte denkende Publikum, wir meinen natürlich nur die Kreise, welche sich um die Lösung philosophischer Probleme bekümmern, wird in diesem bedeutenden Werke Anregung, Belehrung, fesselnde, gediegene Geistesbeschäftigung finden. Zur Erläuterung des Textes, der allerdings hie und da durch Häufung von technischen Ausdrücken schwerfällig gemacht ist, sind über hundert Holzschnitte eingefügt. Ausstattung und Druck des Werkes sind lobenswerth.

— **Von Stanley's Werk „Durch den dunkeln Welttheil“ ist nun auch** der zweite Band bei Brockhaus in Leipzig erschienen.

— **Johannes Prölß hat die Redaktion der „Allgemeinen Literar.** Korrespondenz“ vom 1. Oktober an übernommen.

— **Die Leipziger Buchhandlung von Philipp Reclam jun. hat,** nachdem sie kürzlich den 1000. Band ihrer Universalbibliothek herausgegeben, nun auch ihr 50jähriges Jubiläum am 1. Oktober gefeiert.

— **Von Professor Th. Seemann erscheint demnächst bei Cotsenoble** in Jena eine Geschichte der bildenden Kunst, welche das überaus reiche Material dieses Wissenszweiges dem größeren Publikum, namentlich auch den höheren Schulen, zuführen will. 200 Holzschnitte werden zur Erläuterung und zum Schmucke des Buches beitragen.

— **Bei Salmin in Padua ist eine Ausgabe von Dante's „Divina** Commedia“ erschienen, welche in einem 5 Centimeter hohen und 3½ Centimeter breiten, 500 Seiten starken Bändchen die kleinste aller Dantausgaben repräsentirt. Es existiren 400 Ausgaben, von denen die größte 1809 bei Muffe in Mailand erschienen war und 58 Centimeter hoch und 40 Centimeter breit war.

Bildende Künste.

— **Das für die Beurtheilung der Konkurrenzentwürfe zu dem** Kollegiengebäude für die Universität Straßburg berufene Preisgericht hat jetzt seine Entscheidung getroffen. Derselben zufolge ist der erste der ausgesetzten Preise, im Betrage von 6000 Mark, dem Entwurfe des Architekten Warth in Karlsruhe, die weiteren vier Preise von je 3000 Mark sind den Entwürfen der Architekten: Eggert in Straßburg im Elsaß, Hofsfeld und Hinckeldeyn in Berlin, Mylius, Blumschli und O. Sommer in Frankfurt am Main zuerkannt.

— **Am 11. Oktober wurde in Dresden das Nieritz-Denkmal,** welches von Kietz und Arnold entworfen ist, enthüllt. Zwei Kinder, welche eine Feuchtranke halten, umstehen das Postament aus Porphyr, auf welchem sich die wohlgetroffene Büste des Jugendschriftstellers befindet.

— **Die siebenzehnte Hauptversammlung der Verbindung für histo**rische Kunst wird in der zweiten Hälfte des Monats August 1879 in Kassel abgehalten und mit derselben zugleich die Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens dieses Vereines verbunden werden. Die zur Konkurrenz einzusendenden Geschichtsbilder und Entwürfe sind bei dem Geschäftsführer der Verbindung, Schulrath Looff in Langensalza, anzumelden. Nur Bilder aus dem Gebiete der Geschichte, namentlich der deutschen Geschichte, haben Aussicht auf Ankauf oder Bestellung.

Musik.

— **Die „Harmoniumschule“ von Aug. Reinhard (Berlin, C.** Simon's Verlag) ist eins der besten Lehrwerke für dieses immer beliebter werdende Instrument, und zeichnet sich zunächst dadurch aus, daß sie nicht etwa die vorherige Absolvirung einer Klavierschule voraussetzt, sondern alles Wissenswerthe von der Notenkenntniß an selbst darbietet, und zwar in deutscher, französischer und englischer Sprache. Vortrefflich sind die progressiv fortschreitenden Uebungsstücke, zum Theil den besten Meistern entnommen, darunter schließlich auch welche mit Begleitung eines Pianoforte. Daran schließen sich des Autors übrige Duos op. 15, „Immortellen“ betitelt (zum Theil auch für zwei Klaviere brauchbar), und konzertirende Trios op. 14 und 19, worin zu Harmonium und Klavier noch Violine oder Violoncell tritt. Diese beiden äußerst zweckmäßigen Sammlungen enthalten Sätze von Händel, Mozart, Beethoven, Schubert, Hummel, Mendelssohn, Chopin, Volkmann, Reinecke, Rossini u. A.; außerdem hat Reinhard noch eigens „20 Harmoniumstudien“ op. 13 herausgegeben, welche sich obiger Schule ergänzend anschließen, und so in jeder Richtung ausreichend vorgesorgt. Die Ausstattung ist sehr hübsch, der Preis durchgehends sehr mäßig; deßhalb empfehlen wir diese gesammte Harmonium-Literatur auf's Beste.

— **August Wilhelmj konzertirt gegenwärtig in New-York** — selbstverständlich mit größtem Erfolge.

— **Anton Rubinstein hat eine neue große Klavierkomposition,** eine «Caprice russe» in der Art eines Konzertes mit russischen Themen, geschrieben.

— **Mit durchschlagendem Erfolg gelangte jüngst an der groß**herzoglichen Hofbühne zu Darmstadt das von J. C. Thomas mit so reichem Talent komponirte Melodrama „Der Taucher“ zur Aufführung. Das Orchester, unter der umsichtigen wie kunstverständigen Leitung des neuengagirten Kapellmeisters de Haan, war tadellos. Der Oberregisseur Wünzer sprach Schiller's Dichtung mit künstlerischer Verve und wurde vom Publikum mit Beifall überschüttet und hervorgerufen. Mag nun das Melodram als Gattung auch zu den überwundenen Standpunkten zählen; wenn eine gute und ausdrucksvolle Musik ihm zur Seite steht, wird und muß es belohnende Anerkennung finden. Das war unbestritten hier der Fall und können Komponist, Sprecher und Dirigent gemeinsam sich in die Ehre der schön errungenen Wirkung theilen.

— **Gegenwärtig macht in Berlin der junge (11jährige) Brasi**lianer Maurice Dengremont großes Aufsehen. „Schon die ersten Griffe und Bogenstriche des Virtuoschen,“ sagt Schmidt-Cabanis, „bewiesen es, daß man es hier nicht mit einem ausgemergelten Verwunderungskinde, sondern mit einem wahrhaften Talent von Gottes Gnaden zu thun habe. Maurice Dengremont hat bereits sechs seiner schönsten Jugendjahre „verspielt“ und in der Virtuosität eine Stufe erreicht, um die ihn mancher routinirte Konzertmeister beneiden dürfte; Alles gelingt ihm: die rapidesten Läufe, die schwierigsten Doppelgriffe, das zarteste Flageolet. Die Reinheit des Tones bleibt dabei stets gewahrt, und daß in Bezug auf Größe und seelische Belebung des Tones noch nicht die höchste Stufe erreicht ist, scheint am Ende ein Glück; denn was sollte Maurice sonst in Zukunft noch lernen?“

— **Ole Bull ist kürzlich mit seiner Gemahlin von Bergen über** Christiansand nach Amerika abgereist, wo er, dem Vernehmen nach, ein Engagement für eine Reihe von Konzerten übernommen hat. Ole Bull ist achtundsechzig Jahre alt.

Bühne.

— **Baron Burgh. v. Cramm, der langjährige „Intendant des** Gerner Hoftheaters, auch als dramatischer Dichter bekannt, wurde zum Intendanten des Braunschweiger Hoftheaters ernannt. Dieses bezieht — beiläufig erwähnt — 240,000 Mark etatsmäßigen Zuschuß.

— **Ein hervorragendes Bühnenereigniß der letzten Wochen war** die Aufführung der „Iphigenien-Trilogie“, welche Dr. Jul. Werther am Mannheimer Hoftheater veranstaltete und auf welche wir früher schon aufmerksam machten. Der Erfolg war ein glänzender, das Haus war an allen drei Abenden dicht besetzt und die Leistungen der Darsteller wurden mit dem lebhaftesten Beifall, der sich nach der Aufführung der Elektra bis zum Enthusiasmus steigerte, aufgenommen. Darüber dürfte kein Zweifel obwalten, daß sowohl die „Iphigenia in Aulis“ als auch die „Elektra“ dramatischen Zug genugend in sich tragen, um auf der Bühne zu voller Wirksamkeit zu gelangen, ebenso dürfte anzuerkennen sein, daß die Art der Wilbrandt'schen Bearbeitung der „Elektra“, welcher auch Dr. Werther in seiner Einrichtung der „Iphigenia in Aulis“ in den Grundzügen folgte, uns die Originale näher bringt, indem den Anforderungen der modernen Bühne dabei Rechnung getragen ist. Die Inszenirung der drei Stücke wurde von Dr. Werther nicht nur mit Liebe zur Sache, sondern auch mit vollstem Verständniß geleitet; sie war eine sehr wirksame.

— **Frau Wilbrandt's Gastspiel am Stadttheater in Wien brachte** eine Novität ihres Gatten: „Der Thurm in der Stadtmauer“. Das neue Stück ist ein komplettes Schauspiel. Der alte Thurm, der der Titelheld ist, dient verschiedenen Leuten als Versteck, als Zufluchtsort: Müller Effendi, einem Ehemanne, der, sobald seine Frau in schlechte Laune geräth, sich in diesen Thurm zurückzieht — Moritz, einem Studenten, der sich dort verbirgt, wenn er ohne Erlaubniß des Vormundes aus der Universitätsstadt heimkommt, um seine geliebte Cousine zu sehen — endlich, und das ist die Hauptsache, dem Architekten Eduard Wendheim, der die Wittwe Bertha von Nicktha liebt. Bertha erwiedert Eduard's Neigung, aber dieser soll, ehe Bertha ihm die Hand reicht, den Spieldämon bannen, von dem er besessen ist. Eduard zieht sich in den Stadtthurm zurück, lernt dort das Spiel vergessen, und bekommt schließlich Bertha zur Frau. Wilbrandt entwickelt auch hier seine Zwei-Seelen-Theorie, die im „Nero“ zum ersten Male erscheint, wo sich der Imperator selbst den Kerkermeister des „echten, wahren Nero“ nennt. In der „Reise nach Riva“ lernen wir den Kunstprofessor kennen, der mit sich selbst verheirathet ist. Nun definirt Eduard Wendheim sich als aus zwei Wesen bestehend, aus dem guten Fridolin und dem bösen Dietrich, und im Stadtthurm will er den Dietrich beseitigen. Müller Effendi erklärt uns, seine Gattin enthalte zwei Frauen. Die sanfte, liebenswürdige nennt er Hildegarde, die zänkische, boshafte Hortensia. Das Stück hat lebhaft interessirt und angesprochen. Auch das rasch auf derselben Bühne folgende Schauspiel: „Auf den Brettern“ fand eine sehr günstige Aufnahme. Man begegnet zwar einem oft gehörten Thema: den Schicksalen einer Künstlerin, wie sie aus der Wechselwirkung zwischen Bühne und Leben sich ergeben, allein die Variation des dankbaren und für eine Theaterstadt wie Wien doppelt pikanten Stoffes muß dießmal ungemein glücklich und anregend genannt werden. Eine Künstlerin, durch Kabalen aller Art aus einem Hoftheater gedrängt, reicht in der ersten Aufwallung über die erlittenen Kränkungen einem Freiherrn die Hand; sie verspricht, ihm ganz anzugehören und der Bühne für immer zu entsagen. Aber bald wird sie vom Heimweh zu den Brettern erfaßt; widerwillig gibt der Gatte die Einwilligung. Die Künstlerin, welche die alten Kollegen und das alte Publikum wiedergewonnen hat, läuft Gefahr, den erkalteten Gatten zu verlieren. Bei der Darstellung einer neuen Rolle, die manche Aehnlichkeit mit ihrem eigenen häuslichen Schicksal bietet, wird nun die Künstlerin so heftig von der Gleichartigkeit der Situationen erschüttert, daß sie mitten im Spiele auf offener Szene zusammenstürzt. Diese Katastrophe hat aber auch zugleich dem Gatten das reiche, hingebende Herz der Frau offenbart; es folgt Versöhnung und Umarmung. Man kommt in dem Stücke kaum aus der Coulissenluft heraus, und doch tritt keine Monotonie ein, weil das originelle Künstlertreiben der einzelnen Schauspielertypen mit seinem Witz und seiner Beobachtungsgabe so geschildert ist, daß sich eine Reihe von Genrebildern anmuthendster Art ergibt.

— **Im Ringtheater in Wien wurde „Gleiches Recht“, ein vier**aktiges Originallustspiel von Hermann Sallmayer, mit gutem Erfolge aufgeführt. Wenn ein reicher, aktadeliger Baron die Ehe seines Sohnes mit der Tochter eines bürgerlich gebliebenen Großindustriellen genehmigt, so ist es nur recht und billig, daß der Großindustrielle nichts einwendet, wenn sein Sohn die Tochter des ersten Werkführers heirathen will. Aber auch der erste Werkführer kann dann nichts dagegen haben, wenn seine zweite Tochter die Gattin eines fleißigen Arbeiters zu werden wünscht. Anfangs hat es den Anschein, als ob sämmtliche Liebende in Folge der „Vorurtheile“ ihrer Väter und Mütter sich nicht bekämen. Sie bekommen sich nach vielen lustigen und pathetischen Szenen aber doch, weil der Baron, der in erster Ehe mit einer Bürgerlichen verheirathet war, die Bedenken seiner ebenbürtigen zweiten Gemahlin gegen die Mesalliance des Stiefsohnes beschwichtigt. Inzwischen mußte das Publikum die Ueberzeugung gewinnen, wenn es sie nicht schon vorher besaß, daß Standesunterschied allein kein Ehehinderniß ist und daß Adelsstolz im Grunde leichter zu überwinden als Geldstolz. Nach dem letzten Akte hatte der Regisseur dem Publikum im Namen des Autors zu danken.

— **Im Ringtheater in Wien wurde kürzlich zum ersten Male** „Artikel 47“, Drama in 5 Akten von Belot, aufgeführt. Es ist nach Belot's gleichnamigem Romane bearbeitet und bietet starke theatralische Effekte, die von virtuosen Darstellern zu großer Wirkung ausgenützt werden können. Das Stück muß von Coulissenreißern gespielt werden, die ihre Aufgabe mit Glacehandschuhen anfassen. Es spielt in den elegantesten und verderbtesten Gesellschaftsschichten von Paris; auf den schweren Teppichen und in den verzoldeten Salons werden aber Gewaltthaten und Brutalitäten der erschreckendsten Art begangen. Eine Mestize, deren Schönheit durch den Pistolenschuß eines betrogenen Liebhabers vernichtet wurde und die sich dadurch rächt, daß sie die spätere Ehe des Geliebten zu vernichten strebt, spielt die Hauptrolle. Das Stück erfordert also Schauspieler, welche große Kraft der Rede und mannigfaltigste Mimik vereinigen, in erster Reihe aber das Paris der Lebewelt anschaulich zu machen verstehen. Ueber eine solche gute „schlechte Gesellschaft“ nun verfügt das Ringtheater noch nicht.

— **Das Pariser Sittenstück: „Die arme Löwin“ von Augier,** fand in der Lindau'schen Bearbeitung am Residenztheater in Berlin lebhaften Anklang, nachdem es früher (1873) in anderer Bearbeitung am Wallnertheater abgefallen war. „Unter den vielen Stücken,“ sagt ein Kritiker, „welche das Motiv des aus übertriebenem Luxus der Frauen resultirende Kapitel des Ehebruchs dramatisch illustriren, nimmt das Schauspiel von Augier noch eine gewisse, man möchte sagen vornehme, weil geistig bedeutende Stellung ein. Der Dichter greift nicht zu rohen Mitteln, um sein Thema durchzuführen. Er weiß den Zuschauer für die Charaktere zu interessiren, für die Handlung mit ihrer vortrefflichen dramatischen Steigerung in dem Grade empfänglich zu machen, daß nicht ein rohes, sinnliches Behagen, sondern ein tiefer Ernst in der Beobachtung der Charaktere und der konsequenten Zuspitzung der Handlung seine Theilnahme leitet. Derartige Schauspiele können wirklich Sittenstücke sein, auf die Verbesserung sozialer Schäden hinwirken.“

— **Im Berliner Opernhause wurde J. F. Abert's neue Oper:** „Ekkehard“ mit vortrefflicher Mise-en-scène aufgeführt. Die Dichtung des neuen Bühnenwerks hält sich ziemlich genau an den Scheffel'schen Roman. Die Oper hat im großen Ganzen ihre Wirkung nicht verfehlt und den Komponisten in Norddeutschland eingeführt. Man rühmt vorzüglich die außerordentlich ansprechende Musik der Exposition, das Finale des ersten Aktes, das Momente von bedeutender dramatischer Kraft enthalte; in der ersten Hälfte des zweiten Aktes habe der Komponist den Grundton einer ekkehardwürdigen musikalischen Illustration am besten getroffen; im dritten Akte unternehme der Komponist einen energischen Sturm auf die Herzen seiner Zuhörer, namentlich weise Hedwig's und Ekkehard's Zusammentreffen sehr wirksame Effekte auf. Das Finale des Aktes war entscheidend für den Erfolg der Oper, es verschaffte dem Komponisten einen wohlverdienten lebhaften Hervorruf. Auch die beiden letzten Akte zeigten manche hübsche und gelungene Einzelnheiten; die Musik erging sich aber hier in die Breite und man räth dem Komponisten die Zusammenziehung beider Akte in einen. Abert wurde abermals am Schlusse gerufen.

— **In Darmstadt ist am 10. Oktober Robert Emmerich's Oper** „Der Schwedensee“ zum ersten Male aufgeführt worden. Die „N. H. Z.“ berichten darüber: „Die Musik der Oper ist eine fleißige, verdienstvolle Arbeit und zeugt für das ernste Streben des Komponisten. In einzelnen Nummern von treffender Charakteristik hält sie sich durchweg fern von allen Trivialitäten, aber auch eben so fern von dem bei vielen der neueren Komponisten so sehr beliebten Ausnützen anderer Werke, welches uns manche in jüngerer Zeit gehörte musikalische Novität fast wie ein Quodlibet aus anderen Opern erscheinen ließ. Die Aufführung unter Kapellmeister Schmidt's Leitung war eine sehr gelungene.“

— **In Wiesbaden gab man als Novität die dreiaktige Oper:** „Die Albigenser“, Text von Rullmann, Musik von J. de Swert. Der Erfolg war ein sehr glänzender, an welchem indeß auch die Ausführenden einen sehr bedeutenden Antheil hatten. Die Oper ist mit großem Geschick auf den Effekt gearbeitet, namentlich die breiten Ensembleſätze mit ihren italienischen Kulminationspunkten; die bunte Abwechslung der Szenen fesselt das Publikum. „Wenn man die Sphäre bezeichnen soll,“ schreibt man von dort, „in welche etwa die de Swert'sche Oper hineinversetzt werden könnte, um Solchen, die sie nicht gehört haben, eine annähernde Vorstellung von ihrem Charakter zu geben, so möchte man sagen, daß, sowohl in Bezug auf Text als auf Musik, der ‚Troubadour‘ von Verdi und die ‚Judin‘ von Halévy die nächsten Geistesverwandten zu sein scheinen. Es kommen auch einige liedartige Sätze in der Oper vor, die von dem berühmten Liedercomponisten Abt herrühren könnten und mindestens ebensoviel Beifall fanden, als wenn sie wirklich von demselben herrührten. Direkte Reminiszenzen hat man aber keine bemerkt, und gereicht dieß dem Werk jedenfalls zum Lobe.“

— **Der historische Wiener Possenabend, welchen Langer am** Karltheater in Wien arrangirte und dessen Programm wir kürzlich mitgetheilt haben, hat nicht gerade einen sehr erheiternden Eindruck gemacht, aber doch in hohem Grade interessirt, namentlich die Stegreifkomödie.

— **Am Wiener Hofoperntheater gab man die Oper: „Philemon** und Baucis“ von Gounod, als Novität. Ursprünglich für das Baden-Badener Theater geschrieben, hat die Oper nun auch in Wien gefallen. Der Musik läßt sich nach Hanslik's Urtheil viel Gutes nachsagen. Ohne besonders gehaltvoll oder originell zu sein, tritt sie doch mit so seiner Mäßigung und Anmuth auf, daß man ihr mit Vergnügen lauscht.

— **Fritz Reuter's Lustspiel: „Die drei Langhänse“ hat bei der** ersten Aufführung, die man im Bellealliancetheater in Berlin versucht, trotz der mittelmäßigen Darstellung doch angesprochen.

— **Das Woltersdorftheater in Berlin gab die komische Operette:** „Mata Florida“ von Ludolf Waldmann, welche einen durchschlagenden Erfolg erzielte, den sie mit der trefflichen Aufführung theilte. Der Librettist führt den Zuschauer nach dem historisch so berühmt gewordenen Kloster von St. Just, in welchem er allerdings nicht mehr die strengen Sitten aus der Zeit Karl's V., sondern vielmehr eine höchst bedenkliche Verwahrlosung der Moral vorfindet. Sämmtliche Mönche, der Prior an der Spitze, sind schlimme Bursche, Prasser, Tagediebe und Mädchenräuber, so daß der junge Ritter Leon, welchen die Gewissensbisse um einen im Duell getödteten Gegner und der Schmerz um eine treulose Geliebte in die klosterliche Einsamkeit getrieben, eine unpassendere Gesellschaft als die der Mönche von St. Just gar nicht hätte wählen können. Eigentlich hat er auch gar nichts im Kloster zu suchen, denn erstens ist sein Gegner von seiner Wunde genesen und munter wie ein Fisch im Wasser, und zweitens hat seine Geliebte, eben die reizende Mata Florida, ihm niemals die Treue gebrochen, sondern stets nur ihm im Herzen getragen. Macht sie sich doch, von ihrem Pagen begleitet, auf, ihn in allen Klöstern Spaniens zu suchen und ihrer ewigen unwandelbaren Liebe zu versichern; daß sie ihn glücklich findet und aus der düsteren Klosterzelle in das gemüthlichere Brautgemach führt, versteht sich bei einer komischen Operette von selbst. Der hier in kurzen Umrissen wiedergegebene Text trägt einen derben Humor zur Schau, welcher in drastischen Persiflage des Klosterlebens recht ergötzliche Szenen zu Wege bringt. Die Musik besteht allerdings nur aus einer Anzahl lose aneinander gereihter Lieder, die obendrein zum Theil sehr bekannt klingen.

Denkmäler.

— **Vor der Marienkirche in Kopenhagen wurde das Standbild** des berühmten Seehelden Tordenskjold von Bissen enthüllt. Dasselbe ist ein Geschenk des Kaufmanns Ruggard an die Stadt Kopenhagen.

Gestorben.

— Gustav Wallis, ausgezeichneter deutscher Botaniker, in Cuenca (bereiste im letzten Jahrzehnte die Länder Südamerikas), am 20. Juni.

— Philipp Artaria, Chef der Kunsthandlung Artaria & Fontaine vorm. Mitglied des Theaterkomites, in Mannheim, 77 Jahre alt, am 2. Oktober.

— Der König von Birma, am 2. Oktober, in Mandalay.

— Bernhard Schlick, Verlagsbuchhändler, am 2. Oktober, in Leipzig.

— Louis Seidel, Regisseur, in Berlin, am 4. Oktober.

— Dr. Wilhelm Schröder, plattdeutscher Dichter und Dramatiker, 70 Jahre alt, in Leipzig, Anfangs Oktober.

— Dr. H. F. Germann, berühmter Frauenarzt, in Marienbad, 58 Jahre alt.

— Elise Seebach, pens. k. bayerische Hofschauspielerin, in Tegernsee, Anfangs Oktober.

— Frau Maria Petel, die Tochter Alexander Dumas', Schriftstellerin, 50 Jahre alt, in Paris.

— Frau Louise Harriers-Wippern, k. preußische Kammersängerin, in Görbersdorf, am 5. Oktober, 43 Jahre alt.

— Sir Francis Grant, berühmter Porträtmaler und Präsident der englischen Kunstakademie, in London, 75 Jahre alt, am 5. Oktober.

— De Roo van Alderveldt, Kriegsminister im Haag, am 7. Oktober.

— Maximilian Graf v. Bothmer, k. bayer. Generallieutenant und Generalquartiermeister, 63 Jahre alt, am 9. Oktober, in Munchen.

— Geheimer Kommerzienrath Frhr. Abraham v. Oppenheim, in Köln, am 9. Oktober, 75 Jahre alt.

— Henri Potier, Pianist, Professor am Konservatorium, in Paris, am 9. Oktober, 62 Jahre alt.

— Wirsing, Direktor des Breslauer (früher des Leipziger und Prager) Theaters, am 10. Oktober, in Prag.

— Baron Maximilian Königswarter, Bankier, vorm. Mitglied des gesetzgebenden Körpers, in Paris, 63 Jahre alt, am 11. Oktober.

— Dupanloup, Bischof von Orleans, am 12. Oktober, in Orleans, 71 Jahre alt.

— Madoux, Redakteur der «Etoile belge», in Brüssel, Mitte Oktober.

— Buchhändler August Prandel, k. k. Bücherschätzmeister, am 12. Oktober, in Wien, 66 Jahre alt.

— v. Witzleben, vorm. Oberpräsident der Provinz Sachsen, in Merseburg, Mitte Oktober.

— Jos. Neumann, k. k. Oberlandesgerichtsrath, bekannter Numismatiker, 64 Jahre alt, am 13. Oktober, in Prag.

Die Kriegsgefangenen in der Olmützer Festung.

Die ersten Gefangenen, welche die bosnische Okkupation den Oesterreichern zugeführt hat, wurden in Olmütz, und zwar im Fort „Galgenberg" interniert. Unsere Originalskizze gibt ein Musterbild jener Typen von Insurgenten, welche in den Gefechten bei Zepce und Banjaluka mitfochten und den siegreichen Oesterreichern in die Hände gefallen sind. Es sind vorwiegend Bosnier, dann Anatolier und Arnauten, die beiden letzteren zumeist reguläre türkische Soldaten, welche bei fast allen Gefechten mitkampften. Zwischen diesen und jenen Gefangenen tritt nun der Unterschied in markantester Weise hervor. Die Regulären, durchwegs junge Leute von kaum dreißig Jahren, ein schlanker, elastischer und ziemlich schöner Menschenschlag, sind gut gekleidet, und wer ihr ruhiges, gleichgültiges und apathisches Benehmen, mit welchem sie sich in ihr Loos ergeben, betrachtet, sucht vergeblich in diesen gutmüthigen, dunkelgelben Gesichtern eine Spur von dem berüchtigten mohammedanischen Fanatismus, welcher bereits so viel Böses erzeugt hat.

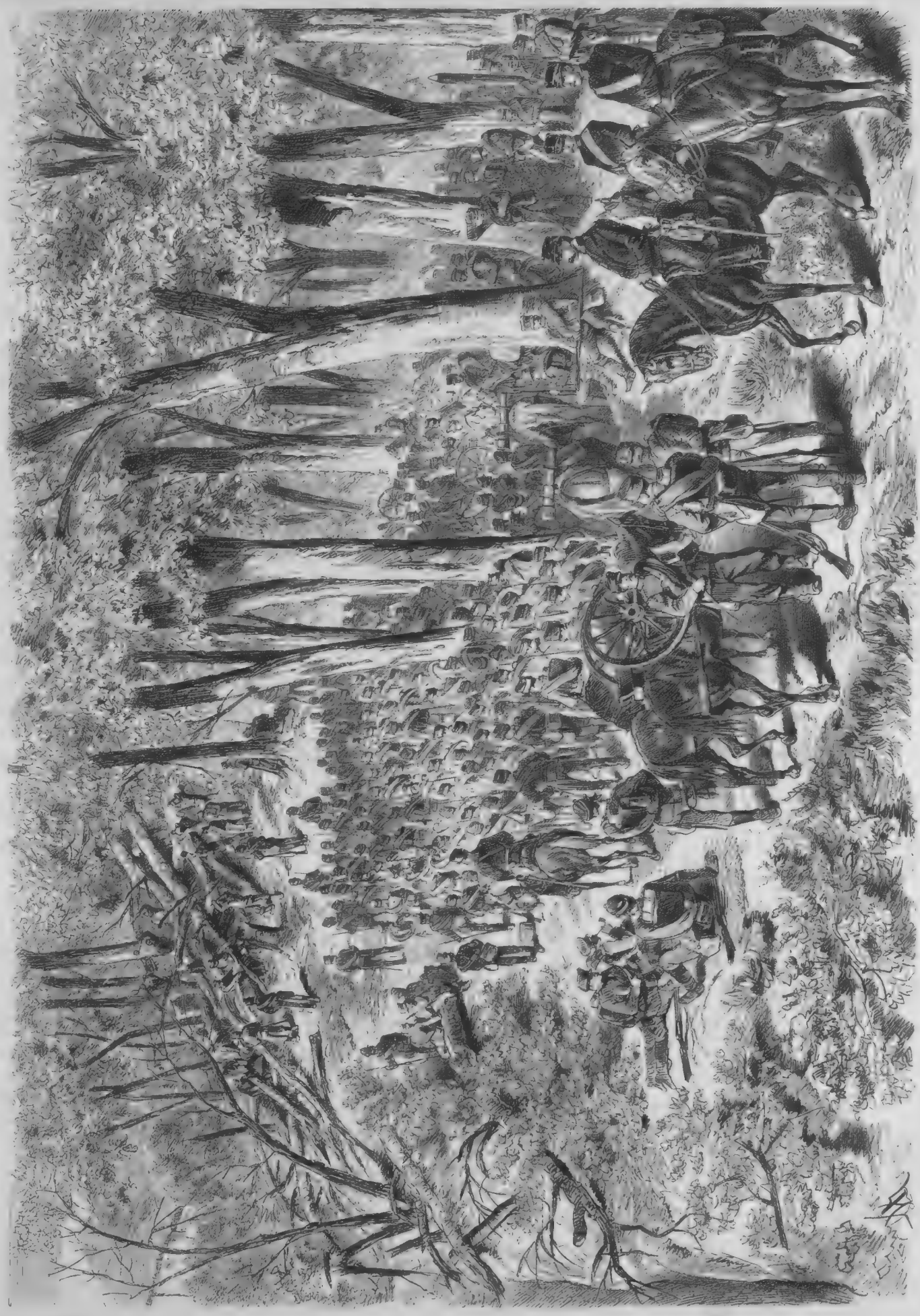
Ganz anders die eigentlichen Insurgenten, welche sich in der That äußerlich mit wenigen Ausnahmen sehr ungünstig repräsentiren. Sie sind zum größten Theil in Lumpen und Fetzen gehüllt, fast alle barfuß und einige darunter mehr als halbnackt und voll Schmutz. Diese Eigenschaften, nebenbei gesagt, sind in gewisser Beziehung recht „malerisch", wobei natürlich die Ueberreste der lichten und grellen Färbung ihrer Kleidung eine nicht un-

Typen türkischer Gefangener und Insurgenten in Olmütz. Nach einer Skizze von G. J. Schulz.

bedeutende Rolle mitspielen. Unter den Bosniaken sind große, kräftige, in vielen Fällen schön zu nennende Gestalten mit breiter Brust und funkelnden Augen, den Kopf mit rothem Fez oder vielfarbigem Turban geschmückt, neben verkümmerten, Vagabunden ähnlichen, aus deren unregelmäßigen Gesichtszügen und faltenlosem, aber trotzigem Auge ihre Vergangenheit deutlich hervorleuchtet. Viele sind hochbetagt und vollbartig, Andere kaum dem Kindesalter entwachsen.

Unter den in Olmütz Internirten befindet sich auch ein gefangener türkischer Oberlieutenant, der Arnaute Abdul Aga, welcher seinerzeit den Bruder des berüchtigten Hadschi Loja in Banjaluka getödtet hatte, als er einen Aufstand organisiren wollte, wofür er damals von der türkischen Regierung mit dem Medjidje-Orden ausgezeichnet wurde. Heute gehört er zu Jenen, welche sich freiwillig den Oesterreichern ergeben haben. Die Gefangenen, unter welchen sich vier Weiber befinden (vier Weiber mit ihren vier Männern, Offizieren, und kein Harem, wie irrthümlich publizirt wurde), haben ziemlich viel türkisches Silber- und Papiergeld (Kaimes) mitgebracht, welches sie nun gegen inländische Münze umwechseln. Sie werden, wie es sich in einem civilisirten Staate von selbst versteht, gut verpflegt. Der Ausgang aus dem Fort ist ihnen natürlich nicht gestattet, doch dürfen die Offiziere innerhalb des Forts eine gewisse Anhöhe besteigen, von wo aus ihnen eine Rundschau gegönnt ist, welche sie in der dargestellten komischen, bei ihnen üblichen, halbgebückten (hockenden) Stellung stundenlang genießen.

Gustav J. Schulz.



Aus den bosnischen Kämpfen. Umgehungsmarsch einer Gebirgsbrigade bei Belovac. Nach einer Originalskizze. (S. 91.)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Hainbuch nickte freundlich zu Eugen Römhold hinüber, seine Worte hatten sichtlich den durch Petrea veranlaßten Zwischenvorfall in Vergessenheit gebracht, am unverkennbarsten in den Zügen Melchior Fleming's, dessen dem Jugendfreunde zugewandtes Gesicht eine erwartungsvolle Spannung ausdrückte, die seine von dem Tischrand in's Dunkel herabgezogene Hand sogar wie mit einem nervösen leichten Zittern durchlief. Ottmar Hainbuch aber blickte noch einmal lächelnd in die Runde und fuhr fort:

„Du hast mich vorhin rechtzeitig an pädagogische Grundsätze erinnert, Melchior, und wenn Dir etwas in meiner Erzählung vielleicht nicht völlig verständlich oder lückenhaft erscheinen sollte, so bitte ich Dich, den Mangel in meiner Wiedergewöhnung an den Hausgebrauch hier zu suchen, an dem ich heut auf's Neue theilnehme, wie ich es vor dreißig Jahren zuletzt gethan. Zum letzten Mal, ich glaube an einem Spätoktobertage war's — nach so langer Zeit läßt uns in Einzelheiten das Gedächtniß im Stich, wie schließlich am Abend die Füße den Wanderer - weißt Du's noch, Melchior? War's nicht an einem Oktobertag?"

„An dem - " der Pastor hielt kurz inne, als besinne er sich, was die Frage gemeint und worauf sie Antwort verlangt. „An dem Du uns spurlos fortentschwandest? Ich glaube, es muß im Oktober 1818 —"

„Ja, ich sehe die gelben Blätter um mich her — ein schöner Sonnentag war's, wie Mai — aber sie sinken durch die Stille langsam, schwebend herunter, freiwillig, und es war klug von ihnen, denn in der Nacht kam der Sturm, der sie wild und gewaltsam niedergepeitscht hätte —"

Der Erzähler faßte nach seinem Glase und trank es leer, sein Wirth nahm die Flasche, dasselbe wieder zu füllen, und Hainbuch hielt es ihm scherzend mit der Warnung entgegen:

„Nicht zu voll, Melchior! Ich fürchte mich auch schon vor den bösen Augen Deiner Hausfrau."

„Das ist eine heilsame Furcht, die ich gottlob Allen einflöße, welche in meine Nähe kommen," lachte Helene. „Mein Papa ist Ihnen auch für die Erinnerung dankbar; sehen Sie, wie vorsichtig er dießmal einschenkt!"

„Also an jenem Oktobertag, Ottmar —?" fragte Fleming.

„Wir wissen's, Melchior, was damals vorher gewesen und was vor uns stand, aber die Nesthocker da um uns können's sich nicht selbst sagen und drum muß ich für sie etwas mit meinem Bericht zurückgehen. Auch für Dich wird es zur Erinnerung nützlich sein, Dir den Anfang des Räthsels jenes Tags aufzuhellen. Also, hochverehrliche Jugend — denn es gibt nichts Verehrungswürdigeres — ob mit oder ohne eure nachträgliche Erlaubniß waren wir beiden Alten hier auch einmal in diesem Hause verehrungswürdig jung, grad' wie ihr, das heißt ohne uns selbst die gebührende Hochachtung dafür zu zollen, und mit Ihrer speziellen gütigen Verstattung, Madonna, trug damals der jetzige Pastor Melchior Fleming von Ellernbrook einen ähnlichen blonden Heiligenschein um den Kopf, wie heut seine gestrenge Tochter. Wir dachten Beide kaum an eine Stunde mehr zurück, in der wir nicht mit einander aufgewachsen und Freunde gewesen, nicht was man wohl so heißt, sondern was allein den Namen verdient, zwei junge, abwechselnd vernünftige und thörichte Bursche, die Alles, jeden Gedanken, Klugheit und Narrheit, wirkliche Freude und eingebildeten Kummer, mit einander theilten — daß wir das letzte Stück Brod und den letzten Schluck Wasser bei etwaigem Verhungern und Verdursten ebenso zusammen getheilt haben würden, hätte Keiner von uns des Erwähnens werth gehalten. So war's auch selbstverständlich, daß, als wir ungefähr neunzehn Jahre und für den Besuch der Universität fähig geworden, nicht Jeder seiner Wege ging, sondern daß wir gemeinsam, wie Hamlet und Horatio, davonzogen, nur etwas weniger mythisch, und nicht nach Wittenberg, wenn auch so ziemlich auf demselben Wege, nämlich ein paar Dutzend Meilen weiter, nach Jena. Fleming — ich spreche wahrhaftig, als erzählte ich wildfremden, transkaukasischen oder hinterwäldlerischen Ohren von einem ebenso wildfremden Unbekannten, aber so ein wenig wie ein Bericht aus einem andern Leben kommt es mir allerdings ebenfalls vor — der Melchior Fleming von damals also wollte, der alten Familientradition getreu, Theologie und ich Medizin studiren, und ich glaube, wir hatten Beide ziemlich gleich viel oder gleich wenig über unsere Neigung für den gewählten Beruf nachgedacht, das heißt, wir sahen es für durchaus gleichgültig an, welches derartige Ziel der Mensch im Auge habe, wenn er nur etwas Ordentliches, geistig Bedeutsames aus sich mache. So kümmerten wir uns um die tiefe Gelehrsamkeit unserer eigentlichen Herren Fachprofessoren zunächst nicht besonders, sondern kosteten, schon durch die alte Gewohnheit des gemeinsamen Theilens veranlaßt, von den neuen Früchten, die uns überall lockend über den Köpfen hingen - Geschichte und Philosophie, Aesthetik und Literatur und wie die Paradiesäpfel zwanzigjähriger Köpfe und Herzen sonst Namen führen, und daß wir unsern leiblichen Hunger und Durst nicht ebenfalls redlich gestillt, nicht auch wirklichen Aepfeln, Trauben, Pfirsichen, mit einem Wort Früchten und Blumen jeder Art, welche die freie Natur draußen in Berg und Thal bot, mit lobenswerthem Eifer nachgespürt hätten, könnten die schlimmsten Philister uns nicht zum Ruhme nachsagen. Wir waren keine Jugendvergeuder in Pantoffeln und Schlafröcken, und keine Geizhälse, die sich scheuten, fröhliche Tage zu verausgaben, und als wir nach zwei Jahren wieder gemeinsam am Wanderstock hieher nach Ellernbrook heraufpilgerten, um die großen Herbstferien im Elternhause zu verleben — mir schien's nicht anders, als sei es meins wie das seinige, als seien wir zwei leibliche Brüder - da trugen wir leichtes Gepäck in unseren Ranzen und leichten Muth in unseren Herzen mit uns heimwärts. Als wir nach manchem lustigem Wandertag droben von der Höhe herabkamen, stand der nordische Wald noch sommergrün, die hohen Aehrenhalme wogten noch wie ein Goldmeer um Ellernbrook und darüber lag die wirkliche blaue, endlose See, mit weißen Segeln wie heranschwebende Glücksverheißung, sonnenspiegelnd, wie ein Zauberborn der Zukunft. Ein holdbestrickender Heimatgruß war's und eine schöne Zeit, die ihm folgte - o, eine schöne Zeit, werth, daß noch einmal das Herz an ihre zerrissenen Goldfäden ein neues Leben anknüpfen könnte."

Ottmar Hainbuch legte, innehaltend, einige Sekunden lang die Hand über die Augen, dann zog er sie langsam zurück und blickte mit einem Ausdruck tiefer Bewegung in das Gesicht des Pfarrers.

„Du warst dabei, Du theiltest sie mit mir," fügte er mit leiser, bebender Stimme hinzu; „Du bist das Einzige, was aus ihr geblieben, das noch lebenswarm ihre Erinnerung forterhält — reich' mir Deine Hand, Melchior!"

Es war wie ein plötzliches, glanzvolles Aufleuchten, das durch die Augen Melchior Fleming's ging, das ein gleichzeitiges tiefes Ergriffensein seiner Gesichtszüge überstrahlte, und er legte rasch die Hand in die ausgestreckte des Jugendfreundes. Die beiden Hände hielten sich und blieben vereint auf dem Tisch ineinander, Hainbuch aber lächelte jetzt:

„So thöricht kann das Alter werden, wenn es in die Vergangenheit zurücksieht; nicht wahr, das scheint euch recht kindisch, die ihr nur in die Zukunft vorausdenkt? Und ihr seid die Klügeren; wir thäten's euch auch gern nach und gingen lieber bei euch in die Schule, es liegt nur an dem kleinen Mangel, daß wir's nicht können. Allein trotzdem hat es mit dem Blick in die Zukunft, in ein Ding, das man nicht mit seinen leiblichen Augen in allen Ecken, Winkeln und Falten aufgeschlossen vor sich sehen kann, seine eigene Bewandtniß. Ich glaubte damals auch — es war gegen Oktoberende geworden, die Herbstferien gingen zum Schluß und wir standen im Begriff, auf die Universität, nicht nach Jena, auf eine andere, zurückzukehren. Da wollte ich mir zuvor noch einmal, umherschweifend, ganz allein Wald und Feld ringsumher betrachten, es ward dämmernd und dunkel darüber, eh' ich nach Haus kam, oder vielmehr ich kam an jenem Abend von meinem Gange nicht mehr heim, denn mich faßten plötzlich hinterrücks im Finstern ein halbes Dutzend Hände und brachten mich gewaltsam auf einen Weg, den ich am Morgen nicht geführt zu werden vermuthet hatte."

„Dich?" Die Hand des Pastors Fleming zuckte leise in der des Freundes und sein Gesicht drückte sprachlose Ueberraschung aus. Dann wiederholte er: „Dich, Ottmar, mit Gewalt —? Und weßhalb, wer waren —"

„Keine Räuber, Fräulein Helene — sehen Sie nicht ängstlich drein — die Straßenräuber und die Wölfe waren auch schon zu unserer Zeit in diesem civilisirten Lande ausgerottet. Im Gegentheil, die heilige Hermandad jener Tage besaß die lobenswertheste Achtsamkeit und so konnte es geschehen, daß sie im Interesse der allgemeinen Sicherheit manchmal eher mit etwas überscharfen Augen in's Dunkel spähte und im verdienstlichen Eifer ein argloses Schaf für einen Wolf ansah, der herumwittere, sich das Lamm aus der Hürde zu holen. Denn obwohl wir Brüder waren, Melchior, hatte ich Dir Eines — ein Geheimniß — nicht vertraut —"

Hainbuch wandte bei den letzten Worten den Kopf gegen Melchior Fleming, dessen Hand sich gleichzeitig unwillkürlich jetzt aus der des Erstern zurückzog, während er mit leicht stotternder Zunge versetzte:

„Du mir nicht? Ein Geheimniß? Ich erinnere mich, daß Du mir an jenem Tage — was hattest Du mir nicht —?"

„Etwas, das nicht mir allein, sondern Vielen angehörte, denen ich durch Ehrenwort zur Geheimhaltung verbunden war. Du weißt, so vollkommen in allem Uebrigen unsere Köpfe und Herzen übereinstimmten, Melchior, bestand doch ein Meinungsunterschied zwischen uns, der in den Fragen politischer Staatsgestaltung unseres Vaterlandes Dich, den Pastorensohn und selbst künftigen Pfarrer, auf der Seite des Hergebrachten, unverändert Forterhaltenen, der Geistlichkeit und des Adels hielt, während ich, ohne diese Anschauungserbschaft in mir zu tragen, als ein homo novus Vorrechte und überkommene Attribute als unberechtigt und inhaltslos geringschätzte und eine Besserung der allgemeinen Wohlfahrt nur in der vollen Anerkennung der Freiheit und der Verdienste der einzelnen Persönlichkeit sah. Dieser Zwiespalt zwischen den Menschen wird bestehen, so lange es auf unserer närrischen Welt die beiden aus verschiedenem Ackerboden aufgewachsenen Sorten gibt, welche wir damals repräsentirten, und ihr uralter Widerspruch hat mit Edelsinn und Eigensucht, Recht und Unrecht, ja im Grunde sogar mit Vernunft und Unverstand weit weniger zu thun, als das Feldgeschrei hüben und drüben den Zuhörer glauben läßt. Der Beste und Redlichste kann zur einen Partei gehören wie zur andern; ein Pappelschößling wächst in die Höhe und der Sproß der Eichel dehnt sich in die Breite. Für meine Sinnesart aber war derzeit, als wir nach Jena kamen, der Luftzug der Geister stürmisch zwischen den Thoren der alten universitas litterarum et animorum in den Köpfen der scientium et rerum novarum studiosi hin und wieder gegangen, und ich hatte mich ohne Dein Vorwissen, Melchior, der studentischen Verbindung angeschlossen, die -"

„Unglücklicher -!" Fleming unterbrach mit staunend unwillkürlichem Ausruf den Erzähler, während er zugleich mit demselben einen halb ungläubigen Blick austauschte, als zweifle er an der Möglichkeit des eben Gehörten. „Du gehörtest dem burschenschaftlichen Geheimbund an, welcher —"

„Seine später der ganzen schaudernden Welt kundgewordenen hochverrätherischen und königsmörderischen Umsturzpläne so unübertrefflich geheim hielt, daß nicht einmal unsere sämmtlichen eigenen Köpfe darin eingeweiht waren," ergänzte Ottmar Hainbuch in heiterster Laune. „Desto gründlicher jedoch zeigten sich, wie Du Dich erinnern wirst, wie wir indeß damals nicht wußten, die Regierungen über die von uns beabsichtigten Verbrechen unterrichtet, fingen, soweit es ging, in möglichster Stille die gefährlichen Raubthiere ein, deren Zähne witternd nach erlauchtem Blut gefletscht, und sperrten sie einzeln in Käfige von so dunkler Beschaffenheit, daß ihr tigerhafter Anblick keinen arglos Vorübergehenden mit grauendem Entsetzen zu übermannen vermochte, und von so idyllisch weltabgeschiedener Lage, daß ihr blutlechzendes Gebrüll die Schlafmütze der guten Unterthanen nicht emporzusträuben im Stande war. Einige wurden recht lange hinter den Gittern auf Unkosten der freigebigen Menageriewärter gefüttert, so daß sie, wie ich gehört, zuletzt ganz zahm geworden sind, aus der Hand gefressen und statt des mitgebrachten braunen oder blonden Schopfes einen grauen mit sich herausgetragen haben. Ich denke mir, daß ich so ungefähr eine mittlere Loosnummer gezogen, nachdem einige tüchtige Lassowerfer mich an jenem Oktoberabend mit der um das Vaterland verdienstvollsten Geräuschlosigkeit am

Hals festgeschnürt und in einen solchen Käfig forttransportirt. Es ist nicht meine Absicht, euch einen kulturhistorischen, mit den Ruhmesthaten des Fürsten Clemens Metternich gefüllten Vortrag zu halten, und ebensowenig will ich euch heut an dreißig Jahre mit mir durch die alte und neue Welt herumhetzen, sondern an diesem Abend Dir nur kurz das Räthsel lösen, Melchior, von dem ich mir wohl denken kann, daß Du manchen Tag und manche Nacht darüber gegrübelt. Also, ob's drei oder vier Jahre gewesen — man zählt zuletzt nicht mehr, zumal wenn die Beleuchtung den Unterschied zwischen Tag und Nacht nicht sehr wesentlich macht — ich weiß nur, daß mein angeborenes Erbübel oder mein ältester Jugendkumpan, der vortreffliche Appetit, sich freiwillig mit mir hatte einsperren lassen und trotz den energischsten Ausstellungen, die er an unserem täglichen Diner machte, sich nicht zu einer Trennung von mir bewegen ließ. Dieser Zug von aufopfernder Treue rührte vermuthlich selbst die gewöhnlich als kaltherzig verleumdeten irdischen Stellvertreter der transcendenten Vorsehung und schien ihnen eines besondern Lohnes werth, denn eines Tags trat Einer derselben in meinen Käfig herein und machte mir den Vorschlag, mir, oder vielmehr uns beiden Inseparables, die Gitterthür zu öffnen, daß wir zusammen in die Welt hinausfliegen könnten, wenn wir geneigt seien, eine kleine Bedingung an unsere Flügel zu knüpfen und dieselbe auch um Lebens und Sterbens willen manu propria zu unterschreiben, zu besiegeln und mit eidlichem Gelöbniß zu bekräftigen. Diese conditio sine qua non bestand darin, wir sollten uns verpflichten, der alten Mutter Europa sofort den Rücken zuzuwenden und uns bei Gewärtigung sonst unausbleiblicher Maßnahmen nicht wieder auf ihrem Territorium blicken zu lassen. Nun besaß ich damals noch eine gewisse unbegründete Vorliebe für unsern Welttheil, die muthmaßlich nur aus dem Umstand entsprang, daß ich bis dahin keinen andern kennen gelernt hatte, und ich gestehe es zu meiner heutigen Beschämung ein, daß ich mich eine Weile vor mir selbst und dem liebenswürdigen Anerbieter unschlüssig über meine Antwort verhielt. Vielleicht war ein besonders von den besseren Grundsätzen der Kochkunst abweichendes Mittagessen an jenem Tage nicht nur die zeitliche, sondern auch eine logische Folge davon, denn ich entsinne mich, daß durch die todesmuthig verzweiflungsvolle Arbeit meiner Zähne eine leise, vorwurfsvolle Stimme aus mir heraufraunte: ‚So also willst du mich behandeln und das ist der Dank für die unverbrüchliche Treue, die ich dir bis hieher bewahrt?' — Da ward mir plötzlich aus den praktisch besonnenen Worten des alten Berathers unsere Lage und meine Pflicht klar. Ich sagte mir: Alles lieber als einen Verrath an solcher unanzweifelbarer Freundschaft, Melchior, und fragte mich zugleich, welche so schwerwiegende Verdienste die Mutter Hekuba oder Europa sich eigentlich um mich erworben, daß mir eine Trennung von ihr physisch und gemüthlich unmöglich falle? Der Einzelumstände bei Beantwortung dieser Frage erinnere ich mich nicht mehr genau, aber das Gesammtergebniß war, daß ich etwa eine Woche später unter dem auszeichnenden Geleit einer uniformirten Abschiedseskorte im Hamburger Elbhafen an Bord eines Schiffes trat, dem, wie wir ehemals im Eingang unserer deutschen Aufsätze uns elegant auszudrücken pflegten, die ehrenvolle Aufgabe geworden war, mich auf geradester Linie ungefährdet nach New-York hinüberzubringen. Ich brauchte nicht einmal für meinen Platz im Zwischendeck zu bezahlen, sondern auch dieser Ueberschuß an Sorgen für mein Wohlergehen war bereits von meinen Wohlthätern geleistet und gleicherweise durch meine Ehrenbegleiter dem Kapitän ein Empfehlungsbrief ausgehändigt worden, in welchem ‚Herr Robert Neuland' seiner speziellen Obhut anvertraut und ihm besonders an's Herz gelegt war, darüber zu wachen, daß Jener nicht etwa beim Anlaufen eines englischen Hafens sich an's Land begebe und dort Schaden leiden könne. Im Anfang hatte es noch immer etwas Ueberraschendes für mich, daß der Paß, den ich in der Tasche beherbergte, der mein Fortkommen allen löblichen Behörden der neuen Welt artigst anheimstellte und mein genauestes Signalement von der Nase bis zu meinen derzeitigen Stiefeln enthielt, einen mir bis dahin durchaus ungeläufigen Namen an der Spitze trug. Allein allmälig reifte mir die Einsicht auch in diese Weisheitsmaßregel meiner Gönner, die richtige Erkenntniß, daß ein Kind, welches seine Mutter Europa verlassen, auch keinen Anspruch mehr auf den Namen, den sie ihm verliehen, erheben könne, ja unter Umständen möglicherweise, wie man in eine fremde Gesellschaft zur Selbstempfehlung nur mit einem frischgewaschenen Hemde tritt, mit Vortheil neubenamst in ein neues Land hineinschreite. Gewissermaßen war damit zur eigenen Beruhigung der alte Sündenadam in der alten Welt zurückzulassen, sein Schuldbuch vernichtet worden, und im Uebrigen hatte ich selbst bei meiner Wiedertaufe Pathe gestanden und auf die Frage des bei dieser Amtshandlung fungirenden pastor loci, mit welchem reinlich abgewaschenen Namen ich mich fernerhin beglückt wünsche, den in meinem Paß alsbald Verzeichneten für mich ausgewählt. Ich weiß nicht, ob ihn schon Jemand vor mir getragen und derselbe ihm Annehmlichkeit oder Unbehaglichkeit auf seiner Lebenswanderung verursacht hat, aber mir saß er bald bequem wie ein angepaßter Rock und ich habe mich ein Menschenalter lang in ihm in guter und schlechter Gesellschaft bewegt, ohne daß es jemals Einem in den Sinn gekommen, er sei ursprünglich nicht für mich angefertigt gewesen. Heut, hier an dieser Schwelle, ist der erste Tag, an dem ich ihn abgelegt und zwar nicht ohne einiges Bedauern und etwas wie ein reuiges Gewissen, denn er hat mir treu gedient und könnte sich darauf berufen, sich redlicheres Verdienst um mich erworben zu haben als sein Vorgänger. Damals jedoch stand er erst vor der Aufgabe, die erste Probe seines Werthes abzulegen, und diese fiel für den Anfang nicht besonders vielversprechend aus. Wie ich zuvor erwähnt, hatte die hochansehnliche Auswanderungsgesellschaft, die sich meiner kostenfreien Beförderung angenommen, nichts außer Acht gelassen und mir die Relais zu Lande und zu Wasser auf's Sorgsamste gelegt, so daß von meiner Seite kein unheilvoller Irrthum stattfinden konnte. Doch der Kapitän des Schiffes kam seiner übernommenen Verpflichtung, mich in geradester Linie ungefährdet an mein Neulandsziel zu befördern, allerdings zweifellos gegen seine eigene Herzensneigung, nicht völlig nach, denn ein Sturm verschlug uns um einige Breitengrade mehr, als es auf dem atlantischen Ozean wünschbar ist. In Folge davon liefen wir an einem weniger schönen als dicken Nebeltag auf eine weit vorgestreckte Rippe meiner neuen Adoptivmutter, die uns die Rippen unserer Brigg und unsere eigenen dergestalt um die Ohren schlug, daß es Denen, die nicht so fleißig wie wir einst, Melchior, in die Ostsee hinausgeschwommen waren, zu viel wurde, und wie mir scheint, stand ich am Abend jenes Tags so ziemlich, ohne jede gewohnte Obhut, allein auf mich selbst angewiesen und etwas mehr als pudelnaß, an einer für hungriges Seegevögel nach seiner Anzahl äußerst einladenden, für sonstige Geschmacksorgane indeß recht ungenießbaren nackten Felsküste; wenigstens habe ich von meinen damaligen Reisegefährten bisher nichts wieder gesehen, was mir einigermaßen die Vermuthung nahe legt, daß mir dieß Vergnügen auch nicht mehr im Leben bevorsteht. Mein in mir hausender Kamerad und ich waren solchergestalt nicht gerade in ein von Milch und Honig fließendes Paradies gerathen, hatten im Gegentheil bei allerhand Seetang- und Muschelkost recht geraume Zeit, an die Fleischtöpfe vaterländischer Burschenschaftskäfige zurückzudenken, aber wie alle unsere Vorgänger von Odysseus bis Robinson, die späterhin in die besser situirte Lage geriethen, bei einem guten Glase Wein in der Heimat ‚mancherlei Schicksal, das sie erfahren,' erzählen zu können, fanden auch wir beiden zuletzt einen Weg unter Menschen und sogar Mitchriften zurück, gradaus in die neue Welt hinein. Wie wir uns dort zwanzig Jahre lang und einige darüber schlecht und recht zusammen herumgeschlagen, sollt ihr ein andermal hören, denn es ist heut nach der Uhr meiner Augen spät geworden, und als hätte ich diese Wände nie verlassen, mahnt ihr Anblick mich an Hühner und Menschen, die nach altem, löblichem Brauch mit der Sonne aufstehen und ihr Geschäft, so viel Körner und Minuten wie der Tag bringt aufzupicken, beginnen."

Hainbuch hielt von seiner Erzählung, die ihren humoristisch-lachenden Ton nicht wieder verloren, inne; der Pastor hatte keinerlei Unterbrechung mehr eingeschaltet, sondern in nachdenklicher Schweigsamkeit zugehört. Einige Sekunden verharrte er in dieser auch jetzt noch, wie das Vernommene rasch noch einmal im Geiste überfliegend, dann sagte er:

„Wahrlich, Ottmar, Du hast recht gesprochen, Du bist der alte fröhliche Geselle per tot discrimina rerum geblieben. Was soll man dem Unglaublichen gegenüber, das mich noch immer aus Deinem Hiersein anblickt und verstummen läßt, erwiedern? Mir ist, wie Du im Anfang erwähnt, daß Du Einiges übergangen — zu anderer Stunde werde ich Dich darum befragen — ich hoffe, Du gibst mir nicht zu kurz Gelegenheit unter meinem Dache, dieß thun zu können. Nur Eines möcht' ich noch heut wissen, das sich mir als Erstes unwillkürlich aufdrängt — warum hast Du uns niemals über Dein Leben, Dein Schicksal, Deinen Aufenthalt Nachricht gegeben, uns der vollen Unbegreiflichkeit des Räthsels überlassen, das niemals auch nur mit einer Vermuthung, einer Ahnung Deines Verschwindens für uns aufgehellt worden?"

„Warum?" Die Augen Ottmar Hainbuch's schlugen sich langsam zu dem Fragsteller auf. „Ja, warum, Melchior? Ich sagte schon, es gibt Dinge, die man einst einmal ganz genau, sogar als das Wichtigste, Einzigste, was damals die Gedanken beschäftigte, gewußt, und die doch nachher, wenn man sie aus der Vorrathskammer heraufholen möchte, die Jahrzehnte mit sich genommen, als ob sie nie darin gewesen. Vielleicht habe ich sogar einmal geschrieben und der Brief ist verloren gegangen, vielleicht dachte ich, es sei besser, daß Einer, der seit manchem Jahr schon zu den Todten geworfen, für die Lebendigen nicht wieder aufstehe. Ottmar Hainbuch war in der alten Welt gestorben, und was ging euch Robert Neuland in der neuen an? Es ist auch möglich, daß ich mich gescheut, Dir zu bekennen, wie ich Deiner Freundschaft nicht voll vertraut und Dir ein Geheimniß, das sich so übel belohnt, verhehlt. Siehst Du, ich hab's vergessen, vermuthlich haben im Anfang all' die Gründe zusammengewirkt und dann die Zeit. Wer bald ein halbes Jahrhundert lang, wie man so sagt, sich selbst kennen gelernt, weiß, was das kleine Wort bedeutet und was es in seiner Einsylbigkeit einschließt. Uebrigens — ganz abgesehen davon, daß ich das Schreiben einigermaßen verlernt hatte — mag damals auch so ungefähr eine halbe Olympiade meines ehrerbietigen Ringkampfes mit der neuen Mutter verflossen sein, eh' sie mir einen Siegespreis zuerkannte, für den ein praktischer Geschäftsmann mir Papier, Tinte und Feder ausgetauscht hätte; außerdem würden diese, auch halb wie Nahrungsmittel erscheinenden Utensilien mir in den ersten Jahren auch keinen besonderen Nutzen gebracht haben, da ich sie unter Menschenkindern verlebte, die bei aller sonstigen Vortrefflichkeit ihre Köpfe noch nicht mit dem Begriff einer Posteinrichtung beschwert hatten und wahrscheinlich zu derselben als etwas höchst Unnützem verwundert die Stirn geschüttelt hätten. Heutigen Tags mögen auch sie vom Apfel der Erkenntniß gekostet haben; in der neuen Welt, scheint mir, sind seitdem die Räder der Zeit rascher vorwärts gerollt, als bei euch in der alten. Aber hieher gedacht habe ich oft, Melchior, es wird kein Morgen gekommen und kein Abend gegangen sein, an dem ich es nicht gethan, an dem ich nicht gedacht, es werde einmal der Tag anbrechen, der mir so viel aus der großen, vielumlagerten Silbertruhe meiner neuen Adoptivmutter zusammenbeschere, daß es mir möglich falle, die Kosten meiner Rückbeförderung nach Europa auch ohne die Munifizenz meiner ehemaligen Wohlthäter zu bestreiten. Sie hatten es in der That gut mit mir gemeint, unser Unverstand braucht nur immer erst einige Zeit, um zu solcher gerechten Erkenntniß durchzudringen, und je dichter sich nach den Botschaften, die zu mir hinübergelangten, ihre Gräber aneinandergesellten, desto stärker wuchs der pietätvolle Drang in mir, wenigstens ihren Aschenkrügen noch mit lebendigem Munde meinen Dankeszoll abzutragen. Dazu sagte ich mir, es sei in der Naturgeschichte kein Beispiel bekannt, daß todte Hunde noch gebissen hätten und vermuthlich würden auch die glorreichen Manen meiner einkatafalkten ehemaligen Gönner sich einer ähnlichen Enthaltsamkeit befleißigen. Außerdem geht ein Vierteljahrhundert mit absonderlichem Mönchslatein über die schönsten Gesichter und die schönsten Namen, daß nur die eifrigste Forschung ihren Palimpsest unter der Krähenschrift herauserkennt, und wer, sagte ich mir, sollte sich bei dem, wenn auch noch so schönen Namen Robert Neuland diese undankbare Mühe geben? Der Vorgänger desselben liegt gleich einem spanischen Purpurträger begraben und verschlossen in der Santa Casa heiligen Registern, und was meine damalige Abschwörung vom Boden Europas anbetrifft, so hoffe ich, wird auch Dein pastorales Gewissen mich davon absolviren, Melchior. Ein Eid, mit dem ein Kind ewige Trennung von seiner Mutter gelobt, ist wider die Natur, und selbst meine pflichtstrengen Freunde, die Genossen der Gesellschaft Jesu, lehren, es bedürfe des heiligen Vaters nicht, davon zu lösen, sondern es sei ein juramentum ipsa interpretatione dissolutum. Doch ich glaube, in derartigen schwierigen Widerstreitsfällen tragen wir Alle, auch ohne die Schule Loyola's besucht zu haben, einen kleinen jesuitischen Rathgeber und Beruhiger mit uns herum —"

„Und so kommst Du, um fortan in Deutschland zu bleiben, Ottmar?" fiel der Pastor plötzlich zum ersten

Mal wieder rasch bei einem kurzen Innehalten des Freundes in das Verstummen desselben ein. Hainbuch warf einen Blick auf seine Uhr und versetzte, vom Stuhl aufstehend:

„So kam der Tag, Melchior, den meine Augen lange nur wie durch ein umgewendetes Fernrohr vor sich gesehen. Dadurch hatte Europa für meinen Blick ungefähr eine Erscheinung angenommen, wie wenn man es aus einiger Entfernung auf einem Globus betrachtet, wo es so als eine im großen Wasser schwimmende kleine, verrenkte und zerhackte Erdscholle daliegt. Aber an jenem Tage drehte irgend etwas – ich vermuthe, es war dießmal nicht der Magen, sondern das Herz darüber – mir das Perspektiv vor den Augen richtig herum, und plötzlich sah ich von der ganzen Welt mit all' ihren Perlenozeanen und Goldländern nichts mehr, als ein einziges Fleckchen Erde, auf dem ein spitzer, dunkler Kirchthurm, ein altes Haus daneben und ein bachdurchflossener Garten umher heraufgewachsen, die den sämmtlichen armseligen Rest der übrigen menschenbewohnten Erde, wie der Vater Homer sie schon nannte, verdeckten. Und ich sagte mir, welchen verständigen Zweck verfolgt der andere armselige Rest in dir selber noch, als daß er deinen Kopf irgendwo hinlegen will, um gut und fest, ohne Besorgniß vor einem verdrießlichen Aufwachen zu schlafen, und wo wäre dafür ein besserer Platz, als der, auf den du als Kind tausendmal diesen nämlichen Kopf hingelegt, so daß er genau weiß, wie er sich seine Kissen am bequemsten zu rücken hat. Ueberdieß hält ein vorbedachter Mensch etwas auf die letzte Ehre, die seinem Gedächtniß erwiesen wird, ob er sie nun als Exsequien oder Funeralien betrachtet, und wem, sagte ich mir weiter, bist du im Leben begegnet, der zu solchem Behuf eine trefflichere Rednergabe mit auf die Welt gebracht, von dem deine allerdings dann ziemlich harthörig gewordenen Ohren sich lieber vorstellen möchten, daß sie seinen letzten Abschiedsgruß noch zum Viatikum mit sich nähmen, als Melchior Fleming? Er wird noch in seinem Herzen deinen Platz offen gehalten haben und darum auch für den Rest deiner Zeitlichkeit im alten Hause und für das Nachher unter dem dunklen Thurm dir den gewünschten Platz einräumen, und du wirst am Ende wieder sein, was du am Anfang gewesen — Kostgänger im Pfarrhaus zu Ellernbrook, dem Dorfe, das dir wieder der Zaunhecke gleicht, die dem Knaben einst blühend die Welt verdeckte."

„Bei uns gedenkst Du — hier — für immer —?" Der Pastor Melchior Fleming war ebenfalls aufgestanden, und in der veränderten Beleuchtung, welche die Lampe über sein Gesicht warf, erschien es, als ob eine plötzliche Blässe darüber herabrieselte. Hainbuch fiel ihm lachend in's Wort:

„Erschrick nicht, Freund! Ich weiß, was Deine Freundschaft sich auszusprechen scheut, in welcher Befangenheit die Erziehung der alten Mutter Europa euch noch festhält. Darin ist die neue Welt vernünftiger, und ich habe zu lange in ihr gelebt, daß ich nicht ihre Lehren, wo sie wirkliche Lebensweisheit predigen, in mich aufgenommen hätte. Und kein Amerikaner wird zu einem Freunde kommen und sagen: ‚Nimm mich aus

Rückkehr vom Felde. Gemälde von J. A. Walker. Nach einer Photographie im Verlag von Ad. Braun & Comp. in Dornach. (S. 94.)

alter Freundschaft in Dein Haus auf!' sondern: die alte Freundschaft nimmt mich in Dein Herz auf, und mit ihr hat es nichts zu schaffen, ist selbstverständlich, daß Du mich nicht von den schmalen Einkünften eines Landpfarrers mit durchfütterst, sondern daß ich Dir ersetze, was sich ersetzen läßt, dasjenige, was mein alter, unzertrennlicher Jugendkumpan und meine Leibhaftigkeit gebrauchen. Ich wäre sonst nicht zu Dir gekommen, Melchior! Heut' war ich Dein Gast und morgen bin ich Dein Hausgenosse, wie einstmals der Deiner Eltern, mit Rechten und Pflichten, die ich so wenig erst zu lernen brauche, als mein Schlafzimmer für heut' Nacht zu suchen. Und nun, gute Nacht, meine Freunde, gute Nacht, Melchior! Schlafe — mir braucht Niemand ein Traumlied zu singen; ich bin wie die Schwalbe, die, wiedergekommen, sich in's alte Nest hockt, und weiß Gott, mir ist's, als sei's nicht Herbst, sondern im September noch einmal Frühling geworden!"

„Gute Nacht, Ottmar — Du hast Recht, wir wollen das morgen — Deine Absicht hat mich überrascht, ich gestehe es. Wird es Dir auf die Dauer in unserer Stille und Einsamkeit — Doch das findet sich später. Jetzt wollen wir, wie Du gesagt, erst einmal schlafen —"

Melchior Fleming hatte ein Licht angezündet und die Pfarrhausbewohner geleiteten den Gast über den Flur die hölzerne Treppe in's obere Stockwerk hinauf. Dort verabschiedeten sich die beiden Kostgänger der Gegenwart von demjenigen der Vergangenheit und Zukunft und suchten ihre Zimmer auf. Eugen Römhold und Petrea gingen wortlos hinter einander in derselben Richtung, die Letztere faßte den Thürgriff ihres Schlafgemachs, drehte jedoch noch einmal kurz ihren Kopf in den halbdunklen Gang zurück und sagte:

„Du, das war brav von Dir, Eugen."

Er blieb unwillkürlich stehen.

„Was?"

„Du kannst doch noch einmal ein Mann werden. Die Katze wünscht Dir gute Nacht. Worauf wartest Du noch?"

Er hatte sich umgewandt und blickte nach der Schwelle des Gastzimmers, über die der Schatten eines Kopfes auf den Flur fiel.

„Ich habe Helene noch nicht gute Nacht gesagt —"

Doch er sprach den Schluß des Satzes in's Leere, denn die Thür Petrea's schlug heftig zu. Der Pastor und seine Tochter hatten Ottmar Hainbuch in sein Zimmer geführt und kehrten zurück; Fleming küßte Helene auf die Stirn und sie fragte:

„Willst Du wieder hinunter, Papa?"

„Nur in mein Zimmer, etwas zu ordnen," versetzte er rasch. „Schlafe wohl, mein Kind, ich gehe auch bald zur Ruhe."

Als er die Treppe erreichte, schloß sich auch ihre Thür hinter ihm; er trug das Licht in der linken Hand, mit der rechten stützte er sich, wie mit schwer ermüdetem Fuß die Stufen Schritt um Schritt langsam niedersteigend, auf das Geländer. So kam er an das Zimmer, dessen Thürdrücker er bei der abendlichen Heimkunft gefaßt, als Ottmar Hainbuch's Stimme hinter

Wienerisch-Bosnisches. Nach einer Skizze von G. Imlauer.

– Also leb' wohl, Marie! . . .

(Infanterist, vorher Fiaker): Fräulein Therese! sonst fahr' ich den Herrn Papa mit meinem Zeug und heut' warten Sie mir mit Cigarren auf, — dös Glück verdank' ich dem Hadschi Loja! . . .

Infanterist Huber, was schleppt denn Er alles mit?
— Bitt', Herr Lieutenant, von der Großmutter zwei Laib Brod, vom Großvater zwei Flaschen Grinzinger, von meiner Netti a weißes Leiberl und Stiefeln . . . wie bring' i das nach Bosnien?

Lieber Freund' ich schreibe Dir, daß wir in Bosnien glücklich eingesunken sind . . .

Herr v. Weinberl tanzt auf dem Unterstützungsbal. für die Reservisten.

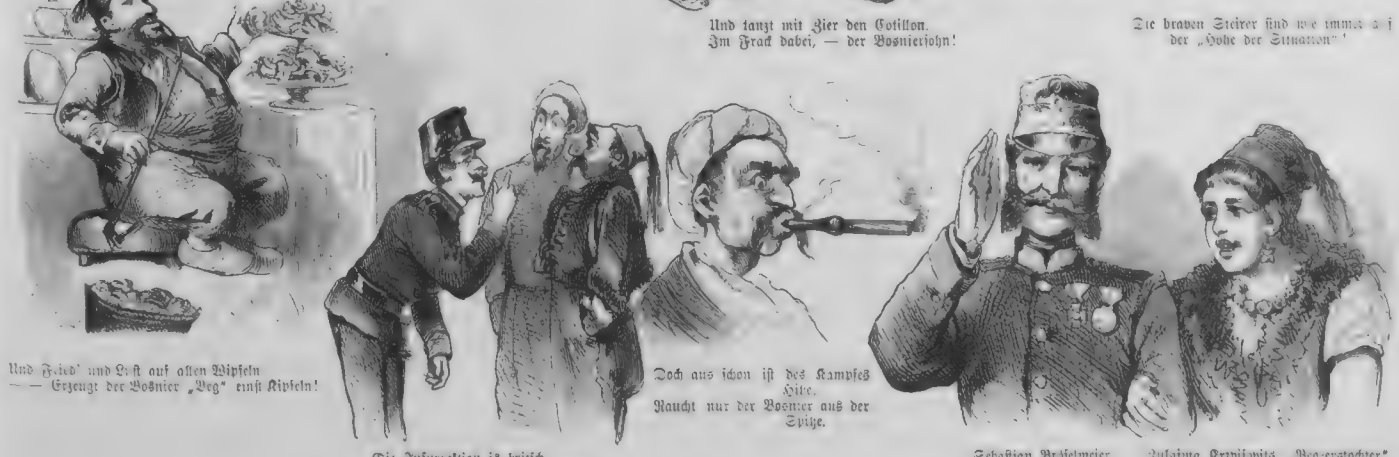
Jetzt trink' i auf dem Kränzchen zum Besten der Einberufenen das vierzehnte Krugel Pilsener. — soll mir ein Mensch sagen, daß i kein Patriot bin, — so hau i den . . .

Kellner, Kellner' zahlen' Ich kann den Kalbsbraten nicht mehr erwarten, — da schicken's mir eben die Einberufung, — ich soll schon in Banjaluka sein!

Wir haben sie erst dann im Sack'.
Wenn geht zur Schul' der Bosniack'.

Und tanzt mit Zier den Cotillon.
Im Frack dabei, — der Bosniersohn!

Die braven Steirer sind wie immer auf der „Höhe der Situation"!



Und Fried' und Lust auf allen Wipfeln
— — Erzeugt der Bosnier „Beg" einst Kipfeln!

Die Insurrektion is britsch,
Das lehrt euch der Philippovics.

Doch aus schon ist des Kampfes Hitze,
Raucht nur der Bosnier aus der Spitze.

Sebastian Bröselmeier, aus Stockerau.

Zulaima Krzyisovits „Beg-erstochter" aus Strymksrumlye, Herzegowina. Verlobte.

ihm aus dem Dunkel auf seine Frage: „Was will er?“ geantwortet: „Dir guten Abend wünschen, Melchior Fleming.“ Der Pfarrer öffnete die Thür seines Arbeitszimmers und ging auf das an der Wand befindliche Sopha zu; doch bevor er an dieses gelangte, setzte er sich plötzlich auf einen Stuhl und blieb regungslos auf demselben sitzen. Im Hause und rund umher draußen war es todtenstill, nur Melchior Fleming's Lippen sprachen ab und zu halblaut mit sonderbarem Ton, wie unbewußt vor sich hin: „Guten Abend —“

Da schlug's von dem hohen, düstern Thurm draußen, der dem Pfarrhaus dicht gegenüberlag, der Pastor fuhr mit erster Regung seit einer Stunde zusammen, sah auf und zählte gedankenlos. „Zwölf.“ Der letzte Mitternachtsschlag summte metallen aus und Alles war wieder lautlos. Nun stand Fleming auf, öffnete das Fenster und blickte in die Nacht. Die Sterne funkelten in unermeßlicher Zahl, kühl ging der Wind ihm um die Schläfen und ließ das silberne Haar derselben leise aufflattern, unter dem die Augen auf der dunklen Kirchhofsmauer jenseits des Weges hafteten. In dem ungewissen Schein, den die leuchtenden Himmelskörper herabstreuten, schien's, als ragten einzelne Kreuze halb erkennbar herüber; der Wind ging auch um sie, bewegte leis raschelnd dürre Kränze und Schleifen, als ob sie nickten und winkten.

Es schlug wieder vom Thurm, als Melchior Fleming seine Studirstube verließ und die Treppe abermals hinanstieg. Vor der Thür seines Gastes hielt er eine Weile an und horchte; der ruhige Athemzug eines Schläfers drang vernehmlich heraus. Das Haar aus der Stirn streichend, wandte er sich jetzt seinem Schlafgemach zu, doch an der Schwelle desselben drehte er plötzlich um und trat gegenüber in das Zimmer seiner Tochter.

Auch Helene schlief ruhig, die Hände über der Brust gekreuzt. Es waren schöne, wie aus Marmor gemeißelte Hände, und in ihrem Nachtgewande hatte die ganze ruhende Gestalt etwas Statuenhaftes, das den fremden Beschauer nicht an die Tochter eines Pfarrhauses gemahnt hätte. Ihr Vater stand und betrachtete sie mit unbeweglichen Augen, nur ein schwärmerischer, fast übersinnlicher Ausdruck schimmerte feuchten Glanzes hell und heller aus ihrer Tiefe herauf. Dann kniete er vor dem Bette nieder; das herabgebrannte Licht auf dem Tisch erlosch, doch Melchior Fleming regte sich nicht, sondern lag mit zum Gebet ineinandergefalteten Händen, den weißen Kopf wider die Kissen lehnend, auf den Knieen vor dem Bett seines friedlich schlafenden Kindes.

(Fortsetzung folgt.)

Thamar.

(Hiezu das Bild S. 84 und 85.)

„Absalom, der Sohn David's, hatte eine schöne Schwester, die hieß Thamar, und Amnon, der Sohn David's, gewann sie lieb“, so erzählt das zweite Buch Samuel's. Von diesen Worten ließ sich der Maler Dubufe begeistern und schuf diesen herrlichen Typus orientalischer Schönheit. Wir sehen die reizende Fürstentochter in dem Augenblick, als sie eben sich zum Tanze rüstet, um das Auge des alternden Königs zu ergötzen. Wie sie anmuthig den vollen runden Arm mit dem zierlichen Knöchel, an den sich der goldene Reif schließt, in die weiche Hüfte stemmt, während die andere Hand den wie Silber leuchtenden durchsichtigen Feredje hebt. Das schwarzblaue Haar umschließt ein Häubchen mit Goldmünzen, die zierlich über die Stirne herabhängen; in den großen Augen ruht die ganze Glut des Orients, die für ihren verführerischen Reiz kaum je ein sprechenderes Bild gefunden, als diese Thamar Dubufe's, dem Pannemaker durch seine vortreffliche Wiedergabe im Holzschnitt ebenbürtig geworden.

Rückkehr vom Felde.

(Hiezu das Bild S. 92.)

Nordfrankreich ist in Landschaft und Bevölkerung eigenthümlich interessant. Die Farbenfrische, welche über die Hügel, Wäldchen, niederen Felsen, Wiesen und von Obstbäumen umgebenen Städte ausgegossen liegt, erquickt und erfreut. Die Menschen, welche in diesen fruchtbaren, kühlen Landstrichen wohnen, sind markig, lebensvoll, lebendig, heiter; sie sind robust wie die Holländer und doch nicht ohne Grazie; das gilt auch von den Bauern, welche starke Muskeln, breite Gestalten, nordische Gesichter haben, aus welchen jedoch meist südlich dunkle, feurige Augen leuchten. Diese Eigenthümlichkeiten machen die normannischen und bretagnischen Bauernfrauen oft sehr anziehend, und wenn man sie, besonders im Sommer, die Büschel voll Aehren auf den Schultern oder auf dem Kopfe tragend, in der Nähe der Küste nicht selten beritten, vom Felde kommen sieht in ihrer saubern eigenartigen Tracht, so gibt dieses Stück nordfranzösischen Landlebens ein fesselndes, originelles Bild, wie J. A. Walker in dem von uns hier reproduzirten Gemälde in Landschaft und Staffage wahr und anmuthend dieß wiedergegeben.

Umgehungsmarsch einer Gebirgsbrigade bei Belovac.

(Hiezu das Bild S. 89.)

Die ebenso kühne wie mühselige That, welche unser Bild darstellt, wurde von der ersten Gebirgsbrigade der siebenten Feldtruppendivision, die unter dem Divisions-Oberkommando des Herzogs von Württemberg steht, und geleitet von dem Oberst Villecz, ausgeführt. Die Darstellung zeigt uns das steile Gebirge, welches zudem durch mannigfache Verhaue noch unwegsamer wird. Theils haben diese Hindernisse Sturm und Wetter bereitet und die riesigen Bäume, wie deren Geäste als furchtbare Barren in den Weg geworfen, theils bemühen sich die aufständischen Bewohner, solche Verstecke und Hindernisse aufzurichten, um den Marsch zu hemmen und alle bösen Absichten zu vollführen.

Aber muthig geht die Pionnierabtheilung voran und ihren Axtschlägen und der ausgiebigen Hülfe weicht ein Hinderniß nach dem andern, muß es selbst sein im Kugelregen.

Die Gebirgsbatterieen sind auf Pferde geladen, welche theils Lafetten, theils die Kanonen oder Geschosse tragen, und solcher Transport hat sich gerade in diesem Gebirgskriege von außerordentlicher Wirksamkeit bewährt. Mit erstaunlicher Raschheit ist eine Kanone zusammengesetzt und donnert in die Reihen der Feinde, wie sie auch rasch wieder auf die Sättel und Rücken der geduldigen und eingelernten Thiere zurückgebracht ist. Hier ist der Uebergang auf das Gefechtsfeld von Belovac beabsichtigt gewesen, welcher auch rechtzeitigst und zum Gelingen des Ganzen ausgeführt wurde.

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

(Nachdruck verboten.)

Zweite Serie.

I.

„Der Winter beginnt,“ sagte Frau von Ramberg, als zum ersten Mal im Salon der Gräfin Sternfeld wieder ein leichtes Kaminfeuer flackerte, während draußen der Wind einen kalten Sprühregen hin und her trieb, „wir werden nun unsere Unterhaltung regelmäßig wieder aufnehmen – ich werde,“ fügte sie mit strengem Ton hinzu, „keine Unterbrechung mehr dulden und bitte die Herren, stets genügenden und anregenden Unterhaltungsstoff herbeizuschaffen, damit unser Klub seinem Namen stets Ehre mache und wir nicht etwa dem Schicksale so vieler Gesellschaften verfallen, in welchen man es Unterhaltung nennt, wenn man sich gegenseitig seine Verwandten und Bekannten vorrechnet, über deren äußere und innere Eigenthümlichkeiten hundertmal wiederholte, unbestreitbare Bemerkungen austauscht oder einige unglückselige Bonmots erbarmungslos wie alte Droschkenpferde zu Tode treibt.“

„Nun, ich bin sehr zufrieden,“ sagte der alte Graf Sternfeld, „daß der Sommer vorbei ist — ich finde den Sommer trotz seiner Blumen, seiner Zephyre, seiner zwitschernden Vögel, seiner flatternden Schmetterlinge und aller der Attribute, mit denen die Dichter ihn ausgeschmückt haben, äußerst unangenehm und lästig, und freue mich ganz außerordentlich über die Rückkehr des ruhigen, reinlichen und anständigen Winters.“

„Es scheint, daß Sie heute in der Laune der Paradoxen sind,“ sagte Frau von Ramberg lachend, „der Winter hat ja gewiß seine Reize und ich verkenne dieselben nicht — ich würde schon um der Abwechslung willen dem Winter seinen Platz gönnen, aber ich begreife nicht, wie Sie ihn an sich für schöner als den Sommer erklären können, in welchem die Natur uns all' ihren zauberischen Schmuck in der süßesten und holdesten Vereinigung zeigt, während wir dem Winter erst mit vielen Mühen und großen Schwierigkeiten einige reizvolle Momente abgewinnen können.“

„Vielleicht liegt gerade darin der höhere Reiz dieser Momente,“ sagte Graf Sternfeld, „der Mensch ist ja einmal so eigenthümlich und undankbar konstruirt, daß er ein ihm frei in den Schooß geworfenes Geschenk, und wäre es das köstlichste, fast verachtet, während er das unter Mühen und Widerwärtigkeiten erworbene hochschätzt — warf er doch schon im ersten Stadium seiner irdischen Existenz das frei geschenkte Paradies mit allen seinen Herrlichkeiten hin, um sich hinausschicken zu lassen und statt der herrlichsten Früchte der neu geschaffenen Welt die im Schweiße seines Angesichts erworbene Brodrinde zu verspeisen — außerdem aber,“ fuhr er fort, „kann ich der gnädigen Frau auch in der Sache nicht Recht geben, denn ich finde in der That, daß alle Schönheiten des Sommers Illusionen — ich möchte sagen Heucheleien sind, mit denen der Sommer uns auf eine bedenkliche Weise anführt, während umgekehrt im Winter Wahrheit ist, mit welcher wir ohne Gefahr hinterlistiger Täuschung rechnen können.“

„Aber ich bitte Sie,“ rief Frau von Ramberg, „ist denn die warme, sonnige Sommerluft eine Täuschung — sind der blaue Himmel, die grünen Bäume, die duftenden Blumen Täuschungen — und die langen Tage, die lauen Nächte mit ihrem wunderbaren Athem, mit dem blinkenden Thaue auf ihren Gräsern und Zweigen?“

„Alle diese vortrefflichen Dinge, gnädigste Frau,“ erwiederte Graf Sternfeld, „muß ich, so leid es mir auch thut, Ihnen zu widersprechen, doch mit dem lächelnden Gesicht eines Menschen vergleichen, der in seinem Herzen böse Tücke verbirgt und während er uns freundliche Worte sagt und hoffnungsreiche Versprechungen macht, über schlimme Ränke gegen uns brütet.“

„Nun, ich bin sehr glücklich,“ rief Doktor Heilborn, „daß dießmal der Herr Graf die Rolle des Pessimisten übernimmt, damit ich doch nicht allein immer dem Vorwurf ausgesetzt werde, mit dem medizinischen Materialismus alles Schöne, Erhabene und von der hergebrachten Poesie pflichtmäßig Gepriesene seines Reizes zu entkleiden und zum Staube herabzuziehen.“

„Ich aber,“ rief Frau von Ramberg, „erlasse dem Grafen den Beweis nicht für seine so unpoetische Behauptung, die ich außerdem, bis er diesen Beweis beigebracht hat, für unwahr erklären muß.“

„Ich entziehe mich der Beweisführung nicht,“ sagte Graf Sternfeld lächelnd, „wer aber soll der Richter sein?“

„Nun eigentlich ich,“ erwiederte Frau von Ramberg, „als souveräne Präsidentin unseres Klubs — da ich aber zugleich hier Partei bin, so steige ich von meinem Stuhle herab und übertrage das Richteramt zwischen dem Grafen und mir —“

Sie blickte prüfend im Kreise umher und fuhr dann mit schelmischer Neckerei fort: „Dem Lieutenant von Hochfeld.“

„Um Gottes willen, gnädige Frau,“ rief Herr von Hochfeld erschrocken, „welche Grausamkeit — ich soll entscheiden zwischen unserem Wirth und unserer Präsidentin? Wie ist das möglich? — Fast hätte ich geglaubt, daß die Verantwortung und die niederdrückenden Pflichten eines Sekondelieutenants bereits das Schwerste in der Welt in sich schließen, aber ich sehe jetzt, daß Alles noch einer Steigerung fähig ist.“

„Vor Allem auch die Leistungsfähigkeit und Elastizität eines Lieutenants,“ fiel der Oberst von Fernon ein, „der nie um einen Ausweg in Verlegenheit sein darf.“

„Auch finde ich die Lage noch nicht so schlimm für den Herrn von Hochfeld,“ sagte Doktor Heilborn; „was würden Sie gesagt haben,“ fuhr er, den jungen Offizier fragend anblickend, fort, „wenn Sie in der Lage jenes unglücklichen Paris gewesen wären, der mit seinem goldenen Apfel, auf welchen die Göttin der Zwietracht die Inschrift: Der Schönsten — gesetzt hatte, den drei Göttinnen gegenüber stand, von denen jede den Preis in Anspruch nahm und die Verweigerung desselben mit ihrer Feindschaft bedrohte?“

„O,“ rief Herr von Hochfeld, „in diesem Falle hätte ich mir zu helfen gewußt — ich hätte die böswillige Zankesgöttin Eris überboten und das Beispiel jenes Vaters nachgeahmt, von dem Lessing's Nathan der Weise erzählt und der von seinem kostbarsten Ringe, um keinen seiner drei Söhne zu bevorzugen, zwei Nachbildungen machen ließ, welche man dann nicht mehr von dem echten unterscheiden konnte — ich hätte zwei andere Aepfel machen lassen und jeder der Göttinnen einen gegeben.“

Alle lachten — nur der Oberst von Fernon sagte mit leichtem Kopfnicken: „Ich kann diesem Auswegsmanöver meine Zustimmung nicht versagen, und in der That hätte Paris besser gethan, wenn er nach der Disposition des Lieutenants von Hochfeld verfahren wäre — der trojanische Krieg wäre erspart und in der Sache selbst wäre es auf dasselbe herausgekommen — denn ebenso wie die Menschen niemals die reine, wahre Religion wiederfinden werden — ebenso wie jeder seinen Ring für den echten hält — ebenso würde jede Frau den ihr gegebenen Preisapfel der Schönheit für den allein wahren und echten halten, — ja ich bin überzeugt, daß die beiden Göttinnen, welche bei der Preisvertheilung auf dem Ida leer ausgingen, zwar dem Paris und seinem ganzen Hause dafür ewigen Haß geschworen haben, darum aber nicht minder ihre Schönheit für die höchste und siegreichste zu halten fortfuhren.“

„Da aber ein solcher Ausweg nicht möglich ist,“ sagte Frau von Ramberg, „so wird der Herr Lieutenant schon die Güte haben müssen, gerecht und unparteiisch zwischen mir und den Gründen zu entscheiden, welche der Graf Sternfeld gegen mich in's Feld zu führen versprochen hat.“

„Meine Gründe, gnädige Frau,“ sagte der alte Graf, „sind einfach und schlagend und beruhen alle auf dem Satz, daß die sämmtlichen Schönheiten und Genüsse des Sommers ebenso wie ein bestrickendes, heuchlerisches Menschengesicht schwere und peinliche Täuschungen in sich schließen, während dasjenige, was der Winter uns bietet, Wahrheit ist und keine Täuschung und Reue im Gefolge hat. — Die gnädige Frau sprach vom blauen Himmel, von den grünen Bäumen und von den übrigen so vielfach gepriesenen Reizen der Natur — aber sie hat in ihrem Wohlwollen für den Sommer die Hitze und den Staub vergessen, diese beide Dinge, welche den menschlichen Blick unfähig machen, die Schönheit zu sehen, und das menschliche Gefühl, sie zu empfinden.“

„Gibt es etwas Irdisches ohne Unvollkommenheiten, ohne von der Natur geschaffene Hindernisse, die sich dem reinen und ungetrübten Genuß der Schönheit entgegenstellen,“ warf Frau von Ramberg ein, „ist die Rose darum weniger schön, weil der Dorn, den sie an ihrem Stengel trägt, unsere Hand verwundet?“

„Der Dorn der Rose, gnädige Frau,“ erwiederte Graf Sternfeld, „der so vielfach als Bild und Gleichniß gebraucht wird, paßt nicht ganz zu unserem Gegenstand, denn er läßt die Schönheit der Blumenkönigin bestehen und schützt sie nur gegen unwürdige Annäherung; die Hitze und der Staub aber hüllen die sogenannten Schönheiten des Sommers vollständig ein — sie vermischen sich mit ihnen, so daß sie selbst einen wesentlichen, ja für mich den wesentlichsten und einzig empfindbaren Theil dieser so gepriesenen Jahreszeit aus-

machen — was habe ich von dem viel gerühmten und viel besungenen Smaragdgrün der Bäume, wenn eine fingerdicke graue Staubkruste die Blätter bedeckt — was habe ich von der gerühmten würzigen Luft, wenn ich bei jedem Athemzug Wolken von Staub einschlucken und einathmen muß? Wie soll mich der blaue Himmel erfreuen und der gepriesene funkelnde Sonnenschein, wenn von jenem blauen Himmel das Tagesgestirn seine brennenden und versengenden Strahlen auf mich herab sendet, mich mit dem Sonnenstich, dieser Körper und Geist zugleich vernichtenden Krankheit, bedroht, und wenn ich mich auch dieser Gefahr durch einen höchst unbequemen und häßlichen Sonnenschirm entziehe, mich dennoch in einen Zustand versetzt, welcher, vom medizinischen Standpunkte aus betrachtet und durch Fliederthee erzeugt, sein Gutes haben mag, welcher indeß für einen Herrn, der etwas auf präsentable Wäsche und geordnete Toilette hält, das Unerträglichste und Widerwärtigste auf Erden ist."

„Ich kann nicht umhin," sagte der Lieutenant von Hochfeld, indem er einen komisch verlegenen Blick auf Frau von Ramberg warf, „dem Herrn Grafen in dieser Beziehung Recht zu geben — blauer Himmel, würzige Luft und Sonnenschein sind Dinge, für welche ein Lieutenant, der in Helm und Schärpe einige Stunden auf freiem, schattenlosem Felde gestanden hat, um die Frontbesichtigung zu erwarten, jede Empfindung und jede Sympathie verliert, und der Staub," fuhr er fort, „muß einen guten Soldaten noch mehr empören, wenn er in seine undurchsichtigen Wolken einen wunderbaren Parademarsch einhüllt, an welchem man ein halbes Jahr lang mit hingebender Aufopferung aller Kräfte geübt hat."

„Ich fange an zu bereuen," sagte Frau von Ramberg, „daß ich den Herrn von Hochfeld zum Richter aufgerufen habe, denn militärische Ordnung und poetisches Verständniß für die Schönheiten des Sommers scheinen mir allerdings ein wenig unvereinbar zu sein — allein," fuhr sie fort, „es gibt ja doch Gegenden, welche von Staub und Hitze geschützt sind — einsame Waldpartieen — die Meeresküste — die Berge."

„Das ist es ja eben," fiel Graf Sternfeld ein, „und ich wollte auch ohne die Bemerkung der gnädigen Frau darauf kommen — daß alle diese sogenannten Sommerschönheiten immer Reisen — Losreißen von allen Gewohnheiten und Behaglichkeiten von uns verlangen — und wenn wir wirklich uns an Orte flüchten, nach denen Staub und Hitze uns nicht folgen können, so fängt dann wieder das Steigen und Klettern, der Kampf mit dem steinigen Geröll des Bodens, mit den Baumästen, welche unsern Weg durchziehen, an, so daß von einem Genuß der Schönheit wieder nicht die Rede sein kann — der Sommer setzt die ganze Welt in eine fieberhafte Bewegung — Jeder macht den Versuch, den Qualen dieser Jahreszeit zu entrinnen, und da dieß natürlich vergeblich ist, so schafft er sich nur neue Qualen, welche man vermeiden könnte, wenn man in ruhiger Resignation die Sommersaison über sich ergehen ließe. — Wer auf die Erde von Oben herabblicken könnte, dem müßte unsere Halbkugel während der Sommerzeit wie ein durcheinanderwirbelnder Ameisenhaufen vorkommen, nur mit dem Unterschied, daß die kleinen, klugen und fleißigen Thierchen bei ihrem scheinbaren Durcheinanderlaufen dennoch in musterhafter Ordnung ihren Zweck erfüllen, wogegen die während der Sommersaison über die Erde hin rasenden Menschen gar keine Zwecke verfolgen, als die Flucht vor den von der gnädigen Frau so gerühmten Schönheiten des Sommers, und gar keinen anderen Erfolg haben, als alle bestehende Ordnung auf den Kopf zu stellen, um sich dann erst wieder bei Beginn des Winters zu vernünftigem Leben und Wirken zurückzufinden, wenn der Einfluß der sengenden Sonnenstrahlen vorübergangen ist."

„So erklären Sie denn," sagte Frau von Ramberg lachend, „diese ganze Welt von Touristen, welche während des Sommers auf allen Eisenbahnschienen über die Welt hinfliehen, alle Wälder durchstreifen und auf allen Bergabhangen umherklettern, für eine große Gesellschaft von Irrsinnigen?"

„Es sind Flüchtlinge vor den Schönheiten des Sommers," sagte der Graf, „denen die Angst vor ihrer Lieblingsjahreszeit die Sinne verwirrt und die ruhige Ueberlegung geraubt hat."

„Und dennoch," sagte Frau von Ramberg scherzend, „haben Sie selbst diese Thorheiten mitgemacht und lange Reisen unternommen."

„Auch ich," erwiederte der Graf, „unterliege ja den erdrückenden Einflüssen des Sommers und suchte ihnen zu entfliehen wie die Uebrigen, bevor ich zu der Erkenntniß kam, daß lethargische Resignation das beste Mittel sei; — trage ich doch auch einen Cylinderhut und einen Frack trotz meiner innigen Ueberzeugung, daß es keine widersinnigeren und keine häßlicheren Bekleidungsstücke geben könne; — man darf eben niemals den Grundsatz vergessen, daß man in einem Tollhause einen einzelnen Vernünftigen für geisteskrank erklären würde, und daß man sogar ein Recht dazu hatte, denn die Welt muß sich eben nach den Anschauungen der Majorität regeln, was indeß dann den Einzelnen, der seinen ruhigen Sinn bewahrt hat, nicht abhalten kann, seine lehrreichen und erheiternden Bemerkungen für sich zu machen."

(Schluß folgt.)

Der Beitrag zur „Philologischen Rundschau".

Skizzenblatt aus dem Leben eines deutschen Professors.

Von

Ernst Eckstein.

(Nachdruck verboten.)

Wer es nicht weiß, der erfährt es durch diese Zeilen: Professor Adolar Wullenweber zu Leipzig gibt eine Zeitschrift heraus, die in gelehrten Kreisen mit Recht ein ungewöhnliches Ansehen genießt und so zu sagen Schule gemacht hat, was nicht von jedem Organ dieser Art zu behaupten ist. Die „Philologische Rundschau" erscheint monatlich zweimal, kostet vierteljährlich fünf Mark pränumerando und besitzt acht- bis neunhundert Abonnenten. Auf schönem, gelbgetöntem Papier bringt sie das Beste, was die Fachgenossen auf dem Gebiete der Monographieen zu Stande bringen, — ganz abgesehen von dem trefflich redigirten kritischen Theil, dem das verdienstvolle Unternehmen seine Bezeichnung als „Philologische Rundschau" verdankt. Professor Adolar Wullenweber ist in der That ein ausgezeichneter Redakteur. Umsichtig, verständnißvoll für die Bedürfnisse seines Publikums, genial im Heranziehen junger Talente und weit und breit geachtet wegen seiner Ehrenhaftigkeit und seines strengen Gerechtigkeitssinnes, leidet er nur an zwei psychischen Mängeln, die mit den Vorzügen seines Charakters auf's Engste zusammenhängen, wie denn bekanntlich jeder Sterbliche die Fehler seiner Tugenden hat. Wullenweber ist nämlich ungeheuer zerstreut, eine Folge seiner großen Ideenfülle; und außerordentlich reizbar gegen alles Ungehörige und Verwerfliche, eine Folge jener scharf ausgeprägten aequitas, die wir bereits oben erwähnt haben.

Im Juli des Jahres 1876 besuchte der Professor mit seiner Gattin Thusnelda und seiner einzigen Tochter Eleonore das Seebad Ostende, um in der „heiligen Salzflut" neue Kräfte für die anstrengende Wintercampagne zu sammeln. Während seiner sechswöchentlichen Abwesenheit ruhte die Leitung der „Philologischen Rundschau" in den Händen seines Kollegen und Vetters Dr. Karl Heinike, der als ständiger Mitarbeiter seit lange mit dem Organismus der Redaktion vertraut war und obendrein beim Abschied über gewisse Hauptpunkte sorgfältig instruirt wurde. Da der Arzt unserem Wullenweber ein vollständiges Ausruhen zur Pflicht gemacht hatte, so faßte der sonst so unermüdliche Mann, wenn auch schweren Herzens, den kühnen Entschluß, selbst das Lesen der Revisionsabzüge seinem Stellvertreter zu überlassen und frei in den Tag hinein zu leben, als ob eine „Philologische Rundschau" auf Gottes Erdboden nicht existire. Nur die fertigen Nummern — davon war er nicht abzubringen — sollte Professor Heinike ihm an den Strand der leuchtenden Amphitrite nachsenden. Irgend welche geistige Anstrengung werde ihm aus der Lektüre durchaus nicht erwachsen; er betrachte das Ganze vielmehr als eine köstliche Unterhaltung, die auf sein erregtes Nervensystem nur wohlthätig wirken könne und jedenfalls mehr zu seiner Erholung beitrage, als etwa die Lektüre der politischen Zeitungen.

Eines Morgens — ich glaube, es war in der zweiten Hälfte des Monat August — saß der Professor mit seiner Gattin beim Frühstück. Eleonore, die Tochter des würdigen Paares, war heute früh mit einer befreundeten englischen Familie nach Brüssel gereist und wurde erst gegen Abend zurück erwartet. Der Professor blickte nachdenklich durch die halbgeöffnete Balkonthüre. Das Meer, hie und da von weißen Segeln belebt, lag glatt wie ein Spiegel. Der Professor erwog eben, daß er nur noch acht Mal in diesen Spiegel zu tauchen habe, um sich dann mit erneuten Kräften dem einzig wahren Beruf seines Daseins, der Redaktion der „Philologischen Rundschau", wieder zuzuwenden, als im Rahmen der großen Flügelthüre das behäbige Antlitz der vlämischen Wirthin erschien, die, freundlich grüßend, einige Briefe und Kreuzbandsendungen auf den Tisch legte.

„Thusnelde," sagte Adolar Wullenweber mit leise vibrirender Stimme, „die neueste Nummer."

„Endlich," versetzte die Frau Professorin; „ich finde, Heinike besorgt die Zusendung äußerst unregelmäßig. Wir warten jetzt beinahe acht Tage."

Sie nahm sich rasch eine größere Ladung von der herrlichen goldgelben Butter, um später nicht stören zu müssen, und rückte erwartungsvoll ihren Sessel zurecht.

„Ich komme immer wieder darauf zurück," lächelte der Professor, die Papierschleife lösend, „es ist und bleibt ein sonderbares Gefühl, so gewissermaßen seinem eigenen Ich entgegen zu treten . . . Ich bekomme da mein Blatt, meine „Philologische Rundschau", und doch ist das Ganze mir fremd . . . Die Sache hat fast etwas Unheimliches. Ich erinnere mich einer Doppelgängergeschichte, deren ganze Beleuchtung . . ."

Er unterbrach sich. Mit dem Brodmesser, das er zuvor fünf- oder sechsmal durch die blendend weiße Serviette zog, schnitt er die geliebte Zeitschrift sorgfältig auf. Sein Antlitz bedeckte sich mit einer fiebernden Röthe; hastig spähte er nach rechts und links, als wolle er alle Skizzen, Abhandlungen, Rezensionen und Bücheranzeigen auf einmal verschlingen. Die Blicke Thusneldens hingen unterdeß nicht minder erregt an den Zügen ihres vortrefflichen Eheherrn. Die Art und Weise, wie sie ihr Brödchen butterte, verrieth ihre nur mühsam unterdrückte Nervosität.

„Sieh da," begann Wullenweber, nachdem er sich ein wenig gesammelt hatte, „Freund Heinike bringt da eine längere Abhandlung von Dr. Brasch ‚Ueber die Stellung des Weibes im heroischen Zeitalter' . . . Ich muß gestehen, so sehr ich die Talente des jungen Mannes zu schätzen weiß, diese Betheiligung an der „Philologischen Rundschau" ist mir im höchsten Grade unerwünscht. Seit ich in Erfahrung gebracht habe . . ."

„Ja wohl," fiel ihm Thusnelde in's Wort, „seit er sich in dieser auffälligen Weise um Eleonore bemüht hat . . ."

„Wahrhaftig, die Sache ist mir äußerst fatal! Man sollte doch das Steuer seines Fahrzeuges nie aus der Hand geben! Und Heinike druckt den Aufsatz noch dazu an hervorragender Stelle! Brasch vermuthet natürlich, diese Anordnung gehe von mir aus, und wenn er nun das Ganze als eine Ermuthigung auffaßt, so verfährt er nicht eben unlogisch. Wäre der Mensch nur ein paar Jahre älter! Aber so! Der jüngste Privatdozent der Universität! Und ohne Vermögen! Es hieße in der That die Zukunft meines Kindes ernstlich kompromittiren, wenn ich zugeben wollte . . ."

„Wo denkst Du hin!" rief Thusnelde, indem sie die Hand mit der frisch gebutterten Semmel wie abwehrend von sich wegstreckte; „wir Beide wissen ja aus eigener Erfahrung, was es heißen will, wenn ein junger Privatdozent . . ."

„Nun, ich dächte, Du hättest Dich über die Schnelligkeit meiner Carrière nicht zu beklagen gehabt," sagte Wullenweber ein wenig empfindlich.

„Adolar, Du verstehst mich falsch. Ferne sei es von mir, Dir je einen Vorwurf zu machen: aber neun Jahre sind zu viel, selbst für einen glücklichen Brautstand, — und ehrlich gesprochen, so talentvoll dieser junge Mann sein mag, ich bezweifle doch ernstlich, ob seine besten Arbeiten mit Deiner Monographie über das Haus des Odysseus wetteifern können."

Der Professor lächelte, während seine rundliche Hand eine anmuthvolle Geste der Bescheidenheit machte.

„Ueberdieß," fuhr Thusnelde mit einem bedeutsamen Blicke fort, „Du scheinst zu vergessen, daß auch noch andere Gründe in die Wagschale fallen; Gründe, die . . . Nun, ich will nichts gesagt haben . . . aber so viel steht fest . . ."

„Jamjam intelligo," versetzte Adolar schmunzelnd; „der Landrath zeichnet Eleonoren in so unverkennbarer Weise aus, daß bei der notorischen Ehrenhaftigkeit dieses Charakters an dem Ernst seiner Absichten nicht zu zweifeln ist. Wenn nur Eleonore . . ."

„Eleonore ist noch ein Kind. Daß sie vorläufig mehr Interesse für ihre Altersgenossen als für wirklich reife und gediegene Persönlichkeiten empfindet, ist nur allzu begreiflich. Gewiß hat sie über die Möglichkeit einer ehelichen Verbindung zur Zeit überhaupt noch nicht nachgedacht. Sie gleicht der Chloë jener horazischen Ode, die Du neulich so ausgezeichnet verdeutscht hast. Einstweilen fühlt sie noch volles Genügen unter den Fittigen ihrer Mutter. Wenn sie dem Landrath minder liebenswürdig entgegen kommt, als wir dieß im Interesse der Zukunft wünschen möchten, so gilt dieß nicht dem Individuum, sondern der Gattung. Der Landrath gehört denn doch, bei den Göttern, auch nicht gerade in's alte Register! Sechsunddreißig Jahre ist für das starke Geschlecht gar kein Alter! Wollte Gott, Du wärest noch einmal sechsunddreißig!"

„Nun, nun," entgegnete Adolar, „dann wäre ich wohl etwas zu blühend für meine Thusnelde. Uebrigens hast Du mir Deine Ansichten ganz vortrefflich entwickelt und mich vollständig überzeugt, daß aus dem bisherigen Verhalten Eleonorens kein Schluß für die Zukunft zu ziehen ist. Um so peinlicher dieser Zwischenfall mit der Abhandlung da über das Weib des heroischen Zeitalters. Etwas Unangenehmeres hätte mir gar nicht passiren können."

„Ich glaube, Du nimmst die Sache zu ernst," meinte Thusnelde. „Wie sagt doch Horaz in der dritten Ode des zweiten Buches? Bewahr' den Gleichmuth! . . . aquam momenti . . . Ist der Aufsatz gelungen — und Brasch ist ja, wie Du selber gesagt hast, ein Phänomen, so kommst Du ohne große Unkosten zu einem werthvollen Beitrag. Sollte sich der Herr Verfasser in der bewußten Richtung irgendwie Illusionen machen, so ist das seine Sache. An mir soll es nicht fehlen, diese Illusionen rechtzeitig zu zerstören."

„In der That, liebe Frau, Du beruhigst mich. Wenn die Arbeit gelungen ist, woran ich nicht zweifle . . ."

„Weißt Du was," unterbrach ihn Thusnelde, „es ist jetzt halb neun, vor zehn Uhr badest Du nicht. Du könntest mir die Abhandlung einmal vorlesen. Der Gegenstand interessirt mich. Wenn es Dir sonst keine Mühe macht . . ."

„Nicht die geringste," erwiederte Adolar freudestrahlend. „Gieß' mir noch eine Tasse ein und verriegele die Thüre. Du weißt, jede Störung beim Vorlesen wissenschaftlicher Aufsätze macht mich nervös."

Thusnelde füllte die Tasse, schob den Riegel vor und legte sich behaglich in den Fauteuil zurück. Der Professor begann. Warm und melodisch durchflutete seine kräftige Baßstimme das verschwiegene Gemach. Eine Spalte mochte

er so gelesen haben, als sich sein Antlitz merklich verfinsterte. Drei- oder viermal stockte er, um dann die Lektüre zögernd und mit einem seltsamen Ausdruck in der Betonung fortzusetzen. Mit einem Male warf er das Blatt auf den Tisch, während eine dunkle Röthe ihm in die Schläfe stieg.

„Thusnelde," sagte er, „die ‚Philologische Rundschau' ist schmählich betrogen worden! Diese Abhandlung ‚Ueber das Weib des heroischen Zeitalters' habe ich irgendwo schon gelesen!"

„Adolar," sagte Thusnelde, jählings empor fahrend, „Du leihst einem dunklen Gefühl Worte, das mich schon bei der ersten Zeile beschlich. Auch mir kommt dieser Aufsatz bekannt vor; auch ich habe diese Abhandlung schon irgendwo anders gelesen."

„Es ist unerhört! Brasch, den ich für die Ehrlichkeit selbst hielt! Aber das kommt davon, wenn Odysseus den Rücken kehrt: alsbald schlachten seine Gefährten die Rinder des Sonnengottes. Pfui der Schande! Pfui der schnöden, unauslöschlichen Schmach! Ich bin kompromittirt; die ‚Philologische Rundschau' verliert mindestens zwölf Abonnenten!"

„Gelassen, mein Freund, gelassen," beschwichtigte Frau Thusnelde; „aquam momenti! Geschehene Dinge sind nicht zu ändern."

„Du hast Recht, liebe Gemahlin. Wer weiß, am Ende täuschen wir uns; am Ende hat Brasch nur eine fremde Arbeit benutzt; vielleicht nur in der Einleitung benutzt, um später dem eigenen Ideengehalte ein größeres Relief zu verleihen."

„Keine Selbsttäuschung, lieber Adolar! Du würdest später nur um so lebhafter in Entrüstung gerathen. Je mehr ich darüber nachdenke, um so weniger bin ich im Zweifel; ich habe ganz dieselbe Arbeit verbotenus, wie Du sie in diesem Augenblick vorgetragen, schon irgendwo anders gelesen."

Der Professor rang augenscheinlich nach Fassung.

„Schön, schön," sagte er, indem er seine Tasse zum Munde führte. „Das läßt sich ja leicht konstatiren. Ist Dir der Aufsatz bekannt, so mußt Du auch in der Lage sein, mir Einiges aus seinem weiteren Inhalte mitzutheilen."

„Gewiß, gewiß," sagte Thusnelde, stolz das Haupt erhebend; „ich erinnere mich genau, daß ein längerer Passus von dem Verhältniß des Hektor zur Andromache handelte; insbesondere, daß es mit dem Verhältniß des Paris zur Helena und mit dem des Odysseus zu der Penelope äußerst geistreich verglichen wurde; daß ferner die eigenthümliche Art und Weise der Circe . . ."

„Genug, genug!" unterbrach sie der Professor mit bebender Stimme, „mehr als genug! Das Alles, was Du da sagst, kommt hier gleich in der dritten Spalte. Die ‚Philologische Rundschau' ist ruinirt. Aber wo, wo hast Du das Alles gelesen? Du mußt doch wissen . . ."

„Nicht die Spur weiß ich. Doch halt, ja, ich erinnere mich . . . Eine seltsame Ideenverbindung! Wie ich jetzt so darüber nachdenke, schwebt mir das Titelblatt eines Schulprogramms vor, eines Schulprogramms in röthlichem Umschlag . . ."

„Schulprogramm," schrie der Professor außer sich. „Du hast Recht, ich entsinne mich deutlich. Ja! Ja wohl! Die Sache ist sonnenklar! Brasch hat um des geringfügigen Honorars willen einen Diebstahl begangen; er hat sich mit fremden Federn geschmückt; er hat die ‚Philologische Rundschau' an den Pranger gestellt. Aber Gott sei Dank, noch gibt es Mittel, den Verdacht der Mitwisserschaft von dem Herausgeber dieser geachteten Zeitschrift abzuwenden. Dieser Brasch, diese Schlange, die ich am Busen nährte, soll erfahren, was es heißt, die Prinzipien der literarischen Ehrenhaftigkeit mit Füßen zu treten. Reich' mir das Schreibzeug! Noch in der nächsten Nummer werde ich den Verräther vor dem europäischen Publikum brandmarken."

„Uebereile Dich nicht," sagte Thusnelde, indem sie aufstand, das Tintenfaß und die Mappe zu holen.

„Im Dienste der Wahrheit kann man sich nie übereilen," rief der Professor vor Aufregung bebend. „Worauf soll ich warten? Bis die Geschichte zum öffentlichen Skandal geworden; bis ein Anderer, ein Gegner, den Nachweis geliefert hat, daß der Aufsatz gestohlen ist?"

„Gewiß nicht. Aber es wäre vielleicht zweckmäßig, wenn Du Dich zuvor genauer über die Quelle, genauer über den wahren Verfasser der Abhandlung und speziell über den Druckort jenes Programms informirtest."

„Dazu ist später noch Zeit. Die neue Nummer geht schon nächsten Montag unter die Presse. Mit dem Hinundherschreiben verliere ich mindestens fünf Tage. Die Erklärung käme also zu spät. Da das Faktum keinen Zweifel gestattet, — wir Beide erinnern uns ja ganz deutlich —, so sind die Details vorläufig überflüssig. Daß Brasch nicht etwa selbst der Verfasser jenes Schulprogramms ist, darüber sind wir wohl auch im Klaren. Ich kenne seine Carrière bis in's Einzelne. Brasch hat nie an einer Schule dozirt; solche wissenschaftliche Beilagen zu den Programmen aber werden ausschließlich von den Lehrern der betreffenden Anstalt verfaßt. So tief es uns schmerzen mag, wir müssen uns der Wucht der Thatsachen beugen."

Die Professorin nickte still vor sich hin, während ihr Gatte mit zornbebender Hand die Feder in's Tintenfaß tauchte und die nachfolgende Erklärung schrieb:

„An unsere Leser!

„Die ‚Philologische Rundschau' ist das Opfer einer unerhörten Mystifikation geworden. Ein junger Gelehrter, den wir bis dahin zu schätzen geneigt waren, Herr Dr. Eduard Brasch, hat sich nicht entblödet, der Redaktion gegenüber die Arbeit eines fremden Autors für seine eigene auszugeben, dergestalt, daß der Abdruck unter seinem Namen erfolgt ist. Die betreffende Abhandlung befindet sich in der letzten Nummer unseres Blattes und führt den Titel: ‚Ueber die Stellung des Weibes im heroischen Zeitalter'. Indem wir diesen Sachverhalt hiemit zur öffentlichen Kenntniß bringen, behalten wir uns weitere Mittheilungen, sowie die erforderlichen Schritte gegen Herrn Dr. Brasch selbstverständlicherweise vor.

Die Redaktion der ‚Philologischen Rundschau'."

Auf einen zweiten Bogen schrieb Wullenweber die nachstehenden Zeilen an seinen Stellvertreter Dr. Karl Heinike:

„Lieber Vetter, ich bitte Dich, die Einlage *sofort* in die Druckerei zu schaffen. Alles Weitere nach meiner, so Gott will, bald erfolgenden Rückkunft. Wer hätte das dem jungen Mann zugetraut!

Die besten Grüße für Dich und Mathilde.

In Eile!

Dein treuer

Wullenweber."

„So!" rief der Professor aufathmend, als er die beiden Blätter zusammenfaltete, „jetzt können wir alles Uebrige in Muße berathen. Eleonore wird Augen machen, wenn sie erfährt . . . Nun, in einer Art hat die Sache ihr Gutes. Jetzt ist vollends von irgend welchen Beziehungen zu diesem Herrn keine Rede mehr."

Die Professorin klingelte, während ihr Ehegemahl die Adresse schrieb. Zwei Minuten später befand sich das Hausmädchen mit dem gewichtigen Schreiben auf dem Wege zur Post.

Am Nachmittage traf ein Telegramm von Eleonoren ein, das die Mittheilung brachte, die englische Familie habe in Brüssel gute Freunde getroffen und beabsichtige, noch drei Tage zu bleiben, um dann über Antwerpen nach Ostende zurückzukehren; ob die Eltern den Urlaub freundlichst verlängern wollten.

Der Professor gab umgehend die gewünschte Erlaubniß. Ohne den Zwischenfall mit der „Philologischen Rundschau" hätte er vielleicht Bedenken getragen; aber nach solchen unerquicklichen Auftritten spürte er stets einen gesteigerten Drang, sich wohlwollend und liebenswürdig zu zeigen. Dieß erfuhr auch seine klassisch gebildete Ehehälfte, mit der er beim Sinken der Sonne die schon so oft in Anregung gebrachte Kahnfahrt ohne Rücksicht auf die wahrscheinlichen Folgen heroisch verwirklichte.

Am fünften Tage nach der „Entlarvung des schnöden Plagiators", wie Frau Thusnelde sich mit Vorliebe ausdrückte, kehrte Eleonore glückstrahlend von ihrem Ausflug zurück. Sie wußte nicht genug zu erzählen von der Liebenswürdigkeit ihrer neuen Freunde und den hundert interessanten Dingen, die sie gesehen und erlebt hatte. Ein über das andere Mal umarmte sie den guten Professor, der, warum wußte er selber nicht, dem harmlosen Kinde gegenüber etwas wie ein böses Gewissen hatte. Die Sache war psychologisch in der That unerklärlich. Selbst angenommen, Eleonore hätte sich für Dr. Brasch interessirt, — hatte der Professor nicht streng nach den Prinzipien der Gerechtigkeit und der Wahrheit gehandelt? Nein, es war mehr das Bedauern über die schmerzliche Erfahrung, über die Enttäuschung, die dem lieben Mädchen bevorstand, wenn es hören mußte, daß ein junger Mann, der — seien wir offen — ehedem zu ihren eifrigsten Tänzern gezählt . . . Noch im vorigen Jahr auf dem Professorenballe im Schützenhaus . . . Wullenweber entsann sich genau, daß gerade Brasch mit Eleonoren den ersten Walzer getanzt hatte . . . Und der Mensch tanzte sogar mehrere Walzer mit Eleonoren, bis die Mama das Kind auf das Unschickliche dieser häufigen Walzer aufmerksam machte . . . Und dann kam der preußische Landrath, der ausgezeichnete, geistvolle Mann . . . Er war unstreitig weit imposanter als Dr. Brasch . . . Man sagte, er sei ein weitläufiger Verwandter des Herrn von Bismarck . . .

Wunderbar, wie die Gedanken des guten Professors beim Anblick des blonden Töchterchens auf und ab schweiften.

„Ach, und da liegt ja die ‚Rundschau'", rief Eleonore, auf die Kaminplatte zueilend.

Der Professor lächelte. Ja, das war sein Fleisch und Blut! Der Geist echter Wissenschaftlichkeit machte sich instinktiv selbst in dem Herzen des achtzehnjährigen Mädchens geltend. Eleonore tanzte, aber sie tanzte so zu sagen im alkäischen Versmaß, und beim Schottisch hüpfte ihr Füßchen einen tadellosen Tribrachys. Eleonore liebte den Putz, aber sie schlang ihr Haar in einen so klassischen Knoten, daß Aphrodite selber keinen Anstoß daran genommen hätte. Eleonore schwärmte für Torten und besonders für Manteltorten; indeß, lag nicht gerade in dieser Vorliebe für das Süße eine unverkennbare Reminiscenz an die Ambrosia des hellenischen Götterhimmels? Und jetzt bekundete das liebe Kind ein direktes Interesse für die Geheimnisse der philologischen Forschung! Sie trat an's Kamin, sie nahm die „Rundschau" in die niedlichen Hände, sie blätterte . . .

„Das ist reizend," rief sie plötzlich, während ihre Wangen sich röthteten und die Flügel des kleinen klassischen Näschens, auf das der Professor so stolz war, in leise Schwingungen geriethen; „das ist reizend, daß Du endlich den Aufsatz des Dr. Brasch da gebracht hast."

„Was weißt Du von diesem Aufsatze?" fragte der Professor stirnrunzelnd; „enthält die Nummer nichts Interessanteres, daß Dein Blick sich gerade auf diese mir höchst unangenehme Arbeit heftet?"

„Unangenehm? Früher warst Du doch anderer Ansicht. Ich begreife Dich nicht. Wie hübsch ist das Alles, was er von der Andromache und der Penelope sagt!"

Adolar fuhr jählings aus dem Sessel empor.

„Wie, Du kennst den Artikel? Auch Du? Auch Du? Und Du hast kein Wort der Entrüstung für diesen Bubenstreich?"

Das Mädchen erröthete bis in die Stirne.

„Papa," sagte sie fast tonlos, „ich verstehe Dich nicht."

„Ruhig, ruhig," wehrte der Professor mit einer Handbewegung nach seiner Ehegattin, die Miene machte, sich in die Debatte zu mischen. „Die Sache hat mich Alterationen genug gekostet. Die Erklärung, die den Betrüger entlarvt, hat zur Stunde bereits die Presse verlassen. Wozu also eine Wiederholung all' dieser aufregenden Momente? Eleonore, Du kannst mir einen großen, einen ganz ungewöhnlichen Dienst erweisen. Du kannst mir eine Reihe sehr schwieriger und zeitraubender Nachforschungen ersparen, wenn Du mir eine Frage beantwortest. Wo hast Du diesen Artikel gelesen?"

„Aber, Papa, ich begreife nicht . . ."

„Antworte mir: wo?"

„Nun, natürlich in Leipzig, wo sonst?"

„Auch das noch! Also ein Leipziger Schulprogramm! Ein Programm, das an dem gleichen Druckort mit unserer Zeitschrift erschienen ist! Heinike, Heinike, welch' unerhörte Blamage! Ich weiß nicht, wie sich die ‚Rundschau' jemals von diesem Schlage wieder erholen soll."

„Aber was hat nur Papa?" wandte sich Eleonore mit einem flehentlichen Blicke zur Mutter.

„Ruhig, ruhig," wehrte Adolar Wullenweber in höchster Verzweiflung. „Nur noch Eins, Eleonore! Wie und auf welche Weise ist diese Abhandlung in Deine Hände gelangt? Du bekümmerst Dich doch sonst nicht um solche Lektüre."

„Ei, Papa, Du selber hast sie uns vorgelesen! Es ist wohl anderthalb Jahre her, aber ich weiß noch Alles wie heute. Wir saßen des Abends in Deinem Studirzimmer. Du kamst nach Hause und hattest das Manuskript in der Tasche . . ."

„Das Manuskript?"

„Gewiß. Das Manuskript des Herrn Dr. Brasch. Wir wunderten uns noch über das große Format. Ich seh' es noch vor mir . . . Der Umschlag war röthlich, mit großen Lettern bedruckt; ich glaube, Dr. Brasch hatte den Umschlag irgend einer Zeitung benutzt . . ."

Der Professor stand auf und trocknete sich mit dem großblumigen Taschentuche den Schweiß von der Stirne. Ein fast komisches Bild des Jammers und der Rathlosigkeit, trat er vor seine Gattin.

„Thusnelde," flüsterte er weich und schmelzend, „wir haben uns unauslöschlich kompromittirt. Wie Schuppen fällt es von meinen Augen. Ja, ja, und tausendmal ja! Wir haben jenen Aufsatz gelesen; aber, o fluchwürdiges Schicksal, o niederträchtige Verkettung der Umstände! wir haben ihn im Manuskripte gelesen. Dort saß ich, dort, wenn das hier mein Zimmer wäre, und dort saßest Du und Eleonore. Ich selber, Professor Adolar Wullenweber, der größte Esel seines Jahrhunderts, habe die Arbeit zum Druck bestimmt. Da kamen denn die bewußten Verhältnisse. Ich habe den Aufsatz immer und immer wieder zurückgelegt, bis er mir aus dem Gedächtniß entschwand. Aber Du, liebe Thusnelde, hättest Du nicht ein klein wenig aufmerksamer den Schatz Deiner sonst so reichen Erinnerungen durchmustern, hättest Du mir diese unerträgliche Situation nicht ersparen können? Verwünscht, verwünscht, sage ich! Heute schon gelangt die betreffende Nummer in's Publikum. Morgen vielleicht hat schon Brasch Klage erhoben wegen öffentlicher Beleidigung und Verleumdung! Und er hat Recht, der vortreffliche Mensch; er hat Recht, wenn er zum Aeußersten schreitet. Ich würde mich fordern, ich würde mich umbringen, wenn ich mir selbst diese Beleidigung zugefügt hätte. Aber wer ist Schuld an der ganzen Geschichte? Du, Du allein mit Deinen unablässigen Vorstellungen wegen des Landraths. Ohne den Landrath wäre der Artikel längst zum Abdruck gelangt. Wenn Dein Mann jetzt öffentlich vor Europa entehrt ist, wenn ihn eine zerrüttende Geldbuße, eine gesundheitzerstörende Freiheitsstrafe, wenn ihn Schmach und Verzweiflung trifft, so schreib' es Dir und Deinen ehrgeizigen Projekten zu."

Seine Stimme war während der letzten Worte immer heftiger geworden. Vergeblich rief Thusnelde ihr volltöniges Aquam momenti. Adolar mußte sich Luft schaffen.

„Beschönige nicht," rief er mit wachsender Bitterkeit. „Uxorius nannten die Lateiner den schwächlichen Mann, der sich von den Einflüsterungen der Gattin bestimmen ließ. Ich bin uxorius gewesen, uxorius im höchsten Grade; aber ich schwöre Dir, das Ding hat ein Ende. Alle Achtung vor Deinen Vorzügen, alle Achtung meinetwegen vor dem Herrn Landrath; aber diese eigenthümliche Art und Weise des Vorgehens, diese heimtückische Zurücksetzung eines jungen Mannes, dem Du nichts vorwerfen kannst, als das schönste

Göttergeschenk, die heilige Jugend . . . Nein, Thusnelde, dieses Spiel ist Deiner und Deines Ehegatten nicht würdig. Du selber wirst jetzt zunächst gut machen, was an der Sache noch gut gemacht werden kann. Hier, setze Dich an den Tisch! Schreib'! Schreib' an Dr. Brasch, bis Dir die Finger weh' thun! Setze ihm Alles haarklein auseinander; versichere ihm, daß ich ihm die vollste, hörst Du, die vollste Genugthuung zusage; daß die nächste Nummer der ‚Philologischen Rundschau' einen Widerruf enthalten soll, wie er niemals in einem wissenschaftlichen Blatte erhört gewesen; daß ich ihn tausendmal um Verzeihung bitte; daß ich ihn dringend ersuche, falls er seinen berechtigten Groll überwinden kann, schleunigst nach Ostende zu kommen und für den Rest unseres Aufenthaltes mein Gast zu sein; daß Du allein Schuld hast. Kurz und gut: schreib', schreib', und wenn Du bis morgen früh sitzest!"

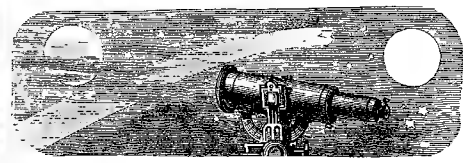
Eleonore hatte den aufgeregten Worten ihres Vaters mit immer wachsendem Staunen zugehört. Endlich war es ihr klar geworden, um was es sich handelte. Mit scheinbarer Gleichgiltigkeit trat sie auf den Altan und blickte hinaus auf die See, wo sich eben der glühende Sonnenball in die Flut senkte. In ihrem schönen, rehbraunen Auge blitzte etwas wie ein Thränchen. Bald aber hatte sie ihre frühere Unbefangenheit wieder erlangt. Sie schritt in's Zimmer zurück und vertiefte sich mit wahrem Feuereifer in die vielfach erwähnte Abhandlung, während Frau Thusnelde schon die vierte Seite ihres Briefbogens anfing. Der Professor war hinaus an den Strand geeilt, um sich die fiebernde Stirn von dem frischen Seewinde kühlen zu lassen.

Zwei Tage später traf aus Leipzig ein verzweifelter Brief Dr. Karl Heinike's ein, der zweierlei meldete. Einmal hatte ein tonangebendes politisches Blatt die Notiz über das „unerhörte Plagiat" mit einer Reihe sehr abfälliger Betrachtungen reproduzirt, so daß zu erwarten stand, die Geschichte werde durch alle Zeitungen gehen; zweitens aber hatte Dr. Eduard Brasch dem stellvertretenden Redakteur der „Philologischen Rundschau" die Wahl freigestellt zwischen einem Pistolenduell auf zehn Schritt Distanz und einem sofortigen äußerst gedrückt und kleinmüthig gehaltenen Widerruf, dessen Form der Beleidigte selber in allen Einzelheiten bezeichnet hatte. Brasch wolle und könne nicht auf die langwierige Entscheidung eines etwa anzurufenden Tribunals warten. Heinike erbat sich Verhaltungsmaßregeln; einstweilen habe er den Widerruf für die nächste Nummer so quasi zugesagt. Sollte es zum Duell kommen, so wolle er seinen Kollegen und Vetter Adolar Wullenweber ganz ergebenst ersuchen, diese Angelegenheit wie eine rein interne und von der Individualität des eigentlichen Herausgebers nicht wohl zu trennende gefälligst persönlich auszufechten, zumal jene verletzende Erklärung doch in der That seiner eigenen Feder entflamme.

Der Professor war nicht wenig erschrocken. Die Alternative zwischen dem Widerruf und dem Zweikampf fiel nicht schwer in's Gewicht, denn sein Gerechtigkeitsgefühl hatte hier ja bereits die erforderlichen Schritte gethan. Geradezu außer sich gerieth er jedoch bei dem Gedanken, daß die peinliche Angelegenheit unaufhaltsam in weitere Kreise zu dringen schien. In seinem Antwortschreiben an Heinike beschwor er diesen, er möge auf's Gewissenhafteste alle diejenigen Blätter sammeln, welche irgendwie über die Sache berichten würden, damit ihnen demnächst auch der Widerruf zur Reproduktion eingesandt werden könnte. Dann stürmte er wieder hinaus an den Strand und erging sich in Wehklagen über sein Mißgeschick oder in feierlichen Apostrophen an seine „trug- und wahnbefangene" Gattin Thusnelde.

*

Nie hat ein Fehlgriff so glückliche Folgen gehabt, wie das unfreiwillige Attentat unseres Professors auf die literarische Ehre seines zukünftigen Schwiegersohnes. Denn die Vermählung zwischen Fräulein Eleonore Wullenweber und dem ordentlichen Professor der Philologie an der Universität Göttingen, Dr. Eduard Brasch, ward bereits im folgenden Jahre vollzogen und stand in ursächlichem Zusammenhang mit den oben geschilderten Vorgängen. Es war freilich eine höchst fatale Geschichte, daß mehr als achthundert deutsche Zeitungen über die „unglaubliche Dreistigkeit" eines deutschen Privatdozenten berichteten; aber die Sache hatte das Gute, daß man auf die mustergiltige Arbeit, die der Gegenstand dieser entrüsteten Betrachtungen war, aufmerksam wurde. Da nun schließlich die Rechtfertigung des jungen Gelehrten gleichfalls durch alle Blätter ging, so war das Fazit der ganzen verwickelten Rechnung eine glänzende Rezension, die ein berühmter Philologe der Göttinger Hochschule in Zarncke's „Literarischem Centralblatt" über die schicksalsreiche Abhandlung publizirte. Als derselbe Gelehrte im Frühling des folgenden Jahres einem ehrenvollen Rufe nach Bonn folgte, empfahl er der Fakultät den jungen Privatdozenten, für den er sich seit jenem eigenthümlichen Vorfall immer lebhafter interessirt hatte. Im wunderschönen Monat Mai hielt Professor Brasch seinen Einzug in Göttingen, begleitet von der reizendsten jungen Frau, die jemals mit einem deutschen Gelehrten zum Altare getreten. Die beiden Nummern der „Rundschau" aber mit Wullenweber's Erklärung und Gegenerklärung liegen als köstliche Reliquien im geheimsten Schubfache von Eleonorens Schreibtisch, unmittelbar neben dem Kranz und dem Brautschleier.



Astronomisches Tagebuch.

November.

Wie bekannt, ist es bis jetzt nicht gelungen, die Gegenwart des Sauerstoffs in der Sonnenatmosphäre nachzuweisen, man hat noch keine dunklen Linien im Sonnenspektrum gefunden, welche mit hellen des Spektrums des glühenden Sauerstoffs zusammenfallen. Dagegen hat nun Draper in Nordamerika auf photographischem Wege die Gegenwart des Sauerstoffs auf der Sonne nachgewiesen; er hat gezeigt, daß mehrere Linien und Liniengruppen des Spektrums des glühenden Sauerstoffs mit hellen Linien des Sonnenspektrums zusammenfallen. Daß solche helle Linien bis jetzt nicht bemerkt worden sind, scheint daher zu rühren, daß eine besondere Aufmerksamkeit nöthig ist, sie unter den dunklen Linien herauszufinden.

Daß die Sauerstofflinien hell erscheinen, ist ein Beweis, daß die Schichten des glühenden Sauerstoffs auf der Sonne mächtig genug sind, um in Bezug auf Intensität der Strahlung stärker als die Photosphäre zu wirken. Die dunklen Linien des Sonnenspektrums entstehen ja dadurch, daß das von der leuchtenden Oberfläche der Sonne ausgehende intensive Licht theilweise von der schwächer leuchtenden kühleren Atmosphäre absorbirt wird. Diese Absorption fände nicht statt, wenn die Atmosphäre eben so heiß und leuchtend wäre, als die Photosphäre; und die Linien wären hell, wenn die Atmosphäre noch heißer wäre. Es ist denkbar, daß, wo Sauerstoff ist, Verbrennungen vor sich gehen von solcher Heftigkeit, daß eine Hitze größer als die der Sonnenoberfläche erreicht würde, und dann müssen die Sauerstofflinien als helle erscheinen.

Ein Photographiedruck, welcher Jedermann die Erscheinung deutlich zeigt, wird gegenwärtig in Deutschland vielfach verbreitet.

Lotterieziehungen im Monat November.

Am 1. Braunschweigische 20-Thaler-Loose vom Jahre 1868, 3400 Stück, Prämienziehung am 31. Dezember. — Stadt Neuenburg 10-Franken-Loose vom Jahre 1857, 600 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 12 Fr., zahlbar am 1. Februar 1879 (4ᵗᵉ. Ziehung). — Finnländische 10-Thaler-Loose, 3000 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 11 Thlr., zahlbar am 1. Februar 1879 (20. Ziehung). — Stadt Luttich 100-Franken-Loose à 3 %, 384 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Februar 1879 (38. Ziehung). — Belgische 3 % Kommun.-Obligationen à 100 Franken, 257 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. April 1879 (43. Ziehung). — Schwedische 10-Thaler-Loose, 3200 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 13 Thlr., zahlbar am 1. Februar 1879 (37. Ziehung). — Stadt Florenz 250-Franken-Loose à 4 %, 20 Stück, höchster Preis 35,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. April 1879 (43. Ziehung). — K. K. Oesterreichische 500-Gulden-Loose à 5 %, 1900 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 600 fl., zahlbar am 1. Februar 1879 (37. Ziehung). — Stadt Genua 150-Franken-Loose, 453 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 160 Fr., zahlbar am 1. Februar 1879 (18. Ziehung). — Stadt Bukarest 20-Franken-Loose, 6000 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. März 1879 (47. Ziehung). — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Loose vom Jahre 1870, 1500 Stück, Prämienziehung am 1. Dezember. — Oldenburgische 40-Thaler-Loose à 3 % vom Jahre 1871, 109 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 40 Thlr., zahlbar am 1. Februar 1879 (16. Ziehung). — Amsterdamer Industriepalast 10-Gulden-Loose vom Jahre 1867, 200 Stück, höchster Preis 1000, niedrigster 17 fl., zahlbar am 1. Februar 1879 (24. Ziehung). — Stadt Reggio 120-Franken-Loose vom Jahre 1871, 512 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 120 Fr., zahlbar am 1. März 1879 (25. Ziehung). — Stadt Verviers 100-Franken-Loose, 76 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. März 1879 (23. Ziehung). — Am 5. Stadt Paris 500-Franken-Loose vom Jahre 1875, 563 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 25. November 1878 (15. Ziehung). — Am 10. Stadt Paris 500-Franken-Loose vom Jahre 1876, 13 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 1000 Franken, zahlbar am 25. November 1878 (8. Ziehung). — Am 15. Ansbach-Gunzenhausen E.B. 7-Gulden-Loose vom Jahre 1857, 2500 Stück, Prämienziehung am 15. Dezember. — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1867, 481 Stück, höchster Preis 12,500, niedrigster 115 Fr., zahlbar am 2. Januar 1879 (44. Ziehung). — Kanton Freiburg 15-Franken-Loose, 2300 Stück, höchster Preis 45,000, niedrigster 19 Fr., zahlbar am 15. Februar 1879 (44. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1874, 465 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. Dezember 1878 (25. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Loose vom Jahre 1874, 99 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1879 (20. Ziehung). — Stadt Neapel 250-Franken-Loose vom Jahre 1871, 220 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 250 Fr., zahlbar am 1. Februar 1879 (29. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, 160 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 20. Mai 1879 (41. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, 50 Stück, jedes Loos à 100 Franken, zahlbar am 20. Mai (41. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1874, 385 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1879 (29. Ziehung). — Am 30. Badische 35-Gulden-Loose, 1500 Stück, Prämienziehung am 31. Dezember.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 2:

Mein Lieb braucht keinen Demantschrein,
Nicht Sammt und Gold an seinem Kleid;
Nicht Marmor in dem Kämmerlein,
Sein Lockenhaar braucht kein Geschmeid.

Doch in des Herzens heil'gem Schacht
Muß funkeln Gold und Edelstein,
So daß es könnt' mit seiner Pracht
Der allerreichste Goldschmied sein.

„Amaranth" von **Oskar v. Redwitz.**

Schach.

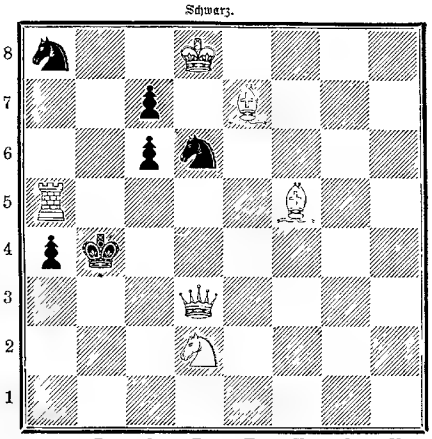
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 5.

Von S. Loyd.

Mit dem ersten Preise gekrönt im letzten Problemturnier der amerikanischen Chess Association.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 1:

Weiß.	Schwarz.
1) T. H 6 — F 6	1) S. C 6 nimmt D 4 od. A) B).
2) D. F 5 — E 4 †	2) K. D 5 nimmt E 4.
3) S. A 4 — C 3 setzt Matt.	
	A)
1)	1) L. C 4 —.
2) S. A 4 — B 6 † . . .	2) K. D 5 nimmt D 4.
3) S. A 1 — B 3 setzt Matt.	
	B)
1)	1) T. —.
2) D. F 5 — E 6 † . . .	2) K. D 5 nimmt D 4 oder E 4.
3) T. setzt Matt.	

(Andere Varianten leicht.)

Schachbriefwechsel.

Hrn. D. v. G. in Genf. Wir empfehlen Ihnen die von Dr. C. Schwede trefflich redigirte deutsche Schachzeitung. Leipzig, Veit'sche Buchhandlung.

Hrn. P. P. in Ogershof, Unkas in Memel, G. S. in Ehingen. Nro. 21 richtig.

Hrn. A. J. B. in Bialystock. In Ihrer sorgfältigen Lösung von Nro. 22 übersehen Sie, daß Schwarz 1) T. C 6 — C 8 spielen kann.

Hrn. H. L. in Reichenberg. Nro. 25, 26 und 27 richtig gelöst. Wenn L. B 7 in Nro. 20 fehlt, so geschieht 1) D. E 7 — F 7 und auf K. D 4 nimmt E 5 folgt 2) D. F 7 — E 6 † und im nächsten Zuge auf F 5 oder D 5 Matt.

Hrn. J. N. in Alblasserdam, N. H. in St. Petersburg, G. in W., W. v. G. in Schlüchtern, C. S. (Ortsangabe fehlt), W. G. in London. Nro. 26 richtig.

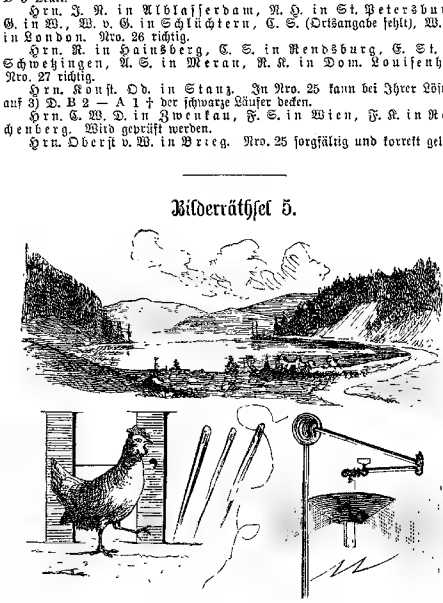
Hrn. R. in Hainsberg, C. S. in Rendsburg, E. St. in Schwetzingen, A. S. in Meran, R. K. in Dom. Louisenhof. Nro. 27 richtig.

Hrn. Konst. Od. in Stanz. In Nro. 25 kann bei Ihrer Lösung auf 3) D. B 2 — A 1 † der schwarze Läufer decken.

Hrn. C. W. D. in Zwenkau, F. S. in Wien, F. K. in Reichenberg. Wird geprüft werden.

Hrn. Oberst v. W. in Brieg. Nro. 25 sorgfältig und korrekt gelöst.

Bilderräthsel 5.

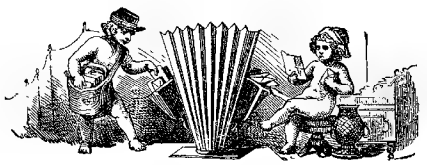


Auflösung des Bilderräthsels 4:

Siebenbürgen.

Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 4:

Aufgabe.



Briefmappe.

Hrn. O. J. in Zw. Ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit hat uns sehr erfreut, aber es würde doch wohl nicht gehen, das selbst zu bringen.

Hrn. B. L. in Berl. Der Erfragte wohnt in Elberfeld; seinen Geburtsort kennen wir nicht.

Hrn. L. B. in Frkf. Sie haben denselben wahrscheinlich zu viel zu fressen gegeben, namentlich Oblaten. Lesen Sie Roßmäßler, Süßwasseraquarium.

Frl. J. v. B. in B. Wir haben leider keine Verwendung dafür.

Hrn. H. M. in S. (Pennsylv.) Wir sind nicht im Besitze einer solchen Karte.

Frl. Th. W. in Z. Richtig getroffen.

Hrn. E. in B. Ollendorf's Gramm. der franz. Sprache. Geschwärchen — das ist zu allgemein gesprochen.

Neu eingetr. Abonn. in Lübeck. Voriges Jahr. Vermuthlich in Dresden. Das können Sie bei den Redaktionen der Theaterzeitungen erfahren.

Bescheidener Abonn. in W. Der Verf. des Art. steht mit Ihren Anschauungen ganz auf gleichem Boden, sonst würden wir ihm die Spalten gar nicht geöffnet haben. Sie scheinen die leichte Ironie nicht bemerkt zu haben.

Hrn. Dr. A. v. St. in G. Derartige Einsendungen gehen bei uns in den Papierkorb.

1000 Roßblau. Die Prämiengabe „Die Wandermappe", ein Künstler- und Familienalbum, können Sie auch jetzt noch zum Ausnahmspreise von M. 18. — beziehen.

Hrn. J. J. und E. N. in Liegn. Wird gebracht werden.

Frau v. H. in B. Zum Bezug von Seidenstoffen, welche im Tragen nicht speckglänzend werden, empfehlen wir Ihnen wiederholt die Firma G. Henneberg in Zürich. Soviel uns bekannt, bietet diese Firma gegen den erwähnten Uebelstand vollständige Garantie.

Hrn. Priv. J. Lr. in P. Die Schriften von R. M. besorgt Ihnen jede gute Buchhandlung, nachdem sie Ihnen zuvor ein Verzeichniß derselben zusammengestellt.

Lilli in Bremen. Ihre Daten über Frl. D. sind, soviel wir vernehmen, richtig. Don Cuan, Accent auf der letzten Sylbe. Gewöhnlich aber französisch ausgesprochen.

Hrn. J. A. B. in B. (Am.). Leider nicht zu verwenden.

— N. H. Lpz. Kauffer, Jean Paul, Neudnitz 1869, gibt, was Sie wünschen.

Hrn. A. B. in K. Darüber sind wir nicht competent. Eine Bauzeitung wird Ihnen die Frage beantworten müssen. G. richtig.

Hrn. F. A. in Sch. Den Lehrer müßten Sie ja an Ort und Stelle haben. Wie sollen wir das wissen?

Hrn. E. K. in D. Sie werden den Namen Ihres Lieblingsautors in diesem Jahrgang nicht vermissen dürfen.

Hrn. Th. S. in Dr. War bereits gesetzt.

Hrn. A. W. in Lpz. Das Regim. 105 hebt in Sachsen aus, ist dem sächs. Armeekorps einverleibt und nur zur Zeit nach Straßburg kommandirt.

Hrn. C. H. in Ulm. Wollen Sie gefälligst darüber disponiren.

Hrn. Generalmajor C. S. in der Fest. K. (Rußl.). Der Verfasser von „Neuyahr" wird den von Ihnen ausgesprochenen Wunsch nach Plänen am Schluß des Werks erfüllen.

Post Dresden. Wollen Sie uns Ihre Adresse mittheilen, so werden wir Ihnen einen passenden Ort bezeichnen.

Frau Elisabeth G. in D. Das Pendant wird ehestens in unseren Blättern erscheinen; es ist bereits geschnitten. Besten Dank.

Freifrau M. v. K. in A. Wir werden sehen, ob wir Ihrem Wunsche entsprechen können.

Lavisse in M. Die Verlagshandlung ist gerne bereit, Ihnen die zu einem früheren Jahrgange von „Ueber Land und Meer" gebotene Stahlstichprämie „Der Gang zur Firmerz" noch zu dem Ausnahmspreis von M. 1. — zu liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Theodor von Gothenburg. Ihnen ist in einer früheren Nummer Antwort geworden; wir dürfen den Schleier nicht lüften.

Hrn. O. W. H. in St. Leider nicht verwendbar.

Langjähriger Abonnent in Wiesbaden. In der mechanischen Strickerei von G. Wizemann in Reutlingen können Sie Unterkleider erhalten, wie solche für Ihren Gesundheitszustand erforderlich sind; die nahtartig gestrickten Jäckchen verdienen jedenfalls, gegenüber den seither gebräuchlichen dichtgewobenen Wämmschen, den Vorzug.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** ist soeben erschienen und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Auch Einer.
Eine Reisebekanntschaft
von
Friedrich Theodor Vischer.

2 Bände. Preis broschirt M. 9. —; fein gebunden M. 11. —

Soll das Schöne nicht Beschönigung werden, so darf die Poesie, die Kunst überhaupt nicht von der Lebenswahrheit sich abtrennen, sie muss Richtungen einschlagen, Zweige treiben, worin die Beleuchtung des Einzelnen, somit auch des scheinbar unendlich Kleinen zur fühlbar-ten Schärfe gesteigert und doch auch dieses Element in idealen Zusammenhang aufgenommen wird. Wie von selbst bietet sich die Aufgabe dar, diese Idealisirung auf negativem Wege zu versuchen, indem das ausserst Kleine als lästige Störung des höheren Seelenlebens eingeführt wird. Je tiefer der Dichter hier zu greifen wagt, je peinlichere Kontraste also aus dem sogenannten kleinen Uebel sich erzeugen, desto strenger ist zu fordern, dass er die starken Dissonanzen auch lose, die hervorgerufene Unlust in irgend eine Art von asthetischer Lust auflöse. Die Lösung wird nur eine komische oder tragikomische sein können, womit jedoch ein milderer Schlussakkord nicht unvereinbar wäre. Ob solche Lösung dem Verfasser gelungen, und wenn diess, ob es richtig erkannt werde, davon wird das Schicksal des Buches abhängen, das hier der deutschen Lesewelt geboten wird.

Einladung zum Abonnement
auf die

Deutsche Romanbibliothek

zu

Wöchentlich eine Nummer von circa 4 Bogen. Preis vierteljährlich 2 Mark.

„Ueber Land und Meer".

Alle 14 Tage ein Heft von ca. 8 Bogen. Preis des Heftes 35 Pf.

Siebenter Jahrgang.

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten auf „Ueber Land und Meer", welche die „Deutsche Romanbibliothek" noch nicht mithalten, — namentlich die seit 1. Oktober d. J. neu eingetretenen — erlauben wir uns hiemit auch zum Abonnement auf dieses Ergänzungsblatt zu „Ueber Land und Meer" freundlichst einzuladen.

Der neue Jahrgang der **„Deutschen Romanbibliothek"** wird eröffnet mit den Romanen:

Die Heirath des Herrn von Waldenberg von **Hans Hopfen,**
Sühne und Segen von **Gregor Samarow**

und einer reizenden poetischen Erzählung: **„Holzwegtraum"** von **Wilhelm Jensen.**

Sodann werden folgen die Romane:

Auf schiefer Ebene von .. **Johannes van Dewall,**
Die Seelen der Kallas von **Emmy von Dincklage,**
Dönninghausen von ..... **Claire von Glümer.**

Der Abonnent auf unsere „Romanbibliothek" bekommt in **einem** Vierteljahr den Inhalt von etwa **acht** Romanbänden üblichen Umfanges für **nur 2 Mark,** — er bezahlt also für den Inhalt **eines Romanbandes** nur etwa **25 Pfennig!** — und erhält so in schöner Ausstattung die **neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller** als sein **Eigenthum** beinahe um den Preis der **Gebühr für das Lesen in der Leihbibliothek.**

Wir bitten, auf die **„Deutsche Romanbibliothek"** bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt zu abonniren, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht, und wolle man sich zu gefälligen Bestellungen des beiliegenden Bestellscheines bedienen.

Stuttgart. Die Verlagshandlung: **Eduard Hallberger.**

Potterie des unter Protektion
Ihrer Majestät der Königin von Sachsen stehenden „Albert-Vereins"
für das Königreich Sachsen.

Loszahl 25,000, Anzahl der Gewinne **3950** im Anschaffungswerthe von Mark **70,150,** darunter 1 Gewinn im Werthe von **8000 Mark** oder 6000 Mark baar,
1 „ „ „ „ **3000** „
1 „ „ „ „ **2000** „
1 „ „ „ „ **1000** „ 2c. 2c.

Ziehung zu Dresden am 30. Januar 1879 und folgende Tage.

Loose à 5 Mark sind zu haben bei dem vom Vereinsdirektorium beauftragten Hauptkollekteur
H. A. Ronthaler in Dresden.
Bei Entnahme von 10 Loosen ein Gratisloos.
Komplete Gewinnliste versende gratis franko. 643

Versandt an Private!
J. Heimerdinger's
Delikatessen-Lager,
Hamburg, Neuerwall 34.
Gegründet 1817. Preislisten gratis. Versandt geg. Nachnahme. Nach dem deutschen Zollverein auf Wunsch „steuerfrei". 600

China!
1878er Thee-Ernte.
Schwarze und grüne Thee in wohlschmeckender, feiner bis feinster Qualität von **2, 2½, 3, 3½ bis 4 Mark per ½ Kilo** versendet von 1 Kilo an die **Thee-Engros-Handlung** von **Karl Hoeniger** in **Hamburg.** 609

Parfümeriefabrik.
Unterz., welcher ca. 15 J. eine Fabr. hatte, viele Fabr. erbaute u. mit gut. Erfolg in Betrieb setzte, sowie im Besitz sämmtlicher Rezepte einig. d. bedeutt. Fabr. ist, empf. sich z. Anlage v. Fabr. 2c. Auch werd. einzl. Rezepte überl.
585 **E. Aschoff, Hamburg.**

Gegen Einbruch ist das Zuverlässigste mein **patentirtes Sicherheitsschloß** mit elektr. Lärmsignal bei Anwendung von Nachschlüsseln. **Gustav Höfer, Leipzig.** Prospekte gratis. 590

J. L. Backofen in **Nürnberg** empfiehlt **Nachtlichter u. Nachtlichterlämpchen** für Reps- oder Brennöl, bis jetzt das Einzige dieser Art. Zu haben in allen besseren Geschäften.

Glasey-Nachtlichter,
bewährt seit 1808, viermal prämiirt. Den Petroleumlämpchen vorzuziehen, weil geruchlos und nicht feuergefährlich. Zu haben in allen besseren Geschäften. 83

Sichere Hülfe gegen die Schmerzen bei **Stein- u. Griesbeschwerden** für Männer und Frauen. 652
G. H. Eisenecker in **Gottlieben** am Bodensee.

Damen und Herren erhalten Beistand, **wirkliche Wappen** ihrer Namen nachweisen zu können, bei **Ritter v. W.,** postl. fr. **Berlin.**

Holzspritzmalerei.
Ahornholzsachen weiß u. grau. Komplete Apparate versch. Größe. Preislisten mit Anleitung gratis. 538 **R. Staudfuß, Breslau.**

Europas Weltgeschäft.
C. W. Möller, Hofl., Berlin, Alexanderstr. 40

versend. geg. Einsend. von 50 Pf. in Marken das diesj. gr. Musteralbum mit 372 Illustrat. grat. u. franko nach allen Himmelsgegenden der Welt.

12 Preismedaillen, neueste: **Philadelphia.**
Stahl-Pianinos mit schön. vollem Glockenton, kein Witterungswechsel-Einfluß auf Stimmung. Preiscourant mit Dessins gratis. — Spezialität von **Stahlecker & Cie.,** Instrumentenfabrik. **Stuttgart.** 496

GOLD-GAZE-GEBISSE.
Dr. E. Dunzelt
Hofzahnarzt.
BERLIN, MOHRENSTR. 29/30. SPR. 9-3

490 Die neuesten und besten
Adress-Bücher
der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden etc. aller Länder sind von
C. Leuchs & Cie. in **Nürnberg**
(gegründet 1794)
zu beziehen. Preiscourante auf Verlangen grat.

Dr. Loh's
Naturheilanstalt
Cannstatt.
Steinbacher's System. — Prospekt gratis.
Winterkuren.

Die **Tischzeug- und Leinwandfabrik** von **F. V. Grünfeld, Landeshut,** Schl., Hoflieferant Sr. Maj. des deutschen Kaisers, versendet innerhalb Deutschland franko:
Pa. gebleichte Leinen ohne Appretur.
78 Ctm. breit Nr. 12 16 20
Stück von 33 bis 34 Meter 28,50 30,00 31,00
Pa. Landeshuter Hausmacher-Leinen ohne Appretur (wie sie vom Stuhle kommt).
78 Ctm. breit Nr. 13 17 19
Stück von 33 bis 34 Meter 26,50 28,50 30,00
Dieselbe in 84 Ctm. breit 29,00 31,50 32,50
Es werden auch halbe Stücke abgegeben (jedoch nicht portofrei). Preisliste Nr. 17 ist erschienen und wird auf Verlangen franko versandt.

Der Bandwurm
und dessen radikale Beseitigung aus dem Körper des Menschen. Diese Broschüre versendet gratis
190 **C. E. Bühligen, Leipzig.**

Echte Briefmarken und neueste **Albums** billigst. Illustr. Katalog 1877 1 M. 60 Pf. Probenummern des Briefmarken-Journals und Preisliste gratis. 384
Louis Senf, Leipzig.

Briefmarken kauft, tauscht und gibt Schreibmaterialien-Handlungen, Papeterien etc. zum Kommissionsverkauf.
554 **Literarisches Museum, Leipzig.**

Echte Briefmarken
aller Länder billigst. Preisliste für Sammler gratis und franko. 308
F. Edmund Jensen,
Grönnegade 37, **Copenhagen K.**

Neueste Briefmarken-Albums und echte Briefmarken verkauft billigst. Katalog 60 Pf. Preiscourant gratis. **Alwin Zschiesche,** Antiquitätenhdlg., **Leipzig.** 579

Bekanntmachungen aller Art.

Stotterer finden dauernde Heilung in der Sprachheilanstalt von **Bud. Denhardt jun.** in **Burgsteinfurt,** Westf. (genaue Adresse). Prospekt gratis. Heilverfahren nicht Talkmethode. Siehe „Gartenlaube" Nro. 13 Jahrg. 1878 „Das Wesen des Stotterers". 347

Billardtuch 611
in einzelnen Ueberzügen verkauft zu Fabrikpreisen unter Nachnahme. Muster gratis, franko.
Gustav Friedus, Grünberg in Schles.

Kunstbutter.
Ein Fachmann, der die Fabrikation genau kennt, errichtet gegen mäßiges Honorar Fabriken.
587 **E. Aschoff, Hamburg.**

Jeine Buchhandlungs-Reisende
für ein großes wissenschaftliches Werk werden unter den denkbar vortheilhaftesten Bedingungen sofort gesucht. Frko.-Offerten sub Z. 3402 befördert die Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** in **Köln.** 589

Induktions-Apparate
zum Selbstelektrisiren bei
Gicht, Rheumatismus etc.
kompl. inkl. Element u. Anleitung in 4 Nummern,
Nro. 1 2 3 4
à 12, 15, 20, 25 Mark.
Prompte Ausführung der Aufträge gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrags.
Verzeichniß gratis. 564
A. Meyer,
Hof-Mechanikus Sr. K. K. H. des Kronprinzen, Sr. H. des Herzogs von Sachsen-Meiningen,
Berlin NW.

Heirath.
Einer gebildeten hübschen Wittwe (israel. oder protest. Konfession) mit mindestens 40,000 Mark Vermögen bietet sich Gelegenheit zur günstigen Wiederverheirathung mit einem Beamten (30er) in angenehmer Lebensstellung. Gefl. Briefe mit Angabe der Verhältnisse beliebe man an **Rudolf Mosse** in **Stuttgart** mit der Aufschrift **„Zufall oder Glück"** vertrauensvoll zu senden. 650

Rheinisches Obstgelée!
Die Obst- u. Traubengelée-Fabrik von **Georg Roll, Niederlahnstein** a. Rhein, bringt ihr rühmlichst bekanntes Fabrikat in empfehlende Erinnerung. 646

Dr. Erlenmeyer'sche Anstalt
für Gemüths- und Nervenkranke
zu **Bendorf** bei Coblenz.

I. Abth. Heilanstalt für **Nerven- u. Rückenmarkskranke,** Gemüthskranke ausgeschlossen. ¼ Stunde westlich vor der Stadt gelegen, Elektrotherapie, alle Bäder. II. Abth. für **Gemüthskranke** in der Stadt, besondere Häuser für die verschiedenen Formen und Stadien der Seelenstörungen. III. Abth. für **chron. Geisteskranke,** landwirthschaftliche Anstalt mit Charakter und Preisen einer Pflegeanstalt. ½ St. östlich vor der Stadt. Besondere Prospekte jeder Abtheilung stehen gratis zu Diensten. — Aufnahmen können jeder Zeit stattfinden. — Drei Aerzte sind an der Anstalt thätig.
Dr. A. Erlenmeyer. Dr. H. Halbey. Max Erlenmeyer.

Über Land und Meer.

№ 6.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Zum Zeitvertreib, Erzählung von Fanny Lewald. Schluß. — Plaudereien am Kamin, von Paul von Weilen, zweite Serie. I Schluß. — Verschanzung einer Batterie in der Gegend von Doboy. — Der Renner Kinesem. — Notizblätter. — Das 50jährige Jubiläum Prof. Rudolph Boettger's, von Dr. St. — Das Pfarrhaus von Ellernbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen, Fortsetzung. — Reiseplaudereien von Paris, mit Bildern von H. Luders. — Ferkelmarkt. — Prinz Heinrich's von Preußen Abfahrt, von Emil Dominik. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth, zweite Serie. III Die Theilung des elektrischen Lichtstromes und die Gaspanik. — Aus der Berliner Kunstausstellung, von Ludwig Pietsch. — Schach. — Bilderrathsel 6. — Auflösung des Bilderrathsels 5. — Briefmappe.

Illustrationen: Dr. Rudolph Christian Boettger, Professor der Chemie zu Frankfurt a. M. — Abfahrt des Prinzen Heinrich von Preußen. Der Kronprinz und die Kronprinzessin auf der Schiffstreppe, nach einer Skizze von Max Schäfer. — Abfahrt des Prinzen Heinrich von Preußen von Kiel. Die kronprinzliche Familie begrüßt sich zum Schiff, nach einer Skizze von Max Schäfer. — Der ungarische Vollblutrenner Kinesem. — Verschanzung einer Batterie in der Gegend von Doboy. — Ferkelmarkt. Gemälde von Hugo Kauffmann. — Reiseplaudereien von Paris, mit Bildern von H. Luders. Weiblicher Kondukteur; Reste zweier Kaiserreiche, Barmherzige Schwestern; Vor der Kaserne, Hundehändler; Im Boulogner Wäldchen; Der Sperlingspfleger im Park von Luxemburg.

Zum Zeitvertreib.

Erzählung

von

Fanny Lewald.

(Schluß.)

Elftes Kapitel.

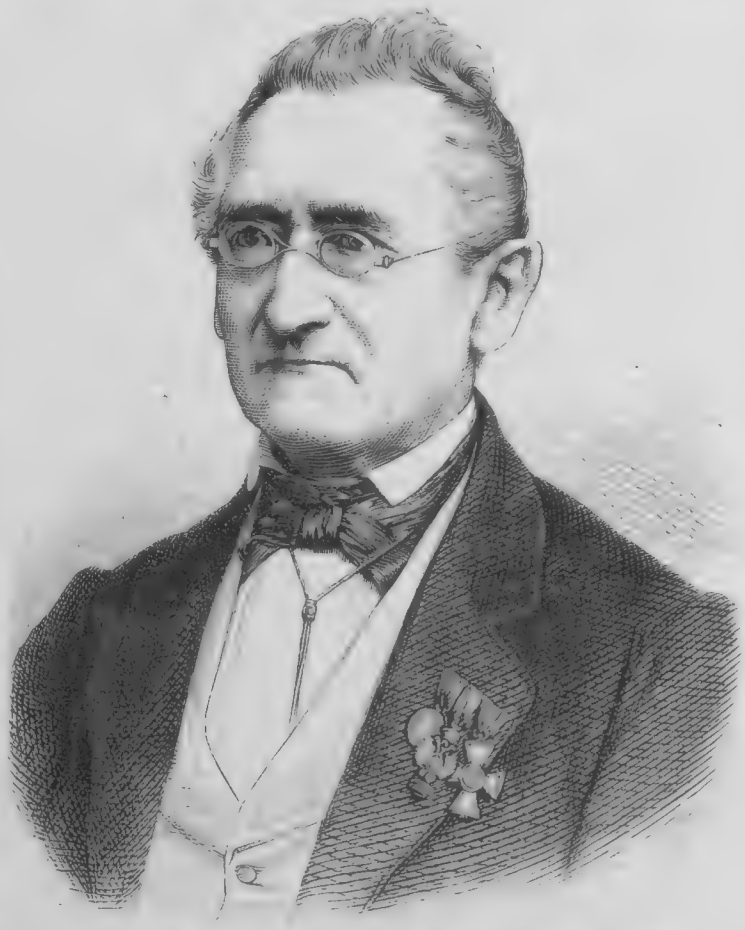
„Gut, daß Sie kommen!“ rief Rose ihren Freunden zu, als sie sich, wie immer, unten im Garten zu dem täglichen Morgenspaziergange zusammenfanden. „Ich hoffe, Ihnen geht es wohl; aber bei uns hat es einen völligen Wechsel der Szene gegeben. Herr Delmar hat nicht gut geschlafen, seine wandernden Gedanken sind also in der Nacht auf den Weg der Hindernisse gekommen. Er meint durchaus nach Hause gehen zu müssen, und wenn Sie ihn nicht davon zurückzubringen vermögen, so wird es nichts mit unserem Besuch im Engadin.“

„Das wäre um so mehr zu beklagen,“ entgegnete ihr Joseph, „als wir Beide leider genöthigt sind, heute Abend von hier fortzugehen.“

„Sie wollen fort?“ fragte Rose erbleichend. „Mit einem Male fort? Aber weßhalb das? weßhalb so plötzlich?“

„Man ruft mich nach Hause; auch sind wir ja bereits länger hier gewesen, als es zuerst in unserer Absicht gelegen hatte!“ gab er ihr zur Antwort.

„Und Sie nehmen auch Ihre Frau mit fort? Sie kommen nicht wieder?“ erkundigte sich Rose mit einer Lebhaftigkeit, welche Fides das Fortgehen leichter machte.



Dr. Rudolph Christian Boettger, Professor der Chemie zu Frankfurt a. M.
Originalzeichnung. (S. 107.)

Joseph sagte, daß eine nochmalige Rückkehr nach Ragaz nicht für ihn möglich sei, und wie es sich also von selbst verstände, daß ihn die Frau begleite.

„Hat sich denn jetzt mit einem Male die ganze Welt gegen das schöne Beisammensein verschworen, das wir hier genossen haben?“ rief Rose aus. „Ich war so froh, als neulich die Villebois uns verließen. Ich dachte, nun solle es noch weit angenehmer werden; aber meines Mannes gute Laune ist seitdem wie verschwunden. Man sollte wirklich denken, sein Jugendfreund habe sie mit sich genommen, und die Villebois wären das Band gewesen, das uns hier zusammengehalten hat.“

Einem Uneingeweihten konnte es in der That so scheinen. Fides hatte nicht die alte, unbefangene Herzlichkeit für Rose, der Doktor war weniger mittheilsam als in der ganzen letzten Zeit. Es konnte ja sein, dachte Rose, daß die Nachrichten ihm im Sinne lagen, welche er von Hause erhalten hatte, daß Fides mit ihren Gedanken bei den Vorbereitungen für die Abreise verweilte. Das hinderte es ja doch keineswegs, daß sie, wie Rose, sich auf das baldige Wiedersehen vertrösteten und daran dachten, die Bedenken zu besiegen, welche Delmar dem Plane entgegenstellte. Davon war indeß die Rede gar nicht. Weder Joseph noch seine Frau erwähnten desselben nur mit einem Worte.

Der Spaziergang wurde, weil Fides packen wollte, nicht so weit ausgedehnt als sonst, die Anwesenheit von Delmar bei dem Frühstück

machte das Gespräch nicht freier und nicht heiterer. Er fand es selbstverständlich, daß der Doktor seinen Pflichten nachging. Der Doktor nannte es sehr begreiflich, daß Delmar endlich persönlich nach seinen Angelegenheiten sehen wollte. Fides entfernte sich zeitiger als sonst, um noch einige Einkäufe zu machen, Delmar ging die Zeitungen zu lesen, der Doktor begleitete ihn. Das war auch Alles ganz natürlich. Und doch war es, als ob es mitten im Sommer plötzlich kalter Herbst geworden wäre. Es lag wie ein Nebel über ihnen Allen, wie ein unheimlicher, kalter Nebel, den Rosens Auge nicht durchdringen konnte. Was war denn geschehen zwischen heute und gestern?

Jeder hatte Geschäfte — sie hatte keine. Jeder dachte an seine Angelegenheiten, an sie dachte heute Niemand. Er wollte fort, schon diesen Abend fort. Sie sollte ihn morgen nicht mehr sehen, sollte die Schweiz verlassen, ohne ihn wiedergesehen zu haben, und er fand das Alles in der Ordnung! — Wie konnte das sein? wie war das möglich?

Die ganzen Tage, welche sie hier durchlebt, von der ersten Stunde, in welcher Fides und der Doktor ihr durch ihr schönes Aeußere aufgefallen waren, standen ihr in all' ihren Einzelnheiten und doch wie ein Ganzes vor den Augen. Es waren wenig Wochen vergangen seit jenem ersten Tage, aber was war ihre ganze Vergangenheit gegen diese kurze Spanne Zeit? — Sie dachte rückwärts ernsthafter als sie überhaupt zu denken gewöhnt war. Sie las mit einem Male klar in ihrem Innern, sie beurtheilte sich, von ihrer Herzensangst getrieben, wie Niemand sie härte strenger beurtheilen können; aber das linderte nicht ihre Pein. Die Wunde, die sie sich, wie ein Kind mit einer gefährlichen Waffe spielend, beigebracht hatte, brannte und blutete nicht minder, weil sie das Tadelnswerthe ihres Thuns in diesem Augenblick erkannte, weil sie die Gefahr ihres Zustandes vollkommen einsah, die sie trotzdem reizte.

Sie hielt sich es vor, daß sie sich in thörichten Einbildungen betrogen — aber der leidenschaftliche Schmerz, den der Gedanke an die Trennung von Joseph ihr erregte, war keine Einbildung. Sie mußte ihn noch sehen, ihn noch sprechen, ihn allein sehen. Sie mußte wissen — ihm sagen — Was denn? ja, was denn? —

Sie faßte mit den Händen an den Kopf. „Es läßt und läßt mir keine Ruhe! es ist ein Wahnsinn!" sagte sie zu sich selber; „aber es ist doch einmal so! — Ich muß ihn sehen! Werde dann, was immer mag und will!"

Sie wollte ihm schreiben, ihn zu sich bitten und stand davon ab, denn das Blatt konnte in die Hände von Fides fallen — und sie wollte Fides kein Leid anthun — Delmar keines! Nur sich selbst genug thun einen flüchtigen Augenblick und dann weiter gehen, weiter leben wie bisher — wie bisher!

Sie setzte sich hin und weinte. Mit einem Male fuhr sie in die Höhe. Der Zeiger der Uhr war ruhig und rastlos vorgeschritten, es war gegen den Mittag hin. In sechs, sieben Stunden wollten sie fort, und dann war Alles vorüber, dann war es zu Ende. — Sie zog die Uhr aus ihrem Gürtel, als könne diese ihr etwas Anderes verkünden — sie wußte selber nicht, was sie that und wollte. Aber um diese Zeit pflegte Joseph, der die Stunde der stillen, heißen Mittagswärme liebte, meist im Freien zu sein, und — sie mußte ihn sehen.

Unter den großen Bäumen unten in dem alten Klostergarten hatte sie ihn öfters am Mittag sitzen und lesen sehen. Sie ging geraden Weges dahin. Er war nicht da. Sie sah nach Rechts, nach Links — er war nicht da. Der Garten kam ihr groß und öde vor wie die weite Welt. Sie hatte nur so wenig Zeit, sie mußte ihn suchen. Denn finden, sehen, sprechen mußte sie ihn. Ueber den einen Gedanken kam sie nicht hinaus. Er trieb sie vorwärts mit der Hast und Angst des Fiebertraumes.

Sie ging den neuen Pfad am Hügel in die Höhe, es begegnete ihr Niemand. Der Tag war ungewöhnlich heiß, die Sonne brütete über dem Thale, keine Wolke war am Himmel, tiefes, stilles Ruhen überall. Die Vögel suchten unter den dicht belaubten Zweigen der Büsche, unter dem breiten Dach der Aeste Schutz; nur das Licht fiel und flatterte in Millionen von goldenen Funken durch die Zweige. Zahllose, schönfarbige Schmetterlinge gaukelten im flüchtigen Spiel vorüber, oder hingen ruhend an Gras und Halm, während die Bienen emsig niedertauchten in die Kelche der Blumen, die sich dem Lichte weit erschlossen hatten, und mit den leise summenden Käfern rasch vorüberzogen.

Rose sah nichts von alledem. Sie sah nur ihn. Oben an der Ecke, wo der Weg umbiegt und der Boden um den Stamm der uralten Eiche abgeplattet ist, Raum zu gewinnen für die Bank, von der man hinausschaut rheinaufwärts über und durch das Thal, hinüber zu den fernen Bergeshäuptern, hinter denen seine Heimat lag — da saß er.

Er hatte den Rücken dem Wege zugewendet, von dem sie kam. Er zeichnete. — So gelassen war er? In solchem friedlichen Thun brachte er die letzten Stunden hin, die sie noch bei einander waren? — Sie war ihm also nichts? — Sie hatte sich betrogen? Sie allein liebte! Sie allein litt in diesem Augenblicke! — Das Herz stockte ihr in der Brust. Ein Rest von Ueberlegung drängte sie, zurückzugehen, aber ihre Leidenschaft war mächtiger; und immer rascher vorwärts eilend, je näher sie ihm kam, war sie fast an seiner Seite, ehe er, achtsam auf die nahenden Schritte werdend, von der Arbeit emporblickte und sie vor sich sah.

Sie war athemlos, ihre Wangen glühten, die kleinen Löckchen hingen feucht und wirr um ihre Stirne nieder. Ihre Aufregung war unverkennbar; ihr Blick, ihre Mienen verriethen es ihm. Joseph konnte nicht daran zweifeln, daß es nicht der Zufall war, der sie hieher geführt. Das erschreckte ihn und that ihm wehe. Er sah, was er nicht für möglich gehalten bis in diesem Augenblick. Er hätte Rose lieben, sich unglücklich fühlen, schuldig sein mögen, so wie sie, um nicht die Pein zu empfinden, die ihr Kommen ihm bereitete; und nach dem Worte suchend, das hier lindern, helfen, lösen konnte, brachte er doch nichts hervor, als den landläufigen Ausdruck seiner Ueberraschung, sie zu dieser Stunde so fern von dem Hause anzutreffen.

Der Ton seiner Worte fiel ihr kalt auf's Herz. Sie sah ihn an, sein Blick strafte ihn Lüge. Er war nicht so ruhig, als er sich ihr zeigen wollte. Sie waren Beide ohne Fassung, ohne Halt, aber ihr kam auch jetzt die Gewalt der Leidenschaft zu Hülfe.

„Nicht wahr," sagte sie, während sie zu lachen versuchte, „Sie wundern sich, mich hier zu sehen, und ich wundere mich selbst! Aber es gibt noch andere Wunder." —

Er bat sie, sich Ruhe zu gönnen, sich zu setzen, sie that es, er blieb vor ihr stehen.

„Nein!" rief sie, „sehen Sie nicht so auf mich herab, stehen Sie nicht so vor mir wie mein Richter! Das ertrag' ich nicht. Setzen Sie sich her zu mir, die Zeit drängt! Ich halte Sie nicht lange auf."

Er wollte ihr aussprechen, daß er es nicht besser verlangen könne, aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen, und als hätte sie es doch errathen, wehrte sie es ihm.

„Sagen Sie mir nichts!" rief sie, „denn Sie haben mir nichts zu sagen, aber ich, ich mußte Sie noch sprechen. Nur einen Augenblick muß ich mich besinnen."

Sie hielt sich die Augen mit der Hand zu, dann blickte sie eine kleine Weile in das Land hinaus und sagte darnach mit ganz verändertem Tone: „Es ist schön in der freien Natur, und daß ich das jetzt sehe und erkenne, das danke ich Ihnen, Joseph!" — Sie hatte ihn nie zuvor mit diesem Namen angesprochen, und er klang ihm schön von ihrem Munde. „Aber," setzte sie hinzu, ohne ihm Zeit zu einer Entgegnung zu lassen, „das war's nicht, was ich Ihnen sagen wollte, was mich fort trieb aus meinem Zimmer, was mich Sie suchen machte, bis ich Sie gefunden hatte. — Und nun wir hier sind — unter Gottes freiem Himmel, Sie und ich allein!" — ihre Sprache wurde wieder lebhafter und immer rascher und rascher, als fürchte sie nicht enden zu können, was ihr auf dem Herzen lag — „nun ich endlich einmal mit Ihnen allein bin, nun will ich zu Dir sprechen, wie der Mensch sonst nur zu seinem Gotte spricht, Du sollst mich anhören, als wärest Du sein geweihter Priester. Alles sollst Du wissen, wie es in klarer Erkenntniß über mich gekommen ist, in dem brennenden Schmerz dieser letzten Stunden, obschon ich mir's verbergen wollte."

„Halten Sie ein!" mahnte Joseph mit dringender Bitte, während das Blut ihm in den Schläfen klopfte und das Herz ihm gegen die Brust schlug. „Halten Sie ein — noch ist es Zeit!"

„Was ist da einzuhalten?" rief sie. „Fürchtest Du, daß Du mich lieben könntest? Sei unbesorgt, ich bin keine Fides! Sie sagen, ich sei ein Kind, ein Kind geblieben. — Nun denn, so will ich meinen Willen haben wie ein Kind, und Du sollst Alles hören, Alles wissen — und wenn ich darüber zu Grunde gehen muß, und Du auch und wir Alle!"

Er versuchte noch einmal sie mit ernster Bitte zu unterbrechen, es war vergebens. „Störe mich nicht!" rief sie. „Du denkst, es sei ein Paroxysmus, und ich sage Dir, daß es eine Beichte ist. Ich habe gespielt mit dem Leben mein Lebenlang und bin froh und zufrieden gewesen mit dem Spiel. Da bist Du gekommen, und ich habe spielen wollen auch mit Dir zum Zeitvertreib in Langerweile. Aber weil Du anders warst als Andere, sind unter Deinen Augen mir die Augen aufgegangen, und es ist über mich gekommen wie ein Bergsturz, mit der Naturgewalt, von der Du mir erzählt hast, daß sie Alles zerschmettert und kein Leben mehr aufkommt, wo sie Vernichtung gebracht hat. Alles ist zu Ende für mich, Alles ist mir gleich! Selbst die Thränen, die Dir in den Augen stehen, können mir nicht helfen — denn Du liebst Deine Frau, Du bist glücklich — und ich werde elend sein bis an meinen letzten Tag."

Sie hatte die Hände vor ihr Gesicht geschlagen und weinte bitterlich. Er kniete vor ihr und hatte ihren Leib umfaßt. Er war in schwerer Angst um sie, ihm blutete das Herz.

„Also doch einmal! also doch zu meinen Füßen!" rief sie, und der jubelnde Ton ihrer Freude quälte ihn mehr noch als ihr Schmerz.

„Rose, liebe Rose," bat er, „stürmen Sie nicht so grausam auf sich ein!"

Sie schlang die Arme um seinen Hals und sah ihm fest in's Antlitz. „Liebst Du mich?" fragte sie und ihre Augen hingen mit leidenschaftlichem Hoffen an den seinen. „Einmal nur, einmal sag' mir's, schwöre mir's, daß Du mich liebst!"

Unwillkürlich schlug er den Blick zu Boden. Er konnte ihr nicht lügen. „Sie sind mir theuer, Rose!" sagte er weich und sehr erschüttert. „Sie sind mir eine große Offenbarung und ich werde diese Stunde nie, Sie nicht vergessen, aber —"

„Ich wollte, ich hätte sie nie erlebt!" fiel sie ihm in die Rede, mit einem Tone, der schrill und scharf durch seine Seele schnitt.

Er richtete sich empor — Rose erhob sich gleichfalls. Sie standen einen kurzen Augenblick einander wortlos gegenüber, dann wendete sie sich von ihm ab, zum Gehen. Er wagte nicht zu ihr zu sprechen, nicht sie zu geleiten. Neigung und Abneigung, Mitleid und Zorn mischten sich in seiner Seele, und über das Alles trug die Sorge des Mannes für das leidende Weib den Sieg davon. Er hätte leichten Herzens ein großes, schweres Opfer für sie über sich genommen; aber wie sie, wünschte auch er, er hätte diese letzte Stunde nicht erlebt.

Ohne ihn noch einmal anzusehen, ging sie den Abhang hinunter. Er folgte ihr in geringer Entfernung, sie merkte es nicht, oder that, als würde sie es nicht gewahr. Als sie dem Hause nahe war, ging er rascher zu und trat noch einmal an sie heran. Er hatte seine Fassung wieder gewonnen, er fühlte sich schuldlos und wollte versuchen, sie aus dem Banne zu lösen, den sie selber über sich verhängt hatte.

„Gönnen Sie mir noch einen Augenblick," bat er sie, „lassen Sie uns so nicht scheiden."

„Um aller Heiligen willen, gehen Sie! — Ihre Stimme zu hören, Sie zu sehen, ist mein Tod!" — stieß sie hervor. — Er blieb zurück, sie entschwand seinem Auge unter dem Portal des alten Hauses. Er ging in tiefes Sinnen versunken nach dem Berg, den Weg hinauf, den sie eben erst gegangen waren. Er hatte es nöthig, mit sich allein zu sein.

Als er nach Verlauf von einer Stunde in seine Wohnung kam, war Alles für ihre Abreise bereit. Die Koffer standen gepackt, die Zimmer hatten den häuslich behaglichen Anstrich verloren, den sie während des mehrwöchentlichen Aufenthaltes unter der sorglichen Hand von Fides gewonnen hatten. In den kahlen Gasthofsräumen lag ein Zeitabschnitt begraben. Man hatte ein Stück Leben in den Bereich der Vergangenheit einzureihen, und das bange Gefühl, das solch' ein Erkennen der Vergänglichkeit und Flüchtigkeit des Daseins immer mehr oder weniger deutlich dem Menschen aufzwingt, hatte sich auch in Fides geregt, als Joseph nach Hause und zu ihr in das Zimmer kam.

Es war zwei Uhr, die Glocke läutete zur Mahlzeit. Sie glaubte, daß er sie zur Tafel holen wolle, und, sich nach ihren Handschuhen und ihrem Shawl umthuend, sagte sie, daß sie mit ihrer Arbeit fertig und nun bis zur Abreise ganz zu seiner Verfügung sei. Da fiel ihr Joseph's ernstes Schweigen plötzlich auf.

„Dir ist etwas geschehen! Was hast Du?" fragte sie, indem sie besorgt und zärtlich seine Hand erfaßte.

Er küßte sie und drückte ihr die Hand. „Du hast

Recht," sagte er, „ich habe eine schwere Stunde durchlebt, eine Erfahrung gemacht, die mir wehe thut."

„Du hast eine Begegnung mit Rose gehabt?" fuhr Fides erbleichend auf.

„Ja!" entgegnete er, „Du sollst Alles wissen; nur heute laß mich davon schweigen."

Er setzte sich nieder, sie nahm neben ihm Platz. „Man macht Erfahrungen," sagte er nach einer Weile, wie im Selbstgespräch, „vor denen man betroffen stille steht. Wie ist's möglich, ein Schuldgefühl zu haben, ohne daß man sich eines wirklichen Verschuldens irgendwie bewußt ist? — Es ist furchtbar, wie das Leben uns verstrickt! Daß man leiden machen, Unheil stiften kann, ohne daß man's weiß und will — und das Unheil ist doch da!" — Er war mehr erschüttert, als er's irgend zeigte. Für Fides bedurfte es keines weiteren Wortes. Sie war gewohnt, in seiner Seele zu lesen wie in dem eigenen Herzen. Die Stunden lagen schwer auf ihnen, sie sehnten Beide den Abend herbei, der sie fortführen sollte in den Frieden ihres Hauses.

Zwölftes Kapitel.

Ihrer selbst nicht mächtig, war Rose in ihr Zimmer getreten, und mit lautem Aufschrei und in heftigem Weinen auf ihr Lager niedergesunken. Die bestürzte Kammerfrau hatte Delmar herbeigerufen, jedoch weder die Bemühungen ihr zu helfen, noch die dringenden Fragen nach dem, was ihr begegnet sei, hatten irgend einen Erfolg. Nur als Delmar den Befehl gab, den Arzt zu rufen, stieß sie heftig die Worte aus: „Nein! Nein! Niemand! Niemand! Ich mag kein Menschenangesicht mehr sehen!" — Aber sie hielt die Hand ihres Mannes fest in der ihren gefaßt, und hinderte ihn zu gehen, da er sich entfernen wollte.

Lachen und Weinen wechselten krampfhaft mit einander ab, darüber kam der Abend heran. Als sie das Pfeifen der Lokomotive hörte, die den letzten Zug gen Süden führte, schrie sie auf. Dann ward sie ruhiger und stiller.

Es war dunkel geworden, man brachte das Licht in's Zimmer, Rose wies es zurück. Delmar hörte, daß sie leise weinte. Das Herz war ihm sehr schwer. Er neigte sich zu ihr, legte ihr die Hand auf's Haupt und freundlich zu ihr sprechend wie zu einem kranken Kinde, sagte er: „Ich habe Dir den Willen gethan und nicht den Arzt gerufen, aber ich bin in Angst um Dich. Was hab' ich Dir gethan, daß Du nicht zu mir sprichst? zu mir, dessen Zärtlichkeit Dir nie gefehlt, mit dem Du und der mit Dir stets glücklich war, dem Du vertrauen kannst, sowie er Dir vertraute —"

Sie zuckte zusammen und suchte ihre Hand aus der seinen zu befreien. Er hielt sie fest. „Was ist geschehen, Rose?" fragte er, „was ist Dir geschehen?" und ihm bangte vor der Antwort.

„Nun denn," rief sie, während sie sich an ihn drängte, daß nur sein Ohr ihr Wort vernehmen konnte, „höre es, wenn Du mich es zu sagen zwingst. Ich habe Dich verrathen, und Der, um den ich's that, hat Dich gerächt. Ich habe einem Manne meine Liebe eingestanden — und er hat sie und mich verschmäht! — Verschmäht!" wiederholte sie — „von ihm verschmäht!"

Delmar war voll bitteren Schreckens aufgestanden. Er ging langsam in dem Zimmer auf und nieder. Der Mond schien trüb hinein, aus der Nebenstube fiel das streifende Licht der Lampe auf Rosens Lager. Sie weinte nicht mehr, sie sprach nur wirre Worte. Der Arzt, den man endlich herbeirief, fand sie in heftigem Fieber.

Es waren Wochen vergangen, ehe man sie in's Freie führen konnte, und der Sommer war dem Ende nahe, als Delmar mit ihr in seinem Schlosse ankam. Er hatte sehr gealtert, Rose war noch hinfällig und ihre Scheu vor Menschen krankhaft. —

Delmar fand Geschäfte aller Art vor, die Freunde kamen allmälig einer um den andern, ihn zu besuchen, man beglückwünschte ihn, weil Solive durch den Krieg weniger gelitten hatte, als fast alle Landsitze in der Nähe von Paris; doch man beneidete ihn nicht wie sonst, man pries nicht mehr sein sprüchwörtlich gewordenes Glück. Man sah ihn sehr bekümmert, und wie er's auch zu verbergen strebte, verbreitete sich doch die Nachricht, daß Madame Delmar in Folge eines Nervenfiebers schwermüthig geblieben sei.

Im Laufe des Winters erschienen sie in Paris. Man sah Rose im Theater, im Gehölz, sie war wie immer in der anmuthigsten Kleidung, sie lächelte so wie vordem, aber sie war sehr verändert, die Kunst der Toilette konnte das nicht verbergen. Ihr Lächeln hatte etwas Kaltes, das nicht angenehm berührte; selbst ihr Sprechen, ihre Unterhaltung hatten etwas unheimlich Zerstreutes. Was sie auch that und sagte, man fühlte, daß sie nicht dabei war.

Einmal, als man in ihrem Hause, unter anderen Dingen, über das eben in Aufnahme gekommene Schlittschuhlaufen auf gebohnten Böden redete, und Jemand gegen Diejenigen, welche es geschmacklos fanden, zur Vertheidigung äußerte, es sei ein Spiel, ein Zeitvertreib wie jeder andere, rief Rose scharf dazwischen: „Kein Spiel! kein Zeitvertreib! Das ist der Tod! der Tod!" —

Delmar versuchte das Erschrecken der Anwesenden zu beschwichtigen, Rose ward des Eindruckes gar nicht inne, den sie damit hervorgebracht hatte. Bald darnach kehrten sie auf's Land zurück, und Delmar kam nur selten und auf kurze Zeit zur Stadt.

Im Frühjahre gingen schwarzgeränderte Briefe durch den gesellschaftlichen Kreis, zu dessen anmuthigsten Frauen Rose durch lange Zeit gezählt hatte. Herr Delmar zeigte seinen Freunden an, daß seine Frau nach längerem Siechthum plötzlich gestorben sei, und lud sie ein, den Trauerfeierlichkeiten für sie beizuwohnen. Das Gerücht, daß sie ihrem Leben in dem kleinen See des Schlosses ein Ende gemacht, lief durch die Gesellschaft. Man wußte nicht durch wen und wie es aufgekommen war, doch fand es leichten Glauben.

Delmar verkaufte Schloß Solive noch im Laufe desselben Jahres. Er lebte fortan ganz in Paris im engen Verkehr mit seiner alten Freundin von Chaville, aus deren Hand er Rose einst empfangen hatte. Er war und blieb der liebenswürdige, formvoll gemessene Mann, der er stets gewesen war. Er nahm es freundlich auf, wenn man ihn überreden wollte, sich zu trösten. Er konnte nur leider Rose nicht vergessen: nicht sein Glück mit ihr vergessen, nicht das traurige Ende dieses Glücks.

Rosens Tod warf auch über Fides' und über Joseph's Tage einen trüben Schatten; doch das Licht ihrer reinen, festen Liebe überwand die schmerzliche Erinnerung im Verlauf der Zeit. Sie führen in ihrer Heimat nach wie vor ein schönes, würdiges Leben; und mancher von Denen, welche diese Blätter lesen, wird, ohne es zu wissen, ihnen im Engadin begegnet, und vielleicht in der Behandlung des Doktors gewesen sein; denn die wahren Namen der Personen, von denen ich erzählte, habe ich natürlich nicht genannt.

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

Zweite Serie.

I.

(Schluß.)

„Wir entfernen uns von unserem Gegenstande" — sagte Frau von Ramberg — „und ich gebe mich noch nicht gefangen. — Selbst Manches von dem, was Sie gesagt, zugegeben — lassen wir den Staub, die Hitze, den Mittagssonnenschein, die Bergrücken und die Waldwege mit ihren Tannenwurzeln bei Seite — so müssen Sie mir zugeben, daß etwas Schöneres in der ganzen Schöpfung, soweit ihre Bilder dem Ideenkreis des menschlichen Geistes sich öffnen, nicht gefunden werden kann, als eine Sommernacht im Mondenschein. — Da haben Sie keine Hitze, keinen Staub, keine blendenden Sonnenstrahlen — Sie haben Frische, Stille und die unseren Augen so wohlthätige silberlichte Dämmerung, welche alle Formen weicher und edler erscheinen läßt und der Phantasie einen weiten Spielraum eröffnet, um das Wirkliche mit den schimmernden Schleiergewändern des Ideals zu umkleiden. Ich erinnere mich jenes herrlichen Liedes von Rubinstein:

Es blinket der Thau auf den Gräsern der Nacht,
Der Mond zieht vorüber in stiller Pracht —

welches in seinen wunderbar lieblichen und zugleich ergreifenden Tönen den Reiz einer solchen kühlen, süßen Sommernacht so recht lebhaft in unsere Seele hineinzaubert, selbst wenn wir das Lied im Winter in der Stickluft eines mit Menschen gefüllten Salons hören; — ist eine solche Nacht nicht der reizendste und würdigste Gegenstand poetischer Schöpfung in Worten, in Tönen und in Farben — möchte man nicht einstimmen in die sehnenden Schlußworte des Liedes:

Ach, daß es ewig so bliebe —?"

„Sie vergessen, gnädigste Frau," sagte Graf Sternfeld, „daß in jenem Liede, das ich sehr wohl kenne und dessen Schönheiten ich nicht bestreite, vorzugsweise die Rede ist von einem liebenden Paar, das in dieser Sommernacht miteinander unter dem Monde wandelt, und in dieser Verfassung sind ja alle jungen Herzen geneigt, aus jeder Blume Honig zu saugen; wenn man so weit, wie ich, über die Frühlingszeit des Lebens hinausgekommen ist und ein solches Bild in Worten, Tönen oder Farben ohne Staffage betrachtet, so ist es schwer, bei dem Thau die nassen Füße zu vergessen, welche derselbe verursacht, und bei dem Abendwind, der durch die Baumgipfel rauscht, den fröstelnden Schauer, den er erzeugt, und dabei muß man dann wieder an den Schnupfen und den Rheumatismus denken, der als endliche Folge ganz zuletzt kommt."

„Pfui, wie prosaisch" - fuhr Frau von Ramberg auf — „auf diese Weise schwindet ja jede Illusion im Leben, das doch nur durch die Illusion seinen Reiz erhält."

„Nun freilich," erwiederte der Graf Sternfeld, „bin ich im Reiche der Illusionen kaum noch urtheilsfähig — allein ich möchte an den Lieutenant von Hochfeld appelliren, ob er, der noch mitten in dem Wallen und Weben der Illusionen steht, mir nicht dennoch Recht gibt."

„Ich hoffe," rief Frau von Ramberg, „daß Herr von Hochfeld in einer Mondschein-Nacht und an der Seite einer Dame, die er liebt, nicht an Schnupfen und Rheumatismus denken wird."

„Niemals, gnädige Frau — niemals" — rief der Lieutenant emphatisch.

„Erlauben Sie," fiel Graf Sternfeld ein, „daß ich zunächst die Streitfrage klarstelle — fragen wir den Herrn von Hochfeld, ob er mit einer Dame, die er liebt und mit welcher ihm ein einsames tête-à-tête beschieden wäre, lieber in thauiger Mondnacht durch die Wiesen und Gebüsche streifen würde, oder ob er es vorzöge, in einem reizenden, traulichen Boudoir, während sie, vom rosigen Lampenschimmer überhaucht, auf ihrem Ruhebett lehnt, zu ihren Füßen zu sitzen."

„Die Frage ist schwer zu entscheiden," sagte der Lieutenant von Hochfeld mit nachdenklicher Miene, — „ich glaube indeß, daß, wenn mir je ein solch' unmögliches Glück zu Theil würde, die schwere Qual der Entscheidung mich nicht drücken möchte, denn ich bin gewiß, die Dame selbst würde das Boudoir vorziehen."

„Das ist eine Ausflucht" — rief Frau von Ramberg unwillig — „eine Ausflucht, wie sie die Herren immer gebrauchen, und zwar noch von Adam her, um alle Verantwortung auf unsere Schultern zu wälzen. — Ich bedaure, daß ich Herrn von Hochfeld zum Richter gesetzt habe, denn ich sehe schon, daß ich auch hier wieder der allgemeinen Einigkeit des männlichen Geschlechts gegenüberstehe, welche trotz alles sonstigen Streites und Zwistes sofort hergestellt wird, sobald es sich darum handelt, gegen uns Front zu machen."

„Hätte die gnädige Frau," sagte der junge Graf Sternfeld, „mich zum Richter erwählt, so würde ich antworten, daß es mir unmöglich sei, zwischen den beiden vorliegenden Fällen zu entscheiden, denn in der thauigen Mondnacht des Waldes wie in dem traulichen Boudoir würde ich immer nur die Dame sehen, welche der einzige Mittelpunkt des Bildes wäre, und mein Refrain würde in einem wie in dem andern Falle immer gleich klingen: Daß es ewig so bliebe."

„Das ist eine Ausflucht wie die andere" — sagte Frau von Ramberg flüchtig erröthend — „wenn man mir aber nicht Recht gibt, so habe ich darum doch nicht Unrecht, und das Alles wird mich nicht hindern, mit tiefer Wehmuth dem scheidenden Sommer nachzublicken, der die Jugend des Jahres ist, wie wir einst" — sagte sie mit wehmüthigem Seufzer — „der Jugend des Lebens nachblicken werden, wenn unsere Sonne sich zum Herbst neigt."

„Und doch" — sagte Graf Sternfeld — „ist der Herbst vielleicht die schönste Zeit im Jahre wie im Leben — die Launen der Natur sind vorüber — die Ruhe des Winters winkt uns entgegen — die Früchte sind gereift und dennoch liegt noch der Sonnenschein auf den Fluren und den Herzen, dennoch sprießen noch Blumen auf in schönen, lichten Farben und Alles trägt den Stempel sicherer, ernster Sammlung. — Von allen Landschaften sind malerisch am schönsten diejenigen, welche der Herbst uns bietet — und von allen Zeiten des Lebens," sagte er seufzend, „hätte ich vielleicht am liebsten diejenige des Herbstes festhalten mögen, wenn es den menschlichen Wünschen vergönnt wäre, die irdischen Güter aus dem unaufhaltsam fortrollenden Strom der Vergänglichkeit emporzuheben."

„Das stimmt," sagte der Oberst von Fernon, „mit der Ansicht des geheimnißvollen Magiers Cagliostro überein, welcher behauptete, das Lebenselixir zu besitzen und seinem Körper durch immer täglich neue Ergänzung der verzehrten Substanz unzerstörbare Fortdauer geben zu können. Er stand, als er in Paris auftrat, seiner äußeren Erscheinung nach etwa im fünfundvierzigsten Lebensjahre und eine Dame des Hofes fragte ihn, warum er, da er doch das Lebenselixir besitze, nicht lieber in dem blühenden und glücklichen Alter von zwanzig Jahren sich erhielte? — Cagliostro erwiederte, daß er sich wohlbedacht das schönste und reizvollste Alter erwählt habe, welches mit der frischen Empfänglichkeit der noch nicht erstorbenen Jugend die Erfahrung und Kraft der höchsten männlichen Reife verbinde. Mit zwanzig Jahren — sagte er — lassen die Frauen uns Thorheiten begehen, während mit vierzig Jahren wir unsererseits die Frauen große und kluge Dinge thun lassen."

„Das klingt ganz hübsch," sagte Frau von Ramberg — „aber es ist auch wieder eine von jenen ungerechten Verleumdungen — warum sollten denn die armen Frauen für die Thorheiten verantwortlich sein, welche die zwanzigjährigen Männer begehen? — Glauben Sie denn, daß diese Thorheiten nicht begangen werden würden, wenn es keine Frauen in der Welt gäbe?"

„Dieser Fall ist für mich ebenso undenkbar," erwiederte der Oberst, indem er sich gegen die junge Frau galant verbeugte, „als daß die Sonne nicht am Himmel schiene und die Welt in ewig dunkler Nacht läge — eine Thorheit wenigstens," fuhr er lachend fort, „würde ausgeschlossen sein, welche ja die Mutter aller übrigen sein soll — ich spreche nicht aus eigener Kenntniß, ich citire Lafontaine, diesen großen Kenner der Thorheiten und der Frauen, welcher sagt:

Amour, amour, quand tu nous tiens,
On peut bien dire: adieu prudence."

„Ich möchte," bemerkte Doktor Heilborn, während Frau von Ramberg sich mit schmollender Resignation in ihren Sessel zurücklehnte, „den Irrthum Cagliostro's an einer andern Stelle suchen, wenn wir nicht das Glück hätten, unter dem Präsidium einer Dame zu stehen, welche natürlich eine Ausnahme von Allem bildet, was hier in unparteiischer Objektivität über das Verhältniß des weiblichen und des männlichen Geschlechts gesagt werden mochte."

„Sprechen Sie immerhin" — sagte Frau von Ramberg achselzuckend — „ich bin bereit, Alles zu hören und nichts zu glauben — was übrigens die Lafontaine'schen Verse betrifft, so nennt ein anderer älterer und größerer Dichter Amor den Herrscher der Götter und der Menschen, — es müßte also, wenn Lafontaine Recht hatte, die ganze Welt mit allen den wirklichen und eingebildeten Herren der Schöpfung ein großes Tollhaus sein."

„Und wo ist der Beweis, daß sie es nicht ist?" fragte Doktor Heilborn, — „es hat mehrfach Menschen gegeben, wie der Herr Graf Sternfeld schon bemerkte, welche die menschliche Gesellschaft als Irrsinnige einsperrte und welche dennoch ganz ruhig und in vollster Ueberzeugung den Satz aufstellten, daß sie allein gesund und richtig zu denken vermochten, während alle Uebrigen, ihre Aerzte und Wärter an der Spitze, arme Geistesverwirrte waren — der Beweis ist nicht zu erbringen weder von der einen noch von der andern Seite — es ist eben nur die Majorität, welche entscheidet und welche Den, der anders denkt, überstimmt und für thöricht erklärt. — Diogenes war ein Narr, wenn aber alle Menschen gelebt hätten wie Diogenes, würden sie nicht den Alcibiades für toll erklärt haben, der sein Haar salbte, seinen Körper mit goldenen Sandalen schmückte und in Gewänder von feinen und mühsam herzustellenden Stoffen einhüllte? — Ja ist es nicht heute noch und zu allen Zeiten ebenso? — Denken Sie sich, daß in einen heutigen Ballsaal ein junger Mann in dem Kostüm des schönen Brummel einträte, würde man ihn nicht allgemein für geistesgestört halten und wahrscheinlich sogar ärztlicher Behandlung überweisen — würde man nicht seine Erscheinung unschön und abgeschmackt finden? Und doch war ein ebenso kostümirter Herr in den ersten Lustren unseres Jahrhunderts der allgemein bewunderte und nachgeahmte Inbegriff aller Anmuth und Eleganz — würden nicht ebenso nach fünfzig Jahren ein Herr oder eine Dame, nach der heutigen Mode gekleidet, lächerlich und thöricht erscheinen, während man sie heute schön findet — ja ich bin überzeugt, daß die gnädige Frau, wenn sie in all' ihrer gegenwärtigen Schönheit und Anmuth, aber zugleich in ihrem gegenwärtigen Kostüm vor den Augen der zweiten oder dritten Generation erscheinen könnte, als eine Karrikatur betrachtet werden würde."

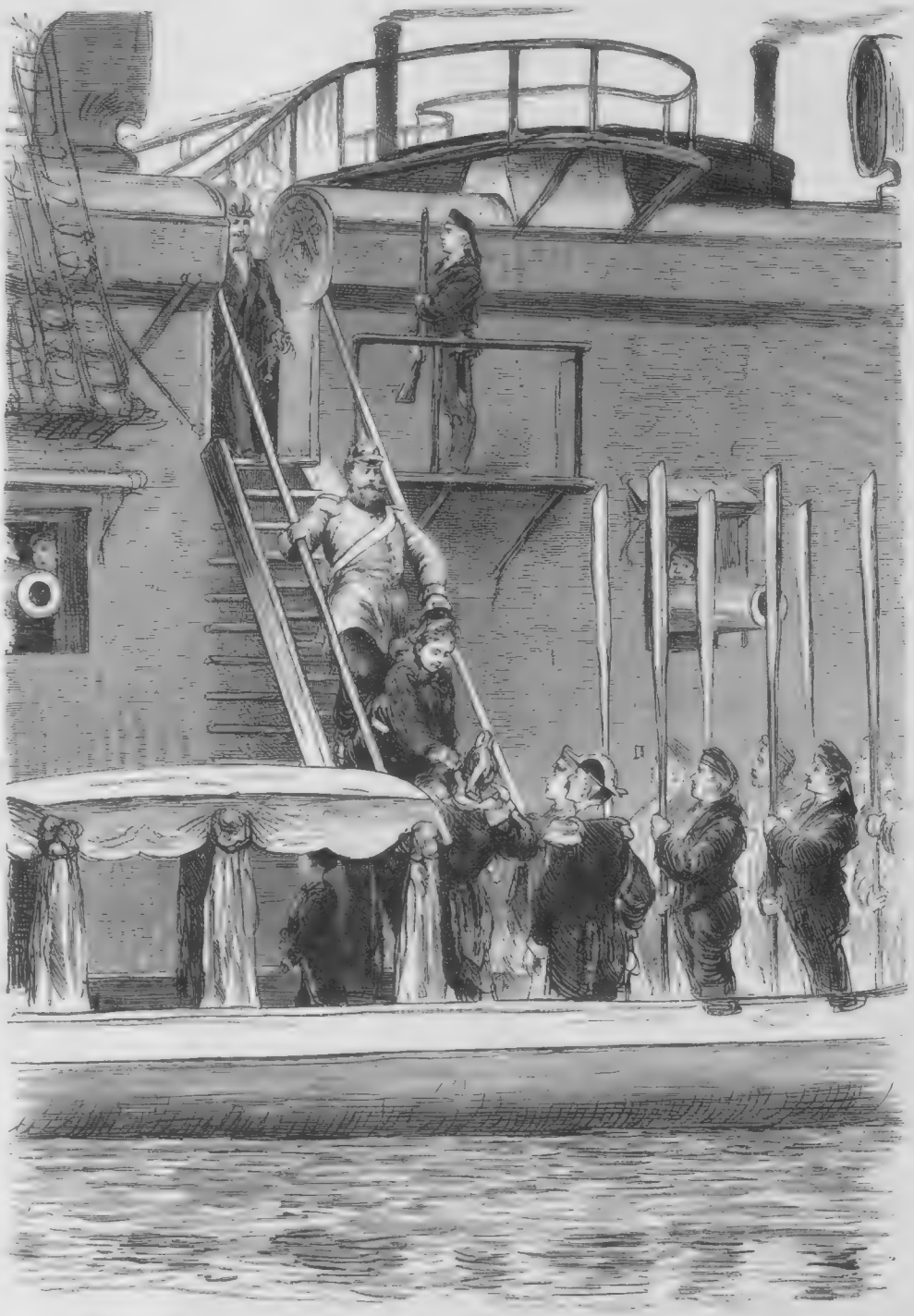
„Das beweist nur," sagte der junge Graf Sternfeld, „daß das Menschengeschlecht in keiner Sache mit größerer Konsequenz und Zähigkeit die Schöpfung zu verderben und zu entstellen bemüht ist, als in den Umhüllungen, die es seinem Körper gibt, in welchen doch die Natur den Inbegriff und die Krone aller irdischen Schönheit gelegt hat."

„Ich habe zwar vor einiger Zeit ein Bild in einem hiesigen Witzblatte gesehen," fiel der Lieutenant von Hochfeld ein, „welches die Statue der medicäischen Venus darstellte und als Unterschrift die Variation des Wortes des Professors Reuleaux trug: — billig, aber nicht schlecht — indessen zweifle ich doch, daß unsere Gesellschaft geneigt sein möchte, zu diesem Schönheitsideal der Antike in ihrem Kostüm zurückzukehren — es wäre das auch schon militarisch unmöglich — man müßte denn zu dem Systeme des Tättowirens greifen, um die Rangabzeichen kenntlich zu machen."

„Man hätte nicht nöthig," sagte der alte Graf Sternfeld, „so weit zu dem Ideal der Antike zurückzukehren, um an die Stelle der so geschmacklosen und peinlichen Trachten ein ebensowohl der Schönheit als der Bequemlichkeit mehr entsprechendes Kostüm zu setzen — die altgriechischen und römischen Gewänder waren ganz unzweifelhaft zweckmäßig und entsprachen zu gleicher Zeit vollkommen den Anforderungen des Schönheitssinnes, denn unsere Augen ruhen heute noch wohlgefällig auf einem Bilde im Kostüm jener Zeit, während die Trachten der späteren Jahrhunderte uns häßlich erscheinen. — Achill im Waffenschmuck, den er vor Troja trug, ist schön — Helena und Penelope würden heute reizend und anmuthig erscheinen, während ein Soldat aus der uns so naheliegenden Zeit der napoleonischen Kriege mit dem hohen Tschako und dem steifen Kragen uns fast zum Lachen reizt. — Die menschliche Seele ist ja," fuhr er fort, „schon so schwer gehemmt und so lästig eingeengt durch die Hülle des Körpers, in welcher sie ihre irdische Laufbahn zurücklegen muß; wenn man nun diese erste Hülle der Seele noch in ein zweites überaus lästiges, hemmendes, schmerzhaft einschnürendes Futteral steckt, was soll da aus dem freien Flügelschlag der armen Psyche werden? Wie viel Schmerzen und Krankheiten hat nicht der Körper an sich schon zu tragen, welche die Seele so schwer mitleiden lassen, bis sie endlich sich losgerungen hat — tritt nun aber zu allen diesen Leiden noch der Kampf mit den Schneidern und Schustern hinzu, so muß alles ideale und geistige Leben immer noch mehr, als dieß ja ohnehin schon der Fall ist, zum Staube herabgezogen werden, denn es scheint mir unmöglich, daß der Geist sich in die Regionen der ewigen, unsterblichen Gedanken emporschwingen könne, wenn der Körper an einem falsch geschnittenen und falsch gewaschenen Hemdkragen, an einem unbequemen Rock oder gar an einem engen Stiefel mit der Höllenqual der Hühneraugen in seinem Gefolge zu leiden hat. — Die altgriechische Tracht aber hüllte die menschliche Gestalt bequem und warm ein, ohne ihre Schönheitslinien zu entstellen, und bot zugleich in ihrem Faltenwurf ein neues, wirkungsvolles und individuell persönliches, jeder Geschmacksnuance stets gehorsames Element."

„Darin," sagte Frau von Ramberg, „würde ich mich schon eher mit Ihnen verständigen, als in Betreff Ihrer Feindschaft gegen den Sommer — die griechische Tracht, namentlich was die Damen betrifft, ist mir immer sympathisch gewesen und sie wurde ja auch von den schönen und geistvollen Frauen des Directoriums bereits wieder in den Salon eingeführt."

„Auch in diesem Augenblick," bemerkte Doktor Landen, „macht in London eine lebhafte Agitation in dieser Richtung von sich reden — es hat sich, wie ich neulich gelesen, sogar ein Klub von Damen gebildet, welche sich zur bestimmten Aufgabe stellen, das alte griechische Kostüm wieder einzuführen."



Abfahrt des Prinzen Heinrich von Preußen. **Der Kronprinz und die Kronprinzessin auf der Schiffstreppe.**
Nach einer Skizze von Max Schäfer. (S. 114.)

Abfahrt des Prinzen Heinrich von Preußen von Kiel. Die kronprinzliche Familie begibt sich zum Schiff. Nach einer Skizze von Max Schaefer. (S. 114.)

„Nun, ich habe nichts dagegen," sagte Frau von Ramberg, „und wenn die Agitation dieses Klubs Erfolg hat, so werde ich mich bemühen, das Peplum so anmuthig zu tragen, daß ich," fügte sie lächelnd, zu Doktor Heilborn gewendet, hinzu, „nicht Gefahr laufe, den künftigen Generationen als Karrikatur zu erscheinen."

„Wir waren von Cagliostro abgekommen," sagte Doktor Heilborn, indem er den Blick der jungen Frau mit einem kleinen, boshaften Lächeln erwiederte, „die gnädige Frau hat es bestritten, daß die jungen Männer von zwanzig Jahren durch die Frauen zu Thorheiten verleitet würden — ich möchte auf der andern Seite bezweifeln, daß es einem Manne von vierzig bis fünfzig Jahren — und besäße er die Weisheit des Königs Salomon — jemals möglich sein könnte, eine Frau etwas Vernünftiges thun zu lassen —"

„Ich bin vom Doktor Heilborn keine Galanterie gewohnt," rief Frau von Ramberg, „aber das ist doch zu stark — halten Sie denn die Damen überhaupt für unfähig, etwas Vernünftiges zu thun?"

„Ja, meine Gnädigste," erwiederte der Doktor ganz ruhig und trocken.

„Nun, das ist in der That das Aergste, was man mir gesagt hat," sprach Frau von Ramberg halb verwundert, halb unmuthig, „und so wenig Vertrauen ich zu dem männlichen Gerechtigkeitssinn der Herren habe, so möchte ich in diesem Falle an das Urtheil der anwesenden Herren appelliren."

„Die Herren werden mir sämmtlich Recht geben," sagte Doktor Heilborn, „wenn sie meine Gründe hören; — die Frauen sind die Repräsentantinnen der Schönheit und des Ideals — alle Schönheit aber und alles Ideal ist unvernünftig — und eine Frau, die vernünftig wäre, würde niemals einen Mann begeistern — niemals einen Mann mit Liebe erfüllen können — ja, ich behaupte, daß wenn es nach Cagliostro's Maxime einem Manne gelänge, eine Frau wirklich vernünftige, das heißt also langweilige oder triviale Dinge thun zu lassen, alle Liebe und alles Interesse für sie aufhören müßte."

„In der That," rief Frau von Ramberg lachend, „das ist außerordentlich — der Doktor wird galant — freilich in einer Weise, daß man nicht recht weiß, was man daraus machen soll; — wenn es so wäre, wie Sie sagen," fuhr sie fort, „was sollte dann aus den Ehen werden, in welchen die Frauen so viel vernünftige, ja alltägliche und prosaische Dinge thun müssen."

„Nun, in den meisten Fällen," erwiederte Doktor Heilborn, „wird die gnädige Frau mir wohl Recht geben — daß die Ehe nicht das Mittel ist, um die Liebe zu erhalten; — haben doch schon die Alten dem Hymen die Flügel abgenommen, welche der kleine Liebesgott in anmuthig flatterndem Spiel so beweglich regt, — im Allgemeinen kommt mir die Ehe vor wie eine Pyramide, in welche man die Liebe wohl einbalsamirt begräbt — sie ist noch da, — aber sie ist eine Mumie, ohne Blick, ohne Herzschlag, ohne rollendes Blut — und wenn es einzelnen Frauen gelingt, die Liebe lebendig zu erhalten, nachdem ihr die Flügel der Freiheit gestutzt sind, so ist es gewiß nur dadurch geschehen, daß sie alles Vernünftige, was sie thun, sorgfältig vor den Blicken ihres Mannes verbergen und ihn täglich durch eine tüchtige Dosis liebenswürdiger und anmuthiger Unvernunft in der nöthigen Erregung zu erhalten wissen."

„Ich gebe den Streit mit Ihnen auf," sagte Frau von Ramberg, „und möchte Ihnen nur den Refrain des Couplets aus dem ‚Seekadet' wiederholen, das im vorigen Winter hier allabendlich unter größtem Applaus im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gesungen wurde:

Ohne Weiber könnt
Ihr nichts zu Stande bringen —
Drum fragt immer erst,
Soll euch ein Werk gelingen:
Où est la femme? —
‚Wo ist die Frau?'"

„Die letzte Frage, meine Gnädigste," sagte der Doktor Heilborn, „spricht für den ersten Satz Cagliostro's, denn sie stammt von dem großen Polizeimeister Vidocq, der sie bei jedem Verbrechen stellte, um die eigentliche Triebfeder desselben zu entdecken."

„Und doch gibt es ein Gebiet," sagte der junge Graf Sternfeld, „auf welchem eine weibliche Hand die Männer zu allen großen Ideen und Thaten begeistern kann."

„Sehr gnädig," rief Frau von Ramberg, „und das wäre?"

„Das Gebiet der Kochkunst, gnädige Frau," erwiederte der junge Diplomat, „sagt man doch, daß die Gedanken und die Thatkraft eines Menschen ihre Wurzeln in die Art seiner Ernährung schlagen und daß also die Leistungen eines Jeden sich darnach richten, was und wie er ißt; — ich erinnere mich, daß ein Diplomat in einer schwierigen Stellung zu Paris eine Köchin engagirte, welche ihm in wohlgesetzter Rede auseinandersetzte, daß sie sich der Wichtigkeit ihrer Aufgabe wohl bewußt sei, und dabei ihr tiefes Bedauern aussprach, daß die Geschichte den Namen der Köchin des Kardinals Richelieu nicht der Nachwelt übergeben habe, denn dieser Staatsmann würde nicht so viel für Frankreich haben thun können, wenn er nicht eine Köchin gehabt hätte, die ihn durch die edlen und wohlbehandelten Substanzen, die sie seinem Blut und seinem Gehirn zugeführt, zu seinen großen Gedanken und zu seiner unbeugsamen Willenskraft begeistert hätte."

„Da müßte also Jedermann," sagte Frau von Ramberg höhnisch, „vor Allem darnach streben ‚das Herz und die Hand einer vortrefflichen Köchin zu erwerben."

„Nicht das Herz und die Hand," sagte der junge Graf ein wenig verwirrt, „nur die Dienste — der Baum bedarf des Wassers, das seine Wurzeln benetzt, aber ebenso des himmlischen Sonnenstrahles, der seine Blüten dem Licht öffnet."

„Nun," sagte Frau von Ramberg kurz, mit leicht gereiztem Ton, „die Hand der Gärtnerin, die ihn begießt, steht ihm näher als das Sonnenlicht, das aus ferner Höhe auf ihn herableuchtet — doch," fuhr sie schnell abbrechend fort, „der Herr Lieutenant von Hochfeld hat seine richterliche Entscheidung zwischen mir und dem Grafen Sternfeld noch nicht abgegeben und ich bin nicht gesonnen, ihm dieselbe zu schenken."

Der Lieutenant blickte verlegen vor sich nieder, indem er den Flaum auf seiner Oberlippe zu einer Spitze zu drehen versuchte.

„Ich erinnere mich aus der Mythologie," sagte er endlich, „daß die Venus den Paris ihr den Apfel zu reichen durch das Versprechen bestimmte, die Liebe der schönsten Frau solle ihm zu Theil werden — ich werde der gnädigen Frau unbedingt Recht geben, wenn sie mir das Versprechen gibt, daß irgend eine schöne Dame sich huldvoll auf meinen Arm stützen wird, während der Thau auf den Gräsern der Nacht blinkt und der Mond in stiller Pracht vorüberzieht — unter solchen Umständen werde ich gewiß dem Sommer den Vorzug geben und ich verpflichte mich sogar dann in den Refrain einzustimmen:

Ach, daß es ewig so bliebe! —

Da ich aber," fuhr er mit ganz betrübter Miene fort, „leider fürchten muß, ein solches Versprechen nicht zu erhalten, so möchte ich mich doch für den Winter entscheiden, da derselbe mir Gelegenheit gibt, hier unter dem Vorsitz der gnädigen Frau bei behaglichem Kaminfeuer statt des Thaues der Gräser den duftigen Schaum unserer lehrreichen und anregenden Unterhaltung zu schlürfen."

„Das ist wieder eine Ausflucht," sagte Frau von Ramberg achselzuckend, „ich schließe die allgemeine Diskussion," fuhr sie fort, „und ertheile dem Grafen Sternfeld das Wort, um seinen physiognomischen Vortrag fortzusetzen."

Verschanzung einer Batterie in der Gegend von Doboy.

(Hiezu das Bild S. 108.)

In diesen Erdwällen und Verhauen ist eine Batterie des zwölften Feldartillerie-Regiments seit den ersten Tagen der Gefahr standhaft und wirksam geblieben. Vom 15. August ab begann ihre Wirksamkeit und zahlreiche Kämpfe fanden um sie statt, viel Blut ist rings geflossen. Sie bildet einen Theil jenes Gürtels, welchen die Division Szapary um sich gezogen und der sie schützen mußte, als die Hinterlistigen aus den Schluchten von Maglaj, den Bergen von Gracanica und Tuzla hervorbrachen, um der langgestreckten Truppenreihe von Doboy bis Serajewo in die Flanke zu fallen und so die gesammte Verbindung mit dem Hauptquartier zu unterbrechen. Es gelang ihr nur, zu den Proviantransporten vorzudringen und auf kurze Zeit gefährlich zu werden.

Der Renner Kincsem.

(Hiezu das Bild S. 108.)

Kaum je hat ein Pferd solches Aufsehen gemacht auf den berühmtesten Turfplätzen, kaum je war aber auch eines so vom Glücke begleitet, als die Vollblutstute Kincsem, welche im Jahre 1874 auf dem Gestüte des Herrn v. Blascovics in Ungarn zur Welt kam. Sie stammt vom Cambuscon aus der Waternymphe. Heiß hat das herrliche Thier trainirt und der Jockey Madden es auf allen Rennen geritten. Kincsem ist vier Jahre alt, dunkelbraun und sechzehn Faust hoch. Sie zeichnet sich namentlich durch die große Länge aus, hat jedoch auch einen schönen Kopf und starke Schultern. Bislang hatte Kincsem ihre Lorbeeren nur auf den größeren Bahnen Oesterreich-Ungarns und Süddeutschlands geerntet, aber ihr Ruf verbreitete sich so rasch, daß die Engländer schon im vorigen Sommer eine Wette von circa 100,000 Kronen anboten, welche Blascovics unter der Bedingung annahm, daß solche auf halbem Wege zwischen beiden Ländern, in Baden-Baden, ausgetragen werde, eine Forderung, auf welche die Engländer sich indeß nicht einlassen wollten. Die Spannung war deßhalb groß, als der Besitzer dieß Jahr den Renner zum Kampf um einen der angesehensten Preise in England: «The Goodwood cup» anmeldete. Lange Eisenbahnfahrten, Seereisen, verändertes Klima und Wasser haben selbstverständlich großen Einfluß auf das Befinden des Thieres, weßhalb man in England überzeugt war, daß der Transport von Ungarn nach den luftigen Höhen von Sussex Downs die Spannkraft des Rivalen bedeutend vermindern werde, und der Muth der Sportsmen Albions wuchs noch mehr, als Kincsem kurz nach seiner Ankunft in England sich etwas out of condition befand. Man prophezeite bereits der ungarischen Rivalin eine entschiedene Niederlage auf dem englischen Turf. Diesen Uebermuth mußten sie indessen theuer bezahlen; denn als Kincsem am 1. August spielend über seine Gegner siegte, wanderte sicher mehr als eine Million über den Kanal. Drei Oesterreicher (worunter der Jockey Madden) hielten Wetten von 15,000 L. mit 4 zu 1, so daß ihr Gewinn schon 45,000 L. ausmachte. Noch während der Renner gesattelt wurde, wettete man auf Kincsem 5 zu 2, auf Pageant 6 zu 4 und auf Lady Golightly 2 zu 1. Als jedoch Kincsem beinahe lautlos über den Rasen flog, füllten ungeheure Summen die Luft und man hörte nur «Look at the Austrian». Siebenzehn Pferde waren eingezeichnet, aber vierzehn wurden zurückgezogen. Kincsem siegte glänzend und ihr Besitzer hätte ihr keinen passenderen Namen gegeben haben können, als Kincsem (mein Schatz), denn er hat außer Ehrenprämien und bedeutenden Wetten circa eine Viertelmillion nur in Prämien mit Kincsem gewonnen. Vergeblich bot Lord Falmouth 10,000 L. für das Thier. Auch auf Frankreichs Turf blieb Kincsem Sieger und seine jüngsten Siege bei Baden reihen sich glänzend an die 37 früheren an.

Notizblätter.

Literatur.

— **Der Buchhändler Gustav Othmer hat unter dem Titel:** „Vademecum des Literaturfreundes" (Hannover, Cruse) ein überaus empfehlenswerthes Nachschlagebuch herausgegeben, auf das wir die Blicke unserer Leser lenken möchten. Das praktisch angelegte Buch gibt eine Zusammenstellung der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der gesammelten Werke und schönen Literatur, vorzugsweise der deutschen, von Anbeginn bis zur Gegenwart, mit genauer Angabe der Verleger und Preise, sowie kurze biographische und bibliographische Notizen. Das Buch hat sich so praktisch erwiesen, daß bereits die dritte Auflage vorliegt, und diese ist so völlig umgearbeitet, so bereichert, daß das Buch ein neues geworden. Für den Literaturfreund, der eine Bibliothek besitzt oder sich eine solche anlegen will, ist das Buch geradezu unentbehrlich, und die mühsame, fleißige Arbeit überhaupt in hohem Grade anerkennenswerth.

— **Der Winter ist die Zeit der Gesellschaftsspiele und so wird** L. v. Alvensleben's „Encyklopädie der Gesellschaftsspiele" (Weimar, Voigt) wohl Vielen sehr willkommen sein. Das Buch erscheint jetzt in siebenter Auflage, ein Beweis für seine Brauchbarkeit und Beliebtheit. Auch für die Jugend enthält das Werkchen hübsche Spiele.

— **Der fünfte Band von Ernst Ecklein's „Humoristischer Hausschatz"** ist jetzt erschienen (Leipzig, R. Eckstein). Die schnelle Folge der Bände ist ein sichtbares Zeichen von dem Glück, welches dieß Unternehmen gehabt hat, von der treugebliebenen Theilnahme des Publikums für diese vorzüglich gewählte heitere Lektüre. Dieser fünfte Band, der vorletzte, enthält: Allerlei Schwänke von Abraham a Santa Clara, origineller drastischer Witz und Humor; die lustige Geschichte „Kleine Ursachen" von H. Zschokke. Ludwig Steub hat eine frische, liebenswürdig humoristische Erzählung in „die Trompete" beigesteuert. Echt mjenerisch heiter, gemüthvoll witzig sind Fr. Schlögl's „Wiener Skizzen". Eine derbluftige Soldatenhumoreske empfangen wir aus der Feder A. v. Winterfeld's. Den phantastischen tollen Humor vertritt Presber's „Doktor Kümmernuß" und den Schluß macht Arnold Welmer mit einer feingeistigen, schwärmerisch humoristischen Novelle „Dornröschen". Wie man sieht, eine bunte Musterkarte mannigfaltiger Humore. In demselben Verlag ist auch in zierlicher Ausstattung eine Uebersetzung von G. Droz' Buchlein „Im Ehestand" erschienen. Der geniale französische Autor ist dem großen Publikum noch wenig bekannt und doch ist er ein Vertreter des feinsten, pikantesten französischen Witzes, ein geistvoller Menschenkenner und von einer Grazie und Liebenswürdigkeit in der Darstellung, daß er selbst das Bedenklichste unbedenklich macht durch die Kunst seiner feinen Malerei. Gerade letzteres gilt von dem obenan gestellten Büchlein.

— **Ein ganz merkwürdiger Roman ist das dreibändige Opus** „Ererbt und Erworben" von Werner von der Düna (Stuttgart, Richter & Kappler). Der Autor entrollt vor dem Leser ein sorgfältig ausgeführtes Gemälde baltischen Lebens, er stellt vor Allem den Kampf dar zwischen dem Aristokraten alten Styls und dem Bürger thum, das durch Studium sich eine gleichberechtigte soziale Stellung zu erwerben strebt. Es sind dieß spezifisch baltische, provinzielle Verhältnisse, die hier das Grundmotiv des Romans bilden.

— **Für den Handel, sowie überhaupt für allen Verkehr sind** Adreßbücher ein unentbehrliches Hülfs- und wesentliches Förderungsmittel, und der Groschen, der auf den Ankauf solcher verwendet wird, ist sicher einer der fruchtbringendsten. Die Buchhandlung von C. Herm. Serbe in Leipzig, welche sich ganz besonders mit dieser Spezialität abgibt und ein förmliches „kontinentales Adressenarchiv" unterhält, hat ein „Adreßbuch der Adreßbücher" herausgegeben, das alle Staats-, Orts-, Fach- und Standesadreßbücher aufzählt und die umfassendste Auskunft darüber gibt.

— **Prof. C. Reclam, der sich einen guten Namen erworben hat** durch seine populär-medizinischen Werke, hat jetzt ein Schriftchen herausgegeben, das öffentlichen Rednern, Lehrern, Gesanglehrern, Sängern und Sängerinnen sehr nützlich sein und deren Interesse in hohem Grade erregen dürfte. Das hübsch ausgestattete, mit 22 Illustrationen versehene Werkchen führt den Titel: „Sprache und Gesang" (Stuttgart, Hoffmann) und gibt eine außerordentlich klare und anschauliche Uebersicht der Physiologie des Sprechens und Singens und eine Dialektik für oben angedeutete Kreise.

— **Die musikalische Schriftstellerin und Direktorin der Musik**schule zu Nürnberg, L. Ramann, ist von Franz Liszt zur Gesammtausgabe seiner literarischen Arbeiten autorisirt worden.

— **Dr. P. Niemeyer läßt unter dem Titel: „Aerztliche Sprech**stunden" ein Organ der hygieinischen Heilkunde bei Costenoble in Jena erscheinen.

— **Von Samarow's „Um Szepter und Kronen" erscheint eine** französische Uebersetzung in der „Defense".

— **Das erste Heft der „Deutschen Rundschau für Geographie** und Statistik", herausgegeben von Professor C. Arendts (Wien, Hartleben), ist erschienen und scheint der ganzen Anlage nach zur Orientirung auf dem Boden des geographischen Wissens und der Fortschritte dieser Wissenschaft beizutragen vollständig geeignet. Namentlich ist der statistische Theil reichlich bedacht. Die beigegebenen Bilder sollen mehr zur Veranschaulichung, als zur Illustration im künstlerischen Sinne dienen.

Bildende Künste.

— **Bei den schlechten Zeiten sind ungemein wenig Bilder von** der dießjährigen Kunstausstellung von Privatleuten erkauft worden. Der Senat der Berliner Akademie der Künste hat deßhalb an den Kultminister die Bitte gerichtet, 150,000 Mark zum Ankauf von Bildern auszuwerfen.

Musik.

— **Eine der erfolgreichsten Erfindungen hat der Instrumenten**macher Sprenger in Stuttgart zur Verbesserung des Tons auf sämmtlichen Streichinstrumenten gemacht. Daß auf diesem Gebiet schon jahrelang mit wenig Glück geforscht und manipulirt wird, ist jedem Sachkundigen bekannt, deßhalb ist es erfreulich, einmal eine auf den Grund-

prinzipien der Erzeugung und Verbreitung der Tonschwingungen gemachte Verbesserung des Tons als vollständig gelungen zu konstatiren. Sprenger hat nämlich an der am stärksten vibrirenden Stelle des Instruments einen eigenthümlichen Stimmstock angebracht, welcher durch ein Schräubchen mit der benannten Stelle in Verbindung gesetzt wird, wodurch die Vibration des Tons auf dem Instrument nicht nur vergrößert, sondern auch gleichmäßiger vertheilt wird, weßhalb auch Sprenger diesem kleinen Schräubchen neuer Erfindung den Namen „Tonschraube" gibt und sich hiefür ein Patent ertheilen ließ. Daß der Ton auf den Instrumenten, an welchen eine solche Tonschraube angebracht wurde, nicht nur bedeutend größer und edler ist, sondern auch die Töne auf den verschiedenen Saiten an Fonfarbe gleichmäßiger wurden, haben alle Künstler bestätigt, welche ein solches Instrument probirten. Da nun alte wie neue Instrumente mehr oder weniger an dem Uebel der Tonungleichheit leiden, so wird Vielen diese neue Erfindung willkommen sein.

Bühne.

— **Herman Schmid hat nun auch seine Novelle: „Der Loder"**, für die Bühne bearbeitet und es fand dieses fünfaktige Gebirgsstück, das in und bei Aibling spielt, im k. Theater am Gärtnerplatz in München den einstimmigen Beifall des Publikums.

— **Einen glücklichen Novitätenabend hatte das Hamburger Thaliatheater**, woselbst ein einaktiges Lustspiel von Otto Schreyer: „Kein Freund, kein Feind", einen unbestrittenen Erfolg erzielte, und „Meine geschiedene Frau", Plauderei von Maximilian Bern (Bernstein), sich eines wohlwollenden Beifalls erfreute.

— **Das Volksopernhaustheater in Berlin hat mit Karl Görlitz'** „Großfeuer" einen unbestreitbaren Erfolg gehabt. Es ist eine richtige Posse. Ein Fabrikbesitzer, der sich von einer heuchlerischen Haushälterin am Gängelbande leiten läßt und unter ihren Einflüsterungen die guten Menschen für Schufte und die Bösewichter für Tugendspiegel hält, ist der Held des Stückes. Natürlich muß er zur Ehrenrettung der edlen Charaktere von seinen Irrthümern bekehrt werden, wozu eine in der Nachbarschaft ausbrechende Feuersbrunst, welche ihn Nachts aus dem Schlafe schreckt, die erste Veranlassung bietet. Einmal argwöhnisch gemacht, kommt er bald dem betrügerischen Hausgesinde auf die Sprünge und das Ende vom Liede ist selbstverständlich die Bestrafung der Bösen und die Belohnung der Guten.

— **Am Dresdener Hoftheater erzielte „Bianca Capello, die** Tochter der Republik", historisches Trauerspiel in 5 Akten von Rudolf Stegmann, den sogenannten Achtungserfolg. Eine ähnliche Aufnahme scheint Karl Köstling's „Columbus" im Hamburger Stadttheater gefunden zu haben. „Das Publikum," sagt der Kritiker der „Nachr.", „vermochte den gutgemeinten rührenden Auftritten gegenüber nicht immer ganz den gebührenden Ernst zu bewahren, lohnte aber durch mehrmaligen Beifall die redlichen Bemühungen der Künstler."

— **In Schwerin fand die erste Aufführung des Wagner'schen** Musikdramas „Siegfried" statt. Die Sänger wie das Orchester wurden mit reichem Beifall ausgezeichnet.

— **Moritz Jaffé's Oper „Ekkehard" (Text von R. Bußler), die** vor einigen Jahren im Kroll'schen Theater in Berlin in Szene ging, gelangt noch in dieser Saison im Bremer Stadttheater zur Aufführung.

— **Im Wiener Ringtheater wurde „Die Wallfahrt der Königin"**, komische Oper in drei Akten von J. Forster, zum ersten Male aufgeführt. Sie ist wirklich eine komische Oper im Style Auber's und Adam's. Der Text bedingte diesen Styl. Es ist die Giralda von Scribe und wurde schon von Adam in Musik gesetzt. In Ermanglung eines besseren, vielleicht sogar eines schlechteren wahlte Forster die spanische Geschichte eines galanten Königs und einer frommen Königin und eines heimlich vermählten Paares, dessen schönere Hälfte Gnade vor den Augen des Königs gefunden hat. Nach mancherlei komischen Situationen kann der Schleier von dem Geheimbande fallen und die Sonne allseitigen Glückes strahlt schließlich auf Gerechte und Ungerechte. Der Komponist versteht zu machen, aber nicht zu erfinden. Aus Eigenem bestreitet er recht wenig die Kosten des Abends. Sein Werk gleicht einem Teppiche voll Arabesken, voll zierlicher Stickerei mit kleinen Stichen, aber das Bild fehlt, die markante Melodie, die ureigene starke Erfindung. Das wirkt monoton auf die Länge, und drei Akte sind lang.

— **Gounod's neue Oper „Polyeucte", die kürzlich in der großen** Oper zu Paris zum ersten Male in Szene ging, wird von dem Komponisten selbst als sein bestes Werk betrachtet. Seit Jahren trug er sich schon mit dem Plane, Corneille's Tragödie — die übrigens vor ihm bereits Donizetti in seiner fast unbekannt gebliebenen Oper „Poliuto" verarbeitet hat — in Musik zu setzen. Seine gewohnten Librettisten Barbier und Carré mußten ihm das Trauerspiel für die musikalischen Bedürfnisse zurechtstutzen, und nun arbeitete er an der Musik mit unermüdlicher Sorgfalt und Liebe. „Ich gebe hier mein Bestes," sagte er oft selbst, und in der That ist der Erfolg, den die neue Oper erzielt hat, ein außerordentlicher. Einerseits wird die Musik der neuen Oper sehr gelobt, andererseits werden die Anstrengungen, die der Direktor des Theaters, Halanzier, gemacht hat, um das neue Werk würdig in Szene gehen zu lassen, überaus anerkannt. Die Dekorationen und Kostüme sollen von großer Schönheit und die ganze Darstellung von seltener Rundung gewesen sein. Am Schlusse der Vorstellung wurde Gounod gerufen, erschien aber nicht, um den Beifall, der ihm gespendet wurde, persönlich einzunehmen.

— **Die große Oper „Drot og Marsk" (König und Marschall)** von Chr. Richardt, in Musik gesetzt von P. Heise, ist am 22. September in Kopenhagen mit durchschlagendem Erfolg aufgeführt worden. Der Handlung liegt die Sage von König Erich Christoffersen, auch Erich Glipping genannt, zu Grunde, der seinen Marschall Stig in den Krieg gegen Schweden schickte und während der Abwesenheit desselben seine Gattin Ingeborg vergewaltigte. In Folge dieser Unthat verschworen sich Adel und Geistlichkeit und im Jahre 1286 wurde der König in einer Scheune des jütischen Dorfes Finderup ermordet. Der Text von Richardt wird sehr gerühmt und scheint dieses Lob auch zu verdienen, da er bereits vor Aufführung der Oper in zweiter Auflage erschienen ist. Die Musik ist den Kritiken der dänischen Blätter zufolge ganz im Wagner'schen Style gehalten, wirkungsvoll und schon instrumentirt. Inszenirung und Dekorationen finden gleichfalls warme Anerkennung, während die Durchführung mehrerer Hauptrollen, im Gegensatz zu den Chören, bemangelt wird.

Kultur und Wissenschaft.

— **In Gothenburg (Schweden) ist man fleißig dabei, die längst** beschlossene Hochschule zu gründen, und die am 9. Oktober gehaltene Feier des 100jährigen Bestehens der dortigen „Wissenschafts- und Literaturgesellschaft", bei welcher Dr. Ch. Dickson die Rede hielt, gab diesem Unternehmen neuen Schwung. Zum Gedächtniß des Tages sind von Akademikern verschiedene wissenschaftliche Schriften herausgegeben und eine große Denkmünze ist geschlagen worden, welche auf der einen Seite die Bildnisse Gustav's III. und Oskar's II. und auf der andern eine auf einem Dreifuße sitzende weibliche Figur zeigt.

— **Dr. O. Finsch, der bekannte Bremer Gelehrte, gedenkt, im** Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften, eine Reise nach Melanesien (Australien) zu unternehmen, um dort zunächst für natur- und kulturhistorische Zwecke zu sammeln. Es sind ihm dazu die Mittel der Humboldtstiftung zur Verfügung gestellt worden.

— **Den vom „Allgemeinen Briefmarken-Anzeiger" in Dresden** ausgesetzten Preis für die Bearbeitung der Frage: „Ist die Philatelie Wissenschaft oder nur Manie?" hat Dr. H. Brendicke in Berlin gewonnen. Der Abdruck seiner Abhandlung hat in Nr. 170 des Blattes begonnen.

— **Das Nordpolschiff Willem Barendz ist Mitte Oktober ziem**lich unerwartet von seiner langen Reise nach Amsterdam zurückgekehrt und man erwartet nun die Berichte über die Resultate.

— **Professor Dr. Julius v. Schanz hat in Rom aus eigenen** Mitteln ein Schriftstellerheim errichtet, in welchem deutsche Schriftsteller auf Reisen, wie als Rekonvaleszenten kollegiale Aufnahme und freie Wohnung finden. Zu Gunsten dieses Instituts ist eine patriotische Liedersammlung: „Kornblumen und Immergrün", erschienen, welche von dem Hospiz für 1 M. 50 Pf. zu beziehen ist. Der Dichter feiert darin Kaiser und Reich, sowie die Beziehungen des deutschen und italienischen Kulturlebens.

— **In der ersten Sitzung der Berliner Geographischen Gesell**schaft wurde über die Thätigkeit der afrikanischen Gesellschaften Bericht erstattet. Dr. Gerhard Rohlfs war zugegen, um sich zu verabschieden. Der verdiente Forscher hat in Begleitung des Dr. Steeker aus Böhmen, eines jungen Zoologen, kürzlich die langgeplante Reise angetreten, die er über Tripolis nach Wadai zu unternehmen gedenkt, um von dort weiter südlich in das Innere vorzudringen. Auch Dr. Buchner wohnte der Sitzung bei. Derselbe wird sich nach der Loangoküste begeben, um an dem Endpunkte der Pogge'schen Reise anzuknüpfen und dieselbe weiter fortzuführen. Die letzten Nachrichten von dem an der Westküste Afrikas weilenden, von der Berliner Gesellschaft ausgesandten Ingenieur Schütte, der ganz ausgezeichnete kartographische Aufnahmen eingeschickt hat, lassen erkennen, daß auch dieser Forscher sich zu einer größeren Reise rüstete, die er in der Zwischenzeit wohl schon angetreten haben dürfte. Er wird von Malange aus, woselbst Eduard Mohr leider so früh verstarb, in nordöstlicher Richtung vorgehen. Major v. Mechow, der sich gleichfalls der Unterstützung der Reichsregierung erfreut, weilt am Congofluß, den er von Angola aus zuerst in südlicher und sodann in nördlicher Richtung zu verfolgen gedenkt.

— **Die lange Reihe der mit der Weltausstellung verbundenen** Kongresse ist am Ende. Die letzte dieser Versammlungen, über deren Ersprießlichkeit nach den dießmaligen Erfahrungen sehr verschieden geurtheilt wird, war der internationale Brauerkongreß und hielt derselbe am 10. Oktober seine letzte Sitzung. Das Unterrichtsministerium hat jetzt den kühnen Beschluß gefaßt, die stenographischen Protokolle aller dieser Kongresse, deren Zahl sich mindestens auf dreißig beläuft, zu einem monumentalen Werke zu vereinigen, welches voraussichtlich 25 bis 30 Bände umfassen wird; das Werk sowohl, als jeder Band einzeln, soll im Buchhandel zu haben sein.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **Die neue Eintheilung des Papiers soll wieder geändert wer**den. Die Papierfabrikanten verhandeln lebhaft den Vorschlag der Theilung in 10, 100 und 1000 Bogen mit den Benennungen Decum, Centum, Metum.

— **Nachdem der Koloradokäfer beinahe „versunken und vergessen"** ist, erscheint der Cigarrenkäfer und zwar gleich in drei verschiedenen Arten auf der Bildfläche. Die Nummer 42 der „Natur" bringt eine kurze Mittheilung über jene in Nordamerika und auf den Antillen einheimischen, durch den Import von Tabak wiederholt nach Europa verschleppten Käfer. Dem Elaphidion irroratum, einem zierlichen, silbergrauen, dunkel gezeichneten Bockkäfer, mundet allein nur das edle Cuba- oder Havannakraut. Zwei andere, unseren in Möbeln und Herbarien häufigen Bohrkäfern (Anobium und Ptinus) nahe verwandte Arten lieben das Gewächs der Vereinigten Staaten Louisianas, Alabamas, Virginiens u. s. w. Besonders von Cathoramus Tabaci sitzen nicht selten als „unsichtbare Passagiere" die Larven inmitten der Cigarren und werden in der Regel erst entdeckt, wenn der geschmorte Insasse bereits eine Eruption beim Rauchen veranlaßt hat. Auch in Deutschland sind vor längerer Zeit zahlreiche Larven von einem dieser Käfer, vermuthlich von der letzteren häufigsten Art, zum Schrecken der Verkäufer und Konsumenten in besseren amerikanischen Cigarren gefunden worden. Unseres Wissens brachte man damals die Insassen der Cigarren in Zusammenhang mit einem Speckkäfer (Dermestes vulpinus), der in Tausenden von Exemplaren auf nordamerikanischen, wenig sorgfältig präparirten Fellen wimmelte, die mit den Cigarren einige Wochen in ein und demselben Raume gelagert hatten, und nahm an, daß die Verpuppung der Speckkäferlarven im Tabak stattgefunden habe.

— **In welcher umfangreichen Weise die Post zur Versendung** lebender Thiere benützt wird, geht aus einem im „Postarchiv" veröffentlichten Bericht hervor. Demselben zufolge gelangten in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres bei den Reichspostanstalten in runder Zahl 20,000 Sendungen mit lebenden Thieren zur Auslieferung, so daß sich für den Zeitraum eines Jahres die Zahl von 40,000 Sendungen ergibt. Unter diesen Sendungen waren einzelne, welche bis zu 50 Stück einzelner Thiere umfaßten. Abgesehen von dem zahlreich vertretenen Volke der Krokodile, Raubvögel, Affen, Bienen und dergleichen, hat die Post in dem erwähnten halbjährigen Zeitraum sogar vier junge Bären, einen Leoparden und unter den verschiedenartigen Amphibien manche Giftschlange befördert. Von den transportirten Thieren haben nur etwas mehr als 200 in 66 Sendungen die Postbeförderung nicht überstanden oder waren während derselben aus ihren Behältnissen entwischt.

— **Die Bahnstrecke Heilbronn-Schwaigern (Württemberg) ist dem** Verkehr übergeben. Sie bildet den Anfang der Linie von Heilbronn nach Karlsruhe. Ferner wurden eröffnet in Sachsen: Porschappel-Hermsdorf, Rochlitz-Narsdorf-Penig, Limbach-Wittgensdorf-Olbernhau-Pockau, Niederschlema-Schneeberg, Annaberg-Weipern; in Oesterreich: Kriegsdorf-Römerstadt.

— **Die Bahn Leyden-Woerden (Holland) wurde am 15. Oktober** dem Verkehr übergeben.

— **Das internationale Telegraphenkabel zwischen Alsen und** Fühnen ist Ende September gelegt worden.

— **Die russische Regierung baut eine Eisenbahn von Orenburg** bis Taschkend, circa 2000 Werst. Auch ist man mit den Vorarbeiten zu einer Batum-Kars-Tabriser-Eisenbahn beschäftigt. Diese würde nicht durch Bajazid, sondern durch Eriwan gehen und wird 1881 fertig sein.

Natur.

— **Im Krystallpalast in London ist dieser Tage eine Katzen**ausstellung eröffnet worden. Dieselbe ist durch 223 Exemplare vertreten. Und da sage man noch, daß die Engländer nicht das praktischste Volk der Welt seien!

Militär und Marine.

— **Am 15. Oktober wurde auf der Werfte des Stabilimento** tecnico Triestino ein großes Fest gefeiert. An diesem Tage ist das größte österreichische Kriegsschiff, das den Namen des großen österreichischen Seehelden, „Tegetthoff", führt, vom Stapel gelassen worden. Das Schiff ist ein Kasemattschiff ersten Ranges. Der Schiffskörper ist aus Eisen und Stahl nach dem Zellensystem gebaut und an der Wasserlinie durch einen Panzergürtel von 369 Millimeter geschützt. Die Bestückung besteht aus sechs Stück Krupp'schen 28-Centimeter-Gußstahl-Hinterladergeschützen (Gewicht der Pulverladung 32 Kilogramm, der Stahlgranate 179,5 Kilogramm). Die Geschütze sind in einer Kasemate installirt, ein Panzerquerschott sondert die zwei vorderen von den übrigen vier Geschützen ab. In Folge der speziellen Bauart der Kasemate können sowohl die zwei vorderen als auch die zwei hinteren Geschütze direkt in der Kielrichtung feuern. Die Hauptdimensionen des Schiffes geben wir in Folgendem: Die Länge zwischen den Perpendikeln beträgt 87,46 Meter, die größte Breite im Hauptspante 19,68, die Breite der Kasemate außerhalb des Panzers 21,67 Meter, die größte Breite an der Wasserlinie 19,04, die Höhe der Stückpforten-Untertrempel über Wasser 2,84 Meter, der Tiefgang vorne 7,272 Meter, hinten 9,71 Meter, das Deplacement bei voller Ausrüstung 7400 Tonnen. Die Maschinen sollen effektiv 8400 Pferdekräfte stark sein und wurden in der Werkstätte des Stabilimento gebaut. Das Schiff hat neun Kessel, der Durchmesser der Schraube 7,163 Meter; der Bemannungsstand des Schiffes beträgt 578 Personen.

Statistik.

— **Das peruanische Ministerium für öffentliche Arbeiten hat** eine interessante Statistik veröffentlicht, wonach in demjenigen Gebiete, welches jetzt die Republik Peru bildet, im Jahre 1791 nicht weniger als 70 Gold-, 834 Silber-, 40 Zinnober- und 12 Bleibergwerke bearbeitet wurden, aus welchen in den letzten fünfzig Jahren spanischer Herrschaft über 700,000 Mark Silber im Jahre gewonnen wurden. 1877 dagegen stellten sich jene Zahlen wie folgt: 10 Gold-, 34 Goldquarz-, 482 Silber-, 95 Kupfer-, 217 Kohlenbergwerke, 49 Petroleumquellen und andere von geringerer Wichtigkeit. Der Silberertrag war auf 180,000 Mark gesunken, hauptsächlich weil das berühmte Bergwerk Cerro de Pasco, das seiner Wiederbearbeitung entgegen zu gehen scheint, seit 1825 unter Wasser steht.

Gestorben.

— Eugen Behrens, k. russischer Admiral, 73 Jahre alt, am 30. September, in St. Petersburg.

— M. Menissier, der älteste dramatische Dichter Frankreichs, 82 Jahre alt, in Paris, Mitte Oktober.

— Dr. K. Th. Richter, Prof. der Nationalökonomie, 44 Jahre alt, in Prag, am 15. Oktober.

— Joseph Heitz, k. bayerischer Generallieutenant, vorm. Gouverneur von Ingolstadt, 76 Jahre alt, am 16. Oktober, in München.

— Graf Wydenbrugk, k. k. österr. Gesandter a. D., in Wien, am 17. Oktober.

— Geh. Rath Prof. Gustav Hänel, berühmter Romanist, 86 Jahre alt, am 18. Oktober, in Leipzig.

— Dr. Eugen Janota, Prof. der deutschen Literatur an der Universität Lemberg, am 18. Oktober, 56 Jahre alt.

— H. Stupnicki, der Nestor der polnischen Journalisten, am 19. Oktober, 72 Jahre alt, in Lemberg.

— Herzog Karl zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, am 24. Oktober, in Schleswig, 65 Jahre alt.

— James Johnstone, Herausgeber des „Standard" in Hooleyhouse, am 24. Oktober.

Das 50jährige Jubiläum Prof. Rudolph Boettger's.

(Hiezu das Porträt S. 101.)

Wenn bedeutenden Männern auf irgend einem Gebiete des Wissens oder der Kunst das Glück zu Theil wird, nicht nur unter günstigen Verhältnissen ein hohes Alter zu erreichen, sondern auch auf eine segensreiche, vielseitige Wirksamkeit zurückzublicken, so durchleben wir gleichsam bei der Feier ihrer Jubeltage im Geiste mit ihnen den gesammten Entwicklungsgang eines Zweiges der Wissenschaft.

Der Träger des Namens, dessen Entwicklungsgang wir schildern wollen, Professor Boettger, widmete sein ganzes Leben der technischen Chemie und wurde einer der hervorragendsten Vertreter derselben. Aus sich selbst heraus, ohne ursprünglich die Absicht gehabt zu haben, diesen Zweig der Forschung speziell zu verfolgen, wurde aus einem einstmaligen theologischen Schulmeister einer der bedeutendsten Chemiker unserer Zeit, dem die Mitwelt einen Theil ihrer herrlichsten Erfindungen zu danken hat und den die Nachwelt noch in Hunderten von Jahren mit Ehrerbietung nennen wird.

Rudolph Christian Boettger wurde am 28. April in Aschersleben, Provinz Sachsen, in dem für diese Stadt so verhängnißvollen Kriegs- und Kontributionsjahre 1806 geboren; er ist der jüngste Sohn des Oberküsters Johann Christoph Boettger. Boettger besuchte bis zum zehnten Jahre das Gymnasium und kam dann auf die Franke'sche Stiftung nach Halle a. S., woselbst er unter mannigfachen Entbehrungen und unter dem Zwange einer tyrannischen Hausordnung die sämmtlichen Gymnasialklassen absolvirte, um im Jahre 1824 mit dem Zeugniß der Reife zur Universität entlassen zu werden. Er studirte von 1824—1828 in Halle Theologie. Während seiner Studienzeit fristete er sein Leben nur durch Unterrichtgeben; oft ging es ihm recht schlecht; trotzdem aber erübrigte er, an seinen leiblichen Bedürfnissen absparend, einige Pfennige, um neben seinem Fachstudium zur Ernährung seines Geistes auf dem Gebiete der Naturwissenschaften beizutragen; er hörte neben seiner Berufswissenschaft eifrig Vorlesungen über Physik, Chemie und Botanik, und wenn er auch später als Kandidat der Theologie hie und da predigte, so wandte sich sein Sinn doch allmälig mehr den Naturwissenschaften zu. Nach absolvirtem Studium versah er sieben Jahre lang Hauslehrerstellen, während welcher Zeit er sich immer mehr in naturwissenschaftliche Studien vertiefte, sein kleines Einkommen zur Anschaffung von Büchern und wissenschaftlichen Apparaten verwendend. In das Jahr 1831 fällt dann seine erste Abhandlung über den Platinschwamm der Döbereiner'schen Zündmaschine, und die Technik seiner Anwendung. Eine Entdeckung in Bezug auf diese Feuerzeuge war zur damaligen Zeit um so wichtiger, als Zündhölzer noch nicht existirten und fast in jeder Familie eine solche Zündmaschine zu finden war. Den Hauptwendepunkt im Leben Boettger's bildete seine Berufung als Dozent der Physik und Chemie nach Frankfurt a. M. Im Jahre 1835 wurde er einstimmig durch den Vorstand des dortigen physikalischen Vereins zum Dozenten der Physik und Chemie gewählt, eine Stelle, die er für den Zweig der Chemie heute noch einnimmt und von welcher aus er mit immer gleicher jugendlicher Frische in seinen Vorlesungen und Experimentalabenden den lauschenden Zuhörer entzückt. Einen Ruf als Professor der Physik nach Dorpat lehnte er 1841, die Berufung als Professor der Chemie nach Halle im Jahre 1842 und eine Professur der Physik und Chemie nach der ungarischen Akademie in Altenburg 1848 dankend ab. In kurzer Zeit mehrten sich die Anerkennungen: Den philosophischen Doktorgrad erwarb er sich am 15. August 1837 in Jena, den Professortitel erhielt er am 12. April 1842 und das Ehrenbürgerrecht der Stadt Frankfurt am 11. August 1846 vom Rathe der Stadt. An diese Auszeichnungen schloß sich eine Reihe anderer. Boettger ist Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften. Von Ordensauszeichnungen erhielt er 1842 von Dänemark die große goldene Medaille «Ingenio et arti», 1846 von Schweden den Wasaorden und 1852 vom Kaiser von Oesterreich den Orden der eisernen Krone. — Am 20. April 1841 verheirathete er sich mit Christiane Harpke aus Aschersleben, welche Ehe mit acht Kindern, vier Söhnen und vier Töchtern, gesegnet wurde.

Am 1. Oktober d. J. feierte Boettger sein fünfzigjähriges Dozentenjubiläum zu Frankfurt a. M. Ein solennes akademisches Fest, bei welchem dem Jubilar die Insignien des rothen

Adlerordens von Seiten der Regierung, sowie ein werthvolles silbernes Tafelservice von Seiten seiner Freunde und Schüler überreicht wurde, eröffnete die Jubiläumsfeier, welche mit einem im zoologischen Garten zu Frankfurt a. M. veranstalteten großartigen Abendfeste abschloß. Viele Universitäten, Akademien, Vereine und Körperschaften sandten dem Jubilar ihre Glückwünsche durch Deputationen und Zuschriften, ebenso ihre Ehrendiplome.

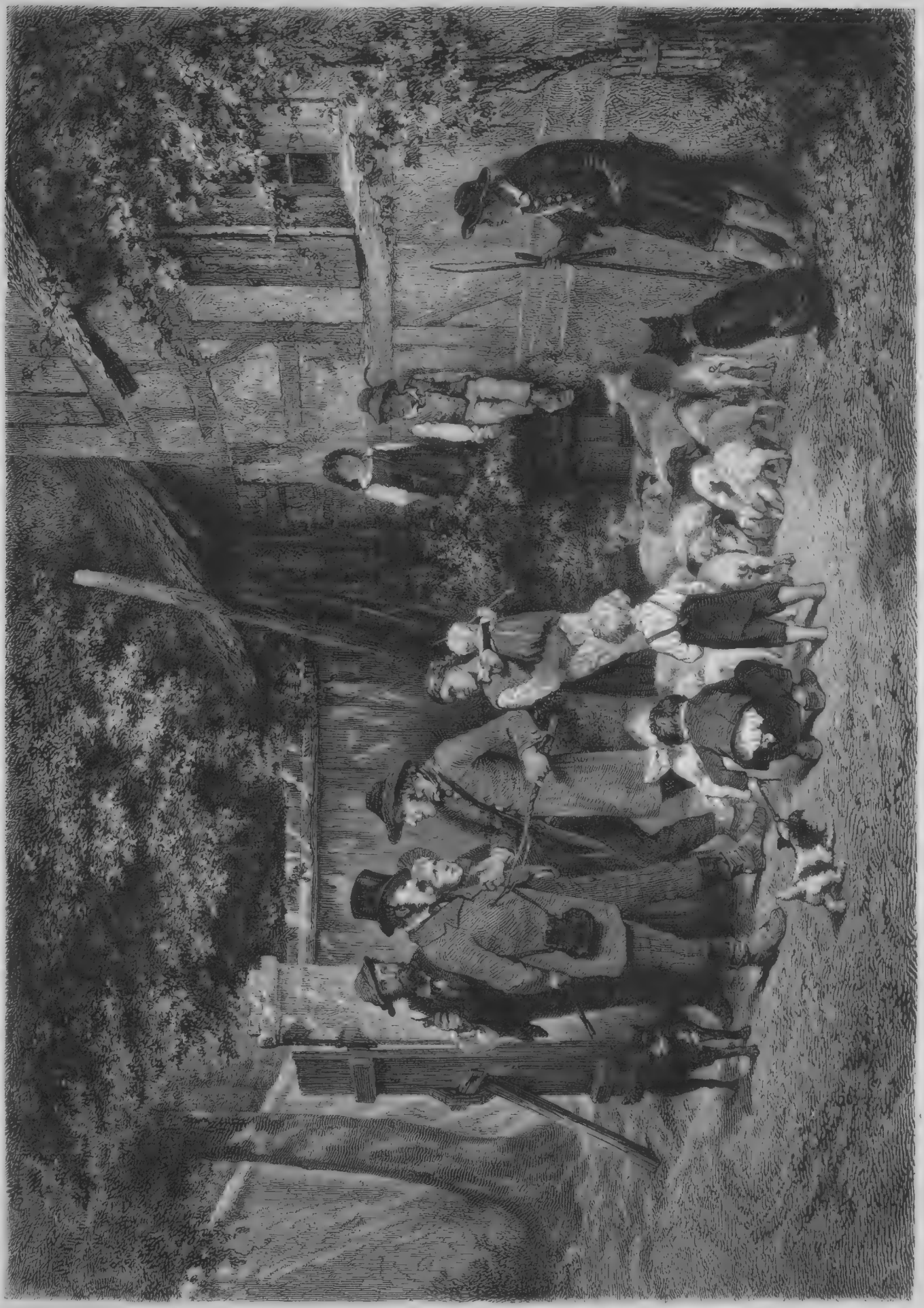
Was die Erfindungen anbelangt, welche Rudolph Boettger erdacht, so wird in erster Linie die Schießbaumwolle und die Kollodiumwolle zu nennen, welche er in Gemeinschaft mit Professor Schönbein im Jahre 1846 am 5. August entdeckt hat. Die Zahl der übrigen Erfindungen auf dem Gebiete der technischen Chemie, welche wir dem Jubilar verdanken, sind fast unzählige. In vierunddreißig hervorragenden Abhandlungen wurde im Laufe der Jahre ein Theil seiner Erfindungen niedergelegt, von welch' letzteren wir noch als besonders wichtig und epochemachend diejenige der schwedischen Zündhölzer, welche er schon im Jahre 1848 angegeben hat, hervorheben, sowie die Entdeckung des Glasreliefs oder der Hyalegraphie und der Färbung der Metalle auf chemischem Wege. Der Gesundheitspflege verdankt ihm die Erfindung des Desinfektoriums, eines unschädlichen, aber höchst wirksamen Entbauungsmittels, sowie vorzügliche Nachweise zur Erkennung verfälschter Lebensmittel, besonders des Rothweines. Das in Frankfurt a. M. auf dem Roßmarkt stehende Gutachten wiederholt in ähnlichen seine wissenschaftliche Schöpfung, indem Liebig, damals noch in Gießen, es nicht für möglich erklärte, auf galvanoplastischem Wege ein so großes Kunstwerk herzustellen, während Professor Boettger den Nachweis führte, daß die Arbeit keine vergebliche sein würde und man getrost das Unternehmen auf galvanoplastischem Wege ausführen könne, ein Verfahren, das heute allgemein angewandt und verbreitet ist. Die neueste, für die verschiedensten Industriezweige höchst wichtige Entdeckung Boettger's ist die Vernickelung aller oxydirbaren Metalle, namentlich des Stahls, sowie der Nachweis der Anwendung der Schießwolle bei Torpedos und Kustensignalfeuern.

Die Arbeitskraft, welche Boettger heute noch in seinem dreiundsiebenzigsten Lebensjahre bekundet, ist eine ganz außergewöhnliche. Allwöchentlich werden in dem von ihm gegründeten und herausgegebenen polytechnischen Notizblatte, welches über ganz Deutschland verbreitet ist, die neuesten Erfindungen den Interessenten in uneigennützigster Weise mitgetheilt, wie es überhaupt einer der Hauptcharakterzüge Boettger's ist, daß er seine epochemachenden Entdeckungen der Mitwelt überläßt, ohne Patente zu nehmen und ohne seine trefflichen praktischen Errungenschaften auf materiellem Wege selbstsüchtig auszubeuten. Boettger verläßt, nun seit über fünfzig Jahren, täglich Morgens vier Uhr sein Lager, arbeitet Sonntags wie Werktags mit gleichem Eifer, einzig und allein im Interesse der Wissenschaft. Er betrachtet nur die Viertelstunden von seiner Wohnung bis in sein Laboratorium, ein dunkles unterirdisches Gewölbe, das seltsam gegen die glänzenden Leistungen, welche dort hervorgebracht werden, absticht, als die nöthige Bewegung und Erholung von den Strapazen des Tages. Nur alljährlich einmal gönnt er sich einige Wochen Ruhe und benützt diese Zeit zum Besuche der Naturforscherversammlungen, gleichsam ein Anregungsmittel zu erneuter Thätigkeit. Wer irgend einmal eine solche Versammlung besucht hat, wird sich des trefflichen, an Geist und Gemüth hervorragenden Mannes und seines stets freundlich lächelnden Antlitzes, sowie der unfehlbaren blauseidenen gestreiften Halsbinde erinnern; wer einmal im Leben mit Boettger, sei es auf sozialem Gebiete, sei es wissenschaftlich oder geschäftlich, in Berührung gekommen ist, wird den verehrungswürdigen Mann liebgewonnen haben. Und so wird sein Ruf nicht durch Reklame oder Lärmschlagen, sondern einzig und allein durch seine Leistungen und ein seltenes liebenswürdiges persönliches Entgegenkommen von seinen Anhängern, Freunden und Schülern der Mit- und Nachwelt überliefert.

Dr. St.

Der ungarische Vollblutrenner Kincsem. (S. 106.)

Verschanzung einer Batterie in der Gegend von Doboj. Nach einer Originalskizze. (S. 106.)



Ferkelmarkt. Gemälde von Hugo Kaufmann. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München. (S. 113.)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Ottmar Hainbuch hatte vortrefflich geschlafen und saß in ziemlicher Sonnenfrühe bereits voll munterster Laune am einladenden Frühstückstische, den Helene ihm gerichtet. Sie war ein wenig blaß und schien etwas zu verschweigen, oder richtiger, für etwas, das sie zu sagen beabsichtigte, nicht die Worte zu finden. Hainbuch hatte gefragt, ob ihr Vater noch schlafe. Nein, er stehe immer mit der Sonne auf. Ob er denn schon gefrühstückt? Ja, vor einer Stunde, er sei bereits auf einem Berufsgang in's Dorf.

„Und das ist Alles?“ frug er lachend.

„Wie, Alles?“ — Sie verstand ihn nicht und sah ihn an.

„Was Sie mir erzählen können? Da habe ich gestern Abend weniger mit Worten gespart. Freilich, unsereins ahnt wahrscheinlich nicht, was für Sorgen einer Hausfrau über Nacht aufschießen können.“

„Sorgen?“ Helene hielt mit einer gewissen Hast das Wort fest, als ob dasselbe ihr, einem Stichwort ähnlich, zum Anknüpfen geeignet entgegengebracht worden sei. Sie schüttelte leicht den Kopf und wiederholte: „Sorgen nicht — nein — aber, ich will es gerade heraus sagen, daß ich heute Morgen gedacht — unser Haus ist alt, eigentlich baufällig.“

Sie stockte einen Moment.

„Eigentlich baufällig,“ wiederholte Hainbuch, „Sie drücken sich in der korrektesten Weise, an der ein Architekt seine Freude haben müßte, darüber aus, Fräulein Helene. Aber wenn Sie deßhalb heute plötzlich Besorgniß hegen, so prophezeiten schon vor dreißig Jahren vorsichtige Gemüther, es werde uns einmal über dem Kopf zusammenfallen, doch ich kann Ihnen feierlich betheuern, daß das nicht der Anlaß meines damaligen Fortgehens gewesen ist.“

Der scherzend vertrauliche Ton seines Sprechens und ein ermuthigender Blick forderten sie zur Fortsetzung ihrer unterbrochenen Gedanken auf, und sie ergänzte, halb abgewendeten Gesichts, rascher als zuvor:

„Die Zimmer im Hause sind eng und unschön und mangelhaft eingerichtet — es ist mir nie so aufgefallen wie jetzt —“

„Und in einem derartig beschaffenen ländlichen Pfarrhause,“ fiel Hainbuch abermals ein, „ist es schwer, für einen aus der großen Welt draußen hereinschneienden, muthmaßlich sehr verwöhnten Gast ein dauerndes Unterkommen, Bequemlichkeiten, seinem Gaumen genügende Kost und was Alles damit im Zusammenhang steht, herzurichten. Das konnte Ihnen allerdings erst heute zum ersten Mal auffallen, Fräulein Helene. Und da dachten Sie schließlich nach Ueberrechnung aller dieser Schwierigkeiten: Wäre es nicht besser, wenn ich gerade heraus sagte: Sie setzen mich durch Ihre Absicht, ganz in unserem Hause zu bleiben, in eine hausfrauliche Verlegenheit, welche mich aufrichtig bitten läßt —“

„Nein, ich sagte, nach dem kurzen Zusammensein, in dem ich Sie gestern Abend kennen gelernt, erscheine es mir als keine so schwere Aufgabe —“

Helene Fleming brach, leicht erröthend, ab, als komme es ihr zu spät zum Bewußtsein, daß ihre Erwiederung etwas offenbart habe, was sie nicht mittheilen gewollt oder gesollt. Doch es war in der That zu spät, denn Hainbuch versetzte trocken:

„Sie sagten — ich erlaube mir daraus zu schließen, daß Sie sich mit Jemandem über den schwierigen Fall beriethen. Oder vielleicht, daß Jemand Ihnen einen Rath ertheilte, oder möglicherweise, daß Jemand Sie erst mit den Bedenken erfüllte, die ihm aufgestoßen waren.“

Ein stärkeres Erröthen der Züge Helenens schien zu bestätigen, daß die letzte Vermuthung das Richtige getroffen. Sie zögerte noch einen Moment, dann entgegnete sie, Hainbuch gerade in's Gesicht blickend:

„Ich antwortete meinem Vater, daß er Sie, Ihre Ansprüche verkenne und in diesem Falle wirklich zu ängstlich für mich vorbedacht sei. Da er es wünschte, habe ich einen Versuch gemacht, Ihnen gegenüber als Dolmetsch seiner Befürchtungen aufzutreten, die ich nicht theilen kann und deßhalb auch nicht überzeugend hervorbringen konnte. Mir ist's vielmehr, daß Sie wie ein Glück vom Himmel für ihn und für uns Alle hier erschienen sind, um unser stilles Haus mit Ihrer Freundschaft, Ihrem Frohsinn und Ihrer Kenntniß der Welt draußen zu erheitern und zu beleben. Aber, bitte, verrathen Sie dem Vater nicht, wie ungeschickt ich seinen Auftrag erfüllt habe.“

Sie reichte ihm ihre lange, schmale Hand, die er freundlich nahm und, ihr in die Augen sehend, erwiederte:

„Bleiben Sie immer so ungeschickt gegen mich, Fräulein Helene, das ist das beste Mittel für eine gute Hausgenossenschaft. Ich begreife Melchior nicht — ich meine, er hätte besser gethan, mir seine Besorgnisse selbst auszusprechen. Ein Glück vom Himmel bin ich gewiß nicht, liebes Fräulein, sondern ein altes Stück Erdenschlacke, das egoistisch für sich nach einem Winkel sucht, der ihm noch so etwas wie einen irdischen Himmel vorstellen soll. Aber wenn Ihr freundlicher Mund mich als ein Glück vom Himmel begrüßt, so möge dieser geben, daß er Ihnen heute die erste und letzte Sorge durch seinen kuriosen Sendboten bereitet hat. Also auf Ihre heutige Ungeschicklichkeit immerdar — ich hätte beinahe gesagt, liebes Kind —“

Sie sah ihn mit einem eigenthümlich durch ihre Augen rinnenden Licht einen Moment stumm an, dann gaben ihre Lippen wie halb unbewußt zur Antwort:

„Warum nicht? Freilich, ein altes Kind —“

Ihre Hand glitt an die Stirn hinauf und darüber hin, als taste sie im Traum nach den feinen Strichen, welche die Zeit in jene hineingezogen; ihre andere Hand war noch unbeweglich in der Hainbuch's liegen geblieben. Nun ging es mit einem leisen Ruck durch ihre hohe Gestalt, ein Lächeln überflog belebend ihren wie von einer leichten Starre geschlossenen Mund und sie sagte, Hainbuch's Hand fest drückend:

„Ja, auf gute Freundschaft! Ich werde sie vielleicht manchmal auf die Probe stellen, dann bitte ich, lassen Sie mich unbekümmert gehen — wenn ich Ihnen etwas — etwas zerstreut vorkomme. Ich bin's zuweilen, meistens, glaube ich, wenn ich des Nachts unruhig geschlafen. Es ist am besten, das gleich am ersten Tage zu sagen.“

Sie hatte es mit einer gewissen Hast gesprochen und ergriff gleich darnach rasch einen Vorwand, das Zimmer zu verlassen. Hainbuch blickte aufmerksam-nachdenklich auf die Thür, die sich hinter ihr geschlossen. Ein Wort, das er beim ersten Eintritt in das Pfarrgehöft vernommen, kam ihm zurück, die Aeußerung Petrea's von Malchow gegen Eugen Römhold, daß dieser, wenn er Einer sagen müsse, sie sei verrückt, es bei seiner geliebten Helene näher haben könne. Hatte diesem Ausruf des heftig gereizten und gegen die Pfarrerstochter offenkundig feindselig gesinnten Mädchens etwas nicht völlig aus der Luft Gegriffenes zu Grunde gelegen, das vielleicht eine Erklärung für das in manchen Dingen unsichere, befremdende Wesen Melchior Fleming's, wie auch für seine Besorgniß, einen ständigen Gast in sein Haus aufzunehmen, enthielt?

Ottmar Hainbuch dachte noch darüber nach, wie er jetzt auf einem Morgenspaziergang allein durch die Feldumgebung von Ellernbrook hinwanderte, aber bald verschlang diese Frage ein anderer, vorwiegender Gedanke: War Melchior Fleming, der Jugendfreund, ihm entgegengekommen, wie er es erwartet hatte?

Der Spaziergänger stand still und grub mit der Zwinge seines Stockes in den Boden. — Was hatte er denn erwartet?

Sein Gesichtsausdruck gab keinerlei Antwort auf die Frage, nur seine Hand grub mechanisch eine immer tiefere Höhlung in die Erde, als ob sie etwas Verborgenes aus derselben an's Licht heraufzuwühlen trachte. Nun hatte der Stock mit seiner methodischen Arbeit eine runde, trichterförmige Oeffnung, wie den kunstgerechten Anfang eines Stollens gebohrt, der in Gedanken Vertiefte hielt plötzlich inne, sah auf sein nutzloses Werk nieder und murmelte:

„Maulwurf! Ist's nicht von der Natur vorbedacht eingerichtet, daß ein Maulwurf blind ist? Sie ist weiser als Menschenköpfe. Den Fuß drauf!“

Er trat hastig die aufgewühlte Erde wieder fest in das Loch hinein und ging, heiterer umblickend, weiter. Man sah, er pflückte Erinnerungen, mit jedem Schritt vergrößerte sich der unsichtbare Strauß, den seine Augen zusammenreihten. Hierhin und dorthin nickend, stieg er weglos über Gräben, durch Zaunlücken und Gesträuch, an vereinzelten Eschen und Eichen, die dann und wann aus der Feldmark aufragten, hielt er an und streichelte mit der Hand an ihrem rauhen Stamm auf und ab. Ein kleines Mädchen kam fröhlich tanzend mit einem Henkelkrug am Grasrain entlang gehüpft, ihre Zöpfe flogen doppelt, droben in der Luft und drunten als Schattenbild über den Boden, ihr lustig um den Kopf und sie sang mit lauter, hübscher und vollkommen richtiger Stimme ein Lied in den Sonnentag hinaus. Hainbuch hielt sie unwillkürlich verwundert an der Schulter fest.

„Das ist sonst nicht Landesbrauch — welchem Vogel hast Du Deinen Gesang abgelernt, Grasmücke?“

Die Kleine verstand ihn nicht und er frug sie faßlicher:

„Lernt ihr Alle bei eurem Lehrer in der Schule so zu singen?“

Darüber mußte sie unbändig lachen.

„Beim Herrn Lehrer? Nein —“

Die Sache erschien ihr offenbar überaus komisch und sie kam nicht aus dem Lachen heraus.

„Bei wem sonst denn, Lachtaube?“

„Beim Herrn Pastoren natürlich.“

Das Kind antwortete es jetzt geschwind, in seinen Augen stand lesbar noch eine stumme Fortsetzung: „Sie sind aber recht einfältig,“ und die behenden Beine sprangen weiter.

„Natürlich, wer das nicht einmal weiß, muß dümmer als das liebe Vieh auf der Waide sein,“ lachte Hainbuch vor sich hin. „Alle Orakelsprüche der sieben alten und der tausend neuen Weisen sind unnatürlich und albern dagegen. — Da ist wieder so Einer, den ich als Sonnensäugling gekannt und der's mir zuvorgethan. Damals hätte ich ihn mit zwei Fingern aus seiner Wiege herauszupfen können, jetzt schüttelt er zwanzig Fuß über mir den Kopf und sieht lachend auf meine armseligen Gliedmaßen herunter.“

Er ging auf einen der Bäume zu, die vereinzelt aus dem Rain in die Luft stiegen, dichtes Brombeergerank wucherte daneben auf, halb verdeckt kniete eine ärmlich gekleidete Frau davor und sammelte die schwarzen Früchte in einen Korb. Hainbuch begrüßte sie, griff unwillkürlich, von ihrem kränklichen Aussehen bewegt, in die Tasche, zog ein größeres Geldstück hervor und sagte:

„Ich bin ein Liebhaber von Brombeeren, lassen Sie mir den Korb dafür.“

Die Frau war aufgestanden und ihre Augen ruhten begehrlich auf der Silbermünze, doch sie schüttelte den Kopf:

„Sie sind nicht zu verkaufen, Herr.“

„Und warum nicht?“

„Ich suche sie für unsern Herrn Pastoren, der ißt sie gern. Es ist das Einzige, was er von mir nimmt, womit ich ihm Alles, was er an mir und meinen Kindern gethan, vergelten kann. Aber der liebe Gott wird's ihm besser vergelten.“

Die Sprecherin faltete bei den letzten Worten instinktiv wie zum Gebet die Hände, Hainbuch legte mit rascher Bewegung das Geldstück auf die gesammelten Früchte und erwiederte:

„Verhüte Gott, daß ich —“

Er brach ab und setzte mit einer gewissen Hast seinen Weg fort. Hin und wieder traf er auf arbeitende Männer, stellenweise ging der Pflug bereits wieder über die kaum erst abgeernteten Stoppeln. Krähen marschirten kopfnickend an den frisch aufgeworfenen Furchen entlang, von der See herschwebend mischten sich einzelne weißglänzende Möven in die schwarze Gesellschaft und standen flügelschlagend hoch über dem Kopf des Pflügers, um dicht hinter ihm auf die leckere Speise, die sein Eisen aus der Erde an's Licht gebracht, hinabzuschießen. Die arbeitenden Bauern begrüßten ausnahmslos respektvoll den Herantretenden, der ein Gespräch über ihre Landbewirthschaftung, Ernte und Feldertrag mit ihnen anknüpfte. Alle waren zufrieden, wußten nicht mehr zu verlangen. Einer äußerte sich, behaglich eine Weile rastend, des Breiteren, früher, noch zu seines Vaters Zeit, sei Alles anders, unsinniger, werthloser gewesen. Von altersher hätten die Koppeln der einzelnen Besitzer auseinander gelegen, bald hier ein Stück, bald dort, die beste Zeit und Kraft wäre dadurch zersplittert worden, Haber und Aergerniß überall gewesen und bei aller Mühe Keiner vorwärts gekommen. Aber seit zwanzig Jahren und mehr habe der Herr Pastor, so jung wie er damals noch sein Amt angetreten, allem dem zur Besserung verholfen, selbst rundum besichtigt, ausgemessen, die Leute zusammengerufen und ihnen vorgestellt, welchen Vortheil sie davon genießen würden,

wenn Jeder seine Landstücke auf einem Fleck beieinander und möglichst dicht beim eigenen Hause hätte. Daraus sei natürlich zuerst viel Auffätzigkeit und Geschrei erwachsen, doch mit Ruhe und Vernunft habe er allmälig auch die Hartköpfigsten überzeugt und selbst die Mißtrauischsten bald zur Einsicht gebracht, welcher Segen ihnen aus seinem Rathschlag gediehe. Heutzutage begreife Keiner im Dorf mehr, wie es möglich gewesen, sich dagegen aufzulehnen, ebensowenig wie gegen die verbesserten Ackergeräthe, die der Herr Pastor auf eigene Kosten angeschafft und Jedem, der sie gewollt, zum Versuchen überlassen. Freilich das Meiste und das Beste von Allem habe wohl der heilsamere Geist gethan, den er unter den Knechten und Mägden verbreitet, daß die frühere Faulheit, Lüderlichkeit und Hartnäckigkeit unter denselben so gut wie ausgestorben und wirkliche Arbeitslust, Gehorsam und Zufriedenheit bei ihnen an die Stelle getreten sei. Deßhalb finde sich auch ein solches Dorf weit und breit nicht wieder, denn alles erschreckliche Drohen mit Hölle, Verdammniß und irdischen Kirchenstrafen, wodurch wohl andere Pfarrer auch Gutes in ihrem Kirchspiel zu wirken beabsichtigten, könne das nicht zu Tage fördern, was wirkliche Menschenliebe und hülfreiche Theilnahme am Wohl und Weh des Nächsten in's Werk setze. Fürsorge für die Seele und den Leib, Ernst und Fröhlichkeit bei einem Pastoren seien wie Regen und Sonne für die Saat, bei ihrem Wechsel müsse sie gedeihen, und es würde überall in der Welt gut stehen, zwischen dem Korn weniger Unkraut von Mißvergnügen, Eigennutz und Unverstand aufschießen, wenn die Leute an jedem Ort eine Kirche und einen Pastoren hätten wie zu Ellernbrook, denn da wäre alle weltliche Obrigkeit, Gerichte und Gesetzbücher so gut wie überflüssig.

Ottmar Hainbuch ging weiter, sein Mund sprach halblaut vor sich hin:

„Ein Psalm David's vorzusingen — oder vielmehr, ein Psalm auf die Weisheit, Güte und Gerechtigkeit David's, von jeder Lippe gesungen. Dein Leben hat bessere, hat köstliche Frucht getragen, Melchior — ein König und Prophet unter den Seinigen —"

Er nickte mit der Stirn, doch plötzlich hielt er an und stieß die Eisenzwinge seines Stockes, wie schon einmal, tief in die Erde.

„David? — Hatte David nicht einen Freund, der Urias hieß und ein Weib besaß, das er liebte? Wie war der Name des Weibes —?"

Er sah in die Höhe, denn ein beweglicher, farbiger Gegenstand zog vom Grün der Wiese, die er überschritt, seine Augen mechanisch auf sich und er lachte:

„Jedenfalls hieß sie nicht Petrea von Malchow und war etwas älter als das braune Kätzchen mit den weißen Pfötchen. — Guten Morgen oder Mittag?"

Petrea ging ohne Hut auf der Wiese, die mit der großen, gelbgrundigen Sternblume des Herbstbeginns weiß übertüpfelt war. Sie hielt eine derselben in der Hand, sah aufmerksam darauf nieder und zupfte mit den Fingern an den feinen Blättchen. Nun blickte sie auf den Anruf empor, ließ die Blume aus der Hand fallen, senkte jedoch den Kopf sofort wieder, als ob sie nichts gehört, und schritt gleichgültig weiter. Allein Hainbuch trat auf sie zu und wiederholte:

„Guten Morgen wünsche ich — Dir oder Ihnen?"

Sie hob kurz die Augen zu ihm auf:

„Wie Sie's wollen, ich wüßte nichts, was mir gleichgültiger wäre."

„So? Da läßt sich ja eine Theilung machen, das Erste für den Hausgebrauch, das Andere unter freiem Himmel. Um alle Ansprüche zu befriedigen, ließe sich auch noch ein Drittes anwenden und man könnte sagen: Wir befinden uns nicht gern in Ellernbrook, besonders im Hause des Herrn Pastors Fleming. Wir sind etwas reizbarer Gemüthsart und wissen durchaus nicht, was wir eigentlich wollen. Wir möchten lieber zehn, vielleicht zwanzig oder dreißig Jahre älter sein und als Herrin auf Schloß Malchow sitzen; aber da wir das noch nicht können, so gehen wir in unserer Unlust den Menschen, die uns lieb haben, aus dem Wege, auf die Wiese hinaus zu den Sternblumen, pflücken sie ab und zupfen ärgerlich ihre Blätter herunter."

Es flog roth über das Gesicht des Mädchens.

„Ich habe keine Sternblumen gepflückt."

„Ja so, wir unterhalten uns gern mit dialektischen Kunstgriffen. Ich nehme die Mehrzahl zurück, aber Eine haben wir doch, nach den Ueberbleibseln hier zu schließen —"

Er deutete auf ein paar der kleinen weißen Blättchen, die an ihrem Kleide hängen geblieben waren. Sie warf den Kopf zurück:

„Wen geht es an, warum sollte ich nicht —?"

„Gewiß, warum solltest Du auch nicht —"

„Wir sind unter freiem Himmel, denke ich."

Ein Lächeln ging um seinen Mund.

„Richtig, ich vergaß den Kontrakt. Aber wir sind ein wenig rechthaberisch, scheint mir, so schnell auf einem Recht zu bestehen, das uns im Grunde ohne Anrecht darauf eingeräumt worden ist."

Er hatte es in seinem gewohnten scherzenden Ton gesagt, doch plötzlich brach das Mädchen in leidenschaftliche Thränen aus und stieß schluchzend, kaum verständlich hervor:

„Warum sind Sie hiehergekommen? Auch nur, um mich zu verhöhnen?"

Der Uebergang aus ihrer vorherigen trotzigen Gleichgültigkeit war ein so gewaltsamer, daß Hainbuch sie einen Moment sprachlos-erstaunt betrachtete.

„Ich?" versetzte er dann, „warum ich hiehergekommen? Ja, zu welchem Zweck weiß ich vielleicht selbst nicht genau —"

Doch Petrea fiel ihm, heftig fortschluchzend, in's Wort:

„Weßhalb sprechen Sie denn von einem Recht mit mir? Ich habe kein Recht, man läßt mir keins, will mir jedes nehmen, das ich haben sollte, dazu bin ich hier. Wenn Niemand es sagt und ich es mit nichts beweisen kann, so weiß ich's doch. Und ich gehe keinen Menschen aus dem Wege, die mich lieb haben, denn mich hat Keiner lieb und ich habe Keinen lieb. Sie wollen mich geduldig und stumpfsinnig machen wie ein zahmes Thier, aber ich kenne sie Alle und hasse sie, und wenn ich ihnen nichts Anderes anthun kann, so thu' ich's ihnen an mir selber. So, nun habe ich's einmal einem andern lebendigen Geschöpf gesagt, nun gehen Sie nur hin und erzählen es Ihrem Freunde, dem Herrn Pastor und seiner liebreichen Helene! Mein Vormund kann mich dann heimholen und schlagen, dagegen lassen die Zähne sich aufeinanderbeißen —"

Sie wollte davonlaufen, doch Hainbuch hielt sie am Arm und erwiederte, da sie sich loszumachen trachtete:

„Einen Augenblick! So viel Kraft wie ein siebenzehn- oder achtzehnjähriger Kostgänger besitze ich auch noch und vorm Todtgeschlagenwerden ist mir durchaus nicht bange."

Petrea starrte ihm in's Gesicht, als verstehe sie nicht, was er mit seinen Worten meine, aber dann schlug sie plötzlich verlegen und dunkel übergossen die Augen zu Boden, während er fortfuhr:

„Und bei alledem, ich meine, mit all' den wilden Gefühlen im Herzen gehen wir auf die Wiese und pflücken Sternblumen — natürlich, um wenigstens etwas zu haben, woran wir unsere Zerzausungslust auslassen können. Hören Sie einmal, Fräulein Petrea von Malchow, ich glaube, die Sonne scheint Ihnen etwas stark auf den Kopf und es ist zunächst wünschbar, Ihnen eine Art Schirmdach darüber zu verschaffen —"

Er legte, während er es sprach, ihr seine beiden Hände auf den braunglänzenden Scheitel und setzte munter hinzu:

„Damit wären wir aber eigentlich nicht mehr unter freiem Himmel, sondern unter Dach und Fach, gewissermaßen in ein Haus gelangt, so daß der Kontrakt mir wieder einen Wechsel auferlegt. Und demgemäß antworte ich Dir auf Deine vorherige Frage, Kind: Nein, ich bin nicht hiehergekommen, um Dich zu verhöhnen, noch Dir irgendwie und irgendwann wehe zu thun. Man thut sich in Deinem Alter so oft und so leicht selbst weh, daß Andere dazu gar nicht erst nöthig sind. Ich habe auch keineswegs die Absicht, meinem Freunde Melchior oder sonst Jemandem zu erzählen, auf was für verwunderliche Mädcheneinfälle die Sonne und die Sternblumen hier auf der Wiese einen unbehuteten oder unbehüteten Kopf bringen — ist Dir das Dach zu drückend und sollen wir wieder unter freiem Himmel miteinander sprechen?"

Petrea's bis dahin regungslos unter seinen Händen verharrende Stirn hatte eine leise ruckartige Bewegung gemacht, doch im nächsten Augenblick stieß sie ein halb undeutliches, fast ein hastig erschrecktes „Nein!" zwischen den Lippen hervor und drückte mit geschlossenen Lidern ihren Kopf fester gegen das warme, auf ihm ruhende Dach empor. Es war, als ob der heftige Ausbruch von zuvor, die Erwartung einer anderen Entgegnung darauf sie halt- und willenlos gemacht, ihre eine Hand tastete in der Luft umher und legte sich in halber Scheu, doch wie auf eine Stütze gegen Hainbuch, der mit einem ernsten und tief nachdenklichen Gesichtsausdruck auf sie niedersah. So standen sie eine Weile wortlos, dann riß das Mädchen plötzlich ungestüm den Kopf unter seiner Hand fort, ergriff diese und küßte sie.

Er zog die Hand zurück.

„Was machen Sie, Fräulein Petrea?"

„Nein" — sie sah bittend zu ihm auf — „der Himmel ist auch ein Dach, überall — ich bat die Hand um Verzeihung für meine Unart, für meine kindischen Reden —"

Ein Roth der Scham überblühte jetzt ihre Stirn, doch die Augen strahlten glücklich darunter.

„Um Gottes willen, Kind," stieß er mit komischer Aengstlichkeit aus, „der Sonnenstich ist Dir doch nicht vom Kopf auf ein anderes Organ gefallen? Nur nicht auf den Magen, darunter leidet der ganze Mensch. Alle anderen können es eher vertragen, darüber reden wir gelegentlich einmal, wir sind ja Hausgenossen, und wenn wir es Beide wollen, finden wir noch oft eine Stunde dazu, eh' der Wind uns die Sternblumen alle weggeweht hat. Gottlob, da geht die Mittagsglocke! Gerade noch wie vor dreißig, vor vierzig Jahren! Solche Glocke ist beneidenswerth; wenn sie den Mund aufthut, stimmt sie Alles vergnügt, was sie anruft, und wenn man vergnügt ist, ist man auch hungrig, nicht wahr? Ich seh's Dir an, Du bist's — von hier bis an den Zaun des Pastoratgartens sind Melchior und ich manchmal, wenn die Glocke anfing, Hand in Hand in zwei Minuten gelaufen. Willst Du mir helfen, daß ich einmal versuche, ob meine alten Beine das noch können?"

Er streckte lachend seine Hand aus, die Petrea hastig, sie fest umklammernd, ergriff, und sie liefen zusammen über das weiße Gewimmel der Sternblumen hin, die sich unter dem Kleidsaum des Mädchens flüchtig vornüber beugten und hinter ihr wieder aufrichteten. Dann standen sie athemlos am Gartenrande und Hainbuch sagte:

„Siebenzehnjährige Beine sind doch geeigneter für solchen Spaß, Kind, und steht Dir der Sinn darauf, empfehle ich sie Dir als natürlichere Partner. Wenn wir Zwei zusammen sind, wollen wir's immer in recht ruhiger Weise sein, wie es unseren vernünftigen Jahren zukommt, nicht wahr?"

Das Mädchen drückte nochmals rasch ihre Lippen auf die Hand des Sprechers.

„Ruhig und vernünftig, ich hab' es ihr versprochen," antwortete sie, doch zugleich trat sie schnell einen Schritt seitwärts und fügte, mit der Hand über den Zaunwall deutend, leiser hinzu: „Ich will hier herum in's Haus gehen —"

Hainbuch sah auf und gewahrte in einiger Entfernung Melchior Fleming, der gesenkten Kopfes im Garten hin und her schritt. Lächelnd versetzte er:

„Wenn meine Begleitung Dir nicht weiter angenehm ist — auf Wiedersehen!" glitt noch einmal über das vom Lauf über die Stirn geflatterte Haar Petrea's und schwang sich durch eine Zaunlücke in den Pastoratgarten hinein. Fleming drehte sich bei dem Geräusch kurz um, wandte indeß sofort den Kopf wieder zurück und schien seinen Spaziergang beenden zu wollen, da er jetzt einen Mittelweg nach dem Hause zu einschlug; doch Hainbuch rief ihn an: „David — David Fleming!" und der Letztere blickte sich beim zweiten Rufe um, kam nun eilig zurück und begrüßte den noch nicht gesehenen Freund.

„Hast Du meinen Vornamen über Nacht vergessen?" frug er scherzend; „weßhalb rufst Du mich David?"

„Weil Du ein König und Prophet unter den Deinigen bist, die mir den ganzen Morgen Psalmen über Dich gesungen, Freund," erwiederte Hainbuch, seinen Arm in den des Pastors legend. Er erzählte von seinen Begegnungen, dem einmüthigen, begeisterten Lobe, das Alle ihrem geistlichen und leiblichen Fürsorger und Berather gezollt. Fleming entgegnete abwehrend:

„Ich bin ihnen dankbar für ihre Dankbarkeit und habe sie aus ihrem Munde vielleicht verdient. Aber vor uns selbst — ist es da ein Verdienst, darnach zu streben, die Rohheit, den Unverstand, die Selbstsucht zu unterdrücken?"

„Nein, Melchior, aber ein Ruhm ist's, den Muth und die Kraft besessen zu haben, diesen Goliath zu überwinden. Darum paßt der Name David für Dich in allen Richtungen. Doch nicht in allen — die biblischen Geschichtsstunden kommen mir wieder zurück, die Dein Vater oft auf diesem selben Weg als Peripatetiker mit uns hielt — denn zum Kriegsmann bist Du nicht geboren, kein Feldherr, der einen von seinen Hauptleuten in die Schlacht schicken würde, um ihn nicht wieder kommen zu lassen. Mein leidiges Gedächtniß! Es war der Name eines Weibes dabei im Spiel — Du wirst wissen, wen ich meine —"

(Fortsetzung Seite 114.)

Reiseplaudereien von Paris.

Mit Bildern

von

H. Lüders.

Vor einigen Tagen las ich in irgend einem Blatte ein kurzes Feuilleton, in welchem sich ein N... r, K... z oder sonst wie Unterzeichneter bitter darüber beschwert, daß alle Welt von und über Paris schreibe; Jeder der auch nur einmal hinein gerochen habe, fühle sich berufen, stürze sich auf Tinte und Feder und fahre mit Briefen aus Paris auf den unschuldigen Leser los. Am verletzendsten seien

Weiblicher Kondukteur.

aber für ihn, den Schreiber, zumeist Diejenigen, die ihre Berichte dadurch pikant zu machen suchten, daß sie von Begegnungen mit bekannten Tagesgrößen und dergleichen erzählten. Dieß sei durchaus verwerflich und überflüssig.

Man wird zugeben, daß das eine etwas niederschmetternde Lektüre ist, wenn man sich in demselben Augenblicke niedersetzen will, um nun ebenfalls etwas aus Paris und über Paris zu schreiben. Niederschmetternd deßhalb, weil man dem erwähnten Herrn Schreiber nicht ganz Unrecht geben kann, weil er wirklich eine angreifbare Stelle in unserer Tageslitteratur trifft. Es ist das ja des lieben Deutschen schon oft geringte Eigenthümlichkeit, sich ein bischen so in's Weite zu verlieren und das naheliegende Gute zu übersehen. Ich habe beispielsweise Landsleute pflichtmäßig mit dem Reisehandbuche durch die Galerie des Louvre waschen sehen, von denen ich mit Sicherheit behaupten mochte, daß sie unsere Museen kaum von außen eines Blickes würdigen.

Der Mann hat also nicht ganz Unrecht, und so viel an mir ist, will ich ihn nicht ärgern und vor Allem nicht davon sprechen, daß ich berühmte Männer hier oder dort gesehen hatte, was mir um so leichter sein wird, als mir in der That nichts dergleichen passirt ist. So bin ich z. B. in Versailles gewesen und habe Herrn Mac Mahon nicht gesehen, der doch für die Franzosen mindestens ein berühmter Mann sein muß. Wohl aber bin ich vor seiner Wohnung, der Präfektur, gewesen, um sie mir einmal wieder anzusehen, denn als ich sie zuletzt sah, machte sie einen etwas andern Eindruck. Die bureaukratischen Gestalten von Räthen, Schreibern und Beamten aller Art, die heute dort ein und aus gehen, gingen damals nicht ein und aus, es waren zu der Zeit andere Gestalten, meistens mit langen Schleppsäbeln. Die gewichsten Schnurrbärte der republikanischen Garde, die heute vor allen Thoren paarweise schildern, waren damals nicht vorhanden, sie waren wohl zum größten Theil bei der großen Gesellschaftsreise nach Deutschland betheiligt, dagegen standen rundbackige schlesische Jungen dort. Ihre Montur war wohl etwas abgenutzt, aber sie standen stramm und sicher auf ihren Posten, vielleicht sicherer wie die Herren von der republikanischen Garde, denn die könnten im Handumdrehen einmal wieder ein anderes Zeichen am Czako tragen als das Zeichen der Republik.

Das Fenster, an welchem man damals oft den obersten Kriegsherrn der Deutschen sehen konnte, wenn er durchziehende Regimenter oder sonstige militärische Vorgänge beobachtete, war jetzt ganz leer, und von der Wacht am Rhein, die damals so oft durch die Avenüen brauste, hörte man natürlich keinen Ton mehr. Daß ich das aber mit besonderem Interesse und innerlicher Bewegung angesehen habe, wird man einem alten Soldaten nicht verdenken.

Damit wird mich nun der Leser kennen, er wird bald herausgefühlt haben, was mich am meisten interessirt hat — und so bitte ich denn, mich nun auf ein paar Sprungen zu begleiten, die dem Leser jedenfalls leichter werden und billiger kommen, als sie mir gekommen sind, denn in Droschken, auf Omnibussen

Barmherzige Schwestern.

an ihren Uniformen lieben, benäht. Hinten das Dämchen im modernen Kostüm, ohne Hut, mit lederner Geldtasche um die Hüften. Es sieht nicht übel aus, namentlich wenn es, wie ich bei vielen gesehen habe, hübsche Frauenzimmer sind. Der Leser wird es ja wohl am besten an der kleinen Zeichnung sehen.

Da ich keinen Faden bei meinem Plaudern habe und keine weitschweifigen Schilderungen zu geben versprochen, so kann ich mich wohl gleich in das Wäldchen von Boulogne begeben. Mir ist dort immer am wohlsten gewesen, hier gestattet die verhältnißmäßige Ruhe die eingehende Betrachtung des Einzelnen. Die schönen weiten Blicke über Wald, über Teiche und Seen, namentlich bei der herbstlichen Laubfarbung an einem klaren

Vor der Kaserne.

Reste zweier Kaiserreiche.

und dergleichen sich stundenlang herumschütteln lassen, ist keine Kleinigkeit, es spannt die Nerven ab und fügt gewöhnlich auch dem Geldbeutel erheblichen Schaden bei.

Ich möchte hier gleich ein paar Worte von einem originellen öffentlichen Fuhrwerk anfügen, ich meine die Omnibusse, auf deren hinterem Trittbrett statt der bei uns üblichen männlichen Kondukteure dort ein weiblicher sich befand. Es soll eine Neuerung sein, die erst mit der Ausstellung in's Leben getreten ist. Vorn der Kutscher mit rother Weste, grüner Jacke, blankem Hut und überaus reich mit kleinen metallenen Knöpfen, wie sie die Franzosen viel

Oktobertage, sind entzückend, und dann ist die Staffage des Bildes doch auch etwas Sehenswerthes.

Von den Reitern und dem Reiten habe ich nicht viel Rühmenswerthes sehen können, sie sind zu unruhig, die Faust am Zügel ist nicht fest genug, das sieht man in Berlin und Wien viel besser. Am interessantesten ist wohl der Anblick der so unendlich verschiedenen Gefährte und Karrossen. Elegante Damen, die in ihre zarten Glacés die Zügel muthiger Renner gelegt haben und letztere graziös zu führen wissen, sieht man hier, glaube ich, mehr als an anderen Orten. Die Mischung von Amazonenhaftem, von Kühnheit und Eleganz ist immer ein hübscher Anblick.

Auch die Fußgänger zeigen manches Charakteristische als Staffage. Unter ihnen stechen namentlich die barmherzigen Schwestern mit ihren schneeweißen monströsen Hauben oder Hüten grell gegen die dunklen Farben des Waldes ab. Man sieht sie selten allein, meist ist eine Schaar von Waisenkindern oder Pensionärinnen hinter ihnen und um sie her. Ich gehe

Hundehändler.

wie an solchem Zuge gleichgültig vorüber, ich möchte gern jedem Kind aus dem Gesicht heraus lesen, ob es glücklich ist, wie es sich so fühlt, ohne Vater und ohne Mutter, ob man ohne sie ein fröhliches Kind sein kann. Ach, den Meisten sieht man's an, daß die beste Pflege, die sorgsamste Bewachung das warme Herz der Eltern nicht ersetzen kann.

Wie ganz andere Gesichtchen machen doch die Kinder dort, die mit ihrem Papa und ihrer Mama um den Hundehändler her stehen und sich an den Möpsen, Pudeln und Windspielen nicht satt sehen können. Das ist frisches, ungetrübtes und jubelndes Leben, wie es nicht glücklicher gedacht werden kann. Das ist ja aber eben das Wesen der großen Städte, daß sie Glück und Unglück, Freude und Kummer immer hart neben einander hergehen lassen.

Dann will ich noch erwähnen, daß ich weit hinunter bis zum sogenannten Longchamp, unserem einstigen Paradeplatze von Anno 1871, gewesen bin. Man sieht doch solche Statte gern einmal wieder und sollte es die ödeste Sandfläche sein, hier ist es ja aber noch dazu ein hübscher grüner, durch Wald und Busch eingerahmter Platz.

Durch nichts bin ich übrigens mehr an jene große Zeit erinnert, als durch einen Besuch im Invalidenhotel, wo die Ueberreste zweier großen Zeiten, zweier Kaiserreiche, mühsam ihre zerschossenen Glieder zusammen halten; wo Krieger der Kaiser, der Könige und der Republiken friedlich neben einander sitzen; wo die Aeltesten von Leipzig und Waterloo und die Jüngsten von Sedan und Gravelotte erzählen können. Von China und Mexiko, von Algier und Solferino, von allen diesen Thaten und Kriegszügen sind Zeugen hier. Welche Geschichten und Erlebnisse mögen hier erzählt werden, wie interessant müßte es sein, sie belauschen zu können.

Für uns Deutsche hat ja das militärische Frankreich das weitaus meiste Interesse, wir sind ja auf Schlachtfeldern am meisten mit den Franzosen in Berührung gekommen und Niemand wird wohl die Bürgschaft übernehmen, daß es nicht früher oder später wieder so kommt. Ich habe deßhalb auch hier und da einen Blick auf einen Kasernenhof gethan, um das Thun und Treiben ein wenig anzusehen. Die malerischsten Truppen der Franzosen sind und bleiben immer die Kürassiere, wenn sie auch die hohen Stiefel und weißen Lederhosen mit etwas unförmlichen rothen, lederbesetzten Tuchhosen vertauscht haben. Man sieht recht kräftige Gestalten darunter, namentlich im Vergleich zur Infanterie. Freilich bei Reichshosen haben blanker Kuraß und fliegender Roßschweif nichts genützt, aber daran soll ja nach der Behauptung der Franzosen nur die Führung schuld sein.

Einen Blick in eine Infanteriekaserne kann man sich leicht und bequem gestatten, wenn man nach den Ruinen des Schlosses St. Cloud hinauf geht, der Weg führt hoch an einem Kasernenhofe vorüber. Dort treiben sich die Rothhosen in allerhand Kostümen umher. Es wird jetzt wohl mehr exerzirt als sonst, man sieht's an Allen, sie haben seit 1870 etwas gelernt. Zu dem Kapitel von der strafferen Disziplin waren sechs da unten zur Strafe aufgestellte Burschen eine passende Illustration. Mit dem Gesicht gegen eine Mauer gerichtet, mit herabhangenden Köpfen, unter dem Kommando eines Korporals alle zwei Minuten einen Griff mit der Muskete machend, machten sie einen unendlich dummen Eindruck.

Die Ruinen von St. Cloud dort oben liegen immer noch wüst da und gewähren einen traurigen Anblick. Wird eine Zeit kommen, in welcher man sie wieder aufbaut, in der dort wieder glückstrahlende Menschen durch die glänzenden Räume wallen? — Wer kann's wissen. Vorläufig stimmt Alles melancholisch hier. Von hier ab bis in die Gruft von Chiselhurst ist doch ein seltsam tragischer Weg.

Doch genug davon, ich will meine Zeilen mit einem angenehmen, lieblichen Bilde schließen, das ich im Park von Luxemburg gesehen habe. Unter der Unzahl von hübschen Kindern, die gerade diesen öffentlichen Park am meisten bevölkern und spielend und jauchzend in den schönen Anlagen umher sprangen, stand, umbeirrt durch Alles, ein würdiger und honett aussehender Herr, der Schaaren von Sperlingen um sich versammelt hatte, um sie zu füttern. Geber und Nehmer waren augenscheinlich alte Bekannte, denn sonst wäre die gegenseitige

Der Sperlingspfleger im Park von Luxemburg.

Vertraulichkeit unerklärlich gewesen. Es sah gar zu gemüthlich aus, wenn die grauen kleinen Straßenbuben unter den Vögeln im Fluge aus der Hand fraßen.

Das Wispern, Zwitschern, Hüpfen und Springen um den in der Mitte stehenden freundlichen alten Herrn war wirklich ein lieblicher Anblick.

Im Boulogner Wäldchen.

Ferkelmarkt.

Gemälde von L. Kaufmann.

(Hiezu das Bild S. 109.)

Diese Thierchen stehen zwar nicht in dem Ruf, besondere ästhetische Empfindungen und Gedanken zu erwecken, sie sind aber, wie mannigfach bekannt, in ihrer Jugend überaus wohlschmeckend, in ihrem Alter in hohem Grade nützlich. Das „Hausthier" nennt sie der Bauer, und die Erwerbung des Schweins für den Winter ist eine Haupt- und Staatsaktion des bäuerlichen Lebens, deren glückliches Gelingen in der Festlichkeit des Schlachtens ihr Ende findet. Daher darf wohl der „Einkauf" dieser lebenden Inventarstücke mit großem Ernst und Eifer betrieben werden und der Auskäufer auf unserem vortrefflichen Bilde von Hugo Kaufmann, einem hervorragenden Thiermaler, ist berechtigt, tief zu denken, während der Handler ihm die Vortheile der Erwerbung lebhaft vorstellt. Der Wichtigkeit der Sache gemäß sehen wir auch sämmtliche übrigen Personen auf diesem Bilde bei der Scene betheiligt, dabei ist ihr Charakter wie die Anschauungen ihres Alters und Standes auf eine ebenso ergötzliche wie wahre Weise zum Ausdruck gelangt und so das Bild zu einem Kabinetstück amüsant aufgefaßten Dorflebens gemacht.

(Fortsetzung von S. 111.)

„Bathseba, das Weib des Urias?“ fiel der Pastor fragend ein. „Wie kommst Du —?“

Er hatte Hainbuch das Gesicht zugewandt, drehte jedoch, plötzlich abbrechend, den Kopf und ergänzte:

„Wenn es uns nicht übel heut Mittag ergehen soll, müssen wir an eine andere Hausfrau denken, Ottmar.“ Und er zog den Angeredeten eiliger den breiten Mittelweg zum Hause entlang, hielt indeß schon im nächsten Moment, voraufblickend, wieder inne und fragte: „Wer kommt da?“

„Jedenfalls nicht Bathseba, das Weib des Urias, sondern nach Sporn und Stiefel eher ihr Mann,“ lachte Hainbuch. „Bathseba — wie Einem die Namen aus dem Kopf gerathen! Ich danke Dir für die Todtenaufweckung, Melchior — was willst Du, kommt der Lebendige da Dir nicht genehm?“

„Doch — doch“ — Fleming hatte eine mechanische Bewegung gemacht, als ob er dem Ankömmling auszuweichen Neigung besäße, hielt jedoch gleich wieder die Richtung auf ihn zu inne. Der Fremde, welcher raschen Fußes mit kleinen, halb behaglich, halb pfiffig umhersuchenden Augen vom Pfarrhaus herabkam, war ein Mann von untersetzter, kräftiger Statur, der erst in der Nähe durch die graue Farbe seines kurz abgeschorenen Haares verrieth, daß die Jugendlichkeit seiner Miene und Bewegungen aus dem Boden eines schon recht beträchtlich zurückgelegenen Frühlings herstammte. Er trug einen zugeknöpften, festanliegenden Flausrock von dunkler Farbe und einige Zoll über das Gewöhnliche hinaus- oder vielmehr bis auf die hohen, gespornten Stulpstiefel hinunterreichender Länge, den Hals luftig in einem weiten, breit umgeschlagenen Kragen und das behäbige, jovial blickende Gesicht von einem unter dem stämmigen Kinn rundlaufenden Bartstreifen umrahmt. In der Hand hielt er eine Gerte, mit der er ab und zu einen pfeifenden und äußerst scharfgezielten Hieb nach einem gelben Blatt ausführte, daß es in zwei Hälften gespalten zu Boden raschelte. Nun lüftete er seinen breitkrämpigen Filzhut halb zum Gruß von der derbknochig ausgebauten Stirn und rief:

„Da bin ich, lieber Amtsbruder im Diesseits und löblicher pastor loci der Ellernbrooker Schafe, Ochsen und Geflügelsorten! Habe Dein Schriftstück rechtzeitig in der vorigen Woche schon erhalten, aber hol' der Habicht das Federvieh, ich meine die Gänse sammt ihren Kielen, es gab drei Tage lang Schreiberei und Plackerei, daß meine alte Dorthe über die Tintenkleckse Zähneklappern bekommen hätte, wenn sie noch Beißwerkzeug im Mund trüge. Na, eine Zunge hat sie dafür noch, aber, gottlob, ich bin auch nicht taubstumm auf die Welt gerathen. Ausgeguckt hab' ich nach Deinem langen Finger hier oft genug, wenn ich auch nur den krähenden Gockel drauf sehen kann. Na, heut kam's endlich zum Satteln, der Fuchs wußte Bescheid, wieherte und schnob schon nach Deinem Hafer vorauf. Die Dorthe meinte, grad' zur Tischzeit schicke sich's nicht, doch ich sagte, der Herr Amtsbruder schreibt, daß er mich vorzukommen bittet, da er etwas Wichtiges mit mir bereden will, und mit leerem Magen und trockener Kehle ist noch nie viel Vernünftiges gesprochen worden. Ergebenster Diener, Herr Unbekannter, ist's nicht so? Entschuldigen Sie, der Amtsbruder scheint zu meinen, daß wir uns schon im Jenseits aufhalten, wo man nicht nach Namen und Herkunft fragt, nicht freit und gefreit wird, sagt die Schrift. Ich bin Genthin, Fritz Genthin, wenn das Ding Kopf und Fuß haben soll, Pastor in Dorshagen, dem strubbeligen Strohnest, das Sie da drüben vom Stoppelberg aus sehen können, das aber Jeder früh genug zu sehen kriegt, es lohnt sich nicht, darum hinaufzusteigen. Wollte Gott nur, das Stroh auf den Dächern wär' ebenso dauerhaft wie das, welches die Leute drunter in den Köpfen tragen, da kämen die Händler weither und holten es sich heuschoberweise.“

Das Alles hatte der Ankömmling scheinbar ohne dazwischen Athem zu schöpfen und in selbstverständlichster Ungezwungenheit herausgesprudelt, reichte Melchior Fleming jetzt die breite Amtsbruderhand und gleichzeitig dem vom Letztern als Jugendfreund vorgestellten Hainbuch die mit der Reitgerte bewaffnete Linke:

„Freut mich, freut mich, auch von der alten, stramm gebliebenen Garde, seh' ich — hoffentlich unter der Haube, wie?“ und sein Blick suchte unverkennbar nach einem derartigen Ringanzeichen an Hainbuch's Fingern. Aber sich gleich wieder mit lebhafter Neugier an Fleming zurückwendend, frug er: „Nun, und wo brennt's auf die Nägel, Mann Gottes? Schnell gespritzt ist gut gelöscht! Habe schon gedacht, es gäb' vielleicht etwas Absonderes zu pokuliren — hol' der Grammatikus den fremden Schnickschnack — kopuliren mein' ich. Hat die Alte mir grabaus in's Gesicht gelacht, ich wär' nicht der einzige Schmiedemeister, der Herr Amtsbruder könnt' auch zusammenschweißen für Zeit und Ewigkeit. ‚Na,‘ sagte ich, ‚es kommt drauf an, wie's die Probe hält, eine Arbeit ist nicht wie die andere.‘

„‚Gott steh' uns bei,‘ meinte sie, ‚ich hätte an mir selbst kein Meisterstück hergerichtet.‘

„‚Ja, sieht Sie, Dorthe,‘ gab ich drauf, ‚Sie hat mich erst klug und menschenfreundlich gemacht, daß ich's Anderen besser gönne als mir. Seitdem sag' ich, unter den Hammer und losgeschlagen, eh' die Waare abgelegen und verschossen ist.‘ Da hatte sie's weg, und damit ritt ich, denn sie hätte mir heut Mittag gewiß die Suppe verbrannt. Aber wenigstens hat sie mir als Viatikum einen Kragen herausgefingert, der mir die Haut scheuert.“

Fritz Genthin rieb sich ungenirt mit den Fingern an der bezeichneten Halsgegend; Fleming, der bisher ungewiß geschwiegen, erwiederte jetzt rasch:

„Ich danke Dir bestens für Deine Bereitwilligkeit, indeß die in Rede stehende Sache hat sich inzwischen schon erledigt — ich wünschte Deinen Rath — wenigstens einstweilen, hinausgeschoben. Aber desto erfreulicher, daß wir Dich dadurch heut Mittag als Gast bei uns haben. Da kommt Helene schon, um zu mahnen —“

Ersichtlich war es ihm lieb, im Moment weiteren Fragen und Auseinandersetzungen zu entgehen, der Dorfhagener Pfarrherr antwortete:

„Schon abgemacht? Verschoben? Das stimmt wie ein hölzerner Bratrost, Confrater. Na, sprechen wir mit kräftigerer Verdauung darüber. Aber für Deine Tochter wär's auch einmal Zeit, in meine Schmiede zu gerathen; ich will euch auf ein acht Tage meine Dorthe als ein abschreckendes Paradigma herschicken, damit geschieht uns Beiden was Gutes.“

Er ging hurtig vorauf, Helene zu begrüßen; Fleming wandte sich lächelnd gegen Hainbuch:

„Eine Rustikusnatur mit Hand und Zunge, aber in Kopf und Herz so klar, fest und brav wie Einer. Sein Glaubenssatz ist, daß Alles, was gedeihen soll, unter der Fuchtel gehalten werden muß — er selbst steht am gründlichsten drunter bei seiner alten Haushälterin — und deßhalb sucht er mit förmlicher Leidenschaft, was in seinen Bereich kommt, unter die Haube zu bringen. Ein wahrer Furor des wilden Jägers packt ihn, wenn er eine Beute wittert; übrigens nicht so närrisch, wie's auf den ersten Blick scheint. In dem stämmigen Polterer steckt eine Polterkammer, von der sein Aeußeres wenig verräth und die so leicht Niemand unter dem Strubbelkopf und zottigen Flaus suchen würde. Diese Polterkammer, in der er Nachts, wenn seine Dorthe die Haube über die Ohren gezogen, allein herumrumort, ist bis zum Rand mit den romantischsten Hirngespinnsten vollgepfropft, und Romanschreiber könnten aus jeder ihrer Ecken eine ganze Bibliothek herauskehren. Ich glaube, das wäre der schönste Tag seines Lebens, an dem er heimlich irgend einen Erbprinzen mit einer Bauerntochter verheirathen — zusammenschweißen könnte, wie sein terminus technicus sich ausdrückt. Er hört's gern, nur nicht in Gegenwart seiner Dorthe, daß man ihn den Schmiedekollegen und Dorfhagen ein deutsches Gretna-Green heißt. In einer der Kammerecken seines Kopfs steckt aber auch der Grund, aus dem seine matrimonale Manie aufgewachsen, eine vornehme Jugendliebe, vermuthe ich, die durch den Vater seiner Auserwählten — — heda, Genthin, ich hoffe nicht, daß Du unser Zurückbleiben ausnutzst, Helene zu bereden, daß sie sich unter Deinen Auktionatorhammer bringen lassen soll!“

Melchior Fleming hatte den Pfarrkollegen in einer dem Wesen desselben angepaßten und, wie es schien, von diesem geweckten harmlos humoristischen Ton geschildert, dann jedoch seine Erzählung plötzlich abgebrochen, mit einer Art jähen Innehaltens, als ob er im Begriff gestanden, ein anvertrautes Geheimniß bloßzulegen, und zugleich mit dem Anruf Genthin's seinen vorher verlangsamten Schritt wieder beschleunigt. Hainbuch erwiederte, offenbar in Bezug auf das nicht zu Ende Gesprochene und sein Verständniß auch des Bruchstücks bekundend, kurz:

„So etwas kommt wohl im Lauf der Erdentage vor und mag Denjenigen, den es betrifft, zu einem wunderlichen und widerspruchsvollen Gesellen machen.“ Aber dann ließ auch er sofort den Gegenstand fallen und setzte scherzend hinzu: „Nun, und hatteſt Du den Trefflichen etwa, wie einen Gourmand zu ausgesuchtem Diner, für einen besondern Ehepaktenfall zu Dir gebeten, Melchior?“

Der Fragesteller sah mit einiger Verwunderung auf Fleming, der die ausgesprochene Hypothese Hainbuch's mit einer nicht recht begreiflichen Hast und Entschiedenheit verneinte.

„Ich? O nein, durchaus nicht — eine Angelegenheit völlig anderer Art —“

„Nun, jedenfalls Amtsgeschäfte, in deren Geheimniß meine profanen Augen und Ohren nicht einzudringen trachten,“ lachte Ottmar Hainbuch. Der Pastor Genthin drehte sich, zurückblickend, um und wiederholte ein von seinem Gehör aufgefaßtes Wort:

„Amtsgeschäfte? Alles hat seine Zeit, wie der Prophet sagt, doch nur niemals eine selbstgefällige Ueberhebung. Wir betrachten uns gern als die zweibeinig-leibhaftig gewordene Vernunft, aber wir können jederzeit von der vierbeinigen Natur viel Nützliches lernen, und ich bin überzeugt, daß mein Fuchs augenblicklich Mundgeschäfte besorgt. Sollen wir uns von der Kreatur beschämen lassen? Gib uns Hafer, Amtsbruder, die Spreu wird unsere Zunge schon dazu besorgen.“

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Heinrich's von Preußen Abfahrt.

(Hiezu die Bilder S. 104 und 105.)

Nu richt di hoch, du Königskind!
Nu geit dat rut in See!
De Segeln dühnt sik in den Wind —
Nu reck de Hand noch mal geswind:
To'n letzten Mal: ade!

En letzten Kuß, en letztes Wort —
Wi weet ja, wen dat gelt:
Dat geit vun Vater und Moder fort,
Dat geit hinut von Ort to Ort
Un rundum um de Welt.

Klaus Groth.

Am 7. Oktober nahm ein junger deutscher Prinz, von der liebenden Sorge der Mutter geleitet und mit dem Segenswunsch des Vaters ausgerüstet, für zwei Jahre ernster Lehrzeit in Kiel Abschied von der deutschen Erde. Am Bord jenes schönen Schiffes, welches den Namen des im Gedächtniß der Marine fortlebenden Prinzen trägt, der das erste Band zwischen dem deutschen Herrscherhause und der jungen Flotte geknüpft hat, unter der Leitung zweier vorzüglicher Seeoffiziere fährt Prinz Heinz sammt fünfunddreißig Kadettenkameraden hinaus in's Weltmeer, um nach zwei Jahren, so Gott will, frisch und gesund als schmucker Schiffslieutenant heimzukehren. Wie alle Prinzen des königlichen Hauses soll er für seinen Beruf, nach tüchtiger allgemeiner Vorbildung, auf dem Kasseler Gymnasium, dieselbe Schule durchmachen, wie seine durch Geburt minder ausgezeichneten Kameraden. Möge dieſen nun bevorstehende ernste Studienzeit segensreiche Früchte tragen für ihn und die Marine, möge der echte seemännische Geist in ihm lebendig und schöpferisch werden zum Heile des großen nationalen Instituts. Denn so hoffen wir, Prinz Heinrich von Preußen möge dereinst ein tüchtiger Admiral der deutschen Flotte werden.

„Nup uf de andere Sit'!“ so rief der junge Prinz scherzend unserem Zeichner zu, als dieser von seinem Boote aus am 7. Oktober die schöne Korvette „Prinz Adalbert“ besuchte. „Nup uf de andre Sit'“ unjeres Erdballs, über Plymouth durch den atlantischen Ozean um Afrikas Südspitze, oder durch den Kanal von Suez und das rothe Meer um das große Land der indischen Kaiserin, der Großmama des Prinzen, zum fernen China und Japan geht die Reise. Kommandant der Schraubenkorvette, welche bekanntlich zuerst den Namen „Sedan“ geführt hatte und als ein Schwesterschiff der eisernen gedeckten Korvette „Leipzig“ gebaut wurde, ist Kapitän zur See Mac-Lean, erster Offizier Korvettenkapitän Köster, der im vorigen Jahre die „Niobe“, auf der Prinz Heinrich seine erste Reise machte, kommandirte. Größe und Schnelligkeit sollen das Schiff „Prinz Adalbert“ gerade den meisten derselben Klasse überlegen machen. Die Armirung ist verhältnißmäßig nicht bedeutend, sie besteht aus 2 langen und 10 kurzen 17-Centimeter Hinterladungs-Ringgeschützen und 2 Landungskanonen, wird aber für Piraten und ähnliches Gelichter in den chinesischen Gewässern genügen. Zur Besatzung gehören 12 Offiziere, außer den Aerzten, dem Prediger, Zahlmeister und Schiffsingenieur, und ferner der ganze Jahrgang Seekadetten von 1877, von denen einige die ernste Katastrophe des „Großen Kurfürsten“ mitgemacht haben, dann noch 397 Mann Seeleute, Maschinisten, Köche und Kellner. Allen ruft „Ueber Land und Meer“ ein herzliches „Glück auf die Reise“ und ein fröhliches „Wiedersehen“ zu. Oder wenn die braven Seeleute diesen von Herzen kommenden Wunsch in der ihnen geläufigeren Sprache Schleswig-Holsteins hören wollen:

Wi wünscht Jn All en glückli Fahrt
Un fröhli Wedderkehr.
Blivt uns in Gnaden wul bewahrt,
Un makt uns dütschen Nam un Art
Rund um de Welt en Ehr!

Am Abend des 5. Oktober hatte Prinz Heinrich mit seinem Gouverneur Freiherrn von Seckendorf das Elternhaus im schönen Park von Sanssouci, das „Neue Palais“ verlassen, und sich sofort an Bord des Schiffes begeben, wo in der Steuerbordbatterie zwei Schiffskammern als Wohnzimmer und Schlafkabinet ihm zur Verfügung stehen. Das Bett ist eine einfache Offizierskoje, wie denn überhaupt die Ausstattung der Kammern sich nur sehr wenig von den übrigen Offizierskabinen unterscheidet. Ein kleines Sopha und ein Schreibtisch sind die wesentlichsten Utensilien. Neben der Schlafkammer des Prinzen Heinrich liegt die Kammer seines Gouverneurs.

Am Sonntage fuhr das kronprinzliche Elternpaar mit Expreßzug nach Kiel, um Tags darauf dem geliebten Kinde dort Lebe-

wohl zu sagen, von wo aus für lange Zeit die deutsche Erde zum letzten Male ihm winkte. Der jüngere Bruder Waldemar fuhr mit den Eltern; von den anderen Geschwistern, den Gespielinnen einer glücklichen Kinderzeit, hatte Prinz Heinz bereits in Potsdam am Bahnhofe Abschied genommen, auch von der verheiratheten Schwester, der Frau Erbprinzessin von Meiningen. Prinz Wilhelm, der ältere Bruder und einstmaliger deutscher Kaiser, eilte aus Plymouth herbei, um seinem lieben Heinz noch in Kiel Ade sagen zu können.

Von der Jensenbrücke aus auf dem mit rothem Baldachin versehenen Kaiserboote, das überdieß mit der Kriegsflagge und der kronprinzlichen Standarte geschmückt war, fuhren außer dem kronprinzlichen Paar die Prinzen Heinrich und Waldemar, dann der Chef der Admiralität v. Stosch, die Palastdame Gräfin Brühl und der Korvettenkapitän Karcher. Das Boot hielt sich dicht am Ufer und tauschte Gruß um Gruß mit den am Gestade versammelten Zuschauern. Vor ihnen lagen in einer Front alle die in Kiel anwesenden Kriegsschiffe, welche sämmtlich die drei Topflaggen führten und einen wahrhaft imposanten Anblick gewährten. Den rechten Flügel hatte das Wachtschiff „Arkona", dessen Kommandant Kapitän z. S. Freiherr v. Reibnitz, darauf folgte die gedeckte Korvette „Elisabeth", Kommandant Kapitän z. S. v. Wickede, welche erst Tags zuvor von einer zweijährigen Reise zurückgekehrt war, demnächst die gedeckte Korvette „Prinz Adalbert", das Ziel des Bootes, ferner die Panzerfregatte „Preußen", Kommandant Korvettenkapitän Matthesen, endlich die gedeckte Korvette „Bismarck", Kommandant Korvettenkapitän Deinhard auf dem linken Flügel. Als das Kaiserboot in Sicht kam, enterten die Mannschaften auf und bemannten die Raaen. S. M. Schiff „Arkona" entsendet den ersten donnernden Gruß und die anderen Schiffe fielen mit 165 Salutschüssen ein. Darein mischte sich das dreimalige brausende Hurrahrufen der auf den Raaen stehenden Matrosen und die Klänge der Nationalhymne, welche von den Schiffskapellen gespielt wurde, zu einem gewaltig tönenden Willkommengruße, welchen die junge deutsche Marine dem deutschen Kronprinzen, dem im Schlachtendonner erprobten Feldherrn, darbrachte.

Das Boot lenkte nun in einem großen Bogen auf „Prinz Adalbert" zu, welches in dem Augenblicke, wo der Reichsregent die Schiffstreppe betrat, die kronprinzliche Standarte aufhißte. Hier nahm man das Dejeuner ein. Nach aufgehobener Tafel ließ sich die Frau Kronprinzessin die sämmtlichen Kadetten von ihrem Sohne vorstellen und sprach mit jedem derselben einige freundliche Worte. Auch mit dem Stabsarzte Dr. Braune, der als Schiffsarzt die Reise mitmacht, hatte die hohe Frau eine längere Unterredung.

Dann verabschiedeten sich die hohen Gäste und verließen das Schiff, welches während zweier Jahre dem Sohne als Heim in fremden Gewässern dienen soll. Abermals krachten die Salutschüsse, ertönten die Klänge der Musik und dahin glitt das Boot, halb verhüllt vom Pulverdampfe, gefolgt von einem dreifachen Hurrah aus kräftigen Matrosenkehlen.

Die kronprinzlichen Wagen fuhren durch die von aller Umgegend Kiels zusammengeströmte Menschenmenge, von jubelnden Zurufen begleitet, zum Bahnhofe. Da drückte die Mutter ihr geliebtes Kind zum letzten Male an's Herz, da küßte der Vater zum letzten Male den jungen Sohn, der nun hinausstürmt in's Leben, der nun ein Mann werden soll.

Als der Wagen des jungen Prinzen vom Bahnhof wieder zum Hafen fuhr, da hingen die Thränen des Abschieds noch an den Wimpern und nur mechanisch grüßte wieder die Hand die Grüßenden; ach, die Gedanken weilten noch bei den Lieben, die im Salonwagen des Expreßzugs zur Heimat eilten, zum schönen Schloß an der blauen Havel. Aber wie singt und tröstet doch der liebenswürdige plattdeutsche Dichter?

Un steist du denn, un sühst torügg,
Wo Land un Strand verswindt —
Denn wisch' de Thrän di ut Gesich,
Denk an den swaren Affscheed nich,
Du büst en Königskind!

Emil Dominik.

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

Zweite Serie.

III.

Die Theilung des elektrischen Lichtstromes und die Gaspanik.

Als wir im letzten Frühjahre die Behauptung aufstellten, die Tage des Gases seien gezählt, hatten wir noch keine Ahnung davon, daß sowohl die wissenschaftlich technische Vervollkommnung der Erzeugung des elektrischen Lichtes, sowie dessen praktische Anwendung so rasche Fortschritte machen würden, als es seit einem Jahre geschehen. Es ist erst elf Jahre, seitdem auf der Pariser Ausstellung von 1867 zum ersten Mal durch Modelle von Ladd und von Dr. Werner Siemens das Prinzip anschaulich gemacht wurde, nach welchem sowohl Triebkraft wie Leuchtkraft durch magneto-elektrische oder elektro-dynamische Maschinen in die Ferne übertragen werden können. Der Mechaniker Wild in Birmingham war der Erste, welcher durch seine Experimente den Grund zu den heutigen elektro-dynamischen Maschinen legte. Auf der Basis der weiteren Versuche von Ladd und Siemens konstruirte Gramme in Paris die erste brauchbare Lichtmaschine, welchem bald darauf die Alliancegesellschaft, sodann Holmes in London, Siemens in Berlin und William Wallace in Ansonia, Connecticut in den Vereinigten Staaten, als Konkurrenten an die Seite traten. Nach umfassenden, vergleichenden Versuchen, welche am Anfang des Jahres 1877 mit der Lichtstärke und dem Kraftverbrauch dieser Maschinen bei den Leuchtthürmen an der Themsemündung vorgenommen worden sind, hat sich die Siemens'sche Maschine als die in Leuchtstärke, Kraftverbrauch und Preis vortheilhafteste bewährt.

Bis vor Kurzem waren alle diese Maschinen nur im Stande, je ein einziges Licht in einer Lichtstärke von 500—10,000 und drüber Carcelbrenner zu produziren. (Ein Carcelbrenner ist ein konventionelles Maß von Lichtstärke, welche hervorgebracht wird, wenn in einer Carcellampe in der Stunde 42 Gramm gereinigtes Oel verbrannt werden.) Die elektro-dynamische Maschine wird bekanntlich durch eine Dampfmaschine oder einen andern Motor in Rotation versetzt. Der elektrische Strom wird durch Magnet-Induktion erzeugt, indem ein mit Kupferdraht-Spiralen umwickelter Eisenring an den Polen eines starken Elektromagneten frei vorüberrotirt und durch Kupferdraht-Bürsten, welche an den um einen Cylinder gruppirten Auslaufern der Drahtspiralen schleifen, der Leitung, beziehungsweise der Lampe zugeführt. Das Licht selbst wird aufgefangen und reproduzirt durch eine Regulatorlampe, welche ursprünglich nach der Konstruktion von Serrin im Wesen aus zwei mit ihren Spitzen senkrecht gegen einander gekehrten Kohlenstäben besteht. Diese Kohlenstäbe werden in demselben Verhältniß, in dem ihre Spitzen durch das elektrische Licht verzehrt werden, in der Serrin'schen Lampe durch ein Uhrwerk wieder näher gerückt.

Seit der ersten Einrichtung der elektrischen Maschinenbeleuchtung in den letzten Jahren in den europäischen Großstädten, in bedeutenden Fabriken, in Häfen und auf Leuchtthürmen hat es sich gezeigt, daß noch zwei Mängel der allgemeinen Verbreitung der elektrischen Beleuchtung entgegenstehen — die Untheilbarkeit des Lichtes einer Maschine und die Unvollkommenheit der Regulatorlampen. Das Uhrwerk der Serrin'schen Lampe ist nämlich der Natur der Sache nach schwach und empfindlich und geräth leicht in Stockung, wenn in der Kohle eine unebene oder härtere Stelle vorkommt, so daß die Flamme dann schwächer brennt und zeitweise auch erlischt. Es ist diesem Uebelstande zwar durch sorgfältige Präparation der Kohlenstifte und exakte Konstruktion der Uhrwerke neuerdings möglichst abgeholfen worden, allein gänzlich war die Serrin'sche Lampe von diesem Mißstande nicht zu befreien. Radikal konnte nur durch eine völlig neue Konstruktion geholfen werden. In der That sind im Laufe des letzten Jahres vier verschiedene Erfindungen hervorgetreten, welche diese Aufgabe zu lösen suchen, und zwar von Seite der russischen Ingenieure Jablochkoff und Napieff, von Lontin in Paris und von Siegfried Marcus in Wien. Die elektrische Lampe von Jablochkoff entfernt gleich den übrigen das Uhrwerk und befestigt die beiden Kohlenstäbe neben einander, indem sie durch einen dazwischen gesteckten Streifen von Kaolin (Kieselpaste) isolirt werden. Die Erzeugung des Lichtes erfordert aber bei dieser Einrichtung statt der gewöhnlichen Maschine mit kontinuirlichem Strom eine Spezialmaschine, welche alternirende Ströme hervorbringt.

Als noch wirksamer wird die Napieff'sche Konstruktion angesehen, welcher zwei Paar Kohlenstäbe für die Lampe verwendet. Jedes Paar ist in der Form von spitzigen Winkeln zu einander gestellt und die beiden Paare sind mit den Spitzen der Winkel so auf einander gerichtet, daß am Verbindungspunkt die Flamme ausgeht. Die Kohlen werden in ihrer Annäherung erhalten mit Hülfe einer endlosen Schnur, welche über Rollen läuft und an welche ein Gewicht angehängt ist.

Das System Lontin's besteht sowohl aus einem eigenen Regulator wie aus einer speziellen Maschine seiner Erfindung. Nach dem, was darüber bis jetzt bekannt ist, läuft es auf eine Modifikation oder Verbesserung des Systems hinaus, welches Jablochkoff anwendet.

Einen ganz verschiedenen, selbstständigen Weg hat Siegfried Marcus in Wien mit seiner elektrischen Lampe eingeschlagen, welche bei dem Karltheater in Wien im Gebrauch ist. Bei dieser Lampe ist es ein Eisenkern, welcher unter der Wirkung der elektrischen Spiralanziehung die Kohlenstäbe vorschiebt. Die Leistung dieser Konstruktion hat sich als so befriedigend erwiesen, daß auch die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn die Marcus'sche Lampe bei der Einrichtung ihres elektrischen Beleuchtungswagens adoptirt hat, der gegenwärtig bei den Kompletirungsarbeiten am Lager des Sperrschiffes am Donaukanal bei Nußdorf funktionirt.

Auch angesichts dieser Fortschritte war immer noch die Hauptaufgabe ungelöst geblieben, welche allein das elektrische Licht zum unüberwindlichen Konkurrenten des Gases machen konnte, — die Theilbarkeit des elektrischen Lichtstromes. So viel sich auch die Physiker mit dieser Aufgabe seit langer Zeit beschäftigt haben, so ist sie doch bis vor Kurzem als unerreichbar angesehen worden. Auch die neuen von Jablochkoff und Lontin erzielten Fortschritte, durch welche faktisch bis zu 36 Lichter von einer Maschine hervorgebracht werden, sind nur als ein Palliativ, nicht als eine Lösung der Frage zu betrachten. Denn es ist nicht der elektrische Lichtstrom, der durch ihre neuen Apparate getheilt wird, sondern Funktionen und funktionirende Theile der Maschine werden gespalten. Jablochkoff schaltet in den Strom einer magneto-elektrischen Maschine den inneren Draht einer Reihe von Induktionsspulen ein, welche kreisförmig um einen zweiten Apparat (Multiplikator) angebracht sind, der neben der elektro-dynamischen Maschine in selbstständiger Rotation erhalten wird. Er läßt die erzeugten Funken auf Kaolinplatten springen, die zwischen den Enden der Drähte der äußeren Spulen angebracht sind. Diese Kaolinplatten erwärmen sich, kommen zum Glühen und leuchten. Jablochkoff hofft auf diese Weise 50 Lichter mit einer solchen magneto-elektrischen Doppelmaschine darstellen zu können.

Die Maschine von Lontin unterscheidet sich nicht wesentlich von der Doppelmaschine, welche für die Jablochkoff'schen Kerzen verwendet wird. Nur der Regulator bildet eine Abänderung der Serrin'schen Lampe. Das Lontin'sche System ist am Pariser Westbahnhof und am Gaietytheater in London in Gebrauch, und das Jablochkoff'sche an der Avenue de l'Opera und in den Grands Magasins du Louvre in Paris. Es wird indessen von Sachkennern die Behauptung aufgestellt, daß diese mechanische Theilung des Stromes zur Hervorbringung mehrerer Lichter mit einer Maschine eben so viel oder noch mehr Triebkraft erfordere, als wenn man für jedes einzelne Licht eine besondere Maschine aufstellen würde. In der That scheinen wenigstens bei der Avenue de l'Opera die Kosten sich sehr hoch zu stellen, und zwar höher als die des Gases.

Uebrigens ist die Angelegenheit schon in ein Stadium getreten, daß die technischen Anhänger und Gegner des elektrischen Lichts sich einander öffentlich, insbesondere in der Londoner „Times", über die Kosten streiten. Die Ersteren rechnen an einzelnen Einrichtungen in Fabriken aus, daß das elektrische Licht nur auf die Hälfte des Gases zu stehen kommt, während die Letzteren wieder den umgekehrten Beweis zu liefern suchen.

In alle diese Verhandlungen traf plötzlich wie ein Donnerschlag im Anfang Oktober die telegraphische Nachricht aus New-York, daß Edison, der Erfinder des Phonographen, nun auch die wirkliche physikalische Theilung des elektrischen Lichtstromes gefunden habe und seine Erfindung der Oeffentlichkeit übergeben werde, sobald er die Patente genommen habe. Nach der „New-York Sun" erzählt Edison Folgendes über die Art und Weise, wie er in wenigen Tagen auf seine Erfindung gekommen sei. Während eines Besuches bei William Wallace, dem oben erwähnten Fabrikanten elektro-magnetischer Maschinen in Ansonia, wurde ihm eine kürzlich vollendete dynamo-elektrische Maschine zur Uebertragung von Triebkraft auf weite Entfernung nach dem System von Werner Siemens gezeigt. Die Maschine war zu dem Zweck konstruirt, um nach dem 1867 von Siemens aufgestellten Prinzip gleichzeitig auch die in sie gesteckte Triebkraft in Licht umwandeln zu können. Wahrscheinlich nach dem neuen System von Jablochkoff eingerichtet, kann diese Maschine angeblich nur 10 Lichter entzünden, obgleich sie eine der stärksten der bis jetzt gebauten ist. Ihre Leistung wird auf 4000 Carcelbrenner angegeben.

Von der Besichtigung der Maschine zurückgekehrt, begann Edison Experimente mit elektrischem Licht und schon Ende September 1877 sollen seine Untersuchungen mit einem überraschenden Erfolg gekrönt worden sein. Er will die physikalische Theilbarkeit des elektrischen Lichtstromes durch einen gänzlich verschiedenen Prozeß gefunden haben, als es bisher von den Männern der Wissenschaft versucht worden war. „Dieselben haben sämmtlich bloß nach einer Richtung untersucht," bemerkte Edison dem Berichterstatter der oben genannten Zeitung, „und wenn mein Verfahren bekannt sein wird, so wird sich Jeder wundern, daß er nicht selbst daran gedacht hat — so einfach ist es." Mit seinem Prozeß glaubt Edison 1000, ja 10,000 Lichter mit einer Maschine hervorbringen zu können, ja eine unbegrenzte (?!) Zahl. Mit 15—20 dynamo-elektrischen Maschinen wie die neueste von Wallace wolle er sich anheischig machen, den ganzen unteren Theil von New-York bloß mittelst einer Dampfmaschine von 500 Pferdekraft zu erleuchten. „Derselbe Leitungsdraht," fuhr Edison fort, „kann auch Triebkraft und Heizung bringen. Mit der Triebkraft kann man einen Aufzug bewegen, eine Nähmaschine treiben oder irgend eine andere mechanische Vorrichtung bewegen, welche einen Motor erfordert. Mit Hülfe einer veränderten Einrichtung kann das elektrische Licht auch zum Heizen und Kochen gebraucht werden."

Diese Mittheilungen, obwohl sie im Allgemeinen dem Siemens'schen Prinzipe nicht widersprechen, haben doch durch die phantastische Uebertreibung ihrer Nutzanwendung bei den Technikern Kopfschütteln erregt. Gleichwohl ist unter den Gasgesellschaften Londons in der ersten Hälfte des Monats Oktober eine Panik ausgebrochen und in Paris sind die Gasaktien in der zweiten Woche des Oktober um 40 Franken gefallen. In der „Times" wird eine lebhafte öffentliche Diskussion zwischen Technikern, Gasinteressenten und Gesetzkundigen geführt, in welche sich auch Parlamentsmitglieder und der Präsident des Eisen- und Stahlinstituts, William Siemens, gemischt hat, namentlich zu dem Zwecke, um das weniger bemittelte Privatpublikum zu verhindern, in der Angst seine Gasaktien zu verschleudern. Obwohl gerade die Techniker bis jetzt noch am wenigsten an die neue Erfindung Edison's glauben, obwohl darauf aufmerksam gemacht wird, daß eine große Umwälzung in der Beleuchtung doch auch lange Zeit erfordern und daß das Gas wahrscheinlich niemals ganz verdrängt werden würde, so müssen doch auch die kühlen Beobachter gestehen, daß der elektrischen Beleuchtung selbst bei dem bereits in der Ausübung befindlichen Stand der Entwicklung eine bedeutende Zukunft bevorstehe. Siemens meint, das elektrische Licht werde überall da Platz greifen, wo die Leuchtkraft des Gases überhaupt nicht ausreicht und wo dieses durch seine Hitze und seinen Geruch unangenehm wird. Es würde also angewendet werden zur Beleuchtung von öffentlichen Plätzen, Häfen, Leuchtthürmen, Schiffen, Fabriken, Theatern, Bildergalerieen, Waarenlagern, Quais, Bureaux, Speise- und Schlafzimmern. Andere, welche an diese ausgedehnte Anwendbarkeit des elektrischen Lichtes nicht glauben wollen, trösten sich mit dem Gedanken, daß es mit dem jetzigen Preise des Gases nicht werde konkurriren können, daß hinsichtlich der Ermäßigung der Produktionskosten des Gases noch nicht das letzte Wort gesprochen sei und daß das Gas überhaupt, von seinem Nebenbuhler in der Leuchtfunktion bedrängt, in seiner Eigenschaft als Heiz- und Kochmaterial mit der Zeit eine viel ausgedehntere Anwendung erhalten werde. Vielleicht werde es in den Küchen, Oefen und Kaminen gänzlich das Holz und die Kohlen verdrängen. Für diese Ansicht spricht auch die Thatsache, daß das elektrische Licht zur Heizung zu kostspielig ist. So wird uns von ausgezeichneten Fachtechnikern versichert, welche im Uebrigen Edison's Erfindung für nicht unmöglich halten.

Noch müssen wir hier einer neuen wichtigen Anwendung des elektrischen Lichtes gedenken, zu welcher die bis jetzt bekannten mechanischen Mittel vollständig ausreichten, da man nur ein Licht der Maschine dazu fordert. Das ist die Einführung der elektrischen Beleuchtung auf den Nachtzügen der Eisenbahnen. Bekanntlich stoßen die meisten Unglücksfälle der Eisenbahnen den Nachtzügen zu. Die Ersetzung der Laternen der Lokomotiven durch elektrische Lampen, welche die Bahnstrecke auf eine weite Entfernung hin mit Tageshelle beleuchten, ist im Stande, viel Unglück an Leib und Leben zu verhüten und vielleicht mehr Schaden am Gut abzuwenden, als die neue Beleuchtung Mehrkosten verursacht. Von dieser Ueberzeugung erfüllt, ist man unseres Wissens zuerst in Schweden und in Oesterreich zu Versuchen geschritten, das elektrische Licht bei den Eisenbahnen einzuführen. In letzterem sind die Kronprinz-Rudolfsbahn und die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn mit gutem Beispiel vorangegangen. Die erstere versucht die Einrichtung bei einer Lokomotive anzubringen, die letztere hat, wie schon oben erwähnt, einen Beleuchtungswagen mit einer kleinen Gramme'schen Maschine und einer Dampfmaschine eingerichtet. Zur Laterne bedient man sich der elektrischen Lampe von Siegfried Marcus, weil diese bis jetzt allein allen Anforderungen, insbesondere einer in Bewegung befindlichen Maschine entspricht. Mit der Serrin'schen Lampe würde diese Einrichtung ganz unmöglich sein, denn da dieselbe schon in ruhigem Zustande häufigen Störungen unterworfen ist, so würde sie bei einem in Bewegung befindlichen Eisenbahnwagen noch weniger regelmäßig funktioniren.

Wir knüpfen an die Marcus'sche Lampe an, um mit einer wahren Sensationsnachricht zu schließen. Am Tage, nachdem die Zeitungen die Edison'sche Kunde gemeldet, erhielt ich einen Besuch von dem genannten Herrn Siegfried Marcus, einem in den wissenschaftlichen Fachkreisen durch frühere Erfindungen bereits rühmlich bekannten Techniker, der mir die Prioritätscertifikate über die Einreichung von Patentgesuchen in Oesterreich-Ungarn, im deutschen Reiche und in Frankreich auf die neue Erfindung der physikalischen Theilung des elektrischen Lichtstromes vorlegte. Er kam, um mir die Versicherung zu ertheilen, daß die an der Richtigkeit von Edison's Erfindung ausgesprochenen Zweifel schwerlich Bestand haben würden und daß die Nachricht vielmehr, abgesehen von ihren Uebertreibungen, wahrscheinlich ganz richtig sei. Herr Marcus, der viele Jahre bei Siemens in Berlin gearbeitet, beschäftigt sich schon seit einer Reihe von Jahren in Wien mit der Lösung der Aufgabe und hat das gute Glück gehabt, gerade noch rechtzeitig die Patentgesuche einzureichen, um für Europa nicht von Edison überflügelt zu werden. Nach den neuesten Berichten ist Edison's Patentgesuch am 23. Oktober auf dem Patentamte in London eingereicht worden, das von Marcus dagegen schon am 10. Oktober. So viel ich von der Erfindung des Herrn Marcus verrathen darf, ist für dieselbe jeder elektrische Stromerzeuger benutzbar, ob derselbe kontinuirliche oder Wechselströme gibt, wobei der Erfinder an Stelle des Volta'schen Lichtbogens Glühlicht hervorbringt, welches weit mildere Strahlen wirft und das Auge nicht belästigt. Marcus behauptet, den elektrischen Lichtstrom ganz nach Belieben theilen zu können, und zwar bis zu einem Carcelbrenner herab. Es stehe nichts im Wege, zwar nicht eine unendliche Zahl von Lichtern hervorzubringen, wie Edison sagt, aber die Leuchtkraft einer Maschine so zu vertheilen, daß z. B. das Licht von 4000 oder von 10,000 Carcelbrennern, welches von einer Maschine hervorgebracht wird, statt aus einer einzigen Lampe zu strahlen, 4—10,000 Lichter speisen kann. Die Vertheilung der Lichter kann entweder an einem einzigen geraden oder kreisförmigen Leitungsdraht angebracht werden, oder auch durch eine Verästelung von Leitungsdrähten von je einer Stammleitung aus. Die letztere Vorrichtung ist nach der Ansicht des Erfinders sicherer, denn bei der Verwendung nur eines Leitungsdrahtes, an welchem die Lampen nach einander angebracht werden, ist die Gefahr vorhanden, daß, wenn einer Lampe ein Unfall zustößt, die von der Maschine noch entfernter liegenden Flammen erlöschen.

Herr Marcus hat die Zusage gemacht, demnächst vor einem Kreise von Technikern und Freunden der Sache ein praktisches Experiment mit einer größern Anzahl schwacherer und stärkerer elektrischer Lichter mittelst einer einzigen gewöhnlichen Gramme'schen Maschine vorzuführen.

Ich werde nicht ermangeln, unseren Lesern das Resultat dieser Probe seinerzeit zu berichten.

*

Soeben (27. Oktober Abends) komme ich von einer vorläufigen Probe, welche Herr Marcus vor mir und einigen anderen Zeugen gemacht hat. Das Resultat entspricht genau den Mittheilungen, welche der vor einigen Tagen mit der Schiffspost eingetroffene Bericht des „New-York Herald" auch von den Experimenten Edison's gibt. Marcus ist in seinen Vorbereitungen durch die New-Yorker Kunde überrascht worden und konnte bis jetzt noch nicht eine größere Anzahl von Lampen herstellen und sich auch noch keine angemessen starke magnetoelektrische (elektro-dynamische) Maschine nebst entsprechendem Motor anschaffen. Das Experiment wurde daher vorläufig nur an 10 elektrischen Lampen mit einer einfachen Siemens'schen kleinen Maschine und einem Gaskraftmotor von 1½ Pferdekraft gemacht. Ich muß dasselbe als in jeder Hinsicht gelungen bezeichnen. Marcus machte den Versuch an einem einzigen geraden Leitungsdraht, an welchem seitwärts die 10 Lampen in einer Reihe angebracht waren, in einem geschlossenen Raume. Die einzelnen Lampen waren von so geringen Dimensionen, daß ein Licht gerade hinreichen würde, um ein mittleres Zimmer zu erleuchten. Sowohl die physikalische Theilung des Lichtes, wie die Darstellung kleiner Flammen war vor meinen Augen gelöst. Durch einen Druck auf eine Taste entzündete und löschte der Erfinder alle 10 Lampen. Auf die gleiche Weise konnte er aber auch eine einzelne aus der Reihe isoliren und auslöschen, sowie auf's Neue entzünden. Unbedeckt glichen die elektrischen Flammen großen Sternen, mit mattgeschliffener Glasglocke bedeckt, verbreiteten sie ein mildes, taghelles Licht, vor dem Hohlspiegel dagegen vernichtenden Glanz.

Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß mit dieser Methode und mit Hülfe geeignet starker Maschinen Tausende von Lampen von verschiedener Stärke entzündet und gelöscht werden können, und zwar mit geringeren Kosten, als die Herstellung des Gases erfordert.

Das große Problem ist sonach gelöst und die Welt ist um ein neues Wunder reicher. Die Ersparung an Kohlen, welche die allgemeine Einführung der neuen Erfindung zur Folge haben wird, muß von den wohlthätigsten Folgen für die Industrie und die ganze Volkswirthschaft sein.

Die Gasgesellschaften werden sich selbst der neuen Erfindung bemächtigen müssen, zumal ihre Röhrenleitungen zur Bergung der elektrischen Leitungsdrähte verwendet und belassen werden können.

Aus der Berliner Kunstausstellung.

Von

Ludwig Pietsch.

Wenn diese Zeilen zur Veröffentlichung gelangen, wird man aller Wahrscheinlichkeit nach von der Berliner Kunstausstellung des Jahres 1878 als von einem bereits eben zum Abschluß gelangten und somit der Vergangenheit angehörenden Ereigniß im künstlerischen und geselligen Leben der Residenzstadt des deutschen Kaiserreichs sprechen können. In früheren Jahren hätte es sich wenig empfohlen und geziemt, noch zu einem so weit vorgerückten Zeitpunkt ihrer Dauer über sie zu berichten. Sie war nach streng gehandhabtem Gesetz vom Tage der Eröffnung an eine Wahrheit. Für später eintreffende Sendungen durfte auf keine Annahme und Ausstellung mehr gerechnet werden. In diesem Jahr ist eine mildere Praxis, eine nachsichtigere Handhabung jenes Gesetzes zur Herrschaft gelangt. Die über Annahme und Ablehnung entscheidende Kommission gewährte bereitwillig auch noch im zweiten Monat anlangenden Kunstwerken den begehrten Zutritt; selbst in dem Fall, wenn sie nicht einmal rechtzeitig angemeldet und somit ihre Namen nicht in den Katalog aufgenommen waren. Dieser besondere Umstand, der übrigens einer bis vor etwa fünfzehn Jahren bei den Berliner Kunstausstellungen gültig gewesenen, dann aber streng abgeschafften Gewohnheit entspricht, gibt mir gewissermaßen das Recht, erst jetzt von unserem dießjährigen „Salon" hier zu erzählen, da ich bei jedem früher geschriebenen Bericht über denselben die begründete Besorgniß hätte hegen müssen, daß in meiner Darstellung vielleicht gerade einige der wichtigsten und bedeutendsten Werke unerwähnt geblieben wären. Ist doch die großartigste und ergreifendste malerische Schöpfung von allen erst in der ersten Oktoberwoche, also über einen Monat nach der Eröffnung, in diesen Galerieen des provisorischen Ausstellungsgebäudes auf der Museumsinsel eingetroffen, und haben wir doch jetzt erst, zwei Wochen vor dem festgesetzten Schlußtermin, die Hoffnung bedauernd aufgegeben, ein Kunstwerk von allerdings grundverschiedener Art, aber von einer in seiner Weise wahrlich nicht geringeren und nicht weniger originellen Kraft der geistreichsten Erfindung und Ausführung: Adolf Menzel's „Belsazar", dessen Erscheinen uns der Katalog verheißen hat, spät zwar, aber doch noch kommen zu sehen.

Die dießjährige von der Berliner Akademie der Künste veranstaltete Kunstausstellung ist die zweiundfünfzigste in der ganzen Reihe und die dritte, welche in dem im Jahr 1876 errichteten provisorischen Fachwerkgebäude, statt wie vordem in den schlecht geeigneten Sälen der Akademie selbst stattfindet. Die Gesammtzahl der ausgestellten Kunstwerke (die architektonischen Entwürfe und Modelle mit inbegriffen) beträgt 1044, von denen 836 in Oel gemalte Bilder sind; eine Zahl, welche indeß durch später eingetroffene, unangemeldet gewesene, im Katalog nicht genannte, auf etwa 840 gestiegen sein mag. Aquarellen und Zeichnungen werden 127 aufgeführt; Werke der reproduktiven Kunst 19, wobei immer mehrere unter je einer Nummer; plastische Werke 91; den Rest bilden die architektonischen Arbeiten. Zwei Eigenthümlichkeiten unterscheiden diesen „Salon" auffällig von seinem Vorgänger: Von den berühmtesten und gefeiertsten deutschen Meistern ist in ihm leider eine nur zu große Zahl durch kein einziges Werk vertreten. Gustav Richter, Menzel, Defregger sind zwar glücklicherweise nicht fern geblieben. In der plastischen Abtheilung vermißt man Reinhold Begas wenigstens nicht gänzlich; wenn von seiner heut kaum von einem Andern erreichten Meisterschaft dießmal auch nur eine einzige Porträtbüste, die einer der schönsten jungen Frauen von Berlin, ein edles Meisterwerk lebensvollster Bildnißskulptur in Marmor, Zeugniß gibt. Aber vergebens sucht man nach Bildern von A. v. Werner, L. Knaus, Karl Gussow, Otto Knille, von Böcklin, Dietz, Lenbach und Makart, von Angeli, Canon, beiden Keller (dem Münchener und Karlsruher), von Riefstahl, Kalkreuth, Wilhelm Sohn, v. Gebhardt; nach Skulpturen oder Modellen von Wagmüller und Tilzner. Merkwürdig und erfreulich genug bleibt es immer, daß trotz dieser Abstinenz so vieler der Besten der von ihnen gemiedene „Salon" des reichen und lebhaften Interesses keineswegs ermangelt. Die zweite auffällige und unterscheidende Eigenthümlichkeit ist das höchst eindrucksvolle Auftreten einer ungewöhnlich großen Zahl von Künstlerinnen, genauer: Malerinnen. Seit den Separatausstellungen des Berliner „Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen" trug die Mehrzahl der Kunstwerke von weiblicher Hand bisher noch immer den unverkennbaren Stempel eines etwas schwächlichen Dilettantismus. Das scheint plötzlich anders geworden. Nicht wenige von den Arbeiten der im dießjährigen „Salon" ausstellenden Malerinnen, junger, mit vollem Ernst dem Studium hingegebener Mädchen und Frauen, Elevinnen der Ateliers von Berliner und Düsseldorfer, Münchener und Karlsruher Meistern, sind tüchtig und energisch genug und von vielem künstlerischen Vermögen und einem Fleiß zeugend, daß sie den Vergleich und den Wettkampf mit den Malereien auch der begabteren und bewährten männlichen Kunstgenossen durchaus nicht zu scheuen haben. In Düsseldorf ist es besonders die Schule des trefflichen v. Gebhardt, in welcher sich weibliche Talente zu einer so überraschenden Leistungsfähigkeit entwickelt haben. Fräulein Löwe und Fräulein Monjé haben, die Erstere ein Sittenbild aus dem Zeitalter der deutschen Renaissance: „Des Meisters Töchterlein", die Letztere zwei lebensgroße Halbfiguren höchst charakteristischer Frauentypen: eine sich ihren Kaffee einschenkende lachende Alte und eine strengblickende, blasse, herbe, patrizische deutsche Hausfrau des sechzehnten Jahrhunderts gemalt, durch welche drei diese Damen ein Zeugniß No. I cum laude vollauf verdient haben. München hat diesen Düsseldorfer Genossinnen die hochbegabten Malerinnen Wergeland, Bertha Wegemann und Henny Flügge gegenüberzustellen; Berlin aber die vortreffliche Landschafts-, Architektur- und Stilllebenmalerin Frau Begas-Parmentier, welche schon unter letzterem, ihrem Mädchennamen, zu bedeutendem Ruf gelangt war, Fräulein A. Bialy, Frl. Julie Amberg, die jüngste Tochter des allbeliebten Genremalers Professor Amberg, Frl. Tobias, Frl. Lüderitz, Frau Büchmann, sämmtlich Schülerinnen von Karl Gussow, dessen Lehrtalent sich an ihnen bestens bewährt hat; Karlsruhe: Frl. Schoppe und Frl. v. Preuschen, von denen besonders Letztere die höchsten Ehren durch eine in ihrer Art ganz eminente malerische Schöpfung erringt: drei auf hohe, schmale Tafeln, die als Wandschirm montirt sind, mit seltener Meisterschaft gemalte Stilleben von höchst geschmackvoller, reicher Komposition, der tüchtigsten Zeichnung, glänzender Pracht und Harmonie der farbigen Wirkung. Frau Jerichau-Baumann aber, die nun seit sechsunddreißig Jahren schon mit gleicher Nüstigkeit und Schaffenskraft arbeitende Künstlerin, hat aus dem italienischen Volksleben drei große Gemälde ausgestellt, welche einen ganz neuen, frischen Aufschwung dieser Kraft bekunden und einen Beifall ernten, wie er so relativ uneingeschränkt der genialen Dame in den letzten Jahren zu erwerben nicht mehr gelingen wollte.

Die nichtdeutschen, auswärtigen Kunstschulen berücksichtigen, wie man weiß, den Berliner „Salon" nur ausnahmsweise und in sehr geringem Maß. Wenige bleiben uns seit einer längeren Reihe von Jahren getreu, dankbar eingedenk der großen und rühmlichen Erfolge, welche sie bei dem Berliner kunstgebildeten Publikum errangen und welche die hiesigen Kollegen und Mitbewerber um dessen Gunst ihnen doch jederzeit neidlos gegönnt haben. An der Spitze dieser Fremden steht der berühmte belgische, längst aber schon von England für sich in Anspruch genommene Meister Alma Tadema. Wenn sein Bild, welches den die schlimmsten Irrungen leicht herbeiführenden, unzutreffenden Titel: „Die Morgengabe der Galeswintha" führt, nicht durchweg und in allen Theilen den Eindruck einer ähnlich hohen und auserlesenen Vollkommenheit macht, wie nicht wenige der von ihm in Paris im Marsfelde ausgestellten, wo seine bewunderten Schöpfungen eine ganze Saalwand im englischen Kunstpavillon bedecken, so bleibt doch auch in ihm immer genug des Außerordentlichen, um es zum Gegenstande des lebhaften Interesses und Vieles darauf auch wohl zu dem des Neides, selbst für die Tüchtigsten der Unsern, zu machen. In einer der letzten Nummern von „Ueber Land und Meer" fand ich eine Schilderung dieses Werkes, welche die künstlerische Absicht desselben nicht richtig deutet. Nicht Galeswintha, die Braut des merowingischen Königs Chilperich, ist jene ernste, düsterblickende blonde Frauengestalt, welche dort am Rundbogenfenster ihrer Kemenate sitzt und auf den Wall und den Eichenhain dahinter und die festliche Szene hinausblickt. Man bringt ihr auch keineswegs von dorther die Hochzeitsmorgengabe. Diese Gestalt ist vielmehr Fredegonde, die um der neuen, ebenbürtigeren Braut willen von jenem Könige verlassene und verstoßene frühere Gemahlin desselben. Und was sich draußen ihrem trüben Blicke zeigt, ist auf der Höhe jenes Walles am Altar unter der mächtigen alten Eiche die eben vor sich gehende Trauung ihres bisherigen Gatten mit der Neuerwählten, die sie von seinem Thron und aus seinem Herzen verdrängte, und sind die dem Königspaar Rosen streuenden, Heil rufenden Mädchen und die zuschauende Menge des Volks. Die Gestalt dieser Fredegonde (sie gelangt später bekanntlich noch einmal an ihren Platz, nachdem die Nebenbuhlerin verstoßen und getödtet war) ist leider vom Gürtel abwärts in der Zeichnung merkwürdig mißrathen, nach unten hin in den Verhältnissen zu klein, fast kümmerlich, während der Oberkörper und Alles, was sie umgibt, mit Alma Tadema's bester Meisterschaft gezeichnet und gemalt ist. Die perspektivisch stark verkleinerten Figuren da draußen wollen aber im Ton nicht zurückweichen und nehmen dadurch dem Raum die Weite und Tiefe.

Als die vollendetste malerische Leistung der Ausstellung, als das Werk, welchem gegenüber jeder Tadel, jede Einschränkung des Lobes bei jedem, ob auch noch so kritischem Beschauer verstummen und „alle Zweifel schweigen vor des Sieges hoher Sicherheit", kann ein Porträt von Gustav Richter gelten, das der Gattin des kaiserlich österreichischen Gesandten in Berlin, der schönen Gräfin Karolyi. In der langen Reihe ruhmvoller Werke, welche dieser Meister seit seinem ersten Auftreten im Jahr 1849 geschaffen hat, nimmt dieses neueste ohne Zweifel die erste und höchste Stelle ein. Die Auffassung des eigensten, persönlichen Lebens in seiner ganzen feinen, geistig heiteren Anmuth und Distinktion ist darin so bewundernswürdig, wie die Kunst der malerischen Darstellung in allen Theilen, die Vornehmheit des Tons und der Farbenhaltung. Die Dame steht, mit dem rechten Ellenbogen auf die hohe Rücklehne eines mit braunem Damast bezogenen Fauteuils leicht gestützt, die rechte Hand an der Wange, während die linke, mit einem perlgrauen Handschuh bekleidet, längs der Seite herniederhängt. Den Kopf mit dem geistsprühenden Antlitz krönt und schmückt ein breitkrämpiger, dunkelsammetner Hut mit weißen Federn; die elegant gebaute, schlanke Gestalt ist in eine Robe von stumpfdunkelgrünem Sammetbrokat (in einer Art von Amazonenschnitt) gekleidet; eine gelbliche Rose schmückt den Brustausschnitt. Nicht zu schildern ist die Noblesse, die Ruhe und edle Harmonie der Bildwirkung, die Einfachheit in der Haltung bei allem Reichthum, das bescheidene Zurücktreten der hohen technischen Virtuosität in der Malerei, welche nichts zu wollen scheint, als nur die Sache zu geben.

Neben diesem Meisterwerk errang sich die größte Bewunderung, der Künstler zumal, ein einfacher weiblicher Kopf von Defregger. Das grauäugige, zarte, ernste Gesicht leuchtet

in einem fein gebrochenen und doch klaren, milden und einheitlichen, fast farblosen Ton aus der tiefdunklen Schleierumhüllung des Hauptes und der Brust. Man glaubt ein Werk eines der großen alten Meister des Helldunkels vor sich zu sehen. Der Autor dieses idealen und doch mit so persönlichem Zauber unsere Seele berührenden Frauenbildes ist auch der der machtvollen, energischen und ergreifenden Schöpfung, deren neuerdings erfolgter, verspäteter Einsendung ich zu Eingang dieses Berichts erwähnte. Es ist das große Bild: „Andreas Hofer nimmt auf seinem Todesgange Abschied von seinen Freunden und Kerkergenossen". Es hat dieser Ausstellung das gegeben, was ihr bis dahin mangelte: eine wahrhaft große Kunstschöpfung, wenn es diesem „Salon" an Werken großen Maßstabs von Beginn an auch weniger als vielen seiner Vorgänger gefehlt hat. Die breitbrustige, kraftvolle Gestalt des Sandwirths tritt, vom Geistlichen und bärenmützigen französischen Soldaten gefolgt, aus dem Dunkel des Kasemattenthors in den trüben, kalten Morgen auf den inneren Wall der Festung heraus. Unten am Fuß des letzteren und weiter zurück im Hintergrunde an der finsteren Quadermauer erwartet ihn, Gewehr im Arm, das zur Exekution des Verurtheilten kommandirte französische Grenadierpeloton. Hofer's gefängnißbleiches Gesicht, der rechte Spiegel einer Seele, welche den Schmerz des Irdischen und die Angst des Todes von sich geworfen und überwunden hat, blickt still und ernst-freundlich auf die unglücklichen Genossen seiner glorreichen, todesmuthigen Kämpfe gegen den fremden Unterdrücker, seine jetzigen Leidensgefährten. Diese, die echtesten Tyroler Volkscharaktertypen, umdrängen im verzweifelten Schmerz um sein Schicksal den geliebten Führer. Sie können's nicht fassen und glauben das Ungeheure und Schreckliche. Der Eine, noch am zerschossenen Bein leidend, hinkt auf die Krücke gestützt zu ihm heran; ein Anderer, den verwundeten Arm in der Binde, kommt die Stufen zum Wall herauf; ein paar haben sich auf die Kniee vor ihm geworfen, halten seine Hände wie mit eisernen Klammern gepackt und hängen sich krampfhaft an seine Arme, als ob sie ihn nicht lassen wollten, während die starren Augen auf das theure Antlitz geheftet sind. Das Alles ist von so gewaltigem Ernst, von einer so im Tiefsten erfaßten Wahrhaftigkeit des natürlichen Pathos, so unbedingt frei von jeder Spur des Theatralischen, Phrasenhaften und Gemachten in Attitüden und Gesichtsausdruck, daß es wie durch einen Abgrund getrennt erscheint von alledem, was uns unsere Historienmalerei in Darstellungen geschichtlicher Heldentragödien zu geben pflegt. Wenn unser Gemüth hier im Innersten erschüttert und erhoben wird, so hat zugleich auch die Malerei, wenigstens der Hauptgruppe (die Grenadiergestalten des Pelotons sind gar zu stark vernachlässigt und nebensächlich behandelt), so viel Mark und echte Größe, daß sie das künstlerische Urtheil kaum weniger befriedigt, als die ganze Konzeption unser menschliches Empfinden.

Als eines der kühnsten und genialsten Werke des „Salons" ist Joseph Brandt's für die Berliner Nationalgalerie gemalte „Tatarenschlacht" zu bezeichnen. Die Darstellung der Befreiung polnischer, von diesen wilden Mongolen mit fortgeschleppter Gefangenenschaaren durch die jene Räuber und Plünderer verfolgenden und ereilenden polnischen Panzerreiter. Was dem Gesammteindruck des Bildes schadet, ist der enorme Ueberreichthum an Motiven, die Ueberfüllung mit Gruppen in stürmisch wirbelnder, leidenschaftlicher Bewegung und ein daraus resultirender Mangel an Klarheit der Komposition und der einzelnen Gruppen. Die schöpferische Kraft dieser Phantasie strömt reich und voll genug, um ein halbes Dutzend Malerseelen aus ihrem Ueberfluß zu speisen. Für ein Bild ist zu viel davon verschwendet. Dabei enthüllt aber jede nähere Prüfung immer neue, unschätzbare Details der Erfindung, der charakteristischen Zeichnung und Malerei, und bei dieser ungeheuren Menge mannigfaltiger Einzelheiten, Gruppen, Menschen- und Thiergestalten, Pferde und Kameele, seltsame Waffen, Stoffe, Geräthe-, Wägen ꝛc., bewahrt das Ganze in seiner Farbe eine herrlich geschlossene, ruhig machtvolle Wirkung.

Aus den mehr als tausend übrigen Kunstwerken dieser Ausstellung verdiente hier noch so manches treffliche Porträt, Genre-, Landschafts- und Thierbild, wie die Arbeiten von Menzel, Gräfe, Paulsen, Struys, Paul Meyerheim, Philipps, O. Heyden, A. v. Heyden, Schmid, Kuntz, Fritz Werner, Knut Eckwall, Ziermann, Pitz, Camphausen, Klinger, v. Habermann, von den Achenbachs, Dücker, Salzmann, Flammer, Hertel, Flickel, Kanoldt, Ludwig, Bennewitz, Malchin, Roths, Scherres, Jakob Bracht, Gräb, Körner, Gleichen-Rußwurm u. A.; so manches plastische Werk, wie die Kolossalstatue Bismarck's von F. Schaper (für Köln), die prachtvollen Gebilde von E. Müller in Rom (aus Coburg), der marmorne, ausruhende Jünglingknabe auf dem Säulenkapitäl von Schlüter, die gewaltige Gruppe des Löwenbezwingers von Klein und die aus der Sintflut von Ohmann, mancher architektonische Entwurf, wie der des großen Berliner Stadtpalastes für die Versicherungsgesellschaft „Germania" von Kayser und v. Großheim, und Modelle, wie das der Fassade des deutschen Gewerbemuseums zu Berlin von Gropius, eine eingehendere Besprechung. Aber mehrere Seiten dieser illustrirten Zeitung würden nicht hinreichenden Raum gewähren, um auch nur dem wirklich Bedeutendsten gerecht zu werden. Es mag an jenen fragmentarischen Mittheilungen über die und Schilderungen aus der dießjährigen Berliner Ausstellung genügen.

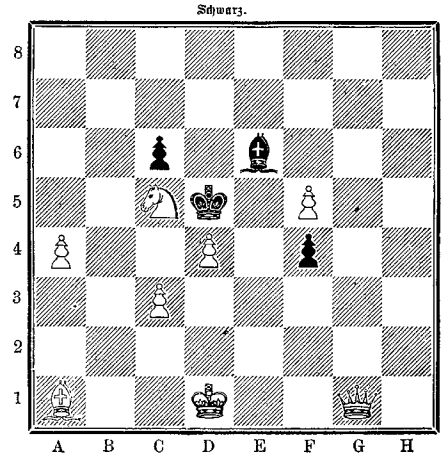
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 6.

Von Herrn Richard Beuthner.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 2:

Weiß.	Schwarz.
1) D 2 — D 4	1) D. E 5 nimmt C 7 oder S. B 6 — B 5 oder A).
2) S. D 1 nimmt B 2 . . .	2) Beliebig.
3) D., S. oder L. setzt Matt.	
A)	
1)	1) L. C 3 nimmt D 4.
2) L. A 5 — D 2 † . . .	2) L. D 4 — E 3.
3) L. D 2 nimmt E 3 setzt matt.	

Schachbriefwechsel.

Hrn. F. G. in Frankenberg. In Nro. 25 wird Ihre Lösung mit 1) K. D 1 — C 1 z. B. durch B 5 — B 4 widerlegt.

Hrn. M. in Zittau, G. W. in Nürnberg, L. v. D. in Worms und Oberst v. W. in Brieg. Nro. 26 sorgfältig und richtig gelöst.

Hrn. J. Gaier in New-York. Ihre Lösung von Nro. 22 scheitert an 1) L. C 6 — C 8.

Hrn. W. v. G. in Schlüchtern, L. D. M. in Genf, S. T..i in Warschau, F. S. in Danzig. Nro. 27 richtig.

Hrn. W. S. in Goslar. Eine kleine Anweisung zum Blindlingsspiel, von Zuckertort verfaßt, ist in Berlin in der Mylius'schen Hofbuchhandlung erschienen.

Hrn. P. J. B. in Frankfurt a. M. Nro. 2 richtig. In Nro. 1 würde auf 1) L. H 6 — E 6 Schwarz L. D 2 — B 2 spielen und später auf B 8 Schach bieten.

Hrn. F. M. in Ahlten. Sie spielen in Nro. 1 1) F 2 — F 3, L. C 4 — B 5, 2) B 2 — B 3, übersehen aber, daß Schwarz dann ein Abzugsschach bieten kann. Nro. 2 richtig.

Hrn. L. R. W. in Iglau, F. K. in Reichenberg, B. W. D. in Eger, S. M. in Sorau. Nro. 2 richtig.

Hrn. C. H. in Berlin und G. in Langensalza. In Nro. 1 wird 1) F 2 — F 3 durch L. C 4 — B 5 und in Nro. 2 1) D. C 7 — F 7 † durch D. E 5 — F 6 widerlegt.

Hrn. E. B. in Leipzig. Nro. 2 richtig. Lösung von Nro. 1 scheitert an L. D 2 n. B 2.

Hrn. S. in Guttentag. In Nro. 1 würde auf 1) D. F 5 — F 4 Schwarz L. D 2 n. B 2 spielen.

Hrn. C. R. in Hainsburg. Bitte mit unserer Lösung zu vergleichen.

Hrn. Dr. G. in Düsseldorf. In Nro. 1 würde auf 1) S. A 1 — C 2 nach D 3 n. C 2 und 2) D. F 5 — F 4 mit L. D 2 n. D 4 das Matt verhindern. In Nro. 2 kann auf 1) L. A 5 n. B 6 D. E 5 n. C 7 geschehen.

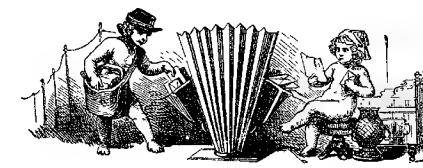
Hrn. R. U. in Frankfurt a. M. Bitte noch einmal zu prüfen.

Hrn. Sch. in Schweinfurt, B. G. in Prag, L. S. in Perleberg, F. L. J. in Reichenberg, S. in Guttentag. Nro. 1 sorgfältig und richtig gelöst.

Bilderräthsel 6.

Auflösung des Bilderräthsels 5:

Sehen geht vor Hörensagen.



Briefmappe.

Zwei Wißbegierige in Böhmen. Rigault wurde in Paris erschossen. Szandor ist in diesem Jahre in Wien gestorben, eben jener Sportsman und Schwiegersohn Metternich's.

Hrn. Stadtpf. S. in M. 1. Bei der Polizei in Graz. 2. Bei der Gesandtschaft in Madrid.

Hrn. Buch. A. H. in Brichw. Wo die Reißkohle zu haben, wissen wir leider nicht; vielleicht einer unserer Leser?

Tischgesellschaft in Paquique (Peru). Das weibliche Geschlecht überwiegt.

Frl. F. L. in Frkf. Wir kennen die Adresse nicht. Haben Sie aber das Buch, so wenden Sie sich an die Buchhandlung, in der es erschien.

Hrn. F. B. in B. Der grüne Vogelleim besteht aus den reifen Beeren der Mistel und der Rinde der Stechpalme, der braune aus Leinöl.

Frl. B. M. in A. Der Ausdruck honorig wird nur in der gemeinen Sprechweise gebraucht, nicht in der Schriftsprache.

Hrn. v. D. in Hann. Wenn Sie sich die Beantwortung Ihrer Frage klar vorstellen, so müssen Sie sich sagen, daß das ja reine Unmöglichkeit ist. Wir müßten alle deutschen, französischen und englischen politischen und illustr. Journale anführen.

Hrn. A. B. in Leipz. Wir theilen ganz Ihren Geschmack, das hat außerordentlichen Reiz und wird doch so selten von unseren Novellisten kultivirt.

Hrn. P. Sch. in F. (Böhm.). Ja, es ist ein Pseudonym, das wir nicht lüften dürfen.

Hrn. L. Alaf. in Rußl. Wellmer, Bruder Studio. 2 Bde.

Hrn. S. Sch. in L. Das Tabakschnupfen bewirkt oft bei dem Nichtgewohnten eine heftige Reizung der Schleimhäute, wodurch eine vermehrte Absonderung aus derselben, Thränen, Schießen und besonders heftige Kongestionen nach Augen und Kopf entstehen, ganz abgesehen davon, daß viele Schnupftabake durch Giftstoffe verfälscht sind und in dieser Richtung auch sonstige schlimme Wirkungen eintreten können. Im Großen und Ganzen nimmt das Tabakschnupfen überhaupt glücklicherweise in neuerer Zeit sehr ab. Außer der allgemeinen Schädlichkeit tödtet das Tabakschnupfen die Geruchsnerven.

Hrn. Dr. S. in Halle. Wir haben das Rebus in ähnlicher Weise schon gebracht.

Hrn. F. S. in Linz. Alcuin ist ein angelsächs. Name; eigentlich Alcewin. Der berühmte Träger dieses Namens war jener Abt von St. Martin in Tours, der sich um die Bildung der Franken so hoch verdient gemacht hat und 804 starb. Vergl. Lorenz, Alcuin's Leben. Halle 1829.

Alter und doch junger Abonnent in Metz. Allerdings, aber man muß die Exkanbniß des Autors haben. Im Französischen ist der Markt überfüllt. Wir jetzt ist noch kein Verdant da.

Elisabeth. Sie werden sich mit Ihrer Anfrage besser an einen Professor der Medizin, z. B. in Zürich.

Hrn. P. M. in Hamburg. Ohne das Uebel gesehen zu haben, ist es unserem ärztlichen Berather nicht möglich, ein Urtheil abzugeben.

Hrn. Phot. Karl B. Wir haben Derartiges genug gebracht.

Hrn. Dr. R. in D. Zeitungen pflegen sonst nicht Diplome für ihre Mitarbeiter auszustellen und sie zum Abonnement zu pressen. Die Sache scheint uns faul; wir finden die Zeitschrift nicht mal im Verzeichniß der deutschen Post.

Abonnentin E. B. in Borochta. Die beiden Bände von Stanley sind jetzt deutlich erschienen (Leipzig, Brockhaus).

Frl. Hedwig R. in K. Was gibt es Süßeres als Verzeihen, und eine Dame, die verzeihend entgegenkommt, ist ein Engel. Seien Sie der Engel Ihres Vetters.

Hrn. S. P. Mainz 13. Es scheint uns gar kein Grund zu verzweifeln; diese Erfahrung haben wir schon öfter gemacht. Die Entwicklung tritt oft plötzlich ein, die Organe sind ja alle dazu da. Durch Anschauungsunterricht werden Sie vielleicht rascher vorwärts kommen: Bilder zeigen und vorsagen, was es ist.

Frl. Bertha S. in Frkf. Das zu wissen ist unmöglich; scheuen Sie doch eine Anfrage an die dortige Ortsbehörde nicht und benützen Sie eine Korrespondenzkarte mit Retourkarte.

Hrn. Dr. H. in J. Wir empfehlen Ihnen die Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige und Epileptische in Stetten im Remsthal (Württemberg). Wegen Aufnahme belieben Sie sich an die Inspektion zu wenden.

Langjähr. Abonnent. Sie ereifern sich bezüglich der Erklärung des Bildes unnöthigerweise. Es sind uns neben der Ihrigen bereits zwei andere zugekommen, welche die gleiche Berechtigung haben.

Vineta. Jahrgang 1875 der „Illustr. Volkszeitung" ist vergriffen. Es kann nur noch Jahrgang 1874 zum ermäßigten Preise von M. 2. 50. broschirt geliefert werden.

Kandidat der Philologie. Sie können wohl Recht haben, jedoch auch unsere Ansicht kann bestehen. Die Sprüche werden später als Buch erscheinen.

Abonnent F. L. in Berlin. Der Umschlag wird nicht besonders gegeben, sondern ist der Umschlag der Heftausgabe. — Der Frack kam im 18. Jahrhundert zuerst in Frankreich auf und ist noch immer Gesellschaftstoilette, ausgenommen beim italienischen Ministerpräsidenten Cairoli. — Prof. Dr. Langenbeck in Berlin ist Spezialist dafür.

Anonymus in Mayen. Wenn es sich innerhalb der Briefmappe beantworten läßt, kostet es nichts.

Hrn. Rittergutsbes. D. S. in E. Das Sammeln von Briefmarken hat allerdings wohlthätige Zwecke und sind verschiedene Sammelstellen vorhanden, z. B. die Direktion der Braunschweiger Idiotenanstalt in Neu-Erkerode.

Hrn. H. K. in F. Richtig.

Hrn. B. J. H. in Wien. Löwenstein's literar. Bureau in Berlin.

Unglückl. Hausfrau. Den Dienstboten das Trinken abzugewöhnen, wird nicht wohl möglich sein.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die Grandidiers.

Ein Roman aus der französischen Kolonie

von

Julius Rodenberg.

3 Bände. Preis broschirt M. 10. —; fein gebunden M. 13. —

Dieser Roman, mit welchem Julius Rodenberg nach längerer Pause wieder vor das Publikum hintritt, zeigt uns den Dichter von seinen besten Seiten. Er gibt ihm Gelegenheit, seine Vorliebe für das heimatlich oder familienhaft Umschränkte in einer Reihe höchst unterhaltender, bald ernster, bald heiterer und komischer Szenen des täglichen Lebens zu zeigen; und er gestattet ihm, seine virtuose Darstellung des individuell Besonderen in einen wirksamen Kontrast mit den großen Weltbegebenheiten zu setzen, von welchen Alle ohne Unterschied ergriffen worden. Eine Familie der sogenannten französischen Kolonie zu Berlin bildet den Mittelpunkt und ihr Haus den Schauplatz des Romans. Aber wie sehr erweitern sich die Schicksale dieses engen Kreises vor den Augen des Lesers; wie wachsen und verzweigen sich allmälig in die Ferne hin seine Beziehungen und wie geht zuletzt der Konflikt eines bürgerlichen Haushalts, langsam aber unabwendbar, in jenen gewaltigen Völkerkonflikt über, welcher nicht anders entschieden werden kann, als auf blutigen Schlachtfeldern! Die Luft der Zeit, welche noch in unser Aller Gedächtniß lebt, weht in dem Roman; sein Hintergrund ist Berlin und unter seinen Figuren wird man Typen des Berliner Lebens erkennen. Aber Charaktere wie das Ehepaar Grandidier, wie Glücklin, wie Barbel und Eduard, Alphons und Helene sind es zumeist, welche dem neuen Roman Rodenberg's jene tiefe Wirkung verbürgen. Man wird das Buch nicht lesen ohne jenes Gefühl von Befriedigung welches die Bekanntschaft mit edlen und sympathischen Menschen in uns erzeugt, und es nicht schließen ohne jene Anwandlung von Wehmuth, welche der Abschied von solchen Naturen in uns zurücklässt.

Bekanntmachungen aller Art.

En gros, en détail. **Pelzwaaren,** Gegründet 1864.

Ed. Habersang,

Leipzig,

empfiehlt moderne Damenpelze vom besten Seidenstoff, Bezug Fehrucken- oder Fehbauchfutter mit Nerz, Skuns oder schwarzbraunem Biber, mit weißen Spitzen besetzt nebst Muff für 225 Mark. Herrenpelze von Bisam für 120 Mk., diese mit Biberaufschlag 135 Mk., mit Nerzaufschlag 200 Mk., Nerzpelze für 250 und 325 Mk., Schoppenpelze 90 bis 200 Mk., Muff und Boa für Damen von **Bisam 10–30 Mk., Nerz 30–150 Mk., Fuchs 30 Mk., Opossum Natur 20 Mk., Iltis 54–75 Mk., Zobel 100–200 Mk., Schoppen 25 Mk., Skuns 42 Mk.,** sowie alle Gattungen Pelzwaaren billigst. Ich führe nur allein Pelzsachen und widme mich der Fabrikation persönlich mit besonderem Fleiß und kann bei meinen geringen Regiekosten besonders billige Preise stellen.

China!

1878er Thee-Ernte.

Schwarze und grüne Thee in wohlschmeckender, feiner bis feinster Qualität von **2, 2½, 3, 3½ bis 4 Mark per ½ Kilo** versendet von 1 Kilo an die **Thee-Engros-Handlung von Karl Hoeniger in Hamburg.** 610

Schalk.

Pro Quartal 3 Mark 50 Pfg. 616

Das Holz- und Strohinstrument

eignet sich besonders für Jene, welche kein vollständigeres Instrument erlernt haben, da jeder Laie schon nach kurzer Uebung selbstständig darauf spielen kann. Der Ton ist sympathisch und klingt nicht nach, es empfiehlt sich deßhalb auch zur Begleitung anderer Instrumente, nach welchen es gestimmt werden kann. In Holzkasten und mit beigegebener Schule zum Selbsterlernen pr. Stück Mark 10. — = fl. 5. 50.

Adolf Klinger, Reichenberg, Böhmen.

Bekanntmachung.

In verschiedenen Zeitschriften ist neuerdings eine Notiz verbreitet worden, welche den Spezialisten, Herrn

Karl Edmund Bühligen in Leipzig,

den gegenwärtigen Inhaber von **Arndt's Verlagsanstalt daselbst,** in der öffentlichen Meinung herabzusetzen und seinen Geschäftsbetrieb wesentlich zu schädigen geeignet ist.

Ich bin, wie ich hierdurch bekannt mache, von Herrn Bühligen beauftragt worden, **gegen Jeden, welcher die gedachte Notiz** in irgend welcher Zeitschrift bereits **verbreitet hat** oder **etwa noch verbreiten sollte, Strafantrag zu stellen** und auf nachdrücklichste Ahndung zu bestehen, und werde den mir ertheilten Auftrag unnachsichtlich ausführen. 694

Leipzig, den 21. Oktober 1878.

Advokat Hugo von Metzsch.

Fabrik und Handlung von **Laubsäge- und Werkzeugkasten, Laubsäge-Spezialitäten.** II. Band's Laubsäge-Vorlagen auf Holz und Papier, in diesem Jahre über 70 neue Muster. Kataloge und Preislisten gratis.

M. Hoffmann, Eisenhandl., Leipzig. (Stadt Dresden.)

Eismaschinen

zur **Erzeugung** von **Roheis** bis 1000 Kilogr. die Stunde; ferner (H. 54929.)

Mineralwasser-Apparate

zur Herstellung aller moussirenden Getränke empfehlen 98

Vaass & Littmann,

Maschinenfabrik in Halle a. S. (Preussen).

—Preiscourante auf frankirte Anfragen.—

Schalk.

Pro Quartal 3 Mark 50 Pfg. 616

Aufzüge

(Fahrstühle) jeder Art und Grösse, fertigt **F. Witte,** Berlin SW., Neuenburgerstr. 12.

Strick-Maschinen

(neu, eigenes Patent).

Probemaschinen stets im Betriebe. Preisliste franko. Unterricht gratis. 134

Sächs. Stickmaschinenfabrik in **Kappel** bei Chemnitz.

Norddeutscher Lloyd.

Postdampfschifffahrt.

I. Zwischen Bremen und New-York,

ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen jeden Sonntag, von Southampton jeden Dienstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag Abend nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.

Direkte Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.

Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und Baltimore,

ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs, von Southampton am folgenden Sonnabend, von Baltimore Donnerstags.

III. Zwischen Bremen und New-Orleans,

via Havre und Havanna.

Von September bis April ein oder zwei Mal monatlich.

IV. Zwischen Bremen und Brasilien und La Plata,

via Antwerpen und Lissabon.

Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1. jedes Monats. 207

Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

England via Harwich.

Kürzeste, billigste und angenehmste Route.

Die Dampfer der **Great-Eastern-Bahn** gehen von **Rotterdam täglich** (mit Ausnahme Sonntags) um 2 Uhr 30 Minuten Nachmittags, von **Antwerpen Montags, Mittwochs** und **Freitags** um 1 Uhr Nachmittags nach **Harwich** ab. Expresszug von Harwich nach London nach Ankunft der Boote. Direkte Passagier-, Reisegepäck- und Güterbeförderung von allen grösseren Stationen des Kontinents. Weitere Auskunft ertheilt **E. A. Oswald,** Generalagent, 12 Domhof **Köln.** 696

Pacific Steam Navigation Company.

Postdienst zwischen

Bordeaux und Südamerika.

663 Nächste Abfahrten von Bordeaux:

(Schiffahrt-Gesellschaft **„Gironde"** und **„Garonne".**)

„Patagonia", 2866 Tonnen, 500 Pferdekraft, Kapitän Majsey, den 15. November um 10 Uhr Vormittags nach Santander, La Corogne, Carril, Vigo, St. Vincent, Montevideo und Buenos-Ayres ohne Berührung brasilianischer Häfen.

„Cordillera", 2860 Tonnen, 500 Pferdekraft, Kapitän Brisbane, den 15. Dezember um 10 Uhr Vormittags nach Santander, La Corogne, Carril, Vigo, Montevideo und Buenos-Ayres ohne Berührung brasilianischer Häfen.

Man wende sich in **Bordeaux** an Herrn **Henry Davis,** Hauptagent, Quai des Chartrons 1.

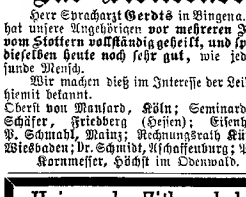
Pensionat für Knaben.

In einer Gymnasialstadt im schönsten Theile Thüringens, in frischer Berg- und Waldesluft (Gymnasium, Realschule erster Ordnung, Handelsschule 2c.), deren Schulanstalten mit Recht gerühmt werden, erbietet sich ein akademisch gebildeter und sprachkundiger (Engl., Französ. in Schrift und Wort **fertig**) Schriftsteller, der mit seiner Familie eine allein liegende Villa bewohnt, Söhne aus guten Familien, welche die dortigen Schulanstalten besuchen sollen, in volle Pension zu nehmen, ihre Neigungen und ihre sittliche Führung zu überwachen und ihnen die vollen Annehmlichkeiten des Elternhauses zu gewähren. Betreffs alles Näheren wollen Reflektirende sich unter Chiffre **Dr. K. 54** an die Expedition von „Ueber Land u. Meer" in Stuttgart gefälligst wenden. — Pensionspreis, bei bester Verpflegung und Sorge für geistiges und körperliches Gedeihen der Pensionäre, mäßig.

Schalk.

Pro Quartal 3 Mark 50 Pfg. 616

10 Mk. inkl. Färbeapp. 10 Mk.



En gros mit bedeut. Rabatt. LEON, Zeil 38, Frankfurt a. M.

SELBSTFÄRBER zum Einsetzen der patentBuchstaben à 12 Mk. inkl. 100 Buchst. u. No-

Für Stotternde.

Herr Spracharzt **Gerdts** in Bingen a. Rhein hat unsere Angehörigen **vor mehreren Jahren vom Stottern vollständig geheilt, und sprechen dieselben heute noch sehr gut,** wie jeder gesunde Mensch.

Wir machen dieß im Interesse der Leidenden hiemit bekannt.

Oberst **von Mansard, Költ;** Seminardirektor **Schäfer, Friedberg** (Hessen); Eisenhändler **P. Schmahl, Mainz;** Rechnungsrath **Kündler, Wiesbaden;** Dr. **Schmidt, Aschaffenburg;** Pfarrer **Kornmesser, Hächst** im Odenwald. 695

Universal-Zitherschule

von

F. Feyertag.

Neueste Zither-Schule m. 423 Uebungs- u. Unterhaltungsstücken, Notizen über die Behandlung der Steyrischen, der Elegie-, der Streichzither etc. etc. **Begleitung durchgehends im Violin- und Basschlüssel. Text deutsch, englisch und französisch.** 2 Theile à M. 10. —

Unbestritten die vorzüglichste und reichhaltigste aller Zither-Schulen. Zum Selbstunterricht ganz besonders geeignet. Prospekte mit Inhaltsverzeichnis gratis und franko. 684

Verlag von **Otto Halbreiter** in **München.**

Ueber Familiennamen, deren Verbindungen mit **Adels-** geschlechtern dunkel sind, Auskunft bei **Ritter v. W.,** postl. fr. **Berlin.**

Billigstes

Vervielfältigungs-Verfahren.

DUPLICATING INK.

Diese Tinte ermöglicht ohne Apparat 30—50 Kopieen auf jedem Papier. 1 Fl. mit Zubehör und Gebrauchsanweisung M. 3. — franko gegen Nachnahme. 701

Nur echt, wenn mit obiger Schutzmarke versehen.

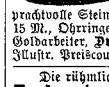
Generaldépôt bei **F. G. Myllus, Leipzig.**

Prachtvolle Weihnachtsgeschenke!

ebensgrosse Porträts

in **Kreide** gezeichnet (Photocrayons) oder in **Oel** gemalt fertigt nach jeder Photographie, Daguerreotyp, Glasbild, Stahlstich 2c. unter Garantie getreuer Aehnlichkeit das artist. Institut von **C. Hommel** in **Halberstadt.** 519

Aufträge zu Weihnachten erbitte frühzeitig'



Künstliche Brillanten,

prachtvolle Steine in echt Gold, Ringe zu 6 bis 15 Mk., Ohrringe 10—15 M. empfiehlt **Schröter,** Goldarbeiter, **Dresden,** Jakobsstraße 16. — Illustr. Preiscourant franko. 523

Die rühmlichst bekannte Fabrik von

Zauber-Apparaten von E. Oscar Lischke,

Hamburg, Bazar 7,

empfiehlt die neuesten Erfindungen in diesen Genres. **Zuverlässig und elegant** gearbeitet. Anerkannt als beste Bezugsquelle der größten Zauberkünstler der Welt. **Billige Preise.** Preiscourant gratis. 264

Schalk.

Pro Quartal 3 Mark 50 Pfg. 616

Soeben erschien: 649

Sport.

Illustrirte Blätter für Reiter u. Pferdefreunde.

Zweiten Bandes erste Lieferung.

Verlag von Schickhardt & Ebner in Stuttgart.

Im Verlage von **W. Dämes** in **Wesel** erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Kinder des Kommunisten.

Eine Erzählung

für seine alten und jungen Kameraden

von

Hildebrandt-Strehlen,

Verfasser des „Hans Martin".

Broschirt in Farbendruck-Umschlag 1½ Mark. Elegant gebunden 2 Mark.

Diese Volks- und Jugendschrift klärt über politische Verhältnisse und sozialistische Verirrungen auf. 622

Auch für dieses Werk wurde dem Verfasser vom königl. Kultusministerium eine Staatsprämie zuerkannt.

„Ueber Land u. Meer", 30 Bde, Nro. 9 bis 38, f. gut gehalten, im Ganzen à 2 Mk. zu verkaufen. Franz. Offerte unter **R. H.** erbeten **G. Müller's** Annoncenbureau in **Hörlitz.**

Fabrik und Lager von

Zauber-Apparaten

für Künstler und Dilettanten. Halte stets das **Neueste** auf Lager. Preiscourante gratis und franko. 685

Hermann, Berlin, Friedrichstraße 187.

Jeder Stotternde,

selbst der schlimmste, wird unter Garantie vollständig geheilt und erhält eine gute, natürliche Sprache. Prospekt gratis. 681

Bingen. Spracharzt **Gerdts.**

Schalk.

Pro Quartal 3 Mark 50 Pfg. 616

A. Hartleben's Verlag in **Wien.**

Soeben begann zu erscheinen und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Durch die Sternenwelt

oder

Die Wunder des Himmelsraumes.

Eine gemeinfaßliche Darstellung der Astronomie für Leser aller Stände

bearbeitet von

Ferdinand Siegmund,

Verfasser von „Untergegangene Welten", „Illustr. Naturgeschichte der drei Reiche" 2c. 2c.

20 Lieferungen à 3 Bogen, mit 150 Illustrationen, 6 Farbendruckbildern u. 2 Sternkarten. **Preis jeder Lieferung 30 kr. ö. W. = 60 Pf.**

Die Himmelskunde hat in neuester Zeit viele und aufrichtige Verehrer unter den Laien gefunden, denn es bleibt unbestritten, daß keine Wissenschaft mehr den Geist des Menschen bildet, keine ihn mehr hinführt zu dem Gedanken an die Erhabenheit der Natur und ihn mit den Gefühlen an die Größe derselben erfüllt, als gerade die Astronomie. Das astronomische Wissen gehört zum positivsten Wissen, es ist der Vernunft gemäß, es hat seine Giltigkeit für alle Zeiten und durch alle Räume des Weltalls.

Um nun die Himmelskunde in recht weiten Kreisen einzubürgern und sie auch zum Gemeingut Jener zu machen, denen umfassende mathematische Kenntnisse mangeln, beschloß die unterzeichnete Verlagshandlung die Herausgabe eines populärwissenschaftlichen Werkes, welches unter dem Titel: **„Durch die Sternenwelt** oder **Die Wunder des Himmelsraumes"** als ein getreuer und verläßlicher Führer durch den Wunderbau des Himmels dienen soll. In gewählter Form der Darstellung, in geistig anregender Weise und in allgemein verständlicher Sprache wird der durch seine „Naturgeschichte der drei Reiche" und „Untergegangene Welten" in weiteren Kreisen bekannte Verfasser alles das mittheilen, was im Laufe der Jahrhunderte auf dem Gebiete der Astronomie erforscht wurde. 689

A. Hartleben's Verlag in **Wien.**

Soeben erschien und halte ich allen Literaturfreunden bestens empfohlen:

Katalog Nro. 15 692

meines antiquar. Bücherlagers, enthaltend eine gediegene Auswahl von Werken aus allen Wissenschaften, ca. 50,000 Bde. Gegen Einsendung von 30 Pf. Marken liefert franko

L. M. Hlogau Sohn, Hamburg, 23 gr. Burstah.

Schalk.

Pro Quartal 3 Mark 50 Pfg. 616

Agenten gesucht.

Ein bedeutendes Haus in **Bordeaux** sucht **Agenten,** es seien wohnhafte oder reisende, für den Verkauf von **Weinen** und **Spirituosen.** Besonders vortheilhafte Konditionen. Man wende sich in Briefen „franko" an **Mr. Lambert,** rue **Servandoni** 26, Bordeaux (Frankreich). 709

Ausgezeichneten

Dalmatiner Honig,

garantirt rein, prachtvolles Aroma, 10 Pfd.-(Post) Büchsen à 75 Pf. pr. Pfd., 5 " " 80 " "

Fäßchen billiger, versendet auch heuer

Friedrich Karl Hit 735

am Schmalzmarkt in **Würzburg.**

Mariage.

Für einen aktiven jüngeren Offizier (Hauptmann), solid und schuldenfrei, wird eine entsprechende Partie gesucht. Gefl. Anerb. wolle man längstens bis 1. Jan. 1879 sub **W. 61** an **Haasenstein & Vogler, Karlsruhe,** senden. Strengste Distretion verbürgt. 673

Gegen Einsendung von 50 Pfennig (Briefmarken) sende ich mein Buch über 659

Schwächezustände

und deren wahre und gründliche Heilung durch meine segensreiche Heilmethode.

Dr. med. Rumler,

Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften, nicht staatl. approb.

Berlin, Französische Straße 24.

Placement-Gesuch.

Ein verheiratheter, theoretisch und praktisch gebildeter **Kaufmann** gesetzten Alters, welcher 12 Jahre lang ein renommirtes Handelsinstitut in einer Residenzstadt Süddeutschlands führte, sucht in einem schon bestehenden Institute als Lehrer der Comptoirwissenschaften und der franz. Korrespondenz dieselbes Unterkommen. Gefl. Anträge befördert Herr **Louis Vogelgsang** in **Schwäbisch-Hall.** 690

Neueste Briefmarken-Albums

und **echte Briefmarken** verkauft billigst. **Katalog 60 Pf.** Preiscourant gratis. **Alwin Fischiese,** Antiquitätenhdlg., **Leipzig.** 580

Dr. Kles' diätetische Heilanstalt

in **Dresden,** Bachstrasse 8.

Behandlung aller Krankheitsfälle durch dasdiätetische Heilverfahren, ohne Anwendung von Medikamenten. In Magen-, Unterleibs- und Nervenleiden, Hautkrankheiten und überhaupt allen chronischen Uebeln besonders empfohlen. 122

Heilung zuverlässig. Prospekte direkt.

Gegen Einbruch ist das Zuverlässigste mein **patentirtes Sicherheitsschloß** mit elektr. Lärmsignal bei Anwendung von Nachschlüsseln. **Gustav Höfer,** 591 **Leipzig.** Prospekte gratis.

Epilepsie! (Fallsucht.) Krämpfe! sowie **Nervenleiden** gründlich zu heilen. Nebst Angabe und chem. Analyse aller bisher dagegen exzit. empfohlenen u. **Geheimmittel.** Beziehbar geg. Eins. v. 1 M. bei **Schram** in **Enns,** Oberöstr.

Rothe Nasen

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske** in **Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Der Bandwurm

und dessen radikale Beseitigung aus dem Körper des Menschen. Diese Broschüre versendet **gratis** 191 **C. E. Bühligen, Leipzig.**

Kunstbutter.

Ein Fachmann, der die Fabrikation genau kennt, errichtet gegen mäßiges Honorar Fabriken. 587 **Ernst Aschoff, Hamburg,** Uhlenhorst, Bachstraße 6.

Aquarellmaler.

Geübte **Blumen- u. Figurenmaler** finden dauernde und lohnende Beschäftigung in der Fächerfabrik von **Traub & Co., Wien,** Kopernikusgasse 9. 661

Schalk.

Pro Quartal 3 Mark 50 Pfg. 616

In allen Buchhandlungen zu haben:

Toast-Büchlein

oder **300 anpreschende Trinksprüche: auf's Wohl der Geliebten, bei Geburtstagen, Kindstaufen, Stiftungsfesten, Abschiedsmahlen u. s. w.**

Von **Alvensleben.** — Preis 1 Mark.

Ernst'sche Buchhandlung in **Quedlinburg.**

Tribüne

mit

Berliner Wespen

als Gratisbeilage.

Man abonnirt bei allen Postanstalten

für: 5,50 Mark vierteljährlich,

3,54 Mark für 2 Monate,

1,77 Mark für 1 Monat.

Echte Briefmarken aller Länder, hauptsächlich nord- und südamerikanische, verkauft zu den billigsten Preisen 127

N. F. Seebeck,

P. O. Box 4926 **New-York.**

Kataloge 1878 franko für 50 Pfennige.

Schalk.

Pro Quartal 3 Mark 50 Pfg. 616

Rauchern

empfiehlt die seit 41 Jahren best renommirte Fabrik unter Garantie für **echten** (nicht Wiener) Meerschaum und Bernstein ihre neuesten:

Kongreß-Cigarrenspitzen in Cylinderform, deren Beschaffenheit das Anrauchen wesentlich beschleunigt und das Feuchtwerden der Cigarre sowie das Zurücklaufen des Tabakaftes zum Munde vollkommen verhindert, 8 Ctm. lang 3 Mk., 10 Ctm. 4 Mk., 12 Ctm. 6 u. 14 Ctm. 10 Mk. sammt Etui.

Buchstaben-Cigarrenspitzen, feinst in Farben ausgeführt (neueste Methode), mit beliebigen Buchstaben sammt Etui 4½ Mk., mit Monogramm 5½ Mk.

Export-Rauchgarnituren mit kleiner Tabaks- und 2 Cigarrenpfeifen 5 Mk.

Komplete Rauch-Necessaires zu 8 u. 11 Mk., vollständig eingerichtete Rauchtaschen, alle Bedürfnisse eines Rauchers enthaltend, in höchst eleganter Ausstattung 18, 24 u. 30 Mk. Ferner aus echt französisch.

Bruyerholz mit Meerschaum-Fütterung die so beliebten Trockenrauch-Tabakspfeifen sammt Weichselrohr und Neusilberbeschläge 2 Mk., größere 2½ Mk. ganz groß 3 Mk.

Haus-, Jagd- u. Studentenpfeifen in reichhaltigster Auswahl nebst allen anderen Rauchrequisiten billigst und solide.

Joh. N. Menhard

in **Wien,** Niederlage I., Wollzeile 33 und deren Vertretungen im Auslande.

Näheres sagt gratis der illustr. Preiscour.

Über Land und Meer.

№ 7.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Lesefrüchte, aus dem Tagebuch eines Musikers, von Rudolf Gottschall. — Die Jahrhundertfeier des Münchener Hof- und Nationaltheaters und Karl Theodor Frhr. von Perfall. — Im Elsaß, ein Reiseblatt von H. Noe. — Notizblätter. — Uebergang einer Batterie durch die Bosna. — In den Flitterwochen. — Theodor Fontane, von W. Lyble. — Das Pfarrhaus von Ellernbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen, Fortsetzung. — Gerhard Kremer, genannt Mercator, von Borchardt. — Ein außerordentlicher Standpunkt, von A. Woldt. — Für das Album, von Wilhelm Emmer. — Schach. — Kopfsprung Nro. 3. — Räthsel. Bilderräthsel 7. — Auflösung des Bilderräthsels 6. Briefmappe.

Illustrationen: Baron Perfall, k. bayerischer Generalintendant. — In den Flitterwochen, Gemälde von A. Heilland. — Das Residenztheater in München. Theodor Fontane. — Uebergang einer Batterie durch die Bosna, nach einer Originalskizze. — Kegelspiel im Elsaß, Gemälde von C. A. Pabst. — Das Denkmal Gerhard Kremer's, gen. Mercator, zu Duisburg. — Einiges aus dem Leben eines Gelegenheitsdichters, sechs humoristische Bilder von G. Lucke.

Lesefrüchte.

Aus dem Tagebuch eines Musikers.

Von

Rudolf Gottschall.

Hier bin ich! In dem Wirthshause auf dem Markte ließ es mir keine Ruhe; das ist ja Alles so kleinstädtisch, so wenig den Gedanken und Empfindungen entsprechend, die uns anwandeln bei dem Namen Muskau, bei der Erinnerung an den Fürsten, der einer der größten Kosmopoliten unseres Jahrhunderts gewesen ist! Doch nur hundert Schritte durch eine enge Gasse: das Parkthor thut sich auf, bald fällt der Blick auf das hochragende Schloß, auf die Blumenterrassen, die Bowlinggreens in seiner Nähe, und weithin, so weit das Auge reicht, rauschen die Wipfel der hohen Bäume des Parkes, den er in diese Sandwildniß gezaubert hat, und bekunden in schönen Gruppen den ordnenden Sinn, den feinen Kunstverstand des Fürsten.

Was mich fremdartig anmuthet, das sind die beiden großen niederländischen Löwen, die bei der Auffahrt zum Schlosse Wache halten. Ich liebe überhaupt nicht diese in's Freie hinausgesprungenen Wappenthiere; hier aber erinnern mich diese golden glänzenden Ungeheuer daran, daß dieß Besitzthum, das er geschaffen, jetzt in fremden Händen ist. Freilich er, der so lange als Verstorbener unter den Lebenden glänzte, ist ja jetzt selbst heimgegangen und drüben in der zweiten Oase, die er der undankbaren Sandwüste abgerungen hat, drüben in Branitz, umspült von den melancholischen Fluten des einsamen Sees, steht sein Grabmonument.

Baron Perfall, k. bayerischer Generalintendant. Originalzeichnung. (S. 124.)

Doch heute will ich mich nur ganz dem Eindruck dieser prachtvollen Symphonie hingeben, die der Künstler hier nach den glänzenden Motiven seiner Phantasie komponirt hat. Ich folge den Wegen, die sich durch die geschorenen Matten hindurch schlängeln, bewundere die stattlichen Baumgestalten, die meistens zu einem harmonischen, volltönenden Dreiklang zusammengestellt sind; ich wandle auf den Brücken über die melancholische Neiße, die hier als künstlerisches Rohmaterial verwerthet worden ist. An ihren Ufern sind gleichsam die Mollakkorde des Parkes zusammengedrängt; doch der Weg führt allmälig die Hügel hinan, aus dem feingeschaffenen Park in den künstlerisch geregelten Forst; dort eine feine Komposition des schöpferischen Geistes, hier eine Transposition des Naturlebens in eine geschmackvollere Tonart!

So kunstreich sind die Wege geführt, daß man unten durch Thorwölbungen hindurchschreitet, welche oben die Viadukte desselben Weges bilden, eine Art von Kontrapunkt in der Gartenkunst.

Jetzt stehe ich oben auf freierem Aussichtspunkte, den lichteres Gebüsch umrahmt. Welch' schönes Landschaftsbild! Welche grüne Harmonie im Ganzen, welche sanft verschmolzenen Baumgruppen im Einzelnen! Da ragt das hohe Schloß mit seinen Thürmen über die nachbarlichen Wipfel hinaus; nach allen Seiten aber ziehen sich drin grüne Buchten, dann weite Rasenflächen in den Park hinein, einzelne Baumgruppen bannen den Abendsonnenschein an ihre Wipfel;

weiterhin flutet er über den zusammengerankten Wald. Das Städtchen selbst ist mitten hineingebettet in die grüne Umhegung; glücklicherweise verschwindet dieß Vorholzstück unter den übrigen grünen Dekorationen, denn der nähere Anblick seiner Beschaffenheit würde für den poetischen Eindruck ungünstig sein. Grüne Hügelreihen begrenzen den Horizont, doch auch um die Horizonte kümmerte sich der Fürst und ließ auch dort nicht jede vorlaute Aeußerung der märkischen Natur unverbessert, sie hätte ihm ja sein Bild verdorben. Nirgends durfte die Barbarei dieses Erdreiches sich in urwüchsiger Wüstheit zeigen: die ganze Landschaft war dem künstlerischen Genius des Fürsten unterthänig.

Ich kehre zurück, voll von dem Eindrucke des großartigen Parks! Meine Pietät gegen den Fürsten ist im Wachsen, seitdem ich die Stätte betrat, wo sein Fuß gewandelt ist.

Jetzt wo der Mondschein seinen Zauber fortwirft an das Pflaster des kleinen Marktplatzes und den naturwüchsigen Brunnen und hinter den herabgelassenen Rouleaux der kleinen Häuser die Lampe leuchtet, welche die kleinstädtische Langeweile an den häuslichen Herd bannt: jetzt schweifen meine Gedanken zu dem lieblichen Bilde meiner Lucia. Mit Thränen in den Augen steht sie da, hält mir die treue Freundeshand zur Trennung entgegen und zeigt mit erhobenem Finger auf die Bahn des Ruhms, die offen vor mir liegt, nach den glänzenden Zielen hin, die mir winken, aber ich, ich sollte das Opfer annehmen?

*

Ein Regentag ... unheimlich, aschgrau! Tief herein in die Wipfel des Parkes hängen die Wolken, jeder Fernblick ist verschleiert; die Kelche der Blumen beugen sich unter der Last, welche die Regengüsse in sie hinabfluten, die Blätter ihrer Kronen verwelken und lösen sich ab! Kein Windhauch kräuselt sie in leichtem Spiel. Der Regen peitscht sie auf die Erde.

Das ist ein Wetter, welches zur Einkehr in das eigene Leben mahnt, und ich will sie halten, die Feder in der Hand. Mein bisheriges Leben soll an mir vorüberziehen wie die Bilder einer laterna magica, doch es hat ja keinen andern Glanz aufzuweisen, als den magischen Schein meiner Träume.

Eines Musikers Sohn wuchs ich auf: die Kunst als Handwerk stand an meiner Wiege. Mein Vater gehörte einem Orchester an, welches an allen Wochentagen und besonders an Sonntagen überbeschäftigt war, in Konzerten, in dem kleinen Theater, bei den verschiedensten Lustbarkeiten der Saison. Die Kunst ging nach Brod; aber auch das Handwerk hatte keinen goldenen Boden: man theilte den Gewinn, aber er schmolz bei der Theilung. Eine Art von körperlicher Lähmung hatte meinem Vater mit der Zeit jedes Musikspiel unmöglich gemacht, welches Gewandtheit und Geläufigkeit der Fingerbewegungen verlangte. So war er zuletzt auf die Pauke angewiesen, und doch: er war ein feingebildeter Musiker. Seine Paukenschläge, deren Energie die Jugend der Stadt erfreute, griffen mir oft an's Herz; es klang mir oft daraus entgegen wie Ingrimm, unverhohlener Ingrimm darüber, daß ein echtes Talent zu den Leistungen eines Bärenführers verurtheilt war, während in den lichteren Regionen des Orchesters die beweglichen Finger der Glücklicheren den Zauber der Melodie, die kühnen Läufe herauf und herunter die Saiten oft mit unsäglicher Geschmacklosigkeit aus den Instrumenten herausquälten.

Seine einzige Lebenshoffnung hatte er auf mich gesetzt: ich war das einzige Kind, die Mutter bald nach meiner Geburt gestorben. Ein Onkel, der einen kleinen Kram, sowie einiges Vermögen besaß und kinderlos war, half für meine Erziehung sorgen. Es war dieß um so rührender, als der alte Mann, den ich noch immer in seinem kaffeebraunen Rocke wie eine Mumie hinter dem Ladentisch stehen sehe, zu jenen seltenen Naturen gehörte, denen die Musik geradezu unbequem ist; er konnte sich nicht einmal zu dem Standpunkt des Advokaten von Weißenfels erheben, welcher sich doch zu dem Zugeständniß herabließ, daß ihm die Musik von allem Lärm der liebste sei. Diese „Luftfechtereien", wie er die Welt der Töne zu nennen pflegte, blieben ihm gänzlich unverständlich, und bisweilen, wenn aus der Reunion über den Markt hinüber in seinen Laden die Töne des Konzertes allzu vernehmlich drangen, sprang er hinter seinem Ladentisch hin und her wie ein wildes Thier im Käfig; ihm erregte die Musik körperliches Mißbehagen. Und diesem wunderlichen Manne verdankte ich meine Ausbildung in der Musik; denn mein Vater, so sehr er sich mit mir beschäftigte, so sehr er mir den Geist der großen Tonmeister erschloß, konnte mich nicht zu künstlerischer Fertigkeit auf den Instrumenten heranbilden: sein Leiden, seine fortwährende Thätigkeit für den täglichen Erwerb hinderten ihn daran. Mit dem Geld meines Onkels wurden meine Klavier- und Violinstunden bezahlt. Doch wenn ich ihm meine Fortschritte dankbaren Sinns durch einige vorgespielte Piecen beweisen wollte, beschwor er mich, davon abzustehen, und sprach seinen unerschütterlichen Glauben an mein Talent für diese ihm unverständliche Kunst aus.

Gleichzeitig absolvirte ich die Klassen des Gymnasiums und bezog dann zugleich das Konservatorium und die Universität in einer der ersten Städte des Landes. Des Onkels Goldstücke, die in meine bedürftige Kasse fluteten, machten mir einige Zeit hindurch die Vereinigung beider kostspieliger Studien möglich. Da plötzlich ebbte der goldene Flutstrom mehr und mehr. Die Finanzen des Onkels machten eine rückgängige Bewegung; die ungünstigen Zeitverhältnisse hatten seine kleinen Ersparnisse aufgezehrt. Bald darauf starb er selbst und hinterließ nur das Nothwendige zur Befriedigung seiner Gläubiger. Sein Tod erschütterte mich sehr; er war ein Wohlthäter, wie man sie selten findet, denn die meisten wollen durch ihre Wohlthaten immer sich selbst etwas Erfreuliches oder Schmeichelhaftes bereiten; er aber gab seine Unterstützung, um mich in einer Kunst ausbilden zu lassen, die ihm verhaßt war. Mögen die Dichter immerhin sagen, daß, wen nicht der Einklang süßer Töne rührt, zu Räuberei, Verrath und Tücke tauge, daß sein Trachten finster sei wie der Erebus; dieser dürftige Mann im kaffeebraunen Rocke beweist das Gegentheil; er beweist, daß es harmonische Gemüther gibt, welche die Harmonie der Töne nicht brauchen, weil in ihnen etwas lebt, was über den Generalbaß und den Kontrapunkt erhaben ist, eine schöne, edle Seele.

Ich hatte bisher den künstlerischen Studien mich voll und ganz hingegeben, ja ich hatte sogar Muße gefunden, eine Oper zu komponiren. Mit dem Schwersten anzufangen, dazu neigen sehr viele Begabungen. Ich hatte mir den Text dazu selbst gedichtet und meinte, daß er als Träger der Musik genügen würde. Nach dem Ruhm der Dichterkomponisten strebte ich nicht; ich sagte mir, daß das Genie seine ganze Kraftfülle nur in einer Kunst offenbare und daß gleich Treffliches in mehreren Künsten zu leisten, die Anmaßung des Dilettantismus sei; doch ich lebte in einer Fülle von Anregungen, ich konnte ungestört studiren und schaffen, wie ich denn Aesthetik und Philosophie neben den musikalischen Studien betrieb. Mein geistiges Leben konnte sich ungehemmt entfalten; es hatte Bewegung und Schwung und ihm winkten ferne große Ziele.

Das wurde auf einmal Alles anders, als mein Onkel gestorben war: ich konnte mich anfangs gar nicht in den Umschwung meiner Verhältnisse finden, die bittere Noth trat an mich heran; und wenn ich sie bekämpfen wollte, so mußte ich meine schönste Zeit einförmiger Tagesarbeit widmen, Stunden geben, Musikstunden, die schrecklichsten von allen; welche Mühe, die klimpernde Talentlosigkeit salonfähig zu machen; welche Pein, sich Ohr und Herz zerreißen zu lassen, mit dem vollen Bewußtsein, daß diese Marter doch vergeblich sei, daß diese Fingerfertigkeit nur dazu dienen werde, zeitlebens das arme Piano seelenlos zu mißhandeln. Und so im Schweiße meines Angesichts mußte ich mir die wenigen Freistunden erkaufen, in denen ich mir selbst, meiner Kunst, meinem Beruf gehören konnte. Oft war ich zu abgespannt, zu erschöpft, um selbst schaffen zu können; da genoß ich wenigstens, in einen Winkel des berühmten Konzertsaales gelehnt, die Schöpfungen der unsterblichen Meister und hatte die stolze Genugthuung, zu empfinden, daß die Musik wirklich eine Kunst sei, daß die verzückte Cäcilie Raphael's nicht ganz zum Aschenbrödel am häuslichen Herd geworden sei, sondern noch den Blick frei zu den Sternen erhebt.

Bald sollte in mein Leben neuer Trost und Schwung kommen. Oft machte ich mit jungen Freunden und Freundinnen eine Kahnfahrt nach einem benachbarten Dorf. Es geht frisch und munter zu auf den Konservatorien, und das Band, das die Brüder und Schwestern in Apoll verbindet, ist ein lustiges, freiflatterndes Rosenband. Versammeln sich doch hier die Kunstjünger und Kunstjüngerinnen aus allen Zonen: da ist die feurige Italienerin, welche die Lorbeeren der Catalani nicht schlafen lassen; da ist die hoch aufgeschossene blonde Schwedin mit den wasserblauen Nixenaugen, welche den Bogen Ole Bull's mit Grazie führt; da ist die Amerikanerin, welche wie Liszt die Saiten schwingt, und deren große Seele auf der strudelnden Flut der Töne dahintreibt wie ein entwurzelter Baumstamm auf den Fluten des Mississippi; da ist eine brünette Engländerin mit einer blonden Seele, hier eine feurige Ungarin, deren Gesang wie der Ritt eines Csiko über die Haide braust; kurz, ein solches Konservatorium ist wie ein ethnographisches Mädchenmuseum und wer seine fünf Sinne beisammen behält, kann für die Wissenschaft ganz ergiebige Studien machen.

Die Kahnfahrt auf dem kleinen Fluß war ein beliebtes Sommervergnügen. Die Gegend ist arm an Reizen, aber der Fluß windet sich durch einen hochstämmigen Wald, und wenn bei der Rückfahrt der Mondschein die Wipfel überflutet, das Buntfeuer von den Kähnen in die grünen Verstecke späht und die breiten Kronen in magisches Licht taucht, wenn dabei heitere Gesänge, vorgetragen mit froher Laune und kunstsinnigem Verständniß, das Echo wecken, dann schwebt über dem hochragenden Wald der Flußniederungen ein poetischer Reiz, um den ihn manche Gebirgswälder beneiden könnten, und die Seele verliert sich in Träumereien, wie sie sonst nur reizvollere Landschaften in glücklicher Beleuchtung hervorrufen.

Bei einer solchen Rückfahrt saß ich im Kahn mit einem Mädchen zusammen, das ich draußen bei unseren ländlichen Vergnügungen kaum bemerkt hatte. Wir waren dießmal sehr zahlreich; verschiedene kleinere Gruppen hatten die gemeinsame Fahrt verabredet und auch einen gewissen Zusammenhalt bewahrt; jetzt aber bei der Rückfahrt in heiterster Laune löste sich das Band; ja es wurde zum Gesetz gemacht, daß die minder Bekannten sich zusammensetzen sollten. So fand ich mich plötzlich einem reizenden Gesicht gegenüber, welches für den milden Schein des Mondlichts geschaffen schien: so sanft und träumerisch war der Ausdruck der Züge, der Blick des großen Auges, das wehmüthige Lächeln des Mundes, aschblondes Haar fiel reich und voll und anmuthig gelockt auf die Schultern; die schöne Wölbung der Schläfe verkündete den ausgeprägten Sinn für das unsichtbare Reich der Töne. Vom Zauber ihrer Erscheinung gebannt, saß ich ihr lange schweigend gegenüber. Hatte sie blaue oder braune Augen? Mit dieser Frage beschäftigte ich mich angelegentlich, während sie einen Weidenzweig in die Flut tauchte und sich daran erfreute, wie der Mondschein ihn mit funkelnden Diamanten schmückte. Sie hatte braune Augen, Augen von jenem echten Lichtbraun, welches zu dem aschblonden Haar einen so enormen Kontrast bildete. Es lag darin etwas wie freudiges Aufleuchten der Seele; ich machte tiefsinnige Betrachtungen darüber, daß graue Augen zusammen mit diesem aschfarbigen Haar einen verloschenen Eindruck machen müßten, der durch den feurigen Blick des großen braunen Auges vermieden wurde; ich besann mich auf Dichterverse, welche zur Unterschrift für dieß Porträt paßten. Aus meinen Träumen wurde ich durch einen heftigen Anprall erweckt; wir waren im engen Fahrwasser mit einem andern Kahn zusammengestoßen. Außer einem lauten Aufschrei und einer leichten Erschütterung hatte das weiter keine Folgen; sie aber hatte vor Schreck den funkelnden Weidenzweig jählings aus der Flut emporgerissen und ohne es zu wollen, mich damit besprengt.

Das gab Anlaß, unser Schweigen zu brechen, sie entschuldigte sich anmuthig in einem Deutsch, das nicht ohne fremden Anklang war. Mir aber ward zu Muthe, als hätte eine Fee mich mit ihrer Zauberruthe berührt, und ich sagte etwas, was dieser Stimmung entsprach. Ich wußte nicht, ob sie es für eine Galanterie oder eine Thorheit hielt; ich wußte überhaupt nicht, ob sie es gehört; denn fast gleichzeitig ertönte ein lauter lustiger Gesang aus unserem Kahn und dem nächsten, der ihm folgte; die Ruder schlugen den Takt, und als dirigirender Kapellmeister wurde ein kleiner Musiker, dessen Stirn man mit einem Schilfkranz umwunden, von kräftigen Schultern in die Höhe gehoben; sein Taktstock war eine Papierrolle, die seine jüngste Komposition enthielt, er war kein Jüngling mehr, doch er liebte es, mit der Jugend zu verkehren, und beim heitersten Gelächter behielt er seine ernste Miene bei. Man verherrlichte ihn und verspottete ihn zugleich, er dachte an Cäsar, dessen Glatze der Lorbeer schmückte, während hinter seinem Triumphwagen die Soldaten Spottlieder sangen, und so fühlte er sich stets als Triumphator. Flammte doch auch das Rothfeuer empor und umgab ihn mit einer Glorie ... schöner noch schmückte diese Glorie die breitästigen Eichen, welche vor dem hellern Laubwald wie auf Posten standen.

Unser Gesang war verstummt. Da schmetterte eine Nachtigall in den Laubgehegen. Eine Nachtigall im Rothfeuer ... eine echte Primadonna des Waldes.

Meine Nachbarin sprach ihr Unbehagen aus über die Mischung von Anerkennung und Spott, womit man

den tüchtigen Musiker zu begrüßen pflegte. Bald kam unser Gespräch in Fluß; ich erfuhr, daß sie eine geborene Deutsche sei, daß aber ihre Eltern jetzt in London lebten, auch daß sie Lucia hieß, verrieth mir der Zuruf einer Freundin, welche den verwahrten Shawl von ihr verlangte. So lebhaft wurde unsere Unterhaltung, daß wir ungern bemerkten, wie die langen Häuserfronten der Vorstadt bereits an die Stelle der hochragenden Waldbäume getreten waren und wie rasch unser Kahn, unter mehreren Brücken hindurch, bereits dem Landungsplatze zuglitt.

Mit wie wehmüthigem Gefühl erfüllt mich die Erinnerung an diese erste Begegnung! Wie verfolgte mich damals das Bild des anmuthigen Mädchens in meine Träume! Wie funkelte das Leben von schönen Hoffnungen, wie die in die Flut getauchte Weidenruthe von Demanttropfen. Ich konnte kaum den nächsten Morgen erwarten, um nähere Erkundigungen bei meinen Freunden über Lucia einzuziehen, ich erfuhr wenig Thatsächliches, desto mehr sich widersprechende Meinungen, wie das immer der Fall ist, wenn es das Urtheil über einen Charakter gilt.

„Lucia," sagte der Eine, „ach, die kleine Engländerin! Klein ist sie gerade nicht, aber sie hat etwas so Unansehnliches; man übersieht sie, man vergißt sie immer, obgleich sie sich durch ein Paar vorlaute Augen in Erinnerung zu bringen sucht. Sie ist sehr schweigsam ... und das ist zugleich eine weise Oekonomie für eine Sängerin, die ihr Stimmmaterial schont."

„Ein prächtiger Alt," sagte der Andere, „der Gesangmeister ist sehr mit ihr zufrieden; die Vokalisation fiel ihr anfangs etwas schwer; denn obgleich eine Deutsche, ist sie doch in England erzogen, und die englischen Vokale halten nicht Stand und gehen ineinander über wie die dissolving views; doch sie ist fleißig und lebt nur ihrer Kunst."

„Stille Wasser sind tief," meinte der Dritte, „sie ist nicht immer so schweigsam, wie es oft den Anschein hat, sie kokettirt mit ihrem Schweigen wie mit ihren braunen Augen. Wer kennt diese Art von Koketterie nicht? Das hat etwas Unergründliches; man bittet freundlich, in diesen Abgrund hineinzustürzen. Und an Opferlustigen fehlt es nie! Da ist der große schwarzlockige Violoncellist, der wilde Rumäne, ein Genie, wenn er den Bogen in der Hand hat, aber sonst ein etwas haarbuschiger Geselle, ein wenig Raufbold, ein wenig Don Juan: dem hat's die blonde Fee angethan, und er folgt ihren Spuren, wenn auch nicht gerade erröthend wie der Schiller'sche Jüngling."

Diese letzte Mittheilung berührte mich sehr unangenehm; ich kannte den Rumänen; er war ein Renommist der schlimmsten Sorte und pflegte seine Liebesabenteuer auf den Wirthshausbänken zu erzählen. Hatte seine Kunst sie gewonnen? Er war in der That ein Künstler, das Violoncell gewann eine rührende Beredsamkeit, eine wundersame Herzenssprache unter seinen Händen. Und doch war er selbst ein roher Bursche, der mit allen Empfindungen ein keckes Spiel trieb. Sein ganzes besseres Selbst wurde durch die Kunst aufgezehrt; was übrig blieb, war sinnliches Behagen und ein verwahrloster Sinn. Oder sind solche Rumänen den Frauenherzen gefährlich? Erscheint ihnen das Wüste als bedeutend, als tief, weil sie's mit dem Zauber ihrer Illusionen bekleiden? Sehen die Frauen in jedem Don Juan einen Faust und in jedem Faust einen Doktor Marianus, den die jüngeren und die vollendeteren Engel erlösen?

Ich folgte der schönen Lucia öfter unbemerkt als ihr Schatten und bemerkte selbst, daß Marescu, der Rumäne, sie häufig aus den Unterrichtsstunden nach Hause begleitete; ich hatte das Gefühl, daß ihr eine Gefahr drohe, und es schien mir eine Pflicht, sie abzuwenden; ich faßte mir ein Herz und bot mich selbst einmal ihr zur Begleitung an; ich bat sie, eins meiner Lieder zu singen, das ich für eine Altstimme komponirt hatte; sie wohnte mit einer Freundin zusammen und lud mich zu sich ein. Diese Freundin war eine echte Engländerin, eines jener frischen Mädchen, wie sie im Londoner Nebel oder an den sturmgepeitschten Kreideküsten Albions gedeihen, von einer rosig angehauchten Naivität und unverwüstlichen Kindlichkeit. Da ich gut englisch sprach, war ich bald mit ihr im besten Einverständniß; ich erfuhr auch, daß Lucia als ihre Gesellschafterin sie nach Deutschland begleitet hatte. Lucia war also arm, sie aber eine kleine Kapitalistin. Den Marescu mochte sie nicht leiden; es erging ihr wie Gretchen mit dem Mephistopheles, und ich hatte volles Recht, sie einen kleinen ahnungsvollen Engel zu nennen.

Und Lucia selbst? In ihrer Begeisterung für die Kunst erschien ihr alles Andere so klein, so nebensächlich, daß sie kaum eine Meinung darüber hatte. Marescu galt ihr nur als Künstler; über den Menschen hatte sie nicht nachgedacht; noch weniger empfand sie etwas für ihn: ich war überglücklich, als meine Beobachtungen mich hierüber beruhigt hatten. Doch war es denn anders mit mir? Meine Lieder entzückten sie; sie bewunderte mein Klavierspiel, sie erging sich gern mit mir in Gesprächen über das Wesen der Musik und zeigte ein feines Verständniß für die Kunst und für alle meine Anschauungen, doch kam sie damit einer wachsenden Neigung entgegen.

Schöne Stunden verlebte ich in dem stillen Asyl, in welchem die beiden Mädchen unter Blumen und Noten und bunten Vögeln aus Brasilien sich eingesponnen hatten. Eine in einen Blumengarten verwandelte Veranda schloß sich an ihr Zimmer an; der Blick ging hinaus auf einen Garten mit rauschenden Wipfeln, eine wahrhaft parkartige Umgebung. Wenn der Mond darüber stand, so war der Eindruck ein so magischer, daß man kaum glaubte, sich in einer größern Stadt zu befinden. Und ich wartete von Tag zu Tag häufiger, bis das himmlische Gestirn emporstieg; denn wie es mir ihr Zauber angethan hatte, so merkte ich doch auch allmälig ein wachsendes Entgegenkommen.

Marescu sah mit tiefer Verbitterung, wie er in den Schatten gestellt wurde; er sann auf Rache. Seine Besuche blieben schon seit längerer Zeit aus; aber er umlauerte öfters das Haus. Eines Abends war die englische Freundin ausgebeten, Lucia war allein. Es war wieder ein prächtiger Mondabend und wir hatten am Klavier die Stunden versäumt. Da erscholl drunten ein schöner vierstimmiger Männergesang zu Ehr' und Preis einer Dame, die in einer Matinée desselben Tages sich durch ihren Gesang ausgezeichnet hatte. Wir freuten uns dieser Huldigung, bis wir beim Schein der Windlichter Marescu entdeckten und uns bald davon überzeugten, daß er der Leiter dieser Serenade war. Bald polterte eine Deputation mit Blumensträußen die Treppe herauf; ich durfte nicht als ein so später Gast bei dem einsamen Mädchen mich sehen lassen; mir blieb keine Wahl, ich mußte mich in dem Schlafzimmer verstecken. Marescu's Anrede war kurz, er stockte sogar darin; mir war's, als sehe ich ihn, wie er überall umherspähte, um sein Opfer zu entdecken. Lucia erwiederte mit einer Anmuth, die nicht ohne Verlegenheit war. Marescu trat ohne Weiteres auf die Veranda, jedenfalls um zu sehen, ob ich nicht unter den dichtbelaubten Pflanzen der Blumentöpfe einen Versteck gefunden hatte, doch unter dem Vorwand, die unten harrenden Genossen zu einem freudigen Hoch aufzufordern. Dieß Hoch ertönte laut genug durch die schlummernden Gassen, doch ohne Begeisterung; mir erklang es wie das Halloh einer wilden Jagd.

Noch konnte ich Lucia nicht verlassen, so spät es war; ich mußte warten, bis die Sänger sich zerstreut hatten. Eine halbe Stunde gönnte ich ihnen Zeit dazu, denn meine Angst war groß, mit irgend einem Marodeur der Serenade jetzt auf der Straße zusammenzutreffen. Ich nahm von Lucia herzlichen und zärtlichen Abschied. Die gemeinsam bestandene Gefahr war ein neues Band, das uns verknüpfte. An der Hausthüre hielt ich sorgsame Umschau; Alles war still und ruhig; ein dichtes Gebüsch der hier die Straße kreuzenden Promenade schlummerte friedlich im Mondlicht; ich freute mich beim Vorübergehen des festlichen Lichtes, welches das grüne, durch eine Gaslaterne erhellte Laub ausströmte; ich liebe diese Beleuchtung. Wenn man so der Natur in's Angesicht leuchtet, da tritt ihr hellfreudiges Leben uns doppelt nahe. Darum der eigenthümliche, feenhafte Zauber, den ein illuminirter Garten und Park besitzt. Die Natur hat etwas Räthselhaftes; dunkle Schrecken lauern neben ihren entzückenden Schönheiten; aber so im hellen Lichtglanz sieht man nur die letzteren und vergißt die ersten. Ich schritt weiter in solchen Gedanken, welche jede Gaslaterne in eine laterna magica verwandelten. Plötzlich wurde ich aufgeschreckt durch Lärm und Pfeifen hinter den Hollunderbüschen, die ganze Serenade quoll aus ihnen hervor. Bestürzt stand ich still, doch sie defilirten an mir vorbei mit spöttischen Reden, mit Hohngelächter, mit ironischen Glückwünschen. Kein Zweifel, Marescu's Intrigue hatte Erfolg, er und seine Genossen hatten auf der Lauer gestanden, bis ich das Haus verließ; aus so vieler Zeugen Mund mußte ja die Wahrheit kund werden.

Am nächsten Morgen schon war das ganze Konservatorium davon unterrichtet, daß ich zu später nächtiger Stunde bei Lucia gewesen war und mich in ihrem Schlafgemach versteckt hatte, denn da das ganze übrige Terrain von Marescu rekognoszirt worden, so konnte ich nur im Allerheiligsten verborgen gewesen sein. Wohl herrschte ein sehr freier Ton bei dem Konservatorium, aber die Freiheit hatte ihre Grenzen und gewisse Schranken des bürgerlichen Lebens durften nicht mißachtet werden. Mindestens galt der Grundsatz, den einst die Männer der schwarzen Suppe verkündigt hatten: man durfte sich nicht ertappen lassen. Hiegegen hatte ich gesündigt und wurde dafür bestraft und Lucia mit mir.

Die wasserblauen Augen der schönen Schwedinnen nahmen einen fremden, strengen Ausdruck an, wenn ich mich ihnen näherte, Lucia war ganz bei ihnen in Acht und Bann gethan, selbst die verwegene Amerikanerin mit ihrer großen Seele, die an der Balancirstange einer weltweisen transatlantischen Moral über einen ganzen Niagarafall mißliebiger Thatsachen mit der Vermessenheit eines Blondin hinwegzusetzen vermochte, begann ein wenig die Nase zu rümpfen, nicht aus sittlicher Entrüstung, sie hatte ein Auge auf mich geworfen und ärgerte sich über den Triumph, den eine Andere davon trug. Das Schlimmste war, daß auch die Freundin, Genossin und Brodherrin, die liebenswürdige englische Miß, von diesen Gerüchten unangenehm berührt und mißtrauisch gegen die Freundin wurde. Desto zutraulicher und dreister wurde die männliche Jugend; der Flötist strich sich unternehmungslustig den Schnurrbart, wenn er in Lucia's Nähe kam; der erste Violinist brannte ein Kolophoniumfeuer von sprühenden Witzen los, die er ihr in's Ohr flüsterte, und Marescu selbst zeigte eine liebenswürdige Zudringlichkeit und Vertraulichkeit und wollte sich auf einmal den Anschein geben, als ob er noch immer der Begünstigte sei.

Wenn ein solcher Bienenstock, wie ein Konservatorium ist, zu schwärmen beginnt und seinen Schwarmflug nach einer Richtung hin nimmt, so ist es nicht wohlgethan, ihm herausfordernd entgegenzutreten. Lucia war preisgegeben; es lag in meiner Hand, ihren guten Ruf wiederherzustellen. Wenn ich zögerte, so war es nur die Dürftigkeit unserer Verhältnisse, welche sich der Erfüllung meiner Wünsche und auch meiner Pflicht entgegenstellte. In schlummerlosen Nächten malte ich mir die Noth des Lebens aus, die jeden freien Aufschwung verkümmern, auch die freudige Hingebung der Liebe lähmen müsse. Ich bemühte mich um eine Stellung als Musikdirektor, als Lehrer am Konservatorium selbst: vergebens! Man fand mich noch zu jung dazu, um irgend ein Gewicht des Ansehens auf meine Schultern zu legen; zum Leiten, zum Lehren fehlte mir der würdige Ton. Doch da mich Lucia ihrer vollen Liebe versichert hatte, da die höhnischen Feindlichkeiten, die ausgesuchten Beweise absichtlicher Geringschätzung zunahmen, so faßte ich den entscheidenden Entschluß, in der Hoffnung auf freundliche Möglichkeiten, die mein äußeres Leben glücklicher gestalten würden. Ich erklärte Lucia für meine Braut! Da verstummte wie mit einem Zauberschlage der ganze feindliche Lärm; durch dieß eine Wort waren alle unsere Gegner entwaffnet. Waren wir, war unsere Liebe eine andere geworden? Man umgab Lucia jetzt auf einmal mit bescheidenen Huldigungen; sie fand überall die alte Freundschaft wieder.

Der Verlobung folgte bald die Hochzeit. Es war ein schöner Tag; wir feierten ihn mit munteren Spielen auf Waldwiesen, mit heiterer Kahnfahrt, mit einem Souper im Grünen; an Feuerwerken, an Serenaden fehlte es nicht. Zehn Komponisten widmeten uns ihre Lieder; der Eine seine hundertste Sonate, die so wenig wie alle früheren das Licht des Tages erblickte. Unter den Hochzeitsgeschenken befand sich ein Taktstock, das Symbol einer schönern Zukunft, die noch in ungewissem Licht schwebte.

Als wir auf den Wellen des Flüßchens heimwärts glitten, da verhüllte der Mond sein Licht; eine Gewitterwolke schob sich breit vor ihn und verdeckte ihn. Blitze zuckten um die Eichenwipfel. Aengstlich schmiegte sich Lucia an mich; ein Wolkenbruch durchnäßte uns und wir waren froh, als wir unsere bescheidenen Dachstübchen erreicht hatten.

Ich muß die Feder aus der Hand legen, die Erinnerung an Lust und Leid jenes Tages erfüllt mich mit unsagbarer Wehmuth; die heraufbeschworenen Bilder bedrängen mich; Lucia lacht mich wieder an mit ihren tiefen dunklen Augen, so hochzeitlich, so hingebend; ich bin wieder ganz in ihrem Banne, und doch ... ein Flüchtling, den ihre Liebe von sich weist, durch ihre treue Hingebung zur Untreue gemahnt und berufen. Verwirrendes Räthsel ... und ist es nicht unwürdig, daß ich's zu lösen wage?

(Fortsetzung folgt.)

Die Säkularfeier des Münchener Hof- und Nationaltheaters

und

Karl Theodor Frhr. von Perfall.

(Hiezu das Porträt S. 121 und Bild S. 125.)

Durch zwei Königsworte wurde in den jüngsten Tagen die hohe civilisatorische Bedeutung der Bühne anerkannt. In der bekannten Unterredung mit Rossi lieh König Humbert der Ueberzeugung Ausdruck, die Pflege der dramatischen Kunst sei als eines der wichtigsten Elemente für die geistige und sittliche Entwicklung der Nation anzusehen. Und ebenso warm und offen gab der König Bayerns gelegentlich der Feier des hundertjährigen Bestehens der Münchener Hof- und Nationalbühne seine Theilnahme für diese Kunst zu erkennen. Wie Ludwig I. einst den verwaisten bildenden Künsten in seiner Residenz ein Asyl bot, läßt der Enkel deutscher Schauspielkunst und Musik treuesten Schutz angedeihen.

Die Jubelfeier bot günstigste Gelegenheit, zu beweisen, wie solche Fürsorge die künstlerische Entwicklung des Münchener Theaterlebens förderte, das Einst und das Jetzt einander gegenüberzustellen und alle Fortschritte der Gegenwart in hellem Licht zu zeigen.

Am 6. Oktober 1778 wurde das deutsche Theater zu München, das bis dahin nur als Privatunternehmen von problematischer künstlerischer Bedeutung sich fortgefristet hatte, auf Befehl des Kurfürsten Karl Theodor zur „Nationalschaubühne" umgewandelt, so daß mit Fug dieser Tag als Geburtstag angesehen werden mag.

Am 6. Oktober dieses Jahres wurde daher das gesammte Bühnenpersonal zu festlicher Versammlung berufen und von den Auszeichnungen, die durch königliche Gnade mehreren Mitgliedern zugedacht waren, in Kenntniß gesetzt. Die ehrenvollste und bedeutsamste war die Ernennung des Oberregisseurs und Charakterdarstellers Ernst Possart zum artistischen Direktor. Als Festgabe für Alle kam eine von Regisseur Franz Grandaur mit Benützung archivalischer Quellen verfaßte Chronik des Münchener Theaters zur Vertheilung.

Der folgende Tag brachte die eigentliche Festvorstellung, nachdem die Feier schon durch Aufführung der Dramen aus Schiller's erster Entwicklungsperiode inaugurirt war, — die späteren Werke aus den Meisterjahren des Dichters sollen eine würdige Nachfeier bilden. Der Verfasser des Festspiels „Vor hundert Jahren", Karl August Heigel, verzichtete darauf, in herkömmlicher Weise die Olympier und Musen zur Verherrlichung des Weiheabends herabzurufen, und zog vor, ein schlichtes, auf die Festfeier bezügliches Volksstück zu schreiben. Da liegt es nahe, die Entstehung des Hoftheaters selbst als Fabel zu wählen, aber indem Heigel diese Anfänge mit den gleichzeitigen politischen Ereignissen in engen und harmonischen Zusammenhang und ein Stück Münchener Kunst- und Zeitgeschichte auf die Bühne bringt, gewinnt die Dichtung dramatisches Leben und, abgesehen von der ephemeren Bedeutung, wahrhaft poetischen Werth.

Ein Vorspiel führt uns zum Faberbräu in München, wo seit einem Jahrhundert das deutsche Schauspiel, vorzugsweise aber nur die Burleske mit dem herkömmlichen Hanswurst, eine bescheidene Heimat gefunden hatte. Ein aus gar verschiedenartigen Elementen zusammengesetztes Publikum will die Leistungen der Lorenzonischen Truppe kennen lernen. Dem größeren Theil der bierseligen Gäste ist es aber nur darum zu thun, sich durch zwanglose Mitwirkung und anderen Skandal zu ergötzen. Diese brutalen Späße erbittern den jungen, talentvollen Juristen Franz Nießer, der in der schlechten Schale den guten Kern erkennt und an eine bessere Zukunft und soziale Bedeutung der deutschen Bühnenkunst glaubt. Unmuthig springt er auf die Bühne, schilt die Spießbürger wegen ihres beschränkten Gebahrens und erklärt, aus uneigennütziger Liebe zur Kunst auf Amt und Würden verzichten und sich den verspotteten Komödianten anschließen zu wollen. Die Thatsache ist historisch: Franz Nießer nimmt in der Reihe der Gründer des Münchener Theaters den ersten Ehrenplatz ein. Sein Beispiel wirkt anregend und belebend; es gelingt ihm, den künstlerischen Geist der kleinen Truppe zu heben und ihre Leistungen so zu vervollkommnen, daß sich sogar der Hof entschließt, die französische Komödie zu entlassen und der deutschen Truppe gewisse Abende im kurfürstlichen Opernhaus einzuräumen. Mit dem Tode des Kurfürsten Max Joseph des Vielgeliebten ist aber ebenso die Existenz Bayerns, wie Nießer's Unternehmen gefährdet, Graf Lehrbach, der Vertrauensmann des nach Bayerns Besitz lüsternen Kaisers Joseph und auch des Pfälzer Kurfürsten Karl Theodor, dem der Zuwachs der bayerischen Lande eine unerwünschte Danaergabe, vertritt das Franzosenthum in der Kunst. Dagegen kämpfen die Herzogin Clemens, Friedrich's des Großen Freundin, ihre geistvolle Hofdame, Gräfin Seyssel d'Aix, und die Akademiker Lori und Osterwald für die Selbstständigkeit Bayerns und sind daher naturgemäß Bundesgenossen Nießer's, da sie hoffen, daß das patriotische deutsche Schauspiel zu

In den Flitterwochen. Gemälde von A. Heullant.
Nach einer Photographie von Lecadre. (V. Schlesinger in Stuttgart.) (S. 127.)

Gunsten ihrer Pläne auf Fürsten und Volk wirken werde. Ihr Anschlag gelingt. Die Truppe Nießer's erringt mit der Schlußszene aus Klopstock's Hermannsschlacht den Sieg über die von Lehrbach zu Hülfe gerufenen französisch-italienischen Operneffekte. Das Schauspiel ruft nicht bloß im Kurfürsten das Gewissen wach, so daß er mit Lehrbach's Politik vollständig bricht, sondern der Sieg der guten Sache bringt auch den deutschen Künstlern, die bisher neben den Fremden nur geduldet waren, ein bleibendes Heim.

Dieß in Kürze der Inhalt des Festspiels, das, von Possart meisterhaft inszenirt, herzlichste und glänzendste Aufnahme fand. Aus der Fülle des Gebotenen seien nur hervorgehoben der Einzug des Kurfürsten Karl Theodor und die Begrüßung durch das Münchener Kindel, die Theateraufführung im phantastischen Grottensaal der Residenz, das die glänzende Zukunft des deutschen Theaters enthüllende Traumgesicht Nießer's, Bilder von reichster Mannigfaltigkeit und ergreifender Wirkung.

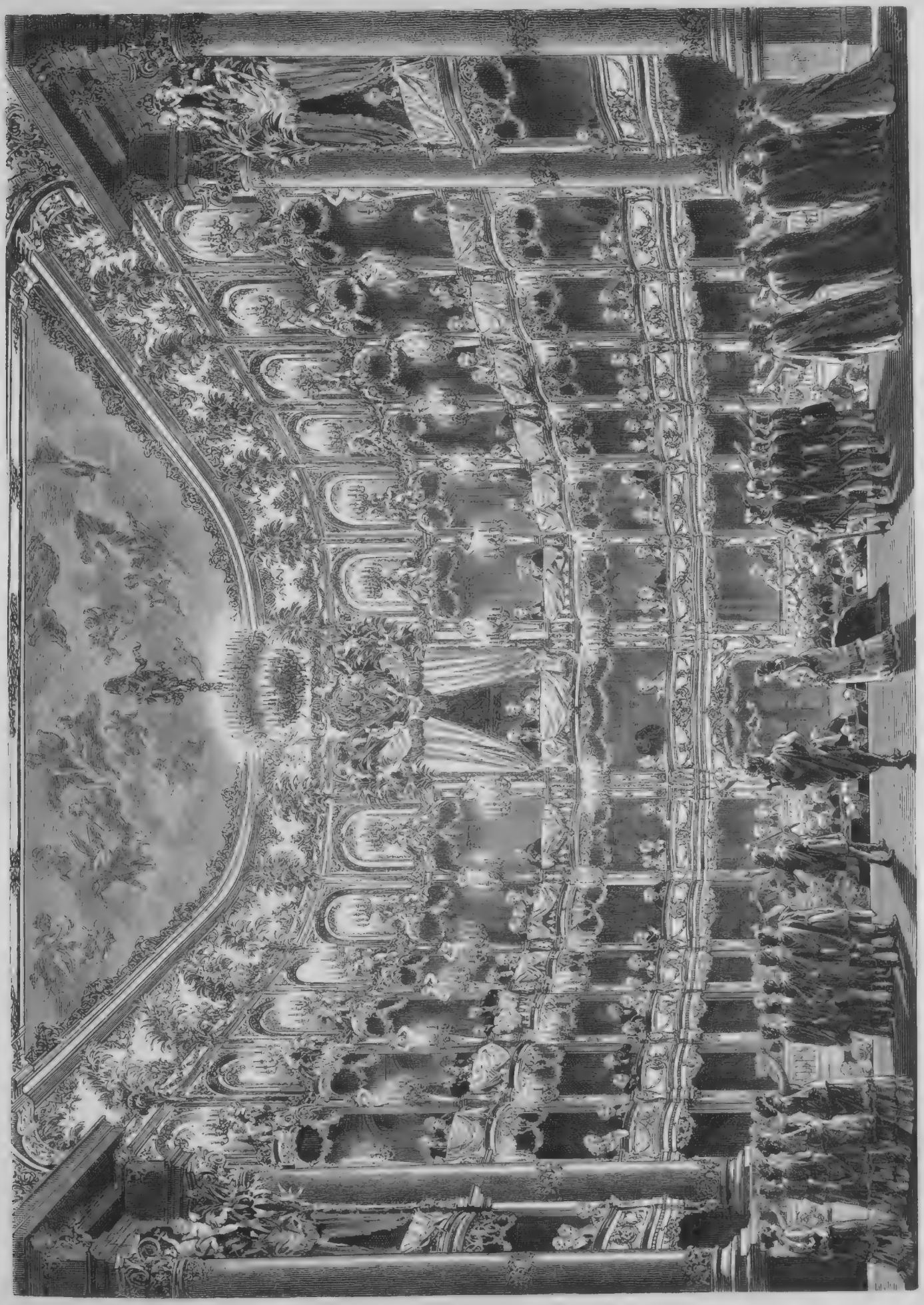
Am 8. Oktober versammelte ein im allerhöchsten Auftrag vom Generalintendanten veranstaltetes Festbankett alle Bühnenmitglieder, die höchsten Würdenträger des Hofes und des Staates, die Vertreter der Stadtgemeinde und viele Künstler und Kunstfreunde im großen Odeonsaal. Auch hier trat der Unterschied zwischen Einst und Jetzt erfreulich zu Tage: der Schauspielerstand, einst eine Pariaklasse, hat sich nicht nur allgemeine Achtung und Gleichberechtigung, sondern auch die schwer zu erringende Anerkennung der Jünger spröderer Musen erkämpft. Das muntere Völkchen war des trocknen Tons bald satt und riß auch die sternbesäten Repräsentanten der oberen Zehntausend zu fröhlicherer Stimmung und Unterhaltung fort, so daß Vater Apollo auf dem Kaulbach'schen Deckengemälde an dem gemüthlichen Festtreiben seine Freude haben konnte.

Wir müssen uns versagen, auf die Einzelheiten der Säkularfeier, auf die Adressen und Reden, die sie in's Leben rief, näher einzugehen, — hier sei nur noch ein Dankeswort ausgesprochen für den Leiter des Kunstinstituts, der seit elf Jahren mit Eifer und Geschick nicht bloß die ihm unmittelbar anvertrauten Interessen vertritt, sondern weit über diesen Kreis hinaus anregend und hülfreich wirkt, wo immer für eine Besserung deutscher Bühnenverhältnisse zu wirken ist. Für eine Künstlernatur ist es eben Bedürfniß, stets für das Schöne, für das Ganze alle Kraft einzusetzen.

Karl Theodor Freiherr von Perfall ist am 29. Januar 1824 zu München geboren. Seine Familie zählt zu den ältesten eingeborenen Geschlechtern. Sie führt den Namen vom Edelsitz Perfall bei Wasserburg und erlangte schon 1480 einen Wappenbrief. Der Knabe fand Erziehung und Unterricht in der k. Pagerie zu München, studirte dann Rechtswissenschaft und bestand 1848 mit Auszeichnung das Staatsexamen. Er verzichtete aber darauf, die Früchte dieser Studien zu ernten, denn Neigung und Talent riefen ihn auf das Gebiet künstlerischer Thätigkeit. 1849 begab er sich nach Leipzig und widmete sich musikalischen Studien als Schüler Moritz Hauptmann's, der jetzt in unseren Tagen durch die Veröffentlichung seiner genialen Briefe ein Liebling aller Gebildeten geworden. Noch im nämlichen Jahre komponirte Perfall die Musik zum Künstlerfestspiel „Barbarossa", im nächsten Jahr zu „Prinz Carneval". 1851 übernahm er die musikalische Leitung der Münchener Liedertafel, die damals ebenso für Witz und Humor ein trauliches Heim bot, wie für ernstes künstlerisches Streben. Damit auch jene musikalischen Genüsse, die eine Vereinigung des Strengen mit dem Zarten, d. h. gemischten Chor erheischen, den Münchenern zu Theil würden, gründete Perfall 1854 den Oratorienverein, dessen Mitglieder den gebildeten Dilettantenkreisen angehören. Die Opern „Sakuntala" (1853; Text von Teichlein) und „Das Konterfei" (1863; Text von Schleich) fanden ehrenvoll Aufnahme, allgemeineren Beifall seine phantastischen Märchenspiele „Dornröschen" und „Undine". Von seinen übrigen Kompositionen seien noch hervorgehoben die Musik zu Racine's „Esther" und P. Heyse's „Der Friede", einige beliebte und vielgesungene Chorlieder und der kernige, kräftige Sängerspruch der Münchener Sängergenossenschaft, der in seiner Art ein unübertroffenes Kabinetsstück genannt werden darf.

Aus dieser Sphäre ungebundenen künstlerischen Schaffens rief ihn das Vertrauen seines Monarchen zu wichtigerer Wirksamkeit. 1864 wurde er zum Intendanten der k. Hofmusik, 1867 zum Leiter des k. Hoftheaters ernannt. Die bedeutsamste That des Hofmusikintendanten war die Organisation der k. Musikschule, womit seit einigen Jahren eine eigene Theaterschule verbunden ist, die der Münchener Bühne würdigen Nachwuchs sichern soll. Die Leistungen des Bühnenleiters sind an Zahl und Bedeutung so erheblich, daß hier nur auf Einiges, was der Münchener und der deutschen Bühne zu Nutz und Frommen geschah, hingewiesen werden kann.

Im Sinn des königlichen Protektors galt die Pflege der Opern und Musikdramen Richard Wagner's als erste und höchste Aufgabe. So gelangten denn im letzten Dezennium alle Werke



Das Residenztheater in München. Nach einer Photographie von J. Albert. (S. 124.)

des Meisters, mit Ausnahme der zuerst in Bayreuth dargestellten zwei letzten Theile des Nibelungencyklus, in München zur ersten Aufführung. Es wird aber jeder in München lebende Kunstfreund gern bestätigen, daß auf die gegenwärtige Bühnenleitung nicht der Vorwurf einer einseitigen Begünstigung der Oper zum Nachtheil des Schauspiels zu laden ist. Im Herbst 1868 wurde von der k. Intendanz das bekannte Rundschreiben an die dramatischen Dichter erlassen, das sie einlud, ihre neuen Werke der Münchener Bühne anzuvertrauen. Indem jedem beachtenswerthen Talent sorgliche Theilnahme und jedem Dichterwerk, das zur Aufführung geeignet erscheine, würdige Inszenirung zugesichert wurde, konnte man sich der Hoffnung hingeben, daß durch solch' gastliches Entgegenkommen nicht bloß einer Ehrenpflicht für München genügt, sondern eine frischere Entwicklung des modernen Dramas überhaupt angebahnt werde. Dieses Vertrauen wurde nicht getäuscht. Von den 191 Schauspielnovitäten, die unter Perfall's Leitung zur Aufführung kamen, rühren 135 von deutschen lebenden Dichtern her und das Münchener Theater war die Wiege vieler lebensfähigen Bühnenwerke. Im Interesse der Pflege des nationalen Schauspiels griff die Intendanz im verflossenen Jahr auch zu dem Mittel, das schon 1856 vom Kapitel des k. Maximiliansordens ergriffen worden war, zu Preisausschreiben für Dramen ernsten und heiteren Stils, und die dießmal festgesetzten Bedingungen fanden die Billigung aller Stimmberechtigten. Unter Perfall wurde ferner jene That gewagt, die für das Münchener Bühnenwesen von epochemachender Bedeutung: die Ausscheidung der für das Hoftheater und für das restaurirte kleine Residenztheater geeigneten Stücke. Da im großen Hause unvermeidlich jede feinere Nüancirung der Mimik und Bewegung verloren geht, konnte das Konversationsstück trotz aller Bemühungen trefflicher Künstler nicht in jener Abrundung und Vollendung, wie etwa in der Wiener Burg oder am Hamburger Thaliatheater, zur Darstellung kommen. Wer dagegen heute im reizenden Rokokotheaterchen der Residenz der Aufführung von Erkmann-Chatrian's „Freund Fritz", Björnsen's „Fallissement", Heigel's „Freunde" ꝛc. beiwohnt, wird durch die Harmonie und Beweglichkeit des Ensemble freudig überrascht werden. Dagegen beweisen die Aufführungen der Königsdramen Shakespeare's in chronologischer Reihenfolge, der Dramen Schiller's in Possart's mustergültiger Bearbeitung ꝛc., daß auch über Bühnenwerken in großem Styl ein echt künstlerischer Geist walte.

In München wurde auch zuerst eine Einrichtung getroffen, die seither von anderen deutschen Bühnen nachgeahmt wurde und überall glücklichen Erfolg hatte: um den minder bemittelten Volkskreisen den Genuß edler Dichtergaben zugänglich zu machen, werden etwa zwei- bis dreimal in jedem Monat bei klassischen oder doch wirklich werthvollen Dramen die Eintrittspreise erheblich herabgesetzt. Die Behauptung, daß sich an diesen Abenden in den Theaterräumen ein besseres Publikum zusammenfinde als gewöhnlich, mag paradox klingen, aber man überzeuge sich einmal, welch' frische Empfänglichkeit, welch' rege, dankbare Theilnahme diese Zuhörer mitbringen, wie sie dem Dichtergenius freudig Geist und Herz erschließen, und man wird zugestehen, daß mit diesen Volksaufführungen ein guter Schritt vorwärts gemacht sei, um die dramatische Poesie, diese „höchste und letzte Frucht der nationalen Dichtkunst", wahrhaft volksthümlich zu machen.

Neben dem Ernst sollen aber dem Humor seine Rechte gewahrt bleiben. Deßhalb ist das ebenfalls unter Perfall's Leitung stehende königliche Theater am Gärtnerplatz der heiteren Muse geweiht. Auch hier wird man mit Befriedigung das Streben erkennen, sich möglichst unabhängig von fremden, wenn auch zur Zeit tonangebenden Einflüssen zu halten und neben der kosmopolitischen Operette auch das lokale Volksstück zu pflegen. Es liegt ja in der Natur der Komödie, daß sie das zunächst Umgebende ergreift und am gelungensten behandelt, und gerade der bayerische Volkscharakter mit seinen Vorzügen und Fehlern bietet dem Dramatiker dankbare Stoffe.

Fassen wir alle diese Erscheinungen Münchener Bühnenlebens in's Auge, so dürfen wir zuversichtlich der Hoffnung Raum geben: die hier in unseren Tagen entfaltete Wirksamkeit wird einst ein ehrenvolles Kapitel deutscher Kunstgeschichte bilden.

Im Elsaß.

Ein Reiseblatt

von

H. Noé.

(Hiezu das Bild S. 129.)

Man hat oft gesagt, daß Deutschland in der modernen Welt das romantische, Frankreich das klassische Prinzip darstelle. Die bunte Vielgestaltigkeit in Staatseinrichtungen, in Bildungsabstufungen, in individueller Entwicklung des einen Volkes, der Nationalismus, die Herrschaft der Form und das akademische Wesen des andern unterstützen dieses Gleichniß, wenn es gleichwohl hinkt wie alle anderen.

Im Elsaß berührt sich die Empfindungsweise und das geistige Vermögen beider Völker. Jede Burg, jede Ruine, jeder waldige Berggipfel, jedes der malerischen Städtlein mit ihren Eckern und Zinnen hat deutschen Namen. Die Sagen und Märchen, welche Wald und Feld, Flußufer und unbekanntes Mauerwerk beleben, sind Nachklänge des deutschen Mittelalters oder Bruchstücke germanischen Götterglaubens. Was die Neuzeit in die Welt gebracht hat, ist dagegen sammt und sonders gallischen Zuschnittes: die Fabrikthätigkeit, das Ouvrierwesen, die Gesetzgebung, das Departement, die politische Kannegießerei. Romantisch und deutsch, nüchtern und französisch können für das Elsaß wohl als Begriffe gelten, welche sich decken. Es liegt in der Natur der Dinge, daß das eine Element, welches auf dem Boden so vieler Jahrhunderte wurzelt, zum andern sich verhält, wie die Substanz eines Körpers zu dessen Oberfläche.

Die französische Herrschaft war von zu kurzer Dauer und die von ihr mitgebrachten Formen dem Wesen des alemannischen Insaßen zu wenig homogen, als daß man nicht aller Ecken und Enden unter der einförmigen Schale des Romanismus das germanische Leben entdeckte. Insbesondere ist das auf dem Lande der Fall, wo das Hergebrachte äußerer Einwirkung weit länger widersteht. Wenn man sich auf den ersten Blick vergewissern will, daß die Elsäßer Deutsche sind, so gehe man in eines jener Städtchen oder Dörfer hinaus, an den Fuß der Rebenhügel, von welchen alte Burgen herabschauen, die in der deutschen Kaisergeschichte genannt werden und die von Mauern umringt sind, von welchen man gar oft den Anprall der Burgunder, Franzosen und Schweden zurückgeschlagen hat, bevor ihre Bürger den Ränken eines Bourbon unterlagen. Ich wüßte nicht, in was ein solches Städtchen sich von den Ansiedlungen der alemannischen Nachbarn jenseits des Rheines unterschiede. Die nämliche Sprache, die nämliche Gewandung, die gleichen Ueberlieferungen, derselbe Hauch von rebenduftiger Romantik, der wie Epheu an den alten Mauern haftet.

Doch ja — ein Unterschied ist da. Oben zwar schauen über den Wald her die gewaltigen Mauern der Hohen-Königsburg, die Friedrich von Oesterreich dem Oswald von Thierstein zum Lehen gab, noch weiterhin erheben sich Bernstein, Ordenberg, Frankenburg, Girsberg, zertrümmert über die Buchenwipfel — hier unten aber, über dem Hause, aus dessen Garten fröhliche Stimmen und Gelächter erschallen, ist eine Inschrift angebracht, welche also lautet:

M. Charles Haekelé,
gourmet,

welche besagen will, daß besagter Monsieur Häkelé ein gourmet sei, d. h. wortwörtlich ein Weinkoster, ein Weinkenner, in Wirklichkeit aber ein Weinwirth. Bei Monsieur Häkelé trinkt man ausgezeichneten Zanacker, einen Wein, der zwischen St. Pölten, Rappoltsweiler und Kaiserberg wächst und zu den allerbesten Rebensäften des Landes gehört.

Jeder hat in seinem Leben eine Kegelbahn gesehen und weiß, zu welchem Gejauchze, Geschrei und Gejohle das Spiel mit den neun Kegeln auch dann Veranlassung gibt, wenn es nicht mit so vorzüglichem Weine begossen wird. Alles geht genau so zu wie in einem Dorf des Schwarzwaldes, und wenn sämmtliche Kegel umfallen, so hört man das nämliche „Alle Neini!" wie an den Ufern der Murg oder der Wiese. Wäre nicht ein schnurrbärtiger älterer Mann da, der in einem Deutsch, welches zur Hälfte mit französischen Brocken gespickt ist, von seinen Heldenthaten in der «Crimée» erzählte, so würde Niemand, den man mit Mephisto's Zaubermantel unter diese Rebendächer versetzt hätte, daran denken, daß er sich in einem Lande befinde, welches angeblich um das „verstümmelte" Frankreich jammert.

Gehen wir weiter hinein in den kleinen Ort, so finden wir zwei Reihen von echt schwäbisch aussehenden, mit Erkern, Nischen, Heiligenbildern und Rebenspalieren geschmückten Häusern, von denen die eine durch die Inschrift „Vordergaß", die andere durch die Inschrift „Hintergaß" bezeichnet wird.

Verlassen wir das Städtchen und gehen hinaus, durch die Weingärten und die rothe Sandsteinschlucht dem Waldsaum entgegen, bis dahin, wo man zu gleicher Zeit die Rufe des Kukuks, der Holztaube und noch, vom Hofe des Monsieur Häkelé her, des Haushahns vernimmt und der Forellenbach, den hier glücklicherweise noch keine Färberei oder Stoffdruckerei verpestet, hervorbricht, so fehlt auch die Unglückstafel nicht, wie in den österreichischen oder bayerischen Bergen, welche da vermeldet, daß Dieser und Jener, der vielleicht beim Gourmet oder in der «brasserie» des Guten zu viel gethan, eines Tages vom „Sahntier" (sentier, Fußsteig) aus in den angeschwollenen Bach gefallen und «verunglück vorden» sei.

Wir gehen in den Wald hinein, freuen uns der Hohlwege mit den vielen Blumen, des hohen Grases und des jugendlichen Glanzes der Buchenblätter. Wir steigen höher hinan und der dunkle Schwarzwald jenseits des Rheines erscheint uns bald wie eine Wetterwolke am östlichen Himmel.

Schließlich gelangen wir im Schwarzbeeren- und Haidekrautgestrüpp an eine Stelle, an welcher die Wege der «schlitteurs», d. h. Holzknechte, welche die Stämme des Waldes auf Schlittwegen herabschaffen, sich theilen. Da erscheint zum Glück ein à la bourgeois gekleideter Mann, bei dem wir uns Raths erholen können. Wir erkundigen uns bei ihm nach dem Wege, aber es scheint, unser überrheinisches Germanisch ist dem Alemannen so ungeläufig, wie dem Salzburger das Hannöverische. Er antwortet mit einem fragenden: «Plait-il, Monsieur?» Auf diese Ansprache bleibt nichts Anderes übrig, als ihm unsere Wißbegierde in französischen Worten begreiflich zu machen. „Könnt ihr mit deutsch?" entgegnet der ehemalige französische Staatsbürger freundlich, indem er den Hut lüftet, und deutet uns hinauf nach Tannenkirch, nach Reichweiher, nach Ostheim, zum Heidenberg, zum Schäferthal, zum Blumenstein — oder wie diese malerischen Oertlichkeiten des verschollenen Département du Haut-Rhin heißen mögen.

Noch mehr. Nachdem er sich vergewissert hat, daß wir von „drüwe rüwr" zu Hause sind, erzählt er uns allerlei Dinge aus vergangenen Zeiten und verschweigt auch nicht, daß es in seiner Familie seit Menschengedenken Gebrauch sei, am Abend darum zu beten, daß das Ländl wieder „dütsch" wird und die Wälschen abziehen müssen. Dann erzählt er, wie es jetzt ganz anders ist wie früher. Die Regierung quält und plagt Niemanden von wegen der Wahlen, während es früher schon ganz unmöglich war, vom Waldhüter in Forstsachen nicht Prügel in den Weg geworfen zu bekommen, wenn man nicht so stimmte, wie es der Präfekt haben wollte. Was ihn aber am meisten freut, das ist, daß der Herr Kreisrichter so schlicht und recht deutsch mit sich reden läßt und daß er es nicht mehr mit einem pommadisirten Pariser Zierbengel, wie es der sous-préfet war, zu thun hat, bei dem er einen Dolmetscher brauchte, um sich ihm verständlich zu machen. Auch für seine Töchter, meint er, sei es besser geworden. Die französischen Gendarmen hatten sich allerlei zu schaffen zu machen gesucht — es waren „Wolör" und Kanaljen gewesen — die „Prüße" aber seien so „schantil", daß man allgemein im Dorfe des Lobes voll sei von ihnen. Ich bat den Würdigen, seinen Namen in mein Notizbuch zu schreiben, er prangt darin heute noch: es war Monsieur Adolfe Houbre (Huber) in Person, den ich die Ehre hatte, mitten im dunklen Forst zu begegnen, in welchem einst die Hohenstaufen dem Waidwerk gefolgt waren.

So weit das blaue Kittelthum der Ouvriers nicht reicht, die etwas vom Geruch der Pariser Barrièren an sich haben, findet man ein überaus sanftes und gutmüthiges Völkchen, die himmelweit in ihren Vorstellungen und Wünschen von dem entfernt sind, was sich die Pariser Journale darüber einbilden. Die Hinneigung zu Frankreich steckt in den höheren Klassen der Gesellschaft und man kann denselben das Gefühl der Entfremdung von Deutschland nicht übel nehmen, wenn man weiß, daß dieselben ganz und gar französisch erzogen worden sind. Sie sprechen deutsch, aber so, wie es bei uns ein Bauer spricht, dem man seine Muttersprache nicht lesen und schreiben gelehrt hat. Im Gespräch mit Deutschen schämen sie sich deßhalb ihrer inkorrekten Sprechweise, die allerdings mehr von der Phraseologie eines schweizer Kuhhirten als vom deutschen Prosasthl an sich hat. So ist diesen die Wiederaufrichtung der deutschen Herrschaft allerdings nahezu zur Fremdherrschaft geworden.

Diese Gründe fallen jedoch, wie erklärlich, für den größeren Theil der Bevölkerung weg. Auf dem Lande würde heute eine Abstimmung für Deutschland einen zweifellosen Erfolg ergeben. Die Landbevölkerung ist sogar hier und dort auf die Städte geradezu erbittert wegen deren fremdländischer Gesinnung, wie sich das insbesondere in den Konflikten zwischen den Bauern und Städtern zeigte, als sich der deutsche Kaiser in Straßburg aufhielt — Konflikte, die allerdings nicht bis zur Thätlichkeit sich steigerten, sich vielmehr auf Drohungen und Verwünschungen beschränkten.

Unter dem Einflusse französischer Unwissenheit und gereizter Einbildungskraft hatte man sich die eindringenden Deutschen hier und dort als „Barbaren" vorgestellt. Insbesondere trat eine allgemeine Fahnenflucht vor der Wehrpflicht ein. Jetzt ist (nach mehr als sechs Jahren) bereits das zweite Kontingent aus deutschen Garnisonen zurückgekehrt. Die militärischen Anlagen des Elsäßers, welche denselben zum besten Soldaten der französischen Armee machten, haben auch hier über eingeflüsterte Vorurtheile gesiegt und mit Stolz zeigt sich der Zurückgekehrte seinen Landsleuten in Uniform. Insbesondere ist es die preußische Garde, zu welcher ein bedeutender Zudrang von Elsäßern stattfindet. Reichlich werden die Vortheile des einjährigen Freiwilligen ausgenutzt. Mancher Industrielle, der seinen Mitbürgern weiß macht, „mein Sohn sicht in Baris" — also nach den Vorschriften des französisch-nationalen Katechismus flüchtig — hat ihm soeben unter der Adresse: 1. Garderegiment, Potsdam, seine monatliche Subvention zugesendet.

Aus den Fenstern aller Dorfschulen hört der vorübergehende Wanderer wieder deutschen Spruch und deutsches Lied. Es wird kaum des Niedergangs unserer Generation bedürfen, um das Deutschthum vollständig aus der darüber gepreßten Einhüllung losgeschält zu haben. Und die gegenwärtigen Machthaber sind die Männer dazu.

Notizblätter.

Literatur.

— **Das Erscheinen der Kalender auf unserem Büchertische ist die** erste ernste Mahnung, daß das Jahr seinem Ende zugeht — glücklicher. weise kommt die Mahnung in so anziehender und verlockender Form· Die Kalenderliteratur ist in den letzten Jahren eine besonders kultivirte Literaturgattung geworden; jeder Stand und Beruf, jedes Alter hat seinen besondern Kalender und alle auf's Praktischste eingerichtet. Die Blockkalender haben sich ein besonderes Recht auf unsere Wände erobert, seit diese praktischen Datumzeiger in so eleganter Form sich präsentiren. Die Gebrüder Oppacher in München haben im elegantesten Farbendruck eine Anzahl solcher hergestellt, daneben Wandkalender, Taschenkalender aller Art, so reizend, daß sie für die feinsten Händchen der elegantesten Damen passen, denen wir rathen, für ihren Weihnachtstisch sich mit einem Assortiment dieser Nippes zu versehen. — Unter den Fachkalendern heben wir zur weitesten Verbreitung hervor den „Notizkalender für Offiziere aller Waffen" von F. A. Paris (Magdeburg, Baensch), welcher neben dem Kalender mit den denkwürdigsten kriegerischen Ereignissen „Auszüge aus den Dienstvorschriften für die Armee" und in diesen Alles gibt, was der Offizier vom Dienst nach allen Richtungen wissen muß. Dem Einjährigen-Freiwilligen sei er ganz besonders empfohlen. Ein nicht minder praktischer Kalender zum Einschreiben wie zur Instruktion ist der „Landwirthschaftskalender" von A. Graf zur Lippe (Leipzig, Hinstorff), der „Taschenbuch und Notizkalender" und „Buchführungskalender" in zwei gesonderten Bänden gibt.

— **Joh. Janssen, welcher uns früher den Grafen „Friedrich** Leopold zu Stolberg" (Freiburg, Herder) „seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche" geschildert, gibt uns nun ein Bild des Lebens dieses bedeutenden Mannes, der durch seinen Verkehr mit den ersten literarischen Celebritäten seiner Zeit und auch selbstständig als Dichter, Uebersetzer und Reiseschriftsteller eine Rolle gespielt, „vor seiner Rückkehr zur katholischen Kirche 1750 –1800", zumeist aus dem noch ungedruckten Familiennachlaß. Mit großem Interesse wirft man einen Blick in die inneren religiösen Kämpfe dieses Konvertiten, lernt eine große Menge berühmter Leute kennen und freut sich der anziehenden brieflichen Ergüsse eines edlen Herzens. Es war ein guter Gedanke der Kirchheim'schen Buchhandlung in Mainz, im Anschluß an dieses Buch, durch das man den Autor liebgewonnen, seine „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien" (2 Bände) neu herauszugeben. Sie verdient es in hohem Grade, nicht vergessen zu werden. Gerne sieht man diese Länder vom Standpunkt des Endes des vorigen Jahrhunderts an sich vorüberziehen und vergleicht diese Schilderungen mit denen seines großen Zeitgenossen Goethe.

— **Ernst von Hesse-Wartegg hat seine Berichte über „Die Pariser** Weltausstellung 1878" zu einem Buch zusammengestellt (Wien, Hartleben), das uns in anziehender Weise eine recht lebendige Anschauung von den aufgestapelten Schätzen aller Welttheile gibt. Der Verfasser, ein Vielgewanderter, hat einen offenen Blick für Alles, weiß gut zu vergleichen und unterhaltend zu schildern. Das Buch ist durch 30 Illustrationen und einen Plan bereichert, die das Wort des Cicerone wesentlich unterstützen.

— **Karl Emil Franzos, der berühmte Novellist und Sittenschil-**derer, hat sich nun auch dem dramatischen Gebiete zugewendet. Das Wiener Stadttheater hat aus seiner Feder eine freie Bearbeitung des populärsten Lustspiels der russischen Literatur, des Gogol'schen „Revisor", zur Aufführung angenommen; dieselbe ist gleichzeitig auch vom Berliner Residenztheater acceptirt worden. Diese dreiaktige Bearbeitung unterscheidet sich von dem fünfaktigen Original durch Ausscheidung einiger Episoden, sowie der Beziehungen auf veraltete Verhältnisse, welche der Bearbeiter durch Motive aus dem modernen Leben Rußlands ersetzt hat.

— **Ein merkwürdiger Roman ist „Eine Magdalene ohne Glorien-**schein" von Adolph Glaser (Berlin, W. Müller). Der Autor hat in neuester Zeit durch seinen Roman „Schlingwang", von dem jetzt eine zweite elegant gebundene Ausgabe vorliegt, einen glücklichen Wurf gethan. Dieser neue Roman ist das strikte Gegentheil des erstgenannten, ein nicht verschönerndes Bild verderbter Kreise unserer Gesellschaft mit wahrhaft grausamer Unerbittlichkeit und einer photographischen Treue der Personenzeichnung, die frappirt. Der Roman erregt deßhalb auch in hohem Grade das Interesse. Derselbe Verlag bringt uns auch zwei Gaben, die sich

nach Ausstattung und Inhalt als Festgeschenke darstellen. Das ganz reizende Büchlein: „Aus der Pension“ von Sophie Verena. **Für junge** Mädchen ein jedenfalls sehr willkommenes Geschenk durch die zierliche Ausstattung, durch die Illustrationen und den liebenswürdigen, lebenswahren Inhalt. In gleicher Weise wird auch als Geschenk viel Freude machen: „Goldene Worte aus der neuen deutschen Literatur“, gesammelt von Elisabeth v. Beckendorff. Die sinnige Auswahl dieser Worte, die zugleich eine Art Wegweiser durch unsere neue und neueste Literatur bilden, sowie die elegante Ausstattung bestimmt uns, dieß Werkchen als ein passendes Geschenk für sinnige Gemüther warm zu empfehlen.

Bildende Künste.

— **Dem polnischen Historienmaler Jan Matejko ist von seinen** Landsleuten „als dem Malerkönig“ ein prächtiges Szepter überreicht worden.

— **Gustav Eilers in Berlin, dem bekannten Kupferstecher, ist** auf seine, auf der internationalen Kunstausstellung zu Brüssel ausgestellten Arbeiten die goldene Medaille für hervorragende Kunstleistungen verliehen worden.

— **Das berühmte photographische Institut von Braun in Dornach** hat die Weltausstellung in Paris in ihren hervorragendsten Partieen aufgenommen und damit eine prächtige Kollektion hergestellt, welche den Besuchern eine angenehme Erinnerung, allen Uebrigen ein Bild von der Großartigkeit und Pracht dieses Weltemporiums bietet und sich in jeder Beziehung für den Weihnachtstisch empfiehlt. Diese schöne Sammlung, welche aus 61 Blatt besteht, kann entweder ganz zu 45 Mark oder auch in einzelnen Blättern zu 80 Pfennig von Hugo Grosser in Leipzig, dem Vertreter des Hauses, bezogen werden. Auch der „Salon“ von 1878 ist von Braun & Co. in 120 Blättern aufgenommen worden, von denen jedes 5 Franken kostet.

Bühne.

— **Das Theater in Eisenach, das auf Kosten eines kunstsinnigen** Bürgers aufgeführt worden, kann demnächst eröffnet werden. Die Weimar'sche Truppe wird einen Cyklus von 36 Vorstellungen von Neujahr an beginnen.

— **Die Aufführung des Schillerdramencyklus auf der Münchener** Hofbühne, welche gleichsam Anfang und Ende des Jubiläums bildete, ist mit Tell abgeschlossen worden und hat der Regie, wie der großen Ausdauer der Künstler, die mit ganzem Ernste bei der Sache waren, hohe Ehren gebracht. Man hat hier wieder den besten Beweis dafür, was ein energisch geleitetes Theater, was Künstler, die ihrer Pflicht und hohen Aufgabe bewußt sind, leisten können — und daß dabei kein Geld verloren geht.

— **Lindau's „Johannistrieb“ ist nun auch auf dem Stuttgarter** Hoftheater mit Erfolg gegeben worden, trotzdem die Kräfte den einzelnen Rollen und ihren Anforderungen nicht ganz entsprachen.

— **Von Martin Greif wurde im Monat Oktober auf dem Wiener** Stadttheater ein Trauerspiel: „Marino Faliero“ aufgeführt, das, was wir nachträglich noch berichten wollen, einen sehr günstigen Erfolg hatte. Man rühmt dem Stücke nach, daß es ein wesentlicher Fortschritt des Autors auf dem dramatischen Boden sei. Vor Allem sind es die wirklich vortreffliche Ausarbeitung der Titelfigur, dann die mit wenigen Strichen sehr glücklich durchgeführte Charakteristik der Frauengestalten, der mitunter überraschend treue Lokalton und endlich die lebensvolle Bewegung vom dritten Akte an sicherten den Erfolg.

— **Im k. Schauspielhaus in Berlin wurden zwei Novitäten:** Auerbach's Einakter „Eine seltene Frau“ und Moser's „Mädchenschwüre“ gegeben. Die seltene Frau behandelt das heikle Motiv von dem Alter der Frauen und bewirkt die Katastrophe dadurch, daß der Onkel den Taufschein der schönen Wittwe kommen läßt, um dem Neffen zu beweisen, daß sie für ihn viel zu alt sei. Das Stück wird als geistvoll dialogisirt, aber dramatisch nicht besonders geschickt disponirt bezeichnet. Das zweite Stück behandelt die nicht neue Idee, daß die Schwüre der Mädchen gegen das Heirathen recht unhaltbar sind und immer gebrochen werden, wenn der Rechte kommt. Die Charaktere sind etwas nach der Schablone, die Motivirung ist sehr lose gefugt, aber das Ganze entwickelt große Heiterkeit.

— **Fritz Reuter's nachgelassenes Lustspiel: „Die drei Langhänse“** erfreute sich auch in Bremen einer sehr freundlichen Aufnahme.

— **Im Ringtheater in Wien hat A. Langen's: „Das Weib des** Buchbinders“ sehr angesprochen. Der Unstern, der die „Komische Oper“ verfolgte, scheint sich nach der Umtaufe in „Ringtheater“ in einen Glücksstern verwandeln zu wollen.

— **Einen großen Lacherfolg erzielte am Königsberger Stadt-**theater die von Leopold Günther vorgenommene Dramatisirung der lustigen Bubenstreiche von Wilhelm Busch: „Max und Moritz“. Die Bearbeitung des drolligen Stoffes wie auch die humoristische Darstellung erfahren reichliches Lob.

— **Anzengruber's Volksstück: „Alte Wiener“ hat auf dem Belle-**alliancetheater in Berlin lebhaft angesprochen, obwohl die „rechte Wiener Art“ der Darstellung fehlte, wie die Berliner Kritik ausdrücklich betont.

— **Im Dresdener Hoftheater kam Hugo Bürger's Trauerspiel:** „Die Florentiner“ in glänzender Ausstattung zur ersten Aufführung. Man anerkennt die entschiedene Begabung des Verfassers für das theatralisch Wirksame, bedauert aber das Ueberwiegen der theatralischen Aeußerlichkeiten, welche den eigentlichen dramatischen Grundgedanken verdecken. Das Stück spielt zur Zeit der Katharina Medici.

— **Der Direktor des Vergnügungsortes „Aquarium“ in London** hat die beabsichtigte Vorführung des Oberammergauer Passionsspieles auf seiner Schaubühne in Folge zahlreicher emrüsteter Proteste von Seite des Publikums aufgeben müssen. Auch Kardinal Manning hat durch einen Brief an die Times seine Stimme gegen die Aufführung geltend gemacht. Es handelte sich nicht um die echten, sondern um jene sogenannten Oberammergauer, welche vor längerer Zeit im Wiener Josephstädter Theater ihre ebenso primitiven als poesielosen Passionsvorstellungen gaben. Was wir schon lange bekämpft, dieses Verpflanzen des Oberammergauer Spiels auf einen fremden Boden und unter den Kronleuchter der Bühnen und der Vergnügungslokale, findet jetzt erst seine entschiedene Zurechtweisung in England!

— **Hermann Götz' komische Oper: „Der Widerspenstigen Zäh-**mung“, ist in englischer Bearbeitung auf dem Drurylanetheater zu London mit Erfolg in Szene gegangen.

Kultur und Wissenschaft.

— **In Stockholm ist am 14. Oktober die freie Universität er-**öffnet worden. Der gesammelte Fonds beläuft sich auf 820,000 Kronen. Auch Gothenburg will eine ähnliche freie Universität gründen.

— **Prof. Nordenskjöld hat nach glücklicher Umschiffung des ge-**fürchteten Kap Tscheljuska die Mündung der Lena erreicht. In Schweden ist große Freude über diesen wissenschaftlichen Erfolg.

— **Die historisch-ethnographische Ausstellung für das Kunst-**gewerbe in Winterthur ist jetzt eröffnet und jeder Besucher überrascht von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit der ausgestellten Gegenstände und der großen Zahl hervorragender Kunstwerke. Das Arrangement ist äußerst geschmackvoll.

Industrie und Verkehr.

— **Die Zahl der Pariser Ausstellungsloose ist in Folge des noch** immer nicht versiegenden Zuspruchs nunmehr definitiv von acht auf zehn Millionen Stück erhöht und gleichzeitig beschlossen worden, neue Gewinne für den Betrag von 2,255,000 Franken anzuschaffen.

— **Die kunstgewerbliche Ausstellung in Leipzig (1879) ist ge-**sichert; ein Garantiefonds von 150,000 Mark ist bereits gezeichnet.

— **Die Anzahl der Postbriefkasten im deutschen Reichspostgebiet** belief sich im Jahre 1876 auf 38,422 Stück. Seither sind 3983 Briefkasten hinzugetreten, und die Aufstellung von weiteren 200 Briefkasten steht bevor, so daß am Schlusse d. J. 44,405 Briefkasten vorhanden sein werden. In Bayern und in Württemberg sind 8936 Briefkasten vorhanden: es ergibt sich sonach für das ganze Reich eine Gesammtzahl von 53,341 Postbriefkasten.

— **Die Nachricht, daß die Pforte einer englischen Gesellschaft die** Konzession zum Bau einer Euphratbahn und einer französischen wieder die Konzession zum Bau einer Bahn Jaffa-Jerusalem ertheilt, hat nicht verfehlt, unter den Israeliten Jerusalems, besonders unter den Kabbalisten daselbst, eine große freudige Stimmung hervorzurufen, da sich ihrer Ansicht nach so eine Prophezeiung der heiligen Schrift erfüllt. Bekanntlich wird die Euphratbahn auch die ehemaligen Provinzen Assyrien und Babylonien durchschneiden, und dieselbe wird sowohl in Mosul, wo die Ruinen Ninives, der einstigen Residenz der assyrischen Könige, als auch in Hillch, in dessen Nähe wieder die Ruinen Babylons liegen, ihre Stationen haben. Dabei denkt man jetzt schon in Konstantinopel daran, die Euphratbahn später mit den egyptischen Bahnen durch eine besondere Bahn zu verbinden, ein Ereigniß, das der Prophet Jesaias schon vor dreitausend Jahren in Aussicht gestellt hat. Denn bei diesem Propheten, Kap. 19, Vers 23, heißt es wörtlich: „An diesem Tage wird eine Bahn von Egypten nach Assyrien führen, worauf Assyrien nach Egypten und Egypten wieder nach Assyrien kommen wird, und die Egypter werden dann den Assyrern dienen.“

— **Nachdem vor Kurzem auch die unterirdischen Telegraphen-**linien Berlin-Köln und Frankfurt a. M.-Straßburg vollendet worden sind, erstreckt sich das unterirdische Telegraphennetz des Reichs in seiner längsten Ausdehnung jetzt von Kiel bis Straßburg. Auf diese Entfernung, welche 1210 Kilometer beträgt, ist zwischen den Telegraphenämtern in Kiel und Straßburg mit vollem Erfolge telegraphirt worden. In diesem Herbste ist noch die Linie Hamburg-Cuxhaven im Bau begriffen; sie wird, nachdem die Schwierigkeiten des Uebergangs über die Elbarme bei Hamburg und Haarburg in voriger Woche beseitigt sind, im Laufe des Monats November voraussichtlich vollendet werden. Bei Wiederbeginn der Bauzeit im März nächsten Jahres sollen dann die Linien Hamburg-Bremen-Oldenburg-Emden, mit Abzweigungen nach Bremerhafen und Wilhelmshafen, ferner Köln-Koblenz-Trier und Metz unverzüglich in Angriff genommen werden.

— **Die Strecke Lollar-Wetzlar von der Berlin-Koblenz-Metzer** Eisenbahn ist dem Verkehr übergeben. Dadurch wird die nassauische Bahn mit der Main-Weser Bahn verbunden.

— **Das Fahrpostübereinkommen, nach welchem alle Fahrpostsen-**dungen im deutschen Reich wie in Oesterreich-Ungarn vollständig gleich sein sollen, ist mit 1. November in Wirksamkeit getreten.

Gesundheitspflege.

— **In Gotha wird am 1. Dezember das auf dem neuen Fried-**hof erbaute Kolumbarium für Leichenverbrennung dem Gebrauch überwiesen werden. Der Stadtrath erließ eine hierauf bezügliche Bekanntmachung über die Beschaffenheit der Särge, Urnen und die Kosten (15 30 Mark).

Denkmäler.

— **Dem Liederkomponisten M. K. Kunz wurde auf dem Fried-**hofe zu München ein Denkmal errichtet durch die Aufstellung seiner von Schwarthaler modellirten Büste.

— **Im Sitzungssaal der Stadtverordneten in Königsberg wurde** die Büste Dr. Johann Jacoby's von Bildhauer Siemering aufgestellt.

Gestorben.

— Hippolyte Babou, Romanschriftsteller und Kritiker, 56 Jahre alt, in Paris, am 19. Oktober.

— Friedr. v. Nerly, der Nestor der deutschen Maler in Italien, in Venedig, am 21. Oktober.

— Franz Steininger, Vorstand des Maximiliancums, bekannter Pädagoge, 70 Jahre alt, am 24. Oktober, in München.

— Ferd. Buchaf, Buchhändler, in Brunn, 60 Jahre alt, am 24. Oktober.

— Kardinal Cullen, Erzbischof von Dublin und Primas von Irland, am 24. Oktober, in Dublin.

— Joh. Nep. v. Miller, Redakteur der „Süddeutschen Presse“, am 25. Oktober, in München, 35 Jahre alt.

— Karl August Schwerdgeburt, berühmter Kupferstecher, am 26. Oktober, in Weimar, 83 Jahre alt.

— C. T. Heckmann, geh. Kommerzienrath, Chef des Kupfer- und Walzwerks Heckmann, Großindustrieller, 93 Jahre alt, in Berlin, am 26. Oktober.

— Dr. K. Hecker, Professor der Chirurgie an der Universität Freiburg, 66 Jahre alt, am 26. Oktober.

— Dr. Julius Hübner, Mitglied des Hamburger Thaliatheaters, am 27. Oktober, in Kassel.

— Th. v. Grimm, k. russischer Staatsrath, Erzieher mehrerer russischer Großfürsten, Schriftsteller, 73 Jahre alt, am 28. Oktober, in Wiesbaden.

— Dr. J. G. Kohl, Stadtbibliothekar in Bremen, der bekannte Reisende, unser langjähriger Mitarbeiter, am 28. Oktober.

— Georg Pezolt, k. k. Konservator, Landschafts- und Architekturmaler, in Salzburg, am 28. Oktober.

— Geh. Rath v. Frankenberg-Ludwigsdorf, Mitglied des preußischen Herrenhauses und Alterspräsident des preußischen Landtags, 93 Jahre alt, am 30. Oktober, in Niederschüttlau.

Uebergang einer Batterie durch die Bosna.

(Hiezu das Bild S. 128.)

Die Bosna ist ein tückischer, launischer Fluß, gleich allen jenen, welche sich von Gebirgswassern nähren und streckenweise wieder durch Ebenen ziehen, auf welchen sie langsame, mitunter aus Versumpfungen kommende Gerinne aufnehmen. So ist ihr Untergrund abwechselnd steinig oder aus Gerölle zusammengesetzt, wechselt aber auch mit schlammiger Erde oder kleinkörnigem Sand. Ein Durchzug mit schweren Geschützen hat deßhalb seine Gefahren und wenn eine Untersuchung auch früher die Möglichkeit feststellt, so gestaltet der Druck der Last doch oft plötzlich die ganze Situation wesentlich anders. Der Uebergang einer Batterie des 12. Regiments an's jenseitige Ufer der Bosna und durch dieselbe ward für nothwendig erkannt und am 6. September auch ausgeführt. Zwei Tage vorher standen die Truppen im Gefecht und hatten die Gegner wohl zurückgeworfen, aber mit dem Gesammtverluste von 500 Mann. Es mußte den Insurgenten ein Heranschleichen oder Vordringen in kleineren Partieen gründlich verleidet und sie auf ihren Sammelplätzen, die weit vorgeschoben waren, in Masse getroffen werden. Zu diesem Zweck und zur Unterstützung der weit vorgeschobenen Infanterieposten wurde die Batterie auserseben. Die Uebergangsstelle war in der Nähe von Doboch. Und nachdem die Mannschaft mit schwerer Mühe und Berachtung aller Gefahren das Wagestück ausgeführt, war auch der Sieg vollständig. Die Gegner wichen bald, und die weittragenden Geschütze sendeten den Fliehenden noch die letzten Grüße nach.

In den Flitterwochen.

(Hiezu das Bild S. 124.)

Die antiken Völker hatten nicht den Reichthum an Empfindungen, die bei uns Modernen jetzt zu einer fast krankhaften Höhe gesteigert sind, und auch das, was sie Liebe nannten, war von unserer Liebe doch etwas verschieden. Es fehlte der antiken Welt jede Spur von Sentimentalität, die heute bei uns in schwärmerische Sensibilität übergegangen ist. Die Weltanschauung der Griechen und Römer war heiter, weniger mit Reflexionen beschwert und ihr Gefühlsleben lichter, einfach, naiv. In den Flitterwochen junger, glücklicher Eheleute wird es jedoch dem unseren sehr ähnlich gewesen sein, vielleicht weil wir dann uns der antiken Lebensfreudigkeit sehr nähern, und diesen Grundgedanken hat wohl der Maler A. Heullant in seinem reizenden Bilde, das wir hier im Holzschnitt wiedergeben, zum Ausdruck bringen wollen. Er stellt die wunschlose, glückliche, lichtvolle Liebesfreudigkeit eines antiken jungen Ehepaars dar, wie sie auch den Flitterwochen bei uns Modernen eigen zu sein pflegt, und dem Maler kommt zur vollen Ausprägung des Gedankens die zierliche, heitere, edel-stylvolle Art griechischer Ornamentik und Baukunst, die graziöse Fülle und der üppige Formenreichthum südlicher Vegetation glücklich zu Hülfe. Es ist ihm gelungen, ein hübsches Stimmungsbild und ein reizvolles, unsere Phantasie durch die Dekoration anmuthig beschäftigendes Bild aus der antiken Welt uns zu geben.

Theodor Fontane.

(Hiezu das Porträt S. 128.)

Im Anfang der fünfziger Jahre entfaltete sich in Berlin ein bewegtes künstlerisches und literarisches Leben. Nach dem Rücklauf der politischen Strömung, die mit dem Jahre 48 einstweilen ihren Abschluß gefunden zu haben schien, traten eine Zeitlang die ästhetischen Interessen wieder in den Vordergrund. Wer damals dort literarisch, besonders poetisch sich bethätigte, fand einen Mittelpunkt für seine Bestrebungen in einer freien Vereinigung, welche sich unter dem Namen des „Tunnel“ konstituirt hatte und an den Sonntagabenden im Café Belvedere ihre Zusammenkünfte hielt. Die Mitglieder theilten einander ihre poetischen Erzeugnisse mit, über welche in freimüthigster Weise eine offene Kritik geübt wurde. Fast alle bedeutenderen literarischen Namen jener Zeit, soweit sie Berlin angehörten, fanden sich dort zusammen; man traf u. A. Strachwitz, Scheerenberg und Lepel, später gehörten Geibel und Kugler diesem Kreise an, und Paul Heyse, Felix Dahn, Eggers und Blomberg verdienten sich dort ihre Sporen.

In diesen Kreis trat schon 1844 ein junger Mann ein, den eine unbezwingliche Neigung aus anderen Lebensrichtungen zur Poesie geführt hatte und dessen Name bald zu den klangvollsten gehören sollte. Wenn man seine schlanke, elastische Gestalt sich erheben sah und er das edel geformte, von dunklen Locken umrahmte Haupt leicht zurückwarf und mit den glänzenden Augen die Versammlung überflog, um mit vollkönender Stimme eine jener Balladen vorzutragen, in denen er eine seltene Meisterschaft erreicht hatte, so lauschte Alles in athemloser Spannung und die strengsten Kritiker verwandelten sich in Bewunderer. Theodor Fontane, am 30. Dezember 1819 zu Neu-Ruppin geboren, hatte seine Kinderjahre theils dort, theils in Swinemünde verlebt und nach Ablauf der Gymnasialzeit die Gewerbeschule zu Berlin bezogen, um sich naturwissenschaftlichen Studien hinzugeben. Aber schon damals war der poetische Trieb in ihm stärker als die wissenschaftliche Richtung, und seine ersten Gedichte und Novellen erschienen im Berliner „Figaro“, dem damaligen Tummelplatz der jüngeren dortigen Literatenwelt. Auch in Leipzig, wohin er sich 1840 zur Fortsetzung seiner Studien begab, knüpfte er bald Beziehungen zu Dr. Georg Günther, dem Schwager Robert Blum's, zu Max Müller und Wilhelm Wolfsohn an und wandte sich immer mehr poetischen Bestrebungen zu, die namentlich in Zeitgedichten und Uebersetzungen nach englischen Poeten jener Tage ihren Ausdruck fanden. Eine Reise nach England machte den jungen Dichter genauer vertraut mit einem Land und einer Literatur, zu welchen ihn schon früh ein warmes Interesse hingezogen hatte. Als er nach der Rückkehr seiner Militärpflicht genügen mußte, benutzte er zwar in Berlin die Gelegenheit, bei Mitscherlich und Rose seine naturwissenschaftlichen Studien fortzusetzen, aber der Drang, sich ganz der Literatur zu widmen, wurde immer mächtiger, fand durch seine Verbindung mit den Dichtern des „Tunnel“ neue Nahrung und führte seit dem Ausgang der vierziger Jahre zum vollen Uebertritt in die Literatur. Damals entstanden seine markigen Preußenlieder: „Männer und Helden“, jene schneidigen Balladen vom alten Dessauer, vom alten Ziethen, Derfflinger, Seydlitz, Keith, Schwerin und Prinz Louis Ferdinand; damals auch der anmuthige Balladenchklus „Von der schönen Rosamunde“. In diesen Dichtungen spricht sich die Doppelneigung Fontane's, einerseits die patriotische preußisch-brandenburgische Gesinnung, andererseits der poetische Zug nach Altenglands Volksdichtungen, in vollendeter Weise aus. Das Schlagkräftige, Knappe, Präzise, der echte Herzenston der Ballade ist ihm wie wenig Anderen gelungen, sowohl in seinen eigenen Dichtungen wie in den Uebertragungen nach dem Englischen. Dichtungen wie „Archibald Douglas“, wie „Schloß Eger“, „Der Tag von Hemmingstädt“, freie Uebertragungen wie das „Douglas-Trauerspiel“, „Jung Musgrave“, „Der Aufstand in Northumberland“, gehören zu den Perlen unserer Poesie und werden immer von Neuem durch ihre einfach großartige Schönheit und ergreifende Innigkeit die Gemüther erschüttern. In den zuerst 1851 erschienenen Gedichten, neuerdings in vermehrter Auflage erschienen, fehlt es auch nicht an rein lyrischen Ergüssen, doch steht Fontane mehr auf der Seite innigerer Betrachtung, als unmittelbar ausströmender subjektiver Empfindung. Ein edler, mit Geschichte und Menschenleben innig vertrauter Geist spricht sich überall mit jener Formvollendung aus, die für jede Stimmung, für das innig Zarte, das wehmuthvoll Verschleierte, das männlich Starke und Heldenhafte den treffenden Ausdruck findet.

Wiederholte Reisen nach England machten ihn immer mehr mit dem dortigen Leben vertraut, und die Früchte eines längern Aufenthalts daselbst legte er in mehreren gehaltvollen Veröffent-

lichungen nieder. 1854 erschien „Ein Sommer in London", 1860 „Jenseit des Tweed" und zu gleicher Zeit unter dem Titel „Aus England" eine Sammlung von Studien über Theater, Kunst und Presse in London, die von seiner Beobachtung und gründlicher Kenntniß zeugen und noch jetzt in hohem Grade Beachtung verdienen.

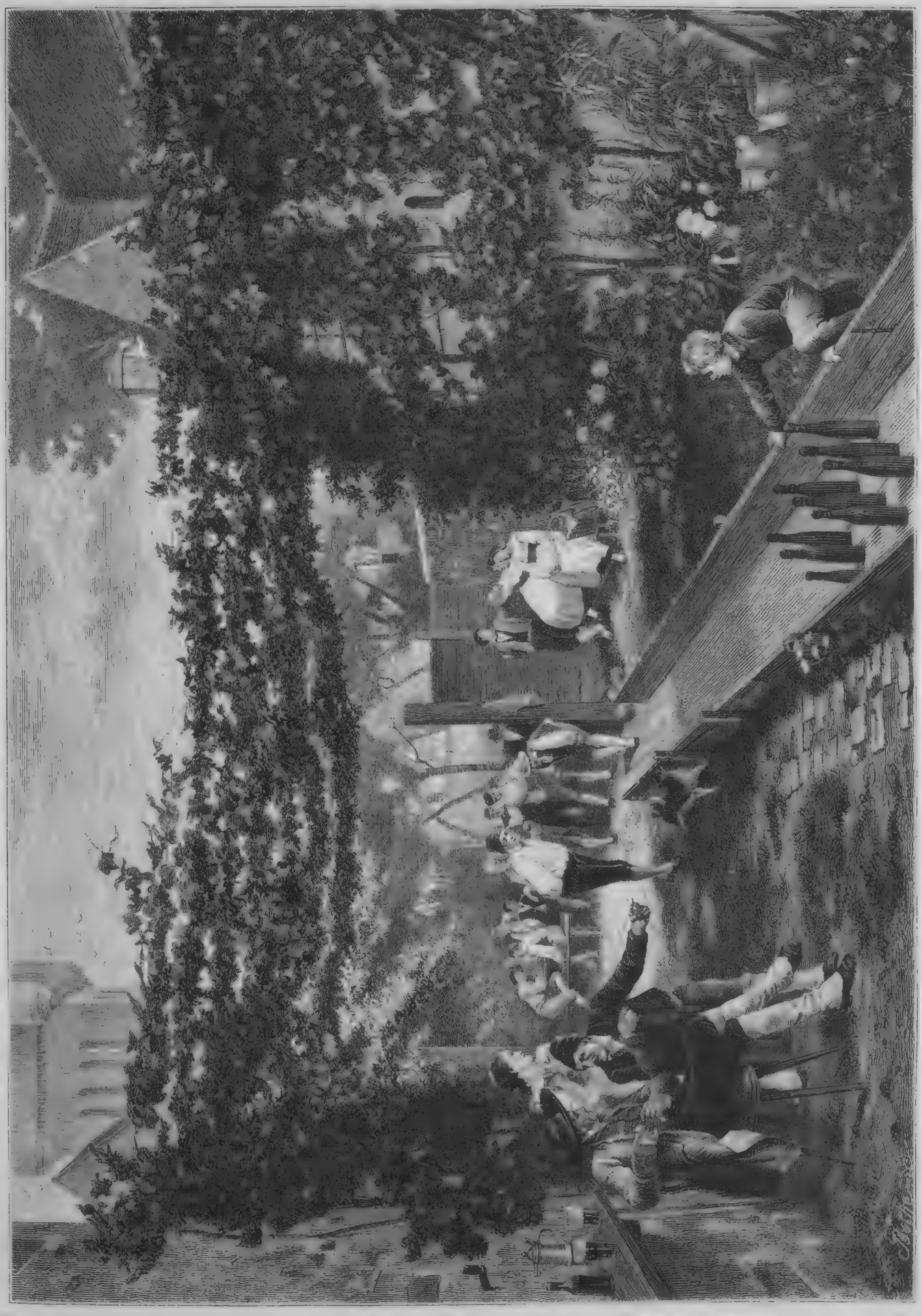
Nach seiner Heimkehr wandte er sich mit einer durch die lange Abwesenheit noch gesteigerten und vertieften patriotischen Empfindung seiner engeren Heimat zu und schilderte dieselbe in den drei Banden der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", die seitdem in dritter Auflage erschienen sind. Hier zeigt sich, was ein echter Dichter mit dem offenen Blick für Natur, Menschendasein und Geschichte selbst aus dem unscheinbarsten Stoffe zu gestalten vermag. Die sinnige Feinheit der Betrachtung, die lebensvolle Anmuth der Schilderung verleihen diesen Kulturbildern auch für fernstehende Kreise einen fesselnden Reiz, und die meisten deutschen Gaue haben Grund, die verachtete Sandbuchse des heiligen romischen Reichs um einen solchen Ethnographen zu beneiden.

Inzwischen war jener große Wendepunkt in der vaterländischen Geschichte eingetreten, dessen erstes Symptom der deutsche Krieg gegen Dänemark und die Befreiung Schleswig-Holsteins war. Von patriotischer Begeisterung ergriffen, folgte Fontane den verbündeten Heeren und lieferte 1866 eine durch Lebendigkeit der Schilderung ausgezeichnete Geschichte des schleswig-holsteinischen Krieges. Kaum war dieses Buch an's Licht getreten, als die noch größeren Ereignisse des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen ihn abermals in's Feld riefen. Eine in zwei starken Bänden erschienene, wiederum mit reichen Illustrationen versehene Geschichte dieses Krieges war die Frucht seiner ernsten und gewissenhaften Studien. Dann folgte auf dem Fuße der Krieg gegen Frankreich. Fontane begab sich im Herbst 1870 in das feindliche Land, um abermals an Ort und Stelle den Ereignissen zu folgen. Kaum in Toul angelangt, lockte es den Poeten unwiderstehlich, die Heimat der Jungfrau von Orleans zu besuchen. Der Ausflug nach Domremy wurde gewagt, führte aber den kecken Eindringling in die Hände der Franc-tireurs und in festen Gewahrsam. Das anziehende Buch „Kriegsgefangen" gibt in lebendigster Weise und mit köstlichem Humor Bericht von den Leiden und Gefahren, aber auch von manchem hübschen Abenteuer jener langen Wochen und Monde, in denen die Freunde des edlen Dichters ihn bangen Herzens schon verloren erachteten, bis endlich durch vereinte Bemühungen seine Befreiung gelang. Im Frühjahr 1871 wiederholte er unverzagten Muthes seine Fahrt und berichtete auch von diesem Ausfluge bald darauf in dem nicht minder anziehenden Buche „Aus den Tagen der Okkupation". Niemand wird diese anmuthigen, von heiterem Sinn, treuherziger Gerechtigkeit und blitzendem Humor durchwirkten Bücher lesen können, ohne den Verfasser lieb zu gewinnen. Die ernste Frucht dieser muthevollen Reisen und Studien legte er sodann in seinem zweibändigen Buche über den deutsch-französischen Krieg nieder.

Neben diesen umfassenden und anstrengenden Arbeiten entstand in den letzten Jahren ein großangelegter historischer Roman, der unter dem Titel „Vor dem Sturm" die Zeiten unmittelbar vor den Befreiungskriegen zum Gegenstande hat und eben an's Licht treten wird. Nach den bis jetzt vorliegenden Theilen dürfen wir auch hier Treffliches erwarten. Erwähnen wir, daß Fontane auch als Theaterreferent einer der gelesensten Berliner Zeitungen seit Jahren unablässig und mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit thätig ist, so leuchtet ein, daß diese vielseitige Wirksamkeit ihm Kräfte und Zeit völlig in Anspruch nimmt. Als ihm vor zwei Jahren die Stelle des ersten Sekretärs an der Berliner Kunstakademie übertragen wurde, legte er nach kurzer Zeit das mit seinen poetischen Bestrebungen wenig harmonirende Amt nieder, um sich ferner uneingeschränkt literarischen Arbeiten zu widmen. Er hält mit Recht diese Thatigkeit für eine hohe und edle Mission, und Alles, was er geschrieben, trägt das Gepräge vornehmer Gesinnung, echt poetischer Stimmung, liebenswurdiger Grazie. Wer ihn noch nicht kennt, dem hoffen wir reiche Quellen des Genusses zu erschließen, indem wir auf ihn aufmerksam machen. Von seiner noch in jugendlicher Frische sprudelnden Begabung dürfen wir noch manches Schöne erwarten. **W. Lübke.**

Theodor Fontane. Originalzeichnung. (S. 127.)

Uebergang einer Batterie durch die Bosna. Nach einer Originalskizze. (S. 127.)



Kegelspiel im Elsaß. Gemälde von C. M. Pabst. Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach. (S. 126.)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Sie begaben sich in's Pfarrhaus und an den bereitstehenden Mittagstisch, an dem auch Eugen Römhold und Petrea sich einstellten. Die Letztere tauschte mit Hainbuch einen kurzen, freudigen Blick, dann sprach sie unaufgefordert das herkömmliche Tischgebet.

„Amen!“ fiel Pastor Genthin, der andächtig die Hände gefaltet hatte, mit lauter Stimme ein. „Ist ein gutes Wort: Es geschehe so, es werde wahr! Möge Allen in diesem Hause immerdar der Kopf klar, die Brust ruhig, das Herz fröhlich und der Magen gesund sein! Amen!“

Es war eine harmlos vergnügte Tischrunde, die der neue Gast mit immer neuen heiteren Einfällen und spaßhaften Bemerkungen in regem Gespräch erhielt. Körperlich und geistig ließ sich nicht leicht ein größerer Gegensatz erdenken als der, welcher zwischen den beiden benachbarten Pastoren bestand. An Fritz Genthin, der sich bald in vortrefflichstem Einklang mit Hainbuch befand, war Alles Munterkeit, Laune, ungezwungene, manchmal derbe Natur, es fiel schwer, sich ihn im geistlichen Ornat auf der Kanzel vorzustellen. Aber dennoch mußte er, wie dann und wann die wechselnde Unterhaltung ergab, auch dort sich ebensowohl an der richtigen Stelle befinden, wie als Gesellschafter am Tische. Unter seiner lustigen Form barg sich unverkennbar oft praktische Besonnenheit und kluges Weltverständniß; er behandelte Fleming mit der größten Anerkennung und Hochschätzung, hielt jedoch mit abweichenden Meinungen keineswegs hinterm Berge. Das Gespräch hatte sich auf die mälige Veränderung, den Fortschritt des in der Mitte stehenden Jahrhunderts in Erfindungen, Künsten und Wissenschaften gelenkt, manche Uebereinstimmung, doch auch manche verschiedene Anschauung war dabei zu Tage getreten. Zuletzt sagte Genthin:

„Das mag Alles sein, Du weißt, wenn's auf die Pappdeckel hinauskommt und was dazwischen gedruckt und geschrieben steht, da hab' ich keine Bücherwurmkiefern und bin von der Kost nicht rund geworden. Platon hat gewiß viel Schönes gedacht, aber auf Griechisch, und von Cicero's Pflichten weiß ich nur noch, daß ich sie einmal einem hopfenstangenlangen Mitschüler an den Kopf geschmissen. Ich bin als ein simpler Landpastor für's Deutsche, aber nicht simpel genug, um nicht zu wissen, daß meine Schafe, die ich zu hüten habe, nicht noch einfältiger sind als ich. Sonst wär's auch schlimm und ich würde lieber als Drahtsieber und Mausefallenhändler hausiren gehen. Na, ich meine, in jeden Kopf gehört das, was in ihn hineinpaßt, und in ein Gefäß nicht mehr, als daß es nicht davon überläuft. Sonst, wenn die Temperatur einmal zufällig zu hoch wird, kocht's über und die Nachbarschaft drum her wird verbrüht. Alle Hochachtung vor Deiner Menschenfreundlichkeit, Fleming, aber ich halte dafür, man kann die Butter auch zu dick auf's Brod streichen und dann ist's nicht mehr für die Gesundheit. Du hast den Glauben daran, Deine Bauern zu christlich-griechischen Weisen zu machen, willst aber dabei die Welt und ihre Einrichtung nicht verändern, sie sollen mit der nämlichen Passion wie vorher weiterpflügen, Dünger fahren und Schweine mästen und sich Abends mit ihrer Familie darüber unterhalten, wie menschenwürdig es sei, das Gute zu thun, weil es gut ist. Ich kann nicht leugnen, Du hast's weit damit gebracht, vielleicht weiter, als ich von vornherein für glaublich gehalten. Aber, nimm's mir nicht übel, Deine wohleinexerzirte Gemeinde kommt mir etwas wie eine Soldatenkompagnie vor, die bei Allem, was vorfällt, nur daran gewöhnt ist, auf ihren Hauptmann zu gucken, und auf sein Kommando und Beispiel wartet. Geht's einmal ernsthaft dran und das Unglück will, daß er den Kopf verliert — in natura seu figura — da läuft Alles rathlos aus einander und Keiner weiß, was er mit seinem Kuhfuß und Pallasch auf eigene Hand anzufangen hat. Ich halte die Menschen nicht für schlechter als sie sind, meine indeß, es ist noch weniger gut für sie selbst, sie als besser anzusehen, und bin aus gründlicher Selbsterfahrung der Ansicht, Alles in Allem ist's eine recht schwache Sippschaft, die man wie einen lang aufgeschossenen Rangen körperlich tüchtig herausnähren, doch nicht geistig überfüttern muß. Sei fleißig, thue Recht, fürchte Gott und scheue Niemanden, das heißt, wenn Du den ersten drei Geboten nachgekommen bist! Andernfalls hast Du Tag und Nacht die Obrigkeit vom Landesvater bis zum Büttel herunter zu scheuen und das wird nicht zu Deinem Vortheil und Deinem Vergnügen beitragen. Aber wenn die Obrigkeit Unrecht hat, sage ich meinen Bauern auch nicht, es schmecke allerdings nach Essig, sie möchten indeß nur ruhig weiterprobiren und ihren Geschmack ausbilden, bis sie herausgefunden, im Grunde sei es doch Honig, sondern ich rede ihnen selbst zuerst davon: da wollen die Stadtherren mit der Feder pflügen und mit Tinte begießen, säen Salz aus ihrem Kopf und meinen, daß es Korn geben soll. Das ist gegen euer Recht und Vernunft, laßt nicht dran klauben und thut das Maul auf, daß man's deutlich hört, ich halt' meine Pfeife auch nicht im Sack. Es mag wohl sein, daß man allerhöchsten und wohlweisen Orts nicht auf's Unmäßigste davon erbaut ist, hat mir auch noch kein rothes Band dafür in's Knopfloch gesteckt, aber wie Jeder seinen himmlischen und irdischen Glauben hat, ist's meiner, daß die Dinge, welche man Thron, Altar, Staat und Gesellschaft heißt, darauf den besten und einzig dauerhaften Halt finden, wenn sie auf der innerlichen Zufriedenheit und der Erkenntniß aufgebaut werden, daß Jedem grad' so viel Recht und Ertrag zufällt, als er verdient, und daß man ihm weder demagogisch einzubilden sucht, er verdiene mehr, noch aristokratisch, oder wie man es sonst nennen will, er verdiene weniger und müsse sich damit christlich und philosophisch begnügen. Meine Kompagnie, weiß ich, würde auch ohne mich mannhaft in's Feld ziehen und immer an der richtigen Stelle stehen, wenn sie auch nicht die tadellose Augenrichtung hat wie Deine, Freund, und ihre Knöpfe vielleicht erheblich weniger blank geputzt scheinen. Alles auf Erden muß unter der Fuchtel einer resoluten, vernünftigen Frau stehen, und der gute Hausgeist einer Dorfgemeinde ist das vernünftige Bewußtsein, daß ein Jeder drin von Rechtswegen nicht mehr von der Erdensuppe sammt Zukost verlangen kann, als Gott, Natur und Obrigkeit, Gesetz, Grütze im Kopf und Spannkraft in Armen und Beinen ihm zugetheilt haben.“

„Da wären wir am Schluß wieder an Fritz Genthin's ceterum censeo, omnes viros esse matrimonio jungendos, angelangt,“ lächelte Melchior Fleming. „Ein um so zeitgemäßer von dieser Kanzel aufgestellter Predigtsatz, als sowohl einer der andächtigen Hörer wie der Rufer in die Wüste selbst sich in der Lage befinden dürften, die Ermahnung zu beherzigen. Ich bin glücklicherweise —“

„Du bist ein Pharisäer, Fleming, der sich an die Brust schlägt, als ob ihn der Text des Bußpredigers nicht anginge, und das sind die Schlimmsten,“ rief der Dorfhagener Pfarrer eifrig. „Glaubst Du, daß man durch ein oder zwei Jahre Absolution für ein Vierteljahrhundert erlangen kann?“

Der Sprecher empfand, ehe er geendet, daß ihm mit der Anspielung auf die kurze Ehe Fleming's etwas entflogen sei, das den Letztern wie die Tochter desselben peinlich berühren müsse. In der That erwiederte Dieser auch nichts, sondern saß verstummt da, während Helene, als ob sie nichts davon empfunden, daß ihrer Mutter in nicht eben zarter Weise gedacht worden, fröhlich entgegnete:

„Aber es gibt ein gutes altes Sprüchwort, dünkt mich, daß wer im Glashaus sitzt, sich in Acht nehmen soll, mit Steinen zu werfen. Wie kommt's —?“

„Wie's kommt? Man weiß nie, wie's noch kommen kann,“ fiel der joviale Pfarrer mit einem komisch-schalkhaften Blick auf die unterbrochene Fragstellerin ein. „Man ist niemals zu alt, um zu bereuen, und nach der Schrift ist die Freude über einen Neunmüthigen größer als über Neunundneunzig, die stets den Weg der Selbstgerechten gewandelt.“

Nun sah Fleming aus seinem Verstummen wieder auf und mischte sich heiter ein: „Wär's nicht Fritz Genthin, der's gesprochen, Helene, so würde ich sagen, das ist ein Antrag in aller Form und bedarf nur noch der Einwilligung Fräulein Dorthe's. Aber wahrlich, wenn Du mir, als der Aeltere, mit gutem Beispiel vorangehen willst, Genthin —“

Er hatte, wie es schien, den Satz begonnen, ohne sich recht klar gemacht zu haben, in welcher Weise er ihn beendigen wolle, wenigstens benützte er den Umstand, daß Helene sich vom Tisch erhob, um den Schluß fallen zu lassen. Ein leises Roth hatte ihre Stirn überflogen und ihr Blick streifte flüchtig an Ottmar Hainbuch vorüber, dann verneigte sie sich mit freundlicher Verabschiedung und sagte: „Ich will zur erhöhtern Anregung für die tiefsinnig werdende Unterhaltung der Herren als guter Hausgeist den Kaffee besorgen.“

Sie ging, auch Petrea und Eugen Römhold verließen das Zimmer, Genthin sah Helene nach und äußerte: „Scherz oder Ernst, ich glaube, ein Mann in vernünftigen Jahren könnte sich lange müh' suchen, ehe er eine vortrefflichere Frau fände, als Deine Tochter, Fleming. Sie sind ja um die alte Erdtonne herumgesegelt und durch all' ihre Ecken gekrochen, Herr Hainbuch, ist Ihnen irgendwo etwas Besseres aufgestoßen?“

„Nein, mit Ausnahme ihrer übergroßen Besorglichkeit, einen anspruchslosen Gast oder Hausgenossen nicht genügend in Kost und Pflege aufnehmen zu können.“

Melchior Fleming fiel mit einer gewissen Hast ein; „Ich hatte vergessen, davon — Helene hat mir gesagt - zu meiner Freude — daß Du sie vollkommen beruhigt hast, Ottmar — daß Du also bleibst —“

„Gewiß, ich bleibe, Melchior, bis zur Henkersmahlzeit mit ihrer letzten Tischrede, das heißt, augenblicklich gehe ich, um euch der Beredung eurer Amtsgeschäfte zu überlassen. Ich habe keine solche mehr in der Welt, als dem heidnischen Grundsatz nachzuleben: Post coenam stabis aut passus mille eabis. Das Letztere ist das Nützlichere und obendrein das Angenehmere, also auf gutes Gedeihen allerseits und auf Wiedersehen!“

Fleming machte eine Bewegung, ihn zu halten: „Bleib', ich sagte schon, die Angelegenheit hat sich verändert, drängt nicht mehr, läßt sich heut nicht bereden,“ doch Hainbuch entgegnete:

„Dann thut ihr am weisesten, meinem klassischen Vorgang zu folgen und mir nachzukommen; ich werde am Ellernbach auf euch warten. Solch' ein Wasser ist kurios altmodisch, ich glaube, wenn ich nach dreihundert Jahren wiederkäme, plätscherte es noch just so wie heut. Nur die Fische ändern sich drin, schlucken und werden geschluckt; ich will einmal zusehen, ob ich noch einige altbekannte Schlucker darunter finde.“

Auch er ging. Das Gespräch der beiden Zurückbleibenden wandte sich auf ihn, Fleming machte kurz über ihre Jugendfreundschaft Mittheilung.

„Und zu welchem Zweck ist er jetzt hieher gekommen?“ fragte Genthin.

„Zu welchem Zweck?“ wiederholte der Pfarrer von Ellernbrook, und er sah seinen Amtsgenossen an, als ob er selbst von diesem eine Antwort auf die gestellte Frage zu erhalten wünsche. Dann setzte er hinzu: „Um, wie einst, hier mit uns zu leben —“

„Ein vortrefflicher Zweck, zu dessen Ausführung nur die bessere Hälfte noch fehlt. Man sieht ihm wahrhaftig nicht an, daß er in unseren, selbst nicht in Deinen Jahren steht. Da wäre ein Werk vom Himmel auf der Erde zu thun. Als ich Deiner vorhin zuerst mit dem fremden Gesicht gewahr ward, dachte ich: Für Den hat der Amtsbruder dich gerufen. Ich hatte den Spruch schon fertig im Kopf und halt' ihn auf Vorrath, denn wenn man sich auf Menschen versteht, sieht man's ihnen allgemach an der Nase an, wer noch einmal davon Gebrauch machen wird und wer nicht. Gewiß, ein vortrefflicher Zweck, hier wie früher mit Dir zu leben, aber Dein neuer oder alter Hausgenosse hat etwas in den Augen, als wäre es nicht Freundschaft allein, was ihn nach Ellernbrook zurückgebracht.“

„Glaubst Du?“

Melchior Fleming drehte für seinen Gast einen Fidibus, entflammte denselben an der Zündmaschine, und Genthin setzte behaglich die vom Sims herabgeholte lange Pfeife in Brand und sprach zwischen die ausgestoßenen Rauchwolken hinein: „Ich kann mir nur kein weibliches Wesen für ihn hier unter den Stoppelgänsen ausfindig machen. Unter den Theekochinnen in der Stadt ist auch keine; sie müßt' so gegen die Dreißig sein, damit wär' Beiden richtig gedient. Aber da schürtle Einer 'mal am Pflaumenbaum! Entweder sitzt Alles noch fest am Stengel oder liegt längst überreif auf dem Boden. Auf den Gütern nach meiner Seite hinaus ist auch nichts zu holen, und hier herüber habt ihr nichts als Malchow. Das Gut wär' keine üble Partie, aber Dein Freund Hainbuch sieht mir nicht darnach aus, als ob er sich mit der Mitgift ködern ließe. Freilich hab' ich den Fisch, der dran hängt, selbst nie zu Gesicht bekommen, weiß nur, daß es ein recht bemooster Karpfen sein muß, dem obendrein im Kopf eine Schraube irgendwo etwas herumwackeln soll.

Da hätte allerdings zum Unterschied ein Mann den Beruf, die Sache in Ordnung zu bringen, doch dazu gehörte ein ungewöhnlich opferfreudiges, christliches Gemüth und das paßt, wie mir scheint, wieder nicht ganz auf Deinen Amerikaner. Du kennst das alte Freifräulein, ja —"

„Ja, recht gut, seit langer Zeit, vielleicht besser als irgend Jemand sonst, und ich kann bezeugen, daß ihr geistiger Zustand nicht derartig ist, wie das Gerede geht. Du hast Recht, es wäre vielleicht am besten, ein christliches Werk — "

Melchior Fleming antwortete es im Anfang rasch, dann zögernder, doch als besinne er sich darauf, was er hinzusetzen wolle. Allein er brach ab und fuhr statt dessen fort:

„Du siehst also, daß Du Dich vermuthlich in Hainbuch und sicherlich in mir getäuscht, als Du gemeint, er sei der Gegenstand, um dessenwillen ich Dich gebeten, bei mir vorzusprechen. Als ich Dir schrieb, besaß ich, wie Du weißt, selbst noch keine Ahnung von seinem Kommen."

„Und was für eine Sache war's denn eigentlich, in der ich Dir Beihülfe leisten sollte?"

„Du solltest mir rathen — es ist lang, und Manches dran hat sich seitdem verändert, das ich noch nicht zu überlegen Zeit gefunden. Sobald dieß geschehen, komme ich einmal zu Dir, Abends, wenn wir ungestört sind. Es handelt sich in der That um Dein vorheriges ceterum censeo —"

„Um eine Heirath?" stieß Genthin zugleich mit einer riesigen Dampfwolke heraus.

Fleming nickte. „Vielleicht — ich kann Dir die Namen heut noch nicht nennen und bitte Dich, nicht in der Gegenwart von Anderen darüber zu sprechen. Aber Du wirst davon erfahren — wollen wir Ottmar in den Garten nachfolgen, er sagte, daß er uns erwartet."

Ottmar Hainbuch war langsam zwischen den altvertrauten Bäumen, Büschen und Gängen des großen Pastoratgartens hingewandert. Das Meiste hatte sich darin erhalten, nicht unverändert, denn auch darüber waren drei Jahrzehnte gegangen, doch noch deutlich wiedererkennbar. Sommerwarm und glänzend lag der Beginn des Septembernachmittags über Allem, goldgelb und roth hingen die Früchte schwer vom Gezweig, hochaufgeschossene, vielfarbige Herbstblumen standen unbewegt im blendenden Licht, auf den begrenzenden Feldern und Wiesen spielte noch ein Zittern der Luft und hielt die Weite wie mit halbdurchsichtigem, bläulichperlendem Schleier verhüllt. Das Alles hatte der Knabe ebenso gesehen; es war immer ebenso gewesen, wo in der fernen, fremden Welt er sich befunden, und ebenso würde es noch sein, wenn er nicht mehr zu Denen gehörte, die hieher zurückkommen konnten, sondern ihm drüben unter dem alten Thurm das letzte Kissen zurecht gerückt worden.

Die Amseln huschten im Gebüsch, mit blitzender Wendung schoß ein Taubenflug durch die Luft und auf eine abgeerntete Erbsenpflanzung am Gartenrand hinunter, Hainbuch sah und hörte Alles und doch ging er halb wie im Traum. War noch kein voller Tag darüber zu Ende gegangen, daß er drüben in die Küchenthür des Pfarrhauses eingetreten? Ihm schien's, als habe er Alles, was zwischen diesem letzten und dem vorletzten Mal, wie er die Hand auf die alte Doppelklinke gelegt, sich um ihn und mit ihm zugetragen, geträumt. Als habe er am Morgen einen weiten Weg gemacht, sich müd' unter einen der Bäume zum Mittagsschlaf hingestreckt und stehe nun aufgewacht hier, noch vom Traum halb befangen und sich besinnend, wie lang er dort ausgeruht, welche Zeit des Tages es sei.

Da murmelte, die Grenzscheide des Gartens und der Ackerfelder bildend, der Ellernbach vor seinen Füßen. Hie und da wand er sich als ein sonnenspiegelndes Band durch die Landschaft, dann verschwand er zwischen Erlen- und Weidengebüsch, nun klar und seicht über Kiesel fortplätschernd, nun still, scheinbar unbewegt und dunkel in tiefer gehöhltem Bett. Hainbuch bückte sich über den Rand des Wassers und betrachtete eine Weile sein wie aus einem Spiegel heraufkommendes Bild, bis es plötzlich erlosch. Vom verschatteten Ufer her schoß ein floßenschlagender Hecht einem kleinen, friedlich an der sonnigen Oberfläche treibenden Fische nach und zog ihn in die Tiefe, im Aufzittern der Wellen verging oder verzerrte sich vielmehr das Wiederbild des droben Stehenden zu einem gespenstischen Phantom. Ein unwillkürlicher Schauer überlief Ottmar Hainbuch, er schritt eiliger am Bach entlang auf das weiße Birkengeländer einer Holzbrücke zu, die in einiger Entfernung zu einer kleinen, buschumrandeten und von hohen Bäumen überdachten Insel hinüberführte. Das winzige, ringsumflossene Eiland war ursprünglich künstlich angelegt worden, aber dann hatte die Natur, sich selbst überlassen, es dicht verrankt, fast zur Wildniß gemacht, mehr noch jetzt, als der Kommende es einst gekannt. Auf der gen Norden blickenden Spitze befand sich ein Platz, ein heimlicher Versteck, an dem er oft gesessen; die Wasserarme von beiden Seiten kamen dort wieder zusammen, rauschten in stärkerem Fall gegen einander und zogen unter dunkel überhängendem Gezweig, nur da und dort geheimnißvoll aufblinkend, davon. Mechanisch wandte der Fuß des Umherwandernden sich der altvertrauten Stätte zu, dann hielt er am Rande der Gebüschwand plötzlich inne. Es leuchtete ihm durch die Blätter mit hellem Schimmer entgegen, der kleine heimliche Winkel barg schon eine sitzende weibliche Gestalt, die ihm den Rücken wandte, doch an dem weißen Kleid, auf das goldblondes Haar herabfiel, erkannte er sogleich Helene. Sie saß, unbeweglich vor sich hinausblickend; war das Geräusch, welches seine Annäherung verursacht, ihr vom Rauschen des Wassers übertönt worden, sie hatte offenbar nichts von seinem Kommen gehört. Es besaß einen Reiz für ihn, sie einige Augenblicke unbemerkt zu betrachten; ihre schlanke, reglose Büste, die weißes Licht unter dem grünschattigen Gewölbe ausstrahlte, hatte etwas Statuenhaftes, mit den vorüberfließenden Wellen zu ihren Füßen glich sie einem von Künstlerhand gemeißelten Marmorbilde, das den Traum, die sinnende Betrachtung, vielleicht allegorisch die Schwermuth der Naturstimmung des verrinnenden Sommers darstellte. Nun wollte er sie anrufen, doch im selben Moment streckte ihre Hand sich nach dem Zweig, der neben ihr herabhing. Auch in dieser Armbewegung lag etwas Traumhaftes, das unwillkürlich den beabsichtigten Ruf auf Hainbuch's Lippen wieder stocken ließ. Sie brach ein grünes Blatt und warf es vor sich in's Wasser, dann noch eines und ein drittes, und nun sah ihr Blick wieder unbewegt den abwärts ziehenden Blättern nach, als stehe etwas auf ihnen geschrieben, das ihre Gedanken, vielleicht ihr Herz begleitete.

Vielleicht ihr Herz? Dem ungesehenen Zuschauer kam die Frage plötzlich, zum ersten Mal. Lag darin etwa die leichtere Lösung der widerspruchsvollen, bald fröhlich-liebreich-verständigen, bald unklar überschleierten Art Helene Fleming's? Waren es nur scheinbar grüne Blätter, in Wahrheit vielmehr mit unsichtbaren Zeichen der Sehnsucht, des Herzklopfens beschriebene Boten, welche ihre Mädchenhand, die Hand eines alternden Mädchens, den vorüberschnellenden Wassern vertraute?

„Liebesbriefe," murmelte Ottmar Hainbuch und ein kurzes ironisches Aufzucken ging um seine Mundwinkel. Wem mochten sie gelten und welche Fee sie geleiten, die Hoffnung, die Erwartung oder die Entsagung? Jedenfalls galt es ihm gleich, aber es erweckte einen anderen Reiz in ihm, den, sie jetzt erschreckt aus ihrer Träumerei herumfahren zu sehen, und absichtlich mit dem Fuß laut und klirrend an einen Stein stoßend, trat er dichter auf sie zu.

Doch ihr Kopf, ihre Haltung blieb unverändert, regungslos wie zuvor. Sein Schritt wiederholte noch einige Male das Geräusch, kein Anzeichen verrieth, daß sie es vernahm. Nun stand er unmittelbar hinter ihr, gewahrte zugleich ihre Rückseite und ihr Antlitz. Denn wie er über sie hinblickte, kam ihm das Spiegelbild des letzteren aus dem Bach entgegen. Es sah ihm mit großen, offenen grauen Augensternen gerade in's Gesicht, doch wieder nur zum Schein, denn die Augen redeten mit stummer Sprache, sie sähen ihn nicht.

Was lag in diesem sonderbaren, fast ausdruckslosen Blick? Eine Sehnsucht vielleicht, doch nicht die der Liebe, nicht ihrer Erwartung und nicht ihrer Entsagung. Es überkam ihn selbst wunderlich; er wollte ihr die Hand auf die Schulter legen, wie man leise einen Schlafenden zum Erwachen bringt, allein als fließe ihre Unbeweglichkeit in seine eigenen Glieder hinüber, gehorchte der Arm dem Antrieb seines Willens nicht. Nur sein Blick fiel auf sie nieder, auf ihren Scheitel dicht unter seinen Augen. Gedankenlos hafteten diese eine Weile darauf, dann spannten sie verwundert ihre Sehkraft stärker an, weil sie sich von einem Gaukelspiel der Lichtwirkung getäuscht hielten. Aber das, was sie als Farbentäuschung geglaubt, blieb unverändert, bestand in Wirklichkeit. Durch das Goldgelock Helene Fleming's zog sich gerade in der Mitte des Scheitels ein fingerbreiter Streifen aschgrauen Haars, nicht als ein vorzeitiger Anfang der Altersverfärbung desselben, sondern scharf abgegrenzt wie ein Band, das offenbar schon die früheste Kindheit, die Geburt ihr ebenso um das Haupt gewunden.

Vom Garten her tönte jetzt ein eiliger Schritt durch den auf die Insel zuführenden Weg herunter. Hainbuch horchte kurz auf, dann trat er unwillkürlich mit rascher Bewegung, doch geräuschlos so weit durch das dichte Gesträuch zurück, daß er selbst völlig jedem Blick entzogen war und nur seine Augen durch eine Lücke des Blattwerks bis an die niedrige Rasenbank, auf der das Mädchen saß, hinüberzuschauen vermochten. Der Schritt des Kommenden, ein jugendlich schneller, ließ die Holzbohlen der kleinen Brücke erkrachen und lenkte sich, wie genau bewußtem Ziele entgegen, geraden Wegs auf den heimlichen Inselversteck zu.

Bildete dieser doch etwa die Stätte eines Stelldicheins und war der Herannahende, der sonderbaren Ausdruckslosigkeit der aus dem Wasser zurückspiegelnden Augen zum Trotz, doch vielleicht —?

Ottmar Hainbuch's Augen spannten sich schärfer durch die Blätterlücke — nein, da tauchte ein Kopf in ihrem Gesichtskreis auf, der nicht der Gegenstand einer Herzenssehnsucht Helene Fleming's zu sein vermochte. Es war Eugen Römhold; er blieb einige Sekunden mit hellglänzenden Augen neben der ebenso wie zuvor Sitzenden stehen, dann kniete er an ihrer Seite nieder, faßte zögernd ihre Hand, küßte sie und sagte, nicht laut, doch mit besonderem Ton: „Helene — liebe Helene, wach' auf!"

Nun drehte sie langsam die Stirn gegen ihn herum und sah ihn an. „Du, Eugen? Bin ich hier eingeschlafen?"

„Ja, Du schliefst, der Mittag und das Murmeln des Wassers machen müde; Du weißt, ich habe Dich schon manchmal hier aufgeweckt und Du dankest mir's immer und sagtest, es sei gut. Darum suchte ich Dich —"

„Du hast Recht, ich danke Dir auch heut; es ist gut, denn vom Schlafen am Wasser bekommt man Kopfschmerz —"

Ihre Hand glitt sich einige Mal über die Stirn, er sagte hastig: „Gib ihn mir, Du sollst ihn nicht haben, Alles, was Dir weh thut, will ich —"

Nun wandte ihr Blick sich freundlich nickend in sein Gesicht: „Ich weiß, Du thätest es wirklich, wenn Du's könntest. Du bist ein guter Knabe, Eugen, und hast mich lieb."

„Du mich auch, nicht wahr, Helene?" Er nahm ihre Hand und legte sein Gesicht daran und blickte zu ihr in die Höh': „Was träumst Du, wenn Du so schläfst?"

„Wenn ich so schlafe? Schlafe ich etwa anders als andere Menschen?"

Er war offenbar unschlüssig, was er darauf antworten sollte. „Nein — aber —"

„Und muß man denn träumen, wenn man schläft?"

„Ich immer "

„Und wovon träumst Du, Eugen?"

„Von Dir." Es flog ihm rasch von den Lippen, wie ein leises Roth ihm am Stirnrand hinterdreinflog, und er fügte schnell hinzu:

„Wie Du mich als kleines Kind auf dem Schooß geschaukelt — ich weiß es noch und sehe noch immer Dein Gesicht. Und wie ich unter dem blühenden Apfelbaum neben Dir einschlief und wie Du mich Abends zu Bette gebracht, mir die Hände falteteſt, mit mir beteteſt und mich küßteſt. Das kommt mir jede Nacht im Traum."

„Daß ich Deine Mutter sein mußte, armes Kind." Sie strich ihm liebreich mit der Hand über Haar und Wangen: „Glaubst Du, ich könnt's vergessen? Aber es ist seltsam — Du fragteſt, wovon ich träume, wenn ich hier — dasselbe wie Du."

„Von mir?" Sein Kopf flog empor; halb scheu, doch mit eigenthümlich aufleuchtenden Augen sah er sie an. Sie schüttelte lächelnd die Stirn:

„Nein, von mir, daß ich noch so sei, wie Du von Dir eben gesagt. Ich bin klein wie Du und sehe auch die Blüten über mir und lege mich in's Bett, aber es ist Niemand bei mir, mich in Schlaf zu wiegen, mir zu helfen. Doch, es ist Jemand da, aber ich sehe, ich höre ihn nicht — ein wunderlicher Traum — ich fühle es nur um mich her, wie — ich habe kein Wort dafür — wie einen Gedanken. Und dennoch muß ich immer suchen, mir sein Gesicht, seine Stimme, eine Hand vorzustellen, die er nach mir ausstreckt. Das macht mir den Kopfschmerz; nur zuweilen —"

Sie hielt einen Augenblick inne, Eugen wiederholte, träumerisch dreinschauend: „Zuweilen —?"

„Das ist das Seltsamste und doch bringt der Traum es immer wieder. Dann sagt etwas — nein, ich höre es nicht, denn auch das hat keine Stimme, aber doch

spricht's: ‚Streck' deine Hand aus, da strahlt ein grünes Licht aus ihr und kommt zu mir.' Und bei Allem, wie meine Augen vergeblich und verlangend umhersuchen, schaudere ich doch bei dem Gedanken, sie könnten das unsichtbare Gesicht einmal plötzlich sehen, und ich fühle, es würde mich eiskalt überlaufen wie der Tod. Lach' mich aus mit meinem Traum, Eugen, er ist häßlich und unheimlich, nicht heiter und freundlich wie Deiner. Ich glaube, Du hast Recht, das Wasser thut's und der Sitz hier, dem die Sonne fehlt, ich will nicht wieder hieher — hab's schon oftmals nicht gewollt."

Sie schwieg nachdenklich und Eugen Römhold saß ebenso eine Weile stumm neben ihr, dann sagte er mit knabenhafter Ernsthaftigkeit:

„Weißt Du, was ich glaube, Helene? Der Traum kommt doch von Deiner Mutter."

„Von meiner Mutter?" Sie sprach es nach, doch schüttelte sie hastig den Kopf. „Nein, die sehe ich — nicht deutlich aber ein fremdes Gesicht, das sich einige Mal über mich bückt und dann verschwunden ist, nie wieder kommt. Mein Vater sagt, sie sei unaussprechlich gut und immer fröhlich gewesen, das ist mein Traum nicht, sondern thöricht wie ich, daß ich Dir von ihm rede. Wir wollen's nicht mehr — sag' mir, Eugen, weißt Du's etwa, haben wir Vollmond in diesen Tagen?"

Die Frage knüpfte so unvermittelt an das Vorhergegangene an, daß er verwundert aufsah. „Warum willst Du's — ich glaube —"

„Weil ich meinen Flachs bleichen will; Du weißt, bei so wichtigen Dingen sind wir Frauenzimmer, selbst Pastorentöchter nicht ausgenommen, alle abergläubisch und halten uns an die Bauernregel."

Sie lachte etwas gekünstelt dazu, vom oberen Garten her tönte es wie ein Echo zurück, ein ungezwungen lautes Auflachen des Pfarrers Fritz Genthin. Helene sprang von der Rasenbank in die Höh': „Unsere Tischgenossen kommen, wir wollen ihnen entgegengehen, ich möchte nicht, daß sie mich hier —"

Sie legte ihren Arm in den Eugen's, ihn sichtlich als eine willkommene Stütze benützend, und Ottmar Hainbuch sah sie langsam miteinander unter dem Schatten der Inselbäume hinschreiten, bis auf der kleinen Brücke sie das helle Sonnenlicht empfing. So, Arm in Arm, gleich hoch an Wuchs und sich ähnlich an schlanker, zierlicher Gestalt, konnten sie einem Nachblickenden als ein junges Brautpaar erscheinen. Auch in der Haltung, dem Schritt des Jünglings lag etwas mit solcher Annahme Uebereinstimmendes, freudig und beglückt Gehobenes, nur eine leicht vorgebeugte Neigung des Kopfes seiner Begleiterin beeinträchtigte die Vorstellung eines derartigen Verhältnisses. Es wäre zu viel gesagt gewesen, daß sie etwas Aeltliches hineintrug, aber sie gemahnte an das Bild einer Blume, die wohl noch auf schlankem Stiel farbenfrisch und duftend den schönen Kelch wiegte, doch mit leiser Senkung andeutete, daß ihre wirkliche Blütezeit anderem Sommermond angehört, als die einer nachfolgenden Gattung, welche erst eben ihre sonnenfrohe Entfaltung begann. Eine kurze Spanne lang konnte es den Blick, vielleicht sie selbst täuschen, als ob sie gleichartige Zeitgenossen seien, dann mußte die gleiche Lebensfrist von Tag zu Tag deutlicher ihre entgegengesetzte Wirkung an ihnen offenbaren.

Noch aber lag der gemeinschaftliche Sommer über Beiden und es war ein eigenartig anmuthiges Bild, dem Hainbuch nachsah, wie die Sonne jetzt das weiße Kleid Helenens blendend überfloß und goldenes Licht aus ihrem Haar heraufzuzaubern schien. Regungslos hielt er den Blick darauf verwandt — da kam ein leichtes Sausen über ihm durch die Luft, nun ein Flügelschlag, ein Aufklatschen des Wipfelgezweigs der Bäume und ein hastiges Durcheinander bis dicht vor seine Füße herunter. Gedankenabwesend heftete er die Augen darauf nieder, dann erkannte er in dem flatternden Knäuel vor sich eine der weißen Tauben, die sich vorhin mit den anderen in der blauen Luft gewiegt, doch, durch einen Habicht von ihnen abgesprengt und verfolgt, sich unter den Baumschutz der Insel herabgeflüchtet hatte. Allein der Raubvogel war ihr gierig bis auf den Boden nachgeschossen, hielt sie mit den scharfen Fängen gepackt und ein rother Blutstropfen quoll bereits aus ihrem schneeigen Gefieder. Einen Augenblick starrte Hainbuch noch wie in traumhafter Unschlüssigkeit darauf nieder, dann stieß sein Mund heftig aus: „Nein, du sollst nicht — was that sie dir? — welches Recht du immer zu haben wähnst, sie ist schuldlos und soll nicht leiden!" und vorspringend schlug er hastig mit dem Stock nach dem Habicht, der erschreckt seine Beute fahren ließ und aufkreischend wie ein blitzartiger Schatten wieder durch das Laub davonschoß. Die Taube blieb, wie von der Todesangst gelähmt, regungslos auf den Boden gedrückt, ließ sich von ihrem Befreier willig in die Hand nehmen und sah ihn nur mit stumm bittenden Augen an. Er begab sich mit ihr zu der von Helene Fleming verlassenen Rasenbank, untersuchte sorglich ihre nur leichte Verletzung, streichelte beruhigend ihr Gefieder und lächelte: „Nun flieg' wieder zu den Deinigen! Der Habicht ist gewarnt und wird deinem weißen Kleid nichts mehr anhaben." Doch die Taube machte von ihrer Freiheit keinen Gebrauch, sondern als fühlte sie sich unter dem im rechten Moment unerwartet gefundenen Schutz am sichersten geborgen und wolle denselben nicht wieder verlassen, schmiegte sie sich zutraulich an ihren Retter, der gedankenvoll auf das dunkle, rauschende Wasser hinabsah, in das die traumhaft ausgestreckte Hand Helene Fleming's die grünen Blätter hineingestreut.

Das Denkmal Gerhard Kremer's, gen. Merkator, zu Duisburg. (S. 135.)

Der Ellernbach hatte sie mit sich fortgetragen, durch Licht und Dunkel, an Wiesen und Waldrand vorbei. Bald langsam auf regungslos scheinender Oberfläche, bald schneller mit rieselndem Fall zogen sie durch manche mäandrische Windung dahin; da blieb eines am nickenden Ufergras zurück, die anderen wanderten mit der Strömung weiter von dannen, der Ostsee entgegen. Jetzt bettete ein moosig aufragender Stein auch das zweite zu sich hinunter und vereinsamt setzte das letzte seinen Weg fort. Von drüben winkte sein blaues Ziel, die schimmernde Meeresfläche näher und näher, eilige

Einiges aus dem Leben eines Gelegenheitsdichters.

Nach Skizzen von **G. Lucke.**

So, Sie haben sich wirklich verheirathet? Ich gratulire von Herzen! Das wollen wir der Welt sogleich in schönen Reimen zur Kenntniß bringen.

Heiraths-Anzeige.

Im Standesamtsregister
Figurir' ich jetzt groß und breit —
Mit der Tochter des Herrn Magister,
Die ich mir neulich gefreit.
Ihr Junggesellen, ihr bangen,
Nehmt euch an mir ein Exempel,
Und raich mit der Braut gegangen
In's Rathhaus und dann in den Tempel!

„Herr Doktor, ich hab' a Büble kriegt! Das muß mir aber in die Zeitung, damit es alle Welt weiß. Donnerwetter! Sieben Mädle nacheinander und jetzt endlich das Büble. Jetzt machen Sie mir ein recht schönes Gedicht dazu."

„Ich werde meine ganze poetische Kraft aufwenden, um dieses fröhliche Ereigniß zu besingen."

Herr Gott, ich hab' a Büble kriegt,
A Büble tugelrund,
Nach sieben Madeln! Gott sei Dank,
Mei Frau is frisch und g'sund!

So, eine Geschäftsempfehlung wünscht dieser Perrückenkünstler? Dem guten Manne kann geholfen werden.

Perrücken und künstliche Haartouren. Empfehlung.

Einstmals verwickelt' sich Absalon's Haar
In einem Aste — 's war große Gefahr;
Er wäre entgangen diesem Geschicke,
Hatt' er getragen eine Perrücke,
Gefertigt im berühmten Atelier
Von Kräusle in Konstanz am Bodensee.

„Ich schlachte morgen ein Schwein, und zum Essen sollen meine Freunde eingeladen werden. Dürfen Sie mir einen recht fetten Arsch, — ich sag' Ihnen, eine solche Kapital-Sau haben Sie in Ihrem Leben noch nicht gesehen."

„Ah, diamant! Darf auch ich mir erlauben, dieser Einladung zu folgen?"

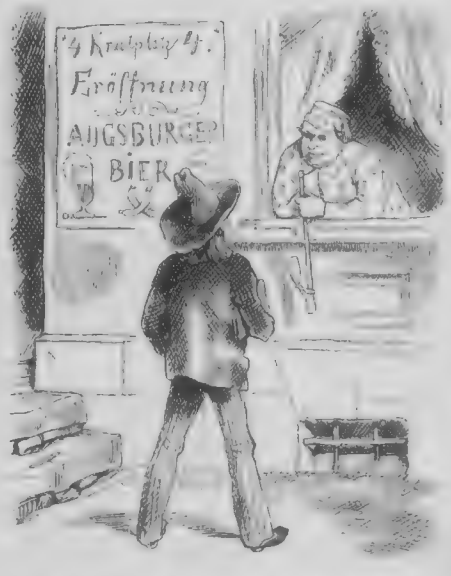
„O ja, wenn Sie mir das Gedicht umsonst machen."

Endlich ist der schöne Tag erschienen,
Daß ich Sie mit Metzelsuppe kann bedienen;
Was sind alle Schätze eines Erdenfürsten
Gegen eine Sau mit solchen Leberwürsten!
Suppe, Sauerkraut sind excellent.
Wie man's im Schlaraffenland nicht besser kennt.

Also sind Sie so gut und machen uns eine Traueranzeige für's Tagblatt, — es wird nur eine stille Leiche mit Fußbegleitung.

Trauerbotschaft.

Gestern um die zwölfte Stunde
Macht' der Tod bei uns die Runde,
Rief den theuren Gatten, Vater,
Bruder, Schwager, Neff'n, Onkel,
Schwiegersohn in's beff're Jenseits. —
Fest versichert eures Beileids
Melden wir die Trauerkunde.
Morgen um die zweite Stunde
Zeht man seine irdische Hülle
Auf dem Friedhof Numero Zwei
In der allergrößten Stille
Nur mit Fußbegleitung bei.



„Morgen eröffne ich mein Bierlokal. — wollen Sie mir nicht eine Anzeig. für's Tagblatt besorgen? — Sie können so gut damit umgehen."

„Ganz recht, Herr Wirth, — doch etwas sparsig gehalten, nicht wahr?"

Freut euch des Lebens!

Es weiß mit Bestimmtheit kein Astronom,
Kein Prophete und kein Duckmauser,
Ob in der besseren Sternenwelt
Es gleichfalls gibt Wirthshäuser
Wie jenes am Krautplatz, Numero Vier,
Das ich eröffne mit Augsburger Bier!

schwamm es an den Strohdächern des Dorfes Malchow vorüber. Nun tauchte es in tiefschattig überwölbten Grund, mit hastigerem Wirbel faßten es die Wellen; doch nun lag es auch vor dem Ziel aus seiner Bahn geschleudert und blickte mit schweigsam grünem Schimmer von einer Speiche des rastlos sich drehenden, feuchten Staub aufblitzenden Rades der Wassermühle empor. Zu einem umfangreicheren grünen Schimmer sah es auf, in ein offenes, rund von Epheu und wildem Weinlaub umrahmtes Fenster, und dazwischen schauten, halb aufgebrochener Feldrosenknospe ähnlich, das Gesicht und die Kornblumenaugen von Elsabe Kyritz hinaus. Sie hielt ein Buch in ziemlich großem Quartformat auf dem Schooß, hatte daraus gelesen und innegehalten, und ihr Blick besagte deutlich, das Spiel des Wassers draußen sei amüsanter als der Inhalt des Quartanten.

„Lies weiter, Kind," sagte jetzt die Stimme des Freifräuleins Hertha von Malchow vom Lehnsessel des Zimmers her, dessen Boden unausgesetzt vom Sturz des Wassers und Drehen des Rades unter ihm leise dröhnte. Die Schloßherrin saß aufrecht, mit einer Handarbeit beschäftigt, in der nämlichen altmodischen, doch untadelhaften Kleidung und Frisur, wie sie am Tage zuvor dem Mittagsgaste des Pächters Jakob Kyritz im Park begegnet war; in dem Rahmen des Gemachs, der alterthümlichen Möbel und Wandzierden unher gemahnte sie noch frappanter an ein fein gearbeitetes Almanachkupferbild als gestern. Ihre grauen, glanzlosen Augen blickten nicht auf ihre Arbeit nieder, sondern durch's Fenster hinaus, doch die Finger bewegten sich rastlos, mechanisch und förderten ohne Fehlgriff ihr Werk weiter.

Elsabe's Mund that einen leisen Seufzer und sie setzte ihr Vorlesen fort. Der Inhalt des in vergilbtes, halb fleckiges Pergament gebundenen Buches war unsagbar eintönig und langweilig; zwischen den bedruckten Blättern befanden sich weiße, vielmehr auch bereits dunkel vergilbte, hie und da kürzer und länger von verschiedener Handschrift beschrieben. Alles zusammen bildete eine Chronik des Geschlechts Derer von Malchow, seit grauen Tagen herab. Immer ein Freiherr von Malchow nach dem andern, Seitenlinien, ausgestorbene Zweige, Agnaten, Cognaten; immer mit zahllosen, oft wunderlichst klingenden Vornamen — das war das Einzige, worüber die Lesende manchmal heimlich zwischen den Zähnen lachen konnte. Sonst verstand sie kaum etwas von dem, was sie las; wie von einer Winde abgehaspeltes Garn ging es mit endlosem Faden gleichmäßig fort, und ihre Stimme las die inhaltslosen Namen auch dem schnurrenden Geräusch einer sich drehenden Garnwinde ähnlich herunter. Eine Weile, dann hielt sie wieder inne.

„Lies weiter, Kind," sagte Hertha von Malchow wie zuvor.

Doch Elsabe faßte dießmal resolut zu einer Einwendung Muth.

„Aber wozu, gnädiges Fräulein, soll ich —?"

„Du mußt wissen, was in dem Buch steht, Kind."

„Aber" — die Augen der Antwortenden irrten flüchtig nochmals auf die aufgeschlagene, heruntergelesene Seite hinab — „was kann es uns, Sie oder gar mich angehen, daß am 19. Aprilmonds des Heilsjahrs 1351 der Junker Christoph Kurt Theodulf Gallus Erich von Malchow das hoch-, edel- und freigeborene Fräulein Agathe Isabella Beatrix Irene Johanna von Duckstein geehelicht hat?"

„Das geht Jede an, mein Kind, die zum Hause Malchow gehört, und man muß es in der Jugend lernen, um es dem Gedächtniß einzuprägen," erwiederte das Freifräulein ruhig. „Im Alter schwindet uns die Erinnerung für mancherlei Dinge."

Elsabe's Gesichtsausdruck hielt dieß offenbar im vorliegenden Fall für kein beträchtliches Unglück. Doch hütete sie sich, es in direkter Weise auszusprechen, sondern erwiederte nur:

„Es wird gewiß sein, wie Sie's sagen, gnädiges Fräulein, und ich würd' es auch wohl besser verstehen, wenn ich die Ehre hätte, zum Hause von Malchow zu gehören. Aber ich bin nur ein niedrig geborenes Pächterkind —"

„So? Weißt Du's?"

Die grauen Augen der Schloßherrin richteten sich auf das Gesicht des Mädchens, das, eine Lachanwandlung unterdrückend, entgegnete:

„Nur zu gut, ich wäre auch lieber als etwas Anderes zur Welt gekommen — das heißt, daß mein Vater und meine Mutter etwas Vornehmeres gewesen wären."

„Die Du Deinen Vater und Deine Mutter nennst, meinst Du, Kind."

Elsabe sah erstaunt auf. Es war zum ersten Mal, so lang sie zurückdachte, daß über die Lippen des Freifräuleins ein scherzendes Wort gekommen, und es war ihr interessant, zu gewahren, welche Miene dieselbe dazu gemacht. Aber die Augen Hertha's von Malchow und das Gesicht um sie her besaßen völlig den nämlichen Ausdruck wie zuvor, sahen ohne jeden Anhauch von spaßhafter Laune groß und ernsthaft auf das Mädchen herunter, ja mit einem besonders durchdringenden Blick, daß Elsabe halb verwirrt den ihrigen zur Seite drehte und unsicher antwortete:

„Meine Eltern — ich verstehe Sie nicht, gnädiges Fräulein."

„Du verstehst Manches noch nicht, mein Kind, und es ist noch nicht die Zeit, daß Du es verstehen lernst. Aber sie wird kommen, vielleicht bald, ich hoffe es, wenigstens was in meinen Kräften steht, sie zu beschleunigen, wird geschehen. Nur sind wir nicht von uns allein abhängig, Du und ich nicht —"

Hertha von Malchow brach ab, stand aus ihrem Sessel auf und trat auf das verwunderte Mädchen zu, auf dessen blondes Haar sie ihre feine, langfingerige Hand legte. Einige Augenblicke stand sie schweigend so und schaute in das weißschäumende Wasser des Mühlbachs hinunter, dann fuhr sie fort:

„Doch ich denke, es wird mich kein Vorwurf treffen, daß ich Dich nicht erzogen habe, wie die Pflicht es von mir gefordert. Hast Du Dich je über mich zu beklagen gehabt, mich innerlich einer Ungerechtigkeit oder Lieblosigkeit gegen Dich angeschuldigt?"

Elsabe schüttelte den Kopf; ihre Augen besagten, daß ihr das Verständniß für den Gedankengang und die durch ihn erzeugten Worte des lebenden Freifräuleins Hertha von Malchow noch bedenklicher zu mangeln begann, als zuvor für die Reihenfolge, Namen und Verdienste der seit Jahrhunderten todten und begrabenen Vorfahren derselben. Doch auf die letzte Frage konnte sie, als auf etwas positiv Faßliches, erwiedern und that es mit überzeugungsvoller Herzlichkeit:

„Nein, gewiß nicht! Sie sind immer sehr gütig gegen mich gewesen, gnädiges Fräulein, — ich danke Ihnen so Vieles —"

„Ich danke Dir für diese Antwort, mein Kind." Die Stimme Hertha's hatte einen träumerisch weichen Klang angenommen und ihre Hand glitt zärtlich von dem Scheitel des Mädchens auf die Wangen darunter hinab. „Sag' mir — das gehört zu den Dingen, für welche im Alter das Gedächtniß schwindet — wie alt bist Du doch?"

„Fünfzehn Jahre geworden."

„Erst fünfzehn Jahre? Ich dachte, Du müßtest älter sein. Aber man täuscht sich — und auch das ist eine lange Zeit. Und auf welchen Tag fällt Dein Geburtstag?"

„Am letzten März."

„Des Jahres?"

Elsabe rechnete kurz an den Fingern der aufgehobenenen Hand: „Siebenundvierzig schreiben wir, es ist also 1832 gewesen."

„Am letzten März des Jahres 1832?" wiederholte die Schloßherrin nachdenklichen Tons. „Du irrst Dich, Kind, das ist nicht möglich. Am Ende des März blühen die Veilchen und werden die Büsche grün, aber als Du zur Welt kamst, standen die Astern hoch und fielen schon gelbe Blätter auf sie herunter. Besinne Dich, denn es ist wichtig, daß keine Fälschung begangen wird."

„Eine Fälschung? Wie und wer sollte denn mit meinem Geburtstag eine Fälschung —"

Elsabe hatte Mühe, wieder einen Lachreiz zu unterdrücken, und suchte denselben durch das Mittel zu bekämpfen, daß sie wie vorher die Finger hob und scheinbar ernsthaft nochmals an ihnen nachzählte. Die Augen ihrer Zimmergenossin hafteten erwartungsvoll auf ihrer rechnenden Hand, dann erweiterten sie sich langsam, groß, sonderbar starr und sahen mit regungslosen Pupillen auf einen rothen, goldig umflimmerten Punkt, der sich an einem der Finger des Mädchens vor ihnen auf und ab bewegte.

„Ich kann's nicht anders rechnen, gnädiges Fräulein, es kommt dasselbe heraus," sagte Elsabe jetzt, mit ehrbarster Miene innehaltend. Die Brust Hertha's von Malchow hob sich zu einem tiefen Einathmen, zugleich legte sich ihre Hand auf die der jungen Pächterstochter, hielt sie fest und sie versetzte, den Blick wie vorhin auf den kleinen Granatstein des dünnen Goldreifs am Finger Elsabe's niederheftend:

„So laß es, Kind; wenn Du es sagst, wird es so sein. Deine Hand kann sich nicht irren, sie muß das Richtige angeben und ich mich täuschen. Ich sagte es, fünfzehn Jahre sind auch schon eine lange Zeit. Das Gedächtniß geht in ihnen — ich kann mich nicht erinnern, daß ich Dir —"

Sie behielt jedoch dasjenige, dessen sie sich nicht entsinnen konnte, für sich, glitt nur einige Male mit der Hand über die Finger Elsabe's und fügte hinzu:

„Jetzt geh', mein Kind, ich habe Wichtiges zu thun und auch Du sollst Deine Jugend nicht bei mir verkümmern; es ist eine andere Zeit für die Enkelin als für die Tochter. Aber sei vorsichtig, hörst Du! Ich meine nicht, daß Du ihn verlieren könntest, doch gib ihn nie fort, keinen Augenblick. Ich that's einmal, und mir ist, als ob seitdem mein Gedächtniß — was ich Dir zu sagen vergaß, besinne Dich, ob es Dir nicht doch lieber wäre, das Schloß wieder zu bewohnen? Wünschest Du's, so wollen wir rechtzeitig Vorkehrungen treffen; das Ganze geschieht ja nur um Deinetwillen. Also denk' darüber nach und gib mir morgen Antwort. Leb' wohl, mein liebes Kind!"

Elsabe blieb eine halbe Minute lang vor der sich hinter ihr schließenden Thür stehen. Es war zum ersten Mal gewesen, daß die Schloßherrin von Malchow sie beim Fortgehen geküßt hatte; zum ersten Mal auch hatte dieselbe mit ihr in so eigenartig weichem, liebevollem Ton, freilich auch so unverständlich-verworren gesprochen, daß Jakob Kyritz' helläugiges Kind stumm und vergeblich den Kopf schüttelnd dastand und erst im Hinuntergehen vor sich hinmurmelte: „Heut war das Schlagwerk der guten alten Uhr wirklich etwas aus aller Regel heraus. Ich glaube, all' die hochgeborenen Herren von Malchow in der alten Eselshaut trugen Schuld daran; mich selbst haben sie wenigstens so wirbelig und müd' im Kopf gemacht, daß ich am liebsten ihre Dummheit am hellen Tage ausschlafen möchte."

Elsabe Kyritz gähnte mit redendem Beweis dazu, schlenderte in der köstlichen Septembernachmittagsluft am Parkrand zur See hinunter, blickte eine Weile auf die leis anrollenden Wellen und streckte sich dann am sanft abgedachten Dünenhang in's Gras. Wind und Sonne gingen über sie, das Wasser murmelte einschläfernd im Kiesgestein. Sie schloß die Lider gegen die Lichtblendung, öffnete sie nach einiger Zeit plötzlich wieder und lachte: „Ob ich im Schloß wohnen wolle, wo all' die Herren von Malchow aus der Eselshaut gehaust? Wenn mein Vater sie heut gehört hätte, würde ich einen schweren Stand mit ihm haben. Und vorsichtig soll ich sein — ihn nicht verlieren — nicht fortgeben — wen —?"

Elsabe Kyritz dachte vielleicht noch über diese schwierig zu beantwortende Frage nach, doch offenbar nicht mehr mit vollen Verstandeskräften. Sie hatte jetzt ihre Hand mit dem kleinen Goldreif, den Ottmar Hainbuch ihr als Erkenntlichkeit für die bei ihrem Vater genossene Gastfreundschaft an den Finger gesteckt, zum Schutz gegen die Sonne über die Augen gelegt und schlief in Wirklichkeit die „Dummheit" der hochgeborenen Herren von Malchow, ihrer Nebenlinien, Agnaten, Cognaten und ausgestorbenen Seitenzweige süß und jugendsorglos in Wind, Sonne und Meeresrauschen aus dem Kopf.

In dem Zimmer aber, das sie verlassen, stand das Freifräulein Hertha von Malchow noch am offenen, grünumrankten Fenster und blickte mit ihrem grauumrahmten Kupferstichantlitz in das vom brausenden Mühlrad niedersprühende Wasser hinunter. Nun schien sie an ein Ergebniß ihres Nachsinnens gelangt, denn sie nickte mit dem Kopf, ergriff das von Elsabe zur Seite gelegte Buch und setzte sich damit an den Tisch. Dort schlug sie die letzte unbeschriebene Seite der in den Quartanten eingeschlossenen weißen Blätter auf, tauchte eine Feder in's Tintenfaß und schrieb mit großen Buchstaben:

„Elsabe von —"

Ihre Hand hielt mechanisch inne und die grauen Augen hoben sich von dem Blatt und gingen eine Weile wie suchend durch's Zimmer. Aber dann tauchte sie die Feder abermals ein und schrieb in raschen Zügen weiter:

„Elsabe von Malchow, geboren auf Schloß Malchow am 31. März des Jahres 1832. Ihre Mutter war Hertha von Malchow, ihr Vater —"

Die Feder knirschte hastig, als ob sie im Fluge die ganze Seite auszufüllen denke, doch bei dem letzten Worte stockte sie plötzlich, und die Schreiberin murmelte, wieder aufblickend:

„Ihr Vater? Wer war das? Hatte sie einen Vater? Mein Gedächtniß —"

Sie legte die Handfläche auf die Stirn und dachte, bewegungslos wie ein Bild dastzend, nach. Endlich schüttelte sie den Kopf und stand auf. „Ich muß im Schloß nachsehen, da werd' ich's finden."

Nun verschloß sie achtsam das Buch in einer mit altem Messingbeschlag glänzenden Schreibtruhe, aus der sie von der Seite einer mit Silber ausgelegten altmodischen Pistole einen großen Schlüssel nahm, und schritt den Parkweg, den Elsabe gegangen, entlang. Sie ging eilig, niedergesenkten Kopfes, doch nach einigen Minuten stutzte sie, des im Freien eingeschlafenen Mädchens ansichtig werdend, zurück, dann trat sie leise auf die Schläferin zu. Es lag plötzlich etwas vorsichtig Schleichendes in ihrer Bewegung, das an ein behutsames Thier erinnerte, und auch wie bei einem solchen, das achtsam umlugend sich einer unwiderstehlich anlockenden Beute nähert, zuckte ein Funken des Lebens aus der Asche ihrer Augen auf. Sie stand jetzt über Elsabe herabgebückt und horchte gespannt auf den ruhigen Athemzug derselben; langsam, Zoll um Zoll, streckte sich ihre Hand nach der des Mädchens, das bei der Berührung eine leise Regung machte, und sie hielt wieder an und wartete. Nun lag die Schlafende ruhig wie zuvor, und kunstvoll wie eine Taschenspielerin streifte Hertha von Malchow, fast ohne die Hand Elsabe's wieder zu berühren, den kleinen Goldring von ihrem Finger. Ein triumphirender Zug überflog das Gesicht der sich hastig Aufrichtenden, sie murmelte tonlos: „Kinder sind unvorsichtig, ich weiß es; es ist besser so, ist auch meine Pflicht, bei mir ist er sicher behütet," und noch einen flüchtigen Blick zurückwerfend, lief sie jetzt beinahe auf das Schloß zu. Dort öffnete sie mit dem mitgenommenen Schlüssel eine Seitenzugangsthür, stieg drinnen die Treppe hinan und durchschritt geraden Wegs eine Reihe der niedrigen, dumpfluftigen Säle bis an das Schlafgemach, das Ottmar Hainbuch am Tage zuvor hastig verlassen, um draußen auf der Terrasse die frische Seeluft einzuathmen. Doch die heutige Besucherin fühlte offenbar keine derartige Beängstigung; es mußte etwa um eine Stunde später sein, als Jakob Kyritz gestern seinen Gast durch das alte Gebäude geführt, denn der schmale Sonnenstreif fiel noch schräger über die verblaßte grünseidene Decke der hohen Himmelbettstatt, auf deren Rand Hertha von Malchow sich gesetzt. Eine grabkammerartige Lautlosigkeit überlagerte den unbewohnten Raum; sie saß und drehte den Goldreif an ihrem Finger hin und her, zog ihn dann ab und hielt ihn in den schmalen Sonnenstreifen hinein, daß der kleine rothe Stein aufstrahlende Lichter um sich warf. Dazu murmelten ihre Lippen: „Ihr Vater? Er liegt mir auf der Zunge — da — da —"

„Nein." Sie schüttelte wieder den Kopf und blickte den leuchtenden Granatstein an. Nun erlosch der Glanz desselben langsam, denn die Sonne wich von ihm ab und verließ das Fenster, und ein Zug der Resignation ging über das Gesicht der Betrachterin. „Er wird kommen und es mir sagen," sprach sie nickend vor sich hin, und wie in unbewußter Gewohnheit legte sie den Kopf auf die Kissen zurück und sah mit stummen Augen in das leise beginnende Zwielicht hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Gerhard Kremer, genannt Merkator.

(Hiezu das Bild S. 132.)

Den Lesern wird aus der Jugend erinnerlich sein (wenn auch die Meisten es als ein ungelöstes Räthsel mit sich herumtragen mögen), was auf einem der ersten Blätter ihres Atlasses steht: „Erdkarte in Merkator's Projektion". Es wird mit diesen Worten auf das größte Verdienst eines großen Mannes hingewiesen. Aber trotzdem das in gleicher Weise geschehen ist, so lange es „Atlanten" gegeben hat, trotzdem der Name des Erfinders von Geschlecht zu Geschlecht überliefert ist, und nicht in entlegenen Werken, sondern offen vor Aller Augen, trotzdem überdieß seine Erfindung Tag für Tag von Tausenden benützt wird — ja, sie ist bis heute jedem Seefahrer unentbehrlich und wird es wahrscheinlich für immer bleiben — trotz alledem war dieser Mann in Vergessenheit gerathen, die Bekanntschaft mit seinem Leben und seinen Schicksalen hatte sich fast ganz verloren, seine Verdienste wurden, sogar mit Zustimmung seiner Landsleute, Ausländern zuerkannt, und er selbst, als man endlich auf seine Bedeutung wieder aufmerksam wurde, für ein fremdes Volk in Anspruch genommen.

Dem gegenüber ist es von besonderer Bedeutung, daß am 2. September d. J. zu Duisburg a. Rh. das Standbild Merkator's enthüllt wurde, womit dem großen Manne, dem aus allen Jahrhunderten nur der eine Ptolomäus als ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann, die lange vorenthaltene Ehrenschuld entrichtet und die deutsche Nation öffentlich wieder in ihr Recht eingesetzt wurde.

Gerhard Merkator ist am 5. März 1512 geboren. Seine Eltern wohnten im Jülicherland, wahrscheinlich in Gangelt (Regierungsbezirk Aachen), und dort hat auch er bis zum sechzehnten Jahre gelebt und den ersten Unterricht genossen; aber geboren ist er in Rupelmonde in Belgien, wo seine Eltern gerade zum Besuch waren bei dem Bruder des Vaters, Gisbert, der daselbst Vikar war. Wegen dieses zufälligen Umstandes hat ihn Rupelmonde als einen Bläminger in Anspruch genommen und ihm als dem «beroemden Wasenaar» (Rupelmonde liegt in „het Land van Waas") im Jahre 1869 ein Denkmal gesetzt. Indessen er selbst sagt auf der fabula Galliae et Germaniae 1585 in der Dedikation an den Herzog von Jülich-Cleve, Johann Wilhelm: „Ich bin im Jülicherlande und von Jülich'schen Eltern erzeugt und in den ersten Jahren erzogen worden, wiewohl ich in Flandern geboren bin." Und damit sollte die Frage für immer erledigt sein, zumal da die Vlamänder, wie wir bald sehen werden, nur mit einem gewissen Schamgefühl sich des Mannes erinnern dürfen.

1530 bezog Merkator die Universität Löwen; dort blieb er auch, nachdem er Baccalaureus geworden war. Er pflegte zuerst eifrig die humanistischen Studien, wandte sich dann plötzlich der Mathematik zu, und zwar insbesondere der mathematischen Geographie. Neben der Wissenschaft betrieb er die damals üblichen praktisch-mechanischen Arbeiten, fertigte aus Messing Armillarsphären, Astrolabien, astronomische Ringe ꝛc. Bald ging er dazu über, Landkarten zu stechen, die mit großem Beifall aufgenommen wurden; 1541 vollendete er nach anderthalbjähriger Arbeit ein größeres Werk, einen Erdglobus, den er dem Reichskanzler Granvella widmete; durch ihn ward er auch dem Kaiser Karl V. bekannt und erhielt von ihm, der bekanntlich große Vorliebe für mechanische Kunstwerke hatte, mancherlei Aufträge. Alle Arbeiten dieser Art gelangen ihm so ausgezeichnet, daß sie allgemein im ganzen 16. Jahrhundert als die besten gerühmt werden.

Obgleich er nun durch seine Arbeiten sich schon einen Namen erworben hatte, und wiewohl er von friedliebendem, äußerst vorsichtigem Wesen war, so wurde er doch das Opfer der zeitgenössischen Verfolgungswuth und verfiel den Ketzerrichtern. 1544 starb sein Oheim Gisbert; zur Regelung der Erbschaftsverhältnisse ging er nach Rupelmonde; dort wurde er plötzlich auf eine Denunziation hin als Ketzer verhaftet und in's Gefängniß geworfen. Trotz aller Machinationen vermochte man bei Merkator keinen Grund der Anklage zu finden, aber erst nach mehr als vierteljähriger strenger Haft kam er frei. Diesen günstigen Ausgang hatte er neben seiner eigenen Vorsicht — er hat sich nie öffentlich und ausdrücklich von der alten Kirche losgesagt — besonders den Bemühungen der Löwener Universität zu verdanken, die durch die Befreiung ihres Mitgliedes ihre eigenen Privilegien aufrecht zu erhalten eifrig bemüht war, und daher mag es wohl gekommen sein, daß Merkator hernach noch mehrere Jahre in Löwen blieb. Wie ernst aber die Sache war, geht daraus hervor, daß von seinen Mitangeklagten zwei verbrannt, einer enthauptet, zwei Frauen lebendig eingegraben wurden.

Da die Unsicherheit in Belgien immer größer wurde, die religiösen Verfolgungen immer wüthender, so zog Merkator endlich aus und wanderte 1552 mit Frau und sechs Kindern nach Duisburg, einer ehemals unmittelbaren, aber seit Jahrhunderten an Cleve verpfändeten, indessen auch damals noch mit großen Privilegien versehenen Reichsstadt. Wir müssen annehmen, daß Merkator wie andere bedeutende Männer jener Zeit gerade wegen der religiösen Freiheit, welche im Cleve'schen herrschte, veranlaßt war, seinen Wohnsitz dort zu nehmen. Uebrigens aber wurden dort auch die Wissenschaften eifrig gepflegt; man trug sich mit dem Gedanken, eine Universität zu gründen und es wurden schon die dazu erforderlichen Privilegien von Kaiser und Papst ausgestellt; aber die Ausführung erfolgte erst hundert Jahre später unter dem großen Kurfürsten. Als Vorstufe für die Universität errichtete der Magistrat 1559 ein Gymnasium illustre; dessen Gründung auch Merkator mit Rath und That eifrig förderte; mehrere Jahre unterrichtete er an demselben, bis er, mit anderen Arbeiten überhäuft, davon abstehen mußte. Aber in Duisburg blieb er bis zu seinem am 2. Dezember 1594 erfolgenden Tode, stets ein eifriger Bürger der Stadt und oftmals mit Ehrenämtern betraut; auch seine Nachkommen lebten dort und nahmen eine angesehene Stellung ein. Darum wird diese Stadt mit Recht als die zweite, selbsterwählte Heimat der Familie betrachtet.

Noch in Löwen machte Merkator die erste Entdeckung, welche sein Andenken bei der Nachwelt sichert; es handelte sich um die Thatsache der „Mißweisung" der Magnetnadel, ihren Grund und die Lage des magnetischen Pols. Er selbst berichtet darüber in einem Briefe an Granvella von 1546, den Dr. Breusing wieder aufgefunden und zuerst veröffentlicht hat.*)

Schon Kolumbus hatte die Mißweisung bemerkt, aber sie wurde noch bis zum Schluß des folgenden Jahrhunderts bestritten; ihre richtige Begründung, sowie die erste Bestimmung der Lage des magnetischen Nordpols verdanken wir Merkator. Dieses Verdienst aber wurde bisher einem Spanier, Martin Cortes, zugewiesen, der in seiner 1555 zu Sevilla herausgegebenen Steuermannskunst von magnetischen Anziehungspunkten auf der Erdoberfläche spricht; es ist zu vermuthen, daß dieser Spanier durch Vermittlung Granvella's oder Karl's V. Kenntniß erhalten hat von der Entdeckung Merkator's.

Von 1569 datirt das zweite epochemachende Werk. Im August dieses Jahres vollendete er den Stich der großen Weltkarte zum Gebrauch der Seefahrer. „Von ihr datirt die Reform der Kartographie, die kein zweites Werk von gleicher Bedeutung zu verzeichnen hat, und durch sie wird eine neue Epoche in der Steuermannskunst begründet." Denn diese Erfindung wird auf dem Gebiete der Nautik in ihrer Bedeutung nur erreicht von der des Schiffskompasses und des Sextanten. Das Werk Merkator's aber hat noch den seltenen Vorzug, daß die Theorie durch eine praktische Anweisung für Seeleute sofort in's Leben eingeführt wurde. Und nach dieser Merkator's „Sailing" wird noch heutigen Tages einzig und allein gefahren, nur ist, wie Breusing sagt, den meisten Herausgebern einer Steuermannskunst unbekannt, daß sie, soweit sie über diesen Punkt handeln, nichts als eine fast wörtliche Anweisung von Merkator bringen. Uebrigens war jene Methode der Projektion nicht die einzige, welche von unserem Geographen herrührte: eine zweite, die man später dem de l'Isle, und eine dritte, die man dem Bonne zugeschrieben hat, kommen in Wirklichkeit von ihm her; jene aber, sein berühmtestes und wichtigstes Verdienst, nahm man für den Engländer Wright in Anspruch, der dreißig Jahre später Tafeln berechnete, wodurch es Jedem auch ohne mathematische Kenntnisse möglich wird, Seekarten zu konstruiren. Noch 1805 bezeichnet ein Deutscher in den geographischen Ephemeriden jenen Engländer als den „Erfinder der wahren Konstruktion der gewöhnlich sogenannten Merkatorskarten". Ein Franzose, d'Avezac, mußte zuerst den Deutschen deutsches Verdienst retten, wie es in einem Werke desselben von 1863 geschehen ist.

Nicht gar lange darnach ging Merkator daran, eine für den Handgebrauch bequeme, auf genauer Untersuchung beruhende Kartensammlung herzustellen. In der Ausführung kam ihm Abraham Oertel, auch ein Deutscher, zuvor, indem er sein Theatrum orbis terrarum (Schaubuch des Erdkreises) 1570 herausgab. Aber das Werk beruht zum Theil auf einzelnen, schon früher herausgegebenen merkatorischen Karten und wurde ferner wesentlich durch die neidlos gewährte Beihülfe unseres Geographen gefördert; auf selbstständigen Werth kann es keinen Anspruch machen.

Merkator hat an seiner Kartensammlung, trotz der früheren Vorarbeiten, noch ein Vierteljahrhundert gearbeitet; in Folge dessen bezeichnet jedes Blatt einen Fortschritt in der Wissenschaft. Aber als er 1594 starb, war das Werk noch nicht ganz vollendet; der einzige seiner Söhne, der ihn überlebte, führte es zu Ende und gab es vereint mit der Kosmogonie des Vaters im Jahre 1595 unter dem vom Vater selbst gewählten Titel Atlas heraus. Der Sinn dieser Bezeichnung ist nicht ganz klar; auf den Himmelsträger soll sie aber, wie es scheint, nicht anspielen. Die Bedeutung und Vortrefflichkeit der Arbeit können wir schon daraus entnehmen, daß das „Schaubuch", dann der wenige Jahre zuvor zu Antwerpen herausgegebene „Weltspiegel" verschwanden, und der „Atlas" allein das Feld behauptete.

Abgesehen von den erwähnten Werken, welche seinem Namen ein unvergängliches Andenken sichern, hat Merkator noch eine ganze Reihe anderer hergestellt, die seinerzeit großes Aufsehen erregten, die wir aber hier übergehen müssen.

So viel ist jedoch klar, daß seine Bedeutung in unsere Zeit hineinreicht, und daß in Duisburg seine größten Werke entstanden sind, und daß diese Stadt, die er sich selbst zur Stätte seines Wirkens ausgesucht hatte, verpflichtet war, sein Andenken zu erneuern und zu bewahren.

So trat denn auf Anregung von Dr. Breusing im März 1869 in Duisburg ein Komite zur Errichtung eines Denkmals für Merkator zusammen (in Rupelmonde war man zu dem gleichen Zweck schon seit 1866 thätig; auch erschien dort 1869 eine Biographie Merkator's von dem Belgier Dr. von Raemdonck, zu welcher Professor Köhnen in Duisburg durch Erforschung des Lokalarchives werthvolle Beiträge geliefert hatte). Die Idee fand sehr günstige Aufnahme, bald waren gegen 12,000 Mark gesammelt, und am 3. August 1869 wurde der Grundstein gelegt. Aber der Krieg drängte das Interesse zurück, bis im Oktober 1875 der verdiente Stadtbaumeister Schülke die Sache wieder energisch in die Hand nahm; derselbe fertigte den Entwurf, zu dessen Ausführung der Kunstverein zu Düsseldorf einen namhaften Beitrag zusicherte, da der gesammelte Fonds nicht ausreichte. Das Denkmal wurde dann dem schon rühmlich bekannten Bildhauer Reiß in Düsseldorf übertragen; die architektonischen Arbeiten lieferten Kaufhold und Berndt in Düsseldorf; und am 2. September d. J. fand die feierliche Enthüllung auf dem Burgplatz statt.

Merkator ist dargestellt in der Tracht seiner Zeit, wie sie sich auch auf einigen vortrefflichen Brustbildern von ihm findet, nur daß der Mantel bis zum Fußboden herabgeführt ist, um der Figur mehr ruhige Wirkung zu geben. Der Kopf ist ein sehr edler, ausdrucksvoller, dabei durchaus porträtähnlicher. Die faltenreiche, vom Baret überschattete Stirn, das sinnend auf die tief unten stehenden Beschauer herabgerichtete Antlitz, der prächtige, lang herab wallende Bart und das krause Haupthaar in reicher Fülle geben dem Bild einen ehrwürdigen, aber auch männlichen Charakter. Das ganze Denkmal, das sich über einem Bassin auf einem Aufbau, zwischen dessen Pfeilern Wasserspeier ruhen, erhebt und der oben an den Ecken Putten als Symbole der Wissenschaft, der Schifffahrt, des Handels und der Gewerbe trägt, ist 9,2 Meter hoch, im Renaissancestyl, entsprechend der Zeit, in welcher Merkator lebte, aus weißem Trierer Sandstein ausgeführt, die unterste Platte ist Basaltlava, eine unter dem Pfeileraufbau befindliche Schale von Bronze.

Averdunk.

*) Wir müssen hier darauf hinweisen, daß der Direktor der Steuermannsschule in Bremen, Dr. Breusing, in Deutschland zuerst die Aufmerksamkeit wieder auf Merkator gelenkt hat; und im Folgenden stützen wir uns auf ein kleines, außerordentlich instruktives Werkchen von demselben: „Gerhard Kremer, genannt Merkator, der deutsche Geograph. Vortrag von Dr. Breusing, gehalten zu Duisburg am 30. März 1869." Zweite mit einem Nachwort versehene Ausgabe, Duisburg, Raske 1878.

Ein außerirdischer Standpunkt.

Von

A. Woldt.

Es ist ein für unsern Stolz als „Herren der Welt" sehr demüthigendes Bewußtsein, daß sich um uns, die wir von unserem Erdballe aus kühn die um Jahrmillionen von Lichtweiten entfernten Sternenhaufen und Nebelflecken messen und wägen, in der ganzen großen weiten Welt wegen der Kleinheit unserer Kugel eigentlich Niemand weiter kümmern kann, als einzig und allein die höchst problematischen Einwohner unserer beiden nächsten Nachbarn, der Venus und des Mars, deren erstere uns bis auf etwa 5¼ Millionen und deren zweiter uns bis gegen 8 Millionen Meilen nahe kommen. Unsern Mond müssen wir zunächst überhaupt ausschließen, weil er als „Kind vom Hause" gilt und selber noch etwas repräsentiren mithilft.

Was die Sonne betrifft, so wird, selbst wenn wir mit einigen Jüngern des Darwinismus die Möglichkeit des Lebens und Athmens von Protoplasma in feurigflüssigem Zustande annehmen wollen, dennoch deren etwaigen, nach dieser Theorie organisirten Bewohnern Niemand zumuthen, daß sie Astronomie treiben und sich besonders um uns kümmern sollten. Ebenso steht es mit den etwaigen Bürgern der beiden neuentdeckten intramerkuriellen Planeten, sowie denen des Merkur, welche so ganz von dem Anblick der ihnen viel größer und blendender erscheinenden weißgluhenden Sonnenscheibe absorbirt sind, daß wir ihnen bei der riesigen Hitze auf ihrer Planetenoberfläche, in der beispielsweise alle unsere Flüssigkeiten fortwährend sieden würden, schwerlich Sympathie und Verständniß für unsere Erde

zumuthen konnten. Umgekehrt verhält es sich mit unseren entferntesten Geschwistern, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun, deren kolossale, schnell rotirende, mit viel geringerer Dichtigkeit begabte, stark abgeplattete Kugeln wohl unter sich eine ganz besondere Gattung von Planeten bilden, deren Bewohner, falls sie wirklich existiren, mit den brillantesten Instrumenten ausgerüstet sein müssen, um unsere Erde nur mehr als ein Pünktchen zu erkennen. Was nun endlich die Bewohnbarkeit der, wie es scheint, durch eine Katastrophe entstandenen Planetenspane, welche Asteroiden heißen, anlangt, so ist deren Wahrscheinlichkeit nicht groß; noch viel weniger aber dürfen wir hoffen, daß unsere Erde vielleicht auf einem der Fixsterne des Himmels erkannt wurde, weil in jenen Entfernungen selbst unsere Sonne nur als ein kleiner Stern erscheint.

So bleiben denn nur Venus und Mars übrig, welche beide Gottheiten ja auch sonst in unseren irdischen Handlungen und Gedanken eine große Rolle spielen und deren astronomische und planetarische Zusammengehörigkeit mit unserer Erde auch durch analoge Dichte, Umdrehungszeit und Größe und hochwahrscheinlich auch Atmosphäre an den Tag tritt. Es ist deshalb sehr interessant, einmal zur Erkenntniß dieser letzteren Thatsache sowohl, als auch der Rolle, welche unser armer Erdball überhaupt in der Schöpfung als Objekt der fernen Beobachtung spielen kann, sich in Gedanken auf unsere beiden Nachbarplaneten zu begeben und von ihnen aus die Erde zu observiren. Selbstverständlich werden wir hiezu die Zeit der Nähe wählen, die nämlich bei beiden Gestirnen nicht zusammenfällt, und uns gleichzeitig mit den besten astronomischen Beobachtungsinstrumenten ausgerüstet denken.

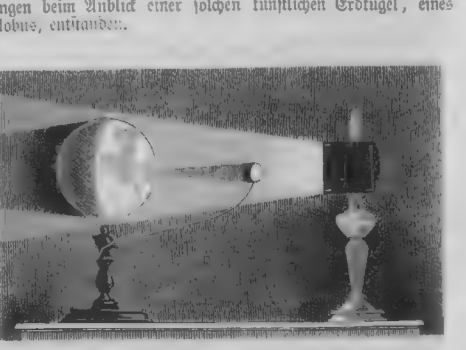
Zuerst wollen wir dem bei unseren mittelalterlichen Astrologen so übel verrufenen Mars, auf dem sich nach Anastasius Kircher große Ströme von flammendem Pech über ihre Ufer ergießen und ganze Länder in dichten, erstickenden Rauch hüllen, unsern Besuch abstatten. Mars, der nach Lambert u. And. sein rothlich strahlendes Licht einer Pflanzenwelt verdankt, die roth, statt wie auf unserer Erde grün sein soll und der uns erst vor Kurzem zwei Monde auf einmal geschenkt hat, allerdings zwei der schnurrigsten und possirlichsten Trabanten, die unser Sonnensystem überhaupt wohl besitzt. Falls die Annahme nicht falsch ist, daß die dunkleren Streifen auf dem Mars der Reflex von Meeren sind, während die helleren Flecken die Landmasse bedeuten, würde es für uns praktisch sein, etwa auf dem großten kompakten Kontinente des Planeten, in der Nähe des Aequators, unsere Instrumente aufzustellen. Mit ungewohnter Leichtigkeit — denn vermöge der kleineren Masse des Mars wiegt ein Mensch, der auf der Erde das Gewicht eines Centners hat, dort nur etwas mehr als vierzig Pfund — erstiegen wir einen Berg, auf dessen Höhe uns zufällig ein Sturmwind empfangt, dessen Schnelligkeit wir wohl an den vorüberfliegenden Wolken sehen, der aber für unser Gefühl nur den Eindruck eines mäßigen Windes macht. Das Athmen wird uns wegen des sehr niedrigen Barometerstandes ziemlich schwer, jedoch gewöhnen wir uns nach und nach daran. Es ist dunkle Nacht, nur erhellt durch die bescheidenen, mit dem Gewölk um die Wette eilenden Monde, die mehrmals auf- und nach einigen Stunden schon wieder untergehen. Der Fixsternhimmel aber hat hin und wieder zwischen den Wolkenlücken auf tiefschwarzem Sammet Lichter von glanzender Klarheit angezündet. Wir suchen Jupiter, den Herrscher einer eigenen Welt; es gelingt uns, ihn mit seinem Hofstaat, den stattlichen vier Monden, zu finden, schoner, großer, strahlender, als wir diesen zweiten Hauptkörper unseres Systems jemals auf Erden gesehen haben; auch Saturn, der Unwirthliche, langsam Dahinschleichende, hat seinem sonst so matten weißen Lichte für diese Nacht einen helleren Reflex aufgesetzt; Uranus, dessen hundertjahrige Entdeckung durch den alteren Herschel als Georgsgestirn wir nachstens feiern werden, zeigt uns seine matte Scheibe und — da wir doch einmal in dieser Nacht Glück haben müssen — so erblicken wir auch die Mehrzahl seiner Monde und endlich den von dem kürzlich verstorbenen Le Verrier berechneten und von Galle in Berlin erst vor kaum einem Menschenalter entdeckten äußersten Planeten Neptun, bei dem wir uns besondere, wiewohl vergebliche Mühe geben, den von einigen Beobachtern angenommenen Ring und den zweiten Satelliten zu entdecken. Wahrlich, als Sternwarte zur Beobachtung der äußeren Planeten ist der Mars, wie wir sehen, geeigneter als die Erde, und wir überzeugen uns auch in Bezug auf die Asteroiden, deren wir noch mehrere von hier aus entdecken könnten, wenn wir dieß nicht ihren privilegirten Entdeckern auf der Erde überlassen müßten, von der Wahrheit dieser Thatsache.

Anders aber steht es in Bezug auf die der Sonne naher gelegenen Planeten, deren nächster, unsere Erde, für die Bewohner des Mars genau dieselbe Rolle spielt, wie für uns die Venus, die also als Abend- und Morgenstern fungirt und regelmäßig die Phasen als unsichtbare Neuerde, als Sichel, als erstes Viertel, als Vollerde und letztes Viertel durchmacht wie jene. Wir haben uns natürlich für unsere Beobachtung der Erde vom Mars aus diejenige Zeit ausgesucht, wo die Erde in ihrem hellsten Lichte als strahlende schmale Lichtsichel erscheint, die etwa den vierten Theil der Breite ihres Durchmessers enthält. Wenn auch die von der Sonne stärker beleuchtete Venus den Erdbewohnern wegen der mehrere Millionen Meilen näheren Lage bei gleicher Stellung als ein überaus heller Stern, der selbst die Bewunderung des unachtsamsten Beobachters auf sich zieht, erscheint, so bietet uns die etwas größere Erdsichel vom Mars aus bei dessen als viel durchsichtiger angenommener Atmosphäre fast denselben herrlichen Anblick dar, wir dürfen uns also ruhig Zeit lassen, dieses interessante Phänomen, um in unserem starken Fernrohr kein Blendglas anzuwenden, in den ersten Tagesstunden zu studiren. Das Frühroth beginnt im Osten zu dammern, rosig angehaucht flattern die Wolken vorbei, bald beginnt die Glut tiefer herabzukommen und die Unterseite des Wolkenhimmels mit einem Flammenmeer zu übergießen, bis die Sonnenscheibe selber, aber als eine bedeutend kleinere Scheibe, erscheint und unseren trotz ziemlich hohen Standpunktes auf dem Berge mäßig großen, fast an ein gemüthliches Thal erinnernden Horizont erhellt. Leichte Nebel erheben sich und in kurzer Zeit weicht das ganze Heer der Wolken dem auch hier siegreichen Einflusse des Tagesgestirnes, während die selbst mit bloßem Auge sichtbare strahlende Erdsichel nur noch das einzige Gestirn am Firmamente ist. Es naht also der Moment, wo uns diese kleine Sichel nach der Seite des Weltalls hin, auf der wir uns befinden, Auskunft — und zwar die beste und günstigste, gleichzeitig beobachtet zur glücklichsten Stunde und mit den besten Werkzeugen — geben soll über Art und Wesen, Oberfläche und Gestalt.

Was wird sie uns enthüllen, jetzt, wo sie uns etwa sechsmal näher steht als dann, wenn sie als kleine, matte Scheibe am weitesten vom Mars entfernt ist? Lange und eifrig blicken wir durch das Glas, fast geblendet von der strahlenden Sichel, deren obere Spitze formlich hervorspringt und uns weißleuchtend entgegenblinkt, sonst aber fast überall in gleichem Lichte zu strahlen scheint. Wir suchen uns zu orientiren und finden zunächst, daß die obere helle Sichelspitze, die im astronomischen Fernrohr sichtbar ist, den weithin mit Schnee und Eis bedeckten Südpol der Erde vorstellt. Jetzt suchen wir mit Zuhülfenahme unserer Kenntniß der Erdoberfläche weiter, in der Absicht, irgend ein Land oder Meer zu erkennen, und entdecken, daß nach dem Innern der Scheibe zu, an der Lichtgrenze, ein allmäliger Uebergang der Helligkeit in ein silbernes Grau stattfindet, ein Umstand, den wir ganz richtig daraus erklären, daß an jener Stelle gerade Sonnenuntergang oder Aufgang stattfindet und jener Streifen die Dämmerung bezeichnet. Aber, da ist noch eine auffallige Erscheinung am Dämmerungsstreifen; derselbe bildet nämlich keine gleichmäßig gekrümmte Linie, sondern er ist mehrfach fein ausgezackt, so daß diese Zacken als zarte helle Pünktchen sich noch bis in die dunkle Erdscheibe hinein erstrecken. Natürlich machen wir den Schluß, daß diese Silberpünktchen und feinen Strahlen nichts Anderes als die von der Sonne beschienenen Bergspitzen der Erde sind, die aus den dunklen, unbeleuchteten Thälern in der Nähe der Lichtgrenze uns entgegenleuchten. Wir machen uns daran, diese Berge zu zeichnen und ihre Größe zu messen und darnach zu berechnen, aber — merkwürdig — entweder haben wir uns verrechnet oder die Beobachtung war falsch, denn der erste Berg ergibt eine Höhe von etwa sechs Meilen, ein anderer eine von vier Meilen, einer sogar von gegen acht Meilen. Kopfschüttelnd sehen wir uns die kleine Erdsichel, die sich inzwischen ruhig von Westen nach Osten weitergedreht hat und an deren Dämmerungsstreifen andere Berge und andere Pünktchen aufgetaucht sind, wieder an, abermals beginnt eine genaue Messung und Rechnung und abermals erfolgt ein ähnliches Resultat. Endlich wird es uns klar, daß diese Berge, die wir als die höchsten sichtbaren Erhebungen der Erdoberfläche betrachtet haben, keine Erdberge, sondern ganz einfach weit und hoch sich erstreckende mächtige Wolkenlager der Erdatmosphäre sind, deren dominirender Reflex die Erdoberfläche selbst mit allen ihren Bergen, Ländern und Meeren überstrahlt und sie uns unsichtbar macht. Das also wäre das Endresultat unserer Untersuchung, daß wir die trübe Wahrnehmung machen, wie alles Ringen und Jagen, alles Streben und Trachten der Menschen dort auf jener kleinen Sichel von Wolken bedeckt, in Nebel und Dunst verhüllt, oft schon dem günstigst gelegenen Nachbarplaneten verborgen ist? Ist es denn wahr, was die Theorie behauptet, daß es eine Allgegenwart des Lichtstrahles in der Schöpfung gibt, daß jede schone oder ruchlose That, die am hellen Tage auf Erden oder einem andern Sterne geschehen ist, ihre Strahlen hinaussendet mit der Schnelligkeit des Lichts in die unermeßliche Ferne des Weltalls, daß der Lichtstrahl sie der Sonne schon nach wenigen Minuten, dem Sirius nach Jahren, den entferntesten Nebelflecken aber erst nach ungezählten Jahrtausenden als sicherer Ankläger hinterbringt? Ja und Nein! Auch der Lichtstrahl hat seine Grenze, wo er im Weltenraum erlischt, und ferner vergessen wir stolzen, selbstbewußten Herren der Schöpfung nur zu sehr, daß wir eigentlich gar nicht auf der Erdoberfläche wohnen, sondern auf dem Grunde eines dreißig und mehr Meilen tiefen Luftozeans, der für sich seine Kontinente und Gebirgszüge, sowie seine klaren, bis auf den Grund durchsichtigen Fluten und seine Strömungen hat!

So schmerzlich uns also diese Wahrnehmung auf dem Mars ist, so müssen wir uns doch darein fügen, auch geben wir es, wenigstens zu dieser Tagesstunde auf, den als winzigen Stern in der Nähe der Erde sichtbaren Erdmond zu betrachten, indem wir dieß und noch manches Andere für einen Besuch auf dem Planeten Venus aufsparen. Hier sind wir von vornherein viel günstiger gestellt, als auf dem Mars, denn nicht nur sehen wir die Erde um einige Millionen Meilen näher, sondern diese wendet uns auch ihre volle, erleuchtete Scheibe mit einer Größe und Helligkeit zu, welche die der Venus in ihrem schönsten Glanze, mit dem sie sich der Erde zeigt, um das Neunfache übertrifft. Wir dürfen also zunächst gar nicht daran denken, die Erdscheibe, welche fast wie ein winziger Mond die Nachtseite der Venus mit mattem Dämmerschein erhellt, ohne Blendvorrichtung zu beobachten. Haben wir diese Vorsicht aber angewendet, so bietet sich uns ein Anblick unserer Erde dar, der an Großartigkeit den vom Mars aus genossenen vielfach übertrifft. Silberweiß strahlend sendet die kleine Scheibe des Nachbarplaneten ihr intensives Licht zu uns herüber, und wir können in Folge der sehr starken Vergrößerung unseres Fernrohres ihre uns zugewandte, vom hellsten Sonnenlicht beschienene Hälfte vollständig in allen Theilen überblicken. Aber — eine neue Ueberraschung — ist denn das, was wir da sehen, wirklich unsere Erde? Die Scheibe sieht ja fast aus wie der Saturn, wenigstens erkennen wir deutlich eine Art Aequatorring an ihr. Wer hätte das gedacht, daß sich der äquatoriale Gürtel der Windstillen der Erde mit seinem, allen Seefahrern wohlbekannten Wolkenringe so scharf markiren würde! Nun wird es uns auch klar, warum der Aequator der Erde bei dem unerschöpflichen Reichthum an Regengüssen in dieser Gegend verhältnißmäßig so viel Meer und so wenig Land durchschneidet. Mit Ausnahme der Strecken von Süd-Afrika und Süd-Amerika, die übrigens auch gerade auf dem Aequator ihre reichste Wasserfülle in den Stromgebieten des Congo, der Nilseen und des Amazonenstromes haben, trifft der Aequator nur noch an einigen ostindischen Inseln auf Land, sonst lauter Meer. Aber das vermögen wir von der Venus aus nicht zu erkennen, wohl aber noch einige andere Thatsachen. Zunächst nämlich die, daß Alles, was uns von der Erdscheibe dort unten entgegenleuchtet, weitaus zum größten Theil wiederum den Wolkengebilden angehört; auch der Südpol der Erde trägt sein reichlich Theil daran. Von der Erdscheibe selbst erblicken wir einige silbergraue Flecke, welche dem wasserarmen, wüsten Innern von Nord-Afrika und Asien entsprechen, und hie und da einige grünliche, von unbewölkten Meeresflächen herrührende Stellen. Berge aber sehen wir absolut nicht, Gebirgszüge als solche vermögen wir nicht zu erkennen, die Grenzen zwischen Land und Meer sind uns verborgen, kurz und gut, wenn wir nicht wüßten, daß unser Beobachtungsobjekt wirklich und wahrhaftig unsere Erde ist, so würden wir es nicht glauben können, ja wir würden sogar viele Tage und Wochen hier noch fleißig beobachten und jeden Sonnenblick, der auf die uns bekannte Erdoberfläche fällt, genau einzeichnen müssen, um nach und nach ein theilweises Bild dieses Planeten zu erhalten. Gleichzeitig aber würden wir alsdann sowohl auf der nördlichen, wie auf der südlichen Hälfte der Erdscheibe Streifen bemerken, welche sich mitunter in wenigen Stunden über große Terrains ausbreiten, wir würden nachrechnen und Schnelligkeiten finden, welche diejenigen unserer Luftströmungen weitaus übertreffen, wir würden hieraus endlich den sicheren und vollkommen logischen Schluß ziehen dürfen, daß die Oberfläche jenes Weltkörpers dort unten fast fortwährend von Stürmen und dergleichen durchwüthet werden müsse, die absolut nicht die geringste Spur von Leben dajelbst fortkommen lassen können, wir würden endlich mit Bedauern die schöne, der Verödung und Einsamkeit anheimgefallene Kugel anblicken müssen und uns beglückwünschen, daß wir hier unsere Venus mit ihren fünfzig Grad im Schatten als den wichtigsten Punkt des Sonnensystems, als den einzigen Weltkörper, auf dem Leben überhaupt möglich ist, ansehen müssen — wenn wir dieß Alles glücklicherweise nicht besser wüßten. Unser Schluß wäre allerdings richtig, aber das Wissen, welches wir ihm über die Schnelligkeit unserer Luftströmungen auf Erden zu Grunde legten, wäre falsch, denn die gewöhnlichen Windmessungen unserer meteorologischen Stationen geben lange nicht die Schnelligkeit der obersten Luftströme unserer Atmosphäre an. Auch den Mond der Erde erblicken wir, einen kleinen, merkwürdig langsamen Patron, der es mit dem Umkreisen seines Gestirnes gar nicht eilig hat und bei dem wir wegen der kolossalen Entfernung leider nicht die hintere, der Erde abgewandte Hälfte, die er uns theilweise zuwendet, genauer studiren können. Eines aber an der Erdscheibe erkennen wir ganz genau, nämlich eine, von Zeit zu Zeit in der Nähe der Pole ausbrechende Strömung, die sich mit großer Schnelligkeit manchmal über beide Kugelkappen ausbreitet und die strahlenden Pole unverkennbar röthlich färbt — wir müßten diese Erscheinung für eine vulkanische halten, wenn wir nicht an die unschädlichen Polarlichter dächten und uns auch am nächsten Tage durch Beobachtung der prächtigen Sonnenscheibe, welche hier die vierfache Größe, in der sie der Erde erscheint, bei doppelter Helligkeit besitzt, überzeugten, daß ein schöner, dunkler Sonnenfleck soeben korrespondirend, wie so häufig, mit den Polarlichtern darüber hinwegzöge.

So bleibt uns denn nichts Anderes übrig, als auch diese Beobachtungsstation im Weltall, die Oberfläche der Venus, getäuscht in unseren Erwartungen, zu verlassen, und wenn wir uns noch endlich auf die Oberfläche unseres treuen Erdtrabanten, des Mondes, begeben, so finden wir hier zwar etwas mehr Aussicht für unsere Zwecke, im Großen und Ganzen aber bleibt dasselbe Resultat. Ja, es geht sogar noch weiter, selbst wenn wir uns in allernächster Nähe über den Erdboden erheben, wenn wir nur eine Luftfahrt im Ballon antreten, so verschwinden uns die Herren der Schöpfung schon beim zweiten Tausend Fuß Höhe aus den Augen, ihre Städte und Dörfer schrumpfen bereits bei fünftausend Fuß zur Große von Tischplatten ein, und Jemand, welcher die Erde von hier aus beurtheilen sollte, ohne sie zu kennen, würde, weil fast einzig und allein die Eintheilung der Felder und Garten als Werk von Menschenhand sichtbar bleibt, folgerichtig schließen, daß die Bewohner dort unten sich lediglich mit Ackerbau und Gartenkultur beschäftigen, ein Schluß, der schon viel mehr die Wahrheit trifft, als die auf dem Mars oder der Venus angenommene. Aber irgend eine Stelle müßte es doch eigentlich geben, von der aus man die Erdkugel übersehen kann, einen Ort, an dem man die Umdrehung des Planeten, seine Neigung zur Ekliptik, die Bahn seines Mondes u. A. m. studiren könnte. Allerdings in Wirklichkeit gibt es diesen Ort wohl nicht, wohl aber können wir uns künstlich einen solchen Anblick verschaffen und es ist zufällig die Reihe der ganzen vorhergehenden Betrachtungen beim Anblick einer solchen künstlichen Erdkugel, eines Globus, entstanden.



Es ist in der That merkwürdig, daß wir an keiner Stelle des Weltalls einen Punkt finden, von welchem aus wir uns über unsere Erde und deren Drehungsgesetze, Oberfläche u. s. w. vollständig genau unterrichten können, auch auf Erden vermag kein noch so sorgfältig gemachtes Kartenwerk uns diese Kenntniß zu schaffen, sondern einzig und allein ein plastisches Werk aus Menschenhand, ein Globus. Diese Thatsache gewinnt für jeden Gebildeten um so mehr Interesse, als wir eine geistvolle Neuerung der Globen gegenwärtig durch den Chef des Geographischen Instituts zu Weimar, Dr. Arnd, kennen lernen, d. i. die Hinzufügung eines beweglichen Mondes zum Erdglobus, auf welche Erfindung demselben auch ein Reichspatent ertheilt ist. Frei und fesellos schwebt hier, nur je von einem Draht gehalten, Erde und Mondkugel ohne alles Räderwerk in der Luft, in genauem Verhältniß zur wirklichen Größe untereinanderstehend, dem leisen Fingerdruck gehorsam ihre Kreise ziehend und so viel bei der nothwendigen Verkürzung der gegenseitigen

Entfernung möglich ist, alle astronomischen Erscheinungen, die zwischen Erde, Mond und Sonne stattfinden, ausführlich darstellend. Ein besonders konstruirter Reflektor nebst Camera bildet bei dieser schönen Erfindung die Sonne und wirft sogar deutlich Halb- und Kernschatten des Mondes auf die Erde. Im Moment ist Alles auseinander zu nehmen und der Globus für sich allein zu benützen. Das Leichte, Anschauliche, auf denkbar einfachsten, mechanischen Vorrichtungen Beruhende der hübschen Einrichtung, nimmt Jeden sofort dafür ein, und wenn es dem Gebildeten eine Pflicht ist, die Astronomie von Erde und Mond kennen zu lernen, so kann er fast spielend dazu kommen, mit solchem Apparate — wie ihn unsere Abbildung zeigt — einstweilen dem besten und billigsten Ersatz für einen außerirdischen Standpunkt *).

*) Ausführliche Prospekte über erwähnten Globus versendet das Geographische Institut zu Weimar unseres Wissens auf Verlangen gratis-franko. Die Red.

Für das Album.

Von **Wilhelm Emmer.**

O Menschenherz, so tief und unbekannt!
Dein Golgatha ist dir dein liebstes Land.

*

Ein kleiner Schmerz umstort dein Leben;
Ein großer wird dich dir selber geben.

*

Auch das Alter ist zu ertragen;
Es muß nur der Jugend entsagen.

*

Unordnung fällt von den weitesten Bänken;
Ordnung hat Platz in den engsten Schränken.

*

Sorgen, wer leiht, und Sorgen, wer borgt;
Daß Jeder seine Sorgen hat, dafür ist auch gesorgt.

*

Der Geist erfreut sich auf einsamen Zügen;
Aber das Herz will an Herzen sich schmiegen.

*

In großen Staaten nicht allein,
In deiner Hütte noch so klein,
Kannst du ein großer Staatsmann sein.

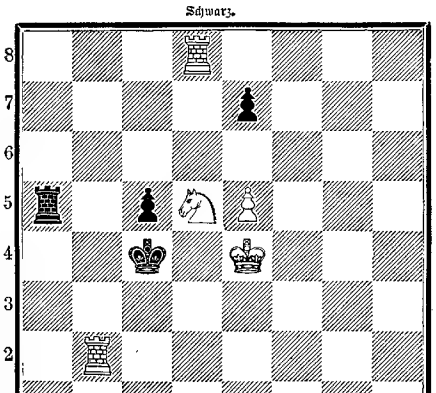
Schach.

(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Aufgabe Nro. 7.

Von Herrn **Fr. Schrüfer** in Bamberg.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Die folgende Partie wurde im vorjährigen Meisterturnier in Leipzig gespielt.

Vierspringerspiel.

Weiß — L. Paulsen.	Schwarz — Dr. Göring.
1) E 2 — E 4	1) E 7 — E 5.
2) S. G 1 — F 3	2) S. B 8 — C 6.
3) S. B 1 — C 3	3) S. G 8 — F 6.
4) L. F 1 — B 5	4) L. F 8 — B 4.
5) 0 — 0	5) 0 — 0.
6) L. B 5 nimmt C 6	6) D 7 nimmt C 6.
7) D 2 — D 3	7) L. C 8 — G 4.
8) H 2 — H 3	8) L. G 4 — H 5.
9) K. G 1 — H 1. Das Vorrücken des G-Bauer vorbereitend, um den Thurm zum Angriff auf der G-Linie gegen die feindliche Rochade zu verwenden	9) D. D 8 — E 7.
10) T. F 1 — G 1	10) T. A 8 — D 8.
11) D. D 1 — E 2	11) H 7 — H 6.
12) S. C 3 — D 1	12) L. B 4 — C 5.
13) G 2 — G 4. Man ist gewohnt, L. Paulsen's Vertheidigungskunst zu bewundern. In dieser Partie zeigt er sich als Meister des Angriffs.	13) L. H 5 — G 6.
14) S. F 3 — H 4	14) K. G 8 — H 7.
15) L. C 1 — E 3	15) S. F 6 · D 7.
16) S. H 4 — F 5	16) D. E 7 — E 6.
17) T. G 1 — G 3	17) T. F 8 — H 8.
18) L. E 3 nimmt C 5	18) S. D 7 nimmt C 5.
19) S. D 1 — E 3. Herr Schallopp bemerkt hier sehr richtig, Paulsen zeige in dieser Partie, wie gut er auch die Springer zu führen verstehe. Paulsen's Vorliebe für die Läufer und seine Geschicklichkeit in der Verwendung derselben ist nämlich bekannt.	19) D. E 6 — F 6.
20) T. A 1 — G 1	20) S. C 5 — E 6.
21) D. E 2 — D 2	21) S. E 6 — G 5.
22) D. D 2 — A 5. Ein entscheidender Zug.	22) S. G 5 - E 6. Es droht H 3 — H 4 und auf S. G 5 - E 6 mit G 4 — G 5 und S. E 3 — G 4 Verlust der Dame.
23) G 4 — G 5. Vorrefflich gespielt.	23) S. E 6 nimmt G 5.
24) H 3 — H 4	24) L. G 6 nimmt F 5.
25) H 4 nimmt G 5	25) L. F 5 nimmt E 4 †.
26) D 3 nimmt E 4	26) H 6 nimmt G 5.
27) S. E 3 — G 4	27) K. H 7 — G 8 †.
28) K. H 1 — G 2	28) D. F 6 — G 6.
29) D. A 5 nimmt E 5	39) F 7 — F 6.
30) D. E 5 — E 6 †	30) K. G 8 — F 8.
31) T. G 1 — E 1	31) T. D 8 — E 8.
32) S. G 4 — E 5. Dieser Zug macht jedem weitern Widerstande ein Ende.	32) D. G 6 nimmt E 4 †.
33) T. E 1 nimmt E 4 . . .	33) T. E 8 nimmt E 6.
34) S. E 5 — G 6 † und gewinnt.	

Auflösung der Aufgabe Nro. 3:

Weiß.	Schwarz.
1) T. A 5 — F 5	1) T. D 3 nimmt B 3 od. A u. B.
2) S. E 4 — G 5 setzt Matt.	
	A)
1)	1) K. B 4 nimmt B 3.
2) S. E 4 — C 5 setzt Matt.	
	B)
1)	1) Beliebig anders.
2) D. A 8 — A 4 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Frl. Camilla F. in Leipzig, Hrn. W. K. in Berlin, Fr. K. in Wien, H. L. in Reichenberg, H. T. und J. B. in Hedwigenburg, E. St. in Schwetzingen (in Bezug auf Nro. 1 wird Ihre „feste Ueberzeugung" durch die Lösung widerlegt), G. S. und D. W. L. in Heiligenhafen, H. F. in Burgsteinfurt (in Nro. 1 würde auf 1) S. A 1 — C 2, D 3 nimmt C 2 geschehen) und B. M. in Perleberg. Nro. 2 sorgfältig und richtig gelöst.

Hrn. J. B. in Hamburg. In Nro. 2 würde auf 1) D. C 7 — F 7 † D. E 5 — F 6 geschehen und dann kein Matt in 2 Zügen möglich sein.

Hrn. B. G. in Roßwein. In Nro. 2 wird 1) L. A 5 n. B 6 durch D. E 5 nimmt C 7 widerlegt.

Hrn. Pth. D. in Frankfurt a. M. In Nro. 1 glauben Sie Matt zu setzen, während der König nach C 5 gehen kann. Nro. 2 unrichtig gelöst wegen 2) L. C 3 — D 4, ebenso Nro. 3 wegen D. G 6 — G 4.

Hrn. H. L. in Reichenberg, S. G. M. in Paris. Nro. 1 richtig.

Hrn. F. H. in Mülheim. Nro. 1 und Nro. 2 richtig. Hrn. K. P. in Berlin. In Nro. 1 würde auf B 2 — B 4 z. B. S. C 6 nimm B 4 geschehen und kein Matt in 3 Zügen erfolgen. Auf Rettung der Dame kommt es nicht an.

Hrn. W. K. in Berlin, F. L. T. in Reichenberg, S. in Schönfeld, L. Z. in Linz und Schachklub in Telfs. Nro. 3 richtig gelöst.

Hrn. P. J. B. in Frankfurt a. M. und A. M. in Landau. In Nro. 3 würde auf 1) L. A 5 — A 4 oder T. A 5 — A 3 durch K. B 4 — B 5 das Matt im zweiten Zuge verhindert.

A. T. in Verden. Wird geprüft werden.

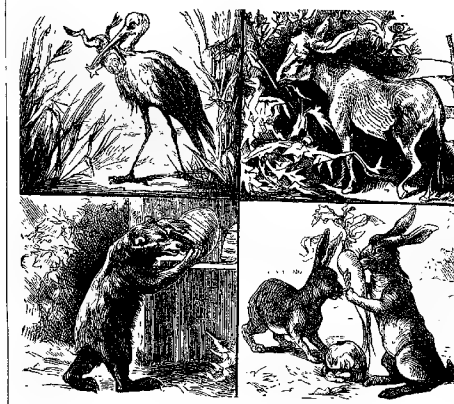
Rösselsprung Nro. 3.

stor-	du	ei-	du	nacht	ber	see-	n
ne	rum	ge-	ü-	le	so	fer	nacht
bist	ben	braut	ge-	blu-	ge-	voll-	schen-
wa-	stor-	ne	plötz-	ne	pracht	men-	die-
bei-	lich	ei-	wie	stor-	so	men-	ster
wohl	es	ben	ro-	te	see-	in	lieb-
schö-	cken	ahn'	ben	du	lich	wie	le
ich	ach	ne	schmit-	se	voll-	so	ist

Räthsel.

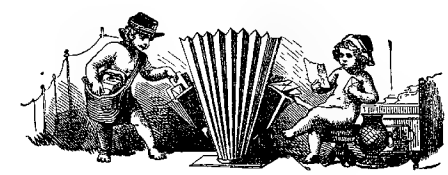
Mein Erstes gleich ist jedem Koch
Als ein Gewürz bekannt;
Durch's Zweite wird ein Bindewort
Sowie ein Fluß genannt;
Das Dritte wird im Küstenreich
Dir eine Hauptstadt bringen;
Das Vierte dich erinnert stets
An blutig wildes Ringen;
Das fünfte kann in Südtyrol
Als eine Stadt ich zeigen;
Das Sechste endlich ist als Theil
Fast jeder Kirche eigen.
Sind diese Worte richtig dann gestellt,
Man einen Meister der Musik erhält.
Links ab — rechts auf — so lies, du findest dann
In jedem Falle stets den gleichen Mann.

Bilderräthsel 7.



Auflösung des Bilderräthsels 6:

Besser arm in Ehren, als reich in Schanden.



Briefmappe.

Hrn. Pf. W. in H. Der Verein für christliche Kunst, insbesondere Herr Oberbaurath Dr. v. Leins in Stuttgart, wird Ihnen gerne berathend zur Seite stehen.

Max in Beile. Von den Prämiengaben zu den früheren Jahrgängen von „Ueber Land und Meer" stehen Ihnen die beiden Kaulbach'schen Bilder in Stahlstich „Lotte" und „Friederike" gern noch für den Ausnahmspreis von M. 1. — zu Diensten. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags liefert auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Hrn. Frz. T. in G. Richtig.

Hrn. A. St. in Gr. Wir machen Sie auf den Prospekt unserer Zeitung in der ersten Nummer dieses Jahrgangs aufmerksam. Es ist abgeholfen, wie wir glauben. Fassen Sie aber den Preis beider Blätter auch ein wenig in's Auge.

Hrn. Gebr. G. in Berl. Die Erfindung ist nicht neu und hat sich nicht praktisch erwiesen.

Ein Freund Heine's. Frz. Dingelstedt und der berühmte Klavierspieler Liszt. — Wir kennen nur ein gutes Bild von Heine, das bei Gowin in Paris erschien, aber nicht mehr zu haben ist. Eine Photographie in Visitenkartenformat nach diesem ist bei Fleischmann in München zu haben. — Wenn es möglich?!

Auch ich bin in Arkadien geboren. Doczi ist ein Ungar, der im Ministerium der Ausw. Angelegenheiten bis vor Kurzem angestellt war und nun auf Reisen lebt.

Alter treuer Abonn. in Dr. Nicht im Handel.

Hic Rhodus, hic salta. 1. Eine Kunstgesellschaft in England, welche größere Kunstwerke herausgibt. 2. Die Jagdzeitungen finden Sie in Weber's Zeitungskatalog aufgezählt. 3. Nicht zu lesen. Beweisen Sie das Abonnement: et hic Rhodus.

Rest. Gambrinus in Ronneburg. Richtig.

Hrn. Rob. W. in M. In New-York.

Hrn. X. Y—Z. Ollendorf's schwed. Gr., Frankf., Jügel. Viel Bewegung mit den Händen.

Fraich. 1. In jeder Apotheke können Sie dieses Harzpräparat haben. 2. Sich mit einem Orthopäden, z. B. Dr. Roth in Stuttgart, in's Vernehmen setzen. 3. Die Buchhandlung von Twietmeyer in Leipzig unt. Rnd. wird Ihnen eine solche verschaffen.

Hrn. Jul. B. in Köln. Der Jahrgang 1870/71 von „Ueber Land und Meer" fehlt und kann komplet nicht mehr geliefert werden. Die Verlagshandlung versendet auf Wunsch Verzeichnisse von noch vorräthigen Jahrgängen ihrer Journale.

Hrn. A. K. in Metz. Wenden Sie sich an Prof. Euting in Straßburg oder Socin in Tübingen.

Hrn. W. M. in St. Jeder Postbeamte Ihrer Stadt kann Ihnen das sagen.

Hrn. Konr. S. in Z. Die Intendanz in München wird Ihnen das Programm gerne zusenden.

Hrn. M. P. in Dr. Wir haben keine Verwendung für Ihre Bilder.

Hrn. A. W. T. Juniperus in Sigm. (Ohne Honorar.) Richtig.

Hrn. M. P. in Dr. Geschäftsgeheimniß.

Fr. Kath. G. Sie vermuthen, daß wir Ihre Frage noch in der Erinnerung haben? Wie soll das bei den tausend Briefen, die wir inzwischen gelesen, möglich sein?

Tanzlustige junge Mädchen. Sie stellen Fragen, die man nicht so sans phrase beantworten kann. Lesen Sie den Illustr. Katechismus der Tanzkunst, Leipzig, Weber. 3. Aufl. 2 Mark.

Hrn. S. in M. Den Namen macht meist ein Zufall, trotz alles Tastens. Der Zufall, daß man auf den Autor aufmerksam wird, daß seine Arbeiten am richtigen Orte erscheinen, eine angesehene Zeitschrift für ihn die Lanze einlegt — kurz, eine Menge solcher Zufälligkeiten, vorausgesetzt, daß Talent vorhanden. Bei dem schwachen Absatz von Gedichtsammlungen können Sie es den Verlegern nicht übel nehmen, daß sie sich sicher stellen.

Hrn. P. Burg. Wir werden von zwei Seiten auf Quellen aufmerksam gemacht, wo Sie über Edelsteine als Symbole der Monate Näheres finden können: Theod. Körner's sämmtl. Werke Bd. 1, S. 80 und Le Savoir-vivre von L. d'Alq.

Alter Abonn. in Witt. Wird gebracht werden.

Hrn. S. B. in Wien. Nur ohne Honorar.

Hrn. K. L—x in Karlsr. Das ist natürlich immer Sache des Geschmacks; die Sammlung ist ganz hübsch und in jeder Buchhandlung vorräthig, so daß Sie sich selbst überzeugen können.

Hrn. Stud. math. G. L. in G. Wir haben momentan Ueberfluß.

Alter Abonn. Retkow. Nicht er selbst, sondern seine etwaigen Kinder wären als Tyrannsolger bezeichnet, da beide Prinzen unvermählt sind.

Hrn. M. v. G. in R. Ueber die Vecouvrliche Arsenikseife zum Konservren auszustopfender Thiere können wir Ihnen kein besseres Rezept ertheilen, als nachstehendes, welches Martin in der 2. Auflage seiner „Taxidermie" (Weimar 1876) S. 25 angegeben hat. Seit seiner Entdeckung ihrer großen Gefährlichkeit für die Gesundheit des Menschen wendet er und viele Andere dieselbe aber nicht mehr an, indem er alle sich leicht verflüchtigenden Elemente, wie z. B. den Kampher, ferner aber auch das wasseranziehende Kali und die leicht zersetzbare Seife aus derselben fortgelassen hat. Das von ihm seit mehreren Jahrzehnten angewendete Präparat ist der einfach zusammengesetzte „arsenikfaure Thon", den er nach Umständen mit etwas Seife, Spiritus, Salz oder Tannin verbindet, wie Sie auf S. 28 dieses Buches nachlesen wollen. — Noch Weiteres über die Anwendung und das Verhalten des Arsenik in der Naturalienpräparation werden Sie in den ersten Nummern des nächsten Jahrgangs von Prof. Cabanis' „Centralblatt für Ornithologie" niedergelegt finden.

Hrn. E. P. in N. N. Das Werk ist ganz vorzüglich, doch die Behandlungsweise nicht nach Jedermanns Geschmack. Nehmen Sie auch von Weber's und Dittmar's Weltgeschichte Einsicht.

Eine kleine Wißbegierige. Auch „eine alte Jungfer" von siebenzehn Jahren hat noch Aussicht zu wachsen.

Frl. Gertrud B. in L. Wir danken Ihnen für Ihre Mittheilung bezüglich der Monatssteine und erlauben uns, dieselbe hier für unsere Leser mitzutheilen, da sie nicht bloß für unsern Fragesteller in Nro. 3 Interesse hat:

Januar. Hyacinthe ou le grenat. Présage de constance et de fidélité. — Février. Améthyste. Préservatif contre les passions violentes, elle annonce la paix du coeur. — Mars. Sanguine ou Jaspe. Elle marque le courage, elle indique comme contrepoids utile la discrétion dans les entreprises périlleuses. — Avril. Le Saphir ou Diamant. Une garantie d'innocence ou de repentir. — Mai. Emerande. Amour heureux. — Juin. Agathe. Longs jours de santé. — Juillet. Rubis ou Cornaline. L'oublie des chagrins de l'amour ou de l'amitié. — Août. La Sardoine. Félicité conjugale. — Septembre. Chrysolithe. Préserve de la folie. — Octobre. Opale. Signe d'espérance. — Novembre. Topase. Promet une chose rare — l'amitié. — Décembre. Turquoise. Promet des succès et un bonheur inaltérable. Nach einer Mittheilung von anderer Seite soll die Sitte aus Arabien stammen. Gentiana cilinta schreibt uns ferner, daß der Aberglaube in Oesterreich stark verbreitet sei, es bringe Glück, den betreffenden Stein zu tragen, in dessen Monat man geboren, und gibt die Steine in anderer Reihenfolge: Hyacinth, Amethyst, Heliotrop, Saphir, Smaragd, Chalcedon, Carmel, Onyx, Chrysolith, Aquamarin, Topas und Chrysopras.

Hrn. v. K. in Würzb. Besten Dank. Man könnte die Frage doch leicht als Kränkung ansehen.

Hrn. A. G. Fr. Die Aufzählung der Romane würde zu viel Raum beanspruchen. Kreyssig, franz. Literaturgeschichte (Berlin, Nicolai) dürfte Ihnen hier zweckdienlich sein. Auch ein Katalog von Hachette in Paris. — Töchteralbum von Thekla Gumpert, Journal des enfants, Magazin pittoresque.

Frau K. H. in S. Wir wüßten keinen andern Weg, als die öffentliche Anzeige.

Abonn. in Bresl. Die Redaktion des „Herold" in Berlin dürfte darüber die gewünschte Auskunft geben können.

Hrn. C. M. H. in Wien. Nicht für uns geeignet.

Hrn. Buch. F. in Ch. Ihren Vorschlag betreffs der Wilhelmsspende werden Sie wohl besser in einem preußischen Blatte vorbringen, wo er eine unmittelbarere Wirkung haben wird.

Hrn A. Reith in G. Oeldruckimitation?

Hrn. Schriftsteller M. H. in Wien. Wir haben Bild und Biographie des großen Wohlthäters früher schon gebracht.

Frau von M. in N. Die dritte nicht ganz richtig ist u. s. w. haben wir nicht verstanden.

Abiturient in Lemberg. 1. Jede dortige Buchhandlung legt Ihnen die Grammatiken der betreffenden Sprachen vor. 2. Bötger's Depilatorium ist ein chemisches Präparat. 3. Die Reiterei.

Hrn. A. K. in B. Das W. wird ausgesprochen.

Hrn. O. L. in C. In dieser Form werden Sie solche Fragen kaum irgendwo behandelt finden; dagegen gehören sie in jeder guten Aesthetik wenigstens erklärt.

Treuer Abonn. in Hamb. Gosenbrauerei. Wir kennen eine solche leider nicht.

Graziella. Einer schönen Dame nimmt man lieben Fragen auf einmal nicht übel, aber mündlich müssen sie gestellt werden, nicht schriftlich. Ch. gehört nicht zu den Klassikern im strengsten Sinn. M. St. war eine Blondine. Der Veitstanz soll seinen Namen angeblich davon haben, daß man die Krankheit durch Anrufung des h. Veit zu heilen glaubte. Spiritismus ist der Verkehr mit Geistern durch ein sogenanntes Medium.

Hrn. Rent. A. H. in Bromb. Hrn. R. J. in D. Die Erfindung ist noch nicht im Handel.

Hrn. Gutsbes. J. S. in Kw. Wir bitten Ihre Anfrage gefälligst zu wiederholen. Bei der Masse der Briefe ist es unmöglich, alle im Kopfe zu behalten.

Frau L. A. in N. Wir haben nicht gehört, daß man solche wieder verwenden kann.

Hrn. v. R. in Halle. Nicht geeignet für uns.

Hrn. B-kin K. Wir entsinnen uns nicht, eine solche Frage an unsere Leser gestellt zu haben.

Baron A. v. F. in R. Das fragliche Buch hat allerdings seine Vorzüge, ist jedoch nicht freizusprechen von einem gewissen Parteistandpunkte, der schon von Monteverde und Gluck an immer merklicher und einseitiger hervortritt, so daß es, zumal für Laien, nicht unbedingt empfohlen werden kann.

Hrn. W. J. in A. Richtig. Ist vergriffen. Der Verf. will nicht mit seinem richtigen Namen genannt sein.

Hrn. Cz. in Wien. Beides gut.

Hrn. E. R. in Mch. Nicht geeignet für ein Familienjournal, wie Sie selbst sollten beurtheilen können.

M. Dramatisch. Die Münchener Hoftheaterintendanz hat dramatische Preise ausgeschrieben. Lassen Sie sich das Programm von dort kommen.

Hrn. Oberpostas. S. F. E. Bodenstedt domizilirt in Wiesbaden.

Frl. K. L. in Dresden. In jeder Dresdener Buchhandlung.

Landsmann in Budapest. Wir haben noch Mehreres und werden es baldmöglichst bringen.

Hrn. D. E. in Würzb. Gewiß ist das eine Periode.

Papierkorb. Mit Interesse gelesen.

Hrn. C. L. Becker, Handbuch der deutschen Sprache. Beytenmiller, Anleitung zu Aufsätzen. Katechismus der deutschen Literaturgeschichte (Leipzig, J. J. Weber). Katechismus der Arithmetik ebendas.

Frl. M. Bl. in J. Handschuhe wäscht man mit Glycerin am besten, oder nimmt man Benzin, reibt die Handschuhe mit einem Läppchen, hängt sie zum Trocknen auf und reibt sie dann mit Talkpulver weich. — Brogniart, Handbuch der Porzellanmalerei, Berlin 1846.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

Ein Lieblingsgeschenk

auf dem dießjährigen Weihnachtstisch

für die reifere Jugend

bilden ohne allen Zweifel die nun erschienenen zwei ersten Bände von

Hallberger's illustrirter Prachtausgabe von

Schillers Werken

mit etwa 600 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Herausgegeben von

Prof. Dr. J. G. Fischer.

In prächtigstem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis pro Band M. 12.

In gleichem Format und ähnlicher Ausstattung ist schon vollständig erschienen:

Shakespeare's sämmtliche Werke.

Eingeleitet und übersetzt von

A. W. Schlegel, Fr. Bodenstedt, N. Delius, F. A. Gelbcke, O. Gildemeister, G. Herwegh, P. Heyse, J. Kurz u. A. Wilbrandt.

Mit 830 Illustrationen von

John Gilbert

nebst Shakespeare's Porträt und Biographie.

Zweite Auflage.

Vier Prachtbände. Preis M. 40.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bekanntmachungen aller Art.

Als höchst dankbare

Weihnachtsgeschenke

für gebildete junge Damen können wir bestens empfehlen die anerkannt ausgezeichneten Gedichtsammlungen:

Deutscher Dichterwald.

Lyrische Anthologie von

Georg Scherer.

Siebente Auflage.

Mit vielen Porträts und Illustrationen.

Album lyrique

de la France moderne

par

Eugène Borel.

Cinquième édition.

Avec 12 vignettes sur bois.

Revue et augmentée par *A. Peschier.*

The Rose, Thistle and Shamrock.

A book of English poetry, chiefly modern.

Selected and arranged by

Ferdinand Freiligrath.

Fifth edition. With illustrations.

Antologia

dei moderni poeti italiani

di

Paolo Heyse.

Der Preis einer jeden Sammlung in reichem, geschmackvollem Einband beträgt **nur M. 7.**

In jeder Buchhandlung zu haben.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:

Eduard Hallberger.

Verlag von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Hillebrand, K., Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipp's bis zum Falle Napoleon's III. I. Bd.: Die Sturm- und Drangperiode des Julikönigthums von 1830—37. M. 15.—

Riezler, Sigm., Geschichte Bayerns. I. Bd. Bis zum Jahre 1180. M. 15.

In allen Buchhandlungen zu haben:

(Festgeschenk für Jungfrauen.)

Bestimmung der Jungfrau

mit Abhandlungen über **Anstand, Anmuth, Würde, Liebe, Häuslichkeit** und 16 Belehrungen über das **Benehmen in Gesellschaften.** Von Dr. Seidler.

Elfte Auflage. — 2 Mk. 244

(Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.)

Weihnachts-Katalog

über Bücher, Musikalien ꝛc. zu **herabgesetzten Preisen** versendet gratis und franko die Buchhandlung von 795

Ernst Zieger in Leipzig.

Echte Briefmarken und neueste **Albums** billigst. Illustr. Katalog 1877 1 M. 60 Pf. Probenummern des Briefmarken-Journals und Preisliste gratis. 385

Louis Senf, Leipzig.

Stuttgart. Hôtel Wohlgelegen, Königsstr. 18,

in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs, der Post, des Telegraphenbureaus, Theaters und der königl. Anlagen — elegante Einrichtung — Familienpension und Einzelzimmer **zu den billigsten Preisen,** letztere von Mk. 1 an — beste Getränke und Speisen, coulanteste Bedienung. Es empfiehlt sich namentlich den Herren Handlungsreisenden und den in Stuttgart Wohnung nehmenden Familien angelegentlichst 607

der Inhaber: W. Bürkle.

Deutsche Seemanns-Schule auf Steinwärder bei Hamburg.

Theoretisch-praktische Vorbereitung und Unterbringung seelustiger Knaben für Handels-, eventuell Kriegsmarine. Prospekte etc. bei der 79

Direktion der Deutschen Seemannsschule in Hamburg.

Norddeutscher Lloyd.

Postdampfschifffahrt.

I. Zwischen Bremen und **New-York,**

ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen jeden Sonntag, von Southampton jeden Dienstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag Abend nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.

Direkte Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.

Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und **Baltimore,**

ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs, von Southampton am folgenden Sonnabend, von Baltimore Donnerstags

III. Zwischen Bremen und **New-Orleans,**

via Havre und Havanna.

Von September bis April ein oder zwei Mal monatlich.

IV. Zwischen Bremen und **Brasilien** und **La Plata,**

via Antwerpen und Lissabon.

Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1. jeden Monats. 208

Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

Pacific Steam Navigation Company.

Postdienst zwischen

Bordeaux und Südamerika.

744 Nächste Abfahrten von Bordeaux:

(Schiffahrt-Gesellschaft „Gironde" und „Garonne".)

„Cordillera", 2560 Tonnen, 500 Pferdekraft, Kapitän Brisbane, den 15. Dezember um 10 Uhr Vormittags nach Santander, La Coroyne, Carril, Vigo, Montevideo und Buenos-Ayres ohne Berührung brasilianischer Häfen.

Man wende sich in **Bordeaux** an Herrn **Henry Davis,** Hauptagent, Quai des Chartrons 1.

England via Harwich.

Kürzeste, billigste und angenehmste Route.

Die Dampfer der **Great-Eastern-Bahn** gehen von **Rotterdam täglich** (mit Ausnahme Sonntags) um 2 Uhr 30 Minuten Nachmittags, von **Antwerpen Montags, Mittwochs** und **Freitags** um 1 Uhr Nachmittags nach **Harwich** ab Expresszug von Harwich nach London nach Ankunft der Boote. Direkte Passagier-, Reisegepäck- und Güterbeförderung von allen grösseren Stationen des Kontinents. Weitere Auskunft ertheilt **E. A. Oswald,** Generalagent, 12 Domhof **Köln.** 697

250 ECHTE verschiedene **BRIEFMARKEN** aller Welttheile davon 30 Ausgebr., z. B. Jamaica, Spanien, Cap, Java, sendet für **3 M.** **R. WIERING, HAMBURG,** Amelungstr. 8

Preisliste gratis. Umtausch gestattet. Kauf und Auswahlsendung seltener Marken.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig. 743

Richard Teander,

Träumereien an französischen Kaminen.

Mit Bildern von O. v. Pialka. In 6 Lieferungen à M. 6. —

Reich illustrirte Prachtausgabe (10. Auflage).

Lieferung 1 soeben ausgegeben.

Vollständig in reicher, stylvoller Einbanddecke Anfang Dezember d. J.

Ausführliche Prospekte gratis. — Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Hugo Voigt in **Leipzig** versendet **Weihnachtskataloge** gratis und franko. Prachtvolles **Spielwaaren-Sortiment** für **8 M.,** Festgeschenke, Prachtwerke zu bedeutend ermäßigten Preisen. Ferner gratis und franko die Führer durch die Literatur über Landwirthschaft, Gartenbau u. Forstwesen, Graf zur Lippe's Landwirthschaftskalender. 570

In unserem Verlage ist erschienen:

Vae victis!

Historischer Roman

von 742

Karl Berkow.

4 Bände. Preis 15 Mark.

Dürr'sche Buchhandlung in Leipzig.

Soeben erschien und halte ich allen Literaturfreunden bestens empfohlen:

Katalog Nro. 15 693

meines antiquar. Bücherlagers, enthaltend eine gediegene Auswahl von Werken aus allen Wissenschaften, ca. 50,000 Bde. Gegen Einsendung von 30 Pf. Marken liefert franko

L. W. Gogan Sohn, Hamburg, 23 gr. Burstah.

Neueste Briefmarken-Albums und **echte Briefmarken** verkauft billigst. **Katalog 60 Pf. Preiscourant gratis. Alwin Zschiesche,** Antiquitätenhdlg., **Leipzig.** 581

Echte Briefmarken

aller Länder **billigst.** Preisliste für Sammler gratis und franko 310

F. Edmund Jensen,

Grönnegade 37, **Copenhagen** K.

492 Die neuesten und besten

Adress-Bücher

der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden etc. aller Länder sind von

C. Leuchs & Cie. in **Nürnberg**

(gegründet 1794)

zu beziehen. Preiscourante auf Verlangen grat.

Praktische Schreibunterlage

mit Mappe. 7. Jahrgang.

Für jede Woche des Jahres 1879 ein gutes Löschblatt mit Datumzeiger ꝛc. Preis incl. Verpackung 2 Mark, empfiehlt 406

August Seyfert in **Chemnitz.**

Wer seinen Kindern,

gleichviel welchen Alters, ein schönes, solides u. bildendes Geschenk überreichen will, der versuche mit Postkarte unsere Preis-Courante.

Zusendung gratis u. franco.

Central-Verlag v. Unterrichts- u. Beschäftigungsmaterial, (Dr. Richter), Leipzig.

Holzspritzmalerei.

Ahornholzplatten weiß u. grau. Komplete Apparate versch. Größe. Preislisten mit Anleitung gratis. 539 **R. Standfuß, Breslau.**

Schlesischer Kunstverein.

Die Frist für Anerbietungen des Anfangs Januar 1880 abzuliefernden Vereinsblattes (eines im Kunsthandel noch nicht erschienenen Kupferstiches möglichst in Linienmanier nach Vorlage eines bedeutenden Gemäldes), Bedarf mindestens 1500 Exemplare) wird bis Mitte November d. J. verlängert. Einreichungen an den Präses des Vereins, Herrn Baurath und Director der königl. Kunstschule **Lüdecke** zu **Breslau.** 629

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erscheint:

Aerztliche Sprechstunden.

Gesundheitslehre für Jedermann.

Von

Dr. Paul Niemeyer,

Dozent d. Heilkunde a. d. Universität Leipzig.

In zwanglosen Heften. 8. à 50 Pf.

5 Hefte bilden einen für sich abgeschlossenen Band.

Das 1. Heft ist in jeder Buchhandlung vorräthig.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und die Verlagshandlung. 777

Gegen Einsendung von 50 Pfennig (Briefmarken) sende ich mein Buch über 660

Schwächezustände

und deren wahre und gründliche Heilung durch meine segensreiche Heilmethode.

Dr. med. Rumler,

Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften, nicht staatl. approb.

Berlin, Französische Straße 24.

Isolirter Kupferdraht

für Haustelegraphen, vorzügliche Qualität, zu sehr billigen Preisen, nur en gros. Proben gratis. **Gebr. Mittelstraß, Magdeburg.**

Vögel, in- und ausländische, sowie **Menagerietiere.**

789 **C. Reiche, Alfeld** bei Hannover.

Exportation directe de **Cigarettes de la Régie Française des Tabacs.**

1000 Caporal Sup., Maryland, Levant Fr. 15; Caporal ordinaire Fr. 11: Envoi contre mandat.

Jacques Zébaume, 182

8 rue de la Chaussée d'Antin **Paris.**

Fabrik und Lager von

Zauber-Apparaten

für Künstler und Dilettanten. Halte stets das **Neueste** auf Lager. Preiscourante gratis und franko. 686

Hermann, Berlin, Friedrichstraße 187.

Damentuch

in den neuesten und modernsten Farben empfiehlt billigst. Muster franko und gratis.

Sommerfeld, R.-L. 671

Julius Kaulbach, Tuchfabrikant.

Die **Kataloge** der in den Zwingern auf der **Wolfsmühle** befindlichen **Zuchthunde** (siehe Abbildung und Beschreibung dieser Zwinger in Bd. 40, Nro. 36 von „Ueber Land u. Meer") sind in **neuer** Auflage erschienen und zu beziehen durch die Verwaltung: **A. Müller. Wolfsmühle** bei Braunfels a. d. Lahn, Rheinpreußen. 621

Ein junger Mann, welcher überseeisch eine Reihe von Jahren Chef für ein erstes Handlungshaus gewesen, wünscht in Europa zu bleiben und demnach angemessene Thätigkeit; derselbe hat auch etwa M. 100,000 Kapital zur Verfügung. Gefällige Offerten unter **B. H. 4** an **Rudolf Mosse, Hamburg.** 790

Dr. med. Baumgarten's Diätetische Schroth'sche Heilstätte,

Dresden, Radebergerstr. 5. 398

Regenerationsverfahren. Erfolg bei allen chronischen Krankheiten ausgezeichnet. Prospekte frei.

Rothe Nasen

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske** in **Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Über Land und Meer.

№ 8.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Lesefrüchte, aus dem Tagebuch eines Musikers, von Rudolf Gottschall, Fortsetzung. — Waldeinsamkeit, von F. A. Kaulbach, aus der „Wandermappe". Weihnachtsprämie zu „Ueber Land und Meer". — Vauxhall in Neapel. — Notizblatter. Entstehungsgrund von deutschen Redensarten, von Friedrich Unninger, zweite Serie, Fortsetzung. — Hadschi Loja's Einbringung in Serajewo. — Im Skulpturensaal der Berliner Kunstausstellung. — Das Pfarrhaus von Ellernbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen, Fortsetzung. — Die chinesische Gesandtschaft in Deutschland, von Emil Dominik. — Streitfragen und Historien, Feuilletons von Karl Emil Franzos. I. Kulturbestrebungen im Osten Europas. — Porträtskizzen und Erinnerungen, lose Blätter von Elise Polko. I. Versunken. — Für das Album, von Albert Roderich. — Schach. Bilderrathsel 8. — Auflösung des Bilderrathsels 7. Quadrat-Rathsel. Auflösung des Rathsels in Nro. 7. — Auflösung des Rosellsprungs Nro. 3. Briefmappe.

Illustrationen: Liu-Ta-jen, chinesischer Gesandter in Berlin. — Hadschi Loja's Einbringung in Serajewo, von F. v. Perzoglia. — Im Skulpturensaal der Akademieausstellung in Berlin, von Knut Ewald. Waldeinsamkeit, von F. A. Kaulbach. Die Vauxhall in Neapel, von C. Cosenza. — Das chinesische Gesandtschaftshotel in Berlin, von G. Theuerkauf. — Schwarzes Allerlei, von Wilh. Sprenger.

Lesefrüchte.

Aus dem Tagebuch eines Musikers.

Von

Rudolf Gottschall.

(Fortsetzung.)

Immer derselbe graue Regenhimmel, der mit seinen plätschernden Güssen die weiten Sandflächen der Lausitz zu erquicken sucht.

Ich bin an's Zimmer gebannt; der düstere Morgen stimmt zu den Erinnerungen, die ich jetzt festhalten und aufzeichnen will.

Meine Besorgnisse wegen unserer Lebensstellung waren nur zu sehr begründet; wir waren genöthigt, Stunden zu geben, um uns mit dürftigem Anstand durchzuschlagen, Stunden vom Morgen bis zum Abend; da erlahmt auch die ausgiebigste Kraft! Noch hatte ich mir einige Muße gesichert, um auch meiner Neigung zu freiem künstlerischem Schaffen nachgeben zu können. Da befiel Lucia eine langdauernde Heiserkeit, welche den Rathschlägen der Aerzte nicht weichen wollte; sie mußte ihre Gesangstunden aufgeben, auch auf die Mitwirkung bei Konzerten verzichten, die ihr bisweilen ein bescheidenes Honorar abwarf. Die ganze Last ruhte auf mir; ich war übermüdet, mein künstlerisches Streben gelähmt, die Muse der Tonkunst besuchte mich nicht mehr.

So vergingen Monate. Lucia's Augen bewachten mich mit ängstlicher Sorgfalt, oft, wenn sie mich ansah, wischte sie eine Thräne sich trocknen; sie sah durch unsere Liebe und Ehe meine Zukunft vernichtet, sie weinte um meinen künstlerischen Genius, der in den Sorgen des Alltagslebens verloren ging.

„Das Höchste," rief sie oft aus, „was uns hier auf Erden begegnen kann, ist das Genie! Es ist das Einzige, die Offenbarung eines über die Zeitlichkeit hinausragenden Ewigen. Wo es erscheint, soll man alle Pfade ihm ebnen! Alles Vergängliche, wie hoch es sonst den Menschen stehen mag, muß ihm den Platz räumen; denn der Genius gehört der ganzen Menschheit an! Das Glück, ja die innerste Empfindung der Einzelnen hat ihm gegenüber kein Recht; ihn zu unterdrücken ist einer der größten Frevel, und es kommt über mich ein dumpfes Schuldbewußtsein, daß meine Liebe mich solchen Frevel begehen ließ!"

Ich suchte sie zu trösten, ich warnte sie vor der Ueberschätzung meines Talents, ich sprach Hoffnungen für die Zukunft aus, vergebens! Ihre Melancholie nahm von Tag zu Tag zu; daß sie mich durch ihre Liebe zu Grunde gerichtet hatte, wurde der schwarze Punkt, der verdüsternd, unbeweglich vor ihrer Seele stand.

„Tausend Lebenskeime," sagte ich zu ihr, „streut die Natur aus, aber viele hundert ersticken unter ungünstigen Einflüssen und gedeihen nimmer zu fröhlichem Dasein im Sonnenlicht. So ist's auch im Menschenleben! Wer zählt die zu Grunde gegangenen Talente, die geheimen Genies auf, die, statt als große Meister der Kunst die Welt zu entzücken, sich als dunkle Existenzen selbst aufzehren? Es ist eine unwahre Sage, daß das Genie sich immer Bahn breche. Dazu bedarf es der Sonne des Glücks. Doch

Liu-Ta-jen, chinesischer Gesandter in Berlin. Originalzeichnung. (S. 1.)

der Weltgeist ist so verschwenderisch wie die Natur; an Denen, die zum Lichte durchdringen, hat die Menschheit volles Genügen; was zertreten wird und zu Grunde geht, kümmert sie nicht. Ich theile das Loos von hundert Begabteren und Du hast wirklich kein Recht, Deine Liebe anzuklagen, die mir ein Trost ist unter so trüben Verhältnissen und mich über die dumpfe Enge derselben hinweghebt."

Sie schüttelte mit dem Kopfe. „Man muß sich beugen, wo man's mit dem Unabänderlichen zu thun hat, doch wer das Genie verkümmern läßt, wenn er es retten kann, der ladet eine schwere Schuld auf sich."

Ihre Anschauungen über diesen Punkt waren unbeugsam; sie sann hierüber bei Tag und Nacht; so melancholisches Brüten ist schon oft die Quelle von Geistesstörungen geworden; die Seele vermag sich nicht loszureißen von dem einen Gedanken, der Gewalt über sie gewonnen hat und durch sein Uebergewicht die Harmonie aller anderen Vorstellungen stört.

Eines Abends, als sie in die Lektüre eines neuen Werkes vertieft war, bemerkte ich ihre merkwürdige Erregung, ihr Auge leuchtete, ihre Pulse flogen, sie las weiter mit krampfhafter Hast, dann verweilte sie wieder bei einzelnen Stellen, die sie stets von Neuem überlas, und warf dann einige vielsagende Blicke zu mir herüber.

Ich fragte sie, was sie lese.

„Laß mich erst den Eindruck verwinden," erwiederte sie, „laß mich erst zur Besinnung kommen, ehe ich antworte."

Es lagen mehrere Bände auf dem Tisch; sie legte ein Lesezeichen in den Band, den sie gelesen hatte, und durchblätterte die übrigen; sie hatte die Gewohnheit des Lesens und raschen Ueberblick. Ich beobachtete sie, indem ich eine Melodie trällerte, die mich einmal freundlich aufgesucht hatte, denn alle Erfindung, alles Schaffen ist Gunst der Himmlischen, und wen die Muse nicht besucht, der wird vergebens bei ihr seine Visitenkarte abgeben. Lucia legte einen Band unbefriedigt beiseite, aber in dem nächsten fand sie eine Stelle, die abermals so mächtigen Eindruck auf sie machte, daß sie anfangs den Athem anzuhalten schien und dann die Lippen wie bei lautem Lesen bewegte.

„Das ist wohl ein Roman," sagte ich, „einer von jenen mehrbändigen Ungeheuern, die sich durch hundert Kapitel hindurch winden, so daß man müde wird, diesen Windungen zu folgen, denn Du überspringst recht tapfer."

„Es ist kein Roman," erwiederte sie ernst; „ein Roman mag auch spannen und fesseln, aber er wird mich nie so im Innersten bewegen. Das hier ist wirkliches Leben und man kann es nachleben. Das ist's, das ist's! Nicht die Phantasie, nicht die Nerven sind davon ergriffen; es wendet sich an unsern Willen und spornt ihn zur Nacheiferung."

„Eine Lebensbeschreibung also? Wer ist denn der Glückliche, der so viel erlebt hat, daß eine lange Reihe von Bänden nöthig ist, um seine Schicksale erschöpfend darzustellen? Das begegnet sonst nur einem Gneisenau und Stein, wenn unsere einheimischen Historiker über sie kommen, oder es sind die Plaudereien einer George Sand, diese bändereichen Bekenntnisse. Das eigene Leben erscheint ja Jedem am wichtigsten, und wer es beschreibt, ergeht sich darin mit absonderlichem Behagen."

„Was ich lese, ist allerdings eine Lebensbeschreibung und die zahlreichen Briefe, die sie ergänzen. Der Held ist der Semilasso Afrikas, der Fürst Pückler Europas, der als Lebender ein Verstorbener war, als Verstorbener aber geistig am Leben bleibt und auf die Herzen der folgenden Geschlechter wirkt."

„Ein geistreicher Mann, ohne Frage, ein Don Juan, dem bisweilen der Faust in die Glieder fuhr, wenn er auch nur kurze Zeit sich über die Probleme des Lebens den Kopf zerbrach, ein genießender Weltwanderer, in seiner Schreibweise von einem gewissen nonchalanten Esprit. Doch was dieser Fürst so Rührendes geschrieben haben kann, daß es das Gemüth ergreift, das ist mir bis jetzt unerklärlich! Ich bewundere ihn als einen Mann von Kopf, Feuer, Unternehmungslust, als den gebildetsten Aristokraten im Lande der Wenden; aber sein mousirender Esprit kann keinen Eindruck auf das Gemüth machen."

„Nicht was er schrieb, hat mich so ergriffen, was sie schrieb."

„Welche seiner hundert Geliebten aus England oder Abessinien —"

„Sie selbst, die Fürstin Lucia!"

„Eine Namensvetterin von Dir?"

„O mehr, eine Seelenverwandte!"

Die Lampe brannte trübe, Lucia ließ sie absichtlich ausgehen; ein heller Streif des Himmels warf allein ein freundliches Licht in das düstere Gemach.

Lucia drückte mir die Hände, ich fühlte ihre glühenden Küsse auf meinem Mund.

„Höre mich an," sagte sie, „ein großer Entschluß, den ich schon lange hege und pflege, ist jetzt in mir gereift; ich glaubte bisher, was ich dachte, was ich empfand, es wäre das Unmögliche, das Unerhörte! Jetzt habe ich mich davon überzeugt, daß große Herzen und Geister Aehnliches fühlten und sannen, ja ausführten! Es ist mein fester, mein stolzer Wille, wir müssen scheiden, aus Liebe uns scheiden."

„Lucia!" rief ich befremdet und erregt.

„Lies diese Bücher, lies die Blätter, die ich Dir bezeichnet habe! Mit welcher Wärme liebte diese Lucia, die Tochter des gefeierten Reichskanzlers, den Gatten, mit welch' inniger Herzensliebe! Und wie erwiederte er ihre Zuneigung. Mit wie drolliger Naivität und doch mit wie warmer Hingebung sind die Briefe an seine ‚liebe Schnucke' abgefaßt. ‚Gewiß,' schrieb er ihr einmal, ‚Du kannst Dich nie gegen mich ändern, meine Schnucke! Für mich wäre es auch nicht zu ertragen; denn es ginge damit das Einzige unter, was mich an der Menschheit halten läßt!' Und doch, Beide hatten den Heldenmuth, sich zu trennen! Wie bewundere ich ihre opferlustige Liebe! Seine Verhältnisse waren zerrüttet; nur eine reiche, glänzende Heirath konnte sie wiederherstellen. Sie wußte, daß er nur zu leben vermochte in Glanz und Ueberfülle, daß sein ganzes Wesen verkommen mußte, wenn er nicht seiner Reiselust mit fürstlichem Aufwand, seinen schöpferischen Neigungen folgen konnte; er mußte ein Leben in großem Styl führen können oder er hörte auf, Fürst Pückler zu sein. Darum opferte sie sich und trat zurück; eine schöne Seele, ein großer Charakter. Und das sollte mich nicht rühren . . ."

„Gewiß," erwiederte ich, „es ist schön und rührend, aber," fügte ich scherzend hinzu, obschon ich wohl wußte, worauf ihre Worte hinausgingen, „ich bin kein Fürst und wünsche nicht in großem Styl zu leben; wozu erzählst Du mir diese merkwürdigen Geschichten?"

„Es wäre traurig," sagte Lucia, „wenn wir uns hierin nicht verstehen sollten . . . ich würde zweifeln an der vollen Sympathie unserer Seelen. Und doch haben wir uns so ineinander hineingelebt! Du kennst meine Bewunderung des Genies; es gibt nichts Größeres in der Welt! Was ist dagegen der Glanz und Reichthum eines Fürsten? Wohl, und Du hast Genie, aber die Sklaverei der Noth drückt es darnieder, es kann seine Schwingen nicht regen! Die Macht der Liebe hat uns berückt; es ist ein sündhaft Glück. Es gibt nur eine Sünde wider den heiligen Geist: das ist die Sünde gegen das Genie. Wir müssen Buße thun! Lucia gab dem Fürsten die Freiheit wieder, ich gebe sie Dir wieder! Suche Dir eine Frau, die nicht eine Last für Dich ist, die Dir ein behaglich Leben schafft, daß Dir der Weg zum Ruhm offen liegt; ich werde glücklich sein, so wie ich jetzt elend bin, aber ewig will ich Deine treue Schnucke bleiben."

Sie schmolz in Thränen an meiner Brust hin; ich protestirte vergeblich.

Bald brannte die Lampe wieder traulich im Gemach; ich studirte die Briefe des Fürsten an seine Schnucke; ich las in den nächsten Tagen alle Bände durch; ich begeisterte mich mehr und mehr für den geistvollen Schriftsteller.

Tag für Tag, wenn ich abgemüdet nach Hause kam, empfing mich Lucia mit der gleichen Mahnung. Ihre liebevolle Hingebung war größer als je; doch sie bat mich immer dringlicher darum, daß ich mich von ihr scheiden, daß ich ausziehen solle, mir ein anderes Weib zu suchen, eine Häuslichkeit, welche mir sorgenfreie Muße und die Möglichkeit eines glänzenden künstlerischen Schaffens verstatte.

Ich sah, es war bei ihr ein unbezwinglicher Gedanke; tiefe Schwermuth erfüllte sie; sie fühlte sich schuldig und bekannte, keine Ruhe zu finden, bis ich diese Schuld von ihr genommen.

Und ich? Es geschah das Wunderbare; ich begann, mich daran zu gewöhnen, so verwerflich mir es anfangs erschienen war. In der That, was ist verlockender für einen Künstler, als die Aussicht, seiner Kunst in seliger Freiheit leben zu können? Pegasus im Joche . . . und nun auf einmal frei:

„Nicht mehr das ewige Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einem Mal in Sturmeswehen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan."

Ich wollte mich nicht selbst belügen; ich fühlte den Druck der alltäglichen Noth so schwer auf mir, wie Lucia es erkannte und aussprach; ich fühlte so lebendig wie sie den innern Beruf in mir, den unüberwindlichen Trieb zu schaffen, wenn ich auch nicht so groß von meiner Begabung dachte, und der bloße Gedanke, eine freie und unabhängige Existenz diesen Offenbarungen meines innern Lebens widmen zu können, war mir wie einem Wanderer, der aus engen Felsklüften heraustritt, der Blick auf eine sonnige Landschaft. Ein Hauch der Freiheit wehte mir entgegen und meine Seele athmete auf, und wenn ich auch alsbald Abbitte leistete vor den Altären meines häuslichen Glückes, so kehrte doch jenes Empfinden wie eine schöne Vision immer wieder.

Und dann . . . die unselige Abenteuerlust, die uns im Blute steckt, der Reiz des Neuen, der uns besticht, die vielen freundlich lächelnden Möglichkeiten, die in den Lüften lauern! Alles Gebundene gibt uns das Gefühl der Dauer und des festen Besitzes, doch im Ungebundenen triumphirt die Sehnsucht der Jugend! Einer reichen Phantasie genügt ja nie, was das Leben bietet; sie schweift hinaus in's Weite, in's Unbegrenzte! Das ist der Fluch der künstlerischen Naturen, der oft zum Segen wird für die Kunst. Kurz, ich gewöhnte mich an den Gedanken, der mir bisweilen so fremd, so unmöglich erscheint! Wenn mein Herz sich dagegen empörte: die düstere Schwermuth meiner Lucia trieb mich ja hinaus! War es grenzenlose Liebe von ihr, welche die Trennung verlangte, so mußte auch meine Liebe widerwillig sich ihren Wünschen fügen, denn ich sah, daß sonst der innere Gram sie aufgezehrt hätte, daß der unablässig sie quälende Gedanke im Stande gewesen wäre, eine Seelenstörung hervorzurufen. Ein Zweifel am möglichen Erfolg einer solchen Brautfahrt, nun er mir selbst natürlich nahe lag, stieg gar nicht in ihr auf; sie war überzeugt, daß ich jede Prinzessin verzaubern könnte, so groß war ihre Meinung von meiner Kunst, von der Macht meiner Persönlichkeit.

Eine kleine Summe, die eine neue Auflage einer ältern Komposition mir zuwarf, setzte mich in den Stand, die Reise zu unternehmen, welche als böslich Verlassung zugleich vor den Gerichten einen Grund der Scheidung abgeben sollte. Unklar in meinen Gefühlen, mit heißen Thränen der Rührung griff ich zum Wanderstabe! Daß ich ihn zuerst hieher lenkte, geschah fast wie aus dunklem Triebe, der so tief, so entscheidend in mein Leben eingegriffen hatte, es war der vielgenannte Fürst, und mir war's, als müßte ich hier an der Stätte seines Wirkens das Räthsel eines Charakters lösen, der so offen bekannte und ausführte, was mir fast wider Willen die Nöthigung eines seltsamen Schicksals, der Edelmuth einer sich opfernden Liebe aufdrängte.

So bin ich hier . . . Doch der einförmige Landregen wirkt niederdrückend auf meine Nerven, alle meine Abenteuerlust, mit der ich mich in die mir verhängte Rolle hineinzuleben suchte, ist wie gelähmt; ich blättere in den Werken des Fürsten, aber seine genialsten Einfälle locken mir heute keine Bewunderung ab.

Der Regen plätschert an's Fenster; ich lege mich auf's Sopha und will von meiner Lucia träumen.

*

Ein seltsamer Traum! Ich ritt im Gefolge Semilasso's durch die Wüste; mein Haupt schmückte ein Turban; langhalsige Kameele mit Schläuchen trabten neben mir; eine schattenlose Schwüle! Nur die erhobenen Nacken der Traber warfen ihren Schatten in den Sand.

Da zauberte eine Fata morgana ihr Farbenspiel an den Himmel; Kuppeln leuchteten auf unter Palmen und Minarette erhoben sich neben den grünen Fächern, und auf den Terrassen der Häuser wandelten schöne Frauen und hingen ihre Schleier an die Myrten. Der Fürst spornte sein Roß; wir Alle folgten seinem Beispiel. Hier winken Abenteuer, Semilasso! Welch' traumhaft Licht schwebt über der Stadt der Märchen . . . tausend und eine Nacht . . . und für jede eine andere Scheherezade!

Doch als wir näher kamen, verflog das Traumbild; es war, als ob die Wüste es eingeschluckt hätte. Wir ritten traurig weiter: da zeigte sich unseren Blicken eine grüne Oase! Es war kein Traum; die hochragenden Bäume warfen langersehnte Schatten, das Entzücken der Wüstenwanderer; wir zäumten die Pferde und Kameele ab und lagerten uns im Schatten.

Da war mir, als hörte ich tief im Dickicht den Gesang einer Nachtigall; ich stand auf und folgte den Tönen. Voller, schöner, schmetternder klang das Lied des Wundervogels, als bei uns; bald stand ich dicht vor ihm und sah, wie er aus dem Gezweig aufflog.

Da tönte sein Gesang tiefer aus dem Dunkel des Hains ... plötzlich trat ein lieblich Frauenbild hervor, die Stirn mit einem Lorbeerkranz geschmückt; sie sah mich lächelnd an und streckte die Arme nach mir aus: „Ich bin die Henriette Sontag, ich habe den Fürsten geliebt, ich liebe ihn nicht mehr! Ich liebe Dich!“ Das volle Gefühl meiner Freiheit erfaßte mich; Begeisterung für die Kunst, für die Künstlerin; ich eilte auf die holde Gestalt zu, doch sie floh mich, indem sie mir grüßend winkte; ich folgte ihr nach, doch mühsam mußte ich mich durch die Schlingpflanzen, durch das blühende Geranke des Waldes hindurcharbeiten, sie aber kannte kein Hemmniß, sie glitt durch Zweige und Stauden, und verlockender tönte ihr Gesang. Da sank ich im Schatten einer riesigen Palme ermüdet nieder ... ich konnte nicht weiter ... ich schloß die Augen.

Plötzlich flüsterte mir eine Stimme in's Ohr: „Wach' auf, wach' auf!“ Ich öffnete die Augen und vor mir stand ein fremdartig dunkles Kind von schöner Gestalt und mit feurigen Augen. „Ich bin Machbuba,“ rief sie mir zu, „die Abessinierin. Von den hohen Alpen komme ich, nach denen mich ewiges Heimweh zieht. Ich habe den Fürsten geliebt ... ich liebe ihn nicht mehr! Ich liebe Dich!“

Da sprang ich empor, doch wie die erste Gestalt wich auch diese vor mir zurück; ich folgte ihr über die Palmenlichtung in den dichteren Wald; denn ihr Auge hatte einen bannenden Zauber und wie Ebenholz leuchtete ihre schlanke Gestalt. „Fürstin oder Sklavin, Du sollst die Meine sein,“ rief ich ihr zu; „ich bin frei wie die Luft auf den Bergen von Habesch! Ich führe Dich wieder dorthin zu den Tafelbergen und Basaltdomen, den Wasserfällen, den Oel- und Balsambäumen Deiner Heimat, welcher der Fürst Dich entführt hat!“ Da rang sie wie verzweifelt die Hände, winkte mir noch einmal und verschwand in den Mannasträuchern. Vergebens suchte ich sie, und suchend kam ich auf die Stelle zurück, wo die Karawane Halt gemacht hatte. Doch umsonst sah ich mich nach dem Fürsten und seiner Begleitung um, Alles ausgestorben; nur Feuer brannten noch im Gras und der Hengst von Dongola war an den Stamm einer Gummiakazie angebunden. Verzweifelt bestieg ich ihn und jagte mit dem schnaubenden Thier in der Richtung, welche der Zug eingeschlagen haben mußte. Pfeilgeschwind trug mich der Hengst durch die Wüste; aber vergebens! Ich jagte Tag und Nacht dahin ... nichts um mich, als die endlose, verdurstete Leere, als diesen Sandozean, über dem der Himmel mit Bleischwere lastete. Ich stieg ab und rastete, an den Bug meines Rosses gelehnt. Gleichgültig zogen die Sterne am Himmel dahin, die wandelnden Planeten, das Einzige, was sich regte in dieser regungslosen Oede der Welt. Am nächsten Tag begann der wilde Ritt von Neuem: ich kam mir vor, wie der an's Roß gebundene Mazeppa, denn ich war wie er meiner Kraft beraubt und zum Tode verdammt. Immer weiter ging's, schon lag mir's auf der Brust; ich begann zu fiebern; meine Hand erlahmte, ich vermochte nicht mehr die Zügel zu halten; mir war's, als wälzten sich diese ganzen Sandberge, vom Sturm gelöst und bewegt, über mich. Da brach mein Hengst, der wilde Renner des Fürsten, erschöpft zusammen, und ich mit ihm. Nichts sah ich mehr, als einen dunklen Punkt über mir ... einen auf Beute lauernden Wüstengeier.

So lag ich lange, verschmachtend, sterbend! Da plötzlich vernahm ich wie im Traum Rosseshufe im Sand, das Klirren von Steigbügeln, der Kameele Schnaufen. Eine Gestalt neigte sich über mich, ein glühender Kuß erweckte mich zum Leben. Es war Lucia, in deren Armen ich lag ... ich war gerettet!

*

Heute lächelte der schönste Sonnenschein, die Blumenterrassen, die pleasure-ground, die vornehmen Bäume, welche in der Nähe des Schlosses ihre Wipfel erhoben, Alles glitzerte und funkelte, und mich ergriff frohe Wanderlust, den ganzen Park zu durchschweifen. Ich freute mich des feinen Kunstverstandes in dieser Malerei, deren Pinsel, wie der Fürst selbst sagte, der Spaten ist. Ueberall sah ich die ordnende Hand, den feinen Geschmack. In den Baumgruppen, dem Kern seiner Anpflanzungen, standen nie drei Bäume in einer Linie. Die Ränder der Pflanzung waren mit niedrigen Baum- und Straucharten bepflanzt, niemals aber bildeten diese mit ihren Blüten und zierenden Früchten eine künstliche Hecke. Nichts durfte an Zwang erinnern, nichts in Reih' und Glied aufmarschiren. Die Pyramidenpappeln fehlten nicht, aber sie bildeten nicht einförmige Alleen, wie sie sich schläfrig durch manche Landschaften hinziehen, sie sind immer nur in Gruppen gepflanzt, und da tritt der stattliche Baum am schönsten hervor. Wie freute ich mich der prächtigen Eichen, die in mannigfacher Gesellschaft von Kastanien, Weymouthskiefern die Schatten ihrer mächtigen, weithin gestreckten Aeste auf die Wiese warfen. Wie funkelte der Neisseфluß im Sonnenschein, dieser Fluß, der hier nicht ganz dem freien Spiel seiner Launen folgen darf, sondern dem der Fürst die Uferlinien vorgezeichnet hat! Wie blitzen die Teiche mit breitem Spiegel, die der große Kunstgärtner durch einen Seitenabfluß ihm abgewonnen hat, um gleichsam der Landschaft zwei seelenvolle Augen zu geben.

Ich war heute ganz voll Bewunderung für die Energie, mit welcher hier die Natur selbst künstlerischen Zwecken dienstbar gemacht und mit sanfter Hand in ein Reich harmonischer Schönheit hinübergeleitet wurde. Sollte der Meister da, wo er sein eigenes Leben gestaltete, nicht auch nach schöner Harmonie gestrebt haben; sollte er hier auf verhängnißvolle Abwege gerathen sein, oder war es nicht ein über das Vorurtheil erhabener Sinn, der ihn zu ungewöhnlichen Schritten veranlaßte?

In diesen Gedanken hatte ich die Schweizerei erreicht, das Häuschen am First der Waldhügel, wo dem Parkwanderer eine bescheidene Labung zu Theil wird. Ich setzte mich an einen der Tische, der zugleich den Blick auf die weiten Parkwiesen und ihre Baumgruppen und auf die Hügel bot, wo in anmuthigem Wechsel des Lichten und Dunklen der geregelte Wald im Morgenwind hin und her flutete.

Da kam auf dem Weg, der hier in leisen Krümmungen durch die Wiese führt, eine Reiterin herangesprengt, die muthig ihr feuriges Roß tummelte; ein Lakai folgte ihr zu Pferde. „Ist das Lucia, die Fürstin?“ fragte ich mich anfangs in einer Zerstreutheit, welche die ganze Zeitrechnung vergaß und nicht daran dachte, daß jetzt die niederländischen Löwen an den Schloßthoren Wache halten. Dicht vor der Schweizerei winkte die Amazone dem Bedienten, der vom Pferde sprang und ihr aus dem Sattel half. Während die muthigen Thiere auf dem Wege, der hinter dem ländlichen Häuschen bergauf ging, hin und her geführt wurden, nahm die Amazone auf der einfachen Holzbank an dem zweiten Tisch neben mir Platz, indem sie mich freundlich mit leichter Kopfneigung und einer anmuthigen Bewegung der Reitgerte grüßte.

Es war eine zugleich schlanke und volle Gestalt: hochgeschwungene Augenbrauen wölbten sich über zwei Augen, die zwar feurig blickten, aber nichts Junonisches hatten; ihre hin und her funkelnde Beweglichkeit störte sogar die Harmonie der auf's Große angelegten Erscheinung, dunkles Haar blickte unter dem Schleier des Amazonenhutes hervor. Ihr ganzes Wesen hatte eine vornehme Sicherheit, wie sie aus dem vollen Behagen der bequemsten Lebensgewohnheiten hervorgeht, und welche für alle Diejenigen so beschämend ist, denen der Kampf um's Dasein mit dem ewigen Wechsel von Sonnenschein und Ungewitter eine gewisse Zaghaftigkeit zur Mitgift gibt. Ich war solchen Frauen schon öfter begegnet und hatte ihnen gegenüber etwas wie Neid und Haß empfunden; sie saßen ja gleichsam wie zu Pferd und schienen Alles zu verachten, was im Staub der Heerstraße wandelte. Doch an diesem sonnigen Morgen war ich für die Mißklänge des Lebens weniger empfänglich und sah in der stolzen Schönen nur eine geeignete Staffage für den prächtigen Muskauer Park.

Sie sah sich nach der Wirthin der Schweizerei vergebens um; sie begann ungeduldig mit der Reitpeitsche auf den Tisch zu klopfen. Da sie mich freundlich gegrüßt, glaubte ich mich berechtigt, nach ihren Wünschen zu fragen und holte selbst die Wirthin herbei, bei welcher die Schöne ein zu dieser Parkidylle passendes Glas Milch sich bestellte.

Ich begann das Gespräch mit dem Preise des schönen Sommermorgens, welcher die Reize des schönen Parkes nach den vorausgehenden Regentagen mit doppelter Frische schmücke.

„Ich liebe eigentlich den Morgen nicht,“ sagte sie, indem sie eine etwas gelangweilte Miene annahm, „er ist so offen, so deutlich, er hat gar keinen träumerischen Reiz, und wenn er etwas verschleiern will, so nimmt er den dichten Nebel zu Hülfe.“

„Es gibt doch schöne Sonnenaufgänge,“ warf ich ein.

„Davon spreche ich nicht, denn ich sah die Sonne nie aufgehen. Das einzige Mal, wo ich einen Anlauf dazu nahm, auf dem Rigi, that sie mir nicht den Gefallen, die Wolken zu verlassen, obschon das ganze Fremdenbuch ausgewandert war, um dieß wunderschöne Naturschauspiel zu genießen. Ich glaube, das Negligé der meisten Damen und Herren hielt sie zurück, ihre Empfangssalons zu öffnen, es waren lauter unmögliche Kostüme. Sie begnügte sich, einen rothen Streif über die Wolken hinzumalen, und irgend eine vorlaute Alpenkuppe, ich weiß nicht, war es der weiße Mönch oder die weiße Jungfrau, hatte einen Augenblick das Glück, von ihr geküßt zu werden. Seitdem habe ich die Lust an Sonnenaufgängen verloren; es ist ein etwas frostiges Vergnügen.“

Die Dame hatte schlagfertigen Esprit, das merkte ich, und ich hielt es nicht für passend, mein volles Gefühl für die Schönheiten des Morgens dagegen in die Wagschale zu werfen. Diese falsche Scham ist ja uns Allen eigen, in der Blasirtheit sehen wir geistige Ueberlegenheit und wollen uns nicht bloßstellen durch den unbefangenen Ausdruck unserer Gefühle.

Wir sprachen dann vom Park, vom Fürsten selbst.

„Ich liebe ihn,“ sagte sie, „weil er kühn und muthig war, nicht bloß in Kampf und Krieg, in Duellen, in Fahrten mit dem Luftballon, in gewagten Reiterkünsten, in dem Bestehen seltener Reiseabenteuer, sondern auch in dem Eigensinn, mit dem er sein Leben sich einrichtete, in dem Trotz wider das Vorurtheil, in dieser ganzen stolzen Selbstständigkeit. Geniale Naturen müssen sich ausleben.“

Diese Worte zündeten bei mir; es war ja dasselbe, was meine Lucia sagte, unter Thränen sagte; hier klang es so sicher, so heiter, ich sah die Worte gleichsam in goldenen Lettern vor meiner Seele, wie eine Sure des Korans an der Wand der Moschee dem Gläubigen mahnend zulächelt. Doch ich knüpfte keine Bemerkungen an ihre letzte Sentenz; ich sprach nur von dem Fürsten und erzählte Manches, was ich aus seiner Lebensbeschreibung erfahren und was ihr unbekannt war. Sie folgte mit lebhaftem Antheil, ihre unruhig hin und her schweifenden Blicke hafteten immer mehr an mir, es war ihr offenbar nicht unwillkommen, hier die Bekanntschaft eines in neuerer Literatur bewanderten Mannes zu machen.

„Ein Verdienst des Fürsten,“ sagte sie, „ist doch auch die Anlage des behaglichen Bades, das so viele Fremde im Sommer hieherzieht.“

„Ein Bad?“ fragte ich erstaunt.

„Aber um's Himmels willen, die rotheingebundenen Reisehandbücher haben doch ihre Vorzüge! Sie gehen ja an den Wundern von Muskau mit empörender Unkenntniß vorüber! Was hat denn mich hiehergeführt, als eben dieß Bad, welches eine elegante Gesellschaft versammelt?“

„Ich wußte in der That nichts von einem Bade ...“

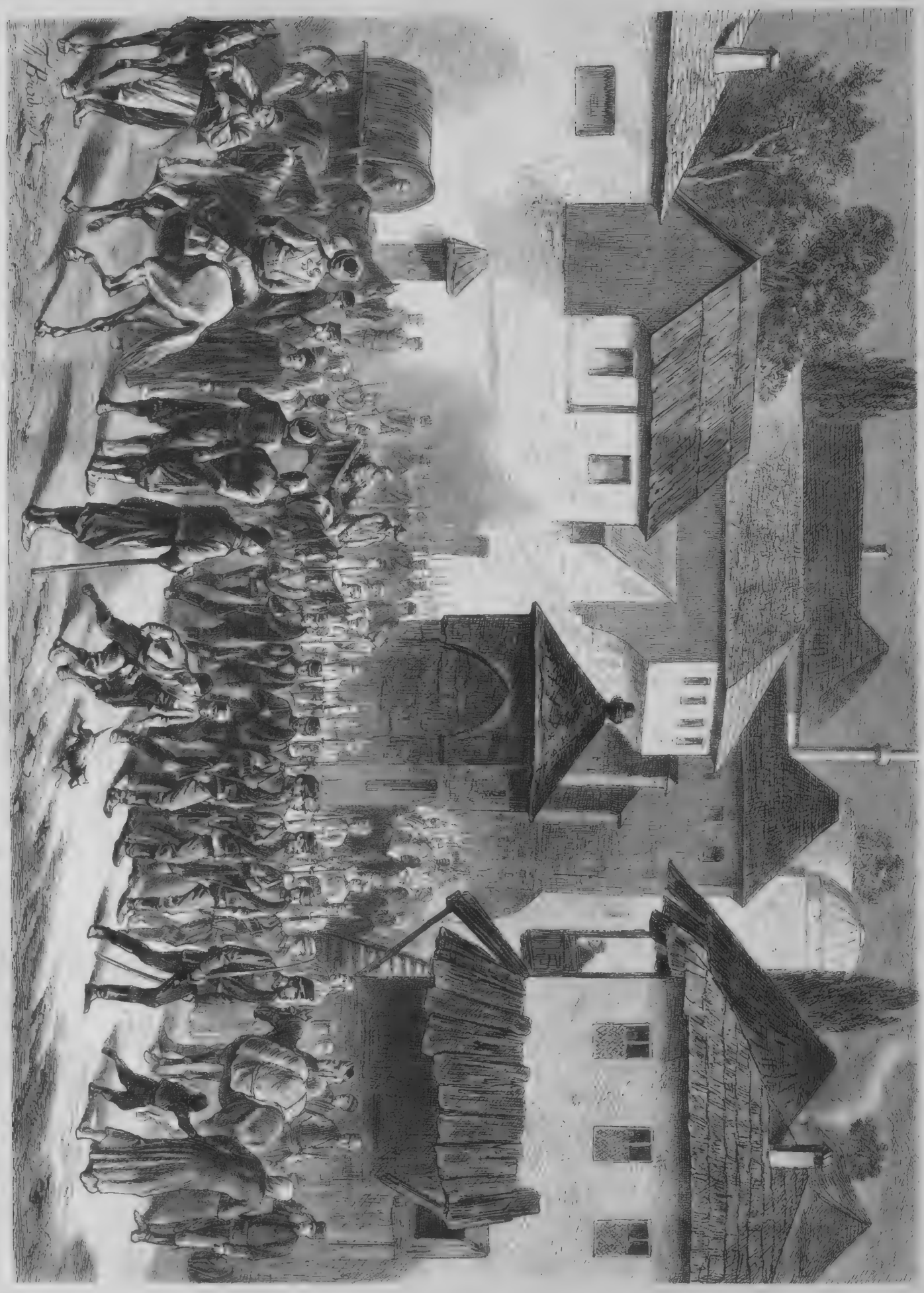
„O, Sie müssen unser Hermannsbad kennen lernen und, wenn Sie länger hier bleiben, sich unserem Kreise anschließen; auf Wiedersehen also!“

Mit diesen Worten erhob sich die Dame, winkte dem Lakaien und bald verschwanden Beide hoch zu Roß hinter einer breitästigen Eiche, welche sich vor eine Krümmung des Weges mächtig vorschob.

Es war eine Schönheit, das konnte ich nicht leugnen, so unbequem mir ihr Esprit, ihre fast herablassende Sicherheit gewesen war. Doch sie hatte Eindruck auf mich gemacht, alle meine Gedanken beschäftigten sich mit ihr, ich konnte die Zeit kaum erwarten, wo ich wieder mit ihr zusammentreffen, wo ich Näheres über sie erfahren würde.

Schon heute Nachmittag hatte ich meine Entdeckungsreise angetreten, ich befand mich auf dem Weg nach dem Bade, das auf der andern Seite des Städtchens gelegen ist. Geordnete Beete, Blumenrabatten und Gartenwege verkündeten mir die Nähe der Anstalt; bald erblickte ich die eleganten Logirhäuser mit einer Vorhalle für die Gäste, während ein einstöckiges Haus zur Rechten sich durch die trockene Symmetrie seiner Fenster und Thüren als das Badehaus ankündigte. Es war nicht meine Absicht, die Bekanntschaft des Vormittags schon heute zu erneuern und mich unter die Gäste zu mischen, die dort im lebhaften Gespräch an den Kaffeetischen saßen; ich umkreiste die Halle nur von ferne, wie ein spionirendes Milchgesicht die Wigwams der Rothhäute, und folgte dann dem Promenadenweg, der, ziemlich steil ansteigend, die bepflanzten Hügel hinter dem Bade hinaufführte.

Kaum hatte ich die erste schüchterne Höhe erklommen, die einen Blick auf die Anlagen des Bades gestattete, als ich auf einmal meinen Namen rufen hörte: mir entgegen trat ein alter Freund aus Berlin, seines Zeichens Rentier und Kunstenthusiast, und schüttelte mir herzlich die Hand. Niemand war mir in diesem Augenblick willkommener als der alte Wörstein, der mein Talent stets gönnerhaft gewürdigt hatte, wie er denn auch von Berlin zu allen Hauptkonzerten unserer Musik-



Hadschi Loja's Einbringung in Serajewo. Nach einer Skizze von F. v. Perogalin. (S. 147.)

Im Skulpturensaal der Akademieausstellung in Berlin. Originalzeichnung von Knut Ekwall. (S. 148.)

stadt herübergekommen war. Das Publikum selbst ist eine unfaßbare Größe, es hat etwas Sagenhaftes, Gespenstisches, aber ein solcher greifbarer, liebenswürdiger Veteran desselben ist stets eine erfreuliche Erscheinung für schaffende Talente. Ueberdieß hatte Wörstein eine Eigenheit, die ihn für mich in diesem Augenblick unschätzbar machte: er war nicht nur der unermüdlichste Plauderer, er war auch ein unterrichteter Kenner aller Privat- und Familienverhältnisse, die unerschöpfliche Chronik alles öffentlichen und geheimen Skandals, ja, wie er ein Sammler von Profession war, Münzen und Medaillen, Vogeleier und Handschriften unermüdlich zusammentrug, so stand er auch im Rufe, ein Konversationslexikon des Skandals nach alphabetischer Ordnung verfaßt zu haben, dessen leere Blätter er fortwährend mit neuen Mittheilungen bereicherte.

„Was führt Dich hieher?“ fragte ich den alten Freund, der mit allen Künstlern auf dem Fuße des Duzlameraden stand.

„Nur ein kleiner Abstecher,“ sagte er, „ich war diesen Sommer schon in Nizza, in Davos, in Tarasp. Ueberall viel Neues, bis zur Ermüdung. Hier in diesem saudigen Winkel wollte ich mich etwas ausruhen von dem Skandal, der mich überall verfolgt, doch auch hier darf ich die Feder nicht aus der Hand legen; auch hier begibt sich Allerlei, was der Aufzeichnung werth ist.“

Die Frage, warum ich mich in dieß Lausitzer Paradies verloren, beantwortete ich ausweichend.

Wir waren indeß immer weiter den Hügel hinaufgestiegen. Oben, wo auf schmalem Gipfel ein Aussichtspunkt sich bot, mußten wir förmlich durch den Sand waten; die unverbesserliche Eigenheit der Lausitzer Natur spottete hier aller Gartenkunst. „Naturam furca expellat!“ mußte ich ausrufen, während ich in dem rebellischen Element versank.

Ich erkundigte mich nach den Badegästen und fand die ausgiebigste Auskunft.

„Da ist ein Lausitzer Baron von zweifelhaften Renten, sein Gut liegt, glaube ich, im Spreewald oder in einer andern unsichern Gegend, welche Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Mindestens ist sein Besitz so fabelhaft wie die alten Pfahlbauten. Doch er spielt und wettet gern. Sein Alter ist das der Bauernfeld'schen Helden, der heirathslustigen Junggesellen, Manieren elegant, Esprit erträglich. Von ihm gehen die großen Unternehmungen unserer Badegesellschaft aus; er ist die Seele aller Vergnügungen. Baron von Zernow ist jedenfalls ein echter Gentleman und für Frauenherzen höchst gefährlich.“

„Ich glaube doch nicht,“ sagte ich ärgerlich, „daß Frauen von Geist sich durch solche äußeren Vorzüge bestechen lassen.“

„Frauen, was Frauen,“ erwiederte Wörstein, „sie sind überhaupt unberechenbar! Da ist hier ein Herr Heller, ein reicher junger Mann, der sich stets seiner Eroberungen, sowie der Preise rühmt, welche seine Pferde bei den Wettrennen davongetragen haben; im Uebrigen ist er eine so vollständige geistige Null wie möglich. Seitdem er begonnen hat, sich in alle Gespräche zu mischen und das Schweigen zu brechen, das er anfangs taktvoll bewahrte, um bedeutend zu erscheinen, seitdem fördert er die unglaublichsten Albernheiten zu Tage. Ein Gespräch, sagt sein Freund, der Baron, ist für ihn so gefährlich wie ein Hürdenrennen, er nimmt nie ein Hinderniß, sein Pferd wirft ihn fortwährend ab. Und diesen unglücklichen Sterblichen, diesen Geistesarmen liebt eine junge Dame von unzweifelhaftem Geist, wenn auch zweifelhafter Jugend, welche über alle Dinge zwischen Himmel und Erde gelehrt zu sprechen weiß, auch über diejenigen, von denen sich nach Hamlet unsere Schulweisheit nichts träumen läßt; sie schriftstellert auch; sie hat eine Schrift über den Beruf der Frauen und einen Band Novellen herausgegeben, aus dem feindliche Kritiker ersehen wollen, daß die Frauen keinen Beruf zur Novellistik haben.“

„Sie ist brünett, nicht wahr,“ fiel ich ein, „groß, schlank und doch üppig?“

„Nichts von alledem,“ entgegnete Wörstein, „eine kleine, schmächtige Figur, ganz für den Nipptisch geeignet, bewegliche Gliederchen, dabei eine voll herunterflutende Löwenmähne, für welche der Weg bis zum Gürtel nicht allzu weit ist.“

„Doch wer ist denn jene stattliche Dame, die ich heute mit einem Lakaien durch den Park reiten sah?“

„Das ist der Stolz von Hermannsbad, unsere Schönheit, eine Wittwe aus Berlin, Frau Ellen! Ihr verstorbener Mann war einer der reichsten Bankiers, sie machten ein großes Haus; Frau Ellen kennt alle Spitzen der Gesellschaft, wie sie mit jedem Gesprächsstoff der Salons vertraut ist.“

„Und was spricht man von ihr, von ihrem Geist, ihrem Charakter?“

„Sie gilt für eine sehr unerschrockene Dame, die wilde Pferde mit Sicherheit reitet und sich die wilden Männer zu zähmen weiß. Zur Chronik des Skandals hat sie bisher keinen Beitrag geliefert; die ihr gewidmeten Blätter in meinem Lexikon zeigen eine beschämende Leere. Aufrichtig gesagt, sie war mit der Grund, daß ich hieher einen Ausflug machte . . . ich hoffte, was mir die Residenz versagte, hier zu finden, irgend eine kleine Anekdote, ein Abenteuer, das sie inkognito bestehen will. Denn das laß ich mir nicht nehmen, abenteuerlustig sieht sie aus wie Wenige, und wenn ich bisher bei ihr nicht auf meine Rechnung gekommen bin, so trägt wohl bloß ihre verwünschte Klugheit die Schuld daran, denn sie läßt sich durchaus nicht in die Karten sehen, und doch glaube ich, daß es an Königen und Buben in ihrem Spiel nicht fehlt.“

„Sie hat wohl auch hier viele Verehrer?“

„Baron Zernow war der eifrigste, doch auch Stehler läßt seine blonde Muse, die Dichterin, oft ruhig an ihrem kastalischen Quell stehen und sucht dem Baron im Wettrennen um die Gunst der schönen Frau Ellen den Preis abzugewinnen. Diese ist indeß sehr vorsichtig in ihren Gunstbezeugungen, sie kokettirt nach rechts und links, doch ihr Pulver brennt blind von der Pfanne.“

„Da ermüden wohl die Herren in ihren Bewerbungen?“

„In der That, der Baron hat neuerdings eine Schwenkung gemacht. Wir haben noch eine Wittwe hier, eine Rittergutsbesitzerin aus Mecklenburg, eine stattliche, volle Blondine, sie versteht bisweilen schalkhaft zu lächeln, aber da sie niemals etwas dazu sagt, so glaubt man, daß der vermeintliche Schalk bloß in ihren Mundwinkeln steckt und eine Etage höher, hinter der schmalen Stirn, nichts von ihm zu finden ist.“

„Der gute Baron liebt die Abwechslung,“ sagte ich getröstet.

„Doch Du mußt selbst kommen und meine Kohlenrisse und Silhouetten mit den Originalen vergleichen.“

„Heute nicht, heute nicht!“ erwiederte ich. „Gönne mir zunächst das Vergnügen, Deine Umrisse mit den Farben meiner Phantasie auszufüllen.“

Wir stiegen den romantischen Sandberg wieder herunter. Vor dem Bade bemerkte ich drei Pferde, die der Lakai mit Noth im Zaum hielt.

„Frau Ellen reitet spazieren,“ sagte Freund Wörstein.

„Doch wer ist der Dritte?“

„Jedenfalls der Baron!“

„Doch die Mecklenburgerin . . .“

„Gehört nur zu den Fußtruppen; es kostet zu viel Mühe, ehe sie im Bügel sitzt.“

Ich empfahl mich dem Freund in ärgerlicher Stimmung, welche dadurch nicht verbessert wurde, daß ich bald darauf die schöne Frau Ellen mit dem Baron aus dem Spreewald an mir vorübersprengen sah. Die Eifersucht ist eigentlich älter als die Liebe, man kann schon eifersüchtig sein, ehe man noch liebt; es ist oft der Schatten, den die kommende Liebe vorauswirft.

(Fortsetzung folgt.)

Waldeinsamkeit.

Von F. A. Kaulbach.

Aus der „**Wandermappe**“,
Weihnachtsprämie zu „Ueber Land und Meer“.

(Hiezu das Bild S. 148.)

In stiller Waldeinsamkeit sitzt das anmuthige Kind in süße Träume versunken auf dem Baum, der sich über den leuchtenden See hängt. Die kühle Flut ladet sie zum Baden ein, schon löst sich das Kleid von den Schultern. Der zarte Fuß berührt das glitzernde Naß, aber sie will das Liebesgezwitscher der beiden Finken nicht stören und lauscht ihm mit süßer Lust. Ueber das ganze Bild ist das volle Licht wonnigen Behagens ausgegossen.

Dieses anmuthige Blatt des jungen Künstlers, der uns durch seine figürlichen Stimmungsbilder, durch die überall ein lyrischer Zug geht, so ungemein zu fesseln weiß, ist der „Wandermappe“ entnommen, welche die Verlagshandlung den Abonnenten von „Ueber Land und Meer“ aus Handzeichnungen der berühmtesten Meister unserer Zeit, vorzüglich der Münchener Schule, zusammengestellt und in einer kostbaren Großfoliomappe für den Geschenktisch bereit gelegt hat. Der Lichtdruck ermöglicht es, die Handzeichnung so treu wiederzugeben, daß sie von dem Originale kaum zu unterscheiden ist, wodurch diese Sammlung einen ganz besondern Werth erhält. Als Beigabe zu den Bildern sind die Maler derselben in ihren wichtigsten Lebensmomenten und mit ihren Hauptwerken auf besonderen Blättern charakterisirt, so daß auch nach der literarischen Seite Alles gethan ist, der Mappe einen gediegenen Charakter zu verleihen und sie zu einer innerlich und äußerlich werthvollen Weihnachtsgabe zu stempeln.

Vauxhall in Neapel.

(Hiezu das Bild S. 149.)

In der Nähe der Villa nationale, jener wunderbaren Straße, welche vom Meere nur getrennt ist durch einen schmalen Streifen einer tropischen, schönen Gartenanlage, befindet sich dieß neue Vergnügungslokal Neapels. Es ist ein Konzertlokal, in seiner Einrichtung wie viele andere, was aber dieses Vauxhall einzig macht, das ist seine Lage. Mit Klängen der Musik mischt sich das leise Rauschen des Meeres und mit dem Schimmer der Lampen streitet das Licht der Sterne, die von einem tiefblauen, bis in die fernste Ferne durchsichtigen Himmel herab schimmern, funkeln und leuchten. Drüben aber, jenseits des Castello del Novo, thürmt sich dunkel auf der Vesuv, an dessen Gipfel Feuerschein flammt, während zu seinen Füßen die Lichter Torre del Grecos schimmern. Das Publikum in diesem Vauxhall ist kosmopolitisch gemischt. Hier werden alle Sprachen gesprochen, und wenn auch unter den Damen die dunkeläugigen Italienerinnen vorherrschen, hier ist die blonde Schwedin, die überschlanke Engländerin und die etwas sentimentale Deutsche neben der leichtlebigen, ewig unruhigen Französin, und von der Männerwelt der Yankee neben dem neapolitanischen Commis und dem fremden Minister und Gesandten zu finden, zwanglos in dem blendenden Licht unter den Klängen der rauschenden Musik und dem Einfluß des südlich-milden Himmels mit einander verkehrend.

Notizblätter.

Literatur.

— **Emma Bely, die zuerst durch ihre kleinen Novellen, dann** durch den Roman: „Die Erbin des Herzens“ und eine in mehreren Auflagen erschienene historische Arbeit: „Franziska von Hohenheim“, die Aufmerksamkeit der Lesewelt auf sich gelenkt und, wie es scheint, dauernd an sich gefesselt, hat in ihrem neuen Roman: „Kämpfe und Ziele“ (Stuttgart, Simon, 4 Bde.), nicht nur die früheren Vorzüge bewahrt, sondern man erkennt auf Schritt und Tritt, wie die Verfasserin fortwährend an sich arbeitet und feilt. Die überaus reiche Fabel, die in Hof- und Bürgerkreisen sich bewegt, läßt sich im engen Raum hier nicht erzählen: sie ist aber eben so glücklich erfunden, als geschickt verschlungen, die Charaktere sind fein und mit psychologischer Wahrheit gezeichnet, die Darstellung ist frisch, lebendig und fesselnd, so daß das Ganze einen erquickenden und befriedigenden Eindruck zurücklässt.

— **Die Weihnachtszeit, die frohe heilige Weihnachtszeit kündigt** sich bereits durch das bunte Kleid an, das sich auf dem Büchertisch zwischen die einfarbigen Bände der Werktagsliteratur drängt. Mit wahrer Freude begrüßen wir stets diese bunte Gesellschaft, die uns an unsere schönsten Jugendtage erinnert. Für unsere Allerjüngsten unter der Jugend präsentiren sich in einem aus allen Farben gemischten prächtigen Gewande die „Unzerreißbaren“: „Mein erstes Bilderbuch“ für kleine Knaben, 300 Abbildungen (Stuttgart, Nitschke), ein allerliebstes Kinderbuch: die Bilder klar und einfach, in frischen Farben sich vom schwarzen Hintergrunde abhebend; ein zweites: „Thierbude“, naturgeschichtliche Tafeln, bereits auf einer höheren Stufe stehend, Mensch und Thier der verschiedenen Länder gut gruppirend, und das große Bilderbuch: „Für die ganz Kleinen“ von L. Meggendorfer, ein trefflich ausgestattetes, durch lebendige Anschauung der kleinen Geister Verstand und Denken weckendes Buch. Diese drei „Unzerreißbaren“ mit ihrem bunten Kolorit müssen die Herzen der Kleinen im Sturm erobern. Die dann schon lesen können, mögen sich an den alten guten „Aesop'schen Fabeln“ — hunderundacht Stücke an der Zahl — erfreuen und sich ein gut Stück Moral einprägen. Für Kinder von 6—12 Jahren hat Franz Stahle „Die schönsten Märchen, Sagen und Schwänke“ zusammengestellt, alte liebe Bekannte und manches Neuere und Neueste von unseren besten Dichtern, besonders für sinnige Mädchen, auch nach seinem funkelnden und glitzernden Aeußern ein anmuthiges Weihnachtsgeschenk, während der nach Mayne Reid von G. Mensch bearbeitete „Kongo der Löwentödter, ein abenteuerlicher Jagdzug in Südafrika“ mit den prächtigen Bildern von Bartsch die jugendliche Phantasie des Knaben mächtig fesseln und anregen wird. Wir nennen nur diese Bücher aus dem an Weihnachtsgeschenken für Kinder reichen Nitschke'schen Verlag, dessen Katalog die verlockendste Auswahl bietet.

— **Die Insel Malta ist als Station der Engländer im letzten** orientalischen Kriege öfter denn sonst genannt worden und es wird darum ein Buch, das uns dieses durch die Geschichte so bedeutsame Land näher rückt, willkommen sein. A. Winterberg, welcher sich längere Zeit auf „Malta“ aufgehalten und in den dortigen Bibliotheken eingehende Studien gemacht, gibt uns nun ein vollständiges topographisch-statistisch-historisches Bild von Gegenwart und Vergangenheit des berühmten Ordenssitzes, der namentlich auch als solcher sich der ausführlichsten Behandlung erfreut. Da das Buch das einzige deutsche ist, das wir über die Insel in ihrem heutigen Zustande besitzen, so wird man über die etwas trockene Behandlung wegsehen und die Masse belehrenden Materials dankbar hinnehmen. 18 Illustrationen und 2 Pläne bereichern das Buch (Wien, Hartleben).

— **Paul Kummer besitzt ein hübsches Talent, Pflanzenindividuen** zu beschreiben, und diese Begabung macht auch das neu erschienene Werk dieses Autors: „Kryptogamische Charakterbilder“ (Hannover, Rümpler) anziehend. Der Autor behandelt in dem stattlichen Bande die geheimnißvollen Klassen der Pflanzenwelt: Farne, Moose, Flechten, Algen und Pilze. — Derselbe Verlag bringt noch ein werthvolles interessantes Werk, den zweiten Band der „Bilder aus dem Aquarium“ von Dr. W. Heß. Wir werden hier unterrichtet über die Lebensgewohnheiten so seltsamer Thiere wie Schwimmkäfer, Mücken, Schmalsungfern, Wassernadeln, Hupferlinge, Stumpfschnecken, Raderthierchen, Blutegel, Krebsegel u. s. w. Beide Werke sind schön gedruckt und mit Abbildungen bereichert.

— **Die Schriften von Karl Emil Franzos sind nun auch in** Dänemark populär geworden. Seit etwa einem Jahre füllen seine Arbeiten das Feuilleton der Kopenhagener Blätter und die Spalten der dänischen Familienblätter. Auch zwei Sammlungen sind bereits erschienen: „Folkelivsbilleder“, Kjöbenhavn, Peter Bjornkak's Forlag (eine Auswahl aus den kürzlich in neuer revidirter Auflage erschienenen Kulturbildern „Aus Halbasien“) und „Jöderne i Barnow“. Noveller. Paa Dansk ved A. Winkel Horn. Kjöbenhavn. Forlagt af F. H. Schubothe's Boghandel. Dieses Novellenbuch („Die Juden von Barnow“. Zweite Auflage. Stuttgart, Hallberger 1878) ist bekanntlich in alle Kultursprachen des Westens, ja sogar in's Hebräische übersetzt worden.

— **Zwei Spezialitätenkalender seien unseren militärischen und** kommerziellen Lesern empfohlen: v. Firks' „Taschenkalender für das Heer“

(Berlin, Bath) und Trenkwarth's „Almanach für Kaufleute“ (Berlin, Damköhler). Der erstere enthält neben dem Kalendarischen ein vollständiges Kompendium alles Wissenswerthen für den Dienst (415 S.), der letztere Alles, was der Kaufmann für den täglichen Verkehr kennen muß und was er sich sonst nur mühsam aus Tabellen und Büchern zusammensucht (138 S.).

— **Die Börse ist in den letzten Jahren mit Handbüchern für den** Verkehr reichlich versehen worden; ein sehr handliches und bei der Bedeutung von Frankfurt ein sehr wichtiges ist das von J. Minoprio unter dem Titel: „Die Frankfurter Börse“ (Frankfurt, Rommel) erschienene und nun bereits in vierter Auflage vorliegende. Es enthält eine eingehende Erklärung aller an der Frankfurter Börse gültigen Usancen und gehandelten Papiere und zeichnet sich durch vorzügliche Uebersichtlichkeit, gute Anordnung und hübschen Druck aus.

— **Moritz Blankarts, der bekannte Maler und Dichter, hat den** von uns anerkennend besprochenen „Zwanzig Prologen“ nun ein Heft „Kaiserlieder“ (Erfurt, Bartholomäus) folgen lassen, in welchen er das ruhmreiche Leben des Kaisers in seinen Hauptmomenten mit patriotischer Begeisterung feiert. Diese Dichtungen eignen sich ganz besonders zum Vortrag bei Festen zu Ehren des Kaisers, in Theatern, Vereinen und Schulen und sind dazu vielfach benützt worden.

— **Die Tragödien des Sophokles liegen jetzt in einer neuen** Uebersetzung von Karl Bruch vor (Breslau, Morgenstern). Hier haben wir den edeln griechischen Dichter verdeutscht in einer Sprache, die durch Leichtigkeit der Verse, Schwung und treue Wiedergabe des Originals den besten Uebersetzungskunstwerken, woran die deutsche Literatur ja so reich ist, sich anreihen darf. In dieser Uebersetzung ist, trotzdem Bruch das Versmaß der Urschrift beibehalten hat, kein Sprachzwang, keine Unklarheit und Schwerfälligkeit. Die Tragödien lesen sich sämmtlich leicht und wird diese Verdeutschung wesentlich dazu beitragen, den großen Dichter Kreisen zugänglich zu machen, die sich bisher scheuten, an die Lektüre dieses Klassikers zu gehen. Die Ausstattung des Werkes ist fein und geschmackvoll.

— **Von den „Italienischen Unterrichtsbriefen“ nach der Methode** Toussaint-Langenscheidt ist jetzt auch der zweite Kursus erschienen (Leipzig, Verlag des Hausfreundes) und damit dieß Werk vollständig. Diese Briefe eignen sich vortrefflich zum Selbststudium. Die Bearbeiter, Prof. Giamb. Buonaventura und Dr. Alb. Schmidt, haben mit großem Geschick die Aufgabe gelöst, auf unterhaltende und gründliche Weise die italienische Sprache zu lehren. Ein klassischer italienischer Roman, ein geistvolles italienisches Lustspiel, italienische Kanzonen und anderes Aehnliche sind der Boden, auf dem dieser Unterricht sich bewegt.

— **Unter dem Titel: „Neue israelitische Zeitung“ wird in Kom**motau bei Mändl ein unabhängiges Organ für die Gesammtinteressen des Judenthums erscheinen, dem sich die hervorragendsten literarischen Kräfte angeschlossen haben.

— **Schir Ali, der widerspenstige Emir von Afghanistan, hat der** „Academy“ zufolge einigen Anspruch auf den Titel eines Literaten, da er „Robinson Crusoe“ aus der Urdu-Sprache in's Persische übersetzt hat.

Bildende Künste.

— **Hans Makart, der bisherige Honorarprofessor, ist nunmehr** zum wirklichen, mit dem normalmäßigen Gehalte dotirten Professor an der Wiener Akademie der bildenden Künste ernannt worden.

— **Von Matejko, dessen Gemälde auf der Pariser Weltausstel**lung so großes Aufsehen erregten, ist jetzt ein Bild im Sitzungssaale des Stadtrathes zu Krakau ausgestellt. Dasselbe stellt die „Schlacht bei Grunewald“, den Kampf der Polen und deutschen Ordensritter, dar, und soll von großartiger Schönheit sein. Das Gemälde ist bereits von dem Warschauer Bankier Rosenblum für 45,000 Rubel angekauft.

Bühne.

— **Adolph L'Arronge hat mit seinem neuen Lustspiel: „Doktor** Klaus“ auf dem Berliner Wallner-Theater einen überaus glücklichen Wurf gethan und seine Possen: „Mein Leopold“ und „Hasemann's Söhne“ noch überboten. Fehlt dem Stücke auch die gedrungene Komposition, wie sie dieß Lustspiel fordert, fehlt ihm namentlich der eigentliche Mittelpunkt, so ist dafür das Einzelne um so vorzüglicher. Die Szenen ergeben sich in ungezwungener, natürlicher Folgerung, die Charaktere sind gut beobachtet, einfach und wahr gezeichnet und der Dialog ist vorwiegend voll Heiterkeit und liebenswürdiger Ausgelassenheit. In „Doktor Klaus“ wird die Besserung eines aristokratischen Faulenzers vorgeführt, der die Tochter eines reichen Goldschmieds geheirathet hat und im Vertrauen auf das Geld seines Schwiegervaters flott in den Tag hineinlebt, bis ihm durch Doktor Klaus klar gemacht wird, daß er, um die Achtung seiner Frau zu gewinnen, selbst Hand anlegen müsse. Das thut er denn auch und damit erwirbt er sich das Glück.

— **Im Leipziger Stadttheater hat man den Versuch gemacht,** Kinkel's „Nimrod“, den er schon 1848 schrieb, zur Aufführung zu bringen. Der Dichter wurde, da das Stück einen guten Erfolg hatte, mehrmals gerufen. Das Theater hatte es prachtvoll inszenirt und fleißig einstudirt.

— **„Vittoria Accoramboni“, Trauerspiel in 5 Akten von einer** in Weimar lebenden, ungenannt sein wollenden Dichterin, hat an der dortigen Hofbühne einen Erfolg erzielt, der die Verfasserin lebhaft aufzumuntern vermag.

— **W. Guichard's Drama „Parisina“ kam im Berliner National**theater mit großem — zum Theil auch verdientem — Erfolge zur ersten Aufführung. Die Verfasserin entnahm den Stoff dem gleichnamigen Epos von Byron, einer ferrareſischen Don-Carlos-Fabel. Das Stück benutzt das vorhandene Material in geschickter Weise, hat das Ganze in eine wohlgefügte dramatische Form gebracht und hält sich in der Diktion fern von der Phrase — Vorzüge, die über die Mängel eines Erstlingswerks gerne wegsehen lassen.

— **Heinrich Hofmann's neue Oper: „Aennchen von Tharau“,** hat bei ihrer ersten Aufführung im Stadttheater zu Hamburg einen glänzenden Erfolg gehabt. Der Komponist wurde sechsmal gerufen.

— **„Die Schauspieler des Kaisers“, Drama in 3 Akten von** Karl Warlenberg, ging im Wiesbadener Hoftheater zum ersten Mal über die Bühne. Die Hauptmomente des Stückes sind gut aufgefaßt, sowie auf eine ungezwungene Weise verbunden. Der innere Werth dieses gelungenen Werkes, wie die Treffsichkeit seiner Aufführung, fanden allgemeinen Beifall und dürften demselben einen Platz als Repertoirestück bei dem königlichen Theater sichern.

— **Dingelstedt hat auf dem Burgtheater in Wien „Antonius** und Kleopatra“ gebracht und dadurch das Shakespeare-Repertoire um ein wichtiges Stück bereichert. Jede Intention, rühmt die Kritik, kam zum reinsten und prägnantesten Ausdruck. Das Messer wurde vielleicht öfter angewendet als nöthig war, aber überall mit sicherer Hand geführt, nie wurde ein edlerer Theil verletzt. Die Darstellung war musterhaft, die ersten Künstler hatten auch die kleinen und kleinsten Rollen übernommen.

— **Shakespeare's „Hamlet“ ist nun auch in's Rumänische über**setzt — von einem Deutschen, Dr. Adolph Stern.

— **„Der Meineidbauer“ von Anzengruber wurde auf dem Leip**ziger Stadttheater mit großem Erfolg gegeben.

— **Im „Figaro“ stellt Jules Prevel die Einnahmen der Pariser** Theater während der dießjährigen Weltausstellung zusammen und vergleicht sie mit jener von 1867. Es haben eingenommen vom 1. Mai bis 31. Oktober 1878 die große Oper: 2,082,667 Franken, Comédie française 1,241,990, Odeon 251,538, Opéra comique 946,295, Châtelet 965,370, Variétés 832,251, Gymnase 258,533, Vaudeville 396,114, Porte-Saint-Martin 1,026 545, Gaité 729,424, Ambigu 259,349, Folies dramatiques 607,383 Franken. Im Ganzen betrug die Mehreinnahme sämmtlicher Pariser Theater gegen das Jahr 1867 die Summe von 2,500,000 Franken. An dieser Summe partizipirt die Oper mit 935,000, Comédie française mit 478,000 und die Folies dramatiques mit 430,002 Franken. Einige kleinere Theater haben indeß auch weniger als im Jahre 1867 eingenommen, was offenbar dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sie zu rechter Zeit nicht die rechten Zugstücke fanden

Kultur und Wissenschaft.

— **Die Goldsucher- und Erforschungsexpedition nach Neuguinea** ist nach Nachrichten aus Port Moresby in sehr ungünstiger Lage. Drei Mitglieder, darunter der Führer Lieutenant Neville, sind gestorben, die anderen fieberkrank am Oberlauf des Lakolisflusses.

— **Serbien hat einen seiner größten Wohlthäter durch den Tod** verloren: wir meinen Ilija Milosavljewitch Kolaraz, welcher Mitte Oktober 82 Jahre alt starb. Derselbe hinterließ 100,000 Dukaten zu Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecken, 10,000 Dukaten für Herausgabe von werthvollen Werken und 60,000 Dukaten zur Gründung einer serbischen Universität in Belgrad, welche seinen Namen führen wird.

— **Der norwegische Eismeerfahrer E. Johannsen hat auf** 81° Länge und 779 55' Breite östlich von Nowaja Semlja eine 2½ Meilen lange Insel entdeckt, der er den Namen Enisomheden (Einsamkeit) gab.

— **Alexander Sibiriakoff hat auf seinem mit der schwedischen** Expedition ausgegangenen Dampfer „Lena“ die Fahrt durch das Eismeer bis zur Lenamündung und diesen Strom 180 deutsche Meilen aufwärts bis zur Stadt Jakutsk glücklich zurückgelegt. Diese Stadt, der Hauptplatz in Ostsibirien, wurde am 22. September von dem Dampfer erreicht.

Erfindungen.

— **Keine Woche ohne irgend eine Erfindung Edison's. Das** Neueste, was der Erfinder des Telephons und des Phonographen ausgeheckt hat, ist eine elektrische Feder. Dieselbe ist ein hohler Stift in der Form eines Bleistiftes, der durch einen losen, d. h. nicht straff gespannten Draht mit einem elektrischen Motoren in Verbindung steht. In diesem Stift, aus seiner Spitze herausschauend, sitzt eine Nadel. Durch die abwechselnde Unterbrechung und Wiederherstellung des elektrischen Stromes wird das Schwungrad des Motoren in unglaublich schnelle Bewegung versetzt und der Nadel eine entsprechend vertikale Motion gegeben. Während nun der Schreiber den Stift auf dem Papier bewegt, durchsticht die Nadel dasselbe mit einer Schnelligkeit, daß dadurch in einer Minute 6—7000 feine Löcher entstehen, die natürlich genau den Weg, den der Stift beschrieben hat, nachzeichnen. So wird ein fein perforirtes Blatt geschaffen, das alsdann in einen speziell dazu eingerichteten Rahmen gebracht wird. Das Papier oder Material, das bedruckt werden soll, wird auf eine ganz ebene Schieferplatte gelegt, der Rahmen mit dem Modell darüber und eine mit Druckertinte bestrichene Walze drückt die Schwärze durch die kleinen Löcher auf das darunter liegende Papier. So entsteht ein genaues Facsimile des Originals. Ueber 2000 Abdrücke können mit solcher Leichtigkeit gemacht werden, daß ein Junge in einer Stunde 2—300 Exemplare liefert. Für die Anfertigung von Cirkularen, Preislisten, Marktberichten ꝛc. ist die Maschine unübertrefflich. Sie läßt sich übrigens ebenso gut zur Vervielfältigung von Umrißzeichnungen, wie Plänen, Maschinenzeichnungen und dergl., verwenden, indem zu diesem Zweck der Stift einfach den bereits vorhandenen Linien des Planes nachgezogen zu werden braucht. Es erfordert keine besonders geübte Hand, um mit dem Apparate zu „schreiben“.

Industrie und Verkehr.

— **Der Belgier Wauters, der vor einigen Wochen für sein Werk** über Kommunalfreiheiten den großen Preis von 25,000 Franken von der belgischen Akademie erhalten, hat soeben ein neues, in seiner Art einziges Werk veröffentlicht unter dem Titel: «Les Tapisseries bruxelloises» (die Brüsseler Tapetenstickereien). Der Verfasser betont, daß die Gobelinstapeten die eigentliche Schöpfung der Niederlande wären. Da habe man so viele Meisterwerke ausgeführt, deren Ursprung man vergesse, und welche die herrliche Zier zahlreicher Kirchen, Schlösser, Stadthäuser und der reichsten Museen im ganzen westlichen Europa bildeten.

— **Die Absicht der italienischen Regierung, Europa mit einer** neuen internationalen Exposition zu traktiren, nimmt schon eine greifbare Form an. Mailand (Milan) wird als Ausstellungsort künftigen Jahres 1879 erwählt. Noch bevor diese auftritt, hat sie bereits ein Organ: «Eco del progresso», erzeugt. Diese Zeitung meldet unter Anderem, daß das Hauptgebäude 300 Quadratmeter in fünf Etagen umfassen wird. Allein nicht sehr anlockend wird die Organisation dieser künftigen Mailänder Ausstellung wahrscheinlich den ausländischen Touristen sein, da man beabsichtigt, einen wesentlichen Theil der jetzt in Paris auf dem Champ de Mars ausgestellten Gegenstände dahin einfach zu exportiren und dort auszustellen.

— **Von der kürzlich auch in unserem Blatte erwähnten Photo**graphie der Postkarte, welche in 117 Tagen die Reise um die Welt gemacht hat, erklärt der deutsche Generalpostmeister Stephan, daß wenn der Absender der Postkarte über den Gang der betreffenden Postschiffe durch Rückfrage bei der Postanstalt in Chemnitz sich näher unterrichtet und demgemäß die Einlieferung der in Rede stehenden Weltumsegelungskarte in Chemnitz am 24. Mai nur etwa eine Stunde früher, nämlich nicht um 7 Uhr Abends, sondern vor 6 Uhr Abends bewirkt hätte, die Beförderung auf dem von ihm vorgeschriebenen Wege — wegen des alsdann günstigeren Zusammenschlusses der Postschiffe besonders in Yokohama — nicht 117 Tage, sondern nur 96 Tage, mithin 3 Wochen weniger erfordert haben würde. Alsdann wäre nämlich die Beförderung wie folgt zu bewirken gewesen: aus Chemnitz den 24. Mai 6 Uhr 9 Minuten Abends, in München 25. Mai 7 Uhr 58 Minuten Morgens, aus München 25. Mai 9 Uhr 10 Minuten Vormittags, in Brindisi 26. Mai 10 Uhr 30 Minuten Abends, aus Brindisi 27. Mai 4 Uhr früh, in Alexandrien 30. Mai 6 Uhr Nachmittags, aus Suez 31. Mai, in Singapore 24. Juni, in Yokohama 9. Juli, in San Francisco 3. August, in New-York 10. August, aus New-York 13. August (Dinstag), in Queenstown 25./26. August und in Chemnitz 28. August, zusammen 96 Tage.

— **Die Industhalbahn ist im Oktober eröffnet worden; sie stellt** eine direkte Verbindung zwischen Karadschi, dem Hafen an der Mündung des Indus, und Lahore her.

— **England hat bereits ein unterseeisches Kabel nach Cypern** hergestellt.

Statistik.

— **Eine Statistik der Heirathen und Ehen in Europa ergibt,** daß Deutschland in der Reihe der Staaten erst den siebenten Rang einnimmt. Von je zehntausend Einwohnern im Alter von über 15 Jahre sind verheirathet: in Ungarn 6475, in Frankreich 5566, in England und Wales 5398, in Oesterreich 5271, in Italien 5270, in Dänemark 5191, in Deutschland 5107, in Norwegen 5065, in Schweden 4952, in den Niederlanden 4940, in Schottland 4678, in Belgien 4634, in der Schweiz 4582, in Irland 4313. Allerdings ist bei dieser vergleichenden Aufstellung zu berücksichtigen, daß das Heirathsalter in den verschiedenen Ländern sehr verschieden ist, und daß man in den Staaten, welche hohe Ziffern aufweisen, viel früher zur Ehe schreitet, als anderswo. Speziell in Deutschland wurde festgestellt, daß im Osten und Norden die Ehen zahlreicher als im Süden und Westen sind. Einer der kleinsten deutschen Staaten hat die meisten verheiratheten Bewohner, es ist das im schönen Thüringer Lande gelegene Schwarzburg-Sondershausen, und die wenigsten Ehen werden geschlossen entlang der Westgrenze des deutschen Reiches und in Bayern.

Denkmäler.

— **In Heilbronn a. N. hat sich ein Komite zur Errichtung eines** Denkmals für den berühmten Naturforscher Julius Robert Mayer gebildet. Wir haben in diesen Blättern (Bd. 40, Nro. 33) die Bedeutung dieses Mannes gewürdigt und glauben unsere Leser an jenes Lebensbild erinnern zu dürfen, wenn wir sie auffordern, zu dieser Ehrenschuld ihren Tribut beizusteuern. Beiträge sendet man an das Komite für das Mayer-Denkmal in Heilbronn.

Gestorben.

— A. Ph. Freiherr v. Breidbach-Burresheim, herzoglich nassauischer General, 88 Jahre alt, in Aschaffenburg, am 30. Oktober.

— J. W. Baum, Prof. an der Universität Straßburg, Historiker, am 30. Oktober.

— Joh. Lucius Lütscher, schweizerischer Vizekanzler, in Bern, am 1. November.

— Garnier-Pagès, Mitglied der prov. Regierung im Jahre 1848, 75 Jahre alt, am 1. November, in Paris.

— Graf Desbassyns de Richmont, bekannter Archäologe, in Paris, Anfangs November.

— Karl Flemming, Verlagsbuchhändler, in Glogau, 72 Jahre alt, Anfangs November.

— J. N. Jeszabek, Großmeister des ritterlichen Kreuzherrnordens, in Prag, 74 Jahre alt, am 4. November.

— James Fazy, vorm. Präsident des Großraths, 81 Jahre alt, am 5. November, in Genf.

— Rittergutsbesitzer Herm. Henze, preuß. Abgeordneter, landwirthschaftlicher Schriftsteller, auf Weichnitz, am 3. November.

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von

Friedrich Unwinger.

Zweite Serie.

(Fortsetzung.)

Einem Sand in die Augen streuen.

Jemand durch falsche Vorspiegelungen hindern, eine Sache so zu sehen wie sie ist.

Das Wort greift bis zu den olympischen Spielen zurück. Die Rennbahn für die Wettfahrten war mit dem feinsten Sande bestreut und die vorderste Wagenreihe hatte einen bedeutenden Vortheil; den nachfolgenden Wagenführern wurde der aufstiebende Sand in die Augen gestreut, sie wurden dadurch am richtigen Sehen verhindert.

Unter dem Pantoffel stehen.

In der Jetztzeit soll die Redensart die Herrschaft der Frau über den Mann ausdrücken, früher war indeß der darin ruhende Begriff weit ausgedehnter.

Den Pantoffel (Schuh) als Zeichen der Unterwürfigkeit finden wir fast über die ganze Erde verbreitet. Schon im alten Indien, Egypten, Griechenland, bei den germanischen, slavischen Völkern und dem semitischen Stamm, bei Allen deutet der Schuh, resp. der Pantoffel die Herrschaft an. Es würde hier nicht der Ort sein, Belegstellen, die nur in ihrer Ausführlichkeit von Interesse sind, anzuführen. Für Deutschland sei erwähnt, daß eines der ältesten Sinnbilder der Aufnahme der Frau in die Mundschaft des Mannes die Ueberreichung eines Schuhes nach dem üblichen Kusse war. — In der Hamburger Hochzeitordnung vom Jahre 1292 wird für die Ceremonie die Gabe eines Paar Schuhe des Bräutigams an die Braut festgesetzt. — Bei einer Adoption trat der zu Adoptirende in einen früh verfertigten Schuh, in welchem der Vater unmittelbar vorher gestanden. — Unterworfene Fürsten mußten den Schuh ihres Besiegers als Zeichen des Gehorsams tragen.

Ein Angebinde geben.

Noch im sechzehnten Jahrhundert war es Sitte, daß man Bräuten, Wöchnerinnen, Kindern u. s. w. die für sie bestimmten Geschenke an den Arm band; man sagte: ich bringe ein Angebinde.

Er ist ein Riemchenstecher,

ein besonders gewitzter Mensch, der alle Vortheile für sich wahrzunehmen weiß.

Riemchenstecher gehörten im Mittelalter zu der Kategorie der heutigen Bauernfänger. Auf Jahrmärkten, Armbrustschießen, Kirchenfesten waren sie zu sehen und zeigten, wie man mit Leichtigkeit in einem zusammengerollten großen Lederriemen die Mitte treffen könne. (Mit einem Messer oder spitzen Stab.) Gegen Wette des Mißlingens forderten sie hiezu auf. Da aber das Manöver ein sehr sicheres Auge und Uebung voraussetzte, war das Publikum meist der Betrogene.

Blauen Montag machen.

Auch den Montag als Sonntag feiern. — In früheren Zeiten hieß nur der Montag vor dem Aschermittwoch „blauer Montag“, aus dem Grunde weil man die Kirchen in den Fasten blau zu dekoriren, resp. zu bemalen pflegte. Jener Montag wurde, wie bekannt, zu einem Tage der größten Ausgelassenheit gemacht. — Im Lauf der Jahrhunderte übertrug sich die Bezeichnung auf jeden Montag, der derartig gefeiert wird.

(Fortsetzung folgt.)

Kallchi Loja's Einbringung in Serajewo.

(Hiezu das Bild S. 144.)

Der Führer der Aufständischen der Hauptstadt Serajewo ward am 5. Oktober in genannte Stadt als Gefangener eingebracht. Er ward von einem seiner ehemaligen Parteigänger verrathen und lag in einer verborgenen Kammer eines Hauses der dörflichen Umgebung als ein Verwundeter. Er hatte eine schmerzhafte Schußwunde im einen Fuß. Nachdem das Haus umzingelt und der Gefürchtete festgenommen war, wurde eine Jägerkompagnie beordert, den Gefangenen einzubringen. Er war auf einen ländlichen Bauernwagen gelegt, mit Schonung auf Stroh gebettet und mit Decken versehen. Dem Wagen voran marschirten Theile einer Kompagnie des 9. Jägerbataillons, ebenso zur Seite und zum Schlusse. Schon des Morgens war in der Bevölkerung die Nach-

Waldeinsamkeit. Zeichnung von F. A. Kaulbach.

Nach dem Lichtdruck aus der „Wandermappe, ein Künstler- und Familienalbum“. (Prämienausgabe.) (S. 146.)

richt verbreitet, daß heute der ehemalige Gewalthaber auf den Schauplatz seines Glanzes und seiner Niederlage zurückkehre. Als sich die Eskorte auf dem Wege vom Kastell in die Stadt auf der Serpentine zeigte, strömte Alles in hellen Haufen neugierig entgegen. Es schien, als fühlten sich die Einwohner erst jetzt sicher, nachdem der gefürchtete Aufwiegler nicht mehr in die Lage kommen konnte, Hab und Gut, Freiheit und Leben zu gefährden. Der Hadschi spielte eine Schreckensrolle vor dem Einmarsch der Oesterreicher. Auf dem Wege schien ihm zuweilen die allgemeine Aufmerksamkeit lästig; er lagerte sich tiefer im Wagen und zog die Decke über das Gesicht und das ganze Haupt. Nur zeitweilig schien es, als wolle er den Schauplatz seiner früheren Thätigkeit noch einmal sehen, und erhob sich mit dem Oberleibe, sitzend. Er erwartete sofort nach seinem Einbringen den Tod und war erstaunt, als ihn Krankenwärter schonend in das Gebäude einer ehemaligen Lehranstalt, in ein lichtes Zimmer und auf ein reines Bett trugen, das er wohl sehr lange nicht genossen haben mag. Er sah sehr verwildert aus. Die Kost wies er zurück und nährte sich nur von Obst, wesentlich von Zwetschgen. Er hängt sehr am Leben, verkleinert möglichst seine Schuld, stellt sich als arm und einflußlos dar und hofft auf die Gnade des „Tschâsars“, der über so gute Leute befiehlt.

Im Skulpturensaal der Berliner Kunstausstellung.

(Hiezu das Bild S. 145.)

Gleich am Eingang des Skulpturensaals empfängt uns Seine Durchlaucht der Herr Reichskanzler Fürst Bismarck in Ueberlebensgröße — die Stiefeln messen in der Sohle fünfzig Centimeter — von dem Lehrer der Akademie, Schaper, für den Kölner Kasinoplatz modellirt, wo er am 1. April nächsten Jahres, an seinem Geburtstage, enthüllt werden wird. Diese Rolandsstatue wirkt gut. Der kleine dicke Herr auf unserem Bilde, welcher den Kanzler so aufmerksam betrachtet, könnte Windhorst-Meppen sein, wenn man nicht berechtigt wäre anzunehmen, daß der liebenswürdige Führer des Centrums den großen Kanzler durchaus nicht so bewundernd beschauen wird.

Die beiden neben ihm stehenden Büsten stellen zwei thüringische Fürstenkinder dar: die Schwester der deutschen Kaiserin und Mutter des Siegers von Metz, die vor kurzer Zeit gestorbene Frau Prinzessin Karl von Preußen, und zur andern Seite den regierenden Herzog von Koburg-Gotha.

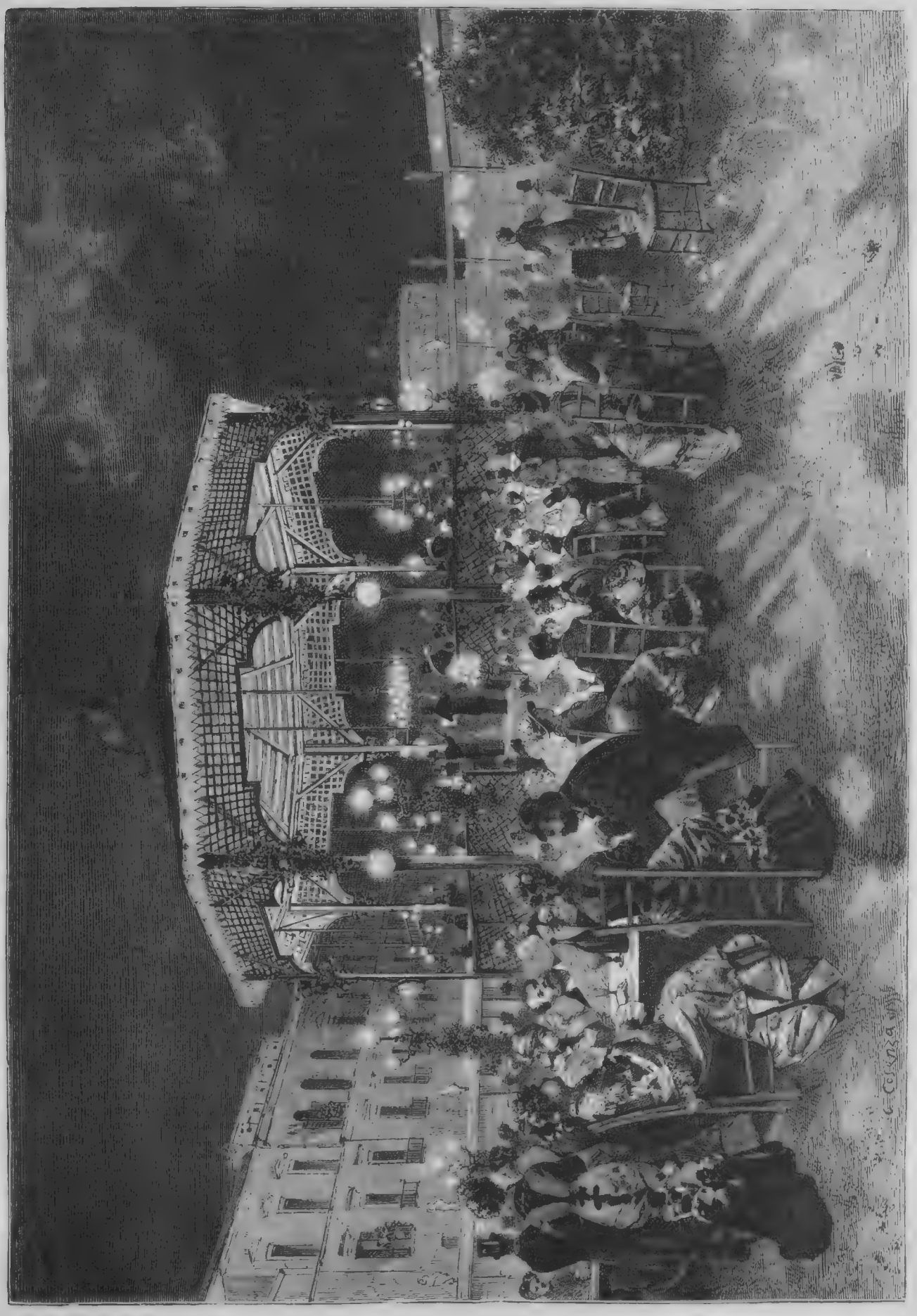
Der Mann mit dem todten Knaben auf dem Schooße nennt sich „Eine Szene aus der Sintflut“. Ohmann aus Berlin, zur Zeit in Rom lebend, ist der Verfertiger des gelungenen Werkes.

„Madame Eva mit ihren beiden pausbackigen Jungen, Kain und Abel“, sowie „Ein neapolitanischer Fischer mit seinem Kinde“, ferner „Eine Erinnerung an den römischen Karneval, Ecco il Moccolo!“ hat Professor Müller aus Koburg, derzeit ebenfalls in Rom, gesandt — mit Schaper's Statue wohl die besten Stücke der Ausstellung.

Im Hintergrunde befindet sich noch ein schönes Menschenkind, eine „Phryne“ von Francesco Barzaghi, vom künstlerischen Standpunkte aus eine vorzügliche Arbeit. In deren schöner Nähe windet sich „Ein Germane im römischen Circus“ von Klein, und Cauer's „Brunhilde“. Wer wollte leugnen, daß Klein's Arbeit das Werk eines sehr tüchtigen Bildhauers ist, nur erscheint dieses „Gliedergewirre“, diese durcheinander ringenden Menschen- und Katzenglieder ein bischen zu „großartig“, wie in meiner Gegenwart ein Besucher bemerkte, auch nicht „süß“, wie seine Tochter hinzufügte. — Cauer hat seiner Brunhilde eine etwas eigenthümliche Stellung gegeben, und es ist ihm nicht gelungen, durch die sich erdolchende Brunhilde einen großen Eindruck bei dem Beschauer hervorzubringen.

Leider fehlen in der dießjährigen Ausstellung die großen Bildhauernamen Reinh. Begas, August Wredow, Wilh. Wolff, Siemering, Alb. Wolff, Geiger ganz oder haben nur Kleinigkeiten gesandt. Wenn erst statt des schlechten provisorischen Lokals der Kunstpalast erstellt sein wird, den die deutschen Künstler vom Munster Fall zu erhalten hoffen, werden sich ja hoffentlich auch alle ersten Bildhauer Deutschlands mit ihren Meisterwerken wieder einstellen. —

Eines endlich ist an dieser Ausstellung gewiß auszustellen: der unbedeutende Verkauf von Kunstwerken. Elf Zwölftel wandern wieder zurück in die Ateliers ihrer Schöpfer und doch schafft nur auch der pekuniäre Erfolg den Erfolg. Freilich sind die Zeiten schlecht, aber ließe sich nicht die bis jetzt schwache Verlosung der akademischen Ausstellung etwas energischer angreifen, um zwei- bis dreimalhunderttausend Dreimarklooſe abzusetzen zum Nutzen der deutschen Künstler, die neben unserer Bewunderung auch den Verkauf ihrer Kunstwerke wünschen?



Die Baurball in Neapel. Zeichnung von C. Cosenza. (S. 146.)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Der schwarzgraue Schieferthurm zu Ellernbrook sah auf eine Reihe schöner Herbsttestage hinunter. Mit blauem Himmel und lachender Sonne kehrte einer wie der andere, sie schienen sich völlig gleich, und nur das große Antlitz der Erde, über daß sie hingingen, kündete leis, daß sie es nicht waren. Unter ihrer freundlich-stillen Hand zogen sich tiefere Furchen über jenes hin, sie lächelten die Farben desselben fort wie die Blätter vom Gezweig. Dann kam ein Morgen, und ein weiß umreiftes Greisengesicht blickte zum noch immer wolkenlosen Firmament in die Höh'. Es war Oktober geworden, schärfer ging der Ostwind von der dunkler gewellten See, doch die Sonne legte noch beschwichtigende Mutterhand auf ihn, wenn sie zu ihrem schrägen Mittagspunkt hinanstieg, der harte Krystallthau der Nacht zerging unter ihrem warmen Hauch und ein linder Nachmittag folgte dem kühlen Beginn.

So glich das Schreiten der Zeit draußen dem friedlichen Kommen und Gehen der Tage im Pfarrhaus zu Ellernbrook. Nach der Ueberraschung hatte sich dort die Gewöhnung wieder an den Tisch gesetzt und ihr urältestes Erdenrecht geltend gemacht. Ottmar Hainbuch lebte im Pastorat, als ob er es nie verlassen, erschien den übrigen Hausgenossen zugehörig, wie wenn sie niemals ohne ihn gewesen. Seine stete Heiterkeit, Ruhe und Klarheit ging, einer Sonne gleich, durch's Haus, Jeder fühlte seinen wohlthuenden Einfluß. Am deutlichsten offenbarte dieser sich bei Petrea; wenn sie sich auch nicht an Helene anschloß, so strebte sie doch unverkennbar geflissentlich das Zutagetreten des früheren Gegensatzes zu vermeiden.

Sie befand sich viel mit Hainbuch zusammen, dessen Einrichtungsgegenstände bald nach ihm selbst auf einem Wagen eingetroffen waren, vermittelst welcher er sich alle Wände seines kleinen Wohnzimmers rundum mit werthvollen Büchern verschiedenster Gattungsart und Sprachen bedeckt hatte. Trotz seiner reichen, weitumfassenden Kenntnisse bildete er doch den größtmöglichen Abstand zu pedantischer Gelehrsamkeit. Mit gründlicher Jugendbildung ausgerüstet, war er in seine akademische Laufbahn eingetreten, aus dieser sodann, wie seine Erzählung kundgethan, nach Ablauf von zweien Jahren herausgeschleudert und auf völlig andere Wege geführt worden. Nicht auf wirkliche Wege, sondern mitten in die pfad- und aussichtslose Wildniß hinein, durch die er mit eigener Kraft, ohne Unterstützung aller Hülfsmittel der alten Welt, sich eine Bahn suchen genußt. Vereinzelt fielen aus seinem Munde Streiflichter auf diese Zeit, die allmälig ein Gesammtbild seiner Schicksale und wechselnden Thätigkeit erhellten. Durch Willenskraft war es ihm gelungen, sich von Stufe zu Stufe weiterzuringen, immer dem Ziel entgegen, den Abend des mühevollen Tags hier unter diesem Dach zu erwarten. Gespannt horchten besonders Eugen Römhold und Petrea auf die Schilderung seiner Erlebnisse, seines Kampfes mit Ungunst und Mißgriffen, seines Erfolgs über oftmals scheinbare Unmöglichkeit. Die Augen der jungen Erbin von Malchow leuchteten dazu, ihre Wangen brannten in beinahe fieberdunklen Tönen und ihr Blick streifte hastig über Eugen Römhold's Gesicht, um sich schnell und verlangend wieder dem Erzählenden zuzuwenden.

Doch in gleicher Weise wie innerlich hindorrendem Gelehrtenwesen war Hainbuch den fast unvermeidlichen, charakteristischen Eigenthümlichkeiten und Mängeln des Autodidaktenthums fern, waren diese ihm fremd geblieben. Es bewährte sich wiederum, daß nicht die spätere fachwissenschaftliche Kenntnißaneignung, sondern die erste Bildung bis zur Grenze des Jünglingsalters den Grund des Eigenwesens eines Menschen legt, ihm für alles Kommende die Richtung weist und ihn unbeirrt im Geleis derselben fest erhält, wie sehr anscheinend auch nachher seine praktische Thätigkeit von der idealen Schulung des jugendlichen Geistes abweichen mag. Eine fremde Welt mit harter Nothwendigkeit hatte den plötzlich aus seiner ruhigen Bahn Gerissenen umfangen, doch die Mitgift, die er erhalten, war eine universelle gewesen, er vermochte auf ihr zu fußen und sich die Arme für den Ringkampf des Lebens frei zu bewahren. Wenn sie ihn nicht in realer Weise stützte und förderte, erhob sie ihn doch geistig, lieh ihm die Kraft der Energie, zu wollen, sich nicht niederdrücken zu lassen, auch in der Enge den Muth und den Blick in die Weite sich zu erhalten. Sie ermöglichte ihm, die Welt nicht aus dem Augenwinkel ihm aufgenöthigter beschränkter Stellungen zu betrachten, sondern das Krystallgefäß seiner Jugendbildung mit dem ganzen Reichthum der ewig wechselnden, tausendgestaltigen und -farbigen Erscheinungen des Lebens anzufüllen. Aber eben deßhalb, weil er diese nicht vom Schreibtisch, aus der Zelle eines Gelehrten, sondern mitten im Markt der kreisenden Bewegung in's Auge faßte, nutzte er die Mehrung seiner Kenntnisse nicht zu einer Anhäufung todten Kapitals, sondern bezog Alles, womit das Leben sein Wissen bereicherte, auch auf das Leben zurück, schätzte es nur insoweit, als es geistig oder materiell eine lebendige Triebkraft, ein förderndes Glied desselben darstellte. Die Welle des großen Meeres rauschte ihm unablässig Neues entgegen, doch sein Blick flog gleichgültig, schnellen und sicheren Urtheils über den werthlosen Auswurf hin, sonderte nur Dasjenige aus ihm hervor, was einen Keim der Entwicklung, Verheißung eines Gewinns in sich trug. Allein dieß Letztere nicht im Sinne gewöhnlicher, amerikanischer Werthschätzung; die Schönheit, die Begeisterung, Kunst und Wissen vereint, bildeten ihm das unvergängliche Gut der Menschheit, das edelste Wettziel der Geister, vor Allem der Jugend; nur der bunte Tand und der todte Stein ließen ihn kalt, die gespreizte Unnatur und der Mangel an innerer Lebenswärme. Diese verehrte er vor Allem als die Wohlthäterin, das schönste, von lebendigem Blut durchpochte Götterbild der Menschheit, sah ihr jeden Mißgriff und Irrthum nach, besaß selbst Entschuldigung für ein durch sie veranlaßtes heftiges Abirren von den Wegen anerkannten Rechtes, das für ihn kein unabänderlich versteinertes, sondern ein flüssiges war, dessen Hauptursprung immerdar aus dem Herzensquell jedes Einzelnen heraufstammen müsse. Ottmar Hainbuch war ein Philosoph und lehrte Philosophie mit jedem ernsten und lachenden Wort, das er sprach, anders freilich als die Lehrstuhlinhaber der gleichnamigen Wissenschaft, deren Diktate die Schüler „schwarz auf weiß nach Hause zu tragen" vermögen. Er wollte nicht lehren und seine Zuhörer wußten nicht, daß sie belehrt wurden. Seine Hausgenossenschaft bildete ein unvermerktes, fröhlich scherzendes und lehrreich Nachdenken weckendes, tägliches philosophisches Praktikum für den Hausgebrauch. Nicht für verstäubende Schulhefte, sondern für das lautlos mit tausend Trieben aufkeimende und fortwuchernde Leben.

Allmälig jedoch gestaltete sich aus kleinen Anfängen auch eine wirkliche, direkte Lehrthätigkeit Hainbuch's. Pastor Fleming hatte bisher, unter Beihülfe Helenens nach der Seite weiblicher Berufsarbeiten, in traditioneller Weise seinen beiden Pflegbefohlenen allen Hauptunterricht selbst ertheilt, durch die erzielten Resultate die Gründlichkeit, den Umfang seiner Bildung, seine Lehrbefähigung und seine pädagogische Begabung auf's Vollkommenste an den Tag gelegt. Eugen Römhold stand in keiner Richtung einem Gymnasiasten seines Alters nach, mehr noch übertraf jedenfalls Petrea die Schülerinnen eines Mädcheninstituts an Gediegenheit des Wissens und Urtheils; der Zusammenhang des Unterrichts und des täglichen Lebens hatte sein Vollgewicht geltend gemacht und in mancherlei Beziehungen überraschende Wirkung hervorgebracht. Demgemäß aber war die auf Fleming ruhende Last in Verbindung mit seinen Amtsobliegenheiten keine geringe, und er sah es nicht ungern, wie der lebhafte Antheil, den Hainbuch an den beiden jungen Hausgenossen nahm, sich allmälig zu einer direkten Betheiligung an der Erziehung und Weiterbildung derselben fortentwickelte. Anfänglich hatte dieß sich darauf beschränkt, daß er Jene zu sich auf sein Zimmer geladen, um ihnen manches Fremdartige und Interessante in illustrirten Werken zu zeigen und zu erläutern, dann war eine bestimmte Tagesstunde für diesen Besuch festgesetzt worden, und Niemand hatte es wahrgenommen, in welcher Weise daraus eine wirkliche Unterrichtsstunde hervorgegangen. Hainbuch benannte dieselbe scherzhaft einen geographischen Kursus, da dieß das einzige Gebiet sei, auf dem er sich durch Interesse und vielfache eigene Anschauung einigermaßen heimisch fühle, doch in Wirklichkeit bildete nicht Erdkunde, sondern Lebenskunde im weitesten Sinne, die an Allem anknüpfte, Alles erörternd in ihren Bereich zog, das Thema des täglichen Zusammenkommens. Es war die Methode, die man die Sokratische genannt, die sich nicht auf erschöpfende Spezialkenntnisse richtet, doch auf dem Unterbau tüchtiger Wissenseinsammlung fußend, am förderlichsten für eine harmonische Geistesausbildung und zur Erregung eigener Gedankenarbeit wirkt. Jeder Frage stand die Antwort zu Gebot; wo dem Lehrer selbst eine solche mangelte, sprach er lachend seine Unkenntniß aus, doch wußte er stets die Wege zu deuten, auf denen sie bald durch Benützung der Bibliothek in gemeinsamer Thätigkeit die gesuchte Lösung ausfindig machten.

Solche Vorgänge hefteten sich mit besonderer Festigkeit dem Gedächtniß ein und es konnte den Anschein erregen, als ob Hainbuch, der dieß an mehrfachen Beispielen wahrnahm, nicht selten eine Unwissenheit fingire, um seinen beiden eifrigen Schülern den nachhaltigeren Gewinn selbstständiger Erforschung zu bereiten. Eines Tags hatte ein Zufall auch Helene in die eigenthümliche Unterrichtsstunde hineingeführt und sie war bis zum Schluß derselben geblieben, am nächsten Tage wiedergekehrt und seitdem ebenfalls stets getreulich um die bestimmte Zeit erschienen. Sie saß neben Eugen Römhold, und die Aufmerksamkeit, mit der sie hörte, die geistige Unterordnung und Folgsamkeit, welche sie Hainbuch entgegentrug, ließen sie als Mitschülerin täuschender denn je als auf gleicher Stufe mit dem Jüngling stehend erscheinen. Ein reger Wetteifer fand zwischen ihr und Petrea statt; mit glänzenden Augen saß die Letztere triumphirend da, wenn es ihr einmal gelungen war, Helene durch etwas, das sie besser im Gedächtniß bewahrt, oder durch Schnelligkeit der Auffassung zu übertreffen. Dann konnte es geschehen, daß sich Eugen Helenens fast in der sorglichen Weise eines älteren Bruders annahm und sie lächelnd zu trösten suchte, während sein Gesicht verrieth, daß auch ihn ein freudiges Gefühl bei der Empfindung einer Ueberlegenheit über sie bewegte.

So war und wuchs das Verhältniß Ottmar Hainbuch's zu seinen Hausgenossen mehr und mehr als ein innerlich vertrauliches, nur zu Melchior Fleming allein wollte es sich nicht als ein solches gestalten. Die beiden Jugendfreunde schienen zu lange in der Zeit reifer Manneseutwicklung verschiedene Wege gegangen zu sein, als daß sie auf ihrem Ausgangspunkt wieder zusammenzutreffen vermochten. Und doch bildete offenbar ihre verschiedene Lebensauffassung, die Divergenz ihrer religiösen Ansichten nicht den Beweggrund dazu. Wo sie sich geltend machte, achtete der Eine vorurtheilsfrei den Standpunkt, die Anschauung des Andern; im Allgemeinen wurden derartige Fragen in Gegenwart der Jugend nicht berührt, Hainbuch vermied sie stets und wußte, wo sie sich unvermerkt einzumischen drohten, ihnen durch eine scherzhafte Wendung jede Konsequenz zu nehmen. Unter vier Augen aber kam es selten zwischen ihm und Fleming zu einem längeren Gedankenaustausch, und wenn der Zufall es fügte, erstreckte das Gespräch sich gemeiniglich auf unbedeutende Gegenstände, an denen besonders der Pastor mit einer gewissen Beflissenheit festhielt. Es ließ sich nicht offen erkennen, daß er dem Alleinsein mit Hainbuch aus dem Wege ging, doch es weckte manchmal das Gefühl, er meide eine Begegnung, wie Einer, der unabläßig mit einem schwer entwirrbaren Gegenstande des Nachdenkens beschäftigt, mechanisch einer Störung ausweicht. Unter den Anderen dagegen war er zumeist von ruhiger Heiterkeit, und seltsam stellte sich dann zuweilen zwischen den beiden Freunden wechselnd eine herzliche Vertraulichkeit und ein kühler Gegensatz zu derselben heraus. Ab und zu in schnellster Aufeinanderfolge; etwas Unausgesprochenes oder Unbewußtes schien zwischen ihnen zu liegen, gleich einem zwischen zwei Berghängen hin und her schweifenden Nebel, nun auf dieser, nun auf jener Seite. Es kamen Tage, an welchen die räthselvolle Wolke völlig verschwunden erschien, aber dann plötzlich war sie wieder da, unterbrach ein harmloses Gespräch, ein fröhliches Auflachen, und die Augen der beiden Freunde wichen von einander ab, um sich gemeiniglich für den Abend nicht wieder zu begegnen. Diese Unschlüssigkeit lag jedoch keineswegs ausschließlich in dem Wesen Fleming's, Ottmar Hainbuch trug sogar vielleicht den größeren Antheil ihrer Vorkommniß und erregte, während er sonst zu Allen in klarem und sicherem Verhältniß stand, dem Pfarrer gegenüber nicht selten den Eindruck eines Mannes, der mit sich selbst im Zwiespalt lebe, was er wolle und bezwecke.

Noch ein anderes Verhältniß im Pastoratshause besaß etwas Unklares, das zwischen Pastor Fleming und Petrea von Malchow. Wie dasselbe an sich naturgemäß durchaus anderer Art war, trat das Undeutliche darin auch in ganz anders gearteter Form, in einem Widerspruch zu Tage, der manchmal fast zur Unverständlichkeit wurde. Melchior Fleming's Milde, verständig-ruhige Anschauung verkehrte sich dem Mädchen gegenüber oft bei geringfügigen Anlässen in eine Strenge, die nur als der Ausbruch einer andauernd vorhandenen Herbheit seiner Gesinnung über die Betreffende erschien. Er besaß eine offenbare Abneigung gegen Petrea von Malchow, welche diese durch ihr Betragen, wenigstens seit dem Morgen nach der Ankunft Hainbuch's, jedenfalls nicht verdiente, und trotzdem steigerte jene sich unverkennbar eher, als daß sie sich verminderte. Hainbuch dachte öfters über den Grund derselben, doch stets vergeblich nach. Ihm kam einmal ein Wort Petrea's zurück, daß sie fühle, ohne das Warum und das Wie aussprechen zu können, ihr werde ein Unrecht zugefügt, und diese Erinnerung ähnelte ihm einem plötzlich und flüchtig auftauchenden Licht, das für einen Moment Unerkennbares zu überhellen scheint. In der That lag in dem Verhalten Fleming's gegen die zukünftige Erbin von Malchow weniger ein Unwille über die Art und ungerechtfertigtes Betragen des Mädchens, als jene instinktive Abneigung, die Menschen gegen Denjenigen empfinden und an den Tag legen, von dem sie das Bewußtsein mit sich umhertragen, daß sie ihm Unrecht thun oder zuzufügen beabsichtigen. Doch verwarf Hainbuch diesen kurz auftauchenden Gedanken schnell als thöricht und begründungslos. In welcher Richtung war eine derartige Annahme denkbar, was hätte den Grund eines solchen Schuldbewußtseins bei Fleming zu bilden vermocht? Ein pädagogisches Prinzip, vielleicht eine Mißkenntniß des Charakters Petrea's blieb allein als Begründung übrig, der sich nur das Befremdende beimischte, daß auch die ruhigste Hinnahme selbst unverdienten Tadels, das unverkennbarste Bestreben der jungen Hausgenossin, jeden Anlaß eines solchen zu vermeiden, sich als einflußlos auf die Grundlage des Verhältnisses zwischen dem Pastor und ihr erwies.

Ein Morgen ergab redendes Beispiel dafür. Hainbuch vernahm, auf den Flur tretend, die Stimme Fleming's ungewöhnlich laut und erregt; ungesehen hielt er hinter der halb geöffneten Thür an und war Zeuge des kurzen Vorgangs, über dessen anfänglichen Grund er indeß keine Aufklärung gewann. Petrea stand abgewendet am Fenster, der Pastor erwiederte heftig auf etwas, das sie gesagt:

„Du hast's gethan und Du lügst. Die Sache selbst ist von keiner Bedeutung, aber ich wollte Dich prüfen. Die Ableugnung zeigt Deinen Charakter, es gibt nichts, was stärkere Verachtung verdient, als die Lüge. Sie ist der Urquell und zugleich das Merkmal eines verderbten Gemüths. Du hast mich verstanden und ich frage Dich noch einmal, ob Du's gethan?"

Sie verharrte in ihrer Stellung und Haltung, zuckte nur mit der Schulter und entgegnete:

„Ich habe nie gelogen, auch heut nicht."

„Und vermagst mir doch nicht in's Gesicht zu sehen, weil die Augen eines Menschen, der noch nicht völlig verhärtet ist, sein Schuldbewußtsein verrathen."

Nun flog der Kopf des Mädchens herum. Ihre Lippen kämpften sichtbar mit einer Antwort, die sie hervorstoßen wollten, aber sie bezwang sich und blickte dem Pfarrer nur wortlos gerade in die Augen. Eine Sekunde lang, dann sprach er rasch:

„Du siehst, daß Du die Probe nicht bestehst; laß es Dir zur Warnung dienen und suche, ob Dein Gewissen noch seine Strafe in sich selbst finden kann."

Er trat schnell in sein Arbeitszimmer, Petrea schaute ihm nach, sie murmelte halblaut und halb unbewußt wie eine noch an ihn gerichtete Entgegnung: „Mich däucht, ich habe Sie, aber Ihre Augen nicht mich angesehen —"

Ottmar Hainbuch wartete, bis Petrea den Flur verlassen, dann klopfte er an die Thür der Studirstube. Es war zum ersten Mal, daß er sich in derselben mit Fleming allein befand, er fragte gleichmüthig nach einigen Gegenständen und knüpfte, da das Gespräch bald in's Stocken gerieth, leichthin an:

„Ich sah vorhin, daß Petrea weinte, wenigstens mit Thränen kämpfte. War etwas vorgefallen?"

„Nichts — nichts an sich des Erwähnens Werthes —"

„Das Dich aber doch in starke Erregung versetzt haben muß."

Der Pastor schwieg einen Augenblick. „Nicht das — sondern weil ich sie prüfte, ob sie die Wahrheit bekennen würde."

„Also hattest Du besondern Anlaß, solche Prüfung anzustellen."

Hainbuch erwiederte es wie einen Abschluß, der dem Gespräch über die Sache ein Ende mache, doch Fleming versetzte nach kurzer Pause darauf:

„Ich habe mir Vorwürfe zu machen, daß ich zu viel Nachsicht gegen das Mädchen geübt, sie nicht scharf genug beobachtet habe. Jetzt erst erkenne ich sie, wie ich befürchte, zu spät, als daß eine wirkliche Besserung ihrer eigentlichen Sinnesart, ihres Gemüthes noch zu hoffen sein dürfte. In ihrem Denken ist sie kein Kind mehr, verstockt und versteckt —"

Er hielt wieder inne, Hainbuch sah ihn an und entgegnete lächelnd:

„Ich glaube, Du verkennst sie und — verzeih' mir — verkennst Dich selbst in diesem Fall auch. Du bist gegen sie eingenommen, vielleicht hat ihr Verhalten im Anfang, als sie zu Dir gekommen, Dein Mißfallen erregt, war Dir fremd, unsympathisch, der letzte Grund derartiger Empfindungen ist schwer zu seinem Ursprung zu verfolgen. Ist aber einmal eine solche, auf allgemeinem Gefühl beruhende Abneigung vorhanden, so sucht man leicht unbewußt nach einer Begründung für dieselbe und läuft Gefahr, einerseits — ich will nicht sagen, sich zu einer Ungerechtigkeit verleiten zu lassen — doch verschiedenen Maßstab der Beurtheilung anzulegen, andererseits eine gewisse Befriedigung zu empfinden, wenn man Belege zu finden glaubt, welche jene Grundstimmung als berechtigt herausstellen."

Das Blut wich aus den Schläfen Melchior Fleming's, er hob den Blick zu dem Gesicht des Freundes, doch seine Augen gingen schnell an jenem vorbei und er antwortete mit leichtem Stottern:

„Du meinst, daß ich mich freue, wenn Petrea mir durch ihr Verhalten Begründung gibt — Du wirst das nicht glauben, Ottmar. Es wäre ein Betrug —"

„Einem Selbstbetrug stehen wir Alle schwach gegenüber: nur wer sich selbst verdammen muß, ist gerichtet, Melchior. Ich glaube nicht, daß Petrea dieß thut, aber da wir einmal auf diesen Gegenstand gerathen sind, halte ich als Hausgenosse, gleichsam als berathender Minister Deines Hauses ohne Portefeuille dafür — so leid es mir selbst sein würde es wäre besser für das Mädchen, dasselbe der unabänderlichen Fortwirkung der einmal zwischen euch bestehenden Abneigung zu entziehen, ihren Vormund zu veranlassen, sie — nicht in bessere doch für sie speziell besser geeignete Hände —"

„Nein — aus meinem Hause fort — nein!" Fleming stieß es, mit hastiger Erregung einfallend, heraus, besann sich kurz und fügte ruhiger hinzu: „Wenn Du meinst, so will ich's bedenken. Doch vorderhand nicht — Du bist erst kurz bei uns und wirst noch Anlaß finden, Dich zu überzeugen, daß ihr innerstes Wesen kein gutgeartetes ist, daß ihr kein Unrecht geschieht, wenn ich sie — warte noch ein halbes Jahr etwa, bis zum Sommer. Falls Du dann noch bei Deiner Meinung beharrst —"

„Und kein Fall bis dahin eintritt, der von selbst eine Aenderung mit sich brächte —"

„Ein Fall — welcher Art?"

„Zum Beispiel ein Todesfall, der sie in ihre Zukunftsrechte als Herrin von Malchow einsetzte. Die jetzige Besitzerin ist nicht mehr jung —"

„Nein — indeß —"

Melchior Fleming erwiederte die beiden Worte langsam, in Pausen und verstummte. Aber es ging eine Veränderung in ihm vor, seine Hand stützte sich gegen einen Schrank zurück und sein Oberkörper richtete sich mälig auf, in der Haltung desselben lag etwas von der Stellungsannahme eines Mannes, der sich bereitet, einem lang erwarteten, in diesem Moment wirklich beginnenden Angriff zu begegnen — ihn nicht länger zu erharren, sondern ihm selbstthätig entgegenzukommen — und er sagte:

„Die jetzige Besitzerin von Malchow sei nicht mehr jung, erwähntest Du. Sie kann es wohl nicht sein, denn wir Beiden sind es auch nicht mehr. Es ist zum ersten Mal, Ottmar, daß wir —"

Da ging die Thür auf und Helene trat herein. Sie trug einen frischgepflückten Strauß von Herbstreseden in der Hand und meldete, daß einige Leute aus einem entfernteren Dorfe den Vater in kirchlichen Angelegenheiten zu sprechen wünschten. Hainbuch verließ mit ihr das Zimmer, sie traten mit einander in den warmen Sonnenschein des Gartens hinaus. Helene athmete tief ein und sagte: „Hier ist's schön, besser als im Hause. Mein Vater lebt zu viel in der Stubenluft, mich dünkt, er sah besonders blaß eben aus."

„Das wechselt mitunter nach Augenblicken, ohne daß sich mit Sicherheit ein Grund dafür annehmen läßt," versetzte Hainbuch leichthin. „Von Ihnen kann man nicht dasselbe sagen, Sie sehen heut Morgen so gesund und blühend aus, daß man nicht an die Zeit dieser Blumen, sondern an eine frühere zu glauben veranlaßt wird."

Er bückte sich und zog den Duft der Reseden in Helenens Hand ein. Ihr Gesicht war in der That von einem ungewöhnlichen rothen Anhauch überflossen, der ihr lieblich stand und einen Schein der Rosenzeit über sie ausgoß. Nun fügte er hinzu: „Ich habe vergeblich im Garten nach Reseden gesucht, doch bis jetzt keine entdeckt. Vermuthlich gehören jüngere Augen dazu."

„Sie sind auch nicht aus dem unsrigen," fiel sie ein, „ich war im Dorf und erinnerte mich — Sie sagten vor einiger Zeit, daß Sie Reseden gern hätten. So nahm ich für Sie —"

Ihre Hand hielt ihm den kleinen Strauß entgegen, ein wehmüthiger Zug ging über sein Gesicht. „Im Oktober — es ist die Resedenzeit — ich danke Ihnen, daß Sie bei ihr an mich gedacht haben."

„Und die Küche darüber vergesse, dafür werden Sie mir heut Mittag keinen Dank wissen," lächelte Helene, sich rasch abwendend und in's Haus zurückeilend. Hainbuch blickte ihr nach, dann auf den kleinen Strauß nieder, den sie ihm gereicht. Er murmelte vor sich hin: „Ein memento — der Erinnerung oder des Vergessens? Komm', sei ein memento mori und sag' mir, daß es weise ist, so lange Du noch geblieben, sich lebend an Dir zu freuen und zu vergessen, daß Du Vorgänger gehabt."

Das Gesicht in die unscheinbaren Blüten tauchend, wanderte Ottmar Hainbuch umher; er suchte nach Petrea, allein fand sie nicht. Statt ihrer fiel ihm nach einer Weile aus einiger Ferne Eugen Römhold in die Augen, der jenseits der Dorfstraße auf dem Kirchhof stand und etwas aufmerksam zu betrachten schien, so vertieft, daß er mehrmaligen Zuruf Hainbuch's nicht vernahm. Mechanisch schritt der Letztere zu ihm hinüber, doch auch von dieser Annäherung bemerkte der Jüngling nichts, bis der Herangekommene ihm leicht auf die Schulter schlug, so daß sein Kopf halb erschreckt herumflog. Zugleich offenbarte sich der Gegenstand seiner nachdenklichen Betrachtung. Ein vermuthlich lange Jahre unberührter Theil des Kirchhofs ward zur Neubenützung hergerichtet, die alten Gräber standen geöffnet und am Rand des Erdaufwurfs lag eine Zahl von Schädeln und sonstigen Gebeinen gesammelt angehäuft. Davor stand Eugen Römhold und flog leicht zusammen, wie der Schatten Hainbuch's auf die weiß in der Sonne flimmernde Knochenstätte hinfiel.

„Treibst Du anatomische Studien, Eugen?" fragte der Hinzutretende. „Mortui vivos docent, es könnte mit demselben Recht, vielleicht mit mehr, über jeder Kirchhofsthür stehen, wie über dem Secirtisch des Arztes. Das heißt, wenn die Lebenden lernen wollen und gute Ohren haben, denn der Unterricht ist sehr stummer Art. Was haben sie Dir erzählt, dieser da?" — er bückte sich und nahm einen der Schädel in die Hand — „war er, als er noch etwas war, klug und nützte den Tag, so lang er ihn sein nannte, oder ein Thor, ein Selbstbetrüger, der durch die Augen- und Ohrenlöcher Grillen und Unken auffing und auf ihren Singsang hörte, bis das Gewetz des Sensenmanns sich in ihr Konzert drein mischte? Sieh', über den kleinen Zähnen saßen wahrscheinlich einmal rothe Lippen, und hätte man sie nicht damals hier hineingelegt, wanderten sie etwa jetzt verschrumpft unter weißen Haarsträngen dort auf dem Weg durch den Sonnenschein. Was ist besser? Weißt Du eine Antwort auf die Frage? Ich nicht, und alles Studiren bringt aus dem lebendigen Gehirn keine zu Tage. Vielleicht sagt dieser Knochen in einer Sprache, die wir nicht verstehen: der da hat den dort geliebt — dieser hier hat an jenem drüben ein Verbrechen begangen. Es geschah einmal, und heut ist's ihnen Allen so gleichgültig, als ob es nie geschehen. Wäre es nicht rathsamer gewesen, sie hätten diese Weisheit schon etwas vorher gelernt, ehe man sie hieher geworfen? Es kommt ein Tag, wo der Thurm da so niederschaut, wie heut, und Jemand auch so vor meinem ausgegrabenen Schädel hier steht. Das ist mein Wunsch, nichts weiter. Mortui vivum docent — meine Knochen werden es dann in dieser Sprache, für die noch keine Grammatik und kein Wörterbuch aufgefunden worden sind, reden, daß sie einem Erdengeschöpf angehört, das kein grauhaariger Thor gewesen. Komm', Eugen, um es nicht zu werden, wollen wir den Sonntag nützen. Vielleicht ist's der letzte, denn der Oktober hat von

Alters jähen Wechsel, und es zieht mich noch einmal in Feld und Wald. Schreiben wir nicht den achtzehnten heut?"

Der Jüngling nickte: „Ich glaube," und Ottmar Hainbuch ergänzte:

„Den Gedenktag — der Leipziger Völkerschlacht. Es ist besonders, an solchem Gedenktag noch in der Sonne zu schlendern. Laß die abgebrauchten Kegelkugeln da ihrer Ruhe weiterpflegen; der große Unbekannte hat sie ausrangirt, und es ist unnütz, darüber nachzudenken, ob sie noch einmal wieder brauchbar werden, ihr Spiel auf einer andern Bahn fortzusetzen oder nicht. Jedenfalls haben wir Beide den Vortheil vor ihnen voraus, uns noch nach eigenem Gutdünken herumrollen und trollen zu können. Willst Du's mit mir, so wird Dein Appetit heut Mittag auch Vortheil davon ziehen."

Er legte seinen Arm in den Eugen's und sie durchwanderten das Dorf und weiter hinaus auf stillen Feldwegen einem tiefbraunen Waldrand entgegen. In Hainbuch's Aeußerungen und seiner Stimme lag etwas Ungewohntes, manchmal halb Träumerisches; er wandte sich ab und zu, warf einen Blick über die Herbstleere umher zurück und sagte: „Oktober — achtzehnter Oktober. — Wenn Du die Augen schließt, ist er nicht wie ein Frühlingstag, Eugen? Ja so, Du brauchst die Augen nicht zu schließen, im Gegentheil, wenn Du sie weit aufthust, blühen Dir die Anemonen am Wall und die Reseden duften Dir nach Veilchen."

Er nickte vor sich hin, ging schweigend weiter und hub nach einer Weile wieder an, doch als rede er mit sich allein, habe vergessen, wer und daß Jemand neben ihm gehe:

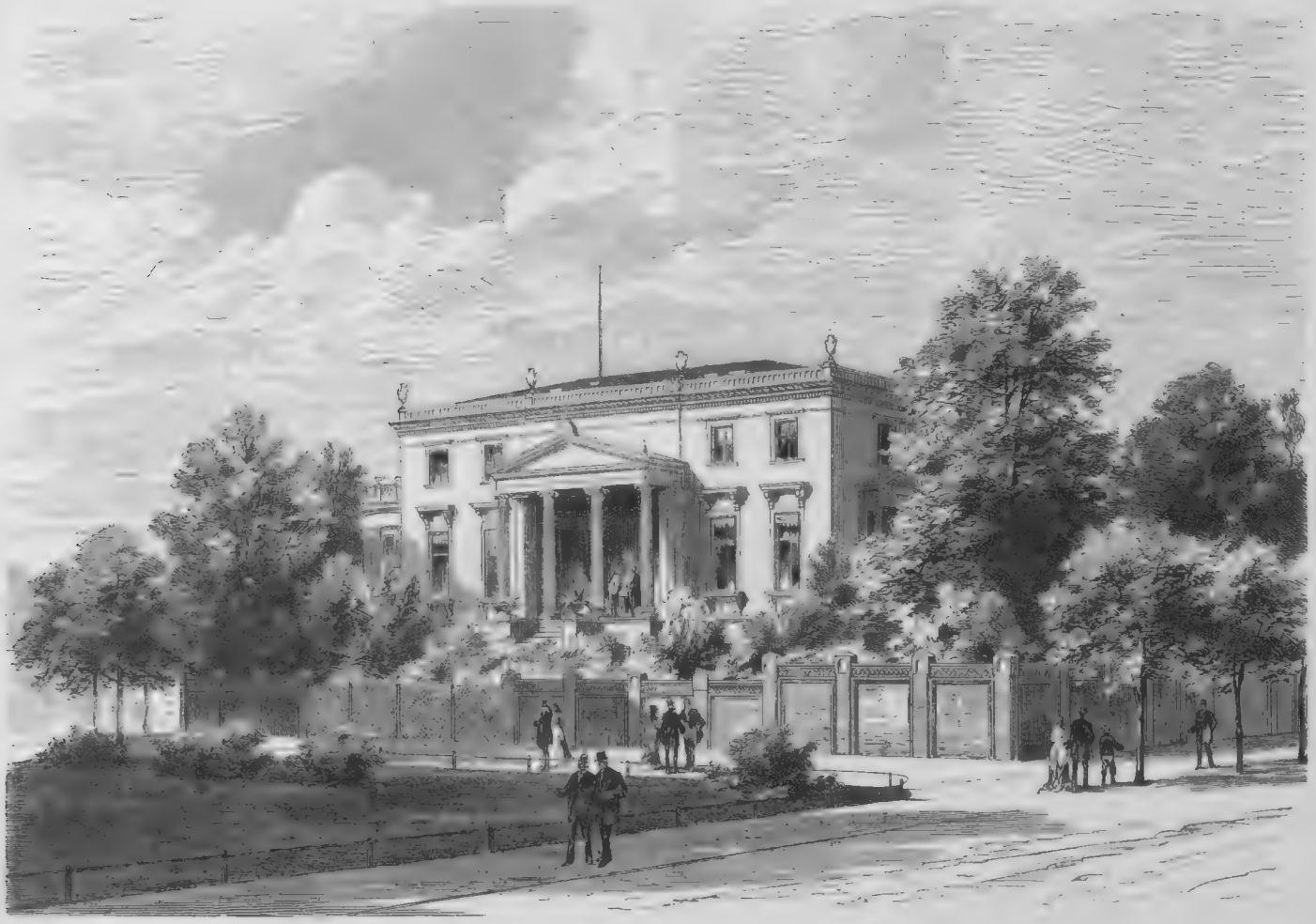
„Was besser ist, drüben mit ihnen aus der Erde heraufgeworfen zu werden oder hier noch in der Sonne selbst Schatten zu werfen? Was ist gut? Nur Eines — einmal mit einer jungen Liebe in der Seele in einen Frühlingstag zu athmen und seine ersten Blumen zu pflücken. Dann sollt' es vorüber sein, mit dem Abend des Tags, mit dem welkenden Strauß — Ja so, was für Thorheit schwatze ich Dir, Eugen —"

Ottmar Hainbuch sah, sich besinnend, auf; der Jüngling, dessen Gesicht sich hochroth überzogen hatte, gab verlegen zur Antwort:

„Wohin gehen wir? Dieser Weg ist mir ganz fremd."

„Sehen wir, wohin er uns führt, das ist immer das Beste, Freund. Die Wege wollen, nicht wir, darin liegt die einzige Weisheit, die das Leben uns lehrt, und wer es rechtzeitig lernt, spart sich zerrissene Kleider und zerkratzte Hände, mitunter auch mehr. Aber dieser Weg hier sieht mir Zutrauen weckend aus, als müßte er in irgend einen heimlich-stillen Winkel bringen, den gewöhnlich nur die Sonne besucht und der gut für einen Oktobertag paßt. Ein hübsches Gesicht ist eine gute Empfehlung, laß uns ihr Folge leisten!"

(Fortsetzung folgt.)



Das chinesische Gesandtschaftshotel in Berlin. Originalzeichnung von G. Theuerkauf.

Die chinesische Gesandtschaft in Deutschland.

(Hiezu das Porträt S. 141 und Bild S. 152.)

Nächst Lord Russel und Herrn von Oubril, den beiden Botschaftern Englands und Rußlands, vertritt Liu-Ta-jén, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des chinesischen Kaisers Kuang-sü, das größte Reich der Erde am Hofe des Kaisers Wilhelm.

Vierhundert Millionen Menschen, meist mongolischen Stammes, die in Flachlandern und Alpenlandschaften von zehn Millionen Quadratkilometer Größe an gelben, blauen und noch anderen Flüssen wohnen, Leute, welche lange vor uns das Pulver erfunden, haben einen ihrer höchsten Reichsbeamten, einen Mann von umfassender Gelehrsamkeit, welcher in diesem „ceremoniellsten" Staate unmittelbaren Zutritt und Vortrag bei dem Kaiser hat, nach Berlin gesandt.

Nach einer Jahrtausende langen Abgeschlossenheit dieses „krystallisirten" Volkes brachte bekanntlich Preußen am 2. September 1861 durch den Grafen Eulenburg einen Handelsvertrag zu Stande, den ersten, welchen China mit einer europäischen Macht zuließ. Sieben Jahre darauf schickte China den Amerikaner Burlingame an der Spitze einer Art Rundreise-Gesellschaft auch nach Deutschland, um neue Handelsverträge zu schaffen, während Preußen-Deutschland inzwischen eine Gesandtschaft in China etablirt hatte. Bis auf einen kleinen Zwischenfall im Jahre 1876, welcher durch die Plünderung eines deutschen Schiffes veranlaßt wurde und der deutsche Kriegsschiffe nach Hongkong führte, sind die Beziehungen unseres Vaterlandes zu dem großen Reiche des Ostens die besten gewesen.

Seit Oktober des vergangenen Jahres weilt der chinesische Gesandte, der vordem neun Monate lang in London als „zweiter Gesandter" fungirt hatte, in der Hauptstadt des deutschen Reichs. Ich bemerke, daß die Chinesen die Eigenthümlichkeit haben, nur Gesandte zu bevollmächtigen, niemals Botschafter, und dann meist zwei Männer an einem Hofe, von denen der eine den andern beaufsichtigt. In Berlin weilt jedoch nur ein Gesandter und dieser hat vor wenigen Wochen sein zwar sehr kostspieliges, aber nicht recht passendes Quartier im südlichen Theil der Friedrichsstadt, das trotz alledem 21,000 Mark jährlicher Miethe kostete, mit einer in der Nähe des Zoologischen Gartens und der Kaiserin-Augustastraße belegenen, prachtvoll eingerichteten Villa vertauscht.

Dieser schöne Bau wurde vor mehreren Jahren von Ende und Böhmann am Landwehrkanal für den damals reichsten Mann Berlins in einem schönen, baumreichen Park aufgeführt. Die Annehmlichkeiten des Landlebens wie des Stadtlebens sollten in dem stillen, angenehmen Viertel, wohin das Geräusch des Geschäftsverkehrs der inneren tobenden Stadt nicht dringt, vereint werden. Die Villa ist in den edlen Stylformen der griechischen Renaissance aufgeführt und besteht aus einem herrschaftlichen Hause, das an der Ostseite durch einen Portikus geziert ist, während an der Westseite Nebengebäude den Wirthschaftshof umgeben. In dem hochgelegenen Parterregeschoß, dem Hauptstockwerk, liegen die Repräsentationsräume sowie die Wohnzimmer des Gesandten, in den oberen Räumen und den Nebengebäuden die Wohnungen der verschiedenen Beamten. Der Hauptaufgang führt von Norden her auf einer stattlichen Freitreppe, welche im Innern durch eine breite, mit Teppichen belegte Marmortreppe fortgesetzt wird. Dieselbe läuft auf einen großen, reich verzierten Korridor aus, welcher mit den Marmorbüsten unseres Herrscherpaares geschmückt ist.

Um alle diese Räume gruppiren sich die überaus geschmackvoll dekorirten Salons des Gesandten. Einzelne Porzellanvasen und Schalen, die aus der Heimat mitgebracht sind, haben in den Räumen Aufstellung gefunden. Nach der Hauptfront, der

Schwarzes Allerlei. Originalzeichnungen von Wilh. Sprenger.

Ostseite, liegen drei große Empfangssalons, nach der Südseite die Räume, welche dem Gesandten zur persönlichen Benützung dienen: sie bestehen aus Arbeits-, Schlaf-, Toilette- und Badezimmer und den Räumen für den Leibdiener, welcher bei der Toilette behülflich sein muß.

Und ein chinesischer Kammerdiener hat schweren Dienst. Da muß jeden Morgen der ganze Kopf rasirt werden, der, im Gegensatz zu den diplomatischen Köpfen Europas, mit bedeutendem Haarwuchs gesegnet ist. Auch auf die Pflege des Zopfes, dieses wichtigsten Toilettenstücks, muß eine besondere Sorgfalt verwendet werden, weil in denselben sowohl falsches Haar als auch seidene Schnüre hineingeflochten werden, um die reglementsmäßige Länge von einem Meter zu erzielen. Ich möchte übrigens hinzufügen, daß die Chinesen erst seit der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts Zöpfe tragen.

Liu-Ta-jên ist aus Canton gebürtig. Liu ist ein adeliger Familienname und Ta-jên bedeutet etwa Excellenz. Der Gesandte ist ein Mann von 55 Jahren, in seinen Augen liegt Klugheit und Intelligenz, seine kräftige Statur von echt chinesischem Typus und seine Elastizität und geistige Frische machen ihn zu einer äußerst interessanten und hervorragenden Persönlichkeit, die in ihrem Wesen feine, weltmännische Manieren mit reicher Gelehrsamkeit und bedeutenden Erfahrungen vereint. Ich war begierig, zu erfahren, welchen Eindruck Deutschland und seine durch die Ereignisse der letzten Jahrzehnte weltgeschichtlich gewordenen Männer auf den hohen Staatsmann des fernen Ostens gemacht haben. Seine Excellenz findet, daß Deutschland, welches er bekanntlich in diesem Sommer durchreist hat, ein sehr schönes Land ist und daß seine großen Männer, in der Nähe besehen, nichts von ihrer Bedeutung verlieren; nur eins konnte der Gesandte noch nicht recht begreifen, und das war die deutsche Reichsverfassung.

Ungleich den hiesigen Japanern, die auch daheim mit der Annahme europäischer Kultur und Gewohnheiten ihre Nationaltracht abgestreift haben, tragen die Chinesen ihre landesübliche Tracht, deren Beibehaltung im Zusammenhang mit ihrem Nationalstolze und ihrer Heimatsliebe steht. Die Kleidung besteht aus einem eng anschließenden Hemd von Seide oder Wolle, das bis zur Hüfte reicht, daran schließt sich ein anliegendes Beinkleid, über welches lange, bis zu den Knieen reichende Strümpfe gezogen werden. Die Farbe der Kleider hängt von dem Belieben der Einzelnen ab; auffallend ist besonders ein ganz eigenthümliches Blau und Grau. Gelb ist die dem Kaiser gebührende Farbe und Weiß die Farbe der Trauer. Ueber den Unterbeinkleidern werden weite, kaftanartige Oberkleider getragen, welche bis zu den Knieen reichen. Die Schuhe, welche einen überaus sauberen Eindruck machen, sind aus Filz, die Sohlen aus zusammengefaltetem Papier, das aber das Berliner Pflaster nicht recht vertragen soll.

Vier chinesische Militärs, welche in Spandau die Kriegswerkstätten des deutschen Reichs studiren, tragen eine Art Phantasieuniform, ähnlich derjenigen des Garde-Trainbataillons, blaue Kragen und blaue Aufschläge, goldene Epauletten mit goldener Stickerei; das Wappenthier am Helm und in der Stickerei ist der „Drache". Den Zopf haben die Herren zusammengerollt und unter der großen Militärmütze nach deutschem Schnitt verborgen.

Liu-Ta-jên ist der europäischen Sprachen nicht mächtig. Herr von Braun, der aus einer deutschen Familie stammt und seit sechzehn Jahren im chinesischen Staatsdienst als Zolldirektor thätig ist, oder aber der Attaché Herr Tsching, welcher gut französisch spricht, übersetzen die Unterredungen und Verhandlungen. Die Begleitung besteht außer Herrn von Braun aus einem Sekretär, zwei Attachés und zwei Dolmetschereleven, die das Deutsche erlernen sollen, wozu sie bereits in Peking Vorstudien gemacht haben. Außerdem sind acht Chinesen neben einer Anzahl europäischer Diener als Köche, Barbiere und Schreiber thätig.

Die Visitenkarte des Gesandten, die wir zu bekommen so glücklich waren, wird die Leser sicher interessiren.

Emil Dominik.

Streitfragen und Historien.

Feuilletons

von

Karl Emil Franzos.

I.

Kulturbestrebungen im Osten Europas.

Steil sind die Wege, welche die Menschheit schreitet, steil und mühevoll, und nicht stetig führen sie zu jener Höhe, wo sich der erträumte Tempel reinen, edlen Menschenthums erhebt. Das wird Niemand leugnen wollen, der die Dinge sieht, wie sie *sind*, und nicht etwa eine rosenrothe Brille aufsetzt, um sie zu sehen, wie sie sein *sollen*. Aber ist ein zeitweiliges Zurückgleiten auf jenen Wegen in der That nur eine Unterbrechung des Strebens nach aufwärts? Trifft das Emporblühen, Reifen und Welken der Kulturen einzelner Völkerfamilien nur eben sie selbst, während die Gesammtheit denn doch vorwärts kommt? Kann, wer alle Menschheit betrachtet, behaupten, daß ihr Fortschritt ein sichtlicher ist? „Ja!" rufen begeistert die Einen; — „Nein!" erwiedern ernst und traurig die Anderen. Dem Aufstieg durch einen vielschluchtigen Gebirgsstock vergleichen die Einen den Weg der Menschheit; wohl winde sich der Pfad eigensinnig genug über Höhen und durch Tiefen, wohl müsse man, um zur nächsten Kuppe zu gelangen, oft genug mühevoll eine tiefe Schlucht überwinden, aber jede Kuppe sei höher als die andere und immer näher leuchte uns der Gipfel entgegen und darauf jener Tempel. Die Anderen aber schütteln traurig den Kopf: „Schön wär' es freilich!" meinen sie, „aber es ist leider nicht wahr! Und wollt ihr schon ein Bild von dem Kulturfortschritt der Menschheit, so seht euch die stumpfe, ausgewetzte Schneide eines alten Rasirmessers an. In sonderbaren, planlosen Krümmungen läuft die Linie, hier hebt sie sich sacht, um jäh hinabzugleiten; dort springt sie steil empor, um sich sanft zu senken. So wenig hier ein Gesetz ist, so wenig auch in dem Ringen der Menschen."

Dieser Gegensatz der Weltanschauung ist ein ewiger. „Durch Nacht zum Licht!" jubeln die Einen, „Aus Nacht in Nacht!" klagen die Anderen. Und beide Rufe werden nie verhallen, so lange Menschen leben, arbeiten und ringen.

Aber auch diese Arbeit ist eine ewige und kann nie stille stehen. Und selbst wer sich dazu bekennt, daß nicht bloß immer auf die Nacht der Unkultur das Licht der Kultur folgt, sondern auch dieses Licht leider immer wieder verschlungen wird von der Nacht der Barbarei — selbst der muß mit Hand und Hirn an dem gemeinsamen Werke schaffen. Er muß — ob er will oder nicht. Denn neben vielem Dunklen und Gemeinen ist ja auch der lichte, segensvolle Trieb des Ringens und Strebens dem Menschen eingeboren. Verschieden entwickelt er sich bei Jedem, hier sehr stark, dort kaum wahrnehmbar — aber in Jedem ist er vorhanden. Und darum auch ist jener Gegensatz nur ein theoretischer, in der Praxis wird er nie fühlbar. Magst du Optimist sein oder Pessimist, magst du an eine planvolle Entwicklung des Menschengeschlechts glauben oder nicht, du mußt dich dennoch mühen, daß es lichter und besser werde um dich her, denn du bist ein *Mensch*.

Die Arbeit ist eine ewige, eine gemeinsame. Aber innerhalb dieses Kreises, der alle Strebungen umfaßt, machen sich andere Gegensätze fühlbar, welche nicht bloß in der Theorie fortwuchern, sondern praktisch sind, oft so eminent praktisch, daß Heil oder Unheil ganzer Nationen dabei in Frage kommt. Und der wichtigste dieser Gegensätze offenbart sich wohl in der verschiedenen Beantwortung der Frage: Hat jedes Volksthum allein jenen mühevollen Weg zurückzulegen oder alle gemeinsam? Soll der Bildungsgang der einzelnen Völker ein nationaler sein oder ein kosmopolitischer?

Auch dieser Gegensatz geht durch alle Kulturgeschichte. Und mag man nun „Leider!" oder „Gottlob!" dazu sagen, verleugnen läßt er sich nicht und ebensowenig auf die Dauer mit schönen Phrasen übertünchen, so oft dieß auch bereits versucht worden. Es geht nicht, und in unseren Tagen am wenigsten. Denn gerade wir haben es ja erlebt, daß der an sich edle, ewig berechtigte, rein menschliche Gedanke des Kosmopolitismus häufiger als je vorher in blauen Dunst umschlägt, und vor unseren Augen schreitet andererseits die nicht minder natürliche und berechtigte Idee der Nationalitäten dröhnenden, geharnischten Schrittes über die Erde — wie sollte da nicht auch gerade jetzt jener Gegensatz sich schroffer fühlbar machen, als in den Tagen unserer Väter und Ahnen?

Freilich hat auch hier die Vernunft und noch mehr die ewige Beherrscherin alles Menschengeschicks und Menschenstrebens, die Nothwendigkeit, einen Riegel vorgeschoben, der mindestens den krassesten Extremen den Eingang in das Reich der Thaten wehrt, so daß sie nur im Reiche der Gedanken abenteuerlich umherspuken. Denn das Papier ist geduldig und die Feder willig, und beide sträuben sich nicht, wenn Jemand hinschreibt, daß die Kultur jedes Volkes eine urnationale, uroriginelle, urneue sein muß, daß es jedem Volke nur zum Schaden sein kann, wenn es die Geistesarbeit begrabener Nationen oder seiner lebenden Nachbarn für sich zu verwerthen sucht, daß in allen geistigen Dingen um jedes Volksthum eine himmelhohe Mauer gezogen werden muß, weil es nur so jene Form der Bildung aus sich und in sich entwickeln kann, welche ihm eigenthümlich und darum einzig berechtigt ist. Und ebensowenig wird das Papier roth oder bricht die Feder, wenn Einer behauptet, daß die Liebe zum eigenen Volksthum nicht bloß ein Schwindel ist, sondern auch ein Verbrechen gegen die Menschheit, daß eine nationale Bildung eine ganz lächerliche und unsinnige, aber — Dank den Göttern! — auch völlig utopische Sache ist, daß endlich jedes Volk nicht bloß die Früchte seines Fleißes mit den Nachbarn theilen und dafür auch von den Früchten des fremden Bodens mitgenießen, sondern sich auch im vornherein mit ihnen darüber verständigen muß, welche Fruchtbäume anzupflanzen seien, damit man endlich das Ideal erreichen könne, alle Menschheit dieselben Früchte nach demselben System ziehen zu sehen. Wie gesagt, Dieses und Aehnliches wird oft geschrieben, wohl auch gesprochen — aber trotzdem kommt es keinem Volke bei, eine chinesische Mauer um sich aufzurichten oder sich der Thatsache zu schämen, daß sein eigenthümlicher Kulturboden auch eigenthümliche Geistesfrüchte erzeuge. So scharf wie in der Theorie kann sich also hier der Gegensatz in der Praxis nicht gestalten und in letzterer kann jene Frage nur lauten: „Soll der Bildungsgang eines Volkes ein *möglichst* nationaler sein oder ein *möglichst* kosmopolitischer?"

Ich habe erwähnt, daß von der richtigen Beantwortung dieser Frage Heil oder Unheil ganzer Nationen abhängt. Es ist selbstverständlich, daß dieß weder von den absterbenden, noch von den blühenden Kulturvölkern gilt, sondern von jenen, welche jenen steilen Weg nach aufwärts erst zu wandeln beginnen — also nicht von den Spaniern, Portugiesen und Italienern, auch nicht von den Deutschen, Franzosen und Engländern, wohl aber von den Slaven, Rumänen, Magyaren, Neugriechen, kurz von den Bewohnen jener Länder, welche ich unter der Bezeichnung „Halb-Asien" zusammenfasse. Dieser Name hat sich in den drei Jahren, seit ich ihn zuerst genannt, das Bürgerrecht in unserer Sprache erworben, was ich ohne Unbescheidenheit erwähnen darf, weil wahrlich keine besondere Geistreichigkeit dazu gehört, in irgend einer Sache auf das „Ei des Kolumbus" zu kommen. Jene Länder liegen in der That nicht bloß geographisch, sondern auch in ihrem Kulturleben zwischen dem gebildeten Europa und dem barbarischen Asien — die Bezeichnung lag nahe und nur darum ist ihr Verbreitung und Gültigkeit geworden. Freilich hätte ich mit gleichem Recht jene Länder „Halb-Europa" taufen können. Aber die Absicht meiner Schilderungen aus dem Kulturleben der genannten Nationen geht hauptsächlich darauf aus, auf jene Positionen hinzuweisen, welche zunächst erobert werden müssen, wenn die bisherige Scheinherrschaft der Kultur im Osten in der That zu einer wirklichen Herrschaft werden soll. Ich freue mich des bereits Erkämpften, ich berichte gerne davon, aber für nützlicher habe ich gehalten, ausführlicher auf das hinzuweisen, was erst erkämpft werden muß. Und dem gleichen Zwecke, wie jene einzelnen Bilder, dient die vorliegende zusammenfassende Betrachtung, welche den Gang der Kulturbestrebungen in Halb-Asien im Allgemeinen charakterisiren will. Sie kann keine streng historische, streng objektive, sie muß zugleich eine kritische sein, weil sie nicht Gewordenes behandelt, sondern Werdendes. Nicht darum handelt es sich, wie die Völker des europäischen Ostens jene Wanderung nach aufwärts zurückgelegt *haben*, sondern wie sie dieselbe zurücklegen sollen . . .

Daß sie diese Wanderung überhaupt antreten, oder, wo der erste Schritt bereits geschehen, fortsetzen müssen, darin stimmen alle Gebildeten jener Lande überein. Aber — leider! — nur *darin*! Während das Bedürfniß, die Nothwendigkeit, unablässig mahnen, die kostbare Zeit nicht nutzlos verfließen zu lassen, während der Menschenfreund jeder Stunde nachklagen möchte, die thatlos verstreicht, vergeuden jene Völker — und Ausnahmen bestätigen ja nur die Regel — ihre Kraft in theoretischen Streitereien. Und hauptsächlich ist es jene Streitfrage über nationale oder kosmopolitische Bildung, die immer wieder aufklingt.

Ich habe oben gesagt, auch dieser Gegensatz sei ewig und namentlich unsere Zeit dazu angethan, ihn noch zu verschärfen. Aber ist er *nothwendig*?

Nein! sicherlich nicht, und es gibt auch in der Theorie einen Standpunkt, welcher zwischen den beiden Extremen die richtige Mitte hält. Kein Volk hat je die Sonnenhöhe seines Kulturlebens völlig aus eigener Kraft erreicht und erkämpft, es hat sich von seinen Vorgängern und Nachbarn Rüstzeug hiezu geliehen, allerdings dann auch neue Waffen erfunden. Und andererseits hat kein Volk je für sich und Andere Nützliches geschaffen, wenn es nicht dieß Entlehnte in sich in eigenthümlicher Weise *verarbeitet*. Das sind Kardinalsätze, welche auf jedem Blatt der Kulturgeschichte der Menschheit verzeichnet stehen — in mehr oder minder lesbaren Lettern freilich, aber kenntlich genug. Und wer dieß erfaßt, wird es beklagen müssen, wenn nutzlos „nationaler" und „kosmopolitischer" Bildungsgang gegen einander ausgespielt werden. Seid Nationale, indem ihr die Wahrheit beherziget, daß ein Volk nicht ohne eigene, ernste Arbeit zur Kultur gelangen kann, seid Kosmopoliten, indem ihr erkennet, daß kein Volk (von der Thorheit solcher Zumuthung abgesehen) stark und begabt genug ist, aus eigener Kraft so viel zu leisten, als alle Anderen zusammengenommen!

Und noch unbegreiflicher wird das Festhalten jenes Gegensatzes in der Praxis! *Kultur* — das Wort ist hübsch, es läßt sich leicht aussprechen, sein Begriff leicht denken, aber die Ausführung ist eine schwere Sache und erfordert harte, nüchterne Arbeit. Aus Millionen und aber Millionen einzelner, kleiner, kleinlicher, langwieriger, langweiliger Arbeiten und Thaten setzt sich endlich, nachdem viele Generationen ihr Bestes dafür gethan, jenes Resultat aller Zustände zusammen, welches wir „Kultur" nennen. Kultur wird durch *Arbeit* geschaffen, und zwar weitaus mehr durch *körperliche* als durch *geistige* Arbeit. Die letztere ist sicherlich nicht zu entbehren, aber ohne die erstere bleibt Kultur ein Phantom, Dunst und — Schwindel! Darum wäre es ebenso thöricht, darüber zu grübeln, welche von beiden nothwendiger ist, als es Thorheit wäre, Kulturbestrebungen ängstlich nach ihrer Wichtigkeit zu klassifiziren. Wichtig ist, was nothwendig ist, und nothwendig ist unendlich Vieles und Verschiedenes, wenn ein Volk aus der Barbarei zur Bildung gebracht werden soll. Der Dichter, welcher die Seelen seiner Volksgenossen erhebt und ihr Gemüth vertieft, der Gesetzgeber, welcher für ein ganzes Reich auf Jahrhunderte hinaus Handel und Wandel regelt, die Guten schützt und den Bösen wehrt, der Erfinder, der das Gebiet menschlicher Thätigkeit erweitert, der Dorflehrer, der all' seine Tage nur das Lesen und Schreiben lehrt, der Bauer, der sein Gütchen besser bewirthet, als dieß bisher in seiner Gemeinde geschehen, der Schuhmacher, welcher bessere und billigere Stiefel macht, als dieß in seinem Orte üblich gewesen — sie Alle sind Vorkämpfer der Kultur, und noch viel geringere Leute dürfen diesen Ehrennamen für sich in Anspruch nehmen. Und was vollends bloße Kämpfer für die Kultur betrifft, so sind dieß alle, alle Glieder eines Volksthums, welche arbeiten und ringen. Schon daraus geht hervor, daß sich die Kulturentwicklung eines Volkes nur in gewissen höheren Richtungen von der Theorie systematisch ihre Wege vorzeichnen läßt und lassen

kann, in allen geringeren entscheidet ausschließlich das praktische Bedürfniß. Der Landmann wird einen Fortschritt in der Wirthschaft nicht deßhalb verwerfen, weil die Söhne eines anderen Volkes zuerst darauf gekommen, ihn andererseits nicht blind aus diesem Grunde acceptiren, sondern nur dann, wenn dieser Fortschritt auch auf seinem Boden, bei seinen Verhältnissen durchführbar und ersprießlich ist. Aber auch in jenen höheren Richtungen wird das praktische Bedürfniß ein gewichtiges Wort mitreden. Der Gesetzgeber, der aus ehrlichster Ueberzeugung der kosmopolitischen Richtung angehört, wird gleichwohl kein Gesetz des Auslands acceptiren dürfen, welches für die Verhältnisse seines Landes nicht paßt, und ein Anderer, welcher von der Nothwendigkeit eines möglichst nationalen Bildungsganges tief durchdrungen ist, wird gleichwohl nicht deßhalb eine nützliche Institution ablehnen, weil sie sich auf fremdem Boden zuerst bewährt.

So sollte es sein, könnte es sein, müßte es sein! Aber so ist es leider nicht in den Ländern Halb-Asiens. Der Krebsschaden ihrer Kulturentwicklung ist das Verfehlen der richtigen Mitte zwischen dem nationalen und kosmopolitischen Standpunkt und das Festhalten hier des einen, dort des anderen Extrems.

Beides geschieht, so seltsam dieß klingen mag, im Grunde doch aus denselben Motiven. Es gebricht den osteuropäischen Völkern nicht an natürlicher Intelligenz — gewiß nicht, so oft dieß auch thörichter- und ungerechterweise behauptet wird! — nicht an gutem Willen, nicht an Thatkraft, aber es fehlt ihnen die richtige Erkenntniß, daß auch das nationale Selbstbewußtsein seine Grenzen hat, außerhalb deren es in's Unberechtigte, ja in's Lächerliche umschlägt.

Wir wollen dieß näher ausführen, indem wir die beiden Extreme getrennt behandeln und durch Beispiele beleuchten. Die schlimmen Folgen, welche ein extrem nationaler Standpunkt in Kulturfragen herbeiführt, treten nirgendwo deutlicher hervor, als bei der moskowitischen Partei in Rußland. Der Ausspruch ihres geistigen Oberhauptes, Aksakow, daß Rußland in sich jede Spur der verfaulten westlichen Civilisation austilgen, aus sich heraus eine eigenthümliche Kultur schaffen und mit Hülfe derselben die anderen Stämme der slavischen Völkerfamilie von dem unheilvollen Einfluß der verkommenen westeuropäischen Welt befreien müsse — dieser Ausspruch ist keineswegs die Manifestation einer vereinzelten, individuellen Ueberzeugung, sondern das Programm einer Partei, welche über Hunderttausende von Anhängern verfügt. Und ferner nicht etwa bloß ein theoretisches Programm, sondern die Direktive für wirkliche und wahrhaftige Handlungen und Thaten. Es ist hier nicht des Ortes, darzulegen, wie diese Partei bereits heute die Schule, die Gemeinde, die Kirche u. s. w. beeinflußt, und was sie bereits gethan, um sich für die Zukunft noch größeren Einfluß zu sichern. Auch über die Schlußresultate, welche sie bei fortdauernder, ungehinderter Agitation erreichen kann, wollen wir uns um so weniger verbreiten, als sie dem Einsichtigen ohnehin klar liegen: es wird da allerdings eine originelle Kultur geboren, das heißt eine Kultur, die man anderwärts nicht mit diesem Namen belegen würde ... Fragen wir aber, wie diese Partei geworden, so treffen wir auf die beiden Motive, deren wir oben gedacht. Mag auch die unmäßige Ueberflutung Rußlands mit westeuropäischen, namentlich französischen „Kulturträgern" das nationale Bewußtsein mit Recht gereizt haben — in der Abwehr, zu welcher Aksakow und Genossen es aufgestachelt, schlägt das berechtigte Volksbewußtsein in unberechtigte Anmaßung um. Der Russe hat allen Grund, sein Volk zu lieben, denn es ist ein tüchtiges, begabtes und, wo es unverdorbt geblieben, braves und gutartiges Volk; er hat sogar einigen Grund, hoffnungsvoll in die Zukunft zu sehen, aber sicherlich keinen Grund, zu glauben, daß sein Volk tüchtiger und bildungsfähiger ist als Deutsche, Franzosen und Engländer! Das ist nationale Ueberhebung — ich gebrauche absichtlich den gelindesten, vielleicht eben darum nicht mehr ganz zutreffenden Ausdruck. Und ferner — könnten Aksakow und Genossen ihr Volk aufmuntern, sich so im Handumdrehen eine nationale Kultur zu erringen, wenn sie vom Wesen der Kultur richtige Begriffe hätten?! Wenn sie wüßten, daß dazu die Arbeit Aller durch lange Generationen gehört?! Wenn ihnen klar wäre, daß Kultur nicht der Inbegriff edler Gesinnungen ist, nicht die Folge etwaiger heroischer Großthaten, sondern das Resultat unzähliger, nüchterner Arbeiten?!

Fassen wir nun das andere Extrem in's Auge: das kosmopolitische. Sein Walten tritt nirgendwo klarer zu Tage als in Rumänien. Alle Institutionen des Westens finden sich an den Ufern der Aluta und Dombrowiza getreulich kopirt. Die rumänische Armee ist nach preußischem Muster eingeübt, nach französischem equipirt, der Plan zu den Gymnasien und Universitäten stammt von der Seine her. Der Code Napoleon ist das giltige Gesetzbuch und als Richter im Kriminalprozeß fungiren Geschworene aus dem Volke. Die Verfassungsurkunde ist höchst freisinnig, die Kammern und ihre Verhandlungen unterscheiden sich äußerlich in nichts von den Vertretungen westlicher Länder. Die politische Verwaltung, die kommunale Autonomie sind nach den besten Mustern des Auslandes geregelt. Kurz — wer nur nach Gesetzen fragt und nicht nach deren Ausführung, nur nach Formen und nicht nach deren Inhalt, kann in Rumänien allüberall, auf allen Gebieten, eine Antwort hören, die ihn höchlich befriedigt. „Das ist ja," wird er ausrufen müssen, „ein Musterland, wie kaum ein zweites auf Erden zu finden!" Andere, die das Land aus eigener Anschauung kennen oder gar ihr ganzes Leben dort zubringen, sind freilich anderer Ansicht. Und unter diesen Letzteren ist auch der gründlichste, geistvollste Gelehrte Rumäniens, der ehemalige Kultusminister Titus Maiorescu. Hören wir sein Urtheil, als das eines begeisterten Patrioten, als das des kompetentesten rumänischen Kulturforschers. „Wir Rumänen haben," sagt er in seinen „Critice" (Bukarest 1874), „mit innerer Unwahrheit und äußerer Prätension alle Formen der modernen Kultur nachgemacht und verfälscht. Bevor wir Dorfschullehrer hatten, haben wir Dorfschulen errichtet, bevor auch nur eine Spur von geeigneten Professoren zu sehen war, haben wir Gymnasien und Universitäten eröffnet und so den öffentlichen Unterricht gefälscht. Bevor sich auch nur der geringste Lichtstrahl einer selbstständigen wissenschaftlichen Thätigkeit bei uns zeigte, haben wir eine rumänische Akademie der Wissenschaften gegründet u. s. w. Dem Anschein nach und nach den statistischen Rubriken der äußeren Formen besitzt Rumänien heute fast den gesammten Apparat westländischer Civilisation. Wir haben Politik und Wissenschaft, haben Zeitungen und Akademieen, haben Schulen und Literatur, auch Museen und Konservatorien, und einige Theater sind vorhanden, ja wir haben sogar eine Konstitution. Aber in Wahrheit sind dieß seelenlose Produkte, Ansprüche ohne Berechtigung, Gespenster ohne Körper, Trugbilder ohne Wirklichkeit, und so ist die Kultur der höheren Schichten der rumänischen Gesellschaft null und nichtig, ja schlimmer als null und schlimmer als nichtig! Die einzige reale Klasse unserer Gesellschaft ist der Bauer, und seine Realität besteht in dem Leiden, in dem Steuerdruck, der ihn erdrückt, wegen der eitlen Hirngespinnste der höheren Schichten."

Dieß Wenige mag genügen! Fragen wir aber nun, was die Rumänen zu diesem Festhalten an dem Extrem des kosmopolitischen Bildungsganges bewogen, so treffen wir auf dieselben Gründe, welche die moskowitische Partei in Rußland dem direkten Gegentheil in die Arme getrieben. Nur die mangelnde Erkenntniß von dem Werth und Wesen der Kultur konnte die Staatsmänner Rumäniens glauben lassen, daß die bloße Einführung westlicher Formen ohne peinliche und gewissenhafte Arbeit genügen werde, ihr Land dem gebildeten Europa gleichzustellen. Nur die Ueberschätzung der Kraft und Begabung ihres Volkes konnte sie wähnen lassen, daß dasselbe ohne Weiteres die Formen des Westens mit dem wahren Geist und Inhalt werde ausfüllen, also binnen Jahren oder Jahrzehnten dieselbe Arbeit werde vollbringen können, zu welcher Franzosen und Deutsche Jahrhunderte, wo nicht Jahrtausende bedurft!

In ihren Motiven also gleichen sich jene beiden Extreme und leider auch in ihrer Schädlichkeit für die Gegenwart, in ihrer Gefährlichkeit für die Zukunft. Denn gleich verkehrt ist es, jenen steilen Weg zum Gipfel der Kultur nicht auf der leiblich gebahnten Straße zurückzulegen, sondern sich selber seinen Pfad bahnen und dadurch die Schwierigkeiten in's Unendliche vermehren zu wollen, wie es andererseits verkehrt ist, wenn ein schwacher und ungeübter Fußgeher dadurch seine Vorgänger einzuholen glaubt, daß er sich ebenso kleidet wie sie. Das Geheimniß, warum sie voraus sind, steckt wahrlich nicht in ihren Röcken und Hüten, sondern in der Ausdauer ihrer Lungen, in der durch mühsame Uebung gestählten Kraft ihrer Sehnen.

Es ist leider in allen menschlichen Dingen leichter, in eine verkehrte Richtung zu gerathen, als wieder aus ihr heraus auf den richtigen Weg. Gleichwohl wäre es unberechtigt, an einer gesunden Kulturentwicklung Halb-Asiens deßhalb zu verzweifeln, weil diese Völker im Beginn der Wanderung einen unrichtigen Pfad eingeschlagen oder den richtigen nicht mit der gehörigen Geduld und Ausdauer verfolgt. Errare humanum — das gilt von den Einzelnen wie von ganzen Völkern. Und die eiserne Nothwendigkeit sorgt schon dafür, daß wir den Irrthum erkennen.

Freilich sorgt sie andererseits auch dafür, daß kein Irrthum unbestraft bleibt, und je länger wir ihn begehen, um so härter müssen wir ihn büßen. Darum müssen wir Alle, Alle jenen Völkern eine baldige Umkehr, eine Wandlung ihrer Bestrebungen wünschen. Und nicht bloß etwa aus Edelmuth — die Solidarität des Menschengeschlechts in allen Kulturfragen ist eine enge und ruht auf viel realerer Basis, als sich der engherzige Egoismus träumen läßt.

Zweierlei freilich müssen diese Völker vor Allem lernen: Fleiß und Geduld. Die schätzbaren Eigenschaften des Volkscharakters nehmen in der Richtung von West nach Ost immer mehr ab. Der Deutsche kann sich beider rühmen, der Oesterreicher nur noch des Fleißes — die Geduld geht ihm ab. Den natürlichen Lauf der Dinge abzuwarten, von jedem Korn, das er gesäet, erst dann die Frucht zu erwarten, wenn sie gereift ist, das ist ihm unmöglich. „Aber, meine Herren, so lassen Sie um Gottes willen die Bäume doch wachsen!" rief einmal Wiens populärster Bürgermeister, Dr. Andreas Zelinka, in komischer Verzweiflung einigen Mitgliedern des Gemeinderaths zu, als diese sich fünf Monate nach Eröffnung des Wiener Stadtparks darüber beklagten, daß man in diesem Garten so wenig Schatten finde. Das Wort wäre das bezeichnendste Motto für eine Kulturgeschichte Oesterreichs.

Wer vollends über Oesterreichs Marken nach Ost hinausgeht, kann weder Fleiß noch Geduld mehr konstatiren.

Dazu also müssen jene Völker vor Allem erzogen werden, denn, wiederhole ich, es liegt ein schweres Werk vor ihnen.

In welchen Richtungen dieses Werk in Angriff genommen werden muß, ergibt sich aus dem Vorigen. Es gilt, vom Extrem abzugehen und die richtige Mitte zu finden. Es gilt, die fremde Pflanze in den eigenen Boden tief einzufügen, daß sie wirklich feststeht oder, wenn dieß nicht geht, wieder aus diesem Boden zu reißen; es gilt, die eigene Pflanze nach den Erfahrungen anderer Gärtner zu pflegen und zu behüten. Das sind freilich nur allgemeine Andeutungen, aber ein Eingehen in's Besondere würde mindestens ebensoviele Bogen erfordern, als mir hier Spalten zu Gebote stehen. Was vollends das erstgenannte, das nationale Extrem betrifft, so ist es so eng mit politischen und sozialen Zuständen verwachsen, daß sogar jede fernere Andeutung den Rahmen überschreiten würde, welchen sich diese Blätter in weiser Beschränkung gesetzt.

Leichter noch ließen sich die Schwierigkeiten besprechen, welche das Ablenken von dem andern, dem kosmopolitischen Extrem wird überwinden müssen. Aber auch hier wollen wir nur Einen Punkt hervorheben.

Die Anbetung der Form — ohne sich um den Inhalt zu kümmern — ist das Hauptunglück in den meisten Ländern Halb-Asiens, der verhängnißvollste Fehler in ihrer Kulturentwicklung. Man ahmt die Institutionen des Westens nach, ohne zu berücksichtigen, ob sie passend sind oder nicht, ob die Bewohnerschaft jener Länder bereits reif genug ist, von ihnen heilsamen und nützlichen Gebrauch zu machen oder nicht. Das ist aber gefährlich und beklagenswerth, denn dieselbe Einrichtung, welche bei den westlichen Kulturvölkern langsam und naturgemäß emporgereift und darum nur Zeugniß gibt von der Höhe, welche diese Völker errungen, wird im Osten oft genug zu einem Zerrbild, zur Quelle abscheulichen Mißbrauchs, ja zu einem Brand- und Schandmal jener Länder.

Wie soll dieser Fehler getilgt werden? Indem diesen Formen der nöthige Inhalt eingeflößt wird? Das würde die Arbeit von Jahrhunderten erfordern und wäre ein verkehrter Weg. Zuerst muß ein Inhalt da sein, dann findet sich schon die Form. Ist aber die Form früher da als der Inhalt, dann muß sie wieder getilgt werden, denn sie bringt nur Schaden. Dießbezüglich muß ein anderes Wort Maiorescu's von jedem Einsichtigen gebilligt werden: „Die Form ohne den Inhalt, der Schein ohne das Wesen bringen nicht nur nie einen Nutzen, sondern sie sind geradezu schädlich, denn sie vernichten allemal ein mächtiges Kulturmittel. Besser keine Hochschule, als eine schlechte, besser keine Akademie, als eine solche ohne wissenschaftliche Bestrebung, besser keine Verfassung, als eine Verfassung auf dem Papier. Wer anders handelt, bringt eine Reihe von Formen hervor, welche längere oder kürzere Zeit hindurch verurtheilt sind, ohne inneren Gehalt zu leben. Allein in einer Zeit, in welcher eine Akademie gezwungen ist, ohne Wissenschaft zu wirken und eine Hochschule ohne Unterricht, in solcher Zeit werden jene Formen in der öffentlichen Meinung entwerthet und sind dadurch eine Gefahr für den wirklichen Gehalt, der sich unabhängig von ihnen später entwickeln könnte und dann hülf- und rathlos dastehen würde, da er sich in ein der Verachtung preisgegebenes Gewand nicht kleiden kann. Dem Wesen aber ist die Form unumgänglich nöthig, darum ist es so verhängnißvoll, wenn der Schein ohne das Wesen einhergeht. Ohne Kultur kann ein Volk noch weiter leben, denn ihm darf die Hoffnung bleiben auf die Zukunft. Aber mit einer falschen Kultur kann kein Volk leben, und wenn es dennoch in ihr beharrt, dann wird es nur ein Beispiel mehr liefern zu dem unerbittlichen Gesetz der Weltgeschichte, daß im Kampfe zwischen der wahren Civilisation und einem Volke das Volk vernichtet wird, nie aber die Wahrheit."

So der Kultusminister Rumäniens, dessen Worten ich nichts weiter hinzuzufügen habe, als das Versprechen, seine Ansicht, welche ich zur meinen gemacht, ebenso die von mir selbst entwickelten Ansichten in ferneren Abschnitten dieses Cyklus durch authentisches Material zu begründen.

Porträtskizzen und Erinnerungen.

Lose Blätter

von

Elise Polko.

I.*)

Versunken.

Eine Erinnerung an den 31. Mai 1878.

„A Dieu mon âme,
Ma vie au roi — —."
(Alter Ritterspruch.)

In der fröhlichen Kinderstube eines lieben, militärischen Daheim einer Stadt am Rhein — wo eben jetzt das Wanderzelt aufgeschlagen wurde — war eine kleine schwarze Venetianer-Halbmaske lange, lange Zeit das liebste und gesuchteste Spielzeug eines glücklichen Kleeblatts. Zwei rosige Mädchen und ein prächtiger Knabe verschwanden abwechselnd hinter ihrem seidenen Vorhang und wurden nicht müde, mit lachenden Augen immer und immer wieder durch die schmalen Spalten zu schauen. Bei allen intimen Familienfesten des Hauses spielte diese Larve ihre Rolle, mit ihrer Hülfe verging manch' langer Winterabend

*) Erste Serie im vorigen Jahrgang.

überraschend schnell, — ihr Anblick hat manche Kinderthräne getrocknet und manch' glückseliges Lächeln hervorgezaubert. Sie war das in höchsten Ehren gehaltene und einstens jubelnd empfangene Geschenk eines jugendlichen Gastes des Hauses, der es an dem Abend eines Ballfestes in Friedrichsort in die Kinderstube getragen hatte. — Jetzt ist freilich von jenem vergänglichen Gegenstand so vieler Freude nichts mehr übrig als ein Stückchen schwarzer Seide, aber das liegt nun wohl geborgen und gehütet vor der Zerstörungslust der Kinderhände in einem silbernen Reliquienschrein, der neben mir steht. Es ist ja seit dem denkwürdigen Tage des 31. Mai dieses Jahres zur Reliquie geworden, denn jenes schöne jugendliche Männerantlitz, das sich einst, vor wenig Jahren, hinter eben diesem Seidenvorhang barg, ist in Staub zerfallen. — — Und wie ein Gewebe von dunklen und hellen Fäden spinnt es sich weiter von jenem armen Stückchen Seidenzeug — und ein Goldfaden tritt aus dem Gespinnst hervor, stark und glänzend, nämlich die tiefwehmüthige Erinnerung an eine selten harmonische Menschenerscheinung, an deren geliebtem Haupte so unendlich viele stolze Hoffnungen hingen, die alle jählings auf ewig versanken. —

Ich meine, es sei eine gewisse Pflicht in unseren Tagen, auch einem größeren Kreise das Bild einer Gestalt nicht vorzuenthalten, die in außergewöhnlicher Weise das lebhafte und warme Interesse der verschiedenartigsten Menschenkinder hervorzurufen vermochte, die ihr begegneten, und in der nicht allein „Poetenaugen" ein Stück Romantik auferstehen sahen. —

— — Es war wirklich einmal eine „Reihe von schönen Tagen", die aber, dem Spruch unseres großen Dichterweisen entgegen, von Allen, über deren Häupter sie damals hingezogen in jenem sonst so stillen Friedrichsort, das wie ein ernster Posten am Meereseingang Wache hält, sehr leicht ertragen wurden. Die damals dort gefeierten Feste spotteten des rauhen Herbstes, der die See aufjagte, damit sie die brausende Begleitung übernehme zu seinem wilden Sturmlied, das weithin schallte und die Menschen ängstigte, die sich vor diesem übermächtigen Duo in ihre engen Wohnungen flüchteten und Fenster und Thüren schlossen. —

Die Offiziere eines Theiles der jungen deutschen Marine lagen in Friedrichsort eben vor Anker, und ihnen zu Ehren improvisirte man denn in den dortigen Militärfamilien Theaterabende, Bälle und lebende Bilder. Ein Flug von Tauben, reizende junge Mädchen, kam von Kiel herüber und liebenswürdige Frauen zeigten sich unendlich erfinderisch in allerlei heiteren Plänen, die verschiedenen willkommenen Gäste zu unterhalten und — sich selber mit.

So saß man denn auch eines Abends in einem kleinen vertrauten Kreise beieinander und nachdem die eifrigen militärischen Gespräche ihr Ende gefunden durch das Erscheinen der Frauen, berathschlagte man lebhaft über das Festprogramm der nächsten Tage. Mit allgemeinem Jubel war soeben der kühne Vorschlag eines Maskenfestes aufgenommen worden, als ein anderes, besonders vergnügungsdurstiges Mitglied der Konferenz auf das Eifrigste für die Darstellung lebender Bilder plaidirte und seinen Wunsch durch die Bemerkung unterstützte, daß vielleicht selten ein so reiches Material zu den Idealgestalten eines Goethe und Schiller beigeschafft werden könne, als es hier sich zufällig zusammengefunden. Und man gab dem Redner vollkommen Recht und zählte sofort mit Vergnügen alle die frischen, hübschen Mädchengesichter und Erscheinungen auf, deren Mitwirkung man erbitten wollte, brachte zugleich seine Huldigung den jungen Frauen und berieth dann über die verschiedenen kraftvollen Männergestalten, die auf die Liste der Theilnehmer gesetzt werden sollten, sowie über deren zweckmäßigste Verwendung. Wie viel wurde gelacht, wie fröhlich geplaudert und gescherzt an jenem Abend! — Man berieth endlich aber auch ebenso angelegentlich als ernst den poetischen deutschen Stoff zu verschiedenen Bildern — als mitten in dem Hin- und Widerreden irgend Jemand, als ganz besonders der Situation angemessen, die erste Szene aus Schiller's „Taucher" vorschlug und zugleich pathetisch rezitirte:

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?" —

Der Gedanke fand Anklang. Ueber die Wahl der schönen Königstochter entspann sich sofort ein neckischer Streit zwischen den Damen, dagegen einigte man sich über den Darsteller des „Edelknechts" so „sanft und keck" ohne weitere Debatte. Man bezeichnete einstimmig als dessen Darsteller eine schlanke Jünglingsgestalt, als den Typus eines dunkelblonden Dichterhelden. Eine Schillerausgabe war selbstverständlich zur Hand — das Gedicht sollte zur Stelle gelesen werden, und zwar durch Akklamation von keinem Andern als dem eben erwählten kühnen Taucher. Er that es denn auch ohne Sträuben, in seiner vornehm-ruhigen Weise, mit weicher, klangvoller Stimme, und über die lachende, sorglose kleine Gesellschaft lief es plötzlich hin wie ein Wolkenschatten über eine sonnige Landschaft. — Man hörte lautlos die Musik jener Verse erklingen und verhallen, die uns Alle wohl nicht nur in den Tagen der Jugend mit seltsamen Schauern erfaßte — und als der Leser, anscheinend selber seltsam bewegt, endlich schloß:

„Es kommen und gehen die Wasser all',
Sie rauschen auf — sie rauschen nieder
Den Jüngling bringt keines wieder!" — —

da lagerte doch für einen Moment ein banges Schweigen auf dem Kreise, und man athmete wie befreit auf, als endlich die Hausfrau rief: „Bitte, nicht dieß Bild, das würde ja alle unsere Gäste traurig machen! Ich weiß ein anderes, zu dem der Graf ebenso gut passen würde — stellen wir doch Bilder aus Goethe's ‚Hermann und Dorothea'!" — —

Und so kam es, daß an jenem späteren Festabend der junge Marineoffizier nicht als „Edelknecht", sondern als das lebendig gewordene Vorbild des Goethe-Ramberg'schen deutschen Jünglings erschien, mit fester Hand das niedersteigende liebliche Mädchen auf den Stufen des Weinbergs stützend. Die Erinnerung an eben diese schöne Erscheinung, an das ganze Bild überhaupt, wird wohl manches Herz zeitlebens bewahren. —

Als man später noch einmal über den zu Wasser gewordenen Taucher scherzte, äußerte eine der Damen lachend: „Es war besser so — nur meine ich, daß wohl keine Seeungeheuer diesen ‚Edelknecht sanft und keck' in der ‚purpurnen Tiefe' festgehalten haben würden, sondern allerlei schöne Meerfrauen. Die würden für ihn gefährlicher geworden sein, als alle ‚Salamander, Molche und Drachen', und er besonders für sie!" —

Wie Mancher und Manchem fiel doch, in eben jenen sorglosen Tagen der Freude, der stets sich gleichbleibende eigenthümliche Ausdruck sinnenden Ernstes und leiser Melancholie in einem Männerantlitz auf, das trotzdem so jugendfrisch und liebenswürdig erschien. Tieferblickende wollen auf eben dieser selten reinen und stolzen Stirn, in der Art des gedankenvollen und träumerischen Blickes der dunkelblauen, leuchtenden Augen die geheimnißvollen und rührenden Zeichen eines frühen Todes erkannt haben. — — —

Jene kleine Venetianerlarve nun trug Graf Axel Schwerin damals selbst in die Kinderstube der Festgeber und vergaß über der Freude und dem Jubel der kleinen Schaar, die ihm entgegenstürmte, eine geraume Weile den Tanz der Erwachsenen drüben in den Festräumen. — —

Die Szenerie eines späteren Bildes mit seiner Gestalt ist ein altersgraues Schloß an der Lahn, von Epheu umsponnen: — das stille Heim eines glücklichen jungen Paares, und Graf Axel sitzt, wiederum an einem Herbstabend, als Gast der jungen Frau und Herrin und einem blonden, schlanken Mädchen gegenüber, um ihnen den Byron vorzulesen. — — Und die Schilderung des blauen, tiefen Sees Lac Leman im „Childe Harold" floß von seinen Lippen:

«Clear, placid Leman! thy contrasted lake
With the wild world I dwelt in, is a thing
Which warns me, with its stillness, to forsake
Earth's troubled waters, for a purer spring.» — —

Und da läßt er denn das Buch sinken und blickt lächelnd auf: Erinnerungen aus der Kinderzeit werden wach. — Er gedenkt der fernen nordischen Heimat, und da kommt es ihm in den Sinn, wie er doch als Knabe in der tiefen Fensternische der alten Schwerinsburg schon immer von dem wunderbaren Zauber der blauen See geträumt, in seltsamer Ahnung, daß eben sie wohl Herz und Leben festhalten müsse mit ihrer wunderbaren Gewalt, wie nichts Anderes — — und erinnert sich, wie ihn grenzenlose Sehnsucht erfaßt nach ihr seit frühesten Kindertagen. Und noch einmal mußte er sie nun wiederholen jene Worte, die seiner geliebten See galten, sie ist und bleibt für ihn wirklich — „a thing";

«Which warns me, with its stillness — to forsake
Earth's troubled waters, for a purer spring!» — —

Ich habe Frauen verschiedenster Art mit tiefstem Antheil, ja mit einer Art von Begeisterung von Axel Schwerin reden und erzählen hören, und Männer mit Rührung. — Allen imponirte, bewußt oder unbewußt, diese Gestalt, wie eine Erscheinung aus längstvergangenen Tagen. Man konnte ihm gegenüber an einen Schwanenritter denken — oder an einen Theodor Körner — es war etwas Eigenartiges in seinem ganzen Wesen und Sein, ein ausgeprägt idealer Zug, der doppelt frappirte in unseren nüchternen Tagen. Nicht nur seine Vorgesetzten und Kameraden stellten ihn hoch in seiner Pflichttreue und der leidenschaftlichen Hingabe an seinen Beruf, in der Festigkeit seines Charakters, in der Lauterkeit und echten Vornehmheit seiner Gesinnungen, auch jeder Fremde, der ihm irgendwie näher trat, mußte sich für ihn interessiren und empfing ihm gegenüber jenen undefinirbaren und zugleich überwältigenden Eindruck, wie ihn sein Liebling Schiller mit den so oft zitirten Worten bezeichnet, die ja Goethe auf den todten Dichter und Freund anwendete:

„Hinter ihm — im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt — das Gemeine!" — —

Mit Leib und Seele war Axel Schwerin ein frischer, fröhlicher Seesoldat für Kaiser und Reich, den Traditionen einer Familie treu, die seit Jahrhunderten Gut und Blut für das theure Herrscherhaus dahingegeben. — Welchen Schatz von Liebe er sich in der Familie erwarb durch jenen Schatz, den er selber den Seinigen entgegentrug — wer könnte und dürfte es beschreiben?

Von echter Ritterlichkeit gegen die Frauen, gleichviel ob sie alt oder jung, in der Tiefe der Seele vielleicht den Traum eines „künftigen großen Glücks", so groß und leuchtend, wie es die arme Erde nicht zu beherbergen vermag — betete er eine Einzige an: seine Mutter. Sie war seine erste Vertraute und kannte jenen leidenschaftlichen Zug seines Herzens: die Liebe zur See. Hatten doch ihre Augen ihn unzählige Male entdeckt, wie er in einem der alten Bogenfenster saß, mit glühenden Wangen über die Blätter irgend eines Buches geneigt, das ihm von dem Meer und seinen kühnen Schiffern erzählte, sie wußte, daß er in solchen Momenten Alles vergaß, um jenem fernen Wellenrauschen zu lauschen und all' den geheimnißvollen Stimmen, die ihn riefen. — — Und so ließ sie und der Vater ihn denn auch ziehen, als dieß Verlangen endlich bestimmte Gestalt gewonnen und kein anderer Beruf als der eines Seesoldaten ihm so wünschenswerth und verlockend erschien. — Er hat ihn voll und ganz erfüllt vom ersten bis zum letzten Tage. — Jene schöne alte französische Devise erscheint so recht wie ein Motto zu seinem ganzen Thun und Wesen:

«A Dieu mon âme — ma vie au roi —
Mon coeur aux dames — l'honneur pour moi!»

— — Und so kam denn auch für ihn, wie für so viele der Tapferen, Braven und Unvergeßlichen, jener Schreckenstag des 31. Mai 1878 — der furchtbare Untergang des „Großen Kurfürsten", ein Tag, der nicht nur für die Einzelnen, die einen unersetzlichen Verlust erlitten, nein für die ganze deutsche Nation für alle Zeiten ein Trauertag bleiben wird und muß. — —

Von der Hand des älteren Bruders Karl, Landrath in Weilburg an der Lahn, wurden jene wenigen rührenden Daten über die letzten Momente Axel Schwerin's zusammengestellt, die der Trauernde selbst in Dover und London von Augenzeugen gesammelt und die mit der Aufschrift: „Axel's Schicksal" den Familienpapieren der Schwerinsburg einverleibt wurden. —

Nach ihnen muß Graf Axel, der zur Zeit der Katastrophe Batteriechef war und einen der beiden Thürme des Riesenschiffes kommandirte, gleich nach dem Zusammenstoß in das Zwischendeck geeilt sein, um hier der unmittelbaren Gefahr entgegenzutreten und namentlich die Pforten zu schließen. Der Obermaschinistenmaat Koppe hat ihn noch im Zwischendeck gesehen, die Pforten schließend und eine derselben mit seinem Leibe deckend, in welche das Wasser stromweise hereinstürzte. Der Genannte rief ihm zu: „Pforte los — ist nicht mehr zu schließen!" Der „König Wilhelm" hatte ja die Schlußthür weggerissen. — Aber wer hätte eine schwache Menschenstimme zu verstehen vermocht in dem entsetzlichen Getöse, das sie Alle umbrauste wie die Donner des letzten Gerichts! Auch die Erwiederung des jungen Batteriechefs auf eben jenen Zuruf, von lebhaften Gestikulationen begleitet, verhallte ungehört. So blieb er denn, mit dem Aufgebot aller Kraft gegen die offene Pforte gelehnt, stehen, bis eine Riesenwelle ihn fortriß und unter den Tisch schleuderte. — —

Später haben ihn junge Kadetten auf der Kommandobrücke stehen sehen, wohin er, nachdem er sich wieder aufgerafft, gestürzt war und wo er mit größter Ruhe kommandirte. Das letzte, verhängnißvolle Kommando rollte denn auch endlich über die Häupter aller Getreuen, Tapferen hin, von denen Keiner, trotz der Todesnoth, seinen Posten verlassen, es lautete: „Ueber Bord springen!"

Da ging denn auch Graf Axel über den Kiel des gekenterten Schiffes und hat sich, aller Vermuthung nach, jedenfalls auf der entgegengesetzten Seite in's Wasser geworfen.

Der „Große Kurfürst" hatte sechs Kessel. Einer derselben soll in jenem furchtbaren Augenblick schon gesprungen gewesen sein, — später erschütterte aber wiederum ein entsetzlicher Knall die Luft — wahrscheinlich sprang ein zweiter Kessel. Es scheint, daß Graf Schwerin zunächst schon durch den Strudel des gekenterten Schiffes hinuntergezogen und durch die Explosion des zweiten Kessels wieder hochgeworfen worden ist und schon hiebei viel Wasser geschluckt hatte. Und auch an ihn scheinen sich leider, wie es wohl bei den meisten Schwimmern der Fall gewesen ist, sinkende Hülflose in Todesangst geklammert und ihn durch ihre Last erschöpft und niedergezogen zu haben. In voller Uniform ist Graf Schwerin etwa zehn Minuten schwimmend den Wellen preisgegeben gewesen, dann wurde er durch mehrere Leute in die Dampfpinasse gezogen. Der Seesoldat Moser von der vierten Kompagnie war es, der seinen Ruf hörte: „Seesoldat! rette mich!" — — Die Rettung gelang. Man riß dem schon Besinnungslosen den Kragen der Uniform auf, um ihm Luft zu schaffen. Ohnmächtig lag er auf dem mit Wasser gefüllten Boden der Pinasse, den Kopf etwas erhöht. — Trotz der unbeschreiblichen Verwirrung, die das Geschrei und Zuströmen aller jener zahllosen mit den Wellen Kämpfenden, die sich an den Rand der Pinasse zu klammern suchten, verursachte, umsorgten den Besinnungslosen noch treue, mitleidige Kameraden. Der Maschinist Kroll hielt sogar eine Zeitlang noch den Kopf Schwerin's auf seinen Knieen — — — aber nach wenigen Minuten schon änderte sich wohl die Szene. Die Menge der Rettungsuchenden, die man aufnahm, überlastete die ohnehin durch das Wasser schon beschwerte Pinasse — — — ein Schrei aus unzähligen Kehlen — — die Pinasse sank auf's Neue: Alles wurde weggespült in die unendliche See. — — — Verloren! Versunken!

Ein Zeuge sagte später tieferschüttert aus, daß er im Moment dieser letzten Katastrophe, dem Grafen Schwerin zunächst, von seinen Lippen noch den matten Seufzer vernommen habe: „Jetzt ist es aus!" — — — —

Unter dem blauen Himmel, im lachenden Sonnenschein zog es auch ihn in die purpurne Tiefe. Nicht „Einer allein" ging hier in den „Todesreihen" — — wie es in dem alten Reiterliede heißt — in Massen folgten ihm die anderen tapferen, heißbeweinten Söhne des Vaterlandes, sie fielen wie Kräuter im Maien. Wohl jeder von all' den theuren Todten, die hier versanken, um zur ewigen Herrlichkeit aufzusteigen, starb tiefbeklagt, und die deutsche Nation selber weint und betet als trauernde, beraubte Mutter an jedem Sarge, — ihnen Allen mit jenem Einen sei dieß Gedenkblatt geweiht.

Axel Schwerin tritt nur aus der großen, stillen Schaar des Todeszuges heraus und uns näher — sein letztes Geschick ist nicht so im Dunkel geblieben, wie das der meisten Anderen. — — Und wir kannten ihn! Nicht nur unsere Stimme, sondern die verschiedensten Stimmen von nah und fern bezeichnen ihn als eine selten edle Menschenerscheinung. — Man hat diesen jüngsten Schläfer in der Familiengruft der Schwerinsburg neben jenen Bruder gebettet, der im Jahr 1870 sein junges Leben freudig dem Vaterlande hingab. —

Und draußen an der Stätte des jähen Todes aller jener Unvergeßlichen murmeln die Wellen fort und fort ihr ewiges, großartiges Lied, und nach wie vor:

„kommen und gehen die Wasser all',
Sie rauschen auf — sie rauschen nieder" — —

und auch ihn — mit all' den Anderen, die den Tod der Tapferen starben am Morgen des 31. Mai —

„bringt keines wieder!" — —

«A Dieu mon âme
Ma vie au roi!»

Für das Album.

Von **Albert Roderich.**

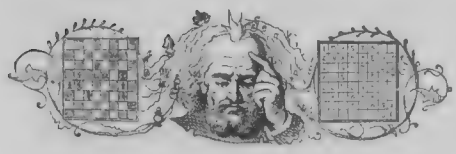
Um allen Leuten die Wahrheit zu sagen,
Genügt es, daß du ein Grobian bist.
Aber es gilt, sie so vorzutragen,
Daß Jeder begreift, daß es Wahrheit ist.

•

So sicher, wie Dem ist Muth zu eigen,
Der einem König die Wahrheit mag zeigen,
So sicher ist das ein feiger Mann,
Der einen Bettler belügen kann.

•

Beginnst du dein Tagwerk mit Verdruß,
Wird es mit Aerger enden;
Schafft deine Arbeit dir nicht Genuß,
Kann sie Keinem Freude spenden.



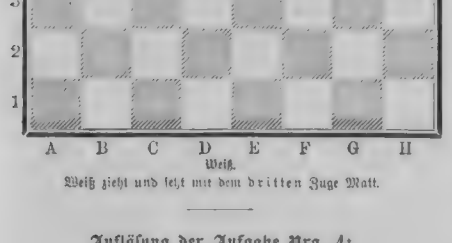
Schach.

(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Aufgabe Nro. 8.

Von Herrn **Fr. Schrüfer** in Bamberg.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 4:

Weiß.	Schwarz.
1) D. F 2 — F 8	1) K. B 3 nimmt A 3 od. A) B) C).
2) S. B 4 — C 2 †	2) K. A 3 — A 2 (— B 2, — B 3).
3) D. F 8 — A 3 †	3) Beliebig.
4) D. A 3 — A 1 (oder — B 4) setzt Matt.	
A)	
1)	1) K. B 3 - C 4.
2) S. B 4 nimmt D 5 . . .	2) K. C 4 nimmt D 5 (oder K. C 4 — B 5 siehe B), oder a).
3) D. F 8 - C 5 †	3) K. D 5 E 6 oder E 4.
4) D. C 5 - F 5 oder E 5 setzt Matt.	
a)	
2)	2) K. beliebig anders oder H 4 — H 3 oder C 3 C 2.
3) S. D 5 — C 3	3) Beliebig.
4) D. F 8 — B 4 oder — C 5 setzt Matt.	
B)	
1)	1) K. B 3 — A 4.
2) S. B 4 nimmt D 5 . . .	2) K. A 4 — A 5 od. — B 5. (Auf K. A 4 — B 3 spielt Weiß wie in a).
3) D. F 8 — C 5 †	3) Beliebig.
4) D. C 5 — B 4 oder — B 6 setzt Matt.	

C)

1)	1) H 4 — H 3.
2) S. B 4 nimmt D 5 . . .	2) K. B 3 — A 2 (od. H 3 — H 2).
3) S. D 5 nimmt C 3 . . .	3) K. A 2 — A 1 od. — B 3 od. H 2 — H 1.
4) S. E 1 — C 2 oder D. F 8 — B 4 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Hrn. P. A...g in Catania. Nach den Regeln des modernen Schachspiels wird der Bauer, der auf die Randlinie des feindlichen Spiels gelangt ist, sofort in eine beliebige Figur verwandelt. Es kann demnach eine zweite Dame, ein dritter Springer, selbst ein zweiter weißer Läufer ꝛc. entstehen. Nro. 2 richtig gelöst.

Hrn. K. in Erfurt. Nro. 24 richtig.

Hrn. A. F. in Dresden, H. L. in Reichenberg, H. T. in Herdewijnenloog, Dr. E. B. in Benrath a. Rh. und Schachklub in Auerbach i. S. (Schneeberg). Nro. 3 richtig.

Hrn. M. in Berlin. Nro. 2 richtig. In Nro. 1 würde auf 1) D. F 5 — F 4 durch T. D 2 nimmt B 2 Ihre Lösung verhindert.

Hrn. C. G. in Magdeburg. In Nro. 1 würde auf 1) T. H 6 — E 6 z. B. T. D 2 nimmt B 2 geschehen. Auch Nro. 2 nicht richtig gelöst wegen 1) D. E 5 nimmt C 7.

Hrn. Dr. A. B. und Dr. S. in Bad Weilbach. Nro. 2 richtig. In Nro. 1 wird 1) S. A 1 — C 2 durch D 3 nimmt C 2 widerlegt.

Hrn. F. B. in Leipzig. Nro. 3 richtig. In Nro. 1 übersehen Sie, daß bei Ihrer Spielart Schwarz im zweiten Zuge mit dem Thurm Schach bieten kann.

Hrn. A. S. in Göttingen. Nro. 27. 1 und 3 richtig. Aufgabe wird geprüft werden.

Hrn. Sch. in Schweinfurt, Sch. in Ehrenbreitstein und L. S. in Schwerdnik. In Nro. 3 wurde auf 1) S. E 4 — D 6 † mit T. D 3 — D 4 das Matt verhindert.

Hrn. E. M. in Dresden. Wenn in Nro 3 Weiß 1) T. A 5 - A 3 spielt, so macht Schwarz mit K. B 4 — B 5 das Matt im zweiten Zuge unmöglich.

Hrn. R. G. in Budapest. Partie wird geprüft werden.

Hrn. P. G. in Berlin und mehreren Herren Korrespondenten. In Nro. 2 geschieht auf 1) D C 7 — F 7 † D. E 5 - F 6 und auf 2) S. D 1 — C 3 macht D. F 6 nimmt F 7 das Matt unmöglich.

Hrn. O. S. in Jerzikow. Ihre Lösung von Nro. 1 scheitert an T. D 2 nimmt B 2.

Mr. Alonso P. (élève ingen.) à Liège. Votre solution de Nro. 3 T. A 5 — A 4 † est empêché par R. B 4 - B 5. Si vous jouez alors D. A 8 — C 6 † le roi prend la reine.

Hrn. H. B. in Lübeck. In Nro. 1 deckt S. C 6 D 4 das von Ihnen intendirte Matt. In Nro. 2 übersehen Sie den schwarzen Bauer auf F 3. Nro. 3 soll in zwei Zügen gelöst werden.

Hrn. H. L. in Oberndorf. Wir empfehlen Ihnen Ph. Klett's „Schachprobleme", Leipzig, Breitkopf'sche Buchhandlung. Preis 5 Mark; ferner „Handbuch der Schachaufgaben" von Dr. Max Lange im selben Verlag.

Hrn. J. H. in Freiwaldau. Nro. 1 falsch wegen D 3 nimmt C 2. Auch Nro. 2 unrichtig. Wir bitten genau unsere Bezeichnung anwenden zu wollen.

Hrn. F. B. in Stein. In Nro. 4 wurde auf D. S. E 1 — C 2, H 4 — H 3 geschehen, auf 2) D. F 2 — F 6, H 3 — H 2 folgen und schließlich nach 3) D. F 6 — A 6 mit H 2 — H 1 D. das beabsichtigte Matt verhindert. — In Bezug auf Vierschach geben wir gerne Auskunft. Empfehlenswerth ist „Enderlein's Anweisung zum Vierschach". Berlin, Schröder'sche Buchhandlung.

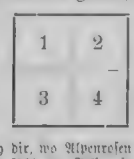
Hrn. K. P. in Cannstatt. Ihre Lösung von Nro. 2 mehrfach im Briefwechsel widerlegt. In Nro. 3 wurde auf 1) D. A 8 — A 6 z. B. D. G 6 — F 5 das Matt verhindern.

Bilderräthsel 8.

Auflösung des Bilderräthsels 7:

Vier Leibspeisen.

Quadrat-Räthsel.



In 1, 2 zeigt sich dir, wo Alpenrosen sprossen,
1, 3 so frisch und küht von Felsen klar umflossen.
1 trägt auf seinem Haupt den Kranz von dun'gen Blicken,
Das Gold in seinem Schooß die Geister neidisch hüten —
Doch steigt zur Tiefe kühn 1, 4 im muth'gem Wagen,
Den Schatz aus dunklem Schacht zum Licht emporzutragen.
Du siehst 2, 4 stets 2 in fleiß'ger Arbeit pflegen,
Zum Lohn reicht 2 ihm dann der Ernte vollen Segen.
Als 3, 4 segelt 4 durch 3 auf flucht'gem Kiele,
Mit Sturm und Wogendrang kämpft er in wildem Spiele —
Es winken grußend ihm von 3, 2 weiße Küsten,
Doch wird er nie sein Schiff zur Fahrt auf 2, 3 rüsten.
Kannst du zu 2 und 3 allzeit als 4 dich zeigen:
Wußt du des Schicksals 1 stets siegreich übersteigen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 7:

Muskat
Oder
Zara
Austerlitz
Rovereto
Thurm
Mozart.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 3:

Die gestorbene Rose.

Schöne Rose, wie so plötzlich bist du über Nacht gestorben'
Ach, wohl ahn' ich es, warum du so in vollster Pracht gestorben:
Deine Blumenseele sollte schmücken eine Menschenleiche;
Eine Braut, wie du so lieblich, ist in dieser Nacht gestorben.

N. Reinick.

Briefmappe.

Hanna vom See. In Ihrem Fall scheint eine Anzeige in einem Blatte der Südschweiz am angemessensten. Welches Blatt das beste, das sagt Ihnen jedes Annoncenbureau.

Abonn. in Breslau. Deutschland hat zwei Konsuln auf St. Domingo; in Porto Plata. G. W. Heinsen, in St. Domingo. M. Pou.

Hrn. J. F. in Aschaff. Die Buchhandlung von Serre in Leipzig kann Ihnen Adressen verschaffen.

Hrn. F. K. L. Disponiren Sie über das Eingesandte nach Belieben.

Hrn. F. K. in B. Auch ohne Honorar kein Bedarf.

Hrn. E. S. in H. Im Nachstag kommen beide Systeme zur Anwendung. Stolze.

Hrn. F. in Hamb. Es ist nicht entschieden, wer der Dichter.

Hrn. A. Sz. in Schem. Das Megaphon ist noch nicht im Handel.

Hrn. F. L. in Pr. Ein ähnliches Journal existirt nicht, ist aber geplant.

Hrn. A. C. in A. Der Ursprung ist uns nicht bekannt; wir haben Ihre Fragen an unsern Mitarbeiter gesandt.

Hrn. B. R. Das ist eben in verschiedenen Ländern ganz verschieden. Sie werden Ihre Fragen am besten von einem dortigen Notar beantwortet erhalten.

Hrn. Arth. K. in M. Wir haben jetzt eine Adresse für ein Spinel.

Frl. H. H. in C. Broquiart, Porzellanmalerei, Berlin 1846. Marx'sche Farbwaarenhandlung, Stuttgart, Kanzleistr.

Abonn. in Nim. z. In Othmer's Badeneum kommt der Roman nicht, wird also noch nicht deutsch da sein. Der Einsendung steht nichts entgegen.

Loreley. Kaufen Sie das ebengenannte Buch.

Hrn. H. S. in M. Wir werden Ihre Bemerkungen erwägen. Dank.

Hrn. G. L. in Herrnhut. Biermann und Odermann. Jagdbuch. 4 M. 50 Pf.

Hrn. J. J. in Kopenh. Diese Ausnahme unseres Blattes ist allerdings stark und geht über die Narrheit; die Hände sind uns, da kein Gesetz existirt, gebunden. Wir danken jedoch für Ihre Aufmerksamkeit.

Hrn. D. A. in Berl. S. lag nicht bei. Rothwell, Grimm. der franz. Sprache.

Hrn. A. A. in W. Leider nicht verwendbar.

Hrn. W. T. in E. Da Sie keine Unwerthbarkeit beachtet, würde es nicht nützen; auch genügt eine solche Arbeit nicht mehr, da nicht in absentia promovirt wird.

Hrn. S. N. in G. P. Wir halten uber deren Bereinigung nicht, wer gehört. Die Redaktion der Chemikerzeitung in Köthen dürfte Ihnen Auskunft geben können.

Hrn. Dr. W. S. in F. Der Orden der eisernen Krone nobilitirt nicht schon an sich, der damit Dekorirte muß erst besonders darum nachsuchen.

Frau Marie in D. (Holstein). Wenden Sie sich an die Redaktion des Briefmarkenzeitungsmarkers in Dresden.

Hrn. G. in Wiesbaden. Pathe, Die Maulbeerbaumzucht Berlin, Wiegandt. Die Direktion der landw. Anstalt in Hohenheim (Württemberg).

Fr. E. R. in Wien. Wir haben noch nie R. von dieser Form gebraucht, werden's aber doch 'mal versuchen.

Fr. Th. P. in R. Richtig. Sind die Rothweinflecke im Leinen frisch, so lassen sie sich mit starkem Branntwein entfernen, ältere weichen nur recht kräftigem kau de Javelle.

Nachtigalle. Von früheren Jahrgängen von „Ueber Land und Meer" bis 1862 incl. sind nur die beiden Jahrgänge 1865 und 1868 noch vorräthig und kann ersterer zum ermäßigten Preise von M. 4. —, letzterer für M. 12. —, je broschirt, noch bezogen werden.

Alter Abonn. K. K. Die Auflösung ist doch gar zu simpel.

Frl. A. H. in H. Wir sind leider darüber nicht unterrichtet.

Sekundaner in Pr. In Paris.

Zweijähr. Abonn. in Hildesheim. Beides ist so ziemlich gleich, unter Technikern versteht man hauptsächlich Die, welche das Entstehen der Zahne besorgen. — Warum nicht?

Frl. J. K. in Czernowitz. Wir empfehlen Ihnen das kleine Büchlein von Rick, Der Kanarienvogel.

Hrn. F. B. in Heilbr. Roscher, Ansichten der Volkswirthschaft (Leipz. 1861) behandelt den Luxus ausführlich.

Hrn. S. in Gr. W. Eine Maschine zum Federnschneiden — wer kennt eine solche?

Hrn. C. K. in B. Sie meinen, Edison's Erfindung der Blindenschrift sei nichts Neues und geben als Anleitung: Man nehme Kartenpapier und schreibe darauf mit einer gefärbten Lösung von Kali- oder Natronsalpeter, so erheben sich die beschriebenen Theile ohne Weiteres dauernd und werden nur leicht feinen Finger fühlbar.

A. H. III. Wir glauben, daß hier kein Arzt helfen kann, sondern daß Sie gerade dadurch daß Sie sich mehr und mehr zurückziehen, das Uebel vergrößern. Nur Umgang mit vielen Menschen wird hier helfen können.

Hrn. B. B. in Wien. Jede Wiener Handlung besorgt Ihnen das Buch.

Hrn. W. W. in Hann. Das Patentbureau von Brandt & v. Nawrocki in Berlin wird Ihnen Auskunft geben können.

Forstmeister von S. Die Verlagshandlung ist gerne bereit, Ihnen die zu einem früheren Jahrgange von „Ueber Land und Meer" gehörige Stahlstichprämie „Der Gang zur Kirmeß" noch zu dem Ausnahmspreis von M. 1. — zu liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf mit der Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Sehr alte Abonn. in Berlin. Leider nicht verwendbar.

Hrn. A. J. B. in G. Glauben Sie, daß das noch möglich ist, nachdem vom Bunde aus die französische Benennung festgestellt und eingeführt ist?

Hrn. G. W. in Wiener Neust. Steht zu Ihrer Verfügung.

Hrn. A. R. in Pr. S. Perth in Berlin und A. Pietsch in Herzenthals.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in Stuttgart und Leipzig ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen

Am Hofe der Frau von Staël.

Eine geschichtliche Erzählung

von

Adolf Brennecke.

Preis broschirt M. 4. 50.; fein gebunden M. 5. 50.

Auf dem Schlosse Coppet am Genfersee, wo die berühmte Dichterin der Corinna zu Anfang dieses Jahrhunderts einen ganzen Hof von edlen Geistern und Helden der damaligen Zeit um sich versammelt — in diesem Kreise, den der Autor mit erschöpfender Treue nach den glaubwürdigsten Memoiren schildert, entspinnt sich ein zauberisches Liebesmärchen, dessen Helden der tapfere Prinz August von Preußen und die berühmteste Schönheit ihrer Zeit, Juliette Recamier, sind, und das uns mit wunderbarer Gewalt vom ersten bis zum letzten Augenblick fesselt. Um sie Beide gruppiren sich die Gestalten der Frau von Staël, Benjamin Constant's, August Wilhelm Schlegel's, v. Bonstetten's, Favres, Ballanche's, Recamier's, Chateaubriand und vieler Anderer, die dem Buch ein gewichtigeres und dauernderes Interesse geben, als der reizvollen Erzählung an sich hätte zukommen können. Ein Stich nach dem berühmten Bild der Recamier von Gerard schmückt die Umschlag.

Ein Wort

über das sogenannte „Chargiren“ oder „Erschweren“, mit spezieller Berücksichtigung des „Speckglänzendwerdens“

der schwarzen Seidenstoffe.

„Was heißt denn das: der Seidenstoff ist chargirt?“ Diese Frage wurde mir beinahe von jeder Dame vorgelegt, die in der verflossenen Fremdensaison Seidenstoffe von mir kaufte. Viel ist darüber schon geschrieben und wenig davon verstanden worden, denn die dießbezüglichen Aufsätze sind in der Regel so voll von technischen Ausdrücken, daß sie für den Laien fast unverständlich sind. Ich wage daher den Versuch, den freundlichen Leserinnen dieses Blattes in thunlichster Kürze und Klarheit die Färbungsmethode auseinanderzusetzen, doch bemerke ich gleich hier, daß ich die Art und Weise, wie die verschiedenen Schwarz (blau-, grün-, braun-schwarz 2c.) gewonnen werden, unberücksichtigt lasse, da mich dieß zu weit von der Hauptsache abführen würde.

Um Rohseide schwarz zu färben, wird sie einige Tage in einer abgekochten Galläpfelauflösung eingeweicht, dann ausgewunden, in reinem Wasser gewaschen und für kurze Zeit in eine Auflösung von einer Art Eisensalz gebracht, herausgenommen und fleißig in kaltem Wasser gespült, wieder ausgewunden, etwas Seifenauflösung zugesetzt (damit sie sich leichter winden und haspeln läßt), getrocknet und dann kann sie verarbeitet werden. Dieß ist der natürliche Weg, sie einfach schwarz zu färben.

Um nun die Seide zu „chargiren“ oder „erschweren“, tränkt man sie, nachdem sie auf die eben beschriebene Weise einfach schwarz gefärbt worden ist, **reichlich in öligen** und namentlich **seifigen** Flüssigkeiten und läßt sie dann den oben erwähnten Färbungsprozeß nochmals durchmachen, also erstens Galläpfel, zweitens Eisenauflösung und drittens Oel oder Seife, und zwar kann man diese Manipulation so oft wiederholen, daß der Fabrikant für die dem Färber übergebenen **100 Pfund Rohseide** schließlich bis zu **400 Pfund schwarz gefärbte Seide zurückerhält,** d. h. mit andern Worten: diese 400 Pfund bestehen aus 100 Pfund Seide und 300 Pfund Gallus, Eisenauflösung und Oel oder Seife, letztere **muß** am Schluß einer **jeden** Reihenfolge **reichlich** angewendet werden, damit die Seide einestheils geschmeidig bleibt, anderntheils fähig wird, die Gallusäpfel- und Eisenauflösung immer wieder anzunehmen.

Durch diese Behandlung müssen naturgemäß die einzelnen Seidenfädchen dicker werden, und je mehr sie erschwert sind, desto weniger davon braucht ein Fabrikant, um für den halben Preis einen eben solch' dicken Stoff anzufertigen, der von rein gefärbter Seide mindestens das Doppelte kosten muß, und was solchen chargirten (erschwerten) Stoffen an Seidenglanz und Weichheit fehlt, wird durch Apret und ähnliche Manipulationen ersetzt, so daß eine Dame, wenn sie Seidenstoff nach **eigener** Wahl einkauft, die soliden von den unsoliden Qualitäten sehr schwer unterscheiden kann. Wie schlecht sich aber solche Stoffe tragen, **wie bald sie speckglänzend werden** (durch die Masse Seife, die darin enthalten ist), **wie leicht sie den Staub annehmen und brechen** — dieß Alles kennt ja jede Dame am besten aus eigener Erfahrung.

Wie ist es nun möglich, daß eine solche Unreellität in allen Ländern gleichsam fortwuchert? Nur dadurch, daß sie von dem unerfahrenen Publikum unbewußter Weise unterstützt wird: **die kleinen schwarzen, dickrippigen Müsterchen in den eleganten Katalogen erscheinen zu verlockend billig, und das Zauberwort „Paris“, das bei dem Damenpublikum der ganzen Welt ohnedieß Wunder wirkt, noch dazu — — eine Dame kann gar nicht anders, sie muß die Stoffe von dort beziehen! —**

Was ist die Folge? Ein jeder Seidenhändler ist es sich selbst und seiner Existenz schuldig, um nur einigermaßen mit solcher Konkurrenz fortzukommen, auch solche unsolide Stoffe zu führen — **und auf diese Weise wird eine unserer edelsten Industrieen, die Seidenindustrie, in den Schmutz getreten.** Das Vertrauen zum Seidenstoff schwindet täglich mehr und mehr, und geht meine Bitte an die Damen, im Interesse und zur Wohlfahrt der gesammten Seidenindustrie, dahin, von ihren bisherigen Bezugsquellen nur reingefärbte Seidenstoffe zu verlangen, und ich bin überzeugt, daß **nach und nach** wieder **jene** Qualitäten in den allgemeinen Verkehr kommen würden, die unsere Vorfahren 15—20 Jahre lang trugen und dann als „hochgeschätztes Erbstück“ auf die jüngeren Glieder der Familie übergingen.

Meinen geschätzten Kundinnen aber, die mich bis jetzt in dem Prinzip: **„nur durchaus rein gefärbte Stoffe zu führen“,** unterstützt haben, brauche ich wohl nicht zu erwähnen, daß ich auch fernerhin diesem Prinzip nach jeder Richtung hin treu bleiben werde. **Ich übernehme nach wie vor für die sämmtlichen Seidenstoffe, die ich dem Privatpublikum übergebe, die vollständige Garantie gegen das**

Speckglänzendwerden,

und bin ich bis jetzt der Erste und Einzige, der gegen dieses allgemein lästige Uebel eine wirkliche Garantie übernimmt. Die Stoffe wurden mit der

goldenen Medaille

von der internationalen Jury auf der Pariser Weltausstellung 1878 prämiirt.

Muster-Anfragen werden umgehend franko effektuirt. Briefporto nach der Schweiz: 20 Pf. = 10 kr. österr. Währ.

Zürich, im November 1878.

Hochachtungsvoll

G. Henneberg,

Fabrikdépôt reingefärbter Seidenstoffe.

Über Land und Meer.

№ 9.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Lesefrüchte, aus dem Tagebuch eines Musikers, von Rudolf Gottschall, Fortsetzung. — Dr. Franz Joseph Stein, Bischof von Würzburg, von Kar. Albert Regnet. — Serbisches Leichenbegängniß in Serajewo. — Vor dem Wirthshaus. — Die Prachtausgabe von Schiller (Verlag von Eduard Hallberger). — Eine Flöte Friedrich des Großen. — Notizblätter. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth, zweite Serie. IV. Die New-Yorker Hochbahnen. — Das Pfarrhaus von Ellernbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen, Fortsetzung. — Aus einem Wanderleben, von Otto Tellow. 8. Eine Mure. — Plaudereien am Kamin, von Paul von Weilen, zweite Serie. II. — Lotterieziehungen im Monat Dezember. — Für das Album, von Wilhem Emmer. — Schach. — Räthsel. — Rösselsprung Nro. 4. — Bilderräthsel 9. — Auflösung des Bilderräthsels 8. — Auflösung des Quadraträthsels in Nro. 8. — Briefmappe.

Illustrationen: Dr. Stein, Bischof von Würzburg. — Serbisches Leichenbegängniß in Serajewo. — Vor dem Wirthshaus, Gemälde von Meissonier. — Der Neffe als Onkel. I. Aufzug. 1. Auftritt. Der Neffe als Onkel. II. Aufzug. 7. Auftritt. Zeichnungen von Jos. Walter (aus Hallberger, illustrirter Prachtausgabe von Schillers Werken). — Die schwebende Eisenbahn über die sechste Avenue in New-York. — Friedrich des Großen Flöte. Geschenk v. Bleichröder's an den deutschen Kaiser von C. Rechlin. — Aus unserer humoristischen Mappe, sechs Bilder.

Lesefrüchte.

Aus dem Tagebuch eines Musikers.

Von

Rudolf Gottschall.

(Fortsetzung.)

Ein froher Nachmittag trotz des regengrauen Himmels! Ich war im Bad; alle meine Erwartungen sind übertroffen worden. Frau Ellen war so liebenswürdig gegen mich; es ist eine schöne, geistreiche Frau. Seit langer Zeit fühle ich mich zum ersten Male wieder von den hohen Wellen des Lebens getragen.

Freund Wörstein hat seine Charakterköpfe gut gezeichnet, freilich fehlt noch etwas Retouche. Der Baron ist mir unausstehlich mit seinem selbstgefälligen Wesen, der so behaglich den Schnurrbart streicht, mit diesem Ton geistiger Ueberlegenheit, welcher doch die innere Hohlheit nicht zu verdecken vermag; ich begreife nicht, wie Frau Ellen ihm solchen Antheil zuwenden kann, denn sie beobachtet ihn stets auf's Genaueste, besonders wenn er der blonden Mecklenburgerin, der Frau von Starkow, den Hof macht. Das ist eine Schönheit à la Rubens, und sie hat mit diesen gemalten Schönheiten auch das gemein, daß sie nicht spricht, sondern schweigt und lächelt. Frau Ellen ist desto beredter: von den Feuerwerken ihres sprühenden Esprit fliegt hier und dort ein Raketenstock herunter, welcher die Mecklenburgerin etwas unsanft berührt. Man könnte es für Eifersucht halten, doch ich glaube, es ist mehr Eitelkeit. Frau Ellen nimmt alle Huldigungen der Gesellschaft für sich allein in Anspruch, sie hält jede Aufmerksamkeit, die einer andern Frau bewiesen wird, für ein Vergehen gegen ihre wohlerworbenen Rechte, und legt dann alsbald den Pfeil auf den Bogen, um sich zu rächen. In der That, ich bewundere ihre Schlagfertigkeit, ihr Köcher ist unerschöpflich, ihre Epigramme schwirren durch die Luft, ein wahrer Hagelschauer tödtlicher Geschosse. Und Frau von Starkow lächelt nur dazu; ich habe Mitleid mit dem geduldigen Opfer, das sich durch nichts aus seinem schweigsamen Behagen aufstören läßt.

Der Regentag kam mir zu statten, wir waren an's Zimmer gebannt; ich setzte mich an das Pianoforte, man fühlte bald heraus, daß ich ein Künstler von Fach war, man lauschte, man klatschte, man bewunderte. Frau Ellen war schnell bereit, einige Lieder von Schubert und Schumann zu meiner Begleitung zu singen; sie hat eine prächtige Altstimme und musikalisches Verständniß; Gesang und Spiel gingen zusammen, als ob wir lange uns eingeübt hätten; wir feierten einen gemeinsamen Triumph. Dabei war Frau Ellen so liebenswürdig gegen mich, daß der Baron immer bedenklicher seine Stirn in Falten zog. Wir plauderten längere Zeit am Klavier fast vertraulich, die Noten in der Hand. Wörstein hatte mich vorgestellt, sie kannte meinen Namen, sie kannte sogar einige Kompositionen von mir. Wir sprachen über die neueren Richtungen der Musik, sie war über alle wohl unterrichtet und nicht einseitig in ihrem Urtheil. Alles, was sie sagt, klingt so sicher, ich möchte sagen, so aus dem Vollen heraus. Fehlt ihr auch die zarte

Dr. Stein, Bischof von Würzburg. Originalzeichnung. (S. 166.)

Weiblichkeit, die meine Lucia auszeichnet, sie besitzt dafür Schönheit und Geist in hohem Maße, Schönheit der Gestalt, der Züge, der Formen und Farben, und einen Geist, der französischen Esprit mit deutscher Bildung vereinigt.

Der Baron wollte mich auch als Komponisten kennen, doch er verwechselte meinen Namen mit dem eines kläglichen Walzerfabrikanten, und als er auf die Verwechslung aufmerksam gemacht wurde, sagte er:

„Es wird jetzt so viel komponirt, man kennt seinen Mozart und Beethoven, aber die Notenschreiber von heute alle zu kennen, das ist zuviel verlangt für einen Laien, der sich um das musikalische Handwerk nicht kümmert, sondern nur die Meister der Kunst vor Augen und im Herzen hat."

Ich wollte scharf erwiedern, doch ich las in den Augen der Frau Ellen die Bitte, ruhig zu bleiben und ich gehorchte ihr. Sie belohnte mich dafür mit einem Händedruck, den sie vor der Gesellschaft mit dem Dank für meine künstlerischen Leistungen rechtfertigte.

Ich schied in erregter und froher Stimmung; das Bild Lucia's erschien mir in wehmüthiger Verklärung, aber sie lächelte ja freundlich zu meiner neuen Liebe. War es eine neue Liebe, die in mein Herz ihren Einzug hielt? Es gibt der Brücken viele, über die sie mit wehenden Fahnen gezogen kommt, vom Knüppeldamm bis zum Regenbogen, aber auf der Irisbrücke der Kunst schwingt sie sich am raschesten in die Herzen.

*

Wir machten heute Alle einen Spaziergang durch den Park, es war ein prächtiger Sommerabend! Die Schwäne glitten stolz durch den Schloßgraben, die Blumen funkelten vom Abendthau, das Abendgold hing anfangs wie ein goldenes Vließ an den Baumwipfeln, dann leuchtete es durch Gezweige und Gebüsche. Die löwenmähnige Dichterin war in einer verzückten Stimmung und suchte offenbar nach Reimen, die sie wie Blumen auf der Wiese pflücken wollte; sie suchte einsame Pfade auf; aber Stehler, der Sieger in den neuen olympischen Spielen, schlenderte getreulich hinter ihr her, obgleich er nur eine Sappho kannte . . . mit der er im letzten Handicaprennen den Preis gewonnen hatte.

Ich ging neben Frau Ellen; sie war heute sehr gesprächig und entwarf mir ein Bild ihres Berliner Lebens. Wie mich das anregte und fesselte! Ueber welchen Zauber gebietet doch der Reichthum! In geschmackvoller, würdiger Umgebung erhält die Kunst erst ihre rechte Weihe! Mir war's zu Muthe, als öffnete sich vor mir eine Reihe prächtiger Säle, mit glänzenden Lüstres, reichen Teppichen, an den Wänden die Meisterwerke der Malerei, in den Nischen diejenigen der Bildhauerkunst; die Schönheit, wie sie das Auge des Künstlers sucht, die unsterbliche Schönheit, neben diesen wandelnden Schönheiten der Gesellschaft, die so viel äußerer Flitter entstellt. Und dazu die exotischen Blütenbüsche der in Salons verwandelten Treibhäuser und von fern herüberschwebend jener Blütenduft der menschlichen Seele, der Zauber der Töne! In der That, sie öffnete ihre Salons vor meinem geistigen Auge und ich erging mich mit Behagen, mit innerstem Wohlgefühl in denselben.

„Unsere Salons sind nicht geistlos geworden," sagte sie, „obschon der Esprit, den man mit den Butterbrödchen beim Thee genoß, jetzt in ihnen fehlt. Es gibt keine romantischen Vorleser mehr, auch keine Somnambulen, welche delphische Orakel verkünden. Man bewundert sich nicht mehr so wie früher; die Menschen sind sich unwichtiger geworden. Wie viel Aufhebens machte man früher von einer geistreichen Frau, man lag gleichsam vor ihr auf den Knieen, man schrieb jedes ihrer Worte in die Tagebücher, die dann auch in die Presse wanderten. Das hat jetzt aufgehört! Ich glaube, wir sind Alle geistreich geworden, etwas mehr oder weniger, darauf kommt es nicht an. Und wie prüfte man sich damals gegenseitig, jeder Charakter war ein Räthsel, das man zu lösen bemüht war, man suchte alle seine Falten, seine Schlupfwinkel auf, aber man war auch voll Andacht und Bewunderung für seine geistige Bedeutung. In jeder Fensternische lehnte eine Prophetin, aus jeder Sophaecke tönte ein Evangelium, eine Offenbarung des Weltgeistes, man ging auf den Zehen, um die Orakel nicht zu stören. Kommen Sie jetzt in unsere Salons, wir haben keine Künstler der höheren Geselligkeit mehr, aber die tüchtige künstlerische Leistung ist nicht ausgestorben, der Salon schielt nicht mehr nach der Presse, aber sie werden beide beengt durch die allgemeinen Interessen des Lebens; Sie finden bei uns, ja ich kann wohl sagen, bei mir, hervorragende Gelehrte, die aber nicht vom hohen Pferd der Wissenschaft herab doziren, sondern in anregenden Gesprächen wichtige Fragen der Zeit erörtern; Sie finden Abgeordnete von Ruf, Männer, welche im Staatswesen aufgehen, Journalisten und Schriftsteller, gebildete Vertreter des Adels, welche feinen Ton in diese Debatten bringen, und wir Frauen, wir gleiten so mitten hindurch mit unserem Geist, wir sind weder Sibyllen noch Wunderkinder mehr, wir sind empfänglich, angeregt und anregend, keine aufdringliche, eine unsichtbare Macht, welche doch mit etwas Poesie und Anmuth und Versöhnung diesen Kampf der Meinungen durchwirkt."

„Glücklich," rief ich aus, „wer solcher höheren Geselligkeit eine Freistatt gewähren kann!"

„So lange mein Mann lebte," fuhr Frau Ellen fort, „waren unsere Salons alle Sonntage geöffnet. Nachdem die Zeit schicklicher Wittwentrauer vorüber war, führte ich den alten Brauch wieder ein, und ich kann wohl sagen, man war mir treu geblieben! Sie fanden sich alle wieder ein, die Staatsmänner, Künstler, Gelehrten, die liebenswürdigen Frauen! Ich bin aber beileibe keine Rachel, wie Sie sehen, ich habe weder Nerven noch Genie, ich bin nur solch' ein Hausgeist, bei dem's den Menschen wohl zu Muthe wird, daß sie gern wieder bei ihm einkehren."

„Ich begreife das wohl," sagte ich, „wo Anmuth und Schönheit den Vorsitz führt, da wird der Geist sich immer heimisch fühlen."

Ich sprach noch viel von Rachel und Bellina, aber meine Phantasie war dabei beschäftigt, sich die glänzenden Salons der Frau Ellen auszumalen; ich ging neben ihr wie in stiller Verzauberung. An einem Marmortisch im Treibhause zu komponiren, während blühende Orchideen uns umranken, Düfte der tropischen Zone uns berauschen, oder im Kabinet, wo von hohen Piedestalen die Büsten der Meister ermuthigend herabsehen, immer Herr seiner Zeit, der freudigen Eingebung folgen können, zu keinem Sklavendienst mehr verdammt, im eigenen Salon Wirth und Herr, die Besten, die tonangebenden Elemente der Gesellschaft um sich sehen, von denen der Ruhm sogleich leuchtender sich verbreitet; welch' ein seltenes, nicht auszudrückendes Glück, und es bedarf ja nur des Zauberstabes der Liebe, so umgibt mich selbst dieser Glanz, und mit dem vollen Athemzug der Freiheit gewinne ich auch die Anwartschaft auf dauernde Werke, die nur in ihr gedeihen.

Es wurde kühler. Frau Ellen winkte dem Bedienten, der hinter uns her ging, und verlangte von ihm den prächtigen Shawl, den er für sie trug.

Der Baron hatte uns während des ganzen Spaziergangs nicht aus den Augen verloren, er ging mit Wörstein, seine Cigarre rauchend. Selbst Frau von Starkow war von ihm vernachlässigt worden, sie schritt neben einer älteren Dame mit gelangweilten Mienen und ihre Lippen schienen sogar ihr ewiges Lächeln verlernt zu haben. Als Frau Ellen sich nach ihrem Shawl umsah, sprang der Baron hinzu, um ihr denselben umzugeben.

„Zu solchen Diensten ist man ja noch gut genug," sagte er mit einem feindseligen Lächeln und warf mir einen drohenden Blick zu, ich stand etwas unbehülflich daneben, ich fürchtete mich nicht vor diesem Blick, aber ich war mit meinem Mangel an Galanterie sehr unzufrieden.

Doch darüber war ich mir klar, Frau Ellen zeichnete mich vor allen Anderen aus, und dieß Gefühl erfüllte mich mit Stolz und mit frohen Hoffnungen.

Zu Hause angekommen, schrieb ich gleich an mein „liebes Schnuckchen", ganz wie Fürst Pückler von seiner Liebe zur Sontag, von seinen interessanten Damenbekanntschaften in London, die ihm eine glänzende Partie in Aussicht stellten, an seine Lucia berichtete; ich verschwieg ihr nicht meine aufkeimende Neigung für Frau Ellen, schilderte ihr den Reichthum der schönen Frau, entwarf ihr auch ein Bild der Dichterin und der mecklenburgischen Gutsbesitzerin und hielt die ganze Schilderung in einem sehr lebhaften Kolorit, wie es meiner Stimmung entsprach. Als ich die Feder ausspritzte, hatte ich indeß das dumpfe Gefühl, daß ich in dieser ganzen Sache keine besonders erbauliche Rolle spielte, und mit einer gewissen Niedergeschlagenheit schrieb ich die Adresse auf das Couvert und überließ mich jetzt den Eingebungen des Traumgottes, der kaum einen verworreneren Faden spinnen kann, als ihn mein Leben selbst bietet.

*

Ich fand heute morgen, als ich mich spät erhob, ein Briefchen auf meinem Tisch, das durch seinen Parfüm die Herkunft von zarter Hand verrieth. Es enthielt ein anonymes Sonett an mich:

„Begnadigt mit der Meisterschaft der Töne,
Vermagst du heilige Glut in uns zu schüren
Und die entzückte Seele zu entführen
In's Reich der zaubermächtigen Kamöne.

Dort herrscht es frei und wandellos, das Schöne!
Dort darf kein Zwang die Brust in Bande schnüren.
Den Schild beiseite legen die Walküren,
Wo süßer Trank erquickt Walhallas Söhne.

Wie sie beseligt und von Glück berauscht
Ist Jeder, wer auf deine Töne lauscht;
Doch magst du Allen süßen Rausch kredenzen,

Es wünscht von deinen blütenreichen Lenzen
Ein liebend Herz, um ewig reich zu sein,
Ein einzig Blümchen nur für sich allein."

Die Verse waren formgewandt, ja ich war in der Stimmung, sie schön zu finden, denn ich sah in ihrem Spiegel ja mein eigenes Bild; doch wer war die Verfasserin? Sollte Frau Ellen sie gedichtet haben? Der Gedanke war zu kühn, zu berauschend; ein solches heimliches Entgegenkommen entsprach nicht ihrer stolzen und offenen Haltung, und doch besaß sie geistige Gewandtheit genug, um auch als Dichterin aufzutreten, einige Uebung in Vers und Reim durfte man ihr zutrauen. Meine erste Vermuthung mußte freilich die Dichterin treffen, die ja die Poesie offenbar als Metier trieb, doch diese Dame hatte sich bisher gar nicht um mich gekümmert.

Es war mir sehr willkommen, daß mich Freund Wörstein besuchte, dem ich das Gedicht und meine Zweifel über die Verfasserin mittheilte.

„In der That, das ist nicht ganz leicht zu enträthseln," sagte er, „Frau Ellen ist vielleicht insgeheim Dichterin, aber ich glaube nicht, daß sie ihre Verse in den Häusern herumschickt! Und die Andere . . . merkwürdig! Ich glaube doch wohl, daß der Jockey ihr nicht gestattet, andere Götter neben ihm zu haben. Ueberhaupt läßt mich meine Chronik gänzlich im Stich, was diese kleinstädtische Goldelse betrifft, denn Fräulein Mirsen lebt in einer kleinen Stadt; ich habe an meinen einzigen Bekannten in derselben bereits vor längerer Zeit geschrieben und um Auskunft über sie gebeten, doch ohne Antwort zu erhalten. Er ist gewiß verreist! Sehr Erfreuliches wird er wohl nicht mitzutheilen haben. Sie ist im Grunde recht hübsch, hat ein feines Gesicht, aber Alles so dürftig, auch ihre Garderobe. Sie gibt vor, von ihren Renten zu leben; es werden wohl die bescheidenen Honorare sein, die sie von ihren Gedichten und Erzählungen einnimmt. Sie irrlichterirt damit in den Frauenzeitungen umher; doch was zahlt man heutigen Tages für Gedichte!"

Die Hauptfrage nach der Autorschaft des Sonetts blieb nach wie vor unentschieden. Wörstein versprach auf Kundschaft auszugehen, ich beschwor ihn vorher noch, da er nicht bloß eifrig war, Alles auszuspüren, sondern auch seine Entdeckungen in weiten Kreisen zu verbreiten, über meine Lebensverhältnisse nichts mitzutheilen, am wenigsten, daß ich verheirathet sei. Wörstein lächelte verständnißinnig, er hielt gewiß bereits in seinem Lexikon des Skandals ein Blatt für mich offen.

Die Stimmung in Hermannsbad war heute gedrückt. Der Baron war zu einem benachbarten Gutsbesitzer geritten; Frau Ellen war etwas zerstreut und auffallend kühl gegen mich. War sie darüber ärgerlich, daß ich des Sonetts nicht gedachte? Ich wagte einmal einige Anspielungen, ich sprach von den Künstlern, die mit der Meisterschaft der Töne begnadigt seien, doch das verhallte Alles spurlos. Nachdem ich, ohne Anerkennung zu finden, das Klavier mit einer der schwierigsten Liszt'schen Kompositionen bearbeitet hatte, nahm ich meinen Hut und ging allein draußen auf den nahen Waldwegen spazieren.

Die Wege auf den Hügel führten im Zickzack in die Höhe; auf dem untern Pfad konnte man jedes Wort hören, welches hinter den Gebüschen auf dem höheren Wege gesprochen wurde. Ich vernahm Stimmen von oben herab und unterschied bald eine Frauenstimme, welche mit größter Behendigkeit und ausnehmendem Fluß der Rede sprach, die mir aber unbekannt war, ich konnte mich nicht besinnen, sie gehört zu haben:

„Ja, liebe Freundin, ich glaube nicht an seine Schmeicheleien und Liebenswürdigkeiten, so verschwenderisch er auch in letzter Zeit damit ist, und er hat etwas Gewinnendes und Bestechendes, der Baron, doch ich halte meine Augen offen und ich sehe, daß dieß Alles nur ein Schachzug ist, um im Herzen der Frau Ellen die nöthige Eifersucht zu erregen. Wir Mecklenburgerinnen sprechen nicht viel, aber wir haben einen praktischen Blick. Er sucht eine reiche Partie, der Baron, seine Güter im Spreewalde scheinen sehr verschuldet zu sein, er braucht die Kapitalien der haute finance. Wie könnte ich mit Frau Ellen wetteifern? Mein Gut bringt mir in schlechten Jahren kaum Nadel- und Reise-

geld, und verkaufen darf ich's nicht, denn mein seliger Mann, der durchaus nicht wollte, daß ich nach seinem Tode eine gute Partie würde, hat mir im Testament einen Vetter substituirt, einen Vetter, der zwar einer der größten Männer in unserem Lande ist, ein wahrer Riese, der mir aber verhaßt ist wegen seines grenzenlosen Stolzes, und der mich überdieß mit Blicken ansieht, als wollte er mich vergiften. Wir Mecklenburgerinnen sprechen nicht viel, aber das muß ich sagen, ich trag's meinem seligen Mann bis an mein seliges Ende nach, daß er mir einen so lebensgefährlichen Menschen, der auf meinen Tod lauert, testamentarisch zum Nachfolger gegeben hat."

„So heirathen sie ihn doch," sagte eine etwas kreischende Stimme.

„Daran habe ich auch schon gedacht, doch ich würde ihn nicht aus Liebe, nur aus Haß heirathen, jetzt liebe ich den Baron, aber ich fürchte sehr, daß er mich nicht liebt, sondern mir nur aus irgend einer schnöden Berechnung den Hof macht."

Ich erstaunte sehr, als ich, bei der Begegnung an der scharfen Ecke des Zickzackwegs, in der lebhaften Sprecherin die Frau von Starkow erkannte, die in Gesellschaften ewig schweigsam lächelte; ich bewunderte die Beredsamkeit, die sie unter vier Augen entwickeln konnte. Ich ging grüßend vorüber, ich war zu einem Gespräch nicht aufgelegt; daß die Beziehungen des Barons zu Frau Ellen so im Munde der Badegäste waren, hatte mich verstimmt. Frau von Starkow, die in Begleitung einer älteren Dame des Weges kam, erwiederte meinen Gruß mit dem holden Lächeln der Unschuld, für welche das Einmaleins und die zehn Gebote alle Weisheit dieser Welt sind.

Höher hinauf saß auf einer Bank im immergrünen Gewande wie eine Dryade des Parkes Fräulein Miersen, sie erhob sich erröthend, als sie mich erblickte, und legte ein Buch aus der Hand, dessen zarter Einband einen ebenso zarten Inhalt vermuthen ließ. Ihr Erröthen bewies mir, daß sie die Verfasserin des Sonetts war, doch ich beobachtete darüber ein achtungsvolles Schweigen. Diese Entdeckung freute mich nicht, denn sie ließ keine Zweifel übrig, daß Frau Ellen nicht die Dichterin jener Verse war, eine hoffnungslose Meinung, die ich doch mit einer gewissen Hartnäckigkeit festzuhalten suchte. Das dichtende Fräulein kam mir indeß heute hübscher und feiner vor als je, sie hatte in der That etwas von einer sinnigen Muse und ihre mädchenhafte Verlegenheit und Schüchternheit hatte etwas Anmuthiges; sie stand dabei in pikantem Gegensatz zu der schwunghaften Kühnheit, welche sie beseelte, wenn sie die Feder in der Hand hielt, denn ihr Sonett war doch so herausfordernd wie möglich. Freilich, sie überwand auch im Gespräch bald ihre zurückhaltende Zaghaftigkeit; unsere Unterhaltung kam in Fluß, ich war erstaunt über ihre feinen Bemerkungen, über den poetischen Hauch, den sie über Alles auszubreiten wußte, und dabei fühlte ich aus jedem ihrer Worte das Glück heraus, daß sie empfand, sich mit mir ungestört aussprechen zu können, gleichsam den leise zitternden Pulsschlag einer stillen Neigung. Bei ihr kam Alles aus innerster Seele heraus, das berührte mich sympathisch, und einen Augenblick vermochte ihr Bild dasjenige der schönen Frau Ellen zu verdrängen, deren glänzende Salonbildung doch nicht diese tief innige Weise hatte.

Wie man doch aus einem Abenteuer in's andere fällt, wenn man einmal die breite Heerstraße des Lebens verlassen hat. Ich rief mich rasch zur Ordnung, denn hier in der That ertappte ich mich auf verbotenen Wegen. Ein armes schriftstellerndes Fräulein, deren grünes Kleid mir etwas ausgewaschen vorkam, die gar kein Zeichen äußeren Schmuckes trug, vielleicht eine Gouvernante außer Diensten, der vom Tische des Lebens nur spärliche Brocken zugefallen sind, und hätte sie eine Seele, die wie eine himmlische Harfe ertönte, und spräche sie mit Engelszungen: ich muß ihr aus dem Wege gehen wie einer Verführerin, ich habe ja nicht die Erlaubniß, sie zu lieben, dieß wäre in der That eine Untreue gegen meine Lucia, denn was sie mir durch ein großes Opfer zuwenden will, hier könnte ich's ja nie erreichen. Ich schied mit einem Händedruck, den sie mir mit Wärme aufdrang. Noch einmal wandte ich mich um, wo ich unbemerkt durch's Gezweig sie erblicken konnte. Wie sie dastand in ihrem dürftigen Kleidchen, diese Lausitzer Corinne. Mit ihrem üppig vollen goldblonden Haar spielte der Wind! Die Hände hatte sie gefaltet und träumerisch sah sie vor sich hin; mir war's, als erblickte ich eine Thräne in ihrem Auge. Diese liebt mich, aber Frau Ellen?

*

Drei Tage lang habe ich diesem Tagebuch keine Bekenntnisse, keine Erinnerungen anvertraut! Ich war wie im Rausch! Alle Vormittage beschäftigte mich eine Symphonie, die ich komponire, gewiß mein bestes Werk! Wie die hochgehenden Wogen des Lebens doch auch die Begeisterung, die Schaffensfreude in uns entfesseln; ich muß den innern Jubel in Töne ausströmen, und diese Töne brausen dahin, ein Glutenstrom; sie müssen die Herzen erobern.

O, Lucia hatte Recht: unselige Gebundenheit des Künstlergeistes an enge und drückende Verhältnisse! Sie ist der Tod der Kunst! Schon die Ahnung der Freiheit weckt sie wie mit einem Zauberschlage. Ich weiß es jetzt, Agnes liebt mich! Doch je mehr ich ihrer Liebe gewiß bin, desto tieferen Seelenschmerz empfinde ich um Lucia. Ich habe ein Maëstoso geschaffen, darin habe ich diesem Seelenschmerz einen, wie ich glaube, bewältigenden Ausdruck gegeben. Bald ahnungsvoll dumpf, bald krampfhaft gepreßt, durch schwere Fugengänge, durch kühne Dissonanzen über Klippen hinweg, gleichsam in engem Felsenbette flutet der Strom der Töne, bis er in einer sanften elegischen Melodie sich beruhigter ausbreitet.

Ich hatte Frau Ellen wieder allein in der Schweizerei getroffen, sie wußte, daß es mein Lieblingsplatz war, und mir schien's, daß sie mich aufsuchte. Wie freundlich verging die Stunde unseres Zusammenseins! Der Bediente, der sie begleitete, hatte sich in das Stübchen gesetzt, um ungestört den Freuden des Trunkes sich zu ergeben. Auch wir waren ungestört; sie hatte viel von ihrer Zurückhaltung aufgegeben; sie erlaubte mir, ihre Hand zu drücken; sie plauderte so liebenswürdig, wie man in traulichen Dämmerstunden plaudert, von ihrem Leben, von ihren Gesellschaften, von den vielgenannten Männern, die sich in denselben bewegen; sie sprach von der Musik und mit Begeisterung von meinen eigenen künstlerischen Leistungen. Nur das fiel mir auf, daß sie immer mit einer gewissen Unruhe auf den Fahrweg blickte; wir konnten ihn übersehen durch das herüberhängende Gezweig, während wir durch dasselbe hinlänglich gedeckt waren, um nicht von den Vorüberfahrenden und Vorüberreitenden erkannt zu werden. Je länger unsere Unterredung dauerte, desto mehr wuchs ihre Unruhe. Sie galt dem Baron, das mußte ich vermuthen, und es kränkte mich. Hatte sie Verpflichtungen gegen ihn? Warum fürchtete sie sich, von ihm überrascht zu werden? Ich erkundigte mich nach ihm.

„Gewiß macht er einen Spaziergang mit Frau von Starkow," sagte sie ärgerlich, „er will diese schöne Galathea zum Sprechen bringen, es lohnt sich vielleicht der Mühe!" Dann brach sie auf, rief ihren Bedienten, lächelte mir freundlich zu, drückte mir die Hand, doch sie forderte mich nicht auf, sie bei ihrem Rückweg durch den Park zu begleiten.

War ich dießmal nur halb befriedigt durch unser Zusammensein, so brachte mir der nächste Tag ein volleres Genügen. Schon daß sie wieder allein in der Schweizerei erschien, war mir ein Triumph, aber auch was sie heute sprach, erfüllte mich mit hoher Freude.

„Es gab eine Zeit," sagte sie, „wo die tüchtigen Männer, die gewaltigen Jäger vor dem Herrn, die Kämpen und Helden mit ihren hohen, kräftigen Gestalten allein mein Herz zu gewinnen vermochten; selbst mein seliger Gatte, obwohl ein Kaufmann, gehörte diesem welterobernden Hünengeschlecht an. Jetzt ist es anders geworden: wahrhaft schön kann ich nur die interessanten Männer finden, in deren Augen Geistesreichthum und Seelenschönheit sich spiegelt, auf deren Stirn eine Welt bedeutender Gedanken thront, die, des Wortes mächtig, Meister der Kunst und Herrscher sind in einer schöneren Welt, als die flache Alltäglichkeit sie bietet."

Diese Worte wirkten auf mich bestrickend; sie klangen, als sage sich Frau Ellen los von dem Baron, der zu jenen schnauzbärtigen Herren der Schöpfung gehörte; sie waren für mich süße Schmeichelreden, denn oft genug hatte man mich interessant gefunden, und daß ich ein schöner Mann sei, darauf legte meine Lucia den feierlichsten Eid ab.

Minder verwirrte mich etwas die Unruhe der schönen Frau, sie hatte ihre vornehme Sicherheit ganz verloren, doch durfte ich darin nicht die Macht einer neuerwachten Neigung erkennen, die für mich so beglückend war?

Freilich, der Nimrod aus dem Spreewalde beschäftigte mich fortwährend, weil er sie zu beschäftigen schien.

„Wo ist der Baron heute?" fragte ich.

Sie wollten nachkommen; ich bin unter einem Vorwande vorausgeeilt, um ungestört zu sein. Doch sie kamen nicht! Die schöne Galathea ist vielleicht von ihrem Sockel heruntergestiegen und kredenzt ihrem Pygmalion den Pokal. Wer weiß — in dieser Frau von Starkow schlummert vielleicht eine Bacchantin! Wenn in diese üppigen Formen die wilde Seele einzieht, dann gnade Gott den armen Männern!

Dießmal forderte sie mich selbst auf, sie zurückzubegleiten; wir gingen nicht auf dem Fahrweg, wo wir der Gesellschaft begegnen konnten, sondern durch die verschwiegenen Seitengänge des Parks, die vielfachen Windungen und Krümmungen derselben entzogen uns oft genug den Blicken des nachfolgenden Bedienten, die Spicaceen des Fürsten Pückler kamen uns mit ihrem blühenden Buschwerk dabei zu Hülfe. Ich konnte die Hand der schönen Frau drücken; sie ließ es sich sogar gefallen, daß ich sie um ihre schlanke Taille faßte, und sie gestand mir das Recht zu, sie bei ihrem Vornamen Agnes zu nennen.

Ich war so glücklich, ich hielt die goldenen Löwen vor dem Schloß für die größten Kunstwerke der Erde, und ich würde mich nicht gewundert haben, wenn Semilasso aus dem Schloß hervorgetreten wäre und mir die Freundeshand gereicht hätte. So erfolgreich wandelte ich in seinen Bahnen.

Am nächsten Morgen erhielt ich einen Brief von Lucia, einen Brief, der gleichsam durch Thränen lächelte! Er stimmte mich überaus wehmüthig! Aus dieser Stimmung riß mich ein zweites Schreiben; es enthielt wiederum ein anonymes Sonett:

„O folge nicht der Lockung der Sirenen!
Ob sie dich lächelnd suchen, flehend necken,
Ob sie den Schlangenleib in Nacht verstecken,
Ob keck im Schein der Sonne schillernd dehnen.

Sie wissen immer neu ein glühend Sehnen
In deines Busens Tiefen zu erwecken;
Doch hinter ihrer Liebe lauern Schrecken,
Die sie der Hölle tiefstem Grund entlehnen.

O hüte dich vor dieser Melusine,
Vor ihren Reizen, ihrer süßen Miene,
Vor ihrer Worte schmeichlerischer Macht.

Auch sie wird sich verwandeln über Nacht.
Aus deinen Armen schlüpft ein Ungeheuer;
Ein Wassergeist ... und dich verzehrt das Feuer!"

Die Warnung war nicht mißzuverstehen; sie rührte ja von jener saftgrünen Corinne her, deren Kapitol der Kiefernberg hinter Hermannsbad ist! Arme Dichterin! Wie dich die Eifersucht verzehrt! Wie dein dürftiges Kleidchen droben im Winde flattert! Freilich, wer nichts hat als seine Verse, der mag jene Melusinen beneiden, deren Schuppen von echtem Gold und Silber sind und die in prangenden Schlössern wohnen.

Wörstein besuchte mich; er theilte mir mit, daß meine Rendezvous mit Frau Ellen Aufsehen erregten; er selbst freue sich darüber, denn ein leeres Blatt in seinem Lexikon des Skandals werde sich füllen. Ich aber wunderte mich, woher diese Gerüchte stammten. Niemand hatte uns gesehen; sie mußte selbst darüber gesprochen haben.

Wieder fand ich Nachmittags Frau Ellen in der Schweizerei; sie war dießmal ganz allein; mißtraute sie dem Bedienten? Sie war so freundlich, so „hingegeben warm": ich weiß nicht, wie es kam, ich mußte mehrmals an die Sirenen der unglücklichen Corinne denken, doch nur, um mich über den Gedanken und über diese Sonettendichterin zu ärgern. Frau Ellen hatte ein schillerndes Seidenkleid an, und wenn sie mit behaglichem Stolze sich in dem Holzstuhl zurücklehnte, kam mir die erste Strophe nicht aus dem Sinn. Ihr Auge blickte feuriger und herausfordernder als je und „ihrer Worte schmeichlerische Macht" — das verwünschte Sonett - übte heute einen besondern Zauber auf mich aus. Sie theilte mir mit, daß am nächsten Tag die ganze Badegesellschaft einen Ausflug in den Spreewald machen wolle ... ob ich daran theilnehmen werde? Ich sagte es freudig zu ... war ich doch dann einen ganzen Tag in ihrer Nähe. Ich forderte sie auf, einen Spaziergang über die Waldhügel zu machen, welche am andern Ufer der Neiße sich erhoben und auf diesem Umweg zum Schloß zurückzukehren. Sie willigte ein. Die Sonne neigte sich und der Bäume Schatten wuchsen gigantisch auf den Wiesen. Wir schritten durch den Theil des Parks, der frischen Waldhauch hatte und nur ein geregelter Forst war. Ganz allein! Ich wagte noch kein Geständniß meiner Liebe, denn es wurde mir schwer, zu bekennen, was doch unvermeidlich war, die Bande, die mich noch fesselten, wenn auch ihre Lösung beschlossen war; doch ich drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen, als wir im Schatten einer Eiche von sonniger Lichtung herab das ganze grüne Wunder des Parkes zu unseren Füßen sahen. Sie hatte den Kuß glühend erwiedert, doch sie entrang sich dann wie unwillig meinen Armen. Wir sprachen über gleichgültige Dinge! Als wir dem Schlosse näher kamen und die

Serbisches Leichenbegängniß in Serajewo. Nach einer Originalskizze. (S. 166.)

Vor dem Wirthshaus. Gemälde von Meissonier. Nach einer Photographie von Lecadre (B. Schleisinger in Stuttgart). (S. 166.)

Begegnung mit Bekannten möglich wurde, bat sie mich, zurückzubleiben, drückte mir die Hand, als wenn nichts vorgefallen, und schritt allein durch das bowling green und die gepflegten Blumenteppiche und Blumenterrassen voraus.

Ich dachte über die Bedeutung eines Kusses nach; lag darin ein Bekenntniß, ein Gelübde? Bei einem Mädchen gewiß, aber für Wittwen ist ein Kuß nur ein Blatt von einem Cypressenzweig abgepflückt, eine Erinnerung an die Vergangenheit, höchstens ein Zugeständniß an die Gegenwart, aber nicht eine Anweisung auf die Zukunft. Und doch, darf ich daran zweifeln, daß Frau Ellen mich liebt?

(Schluß folgt.)

Dr. Franz Joseph Stein,

Bischof von Würzburg.

(Hiezu das Porträt S. 161.)

Seit nahezu drei Jahren war der bischöfliche Stuhl in Würzburg, den zuerst (742) der Benediktiner Burkhard eingenommen, nachdem Karl Martell das Bisthum gegründet hatte, erledigt gewesen. Die Wahl des Königs von Bayern war auf den Prior der Mönche vom Berge Karmel, P. Ambrosius Kaes, der ihrem Kloster zu Würzburg mit Kraft und Milde zugleich vorsteht, gefallen, aber Papst Pius IX. hatte sich geweigert, ihn zu präkonisiren, und P. Ambrosius zweimal auf die ihm übertragene Würde verzichtet und um Enthebung davon gebeten.

Die politische Presse aller Farben beschäftigte sich mit der Frage der Wiederbesetzung des Bisthums auf's Angelegentlichste, und ein Theil des Diözesanklerus empfand den Mangel eines Oberhirten so schwer, daß er sich vermaß, den König zur Ernennung eines solchen mittelst einer Adresse zu mahnen. Die Namen von Kandidaten schwirrten durch die Luft, das Kultusministerium aber hüllte sich in Schweigen, Niemand wußte, was werden sollte.

Da überraschte uns plötzlich die Nachricht, der König habe nunmehr den Professor der Theologie an der Universität Würzburg, Dr. Franz Joseph Stein, zum Bischof von Würzburg ernannt.

Das Geheimniß der bevorstehenden Wahl war so streng gehütet worden, daß sich unter den von dieser Ueberraschten selbst der apostolische Nuntius in München, Monsignore Aloisi Masella, befand. Uebrigens erinnerte man sich nun, daß Professor Stein unmittelbar nach dem Ableben des vorigen Bischofs von Würzburg als Kandidat für den erledigten Bischofsstuhl genannt worden war.

Der neue Bischof ist am 4. April 1832 zu Amorbach in Unterfranken geboren und der Sohn eines Sportelrendanten am damaligen fürstlich Leiningen'schen Herrschaftsgericht dortselbst. Zunächst besuchte derselbe die Lateinschule seines Geburtsorts, dann das Gymnasium in Würzburg und endlich die philosophischen und theologischen Kollegien an der dortigen Universität. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien erhielt Stein am 10. August 1855 die Priesterweihe und fand darauf als Hülfsgeistlicher in Hilders, Heidingsfeld und Schweinfurt Verwendung in der Seelsorge. Nachmals fungirte er zwei Jahre lang als Religionslehrer am Gymnasium und an der Gewerbeschule in Schweinfurt, und folgte dann einem Ruf als Religions- und Geschichtslehrer an der Lateinschule zu Würzburg, als welcher er fünf Jahre wirkte.

Nachdem Stein durch eine Arbeit über den Bischof Eusebius von Cäsarea eine Preisfrage gelöst, wurde er zum theologischen Doktorexamen zugelassen und im Jahr 1860 zum Doktor der Theologie promovirt, dann am 26. Juni 1865 zum außerordentlichen Professor der Theologie und am 3. Februar 1871 zum ordentlichen Professor der Moral- und Pastoraltheologie an der Universität zu Würzburg ernannt. Seit dem November des letztbezeichneten Jahres saß Stein ununterbrochen im akademischen Senat, bekleidete zweimal das Amt eines Dekans der theologischen Fakultät und im Jahr 1875/76 das eines Rektors der Universität. Seit Beginn seiner Thätigkeit als akademischer Lehrer hat Dr. Stein eine größere und zwei kleinere wissenschaftliche Arbeiten in Druck gelegt, nämlich ein Werk über pathologische Moralprinzipien (1871), dann Studien über die Hesychasten des vierzehnten Jahrhunderts (1873) und Studien über die rationellen Moralprinzipien.

Die Diözese war lange verwaist und der Schauplatz lebhafter kirchenpolitischer Kämpfe: dem neuen Bischof wird deren Verwaltung wohl für die nächste Zeit wenig Muße zur Pflege der Wissenschaft gönnen.

Karl Albert Regnet.

Serbisches Leichenbegängniß in Serajewo.

(Hiezu das Bild S. 164.)

Unser Bild zeigt ein orthodoxes serbisches Begräbniß zu Serajewo. Die Serbier hängen an ihren altertümlichen Sitten, und so sehen wir denn auch hier in Bosnien den Todten in einem offenen Sarge zu Grabe tragen; die Serbier werden nicht nach drei Tagen wie bei uns, sondern schon am zweiten begraben. Ist kein strenggläubig gehüteter serbischer Kirchhof vorhanden, so senkt man unter den Gebeten der Popen die Todten an der Landstraße in die Erde; bevor der Sarg jedoch in die Gruft hinabgelassen, wird dem Gestorbenen kreuzweise die Brust mit Oel und Wein begossen. Ueber dem Grabe wird ein zwei Fuß hoher Erdhügel aufgeworfen, dieser mit Balken und Steinen umgeben und dann Blumen darauf gesät. Kriegern gibt man den Säbel mit in's Grab.

Vor dem Wirthshaus.

(Hiezu das Bild S. 165.)

Was Stimmung ist, läßt sich mehr empfinden, als in Worte kleiden, sie senkt sich mit dem schwarzen Gewitterhimmel unheimlich auf die Erde, sie lacht mit dem Regenbogen im wieder durchbrechenden Sonnenschein, sie schwebt als seltsam geheimnißschwerer Schleier in Mondscheinnächten über den Wiesen und fällt als zauberhaft lieblich-lebensvoller Goldfunken durch grüne Blätterkronen des Waldes an einem Junimorgen. Das erste Erforderniß der Kunst ist, uns in Stimmung zu versetzen, und wenige Maler besitzen die Gabe in dem Maße, wie Meissonier, dessen Hauptstärke gerade in dem Zauber der Stimmung liegt. Meissonier nimmt Pinsel und Farbe, um über uns zu ergießen das gedämpfte Sonnenlicht einer heiteren, friedlichen, völlig leidenschaftslosen, glücklichen Ruhe. Die Stimmung weht uns aus fast all' seinen Gemälden an; diese bringt auch das Gemälde „Vor dem Wirthshaus", von dem wir hier einen vortrefflichen Holzschnitt geben, mit wunderbarer Kraft zum Ausdruck. Wie einfach sind die Mittel, um uns in diesen Sonntagsfrieden zu versetzen. Zwei Reiter vor einem Wirthshaus im Walde, sie halten und löschen ihren Durst. Scheinbar wie uninteressant die Handlung! Und doch wie interessant ist das Bild, wie regt es unsere Phantasie zu heiterer Thätigkeit an, indem es zugleich eine reizvolle kulturhistorische Perspektive vor unserem geistigen Auge eröffnet, wie erfüllt es uns mit dem Gefühl des Friedens, der sanften, sonnigwarmen Lebensfreude. Das kann aber nur ein Genie, wie Meissonier unbestreitbar ein solches in seinem Genre ist.

Die Prachtausgabe von Schiller.

(Verlag von Eduard Hallberger.)

(Hiezu die Bilder S. 168.)

Dieses Prachtwerk, das unsern größten deutschen Dichter, den Liebling seiner Nation, zum ersten Male in künstlerisch würdiger und bedeutender Form darbietet, schreitet so rasch im Erscheinen vor, als es bei der minutiösen Sorgfalt, die auf Text und Bilder wie auf den Druck verwendet wird, irgend möglich ist, und so liegt denn für diese Weihnachten der zweite Band vollendet vor und es kann den Verehrern mit diesen zwei ersten Bänden ein überaus stattliches und kostbares Geschenk geboten werden. Der zweite Band umfaßt die Hauptwerke des dramatischen Dichters: Don Carlos, Der Menschenfeind, Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und Braut von Messina, zu denen Künstler wie Ferdinand Keller, Hermann Kaulbach, Joseph Weisser, Karl Häberlin, Gyula Benczur und Grotjohann die szenischen Illustrationen, Hermann Götz, Schmidt-Pecht, C. Brünner, C. Hammer, W. Volz u. A. den ornamentalen Schmuck geliefert. Jeder Künstler hat den ihm homogensten Vorwurf gewählt; dadurch entstand jene harmonische Wirkung, welche das prächtige Werk auf uns macht und die ihm seinen ganz besondern Werth verleiht. Aber nicht nur die Zeichner haben ihr Bestes geleistet, der größte Theil der Bilder sind wahre Kabinetsstücke der Holzschneidekunst, die mustergültig dastehen, und dem Großen wie dem Kleinsten ist die gleiche Sorgfalt zugewendet. Dieß gilt namentlich auch vom Druck, der ein solches Werk erst zum Pracht-, zum Kunstwerk gestaltet. Der Verleger hat — das dürfen wir wohl auch in diesen Blättern anerkennen — dem Werke all' seine Kräfte gewidmet: die Ausstattung, sowohl des Innern wie des Aeußern, läßt nichts zu wünschen übrig — sie hat dem Dichter ein schönes Denkmal gesetzt. Einige Proben aus dem „Neffen als Onkel", welcher im dritten Bande erscheint — die Heftausgabe ist bis zum 36. Heft gediehen — mögen als Beweis dienen, daß die Illustration des Werkes dauernd die gleich schöne bleibt. Wir sind sicher, ihn in dieser prächtigen Gestalt auf recht vielen deutschen Weihnachtstischen zu finden — was könnte man dem deutschen Volke Schöneres bieten!

Eine Flöte Friedrich des Großen.

(Hiezu das Bild S. 172.)

Die Flöte, dieses Instrument, welches eine Zeitlang außerhalb der Orchester fast in Vergessenheit gerathen war und erst neuerdings wiederum mehr Verbreitung findet und welches in seinen primitivsten Gestaltungen wohl unzweifelhaft die erste Entstehungsstufe der Instrumentalmusik bildet, hat dadurch eine ganz besondere Berühmtheit erlangt, daß der König Friedrich II. von Preußen, den die Mitwelt schon den Großen nannte und der sich selbst als den Philosophen von Sanssouci bezeichnete, gerade dieses so einfache Instrument für seine persönliche Ausübung der Musik gewählt hatte und mit einer von allen Zeitgenossen bewunderten und gerühmten Meisterschaft spielte. Es ist dieß gerade eine ganz besonders charakteristische Eigenthümlichkeit des großen Königs, daß er, während die Welt von dem Donner seiner Schlachten erzitterte und während sein klarer Geist die ganze Maschine der Verwaltung und Rechtspflege lenkte, so daß jeder Richter und jeder Landrath im kleinsten und entlegensten Orte der Monarchie vor des Königs Alles durchdringenden Blicken zitterte, — daß dieser große Schlachtenlenker und Regent in einsamen Stunden auf dem weichsten und zartesten aller Instrumente in sanften Adagios eigener Komposition oder in freier Phantasie die innersten und tiefsten Gefühle seiner Seele ausströmen ließ. Es ist dieß ein Bild des ganzen Wesens jenes außerordentlichen Monarchen. — Die harte Schule der Leiden, durch welche er in seiner Jugend gegangen war, hatte ihn dahin geführt, sein weiches, für alle zarten Empfindungen so empfängliches Herz durch die Kraft des Willens mit einer ehernen Mauer zu umschließen, um durch dessen Regungen niemals in der rücksichtslosen und strengen Erfüllung seiner Königspflichten, die er zur Richtschnur seines Lebens gemacht, beirrt und behindert zu werden, aber in den Tiefen seines Wesens lebte jene zarte Gefühlsempfänglichkeit fort, sie trat — zwar selten nur — in einzelnen rührenden Zügen gegen seine Verwandten und seine Freunde zu Tage, und sie brach sich mächtig Bahn, wenn er nach der harten Arbeit des Tages seiner Flöte jene wunderbaren Töne entlockte, welche alle Zuhörer zu begeisterter Bewunderung hinrissen: Friedrich der Große war ein Anderer, wo er als König handelte und wo er als Mensch empfand, — seine Schlachten und seine Gesetzbücher waren Denkmäler, welche der König für alle Zeiten in der Geschichte aufrichtete, — seine Poesieen und seine philosophischen Betrachtungen zeigen uns den hochgebildeten, scharf denkenden und fein empfindenden Menschen, welcher, wäre er auch nicht als König geboren, in der Wissenschaft und Literatur einen hervorragenden Platz sich errungen haben würde, — sein Flötenspiel aber brachte die tiefste Innerlichkeit seiner so weichfühlenden, überall die Harmonie der Schönheit suchenden Seele zum Ausdruck, und zu dem vollständigen Menschenbilde des großen Feldherrn und Gesetzgebers gehört seine Flöte, das Instrument der arkadischen Schäfer, als ein wesentlicher und bedeutungsvoller Theil. Die Flöte war seine stete Gefährtin, bis er durch den Verlust der Vorderzähne außer Stand gesetzt wurde, sie zu spielen und traurig von dieser letzten Freundin seiner Jugend einen schmerzlichen Abschied nahm. Zur Flöte griff er, wenn er in der Stille von Sanssouci sich von seinem königlichen Tagewerk des Regierungsdienstes erholte, die Flöte begleitete ihn in das Feldlager und ihre Klänge beruhigten und trösteten ihn in stiller Nacht, während der schwersten Sorgen der dunkelsten Tage des Unglücks. Die Flöte des großen Königs ist gewissermaßen ein Theil seiner selbst und jedes dieser Instrumente, das er gebraucht und dem er mit seinem lebendigen Athem Klang und Stimme gegeben, ist daher eine theure und bedeutungsvolle Reliquie.

Es existiren unseres Wissens nur wenige dieser Instrumente von unzweifelhafter Echtheit. Eines derselben, welches Friedrich der Große mehrfach im Felde mit sich führte, befand sich im Besitz einer würdigen und hochpatriotisch gesinnten alten Dame, des Fräuleins Karoline Schulz, der Tochter des Hof-Garten- und Baudirektors Schulz, welcher in diesem Amte dem bekannten Lenné voranging. Diese Flöte, welche von Quanz gefertigt und deren Gebrauch durch den großen König unzweifelhaft erwiesen ist, befindet sich in einem kleinen, mit Chagrin überzogenen, unansehnlichen Kasten, in welchem sie unter dem Gepäck des Königs mitgenommen zu werden pflegte, — sie wurde von Fräulein Schulz als ein Heiligthum betrachtet und gehütet, und mehrfach waren ihr von Engländern und einmal von einem französischen Oberst und Marquis sehr bedeutende Summen dafür geboten worden, doch hatte sie, obwohl kränklich und unbemittelt, jeden Verkauf zurückgewiesen. Anfangs dieses Jahrs erfuhr der Geheime Kommerzienrath v. Bleichröder von der Existenz dieses Instruments und wünschte dasselbe dem Kaiser Wilhelm zum Geschenk zu machen, in dessen Händen sich jedenfalls alle Erinnerungen an seinen großen königlichen Ahnherrn an ihrem besten und sichersten Platze befinden. Durch die Vermittlung des Geheimen Hofraths Schneider, Vorlesers des Kaisers, gelang es, die alte Dame zum Verkauf des Instruments zu bestimmen, welches darauf für eine ansehnliche Summe und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Reliquie in die Hände des Kaisers gelange, erfolgte. Herr v. Bleichröder ließ einen geschmackvollen Blumentisch anfertigen, welchen unser Bild darstellt und welcher auf seinem oberen Theile die von einer Blütenlaube umgebene silberne Statuette des Flöte spielenden Königs trägt, während am Fuße sich in einer prachtvollen Umhüllung der kleine Kasten mit dem historischen Instrument befindet. Der Kaiser geruhte dieses ebenso sinnige als patriotische Geschenk an seinem dießjährigen Geburtstage gnädig anzunehmen und zu befehlen, daß der Tisch für seinen Allerhöchsteigenen Gebrauch nach Babelsberg gebracht werde, während die Flöte dem Hohenzollernmuseum im Schlosse Monbijou einverleibt wurde, in welchem unter ganz besonderer Theilnahme des Kronprinzen seit einigen Jahren unter der Leitung des Geheimen Hofraths Schneider mit unermüdlichster Sorgfalt und eingehendster Geschichtskenntniß Alles vereinigt wird, was irgend nur in persönlicher Berührung gestanden hat zu den Fürsten des hohenzollern'schen Königshauses, das bestimmt war, die alte Kaiserkrone des deutschen Reiches in neuem Glanze sich wieder erheben zu lassen.

Notizblätter.

Literatur.

— **„Neue moralische Novellen" von Paul Heyse — unter diesem** Titel bietet uns der berühmte Novellist die zweite Sammlung von Erzählungen, denen er dieß ganz besondere Gepräge verleihen will, nachdem man ihm den seltsamen Vorwurf gemacht hatte, das sinnliche Element trete in seinen Novellen zu stark hervor. Auch diese elfte Sammlung in der ganzen Reihe der köstlichen Gaben, die uns dieser feinsinnige Dichter geschenkt, sind deßhalb noch keine „moralisirenden" Novellen, aber ein ernster, fast düsterer Ton geht durch alle, jener Ernst im Geiste des großen Hölderlin'schen Wortes: „Viele versuchten umsonst das Freudigste freudig zu sagen, hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer sich aus." Wir fühlen uns bei allem Ernste doch überall gehoben, — gehoben besonders auch durch die wunderbar feine Form, die Klarheit und den Fluß der Diktion, die ihn zum besten unserer Fabuliner macht, so daß wir nicht wissen, sollen wir ihn mehr nach der Seite der Erfindung, mehr nach der der Erzählung rühmen. Dürfen wir sagen, welche Novelle uns am meisten angesprochen? „Die Frau Marchesa". — Wir wollen jedoch dem Leser nicht vorgreifen — er freue sich selbst.

— **Adolph Stahr hat uns in seinem „Torso", der eben in** zweiter und verbesserter Ausgabe von letzter Hand (Braunschweig, Vieweg, 2 Bde.) erschienen, ein Werk hinterlassen, das seinen Namen unvergänglich mit der deutschen Kunst verbinden wird. Der „Torso", welcher Kunst, Künstler und Kunstwerke der griechischen und römischen Alterthümer behandelt, wendet sich nicht an den Gelehrten, sondern an den weiten Kreis der gebildeten Laien, denen eine populäre Darstellung der griechischen Kunst erwünscht ist. Der berühmte Autor hebt aus der verwirrenden Fülle der antiken Bildwerke, namentlich der italienischen Museen, diejenigen durch ausführliche und eingehende Beschreibungen hervor, welche

so prägnant sind, um die Hauptphasen des Entwicklungsgangs der antiken Plastik und die charakteristischen Eigenschaften der bedeutendsten griechischen Meister darzustellen. Dadurch erhalten wir, mit Vermeidung des spezifisch Systematischen, doch ein vollständiges Bild der Bildhauerei des Alterthums in der ansprechendsten Form. Stahr ist ein ebenso tiefer Kenner der Literatur des klassischen Alterthums, als bewährter Führer durch die Kunstschätze Italiens, schöpft hier überall aus eigener, vieljähriger Anschauung und seine vollendete Form der Darstellung verleiht dem Buch noch einen ganz besondern Reiz. Dabei ist es so geschickt eingerichtet, daß es nicht bloß als vortreffliche Vorbereitung für den Genuß dieser Kunstwerke, sondern wesentlich auch als Cicerone bei dem Besuch von Museen benützt werden kann. Aber auch die Lektüre allein schon bietet Stunden des höchsten geistigen Genusses und bildende Anregung in Fülle.

— **Die Verfasserin der „Drei Schwestern", Bertha Mathé**, welche sich um die Gemüthsbildung unserer jungen Mädchen verdient gemacht, bietet für den dießjährigen Weihnachtstisch ein hübsches, Karl Gerok gewidmetes Büchlein, das ein Leitstern auf dem Lebenswege für konfirmirte Töchter aller Stände werden soll und wirklich wohl dazu angethan ist, es zu werden. „Martha Dienst und Maria Sinn" heißt das in elegantester Ausstattung bei Levy & Müller in Stuttgart erschienene Büchlein, das für alle Lagen des innern wie des geselligen Lebens Anleitung und Handweisung gibt, die ideelle Seite wie die reale gleich eingehend behandelt und in einem so warmen, herzinnigen Tone geschrieben ist, daß es persönbildend zu wirken im Stande sein sollte. Das ist echte, gesunde Kost für ein junges, empfängliches Gemüth, ein Büchlein, dem wir mit bestem Gewissen die weiteste Verbreitung wünschen.

— **Richard Leander's „Träumereien an französischen Kaminen"**, jene reizvollen Märchen, welche der Verfasser im Hauptquartier des vierten Armeekorps vor Paris an stillen Winterabenden dichtete und die so große Anerkennung fanden, daß bereits die zehnte Auflage davon erschienen konnte, hat die Verlagshandlung (Leipzig, Breitkopf & Härtel) nun in einer Prachtausgabe herauszugeben begonnen, welche zu Weihnacht vollständig vorliegen wird. Diese tiefpoetischen, echt deutschen, feinsinnigen Märchen sind jetzt durch die prächtig in Holzschnitt ausgeführten großen und kleinen Bilder von Olga von Fialka zugleich eine künstlerische Gabe von hohem Werthe geworden, und werden nunmehr auch den Salon schmücken, wie sie bislang bei Allen, die das Buch kennen gelernt, zu einem Liebling stiller, beschaulicher Stunden geworden, zu dem man oft und oft zurückkehrt.

— **Ein vornehmes, den Geist angenehm beschäftigendes und doch** nicht aufregendes Spiel, weil man keinen Gegner hat, ist das Patiencespiel, das schon manche stille, einsame Stunde glücklich und angenehm ausgefüllt und selbst für große Geister Anziehendes genug hat. Soll doch unser Schlachtenlenker Moltke ein fleißiger Patiencespieler sein. Ein Buch, das für dieses harmlose Spiel Muster und Beispiele gibt, wird daher hochwillkommen sein. Das „Illustrirte Buch der Patiencen" (Breslau, Kern) fand auch so großen Absatz bei seinem ersten Erscheinen, daß sofort seine zweite Auflage in Angriff genommen ward. Das Buch gibt 60 Patiencespiele mit Abbildungen zur Veranschaulichung der Lage der Karten und ist so faßlich in seinen Anleitungen, daß auch der in Karten Unbewanderte sich rasch zurechtfindet. Auf's Eleganteste ausgestattet, präsentirt es sich auf dem elegantesten Salontisch — und für diesen ist es ja bestimmt — ganz allerliebst und wird sich auch in der neuen Auflage neue Freunde erwerben.

— **In nächster Zeit sind zwei interessante literarische Erscheinungen** aus dem Gebiete der Geschichtsschreibung zu erwarten, nämlich eine Art von Philosophie der Weltgeschichte von dem greisen Leopold von Ranke und der erste Band von Treitschke's Deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert, welcher die Periode des Wiener Friedens behandelt und einen Theil der bekannten Sammlung der Europäischen Staatengeschichte bildet.

— **Die „Illustrirte Kriegschronik des russisch-türkischen Feldzugs"** von Viktor v. Strang, welche bei J. J. Weber in Leipzig erscheint, ist jetzt vollendet. Vincenz v. Hardt läßt im Hölzel'schen Verlag in Wien eine streng objektiv gehaltene Geschichte der „Okkupation Bosniens und der Herzegowina" erscheinen.

— **Von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus) sind zwei humoristische Romane unter der Presse: „Krähenfelder Geschichten"** und „Wunigel".

— **Büchmann's „Geflügelte Worte" erscheinen in elfter Auflage** und zugleich damit als Ergänzung ein „Sentenzenschatz aus alten und neuen Klassikern".

— **Für den Schreibtisch haben wir zwei Kalendermappen erhalten**, welche sich als praktisch erweisen. Die eine benützen wir seit mehreren Jahren: es ist das Geschäftstagebuch von Paul Moser, welches bei Jahnke in Berlin erschien und neben reichlichem kalendarischem Material und genügendem Raum für tägliche Einzeichnungen eine gute Unterlage bildet. Die andere ist die Universal-Postmappe (Leipzig, F. A. Barthef) mit Korrespondenzhelfer in deutscher, französischer und englischer Sprache, Geld und Banknoten sämmtlicher Länder Europas, Münzparitätstafeln, Portotarif und einer Eisenbahnkarte — eine seltene Fülle von Notizen auf engem Raume.

Bildende Künste.

— **Der Bau der Börse in Frankfurt a. M. ist so weit vorangeschritten**, daß man am 1. Januar sie dem Verkehr zu übergeben beabsichtigt.

— **Das Preisgericht für das Lessingdenkmal in Hamburg hat** seine Entscheidung dahin gegeben, daß der erste Preis dem Entwurfe von Prof. F. Schaper in Berlin ertheilt worden, welcher Lessing sitzend darstellt; derselbe wird auch zur Ausführung empfohlen. Den zweiten und dritten Preis haben die Entwürfe von H. Volz in Karlsruhe und Erdmann Encke in Berlin erhalten.

— **Das Denkmal Friedrich's des Großen in Brieg ist am** 7. November enthüllt worden. Auf einem granitnen Sockel, welcher dem Denkmal eine Gesammthöhe von etwa 15—16 Fuß verleiht, steht die bronzene Statue Friedrich's des Großen. Der König ist hier als jugendlicher Held dargestellt, wie er, mit der Rechten das Schwert fassend, mit der Linken auf den Feind zeigend, die Armee zum Angriff führt. Modellirt ist die Figur von Prof. L. Sußmann-Hellborn in Berlin — demselben Künstler, von welchem die lebensgroßen Marmorstatuen Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelm's III. im Saale der Stadtverordneten zu Breslau herrühren —, während der Guß von Professor Howaldt in Braunschweig hergestellt ist.

— **Ueber die Dekorationsentwürfe für die plastische Dekoration** der Deutschen Reichsbank in Berlin ist nun die Entscheidung erfolgt: Reinhold Begas wird die Statue des Reichthums, Nikolas Geiger die Arbeit, Siemering den heimkehrenden Krieger, Albert Wolff den Frieden liefern.

— **Die Nachricht, daß an das Kultministerium vom Senat der** Berliner Kunstakademie das Ansinnen, 150,000 M. zum Ankauf von Bildern zu verwilligen, gestellt worden sei, bestätigt sich nicht.

Bühne.

— **Der Schillerpreis für Dramen ist dießmal an drei Dichter** verliehen worden, da sich eine Summe von 9000 Mark angesammelt hatte: die Beglückten sind A. Wilbrandt, Anzengruber und Rissel.

— **Hofschauspieler Dentz ist zum Direktor der k. Schauspiele** in Berlin ernannt worden.

— **Die Hofbühne zu Weimar hat, wie wir bereits berichtet, mit** einer Tragödie, — und das will heutzutage viel sagen, — einen großen Erfolg erzielt und kann man dem intelligenten Intendanten, Herrn von Loën, zu dem glücklichen Griff nur gratuliren. „Vittoria Accoramboni", Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Weimar, ist ein Werk von wirklicher Bedeutung; es vereinigt mit hochpoetischen Intentionen und heißblütiger Leidenschaft, welche in formschöner und schwungvoller Jambensprache zum Ausdruck kommen, ein ganz hervorragendes Talent für theatralische Wirkung (das ist es, was unseren meisten modernen Tragödiendichtern fehlt). Auf eine dramatisch lebensvolle Exposition ist hier Szene um Szene so geschickt gebaut, daß nirgends eine Stagnation der Handlung und nirgends — bis zum Höhepunkt, dem fünften Akte, hin — die leiseste Abnahme des Interesses eintritt. Die Stimmung des Publikums war eine weihevolle vom Anfang bis zum Schlusse — und Hauptdarsteller wie Autor wurden stürmisch und einstimmig gerufen. Uebrigens sind in den Rollen der „Vittoria" (jener berühmten römischen Schönheit aus dem sechzehnten Jahrhundert, deren seltsamer Lebensweg dem geschickten Dramatiker viel günstigen Stoff bietet) und des Kardinal Montalto, später Sixtus V., wahre Prachtrollen geschaffen. Dem Vernehmen nach hat der Herzog von Meiningen das Stück zur Aufführung angenommen; und bietet dasselbe allerdings durchweg — besonders aber im ersten und dritten Akt (Fest beim Herzog von Bracciano und Geheimes Konsistorium im Vatikan) — der Meininger Ausstattung in Szenerie, Kostümen, Farbe und Gruppirung einen ganz besonders vortheilhaften Spielraum.

— **Der mit dem Schillerpreis begnadigte Ludwig Anzengruber** hat eben wieder mit einer dreiaktigen Bauernkomödie: „Die Trutzige", im Theater an der Wien einen Triumph gefeiert. Die Trutzige heißt Liesel Gallmeyer. Die Liesel ist ein Sportvögelchen, das gern jeder Dirne ein scharfes Liedchen vorpfeift, weil ihr die Wahrheit über Alles gilt. Auf einem Kirchtage wird der übermüthige Plan ausgeheckt, ein Bursche solle mit der Liesel ein heuchlerisches Liebesspiel treiben, bis er sie überwunden und dem Gelächter des ganzen Dorfes preisgegeben habe. Der schmucke Wegmacher Martin wird auserkoren, den Feldzug gegen das spröde Herz der Trutzigen zu unternehmen. Aber der Bursche, der nur mit dem Feuer zu spielen gedachte, versengt sich an den Gluten aus den Augen der Dirne so gründlich, daß er zum Schlusse in aller Form Rechtens um die Hand der Trutzigen betteln muß. So gering dieser Vorgang scheint, so fein und seelenkundig wird der psychologische Prozeß auseinandergesetzt, der sich zwischen den Beiden entspinnt. Das Bild der ländlichen „Widerspenstigen" ist mit prächtiger Charakteristik in kurzen Zügen hingeworfen und von lebensvollen Volksszenen umrahmt.

— **Wien und Berlin brachten zu gleicher Zeit Emil Augier's** „Haus Fourchambault", dort das Stadttheater, hier das Residenztheater, beide mit großem, dauerndem Erfolg, und auch die Kritik anerkennt, daß dieses Stück vor vielen französischen Bühnenwerken einen großen ethischen Vorzug habe. Kindesliebe ist der Motor der Handlung. Eine Frau hält es für ihre Pflicht, den Mann, der sie vor dreißig Jahren verführt und dann verlassen hat — den einzigen Mann, den sie je geliebt — vom finanziellen Untergange zu retten; ihr Sohn aus jenem Verhältnisse vollzieht im Auftrage der Mutter das schwere Rettungswerk. Mutter und Sohn, zwei edle, große Menschen stehen im Mittelpunkte der Aktion. „An sie heftet sich unser Interesse, unsere Sympathie. Was wir über den einstigen Fehltritt der Frau Bernard hören, gemahnt wohl an jene verbotenen Früchte, ohne welche der französische Dramatiker nun einmal nicht leben kann, aber Augier erspart uns doch, durch eine Pfütze zu waten, er verschafft uns einen reinen Genuß, indem er uns in wirklich gute Gesellschaft führt."

— **Karl Costa's im Ringtheater in Wien aufgeführtes Zeitbild:** „Der Reservist", ist ein Bild aus den jüngsten Tagen und wurde freundlich aufgenommen. C. A. Görner's „Rattenfänger von Hameln", im Münchener Gärtnerplatztheater mit Beifall aufgeführt, ist ein Ausstattungsstück, dem mit prachtvoller mise en scène Genüge gethan wurde.

— **„Unsere Zigeuner", Lustspiel in 3 Akten von Oskar Justinus** (Pseudonym für den Namen eines angesehenen Breslauer Bürgers), hat am Stadttheater in Breslau einen bedeutenden Erfolg erzielt.

— **Gustav Freytag's „Journalisten" wurden in der letzten** Woche am k. Hoftheater in Berlin zum hundertsten Mal aufgeführt.

— **Nach „Rheingold" und „Walküre" wurde im Hofopern**theater in Wien nun auch der dritte Theil des Nibelungendramas: „Siegfried", gegeben und die Urtheile gehen auch hier wieder weit auseinander, doch scheint der Eindruck dießmal im Allgemeinen kein besonders günstiger gewesen zu sein. „Eine Marter," nennt es Eduard Hanslik, „einer zwischen Trunkenheit und Oede auf- und niedersteigenden Musik lauschen zu müssen, die in peinlich ruheloser Modulation, in ewig überreizter Chromatik und Enharmonik an unseren Nerven zerrt. Eine Marter ist's, eine lange Oper ohne Chor, ohne Ensembles und Finales, ja, bis hart an den Schluß — ohne Frauenstimme hören zu müssen, eine Oper, in der die Sänger nicht singen, sondern deklamiren und uns doch nur mit Hülfe des Textbuchs erkennen lassen, was sie deklamiren." Die Aufführung nennt derselbe Kritiker so vollendet, daß keine andere Bühne werde damit rivalisiren können.

— **Otto Schreyer's Lustspiel: „Kein Freund — kein Feind"** gefiel bei seiner ersten Aufführung auf dem Thaliatheater in Hamburg.

— **Rudolph Siegmann's Trauerspiel: „Bianca Capello", welches** am Dresdener Hoftheater aufgeführt wurde, hat nach neueren Berichten einen glänzenden Erfolg gehabt und ist dem stehenden Repertoire dieser Bühne eingereiht.

— **Charlotte Birchpfeiffer's „Dorf und Stadt" ist in Petersburg** unter dem Titel: „Abseits von der großen Welt" russisch gegeben worden. Das schwäbische Naturkind ist eine Majorstochter geworden und das Ganze dadurch in eine andere Sphäre gerückt.

— **A. Berla's „Ein russischer Beamter" wurde in Frankfurt** zum ersten Male gegeben. Die Kritik bezeichnet das Stück als ein gutes Gemälde russischer Sitten, dem es nicht an Lebenswahrheit und Satire fehle, die Charakteristik des Helden aber sei doch sehr fragwürdig.

— **Die Schillerstiftung in Augsburg hat dem Dichter Hugo Krebs** in Köln den Preis von 200 Mark für sein Drama: „Der Bürgermeister von Breslau", zuerkannt.

— **Theodor Hentschel's Oper: „Lancelot" hat auf dem Bremer** Stadttheater bei der ersten Aufführung eine ehrenvolle Aufnahme gefunden.

— **In Paris gab man auf dem Gaîtétheater Offenbach's „Or**pheus in der Unterwelt" zum tausendsten Mal.

— **Während R. Wagner's „Rheingold" bei der ersten Aufführ**ung auf dem Hamburger Stadttheater einen glänzenden Erfolg hatte, wollte die Oper trotz glänzendster Aufführung und Ausstattung auf der Braunschweiger Hofbühne nicht ansprechen.

— **Gegenwärtig befinden sich zwei deutsche Künstlerinnen in** Amerika, welche sich ausschließlich der englischen Bühne zugewendet haben: Fanny Janauschek, einst die gefeierte Tragödin des Frankfurter Stadttheaters, gastirt am Walmut-Street-Theater in Philadelphia, Frau von Stamwitz, eine junge Schlesierin, am Broadway-Theater in New-York. Die anglo-amerikanische Presse ist voll des Lobes, namentlich mit Bezug auf den korrekten englischen Accent der beiden Schauspielerinnen. Deren Beispiel folgend, hat sich nun auch der in Amerika weilende Hermann Linde, in Deutschland durch seine Shakespearevorträge bekannt, entschlossen, sich der englischen Bühne zu widmen, und wird Anfangs des nächsten Jahres in Booth's Theater in New-York debütiren.

Kultur und Wissenschaft.

— **Der von der Universität Jena ausgesetzte Preis für die beste** Arbeit über Krause's Philosophie und ihre Bedeutung für die Gegenwart ist am 1. November dem Dr. Paul Hohlfeld in Dresden mit 1000 Mark zuerkannt worden. Das Buch soll ehestens im Druck erscheinen.

— **Von der afrikanischen Entdeckungsreise aus Staatsmitteln** erfährt man jetzt authentisch: Von der durch den dießjährigen Reichshaushaltsetat in Höhe von 100,000 M. zur Förderung der auf Erschließung Centralafrikas gerichteten wissenschaftlichen Bestrebungen bewilligten Beihülfe sind 80,000 M. der „Afrikanischen Gesellschaft" in Berlin zur Verfügung gestellt und dem größeren Betrage nach auch bereits gezahlt worden. Die übrigen 20,000 M. hat der k. preußische Major a. D. von Mechow, welcher bei den von jener Gesellschaft früher ausgegangenen Afrikaforschungen betheiligt gewesen ist, auf sein von mehreren wissenschaftlichen Autoritäten befürwortetes Gesuch zur Ausführung eines Projekts erhalten, welches durch den hierüber zuvor gutachtlich gehörten Vorstand der „Afrikanischen Gesellschaft" als sachlich mit den Operationen dieser Gesellschaft im Einklang stehend und als zur vollen Berücksichtigung sich empfehlend bezeichnet worden war. Herrn von Mechow ist irgend eine offizielle Stellung oder Aufgabe bei der von ihm geplanten Expedition nicht ertheilt. Derselbe reist lediglich als Privatmann und zwar in noch strengerem Sinne als die durch Vermittlung der genannten Gesellschaft bisher aus den fraglichen Etatsfonds mit Geldmitteln ausgestatteten Afrikaforscher, insofern diese Letzteren zum Zwecke der Förderung ihrer Unternehmungen gleichzeitig damit betraut worden sind, im Allerhöchsten Auftrage Sr. Majestät des Kaisers Geschenke an afrikanische Fürsten zu überbringen.

— **Der in Würzburg ansässige Asienreisende Püttmann, der sich** besonders durch seine Erforschung des Amurgebietes einen großen Ruf in der geographischen Welt erworben hat, ist, wie aus Würzburg geschrieben wird, von der Geographischen Gesellschaft in New-York zu einer Reihe von Vorträgen mit einem Honorar von 15,000 Thlr. engagirt worden. Nach Beendigung des übernommenen Cyklus gedenkt Püttmann in verschiedenen deutschen Hauptstädten wissenschaftliche Vorträge zu veranstalten.

— **Bei der Bremer Geographischen Gesellschaft ist die Nachricht** eingelaufen, daß in London ein an der Tura, einem Nebenflusse des Irtisch, erbauter Schoner, „Sibir", vom Ob kommend, wohlbehalten eingetroffen. Darnach ist die Fahrt durch das Carische Meer und durch die Jugorstraße noch im Oktober möglich gewesen. Ein am Jenissei erbautes Fahrzeug, die „Morgenröthe", Kapitän Schwanenberg, erreichte bekanntlich im vorigen Herbst St. Petersburg.

— **Der bekannte Literarhistoriker Taine wurde in die französische** Akademie gewählt.

Erfindungen.

— **Auf einen Elektrophor, der durch elegante Arbeit, wie durch** leichte Handhabung und ungemein starke Elektrizitätsentwicklung sich sehr empfiehlt, möchten wir Eltern wißbegieriger Schüler, besonders bei gering dotirte Volksschulen aufmerksam machen. Es ist dieß der Ebonit-Elektrophor für Schule und Haus von Mechaniker T. C. Schlösser in Königsberg i. Pr. Der Elektrophor besteht aus einer Hartgummiplatte und sind Griff des Zinkdeckels und sämmtliche Isolatoren der Apparate gleichfalls aus Hartgummi hergestellt. Für Schüler ist dieser Elektrophor mit der dazu gehörigen Flasche, dem Glockenspiel, Flugrad, Kugelsang, Blitzröhre ꝛc. ꝛc. eine vortreffliche belehrende Unterhaltung und für Volksschulen der Apparat durch seine Wohlfeilheit und Brauchbarkeit höchst beachtenswerth.

Verkehr.

— **Eine neue Phase für den Handel und Verkehr zwischen** Deutschland und Indien ist seit dem 1. November eingetreten. Der Dampfer „Memphis" des österreichischen Lloyd hat seine erste Fahrt nach den Häfen von Kalkutta und Colombo, zwei der wichtigsten Handelsplätze Indiens, an diesem Tage angetreten, wodurch bequemere, leichtere und billigere Beziehungen zur uns gegeben sind.

Statistik.

— **Ein statistischer Bericht über Britisch-Indien enthält nach**stehende interessante Angaben: Der unter britischer Verwaltung stehende Flächenraum beträgt 908,350 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 191,018,412 Seelen. Der Flächenraum der Eingeborenenstaaten beträgt 573,516 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 48,298,895 Seelen. Das Gesammtareal Britisch-Indiens beläuft sich demnach auf 1,481,866 Quadratmeilen und dessen Bevölkerung auf 239,317,307 Seelen. Der Flächenraum der französischen Besitzungen in Indien umfaßt nur 178 Quadratmeilen mit 271,460 Einwohnern, und der der portugiesischen Besitzungen 1,086 Quadratmeilen mit 407,712 Einwohnern. In 1876 wurden in Britisch-Indien 19,273 Menschen durch wilde Bestien und giftige Schlangen getödtet, gegen 21,391 im vorhergehenden Jahre. Von der Gesammtzahl der Todesfälle wurden verursacht: 15,946 durch Schlangen, 52 durch Elephanten, 917 durch Tiger, 155 durch Leoparden, 123 durch Bären, 887 durch Wölfe, 49 durch Hyänen und 1148 durch andere wilde Thiere. Die Zahl des durch wilde Bestien und Schlangen getödteten Viehes stellte sich in 1876 auf 54,830 gegen 48,234 im vorhergehenden Jahre. Vernichtet wurden in 1876 212,371 Schlangen gegen 270,185 und 23,459 wilde Bestien gegen 22,357 in 1875. An Belohnungen für das Tödten wilder Thiere und Schlangen wurden in 1876 ausgezahlt Pfd. St. 12,457 gegen Pfd. St. 12,001 in 1875.

Gestorben.

— Wilhelm Steinheil, geachteter Botaniker und Entomolog, aus München, vor der Insel St. Thomas, am 12. Oktober, 48 Jahre alt.

— Contreadmiral Hiram Paulding, der älteste Flaggenoffizier der Vereinigten Staaten, nach 67jähriger Dienstzeit, am 20. Oktober, auf Long Island.

— Louis Maurer, Violinvirtuos und Komponist, vormals hannover'scher Konzertmeister, in St. Petersburg, 90 Jahre alt.

— Domenico Induno, berühmter Genremaler, in Mailand, Anfangs November.

— P. Friedrich Schäfer, Prior der Benediktinerabtei Admont, Prof. der Pastoraltheologie, 65 Jahre alt, Anfangs November.

— Prof. W. Weißenborn, Mitglied des Frankfurter und Erfurter Parlaments, Philolog, zu Eisenach, 75 Jahre alt, am 5. November.

— Samuel Phelps, berühmter englischer Schauspieler, 72 Jahre alt, in London, am 6. November.

— Hofrath K. A. Bretschneider, Philolog, in Gotha, am 6. November.

— Hermann Gödsche, bekannter Romanschriftsteller (Sir John Redcliffe), am 8. November, in Warmbrunn, 62 Jahre alt.

— Siegmund Frhr. v. Reischach, k. k. Feldzeugmeister, am 13. November, 71 Jahre alt, in Wien.

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

Zweite Serie.

IV

Die New-Yorker Hochbahnen.

(Hiezu das Bild S. 169.)

Es ist weder eine neue Erfindung, noch eigentlich ein Kulturfortschritt zu nennen — das Werk, mit dem wir uns heute beschäftigen wollen; gleichwohl ist die neue Verkehrskonstruktion der New-Yorker Hochbahnen wichtig genug, uns die Pflicht auszuerlegen, unser Publikum damit bekannt zu machen. Innerhalb weniger Monate wird die Stadt New-York mit einem neuen Netz von Eisenbahnen versehen sein, welches eine Länge von gegen 22 englischen Meilen umfaßt und oberhalb der gewöhnlichen Tramwaylinien ungefähr in der Höhe des zweiten Stockes der Häuser errichtet ist. Die rapide Vermehrung des Straßenverkehrs in New-York, welcher jährlich über hundert Millionen Passagiere erreicht, ver-

ursachte schon seit einigen Jahren so häufige Stauungen in den Straßen, die Menschenmengen konnten zuletzt so ungenügend von den Tramways und den Fuhrwerken befördert werden, daß man auf neue Mittel sinnen mußte, die Massen zu bewältigen und die Hauptpulsadern des städtischen Verkehrs wieder in ungehinderten Gang zu bringen.

In London war man im gleichen Fall schon vor ungefähr zwanzig Jahren auf das Auskunftsmittel verfallen, eine unterirdische Eisenbahn aus dem Herz der City durch den Mittelpunkt der Stadt zu führen, und dieses Unternehmen ist mit so viel Umsicht durchgeführt worden, daß es technisch wie merkantil als ein großer Erfolg zu betrachten ist. In technischer Hinsicht war dem Unternehmen die Aufgabe gestellt, im geschlossenen unterirdischen Raume die Luft rein von Rauch zu erhalten; dieß ist in so vollkommenem Maße gelungen, daß man in trüben Tagen häufig versucht ist, aus der kohlensaurgeschwängerten Atmosphäre der Straßen in die reine Luft der unterirdischen Eisenbahn zu flüchten. Es waren zu dem Zweck rauchverzehrende Lokomotiven konstruirt worden, welche hoffentlich auch noch den Anstoß zu einer Reform der oberirdischen Maschinen und Lokomotiven geben werden. Das Unternehmen hatte in finanzieller Hinsicht mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die Eisenbahn unterhalb eines Häusermeeres gelegt werden mußte, was nicht bloß die Expropriation erschwerte und vertheuerte, sondern auch wegen der vielen Kanäle, Gas- und Wasserröhren, welche durchkreuzt werden mußten, den Fortgang der Arbeit sehr erschwerte. Trotz der verhältnißmäßig kolossalen Kosten, die das Werk erforderte — denn es ist die theuerste Bahn der Welt — ist es gleichwohl ein finanziell rentables geworden, weil die Benützung der Linie eine ganz enorme ist.

Statt diesen so glücklich gelungenen Vorgang nachzuahmen, hat sich New-York, theils aus Scheu vor den hohen Anlagekosten, theils in dem Drang, etwas Neues zu machen, dazu verleiten lassen, einen andern Weg einzuschlagen und sozusagen Viadukt-bahnen zu errichten. Auch in dieser Beziehung hatte London als Vorbild dienen können, denn die Cirkulareisenbahn, welche die nördliche Hälfte Londons in einem Halbkreise durchzieht, geht ebenfalls meistentheils an den Dächern der Häuser vorüber. Allein der Unterbau ist aus Ziegelsteinen hergestellt und die Trace so eingerichtet, daß sie nur durch die entlegenen Straßen oder am Rücken der Häuser vorbeizieht und daher so wenig als möglich Geräusch und Unzuträglichkeiten mit sich bringt. Ganz anders verhält es sich mit den zum Theil vollendeten, zum Theil noch im Bau begriffenen Hochbahnen New-Yorks. Dieselben sind gänzlich aus Eisen konstruirt und durchziehen die lebhaftesten Straßen der Stadt. Aus Sparsamkeitsrücksichten ist bei der Konstruktion des eisernen Gerüstes die größtmögliche Oekonomie beobachtet, allein eben dadurch bringt das neue Werk eine fast unerträgliche Belästigung des Publikums mit sich. Man braucht sich nur das Geräusch zu vergegenwärtigen, welches ein Eisenbahnzug macht, der mit mäßiger Geschwindigkeit über eine Gitterbrücke fährt, so kann man sich eine Vorstellung von dem Gerassel machen, welches die New-Yorker Straßenhochbahnen verursachen, wenn sie mit der Schnelligkeit von 3½—4 Meilen per Stunde über den Köpfen der Menschen und Pferde auf den langen Straßen dahindampfen. Sollten sich auch die Bewohner der Straßen allmälig an den Donner der über sie hinrasselnden Züge gewöhnen, an den Rauch, die Asche und die Funken, welche von den Maschinen ausgestreut werden, so werden sie sich doch niemals damit befreunden, daß ihnen das Licht ihrer Fenster versperrt wird, ganz abgesehen von der Gefahr, welche die scheu werdenden Pferde noch lange Zeit mit sich bringen mögen. Es ist deßhalb vorauszusehen, daß die Straßen, durch welche die Hochbahnen ziehen, mit der Zeit von ihren Bewohnern verlassen und nur noch zu Geschäftslokalen werden benützt werden. Vier volle Jahre hatten sich die bedrohten Hauseigenthümer durch alle Mittel, welche das Gesetz ihnen erlaubte, gegen das neue Unternehmen gewehrt, welches schon im Juni 1872 die Genehmigung des New-Yorker gesetzgebenden Körpers erlangt hatte, aber wegen dieses Widerstandes erst 1876 in's Werk gesetzt werden konnte.

Die Konstruktion der New-Yorker Straßenhochbahnen ruht auf einer doppelten Reihe schmiedeeiserner Säulen, welche ähnlich den Gaslaternen zwischen dem Trottoir und dem Fahrwege angebracht sind. In den Straßen, welche von Pferdebahnen durchzogen sind, befindet sich die Eisenbahntrace gerade oberhalb der Tramways, während auf beiden Seiten der Fahrweg und der Fußweg sich befindet. In anderen Straßen fahren aber auch die gewöhnlichen Wagen unter dem Bahnkörper. Die Säulen stehen in der Länge in einer Entfernung von 40—52 Fuß von einander, in der Breite wechselt die Entfernung je nach der Weite der Straße, außer wo diese 85 Fuß übersteigt. In solchen Straßen sind die Säulen in einer Breite von 23 Fuß von einander aufgestellt. Dadurch wird der Gebrauch eines doppelten Geleises ermöglicht und der Verkehr der unten befindlichen doppelgeleisigen Tramways bleibt innerhalb der Säulen, während der Fußweg und der gewöhnliche Fahrweg sich außerhalb derselben hinzieht. Bei den Kurven an den Ecken der Straßen sind die Säulen wieder je nach dem speziellen Bedürfniß gestellt. Da die Straßen von New-York rechtwinklig abbrechen, so mußte die Bahn, wo sie aus einer Straße in die andere geht, in einer Kurve von 90 : 103 Fuß für die inneren und äußeren Schienen angelegt werden. Die Säulen ruhen auf 4—5 Fuß starken Sockeln von Backsteinmauerwerk, in welche jene mit einer runden Basis eingelassen sind. Das Schmiedeeisen, aus welchem die Säulen bestehen, ist von verschiedener Form, die gewöhnlichste aber ist eine sechseckige Gestalt mit 11 Zoll Durchmesser, bestehend aus sechs schmiedeeisernen Stangen, welche durch starke eiserne Bänder zusammengehalten werden. Die geringste Höhe des Gerüstes ist 14 Fuß, die der Schiene 20 Fuß. Da das Geleise den kleineren Wellenlinien der Straßen nicht folgt, so ist die Schiene zuweilen 30 Fuß über dem Niveau der Straße. Das aus I-Eisen konstruirte schmiedeeiserne Traggitter, welches auf den Säulen ruht, ist nur 3½ Fuß hoch und so leicht konstruirt, als es die Sicherheit erlaubt. Von 8 zu 8 Zoll befinden sich links und rechts an den Schienen starke Hölzer als Schutz gegen das Entgleisen. Die Stationen sind in Zwischenräumen von 12 zu 12 Minuten angelegt und ebenfalls aus Eisen erbaut. Die Lokomotiven sind von einer besonderen Konstruktion, nicht schwerer als 300 Centner. Man nimmt an, daß täglich 100,000 Personen befördert werden können. Die Personenwagen, deren jeder Zug drei bis vier umfassen wird, sind 37 Fuß 10 Zoll lang und 8 Fuß 9 Zoll breit, nach dem bekannten amerikanischen Muster mit einem Gang mitten durch den Wagen, so daß man den ganzen Zug durchschreiten kann. Jeder Wagen faßt achtundvierzig Personen. Jeder Zug ist mit einer Vacuumbremse versehen und kann in voller Geschwindigkeit innerhalb 300 Fuß gehemmt werden. Die Kosten werden auf 22 Millionen Dollars berechnet. Man hofft, daß die Betriebskosten nur 30% der Roheinnahmen betragen und daß daher das Unternehmen ein sehr rentables werden wird.

Ein Theil der Uebelstände, welche der Dampfbetrieb der Hochbahnen mit sich bringt, würde vermieden werden können, wenn das neue pneumatische System, welches von Henry Bushnell aus New-Haven in Connecticut für die New-Yorker Tramways vorgeschlagen wird, sich bewähren und auch für die Hochbahnen angewendet werden sollte. Am 3. August d. J. ist nämlich mit einem durch komprimirte Luft getriebenen Wagen eine Probe in New-York angestellt worden, welche vollkommen befriedigend ausgefallen ist. Eine starke eiserne Röhre dient als Behälter der komprimirten Luft, welche mittelst einer Dampfluftpumpe mit einem Druck von 2000 Pfund per Quadratzoll in den Behälter gepreßt wird. Auf eine Entfernung von einer geographischen Meile, welche der Wagen mit dem mitgegebenen Luftvorrath lief, wurde der Luftdruck von 2000 auf 750 Pfund vermindert. Es würde also genügen, an beiden Enden der Tramwaylinie eine Dampfluftpumpe aufzustellen, um den Luftdruck zu erneuern, ein Geschäft, das nur 5 Minuten Zeit erfordert. Uebrigens könnten die Luftbehälter auch noch stärker konstruirt werden. Bei der vorgenommenen Probe machte das Anganlassen und Hemmen des Wagens nicht die geringste Schwierigkeit.

Der Neffe als Onkel. I. Aufzug, 1. Auftritt. Zeichnung von Jos. Watter.

Der Neffe als Onkel. II. Aufzug, 7. Auftritt. Zeichnung von Jos. Watter. (S. 156, Hallberger's illustrirter Prachtausgabe von Schiller's Werken.

Die schwebende Eisenbahn über die sechste Avenue in New-York. Originalzeichnung. (S. 167.)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Es war in der That ein, wenn auch schwermüthiges, aber immer noch schönes Antlitz, mit dem der tiefe Herbst den beiden Wanderern von den grauen Waldstämmen her entgegenblickte. Die Buchenkronen standen zum größern Theil schon entblättert im Hellblau des Oktoberhimmels, doch weiter abwärts hatten sie noch ihren Sommerschmuck bewahrt und mischten ihn mit dem, brauner Wolle gleichenden Laub der Eichen. Schmaler Holzweg führte zwischen diese hinein, darüber schaukelte sich wie geflockte Glanzseide Waldrebengewind, rothe Beeren leuchteten zu den Seiten vom gelben Buschgezweig, am Wegrand standen breithütige Pilze. Ueberall, wohin die Vormittagssonne nicht gelangt, flimmerte es noch von Thau; das Auge fand ringsum Farbenspiel und Ueberraschung, nur das Ohr nahm durch keinen Laut an der Fülle Theil. Es raschelte wohl hie und da von einer Amsel, die in ihrer tiefen Schwärze eigenthümlich von den hellen Herbsttönen umher abstach, aber sie schlug nicht mehr jauchzend in die Luft, sie flatterte nur um Nahrung durch's welke Laub. Einzig ein Häher schoß, schetternden Ruf ausstoßend, aus einer Buche hervor, ein Stück des geradlinigen Weges entlang, daß auf seinen Flügeln das helle Blau in der Sonne fast Strahlen zu werfen schien, und tauchte verschwindend wieder in den grauästigen Wald.

Schweigend, wie Alles umher, ging auch Ottmar Hainbuch, lässiger, nicht in der jugendlich festen Haltung, die sonst an seinen Jahren zweifeln ließ. Mehr und mehr spiegelte die traumhafte Stimmung, welche die stille Herbstwelt überwebte, von seinem Gesicht, aus seinen Augen zurück.

Nun aber hob er den Kopf und sagte lächelnd: „Siehst Du, Eugen, ich hatte Recht, ihm unser Vertrauen zu schenken. Es lohnt sich immer — da ist meine Weissagung und ladet uns ein."

Das Letzte bezog sich auf eine kleine Lichtung, in die der kaum mehr erkennbare Weg jetzt einmündete. Sie bildete vollständig den heimlichen Winkel, von dem Hainbuch zuvor geredet, daß derselbe gut für einen Oktobertag passe. Rings umschloß ihn hochstämmig feste Waldwand, über der gänzlich windstillen Fläche lag die Sonne noch mit voller nachsommerlicher Leuchtkraft und Wärme. Mächtige Bäume hatten ehemals auch hier den Raum überdacht, doch sie mußten schon vor langer Zeit gefällt sein, denn ihre zurückgebliebenen Stümpfe waren zum größten Theil bereits vermorscht, mit Flechten und Moos bedeckt, hohes gelbes Gras hob reglose Halme um sie her. Dazwischen rankten sich zahlreich noch grüne Blättchen über den Boden und Hainbuch sagte:

„Hieher kommt sicherlich im Juni die Jugend, um Erdbeeren zu suchen; mich wundert's, daß Du die Stelle nicht kennst, Eugen. Nicht wahr, sie ist gut zum Ausruhen, setz' Dich zu mir. Nein, nicht dort, auf die andere Naturbank da mir gegenüber; so spricht's sich besser, als wären die beiden Sitze zu solchem Zweck gemacht."

Seine Augen suchten an einem der alten Baumstümpfe herum, als forschten sie darnach, genau ausfindig zu machen, in welcher Weise derselbe den bequemsten Sitz darbiete. Dann saß er wirklich wie in einem von der Natur gebildeten Lehnsessel, die Füße auf zwei vorspringende Wurzelknorren aufstützend, doch er sprach nicht weiter, sein Blick nur ging träumerisch vor sich hinaus. Auch der Jüngling ihm gegenüber schwieg, in Gedanken versunken, schien's, zu denen die sonnenstille Abgeschiedenheit des Platzes ihn hinübertrug. Nichts regte sich um sie, als ein kleiner tänzelnder Schatten, der über dem gelben Grase hin und her schwebte, manchmal dicht herankam und wieder verschwand. Dann plötzlich saß der Urheber desselben, ein Trauermantel, mit weit aufgeschlagenen Flügeln unbewegt vor den Füßen Hainbuch's, der leicht zusammenfuhr, den weißgeränderten Falter eine Weile schweigsam betrachtete und kopfnickend sagte:

„Er ist geblieben, solus, ultimus. Eine wunderliche Laune der Natur, ein Geschlecht zu schaffen, das noch im Herbst, in den Winter hineinfliegt. Trauerst Du hier noch am Gedenktag der Völkerschlacht? Es ist kurios, wie ein solcher Gaukler die Erinnerung anregt, daß Einem mehr als halb vergessene Dinge plötzlich in den Sinn kommen. Freilich, ein ähnlicher Platz muß es auch gewesen sein, von dem er mir erzählte —"

Eugen Römhold blickte auf und fragte halb gedankenlos: „Wer erzählte —?"

„Ja, wer?" Hainbuch glättete mit dem Stock die langen Grashalme zur Erde, daß sie sich niederbogen und goldartig flimmernd wieder aufrichteten. „Mir ist's fast, als hätt' ich's in einem Buch gelesen, so lang ist's schon her, aber es steht mir so deutlich vor den Augen, wie kein geschriebenes Wort es uns einprägt. Deßhalb brachte die Stelle hier es mir in's Gedächtniß, daß es mir war, als höre ich ihn wieder, wie er es mir drüben — in der neuen Welt — erzählte. Sein Name? Da mangelt's abermals; ich glaube, mit Vornamen hieß er Richard. Wir hatten uns manchen Tag gekannt und saßen einmal im Wald bei einander, wie wir Beiden jetzt gerade, da kam's über ihn, daß er davon zu reden anhub. Nicht um meinetwillen, vermuthe ich, sondern für sich selbst, weil er es zu lange schweigend mit sich herumgetragen hatte, es einmal los werden, einem andern Menschen aussprechen mußte, vielleicht um zu hören, was Der davon denke. Aber was geht die fremde Historie Dich, uns Beide heut in der Sonne hier an, Eugen! Zumal da es sich um kein ernsthaftes philosophisches Objekt, sondern nur um eine romanhafte Geschichte, einen Frühlingstraum, höchstens um ein Menschenleben drin handelt."

Der Sprecher machte Miene, den Gegenstand seiner Erinnerung gleichgültig wieder fallen zu lassen, doch Eugen hob jetzt mit glänzenden Augen die Stirn und wiederholte: „Ein Frühlingstraum — er müßte sich gut hier zwischen den braunen Blättern anhören."

„Gut oder übel, je nachdem, ob man ihn erzählen hört oder ihn selbst geträumt, wie mein Freund Richard. Wenn Du meinst — die Sache ist nicht lang; vielleicht lang zu erleben, aber kurz in Worten wiederzugeben. Er war ein Mensch, nicht besser und nicht schlechter als Andere, so lernte ich ihn kennen. Es mag sein — denn aus seinen Absichten, seinem Thun schien's mir hervorzugehen — daß in der Jugend das Blut etwas ungestüm und unbedacht in ihm gerollt, wie zuweilen unter stiller Wasserfläche unsichtbar ein starker Strom geht. Mit einem gleichalterigen Bruder, sagte er mir, war er aufgewachsen, unzertrennlich von ihm, Beide in ihren Empfindungen noch mehr Zwillinge, als durch den Zufall der Natur. Jeder Besitz war ihnen gemeinsam, sie theilten ihre Gedanken wie ihre Herzen, hatten kein Geheimniß für einander. Wenigstens nicht, bis sie Beide ungefähr zwanzig Jahre alt geworden, dann wuchs in Richard's Brust Eines auf, eins, das man wohl selbst geraume Zeit nicht erkennt und deßhalb auch nicht mittheilen kann; und wenn es plötzlich Gestalt und Namen gewonnen, da gehört es nicht mehr dem Erkennenden allein an, daß er zweifeln mag, ob ihm ein Recht zusteht, es zu offenbaren, selbst einem Bruder gegenüber. Ein Herrensitz lag nicht weit von dem Wohnort der Beiden entfernt, ein altes Schloßgebäude, hart an der Meeresküste; in der neuen Welt gibt es keinen Adel, und der Besitzer war einfach ein reicher Grundherr, doch in seinen Anschauungen einem alten Feudalbaron Europas genau vergleichbar, von unnahbarem Stolz und Hochmuth seines modernen Wappenschildes durchdrungen, herrisch und gewaltthätig, wo ein Untergebener ihm Trotz bot. Allein sonst im Alltagsleben und den Fragen desselben besaß er eine leutselige, herablassende Art, war gastfrei und trachtete nach Besuchern, die seine abgeschiedene Welt etwas belebten. Deßhalb sah er auch das Kommen der beiden Brüder nicht ungern, welche die Nachbarschaft eines Tags, zusammen wie immer, hinübergeführt, unterwies sie in tollen Reit- und Jagdkünsten und ließ sie ebenso mit seiner Tochter verkehren, die fast in gleichem Alter mit ihnen stand. Sie muß etwas von einer Blume besessen haben, die im Schatten aufgewachsen und sich in die Sonne hinaus sehnt, zart und blaß; wenn Richard sie schildern wollte, vermochte er's nicht, wußte nur zu sagen, sie sei wie ein feines Bildniß gewesen, das unstillbares Verlangen rege, ein lebendiges Antlitz zu finden, das jenem gleiche. So vergingen Jahre, in denen die Brüder fast heimisch in dem Schlosse wurden, das Mädchen sie fast wie eine Schwester begrüßte, wenn sie kamen. Ihr Vater duldete es, sah gleichgültig drüber hin. Er dachte nicht daran, daß die Vertraulichkeit der Gewohnheit zu etwas Anderem führen könne, hätte Den als einen Irrsinnigen einsperren lassen, der ihm gesagt, es sei möglich, daß seine Tochter, die Erbin seines Reichthums und seines Namens, an einem vermögenslosen, nichts in der Welt bedeutenden Menschen ein wirkliches Interesse gewinne. Doch eines Tages sagte Richard zu seinem Bruder: ‚Komm', ich muß Dir etwas mittheilen, Du wirst mir vergeben, daß ich es Dir bis heute verschwiegen,' und sie schritten Arm in Arm einem Walde zu, bis sie an eine Stelle kamen, die, wie Richard sie mir beschrieb, auffallend ähnlich gewesen sein muß, wie diese, welche wir heut entdeckt. ‚Setz' Dich dorthin auf den Baumstumpf,' bat er seinen Bruder und wählte sich einen Platz ihm gegenüber und fuhr fort: ‚Ich habe ein Geheimniß vor Dir, schon seit Monaten, das es nicht länger bleiben soll. ‚Elma' — es war ein ungewöhnlicher Name, den die Tochter des Schloßherrn führte — ‚Elma und ich, wir lieben uns und haben gelobt, uns durch nichts in der Welt auseinander trennen zu lassen.' — Wie Richard dieß gesagt, blickte er auf, denn sein Bruder hatte eine Bewegung gemacht, die seine Stellung veränderte, und Jener frug: ‚Mißbilligst Du — weßhalb wendest Du Dich ab?'

„‚Nichts — die Sonne fiel mir in die Augen,' gab der Gefragte zur Antwort; ‚daß mich Dein Geheimniß überrascht, von dem ich nichts geahnt, wirst Du begreifen. Sprich weiter, Du hast mehr zu sagen.' — Nun erzählte Richard hastig, sein Bruder wisse, wie sie selbst, Elma und er, daß der Vater niemals seine Einwilligung geben, wenn er ihre Liebe entdecke, dieselbe auf jede Weise, wär's auch auf's Gewaltsamste, unterdrücken werde. Deßhalb hätten sie beschlossen, ihn zur Anerkennung ihres Rechts auf einander zu nöthigen, wenigstens sich seiner Macht zu entziehen, sich heimlich trauen zu lassen und dann ruhig zurückzukehren, um zu erwarten, ob er sie aufnehmen oder verstoßen werde; im letztern Falle besäßen sie Liebe und Muth genug, ihren Weg durch die Welt mit einander allein zu finden. Nun sah der Bruder kurz auf und frug: ‚Ihr wollt zusammen entfliehen?' und Richard versetzte: ‚Noch heute Nacht; es ist Alles sicher verabredet und keine Entdeckung zu besorgen, da Elma's Vater sich in diesen Tagen während des Mondlichts allabendlich auf den Hirschstand begibt, um einem Vierzehnender nachzustellen, und erst spät zurückkommt. So wird er Elma's Abwesenheit erst am andern Vormittag erfahren und dann haben wir Vorsprung genug, sei's zu Land oder zu Wasser, denn die Pferde, die auf uns warten, sind gut.'"

Ottmar Hainbuch brach in seiner Erzählung ab und bestätigte halb für sich, mit der Stirn nickend: „Es läßt sich denken, daß sie Vorsprung genug gehabt haben würden und daß es ihnen gelungen wäre, denn ihre Zeit damals besaß keine Eisenbahn und keinen Telegraphen, so daß es nicht schwer sein konnte, sich mit Klugheit eine geraume Weile verborgen zu halten." Er schwieg einige Augenblicke, während deren er über die flimmernden Grashalmspitzen umher hinsah, dann fuhr er fort: „Sein Bruder war von dem alten Baumstumpf da — von dem, auf welchen Richard ihn, sich zu setzen, gebeten, aufgestanden und erwiederte: ‚Ich kann Dir nur wiederholen, daß Deine Mittheilung mich auf's Aeußerste überrascht, daß sie mich erschreckt, um Elma's und um Deinetwillen. Es ist meine Pflicht, Dich zu warnen, Dir zu rathen, daß Du von einem so gewagten Schritt abstehst. Wie wollt ihr ohne Geldmittel eure Flucht, eure Verbindung in's Werk setzen, wie nachher leben, da, wie Du sagst und wie ich ihn gleich Dir kenne, ihr Vater nie von seinem Zorn ablassen wird, so lang er lebt?' — Doch Richard antwortete ruhig:

„‚Ich habe mir so viel erübrigt, daß es für jene ersten Zwecke ausreicht, für das Weitere gibt die Liebe, das Glück Muth und Kraft.'

„‚Du stürzst Dich und sie in's Verderben — ich beschwöre Dich, Richard,' fiel der Andere ein, ‚und kannst Du die Verantwortung auf Dich laden, dem Vater die Tochter zu entfremden, sie ihm auf immer zu nehmen, Haß auszusäen zwischen ihnen?' Allein Richard entgegnete ruhig wiederum:

„‚Sie ist ihm fremd, er hat sie niemals besessen, würde es nie. Unter seiner rohen Hand krankt und schwindet sie dahin, es ist keine Verantwortung, sondern Pflicht der Liebe, solchen Haß nicht zu fürchten.' — Auch er stand auf und als der Bruder noch einmal frug:

„‚Also ist es euer unabänderlicher Entschluß und schon für diese Nacht?' erwiederte er:

„‚So gewiß die Sterne kommen, und das einzig

verursacht mir Unruhe und Sorge, mich zum ersten Mal im Leben für eine unbestimmte Zeit von Dir trennen zu müssen. Laß uns hier Abschied nehmen, auf hoffentlich baldiges, freudiges Wiedersehen, wenn ich wieder in unser Heimathaus eintrete und rufe: Da komme ich zu Dir zurück, um mich nicht mehr von Dir zu trennen!'

„So schlugen sie durch den sonnigen Herbsttag zusammen den Heimweg ein, doch Beide schweigend, in tiefen Gedanken, nur ihre Schatten nickten manchmal hastig gegen einander und fuhren ebenso zurück, das war Richard mechanisch von dem Weg im Gedächtniß geblieben. Mit Vorbereitungen für den nächtlichen Plan beschäftigt, sah er den Bruder im Lauf des Tages kaum mehr; als er ihn in der Dämmerung suchte, noch einmal Abschied von ihm zu nehmen, fand er ihn nicht. Das Dunkel brach früher herein, als am Abend vorher, denn im Westen schob sich eine Bank über die untergehende Sonne; wie Richard das Haus verließ und den Weg nach der Meeresküste einschlug, lag fast lichtlose Nacht schwarz bewölkten Himmels über ihr, die kein Mondschimmer erhellte. Einzelne Tropfen fielen um ihn und knisterten im welken Laub des Buschgeländes, an dem er entlang schritt, sonst war lautlose Stille nah und fern; schon seinem Ziel näher, als dem verlassenen Wohnort, hörte er noch deutlich die Kirchthurmuhr des letztern die zehnte Stunde schlagen. Es war die der Verabredung, Elma wartete und er eilte schneller vorwärts; doch noch rascher, ehe er das Schloß erreichte, begann der Himmel über ihm sein scheinbar friedliches Gewand abzuwerfen und sich plötzlich in wildesten Aufruhr umzuwandeln. Ein Spätherbstgewitter, wie es oft an der Scheide des Sommers steht, brach herein, Sturm wirbelte auf und Regen schoß hernieder, der Donner umrollte den finstern Horizont, dumpf krachend schütterte der Anprall der wild aufgeregten Meereswellen den Boden, mischte sein Rauschen und Branden in das Orgelpfeifen des Windes, das vielstimmige Getöse rundumher. Doch Alles befeuerte nur höher Richard's Muth und Blut, er nahm es als ein günstiges Omen, als willkommene Beihülfe für die beabsichtigte Flucht. Als ein Pünktchen winkte ihm ein Licht aus Elma's Zimmer, das Zeichen ihrer Bereitschaft, entgegen, und dann stand er unter ihrem Fenster, sah ihre Gestalt sich herabneigen und die Strickleiter, die er ihr zuvor gebracht, in deren Befestigung er sie unterrichtet, rollte zu ihm nieder. Er flog an den Sprossen hinauf, der Sturm heulte um ihn, schnob ihm den Gischt der Brandungswellen bis in den Nacken; er hatte das Fenster erreicht und streckte die Arme nach der Wartenden, sie zu umfassen und hinabzutragen. Da sah er an ihrer schmächtigen Gestalt vorüber die Thür ihres Zimmers sich öffnen und das Gesicht ihres Vaters ihm entgegenblicken. Eigenthümlich, nicht in dem Zimmer selbst, sondern aus weiter Ferne, rückgestrahlt wie ein Bild, doch unter den finster drohend zusammengezogenen Brauen mit pfeilscharfem Blick herüberblitzend. Nur einen Moment, wie im Traum, gewahrte Richard ihn, denn in der nächsten Sekunde fühlte er die Strickleiter unter sich schwanken, sich selbst von Armen hinterrücks umschlungen, seinen Hals von einem Strick umschnürt, daß Ruf und Besinnung zugleich in ihm erstickten. Er hörte nur noch einen Aufschrei Elma's, dann war er willenlos gebunden, ward mit geknebeltem Munde durch Nacht und Sturm fortgetragen. Einzig die Augen hatte er halb bewußtlos weit aufgerissen, aber er sah nichts, wie er nichts zu denken vermochte, denn todte Finsterniß lag schwarz über Allem. Nur einmal zuckte eine Blitzschlange nieder und goß schwefelgelben Brand über das Gemäuer, die Thürme, die Fenster des alten Schlosses und in ihrem sekundenschnellen Strahl —"

Ottmar Hainbuch hielt inne, der Jüngling, der gespannt, mit mehr und mehr erregter Miene auf die Erzählung gehört hatte, wiederholte fast athemstockend erwartungsvoll die letzten Worte, dann ergänzte Hainbuch dieselben langsam:

„Glaubte Richard an einem der Fenster neben dem wild von Zorn überloderten Gesicht des Schloßherrn das seines Bruders zu sehen."

„Das wäre schändlich, nichtswürdig gewesen!" stieß Eugen Römhold mit glühenden Schläfen aus. Hainbuch, der vor sich niedergeblickt, richtete die Stirn gegen ihn auf und sah ihm fast eine Minute mit großen Augen, doch wie mit einem Ausdruck der Abwesenheit in's Gesicht, ehe er antwortete:

„Warum? Du bist jung, Eugen Römhold, und die Jugend urtheilt, verdammt rasch; werde alt und Du wirst weniger vorschnell denken und reden. Ich sagte, Richard *glaubte* seinen Bruder in dem blitzerhellten Fenster gesehen zu haben, aber lag es nicht nahe, daß die Erregung seiner Sinne ihn getäuscht, ihn mit einem Phantasiebild betrogen habe? Und wäre das nicht gewesen, hätten selbst seine Augen Recht gehabt — besaß er darum ein Recht, die Anwesenheit seines Bruders auf dem Schloß in jener Nacht zu verdammen? Hatte derselbe etwa aus unlauterem, eigensüchtigem Trieb gehandelt oder aus Freundschaft, aus brüderlicher Liebe, aus Pflichtgefühl, zwei nach seinem Dafürhalten Verblendete zu beschützen, daß sie sich nicht selbst in's Verderben stürzten? Er hatte umsonst gewarnt, sein Gewissen ertrug die Verantwortung nicht, die Richard auf sich nehmen zu können erklärt. Für einen Selbstbetrug des Bruders hielt er's und sah dem unabänderlichen Entschluß der Beiden gegenüber kein anderes Mittel, dessen Erfolg die kurze Frist, die ihm zum Erwägen gegeben, nicht bis in alle Möglichkeiten verfolgt. Vielleicht hatte er auch geglaubt, dem Schloßherrn für den Dienst, den er ihm mit geleistet, seine Bedingungen vorschreiben zu können, und ward von ihm getäuscht. So fragt sich das Alter, Eugen Römhold, und es verdammt nicht, wo es übelberathene Liebe, irrleitende Gewissenhaftigkeit, doch keinen Treubruch der Freundschaft, keine Selbstsucht findet. Und welchem Urquell hätte eine solche entstammen können, daß sie den Bruder Richard's zu seinem Handeln verleitet?"

Der Jüngling drehte verlegen den Kopf vor dem Blick Hainbuch's zur Seite. Ihm entflog als abgebrochene Antwort: „Wenn er etwa selbst Elma —" doch er schwieg erröthend, während Ottmar Hainbuch, mit dem Stock wie zuvor über die Halme streifend, langsam entgegnete:

„Dann, meint Dein junges Herz, wäre es nichtswürdig gewesen. Ich glaube, Richard — obwohl sein Haar grau zu werden anfing, als er es mir erzählte — meinte es in dem Fall auch noch."

„Und was ward aus ihm in jener Nacht?"

Eugen fragte es nach einer Pause, in der nur der hin und her schwebende Schatten des Trauermantels wieder die Reglosigkeit der sonnenüberflossenen Waldlichtung durchflattert hatte. Hainbuch wiederholte nachsinnend die Frage:

„Was aus ihm ward? Ein unverständlicher Mensch, der sich selbst, was er dachte und wollte, glaub' ich, nicht mehr kannte. Man trug ihn gebunden fort in jener Nacht; es war eine Zeit, in der das Recht des Hülflosen wenig, der Einfluß des Mächtigen, seines Namens, Reichthums und seiner Verbindungen viel vermochte, auch Jemanden verschwinden zu lassen, dessen Wiederkehr er verhindern wollte, ohne daß ein Mund nach demselben fragte, ein Ohr vernahm, wo er geblieben. Als Richard zum Bewußtsein kam, sah er sich hinter sicheren Eisenstäben vor dem Fenster einer Zelle, lange Zeit ohne zu wissen, wo und wer ihn gefangen hielt. Dann ward er eines Tags unter eine lächerliche Anklage gestellt, die keinerlei Verbindung mit der Absicht, dem Vorgang jener Nacht besaß. Seine Richter wußten es, wie er, doch sie brauchten nachträglich einen Grund für seine Einkerkerung, für seine weitere Verurtheilung. Zuletzt ließ man ihn frei, die Umstände hatten sich verändert —"

„Und er kam zurück?" fiel Eugen gespannt ein.

Hainbuch lächelte: „Man hatte es so eingerichtet, daß er es nicht vermochte, ihn auf die andere Seite der neuen Welt, an andere Meeresküste geschafft, vermuthlich, damit er dort in die Wellen hineinstarren und die Aehnlichkeit ihres Anrauschens mit denen drüben vergleichen könne. Dort traf ich ihn und ich sagte Dir, eines Tags im Wald erzählte er mir seine Geschichte, ohne Anlaß, ich glaube, nur weil er sie nicht mehr schweigend mit sich herumtragen konnte, sondern sie einmal einem Menschen aussprechen mußte, sie gleichsam wie eine fremde Historie mit anzuhören."

„Doch Elma? Er ließ sie in der rohen Hand ihres Vaters, bekümmerte sich nicht weiter um sie, erfuhr nichts mehr von ihr?" frug der Jüngling lebhaft.

Hainbuch schüttelte den Kopf: „Das wäre wohl wider die menschliche Natur, wenigstens gegen die des Menschenherzens gewesen, und was er selbst nicht konnte, vermochte doch, wenn auch schwierig, seine Feder. Er schrieb — freilich nicht an seinen Bruder und unter fremdem Namen — und erhielt nach geraumer Zeit auch eine Antwort, die ihm mittheilte, daß Elma sich nicht mehr unter der rohen Hand ihres Vaters befinde —"

„Sie war gestorben?"

„Nein, ihr Vater war gestorben, doch sie befand sich unter einer andern Hand, denn — es mußte noch etwas Anderes mitgewirkt haben, was der Schreiber des Briefes nicht gewußt oder nicht aussprach — Elma war seit jener Nacht — horch'!"

Ottmar Hainbuch brach ab, durch die Luft kam ein fernes Klingen in die Sonnenstille ihres Ruheplatzes herüber, und er setzte hinzu:

„Die Mittagsglocke von Ellernbrook, wie weit sie im Herbst durch die Luft ruft und mahnt! Komm', Eugen, wir müssen laufen, sonst wird mein Freund Richard die Schuld tragen, daß Helene heut Mittag mit uns schmählt und uns um seine Historie die Suppe kalt wird. Wir wollen dem Burschen da den Platz räumen, er scheint ein Recht auf ihn zu beanspruchen und uns als Eindringlinge zu betrachten, die nicht hieher gehören. Vale, so lang deine Sonnenherrlichkeit noch Stich hält!"

Er nickte dem Trauermantel, der in schwebendem Kreis um seinen Hut zog, noch einmal zu und schlug mit Eugen den Rückweg ein. Sie gingen eilig und sprachen wenig, nur ihre Schatten nickten dann und wann mit den Köpfen gegen einander. Hainbuch hatte recht prophezeit, Helene stand, fast unruhig über ihr Fortbleiben, am Straßenrande des Gartens und sah nach ihnen aus. Bei dem ersten Erblicken der Beiden überwog die Freude auf ihrem Gesicht, sie eilte den Kommenden entgegen und rief: „Gottlob — ich habe schon eine Viertelstunde hier gestanden und mir Gedanken gemacht —"

„Was für Gedanken, doch keine vorsorglichen um uns beiden langen Geschöpfe?" fiel Hainbuch ihr in's Wort.

Sie entgegnete: „Nach Ihrer Erzählung, wie es hier noch vor dreißig Jahren zugegangen, könnte man's wohl. Aber davon abgesehen, habe ich bei Ihnen oft das Gefühl, Sie könnten eines Tages fortgehen und nicht wieder zurückkommen, ich weiß nicht warum — weil Ihnen meine Suppe nicht schmeckt, oder so." Ihre lächelnde Miene wandelte sich bei den letzten Worten rasch in hausfraulichen Ernst um und sie setzte mit verändertem Ton hinzu: „Auch konnte ich nicht denken, daß erwachsene, vernünftige Leute im Stande seien, ohne schwerwiegenden Grund so die Hausordnung auf den Kopf zu stellen, zumal heut, wo wir die größte Eile besitzen, da der Vater gleich nach Tisch weit fort über Land fahren muß und den großen sechssitzigen Wagen anspannen läßt, um uns bei dem herrlichen Wetter mitzunehmen."

„Siehst Du, Eugen, habe ich richtig geweissagt, wir würden unsere volle Portion bekommen?" lachte Hainbuch. „Vernünftige Leute thun so etwas nicht ohne schwerwiegenden Grund, und da wir nichts weiter gethan, als uns leichtfertig verschwatzt haben, so kannst Du daraus schließen, was wir sind. Peccavimus, mater, oder vielmehr ich, denn dieser erwachsene und vernünftige junge Mann trug keine Schuld daran. Also verzeihen Sie ihm und lassen den Frevler allein büßen, wenn er etwa dafür heut Mittag am Katzentisch sitzen muß."

Helene nickte Eugen, den sie kaum noch begrüßt, jetzt freundlich zu, dann saß er am Mittagstisch nach gewohnter Weise neben ihr, bald nachdenklich, bald kurz mit eigenthümlich strahlenden Augen zu ihr aufblickend. Fleming war heiter und gesprächig, er schien die Absicht zu verfolgen, den häuslichen Vorgang am Morgen in Vergessenheit zu bringen, und richtete mehrmals direkt ein freundliches Wort an Petrea, die dasselbe stumm aufnahm, bis eine flüchtige Begegnung der Augen Hainbuch's mit den ihrigen sie veranlaßte, mit scheinbarer Unbefangenheit auf die Ansprache des Pastors zu erwiedern. Noch ehe die Mahlzeit beendet war, rollte draußen der offene, breitsitzige Wagen vor, auf dem alle Hausbewohner nebst dem Kutscher Platz fanden. Vorsorglich und halb verlacht trug Helene Mäntel und Decken herbei, sie versetzte ruhig, Bedachtsamkeit sei klüger als Unachtsamkeit, wer zuletzt lache, lache am besten, und wenn es vielleicht spät und auf der Heimfahrt kühl werde, so würden die jetzigen wohlweisen Spötter schon zu Kreuz kriechen und recht artig bitten, sich mit einwickeln lassen zu dürfen. Nun flog der Wagen rasch durch den Nachmittag dahin, erst die Dorfstraße entlang, wo Groß und Klein die Mütze zog, grüßte und nickte, dann geraume Zeit auf der breiten Landstraße, bis der Kutscher in schmaleren Nebenweg einbog. Die Fahrt war fröhlich, denn die Insassen des Wagens scherzten und lachten; die Landschaft umher lag so vor den Augen, wie der Blick sie anschaute, sonnenheiter oder von schweigsamer Herbstmelancholie überflossen. Langsam, im Schritt ging es an braunem Waldrand aufwärts, wo die Blätter still zwischen den Buchenstämmen herabfielen und der Horizont fast wie in einem Gebirgsthal verengt schien; dann wieder griffen die Pferde von selbst aus, die Anhöhe war erreicht

und weithin lag das Land mit Hügeln und Holzungen, den blauschimmernden Augen kleiner Landseen dazwischen, Dörfern, fernen Kirchthürmen und hochragenden Pappelreihen, die hie und da, halbentblättert, gleich phantastischen Schemen in der Sonne nickten. Zur Linken aber dehnte sich immer gleich, nur bald ferner, bald in ziemlicher Nähe, die Ostsee, wenn man sie mit halb geschlossenen Lidern anblickte, täuschend wie eine aufsteigende blaue Wand, deren Oberrand ohne Abgrenzung mit dem Horizont verschwamm. Hie und da zog in kaum merklicher Bewegung eine weiße Wolke über sie fort, nur nach einer Weile gewahrte man, daß dieselbe sich langsam verändert, ihre runde Gestalt in langgedehnten Streifen ausgedehnt hatte.

„Seht ihr, es wird Wind geben," sagte Helene, mit ihren langen schmalen Fingern auf die Wolkenumbildung hinüberdeutend; doch Eugen Römhold drehte sich um, griff übermüthig nach ihrer Hand und lachte:

„Du willst uns ihn machen, nur damit Deine Decken und Mäntel Recht bekommen. Sieh' hieher, ist das etwa Wind?" Und er hob den Arm nach einem schwebenden, weiß glänzenden Spinngeweb, das, vom Stoppelrand herübergekommen, wie regungslos über ihnen in der Luft stand, und wand noch übermüthiger das leichte Mariengarn wie einen schimmernden Elfenring um den Finger Helenens zusammen.

Die Fahrt Fleming's galt dem Dorf der Landleute, deren Ankunft am Morgen das Gespräch zwischen ihm und Hainbuch unterbrochen. Anmuthig gelegen, trat es jetzt mit seinen behäbigen Strohdächern zwischen Busch und Feld heraus, bald hielt das Gefährt vor dem Krug des Ortes und der Pastor ging den Obliegenheiten nach, die ihn hergeführt. Er konnte nicht im Voraus bestimmen, wie lange sie ihn in Anspruch nehmen würden, nur daß sie von ziemlicher Dauer seien, war vorherzusagen, und die Zurückbleibenden wanderten, nachdem sie sich in der Wirthschaft etwas mit Brod und Milch gestärkt, durch's Dorf und in die Umgegend desselben hinaus. Hainbuch ging neben Helene, hinter ihnen tönte zum ersten Mal die Stimme Petrea's, die auf dem Wagen zumeist wortkarg gesessen, dann und wann von der Seite Eugen's her jetzt fröhlich und fast ausgelassen auf. Sie stritten mit einander, wie gewöhnlich, doch ohne Erbitterung und Heftigkeit des Mädchens, ihr Lachen klang voll und hübsch durch die Feldstille und sie hatte jeden Augenblick ihrem Begleiter etwas zu zeigen, so daß sie allmälig hinter den beiden Anderen zurückblieben, diese, wie sie in ein Gehölz eingebogen waren, völlig aus dem Gesicht verloren. Ein helles Wasser, dem Ellernbach ähnlich, plätscherte, mit murmelndem Ton die Waldruhe unterbrechend, über Gestein und Baumwurzeln. Helene streckte, plötzlich stillstehend, die Hand nach einem Schatten aus, der unweit von ihr am Wasserrand aufgehuscht und fortgeschossen war, und frug: „Was war das?"

„Ein Eisvogel," versetzte Hainbuch. Sie stieß einen freudigen Laut aus und lief, umherschauend, einige Schritte vor. Dann blickte sie zurück:

„Ich glaube, Sie irrten sich; seit meiner Kindheit möchte ich gern einmal einen Eisvogel sehen, weil ich gehört, daß er bei uns vorkommen soll. Aber ich habe nie auch nur eine Feder von ihm wahrgenommen und halte sein Hiersein nachgerade für eine Täuschung."

„Mit Unrecht, liebes Fräulein Zweiflerin, denn dieß war einer, und an unserem eigenen Ellernbach, weiter drunten, dicht vor der See, könnten Sie ihn ebenfalls sehen, wenigstens habe ich ihn bei dem einzigen Male, an dem ich dort war, dicht vor der Malchow'schen Wassermühle zu Gesicht bekommen. Freilich ist das ein Platz für ihn, wie er ihn nirgendwo passender finden mag."

„Warum?"

Helene frug's und Hainbuch wollte antworten, doch das Wort stockte ihm plötzlich, denn er mußte sie einige Sekunden lang stumm ansehen, wie sie so in der Entfernung eines Dutzends von Schritten vor ihm stand. Ihre Gestalt zeichnete sich schlank, fein und statuenhaft von den grauen Baumstämmen hinter ihr ab, sie hob sich gleichsam von der schweigenden Waldesstille wie ein Bild, auf das die tief herabgestiegene Oktobersonne noch durch eine Lücke des Gezweigs leises Goldgeringel warf, und — er wußte nicht weßhalb — von der Kühle des Wassers mußte es heraufkommen und ging ihm mit einem leisen Schauer über den Körper. Helene sah ihn verwundert an und wiederholte:

„Warum ist dort an der Wassermühle ein so passender Platz für den Eisvogel? Mir scheint, der Herr Präzeptor ist sich selbst für den Grund seiner ornithologischen Ansicht etwas unklar."

Nun trat er rasch auf sie zu. „Weil er ein absonderlicher Einsiedler ist, der die Dunkelheit und Einsamkeit am Wasser liebt, wie sie die Erlenschlucht dort vor der Mühle ihm bietet. Ich glaube, der, den ich an jener Stelle getroffen, war — wenn man ihm menschliche Bezeichnung beilegt — ein Wittwer oder eine Wittwe und saß, vergeblich auf die Wiederkehr des Gefährten harrend, am vorüberschnellenden Wasser auf bemoostem Stein."

Die Pfarrerstochter dachte einen Augenblick nach, dann erwiederte sie: „Allein? Ist's nicht der Eisvogel, der nicht allein zu leben vermag, sondern auch stirbt, sich zu Tode grämt, wenn er Wittwer oder Wittwe, wie Sie sagen, geworden?"

Ottmar Hainbuch schüttelte lächelnd den Kopf. „Das ist eine Sage, welche die Jugend erfunden hat und von der Jugend geglaubt wird. In natura stellt er sich nicht als ein so zartbesaiteter Bursch heraus, auch nicht, wenn es eine Sie ist. Das Leben macht zäh, vielleicht der Kummer am meisten, und obwohl es etwas unpoetisch klingt, habe ich schon solchen einsamen, romantisch beleumundeten Gesellen recht gefräßig und unermüdlich in seinem Fischereibetrieb gesehen, vermuthlich nicht aus untröstlichem Herzeleid allein."

„Sie verleumden ihn, ich glaube doch an ihn und werde ihn einmal besuchen, mir von ihm selbst die Wahrheit erzählen zu lassen." Helene Fleming hatte es scherzend entgegnet und stand wieder eine Weile nachdenklich, ehe sie hinzufügte: „Ich möchte so wie so gern einmal nach Malchow. Können Sie sich denken, daß ich in Ellernbrook achtundzwanzig Jahre alt geworden und nie dort gewesen bin? Doch, ein einziges Mal als kleines Kind, seitdem nicht wieder, gerade weil ich das eine Mal dort war."

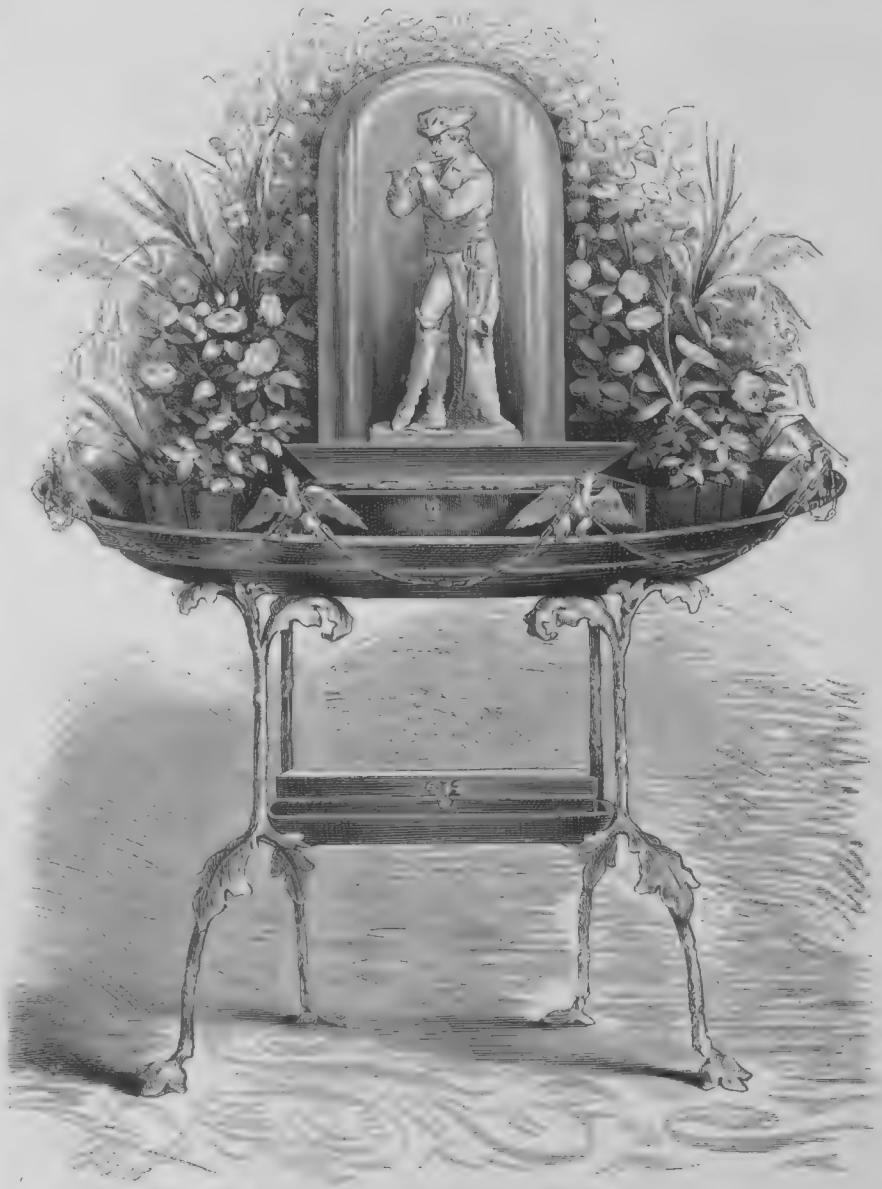
„Ein Grund, der gewiß sehr stichhaltig sein wird, aber mir nicht besonders verständlich ist."

„Sie müssen immer über mich spotten, wenn ich mich schlecht ausdrücke. Mein Vater wollte mich nicht mehr mit hinnehmen, das war der Grund. Ich erinnere mich dunkel, daß wir nach Malchow fuhren und mit einer großen Dame zusammentrafen, es wird das Fräulein Hertha, die Herrin des Gutes, gewesen sein. Als wir kamen, sollte ich ihr die Hand geben und that's wohl auch, aber sie wollte nichts von mir wissen, stieß meine Hand von sich weg und sah mich mit so zornigen Augen an, daß ich erschrak, hinter den Vater flüchtete und laut zu weinen anfing. Er redete mit ihr, doch es half nichts, ward dadurch nur ärger, ich glaube, sie hätte mir etwas Schlimmes angethan, wenn ich allein bei ihr geblieben wäre, so voller — ja, ich weiß kein anderes Wort — voller Haß stachen ihre Augen mir in's Gesicht. Wir verließen sie rasch und seitdem nahm der Vater mich nie mehr mit nach Malchow. Es ist seltsam, nur die Augen sind mir im Gedächtniß haften geblieben, von ihrem Gesicht und ihrer sonstigen Erscheinung nichts, so daß ich sie nicht wieder erkennen würde. Freilich ist das auch über zwanzig Jahre her."

„Das ist in der That seltsam," versetzte Hainbuch, „und schwer verständlich —"

Helene fiel ein: „Ich habe es erst später begriffen, als ich erfuhr, daß sie hier —"

Sie glitt deutend mit der Hand über ihre Stirn, doch sie fuhr länger mit der Bewegung derselben fort, als der Zweck ihres Bezeichnens erheischte, sonderbar, wie wenn sie diesen völlig vergessen und tastend unter



Friedrich des Großen Flöte. Geschenk v. Bleichröder's an den deutschen Kaiser.
Originalzeichnung von C. Rechlin. (S. 166.)

ihrer eigenen Stirn etwas suche. So stand sie fast eine Minute lang schweigend, dann flog sie zusammen, ihr gehobener Arm fiel herab, nur ihre grauen Augen sahen Hainbuch glanzlos und reglos in's Gesicht. Aber nun, sich besinnend, stieß sie hastig aus: „Wo sind die Anderen? Es wird dunkel!“ und sie drehte sich ab, lief den Weg zurück und rief mit ängstlicher Stimme: „Eugen! Petrea! Eugen!“

Hainbuch schritt ihr nach und rief ihren Namen, doch sie hörte nicht auf ihn, lief weiter und wiederholte ihren Ruf. Endlich klang eine Antwort: „Hier! Hier!“ und die beiden Nachzügler kamen ihr entgegen. Eugen Römhold eilte auf sie zu und sagte: „Wo waret ihr? Ich suchte Dich überall, doch Du warst verschwunden.“

Allein Petrea fiel ihm lachend in's Wort: „Glaub's

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.

Lehrer: Im Rechnen bist Du sehr weit zurück, Clara! Hast Du denn keine Geschwister zu Hause?
Clara: O ja, einen Bruder, den Franz.
Lehrer: Na also, der soll Dir alle Tage ein wenig nachhelfen.
Clara: Der Franz kann nicht rechnen, er ist ja erst acht Tage alt!

Magd: Herr Wirthschaftskanzlist, ich hätte eine schöne Bitte an Sie.
Kanzlist: Und die wäre, schönes Kind?
Magd: Daß Sie mir für meinen Schatz, den Dragoner, einen Brief schreiben.
Kanzlist: Das will ich recht gern thun, was soll ich ihm denn schreiben?
Magd: Schreiben Sie ihm nur einen schönen Gruß, das Andere weiß er dann schon von selber!

Doktor: Schimpft nur über die Aerzte; wie würde es auf der Erde aussehen, wenn es keine Doktoren gäbe?
Stammgast: Herrje! ja, das ist wahr, das gäbe eine Uebervölkerung, daß sich die Menschen selbst auffressen müßten.

Portepée-Fähnrich: Begreift Du es, daß sich eine Dame für einen Civilisten interessiren kann? Ich nicht!
Zweiter Fähnrich: Ich auch nicht

Zofe: Gnädige Frau! Gehen Sie nicht heraus, eine Fledermaus ist in dem Garten.

„Jetzt sage ich dir aber ein- für allemal, Hans: fällst du nochmal in den Graben, so lasse ich dich drin liegen, so wahr ich Hans heiße.“

---

nicht, Helene, es war nicht so schlimm mit seiner Angst; er hat, bis wir Dein Rufen hörten, gar nicht an euch gedacht.“

Ihre Augen glänzten und ihre Stimme klang übermüthig. Hainbuch holte sie jetzt am Ausgang des Gehölzes ein. Auch draußen war schon graues Dämmerlicht, die Sonne mochte erst im Untergang begriffen sein, doch eine Wolkenbank hatte sich über sie heraufgeschoben, und ein kühler Wind blies den zum Dorf Zurückwandernden entgegen.

„Sie hatten Recht, wie immer,“ sagte Hainbuch, der schweigend neben Helene geschritten, „da ist Ihr angekündigter Wind, dem Sie, wie es schien, eben zuvorkommen wollten.“

Sie schüttelte den Kopf: „Und Sie lachen über mich, wie immer, doch dießmal hatten Sie auch Recht. Es war kindisch von mir — ich fürchtete mich plötzlich im Wald —“

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem Wanderleben.

Von

Otto Tellow.

8.*)

Eine Mure.

„Die Elemente hassen das Gebild aus Menschenhand."

Das Reisen im Wagen, auch zu Pferde in der Schweiz sollte man nur den Kranken überlassen; der halbwegs gesunde Mensch, sei es Mannlein oder Fraulein, ergreife den Wanderstab. Er mache aber nur Touren, die er mit voller Körperkraft erreichen kann und seien sie noch so kurz, denn der Genuß an der Schönheit der Landschaft wie an jeder Poesie nimmt in dem gleichen Schritte ab, wie die Ermüdung wächst. Das Fußreisen ist so empfehlenswerth, weil es dem Touristen erlaubt, von dem Wege abzuweichen und durch Blicke in den seitlichen Kreis, sei es in den rauschenden Gebirgsbach oder in die Felsgebilde ꝛc., die unzähligen Bilder aufzunehmen, die dem mit Ueberlegung Reisenden fast auf jedem Schritte entgegenleuchten.

Was hat der Mensch davon, wenn er, wie heute die meisten der Fußreisenden, der Lokomotive gleich, mit Anspannung der ganzen Kraft von einer Station des Badeker zur andern rast und dann am Endziel nach kurzer Betrachtung der Gegend sich mit einem Glase Wein oder Bier in den Speisesalon setzt als Belohnung dafür, daß er endlich die vorgeschriebene Strecke überwunden hat? Ja, er brüstet sich womöglich innerlich noch damit, in so und so viel Zeit eine Tour vollendet zu haben. Solche Wanderer sind der hohen Natur nicht werth, die ihre ganze Pracht vor ihnen darlegt. Sie gehen ja an Hunderten von Aussichten vorüber, welche vielleicht gerade in dem Augenblicke, in welchem sie vorübereilen, die herrlichsten Farbenspiele entfalteten und welche oftmals viel schöner sind als das Panorama, welches das im Schweiße des Angesichts erjagte Schlußziel darzubieten vermag. Wählen doch die Maler zu ihren schönsten Bildern nicht die Aussichten vom Faulhorn oder Rigi, sondern gerade die Punkte, an denen der Durchschnittswanderer schweißtriefend und keuchend, aber achtlos vorüberjagt, nur um später sagen zu können: „Gnädige Frau, da bin ich auch gewesen! Es war reizend! Entzückend!"

Aber selbst das kurze Verweilen auf den Touren und das flüchtige Einsaugen der Schönheiten eines günstigen Standpunktes genügen nicht, um die wahrhaft Sinn und Geist erquickenden Eindrücke einer Hochgebirgsgegend vollauf zu genießen; hiezu gehört ein längeres Einleben in dieselbe, ein tieferes Eingehen in ihre geheimnißvollen Werkstätten. Die Alpenwelt ist zu mannigfaltig gegliedert, als daß der Mensch in einigen Stunden ihre Herrlichkeit umfassen und ihre Wonnen durchgenießen könnte. Sie will liebevoll studirt sein, dann erst erschließt sie dem treuen Bewerber ihre verborgenen, keuschen und unendlich wechselvollen Reize. Wer einige Wochen, sei es in Reichenbach oder sonst einem Thale zugebracht hat, welches Mannigfaltigkeit der Szenerieen bietet, trägt einen länger frisch bleibenden Schatz Schweizer Erinnerungsblätter davon, als der Flüchtling, welcher in derselben Zeit die Strecke von Zürich über den Gotthard, vom Rhonegletscher bis zum Montblanc und Genfersee durchfliegt. Früh beleuchtet dem Wanderer die rosenfingerige Morgenröthe die Gipfel des Wetterhorns, welches sie in die zartesten Tinten ihres Wiederscheines taucht, während die blaudustigsten Schatten über den Rosenlauigletscher ziehen. Welches Malers Hand konnte das Spiel wiedergeben, welches die Farben nun auf den Bergriesen treiben? Während noch vor wenigen Sekunden die schroffe Zackenwand in hellem Goldtone zu leuchten begann, legt sich jetzt ein bläulicher Schleier über die Gipfel, nur wenige Augenblicke weilt er, um einer rosafarbenen Tinte Platz zu machen, hinter der wiederum lichtviolette Schatten aufsteigen. Da hebt sich ein schneeweißes Wölkchen aus dem tiefen Risse empor, welches, vom Morgenlicht beschienen, plötzlich einen blutrothen Spitzenkragen um die Bergkrone schlingt, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Ein andermal starren die Bergköpfe wie kohlschwarze Zacken in den Abendhimmel hinein oder hüllen sich unter grollendem, echoerweckendem Donner in wilde Wettermassen ein, die in kräuselnder, heftiger Bewegung den Riesen umstieben. Dunkel ist das finstere Haupt umwallt von düsteren Schatten, auf die das weiße, zierlich geschnörkelte Holz der ehrwürdigen Arven lichte Arabesken malt. Unter ihnen prangt der Föhrenwald im heißen Strahl der Sonne, während zu den Füßen des Träumenden der wildeste Felsbach seine zierlichen, weißgefiederten Kurven hinabzieht. Dort wälzt gegen das barock gestaltete Steinchaos, welches im Bette des Stromes wild übereinandergestürzt Hemmnisse bietet, der ärgerliche und wüthende Wassersturz seine Massen und läßt tausend kühlende Funken in der Sonne glitzern. Ueber dem hellen, lebensprudelnden Gewässer malt das zackige Profil einer heruntergestürzten Tanne charakteristische, dunkle Silhouetten. Aus dem Schlangengewirr der Baumwurzeln sprießen helle, graziöse Farren hervor, die gleich auf und ab wiegenden Fächern Kühlung zu fächeln scheinen; grün glitzernde Sträucher, um welche der Hopfen seine graziösen Ketten schlingt, hangen ihre Zweige von oben nach dem Thale hinab und die langen Bänder des Schlinggewächses reichen fast bis an den Wasserschwall hinunter, von dessen lustigem Spiel sie hin und her geschaukelt werden. Soll ich noch Bogen schreiben, um auch nur einen flüchtigen Blick auf die Genüsse zu werfen, die Demjenigen in überschwenglichster Fülle sich bieten, der da zu Fuße wandert, der ein liebevolles Auge für die Natur, auch Friede genug im Herzen hat, um sich ganz dem Reize hinzugeben, und der die Nervenstärke besitzt, dem Drängen des Menschenstromes, der Neugierde und der Hoffart, Alles sehen zu wollen, widerstehen zu können?

Erstaune nicht zu sehr, verehrter Leser! Wir reisten heute nicht zu Fuße, sondern nahmen von Thun aus einen Wagen, der uns nach Kandersteg bringen sollte. Außer einer fürchterlichen Hitze waren noch andere Gründe vorhanden, mit denen wir unsere Inkonsequenz entschuldigen konnten. Ich will nur einen derselben verrathen, es war hauptsächlich eine „ausnahmsweise Faulheit", die uns zum Fahren verführte. In der düsteren Gewitterschwüle bildeten sich bald reagirende Wolken, welche um Mittag das Riesenhaupt des Niesen zu umziehen begannen, allmälig fielen kleine Tropfen und grollender Donner rollte aus der wetterumzogenen Gebirgskette des Männlifluh hervor und zeigten die Nähe des Gewitters an.

Wir hatten beschlossen, in Frutigen, wo wir Nachmittags ankamen, zu rasten. Als wir dort eintrafen, fanden; wir die Leute des Dorfes in schrecklicher Aufregung; besonders fiel uns dieselbe auf, als wir vor dem uns bezeichneten Gasthause ausstiegen; die Wirthin und ihre Tochter rangen wie verzweifelt die Hände und waren in Thränen gebadet. Als wir den Grund erfragen, riefen sie: „Das Gewitter, das Gewitter kommt und der Hauswirth ist verreist." Wir suchten sie zu beruhigen, doch sie zeigten immer auf den Berg. Da nahm uns ein kleiner Doktor des Ortes bei der Hand und sagte:

„Meine Herren, die Frauen haben allerdings Grund zur Furcht, vor etwa acht Tagen ist bei einem ähnlichen Wetter eine Mure herabgekommen, die, sich quer durch das Dorf wälzend, Alles, was ihr im Wege stand, zertrümmert hat und dicht an unserem Gasthause vorbeigegangen ist."

Damit hatte er uns an den Südgiebel des Hauses gebracht und nun erst konnten wir uns eine Vorstellung von dem Schrecken der Leute machen. Ein Steinbach, aus Felsstücken bestehend, die von den kleinsten Steinen bis zu Blöcken von einem halben bis ausnahmsweise ganzen Raummeter Inhalt sich abstuften, war in einer Breite von etwa drei gewöhnlichen Hausfrontbreiten quer durch den Ort herabgestürzt und hatte mehrere Häuser, so auch das Wirthschaftsgebäude des Gasthofes ꝛc., gänzlich zerstört. Dieser Felsbach oder besser „Mure" hatte in sich eine tiefe Rinne und bot den Anblick dar, den ich in der Vignette versucht habe, darzustellen. Die Ufer des Felsbaches aber ragten weit über das Terrain hervor.

Wir gingen, da es stärker regnete, in den Gasthof und der Doktor erzählte uns in der Stube, daß die Ursache in der durch Wasserdruck erwirkten gänzlichen Auflösung eines Bergabhanges zu finden sei, den jeder starke Regen zum Abrutschen, man möchte fast sagen Abstießen, brächte. Die Männer des Dorfes und er selber hätten den rutschenden Berg näher untersucht und entdeckt, daß er noch sehr schüssig sei und der geringste Anlaß zu neuen Katastrophen führen könne; daher herrsche eine sehr erklärliche Erregung im Dorfe und alle Männer hätten sich mit Stangen bewaffnet, um eventuell Steine wegzustoßen oder Bäche zu überspringen. Während wir noch über dieß Thema sprachen, hörten wir ein furchtbares Geschrei von Weibern und der Junge rief athemlos zur Stube herein: „Herr Doktor, der Berg, der Berg kommt herunter!"

Mit einem Satze waren wir vor der Thüre und standen am Abhange der Mure; furchtbar grollte der Donner, aber zwischen den großen Pausen desselben traf ein immer stärker werdender Ton, etwa wie ein Bahnzug, der über die Brücke fahrt, oder wie ein schnellgehender Lastwagen auf Steinpflaster anzuhören, unser Ohr, und unsere nach dem Berge gerichteten Augen sahen das Schreckgespenst in der tieferen Rinne der Mure herabgerollt kommen. Erst schien es, als wenn ein schwarzer Schlammstrom in dem Felsbette heruntergeflossen käme, doch je näher der mit mächtiger Geschwindigkeit herab sich wälzende Strom heranstürzte, desto mehr verrieth das wahrhaft ohrenbetäubende Geräusch den wilden Charakter der Massen und desto deutlicher sah man, wie die Steinmassen, von unsichtbarer Gewalt getrieben, fast schnell wie ein Eilzug heruntergeschossen.

„Wenn der Strom stockt, ist das Dorf verloren," sagte der Doktor, „dann sucht er sich Seitenausgänge und seine Wirkungen sind nicht mehr zu berechnen."

Wild jagte der Sturz herab und die vom Himmel herunterkommenden Regenbäche gaben ihm neue Nahrung und unheimliche Triebkraft. Wir hielten es für klug, nicht länger an dem sehr gefährdeten Hause zu stehen, sondern gleich den Bewohnern des Dorfes die seitlichen Höhen zu suchen. Aber was ist da? Sucht dort nicht der Strom sich neue Bahn? Richtig! Dort stopfte sich der Fall und über die Ufer quillt der Strom, vorerst schwarze Wassermassen ausschüttend, die sich am glatten Abhange vertheilen; schon waten wir bis an die halbe Wade in dickem Wasserschlamm, doch ist der Strom nicht stark genug, uns fortzureißen, weiterhin überspringen wir einen schon in starkem Strudel gehenden Hohlweg und ich ersteige, getrennt durch einen neuen Strom von meinen Freunden, einen benachbarten Hügel, wo eine geängstete Schäferfamilie mich umsteht, während ich von der Schwelle aus das Panorama betrachte.

„Löst sich der ganze Berg auf einmal auf, wie bei Goldau, dann ist allerdings der ganze Strich um Frutigen verloren," meinte der Schäfer, der den Berg gesehen, „allein der Regen scheint ja, Gott sei Dank, nachzulassen."

So war es auch; wenn auch der Donner noch stundenlang weitertoste und die elektrischen Entladungen an den Häuptern der Alpen hin und her fuhren, so nahm doch die Stärke des Niederschlages sehr ab. Während der ganzen Zeit des Gewitters standen die Hügel umher voll Menschen, die ihr Vieh zusammengetrieben hatten, und es war jämmerlich mit anzusehen, wie die Leute die Hände in stummer Resignation gefaltet hatten oder auf die Kniee gesunken waren, um die Jungfrau Maria um Schutz zu bitten. Endlich brach die Sonne durch die Wolken und der Rutsch begann fast gleichzeitig zu stocken. Ich stieg deßhalb wie die übrigen Leute zum Dorfe herab. Doch bald kam mir der Schäfer mit einer Stange nachgerannt und lachte:

„Ich will Sie nicht ertrinken lassen, mein Herr, ich werde Sie nach dem Dorfe bringen."

Genau glaubte ich den Weg zu kennen, aber wie hatte ich die Wirkung der Wasserkraft unterschätzt. Wo ich noch über freies Feld gelaufen war, rasten bereits tiefe, mit Steinen gefütterte Bäche durch die Fluren, Wiesen waren in Sümpfe, Obstgärten in Steinwüsten verwandelt worden. Hier krochen wir auf Umwegen von Stein zu Stein, dort warf der geschickte Schäfer mit ein paar Zaunresten einen Laufsteg von einem Ufer eines Baches zum andern, meist aber genügte ein herzhafter Sprung mit der Stange, die der Führer nach gemachtem Satze mir herüberwarf, um die vielen Wasserfälle und Läufe zu nehmen. Mit meinem Reisegefährten traf ich erst am Gasthause zusammen, welches zu allgemeinem Erstaunen unversehrt geblieben war. Wie durch ein Wunder war es erhalten worden, obgleich nur eines Meters Breite es von den Wuthauslassungen der Mure trennte, die sich mehr nach dem andern Ufer ausgebreitet hatte, wo glücklicherweise keine Häuser standen.

Die Mure selbst war zum Stillstand gekommen, obgleich in ihr noch ein wildes Wasser hinabschoß; doch trotz dieses reißenden Stromes stürzten sich Hunderte von kräftigen Männern mit allen möglichen Werkzeugen in das Bette, um, gehalten von den am Ufer stehenden Weibern und schwächeren Leuten, vorerst den Lauf der Mure zu glätten, die schweren Blöcke zu entfernen und die leichteren Hemmnisse beiseite zu schieben. Sie glaubten dieser Vorsicht, die sie schon nach dem ersten Sturz beobachtet hatten, die heutige Rettung des Dorfes verdanken zu müssen, denn es waren heute nur Fluren und Gärten verwüstet worden und lediglich kleinere Gebäulichkeiten dem Felsstrom zum Opfer gefallen. Auch eine Laufbrücke wurde binnen wenigen Stunden über die weite Kluft der Mure hinweggespannt.

Ueber all' dieses wüste Chaos spannte ein durch die wassersatte Luft seltsam goldig gefärbter Abendhimmel seinen friedlichen Bogen aus und hüllte die hohen Firnen, sowie die näheren Felskegel, die Dörfer und Almen in einen so zauberischen Golddust und in so farbensatte Tinten, wie ich es in den Hochalpen weder vor- noch nachher je gesehen habe.

Nur halb ausgezogen suchten wir unsere Lagerstätten auf, denn ein sanft rieselnder Regen hatte sich zur Nacht eingestellt und das dicht neben dem Hause kochende Murwasser sang uns ein warnendes Schlummerlied, daß der Feind noch wache. So sprang ich alle halbe Stunde einmal auf, weil ich die Wächter schreien zu hören glaubte: „Der Berg! der Berg!" fast neidische Blicke auf meinen geistreichen, vielgereisten und vielbelesenen Freund Louis werfend, der trotz Mure und Sturz ruhig die Nacht durchschlummerte.

Unsern Wagen traten wir einer zu Thal fahrenden Gesellschaft ab, während wir deren auf der andern Seite des Sturzes aufgehaltenes Gefährt engagirten. Doch kaum waren wir eine halbe Stunde gefahren, als ein Nebenzweig unseres Felsbaches dem Kutscher den Weg gänzlich versperrte und uns zwang, das sonst als Grundsatz festgehaltene Reiten auf Schusters unermüdlichem Rappen wieder aufzunehmen.

Bald hatten wir den Gemmipaß erreicht und stiegen, des Wunderns und Erstaunens voll, an den steilen Felsstaffeln des Gemmi hinab zum Bad Leuk, wo das eintönige Thal der Rhone uns nach Martigny führte.

*) 7. siehe Seite 981 im vor. Jahrgang.

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

Zweite Serie.

II.

„Ich habe," begann der junge Graf Sternfeld, „in meiner physiognomischen Betrachtung der Theile des menschlichen Gesichts nur noch von dem Kinn zu sprechen, welches für das Gesammtbild des menschlichen Charakters in so fern von Bedeutung ist, als seine mehr oder weniger hohe Wölbung einen höheren Grad von Muth, Entschlossenheit und Energie anzeigt. Menschen mit tief eingesunkenem oder weit zurückspringendem Kinn werden im Allgemeinen, wenn sie auch erfindungsreichen Geist und klare und weite Gedanken besitzen, doch selten im Stande sein, diese Gedanken in wirkungsvolle Thaten zu verwandeln, während umgekehrt Menschen mit festgewölbtem, kräftig entwickeltem Kinn allen Hindernissen, die sich auf ihrem Lebenswege ihnen entgegenstellen, nicht nur kühn und muthig entgegentreten, sondern auch mit unermüdlich ausdauernder Kraft an der Ueberwindung derselben arbeiten. Solche mächtige, feste Kinnwölbungen finden wir bei Napoleon I., bei Cäsar, sowie bei vielen der auf uns gekommenen Büsten der altrömischen Feldherren und Kaiser, auch Luther hatte ein stark gewölbtes, seinen markigen Kopf kräftig abschließendes Kinn, und wie auch hier das Zuviel ver-

derblich werden kann, in dem die überschießende und wilden Leidenschaften dienende Willenskraft zu extravaganten Handlungen und ebenso extravaganten Körperbildungen führt, sehen wir an dem unnatürlich entwickelten Kinn des Königs Heinrich VIII. von England, dessen ungezügelte Willensenergie seine Gemahlinnen auf das Schaffot sendete, alles Recht und alle Sitte über den Haufen warf, um das Ziel seiner plötzlich aufflammenden Begierde zu erreichen."

„Nun, es ist ein Glück," sagte Frau von Ramberg, „daß es nicht viele Menschen mit der Kinnbildung Heinrich's VIII. gibt, denn es wäre für uns arme Frauen in der That sehr wenig verlockend, das Schicksal der Anna Boleyn oder der Lady Jane Gray zu theilen, so oft es den Herren der Schöpfung einfiele, die ewige Liebe, welche sie uns geschworen haben, einem neuen Gegenstand zu schenken — ein solches Kinn muß wohl auch dieser scheußliche Blaubart gehabt haben, von dem das deutsche Märchen erzählt und dem man, was ich niemals habe begreifen können, für seinen Bart gerade die Farbe der Treue gegeben hat, welche doch mit seinen Handlungen in so schneidendem Widerspruch steht."

„Vielleicht," erwiederte Graf Sternfeld, „hat man ihn dadurch allegorisch als einen vollendeten Heuchler bezeichnen wollen, welcher die tückischen und trügerischen Worte seines Mundes mit der Vertrauen erweckenden Farbe der Treue in seinem Schnurrbart verdeckte — doch glaube ich, gnädige Frau, daß Blaubart ein zwar vorspringendes, auf rücksichtslose und energische Verfolgung seiner Ziele deutendes, doch aber dabei scharf zugespitztes Kinn gehabt habe, denn er erreichte sein Ziel nicht wie Heinrich VIII. durch brutale, alle Schranken zerbrechende Gewalt, sondern durch finstere List und feigen Meuchelmord."

„Es ist merkwürdig," sagte Frau von Ramberg, „daß die Märchengestalt des Blaubart und die historische Gestalt Heinrich's VIII. gerade beide in den Völkern germanischen Stammes sich finden, welche doch so ganz vorzugsweise die Treue im Munde zu führen pflegen; — sollte," fuhr sie mit neckischem Seitenblick auf den jungen Grafen fort, „gerade bei den deutschen Männern das schnelle Erkalten der Liebe und das plötzliche Auflodern neuer Leidenschaften einen besonderen Charakterzug bilden?"

„Das glaube ich nicht, gnädige Frau," sagte der Präsident Reimann, vielleicht könnte man aus jenen Gestalten, welche die Geschichte und Sage der germanischen Völker uns zeigt, eher den Schluß ziehen, daß die Männer der romanischen Rassen flüchtiger und gleichgültiger die Schranken der Moral umgehen, während dieselben unter den Völkern des germanischen Stammes so fest und heilig sind, daß es des Mordes bedarf, um sie mit roher Gewalt oder tückischer List durchbrechen zu können."

„Vielleicht auch," bemerkte Doktor Heilborn, indem er Frau von Ramberg mit einem spöttisch herausfordernden Blick ansah, „beweisen jene Erscheinungen, daß die Monogamie eine grausame und fehlerhafte Einschränkung der Natur ist, welche bei energischen und entschlossenen Charakteren zu gewaltsamer Auflehnung und zu Verbrechen führt."

„Um Gottes willen," rief Frau von Ramberg, „der Doktor läßt uns immer tiefere Einblicke in die gefährlichen Abgründe seines Herzens thun — ich habe ihm in der That alle mögliche Bosheit gegen unser Geschlecht zugetraut, aber daß er ein heimlicher Türke sein könnte, hätte ich von ihm doch bisher noch nicht geglaubt."

„Und was wäre dabei so hoch Gefährliches und Entsetzliches?" entgegnete Doktor Heilborn. „Gibt es nicht ganz vortreffliche und tugendhafte Leute unter den Türken? — läßt sich überhaupt ein allgemein gültiger Begriff für die Tugend und Moral herstellen? — Nehmen wir an," fuhr er fort, indem Frau von Ramberg sich achselzuckend von ihm abwendete, „unmittelbar an der Grenze der Türkei wohnten zwei brave, tüchtige, arbeitsame Männer, zwanzig Schritt von einander entfernt und nur durch den Grenzpfahl von einander getrennt: — für den Mann auf der christlichen Seite ist es die höchste Moral, eine Frau zu haben, ihr unverbrüchlich treu zu sein und trotzdem, daß sie vielleicht schon alt und häßlich wird und ihn mit allen erdenklichen Unliebenswürdigkeiten plagt, jeden Blick auf irgend ein anderes Weib als Sünde zu betrachten, — für den Türken aber, der zwanzig Schritte davon wohnt, ist es die höchste Moral, so viele Frauen zu haben, als seine Vermögensverhältnisse ihm zu ernähren gestatten, die älteren zu versorgen und von ihren neuen Gefährtinnen, die ihn durch ihren Reiz und ihre Frische verjüngen, pflegen und bedienen zu lassen — was ist also hier die Moral? — die Moral ist einfach der Grenzpfahl."

„Abscheulich!" rief Frau von Ramberg.

„Aber wahr," sagte der Doktor Heilborn lächelnd, „ich erinnere mich, daß ein Philosoph des vorigen Jahrhunderts in einem seiner Werke die unauflösliche Monogamie mit jener Strafe christlicher Märtyrer vergleicht, welche man lebendig mit einem Leichnam zusammenschmiedete und auf diese Weise in der Umschlingung des verwesenden Kadavers auf die entsetzlichste Weise zu Grunde gehen ließ, und ich meinerseits möchte, wenn ich auf manche unserer Ehen blicke, den armen Mann mit einem Adler vergleichen, den man in einen Hühnerstall gesperrt hat und der in vergeblichen Versuchen sich abmüht, zum freien Aether sich emporzuschwingen, und so langsam und elend untergeht."

„Sind denn," rief Frau von Ramberg eifrig, „viele Frauen nicht ebenso zu beklagen wie die Aurora, welche an den erstarrenden Titon gefesselt war, für den sie die Unsterblichkeit erbeten, aber die ewige Jugend vergessen hatte? — sollen denn die Männer allein das Recht haben, nach immer frischen Blüten ihre Hand auszustrecken, während wir armen Frauen nur einem Sonnenstrahl uns zuwenden dürfen, der," fügte sie seufzend hinzu, „oft matt und kalt genug ist? — Was Sie da sagen, würde höchstens, wenn man die Gerechtigkeit walten läßt, zur freien Liebe führen, welche beiden Geschlechtern gleiche Befugnisse gibt, — nicht aber zur Vielweiberei, welche die Frauen zu entwürdigendem Sklaventhum erniedrigt, — übrigens ist die Frage für uns entschieden, denn das Christenthum, das überall auf Erden die Barbarei vertrieben hat, gebietet die Monogamie."

„Das muß ich bestreiten," sagte Doktor Heilborn, „die Mormonen sind ja durchaus rechtgläubige Christen und ihre Priester trauen den Männern die hundertste Frau ebenso gültig an, als die erste — außerdem erinnere ich mich, daß der Apostel Paulus nur den Bischöfen gebietet, sich mit einer Frau zu begnügen — es müssen also doch die damaligen Christen noch die Befugniß gehabt haben, mehreren Frauen ihr Herz zuzuwenden, ohne darum zu den Mitteln Heinrich's VIII. oder des bösen Ritters Blaubart zu greifen."

„Vielleicht kann ich der gnädigen Frau zu Hülfe kommen," sagte der Präsident Reimann, „mir scheint es, daß bei der Frage, welche wir hier in flüchtiger Diskussion berühren und welche schon zu ernstem Meinungsstreit Veranlassung geworden ist, die Entscheidung nur gefunden werden kann, wenn man von dem flüchtigen Reiz der Liebe, welcher ja oft täuschen, oft auch wechseln kann, absieht und die Familie in's Auge faßt, welche durch die Ehe gebildet wird; — je höher die Menschen und die Völker in der Kultur, in edler Sitte und wahrer Humanität fortschreiten, um so mehr tritt bei ihnen die selbstsüchtige Rücksicht auf den Genuß des Augenblicks und die Befriedigung jeder erwachenden Neigung zurück, um so mehr muß die Sorge für die künftige Generation maßgebend werden, welche das Menschengeschlecht immer wieder einen Schritt weiter zur Vollendung führen soll, um so mehr muß die Familie die Grundlage des Gesellschaftsbaues werden. — Die Kinder, welche den Keim der künftigen Generation in sich tragen und welche im Schooß der Familie erstarken sollen, können aber ihre sittliche Entwicklung nur in der auf die Monogamie gebildeten Familie finden, in welcher das heilige, unantastbare Gebot der Sitte alle Leidenschaften beherrscht und vor sich niederbeugt; — dieß ist auch meiner Ueberzeugung nach der Grund, warum die Monogamie sich unter dem Christenthum zum festen und unabänderlichen Sittengesetz erhoben hat, während sie allerdings unter den ersten Christen sich als nothwendiges Dogma nicht vorfindet."

„Ich bin mit der Erklärung des Präsidenten zufrieden," rief Frau von Ramberg, „und ich entziehe dem Doktor das Wort zu jeder weiteren Diskussion — kehren wir zur physiognomischen Bedeutung des Kinnes zurück, das uns auf so bedenkliche Abwege geführt hat."

Der junge Graf Sternfeld fuhr fort:

„Für die Beurtheilung der augenblicklichen Gemüthsverfassung des Menschen hat das Kinn ebenfalls seine Bedeutung — namentlich schmerzliche Affekte lassen sich an demselben erkennen — man kann die heraufsteigende Thräne aus den Augen zurückdrängen — man kann das schluchzende Beben der Stimme unterdrücken — aber wenn ein wirklich tiefer Schmerz die Seele bewegt, wird es kaum Jemandem möglich sein, das Zucken der feinen Nerven, welche in dem Kinn zusammenlaufen, zu verhindern, und wenn die Lippen zu lächeln versuchen und das Auge heiter blickt, wird man oft an dem unwillkürlich bebenden Kinn erkennen, daß das Herz mühsam mit Schmerz und Kummer ringt. Das Kinn ist die Spitze des Eies, dessen Form durch den menschlichen Kopf dargestellt wird, und es scheint, daß, wenn dieser Spitze die nöthige Festigkeit fehlt, die Ruhe und das Gleichgewicht des ganzen in diesen Kopf gebannten Geistes sich nicht erhalten könne, während umgekehrt jede tiefe Bewegung, welche den Geist erschüttert, an der Spitze, das heißt dem Schwer- und Ruhepunkt des Eies sich bemerkbar macht. Ich habe nun," fuhr er fort, „einer früheren Anregung der gnädigen Frau folgend, noch einige Bemerkungen über die Farben des Gesichts hinzuzufügen, welche nach den durch die Blutmischung bedingten sogenannten vier Temperamenten sich richten und für die Beurtheilung des menschlichen Charakters von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind."

„Das wird mich in hohem Grade interessiren," sagte Frau von Ramberg, „denn ich habe von den sogenannten vier Temperamenten keine so recht klare Vorstellung und möchte gern einmal in die Lage kommen, mein eigenes Temperament richtig zu beurtheilen. — Doch es ist heute bereits spät," fuhr sie, auf die Uhr blickend, fort, „und wir verschieben diesen interessanten und, wie ich vermuthe, umfangreichen Gegenstand wohl auf unsere nächste Zusammenkunft; — bevor wir aber dem Wink des Grafen folgen und uns in den Speisesaal begeben, möchte ich mir von den Herren noch Belehrung über eine Frage erbitten — ich habe," sagte sie, „in einer der letzten Nummern von ‚Ueber Land und Meer' in dem Briefkasten, der mich immer ganz besonders interessirt, eine Antwort auf eine vermuthlich gestellte Anfrage gelesen, in welcher gesagt wird, daß der Redaktion über die Beziehungen der Edelsteine zu den Monaten des Jahres nichts bekannt wäre, — der Fragende, dem diese Antwort ertheilt wird, muß doch irgend welchen Grund gehabt haben, seine Frage zu stellen, — ich interessire mich in hohem Grade für alle Edelsteine, welche das vom Feuer gehärtete Blut der Erde darstellen und jedenfalls in einer eigenthümlichen Beziehung zu dem Weltkörper unseres Planeten stehen müssen, da sie das Licht und den Farbenschmelz der Blumen in unzerstörbarer Festigkeit zusammenfassen; — hat wirklich jemals Glaube oder Dichtung diese Edelsteine wie die Blumen, welche ja auch ihre von der Natur angewiesene Jahreszeit haben, mit den verschiedenen Monaten in Zusammenhang gebracht?"

„Ich bin glücklich," erwiederte der alte Graf Sternfeld, „der gnädigen Frau auf diese Frage eine möglichst ausführliche Antwort geben zu können, denn ich habe mich zufällig eingehend mit derselben beschäftigt. — In Polen," fuhr er fort, „wo man ja ganz besonders Pracht und glänzenden Schmuck liebt, herrschte der poetische Glaube — oder," fügte er lächelnd hinzu, „wie der Doktor sagen würde, der Aberglaube, daß gewisse Edelsteine einen besondern Einfluß auf die Monate des Jahres und damit auch auf die Personen, welche in diesen Monaten geboren worden, haben sollen; — man schenkte deßhalb dort Freunden, besonders aber geliebten Personen, Herren den Damen — und umgekehrt, an ihren Geburtstagen, als Schmuck gefaßt, gerade diejenigen Edelsteine, welche auf sie nach den Monaten ihrer Geburt einen besonderen heilbringenden Einfluß haben mußten, — wenn Sie erlauben, werde ich das Nähere, was ich darüber aufgezeichnet habe, sogleich aus meiner Bibliothek herbeiholen."

(Schluß folgt.)

Lotterieziehungen im Monat Dezember.

Am 1. K. K. Oesterreichische 100-Gulden-Loose vom Jahre 1864, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. März 1879 (69. Ziehung). — Kurhessische 40-Thaler-Loose, 2000 Stück, Prämienziehung am 1. Juli 1879. — Stadt Neapel 150-Franken-Loose à 4²/₃ % vom Jahre 1868, 618 Stück, höchster Preis 35,000, niedrigster 150 Franken, zahlbar am 1. Mai 1879 (35. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1856, 684 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. Sept. 1879 (23. Ziehung). — Fürst Windischgrätz 20-Gulden-Loose, 1875 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 36 fl., zahlbar am 1. Juni 1879 (42. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose à 3 %, 400 Stück, höchster Preis 600,000, niedrigster 400 Franken, zahlbar am 1. Juni 1879 (53. Ziehung). — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Loose vom Jahre 1870, 1500 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 8 fl., zahlbar am 1. März 1879 (26. Ziehung). — Köln-Mindener E.-B. 100-Thaler-Loose à 3½ % vom Jahre 1870, 1300 Stück, Prämienziehung am 1. Februar 1879. — Meininger Prämienpfandbriefe à 4 % vom Jahre 1871, 875 Stück, Prämienziehung am 2. Januar 1879. — K. K. Oesterreichische 250-Gulden-Loose vom Jahre 1839, 16,680 Stück, Prämienziehung am 1. März 1879. — Am 10. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose vom Jahre 1872, 256 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. April 1879 (36. Ziehung). — Am 15. Stadt Paris 500-Franken-Loose vom Jahre 1865, 894 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. Februar 1879 (54. Ziehung). — Ungarische 100-Gulden-Loose vom Jahre 1870, 1400 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 140 fl., zahlbar am 15. Juni 1879 (33. Ziehung). — Stadt Amsterdam 100-Gulden-Loose à 3 % vom Jahre 1874, 80 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 1. Januar 1879 (13. Ziehung). — Ansbach-Gunzenhausen Eisenbahn 7-Gulden-Loose, 2500 Stück, höchster Preis 7000, niedrigster 9 fl., zahlbar am 15. Juni 1879 (44. Ziehung). — Belgische 3 % Kommunal-100-Franken-Loose, 598 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 110 Franken, zahlbar am 10. Juli 1879 (18. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Loose, 500 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 10 Fr., zahlbar am 15. Juni 1879 (49. Ziehung). — Am 24. Gothenburg Handels-Co. 15-Kronen-Loose vom Jahre 1876, 1700 Stück, höchster Preis 72,000, niedrigster 16 Kr., zahlbar am 1. Februar 1879 (7. Ziehung). — Am 31. Stadt Venedig 30-Lire-Loose vom Jahre 1869, 3425 Stück, höchster Preis 60,000, niedrigster 30 Lire, zahlbar am 1. Mai 1879 (37. Ziehung). — Badische 35-Gulden-Loose, 1500 Stück, höchster Preis 1000, niedrigster 59 fl., zahlbar am 1. April 1879 (132. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose, 748 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 31. März 1879 (26. Ziehung). — Braunschweiger 20-Thaler-Loose, 3400 Stück, höchster Preis 16,000, niedrigster 22 Thlr., zahlbar am 31. März 1879 (40. Ziehung).

Für das Album.

Von **Wilhelm Emmer.**

Verfolgst du gründlich ihre Spur,
Manche Geister sind Gespenster nur.

*

Natur macht Alles gut und fein;
Von dir verlangt sie Geduld allein.

*

Klagst du, daß die Früchte sauer sind;
Warum ließest du sie nicht reifen, mein Kind?

*

Fortschreiten nicht allein,
Rückschreiten kann auch oft ein Fortschritt sein.

*

Den Pöbel regieren die Fuselgeister;
Und wer sie verzapft, der ist sein Meister.

*

Mit deinen Freunden sprich aus offner Brust;
Und mit den Andern sprich nur, so viel du sprechen **mußt.**

Schach.

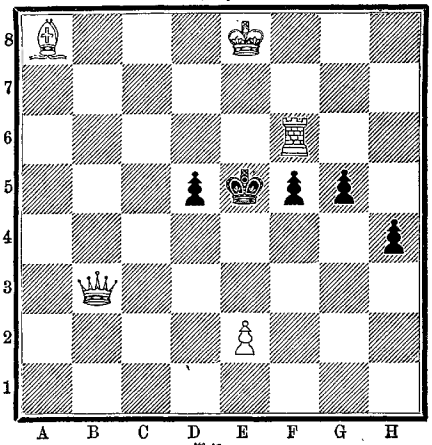
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Die folgende elegante und schwierige Aufgabe empfehlen wir der Aufmerksamkeit unserer Schachfreunde.

Aufgabe Nro. 9.

Von Aurelio Abela in Malaga.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 5:

Weiß.	Schwarz.
1) S. D 2 — B 3	1) A 4 nimmt B 3.
2) D. D 3 — D 2 †	2) K. B 4 — C 4.
3) L. F 5 — E 6 setzt Matt.	
	A)
1)	1) K. B 4 — A 3.
2) D. D 3 — C 3	2) Beliebig.
3) S. B 3 — C 1 setzt Matt.	
	B)
1)	1) A 4 — A 3.
2) L. F 5 — E 6	2) Beliebig.
3) D. D 3 — D 2 setzt Matt.	
	C)
1)	1) C 6 — C 5.
2) T. A 5 — B 5 †	2) S. D 6 nimmt B 5 od. K. B 4 — A 3.
3) L. E 7 nimmt C 5 oder S. B 3 — C 1 setzt Matt.	
	D)
1)	1) S. A 8 — B 6.
2) S. B 3 — D 4	2) Beliebig.
3) S. D 4 — C 6 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Hrn. E. S. in Schwetzingen. In Nro. 3 parirt auf S. E 4 — C 3 †, T. D 3 — D 4 das Matt.

Hrn. E. B. in Leipzig. Sie haben in Nro. 4 den weißen Bauer D 4 aufzustellen vergessen.

Richtige Lösungen der schwierigen Loyd'schen Aufgabe Nro. 4 erhalten von Herrn Theodor Nyngaard in Hamburg, Emil Steigert in Schwetzingen und Paul Ilgen in Mittweida.

Hrn. Gr. v. D. in Potsdam. Fernere Partieen aus dem Pariser Schachturnier werden mitgetheilt werden.

Hrn. O. in Gandersheim. Ihre wohlbegründeten Bemerkungen zur Aufgabe Nro. 17 mit Vergnügen gelesen.

Hrn. P. L. in Koblenz. In Nro. 3 würde auf 1) L. G 7 — C 3 † einfach T. D 3 — C 3 das sofortige Matt verhindern. In Nro. 4 haben Sie den schwarzen Bauern C 3 aufzustellen vergessen.

Hrn. C. A. in Staaz. Ihre Lösung von Nro. 1 scheitert an 1) T. D 2 nimmt B 2. Nro. 2 richtig. Nro. 3 falsch wegen T. D 3 — D 4. In Nro. 4 würde mit 1) D. F 2 — F 1 der Bauer H 4 nach H 3 gehen und sein weiteres Vorrücken bis H 1, wo er zur Dame wird, das beabsichtigte Matt verhindern.

Hrn. E. M. in Salzburg. In Nro. 4 halten Sie den König G 4 für eine Dame.

Hrn. C. S. in Graudenz. In Nro. 4 übersehen Sie, daß Schwarz im dritten Zuge der Variante nicht C 3 — C 2, wie Sie angeben, zu spielen braucht, sondern K. D 4 — C 5. Nur dieser Zug widerlegt Ihre sonst scharfsinnige Lösung.

Hrn. P. Gr. in Hannover. In Nro. 3 wird T. A 5 — D 5 durch T. D 3 nimmt B 3 widerlegt.

Hrn. E. R. in Hainsburg. In Nro. 4 macht das Vorrücken des H Bauern das Matt in 4 Zügen unmöglich, wenn nach Ihrer Angabe gespielt wird.

Hrn. G. in W. Ihre Lösungen von Nro. 1 und 3 finden Sie im Schachbriefwechsel mehrfach widerlegt. In Nro. 2 würde auf 1) L. A 5 nimmt C 3, D. E 5 nimmt C 7 geschehen und auf D 2 — D 4 nach D. C 7 — E 5 kein Matt im nächsten Zuge erfolgen.

Hrn. v. H. in Neubetz. Nro. 27 richtig.

Hrn. P. J. B. in Frankfurt a. M. Wie Sie selbst richtig bemerken, macht bei Ihrer Lösung von Nro. 4 das Vorrücken des H Bauern das Matt in 4 Zügen unmöglich.

Hrn. Oberst v. G. in Brieg. Jede Zuschrift wird beantwortet. Wenn Sie jedoch Lösungen einschicken, so vergehen 4—6 Wochen, ehe Sie unsere Erwiederung abgedruckt finden. Ihre Lösung von Nro. 1, beginnend mit 1) S. A 1 — C 2, ist nicht richtig wegen der Folgen von D 3 nimmt C 2. Absichtlich, den Wünschen der Mehrzahl unserer geehrten Korrespondenten entsprechend, theilen wir die Lösungen nicht von einer Woche zur andern mit.

Räthsel.

Laßt das erste Paar erklingen,
Laßt im Dritten und Vierten uns springen,
Aber gewährt einen hübschen Preis
Dem, der's Ganze zu führen weiß!

Rösselsprung
Nro. 4.

aug'	in's	ü-	es	mund	nicht	draus	ge-
ber-	seh'	und	rei-	mich	wie	doch	soll
ant-	zen	ihr	und	voll	mich	bet	lich
ich	komm'	litz	soll	daß	fried-	mich	grü-
sei	ein	wenn	ber-	daß	ßen	fund	rein
litz	zau-	nen	gläu-	so	und	so	von
min-	noch	sei	ihr	geh'	ich	herz	ge-
nicht	ant-	mein	mal	big	fromm	ihr	oft

Bilderräthsel 9.

Auflösung des Bilderräthsels 8:

Thust du mer nix, thu i der a nix.

Auflösung des Quadrat-Räthsels in Nro. 8:

Berg	Land
See	Mann

Briefmappe.

Hrn. F. J. in A. Der in unserem Artikel „Ein außerirdischer Standpunkt" (Nro. 7) beschriebene Globus ist vom Geogr. Institut in Weimar zu beziehen.

Abonnent in Baslin. Jede Wiener Buchhandlung, z. B. Gerold, Braumüller, Faesy & Frick 2c., sendet Ihnen Preisverzeichnisse.

Hrn. G. P. in Prag. Man macht gegen Frostbeulen Umschläge von Leinwand, welche mit heißem Leim bestrichen ist, und bleibt so lange im Zimmer, bis die Umschläge abgehen und die Frostbeulen fort sind. Der K. wird gewöhnlich in einer Leimauflösung weich gemacht.

Ein Unzufriedener. Die Anerkennung aller Nichtpessimisten dürfte dem Buche doch fehlen. Doch lassen sich solche Dinge nicht in den engen Grenzen der Briefmappe abhandeln.

Hrn. Premierl. v. H. in D. Sehr hübsch, nur fehlt uns momentan der Raum. Wir werden uns aber des Näheren mit Ihnen benehmen.

Abonn. in Heidelb. Das öfter schon empfohlene Trinken von Ofener Bitterwasser Morgens nüchtern.

Hrn. A. H. in Frkf. Großer Vorrath.

Hrn. Cap. M. B. in K. (Ung.). Das zu erwiren liegt außer unseren Kräften. Wir müssen Sie auf den Annoncentheil verweisen.

Hrn. F. P. in Quipel bei Cubichow. Glasaugen für ausgestopfende Thiere erhalten Sie in jeder Größe, mit eingebrannter Pupille und ohne dieselbe, in den Naturalienhandlungen von W. Schlitter in Halle a. S. und Schaufuß in Dresden. Ueber das Malen derselben finden Sie ausführliche Belehrung in der zweiten Auflage von Martin's Taxidermie, Weimar, Voigt.

Hrn. E. A. M. in G. Wir haben die Rohlfs'sche Reise zu wiederholten Malen in den Notizblättern behandelt und die Zeit der Abreise angegeben, ebenso in der Briefmappe geantwortet. Auf briefliche Antworten können wir uns, wie oft genug erklärt, nicht einlassen, auch gegen Beilegung einer Freimarke nicht.

F. G. in Fürstenau. Frau Laddey wohnt in München.

Hrn. A. C. in Brüssl. Sie wünschen zu wissen, woher die gestigelten Worte stammen: „Apfel und Ei" und „Das wäre ein schönes Gartengelände, wo man den Weinstock mit Würsten bände". Wer weiß es?

Hrn. A. M. in Nördl. Es ist das „des Landes nicht Sitte", namentlich nicht, wenn mehrere Damen zugleich da sind, würde es sehr albern aussehen, statt galant.

Alter und doch junger Abonn. in M. Die Hinrichs'sche Verlagshandlung in Leipzig gibt jedes Halbjahr ein Verzeichniß der erschienenen Bücher 2c. heraus. Diese Verzeichnisse hat jede Sortimentshandlung für ihren täglichen Gebrauch und wird Ihnen gerne Einsicht gestatten.

Hrn. H. K. in Potsdam. Die Venus von Milo (Melos) wurde von einem Bauern 1820 aufgefunden.

Hrn. G. K. in F. Es fehlt zwar Zeichnung und Vers, aber wir haben reichlich Vorrath.

Hrn. C. D. in Rott. Noch nicht drucken.

Superfluus. Ihre Frage richten Sie besser an ein spezifisch geographisches Journal oder an die „Redaktion des Welthandels" in Stuttgart.

Hrn. K. L. in Schilt. Für Ihren stenographischen Glückwunsch zum neuen „Festgewande" von „Ueber Land und Meer", wie Sie es heißen, und für Ihre freundlichen Bemerkungen über das Blatt unsern herzlichsten Dank. Das erfreut und ermuthigt. Ihr lebt noch frisch und gesund in Bregenz und ist unser treuer Mitarbeiter.

Hrn. F. F. in Genf. Nehmen Sie gegen den säuerlichen Geschmack dreimal täglich eine Messerspitze voll doppeltkohlensaures Natron.

Hrn. Sec.-L. M. in Köln. Ihre Anfrage werden Sie am besten durch die Mittler'sche Buchhandlung in Berlin beantwortet erhalten.

Frau M. v. L. in Graz. Die „Briefe einer Mutter" sind bis jetzt noch nicht erschienen. Der Verfasser ist mit der Zusammenstellung derselben beschäftigt.

Hrn. R. in Brüssel. Richtig.

Hrn. H. N. in H. Die Bilder zu Wieland's Oberon sind nicht in Photographieen zu haben.

Hrn. R. K. in B. An den „Vorstand des Leichenverbrennungsvereins" in Gotha.

Abonn. in Mecklenb. Flor, Gramm. der dän. Sprache, oder Heckscher, Frankfurt, Jügel. E. Linde's photogr. Depot in Berlin wird Ihnen die beiden Bilder auftreiben können. Den Dichter kennen wir nicht. D. ist bereits im Schnitt vollendet.

Abonnent C. in Aachen. Wir halten die kalten Waschungen am frühen Morgen für zuträglicher als am Abend.

C. B. in Wien. Die ersehnte Nachlese zu den Mus. Streifzügen wird nicht ausbleiben, es fehlen uns nur noch einige wesentliche Stücke.

Hrn. P. v. H. in K. Wir empfehlen Ihnen dazu das von E. Engelmann gedichtete, von Ludw. Stark komponirte Lied: „Der deutsche Sänger". Sie erfüllen durch den beabsichtigten Kauf einer größeren Anzahl von Exemplaren eine schöne Wohlthat, indem dasselbe zum Besten der Ueberschwemmten in Tauserd von der Ebner'schen Hofmusikalienhandlung in Stuttgart herausgegeben wurde.

Hrn. A. L. in Alf. Generalfeldmarschall steht höher.

Hrn. O. W. B. in D. Eine andere lateinische Sprachlehre mit Schlüssel kennen wir nicht.

Hrn. F. W. H. in Kr. Diese Familie kommt nicht im Gothaischen Kalender; auch kein biogr. Lexikon bringt Nachrichten von R.

Hrn. J. D. in D. Diese Jagden haben wir schon zum Oefteren behandelt.

Hrn. H. Z. in Köln. Wir rathen Ihnen, sich an den Professor der Ohrenheilkunde, Herrn Prof. Dr. Lucae in Berlin, zu wenden. Sollten Ihre Mittel zu einer Privatbehandlung nicht ausreichen, so werden Sie in der Poliklinik des genannten Professors die Jedermann unentgeltlich ertheilte Hülfe finden.

Hrn. Th. A. B. in P. (Wisc.). Es will eben immer noch nicht recht klappen.

Hrn. Dr. J. W. in Schw. Wir haben bereits geantwortet, daß Sie darüber verfügen können.

Hrn. S. in W. Ihre Anfrage kann leider aus verschiedenen Gründen nicht beantwortet werden.

Abonnentin v. K. in B. Wenden Sie sich an die Kunsthandlung von Heberle (Lempertz) in Köln.

Hrn. Dr. A. L. Wird geschehen. Der Wunsch Ihres Verlegers dürfte wohl kaum Ernst sein; das geschieht ja nirgends.

Getr. Abonn. in Hamb. 1. Ja, Dufresne, Handb. des Schachspiels. 2. Nein, unverheirathet Freifräulein. 3. Haarscharf, was heißt das: Zwischen zwei Ländern? 4. Ja.

Hrn. O. N. in K. Eine solche Ausgabe ist beabsichtigt.

Hrn. O. F. in Stuttgart. Richtig.

Hrn. Ch. B. in Tr. Die Expedition unsererseits ist ganz exakt. Ihr Wunsch wird in Berathung gezogen.

Hrn. C. G. in Br. Wenden Sie sich an einen geschickten Friseur und lassen Sie sich wöchentlich zweimal den Kopf nach sogenannter amerikanischer Methode mit Seifenspiritus auswaschen.

Abonn. in E. Wir sind ja Alle Kinder.

C. W. in W. Lassen Sie sich den Katalog der Buchh. von Bartholomäus in Erfurt kommen. Dort finden Sie das Gewünschte.

Hrn. F. S. in Biberach. L'Intoprète. Edenkoben.

Hrn. M. H. in M. Der nächste griech. Konsul ist für Sie L. v. Erlanger in Frankfurt oder C. Traders in Mannheim. Deutscher Konsul in Griechenland ist u. And. C. Wilberg in Athen.

Abonn. in Cref. Die Hoftheaterintendanz in München wird Ihnen ein Programm auf Anfrage senden. Fr. Bodenstedt in Wiesbaden.

Frl. F. G. W. in Frkf. Die Annoncenbureaux in Fr. können Ihnen die Zeitungen bezeichnen, in welchen eine Anzeige von Wirkung wäre, und besorgen Ihnen das auch.

Frl. Frida G. in R. Der üble Geruch aus dem Munde hat meistens seinen Grund in kranken Zähnen; wenden Sie sich daher an einen tüchtigen Zahnarzt, um sich die Zähne, falls dieselben hohl sind, plombiren zu lassen. Als Mundwasser empfehlen wir Ihnen eine Lösung von Salicylsäure, die Sie in geeigneter Form in jeder Apotheke vorfinden.

Hrn. Konsul C. in R. Das Wort Vogt ist schon im 10. und 11. Jahrhundert gebräuchlich gewesen und stammt wohl von advocatus.

Hrn. Lehrer L. D. in C. Meyer's Lexikon, neueste Ausgabe, wurde in diesem Jahre vollendet.

Dichterling. Ganz hübsch, für uns aber nicht geeignet. Der Fonds ist da.

Hrn. C. F. J. in C. Nicht neu im Gedanken. Zu viel Beschreibung.

Hrn. C. Sch.....g in Magdeburg. Wir bedauern, Ihre Anfrage in der Briefmappe nicht beantworten zu können, da Angelegenheiten, welche diese Sphäre des menschlichen Lebens berühren, wohl nicht öffentlich behandelt werden können. Wünschen Sie bezügl. Auskunft, so wenden Sie sich durch unsere Vermittlung direkt an unsern ärztlichen Berather.

Zwei Abonn. in Hamb. Die bayerische von Eduard Bayer.

10. C. D. in K. bei R. Ebhard. Der gute Ton.

Hrn. Aufs. K. S. in M. Wie sollen wir das wissen, was nur mit Einsicht in die Akten des bayer. Kriegsministeriums möglich ist?

Hrn. A. A. B. in B. Nein, gegen dieses Piratenthum läßt sich nach den Gesetzen nichts thun.

Hrn. F. K. in Wismar. Entzündung der Augenlidränder kann verschiedene Gründe haben; solche hängt oft mit einem Katarrh der Bindehaut zusammen, oftmals ist die Entzündung eine Ursache unregelmäßig gewachsener Wimperhaare; im letzteren Falle müssen solche mittelst eines kleinen Zängchens ausgezogen werden, in beiden Fällen ist ärztliche Behandlung von kundiger Hand erforderlich.

N. N. Ihr G. wird vielleicht in der „Schweizer Dichterhalle", Red. Fastenrath in Herisau, Aufnahme finden.

Pharm. in Göt. Armand ist das Pseudonym für F. A. Strubberg, welcher in Kassel wohnt. In Brümmer's Dichterlexikon finden Sie Näheres.

Abonn. am Donnersberg. Uns keiner bekannt.

Frl. L. D. in Z. Zur Beseitigung des penetranten Schweißgeruches dienen in erster Linie tägliche Bäder; nach dem Bade ist es gut, die Schweiß absondernden Hautstellen mit einer Mischung von Talk, Amylum und Salicylsäure zu bepudern.

Hrn. Dr. R. Sp. in W. Leider nicht geeignet für uns.

Hrn. G. v'H. in B. Sie dürfen Verne's Romane nicht als geographisches Handbuch benützen. Das ist Phantasterei, ebenso jene Entdeckungen im Mond.

Hrn. H. P. in Utr. Dank für Ihre Mittheilung: der in Nro. 5 todtgesagte Kriegsminister De Rodo lebt noch.

Frl. Emilie C. in Solingen. Ihre Anfrage zur Beseitigung sogenannter Finnen oder Pöckchen hat schon so oft in unserer Briefmappe Erledigung gefunden, daß wir Sie bitten müssen, in dem verflossenen Jahrgang etwas Umschau zu halten.

Hrn. S. O. in Reg. Nondum prematur.

Hrn. Aug. A. in Crossen. J. H. Heller's Musikspielwerkefabrik in Bern.

Hrn. Frz. Cz., Seiffert u. Kranz in K., Fr. Bl. Schl. in O., Serg. G. 40r Köln. Richtig.

Techniker in Berlin. Stuttgart, Karlsruhe. — Nein.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 10.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Lesefrüchte, aus dem Tagebuch eines Musikers, von Rudolf Gottschall. Schluß. — Wiener Ringstraßen 3. Der Kolowrat- und Park-Ring, von S. — Die Nubier im zoologischen Garten Berlins, von Emil Dominik. — Notizblatter. Eintraglicher Räthselhandel, von Hebel. — Das Pfarrhaus von Ellernbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen, Fortsetzung. — Meine erste und meine letzte Wolfsjagd, von W. v. Dunheim, mit Bildern von Carl Rechlin. I. Ebers' Aegypten in Bild und Wort, von Prof. Adolf Ebeling. — Plaudereien am Kamin, von Paul von Werlen, zweite Serie. II. Schlaf. Astronomisches Tagebuch, Dezember. — Bilderräthsel 10. — Auflösung des Bilderräthsels 9. Auflösung des Rosselsprungs Nro. 4 Auflösung des Räthsels in Nro. 9. — Briefmappe.

Illustrationen: Klosterbräumeisters gemüthliches Stündchen, nach einem Gemälde von Ed Grützner. — Wiener Ringstraßen 3. Kolowrat- und Park-Ring, von A Kronheim. — Fellahfrauen von G. Richter. Kameelmarkt, von L. G. Müller, aus dem Prachtwerk „Kosmos" Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Die Nubier im zoologischen Garten in Berlin, von Dr. Hensler. Wolfsjagd. Der Begegnung. Vor dem Schuß, von C. Rechlin. Eintraglicher Räthselhandel, von Erdmann Wagner.

Lesefrüchte.

Aus dem Tagebuch eines Musikers.

Von

Rudolf Gottschall.

(Schluß.)

In großer Aufregung bin ich von der Partie nach dem Spreewalde zurückgekehrt. Wir traten sie in munterster Laune an; zwei Waggons der Eisenbahn waren mit den Muskauer Badegästen gefüllt. Fräulein Miersen hatte über ihr saftgrünes Kleid eine Reisetasche gehängt, welche durch einige stattliche Bücher einen ansehnlichen Umfang erhielt, ihre Reiselust deutete sich durch ein munteres Lächeln an, das ihr nicht übel stand, Frau von Starkow dagegen schlief in der Waggonecke, denn sie hatte früh aufstehen müssen und die Folgen dieser Strapaze waren nicht ausgeblieben, eine ungewöhnliche Blässe lag auf ihren vollen Zügen. Der Baron war in jener morgenfrischen Stimmung, in welcher sich eine aufbrechende Jagdgesellschaft befindet, sein volles Behagen strömte er in dem qualmenden Dampf seiner Cigarre aus, welchen seine Nachbarin, Frau Ellen, mehrfach kokett, doch ohne ärgerliche Empfindlichkeit, mit ihrem Schnupftuch forwehte. Daß sie neben ihm saß, gab mir zu denken; sie war eine Morgenschönheit, frisch und blühend, die Toilettengeheimnisse spielten bei ihr offenbar keine Rolle, sie brauchte keine besondere Beleuchtung, sie war zu jeder Zeit fix und fertig, die schöne Frau Ellen.

Herr Stehler saß schwermüthig seiner Dryade gegenüber, er warf bald einen Blick auf die eintönige Landschaft hinaus, bald zu ihr hinüber, der alle seine Empfindungen geweiht waren, die er auf das menschliche Geschlecht zu verwenden hatte. Sonst beschäftigte er sich nur mit den mythologischen Wesen in den Pferdeställen und auf Reitbahnen, er war ein spätgeborener Epigone der olympischen Spiele.

Die Unterhaltung ging anfangs hin und her wie ein geschlagener Federball, bis Frau Ellen sich derselben ausschließlich bemächtigte und mit ihrem gewandten Geist und sonorem Organ sie auf und ab jonglirte. Wir Alle waren Zuhörer geworden, das verstimmte die goldmähnige Fräulein Miersen; sie nahm mit herausfordernder Miene eine Miniaturausgabe aus ihrer Reisetasche und begann geräuschvoll darin zu blättern. Das kleine Fräulein wehrte sich kräftig gegen die geistige Oberhoheit der Berlinerin; das gefiel mir; ich wußte ja auch, daß ich selbst diese Auflehnung mit verschuldete und daß ihr Haß gegen die „Sirene" aus ihrer Neigung zu mir hervorging. Zuletzt vertieften sich der Baron und Stehler in Gespräche über das letzte Hindernrennen; ich konnte meiner Agnes unbemerkt einige vielsagende Blicke zuwerfen, sie fanden aber keine Erwiederung. Ich hielt dieß für Vorsicht, die ich im Stillen billigte, besonders weil Fräulein Miersen über die Ergüsse ihres schön eingebundenen Lyrikers hinweg oft nach ihrer Gegnerin hinüberschielte; ich sollte aber noch am heutigen Tage erfahren, daß ich in einer jammerlichen Täuschung befangen war.

Klosterbräumeisters gemüthliches Ständchen. Nach einem Gemälde von Ed. Grützner.

Interessanter als die Waggonfahrt war die Kahnfahrt in den grünen Lagunen des Spreewaldes. Auf einem Arm des Flusses fuhren wir durch die im Wasser stehende Waldung, Erlen, nichts als Erlen und Wasser, so weit das Auge reichte, doch ohne die Poesie der venetianischen Kanäle! Hier und dort rückte der Wald dichter zusammen zu malerischen Gruppen, die sich in der weithin ergossenen Flut spiegelten. Dann gedachte ich der Kahnfahrten meiner lieben Musikstadt und Lucia's, die ich zuerst gesehen, wie sie sich spielend mit der in mondbeglänzten Tropfen funkelnden Zauberruthe über die Flut neigte; heute trat ihr rührendes Bild mit doppelt wehmüthigem Reiz vor meine Seele.

Wir saßen in kleine Handkähne vertheilt; ich mit dem dichtenden Fräulein und meinem Freund Wörstein zusammen, Agnes, die mir heute ganz fern und fremd blieb, in einem andern Kahn bei dem Baron, der alle diese Anordnungen getroffen hatte. Ich empfand ein lebhaftes Gefühl der Eifersucht; die kleine Dichterin mir gegenüber, mit dem feinen Gesicht und der gewaltigen Emballage von goldenen Locken, in die es verpackt war, vermochte mich nicht darüber zu trösten. Sie deklamirte einige Gedichte, in denen die tückischen Wassernixen wieder eine große Rolle spielten, außerdem auch den „Erlkönig", der allerdings sein Szepter über diese Büsche und Wälder schwang; ich hörte träumend zu, während der Kahn still durch die Wellen glitt. Mir wurde zuletzt so märchenhaft zu Muthe, mir war's, als bekäme das grüne Fräulein Flügel und schwebe auf einmal als Libelle mit diesen Florfittigen über das Wasser dahin. Und doch . . . es war ein feines, hübsches Wesen, zart und duftig, sie hatte etwas mit den elementarischen Mächten gemein. Zuletzt versank sie selbst in's Wasser, aber in höchst prosaischer Weise, durch einen Fehltritt beim Aussteigen.

„Da haben wir ja die Sirene," sagte ich spöttisch zu mir selbst, indem ich behülflich war, die unfreiwillige Undine aus der Flut herauszufischen. Sie verschwand alsbald in einem Bauernhause, denn ihre Florflügel waren so zusammengefaltet, daß sie mehr einer Puppe als einem Schmetterling glich. Sie kehrte erst nach geraumer Zeit in ländlicher Toilette wieder, im entlehnten Anzug einer Bäuerin, in dem sie ganz niedlich aussah, wie die Heldin einer Geßner'schen Idylle.

Ich glaubte, es müßten in diesem unter Wasser gesetzten Erlenparadies sich lauter Pfahlbauten finden, wie in der grauen Urzeit, und freute mich schon, dieß Geschlecht moderner Wasserratten kennen zu lernen, doch das Gasthaus, in dem wir abstiegen, lag außerhalb der Sintflut, wir stiegen trockenen Fußes über Wiesen dazu hinauf; auch der höhergelegene Wald ringsum hatte von den Ausschreitungen der Spree nichts zu fürchten. Wir bestellten einen Imbiß und begaben uns dann in das Gehölz, voll Freude, wieder festen Boden unter unseren Füßen zu haben. Hier wuchsen Moose und Farren und schöne Waldblumen jeder Art, von der kleinen, schüchternen Euphrasia bis zu den großen Glockenblumen, hier konnten wir uns im Grünen lagern. Fräulein Miersen begann alsbald einen duftigen Strauß zu pflücken; sie gefiel mir besser in dem Bauernkostüm, es hatte doch wenigstens etwas Wohlhäbiges, während sie in ihren spinnwebigen — idealen Duftkleidern den Eindruck einer armen Ballettänzerin machte, welche ihre ausrangirte Garderobe abträgt.

Der Baron entschuldigte sich auf eine Stunde. Seine Besitzungen lagen in der Nähe; er wollte sich auf eins seiner Vorwerke begeben, um dort mit dem Verwalter einige Anordnungen zu treffen. Ich war sehr zufrieden damit; endlich war Agnes von der lästigen Oberaufsicht eines Mannes befreit, der sich ganz besondere Rechte über sie anzumaßen schien. Sie lagerte sich im Grase, aber immer vornehm und schön, wie eine Feenkönigin, der alle Wunderglöckchen des Waldes läuten. Leider waren wir nicht allein und ungestört, denn die ganze Gesellschaft lagerte im Kreise. Ich warf ihr einige fragende Blicke zu, abermals ohne Erwiederung zu finden. Sie kam auf den Einfall, auch einen Strauß zu winden und schickte mich aus, ihr Blumen dazu zu pflücken. Ich war glücklich, daß sie sich an mich gewendet hatte, und ging an die Arbeit mit dem Eifer eines Jagdhundes, der das Wild aufjagt; doch die Flora des Waldes erschien mir nicht sehr reich, wohin ich sah, blickten mich dieselben Kuh- und Glockenblumen an, ich wurde schon ganz ärgerlich über diese Kinder des Waldes, die sich alle so verzweifelt ähnlich sahen, über diese blühende Langeweile. Eine Viertelstunde lief ich hin und her, dann kam ich mit einer Ausbeute zurück, die sich äußerlich sehr stattlich ausnahm, aber dieser dicke grüne Strauß in meiner Hand war dürftig genug, denn er zeigte nur dieselben Blüten. Meine gestrenge Gebieterin war darüber auch sehr entrüstet, und warf das Unkraut, wie sie es nannte, zürnend beiseite. Dann erhob sie sich, um selbst seltenere Blumen zu suchen; mir war's, als ob ein Wink ihrer Augen mich einlüde, ihr zu folgen. Wir suchten anfangs in der Nähe, dann verloren wir uns mehr im Dickicht.

„Bleiben Sie doch," flüsterte sie, „es könnte Aufsehen erregen."

Ich hielt es für das Beste, diese Mahnung nicht zu beachten, schon wegen des schalkhaften Lächelns, mit dem sie ausgesprochen wurde, ich küßte ihre Hand und sie ließ es sich gefallen. Ich begann von dem Baron zu sprechen, sie unterbrach mich:

„Sehen Sie dort den prächtigen Eisenhut, pflücken Sie ihn mir, doch ich warne Sie, er ist giftig," und so schickte sie mich stets nach irgend einer Blume, wenn ich eine Frage an sie richten wollte. In dieser Gegend des Waldes, welche sich gegen die Felder hin aufschloß, fanden sich mannigfachere Arten, besonders unter den Büschen am Rande. Das Gehölz war hier schmal genug, wir befanden uns auf einem Wege, der durch eine Lichtung ganz in's Freie führte. Die geradeaus am offenen Waldrand schimmernden Dächer gehörten offenbar dem Vorwerk des Barons an. Der Blick der Frau Ellen ruhte auf dem Wege, der sich bisweilen hinter Büschen verlor, mein Auge nur auf ihr.

„Sehen Sie," sagte sie auf einmal freundlich lächelnd, „es gibt der Blumen genug, man muß sie nur zu finden wissen; jetzt will ich einen reizenden Strauß winden und Fräulein Miersen beschämen oder wie ihr Verehrer aus der Manège sagen würde, um eine Halslänge schlagen."

„Und mein Finderlohn," sagte ich, indem ich ihr in die schönen, leuchtenden Augen sah.

„Pst," sagte sie, indem sie schalkhaft warnend ihren Zeigefinger erhob.

„Wenn er mir verweigert wird, so habe ich ein Recht, ihn mir zu rauben."

Abermals erhob sie den Zeigefinger, suchte mir durch eine Schlangenwindung zu entgehen; dann aber rief sie mir zürnend ein „Zurück!" zu.

Wie aus der Erde hervorgewachsen stand der Baron vor mir.

„Schützen Sie mich vor diesem Zudringlichen," rief sie ihm zu; „gegen meinen Willen ist er mir gefolgt und drängt mir seine Liebe auf!"

Ich stand betroffen; wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke, daß mich Ellen absichtlich hieher gelockt, um diese Begegnung herbeizuführen. Sie hatte den Baron schon kommen sehen, während ich seine Schritte auf dem Wiesenpfad nicht hörte; sie war plötzlich so liebenswürdig geworden, als der Baron schon in nächster Nähe war. Das waren bei mir keine geordneten Gedanken, es war wie eine plötzliche Erleuchtung und zugleich eine dumpfe Verzweiflung, die sich in mir ankündigte.

„Rechnen Sie stets auf mich," sagte der Baron zu Frau Ellen, die sich schutzbedürftig an ihn schmiegte, und gegen mich gewendet, fügte er hinzu: „Wir sprechen uns, mein Herr!"

Er gab der schönen Frau den Arm, sie wandten sich zum Abgehen. Sollte ich ihnen folgen, sollte ich die Verrätherin entlarven, erzählen, wie sie mich ermuthigt hatte? Es war meiner unwürdig. Ich kochte vor Wuth; es war mir eine Beruhigung, daß ich mit dem begünstigten Nebenbuhler einen ernsten Streit würde ausfechten müssen.

Die Gesellschaft war sehr heiter, als ich zu ihr zurückkehrte. Frau Ellen lachte und erzählte die lustigsten Geschichten, Fräulein Miersen nur war still und sah mich prüfend an; ich ärgerte mich über diese Unke, die mir das Unheil verkündet hatte, und wünschte ihr, daß sie noch einmal in ihrem Element versänke.

Alles plauderte, sang und scherzte bei der Heimfahrt durch den Spreewald, der Mond hing über den Erlenwipfeln, sein Bild schwamm mit ihnen in der weiten Flut. Fräulein Miersen saß in ihrem getrockneten Kleide vor mir und spielte mit ihren goldenen Locken.

„Verwünschte Loreley, die mich verhöhnt!" dachte ich bei mir.

Mit gekränkter Eitelkeit und besorgter Hoffnung, finster gestimmt kam ich in meinem Zimmer an; ich freute mich nur, dem Baron mit der Pistole in der Hand entgegentreten zu können.

*

Heute erschien Herr Stehler bei mir, ich hatte ihn schon erwartet. Wörstein erklärte sich bereit, mir zu sekundiren. Ort und Stunde sind bestimmt, das Duell soll oben auf den Hügeln, in der Nähe des großen Baumgartens, stattfinden. Ich bin in höchster Aufregung . . . soll ich Lucia davon schreiben, ihr Angst und Schrecken einjagen? Nein, wenn mich ein Unheil trifft, erfährt sie es noch zeitig genug.

Wörstein kam zu mir mit dem Heft, welches den Buchstaben E seines Skandallexikons enthält. In einer andern Stimmung hätte ich vielleicht über die triumphirende Miene gelacht, mit welcher er mir die beiden Seiten zeigte, die das Lebensbild der Frau Ellen vervollständigten.

„Endlich," rief er, „ein Skandal, der meinem Lexikon zur Zierde gereicht. O, ich irrte mich nicht! Ich ahnte, ich wußte, daß Frau Ellen berufen sei, die Lücke in demselben glänzend auszufüllen. Armer Freund, Du bist hier in ein Duell hineingerathen und weißt selbst nicht wie; mein Lexikon gibt Dir darüber Auskunft oder ich kann es auch selbst thun. Ich habe seit gestern Abend die genauesten Erkundigungen eingezogen; Du wirst gleich erfahren, als welche Figur Du auf dem Schachbrett, auf dem Frau Ellen ihre Züge macht, verwendet worden bist. Meine Hauptquelle war zwar Stehler, der, ohne selbst den Zusammenhang zu ahnen, mir einige ergänzende Mittheilungen machte.

„Lieber Freund, Deine schöne Frau Ellen ist eine der gefährlichsten Koketten; der Baron befand sich bald in ihren Netzen. Er geht auf Freiersfüßen, um seine zerrütteten Vermögensverhältnisse zu verbessern. Da erschien Frau von Starkow, eine mecklenburgische Gutsbesitzerin und adelig; Frau Ellen trat auf einmal etwas in den Schatten. Auch hatte der Baron, wie es schien, mehr den nordischen Geschmack für die Blondinen und auch die Fülle der Formen zog ihn an. Das war der Augenblick, wo Du hier erschienst, Du kamst Frau Ellen sehr gelegen zu einer Diversion, welche die Eifersucht des Barons erregen und ihn zu ihr zurückführen sollte, denn sie wollte und will um jeden Preis Frau Baronin werden. Da Du ein interessanter und ich möchte fast sagen schöner Mann bist, so hat sie ihre Rolle vielleicht zu natürlich gespielt, wenigstens sich mit vieler Grazie in dieselbe gefunden. Es gelang ihr auch, den Baron eifersüchtig zu machen, bis zu einem gewissen Grade. Denn er hielt Frau Ellen immer noch in Reserve, da er nicht wußte, ob Frau von Starkow auch vollkommen seinen finanziellen Ansprüchen entspräche. Er hatte nach Mecklenburg geschrieben, um nähere Kenntniß über ihre Verhältnisse zu gewinnen."

Ich kann nicht sagen, wie mich das Benehmen des Barons anwiderte; ich wollte eben ein scharfes Verdammungsurtheil über dasselbe aussprechen, als mir noch zur rechten Zeit einfiel, daß eine verzweifelte, beschämende Aehnlichkeit zwischen dem Treiben dieses Glücksjägers und meinen eigenen Absichten vorhanden war, ich unterdrückte daher jede Bemerkung und hörte schweigend zu, als Wörstein fortfuhr:

„Diese Antwort ist angekommen und hat augenblicklich die Lage der Dinge geändert. Frau von Starkow ist im Besitz eines testamentarisch substituirten Vetters; Baron von Zernow will aber Hab und Gut für seine Familie erwerben. Alsbald fand eine Schwenkung des Barons statt, die von dem scharfen Auge der klugen Frau Ellen ebensowohl bemerkt wurde. Sie näherte sich dem Baron wieder . . . Du wurdest von jetzt an überflüssig, Du konntest nur noch zu etwas benützt werden."

„Wozu in aller Welt?" fragte ich mit wachsender Entrüstung.

„Zu einer kleinen Katastrophe, welche die Entscheidung des Barons beschleunigen sollte; sie wollte sich in eklatanter Weise von Dir lossagen und in den Schutz des Barons flüchten. Sie hat dieß Meisterstück gut ausgeführt . . ."

„Die Schändliche, die Verrätherin!" rief ich.

„Ein Duell wollte sie gerade nicht, es ist ihr unangenehm, es könnte ja auch für den Baron schlimme Folgen haben, doch da es einmal so gekommen ist, vertraut sie ihrem guten Stern und hofft, daß es einen günstigen Ausgang nehmen und daß dann die Heirath nicht mehr lange auf sich warten lassen werde, denn wer sich für eine Dame geschlagen, der hat nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, sie so rasch wie möglich zu heirathen, sonst steht ja ihr guter Ruf auf dem Spiel, und überhaupt, wer sich vorher kugelfest gezeigt hat, dem wird ja dann die Ehe nicht mehr sonderlich viel anhaben können. So lauten die Blätter der Chronik des Skandals und sie preisen Frau Ellen als ihre lang ersehnte Heldin."

Diese Enthüllungen wirkten auf mich so niederschlagend wie möglich, ich scheute den Zweikampf nicht,

aber es hätte mich empört, ihn als Opfer einer Laune, einer Intrigue, einer schändlichen Komödie bestehen zu müssen! Noch gab es einen Hoffnungsanker: was in diesen Blättern der Chronik so durchsichtig erschien, es war bei näherem Anblick mehr eine Kette von Schlußfolgerungen, als eine Reihe von Thatsachen, mindestens war beides in einander verschlungen, es war eine psychologische Entwicklung, welche sich die phantasievolle Erfindung meines Freundes zurecht gemacht hatte. Konnte der Zusammenhang nicht ein anderer sein, konnte der Baron nicht in einer andern, noch unerklärten Weise einen Druck auf Frau Ellen ausüben, so daß diese sich gezwungen sah, ihrer Liebe zu mir zu entsagen? Aber die letzte unedle, verrätherische Wendung ... sie blieb räthselhaft und tief verletzend!

Ich mußte sie selbst sprechen, sie selbst sollte mir Auskunft über Alles ertheilen. Wenn uns ein Weib in den Tod jagt, so will man doch wissen, wofür man sein Leben opfert, sie muß uns Rede stehen.

Ich griff zu meinem Hut und eilte in das Hermannsbad. Frau Ellen war nicht anwesend, sie hatte einen Ausflug gemacht. Ich umlauerte stundenlang die Badehalle, sie erschien nicht.

So ergreife ich jetzt die Feder in schlummerloser Nacht; soll mein Leben wie mein Tagebuch abschließen mit einem großen Gedankenstrich? Soll ich enden wie ein Abenteurer? Was wird aus der goldenen Zukunft eines Talentes, wenn es morgen zu Staub und Moder verdammt wird! Thörichte Rechnung in's Blaue hinaus! Der Genius gehört dem Augenblick; er schaffe heute, denn Niemand kann dir sagen, ob es ein Morgen gibt.

Wohl, die letzten Schlußtakte meiner Symphonie, sie sichert vielleicht mein Angedenken; sie ist das schönste Vermächtniß, das ich meiner Lucia hinterlassen kann. Sie hat mich geliebt, geliebt bis zur Thorheit, zur Verblendung, aber das volle Gefühl dieser Liebe kommt jetzt über mich und ich muß meinen Dank dafür ausströmen in heißen Thränen. Für sie zu sterben: o, ich würde keinen Augenblick dem Tod kleinmüthig in's Auge sehen, aber jetzt ... nicht Kleinmuth erfaßt mich, nur gänzliche Verachtung eines Muthes, der für eine nichtsnutzige Sache das Höchste, das Leben selbst in die Schanze schlägt. Ich könnte Agnes entlarven, doch das wäre unedel und unritterlich.

Sei es darum! Ich hoffe zu leben, denn mein Tod wäre beschämend und vernichtend für meine Lucia, die mich ja zu diesem unseligen Abenteuer angespornt hat. Nicht nur ihre schönen Pläne, ich selbst und sie mit mir, wir wären ja dann das Opfer geworden verhängnißvoller Vorbilder und Gedankengänge, sie würde in ihrem überspannten Gefühl sich für meine Mörderin halten. Darum, wenn es unter den Sternen droben am Firmament einen Glücksstern für mich gibt, so flehe ich zu ihm empor, er schütze mich vor unwürdigem Tod und sie vor dauernder Verzweiflung. Der schnöden Gauklerin und allen meinen Feinden sei vergeben. Jetzt einige Stunden Schlaf, bis der Morgen dämmert.

*

Wochen sind dahingegangen, ehe ich wieder zur Feder greifen kann, hier sitze ich in dem engen Zimmerchen zu Muskau. Wochenlang mußte ich das Bett hüten, noch bin ich schwach und angegriffen, aber ein Schutzengel hielt bei mir Wacht, den ich in schlummerlosen Nächten zu Häupten meines Bettes sitzen sah, meine Lucia!

Wie ein wüster Traum liegt die Vergangenheit hinter mir, ein Sommernachtstraum voll buntester Verwirrung ... und ich fühlte mir bisweilen an die Stirn, ob ich nicht wie der Weber Zettel kläglich verwandelt bin.

Das Duell fand statt am bestimmten Ort, zur bestimmten Stunde. Der Baron hatte sich den ersten Schuß gesichert durch seine Forderung; er war ja der Beleidigte. Und gleich dieser erste Schuß wurde für mich verhängnißvoll. Ich brach zusammen, schwer in die Brust getroffen, bewußtlos! Als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, fand ich mich in meinem Zimmer, mein Freund Wörstein und ein Arzt wachten über mich. Meine Wunde war ernst, aber nicht hoffnungslos, ich bedurfte der größten Schonung, jede Aufregung sollte mir fern bleiben.

Ich bat meinen Freund, an Lucia zu schreiben, ihre Anwesenheit würde beruhigend auf mich wirken; ich versprach, mich nicht zu erregen beim Wiedersehen. Und sie kam, freundlich lächelnd, ohne Klage, ohne Jammer, auf ihren Zügen den Ausdruck freudiger Hoffnung auf eine baldige Genesung, wie ein Sonnenstrahl glitt sie durch das Zimmer, ihre zärtliche Pflege that mir unendlich wohl. Keine voreilige Frage störte den holden Eindruck, den ihr gelindes Walten und Wirken für mich hervorrief, es war mir zu Muthe, als würde ich bereits von dem milden Odem der Genesung angehaucht.

Wochenlang verbot der Arzt, das Duell, seine Ursachen und Folgen im Gespräch zu berühren, erst vor einigen Tagen, als ich das Bett schon verlassen hatte, gab er die Erlaubniß dazu. Nicht mit krampfhaft gesteigerter Stimmung, nein, nur zögernd machte ich davon Gebrauch, es war mir störend, daß die Gestalten, für die ich nur meine Fieberträume verantwortlich machen wollte, noch einmal leibhaftiges Leben gewinnen sollten, doch mein guter Wörstein, das lebendige Skandallexikon, hatte mit Mühe so lange den Text einiger höchst interessanten Seiten nur der Feder vertraut, er mußte jetzt sein überströmendes Herz um so ungehemmter ergießen.

Jetzt zeigte auch Lucia lebhaften Antheil, sie hatte vorher nicht neugierig gefragt, all' ihr Sinnen war nur meiner Genesung zugewendet.

„Es hat sich viel während Deiner Krankheit ereignet," sagte Wörstein, „die Nemesis hat Deinen Gegner ereilt. Drei Wochen nach dem Duell hat er sich mit Frau Agnes Ellen verheirathet."

„Das nennst Du eine Nemesis?" fragte ich, um ein Gefühl der Beschämung zu verbergen, das ich über meine doppelte Niederlage an der Liebe und im Kampf empfand.

„Nun, ich halte es gerade für kein großes Glück," sagte Wörstein, „Frau Ellen als Frau zu besitzen. Für die Ehe braucht man einen sanften Stern, kein Irrlicht."

Dabei warf er meiner Lucia einen vielsagenden freundlichen Blick zu, über dessen richtigen Empfang sie mit niedergeschlagenen Augen quittirte.

„Frau Ellen ist eine jener unruhigen Schönheiten, welche niemals zufrieden sind mit dem, was sie besitzen, sie ist eine verwegene Kokette. Ein Lebensziel hat sie erreicht, sie ist Frau Baronin geworden und wird diesen neuen Rang glänzend zu vertreten wissen. Hoffentlich weiß der Baron ein Mittel, den Spreewald trocken zu legen und urbar zu machen, denn sonst würden seine Einkünfte kaum ausreichen."

„Und die übrigen?" warf ich ein.

„Davon nachher," sagte Wörstein, indem ein spöttisches Lächeln um seine Lippen schwebte; „doch die Frau Baronin wird nicht bloß einen Salon eröffnen, sondern auch ihr Boudoir, denn der gute Zernow reitet und schießt ganz vortrefflich, aber er hat nicht den Geist, sein Weib zu fesseln, und sie nicht die Absicht, sich fesseln zu lassen; er wird seine Pistole noch öfter laden müssen, denn ein Kavalier, der eine solche Frau heirathet, muß immer auf den Schießstand abonniren. Sie wird stets die Unschuldige sein und er wird sie immer zu vertheidigen und zu rächen haben."

„Du übertreibst, lieber Wörstein —"

„Keine Aufregung, sonst erinnert Dich Deine Wunde zu lebhaft daran, daß ich nur die Wahrheit spreche. Das Schlimmste aber ist, daß sich der Baron verrechnet hat."

„Verrechnet?" riefen ich und Lucia gleichzeitig.

„Das weiß er seit gestern; er ist in einer verzweifelten Stimmung und alle Reize der schönen Ellen vermögen nicht, ihn zu trösten."

„So hat sie selbst, so hat das Gerücht gelogen?"

„Keineswegs, doch was ist heutzutage Reichthum? Sind nicht große Millionäre zu Bettlern geworden? Ellen hatte ihr ganzes Vermögen dem Bruder ihres Mannes anvertraut, einem angesehenen Bankier, aber einem kühnen Spekulanten. Die gestrigen Blätter brachten die Mittheilung von seinem Bankerott. Das Vermögen der Frau Ellen ist verloren, denn die noch vorhandenen Aktien, die mit einigen Nullen in der Zeitung stehen, werden gewiß wie viele andere bei näherer Betrachtung sich in Dunst und Nebel auflösen, mindestens werden andere Gläubiger als Frau Ellen, gewiß die Unbeschütztesten von Allen, darüber verfügen. Das ist die Nemesis, die den Baron ereilt! Er wollte eine Geldheirath machen und hat jetzt eine arme Frau, noch dazu mit großen Ansprüchen. Wie schön, daß ihr euch geheirathet habt ohne Rücksicht auf Geld und Besitz! Denn Alles ist eitel unter der Sonne, sagt der Psalmist, und heute ist Geld das Eitelste von Allem."

Lucia drückte mir die Hand, eine Thräne in ihrem Auge; ich sah, daß sie bekehrt war und geheilt von ihrem Wahn, es war wie ein schweigendes Verständniß zwischen uns.

„Wir brauchen Frau Ellen nicht zu beneiden," fuhr Wörstein fort, „ihr Loos wird ein sehr trauriges sein und sie wird ihres Sieges nicht froh werden. Zu einer idyllischen Bewohnerin des Spreewaldes hat sie wenig Talent, sie braucht die Salons der Hauptstadt und diese sind ihr jetzt verschlossen."

„Was macht die schweigsame Frau von Starkow?" fragte ich, nicht ohne Neugier.

„Sie ist auf einmal sehr gesprächig geworden und hat ihrem Unwillen über den Entschluß des Barons, die schöne Agnes Ellen zu heirathen, den beredtesten Ausdruck gegeben. Zufällig besuchte sie in Geschäftsangelegenheiten ihr substituirter Vetter, den sie sonst wie die Sünde haßt, dießmal aber benützte sie den kolossalen Mecklenburger zu einer Demonstration. Eingeladen zur Hochzeit, lehnte sie dieselbe wegen Unwohlseins ab, gab aber mit Hülfe des Vetters, der die Herren dazu einlud und nicht ohne Mühe zusammensuchte, am Hochzeitstage in den benachbarten Salons, neben denen, wo die Hochzeitsgäste sich versammelt hatten, ein glänzendes und lärmendes Fest; die Herren veranstalteten sogar ein scherzhaftes Charivari mit allen möglichen und unmöglichen Instrumenten, wogegen die Nachbarn nichts einwenden konnten, denn Jeder ist Herr in seiner Klause. Seitdem prangt auch die ewig lächelnde Frau von Starkow in meinem Skandallexikon, ich hätte nie geglaubt, daß ich diese mecklenburgische Wasserrose noch in mein Album pressen würde. Doch traue Einer diesen phlegmatischen Schönheiten; sie haben erst recht den Teufel im Leibe."

„Doch sie liebte den Baron," warf ich ein.

„Aus Langeweile! Man kann aus Langeweile zum Verbrecher werden ... warum nicht lieben? Ihr Vetter hat sich übrigens bei den Arrangements der Gesellschaft so ausgezeichnet, daß die Sage geht, Frau von Starkow werde das Testament korrigiren, sie habe jetzt die Ueberzeugung gewonnen, daß sie sich weniger über dasselbe ärgern werde, wenn sie den substituirten Rechtsnachfolger in ihren Mann verwandelt habe. Es soll neulich eine Verlobung in der Luft gelegen haben; der lärmende Skandal war wie das Platzen der Schoten, welches den Frühling verkündet, denn im Herzen der schönen Frau ist der Lenz der Liebe angebrochen."

„Und der riesige Vetter?"

„Sie gilt ja für eine Schönheit im Lande der Obotriten, sie hat eine Aehnlichkeit mit gewissen ausgegrabenen Bildern oder Göttinnen, besonders der einen, die im Land herumgefahren und in einem geheimen See gebadet wurde; sie ist ganz so voll, üppig, hat ganz so gesättigte Formen, und da das alte Heidenblut noch in vielen neuen Obotriten steckt, so ist auch der Vetter von dieser soliden Schönheit begeistert."

„Und was macht Fräulein Miersen? Lebt sie noch immer von den mageren Renten, welche ihre Gedichte ihr abwerfen?"

„Wie man sich irren kann," meinte Wörstein seufzend, „es ist die einzige unserer Badedamen, die keinen Platz in meinem Lexikon gefunden hat."

„Ja, es war ein bescheidenes Blümchen," sagte ich bedauernd, „Armuth macht bescheiden."

„Du irrst, lieber Freund! Endlich habe ich vor wenigen Tagen Antwort auf meinen Brief erhalten, den ich an einen Bekannten in dem Städtchen schrieb, wo die Dichterin ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Er war auf längere Zeit verreist! Desto gründlicher war seine Auskunft. Dieß kleine Fräulein, welches im Reich der Musen heimisch ist und die Dinge dieser Welt verachtet, ist eine Millionärin."

„Eine Millionärin!" rief ich mit höchster Ueberraschung, ich war so aufgeregt, daß Lucia um mich besorgt wurde.

„Und zwar keine aus der Gründerzeit, sondern eine gediegene, echte Millionärin, die einzige Erbin eines Mannes, dem ganze Straßen der Stadt mit allen Häusern und mehrere umliegende Güter gehörten."

In der That, ich war aus den Wolken gefallen! Dabei flirrte mir Allerlei durch den Sinn: ihre Sonette, ihre poetischen Liebeserklärungen, was ich suchte, war mir in unglaublichster Weise entgegengekommen ... und ich hatte es zurückgewiesen! Die Corinne auf dem Muskauer Sandberge eine Millionärin! Die Nixe im Spreewald, die wir aus dem Wasser gefischt, ein Goldfisch! Und diese verwaschenen Kleider ... daß man den Reichthum den Menschen nicht ansehen kann! Schönheit und Geist sind offenbar nicht zu verheimlichen, siegreich wie alle Mächte des Lichtes, aber der Reichthum gehört dem Gerücht an, der Sage, und deßhalb der Täuschung, er gehört zu den dunklen Gewalten, er übt keine Macht aus auf das Wesen der Menschen! Und so lief ich diesem gaukelnden Irrlicht nach, während hier ein schöner, sanfter Stern ...

Wiener Ringstraßen. 3. Kolowrat- und P

Originalzeichnung von A. Kronstein. (S. 186.)

Ein Blick auf Lucia und ich empfand, daß es ja so gut und besser war, und daß jene Gedankengänge, jene Welt thörichter Hoffnungen für immer der Vergangenheit und Vergessenheit angehörten.

„Fräulein Miersen," sagte Wörstein, „hat sich anfangs täglich mit warmem Antheil nach Deinem Befinden erkundigt, doch eines Tages sagte sie zu mir: ‚Ein Mann, der eine Frau Ellen lieben kann und sich für sie schlägt, ist der Neigung edler Herzen unwerth.' Bald darauf verließ sie das Bad! Ihr Verehrer, Herr Stehler, den sie anfangs zu ermuthigen schien, blieb in trüber Stimmung hier zurück. Offenbar ist er gänzlich verabschiedet und seine schönen Träume, die prächtigsten Renn- und Rassepferde mit dem Gelde der Dichterin sich anzuschaffen, um deren Pegasus er sich weiter nicht gekümmert hätte, sind für immer dahin! Herr Stehler wußte, daß Fräulein Miersen steinreich sei, doch er verschloß das Geheimniß in seiner Brust, schon um vor Nebenbuhlern sicher zu sein."

Wörstein merkte, daß die lange Unterredung mich angestrengt hatte und verließ mich nach diesen letzten Mittheilungen.

Lucia umarmte und küßte mich.

„Du wirst bald ganz genesen sein," rief sie aus, „und nichts soll uns mehr trennen! In den Schmerzen heißer Sehnsucht habe ich erst empfunden, wie unmöglich es mir gewesen wäre, mich von Dir zu scheiden, anders zu scheiden als mit gebrochenem Herzen. O, man darf Alles auf Erden opfern, nur nicht eine wahre, das Leben ausfüllende Empfindung! Und nun noch ein Sonnenstrahl für unsere Zukunft!"

Lucia zog aus dem Busen einen Brief, den sie dort sorgfältig verwahrt hatte.

Die Intendanz eines großen Hoftheaters erklärte sich bereit, meine Oper aufzuführen mit glänzender Ausstattung und unter glänzenden Bedingungen. Lange Zeit hatte sie mit der Entscheidung gezögert, denn die Hofkapellmeister haben ja vor den Partituren unbekannter Komponisten eine nicht ganz unbegründete Scheu und die großen Kosten einer „heroischen Oper" lassen ihre Aufführung immer als ein Wagniß auch für reichdotirte Bühnen erscheinen.

Ich war in einem Rausch der Freude, ich schloß meine Lucia innig an's Herz; mich hob das Vertrauen auf die eigene Kraft, welche meinem Bund für's Leben die dauernde Stütze bieten sollte.

*

Zwei Jahre sind vergangen, seitdem ich das Tagebuch abgeschlossen, zwei Jahre mit wechselnden Erfolgen und Einkünften und dauerndem Glück.

Ich habe es mit Lucia zusammen durchgelesen, wir haben uns noch einmal versenkt in jene Zeit unglaublicher Irrthümer und thörichter Abenteuer, doch wir haben uns dabei nichts zu verzeihen und keinen Vorwurf zu machen.

Der heitere Sonnenschein blickt durch die Gaisblattlaube unseres Gärtchens, Rosen in der Hand, liegt unser Knäbchen lächelnd auf der Wiese, Lucia eilt zu ihm, um sein Gesicht vor der Sonne zu schützen, welche, weiter vorrückend, eben über die Wipfel der schattenden Trauereschen vorgedrungen ist und ihren vollen Schein auf die Matten wirft. Fern von der Straße herüber tönt Militärmusik, sie spielt einen von mir komponirten Marsch, mit dem ich zuerst einen volksthümlichen Erfolg errungen. Träume des Ruhmes, Ahnungen einer schönen Zukunft erfüllen mein Herz.

Und so greife ich zur Feder, um mit wenigen Worten niederzuschreiben, was mir jetzt wie der Schlüssel erscheint zu jener verhängnißvollen Verirrung.

Nichts gefährlicher, als die Lehren von einer besondern Moral, die das Genie für sich in Anspruch nehmen will. Demüthig unterwerfe es sich dem gleichen Gesetz des Lebens, wie ja die himmlische Sonne gleichmäßig strahlt über Gerechte und Ungerechte! Das war die erste Klippe, an der ich scheiterte.

Nichts verderblicher als die Sucht, die Träume der Dichter in's Leben zu übersetzen, oder nachleben zu wollen, was irgend ein hochbegabter Mann in seinen Erinnerungsblättern aufgezeichnet hat. Ein akutes Lesefieber ist schlimm genug, aber am schlimmsten die Ansteckung für's Leben.

Eben blickt mir meine Lucia über die Schulter, ich sehe lächelnd zu ihr empor, indem ich die letzten Worte schreibe:

„Darum keine Lesefrüchte mehr!"

Wiener Ringstraßen.

3.*)

Der Kolowrat- und Park-Ring.

(Hiezu das Bild S. 184 und 185.)

Die beiden Namen dieser Wiener Boulevards erklären sich fast von selbst. Kolowrat ist ein bekanntes Grafengeschlecht, das Oesterreich zu verschiedenen Zeiten denkwürdige Staatsmänner und Militärs gegeben, auch ein Palais nächst der ehemaligen Bastei an der Stelle besaß, welche jetzt beiläufig die obere Ecke der Ringstraße einnimmt.

Der Name „Park-Ring" deutet darauf hin, daß hier in der Nähe der Park sein muß. In der That ist er dieß nicht nur, sondern bildet entlang einer bedeutenden Front einen charakteristischen Bestandtheil des Ringes, bezeichnet links die Linie derselben.

Der Park, von der Stadt erhalten und im ersten Bezirk oder der sogenannten „Stadt" gelegen, also „Stadtpark", mit seinem Dufte, seinem schwellenden Grün, seinem spiegelnden Teiche, auf welchem Schwäne und Wasservögel ziehen, seinem luxuriösen „Kursalon" und seinem stark zu und ab wogenden Publikum, hat Anlaß gegeben, daß dieser Ringtheil zu den elegantesten des gesammten Ringes gestaltet wurde. Da befindet sich rechts, mit seinen schlanken Säulen emporstrebend, hoch darüber noch mit Karyatiden und Ritteremblemen geziert, im Ganzen mit weißen Marmorquadern in der Front bekleidet, das Palais des Erzherzogs Wilhelm, Hochmeister des deutschen Ritterordens. Da ist auch das hübsche Gebäude der „Gartenbaugesellschaft", welches zeitweise die Blumenausstellung enthält und dessen „Blumensäle" Sommer und Winter zum Vergnügen des Publikums dienen.

Die hohen Häuser, welche auf der linken Seite mit ihren verschiedengestaltigen Erkerthürmen noch über die schlanken Parkbäume emporragen, gewähren einen interessanten Anblick. Nicht minder wirkt das „Kunst- und Industriemuseum", dessen rother Backsteinfront mit steinumsäumten Fensterbögen man seine Bestimmung von außen durchaus nicht anmerkt, zur Buntheit und Mannigfaltigkeit des Ganzen. Hier auf dem Bilde konnte es links nur die Ecke und Grenzbezeichnung bilden. Zwischen seiner und des Parkes Seitenflanke führt der Weg über die Wien nach dem sehr lebhaften dritten Bezirk „Landstraße", und so ist für ein sehr reges Leben und Treiben, Fahren und Reiten gesorgt. In fast ununterbrochener Reihe ziehen an einem lebhaften Tage die Wagen aller Art, die der Pferdebahn, Equipagen und Miethkutschen auf und ab, kreuz und quer, so stark, daß die reitende und gehende Sicherheitswache hier einen der am meisten beschäftigten Posten hat.

Der ganze weitgestreckte Raum des Stadtparkes, hinter dem noch die Wien mit breiten grünen Ufern, dann der Kinderpark und diesseits wieder die Anlagen der Gartenbaugesellschaft sich befinden, bildet eine Art ozonreiches Luftreservoir, oder eine Erfrischungsanstalt für die Athmungsorgane der Gesammtbevölkerung. Deßhalb kann auch der Wind mit kräftigsten Stößen hier zuweilen anlangen, und der letzte Sturm hat die wohlgehegten Parkanlagen, sowie die Ringstraßen-Alleen gar arg geschädigt. Umfangreiche Baumkronen, schlanke Stämme lagen im Nu gebrochen und zu Boden geschleudert, so daß am nächsten Tage erst die Wege frei gemacht werden und die nur zum Feuern nutzbaren Hölzer fuhrenweise fortgeschafft werden mußten. K.

*) 2. siehe Bd. 37, S. 134.

Die Nubier im zoologischen Garten Berlins.

(Hiezu das Bild S. 189.)

Die Saison war beim Michaelisumzuge, eben wollte sie sich aus dem Wendekreise des „Zoologischen Gartens" in den Saal des „Konzerthauses" begeben, schon packten die heirathsfähigen Töchter, sowie das ganze Reich der Mütter die kleinen Filetarbeiten und Pointlacespitzen der sämmtlichen Sonnabendabendkonzerte zusammen, um dieselbe schöne und nützliche Beschäftigung in den bekannten Räumen des „Konzerthauses" fortzusetzen, da sprach Bodinus sein Veto.

Trotz aller auf die Köpfe regnenden Eicheln und Kastanien, trotz einer schneidigen Herbstkühle, welche sämmtliche Löwen, Tiger und Leoparden längst zu einer Petition um Heizung veranlaßt hatte, zwang der treffliche Direktor des „Zoologischen" die Berliner zum Bleiben durch das Erscheinen der Nubier.

Im vergangenen Herbste waren es die Eskimos vom nördlichen Polarkreise, in Seehundsfelle eingenäht, jetzt spielte Bodinus einen südlicher gelegenen Trumpf aus, die baumwollen-umwandeten geschmeidigen Kinder der tropischen Sonne, die Nubier.

Der bekannte Thierhändler Karl Hagenbeck, — dessen Menschen- und Thierkarawane, das sind Jäger und Jagdbeute, kürzlich das größte Interesse Berlins erregten, und ein so allgemeines, daß, um ein Beispiel anzuführen, am ersten Sonntag des Oktober 62,000 Personen den zoologischen Garten besucht haben, — hatte bereits vor zwei Jahren Nubier vom Stamme Hamran veranlaßt, Europa zu besuchen und sich dem Menschenbruder weißer Rasse in eigener Person vorzustellen. Von Hamburg aus gingen damals Hamraner mit den Thieren, welche sie von Sudan begleitet hatten, nach Berlin und kehrten „mit Schätzen reich beladen" in ihre Heimat zurück. Die Erzählungen aller europäischen Wundernisse, die klingenden Mariatheresiathaler erleichterten Herrn Hagenbeck's Vorhaben, eine zweite, größere Karawane zu werben, an der sich sogar eine nubische Schönheit, das schwarzbraune Fräulein Chadidscha, betheiligte. Diese ist ganz gewiß die Primadonna der Gesellschaft und eine viel bedeutendere Zugkraft, als selbst die zierlichsten Rhinozeroskinder und Elephantentöchter der Thierkarawane. Unser Zeichner hat die Dame porträtirt.

Die von Tag zu Tag sich steigernde Anziehungskraft der Kinder des schwarzen Erdtheils lag namentlich auch in der geschickten Vorführung nationaler Gewohnheiten, von Kriegstänzen, Friedensmanövern, dem Jagen von Thieren, dem Rösten eines geschlachteten Schafes an glühend gemachten Steinen, im Auf- und Abladen einer fertig ausgerüsteten Karawane und in der ganzen Art und Weise, wie Nubier und Elephanten sich mit dem Publikum benehmen. Unser Zeichner hat das Baby, den einen, immer bettelnden kleinen Elephanten unter den fünf Geschwistern, schon im Bilde festgehalten; dieser ist eine ausgezeichnete Kraft der Gesellschaft und zieht häufig sogar die Aufmerksamkeit von Chadidscha ab, die dann den letzten Trumpf ihrer Koketterie, die „Spieldose", ertönen läßt und nach ihren Klängen tanzt und springt.

Gelehrte wie Virchow, Hermes, Prof. Ascherson, die Afrikareisenden Dr. Nachtigal, Hildebrandt und Dr. Buchner, ferner die ganze „anthropologische Gesellschaft", und Gelehrte, die es erst werden wollen, maßen täglich nach allen Richtungen Schädel und Körper der harmlosen Kinder Afrikas — so etwa wie König Mirambo Stanley's Kopf auch betastete, — und ich hätte wohl den Wunsch, so eine innerste Herzensmeinung des Ali Uled Idris, des Vetters von Fräulein Chadidscha, und dieser selbst anzuhören, wenn sie Beide Nachts in ihrem Zelte ihr Reisetagebuch mit irgend einem messenden Professor vervollständigen.

Woher die Karawane stammte, erfuhr ich aus den Notizen eines Landeskundigen. Das Gebiet, aus welchem fast alle afrikanischen Thiere unserer zoologischen Gärten stammen, und wo Jagd und Fang geschäftsmäßig betrieben werden, liegt im Nordosten Afrikas, am Rothen Meer, also gar nicht so sehr weit von uns entfernt. Es ist der südliche Theil Nubiens, der sogenannte egyptische Sudan, und von diesem wieder die südöstliche Ecke, das Tiefland nördlich von Abessinien und ein Theil Abessiniens selbst. Weil in dem größten Theile Nubiens fast niemals Regen fallen, wohnt dort eine dünn gesäte Bevölkerung. Aber das üppige Gegenstück dieses verbrannten und vertrockneten Landes ist der egyptische Sudan. Dort in dem Gebiete der tropischen Regen wuchert ein Graswald auf von zehn Fuß Höhe, der schönste Versteck und zugleich die saftigste Nahrung für allerlei Thiere. Wenn dann der Sonne Herrschaft auftritt, sinkt schnell das üppig geschossene Kraut zusammen und alles thierische und menschliche Leben drängt zusammen an den Ufern der Flüsse. Das sind der blaue Nil, der Dinder und Rahad, der Atbara, Setit und Basalam, alles Nebenflüsse des Nil, ferner noch der Chor el Gasch und Chor Baraka, Flüsse, die in der trockenen Periode vollständig verdursten und als öde Strecken flimmernden Sandes daliegen. An den Ufern dieser Ströme sind die Lagerplätze der verschiedenen sudanesischen Stämme — unserer Nubier und ihrer Verwandten. Alle sind Unterthanen des Vizekönigs von Egypten. Sie sind ein schöner, wohlgebauter, chokoladefarbiger Menschenschlag, von gutmüthigem und intelligentem Aeußern. Eins ist aber entschieden nicht hübsch von ihnen, das ist die von Talgstücken durchfettete und durchsetzte Haartour. Auch kriegerisch sollen sie sein, und was das in Afrika heißen will, wissen wir zur Genüge aus Stanley's Buch; aber jagdkundig, kühne und starke Jäger sind sie, das sehen wir an der mitgebrachten Jagdbeute.

Durch das Wechseln von Trockenheit und üppigster Blüte der Natur sind die Sudanesen zum allergrößten Theil aus Nothwendigkeit Nomaden geworden. So ähnlich, wie die Bewohner unserer großen Städte vom Mai bis zum September die heißen, dunstigen Stadträume vertauschen mit den Landschaften der Alpen, des Rheins, Thüringens und unserer Meeresküsten, so zieht der Sudanese mit Ziegen, Schafen, Buckelrindern und Kameelen von Ort zu Ort, von Waide zu Waide, er nächtigt in einfachen, aus Strohmatten und Stäben gebauten Zelten — auch diese zeigen uns unsere Gäste, — den geringen Hausrath auf den Rücken der Kameele mit sich führend. An den Ufern der Ströme hausen seßhafte Stämme und diese treiben Ackerbau, sie pflanzen Durra, die bekannte Negerhirse, und Baumwolle. Die Frauen weben feine Umschlagtücher aus Baumwolle; eingeborene Handwerker, die in den Handelsplätzen des Landes wohnen, fertigen Schilde aus Büffel- und Elephantenhaut, Sättel für Kameele und Pferde, ja sogar feine Gold- und Silberarbeiten für die Nasen und Ohren der sudanesischen Schönen.

Die Hauptthätigkeit liegt aber in der Jagd und in dem Fang junger Thiere. Elephanten, Rhinozerosse, Giraffen, Büffel und Antilopenarten, sowie der Strauß, der Löwe, Leopard und Luchs bevölkern in zum Theil sehr großer Anzahl, die erstgenannten Thiere heerdenweise, das Land. Feuergewehre sind in Sudan selten und schlecht, die Hauptwaffe des Nubiers ist noch immer Schwert, Schild und Lanze, mit denen er den Elephanten und Löwen, den Büffel und die Giraffe erlegt. Und als Mithelfer bei der Jagd dienen ihm die kleinen, kräftigen und feurigen Pferde abessinischer Rasse, ganz zu den leichten, sehnigen Reitern passend.

In Gesellschaften, mit Mundvorrath reichlich versehen, zieht die Jagd den Fluß entlang, bis sie die Spur der Heerde gefunden hat, die des Nachts am Wasser war. Hat ein Trupp Jäger eine frische Elephantenspur entdeckt, so folgen nur die Berittenen der Fährte, ihre Pferde am Zügel führend, um alle Kräfte der Thiere für den Kampf zu sparen. Die sudanesischen Jagdkniffe will ich hier nicht des Breitern erzählen, es genügt, wenn ich schreibe, daß man dem Elephanten die Sehnen der Hinterbeine zu durchhauen versucht, sie an den empfangenen Wunden verbluten läßt und den erlegten Thieren die werthvollen Zähne ausbricht.

Seit dem Emporblühen der europäischen zoologischen Gärten bildet der Fang der jungen Thiere einen bedeutenden Industriezweig Sudans, und wer die Zahlen dieses Waarenexports Afrikas kennen lernen will, findet die Preise der Thierkarawane etwa hundertmal an den Bäumen und jedem noch so geheim gelegenen Orte unseres zoologischen Gartens von Hagenbeck publizirt. Auch am Löwenzwinger schreit solches Preisverzeichniß in die Welt. Wenn die drei schönen Löwen, welche wir an dieser Stelle von kleinen zärtlichen Katzen bis zu dieser Königsgröße aufwachsen sahen, reden könnten, würden sie Hagenbeck sagen: „Wir kosten gar nichts, wir sind geborene Berliner und sind doch schöner als Deine 10- und 15,000 Mark kostenden Mitglieder einer vagabondirenden Gesellschaft."

Schwierig ist der Fang der jungen Thiere wegen der wüthenden Mütter, noch schwieriger aber der Transport vom Nil zum Rothen Meere nach Suakim und von dort nach Suez und weiter mit dem Dampfer nach Triest. Für jedes Thier müssen eigene Leute angenommen werden; kleinere Thiere, wie junge Löwen, Leoparden, werden in Kästen auf dem Rücken der Kameele transportirt.

Richtiger wär's freilich gewesen, die 31 Südländer mit ihrer einzigen Dame hätten Berlin in einer ihnen zusagenderen Tem-

peratur kennen gelernt, im Juli, wenn die Sonne über uns „schmort“, wenn die sogenannte „Brathitze“ über den lieblichen Gewässern des „Kanals“ und des „grünen Grabens“ lagert; gegen unsern nordländischen Herbst bieten die malerischen Baumwollengewänder — Farda heißt dieser dünne Ueberzieher — keinen Schutz. Ganz deutlich bemerkte ich bei Chadidscha eine „schwarze Gänsehaut“ statt der sonstigen schwarzsammetnen Reize der Nubierin.

Im gutgeheizten Antilopenhause dinirten die Gäste und zwar mit einem gewissen Anstande, hielten alsdann ihre Siesta inmitten von Giraffen, Elephanten und Buckelrindern, um dann, gestärkt bis zum Abend, sich tanzend, springend, reitend und unterhaltend dem Berliner Publikum vorzustellen.

Das interessanteste Bild nächst dem Kriegstanz boten uns unsere Gäste in der vollständigen Darstellung eines Karawanenzuges. Da knieen die Dromedare nieder und werden marschmäßig bepackt, ein Nubier mit Speer und Schild eröffnet, auf einem Esel reitend, den Zug, dem folgen die 10 Dromedare, das erste mit zwei großen Kästen, die anderen mit Wasserschläuchen und Getraidesäcken bepackt, schwanken diese „Schiffe der Wüste“ heran, auf dem letzten reitend die Nubierin, vollständig verschleiert. Dann folgen die langhalsigen Giraffen mit den Vogelgesichtern, so im Handumdrehen ohne Feuerleiter von den Gipfeln der Lindenbäume einen Zweig abreißend, dann die „blauäugigen“, schönen braunen Sangarinder mit den gewaltigen Hörnern, die Ziegen und langohrigen Schafe. Zu beiden Seiten schreiten die Nubier im Schmuck der Waffen. Jetzt dem Lockruf eines schwarzen Menschenkindes folgend, traben die ungeschlachten Rhinozerosse heran, das kleinste nicht größer wie unser Hausschwein, ein allerliebstes Thier, denen folgen die Strauße mit den kräftigen, rothglänzenden Schenkeln und dummen Gesichtern. Das Ganze ein ebenso eigenartiges wie interessantes Schauspiel, wer wollte das leugnen, interessant nicht nur für die jubelnde Kinderwelt.

Emil Dominik.

Notizblätter.

Literatur.

— **Die Brockhaus'sche Verlagshandlung hat uns nach und nach** eine vollständige Chronik der Weltausstellungen gebracht: es ist eine ganz stattliche Reihe von Bänden, die für das Kunstgewerbe von unschätzbarem Werthe sind. So liegt nun auch ein „Illustrirter Katalog der Pariser Weltausstellung von 1878“ vor, der bereits bis zur siebenten Lieferung gediehen ist und uns nicht bloß eine vollständige Uebersicht alles dessen, was die Kunstindustrie auf der Ausstellung gezeigt, sondern auch all' die prächtigen Stücke selbst in trefflichen Abbildungen mit erläuterndem Texte bietet. Auch die Technik, d. h. die Maschinen sind vollauf berücksichtigt, so daß das Werk ein Musterbuch in doppelter Beziehung ist. Die Ausstattung ist, wie immer, sehr elegant.

— **Wenn die Blätter von den Bäumen fallen, melden sich auch** die Bilderbücher bei uns, die als Geschenke für die Kleinen zum Weihnachtsfest angesehen und in's Leben eingeführt werden wollen. Da müssen wir den stets allerliebste Bücher schaffenden Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen den Eltern empfehlen; er hat für dieß Jahr als Neuigkeiten gebracht: „Kinderglöckchen“, ein sehr handliches Bilderbuch, enthaltend kleine Fabeln und Erzählungen mit 16 feinen Farbendrucken. Szenen aus dem Kinderleben darstellend. Für die gar zu kecken jugendlichen Hände finden wir zwei Leinwandbilderbücher; ein kleines, Thierszenen in prächtigen Farben den Kleinen vorführend, ein größeres, figurenreiche Bilder in vorzüglicher Auswahl zeigend, wie Bauernhof, einen Spielzeugladen, Küche, Jahrmarkt ꝛc. ꝛc. Der „Neue Bilderschatz“, ein stattliches Buch für die Kleinen, bringt die gleichen Bilder wie das obenerwähnte, ohne Leinwandhintergrund. Es ist dafür mit Verschen von Franz Bone ausgestattet. Nicht versäumen möchten wir, auf ein sehr schönes „Thierleben“ für kleine Kinder aufmerksam zu machen, ein Bilderbuch, das große, künstlerisch gediegene kolorirte Thiergruppen vieler, der Kinderwelt besonders interessanter Thiere veranschaulicht. Eine sehr originelle, überraschende Schöpfung der unermüdlich Schönes und Anziehendes für den Weihnachtstisch schaffenden Firma ist das neue große „Theaterbilderbuch“: man hebt ein Blatt auf und vor uns steht eine völlige Theaterdekoration mit Prozenium, Seitencoulissen, Hintergrund und darin die Staffage zu Märchen; andere Blätter zeigen Weihnachtsabend, Krippe, ein dramatischer Text dient diesen Szenen als erläuternde Begleitung. Dieß Buch wird besonders Jubel hervorrufen. — Für die reifere Jugend und mehr mit der Tendenz, der Unterhaltung eine belehrende Basis zu geben, hat der unermüdliche Jugendfreund Otto Spamer (Leipzig) den dießjährigen Weihnachtstisch bedacht. Dießmal bringt Spamer auch eine humoristische Reise um die Erde in dem höchst ergötzlichen Buche: „Jugendstreiche und Abenteuer von Fritz Stromer“ · Franz Otto nennt sich der Autor dieser Geschichte, die mit über hundert drolligen Bildern aus der Welt des Gaunlerthums ausgestattet ist. Das Buch ist unterhaltend, belustigend und belehrend zugleich. Einen ernsteren Charakter hat „Das Buch der Arbeit“, zwei Theile, ein Werk, das in Bild und Wort die Werkstätten der wichtigsten Gewerbe und Industrie zeigt und von hohem Interesse, anregend und bildend, namentlich für intelligente Knaben, sein muß. Das Buch, von Fr. Luckenbacher und R. Roth verfaßt, zeugt von großem Geschick in der Bearbeitung des schwierigen Stoffes. — Mehr geographischer und ethnographischer Tendenz sind die prächtig in Bildern und gediegen und unterhaltend durch den Text ausgestatteten Weihnachtsbücher: „Die Franklin-Expeditionen und ihr Ausgang“, und ferner der „Nordpolfahrer“ nach Kane. Da thut sich vor dem staunenden Blick der Jugend die ganz großartige, überraschende Welt des hohen Nordens auf, mit seinen wunderbaren Naturerscheinungen, Abenteuern und Gefahren. — Gleichfalls mit dem Interessanten und dem Wunderbaren der Natur beschäftigt sich: „Oben und Unten“ von Fr. Körner, eine eindrucksvolle Schilderung der geheimnißvollen Thätigkeit im Innern der Erde, in Höhlen und Quellen, im Mineralreich und in den Tiefen der Vulkane, wie oberhalb der Erde zwischen Felsen auf Hochgebirgen ꝛc. Den Werth dieses Werkes erhöhen fein ausgeführte Bilder. — Dem erzählenden Theil gehört „Der Eisenkönig“ von Dr. A. Ohorn an. Es ist dieß eine historische Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge und der großen Mongolenstürme, wir werden hier hingeführt nach dem in neuerer Zeit so wichtig gewordenen Orient, nach Samarkand und Bokhara. Illustrationen schmücken die Schilderungen und machen die spannende Handlung gewiß doppelt genußreich für die jugendlichen Leser. — Ein sicher für sehr Viele willkommenes Geschenk wird das hübsche Buch: „Unsere lieben Hausfreunde in Heimat und Fremde“ von Hermann Pösche sein. Hier gibt's Bilder in Menge zu schauen und dazu einen Text, der Charakterzüge, Schilderungen und Anekdoten aus der Thierwelt als Rahmen bringt, so daß dieß Buch ansprechen muß. Wohl mehr für Erwachsene und junge Damen scheinen uns die vortrefflich mit Bilderschmuck ausgestatteten Werke dieses Verlages: „Illustrirte Kunstgeschichte“ von K. Göpel und die „Nibelungen“ von W. Wägner berechnet. Das erste dieser schönen Werke gibt eine Wanderung durch das Reich der bildenden Künste an der Hand von 200 Illustrationen für die Kunstentwicklung wichtiger Schöpfungen, begleitet und er läutert durch einen ebenso klaren wie tüchtigen Vortrag. Das zweite, im Charakter eines Prachtwerkes, bringt, in modern erzählende Form umgewandelt, das tiefsinnige und ergreifende Nationalepos unserer Nation nach der nordischen und deutschen Dichtung. Papier, Druck und die Ausstattung dieses Buches sind mustergültig. — Eine reizende Gabe, die H. Costenoble in Jena als hübsches Geschenk uns darbietet, möchten wir hier noch erwähnen. Es ist Gutzkow's „Königslieutenant“, illustrirt von Erdmann Wagner. Das Buch ist auf das Zierlichste ausgestattet, bringt originelle Bilder und zeichnet sich durch schönen Druck aus. — Das gleiche Lob müssen wir auch dem neuen „Märchenkranz“ von Th. v. Pichler (Stuttgart, Weise) zuerkennen. Die Märchen sind phantastischen Charakters und nicht ganz leicht zu verstehen, obwohl sehr sinnig, die Farbendruckbilder jedoch überraschend schön. — Gleichfalls durch liebenswürdige, hübsch erfundene Bilder fesselnd ist Marie v. Olfers, „Naseweißchen und Dämelchen“ (München, Bassermann). Eine Miniaturabenteuergeschichte von zweien der Kleinsten.

— **„Die Renaissance in Italien, eine Sammlung der werthvollsten** erhaltenen Monumente in chronologischer Folge geordnet“ — unter diesem Titel gibt der Architekt A. Schuh in Hamburg bei Strümper & Comp. ein Prachtwerk heraus, das uns ein vollständiges Bild der Gesammtentwicklung der Renaissance zu geben im Stande sein wird, wenn wir die großen Forschungen und gestvollen Darstellungen von Burckhardt und Lübke auf diesem Gebiete zur Hand nehmen und sie durch diese Illustrationen ergänzen. Die Verlagshandlung hat die besten Photographen Italiens zum Zwecke dieses Werkes in ihren Dienst genommen und die herrliche Erfindung des Lichtdrucks benützt, um ein billiges, verbreitungsfähiges Werk zu schaffen, und billig ist das schöne Wert wirklich. Das Ganze wird aus 100 Blatt Frührenaissance-Architektur, 70 Blatt Hochrenaissance-Architektur, 90 Blatt Dekoration in Stein und Terracotta und 40 Blatt Dekoration in Holz bestehen. Die vorliegende erste Lieferung läßt das Beste, Gediegenste vom Ganzen erwarten.

— **„Die Waffensammlung des Prinzen Karl von Preußen“ zählt** zu den bedeutendsten in Europa und es war ein verdienstliches Unternehmen des eben verstorbenen Direktors derselben, G. Hiltl, sie in unveränderlichem Lichtdruck von A. Frisch auch Denen zur Anschauung zu bringen, welche nicht das Glück haben, diese herrlichen Säle mit ihren kostbaren Schätzen zu durchwandern und sie für das Studium dieses Zweiges der Kulturgeschichte bereit zu legen. Der vielbewanderte Herausgeber, der zum Direktor des preußischen Nationalmuseums designirt war, hat das Werk, dessen erste Lieferung vorliegt, mit einer trefflichen Einleitung versehen, der Verleger, S. Soldan in Nürnberg, es auf's Stattlichste ausgestattet.

— **Der alte Vater Steffens hat sich mit seinem Volkskalender** (Berlin, Gerschel) zum neunundbreißigsten Male eingefunden und entzückt wieder einen seltenen Reichthum an Erzählungen und belehrenden Artikeln aller Art. Der Herausgeber scheint bemüht, den Bürgerstand, für den das Büchlein bestimmt ist, mehr zu sich heranzuziehen, als zu ihm hinunterzusteigen. Bei der größeren Durchbildung unseres Volkes, das heutzutage mehr liest als sonst, scheint uns dieß das Richtige zu sein. So wird der altbeliebte Kalender sich viele neue Freunde erwerben.

— **F. Judeich's „Deutscher Forst- und Jagdkalender“ (Berlin,** Wiegandt, Hempel & Parey), der sich als ein recht praktischer und vielseitiger in den sechs Jahren seines Erscheinens erwiesen, bewährt diese Vorzüge auch in seinem siebenten Jahrgang, der in dem als Taschenbuch eingerichteten und gebundenen Theil alles Kalendarische und für den täglichen Gebrauch in der Praxis Nothige gibt, während der zweite die vollständige Jagdstatistik, das forstliche Staatshandbuch aller deutschen Staaten enthält.

— **Claire von Glümer hat ihre „Bearner-Novellen“ zu einem** Bande zusammengestellt, der eben bei A. Goldschmidt in Berlin erschienen ist.

— **Die „Briefe des Fürsten Bismarck aus den Jahren 1844—70“,** welche George Hesekiel herausgab, sind nun in englischer Uebersetzung bei Chapman & Hall in London erschienen. Sie rühren von Sir F. B. Maxse, dem Gouverneur von Helgoland, her.

— **Der Vatikan will sich seine eigene Zeitung gründen, die in** nicht weniger als fünf Sprachen zugleich herauskommen soll: Italienisch, Französisch, Spanisch, Englisch und Deutsch. Sogar an eine sechste hatte man gedacht, nämlich an die griechische, der in Fluß gekommenen orientalischen Frage zu Ehren. Der Charakter der Zeitschrift soll ein hochoffizieller sein, wie der Umstand beweist, daß in ihr die päpstlichen Breven und Allokutionen im Urtext, sowie in den betreffenden Uebertragungen veröffentlicht werden sollen. Die Druckmaschinen sollen den neuesten Anforderungen entsprechen und aus Manchester bezogen werden. Das Format soll groß sein, etwa wie das der Kölnischen Zeitung. Die Schwierigkeiten, welche mit der Vielsprachigkeit verbunden sind, sollen durch die Gelehrten und sonstigen Hülfsmittel der Propaganda überwunden werden.

Bildende Künste.

— **Der mecklenburgische Kriegsentschädigungsantheil hat eine** schöne Verwendung gefunden: das neue akademische Gebäude für die medizinischen Institute in Rostock ist aus diesem Fonds gebaut und dieser Tage eröffnet worden.

— **Prof. v. Werner hat für das Kongreßbild, das er im Auf-** trag des Berliner Stadtmagistrats malt, die Bedingung gestellt, daß ihm nach Vollendung des Werks gestattet sei, dasselbe in London, Paris und Wien auszustellen, daß ferner das Vervielfältigungsrecht ihm zustehe, endlich daß 48,000 M. statt 45,000 ausgeworfen werden. Alles wurde genehmigt.

— **Die Maler Franz Defregger und Gabriel Max sind zu ordent-** lichen Professoren der Malerei an der Akademie der bildenden Künste in München ernannt worden.

— **Der Historienmaler Frederick Leighton wurde zum Präsi-** denten der Royal Academy in London ernannt.

Bühne.

— **Im Berliner Schauspielhause hatte das vieraktige Drama:** „Die Schauspieler des Kaisers“ von Karl Wartenberg einen durchschlagenden Erfolg. Dem Stück liegt eine Anekdote aus dem Leben Napoleon I. zu Grunde: Manon Baltier, eine Schauspielerin, die durch ihre Geburt den höchsten gesellschaftlichen Kreisen angehört, will für ihren legitimistischen, zum Tode verurtheilten Bruder die Gnade des Kaisers erflehen, und vermimmt, daß man hiefür einen Moment besonders weicher Stimmung wählen müsse. Nun aber läßt Napoleon sich leicht im Schauspiele rühren und man meint, daß hiezu Corneille's „Cinna“, dessen Aufführung bevorsteht, geeignet sei. Manon setzt ihre ganze Hoffnung auf diese Vorstellung, aber in dem Augenblick, als der Kaiser schon im Theater weilt, meldet der Darsteller des „Augustus“, Maurice Bernard, ein von Manon verschmähter Freier, sich fälschlich krank. Bereits scheint die Aufführung hintertrieben und somit der Bruder der Künstlerin verloren zu sein, als ein bisher wenig beachteter Darsteller, Urbain Sansnom, sich bereit erklärte, die Rolle zu übernehmen. Eine flüchtig angestellte Probe widerlegt alle Zweifel, Urbain spielt den „Augustus“ hinreißend, so daß Napoleon auf das Tiefste erschüttert wird und, in dieser Stimmung noch einmal von Manon um Gnade angefleht, dieselbe gewährt. Urbain indessen, dessen Gesundheit schon längst zerrüttet war, hat mit der glänzenden Probe seines Talentes die nur noch flackernde Lebensflamme zum Erlöschen gebracht: in der Garderobe von den bestürzten Kollegen umringt, stirbt er, der weinenden Manon seine Liebe gestehend.

— **Das k. Opernhaus in Berlin bringt in diesem Winter bereits** die zweite große Novität: Heinrich Hofmann's „Armin“, nach dem Text von F. Dahn. Die Liebe des Cheruskerfürsten zu Thusnelden bildet das Thema des Libretto. „Der Arminstoff,“ urtheilt Wüerst, „hat durch Dahn eine treffliche und würdige Behandlung gefunden, welche dem Komponisten vielfach Gelegenheit bietet, sein Talent, zumal in chorischen Sätzen und im Ensemble, hervortreten zu lassen. Der Komponist Hofmann, bereits durch eine Reihe instrumentaler und vokaler Werke vortheilhaft bekannt, überdieß Verfasser der vor Kurzem mit gutem Erfolg in Hamburg gegebenen Oper ‚Aennchen von Tharau‘, hat diese Gelegenheit bestens benützt. Gerade die großen chorischen Ensembleszene bilden die Gipfelpunkte des ‚Armin‘. Das spricht aber an sich schon genügend für die Fähigkeit, Massen erfolgreich zu verwenden, ein Ensemble dramatisch auszugestalten und musikalisch zu gipfeln, sowie für eine gewisse Erfindungskraft. Minder glücklich ist Hofmann in der ariosen Sphäre; hier bleiben Erfindung und gesangliche Wirkung hinter der Aufgabe zurück. Was überhaupt das eigenartige Schaffen anlangt, so haben wir davon nichts in dieser Partitur gefunden, freuen uns aber, daß der Komponist sich und dem Publikum nicht die Tortur auferlegt hat, welche stets das Resultat des Bestrebens ist, um jeden Preis originell zu sein. Hofmann hat keinen eigenen Styl; er benützt aber mit Geschick alle in das Genre des ‚Armin‘ einschlagenden Stylarten anderer Komponisten. Auch Wagner's Art und Weise, den musikalischen Dialog zu behandeln, wie manche Orchestersatzen desselben hat er annektirt. Immer aber hat er die künstlerische Würde gewahrt.“

— **Lindner's „Bluthochzeit“ ist nun auch im Hoftheater in** Stuttgart zur Aufführung gekommen und hat lebhaften Beifall gefunden. Die effektvolle Handlung, die zündende Sprache kamen zu voller Wirkung, die sich namentlich bei den drastischen Aktschlüssen bethätigte.

— **G. v. Moser's dreiaktiges Lustspiel „Onkel Grog“ hat bei** der ersten Aufführung auf dem Dresdener Hoftheater stellenweise sehr erheiternd gewirkt.

— **Rubinstein's Oper „Feramors“ hat in Königsberg einen** grandiosen Erfolg erzielt. Der anwesende Komponist wurde unzählige Male gerufen.

Handel und Verkehr.

— **Das Inseratenwesen spielt eine immer größere Rolle in den** Zeitungen, namentlich Englands und Nordamerikas: so nimmt die „Times“ jährlich 11 Millionen M. ein und in der Stadt New-York werden jährlich über 20 Millionen für Anzeigen verausgabt.

— **Die unterirdischen Kabel Deutschlands haben gegenwärtig** eine Länge von 2044 Kilometern und gehen in drei Richtungen, nämlich Berlin-Halle-Frankfurt a. M. (nebst Halle-Leipzig und Frankfurt-Straßburg), Berlin-Potsdam-Magdeburg-Köln (Köln-Crefeld-Barmen), Berlin-Hamburg-Kiel.

— **Im St. Gotthardhospiz, dieser rühmlichst bekannten Stätte** der Humanität, wurden vom 1. Oktober 1877 bis 30. September 1878 nicht weniger als 10,601 arme Reisende verpflegt, darunter 107 Kranke und Halberfrorene. Nationen wurden im Ganzen 39,470 verabreicht; ebenso eine Anzahl Kleidungsstücke. Die Gesammtausgabe betrug 12,935 Franken, die Einnahme 12,395 Franken, was ein Defizit von 540 Franken ergibt.

Militär und Marine.

— **In Danzig wird gegenwärtig der dritte deutsche Kriegshafen** erbaut. Nach seiner Fertigstellung werden große Küstenwerke zum Schutze desselben errichtet werden.

— **In diesem Jahre hat die deutsche Marine um vier Schrauben-** korvetten (Adalbert, Bismarck, Moltke und Stosch), ein Panzer- und zwei Schraubenkanonenboote zugenommen.

— **Der „Große Kurfürst“ soll nun doch gehoben werden und** zwar durch eine Gesellschaft, welche die Arbeit innerhalb einer bestimmten Zeit gegen 40—45,000 Pfd. St. zu leisten sich verpflichtet hat.

Gestorben.

— Geheimer Hofrath Professor Dr. T. Sengler, Professor der Philosophie an der Universität Freiburg, 80 Jahre alt, am 5. November.

— Dr. J. St. Kowalewsky, Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Warschau, am 7. November, 78 Jahre alt.

— Dr. Theodor Keim, Professor der protest. Theologie (bekannt durch seinen „Jesu von Nazará“), 53 Jahre alt, in Gießen.

— Friedrich Erk, Komponist, verdient um den deutschen Volks- und Schulgesang, in Düsseldorf, 69 Jahre alt.

— Dr. Robert Ritter v. Welz, Professor der Augenheilkunde, in Würzburg, am 12. November.

— Generalmajor v. Freydorf, Führer der badischen Artillerie bei Straßburg, Dijon, Nuits, Belfort, am 12. November, in Karlsruhe.

— Therese Freifrau v. Barnim, Wittwe des Prinzen Adalbert von Preußen (Therese Elsler), in Meran, Mitte November.

— Eduard Rüffer, Journalist und politischer Schriftsteller, in Prag, Mitte November.

— Pfarrer Ritter, Herausgeber des „Gustav-Adolph-Kalenders“, 76 Jahre alt, Mitte November.

— Hippolyte Lucas, Bibliothekar des Arsenals und publizistischer und belletristischer Schriftsteller, 70 Jahre alt, in Paris, Mitte November.

— Ritter v. Fernkorn, Bildhauer (Denkmale des Erzherzogs Karl und des Prinzen Eugen), 64 Jahre alt, am 16. November.

— Georg Hiltl, k. preußischer Hofschauspieler, Direktor des Waffenmuseums des Prinzen Karl, am 16. November.

— Domenico Chelini, Professor am Collegio Nazzareno, berühmter Mathematiker, in Rom, 76 Jahre alt, am 16. November.

— Prinzessin Marie von Hessen-Darmstadt, am 17. November, in Darmstadt.

— Karl Rettich, k. k. Hofschauspieler, in Wien, am 19. November, 73 Jahre alt.

— Musikdirektor Methfessel, ber. Liederkomponist, in Bern, am 19. November, 72 Jahre alt.

— N. v. Khanikoff, hervorr. Orientalist, 59 Jahre alt, in Rambouillet, am 20. November.

Einträglicher Rätselhandel.

(Hiezu das Bild S. 192.)

Von Basel fuhren elf Personen in einem Schiff, das mit allen Kommlichkeiten versehen war, den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubniß, sich in einen Winkel zu setzen und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war nur ein Dreibatzenstück darin, denn das Andere war ein messingener Knopf. Dessenungeachtet nahm er die Erlaubniß dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon Mancher auf dem Rhein reich worden.“ Im Anfang und von dem Wirthshaus „Zum Kopf“ weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel und mit seinem Zwerchsack an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie man's manchmal diesen Leuten macht und verstündiget sich dran. Als sie aber

schon weit an Hüningen und an der Schusterinsel vorbei waren, und an Märkt und an dem Isteiner Klotz und St. Veit vorbei, wurde Einer nach dem Andern stille und gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder Einer anfing: „Mauiche," fing er an, „weißt Du nichts, daß uns die Zeit vergeht? Deine Väter müssen doch auf Allerlei gedacht haben in der langen Wüste."

„Jetzt," dachte der Jude, „ist es Zeit, das Schäflein zu scheeren," und schlug vor, man sollte in der Reihe herum allerlei kuriose Fragen vorlegen und er wolle mit Erlaubniß auch mithalten. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein Zwölfkreuzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu belustigen hofften, fragte Jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel.

So fragte z. B. der Erste: „Wie viel weichgesottene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen?" — Alle sagten, das sei nicht zu errathen, und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jud sagte: „Eins, denn wenn er ein Ei gegessen hat, ißt er das zweite nimmer nüchtern." Der Zwölfer war gewonnen.

Der Andere dachte: Wart' Jude, ich will dich aus dem Neuen Testament fragen, so soll mir dein Dreibatzner nicht entgehen. „Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Korinther geschrieben?" Der Jud sagte: „Er wird nicht bei ihnen gewesen sein, sonst hätt' er's ihnen mündlich sagen können." Wieder ein Zwölfer.

Als der Dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut beschlagen sei, fing er's auf eine andere Art an: „Wer zieht sein Geschäft in die Länge und wird doch zu rechter Zeit fertig?" Der Jud sagte: „Der Seiler, wenn er fleißig ist."

Der Vierte: „Wer bekommt noch Geld dazu und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht?" Der Jud sagte: „Der Bleicher."

Unterdessen näherte man sich einem Dorf und Einer sagte: „Das ist Bamlach." Da fragte der Fünfte: „In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?" Der Jud sagte: „Im Hornung, denn er hat nur achtundzwanzig Tage."

Der Sechste sagte: „Es sind zwei leibliche Brüder und doch ist nur einer davon mein Vetter." Der Jud sagte: „Der Vetter ist Eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht Euer Vetter."

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragt der Siebente: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?" Der Jud sagte: „Die kleinsten."

Fellahjunge. Originalzeichnung von G. Richter.
Aus dem Prachtwerk „Aegypten". Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Der Achte fragte: „Wie kann Einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?" Der Jud sagte: „Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuße gehen."

Fragt der Neunte: „Wenn Einer im Winter von Basel nach Bern reitet und hat die Handschuhe vergessen, wie muß er's angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?" Der Jud sagt: „Er muß aus der Hand eine Faust machen."

Fragt der Zehnte: „Warum schlüpfet der Küfer in die Fässer?" Der Jud sagt: „Wenn die Fässer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen."

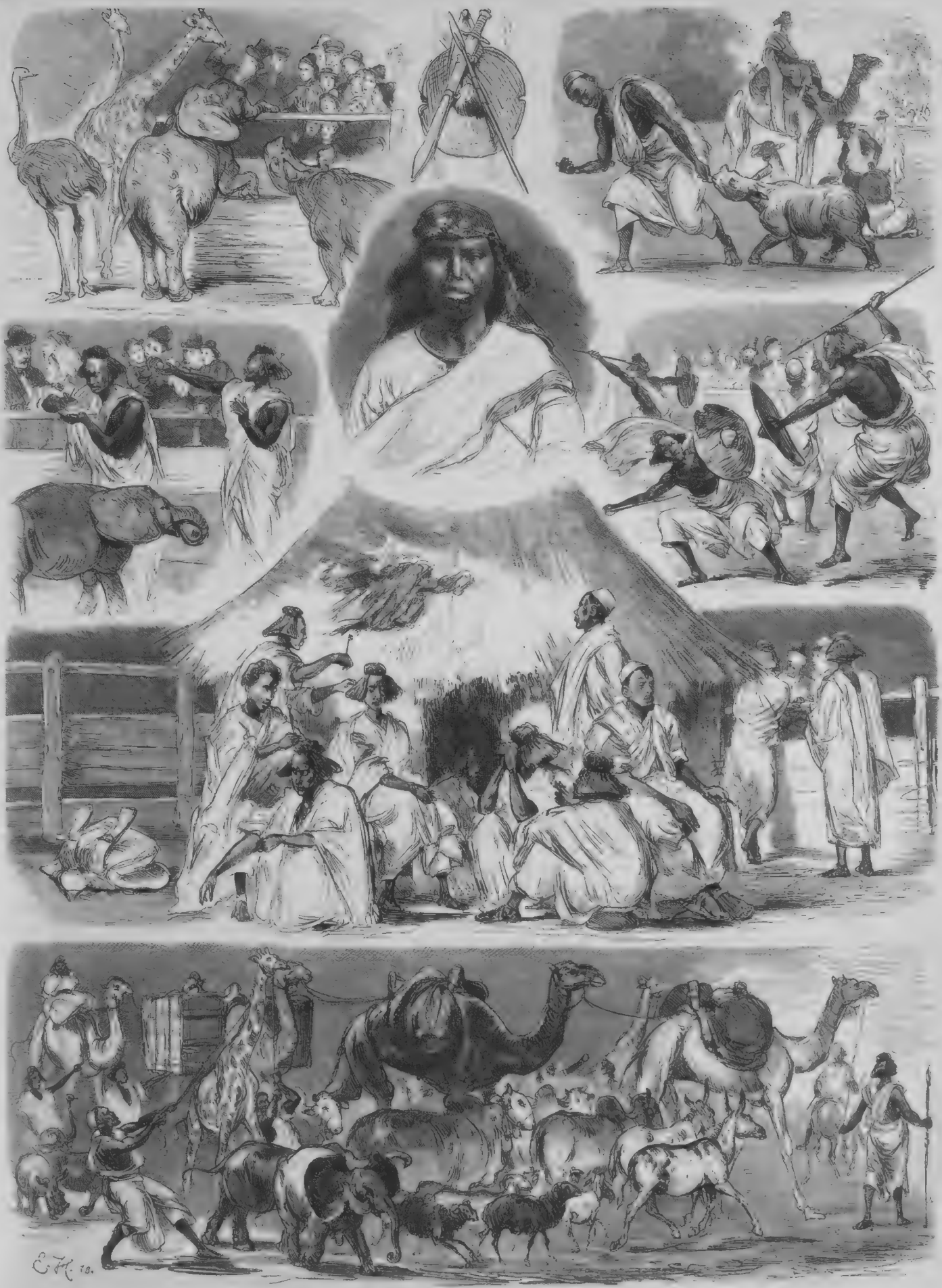
Nun war noch der Elfte übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eier theilen, also daß Jeder eins bekommt und doch eins in der Schüssel bleibt?" Der Jud sagt: „Der Letzte muß die Schüssel sammt dem Ei nehmen, dann kann er es drin liegen lassen, so lange er will."

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Komplimenten und spitzbübischer Freundlichkeit fragte er: „Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, also daß in jeder Pfanne eine Forelle liegt?" Das brachte abermals Keiner heraus, und Einer nach dem Andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz, allen seinen Lesern, von Mailand bis nach Kopenhagen, die nämliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender selber, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die Elfe verlangten, er solle ihnen für ihr Geld das Räthsel auch auflösen, wand er sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achseln, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jud," sagte er endlich. Die Anderen sagten: „Was sollen diese Praambeln? Heraus mit dem Räthsel!" — „Nichts für ungut!" — war die Antwort, — „aß ich gar ein armer Jud bin." — Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur herausjagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: „Daß ich's auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!"

Als das die Anderen hörten, machten sie zwar große Augen und meinten, so sei's nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeißen konnten und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Kleinen-Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jud hat aus dem Schiff getragen — das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen: Wie viel Gulden und Kreuzer hat der Jud aus dem Schiff getragen? Einen Zwölfer und einen messingenen Knopf hatte er schon. Elf Zwölfer hat er im Errathen gewonnen, elf mit seinem eigenen Räthsel, einen hat er zurückbezahlt und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld entrichtet.

Kameelmarkt. Originalzeichnung von L. C. Muller. Aus dem Prachtwerk „Aegypten". Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. (S. 193.)



Die Nubier im zoologischen Garten in Berlin. Originalzeichnung von E. Henseler. (S. 186.)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Helene Fleming brach ab, ohne Weiteres hinzuzufügen, sie erreichten das Dorf und den Krug wieder, an dem sie mit dem Pastor gerade zusammentrafen. Der Wagen stand schon in Bereitschaft, Eugen hatte den letzten Sitz desselben erstiegen und hielt von diesem aus für den noch abwesenden Kutscher die Zügel. Auf dem Herweg hatte Helene neben Hainbuch gesessen, doch als ob sie dieß jetzt zu vermeiden trachte, fast wie wenn er es gewesen, vor dem sie sich im Walde gefürchtet habe, schwang sie sich, eh' noch die Uebrigen ihre Plätze eingenommen, zu Eugen auf den Hintersitz. Von hier aus vertheilte sie mit munteren, selbstgefälligen Bemerkungen die mitgeführten Mäntel und Decken, und die Bereitwilligkeit, mit welcher dieselben von allen Seiten entgegengenommen wurden, lieferten redendsten Beweis für die Richtigkeit ihrer Vorhersage und hausmütterlichen Umsicht. Unter Scherzworten wickelte sie Hainbuch, der vor ihr saß, sorglich selbst in den ihm zuertheilten Mantel, dann flog das Gefährt schnell davon. Doch auch der Himmel hüllte sich mehr und mehr in einen dunklen Mantel, hastiger als der Wagen flog Gewölk an ihm auf und brachte frühzeitige Nacht, die bald auf den schmalen Feldwegen zu langsamerem Fahren nöthigte. Der sich steigernde Wind blies den Heimkehrenden gerade in's Gesicht, daß ihnen das Wort am Munde verwehte, allmälig das Sprechen athemraubend und unmöglich ward. So dehnte sich der Rückweg unendlich lang, man sah kaum etwas mehr vom Wegesrand, nur zur Rechten hörte man ab und zu das ferne Brausen der unsichtbaren See. Es verstummte, wenn der Wagen in eine Senkung niedertauchte, und kam wieder, sobald er sich hob. Nun mischte sich ein feines, knisterndes Geräusch in das Gelärm von Brandung und Windsausen, anfänglich mit vereinzeltem Aufklang, allein bald regelmäßiger und stärker. Es war ein Rascheln in dem dürren Zaunlaub, das den Weg begleitete, ein Niederrieseln winziger, festgefrorener Schneekörner, die in breiter Masse herabzuströmen begannen, den letzten Lichtschimmer raubten und den Fahrenden vom schneidenden Winde empfindlich in's Gesicht gepeitscht wurden. Die völlige Finsterniß zwang den Wagen zu immer langsamerer Vorwärtsbewegung, der Kutscher mußte es dem Instinkt der Pferde überlassen, selbstständig den Weg innezuhalten. Eugen Römhold nahm seine Decke und schlang sie noch mit um den Kopf und die Schultern der neben ihm Sitzenden. „Komm', Dich friert, Helene," sagte er leise, „ich will Dich warm halten." Er legte den linken Arm um sie, zog sie an sich und hielt sie in sorgsamem Schutz, seinen Kopf an ihre Schulter gedrückt. Ihr war es nicht zu Muth, als ob sie wache und Alles um sie her in Wirklichkeit sei, nicht kalt und unfreundlich, sondern eine süße, wohlthuende Wärme durchströmte sie, die sie noch kaum je in ihrem Leben so empfunden. Wie im Traum hörte sie den Sturm, das Brausen der See, das Knistern und Rieseln des Schnees, doch gleich einer Sonnengestalt an Freudigkeit und Wärme kam aus allem dem ein Etwas und schmiegt sich an sie, beglückend, innig, fest und fester, daß ihr Herz rascher pochte.

Dann fuhr Helene Fleming aus ihrer Traumempfindung auf, vor ihr hatte windverweht die Stimme Ottmar Hainbuch's durch die Finsterniß gefragt, ob sie auch warm genug sei, und sie fühlte plötzlich, daß der Arm Eugen's fest um ihren Leib geschlungen, seine Stirn wie im Schlaf herabgesunken wider ihre Brust gepreßt lag, daß diese denselben mit ihren Athemzügen auf und nieder hob.

„Schläfst Du, Eugen?" fragte sie unwillkürlich, doch es flüsterte ihr mit traumhafter Stimme als Antwort unter der Decke hervor:

„Nein, Helene, schliefst Du? Ich höre darauf, wie Dein Herz klopft."

Ein Moment verging noch, doch im nächsten richtete Helene Fleming mit einer hastigen, instinktiven Bewegung die Stirn des Jünglings von sich empor.

„Du sitzst unbequem, Eugen, und ich muß Deinen Arm drücken," sagte sie rasch, auch seine Hand von ihrem Körper entfernend. „Ich glaube, Du hast doch geschlafen und geträumt, wickle die Decke fest um Dich, ich brauche sie nicht. Wir müssen bald zu Hause sein, komm', wir wollen plaudern."

Sie zog ihren Fuß, an dem der seinige sich befunden, fort, legte sich von ihm abgewendet in ihre Ecke zurück, doch sie plauderte nicht, redete nicht weiter, sondern saß schweigend neben ihm. Nach kurzer Zeit stieß der Wagen auf festen Steingrund, war auf die Landstraße zurückgelangt und rollte jetzt rascher und mit lautem Gedröhne, welches das Sprechen unmöglich machte, dahin. Bald erreichten sie das Pastorat und nahmen die lang bereit ihrer harrende Abendmahlzeit ein. Es war spät und Alle ermüdet, so daß sie sich bald nach dem Essen gute Nacht wünschten und trennten. Helene hatte Allen, mit Ausnahme Eugen's, die Hand gereicht, dem sie nur von der Thür aus zunickte, doch gleich darauf kam sie nochmals zurück, bot ihm die Hand und sagte freundlich:

„Gut' Nacht, Eugen, Deine Mama hätte Dich heut beinahe vergessen."

Er sah halb scheu zu ihr auf und stotterte: „Gute Nacht, Helene" — dann heulte nur der Nachtwind des achtzehnten Oktobers um das dunkle, schlafende Pfarrhaus von Ellernbrook.

Er hatte seine Herrschaft angetreten und ließ sie für Wochen, fast für Monate nicht wieder aus der Hand. Die letzten Blätter wirbelten, die Wolken jagten und drängten sich in unermeßlichen Heerzügen phantastischer Gestalten, aus der grauen Luft tönte der pfeifende Ruf der wandernden Wasservögel, klang manchmal Nachts wie geisterhafter Klagelaut über die Betten der halberwacht aufhorchenden Schläfer hin. So ging der November, kam der Dezember, trüb und schauernd mit gleichmäßigen Tagen, immer früheren Abenden, an denen der Regen gegen die geschlossenen Läden klirrte, und wenn ein Ohr flüchtig durch die geöffnete Thür hinauslauschte, ein dumpfes Gebrause rundumher verwogte, als komme es von den brandenden Wellen der Ostsee bis hieher herüber. Ottmar Hainbuch hörte allabendlich durch's offene Fenster eine Weile darauf, wenn er sich auf sein Zimmer hinaufbegeben hatte; dann fiel der Lichtschein seiner Lampe stundenlang als der einzige des Dorfes noch in die Nacht, während er bald in dieß, bald in jenes Buch vertieft saß und nur hie und da einmal plötzlich auffah und eine Zeitlang unverwandt-regungslos in die weiße Lampenkuppel dreinblickte. Er bereitete sich für den Unterricht des kommenden Tages, der sich mälig mehr und mehr ausgedehnt, so daß der Lehrer nicht mehr ausschließlich aus eigenen Mitteln zu schöpfen vermochte. Aber eifrig und freudig gab er sich den erforderlich gewordenen Selbststudien hin, als bildeten die freiwillig begonnenen Lehrstunden eine ihm obliegende Pflicht, während doch aus seinen Augen, wenn die Jugend des Hauses sich mit Helene auf seinem Zimmer versammelte, hellste Befriedigung leuchtete und sein ganzes Wesen kundthat, daß er vom Lebensglück nichts Anderes mehr verlange, als so seine Tage in Ruhe, Heiterkeit und nützender Verwendung seiner Kenntnisse im Pfarrhause zu verbringen. Mit überraschender Schnelligkeit hatten Eugen Römhold und Petrea bei ihm die ihnen bis dahin völlig fremde englische Sprache erlernt und betrieben die Weiterbildung in derselben mit regstem Eifer, als ob ihre künftige Existenz davon abhänge. Das unablässig anhaltende stürmische Regenwetter, das kaum einen Gang in's Freie ermöglichte, begünstigte ihre Ausdauer, doch mehr noch, schien's, ein unausgesprochener Wettstreit, der sich zwischen ihnen erhoben, wer seine Fortschritte am deutlichsten Helene gegenüber an den Tag legen könne. Es war unverkennbar, daß die frühere heftige Abneigung Petrea's gegen diese sich im Schwinden begriffen zeigte, schon seit Wochen, Hainbuch scherzte einmal, seit dem Umschlag des sonnigen Oktoberwetters in die herbstlich regnerischen trüben Tage.

Auch Helene empfand es mit herzlicher Freude, ohne sich diese Wandlung durch einen Grund erklären zu können, doch wie es in der menschlichen Natur liegt, trug diese Wahrnehmung derselben dazu bei, ihre früheren Bemühungen, sich die Liebe des Mädchens zu erringen, noch eifriger zu beleben, so daß sich in ihrem Verhältniß zu ihren beiden jungen Hausgenossen und Pflegbefohlenen kaum ein Unterschied mehr bemerkbar machte. Im Gegentheil bewies sie Petrea gegenüber jetzt oft eine gewisse körperliche Vertraulichkeit und Zärtlichkeit, die sie früher auch Eugen entgegengetragen oder von ihm angenommen, doch in der letzten Zeit, ohne daß es der Umgebung auffällig ward, es schien fast mehr instinktiv als mit klar bewußter Absichtlichkeit, vermied.

Bis hieher hatten sich im Garten noch einzelne letzte Spätherbstblumen, Monatsrosen und Virgilsastern erhalten, aber nun lagen sie eines Morgens schwarz und hingedorrt da, heftiger Frost war in der Nacht eingebrochen und steigerte sich binnen wenigen Tagen so, daß selbst den Ellernbach eine feste, spiegelhelle Decke überzog, unter der nur unsichtbar und unhörbar die Wasser ihre Wanderung zur See fortsetzten. Dann kam die Weihnachtszeit mit wirbelndem, großflockigem Schneegestöber und unabsehbar weiße Blache deckte die Felder rings um Ellernbrook, still und starr; nur die schwarzen Flügel einer Krähe stachen manchmal grell davon ab, der Morgen wies eine nächtliche Hasenspur, die sich bis dicht an die Küchenthür des Pfarrhauses hinanstreckte; in den Festtagen klang fröhliches Schellengeläut ländlicher Schlitten an den Fenstern vorüber. Doch der Schneefall dauerte mit nur kurzen Unterbrechungen fort, thürmte Wälle um die Häuser, im Garten krachten die überlasteten Tannen unter ihrer Bürde. Helene sprach besorgt aus, daß es dem Vater in diesem Jahre nicht möglich sein werde, seinem seit langen Jahren ein- und durchgeführten, von ihr stets freudig erwarteten Brauch nachzukommen, am Altjahrsabend auf dem Dorfplatz eine Zusammenkunft seiner Gemeinde und Predigt unter freiem Himmel zu halten.

Doch Petrea fiel ihr in's Wort: „Ich glaube an die alten Wetterpropheten und bin überzeugt, daß es gut wird. Gestern Abend hab' ich einen Augenblick in den Wolken einen lichten Fleck gesehen, wir müssen am letzten Tage des alten oder am ersten des neuen Jahres Vollmond haben."

Helene erwiederte nichts, es ward ein Kalender herbeigeholt, der die Richtigkeit der Vermuthung Petrea's bestätigte und Hainbuch scherzend zu der Tochter des Hauses hinantreten ließ: „Also kann unsere gestrenge Hausfrau völlig beruhigt sein, denn sie wird doch nicht an einer der unverbrüchlichsten ihrer geliebten Bauernregeln zweifeln."

Sie antwortete, noch abgewandt aus dem Fenster blickend: „Glauben Sie mithin auch an den Einfluß des Mondes?"

Er lachte: „Ich würde mich hüten, eine Blasphemie an unserer ganzen Lyrik zu begehen und mich in einen Konflikt mit allen mondsüchtigen lebendigen und todten Poeten zu verwickeln, daß sie mir etwa in einer Vollmondgeisterstunde ihre gesammten Lieder an die holde Luna aufgeigten."

Helene gab nur durch ein etwas erzwungenes Lächeln Antwort auf den Scherz und ging hinaus; der Beginn des letzten Jahrestages ließ den Glauben und die Wetterprophezeiung Petrea's triumphiren. Der Schneefall hörte auf, am Nachmittag zerriß auch das schwere Gewölk und sank mit dem Eintritt der Dämmerung rasch nach allen Seiten ab. Im Pfarrhaus bereitete man sich auf den festlichen Abend, doch auch im Dorf ließen sich überall Zurüstungen dafür gewahren. Um die herkömmliche Stunde schritt Melchior Fleming mit seinen Hausgenossen zum Dorfplatz hinüber, der schon von einer dicht im Kreise geschaarten Menge umstanden war. Ungefähr ein Dutzend Fackeln, in festgestampften Schnee gesteckt, loderten roth und ruhig in die stille Winternacht, die weiße Decke umher warf tausendfach glimmernd ihren Schein zurück. Von Petrea's wetteraufheiterndem Erdentrabanten gab noch nichts Kunde, er hielt sich als unsichtbarer Wohlthäter bescheiden noch im Verborgenen unter dem Horizont, nur Millionen Sterne funkelten und flammten in seltener Klarheit vom Himmel herab. Der von Fleming seit einem Vierteljahrhundert eingeführte Brauch dieser Sylvesterfeier unter dem mächtigen Domgewölbe des Firmaments erregte einen mächtig die Phantasie und das Gemüth bewegenden Eindruck, und es war ein eigenthümlicher Anblick, wie der Pastor, trotz der Kälte, im einfachen Summar und entblößten Hauptes mit dem langen, silberglänzenden Haarschmuck in den Kreis der Fackeln und der lautlos umher Versammelten hineintrat. Vom Thurm begann im selben Moment machtvoll hallender Glockenklang, selbst Petrea blickte ernst, fast scheu drein und drängte sich in ihrer dichten Winterkapuze, aus welcher ihr Gesicht, von den Fackeln überstrahlt, blühend hervorsah, eng an den neben ihr stehenden Eugen.

Nun intonirte Melchior Fleming tief und klangvoll einen Kirchengesang, hundertstimmig fiel die Gemeinde, helle Kindertöne darunter, ein; es hallte weit, feierlich und erhebend über die verschneiten Felder in die Nacht, dann begann der Pastor seine Ansprache. Nicht eine eigentliche Predigt, eine Rede, deren Inhalt die Mitte

zwischen kirchlichem und weltlichem Gepräge hielt. Er warf einen Rückblick auf das abgelaufene Jahr, in die Weite hinaus, zu kurzem Rundgang über den Erdball, was es diesem, besonders dem deutschen Vaterlande an bedeutungsvollen Ereignissen und Wendungen gebracht; dann lenkten sich seine Worte gewandt, doch einfach und ergreifend auf das Nächste, allen Hörern Gemeinsame, den kleinen heimischen Spiegel des großen Erdenlebens zurück. Unter jedes Strohdach des Dorfes eintretend, gedachte er der freudigen Erlebnisse, glücklicher Schicksale, wie des Kummers und der Sorge, die, seitdem sie zum letzten Mal so hier vereinigt gestanden, dem Einzelnen mit der Wintersaat des Vorjahres großgewachsen — gedachte der Todten und der Gebliebenen, des Segens und der Anforderungen, mit denen das Jahr über dem Ganzen, der Gemeinde hingeschritten. Hie und da tönte leise das verhaltene Schluchzen einer Brust aus dem Kreis ernstblickender Augen, wie Melchior Fleming für Alles, für Glück und Wohlthat, auch für das Unbegreifliche, für Leid und Noth und Tod seinen Dank zu Dem da droben über dem Sterngefunkel aufsprach, der da wisse, daß über seinen unerforschlichen Wegen nicht Nacht liege, wie hier unten über den Augen der Menschen, sondern von Ewigkeit heller Tag seiner Weisheit und Güte. Er lasse wohl Dunkel um seine Kinder, auf daß sie selbst zum Lichte trachten mögen, doch den Schwachsichtigen leite seine Vaterhand, stütze den Kraftlosen, führe den Verirrten auf den rechten Pfad zurück. Denn ein Vater sei er, der nicht richten wolle und strafen, sondern heimbringen zu sich Alle — Alle, die umherschweiften in der Finsterniß der Wälder, wo die Irrlichter mit betrügerischem Glanz lockend um sie tanzten, wo mit glühendem Augstern die Versuchung auf sie lauere, um sie zu packen und die Brust, die sich nicht vor ihr behütet, mit wildem Wolfsgebiß zu zerfleischen. Das seien die Zähne der Reue, die sich eingrüben in das Gewissen, in den Tag und in den Schlaf des Schuldbewußten; doch auch für ihre Marter möge der Gefolterte Dank wissen, als für eine Spende des Erbarmens, durch die der Allgütige sie von ihrer Sünde läutern, ihre Schuld austilgen und sie bereiten wolle für die Wohnstätte seines Friedens und seiner Reinheit. — Auf zum funkelnden Sterngewölbe hob der Prediger von Ellernbrook seine suchenden Augen, seine beiden hoch emporgestreckten Hände und betete laut mit tiefbewegter Stimme:

„Führe uns Alle in deiner Gnade, o Herr, durch die Nacht hienieden, aus dem Dunkel des scheidenden Jahres zum Lichte des kommenden! Laß es nach deinem Rathschluß ein Jahr des Segens werden für alle Völker der Erde, für unser Dorf und jedes Haus und Herz in ihm, das du erleuchten wollest in deiner Barmherzigkeit, aus der Irrsal des Menschenherzens deinen Willen zu erkennen und nach seiner Richtschnur zu wandeln. Denn es ist deine Verheißung, uns zu lieben, wie ein Vater sein Kind liebt, und uns Alles zu vergeben, wenn wir die Liebe besitzen. Sie ist der Bote, den du uns in die Brust gesandt, auf seine Sprache zu hören — laß uns nicht irren, o Herr, wenn wir ihrem Gebote nachtrachten, weil wir glauben, daß sie uns mit deiner Hand lenke und lehre. Helle mit deinem Licht unsere Seele, o Herr, wie du dein mildes Silberlicht dort heraufsteigen läßt, diese Nacht zu erhellen, und erhebe gleich ihm dein Angesicht über uns und gib uns Frieden! — Amen."

Und mit gefalteten, fest ineinander geklammerten Händen warf sich Melchior Fleming mit den Knieen in den Schnee, die Lippen seines auf die Brust niedergedrückten Hauptes wiederholten für sich das Schlußwort seiner Predigt, das rundumher laut von jedem Munde zurückkam. Selbst Ottmar Hainbuch sprach es ernstbewegt mit: „Amen — so geschehe es!", trat auf den Pfarrer, der sich emporrichtete, zu und streckte ihm die Hand entgegen. Fleming ergriff dieselbe stumm, doch nur einen Augenblick, dann ließ er sie hastig, um beide Arme um seine Tochter zu schlingen und ihren Kopf fest an seine Brust zu drücken. „Wie ein Vater sein Kind liebt," hauchte sein Mund kaum hörbar und von seiner Wimper fiel eine Thräne auf Helenens Stirn herab; nun legte er schweigend den Arm um ihren Nacken und schritt zum Pfarrhaus zurück. Es war nicht Zärtlichkeit allein, wer aufmerksam hingeblickt hätte, würde gesehen haben, daß der kräftige Mann heut Abend seines Kindes als Stütze bedurfte; seine Füße tasteten schwankend über den Schnee, er hielt einige Mal inne, um den kurzen Weg zurückzulegen. Die Mehrzahl der Fackeln war erloschen, nur wenige brannten noch knisternd herab, statt ihrer umfloß der über weißem Hügel aufsteigende Vollmond, nach dessen mildem Silberlicht der Redner hinübergedeutet hatte, mit seinem Opalglanz das silberne Haar Melchior Fleming's.

Dann hatte sich die Szene verändert, die Heimgekehrten saßen in der Wohnstube des Pfarrhauses um eine dampfende Punschschüssel versammelt, mit den Hausangehörigen nach altem, jährlich wiederkehrendem Brauch der Schullehrer und eine Anzahl der bäuerlichen Notabilitäten des Dorfs. Das von Helene sorgsam nach gutem, überliefertem Rezept bereitete Getränk in Verbindung mit dem behagliche Wärme um sich breitenden großen Kachelofen regte schnell zu lebhafter, bald hoch-, bald plattdeutsch geführter Unterhaltung an; Fleming, der den Pastorenkragen abgelegt, doch den Summar anbehalten hatte, bot das Bild eines Patriarchen aus alten Tagen dar. Die körperliche Schwäche, die ihn nach der Beendigung seiner Predigt angewandelt, war von ihm gewichen, sein Wort ging ernst und heiter in die Runde, natürlich-menschlich, ohne Salbung in Ton und Ausdruck, nur sein Kleid gemahnte an den Prediger. Die Bauern, sämmtlich ältere Männer, bewiesen ohne Verlegenheit einen ungemacht natürlichen Takt und nicht minder auf einem Dorf überraschende Kenntniß und Verständniß für allgemeine Verhältnisse ihres engeren Kreises und des deutschen Vaterlandes überhaupt. Sie kannten das Wort „konservativ" nicht, aber alle ihre Anschauungen und Wünsche sprachen sich im Sinne desselben aus, klangen einem Echo von Fleming's Lippen gleich. Dieser erhob, als die Fluruhr draußen die zehnte Stunde schlug, sein Glas und brachte mit herzlichen Worten das Wohl seiner Gemeinde aus, auf das der Aelteste der Bauern aufstehend in hochdeutscher Sprache entgegnete: „Das neue Jahr sei ein gesegnetes für unsern Herrn Pastoren, der uns Allen ein Vorbild ist im Halten am Wort Gottes, an Pflicht und Rechtschaffenheit — für seine liebe Mamsell Tochter und für sein ganzes Haus! Das bitt' ich." Die übrigen Gäste stießen mit an, standen ebenfalls auf und verabschiedeten sich; bevor die Uhr des Pfarrhauses wieder zum Vollschlag ausholte und die elfte Stunde kündete, erlosch das allmälig letzte Licht Ellernbrooks in Hainbuch's Zimmer, und einsam in ihrem Mondgewande, an dem, einer unendlichen Schleppe gleich, die weiße Erde hing, schritt die Nacht auf ihrer lautlosen Bahn der Wende des Jahres entgegen. Glanzüberwebt blickte sie in die Fenster des stillen Pastoratgebäudes, nur in eines derselben vermochte ihr Auge nicht einzudringen. Helene Fleming hatte, als sie ihr Schlafzimmer betrat, eilig das Rouleau ihres Fensters herabgelassen, darauf war sie, umherblickend, auf einen Stuhl gestiegen und hatte sorglich einen Teppich über jenem befestigt, so daß kein Schimmer des nächtlichen Himmelslichtes draußen zu ihr hereindrang. Nun lag sie schlafend und ihr Athemzug ging gleichmäßig durch das Gemach. Wohl eine Stunde lang, dann ward er unruhiger, hob dann und wann ihre Brust mit einem leise seufzenden Ton, der wie ein unverständliches Wort klang, ihre Hand streckte sich empor und legte sich wie schützend auf ihre Stirn zurück. Ein feiner Strahl des höher aufgestiegenen Mondes fand jetzt doch einen Weg durch eine schmale Ritze zwischen dem Fensterrahmen und dem Teppich und hob sich langsam vom Bettrand zu ihrem Gesicht hinan; allein ihre geschlossenen Lider nahmen ihn nicht wahr, nur ihre Stirn bewegte sich Linie um Linie der Wand zu, als suche sie im Traum vor etwas Schreckhaftem zu entrinnen.

Vier Augen einzig im Pfarrhaus schliefen noch nicht, zwei ältere und zwei jugendliche. Eugen Römhold warf sich auf seinem Lager umher; der ungewohnte, reichlich getrunkene Punsch klopfte ihm in den Schläfen und erfüllte seine Phantasie mit Gedanken und Bildern, die ihm wie Traumerscheinungen an den wachen Augen vorüberzogen. Ab und zu blickte er in's Mondlicht hinaus, dann kam das Gaukelspiel der Einbildung ihm zurück, während sein Ohr durch die Stille der Nacht horchte und der leiseste Ton im Gebälk oder ein knisternder Laut des Schnees am Fenstersims ihn herzklopfend in die Höh' fahren ließ. Und ähnlich schlaflos lag noch Ottmar Hainbuch. Der Schlummer kam ihm wohl, doch mit einem Halbtraum, in welchem sich stets Melchior Fleming's hohe schwarze Gestalt vor ihm von der Schneedecke abhob und aus dem Munde desselben ihm die Worte in's Ohr klangen: „Wie ein Vater sein Kind liebt, und uns Alles zu vergeben, wenn wir die Liebe besitzen." Darüber dachte der halb Schlafende nach; es schienen ihm einfach natürliche Predigtworte, und doch, je länger sie sich ihm wiederholten, desto unverständlicher wollten sie ihm werden. Dazwischen hörte er die Uhr des nahen Kirchthurms schlagen, nun Mitternacht, schwer und langhallend. Er sagte sich mit halbem Bewußtsein, daß das neue Jahr beginne, doch zugleich kniete Melchior Fleming wieder vor seinen Augen nieder und wiederholte murmelnd für sich: „Amen." Nur klang es, als ob seine Kniee sich nicht in den Schnee geworfen, sondern auf einen Bretterboden niedergelassen, der leise unter ihnen aufkrachte.

Plötzlich fuhr Ottmar Hainbuch vollerwacht empor und horchte, wie Eugen Römhold drüben, in die Stille der Neujahrsnacht. Unverkennbar schritt draußen ein Fuß durch den Flur, selbst lautlos, nur die eigenthümliche Erschütterung des Holzbodens, wie eine unbeschuhte Sohle sie hervorruft, verrieth ihn. Etwas unbestimmt Aufregendes lag in dem Ton, Hainbuch wußte nicht, was ihn trieb, mechanisch-hastig warf er seine Kleider über sich. Seine Lippen murmelten: „Es ist Melchior — warum —?" und er öffnete geräuschlos seine Thür.

Der Flur war dunkel, nur am Ende desselben fiel das Mondlicht mit breiter Bahn quer herüber durch ein Fenster über Boden und Wand. Eine schwarze Silhouette, die Gestalt eines Menschen, die sich langsam vorwärts bewegte, schritt darauf zu, doch das Auge des Hinüberblickenden vermochte nicht zu unterscheiden, wem sie angehöre. Dann fuhr er fast erschreckt zusammen; die Gestalt hatte den Mondstreifen erreicht und goß plötzlich gleich einer Marmorstatue weißes Licht um sich aus. Es war Helene Fleming im Nachtgewand, das sie wie Schnee vom Nacken bis auf die bloßen Füße umhüllte; ihr goldenes Haar fiel aufgelöst, glänzend auf ihren Rücken herab. Sie stand jetzt unbeweglich, als ob sie auf etwas warte; da knarrte leise eine Thür von drüben, beinahe wie in Fiebereinbildung spannte Hainbuch's Blick sich hinüber und das Gesicht Eugen Römhold's tauchte an dem erhellten Ende des Flurs auf. Einen Moment stand er unschlüssig, wie geblendet und verwirrt, dann flog er auf das Mädchen zu und flüsterte: „Süße Helene."

Sie regte sich nicht, er faßte ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen, sein Arm umschlang sie zaghaft, doch fester und inniger und zog ihre Wange an die seinige. Sie ließ es willig geschehen und muthiger hob er die Stirn und küßte ihre Lippen. Dann fiel sein Blick auf ihre nackten Füße herab, erschrocken stieß er aus: „Mein Gott — Du wirst Dich tödtlich erkälten — komm' schnell!" Hastig zog er sie mit sich durch den Flur, ihre Zimmerthür knarrte, schloß sich hinter ihnen und Alles war wieder lautlos im Pfarrhaus zu Ellernbrook.

(Fortsetzung folgt.)

Meine erste und meine letzte Wolfsjagd.

Von

W. von Dünheim.

Mit Bildern von Carl Rechlin.

I.

Ein wilder Wolf in Polen fraß
Den Tischler sammt dem Winkelmaß.

Die erste Begegnung mit Freund Isegrim hatte ich vor dreißig Jahren, als ich eine Pachtung in Ostpreußen antrat. Dieß Land zeichnet sich durch unreifes Obst, starke Getränke und die Glaubwürdigkeit seiner Bewohner aus. Dagegen sagt man ihm mit Unrecht nach, daß die Wölfe sich dort gemüthlich auf den Kreuzwegen herumtrieben. Das war schon damals nicht der Fall. Nur hin und wieder traf man in Masuren noch ein Exemplar dieser Gattung an. Später verschwanden sie ganz, bis sie sich in neuester Zeit in der Johannisberger Forst und an einigen anderen Orten wieder häufiger gezeigt haben. Die Ursache hievon ist die Entwaffnung der polnischen Landleute nach dem unglückseligen Aufstandsversuche von 1863.

Ich hörte freilich von meinen Leuten und den Nachbarn noch viel von Wölfen erzählen, allerlei Schauergeschichten, die mit der Natur dieses Räubers gar nicht im Einklang standen, die aber doch willig geglaubt wurden. Bekanntlich ist der Wolf ein feiger Bandit, der sich mehr auf seine Schlauheit, als auf seine Stärke verläßt.

Ich selbst traf ihn bald darnach am hellen lichten Tag an, ohne zu ahnen, welch' verrufener Gast mir die Ehre gegeben. Es war im Sommer, — so viel ich mich erinnere, im Monat Juli. Schon war zu Mittag geläutet oder, nach damaliger Landessitte, „geklappert",*) und die Felder lagen vollkommen still und leer da; die Leute befanden sich sämmtlich zum Essen auf dem Gutshofe. Ich allein hatte noch

*) In Ostpreußen wurden die Signale für die Gutsleute in alter Zeit dadurch gegeben, daß man mit Holzhämmern in gewissem Takte gegen ein an einem Gerüste hängendes schweres Eichenbrett schlug. Man nannte die Vorrichtung: „die Klapper".

auf einer entlegenen Schäferei zu thun und wollte zugleich dem Schäfer den Kopf zurecht setzen, der mir von der Nähe von Wolfen — wie ich meinte etwas vorgefabelt. Mein Weg führte mich über einsam gelegenes Waldland, das ich erst zum Theil urbar gemacht und in dem sich noch hin und wieder auf den Hügeln kleine Baum- und Buschgruppen befanden, selbst Sumpfstrecken, die des Abgrabens harrten. Auf den beackerten Stücken stand zumeist Hafer, der sehr in's Stroh gegangen war. Das Areal des Hauptguts war an derselben Stelle von dem der Vorwerke durch einen tiefen, mit Hagebutten und Kaddick (Wachholder) verwachsenen Graben getrennt. Dieser Graben stand in besonderem Respekt; denn Alles, was die Gegend an dunklen Mordthaten irgend aufzuweisen hatte, war dort und namentlich an der Feldbrücke passirt, über welche ich jetzt reiten mußte. Auch ich sollte eben da das erste Abenteuer erleben.

Wolfsjagd. Die Begegnung. Originalzeichnung von C. Rechlin.

Als ich gegen die Brücke einbog, sah ich gerade auf derselben und mitten im Sonnenschein ein Thier sitzen, das ich anfangs für einen fremden, recht starken Schäferhund hielt. Freilich war seine Haltung anders, wie es die des Hundes zu sein pflegt. Er saß vorn mehr aufrecht und hatte den Kopf dabei lauernd vorgestreckt. Die breite Stirn und die lange spitze Schnauze, die im halbgeöffneten Rachen ein mächtiges Gebiß zeigte, machten mich stutzig. Ebenso fielen mir das kräftige, zottige Genick, die hoch aufgezogenen Flanken und die großen, schiefliegenden Seher auf, die mich mit eigenthümlicher Starrheit anblinzelten. An einen Wolf dachte ich im Augenblick indessen gar nicht. Anders schien mein Pferd zu urtheilen. Es war ein vierjähriger, noch nicht vollkommen durchgerittener Fuchswallach, den ich vorläufig nur zu ganz kurzen Touren nahm. Er scheute gegen den unheimlichen Gast wie ein Reh, schnob und pustete, und war nur mit größter Mühe und ruhigem, kräftigem Schenkeldruck bis an die Brücke zu bringen. Hier aber resüsirte er gänzlich, während der Feind zwar mit den Blicken all' meinen Bewegungen folgte, sonst aber unbeweglich blieb. Ich suchte, soweit das scheue, am ganzen Leibe zitternde Pferd es möglich machte, ihn mit der kurzen Hetzpeitsche zu erreichen, die ich führte. Ich schrie ihn gehörig an, imponirte ihm aber durch all' diese Anstalten so wenig, daß er seinen Posten ruhig behauptete. Endlich wurde auch mir die Sache verdächtig, und ich entschloß mich, da Vorsicht nach Falstaff des

Wolfsjagd. Vor dem Schuß. Originalzeichnung von C. Rechlin.

Muthes bessere Hälfte ist, zu einem geordneten Rückzug, bei dem ich den Gegner so viel als möglich im Auge behielt. Er machte indessen keine Miene, den abgeschlagenen Angriff durch einen kühnen Ausfall zu beantworten, sondern blieb, wo er war.

Erst jetzt kam ich auf den Gedanken, daß ich meines Schäfers Wolf, dessen Existenz zu bestreiten ich eben ausgeritten war, in höchsteigener Person vor mir haben könne. Ich trabte daher sofort nach Hause, setzte mich auf einen erfahrenen Hengst und wollte auch Sultan herbeirufen, einen Neufundländer von der Größe eines Panthers, der mit Freund Isegrim wenig Umstände gemacht haben würde. Sogar aus einem Kampfe mit zwei auffallend großen Fleischerdoggen hatte ich ihn binnen Kurzem siegreich hervorgehen sehen. Mit seinen mächtigen Pranken schlug er, wenn er einmal zornig wurde, den stärksten Gegner zu Boden. Allein Sultan war mit meiner Frau und den Kindern, die er stets als Wächter treu begleitete, fort, und so mußte ich es mir genügen lassen, ein paar Hofhunde mitzunehmen, auf deren Courage ich freilich nicht viel Vertrauen setzte.

Als ich wieder an die Feldbrücke kam, war sie leer. Die Hunde suchten indessen eifrig und schlugen endlich am Rande eines kleinen, im Felde gelegenen Tümpels an. Ich traute meinen Augen nicht; Freund Isegrim nahm in dem sumpfigen, ganz seichten Wasser ein Bad, jedenfalls um sich von dem Ungeziefer zu befreien, das ihn weidlich geplagt haben mag. Ich trieb die Hunde an, die endlich kläffend in's Wasser gingen, so daß er sich doch bewogen fühlte, das Feld langsam zu räumen. Im Bewußtsein der Ueberlegenheit trottete er indessen ganz gemächlich zwischen den hohen Binsen eines ausgetrockneten Karpfenteichs dahin, dann durch das Gesträuch — die Hunde hinterher. Der Boden zwang mich zu mehreren Umwegen und erst nach geraumer Zeit holte ich die Jagd wieder ein. Jetzt konnte ich nicht länger zweifeln, daß ich thatsächlich einen veritabeln Wolf vor mir habe, der nun, da ich mich näherte, einen eigenthümlich eilfertigen Trab anschlug. Ich kam mehrmals so dicht an ihn heran, daß ich ihn fast mit der Peitsche erreicht hätte, allein das bewachsene Terrain gewahrte ihm Schutz und die Hunde hielt er sich durch ein paar drohende Schläge leicht vom Halse.

Zwar hatte ich mir den Förster mit dem Gewehr nachbestellt, indessen mein Jagdzeug war um diese Jahreszeit meist wenig in Ordnung. Er kam zu spät. Der Wolf erreichte den Rand eines zusammenhängenderen Waldstücks, verschwand darin, und auch die Hunde ließen endlich von ihm ab. So mußte ich ihn für dießmal entkommen lassen; doch entging er auf die Dauer seinem Schicksale nicht. Ein Wirthschaftsbeamter vom Vorwerk schoß ihn zwei Tage darauf ganz in der Nähe. Es war dieß insofern ein seltenes Beispiel, als der Wolf, wenn er so lose umherstreift, in der Regel täglich meilenweite Touren macht und nicht gern an einer Stelle verweilt. Noch auffälliger ist mir sein Benehmen überhaupt geblieben. Ich vermochte es mir nur dadurch zu erklären, daß er gerade sehr satt und in diesem Zustande, in welchem er eigenthümlich stumpf wird, weder zu einem Angriff, noch zur schleunigen Flucht aufgelegt war.

Vor der Tapferkeit Isegrims verlor ich schon damals allen Respekt. Den Menschen fällt er ungern an. Nur diejenigen Wölfe, so meinen erfahrene Jäger, denen es einmal gelang, einen solchen niederzureißen, die also wissen, daß er leicht zu überwältigen ist, wiederholen den Versuch. Der Hunger ist es, der dem sonst feigen Wolf eine Todesverachtung gibt, welche durch keine Gefahr mehr zurückgeschreckt werden kann. Die Gewißheit seines Unterganges hält das Thier nicht eine Sekunde lang auf. Aber der Zustand, in welchen der Hunger es versetzt, gleicht auch völlig dem Wahnsinn oder der Tollwuth des Hundes. Man darf nur in Rußland oder Polen eine Wolfsjagd mitgemacht haben, um sich davon zu überzeugen.

Die dort sehr häufig angewendete Methode ist nur in

Einträglicher Räthselhandel. Von J. P. Hebel. Originalzeichnung von Erdmann Wagner. (S. 187.)

Landstrichen möglich, wo nicht allzu starke Rudel vorkommen; denn ein solches ist ein wahrhaft unüberwindlicher Gegner. Es reißt Alles nieder, — weit mehr als es verzehren kann, und noch vor etwa zwei Jahren erlag unsern Moskau eine ganze Handelskarawane mit einigen zwanzig Menschen den Wölfen. Diese fraßen Leute, Pferde, Geschirre, Kleider, kurz Alles, was sie irgend mit ihrem kräftigen Gebiß zu zerkleinern vermochten. Dazu aber gehören Hunderte, wie sie sich dort, vom gemeinsamen Elend gepeinigt, in sehr strengen Wintern zusammenrotten.

Die Pürschfahrt auf Wölfe wird in einem niedrigen Schlitten, der unbeschlagen ist — einer sogenannten Schleife — gemacht, mit der man leicht über den lockeren Schnee hinwegkommt. Als Köder nimmt man ein wohlgenährtes Ferkel, das lebend in den Sack gesteckt und hinten an den Schlitten gebunden wird. Zappelnd schleift es im sausenden Galopp über die Schneedecke hin, und wird es dadurch auch nicht gerade zu Tode gebracht, so mag seine Situation doch keineswegs eine sehr behagliche sein. Sein klägliches, oft von den heftigsten Bewegungen des Sacks unterbrochenes Quieken und Schreien lockt den Wolf von weit her an. Bald antwortet ein fernes heiseres Bellen und Heulen, das näher und näher kommt. Ein dunkler Punkt wird vom Waldrande her sichtbar, der schnell und in schnurgerader Richtung auf den Schlitten lossteuert. In wenig Minuten sind es ihrer zwei und drei. Der hungernde Wolf läuft mit wahrhaft furchtbarer Ausdauer. Nichts hemmt seinen Weg. Bald sind die Räuber nahe und folgen der Beute. Die Gier macht sie blind, und in aller Ruhe kann man sie auf wenig Schritte Entfernung niederschießen. Es ist, als ob die Gewalt des Hungers die sonst so feinen Sinne des Thieres getödtet habe. In anderem Zustande würden sie sich nimmermehr an einen so plump angelegten Köder machen. Selbst wenn ihrer schon mehrere unter dem Feuer der Schützen geblieben sind, lassen sie sich nicht warnen. Sie achten der Schußwaffe, die sich gegen sie richtet, keineswegs und geben ein Bild der Verzweiflung, mit wilder Mordsucht vermischt. Die Zungen hängen lang zum geöffneten Rachen heraus; die Augen treten blutunterlaufen aus ihren Höhlen. Alle Fibern des Thieres sind auf den Raub, auf die Stillung des quälenden Hungers gespannt, und dieser ist wahrhaft unersättlich. Oft fallen sie über die eben getödteten Kameraden her und vertilgen sie im Umsehen. Dann erst setzen sie die Verfolgung des Schlittens weiter fort. Was irgend in ihre Gewalt fällt, wird unfehlbar zerrissen und verschlungen. Die Jagd ist aufregend. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod, denn werden ihrer zu viele, so sind Gespann und Jäger gar leicht verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Ebers' Aegypten in Bild und Wort.

Von

Prof. **Adolf Ebeling.**

(Hiezu die Bilder S. 188.)

Das Interesse des heutigen Europas für Aegypten ist eigentlich nicht älter als unser Jahrhundert, denn es datirt in seinen Anfängen von der denkwürdigen französischen Expedition unter dem General Bonaparte (1798—1801), die freilich politisch und militärisch scheiterte, aber dafür in kulturhistorischer Beziehung von außerordentlicher Bedeutung geworden ist. Von jener Zeit an tritt nämlich Aegypten aus tausendjährigem Dunkel wieder an's Licht und wird ein Mitglied der allgemeinen Völkerfamilie, das mit größerem oder geringerem Einfluß in die Geschicke der Menschheit eingreift. Als dauernde wissenschaftliche und künstlerische Frucht jener Expedition ist das großartige Werk zu betrachten, das als „Description de l'Égypte" und mit der etwas prätentiösen Widmung „à Napoléon le Grand" noch unter dem ersten Kaiserreiche erschien und an welchem die ersten französischen Gelehrten, wie Monge, Berthollet, Geoffroy, Jomard u. A., mitgearbeitet hatten. Aber das in seiner Anlage fast zu kolossale Werk (26 Foliobände mit 12 Folianten Kupfertafeln)

war schon des hohen Preises wegen nur für Bibliotheken und auch nur zum Spezialstudium bestimmt und konnte somit kein Gemeingut der Gebildeten werden.

Ein ebenbürtiger Nachfolger auf dieser Bahn ist unser Landsmann Lepsius, auf den wir Deutsche mit Recht stolz sein dürfen, denn er ist unbestritten der erste Aegyptologe unserer Zeit. Diesem war es vergönnt, speziell durch Humboldt's Verwendung bei Friedrich Wilhelm IV., auf königliche Kosten eine große Expedition nach Aegypten zu unternehmen, von wo er reiche wissenschaftliche und archäologische Ausbeute, auch an Kunstwerken, heimbrachte. Das Lepsius'sche Prachtwerk: „Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien", mit nahe an tausend Kupfertafeln größten Formats, steht dem eben erwähnten französischen nicht allein würdig zur Seite, sondern übertrifft es in mancher Beziehung durch größere Reichhaltigkeit und umfassendere Forschung.

Aber zu jener Zeit, Anfangs der vierziger Jahre, hatte Aegypten auch bereits anderweitig einen gewaltigen Aufschwung genommen. Mohammed Ali, der große Regenerator des Pharaonenlandes, vielleicht eines der bedeutendsten Herrschergenies unseres Jahrhunderts, hatte durch seine glücklichen Kriege gegen die Pforte die Aufmerksamkeit, aber auch die Eifersucht der europäischen Mächte erregt, und nur dieser letzteren war es zuzuschreiben, daß er nicht zum Herrn der ganzen Türkei wurde. Leider starb sein begabter Sohn Ibrahim, den er zum Mitregenten ernannt hatte, noch vor ihm, und seine beiden Nachfolger, Abbas und Saïd, thaten der Erstere nichts und der Zweite meist nur Verkehrtes zur gedeihlichen Weiterentwicklung und zur wahrhaften Hebung des Landes. An Saïd's Namen knüpft sich indeß das Verdienst des Suezkanals, der unter dem jetzt (seit 1863) regierenden Khedive Ismaïl vollendet wurde. Diesem Regenten, der mit einer für einen orientalischen Herrscher nicht gewöhnlichen Bildung jedenfalls den besten Willen verband, schien es vorbehalten, die großen Ideen und Pläne Mohammed Ali's mehr und mehr zu verwirklichen, was auch in erfolgreicherer und erfreulicherer Weise geschehen wäre, wenn er nicht so gar Vieles auf einmal und das Viele noch dazu so überstürzt angefangen hätte. Eine ebenso mangelhafte wie unverständige Finanzverwaltung, die in jüngster Zeit zu einer schlimmen, noch immer nicht gehobenen Katastrophe geführt hat, kam hinzu, um fast alle gewonnenen Resultate, ja die Existenz des ägyptischen Staates selbst, in Frage zu stellen; doch sind dieß Dinge, die nicht in den Rahmen unseres heutigen Artikels gehören. Uns genügen hier die unleugbaren Verdienste des Khedive um die Förderung einer stets umfassenderen Kenntniß des Landes, die Gründung des ägyptischen Museums in Bulacq bei Kairo, die Begünstigung des französischen Gelehrten Mariette, der schon unter Saïd Pascha seine erfolgreichen Ausgrabungen begonnen, ferner die Anstellung anderer bedeutender Aegyptologen, unter ihnen in erster Reihe Professor Brugsch, und die bereitwillige Unterstützung, welche die Regierung stets allen Forschern und Reisenden auf diesem Gebiete zu Theil werden ließ.

Die Eröffnung des Suezkanals im Jahre 1869 stellte Aegypten vollends Europa gegenüber in den Vordergrund der sämmtlichen orientalischen Staaten, und von da an hält es sozusagen das Interesse und die Aufmerksamkeit der Welt auf sich fixirt. Von der unglaublichen und geradezu fabelhaften Pracht und Verschwendung der bei jener Gelegenheit gegebenen Feste, die leider auch in den wenigen Tagen fast ebensoviele Millionen Pfund Sterling kosteten, ganz abgesehen, war doch das Ereigniß an sich, das der geniale Unternehmer, Herr v. Lesseps, mit leicht verzeihlichem Stolze auf eine Linie mit dem transatlantischen Kabel und der Gotthardbahn stellte und als „Weltwunder" bezeichnete, von so weittragender Bedeutung, daß das Land dieses „Wunders" die stets wachsende Theilnahme aller Nationen mit Recht beanspruchen durfte. Und das ist denn auch in hohem Grade geschehen.

Zunächst zeigte sich dieß auf literarischem Gebiete und speziell in Deutschland. Es erschien nämlich eine Menge von Büchern und Schriften über Aegypten, von denen drei Viertheile die Eröffnung des Kanals als Ausgangspunkt ihrer Schilderungen und Erzählungen genommen hatten; aber die meisten dieser Bücher gingen nicht über die gewöhnliche, obwohl vielfach recht interessante Touristenliteratur hinaus; aber auf den dauernden Werth einer Belehrung zur eingehenden Kenntniß von Land und Leuten konnten diese Arbeiten begreiflich keinen Anspruch machen.

So blieb denn die große Lücke, trotz jener zahlreichen Schriften, nach wie vor unausgefüllt, was von der gebildeten Lesewelt um so mehr empfunden wurde, je lebhafter das Interesse für das Pharaonenland geworden war. Da endlich erschien zu Anfang dieses Jahres die Ankündigung eines großen Lieferungswerkes über Aegypten, das viel, sehr viel versprach, aber auch das Versprochene redlich und in umfassendster Weise gehalten hat. „Alles was schön und ehrwürdig," so lautete der Prospekt, „was malerisch wirksam, was eigenthümlich und anziehend erscheint im alten und neuen Aegypten," sollte in diesem Werk zusammengefaßt und in Bild und Wort wiedergegeben werden — eine Riesenaufgabe, die nach allen Richtungen hin einen Aufwand der bedeutendsten und zugleich verschiedenartigsten Kräfte verlangte. Aber die Namen der Unternehmer boten dafür auch eine nicht allein genügende, sondern sogar glänzende Bürgschaft. Zunächst für den Text Professor Ebers, der in den weitesten Kreisen beliebte ägyptische Romanschriftsteller und zugleich, was hier von hoher Wichtigkeit ist, der bewährte Aegyptologe und gründliche Forscher und Kenner auf diesem Gebiete, und der nach beiden Richtungen hin überaus anziehend und fesselnd zu schildern versteht — alsdann eine Reihe der ersten deutschen Maler und Künstler, die dem schönen Unternehmen ihre besten Bilder und Zeichnungen, die sie sämmtlich im Lande selbst geschaffen, zur Verfügung gestellt haben — und schließlich eine durch sonstige Prachtwerke und illustrirte Zeitschriften weit über Länder und Meere rühmlichst bekannte Verlagshandlung — unter solchem Zusammenwirken, von Einem leitenden Geiste beseelt, konnte wohl etwas so Bedeutendes und Vollendetes entstehen, wie es jetzt bereits in seiner ersten Hälfte vor uns liegt. Und was wir schon bei einer früheren Gelegenheit, zum Unterschied von so vielen anderen illustrirten Lieferungswerken, rühmend hervorhoben, möchten wir hier noch einmal wiederholen: mit jedem neuen Hefte gewinnt das Werk an künstlerischer und literarischer Bedeutung, immer reichere Schätze werden uns erschlossen und immer großartiger und vielseitiger entfaltet sich vor unserem sinnlichen und geistigen Auge das Bild jenes Wunderlandes, das unleugbar vor den übrigen Ländern der Erde Das voraus hat, so universell anziehend und interessant zu sein, wie eben kein anderes. Wir brauchen ja nur unserer eigenen Kindheit zu gedenken und der „Bibelstunde" unserer ersten Schulzeit: wie unauslöschlich stehen sie da in unserem Gedächtniß, die rührenden und ergreifenden Geschichten von Joseph und Moses, der Auszug der Kinder Israel, der Untergang des pharaonischen Heeres und die unter Donner und Blitz auf dem Sinai gegebenen zehn Gebote Gottes. Und später die Flucht der heiligen Familie nach Aegypten und wie dieselbe — wir nehmen sie gläubig hin, die fromme Legende — unter der Sykomore gerastet, die man als „Marienbaum" noch heute in Heliopolis bei Kairo zeigt, und aus dem „Marienbrunnen" getrunken, der gleichfalls noch heute den umliegenden Orangengarten von Kubeh tränkt. Diese ersten ägyptischen Bilder sind uns aus den frühesten Jugendtagen geblieben, gewissermaßen als Hintergrund für all' die übrigen Szenerieen, die später diese welthistorische Bühne füllen. Die Pyramiden, diese größten Bauwerke von Menschenhand auf der weiten Erde, die rätselhafte Sphinx, Memphis und das hundertthorige Theben, das Labyrinth und unzählige Tempel, Paläste und Königsgräber, von denen viele trotz ihres vier- und fünftausendjährigen Alters noch so wohlerhalten sind, daß wir unseres Staunens nicht Herr werden; der tönende Memnon und der Obelisk der Sonnenstadt, wo der fabelhafte Vogel Phönix alle fünfhundert Jahre in duftenden Weihrauchflammen neugeboren wurde — und dann endlich die Geschichte des Landes selbst, die urälteste, die wir kennen. Zuerst die Pharaonen durch mehrere Jahrtausende hindurch und in mehr als zwanzig Dynastieen, und dazu das Land in hoher kulturhistorischer Entwicklung; dann die Perser, der große Kambyses, der noch größere Xerxes und nach diesen endlich Alexander, der Gründer Alexandrias, das gar bald der Mittelpunkt nicht allein des Welthandels, sondern auch der Weltbildung wurde; dann weiter die bedeutende Zeit der Ptolemäer und nach ihnen die Weltbeherrscherin Rom: Pompejus, Antonius, Cäsar und Kleopatra, alles Namen, um deren Träger die ganze damalige Geschichte der Völker kreist. Da leuchtet von Palästina herüber die neue Glaubenssonne, die christliche, und findet zuerst in Aegypten Aufnahme und Verbreitung, trotz aller Verfolgung von Seiten der römischen Kaiser. Noch später dringt der Islam, damals lebenskräftig und vielverheißend, in das Nilland, aber die Blüte unter den mohammedanischen Herrschern ist nur vorübergehend, und das zerrüttete und tiefgesunkene Land fällt, um gänzlich zu verkommen, den Mamluken anheim. Als kriegerisches Zwischenspiel schließlich die Expedition der Franzosen, und dann die gewaltige Wiedergeburt unter Mohammed Ali. Welch' eine Fülle von Ereignissen und welch' ein Feld für den Geschichtschreiber, vollends in Bezug auf das in Rede stehende Werk, das sich die Aufgabe gestellt hat, nach allen Richtungen hin, kulturgeschichtlich, politisch und sozial, in getreuer Schilderung von Land und Leuten, ein Gesammtbild Aegyptens zu geben, wie noch nie ein anderes gethan. Und das ist in der bereits erschienenen ersten Hälfte mit so viel Glück, Umsicht und Erfolg geschehen, daß wir für die zweite Hälfte nicht allein vollkommen beruhigt sein können, sondern uns von ihr in mancher Hinsicht einen noch höheren Genuß versprechen.

Wollten wir dem Zuge unseres Herzens folgen — und Jeder, der in Aegypten gelebt und die unauslöschliche Erinnerung an dieß Wunderland mit heimgebracht hat, wird das leicht begreifen — so würden wir jetzt Heft für Heft durchgehen, aber wir fürchten sogar, unsere Befugniß zu überschreiten, wenn wir nur noch ein kurzes Schlußwort hinzufügen.

Das alte und das neue Aegypten — diese Worte umschließen den gesammten Inhalt des Werkes, und wunderbar! die Zeit vor vier und sechs Jahrtausenden leuchtet auf diesen Blättern klar in die Gegenwart hinein, und diese gewinnt doppeltes Leben und eigentlich erst die richtige Würdigung durch jenen Rückblick. Nichts Bedeutendes und Interessantes aus jenem ungeheuren Zeitraum ist vergessen; wo der Text nicht ausreicht — und es ist geradezu unmöglich, in der verhältnißmäßig nur beschränkten Zahl der Hefte Alles zu berühren — vermitteln die Bilder das weitere Verständniß, und wo diese fehlen — denn auch hier ist es aus demselben Grunde ebenso unmöglich, Alles zu malen — genügt der Text vollkommen für die Darstellung, vom Allgemeinsten bis zu den kleinsten Details. Uns wenigstens ist kein ähnliches Werk bekannt, in welchem „Bild und Wort" so Hand in Hand gingen und sich gegenseitig so ergänzten, wie in diesem. Aus allen Blättern grüßt uns sowohl von Seite der Künstler wie des Verfassers ungetheilte Hingabe, Lust und Liebe zu der schönen Sache geradezu herzgewinnend entgegen, vielfach sogar, dort wie hier, hohe Begeisterung für den erhabenen Gegenstand. Schönere ägyptische Landschaften und Genrebilder wie die von Werner, Gentz und Müller, und prächtigere und zugleich naturwahrere Charakterköpfe als die von Richter und Makart sind wirklich nicht denkbar, und neben diesen Meistern stehen die ebenbürtigen Plejaden: Seel, Tadema, Keller, Fiedler, Huber, Welsch und Gnauth, die sämmtlich ihr Bestes gegeben haben. Wir brauchen die von ihnen gelieferten Bilder hier nicht einzeln aufzuführen: schon die bloßen Namen sind eine genügend glänzende Bürgschaft für ihre Vortrefflichkeit. In zweiter Reihe, aber in ihrer Art von gleich hohem Kunstwerth, kommen dann die im Text befindlichen Illustrationen, wodurch eben dieser so anziehend und lehrreich wird. Wir finden dort, außer von den bereits genannten Künstlern, noch eine Menge nach Hunderten zählende Bilder und Zeichnungen von Ramsthal, Dillon, Kretzschmer, Körner, Schönn, Burger, Schmoranz, Heyn und Straßberger, von denen die größeren, also weitab die meisten, wahre Kabinetstücke sind, und schließlich, wenn auch zuletzt genannt, so doch keineswegs die letzten an Werth, die Reproduktionen der Reliefbilder aus den alten Tempeln und Gräbern von Weidenbach.

Auch die zwei Bilder, welche diesen Artikel begleiten, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Der Kameelmarkt ist ein prächtiges Thierstück, wenn auch leider der Holzschnitt die schöne und verschiedenartige Färbung der Thiere nicht wiedergeben kann. Denn die Kameele sehen in ihrer Heimat begreiflich ganz anders aus, als die zumeist nur kümmerlichen Exemplare unserer Jahrmärkte und auch fast durchweg unserer zoologischen Gärten. Das „Schiff der Wüste" gehört eben in die Wüste, unter den lichtgetränkten afrikanischen Himmel mit seiner glühenden Sonne, unter die nackten, zerklüfteten Felsen mit vereinzelten Palmen und der zauberischen Fata morgana in der unendlichen Ferne; auch die dunklen Beduinen in ihren faltenreichen, malerischen Gewändern gehören dazu und das ganze bunte, phantastische Treiben des dortigen Volkes — dann erscheint das Kameel, wenn auch nicht schöner, so doch jedenfalls charakteristischer als das Pferd und hat nur ein würdiges Gegenbild, den Elephanten.

Eine hübsche und originelle Staffage jener Märkte bilden auch die Fellahjungen, von denen uns Richter in dem zweiten Bilde ein wohlgelungenes Porträt zeigt. Das ist der echte Typus eines ägyptischen Volkskindes, treuherzig und gutgeartet und die unleugbare Intelligenz nur leider durch die schlechte Behandlung von Oben unterdrückt. Dieser Fellahjunge ist ein sehr glückliches Seitenstück zu dem Achmet desselben Künstlers (im 13. Heft), der freilich schöner ist und vielleicht zu den schönsten Köpfen Richter's gehört, „verliebt — verschmitzt", wie Bogumil Goltz diese Burschen sehr richtig bezeichnet. —

Diese flüchtigen Andeutungen müssen hier genügen. Für uns, die wir eine Reihe von Jahren, welche wir, wenn auch nicht zu den glücklichsten, so doch jedenfalls zu den bedeutungsvollsten und inhaltreichsten unseres Lebens rechnen, in Aegypten gelebt haben, für uns war es gewissermaßen ein Bedürfniß, ja fast möchten wir sagen: eine moralische Pflicht, das Ebers'sche Prachtwerk, das alles bis jetzt auf diesem Gebiet Erschienene so weit und glänzend überflügelt, aufrichtig und aus voller Ueberzeugung allen Gebildeten angelegentlich zu empfehlen, damit das schöne Unternehmen in immer weiteren Kreisen den Anklang und die Verbreitung finde, die es in so hohem Grade verdient.

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

Zweite Serie.

II.

(Schluß.)

Graf Sternfeld ging hinaus und kehrte nach einigen Augenblicken mit einem beschriebenen Papier und einem Buch zurück — er entfaltete das Papier und fuhr fort:

„Der Edelstein des Januar ist der Hyacinth oder der Granat. — Diese Steine zeigen die Festigkeit des Charakters, ganz besonders aber Treue am gegebenen Wort und an allen eingegangenen Verpflichtungen an. Der Stein des Februar ist der Amethyst — er vereinigt in sich Roth und Blau, die Farbe der Liebe und Treue, und ist ein Schutzmittel gegen alle heftigen Leidenschaften — er sichert den inneren Frieden. Der Stein des Märzes ist der Blutstein, welcher polirt dem Stahl gleicht, in seinem Innern aber dunkelrothe Färbung zeigt — er ist ein Zeichen des feurigen Muthes, aber zugleich der kalten Besonnenheit in allen Gefahren. Der Stein des April ist der Saphir oder der Diamant — sie bedeuten hohes Streben nach edlen Zielen. Der Stein des Maies ist der Smaragd — sein gesättigtes Grün

bedeutet die erfüllte Hoffnung, das heißt die glückliche Liebe. Dem Juni gehört der Achat — er deutet mit seinen scharfen, klar abgegrenzten Farben auf dauernde Gesundheit. Die Steine des Juli sind der Rubin und der Karneol — sie verhüten Leid und Täuschung in der Liebe und Freundschaft, da sie die Farben der Liebe tragen. Der Sardonyx ist der Stein des August; dieser Stein in seiner doppelten Färbung, den die Alten dem Zeus und dem Merkur zugleich als geweiht betrachteten, verspricht eheliches Glück. Der Chrysolith, der Stein des September in seinem stillen, reinen Schein, schafft den Frieden, bewahrt vor bösen Träumen und vor Wahnsinn. Dem Oktober gehören der Aquamarin oder der Opal — beide zeigen in ihrem Schimmer eine Aehnlichkeit mit den flutenden Meereswellen und bezeichnen, wie das Meer für die Quelle des Reichthums und des Segens gehalten wird, Glück und Reichthum, doch soll man sie nicht dem Mondschein aussetzen, weil sie sonst Eifersucht erregen. Der Stein des November ist der Topas – seine Farbe gleicht dem schimmernden, kräftigen und belebenden Wein, der stärkt, begeistert und heilt — er hat die Kraft, den Zorn zu beschwören und die Freundschaft zu gewinnen. Die Steine des Dezember sind der Türkis, der Chrysopras oder der Malachit; — wie aus dem sinkenden Jahre sich die Hoffnung des neuen erhebt, so sollen diese Steine die Kraft haben, Schutz und Beistand bei sinkendem Glück und in drohenden Gefahren zu schaffen.

„Dieß," sagte er, indem er das Blatt aus der Hand legte, „sind die Notizen, welche ich mir einst von einem befreundeten polnischen Edelmann über den in seinem Vaterlande herrschenden Glauben habe machen lassen, und ich kann versichern, daß man dort, wie ich glaube, auch heute noch, bei der Auswahl von Geschenken für Damen immer die Edelsteine ihres Geburtsmonats in Betracht zieht. — Viel schöner aber als in diesen trockenen Notizen, die ich soeben die Ehre gehabt habe vorzulesen, ist der Glaube an die Beziehungen der Edelsteine zu den einzelnen Monaten des Jahres in einem Gedicht von Theodor Körner ausgesprochen; — dieß Gedicht heißt: ‚Die Monatssteine' und ist nach einer unter diesem Titel stehenden Notiz einer arabischen Mythe entnommen — ich habe es hier und wenn es die Herrschaften interessirt, so will ich es vorlesen," sagte er, indem er das mitgebrachte Buch aufschlug.

„O, ich bitte — ich bitte," rief Frau von Ramberg, „lesen Sie, verehrter Graf — ich habe noch nie von diesem Gedicht gehört — ich finde den Glauben an die Edelsteine so schön und so sinnig bedeutungsvoll, daß ich ihn wohl in den Worten unseres deutschen Heldendichters hören möchte."

Alle Uebrigen schlossen sich der Bitte der Frau von Ramberg an und der Graf las:

„Ein schöner Glaube blühte sonst im Herzen
Auf stiller, wunderbarer Spur,
Und Jeder knüpfte Freuden sowie Schmerzen
An dunkle Räthsel der Natur.
Er fand geheimes Wort in Baum und Blüte,
Geheimes Wort in lichter Steine Glanz,
Und oben, wo das Heer der Sterne glühte,
Schloß sich der wunderheil'ge Kranz.

Was auch das Herz auf dunklen Wegen strebte,
Das Auge blickte hoffend himmelan,
Und wie die nahe Stunde sich verwebte,
Verborgen lag's in der Planetenbahn.
Nicht bloß um uni're Nächte zu erhellen,
Das Sternenlicht sich durch die Lüfte goß,
Nein, in des Menschenlebens tiefsten Quellen
Stand ihrer Kräfte zartes Zauberschloß. —

Die Erde war aus Sternenhöh' gesunken,
Gefallen von der Götterbrust;
Nur in der Steine Sonnenfunken
Da lebte noch der Sterne Lust.
Sie hüteten in tiefen Höhlen
Die Lieblinge so treu und süß,
Und hauchten in die klaren Seelen
Ein lichtes Strahlenparadies. —

Und hoher Wirkung heil'ge Worte
Durchflammten ihren fremden Glanz,
Und so aus tiefer Erdenpforte
Entblühte ihr geheimer Kranz
Und wand sich um den Flug der Zeiten
Nach hoher, räthselvoller Wahl,
Und trat mit sinnigem Bedeuten
Still wirkend in der Monden Zahl.

Und mit geheimnißvollen Zeichen
Erfreute sie des Meisters Hand, —
Doch plötzlich ward aus Lebens Reichen
Der Sternenglaube streng verbannt.
Der schönste Traum ward uns entrissen,
Seit man die Geisterwelt verwarf,
Seit man nur kalten Weisheitsschlüssen
Und nicht dem Herzen glauben darf. —

Es spricht sich in den lichten Steinen
So klar der Farben Räthsel aus;
Wie ew'ge Blüten sie erscheinen
In ihrer Mutter dunklem Haus:
Drum, wenn noch in dem treuen Herzen
Die leise Ahnung freundlich glubt,
Wie süßer Trost in tiefen Schmerzen,
Der horche still dem Geisterlied.

Im Januar
Beginnt das Jahr
So kalt und klar,
Aller Freuden bar:
Drum hat ihm Natur tief glühend Leben
Im Hyacinthe beigegeben,
Der das Auge mit Flammenroth begrüßt
Und tiefes Wirken in sich schließt.
Er wärmt das Herz
Bei kaltem Schmerz,
Besiegelt die Freundschaft
Mit fröhlicher Lust,
Und treibt die Feindschaft
Aus tiefer Brust.
Du sollst ihn tragen als heilige Last
Am Halse, im reinsten Golde gefaßt.

Im Februar
Nimmt schon die Welt
Vergnügtes Leben wahr:
Drum hat Natur so licht und klar
Den Amethyst ihm zugesellt.
Er knüpft das Rothe mit dem Blauen,
In seiner Farben Lieb' und Treu'
Magst du der stillen Wirkung trauen;
Er macht die Seele frisch und frei,
Besänftigt das empörte Blut
Und zähmt den trunk'nen Uebermuth;
Und wird er an dem Haupte pranzen,
So magst du Fürstengunst erlangen.

Der März
Richtet schon des Lebens Keime
Himmelwärts,
Doch durch seine dunklen Träume
Schlagt noch kein Herz.
Nur wenig Lebensfunken
Der kunft'gen Liebeswelt
Sind blutig roth gesunken
In's grüne Hoffnungsfeld;
Denn also ist des Steines Art,
Der sich im jungen März bewahrt.
Der Heliotrop, von der Natur erkoren,
Ward vom Saturnus kalt geboren;
Doch ist er nicht aller Wirkung bar,
Er macht die trübe Stirne klar
Und schützt vor des Giftes heimlicher Pein;
In der Herzgrube will er getragen sein.

Der April
Läßt das junge Leben
Mit freudigem Beben
Nicht länger still,
Er springt aus dem kalten Grabe,
Streift die Hülle ab,
Und will mit stürmischem Walten
Sich neu gestalten.
Ihm ward dafür
Der klare Saphir.
Er ist ein heitres Sternenkind,
Wie alle Joviskinder sind;
Blickt das Leben so freundlich an,
Man meint, er hätt' uns was Liebes gethan.
Mit leichten Scherzen
In gluhenden Schmerzen
Kühlt er die Herzen:
Drum sorgenfrei,
Fest und treu,
Trag' ihn am Herzen.

Im Mai
Treten des Frühlings frühe Keime
Still, aber frei
Aus dem lieblichen Reich der Träume.
Mit tausend Farben prangt die Flur
Und tausend Blüten blub'n;
Aber der schönste Schmuck der Natur
Bleibt das lebendige Grün.
Drum war der Smaragd
Strahlenbekrönt
Und der Fruhlingspracht
Des Mares vermählt.
Er bringt dem Menschen dauerndes Glück,
Erfreut das Auge und stärkt den Blick;
Und wie Alles, was so edel schaut,
Sich vor dem Gemeinen und Schlechten graut,
So wirft er auch nur den Strahlenschein,
Wo Liebe treu ist und engetrein;
Doch an falscher Hand behagt es ihm nicht,
Und so wie die Treue, der Stein zerbricht.

Im Junius
Winkt die Liebe den ersten Gruß;
Es kost der Zephyr auf rosigten Spuren,
Es erwacht die Sehnsucht in der Welt,
Und auf den vollblühenden Fluren
Neu uppiges Leben schwellt.
Drum hat Natur des Chalcedons Kraft,
Die still bescheid'ne, freundlich geschafft,
Daß er mit wechselndem Farbenspiele
Erfreue des Herzens dunkle Gefuhle;
Denn freundlich ist er im lichten Morgen
Und bringt dem Menschen ein freundliches Glück;
Er treibt aus der Brust die quälenden Sorgen
Und läßt nur die Sorgen der Liebe zurück!

Der Julius
Drückt auf die Welt den Bräutigamskuß;
Da flammt die Lieb' auf allen Zweigen,
Da flammt die Lieb' aus jeder Brust,
Und in der Gefühle berauschten Reigen
Webt sich die höchste geistige Lust.
Drum ward ihm der Karneol erkoren,
Ein feuerlebendiger Venus-Sohn,
Der, in guten, glücklichen Stunden geboren,
Hell glühend, wie heißer Minne Lohn;
Er kräftigt das Herz und stärkt das Gemüth,
Daß es neu im Leben und Lieben glüht.

Der August
Glucht in versöhnter Liebeslust,
Und wie lebendig das Herz auch schlägt,
Keine Unruhe mehr die Seele bewegt.
So ward ihm denn zum freudigen Leben
Der doppelt gefärbte Onyx gegeben,
Den Zeus zugleich und Merkur gezeugt
Und dem kein Stein auf der Erde gleicht.
Drum stellt er auch zwiefache Wirkung dar,
Denn er macht den Geist lebendig und klar,
Doch stärkt er das Herz auch zu kuhnerem Wagen;
Drum mogen ihn die Gewaltigen tragen.

Zu Septembers Frist
Die reif're Kraft das Leben begrüßt,
Die Natur hat die ernste Weihe empfangen;
Da gilt nicht mehr das eitle Prangen,
Gedieg'ner Werth und stiller Schein
Tritt mit bescheid'ner Klarheit herein.
Drum ward der Chrysolith erwählt,
Der solches Treiben in sich vermahlt.
Er ist so klar, so mild, so hold,
Wie goldnes Grun, wie grunes Gold;
Und wie des Mannes reife Kraft
Den Frieden in tobender Brust erschafft,
So läßt auch er mit sanftem Walten
Den Zorn im Herzen sich nicht gestalten,
Und schützt mit seiner stillen Pracht
Vor bösen Träumen die friedliche Nacht.

Mit Oktobers Beginn
Reift des Spätjahrs ruhiger Sinn;
Die Luft wird wieder kuhl und klar
Und stellt sich friedlich den Blicken dar.
Jetzt stehst du in der Tage Verblüh'n,
Gleich Tropfen des Thaues, den Aquamarin
Mit grunlichen Strahlen wie Meereswelle,
Aber unendlich klar und helle.
Er ist für das Auge ein lichtes Bad
Und schützt vor Feindes List und Verrath;
Doch ist er nicht aller Leute Lust,
Und Eifersucht weckt er in mancher Brust,
Trägt man in stillen Mondennächten
Beim einsamen Wandeln ihn an der Rechten.

Novembers Zeit
Tritt in die Welt mit dem Winterkleid.
Die Früchte fallen, die Blätter ab,
Und die Natur wird ein weites Grab.
Aber hellgluhend wie goldner Wein,
Wie sonnendurchwirktes Glas
Glänzt der Topas
In's kalte Leben lebendig herein.
An der linken Hand als freundliche Zierde
Stillt er des Herzens wilde Begierde,
Macht die Seele des Zornes frei
Und zügelt die glühende Phantasei.

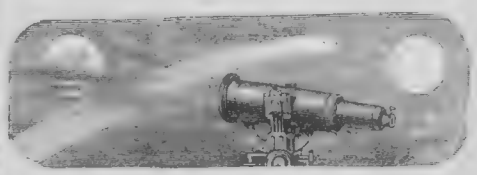
In Dezembers Wuth
Starrt all' der Natur lebendiges Blut.
Es birgt sich die Erde im Nebelkranze,
Es deckt sich die Flur mit des Schneees Glanze;
Nur in des Chrysopras lichtem Blick
Kehrt des Lebens Farbe zurück,
Und wie er im abgestorbenen Greis
Das kunftige Leben verkundet leis,
Und so die Hoffnung nicht sinken läßt,
So hält er im Herzen die Hoffnung fest.
Trag' ihn voll Glauben, wenn du bangst,
Er bezwingt des Herzens quälende Angst,
Macht die Seele freudig in Gefahr,
Und schließt im heiligen Kreise das Jahr!"

„Das ist sehr schön," rief Frau von Ramberg, als der Graf mit einer Verbeugung das Buch schloß und aus der Hand legte, „ich werde mir das Gedicht sogleich in mein Album schreiben und künftig nach dieser Regel meinen Schmuck für jeden Monat aussuchen — es freut mich, daß ich eine Bestätigung und Erklärung der Vorliebe finde, welche ich stets für den Diamant hatte — er ist ja der Stein des Monats April, des Monats, in welchem ich geboren bin."

„Das heißt des Monats," sagte der Doktor Heilborn neckisch, „welcher der Vater aller Launen ist und uns alle Unbilden des Sommers und des Winters zugleich bringt."

„Die Launen," erwiederte Frau von Ramberg, „sind Farbenspiele der Seele — und wenn die einzelne Farbe unserem Blick zuweilen lästig und unangenehm werden kann, so erscheint uns doch da, wo sie alle sich vereinigen, das reine weiße Licht, welches auch aus dem Diamant uns entgegenstrahlt, — wenn also der Monat meiner Geburt das ganze Farbenspiel der menschlichen Laune über mich ausgeschüttet hat, so darf ich hoffen, immer meines Edelsteins würdig zu bleiben."

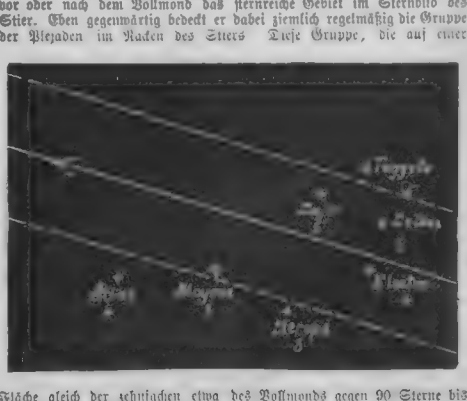
Sie erhob sich und nahm den Arm des Grafen, der sie nach dem Speisesaal führte.



Astronomisches Tagebuch.

Dezember.

Der Mars durchzieht gegenwärtig von Monat zu Monat etwas vor oder nach dem Vollmond das sternreiche Gebiet im Sternbild des Stier. Eben gegenwärtig bedeckt er dabei ziemlich regelmäßig die Gruppe der Plejaden im Nacken des Stiers Diese Gruppe, die auf einer



Fläche gleich der zehnfachen etwa des Vollmonds gegen 90 Sterne bis zur neunten Größe umfaßt, hat 6, einem scharfen Auge ohne Bewaffnung, jedem Auge mit einem schwachen Fernrohr sichtbare Sterne, deren Lage

in unserem Bild gegeben ist. Alcyone (Gluckhenne) ist der hellste, zwischen dritter und vierter Größe, die anderen sind vierter und fünfter Größe, wie in der Zeichnung angedeutet.

Am 10. November ist der Mond über die Gruppe hingegangen längs der eingezeichneten Bahn; die ausgezogene Linie war der Weg des Mondmittelpunkts, die gestrichelten Linien gaben die Grenze des vom Monde bedeckten Raums. Das Wetter war damals nicht günstig.

Am 8. Dezember Morgens, eine Stunde vor Untergang des Mondes, trifft er kurz vor 6 Uhr wieder auf nahe gleicher Bahn zuerst die Elektra, die hinter seinem dunklen Rand verschwindet. Dieser Rand ist allerdings sehr schmal, da den Tag darauf Vollmond ist, aber um so auffallender wirkt das Verschwinden hinter der dunklen Sichel, ehe der helle Theil des Monds den Stern erreicht hat.

Auch im kommenden Jahr wird noch mehrmal die gleiche Beobachtung zu machen sein.

Bilderräthsel 10.

Auflösung des Bilderräthsels 9:

Aug' um Aug', Zahn um Zahn.

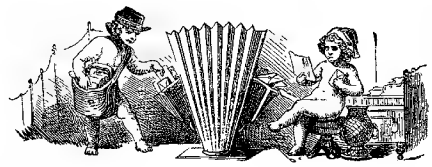
Auflösung des Rösselsprungs Nro. 4:

Ihr Antlitz sei nicht zaubervoll,
Mich soll nicht reizen Aug' und Mund!
Doch friedlich draus mich grüßen soll
Ein gläubig Herz rein und gesund,
Daß, wenn ich ihr in's Antlitz seh',
Es wie Gebet mich überkomm',
Und daß, so oft ich von ihr geh',
Mein Minnen sei noch mal so fromm.

„Amaranth" von Oskar v. Redwitz.

Auflösung des Räthsels in Nro. 9:

Fiedelbogen.



Briefmappe.

Hrn. Alex. v. H. in M. Gutta cavat lapidem ist von Ovid, Tristia ex Ponto 4. 10. 5. Der Vers heißt vollständig: Gutta cavat lapidem, consumitur annulus usu, Tropfen höhlen den Stein und der Ring zerreibt sich durch Tragen.

Hrn. Jul. B. in C. Wir bitten dringend, den Inhalt früherer Briefe, auf die man sich beruft, wiederholen zu wollen. Wir können unmöglich bei der großen Masse von Briefen, die uns tagtäglich durch die Hand gehen, Alles, was wir vor Wochen gelesen, auswendig wissen.

Hrn. J. B. G. in T. Die andere Waare wird eben noch leichter gewesen sein. Viel mag auch das spezielle Talent, das man an Ort und Stelle für die Hauptpartie hatte, beigetragen haben.

Hrn. O. Br. in M. Die erwähnten Pastillen haben sich, soviel wir hören, nicht bewährt. Lassen Sie sich die Arbeiten von Ruß über Vögel vorlegen. Diese bieten Ihnen das Gewünschte.

Hrn. E. G. in P. Die Besprechung des mediz. Buches eignet sich nicht für unser Blatt; auch ist das nicht die Form, in der man uns Derartiges mittheilt.

Abonn. in Heidelberg. Hrn. A. Kühl in Bremen. Hrn. David in Wien.-Neust. Richtig.

Kunstsinniger Lieutenant in Cottbus. Die Neue Zeitschr. für Musik erscheint bei Kahnt in Leipzig und kostet 14 Mark.

Frl. E. F. H. in Lübeck. Nein, man muß die Erlaubniß des Autors haben. Wir können keine gebrauchen. S. P. Lübeck. Einen andern Weg als die Annonce wüßten wir nicht.

Fr. Sv. S. auf S. Golo Raimund ist das Pseudonym für G. Dannenberg, welcher 1823 in Magdeburg geboren ist und unseres Wissens beständig auf Reisen lebt.

Klara in Halom. Sie wünschen nachträglich noch in den Besitz des zu einem früheren Jahrgange unseres Journals gebotenen Prämienbildes: „Der deutsche Kaiser und seine Heerführer", nach dem Gemalde von F. Kaiser, in Photographiedruck von J. Albert in München, zu gelangen. Die Expedition von „Ueber Land und Meer" ist bereit, es Ihnen zum Prämienpreis von 2 Mark 50 Pf. und 50 Pf. für Porto direkt per Post franko zu übersenden.

Hrn. A. C. F. in O. Die Feder, welche Sie meinen, ist ohne Zweifel das Soennecken'sche Schreibinstrument, ein Halter, in den 2—3 äußerst kleine Stahlfedern gesteckt und mit einer Schraube befestigt werden. So sind mit einem Zug 2—3fache Striche möglich, nach Belieben in dreierlei Farben. Zu einem solchen Instrument, das hauptsächlich zur sog. Rundschrift dient, gehören neun mehr oder weniger spitzige, geradstehende, aus- und einwärts gebogene Federchen. — Der Preis ist 3 Mark 50 Pf., die Bezugsquelle: F. Soennecken's Verlag in Bonn und Leipzig, oder jede Schreibmaterialienhandlung.

Hrn. S. J. in A. Fr. Elise Stern in Harburg. Stammtisch Hotel Krone in Chemnitz. Richtig.

Klotilde. Gestempelte Briefmarken verkauft man an Briefmarkenhandlungen, deren Adressen im „Briefmarkenanzeiger" stehen.

Frl. H. G. in Fr. Machen Sie Verse für sich, für Ihre Freunde, schmücken Sie die Geburtstage und Feste in der Familie mit Ihren Dichtungen, Sie werden stets dankbare Herzen finden — aber drucken — verzichten Sie auf diesen Ruhm!

M. Eleonor. Die Prämiengabe „Die Wandermappe", ein Künstler- und Familienalbum, können Sie auch jetzt noch zum Ausnahmspreise von M. 18. beziehen.

Mehrjähr. Abonn. F. in B. Soviel wir wissen, nicht. In einem preuß. Staatshandbuch vor 1870 müßte sich das finden.

Frl. Joh. v. P. in A. Als prächtigen Zimmerschmuck können wir Ihnen die Madonna di San Sisto der Dresdener Galerie in dem herrlichen Steindruck-Stich, den Ed. Bäckel so schön aufgefrischt hat (Dresden, Arnold), empfehlen. Er kostet 45 M.

Schwäbin. Eine Fortsetzung hat, soviel wir wissen, Gödsche (Sir John Retcliffe) geschrieben.

Hrn. W. R. in Erf. Ihre Frage sollte an eine Musikzeitung gerichtet werden.

Hrn. R. J. in D. Wir haben ja in den Notizen ausführlich über die Erfindung berichtet, in der Biographie Edison's auch seine Adresse angegeben.

Hrn. H. in B. Wir haben noch von keiner andern Beleuchtung gehört. Die Wagenlaternenfabrik von Duderstadt in Eslingen kann Ihnen wohl Auskunft geben.

Treuer Abonn. in Hamb. Nickau & Comp. in Gohlis-Leipzig fabriziren Gose.

Hrn. E. St. in G. Potsdamerstraße 52.

Abonn. in Barmen. Das Bild kam uns schon in diesem Formate zu.

Fr. M. H. in Tr. b. A. Richtig. Durch Eingießen von Petroleum vernichten Sie den Holzwurm.

J. S. in Zwickau. Die Prämiengaben zu den früheren Jahrgängen von „Ueber Land und Meer" können Sie nachträglich immer noch zum Ausnahmspreis beziehen, so z. B. die Kaulbach'schen Bilder in Stahlstich „Lotte" und „Friederike" für je 1 Mark und Schwind's Märchen von den sieben Raben (6 Blätter in Enveloppe) für 7 Mark 50 Pf. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags liefert auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Hrn. Jul. R. in Berlin. Besten Dank.

Hrn. R. L. in J. Eine Fabrik wird es nicht geben. Das macht jeder Sckler oder Taschner.

N. N. in H. Der Herr wird jedenfalls eine leicht erklärliche Bedeutung hineinlegen wollen. Ergeben ist schicklich. Herrenalb sehr zu empfehlen.

Frl. Sophie Fr. in Tübingen. Gut gemacht.

Sarotlan'n O. Schmidlin's Gartenbuch (Berlin, Wiegandt) verbindet Beides. Pribyl, Die Geflügelzucht, im gleichen Verlag.

Eduard in Teinth. Ueber Geruch aus der Nase muß jedenfalls einen tieferen Grund haben; sei es, daß sich ein unreines Geschwür in der Nase befindet, sei es, daß andere Veränderungen der Schleimhaut in den betreffenden Organen stattfinden. Unser ärztlicher Berather wird übrigens auf Ihren Wunsch gern über Ihr Leiden mit Ihnen in Privatkorrespondenz treten.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Für Weihnachten besonders zu empfehlende Werke.

Illustrirte Prachtwerke:

Pracht-Bibel, mit 230 großen Bildern von Gustav Doré.
Evangelische Ausgabe. Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther.
Katholische Ausgabe. Aus der Vulgata übersetzt von Dr. Joseph Franz v. Allioli.
Je zwei Bände groß Folio in Original-Prachteinband mit Goldschnitt und reichster Goldpressung,
in ganz Maroquin roth Preis **M. 125.** — | in engl. Leinw. m. Ueberrücken roth Preis **M. 107.** —
„ „ „ schwarz Preis **M. 116.** — | „ „ „ schwarz Preis **M. 105.** —

Ebers, Aegypten. Dargestellt in etwa 700 Bildern von unseren ersten Künstlern. In schönstem Prachtband. Erster Band. Preis **M. 50.** —

Shakespeare's sämmtliche Werke, illustrirt von Gilbert, eingeleitet und übersetzt von A. W. Schlegel, Fr. Bodenstedt, N. Delius, F. A. Gelbcke, O. Gildemeister, G. Herwegh, P. Heyse, H. Kurz und A. Wilbrandt. Zweite Auflage.
4 Bände mit 830 Illustrationen in prachtvollem Originaleinband mit reichster Schwarz- und Goldpressung. Preis M. 40. —

Schillers Werke. Illustrirte Pracht-Ausgabe. Mit etwa 600 Illustrationen erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Prof. J. G. Fischer. In prachtvollem Originaleinband mit reichster Schwarz- und Goldpressung. Erster und zweiter Band. Preis à **M. 12.** —

Illustrirte Geschichte des deutsch-französischen Kriegs 1870 und 1871 von Wilhelm Müller. Nationales Prachtwerk. Prachtband in groß Quart, mit 240 Illustrationen und 42 Karten und Plänen. In prachtvollem Originaleinband mit Goldschnitt. Preis **M. 15.** —
Seine Majestät der deutsche Kaiser hat die Widmung dieses Werkes angenommen.

Märchen, illustrirt von Gustav Doré. Dritte Auflage. Prachtband mit 41 großen Illustrationen. Preis **M. 12.** —

Münchhausens Abenteuer. Mit 150 Illustrationen von Gustav Doré. Zweite Auflage. Prachtausgabe in Quart. Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt. Preis **M. 9.** —

Hauffs Märchen. Pracht-Ausgabe. Mit 42 Illustrationen von Th. Weber, Th. Hosemann und L. Burger. In reichstem Einband. Preis **M. 12.** —

Anthologieen und Gedichte:

Scherer, Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie. Siebente Auflage. Mit vielen Porträts und Illustrationen. Original-Prachteinband m. Goldschnitt. Preis **M. 7.** —

Freiligrath, The Rose, Thistle and Shamrock. A book of english poetry. Fifth edition. With illustrations. Original-Prachtband mit Goldschnitt. Preis **M. 7.**

Borel, Album lyrique de la France moderne. Cinquième édition, revue et augmentée par A. Pescheier. Avec 12 vignettes sur bois. Original-Prachtband. Preis **M. 7.** —

Heyse, Antologia dei moderni poeti italiani. Original-Prachtband mit Goldschnitt und reichster Goldpressung. Preis **M. 6.** —

Amyntor, G. v., Peter Quidam's Rheinfahrt. Eine Dichtung in 12 Gesängen. Fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Verzierung. Preis **M. 8.** —

Fischer, J. G., Merlin. Ein Liedercyklus. Fein in Leinwand geb. mit Goldschnitt. Preis **M. 5.**

Jensen, W., Holzwegtraum. Ein Sommernachtsgedicht. Fein geb. mit Goldschnitt. Preis **M. 5.** —

Laistner, L., Barbarossa's Brautwerber. Eine wirtemberger Sage. Fein geb. mit Goldschn. u. reicher Pressung. Preis **M. 4.50 Pf.**

Schönaich-Carolath, „Lieder an eine Verlorene". Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt. Preis **M. 4. 50 Pf.**

Schmid, H. v., Winland oder Die Fahrt um's Glück. Erzählende Dichtung. Fein gebunden mit reicher Verzierung. Preis **M. 8.** —

Silberstein, A., Mein Herz in Liedern. Vierte Aufl. Prachtband mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis **M. 6.**

Wirth, Bettina, Künstler und Fürstenkind. Novelle. Mit 12 Illustrationen. Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt. Preis **M. 6.** —

Musikalien:

Hallberger's Pracht-Ausgabe der Classiker: Beethoven, Clementi, **Haydn, Mozart, Weber,** in ihren Werken für das Pianoforte allein herausgegeben von **J. Moscheles**, weil. Professor am Konservatorium in Leipzig. Siebente Auflage. In sehr eleganten englischen Leinwandkarton-Bänden mit Goldtitel und Pressung.

Beethoven's sämmtl. Sonaten 4 Bde. à **M. 4. 50 Pf.**	Haydn's ausgew. Sonaten . 2 Bde. à **M. 3. 50 Pf.**
Mozart's „ „ 3 „ à „ **4. 50** „	Weber's Pianof.-Kompositi. . 2 „ à „ **4.** — „
Clementi's ausgew. Sonaten 2 „ à „ **5.** „	Jeder Band wird einzeln abgegeben.

Reiser, Klavierschule für Kinder. Erste Abtheilung. 41. Auflage. Preis **M. 2. 50 Pf.** Zweite Abtheilung. 32. Auflage. Preis **M. 3.** —

Unterhaltungsschriften und Humoristica:

Deutsche Romanbibliothek zu „Ueber Land und Meer". Jahrgang 1878. 2 Bände. Fein gebunden in englischer Leinwand mit reichem Gold- und Schwarzdruck. Preis **M. 12.** —

Ebers, Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman. Siebente Auflage. 3 Bände. Fein gebunden. Preis **M. 12.** —

Ebers, Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. Sechste Auflage. 3 Bände. Fein gebunden. Preis **M. 15.** —

Ebers, Homo sum. Roman. Sechste Auflage. Fein gebunden. Preis **M. 7.** —

Detlef, Auf Capri. Novelle. 2. Aufl. 2 Bde., in 1 Bd. fein geb. Preis **M. 7.** —

Detlef, Ein Dokument. Roman. Zweite Aufl. 4 Bde. Fein geb. Preis **M. 16.** —

Dewall, Strandgut. Roman. 3 Bde. Fein geb. **M. 12.** —

Dewall, Erlösung. Roman. 2 Bände, in 1 Band fein geb. Preis **M. 8.** —

Hopfen, Der graue Freund. Roman. Zweite Auflage. 4 Bände, in 2 Bänden fein gebunden. Preis **M. 17.** —

Hopfen, Der alte Praktikant. Fein gebunden. Preis **M. 6.** —

Rodenberg, Die Grandidiers. Roman. 3 Bde. Fein geb. Preis **M. 13.** —

Roquette, Euphrosyne. Roman. Fein gebunden. Preis **M. 5. 50 Pf.**

Schmid, v., Der Bauernrebell. Roman. Zweite Aufl. 2 Bände, in 1 Band fein gebunden. Preis **M. 7.** —

Vischer, Fr., Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. 2 Bde. Fein gebunden. Preis **M. 11.** —

Weber, M. M. v., Schauen und Schauen. Skizzen. Fein geb. Preis **M. 5. 50 Pf.**

Spindler's ausgewählte Romane. Neue Classiker-Ausgabe. 14 Bände. Fein gebunden in englischer Leinwand mit reicher Prägung. Preis **M. 45.** —

Hallberger's Illustrated Magazine, founded by Ferdinand Freiligrath. 1878. Vol. I. Containing 592 Pages. In cloth extra, Gold and Black. Price **M. 9.** —

Bibliothèque française ou choix des livres intéressants destinés à la jeunesse allemande des deux sexes, recueillis par **Charles Zoller,** Recteur de l'Institution Catherine. Sechs Bände. Fein gebunden à **M. 3. 50 Pf.**

Dewall, Aus meinen Kadettenjahren. Mit 32 Illustrationen von Othello. Preis fein gebunden **M. 4.** —

Dewall, Kadettengeschichten. Mit 69 Illustrationen von Othello. Preis fein gebunden **M. 4.**

Lindau, Die kranke Köchin. — Die Liebe im Dativ. Mit 15 Illustrationen von **Julius Ehrentraut.** Fein gebunden **M. 4.** —

Busch, Hans Huckebein, der Unglücksrabe. — Das Pusterohr. — Das Bad am Samstag Abend. Vierte Auflage. Groß Quart. Elegant kartonnirt. Preis **M. 3.** —

Busch, Die kühne Müllerstochter. — Der Schreihals. — Die Prise. Zweite Auflage. Groß Quart. Elegant kartonnirt. Preis **M. 2.** —

Vorstehende Werke können durch **alle Buchhandlungen** des **In-** und **Auslandes** bezogen werden.

Über Land und Meer.

№ 11.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Ehescheuen, Novelle von Günther v. Freiberg. — Streitfragen und Historien. Feuilletons von Karl Emil Franzos. II. Frühling im Winter. Dr. v. Lauer. — Geständniß, Gemälde von Rob. Benschlag. — Doré's Prachtbibel: Der verlorene Sohn. — Notizblatter. — Einzug der aus dem Kriege heimkehrenden Truppen in Wien, von A. L. — Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt: Stoßseufzer, von Otto Roquette; Spatlicht, von K. Etze; Der Schädel, aus dem „Fruchtgarten Saadi's" vom Freiherrn von Schlechta-Wschehrd. — Das Pfarrhaus von Ellernbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen, Fortsetzung. — Die Sklaven. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth, zweite Serie. V. Weitere Verbesserungen in der Fleischconservirung. — Meine erste und meine letzte Wolfsjagd, von W. von Tunk-am, mit Bildern von Carl Rechlin. I. Schuß. — Entstehungsgrund von deutschen Redensarten, von Friedrich Unwinger, zweite Serie, Fortsetzung. — Für das Album, von Wilhelm Emmer. — Schach. — Rösselsprung Nro. 5. — Bilderräthsel 11. — Auflösung des Bilderräthsels 10. — Räthsel. — Briefmappe.

Illustrationen: Dr. v. Lauer, Leibarzt des Kaisers von Deutschland. — Geständniß, nach einem Gemälde von R. Beschlag. — Bilder vom Einzug der aus dem Kriege heimkehrenden Truppen in Wien, von B. Kabler. — Aus der Prachtbibel, mit Illustrationen von G. Doré: Der verlorene Sohn in den Armen seines Vaters, Lukas 15, 20. — Randverzierung zu: „Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt". — Die Sklaven, Gemälde von Francisco Masriera. — Die Zollschranke, vier humoristische Bilder von K. Kogler. — Wolfsjagd. Ein Schäferhund. Die gestörte Nachtruhe, von E. Rechlin.

Die Ehescheuen.

Novelle

von

Günther v. Freiberg.

An der schönen blauen Donau pries man Deodat Werder als den berühmtesten Porträtzeichner; was Krüger und L'Allemand für Berlin, Kriehuber für Wien gewesen, das ward Deodat in der Neuzeit für Oesterreichs Kaiserstadt; nur arbeitete er schneller, flotter und, wie man behauptete, um Vieles genialer als seine Vorgänger, denen keine kleidsamen Moden zu Hülfe kamen, sondern welche gezwungen waren, die hohen Krawatten (die sogenannten „Kraftbinden") mit entsetzlichen Vatermördern naturgetreu wiederzugeben, ebenso die „aufmunternden Hauben", Lockentoupets oder nüchternen Frisuren des schönen Geschlechts.

Und welch' ein romanhafter Aufenthalt war das Werder'sche Atelier! Die einfachen Herren „von damals" hatten es niemals für nöthig gehalten, die Phantasie ihrer Modelle anzuregen ... was wußten die von Gobelins, von Smyrnateppichen, Majolikagefäßen, orientalischen Waffen, Kalebassen, florentinischen Möbeln, japanischen Geräthen? Lieber Himmel, jene Herren hatten vier nackte Wände, ein halb verhängtes Fenster, hier und da einige Gypsabgüsse und eine schlottrige Gliederpuppe in verblichenem Seidenstoff ...

Je mehr sich ein Jahrhundert seinem Ende zuneigt, je mehr – so meinen tiefsinnige Beobachter – steigert sich die allgemeine Prachtliebe, das Bedürfniß nach Raffinement. Ob jene Beobachter Recht oder Unrecht haben, Thatsache ist, daß unsere Augen, unsere Sinne stärkerer Reizmittel bedürfen, als unsere genügsameren Väter und Großväter.

Dr. v. Lauer, Leibarzt des Kaisers von Deutschland. Originalzeichnung. (S. 206.)

Deodat verachtete die Reklame; einzig und allein zum eigenen Ergötzen umgab er sich mit venetianischen Spiegeln, Brokatdraperieen, Löwenfellen und orientalischen Divans; durch Zufall hatte er seine Kindheit und erste Jugend in Konstantinopel verlebt, wo sein Vater, ein deutscher Landschaftsmaler, ein gar kümmerliches Dasein gefristet ... Nie wollten ihm bei der späteren Rückkehr nach Deutschland die Zimmereinrichtungen gefallen, überall schien es ihm frostig, wenn er an die wollüstigen Gemächer der Paschas, besonders an die Bosporus-Villen schöner, excentrischer Ladies zurückdachte; und als es seine Mittel erlaubten, stattete er sich ein großartiges Atelier mit phantastischem Luxus aus und häufte überseeische Kostbarkeiten darin auf.

Lange Zeit war diese Liebhaberei sein Steckenpferd; Werder durchstreifte Illyrien, Dalmatien, Italien und Griechenland, ebenso eifrig kostbaren alten Stoffen, als schönen jungen Modells nachjagend. Nach und nach jedoch erkaltete sein Enthusiasmus für den „Raritätenladen", wie seine Freunde das Atelier nannten; ja, es verdroß den Künstler, daß das Publikum über die äußere Ausstattung seiner Werkstätte die darin befindlichen Zeichnungen und Gemälde vergaß, daß schließlich kleinliche Neider murrten: „Werder versteht es, durch allerhand Hokuspokus die Theilnahme

seiner Mitmenschen zu reizen." Dergleichen bewog ihn, seine Thür zu schließen, der schwarzen Kreide auf immerdar Valet zu sagen, keinen Geheimrath, keine Primadonna assoluta mehr zu porträtiren, sondern den Historienmalern Konkurrenz zu machen, das heißt insofern sich Deodat ihre brillante Technik aneignete; übrigens ging er seinen eigenen Weg, wie er denn überhaupt ein unabhängiger, absonderlicher Geselle war. Er hütete sich wohl, nachdem er sich's jahrelang hatte sauer werden lassen, dem allgemeinen Zeitgeschmack Konzessionen zu machen, die stereotypen Dorfgeschichten zu illustriren oder Genrebilder wie zum Beispiel „Großväterchen schläft" zu malen. Nur seinen inneren Eingebungen folgte Werder; ihm war es darum zu thun, feinsinnige Kunstkenner zu befriedigen, und so geschah es, daß gleich sein erstes größeres Bild den Kollegen und tonangebenden Kritikern gewaltigen Respekt beibrachte, ja, daß wider Erwarten alle Laien — trotz des befremdenden Sujets — hingerissen wurden ... sein „todter normannischer Seekönig" feierte auf allen Kunstausstellungen Triumphe ...

Mit leidenschaftlicher Hast begann er ein zweites Gemälde, von dem er sich noch zündendere Wirkung als vom vorhergehenden versprach; eben mit diesem Werke sehen wir ihn zu Anfang unserer Erzählung beschäftigt oder vielmehr nicht beschäftigt, wenigstens direkt nicht, wenngleich der Maler vor der Staffelei saß ... Er hatte sich bereits müde gearbeitet und versuchte augenblicklich, durch den Genuß einer Cigarrette zu frischen Kräften zu kommen ... aber er war viel zu rastlos thätig, um es beim bloßen Rauchen bewenden zu lassen; sein Müßiggang durfte kein anderer als ein „geschäftiger Müßiggang" sein, daher griff er nach einem Buche und blätterte darin ... war doch sein ganzes Dasein zwischen Lesen und Malen getheilt ... ohne Lektüre konnte der Künstler nicht athmen; Bücher tiefsten und leichtesten Inhalts umgaben ihn aller Orten, Altes und Neues, Klassisches und Vergängliches ...

Jüngst hatte er sich einen Roman von Jensen gekauft, — denn Werder entnahm nie ein Exemplar aus der Leihbibliothek — und blätterte auf das Gerathewohl in dem Buche, was an der Seite noch nicht aufgeschnitten war. Er las:

„Wie meine Gedanken umherwandern, sie finden nichts, als daß das Weib der Fluch des Mannes sei. Ich finde nichts, als daß es leer, hohl und erbärmlich ist, und den Geist, die Güte, den regen Sinn des Mannes für edlere Dinge Tag um Tag herabzerrt, bis Alles schwindet und ihre Seelen sich ausgleichen wie seichte Gewässer.

„Es war stets das Weib, das mein Herz von dem meiner Freunde löste. Wie aus einem zerschmetterten Spiegel blickte ihr Zerrbild mich an.

„Weib, dein Name ist nicht Schwachheit, wie gesagt worden, denn du bist stärker als der Mann. Dein Name ist Eitelkeit, Selbstsucht, kleinliche Bosheit, mit denen du wie mit ätzendem Gift den Mann durchdringst. Wenn du dich auszeichnest vor deinen Schwestern, so ist dein Name Falschheit, Tücke, Grausamkeit, du bist ein elendes Geschöpf." — — —

„Alle Donner," sagte Deodat halblaut, indem er das Buch zuklappte, „der liest ihnen gehörig den Text ..." Schnell griff er zu Palette und Pinsel und fuhr in der unterbrochenen Arbeit fort; aber er war nicht bei der Sache, nur seine Hand bewegte sich mechanisch, die Gedanken beschäftigten sich mit Jensen's Verdammungsurtheil ... über die Palette hinweg glitten Werder's scharfe Augen nach dem Buche, was er auf den Divan geworfen hatte ... Nicht lange dauerte es, so streckte er die Rechte darnach aus ... gleich wieder schlug er die bewußte Stelle auf ... „Es war stets das Weib, das mein Herz von dem meiner Freunde löste ..."

Ihm schien plötzlich, als würden die Buchstaben, welche diesen Satz bildeten, riesengroß und feuerfarben wie das flammende Mene Tekel an Belsazar's Wand ...

„Thorheit," setzte er zur eigenen Beruhigung hinzu, „mir ist dergleichen nie vorgekommen ... Wie kann ein Schriftsteller die Frauen so Grau in Grau malen!"

Statt an seinem Gemälde weiterzuschaffen, versank Deodat in tiefe, tiefe Träumerei. Plötzliche Schwermuth umschattete seine harmonisch gebildete Stirn ...

„Wer so leidenschaftlich gegen die lieben, zarten Geschöpfe Partei nimmt, der ist — im Grunde genommen — besser daran, als Einer, dem sie gleichgültig, völlig gleichgültig wurden! Ich beneide den Mann um seinen Eifer ..."

Deodat fuhr mit dem Spachtel über seine Palette, alles leuchtende Scharlachroth, Safigrün und Hellgelb vertilgend; nur die düsteren Töne der Farbenskala ließ er stehen, das tiefe Braun, die Ockerfarben, Kern- und Elfenbeinschwarz.

„Indessen," fuhr er seufzend fort, „mein ausgebranntes Herz, das der Blitz jählings gespalten, konnte nie und nimmer heilen und für eine Andere klopfen ... nothgedrungen mußte ich der Sonderling, der Hagestolz werden ... und wem schadet es nachgerade, als mir selber? Aber —" seine Mienen nahmen plötzlich einen zärtlich besorgten Ausdruck an, „aber daß ich ihm dieselbe Gleichgültigkeit für das ‚ewig Weibliche' eingeflößt, ihn mehr und mehr in seiner Ehescheu bestärkte, das ist unrecht, das ist strafbar! — Ich habe einen Egoisten aus ihm gebildet, ja, ich will's nur gestehen —"

Es klopfte von außen gegen die Glasthür, welche nach dem Garten führte.

Freudig erschreckt fuhr der Maler zusammen ... „Nur herein! — Emmo hat passe-partout!"

Emmo Waldenburg, Werder's vertrautester Freund, sein „Unzertrennlicher", trat in das Heiligthum des Künstlers.

„Sieh' da, verrücktes Muster von einem Kameraden," lachte fröhlich der auffallend schöne, elegante junge Mann, „Du verdirbst wieder einmal ein kolossales Stück Leinwand?"

„Schade drum, allerdings, aber der Versuch sei gewagt ..."

„Laß doch einmal sehen," rief Emmo; näher an das Gemälde herantretend, stieß er einen Schrei des Entzückens aus. „Deodat, malteſt Du dieß sonderbare, schönheitstrunkene Bild? O, ich frage noch, ich Gimpel, wer könnte, außer Deodat Werder, Aehnliches schaffen? Hinreißend, alter Junge, wunderbar! — Aber um des Himmels willen, Liebster, Bester, was stellt eigentlich das Ganze dar?"

„Diese Frage erwartete ich," versetzte Werder lächelnd, „und bin zu jeder Auskunft bereit. Wollte sich jedoch mein schöner Pylades die Mühe geben, näher zuzusehen, so würde er das Räthsel unschwer selber lösen."

„Du willst meinen Scharfsinn prüfen, Du eigensinniger Kauz," gab Emmo zurück, „wohlan denn: ein Orientale mit verzücktem Antlitz, mit Haschischaugen ... sag' mal, gibt es in der Türkei wirklich solche Augen, solche Wimpern, so schön- und weichgeformte Lider?"

„Genau so," gab Deodat zurück, „schon in Siebenbürgen findest Du dieß Alles."

„Ein Mann im Turban also reitet auf einer Chimäre durch die Lüfte ... ein Engel deutet ihm den Weg ... bah! ich bin so klug wie zuvor! Warum hat die Chimäre einen Weiberkopf, einen Pferdeleib und einen Pfauenschwanz, wenn ich gehorsamst bitten darf?"

„Hättest Du die schöne Nase jemals in den Koran gesteckt, statt in Sacher-Masoch's Novellen und sonstige Cayennepfeffer-Lektüre, würdest Du so ungebildet nicht fragen."

„Deodat, Du bist göttlich grob! — Koran? — oho — warte einmal: Mohammed's nächtliche Reise nach den sieben Himmeln! ist's richtig?"

„Eureka, getroffen," rief der Maler freudestrahlend, „wohl ist's der Prophet, der schönste der Beduinen; wohl ist's der Engel Gabriel, der ihm das Geleite gibt; und die Chimäre heißt Borak!"

„Sehr verbunden! Ist mir außerordentlich angenehm, ihre werthe Bekanntschaft zu machen," sagte Emmo, seinen blonden Schnurrbart zwischen den schlanken Fingern drehend.

„Auch interessirt es Dich vielleicht, zu vernehmen, daß die Rosen, die weißen, gelben und purpurfarbenen, während der nächtlichen Himmelfahrt entstanden sind ..."

„Blase mir Bildung ein, o gelehrter Künstler, wie die jüdischen Engelein, genannt Elohim, dem Adam, als er noch ein fühlloser Erdenkloß, Odem durch die Nasenlöcher einbliesen."

„Aus den Schweißtropfen des Propheten," erklärte Deodat emphatisch, „entstand die weiße Rose. Aus denen des Fabelwesens die gelbe; Gabriel leistete die dunkelrothe Rose. — Aber verlieren wir länger keine Zeit mit meiner Untermalung, Emmo mio! scheint sie Dir auf gutem Wege, desto besser ... ich habe mich schon ganz müde und stumpf daran gesehen. — Wie erging es Dir seit gestern Abend? Besuchtest Du das Burgtheater? War Lewinsky als ‚Erbförster' brav? — Apropos, weißt Du, daß ich soeben gründlich über unsern gestrigen denkwürdigen Tag nachgedacht habe? und zwar nicht ohne Sorge und Befürchtung?"

„Du traust mir keine Charakterfestigkeit zu?" sagte Emmo, der sich auf ein Polster niederließ, des Malers prächtigen Bernhardinerhund streichelnd. „Sei ruhig," fügte er mit einer fast mädchenhaften Sanftmuth hinzu, „ich bleibe Dir treu!"

„Nicht daß ich daran zweifelte," entgegnete Deodat und reichte dem Freunde ein Etui mit türkischen Cigarretten, „aber —"

„Aber?" horchte Emmo auf.

„Aber es ist ein Frevel, Dich in Deinen selbstsüchtigen Vorsätzen zu bestärken."

„Hahaha, der Prediger Salomon ... Ermahnungen, moralische Abhandlungen," lachte Emmo laut auf, und seine glänzenden Augen sprühten Uebermuth und Lebenslust, „das kommt vom ewigen Schnüffeln im Koran, Talmud, Zend-Avesta und wie der gelehrte Krimskrams sonst heißen mag! — Was liegt hier wieder für ein Schmöker aufgeschlagen?"

„Jensen schreibt keinen Schmöker," berichtigte Deodat, welcher seine Pinsel reinigte, „an ihm ist Alles echtes Gefühl ... und so ein eigener, stiller Ton in seinen Erzählungen ... bis plötzlicher Sturmwind aufwirbelt ... wohl erinnert er an Theodor Storm, nur ist er kühner und bizarrer."

Emmo las: „Es war stets das Weib, das mein Herz von dem meiner Freunde löste ..."

Und weiter las er, was der nordische Dichter oder vielmehr sein „Onkel Biesewg" über das schöne Geschlecht erbarmungslos ausspricht.

„Sehr übertrieben," erklärte Emmo Waldenburg, „die Weiblein sind im Gegentheil besser, durchschnittlich besser, als wir brutalen, starrköpfigen, despotischen Herren der Schöpfung. Hamlet sagt mit Recht: ‚Wir sind ausgemachte Schurken, Alle, Alle.'" Dabei schlang der junge Mann seinen Arm zutraulich um des Malers Schulter und fügte neckend hinzu: „Nicht so, Deodat?"

Liebreich erwiederte der Künstler den Blick des schönen, um acht Jahre jüngeren Gefährten; es lag väterliches Wohlwollen und zugleich väterlicher Stolz in der stillen Freude, mit welcher er den schwatzenden Emmo betrachtete und dem Geplauder seiner blühenden Lippen lauschte.

„Ich finde es lächerlich, ja erbärmlich, ein Weiberfeind zu sein," fuhr Emmo Waldenburg fort, „aber ebenso entschieden, wie ich mich gegen alle Misogynie erkläre, ebenso entschieden fühle ich, daß für gewisse Ausnahmenaturen (wie für uns Beide zum Beispiel!) die Ehe nicht heilsam, vielmehr ein steter Zwang, ein Joch, ein Verderben wäre!"

„Du bist zu jung," wendete Deodat ein, „um Deine Ansichten als unumstößlich hinzustellen, wie Moses die eherne Schlange aufpflanzte."

„Potz tausend," fuhr Emmo ungeduldig auf, „Du, der Du gestern jenes famose Aktenstück mit mir abfaßtest, Du, der Einsame, der Eremit, Du willst mir plötzlich ganz andere Lichter aufstecken?! Spare von vorn herein Deine Mühe ... und damit abgemacht! Natürlich werde ich Damengesellschaft aufsuchen, so lang' ich athme, aber meine Freiheit opfere ich keinem Adamsrippchen, denn eine Jede würde auf unsere Freundschaft, o Deodat, rasend eifersüchtig sein. Dich vermag ich Keiner zu opfern, nie und nimmer! Zelter schreibt irgendwo an Goethe: ‚Du, der mein Leben begrünt und bescheint' — — So schmückst Du und erwärmst Du mein Dasein ... Punktum! ... Gib mir eine frische Cigarrette ... Noch immer nachdenklich? — Ueberzeugen Dich meine Worte nicht hinlänglich?"

„Sie thun mir wohl," sagte der Maler und seine eigenthümlich tiefe Stimme zitterte leise, „wohl bis in die innerste Seele hinein. Ich weiß, daß unser Schutz- und Trutzbündniß kein oberflächliches ist! Ja wohl, Emmo, zwischen uns gilt der schöne Spruch: ‚Sei mein Freund in dreien Stücken, in Noth und Tod und hinter dem Rücken.' Eine Frau für Dich zu finden, hielte allerdings schwer, Du mein prince Charmant ... Deine Auserkorene müßte große geistige Regsamkeit besitzen, sonst würde Dich der heilige Ehestand langweilen ... Graziös müßte sie sein, kapriziös, in der Toilette Meisterin, wie Moreto's ‚Donna Diana' ... um Dich zu fesseln, dauernd zu fesseln, bedürfte es sogar einer starken Dosis Koketterie, aber einer Koketterie, welche sich einzig und allein Dir offenbart, denn Du, anscheinend weichgeschaffener, nachgiebiger Mensch, bist nicht ohne Eifersucht ... Wo finden wir dieß Wunder? In irgend einem Roman, einer spanischen Komödie —"

„Nur nicht in Wien," pflichtete Emmo bei, „überhaupt nirgends auf dieser schnöden Welt."

Und seelenvergnügt stülpte er sein ungarisches Hütchen auf die nußbraunen Locken. Dieß war das Signal zum gemeinschaftlichen Aufbruch. Deodat legte die Palette aus der Hand und ordnete vor dem Spiegel flüchtig

seinen Anzug; die sich winterlich früh neigende Sonne mahnte an die Speisestunde der beiden Junggesellen . . .

„Sitzt die Kravate leidlich?“ fragte Deodat seinen etwas stutzerhaften Pylades.

„Ganz gut . . . warum schaust Du so bedenklich aus, Deo? Ich dächte, wir wären über die Schwierigkeit, mir eine Frau ausfindig zu machen, ganz im Klaren.“

„Zugegeben . . . dennoch sagt mir eine innere, tiefgeheime Stimme: Emmo hat sich unwillkürlich die Eheschen so eingeredet . . . im Grunde ließe er sich gerne umstimmen.“

„Deo, mir wird bange, Du seiest verrückt geworden, wenigstens auf dem sicheren Wege nach dem Irrenhause!“ rief Emmo heftig.

Ganz erschrocken verkroch sich der Bernhardiner unter dem Sopha.

„Blick' in Dein eigenes Herz,“ fuhr er aufgeregt fort, „hast Du Lust, auf Freiersfüßen zu gehen? Aha, Du schauderst! Und ich sollte es riskiren? Wahrhaftig, sehr possierlich!“

„Freund, mit Deodat Werder ist's etwas Anderes,“ sprach der Künstler mit erschütterndem Accent, indem seine energischen Züge sich momentan völlig entstellten, „ich habe im Lenze meines Lebens einen solchen Zerstörungsruck erhalten, — gleich das erste Mal — Du weißt, ich rede nicht gern von jener Tragödie . . . eine exotische, wahnsinnige, sündhafte Liebe war es . . . ein tollkühnes Balanciren auf gläserner Brücke über Abgründen höllischen Feuers . . .“ Deodat's Lippen entfärbten sich und zitterten . . . kaum hörbar fügte er hinzu: „Sie stürzte hinab . . .“

Er wischte sich die hellen Tropfen von der Stirn; Emmo zog den Freund an die Brust und flüsterte tröstend: „Dafür bist Du ein berühmter Künstler geworden; sagt man doch, daß die Unsterblichkeit ihre Auserlesenen stets mit Angstschweiß und Thränen tauft! — Dein ‚Seekönig‘ war bahnbrechend für eine ganze Richtung, ‚Mohammed‘ wird die Welt in gesteigerte Ekstase versetzen. Glück auf!“

Arm in Arm verließen die guten Kameraden das Atelier und schritten über den Stephansplatz, als eben die Gaslaternen angezündet wurden.

„Du hast doch nicht vergessen, daß heute Nacht der erste Redoutenball stattfindet?“ fragte Emmo unter dem Eingang der „Stadt Frankfurt“, wo die Freunde ihr tägliches Mahl einzunehmen pflegten.

„Total vergessen,“ gestand Deodat, — „trotzdem ich das Billet in der Brusttasche bei mir trage. Weißt Du was? Schenke es irgend einem Bekannten. Für mich ist die Zumuthung, eine Maskerade zu besuchen, die tiefste Kränkung.“

„Wie Du willst, mein höchst absonderlicher Kumpan . . . Auch mir ist's eine Last, allein sie muß mit Grazie getragen werden, ich verabredete mich mit meinen Cousinen und verschiedenen hübschen Lärvchen ihrer Sippschaft.“

(Fortsetzung folgt.)

Streitfragen und Historien.

Feuilletons

von

Karl Emil Franzos.

(Nachdruck verboten.)

II.

Frühling im Winter.

Ich wohne an einem der stillsten Plätze der großen, überlauten Weltstadt. Er ist nur einige Schritte entfernt von der breiten, mächtigen Straße, wo das Leben dieses Riesenkörpers aus allen Adern zusammenströmt, daß die Wellen ewig lärmend an einander vorbeitosen. Aber hieher dringt kaum ein Laut, selten fährt ein Wagen vorbei, nicht viel häufiger schreitet ein Mensch über das Dreieck unter meinen Fenstern. Denn der stille Platz hat diese seltsame Form; die Längsseite bildet das Schiff einer Kirche, an den beiden anderen stehen altertümliche Häuser, in denen ruhige Leute wohnen: greise Kaufherren und Hofräthe, Gelehrte und Schriftsteller. Ihres Berufs oder auch nur der Bequemlichkeit wegen hausen sie gerne hier, im Herzen der Stadt, wo es zugleich so ruhig ist wie auf einem Friedhofe.

Ich habe sonst schönere Vergleiche für die Stille dieses Platzes, denn eigentlich liebe ich ihn und die Aussicht aus meinen Fenstern. Wenn so der blitzend blaue Frühlingshimmel sich darüber spannt und das Sonnenlicht breit auf dem braunen Kirchendache liegt und den grauen Häusern und den weißen Kieseln des Pflasters, dann ist es gar nicht uneben, hinauszublicken, hinauf und hinab. Dann fehlt es auch nicht an Leben und Stimmen. Auf dem Kirchendach treiben Tauben und Spatzen ihr Wesen — die schwere Menge — und ihr unablässig Flattern, Piepsen und Girren eint sich zu einem halblauten, lustigen Rauschen. Aus den weit geöffneten Fenstern guckt hier und da ein Kopf, und was gar das Pflaster unten betrifft, so wimmelt es von Menschen, wenn auch nur von ganz kleinen. Denn der sonst so stille „Schulhof“ ist der Platz, wo sich an schönen Frühlings- und Herbsttagen schier die ganze Kinderschaar der inneren Stadt Wien austobt. Vor ihren Häusern dürfen sie es nicht: da drängen hastige Menschen, denen die Kleinen im Wege wären, da rasseln die Wagen, da drohen die gestrengen Herren Schutzmänner. Aber hier ist Raum genug zu jeglicher Lustbarkeit und die Kinder sind klug und nützen die Gelegenheit.

Das ist auch an schönen, sonnigen Wintertagen nicht viel anders. Freilich sind da die Erwachsenen noch spärlicher zu erblicken als sonst, und diese Wenigen eilen hastig in die warmen Stuben oder hinaus in die Kälte. Aber die Kinder finden sich pünktlich ein und treiben ihre Spiele, und es ist kaum zu sagen, wie wesentlich der Erwerb des Glasermeisters in dem benachbarten „Pariser Gäßchen“ hiedurch gefördert wird. Dieser stattliche, wohlbeleibte Mann, welcher Matthias Engelhubinger heißt und sich einer außerordentlichen, röthlich-violetten Nase berühmen darf, pflegt auch regelmäßig, wenn er das Halloh auf dem Platze vernimmt, mit wohlwollendem Lächeln vor seinen Laden zu treten und zuzusehen, wie die Jugend sein Handwerk fördert. Denn von den unzähligen Schneebällen, welche hier täglich geformt und geworfen werden, verfehlen doch immer mehrere ihr Ziel und zerschmettern eine Scheibe in den unteren Etagen des Schulhofs. Solche Missethat hat nicht bloß das obligate Klirren zur Folge, sondern auch eine jähe Stille, welcher dann ein Getrappe von vielen kleinen Füßen folgt — die erschreckten Sünder entfliehen. Aber in diesen letzteren Ton mischt sich regelmäßig auch das Keifen einer dünnen oder das Poltern einer groben Stimme, je nachdem das geschädigte Haus von einem Hausmeister oder einer Hausmeisterin bewacht wird. Zuweilen stimmt auch der Greißler ein und der Flickschneider neben der Kirche. Nur zwei Menschen lächeln still vor sich hin und nehmen die Missethat nicht übel: Matthias Engelhubinger unten in der Thüre seines Ladens und ich hoch oben in meinem Arbeitszimmer. Denn ich wohne in der vierten Etage, habe also für meine Scheiben nichts zu fürchten und lasse mich andererseits nicht ungern an jene Tage erinnern, wo auch ich für die Glasermeister meines Heimatstädtchens eine wichtige und werthvolle Persönlichkeit gewesen. Auch ist es hübsch, zuzusehen, was einem solchen Ereigniß ferner folgt. Der Hausmeister schimpft und ballt drohend die Faust, aber in's Leere, der Platz ist wie reingefegt. Erst nach wenigen Minuten erscheint ein kleiner, muthiger Eclaireur, blinzelt mit den Aeuglein listig über den Platz hin, überzeugt sich, daß der Feind in die Winterquartiere zurückgegangen, und verschwindet, um bald mit einem auserlesenen Häuflein zurückzukehren. Das zieht die Anderen nach sich und nach einer Viertelstunde ist der Platz wieder übersät mit kleiner, lustiger Menschheit. Doch vergnügen sie sich im Bewußtsein ihrer Schuld nun in anderer Art, es wird eine Schleifbahn eingerichtet oder ein Schneemann geformt. Ja! am „Schulhof“ zu Wien kann man noch wahrhaftige Schneemänner sehen, mit Kohlenstücken als Augen und einem mächtigen Holzstab als Cigarre im Munde. Denn darin gleichen sich alle Schneemänner der Welt, daß sie insgesammt leidenschaftliche Raucher sind.

Heute ist's auch ein Tag, da Winter im Kalender steht; aber heute ist Alles, Alles anders. Ein dichter, grauer, naßkalter Nebel liegt über der Stadt, füllt Gassen und Plätze und drückt den Rauch nieder, daß das Athmen beengt ist. Kein gütiger Sonnenstrahl gleitet an den triefenden Mauern nieder, kein Licht spiegelt sich in der dünnen, schlüpfrigen Kothdecke, welche sich über das Pflaster gebreitet. Die weißen Schneehaufen von gestern sind wohl noch nicht ganz geschwunden, aber sie tragen eine schwarze Kruste. Und meine kleinen Freunde haben sich heute nicht eingefunden, der „Schulhof“ liegt todt und öde, und wenn ich so von der Höhe in diesen lautlosen, nebelerfüllten Raum hineinstarre, wird mir das Herz schwer, noch schwerer, als es bisher gewesen . . .

Ach! gerade heute hätte mir ein wenig Sonnenschein und Kinderlachen so wohl gethan! Denn das ist mir in Allem ein trüber und häßlicher Tag. Der erste Blick in die Zeitung hat mir das Blut aus den Wangen gejagt und die Hand zittern gemacht; ein lieber, ferner Freund ist mir gestorben, jäh, unvermuthet, in der Fülle der Kraft. Vor vier Wochen noch hat er mir in dieser Stube die Hand gedrückt und leuchtenden Auges gerufen: „Auf Wiedersehen im Frühling!“ Un nun muß ich immer daran denken, daß diese treuen Au en erloschen sind, und an das letzte, herzliche Wort seiner Stimme! Ach! ich fürchte, jener andere Frühling, von dem auch wir zuweilen vereint geträumt — er wird nie kommen, niemals, und ich werde dich nimmer wiedersehen, du guter Kamerad! . . .

Vielleicht liegt's an dieser düsteren Botschaft, vielleicht an dem häßlichen Tag, daß mir heute auch jener Quell des Trostes versagt, welcher mir sonst lauter und reichlich fließt — ich habe meine Arbeit wieder aufnehmen wollen, wo ich sie gestern unterbrochen, aber die Worte wollen sich nicht zusammenfügen und die Gestalten zerrinnen mir vor den Augen und zerflattern in die graue Luft. Und wie ich, mich zu ermuthigen, zurückblättere und nachlesen will, was ich noch gestern leidlich gut befunden, da scheint mir Alles kalt und fahl und ich höre wieder einmal die quälenden Stimmen mir in's Ohr zischeln: „Du ringst umsonst — und wer kein guter Dichter sein kann, sollte seine Feder zerbrechen!“

Ach! das sind böse Stimmen, und heute habe ich keinen Schutz gegen sie. Seufzend schlage ich das Heft zu und lehne mich in den Sessel zurück und mein Auge starrt in den grauen Nebelvorhang vor dem Fenster. Kleine, gähnende Dämonen, mit flachen, ausdruckslosen Gesichtlein tauchen rings um mich empor und schlingen schläfrig ihren Reigen. Aber allmälig wandeln sie sich, die Gesichtlein werden trüb und traurig, die Bewegungen drohend, ihre Kreise verengen sich und sie klettern an mir empor, sie umschleiern mein Auge, sie huschen in mein Herz, sie flüstern in mein Ohr: „Du kennst uns ja . . . du kennst die Herrin, die uns sendet . . . sie war dir lange eine treue Gefährtin und sie will's bleiben . . . du weißt wohl noch: Frau Melancholie!“

Ich weiß . . . ich weiß! . . . Aber ich kenne auch das Zauberwort, welches dich bannt, düstere Herrin! Vor dem Verstande fliehst du nicht — er ist ein Mann und muß deiner frauenhaften Logik unterliegen. Gegen dich, dunkle Fee, helfen nur andere, lichtere Zauberinnen . . .

So taucht denn ihr auf, mich zu retten, ihr holden, allzeit getreuen Freundinnen, die ihr mich nie verlassen, die ihr mich beide gleich liebt, die ihr, fern von aller Eifersucht, sogar einander herbeiruft, mich zu trösten und zu erheitern . . . Komm', liebe braune Kleine, die du für mich glühst, so oft ich es wünsche, und dann auch gehorsam erkaltest auf meinen Befehl, komm', geliebte Cigarre! Und bringe mir in deinem Gefolge die schöne, stille, milde Gefährtin — ja! komm' auch du und breite deinen Zauberschleier um mein Haupt, du — leuchtende, herzerquickende Erinnerung schöner Stunden . . .

Und wie die blauen, duftigen Wölkchen aufsteigen und der Schleier kühlend meine Stirn umweht, da bin ich kein verdüsterter Mensch mehr, der brütend in einen trostlosen Tag hineinstarrt. Ich vergesse, daß es Nebel auf der Welt gibt und jähes Sterben in jungen Jahren und quälende Zweifel an der eigenen Kraft. Denn holde, liebvertraute, fröhliche Bilder umweben mich und Frühling und Sonnenschein . . .

Durch die blauen, duftigen Wölkchen hindurch sehe ich diese Bilder, klar und deutlich . . .

Seid mir gegrüßt, ihr Tage der Kindheit!

Es ist ein Morgen im Frühling, ein echter, rechter Maimorgen — über dem Städtchen und über der Ebene leuchtet die Sonne. Es ist sonst eng und schmutzig — dieses Städtchen, das Städtchen Czorikow, und diese Ebene, die podolische Ebene, sonst grau und düster. Aber der Frühling ist ein Gnadenbringer, er gönnt auch diesem armen Gelände sein Theil von Duft und Licht und Freude . . .

Acht Uhr schlägt's vom Klosterthurm der Dominikaner. Aus dem großen weißen Hause, wo der Bezirksarzt wohnt, stolpert eilig, den Schulranzen auf dem Rücken, ein siebenjähriger Bube hervor und läuft gegen das Kloster zu. Aber er läuft nur so lange, als ihm die Mutter aus dem Fenster des ersten Stockwerks mit den Augen folgen kann. Wie er aber um die Ecke biegt, mäßigt er seinen Schritt und bleibt endlich ganz stehen. Dann wieder einige Schritte nach vorwärts, darauf erneuter Stillstand. Der kleine Mann kämpft einen schweren Kampf; ein verwegener, lasterhafter Gedanke ist ihm schon beim Frühstück aufgestiegen: er will heute, zum ersten Male in seinem Leben, die Schule schwänzen. Das hat seine guten Gründe. Der alte, dicke Pater Marcellinus hat eine schwere Hand und zum Ueberfluß noch ein scharfkantiges Lineal, und Hand und Lineal pflegen Den zu treffen, der die Aufgabe nicht bringt. Unser Sünder hat sie nicht gemacht; sein Vater hat ihm aus Lemberg gestern ein Buch mitgebracht, über dem man alle Aufgaben der Welt vergessen kann, den Robinson, und in diesem Buche hat er bis in die tiefe Nacht gelesen, wohl gar bis zehn Uhr, und jetzt hat er es wieder unter seine Schulbücher hineinpraktizirt. So steht er im harten Seelenkampfe, rechts die Pflicht, Pater Marcellin und das Lineal, links die Sünde, die Haide und der Robinson. Und rasch entschlossen wendet sich der gottverlassene Sünder nach links und eilt hinaus auf die Haide, seine liebe, liebe Haide, wo er sich am wohlsten fühlt, seinen besten Spielplatz, wo er sich nie langweilt, auch wenn er allein ist. Wie könnte er sich auch auf der Haide langweilen? Wenn er sich in das blühende Haidekraut legt und dem Wandern der Wolken über ihm zusieht und dem Treiben der Falter und Käfer um ihn, so ist das schon Unterhaltung genug. Und dann fühlt man sich auf der Haide so frei, man kann so weit, so weit blicken, besonders von jener Stelle, wo dieser weiche, scheue Bube sein Schloß erbaut hat. Es ist dieß ein kleiner Hügel und das Schloß ist ein Viereck von Feldsteinen um den Gipfel. Dorthin lenkt er auch heute seine Schritte, legt das Ränzelchen als Kopfpolster hin und liest sich mit glänzenden Augen und glühenden Wangen in die fremde Wunderwelt hinein. Vielleicht in jener Stunde ist jene unnennbare Sehnsucht nach der Ferne in sein Herz gekommen, die es noch heute erfüllt, die er nur mühsam zurückdämmen kann . . .

An die zwei Stunden mag der Knabe so gelesen haben. Die Sonne brennt heiß herab, der kleine Mann kämpft wacker mit ihr und mit der Schläfrigkeit. Endlich entsinkt das Buch seinen Händen, seine Augen schließen sich, er schläft friedlich ein. Was könnte ihm auch Böses geschehen auf der Haide?

Nur Gutes geschieht ihm. Langsamen Schrittes kommt ein Greis durch das Haidekraut gegangen, ein Säcklein auf dem Rücken, eine Fidel in der Rechten. Das ist Jacek, der Spielmann, der keine Heimat hat und unablässig umherzieht, von den Karpathen zur Grenze und dann wieder aus der Ebene in die blauen Berge. Die Leute geben ihm, was er braucht, und er spielt ihnen dafür einen Tanz oder eine alte Volksweise. Auf der Haide aber, wenn er allein ist, dann spielt er, wie der Vogel sein Lied pfeift, so, was ihm einfällt, und wer es zufällig hört, dem treten die Thränen in die Augen, so unsaglich traurig ist es. „Er klagt um seine Braut, er ist wahnsinnig," sagen die Leute und erzählen eine traurige Geschichte, wie er eines Starosten Tochter geliebt. Er lächelt, als er den Knaben so schlafen sieht. Er kennt ihn, es ist der Sohn des Mannes, der ihm in schwerer Krankheit das Leben gerettet, und hat ihm auch oft selbst einen Kreuzer gegeben aus seiner Sparbüchse. Darum zieht der Greis einen Rock aus seinem Säcklein und hängt ihn so über zwei Wachholderstauden, daß mindestens das Antlitz des Schlafenden vor der Sonne geschützt ist. Dann setzt er sich neben ihn hin und spielt eine liebliche, wehmüthige Weise, aber leise, leise, daß nicht der Knabe erwache . . .

Ich sehe die Beiden auf der Haide, ich höre den Klang von Jacek's Fidel. Aber der Ton wächst, er wird stärker

Geständniß. Nach einem Gemalde von R. Beyschlag. (S. 206.)

und stärker, Cymbel und Flöte klingen darein . . . es ist nicht mehr die wehmüthige Weise, sondern rauschende Tanzmusik, und die Haide und die Gestalten sind zerflossen und ich sehe durch die blauen, duftigen Wölkchen ein anderes Bild . . .

Seid mir gegrüßt, ihr Tage der jungen Liebe!

Ein enges Thal, von hohen Bergen eingeschlossen und düster grünem Tannenwald. Ein weißschäumendes Flußlein bahnt sich den Weg durch den Thalgrund, ärmliche Holzhütten stehen an seinen Ufern. Das ist das Dorf Schipot, und dieses Thal das Schipotthal, das fern liegt von der podolischen Haide, viele, viele Meilen fern, hoch oben in den Karpathen der Bukowina, an der Grenze Siebenbürgens.

Vor der Schenke wogt der Tanz, dunkeläugige Zigeuner spielen feurig auf, rumänische Bursche und Mädchen wiegen sich nach den Weisen der „Romana", dieses wilden, zierlichen, phantastischen Tanzes. Je ein Paar tritt aus dem Kreise und sie drehen sich und fliehen sich und haschen sich in raschem, berauschendem Rhythmus. Sie begleiten den Tanz mit Gesang, mit Worten, die sie oft selber ersinnen und die sich auch wie von selber schön, schlicht und natürlich zum Liede fügen. Die Alten aber stehen ringsum, sehen vergnügt zu und klatschen nach dem Takte in die Hände. Und noch eine große Gruppe von Zuschauern, Männer und Frauen, steht daneben, aber sie klatscht nicht in die Hände,

Bilder vom Einzug der aus dem Kriege heimkehrenden Truppen in Wien. Originalzeichnung von V. Katzler. (S. 207.)

weil das für gebildete Menschen sich nicht schickt. Das sind die Gäste aus dem nahen Badeorte Lopuschna. Sie sind nach Schipot herübergekommen, weil das Dorf so „romantesk“ ist und der Tanz so „intressirt“, wie die dicke Frau von Blaustein sagt. Und ich sehe die Frau von Blaustein und den Herrn von Blaustein, und das Ehepaar Polansky und die Frau von Teiteles mit den beiden aufgedonnerten Töchtern, und die verblühte, dreißigjährige Rosa Sauerstein mit der bösen Zunge. Und ich sehe auch den Knaben, der auf der Haide den Robinson gelesen.

Es ist freilich kein Knabe mehr. Zehn Jahre sind ja seitdem in's Land gegangen und der Pater Marcellinus ist todt und auch Jacek, der Spielmann. Der Knabe ist zum Jüngling geworden, ein stolzer, selbstbewußter Primaner Gymnasii Czernovitiensis, der sogar schon Cigarren rauchen kann, ohne Ueblichkeiten zu bekommen. Ich sehe ihn so abwärts stehen, den großen, ungeschickten Jungen, und träumerisch in das Gewühl blicken. Zuweilen aber blickt er nach seiner kleinen Nachbarin, der hübschen, lieben, sechzehnjährigen Hermine mit den schelmischen braunen Augen und dem allerliebsten Stumpfnäschen. Sie hat sich ganz zufällig abseits gestellt und er ganz zufällig neben sie. O gewiß, nur ganz zufällig! Und ich sehe in seinem siebenzehnjährigen Kopfe viele thörichte, stammelnde Gedanken, viel thörichte, wirre Reime und in seinem siebenzehnjährigen Herzen eine noch viel thörichtere, heiße, unschuldige Jugendliebe . . .

Seht! mitten unter die Bursche und Mädchen schwingt sich eine braune, zahnlose Alte. Die Anderen treten lachend zurück, die alte Aniza schwingt sich allein hin und her und singt. Sie thut's den städtischen Gästen zu Ehren und um ihre Kunst zu zeigen. Ist sie doch in allen Thälern ringsum bekannt als die gewandteste, schlagfertigste Reimfinderin; die Aniza ist eine Dichterin, eine „Improviantrice“ (Improvisatrice), wie Frau von Blaustein als gebildete Dame bemerkt. Sie macht trefflich die Honneurs des Dorfes. Zuerst singt sie allgemeine Begrüßungsworte, dann widmet sie Jedem einzeln eine Strophe. Und welch' feinen Blick sie hat, wie boshaft sie sein kann, die alte Aniza! Jede Strophe beginnt sie, wie es Art des rumänischen Volksliedes ist, mit der Anrufung irgend einer Blume, welche ihr zu der besungenen Person passend erscheint. Ach! was muß da die Frau von Blaustein erleben! — „Gelbe Frucht der Kürbispflanze“ wird sie angesungen! Und die Fräulein Teiteles — „Rothe, rothe Hagebutten!“ — „Man kann sich durch so eine ungebildete Person gar nicht ‚konsultirt‘ fühlen,“ sagt Frau von Blaustein entrüstet zu Frau von Teiteles. Und zum Schlusse wendet sich Aniza zur kleinen Hermine und sieht sie und den Herrn Primaner scharf an und singt — o, über die boshafte Alte! — :

„Weißer Kelch der Lilienblüte!
Kleine, daß dich Gott behüte!
Laß es still in's Ohr dir rauncn:
Mit den Aeuglein, mit den braunen,
Hast den Jüngling du verhext,
Doch auch deine Liebe wächst! . . .“

„Ha! ha! ha!“ lachen die Männer, „Hi! hi! hi!“ kichern die Damen. — Blutroth fahren die Sechzehnjährige und der Siebenzehnjährige nach entgegengesetzten Richtungen auseinander und gäben wohl in diesem Moment viel darum, wenn die Erde die Güte hätte, sich ein wenig zu öffnen und sie zu verschlingen. Aber die Erde ist nicht so freundlich und sie müssen den ganzen Nachmittag über noch manches spitzige und neckende Wort hören. Besonders bös macht es die dreißigjährige Rosa, die nicht müde wird, auf das „grüne“ Volk zu sticheln, „das auch schon wissen will, was Liebe heißt!“ Aber Alles in der Welt geht vorüber und so auch dieser Nachmittag. Die Dämmerung bricht herein, der Mond geht auf, langsam wandert die Gesellschaft den Bergweg durch den würzigen Tannenwald gegen Lopuschna. Frau von Blaustein klagt, sie sei sehr „fatiguant“, und ihr zulieb geht die Gesellschaft im Schneckenschritt. Aber weit voraus wandelt ein junges Paar. O, über das selige Wandern auf mondbeschienenen Waldwegen in der schönen, stillen Sommernacht! . . . Kein Ohr hat gehört, was die Beiden einander gestammelt, und ich will's euch auch heute nicht verrathen. Aber Eins darf ich sagen: er hat sie geküßt, nur einmal, scheu, schüchtern, aber er hat sie geküßt auf den süßen rothen Mund . . .

O du selige, wunderselige Sommernacht!

Wie viel Kampf, wie viel Leid, wie viel Glück ist seitdem durch dieß heiße Herz gegangen! Du bist eine stattliche, wohlbeleibte Hausfrau geworden, kleine Hermine; und drüben, zwei Stuben von der meinen entfernt, sitzt ein holdes junges Weib, mein Weib, und ich liebe sie anders und heilig und ernst — ganz anders als dich, du Traumgestalt meiner Jugend! Und doch ist es mir, da du vor mir auftauchst, als hätte sich dieser Raum mit Licht und Duft gefüllt! Jugendliebe! — wer könnte deinen Zauber kühl wägen und erklären! . . .

Ich trete an's Fenster. Noch immer liegt der Platz öde und in den Lüften schwimmt der Nebel. Und doch ist's mir, als wäre Alles düfter, nur ein Traum gewesen und das frohbewegte Fühlen meines Herzens die Wirklichkeit. Ich weiß, in Wahrheit ist das umgekehrt — ich weiß es wohl. Aber für heute will ich es nicht wissen und halte die Bilder fest, die mir den Frühling in's Herz gebracht, Frühling im Winter!

Dr. v. Lauer.

(Hiezu das Porträt S. 201.)

Der Leibarzt des Kaisers und Königs Wilhelm, Dr. v. Lauer, auf den sich die allgemeine, sorgen- und erwartungsvolle Aufmerksamkeit in noch höherem Grade als sonst gerichtet hat, seitdem das Leben und die Gesundheit des allverehrten Schirmherrn der deutschen Nation durch das fluchwürdige Attentat so schwer bedroht wurde, und den wir heute im Bilde unseren Lesern vorführen, feiert am 12. Dezember sein fünfzigjähriges Jubiläum, wenige Tage nach dem Einzug seines Kaisers in die Reichshauptstadt. Anlaß genug, um einen Blick auf sein Leben zurückzuwerfen. Lauer wurde am 10. Oktober 1808 zu Wetzlar als der Sohn eines dortigen evangelischen Predigers geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, studirte er, seiner besonderen Neigung folgend, Medizin und bereitete sich auf der Pepinière in Berlin für den militärärztlichen Beruf vor. Er erweiterte seine Kenntnisse und besonders seinen praktischen Blick durch eine zeitweilige Thätigkeit als Hülfsarzt am Hamburger Krankenhause, wurde dann Militärarzt und brachte es in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit bis zum Regimentsarzt beim Kaiser-Alexander-Gardegrenadier-Regiment. Im Jahr 1849 wurde er Leibarzt des damaligen Prinzen von Preußen und blieb der Person dieses Fürsten, der stets das höchste Vertrauen in seine Kenntnisse und seine Geschicklichkeit, sowie in seinen Charakter setzte, seit jener Zeit ohne Unterbrechung attachirt — so wurde er Leibarzt des Königs und dann des ersten deutschen Kaisers. In der militärischen Hierarchie stieg er während dieser Funktion zuerst zum Generalarzt zweiter, dann erster Klasse. Am dießjährigen Geburtstage des Kaisers erhielt er den Rang als Generalmajor, nachdem er vorher schon in den Adelsstand erhoben war. Der Grundzug seines persönlichen Charakters ist ein ganz außerordentliche Treue und Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung der übernommenen Pflichten, und unter den Pflichten seines Berufs, obgleich er eine nicht unbedeutende Privatpraxis ausübt, steht obenan die Sorge für die Erhaltung der Gesundheit des Kaisers, welcher er mit seltener und unermüdlicher Hingebung alle seine Kräfte widmet. Er wohnt in der Nähe des Palais, und an jedem Morgen ist er fast der Erste, der den schon früh aufstehenden Monarchen begrüßt und sich von seinem Gesundheitszustand überzeugt, um darnach das Verhalten des Tages mit militärischer Strenge und Pünktlichkeit zu regeln; — er kennt die körperliche Konstitution seines hohen Patienten in Folge langjährigen Studiums so genau, daß er mit mathematischer Schärfe jede Störung zu erkennen und sofort durch die geeignetsten, gewöhnlich nur in kleinen Unterstützungen der Natur bestehenden Mittel zu beseitigen weiß. Allerdings wird er in diesem seinem Streben, den Kaiser stets in der vollen Kraft für die Ausübung seines erhabenen Berufs zu erhalten, ganz besonders durch die vortreffliche Konstitution Seiner Majestät unterstützt, ebenso wie durch die strenge, regelmäßige Lebensweise des Kaisers, welcher in seiner Zeiteintheilung selten von der einmal bestimmten Ordnung abweicht. So gut aber auch die Natur Seiner Majestät sein mag, so wird man doch dem Herrn v. Lauer seinen hochverdienstvollen Antheil an der für das hohe Lebensalter des Kaisers so seltenen, blühenden Jugendfrische zuweisen müssen, welche zur Freude der ganzen Nation den allgeliebten Herrscher mit so viel Kraft, Klarheit und Geschmeidigkeit erfüllt, wie sie in seinen Lebensjahren bisher wohl kaum bei irgend Jemand gefunden ist. Dieser so sorgfältig gepflegten und bewahrten Frische und Elastizität, sowie der, freilich durch Unterstützung der ersten Autoritäten der Wissenschaft, von dem kaiserlichen Leibarzt geleiteten Behandlung während der schweren Folgen der meuchlerischen Verwundungen des hohen Herrn ist auch ohne Zweifel die eine Zeitlang kaum gehoffte vollständige Wiederherstellung Seiner Majestät zu danken, und wenn das deutsche Volk den Herrscher, in welchem es die Verkörperung seines Ruhmes, seiner Macht und seiner Einigkeit liebt und verehrt, nun bald wieder in ungebrochener Rüstigkeit in seine Residenz einziehen sieht, so darf die dankbare Erinnerung an den bescheiden zurücktretenden Leibarzt nicht vergessen werden. Wenn der große Reichskanzler den Aufbau des neuen deutschen Reiches mit weiten Blicken vorbereitete — wenn der Feldmarschall Graf Moltke und die übrigen deutschen Generale die Krieger unseres Vaterlandes zu unaufhaltsamen Siegen vorwärts führten, so stand der Dr. v. Lauer in unausgesetzter Beobachtung und Wachsamkeit neben dem Kaiser, der sich so rücksichtslos des Unbilden des Wetters und den Anstrengungen der Feldzüge aussetzte, um jede Störung seiner Gesundheit fernzuhalten oder im ersten Keim zu unterdrücken und den hohen Herrn, in dessen Kopf und Arm die Thätigkeit aller seiner berühmten und hochverdienten Diener sich vereinigt, allezeit — wie der pflichttreue Monarch im Sinne seines Ahnherrn, des großen Friedrich, sich selbst ausdrückt —: „dienstfähig und dienstüchtig“ zu erhalten.

Bei aller strengen, selbstverleugnenden Berufstreue zeichnet sich Herr v. Lauer durch eine große persönliche Liebenswürdigkeit und durch die angenehmsten Umgangsformen aus, namentlich ist seine Konversation von hinreißendem Reiz und von feinem, attischem Salz und niemals verletzendem Humor gewürzt; — er gebietet über einen unerschöpflichen Schatz von Anekdoten, durch welche er mit taktvollem Maß und immer an der rechten Stelle die Konversation belebend anregt und erheitert. Das ernste Studium seiner Wissenschaft, sein mühevoller und zeitraubender Beruf haben ihm den jugendfrischen Sinn für klassische Literatur nicht verkümmern können — er führt in einer kleinen, ausgewählten Bibliothek die alten Dichter als wohlbekannte, liebe Freunde mit sich und weiß im Gespräch den Horaz und den Homer allen Primanern zum Trotz zu zitiren. Herr v. Lauer ist verheirathet mit einer Tochter des Geheimen Kommerzienraths Ermeler, des allgemein bekannten großen Tabaksindustriellen; in dieser glücklichen Ehe wurden ihm drei Kinder geboren — der älteste Sohn starb im Jahr 1870 den Heldentod als Offizier im ersten Garderegiment zu Fuß, der zweite Sohn dient ebenfalls als Offizier in der Armee und eine Tochter ist an den Landrath und Reichstagsabgeordneten von Colmar verheirathet.

Möge es dem hochverdienten Manne, der sein segensreiches Wirken stets in bescheidenes Dunkel zurückzustellen bestrebt ist, noch lange vergönnt sein, als Beschützer und Erhalter des kostbaren Lebens seines kaiserlichen Herrn dem ganzen deutschen Volke seine pflichttreuen Dienste zu leisten und den liebevollen Dank des Vaterlandes zu verdienen.

Geständniß.

Gemälde von Rob. Beyschlag.

(Hiezu das Bild S. 204.)

Sollen wir die Geschichte erzählen, die hier vor unseren Augen spielt? Wir glauben, unsere schönen Leserinnen haben auf den ersten Blick errathen, was das anmuthige junge Mädchen von der ehrwürdigen Großmutter, deren Liebling sie ist, erbittet. Im fernen Hintergrund steht der Geliebte ihres Herzens, für den diese holden Lippen bitten, und auf dem ruhig zuhörenden Gesichte liegt schon die Gewährung der Bitte. Noch einen Augenblick und zwei Beglückte knieen vor der guten Frau und bedecken ihre Hände mit Küssen. Robert Beyschlag, dem wir dieß Bild verdanken, stammt aus dem Ries, das uns einen andern trefflichen Genremaler des Worts, Melchior Meyr, geschenkt; er machte seine Studien in München und Paris und lebt jetzt wieder in ersterer Stadt, wo er zu den Ersten seines Faches zählt.

Doré's Prachtbibel.

Der verlorene Sohn.

(Hiezu das Bild S. 208.)

Das herrliche Bibelwerk, das Doré mit seinem unerschöpflichen Griffel illustrirt, hat sich rasch den Weg in die weitesten Kreise gebahnt. Es ist wie vordem das schmucklose Buch der Bücher, so jetzt mit diesem glänzenden künstlerischen Schmuck ein Lieblingshausbuch der Familie geworden — ein Buch der Andacht, geistiger und herzlicher Erquickung, künstlerischen Genusses. Aber noch gar manche Familie kennt diesen herrlichen Schatz nicht und an diese sei unsere Mahnung beim Herannahen der Festtage gerichtet, sich mit dem Bibelbuch von Doré bekannt zu machen. Es ist ein Prachtgeschenk für den Weihnachtstisch, wie unstreitig kein zweites existirt, und ein Weihnachtsbuch, das mit der Stimmung, in der wir uns in jenen Tagen befinden, auf's Innigste harmonirt. Wir können hier nur ein Bild den Lesern vor Augen legen — möge es Veranlassung werden, daß sie sich den Genuß der Hunderte von Bildern verschaffen, die das Werk schmücken, das mit seiner übrigen prachtvollen Ausstattung ein großes harmonisches Ganze bildet und auf dem Büchermarkt immer einen ersten Rang einnehmen wird und keinem guten Hause fehlen sollte.

Notizblätter.

Literatur.

— **Die „Geflügelten Worte“ von Georg Büchmann, der Citatenschatz des deutschen Volks**, ist soeben in 11. Auflage (Berlin, Haude und Spener) erschienen. Wir möchten kaum wagen, noch etwas zum Lobe dieses Buches zu sagen, das seine Nothwendigkeit und Brauchbarkeit durch diese Zahl der Auflagen bewährt hat und, wie die Sterne vor den Citaten bekunden, wieder durch zahlreiche neue Worte bereichert worden. Freilich bleibt noch viel zu forschen und zusammenzutragen und auch unsere Blätter haben schon manchen Beitrag zur Erklärung landläufiger Phrasen und Worte geliefert. Auf diese typischen Ausdrücke, welche noch immer nicht genug gesammelt, erörtert und erklärt sind, möchten wir den Herausgeber zur Ergänzung seines trefflichen Buches hinweisen, sie würden eine würdige Aufgabe für seinen Fleiß bilden.

— **Die sehr thätige Verlagshandlung von R. Eckstein hat für** den dießjährigen Weihnachtstisch sich auch mit einer ganzen Reihe werthvoller und schön ausgestatteter Gaben betheiligt. Herz und Geist der Frauen, vor Allem junger Mädchen, will erheitern, unterhalten, erheben ein von Elise Polko herausgegebenes Taschenbuch für Deutschlands Frauen und Jungfrauen, „Vesta“. In geschmackvoller, festlicher Ausstattung erhalten wir hier Novellen, Märchen, Skizzen, Essays, Plaudereien, Aphorismen, Gedichte, Alles auf's Feinsinnigste ausgewählt, frisch, farbig, seelenvoll, Geist und Gemüth veredelnd, wie ein derartiges Werk sein soll. Geschmückt ist das Buch noch mit einer Reihe schöner Photogravüredrucke aus der Gustav-Freytag-Galerie. Ferner liegt uns aus demselben Verlag jetzt vor, schön eingebunden, der „Humoristische Hausschatz“, herausgegeben von Ernst Eckstein — der sechste Band, der Schluß dieser Serie, neu erschienen. Dieser sechste Band enthält eine vornehme, geistreich humoristische Novelle von Göthe. Eine ironisch pathetische Skizze von W. Waiblinger, eine drollig satirische Geschichte von B. Auerbach, eine drastisch humoristische, lustige Hochzeitsnovelle von Emil Cohnfeld, eine wahrhaft klassische, heitere Dorfgeschichte von H. Schaumberger und eine märchenhafte, neckische, originelle Erzählung von Roseggen. Ueberblicken wir nun die Gesammtleistung dieser Sammlung, so finden wir, daß der deutschen Nation in diesem Hausschatz ein Werk geschenkt worden ist, das an Reichthum von Geist, Witz und künstlerischem Vermögen zu den besten Sammelwerken unserer Literatur gehört und ebenso gediegen wie amüsant, so lehrreich wie unterhaltend ist. Der große Erfolg dieses Unternehmens hat die Verlagshandlung veranlaßt, eine zweite, gleichfalls auf sechs Bände berechnete Serie dieser folgen zu lassen. Es werden darin Meisterstücke Aufnahme finden von Knigge, Otto Müller, Ed. Höfer, R. Heller, Wilbrandt, Lorm, Mosen, Glasbrenner u. A. m. Derselbe Verlag bringt uns noch eine vortreffliche geschriebene Künstlergeschichte, „Virginie Dejazet“, ein Jugendabenteuer der genialen französischen Künstlerin ungemein frisch und gemüthvoll darstellend. Zwei kleine Werkchen des feinwitzigen Droz möchten wir bei dieser Aufzählung nicht vergessen, sie sind für jüngere Männer und Frauen vorzüglich zu Geschenken geeignet, weil sie ebenso pikante wie tiefgefühlte Bilder des Lebens bringen, die durch Wahrheit und Humor dauernd fesseln; die hübsch ausgestatteten Werkchen heißen „Im Ehestand“ und „Das Kind“. — Für die Kleinen ist von Wilhelm Hey's „Fabelbuch“, fünfzig Fabeln mit Bildern von Otto Speckter (Gotha, Perthes), eine hübsche Festausgabe erschienen. Die Fabeln sind bekanntlich für Kinder bis acht Jahre berechnet und gehören zu den klassischen Leistungen dieser Art. Einen etwas gereifteren Geist verlangt das „Märchenbuch für Jung und Alt“ von Friedrich Giehne (Wien, Waldheim). Der stattliche, mit buntgedruckten Deckel versehene Band bringt berühmte Märchen, wie Liliput, Münchhausen's Abenteuer, der Wasserträger von Bagdad, Rip van Winkel nach morgen- und abendländischen Quellen mit Illustrationen von E. Jacy und Anderen.

— **Wilhelm Hauff, der Besten einer, wenn von der Kunst des** Erzählens gesprochen wird, ist dem Volke, dem er so köstliche Gaben hinterlassen hat, die heute mit derselben Frische auf uns wirken, als da wir sie in den Tagen glücklichster Jugend lasen, in zahlreichen Ausgaben zugänglich geworden, und auch die Illustration hat sich seiner Werke, die dazu so reichen Anlaß bieten, bemächtigt. In großartiger Weise geschieht dieß eben jetzt durch die Buchhandlung von O. Eigendorf in Leipzig, welche eine „Wilhelm Hauff-Galerie“ veranstaltet und zwar in zwölf Photographieen nach Originalgemälden dreier Düsseldorfer Künstler, E. Bosch, Ph. Grotjohann und Max Volkhart, die von F. Bruckmann in München photographisch reproduzirt werden. Die Bilder, welche nach der vorliegenden ersten Lieferung unsern Hauff recht lebendig und innig erfaßt und zu vollem Ausdruck aller seiner Intentionen gebracht, sind in zwei Ausgaben — einer in Großfolio und einer in Kabinetformat — vervielfältigt. Sie werden den Freunden des Dichters — und wer wäre das nicht — einen willkommenen Schmuck ihrer Zimmer, ihrer Salontische, ihrer Albums bieten. Die junge Verlagshandlung hat sich durch dieß Unternehmen auf's Glänzendste eingeführt, indem sie sich um die Verherrlichung heimischer Literatur verdient gemacht.

— **Der Sohn des vielgefeierten Dichters der „Palmblätter“,** Gustav Gerok, ist in die Fußstapfen seines Vaters getreten, der durch seine geistlichen Dichtungen und Reden so vieler Herzen Trost und Aufrichtung wurde, und hat „Die Lieder im höheren Chor“, Ps. 120—134, für die Pilgerreise der Christen ausgelegt (Stuttgart, Greiner). Auf dieser Pilgerreise, die wir an der Hand des frommen, aber das Leben in allen seinen wirklichen Beziehungen geistvoll erfassenden Führers durchwandern, lernen wir solch' stärkend „Pilgerbrod“, das uns in so freundlich herzlicher Weise gereicht wird, erst wahrhaft schätzen. Der Verfasser, von echter, wahrer Frömmigkeit erfüllt, aber klaren und freien Geistes, versteht es, die Herzen zu ergreifen, und indem er überall in's volle Leben hineingreift, Vergangenheit und Gegenwart hell durchleuchtend, werden auch Solche, die der Kirche ferner stehen, das Büchlein mit voller geistiger Erhebung lesen. Es ist so recht ein Buch ernster Einkehr in sich.

— Der Verleger hat es durch eine elegante Ausstattung zu einem Geschenkbuch gestaltet.

— **Die Photographische Gesellschaft in Berlin, welche sich um** die Kunst durch die zahlreichen Vervielfältigungen hervorragender Werke der Malerei ein wesentliches Verdienst erworben, hat unter den Weihnachtsbaum zwei hübsche Kinderbücher von Friedrich Werckmeister: „Ein Stückchen Eden“ und „Die Kinderwelt“ gelegt, welche die Beachtung der Eltern verdienen. Der Künstler hat sich in das Seelenleben der Kinder, in ihr Thun und Treiben vertieft und schafft mit Lust und Liebe in dieser kleinen Welt. Die Holzschnitte sind von Bürkner's Meisterhand und die Ausstattung ist elegant und ansprechend.

— **Zu den elegantesten der eleganten Kalender gehört der** „Damenalmanach“, den die Hande & Spener'sche Buchhandlung in Berlin schon im dreizehnten Jahrgang herausgibt. Das überaus geschmackvolle Aeußere, das ihn für die feinste Damenhand empfiehlt, umschließt einen ebenso eleganten als praktischen Schreibkalender mit Notizen aller Art, eine Novellette und eine Plauderei von der Pariser Weltausstellung für Damen. — Der Klindworth'sche Verlag in Hannover hat für die Hausfrauen durch „Haushaltungsbücher“ von zweierlei Art mit den ausführlichsten Rechnungsrubriken gesorgt, die man sich selbst vorlegen lassen muß, die aber dann sicher Eingang in alle die Haushaltungen finden werden, wo man noch auf richtiges Sparen hält. — Der altbeliebte Vogl'sche „Volkskalender“ (Wien, Fromme) hat auch unter seinem neuen Redakteur, der ihn nun seit ein paar Jahren mit sicherer Hand führt, sich seine Beliebtheit erhalten, und der Herausgeber läßt es sich mit seiner Aufgabe recht ernst sein, dem Volke die beste Kost zu bieten. Er hat treffliche Erzähler um sein eigenes Talent, das sich im „Herdfeuer“ bewährte, gesammelt, die bald Ernstes, bald Heiteres zu erzählen wissen, und bringt einen kurzen, aber vollständigen, recht anschaulich geschriebenen, hübsch illustrirten Rückblick auf das vorige Jahr. Das kalendarische Material ist reichlich vertreten und das ganze Büchlein mit Bildern von gutem Holzschnitt geziert.

— **Ein in hohem Grade empfehlenswerthes Werk ist „Das kunst-** geschichtliche Musterbuch“ von Fr. Christmann (Frankfurt, Dondorf). Das Werk besteht aus 48 Tafeln vortrefflich kolorirter Abbildungen charakteristischer Muster der verschiedensten und schönsten Stylarten der Architektur, Skulptur, Malerei und hervorragender technischer Künste und Kunstgewerke mit erläuterndem Text. Das gebildete Publikum erhält hier getreue Abbildungen von Meisterstücken aus den verschiedensten Gebieten des künstlerischen Schaffens; der Kunstjünger, der emporstrebende Handwerker, die Kaufleute der mannigfaltigsten Branchen jedoch haben hier in diesem Musterbuch einen wahren Schatz für Geschmacksbildung, Anregung zu neuen Ideen und Belehrung. Der Preis des schönen Werkes ist ein billiger.

— **Durch einen lebhaften Ton und flotte Führung der Handlung** ist E. Henke's neues Lustspiel: „Aus Goethe's lustigen Tagen“ (Stuttgart, Levi) bemerkenswerth. Die Autorin, welche durch ihr Preislustspiel „Durch die Intendanz“ bekannt geworden, zeigt hier dieselben Vorzüge, welche ihr den Preis in Wien gewannen — lustige Frische und kecke Gestaltungskraft, so daß auch diese neue Leistung der jedenfalls originellen Schriftstellerin ansprechen wird.

— **Vom „Generalstabswerk“ über den Krieg von 1870—71** (Berlin, Mittler) ist nach fast einjähriger Unterbrechung wieder ein Heft erschienen, welches den wichtigen Zeitraum von Ende November bis Mitte Dezember darstellt.

— **Die Berliner Börsenzeitung führt einen lange gehegten Plan,** die Herausgabe eines Bankierbuches, aus und fordert die Interessenten auf, sie durch Angaben zu unterstützen.

— **Zwei gute Hülfsmittel, um sich in der Literatur einzelner** Zweige zu orientiren sind: Klöpper's „Verzeichniß gediegener Unterhaltungsliteratur“ (Rostock, Werther). Das erste Heft bringt die Literatur für Mädchen. Der „Lehrmittel- und Bücherkatalog“ der Buchhandlung von Winkler in Brünn umfaßt alle Wissenszweige und bildet eine gute Ergänzung zu dem kürzlich von uns empfohlenen Othmer'schen Katalog der Literatur.

Bildende Künste.

— **Für das Anastasius Grün-Denkmal sind drei Konkurs-**entwürfe eingelangt und zwar von Lacher in Graz, J. Haag in Wien und von K. Hackstock in Steyermark.

— **Die Berliner Medaillenmünze von L. Ostermann, vormals** G. Loos, hat auf die Enthüllung des Denkmals Friedrich Wilhelm III. in Köln eine Denkmünze angefertigt, die zu dem Schönsten gehört, was wir auf diesem Gebiete gesehen haben. Sie ist vom Verwaltungsausschuß des Denkmals gestiftet und zeigt auf der einen Seite das Denkmal, auf der andern das Doppelbildniß des Kaiserpaars, modellirt und geschnitten von dem k. Hofmedailleur Kullrich, ein wahres Meisterstück. Die Medaillen sind jetzt käuflich in Silber zu 30, in Bronze zu 6 Mark.

Musik.

— **In Weimar fand am 14. November zum hundertjährigen Ge-**burtstag Hummel's eine Gedenkfeier auf dem Grabe des berühmten Komponisten und Klavierspielers statt, welche die großh. Generalintendanz veranstaltete. Abends ein Konzert im Theater, in welchem nur Hummel'sche Kompositionen gespielt wurden.

— **Dem Komponisten Felicien David wird ein Denkmal** in Paris errichtet, dessen Kosten bereits aufgebracht sind.

Bühne.

— **Der Generalintendant des Münchener Hoftheaters, Freiherr** v. Perfall, gibt bekannt, daß die dieser Hofbühne überreichten Konkurrenzstücke erst Anfangs März 1879 prämiirt und im Oktober des nächsten Jahres zur Aufführung kommen werden.

— **Das Hamburger Stadttheater hat, wie jüngst das Münchener** Hoftheater, die Hauptdramen Schiller's in ununterbrochener Reihe gegeben. Der Erfolg war ein großartiger und man sieht, daß das Publikum trotz Allem noch nicht so abgestumpft ist, um nicht für eine größere Kunstaufgabe die richtige Empfänglichkeit zu haben. Der Cyklus wurde mit dem Schauspiel „Wilhelm Tell“ beschlossen, an das sich ein sehr effektvoll arrangirtes Tableau, in dem sämmtliche Hauptgestalten der Schiller'schen Dramen zur Verherrlichung kamen, anreihte. Sowohl künstlerisch als pekuniär hatten die 10 Vorstellungen im Cyklus die kühnsten Erwartungen übertroffen. Der Andrang des kunstsinnigen Publikums war so enorm, daß für alle Vorstellungen die Orchesterräume den Zuhörern überlassen werden mußten.

— **Das Stadttheater in Wien brachte in kurzer Zeit drei Stücke** des preisgekrönten Dichters Adolf Wilbrandt. Das neueste heißt „Natalie“. Der Vorwurf des Stückes ist folgender: Natalie ist die Tochter eines ruinirten Barons und soll zur finanziellen Rettung ihres Vaters eine gute Partie machen. Im Augenblicke, da ihre Verlobung mit dem reichen Baron Spielberg fast zur Thatsache geworden, entdeckt sie in einem alten Schranke einen verdächtigen Brief desselben Barons an ihre verstorbene Mutter. Diese hat einst mit dem zukünftigen Bräutigam ihrer Tochter Umgang gepflogen, die Tochter liest davon, ihr schaudert vor der Heirath und aus derselben wird nichts. Die Baronesse liebt im Stillen einen gewissen Paul Falke, und nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten werden Paul und Natalie endlich ein Paar. Der Dichter wurde zweimal gerufen.

— **Lecocq's „Kleiner Herzog“ hat am Friedrich-Wilhelmstädtischen** Theater in Berlin bei seiner ersten Aufführung einen brillanten Erfolg gehabt. Man betont, daß der „Kleine Herzog“ sich zwar nicht mit der „Angot“, was die Musik betreffe, messen könne, doch immer noch ein großes Kontingent ansprechender Melodieen stelle. Der Dekoration ist dagegen zu voller Entfaltung ihrer Kunst reichlichste Gelegenheit geboten.

— **„Mein Leopold“ von L'Arronge ist jetzt in 14 Sprachen** übersetzt und kommt nunmehr auch in Frankreich, das sich unserer dramatischen Literatur gegenüber noch immer sehr spröde erweist, während wir sogar Adressen an Augier erlassen, zur Aufführung.

— **Lecocq, der Komponist so vieler amüsanter Operetten, hat** im Pariser Renaissancetheater einen neuen Triumph davongetragen, und alle Welt wird seine „Camargo“, Operette in drei Akten, Text von Lecterrier und Vanloo, sehen und hören wollen. Camargo ist eine gefeierte Tänzerin der Pariser Oper in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und in unserem Singspiele die Heldin eines Liebesromans mit dem Räuberhauptmanne Mandrin, dessen Name im Volksmunde fortlebt wie jener der Ballerina in der Kunstgeschichte. Mandrin, eine Art von Fra Diavolo, hat sich unter dem Namen eines Kavaliers von Valjoly in das Tänzerinnenfoyer der großen Oper eingeschlichen, macht dort Camargo den Hof und verehrt ihr ein Diamantenhalsband, welches ihm die Leute von seiner Bande eben als gute Beute überbracht hatten. Leider war das Halsband niemand Anderem als der Camargo selbst entwendet worden, die auch sogleich ihr Eigenthum wiedererkennt und Lärm schlägt. Man schließt alle Thüren, und Mandrin wäre verloren, wenn nicht eine Kreolin, die Prinzessin von St. Domingo, die einst ebenfalls von Mandrin ausgeplündert wurde und sich bei dieser Gelegenheit in den galanten Räuber sterblich verliebt hatte, im rechten Augenblicke dazwischen träte und in ihrer Leidenschaft so weit ginge, eine förmliche Liquidation aller Mandrin'schen Schulden, d. i. die Ablösung aller seiner Opfer, zu unternehmen. Im nächsten Akte sehen wir sie den Räuber in seinem Schlupfwinkel aufsuchen und, den schönsten Lohn erhoffend, ihm die regelrechten Quittungen aller Beschädigten überreichen; Mandrin ist aber von dieser Ueberraschung nichts weniger als gerührt: er hat eben Camargo, welche im Postwagen des Weges ziehen soll, auflauern lassen, entledigt sich der lästigen Kreolin und trifft alle Vorkehrungen, Camargo wiederum als Edelmann auf seinem Gute festlich zu empfangen. Die ganze Bande hat sich zu diesem Behufe verkleidet, und Camargo geht arglos auf die Mystifikation ein, als plötzlich mitten in die Lustbarkeit wie eine Bombe der Marquis Pontcalé fällt, ein Gönner der Tänzerin und die rechte Hand des Polizeilieutenants von Paris. Auch hier gelingt es Mandrin, den Marquis auszuhorchen und es so einzurichten, daß dieser zuletzt an seiner Statt von den Häschern als der gefürchtete Räuberhauptmann abgeführt wird. Das letzte Stückchen des volksthümlichen Gauners ist dann noch, daß er in Paris als Spion in die Dienste des Marquis Pontcalé tritt und in dem Jardin Mabille jener Zeit bei Ramponneau sein Wesen treibt, noch immer der angebeteten Tänzerin nachstellend; diese erkennt ihn in dem Augenblicke, da er sie entführen will, läßt ihn aber in ihrer Gutmüthigkeit entwischen, so daß die Handlung zwar einen Anfang, aber eigentlich kein Ende hat, um ganz beiseite zu lassen, daß Mandrin nach der Geschichte von der Behörde ergriffen und sehr prosaisch aufgeknüpft worden ist. Für eine Operette ist der lose Stoff munter und unterhaltend genug; die Musik steht an ursprünglicher Erfindung hinter den früheren Arbeiten Lecocq's zurück, bietet aber immer noch eine Fülle der ansprechendsten Motive, denen man ihre künftige Popularität sozusagen schon im Voraus anhört.

— **Augier's „Fourchambault“ erlebte eben die hundertste Vor-**stellung in Paris. Im Buchhandel hat das Stück bereits 16 Auflagen. Die Wiener Aufführung im Stadttheater machte enormes Glück.

Kultur und Wissenschaft.

— **Im Sommer kommenden Jahres findet in Moskau eine all-**gemeine anthropologische Ausstellung mit einem Anthropologentag statt.

— **Am 24. Januar d. J., als Karl v. Holtei seinen achtzigsten** Geburtstag feierte, wurden Sammlungen zu einer Holteistiftung angeregt. Dieselben haben jetzt im Ganzen 12,115 M. erbracht. Die Zinsen werden zur Unterstützung von gealterten Schriftstellern verwendet. Uebereinstimmend mit dem Wunsche des Jubilars hat das Komite nun 12,000 M. der deutschen Schillerstiftung übergeben, welche ihrerseits diesen Betrag als besondere Holteistiftung zu verwalten hat. 115 M. zuzüglich 1600 M., die aus Mexiko an den greisen Schriftsteller gesandt worden, sind dem Kloster der barmherzigen Brüder in Breslau, in deren Pflege und Obhut der Greis sich befindet, überantwortet worden.

— **Die Anhänger des Krause'schen Systems wollen an seinem** hundertjährigen Geburtstag — 7. Mai 1881 — ein Fest veranstalten, bei dem man zahlreiche Betheiligung erwartet.

Erfindungen.

— **„Neues magisches Zeichneninstrument“ nennt sich ein Apparat,** erfunden von dem auf diesem Gebiete mehrfach thätigen Fabrikanten A. Henry in Bonn, der das Zeichnen nach der Natur sehr vereinfacht und erleichtert. Ein Gestell enthält verstellbaren Spiegel, Linse und einen festen Boden mit dem Zeichnenpapier; ein Umwurf hüllt letzteren in Dunkelheit, doch so, daß das Auge und die zeichnende Hand Platz finden. — Der Zeichner, den leichten Apparat vor's Gesicht haltend, kehrt dem Gegenstand der Aufnahme den Rücken zu und entdeckt nun auf dem dunklen Boden ein verkleinertes, scharfes Lichtbild in den natürlichen Farben, das er mit Stift oder Pinsel festhält. — Das Instrument (Preis 15 Mark), in der Größe einer Briefmappe, ist in einigen Minuten auf- und abgeschlagen, kann also ohne Belästigung mitgeführt werden; es wird Fachleuten wie Dilettanten im Zeichnen und Malen bald ein unentbehrlicher Begleiter werden.

— **Das kaiserliche Reichspatentamt hat dem Dr. Ackermann in** Sagan für eine von ihm erfundene Flugmaschine ein Patent ertheilt. Als Haupttheil dieser Flugmaschine wird ein eigenthümlich gestalteter Ballon bezeichnet, der mit Leuchtgas gefüllt und durch den Passagier durch flügelartige Bewegungen beliebig zum Aufsteigen in mäßig hohe Luftschichten gebracht und durch einen besondern Steuerapparat dirigirt werden soll, der eine gewisse Beweglichkeit und Wendungen ermöglicht.

Handel, Industrie und Verkehr.

— **In Berlin hat sich ein Verein zur Förderung der Handels-**freiheit gebildet, in dessen Ausschuß 14 Reichstagsmitglieder gewählt wurden.

— **Unter dem Titel: „Deutsche Gewerbeschau“ wird eine alle** vierzehn Tage erscheinende Zeitschrift, redigirt von A. Krebs, als Centralorgan für die gewerblichen und industriellen Interessen Deutschlands künftig in Mühlhausen in Thüringen erscheinen.

— **Die Bevollmächtigten Belgiens, Italiens, Frankreichs, Grie-**chenlands und der Schweiz haben in Paris eine Münzkonvention unterzeichnet, in welcher der Münzverband aufrecht erhalten, aber in der durch die Umstände gebotenen Weise umgeändert wird.

— **Von Kiel wird eine Bahn über Eckernförde nach Flensburg** gebaut.

— **Vom 1. Januar tritt mit England ein Telegraphentarif in** Wirksamkeit, nach welchem das Wort 30 Pfg. kostet, ohne Zuschlag einer Grundtaxe und ohne Unterschied des Abgangs- und Bestimmungsorts.

— **Der langbesprochene Schiffskanal, der die Chesapeak-Bai mit** der Delaware-Bai verbinden soll und den Wasserweg von Baltimore nach New-York und Europa um 225 Meilen abkürzt, hat Aussicht, ausgeführt zu werden. Der Kanal wird 17 Meilen lang werden und die Kosten sind auf 4 Millionen Dollars veranschlagt. Die Beförderer des Projekts geben an, daß der Handel von Baltimore durch den Kanalzoll von 25 Cents per Ton jährlich 600,000 Dollars gewinnen würde. Der Kanal wird im Sassafrasthale laufen und keine Schleusen haben.

Natur.

— **Der italienische Reisende Odoardo Beccari hat am indischen** Archipel eine Aroidee von dem Genus Amorphophallus entdeckt, deren Blüte an Größe die Victoria regia noch weit übertrifft. Die trichterförmige Blume hat 80 bis 85 Centimeter Durchmesser bei einer Höhe von 1 Meter 72 Centimeter, also bei nahezu einer Klafter Höhe, gegen drei Schuh im Durchmesser und würde mithin eine gewöhnliche Zimmerthüre beinahe ausfüllen. Beccari nannte die Pflanze «Titan.um».

Haus- und Landwirthschaft.

— **Die für das nächste Jahr in London geplante große land-**wirthschaftliche Ausstellung befindet sich auf gutem Wege. Die im Mansion-House eingelaufenen Gelder machen bereits 7000 Pfd. St. aus. An Preisen sind unter Anderem bestimmt: 2530 Pfd St. für englische, 700 für ausländische Pferde; 3255 Pfd. St. für englische, 1880 für ausländische Rinder; 285 Pfd. St. für englischen, 150 für fremden Käse.

Militär und Marine.

— **Am 8. November wurden auf der Werft zu Gaarden die** Korvette „Blücher“, am 9. November auf der Stettiner Schiffswerft die Panzerkorvette „Württemberg“ vom Stapel gelassen. Letztere ist dazu bestimmt, den heimischen Strand zu schützen.

— **Die Versuche mit dem Telephon, welche bei den hessischen** Manövern angestellt wurden, haben kein günstiges Resultat abgegeben, so daß man von der Verwendung der Erfindung für militärische Zwecke Abstand genommen.

— **Die neuen Forts um Köln sind jetzt sämmtlich fertig und** bald werden auch die Befestigungswerke auf dem rechten Rheinufer vollendet sein.

— **Auf einzelnen Punkten der Festungsenceinte von Straßburg** werden drehbare Panzerthürme aufgestellt.

— **In Woolwich waren schon seit einiger Zeit Versuche zur** Verwendung von Luftballons zu Kriegszwecken angestellt worden. Neuerdings ist es den mit diesen Versuchen betrauten Offizieren gelungen, ein Verfahren ausfindig zu machen, mittelst dessen die zu einem Aufstieg nöthige Menge Wasserstoffgas binnen wenigen Stunden auf dem Felde bereitet werden kann. Zur Erzeugung werden Eisenfeilspäne und Wasserdampf verwendet.

Denkmäler.

— **Zur Errichtung eines Denkmals für den großen Humoristen** Franz Rabelais, das Vorbild unseres deutschen Fischart, in seiner Heimat Chinon in der Touraine ist in Paris ein Komite zusammengetreten, das eine Nationalsubskription eröffnen wird.

Gestorben.

— Nikolaus Chanykoff, bekannter Orientforscher, in Rambouillet bei Paris, am 3. November.

— Henry S. King, Bankier und Verlagsbuchhändler, in London.

— Graf Adalbert von der Recke-Vollmerstein, Begründer mehrerer Rettungsanstalten (Overdyk, Düsselthal), am 10. November, in Kreschnitz, 87 Jahre alt.

— Dr. med. Reimann, Geheimer Hofrath, vormals Leibarzt der Großfürstin Maria Pawlowna, Großherzogin von Sachsen, 77 Jahre alt, am 12. November.

— Oberstlieutenant v. Scherff, Kommandant des 45. Infanterieregiments, bekannter Militärschriftsteller, in Metz, Mitte November.

— Joseph Moshammer, pädagogischer und belletristischer Schriftsteller, in Wien, 78 Jahre alt, am 15. November.

— Manuel Pardo, vormaliger Präsident von Peru (1872—76), in Lima, Mitte November.

— Gustav Wolff, Publizist, vormals Redakteur der Rhein. Zeitung, in Köln, 60 Jahre alt, am 17. November.

— Aart Admiraal, politischer Schriftsteller, im Haag, am 20. November.

— Isfordink v. Kösling, Legationsrath, bekannter Publizist, Herausgeber des Wessenberg'schen Briefwechsels, in Wien, am 23. November, 60 Jahre alt.

— Dr. Eugen v. Gorup-Besanez, Professor der Chemie an der Universität Erlangen, 62 Jahre alt, am 24. November.

— Baron de St. Paul, Deputirter und Senator unter dem Kaiserreich, am 26. November, in Paris.

— A. E. Brachvogel, Romanschriftsteller, 54 Jahre alt, in Berlin, am 28. November.

Einzug der aus dem Kriege heimkehrenden Truppen in Wien.

(Hiezu das Bild S. 205.)

Einen Tag des Festjubels wie den Sonntag den 17. November hat Wien lange nicht gesehen. Es galt der tapfern Armee, welche alle Noth, Leiden und Todesgefahren ertragen, eine Art Dankesschuld freudig zu bezeugen. Da frug man nicht nach dem Kronlande, woher die Truppen stammen; da hieß es: sie kommen aus dem Kriege, in welchem sie gesiegt; und obschon das Regiment „Molinary“ aus dem tiefen Ungarn, wurde es im Gesammt und wurde der einzelne Mann empfangen, als hätte jeder Wiener einen alten Bekannten endlich wieder zu begrüßen! Schon gegen Mittag wogte die Menge auf den Straßen, daß die Wagen nur sehr schwer vorwärts kommen konnten, und endlich verdichteten sich die Menschenmassen so stark, daß alles Fahren aufhören mußte. Und die Truppen kamen erst um 4 Uhr in das Innere der Stadt, es wurde 5 Uhr, bis sie zur Kaserne der Alserstraße gelangten, und die Menschenmenge nahm nicht ab, harrte aus und wuchs stetig bis zum Erdrücken!

Es war kein Fest angeordnet, aber als der Morgen des Sonntags leuchtete, da sah man entlang ungeheurer Straßenzüge

Fahnen aushangen und befestigen. Festons winden, Tribunen aufschlagen, Kränze und Blumen an einzelnen Stellen in Massen häufen, da ein „Willkommen!“ glänzen, dort ein „Hoch die Tapferen!“ aus Blumen oder Schrift gebildet, kurz, was zur Verschönerung und zum freudigen Begrüßen geschehen konnte, wurde gethan. Und als die Truppen einrückten, war's ein Schreien, Jubeln, Blumen- und Kranzewerfen, daß den im Kriege hartgewordenen Soldaten, den Alten wie den Jungen, die Thränen in den Augen standen oder gar helle von den dunklen Backen liefen. Kinder, Greise, Frauen drängten, kletterten auf Leitern, Bäume, um ihre Blumenspenden oder Handedrucke und Tücherschwenkungen los zu werden.

Doch zuvor und zu allererst wurden die herankommenden Truppen von den Staats- und Stadtwürdenträgern auf dem Südbahnhof empfangen. Der Statthalter Freiherr v. Conrad-Eybesfeld und der Bürgermeister Dr. Newald hielten Ansprachen, der Oberst des Regiments erwiederte, der Landeskommandirende und der Platzkommandant waren anwesend, es harrte die ganze in Wien befindliche Generalität, den Feldmarschall Erzherzog Albrecht an der Spitze.

Als die Truppen auswaggonirt und aufgestellt waren, als

Aus der Prachtbibel, mit Illustrationen von G. Doré. **Der verlorene Sohn in den Armen seines Vaters.** Lukas 15, 20. (S. 206.)

die Fahne sich zeigte, da nahten auch Damen, um sie mit Lorbeer- und Blumenkränzen zu schmücken. Vereine und Korporationen hatten reiche Bänder geschickt, der Fahnenträger erhielt unter dem Jubel der Anwesenden ein wahre Last von solchen.

Dann wurden die Mannschaft und die Offiziere an verschiedene Tafeln zum Speisen geladen; der Bürgermeister konnte dieß aus reichlich gebotenen Privatspenden leisten.

Nachdem die Truppen, welche lange genug Entbehrungen ertragen, sich auch von der letzten Reise gestärkt hatten, begann der eigentliche Einzug in Wien.

Von dem Augenblicke ab, als der Truppenkörper aus den Räumen des Bahnhofs erschien, war es ein Triumphzug in vollster Bedeutung des Wortes. Die Offiziere waren von Kränzen förmlich bedeckt, ihre Hände konnten die Bouquets nicht fassen; die Mannschaft hatte um Haupt, Schultern, Arme und Gewehre Kränze und Blumen, — Tausende schrieen bei jedem Schritte mit neuem Jubel auf, von allen geschmückten Fenstern und Balkons, Leitern, Gerüsten, Bäumen, Dächern und selbst Thürmen flogen Blumenspenden. An der Elisabethbrücke fand ein so reichliches Blumenstreuen statt, daß förmlich ein weicher und weithin und nachhaltig duftender Teppich entstand. So sorgte Wien — das heißt sorgten die Wiener, unabhängig von einander und selbstständig, für die vom Kriegsschauplatz als Sieger heimkehrenden Truppen. **A. S.**

Dichterstimmen aus der Gegenwart

gesammelt von

Friedrich Bodenstedt.

Stoßseufzer. Von Otto Roquette.

So verfolgt mich denn auf ewig
Dieser tolle Klimperdämon?
Ueber mir vollführt das Fräulein
Auf den Tasten ihre Wirthschaft;
Unter mir, in Kränkeltönen,
Kinderübungsprügeljammer;
Gegenüber gar der Leutnant –
Heil'ge Musen! — Fern und nah
Ein verrücktes Trommeldröhnen
Auf des Hauses Lieblingsmöbel!
Bei den Einen wilde Lärmwuth,
Bei den Andern Zeitvertrödlung,
Bei den Meisten rücksichtslose
Stumpfheit und Gedankenmord!

Ach, wie ist die Zeit verwandelt!
Früher, wie die Väter sagen,
Hörte man in Mitternächten
Nur die schwärmerische Flöte.
Ein bescheidnes Instrument,
Nur ein Ton aus dem Orchester!
Aber heut muß über Massen
Jeder Einzle kommandiren,
Und mit athemloser Arbeit
Greift und packt er, was an Tönen
Händevoll er kriegen kann,
Um in ungeheurem Schwärmen
Rasend um sich her zu schleudern
Sein verzweifeltes Gefühl!

Schicksal, gib uns armen Eulen,
Die wir deutsche Dichter heißen,
Schaffensruh' und Stille brauchen:
Gib uns Thürme, gib uns Bäume,
Bergeshöh'n und Einsamkeiten,
Oder schlag' uns gleich mit Taubheit!
Denn die Häuser baut man nur noch,
Um Klaviere drein zu stellen;
Und die Leute wohnen nur noch
Drinnen, um darauf zu lärmen;
Und sie lärmen nur und klappern,
Weil sie nichts zu denken haben.
Ach, ich wünschte mir ein eignes
Instrument, wo jeder Ton
Wär' ein Kniff, ein Nasenstüber,
Fußtritt, Peitschenhieb, Karbatsche —
Ha! wie himmlisch musikalisch
Wollt' ich selber dann noch werden
Für die liebe Nachbarschaft!

Spätlicht. Von R. Elze.

Nun schließt des Tages Auge sich
Und das Gebirge taucht in Schatten,
Der Abendröthe Glanz entwich
Ringsum von Felsen, Wald und Matten.

Da fliegt empor ein letzter Strahl
Und trifft an dunkeln Bergesspitzen
Die Matte, die in's tiefe Thal
Nun leuchtet mit smaragd'nem Blitzen,

Wie wenn empor die Flammen sprühn
Zum Scheidegruß vor dem Ersterben;
Schau' hin! schon ist sie im Verglühn,
Nun mag die Nacht die Herrschaft erben.

Ach! so wird in des Herzens Welt
Von letzten Spätlichts gold'nem Schimmer
Manch' zaubrisch grünes Land erhellt,
Eh' es in Nacht versinkt auf immer.

Der Schädel.

Ein modernder Schädel am Tigrisstrand
Sprach also zum Pilger, der vor ihm stand:
„Mensch, mich umflimmerte fürstlicher Schein,
Ein Thron und die Krone der Herrschaft war mein.
Vom Glücke getragen, von Siegen umbraust,
Bezwang ich Irák[1], mit gewaffneter Faust;
German[1]) auch zu zwingen mich trieb die Begier,
Da nagten urplötzlich die Würmer an mir.
Du sterblicher Schwelger, erschließe Dein Ohr,
Und Weisheit erlerne von Todten, o Thor!"

[1] Persische Provinzen

Aus dem nachstarken Saadi's vom Freiherrn von Schlechta Wssehrd.

X. A. v. R. Brendamour. L. Scheuren.

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Nach Ablauf der ersten beiden Monate hatte das neue Jahr mit einem Vorfrühling begonnen, wie der Norden Deutschlands sich eines ähnlichen im Gang der fast vollendeten ersten Hälfte des Jahrhunderts kaum erinnerte. Der Märzhimmel entsagte seinen alteingebürgerten Launen, legte das blaue Gewand des göttlichen Sohnes der Maja an und vertrauensvoll-ungestüm, drängend, jubelnd, leuchtend warf sich das Leben ihm an die goldene Brust. Das unscheinbar webende und das farbenfreudige, das laute und das stille Leben. Es wirkte den grünen Teppich der Saatfelder und Wiesen, daß staunend das Auge am Morgen die Arbeit der Nacht überflog. Geisterhände schienen an ihrem Fortschritt geschafft zu haben, aus den gestern erst hervorgeschlüpften Blättern hoben sich zarte Stiele und schaukelten feine Knospen wie Elfenköpfchen mit noch traumhaft geschlossenen Lidern im linden Frühhauch. Doch lächelnd über ihnen allen in Licht und Luft stand der erklärende, einfach-große Wahlspruch des Lenzes: Viribus unitis! Aus den höchsten Wipfeln schlugen ihn die Amseln, der Buchfink schmetterte ihn im Geheg, und auch mit vereinten Kräften trugen Männchen und Weibchen Halm und Halt zum Nestbau zusammen. Früher als sonst heimgekehrt, schlüpften Rothbrüstchen und Grasmücke durch die grünüberschimmerten Gartensträucher, der Storch kreiste weitklafternden, segelnden Flügelschlags um die Strohdächer von Ellernbrook. Unter diesen aber standen die Fenster, die Thüren geöffnet wie in Hochsommerzeit; der Ofen war das einzig Erkaltete, Unfruchtbare, Gemiedene im großen lachenden Triumphzuge des Frühlings. Denen aber, die in ihn hinaustraten, wob er einen Rausch um die Stirn, ein namenloses Etwas von Erdgeruch und Veilchenduft, von Klang und Glanz und Wärme, ein halb verstandenes Geheimniß für die Sinne, gleichmäßig für das Glück und für den Gram, daß Beide in gleicher süßvergessener Trunkenheit dahinschritten, als würden sie körperlos von der weichen Luft fortgetragen. Irgendwohin, in duftige Weite, vom räthselvollen Born, aus dem ihre Lippen athmeten, verzaubert; in die Sonnenahnung hinaus die junge Stirn, in die Erinnerung zurück das alte Herz.

Die Erinnerung — ja, der Pflug wirft sie auf, der im Abendlicht eines Märztags noch langsam mit blinkendem Eisen über die Stoppeln des Vorjahrs dahinzieht. Aus jeder dunkel umsinkenden Scholle duftet sie herauf, sie schwebt aus der Dämmerung hernieder, die segelnde Schwalbe trägt sie am Auge vorbei. Aber geheimnißvoll-mächtiger kehrt sie nirgends aus ihrem Zauberschlaf, als wo die blaue Frühlingswelle des Meeres sie auf den weißen Vorstrand rauscht und murmelt, der Seewind sie summend daherbringt und der Schatten der lachenden Seeschwalbe über den Sand jagt. Wenn das Wiederbild der Sonne spiegelnd aus der unendlichen Fläche wie von tiefem Grunde heraufkommt, als ob es drunten alt versunkene Wunder geschaut und für eine flüchtige Stunde mit sich zurückgebracht, wie sie geprangt, ehe Zeitenfluten und Meeresschlamm sie überdeckt. Dann irrt wohl ein Strahl des tausendfältig gebrochenen, suchenden Lichtes auch in eine düstere Abseite, eine Winkelkammer, drin das Gerümpel, der Abhub der Tage zur Ruhe gestellt worden, die lange kein Schimmer mehr erhellt, und wunderlich, grell und fast gespenstisch-blendend blitzt der flüchtige Gast über den Staub und Moder lebloser Vergangenheit hin.

Auch die eisbefreiten, plätschernden Wellchen des Erlenbachs sangen und summten eine silberne Kinderstimme des großen Frühlingschors, und aus dem dürren Rahmen, mit dem heut das laublose Gezweig des wilden Weins die Fensteröffnung der Wassermühle zu Malchow umrankte, neigte sich lauschend das Gesicht des Freifräuleins Hertha von Malchow auf die feucht unter ihr aufsprühenden und glitzernden Funken des Rades hinaus. Sie hatte schon lange unbeweglich wie ein Bild in dem Rahmen dagesessen, nun nickte zum ersten Mal ihr Kopf, als sei eine Frage an sie gestellt, die sie schweigend bejahe, und sie stand von ihrem Sitz auf. Hierhin und dorthin im Zimmer tretend, ordnete sie mehrere zerstreut umher liegende Gegenstände zusammen, begoß einige, der Blüte nahe gebrachte Geranien mit frischem Wasser und brach sorgsam die gelbwelkenden Blätter am Stamm derselben fort. Dann schloß sie ein Schubfach auf, nahm den alten Pergamentband mit der theils gedruckten, theils handschriftlichen Chronik des Malchow'schen Geschlechts, aus der Elsabe Kyritz ihr im Herbst vorlesen gemußt, hervor und schritt mit dem Quartbuch die Treppe ihres eigenthümlichen Aufenthaltsortes hinunter.

Sie ging dem alten Schloßgebäude zu, mit leicht vorgesenktem Kopf, gleichmäßig ausschreitenden Fußes. Doch wo das begleitende Weidengebüsch ihr zur Linken aufhörte, frei und lang hingestreckt die Welle unter ihr heranrollte, hielt sie plötzlich inne, als ob ein Ruf ihr die Stirn gedreht. Hatte der Wind ihr etwas geraunt, die jagende Seeschwalbe ihr Ohr mit einer Botschaft getroffen? Sie setzte sich auf die dürre Tangbrüstung in den Sand und sah auf's Meer hinaus.

Wie es auf den Strand murmelte, plätscherte, rieselte und rauschte! Ein Chor von unzähligen Stimmen, und doch vermochte der Hörer die eine, auf die er horchte, herauszuerkennen, sie zu verfolgen, zu halten, wie sie anschwoll, verklang und zurückkam. Eine alte Stimme aus der versunkenen Welt, über der die spiegelnde Sonne funkelte.

Wie feuchten Staub trug der Wind den Wellenschaum dann und wann mit leisem Anhauch bis vor die Füße der Lauschenden herüber. Hob er ihn noch höher, auch bis an ihre Augen hinan, daß er den andern, den dürren Staub daraus fortlöschte, der sich über den Schimmer derselben gelegt? Groß und regungslos, wie immer, sah der Blick Hertha's von Malchow vor sich hinaus, aber unter der grauen, glanzlosen Decke stieg langsam ein Licht herauf und ging suchend in die Weite.

Eine geraume Zeit, dann erhob sie sich mit plötzlicher Schnelligkeit und setzte ihren unterbrochenen Weg fast laufend fort. Sie erreichte das Schloß, das einsam in der Sonnenstille der zweiten Nachmittagsstunde lag, und betrat dasselbe durch die nämliche Seitenthür, die ihr den Zugang vermittelt hatte, als sie im Herbst Elsabe Kyritz schlafend am Dünenhang gefunden. Aber wie sie die Treppe hinanstieg, durch die lautlosen Gemächer hinwanderte, zeigte ihr Gesicht einen andern Ausdruck als damals. Er war nicht starr-gleichgültig und fremd, es lag etwas Schreckhaftes darin, als höre, sehe sie Dinge um sich her, bange vor dem eigenen Ohr und Auge, und die Lider fest schließend, eilte sie athemlos durch die Säle, von deren Wänden der Ton ihrer Füße zurückhallte, immer hastiger bis in das Schlafgemach, das unverändert, ungeregt ihr mit der verblichenen grünseidenen Decke entgegensah. Doch ihre Brust ertrug heut die grabesdumpfe Luft desselben nicht; sie stieß das Fenster auf, und Sonnenlicht und Vogelgezwitscher aus dem grünenden Gezweig draußen drangen fremdartig herein. Ab und zu kam's aus weiter Ferne, wie von dem Kirchthurm zu Ellernbrook herüber, der rechtshin dunkel in den blauen Aether stieg, gleich einem windgetragen-aufirrenden Musikklang, und verschwamm wieder im Frühlingsgesumme der Felder, der Wälder und des Meeres.

Doch nicht mehr graue Asche, auch nicht mehr ein aufglimmender Funke nur, ein fiebernder Glanz lag jetzt in den Augen der Schloßherrin. Sie hatte ein Tintenfäßchen und Feder hervorgesucht, das Buch, das sie mitgebracht, lag aufgeschlagen mit der Seite auf dem Tisch, der sie im vorigen Jahre den Namen: „Elsabe von Malchow" zugefügt, und sich darüber beugend, begann sie hastig zu schreiben:

„Du mußt es wissen, Kind, wie es geschehen, wenn ich nicht mehr da bin, wenn Niemand mehr vorhanden ist, um es zu erzählen. Es gehört in das Buch des Malchow'schen Geschlechts, für Dich und für Deine Nachkommen. Ich, die es schreibe, weiß es ganz genau; der Wind und das Wasser haben es mir heut gesagt. Sie redeten von Deiner Mutter, die irgendwo unter ihnen begraben liegt, wo die Wellen über sie hingehen. Aber sie kamen von ihr und rauschten und raunten, und ich verstand sie.

„Es war eine Nacht, da tosten sie wilder, nicht im Sonnenschein, sondern in tiefer Finsternitz. Aber Deine Mutter freute sich über ihr lautes Wüthen, denn der weiße Schaum, den sie aufwarfen, sollte ein Brautschleier für sie werden, in den sie sich einhüllen, verbergen und glücklich sein wollte. Sie hörte den Sturm und die Brandung und ihr Herz klopfte, denn sie wartete auf Ihn, den sie liebte, daß er käme und sie mit sich aus der Gruft fortnähme, in die ihr Vater sie eingeschlossen. That sie ein Unrecht daran, war es ein Verbrechen, daß ihr Herz so glückseselig schlug?"

Die Feder glitt der Schreibenden auf das Blatt nieder und sie legte ihre Hand einige Minuten lang auf ihr Herz, dann fuhr sie in ihrer Chronikverzeichnung fort:

„Nein, sie hatte ein Recht zu leben und glücklich zu sein, wie der Vogel, der da draußen vor dem Fenster in den Frühling jauchzt. Doch ihr Vater wollte sie den Frühling-lang im Käfig halten, bis die Sommersonne und das Maiengrün vergangen und Alles kalt und welk und farblos sei. Da schrie ihr Herz und weigerte sich, zu gehorchen. Ich habe die pochenden Wasser gefragt, und sie gaben mir Antwort: ihr Herz hatte Recht.

„Der Sturm ging und die Brandung heulte, da stand er, der Ersehnte, der Befreier, unter ihrem Fenster. Sie sah ihn, und hinter ihm lag nicht das Dunkel der Nacht, sondern wie von goldenem Grunde hob sich sein Bild, und Sonnenweite und unendliches Blau schlangen ihren Rahmen um ihn her. Eine Sekunde der Seligkeit war's, wie nur der Frühling sie um die trunkenen Augen weht — doch nur eine Sekunde —

„Wie es geschehen, wußten die Wellen mir nicht zu sagen. Aber die Arme, die der Retter nach Deiner Mutter ausgestreckt, waren im Moment, da er sie umfaßt, in Nacht und Schatten und Tosen zurückgesunken, und statt seiner stand ihr Vater vor ihr. Nicht zornig, drohend, mit flammenden Augsternen wie sonst, wenn sie ein Gebot, das er ihr auferlegt, übertreten. Kalt und gelassen, die Lippen von einem Lachen umzuckt, sagte er: ‚Du wünschtest mir Glück heut Abend, als ich ausging zum Waidwerk. Dein Wunsch hat mir das Glück gebracht; zwar kam nicht der Vierzehnender meinem Anstand vorbei, aber ein Wildeber, der in meine Saat brechen wollte und den ich mit dem Genickspieß abgefangen, daß er nicht zurückkommt. Sein Blut schoß lustig aus der röchelnden Kehle, ich habe Dir eine Probe davon mitgebracht, daß Du Dich auch an meinem Waidwerk freust!' — Und er warf ihr ein Tuch mit frisch-rothem Blut getränkt vor die Füße.

„Da schrie Deine Mutter auf, Kind — ein einziges Mal, dann nicht mehr.

„Ich wußte es nicht bis heut, aber Wind und Wasser haben es mir gesagt. Nicht deutlich, sie murmelten es nur und daraus habe ich's aufgelauscht. Es war wohl der eine Schrei, der die Schuld daran trug, daß er zu laut gewesen und in ihrem Herzen etwas zerrissen — nein, nicht im Herzen, denn das klopfte weiter — sondern irgendwo — wer kann die Stelle deuten —"

Die Hand Hertha's von Malchow ließ die Feder wieder fallen und glitt zur Stirn hinauf und eine Weile tastend über diese hin und her. Durch die Frühlingsnachmittagsstille tönte in's offene Fenster vom Gehöft her ein aufklingender Stimmenwechsel und ihr Ohr horchte mechanisch darauf hinaus. Doch gedankenlos, und hätte sie auch in Wirklichkeit ihr Gehör angespannt, die Worte zu vernehmen, wäre es doch zu weit hinüber gewesen, ihren Sinn aufzufassen.

Die eine der lautredenden Stimmen war die des Pächters Jakob Kyritz. Er stand am Einfahrtsthor des Hofes, nach seiner Gewohnheit nicht müßig, sondern etwas ausbessernd, da kam ein Fußgänger über die Straße daher und blieb, sich auf einen dickknotigen Stock zurückstützend, vor ihm stehen. Offenbar ein wandernder Handwerksbursche, doch der heruntergekommensten Sorte, ein Strolch mit zerrissenen, kaum am Fuß mehr nachschlarrenden Stiefeln und über den Knieen durchlöcherten Hosen. Sein übriger Aufzug stimmte damit überein, nur den verwahrlosten Kopf schattete ein neuer breitrandiger Kalabreser, der auf den ersten Blick aussprach, daß er nicht als bezahltes Eigenthum oder sonst in rechtmäßiger Weise auf das struppige Haar des Trägers gerathen sei. Grußlos und wortlos hielt er so inne, und aus dem verlotterten Gesicht schweiften ein paar kleingeschlitzte Augen an dem Pächter vorbei über die Fenster der Wohnung desselben, über die Scheunendächer und das Schloßgebäude dahinter. Dann sah er Jakob Kyritz frech in's Gesicht und sagte:

„Gibt's hier was zu essen? Ich bin hungrig."

Es war ungefähr die nämliche Frage, mit der Robert Neuland vor einem halben Jahr in das Gehöft eingetreten war, so daß es den Anschein erregte, das letztere müsse den Eindruck eines Wirthshauses machen,

und Kyritz schüttelte kurz den Kopf: „Der Krug ist drunten im Dorf."

„Meinen Sie, daß ich mir das nicht denken kann?" versetzte der Angeredete, mit der unrasirten Oberlippe halb höhnisch auflachend. „Im Krug gibt's Schnaps und dafür bittet ein armer reisender Handwerksbursch nachher um 'nen Groschen. Aber Ihr habt da in Euren Speiskammern Schinken und Rauchwürste, die 'nem brummenden Magen den Schlund stopfen. Wenn ich für den gnädigen Landjunker nicht fein genug angezogen bin, kann er mir eine Wurst auf die Straße herausgeben. Mit dem Tischtuch bin ich nicht heikel und fünf Gabelzinken trage ich an der Faust."

Der Pächter sah erstaunt auf den trotzig-unverschämten Sprecher. „Ist das neue Mode zu betteln? Ich glaube, Er ist schon besoffen. Hüre Er sich vor'm Büttelvogt, sonst bekommt Er noch heut Nacht freies Quartier."

„Haha, der Hamstersack gibt nichts heraus, scheint's, man muß ihn abschneiden. Wollt ihr Speckbauern, daß wir eine neue Mode anfangen? Kann geschehen, das Warten soll euch nicht lang werden. Was unterfteht sich ein solcher Ochsenmäster, mich Er zu heißen? Bin ich ein Vieh? Oder bin ich ein Mensch, ein freier Bürger, der ein Recht hat, auf der Erde zu stehen, wo er will? Was, sage ich! Nicht anfassen, sag' ich — oder —"

Der offenbar halb Betrunkene war zwei Schritte vorwärts durch das offene Thor auf Kyritz zugetreten, der mit einem jetzt barsch befehlenden: „Nicht hier herein!" den Arm gegen ihn aufhob. Etwas ernüchtert ließ der Strolch, innehaltend, den Blick wieder über den Hof hinausschweifen und fragte:

„Wer wohnt denn da drüben in dem alten Kasten? Das sieht nach vollgespeicherten Truhen aus."

Da er keine Antwort erhielt, setzte er den Fuß abermals vor.

„Wohin? Keinen Schritt!" bedrohte der Pächter ihn.

Doch der Eindringling ließ sich nicht abhalten. „Das geht Niemand an, dieß ist offene Landstraße. Ich bin ein freier Mann und will zu der gnädigen Herrschaft drüben und sie für einen armen reisenden Handwerksburschen um einen Zehrpfennig bitten."

Sein Mund strömte einen Schnapsgeruch in Jakob Kyritz' Gesicht, dessen Geduld erschöpft war, daß er mit roth anschwellenden Schläfen ausstieß:

„Mach', daß Du vom Hof fortkommst, Du Lump!" und der untersetzte, aber muthig-kräftige Pächter packte die Brust des langen Vagabunden und schleuderte ihn auf die Straße zurück. In den Augen des von dem Stoß halb zu Boden Taumelnden funkelte eine thierische Wuth auf, er raffte sich in die Höhe und stürzte, seinen Knotenstock schwingend, auf Kyritz zu. Doch in demselben Augenblick traten ein paar Knechte aus der nahbelegenen Scheunenthür hervor; der Pächter rief sie nicht an, sondern duckte sich nur behend zur Seite, um dem Hieb auszuweichen und furchtlos den Kampf allein fortzusetzen, aber der Landstorger ließ beim Anblick der Knechte den Stock sinken und lief davon, die Straße hinunter. Erst an der Biegung derselben blieb er rückgewendet stehen, drohte mit der Faust und schrie:

„Lump hast Du mich genannt? Lumpen haben sie unsere Brüder in Paris auch geheißen! Wart', Du Lump, Du Misthauer, wenn wir euch die fetten Därme aufschneiden! Ihr glaubt wohl, 's ist noch die alte Wirthschaft, aber 's ist ein Frühling im Land und gibt neue Aussaat!" —

Unverständlich, nur als ein Gesurre in der Sonnenluft klangen die Worte durch die Nachmittagsstille in's offene Fenster des Schlosses herüber und verhallten, und das gedankenverworren aufhorchende Antlitz Hertha's von Malchow bog sich wieder auf das halbbeschriebene Blatt zurück, und leise knirschend ging ihre Feder darüber weiter:

„Ich glaube, so war es, Kind, Du hast es selbst schon gesehen. Die See liegt ganz still in der Vormittagssonne und Alles ist Glanz und köstliche Klarheit. Die Segel ziehen weit draußen, so klein wie Möven, und doch sieht das Auge sie so deutlich, als zögen sie groß und dicht vor ihm hin. Da kommt eine weiße Schicht über die spiegelnden Wellen gegangen, plötzlich, einförmig, unaufhaltsam. Ueber ihr bleibt der Himmel noch blau, doch unter sich löscht sie Alles aus. Kein Sturm jagt sie heran, sie kommt lautlos, langsam näher und dann fallen ihre Schleier über die Augen selbst. Dichter — dichter — es ist nicht Nacht, die sie bringt, nur ein Nebel, durch den die Sonne nicht mehr herunterdringt, in dem Alles andere, wunderliche Gestalt bekommt, in dem die Stimmen anders klingen als sonst. Räthselhaft — die Leute sagen, wenn dieser Nebel heranschreitet, wird es Herbst, und nur der kalte, leere, todte Winter streift ihn wieder ab. Kann es denn auch im Frühling schon Herbst werden?

„Ich glaube, die Wellen haben davon geredet, daß es der weiße Wassernebel war, der über Deine Mutter hinging. Sie wollte sich gegen ihn wehren, aber er kam dichter, immer dichter, bis er sie ganz einschloß. Im Anfang sah sie noch mit ihren Augen und hörte noch mit ihrem Ohr. Es macht mir Schmerz im Kopf, zu sagen, was, und doch muß er Dir Rede stehen, denn Du mußt es wissen.

„Ja, so war's. Er, der Deine Mutter lieb gehabt, besaß einen Freund. Sie kannte ihn wohl und war ihm freundschaftlich gesinnt. Auch ihr Vater war's, von jeher, denn er erkannte in dem jungen Mann einen Verfechter seiner eigenen Grundsätze, einen Zögling. Im Grunde wohl nur ein Werkzeug seiner Ideen, allein einen künftigen Hülfsgenossen. Doch plötzlich mußte sein Vertrauen zu ihm noch höher gestiegen sein, ich weiß nicht, durch welchen Anlaß. Hatte es ihn selbst mit Schreck befallen — nicht, was er gethan, doch die Wirkung, die es auf seine Tochter geübt? Sie saß in ihrem Zimmer und weigerte sich, zu essen und zu trinken. Keine Drohung erschreckte sie und kein Zwang fruchtete; sie wäre in kurzer Zeit gestorben, wenn sie bei ihrem Willen beharrt hätte. Da schickte ihr Vater den Freund dessen zu ihr, den sie geliebt, um sie zur Vernunft zu bereden, von ihrer Pflicht mit ihr zu sprechen, sie zu ermahnen und zu trösten.

„Ich —"

Die Schreibende hielt inne und blickte eine Zeitlang starr auf das letzte Wort, das ihre Feder dem Blatt der alten Chronik zugefügt, dann durchstrich sie es, wie einen bei der Revision entdeckten Schreibfehler, und begann den neuen Satz mit den Worten:

„Deine Mutter erkannte ihn noch, als er zu ihr eintrat. Ihr Zimmer war wohl schon von dem weißen Nebel angefüllt, aber nicht so dicht noch, daß sie nicht gewußt, es sei sein Gesicht und seine Stimme, die sie tausendmal gehört. Nur zitterte diese sonderbar, als er sich zu ihr setzte, um den Auftrag ihres Vaters zu erfüllen. Nicht sonderbar — natürlich; er war tief bewegt über ihr Schicksal, über das seines Freundes, er sagte, sein Leben würde er dafür geben, wenn das nicht geschehen wäre, und Thränen in seinen Augen sprachen, daß er es heiß empfand. Aber, da es geschehen — obgleich es geschehen — müsse sie nicht alle Hoffnung des Lebens, das Leben selbst aufgeben, das ihr noch Ersatz, noch Schönheit und Freudigkeit vorbehalten. Er faßte ihre Hand, und es war ihr zum ersten Mal seit jener Nacht, als ob sie etwas berühre, das nicht Eis sei. Und auf sein Zureden aß sie von den Speisen, die man ihr brachte, und als er gehen wollte, öffnete sie zum ersten Mal die Lippen und bat ihn zu bleiben.

„Warum, sie wußte es nicht. Doch — sie sprach es ihm in wirrer Angst, fragte ihn, ob er den Nebel nicht sehe, der dichter durch die Fenster hereinwogte. So dicht, so dicht — hilf Gott, Kind — er hatte wieder ihre Hand gefaßt, aber Deine Mutter sah ihn nicht mehr. Nur Eins hämmerte in ihrer Brust und ihrem Ohr, ihr war's, als ob sie es vor sich sehe, wie den gelben Lichtkreis im Auge, wenn die Hand auf das geschlossene Lid drückt — seine Worte: ihr sei noch ein Glück, Schönheit und Freudigkeit des Lebens vorbehalten. Sie dachte immer darüber, wie das geschehen könne — ich glaube, sie dachte zu viel darüber.

„War es an einem Morgen oder an einem Abend? Der Nebel machte sie gleich — aber einmal war's, daß sie zu ihm, der täglich zu ihr zurückkam, sprach, was von seinem Munde erstickend, wie ein tödtlicher und doch wie ein beseligender Druck auf ihre Brust gefallen war. Sie fragte, welche Hoffnung das sei, wenn er, der Todte, nicht zurückkomme, oder – ein Blitz ging ihr plötzlich vom Scheitel bis zur Sohle hinunter, aber es war nur der gelbe Lichtkreis in ihrem Auge, denn sie sah nichts außer sich, sondern streckte tastend die Hände in den Nebel aus —: oder — oder — hat mein Vater mich betrogen und er lebt ?

„‚Er lebt,' antwortete noch die Stimme seines Freundes, — ‚er lebt und er liebt Dich. Er hat Alles für Dich hingegeben, Dich zu besitzen, seine Ehre, seine Treue, seine Seele. Der Wahnsinn hatte ihn gepackt und er mußte es thun, denn er liebte Dich, konnte Dich keinem Andern lassen. Sprich sein Urtheil — verdamme, tödte ihn mit Deinem Abscheu —'

„Da lachte Deine Mutter auf, Kind — mir ist's, als höre ich ihr Lachen. Aus seinen Händen, die sie hielten, schoß es ihr wie heißer, siedender Strom in's Herz, in's Hirn hinauf, es fiel von ihren Augen, daß sie sehend ward und Alles begriff, Alles erkannte. Seine Gestalt, seine Züge, seine Stimme, die nur der weiße Nebel sonderbar veränderte — Er war's — er selbst! Um ihren Vater zu täuschen, hatte er nur das Antlitz, den Ton, die Maske seines Freundes angenommen, stand vor ihr, das Glück zu bringen und zu fordern, und lachend, jauchzend, taumelnd fiel sie ihm an's Herz. Er hob sie in seinen Armen auf wie ein Kind und küßte ihre Lippen und trug sie —"

Mit einem plötzlichen Ruck, der zu schriftlosem Strich über das Blatt fuhr, hielt die Feder der Schreiberin an, sie drehte langsam scheu die Stirn nach der verblaßten grünseidenen Decke des hohen Himmelbettes hinüber und ein sichtbarer Schauder lief ihr aus den starrenden Augen bis in die Fingerspitzen hinab. Tastend suchten die letzteren wieder nach der Feder, fanden und hielten sie, doch krampfhaft um den Kiel zusammengepreßt, unfähig, ihn zu lenken, und Hertha von Malchow sprang auf und trat tief athmend an's offene Fenster. Sie hatte stundenlang am Tisch gesessen, und die Märzsonne stieg schon schräg gegen den bewaldeten Horizont. Der Seewind war zur Ruhe gegangen und statt seiner rann ein leichter Luftstrom vom Lande auf's Meer hinaus, der deutlich jetzt drüben-her vom dunklen Kirchthurm Ellernbrook's einzelne Musiktöne herübertrug. Sonst war Alles in der Natur ringsum still, beinahe feierlich. Fernhin kreiste langsam in weiten Bogen ein Raubvogel über der grünen Saat, die knospenden Spitzen der Bäume standen unbewegt, an der Wandung eines Feldwalles drüben blinkerte manchmal schollenumwerfend eine Pflugschar auf. Es war noch kein Abendlicht, das die Landschaft zu überweben begann, doch in dem Goldton der absinkenden Sonne, in den langen Pappelschatten, die sie in's Feld hinauswarf, lag etwas, das schon an die Dämmerung gemahnte. Unsichtbar ging ein weicher Flügelschlag durch den Odem, den die Frühlingserde allüberall aufhauchte. Nun durchbrach die Sonne ein paar an ihr vorüberschwimmende Wölkchen mit rosigem Licht, das einen röthlichen Schein des Lebens auf das alte Almanachbildniß im offenen Fensterrahmen warf. Die Züge desselben hatten sich beruhigt, der Ausdruck des Grausens, mit dem sie vom Sitz aufgeschnellt, war von ihnen gewichen, die Pulsadern der Schläfe klopften nicht mehr wilden, stürmischen Aufruhr aus der Tiefe der Brust herauf. Noch eine Minute, dann trat Hertha von Malchow an den verlassenen Tisch zurück und setzte ihr wunderliches unterbrochenes Werk fort. Die Feder gehorchte ihr wieder und sie schrieb:

„Dann kamst Du zur Welt, Kind, der Vollmond sah auf Dich bei Deinem ersten Gewimmer und die Wellen sangen Dein Wiegenlied. Aber sie durften Dich nicht mit Deinem Namen einlullen, nicht mit dem Deines Vaters und nicht mit dem Deiner Mutter. Denn Niemand durfte es wissen, daß Du gekommen warst, Niemand als sie Beide, und Dein Vater hütete sorglich das Geheimniß. Du konntest nicht bei Deiner Mutter bleiben, denn Du weintest viel, mehr als andere Kinder, und Dein Weinen hätte Dich verrathen. Darum nahm er Dich fort mit sich; er sagte, er wisse eine gute Frau, die für Dich sorgen, Dich lieb haben wolle. Der habe er Alles offenbart, denn er dürfe ihrer Güte vertrauen, und sie habe eingewilligt, Dich aufzunehmen und Dich ihr Kind zu nennen. So ging er mit Dir fort, lange, lange Zeit. Er mußte in der Ferne für Dich sorgen und konnte nur selten zu ihr zurückkommen. Das war's wohl, er kam zu selten, und die Wasser rauschten jeden Tag und jede Stunde. Unablässig, auch die lange Nacht hindurch, und sie hatten Stimmen, die flüsterten und raunten unter der weißen Nebeldecke Deiner Mutter zu. Was es sei, wußte sie nicht auszudenken; es war zu dunkel, als daß sie die Gedanken in ihrem Kopf hätte sehen können. Aber es war nichts Gutes, was sie murrten, denn wenn sie darauf horchte, fühlte sie, daß ihr Herz Dich, ihr eigenes Kind, zu verleugnen, zu hassen anhub, als seiest Du nicht das ihrige, sondern ein fremdes, das man ihr untergeschoben, ihr ein Leid anzuthun. Und sie saß am Strand und weinte, und wenn Dein Vater zu ihr kam, nannte er sie thöricht und hieß sie, sich vernünftig betragen, wie es ihr gezieme und die Menschen es von ihr verlangen müßten, um sie in ihrem Hause zu belassen. Er schalt sie nie, war immer sanft, freundlich und tröstlich gegen sie, doch nie mehr zärtlich wie früher, als scheue er sich, nur ihre Hand zu berühren. Ihr Herz aber schlug räthselhaft, wenn er kam, daß sie es nicht mehr verstand. Wenn sie die Augen schloß und den Sturm

und die Brandung hörte, wie in jener Nacht, in der sie ihn zuerst erwartet — wenn sein Bild auf dem Goldgrund vor ihr stand, von Sonnenweite und blauer Unendlichkeit umrahmt — da liebte sie ihn wie damals. Aber wenn sie ihn ansah und an Dich gedachte, Kind, da haßte sie auch ihn, mehr noch als Dich, wie nichts auf der Welt.

„Es ist eine alte Geschichte, die ich aufzeichne, aus der versunkenen Welt, über die drüben die Wellen fortraunen. Oft, oft haben sie mir sie wieder erzählt, in Herbstnacht und am hellen Sommertag, aber mich dünkt, wenn die Sonne schien, klang sie noch trauriger, unheimlicher, als durch den Sturm und die rieselnden Steine. Es ist doch gut, Kind, daß Du von Deiner Mutter getrennt warst, daß sie Dir ihre Gedanken nicht als Mitgift mit in Dein Leben gegeben, denn Dein junger Kopf hätte sie nicht ertragen, wie ihrer. Er wäre grau vor der Zeit geworden, er wäre vielleicht — ich weiß es Deinem Vater doch Dank, daß er Dich von ihr nahm.

„Dann kamst Du eines Tags zurück, groß und kräftig und schön geworden, so groß und kräftig, daß Dich Deine Mutter nicht gleich erkannte. Es war wohl die Absicht Derer, die Dich gebracht, daß sie Dich nicht

Die Sklavin. Gemälde von Francisco Masriera. (S. 214.)

erkennen sollte, und es ward ihr nicht leicht gemacht, denn als sie Dich sah, war alle Empfindung des Widerwillens in ihr erloschen, mit der sie in der Ferne an Dich gedacht. Dein fröhliches Wesen gefiel ihr gleich, und wie langsam die Erkenntniß in ihr aufdämmerte, wer Du seiest, begriff sie nicht mehr, wie sie Dich hassen gekonnt. Aber sie sagte Dir nie, daß sie Deine Mutter sei, sie that nur die Pflicht, die ihr an ihrem Kinde oblag, erzog und lehrte Dich, wie die Erbin von Malchow dessen bedarf. Du durftest es noch nicht erfahren, ehe Du vor der Welt als solche dastehen konntest; Dein Vater und Deine Mutter hatten eine Schuld auf sich geladen und an Dir abzutragen. Darüber grübelte sie lange Zeit Tag und Nacht, wie dieselbe sich gut machen lasse, bis Dein Vater einmal wieder zu ihr kam. Er hatte sich sehr verändert, war alt und weißhaarig geworden, und sprach, daß seine Zeit bald vorüber sein könne. Und wie er es gesagt, redete er von Dir, schluchzend, mit inniger, schmerzlicher Liebe. Daß Du sein einziges Denken, sein Glück und Leid seiest und daß er es nicht mehr zu tragen vermöge, Dich nach seinem Tode unabänderlich um Dein Recht und Deine Zukunft gebracht, Dein Erbe in fremde Hand fallend zu wissen, der es nicht gebühre. Da schlug Deiner Mutter Herz einen Augenblick fast in der alten Liebe für ihn, denn er sagte ihr, es gäbe ein Mittel, das Alles gut zu machen, wenn sie darein willige. Und sie dachte an

Dich, Kind, und antwortete: Ja — zu jeder Stunde — sobald er wolle —"

Mit immer größeren Zügen hatte Hertha von Malchow geschrieben, denn die Sonne war lange niedergegangen und die Dämmerung fiel schwer wie ein auslöschender Schwamm auf das Blatt. Sie sah ihre letzten Worte nicht mehr, kaum war noch ein Gegenstand um sie im Zimmer erkennbar und sie stand auf, trat an's Fenster und schlug im letzten Zwielicht nach der Seite des Pergamentbandes zurück, auf der sie mit ihrer Schrift begonnen. Die Augen dicht auf das Buch neigend, las sie mit murmelnder Stimme die Zeilen, welche über dem Anfang ihrer heutigen Aufzeichnung standen, unter denen sie fortgefahren:

„Elsabe von Malchow, geboren auf Schloß Malchow am 31. März des Jahres 1832. Ihre Mutter war Hertha von Malchow, ihr Vater —"

„Ihr Vater —?" wiederholte sie nachsinnend. Sie schüttelte den Kopf: „Nein, nicht der — das war der Vater des anderen Kindes, das ihr Herz haßte. Doch seltsam" — ihr Gesicht neigte sich in das Dunkel des

Die Zollschranke. Originalzeichnung von K. Kögler.

Holla Liesche
Halt e Bische:
Hie bezahlt mer Zoll!

„Hansel, bist de doll!
Geh' ewek mit deiner Hack,
Denn ich hab' keen Knopp im Sack."

Ei mei Liesche
Denk e Bische —
Hast de dann keen Pfand
Ewe bei der Hand?

„Hans — am Feuer haw ich Klös' —
Geh' ewek, sonst werd' ich bös!"

Meenste Liesche —
So e Küßche
Meenste mit ich nähm's
So e ganz bequems? . . .

„Freilich Hansel — wenn ich muß:
— — — — — —
So, da hast de denn dein Kuß —
Mit em „G" geschriwe! —"

Frühlingsabends hinaus — „im März blühen die Veilchen und werden die Büsche grün — aber in dem Jahr standen im März die Astern hoch, der Mondglanz fiel darauf und gelbe Blätter fielen auf sie hinunter. Thäten sie es heut, würden sie sagen, wie ihr Vater hieß!"

Mechanisch hob ihre Hand sich zur Stirn hinauf, doch wie festgebannt hielt sie jetzt in der Mitte ihres beabsichtigten Weges inne, denn die Augen der Schloßherrin blieben groß auf dem kleinen Ring haften, den sie im Herbst von der Hand der schlummernden Elsabe Kyritz abgestreift, beim Eintritt in's Schloß heut von ihrer Brust hervorgezogen und am Finger befestigt hatte. Das rothe Steinchen darin warf noch einen letzten, mattfarbigen Schimmer auf, und sie murmelte langsam: „Ein welkes Blatt." — Dann wandte sie sich plötzlich mit einem Sprunge an den Tisch zurück, ihr Gesicht lag unerkennbar in tiefem Dunkel wie das Blatt des Buches, das sie hastig wieder aufgeschlagen; nur ein tief aufströmender Athemzug ging durch das lautlose Gemach, und in die Nacht hinein schrieb ihre Hand

zwei große, unsichtbare Worte auf das Blatt. Als ob dieselben etwas geredet, oder als ob sie eine Sprache von ihnen erwartete, stand sie nun unbeweglich aufhorchend; doch Alles um sie her war stumm, durch die Stille der beginnenden Nacht draußen rauschten nur gleichmäßig die Ostseewellen auf den Strand, irrte von der Landseite her einen Moment deutlicher als im Sonnenlicht der windgetragene Musikton in's Schloßfenster herüber.

Er war schon seit dem frühen Vormittag unter dem Kirchthurm von Ellernbrook herauf unausgesetzt über die Frühlingslandschaft hingeklungen und hatte, wie der Takt einer Janitscharenmusik die ermüdeten Glieder einer Marschkolonne, die zwischen den Wegrändern hin und wieder schwankenden Beine des von Jakob Kyritz drastisch abgefertigten wandernden Handwerksburschen stets wieder aufgerafft und sich, wie einem verlockenden Hafen, auf der Landstraße weiter entgegengesteuert. Der Strolch war am Kruge des zu Malchow gehörigen Dorfes nicht vorübergelangt, ohne ein halbes Dutzend von Schnäpsen in seine Gurgel hinunterzustürzen und mit prahlerischer Geberde ein neufunkelndes Geldstück auf den Schenktisch zu werfen, das in möglichstem Kontrast zu seinem verlumpten Anzug und Wesen stand und keinerlei Glauben an ein verdientes, selbst nicht an ein durch Fechtkunst erworbenes zu regen geeignet war. Während der Wirth, ein alter, einfältiger Bauer, ihm darauf herausgab, erkundigte der Trinker sich nach dem Namen und Besitzer des Gutes, nach den Verhältnissen der demselben Angehörigen, ob sie von den Blutsaugern geplackt und geschunden würden, wie's seit Jahrhunderten so hergebracht sei und von freien Männern zu Schimpf und Schande wie von Zugochsen geduldig ertragen werde. Der alte, nur an das heimische Plattdeutsch Gewöhnte verstand die Reden des in oberländischem Deutsch Sprechenden kaum zur Hälfte. Hin und wieder einmal nickte er bedächtig zustimmend, zumeist sah er mit erstaunt glotzenden Augen drein, wie sein Gast mit der Faust auf den Tisch hieb: Die Welt sei für Alle vorhanden, nicht daß Dieser säe und Jener ernte, der Eine auf Hungersohlen laufe und der Andere sich vollfresse. In einem geordneten Staat müsse es keine Knechte und Taglöhner, Fröhner und Leibeigene, Steuern und Wanderbücher, sondern nur freie Bürger geben, die alle Besitz hätten und sich nicht von Herren, Pächtern und Blutsaugern placken und schinden zu lassen brauchten. So sei's am längsten gewesen und müsse anders werden in der lumpigen Welt, die von Krautjunkern, Polizeibütteln, Gerichtsfräcken und Pfaffen verhunzt worden sei. Deßhalb hätten edle, freigesinnte Menschen einen Bund unter sich gemacht — der Sprecher schlug sich dabei dröhnend gegen die halbnackt hervorsehende Brust — und gingen als Apostel von Land zu Land, um die Stumpfsinnigen, die sich placken und schinden ließen, aufzuwecken und ihnen ihr Menschenrecht — Menschenrecht

Der Redner hieb donnernd wieder mit der Faust auf den Tisch, doch in das geleerte Schnapsglas hinein, daß es in Scherben brach und ein scharfkantiges Stück desselben ihm tief in die Hand schnitt. Stierend sah er einen Augenblick auf das dick hervorquellende Blut und stieß mit einem zahnknirschenden Fluch aus: „Die Aristokraten, die Pfaffen, die Hunde! Schnaps zu saufen nöthigen sie einen Apostel der Menschenfreiheit, damit seine Mannesfaust an den Scherben lahm werden soll! Aber sie haben ausgeplackt und ausgeschunden, die Blutsauger! Der Lump, der Mistpächter da drüben auch! Er soll an den freien Bürger denken, den er dürsten lassen will! Durst, sag' ich, ist ein Schimpf auf das Menschenrecht! Noch Einen!"

Er zerrte einen zerrissenen, schmutzigen Baumwollenlappen aus seiner Rocktasche, wickelte denselben zu einem Strang um die blutende Hand, stand auf, leerte das noch von ihm geforderte Schnapsglas auf einen Zug aus und torkelte durch die offene Thür in's Freie. Der bäuerliche Schenkwirth glotzte ihm aufgesperrten Mundes mit dumm-pfiffigem Gesichtsausdruck eine Weile nach, dann nahm er das eingewechselte, frischgeprägte Silberstück und ließ es auf dem Tisch klingen. „Richtig ist's," brummelte er in seine Bartstoppeln. „Ja, ja, 's ist Mancherlei schon richtig," und er gaffte wieder hinter dem auf der Landstraße gen Ellernbrook hin und her Taumelnden, der manchmal seinen Knotenstock suchtelnd in die Luft aufschwang, drein.

Bei der luv- und leewärts zwischen den Weghecken auf und ab kreuzenden Vorwärtsbewegung desselben näherte er sich dem schwarzbeschieferten Thurm des Kirchdorfs und der vom letzteren herübertönenden Musik nur langsam. Sein Durst war offenbar durch das Getränk, das er zu sich genommen, nur gewachsen, denn an einer Stelle, wo ein Quell neben der Straße hinrieselte, stand er still, warf einen mißächtlich-wüthigen Blick auf das Wasser und stieß mit lallender Zunge hervor: „Die Aristokraten, die Pfaffen, die Hunde! Placker und Schinder! Zum Vieh wollen sie einen freien Mann machen, daß er aus der Pfütze saufen soll!" Er trat mit seinem nägelbeschlagenen Schuh auf eine am Quellrand blau aufsprießende Veilchengruppe, daß er ein Dutzend der nickenden Blütenköpfchen in den feuchten Grund hineinstampfte, warf sich ebenfalls der Länge nach auf den nassen Boden und schlürfte mit übergebogenem Mund von dem rinnenden Wasser. Dann, nachdem er eine Weile vergeblich sich aufzurichten versucht, gelang es ihm endlich mühsam, wieder auf die Beine zu kommen, und triefend und mit Lehm beflecki, fluchend und mit seinem Knüppel umherfuchtelnd, ging er weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sklavin.

(Hiezu das Bild S. 212.)

Dieses reizende Bild ist das Werk des spanischen Malers Francisco Masriera von Barcelona und gewann auf der letzten Ausstellung in Madrid einen Preis. Der König hat es für seine Privatgalerie angekauft. Zwei Brüder Masriera, Francisco und José, treiben die Kunst als Liebhaber, um so glänzender ist das Zeugniß, welches sich der Jüngere durch dieses Bild ausgestellt, das sowohl durch die prächtige Gestalt der mit dem Tambourin spielenden Sklavin, als durch die auf ihre arabische Heimat hindeutende Umgebung außerordentlich stimmungsvoll wirkt.

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

Zweite Serie.

V.

Weitere Verbesserungen in der Fleischversorgung.

Wir haben zu Anfang des Jahres (Bd. 39, Nr. 15) den Umschwung beleuchtet, welcher in der internationalen Fleischversorgung seit zwei Jahren durch den Bau von Spezialdampfern mit neuen Kühlvorrichtungen bewirkt worden ist. Seitdem hat nicht bloß die Einfuhr frisch geschlachteten Fleisches aus Nord- und Südamerika bedeutende Fortschritte gemacht, so daß eine einzige Glasgower Firma nicht weniger als achtzehn transatlantische Dampfer ausgerüstet und im letzten Sommer innerhalb dreier Monate allein über acht Millionen Pfund frisch geschlachtetes Fleisch eingeführt hat und eben so viel überhaupt jeden Monat importirt wird, sondern es haben sich auch Aktiengesellschaften gebildet, welche sich ausschließlich mit diesem Handel beschäftigen.

Außer den bereits für den Import aus Amerika thätigen Compagnieen hat sich eine Gesellschaft mit einem Kapital von zwei Millionen Mark aufgethan, welche sich die Aufgabe gestellt hat, frisches Fleisch aus Mitteleuropa nach England zu importiren. Diese Unternehmung trifft unter Anderem bereits seit einigen Monaten Vorbereitungen zur Errichtung eines besonderen Schlacht- und Kühlhauses in Wien, welches zunächst als Mittelpunkt für die Versendung des aus österreichischem und ungarischem Vieh geschlachteten Fleisches dienen soll. In London sind große Kühlkeller errichtet, welche die längere Aufbewahrung des sowohl aus Amerika über Liverpool, als des vom europäischen Kontinent eingeführten Fleisches ermöglichen. Auf beiden Kontinenten sind bereits Eisenbahnzüge mit den geeigneten Kühlvorrichtungen für den Transport frischen Fleisches versehen worden. Da für diesen Handel Extrazüge verwendet werden können, so braucht das Fleisch sowohl von Chicago bis New-York, als von Liverpool und von Wien bis London nicht mehr als zwei bis drei Tage unterwegs zu sein und der Eisenbahntransport erfordert daher keine so sorgfältigen Vorkehrungen wie der Seetransport. Zur Kühlung in den Eisenbahnwagen kann daher ein mitgenommener Eisvorrath vollkommen genügen, so lange wenigstens, als sich nicht besondere Mißstände herausstellen, welche dann von selbst neue Verbesserungen hervorrufen werden.

Anders verhält es sich dagegen mit den überseeischen Dampfern, welche, jenachdem sie den Import aus Nord- oder aus Südamerika vermitteln, zwei bis vier Wochen unterwegs sei müssen. In dieser Hinsicht sind seit dem zweijährigen Bestehen der neuen Handelsthätigkeit Erfahrungen gemacht worden, welche das französische System der Kühlung durch Eismaschinen als das vorzüglichere erscheinen lassen. Bei dem englischen System der Kühlung mittelst Eis, welches in großen viereckigen Blöcken in eine Eiskammer verpackt wird, hat sich ein wesentlicher Mißstand herausgestellt. Wie unseren Lesern aus der früheren Beschreibung noch erinnerlich sein wird, streicht bei den englischen Transportkühldampfern die Luft, von dem Ventilator getrieben, bevor sie in die Vorrathskühlkammern eintritt, durch die Eiskammer. Hier wird dieselbe aber derart mit Feuchtigkeit geschwängert, daß sie das Fleisch in den Kühlkammern mit einer feuchten Schichte überzieht, welche dessen Qualität unter Umständen schädlich wird. Bei trockener Temperatur wird seine Güte zwar nicht beeinträchtigt. Bei anhaltend nassem und nebeligem Wetter hingegen hat das Fleisch zuweilen so an Qualität verloren, daß es in England unverkäuflich geworden ist und daß die Unternehmer daher großen Schaden erlitten. Diese üble Erfahrung hat dieselben veranlaßt, ohne Verzug auf Abhülfe zu sinnen, und es ist dem ersten Fleisch-Importhaus zu Glasgow unter Beiziehung eines erfahrenen Ingenieurs gelungen, eine verbesserte Kühlmethode zu erfinden, welche nach den gemachten Proben allen Anforderungen entspricht. Diese neue Einrichtung besteht aus einer neuen Kühlmaschine, bei welcher, obwohl sie eine originale Erfindung ist, doch die Eismaschinen zu Gevatter gestanden haben mögen. Der neuartige Apparat besteht aus einer Dampfmaschine, einer Luftpumpe in Verbindung mit Expansionscylindern und Wasserpumpen. Die Dampfmaschine enthält zwei Cylinder und der ganze übrige Apparat ist doppelt in der Art, daß auch die eine Hälfte in Gang gesetzt werden kann, wenn die andere stillsteht oder den Dienst versagt. Die Kolbenstangen der doppelt wirkenden Luftpumpe, sowie der beiden Expansionscylinder sind mit den Kolbenstangen der Dampfcylinder durch eine gekröpfte Welle in verschiedenen Winkeln derart verkoppelt, daß sie die erforderliche Bewegung erhalten. In Gang gesetzt, arbeitet der Apparat folgendermaßen: Mit Hülfe der Luftpumpen saugt er Luft aus den Fleischkammern. Die Luft wird dann unter einer kleinen Einspritzung von kaltem Wasser mit der Kraft von ungefähr dreißig Pfund auf den Quadratzoll zusammengepreßt. Unter diesem Druck wird sie in vertikale cylindrische Gefäße gelassen, welche mit durchlöcherten Platten angefüllt sind und in die mittelst der Pumpen eine starke Menge kalten Wassers in Staubform gespritzt wird. Dadurch wird die Luft von dem Rest der Hitze entbunden, welche durch den Druck hervorgebracht war und sie verläßt die Cylinder in einer Temperatur, welche wenig über der des verwendeten kalten Wassers ist. Hierauf wird die Luft in Kupferröhren gelassen, um in einer vielfachen Reihe rings um die Fleischkammer zu cirkuliren. Dabei fühlt sie sich um weitere 10 Grad Fahrenheit ab und die Feuchtigkeit, welche sie aufgenommen hatte, wird niedergeschlagen. Noch immer unter Druck, wird die Luft hierauf in die Expansionscylinder gelassen, wo sie nebenbei zur Verrichtung einer mechanischen Arbeit benützt wird, indem sie die Kurbeln dreht, mit welchen die Cylinder verbunden sind. Durch ein besonderes Ventil mit Transmission kann die Stärke der Expansion nach Gefallen gerichtet und bis zum Umfang des gewöhnlichen atmosphärischen Druckes herabgestellt werden. Sobald die Luft den gewünschten Grad von Ausdehnung erlangt hat, wird sie direkt in die Fleischvorrathskammer gepumpt, in der Art, daß sie sich vollkommen darin verbreitet und die zu kühlenden Vorräthe durchdringt. Der Hauptvorzug dieser neuen Kühlmaschine von Bell und Coleman besteht also in der Methode, die Luft während ihres Durchganges durch alle Theile des Apparates gänzlich aller Feuchtigkeit, sowie sämmtlicher fremden Bestandtheile zu entbinden, gleichzeitig das Gefrieren der Röhren zu verhüten, so daß, wenn die Luft die Expansionskammer erreicht, kein Reif darin niedergeschlagen ist und daß die völlig ausgedehnte Luft gänzlich rein, kalt und trocken in die Vorrathskammer gelangt und so das darin aufgehängte frische Fleisch in den für dessen Erhaltung günstigsten Zustand versetzt. Außerdem wird durch den Apparat im Vergleich zum System der Eiskammern auch bedeutend an Raum gespart, so daß das Schiff eine größere Ladung fassen kann. Die Kühlung selbst aber kann sogar noch besser bewerkstelligt werden als mit der auf Eisvorrath basirten Methode, weil die Temperatur mittelst der Kühlmaschine nach den vorgenommenen Proben in einer Vorrathskammer von 12,000 Kubikfuß Raum sogar bis 4 Grad Réaumur unter Null gehalten werden kann, während bei dem System der Eiskammern auf die Dauer nicht mehr als 2 Grad Réaumur über Null erzielt wird.

Um den Kühlapparat einer durchaus praktischen Probe zu unterziehen, ließen die Patentinhaber einen ihrer transatlantischen Dampfer mit der neuen Maschine ausrüsten und im Monat August während sehr schwülem Wetter eine Anzahl geschlachteter Ochsen und Schafe, sammt abgestochenen Fischen und Hühnern, sowie Trauben und anderem leicht der Fäulniß unterworfenem Obst in die Kühlkammer bringen. Nach dem Verlauf von vierzehn Tagen wurden alle diese Vorräthe herausgenommen und in ausgezeichneter Beschaffenheit befunden. Hierauf wurde ein zweiter Versuch am 13. September begonnen und eine noch größere Anzahl frisch geschlachteter Thiere in die Kühlkammer gebracht, wo sie während sechsundzwanzig Tagen gelassen wurden. Während dieser ganzen Zeit wurde die Kühlkammer in einer Temperatur zwischen 35 bis 36 Grad Fahrenheit (circa + 1¼ bis 1⅞ Grad Réaumur) gehalten, während sie zugleich um mehrere Grade trockener war als die äußere Atmosphäre. Am Schlusse von fast vier Wochen wurden die geschlachteten Thiere in Gegenwart einer großen Anzahl von Sachverständigen herausgenommen und das Fleisch in bestem Zustande befunden. Zur praktischen Schlußprobe wurde der Vorrath zum Verkauf auf den Markt nach London und Glasgow geschickt, zugleich mit einer Ladung Fleisch, welches mit dem Eisprozeß aus Amerika angelangt war, und das Resultat war, daß das mit dem neuen Kühlapparat sechsundzwanzig Tage aufbewahrte Fleisch einen Penny per Pfund theurer verkauft wurde als das nur dreizehn Tage alte amerikanische Fleisch.

Die durch den neuen Kühlapparat bewirkte Sicherung des Schifftransportes von frisch geschlachtetem Fleisch für einen Zeitraum, welcher Seereisen bis nach Australien ermöglicht, muß auf den Aufschwung dieses Exporthandels einen bedeutenden Impuls ausüben und auf die Ausgleichung der Fleischpreise in ganz Europa einen starken Einfluß äußern. Auch das Unternehmen der für den Import aus Centraleuropa gebildeten Gesellschaft kann Vortheile aus dem neuen Apparat ziehen, wenn dieselbe sich mit der Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft über den Bau neuer, mit dem Kühlapparat versehener Dampfschiffe verständigt. Denn bei einer solchen Einrichtung braucht nicht das lebende Vieh nach Wien gebracht zu werden, bis wohin es auf dem Transport einen größeren oder geringeren Theil seines Gewichtes verliert, sondern das Centralschlachthaus kann an der Theiß oder an einem anderen für Schiffe zugänglichen Theil des südöstlichen Donaugebiets, wo Viehreichthum mit billigem Preise zusammenfällt, errichtet und das frisch geschlachtete Fleisch zu Schiff in zu Wien zu errichtende Kühlmagazine gebracht werden, von wo es mit der Eisenbahn nach London geht.

Wir leben eben in einer Zeit der Ueberraschungen, wo namentlich durch die Fortschritte in den mechanischen Erfindungen Gedanken schnell praktische Gestalt erhalten, welche man sonst für Hirngespinste gehalten hatte.

Meine erste und meine letzte Wolfsjagd.

Von

W. von Dünheim.

Mit Bildern von Carl Rechlin.

I.

(Fortsetzung und Schluß.)

Das Geheul des Wolfes hat etwas Unheimliches, zumal für Denjenigen, der es zum ersten Male hört. Es ist, als ob die Gier deutlich aus den Tönen herauszuhören wäre. Aengstlich klingt es und ängstigt zugleich auch Den, der es unerwartet vernimmt. Die Antipathie dagegen ist allen Hausthieren eigen; es regt ihre Nerven zum Aeußersten auf. Ich habe es manchmal in Winternächten vernommen, wenn ich an der Grenze oder in Polen zu thun hatte. Niemals aber nahm mich's derart in Anspruch, ärgerte und amüsirte mich zugleich so sehr, als einmal, da ich in Begleitung eines ältlichen, sehr friedfertigen Herrn, des Regierungsgeometers P....., in jenem Landstrich reiste, um auf einem verwahrlosten Rittergute die Sequestration einzuleiten. Es lag noch Schnee und ein polnischer Ackerknecht schleppte uns mit zwei erbärmlichen Pferden bis spät Abends durch die wüstesten Einöden Masurens hin. Dabei begann er, als wir zufällig in der Entfernung einen Schäferhund heulen hörten, den er sofort für einen Wolf deklarirte, die gruseligsten Berichte von den Unthaten Isegrims, der gerade in jener Gegend sich besonderer Verbrechen schuldig gemacht haben sollte. P..... fühlte sich schon als Sonntagsbraten in den Zähnen der wilden Bestien und kam auf dem sehr unheimlich aussehenden Hofe bereits mit gesträubten Haaren an. Auch das lange niedrige Zimmer, in dem man uns zwei ungern gesehene Gäste — mißmuthig einquartierte, versprach nicht viel Gutes. Zu meinem Unglück gerieth ich noch auf den Einfall, meinen Reisegefährten, als nun wirklich hinter dem Garten ein Wolf laut wurde, mit den Worten darauf aufmerksam zu machen: „Hören Sie doch nur, P....., das ist wirklich einer." Von da ab war es um die ersehnte Nachtruhe für mich geschehen. Alle fünf Minuten sprang P..... aus dem Bette und an's Fenster: „Um Gottes willen, Amtmann, da ist schon wieder einer. Er kommt

Wolfsjagd. Ein Schäferhund.

immer näher." Obgleich die Körperkonstitution meines Reisegefährten selbst den hungrigsten Wolf in die allergrößte Verlegenheit hätte setzen müssen, so that er doch so, als habe ihn der Räuber schon bei der Stelle gepackt, wo anderen Leuten die Waden sitzen. Die Szene wiederholte sich bis gegen den Morgen hin immer von Neuem, so viel ich auch wetterte und fluchte. Endlich fand ich mich mit Humor in mein Schicksal. Am Morgen, als die Sonne schon hoch stand, schlief P..... den überstandenen Schrecken so hartnäckig aus, als ob er nie in seinem Leben ein Ungerechter gewesen. Die Szenen der Nacht erschienen mir jetzt so spaßhaft, daß ich mich nur durch eine kleine humoristische Skizze rächte, die der Uebelthäter Morgens auf seinem Kaffeetische fand. Sie war betitelt: „Unser erstes Konzert in Jadweino" und stellte ihn selbst als Publikum, den Wolf als Sänger dar. Noch manchmal habe ich ihn nach Herzenslust damit gefoppt.

Am nächsten Mittag, als die Sonne ganz hell schien, als nichts heulte und außer dem Hofhund oder ein paar mageren Hühnern sich nichts rührte, hatte P..... eine derartige Courage gewonnen, daß er eine Wolfsjagd vorschlug und ich ihn ganz ernsthaft an seine Amtspflichten erinnern mußte.

Bald darauf aber kam ich dennoch zu diesem jetzt so seltenen Sport, und zwar auf die wunderlichste Art von der Welt. Ich war von einem meiner Nachbarn zur Treibjagd geladen und hatte mich eingefunden, um nicht in den Verruf ungeselligen Betragens zu kommen. Sonst reizten mich die Jagden in jener Gegend wenig; denn es fehlte eine Kleinigkeit dazu, die unentbehrlich ist, — das Wild. Es wurde immer nur erstaunlich viel „gesehen", nichts aber geschossen, und was könnte man wohl Gescheidtes mit einem mündlichen Rehstand anfangen? Dafür aber war der übrige

Wolfsjagd. Die gestörte Nachtruhe.

Apparat der Jagd einer Tigerhetze würdig. Ein hünenhaftes Frühstück bildete stets den Mittelpunkt. Dazu kam ein nicht minder gewaltiges Aufgebot an Treibern, Fuhrwerken, Hunden, Wasserstiefeln und Schützen. Auf der Strecke lagen schließlich drei pensionirte Hasengroßväter; doch war nur die Schonung der Schützen und ihre Strenge im waidgerechten Schuß Schuld daran, daß sie von dem Vielen, was sie gesehen, so wenig geschossen. Abends, wenn der Grog auf den Rothwein gefolgt war, hätte es mich nicht mehr gewundert, den Rektor der Stadtschule erzählen zu hören, er habe im Karpfenteiche eine Nashornfamilie erlegt.

Die Jagd ließ sich ebenso an, wie alle übrigen. Wir Schützen hatten längst unsere Plätze, aber das Treiben war immer noch nicht recht umstellt. Wir warteten, warteten und langweilten uns entsetzlich, so daß mein Nachbar L..... zu mir kam und mir allerlei Jagdschnurren erzählte. Schließlich rückte er mit dem alten Kalauer von den zwei Juden heraus, von denen der eine, der in Paris gewesen, dem andern über Rothschild's Glanz und Größe vorrenommirte. Den Schluß seiner Prahlerei macht bekanntlich der Satz: „Nu, und wenn der Rothschild geht auf de Jagd, — unterm Elephanten schießt er überhaupt nischt." Ich mußte lachen; denn ich war noch so naiv, selbst diesen Meidinger nicht zu kennen.

Inzwischen hatte endlich das Treiben begonnen, man hörte die Treiber kommen. Es regte sich jedoch, wie wir es gewohnt waren, lange gar nichts. Nach geraumer Zeit erst sah ich dicht vor mir hinter den Binsenbüscheln sich etwas in einen flachen Graben drücken. Ich hielt es für einen matten Fuchs oder dergleichen, konnte es indessen nicht genau sehen. Nur um eine Abwechslung in unser Jägerdasein zu bringen, schoß ich, auf die Gefahr hin, einem blinden Schäferspitz das Lebenslicht auszublasen und gehörig verhöhnt zu werden.

Das Wild blieb unter dem Feuer. Schon als ich das Gewehr hob, hatte ich gesehen, wie L..... eine Geberde des Schrecks und der Verwunderung machte. Jetzt schrie er im reinsten Ostpreußisch auf: „Amtmannchen, Menschenskind! Wissen Sie auch, was Sie geschossen haben — einen Wolf, einen Wolf!" Das hatte ich in der That nicht geahnt, und doch war es so. Ich überzeugte mich sofort von der Richtigkeit. Wirklich hatte ich einen Wolf erlegt. Die ganze Ladung grober Schroten, die ich im Laufe gehabt, war dem Thier hinter dem rechten Vorderlauf in die Seite gedrungen und hatte es, bei der Nähe, aus welcher ich schoß, auf dem Flecke getödtet. Ich mußte es mir gefallen lassen, der Held des Tages zu sein und, nach den Gerüchten, welche die Nachbarschaft durchliefen, bald ein ganzes Rudel Wölfe mit nackter Hand erwürgt zu haben.

Das war meine erste Wolfsjagd.

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von

Friedrich Uwinger.

Zweite Serie.

(Fortsetzung.)

Ein toller Christ sein.

Richtiger: ein toller Christian sein, ein unbändiger Mensch, der Alles wagt, dem nichts heilig ist.

Unter dem tollen Christen ist der Herzog Christian der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel zu verstehen, einer der bedeutendsten Heerführer im dreißigjährigen Kriege auf protestantischer Seite.

Er hat sich den Namen hauptsächlich durch seinen erbitterten Haß gegen die katholische Geistlichkeit erworben. — Im Dome zu Paderborn erbeutete er eine massiv silberne Statue des heiligen Liborius. Er nahm sie in den Arm, herzte und küßte sie und dankte dem guten Heiligen, daß er die Gefälligkeit gehabt, so lange auf ihn zu warten. Aus dem Silber ließ er Münzen schlagen, welche auf der einen Seite eine aus Wolken hervorgestreckte Hand, die ein Schwert am Griff hält und den Namen „Christian 1622" zeigten, auf der andern Seite aber die Inschrift führten: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!"

In der Schlacht bei Fleury, welche hauptsächlich durch die braunschweigische Reiterei, unter persönlicher Führung des Herzogs, gewonnen wurde, erhielt Christian einen Schuß in den linken Oberarm, den er aufmerksam nicht besonders achtete. Als ihm der Arm dann abgenommen werden mußte, geschah es auf offenem Felde, inmitten des Lagers, unter Pauken und Trompetenschall. Einen gefangenen Trompeter ließ er vor sein Bett kommen und gab ihm auf, dem feindlichen Oberfeldherrn Spinola zu sagen: „Der tolle Herzog habe zwar den einen Arm verloren, den andern aber behalten, um sich an seinen Feinden zu rächen." Später fertigte ihm ein holländischer Mechanikus einen eisernen Arm, den er fast wie den natürlichen regen und bewegen konnte. Gleichzeitig ließ Christian eine zweite Münze schlagen mit der Aufschrift: „Verlier ich gleich Arm' und Bein', will ich doch der Pfaffen Feind sein."

Das war der gefürchtete tolle Christ!

Sieht doch die Katz' den Kaiser an.

Sieht doch die Katze des Holzschneiders Hieronymus Resch den Kaiser Maximilian I. an. — Sind die Ueberlieferungen richtig, ist es diese Katze, worauf sich das Wort bezieht. Der kunstsinnige Kaiser besuchte im Jahre 1517, bei einem Aufenthalt in Nürnberg, wiederholt die Werkstatte jenes Holzschneiders. Resch besaß eine ihm besonders anhängliche, sehr zahme Katze, die fast stets auf seinem Arbeitstisch zu finden war. Trotz der Anwesenheit des Kaisers behauptete sie ihren Platz, sah diesen aber unverwandt mißtrauisch an. Den Hofleuten fiel es auf; man sprach von der Katze, die den Kaiser derartig angeschaut, und die Redensart fand allmälig aus jenen Kreisen ihren Eingang in das Volk.

Wer das Glück hat, führt die Braut heim.

Auch diesem allbekannten Sprüchwort liegt eine geschichtliche Thatsache zu Grunde. Lorenz Fries, der Chronikschreiber der Ostfranken, berichtet hierüber Folgendes:

Um das Jahr 871 sah sich der König Ludwig der Deutsche gezwungen, gegen die Böhmen, welche die Grenzen des Reiches beunruhigten, zu Felde zu ziehen. Unter dem Befehl des Bischofs Arno von Würzburg wurde ein Heer ausgerüstet, das den übermüthigen Herzog strafen sollte. Letzterer hatte die gewöhnlichen Zwangsstraßen und Passe fest verschanzt und der Bischof schlug deßhalb einen Umweg ein, der ihn von der Ostseite her die Grenzen offen finden ließ. Dort führte der Zufall dem Heere einen ansehnlichen Brautzug in die Hände. Es waren Mähren, welche die schöne Tochter des böhmischen Herzogs für ihren Fürsten abgeholt hatten. Reich war die Beute an Pferden, Schildern, Schmuck und Kleinodien. Die Braut selbst fiel dem Bischof Arno zu, er hatte das Glück, sie heimzuführen.

Der Himmel hängt ihm voller Geigen.

Unter dem hier gebrauchten Wort Geige ist nicht das Musikinstrument zu verstehen. Geigen hat erst in der Neuzeit für „Gigen" die Stelle geräumt. Gigen bedeutet aber altdeutsch: Narr, Tölpel, Thor. Das Sprüchwort will daher sagen, die Thoren, denen die Erde zu schlecht, hängen sich gern an den Himmel.

Aller guten Dinge sind drei.

Die hohe Bedeutung der Dreizahl fußt keineswegs im Christenthum, sondern geht viel weiter zurück. Die Trinität der christlichen Kirche hat ihre Vorgängerin in der indischen Religion (Brahma, Wischnu, Siwa).

Die Zahl Drei bezeichnet das abgeschlossen Vollendete und galt stets für eine heilige Zahl. Bei den Griechen und Römern werden wir in ihren Kulten und Gebräuchen mehrfach daran erinnert. — Wenn bei den heidnischen Deutschen das feierliche Werfen der Loose stattfand, um eine gottliche Entscheidung zu erlangen, wurden drei von den hingeworfenen Loosstäben nach einem bestimmten überlieferten Gesetz herausgenommen oder das Loosen ward an drei verschiedenen Tagen wiederholt. — Drei Jahre, drei Tage sind die ältesten Fristträume, und selbst bei den in der Kultur am weitesten zurückstehenden Völkern erhält unter den Zahlen zuerst die Drei nach der Eins ihre Wichtigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Für das Album.

Von Wilhelm Emmer.

Freundlich in deinem Cirkel, leise,
Doch kraftvoll walte in deinem Kreise;
Geh' über des Pudagels gezogenen Strich
In keinem Punkte jemalich.
Kehr' saubernach alle Winkel aus,
Das ist Mathematik für die Frau vom Haus.

•

Den Teufel mußt du nicht zitiren;
Denn wenn er einmal dir erschien',
Er hat gefällige Manieren
Und man verliebt sich leicht in ihn.

•

Schlechter Gesellschaft musst du, wie armen Spielern, entrinnen;
Kannst Alles verlieren und nichts gewinnen.

•

Seinem Helden muß der Poet mit liebender Seele sich neigen,
Dem Historiker aber muß der Held sich beugen.

•

Das mage die Philosophen nicht kränken:
Zuweilen muß man an gar nichts denken.

•

Der strebet mit Weisheit und Bedacht,
Der seinen Gegner nicht zum Feinde macht.

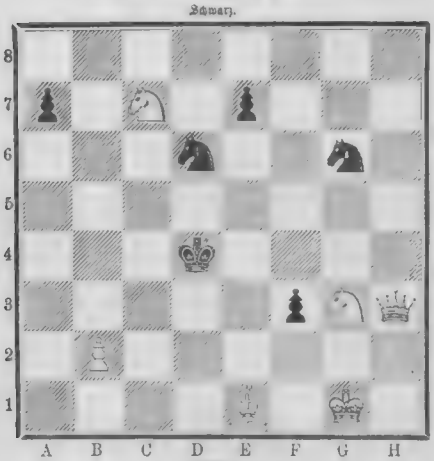
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 10.

Von Herrn Moritz Ehrenstein in Budapest.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 6:

Weiß.	Schwarz.
1) D. G1 — G7	1) K. D5 — C4 oder A.
2) D. G7 — G2	2) Beliebig.
3) D. G2 — A2 setzt Matt.	
A)	
1)	1) K. D5 — D6.
2) C3 — C4	2) Beliebig.
3) D. oder S. setzt Matt.	

(andere Varianten leicht.)

Schachbriefwechsel.

Korrekte Lösungen der gekrönten Preisaufgabe Nro. 4 erhalten von Dr. Grabeck in St. Gubran (Schlesien) und J. L. A. Cuntius in Eindhoven (Holland).

Herr W. K. in Bonn, A. H. in Temesvar, G. S. und W. L. in Hertlauthausen C. R. in Hainsberg L. M. aus Gotha, in Münden Nro. 5 richtig gelöst.

Herr S. L. in Grimgau. Mit Bedauern gelesen. Nro. 2 richtig. In Nro. 1 schützt D. SA1 — C2 an D. SA1 — C2. In Nro. 3 wurde auf 1) S. E4 — D6 das Matt durch 2) D. — A4 verhindert.

Herr Dr. L. von St. M. in Leipzig. Ihre geehrte Zuschrift wird uns brieflich beantwortet.

Herr G. A. in Hamburg. P. Or. in Hannover, E. Fr. in Ulm. Nro. 3 richtig. Herr M. in Bromberg. Varianten von Nro. 1 und 3 mehrfach bereits widerlegt.

Herr T. B. in Frankfurt a. M. Nro. 5 falsch wegen 2) S. D6 — B7;

Herr J. F. B. in Hedwigenkoog. Nro. 2 und Nro. 5 richtig.

Herr P. J. in Mittwalda, M. K. in Pfungstadt, Sch. in Schwerin sen.: Nro. 5 richtig.

Herr F. M. in Malta. Nro. 3 richtig, Nr. 1 scheitert an D3 u. C2.

Herr C. S. in Landsburg. Nro. 3 falsch wegen 2. F8 — F5, ebenso Nro. 4 wegen K B4 : A5.

Herr J. in Jenkoort. Nro. 2 richtig, Nro. 3 u. 4 mehrfach widerlegt.

Herr M. C. in Frankfurt a. M. In Nro. 5 wurde auf 1) S. D2 — C4, 1) . . . L. E7 — F6 durch S. E6 — F7, das Matt verhindert.

Herr A. S. in Breslau. Die Fehler der von Ihnen angezeigenden Lösungen sind inzwischen im Briefwechsel schon nachgewiesen. In Nro. 3 spielen Sie 1. A5 — A3, K. B4 — B5 und glauben dann irrthümlich auf A4 oder A5 mattzuziehen. In Nro. 4 würde nach Ihrem 3) S. E1 — F3 der schwarze König nach F3 gehen.

Herr M. G. in Heilbronn. Nr. 3 richtig. Lösung von Nr. 4 scheitert am Vorrücken des H Bauer.

Herr Bar. v. B. in Aschaffenburg. Nr. 5 sorgfältig und korrekt gelöst. Auf wird geprüft werden.

Mr. Al. y. E. a Liege. Solution de Nro. II correcte. Großes Handbuch des Schachspiels von J. Dufresne und J. H. Zukertort. Potsdam. Gustedt's Verlag.

Herr A. C. in Klausenburg und Herr J. R. in Alblasserdam. Nro 1, 2 und 3 korrekt gelöst.

Herr v. K. in Rochalt. In Nro. 4 übersehen Sie, daß auf 1) DF2 — B2 sofort H4 — H3 folgen kann und durch das weitere Vorgehen dieses Bauers bis H2 — H1 D das Matt verhindert wird.

Herr Ed. G. in Stuttgart. In Nro. 3 wurde auf 1) S. D2 — D6; nach 1 D3 — B4 leicht Matt sofort erfolgen können.

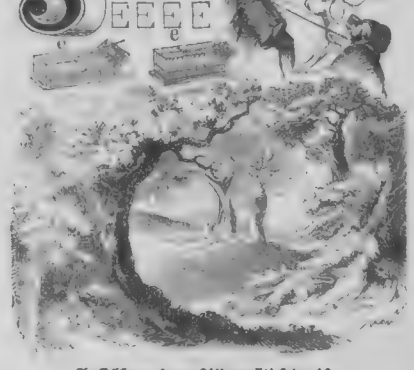
Herr E. B. in Leipzig. Nro. 5 korrekt gelöst. In Nro. 4 haben Sie den weißen Bauer D4 nicht aufgestellt.

Rösselsprung

Nro. 5.

mit	chen	mal	sich	ein-	de-	ro-	o
ein-	hin	der	tauscht	ein	lehr'	mal	oft
dann	wenn	wört-	nur	sie	den	lieb	se
und	ich	neigt	wil-	die	sie	len	dich
dich	auch	grü-	hast	wört-	ge-	du	hab'
hab'	ei-	nicht	hört	hat	dich	den	stil-
mich	ßel	su-	sen	quell	ge-	mund	die
nen	wahr	du	tauscht	ßen	lei-	im	ein-

Bilderräthsel II.



Auflösung des Bilderräthsels 10:

Blas ma net su in's Ohr, du Lump du, oder i gib dir ans, daß de genu hast.

Räthsel.

Wer nennt das Werk, das still im engen Kreise
Sich emsig regt, dem Menschengeist zum Preise?
Es singt, zuweilen kaum verständlich, leise
Ein kleines Lied, die immer gleiche Weise.
Aus seinen Zeichen kannst du offen lesen
Der großen Macht der Welt geheimes Wesen.
Die Sonne muß ihr Wirken mit ihm theilen
Und sein Gebot gibt aller Ordnung Saulen.
Es steht der Mensch am Herzen es zu tragen,
Doch tauscht es oft vertrauensvolles Fragen.
Vom Nichtstun kann uns dasselbe schrecken
Und doch auch unerhofft rasch schelmisch necken.
Der Weltlich sich wohlbedacht zum Kleinod wendet,
Wenn Großes bei uns mächtig sich vollendet,
Am Krankenbett, wenn hier erlischt ein Leben
Und dort der Welt ein neues wird gegeben.
Und gleiche Szepter schwingt es um sich immer,
Und was es spricht, es widerruft es nimmer.
Gelaut der Ruf „Zu spät" aus ehrnem Munde.
Dann sank in's Grab des Wirkens theure Stunde,
Und selbst der Macht des Himmels und der Erde
Versagt die Kraft, daß dies gewendet werde.

v. P.

Briefmappe.

Hrn. v. P. Wir glauben nicht, daß wir mit einer so ernsten Sache, die nur jetzt noch ihr Befremdendes hat, sollten Scherz treiben.

Abonnent aus Prag. Auflösen der Nase mit einer Auflösung von 1 Gramm Salmiakgeist auf 300 Gramm Wasser mittelst einer sogenannten Nasen-Douche wird den üblen Geruch rasch beseitigen.

Hrn. Kand. F. K. in B. Die Beiträge sind an uns einzusenden.

Hrn F. K. in Münch. Das Bier bleibt frischer. Otto Hartz in Berlin, Markgrafenstr. 81, liefert die Apparate.

Frl. F. in Ch. Kalte Abreibungen werden am besten Morgens oder Abends vorgenommen, und zwar in der Weise, daß man sich in eine große Butte stellt und vermittelst eines großen Schwammes Wasser von 15—20° über den Rücken laufen läßt; eine zweite Person muß gleichzeitig mit einem rauhen leinenen Tuch den Körper bis zum Rothwerden abreiben. Auf diese Prozeduren muß, falls sie des Morgens stattfinden, ein einstündiger Spaziergang folgen. Abends geschehen solche direkt vor dem Zubettegehen.

Hrn. Th. L. in F. Bloch, Dictionnaire des chemins de fer. Indessen erscheint auf diesem Boden so viel Neues, daß Sie sich „Die Literatur der letzten sieben Jahre auf dem Gebiete des Bau- und Ingenieurwesens" (Wien, Gerold) verschaffen müssen, um sich darin zu orientiren.

Dionys. Dazu reicht unserer Briefmappe Raum nicht aus. Ein Examen wird in Oesterreich nicht, wohl aber in Deutschland nöthig sein.

F. G. Budapest. Wenn Sie sich des Tages über einer angestrengten Thätigkeit unterwerfen müssen, so ist es ganz natürlich, daß Sie in den Abendstunden zu heiteren Stücken zu ermüdet sind und Sie der Schlaf überfällt. Die Natur macht ihr Recht geltend und ist es entschieden abzurathen, irgend welche Reizmittel zur Abhaltung des Schlafes zu gebrauchen.

Hrn. Z. F. in Br. Hr. v. Wallwald hat das Material jedenfalls benutzt, aber wesentlich umgeändert. Uebrigens.

Hrn. E. K. in Mülheim a. Rh. Das Leiden der Barthaare ist das sogenannte Mentagra, eine auf mikroskopischen Pilzen beruhende, in den Haarwurzeln wuchernde Krankheit. — D. Arzt, welcher die einzelnen Haare abmäht, ausjätet, hat Sie richtig beurtheilt. Wenn nur ein einziges krankes Haar zurückbleibt, entwickelt sich das Leiden von Neuem und verbreitet sich nach und nach immer weiter: es muß daher die ursprüngliche Prozedur so lange fortgesetzt werden, bis alle kranken Haare entfernt sind.

Hrn. A. R. in St. Leider für unser Blatt nicht geeignet.

Fr. Mary Bolton, Heidelberg. — Kaufus. R. Levi, Antiquar in Stuttgart, wird Ihnen die Jahrgänge jedenfalls verschaffen können.

Hrn. A. F. in Lud. B. B wohnt in Christiania.

Hrn. K. B. in Lodz. Das Auftreten des Kindes scheint allerdings auf Knochenerkrankung zu deuten und halten wir eine Entfernung der kranken Knochentheile für sehr rathsam, gestatten es Ihre Verhältnisse, so wäre eine Badekur in Kreuznach für das Kind sehr fördersich.

Hrn. W. B. in Fr. Wenden Sie sich an den Vorstand der Gemeinde Kornthal bei Stuttgart. Dieser wird Ihnen sicher einen solchen Unterkunftsort bezeichnen.

Hrn. W. B. in E. J. Gegen das fragliche Leiden dürfte sich eine Mineralwasser-Trinkkur in Baldungen oder auch zu Tarasp in der Schweiz empfehlen. Weiteres in öffentlicher Korrespondenz Ihnen zu rathen, verbietet die Natur Ihrer Angelegenheit.

Hrn. Veit. A. K. in W. Sollte nicht Sauer's Konversationsgrammatik Ihren Zweck erfüllen? Nur einer gewissen Höhe der Bildung und allg. Sprachkenntniß kennt man die Sprachen aus jeder Grammatik.

Hrn. A. G. in Berlin. Waschen Sie die Hände zweimal täglich mit Kalkreste, lassen Sie solche über Nacht antrocknen; nach einigen Tagen wird sich die braune Haut abschälen und eine weiße Haut zurückbleiben.

Hrn. S. in Gr. W. Hr. Karl Strauß in Nördlingen besitzt eine solche Federzeichnung, die er billig abgibt.

Hrn. J. A. in Ebnath. Wenden Sie sich nach Bamberg an den Sekundararzt Dr. Metzger, welcher sich speziell mit Ohrenheilkunde befaßt. Wollen Sie aber einen Universitätsprofessor konsultiren, so nennen wir Ihnen Dr. v. Tröltsch in Würzburg.

Frl. Anna G. in Frankfurt a. M. Populäre Werke über G. gibt es nicht. Wenn Sie sich dem Stande einer G. widmen wollen, so wird es das Rathsamste sein, einen Kursus an der Universität Gießen durchzumachen. Die Lehrzeit dauert 3 bis 6 Monate, je nach der Anstelligkeit der Kandidatin.

Bebe in Hamb. Setta Henlein in Idstein. Anna M. in K. J. in Holst. Karl Pfaff in München. Emma Fehrmann in Ems. Paul Kaiser in Bremen. T. Canther. M in Prag. Freundliche Zuschreiben in der Blumenstraße in Berlin. Abonn. in Heidelb. Jng. K. H. in Berl. Nächstig.

Frl. Lilli F. in K. Der in Folge von Brustfellentzündung hier und da bei vielen Kindern zurückbleibende schmerzhafte Husten hat seinen Grund in leichten Verwachsungen der Lungenoberfläche mit der innern Brustwand. Durch medikamentöse Einwirkungen ist hier nicht viel zu machen und muß man allerdings den Besserungszustand der Zeit überlassen.

Obenhaus in Oldenburg. Die Gelehrten sind darüber noch nicht einig.

Frl. Anna M. in S. Gewürzsalze fabrizirt Dr. L. Naumann in Dresden-Plauen.

Turke und Russe in Mannheim. Den Zweck Ihrer ersten Frage verstehen wir nicht. Wenden Sie sich zu deren Beantwortung an das erste Schulkind, das Ihnen auf der Straße begegnet. Was Ihre zweite Frage anbelangt, so ist unter Umständen abgekochte Milch noch gesunder, als sogenannte „Kuhwarme".

Hrn Graf L. in H. Das Wort „Panischer Schreck" kommt zuerst bei Herodot vor, wo Pan ihn in der Marathon den Persern einjagt. „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten" ist von Rückert, der es auch unter eines seiner Bilder gesetzt hat.

Hrn. A. F. in A. Als eine vortrefflich geleitete Wasserheilanstalt können wir Ihnen die Anstalt zu Nassau empfehlen; eine rationelle Kaltwasserkur dürfte das beste Heilmittel für Ihre Schwächezustände sein.

W. Z. und M. P. in W. Die Biographie von Otmar Wildermuth finden Sie in „Ueber Land und Meer" Bd. 3—5 Band. 64. Bodenstedt, Wiesbaden Lingg, München. Geibel, Lübeck. Hamerling, Graz. Näheres über sie in Brummer's Dichterlexikon. Kurz, Geschichte der deutschen Nationalliteratur und Gottschall, Geschichte der National-Literatur.

Hrn. Reinhold in B. Die Darstellung von Mundwasser aus reiner Salicylsäure wird Sie theurer kommen, als wenn Sie sich die fertige Lösung aus der Apotheke nehmen; nur in größeren Massen angefertigt sind derartige Medikamente billiger zu erhalten.

Hrn. A. W. in Gr. Das Literar-mikt. Auskunftsbureau in Dresden.

Hrn. H. J. N. in Hamb. Das Giftige der Spinne gibt dem Worte die Bedeutung. Unsicherer Cantonist — die Herstammung des Wortes kennen wir nicht.

Amicus in Köln. Für junge Leute, deren Brustorgane noch nicht recht ausgebildet sind, ist das Rauchen allerdings schädlich, während ausgewachsene Menschen unter einem mäßigen Genuß des Tabaks nicht zu leiden haben.

Hrn. C. C. in Nördl. Wir hatten eben ganz in Ihrem Sinne gehandelt, als Ihr Brief ankam.

Quasimodo in Zürich. Als ein gutes Bandwurmmittel sind uns die Pillen des Apothekers Janssen, so wie die Rossi in Florenz bekannt. Dieselben werden bei uns frischer Granatwurzelrinde, welche Drogue in Italien besonders gut zu finden ist, bereitet. Nur der Extrakt aus der frisch gebrochenen Wurzel ist wirksam.

Hrn. K. W. in Offenb. Besten Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Ritter Adorn in S. i. Im Buch der Parodieen (Stuttg., Köhler. das Sie vielleicht antiquarisch auftreiben können, finden Sie die Parodie.

A. K. in M. Wir verweisen Sie auf den Annoncenanzeigen unseres Blattes.

Fr. Gabriele v. H. in Fr. Vorrath. Gesch. der Malerei. Leipzig, 1867. 2 Bde. Lukow. Zeitschr. für bild. Kunst. Leipzig, Seemann.

Hrn. M. in H. Zur Anschaffung eines orthopädischen Korsets müssen Sie ebenso gut mit Ihrer Tochter sich zu einem gedachten Bandagisten begeben, da ohne Maßnehmung die Anfertigung des erwähnten Heilapparates unmöglich ist.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Über Land und Meer.

№ 12.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1878—1879.
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Ehescheuen, Novelle von Günther v. Freiberg. Fortsetzung. — Wilhelm, König der Niederlande, und Emma, Prinzessin von Waldeck. — Der Krieg in Afghanistan: Der Uebergang über den Indus. — Notizblatter. — Das Pfarrhaus von Ettenbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen. Fortsetzung. — Aus meinem Album, von Max Jung. III. Albert Emil Bradvogel. — Die Ausstellung der Olympia-Funde zu Berlin, von L. Pietsch. — Ländliche Galanterie. — Die Ca' Doro in Venedig. — Aus den Tagen des Kaisers in Wiesbaden. Das Fest bei Herrn v. Wurmb. — Der neue Schlacht- und Viehhof in München, von G. A. K. Die Notabeldeputation aus der Herzegowina beim Kaiser in Ofen. — Freud und Leid der Kinderzeit, von Friedrich Lipps. — Entstehungsgrund von deutschen Redensarten, von Friedrich Ilwinger. Zweite Serie. Fortsetzung und Schluß. — Für das Album, von W. Emmer. — Räthsel.

Auflösung des Räthsels in Nro. 11. — Schach. — Bilderrathsel 12. Auflösung des Bilderrathsels 11. — Auflösung des Rösselsprungs Nro. 5. — Briefmappe.

Illustrationen: Wilhelm III., König der Niederlande, und seine Verlobte, Prinzessin Emma von Waldeck und Pyrmont. — Bilder aus Afghanistan: Uebergang über den Indus. Die Deputation aus der Herzegowina vor dem Kaiser von Oesterreich, von P. Kattler. — Das neue Schlachthaus in München, von W. Gregler. — Ländliche Galanterie, nach einem Gemälde von Matthias Schmid. — La Ca' Doro am Canale grande in Venedig, von Th. Ghoulant. — Die Entdeckung, Zeichnung von Friedrich Lipps.

Wilhelm III., König der Niederlande, und seine Verlobte, Prinzessin Emma von Waldeck und Pyrmont. Originalzeichnung. (S. 226.)

Die Eheſcheuen.

Novelle

von

Günther v. Freiberg.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Tage erwartete Deodat ſeinen Pylades vergeblich. „Der Junge verſchläft den ganzen Tag in Folge der durchſchwärmten Nacht,“ ſagte ſich der fleißige Maler und wollte ſich angeſichts des Propheten in Geduld faſſen; trotzdem empfand er die Lücke, welche durch Emmo's Fortbleiben in ſeiner Lebensweiſe entſtand, auf das Empfindlichſte.

„Alleinſein iſt kein Glück, ſagt der Onkel Bieſeweg,“ überlegte Deodat, „ja, ja, dieß gibt er doch zu, ungeachtet ſeines moraliſchen Schuppenpanzers, worin er gegen die Weiber zu Felde zieht. Darum ſoll Emmo nicht allein bleiben — nein — nein! er iſt weich wie Wachs, pflichtſchuldigſt muß ich ihn ummodeln ... Will mir denn heute kein Pinſelſtrich gelingen?“ ſchloß Werder ſeinen halblauten Monolog.

In der That war der Künſtler nur halb bei ſeiner Arbeit ... ungenügend, nicht durchgeiſtigt genug ſchien ihm ſein wunderbar ſchöner Engel Gabriel; auch der weibliche Kopf der Chimäre erwies ſich als ausdrucksloſ ...

Mißmuth, die ſchwer zu verſcheuchende graue Fledermaus, niſtete in irgend einem Winkel des Ateliers. Ohnehin verſtimmen die kurzen Wintertage den Maler. Die Dämmerſtunde beſonders war ſehr unbehaglich ohne den gutgelaunten Freund. Brannte erſt die Lampe, ſo entſchädigte Lektüre den geiſtig äußerſt regſamen Deodat, ſo vertiefte er ſich in Poeſie, Geſchichte und Philoſophie, in die großen ethiſchen und religiöſen Fragen unſerer Zeit ... ja, er liebte vorzugsweiſe ungeſtörte Abende und überließ es dem geſelligen Emmo, von Salon zu Salon umherzuflattern. Aber, wie geſagt, während des Dämmerſtündchens beim Cigarrendampf erſehnte er vertrauliche Plauderei ... dann kniſterte das Feuer ſo hübſch im Kamin ... die große Rokokouhr tickte ſo verſtändnißvoll ... alle Gegenſtände noch halb erkenntlich ... das war der geeignete Moment für gegenſeitige Mittheilungen über des Tages Plagen oder ſeine etwaigen Freuden ...

„Treff' ich Dich noch im Schmollwinkelchen?“ rief denn auch wirklich Emmo's Stimme zu guter Letzt.

„Eben ſtand ich im Begriff, auf Atzung auszugehen, Du Langſchläfer!“

„Langſchläfer? Wo denkſt Du hin! Ueber Nacht flog ich durch alle ſieben Himmel, wie Dein Prophet ... und heute? ... erſt muß ich mich beſinnen, wo ich eigentlich heute geweſen bin ... überall und nirgends. Was ich wollte? Den Aal beim Schwanze nehmen, — den Rauch binden, wie die Spanier ſagen ... Verzweifelt müde ward ich von all' dem Rennen und Jagen.“

„Nun, und der Maskenball?“

„Das war's ja eben.“

„Was hat denn der mit dem ſiebenten Himmel zu thun?“ fragte Deodat geſpannt, während ſich Emmo den Schweiß von der Stirne wiſchte und um eine paſſende Antwort verlegen ſchien.

„Du ſcheinſt wirklich ſehr angegriffen und müde zu ſein, Emmo!“

„Todmüde ... hier auf Deiner Chaiſelongue iſt gut ruhen ...“

„Wollen wir denn heute nicht zu Mittag ſpeiſen?“ fragte Deodat überraſcht.

„Ich habe keinen Appetit ... nicht den geringſten ...“

War das wirklich Emmo Waldenburg, der mit einem Male nur an ſich, gar nicht mehr an den Buſenfreund dachte?

„Oho,“ lachte Werder in komiſchem Zorn, „Du machſt es wie jener Diener, der das junge Fräulein ſeiner Herrſchaft in die Tanzſtunde führte und ihr verſicherte, ſie brauche den ſchmutzigen Straßendamm — trotz ihrer Atlaßſtiefelchen — nicht zu fürchten, weil er doppelt verſohlte Stiefeln anhabe.“

„Pardon!“ bereute Emmo, „ich vergaß meines Nächſten, des lieben, hungrigen Deodat's!“

Der Maler vermochte nicht, die forſchenden Blicke von dem wunderlichen Freunde abzuwenden. „Höre, theurer Junge, Du kommſt mir verändert vor,“ ſtieß er endlich heraus ... „Genau vermag ich Deine Züge allerdings nicht mehr zu erkennen ...“

Emmo ſchlug die Augen nieder und begann etwas kleinlaut: „Verändert? ... wie fein Du biſt: Dir entgeht nichts. — Verändert? nun denn, offen geſtanden, faſt glaub' ich ſelber, daß eine Veränderung mit mir vorging ... eine verhängnißvolle ...“

„Eine günſtige Veränderung, willſt Du ſagen,“ verbeſſerte Deodat, welcher ein Licht angezündet hatte, „Du ſiehſt verklärt aus: wie von Roſenduft und Morgenroth angeglüht ... Nun bekenne, beichte!“

„Ich bin möglicherweiſe —“

„Du biſt doch nicht etwa —“

Emmo räuſperte ſich und zupfte in größter Verwirrung ſeine Manſchetten zurecht.

„Doch nicht etwa verliebt?“ vollendete Deodat, im Voraus überzeugt, Emmo würde ſeine Vermuthung mit Hohngelächter zurückweiſen. O Wunder! Emmo ſchwieg; nur ein leiſes Kichern offenbarſter, tiefſinnerſter Befriedigung verrieth dem erſtaunten Freunde, daß er richtig gerathen.

„Nun denn rund heraus mit der Sprache,“ rief Deodat faſt befehlend, — „haſt Du Dich wirklich in eine Prinzeſſin von Trapezunt, eine fleur-de-thé, eine Manſell Angot —“

„Welche Impertinenz,“ proteſtirte Emmo, „ſeit wann verwechſelſt Du Blumenſaal und Redoutenball?“

„Zur Sache denn! Biſt Du verliebt? Ja oder nein?“

„Ja,“ rief Emmo und ſchnellte wie eine Sprungfeder in die Höhe. Der ältere Freund machte ein langes Geſicht. Unglaublich ſchien ihm das Bekenntniß ſeines Pylades; unglaublich der wahrhaft bacchantiſche Jubel, der aus der einen Sylbe „Ja“ herausklang. Faſt hätte Deodat geſagt: „Ohne meine Erlaubniß emanzipirteſt Du Dich?“ Indeſſen er bezwang ſich und ſpielte ſcheinbar gelaſſen mit den Quaſten der Tiſchdecke. Ein unerklärliches Weh, ein Stich, ſchneidend, eiskalt wie der Tod, durchdrang ſein innerſtes Herz. Deſto trockener fragte er: „In wen oder in was hat der blaſirte Herr ſich zu vergaffen gerucht?“

„In eine Stimme ... in das göttlichſte Organ, das je ein Weib beſaß.“

„Das ſieht Dir ähnlich! ... kann nur Dir paſſiren!“

„Und gleichzeitig in einen Shawl, einen burnusartigen — auf Ehrenwort!“

Deodat hatte im Nu ſeine Kaltblütigkeit wieder erlangt ... „Ein Paroxysmus,“ tröſtete er ſich.

„Willſt Du die Bekenntniſſe meiner ſchönen Seele vernehmen,“ fuhr Emmo fort, „ſo haſt Du nur zu befehlen; aber nun komm', es iſt ſpät. Unterwegs die Fortſetzung.“

„Scheint Dir mein Zimmer für ſolche Konfidenzen nicht geeigneter, als ein ungemüthliches Reſtaurationslokal?“ entgegnete Werder. „Ich brauche nur zu winken, ſo haben wir ein Tiſchchendeckdich vor uns. Sieh', drüben etablirte ſich einer der erſten Traiteurs von Wien.“

Deodat rief ſeinem Laufburſchen, ſagte ihm Beſcheid, und zwanzig Minuten ſpäter ſaßen ſich beide Freunde am ſauber gedeckten Tiſche gegenüber.

„Ich habe guten Wein im Vorrath,“ bekannte der Maler, „ſüßeſter Ungar-Ausbruch (unverfälſchter Maſchlach!) ſoll Deine Kehle geſchmeidig machen, Deine Zunge lockern. Dieß erſte Glas Deiner Schönen! — Nun, ſo erzähle doch endlich! Irrlichterire nicht ewig mit Deinem queckſilbernen Gedankengang bald hier, bald dort hin, halte Dich an das Faktum.“

Emmo löffelte mechaniſch in ſeiner Suppe à la Julienne, warf ſich im Lehnſeſſel zurück und begann:

„Ich ging im Saale ſo für mich hin, und nichts zu ſuchen, das war mein Sinn ...“

„Erſt ein Kaviarbrödchen zur Stärkung,“ unterbrach der väterliche Freund.

Emmo gehorchte, indem er das Angebotene verzehrte, und fuhr fort: „Zwar wimmelte es von hübſchen Mädchen auf der Redoute —“

„Trugen ſie nicht Larven? Woraus erſahſt Du, daß ſie hübſch waren?“

„Trotz ihrer Sammetmasken und Redoutenbrillen, trotz ihrer verhüllenden Dominos erkannte ich ſofort die beiden Engländerinnen, Du weißt, jenes Schweſternpaar, welches an Ouida's Romanheldinnen erinnert ... Außerdem meine ſieben Couſinen, von denen man durchaus nicht ſagen kann ‚von Sieben die Häßlichſte‘, — im Gegentheil! Ihnen folgte ein Kometenſchweif intimer Freundinnen, die ſich augenblicklich, trotz Verkappung und verſtellter Sprache, zu erkennen gaben. Kurz und gut: ein embarras de richesse. Offen geſtanden, bald wurde es mir zu viel. Ich mußte dieſem ganzen Harem Ritterdienſte erweiſen, Knallbonbons und Limonade und vor Allem Tänzer herbeiſchaffen. Im Schweiße meines Angeſichts wollte ich eben den Lieutenant Brauſewetter einfangen, als ich mich am Zipfel meines Dominds feſtgehalten fühle ...“

„Du trugſt keine Maske?“

„Selbſtverſtändlich. Vor mir ſtand ein Weſen, was einen ganz feinen, träumeriſchen Reſedaduft um ſich her verbreitete —“

„Wie der Frühling in höchſteigener Perſon.“

„Und dieſes Weſen war in einen Burnus gehüllt ... ich bin um Worte verlegen, Dir dieß indiſche Seidengewebe nur annähernd zu ſchildern ...“

„Ich kenne Deine Vorliebe für exotiſche Stoffe ...“

„Die Seide ſchillerte wie eine Pfauenbruſt, wie das Gefieder eines Papageis aus ‚Tauſend und eine Nacht‘, wie der famoſe grüne Vogel, um den jener excentriſche Königsſohn Schlaf und Appetit verlor ... der Faltenwurf ſo weich, ſo edel! Eine Maske trug die Burnusdame nicht; ſie hatte die Kapuze über den Kopf gezogen und das Geſicht ſo undurchdringlich dicht verſchleiert, daß nicht einmal die Augen kenntlich waren.

„‚Emmo Waldenburg,‘ begann die Unbekannte, ‚gib mir Deinen Arm und führe mich durch den Saal ... Du kennſt mich nicht, wirſt mich nie kennen lernen, dennoch ſind wir gleichgeſtimmte Seelen: Du, ein Sonderling, ich, eine Ausnahme aller hergebrachten Regeln. Du wurdeſt mir als ein Ausbund alles Phantaſtiſchen, Bizarren geſchildert; ich bin als ſehr kapriziös und wunderlich verſchrieen, — folglich wollen wir zuſammen ein wenig plaudern.‘ O Deodat, mein verzärteltes, muſikaliſch gebildetes Ohr hörte nie einen ähnlichen Wohllaut wie dieſe Stimme! — Ich, im Banne des feinen, ſinnberückenden Duftes, des wunderbaren Organs, des aufregenden Farbenſpiels ihrer ſeidenen Hülle, ich reichte ihr willig den Arm und bald verloren wir uns in der wogenden Menge. Alles, was die Maske ſagte, war im höchſten Grade originell ... dabei ſo gebildet und graziös ausgedrückt, daß ich nicht einen Augenblick zweifeln konnte, welcher geſelligen Sphäre ſie angehöre; ich führte eine Dame, allerdings eine etwas abſonderliche, extravagante, doch höchſt geiſtreiche und ſogar ein wenig blauſtrümpflich angekränkelte, allein dieß erhöhte nur den Reiz ihrer pikanten Unterhaltung.“ Emmo that einen langen Zug aus ſeinem Glaſe.

„Das war in der That ein angenehmer Fund für meinen Emmo,“ warf Deodat ein, der ſich während des Freundes Erzählung ein Gericht Salm vortrefflich ſchmecken ließ.

„Du kannſt Dir denken, Deo mio, daß ich bald über ihr ſtrenges Inkognito zu klagen begann ... ich bat, ich erſchöpfte alle Beredſamkeit, ich leiſtete Unglaubliches an zarteſten Nüancen von Hingebung und Unterwürfigkeit, um das Kieſelherz zu erweichen, wenigſtens den Namen der geheimnißvollen Gönnerin zu erhaſchen ... denn daß ſie mir hold war, bekannte ſie mit edler, großartiger Offenheit. Nichtsdeſtoweniger blieb ſie unerbittlich. Nun verſuchte ich aus ihrer Redeweiſe, ihren Antworten herauszuhören, woher ſie mich kenne, wo mir etwa begegnet ſei und ſo weiter. Doch mit größter Schlauheit entſchlüpfte ſie mir durch unerwartete Schlangenwindungen ... Ich blickte auf ihre wunderſchönen ſchlanken Finger, welche aus ſchwarzſeidenen Filethandſchuhen zur Hälfte hervorſahen, auf ihre ſchmalen Füße in blaßblauen Atlaßſchuhen und durchbrochenen blaugeſtickten Strümpfchen, auf eine losgeringelte rothgoldene Locke, die dem Schleier entſchlüpft war, und rief ganz außer mir: ‚Schöne Maske, Du biſt eine Hexe, die mich um Sinn und Verſtand bringen will ...‘

„‚Möglich!‘ lachte es ſilberhell aus der Kapuze hervor.

„‚Hab' Mitleid,‘ beſchwor ich ſie. Aber ſie entgegnete:

„‚Du begehrſt Unnützes, Ueberflüſſiges. Nicht daß ich häßlich wäre, o nein! ich weiß, daß ich gefalle, trotzdem ich nicht mehr jung bin, — denn wiſſe, achtundzwanzigjähriger junger Mann, ich bin älter als Du ... ſchauderſt Du nicht?‘

„‚Mit dreißig Jahren beginnt die eigentliche Herrſchaft des Weibes über den Mann,‘ beeilte ich mich zu erklären, und geſtand ihr, daß ich mit achtzehn Jahren wahnſinnig in eine Frau verliebt war, welche dem Alter nach meine Mutter hätte ſein können.

„‚Eine Frau? Zugegeben! Damit hat es eine ganz andere Bewandtniß. Ich bin nichts mehr und nichts weniger als eine alte Jungfer . . .‘

„‚Du bist eine Mephistophela, die mich irre führt nach Belieben —‘

„‚Denn ich bin gerade so ehescheu wie der vielbegehrte Emmo Waldenburg und liebe mein theures Ich viel zu sehr, um es an einen Tyrannen zu verschenken. Bedenke daher, zu welchem tragischen Konflikt es führen würde, wenn Du Dich — aus Eigensinn, Widerspruch, was weiß ich? — in mich verliebtest, mir Deine charmante Persönlichkeit, Dein Vermögen anböteſt, und ich, kraft meiner unerschütterlichen Grundsätze, Hymen's Lockungen widerstände, wie die jungfräuliche Königin Elisabeth?‘

„‚Ich biß mir auf die Lippe und drückte nicht eben sanft ihre Fingerspitzen zwischen meiner Rechten . . .

„‚Prahle so viel Du willst,‘ rief ich ärgerlich, ‚Dich ausfindig zu machen soll mir dennoch gelingen. Du hast rothes Haar,‘ wie Edith Schwanenhals: daran werd' ich Dich erkennen.‘

„‚Das ist gefärbt,‘ log sie mit ihren Sirenenlippen.

„‚Und Du hast einen klassisch geformten Fuß, — so schmal, so schmal . . . Dein Accent ist derjenige einer Ungarin, welche tadellos deutsch redet.‘

„‚Emmo, Du bist auf dem Holzwege! Gib es auf, mir nachzuspähen, — wenn ich nicht will, daß Du mich findest, so geschieht es nicht. Vielleicht besuche ich heut über's Jahr wieder den Redoutenball . . .‘

„‚Bis dahin soll ich warten, Prinzessin Kieselherz?!‘

„‚Bis dahin wirst Du Deinen Vorsätzen treulos und pflegst ein Haideröslein, ein Tausendschön im Krautfelde ehelichen Glückes. Von Herzen wünscht es und gönnt es Dir die Unbekannte . . . Sei trotzdem überzeugt, daß diese an Dich denken wird, so lange sie athmet! Du erinnerst sie an die Helden ihrer Lieblingsromane, an Agathon, Aristipp, obschon Du das haarsträubend häßliche Kostüm des neunzehnten Jahrhunderts trägst. Du bist eine heitere, leichtlebige Natur, ganz ohne deutsche Gemüthsschwere; Sybarit bist Du, nicht gerade, was wir Materialist nennen, denn dafür bist Du zu enthusiastisch und gutmüthig . . . viel Tiefe und Beständigkeit darf man von solcher Individualität nicht verlangen . . . Deine vollendete Anmuth und Liebenswürdigkeit entschädigt ja! Eben diese Eigenschaften erwarben Dir einen seltenen Freund wie Deodat Werder, der in Dir Alles, was ihm fehlt oder verloren ging, zur glänzendsten Blüte entfaltet sieht.‘“

Emmo hielt athemschöpfend inne; dann fuhr er etwas ruhiger, in gedämpfterem Tone fort: „Also auch Dich, Oreſt, kannte diese Hexe! Dich, wie mein innerstes Seelenleben und sonstigen Zufälligkeiten meines müßigen Egoistendaseins. Natürlich fragte ich, was sie von Deinem Talente halte . . . darauf sprach sie mit einem Kunstverständniß von Deinen Kompositionen, Deinen Gemälden! Ja, Freund, hätteſt Du's mit angehört, Du säßest nicht hier und verzehrteſt mit stoischer Ruhe eine Hammelskotelette —“

„Sondern ich läge am Boden, von Eros's Pfeilen hingestreckt,“ lächelte Deodat. „Mir scheint,“ setzte er nach kurzem Bedenken hinzu, „daß die Vermummte eine Deiner Cousinen war.“

„Deodat, Deine Behauptung ist abgeschmackt,“ flammte Waldenburg auf, — „hilf mir lieber denken, hilf mir sie suchen, statt einen so fabelhaften Appetit zu entwickeln . . . Du bist ein prosaisches, fischblütiges Monstrum! — O sie entschlüpfte mir . . . kein Taschentuch, kein Ring, kein Handschuh, nicht ein einziges Erkennungszeichen blieb mir! Der Prinz im ‚Aschenbrödel‘ hatte wenigstens den gläsernen Pantoffel! — Heute jagte ich den Graben, die Ringstraße auf und ab . . . Rothköpfe in Hülle und Fülle, aber alle mit Plattnasen und Glotzaugen . . . meine Sylphide war nicht darunter . . . aber ich muß und werde sie finden!“ Er stieß ein Dessertmesser heftig in einen Apfel und deklamirte mit Geibel's Jägersmann aus dem „Morgenländischen Mythos“:

„All' mein Leben
Soll ein Wandern sein nach dir, ein Ringen
Mit der Welt um dich! — ich will nicht rasten,
Bis den Tod ich oder dich gefunden . . .“

Deodat warf ein: „Wenn Du alle Tage fasteſt wie heute, so wird der Tod nicht lange auf sich warten lassen. Jetzt befehle ich Dir, von diesem Plumpudding zu essen! Und nun vernimm einen Trostspruch: jene Dame Kobold ist offenbar von Deiner ‚charmanten Persönlichkeit‘ viel zu sehr durchdrungen, um nicht vor Ablauf des anberaumten Probejahrs ein Lebenszeichen zu geben . . . sei guten Muthes!“

„Möchteſt Du nicht falsch prophezeien,“ seufzte Emmo, „denn mich verzehrt eine wüthende Neugier, die ich Leidenschaft, Krankheit, ja, fast Wahnsinn nennen möchte! Dieses Weib, diese alte Jungfer, wie sie sich zu nennen beliebt, könnte die Fratze einer Mulattin haben und mich trotzdem durch ihr geistiges Uebergewicht völlig beherrschen, zum Sklaven machen . . .“

„Emmo, solche Exaltation ist nicht von Dauer . . . Du bist ein leicht beweglicher Stimmungsmensch, morgen mit Füßen tretend, was Du heute glühend herbeisehnst. Solch' ein blaustrumpfähnliches Wesen, wie Du schilderst, würde Dir, trotz des Parfüms der großen Welt, trotz Eleganz und verführerischen Reizen auf die Dauer unerträglich werden . . .“

„Du kennst sie nicht, wie ich sie kenne!“

„Phantast,“ spottete Deodat, „ein Gang durch den Redoutensaal! Als wäre dieß eine Ueberfahrt nach Amerika!“

„Drei Stunden haben wir mit einander verplaudert,“ entgegnete Emmo, „dieſe genügen, sich gegenseitig kennen zu lernen. Wohl ist's ein Rausch, der mir zu Kopfe stieg, — doch ach! so bald wird er sich nicht verflüchtigen . . . übrigens verlangt es mich keineswegs nach meiner sonstigen Nüchternheit.“

Wieder zuckte es Deodat durch alle Fibern, wieder ging ein Schatten über seine Stirn . . . Nüchtern war also Emmo's Dasein gewesen, trotzdem sich Werder ihm so ganz und gar gewidmet hatte? . . .

„Ich sage Dir,“ schwärmte Emmo weiter, „mein schillernder Burnus hat Ideen“ — er biß der Reihe nach in alle Früchte, die vor ihm in der Schale lagen, — „Ideen wie eine byzantinische Kaiserin . . . ungestillte Sehnsucht nach exzeptionellen Seligkeiten läßt sie die Kostbarkeiten dieser Welt, das zahme, hausbackene Glück ihrer Geschlechtsgenossinnen verachten . . . O diese Leere auszufüllen! nur einen Augenblick mit ihr erleben, einen, zu dem sie sagt: ‚Verweile noch, du bist so schön!‘“

„Glückliches Kind, wie Du schwärmen kannſt,“ sagte Deodat, im Stillen hoffend, sein Liebling würde nie, nie wieder dem gefährlichen Wesen begegnen. Emmo trank rasch hinter einander einige Gläſer Bordeaux. Dann sanken ihm die Augenlider zu, die Natur verlangte ihr Recht; nach der durchwachten Nacht und den rastlosen Gängen bei Tage schlief der Freund des Malers auf dessen Schulter ein, tief ein.

Deodat legte ihn sanft auf den Divan, deckte ihn mit leichter Hülle zu, warf einen Schirm über die Lampe und griff zu Papier und Stift, den schlafenden Abtrünnigen zu zeichnen, — denn er sah gar zu schön aus, wie er glückselig lächelte und vermuthlich im Traume paradoxe Gespräche mit dem schillernden Domino führte.

*

Auch nach seinem Erwachen rastete Emmo nicht, sondern begab sich an das Wandern, Ringen und Suchen. Fruchtlos! . . . Alles verlorene Liebesmühe.

Deodat mußte sich verpflichten, mitzusuchen, doch war er nicht glücklicher als Emmo-Pylades, dem plötzlich seine sorgenfreie Existenz verleidet worden.

Darüber gingen zwei, drei Monate in's Land . . . Emmo begann sich seiner Beharrlichkeit in Bezug auf eine Chimäre zu schämen. Deodat bewog ihn zu einer Reiſe nach Triest und Dalmatien; Waldenburg sagte nicht nein, kurz und gut, gegen das Frühjahr war von der Redoute und der Dame Kobold kaum noch die Rede. Der vielbegehrte junge Lebemann war es müde, einer fixen Idee nachzujagen, ihr Alles zu opfern. Damit sei indessen nicht gesagt, daß Emmo seinen verhängnißvollen Domino vergessen hätte . . . behüte! . . . jedes Wort, jeder Accent war seinem Gedächtniß wie eingegraben, und die Hoffnung, der Unbekannten wieder zu begegnen, verließ ihn eigentlich nirgends, wenigstens erwachte sie zeitweise mit größter Heftigkeit; in Pola an der rauschenden Adria, in den Kurgärten zu Baden bei Wien, mitten unter den feschen Bewohnern der frohmüthigen Kaiserstadt, während des Geplauders mit dem Busenfreund, allüberall tauchte das reizende Phantom vor seines „Geistes Aug'“ wieder auf . . .

Werder's Mohammed hatte überall eingeschlagen wie zündend Pulver; das Gemälde war in Kupfer gestochen und durch Photographieen über ganz Deutschland verbreitet worden. —

Wieder kehrten Frost und Schnee, und endlich stand der erste Redoutenball der Saison in Aussicht. Emmo erwähnte keine Sylbe davon; Deodat war es zufrieden. Als am verhängnißvollen Abend der aufgeregte Waldenburg gleich nach Tische „gute Nacht“ sagte, da hatte der Maler den Kopf so voll von Plänen, Entwürfen und Skizzen, daß er nicht im Entferntesten an den vielbesprochenen Ball im Redoutensaale dachte und die Nacht ahnungslos halb verlas, halb verschlief.

Anders Emmo: der wachte!

Früh war er zur Stelle; sorglich hatte er jedwede Cousine vom Schauplatze seines Abenteuers fern gehalten; alle guten Bekannten, die ihm zufällig begegneten, fertigte er kurz ab, so daß es bald ringsum hieß: „Was ist denn Waldenburg in die Quere gekommen; er ist ja heute in verzweifelt schlechter Laune!“ Und man vermied ihn.

Hätte Jemand ihn gefragt: „Wie ist Dir zu Muthe?“ er wäre um die Antwort sehr verlegen gewesen. Die Trostlosigkeit, die ihn bleischwer überfiel, während er zwischen den wispernden Dominos auf und ab ging, überraschte ihn selber, doch war es ihm unmöglich, Herr darüber zu werden. Emmo, der Sohn reicher Eltern, hatte im Leben wenig gelitten; stets war ihm Alles nach Wunsch gegangen, schon als Kind war er vergöttert, als Jüngling allgemein verhätschelt worden; sein schmiegsames Naturell hatte ihn vor Hochmuth und gänzlicher Uebersättigung bewahrt, doch hatte er es ganz in der Ordnung gefunden, auf Rosen zu wandeln, Weihrauch einzuathmen. Doppelt empfand er daher den mit Aerger gepaarten Schmerz, auf einen Traum verzichten zu müſſen, der seit einem Jahre Tag und Nacht seine Einbildungskraft durchgaukelt hatte . . .

Denn die Unbekannte blieb aus. Verlockend, feurig schmachtend ertönten die hinreißenden Walzer von Strauß. Emmo saß unter grünen Blattpflanzen im lauschigsten Eckchen, wo es sich gar zu gut verstohlen geplaudert hätte, und starrte auf die Vorübergehenden. Gelangweilte junge Männer, die Hüte auf dem Kopfe, das Maskenabzeichen am Arm, schlenderten auf und ab; Offiziere in Civil neckten sich mit weiblichen Charaktermasken; die elegante Tragödin des Burgtheaters, deren „Messalina“ soeben Furore machte, und die schöne Soubrette derselben Bühne schwebten, von Anbetern umschwärmt, durch die Reihen . . . Eine nicht geringe Anzahl tanzlustiger Paare versuchte Raum zur Quadrille zu gewinnen . . .

„Woher diese Melancholie?“ fragte plötzlich eine süße Stimme, und eine feine, unberingte Hand legt sich auf Emmo's Schulter . . . Ihn durchrieselt es . . . Freude, schöner Götterfunken! Darf er seinen Augen trauen? Ja, Dame Kobold ist's im selben orientalischen Burnus; nur verschleiert ist sie nicht wie im vorigen Jahre: durch die schwarze Sammetlarve blicken zwei glänzende Augen; unter der schmalen Spitzenbarbe lächeln volle, empfindungsreiche Lippen, welche zu tausend Freudenküssen einladen . . .

Emmo hatte einst in Florenz einem Blumenmädchen eine voll entfaltete Granatenblüte abgekauft; in den flammenrothen Kelch der südlichen Blume hatte der Zufall ein weißes Jasminblättchen hineingeweht, — daran mußte er beim Anblick dieser Lippen denken, — unbestimmt nur, wie im Traum. Er war fassungslos, hatte nur eben so viel Besinnung, seine Ersehnte bei der Hand zu fassen, tiefer unter die Blattpflanzen hineinzuziehen und sich dadurch gewissermaßen mit ihr vom Menschengewimmel zu isoliren.

Sein stürmisches Wesen, sein Erröthen und Erblassen konnte der Fremden nicht entgehen; auch sie schien verwirrt, athmete mühsam und verharrte einige Augenblicke schweigend, während ihre Hand in Emmo's Händen leise zitterte.

„Nun kam ich noch einmal, und dann nimmermehr,“ begann sie endlich weich und schmelzend . . . „ja, ja, so heißt es nicht allein im Märchen, sondern auch in der Wirklichkeit . . . Emmo, heute Nacht sehe ich Dich zum letzten Male! Doch laß uns nicht daran denken, sondern erzähle mir, wie es Dir seit Jahresfrist ergangen ist.“

„Ich suchte Dich, nur Dich,“ antwortete Emmo in so leidenschaftlichem, vorwurfsvollem Tone, daß sie zusammenfuhr, „und ich gelobe es: Du kommst nicht aus diesem Saale, bevor ich nicht Deine Züge gesehen, nicht Deinen Namen gehört habe . . .“

Sie lachte in der alten spöttischen, silberhellen Weise und schien sich wieder in ihrem Gleichgewicht zu befinden . . . „Hahaha! wie ich heiße? Nun, den Taufnamen kann ich ja wohl riskiren! — Welchen Namen trauen Sie mir zu?“ fragte sie im leichten Konversationston, das „Du“ des Maskenfestes mit dem salonfähigen „Sie“ vertauschend.

„Serpentina müßten Sie heißen, Schillernde, Aalglatte . . . oder Fiordespina, Sataniella, etwas in der Art.“

Bilder aus Afghanistan. Uebergang über den Indus. (S. 225.)

Die Deputation aus der Herzegowina vor dem Kaiser von Oesterreich. Originalzeichnung von B. Kubler. (S. 226.)

„Lieber Himmel, ich habe den alltäglichsten Namen der Welt!“

„Das ist unmöglich,“ protestirte Emmo.

„Ich heiße — wie jedes Milchmädchen heißt, — Marie!“

„Ave Marie,“ jubelte Emmo, „o dieser Name, der, so weit es Christen gibt, auf Knieen angebetet wird! Wie Psalter und Harfen klingt er an mein Ohr ... fortan weihe ich mich dem Marienkultus ...“

„Und eben erst verfolgten Sie Satanella? Junger Mann, Sie sind ein Wetterfähnlein.“

„Nein, Marie, nein, ich bin das Spielwerk einer überaus grausamen Schönen, der ich das abscheulichste Jahr meines Lebens verdanke, die viel an mir gut zu machen hat.“

„Ich dächte doch,“ sagte sie lauernden Tones, „man hätte dieses ‚abscheuliche‘ Jahr leidlich angenehm verlebt: Orest und Pylades gingen auf Reisen, blickten einer gewissen, nicht allzu spröden Dalmatinerin etwas tief in die Augen, schenkten der Postmeisterstochter in Preßburg ein buntes Tuch und ein Schildpattmedaillon ... gelt, bin ich gut unterrichtet?“

„Schöne Maske, mich verläßt leider die Geduld immer mehr und mehr ... Laß mich nicht länger auf glühenden Kohlen stehen! Woher weißt Du alle Details in Bezug auf meinen Freund und mich selber?“

„Welch' häßliches Stirnrunzeln! ‚Fort damit!‘ wie der Refrain des Hafis lautet.“

„Belesenstes aller Weiber, ich begehe einen öffentlichen Eklat sondergleichen, wenn Du mich in gewohnter Weise noch eine Minute länger foppen willst.“

„Nun, — zum Beispiel?“ fragte Marie kühl und abschätzig.

„Ich reiße Dir die Maske vom Gesicht!“

„Und wären als unritterlich gebrandmarkt für alle Zeit,“ entgegnete sie verachtend. „Ist's möglich, Waldenburg, Sie drohen mir? O, das hätte ich nie von Ihnen erwartet.“

„Lassen Sie Gnade vor Recht ergehen,“ bat er; — „sind Ihnen Maskengesetze so heilig, so will ich dieselben nicht umstoßen. Aber, Fräulein Marie, vernehmen Sie Folgendes und halten Sie's wohl in Acht ...“

„Mein Gott, Ihre Stimme wird immer feierlicher, Ihr Ausdruck ist streng und befehlend, erst sehen Sie wieder freundlich aus!“

„Ich kann es nicht, so lange mit meinem Herzen Fangeball gespielt wird ...“

„So wird mir angst und bange, und ich laufe Ihnen schnurstracks davon ...“

„Sei's denn, wenn Sie gar keinen Ernst vertragen können,“ sagte Emmo mit einer Energie, welche ihn selbst befremdete. Nur zu gut wußte er, daß sie sich nicht von der Stelle rühren würde. „Marie, Fräulein Marie, wenn ich Ihnen jemals außerhalb dieses Saales begegnen, Sie an der Stimme, an Ihren Locken oder an irgend einer Redeweise erkennen sollte, so —“

„Nun?“ unterbrach sie ihn gespannt.

„So habe ich das Recht —“

„Gemach!“

„Das Recht,“ betonte er stärker, „Sie bei der Hand, der anbetungswürdig schönen Hand zu fassen, Sie mein eigen zu nennen und direkt vor den Altar mit Ihnen hinzutreten.“

„Ohne dreimaliges Aufgebot?“ lachte sie etwas gezwungen, so wie ein Kind, welches sich fürchtet, lacht ... denn sie erkannte dunkel ihren Herrn und Meister ... „Nun, damit der böse, häßliche Zug aus Ihrem hübschen, geradlinigen Gesicht verschwinde, räume ich Ihnen seufzend dieses Recht ein: hier ist meine Hand! Aber Sie wissen nicht, wem Sie sich verpfänden: wie, wenn ich ein Geist, ein umgetriebener Geist wäre, der nur jedes Jahr eine Nacht auf der Oberwelt umher spaziert und den Bräutigam zu sich herunter in's Grab holt?“

„Nein, Du üppig Schlanke, mit warmem, rosigem Blut in den Fingerspitzen, Du bist keine Braut von Korinth ...“

„Freund, ich bin überhaupt nichts Hervorragendes, Poetisches: obschon ich nicht zu den Parias der Gesellschaft, zu Erzieherinnen, geprüften Lehrerinnen und so weiter gehöre; obschon ein bescheidenes, doch gut angelegtes Kapital mir Unabhängigkeit sichert, — das heißt, ich muß vernünftig sein und mich einschränken, — so gehöre ich doch recht im eigentlichen Sinne zu den Millionen Existenzen, die in großen Städten auf Schritt und Tritt zu finden sind, und welche vor den Ansprüchen, zu denen Emmo Waldenburg berechtigt ist, verschwinden. Nur durch regelrechte Oekonomie und Verzichtleistung auf größere und kleinere Reisen bin ich im Stande, den Grazien in meinen vier Wänden ihren Platz einzuräumen und mich in edle Stoffe zu kleiden.“

Sie hatte dieß so frei und edel herausgesagt, daß Emmo sich tief bewegt und nur desto inniger zu ihr hingezogen fühlte; er küßte ehrfurchtsvoll ihre Hand, drückte die weichen, feinen Finger, welche aristokratische Geburt verriethen, an seine brennende Stirn, seine Augen. Nach einigem Stillschweigen sagte er ganz ängstlich:

„O Marie, sprich weiter! Fahre fort, daß ich den Klang Deiner Stimme höre! Weißt Du denn nicht, daß ich ihn nicht mehr entbehren kann, diesen süß einschmeichelnden, besänftigenden und doch seltsam vibrirenden Klang? — Erschreckt Dich mein Geständniß? Nun, immerhin! Du hast Schaden angerichtet, lern' es einsehen. Aber dann heile, heile geschwind, wo Du zerstörtest.“

„Halt, Emmo, das ist wider die Abrede.“

Ihm riß von Neuem die Geduld. „Hölle und Tod,“ flammte er auf, „was scheidet uns denn? Wozu ein Spiel, bei dem Keiner gewinnt?“

„Was uns scheidet?“ wiederholte sie sinnend. „Nichts Wesentliches, Du Brausewetter von jungem Süddeutschen.“

„A la bonne heure,“ frohlockte ihr Anbeter, „keine unüberwindlichen Mächte trennen uns ... ebensowenig religiöse Konflikte, wie ich voraussetze ...“

„Behüte! wir gehören ein und derselben Konfession.“

„Nun denn, laß Deine Maske fallen ... Du hast kein Glasauge; ich sehe zwei meerfarbene, wundervolle Augensterne mit erstaunlich langen, dunklen Wimpern ...“

„Freund, abgesehen davon, daß ich nicht reich genug für Dich bin, so paßt nach weltlichen Begriffen Alles ganz gut für einander ... Halt! juble nicht, sondern höre ernsthaft zu: solch' ein Kind bist Du nicht mehr, um Dir nicht zu sagen: ‚Ich mache statt einer guten Partie eine sehr ungleiche!‘ Bitte, unterbrich mich nicht! Denn, siehst Du, trotzdem ich einer sehr guten Familie angehöre, trotzdem kein Makel meinem Ruf anhaftet, — ich bin als absonderlich, nirgends als Abenteurerin bekannt, — so ist doch mein Lenz verblüht ... ich bin eine recht gut aussehende Herbstaster, Du bist ein Phöbus in vollstem Jugendglanz ... wie passen diese Beiden zusammen? Du willst herrschen (wie jeder Mann und Gatte); ich, seit lange an vollständige Unabhängigkeit gewöhnt, will mich nicht fügen in die ebenso tyrannischen als kleinlichen Anforderungen, die ihr Barbaren euren Eheweibern stellt ...“

„Zum Beispiel?“

„Naive Frage: Du würdest doch sofort meinen Umgang, meine Kleidung, meine Lebensweise maßregeln ...“

„Aber, Marie, welche Voraussetzung!“

„Ich kenne Ehemänner, welche nicht erlauben, daß ihre Frau eine halbe Apfelsine ißt, weil sie sich einbilden, es könne ihr schaden; welche nicht erlauben, daß die Gattin ihrem Vater zu Weihnachten ein Paar Pantoffeln stickt, weil es die Sehorgane angreifen könnte ...“

„Das sind Auswüchse einer allzu großen Fürsorge ...“

„Dergleichen könnte ich nie und nimmer vertragen ... Wir würden Beide unfehlbar unglücklich werden ...“

„So lassen wir uns scheiden.“

„Wehe dem Ehebunde, der auf so lockeren Grundsätzen basirt ist!“

„Predige so viel Du willst, Du rosedadustiges Weisheitskräutchen ... ich liebe Dich! liebe Dich unvernünftig, meinetwegen! ich liebe Deinen zarten und gleichzeitig majestätischen Wuchs; Deine Art und Weise zu gehen, zu stehen, Dich niederzusetzen ... ich liebe Deine Smaragdaugen; sie erinnern an Balzac's Romanheldinnen; ich liebe Deine schöngeschwungenen, vollen Lippen ... schmale Lippen haß' ich, — Zeichen von Engherzigkeit! — ebenso fleischige Hände, denn sie verrathen Trivialität der Gesinnung ... Ich liebe Deine eigenthümliche Haarfarbe ... die venetianischen Herzenskönigin nen, welche Tizian und Paris Bordone in ‚süßem Fesselzwang‘ hielten, hatten solch' Haar, halb goldfarben, halb rubinenroth. Ich liebe Dein ‚Ja‘, Dein ‚Nein‘ ... Daß Du eine Stimme hast, um den keuschen Joseph und den heiligen Antonius liebestoll zu machen, das weißt Du sehr wohl.“

„Still, der Saal wird leer! Es fällt auf, daß wir wie angenagelt unter diesen Palmen sitzen ...“

„Erbarmen! Noch fünf Minuten, fünf armselige!“

Emmo's Gesicht drückte solch' ungekünsteltes Seelenleiden aus, daß Marie nicht den Muth hatte, ihm die erbetene Frist zu kürzen.

„Auch ich trenne mich schwer von Dir,“ bekannte sie, „auch ich kehre in die freudlose Oede zurück.“

„Wir sind Thoren, Selbstquäler,“ stöhnte Emmo, „nicht der geringste Grund ist vorhanden ...“

Marie ließ ihren Strauß sammetdunkler Stiefmütterchen und fleischfarbiger Kamellien wie achtlos zur Erde fallen. Emmo bückte sich hastig darnach; als er die Blumen seiner Dame Kobold zurückreichen wollte, war diese verschwunden. Betäubt, außer sich strebte er ihr nach ... Freunde vertraten ihm den Weg:

„Hurrah, Waldenburg, altes Haus, komm' und trinke Punsch mit uns ... die Pepi und die schöne Tyrolersängerin, die Afra, sind mit von der Partie.“

Emmo stieß rücksichtslos die feschen jungen Herren beiseite, mit Blitzesschnelle an den Ausgang hinausstürzend ... Der Schnee stäubte ihm in's erhitzte Gesicht ... Nirgends ein Domino, der an das Gefieder des arabischen Wundervogels erinnerte ...

Abermals war sein Idol ihm entrückt; abermals hatte die konsequente Schöne den bekannten Spruch zur Wahrheit gemacht: „Nella guerra d'amore vince, chi fugge.“ (Im Kampf der Liebe siegt, wer flieht.)

(Schluß folgt.)

Wilhelm, König der Niederlande, und Emma, Prinzessin von Waldeck.

(Hiezu die Porträts S. 221.)

Das stille Arolsen, die Residenz der Fürsten von Waldeck, wird im nächsten Monat bewegtes Leben in sich sehen: die Tochter des Fürsten soll dem König der Niederlande angetraut werden. Wilhelm III., welcher seit langen Jahren einsam auf seinem Lustschlosse Het Loo gelebt und nur selten nach seiner Residenz gekommen, war im letzten Sommer bei Gelegenheit der Vermählung seines Bruders Heinrich am preußischen Hofe erschienen, hatte Besuche am württembergischen und anderen befreundeten und verwandten Höfen gemacht und so plötzlich lang abgebrochene Verbindungen wieder angeknüpft. Sein Besuch bei der Waldeck'schen Fürstenfamilie, welche im Sommer häufig in der Nordschweiz weilt, hatte ihn die schöne Prinzessin Emma kennen lernen lassen und nicht lange darauf verkündete der Fürst die Verlobung seiner Tochter bei Gelegenheit der Vermählung der Gräfin Helene zu Waldeck mit dem Grafen Bentinck. König Wilhelm III., welcher in erster Ehe mit Sophie von Württemberg († 1877) vermählt war, ist am 19. Februar 1817 als der älteste Sohn König Wilhelm II. geboren, dem er am 17. März 1849 in der Regierung folgte. Aus der ersten Ehe entsprossten zwei Söhne, von denen der Erste, Prinz Wilhelm, meist in Paris lebt, der Andere von einem schweren Leiden heimgesucht ist. So war der König, dem sich die Kinder mehr und mehr entfremdeten, zuletzt vereinsamt, und da der Aelteste sich weigerte, eine standesgemäße Heirath zu schließen, stand auch für den Thron kein direkter Erbe in Aussicht. So war es natürlich, daß der König, der das Glück seines jüngst vermählten Bruders sah, selbst wieder an die Ehe dachte. Das Land durfte sich freuen, daß es ganz eine Wahl des Herzens war, die er getroffen. Prinzessin Emma ist die Tochter des regierenden Fürsten Georg V. zu Waldeck und Pyrmont und der nassauischen Prinzessin Helene. Da der König selbst dem nassauer Hause entstammt, vermählt er sich mit einer Verwandten. Prinzessin Emma ist die dritte Tochter des Fürsten und am 2. August 1858 geboren — eine ebenso anmuthige Erscheinung, als von vortrefflichem Charakter und feiner, edler Geistesbildung. Der Fürst und die Fürstin leben in dem stillen Arolsen ausschließlich ihren Kindern — wie segensreich dieß für Geist und Gemüth derselben sein muß, läßt sich denken, und die junge Prinzessin wird ihrem hohen Gemahl, der ihr eine Krone bieten kann, dafür ein glückliches „Heim“ bereiten.

Der Krieg in Afghanistan.

Der Uebergang über den Indus.

(Hiezu das Bild S. 224.)

Der ungeheure Abstand zwischen Rußland und England in Asien ist durch den Berliner Traktat geschwunden: beide Mächte sind ganz plötzlich Nachbarn geworden und es kann kein Zweifel sein, daß das englisch-indische Heer einzig in Afghanistan eingerückt ist, um sich die Grenzdistrikte anzueignen und aus dem übrigen Reich einen Vasallenstaat des britischen Indiens zu machen. Als das Ultimatum am 20. November abgelaufen und das englische Heer sich in Bewegung setzte, war die orientalische Frage in ein neues Stadium getreten. Das Rad, das kaum gehemmt schien, ist wieder im Rollen. Zur Orientirung über den Schauplatz des Krieges und die Streitmächte nur einige Worte. Die Invasion Afghanistans wurde von drei Seiten aus unternommen. Die drei Kolonnen, deren Basis Dschumrud (Jumrood), Thall (Thull) und Quettah ist, werden von den Generalen Sir Samuel Browne, Maude und Biddulph befehligt. Der ersten Kolonne unter General Browne fiel als Aufgabe zu, die Einnahme des den Khyberpaß dominirenden Forts Ali Muschid. Nach der Besetzung dieser Festung, die bereits erfolgt ist, wird der Vormarsch über Lundi Kana, welches schon jenseits des Passes liegt, nach Dakka angetreten. Dschellalabad ist bereits geräumt. Seitens der Grenzstämme, deren Unterstützung durch Bewilligung von Subsidien gewonnen worden ist, wird die Verbindung der in Dakka verschanzten Kolonne mit ihrer Basis in Dschumrud unterhalten. Die der Thall- oder Khurumthal-Division vorläufig obliegende Aufgabe besteht in der Säuberung des Schaturgarder Passes. Dieselbe wird alsdann im Thal jenseits des Passes Winterquartiere beziehen. Die Quettahkolonne endlich wird nach Pischin, welches zwei Tagemärsche entfernt ist, marschiren und dort auf das Eintreffen des über den Indus heranrückenden und von General Steward kommandirten

Korps warten. Nach dieser Vereinigung soll ein Vorstoß auf Kandahar gemacht werden, dessen Besetzung den Schluß der dießjährigen Operationen der Quettahdivision bilden wird. — Die Armee Afghanistans soll 18 Infanterie- und 4 Dragoner-Regimenter mit zusammen 13—14,000 Mann zählen. Die Zahl der Milizen und Hülfskorps, welche die einzelnen Khanate stellen müssen, ist nicht bekannt. Auch besteht eine Art allgemeinen Aufgebots für den Fall, daß eine feindliche Armee in Afghanistan einbricht. Die Nachrichten über den moralischen Werth dieser Truppen lauten ebenfalls sehr widersprechend. Von Natur aus sind die Afghanen tapfer und wild, und was ihnen an militärischer Drillung fehlt, wenn diese in einem derartigen Gebirgskriege überhaupt nothwendig ist, dürfte ihnen von den seit Monaten in Kabul weilenden russischen Offizieren und Soldaten wohl beigebracht worden sein. Den Engländern stehen genügende Streitkräfte zu Gebote, um, wenn die Ruhe im Innern erhalten bleibt, einen Krieg, selbst mit einem mächtigeren Gegner als Afghanistan, aufzunehmen. Die Armee in Indien wird aus europäischen Truppen und der Eingeborenen-Armee zusammengesetzt. Die europäischen Truppen zählen 50 Infanterie-Regimenter, 9 Kavallerie-Regimenter, 82 Batterieen und 3 Genie-Kompagnieen mit zusammen 55,000 Mann. Die Eingeborenen-Armee theilt sich in die Division von Bengalen: 50 Infanterie- und 19 Kavallerie-Regimenter, die Division von Bombay: 30 Infanterie- und 7 Kavallerie-Regimenter, und die Division von Madras: 41 Infanterie- und 4 Kavallerie-Regimenter. Ferner das Penschab-Grenzkontingent: 12 Infanterie- und 7 Kavallerie-Regimenter und verschiedene irreguläre Truppen. Die gan e einheimische Armee zählt 142 Infanterie- und 41 Kavallerie-Regimenter, 21 Batterieen und 27 Kompagnieen Sappeure mit zusammen 120,000 Mann. Die militärisch organisirte Polizei beträgt außerdem 160,000 Mann, so daß der Gesammtstand der dem Vizekönig zur Verfügung stehenden Truppen einschließlich der europäischen Regimenter sich auf etwa 335,000 Mann beläuft. Außerdem gibt es noch Truppen der eingeborenen Fürsten, deren Gesammtetat auf 240,000 Mann Infanterie, 64,000 Reiter mit 5000 Geschützen geschätzt wird. Das Hyderabad-Kontingent, 8350 Mann, und das Gwalior-Kontingent, etwa 6000 Mann, werden von englischen Offizieren befehligt und sind unbedingt verläßlich.

Notizblätter.

Literatur.

— **August Silberstein hat eine Reihe von Vorträgen, die er in** Wiener literarischen Vereinen gehalten, zu einem Bande unter dem Titel: „Denkſäulen im Gebiete der Kultur und Literatur" gesammelt, und die Wiener Verlagshandlung von W. Braumüller durch eine überaus stattliche Ausstattung dem Buche auch äußerlich einen gediegenen Charakter verliehen. Die Vorträge, auf die wir hier im Einzelnen nicht eingehen können, behandeln die beiden österreichischen Literaturheroen Abraham a Santa Clara und Ulrich von Lichtenstein, ferner Teufel und Hexen, Neidhard Fuchs, den Bauernfeind und den Holzmeister vom Naßwald als Kulturbilder. Der Verfasser hat, das sieht man Blatt um Blatt, die ernstesten, eingehendsten Studien gemacht und das gewonnene Resultat mit Klarheit und Anschaulichkeit frei gestaltet, so daß wir wirklich abgerundete Bilder vor uns haben und dabei eine Fülle des Wissenswerthen gewinnen. Das letzte Essay lehrt uns eine protestantische Kolonie in Oesterreich kennen, um die sich der Autor persönlich verdient gemacht hat, indem er ihr alljährlich Summen Geldes zuführt und für ihr Wohl energisch besorgt ist. Auf diesem Boden müssen wir ihn nicht bloß achten, sondern liebgewinnen.

— **Von den vielen in den letzten Jahren erschienenen Werken** über das moderne Aegypten ist weitaus das gehaltvollste Klunzinger's auf langjährigen und gründlichen Studien beruhende Buch: „Bilder aus Oberägypten", das auch für den Kenner des Pharaonenlandes viel werthvolles Neues enthält. In dem gleichen Verlag erschienen nun Adolf Ebe.ing's „Bilder aus Kairo" (Stuttgart, Levy & Müller), die, wenn sie auch mit weit leichterem Schritt einhergehen, als das Klunzinger'sche Werk, es doch nicht verdienen, übersehen zu werden. Ihr Verfasser kennt die Ghalisenstadt durch einen mehrjährigen Aufenthalt in derselben, besitzt in ungewöhnlicher Weise die Gabe, das, was er als Reisender gesehen und empfunden oder als Beamter gehört und erfahren hat, in ansprechender Form dem großen Publikum vorzuführen. In zwei hübsch ausgestatteten Bandchen gibt Ebeling keine systematisch geordnete Darstellung der Sitten und Gebräuche des ägyptischen Volkes, keine Geschichte des Pharaonenreiches, der Familie Mohammed Ali's oder der Stadt Kairo, sondern eine Reihe von abgerundeten Bildern, von denen jedes für sich betrachtet sein will, und die doch zusammengehören, weil sie alle auf dem Boden des von der gleichen sympathischen Persönlichkeit Erlebten erwachsen sind. Der Zauber der Unmittelbarkeit kommt auch denjenigen Abschnitten zugute, die sich mit so viel beschriebenen Dingen wie eine Seefahrt nach Aegypten und die Besteigung der Pyramiden beschäftigen. Die Beschreibungen des großen Beiramfestes, des Wüstenbades Heluan, eines arabischen Gala-Diners, des Durchstiches des Nildammes bei Kairo und der Muski enthalten viel Anziehendes, mit sicherer Hand und an vielen Stellen mit glänzenden Farben nach der Natur Gemaltes. In dem dem Ghedim Ismail gewidmeten Kapitel gibt der Verfasser mit Recht seiner Entrustung über Diejenigen Ausdruck, die sich von dem freigebigsten der Fürsten nur zu gern bereichern ließen und ihm in den Tagen des Ueberflusses Weihrauch streuten, aber schmählich von ihm abfielen und des Schmähens kein Ende fanden, sobald die nach den neuesten Maßregeln doch wohl nur vorübergehende Ebbe in seinen Kassen offenkundig wurde. Das eine „Pyramidenbowle bei Vollmondschein" betitelte Kapitel und vielleicht auch der dem Geigenspiel Ole Bull's auf der Cheops-Pyramide gewidmete Abschnitt scheinen uns ein gar zu persönliches Gepräge zu tragen. Bei der Beschreibung seines Besuches der Todtenstadt von Memphis wird das ägyptische Alterthum zu spärlich bedacht. Aber der Verfasser ist kein Aegyptolog und Niemand wird ihm das Recht vorenthalten, den Anspruch zu erheben, in seinen Bildern aus Kairo einen schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniß von Land und Leuten am Nil gegeben und manchen Freunden Aegyptens willkommene Erinnerungsblätter gespendet zu haben.

— **Je näher wir dem Weihnachtsfest kommen, um so höher** thürmt sich der Berg der Gaben, welche der deutsche Buchhandel Jung und Alt zu erfreuen geschaffen. Für die Kleinen möchten wir da empfehlen den 12. Band „der deutschen Jugend" (Leipzig, A. Dürr), von Julius Lohmeyer herausgegeben, von dem altberühmten Oskar Pletsch mit Bildern versehen. Der neueste Band dieser Zeitschrift bringt, wie die früheren, für die Jugend geeignete Erzählungen, Märchen, Gedichte, Artikel belehrenden Charakters, Räthsel und dergleichen mehr, nach Inhalt und Ausschmückung gleich hübsch und anziehend. — Für die etwas reiferen Knaben scheint uns das prächtig mit bunten Bildern und schönem Einbande ausgestattete Buch von Karl Müller: „Die jungen Elephantenjäger" (Breslau, Trewendt) vorzüglich geeignet. — Für Mädchen vor dem Backfischalter die reizende Geschichte von A. v. Lagerström-Campanella: „Die kleine Geigerin", mit Illustrationen von Woldemar Friedrich (Leipzig, Hirt und Sohn). Nach Eintritt in dasselbe dünkt uns das festlich und mit Bildern ausgestattete Werk von Klara Cron: „Die Freundinnen", neue Folge von „Eva" (Leipzig, O. Spamer), und ferner „Poetisch und Prosaisch" (Breslau, Trewendt), geschmackvoll und fein, Druck und Deckel von M. Ermann, sehr passend. — Von Knaben und Mädchen, die über zwölf Jahre alt sind, dürften Oskar Höcker's neue stattliche Bücher: „In heimlichem Bunde", kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Jahrhundert des großen Krieges, des dreißigjährigen, mit schönen Bildern geschmückt von K. Römer, und das ebenso hübsch und ansehnlich hergestellte Buch: „Der Erbe des Pfeiferkönigs", gleichfalls eine kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Zeitalter der Reformation, mit Bildern von Römer (Leipzig, Hirt und Sohn), mit Freuden in Empfang genommen werden; fesselnde Erzählungsart verbinden sich hier mit einer Fülle historischen Stoffes. Der Autor will einen großen geschichtlichen Zeitraum durch eine Reihe ähnlicher Bücher der Jugend als angenehme Unterhaltung vorführen. Jedes Werk bildet ein für sich bestehendes Buch und das Ganze wird von der Reformation bis zur Wiedererwerbung Straßburgs sich erstrecken. „Der Erbe des Pfeiferkönigs" spielt in Straßburg. „In heimlichem Bunde" beginnt mit der Zerstörung Magdeburgs. — In bescheidenem Gewande treten auf, werden aber trotzdem gewiß nicht minder willkommen sein: drei Büchelchen von Trewendt's Jugendbibliothek (Breslau, Trewendt). Die Titel dieser Erzählungen sind: „Geprüft und bewährt" von O. Natorp, mit 4 Bildern, „Durch Liebe besiegt" von R. Roth und „Prinz Eugen der edle Ritter" vom gleichen Verfasser, beide gleichfalls illustrirt. — Nicht vergessen möchten wir, aufmerksam zu machen auf B. Paul's Erzählung für die Jugend: „Die versunkene Stadt". Aus Vinetas Vergangenheit und Untergang, ein phantasievolles und moralisch wirkendes Werk, mit schönen Bildern geziert und hübsch gebunden (Leipzig, Spamer). Ferner finden wir aus demselben Verlag noch ein allerliebstes Buch: „Vom Frühling zum Winter". Zwölf Märchen von B. Paul mit 27 Textillustrationen und buntem Titelbilde, naturwissenschaftliche Märchen für Kinder bis zum zwölften Jahre etwa, und bei Hirt und Sohn in Leipzig erschienen, eine originelle Erzählung für gereifere Kinder, die den Titel führt: „Siebenmeilenstiefel" von Clementine Helm, mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von W. Friedrich, Fuellhaas und Römer. — Den Uebergang zu den Geschenken für Erwachsene machen die Münchener Bilderbücher von Braun und Schneider (München). Nr. 34: „Im Sommer — Hefenchen, Hans und Friedrich", Nr. 35: „Der Knabe Whittington und seine Katzen", Nr. 36: „Der Maskenball der Thiere und des Löwen Geburtstag". Drollige Verse und drastische, wirklich humoristische kolorirte Bilder, an denen Jung und Alt sich ergötzen wird. — Für Freunde des gediegen Belehrenden, das dabei doch interessant ist, möchten wir auf die „Naturgeschichte der Kleidung" von Emanuel Herrmann (Wien, Waldheim), ein höchst werthvolles, mit Illustrationen und sonst auch noch hübsch ausgestattetes Buch, hinweisen, in gleicher Weise die überaus zeitgemäße Vollendung des Werkes „Die heutige Turkei" von Fr. v. Hellwald hier erwähnen. Dieser zweite und letzte Band (Leipzig, Spamer) gibt auf den ca. 500 Seiten Text ein wahrhaft klassisches Bild des osmanischen Reiches in Asien, wie der erste die europäische Türkei behandelt, und ist ebenso mit interessanten Illustrationen auf das Reichste geschmückt. — In Albumform, in Gold und Farben prächtig schimmernd, präsentiren sich als edle, schone Gaben: „Aus der Fremde", „Neue Dichtergrößen aus vieler Herren Ländern", gesammelt von Clise Polko (Breslau, Schottländer), mit Porträt und Facsimile der Verfasserin, eine vortreffliche Sammlung fremdländischer Poesieen in meist klassischen Uebersetzungen, und das große, schön und stylvoll ausgestattete Album religiöser Gedichte: „Für die Pilgerreise", von W. Lindemann (Freiburg, Herder). Dieses große Album gehört zu den schönsten und bestgewählten, die uns seit langer Zeit zu Gesicht gekommen. Es sei hiemit als weihevolles Geschenk warm empfohlen. — Voll edlen Gehaltes in Prosa und Versen und nur Gaben von Meistern bringend, ist Bodenstedt's „Almanach für das deutsche Haus, Kunst und Leben", 2. Jahrgang (Stuttgart, Spemann). Die Ausstattung dieses Werkes in Bild, Druck und Einband ist musterhaft, reich und geschmackvoll. — Aber auch Scherz und Witz hat seine Berechtigung unter dem Weihnachtsbaum und zum Verscheuchen der üblen Laune wollen wir hier das Buch voll lustiger Verse: „Stärkende Tropfen" für Solche, denen die Welt im Magen liegt, aufgesetzt und aufgewärmt von Crasius (München, Schneider), anmerken. Das Buch besagt, daß die Tropfen folgleich zu nehmen seien, und es ist dennoch reich genug für eine langdauernde Kur. — Auch den gedrückten Geist will aufrichten, jedoch durch andere Behandlungsmethode: „Der Führer auf dem Lebenswege in klassischen Lehren der Moral", von Dr. Friedrich Reicher (Berlin, Bichteler), Miniatur, Goldschnitt, 13. Auflage — bedarf es da noch einer Empfehlung? — Nachdem wir für den Geist gesorgt, wollen wir den Leib nicht vergessen, das merkwürdige Buch: „Das Menu" von E. v. Malortie (Hannover, Klindworth) gibt eine Zusammenstellung von Speisezetteln, die auch für kaiserliche Diners genügen werden. Das Werk ist aber auch sonst in hohem Grade interessant durch die Menus bei berühmten Anlässen fürstlicher Tafeln, die es mittheilt. Der eingeflochtene Text ist geistreich — für Köche im großen Styl, aber sonst auch für feingeistige Leute ist dieß Buch bemerkenswerth. — Als Nachtisch möchten wir erwähnen, daß Braun und Schneider in München auch dieß Jahr die Reihe ihrer Münchener Bilderbogen vermehrt haben durch eine bedeutende Zahl hübscher, lehrreicher Kostümbogen, poesiereicher Schattenbilder und anderer mit drolligen Geschichten mancher Art.

— **Noch zwei köstliche Gaben zum Weihnachtstisch** sind die „Frühlingsblumen" nach Aquarellen von Georg Hirt (Leipzig, Seitz). Zwölf Blumen- und Schmetterlingsbilder in täuschender chromographischer Imitation des Aquarells umrahmen Frühlingslieder unserer Lieblingsdichter und bilden ein Album, das uns mitten in des Winters Stürmen, am Kamin des Salons, recht lebendig in die blühende, heitere Welt des Frühlings versetzt. - „Kinderzienen" betitelt sich eine andere reizende Gabe (Dresden, Schwager). Es sind Lichtdrucke von vorzüglichster Ausführung, welche uns Bilder aus dem Leben der Kinder vorführen und zwar treu nach dem Leben komponirt, gezeichnet von M. Scherer und H. Engler, sächsischen Hofphotographen, mit Gedichten von Franz Wiedemann illustrirt. Diese sinnigen Bilder werden die Freude aller Eltern sein, die unter Kindern leben oder gelebt haben.

— **Die „Allgemeine literarische Korrespondenz", welche unter** Joh. Pröſs' Redaktion in Leipzig (Folz) erscheint, ist zum Organ des Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes bestimmt worden.

Bühne.

— **Zu Freiburg i. B. ging am 28. November ein Drama von** Wilhelm Jensen zum ersten Mal unter lebhaftem Beifall in Szene. Das einaktige Stück führt den Titel: „Zwischen den Glocken" und spielt im Gemache des Thürmers auf dem Münster zu St. Marien. Den tiefpoetischen Grundgedanken entwickelt in glänzendem Dialog eine spannende Handlung, bei welcher jede der drei Rollen dankbare Betheiligung findet.

— **Im Münchener Hoftheater hat der Dichter des „Rattenfängers" und „Wilden Jägers", Julius Wolf, mit einem vieraktigen** Lustspiele: „Die Junggesellensteuer" debütirt, welches seinen Verfasser auch auf diesem Gebiet als eine tüchtige, vielverheißende Kraft bewährte. Das Stück hat bei sehr gewandter Mache, raschem, heiterem und doch nicht flüchtigem Dialog den Hauptvorzug, daß es stofflich so recht mitten aus der Zeit gegriffen ist und daß es wirkliche lebende Menschen, nicht bloße Probleme bringt, wie die neuere Lustspieldichtung sie nur zu oft zu bringen liebt. Die Hauptfigur selbst ist ein edles, von Schopenhauer'schen Ideen angekränkeltes Mädchen, welches die Ehe haßt, aber durch gesundes Naturell und eine tüchtige Krisis den bedenklichen Stoff ausstößt und sich zu echter schöner Weiblichkeit entwickelt. Um sie und den Mann ihrer Wahl gruppiren sich noch ein paar andere Liebesgruppen, sowie einzelne heitere episodische Gestalten, wie der Landrath a. D., der eine Junggesellensteuer einführen will, ein paar Karrikaturen von Vereinsnärrinnen u. s. w. Das Stück gefiel, trotz einiger Breiten, entschieden.

— **Das Wiener Stadttheater brachte als Novität: „Hausse und** Baisse", Lustspiel in drei Akten nach dem Französischen von Ludwig Held. Das Stück wurde günstig aufgenommen; das Publikum rief die Darsteller wiederholt nach den Akten. Ein allzu vertrauensvoller und ein allzu mißtrauischer Mann schreiten durch eine Reihe von Proben, einfach und gut herbeigeführten Situationen, aus denen sie geläutert hervorgehen. Nicht blind vertrauen und nicht vor dem Guten die Augen schließen, dieß lehrt das Lustspiel. Es lehrt auf angenehm beibringende Art, die Spielfedern der Moral gehen leicht und ohne Geräusch. Das Lustspiel bleibt nach guten alten Mustern stets bei der Sache, entwickelt Folge aus Ursache, die Handlung aus der Empfindung.

— **Das Lustspiel „Zwischen zwei Stühlen" von M. Bree hat** bei seiner ersten Aufführung auf dem Thaliatheater einen vollständigen Erfolg errungen.

— **Das Nationaltheater in Berlin brachte an einem Abende** drei Einakter eines und desselben Verfassers, A. Thalmann: „Die Compagnons", „Auf diesem nicht mehr ungewohnlichen Wege" und „An der Grenze". Die beiden ersten gefielen, das letzte stand hart an der Grenze des Durchfalls.

— **Lecocq's Oper „Le Camargo", von der wir kürzlich das** Sujet mitgetheilt, ist vom Theater an der Wien in Wien erworben worden.

— **Im Berliner Stadttheater gab man als Novität ein grob**körniges Lustspiel von Edmond Gondinet: „Der Herr Präfekt", das sich um die Pointe dreht, daß Gatte und Geliebter einer Dame Präfekt im selben Bezirk werden wollen, keiner aber es wird, indem sie sich gegenseitig unmöglich machen. Die Aufnahme war kühl.

— **Das Ringtheater in Wien brachte eine neue vieraktige** Operette: „König Jérôme" oder „Immer lustig!", Text von Adolph Schirmer, Musik von C. M. Ziehrer, einem vielfach bekannten Autor und einem nicht minder bekannten Wiener Musiker. Die Handlung erzählt der Titel, sie behandelt eine Episode aus den lustigen Tagen des überlebensfrohen Königs Jérôme in Kassel. Die Musik ist frisch, heiter, froh, der Reigen wurde zum Liede, die Musik der Operette ist im Ballsaale geboren. Das schadet ihr nicht auf den Theaterbrettern. Ziehrer ist einer der guten Walzerkomponisten Wiens und guter Musiker zur Genüge, um auch in dem liebenswürdig leichten Genre der Operette Erfolge zu erringen. Sein Singspiel fand gut Glück und verschaffte dem Komponisten wiederholt Hervorrufe.

— **Paul Heyse's Lustspiel „Ehre um Ehre" wurde auf dem** Hoftheater in Stuttgart zum ersten Male gegeben. Es spielt am französischen Hofe unter Ludwig XV. und der Autor hat gezeigt, wie sehr er sich Zeit und Stimmung der Zeit zu eigen zu machen versteht, um aus ihr heraus zu schaffen. Die Handlung ist interessant und schreitet lebendig und ungezwungen fort, die Charaktere sind scharf markirt und bieten den Schauspielern gute Rollen — kein Wunder, daß das Stück angesprochen hat.

Erfindungen.

— **Im Gefolge der im Laufe des verflossenen Jahres aufgetauchten** amerikanischen Erfindungen von Bell und Edison, dem Telephon und dem Mikrophon, sind verschiedene Anwendungen der erwähnten Apparate aufgetaucht. Insbesondere hat die medizinische Diagnostik in der Perkussion und Auskultationslehre, d. h. in der Anwendung der Physik auf die Erkennung der Herz- und Brustkrankheiten, aus den erwähnten Apparaten und Instrumenten Nutzen gezogen. Eine der interessantesten bezüglichen Anwendungen ist das von Dr. S. Th. Stein in Frankfurt a. M. erfundene und im deutschen Reiche und im Auslande patentirte Syhygmophon. Dieses kleine Instrument, welches mittelst Gummibändern auf diejenige Stelle des menschlichen Körpers aufgeschnallt wird, welche man untersuchen will, besteht aus einer kleinen vibrirenden Uhrfeder, welche in einem mit einem Telephon verbundenen elektrischen Strom eingeschaltet ist. Jede, selbst die minimalste Bewegung im menschlichen Körper, z. B. die geringen, fast unsichtbaren Erschütterungen, welche das Herz und der Pulsschlag auf die Oberfläche des Körpers ausuben, werden durch die kleine Uhrfeder mittelst des elektrischen Stromes dem Telephon übermittelt und rufen in demselben Töne hervor, welche in ihrer Schwingungshohe ganz genau den ursprünglichen Erschütterungen im menschlichen Korper entsprechen, mit dem Unterschied, daß diese wegen ihrer Feinheit und Kleinheit nicht hörbar sind, während durch den elektrischen Strom und die Art und Weise der Verbindung mit dem Telephon in letzterem jene mikroskopischen Tone in tausendfacher Verstarkung sich hörbar machen, so daß man z. B. mit diesem Apparat den Herzschlag eines Menschen in einem Saal gleichzeitig einer großen Anzahl von Zuhörern laut bemerklich machen kann. Die fast geisterhaft zu nennenden Resultate, welche man mit diesem Apparate erzielt, bieten nicht nur für Jeden, der sich für physikalische Kuriositaten interessirt, eine mannigfach belehrende Unterhaltung, sondern der Apparat ist vornehmlich bestimmt, die ärztlichen Untersuchungen um eine wer.hvolle Methode zu bereichern, indem krankhafte Unregelmäßigkeiten der erwahnten Lebensbewegungen nicht nur dem untersuchenden Arzt, sondern auch z. B. in einem klinischen Horsaal der gesammten Zuhörerschaft laut vernehmbar gemacht werden können. Die Einfachheit des Apparates macht es möglich, daß sich Jeder denselben leicht anschaffen kann. Solcher ist mit elektrischen Leitungsdrähten und Telephon um den billigen Preis von 20 Mark von dem Mechaniker und Optiker H. Hillger, Johannitergasse Nr. 3 in Frankfurt a. M., erhaltlich.

Gestorben.

— Thomas E. D. Mosquera, vormals Präsident der Republik Columbia, November.

— Fürst Peter Alexandrewitsch Wiäsemsky, Romanschriftsteller, in Baden-Baden, am 10. November.

— Dr. Theodor Muther, Professor der Rechte an der Universität Jena, am 26. November.

— Francisco Salmeron, Präsident der Cortes und später Präsident der Exekutive der spanischen Republik, am 21. November, in Madrid.

— Ludwig v. Mieroslawski, polnischer General, 1849 Obergeneral der badischen Insurgenten, Diktator der polnischen Nationalregierung, am 23. November, in Paris.

— Robert Wallis, berühmter Kupferstecher, zu Brighton, 84 Jahre alt, am 23. November.

— Baron Adelswärd, k. schwedischer und norwegischer Gesandter bei der französischen Republik, am 26. November, in Paris.

— Graf Mieceslaus Potocki, in Paris, am 26. November, 84 Jahre alt.

— Graf Ernst Dörnberg, früher Chef der fürstlich Taxis'schen Verwaltung, 78 Jahre alt, am 26. November, in Regensburg.

— Chevandier de Valdrome, vormals kaiserlich französischer Minister und Gesandter, in Paris, am 27. November.

— Johann v. Tobiesen, kaiserlich russischer Vizeadmiral, 70 Jahre alt, am 28. November, in Reval.

— Graf Ferdinand Attems, Majoratsherr, erbliches Herrenhausmitglied, in Graz, am 28. November, 69 Jahre alt.

— George Henry Lewes, der Biograph Goethe's, 61 Jahre alt, am 30. November, in London.

— August Klemme, Historienmaler, in Hannover, 48 Jahre alt, am 30. November.

1. Eingang zum Viehhof. 2. Restauration. 3. Großvieh. 4. Schweine. 5. Schlachthaus für Schweine. 6. Schlachthaus für Großvieh. 7. Kuttelei. 8. Schlachthaus für Kleinvieh. 9. Ausbeinraum. 10. Kesselhaus. 11. Festzug bei Eröffnung.

Das neue Schlachthaus in München. Originalzeichnung von W. Grogler. (S. 235.)

Ländliche Galanterie. Nach einem Gemälde von Matthias Schmidt. (S. 234.)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

So trat die Sonne schon fast an den Horizont, eh' er Ellernbrook erreichte, doch im Scheiden beleuchtete sie noch ungefähr das nämliche Bild, das sie bereits am Morgen bei ihrem Kommen begrüßt und das den Anlaß der den Tag hindurch vom Dorf in die Umgegend herüberklingenden Musik erklärte. Der Frühlingskrammarkt von Ellernbrook füllte den Dorfplatz und die lange, breite Gasse mit Zelten, Holzbuden und dichtgedrängtem Menschengetümmel. Die Wunder der Stadt waren auf's Land herausgerückt und von staunenden, gaffenden, begehrlichen Gesichtern umlagert. Um die Gestelle mit vertrockneten, überstäubten und abgegriffenen Honigkuchen, mit rothflammend bemalten Herzen aus Mehl und Wasser, klebrigen Bonbonbüten und citronengelben Apfelsinen standen lungernd-umschweifenden Blickes die Kinder; ihre erwachsenen Schwestern und Mütter prüften unschlüssig, aber nach dem Glanz ihrer Augen ebenfalls schon mehr als halb überzeugt, die abgelegten, verschossenen Ellenwaaren, Tücher, Bänder und sonstigen Ladenhüter eines städtischen Manufakturladens, die der Verkäufer ihnen mit der heiligen Versicherung, daß er an jedem Stück Schaden leide, als nie wieder so billigen Kaufs zu erwerbende Herrlichkeiten anpries. Gelächter, Gesurre, Gelärm überall, seitwärts hinüber auch Gewieher und Gebrüll, denn der Jahrmarkt war mit einem nicht unbeträchtlichen Viehmarkt verbunden, zu dem Händler und Handelslustige aus ziemlich weitem Umkreis zusammenströmten. Alte Weiber saßen vor fast geleerten Körben mit geräucherten Aalen und überrechneten ihre Einnahme, Glas- und Scherbenkitter produzirten vor einer aufgestauten Corona ihre Kunst, Brüche fester zu leimen, als das heile Stück vorher gewesen, und für die Ewigkeit zu garantiren; durch's Gedränge quiekten und schetterten Kinderpfeifen und Trompeten. Der lauteste Jubel und Zulauf folgte einem braungesichtigen, schwarzhaarigen Burschen, auf dessen breitkrämpigem Filzhut ein winziger Affe herumkletterte und den zu nahe Herankommenden das weiße Gebiß entgegenfletschte. Sein Träger pfiff oder rief ihm, ohne sich um sein Gebahren zu bekümmern, hin und wieder mechanisch ein Wort in unverständlicher Sprache zu; dann fing das Thierchen an, auf seinem beweglichen Postament zu tanzen, ein allgemeiner bewundernder Beifall der nordischen Kehlen über das Südlandswunder erhub sich, und stoisch streckte der beneidete Besitzer desselben seine verbeulte Blechbüchse aus und nahm den dünn klirrenden Kupferregen in Empfang, in welchen nur dann und wann ein hochbestulpter Landmann, der gerade befriedigenden Viehhandel abgeschlossen hatte, verschwenderisch einen kräftigeren Ton einmischte. Aber der Schwarzhaarige zuckte auch bei dem Silberklang nicht mit den dichten Brauen; es war ein schuldiger Tribut, den man seiner Leistung zollte, er schlenderte lässig zwischen den Buden fort, pfiff, der Affe tanzte weiter, und Geschrei deutete stets den Platz, wo er sich befand. Alles jedoch übertönte fortwährend die kreischende Musik eines unablässig sich runddrehenden und ebenso unablässig überfüllten Karussels, das seit dem Morgen ein abgetriebener, knochenhöckeriger Schimmel methodisch kopfnickend im Schwung erhielt. Kinder und schon erwachsene Jugend betheiligten sich gleichmäßig an der selten gebotenen Lustbarkeit. Die weibliche Hälfte ließ sich in den grell blau und roth bemalten Feengondeln im Kreis wirbeln, die Jungen, kleinere und große, stachen, auf den Holzpferden reitend, mit erhitzten Gesichtern nach Ringen. Ab und zu faßte es eines der beinahe oder schon völlig erwachsenen Mädchen mit lüsternem Ehrgeiz, es ihnen gleichzuthun, daß die in blinden Eifer Gerathene mit dem Fangstock in der Hand ebenfalls eines der Pferde bestieg und, achtsam ihre Röcke niederziehend, sich erwartungsvoll in Positur setzte. Doch sie vermochte kaum nach den Ringen der ersten Runde ihren Stoß zu zielen, denn wie das Karussel sich schneller und schneller drehte, hielt die Ordnung ihrer Kleider nicht mehr gegen den verstärkten Luftdruck, sondern dieselben flogen von ihren derben Beinen in die Höhe. Gelächter und Späße der umstehenden Burschen begrüßten sie, wenn sie vorüberkam, und in äußerster Nothlage die Hände auf ihre Kniee niederpressend, saß sie als ein verzweiflungsvolles Bild Derjenigen, „die sich in Gefahr begeben", bis der Schimmel aus seinem Trott in Schritt zurückfiel und sie noch vor dem völligen Anhalten mit rothem Kopf von ihrem Phaëtonsitz absprang und hurtig in der Menge verschwand. Pausirte nun hier die Musik eine Minute lang, so vernahm man von da und dort her über die wogenden Köpfe eine andere, mit Gesang untermischte; das stille Dorf war nicht wieder zu erkennen, nur der hohe Kirchthurm sah unverändert auf das heutige Gewühl wie auf die sonstige Alltagsruhe hinunter.

Doch Wenige besaßen Zeit und Antrieb, zu ihm aufzublicken, vielleicht Ottmar Hainbuch allein. Er ging und ließ sich von dem Getreibe mit treiben. Nicht weil er Freude daran empfand, im Gegentheil, er sagte sich, daß der ländliche Jahrmarkt dieser Art ein mittelalterliches Phantom, etwas Ueberlebtes, Zweckwidriges sei, das die Volkswirthschaft nicht fördere, sondern ihr schade; daß auch die von ihm hervorgerufene scheinbare Fröhlichkeit nicht aus der richtigen Quelle ströme, an Stelle harmloser, erquickender Festfreude der ländlichen Bevölkerung ein Gemisch von kindischer Gedankenlosigkeit und leicht in Rohheit ausartender Sinnenerregung auftrüge. Aber trotzdem vermochte die Abneigung seiner Vernunft, ihr Urtheil, nicht völlig gegen eine Erregung seiner eigenen Sinne, gegen ihre Erinnerung, die sie heraufzauberten, Stand zu halten. Gerade so war Alles auch schon gewesen, wie er hier als neugierig-erwartungsvolles Kind sich durch die Menge, das Gedränge durchgekämpft hatte. Mit welcher Ungeduld hatte er die Nacht hindurch wach gelegen, auf die ersten Frühtöne des Morgengrauens hinausgelauscht, die ihm die Ankunft der Wunder dieses Tags verkündigen sollten! Wenn er die Augen heut schloß, die Stimmen, das Getöse um sich hörte — lag da wirklich ein versunkenes Leben zwischen jener Knabenzeit und dieser Stunde?

In Gedanken, manchmal den Blick zu dem schwarzen Schieferthurm aufhebend, schritt er dahin. Ja, Alles war geblieben, bis in's Kleinste, bis in die lächerliche Einzelheit. Wie das Auge es aufweckte, das über den werthlosen Tand der Buden glitt! Er erkannte jedes Stück wieder, nur damals als Köstlichkeit von dem Knaben begehrt, jetzt vom Manne als inhaltloses Blendwerk geringgeschätzt.

Aber hatte er nicht vielleicht damals Recht gehabt und heute Unrecht? Was bildete den Werth, was bezweckte dieß ganze tausendfarbig schillernde Schaustück des Lebens, der Jahrmarkt der Erde, als das Glück, die Befriedigung ihrer kurz einkehrenden Gäste? Und fraglos war der Knabe mit seinen freudig betrogenen Augen hier glücklicher gewesen, als der Mann mit den sehenden, den vielleicht zu scharf angespannten.

Es lag nicht mehr die Heiterkeit auf Ottmar Hainbuch's Stirn, die sie im Herbst besessen, die sich damals mit jedem Tage auf ihr gesteigert. Sie hatte sich nicht langsam getrübt, war jäh erloschen, fast in einer Stunde. Der letzte Abend des alten Jahres hatte sie noch unverändert gezeigt, doch ein Schatten der Sylvesternacht mußte über sie hingegangen sein, denn der Neujahrsmorgen hatte sie ausgelöscht gesehen und kein Tag, auch die wundersame Frühlingssonne sie nicht zurückgebracht.

Ja, wie wachte die ferne Erinnerung in dem langsam Hinwandernden täuschend, lebendig auf! Nicht die Augen allein vermittelten sie; wenn er die Lider schloß, klangen die fremden Stimmen ihm altvertraut in's Ohr, und er ging, wie von ihnen gehoben, wie im Traum, und doch körperlich verändert, als sei er klein zusammengeschrumpft und müsse sich mühsam durch das Getümmel der Erwachsenen durcharbeiten. Nun mußte er plötzlich auflachen, denn auch sein Geruchsorgan trug ihn wie mit einem blitzgleich dahinschießenden Zaubermantel über vier Jahrzehnte zurück, wundersamer, thatsächlicher noch, als Alles zuvor. Deutlich bis in jeden kleinsten Zug, jeden komischen Nebenumstand sah er sich dastehen mit einem eben von seinem kargen Jahrmarktsgeld erhandelten geräucherten Aale in der Hand und mit knabenhafter Eßlust im Blick umherlugen, wo er ein abgesondertes Fleckchen finde, um sich, ohne Schädigung seiner Reputation als Angehöriger des vornehmen Pfarrhauses, dem Genuß der unwiderstehlich lockenden Speise hingeben zu können.

Hainbuch schlug die Augen auf, da lag der Zaubermantel, der ihm die Zeit vertauscht, greifbar in Gestalt eines fast ausgeleerten Aalkorbes zu seinen Füßen, dessen noch zurückverbliebener, ausgesichteter Inhalt ihm den Erinnerungsgeruch heraufgesandt, und seit dem Beginn des Jahres ging zum ersten Mal ein fröhliches Lächeln wieder um seine Lippen. Zugleich traf sein Blick durch eine Lücke der Menschenflut auf nächstbekannte Gesichter. Helene Fleming und Petrea ließen sich, Arm in Arm gehend, von der wogenden Masse mit forttreiben, und Hainbuch machte eine rasche, instinktive Armbewegung, zu ihnen hindurch zu gelangen. Doch ehe er den halben Zwischenraum zurückgelegt, hielt er ebenso plötzlich wieder an und nur sein Auge schweifte noch kurz zu den beiden Mädchengestalten hinüber. Hochwüchsig hatte ein Dritter sich ihnen hinzugesellt; es war Eugen Römhold, der von einer Kuchenbude her auf sie zutrat. Er hielt ein schuhhohes, flammendes, von gereimter Devise halb umzogenes Herz in der Hand, das er offenbar soeben eingekauft und mit lachendem Gesicht als ein Jahrmarktsgeschenk Helene darbot. Die lächerliche Nachbildung des geschmacklosen, eigentlich ungenießbaren Gebäcks besaß etwas den Scherz Herausforderndes, eignete dasselbe zu einem guten Spaß; doch im Widerspruch dazu lag im Grunde der Augen des Ueberreichers eine scheu-gespannte Erwartung, die sich vielleicht noch mehr offenbarte, weil sie sich zu verbergen strebte, und sich zugleich auch in einer gewissen Unsicherheit der dem Mädchen entgegengestreckten Hand bemerklich zu machen schien.

Helene sah auf die ihr bereitete Ueberraschung und lachte: „Für mich? Spielst Du umgekehrte Welt, Eugen, und bin ich ein Kind, das Du zum Jahrmarkt beschenkst? Jedenfalls bist Du ein Verschwender — und was sagt mir dieß unkluge Herz?"

Sie streckte die Hand darnach, nahm es und las die daraufgeklebte Devise; von Ottmar Hainbuch's Lippen war das Lächeln fortgeschwunden, ein bitterer Zug schnitt statt dessen herb um seine Mundwinkel, und seine eben noch unverkennbare Absicht, sich zu seinen beiden Hausgenossinnen zu gesellen, ändernd, tauchte er rasch nach anderer Richtung wieder in die flutende Menschenmasse hinein und ließ sich wie zuvor von ihr forttragen. Doch der Zauber der Erinnerung, der ihm eine Weile die Sinne gefangen genommen, war in ihm ausgelöscht; nicht die Umgebung hatte denselben in Wirklichkeit besessen, sondern nur sein Empfinden ihn hineingelegt. Nüchtern, schal, anwidernd kreiste das Getreibe wieder um ihn her, lenkte seine Gedanken in die verlassene Bahn, das Ganze als ein verwerfliches Unwesen zu beurtheilen, zurück. Er horchte mit schärferem Ohr der wirklichen Gegenwart in die allgemeine Lustbarkeit hinein, hörte, sah fast nur noch ihr Abstoßendes rund um sich. Auch aus der Thür, den offenen Fenstern des großen Dorfwirthshauses klang mit Gläsergeklirr untermischter Stimmenlärm; augenscheinlich mehrten sich mit dem sinkenden Tage unter den Jahrmarktsgästen die gerötheten Gesichter, denen man zu starke Befriedigung ihres Durstes ansah und anroch. Die Kehlen wurden rauher, ihre Zurufe, mit denen sie ihren Beifall für irgend eine Leistung an den Tag legten, johlender und zum Theil unartikulirter Natur. Eine Mauer von dichtgedrückten Köpfen, über welche ein kreischender Gesang und eintönig dudelnde Drehorgelbegleitung weggellte, hatte und staute sich vor Hainbuch auf. Er wollte seitwärts an ihr abbiegen, als einige ihm an's Ohr schlagende Worte ihn veranlaßten, einen Blick über die Menge fort in das Innere des Beifall klatschenden Halbkreises zu werfen. Derselbe umschloß einen dichtbärtigen Mann mit hölzernem Stelzfuß, der stupiden Gesichtsausdrucks die Kurbel der Orgel umdrehte; neben ihm stand ein hageres Weib in verlotterter Kleidung, dem die Haare in Strängen um die knochig eingesunkenen Schläfen flogen, und sang zu der Gassenhauermelodie mit kratziger Stimme:

„Noch ist Polen nicht verloren
Und Italien erwacht,
Schleswig-Holstein, neugeboren,
Wird zur Republik gemacht.
Und ein Frühling ist im Lande,
Wie die Welt noch keinen sah,
Und es springen alle Bande
Und die Freiheit, die ist da!"

Den letzten Vers wiederholte die Sängerin mit hochaufschrillendem Ton, dann streckte sie, während der verstimmte Leierkasten noch einige Male runddudelte, graue Löschpapierblätter, auf denen der von ihr abgesungene Text gedruckt stand, im Kreis umher und rief:

„Das schöne neue Lied von der Völkerfreiheit für einen Groschen! Ganz frisch gedruckt! Wer will es lesen, wie Italien erwacht und alle Bande springen?"

Hie und da klapperte unter Gelächter ein Kupferstück auf den schmutzigen Zinnteller, den sie von der

Orgel genommen, der Gesang schien die Zuhörer zu amüsiren, doch kein besonderer Anreiz bei ihnen vorhanden zu sein, sich den Genuß einer nochmaligen Lektüre durch ein Geldopfer zu erkaufen. Die Bänkelsängerin sah scheel auf den geringfügigen Ertrag und schrie, ergrimmt die Falten um ihren Mund zusammenkneifend, mit höhnischer Mißachtung:

„Habt wohl bei eurem Küster nicht lesen gelernt, nur beten und auf'm Knie rutschen? In der Stadt sagten sie's uns gleich, was wir bei den Ochsen auf'm Land wollten! Die wollten's Maul verbunden haben und Klappen um's Gesicht! Geh' zu Denen nicht mit Deinem Mann hinaus, dem alten Freiheitskämpfer, sagten sie, der für die Völkerfreiheit sein gesundes Bein verloren hat! Die lassen ihn hungern oder rufen wohl gar am liebsten den Bettelvogt, daß er den Freiheitskämpfer in's Loch sperrt!"

Jetzt schrie eine Stimme aus dem Haufen: „Ich wollt's Keinem rathen, ihn anzurühren, wer seinen Schädel lieb hat!" Ein Geschiebe und Gestoße entstand, einige Frauen und Mädchen kreischten und ein paar Köpfe drängten sich über wuchtig nach rechts und links auseinandertreibenden Ellenbogen an die Drehorgel herzu. Sie gehörten nach der Kleidung und dem Gesichtsausdruck offenbar nicht der ländlichen Bevölkerung, sondern städtischen Arbeitern an, die zu der Jahrmarktsbelustigung herausgekommen waren und ihren Wochenlohn mit sich gebracht hatten, um ihn am Schenktisch und in der Spielbude auf Zins zu legen. Statt der bei den Landleuten üblichen kurzen Pfeife trugen sie brennende, übelriechende Cigarren im Mund, Trunk und müßiges Treiben den Tag hindurch hatte sie freigebig gemacht, und Einer warf klirrend ein Fünfgroschenstück auf den Zinnteller und rief, in die Runde umherblickend, hinterdrein:

„Ein Schuft, der's nicht ebenso macht und zeigt, daß er kein Tyrannenknecht ist! Hoch auf die Republik Schleswig-Holstein! Hoch auf den alten Tyrannenkämpfer, dem die Soldknechte sein Bein abgeschossen! Verdammt, wer ihn hungern läßt!"

Die zunächst in den Innenrand des Kreises gepreßten Bauern griffen verlegen in die Taschen, zogen eine Münze hervor und legten sie auf den Teller der Einsammlerin. „Gott lohn's — Gott lohn's!" grinste ihr zahnloser Mund mit einschmeichelnd verändertem Ton, während der „Freiheitskämpfer" mit der nämlichen unsäglich stupiden Miene wieder nach der Kurbel griff und sie auf's Neue zur selben Melodie rund zu drehen anfing. Die Dämmerung begann grau herabzufallen, und Hainbuch ging, den Weg zum Pfarrhause einschlagend, nachdenklich weiter. Es war ihm wie ein wüster Spuk, der da plötzlich auf dem stillen Dorfplatz aufgetaucht sei und mit dem Hahnschrei wieder versinken müsse. „Gottlob, morgen ist es vorbei," sagte er sich, aber seine Gedanken ließen nicht von dem, was er gehört und gesehen, und kopfschüttelnd schritt er hin. War es denn auch gewiß, daß die Vernunft immer einen Hahnschrei besaß, mit dem sie das tolle Geistergesindel in seine Schlupflöcher zurückzubannen vermochte?

Auch Helene Fleming und Petrea befanden sich auf dem Heimweg. Eugen Römhold hatte die Beiden, nachdem er der Ersteren sein spaßhaftes Jahrmarktsangebinde überreicht, wie durch Zufall von ihnen getrennt, rasch wieder verlassen. Er suchte aus einiger Entfernung hinüberzublicken, wie die Empfängerin die gedruckte Devise des Kuchenherzens las, doch das Gewoge, das mit der Abendstunde noch zunahm, hinderte ihn, ihr Gesicht im Auge zu behalten, und trug ihn in Wirklichkeit wider Willen mit sich fort. Helene sah auf den aufgeklebten Papiersteifen, auch Petrea bückte sich mit herüber und las:

„Mein Herz ist ewig dein,
Es liebt dich voller Pein."

„Was für ein dummes Zeug — Eugen ist manchmal wirklich albern, als ob er ein zehnjähriger Junge wäre," äußerte die Pfarrerstochter, fast etwas unwillig die feinen Lippen zusammenziehend. „Wo ist er geblieben? Er soll seine Narrheit für sich behalten, ich mag nicht damit durch die Leute gehen."

„Du willst es nicht, wirklich nicht?" lachte Petrea schnell.

„Willst Du's etwa tragen?"

„Nein — aber es wäre doch Schade drum — wenn Du's wahrhaftig verschmähst —?"

„Wahrhaftig," lachte Helene, „und was wolltest Du mit dem lächerlichen Ding?"

Die Angeredete griff jetzt rasch darnach. „Auch ein Jahrmarktsgeschenk bekommen, was, ist mir gleichgültig. Hab' Dank!" Und das Mädchen küßte mit freudig strahlenden Augen die Hand Helenens, aus der sie das von der Letzteren verschmähte „lächerliche Ding" nahm. Ihre Begleiterin blickte sie einen Moment mit eigenthümlich prüfenden Augen an; während sie im Gedränge weiter gingen, löste Petrea unvermerkt die Devise von dem Gebäck ab, die sie in ihre Tasche gleiten ließ, dann sagte Helene, sich umsehend, plötzlich:

„Was will doch der Hund immer, er tritt mir schon ein Halbdutzendmal auf's Kleid."

Petrea lachte: „Vermuthlich aus Dankbarkeit und er irrt sich nur in der Adresse."

Nun fiel Helenens Blick auf die Hände des Mädchens. „Aus Dankbarkeit? Weßhalb? Wo hast Du denn Dein kosthares Herz gelassen?"

Petrea hielt nur noch ein Stück davon zwischen den Fingern, nach dem der Hund schweifwedelnd aufsprungerte.

Sie hatte denselben an sich gelockt und im Gehen mit dem Gebäck gefüttert. Nun warf sie ihm das letzte Stück zu und lachte noch vergnügter:

„Das war der Schluß. Da Du es nicht wolltest, will ich's auch nicht, und Einem mußte es doch Vergnügen machen. Der hat jetzt auch seinen Jahrmarkt und wir Drei sind alle zufrieden."

„Nur Eugen vermuthlich nicht, wenn er uns — ich meine, wenn er Dir zugesehen. Es war eigentlich Unrecht von Dir, Petrea —"

„Warum denn nicht von Dir? Ich that dasselbe, wie Du, gab weiter."

„Aber ich gab es Dir, keinem Hunde —"

„Der hatte Hunger — und ich nicht," versetzte das Mädchen lakonisch, mit komischer Trockenheit. „Ich glaube, es hat ihm vortrefflich geschmeckt; hat's nicht, du?"

Sie bückte sich und streichelte den Hund mit einer übermüthigen Zärtlichkeit, dann richtete sie sich auf, denn neben ihr sagte Helenens Stimme:

„Was wollen Sie? Lassen Sie uns vorbei!"

Wie Petrea auffah, gewahrte sie im beginnenden Zwielicht eine Mannsgestalt vor sich, die, ihren Schwerpunkt hin und wieder von einem Bein auf das andere wechselnd, ihnen den Weg sperrte. Es war ein langer, breitschulteriger Hüne, nach dem Aeußeren etwa ein Straßenarbeiter oder Holzfäller, der sich mit einem auf dem Jahrmarkt gekauften bunten Seidenlappen um den Hals ausstaffirt hatte und die Hand wie nach einer Gabe gegen Helene ausstreckte. Sein Branntweinathem schlug ihr bis in's Gesicht und sie wiederholte angewidert und zur Seite ausbiegend:

„Was wollen Sie?"

„'s is ein Frühling im Lande," antwortete der ziemlich Betrunkene, ihr mit der Faust näher kommend. Um dem widerwärtigen Aufenthalt ein Ende zu machen, griff sie rasch in die Tasche und hielt ihm ein Geldstück hin, doch er schlug greinend mit der Hand darnach, daß es zu Boden kollerte und erwiederte halb lallend:

„Seh' ich wie ein Bettelmann aus? Hübschen Weibsbildern schenkt man was, aber nimmt nichts von ihnen. Da, wie gefällt Dir das, wie?"

Seine Finger zerrten sich das Seidentuch vom Hals und machten eine Bewegung, es Helene um den Nacken zu schlingen. Sie sprang zurück, von den Vorbeipassirenden gab Niemand auf den Vorgang Acht, nur ein paar fremde Bauerndirnen waren kichernd stehen geblieben. Der Versuch der Pfarrerstochter, vor der nach ihr greifenden Hand zu entweichen, hatte den Besitzer derselben schneller einen Schritt vorstolpern lassen, er hielt ihre Schulter gefaßt und stieß mit anstoßender Zunge aus:

„Oho! So grob gegen Einen, der Dir was schenkt? Hast wohl schon 'nen Schatz? Thut nichts! 's is ein Frühling im Lande. Edelmann und Bettelmann ist Eins. 'nen Kuß, sag' ich, will ich für das Tuch. Alles blüht, es springen alle Bande. Ein schmuckes Weibsbild muß Jeder küssen können, dazu sind sie da und ist die Freiheit da."

Er wankte bei den letzten Worten etwas auf den Füßen zurück, denn Petrea von Malchow bewies plötzlich, daß sie Entschlossenheit und Muth besaß, und stieß ihn kräftig mit ihrer zu einer Faust zusammengeballten kleinen Hand vor die Brust. „Fort, abscheulicher Mensch!"

Doch die Wirkung war nur eine momentane und nichts verbessernde. Im Gegentheil stachelte sie sichtlich die Willenskraft des Trunkenen auf, verminderte den Rest von Scheu, den er noch besessen. Er lachte Petrea plump an: „Willst auch schon kareſſiren?" und griff, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, nach dem Nacken Helenens. Diese stand hülflos, wie gelähmt; sie wollte rufen, doch brachte sie keinen Ton hervor. Statt ihrer rief Petrea, allein in der Dämmerung achtete Niemand auf das bald hier, bald dort im Getümmel auftönende Gelärm, Lachen und Kreischen von weiblichen Stimmen, die der Schellenklang des Karussels, die Drehorgeln und ihr Bänkelgesang schnell verschlangen.

Nur der Zufall sprang noch im rechten Augenblick als Helfer ein und ließ den Angreifer, der fast seinen Zweck zu erreichen im Begriff stand, heftig unter der Hand Ottmar Hainbuch's zurückfahren, die ihn unerwartet packte und mit schonungsloser Kraft gegen einen Holzbalken schleuderte, daß er, mit der Stirn auf die scharfe Kante desselben aufschlagend, einige Sekunden betäubt am Boden liegen blieb. Zitternd faßte Helene den Arm ihres Befreiers, schlang sich fest in ihn und zog ihn hastig-unruhvoll mit sich fort.

„Um Gottes willen, kommen Sie!" flüsterte sie mit angststockendem Laut, „der fürchterliche Mensch würde Sie todtschlagen, wenn er in die Höhe kommt!"

„Er wird sich hüten, und wenn er's thäte, wäre der Schaden nicht gerade bedeutend; Europa würde sich darüber beruhigen und nicht aus seinem Gleichgewicht dadurch gebracht," versetzte Hainbuch gleichgültig.

Doch der Inhalt und Ton seiner Worte kam der Hörerin kaum zum Bewußtsein. Sie war verwirrt in äußerer und innerlicher Erregung. So lange sie zurückdachte, konnte sie sich keines derartigen Vorfalls, überhaupt keines Augenblicks erinnern, der sie mit Furcht vor einem menschlichen Wesen erfüllt habe. Ihr friedliches Heimatsdorf und Alles drumher schien ihr plötzlich verwandelt, ihr Fuß schwankte, als habe der Boden unter ihm seine Sicherheit verloren. Sie bedurfte eines körperlichen und geistigen Haltes und klammerte sich fester an den Arm Hainbuch's, aber dabei drängte ihr die Phantasie unablässig, wie schon in Wirklichkeit vor ihr stehend, das Bild vor Augen, daß der momentan zu Boden geworfene Hüne sie einhole und mit einem Hieb seiner entsetzlichen Faust Rache an ihrem Beschützer nähme. Ihr fieberhaft aufhorchendes Ohr glaubte seine verfolgenden Schritte zu hören und das Herz klopfte ihr bis in die Adern des Halses hinauf. Denn sie trug die Schuld, wenn für Hainbuch ein Unheil aus der Begegnung erwuchs; das war's, sie empfand es deutlich, was ihr die Glieder lähmte und doch mit tödtlicher Beängstigung vorwärts riß.

Ihre Befürchtung erwies sich jedoch durchaus unbegründet. Sie hatten die freie Straße erreicht, ohne daß Jemand hinter ihnen dreinfolgte, und ihr Führer ließ jetzt ihren Arm aus dem seinigen gleiten. „Sie werden hier besser allein gehen," sagte er kurz. Die halb besinnungslose Aufregung ihres Gemüths hatte sich etwas beschwichtigt und sie fühlte dießmal den höflich kalten Ton seiner Worte bis in's Herz hinein. Ihr Mund erwiederte nichts, sie schritt mit Petrea weiter; nach einer Minute nahm das heimatliche Haus sie auf.

Was hätte sie auch erwiedern sollen? Helene Fleming dachte den Abend hindurch darüber nach, der die Hausgenossen ziemlich einsylbig am Theetisch vereinigte. Von draußen klang noch und verklang allmälig das Geräusch des zu Ende gehenden Jahrmarkts; man hörte ab und zu Axtschläge und den klappernden Fall eines Brettes, die Holzbuden wurden abgebrochen, um mit dem Frühlicht, vielleicht schon in der Nacht weiter zu wandern und anderswo zum nämlichen Geschäftsbetrieb, Getreibe und Volksbelustigung aufgeschlagen zu werden. Das Ereigniß des Abends war kurz beredet worden, der Pastor hatte demselben wenig Bedeutung beigelegt. Er schien von anderen Gedanken beansprucht und die kleine Tischrunde blickte zumeist schweigend vor sich hin.

Doch im Grunde nicht anders als sonst, als schon seit geraumer Zeit, und das bildete den Gegenstand für Helenens fruchtloses Nachsinnen. Seit Monaten — seitdem das neue Jahr begonnen — war es mit seltenen Ausnahmen fast täglich ebenso gewesen, in unerklärlichen Gegensatz zu der früheren, vorjährig-herbstlichen Lebhaftigkeit und Heiterkeit des Hauses getreten. Hainbuch's Laune und Frohsinn war verstummt, sein humoristisches Wort fehlte der Unterhaltung, eher ließ seine kühle Gleichgültigkeit die Fortsetzung eines begonnenen Gesprächs stocken. Unverkennbar war die warme Antheilnahme, die er zuvor an seinen jugendlichen Hausgenossen besessen, erloschen; Helenens feines Gefühl ließ sich durch äußere Form nicht beirren, daß die Veränderung noch tiefer gegriffen, daß seine einstige Freundschaft für sie sich in kaum verhehlte Abneigung umgewandelt habe. Weßhalb? Sie war sich keiner Schuld bewußt, konnte, so sehr sie sich darum quälte, sich auf keine besinnen. Die Vernunft sah sich außer Stande, die Frage zu zergliedern.

So unbeweglich Helene oft, wie heut Abend, an dem schweigsamen Tische dasaß, so stürmisch klopfte ihr häufig das vom vergeblichen Nachgrübeln erschöpfte Herz. Sie stand vor einem Räthsel, das ihr weh that, doch

nicht dieß allein. Es konnte manchmal etwas noch Räthselvolleres hinzufügen, sie mit einer unbestimmten, anhaltlosen Unruhe erfüllen, von der sie sich entsann, daß dieselbe sie zuweilen in den ersten Tagen nach der unerwarteten Ankunft des bald so vertraut gewordenen Gastes überkommen. Damals hatte sie dann und wann, ohne zu wissen warum, plötzlich zu ihm oder zu ihrem Vater aufgeblickt, einem Wort nachgehorcht, das ihr seltsam, unverständlich in's Ohr geklungen und ihr nicht direkt den Eindruck eines Mißtons erregt, doch als könne sich ein solcher darunter bergen, daraus entwickeln. Dann war diese — Befürchtung weniger als — undeutliche Empfindung lange in ihr hingeschwunden, daß sie bei der Erinnerung drüber gelacht. Jetzt aber, wie es auch im Leben geschieht, daß man Menschen und Dingen gegenüber nach langer Zeit auf einen ersten, inzwischen völlig verwischten Eindruck zurückgreift und das flüchtig Instinktive in ihm auf's Neue, doch verstärkter herauszufühlen beginnt, — so kam seit Wochen manchmal Helene jene nicht in Worte, nicht einmal in Gedanken zu fassende Unruhe der ersten Tage wieder, die sich plötzlich fast zu einer unerklärlichen Beängstigung steigern konnte, daß ihre Augen scheu an dem Gesicht Ottmar Hainbuch's vorüberwichen, als befürchte sie, etwas sie Erschreckendes darin zu lesen. Sie nahm wahr, daß er es bemerkte, und fuhre gleich darauf ihm in stummer Sprache gleichsam ihre Empfindung abzubitten, den Blick sicher und vertrauensvoll zu ihm aufzuschlagen. Allein das, dem früheren unähnliche, Gewollte, Erzwungene ließ sich dann nicht darin verkennen, die rückhaltslose Offenheit fehlte, und sie fühlte, wenn seine Augen ihr derartig begegneten, daß sie erröthete, als ob sie wirklich eine Schuld verheimliche und bei ihm die Ueberzeugung einer solchen noch mehr befestige. Traf sie ihn, was indeß selten nur geschah, da er es zu vermeiden schien, allein, so schwebte ihr oft das Wort auf den Lippen, ihm mit gerader Frage eine Grundangabe seines verwandelten Wesens abzunöthigen. Doch selbst wie sie ihn einmal zu diesem Behuf mit Entschlossenheit selbst aufgesucht, befiel sie, als er sie anblickte, und bei dem kalten Ton seiner Anrede eine herzklopfende Zaghaftigkeit, daß sie, einem kaum erwachsenen Mädchen gleich, schüchtern etwas Gleichgültiges, völlig Anderes hervorstotterte, als sie beabsichtigt, und sein Zimmer rasch unter einem unverkennbar nichtigen und thörichten Vorwande wieder verließ. Aber Helene Fleming litt in Wahrheit unter dem unausgesprochenen, unbegriffenen Mißverhältniß; ihr blasser gewordenes Gesicht verrieth es, ihre Augen vermochten es oft nicht zu verhehlen, daß sie geweint habe. Sie war von Kindheit auf daran gewöhnt, daß ihr die

La Cá' Doro am Canale grande in Venedig. Von Th. Choulant. Aus dem Prachtwerk „Venedig", Verlag von Fr. Bruckmann in München. (S. 226.)

Thränen zuweilen mit plötzlicher Heftigkeit grundlos hervorbrechen konnten, daß es sie mit einem Gefühl überlief, als ob in ihr ein paar Augen in eine dunkle Nacht hineinstarrten, aus deren schwer treibendem, drückendem Gewölk ein irres Wetterleuchten, unheimliche Gestalten überrinnend, hin und wider fahre. Doch jetzt wußte sie zuerst, weßhalb man weinen konnte, weinen mußte. Jene anderen, grundlosen Thränen waren thörichter, krankhafter Natur, vielleicht gut und wohlthätig, denn sie erleichterten, entlasteten, wie der Strom aus einer Wolke die schwere Luft reinigte und die Brust wieder freier in die rückkehrende Sonne aufathmen ließ. Aber wenn Alles so anders ward, als das beglückte Herz gedacht, fühlte, daß es sein könne und solle — wenn Kälte, Leere und Hoffnungslosigkeit an die Stelle sonniger Wärme und lieblicher Frühlingsfülle und Freudigkeit trat — da mußten die Augen weinen, wußten, weßhalb sie es nicht zu lassen vermochten, und diese Thränen linderten und erlösten nicht, befreiten den Blick nicht, sondern trübten ihn gleich trostlos einförmigem Landregen, den jeder Tag melancholischer und trauriger gestaltet als der vorhergegangene. Ein Gefühl der Einsamkeit und Schwermuth wachte in Helene Fleming's Brust auf, das ihr nicht fremd war. Von früher Jugend auf hatte es sie umlauert, wie geräuschlos eine Katze den Vogel im Gezweig umschleicht; wie Jemand, der aus der Sonne in den Schatten tritt, ein Frösteln, so hatte sie es wecken, doch auch verscheuchen gekonnt. Nun aber wollte das Letztere kaum mehr dem Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft gelingen. Wie ein Gespenst in körperhafter Erscheinung zog die Leere engere Kreise um sie, daß sie manchmal zusammenfahrend erschrak, als strecke sich aus jener eine Hand nach ihrem Herzen und ihrem Kopf. Ihr kam oft der nämliche Traum wieder, sie stehe verlassen auf einer öden Düneninsel im Meer, einer winzigen, treibenden Scholle, an der sie in unausdenklichen Kindertagen Schiffbruch gelitten. Da stand sie und rief verlangend in den Wind und die Wellen und horchte auf eine antwortende Stimme, doch immer umsonst. So deutlich war das Traumbild und so oft kam es zurück, daß es ihr auch vor der wachen Seele, den offenen Augen blieb, daß sie mit diesen das weiße, umbrauste, umbrandete Eiland vor sich sah, den trostlos stiebenden Sand, Schaumgeflock und kreischende Wasservögel. In der Ferne zogen Segel vorüber, tauchten auf und sanken, doch immer schweigsam, keines hörte den Ruf der Verschlagenen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Album.

Von

Max Ring.

III.

Albert Emil Brachvogel.

Bei meinen öfteren Besuchen des Kroll'schen Theaters in Berlin lernte ich den erst später berühmt gewordenen Schriftsteller Albert Emil Brachvogel kennen, der damals noch die untergeordnete Stellung eines Sekretärs bei dem Direktor Engel bekleidete. Er selbst war in jener Zeit ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, schlank gewachsen, mit nicht uninteressanten Zügen, die jedoch ein gewisses Mißverhältniß zwischen der hohen, prächtigen Stirn und der unbedeutenden untern Gesichtspartie zeigten und dadurch einigermaßen an den Kopf des bekannten genialen Dramendichters Grabbe erinnerten. In der Unterhaltung erschien mir Brachvogel originell, aber unklar und zuweilen verworren, wie dieß die meisten Autodidakten zu sein pflegen. Er sprach mit Pathos und es fiel ihm schwer, für seine geistvollen und oft überraschenden Gedanken den passenden Ausdruck zu finden. Seine ganze Erscheinung und sein Wesen hatte etwas Seltsames, Ungewöhnliches, fast möchte ich sagen Theatralisches, Ueberschwengliches und doch zugleich Anziehendes.

Wie er mir im Lauf unseres Verkehrs mittheilte, war er in Breslau und zwar im Irrenhause von seiner geisteskranken Mutter geboren. Nachdem er mehrere Jahre die Realschule seiner Vaterstadt besucht hatte, wollte er ursprünglich Bildhauer werden. Er gab jedoch diesen Vorsatz auf, um Theologie zu studiren. Dazwischen trat er wieder bei einem geschickten Graveur in die Lehre. Von einer unüberwindlichen Neigung für das Theater erfaßt, ging er später nach dem Tode seines Vaters nach Wien, wo er als Kosinsky in Schiller's „Räubern" debütirte. Da er aber durchfiel und die Ueberzeugung gewann, daß ihm jedes schauspielerische Talent fehlte, kehrte er nach Breslau zu seinen verlassenen Studien zurück. Seine Liebe zum Theater führte ihn im Jahre 1849 nach Berlin, wo er sein erstes Drama: „Jean Favart" schrieb und auf der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne aufführen ließ, ohne jedoch damit einen nennenswerthen Erfolg zu erzielen.

In seinen Hoffnungen getäuscht, zog sich Brachvogel nach Schlesien auf seine unterdeß angekaufte kleine ländliche Besitzung zurück, nachdem er sich mit einem schönen, liebenswürdigen Mädchen verheirathet hatte. In tiefer Abgeschiedenheit, die nur durch pekuniäre Verlegenheiten zuweilen getrübt wurde, dichtete er die Schauspiele: „Aham, der Arzt von Granada", „Der Sohn des Wucherers" und das Lustspiel „Ali und Sirrah", die jedoch keinen Anklang fanden, obgleich sich auch in diesen verfehlten Versuchen sein bedeutendes dramatisches Talent verrieth. Durch die traurigen Verhältnisse gezwungen, verkaufte Brachvogel mit erheblichem Schaden seine schlesische Besitzung und wandte sich von Neuem nach Berlin, wo er mit geringem Gehalt die angegebene Stellung bei dem Kroll'schen Theater annahm.

Eines Tages, als ich ihn zufällig bei dem Redakteur des Kladderadatsch, Herrn Dohm, traf, erzählte er mir unter Anderem, daß er mit einer dramatischen Arbeit beschäftigt wäre, deren Held der durch Goethe's Bearbeitung bekannte „Rameau's Neffe" werden sollte. Ich war sogleich von dem glücklichen Griff frappirt, verschwieg ihm jedoch meine Bedenken nicht. Nach meiner Ansicht eignete sich das geniale, aber verlumpte Original der Diderot'schen Erzählung weniger zum Träger eines Dramas, als zu einer interessanten episodischen Nebenfigur. Auch vermißte ich den mir nothwendig scheinenden Gegensatz zu der frivolen und verdorbenen Welt, die der Dichter auf die Bühne zu bringen gedachte.

Dagegen bemerkte Brachvogel, daß er in seinem „Narziß" gleichsam den Repräsentanten des demokratischen Prinzips und der zukünftigen Revolution einer verrotteten Aristokratie und dem verfaulten französischen Hof gegenüberstellen wollte und daß aus diesem Grunde Narziß der Held seines Dramas werden müßte. Obgleich ich mit ihm damals nicht einverstanden war, munterte ich ihn zur Beendigung seiner bereits angefangenen Arbeit auf, für die sich auch der mit ihm befreundete, geistvolle Hofschauspieler Dessoir lebhaft interessirte.

Es verging jedoch längere Zeit, bevor sein Werk zur Aufführung gelangte, da ihn seine anderweitigen Beschäftigungen vorzugsweise in Anspruch nahmen. Zum Glück erhielt er eine einträglichere und ihm auch mehr zusagende Anstellung auf dem Wolf'schen Telegraphenbureau, die ihm die nöthige Muße zur Vollendung seines Dramas ließ, das er im Jahre 1856 bei der königlichen Intendanz einreichte. Schon früher hatte Herr v. Hülsen, in richtiger Würdigung des sich darin bekundenden Talents, Brachvogel's Lustspiel „Ali und Sirrah" zur Aufführung angenommen. Auf den Rath des ihm wohlgesinnten Regisseurs Düringer zog jetzt der Dichter zu seinem Vortheil die frühere, schwächere Arbeit zu Gunsten seines neuen Dramas zurück.

Noch aber hatte er mit manchen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen, wie sie einem deutschen Theaterdichter nicht erspart werden. Vor Allem mußte das umfangreiche Manuskript einer sorgfältigen Umarbeitung und Kürzung unterworfen, ganze Szenen gestrichen und die Aktschlüsse wirksamer gemacht werden, da der Umfang des Dramas bei Weitem die Dauer eines gewöhnlichen Theaterabends überschritt und der Dichter hie und da die so nothwendige dramatische Technik vermissen ließ. Dieser keineswegs leichten Mühe unterzogen sich mit anerkennungswerther Bereitwilligkeit im Verein mit dem Dichter der Regisseur Düringer und der Hofschauspieler Dessoir, der zugleich die für ihn geschriebene Hauptrolle übernahm.

In so veränderter Gestalt erschien der „Narziß" zum ersten Mal auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses und hatte einen durchschlagenden, beispiellosen Erfolg. Von Szene zu Szene, von Akt zu Akt steigerte sich der Beifall, der in der originellen „Pagodenszene" seinen Höhepunkt erreichte, wozu das geniale Spiel des für seine Rolle geschaffenen Dessoir wesentlich mit beitrug. Es war ein unvergeßlicher Theaterabend, wie er nur selten in dem Leben eines deutschen Dichters wiederkehrt. Voll Begeisterung rief das Publikum den Dichter, der gestern noch unbekannt, heute ein berühmter Mann war. Sein Talent wurde bewundert, sein Drama auf allen deutschen Bühnen aufgeführt, in die meisten fremden Sprachen übersetzt, der „Narziß" eine Lieblingsrolle der ersten Schauspieler, die Aufführung ein epochemachendes Ereigniß in der Bühnenwelt.

Leider ist besonders in Deutschland dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, wie das Leben eines Heinrich v. Kleist, eines Grabbe u. s. w. beweist. Berauscht und aufgemuntert durch seinen großen Erfolg, gab Brachvogel seine bisherige Stellung auf, um sich ausschließlich der Literatur zu widmen, womit immer eine gewisse Gefahr verbunden ist. Schon sein nächstes, mit der größten Spannung erwartetes Trauerspiel „Adalbert von Babanberge" blieb hinter den gehegten Erwartungen zurück, obgleich sich von Neuem die ungewöhnliche Begabung des Dichters besonders in der originellen Figur des „Juden" bekundete. Noch weniger befriedigten die folgenden dramatischen Arbeiten: „Der Usurpator" und „Mondecaus", so bedeutend auch die dem Letzteren zu Grunde liegende Idee war: den genialen Erfinder der Dampfmaschinen dem Kardinal Richelieu gegenüberzustellen.

Auch über dieses Werk, hatte ich mit Brachvogel eingehende Besprechungen, als er mir seinen Plan mittheilte. Ich interessirte mich für den großartigen Stoff, für diesen Kampf des idealen Erfinders mit dem realen Politiker, und bewunderte von Neuem den dramatischen Blick des genialen Dichters. Aber ich vermißte vor Allem daran das rein menschliche Interesse, das allein den Zuschauer zu fesseln vermag und das auch Brachvogel trotz seines Talents nicht hervorrufen konnte, weßhalb auch sein groß gedachtes Stück nicht reussirte. Mehr Anklang fanden die „Prinzessin von Montpensier" und „Die Harfenschule", indem sie den Schauspielern dankbare Rollen boten, doch erreichten auch sie nicht entfernt den Erfolg des unvergleichlichen „Narziß". Dagegen gelang es Brachvogel noch einmal, wenn auch auf anderem Gebiet, den ungetheilten Beifall des launenhaften Publikums zu gewinnen. Sein Roman „Friedemann Bach" wurde bei seinem Erscheinen als der ebenbürtige Geistesbruder des „Narziß" begrüßt, bewundert und vielfach aufgelegt. Aber auch hier trat mit der Zeit eine gewisse Erkältung ein, zeigte sich nach und nach eine merkliche Abnahme der originellen Schöpferkraft und ursprünglichen Frische, woran zum Theil die Verhältnisse, ganz besonders der eigenthümliche Bildungsgang des Dichters Schuld trugen.

Brachvogel war im eigentlichen Sinn ein Autodidakt, mit allen Vorzügen und Mängeln eines solchen. Trotzdem er rastlos an seiner Ausbildung arbeitete, vermochte er nicht die Lücken seines Wissens ganz auszufüllen, nicht den Mangel an ästhetischem Sinn und an einer nothwendigen Selbstkritik zu ersetzen. Ihm fehlte die unentbehrliche Basis einer klassischen gelehrten Erziehung, so sehr er auch bemüht war, durch anhaltendes Studium und eisernen Fleiß sich die nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Ich selbst war vielfach Zeuge der Gewissenhaftigkeit, womit er arbeitete. Zu seinen historischen Werken machte er die eingehendsten geschichtlichen und geographischen Vorstudien. Von Folianten und alten Landkarten, Städteplänen und Kupferstichen umgeben, schrieb er stehend oder in seinem Zimmer auf und ab gehend, mit einem langen Bleistift bewaffnet, den ersten Entwurf seiner Dramen und Romane auf einzelne Papierblätter nieder, um ihn später sorgfältig auszuführen. Trotzdem ging ihm der

Die Entdeckung. Zeichnung von Fritz Lipps. (S. 236.)
Aus „Freud und Leid der Kinderzeit". Verlag von Hofmann & Hohl in Stuttgart.

eigentliche historische Sinn und der kritische Geist ab. Selbst seine besten Werke „Narziß" und „Friedemann Bach" lassen die volle Reife des Talents vermissen und zeigen neben einer Fülle von großen und originellen Schönheiten eine Menge historischer und ästhetischer Schwächen, die den gebildeten Zuschauer und den Leser stören.

Dazu kam noch ein anderer Umstand, der leider bei den meisten deutschen Schriftstellern mehr oder minder zu beklagen ist. Trotz seiner auch pekuniär günstigen Erfolge war Brachvogel ausschließlich auf den Ertrag seiner Feder angewiesen und zu einer rastlosen, aufreibenden Thätigkeit gezwungen, um nur den Nothbedarf des Lebens zu erwerben. In der Tretmühle des Geistes verschwendete er seine beste Kraft, büßte er mit der Zeit seine Originalität ein, erkaltete die heilige Glut des Genius. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß er nie sein besseres Ich verleugnete, daß er stets nach den höchsten Idealen im Leben und in der Kunst strebte und seiner Ueberzeugung selbst große materielle Opfer brachte.

Im persönlichen Verkehr war Brachvogel harmlos, liebenswürdig und gutmüthig; in größerer Gesellschaft etwas zurückhaltend und zuweilen befangen, erschien er im vertrauten Freundeskreis heiter und angeregt, wenn auch hier mitunter sein ihm zur Natur gewordenes Pathos und seine Unklarheit störte. Mit besonderem Eifer widmete er sich den idealen und humanen Zielen der Freimaurer, unter denen er selbst eine angesehene Stellung als Mitglied der großen Landesloge einnahm.

Die letzten Jahre seines Lebens wurden durch manche harte Schicksalsschläge getrübt. Der Tod entriß ihm die geliebte Gattin und mit ihr eine unentbehrliche Stütze. Ein durch seine Unkenntniß der Geschäfte und Gesetze selbst verschuldeter Prozeß mit seinem früheren Verleger verursachte ihm viele bittere Stunden und große pekuniäre Verluste. Wenn es auch meinen Bemühungen gelang, einen Vergleich zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, so sah sich doch der in allen solchen Verhältnissen unerfahrene und unpraktische Dichter zu schweren Opfern gezwungen, die er durch verdoppelte Anstrengungen wieder einzubringen suchte.

Wie der Held auf dem Schlachtfeld, so starb auch Brachvogel in seinem Beruf, an seinem Schreibtisch, mit der Feder in der Hand. Der Tod überraschte ihn bei der Arbeit, als er eben mit dem dritten, noch unvollendeten Band seiner „Geschichte des Berliner Theaters" beschäftigt war. Unter lebhafter Theilnahme aller Gebildeten wurde seine Leiche neben seiner ihm vorangegangenen Gattin bestattet. An seinem Grabe trauert seine einzige verwaiste Tochter und das deutsche Drama, das in ihm einen der bedeutendsten und berufensten Dichter verloren hat.

Die Ausstellung der Olympia-Funde zu Berlin.

Von

L. Pietsch.

Drei Ausgrabungscampagnen auf dem Boden des dem Zeus geheiligten Bezirks im Elischen Alpheiosthal, auf der Stätte des alten Olympia, liegen hinter uns. Die vierte wurde in diesem November eröffnet. Die Hoffnungen, welche in das große Unternehmen gesetzt wurden, sind für die Eingeweihten und Sachverständigen wenigstens durch die bereits erreichten Resultate mehr als erfüllt. Für die Erwartungen, welche das große Publikum gehegt hatte, mögen diese Früchte so anstrengender Arbeiten, auf Kosten des deutschen Reichs auf fremder Erde ausgeführt, allerdings desto weniger entsprechend erscheinen. Die allbekannte geschichtliche Thatsache, daß dort in dem Bezirk der Altis in und an dem Zeustempel, wie rings um dieses erhabene Nationalheiligthum der Hellenen während des ganzen klassischen Alterthums, während der Blüte- und Verfallzeit Griechenlands und Roms plastische Kunstwerke der herrlichsten Art in Marmor, Erz, Gold und Elfenbein in grenzenloser Menge angehäuft worden waren, — diese Thatsache und das Wissen von ihr konnte wohl bei den nicht genau Instruirten die Vorstellung erwecken, daß der Boden jenes Thales unter seiner Schlamm- und Sanddecke immer noch unvergleichliche künstlerische Schätze in größter Zahl bergen und durch deren Hergabe die Bemühungen seiner gründlichen und systematischen Durchsuchung lohnen würde. Diejenigen, welche sich diesem Glauben hingaben, vergaßen nur den Umstand genügend zu berücksichtigen, daß gerade dieser Theil des Peloponnes während der Völkerwanderung und der ihr zunächst folgenden Jahrhunderte durch die furchtbarsten Kriegsstürme, durch die Verwüstungen der Barbarenhorden fast noch schrecklicher als von den vernichtenden Naturgewalten, Erdbeben und Wasserfluten, heimgesucht worden ist. Daß mithin das Auffinden von Werken bedeutenderen materiellen Werthes und ebenfalls von wohlerhaltenen Gebilden der antiken Kunst nicht füglich erhofft werden konnte, liegt auf der Hand.

Die Ausgrabungen konnten nach vernünftiger Voraussicht nur drei Gattungen von Resultaten haben: unsere bis dahin gänzlich schwankende und ungenügende topographische Kenntniß der olympischen Thalebene, der Lage, der Art und des Grundrisses der einst in ihr errichtet gewesenen Gebäude, der Heiligthümer und der Profanbauten, zu erweitern, zu klären, zu berichtigen und auf sicheren Grundlagen dauernd zu begründen; zweitens zahlreiche, für die politische und Kulturgeschichte des griechischen Alterthums hochwichtige Inschriften an's Licht zu fördern, und drittens die Trümmer und verhältnißmäßig spärlichen Reste jener Welt von plastischen Kunstwerken der Versunkenheit und Vergessenheit zu entreißen, welche die Verwüstungen durch die Barbaren und die Elemente überdauert hatten und unter dem Schlamm des Flußthals begraben, unbekannt ihrer jetzigen Auferstehung gleichsam entgegenschlummerten.

Nach diesen drei Seiten hin ist die Ausbeute der bisherigen Ausgrabungscampagnen denn auch eine sehr reiche gewesen. Der größere Theil des Altisbodens, der Ebene am rechten Ufer des Alpheios, zwischen diesem Strom und dem Kladeos, welcher sich dort von Norden kommend in ihn ergießt, und jener Hügelkette, deren prononcirteste und für die Geschichte des Ortes und der olympischen Spiele wichtigste Kuppe der Kronionhügel ist, wurde in den drei Wintern nach allen Seiten hin durchforscht und aufgedeckt. Das Centrum des Ganzen, der Zeustempel, und in seinem Umkreise die wichtigsten anderen Bauten, wie das Heraion, das Philippeion, das Metroon, die Exedra des Herodes Attikus, das Gymnasion, die Thesauren, d. h. die Schatzhäuser griechischer Gemeinden am Fuß des Kronion, und die Grundmauern eines Gebäudes unter einer später über ihnen errichteten byzantinischen Kirche, in welchem man das „Atelier des Phidias" erkennen zu können glaubt, liegen nun klar vor uns da; manche noch mit Säulenstumpfen und Mauerresten von mehr als Meterhöhe umgeben und den durch Erdbeben oder eigenen Verfall gestürzten und in Schutt und Schlamm gebetteten oberen Gliedern und Theilen derselben.

Sehr zahlreich und von großer Wichtigkeit sind die gefundenen Inschriften. Für jene wie für diese Errungenschaften der bisherigen Ausgrabungsarbeiten bleibt das Interesse indeß zumeist auf die Kreise der Fachgelehrten, der Architekten und der speziell mit dem griechisch-römischen Alterthum vertrauten klassisch Gebildeten in der Nation beschränkt. Die rechte Theilnahme des großen Publikums vermögen doch nur die körperlich greifbaren Früchte solcher Ausgrabungen zu erwecken: die plastischen Funde. Wie man weiß, hat das deutsche Reich bei dem mit der griechischen Regierung geschlossenen Vertrag auf den Besitz der durch seine Angestellten und auf seine Kosten dort an's Licht geförderten Originalkunstwerke und Fragmente von solchen selbstlos und hochherzig verzichtet. Es beansprucht nichts, als das Recht, Formen und Abgüsse davon nehmen und das ausschließliche Eigenthum an denselben einige Jahre lang behalten zu dürfen. Diese Formen sind dort gegen den Schluß jeder der drei Campagnen hin durch den Italiener Martinelli über die marmornen, thönernen und verhältnißmäßig wenigen bronzenen Fundgegenstände genommen, nach Berlin gesendet und dort in Gyps ausgegossen worden. Diese Abgüsse aber sind es, welche gegenwärtig seit Mitte Oktober in der Reichshauptstadt in einem besonderen Lokal öffentlich ausgestellt werden, wo sie allerdings bei so manchen, nicht intimer mit diesen Dingen Vertrauten ein gewisses Gefühl der Enttäuschung erwecken, das ein durchaus unberechtigtes ist und seine Wurzel einzig in den falschen Voraussetzungen, in den mitherangebrachten Illusionen Derer hat, welche dasselbe empfinden, keineswegs aber in den Funden selbst.

Diese Berliner Olympiaausstellung findet in dem seltsamsten Lokal statt. Es ist für sie die große Halle angewiesen, welche sich in der Rohbaurnine des von Friedrich Wilhelm IV. projektirten, seit 1848 unvollendet liegen gelassenen Campo Santo für die Herrscher aus dem Hohenzollern'schen Hause an dessen Nordseite befindet. Es ist der einzige Raum, dessen Größenverhältniß eine Ausstellung wie diese gestattet haben würde. Diese ganze Ruine bildet bekanntlich die wahre partie honteuse Berlins. Am schönsten Platz, zwischen dem monumentalen Königsschloß, der prächtigen Schöpfung des Schlüter'schen Baugenies und dem von Schinkel erbauten Museum der bildenden Künste, am Lustgarten, welchen das Kolossalmonument Friedrich Wilhelm III., Springbrunnen und Gartenanlagen schmücken, gegenüber der Schloßbrücke und dem Zeughause, erhebt sich an der Ostseite, in nächster Nähe des gleichfalls längst und mit Fug und Recht zum Untergang bestimmten Berliner Doms, dieser seit dreißig Jahren Fragment gebliebene Rohbau, dessen Rückseite die dahinter vorbeifließende Spree in der Hälfte ihrer ehemaligen Breite zudämmt.

Für gewöhnlich sperrt ein hoher Bretterzaun den Zugang zu den allerdings sehr romantischen Trümmerlabyrinthen ab, welche die von einer üppigen Vegetation durchwachsenen Fundamente und die einzelnen höher hinaufgeführten Partieen dieses Gebäudes bilden. Ueber erstere ist gegenwärtig eine Art von Viadukt aus Brettern geführt worden. Von ihm aus gelangt man auf einer ad hoc konstruirten Bretterstiege in die große, durch hohe Rundbogenfenster an der Südseite beleuchtete Halle mit rohen, unverputzten Ziegelwänden, an denen sich nach der ursprünglichen Absicht die apokalyptischen Gemälde des Cornelius ausbreiten sollten. Diese Halle ist nun zum Ausstellungssaale der Gypsabgüsse der plastischen Olympia-Funde, der großen Ausgrabungspläne und der Abgüsse der wichtigsten Inschriften benutzt worden.

Die bedeutendsten der bisherigen plastischen Funde bilden zwei allerdings stark beschädigte Einzelwerke hellenischer Marmorskulptur, zwei großen Perioden griechischer Kunst entstammend: die Nike des Paionios und der Hermes des Praxiteles; neben ihnen zwei große, zusammenhängende kompositionelle Schöpfungen: die Gruppen, welche von den Zeitgenossen und Mitarbeitern des Phidias an der Ausschmückung des olympischen Zeustempels, jener Paionios' und Alkamenes', für das östliche und westliche Giebelfeld dieses Heiligthums erfunden und gemeißelt worden sind. Dazu kommen dann noch einige Fragmente von den Reliefs jener Metopen, welche die östliche und westliche Cella-Wand des Tempels schmückten, Thaten des Herakles darstellend. Von den Statuen römischer Arbeit, Porträtfiguren von Mitgliedern der Familie des Marc Aurel, welche in der Exedra des Herodes Attikus, d. h. der baulichen Anlage des Sammelbassins der von diesem Freunde und Wohlthäter Athens und Olympias gestifteten Wasserleitung des olympischen Thales, gefunden wurden, sind hier nur die Abgüsse einzelner Köpfe ausgestellt; vollständig dagegen der Abguß des großen Fragmentes (es fehlt nur der untere Theil der Beine) eines bronzenen Stiers, auf dessen rechte Flanke und Rückenseite die Inschrift eingegraben ist, durch welche Regilla, die berühmte Gattin des Herodes, diese Wasserleitung den Göttern weiht; — eines der wenigen metallenen Bildwerke, die im ganzen Altisbezirk gefunden worden sind.

Jene Giebelgruppen sind in einer sehr lehrreichen und anschaulichen Weise geordnet. Einmal sind die einzelnen, meist sehr fragmentarischen Statuen und Bruchstücke von solchen, wie sie dort in der Nähe des Tempels ausgegraben wurden, auf einem gemeinsamen Sockel in der Höhe des Beschauers durch die ganze Länge der Halle hin neben einander aufgestellt. Dahinter an der Wand aber hat man zwei Giebelfelder, genau den festgestellten Maßen derer des Tempels entsprechend, aus Holz gezimmert und versucht, in deren Raum diese Statuenfragmente so hineinzupassen, wie sie einst in den Kompositionen des Paionios und Alkamenes ihre Plätze gehabt zu haben scheinen. Bei denjenigen, welchen die unteren Partieen, Beine und Füße, fehlten, sind dieselben durch hölzerne Stützen ersetzt worden, damit die Oberkörper, respektive Köpfe in der richtigen Höhe des betreffenden Feldes erscheinen. Die ganze Wiederherstellung der ursprünglichen Komposition beider Giebelgruppen ist das Resultat der gemeinsamen Studien und Versuche der dort in Olympia thätig gewesenen Architekten und Archäologen und bietet nur in wenigen Punkten Anlaß, um einen begründeten Widerspruch gegen ihre Richtigkeit oder gegen die Wahrscheinlichkeit zu erheben, daß diese Anordnung den ursprünglichen Kompositionen jener Meister enspräche.

Ländliche Galanterie.

(Hiezu das Bild S. 229.)

Galanterie wird nicht nur auf den Parkets der Salons geübt, die Empfindung für die Schönheit des „schwächeren Geschlechts" veranlaßt auch den Holzknecht im Gebirge, ihr zu huldigen, und wir sehen hier einen solchen gewaltigen Burschen zartsinnig bei der schönen Wirthin des ländlichen Gasthauses sich galant erweisen. Diese erkennt auch diese Galanterie mit freundlichem Blick an, dafür ist sie erstens Wirthin und dann ein Weib, und sie wird die Blume so tragen, daß man es ihr ansieht, daß sie ihr geschenkt ist — denn auch sie hat die Empfindung, daß dieß ein Orden ist, den sie für ihre Schönheit bekommen. Die Naturwahrheit und Anmuth in der Darstellung dieser Szene, die zarte Handlung im Gegensatz zu diesen urkräftigen, urwüchsigen Menschen hat dieß Gemälde zu einem wirkungsvollen Genrebild gemacht. Unser Holzschnitt ist nach dem Buntdruck dieses Bildes, der in der Kunstanstalt von Ad. Hölzel in Wien erschienen, hergestellt.

Die Cà' Doro in Venedig.

Aus dem Prachtwerk „Venedig".

(Verlag von Fr. Bruckmann in München.)

(Hiezu das Bild S. 232.)

Der Canale grande mit seinen Prachtpalästen übt noch immer den mächtigen Zauber auf den Fremden, der dieser von der großen Vergangenheit der seebeherrschenden Venezia zeugenden Wasserstraße ihren weitberühmten Namen geschaffen. Das lange, ehrwürdige Geschlechtsregister der Stadt rollt sich in diesen Palästen auf, wir sehen sie an unseren Blicken vorüberziehen, all' die berühmten Namen, welche einst der Stadt Glanz und Ansehen verliehen. Unter allen Palästen fesselt vielleicht am meisten jener schmale, aber fast überreiche der Familie Doro. Die Cà' (casa) Doro, die im reichen Spitzbogenstyl des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut und deren ganze Fassade in ihrer üppigen Verzierung bestrebt ist, mit Mannigfaltigkeit der Dekorationsweise und mit Entfaltung von Hülfsmitteln zu kokettiren, trägt vollständig das Gepräge eines Styls, der, auf dem höchsten Entfaltungspunkt seines ganzen Glanzes angelangt, eben im Begriffe ist, sich dem Verfalle zuzuneigen. Ein Bild dieses kleinen, kostbaren Schatzkästchens der Architektur entnehmen wir dem Prachtwerke „Venedig" aus dem Verlage von Fr. Bruckmann, das sich sowohl durch den Reichthum der Bilder, als durch den gut orientirenden Text des bekannten Italienkenners Gsell-Fels auszeichnet und den ersten Band einer größeren Serie von italienischen Städten bildet, welche in gleicher abgerundeter Form geschildert werden sollen.

Aus den Tagen des Kaisers in Wiesbaden.

Das Fest bei Herrn v. Wurmb.

Der Beifall, den der Kaiser der kleinen Aufführung gespendet hat, welche am 12. November d. J. bei dem Regierungspräsidenten v. Wurmb in Wiesbaden stattfand, hat auch in weiteren Kreisen den Wunsch rege gemacht, den Inhalt des aufgeführten und von Herrn v. Wurmb verfaßten Stückes näher kennen zu lernen. Der Herr Autor wünscht nicht, daß der ganze Text des Stückes veröffentlicht werde, da in demselben theilweise Anspielungen auf Wiesbadener Verhältnisse und Persönlichkeiten vorkommen, welche auswärts ohne Interesse und nebenbei vielleicht der Mißdeutung ausgesetzt sein würden; er hat mir jedoch das einzige vorhandene Manuskript zur Verfügung gestellt, um wenigstens die Idee dieser von dem Kaiser so gnädig beurtheilten Ovation wiederzugeben und an einzelnen Szenen auch den Dialog probeweise zu veranschaulichen. Ich werde mich demgemäß bemühen, dem Leser ein möglichst getreues Bild der Aufführung, der ich selbst beiwohnte, zu entrollen. Die offene, auf einem circa zwei Fuß hohen Podium dargestellte Szene zeigte einen eleganten Salon mit einigen Fauteuils, einem Pianino und einem Blumentisch mit sechs reizenden Bouquets, der Hintergrund und die Seitenwände waren nicht durch Coulissen, sondern durch Orangerie und Tannen gebildet, was nicht nur einen sehr angenehmen Eindruck machte, sondern namentlich auch die schönen Figuren der elegant und hell gekleideten mitwirkenden Damen sehr vortheilhaft hervortreten ließ.

Sobald der Kaiser und die Frau Landgräfin von Hessen Platz genommen hatten, erschien auf der Bühne die Baronin Mattiaca, dargestellt von der sehr eleganten, graziösen Prinzessin Melanie von Thurn und Taxis. Sie als die Beherrscherin Wiesbadens und der dortigen, schon den Römern als Fontes Mattiaci bekannt gewesenen Quellen kehrt von einem Ausfluge nach Paris in ihre heimischen Salons zurück und freut sich um so mehr, wieder zu Hause zu sein, als ihr Paris während der Ausstellung gar nicht den angenehmen Eindruck gemacht hat wie früher. Sie mustert nun die in ihrer Abwesenheit eingegangenen Visitenkarten, wodurch dem Kaiser eine kleine, mit einigen Anspielungen versehene Liste der vornehmeren Wintergäste gegeben wurde, liest dann in der Zeitung die neuesten Nachrichten über das Wiesbadener Theater, sein Repertoire und seine neuen Mitglieder, sowie über einen im Kursaal stattfindenden Wohlthätigkeitsbazar, zu dem man den Kaiser dringend erwartete, und ist endlich sehr erfreut, als sie die ihr aus den berühmtesten Gärten der Nachbarschaft gesendeten Bouquets erblickt. Während sie in ihrem Monologe noch über die guten Aussichten für die dießjährige Winterkur spricht und namentlich erwähnt, daß in ihren Salons recht viel Musik getrieben werden solle, wird ihr durch ihre Kammerzofe — Fräulein von Bertrab — eine Dame, Fräulein Libussa Teplitz, gemeldet. Sie bittet sie einzutreten und Fräulein Teplitz — dargestellt von Fräulein Elisabeth Ladé — erscheint. Sie stellt sich der Baronin zwar als Konkurrentin vor, sagt ihr aber, daß sie trotzdem gekommen sei, weil sie nach einer für sie sehr glücklichen Saison sich habe umschauen wollen, wie es denn mit der berühmten Wiesbadener Winterkur aussehe. Dabei deutet sie dem Publikum an, daß sie auch noch einen andern Zweck bei ihrem Besuche habe. Die Baronin begrüßt sie sehr freundlich, fragt sie bald, ob sie musikalisch sei, und als Fräulein Teplitz dieß als Böhmin natürlich bejaht, bittet sie dieselbe, ihr ein Lied zu singen. Teplitz ist bereit, glaubt sich aber nicht gut selbst begleiten zu können. Die Baronin sagt ihr, daß zufällig ihr Neffe, Lieutenant Wolf, im Nebenzimmer sei, der sie begleiten könne, und ruft diesen herein. Lieutenant Wolf — Lieutenant Wolf v. Wurmb, der älteste Sohn des Hauses — erscheint und übernimmt das Akkompagnement sowohl dieses als aller späteren Lieder, welche Aufgabe er mit großer Diskretion durchführte. Fräulein Teplitz singt darauf ein Lied: „Auf dem Berglè bin i g'sessen" — von Franz —. Während sie singt, bringt die Kammerjungfer der Baronin eine Karte, dieselbe nickt und eine andere Dame tritt ein, bedeutet der Baronin, welche ihr entgegengehen will, sitzen zu bleiben, und setzt sich selbst. Nach Beendigung des Liedes applaudiren Beide und nun stellt sich die Fremde der Baronin als Fräulein Tonerl Gastein vor. Sie schildert, daß es ihr gar zu einsam geworden, da drüben beim Gamskakogel, 3000 Fuß über dem Meer, das schwarze Loisl sei auch weggegangen, auf dem Kaiserweg sei es ganz leer, beim Straubinger sei gar nichts mehr los und da sei sie denn herabgekommen, um sich einmal umzuschauen, wie es hier im Winter aussehe und wie ihren lieben Gästen die Kur bekommen sei. Die Baronin heißt das schöne wilde Fräulein — Fräulein Toni Jüngl, welche ebenso wie Fräulein Ladé im böhmischen, sehr gut im tyroler Dialekt sprach — herzlich willkommen in ihrem Reich und stellt ihr Fräulein Teplitz vor. Nach einem kurzen Zwiegespräch über ihre dießjährige Saison bittet Gastein, da sie seit drei Tagen auf der Eisenbahn nicht gesungen habe und Singen ihr Element sei, ihr ein Tyrolerlied vorsingen zu dürfen, und singt das Lied: „Der Wildschütz", und sodann mit ihrer Landsmännin Teplitz ein Duett: „Die Berge Steyermarks". Inzwischen rollt ein Wagen vor und die Comtesse von der Oos läßt sich anmelden.

Hier möchte ich, um die Gedanken des Stückes, die Charakterisirung der einzelnen Personen und den Ton der Konversation zu kennzeichnen, einen Theil des Dialogs wörtlich zitiren. Die Comtesse tritt ein und sagt zur Baronin:

„Ah ma chère baronne, ich bin wirklich unendlich enchantirt, Sie bei sich zu finden, es ist zwar allerdings noch sehr früh, — halbe Nacht — namentlich für eine erste Visite — ich fahre sonst nie vor drei Uhr aus — aber ich hörte, ich könnte Sie schon so früh stören; jeder Ort hat ja andere Sitten. Und in der That brannte ich vor Begierde, Sie kennen zu lernen. Sie wissen, ich beherrsche seit alter grauer Vorzeit Baden-Baden und ich habe es zu dem gemacht, was es ist, zum Sammelplatz der eleganten Welt Europas, zu dem fashionabelsten Bade der Welt, zum Lieblingsaufenthalt der Allerhöchsten Herrschaften! Nur mit der Winterkur wollte es uns bisher nicht glücken und ich komme eigentlich hierher, um von Ihnen, chère baronne, in dieser Hinsicht etwas zu lernen."

Baronin: Sehr freundlich, liebe Comtesse, auch ich freue mich unendlich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Ihr Ruhm ist ja so weit verbreitet und Ihre Verehrer sind so zahlreich und anhänglich, daß Sie wirklich zu beneiden sind. Erlauben Sie, daß ich Sie mit meinen anderen Gästen bekannt machen darf, Fräulein Gastein, Fräulein Teplitz und mich selbst kennen Sie ja schon als Baronin Mattiaca, Beschützerin der schon den Römern bekannten Fontes Mattiaci.

Comtesse: In der That ein förmlicher Kongreß von Thermalfürstinnen; ich bin wirklich jetzt doppelt erfreut über meine Idee, hieher zu kommen, da ich bei dieser Gelegenheit so viele hochberühmte und einflußreiche Kolleginnen kennen lerne. (Zur Teplitz:) Von den merkwürdigen Erfolgen Ihrer Thermen weiß ja ganz Europa zu erzählen, und in diesem Sommer ging eine helle Freude über ganz Deutschland, als sie Ihre Wunderkraft wieder von Neuem bewährten. (Zur Gastein:) Und wenn dann Ihre himmlisch gute, stärkende Berg- und Waldluft das Werk der Genesung so fördert, wie sie es schon oft und auch in diesem Jahre gethan, dann bleibt mir bescheidenen Schwester nur noch übrig, den genesenden Patienten durch die liebevollste Pflege im Familienkreise wieder zu kräftigen zu den oft schweren, arbeitsvollen Pflichten seines Berufs! —

Doch ich gebe meinen Gefühlen zu sehr nach! Wie könnte dieß aber auch anders sein! Ich kann und will indeß nicht sentimental, ich will und darf ja jetzt heiter und fröhlich sein. Doch hörte ich nicht eben, als ich vorfuhr, singen? Welcher der Damen verdankten Sie diesen Genuß?

Baronin: Beide haben mich durch ihre reizenden Lieder entzückt, und ich bin noch sehr im Zweifel, ob ich Böhmen oder Steyermark den Preis zuerkennen soll. —

Diese Probe des Dialogs mag genügen, um zu zeigen, in welcher Weise die sehr glücklich durchgeführte Verschmelzung des modernen Lebens mit der Allegorie auch im Gespräche zur Geltung kam. Comtesse von der Oos wird nun auch gebeten zu singen und singt sehr charakteristisch für ihre ganze Rolle das in Baden so oft gehörte Lied der Fürstin Kotschubey: „Oh dites lui". Reicher Applaus lohnt diese künstlerische Leistung und während desselben erscheint sehr schüchtern und niedergeschlagen Frau Ems, dargestellt von Frau Nilkens aus Villa Sicambria bei Eltville. Von der Baronin Mattiaca sehr herzlich bewillkommt und den übrigen Damen als ihre liebste Freundin und Nachbarin vorgestellt, sagt sie, daß sie sich zwar eigentlich scheue, in den Kreis ihrer in diesem Jahre so bevorzugten Schwestern zu treten, daß sie aber die Sehnsucht, alle Diejenigen wieder zu sehen, welche sie sonst an ihrem Krähnchen und Kesselbrunnen zu begrüßen die Ehre gehabt, in diesem Jahre aber leider vermißt habe, dennoch hieher getrieben habe. Sie erzählt von ihrer Saison, daß sie zwar recht zahlreich besucht gewesen, daß aber der Mittelpunkt, um den sich sonst Alles geschaart habe, gefehlt und daß auch der Besuch der Kaiserin Eugenie nur ein schwacher Ersatz gewesen. Mit echt weiblicher Neugierde erkundigen sich die anderen Damen nach dem Aussehen und der Toilette der Kaiserin, und als ihnen Ems auf ihre Fragen Auskunft ertheilt hat, lassen sie ihr merken, daß sie in diesem Jahre doch mehr begünstigt gewesen seien. Die Baronin nimmt Ems in Schutz, lobt die ewige Anziehungskraft der Quellen, das schöne Thal und die stets anziehende Nähe des grünen Rheines und bittet Ems, ihr von den schönen Rheinliedern, die sie ihr zuweilen vorgesungen, doch einige zu singen. Frau Ems singt zuerst das Lied: „Zu Andernach am Rheine" und dann, wie sie selbst sagt, ihr Lieblingslied, das Lied, das alle deutschen Studenten kennen, das Simrock'sche: „An den Rhein, an den Rhein, geh' nicht an den Rhein". Die letzte Strophe war etwas verändert und lautete: „Und kehrest alljährlich zurück". Die Baronin wiederholt diesen Refrain und — wir lassen hier den Autor wieder selbst sprechen — fügt hinzu:

„Ja, liebe Schwester, das wünsche ich Dir, das wünsche ich uns Allen."

Ems: O welches Glück wäre das für uns!

Baronin: Drum, liebe Schwestern, wollen wir uns vereinigen, fern von aller Eifersucht wollen wir jede zu ihrer Zeit und jede in ihrer Art die Kräfte, die uns die gütige Natur verliehen, zum Heile der leidenden Menschheit anwenden, die körperlichen Schäden heilen und damit Kraft, Vertrauen und Fröhlichkeit in die Geister zurückführen. Und da es uns heut vergönnt ist, unsere Wünsche und Bitten um Wiederkehr, um häufige Wiederkehr direkt auszusprechen, so lasset uns unsere Blumen als Huldigung niederlegen zu den Füßen Desjenigen, den wir ja Alle heut gemeint haben, zu den Füßen unseres

liebsten Badegastes!

Bei diesen Worten stiegen die sechs Damen, von denen die fünf Bäder eine sehr gelungene Gruppe auf der Szene gebildet hatten, während die Zofe ihnen ihre prachtvollen Bouquets übergab, die Stufen des Podiums herab und überreichten dem Kaiser ihre Blumen mit entsprechenden Worten. „Das Schönste aus meinen Gärten", „Das Duftigste von Böhmens Feldern", „Das Edelste von Steyermarks Bergen", „Das Beste aus Lichtenthals Auen" und „Das Süßeste aus dem Rheingau" waren die Sprüche der Bäder, denen sich die Kammerzofe, eine geborene Thüringerin, mit einem kleinen, aber sehr niedlichen Bouquet mit den Worten: „Das Kleinste aus dem Thüringerlande" anschloß. Während dieser Szene intonirte Lieutenant von Wurmb ganz leise: „Heil dir im Siegerkranz" und schloß mit einigen kräftigen Akkorden.

Die ganze Aufführung machte einen sehr harmonischen, fast rührenden Eindruck, obgleich ja jeder Anlaß zur Rührung für den Kaiser möglichst vermieden war. Derselbe sprach sich sowohl gegen die Mitwirkenden als gegen den Autor sehr befriedigt aus und hob namentlich hervor, daß seiner in so taktvoller Weise erwähnt worden sei, während man sonst bei solchen Gelegenheiten so stark aufzutragen pflege. Später äußerte der Kaiser noch, daß ja sein Name in der ganzen Aufführung gar nicht genannt worden sei, er also alle diese Anspielungen, wenn er sie auch recht wohl verstanden, gar nicht auf sich habe zu beziehen gebraucht. Der Kaiser sowohl als auch die Frau Landgräfin von Hessen ließen sich den Hofschauspieler Junkermann aus Stuttgart, welcher während seines hiesigen Gastspiels die Inszenirung des Stückes besorgt hatte, vorstellen und dankten auch ihm für seine so erfolgreiche Mühewaltung, und auch der Souffleur, Baron von Ompteda, erhielt das glücklicherweise nicht verdiente Lob.

Der Kaiser verweilte nach der Aufführung fast noch eine Stunde in der Gesellschaft und war sichtlich in einer sehr heiteren Stimmung, welcher er auch noch beim Abschied in sehr gnädigen Worten gegen Herrn und Frau von Wurmb Ausdruck gab. An der kaiserlichen Tafel wurde noch selbigen Tages das Bouquet der Frau Nilkens, aus den herrlichsten Weintrauben bestehend, verspeist.

Einige Tage nach der Aufführung erhielten die mitwirkenden Damen sehr schöne Photographieen des Kaisers mit eigenhändiger Unterschrift und dem Datum der Aufführung; ebenso erhielt Lieutenant von Wurmb ein paar goldene Manschettenknöpfe mit dem deutschen Reichsadler darauf für das sehr gelungene Akkompagnement.

Ich glaube nur das allgemeine Urtheil aller Anwesenden zu wiederholen, wenn ich konstatire, daß der Gesammteindruck ein sehr befriedigender, wohlthuender war, und daß die Auswahl der Mitwirkenden, für deren jede ihre Rolle speziell nach ihrer Persönlichkeit geschrieben war, eine ebenso glückliche gewesen ist, als die Idee dieser den Abschluß der Leidensperiode unseres allgeliebten Kaisers so sinnig darstellenden Aufführung.

Der neue Schlacht- und Viehhof in München.

(Hiezu das Bild S. 228.)

Vor wenigen Jahren noch war das Terrain zwischen der Gasfabrik und dem Südbahnhof einerseits und der damaligen Sendlingerland-, nun Lindwurm- und der Thalkirchnerstraße wenig mehr als ein ödes Haideland, auf dem nur dort und da einzeln und in kleinen Gruppen meist kleine Anwesen standen, die, mehr oder minder herabgekommen und baulich verwahrlost, wie sie meist waren, von der ungünstigen Geschäftslage dieser Gegend der Stadt trauriges Zeugniß ablegten. Selbst der Bau des Südbahnhofes mit seinen mächtigen, langgestreckten Lagerhäusern hatte den Charakter derselben nur wenig verändern können.

Jetzt ist es freilich anders geworden. Wie auf einen Zauberschlag sind nicht nur neue Häuser, sondern neue Straßen aus dem Boden gewachsen, Wagen rollt hinter Wagen, auch die vielbesprochenen Omnibusse der Stadt haben regelmäßige Fahrten nach diesem Stadttheile eingerichtet und man spricht von dem nahe bevorstehenden Bau einer Tramwaylinie von der Sendlingerstraße dorthin.

All' diese Unternehmungen hat der Bau des kolossalen Schlacht- und Viehhofes an der Thalkirchnerstraße in's Leben gerufen.

Es war am letzten August d. J. des Nachmittags, als sich von der uralten Zunftherberge der Metzger beim Kreuzbräu aus ein Festzug durch die Stadt nach dem nun glücklich vollendeten Schlacht- und Viehhof an der Thalkirchnerstraße begab. Eine Musikkapelle voraus, die trotz des schlechten Wetters ihre lustigsten Weisen blies, schritten kräftige Metzgerbursche mit den Insignien ihres Gewerbes durch die von der Menge belebten Straßen, hinter ihnen schmucke Knaben, die Söhne ehrbarer Meister, und dann folgte, von sechs stattlichen, bedächtig einherwandelnden Ochsen gezogen, ein mit Laubgewinden und Fähnchen reich geschmückter Festwagen, schöne Jungfrauen in der eigenartigen Münchener Tracht, die leider für das tägliche Leben der französischen Mode hat weichen müssen.

Inzwischen hatten sich am mittleren Thorweg des Schlachthofes der Magistrat, die Gemeindebevollmächtigten, mehrere höhere Staatsbeamte und der Schlachthofdirektor eingefunden und horchten den Mittheilungen des Stadtbaurathes A. Zenetti über die Geschichte des Baues, den er in dritthalb Jahren mit einem Aufwande von fast fünf Millionen Mark durchgeführt, genau so wie er ihn ersonnen.

Seine Ansprache erwiederte der erste Bürgermeister Dr. Erhardt mit einer andern, in welcher er allen Jenen, welche zur

Entstehung und Vollendung des großen Werkes beigetragen, den Dank der Stadtgemeinde aussprach, die sanitäre Bedeutung der Anstalt betonte und der Ueberzeugung Ausdruck gab, daß der neue Viehhof München zum Hauptstapelplatz des Viehhandels in Süddeutschland erheben werde. Den genannten Rednern folgten noch weitere; zuvörderst Staatsrath v. Dillis als Vertreter des Staatsministeriums des Innern und dann der Metzgermeister Werner Namens der Metzgergenossenschaft. Damit aber dem solennen Akte auch die Weihe der Poesie nicht fehle, sprach ein hübsches Metzgertöchterlein, Fräulein Josefa Ernst, ein auf die Feier bezügliches Gedicht.

Nachdem dann noch eine Anzahl zur Ausstellung gebrachter Thiere Preise erhalten, schloß der Tag mit einem Rundgange durch sämmtliche Abtheilungen des Etablissements, dem an Zweckmäßigkeit und Schönheit kaum ein anderes im ganzen großen Reiche dürfte zur Seite gestellt werden können. C. A. R.

Die Notabelndeputation aus der Herzegowina beim Kaiser in Ofen.

(Hiezu das Bild S. 225.)

Ueber Dalmatien und zu Schiffe längs der Meeresküste zog nach Triest und von hier mittelst Eisenbahn eine Deputation aus der Herzegowina, welche am 9. November in Wien ankam, und da der Kaiser sich in der Burg zu Ofen befand, nach wenigen Tagen dorthin beordert wurde.

Die Deputation der Herzegowiner bestand aus sechsundzwanzig Personen, von denen der größte Theil zum ersten Mal nichtorientalische Städte und die eigentliche europäische Civilisation sah. In der Deputation zeigte sich das bunteste Gemisch der Kulte und Stände. Da waren mohammedanische Begs, Großgrundbesitzer des Landes, ein griechisch-orientalischer Bischof, ein ebensolcher Archimandrit, ein katholischer Ordens- (Franziskaner-) Provinzial, ein katholischer Bischof, christliche und auch mohammedanische Grundbesitzer, Handelsleute und Beamte. Das seltsame Gemisch und die bunten Trachten verfehlten anfänglich nicht, das außerordentlichste Aufsehen zu erregen, bis die Herren insgesammt beschlossen, so viel wie möglich von ihrem bunten Aeußeren während der Besichtigung der Städte abzulegen.

Die Deputation war für den 14. November nach Ofen beordert. Der eigentliche Führer derselben war der nunmehrige Polizeidirektor in Mostar, welcher vormals Stadthauptmann in Agram gewesen. Der Kaiser empfing die Deputation in der Burg um 1 Uhr Mittags. Sprecher war ein Effendi, während ein katholischer und ein griechisch-nichtunirter Geistlicher die Adresse, welche in rothem Sammet gebunden und goldverziert ist, zu überreichen hatten. Der Kaiser sprach unter Anderem: „Alle Konfessionen des Landes, ihre Gewohnheiten und begründeten Rechte werden Schutz bei mir finden, und wenn Sie heimkehren, sagen Sie Ihren Mitbürgern, daß der Kaiser aufrichtigst ihr Wohlergehen wünscht und das gegebene Wort hält." — Mit begeisterten Rufen begleiteten sie die kaiserlichen Worte und längere Zeit verweilten sie sodann, einzeln vorgestellt und über allerlei Verhältnisse leutseligst befragt, bei dem Kaiser. Später machte die Deputation noch bei mehreren Ministern Aufwartung und hatte sich überall der besten Aufnahme zu erfreuen.

Freud und Leid der Kinderzeit.

Von Friedrich Lipps.

(Stuttgart, Hofmann und Hohl.)

(Hiezu das Bild S. 233.)

Sollte man nicht glauben, Richter und Pletsch hätten die Kinderwelt durch ihre reizenden Bilderbücher erschöpft — und immer findet sich wieder eine glückliche Hand, welche Neues, Ueberraschendes und doch wirklich Wahres und Herzerfreuendes aus diesem kleinen Kreise von Anschauungen und Erlebnissen zu schildern weiß. Auch das hübsche Buch, dessen Titel an der Spitze dieser Zeilen steht, hat es verstanden, in zwölf Bildern uns die „Kinderheimat" aufzuschließen. Der Maler, Friedrich Lipps, hat die Kleinen meist in voller Aktion belauscht, bald bei einem anspruchslosen Scherz, bald bei einer tollen Ausgelassenheit, die er mit glücklichem Stift wiederzugeben weiß. Man fühlt überall heraus, daß er viel und oft mitten unter Kindern gewesen, daß er Haltung und Thun der Kleinen in allen Situationen genau kennt und die Kinder nicht idealisirt, sondern sie gibt, wie sie wirklich sind. So sei denn dieß elegant ausgestattete Buch, dem wir eines der Bilder entlehnen, den Eltern für Weihnachten empfohlen.

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von

Friedrich Unwinger.

Zweite Serie.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die böse Sieben.

Böse Sieben als Bezeichnung einer bösen Frau ist neueren Ursprungs und hieß es anfänglich: „Sie ist eine der bösen Sieben." Die erste Satire des Dichters Joachim Rachel (geb. 1618, gest. 1669 als Rektor der Schule zu Schleswig) führte den Titel: „Das poetische Frauenzimmer oder böse Sieben". Darin werden sieben verschiedene Frauencharaktere geschildert. Ein späteres Werk trägt die Ueberschrift: „Probe einer bösen Sieben". In der Schriftsprache sind dieß bis Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die einzigen Quellen, welche uns auf den jetzt üblichen Vergleich hinweisen und allem Vermuthen nach geht er auch von dort aus.

Die böse Sieben war aber in anderer Beziehung weit früher bekannt. Eines der beliebtesten Kartenspiele vor der Reformation hieß das Kardinalsspiel. Jede Karte trug neben der Zahl ein Bild, — die Sieben das des Teufels. Letztere konnte die übrigen Karten, Papst, Kaiser, Kardinäle 2c. 2c., wenige Fälle ausgenommen, stechen, und der Vergleich eines bösen, verschmitzten Menschen mit dieser Sieben war nichts Ungewöhnliches. — In der Bibel dagegen ist sie nach dem Ausspruch der Rabbiner eine bei Gott sehr beliebte Zahl. Es gibt sieben Himmel und im siebenten thront die Gottheit; sieben Benennungen hat die Erde und unter ihrem siebenten Namen waltet die Gerechtigkeit Gottes über sie; sieben Stammväter reichen bis zu Moses 2c. 2c.

An manchen Orten erscheint sie im Volksaberglauben als unheilkündende Zahl, dem entgegengesetzt sagt man aber z. B. in der Gegend von Ulm: „Sieba ischt a heilige Zahl."

Am Hungertuche nagen.

Sich armselig behelfen, kümmerlich leben, am Nothwendigsten Mangel leiden. — Das Hungertuch war ein schwarzes Tuch, welches im Mittelalter vom Aschermittwoch bis zum Sonntag nach Ostern über den Hauptaltar gespannt wurde, um die Ornamente zu verhüllen, symbolisch das Fasten damit andeutend. Mit dem Wort „nagen" ward vom vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert meist der Begriff fasten verbunden.

Einen Kuß in Ehren kann Niemand verwehren.

Der Begriff des Kusses in Ehren wurde im deutschen Mittelalter, vom juristischen Standpunkt aus, weit strenger definirt als heute. Römisches wie deutsches Recht ahndete auf das Schärfste, wer eine Frau oder Jungfrau wider ihren Willen küßte. Für das Küssen einer Nonne galt die Strafe des Kirchenschänders, und der Vasall, welcher die Gemahlin seines Lehensherrn küßte, hatte das Leben verwirkt.

Es hat auch nicht an einer juristischen Literatur gefehlt, welche sich mit dem Rechte des Kussens befaßte. Nach einem Verfasser ist ein Kuß erlaubt:

1) ein geistlicher,
2) zur Versöhnung und Frieden,
3) aus Landessitte und Landesgewohnheit,
   a. zum Gruß beim Begegnen, zur Ankunft und zum Weggehen,
   b. aus Höflichkeit,
   c. aus Schmerz,
4) aus Ehrerbietung,
5) zur Feierlichkeit,
6) aus reiner Zärtlichkeit
   a. zwischen Ehegatten,
   b. bei Verlobten,
   c. bei Eltern und Kindern,
   d. Anverwandten,
   e. guten und vertrauten Freunden.

Dem Kuß in Ehren wird hier schon ein weiter Spielraum gestattet und dem unerlaubten Kuß kann es nicht schwer fallen, sich in die erlaubte Kategorie einzupassen.

Für das Album.

Von **Wilhelm Emmer.**

Volksherrschaft? Sprichst du stets so albern noch?
Wen soll es denn beherrschen? sag' mir doch!
„Beherrschen, wen? Sich selber!" Wie?
Sich selbst beherrscht das Volk nie.

*

Gott trägt seine Macht in sich;
Der Teufel ist machtlos ohne dich.

*

„So machst du's im Alter." Ich denke nicht schlecht.
„Ganz anders als Jüngling." Auch da hatt' ich recht.

*

Das Steckenpferd, das wir geritten vor Zeiten,
Unsre Kinder sind's, die es jetzo reiten,
Mit eben den ritterlichen Sitten
Und just so ernsthaft, wie wir es ritten.

*

Sei ein freier Mann und bedürfe nur wenig;
Je mehr du bedarfst, so mehr bist du unterthänig.

*

Die Sonne in des Feldherrn Angesicht
Gibt seinen Truppen Wärme und Licht;
Wenn Wolken auf seiner Stirne tagen,
Ist die Schlacht verloren, noch eh' sie geschlagen.

Räthsel.

Ich stamme vom Himmel und himmlisch ist mein Wirken hier auf Erden,
Doch kann ich auch in Dämons Hand dem Menschen furchtbar werden,
Denn was ein Menschenleben schafft mit Mühe und mit Plage,
Zerstöre ich in meinem Grimm an einem einzigen Tage.
Vertausche jedoch mein Mittelglied mit einem gewissen andern,
So trifft's du mich an jedem Ort, du magst die Welt durchwandern.
An manchem helfe der Weisheit ich die Dummheit zu bezwingen,
Doch öfter muß ich duldend still der Thorheit Werk vollbringen.
Und nicht wohl zu beneiden ist mein Loos, das kann ich sagen,
Wer so oft in der Tinte sitzt, ist wahrlich zu beklagen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 11:

Die Uhr.

Schach.

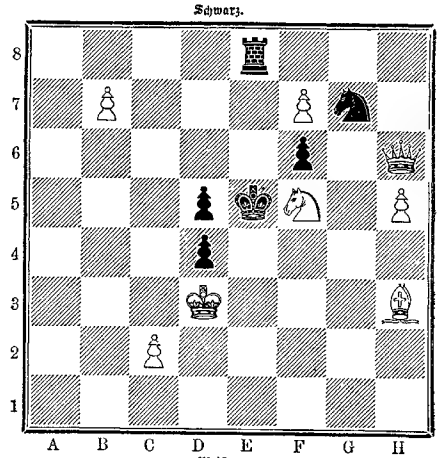
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Das folgende elegante Problem empfehlen wir der Aufmerksamkeit unserer Schachfreunde.

Aufgabe Nro. 11.

(Aus dem Löwenthal-Problemturnier. Motto: „Union Jack".)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 7:

Weiß.	Schwarz.
1) T. D 8 — C 8	1) T. A 5 — B 5 oder A).
2) T. C 8 nimmt C 5 † . . .	2) K. C 4 nimmt C 5 oder T. B 5 nimmt C 5.
3) T. B 2 — C 2 oder — B 4 setzt Matt.	
A)	
1)	1) T. A 5 — A 4.
2) E 5 — E 6	2) T. beliebig.
3) T. B 2 — B 4 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Hrn. W. H. und G. R. in Stapleton. Sämmtliche eingesandte Lösungen sind korrekt mit Ausnahme von Nro. 1. Auf 1) S. A 1 — C 2 würde D 3 nimmt C 2 die Lösung in 3 Zügen verhindern.

Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 6 erhalten von Hrn. E. K. in Wiedenbrück, J. B. und J. F. P. in Hedewigenkoog, M. A. in Kurland, G. K. in Bonn (auch Nro. 7 richtig) u. E. St. in Schwetzingen.

Hrn. Schönfeld in Guttentag. Nro. 4, 5, 6 und 7 korrekt gelöst, die Aufgabe Nro. 4 verdient in der That die ihr allseitig gezollte Bewunderung.

Hrn. J. H. und Sch. in Graudenz. Ihre Wünsche werden, soweit der Raum es gestattet, erfüllt werden. Der sonstige Inhalt für uns erfreulich. Nro. 5 korrekt gelöst.

Hrn. A. B. in Berlin. Scheitert an 3) K. B 3 nimmt A 3.

Hrn. M. K. in Pfungstadt, Hauptmann F. in Cunnersdorf, F. M. in Wien, G. S., W. L. in Heiligenhafen, Sch. in Schweinfurt, L. G. in Berlin, J. S. in Bythin. Nro. 7 korrekt gelöst.

Hrn. F. Rth. in Rotenburg, H. O. in Tarnow, C. K. in Wiedenbrück, F. S. in Beek, J. J. in Paris, O. S. in Jerzykowo. Nro. 5 richtig. Hrn. F. N. in Hamm. Nro. 2 richtig.

Hrn. O. R. in Hainsburg. Sie übersehen in Nro. 6, daß die Dame auf E 3 vom Bauer F 4 geschlagen wird. Sie finden Auskunft in: „Der praktische Schachmeister". Hamburg, Bevendsohn. 2. Auflage. 1879.

Hrn. v. K. in Rocholi. Nro. 2 richtig. Nr. 1 falsch wegen D 3 nimmt C 2, und Nro. 3 wegen T. D 3 — D 4.

Hrn. Dr. S. in Hanau. In unserer Lösung von Nro. 25 lautet der zweite Zug L. C 4 — B 5, nicht B 3. Ihre vermeintliche Nebenlösung von Nro. 1 ist falsch wegen T. D 2 nimmt B 2. Nro. 2, 3, 4 korrekt gelöst. Aufgabe wird geprüft werden.

Hrn. M. O. in Frankfurt a. M. Lösung von Nro. 6 in jeder Spielart falsch, in der ersten glauben Sie z. B. irrthümlich Matt zu setzen.

Hrn. M. in Zettin. Nro. 6 richtig. In Nro. 5 wird 1) T. A 5 nimmt A 8 durch C 6 — C 5 widerlegt.

Hrn. E. B. in Leipzig. Nro. 7 und 8 richtig.

Hrn. P. J. B. in Frankfurt a. M. Nro. 6 richtig. Nro. 7 falsch. Von Belästigung kann keine Rede sein. Irren ist ja menschlich.

Hrn. A. R. in Czernowitz. In Nro. 3 irren Sie, indem Sie Matt zu setzen glauben.

Dr. jur. G. in Düsseldorf. Nro. 6 und Nro. 7 richtig. Aufgabe erhalten.

Frl. Paula G. in Normen (Schippenbeil) und mehreren Herren Korrespondenten. In Nro. 7 antwortet Schwarz auf 1) T. D 8 — B 8 nicht T. A 5 — A 4, weil dann T. B 2 — C 2 sofort Matt setzen würde, sondern T. A 5 — B 5, und dann ist nach 2) T. B 8 nimmt B 5, E 7 — E 6 kein Matt möglich.

Hrn. E. St. in Schwetzingen. Wird geprüft werden. Nro. 7 richtig.

Hrn. E. M. in Dresden. Nro. 6 falsch wegen 2) K. C 4 — D 5.

Hrn. Dr. G. in Frankfurt a. M. und O. v. M. in Neustrelitz. Nro. 6 richtig. Ihre Lösung von Nro. 5 mit 1) S. D 1 — C 4, C 6 — C 5, S. C 4 nimmt D 6 wird durch C 7 — C 6 widerlegt. Die Varianten schwächerer Vertheidigungen dürfen weniger Züge haben, als das Hauptspiel.

Hrn. H. W. in Innsbruck. Nro. 5, 6 und 7 richtig gelöst. Bemerkung wohlbegründet.

Hrn. C. O. in Michelbach und E. M. in Thun. Scheitert am Vorrücken des H Bauer bis H 2 — H 1 D.

Hrn. O. S. in Jerzykowo. Nro. 2 und Nro. 6 richtig. Nro. 3 mehrfach widerlegt.

Hrn. H. T. in Hedewigenkoog. Nro. 6 richtig. Freundlichen Gruß den Schachfreunden.

Hrn. Rechtsanwalt H. in Hannover, W. H. in Prag, G. L. v. St. in Potsdam, O. S. in Jerzykowo, J. H. P. in Hedewigenkoog. Nro. 7 richtig gelöst. — Hrn. v. St. in Wadbergen, F. K. in Reichenberg. Nro. 6 richtig. — Hrn. J. B. in O. Nro. 5 richtig. — Mr. Em. Frau à Lyon. Solution de No. 5 correcte. Nous vous prions de vouloir employer la notation usuelle en France.

Hrn. G. R. in Bonn, M. K. in Pfungstadt, S. in Guttentag, E. St. in Schwetzingen. Nro. 8 richtig. — Hrn. —ff in Düsseldorf. Nro. 7 und 8 richtig.

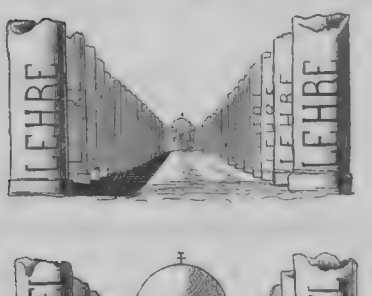
Hrn. E. K. in Rabeslau. Ihre Lösung von Nro. 2 mit 1) L. A 5 nimmt C 3 schlägt z. B. an D. E 5 nimmt C 7. Geschieht dann 1) 2 — D 4, so wird durch B 2 — B 1 S. das sofortige Matt unmöglich.

Hrn. H. A. G. in Bremen. In Nro. 6 wurde auf 1) D. G 1 — G 6 durch L. E 6 — C 8 das Matt in 3 Zügen verhindert. In Nro. 8 spielen Sie 1) D. A 4 — C 2 + K. E 4 — F 3, 2) D. C 2 — E 2 + K. F 3 — G 3 und glauben nun mit 3) L. F 5 — G 5 Matt zu setzen, während der König nach H 3 ziehen kann.

Hrn. L. F. und L. H. in Bocholt. Ihre Lösung von Nro. 8 mit 1) L. F 5 — G 5 ist unrichtig z. B. wegen L. C 5 — F 3.

Hrn. W. v. M. in Schluchtern. In Nro. 6 schienen Sie den König für die Dame zu halten, da Sie 2) D. D 1 — F 3 spielen.

Bilderräthsel 12.



Auflösung des Bilderräthsels 11:

Sachte Hiebe fällen starke Eichen.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 5:

Du Quell hast einen süßen Mund,
Hab' dich im Stillen oft belauscht,
Wenn mit der wilden Rose du
Die leisen Wörtchen eingetauscht!

Hat sie nur einmal sich gehört,
Neigt sie sich hin und grüßet dich,
Nicht wahr? Hab' ich einmal ein Lieb,
O lehr' die Wörtchen dann auch mich!

„Amaranth" von Oskar v. Redwitz.

Briefmappe.

Abonnentin in Genf. Wie sollen wir wissen, wo der und der Student, der sich im vorigen Sommer in W. befand, gegenwärtig lebt und was er treibt? So ehrend diese Ansicht von unserer Allwissenheit ist, sollte man uns doch mit so mußigen Fragen verschonen.

Hrn. F. K. in C. Ueber Reprisen zu berichten, ist nicht unsere Aufgabe.

Hrn. C. A. in H. Wir werden uns eine Ansicht darüber verschaffen und darnach entscheiden.

Frl. Eugenie v. F. in S. Wer der Urheber des Wortes: „Schöne Seelen finden sich" ist, weiß man nicht. Buchmann fand es zuerst im Horribleschriftsteller von Gumpihaus, wo es heißt. Les beaux esprits lernen einander durch derjenigen Rencontres kennen.

Abonn. in Köln. „Die Neue Zeit" erscheint in Leipzig.

Hrn. O. v. G. in Lim. Allerdings gibt es solche, aber man hält sich in dieser Richtung am besten an die Postanstalten.

Hrn. J. P. Abonn in H. H. W. Schaible's Thierhandlung in Kleinlaufen (Württ.) kann Ihnen einen solchen Neufundländer liefern.

Bravo in B. Ein Urtheil abzugeben, sind wir heute nicht mehr im Stande. Die B. noch nicht zu drucken.

Abonn. in H. Wie können Sie denken, daß wir über die Umzugskostenbehandlung von Eisenbahnbeamten und dazu noch in ganz besonders komplizirten Fällen unterrichtet seien?!

Hrn. G. C. in Braunschw. Die Red. der „Industrieblätter" in Berlin dürfte im Stande sein, Ihnen darüber Auskunft zu geben.

Ottavio in Freiburg. Sie werden Thackeray's „Vanity fair" – Der Jahrmarkt des Lebens – meinen. Dort spielt er eine Hauptrolle. — Sonden Sie ein.

Hrn. E. v. C. in B. Eine direkte Anfrage an das Marineministerium dürfte am besten zum Ziele führen.

Hrn. Pharm G. B. in G. Ueber Armand haben wir Ihnen Auskunft gegeben. Die Prämie direkt durch unsere Buchhandlung oder durch die Buchhandlung, die Ihnen die Zeitung liefert.

Hrn. G. L. in M. Wir haben großen Vorrath.

Hrn. Dr. F. B. in D. danken wir für die Erklärung der Redensart: „Apfel und Ei", wegen der ein Leser angefragt. „Apfel und Ei", Anfang und Ende stammt aus der romischen Sitte, die Mahlzeiten mit Eiern zu beginnen und mit Aepfeln abzuschneiden, vergl. Horaz' Satiren 1, 3; wenn auch hier im Deutschen die Redensart eine verkehrte ist.

Frl. Thekla T. in Schweden. Jahn ist am 11. Aug. 1778 zu Lanz in der Prignitz geboren.

J. P. in München. Das ist eine so schwierige und delikate Sache.

Hrn. Fr. P. in W. Scherr's Weltgeschichte für das weibliche Geschlecht, 12 M., oder Rossell's Weltgeschichte für Töchterschulen, 12 M. Beide sind nicht illustrirt. Eben hat eine illustr. Weltgeschichte bei O. Spamer in Leipzig zu erscheinen begonnen.

Hrn. Fritz H. in W. in Dr. Die nächste Nummer bringt es Ihnen.

Hrn. M. in Mainz. Es gibt keine besonderen Usancen. Das hangt eben von der Solidität und Reellität der betreffenden Redaktion ab.

Hrn. Baron H. L. in B. (Tirol). Sie werden die beste Auskunft bei dem Vorstand des „Rauhen Hauses" in Hamburg erhalten.

Hrn. Arch. P. in A. Bankrott kommt von banco rotto, zerbrochener Tisch, weil den Kaufleuten, welche ihre Zahlungen einstellen, der Zahltisch öffentlich zerbrochen wurde.

Hrn. Fr. G. B. in Straßb. Nichts für ungut. Das mussen Sie mit dem Künstler abmachen. Wir haben gemessen und Alles richtig befunden.

Hrn. E. F. in B. Auch Ihre Lösung hat Berechtigung.

Hrn G. R. in F. Wenn Sie das lange anhaltende Sitzen an einem Schreibpult eben nicht vertragen können, so nehmen Sie sich nach einer andern Stellung umsehen; ein Hetlmittel, um derartige Unannehmlichkeiten erträglicher zu machen, gibt es nicht.

Hrn. H. R. in H. Gramm. der engl. Sprache nach Ollendorf's Methode von Gands, Frankf., Jügel.

Trostesbedürftige F. W. in B. Allerdings können Sie eintreten und wird für Ihren Unterhalt gesorgt, gut ist, wenn Sie sich auf diesen Samariterdienst vorbereiten. Lesen Sie die Schriften der Frau L. Simon.

Hrn. R. H. in Pr. Wir hoffen, die Schmollende hat sich erweichen lassen.

Hrn. H. B. in Hamb. Ihre Stylübungen, die noch sehr der Nachhülfe bedürfen, haben uns nicht befriedigt.

Frl. Hedw. v. W. in M. Sie können und doch keine Uebersetzungsaufgabe in's Französische geben; wir meinen Ihnen zu einem franz. Lesing rathen. — Comuelo — ja, sie wird als solche vielfach gelesen.

Hrn. A. C. in Braun. G. S. in Greveld und Ihr H. Ulrich in Salzungen geben uns freundlich Anstand, daß „Das wär' der ein schönes Gartengelände" von Goethe (Sprüchwörtliches) ist.

Hrn. Ernst N. in Gr. R. Mertin, Tardermie, Weimar, Voigt.

Hrn. Lehrer Heinrich G. in W. 1) Schwere Träume werden vermieden, wenn man Abends 2 3 Stunden vor dem Schlafengehen weder Speisen noch Getränke zu sich nimmt. 2) Wenn Sie beim Rauchen fortwährend viel Speichel absondern, so ist das jedenfalls Ihrer Gesundheit nachtheilig und können Sie dem Uebelstand nur durch Unterlassen des Rauchens vorbeugen. 3) Zur Stärkung der Arme und Hände sind rationelle Turnübungen das beste Remedium.

Hrn. H. J. in W. Eine Ausdehnung der musikalischen Klassiker ist vorerst von der Verlagshandlung nicht beabsichtigt.

Hrn. M. F. und F. H. in Ploen. Dr. Königsberger Marzipan.

Hrn. R. L. in J. Hrn. J. S. in Saarbrücken. Richtig.

25. Westph. Nicht geeignet.

Hrn. K. S. in Straßb. Bronze zu reinigen nimmt man Ammoniakflüssigkeit und reibt damit mit einem wollenen Lappchen die Br. naß ab und putzt dann mit Elfenbeinpulver nach.

Prof. Sterch. Bukowina. Auch uns ist nicht erinnerlich, daß wir ein solches Bild gebracht hatten.

Hrn Erich N. Elmsfeuer – Elm ist zusammengezogen aus Helene. Helenenfeuer ist nämlich auch ein dafür üblicher Name.

Hrn. J. A. M. in Trub. Ostermann, Einf. und doppelte Buchhaltung.

Hrn. Postekr. Sch. in Köln. Besten Dank für Ihre Mittheilung.

Hrn. Dr. Sch. in W. Wollen Sie sich an die Redaktion der Gornelia, Dr. Pitz, in Leipzig wenden.

Fr. F. D. in G. Das Pensionnat von Frl. v. Prieser in Stuttgart.

Abonn. in St. Allerdings zahlen sie Honorar wie wir. Wir haben keine solche Prämien. Für Belfort gedankt.

Hrn. C. C. L. Sch. in Posen. Die betreffende Heilmethode können wir Ihnen an diesem Orte nicht näher angeben, jedoch ist unser ärztlicher Mitarbeiter bereit, Ihnen nach Mittheilung Ihrer Adresse auf dem Wege der Privatkorrespondenz weitere Auskunft zu geben.

Hrn. G. M. in Soden. Das engl. Konsulat in Frankfurt dürfte Ihnen Auskunft geben können.

Fr. W. v. L. in London. Scheffel im Trompeter von Säckingen.

Hrn. Karl E. in Bi Suchen Sie auf Ihrer bisherigen praktischen Lauftaon den Unterhalt, nach dem Eingesandten werden Sie wenigstens kein Geld damit verdienen.

Frl. F. A. in H. Als praktisches, handliches und zuverlässiges englisches Wörterbuch empfehlen wir Ihnen das von Flügel in 2 Bänden Leipzig, Brockhaus). 7. Aufl. das wir aus täglichem Gebrauche genau zu kennen bitten.

Hrn. Ad. P. in P. Als vorzügliches Vorbereitungsmittel empfehlen wir Ihnen für Ihre Söhne. „Der einjährige Freiwillige" (Oldenburg, Schulze).

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Sinniges Geschenk für Damen.

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in Stuttgart und Leipzig ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Holzwegtraum.

Ein Sommernachtsgedicht

von

Wilhelm Jensen.

Preis broschirt M. 3. —; fein gebunden mit Goldschnitt M. 5. —

Ein zauberhaftes Marchen voll poetischen Duftes und anmuthig rhythmischen Reizes. Auch „nur ein Geiger", aber ein Wundergeiger, dessen bunte Schicksale der liebenswürdige Dichter mit dem ganzen Glanze seiner farbenund bilderreichen Phantasie umwebt. Eine Dichtergabe seltener Art, wie es für den Weihnachtstisch kaum eine schönere gibt.

Bekanntmachungen aller Art.

Anregende Korrespondenz
mit einer jungen Dame von Gemüth und preist wünscht sich ein Herr unter der Adresse Nalas 101, Bayreuth. 128

Bei e. geb. Wittwe a. d. besten Ständen in **Detmold** können **einige Mädchen** im Alter v. 8 bis 16 J. mütterliche Pflege, guten Schulunterricht u. gef. Aufenthalt finden. Naheres auf gefl. unter Z. 155 an die Exp. d. Bl. gef. erbetene Anfrage. 236

Dr. Loh's 239
Naturheilanstalt
Cannstatt.
Steinbacher's System. Prospekt gratis
Winterkuren.

Pensionat für Knaben.

In einer Gymnasialstadt im schönsten Thal: Thuringens, in frischer Berg- und Waldesluft Gymnasium, Realschule erster Ordnung, Handelsschule 2c.), deren Schulanstalten mit Recht gerühmt werden, erbietet sich ein akademisch gebildeter und sprachkundiger (Engl., Franzöl. in Schrift und Wort fertig) Schriftsteller, der mit seiner Familie eine allein liegende Villa bewohnt, Söhne aus guten Familien, welche die dortigen Schulanstalten besuchen sollen, in volle Pension zu nehmen, ihre Arbeiten und ihre stillste Führung zu überwachen und ihnen die vollen Annehmlichkeiten des Elternhauses zu gewähren. Betreffs alles Nähren wollen Reflektirende sich unter Chiffre Dr. K. 54 an die Expedition von „Ueber Land u. Meer" in Stuttgart gefälligst wenden. — Pensionspreis, bei bester Verpflegung und Sorge für geistiges und körperliches Gedeihen der Pensionäre, mäßig.

Kohlenanzünde-Pasta.

Patentschutz. 109
Erlah für Holz. Anbrennen von **Kohlen** ca. 1/2 **Pfennig.** Probedosen, 1/2 Kilo Inhalt, werden gegen Einsendung von 75 Pf. in Briefmarken abgegeben. Wiederverkäufer gesucht.
Zeitzer Kohlenanzünder-Fabrik, Zeitz.

Fabrik und Lager von
Zauber-Apparaten
für Künstler und Dilettanten. Halte stets das **Neueste** auf Lager. Preiscourante gratis und franko. 7
Hermann, Berlin, Friedrichstraße 187.

Nebelbilder-Apparate.

Jede Größe mit feinen Bildern.

En gros. En détail.

Glasphotographieen zum Selbstmalen nebst Anleitung. Elektrische Lichtapparate Illustr. Preiscourante gratis und franko.
W. Hagedorn, Berlin S., Ritterstraße 75.

TECHNISCHES GESCHAEFT & PATENT-BUREAU
BUSS, SOMBART & CIE.
PARIS. MAGDEBURG. LONDON.
Patent-Bureau
F. C. Glaser, 915
Berlin SW., Lindenstrasse 92.

Aufzüge

(Fahrstühle) jeder Art und Grösse, fertigt **F. Witte,** Neuenburgerstr. 12.

Fabrik und Handlung von **Laubsäge- und Werkzeugkasten,**
Laubsäge - Spezialitäten. II. Band's Laubsage-Vorlagen auf Holz und Papier, in diesem Jahr über 70 neue Muster. Kataloge und Preisverzeichnisse gratis.
M. Hoffmann, Lieferant, Leipzig. (Stadt Dresden.)

Als die zarteste u. mildeste aller Seifen, welche die Haut geschmeidig und weiss macht, empfehle:
Lobse's Lilienmilch-Seife,
wegen ihrer Reinheit u. Feinheit alle Seifen übertreffend. 138
GUSTAV LOHSE, Parfumeur, Hoflieferant S. Maj. der Kaiserin, Berlin W., Jägerstrasse 46. 43.
Zu haben bei allen renommirten Parfumeurs, Droguisten u. Apothekern.

Diebessichere
Kassetten!

Preisgekrönt durch
18 Ehren-Medaillen.

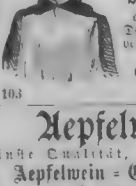
Nr.	Länge.	Höhe.	Tiefe.	Preis.
1	16 Ctm.	8 Ctm.	12 Ctm.	11 Mrk.
2	20 "	8 "	15 "	14 "
3	24 "	10 "	18 "	20 "
4	30 "	11 "	20 "	25 "
5	35 "	12 "	25 "	33 "
6	40 "	14 "	30 "	40 "

En gros. En détail.

inklusive Verpackung in einer Kiste.
Auf Wunsch zur Befestigung in jedem Möbel eingerichtet. 40

Ich bitte dringend, meine Kassetten nicht mit dem jetzt so häufig angepriesenen, wesentlich schlechteren Fabrikat zu verwechseln.
M. Hoffmann, Leipzig (Stadt Dresden).

Prakt. Weihnachtsgeschenk.



Wiederverkäufern Rabatt.

G. Linck's
patentirter
Serviettenhalter,
äußerst praktisch für Damen und Herren, sind versilbert à 1 Mark zu beziehen von
G. Linck, Grovene
103 in Stuttgart.

Aepfelwein,

reinste Qualität, sowie
Aepfelwein - Champagner
versendet gegen Nachnahme
Joh. Georg Rackles,
Aepfelwein-Produzent, ältestes Versandtgeschäft.
Bornheim-Frankfurt a. M. 206

Kanarienvögel,

Original-Andreasberger (pr mirt auf 15 grossen Ausstellungen), zu herabgesetzten Preisen. Käfige, Waldvogel, Rubsen. **Bremer Cigarren. Dänische Doggen.** 383
R. Maschke, St. Andreasberg.
Ehrenerwähnt, resp. empfohlen in 18 Zeitschriften u. wissensch. Werken.

Julius Häger,
St. Andreasberg i. Harz,
züchtet seit 18 Jahren die edelsten **Kanarienvögel.**
Erste Prämien, ehrendste Dankschreiben.
Käfige, Sommerrubsamen, ff. **Braunschweiger Cigarren** à 1/10 Mk. 4. 4.50 bis Mk. 10 franko mit Verpackung. 114

Ostindischer Thee,
superf. Qualität, 1/4 Kilo M. 4. —
aus den Plantagen von
Ritter Moritz von Mauner, Assam.
Alleinverkauf für Deutschland bei
Amend & Schulze, 185
Bazar zur Herten, **Leipzig.**

Leipziger Theaterschule
für **Schauspiel** und **Oper.** — Prospekte gratis. Bureau: Petersstrasse 4/1.

Gesichtshaare

zu entfernen, neuestes Praparat, giftfrei und ganz unschädlich, greift bloß die Haare an und reizt nicht die zarteste Haut. 2 Mark 50 Pf. in Briefmarken einsenden, erfolgt Franko-Zusendung, auch postlagernd. 57
Römhild in Thüringen.
J. Rottmanner, Apotheker.

Dr. med. Baumgarten's
Diätetische Schroth'sche Heilstätte,
Dresden, Radebergerstr. 5. 399
Regenerationsverfahren. Erfolg bei allen chronischen Krankheiten ausgezeichnet. Prospekte frei.

Pariser Weltausstellung.
Schwimmende Puppen (allergrößter Erfolg) versendet franko nach ganz Deutschland bei Vorausbezahlung von Fr. 20. (Fabrikpreis).
Jacques Zébaume, 178
rue de la Chaussée d'Antin 8. **Paris.**
Waarenaufträge jeder Art werd. prompt effektuirt.

Prachtvolle Weihnachtsgeschenke!

Lebensgrosse Porträts
in **Kreide gezeichnet oder in Oel** gemalt verfertigt nach jeder Photographie, Daguerreotyp, Glasbild, Stahlstiche, unter Garantie getreuer Aehnlichkeit das artist. Institut v. **C. Hommel** in **Halberstadt.**
Aufträge zu Weihnachten erbitte rechtzeitig! 155

Deutsches Reichspatent.
Mikrophon
wirkt überraschend in Verbindung mit dem Telephon auf die weiteste Entfernung. Prospekte gratis und franko. 197
A. Meyer, Berlin NW.,
Hof-Mechanikus Sr. M. d. K. H. des Kronprinzen, Sr. H. des Herzogs von Sachsen-Meiningen.

Ima. Kirschengeist
als Spezialität empfiehlt die Dampfbrennerei u. Destillation von **Landauer & Macholl, Heilbronn.** — Tüchtige Vertreter für größere Plätze werden angenommen. 223

Feinstes
Aepfel- und Traubengelée
in Fäßchen von 5, 12 1/2 u. 25 Kilo offeriren in hocheiner Qualität zu 1 Mk. pr. Kilo unter Nachnahme 203
Wirtz & Zimmermann,
Obstgelee-Fabrikanten,
Zülsheim am Rhein.

L. Kuczynski,
Eisen- und Metallgeschäft,
Berlin, Elsässerstrasse 43/44,
empfiehlt sich als bester **Käufer** für ausser Betrieb gestellte **ganze Fabrikseinrichtungen** jeglicher Art, ebenso auch **einzelner Maschinen** und sonstiger **Eisen- und Metallbestände.** 176

Zauber-Apparate
eigener Fabrik. Prämiirt 1869. Anerkannt beste Bezugsquelle. Grosartige Neuheiten für Künstler, Dilettanten und Kinder. Assortirte Zauberkasten, mit ganz neuen Zusammenstellungen, von 3 Mark bis 200 Mark. Einzelne Apparate von 10 Pfennig bis 20.000 Mark. Preiscourant gratis. 994
Wilhelm Wille, Braunschweig
(Früher 20 Jahre in Hamburg).

Filzpantoffel 71
in die Stiefel à Dtzd. 4, 4 1/2, 5—6 M.
Gera. Dampf-Filzfabrik **Kühn.**

Norddeutscher Lloyd.

Postdampfschifffahrt.

I. Zwischen Bremen und New-York,
ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen jeden Sonntag, von Southampton jeden Dienstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag Abend nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.
Direkte Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.
Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und Baltimore.
Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs, von Baltimore Donnerstags.

III. Zwischen Bremen und New-Orleans,
via Havre und Havanna.
Von September bis April ein oder zwei Mal monatlich.

IV. Zwischen Bremen und Bahia und Rio de Janeiro,
via Antwerpen und Lissabon.
Von Bremen am 10., von Antwerpen am 15. jeden Monats.

V. Zwischen Bremen und Montevideo und Buenos-Ayres,
via Antwerpen direkt.
Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1. jeden Monats. 900

Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

Pacific Steam Navigation Company.

Postdienst zwischen

Bordeaux und Südamerika.

169 Nächste Abfahrten von Bordeaux
(Schiffahrt-Gesellschaft „Gironde" und „Garonne".)
„Galicia", 1829 Tonnen, 600 Pferdekraft, Kapitän Bax, den 28. Dezember 10 Uhr Morgens nach Lissabon, Rio de Janeiro, La Plata und dem Pacific.
„Valparaiso", 1875 Tonnen, 600 Pferdekraft, Kapitän Hamilton, den 11. Januar 10 Uhr Morgens nach Lissabon, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro, La Plata und dem Pacific.
„Araucania", 2800 Tonnen, 500 Pferdekraft, Kapitän Leportier, den 11. Januar 10 Uhr Morgens nach Santander, La Coruna, Carril, Vigo, St. Vincent, Montevideo und Buenos-Ayres direkt ohne Umlauf in Brasilien.

Man wende sich in **Bordeaux** an Herrn **Henry Davis**, Hauptagent, Quai des Chartrons 1.

Pelzwaaren-Lager von F. Witzleben in Leipzig,

Hoflieferant Sr. Majestät des Königs von Sachsen.

Seit Beendigung des Krieges ist alles Pelzwerk, welches Russland konsumirt, **wesentlich** im Preise gestiegen, weil dort nach zwei strengen Wintern wirklicher Bedarf dafür ist, wofür die letzte Messe in Nischney-Nowgorod den Beweis lieferte.

Die nächste Folge der dadurch hervorgerufenen Belebung des Rauchwaarenhandels waren **steigende** Preise auf allen **Pelzauktionen**, welche seit Jahr stattgefunden haben, und darf mit Sicherheit ein weiteres Steigen der sowohl nasch gen Fellpreise erwartet werden, sobald im bevorstehenden Winter nur einigermassen Kälte in Mitteleuropa eintritt.

Da aber vernünftig noch alle Pelzarten, welche die hiesigen gehenden Länder getragen haben, bis auf einige Ausnahme von **Prima Skunks**, welche schon in der Marktauktion in London **40 Prozent avancirten**, noch immer ausserordentlich billig sind, so empfiehlt sich gerade jetzt die Anschaffung von gutem Pelzwerk ganz besonders.

Ich habe meine Einkäufe in der günstigsten Periode von **Januar** bis **April** gemacht und bin dadurch in der Lage, auch die grössten und edelsten **Pelzwaaren sehr preiswürdig** liefern zu können.

Die Neuheiten in **Damen-Confektions-, Fahr- und Reise-Mänteln** sind komplet und stehen Proben der modernsten Ueberzugsstoffe, photographische Abbildungen, neue Preiscourants sowie Auswahlsendungen auf Wünsch sofort zu Diensten.

Umarbeitungen von **Damen-** und **Herrenpelzen** nach neuesten Façons übernehme ich jederzeit gern. Für jedes von mir geliefert Stück: ***dreijährige Garantie.*** 478

Leipzig im Oktober 1878. **F. Witzleben.**

Bei der am 21. Oktober stattgefundenen Preisvertheilung der **Weltausstellung Paris** wurde der **Chokolade** von **Ph. Suchard** die **goldene Preismedaille** zuerkannt.

Die ausgezeichnete Qualität der **Chokolade** aus der rühmlichst bekannten

Fabrik von Ph. Suchard
in Neuchâtel
(Schweiz)

findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung, ihr grosser und stets steigender Absatz nach allen Gegenden und Ländern der Erde bietet dafür den besten Beweis.

Derselbe bedingt überdies eine namhafte Gehparnis in den Fabrikationsspesen und ermöglicht so die Herstellung einer billigen und dennoch vorzüglichen Chokolade. 131

Entrepot Général à Paris 16 rue Montmorency,
„ „ à Londres EC. 2 Mincing Lane.

Neueste Handlaubsägemaschine à Stück 9 20 ₰ 50 Pf.
Neueste Laubsägemaschine mit Fußbetrieb à Stück 9 Mark.
Laubsägekasten in verschiedenen Größen.
Laubsäge-Vorlagen auf Ahorn, Mahagoni- und Nußbaumholz, wie auch auf Papier gedruckt empfiehlt 90
Leipzig.
Friedr. Krätzschmer Nachf.
Illustrirte Preislisten gratis und franko.

Gummiwaaren-Fabrik (chirurg. Branche) **H. Mielck, Hamburg.** 82
Spezialpreiscouranto gratis. — Zollfreier Versand.

Alle Nervenkrankheiten,
speziell **Epilepsie**, heilt per Correspondence mit nie versagendem Erfolge der Spezialarzt **Dr. H. Z.** Briefe zur Weiterbeförderung sind zu richten an Herrn **Franz Peters** in **Frankfurt a. M.**, enserne Hand Nro. 15.

Das berühmte Original-Heilverfahren über
Haarkrankheiten und Haarpflege
ist soeben in neuester 84. Aufl. unter dem Titel:
„Der Haarschwund"
erschienen und kann dasselbe Jedermann gratis franko gegen Retourmarke nach allen Ländern der Welt bezogen vom Verfasser 817
Edm. Büchligen, Leipzig, Reichsstraße 15.

Nur Vertrauen wollen selbst die langjährigsten Leidenden fassen, denn die Schrift
Magen- und Darm-Katarrh
versendet ohne Kosten
J. J. F. Popp,
Heide in Holstein.
686

Beachtungswerthe Offerte.
Sehr feine
HAVANA-CIGARREN
à Mille
60, 75, 90, 100, 110 und 120 Mark.
Unsortirte Havana à Mille 55 Mark
Echte Cuba-Cigarren in Origin.-Bast-Packeten je 250 Stück à Mille 60 Mk.
Manilla-Cigarren à Mille 60 Mk.
Havana-Ausschuss-Cigarren (Origin.-Kisten 500 Stück) à Mille 39 Mk.
Java-Brasil-Cigarren, gute Qualität, à Mille 33 und 36 Mk.
Feine Cigaretten **Tabackdeckblatt** nicht Papier, à Mille 30 Mk. Aroma, Geschmack und Brand vorzüglich. 500 Stück sende franko.
A. Gonschior, Breslau.

Kalkmann.
Cigarren-Fabrik
Bremen. 288
Cigarren im Preise von 40 bis 400 R.-Mark. Preis-Garantie auf Verlangen gratis u. franko.

STOLLWERCK'SCHE
LIEFERANTEN DES KAISERS
CHOCOLADE & CACAOS
DER KAISERIN DES KRONPRINZEN
ZU HABEN in allen Städten Deutschlands.

Chocolade
von der
Cie. Française
empfiehlt sich durch ausserordentliche Reinheit, schöne Fabrikation und reelle Preise. Fabriken ersten Ranges
in 117
Paris, London und Strassburg i. E.

Billige Dampf-Maschinen
für das Kleingewerbe etc.
Nur 1000 Mark für 2 HP. 1875. Pferdestärken vrkl. kompl. vertikalen Röhrenkessel.
R. E. Weise
Halle a. S.

A. Tuma, Leipzig (Café français),
Cigarren-Import en gros & en detail,
empfiehlt sein großes Lager
echter Havanna-Cigarren 1878er, 77er, 75er Ernte a Mille 120—2000 Mark.
Daton Sortiment-Kisten 5 Sorten a 10 Stück pro Kiste 10—30 Mark.
Ferner empfehle als Weihnachtsgeschenk passende:
Elegante Sortimentskisten 10 Sorten à 10 Stück à Mark 11 und Mark 15.
„ „ 10 „ „ 25 „ „ 25. —
„ „ Cigarren, Cigarretten und Tabakkasten gefüllt von Mark 3. — Mark 50.
Depot aller in- und ausländischen Cigarren, Cigarretten und Tabakfabrikate.
General-Depot österreichischer Cigarren, Cigarretten und Tabake.
„ „ der renommirten Tabakfabrikate von Friedrich Justus in Hamburg.
„ „ der in Wien, Philadelphia und Paris preisgekrönten amerikanischen Cigarretten und Tabakfabrikate **Vanity Fair** von W. S. Kimball & Co.
Depôt des El Comercio del Mundo. 124

Luft-Kurort Pallanza am Lago maggiore.
Beste Uebergangsstation. 234
Grand Hôtel Pallanza.
Eigenthümer: **Georg Seyschab** (Deutscher).

Brillante Lage gegenüber den **Borromäischen Inseln**, an der **Simplon-, St. Gotthard-** und **St. Bernhardin-Route.** Höchster Comfort, angenehmes Klima Sommer und Winter, bester ärztlicher Beistand evangelische Kirche. Näheres in **Dr. Scharrenbroich's „Pallanza als klimatischer Kurort".** Berlin, **Braumüller.** Ganze Pension, table d'hôte, 3 Zimmer, von Fr. 6½ bis Fr. 10. Billige Passantenpreise laut Tarif in jedem Zimmer. Prospectus franko.

Warnung.

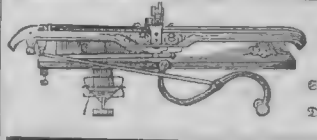
Da mein Fabrikat bekanntlich vielfach gefälscht und meine Etiketten auf alle Weise nachgemacht werden, so ersuche ich die geehrten Konsumenten, in ihrem eigenen Interesse genau darauf zu achten, dass jedes Flacon meines ächten, nach dem Originalrezept des Erfinders destillirten Kölnischen Wassers mit einer Etikette versehen ist, die nebst nur meinen Namen „Johann Maria Farina" führt, sondern auch den Zusatz: „Jülichs-Platz Nro. 4" enthält. **Nur der Zusatz „Jülichs-Platz Nr. 4"** kann das Publikum vor jeder Täuschung sichern, weshalb ich bitte, beim Kauf von Kölnisch Wasser auf denselben achten zu wollen.

Einen Jeden, der meine Firma mis-braucht oder eine meiner gesetzlich deponirten Etiketten nachmacht, werde ich vor den kompetenten Behörden streng verfolgen und die erwirkten Urtheile veröffentlichen. 989

Köln im November 1878.

Johann Maria Farina
Jülichs-Platz Nr. 4.
Patentirter Hoflieferant Kaiserlicher, Königlicher und anderer hohen Höfe.

Inhaber der Preismedaillen von London 1851, New-York 1853, London 1862, Oporto 1865, Cordoba (Argentinische Republik) 1871, Wien 1873, Santiago (Chili) 1875, Philadelphia 1876 und Kapstadt (Südafrika) 1877.



Lane's Strickmaschinen,
bei jetziger Zeit für den Erwerb sehr empfehlenswerth, 252
mit verbesserter Stahlnadelbett
für **Familie** und **Industrie,**
Strümpfe ohne Naht und aller Phantasie-Artikel liefernd, empfiehlt
Dresdener Strickmaschinen-Fabrik
O. Lane, Dresden-Löbtau.

Eisenwerk Kaiserslautern.
Ehrendiplom. | *Spezialausstellung Kassel 1877.* | *Goldene Staatsmedaille, die einzige für*
Heizungs- und Ventilations-Anlagen,
Broschüre 1878,
durch viele neue Ofenkonstruktionen auf's Doppelte vergrössert, versendet wie bisher gratis das
90 **Eisenwerk Kaiserslautern.**

Der
Pulsometer.
Erfinder C. Henry Hall.

Der billigste, am ökonomischsten arbeitende automatische Flüssigkeits-hebe-Apparat **direkt durch Dampf, ohne** mechanische Betriebstheile. Derselbe bedarf weder **Wartung, Schmiere,** noch **Reparatur** und **keiner Fundamente,** ist unempfindlich bei **reinem** oder **schmutzigem Wasser, dicken** oder **dünnen, heißen** oder **kalten,** ebenso allen **ätzenden Flüssigkeiten** bis zu leidender Feuerhitze.

Ueber 1000 Pulsometer in Thätigkeit
auf Eisenbahnen, Schiffen, Bergwerken, Zuckerfabriken, Farbereien, Gerbereien, Brauereien, Badeanstalten, Wäschereien, chemischen Fabriken u. s. w.

Prämiirt mit den höchsten Auszeichnungen
auf allen Ausstellungen, z. B. in
Paris 1878 — Goldene Medaille —
Berlin 1878 Ehrenpreis. Aschersleben 1878 Ehrenpreis. Berlin 1877. Ehrendiplom. — **Philadelphia 1876.** Manchester 1875. — St. Louis 1874. — Cincinnati 1874. — Buffalo 1874 ꝛc.
Prospekte, Circulare für spezielle Anwendung, Preiscourante und Hunderte von Attesten gratis und franko durch das
Centralbureau: **C. H. Hall's Pulsometer,**
Berlin C., Neue Schönhauserstraße 16. 194
Vertreter in Rußland: **Bourkhard & Zirlaud, St. Petersburg.**

Lotterie des unter Protektion
Ihrer Majestät der Königin von Sachsen stehenden **„Albert-Verein"** für das Königreich Sachsen.

Looszahl 25,000. Anzahl der Gewinne **3950** im Gesammtwerthe von Mark **70,150,** darunter 1 Gewinn im Werthe von 8000 **Mark** oder 6000 Mark baar,
1 „ „ „ „ 3000 „
1 „ „ „ „ 2000 „
1 „ „ „ „ 1000 „ ꝛc. ꝛc.
Ziehung zu Dresden am **30. Januar 1879** und folgende Tage.
Loose à 5 Mark sind zu haben bei dem vom Vereinsdirektorium beauftragten
Herrn **H. A. Monthaler in Dresden.**
Bei Entnahme von 10 Loosen ein Gratisloos.
Komplete Gewinnliste verlandt gratis franko 237

Soeben wurde ausgegeben: 213
Paul Heyse, **Das Ding an sich und andere Novellen.**
(Der Novellen 12. Sammlung.) Elegant geheftet 6 Mk., gebunden mit Goldschnitt 7,20 Mk.
Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin** NW. (Wilhelmstraße 32, Ecke der Mauerstraße.)

Über Land und Meer.

Nr. 13.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1878—1879
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Ehescheuen, Novelle von Günther v. Freiberg, Schluß. — Schir-Ali, der Emir von Kabul. Der Brunsthirsch, von L. M. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth. VI. Die Sonnenmaschine. — Der Besuch der Wittwe, Gemälde von Karel Baugniet. — Notizblatter. — Leander's Träumereien (Leipzig, Breitkopf & Härtel). — Das Pfarrhaus von Ellernbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen, Fortsetzung. — Aus den Erinnerungsblättern des Freiherrn v. Nordkirch, zweite Serie. 1. Drei Prinzeßchen. — Der jüngste Virtuose, von Emil Dominik — Aus einem Wanderleben, von Otto Tellow. 5. Unter Bauernfängern in London. — Von Haydn bis Liszt, Skizzen aus der neueren Musikgeschichte von Ludwig Nohl. 1. Die Epoche Haydn. — Von den Berliner Bühnen, von L. Pietsch. — Schach. — Bilderrathsel 13. — Auflösung des Bilderräthsels 12. — Räthsel. — Auflösung des Räthsels in Nro. 12. — Briefmappe.

Illustrationen: Emir Schir Ali. — Der Lockschrei des Hirsches, Zeichnung von K. Bodmer. — Eine Kindergeschichte, aus der illustrirten Ausgabe von R. Leander's „Träumereien" (Verlag von Breitkopf und Hartel in Leipzig). — Der Besuch der Wittwe, Gemälde von K. Baugniet. — Maurice Dengremont Die Sonne in der Pariser Weltausstellung: Der Apparat von Mouchot für die direkte Benutzung der Sonnenwärme. — Der Cigarettenraucher, neun humoristische Bilder von Hans Schließmann.

Die Eheſcheuen.

Novelle

von

Günther v. Freiberg.

(Schluß.)

Acht bis zehn Tage nach der abermals verhängnißvollen Ballnacht saß eine junge Dame im weiten, bequemen Hauskleide aus weißem algerischem Wollenstoff mit gelblicher Kirchenspitze garnirt in ihrem Wohnzimmer und überlas wieder und wieder den Inhalt eines parfümirten Briefchens, das auf dem Schreibtisch lag . . .

An dem prächtigen Haar, an den meerfarbenen Melusinenaugen erkennen wir auf den ersten Blick Fräulein Marie; sie ist eine auffallende, pikante, doch vollkommen edle Erscheinung. Ihrem Aeußern entspricht die Ausstattung ihrer kleinen, doch eleganten Wohnung in der Josephstadt. Wenn es wahr ist, daß der Mensch sich in seinen Göttern malt, so gibt sich in seiner Zimmereinrichtung nicht weniger seine Denkungsweise, seine Eigenart zu erkennen: nur leere Köpfe vertragen leere Zimmer; ungebildete Menschen verbannen Bücher und Mappen als platzraubend aus ihren Räumen und stellen ängstlich phantasielose Ordnung her. Bei Emmo's Dame Kobold hingen an den Wänden dichtgereiht altenglische Kupferstiche, darunter die besten Blätter der hochdramatischen, jetzt freilich sehr altfränkischen „Shakespearegalerie", welche seltener und seltener wird; dazwischen Spiegel phantastischer Form, in Glas gefaßt, wie wir sie in Lustschlössern der Rokokozeit sehen. Auch Pagoden, altsächsische Porzellanvasen und Figuren, Schirmwände von japanesischem Lack bekundeten gediegener Väter und Mütter Hausrath, welcher von Geschlecht zu Geschlecht übergegangen und liebevoll gehütet worden. Da standen neidenswerthe Schränke mit Bronze beschlagen und ausgelegt, rundbauchige Kommoden mit hell blitzenden Griffen; Sophas und Lehnstühle waren modern, wie geschaffen für Faulenzer, mit dunklem, gepreßtem Sammet überzogen. Bücher lagen und standen in Hülle und Fülle umher; Photographieen, Statuetten und Gypsabgüsse, diese dankenswerthen Erzeugnisse der fortschreitenden Industrie, behaupteten auf Staffeleien und Konsolen Ehrenplätze. Aus dem dunklen Grün des Blumentisches ragte blendendweiß eine florentinische Alabastervase empor; zwischen den Doppelfenstern blühte in pompejanischen Behältern ein Hyazinthen- und Jonquillenflor. Mochten die Schneeflöckchen draußen vorübertreiben, im „Altjungfernthurm" (so nannte Marie ihr Erkerzimmer) war es äußerst behaglich, heiter und warm, so recht geschaffen, um daselbst Eichendorff'sche Novellen und Tagesblätter zu lesen, Blumen in Seide zu sticken, Chopin'sche Walzer zu spielen, Thee zu trinken und Briefe auf crèmefarbenes Papier zu schreiben . . .

Aber heute hatte Marie keinen Sinn für die angenehme Umgebung; sie fühlte sich unbehaglich in ihrem Sessel, obgleich eine sehr weiche Schlummerrolle ihren prächtigen Kopf stützte; ihre Hände machten sich allerhand zu schaffen, quälten den Spitzenbesatz ihres Negligés, zupften am Haar, an den Aermeln; auch ihre

Emir Schir Ali. (S. 246)

Füße in goldgestickten türkischen Schuhen wechselten in nervöser Unruhe fortwährend die Lage. Zu ihrer eigenen Ueberraschung schien ihr entschlossenes, bestimmtes Naturell vollkommen aus dem Gleichgewicht. Und sie las, was sie bereits auswendig wußte:

„Liebes Fräulein Unversicht!

Trotz Deiner (erheuchelten) Abneigung gegen den Redoutenball treibst Du daselbst von Neuem ein gefährlich Spiel, Du reizende, verführerische Schlange, der es auf ein Menschenleben nicht ankommt! — Scherz beiseite, Marie, ich weiß nicht mehr, was ich Waldenburg sagen soll. Der arme Mensch ist wie umgewandelt, bleich wie ein Schatten; ich fürchte, ihm droht ein Nervenfieber, eine Gehirnentzündung. Du weißt, Alles, was ihn betrifft, geht mir nah, — Emmo's verstorbene Mutter war meine liebste Freundin, der Sonnenschein meines Lebens. Sonst, weißt Du, besucht der Springinsfeld die alternde Tante Kathrl höchst selten ... Aber seit den letzten acht Tagen verläßt er meine Wohnung fast gar nicht mehr. Eine schöne Geschichte, die Du mir da eingebrockt hast! — Wie konnten wir auch Deine Photographie (noch obenein die kolorirte!) aus meinem Album nicht entfernen! Da haben wir nun die Bescherung ... Kurz und gut: endige die Komödie, die eine tragische Färbung annahm. Oder — bei all' den Herzen, die Du knickteſt! — ich verrathe Deinen Namen, Deine Heimat, Deine Sippschaft ... verstanden? Und Du endest als Madame Emmo Waldenburg ... wäre denn dieß ein so großes Unglück, daß Du Dich davor entsetzest wie vor höllischem Feuer? Bekräftige Alles, was ich Dir sage, schriftlich sage, denn heute Abend acht Uhr dampfe ich nach Linz, — leidiger Geschäfte halber, — von wo ich Dir, ungezogenem Kinde, eine schöne Torte mitbringen werde. Bin jedoch in drei bis vier Tagen wieder in Wien. Malgré tout

Deine

Katharina."

„Sie ist's im Stande und verräth mein Vertrauen!" rief Marie beängstigt, nachdem sie von Neuem den Brief der Freundin Wort für Wort geprüft. „Merkwürdig, geradezu fabelhaft, daß er mein Porträt erkannte, trotzdem er mich nur verschleiert und maskirt gesehen ... Mußte es Adèle auch so kompromittirend ähnlich machen! ... Was beginnen? Gesetzten Falls, er zwingt mich in der ersten Aufwallung, seine Braut zu werden, könnten nicht später nüchterne Momente eintreten und das ungünstigste Licht auf mich werfen? Scheint es nicht überdieß schon berechnet, intrigant, daß ein altes Mädchen ihre Netze nach dem steinreichen, bildhübschen Menschen auswirft? Pfui, den Verdacht ertrüge ich niemals! Und dächte er nicht so, gutmüthig soll er ja bis zur Schwäche sein, — so vermuthete es ganz Wien, wenn er wirklich Thor genug, mich zum Altar zu führen. Man nennt mich einen starken Geist, aber, wie gesagt, gewisse Verleumdungen, denen ich nie entgegentreten könnte, ertrüge ich nie und nimmer."

Ruhelos ging sie auf dem weichen Teppich hin und her, zupfte welke Blättchen aus den Blumenvasen, tippte den Pagoden auf die glänzenden Kahlköpfe, Alles in nervöser Unruhe, ohne zu ahnen, warum sie's that. „Daß ich ihn liebe, seit zehn Jahren heimlich und grenzenlos liebe, ist Katharinen trotz ihres weiblichen Scharfsinns entgangen. Daß ich schmachte nach seinem Blick, seiner Gegenwart, seinethalben die brillantesten Partieen ausschlug, das dürfen nur diese vier Wände wissen, meine Blumen, meine stummen Bilder, meine eiskalten Fayence- und Bronzefreunde, sonst Niemand, Niemand."

Heiß und hastig stürzten die Thränen aus den großen, wunderbaren Augen, die bald hell, bald dunkel erschienen und mehr als einer Existenz Ruhe und Verstand geraubt hatten ...

„‚Der Mensch büßt sein Wesen,' sagt ein geistreicher Essayist," fuhr sie in ihrem Selbstgespräch fort und neigte den feingeschnittenen Kopf müde auf die Brust, — „mir genügt nicht, was ich achten und verehren kann, ich will mich an Schönheit und Grazie berauschen ... Pflichterfüllung? Nur unter der Bedingung, einem Gotte zu dienen. O, meine Ansprüche sind zu hochfliegend für diese arme Erdenwelt; das geizige Schicksal gewährt nicht dergleichen ... hohnlachend schiebt es meinesgleichen wohlbeleibte Bankiers und behäbige Geheimräthe in den Weg, welche herablassend zum alleinstehenden adeligen Fräulein sagen: ‚Werde meine Köchin.'"

Sie schüttelte sich schaudernd, die elegante, schönheitstrunkene Marie, welche in der That mehr einer Begleiterin des Gottes der höheren Begeisterung, als einer deutschen Geheim- oder Kommerzienräthin glich. Ihr Blick fiel auf das Notenpult des geöffneten Klaviers; Louis Schlottmann's Komposition von Mörike's „Schön-Rohtraut" stand dort aufgeschlagen; Mariens Augen lasen den immer wiederkehrenden Endreim: „Schweig' stille, mein Herze."

„Ja, freilich," bekräftigte sie resignirt, ohne daß ihre Thränen versiegten, „schweig' stille, mein Herze."

„Gnädigste, wann's g'fällig," meldete die eintretende Scholastika, Mariens langbewährte Köchin, Einkäuferin, Garderobière und Pflegerin in einer Person.

Traurig begab sich die gedankenvolle Herrin an ihr einsames Tischchendeckdich. Seit dem Tode ihres Vaters, eines böhmischen Edelmanns, der seine Frau bald nach Mariens Geburt verloren, lebte sie allein, unbekümmert der scheelen Augen, womit ihre Verwandten sie ob dieser „Emanzipation" ansahen.

„Besser so," tröstete sich die Unabhängige, „als mit einem ungeliebten Gatten sein täglich Brod herunterwürgen. Freiheit ist ein negatives Glück, indessen positivem Unglück sehr vorzuziehen. Wer sich als alte Jungfer stets gedemüthigt fühlt, ist selbst Schuld daran ... blieben nicht die Grazien, die Horen auch unvermählt?"

Hier unterbrach sie ihren Monolog und rief Scholastika. „Bestelle mir nach Tische einen Fiaker, der mich punkt halb acht Uhr nach dem Westbahnhofe fährt." — Es war Marie daran gelegen, der mütterlichen Freundin und Rathgeberin bei Zeiten ein Wort zu sagen. —

Indessen „Dame Kobold" mochte es anstellen, wie sie wollte, sie konnte nicht pünktlich sein. Der Fiakerkutscher war um die bestimmte Zeit zur Stelle, aber das Fräulein ließ ihn unbarmherzig warten. Der Mann fluchte im Schneegestöber und fuhr schließlich aus Rache die Dame so langsam wie möglich nach dem Bahnhof. Es hatte bereits zur Abfahrt geläutet, als Marie athemlos an die Coupés stürzte; die Schaffner begannen dieselben zu schließen. Geängstigt eilte die Verspätete die ganze Front der ersten Klasse entlang und rief: „Kati, bist Du hier? — Entschuldigen Sie, mein Herr, gehen diese Wagen nach Linz?"

„Schon recht, meine Gnädige ... aber, bitte, eilen Sie."

„Katharina, wo steckst?"

„Hier, hier," rief endlich eine wohlwollende Frauenstimme, „gib mir noch eine Patschhand, Kind!" Am herabgelassenen Coupéfenster zeigte sich im schützenden Baschlik das runde Gesicht der Freifrau Katharina von Ottenstein.

„O, vergib mir, Du Gute," schmeichelte Marie, die den frostbereiften Schleier von ihrem Rubenshut zurückschlug, „wie stets, komm' ich zu spät."

„Hast's überlegt, Schatzl?" fragte die Freifrau mit gedämpfter Stimme, und Marie glaubte eine gewisse Schadenfreude in den Augen der Freundin aufblitzen zu sehen ...

„Höre, Kati, um des Himmels willen, so wahr Du mir stets Gönnerin und Verfechterin aller Rechte gewesen —"

Ein gellender Pfiff ... der Zug setzte sich in Bewegung.

„Vorsicht!" riefen die Schaffner ... Brausend ging es mit den Passagieren nach Linz.

Frau von Ottenstein wehte noch mit dem Taschentuch. Marie war es sehr unheimlich, daß die Gewalt des Dampfes ihr gerade jetzt die Freundin von dannen trug; verstimmt und betäubt von all' dem heftigen Geräusch, von dem Dröhnen und Knarren blieb sie in der Bahnhofshalle stehen ...

Da umschlangen sie zwei kräftige Arme ... „Marie, Du bist mein, — mein!!! auf Gnade und Ungnade!" jubelte es hell an ihrem Ohr ... und ein Kuß erstickte ihren halblauten Schrei ... „Unter Millionen hätte ich Deine süße Stimme erkannt!" Es war Emmo, der die fast ohnmächtige Geliebte halb trug, halb hob und in eine Equipage hineinzog trotz ihres Sträubens ...

Wohin die Fahrt in der Dunkelstunde beim Glatteise ging, ob ziellos um die Glacis herum, ob durch den todteinsamen Prater, das mögen die Götter wissen, die kleinen, unsichtbaren, neckischen Götter, welche über uns Menschenkinder verfügen! Ebenso ist's ihnen allein bekannt, welche Zauberformel Emmo sprach, um die mit Beschämung, Stolz und Zärtlichkeit kämpfende Marie von einem Sprunge aus dem Wagen zurückzuhalten ... eine Menschenseele hat es nie erfahren.

*

Scholastika ließ sich über des Fräuleins Ausbleiben keine grauen Haare wachsen. „Meine Gnädige trinkt irgendwo bei guten Bekannten Thee," vermuthete sie, als Marie zum gewohnten, leichten Abendimbiß nicht erschien, und mit Seelenruhe fuhr sie fort, in irgend einer Dorfnovelle der modernen Kuh- und Ochsenpoesie zu lesen. Gegen zehn Uhr klingelte es; Marie kehrte heim ...

„Bereite den Thee," befahl sie mit ungewöhnlicher Hast, „zünde beide Lampen an."

„Ei, ei," brummte Scholastika halb schmunzelnd, „was ist denn das für ein bildsauberer Herr, der zu so später Stunde seine Aufwartung macht? ... Jesus, Maria, Joseph, sieht meine Gnädige erhitzt aus!!"

*

Wie begann es nun Emmo, seinem zweiten Ich, seinem Busenfreunde, dem Orestes, die volle Wahrheit beizubringen? „Ja, da liegt der Hase im Pfeffer," murmelte Waldenburg ein über das andere Mal zwischen seinen weißen Zähnen. Das Resultat aller seiner Grübeleien war das stets wiederkehrende Geständniß: „Es ist unbequem, kolossal unbequem, überhaupt mit solchem Orest behaftet zu sein." Für's Erste verschwieg er, welchen Wendepunkt sein Dasein genommen; er speiste nach wie vor mit Deodat Werder, redete das Blaue vom Himmel herunter, ohne den Muth zu haben, die Hauptsache in Angriff zu nehmen, und gerieth seinem ehrlichen Freunde gegenüber in die schiefste Stellung. Lange ertrug Emmo dieß versteckte Spiel nicht. Der bessere Mensch in ihm lehnte sich dagegen auf; tausendmal trat ihm das Geständniß auf die Lippen, jedoch es fehlte ihm der Muth, Alles in's Reine zu bringen; lieber schluckte er die ganze Beichte hinunter und ergriff schmähliche Flucht. Dann mußte ein Schnupfenfieber ihm aus der Verlegenheit helfen; zuletzt blieb ihm nichts übrig, als eine plötzliche Reise zu erfinden, eine Reise nach Prag zum Jubiläum eines imaginären Onkels ...

Deodat, arglos wie alle großartigen Naturen, lebte in gewohnter Weise fort unter seinen Staffeleien, Gobelins und Büchern und freute sich auf die Rückkehr des verrätherischen Pylades.

Vier volle Wochen waren seit Emmo's und Mariens heimlicher Verlobung vergangen, da traf es sich, daß Werder eine kollegialische Pflicht zu erfüllen hatte: der Direktor der Malerakademie segnete das Zeitliche und es galt, seinem feierlichen Begräbniß beizuwohnen. Alle Notabilitäten der schönen Künste und der Presse erwiesen dem Heimgegangenen die letzte Ehre. Es wimmelte in der Wohnung des Verstorbenen, wo der Katafalk hergerichtet, von hundert und aber hundert Personen beiderlei Geschlechts.

Wer schildert Deodat's freudige Ueberraschung, als er Freund Emmo einen Lorbeerkranz auf den Sarg des trefflichen Mannes niederlegen sieht? Und er denkt bei sich: „Wie ist Emmo erschüttert! Vor Bewegung vermag er nicht zu sprechen, der liebe, gefühlvolle Junge, — und stand dem alten Direktor doch nie besonders nahe."

Nach beendeter Rede des Geistlichen winkte der in der That geisterbleiche Emmo dem Freunde, ihm zu folgen ... „Deo, ich möchte Dir ein Wörtchen sagen."

„Nun, heraus damit! aber diese feierliche Leichenbittermiene könntest Du hier im Freien doch wieder ablegen," meint Werder.

„Lieber, lieber Freund und Bruder —"

„Mein Gott, Emmo, Du erschreckst mich: Dir ist ein Leid widerfahren." ...

Darauf versetzte Emmo tief erglühend, den Blick ekstatisch zum Himmel wendend, Romeo's Worte:

„Mich rufen Freuden über alle Freuden,
Sonst wär's ein Leid, so bald von dir zu scheiden!"

Befremdet maß ihn Werder's Blick vom Scheitel zur Sohle ... „Darauf," entgegnete er, „kann ich nur mit Pater Lorenzo antworten: ‚Wer in Räthseln beichtet, wird in Räthseln losgesprochen' ..."

„Deodat, Gefährte, Schirmherr meiner Jugend, nimm es mir nicht übel, daß ich seit zwei Tagen verheirathet bin ... mit der Dame Kobold vom Redoutenball."

Auf des Malers Gesicht stritten Mitleid, Unwillen, Besorgniß mit einander ... „Emmo," sagte er sehr ernst, „besinne Dich, daß wir auf der Schwelle eines Trauerhauses stehen! ich finde Ort und Zeit sehr schlecht gewählt zu müßigen Neckereien ..."

„Nun, so lies die Zeitungen, so frage, wen Du willst! Adieu, lieber Bär ... Bruderherz, werde milder! Wir gehen heute Abend auf zehn bis zwölf Tage nach

Salzburg, aber dann Wien! Wien auf ewig!“ Emmo kämpfte mit großer Rührung, winkte mehrere Male mit der Hand und bog dann schnell um die Straßenecke.

Deodat blieb wie angedonnert stehen. Wie? standen denn sämmtliche Häuser plötzlich auf dem Kopf? tanzten die Anschlagesäulen wilden Taumelreigen? war die ganze Welt, war die trübe Wintersonne am Horizont plötzlich wahnsinnig geworden? — Rechenschaft vermochte sich Werder von nichts mehr zu geben, seit Emmo, vor Verlegenheit fast vergehend, ihm gestanden hatte: „Nimm es mir nicht übel, daß ich seit zwei Tagen verheirathet bin ...“ Wie im Traume folgte der seiner Rechte verlustig erklärte Orest dem langen Trauerzuge, sah er den Sarg in die Gruft hinabsenken, hörte er abermalige Reden, ging er in seine Wohnung zurück. Dort starrte er auf seine jüngstentworfenen Kompositionen, seine untermalten Bilder wie auf wildfremdes Machwerk ... Er sank auf einen Divan und lag da wie gelähmt; bis zur Empörung gesteigerte Empfindlichkeit, Schmerz und nagende Sorge um die Zukunft seines Pylades, Verachtung ob des Mangels an Vertrauen, den sein Zögling ihm bewiesen, dieß Alles wogte in seinem Innern mit solcher Gewalt, daß seine physischen Kräfte momentan der Wucht einstürmender Empfindungen unterlagen ... Nur einmal rief er laut in bitterstem Ton: „Fidel, was sagst du dazu?“

Vor Freude winselnd, den zottigen Schweif bewegend, sprang der schöne Bernhardinerhund empor und leckte seinem Herrn die Hand ... „Komm',“ sagte Deodat, den Kopf des treuen Thieres an die Brust drückend, „sei du fortan mein einziger, mein letzter Kamerad ... alle Menschen sind Larven, charakterlose, elende Wichte.“

Und so, den Hund umschlungen haltend, blieb er in dumpfer Betäubung, bis sein Bursche die Lampe brachte. Nun zog er ein Schubfach auf, wühlte unter Papierrollen und alten Briefen und fand nach längerem Suchen einen Foliobogen, der mit folgenden Worten beschrieben war:

„Wir Endesunterzeichneten erklären hiemit, daß wir geneigt sind, als Junggesellen zu leben und zu sterben, uns nie und nimmer dem Joche der Ehe zu beugen, im Sumpfe schnöder Prosa nie untergehend. Wir schließen ein Schutz- und Trutzbündniß, uns beizustehen in Stunden der Gefahr, Krankheit und jeglicher Verdrießlichkeit. Wer von uns Beiden diesem Bündniß entgegenhandelt, wird in die Acht erklärt als Lump, Krampus (Popanz) und so weiter.

„Gegeben in Oesterreichs Kaiserstadt 187*

Deodat Werder, Maler. Emmo Waldenburg, Müßiggänger und Cölibatär im höheren Style.“

Werder lachte schmerzlich beim Anblick dieses Aktenstücks ... „Wohl waren wir Thoren, als wir es schrieben, aber lieber ein Thor als ein perfider Schwächling!“ Er fand keine andere Benennung für Emmo, der — genau genommen — allerdings perfide gegen ihn gehandelt hatte. Er zerriß den nutzlos gewordenen Vertrag in tausend kleine Fetzen und ließ sie aus dem Fenster in die Kälte und Dunkelheit hinausflattern. Indem der Boreas ihm empfindlich in das Gesicht blies, gingen ihm Othello's Worte durch den Sinn:

„Sieh' her, o Jago,
So blas' ich meine Lieb' in alle Winde!“ —

„Ja wohl, in alle Winde damit,“ fuhr er leidenschaftlicher fort, „es ist gewesen! und nun todt und eingesargt! nicht mehr die leiseste Erinnerung daran!“ Er nahm einige Gegenstände, welche Emmo ihm unlängst geschenkt, und warf sie in das hellflackernde Kaminfeuer. Glaubte er doch, es müsse ihm wohler darnach werden! Gefehlt! ihm war vielmehr zu Muthe, als ginge sein Liebstes in Rauch auf, das Einzige, das Letzte, was ihn an dieses Leben fesselte. Deodat war Gefühlsmensch; trotzdem das herrlichste Talent, trotzdem Genius und Ruhm sein eigen, schätzte er die Güter der Freundschaft und Liebe höher als alles Andere. „Die Liebe?“ er sann tief seufzend nach ... „wo war sie geblieben?“ Trostlose, verzweifelte Visionen stiegen vor ihm auf ... Feuerfunken schwirrten vor seinen Augen ... wogten denn so schwüle, sinnbetäubende Düfte durch sein Gemach, oder war es Einbildung? Blütenschwere Zweige neigten sich über den deutschen Schwärmer und das hingebende, narbentriefende Weib, und zwischen heißen Küssen stammelte er überwältigt: „Du bist eine Blume im Thale, du bist eine Rose zu Saron ...“ Ach, wie troffen die Blumen, die Rosen von Blut! Schaudernd bedeckte er sein Gesicht mit den Händen ... Fidel blickte mit seinen klaren, ehrlichen Augen besorgt zu ihm empor und legte ihm theilnehmend beide Pfoten auf die Schultern ...

Und die Freundschaft? hieß sie nicht Emmo? fuhr sie nicht lachend von dannen, im Arm einen rothlockigen weiblichen Dämon? War der treu Ergebene, der Vertraute nicht geprellt wie der alte, kindische Onkel der französischen Régence-Komödie, dem der lockere Zeisig, der Lelio, einen Streich gespielt?

Deodat fühlte sich todmüde, auf's Aeußerste erschlafft ... „Ich habe es satt,“ sagte er mit matter Stimme, „gründlich satt! mögen Andere sich abplagen und getäuscht werden, wie ich ...“

Er vollendete nicht; — wie Faust's Augen magnetisch von dem verhängnißvollen Fläschchen braunen Saftes angezogen werden, so lag sein Blick festgebannt auf einem Revolver, der seitwärts vom Kamin hing. Bald vermochte er nichts Anderes mehr zu denken, als das Eine: „Kurzer Todeskampf — nichts als konvulsivisches Zusammenzucken, und es ist vorüber.“

Die Wanduhr schlug ... im Feuer knisterte der Holzspan ... unten auf der Gasse rasselten einförmig die Omnibusse über das Pflaster ... „Gott, wie nüchtern, wie klamm und herzlos ist das ganze städtische Treiben!“ Und immer stärker sehnte er sich hinweg in's Weite, in's Bodenlose ...

Der Hund schlug an, als habe er eine Maus oder einen Holzwurm gewittert; er stieß an eine große Mappe, diese lag nun aufgeschlagen da ... die „Schnitter“ Leopold Roberts, ein prächtiges Blatt avant la lettre, fiel heraus ... „Ha,“ murmelte Deodat, „nun ist's entschieden, — er weist mir den Pfad zur dunkelsten Pforte ... herab von der Wand, Befreier!“

Ohne Abschied, ohne üblichen sentimentalen Brief setzte Deodat den Revolver hart an die Schläfe ... Nur den Blick noch einmal in die winterlich glänzenden Sterne! Eins — zwei — — drei!

O Hohn des Geschicks! der Schuß versagt — — Ist dieß ein Fingerzeig der „verhüllten Hand“, welche uns — nach Aussage des weisen Persers — durch die Irrgänge des Lebens dem gelobten Lande zuführt?

Deodat zuckt die Achsel, wirft die Waffe in einen Winkel, verschränkt die Arme auf der Brust und geht im Atelier auf und nieder.

„Gäbe es noch einen andern Ausweg für den tiefgekränkten, einsamen Mann?“ und nach kurzem Stillschweigen antwortet er sich selbst: „Gewiß! — Rufe den Stolz zu Hülfe, rufe deine persönliche Würde — sie werden dir helfen.“

Hoch richtete der Künstler sich auf ... „Die Vorsehung will von Neuem, daß gekämpft werde, — und gesiegt!“ fügte er energisch hinzu. „Emmo freilich ist's nicht werth, daß er morgen seinem verliebten, schönen Weibe sagt: ‚Ohne meine Freundschaft konnte Deo nicht weiter leben,‘ und daß die Wehmuth um den Verlust durch den Honig triumphirender Eitelkeit versüßt würde. Vergessen sei er, den ich so unverdient verloren; jede Spur seines Vorhandenseins vertilgt! es soll mir nicht schwer werden, ihn bei irgend einer zufälligen Begegnung wie Luft zu behandeln. Du, Arbeit, du geheimnißvolle Empfängniß begeisterter Schöpfungen, entschädige mich für den oberflächlichen Leichtsinnigen, den ich einst liebte! So soll mich denn fortan nichts mehr von der Kunst abziehen; ihr, der Alleinherrscherin, ergebe ich mich!“

*

Der Winter war vergangen. Deodat hatte Emmo gleich nach dessen Rückkehr fühlen lassen, daß der Bruch zwischen ihnen Beiden eingetreten sei; er blieb auf jede Einladung des Neuvermählten stumm und warf alle Briefe, die Waldenburg ihm schrieb, ungelesen in's Feuer.

Eines Abends trat Charlotte Wolter in Grillparzer's „Sappho“ auf. Deodat ging in's Burgtheater; er saß im Sperrsitz, nicht weit von der untersten Proszeniumsloge, und zuckte plötzlich zusammen, als er in derselben eine auffallend schöne junge Dame mit goldrothem Haar erblickte; sie trug ein halbhohes Kleid aus schwarzem, durchsichtigem Stoffe, über und über mit Schmelz gestickt; Halsschmuck, Armbänder, sogar das Opernglas waren aus Türkisen-Pavé; im zwanglos gelockten, tief herabwallenden Haar schimmerten magisch brasilianische Schmetterlinge, aus blauglitzernden Käferflügeln zusammengesetzt.

Deodat mochte ankämpfen mit Riesenkraft, — sein Künstlerauge schwelgte.

„Ein Profil wie Dannecker's Ariadne,“ gestand er sich, „und welche blendende Formenpracht! Odaliskenhafte Nonchalance und doch etwas ungemein Imposantes. Welch' Porträt könnte hier ein Künstler schaffen! Das wäre eine Aufgabe für den Koloristen wie für den liebevollen Beobachter individueller Feinheiten ... Neben ihr sitzt, wenn ich nicht irre, die Baronin Ottenstein; vermuthlich im Hintergrunde der gehorsame Ehemann ... Bevor sie mich entdecken, ist's gerathen, sich auf den Rückzug vorzubereiten.“

Und wirklich: kaum hatte Sappho zum Schlusse des ersten Aktes der „Goldenthronenden Aphrodite“ ihren Dank zugejauchzt, so verließ der konsequente Maler seinen Sperrsitz ... er war um einen verlorenen Abend reicher.

Sonderbarerweise verhalf ihm seine ungestörte Einsamkeit nicht zu den glänzenden Resultaten, von denen seine Seele voll war. Eine gewisse innere Frische war ihm offenbar mit Emmo abhanden gekommen; seine Ideale waren auf dem Trockenen. Ohne sich diese Thatsachen selbst zu gestehen, begann er stets Neues, verwarf es jedoch nach dem ersten Versuch.

Warme, goldige Apriltage lockten in's Freie, auf veilchenduftende Wiesen hinaus. Deodat zog öfters mit seinem Malapparat vor's Thor hinaus und kehrte in der Dämmerstunde erst nach Wien zurück. Eines Abends öffnete ihm sein Diener mit den Worten: „Eine Dame wartet im Atelier.“

Deodat betrat seine lampenhelle Künstlerwerkstatt; bei seinem Erscheinen eilte eine Dame elastischen, unhörbaren Schrittes auf ihn zu, schlug den Halbschleier zurück und sagte mit unverkennbar melodischer Stimme:

„Herr Werder, vergeben Sie meine Anwesenheit! Aber ich habe eine Bitte an Sie, eine dringende, unabweisbare: Sie sind ein Ehrenmann, verhelfen Sie mir zum Glücke, zum vollkommenen Glück! — Brauche ich hinzuzufügen, daß ich Marie Waldenburg heiße und diesen Schritt auf eigene Gefahr hin that?“

Sie hielt ihm die Hand hin; Emmo's Widersacher führte dieselbe mit etwas frostiger Höflichkeit an die Lippen.

„Gnädige Frau, dieser Schritt macht Ihrem Herzen Ehre, und nur ein Barbar weigerte sich, wo sich's um die Erfüllung Ihres Wunsches handelt. Ich war Ihr Gegner nie — “

„Halt,“ wehrte sie mit der größten Sanftmuth und Feinheit, „seien wir vollkommen wahr zu einander! Ohne mein Gegner zu sein, denken Sie doch nicht gerade günstig von mir. Ihrer Meinung nach herrsche ich über Emmo (allerdings bin ich älter als er ...), mache aus ihm einen Pantoffelhelden. Kommen Sie, lernen Sie mich kennen und überzeugen Sie sich vom Gegentheil: ich bin dieses ungleiche Bündniß aus Liebe und Leidenschaft eingegangen, bin aber klug genug, mir vom goldenen Ringe nicht ewig goldene Tage zu versprechen, und mache es zu meiner Hauptaufgabe, sehr viel Entsagung und Geduld in meinen neuen Wirkungskreis mit hineinzubringen ... Sie sehen, ich bin mein eigener Advokat.“

„Und ich stehe demüthigst als Ihr aufrichtigster Bewunderer vor Ihnen, Gnädigste. Doch überlegen wir ganz parteilos, ob es unbedingt nothwendig sei, daß ich Ihnen gehorche! Wo Zwei im süßesten Einverständniß leben und genießen, was soll der Dritte da?“

„Was er soll? Die Herzensunruhe, die Reue des Freundes aufheben; ihn zum ungetrübten Glücke autorisiren; genug, Allem eine echte Weihe geben. Ist dieß ‚Streifchen Leben‘ nicht zu kurz und zu schmal, um sich's durch Entbehren und fruchtloses Grollen noch mehr zu kürzen und zu schmälern? Wollen wir nicht versuchen, einen guten Dreiklang hervorzubringen, uns gegenseitig ergänzen, so gut es geht, und allen Lästerzungen beweisen, daß eine Ehefrau nicht eifersüchtig auf den besten Freund ihres Mannes ist? — Geben Sie mir den Arm, lieber, berühmter Mann,“ setzte sie mit gesteigerter Wärme und Herzlichkeit hinzu, „theilen Sie heute das einfache Mahl mit uns!“

„Aber, — mein staubiger Anzug ...“

„Bah, Sie sind ja à quatre épingles ...“

„Und Sie, gnädige Frau, sind die gütigste Fee, die je zwei Freunde versöhnte,“ gestand der Künstler zu und — folgte der Siegerin an den Wagen hinab.

In fünf Minuten waren sie zur Stelle.

„Treten Sie, bitte, einstweilen in dieß Zimmer,“ gab Marie an, nachdem sie und Werder ausgestiegen.

Deodat sah mit Rührung im geschmackvollen Renaissancezimmer einige seiner Skizzen in Aquarell und Sepia pietätvoll eingerahmt; auch seine eigene, lebensgroße Büste blickte ihn aus einer Nische an ... also hatte man sein Andenken doch nie vernachlässigt, geschweige verunglimpft! — Thränen traten ihm in die Augen ... „Ich wäre zu sehr mein eigener Feind,“

Der Lockschrei des Hirsches. Zeichnung von K. Bodmer. (S. 246.)

sagte er tief ergriffen leise vor sich hin, „wollte ich die Hand zurückstoßen, welche sich mir bietet.“

Da sprang die Thüre auf . . . „Deodat!“ schrie Emmo wie außer sich und stürzte ihm an den Hals und drückte und küßte ihn ohne Ende. „Das ist Mariens Werk,“ jubelte er, „sie ahnt, sie erräth meine tiefgeheimsten Gedanken! Das kluge, theure Weib verstand, was an mir nagte und zehrte . . . gesegnet sei sie, welche Dich mir von Neuem an's Bruderherz führte! O Deo, — ich handelte unglaublich ungeschickt und erbärmlich, als ich hinter Deinem Rücken — Laß mich Alles, Alles wieder gut machen!“

Sie blickten sich überwältigt in die Augen, drückten sich heiß die Hände; Mißverständnisse, Wirren, Thorheit, Schuld und Reizbarkeit wichen von ihnen wie welke Blätter von neugrünenden Bäumen. Marie erschien in der Thür zwischen den Vorhängen aus Gobelinstoff, sie reichte beiden Männern die Hände:

„Führt mich angehende Hausfrau zu Tische!“

Der kleine Speisesaal war festlich erleuchtet; Maiblumen — Werder's Lieblinge — dufteten mitten auf der runden Tafel, welche von gemaltem Porzellan, Silber, grünen Römern und stylvollen Humpen strotzte. Als der immer noch mächtig bewegte Künstler seine Serviette aus dem silbernen Ring zog, las er auf demselben seine Namenschiffre. Ein Pokal aus getriebenem Silber — ein gewundener Lorbeerzweig bildete den Henkel — stand vor seinem Gedeck und trug die Inschrift: „Dem edelsten Freunde zur Versöhnungsfeier“ . . . er war bis zum Rande gefüllt mit feurigem Burgunder . . . Marie, welche dieß Alles im Stillen angeordnet und vorbereitet, mußte Deodat den ersten Trunk in ihrem Hause kredenzen. Behutsam schwenkte sie das Gefäß in den weißen Händen, berührte leicht mit den granatrothen Lippen den mattgeschliffenen Rand und reichte dem Maler sein Eigenthum. Deodat blieb einen Augenblick sprachlos und vergaß sich im Anschauen der ebenmäßigen, wundervollen Gestalt, an welcher das enge Gewand so edel herniederfloß . . .

„Mein nächstes Bild soll Epoche machen,“ rief er begeistert, „Libussa, die dem kranken König Krokus den Genesungstrank in silberner Schale reicht!“

„Trinken wir,“ fiel Emmo ein, „trinken wir auf eine gemeinsame, fröhliche Zukunft! Und sollte sich der Horizont umdunkeln, wir lassen nicht von einander, wir singen mit dem alten Simon Dach, den mein gelehrter Deo stets im Munde führt (und von dem ich sonst schwerlich eine blasse Ahnung hätte):

„Mit solchen Bundsgesellen
Verlach' ich Pein und Noth,
Geh' auf den Grund der Höllen
Und breche durch den Tod.“

Schir-Ali, der Emir von Kabul.

(Hiezu das Porträt S. 241.)

Der Emir von Afghanistan, welcher durch seine Zurückweisung der englischen Gesandtschaft den Krieg heraufbeschworen, der gegenwärtig fast alles politische Interesse absorbirt, zählt gegenwärtig 54 Jahre und ist der Sohn Dost Mohammed's, dessen Gemahlin, eine hochbetagte Frau, noch am Leben ist. Er hat nur einen Sohn, Jakub Khan, der zweite, Abdullah Jan, starb im August. Dagegen hat er achtzehn Töchter, von denen zehn bereits an Lehensfürsten des Emirs vermählt sind. Seiner Frauen Zahl soll sich auf dreihundert belaufen. Schir-Ali ist ein schlanker, aber äußerst muskulös und kräftig gebauter Mann, dessen Gesichtsbildung sehr an die der orientalischen Juden erinnert, sein Ausdruck verräth große Energie und Kraft, mit Schlauheit gepaart. Wie alle Afghanen soll er grausam und blutdürstig sein. Er gilt für einen sehr guten Soldaten, und es hat bei seiner Anwesenheit in Umballa allgemein überrascht, mit welcher Sachkenntniß er über alle Zweige des Militärwesens sprach und wie vertraut er mit allen Neuerungen in der Kriegskunst war. Er will vor allen Dingen Soldat sein und trägt eine gewisse Verachtung aller anderen Beschäftigungen zur Schau. Sein Benehmen ist einfach und würdevoll; weit aufgeklärter als seine Umgebung, ist er ohne Vorurtheile, aber er soll auch leider ohne jegliche Grundsätze sein; seine hervorstechende Charaktereigenschaft ist unbegrenztes Mißtrauen und daraus entwickelte Unzuverlässigkeit; sobald es ihm Vortheil bringt, ist er bereit, jeden Vertrag zu brechen, seinen besten Freund zu opfern. Selbst einfach in seiner Kleidung, soll er ein sehr genauer Rechner und guter Finanzmann sein. Der Emir bewohnt in Kabul das Schloß Bala-Hissar, das mehr einem Kastelle als einem Palaste ähnlich sieht. Außerdem hat er noch zwei Paläste in dieser Stadt, und zwar Mogul-Hissar und Tadsch-el-Omrah. Im ersteren wohnen verheirathete Söhne und Töchter des Emirs, in letzterem die nach dem Tode seines Vaters Dost Mohammed zurückgebliebenen Frauen, wie auch die früheren Sklavinnen und Diener des Emirs selbst.

Der Brunfthirsch.

(Hiezu das Bild S. 244 und 245.)

Ein schöner Morgen des Septembermonats lockt uns hinaus in den Hochwald und Schaaren munterer Vögel erinnern uns, daß sie ihre Uebungsflüge für die bevorstehende Reise gen Süden langsam vorbereiten. So heiter die Bilder uns auch entgegenlächeln, so fühlen wir doch, daß es die Abschiedsgrüße einer allmälig dahinsterbenden Natur sind, und das eben stimmt das Gemüth zu einem fast schmerzlichen Gefühl um. — Der rastlos hämmernde Buntspecht hat eben einen guten Fund in einer fetten Bohrraupe gemacht und kündigt seine Freude darüber in dem so wohlklingenden lauten Ruf an, als tiefer aus dem Wald ein weithin tönender Baßton in lang gezogenen Modulationen uns entgegenschallt. Dieser stark anschlagende und fast ein geheimes Grauen erregende Ton ist der Brunftruf des starken Rothhirsches, den zu belauschen wir mit größter Vorsicht uns langsam nähern, denn ein unvorsichtiger Tritt auf einen morschen Ast würde uns des Anblicks des „Königs der Wälder“ sofort berauben. Je näher wir ihm kommen, um so mehr müssen wir auf unserer Hut sein, uns durch das Niederholz des Waldes zu decken und geduldig abwarten, bis seine Orgeltöne uns weiterzukommen gestatten.

Der geniale Zeichner hat uns aber längst überholt und führt uns auf unserem Bilde unmittelbar auf den Brunftplatz und dicht zu dem schreienden Hirsch, der als freier Sohn der Wildniß allerdings nichts von den Regeln des Anstandes kennt und sich nicht erbödet, uns seine etwas langläufige werthe Figur von hinten zu präsentiren; aber wir sehen dadurch das schöne Geweih eines starken Zehnenders um so vortheilhafter. Das viele und begehrliche Schreien starker Hirsche läßt um diese Zeit deren Hälse oft um das Doppelte anschwellen und macht sie dadurch nur um so imposanter in ihrer ganzen Erscheinung, dagegen wird der über den Sommer angesammelte Feist fast gänzlich aufgezehrt und am Ausgang der Brunftzeit, Mitte Oktober, sind die Hirsche zumeist nur noch Schatten von dem, was sie früher waren, denn heiße Kämpfe mit wuchtigen Nebenbuhlern haben ihre Kräfte sehr in Anspruch genommen.

Außer dem bayerischen Hochgebirge, wo noch ein ansehnlicher Edelwildstand existirt, der allerdings durch Lawinenstürze und ähnliche Naturereignisse oft vielen Schaden leidet, besitzt Württemberg einen nicht unerheblichen freien Wildstand dieser Gattung in den Staatsforsten vom Schönbuch und Bebenhausen und ist im Interesse der immer mehr bedrängten Jagd sehr zu wünschen, daß unsere Fürsten und Großgrundbesitzer nicht ermüden mögen, diese Zeugen einer früheren großartigen Natur möglichst lange der Mit- und Nachwelt zu erhalten. L. M.

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

VI.

Die Sonnenmaschine.

(Hiezu das Bild S. 252.)

Es ist ungefähr ein Vierteljahrhundert, daß der schwedische, in den Vereinigten Staaten angesiedelte Ingenieur Ericson die kalorische oder Hitzluftmaschine erfand und dieselbe nach langwierigen Versuchen als Motor für den kleinen Betrieb geeignet machte. Seit zwanzig Jahren ist dieser billigste aller Motoren in Anwendung, allein er hatte doch keine rechte Ausdehnung gewinnen können wegen des großen Geräusches, das er bei der Arbeit verursachte. Erst in den letzten Jahren, insbesondere seit der Wiener Weltausstellung, sind solche Verbesserungen an der kalorischen Maschine vorgenommen worden, daß deren größere Verbreitung wahrscheinlich ist. Nachdem Ericson auch noch durch die Erfindung der unter dem Namen „Monitor“ bekannt gewordenen Thurmpanzerschiffe den Grund zu den heutigen Panzerflotten gelegt und während des amerikanischen Bürgerkrieges durch die sinnreiche Konstruktion von Torpedoschiffen den Nordstaaten bedeutende Dienste geleistet, sollte er sich noch in seinem hohen Alter durch eine vierte Erfindung von großer Tragweite um die Kultur verdient machen — durch die Erfindung der Sonnenmaschine. Ericson ist es nämlich, welcher die erste Dampfmaschine gebaut hat, welche den Dampf statt mittelst Brennmaterials mit Hülfe der Strahlen der Sonne hervorbringt. Wie alle neuen Erfindungen mit Hindernissen und Schwierigkeiten verschiedener Art zu kämpfen haben, welche einestheils in der Unvollkommenheit der Konstruktion, anderntheils aber auch in der Indolenz des Publikums liegen, so erging es auch der Sonnenmaschine, welche, obwohl man schon seit einer Reihe von Jahren von dieser Erfindung gehört hat, doch noch nicht recht in praktischen Gebrauch gekommen war. Erst bei der Pariser Ausstellung sind neue Konstruktionen dieses Apparates am Trocadero gezeigt worden, welche, obwohl im Prinzip auf derselben Basis beruhend, doch in der Form so wesentliche Vervollkommnungen darbieten, daß das neue Instrument nunmehr als ein wichtiges Werkzeug der Produktion und des Kulturlebens der heißen Länder anzusehen ist.

Um gerecht zu sein, müssen wir hervorheben, daß der erste Gedanke, die Sonnenstrahlen zur Erzeugung von Dampf zu benützen, keineswegs Ericson zukommt, sondern daß derselbe seine Arbeit auf der Schulter tüchtiger, wissenschaftlicher und technischer Vorgänger errichtet hat. Der Gedanke an und für sich, Sonnenstrahlen zur Erzielung intensiver Hitze bis zum Feuer zu gebrauchen, ist ja ein sehr alter, da Euklid und Archimedes schon die Brennspiegel erfunden haben und der Letztere einst sich anheischig machen wollte, die ganze punische Flotte mit seinen Brennspiegeln einzuäschern. Neuere Gelehrte wie Magini, Kircher, Dufay, Buffon verbesserten den Brennspiegel außerordentlich, so daß mit demselben das Kupfer innerhalb weniger Sekunden geschmolzen werden kann, eine Stahlfeder sogar innerhalb 9 Sekunden, ein Stück Weißblech innerhalb 6 Sekunden. Allein das Brennglas hat die Eigenschaft, die Strahlen nur auf einen einzigen Mittelpunkt zu konzentriren, in Folge dessen die erzeugte Hitze zu intensiv, zu lokalisirt und daher ungeeignet zu industriellen und häuslichen Zwecken ist. Denn man würde in der Minute die Gefäße zerschmelzen oder zerstören, in welchen man z. B. Speisen bereiten wollte. Um daher einen solchen praktischen Gebrauch von den Sonnenstrahlen zu machen, mußte eine andere Methode gefunden werden. Nun liefert uns die Sonne allerdings das Licht und die Wärme, welcher das Menschengeschlecht sowohl wie sämmtliche Geschöpfe ihr Dasein verdanken, allein an und für sich sind die Sonnenstrahlen selbst am Aequator nicht im Stande, direkt Wasser zum Sieden zu bringen. Die Quantität Hitze, welche sie zur Erde sendet, wäre eigentlich dazu groß genug, wenn sich dieselbe nicht nach allen Richtungen vertheilen und im Boden verlieren würde. Nach sorgfältigen Untersuchungen hat man gefunden, daß man bis zu 17 Wärmeeinheiten auf den Quadratmeter in der Minute erzielen könnte, eine enorme Quantität, welche gleich wäre der Summe an Wärme, welche nothwendig ist, um einen Liter Wasser in der Minute um 17 Grade zu erhitzen. Es käme nur darauf an, diese Wärme nicht entschlüpfen zu lassen. Nun hat eine einfache Glasglocke die merkwürdige Eigenschaft, die Sonnenstrahlen hindurchgehen zu lassen, aber die darin vorhandenen dunklen Wärmestrahlen festzuhalten. Die Glocken, welche die Gärtner verwenden, machen dieß Jedermann klar. Die Wärme bleibt in der Glocke und entschlüpft daraus nur bei der Unterlage. Die Gelehrten Ducarla, Saussure und Herschel konstruirten auf diesem Prinzip sogar einen Sonnenkochtopf. Holz oder geschwärztes Metall hat die Eigenschaft in hohem Grade, die Wärme zu absorbiren. Ein Genfer Physiker setzte, wie Henri de Parville im Journal des Debats erzählt, einen äußerlich geschwärzten Rezipienten an die Sonne, welcher auf einer isolirenden Unterlage von Glas befestigt war, und bedeckte das Ganze mit einer oder mehreren Glasglocken. Das in den Rezipienten geschüttete Wasser gerieth bald in's Sieden und er machte sich das Vergnügen, Kirschen und Stachelbeeren darin zu kochen. Herschel bereitete sich in dieser Weise am Kap der guten Hoffnung sogar seine Speisen. Dieser einfache Versuch hatte bewiesen, daß es möglich ist, die Sonnenwärme aufzufangen und zu magaziniren, um sie zu häuslichen und industriellen Zwecken zu verwerthen. Zuerst gelang es Salomo v. Caus, einem französischen Techniker aus dem 17. Jahrhundert, und später Drebbel, Robert Fludd, Kircher und Anderen, Kessel zu heizen, welche auch zur Speisung von Dampfmaschinen dienen könnten. Nachdem Ericson zuerst den Versuch gemacht, das Prinzip für die Industrie zu verwenden, ist es dem Franzosen Mouchot nach vieljährigen Versuchen gelungen, eine Konstruktion zu finden, welche auf der Basis jener früheren Erfahrungen die praktische Ausnützung für industrielle und häusliche Zwecke in vollem Maße ermöglicht. Die Besucher der Pariser Weltausstellung, welche im Garten des Trocadero hinabgingen, fanden sich zu ihrem großen Erstaunen hinter dem Pavillon des Forstwesens plötzlich vor einem ungeheuren wie Silber strahlenden Trichter, der unter den Strahlen der Sonne blitzte. Neben dieser Riesentrompete sah man noch rauchend ein Beefsteak mit appetitlichem Geruch herauskommen. Auf der andern Seite bewegte sich eine Dampfmaschine ohne Feuerraum. Nirgends Feuer! Dennoch war das Rindfleisch gebraten und die Dampfmaschine arbeitete unter vollem Druck. Ein Diener goß mehrere Flaschen Wein in ein silbernes Gefäß, wenige Minuten darauf zog er Glühwein aus dem Rezipienten zurück; in zwei Minuten präparirte er Punsch, immer noch ohne Feuer! Die Zuschauer schüttelten den Kopf. All' dieses verrichtete die Sonne vor ihren Augen. Mouchot ist auf das ursprüngliche Prinzip des geschwärzten Rezipienten und der Glasglocke zurückgegangen. Er hat aber einen trichterförmigen Reflektor hinzugefügt, welcher auf den Rezipienten eine große Summe von Hitze zurückwirft. Man stelle sich einen gigantischen Lichtschirm aus versilbertem Messing vor, welcher nach der Sonne hingekehrt ist. Im Mittelpunkt dieses Trichters befindet sich ein langer cylindrischer Kessel, welcher nach der Axe des Reflektors hin gerichtet ist. Der Kessel ist aus geschwärztem Kupfer. Er ist zusammengesetzt aus zwei Hüllen, welche in Glockenform konzentrisch auf einander ruhen. In dem ringförmigen Raume zwischen beiden ist das Wasser eingeschlossen. Endlich umgibt eine gläserne Hülse den Kessel. Mit diesem ganz einfachen Apparat wird eine ungeheure Menge von Sonnenstrahlen aufgefangen. Mouchot hat Versuche mit seinem Sonnenkessel in Algier während des letzten Winters gemacht und bemerkenswerthe Erfolge damit erzielt. Auf dem Trocadero selbst aber riß er die Zuschauer durch die Vielfältigkeit der Verwendungen seines Apparates förmlich zum Erstaunen und zur Bewunderung hin. Während auf der einen Seite Speisen gekocht wurden, wurde auf der andern Seite Alkohol destillirt und die Dampfmaschine in Bewegung gesetzt. Niemals versagte der Apparat, so lange die Sonne schien. Zum Kochen wurden kleinere Apparate verwendet, deren Reflektoren bis zu $^1/_6$ Quadratmeter herab messen und vollständig hinreichen, um zwei Pfund Fleisch in 22 Minuten zu braten oder in $1^1/_2$ Stunden Gerichte zu bereiten, welche mit gewöhnlichem Holzfeuer 4 Stunden erfordern, um in einer halben Stunde $^3/_4$ Liter kaltes Wasser zum Sieden zu bringen, was einen Nutzeffekt von 9,5 Wärmeeinheiten in der Minute und per Quadratmeter entspricht — ein Erfolg, den wir kaum mit unseren Heizapparaten zu Stande bringen. Der Sonnenapparat, welcher mit Reflektoren von weniger als einem halben Quadratmeter versehen war, brachte 3 Liter Wein in weniger als einer halben Stunde zum Sieden. Auch die Versuche, welche mit der Triebkraft des Apparates gemacht worden sind, waren vollkommen befriedigend. Mouchot hatte für die Ausstellung den größten Reflektor konstruirt, welcher jemals gebaut worden war. Dieser Apparat zog besonders die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich (man sehe die Abbildung). Derselbe wurde erst am 1. September definitiv in Stand gesetzt. Er hatte in seinem Brennpunkt einen eisernen Kessel, welcher mit allen Zuthaten 200 Kilo wiegt, an 2,50 Meter lang ist und 100 Liter faßt, nämlich 30 für die Dampfkammer und 70 für die Flüssigkeit, welche verdampfen soll. Ein sehr einfacher Mechanismus erlaubt, den Apparat nach Belieben zu kontroliren, sowie auch ihn fortwährend von Osten nach Westen zu lenken, um ihn unaufhörlich der Sonne auszusetzen. Ein Kind genügt, um den Mechanismus zu handhaben. Der Rezipient am Trocadero brachte am 2. September

in einer halben Stunde 70 Liter Wasser zum Sieden. Der Manometer des Kessels zeigte zuletzt den Druck von 6 Atmosphären an. Bei einem Versuch am 22. September, wo ununterbrochener Sonnenschein war, stieg der Druck rasch auf 6 Atmosphären und Mouchot war im Stande, mit der Maschine unter konstantem Druck von 3 Atmosphären eine Pumpe in Bewegung zu erhalten, welche 1500 bis 1800 Liter Wasser auf eine Höhe von 2 Meter erhob. Am 29. September ist der Dampfdruck in zwei Stunden auf 7 Atmosphären gestiegen, was einer Temperatur von 177 Graden entspricht. Der Dampf der Sonnenmaschine wurde auch gebraucht, um in einem Carré'schen Eisapparat verwendet zu werden, und man war im Stande, damit in Zeit von 15 Minuten einen schönen Block Eis zu fabriziren. Es war das erste Mal, daß die Sonne angewendet wurde, um direkt Eis hervorzubringen. Die uneingeweihte Menge war geradezu verblüfft und versucht, an Zauberei zu glauben.

Die an der Pariser Weltausstellung mit der neuen Sonnenmaschine angestellten Versuche haben sonach sowohl in ihrer Anwendung zum Kochen und Destilliren, sowie zum Betrieb von Dampfmaschinen einen solchen Erfolg gehabt, daß man, ohne besorgen zu müssen, für phantastisch gehalten zu werden, behaupten kann, die Kultur ist um ein neues produktives Werkzeug bereichert worden. Allerdings werden der neue Apparat und die neue Maschine für die Länder der gemäßigten Zone nur von untergeordneter Bedeutung sein, weil die Sonne in denselben zu wenig freigebig mit ihren Strahlen ist, um einen ununterbrochenen Betrieb zu ermöglichen. Allein für die Länder der heißen Zone, welche mit wenig Unterbrechungen sich eines ungetrübten, heiteren Himmels erfreuen und welche meist einen großen Mangel an Brennmaterial haben, wird der neue Apparat aber geradezu ein Segen werden. Es können mit demselben nicht bloß kleine Gewerbe die erforderliche Triebkraft erhalten, es kann mit demselben gekocht und destillirt werden, es können auch Mühlen betrieben, Pumpen des Tags über in Thätigkeit gesetzt werden und eine der größten Labungen für die Länder der heißen Zone mit den allergeringsten Kosten — das Eis für den täglichen Gebrauch fabrizirt werden. Wer auf den Weltausstellungen oder auch sonst in den größeren Städten die Eismaschinen verschiedener Konstruktion in Thätigkeit gesehen und deren Leistungen bewundert hat, wird zugeben, daß die Möglichkeit der Verwendung der Sonnenmaschine zur Erzeugung dieses Genußmittels allein ihr eine bedeutende Zukunft in den Ländern der heißen Zone sichert.

Der Besuch der Wittwe.

Gemälde von Karel Baugniet.

(Hiezu das Bild S. 249.)

Der berühmte belgische Porträtmaler Karel Baugniet, der sich durch seine «Artistes contemporains» einen bekannten Namen gemacht, zeigt uns im „Besuch der Wittwe", wie bedeutend er auch als Genremaler ist. Denn könnten wir Besseres zum Lobe des Bildes sagen, als daß es so ausdrucksvoll, so einfach, so klar ist, daß es des erklärenden Wortes, des Deutens und Ausmalens des Gedankens völlig entrathen kann? Der Schmerz der Wittwe, die das Bild ihres Gatten im Atelier des berühmten Malers betrachtet, überhebt uns jeden Wortes, — wir können nur mitfühlen.

Notizblätter.

Literatur.

— **„Am Kamin" von Hieronymus Lorm ist jetzt in zweiter** Auflage und geschmackvoller Ausstattung erschienen (Hamburg, Richter). Wie alle Produkte dieses Autors ist auch dieses Buch originell und eigenthümlich reizvoll. Es ist eine Novellensammlung voll frappanter Erfindung, die Figuren bewegen sich in Redeweise und Handlung durchaus nicht auf der Heerstraße gewöhnlicher Novellenfabrikation, sie gehen ihren eigenen Weg, den zu verfolgen wir durch die Kunst der Darstellung mit fortgerissen werden. Oft führt der Pfad vorbei an düsteren Klüften, oft baut sich eine Brücke von geistreicher Erfindung über unheim'sche Sümpfe, oft führt uns der Weg aber auch zu den lichten Höhen köstlichen Humors und feinen Witzes. Dieß Novellenbuch ist eine Leistung von ganz spezifischem Charakter, nicht geschaffen, es schnell und hastig durchzulesen — das soll man überhaupt bei guten Novellen nie, sondern hie und da eine der Erzählungen als besonders ausgewählte Lektüre zu lesen und nun die Hände in den Schooß zu legen. Wir sind sicher, der Leser wird dann noch eine gute Zeit sich angenehm geistig beschäftigt und unterhalten finden. Erzählungen wie z. B. „Philosophie eines Kusses", „Die Verblühte" vergißt man nie, und wenn man an sie denkt, klingen die angeregten Akkorde stets zu neuen Weisen in unserem Geiste zusammen.

— **Der bekannte Historiker Wilhelm Müller, der Verfasser der** „Geschichte des deutsch-französischen Kriegs" und des „russisch-türkischen Kriegs", war durch diese Studien ganz besonders mit seinem Interesse auf einen Mann hingelenkt, dessen Biographie von seiner Hand in dem eben erschienenen Buche: „Generalfeldmarschall Graf Moltke 1800—1878" (Stuttgart, Krabbe) vorliegt. Das reiche Material, das zur Hand war, galt es so zusammenzudrängen, daß wir wohl das volle Bild des Denkers und Lenkers der Schlachten bekämen, daß es aber doch ein handliches Buch für das Volk, nicht für den strengen Militär werde, und ein solches Volksbuch ist es im vollsten Sinne geworden, namentlich auch durch die Form des Erzählens und durch die Art, wie der Verfasser die Person Moltke's in den Vordergrund treten läßt. Er führt uns gleich mitten in den böhmischen Feldzug hinein, um uns das volle Interesse an seinem Helden gewinnen zu lassen, und erzählt dann erst die Jugend- und Wanderjahre bis 1856, seine Feldzüge, und schildert ihn zuletzt in höchst interessanter Weise auch als Reichstagsmann — ein Kapitel, das bislang noch zu wenig Beachtung fand. Kurz, das Buch ist ganz dazu angethan, dem deutschen Volke einen seiner bedeutendsten Männer lieb und werth zu machen.

— **Der Jenaer Professor Hand hatte die Aesthetik der Tonkunst** zum ersten Male systematisch behandelt; seitdem ist eine ganze Flut von Schriften erschienen, welche ästhetische Themate aus der Musik behandelten, das umfassendste und beste, was wir bislang über dieß Thema hatten, von Hanslik (Das Musikalisch-Schöne). Nun erhalten wir von Dr. Heinrich Adolph Köstlin, dem wir eine werthvolle „Geschichte der Musik" verdanken, eine systematische Aesthetik derselben, wenn sie auch den bescheidenen Titel: „Die Tonkunst" (Stuttgart, Engelhorn) gewählt hat. Der Verfasser hat es verstanden, indem er einfach, klar von den Elementen an aufbaut, den Leser, bei dem er keine strengeren Vorkenntnisse voraussetzt, langsam durch die Formen in das geistige Wesen der Musik einzuführen und ihm so die volle Summe aller der Kenntnisse beizubringen, welche zur Beurtheilung des musikalischen Kunstwerks nöthig sind und ihm nicht nur das Verständniß ermöglichen, sondern auch — und das ist das Wichtigste dieses Buchs — den Genuß erhöhen. So ist es bei der großen Klarheit und Schärfe des Ausdrucks, bei der ansprechenden Form der Darstellung nicht bloß den Mustern von Fach, sondern ganz besonders auch den großen Kreisen der Musikfreunde angelegentlich zu empfehlen.

— **Trewendt's „Volkskalender" und „Hauskalender", die sich** im 35. und 32. Jahrgang präsentiren, enthalten Erzählungen beliebter Novellisten, geschichtliche und geographische Artikel, Belehrungen aller Art, eine Geschichte des Orientkriegs und ein reiches Kalendarium, sowie zahlreiche Bilder in Stahlstich und Holzschnitt.

— **Die W. Rommel'sche Verlagsbuchhandlung in Frankfurt a. M.,** welche durch ihre reich ausgestatteten und mit gewissenhafter Treue angefertigten Wappentafeln der souveränen Staaten der Erde und ihrer Flaggen, der deutschen Kaiser und der deutschen Städte sich ein Verdienst um die Heraldik erworben, hat nun auch eine „Wappentafel der deutschen Burschenschaften", gezeichnet von Nikolaus Müller, herausgegeben. Um die Wartburg gruppiren sich die Wappen von 41 Burschenschaften in geschmackvollem Arrangement, und das prächtige Tableau bildet für die Universitäts- und Studentenwelt einen überaus kostbaren Zimmerschmuck.

— **Die Jugend ist in dem letzten Jahrzehnt zu ungeahnten** Ehren gekommen: man hat ihr eine Reihe von Zeitschriften, und nun auch Kalender gewidmet. So erscheint der „Deutsche Schülerkalender", herausgegeben von Max Vogler (Leipzig, Körner), schon im 7. Jahrgang, ebenso das „Jahrbuch für Gymnasiasten und Realschüler" und das „Jahrbuch für Töchter gebildeter Stände". Sie enthalten neben dem Kalendarium zum Einschreiben namentlich geschichtlichen und geographischen Memorirstoff, Erzählungen und Poesieen.

— **In Paris ist ein internationaler Journalistenverein be**gründet worden, welcher die solidarische Vereinigung der Mitglieder der Presse aller Länder bezweckt; der Pariser Centralverein bildet den Mittelpunkt.

— **Eine vom Kriegsarchiv in Wien herausgegebene offizielle** Geschichte des bosnischen Feldzugs befindet sich im Druck und wird Streffleur's österreichischer militärischer Zeitschrift beigelegt werden.

— **Brachvogel hinterläßt seine Geschichte des k. Theaters zu** Berlin unvollendet: man hofft, daß der Hofschauspieler Lavallade, der bisher dem Verfasser treu zur Seite gestanden, sie werde vollenden können.

— **Die Herausgeber des „Illustrirten Patentblattes" in Berlin** haben einen „Dank- und Jubelmarsch zur glücklichen Errettung Sr. Maj. des Kaisers Wilhelm", komponirt von E. Leonhard, in prunkvoller Ausstatung und Imperialformat herausgegeben, der dem Notenpult jedes Patrioten eine werthvolle Zierde sein wird und durch seinen musikalischen Werth sich dauernd in der Gunst erhalten wird. Der Hauptertrag wird wie der der Wilhelmsspende dem deutschen Kronprinzen zur Verwendung übergeben werden.

Bildende Künste.

— **Das neue große Opernhaus in London, welches am Themse**quai von Napleton errichtet wird und die größte Bühne der Welt zu werden verspricht, ist wieder in Angriff genommen und soll bis Herbst 1879 vollendet werden.

— **Unter den Konkursmodellen für das Deakmonument erhielt** den ersten Preis (6000 Fr.) Professor Adolph Huszar, ein Ungar, den zweiten Zumbusch, den dritten Bela Borjancsky.

— **Der k. preußische Hofmaler A. Wegelin in Köln, in der** Künstlerwelt als ausgezeichneter Architekturmaler bekannt, feierte am 24. November sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum.

— **Theodor Pixis hat sich auf Anregung des Kunstverlags von** Hanfstängl's Nachfolger in Berlin der dankbaren Aufgabe unterzogen, einen Cyklus zu Gottfried Kinkel's: „Otto der Schütz" zu malen. Derselbe besteht aus 12 grau in Grau in Oel gemalten Bildern, welche, von J. Albert photographirt, soeben in zwei Formaten (Kabinet und Folio) erschienen. Große Anerkennung verdient die poesievolle, lebensfrische Darstellung, sowie die feine Charakteristik der Gestalten; und so wird, namentlich da unseres Wissens noch keine Bilder zu dem herrlichen Dichterwerke existiren, das neue Werk von Pixis sich wohl eben desselben Erfolges zu erfreuen haben, wie seine Bilder zu deutschen Volks- und Lieblingsliedern, und namentlich seine Richard Wagner-Galerie. Unser Blatt wird demnächst zwei Bilder aus der Sammlung in Holzschnitt bringen.

Bühne.

— **Im Wiener Burgtheater wurde das mit so viel Geheimniß** und Lärm vorbereitete Lustspiel: „Rosenkranz und Güldenstern" endlich gegeben und fand eine sehr heitere und angeregte Aufnahme. Die Kritik bezeichnet das Stück, als dessen Verfasser sich der Journalist Michael Klapp entpuppt hat, als eine sehr leichte Waare, voll Heiterkeit und Spaß, aber ohne jenen echten Lustspielfern, der es neben „Minna von Barnhelm" und „die Journalisten" stellen könnte. Der Inhalt des Stücks ist kurz folgender: Wir begleiten den zwanzigjährigen Grafen Ernst Liebenstein, Sohn des Fürsten Albert Liebenstein, auf seiner Reise mit Baron Rosenkranz; Letzterer läßt sich vom Fürsten als Reisebegleiter engagiren, nicht etwa als gestrenger Aufseher, sondern als freundschaftlicher Compagnon, denn der Graf soll flügge werden, ja er soll, nach den schriftlichen Instruktionen seines Papas, unterwegs auch einen Roman haben, nur nicht mit einer Adeligen und nicht mit einer „Schau-, Lust- oder Trauerspielerin". Gegen Bürgerliche hat der Fürst nichts einzuwenden, da Ernst gewiß nicht auf die Idee gerathen wird, eine solche zur Frau zu nehmen, auch das Ballet erscheint ihm ungefährlich, die „Schau-, Lust- und Trauerspielerinnen" aber wollen geheirathet sein, und einer Adeligen gegenüber könnten Ernst Ehegedanken kommen, diese aber würden des Fürsten Lieblingsplan zerstören: seinen Sohn mit Comtesse Kienborn zu verehelichen. Ernst soll inkognito reisen, und da sein Begleiter Rosenkranz heißt, wird der junge Graf des Spaßes halber Güldenstern genannt. Unter der Firma „Rosenkranz und Güldenstern" ziehen die Beiden in die Welt hinaus, durch Frankreich in die Schweiz. Nach mancherlei Zwischenfällen ergibt sich als Facit: Baron Rosenkranz heirathet Comtesse Kienborn, Graf Ernst aber Vilma Düring, eine Bürgerliche, in deren Adern überdieß Theaterblut rollt. Fürst Liebenstein gibt zu dieser Mesalliance seine Einwilligung, und zwar deßhalb, weil Vilma eine Tochter seiner verstorbenen, mit einem Schauspieler verheirathet gewesenen Schwester ist. Der Fürst hatte sich von seiner Schwester gänzlich losgesagt, und was er damit an ihr gesündigt, macht er nun an Vilma gut. Wir konstatiren nur noch, daß selten am Burgtheater so herzlich und viel gelacht worden sei, wie an diesem Abend, und das mag den Dichter ermuthigen, der Bühne seine ganze Kraft zuzuwenden.

— **Im Münchener Hoftheater am Gärtnerplatz wurde ein Schau**spiel der talentvollen und beliebten Schauspielerin dieser Bühne, Frau Hartl-Mitius: „Onkel Tronck" mit großem Beifall aufgeführt. Dichterin und Künstlerin theilten sich in den lebhaften Applaus. Die gut erfundene Fabel, die bei ihrer reichen Verwicklung hier nicht erzählt werden kann, würde ausreichend Stoff zu einem Roman bieten, ist aber von der Verfasserin sehr glücklich dem engen Rahmen angepaßt. Die Konflikte sind wirksam benützt, um die Handlung fesselnd zu machen, und die Charaktere so lebenswahr skizzirt, daß man an dem Stücke, dem Erstlingswerke der Verfasserin, seine volle Freude haben und ihr eine schöne Zukunft auch auf diesem Boden prophezeien kann.

— **Berlin und Wien berauschen sich gegenwärtig in den höchsten** musikalischen Genüssen. Adelina Patti hat im Fluge die Herzen aller Berliner erobert: über sie etwas zu sagen, halten wir für überflüssig. Dagegen glauben wir über den neuen Stern am Wiener Theaterhimmel, der vom Jahre 1880 an ganz für Wien gewonnen ist und vom Karlsruher Theater kam, das Urtheil Hanslick's und Speidel's registriren zu sollen: „Bianca Bianchi's Stimme, ein Sopran von mittlerer Höhe, schwacher Mittellage und noch schwächerer Tiefe, ist vortrefflich geschult. In den Bravourstellen erwies sich Frl. Bianchi als eine hervorragende Koloraturjängerin, in den lyrischen Stellen als eine Künstlerin von unverdorbenem Geschmack und warmer Empfindung. Das Publikum, weder von der Stimme, noch von der Persönlichkeit Bianca Bianchi's bestochen, trat bald aus seiner anfänglichen Passivität heraus, wurde von Szene zu Szene wärmer und bereitete nach dem Schlußrondo der Künstlerin einen Triumph, wie er deutschen Sängerinnen hier selten zu Theil wurde." Speidel referirt wie folgt: „Fräulein Bianchi gehört zum Allerbesten, was unsere Oper an Koloraturkraft für sich erwerben konnte; sie ist ohne Zweifel ein unschätzbarer Gewinn. Mit einer jugendlich freundlichen Erscheinung verbindet sie gutes, einfaches Spiel. Ihre Aussprache ist auffallend deutlich. Die Stimme ist frisch und klar, in der Tiefe ein wenig leicht, aber gegen die Höhe zu immer größerem Wohllaut anwachsend. Sie ist ein geborenes musikalisches Talent, das beweist ihr schlichter, anständiger Vortrag, auch besitzt sie weniger Schule, als einen fleißig gepflegten und entwickelten Naturgesang. Ihre Skala ist verlend, ihr Staccato glänzend, ihr Triller vortrefflich. Sie erinnert am meisten an die Murska, doch hat sie vor dieser einen feineren Geschmack voraus."

Erfindungen.

— **Eine neue Vervielfältigungsvorrichtung ist der Hektograph** von Kwaiser & Hufak (Hauptdepot: Josef Lewitus, Wien I., Babenbergerstraße 9). Mit einer besondern Tinte wird auf gewöhnliches Papier geschrieben oder gezeichnet und die Schriftseite auf die in einem flachen Gefäß enthaltene gallertartige Masse, die zuvor mit einem Schwamm angefeuchtet worden, gelegt. Diese Masse saugt die Schrift gierig an, gibt sie aber auch sofort in größter Deutlichkeit und Schärfe an jedes neu aufgelegte Papier wieder ab und so lassen sich auf die einfachste Weise und ohne Hülfe einer Maschine oder Presse und ohne neues Anfeuchten 50 unverwischbare Kopieen in weniger als einer Viertelstunde davon erzielen. Wird Zeichnung oder Schrift in Roth und Dunkelblau zugleich — diese beiden Tinten existiren bis jetzt — ausgeführt, so erscheint die Reproduktion in denselben Farben. Die Originalschrift kann zum zweiten Mal in gleicher Weise benützt werden und gibt dann nochmals 15—20 Abdrücke. Nach gemachtem Gebrauch wird die Schrift auf der Gallertmasse weggewaschen, wodurch letztere zur Aufnahme und Abgabe einer neuen Arbeit fähig ist. Die Leistungen des höchst einfachen Apparates, der in jeder beliebigen Größe hergestellt wird und z. B. 28/41 Ctm. groß mit Zugehör nur 15 M. kostet, sind überraschend und die Geschäftswelt, Kanzleien, Zeichnenbureaux rc. werden das Hülfsmittel bald als ein unentbehrliches erkennen.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **Die Pariser Weltausstellung von 1878 hat an Eintrittsgeld** 12,653,746 Fr. 70 Cent. geliefert, während dasselbe auf 14 Millionen Fr. veranschlagt war. Der Katalog hat nur 160,000 Fr. abgeworfen. Die bisher berichtigten Ausgaben haben noch nicht die angesetzte Höhe von 45 Millionen Fr. erreicht, doch glaubt man, daß die definitiven Gesammtausgaben sich auf 50 bis 53 Millionen belaufen werden. Die Lotterie ihrerseits hat ein Reinerträgniß von 11 Millionen Fr. geliefert. Davon wurden zwei Drittel für den Ankauf von Gewinnen und 2 Millionen Fr. für die Beförderung von Arbeitern und kleinen Beamten aus der Provinz nach Paris zum Besuche der Ausstellung verwandt, so daß dem Staate etwa 1½ Millionen Fr. als Reingewinn verbleiben. Endlich wird die Stadt Paris eine Subvention von 6 Millionen und, wenn sie den Trocaderopalast übernimmt, eine Indemnität von 3 Millionen Fr. zu zahlen haben. Die Weltausstellung hat also dem französischen Staatsschatze in runder Summe 30 Millionen oder, wenn man das durch sie bewirkte Mehrerträgniß der Steuern, wie im Budget geschehen, auf 10 Millionen Fr. veranschlagt, 20 Millionen Fr. gekostet.

— **Nicht nur Australien rüstet sich zu einer Ausstellung, auch** Asien (Taschkend) bereitet eine gewerbliche und landwirthschaftliche Ausstellung vor, bei der goldene und silberne Medaillen und Ehrenkastane die Preise bilden werden.

— **Augenblicklich unterhandeln französische und englische Kapita**listen über die Gründung einer Kommanditbank mit einem Kapital von 1 Million Pfd. St., welche sich die Aufgabe stellt, im nächsten Frühjahre, etwa am 1. Juni 1879, im Krystallpalast zu Sydenham in London eine permanente Weltausstellung zu eröffnen. Das Unternehmen soll sich der Protektion der Königin von England erfreuen, im Uebrigen fehlt uns aber jeder Anhalt zur Beurtheilung desselben.

— **Der Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen Deutschland** und Italien ist bis zum Schluß des Jahres 1879 verlängert worden.

— **Am 15. Dezember ist die feste Eisenbahnbrücke über den** Limfjord zwischen Jütland dem Verkehr übergeben worden.

Statistik.

— **Eine Rangordnung der Weltstädte, deren Bevölkerung über** eine Viertelmillion Seelen zählt, wird in einem der von dem Chef des statistischen Bureaus in London publizirten Wochenberichte folgendermaßen ausgegeben: An der Spitze steht London mit seinen 3,388,304 Einwohnern; sodann folgen Paris mit 1,988,806, New-York mit 1,084,528 (und die Nachbar- oder Schwesterstadt Brooklyn mit 519,438) und Berlin mit 1,019,620. Hierauf kommen Städte mit weniger als einer Million: Philadelphia mit 876,118, Wien mit 727,271, St. Petersburg mit 669,741, Bombay mit 644,405, Glasgow mit 566,940, Liverpool mit 532,681 und Manchester (mit Salford) mit 530,765 Einwohnern. Den Schluß bilden Städte mit weniger als 500,000, und zwar: Neapel mit 457,407, Kalkutta mit 429,535, Madras mit 397,552, Hamburg mit 406,104 (hier ist die Staatsbevölkerung mit derjenigen der Stadt verwechselt; letztere betrug, einschließlich der Vororte, nach der neuesten Zählung [1875] erst 348,447 Köpfe), Birmingham mit 383,117, Baltimore mit 355,000, Pest mit 319,530, Dublin mit 314,666, Leeds mit 304,948, Amsterdam mit 302,266, Sheffield mit 289,587, Rom mit 282,214 und Breslau mit 267,000 Einwohnern. Die großen chinesischen und japanischen Städte sind bei Aufstellung dieser Liste nicht berücksichtigt worden. Vollständig ist die Liste überhaupt nicht, da auch andere Städte, die mehr als eine Viertelmillion Einwohner zählen, nicht aufgeführt sind, so Konstantinopel, das über 600,000 Einwohner hat, Moskau, dessen Seelenzahl schon für 1871 auf 601,969 angegeben wird, Warschau mit 308,548 Einwohnern (1877), Madrid, dessen Bevölkerung im Jahre 1870 bereits 332,094 Köpfe betrug, St. Louis, das gleichzeitig 310,864 Einwohner zählte, Chicago mit 298,977, Boston mit 250,526 Einwohnern.

Gestorben.

— Mr. Gye, der langjährige Impresario der italienischen Oper des Coventgardentheaters, in London, 69 Jahre alt.

— Anton Händler, Bildhauer, in Chemnitz, am 23. November.

— Louis Königswarter, Nationalökonom und Jurist, in Paris, am 6. Dezember, 64 Jahre alt.

— Graf Charles de Mornay, Pair von Frankreich, vormaliger Gesandter in Stockholm, in Paris.

— Theod. Petr. Bryfaltis, Historienmaler, 64 Jahre alt, in München, am 7. Dezember.

— Pierron, gelehrter Hellenist, Professor am Lyceum Louis le Grand, in Paris.

Leander's Träumereien.

(Leipzig, Breitkopf & Härtel.)

Wir haben diesem Märchenbuch, dessen zehnte Auflage nunmehr in einer Prachtausgabe mit Illustrationen im reichen goldverbrämten Festgewande eines glanzenden Einbandes erschienen ist, in unserer letzten Nummer Worte wärmster Anerkennung geliehen. Heute entlehnen wir dem schönen Werke eine Illustration zu dem rührenden Märchen: „Eine Kindergeschichte" — die Geschichte zweier Todtengräberkinder, welche auf dem Grabe eines einsamen Mannes, der vor Jahren an dem Orte erschienen und verstorben war, ohne daß man wußte, wer er war, ein Loch gegraben und darein ihre gesammelten Schneckchen legten, mit denen sie spielten. Der alte Hagestolz, der in seinem Grabe die kindlichen Reden belauscht, denkt der Tage, da er auch in seiner Jugend mit einem hübschen Mädchen gespielt, das ihm später aus den Augen entschwunden. Da fließen seine Thränen.

Eine Kindergeschichte. Aus der illustrirten Ausgabe von R. Leander's „Träumereien". (Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.)

Er suchte die Arme auszustrecken, um die Kinder an sein Herz zu drücken, aber vergeblich. Da weinte er noch mehr und weinte noch immer, als die Todtengräberfrau die Kinder zu Bette gebracht hatte. Als der Todtengräber des andern Tages jedoch durch den Kirchhof ging, da war aus dem alten verlassenen Grabe eine Quelle entsprungen. Das waren die Thränen des alten Hagestolzen. Sie rieselte hell aus dem Grabhügel hervor und kam gerade aus dem Loche, wo die beiden Kinder ihr kleines Häuschen hineingegraben hatten, und der Todtengräber freute sich, denn er brauchte das Wasser nicht mehr aus dem Dorfe zu holen. Er machte für die Quelle eine ordentliche Leitung und faßte sie mit großen Steinen ein. Von jetzt an begoß er mit dem Wasser der neuen Quelle alle Gräber auf dem Kirchhofe, und die Blumen blühten fortan schöner denn je und die beiden Kinder saßen oft an der Quelle, bauten Mühlen und ließen Papierkähne auf ihr schwimmen.

Der Besuch der Wittwe. Gemälde von K. Vaugniet. Nach einer Photographie von Lecadre (V. Schlesinger in Stuttgart). (S. 247.)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Aber seltsam — allmälig, wie dieß Traumbild Helenen oft und öfter zurückkehrte, begann sie sich fast nach ihm, nach seiner Wirklichkeit hinüberzusehnen. Ihr war's, als ob es hier, im Heimathause und im täglichen Gang der Tage noch einsamer um sie her sei, als es dort sein könne, wo Wind und Wellen wenigstens ihr alte, versunkene Dinge raunen, aus ihr selbst etwas heraufmurmeln und rauschen würden, wonach ihr Ohr vergeblich in sich hineinlauschte. Dann indeß brach sie in heftigen Tadel gegen sich aus, daß sie undankbar sei und ihren Vater vergesse, der sie liebte, wie nur ein Vater sein Kind zu lieben vermochte, den auch sie liebte und von dem sie sich doch vorstellte, ihn verlassen zu können. Ihr Kopf ertrug den Widerspruch ihrer Gedanken und Empfindungen nicht, es hämmerte drin und überlagerte ihn mit dumpfem Schmerz. Sie erneute ihre Selbstvorwürfe, daß es sich ihr täglich unabweisbarer in's Herz drängte, ihr Vater habe bei aller seiner Liebe kein Verständniß für ihr eigenstes Wesen, ihr heimliches Leiden, Sehnen und Bangen. Sie erschrak bei dem Gefühl, es sei möglich, daß sie ihn in der Tiefe der Seele weniger liebe, als er sie; daß sie noch etwas bedürfe, was seine Natur ihr nicht bot. Auch dafür gab es keine Worte, aber es war ihr eine Zeitlang in dem neuen Gast des Hauses entgegengekommen. Jene schöne, sichere Heiterkeit, der beschwichtigende Friede, der aus dem bis zum Grunde klaren Born eines reichen, sich voll aufschließenden Gemüthes quillt und alle undeutlich sich herandrängenden Geister zurückbannt, wie hohe Sommersonne die Nebel der Berge scheucht. Das war gewesen, wie unbewegter Sommertag, doch nun war auch das vorüber, und verworren blickte Helene Fleming in die Räthsel ihres eigenen und des fremden Daseins um sie her darein und fand keine Lösung, als in der Stille zu weinen.

Wenn der alte Spruch Wahrheit enthielt, es sei ein Trost, im Unglück Leidensgefährten zu haben, so besaß sie ihn freilich. Unverkennbar erstreckte die Abneigung Hainbuch's sich nicht auf sie allein, sondern in gleicher Weise auch auf Eugen Römhold. In nämlicher Wandlung hatte hier wie dort die frühere Wärme plötzlicher Erkaltung Platz gemacht. Nur hatte der Jüngling sich rascher, geduldiger in die Veränderung gefunden, trug dieselbe mit der Sorglosigkeit der Jugend. Er verrieth wohl anfangs Befangenheit, wenn er dem Blicke Hainbuch's begegnete, doch allmälig kämpfte er mit dem Ausdruck eines Menschen dagegen an, der durch längere Behauptung seines Willens in demselben erstarkt und sich gewöhnt, etwas mit ihm nicht Vereinbares gleichmüthig hinzunehmen.

Einzig zu Petrea von Malchow bestand das alte Verhältniß Ottmar Hainbuch's ungetrübt fort, schien nicht allein durch den Gegensatz noch erhöht, sondern war es offenbar auch in Wirklichkeit. Ein zwischen ihnen getauschter Blick reichte aus, daß sie sich verstanden, daß sie sich fügsam der Deutung seiner Augen anheimgab. Sie begleitete ihn fast täglich auf seinen Spaziergängen, dann hing das Mädchen, das sich seit seiner Ankunft mit überraschender Schnelligkeit von der letzten Stufe der Kindheit zur ersten des Jungfrauenalters erhoben hatte, wie eine Tochter an seinem Arm.

Wen diese Wandlungen am wenigsten berührten, wer sie kaum wahrnahm und deßhalb keinen Anlaß fand, innerlich darüber zu denken, war Melchior Fleming. Ihn beschäftigten sichtlich fast immer Gedanken, die ihn auch während eines Gesprächs nicht verließen, und seine Augen boten zumeist den Ausdruck jenes Blickes, der die Dinge, auf denen er ruht, in allgemeinem Umriß sieht, doch nicht mit der Seele auffaßt, weil diese auf weit hinter ihnen liegende Bilder verwandt ist.

Bei derartigem Vereinzelungstrieb, der die Bewohner des Ellernbrooker Pfarrhauses mehr oder minder beherrschte und auch während des Zusammenseins vorwiegend auf ihre eigenen Gedankenkreise beschränkte, verrann der Abend meistens unter nicht selten peinlicher Wortkargheit und ließ die zur Nachtmahlzeit Versammelten sich gemeiniglich mit frühzeitigem Aufbruch trennen.

Heut jedoch verlängerte der Gesprächsstoff, den der Tag geboten und fast aufgedrängt, das Verweilen. Die durch die neue Anlage der Eisenbahnen beschleunigte Post übermittelte allerdings auf den großen Verbindungslinien der Hauptstädte ihre Sendungen und Nachrichten mit einer bis vor Kurzem noch unglaublichen Schnelligkeit; dann aber trabte sie von den Metropolen im alten Schleppgang zu den Landstädten hinaus und verlangsamte diesen noch mehr, wenn sie die Straßen der letzteren verließ und zu Fuß durch Busch und Feld den Dörfern zuwanderte. Endlich indeß gelangte sie auch in den still-entlegensten Landwinkel hinein und brachte die Kunde der bereits seit Tagen veralteten, oft schon überrauschten Begebenheiten der großen Welt draußen durch Vermittlung eines kleinen ein- oder zweimal wöchentlich erscheinenden Zeitungsblättchens, das auf grauem Löschpapier in nuce und wirklich ungefähr im Verhältniß einer Nuß zum Erdball die Ereignisse auf dem letzteren zurückspiegelte. Es lag nichts Befremdendes darin und erzeugte keinerlei Aufregung, wenn der gedruckte Bote einmal ausblieb, sich um einen Tag oder auch länger verspätete. So war es gestern geschehen, und nur Ottmar Hainbuch hatte mit einer gewissen Hast bei der Heimkehr vom Jahrmarkt nach dem unbeachtet auf dem Flur liegenden Blatte gegriffen, dasselbe mit auf sein Zimmer genommen und die voller als sonst bedruckten Seiten aufmerksam durchmustert. Sie enthielten wie immer nur Nachrichten von lakonischer Kürze, die schlecht stylisirte Quintessenz der Artikel größerer Zeitungen; doch aus dem gewöhnlichen Text leuchtete heut an drei Stellen eine Anzahl von groß in fetter Schrift hervorstechenden Zeilen und berichtete, daß in Paris das Julikönigthum durch eine Straßenrevolution gestürzt worden sei, in Berlin ein Volksaufstand begonnen habe und in den Herzogthümern Schleswig und Holstein eine allgemeine Erhebung sich Lostrennung derselben von dem Druck der dänischen Herrschaft zum Ziel gesetzt. An diese Botschaften reihten sich als Mittheilungen von gleicher Bedeutung die Lokalberichte aus Stadt und Land, Gnadenbezeugungen des allerhöchsten Landesherrn, Unglücksfälle, Himmelserscheinungen, Wetterprophezeiung des hundertjährigen Kalenders, Erfahrungen eines alten bewährten Landmannes, Miscellen aus dem neuesten „Pfennigmagazin" und buntes Allerlei. Hainbuch hatte sich darüber ertappt, daß er diese letzten Rubriken in gleicher Weise wie die übrigen mit seinen Augen überflogen, doch ohne etwas dabei zu denken; dann war die Essensglocke durch's Haus geklungen und er in's Wohnzimmer hinuntergestiegen.

Diese Nachrichten des Wochenblättchens, die er mit an den Theetisch brachte, hatten am heutigen Abend den Anlaß zu lebhafterer Unterhaltung zwischen ihm und Melchior Fleming geboten und in Folge davon ein längeres Zusammenbleiben als gewöhnlich herbeigeführt. Daß die mit fettem Druck hervorgehobenen, lakonischen Mittheilungen der Zeitung etwas Bedeutungsvolles in sich bargen, nach der Todtenstille vieler Jahre den ersten Wirbelstößen eines Windes ähnelten, der dem Ausbruch eines lang angesammelten Gewitters vorherzugehen pflegt, schien Hainbuch unzweifelhaft, und er verknüpfte sie mit den lebendigen Anzeichen, welche ihnen der Nachmittag auf dem eigenen Dorfplatz entgegengetragen. Der Pastor dagegen wollte sowohl dem Einen wie dem Andern keine weiter reichende Bedeutung beimessen. Nachdem die Wechselrede geraume Zeit hindurch hin und her gegangen, gerieth er fast in ungewohnt heftige Erregung über die von ihm nicht zu erschütternde Ansicht und Prophezeiung des Freundes, daß in den kurzen Meldungen aus Paris und Berlin ein Keim enthalten sei, der mit Blitzesschnelle riesenhaft in die Höhe schießen und eine Unheilssaat vielleicht über ganz Europa ausbreiten werde. Was heute möglicherweise noch ein besonnener fortschrittlicher Gedanke zu zeitigen glaube, könne ihm morgen von roher Hand entrissen werden und seine Ausführung durch die Unwissenheit, Habgier und Zerstörungslust finden, so daß eine, wenn auch nur vorübergehende, doch in ihren Folgen lang und schwer nachwirkende Nacht über alle Fundamente des Staates, der Gesellschaft, der Kultur und Kirche hereinbreche. Ueber Fleming's Lippen kam schließlich ein schon einige Mal zurückgedrängtes Wort: Er müsse sich wundern, wie der ehemalige Jenenser Burschenschafter heute seine einstigen Grundsätze, für die er selbst so hart gelitten, verleugne und das damals von ihm Erstrebte jetzt als etwas Verderbliches hinstelle. Es zuckte um Ottmar Hainbuch's Mund, wie er entgegnete:

„Damals — vor dreißig Jahren, meinst Du? Hart gelitten, ja, Du sagst es — aber es kommt mir mehr und mehr, daß es eine Täuschung war, vor der ich das heutige Geschlecht behütet sehen möchte, daß es sich nicht gläubig vertrauensvoll an falsche Rathgeber hingibt, die nur an Gewinn für sich selbst denken und ohne Scheu und Gewissensbisse nachher ihre Hand zum Verrath —"

Er brach ab — Helene hatte plötzlich, wie sie es dann und wann that, einen Blick ängstlicher Unruhe nach dem Gesicht ihres Vaters aufgeschlagen — und Hainbuch fügte gelassener hinterdrein, daß ihm scheine, als ob Fleming ziemlich in gleicher Weise das Umgekehrte seiner früheren Anschauungen und Prinzipien vertreten habe. Im Eifer der Debatte komme ein solcher Wechsel des Standpunkts wohl vor, ohne daß er auf der wirklichen eigenen Ueberzeugung beruhe, und könne zuweilen wunderbare Phantasmen herausbilden, denn für einen Unkundigen habe der Pastor von Ellernbrook fast geredet, als gehöre er zu Denen, welche nach einem möglichsten Durcheinander der Dinge strebten, um im dadurch erzeugten Dunkel und allgemeiner Verwirrung unbeachtet die Gelegenheit nützen zu können, sich fremde Habe anzueignen und später unter dem Rechtstitel beati possessoris zu besitzen. Fleming möge nachdenken, ob seinen Aeußerungen nicht von der Böswilligkeit derartige Deutung untergelegt werden könne, und sich einmal in dem von ihm selbst über sich ausgegossenen Lichte eines Pariser Demagogen und Kommunisten betrachten.

Damit hatte Ottmar Hainbuch das Gespräch durch eine humoristische Wendung von der eingeschlagenen Bahn persönlicher Gegensätze und Erregung abgelenkt, und ein dankbarer Blick Helenens hob sich zu ihm empor, streifte jedoch, da ihre Augen keinerlei Entgegnung in den seinigen fanden, scheu an ihm vorüber. Der Pastor antwortete nichts; er saß mit bleichem Gesicht, über das nur ein erzwungenes Lächeln als Erwiederung auf den Scherz des Freundes hingegangen war, und es blieb eine Minute lang völlig stumm um den Tisch. Dann schlug die Uhr draußen und Fleming stand rasch auf:

„Wahrhaftig elf Uhr," sagte er; „so spät haben wir seit Langem nicht mehr zusammen gesessen. Möge uns Allen gute Ruhe darauf folgen."

Doch sein letztes Wort wurde durch ein lautes, hastiges Klopfen an der Hausthür unterbrochen.

„Das ist gerade kein Amen und Omen für Deinen Wunsch," unterbrach Hainbuch die Stille der Aufhorchenden. „Was gibt's, Tod oder Leben? Denn um eines der beiden pflegt es sich zu handeln, wenn Nachts beim Arzt und beim Pfarrer geklopft wird."

Er wollte gehen, um zu öffnen, allein der Pastor kam ihm schnell zuvor. Ueber seine Züge war eine Erregung gefahren, als treibe die Phantasie ihm unbestimmte Vorstellungen herauf, die ihn in Schreck versetzten und hastig auf den Flur hinauszogen. Er schloß die Zimmerthür hinter sich und riegelte die des Hauses auf; ein Mädchen mit bloßem Kopf und Armen stand vor ihm, und er stieß mit halblauter Frage hervor: „Woher kommst Du — doch nicht von Malchow?"

Ihr Anblick hätte ihm bei besonnener Erwägung von selbst gesprochen, daß sie so, wie sie hereintrat, nicht von weither gekommen sein könne. Sie schüttelte den Kopf, den das Haar verwirrt überflog, und antwortete athemlos: „Kennen Sie mich nicht, Herr Pastor? Ich bin die Tochter des Krugwirths drüben, und mein Vater läßt den Herrn Pastoren bitten, ob der Herr Pastor nicht noch schnell hinüberkommen wollte. Es geht schrecklich bei uns zu von Betrunkenen und allerhand Volk, das auf Niemanden hört, und der Vater sagt, der Herr Pastor könnte uns allein helfen."

Die anderen Mitglieder des Pfarrhauses waren ebenfalls auf den Flur jetzt nachgekommen; Fleming antwortete: „Warte!" trat rasch in sein Arbeitszimmer und kehrte nach wenig Sekunden mit dem übergeworfenen Summar zurück. Seine Augen blickten mit sicherer Zuversicht vor sich hinaus, das Schreckhafte war daraus verschwunden, zitterte dafür jedoch desto redender zwischen den Wimpern Helenens. Nun flog sie zusammen. Ottmar Hainbuch sagte, nach seinem Hut und Stock greifend: „Ich begleite Dich, Melchior," und sie flüsterte leise: „O Dank — haben Sie Dank!" — Dann schritten die beiden Männer, von dem Mädchen geführt, eilig fort.

Kurz darauf trat auch Helene vor die geöffnet gebliebene Hausthür hinaus. Die Nacht war mild, doch tiefdunkel, der überschleierte Himmel ließ keinen Stern

herabschimmern. Es zog Eugen Römhold ebenfalls in's Freie; um die Ecke des Pfarrhauses biegend, wanderte er einige Schritte in den lautlosen Garten hinein. Nach einer Weile hielt er an, ihm war, als stehe etwas unfern von ihm, regungslos, wie ein Stamm oder ein Pfahl, doch ihm fremd an dieser Stelle. Er schritt darauf zu; kaum auf Armeslänge davon erkannte er erst, daß es eine weibliche Gestalt sei, die sich, über die Straße hinüberhorchend, auf das Gartengeländer aufstützte.

„Bist Du's, Helene?" fragte er leise.

Sie antwortete nicht, rührte sich nicht, auch nicht, wie er den Arm um ihren Nacken legte.

„Ich habe Dich so lieb und Du bist so kalt gegen mich," hauchte er ihr in's Ohr. „Warum? Liebst Du mich gar nicht, oder glaubst Du, es könne nicht sein, weil Du älter bist als ich, und ich früher ein Kind war? Ich bin es nicht mehr, mein Herz schlägt es mir schon lange. O es sehnt sich so nach Liebe und wen könnte es lieben als Dich? Ich weiß, daß Herr Hainbuch mir darum zürnt, aber Du zürnst mir nicht, nicht wahr? Sag' es mir!"

Seine Lippen bogen sich zu ihrem abgewandten Gesicht nieder, einen Augenblick zauderte sie noch unbeweglich wie zuvor, dann wandte sie sich stumm auf und gab den Kuß zurück, den er auf ihren Mund drückte. Er schloß sie stürmisch fest in seinen Arm — an ihrer Brust mußte ein Strauß der ersten Märzveilchen verborgen sein, der frühlingswonnig zu ihm aufduftete — und ein Zittern durchrüttelte ihn, das seine hastig-leisen Worte im Anfang zu abgebrochenen Lauten umwandelte.

„Siehst Du," stotterte er, „so habe ich's noch nie gefühlt, wie in diesem Augenblick, daß ich nur Dich lieb habe, nur Dich lieben und küssen kann. Ich sehe Dich nicht, aber es ist tausendmal schöner so, als wenn ich es könnte, denn ich höre Dein Herz klopfen, daß es für mich schlägt, und weiß es jetzt, wenn man das einmal gehört, da muß man es auch ohne Augen aus allen Herzen auf der Welt wieder herauserkennen. Mir ist's plötzlich, als hätte ich mich bis heut in mir selbst täuschen können, und erst dieser Kuß hat mir gesagt, daß es kein Irrthum war. Nun kann uns nichts mehr trennen, denn diese Lippen haben sich festgehalten und müssen sich immer wiederfinden. Der Kuß war wie erste Sonne im Frühling — o ich hatte nicht geahnt, daß er mit solcher Seligkeit bis in die Seele hineinbeben könne. Wie kühl und frostig waren Deine Lippen dagegen in der Neujahrsnacht, als ich Dich im Mondlicht auf dem Flur fand und zurück in Dein Zimmer brachte —"

Das Wort brach ihm im Munde ab, denn das Gartengeländer, an dem sie lehnten, krachte plötzlich mit lautem Ton in den Fugen, die Gestalt, welche er im Arm hielt, fuhr zusammen, stieß ihn wie heftig besinnungslos erschreckt von sich zurück und floh in's Dunkel davon. Er stand einen Moment verwirrt und horchte noch auf den verklungenen Laut, der die Nachtstille unterbrochen, dann eilte er ihr nach und rief leise ihren Namen. Doch vergeblich, sie antwortete nicht und die Finsterniß umher ließ kaum auf Armeslänge irgend einen Gegenstand unterscheiden. Herumirrend kehrte er endlich in's Haus zurück, dessen Thür noch offen stand. Im Wohnzimmer, das Gesicht von der Lampe abgewandt und wie schlafmüde mit der Hand bedeckt haltend, saß Petrea, die er hastig befrug, wo Helene sei. Sie zuckte die Schulter, regte die Hand kaum von den Lidern und versetzte kurz: „Draußen im Garten, glaube ich, sie ging vorhin mit hinaus. Ich habe geschlafen und will's fortsetzen, das ist das Gescheidteste." Und mit dem kleinen Mund halb aufgähnend, legte sie den Kopf, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, zurück. Wie er dicht an ihr vorüber auf das Fenster zutrat, zog unwillkürlich ein Duft, der von ihr zu ihm aufstieg, seine Stirn herum, daß er sich verwundert fragte: „Duften denn alle Mädchen nach Veilchen?" Seine Augen gingen dabei auf das halb verdeckte Gesicht der Schläferin nieder, und ihm kam es plötzlich mit einer Art von Erstaunen, er müsse sie seit Monaten nicht angesehen haben, so groß lag sie ausgestreckt in dem Sessel da. Ihre Hand dagegen erschien ihm unglaublich zierlich klein, wie er es an keinem andern Menschen noch wahrgenommen, und auch ihr braunes Haar anders als früher. Es bog sich so glänzend und lockig um die weißen, feinen Schläfen, schimmernd lauschten am Rande der beckenden Hand die Stirn, die Rundung der Wange hervor. Ohne daß man die Augen, die Lippen wahrnehmen konnte, ließ der Anblick keinen Zweifel, es war ein reizendes, voll erwachsenes Mädchen, das in natürlicher Anmuth auch in ihrer Müdigkeit balag. Der Ausdruck in Eugen Römhold's Zügen sprach diese überraschende Erkenntniß aus, unbemerkt betrachtete er Petrea noch eine Weile, dann wiederholte er sich lächelnd: „Es ist der Veilchenduft, der mir Alles heut schön erscheinen läßt," und er wandte sich wieder der Thür zu und blieb draußen, an die Wand des Pfarrhauses gelehnt, wartend im Dunkel stehen.

Melchior Fleming und Ottmar Hainbuch waren inzwischen raschen Schrittes über den Dorfplatz geeilt, auf dem sie genöthigt wurden, ihren Weg vorsichtiger fortzusetzen, weil überall das Holzwerk der abgebrochenen Bretterbuden zusammengehäuft umherlag und sich kaum vom Boden unterscheiden ließ, bevor der Fuß es berührte. Das Mädchen führte sie und berichtete noch im Gehen, daß eine Anzahl der Jahrmarktsgäste in der Schenkstube ihres Vaters zusammensäßen, von diesem unablässig Branntwein verlangten, und da er sich geweigert, ihnen mehr zu verabfolgen, und auf die Polizeivorschriften hingewiesen, ihm die Flaschen aus dem Schrank gerissen und ihn gezwungen hätten, ihrer Forderung nachzugeben. Die Bauern und Burschen von Ellernbrook, die sich mit im Wirthshause befänden, seien zum größten Theil auch von dem Jahrmarktstag halb berauscht, sängen, lärmten und lachten mit zu den Reden und dem Gekreisch der Fremden, und ein halbes Dutzend von Fabrikarbeitern aus der Stadt spiele die Herren in der Stube, bewirthe alle Anwesenden auf Kosten ihres Vaters, ohne zu bezahlen, und halte, auf Tisch und Bänke springend, Reden, nach denen sie die Trinkenden aufforderten, ihre Gläser entzwei zu schlagen, zum Beweis, daß sie einverstanden seien und erkannt hätten, es müsse Alles erst einmal zu Grunde gehen, um von Grund aus wieder neu und besser gemacht zu werden. Der Boden liege schon voll von Scherben und Glasstücken, daß man kaum den Fuß irgendwohin setzen könne —

Ein wüstes Gebrüll, das den Näherkommenden aus aufgerissenen Fenstern entgegenschlug, unterbrach und kommentirte die Schilderung der Wirthstochter. Obwohl einige von der Stubendecke herabhängende Lampen Licht verbreiteten, unterschied man von draußen vor Pfeifenqualm kaum mehr als die Umrisse der drinnen Befindlichen, nur eine anwidernde Fuselatmosphäre drang heraus. Doch ohne anzuhalten und sich zu bedenken, schritt Melchior Fleming vorwärts und trat über die Schwelle des Schenkzimmers.

Hainbuch folgte ihm auf dem Fuße und erkannte beim ersten Blick eine Anzahl der Köpfe, die er am Nachmittag auf dem Marktplatz gesehen. Wie eine Ehrenpräsidentin saß die hagere Bänkelsängerin am Tisch, neben ihr der „alte Freiheitskämpfer" mit dem nämlichen, nur vom Trunk fast noch stupider stierenden Ausdruck; von seiner früheren Erscheinung unterschied er sich jedoch dadurch, daß sein hölzerner Stelzfuß abgeschnallt hinter ihm auf einem Bord lag und er mit dem „abgeschossenen" Bein ebenso dröhnend auf den Boden stampfte, wie mit dem andern, das „die Soldknechte der Tyrannen" ihm gelassen. Im Kranz um sie her blickten die Gesichter der freigebigen städtischen Arbeiter durch den ziehenden Rauch, die am Abend keinem Bettelvogt rathen gewollt, an den Vorkämpfer der Völkerfreiheit Hand zu legen. Momentan hielten sie sich vergleichsweise ruhig, denn sie hörten, nur mit den Händen dann und wann zusammenklatschend, auf die in abgebrochenen Sätzen lallende Rede einer von der Ofenbank herunter gestikulirenden Gestalt, die Hainbuch noch nicht zuvor erblickt hatte, die Jakob Kyritz jedoch aus nachmittäglicher Erinnerung wieder erkannt hätte. Auch ohne den Redner mit Augen zu gewahren, denn die Schlagworte seines Mundes würden dazu ausgereicht haben. Ein oratorischer Zusammenhang war nicht darin zu entdecken, sein gegenwärtiger Zustand schien ihm einen solchen nicht mehr zu ermöglichen, doch auch ebenso gleichgültig erscheinen zu lassen, wie den Hörern, die jetzt jedes seiner Worte mit brüllender Zustimmung begrüßten. Einige derselben wiederholte er stets, mit steigender Klimax der Betonung und begleitender Faustbiebe, die sich in Ermangelung eines Tisches vor seiner Rednerbühne, wider den Ofen, die Wand oder in die Luft richteten, welche er, durch den Dunstqualm getäuscht, als einen festen Körper betrachten mochte.

„Nieder mit ihnen, sag' ich! Die Blutsauger! Die Krautjunker, die Polizeibüttel, die Gerichtsfräcke, die Pfaffen! Placker und Schinder sind sie! Nieder mit ihnen, mit den Blutsaugern! Die schwiele Faust des freien Mannes erhebt sich für das Menschenrecht. Wir haben einen Bund gemacht gegen die Aristokraten, die Pfaffen, die Hunde! Sie sollen Keinen mehr placken und schinden, Keinen von euch! Unsere Brüder in Paris —"

„Und Schwestern!" schrie die schrille Stimme der Bänkelsängerin drein —

„Brüder und Schwestern in Paris haben einen Bund gemacht. Sie haben die Tyrannen, die Lumpen, die Blutsauger, die den freien Mann zum Vieh machen wollen, mit der Mannesfaust an der Kehle gepackt. Wir sind die Apostel der Menschenfreiheit! Es ist Menschenrecht, daß Jeder zu essen und zu trinken hat! Unsere Brüder in Berlin —"

„Und Schwestern!" wiederholte unter Gelächter, Beifallssturm und Gläsergeklirr die Stimme von vorher.

„Und Schwestern — die Schwestern sind der Kitt, der Leim zwischen den edelgesinnten Menschen! Sie sind das Pflaster auf unsere Wunden! Jeder freie Mann muß eine Schwester haben, ohne daß der Pfaffe und das Wanderbuch — Kirchenbuch wollt' ich — damit zu thun hat. Ein Schurke, ein Placker und Schinder, ein Blutsauger, der eine Schwester für sich allein will! Sie sind das edle Geschlecht und wollen es nicht! Unsere Brüder und Schwestern in Berlin haben die Tyrannen, die Soldknechte an der Kehle gepackt und kommen mit hunderttausend freien Männerfäusten. Nieder, sag' ich, mit ihnen! Hoch, sag' ich, auf die Blutsauger — Gerichtsfräcke — nieder — mit dem Menschenrecht herunter — Brüder und Schwestern — ein Frühling ist — im —"

Der Redner kam nicht weiter, sondern schoß unter wiehernden Gelächter, Händeklatschen und Beifallsgebrüll taumelnd von seinem Podium vornüber auf den Boden.

„Wirth, Branntwein! Die Flasche ist leer!" schrie eine heisere Stimme, — „oder ich reiß' Dir Deine vermaledeite Kathe über Deinem Tropfschädel zusammen!"

Der Lärm steigerte sich, unschlüssig lief der Krugwirth hin und her, die umsitzenden Bauern und Burschen von Ellernbrook gafften mit groß aufgerissenen Augen drein. Einige lachten und schrieen mit und stießen mit den fremden Gästen an — dann trat eine plötzliche Stille ein, denn über die Köpfe des wüsten Schnapsgelages erscholl die laute Stimme Melchior Fleming's:

„Wer treibt hier Ruchlosigkeit in der Nacht, schändet in sich selber das Ebenbild Gottes und läßt es ungestraft schänden durch nichtswürdige Worte, Lüge, Völlerei und Trunksucht, lehnt sich auf wider himmlisches und irdisches Gebot und Gesetz und macht dieß Haus zu einer Stätte der Sünde und Verworfenheit! Ich werde irr an meinen Augen, daß es Väter und Söhne meiner Gemeinde sind, die solche Schändlichkeit in unserem christlichen Dorfe nicht nur mit ansehen und dulden, sondern mit begehen —"

Einige Momente hatten die trunkenen Augen des Haupttisches sich verstummt und verdutzt auf die unerwartete Erscheinung gerichtet, jetzt erkannten sie das geistliche Summar des Sprechers durch den Rauch und Dunst, und einer der städtischen Fabrikarbeiter rief höhnisch:

„Der Dorfpfaff! Er will uns 'ne Predigt halten! Lustig! Nur los! Auf die Ofenbank mit ihm! Er soll uns den Text weiter auslegen von den Blutsaugern, den Aristokraten, den Pfaffen!"

Zustimmung wieherte, klatschte und kreischte; das Drehorgelweib schrillte: „Hat er keine Schwester? So holt seine Köchin, die wird's wissen, auf welchem Instrument sie dazu pfeift!" Nur die Ellernbrooker Bauern waren zum Theil verlegen und mit ernüchterten Blicken von ihren Sitzen aufgefahren und sahen scheu auf ihren Pfarrer, der unbeirrt gegen die Lärmenden herantrat. Er streckte die Hand nach dem Tisch derselben, eine Faust reckte sich ihm entgegen und ihr Inhaber rief drohend:

„Die Langfinger weg, Pfaff! Sonst geht's Deinem Komödiantenrock schlimm! Da ist Deine Kanzel!"

Er wies nach dem Ofen, doch Melchior Fleming entgegnete fest mit hoch erhobener Stimme: „Ist hier Keiner unter euch, der auf das Gebot eurer Obrigkeit und eures Seelenhirten hört, so bin doch ich da, um nach dem Vorbild unseres Meisters diesen Schandtisch umzustürzen und zu rufen: Hebt euch fort, Verworfene!"

Und furchtlos faßte seine kräftige Hand den Tisch und warf ihn mit einem Stoß herum, daß er krachend auf die Seite fiel. Die daran Sitzenden sprangen wuthknirschend und tobend auf, eine Faust packte Fleming's Arm und es schrie um ihn: „Das war Dein letztes Kunststück, Pfaffenhund!" Allein zugleich tönte es von einem Dutzend Lippen:

„Er hat Recht! Unser Herr Pastor ist kein Pfaffe, er ist unser Vorbild in Allem, was rechtschaffen und gut ist. Ihm muß Jeder folgen, sein Beispiel zeigt uns den richtigen Weg! Er hat gesagt, fort mit ihnen! Sie beschimpfen ihn und wollen ihn anfassen! Fort mit ihnen! Hinaus, wo sie hergekommen sind!"

Es verging nur ein Augenblick, dann stand der Pfarrer von seinen Angreifern befreit. Die Bauern von Ellernbrook bildeten die dreifache Ueberzahl, ihr Eifer wuchs mit jeder Sekunde, und binnen Kurzem hatten sie die fremden Gäste, von denen sich nur wenige, als sie die veränderte Sachlage erkannten, zur Wehr setzten, aus der Schenkstube und dem Krug hinausgeworfen. Doch begnügten sie sich nicht damit, sondern sammelten sich draußen, nahmen die ganze Sippschaft in ihre Mitte und zogen mit ihr davon, um sie über die Grenze der Dorfmarkung fortzubringen. Die Mehrzahl der unfreiwillig Eskortirten tammelte stumm des Wegs entlang, Einige kreischten, höhnten und drohten; zu den Zurückverbliebenen sprach Fleming milde: „Ich wußte es, daß meine Gemeinde nur vom bösen Geiste verblendet und verführt sein könne und ihren Pastor, wenn er ihr den rechten Weg zeige, nicht verlassen würde. Hütet euch vor der Lockung der Gottlosen, deren Herz ein unreines Gefäß ist! Ich werde am Sonntag in meiner Predigt auf diesen Vorfall und was mit ihm in der Welt draußen zusammenhängt, zurückkommen. Heut Nacht aber danke ich euch in meinem und unserer christlichen Gemeinde Namen, in dem der Obrigkeit und unseres Landes, daß ihr meinem Geheiß nachgekommen seid und dem Unwesen der Trunkenheit und Lästerung ein Ende bereitet habt. Lege ein Jeder sich mit der Erkenntniß seines Selbst zur Ruhe und schlafe in der Hut des Friedens, der über ihn kommen möge!"

Melchior Fleming und Ottmar Hainbuch schritten schweigend zum Pfarrhause zurück. Nur auf dem halben Wege sagte der Erstere: „Habe ich Dir noch den Eindruck erregt, geredet und gehandelt, als strebte ich darnach, wie ein Pariser Demagog und Kommunist die Zügellosigkeit der Masse zu vermehren, eine allgemeine Verwirrung, ein Dunkel zu begünstigen, wie Du sagtest, daß man es mir nach meinen Aeußerungen heut Abend unterlegen könne?"

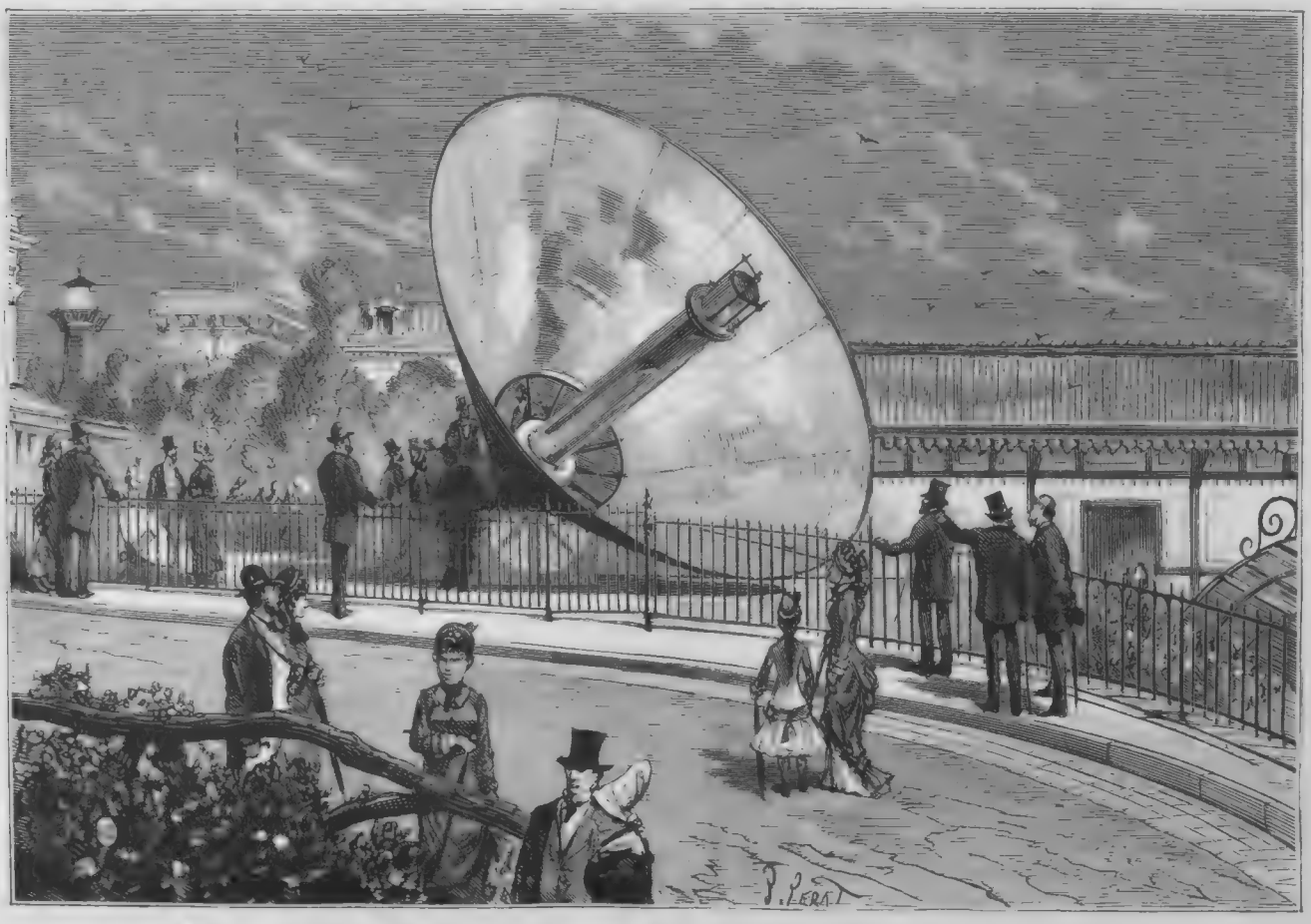
Hainbuch schwieg einen Augenblick, dann versetzte er: „Ich habe Deinen Muth bewundert, Melchior, doch Du hattest ihn von jeher. Nur kam mir ein Wort Deines Amtsbruders Genthin in's Gedächtniß, es sei etwas Bedenkliches darin, wenn die Beherrschung der Menge weniger auf dem Fundament ihrer eigenen Grundsätze, als auf dem Einfluß beruhe, den eine einzelne Persönlichkeit durch ihr Beispiel ausübe. Mir schien es heut Abend in der That, als ob —"

Maurice Dengremont. Originalzeichnung. (S. 254.)

Er wurde unterbrochen, denn von der Kirchhofsmauer her löste sich eine dunkle Gestalt ab und eilte auf die Heimkehrenden zu. Es war Helene, die ängstlich auf ihre Rückkunft gewartet hatte, man vermochte nicht ihre Gestalt und ihr Gesicht zu erkennen, nur ihre freudig zitternde Stimme, mit der sie: „Gott sei Dank, daß ihr zurück seid," flüsterte und sich an den Arm ihres Vaters hängte. Vor der Hausthür trafen sie auf Eugen Römhold, der ihnen im hinausfallenden Lichtschein entgegenkam. Die Fluruhr schlug Mitternacht, im Wohnzimmer lag Petrea in wirklich festem Schlaf. Ihr Gesicht, von dem die Hand jetzt herabgesunken war, hatte einen lächelnden Ausdruck, daß Helene, einen Moment glücklich und halb übermüthig, alle Hausgenossen wohlbehalten wieder um sich zu sehen, sich auf sie hinabbückte, sie mit einem Kuß aufweckte und schelmisch frug: „Fütterst Du wieder Hunde im Traum?" Das Mädchen fuhr verworren auf, strich sich das Haar aus dem schlafgerötheten Antlitz und sah reizender denn je aus, daß Eugen sie abermals fast betroffen anblickte, ob sie wirklich die Nämliche sei. Ihre Augen waren rasch im Zimmer umhergelaufen, bis sie auf ihn gestoßen, nun sprang sie vom Sessel, Alle boten sich untereinander gute Nacht. Merkbar-unmerklich suchte Eugen Römhold Helene zurückzuhalten, mit ihr zuletzt das Zimmer zu verlassen, allein sie schlang ihren Arm in den Petrea's, reichte ihm jedoch mit größerer Herzlichkeit als seit Monaten die Hand. Er umschloß dieselbe fest mit der seinigen, so daß sie, einen halb komisch gemachten, halb wirklichen Schmerzenston ausstoßend, lachte: „Hast Du einem Akrobaten oder einem Jahrmarktsbär seine Kunststücke abgesehen, Eugen? Ich werde Jeden warnen, Dir mit seiner Hand zu nahe zu kommen. Gute Nacht!"

Sie flog mit ihrer Begleiterin die alte Holztreppe hinan, die unter den vier leichten Füßen einige Augenblicke leis' aufknarrte, und die Ruhe, die Melchior Fleming allen Angehörigen seiner Gemeinde gewünscht, legte sich über das Pfarrhaus von Ellernbrook oder schien es wenigstens zu thun.

(Fortsetzung folgt.)



Die Sonne in der Pariser Weltausstellung. Der Apparat von Mouchot für die directe Benützung der Sonnenwärme. (S. 246.)

Der Cigarrettenraucher.

Originalzeichnung von **Hans Schließmann.**

Aus den Erinnerungsblättern des Freiherrn v. Nordkirch.

Zweite Serie.

1.

Drei Prinzeßchen.

Ein Gemisch von allerhand Beweggründen, unter denen die Neugier eine Hauptrolle spielt, treibt die Menschen, ihre Blicke nach den Höhen der Gesellschaft zu richten. Ueber Szenen und Begebenheiten zu referiren, die sich an fürstlichen Höfen abspielen und zutragen, ist ein höchst dankbares Thema, das auch nach Möglichkeit ausgebeutet wird. Nur ist es zu bedauern, daß diese dem lesenden Publikum vorgesetzten pikanten Gerichte allermeist von Köchen zubereitet werden, welche die Ingredienzien dazu aus dritter, oft recht unzuverlässiger Hand empfangen. Die Phantasie des Autors gießt, je nach seinem Talent, eine mehr oder weniger schmackhafte Sauce darüber und der Leser erhält Mock Turtle statt wirklicher Schildkröte.

Es ist wunderbar, daß heutzutage, wo an den gegenwärtigen Höfen die Schranken, die einst einen Hof von Louis Quatorze oder Quinze umgaben, längst gefallen sind, doch immer noch die unwahrscheinlichsten Erzählungen und die unsinnigsten Gerüchte über sie ihre gläubigen Hörer und Leser finden. So begegnete mir es, um ein Beispiel anzuführen, in den ersten Jahren, nachdem der Kronprinz von Preußen seine Viktoria aus England heimgeholt hatte, daß mich eine junge Engländerin, die keineswegs den ungebildeten Ständen angehörte, ganz ernsthaft fragte: „Is it true that he beats his wife?“ — Zufällig war ich Zeuge der Vermählungsfeierlichkeiten gewesen. Inmitten des huldigenden Festjubels, welcher das jugendliche königliche Paar umbrauste, inmitten der prachtvollen Ceremonieen, welche die Etikette vorschreibt, hatte ich jene sich suchenden und sich findenden Blicke beobachtet, die deutlicher, als Worte es vermögen, von der vollen Flut des Glückes erzählten, welche zwei in wahrer Liebe vereinte Herzen so wonniglich überströmt. Und nun fragte mich kurze Zeit nachher auf dem spiegelglatten Eise des Chamounigletschers eine blonde Miß, indem sie stehen bleibend die Spitze ihres Alpenstockes vorsorglich in das Eis bohrte und ihre wasserblauen Augen ängstlich fragend zu mir aufschlug: „Is it true that he beats his wife?“

Der unschönen Gewohnheit unserer Vettern von jenseits des Kanals unwillkürlich folgend, blieb auch ich ob dieser überraschenden Frage mit offenem Munde stehen und so bildeten wir ein Bild „quite English“! Zu deiner Beruhigung, freundlicher Leser, kann ich dir aber versichern, daß als ich die Antwort fand, ich sie in „gutem Deutsch“ ertheilte. —

Was für alberne Gerüchte umschwirrten nicht den Hof des sittenreinsten und edelsten der Fürsten, weiland König Friedrich Wilhelm IV.! Des frommen Königs Haupt mit all' seinem Wünschen, Hoffen und Erstreben ragte hoch hinein in eine idealere Welt, als diese arme Erde sie bieten kann — diese reichte ihm vor Allem der Dornen und Stacheln in Menge — die haben aber Engel gesammelt und unter Thränen zur Krone geflochten. „Die Wege der Könige sind thränenwerth und thränenreich,“ so sagte der König vorahnend an seinem Huldigungstage zu Berlin im Jahr 1840. Ich habe diese Worte gehört, denn ich stand mit meiner Fahne am Fuße der Freitreppe, die zum Throne führte.

Es geht an den Höfen gerade so zu, wie überall da, wo Menschen sind.

„Wo Menschen sind, da sind auch Uebel,“

so sagt ein altes Lied und fügt hinzu:

„So waren einstmals, laut der Bibel,
Nur ihrer Zwei zu viel für's Paradies!“

Auch an den Höfen weilt das Uebel der Selbstsucht, nur daß es hier leicht und graziös über das glatte Parket in Atlasschuhen und Lackstiefeln schreitet, während es in der übrigen Welt, Gott sei es geklagt, brutal und plump in eisenbeschlagenen Stiefeln einherstampft. Dasselbe Wort, welches für das Haus gilt: „Wie der Herr, so der Diener“, das gilt auch für den Hof: „Wie der Fürst, so sein Hof!“

Der deutsche Kaiserhof gleicht einem Gebäude mit weiten Fenstern, in welche Jeder hineinschauen kann. Bis in seine fernsten Winkel fühlt man den ruhig gemessenen Schlag eines Regulators, und dieser Regulator ist das pflichttreue, grundgütige und einfache Soldatenherz des Kaisers — eben jetzt im Augenblick, wo ich die Worte niederschreibe, krampft sich das meine zusammen; wo wäre wohl der echte Deutsche, dem, wenn er gründlich über die Ungeheuerlichkeit der geschehenen Verbrechen nachdenkt, das Haupt nicht zur Brust sänke und eine schamrothe Glut in das Gesicht stiege! Auf dieß ehrliche Herz, auf den einundachtzigjährigen Greis, auf den Helden und Wiederaufrichter des deutschen Reiches — da haben Deutsche gezielt und geschossen! Unser Erbe, das uns die Väter hinterlassen, das Wort von der deutschen Treue, das haben verruchte Hände zum Hohn und Spott gemacht und vor aller Welt besudelt. Möchte der Schall der Mordwaffen die Volksseele aufschrecken!

Wie der Fürst, so sein Hof! Dem entsprechend findet man nirgends mehr ernste Pflichttreue, mehr Duldsamkeit und Milde für menschliches Fehlen, mehr warmherzige Liebe gegenüber der Menschennoth, als auf unseren deutschen Throneshöhen. Wohl steigen zu ihnen treue Verehrung und aufrichtige Liebe auf, zugleich aber auch ohne Aufhören schwarzer Undank, Neid und boshafte Verleumdung. Es gehört ein starkes Gegengewicht in einem Menschengemüth dazu, daß es nicht in die bitteren Wasser der Erfahrung eintaucht und darin hart wird. Und dieß Gegengewicht wird schon in frühester Jugend den königlichen Kindern in ihre Charaktere durch kundige und weise Erzieher und Erzieherinnen eingefügt. Die strengste Pflichterfüllung an sich selbst zu üben, und solcher freudige Anerkennung bei jedem Andern, sei er hoch oder niedrig, zu zollen, und neben ihrer hohen Lebensstellung doch nie zu vergessen, daß sie gleich allen anderen Menschen der Milde bedürftige, fehlende Wesen sind — das wird ihnen tagtäglich gelehrt, und so kommt es daß unter dem purpurnen Fürstenmantel oft mehr wahre Demuth sich birgt, als die gaffende Menge es sich träumen läßt. —

Es war zu der Zeit, als die sogenannte neue Aera abgewirthschaftet hatte. Der liebenswürdige Auerswald, welcher, von dem Fortschrittshallo angefeuert, leichten Sinnes immer munter vorwärts kutschirt war, saß im Sumpfe fest. Bismarck wurde berufen, um den Staatskarren, wie er selbst drastisch das komplizirte Ding nannte, wieder flott zu machen; der knarrte gewaltig und die Landboten, die dem neuen Kutscher in die Zügel greifen wollten, erbosten sich wie kleine Kampfhähne; der Kammerpräsident stülpte im Eifer einen zu großen Hut auf, und des Geschreies und Gezeters über den grausen Konflikt war kein Ende. Das Alles aber kümmerte den Kutscher äußerst wenig — mit fester Hand und klarem Blick lenkte er den Karren hinaus auf den Weg, der zu des Reiches Macht und Herrlichkeit führte. Klingt auch in diesem Augenblick das Wort von der Herrlichkeit fast wie ein Hohn, so sage ich mit unserem alten Leibkonditor Castlini in Potsdam: „Abwarten und dann Thee kochen;“ die bewährten Hände werden uns, so Gott will, aus dem Schatten wieder in die Sonne bringen.

Wenn ich jener Tage denke, an denen Bismarck zuerst als Ministerpräsident am Hofe erschien, so kommt mir unwillkürlich das Gleichniß vom deutschen Baume in den Sinn. Allerhand Geflügel hat in Menge auf seinen Zweigen und unter seinem Laubdach Platz genommen, ganz oben in der Krone und auf dem Wipfel des Baumes girrt und sonnt sich eine Kette von Goldfasanen. Plötzlich rauscht es in der Luft und ein Adler mit dem struppigen, rauhen Gefieder seiner Felsenheimat läßt sich mitten unter den Goldfasanen nieder. Mit den starken Fängen hält er den Ast umspannt, sein helles Auge blickt aufwärts nach der Sonne — und nun schweift sein scharfer Blick hinaus in die weite Ebene — so unbekümmert um die zierlichen Wesen um ihn her, als gäbe es nur Sonne und Ebene und ihn, den Adler — und auf der ganzen Welt keine Goldfasanen. —

Manches, was einst mir groß, schön und begehrenswerth erschien, ist im Schein der Abendsonne verblichen; aber wenn der Abend kommt, man sich bequem in seinem Ruhestuhl niedergelassen hat und sein Pfeifchen raucht, da gedenkt man auch der Menschen, die uns am Tage begegneten; so freut es mich jetzt, daß ich fast alle die großen Männer unserer Zeit, deren Namen in der Weltgeschichte verzeichnet bleiben, persönlich gekannt habe. So auch Bismarck und Moltke; von Letzterem kaufte ich einmal ein Pferd; — ich spreche sonst auch nicht übermäßig viel, bei diesem Kauf aber hatte ich das Gefühl, ein Schwätzer zu sein; nun, trug mir auch mein Kauf wenig Worte des Verkäufers ein, so fragte er mich doch ab und zu: „Was macht die Braune?“ Bismarck hat mich bei seinen ersten Gesellschaften, die er als Minister gab, mehr als einmal von rückwärts auf die Schulter getupft, geheimnißvoll mir einen Wink gegeben, dem ich schleunigst folgte... „Zu einem kühlen Trank von vortrefflichem Bier.“ In einem der letzten Zimmer der Gesellschaftsräume war neben dem Ofen eine kleine Tapetenthür, die führte in ein Gemach, in welchem sich nähere Bekannte des Hausherrn niedergelassen hatten bei einem Glase und mit vortrefflicher Cigarre. Er selber kam ab und zu, rauchte ein paar Züge, und nicht selten gab er einige Gedanken voll des ihm eigenen Humors zum Besten.

Zu jener Zeit war es, als im Schatten des königlichen Thrones drei kleine Prinzessinnen wie liebe, duftige Veilchen aufblühten. Nach Veilchenart nahmen sie Licht und Schatten hin, ohne zu fragen, ob jenes sich in den Diamanten einer Königskrone brach, oder ob dieser einen Fürstenmantel über sie warf — sie waren fröhlich im Blühen! Es waren die Töchter des Prinzen Friedrich Karl und der schönen Prinzessin Maria Anna von Anhalt-Dessau. Prinzeß Marie damals sieben Jahre alt, Prinzeß Elisabeth fünf und Prinzeßchen Luise zwei Jahre alt. Folge mir, freundliche Leserin, ich werde dir die kleinen Hoheiten ganz in der Nähe zeigen. Wir steigen die breiten einsamen Treppen hinan, welche in der südlichen Front des königlichen Schlosses zu Berlin von den Portalen zu den Etagen führen; jeder Schritt hallt von den hohen Wänden wieder, die von der weißen Frau erzählen, wie sie des Nachts treppauf treppab schwebend gleitet — aber schon gelangen wir zur zweiten Etage, hier wird es bewohnter und damit wärmer und heimlicher. Wir schreiten an den Grenadieren, die als Ehrenposten hier stehen, vorüber und durcheilen leise einige hohe Zimmer; von den Wänden schauen lebensgroße Porträts uns nach. Vor den Fenstern liegt unten der weite Schloßplatz; es schneit und die Stille hier oben wird nur von dem dumpfen Geräusch der rollenden Wagen und dem Flackern und Knistern des Feuers in den Kaminen unterbrochen — nun stehen wir vor einem schweren Thürvorhang, der den Eingang zum nächsten Zimmer schließt; verstohlen lüfte ich ihn ein wenig und nun schau' hinein: Vor uns liegt ein gewölbtes, mit alterthümlichen Möbeln geschmücktes Gemach. Rechts seitwärts steht auf einer Malerstaffelei ein begonnenes Oelgemälde, Malergeräthschaften liegen auf der bunten, golddurchwirkten Decke, die über einen dunklen, geschnitzten Tisch gebreitet ist. Der weiche persische Teppich, der den Fußboden bedeckt, vollendet den warmen, behaglichen Eindruck des Raumes — man fühlt, daß künstlerischer Schönheitssinn hier seine Wohnung hat. Die Dame, welche in der Nähe des Tisches steht, ist die Frau Prinzessin Friedrich Karl; ihre großen dunklen Augen, von denen ein fremder Diplomat sagte: „Es grüßt aus ihnen wie aus einer geheimnißvollen Märchenwelt,“ sind in diesem Augenblick mit einem fröhlichen kindlichen Ausdruck nach einer der Fensternischen gerichtet. Dort hat sich die sanfte, kluge und fromme Erzieherin der prinzlichen Kinder, Gräfin Sch., auf einem hochlehnigen Sessel niedergelassen; ihr rechter Arm ist leicht um die sich an sie lehnende Prinzeß Marie geschlungen. Prinzeß Elisabeth sitzt auf einem Kissen zu Füßen der Gräfin, die runden, rosigen Aermchen sind auf einen vor ihr stehenden hölzernen Pudel gestützt, die kleinen Hände sind eifrig beschäftigt, in seiner Wolle zu zausen — und auf dem Teppich dicht neben dem Kissen sitzt Prinzeßchen Luise; sie kann noch nicht ordentlich sprechen, aber ihr reizendes Gesichtchen strahlt vor Vergnügen, denn vor ihr in halb kniender, halb kauernder Stellung befindet sich ein Herr, der auf das Kommando der kleinen Prinzeß: „Auf — Ab“ — bald die Lorgnette auf die Nase setzt, bald sie fallen läßt; das geht wie bei: „Gewehr auf, Gewehr ab“, und jedesmal, wenn der Klemmer fest sitzt, sieht den kleinen Kommandanten ein anderes Gesicht an — das glockenreinste Kinderlachen lohnt jede neue Grimasse — Prinzeß Marie, von welcher die Königin Elisabeth sagte: „Sie ist eine geborene Königin,“ blickt etwas verwundert zu dem Mann nieder, der so ganz zu vergessen scheint, daß er im Wohnzimmer einer königlichen Prinzessin ist, aber dieser vergißt es nicht, denn gerade jetzt, mitten im Spiel, denkt er an heute und künftig, an Kinderglück und Menschenleid, an das stete „Auf und Ab“ im Leben des Bettlers wie des Königs — — — aber sieh', es bricht die bleiche Wintersonne draußen durch die Wolken, mit einem goldenen Schimmer bedeckt sie erst das blonde Haupt der ältesten der drei Schwestern, dann flutet helleres Licht über die lockigen Köpfe der beiden Kleinen und nun leuchtet es durch das ganze Gemach.

Ich lasse den Vorhang behutsam sinken, wir beiden Lauscher reden nicht, aber wir nehmen der Sonne Strahlen für ein glückverheißendes Omen. Man glaubt so gern, was man von Herzen wünscht: so möge ungebrochenes Glück fort und fort über den kleinen Prinzessinnen leuchten, und wenn der Königin Krone dereinst sie als Bräute schmückt, dann soll es in ihren Herzen jauchzen und doch nur flüstern: „Lieben und geliebt, beglücken und beglückt!“

Ich habe die kleinen Prinzessinnen niemals wieder gesehen, bin aber im Geist bei jedem wichtigen Ereigniß bei ihnen gewesen — nicht bei ihnen allein, sondern bei jedem Mitglied aus dem Hause unseres Kaisers. Seit Jahren trinke ich mein Glas allein, und habe ich Niemand, mit dem ich auf das Wohl des jedesmaligen Geburtstagskindes anstoßen kann, so ist ein Spiegel in der Nähe und ich hebe mein Glas und rufe mein Hoch und meinen Segenswunsch, und nicke dem alten Kameraden im Spiegel zu und der leert sein Glas bis auf die Nagelprobe.

Und die kleinen Prinzessinnen? Sie sind groß geworden und die zwei Aeltesten seit Kurzem schon vermählt. Mein kleiner Kommandant ist auch schon bereit, aus dem Vaterhause und dem Vaterlande zu ziehen. Es will mir nicht recht in den Kopf, daß Prinzessin Luise nicht in Berlin getraut werden soll. Wie dem auch sei, die Hauptsache ist, daß sie glücklich wird! Gott bewahre ihr das fröhliche Lachen und leite sie mit milder Hand das „Auf und Ab“ des Lebensweges.

Der jüngste Virtuose.

(Hiezu das Porträt S. 252.)

Seit ein paar Monaten hält ein elfjähriger Knabe, mit Namen Maurice Dengremont, als Geiger einen Triumphzug durch Deutschlands große Städte. Ueberall sind die Hörer über die geradezu bewunderungswürdige Virtuosität eines Kindes im höchsten Grade überrascht, und wir bringen unseren Lesern um so lieber ein Bild dieses neuesten Musikgenies, weil er auch noch ein so bildhübscher Knabe ist.

Eugène Maurice Dengremont ist am 19. März 1867 in Rio de Janeiro geboren. Als er in seinem vierten Lebensjahre die lebhafteste Sehnsucht nach einer Violine zu erkennen gab, kam sein Vater, ein vortrefflicher Violinist und Lehrer, diesem Wunsche nach und ertheilte dem Kinde selbst den ersten Unterricht. Drei Jahre nach der ersten Lektion debütirte Maurice im Theater von Montevideo mit einem Stücke von Vieuxtemps und erntete lebhaften Beifall. Nach Rio zurückgekehrt steigerte sich die Anerkennung seines Talents auch bei den Mitgliedern der Akademie für Musik bis zu einem solchen Grade, daß man beim Kaiser die Ausprägung eines besonderen kostbaren Ehrenzeichens für den Knaben beantragte. Ausgerüstet mit einem kaiserlichen Reisehonorar kam der neunjährige Maurice 1876 nach Lissabon, Madrid und endlich nach

Paris. Hier übernahm Léonard seine weitere Ausbildung und schon nach zwei Monaten des angestrengtesten Fleißes gab er ein eigenes Konzert, trat dann in der italienischen Oper mit immer steigendem Beifall auf und reiste endlich über Belgien und die Schweiz nach Stockholm, wo er bei dem Könige von Schweden eine besonders freundliche Aufnahme fand.

Im Besitz von Ehrenzeichen und Titeln war dem jungen Künstler in Berlin auf Befehl des Kaisers das Opernhaus als Konzertraum überlassen worden, eine Bevorzugung, deren sich nach den Schwestern Milanollo nur Pablo de Sarasate zu erfreuen hatte.

Ein zierlich gewachsener, schwarzlockiger Knabe in einem kleidsamen Kostüm von tiefschwarzem Sammet mit schwarzseidenen Kniestrümpfen, breitem weißem Matrosenkragen trat er aus der Thüre des Bühnensalons. In der Hand seine Geige. Mit den ersten sicheren Strichen wußte das ganze Haus, daß dieses junge Herz keine Angst kennt. Glockenrein tönen die Klänge durch das ganze Haus, hüpfen, schwirren, überschlagen sich in der Luft, jagen sich, lachen und weinen, wie - nun wie echte Elfenkinder.

Unser kleiner Freund hat die größte Hälfte des Wegs zur höchsten Virtuosität in einem Alter zurückgelegt, in welchem andere bedeutende Talente noch über die Schwierigkeiten des ersten Drittheils kletterten. Bald wird er neben Sarasate stehen und hoffentlich werden seine späteren Leistungen in der Musik diesem brillanten Anfang entsprechen, ist doch auch Vieuxtemps etwas recht Tüchtiges geworden! Aus dem „Wunderkinde von Verviers", der in ähnlichem Alter wie Maurice sich in Paris einst das Zeugniß der künstlerischen Reife ergeigte, und der seinem Lehrer Bériot das Zugeständniß abnöthigte, der kleine zwölfjährige Vieuxtemps könne nun nichts mehr von ihm lernen, wurde ein echter Künstler; auch Prume wurde mit seinem sechzehnten Jahre erster Professor des Violinspiels am Konservatorium zu Lüttich.

Zum Schluß wollen wir dem lieben Knaben aus ganzem Herzen wünschen, daß er neben dem großen Künstler auch ein glücklicher Mensch werden möge und daß ihm ein glückliches Jünglings- und Mannesalter die verlorenen Tage einer nie gekannten harmlosen Kinderzeit ersetzen mögen. **Emil Dominik.**

Aus einem Wanderleben.

Von

Otto Tellow.

9.

Unter Bauernfängern in London.

„Reingefallen!"

ine Schwäche habe ich, die ich nicht zu überwinden vermag, dieß ist ein Haß gegen blasirtes, nervöses oder fussisantes Wesen; schon der Umstand, daß man fremde Wörter zur Bezeichnung dieser unbedeutenden krankhaften Zustände zu brauchen genöthigt ist, macht mir dieselben so widerwärtig. Da diese weibischen Eigenschaften sich aber in großeren Städten zu konzentriren pflegen, so dehnt sich mein Widerwillen selbst auf den Aufenthalt in solchen Sammelpunkten einer hohlen Streberei, Ueberarbeitung und Ueberreiztheit aus. Der Aufenthalt in kleineren Gemeinschaften, wo das Individuum zur vollen Entwicklung kommen, wo das Urtheil frei von der wild kreisenden Tagie der herrschenden Vorurtheile sich bilden, Geist und Körper unter dem unmittelbaren Einflusse der Natur intakt bleiben können, scheint mir ein Paradies zu sein gegen den staubigen Strudel der Großstadte selbst in den glanzendsten Stellungen.

Ich habe aber auch kein Glück in den großen Stadten gehabt, selbst London, dessen Tower allein mich für einige Zeit für das unangenehme Gefühl, in diesem Strudelpunkte des Verkehrs zu leben, entschadigen konnte, sollte sich mir von seiner häßlichsten Seite zeigen. Schon als ich das erste Mal in diese von Manchen vergötterte Metropole einzog und weder der Sprache recht mächtig war, noch die Sitten kannte, gab mir ein alter, routinirter Londoner folgenden sehr richtigen Wegweiser an die Hand:

„Trauen Sie hierselbst nur den Grobians; Diejenigen, die freundlich gegen Sie sind, sind gefährlich, ja selbst Denjenigen, die nur höflich auf Ihre Fragen antworten, gehen Sie recht weit aus dem Wege."

Ich folgte treulich dem Rathe und wanderte acht Tage lang einsam und schweigend durch die von Nebel und Niederschlagen ewig feuchten Straßen der Themestadt. Eines Tages trat ich, nahe dem Bogen, der den Strand von der Fleetstreet trennt, in einen Optikusladen, um mir für die bevorstehende Reise einen Vorrath von Lorgnetten zu beschaffen. In demselben Augenblicke trat ein blonder Herr in das Lokal, dessen Vollbart mir den Nichtlondoner verrieth, auch nahm er den Hut im Laden ab, was die echten Engländer nicht zu thun pflegen. Er kaufte sich eine Kleinigkeit und sah mich etwa so an, wie ein Fremder den andern anzublicken pflegt. Doch sprachen wir kein Wort und verließen nach einander die Verkaufsstätte. Einige Zeit schlenderte ich noch in der Gegend umher, den kolossalen Menschen- und Wagenstrom betrachtend, als mir einfiel, daß ich zur Reise nach einen kleinen Vorrath von Cigarren brauchte. Als ich in einen gegenüberliegenden Tabaksladen trat, stand bereits der freundliche Vollbart von vorhin in demselben und suchte sich Cigarren aus. Unwillkürlich fing der Fremde an zu lächeln, daß wir uns wiederum in demselben Geschäfte begegneten, und ich mochte auch wohl ein Zeichen des Wiedererkennens gegeben haben, da ich natürlich diese zweite Begegnung für eine ganz zufällige gehalten. Genug, es entstand ein Gespräch, in welchem der blonde Herr mir sagte, daß er erst kürzlich in London angekommen sei, um dort die Sehenswürdigkeiten zu sehen. Wir tauschten unsere Erfahrungen aus und ich theilte ihm mit, daß ich auf dem Wege zum zoologischen Garten sei.

«Well!» sagte er, „den habe ich auch nur flüchtig und bei schlechtem Wetter gesehen. Wenn Sie mir gutigst gestatten wollen, schließe ich mich Ihnen an."

Er proponirte, eine Droschte zu nehmen. Da ich aber den ganzen Morgen schon auf Themsedampfern und Omnibussen herumkutschirt war, so schlug ich eine Fußwanderung vor, mit der mein Gefahrte sich auch einverstanden erklärte, zugleich sich erbietend, den Führer zu spielen, da er ja schon einmal zum zoologischen Garten hinaus gegangen sei. Naturlich mußten wir auf dem Wege dorthin halb London durchkreuzen. Mein Begleiter fühlte daher öfter das Bedürfniß einzukehren, nahm aber immer Abstand davon, wenn ich vorschlug, erst im Thierparke etwas zu genießen. Doch an einem sehr anständigen Restaurationslokal mit Glashalle, am Ende der Stadt etwa, bat er mich dringend, mit ihm einzutreten, da er sonst vor Durst und Mattigkeit nicht weiter könne. Er ließ sich in dem Glassalon ein Glas Sherry geben, während ich ein Glas Sodawasser genoß. Als wir einige Zeit geplaudert hatten, fuhr ein hocheleganter Tilbury, von einem silberstrotzenden Pferde gezogen, vor die Halle, während der offenbar eben aus einem Friseurladen kommende, gedenthaft aufgestutzte Besitzer leicht herunterisprang und in unsere Halle trat. Er setzte sich an einen entfernteren Tisch, ließ sich ebenfalls ein Glas Sherry geben, benahm sich sehr auffällig und warf der Kellnerin offenbar ein selten großes Trinkgeld hin, denn sie knixte mehrmals tief nieder, als sie sich für die Spende bedankte. Mein Vollbart flüsterte mir leise zu:

„Eigentlich braucht man gar nicht in einen zoologischen Garten zu gehen, um merkwürdige Geschöpfe zu sehen; fast noch interessanter als alle Thiere sind diese Abarten generis humani, das vorliegende Exemplar ist nämlich eine Spezies, die in meinem Heimatlande Irland wächst, einer der reichen Dummköpfe, die jährlich einige Monate nach London reisen, um dort ihr Geld wegzuwerfen und, wie sie glauben, eine Rolle zu spielen. Die Kerls sind meist merkwürdig thöricht, ich werde Ihnen gleich eine Vorstellung mit ihm geben."

Er nahm die Gelegenheit wahr, daß ein Mitglied des freiwilligen Schützenkorps, das damals eben in Mode gekommen war, an der Glashalle vorüberging.

„Haben Sie zu Hause auch schon solche Riflekorps, mein Herr?" frug der Vollbart.

„Natürlich," erwiederte der Geck, „sogar ein sehr berühmtes, und ich bin Kapitän des Schützenkorps von Corktown."

„Haben Sie denn schon ein Gewehr in der Hand gehabt und eine Idee vom Schießen?"

„Mein Herr, ich muß sehr bitten, ich bin einer der ersten Schützen Irlands und treffe einen Schilling auf hundertundzwanzig Yards."

„Was? Nicht einen Kronenthaler auf hundertundzwanzig Fuß Entfernung werden Sie treffen."

„Ich? auf diese Entfernung keine Krone treffen? So sicher, wie mit einem Knuppel den Baumstamm!"

„Ich wette zehn Pfund Sterling, daß das unmöglich ist, daß — wenigstens Sie das nicht zu leisten vermogen!"

„Gut! Ich halte die Wette," rief der immer eifriger werdende Irländer, „also Sie wetten zehn Pfund Sterling, daß ich eine halbe Krone auf hundertundzwanzig Fuß nicht treffen kann?"

„Ganz richtig!" sagte der Vollbart, „auf drei Schuß nicht einmal, die ich Ihnen erlaube."

Beide holten ihre Wettbucher hervor und notirten sich gegenseitig die Wetten in die Tafeln.

„Die Wette können wir aber nie ausmachen!" lachte mein Begleiter.

„Wenn Sie Zeit haben," meinte der Irländer, „können wir dieselbe sofort entscheiden, denn ich habe auf der Welt nichts zu thun; mein Tilbury steht, wie Sie sehen, noch zur Verfügung und ein mir bekannter Schießplatz liegt nicht weit von hier an der Churchstreet."

Mein Gefährte bat mich um Entschuldigung, daß er mich meinem Schicksal überließe, ich wäre aber nicht mehr weit von dem Thierpark entfernt. Damit empfahlen sich die beiden Wettlustigen und verließen den Salon. Doch gleich darauf erschien der Vollbart wiederum in der Halle und sagte lachend:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, daß wir Sie inkommodiren, wir hatten in dem Augenblicke vergessen, daß wir eines Unparteiischen bedürfen. Wollen Sie die Güte haben, uns zu begleiten und die Rolle eines solchen zu übernehmen? Die Sache ist in ein paar Minuten abgemacht und zum Dank für die geopferte Zeit will der Herr uns nach ausgemachter Wette nach dem zoologischen Garten fahren."

„Sehr gerne," sagte ich argloses Schlachtopfer und stieg mit in den eleganten Gig hinein, der uns mit Windesschnelle weit aus der Stadt hinaus an ein einsames, elend aussehendes Häuschen brachte. In diesem bediente ein junger, häßlicher Bursche uns einzige Gäste. Während ich mit dem Vollbart in der Stube saß, ging der Irr hinaus, um den Schießplatz zu bestellen. Nach einiger Zeit kam er wieder und bedauerte sehr, daß eine Gesellschaft schon Besitz von derselben genommen habe.

„Schade," sagte der Irländer zu meinem Begleiter, „ich wette so gerne und nun muß mir diese schöne Gelegenheit durch die Lappen gehen; aber ich habe hier noch eine Kegelbahn gefunden, vielleicht proponiren Sie mir dort etwas, ich bin auch ein ganz famoser Kegelschieber."

Bald wurde denn auch irgend eine unmögliche Behauptung aufgestellt und wiederum eine Wette um zehn Pfund Sterling darauf basirt. Wiederum wurde mir das Amt des Schiedsrichters zuertheilt.

Es dauerte nicht lange, so war die Bahn in Ordnung. Dieselbe war nicht länger als eine größere Wohnstube; allein statt mit Kugeln wurde mit breiten, diskusartigen, sehr glatten Eichenholzscheiben geschoben, die flach auf dem polirten Boden dahinglitten. Bald waren die beiden Gegner im tollsten Wetten begriffen. Eine Zehnpfundnote (es mag wohl Zeitungspapier gewesen sein) nach der andern wanderte aus der Tasche des Irländers in die des scheinbar riesig erfreuten Vollbarts, weil Ersterer unter aller Würde schlecht schob. Sobald Dieser auf einige Minuten das Lokal verließ, versuchte ich, ein eifriger Kegelschieber, die mir noch unbekannte Art des Werfens und erzielte dabei vorzügliche Resultate. Der blonde Begleiter sagte:

„Sie schieben ganz brillant, Sie müssen auch mit dem Gecken Ihr Glück versuchen."

„Das wurde ich fur Diebstahl halten, einen solchen Tollhausler zu schropfen."

„Das ist aber ein dummer Kerl, der wirft sein Geld auf die Straße, wenn wir es nicht aufnehmen, stecken es Andere ein." Hiemit glaubte der mir immer unangenehmer werdende Aufdringling meine Habsucht zu kitzeln.

In demselben Augenblick trat der Pseudoverschwender ein, und es war mir, als ob Beide einen Blick austauschten, den mein Begleiter mit Kopfschütteln erwiederte; doch im nächsten Augenblick glaubte ich mich geirrt zu haben. Jetzt drang seinerseits der Geck in mich, mit ihm einmal einen Gang zu machen.

„Nein, Sir," sagte ich, „offen gestanden, schieben Sie mir zu schlecht, ich spiele nicht um Geld, es macht mir mehr Vergnügen, zuzusehen."

„Mein Herr," erwiederte er, „Sie halten mich wohl nicht für einen Gentleman, daß Sie es verachten, mit mir um eine kleinste Kleinigkeit zu spielen."

„Meinethalben," sagte ich ärgerlich, „schieben wir um einen Schilling."

Jeder legte sein kleines Geldstück auf einen Stuhl und er ließ mich gewinnen. Mir war die ganze Sache furchtbar ennuyant, ich ließ deßhalb das Geld unberührt liegen und sagte: «Quitte or double!» und ließ meine Scheibe senkrecht seitwärts der Kegel vorbeirollen, so daß sie keinen derselben treffen konnte, während er mit einem Wurfe alle Kegel umriß.

„So, nun behalten Sie Ihr Geld!" rief ich, nicht der Zuschauer achtend, die, etwa zehn bis zwölf an der Zahl, inzwischen eingetreten waren.

„Sie haben zwanzig Pfund verloren," sagte darauf sehr höflich der Irländer, indem er wohl mit gewandtem Auge den Inhalt meines Portemonnaies, in welchem sich siebenzehn Pfund befanden, überschlagen hatte. „Wir haben ja die Summe ausdrücklich ausgemacht!"

Aergerlich wandte ich mich an meinen freundlichen Begleiter, doch auch der sagte ganz artig:

„Sie kennen unsere Spielregeln nicht oder müssen wohl falsch gehört haben, natürlich haben Sie zwanzig Pfund zu bezahlen."

Alle die Umstehenden drängten sich indeß dicht um mich herum und schrieen auf mich ein, daß ich die Summe herausgeben müsse. Wie Schuppen fiel es plötzlich von meinen Augen und mit Wuth und Schrecken sah ich, daß ich mitten in einem Haufen schauderhafter Galgengesichter mich befand. Jetzt galt es vor allen Dingen, die zweitausendfünfhundert Thaler Reisegeld zu retten, die ich in Gold und Papier auf der Brust trug. Ich ließ deßhalb nichts von meiner Entdeckung merken, sondern sagte möglichst unbefangen und gleichmüthig:

„Ja, meine Herren, die Schuld ist die, daß ich noch zu schlecht englisch verstehe. Ich habe bei dem Wurfe ein Unglück gehabt, behaupte aber, daß ich im kleinen Finger besser spiele als jener Herr, und wenn die Herren mir gütigst Platz machen wollten, würde ich mir bald neues Geld holen, um zu beweisen, daß ich meinen Gegner aus- und in den Sack zu schieben vermag. In einer kleinen Stunde kann ich wieder zurück sein."

Nachdem ich den Inhalt meines Portemonnaies entleert hatte, ließ man mich nach heftigem Wortwechsel zwischen zwei Parteien, von denen die eine mich durchschaut hatte, doch schließlich aus der bereits verriegelten Pforte heraus und ich eilte so schnell wie möglich zur Stadt und zur nächsten Polizeistation.

Ich trug dem Detektive meine Angelegenheit vor, die er zu untersuchen versprach. Er hat nichts gefunden, als ein von allem Material entblößtes leeres Haus.

Dennoch hatte diese Geschichte noch einen und zwar drastischen Schluß.

Als ich im November desselben Jahres aus Amerika zurückkam, wo ich gelernt hatte, unter fremden Leuten und in den mißlichsten Verhältnissen meinen Mann zu stehen, fühlte ich das Vertrauen in mir, selbst nur mit einem Messer bewaffnet einem ganzen Haufen solcher Schufte gegenüberzutreten. Eingeführt in einige der ersten Klubs Londons und wahrhaft fürstlich aufgenommen in einigen vornehmen Kreisen der Gesellschaft, die für General Lee und seine Rebellen schwärmten, machte ich auch die Bekanntschaft eines höheren Dirigenten der englischen Polizei.

Ich trug ihm die Geschichte meines mir lächerlichen Unfalles vor, er aber beglückwünschte mich ernstlich, indem er sagte:

„Das sind mehr als Bauernfänger, mein Herr, das sind Mitglieder einer wohlorganisirten Räuber- und Mörderbande!"

„Wenn ich nun einen dieser Kerls wieder treffe?" frug ich ihn.

„So kann ich zu meinem Bedauern Ihnen nur den Rath geben, ihn laufen zu lassen. Wenn Sie nicht längere Zeit und Geld haben, den Prozeß zu verfolgen, der um so aussichtsloser ist, da Sie keinen Zeugen stellen können, strengen Sie lieber erst keine gerichtliche Verfolgung an. Und selbst wenn Sie den Prozeß gewinnen sollten, können Sie gewärtig sein, eines Morgens in Ihrem Blute zu liegen, denn diese weitverzweigte

und, wie Sie selbst erfahren haben, ausgezeichnet organisirte Bande scheut keine Mittel, um ihre Opfer von der Verfolgung ihrer Mitglieder abzuschrecken."

„Schade," sagte ich, „daß die Halunken so ganz ungestraft davonkommen sollten."

„Je nun," fügte er lachend hinzu, als er meine Figur maß, „etwas könnten Sie schon thun, wenn Sie einen Ihrer guten Freunde wieder sehen sollten, und zwar ihm eine Ohrfeige geben, daß ihm Hören und Sehen vergehen; Gegenwehr wird er keinesfalls zu leisten wagen."

Man lache nicht! Als ich wiederum die Fleetstreet entlang ging, dort wo der große Bogen diese Straße vom „Strand" trennt, stand vor demselben Optikusladen, in welchem ich einst meine Brillenvorräthe kompletirt hatte, derselbe freundliche Vollbart und musterte scheinbar neugierig die im Ladenfenster ausgestellten Gegenstände.

Sonst weder ein Freund noch ein Künstler der Verstellung, war doch in diesem Augenblick mein Zorn so groß, daß er mir vollständige Herrschaft über meine Züge verlieh.

„Ei, guten Tag, mein theurer Herr," redete ich den Vollbart freundlich an, „wie geht es Ihnen?"

Der Mann wurde ganz blaß, als ich ihn ansprach und stotterte etwas Verlegenes vor sich hin.

„Warum sind Sie denn aber an jenem Tage weggegangen, als ich mit gefüllten Taschen wieder kam, um weiter mit den Herren zu spielen?"

„O wirklich? Es war ja schon spät."

„Wo sind denn Ihre netten Freunde? Ist der fidele Irländer nicht hier; das war doch ein origineller Kerl."

„O, Den finden Sie wohl," sagte er, „wenn Sie mich begleiten wollen," und wieder flog jener tückische und halb triumphirende Zug über sein Gesicht.

„Sehr gerne," sagte ich, „das war ja ein zu netter, fideler Kerl."

So zog er, offenbar innerlich frohlockend, mich durch eine kleine, einsame Gasse, die wie geschaffen war, um Einem so recht ungestört ein paar Ohrfeigen angedeihen zu lassen; dann rief ich ihm zu: „Aufgepaßt!" damit ich sein Gesicht mehr en face hatte, und in demselben Augenblick hatte er mit einem: «That's for you old chaff!» eine Backpfeife hinter dem Ohre sitzen, in die ich den ganzen Aerger über die siebenzehn Pfund Sterling hineingelegt hatte.

„Au!" brüllte er laut, dann aber lief er, die Rockschöße unter den Armen, so schnell er konnte um die nächste Ecke und ist mir nie wieder vor die Augen gekommen.

Von Haydn bis Liszt.

Skizzen aus der neueren Musikgeschichte

von

Ludwig Rohl *).

1. Die Epoche Haydn.

Entstehung der Harmonie und des Kontrapunkts. — Die mittelalterliche Polyphonie. — Die Instrumentalmusik bis zu Joseph Haydn.

Die Musik ist allgemach eine Macht unseres Lebens geworden, der sich kein tiefer empfindender Mensch mehr zu entziehen vermag. Ebenso fragt der Denkende manchmal unwillkürlich nach dem Grund dieser Macht und vor Allem nach der Entstehung und allmäligen Entwicklung der Musik. Der große Naturhistoriker Oken vernahm im Tone „die Urbewegung der Materie, so daß wir meinen, die Stimme Gottes selbst thue uns seine Pläne, sein Innerstes kund", und Goethe nannte die auf dieser Erhebung der Materie beruhende Kunst der Töne selbst einmal gegen seinen musikalischen Beichtvater Zelter geradezu die „schönste Offenbarung Gottes". Haben denn nun nicht alle Zeiten diese herrliche Geistesgabe besessen? Gewiß, der Gesang ist älter als die Sprache selbst. Denn zuvor empfindet der Mensch und der Ausdruck davon ist der Laut, der Ton, dann erst denkt er und der Ausdruck davon ist das Wort, die Sprache. Allein wie das nächste Bedürfniß des Lebens dem Menschen erst den Verstand, den Intellekt weckt, so war auch dessen Ausdruck, die Sprache, zuerst das, was sich zur Selbstständigkeit und Vollkommenheit entwickelte, und ihr verlieh nun der Klang, der Ton den tieferen Wiederhall der Empfindung. So war die Musik durch alle Urzeiten der Menschheit zunächst an das Wort gebunden, und nur da, wo sie der Geberde folgt und ihr Ausdruck wird, im Tanze, besaß sie wenigstens eine Art selbstständigen Lebens. Aber auch hier war sie an den gegebenen Rhythmus gebunden, der sogar im Kriegstanze, dem Marsch, fast das allein Entscheidende ist.

Wo hat nun die Musik zuerst Selbstständigkeit gewonnen und mit welchen Mitteln?

Es ist wahr, die Griechen, dieses geniale Volk, dem wir fast sämmtliche Schätze unseres geistigen Lebens verdanken, gaben uns auch, aus den Keimen der Egypter und Inder entwickelt, zuerst sicher das eigentliche Material der Tonkunst, die diatonische Tonleiter (scala), die, in keiner Natur vorhanden, so recht völlig ein Erzeugniß des Menschengeistes ist. Allein den inneren Zusammenhang und harmonischen Aufbau dieser so melodisch fixirten Töne zu vernehmen, vermochten sie nicht. Ihre Musik blieb ebenfalls durchaus an das Metrum des Wortes oder den Rhythmus des Tanzes gebunden, und höchstens verwendeten sie Dasjenige, was wir „Harmonie" nennen, zu einer ähnlichen Art der Hebung der Melodie, wie die Architektur und Plastik sie in der sogenannten Polychromie besaßen. Dieses Vernehmen der inneren Beziehungen der Töne zu einander, die das Reich der Harmonie ausmachen, gelang erst jenem Geiste, der überhaupt das Innere der Welt und vor Allem sich selbst zu vernehmen trachtete und für diese neue Welt eines inneren Lebens auch ein Ausdrucksmittel, eine Sprache haben wollte: das germanische oder vielmehr das christliche Gemüth ist es gewesen, das eben diese Weisen des Gottesdienstes, mögen sie nun aus uralten religiösen Gebräuchen der Juden oder auch der Griechen stammen, tief innerlich aus sich selbst hervor sang und so allmälig auf dem Wege des praktischen Vernehmens der geheimnißvollen Beziehungen der Töne zu einander auf die Harmonie kam, auf das Zusammenklingen der Töne.

Jahrhunderte des Christenthums vergingen auch darüber. Bischof Ambrosius gründete Sängerschulen und stellte aus den altüberlieferten Gesängen die griechischen Tonarten her. Gregor der Große sammelte diese priesterlichen Wechselgesänge (Antiphonen) in dem großen Antiphonar, das noch heute die Norm des katholischen Kultusgesangs bildet und durch seinen cantus firmus (festen Gesang) mehrere Jahrhunderte lang das Fundament aller Tonkunst war, die naturgemäß sich zunächst nur in der Kirche und am religiösen Bedürfniß fortbildete.

Erst die Wende des zehnten Jahrhunderts gibt uns einen bestimmten Anhalt für eine harmonische Kunst, das heißt für ein Zusammenklingen der Töne als Harmonie im Gegensatz und zur Verstärkung ihres Nacheinanderklingens in dem, was wir Melodie nennen: ein flandrischer Mönch Hucbaldus († 930) ließ zu dem cantus firmus, den als Ausdruck des Reinen und Idealen stets die helle Jünglingsstimme zu singen hatte, eine zweite obere in der fünften oder vierten Stufe der Tonart mitsingen. Diese fünfte und vierte Stufe der Tonart (Quinte und Quarte) haben nämlich an sich die meiste Aehnlichkeit mit dem Grundton selbst und schienen daher dem Ohr am geeignetsten, die Melodie selbst zu verstärken; zudem liegen die vier menschlichen Stimmen in der gleichen Entfernung dieses Quinten-Intervalles von einander. Er nannte dieses „Organum" einen „süßen Zusammenklang der Stimmen", — unserem heutigen Ohre klingen eben wegen der zu großen Gleichheit der Klänge solche Quinten- und Quartenfolgen, wie sie heißen, hohl und leer, und sie sind ebendeßhalb nur da ästhetisch am Platze, wo man einen Eindruck des Ungeheuren, unfaßbar Weiten erzeugen will.

Dieses Organum nun, das der erste entfernteste Anklang einer harmonischen Musik ist, bildete sich ein Jahrhundert später zu dem sogenannten Discantus, zu einem „Auseinandersingen" der Stimmen aus, die dort noch ganz parallel gelaufen waren, und auf ihm beruht der sogenannte Kontrapunkt und die Polyphonie, deren höchste Blüte in den Formen der kanonischen Imitation, der Nachahmung gegebener Themen erscheint, die ihrerseits wieder in der Fuge gipfelt *).

Hier war nun sozusagen ein neues Konstruktionsmotiv und ein erstes Mittel gefunden, die Musik selbstständig und von jeder Beihülfe des Wortes oder des Rhythmus frei und demnach zu ebenbürtigen Bildungen fähig zu machen.

Wie sollen wir uns dieses Konstruktionsmotiv klar machen? Vielleicht am besten durch Vergleichung mit dem Mittel, womit die Baukunst ihre mächtigen Gebilde schafft, die auch von allen Künsten hier allein ähnlich bildet wie die Musik.

Die uralt orientalische Säulenordnung ward in dem griechischen Tempel zu ihrer Vollendung erhoben. Derselbe stellt den irdischen Raum in schönster Weise geschlossen und gegliedert dar und ist ein leicht überschaubares Bild dieser endlichen Welt mit ihren zu Göttern erhobenen Menschen. Das Christenthum gewann die Vorstellung eines Unendlichen, eines Geistigen, dem weder dieser endliche Raum noch der auch nur beschränkte Sinn des Menschen entspricht. Wie sollte ihm ein sichtbarer Ausdruck in Stein werden? Die Römer hatten von den Etruskern den Bogen und das Gewölbe überkommen. Diese waren ein neues Konstruktionsprinzip und außerdem zur Darstellung des ewig bewegten und doch wieder in sich selbst beschlossenen geistigen Seins geeignet. Denn die Rundung, der Kreis, bezeichnet dieses stete Ausgehen von sich selbst und die ebenso stetige Rückkehr zu sich selbst. Stellte nun die Wölbung und vor Allem die Kuppel den unendlichen Raum des Himmels dar, so vermochten die Bögen, welche die Pfeiler miteinander verbanden, den Raum ohne Brechung und in sterer Bewegung zum Chore weiter und wieder zu sich selbst zurückzuleiten, und wir erhielten in diesem christlichen Dome die Darstellung der Unendlichkeit in Raum und Zeit, in Sein und Bewegung auch in einem solchen endlich beschränkten Bau, — der entsprechende Bau, um den Geist aus seiner irdischen Sphäre in die des unendlichen Geistes und so in innere Andacht zu versetzen.

Dieß ein Vorbild jener mächtigen Polyphonie (vielstimmigen Musik), welche noch weit tiefer und herrlicher jene Unendlichkeit des christlichen Geistes wiederhallen läßt, als schon jene wundergleich wirkenden Dome es gethan!

Ein Thema setzt ein; eine zweite Stimme nimmt dasselbe Thema auf, indem die erste ruhig weiter singt und sogar erst durch ihren Kontrapunkt (Gegengesang) den Sinn und Gehalt desselben völlig aufdeckt; eine dritte, eine vierte und fünfte folgen, immer das gleiche Thema anstimmend und es dann wieder an eine andere Stimme abgebend, ohne jedoch selbst vom Gesang irgend abzulassen: — wie die Bögen und Pfeiler uns einen Raum gliedern und ihn gewissermaßen in die Bewegung des Unendlichen versetzen, so baut sich hier vor unserem Ohr und inneren Auge ein Raum in Tönen auf. Und wie im Dome die Pfeiler vor einander zu fliehen scheinen und den Geist stets in antheilnehmender Bewegung für dieses Ganze hallen, so spricht man auch hier in dem vollendetsten Gebilde solcher kanonischen Nachahmung von einer „Flucht" der Stimmen und nannte es fuga, Fuge *).

Und was besitzen wir nun an dieser Polyphonie, die nicht eine bloße Mehrheit von Stimmen, sondern ein Gewebe vieler Stimmen ist, in dem jede einzelne von der andern verschieden und durchaus selbstständig, also Melodie ist?

Zunächst ist klar, daß in diesem Gebilde die Musik zuerst völlig auf eigene Füße gestellt ist und durchaus aus eigenen Mitteln schafft, mit eigenen Mitteln baut, also eine selbstständige Kunst geworden ist, wie sie keine Zeit vorher besessen hat und keine Zeit wieder verlieren kann; denn sie ist ein neues Ausdrucksmittel des Geistes und zwar des höchsten geworden und so ein heiliger Besitz der Menschheit. Hier bedarf man des Wortes nur so weit, als ohne dasselbe nicht gesungen werden kann; denn dieses Gebilde vermag ja in bloß instrumentaler Darstellung durchaus auf sich selbst zu stehen. Aber ebensowenig bedarf es als Ganzes der Rhythmik des Tanzes: im Gegentheil ist es Gesetz der Fuge, daß sie keinen Absatz kennt, stetig bis zum Schlusse fortläuft und ihre innere Gliederung ebenso nur durch den Neueinsatz der Themen herstellt, wie die Bögen den inneren Bau des Domes, einer den andern aufnehmend, gliedern. Es kann also keine Musik dieser Polyphonie völlig entbehren, ohne das Entscheidende dieser Kunst und damit ihr selbstständiges Leben aufzugeben, — und wäre es auch wie im Liede nur die sogenannte Begleitung, die selbst im ärmsten Falle im Baß immer noch die ergänzende zweite Stimme zur Melodie, also den Kontrapunkt macht. Und ohne es zu ahnen und zu wollen, nehmen wir solche harmonische Fundamentirung der Melodie, die auf diesem wahren Mutterboden der Musik gewachsen ist, in unser Ohr auf.

Und was ist nun der Werth und die Bedeutung dieser Kontrapunktik und Polyphonie überhaupt?

Einer wesentlichen Fähigkeit derselben haben wir bereits bei ihrer Erläuterung selbst gedacht: sie stellt unseren Sinnen, ähnlich wie der christliche Dom, das Uebersinnliche und das Unendliche dar, und zwar tiefer als dieser und geistiger. Denn ihr Material ist fast kein Material mehr, und die Rückkehr in sich selbst wird reiner und ganz vollständig durchgeführt: der letzte Akkord muß die Tonart enthalten, in der das Ganze sich bewegt **). Daher der unvergleichliche Eindruck gerade solcher Kunst in der Kirche, das heißt in dem Raum, wo ich mein vom Drang des Lebens zerfetztes Gemüth an die Einheit des Ewigen, an Gott wiederanknüpfen will! Denn Religio heißt ja wörtlich Wiederanknüpfung. Sodann aber spiegelt diese Polyphonie die ewige Bewegung im ruhigen Sein ab, wirkt auf unser Gemüth wie die Elemente. Das gleichmäßige Wogen des Meeres, das Ziehen der Wolken, das Rauschen des Waldes wird also selbst in den Ausbrüchen persönlichsten Seins, wie im Liede und Drama, immer den allgemeinen elementaren und fundamentirenden Untergrund aller Sonderexistenz bilden.

Aber ferner vermag die Kunst hier viele Individuen zu gleicher Zeit zu vereinigen, und zwar indem sie dieselben im Chore sich als brausende und jubelnde Masse aussprechen läßt, also mit elementarer Wirkung auf rein menschlichem Gebiete, oder indem sie, wie in der Oper, verschiedene Personen sich nach ihrer Besonderheit und dennoch, was keine Wortdichtung vermöchte, zu gleicher Zeit darstellen läßt. Und selbst wenn nur eine Person singt, im Liede und in der dramatischen Szene, gibt diese Harmonie und polyphone Kunst den inneren Zusammenhang derselben mit dem Grund der Dinge und sozusagen ihre tiefste innere Seele wieder, da das begriffliche Wort allein nicht ausreicht, den Reichthum ihrer Unendlichkeit auszusprechen.

Dieses Alles und noch unsäglich viel mehr vermag die Harmonie, denn sie ist im Grunde, wie wir schon aus ihrer Entstehung erkennen konnten, die Musik als selbstständige Kunst selbst und daher auch in letzter Reihe der Mutterschooß, aus dem helläugig und jauchzend die Melodie hervorspringt. Zu ihr haben wir uns also ebenfalls zu wenden, um völlig zu unserem besonderen Thema, der modernen Musik, zu gelangen. Denn sie ist das holde Menschen-

---

*) Nach Vorträgen, die ich im vergangenen Winter vor einem gemischten Publikum in Heidelberg gehalten.

*) Es sei dabei zugleich angemerkt, wie aus dieser historischen Entwicklung die Namen unserer Gesangsstimmen herrühren. Die den Ton haltende Jünglingsstimme hieß Tenor (von tenere = halten); die „auseinandersingende" Stimme zunächst allgemein Discant, dann theilte sie sich in die zwei höher liegenden Alt (altus = hoch) und Sopran (supremus, soprano, oberst), und hiezu kam dann naturgemäß als Fundament des Ganzen der Baß (basso = unterst). Ferner ist Kontrapunkt herzuleiten von punctus contra punctum. Punkt aber nannte jene Zeit, was wir heute „Note" nennen, also „Note gegen Note", wie es ja auch in der That mit dieser anfangs war, während bald auch mehrere Noten gegen eine fielen und der Knotenpunkt „ungleich" und gar „blühend" ward.

*) Es gibt auch ein deutsches Wort „Fuge". In unserem Nibelungenliede heißt es gerade von dem Spielmann Volker: Sin ellen zu der Fuge diu waren beide groz, „seine Kraft und seine Geschicklichkeit, die waren beide groß". Man hat daher bei jenem musikalischen Kunstgebilde auch an das altdeutsche Wort für besonders hohe Kunst gedacht. Es hat aber seinen Namen von dem lateinischen fugas.

**) Dieß ist die Regel, und nur wo besondere Umstände und Absichten den Komponisten leiten, wird er dieses künstlerische Naturgesetz umgehen. Der Schluß in einem andern als dem Grundakkord, den ältere wie neuere Meister in besonderen Fällen mit Vorliebe wählen, weist das suchende Gefühl zum letzten Schluß erst recht auf diesen und damit auf die Gesammttonart hin.

geschöpf, das auf diesem Wogenmeere der Harmonie schaukelt und von ihm getragen uns auch erst eine sichere Ahnung von der hier waltenden Tiefe und Unerschöpflichkeit des Elementaren zu geben vermag. Ja die Polyphonie selbst gewann mit ihr vereint erst ihre höchsten Triumphe in den Chören Palestrinas, in Bach's Passionen und Beethoven's Neunter Symphonie! Ihr Vater, der erste eigentliche Melodiker aber im vollen Sinne des Wortes und damit Begründer einer ganz neuen Art der Kunst ist Mozart, bei dem wir also auch das Wesen und die Entstehung dieser „Melodie" erst darzustellen haben werden. Jetzt kommen wir zunächst zu der Begründung der Instrumentalmusik, deren Vater Joseph Haydn ist.

(Schluß folgt.)

Von den Berliner Bühnen.

Von

L. Pietsch.

Dem Sommerschlaf der Berliner Haupttheater, der Ruhe und Verödung, welche bis zum September in ihren Räumen herrschte, ist eine mehr und mehr gesteigerte Thätigkeit gefolgt. Während der ersten Zeit besonders hat das Hoftheater, das Residenz- und Wallnertheater eine Reihe von neuen Produkten, theils deutschen, theils französischen Gewächsen, an's Licht der Lampen gebracht, welche dem Schicksal des raschen und klanglosen Vergehens glücklich entgangen sind und einige Sicherheit zu bieten scheinen, daß ihre Namen selbst noch auf den Zetteln stehen werden, welche ein 1879 als Jahreszahl gedruckt tragen.

Im königlichen Schauspielhaus und im Wallnertheater sind diese vom Glück oder vom Geist ihrer Autoren und von der Sympathie des Publikums begünstigten dramatischen Erzeugnisse ausschließlich humoristischer, heiterer Natur und deutscher Arbeit. Das Residenztheater kultivirt nach alter Tradition desto fleißiger den Dienst der modernen dramatischen Kunst Frankreichs, und die beiden Neuigkeiten, welche sein kleines und behagliches Haus während der letzten Woche zum Versammlungsort der theaterliebenden Berliner Gesellschaft gemacht haben, waren die Bearbeitungen zweier, sehr verschiedenen Perioden seiner Entwicklung entstammender Dramen ein und desselben Pariser Autors, Emil Augier's: „Die arme Löwin" und „Die Fourchambault".

Solche Gäste, welche in ihren künstlerischen Vorzügen und in dem, was man ihnen meist sehr fälschlicherweise als moralische Sünden auslegt und anrechnet, ihren modernen Pariser Ursprung so entschieden aufgeprägt tragen, hält die sittenstrenge Berliner Hofbühne unnachsichtlich von ihren Brettern verbannt. Die angeblichen Spiegelbilder des Lebens der Gegenwart, welche sie ihrem Publikum zeigt, lassen dieses Leben daher meist nur in außerordentlich harmlosem, heitergemüthlichem Lichte erscheinen. Deutsche moderne Dramatiker schreiben bekanntlich längst nicht mehr Trauerspiele oder Schauspiele, in welchen ernste, erschütternde, leidenschaftliche Konflikte zur tragischen oder glücklicheren Lösung und Versöhnung gebracht werden, deren Stoffe sie etwa dieser Gegenwart entnehmen. Die Helden deutscher Tragödiendichter treten mit Trikots, Kettenstrümpfen, Büffelstiefeln oder mit den römisch-nackten Beinen auf. Der moderne Mensch erscheint der glücklichen Einbildungskraft — Dank vielleicht dem auffallenden Mangel des Sinnes und der Fähigkeit der Beobachtung bei unseren Dramatikern — stets als ein freundlich-liebenswürdiger, im Grunde gutartiger, höchstens etwas närrischer oder heftiger und polternder oder auch wohl verschwenderischer und arbeitsscheuer, jedenfalls aber nicht besserungsunfähiger Herr; und ist es ein weibliches Wesen, — nur in der Gestalt von holden, neckischen oder ernsten und sinnigen, wohlerzogenen Mägdlein, jungen Wittwen und Frauen, deren tadellose Reinheit selbst für die böswillige Verleumdung nur von einem aus leichten Anflügen unschuldiger Koketterie abgeleiteten Schatten eines Verdachtes getrübt werden kann: als lächerliche alte Jungfer mit einer Nüance von Blaustrümpfigkeit, Emanzipation oder Mannestollheit, und als komische Alte, respektive edle, hochherzige, weltweise, gemüthvolle Großmutter. Wenn sich die Paare „gekriegt" haben, fällt der Vorhang. Indem er den Blick auf die Bühne schließt, eröffnet er damit zugleich den zufriedenen Zuschauern die Aussicht in eine Perspektive von wolkenloser Glückseligkeit der Männlein und Fräulein, für welche das Interesse der Zuschauer erweckt wurde. Man weiß, daß die modernen französischen Dramatiker sich diesem Leben der Gegenwart gegenüber gerade entgegengesetzt zu verhalten lieben; daß für sie — wie leider ja auch in der Wirklichkeit dieser unvollkommenen Welt und modernen Gesellschaft! — das wahre und interessante Drama erst beginnt, wenn das Datum jenes „Sich-gekriegt-habens" bereits eine gehörige Zeit für die Handelnden zurückliegt.

Großes, andauerndes Wohlgefallen hat an der Berliner Hofbühne ein von Zell in Wien verfaßtes Lustspiel erweckt, welches sich „Die Büste" betitelt und nach einer Novelle von Edmund About geschrieben ist. Der Inhalt und die Entwicklung ist so durchaus harmlos, daß sie auch das Originalwerk eines deutschen Dramatikers sein könnte. Frau Michaud ist die Wittwe eines bei der Haußmannisirung von Paris zum mehrfachen Millionär gewordenen ehemaligen Maurers, deren Jugend in dem Gemüsekramladen ihrer Eltern verfloß. Eine von ihnen adoptirte schöne junge Nichte, der man eine glänzende Erziehung geben ließ, soll nach dem letzten Willen des Verblichenen nur dem Träger eines altaristokratischen Namens zur Gattin gegeben werden. Die beiden Vertreter der ritterlichen Geburt, welche sich auf dem Landgut der Tante um die Hand dieses Goldkindes mit eifrigem Bemühen bewerben, sind nicht dazu geeignet, das junge Herz ihren Wünschen geneigt zu machen. Auf einem Tuilerien- oder Stadthausball in der letzten Saison hat die junge Dame bereits den liebenswürdigsten Tänzer gefunden, dessen Anmuth, jugendliche Männlichkeit und Walzkunst einen unverlöschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht haben. Sie weiß seinen Namen nicht. Sie hat nur in der Menge, durch die sie sich an seinem Arm bewegte, seinen Titel flüstern hören: „Prince de Ciseau"; letzteren Namen seines vermeintlichen Fürstenthums nicht ganz genau verstehend. Tante Michaud will dem geliebten Kinde eine Geburtstagsfreude machen und hat zu diesem Zweck einem ihr sehr empfohlenen Pariser Bildhauer, von dem sie eine Büste im „Salon" bewunderte, den Auftrag gegeben, sie als „alte Römerin" in Marmor „auszuhauen". Der Bildhauer, von seinem Ateliergehülfen, einem lustigen, herzigen Burschen, der den Namen Risotto trägt, begleitet, erscheint auf dem Landgut, um den Auftrag auszuführen. Das schöne Kind erkennt natürlich sofort in ihm ihren „Prinzen" von jenem Ball. Sie sowohl als die Tante, der sie die Entdeckung mittheilt, sehen in seiner Bildhauerrolle nur eine Maske, kommen ihm mit inniger Befissenheit entgegen. Die Eifersucht bringt die beiden adeligen Konkurrenten in eine für sie doppelt lächerliche Situation. Die Erklärung erfolgt; da die Büste, meisterhaft gelungen, vollendet ist und die Wahrheit von des vermeintlichen Prinzen wirklichem Range unmöglich mehr anzuzweifeln ist, kommt der Schreck und die Entrüstung der alten Dame bereits zu spät. Die liebenden Herzen sind eins geworden, die Tante hat nur noch mit leisem Schmollen ihren Segen zu geben, und der Gedanke, daß ihre Marmorbüste im nächsten Pariser „Salon" erscheinen wird, besiegt auch den letzten Rest von Schmerz und Widerstreben. Die Bühnenwirkung des Stücks hängt wesentlich von den Darstellerinnen der Madame Michaud und des Atelierburschen Risotto ab. Für solche Figuren, wie Jene, besitzt das Berliner Hoftheater bekanntlich die vielleicht erste und genialste künstlerische Kraft unter den Lebenden in Frau Frieb-Blumauer. In der Darstellung des drolligen, naiv-schlauen, warmherzigen Jungen aber entwickelte die erste tragische Liebhaberin dieser Bühne, das schöne Fräulein Klara Meyer, ein in ihr kaum geahntes Talent der realistischen Charakterschilderung. Sie hatte, um diesen Grad der Wahrheit zu erreichen, es nicht verschmäht, einen Kursus des Thonknetens und -Präparirens bei einem bekannten Bildhauer zu absolviren und scheut bei keiner Vorstellung die dringende Gefahr, ihre hübschen, wohlgepflegten Hände und ihre sorglich kultivirten Nägel dem Verderben auszusetzen, welches eine derartige intime Beschäftigung mit diesem gemeinsten und doch wichtigsten Material der edelsten Kunst den Fingern ihrer Meister und Gehülfen fast unvermeidlich zu bereiten pflegt.

Mit diesem Lustspiel zugleich wurde und wird noch immer ein einaktiges Charakterbild auf derselben Bühne aufgeführt, „Stephy Girard" betitelt, von R. Genée nach dem bekannten Romanfragment Sealsfield's: „Morton oder die große Tour" gearbeitet. Wie dieß Original, so ist auch das kleine Stück nur die Exposition zu einer langen wie möglicherweise hoch dramatischen, spannenden Geschichte; dieß gerade aber bleiben uns beide Autoren von Anfang bis Ende schuldig. Sie zeigen uns wenig mehr, als den sonderbaren alten Millionär Stephy Girard in New-York, der so großartig tönende Reden von seiner Weltmacht und von seinen Absichten und Thaten für das Glück und den Frieden der Menschheit hält, und so unbedeutende Handlungen während des kurzen Alles vollbringt, daß unser Vertrauen in seine wirkliche Macht und Größe sehr gering bleibt, und die Mission des jungen Morton, der, durch den Untergang seines Schiffes bankerott geworden, auf die einfache Empfehlung eines alten Freundes von Girard als sein Gesandter für Europa engagirt und sofort verschickt wird, uns höchst fragewürdig und als sehr zweifelhaftes Glück erscheinen will.

Später sind diesen Novitäten im königlichen Schauspiel Berthold Auerbach's Proverbe: „Eine seltene Frau" und ein von G. v. Moser verfaßter (angeblich nach Graf Fredro's Original bearbeiteter) Schwank: „Mädchenschwüre" gefolgt. Die kleine dramatische Szene des berühmten Erzählers, die an Inhalt und Fabel so arm wie im Dialog geistreich pointirt und künstlich ausgearbeitet ist, wird bereits auf anderen großen deutschen Bühnen mit ehrenvollem Achtungserfolg gegeben und ist auch in „Ueber Land und Meer" wohl schon besprochen gewesen. v. Moser's Dreiakter ist ein fast zu harmloses, an eine glücklich hinter uns liegende Periode der Lustspielfabrikation erinnerndes Erzeugniß. Eine lächerliche alte Jungfer, welche zwei reizende junge Mädchen bestimmt, mit ihr vereint der Liebe und der Ehe abzuschwören; ein junger flotter Neffe, welchen sein Onkel — der echteste Theateronkel, der je auf den Brettern erschienen ist! — gern mit der einen der beiden Cousinen verheirathen möchte, während diese nichts von ihm wissen zu wollen scheint; ein ewig seufzender, sentimentaler, komisch sein sollender Liebhaber der andern; endlich ein Romanschriftsteller Schröder mit sächsischem Dialekt, der in diesen engen Zirkel hineinplatzt, um einiges Salz in die Szenen zu bringen — das sind die Elemente, aus denen das Ding mit unbefangener Gleichgültigkeit gegen Wirklichkeit und Möglichkeit zusammengebaut ist. Durch eine Intrigue des unternehmenden lustigen Neffen, welcher seine spröde Umworbene zur Vertrauten der simulirten Liebe für eine Andere macht, und die Cousine mit dem Gedanken der ernstlichen Bewerbung seines Onkels um ihre Hand in Angst und Sorge stürzt, gelangt Alles zur erwünschten Lösung, jede der Beiden entdeckt ihr Herz und bricht freudig ihren Schwur; die alte Jungfer macht sich doppelt lächerlich; der Herr aus Sachsen ist bereits verheirathet und hat eine Fülle neuen Stoffs zu Romankapiteln aus „dem vollen Menschenleben" gegriffen; der Onkel ist gerettet und beruhigt. Unser Publikum ist anspruchslos genug, sich herzlich und dankbar an dieser Komödie zu ergötzen.

Den schönsten, größten und bestverdienten Erfolg hat das fünfaktige Lustspiel von L'Arronge im Wallnertheater errungen: „Doktor Klaus". Der Verfasser von „Mein Leopold" und „Hasemann's Töchter" warf hier einmal den ganzen gebräuchlichen Apparat der Berliner Posse, des sogenannten „Volksstücks" und „Lebensbildes", hinter sich und schrieb in bester Form ein wirklich tüchtiges Lustspiel aus dem Leben, dessen Personen und Handlung indeß keineswegs ausschließlich dem der modernsten Gegenwart und der Großstadt angehören, sondern den Vorzug haben, immer und überall möglich und wahr zu sein. Mit dem Couplet entsagte der Verfasser zugleich auch der Sentimentalität, wie der Zweideutigkeit und Gemeinheit (welche letztere beide allerdings auch aus seinen früheren Arbeiten verbannt waren) und — dem Berliner Lokalkolorit. Ich bedaure den Mangel des Letzteren ebensowenig, wie den jener anderen Eigenschaften. Die Figuren des Stücks sind, wenn keine Berliner und berlinisch Sprechende, so doch Menschen und wirklich wie solche empfindende, handelnde und redende Personen. Keine von ihnen allen ein Zerrbild, höchstens eine, der Baron v. Boden, der junge, schuldenreiche Gatte von des Doktors Nichte Julie, etwas schablonenhaft. Die Besserung dieses ziemlich windigen und hohlköpfigen Herrn durch den Doktor; seine Verwandlung aus einem gewissenlos auf Kosten seines Schwiegervaters, des reichen, verwittweten Juwelier Griesinger, in den Tag hinein lebenden Nichtsthuers in einen tüchtigen, arbeitslustigen Landwirth und darauf die seiner jungen, schwermüthigen Gattin in eine glückliche Frau — das bildet so ziemlich die ganze Handlung des Stücks. Die Hauptfigur, der Doktor, ist in der ersten Szene in Charakter und Leben so fertig, wie in der letzten. Die verschiedenen Aeußerungen seines Wesens, seiner Frau, seiner hübschen jungen Tochter, deren Bewerber, seinem Schwager, dessen Schwiegersohn, seinem Kutscher, seinen Kranken und der übrigen Welt gegenüber, setzten das Gesammtbild des Mannes zusammen. Und das Bild ist eigentlich der wahre Inhalt des Stücks, das uns in jedem Akt zu einer Quelle herzlichen Behagens und reiner Heiterkeit wird. Der Doktor ist ein prächtiger Typus jener in Romanen und Lustspielen nicht gerade seltenen Aerzte, deren Gemüthswärme sich unter einer etwas spröden Hülle birgt, die mit voller Hingebung ihrer Berufspflicht leben und für diese, wo es sich um Heilung und Linderung der menschlichen Leiden handelt, kein Opfer an Kraft und häuslichem Behagen scheuen. Aber in dieser Gestalt sind jene allgemeinen Grundzüge so fein individualisirt und nüancirt, daß der ganze Mensch doch als ein ganz anderer erscheint, wie jene polternden, deutsch-biedermännisch-groben Komödiendoktoren und wohlthuender bei allem Edelsinn grotesker Sonderlinge. Sein Kutscher und Faktotum Lubowski, der in fünfzehnjährigem Dienst bei dem Doktor sich einen Anflug von falschen ärztlichen Kenntnissen und noch falscheren ärztlichen Ausdrücken angeeignet hat, ist eine eben so köstlich gelungene Figur wie sein Herr. Seine komische Wirkung ist um so stärker, als sie nichts Lärmendes hat, der gewohnten Possenwitzhascherei gänzlich entbehrt. Beide Rollen haben im Wallnertheater durch Lebrun und Engels eine Darstellung gefunden, die an Vorzüglichkeit, echter Lebenswahrheit und Feinheit kaum zu übertreffen ist.

Des Doktors übergroßer Pflichteifer, welchen seine Frau als Störung jedes ruhigen Familienglücks bitter beklagt und verdammt, hat eine bestimmte Ursache, die er in einer einfachen, ergreifenden kleinen Erzählung aus dem ersten Jahre seiner Ehe einmal seinem hübschen, geliebten Töchterchen mittheilt. Seiner jungen Gattin zu gefallen, der er versprochen gehabt, einen Ball zu besuchen, hat er damals einst einen ärztlichen Abendbesuch in dem Hause einer armen Wittwe unterlassen, deren kranke kleine Tochter ihr und dem Brüderchen währenddessen vielleicht in Folge davon gestorben ist. Die hübsche Emma ist so ergriffen, daß sie nur einen Arzt zu heirathen schwört. Der geliebte Referendär, der dicht vor dem Assessorexamen steht, soll schlechterdings „umstudiren", wenn er sie zu seiner Frau gewinnen wolle. Es ergibt sich aber, daß er, Karl Gerstel, eben jenes, dem Doktor später aus dem Gesicht gekommene Brüderchen der armen Gestorbenen ist — und Emma bringt, wie sie sagt, ihren Eltern zuliebe das Opfer ihres Gelübdes und reicht dem Assessor Gewordenen ihre Hand. Da inzwischen der Baron durch einen einfachen Kunstgriff des Doktors — im Vertrauen hatte dieser ihm mitgetheilt, daß sein Schwiegervater ruinirt sei, wodurch es ihm gelang, das schlummernde Ehrgefühl in der Brust dieses Gentleman zu erwecken — zum tüchtigen Menschen erzogen ist, sein junges Weib sich des Gatten und eines ein paar Wochen alten Stammhalters erfreuen darf, so kann der Vorhang zwischen beglückten Gruppen und beruhigten und befriedigten Zuschauern fallen.

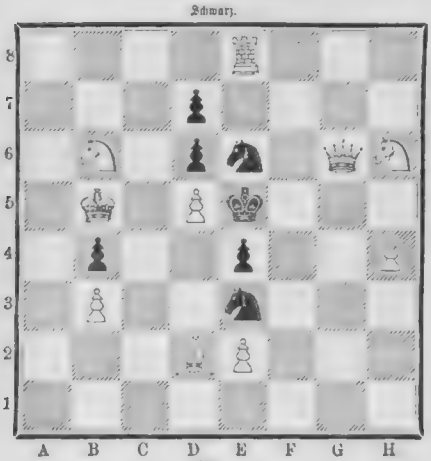
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 12.

Von Herrn J. P. Taylor.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 8:

Weiß.	Schwarz.
1) D. A 4 — D 1	1) L. C 5 — E 3 oder A).
2) L. F 5 nimmt F 4 . . .	2) K. E 4 nimmt F 4 oder L. E 3 nimmt F 4.
3) D. D 1 — G 4 oder — D 3 setzt Matt.	
A)	
1)	1) K. E 4 nimmt F 5.
2) D. D 1 — D 7 † . . .	2) K. F 5 — F 6 oder — E 4.
3) D. D 7 — F 7 oder — D 3 setzt Matt.	

(Andere Varianten leicht.)

Schachbriefwechsel.

Hrn. Dr. Gr. in Kr. Guyhau. Nro. 6, 7 und 8 richtig gelöst.

Hrn. J. S. in Bythen. Nro. 5 richtig.

Hrn. H. W. in Colomna. Nro. 5 richtig. Es fehlt jedoch die wichtige Variante 1) E. D 2 — B 3, S. A 8 — B 6.

Hrn. S. J. C. K. in Worden. Nro. 8 richtig. Mit dem Vermerk „Schach" an die Redaktion zu richten.

Hrn. A. F. in Ebersbach. Nro. 7 richtig. S. Loyd lebt in Nordamerika. Der Ort, wo er jetzt wohnt, ist uns nicht bekannt.

Hrn. A. K. in Dresden, G. S. und W. L. in Heiligenhafen, J. N. A. in Holland (Ortsangabe fehlt), O. S. in Jerzykowo, Per. Frh. v. W. in Pola, F. M. in Wien. Nro. 8 sorgfältig und korrekt gelöst.

Hrn. H. T. und J. F. V. in Hedwigenkoog, Hauptm. F. in Kunnersdorf. Nro. 8 richtig. Die Hauptvariante 1) D. A 4 — D 1, L. C 5 — E 3 fehlt jedoch.

Mr. C. J. à Geneve. Votre Solution de Nro. 7 est juste.

Hrn. H. C. in Tarnow und J. R. in Ablasserdam. Nro. 6 und 7 richtig.

Hrn. H. L. in Groningen. Falsch wegen D. E 5 nimmt C 7.

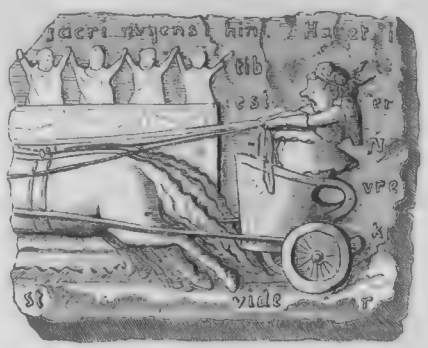
Hrn. G. M. in Dresden. Falsch wegen K. E 4 - D 4.

Hrn. H. B. in Homburg. Nro. 7 richtig.

Hrn. v. St. in Bruchsal. Nro. 1 korrekt gelöst. In Nro. 8 ist jedoch das Hauptspiel nicht richtig. Auf 1) D. A 4 — D 1, L. C 5 — E 3; 2) K. H 5 — G 4 wurde L. E 3 — D 2 das Matt verhindern.

Hrn. Ch. L. in Lübeck. Ueber Nro. 8 siehe vorher.

Bilderräthsel 13.



Auflösung des Bilderräthsels 12:

Der Weg durch Lehren ist lang, kurz und wirksam durch Beispiele.

Räthsel.

Das Erste kommt leicht in Alarm,
Ist's Ganze am Zweiten zu arm.

Auflösung des Räthsels in Nro. 12:

Feuer—Feder.

Briefmappe.

Frl. A. H. C. Eine uralte Geschichte. Mit einem Aufwande von 10 Pf. können Sie selbst die Probe machen.

Hrn. C. R. in Kehl. Eine deutsche Zeitung der Art existirt nicht. Verkaufsstellen finden Sie genau in der A. kr. Presse.

Hrn. Jorge d'Almeida in W. Joel, Anleitung zur Erlernung der rich. Sprache. Frankf. Jugel. Das Wörterbuch von Reiff (Leipz., Köhler) in 4 Theilen (russ. franz. engl. und deutsch).

Abonn. in Pomerellen. Wenden Sie sich an Herrn Direktor Kretzenberg in Jierlohn.

Primula veris. Lisa Christiani ist am 24. Dezember 1827 zu Paris geboren und hat als Gelbveilchen in den Jahren 1845 und 1846 auch in Deutschland großes Aufsehen gemacht. Sie starb 1853 zu Tobolsk auf der Reise.

Hrn. Org. J. in H. Richtig.

Hrn. C. S. in Carlsh. Die Beobachtungen sind noch nicht vollständig zusammengestellt; man erwartet im nächsten Jahre einen umfassenden Bericht darüber.

Abonn. in Neuwied. Die Schausp. Bauer heirathete den Grafen Platen und starb im vorigen Jahre.

Hrn. Jos. Sch. in Ottakr. Das Megaphon ist noch nicht im Handel.

Hrn. E. G. in G. Bei der Unmasse von Gedichten, die uns zukommen, ist es rein unmöglich, jedem einzelnen Einsender zu antworten. Die Einsender müssen die Antwort in der Annahme oder Nichtaufnahme derselben finden. Nichtabgedruckte wandern in den Papierkorb.

Miss J. G. E. G. Der gewünschte Regelknabe ist gefunden. Ein Brief aus der Havanna liegt für Sie bereit. Wir bitten um Ihre Adresse.

Hrn. W. in Koblenz. Einzelne Illustrationen sind nicht zu haben. Jede dortige Kunsthandlung legt Ihnen Mappensammlungen vor.

Mohndalin Schweden P. B. ist ein selbstständiger Denker, wenn auch kein genialer Kopf. Er hat sich selbst ein System, jedoch keine Schule gebildet. Was er will, weiß vielleicht nur er selbst. Als P. ist er gerne gehört.

Hrn. J. R. in Wien. Sie können ohne Bedenken Ihren Chef zu Gevatter bitten.

Hrn. Eph. M. in Sch. Mit Dank erhalten, einige benützt.

Viktorie, Peppi, Olga, Zoe, Oesterreicherinnen mit Leib und Seele. Wir werden die erste Gelegenheit, wo Ihr Liebling in die Oeffentlichkeit tritt, benützen. Darauf warteten wir bislang.

C. T. Papend. Jahrgang 1875 der „Illustr. Volkszeitung" ist vergriffen. Es kann nur noch Jahrgang 1874 zum ermäßigten Preise von M. 2. 50. broschirt geliefert werden.

Hrn. M. H. Wir werden Ihren Wunsch betreffs des astron. Tagebuchs erfüllen. Mechanikus Geiger in Stuttgart.

Hrn. Lehrer Guckel in Ton. Die Lösung haben Sie längst gefunden.

Oesterr. Tyrtäus. Sollte das Gedicht nicht in einem österr. Blatt die geeignete Stelle finden?

Hrn. Grafen E. zu E. in R. Wir haben kein solches Institut erfahren können. Die Annoncenbureaux wurden wohl allein zu dienen im Stande sein.

Abonnent aus Pade. Gegen Fußschweiße empfehlen sich die aus Salicylsäure, Talg und Veilchenwurzelpulver gemischten Fußpulver, welche Sie in jeder guten Apotheke vorräthig finden.

Hrn. C. F. F. W. in R. Es ist ein seltsamer Irrthum, daß man einzelne, besonderen Branchen angehörende Bücher nur von bestimmten Buchhandlungen beziehen könne. Unser deutscher Buchhandel ist so gut eingerichtet, daß man jedes Buch durch jede Buchhandlung zum selben Preis beziehen kann. Sie dürfen Ihrem Buchhändler nur den betreffenden Wunsch mittheilen und er legt Ihnen nicht eins, sondern mehrere Werke darüber zur Auswahl vor.

Ld. A., Abonnent in Budweis. Von den älteren Jahrgängen von „Ueber Land und Meer" ist nur noch der 7. Jahrgang (1865) zum ermäßigten Preis zu haben; derselbe kostet elegant broschirt 4 M. und ist durch jede deutsche Buchhandlung zu beziehen. Gegen vorherige Einsendung des Betrages oder unter Nachnahme liefert auch unsere Verlagshandlung direkt per Postpaket.

Kongreß. Wir können leider Ihren Wunsch nicht erfüllen.

Hrn. Ing. F. in St. Wir können nicht erst den Vers dazu suchen. Die Form ist sehr schön.

Hrn. P. Sek. M. in L. Sie wünschen zu wissen, woher der Brauch stammt, bei Geburt eines Prinzen Jul Schüsse abzufeuern. Wir haben es bislang nicht eruiren können.

Hrn. v. L. in Hamb. Die St. bestehen nur in der Phantasie Gerstäcker's, in Wirklichkeit kommen sie nach Versicherung von vielbefahrenen Seereisenden nicht vor.

Hrn. Arn. T. in Wilna. Diese Frage gehört vor das Forum der Chemikerzeitung in Köthen, die wir Ihnen bestens empfehlen können. Wenden Sie sich an die Redaktion derselben.

Hrn. F. P. in Fr. Besten Dank. Ist beantwortet.

H. N. in Stade und W. M. in Berlin. Haarerzeugungsmittel gibt es nicht. Wenn in Folge einer Krankheit die Haare ausgegangen sind, so entwickeln sich aus den in den Haarboden steckenden Flaumhärchen nach längerer Zeit neue kräftigere Haare und kann unter Umständen der alte Haarwuchs wieder vollkommen erstehen. In diesem Falle sind Tinkturen zu dessen Beförderung schon mit Erfolg angewandt worden. Wo aber die Natur selbst die Keime versagt hat, da ist nichts mehr zu hoffen und gehören alle Universalhaarmittel-Anpreisungen in das Gebiet des Medizinalschwindels.

Abonn. in Böhmen. Jede Prager Buchhandlung kann Ihnen derartige Werke vorlegen. Die Branche liegt uns zu fern.

Hrn. Ingen. W. in Alt. Die Redaktion des Milit. Wochenblatts kann Ihnen Auskunft geben.

Tochter der Lagunen. Leider können wir Ihnen das bezaubernde Schönheitsmittel nicht mittheilen. Es existirt nur in der Phantasie der Romanschriftsteller.

Hrn. Dr. F. Z. in Böhmen. „Hermann" und die „Provinzialblätter" führt der Zeitungskatalog an.

Hrn. A. G. in B. Das Stuttgarter und das Münchener Polytechnikum. Dufresne, Schachspielhandbuch.

Hrn. E. g. in St. Allerdings, doch entsinnen wir uns der einzelnen Papiere nicht mehr. Gelstein's Dichterhalle in Leipzig.

Hrn. G. L. H. in Berl. Farbig und frisch, auch gewandt — aber kürzer wäre besser.

Hrn. L. Z. in Ch. Nicht ganz geeignet.

Langj. Abonnentin in Pos. Wenden Sie sich mal an die Direktion der Anstalt zur Schwachsinnige in Stetten im Remsthal (Württemberg).

Frl. Aurelie in Hb. Das Buch des Dr. Oetterdinger über „Wieland" (Heilbronn, Henninger 1877) gibt Ihnen die vollständigste Auskunft.

Mein Problem ist die Einfamkeit. „Die deutsche Schaubühne" (Erfurt, Bartholomäus), „Dramaturg. Blätter" von O. Hammann und W. Henzen (Leipzig, Durr) und „Die Neue Zeit".

Hrn. W. B. in J. Die Ihnen empfohlenen Sandabreibungen gegen Hautunreinigkeiten haben keine medikamentös-heilende, sondern nur eine mechanische, die Unreinigkeiten entfernende Wirkung. Nach Entfernung der Unreinigkeiten wollen Sie, zur Erneidung einer zarten Haut, Waschungen mit kölnischem Glycerin vornehmen; am geeignetsten mit der flüssigen Glycerinseife von Sarg in Wien.

Scheveningen. Ungeeignet für uns.

Junger, aber treuer Abonnent in Moers. Ja.

Aller Postabonnent. Als Pendant zur Stahlstichprämie „Die ersten Fruchtlinge" können wir Ihnen von unseren früheren Prämien am besten empfehlen „Gang zur Kirmes" von Karl Böker. Dieses sehr hübsche Bild stellen wir Ihnen noch zum Prämienpreis von 1 Mark gerne zur Verfügung.

Glückliche Herzen. Warum sich die Menschen küssen, fragen Sie. Diese Frage wird wohl kaum zu lösen sein. Poetisch ist sie schon vielfach variirt worden, aber Sie erwarten eine wissenschaftliche, kulturhistorische Lösung, die wir Ihnen zu geben außer Stande sind. Wir glauben, man könnte sich mit dem Faktum vollkommen begnügen.

Sirius Littrow. Die Wunder des Himmels, 6. Aufl., in Lieferungen erscheinend. Mädler, Geschichte der Himmelskunde.

Frl. Thereje Becker und Emma Josephsohn in A. Wird gebucht werden.

M. Allerdings kann er das. An seine vormal. Ortsbehörde.

Hrn. A. J. in Stutta. Unbedingt ist hier ganz richtig angewandt.

Hrn. A. S. in J. Allerdings. An Ihre Heimathbehörde, welche das Weitere veranlassen wird.

Natalie G. Jede Kunsthandlung legt Ihnen solche Vorbilder für Amateurmaler vor, z. B. Meichelt, Aquarellstudien. — A. Woll, k. k. Hoflieferant in Wien.

Hrn. E. Köln B. Behte. Die praktischen Arbeiten und Baukonstruktionen des Maurers und Steinhauers. Weimar, Voigt.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Bekanntmachungen aller Art.

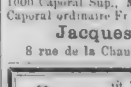
In keinem Krankenzimmer fehle Apotheker Radlauer's **Coniferen-Geist**, chemisch reines Destillationsprodukt aus jungen Fichtennadeln (pinus silvestris) zur Erhaltung einer reinen und gesunden Wohn- und Krankenzimmerluft. Die durch Zerstäuben oder Sprengen des flüssigen Coniferengeistes im Zimmer erzeugte feuchte und belebende **ozonhaltige Waldluft** ist besonders **Brust-, Herz- u. Nervenleidenden** zu empfehlen. Als Einreibung oder Umschlag ist Radlauer's Coniferen-Geist ein schmerzstillendes, beruhigendes Mittel bei **Rheumatismus, nervösen Leiden**, wie **Kopfschmerz, Migräne, Zahnschmerz.** 1 Kiste mit 6 Flaschen = 6 Mk., 1 Zerstäubungsapparat = 2 M. 50 Pf. Zu beziehen durch **H. Radlauer**, Apotheker **Breslau**, Neue Graupenstraße 11. 269

L. Kuczynski,
Eisen- und Metallgeschäft,
Berlin, Elsässerstrasse 43/44,
empfiehlt sich als bester **Käufer** für ausser Betrieb gesetzte **ganze Fabrikseinrichtungen** jeglicher Art, ebenso auch **einzelner Maschinen** und sonstiger **Eisen- und Metallbestände.** 177

Julius Häger,
St. Andreasberg i. Harz,
züchtet seit 18 Jahren die edelsten **Kanarienvögel.**
Erste Prämien, ehrendste Dankschreiben.
Kanar. Sommertrubianern, fl. **Braunschweiger Cigarren** à 1/10 Mk. 4, 4.50 bis Mk. 10 franko mit Verpackung. 119

Exportation directe de Cigarettes de la Régie Française des Tabacs.
1000 Caporal Sup., Maryland, Levant Fr. 15; Caporal ordinaire Fr 11. Fl. vol contre mandat.
Jacques Zébaume, 185
8 rue de la Chaussée d'Antin **Paris.**

Gegen Einbruch ist das Zuverlässigste mein **patentirtes Sicherheitsschloß** mittelst Lärmsignal bei Anwendung von Nachschlüsseln. **Gustav Höfer,** Schlossermeister in **Leipzig.** Prospekte gratis.



Künstliche Brillanten,
prachtvolle Steine in echt Gold, Ringe zu 6 bis 15 M., Ohrringe 10—15 M. empfiehlt **Schröter,** Goldarbeiter **Dresden,** Jakobsstraße 16. — Illustr. Preiscourant franko. 29

J. L. Backofen in **Nürnberg** empfiehlt **Nachtlichter** u. **Nachtlichterlämpchen** für Regie- oder Brennöl, bis jetzt das Einzige dieser Art. Zu haben in allen besseren Geschäften.

Echte Briefmarken aller Länder billigst. Preisliste über alle existirenden skandinavischen Marken gratis. **S. Schmidt,** Norreoldgade 25, **Kopenhagen K.,** Dänemark. 99

TECHNISCHES GESCHAEFT & PATENT-BUREAU
BUSS, SOMBART & Cie.
PARIS MAGDEBURG. LONDON.

Die rühmlichst bekannte Fabrik von
Zauber-Apparaten von E. Oscar Lischke,
Hamburg, Bazar 7,
empfiehlt die neuesten Erfindungen in diesen Genres. Zuverlässig und elegant gearbeitet. Anerkannt als beste Bezugsquelle der großen Zauberkünstler der Welt. Billige Preise. Preiscourant gratis. 265

Glasey-Nachtlichter,
bewährt seit 1868, viermal prämiirt. Den Petroleumlämpchen vorzuziehen, weil geruchlos und nicht feuergefährlich. Zu haben in allen besseren Geschäften. 87
C. Dom- | **Loose** 4 M. (H. Gewinn 75,000 M.)
S. Basch, Berlin, Molkenm. 14.

Zauber-Apparate
eigener Fabrik. Prämiirt 1869. Anerkannt beste Bezugsquelle. Großartige Neuheiten für Amateur-, Dilettanten- und Kinder. Illustrirte Zauberkasten, mit ganz neuen Zusammenstellungen, von 3 Mark bis 200 Mark. Einzelne Apparate von 10 Pfennig bis 20,000 Mark. Preiscourant gratis. 995
Wilhelm Wille, Braunschweig
(früher 20 Jahre in Hamburg).

Das bereits in 2. Auflage erschienene, allen leidenden auf's Wärmste zu empfehlende **illustrirte** Buch:
„Die Brust- und Lungenkrankheiten"
enthält allgemein verständliche, sehr leicht zu befolgende Anweisungen zur Selbstbehandlung u. Heilung dieser Leiden. Preis 50 Pf. Ausführlichen Prospect versendet gratis und franco **Th. Hohenleitner** in Leipzig und Basel.

Vorrätig in **W. J. Feiler's** Buchhandlung in **Berlin,** Friedrichstr. 103, welche dasselbe gegen 60 Pf. in Briefmarken überall hin versendet.

In allen Buchhandlungen zu haben: 260
Das Orakel.
Interessantes Gesellschaftsspiel. Preis 30 Pf.
Briefmarken kauft, tauscht und gibt Sorte billigst. Handlungen, Papeterien etc. zum **Kommissionsverkauf.**
558 **Literarisches Museum, Leipzig.**

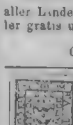
Festgeschenk. 193

Anweisung zur Heilung der **Epilepsie (Fallsucht), Krämpfe** versendet gratis franko Dr. phil. **Quante** in Warendorf, Westfalen.

Hombergers Börsen-Comptoir
Frankfurt a/M.
Börsenspekulationen. — **Anlehensloose,** einzelne und grössere Partieen. — Serienloose, ganz und getheilt. — Verwechslung aller Coupons. — Prospekte und Preisliste gratis.
NB. Ankauf Madrider Loose, Madrider Treffer, Madrider Loosecoupons zu den höchsten Kursen. 856

Fabrik und Lager von
Zauber-Apparaten
für Künstler und Dilettanten. Halte stets das **Neueste** auf Lager. Preiscourante gratis und franko 8
Hermann, Berlin, Friedrichstraße 187.

Echte Briefmarken
aller Länder **billigst.** Preisliste für Sammler gratis und franko. 913
F. Edmund Jensen,
Grönnegade 37, **Copenhagen K.**



Neueste Briefmarken-Albums
und **ächte Briefmarken** verkauft billigst. Katalog 50 Pf., Preiscourant gratis. **Alwin Zschiesche,** Antiquitätenhdg., **Leipzig.** 20

Über Land und Meer.

№ 14.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Hexe, Novelle von Karl Emil Franzos. — Schach. Schachspieler und ihre Freunde, von Jean Dufresne. — Des deutschen Kaisers Rückkehr in seine Hauptstadt, illustrirt von H. Lüders. — Von Haydn bis Liszt, Skizzen aus der neueren Musikgeschichte von Ludwig Nohl. I. Die Epoche Haydn. Schluß. — Petersburger Winterleben, von Paul Fuchs. — Der Altar der Liebfrauenkirche bei Pilar in Zaragoza. — Notizblätter. — Das Pfarrhaus von Elternbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen. Fortsetzung. — Porträtskizzen und Erinnerungen, lose Blätter von Elise Polko. II. Heimgegangen. — Unter den Wassern und in den Lüften, von M. M. v. Weber. — Astronomische Erscheinungen im Jahr 1879. — Astronomisches Tagebuch, Januar 1879. — Für das Album, von Albert Roderich. — Lotteriezieh ungen im Monat Januar. — Schach. — Charade. — Auflösung des Räthsels in Nro. 13. — Rösselsprung Nro. 6. — Bilderräthsel 14. — Auflösung des Bilderräthsels 13. — Briefmappe.

Illustrationen: Rückkehr des Kaisers nach Berlin. Empfang des Kaisers durch Gardehusaren; Kaiser und Kaiserin begrüßt von den Studenten; Das Kadettenkorps in Lichterfelde; Die Uebernahme der Regierung. — Petersburger Winterbilder, von A. Wanjura. — Der große Altar in der Kathedrale von Zaragoza. — Die Köchin am Morgen; Die Köchin am Abend, von W. Gröger.

Die Hexe.

Novelle von

Karl Emil Franzos.

(Nachdruck verboten.)

... Ich war lange nicht mehr in meiner Heimat gewesen, in Podolien. Ich war nach ausgiebiger Sturm- und Drangzeit an deutsche Hochschulen gekommen und hatte mich da ehrbar deutscher Professorenweisheit befliſſen und weniger ehrbar deutscher Studentenluſt. Aber über beiden hatte ich nicht der alten, lieben Heimat vergessen, der Stätte meiner Knabenjahre.

Ja, ich dachte ihrer gern und viel. Ich dachte des ärmlichen Städtchens, in dem ich geboren, und der einsamen Haiden, über die ich geschritten, und der stillen, tiefdunklen Weiher, an denen ich geruht. Und vor Allem der düsteren Klosterschule, da mir die Patres Dominikaner unter guten Worten und bösen Schlägen das Geheimniß der Buchstaben und Zahlen erschlossen.

Und wenn ich daran dachte, so wurde mir eigen zu Muthe, trüb und heiter zugleich, so recht, recht wehmüthig. Dann tauchte wohl auch ein Antlitz vor meinem Blick empor, ein liebes, trotziges Knabenantlitz mit theuren, wohlbekannten Zügen. Die braunen Locken fielen wirr um die Stirne und die blauen Augen blitzten und die Lippen lachten übermüthig:

„Ich habe den Pater Marcellin in seiner Zelle eingeschlossen und bis zum Abend kommt Niemand in den Korridor. Komm' ... die großen Pflaumen sind reif ... der Baum bei der Kapelle! ... Hei! wie wird der Dicke klopfen! ...“

Ich muß noch heute lächeln ...

Wir waren ein sonderbares Paar, Graf Henryk Kornicki und ich. Wir waren die wildesten und übermüthigsten Burschen in der Schule, und machten dem dicken, schwerfälligen Marcellinus am meisten zu schaffen — das war das Gemeinsame. Sonst waren wir in Allem verschieden und insbesondere: er ein Grafensohn und ich ein armer Junge. Aber was fragt die Jugend nach solchen Unterschieden! Henryk Kornicki war mein braver Kamerad. Wir blieben unzertrennlich durch die drei Jahre, da Marcellin über unseren Seelen waltete und leider auch über unseren Ohren. Es war eine heiße, fast thörichte Knabenfreundschaft.

Wir hatten uns während der Zeit sehr in's Freie gesehnt in's freie, offene Leben, in die freie, offene Welt. Aber es war uns doch bitter zu Muthe, als die Abschiedsstunde schlug. Das war an einem Julimorgen — im Klostergarten dufteten die Blumen, die Sonne schien und die Vögel sangen. Wir aber standen unter der Buche im Hofe und weinten bitterlich.

Dann bezog ich ein österreichisches Gymnasium und er ein Genfer Erziehungsinstitut für Söhne des polnischen Adels. Wir hatten natürlich mit heißen Schwüren gelobt, einander recht häufig zu schreiben. Nun das wäre nichts Merkwürdiges. Aber merkwürdig war, daß wir unser Gelöbniß hielten.

Rückkehr des Kaisers nach Berlin. **Empfang des Kaisers durch Gardehusaren.** (S. 264.)

Unsere Briefe sahen einander sehr ähnlich, das kam wohl von der alten Sympathie. Wir fanden Beide, daß der Karzer eine schlechte Erfindung sei, und daß die Griechen und Römer sehr boshafte Leute gewesen, weil sie in so ausgesucht schwierigen Konstruktionen gedichtet und philosophirt. Und vor Allem fanden wir, daß Alter keinen Menschen vor Thorheit schütze, auch k. k. österreichische und Genfer Professoren nicht.

Darauf die Zeit der ersten Liebe. Seine Flamme war eine blonde, sanfte, langweilige Engländerin am Leman, und die meine ein braunes, stolzes, räthselhaftes Mädchen am Pruth. Das war aber auch der einzige Unterschied — sonst waren wir Beide gleich thöricht, gleich unglücklich und unsere Verse gleich schlecht.

Zwei Jahre später hatte er die hohe Schule des Leichtsinns in Paris bezogen und ich die hohe Schule der Wissenschaft in Deutschland. Von da ab schrieb er seltener — er war so beschäftigt der arme Junge...

Da erhielt ich plötzlich wieder einmal — es war im August und zwölf Jahre waren seit jener Abschiedsstunde verflossen, einen Brief von Henryk aus Paris. Er wolle mir einen Antrag machen. Er sei nun volljährig, habe die Verwaltung des Majorats übernommen und da schreibe man ihm vom Schlosse Gonisko, daß unter vielen anderen Dingen auch die Bibliothek sehr verwahrlost sei. Ob ich nicht das Ordnen übernehmen und für zwei Monate auf's Schloß kommen wolle?... „Du bist ja immer ein Bücherwurm gewesen und es soll da sehr interessante Manuskripte geben. Und dazu die alte Freundschaft! Ich komme zu gleicher Zeit nach Hause, das heißt, wenn ich abkommen kann ..."

Wenn ich abkommen kann! Ob ihn eine Grisette des Jardin Mabille an Paris fessle oder eine Herzogin des zweiten Kaiserreichs — das schrieb Henryk nicht. Nun — ich entschloß mich kurz, ich sagte „Ja" und sandte umgehend die Zusage ab.

Es war ein Sonntagmorgen, da ich von Heidelberg abreiste. Hei! wie fuhr sich's so fröhlich durch die gesegnete deutsche Landschaft — mir war's, als müßte ich immer singen und pfeifen. Aber allmälig wurde ich schon müder und schließlich ganz still.

Am Mittwoch war ich am Bahnhofe von Stanislanow. Mein Herz hatte geklopft, als ich am Morgen aus dem Fenster des Coupés zuerst wieder die weite, weite Ebene erblickte. Was ich da sah, war nicht schön, nicht fruchtbar, nicht reizend, aber — es war die Heimat. Ich hatte mich vorgebeugt und starr hinausgesehen, bis mir der Wind die Thränen in die Augen getrieben.

Oder war es nicht der Wind?...

Am Bahnhofe der Kreisstadt Stanislanow war viel Leben. Denn hier hält der Zug um zwölf Uhr und es wird zu Mittag gespeist.

Ich drängte mich mühsam durch die Halle und trat in den Hof, selbstverständlich unter zahlreicher Gefolgschaft der Herren Lohndiener und Kutscher. Da standen ihre überaus vortrefflichen Wagen, die leider auch überaus schmutzig waren. Doch — schon wollte ich den ersten besten besteigen, als ein auffallender Ton an mein Ohr drang.

Abseits nämlich stand ein Reisewagen mit zwei schönen starken Pferden bespannt. Und vor dem Gefährt ein junger Bauer mit ganz unbeschreiblich dummem Gesicht. Dieser Mensch nun stieß unabläßig einige Sylben aus, die entfernt wie mein Name klangen.

Ich ging auf den Wagen zu. „Was wollen Sie mit Dem?" jammerte hinter mir der hebräische Chorus, „der wartet auf einen Schlachzig." Aber ich ließ mich nicht irre machen.

„Was rufst Du da?" fragte ich den Burschen.

Der sah mich ängstlich forschend an. „Ach!" seufzte er dann, „Sie sind doch nicht der Richtige!"

Ich mußte hell auflachen — das Gesicht war zu komisch. „Vielleicht bin ich's doch?"

„Nein!" versicherte er, „Sie sind's nicht, Sie sind jung."

„Gut! aber was hast Du da gerufen?"

Er wiederholte seinen Ruf — es war unzweifelhaft mein Name. „Ja," sagte ich, „so heiße ich — Du bist von Gonisko?"

„Freilich," rief er mit freudigem Grinsen. „Also sind Sie's doch?!... Ich warte schon seit dem frühen Morgen." Er öffnete den Schlag. „O, was für eine Freude ich habe! Wenn ich den gnädigsten Herrn verfehlt hätte, so hätten sie gewiß wieder Alle gesagt: dieser Janko ist ein Esel! — So — aber jetzt! ..."

Mein Gepäck wurde aufgeladen, wir fuhren aus dem Bahnhofe und links von der Stadt ab auf die Heerstraße gegen Osten. Aber mein guter Janko konnte sich noch nicht beruhigen. Er brachte die Pferde in raschen Trab, dann wandte er sich um, setzte sich bequem zurecht, musterte mich aufmerksam, betastete vorsichtig meinen Reisekoffer und schüttelte den Kopf ...

Ich mußte wieder lachen: „Was wundert Dich, Janko?"

„Hm! daß Alles so natürlich ist! Und dann" — er kratzte sich — „der gnädigste Herr haben sich so jung gemacht. Man sieht kein einziges von Ihren grauen Haaren!"

„Wa—as?" machte ich erstaunt, „wer hat Dir gesagt, daß ich alt bin?"

„Alle," versicherte er eifrig. „Alle haben es gesagt — der Joseph und die Katharina und der Gregor und der Herr Oekonom auch. Es kann ja auch gar nicht anders sein — bei Ihrem Stande!"

„So — was habe ich denn für einen Stand?"

Janko blinzelte mich mit schlauem, vertraulichem Lächeln an. „O! ich weiß es — wenn der gnädigste Herr lügen wollen, so nützt es nichts!... Wir Alle wissen es, der gnädigste Herr sind ein ..." Er fuhr wild mit den Armen in der Luft herum und machte dann ein Kreuz.

„Was heißt das? Was bin ich?"

Janko sah mich mit einem durchdringenden Blicke an. „Ein Hexenmeister sind Sie — ein Zauberer, das heißt das!"

„Hahaha!" Ich lachte laut auf und zehn Minuten fort. Janko sah mich zuerst verdutzt an, dann stimmte er lustig ein.

„Janko!" fragte ich ihn, als ich wieder sprechen konnte und wischte mir die Thränen aus den Augen, „Janko, wer hat euch das erzählt?"

„Niemand!" erwiederte Dieser stolz, „so klug sind wir schon selber! Wir wissen, daß die Zaubereien und die Hexenkünste in den Büchern stehen; Sie haben alle Bücher gelesen und kommen jetzt zu uns, um auch die unsrigen zu lesen, die im ‚gelben Saal'. Das hat aber Niemand nöthig, als ein Hexenmeister. Und alle Hexenmeister sind alt, der vor zwanzig Jahren auf dem Schlosse war, war auch alt. Unserem Herrn Oekonomen hat er zum Abschied einen Wetterteufel zurückgelassen..."

„Was?"

„Einen Wetterteufel. Man kann ihn nicht sehen: er steckt in einer dicken weißen Milch. Hinaus kann er nicht, dieser dumme Teufel — der Zauberer hat ihn hineingefoppt in eine Glaskugel mit einer Glasröhre dran. — Wenn ihm heiß ist, so streckt er sich aus, wenn ihm kalt ist, so zieht er sich zusammen. Der Herr Oekonom braucht ihn für die Landwirthschaft — ja! Und — also — was ich sagen wollte: alle Hexenmeister sind alt. Sie müssen ein großer sein, denn Sie können sich jung machen."

„Heilige Einfalt!" seufzte ich.

Aber Janko erwiederte ernst: „Eine solche Heilige kenn' ich nicht. Uebrigens halte ich von jeder Heiligen nicht viel. Bleibt doch immer so ein Weibsbild. Da ist mir mein Schutzpatron, der heilige Johannes, ein anderer Kerl — auf den kann man sich verlassen, sag' ich Ihnen, der war auch mein Trost, wie ich gehört habe, daß Sie zu uns kommen."

„Fürchtest Du Dich denn vor mir?"

„Fürchten?! Nein — ich heiße Johann Podarczuk — ich fürchte mich vor Niemanden." Aber gleich wurde er wieder etwas kleinlaut. „Nur mit einem Zauberer, wissen Sie — das ist so ein eigenes Ding. Man weiß nicht, was Einem so geschehen kann und — wer kann sich da wehren?! Man wird ganz in ein Thier verwandelt oder muß wenigstens bellen wie ein Hund, oder man steht eines Morgens auf und muß seinen Kopf suchen. Alles schon vorgekommen. Kurz — unangenehme Geschichten. Wir waren auch anfangs Alle nicht sehr erfreut über Ihre Ankunft ..."

„Ja!" bestätigte ich, „ich bin sonst ein gefährlicher Mensch. Aber euch will ich nichts thun."

„Ich danke ergebenst," sagte Janko demüthig und zog den Strohhut mit den breiten Bändern tief ab. „Aber wenn auch — jetzt ist's auf jeden Fall gut, daß Sie gekommen sind, wir brauchen Sie sehr, denn gegen eine Hexe hilft nur ein Hexenmeister und Sie sollen unserem armen Herrn helfen." Janko seufzte tief auf. „Unser gnädiger Graf Henryk ist verhext."

„Und wer hat's gethan?" fragte ich ebenso melancholisch.

„Die Braune, die Aniula!" Janko wurde entrüstet. „Die kleine Zigeunerin, die Gott verdammen möge. Am Sonntag ist unser Herr gekommen, am Montag hat sie sich an ihn gehängt und gestern war er schon so verhext, daß es ein Erbarmen war — ich sage Ihnen: ein Erbarmen! Am Ende hat er sie schon heute geheirathet." Und zornig schlug er auf die Pferde los, die doch sicher an all' diesen Schrecklichkeiten unschuldig waren.

Hoho! dachte ich, hat mein Henryk seinen kleinen Grisetten und großen Herzoginnen eine so unkultivirte Nachfolgerin gegeben? Dann fragte ich:

„Wie ist denn das zugegangen?!"

Aber Janko wurde immer entrüsteter.

„Verzeihen Sie, gnädigster Herr, aber erstens wissen Sie als Zauberer ohnehin Alles und zweitens hat sie mir schon gestern gedroht, daß sie mich in einen Esel verwandelt — denken Sie! — in einen vierbeinigen Esel mit langen Ohren. Vielleicht erfährt sie, was ich jetzt gesprochen habe und thut's wirklich. Heilige Mutter Gottes — was wird dann meine Xenia sagen?! Sehen Sie, da mag ich am liebsten gar nicht mehr reden!"

„Janko," schwor ich ihm feierlich zu, „wenn Dich die Aniula in einen Esel verwandelt, so gebe ich Dir Deine Menschengestalt wieder! Du weißt, ich kann das! Und jetzt — erzähle, warum hat sie Dir gedroht?"

„Also gut," sagte Janko. „Aber wirklich nur das Eine noch. Also gestern war's, gestern Mittag. Da kommt unser Herr Graf selbst in den Hof hinunter und sie mit ihm. Natürlich — er rührt sich ja nicht, wenn sie nicht mitgeht! Der letzte Bauer würde sich schämen, so mit einer Zigeunerin zu halten, aber er thut es, er, ein Herr Graf, ein Kirchenpatron, ein Gutsbesitzer. Nun — er ist verhext — ich will nichts weiter sagen. Also er ruft mich. ‚Janko,' sagt er, ‚Du spannst die Rappen vor die Reisekalesche und fährst nach Stanislanow,' sagte er, ‚und fragst dort nach dem gnädigen Herrn.' So sagt er und — verzeihe es mir Gott! — das war auch so ein merkwürdiger Auftrag! Fragen, das ist leicht, aber wer hätte mir antworten sollen?! Die Juden haben Sie nicht gekannt, der Polizist auch nicht, und selbst der gnädige Herr Beamte mit der rothen Mütze, zu dem sie mich am Bahnhof geführt haben, hat mir nur erwiedert: ‚Ein alter Zauberer? — meinetwegen! — wenn er kommt, so wird er da sein!' Da habe ich beschlossen, Ihren Namen zu rufen und habe ihn fortwährend wiederholt, bis das eiserne Pferd gekommen ist. Richtig hat's genützt! O ich ..."

Ich unterbrach die Aeußerungen seines Selbstbewußtseins:

„Aber was war's mit der Aniula?!"

„Ach so! Also — wie mir der gnädigste Herr Henryk den Befehl gibt, sag' ich: ‚Ganz gut!' und gehe auf den Stall zu, an dieser Zigeunerin vorüber. Da ruft sie mich an: ‚Du Tölpel!' — denken Sie, ich ein Tölpel! — ‚warum nimmst Du nicht den Hut vor mir ab? Wenn Du noch einmal so unhöflich bist, so mach' ich einen leibhaftigen Esel aus Dir!' Denken Sie, ich soll eine Zigeunerin grüßen, ich, ein Christ, ein Oesterreicher. Also — ich gehe natürlich rüstig weiter. Aber was geschieht nun? ‚Henryk,' ruft diese... (Janko wurde entschieden grob)... Henryk, er muß mich gleich grüßen!' Und der gnädige Herr ruft mich zurück und befiehlt: ‚Grüße sie!' Ich gehorche. ‚Noch einmal!' ruft sie. ‚Noch einmal!' wiederholt der Herr Graf und ich muß es noch einmal thun, und der ganze Hof steht dabei und lacht. ‚Zum dritten Male!' schreit sie. Da sag' ich aber: ‚Allergnädigster Herr Graf, ich bin ja als Kutscher auf dem Hofe angestellt und nicht als Grüßer!' und mache ihm eine tiefe Verbeugung und gehe auf den Stall zu. Und diese Hexe?! ‚Henryk!' schreit sie und zittert nur so vor Wuth, ‚dieses Hundsblut muß jetzt zur Strafe eine halbe Stunde in der Sonne knieen.' Und ich" — Janko würgte die Worte nur so heraus — „ich... hab's thun müssen." Und dabei hieb er so grimmig auf die Pferde los, daß sie wild zu galoppiren begannen und unser Gespräch für lange Zeit unterbrochen war.

Wir fuhren gegen Ost, dann gegen Südost. Das Land war wellenförmig, aber je weiter wir kamen, desto flacher wurde es. Bebaute Felder wechselten mit öder Haide. Dann tauchten auch Weiher auf, immer häufiger, je ebener und unfruchtbarer das Land wurde.

Es war ein schwüler Tag — die Sonne brannte heiß herab. Die Straße war wenig belebt. Ein dicker Pope begegnete uns mit seiner dicken Popadja und zwei kleinen, dicken Buben. Drei elende Pferde schleppten die Britschka mit der heiligen Familie langsam vorwärts.

Dann kamen wir an einer langen Reihe von Frachtwagen vorüber, darauf ward Salz nach Rußland geführt. Die Fuhrleute — es waren Ukrainer, und „Chumaken" nennt sich die Zunft in ihrer Sprache — gingen nebenher und sangen im Chor das wehmüthige Lied von der schönen Czariza:

„Sternlein nur und Nachtigallen sahen's,
Wie man sie ertränkt im dunklen Weiher —
Seitdem schluchzen süß die Nachtigallen
Und die Sternlein zittern noch vor Schrecken —“

die Klänge schwammen weithin durch die heiße, stille Luft.

In einer kleinen, einsamen Feldschenke hielten wir Rast. Der Wirth, ein Jude, wie überall in Podolien, hatte nur wenig Vorräthe im Hause: Brod, Eier, Schnaps. Davon sättigten wir uns, so gut es ging und verschliefen dann im Heu die Zeit der größten Hitze. Wir hätten uns wohl sehr verspätet, wenn uns nicht das Gewieher der Rappen geweckt hätte.

„Es ist ein reines Glück,“ sagte Janko freudig, „daß wenigstens zwei von der Gesellschaft wach geworden sind.“

Die Sonne neigte schon stark gegen Westen, als wir wieder ausfuhren; in ihrem Lichte schimmerte weithin die Ebene, das Haideland röthlich gelb, das Getraide golden. Auf den Feldern wurde eben überall die Ernte geschnitten.

„Gott segne die Arbeit!“ rief Janko hinüber.

„Gott segne die Reise!“ erwiederten die Landleute.

Als die Sonne just wie eine rothe Kugel am Rande der Ebene klebte, kamen wir an den drei großen Eichen vorüber, wo der Feldweg gegen Gonisko von der Chorostkower Straße abzweigt. Man nennt sie die Zigeunereichen, weil hier alle Zigeuner anhalten und von hier aus ihre Streifereien unternehmen. Ich ließ halten und trat unter die Bäume, mir war es eigen um's Herz, ich verspürte in den Augen ein seltsames Brennen. Als ich noch ein glücklicher, sorgloser Knabe gewesen, war ich einmal an einem sehr schönen Frühlingsmorgen mit meinem Vater über Land gefahren. Hier in der Nähe war die Achse des Wagens gebrochen und es hatte sich sehr gut gefügt, daß just Zigeuner eine Feldschmiede unter den Bäumen errichtet und den Schaden ausbessern konnten. Während wir warteten, hatte sich trotz aller Abweisung eine alte Zigeunerin an uns herangedrängt und hatte uns geweissagt. Ich sehe noch ihr braunes, runzliges Hexengesicht und die glühenden Augen. Meinem Vater hatte sie langes Leben versprochen und mir viel Glück. Aber sie hatte gelogen — in Beidem . . .

Aus meinem wehmüthigen Sinnen weckten mich schrille, jammernde Kinderstimmen empor: auf der Landstraße von Chorostkow her kam ein Zigeunerkarren gezogen. Kleine, schmutzige, nackte Kinder stürzten zudringlich auf mich zu und schrieen und jammerten, wie es schon die Art ist dieser kleinen braunen Insekten. Ich warf ihnen einige Kupferstücke zu und rettete mich in den Wagen. Nur auf die beiden Männer, die als Zugpferde vor dem Karren einherschritten, warf ich noch einen flüchtigen Blick. Ein Greis mit zerwühltem, verwittertem Antlitz, spärlichen, wirren Haaren und stechenden Aeuglein, und neben ihm ein Jüngling, stolz, stark, schlank, elastisch, ein keckes Schnurrbärtchen im rosigen Antlitz, der hübscheste Zigeunerbursche, der je vor einem Karren gekeucht oder Pferde gestohlen.

Sie machten Halt unter den Eichen; als ich nach einer Weile zurückblickte, war bereits die Decke des Wagens gelüftet. Vor mir aber erhob sich, vom Wiederschein der Abendröthe angeglüht, das weiße Gemäuer des Schlosses Gonisko. Es schien kaum eine Viertelstunde entfernt.

„Die Ebene lügt,“ sagte Janko, „es sind noch anderthalb Meilen . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Schach, Schachspieler und ihre Freunde.

Von

Jean Dufresne.

Ueber die Geschichte und Theorie des Schachspiels ist schon viel geschrieben worden. Dagegen hat man diese geistige Beschäftigung, der eine gewisse kulturgeschichtliche Bedeutung nicht abgesprochen werden kann, noch wenig vom psychologischen Standpunkt gewürdigt, noch weniger die Eigenthümlichkeiten, die sich in ihren Verehrern ausbilden, der Beobachtung unterworfen. Einen Beitrag zur Ausfüllung der Lücke möge dieser Aufsatz gewähren, in dem an einem losen Faden der Betrachtung einige charakteristische Anekdoten aufgereiht werden, welche in größeren Kreisen wohl schwerlich bekannt geworden sind.

Man hat das Schachspiel oft mit der Strategie verglichen, aber der Diplomatie ist es ebenso ähnlich. Es ist ein geistiges Ringen zweier in Zeit und Raum mit gleichen Hülfsmitteln ausgerüsteter Gegner. Insofern das zu erreichende Ziel ein durchaus willkürlich gesetztes, gleichgültiges ist, hat das Schach die Natur des Spiels, aber der Scharfsinn des hiezu nöthigen, zu einer Art Theorie ausgebildeten Verfahrens gibt ihm einen wissenschaftlichen Charakter.

Dem Zufall ist kein Spielraum in diesem Spiel vergönnt. In den Erörterungen mancher Disziplinen, in denen es sich namentlich um Feststellung philosophischer oder politischer Wahrheiten handelt, behält häufig Derjenige Recht, der das letzte Wort hat. Die Sprache ist nicht bloß ein Mittel der Verständigung, sie dient auch der Verwirrung und absichtlichen Verdunkelung. Wie die griechischen Götter sich selbst oder ihre bedrängten Günstlinge mit einer Wolke umhüllten, die sie dem Untergang entriß, so ist die Phrase auf gewissen Gebieten die rettende Wolke, welche die Besiegten in Schutz nimmt, in der sie stets neue Kräfte gewinnen, um scheinbar ungeschwächt wieder auf dem Kampfplatz zu erscheinen. Die Phrase macht ihre Helden unbesiegbar. Im Schachspiel gibt es solche Helden nicht.

Vielleicht liegt in dem Umstande, daß das Schachspiel zu einer vollständig klaren Entscheidung zwischen den beiden Streitenden führt, ein wesentlicher Theil des Reizes, den es von jeher auf denkende Köpfe geübt hat. Erhöht wird dieser durch den Aufwand des Scharfsinnes, den der Kampf verlangt, die Spannung, welche durch den Wechsel der Aussichten auf Erfolg hervorgerufen wird, die Schönheit der Kombinationen, welche aus der einfachen Einrichtung des Spiels hervorgehen, endlich durch die schnelle Befriedigung des Ehrgeizes, die seine Entscheidungen gewähren. Eine Partie mag noch so reich an geistvollen Verwicklungen sein, sie führt doch innerhalb einiger Stunden zum Ziel.

Viele große Männer haben dem Schachspiel gehuldigt, aber sie spielten meist mittelmäßig oder schlecht. Zu ihrem Glück. Denn hätten sie es zur Meisterschaft gebracht, so würden sie nicht unerhebliche Kräfte der geistigen Thätigkeit, in der sie sich auszeichneten, entzogen haben. Um das Schachspiel gründlich zu erlernen, bedarf es vieljähriger Studien und Uebungen, ein Umstand, der gewiß zu der Frage berechtigt, ob ein Spiel zum Gegenstand so erheblicher Bemühungen gemacht zu werden verdient.

Jean Jacques Rousseau war geraume Zeit ein leidenschaftlicher Schachenthusiast. Nach langem Grübeln glaubte er eine neue Theorie entdeckt zu haben und kehrte aus der Einsamkeit, die er zu ihrer Erforschung aufgesucht, mit der Ueberzeugung der Unüberwindlichkeit zurück. Er begab sich in das Café „La Regence“, den historischen Sammelpunkt der Pariser Schachspieler, und — wurde von einem mittelmäßigen Gegner vollständig geschlagen, worauf er das Schachspiel aufgab. Aehnliche Selbsttäuschungen werden Freunde des Spiels an sich und Anderen beobachtet haben. Der edle Franklin betrachtete das Schachspiel als eine Schule der Vorsicht, Selbstbeherrschung und Lebensweisheit. Er konnte nicht müde werden, jüngeren Freunden die Beschäftigung damit als beste Erholung zur Begleitung für den ganzen Lebensweg zu empfehlen. Dabei brachte er es nur zu einer mäßigen Fertigkeit. Im Allgemeinen sieht das Vergnügen, das das Schach gewährt, nicht immer gerade im Verhältniß zur Stärke der Spieler. Anfänger werden oft leidenschaftlicher gefesselt, als Meister.

Die über den Werth des Schachspiels verbreiteten Ansichten sind durchschnittlich die Franklin'schen. Nur zwei Aeußerungen von Gewicht, welche auf die Schattenseite des Spiels hinweisen, mögen hervorgehoben werden. Erstens das alte, Moses Mendelssohn zugeschriebene Wort: „Zum Ernst zu viel Spiel, zum Spiel zu viel Ernst.“ Dabei ist noch hervorzuheben, daß gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das Schachspiel noch bei Weitem nicht so ausgebildet war und mit so wissenschaftlichem Ernste behandelt wurde, wie gegenwärtig. Im „Götz von Berlichingen“ wird das Schachspiel ein Probirstein des Gehirns genannt. Dagegen sagt Goethe anderweitig, er sei mit seiner Zeit stets gut umgegangen und habe zum Beispiel niemals Schach gespielt.

Friedrich II., der gern und häufig Schach spielte, war kein Meister in dieser Kunst. Der große Monarch lernte übrigens, wenn die Anekdote begründet ist, einen Schachspieler von wahrhaft majestätischer Anmaßung in der Person eines polnischen Juden kennen, den er bisweilen zu sich berief. Als der König einst wie gewöhnlich verlor, fragte er seinen Gegner: „Wie kommt es denn, daß ich immer von Ihm geschlagen werde?“ — Dieser antwortete, selbstgefällig lächelnd: „Wenn ich Euer Majestät meinen Kopf aufsetzen könnte!“ worauf ihm der Krückstock wohl mit Recht das Zeichen zum Aufbruch gab. Wer Schachspieler kennt, wird in jener Antwort mehr als die Aeußerung eines einzelnen Narren sehen, vielmehr einen Grundzug der Selbstüberschätzung wiedererkennen, der man bei guten Schachspielern leider nicht selten begegnet. Meisterschaft im Schachspiel setzt eine gewisse Anlage voraus. Aber die Anlage ist weiter verbreitet, als man gewöhnlich glaubt. Wenn alle Personen, die sie besitzen, ihrer Ausbildung den nöthigen Aufwand an Zeit und Mühe gewährten, so würde die Zahl der Meister bei Weitem größer sein, als sie wirklich ist. Durch unermüdete vieljährige Uebung sieht man selbst entschieden Talentlose zu großer Fertigkeit gelangen. Die sehr verbreitete Meinung, daß ausgezeichnete Schachspieler überhaupt bedeutende Geisteskräfte besäßen, wird durch die Erfahrung widerlegt, welche unter ihnen auch recht beschränkte Persönlichkeiten aufweist, selbst solche, die zeitlebens im Zustande einer gewissen Puerilität verharren.

Napoleon I. spielte gern, aber mittelmäßig, meistens mit Duroc, der ihm überlegen war. Der einzige große Staatsmann, der dem Schachspiel eine mehr als flüchtige Aufmerksamkeit schenkte, war Thiers. Als Minister Louis Philipp's gewährte er unter Anderem dem berühmten de la Bourdonnais sogar eine Pension aus Staatsmitteln. Eines Mäcens unter Monarchen hat das Schachspiel sich nie erfreut. Unter allen Fürsten war der vertriebene Herzog von Braunschweig wohl Derjenige, der ihm am meisten Geschmack abgewann. Er spielte häufig in Paris mit berühmten Meistern, so unter Anderem mit P. Murphy. Das Schach gehörte zu seinen Lebensgewohnheiten. Noch kurz vor seinem Tode machte er eine Partie, mußte jedoch während derselben das Zimmer verlassen und rief beim Hinausgehen seinem Gegner zu: „Ne me volez pas!“ Dieß Kompliment waren die letzten Worte des fürstlichen Sonderlings, den man eine halbe Stunde später entseelt auf einem Sessel im Nebengemach vorfand.

Nur ein moderner Geschichtschreiber von Bedeutung war gleichzeitig ein Schachmeister ersten Ranges, nämlich Buckle, der Verfasser der „Geschichte der Civilisation“. Buckle starb früh. Sein Biograph behauptet, er würde länger gelebt haben, wenn er nach den Anstrengungen seiner wissenschaftlichen Arbeiten sich wirklich erholt und nicht die neuen Anstrengungen des Schachspiels aufgesucht hätte. Buckle hat unter Anderem in einem größeren Wettkampf den kürzlich verstorbenen berühmten Schachmeister Löwenthal in London geschlagen.

Zerstreutheit ist eine bekannte Eigenschaft der Schachspieler. Ein sehr würdiger Geheimerath trank in der Berliner Schachgesellschaft nicht selten den Kaffee seines Nachbarn oder steckte fremde Schnupftabaksdosen in die Tasche. Ein Berliner Arzt, der dem Schachspiel sehr ergeben ist, mischte unter die Fragen, die er eines Tages an einen Patienten richtete, auch folgende: „Haben Sie heut schon rochirt?“ Jener antwortete bejahend, worauf der Arzt bemerkte: „Nun gut, dann wird es sich schon machen!“ Derselbe Herr spielte in einem Kaffeehause, als er plötzlich zu einem Schwererkrankten abgerufen wurde. Er beeilte sich nicht, schien vielmehr die Partie fortsetzen zu wollen. Der Bote drängte. Der Arzt machte Miene zum Aufbruch, blieb jedoch immer wieder stehen, die Blicke unverwandt auf das Brett gerichtet, auf dem eine Stellung ihn wie mit magischem Zauber gefesselt hielt. Der Bote bemerkte, der Patient liege in den letzten Zügen. „Nur noch einen Zug!“ antwortete der Arzt und entfernte sich, als er diesen gemacht hatte. Nach einer halben Stunde kehrte er wieder zurück. Auf die Frage, wie es mit dem Kranken stehe, erwiederte er kurz: „Matt, matt,“ und war bald von Neuem in tiefes Brüten versunken.

Die Zerstreutheit der Schachspieler erstreckt sich oft auf das Spiel selbst. So beobachtete ich folgenden tragikomischen Vorgang. Kaufmann Schlesinger, der beim Schachspiel sich und die Welt vergißt, nimmt einen Springer, dessen Kopf sich abgelöst hat, vom Brett, befestigt letzteren mechanisch, gleichzeitig über die Stellung nachsinnend, und stellt die Figur dann nicht auf ihren Platz zurück, sondern zu den aus dem Spiel bereits entfernten. Er verliert später die Partie und kann sich nicht erklären, durch welchen Fehler. Ein andermal wird er das Opfer des umgekehrten Mißgeschicks. In sehr verzweifelter Lage beschließt sein Gegner, durch ein in den Regeln des Spiels nicht vorgesehenes Verfahren sich Rettung zu schaffen. Er ergreift einen Springer, der außerhalb des Brettes steht, setzt ihn mit einiger Heftigkeit auf einen Platz nieder, auf dem er den feindlichen König angreift, und ruft laut: „Schach dem König!“ Erschreckt fährt S. zusammen, besinnt sich dann lange und zieht den König aus dem Schach. Von da ab war der Springer vollständig legitimirt und gewann zum allgemeinen Jubel der Zuschauer die Partie. Dabei ist S. sonst ein Mann von Witz und Geistesgegenwart.

Es gibt viele Personen, welche das Schachspielen für eine ihrem Verstande heilsame Uebung ansehen, der sie täglich einige Stunden, gleich einer physischen Motion, gewähren. Andere spielen Schach in der Hoffnung, deßwegen für gescheidte Köpfe gehalten zu werden. Andere finden darin einen gewissen geistigen Ersatz für die Trockenheit ihrer Berufsgeschäfte. Es gibt auch Schachspieler aus Sparsamkeit, welche ihm huldigen, weil seine Reize unentgeltlich genossen werden können. Andere betrachten es als einen Hafen der Sorgenlosigkeit, weil sie beim Einzug in seine Ideenwelt sich aller Kümmernisse des täglichen Lebens entschlagen. Vielleicht gehört auch der Grund, aus dem Szen, der berühmte ungarische Meister, am Londoner Schachturnier sich betheiligte, nicht zu den seltensten. „Ich habe,“ sagte er seinem Gegner, „zu Hause eine Xanthippe, und das Turnier gibt mir einen guten Vorwand, um mich einige Monate von ihrer Seite zu entfernen.“

Gute Schachspieler spielen gern in Gegenwart von Zuschauern, welche genügende Sachkenntniß besitzen, um ihre Geschicklichkeit würdigen zu können. Aber diese dürfen nicht unaufgefordert ihr Urtheil abgeben oder Rath ertheilen. Und doch fällt es so schwer, in der stummen Rolle der Beobachtung zu verharren! Jeder ergreift seiner Natur entsprechend für den Schwächeren oder den Stärkeren Partei. Mit einer solchen Einmischung ist aber dem echten Schachspieler, selbst wenn sie zu seinen Gunsten ausfällt, wenig gedient.

(Schluß folgt.)

Des deutschen Kaisers Rückkehr in seine Hauptstadt.

Illustrirt von H. Lüders.

(Hiezu die Bilder S. 261, 264 und 265.)

Wir haben in Berlin am fünften Dezember ein Fest erlebt, wie es sich so recht von Herzen kommend und als unmittelbarster Ausdruck des Volksgewissens selbst über die feierlichen Einzugstage erhebt, die aus Anlaß des glücklich beendeten Franzosenkrieges im Jahre 1871 mit allem militärischen Pomp hier begangen wurden.

Als der Morgen des Festtags sich erhob, da stand die Via triumphalis nach angestrengter Arbeit in strömendem Regen in vollendeter Schöne da, nur hier und dort noch ein Schleifchen, ein Bändchen sich anheftend. Munter wehten die Banner, denn auch der Himmel hatte seine Wasserbehälter geschlossen und zeigte nur noch ein graues, grimmiges Gesicht.

Um diese Zeit etwa sauste der Extrazug auf Magdeburg zu, wo die Spitzen der Behörden den Kaiser feierlichst im Namen der Provinz Sachsen begrüßten. Dann flog der Zug durch brandenburgisch Land bis zu der kleinen Station Großkreutz, wo die Umgebung des Kaisers die nöthige Toilette für den Berliner Einzug machte, und wo Sohn, Schwiegertochter und Enkelkinder den Rückkehrenden und nun wieder völlig genesenen Großpapa herzlichst begrüßten.

In Potsdam war abermals Behördenempfang. Wenige Schritte hinter der Sommerresidenz des Kaisers, am Fuße seines geliebten Babelsberges liegt ein kleines Weberdorf, Nowawes. Mitten durch führt die Eisenbahn Potsdam-Berlin. Dort an der Straße hatte sich das Gardehusaren-Regiment aufgestellt. Das Trompeterkorps, alle mit Schimmeln beritten, hielt auf dem rechten Flügel und empfing den kaiserlichen Wagen mit schmetternder Musik. Der stellvertretende Kommandeur des Regiments, Major v. Michaelis, und sein Adjutant, von der Lancken, ritten in gleichem Tempo mit dem vorbeisausenden kaiserlichen Wagen bis zum linken Flügel, so in echter Husarenweise den Kriegsherrn begrüßend.

Dann wenige Meilen weiter bewillkommneten die Kadetten in Lichterfelde den Kaiser mit tausendstimmigem Hurrah.

Nun fuhr der Salonwagen in den Berliner Bahnhof ein. Hier auf dem Perron und in den sogenannten Königszimmern hatten sich die sämmtlichen Prinzessinnen und Prinzen des Königshauses, die fürstlichen Gäste, darunter die einzige noch lebende Schwester des Kaisers, die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin, sowie die höchsten Staats- und Stadtbehörden zum Empfange versammelt.

Der Kaiser stieg allein aus dem Salonwagen, in der Infanterie-Generals-Uniform. Die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin war die Erste, welche den Kaiser begrüßte, herzlich umarmte und küßte. Hierauf begrüßten Frau Prinzeß Friedrich Karl und Frau Prinzeß Alexandrine den Kaiser, Allerhöchstwelcher auch diese umarmte und küßte. Nach diesen trat die von Liebreiz umflossene Prinzeß Luise, Tochter des Prinzen Friedrich Karl, zur Begrüßung zu dem Kaiser, sowie die Prinzen des königlichen Hauses und der Bräutigam der Prinzeß Luise. Hierauf schritt der Kaiser die Front der Ehrenkompagnie ab und begrüßte die auf dem Perron anwesenden Generale. Der Kaiser erfreute sich des blühendsten Aussehens. Sein Schritt ist elastisch wie immer. Lagerte auch ein Ausdruck von Ernst auf seinem Antlitze, so leuchtete doch aus demselben die alte Huld. Den rechten Arm trug der Kaiser noch in der Binde. In den Saal hinein schreitend, trat der Kaiser auf den Oberbürgermeister von Berlin, Herrn v. Forckenbeck, zu und redete denselben in der huldvollsten Weise an; hierauf das Wort noch an mehrere der Nebenstehenden (durchweg Stadtverordnete) richtend.

Nach dieser erhebenden und tief ergreifenden Begrüßungsszene schritt der Kaiser die Front der Ehrenwache ab, die mit dem rechten Flügel so aufgestellt war, daß der Eingang zum Bahnhofssalon frei blieb. Auf dem Perron fand in diesem denkwürdigen Augenblicke auch die Begrüßung der anwesenden hohen Militärs statt, worauf der Kaiser elastischen Schrittes den Bahnhofssalon betrat. In dem Bahnhofssalon hatten die Staatsminister und Spitzen der Civilbehörden Aufstellung genommen.

Nun wandte sich der Kaiser zu den Herren Ministern und richtete Worte der Anerkennung an dieselben für die Durchführung der Maßregeln zur Sicherheit und Aufrechthaltung der Ordnung. Auch dem Grafen Stolberg sprach der Kaiser noch in huldvollster Weise seine Allerhöchste Anerkennung aus. Nun wandte sich der Kaiser zu dem Polizeipräsidenten und nahm dessen Meldung in Empfang.

Die Kaiserin — von den Anwesenden bei Ankunft in Berlin herzlichst und ehrerbietig begrüßt — war während der oben geschilderten ergreifenden Szene im Kaisersalon an der Seite ihres Gemahls.

Vielfach war die Besorgniß laut geworden, daß der Erlaß der jüngsten strengen Ausweisungsmaßregeln nicht nur die freudige Stimmung trüben, sondern selbst zu Ausbrüchen der Rohheit führen könnte. Der Oberststallmeister hatte darum offene und geschlossene Wagen bereit gehalten. Der Kaiser, seinem Volke vertrauend, wählte das offene Gefährt und setzte sich mit seiner Gemahlin an die Spitze des Wagenzuges. Zu seiner Seite und vorauf ritten Polizeipräsident v. Madai, Gouverneur General v. Boyen, Kommandant General Graf Wartensleben und Vizeoberststallmeister v. Rauch. Die Reihenfolge der Abfahrt der Wagen war die folgende: Der Kaiser und die Kaiserin. Gräfin Brandenburg, Graf Goltz, Graf Lehndorff. Der Kronprinz und die Kronprinzessin. Dame und Herr vom Dienst. Die kronprinzlichen Kinder ꝛc. Die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin und Prinz Karl. Dame und Herr zum Dienst. Prinz und Prinzessin Friedrich Karl, Prinzessin Luise und Herzog von Connaught. Dame und Herr vom Dienst. Prinz Leopold mit Gouverneur; Prinz und Prinzessin Albrecht; Dame und Herr vom Dienst; Prinzessin Alexandrine mit Dame; Prinz Alexander mit Adjutant; Prinz Georg mit Adjutant; Prinz August von Württemberg; Erbprinz und Erbprinzessin von Meiningen. — Mit Hurrah und Tücherschwenken empfangen, wuchs die von Herzen kommende freudigste Kundgebung beim Anblick des geliebten Monarchen zu endlosem Jubel. Der Zeichner hat den Moment erfaßt, wo der kaiserliche Wagen die studirende Jugend, die Mitglieder der verschiedenen Akademieen passirte.

Am Potsdamer Platz war der schöne Obelisk errichtet, der zum Andenken an diesen Tag nun in Granit und Bronze zum ewigen Gedächtniß aufgeführt werden soll. Von seiner Spitze herabhängende Velarien bildeten zwei mächtige Ehrenbogen, an seinem Fuße plätscherten Springbrunnen ihre Wasser in zwei prachtvolle ganz mit Laub eingerahmte Schalen.

Zwei pausbackige, vom Bildhauer Lessing geformte Knaben, davon der eine mit der Initiale zu diesem Artikel abkonterfeit, hielten einen mächtigen Metallschild, darauf geschrieben dem heranfahrenden Kaiser entgegenstrahlte: „Der Herr mit Dir, Du streitbarer Held!“

Rückkehr des Kaisers nach Berlin. **Kaiser und Kaiserin begrüßt von den Studenten.**

Rückkehr des Kaisers nach Berlin. **Das Kadettenkorps in Lichterfelde.**

Ein Laubgang führte zum brandenburger Thor. Der Pariser Platz war musterhaft ausgestattet, ganz besonders hubsch wirkte das Triumphthor mit den beiden 80 Fuß hohen Mastbäumen am Eingang der Lindenpromenade. Wie immer, hatte sich auch diesmal die „Akademie der Künste" in schöner Weise hervorgethan. Die ganze Festesstraße wurde in kurzem „Schnelltrab" durchfahren. Bei der Ankunft des Kaisers auf der Rampe seines Palais salutirte die Ehrenwache. Der Kaiser verließ den Wagen und ging zu Fuß die Front der Ehrenkompagnie, an deren rechten Flügel sich die direkten Vorgesetzten aufgestellt hatten, entlang und bog von da zu dem ihn begeistert empfangenden Offizierkorps ab, dieselben huldvoll grüßend. Auf dem Rückweg zum Palais wurden Sr. Majestät von den an den Parterrefenstern des Palais anwesenden Damen Blumen auf den Weg gestreut, was einen freudigen Eindruck machte. Der Kaiser dankte hiefür durch freundliches Grüßen zu den schönen Spenderinnen. Dann betrat derselbe nach monatelanger Abwesenheit wieder sein Palais und wieder flatterte die kaiserliche Standarte über dem schönen, Allen lieb gewordenen Gebäude.

Der Kaiser erschien wenige Augenblicke später, welche er in dankbarer Erinnerung an alle die Treue, die er hatte erfahren dürfen und die er mit Auszeichnungen lohnte, zugebracht, auf dem Balkon mit der Kaiserin, um das Publikum, das unaufhörliche Jubelrufe ertönen ließ, nach allen Seiten zu grüßen.

Nun zogen die vielen Vereine am Palais vorüber, und jeder Verein hatte seine eigene Musik, seinen eigenen Takt und seine eigene Melodie, es gab Momente, wo siebenzehn Musiken zu gleicher Zeit ertönten, aber auch diese Disharmonieen wurden durch den allgemeinsten Jubel in wohllautende Klänge gelöst.

Im Palais übernahm der Kaiser wieder die Regierung von Deutschland und Preußen und unterschrieb die bekannten Erlasse an den Kronprinzen, den Reichskanzler und an das Staatsministerium. Diesen historischen Akt, der die kurze, aber überaus wichtige Regentschaft des Kronprinzen schloß, haben wir hier eingereiht.

Inzwischen dauerte der Jubel auf der Straße fort, man schmückte sich mit den massenhaft vorräthigen Tannenzweigen.

Wenige Stunden darauf begann eine Illumination, wie sie Berlin noch niemals erlebt hat. Was dieser Kundgebung vor Allem den erhebenden Charakter gab, war die Einmüthigkeit; die kleinste Dachwohnung brannte ihr bescheidenes Lichtchen und das spektakelsüchtige Berlin schwieg, als es um sechs Uhr seine Straßen besichtigte. Die Illumination war der Gipfelpunkt eines festlichen Tages, auf den die Hauptstadt des deutschen Reichs immer mit berechtigtem Stolze blicken kann. —

Rückkehr des Kaisers nach Berlin. **Die Uebernahme der Regierung.**

Von Haydn bis Liszt.

Skizzen aus der neueren Musikgeschichte

von

Ludwig Rohl.

1. Die Epoche Haydn.

(Schluß.)

Der größte Meister jener unpersönlichen mittelalterlichen Polyphonie ist der Römer Palestrina. Seine Gebilde weichen an Erhabenheit keiner Kunst irgendwelcher Zeiten. Sein Wirken fällt jedoch schon in die Wellepoche, wo der Mensch sich von Neuem der Erde und seiner höchsteigenen Person besann und als solcher im Leben wirken, in der Kunst sich erkennen wollte, — die Epoche der Renaissance und der Reformation. Die Oper entstand und mit ihr trat der Einzelgesang (Monodie) hervor. Auch die kirchliche Kunst konnte sich der Forderung einer deutlich vernehmbaren Melodie, sozusagen des Profils des Menschen und der persönlichen Rede ferner nicht entziehen. Der Sopran als äußerste und hellste Stimme übernahm jetzt allgemach die Melodie, die bisher der Tenor gehabt. Diese Melodie selbst hatte ihr natürliches Leben bis dahin im Volksgesange gefristet: im protestantischen Choral zeigte derselbe seine ernste und heilige Seite, im Volkslied und Tanz seine heitere und weltliche. Den ersten Anstoß zu einer solchen mehr persönlichen polyphonen Kunst gab das Madrigal, das ein ganzes Jahrhundert lang Europa fast unbedingt beherrschte. Mandra heißt Schäfer, ein Schäfer-, d. h. Volkslied war der nächste Keim dieser Neubildungen. Es kam hier darauf an, den Sinn des Wortes in diesen vorwiegend heiteren Gedichten möglichst deutlich und lebhaft auszusprechen und ihn durch Vielstimmigkeit zu beleben. Zu den berühmtesten Madrigalisten gehörten die englischen: aus ihren Kompositionen, die heute wieder an's Tageslicht gekommen sind, begreift man Shakespeare's Begeisterung für Musik.

Solche Madrigale setzte man auch bald für Instrumente und damit entwickelte sich mehr und mehr eine eigene Kunst, deren erster mächtiger Gipfel die Symphonie ist, deren Wesen als sogenannte Sonatenform wir bei Beethoven erkennen werden*). Sonata hieß ursprünglich im Gegensatz zu Cantata (Singstück) ein bloß gespieltes Stück. Ihre heutige Form also bildete in letzter Reihe eben unser Joseph Haydn aus. Ihre Vorläufer sind verschiedene alte Gebilde: die Suite, das italienische Konzert, die (italienische) Ouvertüre und die nur so genannten Sonaten alter Zeit. Die Suite (italienisch Partita) ist eine Folge von Tanzbildern, dem Volkstanz entnommen. Das italienische Konzert bestand aus drei Sätzen, einem langsameren in der Mitte, ebenso die italienische Symphonie, d. i. Ouvertüre, wie man sie noch in der Ouvertüre zu Mozart's „Entführung" findet. „Sonaten" für Violine schrieb Corelli, für Klavier D. Scarlatti. Dieser war der Sohn des berühmten neapolitanischen Opernkomponisten gleichen Namens und stand also mit seiner Kunst auf dem Gebiete des freien natürlichen Lebens. Solchem Geiste geben denn auch seine nur einsätzigen Sonaten Ausdruck: es sind lebhafte Genrebildchen. Aehnlich bildeten die Franzosen, an der Spitze F. Couperin, die Klaviermusik zu kleinen Lebensbildchen aus. Von ihnen lernte unser Ph. E. Bach die mehr charakteristische und darstellende Art der Musik, die in seinem Ausspruch gipfelt: „Aus der Seele muß man spielen und nicht wie ein abgerichteter Vogel." Er war der zweite Sohn des großen S. Bach, ursprünglich Jurist und später Freund Klopstock's. Seine Theilnahme am geistigen Leben spiegelt sich denn auch in seinen „Sonaten für Kenner und Liebhaber" wieder, und ihnen verdankt J. Haydn den Hauptanstoß zur Begründung dieser so wichtigen Instrumentalform der Sonate, die dem Quartett und der Symphonie so gut wie der Klaviersonate zu Grunde liegt.

Joseph Haydn ist 1732 nah der ungarischen Grenze geboren. Sein Vater, ein Wagner, hatte Deutschland durchwandert und kannte daher viele Volksweisen, die er auf der Harfe spielte. Diese eröffneten des Knaben Herz für die Musik, Haydn selbst erinnerte sich ihrer noch mit zweiundsiebenzig Jahren, und ihren herzgewinnenden, offenäugigen Charakter nachzubilden, blieb auch stets sein Streben bei seinen Kompositionen, wie denn sein im Alter komponirtes „Gott erhalte Franz den Kaiser" der schönste Ausdruck des Volksgemüths in Tönen ist. Bis fast zum sechzigsten Lebensjahre blieb er in den einfachen Verhältnissen eines fürstlichen Hofes in Ungarn. Aber hier hatte er Muße, sich in seinem Berufe als Meister der instrumentalen Kunst auszubilden. Er konnte jedes einzelne Instrument genau studiren und über ihr Zusammenwirken als Orchester allerlei Versuche anstellen. Seine Ausbildung hatte er in Wien gewonnen und fand auch später dort noch stets die lebhafteste Anregung und wirksamste Fortbildung, denn Glück und Mozart lebten dort. Haydn schrieb in seiner Jugend Menuets, die sehr beliebt waren. Also waren Volkslied und Tanz, diese Sprossen des nächsten natürlichen Lebens, auch seine nächsten Vorbilder. Ihnen verdankt er denn auch das Redende seiner Gebilde. Ph. E. Bach's Sonaten lernte er schon früh kennen. Sein Bestreben, ein poetisches Gebilde herzustellen, wirkte entscheidend auf ihn, er gab sich mit seinem ganzen Empfinden solchen Dramen im kleinsten Rahmen hin. Er war es denn, der zunächst im Streichquartett den drei Sätzen Bach's dauernd einen vierten zufügte, — es war eben der Menuet, das heitere Kind harmlosesten Gemüthsspieles. Diese viersätzige Form überirug er nun von dem Quartett auf die Symphonie und machte beide durch den Reiz der Lebendigkeit und die Fülle freiesten Tonspieles zu einem der beliebtesten Gebilde aller Tonkunst, die bald das meiste Uebrige der Instrumentalformen in Schatten stellte und so eben „epochemachend" wurde.

Entscheidend für Haydn's Ausbildung wurden dann in späteren Jahren noch die Berührung mit Mozart und sein Aufenthalt in England.

Es war in dem Hause der Frau v. Genzinger in Wien, wo er, wie er selbst schreibt, „das unschätzbare Vergnügen hatte, Mozart's Meisterstücke spielen zu hören", und wie dieß auf ihn gewirkt, erfahren wir ebenfalls durch ein humoristisches Schreiben vom Winter 1796, als er wieder in Ungarn war. „Nun, da sitz' ich in meiner Einöde, verlassen wie ein armer Waiß, fast ohne menschliche Gesellschaft, traurig, voll der Erinnerung vergangener edler Tage!" sagt er. „Ja leider vergangen, und wer weiß, wann diese angenehmen Tage wieder kommen werden, diese schönen Gesellschaften, wo ein ganzer Kreis ein Herz, eine Seele ist, alle diese schönen musikalischen Abende, welche sich nur denken und nicht beschreiben lassen, — wo sind alle diese Begeisterungen? — Ich fand zu Hause Alles verwirrt, drei Tage wußte ich nicht, ob ich Kapell-Meister oder Kapell-Diener war, nichts konnte mich trösten, mein Fortepiano, das ich sonst liebte, war unbeständig, ungehorsam, ich konnte wenig schlafen, sogar die Träume verfolgten mich, denn da ich am besten Mozart's Figaro zu hören träumte, weckte mich der fatale Nordwind auf und blies mir fast die Schlafhauben vom Kopf."

Bald darauf ging er nach England, sah das „ungeheure Thier, das Meer" und die „unendlich große Stadt London", und wie er für dieses mächtige, freie Volk, das damals auch allein schon große öffentliche Konzertproduktionen besaß, zu schreiben hatte, da erweiterte sich sein eigener Sinn, vertiefte sich sein Humor, und die zwölf Londoner Symphonieen und die Quartette sind Dasjenige, was Haydn weltberühmt gemacht hat und Beethoven das nächste Vorbild seines instrumentalen Schaffens blieb. Für London ward denn auch die „Schöpfung" geschrieben, deren Weisen selbst „jedem Ohre klingend, keiner Zunge fremd" sind und uns also durch ihren melodischen Zauber unmittelbar in die Epoche Mozart hinüberleiten.

Zum Schluß dieser ersten Skizze sei denn noch, da dieselben eben instruktiver Natur sein sollen, für Diejenigen, welche sich über den Gegenstand genauer unterrichten wollen, ein bequemer Fundort nachgewiesen: es ist Arrey v. Dommer's „Handbuch der Musikgeschichte", 2. Aufl. 1878, das, wenn auch mit stark konservativer Tendenz, doch hier das Wesentliche zuverlässig und übersichtlich gibt. Zum besonderen Studium Haydn's aber dienen das vortreffliche biographische Werk „Joseph Haydn" von C. F. Pohl (Leipzig 1874) und seine eigenen Briefe in den „Musikerbriefen" (2. Ausgabe, Leipzig 1873).

*) Dieser leichte Uebergang begreift sich am besten, wenn man bedenkt, daß ja die Chormusik im Grunde ebenfalls Instrumentalmusik ist, denn hier wird die menschliche Stimme auch nur als Instrument verwendet. Erst im Einzelgesang, also in Lied und Szene, erscheint sie als persönliche Rede, daher ebendadurch sich ein ganz neuer Styl und eine neue Epoche für die Musik überhaupt entwickelte.

Petersburger Winterleben.

(Hiezu das Bild S. 268.)

Die Petersburger Wintervergnügen, die uns der Zeichner in lebendigen Skizzen vor Augen geführt, sind so anschaulich, daß sie kaum unserer ergänzenden Feder bedürfen. Hier schenkt ein ambulanter Theehändler, der seine Waare durch den lauten Ruf: „Tschai! Tschai goriatschy!" verkündet, den Durstigen und Frierenden sein Körper und Geist erwärmendes Getränk für billigen Preis aus, — eine neue, für die arme Arbeiterklasse segensreiche Industriebranche, welche den Gebrauch des Schnapses nach und nach zu verdrängen, wenigstens in den Hintergrund zu drängen verspricht. Dort treten wir auf den Weihnachtsmarkt: in Gruppen sind Schweine, Spanferkel, die Lieblingsspeise des Russen, Geflügel, Wildpret, Gänse, Enten, Fische, mit einem Worte Alles, nach dem der Gaumen verlangt, ausgestellt; alle diese Thiere sind steif gefroren und behalten in diesem Zustand ihren natürlichen Geschmack. Hier stehen Bauern, die selbst jenen Puppen ähnlich sind, welche man im Thüringerwald verfertigt und die wir unseren Kindern schenken, und verkaufen Weihnachtstannen. Wieder ein anderes Bild von den Straßen: den Reigen beginnt ein ganz in Pelzwerk eingehüllter Kupetz oder Kaufmann, neben ihm sehen wir ein dralles Dorfmädchen, sodann einen Jamschik oder Postillon, der seine Kappe mit Pfaufedern geschmückt hat, Bauern mit ihrem ebenso eigenthümlichen als sonderbaren Kopfputz, welcher Reigen mit einem modernen Stutzer, dessen erfrorene Gestalt sich in einen Plaid hüllt und dessen Füße in hohen Pelzgaloschen stecken, und einem Gorodowoi oder Schutzmann schließt. Dann sehen wir eine lustige Gesellschaft Mastschann oder Kleinbürger oder Fabrikarbeiter, die sich bei Thee und Ziehharmonika im Traktir oder Wirthshaus belustigen, im Hintergrunde befindet sich das Marienbild mit davor hängender Lampe. Dort befragen Bauern ein Barometer um Rath, unten reibt ein Bauer seinem Kollegen die erfrorene Nase mit Schnee ab. Hier Kutscher, die am Theater auf ihre Herren warten und sich inzwischen an den Holzstößen, die zu diesem Zwecke unter den Kiosks brennen, welche die Theater in den Hauptstädten Rußlands umgeben, erwärmen. Daneben sehen wir einen Tscherkessen von dem Leibconvoi des Kaisers mit eiliger Botschaft dahinsprengen: was mag es wohl zu bedeuten haben? Während wir darüber nachsinnen, sehen wir einen Zug in der Richtung nach dem Moskauer Bahnhof sich langsam bewegen, wir hören Ketten rasseln, Frauen und Männer drängen sich in die Mitte des Zuges, um den in demselben Befindlichen ein letztes Mal die Hand zu drücken. Den Schluß des Blattes bildet ein alter Veteran, ein Soldat der sogenannten goldenen Garde, so genannt, weil ihr Lederwerk durch breite Goldborten ersetzt wird und auch ihre Chevrons auf dem rechten Arme von Goldborte sind, er steht Wache bei der Alexanderskolonne, dem Denkmal, welches Nikolaus seinem Bruder Alexander I. gesetzt hat. Diese Soldaten, welche alle Lieutenantsrang haben und denen die anderen Soldaten salutiren müssen, zählen zur ersten Kompagnie des Preobraschenski-Garderegiments und ihr einziger Dienst ist bei feierlichen Ereignissen die Ehrenwache im kaiserlichen Schlosse, sowie die Wache an der Alexanderskolonne. **Paul Fuchs.**

Der Altar der Liebfrauenkirche del Pilar in Zaragoza.

(Hiezu das Bild S. 269.)

Das kirchenreiche Spanien ist wohl am stolzesten auf die Kathedrale von St. Jago in Compostella und die von Nuestra Señora del Pilar in Zaragoza. Die letztere birgt das am meisten verehrte Muttergottesbild in ihren Mauern. Die Kirche wurde auf dem Platze erbaut, auf welchem einst die hl. Jungfrau dem Apostel Spaniens, St. Jago, mit Engeln erschienen war, die ein Bild Maria's und eine Säule (Pilar) von Jaspis trugen. Hier stand früher eine Kapelle, welche abgebrochen wurde und an deren Stelle 1686 die heutige Kathedrale erbaut ward. In der Mitte derselben steht der Hauptaltar, das Werk des Bildhauers Damian Forment, der ihn in fünf Jahren um neuntausend Goldscudi fertigte. Diese wunderbar kunstvolle Arbeit zeigt die Himmelfahrt Mariä in der Mitte, rechts die Geburt, links die Darbringung im Tempel. Zwei große Statuen, die des Apostels St. Jago und des Bischofs San Braulio, halten Wache an den beiden Seiten des reichen Piedestals. Das herrliche Werk ist ganz in Alabaster ausgeführt.

Notizblätter.

Literatur.

— **Wilhelm Jensen hat das Epos mit besonderem Glücke gepflegt** und uns schon manche werthvolle Gabe gebracht: eine der schönsten, reinsten Perlen dieser Form ist sein jüngstes Sommernachtsgedicht: „Holzwegtraum" (Stuttgart, Hallberger), in welchem er uns die bunten Schicksale eines Wundergeigers mit dem ganzen Zauber duftiger Poesie erzählt, und uns wie in einem Traume die buntesten Bilder seiner Phantasie vor das innere Auge führt. Eine Dichtergabe seltener Art, für sinnige Frauen eines der schönsten Geschenke.

— **Freiherr v. Helfert, der bekannte Forscher österreichischer** Archive, der uns diese Forschungen in so ansprechender Form zu Gemüthe zu bringen versteht, hat in einem „Bosnisches" (Wien, Manz) betitelten Bande Historisches und Kulturhistorisches über dieses durch die jüngsten Ereignisse so wichtige Land zusammengetragen und ein erhellendes Licht über die vielfach noch so dunkel gewesenen Punkte geworfen. Der Autor war nicht selbst in Bosnien, aber das vorhandene Material hat er mit großer Treue und Umsicht benützt, und namentlich dazu benützt, der Beurtheilung der Zustände Handhaben zu geben, um die Okkupation in einem erwünschteren Lichte erscheinen zu lassen und zu zeigen, wie Land und Leute ganz dazu angethan seien, die moderne Kultur anzunehmen.

— **In Karl Theodor Gaedertz ist ein neuer plattdeutscher Lieder**dichter aufgetaucht, der die Berücksichtigung des Publikums vollauf verdient. „Julklapp Leeder un Läuschen" (Hamburg, Richter) heißt der schön ausgestattete Band Gedichte, der uns zu dieser Empfehlung veranlaßt. Dieser Poet, in der Sprache Reuter's, besitzt etwas ganz Eigenthümliches, er ist zart, innig, wehmüthig und dann drollig und schalkhaft, und handhabt die bequeme Mundart Mecklenburgs und Pommerns mit einer Eleganz und aristokratischen Feinheit, die in Verwunderung setzt.

— **Es haben sich bei uns eine ganze Reihe Nachzügler eingestellt,** die zwar zum Weihnachtsfest zu spät kommen, jedoch so hübsch nach Inhalt und Ausstattung sind, daß sie sich zu Geschenken für viele andere Gelegenheiten vortrefflich eignen. Wir empfehlen Gustavson's „Märchen" (Berlin, Bichteler), aus dem Dänischen von E. J. Jonas übersetzt. Der talentvolle nordische Autor ist ein glücklicher Nacheiferer Anderssen's. Dieß Buch ist mit ähnlichen Illustrationen wie des Altmeisters Märchen geschmückt. — Als für die Jugend ist Franz Hoffmann's „Lionel Lincoln" (Leipzig, Feitzinger) berechnet. Das mit Lichtdruckbildern verzierte Werk bringt sehr spannend eine Erzählung aus der Zeit der Belagerung von Boston um 1775 und ist das letzte Werk des beliebten Erzählers für die Jugend. — Große wie Kleine wird Viktor Blüthgen's komisches Heldengedicht: „Der Froschmäusekrieg" (Frankfurt a. M., May, Söhne) in Versen erfreuen. Das Buch, in großem Format mit zwölf Farbendruckbildern von Fedor Flinzer, ist originell, lustig und festlich bunt. — Aus dem gleichen Verlag und ganz gleich schön ausgestattet ist das „Lustige Bilderbuch" in Versen von dem begabten Julius Lohmayer. Das Bilderbuch enthält Thierfabeln und Thiermärchen. — Von „General Roschschössel's Erinnerungen" ist jetzt ein dritter Band (München, Braun & Schneider) erschienen. Die lustigen Soldatenhumoresken seien allen Freunden eines derben Humors empfohlen. — Ein stattliches Bilderbuch mit schönen Illustrationen, in der Art der Richter'schen und der des Meisters Pletsch, führt den Titel: „Sonnenblicke aus dem Lenz des Lebens" (Frankfurt a. M., May, Söhne). Das Buch bringt allerliebste Gedichte aus der Kinderwelt und dem Naturleben. — In Goldschnittausgaben und der jetzt beliebten Almanachsform sich nähernd, präsentiren sich uns Arthur Rens's „Jahreszeit-Blumen". Die Blumen der zwölf Monate des Jahres werden hier in Geschichte, Sage und Poesie fein und kenntnißreich, duftig und sinnig behandelt. — Pädagogischen Inhalts sind die sehr klar gezeichneten und ebenso einleuchtend beschriebenen „Muster stylvoller Handarbeiten für Schule und Haus" von Emilie Bach (Wien, Waldheim). Eine reichhaltige Sammlung von allen Arten Vorlagen für Häkeleien, Stickereien, zum Fransenknüpfen, Stoffbenähen und der Fertigung dergleichen Kunstwerke mit Nadel, Häkchen, Seidenzwirn und Wolle.

— **Eine sehr lesenswerthe kleine Sammlung historischer Erzählungen** hat Julius Mühlfeld unter dem Titel: „Im Schaukelstuhl" (Leipzig, Schlicke) veröffentlicht. Des Autors Erzähltalent ist bekannt; Anmuth, Farbenfrische und ein gesunder Realismus zeichnen seine Productionen aus und diese liebenswürdige Eigenart fesselt uns auch in diesem Buche. Als sehr spannend und anziehend möchten wir besonders „Die eiserne Maske", „Vor den Dünen", „Judica" hervorheben.

— **D. A. Schmid hat unter dem Titel: „Erlauchte Geister"** (Berlin, Langenscheidt) ein elegant ausgestattetes Jahrbuch herausgegeben, das auf der einen Seite ein Gedenk- und Tagebuchblatt für jeden Tag des Jahres zum Einschreiben bietet, auf der andern Seite eine Berühmtheit, die an diesem Tage geboren wurde, nennt, und in einem Gedicht oder Spruch bekannter Dichter diese charakterisirt. Das hübsche Buch, das in so sinniger Weise unsere Großen in's Gedächtniß ruft, wird sich viele Freunde erwerben.

— **Von Weber's „Universallexikon der Kochkunst" ist jetzt der** zweite Band in schöner Ausstattung und geschmackvoll gebunden erschienen (Leipzig, Weber). Dieß Werk ist wohl das umfangreichste und ausführlichste Kochbuch, welches unsere darin so reiche Literatur besitzt. Nicht weniger als zehntausend Rezepte enthalten die zwei stattlichen Bände und zwar dürfte diese Sammlung ausreichen vom einfachsten Mittagessen bis zum kaiserlichen Diner, für alle Geschmacksarten, für alle Jahreszeiten. Wir finden in diesem Universalkochbuche sämmtliche Küchen Europas in ihren Spezialitäten vertreten. Der schöne Druck, die hübschen Vignetten zu Anfang und Ende jedes Buchstabens, die kleinen historischen oder kulinarischen Essays, die das Werk enthält, machen es zu einem ebenso eleganten wie nützlichen Geschenk höchst passend. Es dürfte für die Salondame wie für Köche und Köchinnen gleich werthvoll sein.

— **Jean Paul's Dichtungen, welche eine so wichtige Periode** unserer deutschen Literatur kennzeichnen, kennt die heutige Welt, wenn wir es offen gestehen wollen, fast nur aus der Literaturgeschichte. Die großen Werke ganz zu lesen, wird sich selten Jemand mehr entschließen — oder daran erliegen. So ist das Unternehmen Otto Sievers', „Jean Paul's größere Dichtungen in anthologischer Bearbeitung" herauszugeben (Wolfenbüttel, Zwißler), von der der Titan vorliegt, ein ganz verdienstliches.

— **Die Wallishausser'sche Buchhandlung in Wien, welche sich um** die Theaterliteratur ganz besonders verdient gemacht, hat nun auch eine Theaterzeitung herauszugeben begonnen, welche unter dem Titel: „Deutsche Monatshefte für dramatische Kunst und Literatur" von Siegfried Müller redigirt wird. Das erste Heft ist sehr vielseitig und anregend. Rühmlich anzuerkennen ist vornehmlich die deutsch-nationale Tendenz der Zeitschrift.

— **Eine „Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen"** gibt A. Engelbrecht (Naumburg, Faßheber) heraus. Die hübsch ausgestatteten Bände, welche namentlich solche Schriften in sprachlicher Erneuerung bringen wollen, die für die sittlichen, religiosen und gesellschaftlichen Zustände vergangener Jahrhunderte wichtig sind, haben mit Hans Sachs begonnen.

— **Der berühmte Verfasser von Goethe's Leben, der in deutscher** Literatur so eingebürgert ist, wie er ein seltener Kenner unserer Literatur war, George Henry Lewes, hat einen reichen literarischen Nachlaß druckfertig zurückgelassen. Seine Gattin, ebenfalls eine hochberühmte und in Deutschland vielgelesene Schriftstellerin, George Elliot, wird die «Problems of Live and Mind» zunächst herausgeben.

— **Die Verlagsbuchhandlung von P. Neff in Stuttgart, welche** sich um das Studium der Kunst durch die Herausgabe der „Klassiker der Malerei" ein entschiedenes Verdienst erworben, wird von diesem Werke eine dritte Serie: „Die französische Schule des 18. Jahrhunderts" veranstalten. Den Text liefert Alfred v. Würzbach, die Lichtdrucke M. Rommel in Stuttgart.

— **Die neuesten Bände der Tauchnitzausgabe der britischen Au**toren (Collection of British Authors 1792—95) bringen vom Verfasser der «Americains», Henry James jun., eine Skizze: «The Europeans», ferner von James Payne, einem neueren Liebling der Lesewelt, den zweibändigen Roman: «Less black than we're painted», und von dem Schilderer „der Russen von heute", jenem Buche, das so viel Aufsehen machte, von E. C. Grenville Murray, ein Bändchen: «Strange tales», kurz, aber äußerst spannend.

Musik.

— **Joachim Raff's Symphonie: „Im Walde" gelangte zur erst**maligen Aufführung im Londoner Krystallpalast. Das Werk findet in der „Times" eine ausführliche Besprechung und zwar eine höchst beifällige. Es wird darin gesagt, durch diese Komposition habe Joachim Raff, dieser fruchtbarste Komponist der Jetztzeit, seinen internationalen Ruf begründet.

— **Anton Rubinstein hat eine neue Oper: „Nero", mit fran**zösischem Texte komponirt, welche zum ersten Mal am Stadttheater in Antwerpen zur Aufführung gelangen soll.

Bühne.

— **Direktor Laube veranstaltet mit den Schauspielern des Wiener** Stadttheaters ein Gesammtgastspiel im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin. Dasselbe findet im Juni 1879 statt.

— **Im Münchner Hoftheater wurde das früher schon in Wien** aufgeführte Trauerspiel: „Graf Königsmark" von Paul Heyse zum ersten Male gegeben. „Das Stück," schreibt man von dort, „das die Liebesgeschichte der Kurprinzessin Sophia Dorothea von Hannover, die in liebeloser Ehe an den wüsten Kurprinzen Georg gefesselt war, dem die Vorzüge ihres Geistes und Charakters nur Langeweile verursachten, mit dem Grafen Philipp Königsmark behandelt und mit dem Tode des Letzteren unter den Streichen der Spione Georg's und der Verbannung der Prinzessin in ein einsames Bergschloß endet, hat die Vorzüge einer konsequenten Handlung, einer durchaus edlen, anziehenden Sprache, einer Fülle kräftiger Gedanken, geistvoller Wendungen und einer Reihe sehr dankbarer Rollen." Die Darstellung war vorzüglich und der Dichter wurde durch reichlichen Beifall ausgezeichnet.

— **Im Wiener Hofburgtheater gab man als Novität: „Die** beiden de Witt", Trauerspiel in fünf Akten von Ferdinand v. Saar. Der beliebte österreichische Novellist gelangt etwas spät auf die Bühne, aber sein erster Schritt war ein ehrenvoller. Das Stück behandelt die politischen Kämpfe der beiden Staatsmänner de Witt mit Wilhelm von Oranien und dessen Partei, den Untergang der Brüder und das Ergreifen der Herrschaft über die Niederlande durch Wilhelm Heinrich. Die Arbeit Saar's ist die eines ernsten Denkers, aber es fehlt ihr jene Wärme, ohne die es keine Erhebung, keine That, keinen Erfolg für den Helden gibt. Das Zeugniß jedoch verlagt ihr die Kritik nicht, daß sie ein großes Talent beweise, das auf einer hohen Stufe der formellen Künstlerschaft angekommen sei und von der man noch Bedeutenderes als die de de Witt erwarten dürfe. Der Dichter wurde dreimal hervorgerufen.

— **Im Nationaltheater in Berlin brachte man eine Jugend**arbeit des norwegischen Dichters Hendrik Ibsen: „Die Herrin von Oestrot" mit geringem Erfolg zur Aufführung. Das Drama behandelt ein Stück norwegischer Geschichte aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

— **Im Karltheater in Wien wurde „Schuldlos verurtheilt", Schau**spiel von d'Ennery, zum ersten Male gegeben, ein Effektstück, dessen ganzer Inhalt schon in seinem Titel liegt. Das Stück ist von wirkungsvollster Mache und bietet den Schauspielern vorzügliche Rollen, so daß es sich, wenn auch in Wien halb abgelehnt, auf Bühnen, wo die Rollen gut besetzt sind, einbürgern wird.

— **In Hannover gab man — auf deutschen Brettern zum ersten** Male — die in Rußland so populär gewordene Oper von M. J. Glinka: „Das Leben für den Zar". Da die Oper nunmehr sich auch nach Deutschland Bahn gebrochen, wird es interessiren, das Sujet kennen zu lernen: Iwan Susannin, ein Bauer aus dem Dorfe Domnin, opfert sein Leben für den neu erwählten Zaren, seinen ehemaligen Gutsherrn, der durch die Polen bedroht wird. Er rettet ihn, indem er die Feinde unter dem Vorwande, ihnen den Aufenthalt des Zaren verrathen zu wollen, in einen Sumpf führt, in welchem sie rettungslos untergehen müssen; er sagt ihnen das und wird dafür von ihnen erschlagen. Wanja aber, ein Waisenknabe, der die eigene treue Liebe zu dem Zaren erweckt hat, eilt unterdeß in rauher Winternacht zu dem Kloster, wo der Zar weilt, und meldet ihm die von den Polen drohende Gefahr. So wird er gerettet und kann im fünften Akte seinen feierlichen Einzug in das von der drohenden Gefahr einer polnischen Okkupation befreite Moskau halten. Diese Handlung ist an sich nicht uninteressant, und fast jede Nation bewahrt im Schatze ihrer Erinnerungen das Andenken an eine That auf, durch welche in historischer oder sagenhafter Zeit ein treuer Unterthan den geliebten Fürsten durch Aufopferung des eigenen Lebens rettete. Eine Geiahr für die Aufführung des Werkes auf einer deutschen Bühne liegt aber in der ganz ausgeprägt russischen Farbung, eine andere in dem mangelhaften Aufbau der Handlung. Daß man es aber mit einer durchaus interessanten und originellen Arbeit zu thun hat, ist nicht zu leugnen und die durch eine Heiserkeit gestorte erste Aufführung kann nicht maßgebend sein.

— **Die neue Oper: „Gäsarine" von Max Wolf, dem Kompo**nisten „Der Pilger", wurde am Ringtheater in Wien zum ersten Male gegeben und hatte mit einem sehr schwachen und spröden Libretto zu kämpfen. Die Komposition weist indeß manch' heitere Momente und glückliche Inspirationen namentlich im Liede auf.

— **Auf dem Stuttgarter Hoftheater hatte der Schweitzer'sche** Schwank: „Großstädtisch" einen vollen Lacherfolg — eine ernste Besprechung kann er nicht beanspruchen.

— **Gegen die übermäßigen Forderungen der Pariser Autoren** für ihre Stucke will man seitens der Wiener Theater gemeinschaftlich vorgehen. Für die Fourchambaults forderte und bezahlte man 6000 Fr. Das einfachste Vorgehen ist, daß man beschließt, zunächst keine französischen Stücke mehr zu geben, — man wird doch eine Zeitlang mit deutscher Kost ausreichen können.

— **Im Gaitétheater in Paris veranstaltet Fräulein Marie** Dumas allsonntäglich sogenannte internationale Matinéen, in welchen sie das Pariser Publikum mit den Meisterwerken der Bühnenliteratur des Auslandes bekannt zu machen sucht. Das letzte Mal führte sie den sehr zahlreich erschienenen Zuschauern Szenen aus Schiller's „Wilhelm Tell" und dann Kotzebue's „Deutsche Kleinstädter" vor. Der Aufführung voran ging ein Vortrag des beliebten Theaterkritikers Henri de Lapommeraye über Schiller und seine klassische Dichtung. Er nannte den großen Schwaben voll Bewunderung den deutschesten und zugleich den humansten aller Poeten und forderte seine Zuhörerschaft auf, einen Augenblick allen nationalen Groll zu vergessen und der patriotischen Empfindung auch bei dem Feinde gerecht zu werden. Die nunmehr vorgeführten Episoden waren trefflich, sowohl sprachlich als szenisch, arg verballhornt; mit doppeltem Vergnugen konnte der Deutsche die nachhaltige Wirkung beobachten, welche sie auch in dieser verstümmelten Form auf ein Pariser Sonntagspublikum übten. Die Apfelszene insbesondere, in welcher Paul Deshayes den biederen Tell ganz im Freskostyl des Boulevards behandelte oder für uns vielmehr mißhandelte, riß zu stürmischem Beifall hin, und der deutsche Dichter feierte hier in einer Darstellung, in der er sich selbst kaum wiedererkannt hätte, einen wahrhaft seltenen Triumph. Das Kotzebue'sche Lustspiel ist den Parisern nicht neu und schien sie auch dießmal auf's Beste zu unterhalten.

— **Die neue dreiaktige Oper: „Le droit du Seigneur" von Le**vasseur, welche in den Fantaisies parisiennes aufgeführt worden, behandelt ein sehr heikles Thema in frivolster Weise und die Musik sucht es dem Texte gleich zu thun, ist aber mehr trivial als frivol.

— **In diesem Winter wird in London eine italienische Opern**gesellschaft auftreten, deren Mitglieder Kinder von 9—15 Jahren sind. Sie kommen von Rom und spielen im Globetheater.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die anthropologische Ausstellung, welche im Laufe des nächsten** Sommers in Moskau stattfinden wird, verspricht, so viel man nach dem Modell der ganzen Ausstellung und der Gruppirung der Gegenstände in dem kolossalen Raume des Exerzierhauses urtheilen kann, viel Interessantes. Eine ganze Reihe anschaulicher Bilder führt uns die „alte Welt" vor, zeigt uns das Höhlenleben mit den Thieren aus verschiedenen Epochen, worunter sich das Modell eines Mammuths befindet, und gibt Szenen aus dem Leben der Urmenschen; außer diesen besonderen Gruppen werden andere im Allgemeinen mit der Ethnologie der Völker und Stämme bekannt machen. Zur Anthropologie gehoren noch die „Kurgane" (vorhistorische Grabhügel); die offenen Kurgane werden die darin befindlichen menschlichen Ueberreste und andere Gegenstände so zeigen, wie sie beim Aufgraben gefunden werden. Eine besondere Abtheilung wird eine Sammlung von Schädeln und verschiedener archäologischer Gegenstände enthalten.

Erfindungen.

— **Ein neuer Zimmerventilator wird von Paul Fyscher in** Friedenau bei Berlin in den Handel gebracht. Zur Anbringung des Ventilators wird möglichst dicht unter der Decke, oberhalb des Zimmerofens, ein der Größe des äußeren Ringes des Ventilators entsprechendes Loch in die Schornsteinwand gestemmt und da hinein dieser Ring so eingefügt, daß er ganz genau lothrecht sitzt. Nun hängt man den Ventilator selbst an diesen Ring, wozu ein Haken an demselben angebracht ist, und sofort wird sich das Rad des Ventilators mit deutbar größter Schnelligkeit in Bewegung setzen, dadurch eine Luftschwingung erzeugend, stark genug, um alle in dem Raum vorhandene schlechte Luft, Dunste, Rauch ꝛc. anzuziehen und abzuführen. Damit weder Rauch oder Feuchtigkeit, Zugwind und dergleichen von außen eindringen kann, ist an der hinteren Seite des Ventilators eine sich beim geringsten Gegenwind von selbst schließende Klappe angebracht, die so konstruirt ist, daß trotzdem der Ventilator in ununterbrochener Thätigkeit bleibt. Noch ganz besonders anwendbar ist dieser Ventilator zur Austrockn.ng feuchter Räume und Kellerwohnungen; die Erstickungsgefahr beim zu frühen Schließen der Ofenklappe wird ebenfalls durch Ventilation beseitigt. Der Apparat verdient Empfehlung und kostet nur 8 Mark.

Industrie und Verkehr.

— **Die internationale Fischereiausstellung, welche in Berlin im** Frühjahr 1880 stattfinden soll, verspricht außerordentlich reichhaltig zu werden. Engländer und Russen, namentlich aber Amerikaner, Japanesen und Chinesen haben bereits ihre Betheiligung zugesagt, wahrscheinlich werden die Sendungen der Chinesen von dortigen Fischzüchtern begleitet werden. Der Kronprinz des deutschen Reichs hat als Protektor des Fischereivereins dem Unternehmen ein besonders lebhaftes Interesse zugewendet.

— **Im August 1879 wird in Sidney (Australien) unter der** Leitung der dortigen Landwirthschaftsgesellschaft eine internationale Ausstellung für Gegenstände der Landwirthschaft, der schönen Künste, der Industrie und des Unterrichtswesens eröffnet. Obwohl nicht zu verkennen ist, daß die namhaften Opfer, welche für die jüngst in rascher Folge gehaltenen Ausstellungen gebracht wurden, eine Erholungspause wünschenswerth gemacht hatten, scheint es doch, und zwar ganz besonders vom Standpunkte der Förderung des Exportes, sehr wünschenswerth und im Interesse mancher Zweige unserer Fabrikation auch sehr gerathen, daß die Ausstellung von Deutschland beschickt werde. Die Konsumtionsfähigkeit Australiens ist schon jetzt eine bedeutende, sie ist überdieß in raschem Wachsthum begriffen, und es handelt sich darum, der Industrie in denjenigen Artikeln, für welche sie nach Außen überhaupt konkurrenzfähig ist, den Zutritt zu einem Markte zu eröffnen, welcher, wenn einmal von fremder Konkurrenz in Beschlag genommen, für uns wahrscheinlich dauernd verloren wäre.

— **Nach dem Vorbild der hannover'schen Ausstellung soll im** nächsten Jahre in Offenbach eine hessische Industrieausstellung veranstaltet werden.

— **Die Drahtseilbahn vom Brienzer See bis zum Hotel Gießbach,** 350 Meter lang und mit gleichmäßiger Steigung von 28 Prozent und theilweiser Ueberbrückung, nur für Personen und ihr Reisegepäck mit je zwei Wagen à 48 Sitzen, höchstens 60 Meter Zuggeschwindigkeit in der Minute, wurde vom Bundesrath konzessionirt.

— **Vom 1. April 1877 bis zum 31. März 1878 sind durch die** Stationen des Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger 55 Personen, seit Begründung der Gesellschaft (Anno 1865) 1008 Personen gerettet worden. An Prämien wurden insgesammt bezahlt 29,228 M. 72 Pf. Außerdem wurden in dem Geschäftsjahr 1877/78 für Rettung aus Seegefahr an Ehrengaben vertheilt: 1 Ehrendiplom, 2 goldene und 8 silberne Medaillen. Der Gesammtverein, der seinen Sitz in Bremen hat, zahlt 33.399 Mitglieder, 47 Bezirksvereine, 113 Vertreterschaften und 1270 Stiftungen. Die Gesammteinnahmen des Centralvereins betrugen vom 1. April 1877 bis 1. April 1878: 158,276 M., die Gesammtausgaben 129,159 M. Es wurde auf der Generalversammlung beschlossen, allen Vertretern, deren Bezirk mehr als 100 Mitglieder zählt, volles Stimmrecht einzuräumen. Der Vorsitzende, Dr. Kapp, theilte alsdann mit, daß dem gedruckten Jahresbericht eine Karte beigefügt sei, auf welcher alle erwähnten 1008 seitens der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" geschehenen Rettungen mit den betreffenden Stationen genau verzeichnet stehen. Es sind 856 Personen durch Rettungsboote und 152 Personen durch Raketenapparate und Mörser gerettet worden. Als Ergänzung zu dieser Karte wird das kaiserlich statistische Amt eine Karte herausgeben, auf welcher alle vorgekommenen Schiffsunfalle der letzten fünf Jahre mit den betreffenden Stationen verzeichnet sein werden.

— **Der im Laufe d. J. zwischen dem Minister des Innern der** Vereinigten Staaten von Columbia, E. Salgar, und Lucien N. B Wyse abgeschlossene Vertrag verleiht dem Letzteren als dem Vertreter der Interozean-Kanal-Gesellschaft das ausschließliche Recht, einen Schiffskanal zwischen dem atlantischen und dem großen Ozean zu bauen. Die Konzession ist auf 99 Jahre gegeben und ermächtigt zugleich zum Bau einer dem Kanal parallelen Eisenbahn. Die zu wählende Kanallinie soll von einer internationalen Kommission von Ingenieuren, von denen zwei Columbier sind, schließlich bestimmt werden. Der Plan ist jedann 1881 der Regierung vorzulegen und der Bau in 12 Jahren auszuführen. Es müssen Schiffe von 475 Fuß Länge, 52 Fuß Breite und 26 Fuß Tiefgang durchfahren können. Die Häfen an beiden Enden des Kanals, sowie der Kanal selbst, sind auf immer neutral, und der Kanal steht den Kauffahrteischiffen aller Nationen offen. Alles durch den Kanal gehende und in den Kanalspeichern lagernde Transitgut ist völlig zoll- und abgabenfrei. Alle Kanalgebühren fallen während der Konzessionsfrist der Kanalgesellschaft zu; nach Ablauf dieser Frist fällt der Kanal mit allem Zubehör dem Staate anheim.

— **Die Interessen der Philatelie werden durch ein neues Organ,** die „Berliner illustrirte Briefmarkenzeitung", welche seit Anfang November im Verlag von J. Braunschweig in Berlin erscheint, vertreten werden.

— **Die schnelle Verbindung von Kopenhagen mit Berlin und** somit von ganz Skandinavien mit dem größern Theile von Deutschland vermittelst der danischen Eisenbahn von Kopenhagen nach Gedser, der südlichsten Spitze von Falster, einer 2½—3stündigen Dampfschiffsfahrt von Gedser nach Warnemünde, und dann einer Eisenbahnlinie Warnemünde-Rostock-Berlin ist eine ziemlich fest beschlossene Sache. Es dürfte dann der Weg von der danischen bis zur deutschen Hauptstadt in 11 -12 Stunden, wovon ungefahr 3 Stunden Meerfahrt, zurückgelegt werden. Für den Verkehr von ganz Schweden und Norwegen, das von Kopenhagen aus über den Sund sehr leicht zu erreichen ist, nach Deutschland und einem großen Theile des europäischen Kontinents ist diese Linie von besonderer Bedeutung. Der Bau der etwa 14 Kilometer betragenden Bahn von Rostock nach Warnemünde wird schon im nächsten Frühling sehr wahrscheinlich von Seiten der mecklenburgischen Friedrich-Franz-Bahn begonnen werden. Zwei Dampfschiffe, ein danisches und ein deutsches, würden dann die täglich zweimalige Verbindung zwischen Warnemunde und Gedser herzustellen haben. Besonders auch für den ziemlich lebhaften Personen- und Waarenverkehr von Rußland nach Dänemark würde diese Linie die schnellste sein.

— **Folgende neue Bahnen wurden im November in Deutschland** eröffnet: Neersen-Neuwerk-Viersen (Rheinbahn), Heide-Wesselbüren (Holstein), Itzehoe-Heide, Graudenz-Jablonowo, Insterburg-Goldap.

— **In Brasilien fand am 21. November die Eröffnung der** Carangoreisenbahn statt.

Gesundheitspflege.

— **Die Gesammtkosten der Feuerbestattung in Gotha, sagt** C. Reclam am Schluß eines ausführlichen Berichts über die erste Bestattung, werden künftig zwischen 60 und 80 Mark schwanken. Sie werden hauptsächlich durch den Verbrauch an Kohlen erhöht, welcher wiederum am größten ist bei seltener Benützung des Apparats. Je häufiger diese erfolgt, je weniger also Vorwärmer und Verbrenner erkalten, um so geringer ist der Kohlenverbrauch. Bei der vielseitigen Zustimmung, welche die Feuerbestattung in Deutschland findet, steht häufige Benützung des Apparats zu erwarten. Das Beispiel Gothas wird wohl auch auf andere Städte einwirken, so daß Mailand und Gotha bald nicht mehr die einzigen Orte sind, in denen geläuterte Einsicht der Feuerbestattung den Vorzug gibt vor der Fauluißbestattung.

Denkmäler.

— **Die Jury für das Anastasius Grün-Denkmal in Graz konnte** keinen der Entwürfe gutheißen.

— **An dem Hause in München, wo der Dichter Franz Pocci** gewohnt (5 Maximiliansplatz), ist von seinen Verehrern eine überlebensgroße Büste, von Professor Roth modellirt und von Miller gegossen, enthüllt worden.

Gestorben.

— Professor Dr. Ludewig, ausgezeichneter Philolog, in Neustrelitz, am 29. November.

— Gustav v. Bonin, vormals Staatsminister, Alterspräsident des Reichstags und des Abgeordnetenhauses, 81 Jahre alt, am 2. Dezember, in Berlin.

— Hofprediger Heym, an der Friedenskirche zu Potsdam, Erzieher des Prinzen Friedrich Karl, am 9. Dezember.

— Dupont-White, nationalökonomischer Schriftsteller, Vorkämpfer des Selfgovernments, in Paris, 71 Jahre alt.

— Joseph Panholzer, Zithervirtuos und Komponist, am 12. Dezember, im Möllthale (Karnthen).

— Alice, Großherzogin von Hessen, geborene Prinzessin von Großbritannien, am 14. Dezember, in Darmstadt, 35 Jahre alt.

— Kommerzienrath R. Hartmann, der bekannte Maschinenbauer, in Chemnitz, am 14. Dezember.

— Auguste Lefranc, Theaterdichter, 64 Jahre alt, in Suresne bei Paris, Mitte Dezember.

— Graf Adolf Poninsky, ein Apostel des Spiritismus, Mitte Dezember, in Leipzig.

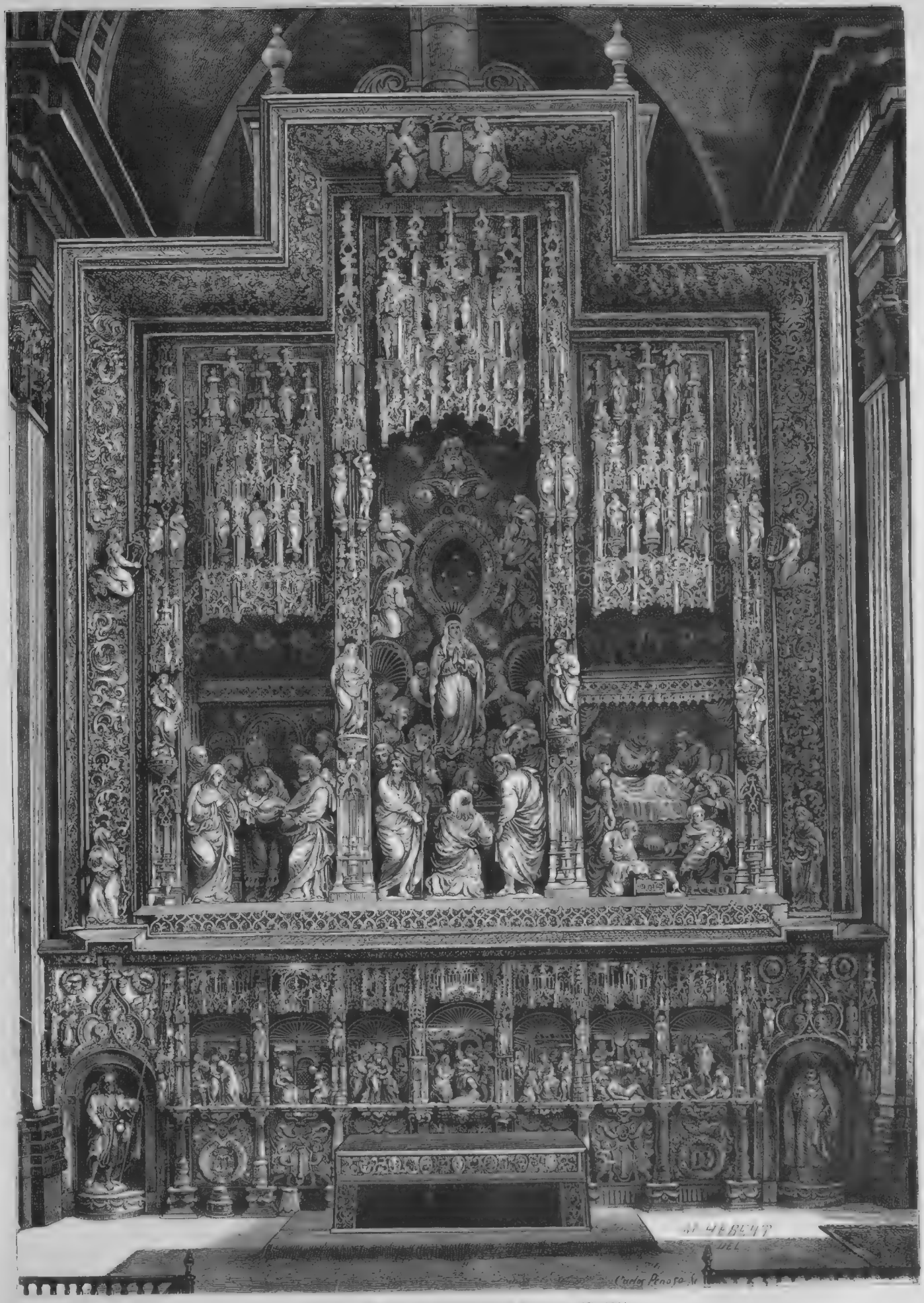
— Karl Gutzkow, in Frankfurt (Sachsenhausen), am 16. Dezember, 67 Jahre alt.

— Geheimer Hofrath L. Schneider, Vorleser des deutschen Kaisers, vormals k. preußischer Hofschauspieler, in Potsdam, am 16. Dezember, 73 Jahre alt.

— Geheimer Kommissionsrath Woltersdorff, früher Theaterdirektor in Königsberg und dann Begründer des nach ihm genannten Theaters in Berlin, am 17. Dezember.

— Bayard Taylor, amerikanischer Gesandter beim deutschen Reiche, ausgezeichneter Literar-Historiker und Belletrist, 53 Jahre alt, am 19. Dezember, in Berlin.

Petersburger Winterbilder. Nach Skizzen von A. Wanjura. (S. 266.)



Der große Altar in der Kathedrale von Zaragoza. (S. 266.)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Nun war der Spuk und Lärm des Jahrmarkttages vorüber. Er hatte keine anderen Spuren als einzelne im Zugwind über den Dorfplatz flatternde Strohhalme, hie und da ein zersplittertes Holzstück und ein Häuflein Kehricht hinterlassen. Die alte Stille überlagerte Ellernbrook, die Frühlingssonne und träumerische Schatten der Bäume, die ihre Knospen schon zum Aufblühen schwellten.

Fern draußen in der Welt mochte es anders sein, der Wettersturm brausen, Gedanken und Thaten gleich Donner und Blitz wider einander hallen und flammen; die bestaunte Kunde drang hieher, das Getöse ihrer Wirklichkeit nicht. Wie man von einem Ausbruch des Vesuv oder des Aetna vernommen, hörte sich die Botschaft von dem Grollen des Bodens, auf dem die großen Städte Europas standen, von den heißen Lavaströmen, die aus dem Gehirn von Millionen hervorbrechend, durch die breiten Straßen rollten und glühten. Im selben gleichmäßigen Gang wie zuvor schleppten die müden Postgäule, um ihre Wagenladung unbekümmert, Briefe und Zeitungen über Hügel und Sandhohlweg bis in die kleinen Landstädtchen hinein; bedächtig schnitt der Inhaber des Wochenblättchens, der in manchen Fällen den Besitzer, Redakteur, Administrator, Setzer und Drucker in einer Person vereinigte, die Hauptnachrichten aus dem Posteinlauf heraus, hob einige der ihm am bedeutungsvollsten dünkenden mit fetter Schrift hervor, füllte den Rest, der aus vier Fünfteln des Blattes bestand, mit im Vorrath angesammeltem allgemein menschlich „Belehrendem und Unterhaltendem“ aus allen Zeiten und Völkern, und der Landbote — gemeiniglich ein Veteran aus den Freiheitskriegen oder ihren Vorgängern — wanderte, hinkte und humpelte durch Sonne, Regen und Wind auf die Dörfer hinaus, schob, wo er an eine verschlossene Thür kam, das „Blättchen“ auf's Fenstersims, von wo hier der Wind es als Spielkumpan mit sich in eine Gartenecke, hinter Strauch und Zaun trug, der Regen es durchweichte, die Vögel es zerrupften und zum Nestbau verwertheten, dort der von der Arbeit heimkehrende Bauer sich mit ihm in den Ofenwinkel setzte und den Rauch seiner Pfeife zuerst andächtig über die „Landwirthschaft“, dann schmunzelnd über die „Schnurren“, zuletzt halb gelangweilt, halb kopfschüttelnd, doch ganz und gar gleichmüthig, über die „politischen Neuigkeiten“ hingehen ließ. Der Boden des Ackerlandes ist anderer Natur als das Pflaster der Stadt. Es gehört viel Zeit und Mühe dazu, einen Baumstumpf so mit allen weitverzweigten Wurzeln auszuroden, daß nicht da und dort, überall doch wieder frische Triebe aus der Erde schießen; mehr noch gehört dazu, Brauch und Gewohnheit von Jahrhunderten in den Köpfen umzumodeln — am allermeisten, sie selbst als Ackerboden zu benützen, um eine bisher noch nicht darin angebaute Saat bis zur Ernte durchzureifen. Im Schlimmen wie im Guten, zu ihrem Vortheil wie zu ihrem Schaden ist die wirklich arbeitende Landbevölkerung, so lange sie auf sich, den Kreislauf ihrer Gedanken beschränkt bleibt, die natürliche Forterhalterin der Ueberlieferung, dem Unbekannten prinzipiell abhold, mißtrauisch gegen das Fremde bis zur Weigerung, es auch nur zu prüfen, eigensinnig, starrköpfig, das Neue, selbst wenn sie es als nützlich erfunden, anzunehmen. Ein Demosthenes würde seine Beredsamkeit am bedächtigen Hin- und Herwiegen ihrer Köpfe zerscheitern sehen, doch auch ein Thersites umsonst seine Zunge an ihnen erproben. Was sie in Bewegung setzen, haltlos umstürzen soll, muß ihr eigenstes, einfaches, natürliches Fundament erschüttern, die Markung, auf der ihr Haus und Herd, ihr Heimatsdorf und der enge, unveränderte Ideengang, in dem sie aufgewachsen, beruhen. Ehe dieß nicht geschieht, bleibt die Losung wirklicher oder angeblicher Weltverbesserung, die von draußen ihr Feldgeschrei herübertönen läßt, ihnen gleichgültig, fremdzungig-inhaltslos, und sie gleichen einer Heerde, die sich, von Ungewohntem aufgestört, nur um so dichter um ihren Hirten zusammendrängt, um ohne eigenes Abwägen und Wollen der alterprobten Weisung desselben zu folgen. Und so sehr gilt dieß psychische Trägheitsgesetz der Beharrung zu allen Zeiten und bei allen Völkern, daß auf dem unabsehbaren Gebiete der Weltgeschichte wohl hie und da einmal durch besondere Verhältnisse an einzelnen Orten eine Flamme des Aufruhrs geschürt zu werden vermochte, daß jedoch von jeher fast alle Revolutionen, die sich nicht auf einen in Wahrheit nicht länger ertragbaren Zustand der Noth oder grausamster Bedrückung der ländlichen Bevölkerung stützen konnten, schließlich in ihren Zielen an dem passiven Widerstand derselben zerscheitert sind.

Gleichwie die Ostsee rauschte und murmelte wie zuvor, der Wind summte, die grünen Sprossen der Saat in ihm flimmerten, so vernahm auch das Ohr des Aufhorchenden, der Feld und Wald, die Dorfgasse durchschritt, keinen Laut, welcher daran zu erinnern vermochte, daß in den Centren Deutschlands und halb Europas das lange Jahre künstlich erhaltene Gleichgewicht erschüttert worden sei, daß in Wien und Berlin, in Paris und Rom eine donnernde Lawine herabzurollen begonnen, von der Niemand wußte, wie weit sie ihren Absturz fortsetzen, ob eine Hand im Stande sein werde, ihr Halt zu gebieten, was Alles sie in die Bahn ihrer Zertrümmerung hineinzuziehen vermöge. Man wußte, daß die Straßen der großen Städte sich von Blut gefärbt hatten, die aufgerissenen Pflastersteine derselben dem Gewehr und Bajonnet der Soldaten Trotz boten. Daß in Frankreich ein König vom Thron gestürzt, in Rom der Papst gezwungen worden, aus seiner Hauptstadt zu fliehen. Daß drüben über die See hinüber in Schleswig-Holstein die Flinten knatterten und ein Wanderschwarm des deutschen Volkes sich über die Elbe drängte, um als Freiwillige dem Aufstand der Einwohner der beiden Herzogthümer zur Hülfe zu eilen, den die Einen begeisterte Erhebung für eine gerechte Sache, die Anderen Rebellion gegen den angestammten, von Gottes Gnaden herrschenden Fürsten benannten. Aber das Alles glich einem fernen, lautlosen Nebelbilde, von dem man nicht weiß, ob es ein wirkliches ist oder nur flüchtig die Phantasie täuscht, um wesenlos wieder zu zerrinnen. Es vermochte die Sinne der Bewohner Ellernbrooks nicht zu erregen, ihren Blick und ihr Interesse nicht von dem abzulenken, was der Tag bot und forderte, wie er es von Vorvätern her gethan. Wichtiger als Schlacht und Sieg, Thronesumsturz und Volkssouveränität blieb die ewig unwandelbare Herrschaft und Nöthigung der Natur. Mochten drüben an hundert Orten die Zunge und das Schwert kämpfen, hier holte der Morgen als gewohntes Rüstzeug den Pflug, die Sense, den Spaten hervor, der heiße Mittag gab dieselbe nichtsdenkende Arbeitskraft wie von jeher im Schatten des lichtgrünenden Haselwalls, der Abend stellte das Kriegsgeräth des Tages, friedlich und sorglich vom unblutigen Kampf gesäubert, in den Winkel zurück. Dann erst griff der müde Arm vielleicht noch nach dem Zeitungsblättchen; was draußen in der großen Welt geschah, bildete ein Weilchen zum Schnurren des Spinnrades den Stoff wortkarger, behaglich-gleichmüthiger Unterhaltung, und die dampfende Abendschüssel, die auf dem Tisch erschien, ließ Alles bedeutungslos verhallen, wovon das nur gelesene Getöse der weiten Ferne seltsame Kunde gab.

So ging der Frühling des Jahres 1848 über Land und Dorf, in seiner Schönheit und in seiner Ruhe. Nur in den kleinen Landstädten und Städtchen, die, mit den rothen Ziegeldächern in grüne Kornhügel eingebettet, oftmals kaum die Einwohnerzahl eines großen Kirchdorfes überboten, sich von dem letzteren der Hauptsache nach nur durch äußerlich andere Physiognomie der Häuser und mörderisches Straßenpflaster vor denselben unterschieden — in ihnen begann mit dem Fortschritt des April allmälig sich in manchen Dingen eine Abänderung des Herkommens bemerklich zu machen. Nicht den Tag hindurch, der wie immer die Schatten über die schweigsam stillen Gassen warf, kürzte und wieder verlängerte, Jeglichen methodisch seinem Geschäftsberuf oder seinem Gewerk nachgehen ließ. Doch wenn die Dämmerung einzufallen anhub, war es unverkennbar, daß Mancher seinen Kaufladen, seine Werkstube früher schloß, als der Brauch vergangener Jahre es mit sich geführt. Der vorzeitig Feierabend Beginnende trat mit Hut und Stock vor seine Thür, ein Bekannter oder ein Nachbar kam grüßend heran, man sah, daß sie einer Verabredung gemäß mit einander fortwanderten. Zumeist eiligeren Schrittes, als die Vätergewohnheit es überliefert, nicht zum schlendernden Genuß der Abendstunde in's Freie, sondern einem vor Augen stehenden Ziel entgegen. Andere trafen mit ihnen zusammen, es bildete sich eine Gruppe, in der Einzelne redeten, die Mehrzahl hörte; zuletzt ward's ein Schwarm, der gemeinschaftlich den Weg fortsetzte, sein Ziel in der altväterischen, doch geräumigen Wirthsstube des Honoratiorengasthofes des Ortes fand. Schmunzelnd empfing der geschäftige Wirth die erwarteten, sich allabendlich mehrenden Gäste; die gewohnte Mägdebedienung reichte für dieselben nicht mehr aus, und seine Töchter mußten in ihren Sonntagskleidern mit halb verschämten, halb neugierigen Gesichtern die Obliegenheiten des Hauses unterstützen. Am Haupttisch aber saßen bereits mit eifrig dampfenden Kalkpfeifen die geistigen und weltlichen Koryphäen der Stadt, der Advokat und Notar, der Arzt, der Apotheker, Bürgermeister und Rathsverwandte. Nicht völlig ebenbürtig, doch unter den waltenden Umständen in mancherlei Richtung gewissermaßen als Fachautorität hinzugezogen, führte neben ihnen der Buchbinder, der durch einen vor seinem Ladenfenster zum Verkauf gestellten Goethe, Schiller und eine Anzahl von Erbauungsschriften auf die Courtoisiebezeichnung „Buchhändler“ Anspruch erhob, in Angelegenheiten der Literatur und der Presse überhaupt das Wort. Nun sammelten sich an den Seitentischen die Hinzukommenden, zumeist kleine Kaufleute, Handwerksmeister, auch einige wohlsituirte Privatmänner darunter. Es ging äußerst ehrbar und mäßig in dem dicht angefüllten Raum zu, die einzelnen Gruppen tauschten unter sich ihre Gespräche aus, doch halblaut, mit einem Ausdruck, als ob Jeder stets erwartungsvoll mit einem Ohr nach Etwas aufhorche. Dann kam's, vom Honoratiorentisch erhob sich eine erhöhtere Stimme und alle Uebrigen schwiegen. Der Sprechende hielt keine Rede, seine Worte galten anscheinend nur den Umsitzern seines Tisches, wurden nur durch die eingetretene Stille überall vernehmlich. Er berichtete von den neuesten Ereignissen, welche sich in den deutschen Hauptstädten, wie im Ausland zugetragen, von den Ideen, durch welche jene veranlaßt worden. Seine Mittheilung bildete eine allgemeine Uebersicht der augenblicklichen Weltlage und Geisterbewegung, aus welcher sich unvermerkt eine Kritik derselben entwickelte. Im Anfang mit objektiver Unparteilichkeit, doch allmälig begann sich die Erkenntniß stärker hervorzudrängen, daß in der That manches Veraltete den Anschauungen einer vorgerückteren Menschheit, einer aufgeklärteren Zeit nicht mehr entspreche und dringend der Erneuerung bedürfe. Fast auf allen öffentlichen Gebieten stellte sich diese Nothwendigkeit heraus und der Fortschritt sei die edelste Aufgabe des denkenden Geistes. Ihn zu fördern liege Jedem als Pflicht ob, der sehenden Auges in die Ungerechtigkeit, Unhaltbarkeit und Gemeinschädlichkeit für überwundene Zustände entworfener Systeme hineinblicke und nicht die Verantwortung einer Mitschuld an ihrem Weiterbestehen, den Verdacht, rechtswidrigen Vortheil aus ihnen zu ziehen, auf sich laden wolle. Es begann von einer begeisterten Ueberzeugung in den Augen des Sprechers zu blitzen und dieß Aufleuchten auf diejenigen seiner Zuhörer zu übertragen. Darum sei eine Vereinigung aller Verständigen und Wohldenkenden auch hier im kleinen Orte Gebot, um den Wellenschlag der Großes sinnenden Zeit weiter auszudehnen und jede Bürgerschaft anzuspornen, den Uebelständen in ihrem Kreise, aus denen sich der allgemeine Nothstand zusammensetze, ein Ende zu bereiten. Man müsse, wie es überall in den bedeutenderen Städten geschehen, ein Komite bilden, dasselbe mit der Leitung, der Ausführung der berathenen Ideen betrauen, zu agitiren, anzueifern, mit den Nachbarorten in Verbindung zu treten. Nur durch gemeinsame Kraft werde Erfolgreiches geleistet, der Widerstand, der sich allem Fortschritt entgegenstemme, gebrochen. Der frische, neubelebende Hauch dieses Frühlings, der die Welt durchwehe, mahne Alle, ihn nicht ungenützt vorübergehen zu lassen, sondern in rechter Stunde, überzeugungstreu und ohne Menschenfurcht zu thun, was Pflicht, Vernunft, Gewissen und Ehre geböten. Ohne Furcht — denn daß man in solchem Kampfe für die höchsten Menschengüter vielen und hartnäckigen Gegnern gegenüberzustehen, nur mit äußerster Anstrengung den Sieg zu erringen habe, sei unvermeidlich. Und nicht Gegnern allein, sondern an manchen Stellen auch bestehenden, unwürdigen, recht- und naturwidrigen Gesetzen. Es sei nicht wahrscheinlich, daß die Hüter derselben, die durch sie Bevorrechtigten, der Ueberredung und Vernunftgründen allemal weichen würden. Dann sei es Pflicht, Zwang gegen sie auszuüben, wenn man auch scheinbar sich dadurch einer Gewaltthat, einer Verletzung der Gesetze schuldig mache. In Wahrheit reinige man sie nur von

den Schlacken, die ihnen angeschweißt worden, befreie sie aus einer Erniedrigung, in die Herrschsucht und Habgier sie geknechtet, hebe sie auf den strahlenden Lichtthron, der ihnen gebühre, zurück. Denn das oberste Gesetz sei die allgemeine Wohlfahrt des ganzen Volkes, das Recht und die Gleichberechtigung jeder Tüchtigkeit, die Freiheit des Denkens, Handelns und Gewissens, und aus ihm allein könne das gesicherte Heil einer neuen Zeit heraufblühen.

Irgend einer der Ortshonoratioren hatte so gesprochen, schwieg, sein Glas leerend, und ein allgemeines Beifallsgemurmel antwortete ihm. Vereinzelte Ausrufe forderten noch heut Abend zur Bildung des von dem Sprecher erwähnten Komites auf, ein beipflichtendes Stimmendurcheinander ward von rascherem Klappern der Bierseidelbeckel begleitet, und mit seinen Töchtern lief der Wirth von Tisch zu Tisch, beifällig im Vorüberkommen raunend:

„Ausgezeichnet gesprochen — ganz der Mann, wie er uns noth thut — wie er uns an der Spitze noth thut — das verehrliche Komite könnte keinen ruhigeren und besseren Sitzungsraum finden, als hier bei mir — ausgezeichnet!“ und schmunzelnd kehrte er vom Schenktisch mit den überschäumenden Gläsern in die Reihen seiner lebhafter redenden Gäste zurück, bis eine neue, erwartete Stimme sich erhob und das vielzüngige Gesumme wieder in aufhorchende Stille umwandelte.

Doch wenn dergestalt der Beginn des Abends eine ziemliche Anzahl der Bewohner des Städtchens in der Wirthsstube vereinigte, sie ihren Häusern und den Straßen entzog, war es auf den letzteren darum doch keineswegs leerer als in früheren Tagen. Im Gegentheil sammelten auch auf ihnen sich mit der Dämmerung noch bis vor Kurzem unbekannte Gruppen an, nur ersichtlich aus weniger vortheilhaft situirten und minder reputirlich gekleideten Elementen zusammengesetzt, die ungefähr die nämlichen Redewendungen wie die Sprecher im Gasthof im Munde führten, nur in weniger gut gewählten und begründeten Worten, lauter und von lebhafteren Gestikulationen begleitet. Wenn die Redner drüben vor ihren Zuhörern einen hübsch gewebten Teppich ausbreiteten, so rollten die der Straße und des Marktplatzes die Kehrseite desselben auf, welche von seinem planvoll geordneten Muster kaum etwas Anderes als die verschiedenfarbigen, abgerissenen, groben Fäden gewahren ließ. Was sich so allabendlich gleichfalls zusammenfand, fügte sich aus Bestandtheilen in einander, die im Zwielicht schwer zu entwirren und zu definiren waren. Gesellen und Lehrlinge, kleine Handarbeiter und Taglöhner mochten den Hauptstock bilden, doch im Dunkel schon an der Sprache erkennbar, drängten sich offenbar vielfach auch fremde, nicht zu kategorisirende Elemente dazwischen. Sie legten in ihrer Weise gegen vorüberkommende weibliche Wesen eine eifrige Galanterie an den Tag, doch so, daß nur wenige derselben sich nicht veranlaßt sahen, sich ihren Aufmerksamkeiten durch eilige Flucht zu entziehen. Mitunter tönten grobe Späße und ein rohes Lachen aus der Schaar, zumeist flogen einzelne, stereotyp kehrende Worte hin und wieder, die jedesmal mit dem nämlichen lauten Beifall begrüßt wurden. Allein unverkennbar horchten auch hier die Ohren erwartungsvoll auf Etwas hin, das den eigentlichen Zweck der abendlichen Ansammlung bilden mußte. Dann kam's, am einen Tag ein wenig früher, am andern etwas später, ein dumpfes Geroll in der Ferne, nun herannahender Hufschlag. Rasselnd setzten Wagenräder auf das gebirgartige Pflaster des Straßenbeginns auf, eine schetternde Hornmelodie kreischte einzelne hohe Töne dazwischen, die Postkutsche hielt vor der Posthalterei an, und in konzentrisch flutender Bewegung drängten sich die angehäuften Gruppen hinzu. Es erregte den Eindruck, als ob sie Verwandte oder Freunde, die mit dem Gefährt eingetroffen, erharrten und nach altem, löblichem Herkommen in Empfang nehmen wollten. Aber Niemand bekümmerte sich um die aus dem Wagen hervorsteigenden Persönlichkeiten, welche sich, verwundert umblickend, nach hier und dort in den Straßen verloren. Die Menge blieb und staute sich nur in einer Richtung dichter um einen Treppenvorsprung oder Prellstein, auf den sich nach Ablauf einiger Zeit eine dunkle Gestalt hinaufschwang und während eine andere eine kleine Handlaterne zu ihr emporhielt, ein frisch mit der Post angelangtes Zeitungsblatt auseinander faltete. Es rief: „Stille!“ Doch am Rand des Kopfkreises ging ein Gesurre fort, so daß den begierig Horchenden dort nur einige lauter betonte Worte des bei der flackernden Beleuchtung Vorlesenden verständlich wurden: „Wien — Berlin — unsere Brüder — Paris — Menschenrechte — das Joch abgeschüttelt.“ Ein „Hoch die Freiheit!“ antwortete und ward von hundert Kehlen wiederholt. Der Vorleser sprang von seinem Podium herunter und die Menge drängte sich um ihn. „Vivat! — Pereat!“ scholl es durch einander. — „Laßt uns zu den Bürgern und ihnen die Nachricht bringen!“ — „Was die berathen, ist um ihre Sache, nicht für unsere!“ — „Bleibt den Geldsäcken vom Leibe, sie hauen euch auf die Finger!“ — „Es kommt 'ne Zeit, da rücken wir ihnen auf den Leib!“ — „Die Freiheit und Gleichheit hoch!“ — „Hoch, die nicht schwatzen, sondern wenn's gilt, die Fäuste zu brauchen wissen!“ — „Wohin? Wir gehen in den Walfischkeller. 's ist kalt und der Grog macht warm.“ — „'s ist kalt in euren Köpfen, da heizt ein!“ — „Macht kein Geschrei auf der Straße, noch haben die Büttel ihre Spieße. Drunten kann man reden.“ — „Soll die Freiheit sich unter die Erde verkriechen? Schreien soll sie! Nieder mit den Tyrannen, den Fürsten, den Geldsäcken, den Blutsaugern!“ — „Halt's Maul, Dummkopf! Die Saat muß erst unter die Erde, dann wächst sie auf. Ruhe! Kommt!“

Die Straßen wurden leer, die Kellerkneipen und Schnapswirthschaften voll. Dann kam der Morgen und Jeder ging wieder an sein Geschäft und seinen Betrieb, und die Frühlingssonne schien auch über dem Häufchen grünumränderter rother Ziegeldächer ebenso friedfertig zu glänzen, wie sie es in Wirklichkeit über Feld und Wald, den Kirchthürmen und Strohdächern der stillen Dörfer that.

Doch täuscht der Schein nach altem Wort, es täuscht das äußere Bild des Friedens. Er herrscht nicht unter jedem Dach, auf dessen moosigem First droben die Tauben im Goldlicht flattern und girren, nicht immer hinter den Scheiben, an die, vom leisen, warmen Mittagswind bewegt, die weißen Obstblüten nicken. Sie thaten es am Pfarrhaus zu Ellernbrook, aber ihr lächelndes, traulich anheimelndes Frühlingsbild täuschte.

Es war kein Unfrieden, den sie drinnen gewahrten, sie vernahmen kein heftiges, erregtes, unfreundliches Wort. Allein noch weniger das Gegentheil eines solchen, freudige, beglückende Herzlichkeit in Ton und Miene. Sie sahen keine Augen, die sich offen begegneten, sondern nur Blicke, die sich auswichen, Lippen, die etwas hinter sich bargen, doch es verschwiegen. Draußen überstrahlte süßes, ungetrübtes, erwärmendes Himmelslicht die Welt; drinnen lag die schweigsame Melancholie eines grauen Wolkentags, durch dessen ziehende Nebel keine Gestalt und kein Gesicht dem Auge deutlich entgegentritt, nur verschleiert-unkenntlich, frostig, schattenhaft.

Und am bedrückendsten das Gefühl, daß dieser Nebel sich mit jedem Tage verdichtete, ohne zu fassenden Anlaß, scheinbar völlig grundlos. Man sprach nichts als das Alltäglichste, Nichtsbesagende, weil man sich nicht mehr verstand. Vielleicht auch noch aus einem anderen Grunde, den man sich nicht klar gestaltete, nur heimlich, doch immer stärker empfand. Weil die Stille beängstigte und man sich vor etwas Ungewissem fürchtete, das sie aufheben und an ihre Stelle treten könnte. Als ob Jeder besorge, wenn der Mund sich geöffnet, nicht mehr Herr seiner selbst zu sein, willenlos irgendwohin fortgerissen zu werden. Und doch fühlte Jeder, daß ein Blitzstrahl, das Krachen eines Donnerschlags wohlthuend, erlösend sein würde gegen das unbewegte Fortbestehen dieser schweren bleiernen Wolkendecke. Nur woher sollte ein solcher Blitz stammen, woraus sich ansammeln? Helene Fleming, die am meisten darunter litt, ihren Kopf und ihr Herz am meisten grübelnd darüber zermarterte, wußte keine Begründung aufzufinden, wie und warum es so gekommen, was es bedeutete, nur daß es, gleich einem bösen Traum, wirklich so sei.

Am unerquicklichsten war so das einzige, doch unvermeidliche, mittägige und abendliche Zusammensein. Ihr bangte davor, Angst befiel sie vor Allem bei jedem Gespräch, das sich dann und wann zwischen ihrem Vater und Ottmar Hainbuch entspann. Die Stoffe, um welche es sich gemeiniglich drehte, boten keine Gegensätze, die auf einander zu stoßen, gewaltsam auszuarten drohten. Im Gegentheil, Helene hätte aufgeathmet, wenn einmal eine scharf ausgesprochene Meinung hervorgetreten wäre. Es wäre ein offenes, verständliches Wort, ein Riß in der Dunstatmosphäre gewesen, nach dem ihre schmachtende Seele verlangte, aus dem ein Stück des alten blauen Himmels wieder hervorzuleuchten vermocht hätte. Doch daß Beide unverkennbar jeden Anlaß eines offenen Zwiespalts auf's Sorgsamste zu meiden trachteten, ihre Worte berechnend abwogen, sie plötzlich stocken und erzwungen auf ein anderes Gebiet hinübergleiten ließen, ohne daß die schweigsame Zuhörerin das Warum begriff — das erhielt sie unablässig in einem herzklopfenden Bangen, dessen Unheimlichkeit immer mehr anwuchs, weil sie nicht wußte, weßhalb es ihr mit dem geisterhaften Flügelschlag eines Nachtvogels die Stirn umfauchte.

Dann trat etwas ein, das die drückende Gleichmäßigkeit durchbrach — Helene wußte nicht, mit welchem Klang es in ihrer Brust nachvibrirte — anders jedenfalls war's, als es der unbestimmten Furcht haltloser Phantasie vorgeschwebt. Der Mittag des letzten April hatte die Hausgenossen am Tische vereinigt und war wortkarg wie immer verlaufen, doch am Schluß der Mahlzeit sah Ottmar Hainbuch, seine Serviette zur Seite legend, kurz auf und sagte gelassen, daß er Nachrichten erhalten, die ihn binnen einigen Wochen zu einer Reise, vielleicht sogar zu einer Seefahrt nach Amerika nöthigen würden, da sie die Regulirung wichtiger, nur von ihm selbst zu ordnender Angelegenheiten beträfen. Der Pastor setzte sein Glas, dessen Rest er zu leeren im Begriff gestanden, unberührt auf den Tisch zurück und fragte rasch einfallend:

„Willst Du einen Aprilscherz mit uns anstellen, Ottmar?“

„Leider ist die Sache eine ernste,“ erwiederte der Gefragte, „wie Du Dir denken kannst, wenn sie mich zwingt, dieß Haus — wer weiß, ob nicht auf immer — wieder zu verlassen.“

„Auf immer?“ Melchior Fleming wiederholte es mit einem leicht bebenden Ton. „Was heißt das?“

„Das heißt, daß, wie Du sagst, der Mensch denkt und Gott lenkt. Ich drücke es aus, daß die Verhältnisse lenken, die wir uns selbst bereiten. Man täuscht sich in seiner Berechnung, es entsteht ein Fehler, der sich stetig vergrößert — am Ende sagt die Vernunft, daß man eine schnelle Entscheidung treffen muß. So ist es mir ergangen und Du weißt, daß ich vor erkannten Vernunftgeboten von je Respekt besessen habe. Hamlet sagte zu seiner Zeit schon, daß die Welt aus den Fugen sei; ich glaube, er hätte es binnen Kurzem besser auf die unsrige anwenden können. Ich mag sonst einiges von seiner Wankelmüthigkeit und Unschlüssigkeit haben, aber darin gleiche ich ihm nicht, daß ich mich berufen halte, die auseinanderfallende Welt wieder einzurenken, und mich hält auch keine Ophelia zurück. Ich bin ein einfacher Egoist, wie im Grunde, denke ich, alle Menschen, und sorge für mich selbst, da meine Interessen sonst gefährdet sind. Deßhalb reise ich; die näheren Umstände werden für unser Zusammensein Mittags und Abends bis dahin noch Stoff zur Unterhaltung abgeben können, darum spare ich sie für jetzt.“

Er stand vom Tisch auf. Es war kein Blitz und Donnerschlag, wie Helene sie seit Wochen halb befürchtet, halb ersehnt gehabt, um einmal von der Qual ihrer Beängstigung aufathmen zu können. Nur eine kalte, gelassene, gleichgültige Ankündigung, die ihr wie eisiger Frost das Blut nach dem Herzen zurückströmen ließ. Sie saß, todtenblaß geworden, regungslos und antwortlos da. Die Worte waren nicht an sie gerichtet, nöthigten ihr keine Erwiederung ab, heischten sie nicht von ihr. Auch ihr Vater war aufgestanden; er suchte nach einer Entgegnung, mehr noch, wie es schien, nach einem richtigen Ton für dieselbe. Das Ergebniß seines Nachdenkens mußte sein, daß er eine leichte, scherzende Aufnahme des Ganzen für das Geeignetste halte, denn er versetzte fast mit einem, bei ihm ungewohnten Anflug fröhlicher Laune:

„Trotzdem, Freund, wollen wir die Sache nicht so ernst nehmen; es wird ja nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Deine augenblickliche Stimmung ist durch die von Dir erwähnten Nachrichten beeinflußt — ich beabsichtige gewiß nicht, Dich zu bereden, daß Du die zur Wahrung Deiner Interessen nöthige Reise unterlassen sollst, aber Du wirst mit besserem Humor zu uns zurückkehren, dessen bin ich sicher und freue ich mich. Deine Mittheilung hat mich begreiflich so überrascht, daß ich im Augenblick nicht — und wann beabsichtigst Du — ich meine, auf wann mußt Du Deine Abreise festsetzen?“

Der Sprecher mochte selbst fühlen, daß seine letzte Frage sich in der That dem Vorangegangenen etwas unvermittelt und rasch anschloß, denn er legte in der Wiederholung derselben einen offenbaren Nachdruck auf das Müssen, der eine Widerwilligkeit von seiner Seite, eine Betonung, daß er nur der Nothwendigkeit nachgebe, zur Geltung bringen sollte. Dabei lag ein heller Schimmer in seinen Augen, als ob er in Wirklichkeit doch noch nicht an eine bevorstehende längere Trennung, sondern noch immer an die Absicht eines Aprilscherzes glaube, beinahe von einem Lächeln des Mundes begleitet,

das auch um die Lippen Hainbuch's sekundenlang etwas wie einen hastig verhuschenden Schatten seines früheren Humors gleiten ließ, denn er entgegnete:

„Wann? Ich weiß es noch nicht genau; bestimmt kann ich nur sagen, daß Du Deinen Kostgänger jedenfalls am 15. Mai aus dem Hause los sein wirst und danach Deine Dispositionen treffen kannst, falls mein Fortgehen Dir einen häuslichen Ersatz wünschenswerth machen sollte. Zweifellos würde ein jeglicher zum Vortheil für die Geselligkeit ausschlagen, die an mir keinen Verlust erleidet. Uebrigens vermuthe ich, daß meine Abreise schon früher stattfinden wird, wie ich auch der Meinung bin, daß es stets am besten ist, derartige Entschlüsse mit möglichster Schnelligkeit in's Werk zu setzen."

Hainbuch verließ die Wohnstube und begab sich auf sein Zimmer hinauf, Fleming's Augen blieben auf der Thür haften, durch die Jener verschwunden war, er stand schweigsam, nur seine Brust hob sich ein paar Mal mit tiefen Athemzügen. Helene blickte von der Seite zu ihm auf, es war unverkennbar, daß die Züge ihres Vaters zum ersten Mal seit langer Zeit ihren frühern Ausdruck ernst-ruhiger Heiterkeit wieder zu gewinnen im Begriff standen. Sie trat auf ihn zu, legte die Hand auf seinen Arm und sagte stockend: „Nicht wahr, es ist Dir willkommen, erleichtert Dich, uns Alle "

Er fiel ein: „Eine Geschäftsreise ist kein Abschied für immer. Hainbuch wird zurückkommen und eine bessere Stimmung mit sich heimbringen. Wir Alle werden ihn dann ebenfalls mit einer solchen empfangen, die Zeit bringt Aenderung mit sich — von mir wenigstens weiß ich es mit Sicherheit vorher."

Helene schüttelte antwortlos den Kopf. Er verstand ihre Verneinung nicht, bezog sie auf den Anfang dessen, was er gesagt, und fügte hinzu:

„Wenn nicht — so wäre er gegangen, wie er gekommen. Wozu das Eine und weßhalb das Andere, das allein bleibt ein Räthsel. Aber daß es so geschieht, im rechten Moment noch zu Deinem Heil geschieht, mein geliebtes Kind —"

Er hatte zärtlich den Arm um ihren Nacken gelegt, ihren Kopf an seine Brust gezogen, doch bei seinen letzten Worten fuhr ihr Gesicht roth überglüht auf, sie starrte ihn an und stotterte:

„Zu meinem Heil — im rechten Moment noch — warum —?"

Fleming verbesserte seine Worte in sichtlicher Hast und Verwirrung. „Ich versprach mich — meinte — wir sind Beide noch von dem Unerwarteten überrascht. Ich meinte, eine Trennung — zeitweilig wenigstens — diene uns Allen zum Vortheil, deßhalb Dir auch. Mich däucht, ihr standet früher ebenfalls, im Anfang in einem befremdeteren Verhältniß. Doch, wie es geworden, und ohne Verschuldung von Deiner Seite, scheint mir, kann es auch für Dich nur etwas Befreiendes haben —"

Sie nickte stumm, wandte sich ab, und gewaltsam, doch nur halb ein Schluchzen zurückpressend, schritt sie rasch hinaus. Der Pastor blickte ihr verwundert nach, allein nach wenigen Augenblicken überfluteten die seinen Kopf durchströmenden Gedanken und Empfindungen alles Andere um ihn her. Er drückte seine Stirn in beide Hände, seine Kniee schwankten und bogen sich neben dem Sessel zur Erde. Dann glitten seine Arme herab, die Finger klammerten sich fest ineinander und halb bewußt nur flüsterte sein Mund: „Ich danke Dir — denn es ist Deine Hand, Du gnadenreicher Gott. Du willst nicht richten, nicht die Unschuldige mit dem Schuldigen büßen lassen — Deine Barmherzigkeit sei gepriesen."

Sein weißer Scheitel lag regungslos auf dem Rand des Sessels, über ihm kniete Helene in ihrem Zimmer ebenfalls haltlos hingesunken vor dem Bettrand, doch von Thränen überflossen. Ihre schlanke, schöne Gestalt besaß auch so noch immer etwas Statuenhaftes, sie glich einer jammerbelasteten Magdalene, die, um die Schuld Anderer abzubüßen, in die Kniee zusammengebrochen, aber deutlicher denn je stachen die in den Marmor der Stirn eingegrabenen Linien hervor. Draußen ging der lachende Frühlingstag über das Pfarrhaus, auf dessen moosigem Dach die Tauben in der Sonne girrten; an die Scheiben nickten die Blüten der weiß überschneiten Bäume. Langsam zählte die Dielenuhr die Nachmittagsstunden durch das stille Haus.

Die Köchin am Morgen. Originalzeichnung von W. Grögler.

Als sie die vierte Stunde ausgeschlagen, kam der Fuß Hainbuch's die Treppe herab. Er ging mit Hut und Stock nach täglicher Weise in den Garten, den die Bienen und Hummeln übersummten, sonst lag auch hier Alles ohne Laut und Klang. Nur von der offenen Scheunenthür im Hof her klang dem in einiger Ferne Vorüberschreitenden die Stimme Fleming's an's Ohr, der dem Knecht Auftrag ertheilte, um sechs Uhr mit dem Wagen vorzufahren.

„Geht's weit, Herr Pastor?" fragte es als Antwort. „Ich dachte, heut Abend noch mit dem Erbsenbusch fertig zu werden."

Der Pfarrer erwiederte: „Das kannst Du, Johann; ich muß nach —" er nannte den Namen eines im Westen von Ellernbrook gelegenen Dorfes — „aber ich will Dich Deinem Erbsenbusch nicht untreu machen und selbst fahren, wenn's Dir so lieber ist."

Die Stimme klang mit fröhlicher Laune in die Stille des Hofplatzes und Gartens heraus, es war die letzte, die Hainbuch für Stunden vernahm. Er wanderte weit durch die Felder, die an den Fußsteigen schon hohe grüne Wellen zu ihm aufschlugen, unter den leis sich aufrollenden Blättern des Buchenwaldes hin. Zwischen den Stämmen schwanden die Anemonen, der bunte Erdrauch, bereits fort und machten nachrückenden Sommergeschlechtern Platz. Die Natur war unverändert, heut wie dereinst, blieb es ewig in ihrem Wechsel, aus dem ihre Schönheit herauf wuchs.

Doch der ziellos Umherwandernde besaß heut nicht die gewohnten Augen dafür, sie gingen ohne Achtsamkeit drüber hin. Er schritt bald eilig, bald langsamer, manchmal hielt er inne. Dann entfiel ihm ab und zu ein halblaut gesprochenes Wort; jetzt in sonderbarer Uebereinstimmung genau das nämliche, das Fleming einige Stunden zuvor weniger an Helene gerichtet, als in ihrer Gegenwart vor sich hin geredet:

„Gegangen wie gekommen. Wozu das Eine und weßhalb das Andere?

„Er hehlte es nicht, daß er freudig erschrak, konnte es nicht verbergen. Sie Alle nicht, außer dem Mädchen —"

Weiter durch den Wald. Nun stand er am Spiegel eines kleinen Wassers, das vom tief dunkelnden Unter-

grunde des vorjährigen Laubes sein Bild scharf zurückwarf. Er nickte hinunter:

„Mußte das Haar, statt sich ruhig grau zu färben, noch sich selbst zum Gespött werden? Das war der Zweck Deiner Wiederkehr? Kein Todtenschädel, der zum Gericht aus dem Grab stieg, sondern ein grauhaariger, verlachter Narr! Wieder hinunter mit Dir! Fort!"

Er griff einen Stein vom Boden und warf ihn auf sein Bild, daß es mit aufklatschendem Ton erlosch, und wieder ziellos folgte er dem Weg weiter.

„Hamlet — eine zu schwere Last für seine Schultern, sagt Goethe von ihm. Der alte Maulwurf wühlt, aber wer bringt ihn zum Reden? Der Gang ist verschüttet, die Erde tief und dunkel. Nur Claudius — er selbst könnte es sprechen. Eine Komödie? Es war eine bis heut — der läppische Komödiant ist durchgefallen. Er fiel aus der Rolle und spielte statt des Helden den Liebhaber. Ein armseliger Bühnenheld, der noch einmal in dem Stück ausgepfiffen werden wollte, in dem man ihn bei seinem ersten Debüt von der Bühne gejagt —"

Es dauerte lang, ehe das Hin- und Herspringen der Gedanken Hainbuch's, das den Kreuz- und Querwegen seiner planlosen Wanderung ähnelte, sich beruhigte. Doch allmälig lenkte es in eine geordnete Bahn des Denkens zurück, die Hauptfrage seines Innern löste sich erkennbar aus dem Gewirr ab und trat, Antwort begehrend, vor ihn hin.

Was wollte er? Ließ er sich überhaupt nur haltlos von den Tagen forttreiben, oder hatte er einen Entschluß gefaßt? War das, was er, vom Tisch aufstehend, im Pfarrhaus gesprochen, wirklich seine Absicht oder hatte es ihn nur getrieben, zu sehen, zu hören, welche Wirkung seine Mittheilung hervorrufen werde?

Vielleicht — er wußte es nicht. Aber er wußte jetzt, daß sie aufgenommen worden, wie er es erwartet gehabt. Mit kaum verhehlter Zustimmung, als eine Erlösung. Es war kein Heimatshaus, aus dem er schied, das ihn vermißte. Er ließ nichts drin zurück, hatte dort nichts mehr zu thun.

Nichts mehr? Auch das nicht, was ihn nach dreißig Jahren dahin zurückgebracht? Was der leise Gang der Tage heimlich Stück um Stück aus seiner Seele fortgedrängt, wie die Sonne mälig den Schatten verringert, bis sie, im Scheitelpunkt eingetroffen, ihn wesenlos aufgetrunken hat.

Ottmar Hainbuch schüttelte verneinend den Kopf.

Auch das nicht. Jäh war die Sonne in ihrem Mittag erloschen und der Schatten kalt und dunkel in die Brust wieder eingekehrt. Doch er enthielt eine undurchdringliche Nacht, in die der Blick vergeblich hineintauchte. Barg sie ein Saisbild — die Hand, die sich nach dem Vorhang ausgestreckt und niedergeglitten war, hob sich nicht, sich selbst zum Hohn, noch einmal zu ihm auf; er mochte es verhüllt halten für immer.

Ja, er wußte es jetzt. Er wollte — seine Stirn nickte den Entschluß. Und zwar auf der Stelle, sofort, von hier aus, ohne Abschied, ohne nochmalige Rückkehr in's Pfarrhaus.

Wo befand er sich? Der Wald deckte ihm den Blick; er war gegen Osten gegangen, mußte irgendwo an den Rand der Stämme hinaus, um nach einer beliebigen Landstraße auszusehen, die er einschlagen könne, in irgend einem Ort für die Nacht Unterkommen zu finden. Er ging vorwärts, einem ihm entgegenfallenden Schimmer zu. Es war spät geworden, unter dem frischbelaubten Buchengezweig lag webendes Zwielicht; als er in's Freie gelangte, breitete auch dort sich schon Dämmerung über die Landschaft. Er sah umher und suchte sich zu orientiren, wohin er gerathen sein möge. Unter der Feldabdachung, auf der er stand, zog sich die breite Landstraße fort, mündete in ein ansehnliches Dorf, aus dessen Mitte etwa auf zehn Minuten Entfernung ein grauer Kirchthurm vor dem Beschauer aufstieg. Alles ihm fremd, wenigstens auf den ersten Anblick. Dann wachte ferner die Knabenerinnerung in ihm auf, daß er dieß Bild doch schon gesehen, sogar in dem Dorf drüben selbst gewesen sei. Er erinnerte sich plötzlich auch der Umstände, gewahrte sich mit Melchior Fleming zusammen auf dem Sitz eines Wagens, den der damalige Pastor von Ellernbrook, der Vater Fleming's, lenkte. Sie fuhren vor das Pfarrhaus des Dorfes und spielten den Nachmittag stundenlang in dem großen Obstgarten desselben, in welchem die schweren gelben Birnen lockend von den Aesten hingen. Endlich hatte Melchior mit kühnem Sprung eine von ihnen erhascht, kam und rief: „Da, Ottmar — nein, behalte sie allein, ich wollte sie nur für Dich; sie schmeckt mir besser, wenn Du sie ißt."

Die Köchin am Abend. Originalzeichnung von W. Grögler.

Wie das schweigsame Dorfbild das Gedächtniß, das lang Verschollene wachrief, daß er sich umwenden mußte, als habe wirklich in dieser Sekunde erst die Stimme des Jugendgespielen die Worte zu ihm gesprochen. Doch er stand allein in lautloser Abendruhe, durch die Dämmerung kam als einziger Ton das Heranrollen eines Wagens auf der Straße, das Zwielicht wob dichteren Schleier um Thurm und Dorf, nach dessen Namen er vergeblich in seiner Erinnerung suchte. Umsonst, der war untergegraben, nicht mehr heraufzuscharren, obgleich alles Andere ihm so deutlich vor der Seele stand, fast mit einer traumhaften Täuschung, als komme er selbst wieder lachend und fröhlich im braunen Haar neben Melchior Fleming mit dem nahenden Gefährt daher. Unwillkürlich heftete sich sein Blick auf den Wagen, der jetzt unter ihm hinrollte, gerade so weit, daß er sich noch halb im Abendlicht erkennen ließ.

Ja, da saß Melchior Fleming, gewiß, er war's, blickte erwartungsvoll dem Pastoratsgarten mit den lockenden Früchten entgegen. Nur, wo war sein Vater geblieben, wo der Betrachtende selbst? Allein, die Zügel in der Hand, saß Melchior auf dem Vordersitz des Wagens —

Es ging mit einem leisen Schauer über das Gesicht Hainbuch's, von dem die träumerische Erinnerungsvision plötzlich herabglitt, daß er zum Bewußtsein kam, es sei wirklich Fleming gewesen, der, wie ehemals sein Vater, die Pferde selbst lenkend, an ihm vorübergefahren. Und im selben Moment trug das Gedächtniß ihm den vorhin vergeblich gesuchten Namen des Kirchspiels freiwillig auf die Zunge, daß sie ihn laut vor sich hin sprach: „Dorfhagen."

Mechanisch horchte er auf; das Rollen des Fuhrwerks verstummte, unverkennbar hielt es in der Richtung des Thurmes an. — Weßhalb fuhr der Pastor nach Dorfhagen?

Es war eine gleichgültige, sich nur unwillkürlich

aufdrängende Frage, der das Gedächtniß aus kürzerer Zeit sogleich eine Antwort bereit hielt. — Er suchte dort seinen Amtskollegen Fritz Genthin auf, dem er schon im Herbst einen Besuch angekündigt und bis heut nicht ausgeführt.

Ottmar Hainbuch stieg zur Landstraße hinunter und blickte dieselbe entlang. Eine sonderbare Durchkreuzung seines gefaßten Vorsatzes — Dorfhagen wäre der für sein heutiges Nachtquartier geeignete Ort gewesen. Doch unter diesen Umständen, die der Zufall gefügt, nicht mehr; wohin statt dessen?

In der That ein merkwürdiger Zufall, fast wie eine Schickung. Hätte ein gläubiges Gemüth nicht eine solche, eine Fügung, einen Wink des Himmels darin gewahrt? Weßhalb mußte Fleming gerade heut —?

Der Nachdenkende hob mit ruckhafter Bewegung seinen von der unerwarteten Begegnung, der phantastischen Beimischung derselben wieder erregten Kopf. Eine andere Frage schoß aus dem tiefen Zwielicht gleich einem Nachtvogel plötzlich gegen ihn heran, summte ihm, beinahe wie von einer Stimme gesprochen, im Ohr: Weßhalb fuhr Melchior Fleming am späten Abend statt gen Westen in entgegengesetzter Richtung nach Osten, nach einem völlig andern Ziel, als er es seinem Kutscher angegeben, den er nicht mit sich nehmen gewollt? Hatte er zu vermeiden getrachtet, daß Jemand etwas von seiner Absicht erführe, den Amtskollegen in Dorfhagen zu besuchen?

Aus welchem denkbaren Grunde?

Vielleicht war es ein Zufall, muthmaßlich — gewiß. Er hatte seinen nachmittäglichen Plan geändert, Umstände waren eingetreten — warum sollte er es nicht?

Hainbuch schlug sich fast zornig mit der Hand vor die Stirn: „Willst du wieder Narrheit treiben? Schweig'!“ —

Und dennoch — warum unternahm Melchior Fleming gerade heut, unmittelbar nach der mittäglichen Erklärung seines Hausgenossen die Fahrt nach Dorfhagen? Wollte er sich dort Linderung der Trauer über die bevorstehende Trennung verschaffen? Seine Stimme, als er das Anspannen des Wagens geboten, hatte nicht schmerzbewegt geklungen. Wollte er sich vom Pfarrer Genthin einen Rath erholen? Welchen? In welcher Richtung?

Mechanisch war Ottmar Hainbuch die Landstraße in der von Dorfhagen abgewandten, nach Ellernbrook zurückführenden Richtung entlang geschritten. Sein Mund sprach halb unbewußt vor sich hin: „Als ob er auf mein Fortgehen damit gewartet —“

Langsam verfolgte sein Fuß die Straße weiter, bis zu einer Stelle, wo dieselbe sich gabelte, der Wegweiser südwärts zu der noch ungefähr zwei Stunden entfernten Landstadt, rechts um die Hälfte näher nach Ellernbrook den Arm streckte. Etwa eine halbe Minute stand er unschlüssig an der Kreuzung, dann murmelten seine Lippen: „Wenn er seinen Vorsatz heut Abend geändert, besitze ich dem meinigen gegenüber keine bindendere Verpflichtung,“ und er schlug durch das beinahe schon nächtige Dunkel rascher den Weg zur Rechten ein.

(Fortsetzung folgt.)

Porträtskizzen und Erinnerungen.

Lose Blätter

von

Elise Polko.

II.

Heimgegangen.

Allerseelentag heute.

Ein schwerer, eisiger Nebel umhüllt meine stille Arbeitszelle, — die armen Bäume vor den Fenstern stehen schaudernd, die letzten Blätter sinken hülflos, ohne Widerstand. Aber zitternde Funken tauchen überall auf von nah und fern und reden von einem Lichte, das nie verlöscht, von der Wärme der ewigen Liebe, Blumenduft wallt und wogt zu uns herüber, der einen ewigen Frühling verkündet. Der geschmückte, ernste Garten des Allerseelentages öffnet seine goldenen Thore. Weithin leuchtet die Inschrift:

„Ruh'n in Frieden alle Seelen!“

Und wer nicht hinpilgern kann zur Stätte, wo die lieben Heimgegangenen ruhen, der trägt doch im Geiste seine Lichter und Blumengabe auf die theuren Gräber und flüstert leise: „Ich vergesse Dich nie!“

Wie reich an bedeutungsvollen Gräbern ist das Jahr 1878, wie nahm doch die grausame Zeit

„So Manchen mit,
Der's nicht gedacht!“

Der Schnitter Tod ging in grausiger Gestalt über die Erde, — das scheidende Jahr war ein besonders thränenreiches. Die Bilder schreckensvoller Katastrophen, des furchtbaren Krieges und der grausigen Pest erstehen in entsetzlicher Frische vor unseren Augen. Ein Lichtlein frommen Gedenkens auf alle Hügel, auch auf jene im fernen Lande, jenseits des Ozeans, in den verödeten Gefilden des furchtbaren Fiebers, wo die unbesungenen Helden und Heldinnen schlafen, deren Heimgang die Besiegelung eines heiligen Liebesopfers war, jene Aerzte, Priester und barmherzigen Schwestern, deren Namen Niemand kennt als die Engel, die sie mit goldener Schrift in das große Buch der edlen Thaten einzeichneten, und deren Trägern jene Krone im Himmel geworden, die eine ewige Liebe allen Denen verheißen, die da

„Getreu sind bis in den Tod.“

Aber auch in der Nähe gibt es frische Gräber zu schmücken. — Wie mancher treue Diener der heiligen Cäcilia ging heim — dem wir schöne Spenden verdanken — ich nenne nur den edlen, feinsinnigen Franz von Holstein in Leipzig, den liederspendenden Lindblad in Stockholm, den armen, hochbegabten Komponisten Degrosse in Berlin, den talentvollen Brahmüller, den liebenswürdigen Konzertmeister Schubert in Dresden — den genialen Violinfürsten Maurer in Petersburg — François Bennoit in Paris, den Harfenspieler Tombo in München — den Musikdirektor Seitz in Reutlingen. Wie manche Nachtigall verstummte: die unvergleichliche Tietgens in London, die gefeierte Jetty Treffz-Strauß und die einst so berühmte Lutzer-Dingelstedt in Wien, Frau Harries Wipper mit der süßen Silberstimme in Berlin. — In Weimar starb der wunderbare Altmeister Preller und der berühmte 93jährige Kupferstecher Schwerdgeburth — die Wellen der blauen Adria in Venedig sangen dem Freunde Goethe's und Byron's das letzte Schlummerlied, dem Architekturmaler Franz von Nerly — und in der preußischen Hauptstadt begruben sie die ideale Mathilde Beckmann — Adele Grantzow — und Theodor Döring.

In dem alten Köln aber schloß kurz vor dem Allerseelentage ein Mann die Augen zum letzten Schlummer, dessen Heimgang nicht nur eine weitverzweigte Familie heiß beweint, sondern auch unzählige Arme und Hülfsbedürftige tief betrauern, und dessen Andenken als das eines Gerechten im schönsten Sinne des Wortes in Segen bleiben wird: Freiherr Abraham von Oppenheim. Eine der bekanntesten und hochangesehensten Finanzgrößen Europas, war er zugleich ein warmherziger Freund und Förderer der Kunst und ihrer Vertreter. Sein Name fehlte weder bei einem gemeinnützigen noch idealen Unternehmen, das der Unterstützung bedurfte, und kaum je gab ein derartig Bevorzugter in so zartsinniger Weise, als eben er. Einen imposanteren Begräbnißzug hat vielleicht die ehrwürdige Rheinstadt nie gesehen, und die Schaar der Armen, die ihrem Wohlthäter das letzte Geleit gab, legte ein beredtes Zeugniß ab, daß dieser Heimgegangene nicht nur hochgeehrt von allen Schichten der Gesellschaft, sondern auch innig geliebt worden war. Neben dem Kranz einer Kaiserin lagen die schlichten Blumengrüße jener Trauernden, die in dem Todten ihren hülfreichen Freund verloren; — Musiker, Maler und Dichter, Kinder des Volks — sie alle hatten trauernd mit ihren letzten Gaben sein stilles Lager geschmückt.

In die Disharmonie unserer Tage fällt solch' ein Leben wie ein besänftigender, schöner Akkord, als ein glanzvoller Beweis, wie wiederum aus der Reihe der Besitzenden einer seinen Reichthum dazu verwandte, wahrer Humanität zu dienen, wohlzuthun und mitzutheilen. Ehre seinem Namen, seinem Gedächtniß.

Und heute, eben am Allerseelentage, da begruben sie in Wiesbaden den kaiserlich russischen Staatsrath Th. A. von Grimm, den ehemaligen Erzieher des verstorbenen russischen Großfürsten, einen hochinteressanten Mann von tiefem, vielseitigem Wissen und wärmstem Herzen, einen geistvollen Schriftsteller und Dichter, der ein selten bewegtes Leben geführt, abwechselnd auf den Parkets der Großen dieser Erde, an den russischen wie preußischen Höfen — und schließlich in einsiedlerischer Zurückgezogenheit im Kreise der Seinen und in der Gelehrtenzelle. Sein Arbeitszimmer mit seiner ernsten, stylvollen Einrichtung, mit der dunklen Schönheit künstlerisch geschnitzter Schränke, Tische und Sessel — dem riesenhaften Schreibtisch, dem Schmuck kostbarer Reliquien und Geschenke aller Art, den Perlen kleinerer und größerer Gemälde, erschien mir als ein modernes Faustzyl. — Es war geradezu ergreifend, den trotz Alter und Krankheit so sprühend lebendigen Mann von seinen früheren Beziehungen zum russischen Hofe und von den einzelnen Persönlichkeiten, denen er seine leidenschaftliche Liebe geschenkt, reden zu hören. Er hing mit allen Fasern seines Wesens an den Erinnerungen jener Zeit — an den drei Generationen — dem Kaiser Nikolai, dem Kaiser Alexander und dem idealen, so früh verstorbenen Großfürsten. Nichts konnte farbenfrischer sein, als seine Schilderungen von der weißen Rose Preußens, der verstorbenen Kaiserin Charlotte, dem schönen Familienleben der Kaiserfamilie und der zauberischen Schönheit der jungen Prinzessinnen. Eine Welt des Glanzes erstand vor den Augen seiner Hörer. — Das reiche Musikleben der russischen Aristokratie, die Salons der edlen Freundin und Schützerin aller Künstler, der Großfürstin Helene, schilderte er mit derselben Begeisterung wie die Musikabende in dem Palast der schönen, bezaubernden Großfürstin Konstantin, geborenen Prinzessin von Altenburg. Und mitten in solchen erwärmenden Erinnerungen sprang dann wohl der Erzähler mit der Lebhaftigkeit eines jugendlichen Fähnrichs auf, um sich an den Flügel zu setzen und diese oder jene Stelle uns vorzuspielen. — In der krankheitsfreieren Lebensperiode des Hausherrn war der Grimm'sche Salon in Berlin mit seiner eleganten, vornehmen Hausfrau, einer geborenen Baronesse Bistram, den liebenswürdigen Töchtern und dem hochbegabten Sohne der Mittelpunkt einer künstlerisch aristokratischen Geselligkeit — und ist es, freilich in viel beschränkterem Maße, auch in Wiesbaden, wohin Staatsrath von Grimm seiner Gesundheit wegen vor einigen Jahren übersiedelte, geblieben. Ich hoffe, daß dieser vielerfahrene, bedeutende Mann Memoiren hinterließ, sie würden in ihrer ohne Zweifel fesselnden Darstellung als ein Stück Zeitgeschichte von bleibendem Werth sich bewähren. — Welche lange Reihe interessanter und berühmter Menschen aus aller Herren Länder zog an diesem feinen Beobachter vorüber, wie manche Geschichte eines Frauenherzens enthüllte sich vor ihm, vor wie mancher geheimen Familientragödie stand er als Zuschauer und Vertrauter! Dabei war seine Korrespondenz eine riesenhafte. Seinen Schriftstellernamen machte der vortreffliche Roman: „Die Fürstin der siebenten Werft“ zuerst allgemein bekannt, ferner eine umfangreiche Biographie der Kaiserin Charlotte, sowie zahlreiche farbenfrische, fein-geistige Aufsätze und Sittenschilderungen. — Ein echter Kunstenthusiast und gründlicher Kenner ging mit ihm hinüber und ein warmes deutsches Herz stand hier stille. — Unter den Klängen eines Trauermarsches, von Th. von Grimm einst für den Kaiser Nikolai komponirt, haben sie ihn zu Grabe getragen.

Und noch von einem andern heimgegangenen Dichter möchte ich reden, aber von der Jüngsten einem, mitten in der vollen Entwicklung eines schönen und reichen Talents: Georg Freiherr von Dyherrn, geboren am 1. Januar 1848 in Glogau. — Als 17jähriger Student der evangelischen Theologie bezog er die Universität Breslau — später sattelte er um und studirte Jura. Seine schwankende Gesundheit trieb ihn der Landwirthschaft in die Arme, wo er denn anfing, in seinen Mußestunden zu dichten und zu trachten. — Seine ersten epischen Gedichte erschienen in „Ueber Land und Meer“: „Swantowit“ — ganz im alten schottischen Balladenton:

„Was will auf deiner weißen Stirn
Die blutig rothe Wunde sagen?
Weß ist die Hand, weß ist das Schwert,
Die meinem Liebsten sie geschlagen?“

und das prächtige Bild: „Die Walkyre“:

„Heiß tobte die Schlacht auf weitem Gefild,
Wie der Waldstrom über die Ufer braust,
Die Helme zerborsten von Streichen wild
Und auf ehernen Schilden der Schwertschlag saust.“ —

Seine ersten Novellen brachte die „Leipziger Modenzeitung“, die späteren erschienen in Stuttgart. Den melodischen Dreiklang seiner tiefempfundenen Dichtungen in Poesie wie in Prosa bilden die Liebe, die Sehnsucht und — das Gebet. — Ein reines, kurzes Dichterdasein liegt in diesen seinen Schöpfungen vor Aller Augen — und die Briefe und Schilderungen der Freunde und Geschwister vertiefen nur die Farben des schönen Bildes. — Die goldenen Fäden, die sich durch sein Leben ziehen, sind die zärtliche Liebe zu einer verehrungswürdigen Mutter, die Georg von Dyherrn vor zwei Jahren erst verlor, die treue Anhänglichkeit an seine Freunde und eine tiefe Frömmigkeit. — Früh verlor er den Vater und doch war die Erinnerung an seine Kinder- und Jugendzeit wohl eine glückliche, das beweist deutlich ein Gedicht aus seinem Nachlaß:

„Bewahre eine Stufe dir
Von deiner Kindheit Himmelsleiter,
Wo noch ein Engel dein Begleiter,
Durch keinen Fehl geschencht von hier.

Sei's ein Gebet, das mit dir einst
Die Mutter sprach zur Abendstunde,
So lieb, so warm in ihrem Munde,
Daß du es noch zu hören meinst.

Sei's jene Thräne, die am Sarg
Des Vaters du voll Wehe fandest,
Eh' du noch ganz das Glück verstandest
Der Liebe, die das Grab nun barg.

Sei's ein Gelübd' aus ferner Zeit,
Ein Lied, — ein Bild — es bleibt gehoben
In ein verklärtes Licht von Oben,
Es bleibet heilig und geweiht.

Und wenn du matt, verzweifelt gar,
Dann wacht es auf und will dir bringen
Auf weißen, wunderbaren Schwingen,
Was lang im Leid verloren war.

O dieß Erinnern ist ein Bad,
Es wäscht die Seele rein und heiter.
Heil! wer noch von der Himmelsleiter
Der Kindheit eine Stufe hat.“ —

Georg von Dyherrn's Seele war von Jugend an erfüllt von einer leidenschaftlichen Liebe für die Natur, und seine Augen waren eben Dichteraugen, die das Schöne auch wirklich schön sahen. Ein Aufenthalt in den Bergen seiner Heimat — und später in seinen geliebten, von ihm so warm gepriesenen bayerischen Hochlanden und endlich dem Thal von Ammergau — ließ ihn stets von allen Schmerzen des Körpers und der Seele genesen. In einem jener Lieder, die er für seine theure mütterliche Freundin, die Baronin Reiswitz, geborene Gräfin Reichenbach, niederschrieb, schildert er die Macht des Hochlandszaubers:

„In tiefem Tannenrauschen,
Auf einsamem Pfad im Wald,

Da mag ich gerne lauschen,
Wenn Vogels Lockruf schallt.

Da ragen Felsenquadern
Hinauf in Himmelsglut,
Da schäumet in meinen Adern
Das frohe Wanderblut.

Ich lieg' auf Mooses Matten,
Wo der Bach hernieder geht,
Wo würz'ger Hauch aus Schatten
Der schwarzen Wipfel weht.

Da webt sich unermessen
Ein Zauber um Baum und Stein,
Ich mag die Welt vergessen
Und selig einsam sein!"

Später kamen und gingen Tage jener schweren religiösen Kämpfe, wie sie keinem fühlenden Herzen und denkenden Kopfe, keiner echten Dichternatur erspart werden. Da sehen wir denn den Ringenden in der Zuflucht eines stillen, weinumrankten Pfarrhauses in tiefen Gesprächen verloren einem würdigen katholischen Geistlichen gegenüber, dessen milder Ernst der stürmenden, jungen Seele so unendlich wohlthat. Unzählige Male wanderte Georg von Dyherrn nach dem späten Gutenachtgruß noch in seinem Stübchen ruhelos auf und nieder, sinnend, erwägend, verwerfend, kämpfend bis in den hellen Morgen hinein.

Wie ein Seufzer aus jenen Kampfestagen erscheint das Gedicht:

„O wer hat nicht gerungen
In wilden Meeres Mitten,
O wer hat nicht gelitten
Von Weh's Gewalt bezwungen!
In den Tempelhallen
Stand nur die Todtenbahre,
Wenn vor dem Hochaltare
Das heil'ge Bild gefallen.

Doch wenn die Welt dich ächtet,
Noch zieh'n dich treue Arme
An's Herz, das lebenswarme,
Das zweifelt nicht, noch rechtet.
Als Blume ist's geblieben
Für dich auf dürrer Haide,
Als Stern in nächt'gem Kleide,
Dieß Herz mit seinem Lieben.

Ein Eden gibt's für Keinen,
Wo rauschen ew'ge Bronnen
Und nach den höchsten Wonnen
Harrt bitterliches Weinen.
Den Weg bezeichnen Fehle
Und in dem Herzen wohnen
Die Engel und Dämonen,
Die streiten um die Seele." — —

Georg von Dyherrn trat nach tapferem Ringen, nach ernster Prüfung mit voller heiliger Ueberzeugung am 1. Januar des Jahres 1875, seinem Geburtstage, zur katholischen Kirche über.

Vielleicht entschied auch der Tod der Mutter den Kampf rascher, dieß Scheiden von der Geliebtesten traf ihn in einer Weise, daß seine Geschwister und die nächsten und liebsten Freunde nicht glaubten, daß er es zu überleben vermöchte. Damals gestand er seinem würdigen geistlichen Freunde, dem Pfarrer Altmann: „Es ist mir, als ob ich den Erdboden unter den Füßen verloren!"

„Wenn nur der Himmel über dem Haupte nicht verloren geht," lautete da die ernst-heitere Antwort!

Wie klagt sein Herz:

„Die Erd' hat keinen heil'gern Ort,
Als wo begraben treuste Liebe,
Die über Alles dauert fort,
Die mein ist, ob mir nichts mehr bliebe.

All' meines Herzens Sehnsucht schlägt
Für dich, du Grab, drin sie geborgen, —
Hinüber mein Gebet mich trägt
Zu dir am Abend und am Morgen.

All' meiner Lieder Melodie,
O daß es Glockentone wären,
Bei Nacht und Tage würden sie
Wie Himmelsgrüße dich verklären!

O mag der Dank, in welchem heiß
Mein Herz der Theuersten erglühte,
Dich allezeit umschweben leis'
Wie süßer Duft der Rosenblüte.

So sollst von mir du fort und fort
Gebet und Lied und Liebe haben,
Du heiligster geweihter Ort,
Wo meine Mutter liegt begraben."

„Seit die Mutter die Augen geschlossen," schrieb die Baronin Reiswitz, „war es, als ob sein Fuß keinen festen Grund mehr auf der Erde zu fassen vermöchte, sehnsüchtig und immer sehnsüchtiger entfaltete sein Geist die Schwingen zum Fluge nach Oben."

Aber nur eben der bewährten Freundin gestattete er hin und wieder den Blick in seine schmerzzerrissene, verlangende Seele — Fremden gegenüber war er unverändert, nach wie vor der geistvolle, heitere Gesellschafter.

Georg von Dyherrn's Gestalt war groß und schlank, Haar und Bart erschien röthlich blond, seine Züge waren fein und edel geschnitten, seine dunkelblauen Augen blickten schwärmerisch und lebhaft zugleich. — Ein weiches und volles Organ befähigte ihn zum Vorleser — seine Wiedergabe eigener und fremder Dichtungen soll geradezu hinreißend gewesen sein, und seine persönliche Liebenswürdigkeit wußte Jeden zu fesseln, der mit ihm in Berührung trat. Er war in Erscheinung und Formen der echte Kavalier, vornehm in der schönsten Bedeutung des Wortes, in Charakter, Bildung und Empfindung. — Zu den höchsten Erquickungen seines Lebens zählte er die Musik, und sie war es denn auch, die ihn in jenen kurzen, beglückenden Liebestraum verstrickte, auf dessen nur zu schnell entschwundene Wonne

„langes, bitteres Weinen"

folgte.

„Wenn dein ich denk' — dann sinn' ich oft
In träumerischem Gange,
Weiß nicht, was ich von dir gehofft,
Weiß nicht, warum mir bange.

Weiß eines nur, seitdem ich schied,
Von deinem Reiz bezwungen,
Du hast mit deinem Zauberlied
Dich in mein Herz gesungen."

Daß über dieß Dichterherz mit seiner Empfänglichkeit die Liebe mit voller Gewalt hereinbrechen mußte, wer könnte daran zweifeln? In ritterlicher und begeisterter Weise der Frau huldigend, der echten, schönen Weiblichkeit, fiel gleichwohl eine ihn hochbeglückende Verlobung mit einer liebenswürdigen und musikalischen Dichterin, der Gräfin E. v. B., erst in die letzten Jahre seines Lebens. Sie schrieb mir noch in diesen Tagen: „Mein tiefer Schmerz um den geliebten Todten ist noch so frisch, so lebendig, so tief eingreifend in mein Seelenleben — mein Inneres ist schwer gebeugt. — Als ihn und mich unüberwindliche Mächte trennten, hatten wir doch nie aufgehört uns zu lieben, blieben wir doch im Geiste verbunden." —

Kaum sechs Monate währte dieser Liebesfrühling — dann zerstörten ihn unbarmherzig äußere Verhältnisse — wie so manchen andern hier auf dieser unvollkommenen Erde. Georg von Dyherrn hat diesen Schmerz nie überwunden. Ein rührendes Gedicht von ihm zeigt, wie er sich trotz aller Hoffnungslosigkeit noch an irgend eine märchenhafte Möglichkeit der Wiedervereinigung klammert:

„Vielleicht!"

„Vielleicht! o aus Barmherzigkeit
Laß mir das eine Wort vielleicht,
Es ist der Tropfen, den die Hand
Dem Dürstenden zur Labung reicht.
Es ist in einsam düstrer Nacht
Der Schimmer dort am Horizont:
Weißt nicht, ob ewig dunkel dann?
Ob nicht ein Tag, der hell besonnt.

Vielleicht dem schweren Fiebertraum
Noch ein Erwachen folgen kann,
Vielleicht an meinem Himmel glänzt
Der stille Mond noch leuchtend dann,
Ich schau' hinaus — und harre gern.
Mein Aug' erlischt die Wang' erbleicht,
Und doch — so lang dieß Herz sich regt,
Ich hoffe noch: vielleicht — vielleicht!"

In jenem Fest des Lenzes war die Singstimme der Geliebten die Nachtigall — und er feierte sie unter dem Namen „Fee" in den reizendsten Liedern. — Nachdem die verschlungenen Hände sich gelöst, ging der Dichter nach seinem geliebten Ammergau, um sich in angestrengte Arbeit für eine frohe Zukunft zu versenken. Hier zwischen den guten, schlichten Menschen, zwischen den ewigen Bergen — empfing er das thränenvolle Abschiedswort der Geliebten. — Der Höhepunkt des Seins war erreicht — bergab wanderte nun der eilende Fuß.

Jene langsam tödtende Herz- und Brustkrankheit, die schon längst in ihm ruhte, hob drohend ihr Haupt und trieb ihn nun, Genesung oder doch Erleichterung suchend, rastlos von Ort zu Ort. Wiederholt brachte ihn ein Blutsturz dem Tode nahe. — Wohl gab es Zeiten, wo ein Stillstand der Verheerung einzutreten schien, wo die tapfere Arbeit ihn tröstete, sogar der alte Frohsinn erwachte, besonders nach einer Kur im Herbst des Jahres 1876 in Göbersdorf und einem halbjährigen Aufenthalte in Worbitz bei seinem alten Freunde, dem Grafen Reichenbach, und seiner geist- und seelenvollen Tochter, der Vertrauten aller seiner Empfindungen. Dann aber scheuchte ihn die immer wachsende innere Unruhe wieder fort nach Ammergau — von da nach Schlesien und in die Lausitz — das schwere Leiden nahm ihm auf immer längere Zeit die Arbeitsfeder aus der Hand, und eben das machte ihn unglücklich und nervös. Allmälig trugen alle seine Briefe und Gedichte den Stempel einer tiefen Ermüdung. Dazu kam eine immer unüberwindlichere Menschenscheu — lautes Reden und Treiben war ihm unerträglich:

„Ihr scherzt und lacht und seid so froh,
Schaut mich verwundert an,
Weil ich die Sprache, die ihr sprecht,
Verstehen nimmer kann.

Drum zieht's mich weit aus eurem Kreis
Ohn' Abschiedsblick und Wort:
Der Wanderstab mein stiller Freund,
Die Welt mein Heimatsort." —

Nur für seine Geschwister und nächsten Freunde blieb er bis zuletzt derselbe — voll Theilnahme, Wärme und Aufopferung. In geschriebenen und gesprochenen Worten wies er gern auf ein nahes Scheiden hin, obgleich die Aerzte wiederholt ihn nicht für bedenklich krank erklärten. — Im August noch schickte man ihn zur Stärkung nach Rügen. — Da sehen wir ihn einsam träumend am Ufer stehen — kämpfend mit bittersüßen Erinnerungen.

„Still umher; der Laut, der mich verletzt,
Mit den Menschen ist verstummt er jetzt
Und das Lied, das lange mir entwich,
Ist erwacht und klinget leis' für sich,
Gleich der Perle, die im Grunde schlief,
Bis der Taucher sie zum Lichte rief,
Und der Perle gleich zum Meeresstrand,
Schwinget sich mein Lied in's Heimatland — leb' wohl!

Lebewohl — wann weiß ein Segel schwillt,
Sei es dir der Sehnsucht treues Bild —
Ob zum Land es kommt? — Wer weiß, wer weiß!
Ob es untergeht — des Sturmes Preis?
Ob der Sehnsucht, die so rastlos irrt —
Je ein Hafen, je die Ruhe wird?
Gott mag's wissen, der die Loose lenkt,
Ewig aber dein mein Herze denkt! Leb' wohl!"

Und nun kam — im September — das Ende, der Flug zum Licht. Die Erinnerung an sein zerstörtes Liebesglück, an die ferne Geliebte, läßt ihn wiederum leise und schmerzlich seufzen. Er sehnt sich nach einem letzten „Zeichen".

„Nach so viel Täuschungen und herben Schmerzen,
Mit so viel Ketten trostlos trüber Stunden,
Die immer neu mich bis zum Tod verwunden,
Du bleibst der Morgenstern doch meinem Herzen.

Ich will sie segnen, die Erinnerungen,
Sie sind ein Thau doch meinem armen Leben,
In gleicher Liebe bleibt es dir ergeben,
Wie damals, als ich dich zuerst umschlungen.

Ich bin dir nur ein Traum dahingegangen,
So wie die Nacht, doch du bist mir erschienen
Der Sonne gleich, und ewig dir zu dienen
War meine Seligkeit und mein Verlangen.

Ein Zeichen möcht' ich, eh' ich sterbe, lesen,
Das freundlich mir von dir verkunden würde,
Wie dir das Leben — das mir schwere Bürde,
Ein heller Tag von Lenz und Glück gewesen."

Am 24. September reiste Georg von Dyherrn zu seinen Geschwistern nach Rotenburg und verlebte in Gesellschaft seiner Lieben und einer älteren treuen Freundin, der auch ein Band seiner eleganten Novellen dedizirt wurde, Euphemia von Kudraffsky, anscheinend wohl und in ruhig heiterer Stimmung einige sonnige Tage. Am 28. unternahm man gemeinschaftlich einen kleinen Ausflug nach Muskau und kehrte am Abend fröhlich heim. In der Nacht darauf überfiel ihn ein Blutsturz, der nicht zu stillen war. Der Arzt verhehlte der entsetzten Umgebung die Todesgefahr nicht. Vierundzwanzig volle Stunden litt er, gepflegt von zärtlicher, sorgender Liebe, so unsagbar, daß er Gott laut um Erlösung bat. Erst Nachmittags, nach Empfang der heiligen Tröstungen der Religion, wurde der Kranke ruhig. — Mit einem verklärten Lächeln — wie befreit tief aufathmend, einen theuren Namen auf den Lippen, sank er in den Schlummer des Todes und ging heim . . .

Das Gedächtniß der Welt hält nur wenige Namen fest, und wird vielleicht den seinigen bald fallen lassen, aber die Herzen Derer, die ihn als edlen, reinen Menschen und hochbegabten Dichter geliebt und gekannt, werden sich vereinen zur Erfüllung jenes Wunsches, den der Verklärte in einem seiner letzten Gedichte aussprach. — Von der Hand des Todes schon gezeichnet bat er:

„Zwei Worte nur
Auf weißem Marmorkreuz,
Die Schrift von Gold — — —"

jene Worte aber, nach denen er sich als Grabschrift sehnte, lauten:

„Ewig unvergessen!"

Und sie sollen zugleich ihnen Allen gelten, unseren Heimgegangenen des Jahres 1878 — den genannten und ungenannten:

Ewig unvergessen!

Unter den Wassern und in den Lüften.

Von

(Nachdruck verboten.)

M. M. v. Weber.

Als ich im August dieses Jahres an einem gewitterheißen Nachmittag im blaudunstigen Pariser Sonnenlicht hoch über der lachenden, leuchtenden Stadt hing, weckten sich mir da droben im unermeßlichen Luftmeer, durch eigenthümlichen Gegensatz, Erinnerungen aus dunkler Wassertiefe mit drastischer Lebendigkeit.

Ich hatte vor Jahren „amtlich" in eine jener gewaltigen Taucherglocken hinabzusteigen, in denen die Ingenieure der österreichischen Nordwestbahn die Pfeiler der Brücke, welche diese Bahn über die Donau führen sollte, vom Grunde des großen Stromes auf, empormauerten.

Diese Taucherglocken, so groß, daß das ganze Fundament eines der mächtigen Pfeiler darin bequem Platz hatte, ruhten in Gestalt unten offener Kästen mit ihrem unteren Rande auf dem festen Kiese der tief und sorgsam ausgebaggerten Flußsohle, über die sich der majestätische Strom mit einer Wassertiefe von mehr als zehn Meter hinwegwälzte, so daß die Wasserschicht, welche die Kästen drückte, fast sechzehn Meter Höhe hatte. Aus dem Wasser empor ragten schlotartige Röhren von beträchtlichem Durchmesser, durch welche theils die Arbeiter in und aus der Taucherglocke, „Caisson" genannt, stiegen, theils die Bau- und Ausgrabungsmaterialien aus- und eingefördert wurden. Eine über dem Caisson auf solidem Gerüste stehende Dampfmaschine trieb mächtige Pumpen, welche Luft komprimirten und in den Caisson hinabpreßten.

Da derselbe, damit man darin auf dem Flußgrunde arbeiten könne, wie erwähnt, unten offen war, so mußte durch Zusammenpressung der Luft im Caisson dem Drucke

des Wassers, welches von unten hineinzudringen strebte, das Gleichgewicht gehalten werden. Dieser Druck war aber ungefähr zweidreiviertelmal so stark als der der Luft, die wir zu athmen gewohnt sind, und um ihn hervorzubringen, muß die in den Caisson hinabzupressende Luft auf viel weniger als die Hälfte ihres ursprünglichen Raumes zusammengepreßt werden. Außerdem hatten die erwähnten Pumpen noch so viel Luft in den Caissen hinabzufordern, als die drunten beschäftigten Arbeiter zum Athmen, die brennenden Lichter zum Brennen brauchten, und dieses Maß von Luft war reich bemessen.

Es versteht sich von selbst, daß das Einathmen so stark zusammengedrückter Luft, der Aufenthalt des ganzen Körpers in derselben von physiologischen Einflüssen begleitet sein müsse, die nicht andere als sehr eigenartige sein können und für Personen mit zarten Athmungsorganen zuweilen unangenehme, ja sogar nachtheilige Folgen haben. Nichtsdestoweniger ist die Macht der Gewöhnung des Organismus so stark, daß viele Arbeiter nach und nach im Stande sind, sechsstündige Schichten in der bis zum Drucke von zwei bis zweieinhalb Atmosphären zusammengepreßten und, in Folge des Zusammenpressens, heißen Luft der Caissons durchzuarbeiten. Und zwar sind die in der Muskulatur nichtstärksten durchaus nicht die weniger für diese mühevolle Thätigkeit geeigneten, während sehr vollsaftige Männer beim Uebergange aus der gewohnlichen in die zusammengedrückte Luft häufig an vorübergehenden Kongestionen, und bei dem aus dichter in dünne Luft an leichten Lungenblutungen und Blutauswürfen leiden. Langandauernde Arbeit in der gespannten warmen, feuchtigkeitgesättigten Luft der Caissons soll, vielleicht nur durch die Erkaltungen beim Austritt aus derselben, zuweilen von langwierigem Gelenksrheumatismus gefolgt sein.

Ich trat mit meinem Begleiter in den engen, schilderhausartigen eisernen Raum, der, im Obertheile der über das Wasser emporragenden Schlote angebracht, die Einfahrt in die Caissons vermittelt. Dieser kleine Raum ist nach unten durch eine Klappe geschlossen, durch welche man in den Caisson hinabsteigen kann, die aber so lange gewaltig durch den in letzterem herrschenden Luftdruck nach oben festgehalten wird, bis in diesem Raum derselbe Druck hergestellt ist, der den Caisson erfüllt.

Wir sind eingetreten in den von der Sonne durchglühten Raum, so eng, daß er uns nur an die Wand gedrückt und kaum aufrecht zu stehen gestattet; die eiserne Thür wird hinter uns geschlossen und luftdicht verschraubt. Es ist nicht behaglich in der sargartigen Röhre, in die nur durch ein kleines Fenster mit dickem Glase trübes Licht fällt. Da wird der Hahnen, durch den die gespannte Luft hereinströmt, geöffnet. Derselbe befindet sich dicht neben meiner linken Schulter und der dünne Luftstrom trifft diese. Gierig saugt die zischend ausströmende Luft aus ihrer Umgebung die Wärme wieder an sich, die sie bei ihrer Zusammendrückung hergeben mußte, und der Strom bläst, eine Empfindung erweckend, als sei er ein eiskalter Wasserstrahl, auf meine Schulter los, durchdringt im Moment die Kleider und umspült den regungslos festgehaltenen Körper mit einer raschbewegten Schicht kalter Luft. Je nachdem nun die Spannung der Luft in unserer engen Zelle steigt, vermindert sich dieß Kältegefühl; hingegen tritt ein weit eigenthümlicheres Empfinden an seine Stelle. Es scheint, als ob der ganze Körper, durch die Luftpressung zusammengedrückt, kleiner werde. Bei Zunahme der Spannung legt sich ein reifartiger Druck um den Kopf, die Augen beginnen zu brennen und bunte Flecken zu zeigen, und endlich tönt ein Brausen in den Ohren, als fiele ein kleiner Wasserfall in den Kopf hinein. Mein erfahrener Begleiter, dessen Stimme in der komprimirten Luft dumpf und wie aus weiter Ferne klingt, räth mir, tief und regelmäßig zu athmen. Rasch erweist sich das Mittel probat, und im Momente, wo die in den Caisson führende Klappe von selbst auffällt, zum Zeichen, daß die uns umgebende Luft jetzt dieselbe Spannung habe wie die da drunten, sind die beklemmenden Empfindungen ganz geschwunden und nur die Täuschung der Körperkleinheit ist noch in so auffälligem Maße vorhanden, daß ich mich bei dem nun erfolgenden Abstiege auf eisernen Leitern in enger Röhre immer überzeugen muß, daß mein kleines Beinchen auch im Stande sei, die normal angebrachte nächste Leitersprosse zu erreichen.

Und jetzt zwangen wir uns durch eine letzte Engung der Röhre und befinden uns nun im weiten Raume des Caissons selbst.

An den dunkelbraunen Wänden des ungeheuren Kastens schießen fettig glänzende Wasseradern herab, große Tropfen fallen braun und rostig zahllos von dessen eiserner Decke herunter, an jedem Niet hängt eine sich verlängernde und fallende schmutzige Perle.

Es ist ein unheimlicher Aufenthalt da drunten in dem Eisenkasten, 10 Schritte breit, 25 tief; als wir unten im Schlamm stehen, haben wir noch eine Kopfeslänge über uns bis zu der rostigen Decke und wissen, daß über uns auf den dünnen Blechwänden schon manches Tausend Centner Mauerwerk steht. Ein blauer, heißer Dunst füllt die hochgespannte Atmosphäre, die uns die Glieder schwer macht, als hätten wir in einem Morast von Luft zu waten, und die entfernteren Wände des Kastens nebelig weit hinausrückt, bis in's Unendliche. Der Schweiß bricht aus den Poren, als würde er durch den Luftdruck herausgepreßt, und rieselt uns am Körper hinab. An den Rändern des Raumes hin, unten am Boden sehen wir mit Hacke und Spaten und Förderkübeln halbnackte, dunkle Gestalten im Schattenriß arbeiten, langsam, als müßte sich jede ihrer Bewegungen Platz durch die dicke Luft machen. Vor ihnen glimmen zitternde Lichterreihen, deren Flämmchen offenbar auch das Athmen schwer wird. Und die Menschenstimmen und das Klirren der Werkzeuge und das Dröhnen der Blechwände des Caissons klingen dumpf und fernher zu uns, als käme Alles durch eine Luft voll Baumwollflocken. Der Stoß der Luftpumpen, welche die Luft in den Caisson pressen, schüttert und dröhnt an der Blechmasse desselben, und zwischen jedem Kolbenhube schießen lange, hastige Wasserzungen allenthalben unter dem Blechrande vor, wo er nicht fest am Boden aufsitzt, und rufen uns zischend zu, daß es die große, mächtige Donau ist, die da rings um uns und über uns — überall — gurgelt und kollert und rauscht, und nur durch die dünne Blechwand und die kleinen Luftpumpen gebändigt und gehalten wird, nicht mit Donnergebrause über uns herzufallen und wie Mäuse zu erdrücken. Und selbst unter dem Schutz der ganzen Meisterschaft der Technik stoßt das Ungeheuer da droben, dessen Bauch wir polternd über uns wegkriechen hören, gruslichen Respekt ein.

Bei den Fundamentirungen dieser Art kommt es darauf an, daß der Caisson so tief in den Flußgrund eingearbeitet werde, daß er mit seinem Inhalte auf zuverlässig tragender Grundschicht ruht. Der Zeitpunkt meiner Anwesenheit im Caisson war gewählt worden, um denselben wieder einen halben Fuß tiefer zu senken.

Die Unterarbeitung des Außenrandes war vollendet. Noch einmal umschritt der arbeitsleitende Aufseher diesen Rand, unter dem überall, überall — sofort durch die Luftpumpen zurückgeschlagen — die Donaugeister polternd hereinsprangen. Die Reihe der schweißtriefenden, dunklen Arbeiter trat von der Eisenwand zurück — Alles fertig — ein kräftiger, dröhnender Schlag mit der Hacke gegen die Wand als Signal — lautlose Stille — nichts weiter hörbar als die grollende Donau — wieder ein Schlag und ein dritter — da knistert es drunten im Kies, da quellen Wasser und Schlamm ringsum empor, und losgelassen von den haltenden Hebevorrichtungen beginnt die ungeheure Masse des Caissons mit dem Pfeilerstück darauf zu sinken — langsam — langsam — wir sehen es nur am Verschwinden der nassen, glitzernden Nietreihen im gurgelnden Wasser ringsum — und sehen plötzlich, wie die eiserne, triefende Decke des ungeheuren Sargs sich unseren Häuptern sinkend nähert — ja daß der lange Ingenieur v. G. sich bereits bücken muß — als wollte sie uns platt drücken wie Postpapier, — da knirscht es ringsum wieder und drückt und ruckt sich und das Einschießen des Wassers hört fast ganz auf. Die Masse ist wieder zur Ruhe gekommen, sitzt fest auf dem Grunde ringsum, um morgen, übermorgen — über acht Tage wieder ein Stück sinken zu müssen.

Wir fahren wieder aus — das Steigen auf den Leitern läßt auf's Neue unsern Schweiß rieseln, der bereits außen durch die Tuchkleider dringt. Wir stehen wieder zusammengedrängt in unserem eisernen Schilderhause, die Klappe, durch die wir emporgekommen, wird zugeschraubt und ein nach Außen führendes Ventil vorsichtig langsam geöffnet. Zischend beginnt die uns umgebende gespannte Luft zu entweichen. Es knattert mir in den Ohren, gluckst in der Nase — und sonderbar, ich wachse, ich schwelle so deutlich, daß ich an mir hinabblicken muß, um mich zu überzeugen, daß es Täuschung ist. Die Lunge wird groß in der Brust — hie und da ist ein leichter Stich darin fühlbar — einige Blutstropfen rinnen mir im Munde zusammen, und als ich durch die aufgehende Thür des Schilderhauses hinaustrete in die Juliisonne Wiens, weht mir die Luft so eisig durch die nassen Kleider auf den Leib, daß der schnellste der schnellen Wiener Fiaker mich kaum schnell genug heimbringen kann, um sie zu wechseln. Und noch mehrere Tage lang fühle ich bei tiefem Athemholen einige Tropfen Blut auf die Zunge quellen.

Dieses Brustbeklemmen und Lungenbedrücken meiner subdanubischen Expedition fuhr mir schon flüchtig, sonderbarerweise, durch den Sinn, als ich an den Schalter auf dem Carousselplatze trat, wo man die Ordnungsnummern für die Auffahrt mit Giffard's „Ballon captif" löste, und wiederholte sich eine halbe Stunde darauf mit doppelter Intensität.

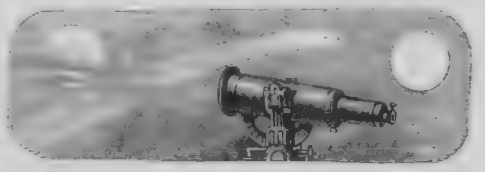
Ich beschritt im Nachmittagssonnenschein den eingeplankten Raum, über dem der kolossale Ballon sich langsam hin und her wiegte und im weichen Kreise schwang und einen Schatten auf den Kies warf, dessen Durchmesser an den des Mondschattens erinnerte, der bei einer Sonnenfinsterniß mächtig, ein wahrer „Kömmling aus dem Kosmos", mit planetarischer Geschwindigkeit über die Erde jagt.

Der Eigenthümer des „Ballon captif" ist ein merkwürdiger Mann, dessen Namen die Techniker der ganzen Erde im Munde führen. Er ist ein geistvoller Ingenieur und Konstrukteur, dem halb crustes Nachsinnen, halb das Glück es vertrieben haben, die interessanteste Erfindung von allen zu machen, durch welche seit einem halben Menschenalter die Konstruktion der Lokomotivmaschine vereinfacht und verbessert worden ist. Es ist dieß jener wunderbare Apparat, mittelst dessen der Dampf eines Kessels das Wasser, welches letzterer zu seiner Speisung bedarf, ohne Kolben und Ventile, vermöge einer Art von Schußwirkung, selbst in dessen Raum treibt.

Die Nützlichkeit dieser Vorrichtung, die zu den originellsten im ganzen Bereiche der Dampfmechanik gehört, stellte sich sofort so zweifellos heraus, daß sie schnell die älteren Kesselspeisevorrichtungen fast auf allen Eisenbahnen, ja sogar bei fast allen feststehenden Dampfmaschinen der Welt verdrängte und die Patentgebühren dem Erfinder, in kaum fünfzehn Jahren, ein Vermögen von über 16 Millionen Franken eintrugen.

Sonderbarerweise hatte damals die preußische Patentbehörde allein Giffard's Erfindung die Originalität abgesprochen und ihm das Patent verweigert.

(Schluß folgt.)



Astronomische Erscheinungen im Jahr 1879.

Im Jahre 1879 werden zwei Sonnenfinsternisse und eine Mondsfinsterniß stattfinden. Am 22. Januar eine ringförmige Sonnenfinsterniß ringförmig im atlantischen Ozean zwischen Südamerika und Südafrika, in Südafrika selbst und im indischen Ozean theilweise sichtbar, in Europa unsichtbar. Am 18. Juli abermals eine ringförmige Sonnenfinsterniß, die Linie der centralen Verfinsterung geht durch die Sahara und den indischen Ozean bis gegen Australien, die nördliche Grenze der Sichtbarkeit geht durch Mitteldeutschland, so daß in Süddeutschland noch eine unbedeutende Verfinsterung beobachtet werden kann. Eine theilweise Mondsfinsterniß, in ganz Europa ungefähr eine Stunde nach Aufgang des Monds sichtbar, findet am 28. Dezember statt.

Von auffallenden Sternbedeckungen durch den Mond ist zu erwähnen der hellste Stern im Skorpion am 28. Juli Abends 10 Uhr und β in den Zwillingen (1ter Größe) am 4. November nach 11 Uhr Abends.

Von den Planeten ist Venus in den ersten Monaten des Jahres Abendstern und erreicht ihren größten Glanz am 17. August, vom Oktober an wird sie Morgenstern und erreicht als solcher den größten Glanz am 2 November. Mars ist Anfangs des Jahres Morgens sichtbar, er durchläuft rasch die Sternbilder Skorpion, Schütz, Steinbock, trifft hier am 9. Mai nahe mit Jupiter zusammen (2 Sonnenbreiten über ihm), wird im Oktober im Stier rückläufig und ist im November die ganze Nacht sichtbar. Jupiter bewegt sich in den Sternbildern des Steinbock und Wassermann, wird Anfangs des Jahres unsichtbar, geht dann Morgens früh auf (am 23. Januar ist Venus 1½ Sonnenbreiten unter ihm), im September ist er die ganze Nacht sichtbar und geht gegen Ende des Jahres etwa um 9 Uhr unter. Saturn in den Fischen ist nahe am Aequator, Anfangs nur Abends sichtbar, verschwindet er im März, dann geht er immer früher auf, in der Mitte des Jahres um Mitternacht, ist im Oktober die ganze Nacht sichtbar und geht im Dezember um Mitternacht unter. Uranus ist das ganze Jahr im Sternbild des Löwen nahe bei Regulus, also am Anfang des Jahres am besten zu beobachten. Der Saturnring wird gegen Mitte des Jahres wieder deutlich sichtbar.

Astronomisches Tagebuch.

Januar 1879.

Nach der Mitte des Monats treten Venus und Jupiter einander nahe bis auf anderthalb Sonnenbreiten. Sie stehen im Sternbilde des Steinbocks in einer ziemlich sternarmen Gegend. Kurz nach Sonnenuntergang wird der hellste Stern im Adler, Atair, im Westen sichtbar und weiter östlich das Sternbild des Pegasus. Der Stern des Pegasus, der am tiefsten steht, bildet mit Atair und den Hörnern des Steinbocks (α und β der Zeichnung) ein nahezu gleichseitiges Dreieck. Darnach werden sich die 3 Sterne dritter Größe α, β und δ des Sternbilds wenigstens für ein scharfes Auge oder mit einem Opernglas auffinden lassen. Zwischen ihnen liegen noch 4 Sterne vierter Größe, die wegen der Nähe der Sonne kaum sichtbar sein werden.

Jupiter bewegt sich im Laufe des Januar zwischen den Sternen β und δ längs der in der Zeichnung ausgezogenen Linie, Venus vom 18. Januar bis zum 29. längs der gestrichelten Linie. Am 23. steht Venus gerade unter Jupiter, beide gehen zwischen 5 und 6 Uhr unter.

Am Tag vorher findet eine in Europa unsichtbare Sonnenfinsterniß statt.

Für das Album.

Von Albert Koderich.

Besser ein hölzerner Stuhl ohne Sorgen,
Als einen goldenen Divan borgen.

•

Eh' bringst du Berge zum Reisen
Und hältst die Erde still,
Als Jemand was bewegen,
Wenn er nicht glauben will.

•

Wo du nicht helfen kannst, mußt du nicht grübeln,
Und wo es ein Andrer nicht kann, es ihm nicht verübeln.

•

Es geht dem Unglücklichen noch so schlecht,
Es findet ein Narr sich, der rathen möcht',
Und Gunst oder Unglück, noch so klein,
Dem Klugen wird's eine Lehre sein.

Lotterieziehungen im Monat Januar.

Am 2. Donauregulirungs-100-Gulden-Loose à 5 % vom Jahre 1870, 1565 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 10. Januar 1879 (9. Ziehung). — Oesterreichische 250-Gulden-Loose à 4 % vom Jahre 1854, 1800 Stück, Prämienziehung am 1. April 1879. — Oesterreichische Kredit-100-Gulden-Loose vom Jahre 1858, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. Juli 1879 (33. Ziehung). — Stadt Hamburg 50-Thaler-Loose à 3 %, 1550 Stück, jedes Loos 60 Thlr., zahlbar am 1. März 1879 (10. Ziehung). — Prämienpfandbriefe der Meininger Hypothekenbank, 875 Stück, höchster Preis 35,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 1. Februar 1879 (8. Ziehung). — Stadt Mailand 45-Franken-Loose, 3600 Stück, höchster Preis 70,000, niedrigster 47 Fr., zahlbar am 1. Juli 1879 (65. Ziehung). — Stadt Bordeaux 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1863, 5036 Stück, niedrigster Preis 100 Fr., zahlbar am 1. Mai 1879 (31. Ziehung). — Stadt Triest 50-Gulden-Loose à 4 % vom Jahre 1860, 363 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 50 fl., zahlbar am 9. Januar 1879 (19. Ziehung.) — Mailand-Como-Rentenscheine vom Jahre 1847, 3600 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 14 fl., zahlbar am 1. Februar 1879 (31. Ziehung). — Raab-Grazer Eisenbahn 100-Thaler-Loose à 4 % vom Jahre 1871, 130 Stück, Prämienziehung am 1. April 1879. — Am 10. Stadt Bari 100-Franken-Loose vom Jahre 1869, 25 Stück, jedes Loos 150 Fr., zahlbar am 10. Juli 1879 (39. Ziehung). — Stadt Bari 100-Franken-Loose vom Jahre 1869, 160 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 10. Juli 1879 (39. Ziehung). — Am 14. Russische 100-Rubel-Loose à 5 % vom Jahre 1864, 800 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Rub., zahlbar am 14. April 1879 (28. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Loose à 5 % vom Jahre 1864, 3100 Stück, jedes Loos 125 Rub., zahlbar am 14. April 1879 (28. Ziehung). — Am 15. Fürst Salm-Reifferscheid 40-Gulden-Loose vom Jahre 1856, 700 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Juli 1879 (53. Ziehung). — Stadt Genf 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1868, 319 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 15. Februar 1879 (41. Ziehung). — Holländische Kommunalkredit 100-Gulden-Loose à 3% vom Jahre 1871, 34 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 15. August 1879 (32. Ziehung).

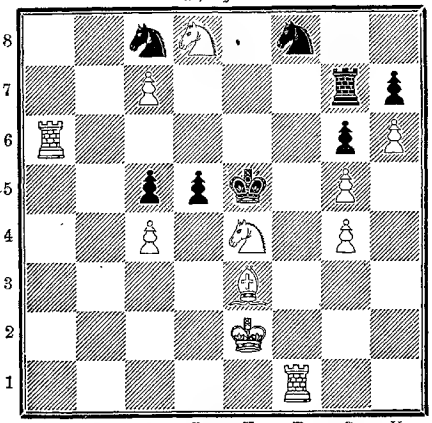
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 13.

(Aus dem Loewenthal'schen Problemturnier. Motto: „Qui se ressemble s'assemble".)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 9:

Weiß.	Schwarz.
1) T. F 6 — D 6	1) K. E 5 u. D 6 oder A) u. B).
2) D. B 3 u. D 5 †	2) K. D 6 — C 7.
3) D. D 5 — D 8 setzt Matt.	
A)	
1)	1) K. E 5 — F 4.
2) T. D 6 — E 6	2) Beliebig.
3) D. setzt Matt.	
B)	
1)	1) K. E 5 — E 4.
2) T. D 6 — E 6 †	2) Beliebig.
3) D. setzt Matt.	

(Andere Varianten leicht.)

Allgemeiner deutscher Schachbund.

Bei Gelegenheit der Anderssenfeier zu Leipzig wurde im Juli 1877 dem Kaufmann Herrn H. Zwanzig der Auftrag ertheilt, die Organisation des Allgemeinen deutschen Schachbundes und die Bildung des Komites in die Hand zu nehmen.

Herr Zwanzig hat sich mit den deutschen Schachgesellschaften und Schachfreunden in Verbindung gesetzt und für Leipzig die Herren Geh. Hofrath Dr. R. v. Gottschall, Professor Dr. C. Goering, Stadtrath Ed. Hermsdorf, Dr. Max Lange, Johannes Minckwitz und Richard Wuttig in das Lokalkomite cooptirt. — Die übrigen dem Allgemeinen deutschen Schachbunde beigetretenen Schachvereine haben ihrerseits für das Gesammtkomite je ein Mitglied ihres Vereins zu wählen. Nach den bisher eingelaufenen Beitrittserklärungen ist die Begründung des Allgemeinen deutschen Schachbundes nunmehr gesichert.

Wir freuen uns, diese Mittheilung den Schachfreunden machen zu können, da durch den anregenden Wechselverkehr der Schachgenossen für die Hebung und Förderung des edlen Spieles durch diesen Bund mehr als früher in schöner Gemeinsamkeit der Bestrebungen gesorgt werden kann. Der erste Kongreß wird gemäß Beschlusses der Generalversammlung definitiv 1879 in Leipzig abgehalten werden.

Weitere Mittheilungen wird das Komite rechtzeitig bekannt machen, sobald dasselbe über den günstigsten Zeitpunkt der Feier schlüssig geworden ist.

Das genannte Komite ersucht daher die dem Verbande schon angehörenden Schachvereine, sowie diejenigen, welche ihren Beitritt noch nicht erklärt haben, nunmehr thunlichst schnell ihre Komitemitglieder zu ernennen, etwaige den Schachbund betreffende Vorschläge, sowie den Beitrag für das Jahr 1878 ihm übermitteln zu wollen. Zusendungen sind an Herrn H. Zwanzig, Leipzig, Alexanderstraße 20, zu richten.

Schachbriefwechsel.

Hrn. A. T. in Wieden. Recht artig, jedoch zu leicht.

Hrn. F. K. in Reichenberg. Die Aufgaben müssen mit vollständiger Lösung versehen sein. Auch ist es uns am liebsten, sie aufgezeichnet zu erhalten.

Hrn. Bar. v. B. in Aschaffenburg. Wird aufgenommen.

Hrn. F. M. in Ahlten, F. M. in Wien. Zu leicht.

Zur Aufgabe Nro. 22 des vorigen Jahrgangs. In der Lösung muß die Variante C wie folgt rektifizirt werden: 1) D. E 8 — B 8, G 5 — G 4; 2) D. B 8 — F 4 †, K. D 4 nimmt D 5; 3) D. F 4 — E 4 setzt Matt.

Hrn. Pastor B. in Catleuburg, M. M. in Görlitz und mehreren Herren Korrespondenten. Die Lösung der Aufgabe Nro. 4 mit 1) S. E 1 — C 2 scheitert an dem Vorrücken des H Bauer bis H 1, wo er als Dame das Matt durch S. C 2 — A 1 verhindert.

Hrn. M. A. in Kurland. Nro. 5, 7 und 8 richtig.

Hrn. L. S. in Buzen (Rumänien), v. K. und H. in Wien, P. J. in Mitweida, C. L. in Jena, E. M. in Dresden, M. D. in Ulm, Adv. H. in Hannover. In Nro. 9 wird die Lösung 1) K. E 8 — E 7 durch K. E 5 — D 4 widerlegt. Auf 2) T. F 6 nimmt F 5 antwortet Schwarz dann z. B. G 5 — G 4 und Weiß kann nicht matt setzen. Auf 2) E 2 — E 3 macht K. D 4 — E 4 das Matt unmöglich.

Hrn. L. in Wilbel. In Nro. 9 würde auf D. B 3 — G 3 † D 5 — D 4 geschehen.

Hrn. Dr. jur. G. in Frankfurt a. M. Nro. 8 und 9 korrekt gelöst. Freundlichen Gruß.

Hrn. J. F. M. in Balk (Holland). Nro. 3 richtig.

Hrn. F. B. in Leipzig, C. K. in Wiedenbruck, W. v. G. in Schluchtern, J. B. in Hedewigenkoog, H. L..z in Wien. Nro. 8 korrekt gelöst.

Hrn. Hauptmann v. C. in Cunnersdorf. Nro. 9 richtig. Sie bemerken: „Der Erfolg dieses Problems besteht nur in der Ersparung eines Zuges." Das ist aber genug, um es werthvoll zu machen.

Hrn. Dr. G. in Frankfurt a. M., v. St. in Badbergen. Nro. 7 richtig.

Hrn. F. L. in Faurholt. Nro. 7 und 8 richtig. Nro. 5 falsch, weil auf 1) S. D 2 — C 4, C 6 — C 5 folgt. Nro. 6 falsch wegen L. E 6 — C 8.

Hrn. Ed. E. in Stuttgart. Nro. 8 und 9 richtig.

Hrn. F. M. in Wien, S. in Guttentag, C. S. in Graudenz, H. L. in Hedewigenkoog, E. St. in Schwetzingen, G. S. u. W. L. in Reichenberg, J. H. in Kempten, G. K. in Bonn, D. und A. in Hirschberg, R. K. in Dresden. Nro. 9 sorgfältig und richtig gelöst.

Hrn. Th. G. Nro. 6, 7 und 8 richtig. Nro. 5 und 9 falsch, siehe vorher.

Hrn. P. G. in Berlin. In Nro. 9 scheitert L. F 6 — B 6 an K. E 5 — D 4.

Hrn. Dr. G. in Düsseldorf. Nro. 8 und 9 richtig. Hrn. J. H. B. in Hamburg. Nro. 7, 8, 9 richtig.

Hrn. F. M. in Ahlten. Nro. 5 und 6 richtig. Aufgaben erhalten.

Hrn. Dr. A. B. in Wien. In Nro. 4 wird, wie oben angegeben, 1) S. E 1 — C 2 durch H 4 — H 3 u. s. w. bis H 2 — H 1 D widerlegt. Sie finden die Aufgabe nicht interessant, sie wäre es auch nicht, wenn sie Ihre uninteressante Lösung hätte.

Hrn. Dr. St. in Bad Weilbach. Die Lösung von Nro. 4 durch 1) D. F 2 — E 2, H 4 — H 3, 2) S. E 1 — C 2, H 3 — H 2, 3) S. C 2 — A 1 † ist falsch, weil dann nach K. B 3 nimmt A 3 kein Matt gegeben werden kann. Nro. 3 wird nach Ihrer „Ansicht" durch 1) T. A 5 — A 3 gelöst. Nach unserer nicht, weil Schwarz K. B 4 — B 5 spielt. Ihre Lösung ist also nicht „einfacher", sondern einfach falsch. Ueber Nro. 9 siehe oben.

Hrn. H. T. in Wien. Nro. 5 richtig. Hrn. F. G. Durch die mitgetheilte Lösung erledigt.

Hrn. A. P. in Stettin und D. E. in Galgocz. In Nro. 5 folgt auf 1) S. D 2 — C 4, C 6 — C 5 und auf S. C 4 nimmt D 6 verhindert C 7 — C 6 das Matt.

Hrn. Dr. G. in Frankfurt a. M. Nro. 6 richtig. Ueber Nro. 5 siehe vorher.

Hrn. Th. K. in Nibnitz. Die Aufgabe Nro. 22 ist durchaus korrekt. Ueber Variante C siehe oben.

Hrn. Sch. in Schweinfurt. Nro. 8 richtig mit Ausnahme der Hauptvariante L. C 5 — E 3.

Hrn. v. N. in Saarbrücken. In Ihrer Lösung von Nro. 7 mit 1) S. D 5 — E 3 † K. C 4 — C 3 übersehen Sie, daß auf T. D 8 — D 2 Schwarz T. A 5 — A 4 † antwortet.

Charade.

Erste Sylbe.

An Werth steh' ich dem Golde gleich,
Pfeilschnell eil' ich dahin,
Die Schmerzen heil' ich, mache weich
Den rauh'sten, schroffsten Sinn.

Zweite Sylbe.

Mich findest du an mancher Stell':
Im Buch, im Wein, im Witz —
Ich bin ein leuchtender Gesell,
Hellstrahlend wie der Blitz.

Das Ganze.

Der aller Zeiten je regiert,
Der Alt und Jung erregt,
Grundsätze formt, Stichwort' gebiert —
Ich bin's, der's All bewegt!

Auflösung des Räthsels in Nro. 13:

Stadtrath.

Rösselsprung

Nro. 6.

ge-	ihr	ver-	zar-	der	hat	ti-	schleu-
ü-	ten	leid	man	kräf-	und	schlit-	was
zu	than	ren	auf	die	heut'	ver-	gen
in	ter	ihr	ster	fah-	die	lein	ten-
die	fin-	den	mäg-	die	bahn	im	ten
ein	ne	töch-	ren	got-	de-	hef-	fen
so	söh-	die	schnee	und	um	tes	gen
son-	hin-	scheint	ne	fuh-	ti-	wur-	die

Bilderräthsel 14.

Auflösung des Bilderräthsels 13:

Sakri! nu geh'ns hin! Hätt' i die Beester nur erst wieder!!

Briefmappe.

Treuer Freund des Blattes in Düss. Wir wollen einen gewiegten Mathematiker darüber hören.

Abonnent in Bozen. Ihre ärztliche Anfrage eignet sich nicht zur öffentlichen Behandlung.

Frz. K. in O. Von früheren Jahrgängen von „Ueber Land und Meer" bis 1872 inkl. sind nur die beiden Jahrgänge 1865 und 1868 noch vorräthig und kann ersterer zum ermäßigten Preise von ℳ. 4. —, letzterer für ℳ 12. —, je broschirt, noch bezogen werden.

Hrn. L. in Worzh. Nach der Aufführung werden wir gerne darauf zu sprechen kommen.

Frl. Henr. P. in S. Allerdings. Der Stich der Madonna di San Sisto von Steinla ist von seinem Schüler Ed. Büchl renovirt erschienen (Dresden, Arnold) und ist ein herrlicher Schmuck jedes Zimmers.

Junge Abonnentin in K. In dem Rezepte Ihrer „Pommade divine" ist einzig und allein das Benzoepulver wirksam. Wenn Sie Vertrauen zu dem Mittel haben, so lassen Sie solches in einer Apotheke machen, wir glauben aber, daß das in den Apotheken vorräthige Kummerfeld'sche Waschwasser Ihnen dieselben Dienste erweisen dürfte.

Hrn. J. R. in S—t. Saint — sa — ans.

Hrn. Andr. Arn. in Brem. Der Erpreßung von New-York nach San Franzisko (Kalifornien) braucht sinf Tage und sinf Nächte.

Dem „Großnäsige" in Hamburg. Wem Gott eine lange Nase beschert hat, muß sich eben mit dieser Auszeichnung bescheiden; auf operativem Wege ist hier nicht viel zu hoffen. Handelt es sich aber nur um eine gewünschte veränderte Stellung, so ist es allerdings möglich, daß, wenn der fleischige Theil der Nase zu weit herunter hängt, das Nasenbein aber eine normale Größe hat, durch Ausschneiden eines Stückes der zwischen den Augen liegenden Haut eine kleine Verkürzung zu erreichen ist.

Oberst von Rietberg. „Schwindt's Märchen von den sieben Raben" (6 Blätter in Enveloppe), das s. Z. als Prämiengabe zu „Ueber Land und Meer" zu haben war, will Ihnen die Verlagshandlung auf besondern Wunsch gerne noch für den Ausnahmepreis von 7 Mark 50 Pf. liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Mehrere Leser der „Roman-Bibl." Es ist unmöglich, jedes Fremdwort zu übersetzen; die Uebersetzung immer nebenhinsetzen, würde schulbuchartig aussehen und die Autoren würden es sich auch verbitten. — Der Maßstab besagt so viel, daß in Wirklichkeit das Land soviel mal größer als die Karte ist, welche die Zahl angibt.

Hrn. A. S. in Danzig. Der Aufschlag mit zinc. sulph. hat auf die fragliche Wunde gewiß nicht schädlich gewirkt.

Hrn. Theod. A. in D. So gerne wir Ihnen dienstlich wären, würde das doch zu viel Raum einnehmen. Wir glauben, Sie fangen am besten mit Geschichte an und gehen dann zu Geographie und Natur fort.

Abonn. in Lörchingen. Das Journal geht Ihnen sehr prompt und pünktlich und durchaus nicht verspätet zu.

Hrn. T. T. in Hamb. Nicht für uns geeignet.

Hrn. Buchh. F. G. in A. Die Methode, Kupferstiche, welche vergilbt, fleckig oder ölfleckig sind, wiederherzustellen, findet Sie in Ruß' Hauswirthschaftslexikon S. 164 -165.

K. M — r, in Riesa. Der 1. Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek" ist vollständig vergriffen.

Hrn. H. H., Abonnent in Düsseldorf. Ueber die Hotels in Südtyrol gibt Ihnen das Bädeker'sche Reisehandbuch Auskunft.

Leser von „Ueb. L. u. M." in Metz. Oberstl. v. Scherf in Metz, den wir nach anderer Zeitungen Mittheilungen todt gesagt, ist erfreulicherweise noch am Leben.

Anonymus gaudens. Leider nicht geeignet.

Hrn. C. H. in Chem. Schiller sagt es, indem er Tell sich eben setzen läßt, nicht im Daraufgehen.

Veritas — 3819 — Stuttgart. Ihre Angst scheint uns durchaus unbegründet zu sein, es handelt sich bei Ihrem Leiden nur um nervöse Erregungen und durchaus nicht um eine Erkrankung der inneren Organe, gewiß aber nicht des Rückenmarkes.

Hrn. W. S. und M. P. in W. Sie finden Ihre sämmtlichen Fragen in Brümmer's Dichterlexikon beantwortet. Die größere von Heinrich Kurtz, die kleinere von Roquette. Auch für eine kurze Biographie W. v. Kaulbach's reicht der Raum nicht; eine ausführliche steht in „Ueb. L. u. M." Bd. 32, S. 751.

Hrn. W. E. in P. Wir haben niemals gehört, daß zur Aufnahme in den Freimaurerorden Vermögen gehöre; mit Kosten ist Aufnahme und Mitgliedschaft allerdings verbunden.

Hrn K. v. G. in Wien. Ob Nungnam volui placere populo wirklich zuerst von Kopernikus stammt, ist uns unbekannt.

Stud. in B. a. Rh. 1. Einen Schädel zum Studium der Anatomie des Kopfes können Sie von den Anatomiedienern an anatomischen Anstalten beziehen. 2. Spirituspräparate erhalten sich lange durch Zusatz von Salicylsäure und muß der Spiritus bei gutem Verschluß jahrelang nicht erneuert werden. 3. Gute naturwissenschaftliche Journale sind „Die Natur" und „Der Naturforscher".

E. in D. Wie macht man das Kunststück, Zeilen aus einer fertigen Nummer zu entfernen? Unser Blatt wird ja stereotypirt und war damals schon fertig.

Abonnentin in Norddeutschl. Dem Autor steht das Recht zu. Wenden Sie sich an den Betreffenden und fragen Sie ihn um seine Wünsche.

Hrn. Dr. A. Frh. v. S. in Tub. Wir glauben, daß Ihre Erklärung des Sprüchworts: Der Himmel hat Geigen mit „Gauchen" etwas gezwungen ist und die von uns gegebene den Vorzug verdient. Die Schachfragen haben wir dem Schachredakteur mitgetheilt.

Abonnentin A. v. Z. Spezialarzt an der Universität Königsberg für Frauenkrankheiten ist Professor Dr. Hildebrandt.

Hrn. Ingen. v. K. Bereits mitgetheilt. Besten Dank.

Hrn. P. E. D. in Wiborg. Der Angriff auf Deutschland ist so abgeschmackt und albern, daß wir ihn keiner Beachtung werth halten. Wir danken indeß für Ihre Mittheilung und Bemühung.

Hrn. Stander Dagh. Der Verfasser der Romane „Sebastopol" ꝛc. heißt Goedsche und ist erst kürzlich gestorben. Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien. Kauffer, Geschichte Ostasiens. Martin, The Indian Empire und Murray, Handbook for India, London 1875. Sibler, Symbolik des Antikes.

Stammtisch Hotel Krone in Ch. Richtig.

Hrn. G. O. T. in Ae. E. M. Bacano ist kein Pseudonym dieses Autors, welcher in St. Pölten bei Wien wohnt. Der S. gibt es in Stuttgart mehrere; der am meisten gereist, starb dieses Jahr. Wir wollen uns erkundigen und eventuell Ihre Grüße bestellen.

E. v. d. L. aus M. Wegen Beseitigung der Fettsucht verweisen wir Sie auf die ausführliche Mittheilung in Nro. 49 vor. Jahrg. an Frl. E. v. N. in Dresden.

Mehrj. Abonn. in Br. In Scherr's Novellenbuch steht es nicht. Aber wo sonst?

Fr. M. L. in O. Ganz richtig. Beides beantwortet.

Kreuzin St. Eckstein's Deutsche Dichterhalle (Leipzig, Hartknoch).

Hrn. A. A. 4 in Iserlohn. Wenn Sie einen nachweisbaren Herzklappenfehler haben, so sind Sie für das Militär untauglich.

Hrn. W. F. N. in Prag. Ihr Manuskr. liegt zu Ihrer Verfügung.

Hrn. Archit. A. in W. Das Wort Panem et circenses — Brod und Spiele ist von Juvenal, Satiren 10, 81.

Hrn. H. K. in H. Empfehlung nützt mehr als jene Anstalten, doch sind sie eben nicht zu umgehen, wo jene fehlt.

Hrn. Ludwig S. in Köln. Wir verweisen Sie auf die in Nro. 49 vor. Jahrg. unseres Blattes mitgetheilten Rathschläge für Kahlköpfige.

Hrn. Dr. B. in Abbazzia. Richtig.

Hrn. S. J. in A. Diese Bücher enthalten die Sammlungen der polit. Aktenstücke der Regierungen, welche den betreffenden Parlamenten vorgelegt werden. Die Farbennamen kommen von den Einbänden: England hat Blaubücher, Frankreich Gelbbücher, Italien Grünbücher, Oesterreich und die Türkei Rothbücher.

Hrn. Hugo K—pp in Barmen. Annonciren Sie in dem bei Gerschel in Berlin erscheinenden Blatte „Isis".

Hrn. Adolph A. in Hamburg. Ein Urtheil über das Leiden Ihrer Mutter abzugeben ist ohne persönliche Untersuchung nicht möglich, gegen Gelenkrheumatismus wird in neuester Zeit das salicylsaure Natron mit Erfolg verordnet. Sie müssen sich zu diesem Behufe an Ihren Arzt wenden.

Hrn. K. in D—g. Sie haben Recht. Die Unterschrift unter dem Bilde des Dr. Lauer sollte: Leibarzt des deutschen Kaisers, nicht des Kaisers von Deutschland heißen.

Langjähriger Abonnent in Utrecht. Eine Kur in Karlsbad wird Sie Ihrer Magenbeschwerden sicher entheben.

Aufmerksamer Leser in B. Sie wollen wissen, wer denn der neue Herausgeber des Vogt'schen Volkskalenders, den wir in Nro. 11 rühmten, aber leider nicht nannten, sei — August Silberstein, der den Kalender seit den letzten Jahren mit Glück leitet.

Hrn. W. Sch. in Str. Wird besprochen werden.

M. R. in St. Gegen Frostbeulen ist das Einpinseln mit Collodium empfehlenswerth.

*

An die Einsender von Gedichten.

Der in „Ueber Land und Meer" nach dem Programm dieser Zeitung mögliche Raum für Gedichte steht in solchem Mißverhältniß zu der täglich wachsenden Menge der Einsendungen, daß nur sehr wenige derselben berücksichtigt werden können neben den Gedichten der besonders zu Beiträgen aufgeforderten Dichter. Die eingelaufenen Gedichte sind bereits nach Tausenden und die Begleitschreiben (welche gewöhnlich die Bitte um ein eingehendes Urtheil enthalten) nach Hunderten zu zählen. Ich kann mich weder auf Beantwortung, noch weniger auf Beurtheilung der Gedichte einlassen und nur sagen, daß weitaus die meisten sich nicht zur Mittheilung eignen und daß für manche andere, welche ich gern aufnehmen möchte, der nöthige Raum nicht zu beschaffen ist. Die nicht zum Abdruck kommenden Gedicht-Manuskripte werden vernichtet, daher stets nur Kopieen einzusenden bitte.

Wiesbaden, 22. November 1878. **Fr. Bodenstedt.**

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig** beginnt soeben in Lieferungen zu erscheinen:

Höhen und Tiefen.

Sozialer Roman

von

Gregor Samarow.

Preis pro Lieferung 60 Pf.

Gregor Samarow läßt hier auf seinen berühmten, die Geschichtsepoche von 1866 bis 1871 behandelnden Roman-Cyklus **„Um Szepter und Kronen"** einen neuen Roman-Cyklus folgen, der an Interesse den ersteren wo möglich noch überragt.

Die **soziale Frage**, welche ja gegenwärtig alle Welt beschäftigt, ist das Thema, welches er in **„Höhen und Tiefen"** mit vollendeter Meisterschaft und vielfacher Detailkenntniß behandelt. Er schildert in diesem hochinteressanten Roman die hervorragenden Führer aller Einfluß habenden Parteien, wie deren Gebahren, mit photographischer Treue und Naturwahrheit und gewährt dem Leser überraschende Einblicke in das Treiben aller Gesellschaftsklassen.

Der Leser wird aus diesem Roman reiche Belehrung in der unterhaltendsten Form schöpfen und den ergreifenden Schilderungen des berühmten Verfassers vom Anfang bis zum Schluß mit dem lebhaftesten Interesse folgen.

Von diesem großen sozialen Roman mit seinen drei Unterabtheilungen: Verschollen — Gold und Blut — Sühne und Segen — erscheint alle 14 Tage eine Lieferung von je circa 4 Bogen zum Preise von nur 60 Pf. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie jeder mit einer solchen in Verbindung stehende Bücheragent entgegen.

Die erste Lieferung ist in allen Buchhandlungen vorräthig und wird von denselben auf Verlangen gern zur Einsicht in's Haus gesandt.

Bekanntmachungen aller Art.

Institut central in Brüssel

für Schüler von 8 Jahren bis zum Alter von 17 Jahren.

Das **Pensionat** beschäftigt die besten Lehrkräfte Brüssels, mehrere Professoren der Universität und 4 Doktoren der Philosophie und Philologie ertheilen den Unterricht. Das Institut entspricht den deutschen Realschulen. Die körperliche Pflege, sowie die moralische Erziehung ist musterhaft. Es stehen die besten Referenzen der ersten Familien Brüssels zur Seite. Deutsche würden, ohne ihre Muttersprache zu vernachlässigen, das Französische spielend erlernen und dabei in allen Zweigen des modernen Wissens Unterricht erhalten. Alle nähere Auskunft ertheilt der Direktor Herr **van der Stock**, rue des Sables 22, 24—26.

Militär. - Pädagogium

STUTTGART.

Gewissenhafte Einrichtungen zur sicheren Erreichung aller Militär-Ex., Prima- u. Abitur.-Ex. (Schon 3400 vorbereitet.) — Gute Pension.

Dir. Dr. Killisch. 421

Seltener Gelegenheitskauf.

!! Anstatt fl. 60,000 !!

für nur fl. 28,000

ein prachtvolles **Familienhaus**, stockhoch, in gesündester, schönster Lage in **Gerthof**, Hauptstraße, bei Wien, 30 Minuten von der innern Stadt entfernt, mit allem Comfort vollständig eingerichtet, 12 große □-Zimmer nebst großem Speisesaal und zwei Küchen, 2 Veranden, in den Garten führend, 1600 □-Klafter großem Obst-, Gemüse- und Blumengarten, schattigen Kastanienbäumen, Glas-Gewächshäusern, eisernem Geflügelhof, Taubenhaus, Stallung für 5 Pferde, Wagenremisen, Keller, Badezimmer, 2 Brunnen, nebst Telegraphen- u. Wasserleitung, Blitzableiter und gedeckter Kegelbahn sofort zu **verkaufen**. Anträge beliebe man unter „Für Graf Alfred" an **Rotter & Cie., Wien**, Riemergasse 13, zu richten. 271

Leipziger Theaterschule

für **Schauspiel** und **Oper**. — Prospekte gratis. Bureau: Peterssteinweg 4/7.

Prachtvolle Weihnachtsgeschenke!

lebensgrosse Porträts

in **Kreide** gezeichnet oder in **Oel** gemalt fertigt nach jeder Photographie, Daguerreotyp, Glasbild, Stahlstich ꝛc. unter Garantie getreuer Aehnlichkeit das artist. Institut v. **C. Hommel** in **Halberstadt.**

Aufträge zu Weihnachten erbitte frühzeitig! 157

Rothe Nasen

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl. Präparat des Chem. **A. Nieske in Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Beachtungswerthe Offerte.

Sehr feine

HAVANA-CIGARREN

à Mille 60, 75, 90, 100, 110 und 120 Mark.

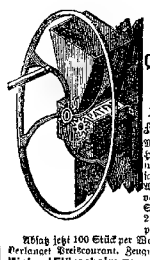
Unsortirte Havana à Mille 55 Mark. **Echte Cuba-Cigarren** in Origin.-Bast-Packeten je 250 Stück à Mille 60 Mk. **Manilla-Cigarren** à Mille 60 Mk. **Havana-Ausschuss-Cigarren** (Origin.-Kisten 500 Stück) à Mille 39 Mk. **Java-Brasil-Cigarren**, gute Qualität, à Mille 33 und 36 Mk.

Feine Cigaretten. **Tabackdeckblatt** (leichtes Papier) à Mille 80 Mk. Aroma, Geschmack und Brand vorzüglich. 500 Stück sende franko.

A. Gonschior, Breslau.

Illu- Die 110. strirt

Auflage von „Dr. Airy's Naturheilmethode" kann allen Kranken mit Recht als ein vortreffliches populär-medicinisches Buch empfohlen werden. Preis 1 Mark = 70 Kr. zu beziehen durch alle Buchhandl. Leipzig, Richter's Verlags-Anstalt. „Auszug" gratis und franco



Für Pferde- und Viehbesitzer!

Patent-Schrot- und Quetsch-Maschine.

Durch Massenfabrikation mit Special-Maschinen *Nur 20 -40 Mark.* Futter-Ersparniß 20-35 % Maschine bald zahlend. Kein Faserrecht im Mist als Spatzennester! Bessere Verdauung und leichteres Abstittern. Für alle Arten Getreide u. Hülsenfrüchte verwendbar. Ganz von Eisen u. Stahl. Leistung 100 Pfd. Hafer, 250 Pfd. Mais, 350 Pfd. Malzer. per Stunde.

Absatz jetzt 100 Stück per Woche. Auch größere Nummern. Verlangt Preiscourant. Zeugnisse und Referenzen.

Michael Flürscheim, Eisenwerk Gaggenau (Baden.)

Diebessichere

Kassetten!

Preisgekrönt durch **18 Ehren-Medaillen.**

Nr.	Länge.	Höhe.	Tiefe.	Preis.
1	16 Ctm.	8 Ctm.	12 Ctm.	11 Mk.
2	20 „	8 „	15 „	14 „
3	24 „	10 „	18 „	20 „
4	30 „	11 „	20 „	25 „
5	35 „	12 „	25 „	33 „
6	40 „	14 „	30 „	40 „

Bis Nro. 3 incl. Ex. Netto. Von Nro. 4 ab Brutto. Ex. Netto.

inklusive Verpackung in einer Kiste.

Auf Wunsch zur Befestigung in jedem Möbel eingerichtet. 312

Ich bitte dringend, meine Kassetten nicht mit dem jetzt so häufig angepriesenen, wesentlich schlechteren Fabrikat zu verwechseln.

M. Hoffmann, Leipzig (Stadt Dresden).

Zauber-Apparate

eigener Fabrik. Prämiirt 1869. Anerkannt beste Bezugsquelle. Großartige Neuheiten für Künstler, Dilettanten und Kinder. Assortirte Zauberkasten, mit ganz neuen Zusammenstellungen, von 3 Mark bis 200 Mark. Einzelne Apparate von 10 Pfennig bis 20,000 Mark. Preiscourant gratis. 996

Wilhelm Wille, Braunschweig (früher 20 Jahre in Hamburg).

Neu! Künstliche Zähne an Celluloid — unzerbrechlich, fertigt **G. Jüterbock**, Berlin, Oranienstr. 112.

Nebelbilder-Apparate

für Privat- und öffentliche Vorstellungen. Illustr. Preislisten gratis-franko.

Wilh. Bethge, Magdeburg.

Als die zarteste u. mildeste aller Seifen, welche die Haut geschmeidig und weiss macht, empfehle:

Lobse's Lilienmilch-Seife,

wegen ihrer Reinheit u. Feinheit alle Seifen übertreffend. 139

GUSTAV LOHSE, *Parfumeur, Hoflieferant S. Maj. der Kaiserin, Berlin W., Jägerstrasse 46. 45.*

Zu haben bei allen renommirten Parfumeurs, Coiffeurs u. Apothekern.

Nur Vertrauen wollen selbst die langjährigsten Leidenden fassen, denn die Schrift

Magen- und Darm-Katarrh

versendet ohne Kosten

J. J. F. Popp,

Heide in Holstein.

638

Wichtiges Werk

für Sammler, Kunstfreunde und Gewerbetreibende.

Soeben vollständig erschienen:

GRUNDRISS DER KERAMIK

VON

FRIEDRICH JÄNNICKE

150 Bogen Lex. 8° mit 476 Holzschnitten und 2645 Marken und Monogrammen.

Elegant broschirt M. 42. —

Elegant gebunden M. 50. —

(Verlag von Paul Neff in Stuttgart.) 215

Deutsches Reichspatent.

Mikrophon

wirkt überraschend in Verbindung mit dem Telephon auf die weiteste Entfernung. Prospekte gratis und franko. 198

A. Meyer, Berlin NW., Hof-Mechanikus Sr. K. K. H. des **Kronprinzen**, Sr. H. des **Herzogs von Sachsen-Meiningen.**

Kaffee versend. d. 10 Pfd. an gegen Nachnahme **Evers & Cheit** in Hamburg.

Chocolade

von der

Cie. Française

empfiehlt sich durch ausserordentliche Reinheit, schöne Fabrikation und reelle Preise.

Fabriken ersten Ranges in 287

Paris, London und Strassburg i. E.

Viel schöner

wird die Farbe und viel feiner der Geschmack des Kaffeegetränkes, wenn bei der Bereitung desselben dem Bohnenkaffee eine Kleinigkeit **Otto E. Weber's Feigenkaffee** *) zugesetzt wird.

*) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar", **„Ueber Land und Meer"** u. s. w. als das **feinste Fabrikat** dieser Art. — Preis à Pfund I Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zusendung franko. — Zu haben in der Fabrik von Otto E. Weber in Berlin SW., Junkerstraße 18. 316

Hochpraktisch und wirthschaftlich!

Gegen Einsendung von Mk. 5. — erhält man franko eine **Schuhknopfzange** mit allem Zubehör, vermittelst welcher man jeden Schuhknopf ohne anzunähen befestigt, und bleibt der Knopf beweglich. 400

Posnansky & Strelitz,

Berlin, Neue Friedrichstraße 18.

Für Hausbesitzer.

Stahldraht-Strassen-Besen 423

besonders geeignet zum Reinigen der **Trottoirs** von **Schnee** u. **Eis**. Preis pr. Dtzd. M. 60. —, pr. St. M. 5. 50 Nachnahme.

Ernst Petzold jun., Chemnitz,

Fabrik aller Sorten Stahl-Bürsten und -Besen.

Echte Briefmarken

aller Länder **billigst**. Preisliste für Sammler gratis und franko. 914

F. Edmund Jensen, K

Grönnegade 37, **Copenhagen.**

Gegen Einbruch ist das Zuverlässigste mein **patentirtes Sicherheitsschloß** mit elektr. Lärmsignal bei Anwendung von Nachschlüsseln. **Gustav Köfer,** Schlossermeister in **Leipzig.** Prospekte gratis.

Der Gesangskomiker.

Ausgewählte **Couplets** u. s. w. m. Pianof.-Begl. Von K. W. Leipold u. A. 15 Bände à 1 M. 179

Inhaltsverzeichniß gratis und franko.

Leipzig. **C. A. Koch's Verlag.**

Feinstes

Aepfel- und Traubengelée

in Fäßchen von 5, 12½ u. 25 Kilo offeriren in hochfeiner Qualität zu 1 Mk. pr. Kilo unter Nachnahme 205

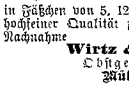
Wirtz & Zimmermann,

Obstgelée-Fabrikanten,

Mülheim am Rhein.

C. Dom-[**Loose** 4 M. (H. Gewinn 75,000 M.).

[**S. Basch, Berlin,** Molkenm. 14.



Künstliche Brillanten,

prachtvolle Steine in echt Gold, Ringe zu 6 bis 15 M., Ohrringe 10—15 M. empfiehlt **Schröter,** Goldarbeiter, **Dresden,** Jakobsstraße 16. — Illustr. Preiscourant franko. 341

Ostindischer Thee,

superf. Qualität, ¼ Kilo M. 4. — aus den Plantagen von **Ritter Moritz von Manner, Assam.**

Alleinverkauf für Deutschland bei **Amend & Schulze,** 187

Bazar für Herren, **Leipzig.**

Pariser Weltausstellung.

Schwimmende Puppen (allergrößter Erfolg) versendet franko nach ganz Deutschland bei Vorausbezahlung von Fr. 20. (Fabrikpreis).

Jacques Zébaume, 388

rue de la Chaussée d'Antin 8, **Paris.**

Waarenaufträge jeder Art werd. prompt effektuirt.

Prakt. Anleitungen mit **Garantie** der **Spezial-Rezepte** Zuverlässigkeit **Rath und Auskunft** für **Fabrikation, Handel und Wandel** nach jüngst. Wissensch. u. 30jähr. Praxis. **Katalog gratis.** Vers. bietet fast Jedermann **Erwerb.** **Wilh. Schiller & Co., Berlin** O. Landw., techn.-chem. Lehrinstitut. Etablirt 1850.

Tausende

längst gezogener Loose sind noch immer unerhoben und der Verjährung ausgesetzt. Gegen 50 Pf. Briefmarken sendet **A. Dann** in **Stuttgart** die neueste Verloosungsliste über alle bis Dezember 1878 gezogenen Serienloose nebst Verloosungskalender für 1879 Jedermann franko zu. Derselbe sieht auch Loose ꝛc. in allen stattgehabten Ziehungen à 10 Pf. pr. Stück, in allen späteren à 15 Pf. pr. Stück und Jahr nach. 264

Neueste Briefmarken-Albums und **echte Briefmarken** verkauft billigst. **Katalog** 60 Pf. **Preiscourant gratis. Alwin Zschiesche,** Antiquitätenhdlg., **Leipzig.** 21

Echte Briefmarken aller Länder, hauptsächlich nord- und südamerikanische, verkauft zu den billigsten Preisen 131

N. F. Seebeck,

P. O. Box 4926 **New-York.**

Kataloge 1878 franko für 50 Pfennige.

Versandt an Private!

J. Heimerdinger's

Delikatessen-Lager,

Hamburg, Neuerwall 34.

Gegründet 1817. Preislisten gratis. Versandt geg. Nachnahme. Nach dem deutschen Zollverein auf Wunsch „steuerfrei". 307

Über Land und Meer.

№ 15.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3.
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Hexe, Novelle von Karl Emil Franzos, Fortsetzung. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth. VII. Eine neue schwimmende Schiffswerfte. — Notizblätter. — Langweilige Lektüre, Gemälde von A. Toulmouche. — Der Kartenkünstler. — Das Pfarrhaus von Ellenbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen, Fortsetzung. — Unter den Wassern und in den Lüften, von M. M. v. Weber, Schluß. — Ueber das Glück, von Ferdinand Schultz. — Aus der Akademie. — Großherzogin Alice von Hessen, gest. am 14. Dezember. — Vom Einzug des Kaisers in Berlin. — Schach, Schachspieler und ihre Freunde von Jean Dufresne, Schluß. — Der Schwur des Marquis of Lorne als Generalgouverneur. — Eingesellt. — Für das Album, von Wilhelm Emmer. — Schach. — Bilderräthsel 15. — Auflösung des Bilderräthsels 14. — Auflösung des Rösselsprungs Nro. 6. — Auflösung der Charade in Nro. 14. — Briefmappe.

Illustrationen: Alice, verewigte Großherzogin von Hessen. — Die Erdesleitung des Marquis of Lorne als Generalgouverneur von Canada. — Ankunft des Kaisers nach Berlin. — Die Heimkehr des Kriegervereinlers. — Die Familie des Prinzen Friedrich Karl im Feldzuge, von E. Hunter. — Langweilige Lektüre, Gemälde von A. Toulmouche. — Der reisende Kaufmann als Kartenkünstler, von Eduard Bretschneider. — Eingesellt, von Joseph Wolf. — Auf der Akademie, von Hans Schließmann.

Die Hexe.

Novelle

von

Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

... Es war schon Nacht, als wir endlich vor dem Schlosse hielten, einem großen weißen Hause im Kasernenstyl, vor etwa zwanzig Jahren erbaut, nachdem das alte Schloß niedergebrannt. Fedor, der Kammerdiener, auch eine alte Bekanntschaft, öffnete mir den Schlag, im erleuchteten Hausflur aber kam mir Henryk entgegen und wir lagen einander wortlos in den Armen, wie einst unter der Buche zwei gute, treue Kameraden, als wären die langen zwölf Jahre ein Tag gewesen.

Unsere Augen waren feucht geworden.

„Mensch!“ rief Henryk fröhlich, „Du siehst aus wie der leibhaftige Marcellinus!“

Aber leider konnte ich ihm nicht so Erfreuliches sagen. Ach! was hatten diese Grisetten und Herzoginnen aus meinem Henryk gemacht! Die Gestalt schlank, aber die Haltung schlaff, die einst so hellen Augen müd und verschleiert, das schöne blonde Haar gelichtet ...

Er errieth meine Gedanken.

„Lieber Junge,“ rief er mit komischem Entsetzen, „Du hast doch nicht etwa Moraltheologie oder Kanzelberedsamkeit studirt?! Nur jetzt keine ...“

„Predigten,“ hatte er wohl sagen wollen. Aber

„Henryk! Henryk!“ klang eine silberhelle Stimme aus dem ersten Stockwerk — fast wie Vogelgezwitscher, „willst Du gleich kommen?! Du unausstehlicher Henryk! laß den dummen alten Zauberer, komm'!“

Henryk lachte wie toll und selbst der dumme alte Zauberer mußte lächeln.

„Henryk!“ klang es noch einmal. „Aniula langweilt sich und kommst Du nicht zu ihr, so ...“ Und schnell wie ein Gedanke hüpfte ein leichter Schritt die Treppe hinab und ein wundersames Wesen lag in Henryk's Armen und sah mich an mit großen, glänzenden, erstaunten Augen.

Ein wundersames Wesen — es irrlichterirt noch heute vor meinen Augen ... Schön wie die Sünde und lasterhaft, toll, sinneberückend wie diese — die schönste Teufelin, die je über diese dunkle Erde gegangen und armen Menschenkindern den Kopf verdreht, eine böse Fee. Wie soll ich sie nur beschreiben? Denkt euch, der größte Maler aller Zeiten hätte als sein wundervollstes Bild die Sinnlichkeit gemalt und in seinen Tinten all' die süße, wilde, jähe Lust zusammengebraut, die nur je in Menschenadern gekocht, und dieses Bild sei plötzlich aus dem Rahmen gesprungen und zucke nun vor euren Augen hin und her ... Oder denkt euch, eine flackernde, lodernde Flamme habe plötzlich Fleisch und Blut bekommen und sich in eine Mädchengestalt gewandelt, aber dennoch sehe man ganz deutlich die Flamme und das Lodern und das Flackern ... Aber das taugt ja doch Alles nichts! Also kurz: es war ein wunderschönes Zigeunermädchen von fünfzehn Jahren.

Alice, verewigte Großherzogin von Hessen. Originalzeichnung. (S. 297.)

Janko, der eben mein Gepäck vorübertrug, blinzelte mich fragend an, als wollte er sagen: „Nun — he? — ist das eine Hexe?“ Ach! der Mensch war gar nicht so dumm als er aussah! — das war wirklich eine Hexe und noch dazu der allergefährlichsten eine. Ich spürte das an mir selbst und mein Henryk — der stak vollends bis über die Ohren im bösen Zauber. Das sah ich an der wilden Glut, mit der er die Braune in seinen Armen auffing und an sich preßte.

Sie wandte den Kopf und sah mich einen Augenblick an — ihr Blick zischte nur so in den meinen. Dann riß sie sich von Henryk los, tanzte einmal, zweimal, dreimal um mich herum, daß es mir zu schwindeln begann, und schrie und lachte wie besessen:

„Hahaha! das will ein Zauberer sein! . . . hahaha! dick! roth! jung! . . . hahaha! das ist zu dumm, ich muß Dich für Deine Dummheit küssen.“

Und jäh sprang sie mich an und küßte mich auf die Lippen, daß es mich glühendheiß überlief. Ich wollte sie halten und — schwups! brannte ihre Hand auf meiner Wange, so fest, daß es mir vor den Augen flimmerte. Und in gleichem Athemzuge hatte Henryk auch seinen Backenstreich und ein Dutzend Küsse auf den Mund dazu, wilde, lange, gierige Küsse, wie ein Vamphr Blut trinkt. Und dann fühlte ich plötzlich wieder ihre Lippen auf den meinen und dabei meine beiden Ohren, an denen sie sich festhielt, schmerzhaft zusammengepreßt in ihren kleinen braunen Fäusten. Und husch — fort war sie und lachte vom Treppenabsatz neckisch auf uns herab. Und wir großen, vernünftigen Menschen rannten wie besessen hinter ihr her — die Treppe empor und durch den Korridor, bis wir athemlos in einem kleinen Salon hielten.

Da hockte sie schon in der Mitte auf einem Teppich, auf dem eine Menge halbverwelkter Feldblumen lag.

„Hört ihr,“ empfing sie uns, mit dem Stolz und der Würde einer Prinzessin, „ihr setzt euch Jeder in einen Winkel auf die Erde; Du, Henryk, dorthin und Du, Zauberer, neben den Balkon. Augenblicklich! . . .“

Und wir?

Nun — wir lachten laut, aber — wir gehorchten, gehorchten wie die Schuljungen, und hockten Jeder in die angewiesene Ecke hin. Es war komisch, täppisch, unmännlich, aber — wir mußten's thun. Ich weiß selbst nicht — warum? Ich wußt' es damals nicht und weiß es heute noch weniger.

Die Hexe schien sich nun nicht weiter um uns zu bekümmern. Sie sah uns an und nickte befriedigt, musterte dann die Verwüstung im Salon und nickte nochmals. Und dann begann sie plötzlich leise zu singen und wand dabei aus den Blumen einen Kranz.

Ich weiß nicht, wie wir aussahen, aber mit dem, was sie aus dem Salon gemacht, konnte dieses wunderschöne, nichtsnutzige Ding wirklich zufrieden sein. Da sah's gerade so aus, als wären unsere alten Feinde, die Tataren, wieder einmal nach Podolien gekommen und hätten just hier acht Tage lang gehaust. Der eine Spiegel war zerbrochen und über den anderen hing ein mitten durchgerissenes Damasttuch — „ich weiß ja ohne das Glas, daß ich schön bin,“ lachte die Teufelin. Das Madonnenbild, eine schöne Kopie der Sixtina, hatte einen Zwickelbart von Kohle, hingegen trug der heilige Joseph gegenüber eine Haube. Die Sessel lagen am Boden oder hinkten auf drei Beinen, ein Tischchen mit wunderschöner, eingelegter Arbeit war auf das Muthwilligste zerhackt, und aus den Kissen des Sophas quoll das Roßhaar hervor. Und die Balkonthüre neben mir hatte lauter zerbrochene Scheiben.

Ich fragte demüthig um den Grund.

„Weil das Thüröffnen langweilig ist,“ erwiederte sie lachend. „Frische Luft — ich will immer frische Luft. Uebrigens — still, Zauberer! Sei artig, dann darfst Du herkommen. Du auch, Henryk! — hieher!“

Wir setzten uns neben sie. Und nun spielte sie eine Weile mit unseren Köpfen, wie sie mit den Blumen gespielt. Jetzt küßte sie Henryk und schlug mich, dann bewarf sie mich mit Blumen und brannte Jenen mit Nesseln. Man konnte sich kaum etwas Wilderes, Schöneres, Abscheulicheres denken. Dann sprang sie plötzlich auf und begann im Zimmer umherzutanzen. Bei jedem Schritte richtete sie irgend ein kleines Unheil an. Der schönen Kosciuszkobüste in der einen Ecke hub sie den Kopf ab — „weil ich keinen alten Herrn leiden kann.“ Und gewiß hätte auch den Mickiewicz in der andern Ecke dasselbe Schicksal erreicht. Schon holte sie zum Schlage aus, da ermannte ich mich und trat dazwischen:

„Halt! — Den rührst Du nicht an!“

„Warum, Zauberer?!“ blitzte sie mich an.

„Weil der selbst einer der größten Zauberer ist,“ erwiederte ich furchtbar ernst. Und log ich denn — bezaubert Adam Mickiewicz nicht in der That Jeden, der ihn kennt?! „Wenn Du Den anrührst, so wirst Du augenblicklich eine Katze!“

Sie lachte toll auf — diese Aussicht schien ihr außerordentlich ergötzlich.

„Miau! Miau!“ machte sie wie ein junges Kätzchen, und fuhr sich mit den Pfötchen anmuthig über das Gesicht und wand sich, beängstigend, nahe an mich heran. „Miau! Miau! . . .“ mir bangte um mein glattes Gesicht.

Da, horch'! ein wahrhaftiger, schriller Katzenschrei aus dem Garten. „Miau! Miau!“ erklang es laut und gellend in langgezogenen Tönen, wie ein verstärktes, mißtöniges Echo.

Aniula ließ die Arme sinken und taumelte förmlich zurück. Sie war sehr blaß geworden, ihre Glieder bebten, sie warf aus halbgeschlossenen Augen einen Seitenblick nach dem Fenster und sah uns dann scheu und furchtsam an.

Die Veränderung war so sichtlich, daß sie selbst dem liebeblinden Henryk auffiel.

„Was hast Du nur?“ fragte er zärtlich.

„Miau! Miau!“ erklang es noch einmal gellend. Und mit kühnem Satze sprang durch die zerbrochene Scheibe ein großer schwarzer Kater auf den Teppich und blickte uns an, pfauchend, hochgebuckelt, mit gesträubtem Schwanze.

„Heisa!“ Die Braune machte einen Luftsprung; ihre Augen leuchteten wild auf. „Heisa! — Du bist's! Na — warte!“ Sie stürzte auf das Thier zu. „Gestern hab' ich Dir den Schwanz eingeklemmt, heut reiß' ich Dir den Kopf ab. Komm' nur — liebes, liebes Thierchen, du süßes Herzchen, komm'!“ Aber das schwarze, häßliche Thier zeigte keine Lust dazu. Im Gegentheil — mit einem Satze war es am Fenster und verschwand in die Nacht.

„Ihr holt mir das Thier!“ Ihre Augen flammten, sie streckte die Hand gebieterisch gegen uns. „Und wenn ihr die ganze Nacht suchen müßt! Auf! gleich! — ich will's. Durchsucht den Garten! hei! — den Kater her.“

Und Henryk, der stolze Henryk, Henryk Graf Kornicki wollte sich schon erheben und ich — hm! — ich auch! Aber Aniula wurde nachdenklich und warf wieder einen sonderbaren, scheuen Seitenblick hinaus.

„Nein! — ich — ich bin müde.“ Und plötzlich saß sie auf Henryk's Knie und legte das Köpfchen an seine Brust und schloß die Augen und zwitscherte so leise zwischen den schwellenden, halbgeöffneten Lippen hervor: „Aniula ist so müde. Aniula will schlafen . . . Der Henryk wird jetzt gehen!“ Sie sprach immer langsamer, sie schien in seinen Armen einzuschlafen. „Geh' — wenn ich Dich — wieder küssen will — so werd' ich — Dich — rufen.“

„Laß uns noch eine Weile bei Dir bleiben,“ bat er und drückte sie wild an sich.

Ihre Zähne schimmerten — o! — wie sie lächelte, so sanft, so süß! Aber sie erwiederte nichts mehr, in sanften, gleichmäßigen Athemzügen hob und senkte sich der junge Busen.

Er ließ sie vorsichtig aus seinen Armen gleiten und gab mir einen Wink — wir schlichen leise hinaus. Als wir wieder auf dem Korridor standen, da athmeten wir tief auf, als erwachten wir aus einem Traume.

Er fuhr sich über die Stirne.

„Es ist eigentlich gut, daß sie uns fortgejagt hat. Ich hätte sonst ganz vergessen, daß Du hungrig und müde bist. Komm' — unser Souper wird kalt geworden sein.“

Und er führte mich in den anderen Flügel, in einen kleinen Salon desselben Stockwerks, wo wirklich Fedor neben einem gedeckten Tische auf uns wartete.

Wir sprachen zuerst wenig — so Einiges von unseren Schicksalen. Aber es war kein rechtes Leben in der Unterhaltung, wir dachten ja doch immer an etwas Anderes. Nach dem Speisen aber, als die Cigarren glühten und der Champagner in den spitzen Glaskelchen schäumte und wir noch einmal anklangen auf die alte, ewig neue Freundschaft, da begann ich ernst:

„Und eben, weil ich Dein Freund bin — Mensch, was hast Du Dir da für eine Bescherung in's Haus gesetzt?“

Er zuckte zuerst die Achseln und lachte halblaut, so recht frivol. Dann aber wurde auch er sehr ernst.

„Was willst Du? Sie ist mein größtes Glück und meine größte Plage! Aber ich kann ohne das Glück nicht mehr leben, absolut nicht, eher ohne Luft. Also muß ich auch die Plage geduldig ertragen!“ Aber trotz dieser Philosophie seufzte er doch tief auf.

„Aber Du kennst sie ja kaum!“

„O — seit drei Tagen schon. Da reite ich Montag früh Morgens aus — mein Fedor, das gute alte Weib, warnt vor dem unglücklichen Tag, aber ich lache ihn aus und sprenge so mit verhängten Zügeln in's Land hinein — gegen Chorostkow zu. Die Sonne scheint und die Vögel singen und die Luft geht frisch — ein prächtiger Sommermorgen, für mich fast eine große, wunderbare Neuigkeit — in Paris vergißt man ja, daß jeder Tag auch einen Morgen hat. Und dabei geht es mir auch durch's Herz, wie lange ich fortgeblieben bin, und ich erinnere mich der Kindheit, und auch an Dich hab' ich dabei gedacht — auf Ehre! — auch an Dich! Kurz — ich bin so ein bischen wehmüthig und doch sehr lustig, so recht in der Stimmung, daß mich nichts überrascht und nichts langweilt. So komme ich zu den Zigeunereichen und sieh'! da liegt das schöne braune Ding im Grase und schläft im Schatten, und die Sonnenstrahlen huschen ihm so leise um Brust und Antlitz. Ich reite nahe heran — sie erwacht nicht oder vielleicht — sie will nicht erwachen. Ich springe vom Pferde und beuge mich über sie, sie schläft fort. Ich breche einen Grashalm und fahre ihr damit um Mund und Nase. Da beginnt das Gesicht zu zucken und plötzlich fährt sie auf und lacht toll drauf los — freilich war sie schon früher wach, die Schelmin! Und dabei streicht sie sich die Haare zurück und blinzelt mich an.

„‚Was thust Du da?‘ frag' ich.

„‚Was? — übernachtet hab' ich.‘

„‚Hier?‘

„‚Natürlich!‘ Und mit einer Miene, als würde sie mich in ihrem Palast empfangen, sagt sie weiter: ‚Hier ist meine Wohnung!‘

„‚Immer?‘

„‚Ach! immer! . . . gestern — heute — vielleicht morgen!‘

„‚So — und wovon lebst Du?‘

„‚Gestern hab' ich mit meiner Bande gegessen und heute‘ — sie legt das Köpfchen auf die Achsel und blickt mir von unten herauf in die Augen und streckt die hübsche, schrecklich schmutzige Hand aus — ‚heute schenkst Du mir was, schöner Panicz (Junghherr)!‘ — Ich ziehe meine Börse hervor — ihre Augen glühen vor Freude und Habgier — und schenke ihr einen Zwanziger. — ‚Noch einen!‘ bettelt sie — ich geb' ihn.

„‚Wo ist denn heute Deine Bande?‘

„‚Das weiß ich nicht,‘ erwiedert sie gleichgültig, ‚wahrscheinlich dort in der Stadt.‘

„‚Warum bist Du allein fort?‘ frag' ich.

„‚Ich hab's ja nicht gewollt,‘ erwiederte sie, ‚ich hab' mich so verloren — ich weiß selbst nicht wie — in Biala. Die Anderen haben im Dorf gearbeitet, aber ich war zu faul und bin in's Getraide gegangen und bin da eingeschlafen. Und wie ich erwache, ist schon Dämmerung, und wie ich in's Dorf komme — hei! fort sind sie — wer weiß wohin?! Da bin ich hieher gegangen — über die Felder — im Mondschein. Hieher kommen sie gewiß — heute noch.‘

„‚Wer sind denn die Anderen?‘ frag' ich weiter.

„‚Wer? — der alte Andrasch und sein Weib, die Marinka, und dann ist noch ein Bursch dabei, der Josel, und dann die Kinder.‘

„‚Und wovon lebt ihr?‘

„‚Von den Bauern,‘ erwiedert sie. Ich muß laut lachen, dann sag' ich:

„‚Gut — aber wofür geben's euch denn die Bauern?‘

„‚Wofür?! Sie müssen ja — die Tölpel!‘ Sie sieht mich trotzig an. ‚Sie sollen's nur versuchen und nicht geben! Uebrigens — wir arbeiten ja auch in den Dörfern.‘

„‚So — auf dem Felde?‘

„‚Ach — was!‘ Sie zuckt verächtlich die Achseln. ‚Dazu sind ja diese Bauern da! Nein — wir arbeiten in unserer Art — zigeunerisch.‘

„‚Das mag eine saubere Arbeit sein,‘ lache ich. ‚Ihr stehlet Alle!‘

„‚Nicht Alle!‘ erwiedert sie ganz gleichmüthig. ‚Nur der Josel stiehlt. O! er ist sehr geschickt! Aber der Andrasch, der ist ein Schmied, der beschlägt die Pferde und bessert die Pflüge, die Kessel und die Sensen aus, die Marinka, die wahrsagt und verkauft, was der Josel gestohlen hat, die Kinder betteln und ich —‘

„‚Und Du?‘

„‚Nun, ich tanze vor den Gutsherren oder in der Schenke — das heißt, wenn reiche Bauern da sind. Wahrsagen kann ich aber auch —‘

„‚Und stehlen auch,‘ falle ich ein.

„‚Ja!‘ — ganz ernst! — ‚stehlen und dann verkaufe ich auch Liebestränke und Hexenmittel, denn ich kann sehr gut hexen,‘ schließt sie sehr selbstbewußt.

„‚Nun, dann hexe einmal mich!‘

„‚Meinetwegen,‘ sagt sie und reißt mir drei Haare aus und spricht allerlei dummes Zeug über sie und verbirgt sie dann an ihrem Busen. Aber — der Hokuspokus war gar nicht nothwendig — ich versichere Dich, behext bin ich schon von Anfang an gewesen. Und darum bitt' ich sie: ‚Komm' auf's Schloß!‘ und sie weigert sich nicht, und ich nehme sie vor mich auf's Pferd und wir sprengen gegen Gonisko. Rechts und links bleiben die Leute stehen und sehen uns starr nach, wie — weißt Du — wie das neugierige Weib jenes alten Juden in der Bibel. Vor dem Thore aber befiehlt sie mir abzusteigen und sie bleibt majestätisch oben, und richtig muß ich die Zügel ergreifen und sie wie ein Diener in den Schloßhof führen, wie so ein Page aus dem Mittelalter. Du — das Gesicht meiner Leute — unbeschreiblich! Das war der Anfang."

„Recht heiter," sagte ich. „Wie aber wird das Ende sein?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte er leise. „Sie hat schon heute gesagt: ‚Die Mauern drücken mir auf die Brust!‘ Wenn sie heimlich entwiche . . . Aber," schrie er dann plötzlich auf, „sie darf nicht fort, sie darf nicht — ich werde sonst wahnsinnig . . . So hab' ich noch kein Weib geliebt — ich bin ja toll vor Liebe."

„Vor Begierde," verbesserte ich. „Derlei Liebe zu nennen, wäre Sünde."

„O Du kluger, kluger Philosoph! . . . Aber gleichviel — ich muß sie halten! Gibt es kein anderes Mittel, so heirathe ich sie."

„Henryk!" rief ich wahrhaft erschreckt — „Du faselst — dieses Geschöpf . . ."

Er lachte bitter.

„Ja — so seid ihr Alle . . . Alle! Bierphilister, trotz der Lieder und der Narrenmützen! Wenn in einer Novelle ein König mit einer Hirtin zusammengekuppelt wird, so klatscht ihr Beifall — 's ist ja romantisch, 's ist ja demokratisch! Aber im Leben — ja, Bauer, das ist etwas Anderes! O wie —"

„Henryk —"

„Laß mich — hör' mich an. Ich gebe Dir mein Ehrenwort als Mann, als Pole, als Kavalier: ich bin entschlossen, sie zu heirathen. Ich nehme sie mit nach Paris, da entläuft sie mir nicht . . ."

„Mensch!" beschwor ich ihn. „Das wäre ja Selbstmord. Mißversteh' mich nicht. Heirathe meinetwegen eine Bettlerin — doch Deiner Achtung muß sie werth sein. Aber dieses Geschöpf, welches Jeden gleich küßt, dieses Geschöpf, an dem nichts ist, als das bischen Glut und Schönheit, dieses Geschöpf, welches eigentlich . . ."

Er sah mich spöttisch lächelnd an, ich stockte.

„Nun — welches eigentlich?"

„Welches Dir gewiß nur zu Deinem Unheil in den Weg gelaufen ist," lenkte ich ab. Ich weiß nicht — sein Blick genirte mich.

„Da kannst Du Recht haben," bestätigte er. „Aber im Uebrigen?! — warum hast Du, Du überaus kühler, überaus vernünftiger Mensch, auf einen Wink ihrer Augen tausend Narrheiten gethan? Oder gehört es sonst zu den Gewohnheiten junger deutscher Gelehrten, auf der Erde zu hocken, sich ohrfeigen zu lassen und schwarze Kater zu fangen?! Ei — so antworte doch, mein Lieber, warum? Ich," fügte er fast grausam hinzu, „habe doch wenigstens zur Plage das Glück . . ."

„Ich beneide Dich nicht," erwiederte ich lächelnd. Aber ich mußte mich mühsam zu diesem Lächeln zwingen. Ich log — ich beneidete ihn ganz entsetzlich.

Er war offenherziger.

„Ich aber beneide Dich," brach er los. „Ich beneide Dich um jeden Blick, um jeden Kuß — hörst Du? — ich beneide Dich um jeden Schlag von ihrer Hand . . ."

Ich erwiederte nichts. Dieser Mensch war mir ein Räthsel, ich war mir ein Räthsel — mir wirbelte das Hirn . . .

In ihm mochte Aehnliches vorgehen; er schwieg und vermied es, mich anzusehen.

„Aber — beim allerschwärzesten Höllenhund!" brach ich endlich los, „beim allerschwärzesten Höllenhund, wie unser Marcellinus zu sagen pflegte — wir sind ja die größten Narren unter dem Monde — reif für die Zwangsjacke! Nach zwölf Jahren treffen wir zusammen, und das sind unsere Gespräche, das unsere Freundschaft! Und das Alles um eine Zigeunerin! Wir sind ja behext!"

Ich sprach sehr laut, um mir selber Muth zu machen, und besonders das Nachfolgende schrie ich förmlich, denn ich glaubte es selbst nicht:

„Henryk — umsonst sollst Du mich nicht zum Hexenmeister ernannt haben — ich versichere Dich! — umsonst nicht! Ich kurire Dich und mich! Wir sind närrisch, wir wissen, daß wir närrisch sind und sollten's dennoch auf die Dauer bleiben?! Ich bitte Dich — das ist ja unmöglich!"

„Wir wollen sehen," sagte Henryk mit trübem Lächeln und drückte mir die Hand.

„Gute Nacht, Henryk!"

„Gute Nacht, Georg!"

*

Fedor, der Kammerdiener, geleitete mich in mein Zimmer im Erdgeschoß, neben der Bibliothek. Die Fenster waren geöffnet, aber es kam keine Kühlung herein, die Nacht war sehr schwül.

Das Zimmer war in Ordnung. Aber dennoch blieb Fedor, nachdem er die Wachskerzen angezündet, neben dem Tische stehen.

„Herr Georg," sagte der alte, treue Mensch und sah mich bittend an, „Sie sind ja unser bester, ältester Freund! Herr Georg — was denken Sie — wie machen wir dieser verdammten Geschichte ein Ende?!"

Ich zuckte die Achseln. Was sollte ich sagen?!

„So kann es nicht fortgehen — das ist ja eine tatarische Wirthschaft!" Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Das ganze Haus geht zu Grunde, Alles zerbrochen und zerschlagen — aber daran liegt weiter nichts — wir sind ja reich. Aber wir selbst gehen zu Grunde — wir heirathen sie. Denken Sie — wir eine Zigeunerin! . . . Dieses Unglück, diese Schande! . . . Ich flehe Sie an, Herr Georg, wissen Sie keinen Rath?"

Er war in großer Aufregung — ich suchte ihn zu trösten.

„Mein Gott!" sagte ich, „Du kennst ja den Henryk! Er ist leichtsinnig und liebt die Abwechslung. Er ist gewiß nicht zum ersten Male verliebt."

„Gewiß!" sagte Fedor, — „vielleicht zum fünfzigsten Male. Aber ich versichere Sie, wir haben bisher die Liebe noch nie in einem solchen Grade bekommen wie jetzt. Darum kommen wir auch dießmal nicht selber los — man muß uns losmachen. Ja, ja — ich versichere Sie. Freilich — in Paris, da haben wir uns ganz anders benommen als jetzt. Da haben wir zum Beispiel ein Verhältniß mit einer Engländerin gehabt, mit einer gewissen ‚Lady‘. Ein ganz ernsthaftes Verhältniß. Wunderschön war sie, Milch und Blut, — gut wie ein Engel — ich sag' Ihnen, ganz Paris hat uns beneidet. Und wie sie in uns verliebt war, wie feurig!" Der alte Mann schneuzte sich wehmüthig.

„Aber Die haben wir sitzen lassen, die arme Frau Lady — nach drei Monaten schon. Wir empfehlen uns recht schön und packen die Koffer und fahren nach Ostende, und aus ist's . . . Oder da haben wir auch einmal mit einer Spanierin angebandelt, die hat Sennora geheißen. Auch eine vornehme Person, auch wunderschön, auch gut wie ein Engel — nur so zwanzig Franken für jeden Brief, den ich ihr gebracht habe . . . Und Augen hat Die Ihnen gehabt, Augen — es ist nicht zu beschreiben, wenn man sie nur so von Weitem gesehen hat, so war man schon verbrannt. Nun verbrannt haben wir uns natürlich auch und sind sogar mit ihr fort auf ein Schloß in den Pyrenäen — so heißen nämlich Berge auf spanisch — und haben dort einen ganzen Frühling über gelebt wie die Tauben. Aber dann fangen wir an, versteckt zu gähnen und zanken uns ein wenig, und dann gähnen wir laut und zanken uns sehr, und eines Tages sind wir fort — husch — wieder nach Paris . . . Keine Spur vom Heirathen, kein Gedanke nicht! Da kommt einige Tage darauf ein gelber, magerer, schwarzlockiger Mensch zu uns — das war der Bruder von dem Fräulein Sennora, und hat darum Sennor geheißen — der kommt zu uns und verlangt, daß wir seine Schwester heirathen sollen und schreit viel von Ehre und vom Erschießen. ‚Nur still sein,‘ sagen wir ihm, ‚Ehre haben wir auch,‘ und schießen uns mit ihm und schießen ihm richtig das rechte Knie entzwei und er uns den linken Oberarm. Aber in drei Monaten sind wir doch wieder frisch und gesund und frei wie der Vogel in der Luft, und verlieben uns gleich in eine Marquise, eine echte Französin, und . . ."

Ich unterbrach den Redestrom dieses guten alten Leporello.

„Du hast Recht," sagte ich, „in Paris scheint das anders gewesen zu sein. Und weißt Du warum? Weil das Weiber waren, die ihn gehätschelt haben. Da scheint Henryk sich so nach ein wenig Qual gesehnt zu haben . . ."

Aber Fedor schüttelte den Kopf.

„Qual?! — auch das haben wir in Paris gehabt. Sogar eine halbwegs ähnliche Geschichte. Da bringen wir uns einmal vom Maskenballe eine kleine Blondine nach Hause — Nini hat sie geheißen. Die bleibt acht Tage bei uns, und ich versichere Sie, Die hat es auch verstanden, Gläser zu zerschlagen und Bediente zu prügeln. Na — und ob! Immer singen, immer Champagner trinken — Tag und Nacht — das waren so ihre beiden Leidenschaften. Das Theeservice von unserer Frau Mutter hat sie auch zerschlagen. Aber das Ende?! Eine Woche lassen wir's uns gefallen, dann geben wir ihr eine Rolle Gold — hinaus mit ihr! Aber," schloß er seufzend, „so eine Freude erleb' ich an der Braunen nicht."

„Wer weiß?!"

„Ich weiß es! O Herr Georg, mit Der ist es eine besondere Geschichte! Sehen Sie — ich glaube sonst nicht an Hexereien oder dergleichen — ich bitte Sie, ich bin ja in Paris gewesen — ich spreche ja Französisch! Aber das ist eine Hexe! Und da meine ich — Sie sind kein Zauberer — natürlich! — Unsinn das! — aber ich meine — sehen Sie, die Leute sagen . . . — kurz: wissen Sie kein Mittel?"

„Nein, Fedor — leider nicht."

„Schade! — Aber wissen Sie," fuhr er vertraulich fort und trat näher an mich heran, „eigentlich hätte ich schon einen Plan. Wir warten eine passende Nacht ab — je eher, desto besser — und dann spannt der Janko ein — wissen Sie, er ist sehr dumm, aber sehr treu — und ich und der Gregor, ein sehr verläßlicher Mensch, ein gedienter Soldat, wir binden die Hexe und werfen sie auf den Wagen und dann fort mit ihr, zehn Meilen weit, und dann in den ersten besten Straßengraben hinein. Vielleicht — wissen Sie! — in die Berge, so gegen Kolomea hin oder tiefer in's Flachland, an die Grenze, gegen Bessarabien zu — — warum schütteln Sie den Kopf, Herr Georg?"

„Weil der Plan nichts taugt. Denn, weißt Du, was dann geschieht? Zuerst läßt Henryk euch alle Drei todtprügeln, und wer sich etwa doch noch rühren kann, wird vom Hofe gejagt. Und das Zweite? Das Zweite ist, daß er dann so lange hinter der Braunen herläuft, bis der Teufel sie ihm doch wieder zuführt. Und das wird der Teufel thun, mein lieber Fedor, in derlei Dingen kann man sich leider immer auf den Teufel verlassen."

Der Alte sah mich ängstlich an.

„Es könnte so sein," sagte er zögernd und verstummte. Auf seinem verwitterten, ehrlichen Gesichte lag ein Ausdruck so tiefer, so fassungsloser Trauer und Hülflosigkeit, daß es fast rührend anzusehen war. Er quälte sein Hirn offenbar ab um einen rettenden Gedanken, der ihm doch nicht kommen wollte. Da, plötzlich, schien etwas in ihm aufzusteigen — seine Augenbrauen hoben sich wie vor Erstaunen . . . Man sah ganz deutlich, wie der neue Gedanke Macht über ihn gewann. Zuerst schüttelte er den Kopf, als wollte er den Gedanken mit abschütteln, dann stierte er vor sich hin und dachte ihn offenbar weiter und klarer aus. Dieser Gedanke mußte sehr finster, sehr unheimlich sein. Denn die Athemzüge des Mannes gingen rascher, ein Zucken überflog seinen Körper, seine Züge wandelten sich. Die Mundwinkel, welche schlaff niedergehangen, hoben sich, die Lippen wurden dünn und farblos, und auf der Stirne lag eine fremde, drohende Furche. Aber das Unheimlichste waren die Augen — so starr, so furchtbar düster blickten sie . . .

„Fedor —" rief ich entsetzt.

„Befehlen, Herr Georg?"

Er sah mich ruhig an. Was war mit diesem Menschen geschehen? War das noch derselbe gute, läppische, schwatzhafte Fedor?! Auf seinem stumpfen, todblassen Gesichte lag etwas wie eine Wetterwolke, ehern, festgemeißelt. Es war ein überaus peinlicher Anblick.

„Fedor," rief ich und griff ihn hart an und schüttelte ihn, „Fedor, Du willst sie tödten?"

„Ja, Herr Georg."

Ich ließ seinen Arm fahren und taumelte zurück. Ich rang nach Worten — ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Und dabei wußte ich, daß thöricht und vergeblich sei, was immer ich sagte. Man muß nur den Russinen kennen. Er ist nicht rasch im Erfassen, noch minder im Handeln — er ist stumpf und dumpf

Die Eidesleistung des Marquis of Lorne als Generalgouverneur von Canada. (S. 285.)

geworden durch die Peitsche des Polen, das Missionskreuz des Jesuiten, den Schnaps des Juden. Aber ist er einmal entschlossen, so hindert ihn an der Ausführung nur die Fessel oder der Tod. Vielleicht trägt auch die Natur dazu bei, ihn so stumpf und traurig zu machen und in seiner Traurigkeit so unerschütterlich diese grausame Ebene um ihn, unendlich gleichförmig, endlos ausgegossen, und über ihm dieser niedrig hängende, endlos ausgegossene graublaue Himmel.

„Fedor!“ rief ich dennoch und trat nochmals dicht an ihn heran. „Weißt Du, was Dich dann erwartet?“

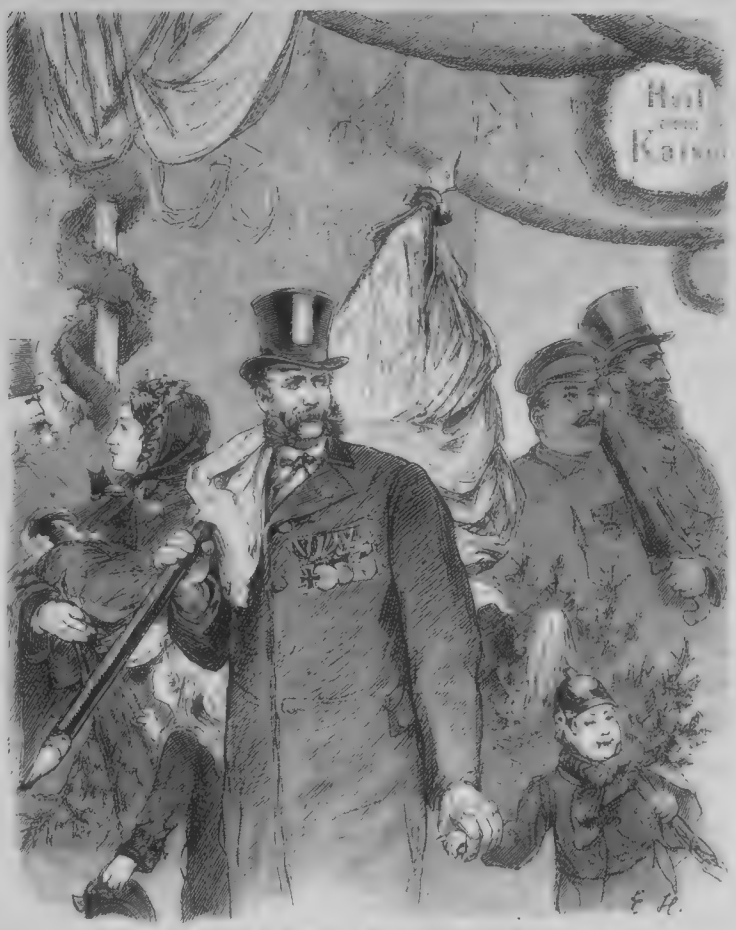
„Ja!“

„Der Galgen!“

„Ja, Herr Georg!“ Und das in einem Tone, als ob er sagen würde: „Ja — freilich ist heute Mittwoch!“

„Mensch! so willst Du Dir Dein Ende machen! Das ganze Leben lang ein ehrlicher, braver Kerl und mit grauen Haaren ein Mörder?! So bedenke es doch nur wie kommst Du zu so einem Vorsatz?!“

„Ich muß ja, Herr Georg, ich muß! O Gott, Gott!“ fügte er fast weinerlich hinzu. „Ich habe ja selbst das größte Mitleid mit mir! Ich weiß ja — der Henker! ... Aber ich kann mir nicht helfen, es muß geschehen, sehen Sie — eben darum, weil ich ein ehrlicher Mensch bleiben will bis zum Tode ...“ Und fast feierlich fuhr er fort: „Hören Sie, Herr Georg! Als unsere gnädigste Frau Gräfin Mutter, welche ein Engel war, so rein, so gut — als sie auf dem Sterbebette lag und es



Rückkehr des Kaisers nach Berlin. **Die Heimkehr des Kriegervereinlers.**

war ihre letzte Nacht, und selbst der dicke Professor aus Lemberg konnte ihr nicht mehr helfen, denn die Schwindsucht — o! eine böse Krankheit — kein Mittel dagegen, kein Mittel, sonst hätten wir sie gerettet ... Also in dieser letzten Nacht — der Professor war schon wieder fort und hatte gesagt: ‚Gegen Morgen stirbt sie,‘ und der alte Herr Prior von den Dominikanern in Barnow hatte ihr die letzte Beichte abgehört und kam gleich wieder aus dem Sterbezimmer heraus — ich bitte Sie, dieser Engel hatte ja gar keine Sünden, was war da lange zu hören? — und die ganze Verwandtschaft war da und die Verwalter von den Gütern und die Pächter, und im Schloßhofe die Bauern, Kopf an Kopf, alle mit abgezogenen Hüten ... O! das war eine Nacht! In allen Zimmern haben Lichter gebrannt und Fackeln im Hofe — so viele Menschen, aber kein lautes Wort — nur Alles schluchzt und die Bauern schluchzen wie um eine Mutter — es hat uns Allen das Herz weh gethan, so weh! Sie war ja noch so jung und mußte schon sterben, gleich hinter dem Herrn Grafen her, der vor einem halben Jahre gestorben war — am Typhus. Bei seinem Tode hatte Niemand geschluchzt, nur sie, das engelgute Wesen, welches Alles verzieh und vergaß — ich will nichts sagen, nichts Böses — aber außer ihr hatte bei des Grafen Tode Niemand getrauert. Sie hatte so viel gelitten und jetzt — einundzwanzig Jahre war sie alt — so schön, so gut! — und schon sterben! Sie wußte es, und vom gnädigsten Herrn Henryk hatte sie schon am Abend

Rückkehr des Kaisers nach Berlin. **Die Familie des Prinzen Friedrich Karl im Festzuge.** Originalzeichnungen von E. Henseler. (S. 297.)

Abschied genommen und dann hatte ich ihn in seinem Bettchen zur Ruhe gebracht — — mein Gott! er wußte noch nichts von seinem Unglück, er verstand noch nichts — fünf Jahre! — und da sagt das Kind: ‚Mutter weint, weint!‘ und fragt mich dann vor dem Einschlafen: ‚Machst Du mir morgen den Drachen?‘ und ich nicke nur, denn sprechen kann ich nicht — die zurückgehaltenen Thränen würgen mir in der Kehle. Und dann schläft er gleich ein und ich setze mich an's Fenster und schaue in den Hof, und sehe die Fackeln und weine so vor mich hin, aber still, daß mir nicht das Bübchen erwacht, denn er hat einen leisen Schlaf — auch heute noch. Da kommt Jemand auf die Thüre zu und herein schleicht die Marinia, das Kammermädchen — sie hat später einen Kanzlisten in Barnow geheirathet, sie wollte immer hoch hinaus, aber jetzt geht es ihr schlecht, — so ein kaiserlicher Hungerleider! Also Die kommt herein und sagt:

„‚Fedor,‘ sagt sie, ‚sie will den Knaben noch einmal sehen.‘

„‚Und wie steht es?‘ frag' ich. Da fängt sie zur Antwort nur laut zu weinen an und ich weine auch, und der Kleine erwacht und weint mit. Da nehme ich ihn auf den Arm und trage ihn bis an die Thür des Sterbezimmers und dann trägt ihn die Marinia hinein. Ich bleibe unter den vornehmen Herrschaften stehen, und nach einer Weile kommt sie heraus:

„‚Fedor, sie will Dich sprechen!‘

„‚Hören Sie, Herr Georg?! — mich hat sie sprechen wollen in ihrer letzten Stunde, Keinen von der Verwandtschaft und Keinen von der Freundschaft, mich! Also ich gehe hinein, und da liegt sie da — so blaß, so durchsichtig war das Gesicht, — wären nicht die goldenen Locken an den beiden Wangen gewesen, ich hätte das Gesicht kaum von den Kissen unterscheiden können. Und das Bübchen, das steht ganz luftig am Bette und lacht und spielt mit den Spitzen am Polster. Sie winkt mich heran, ich trete näher.

„‚Fedor,‘ sagt sie, ‚mein Henryk wird sehr reich sein, aber er wird keinen Vater haben und keine Mutter, und er wird so herumgestoßen werden unter den fremden Menschen. Gib Du Acht auf ihn, Fedor.‘ Ich nicke — sprechen kann ich nicht. ‚Du bist ein braver Mensch,‘ sagte sie, ‚bleib' bei ihm, verlaß ihn nie, versprich es mir!‘

„Und dabei legt sie mühsam die weiße Hand auf die Bettdecke und ich rühre ehrfurchtsvoll an die kalten, feuchten Finger. Und damals, Herr Georg, hab' ich mir nicht einen Eid geschworen, sondern tausend — tausend Eide, Herr Georg!“

Der alte Mensch wischte sich die Thränen aus den Augen, seine Lippen bebten. Dann fuhr er fort:

„Also — jetzt werden Sie einsehen: die Braune muß sterben. Denn — leichtsinnig sind wir, das ist wahr — das haben wir leider vom Herrn Vater, aber das gute, edle Herz — das haben wir von der Frau Mutter. Also — dumme Streiche haben wir gemacht — unzählige! Aber einen schlechten Streich? — niemals nicht! Und wenn wir dergleichen machen wollten, so hat man uns an jene Nacht erinnert und wir haben's unterlassen.

„‚Fedor, altes Weib, Du hast Recht, wir wollen's bleiben lassen.‘

„Aber heute Morgen beim Ankleiden?

„‚Fedor — schweig'! ich heirathe sie — alle Todten der Welt sollen mich nicht hindern!‘

„Also — selbst diese Erinnerung hilft nichts mehr, also — wir heirathen sie, also — das darf nicht geschehen, also — es gibt kein anderes Mittel, also — ich muß sie tödten!“

Und diese fünf „Also“ zählte er an den fünf Fingern seiner Rechten ab, dann ballte er sie und ließ die Faust auf den Tisch fallen, und auf seinem Gesichte lag wieder jener Ausdruck stumpfer, starrer, grausamer Entschlossenheit.

„Du Thor!“ rief ich. „Du Schwätzer! Meinst Du, man läßt einen mordgierigen Menschen frei herumlaufen? Augenblicklich eile ich zu Henryk, und wir lassen Dich binden und liefern Dich morgen früh an das Kreisgericht ab nach Tarnopol.“

„Meinetwegen — auch gut!“ Das Gesicht des Alten blieb starr, keine Muskel zuckte. „Deßhalb thu' ich's doch, wenngleich dann mit dem Arm eines Andern. O Herr Georg! Sie sollten uns doch besser kennen! Wir halten zusammen — seien Sie überzeugt. Sperren Sie mich ein, so thut's der Gregor oder der Janko! O! — es geschieht, es geschieht doch, Herr Georg. Und gar in dieser Sache, wo es sich um die Ehre unseres ganzen Hauses handelt! . . .“

Ich griff mir an die Stirne, ich wußte, daß er die Wahrheit sprach, ich kenne ja diese Leute!

„Aber er wird ja wahnsinnig,“ rief ich, „wahnsinnig an ihrer Leiche!“

Und wieder zuckte keine Muskel in diesem Gesicht.

„Wahnsinnig? hm! vielleicht — hm! wahrscheinlich! — hm! sogar gewiß! Aber was ändert das an der Sache?! Erstens kann man doch noch geheilt werden, und wenn auch nicht, so bleibt es doch immer nur ein großes Unglück. Denn was werden so die Herrschaften sagen? ‚Armer Henryk — verrückt geworden — im Irrenhaus!‘ Aber wird Jemand spotten? Nein! Oder kommt dadurch ein Flecken auf unsere Ehre? Nein! Und selbst wenn so ein junges Herrchen seine Witze machen will, es wird sich schon Jemand finden, der ihm sagt: ‚Schweigen Sie, den Verstand kann Jeder verlieren, das heißt, wenn er einen hat!‘ Aber wenn wir sie heirathen! . . . O Herr Georg!“ Der Alte knirschte mit den Zähnen. „Ich kann Ihnen schon heute sagen, was sie reden werden, diese guten Freunde, diese Herrschaften, diese falschen Polacken! Zum Beispiel: ‚Von der Verwandtschaft der Braut war Niemand bei der Hochzeit, sogar ihre Eltern waren verhindert, der Vater wurde leider eben an dem Tage in Czernowitz gehängt und die Mutter wegen Diebstahls in Lemberg gestäupt!‘ Oder dann später: ‚Ich komme nie nach Gonisko — wissen Sie, es sind so viele Neffen und Nichten der Gräfin im Hause und da fürchte ich für meine Taschen! . . .‘ O, ich kenne dieses Gesindel! Und erst, wenn Kinder kommen . . . ‚Merkwürdig,‘ wird der kleine Smolski dem Baron Mustazza erzählen, ‚merkwürdig, wie ähnlich dieser gräfliche Stammhalter dem jungen Zigeuner ist, der jetzt bei mir Stallputzer ist. Aber er ist diebisch — ich werde ihn fortjagen — er mag dann nach Gonisko zurückkehren, wo er früher war — verstehen Sie?‘ Und der Baron Mustazza versteht und lacht . . . O, o!“ Der Alte stöhnte . . . „Gute Nacht, Herr Georg! Thun Sie, was Sie wollen, ich thue, was ich muß!“ Und er wandte sich zum Gehen.

„Fedor,“ sagte ich und legte ihm die Hand auf die Schulter — mein Blick fiel dabei zufällig auf den Spiegel, und ich erschrak fast, so bleich war ich und so verstört — „Du mußt mir Eines versprechen: Du tödtest sie nicht eher, als bis sie auf den Wagen steigt, der sie zur Kirche führt! . . .“

Er dachte nach.

„Ich verspreche es,“ sagte er dann. „Aber unter einer Bedingung: Sie verrathen mich nicht, denn sonst muß es ein Anderer verrichten! Warum ein Anderer? Mich hat ja unsere gnädigste Frau Mutter in jener Nacht an ihr Sterbebett rufen lassen . . .“

Ich nickte.

„Warum werden Sie plötzlich so roth, Herr Georg?“ fragte er noch, schon halb zur Thüre gewendet.

Ich schwieg, ich wagte kaum mir selbst den Gedanken zu gestehen, der mir das Blut in die Wangen getrieben . . .

Ich winkte ihm stumm, zu gehen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

VII.

Eine neue schwimmende Schiffswerfte.

Wenn man sich daran erinnert, welche unsägliche Mühe der erst kürzlich verstorbene Scott Russel, der geniale Erbauer der Wiener Rotunde und des Great Eastern, hatte, um dieses Riesenschiff, das bis heute noch seines- gleichen nicht gefunden hat, flott zu machen, nachdem es beim Vomstapellassen durchgebrochen war, — eine Katastrophe, welche sich auch beim Stapellauf des italienischen Panzerschiffes „Vettor Pisani“ ereignete — dann kann man nicht umhin, sich zu wundern, wie es möglich ist, solche Eisenkolosse wieder auf die Werfte zu heben, wenn sie der Reparatur bedürftig geworden sind. In Folge der großen Fortschritte, welche gegenwärtig in der Gußstahlbereitung gemacht werden mit der immer besser gelingenden Reinigung des letzteren von Phosphor und der Herstellung eines ebenso geschmeidigen als billigen Stahles, ist der Schiffbau in ein neues Stadium getreten. Die englische Admiralität hat bereits angefangen, eine große Anzahl von Schiffen aus Gußstahl bauen zu lassen und die größere Zähigkeit und Dauerhaftigkeit des Materials erlaubt es, die Schiffe künftig viel leichter zu bauen, als bisher die eisernen Fahrzeuge. Allein dieser Umstand wird nur dahin führen, daß die Konstruktion von Schiffskolossen immer mehr um sich greift.

Diese Frage begann schon um die Mitte der 1850er Jahre die Schiffsreder zu beschäftigen. Bei Gelegenheit der Herstellung der Viktoriadocks zu Blackwall in London warf deren Erbauer, Ingenieur Bidder, die Frage auf, ob man nicht für die größeren Schiffe ein bequemeres System als die trockenen Werften finden könne, weil außer den sehr kostspieligen mechanischen Vorrichtungen, welche nöthig sind, solches ungeheure Gewicht aus dem Wasser zu ziehen, viel Zeitverlust und Unkosten damit verknüpft sind und überdieß nicht selten den Schiffen unvorhergesehene Beschädigungen begegnen können. Es wurde damals der Ingenieur Edwin Clark mit der Untersuchung der Frage betraut, weil derselbe durch die glückliche Hebung der Britanniabrücke mittelst hydraulischer Kraft am meisten Erfahrungen in dieser Frage gewonnen hatte und weil man hoffte, daß dieselbe mit gleichem Erfolg auch für das Bergen großer Schiffe angewendet werden könnte. In der That lief das Ergebniß der Untersuchungen Clark's darauf hinaus, daß er ein neues System mit Hülfe hydraulischer Kraft vorschlug. In Folge dessen hatte sich damals eine Aktiengesellschaft gebildet, um diesen Plan in Verbindung mit den Viktoriadocks, die 1857 vollendet wurden, auszuführen. Die Gesellschaft erwarb ein an die Viktoriadocks stoßendes Grundstück von 26 englischen Morgen. Ein Theil desselben wurde in ein Becken von 18 Morgen Wasserfläche verwandelt, mit Nischen für die Schiffe, welche auf schwimmenden Pontons trocken gelegt werden sollten. Dieß ist das gegenwärtige Viktoria-Graving-Dock, welches in direkter Verbindung mit den Viktoriadocks steht. Nahe hinter dem Eingang befindet sich eine hydraulische Hebemaschine, die aus einer Reihe von 32 gußeisernen Säulen besteht, welche in zwei gleichen Reihen neben einander aufgestellt sind und wovon jede Säule eine hydraulische Winde enthält. Am Kopf einer jeden Winde ist ein Paar eiserner Kettengürtel befestigt, deren jeder 65 Fuß lang ist, welche unter einen Tiefpunkt von 27 Fuß in's Wasser getaucht sind, wenn die Winden der hydraulischen Maschine hinabgelassen werden, und welche sich über das Wasserniveau erheben, wenn die Winden gehoben sind. Sie bilden so in der That einen großen eisernen Rost, welcher bequem das schwerste Schiff tragen und damit nach Belieben herauf- und herabgelassen werden kann. Dieser bewegliche Gürtelrost ist 310 Fuß lang und 60 Fuß breit. Da die Schiffe aber am Schnabel und am Hintertheil hinausragen dürfen, so können auch Fahrzeuge bis zu 350 Fuß von dieser hydraulischen Maschine gehoben werden. Das Dock selbst besteht aus einem Hauptwasserbassin, an dessen Seiten 8 jener Nischen oder Buchten ausgebaggert sind, in welchen sich ebensoviele Pontons befinden, das heißt breite, flachgeböhlte, offene eiserne Fähren oder Behälter, welche nach Belieben schwimmend erhalten oder versenkt werden können.

Nehmen wir an, ein großes Schiff soll, um untersucht oder reparirt zu werden, trocken gelegt werden, so wird einer jener Pontons aus seinem Standort herbeigeschlept, auf den Gürtelrost gestellt und mit demselben in die Tiefe versenkt. Hierauf wird das Schiff zwischen die Säulen der hydraulischen Hebemaschine gebracht und genau in deren Mitte gehalten. Dann werden die 32 hydraulischen Winden in Bewegung gesetzt, bis der Gürtelrost unter dem Kiel des Schiffes sich befindet. Jetzt werden die im Ponton befindlichen Keilblöcke mittelst Ketten unter dem Kiel des Schiffes befestigt, um dasselbe festzulegen. Sodann beginnt die Arbeit der hydraulischen Maschine auf's Neue und der Gürtelrost sammt dem Ponton und dem darauf liegenden Schiff werden allmälig aus dem Wasser gehoben. Aus dem Ponton fließt das Wasser durch Klappen heraus, welche, sobald derselbe leer ist, sofort geschlossen werden. Dann beginnt die hydraulische Maschine wieder die umgekehrte Bewegung, der Gürtelrost wird wieder zu Boden gesenkt und hinterläßt den Ponton sammt dem darauf liegenden Schiff auf dem Wasser schwimmend, worauf derselbe wieder nach seiner Bucht gefahren wird. Dieses Verfahren, ein Schiff mit 15 Fuß Tiefgang auf ein flaches Ponton von nur 4—6 Fuß Tiefgang zu bringen, erfordert weit weniger Zeit, als das gewöhnliche System. Es gibt solche Pontons von verschiedener Größe, von 134 bis 322 Fuß Länge und 700—2800 Tonnen Tragkraft. Die Standorte der Pontons sind so eingerichtet, daß die Schiffe dicht neben Schmieden und Zimmerwerkstätten, sowie allen Erfordernissen zur Reparatur sich befinden.

Dieses System der Trockenlegung großer Schiffe ist nunmehr in London bereits seit 20 Jahren im Gebrauch. Seit dieser Zeit sind nicht weniger als 2868 Schiffe in dieser Weise gehoben und reparirt worden. Allein die Methode war denn doch nur auf Schiffe von der Größe berechnet, wie sie vor zwanzig Jahren vorkamen. Seit einigen Jahren werden aber Kolosse gebaut, für welche diese Einrichtung nicht mehr hinreicht. Die größten Schiffe, welche die hydraulische Maschine des Viktoria-Graving-Dock bewältigte, waren solche von 330 Fuß Länge und 2500 Register Tonnengehalt. Allein jetzt hat man es auch mit Schiffen von 420 Fuß Länge und 5000 Tonnen Gehalt zu thun. Es drängte sich daher die Nothwendigkeit auf, unter Wahrung des bewährten Systems doch eine Verbesserung vorzunehmen, welche die leichte Trockenlegung auch solcher Schiffe ermöglichte. Nach verschiedenen Versuchen wurde die Schwierigkeit endlich vom leitenden Ingenieur Druitt Halpin gelöst. Demselben gelang es, eine schwimmende Werfte zu erbauen, welche dem neuen Bedürfniß vollkommen genügt, ohne eine Aenderung in den Docks selbst nöthig zu machen, ja ohne auch nur die gewöhnlichen Arbeiten für eine Stunde unterbrechen zu müssen.

Die schwimmende Werfte kann, um sich popular auszudrücken, mit einem riesigen Trog verglichen werden, welcher 410 Fuß lang und 60 Fuß breit ist und einen Nutzraum von ungefähr 48 Fuß Breite faßt. Die Wände sind aus zwei schmiedeeisernen hohlen Trägern gebildet, welche 15 Fuß tief und 6 Fuß im Durchmesser sind. Diese Hauptwände sind am Boden mit einander verbunden durch eine Reihe von 80 Quergürteln, die 48 Fuß lang sind und durch Platten mit einander zusammenhängen. Die Quer- und Hauptgürtel sind außerdem an den Kreuzungspunkten durch Bolzen befestigt. Das eine Ende des schwimmenden Ungeheuers ist permanent geschlossen, während an dem andern Ende ein Paar schmiedeeiserne Thore angebracht sind, welche durch einen sinnreichen, mächtigen Organismus geöffnet und geschlossen werden. Das ganze schwimmende Dock wiegt 33,000 Centner. Es ist am Deck mit einem Zwanzigtonnenkahnen ausgerüstet, der einen 30 Fuß langen Hebearm hat, womit die Schrauben oder Steuerruder von Schiffen aus dem Dock in Barken verladen werden können, um sie, wenn nöthig, in die Reparaturwerkstätten zu bringen. Außerdem sind noch eine Menge andere Vorkehrungen zum Heben

und Beisetzen von Lasten, wie sie die neuere Technik in so reichem Maße darbietet, vorhanden. Die Methode der Trockenlegung der Schiffe mit dem schwimmenden Dock ist der obigen mit den Pontons sehr ähnlich. Das Dock wird nämlich über den Gürtelrost gefahren und dieser in's Wasser gesenkt. Zwei dreißigzöllige Klappen werden geöffnet, durch welche Wasser in das Dock gelassen wird. Sowie dieses sinkt, werden die Thore geöffnet. Das Schiff wird dann hineingefahren und das schwimmende Dock mit der hydraulischen Maschine wieder gehoben, bis sein Boden das Schiff berührt, welches wieder mit Blockkeilen festgelegt wird. Hierauf werden Dock sammt Schiff weiter gehoben, bis die Enden der Hauptgürtel aus dem Wasser stehen. Dann werden die Thore und die Klappen geschlossen und das Wasser mit Hülfe von ein Paar sechzehnzölligen Centrifugalpumpen aus dem Dock entfernt. Diese befinden sich mit den dazu gehörigen Maschinen auf den beiden Wänden. Der Dampf wird in einem beweglichen Schlauch vom Ufer bezogen. Jene Pumpen liefern zusammen 18,000 Liter Wasser in der Minute, so daß das Dock rasch entleert und an seinen Standort in einer der Buchten gebracht wird.

Diese sinnreiche Einrichtung wird ohne Zweifel sich auch sehr bald auf den größeren Schiffswerften diesseits und jenseits des atlantischen Ozeans einbürgern, da sie als eine in hohem Grade ökonomische betrachtet werden muß.

Notizblätter.

Literatur.

— **Eduard Bauernfeld, der ewig junge und frische Lustspieldichter,** auf den unsere Repertoires wohl mehr zurückgreifen dürften, als sie es thun, hat nun auch seine lyrischen Ergüsse der letzten Jahrzehnte unter dem Titel: „Aus der Mappe des Fabulisten" (Wien, Rosner) gesammelt und herausgegeben. Nur selten schlägt der Dichter den rein lyrischen Ton an, die Gedichte haben fast sämmtlich einen ironischen, satyrischen Stachel, und eine so bittere und herbe Ironie und Satyre gibt sich darin kund, daß man kaum glaubt, daß ein liebenswürdiger Wiener der Dichter ist. Die Form schließt sich eng an Heine an.

— **Friedrich v. Criegern hat im Auftrag der Königin Carola** von Sachsen und im Dienste des rothen Kreuzes im vorigen Sommer eine Reise nach dem Orient gemacht und seine Studien und Erlebnisse nun unter dem Titel: „Ein Kreuzzug nach Stambul" (Dresden, Pierson) herausgegeben. Der Verfasser, der unter den günstigsten Umständen reiste, hat sich diese nicht entgehen lassen und mit seinem ausgesprochenen Schilderer- und Erzählertalent weiß er nun seine Beobachtungen recht lebendig uns vor Augen zu führen. Abgesehen von der Frage des rothen Kreuzes, der er einen bedeutenden Theil seines Werkes widmet und die gegenüber dem Mohammedanismus ein neues Interesse gewinnt, ist seine Schilderung orientalischen und stambuler Lebens reich an neuen Gesichtspunkten und frischen Auffassungen, so daß auch der Orientbewanderte das Buch mit vollster Befriedigung lesen wird.

— **Der gothaische Kalender des deutschen Theaters, der „Almanach** der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", welcher von Ernst Gettke und dem Centralbureau der Genossenschaft im siebenten Jahrgang (Berlin, Selbstverlag) herausgegeben wird, ist ein wahres Musterbuch von Chronik geworden: er enthält neben dem kalendarischen einen literarischen, genossenschaftlichen und theatergeschichtlichen Theil, jeder mit interessantem Material reichlich ausgestattet, namentlich ist die Chronik der deutschen Bühne ganz vollständig und vorzüglich redigirt, auch durch Register aller Art ergänzt, so daß das Buch für die Geschichte der Bühne ganz unschätzbar wird und nicht bloß dem Schauspieler, sondern wesentlich auch den Bibliotheken unentbehrlich wird.

— **„Hausbuch" betitelt sich ein Koch- und Wirthschaftsbuch für** deutsche Hausfrauen von Julie Köller, das sich durch seine Vielseitigkeit in hohem Maße auszeichnet. Es geht von der Nahrungsmittellehre aus, gibt eine mit Illustrationen erläuterte Einrichtung der Küche, ein vollständiges Koch- und Einmachbuch, belehrt über Serviren und Speisezettel und schließt mit hauswirthschaftlichen Rathschlägen. In erster Linie auf die norddeutsche Küche und ihre Spezialitäten Rücksicht nehmend — es ist in Schleswig (bei Bernh. Meves) erschienen — ist es doch so vielseitig, daß es jeder deutschen Haushaltung ein willkommener Rathgeber werden wird.

— **Karl Ruthard und Wilhelm Föhr haben ein „Patriotisches** Gedenkbuch in Prosa und Poesie" (Stuttgart, Levy & Müller) zusammengestellt, welches alle großen Tage und bedeutenden Ereignisse im Leben unseres Vaterlandes von der Auflösung des deutschen Reichs 1806 bis zur Wiederaufrichtung desselben 1871 in Zeittafeln, Schilderungen und dichterischen Verherrlichungen für Geist und Gemüth des Patrioten festhält. Aus allen geht deutlich hervor, daß die Herausgeber seit Jahren fleißig an dem Material gesammelt und daß sie nun das Beste des Besten geben, für jedes Haus ein patriotisches Erbauungsbuch, für die Jugend der Wegzeiger, ein guter deutscher Bürger zu werden.

— **Der „Deutsche Sängerkalender" (Eichstätt und Stuttgart,** Krüll) erscheint im siebenten Jahrgang und enthält neben einer Menge unterhaltenden Stoffes aus der Musikwelt Kalendarisches aller Art, Verzeichnisse von Sängergesellschaften, Musikzeitschriften (23 an der Zahl), Kompositionen des letzten Jahres u. s. w.

— **Bayard Taylor's neuestes Gedicht, betitelt: „Prince Deukalion",** erschien in London an demselben Tage, da er in Berlin seine Seele aushauchte.

— **Karl Stieler bewahrt sich seine Ursprünglichkeit und Frische.** Des bayerischen Poeten neue Gedichtsammlung, betitelt: „Um Sunnawend" (Stuttgart, Meyer & Zeller) enthält gerade so köstliche Dialektverse als die früher veröffentlichten Lieder dieses Sängers, der wie kaum ein Zweiter das bayerische Bauernthum und Bauernleben liebenswürdig zu machen weiß. Der Ernst hat diesmal auffallend tiefe Klänge in diesen G'sangl'n und nimmt einen größeren Raum ein als sonst in den Poesien Stieler's, aber auch der Humor und Witz sind durch prächtige Stücke vertreten. Das Dorfleben wird durch ergötzliche, sicher nicht hinter dem Schreibtisch erfundene Anekdoten höchst charakteristisch gezeichnet.

— **Der literarische Kongreß, welcher im Juni 1878 in Paris** getagt hat, entschied sich bekanntlich für London als nächsten Kongreßort. Die Vorbereitung dieses neuen Literaturkongresses (für welchen schon heute bessere Vorsorge getroffen ist, als für den Pariser) ist zunächst in die Hände des Exekutivausschusses der neubegründeten „Allgemeinen Literaturgesellschaft" gelegt worden, wird jedoch gleichzeitig von einem Londoner Komite, an dessen Spitze der Schriftsteller Blanchard Jerrold, Chefredakteur der Zeitschrift „Lloyds Weekly", steht, — eifrigst gefördert. Die Londoner Klubs werden den kontinentalen Delegirten ihre eleganten Schlafräume und sonstige Lokalitäten zur Verfügung stellen. Literarisch und gesellschaftlich steht die „Royal Society" an der Spitze der Londoner Empfangsanstalten zu Ehren des Kongresses. Damit nun die Verhandlungen desselben (bei welchen u. A. die Frage der Literaturkonvention mit Amerika auf die Tagesordnung kommen soll) mit gehöriger Umsicht und Gründlichkeit gepflogen werden können, bittet der Generalsekretär der Pariser Association littéraire internationale, Jules Lermina, Rue Lepic 14 in Paris, sich in allen auf den Londoner Kongreß bezüglichen Dingen schon jetzt an ihn zu wenden.

— **Arthur v. Rothschild in Paris ist unter die Schriftsteller** gegangen. Er hat dieser Tage ein Buch über die Briefpost und die Briefmarken herausgegeben. Das Buch, außerordentlich reich ausgestattet, ist bei Callmann Levy in Paris erschienen.

Bildende Künste.

— **In Berlin wird eine Ausstellung von Reiseskizzen und von** architektonischen, dekorativen und kunstgewerblichen Aufnahmen in der Zeit vom 15. April bis 1. Juni d. J. stattfinden. Die Ausstellung beschränkt sich auf Werke der Architektur, dekorativen Malerei, Skulptur und Kleinkünste. Werke rein figürlichen und landschaftlichen Inhalts sind ausgeschlossen. Die Einsendung muß spätestens am 1. März erfolgen. Deutschland und Deutschösterreich sollen vertreten sein. Die Einsendung hat an das Komite, Wilhelmstraße 92, zu geschehen.

— **Der 28 Meter hohe hölzerne Obelisk, welcher am Einzugstag** des Kaisers auf dem Potsdamer Platz stand, wird durch einen Obelisken aus Granit und Bronze ersetzt werden und damit der denkwürdige Tag ein Monument für alle Zeiten erhalten. Die Baumeister Kyllmann und Heyden, welche den ersten Plan entworfen, werden auch diesen Obelisk ausführen.

— **Herr v. Biel-Kalthorst hat vor einiger Zeit ein Kapital** gestiftet, dessen jährliche Zinsen (3000 Mark) für Erhaltung und Entwicklung der Freskomalerei verwendet werden sollen. Auf Grund dieser Stiftung hatte der Senat der Berliner Akademie eine Konkurrenz ausgeschrieben und zugleich Privatpersonen aufgefordert, den erforderlichen Raum zur Ausführung der Malereien zur Disposition zu stellen. Es waren hierauf zwei Meldungen eingegangen: Herr Veltheim bot einen Saal seines Schlosses bei Spandau an, desgleichen der Architektenverein seinen Festsaal zu der Ausschmückung. An der Konkurrenz hatten sich sieben Studirende der Akademie resp. junge Künstler betheiligt, von denen sechs den zuletzt genannten Saal, einer den Veltheim'schen gewählt hatte. Das gegebene Thema für den letzteren waren der Krieg 1870—71, für den Architektensaal: Die Entwicklung der Baukunst. Als Sieger ging der Maler Hermann Prell, ein ehemaliger Schüler Gussow's, hervor, der die Aufgabe: „Entwicklung der Baukunst", in vorzüglicher Weise gelöst hatte. Die dem Künstler gegebenen Raumverhältnisse boten hinsichtlich der Disposition erhebliche Schwierigkeiten, da die beiden Seitenflächen des Saales je von einer Thür, die den Fenstern gegenüber liegende Wand aber von zwei derselben unterbrochen wird. Prell hat diese Schwierigkeiten glücklich überwunden.

— **Der berühmte Maler Hans Makart ist zum Professor der** Spezialschule für Historienmalerei an der Wiener Akademie ernannt. Von seinem neuesten Gemälde: „Einzug Kaiser Karl V. in Antwerpen" ist jetzt eine Photographie erschienen.

Bühne.

— **Im Stadttheater in Wien hat das Schauspiel „Gleich und** Gleich" von einem jungen Arzt, M. Bréc, viel Erfolg gehabt, der Verfasser wurde nach jedem Akt gerufen. „Der erste Akt ist der beste; er bringt eine klare, deutliche Exposition. Die Waldhofbäuerin will Sohn und Tochter nach ihrem Sinn, nach ihrem Grundsatze: ‚Gleich und Gleich' verheirathen, während Beide schon eine Herzenswahl getroffen. Die Tochter, das weichere Element, gibt nach; der Sohn, von härterem Stoffe, hört nicht auf die Stimme seiner Mutter und läßt sich lieber vom Hof verjagen, als daß er dem Weibe seiner Wahl, der schönen Anna, die einst auf dem Hof als Findelkind aufgenommen worden, entsagen würde. Kurze Zeit nach der erzwungenen Heirath kommt ihm die Reue, d. h. eigentlich nur das Heimweh nach dem schönen Waldhof; zugleich erwacht auch bei der Mutter wieder die Liebe zum Sohn; sonstige Ereignisse brechen ihren Starrsinn, ihr Herz wird weich, und die Versöhnung kann stattfinden, Joseph mit der schönen Anna auf den Waldhof heimkehren. Der Fehler des Stückes ist, daß es sich nicht steigert, gegen die Mitte hin eher abfällt; der dritte Akt verläuft in einen Trugschluß, just an der Stelle, wo die Handlung auf den höchsten Gipfel gehoben werden sollte. Auch fehlt dem Stück eine jener drastischen Volksfiguren, wie sie Anzengruber so lebensvoll zu zeichnen versteht, damit die Handlung sich belebe und erheitere. Wir sahen da allerdings so eine Art Dorfdumpf, den Geigenpeter, aber es ist ein sentimentaler Lump und macht in Ruhrung. Kurz, wir sehnen uns nach Humor. Das Stück ist auf der andern Seite reich an guten Eigenschaften: man sieht poetische Funken, hört eigenthümlich kräftige Worte, erlebt manche erschütternde Situation. Es ist Talent darin."

— **Im Hoftheater in Hannover gab man zum ersten Male:** „Am Marterpfahl", ein dreiaktiges Lustspiel von Hunold. Die Grundidee ist an sich recht amüsant, aber sie reicht nicht für drei Akte. Ein alter General hat die böse Eigenschaft, unglaubliche Jagdgeschichten zu lügen; besonders schwärmt er für ein angebliches Abenteuer unter den Indianern, wo er mit genauer Noth durch einen Unbekannten vom schrecklichen Tode am Marterpfahl gerettet sein will; ein lustiger junger Herr, welcher von der Schwäche des Generals gehört hat, stellt sich ihm nun, wie er gerade wieder die Indianergeschichte erzählt, als jener unbekannte Lebensretter vor. Der General mag nicht zugeben, daß er gelogen hat, und wird nun von jenem aufgezwungenen Retter so lange an einen moralischen Marterpfahl gebunden, bis er in Alles willigt, was Jener bei ihm durchsetzen will, u. A. in die Verlobung seiner Tochter mit dem Freunde des Retters. Der erste Akt ist recht lustig, die folgenden sind etwas zu weitläufig und lang ausgesponnen. Gespielt wurde ausgezeichnet, und so nahm das Publikum die Novität wohlwollend auf.

— **Rudolf Kneisel's Lustspiel: „Emma's Roman", das in Berlin** schon vor Wochen die Feuerprobe bestanden, errang auch am Hamburger Stadttheater einen vollen Erfolg.

— **Im Theater an der Wien in Wien wurde zum ersten Male** „Blindekuh", Operette in drei Akten, Musik von Johann Strauß, gegeben. Die Aufnahme des neuesten Werkes des in aller Welt beliebten Wiener Komponisten war eine sehr günstige. Die Musik zu „Blindekuh" stellt sich in der Form jener der „Fledermaus" zunächst. Sie ist durchweg heiter und anmuthig und umwindet mit Couplets und Liedern, Tanzrhythmen aller Art und lieblich-schelmischem Zwiegesange den Text der Lustspielposse. Zum Schlusse der Akte, beim Zusammentreffen aller Personen, führt sie größere Tonmassen, Ensembles vor und gewinnt damit die Hauptschlacht, nachdem sie in den kleineren Treffen ihre Siegeskraft bewiesen. Der Text der Operette: „Blindekuh" ist eine Galeere. Drei schwere, lange Akte, ohne heitere Idee, ohne komische Situation, ohne Witz im Worte. Er verhält sich zur „Fledermaus" wie eine richtige Kuh, ein blindes Thier, das sogar durch die anfeuernde Geißel des Strauß'schen Dirigirstockes nicht vom Flecke zu bringen ist. Ein Mann erwartet seinen Neffen aus Amerika, der die Tochter heirathen und die zerrütteten Vermögensverhältnisse des Schwiegervaters in spe in Ordnung bringen soll. Ein Anderer gibt sich für den Neffen aus, später kommt dieser, bereits vermählt, selbst, Mißverständnisse entstehen, werden gelöst, und das ist Alles! Das wird unkomisch, witzlos, in drei Akten flach, ohne irgend einen guten Einfall, sogar ohne eine gute Rolle, ausgesponnen. Und diese Worte! Die Musik von Johann Strauß gleicht Gold- und Edelsteinornamenten, die auf Sackleinwand gestickt wurden!

— **Emil Augier's Erstlingsarbeit: „Schierlingssaft", ein Lust**spiel von klassischer Einfachheit, ist am Hoftheater in Wiesbaden mit Erfolg in Szene gegangen.

— **Richard Wagner hat seinen „Parsival" beendet. Auffallend** soll in demselben der häufige Gebrauch der Chöre sein, was in seiner Tetralogie bekanntlich weniger der Fall ist.

— **Die Versteigerung des Autorrechts des Theaterdichters J. B.** v. Schweitzer fand kürzlich in Berlin statt. Die Schillerstiftung hat sie um 1500 M. zugeschlagen erhalten und mit der Summe der Wittwe ein schönes Weihnachtsgeschenk gemacht.

— **In Kopenhagen hat ein Drama: „Erich XIV.", großen Beifall** gefunden. Es ist die Erstlingsarbeit eines begabten Dichters, Karl Bahnson, welcher über der Gestaltung der Hauptrolle seines Stückes — einer wahnwitzigen Königsfigur — selbst in Irrsinn verfiel und sich noch gegenwärtig in einer Heilanstalt befindet.

Kultur und Wissenschaft.

— **Der König von Bayern hat auf Vorschlag des Kapitels den** Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst dem Historienmaler Franz Defregger in München, dem Bildhauer Reinhold Begas in Berlin, dem Musikdirektor Robert Franz in Halle, und dem Professor der Physiologie Karl Ludwig in Leipzig verliehen.

— **Im Jahre 1879 wird eine Konferenz des internationalen** Vereins zur Reform und Kodifizirung des Völkerrechts in London stattfinden.

— **Der österreichische Touristenklub hat zwei Preise ausgeschrieben** zu 100 resp. 50 Gulden für die beste und nächstbeste Monographie einer Gebirgsgruppe oder auch eines einzelnen Bergs im österreichischen Alpengebiet. Die Monographie hat mindestens 6 Druckbogen groß zu sein. Schluß des Termins: Ende Mai d. J. Die Arbeiten sind an die Klubkanzlei, Wien IV. Gußhausstraße, zu senden.

— **Der berühmte Gorillajäger und Afrika-Erforscher Paul du** Chaillu hat sich nach der Neuen Welt begeben, um dort Material zur ein Buch zu sammeln. Mehrere Jahre hat er im Norden Schwedens und Norwegens zugebracht, um dort Land und Leute zu studiren. Sein Werk wird in Kurzem in Paris herausgegeben werden.

Erfindungen.

— **Die nächstliegenden und einfachsten Verbesserungen technischer** Hülfsmittel, welche das Leben des Menschen und die Thätigkeiten des menschlichen Organismus unterstützen, werden oft, obwohl sie sehr nahe liegen, übersehen und meist ist es irgend einem Zufall zu danken, wenn sie die geeignete Verbreitung finden. Eine der bedeutendsten, dieser Kategorie von Verbesserungen angehörigen Erfindungen wurde kürzlich von dem Optiker Schleich-Ströhlein zu Frankfurt a. M. an den Brillen gemacht. Dadurch, daß zu demselben öfters Augenleidende kamen, welche behaupteten, mit den ihnen vom Arzte verordneten Brillen unter Umständen nur nach einer gewissen Richtung scharf sehen zu können, während, wenn sie lesen wollten und den Blick nach unten lenkten, die zu lesende Schrift undeutlich wurde und verschwamm, kam der Erfinder auf den richtigen Gedanken, daß wenn die Lichtstrahlen nicht senkrecht durch die Brille in das Auge eindringen, sondern in schiefer Richtung das Glas durchsetzen, Zerstreuungskreise eintreten müssen, welche das zu betrachtende Bild undeutlich machen. Alle Brillen, welche bis jetzt im Gebrauch waren, sind mehr oder weniger verschieden in ihrer Form, aber alle besitzen an jeder Seite ein Charnier, welches nur den Zweck hat, die Brillenstangen umlegen zu können. Die Fassung der Brillengläser steht fast im rechten Winkel zu den Brillenstangen und dieses hat den großen Nachtheil, daß beim Lesen oder Arbeiten die Sehlinie dicht an der unteren Kante der Brillenfassung schräg durch das Glas geht. Es entsteht hiedurch eine fehlerhafte prismatische Wirkung des Glases, welche das Sehen erschwert und den Augen schädlich ist. Der Erfinder hat nun die Brillen in der Weise verbessert, daß man dieselben vor den Augen mit Hulfe eines zweiten Charniers in eine beliebige Stellung bringen kann, so daß die Sehlinie immer rechtwinklig und durch die Mitte des Glases gehen muß. Hiedurch wird ein weit klareres und angenehmeres Sehen als bei den gewöhnlichen Brillen ermöglicht und die Wirkung der Brille bringt den Augen keinen Nachtheil. Die Erfindung wurde von den ersten Augenärzten geprüft und auf der jüngsten Versammlung der Ophtalmologen zu Heidelberg als in jeder Beziehung fur ausgezeichnet und empfehlenswerth befunden.

— **Wie auf der Weser, so ist auch ein von der Direktion der** Elbdampfschiffahrts-Gesellschaft von einem Schiffe aus angestellter Versuch mit elektrischer Beleuchtung in jeder Beziehung gelungen. Die gedachte Gesellschaft beabsichtigt, diese Art Beleuchtung für ihre aufwärts fahrenden Schiffe anzuwenden. Dagegen scheint sich das elektrische Licht als Leuchtfeuer an der Seeküste nur in einem sehr bedingten Maße geeignet erwiesen zu haben. Ueber die bisher hiebei gemachten Erfahrungen und erzielten Ergebnisse wird von kompetenter Seite berichtet, daß auf Entfernungen von zwei Meilen das elektrische Licht jede andere Küstenbeleuchtung bei allen Wetterverhältnissen an Intensität übertrifft, daß dasselbe hingegen auf weitere Entfernungen bis zu vier Meilen und darüber nicht schärfer und bestimmter als jedes andere Leuchtfeuer erster Klasse hervortritt, und, was noch ungünstiger, daß dasselbe in der Nähe des Leuchtorts nur eine so trügerische und zu Irrthümern veranlassende Beleuchtung gewährt, daß die Gefahr durch diese Art Leuchtfeuer eher als erhöht, denn als geminbert erachtet werden kann.

Verkehr.

— **Lord John Manners, der Generalpostmeister von England, hat** zu Weihnachten ein Blaubuch über die Postverwaltung ausgegeben, in dem sich wie alljährlich viel Lehrreiches vorfindet. Postämter gibt es in England 13,763; Briefkasten an Straßen und Eisenbahnen 11,319. Zur Ablieferung von Briefen sind demnach 25,082 Stellen vorhanden, im Jahre 1867 nur 17,225 und im Jahre 1840 nur 4500. In London allein sind 1881 Briefkasten angebracht. Die Post besorgte an Briefen, Karten, Paketen von Buchern und Zeitungen u. A. im Laufe des Jahres 1 Billion und 477,828,200 Stück. Von dieser erschreklichen Anzahl erreichten den Adressaten nicht 4,873,625 Stück. Fast 28,500 derselben hatten gar keine Adresse, 757 davon enthielten Geld oder Geldwerth. Lose Freimarken wurden gefunden 52,856 Stück. Ohne Umschlag oder Adressen wurden eingeliefert 12,525 vermischte Gegenstände. Während der Weihnachtszeit wurden 4½ Millionen Briefe mehr als sonst befördert. Ein großer Theil derselben ward am Weihnachtsmorgen eingeliefert und es wurden 1000 Briefsäcke mehr erfordert. Von den Briefträgern fanden 3 während Ausübung ihres Berufes den Tod.

Feste und Versammlungen.

— **Der zweihundertjährige Gedächtnißtag der Befreiung Wiens** von den Türken soll festlich begangen werden. Man gedenkt an diesem Tag (12. September 1883) das neue Rathhaus zu eröffnen, zu Ehren des Vertheidigers von Wien, des Grafen Starhemberg, ein Denkmal zu errichten und ein Gedenkbuch herauszugeben, in welchem die Entwicklung Wiens in den letzten drei Jahrhunderten geschildert wird. Zu allem dem werden jetzt schon die Vorbereitungen getroffen.

Gestorben.

— Dr. Wilhelm Engelmann, Buchhändler und Kunstschriftsteller, 70 Jahre alt, am 16. Dezember, in Leipzig.

— Hofkapellmeister Heinrich Proch, bekannter Liederkomponist, 70 Jahre alt, in Wien, am 19. Dezember.

— v. Kudriawsky, k. russischer Gesandter am spanischen Hof, in Madrid, am 19. Dezember.

— Johann Martin Bernatz, Landschafts- und Architekturmaler, Orientreisender, in München, 77 Jahre alt, am 19. Dezember.

— Achmed Kaiserli Pascha, vormals türkischer Admiral, zuletzt Gouverneur von Rustschuk, 84 Jahre alt, Ende Dezember.

— Mathilde Wildauer, vormals k. k. Hofsängerin, berühmte Soubrette, am 23. Dezember, in Wien, 58 Jahre alt.

— Des Coudres, Historienmaler, Professor an der Kunstschule zu Karlsruhe, 58 Jahre alt, am 24. Dezember.

Langweilige Lektüre.

Gemälde von A. Toulmouche.

Ein langweiliges Buch. Wir wollen den Autor des Buchs nicht verrathen, nur von dem Künstler sprechen, der die Situation mit so glücklicher Hand auf die Leinwand geworfen, daß er unseres Wortes nicht bedarf. A. Toulmouche gehört zu den talentvollsten Vertretern des Genres in der modernen französischen Malerei, der seine anmuthigen Motive dem häuslichen Leben, der die intime entlehnt und auf den Ausstellungen stets großes Glück machte. Er schildert namentlich gern hübsche junge Frauen und Mädchen und niedliche Kinder mit jener zierlichen Anmuth, welche den gebildeten Ständen eigen ist, und jenem Geschmack in der Kleidung, der auch in die widersinnigste Mode noch eine Art Reiz zu bringen weiß. Dabei versteht er sich vortrefflich auf den Comfort der Einrichtung, den behäbigen Luxus eines wohnlich und mit harmonischem Sinn möblirten Frauengemachs. Kurz, alle seine Bilder haben den vollen Reiz der Behaglichkeit. Unser Künstler ist aus Nantes gebürtig und ein Schüler von Gleyre.

Langweilige Lektüre. Gemälde von A. Toulmouche. Nach einer Photographie im Verlag von Goupil & Comp. in Berlin.

Der Kartenkünstler.

(Hierzu das Bild S. 289.)

Wer kennt ihn nicht, diesen Sprecher der Tables d'hote, der Alles gesehen, überall gewesen und Jeden gekannt, auf wen und auf was zufällig die Rede kommt, ihn, dessen Kopf jedem Friseurfenster zur Zierde, dessen riesige Manschettenknöpfe jeder Schützengesellschaft zu Preisscheiben und dessen seinangerauchte Meerschaum-Cigarrenspitze als Aushangeschild für die Firma dienen kann, deren Geschäft er mit der beredtesten Suada vertritt. Aber nicht die Table d'hote ist der wahre Schauplatz seines Witzes, dort kennt man ihn und sieht ihm in die Karten. Im Bauernwirthshaus, wenn die Honoratioren des Ortes, der Pfarrer, der Schulze, der Hofpächter, um den Tisch beim Schoppen versammelt sind und er seine Kartenkunststücke zeigen kann, da ist er in seinem Element, da feiert er seine Triumphe — einen solchen Moment von drastischer Wirkung hat E. Bretschneider gezeichnet und uns durch das glückliche Erfassen des spannenden Moments jeder Erklärung überhoben.

Der reisende Kaufmann als Kartenkünstler. Originalzeichnung von Eduard Preisdanz. (S. 288.)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

In der That hatte Fleming seinen Wagen vor dem geräumigen Pastoratsgehöft des Dorfhagener Pfarrkollegen angehalten, einem herbeieilenden Knecht die Pferde übergeben und war schnell in den großen Obstgarten hineingeschritten, in welchem, wie ihm gedeutet worden, der Herr Pastor sich befinde. Es hingen gegenwärtig keine gelbverlockenden Birnen vom Baumgezweig herab, sondern die Aeste schimmerten überall im röthlich-weißen Blütenkleid durch die Dämmerung. Sie strömten süßen, wie in Wellen anflutenden und verebbenden Duft von sich, doch der Ankömmling empfand denselben augenblicklich so wenig, wie er der reifen Früchte gedachte, die er dereinst in Kindertagen von ihnen gehascht. Sein Schritt verlangsamte sich allmälig, gleich dem eines Menschen, der hurtig und entschlossen einem Ziel entgegeneilt, allein jetzt dicht an dasselbe hingelangt, noch einmal den Weg und den Zweck der Wanderung in Erwägung zieht, nachdenklich innehält, um sich zu vergewissern, ob er wirklich bereit sei, mit voller Ueberlegung den letzten, erreichenden und entscheidenden Schritt vorzusetzen. So stand Melchior Fleming still und blickte auf einige weißliche Wölkchen hinüber, die am Gartenrand in regelmäßigen Zwischenräumen wie abgelöste Bestandtheile des Frühlingsblütenmeeres umherflatterten. Nur schwebten sie nicht zur Erde herunter, sondern stiegen zerrinnend, doch stetig wiederkehrend, in die Abendluft hinauf.

Ihr Urheber war Fritz Genthin, der genau im selben Kostüm, in welchem er am Tage nach der Ankunft Hainbuch's zu Ellernbrook ankutschirt gekommen, mit einer langen Pfeife im Munde auf und ab wandelte. Er redete manchmal ein Wort mit sich selbst, stieß es, nicht in liebkosenden Schmeicheltönen, zugleich mit dem Dampf zwischen den Zähnen heraus. „Hallunken! — Ich wollte, sie kämen mir! — Mit der Fuchtel! — Meinetwegen auch mit Heugabeln und Dreschflegeln! — Aber werden sich hüten bei meinen Bauern! — Sollten sie und mich in Berlin haben! — Maul halten, zu Frau und Kindern nach Haus gehen, oder !"

Der Dorfhagener Pastor unterbrach jetzt seinen unverständlich-abgerissenen Monolog, zog die Pfeife aus dem Mund und blickte scharf zwischen den Obstbäumen hindurch. „Ist da Jemand auf der Lauer? Etwa ein Bruder aus Berlin oder Paris? Es gibt noch nichts zu mausen hier im Garten. Aber nur heran, ich will schon für die Kost sorgen!"

Damit ergriff der Sprecher einen dicken, an seinem Weg liegenden Knüttel und trat hurtig in die Richtung, in welche er seine lauten Worte geredet. Aber nach einigen Schritten brach er in ein frohlauniges Gelächter aus:

„Hahaha! Wahrhaftig ein Bruder! Ein lieber Amtsbruder! den ich für einen neumodischen zweibeinigen Marder hielt, der um den Taubenhof schleicht! Willkommen, willkommen in Dorfhagen! Zum Abdecker mit dem räudigen Gesindel! Was lange dauert, wird gut; es ist wohl fast ein halbes Jahr lang her, daß ich auf den Herrn Confrater gewartet? Ueb' immer Treu' und Redlichkeit, der Frühling kommt zu seiner Zeit! Ja, ein schöner Frühling! Da hab' ich das Schandblatt mit dem Neuesten! Man riecht's ihm noch an! Uebrigens ist der Weg zwischen hier und Ellernbrook nachgerade im Winter auch heillos und ich habe meine Bauern aufgekriegt, einen Mordslärm bei der löblichen Obrigkeit aufzustellen, daß ihr der städtische Flausenkasten mal wirbeln soll. Serenissimus wird sich die allerhöchste Nase und den Mund zuhalten. Schert mich nicht, wir sind keine Schafe, die sich geduldig scheeren lassen, da stößt der Bock einmal drein. Aber die Frühlingshallunken sollen sich zum Teufel scheeren! Lumpenkerle sind's, Lotterbuben, die keine christliche Hälfte am Bein haben, sonst wäre ihnen das große Maul zugenäht. Herzlich willkommen, lieber Amtsbruder! Unglück kommt über Nacht, und Glück mit den Fledermäusen. Das gibt 'nen guten Abend; es ist nicht gut, daß der Mensch und die Pfeife allein sei. Man pafft sie nur so in die Luft, ohne Verstand, blauen Dunst. Hast Du den schuftigen Kram aus Berlin gelesen?"

Fritz Genthin hatte ein zusammengeknittertes Zeitungsblatt aus der Rocktasche herausgezerrt, das offenbar den Anlaß zu seinen vorherigen Monologinterjektionen, wie zu den ingrimmigen Einmengseln in seine Anrede an Fleming gegeben, glättete es, soweit dieß noch möglich war, wieder aus einander und reichte es seinem Besucher entgegen:

„Nicht zum Fidibus möcht' ich's drehen; stinken würd's, den ganzen Garten verpesten. Wissen möcht' ich nur, wozu unser Herrgott das Geschmeiß in die Welt setzt. Rauchst noch immer nicht, lieber Amtsbruder? Mußt es Dir in den alten Tagen noch angewöhnen, 's ist nothwendig gegen die Mücken und die Tücken. Hier qualmt's täglich dichter, wie's nur beim Kollegen Schmiedemeister in Gretna Green von der Esse beizen kann. Das ist der einzige Ableiter dafür, daß man hier unter den Schafen und Geflügelsorten nicht mit dem Hammer in das Otterngezücht drein zu dreschen im Stande ist. Aber Du wirst hungrig und durstig sein. Dorthe! Mamsell Dorothea! — Hast Deinen neuen oder alten Hausgesellen nicht mitgebracht? Ein stattlicher, verständiger Mann — Mann ist das rechte Wort für ihn. Muß 'ne Lebensfreude sein, ihn immer um sich zu haben. Einer von der alten stramm gebliebenen Garde. Nur ein Kreuz, daß er mir noch nicht in die Schmiede gerathen, mir oder Dir. Eingefeuert hab' ich ihm genug, hat indeß bis heut' nicht geheizt. Kommt aber noch, dem seh' ich's am Glimmern in den Augen ab. Es schwält, man muß nur fleißig mit dem Blasbalg drauf rumoren."

Melchior Fleming hatte bisher keinen Versuch gemacht, die ihm altbekannte, sich überstürzende Expektorationsart seines Kollegen zu unterbrechen. Es schien im Gegentheil fast, als ob dieselbe ihm durchaus nicht unerwünscht sei, um eine Weile schweigend zuhören und eine sich bietende Gelegenheit benützen zu können, die von ihm beabsichtigte Erwiederung oder Aeußerung passend an einen der Exkurse Genthin's anzuknüpfen. Nun war dieser erwartete Moment offenbar eingetreten und lächelnd schloß er rasch die Frage an die letzten Worte des Dorfhagener Pfarrers:

„Bist Du noch immer der Nämliche geblieben, dessen ceterum censeo dahin geht, daß jeder Mann unter die Haube muß? Wenigstens scheint die Zeit darin bei Dir keine Aenderung —"

„Schein trügt, Amtsbruder, sagt man" — Fritz Genthin zog ein paar Mal heftig an der Pfeife und legte die Spitze derselben zugleich mit seiner Hand auf Fleming's Arm — „aus ist sie, kommt Alles von dem Gered' über die Hallunken, die saubere Brüderschaft. Schein trügt, aber ein Glaubenssatz ist kein Schein und erschüttert nicht. Der steht mit dem Bibelwort: ‚Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.' Sonst werden Faxen daraus, Lotterkram, Hirntollheit; ein Gaul, der's Gebiß nicht im Maul hat, kriegt den Koller. Darum kollert's jetzt in Berlin herum, das Oberste zu unterst. Wozu ward die Rippe Fleisch? Um die Fuchtel halten zu können, gottgefällig, menschennützlich, ein Segen auf Erden —"

„Ich glaube es ebenfalls, und eben weil ich mich von der Richtigkeit Deines, freilich von Dir selbst nicht befolgten Grundsatzes überzeugt habe —"

„Nach meinen Worten, nicht nach meinen Thaten," lachte Genthin. „Verba volant, mulieres manent; das Wort ist stark, das Fleisch ist schwach."

„Aber das Wort soll Fleisch werden —"

„Sagst Du? Sagst Du mit dem Evangelium?" Der Antwortende sah groß und aufhorchend in die Höhe. „Bringst Du frohe Botschaft? Keinen Spaß mit dem Evangelium, lieber Amtsbruder!"

„Nein, es ist vollster Ernst — eine Sache der ernsthaftesten Ueberlegung." Fleming verstummte einen Moment, dann fügte er schnell hinzu: „Du erinnerst Dich, daß ich Dich im Herbst gebeten hatte, zur Besprechung einer Angelegenheit zu mir zu kommen. Damals waren verändernde Umstände eingetreten — ich sagte es Dir, als Du kamst — es mußte ein Aufschub stattfinden. Doch jetzt ist das Hinderniß beseitigt, wird es jedenfalls demnächst sein, und ich möchte mich Deiner Beihülfe — nur ist hier nicht der geeignete Ort dazu —"

Fritz Genthin's Augen vergrößerten sich, doch noch immer ungläubigen Blicks, noch mehr. Er faßte den Arm Fleming's und zog ihn hastig vorwärts: „Du meinst, in meiner Studirstube ist's besser. Gewiß. Meine Beihülfe als — als Schmied? Komm' rasch! Heißes Eisen soll man nicht kalt werden lassen. Du hast eine — ich hätte beinahe gesagt, Katzenmanier, um den Brei zu gehen, daß es Einem selbst heiß dabei im Kopf wird. Und für wen?"

„Wenn wir bei Dir drinnen sind; es wird Dich überraschen — anfänglich wenigstens." Melchior Fleming zog sein Taschentuch hervor und trocknete sich damit die Stirn. „Du sagst es — es ist in Wirklichkeit heiß — eine schwül drückende Luft. Ich erinnere mich, daß Du selbst damals im Herbst äußertest, es wäre ein christliches Werk. Das ist mir im Kopf geblieben, im Herzen aufgegangen, als eine Saat Deines Mundes. Sind wir ungestört in Deinem Zimmer?"

„Vollkommen. Ich werde —"

Genthin brach ab, sie waren an das Pfarrhaus gelangt, unter der Hofthür stand, mit einer Wirthschaftsarbeit beschäftigt, eine in dunklen Kleidern aufragende weibliche Gestalt, von der sich im Halbdunkel nicht viel mehr unterscheiden ließ, als daß sie sehr hager, sehr lang und im Besitz sehr verscheuerter Hände sei. Sie machte einen etwas eckigen, doch achtungsvollen Knix, allein Fleming gewahrte sie kaum, trat in sichtlicher Erregung rasch an ihr vorüber in's Haus. Genthin dagegen sagte zurückbleibend:

„Guten Abend, Mamsell Dorothea. Verderbe Sie sich doch Ihre Augen nicht; Sie ist wahrhaftig die Fleißigste Ihres Geschlechts —"

Jetzt ließ sich auch noch erkennen, daß Mamsell Dorothea's Stimme in einer gewissen scharfen Dürrheit Uebereinstimmung mit ihrer Figur und ihren Gesichtszügen besaß. Sie versetzte:

„Wenn ich das Haus nicht in Ordnung hielte, so würden Ihre Augen das Verderben wohl bald genug an allen Ecken und Kanten spüren, Herr Pastor. Das heißt, wenn Sie sie überhaupt noch zum Sehen brauchen wollen und vor dem ewigen Tabaksrauch noch brauchen können. Aber in der Wohnstube wenigstens möcht' ich's mir ausgebeten haben, darin sind seit heut Nachmittag frisch gewaschene Gardinen. Glauben Sie, daß man sich für nichts und wiedernichts die Finger strapezirt wie 'ne Waschfrau? Was Sie in Ihrer Stube angeben, geht mich und die Reputation des Hauses nichts an, da habe ich Alles beim Alten gelassen."

„Gut, gut, liebe Dorthe; Sie macht Alles vortrefflich. Es ist ein Glück vom Himmel, daß er mir Sie als unvergleichlichen Beistand zur Seite gesetzt hat, ich bin ihm täglich dankbar dafür. Nur wollte ich Sie noch bitten —" Die Stimme des Sprechers hatte von der ersten Begrüßung einen fern von allen schroffen Bezeichnungen vorsichtig-achtungsvollen Ton eingeschlagen, gewann jetzt aber etwas beinahe Weichmüthiges, wie er halb gedämpft wiederholte —: „Ich wollte Sie noch bitten, die Thür der Waschküche zu schließen, damit Niemand — es handelt sich um eine zu beredende wichtige Angelegenheit — und dann — der Herr Amtsbruder erweist mir heut Abend die Ehre — wir haben wohl —" Fritz Genthin zog, ehe er seinen Satz ergänzte, noch einmal rasch an der längst ausgegangenen Pfeife — „haben wohl noch einen guten Karpfen im Weiherkasten, den Sie holen könnte, liebe Dorthe, Sie weiß, der Herr Amtsbruder ißt ihn gern, ich glaube, mit Meerrettig — meint Sie nicht auch? Sie weiß Alles und wird es wissen. Nur verderbe Sie sich nicht Ihre Augen, auf denen das Haus — wahrhaftig, das Haus ruht ganz allein auf Ihren beiden verständigen Augen, liebe Dorthe, das sehe ich täglich immer mehr ein."

Sehr schnell hatte der Dorfhagener Pfarrherr den letzten Satz gesprochen, doch noch schneller eilte er — huschte, wäre für die Auffassung des Auges und Ohres bezeichnender gewesen — dem vorangeschrittenen Kollegen nach, den er im Flur an der Thür seines Studirzimmers einholte. Sie traten ein und er schloß dieselbe mit einer gewissen Sorglichkeit, doch auch zugleich mit einem Ausdruck voller, fast stolzer Befriedigung hinter sich. Er rieb sich einige Mal die Hände, trat an einen Wandtisch und sagte, während er seine Pfeife neu stopfte:

„Alles in Ordnung — gleich. Du ißt doch den Karpfen am liebsten mit Meerrettigsauce, meine ich mich zu erinnern. Irr' ich mich, bitte ich Dich, es zu sagen; nichts leichter, als —"

Den Tabak noch im Pfeifenkopf fest drückend, kehrte er sich gegen Fleming zurück und legte vertrauensvoll die Hand auf den Arm desselben: „Weißt Du, lieber Amtsbruder, ich glaube, es hatte sie ein bischen gekratzt, daß Du ihr nicht die Tageszeit oder sonst 'nen Gruß geboten. Ich spürte es ihr an und hab' es gut gemacht — hast Du's vielleicht gehört? Nicht? Du hättest sonst in dieser Richtung draus lernen können, wie man

mit den Frauenzimmern — suaviter in modo, fortiter in re. Nur immer mit unbeirrbarer Entschiedenheit; Manneswille oben! Dann muckſen ſie nicht und thun, was man ihnen gebietet — nach — dem — Wortlaut —"

Er zog zwiſchen den letzten Worten den erſten Rauch ſeiner angezündeten Pfeife herauf, blies nun eine tüchtige Wolke vor ſich hinaus, ſah Fleming durch das Zerrinnen derſelben erwartungsvoll in's Geſicht und fuhr fort:

„Alſo —!"

„Alſo" — mit dem nämlichen Wort hatte auch Mamſell Dorothea ungefähr eine Minute vorher ein halblautes Selbſtgeſpräch mit ſich begonnen: „Alſo nach dem Fiſchkaſten ſoll ich noch im Stockfinſtern tappen, im Blinden einen Karpfen herausfingern, waſchen, abſchuppen, kochen, Meerrettig reiben, Sauce machen für den ſaubern Amtsbruder, der bei nachtſchlafender Zeit hier ankutſchirt, das Haus auf den Kopf ſtellt und im geiſtlichen Hochmuth für eine abgeſchundene Gottesкreatur, wie ich, nicht einmal ein ſimples Wort über hat. Das wär' mir 'ne neumodiſche Wirthſchaft, wie die ſemmelhaarige Mamſell Tochter ſie bei Dem in Ellernbrook führen mag, aber mir laß ich die guten Sitten nicht verderben und bei Ihm hab' ich auch dafür aufzukommen. Was Wichtiges haben ſie zu hereden, wenn die Hühner zu Bett ſind, und es ſoll Keiner in die Waſchküche wegen der Brettertwand nach der Studirſtube? Was Gutes ſcheut keine redlichen Ohren und ſchleicht nicht wie der Fuchs in der Nacht um den Hühnerſtall. Ich bin nicht neugierig, aber es ſteht in der Schrift: ‚Der Verſucher geht um.' Wenn der Habicht in der Luft iſt, ſoll die Gluckhenne nicht von ihrem einfältigen Küken fortlaufen. Da wird was über mich — die Männer ſind alle grundfalſch, wenn ſie auch bis an die Hacken im ſchwarzen Rock ſtecken. Ich hörte es ſeiner ‚lieben' Dorthe an — ſollt' es etwas mit der ſemmelhaarigen Mamſell? Vorigen Herbſt war er drüben und ſagte nachher, ſie wär' ein Bild von einem Frauenzimmer, bei der's ein Kreuz und Jammer ſei, daß ſie noch immer nicht — Herr Gott, hab' ich's total vergeſſen! Ja, 'ne richtige alte Jungfer iſt ſie, bei der's nachgerade Zeit iſt, wenn ſie ſich noch Einen einfangen will, und das wollen ſie Alle, außer mir. Behüt' der Herr in Gnaden, das hätte mir noch gefehlt, mit ſo Einem durch Spruch und Sakrament zuſammengebunden zu ſein, daß man nicht einmal davonlaufen könnte, wenn's zu toll wird. Aber 's iſt richtig, mit den Jahren würd's bei ihr juſt paſſen. So ein Mann auf der grünen Seite der Fünfzig — Alles klipp und klar. O du lieber Herrgott, was für Abgrundsfalſchheit gibt's in der Welt, und das hat man davon, wenn man ein Vierteljahrhundert ſich abgerackert und treu wie ein Hund an der Kette vor'm Haus gelegen hat. Jajaja! Ehe Die mit Allem fertig ſind, würd' der Karpfen dreimal verbrennen. Die Trina kann ihn holen, mich ſoll's nach der Schändlichkeit nichts mehr angehen. Aber die Waſchküche will ich noch zuſchließen, das hat er mir befohlen, und es iſt Gottes Gebot, daß man ſeinem Herrn gehorſamen ſoll. Zuſchließen, hat er geſagt, weiter nichts. Er wär' im Stand, es mir noch Jahr und Tag zu verſchweigen und es gerade in's Geſicht abzuleugnen — denn wozu iſt Einer, der das über ſich bringt, nicht im Stand —?"

Mamſell Dorothea war während ihres Selbſtgeſprächs um die Hausecke gegangen, trat nun geräuſchlos in die Waſchküche hinein und ſchloß nach der Vorſchrift ihres Herrn die Thür derſelben ab. Er hatte ihr keinen Befehl ertheilt, ob ſie die Thür vor oder hinter ſich ſchließen ſollte — „nur zuſchließen," murmelten ihre Lippen noch einmal — und ſie war dem dreifachen Gebot Gottes, ihres Herrn und ihres Gewiſſens gefolgt.

Schweigſam wie der Tag war der Abend über das Pfarrhaus in Ellernbrook hingegangen. Ottmar Hainbuch hatte ſich, ziemlich ſpät heimgekommen, mit Müdigkeit entſchuldigt, daß er nicht am Abendeſſen theilnehmen werde, und ſich auf ſein Zimmer begeben. Helene ſaß allein mit Eugen Römhold und Petrea. Nur die Letztere ſprach, war bald munter, bald legte ſie wie ſchläfrig den Kopf zurück und ſchwieg ebenfalls, ſo daß Eugen ihr nach einiger Zeit den Rath ertheilte, es ſich bequemer zu machen und ſich in ihr Bett zu begeben. Aber ſie lachte: „Ich laſſe mich nicht zu guter Letzt' noch in den April ſchicken und mir aufbinden, ich ſei müder als Du. Du haſt ja kaum Augen mehr, um mich anzuſehen. Wenn Du den Mund noch aufthun kannſt, ſag' mir, ob Du glaubſt, daß Herr Hainbuch wirklich von hier fortgeht?"

Er antwortete: „Ich denke mir, Du wirſt das beſſer wiſſen als ich oder ſonſt Jemand; Du biſt ja ſeine Vertraute. Nicht wahr, Helene? Wir Beiden ſind's wenigſtens nicht mehr."

Die zuletzt Angeredete nickte nur ſtumm mit dem Kopf. Petrea meinte lachend: „Vertraut, das klingt wie halb verheirathet. Ich bin mit Niemandem vertraut —"

„Weil Niemand dem traut, was Du ſagſt —"

„O Du mein trauter Schatz!" trällerte das Mädchen zwiſchen den Lippen. „Soll ich Deiner Behauptung vielleicht trauen, daß ich ſchläfriger ſei als Du? Trau', ſchau' wem!"

„Ihr redet Beide kindiſch," ſagte Helene, gedankenmüde aufſehend, „und thätet beſſer, zu Bett zu gehen."

„Das heißt, Du willſt uns Beide los ſein!" rief Petrea. „Das iſt gleich und gleich getheilt, und wenn Keiner den längſten Halm zieht, ſpiele ich mit."

„Nein, ich meine, daß euch der Schlaf nöthiger iſt als mir. Ich bleibe auf, den Vater zu erwarten."

Petrea's Geſicht hatte einen übermüthigen Zug. Sie legte ihren Mund feſt auf die kleine Ohrmuſchel Helenens und flüſterte:

„Vielleicht wartet ſonſt noch Jemand mit ſeinem Kommen darauf, daß wir fort ſind."

Die Stirn der Pfarrerstochter fuhr mit einem Ruck in die Höhe: „Wer?"

„Pah — Du läßt Dich noch einmal in den April ſchicken. Dein langer Freund vom Jahrmarkt, weißt Du noch? Es wäre Unrecht von Dir, wenn Du ihn ſchon vergeſſen hätteſt. Gute Nacht!"

„Geh', Du biſt entſetzlich albern — ihr ſeid es Beide!"

Helene antwortete es mit erzürntem Ton; Petrea drehte ſich auf einem Fuß im Kreiſe, lachte: „Es iſt Walpurgisnacht heut, da ſchickt's ſich —" hielt vor Eugen an und rief: „Hörſt Du's, Du auch! Und Du haſt doch ſo klug den Abend geredet — geſchwiegen, mein' ich. Undank iſt der Welt Lohn. Komm', Mitalberner!"

Sie gingen zuſammen hinaus, auf dem Flur wollte Eugen umkehren, um ſein Taſchenmeſſer, das er auf dem Tiſch vergeſſen, zu holen. Doch Petrea rief: „Wart', ich bring's Dir!" flog in's Zimmer und kam zurück.

„Du biſt ja merkwürdig liebenswürdig heut," gab er leicht ſpöttiſch, doch verwundert zur Antwort.

„Nur wie immer. Aber Du merkſt es nur einmal im Jahr."

„Man ſollte glauben, Du hätteſt Wein getrunken."

Sie lachte und ſprang zwei Stufen der Treppe auf einmal hinauf. „Maiwein? Ich möcht' ihn wohl trinken. Wenn ich erſt auf Malchow bin, kannſt Du mich einmal dazu beſuchen. Heut iſt Walpurgisnacht, da reiten die Hexen durch die Luft und die Maikatzen miauen auf den Dächern. Nimm Dich in Acht, daß Dich keine im Traum kratzt! Die ſind nicht ſo zahm wie die Märzkätzchen an den Bäumen. Gute Nacht!"

Er hatte ſeine Zimmerthür geöffnet, ſie ſchob ihn am Arm raſch hinein, machte die Thür zu und drehte den Schlüſſel derſelben herum.

„Thu' auf! Was willſt Du?" rief er von innen.

„Dich behüten, daß Dich keine Hexe ſtiehlt und keine Katze kratzt!"

Er rüttelte. „Mach' auf!"

„Morgen früh, wenn Gott will, wirſt Du wieder geweckt!" ſummte ſie ausgelaſſen. „April! — Morgen iſt's Mai, da biſt Du frei! Huſch, huſch — Hexen aus dem Buſch!"

Sie tanzte fort nach ihrem Zimmer; drunten ſaß Helene allein, den Kopf zurücklehnend, und ihre Augen gingen in den Lichtſchimmer der Kuppellampe hinaus. Eine Erregung lag in ihnen, die ſie zuvor den Abend hindurch nicht beſeſſen; man ſah an ihrem Ausdruck, daß ſich nicht nur ihre Sehkraft, ſondern auch die des Gehörs erwartungsvoll anſpannte. „Was meinte ſie?" murmelten die Lippen, und Helene Fleming lauſchte jetzt mit vorgebeugtem Kopf athemlos auf einen Ton, der ab und zu durch die Decke des Zimmers von den oberen Räumen des Hauſes herabſcholl. Eine ganze Weile, horchend, unbeweglich; dann erloſch das dumpfe Geräuſch, die Fußtritte der zu Bett Gehenden, und ihr Kopf lehnte ſich ermattet wieder zurück. „Er kommt nicht — er geht," ſagte der Mund mit halblautem, bitterem Klang vor ſich hin. Die Uhr auf der Diele ſchlug die elfte Stunde; Helene zählte mechaniſch die Schläge. „Und er — mein Vater, wo bleibt er?"

Sie wiederholte: „Mein Vater —" und wie vorübertreibenden Gedanken nachſchauend, ſchweifte ihr Blick durch's Zimmer. Dann blieb er auf dem Oelbilde über dem Sopha haften, und ſie murmelte tonlos: „Meine Mutter —"

Das Bild mit den inhaltloſen, aber freundlichgutmüthig lächelnden Zügen ſah auf ſie herunter, doch nach einigen Minuten gewahrte ſie nichts mehr von ihnen. Etwas Anderes hatte ſich mit weißer Schichtung darüber gelegt, füllte den Rahmen aus und rann drin auf und ab. Dann geſtaltete es ſich heraus und ſtatt des Geſichtes ſtand das alte Traumbild Helenens auf der Leinwand - der einſame Inſelſtrand mit der weißen Düne, windumbraust und wellenumrauſcht. Doch zum erſten Mal regte ſich heut etwas darin, — wie eine Hand war's, die langſam aus den dunklen Waſſern aufſtieg und ihr winkte —

„Ja — ich komme —"

Unbewußt nickte ihre Stirn — da fuhr ſie zuſammen und vom Stuhl in die Höhe. Die Glocke der Hausthür ſchlug ſchrill durch die Nachtſtille an; ſie hatte das Heranrollen und Anhalten des Wagens nicht gehört, ihr Vater war zurückgekehrt und ſtand ſchon auf der Schwelle des Zimmers. Seine Augen ſtrahlten bei ihrem Anblick, er ſchloß ſie feſt und glücklich in die Arme. „Mein armes Kind, ich habe Dich müde gemacht und geängſtigt — aber ich habe Deiner ſtets gedacht, den Abend hindurch — nur Deiner." Sie ſchüttelte mechaniſch wie verneinend den Kopf. „Iſt Ottmar ſchon zu Bett gegangen?" frug er.

„Nein," tönte erwiedernd die Stimme Deſſen, nach dem er gefragt, von der Flurthür her, daß Helenens Augen erſchreckt herumflogen und in Hainbuch's Geſicht ſtarrten. „Ich war in Unruhe und blieb auf. Du biſt ſpät heimgekommen, Melchior."

Sein Ton klang bei Weitem theilnehmender, freundſchaftlicher als bei der mittäglichen Trennung; Fleming verſetzte: „Es thut mir leid, daß ich euch die Ruhe geſtört, ich hatte einen weiten Weg."

„Johann ſagte, Du ſeieſt nach "

Ottmar Hainbuch nannte den Namen des Dorfes, den er am Nachmittag im Vorübergehen vernommen. Der Paſtor drehte ſich leicht zur Seite und erwiederte, halb zu Helene gewendet: „Es war gut, daß er's wußte, ſo konntet ihr euch ſelbſt ſagen, daß es ſpät werden würde." Sie waren auf den Flur hinausgetreten. „Und biſt Du bei Deiner Reiſeabſicht geblieben, Ottmar?"

„Bei der Reiſe, ja; ihr Ziel iſt noch ungewiß, vielleicht erfahre ich morgen Näheres darüber. Gute Nacht!"

Es kam wie ein leiſes Echo der beiden letzten Worte von Helenens Lippen, doch verklangen ſie in's Leere, ungehört, wie es ſchien, und unerwiedert. Die Augen Hainbuch's hatten noch einmal von der Treppe zurückgeſehen und etwas Sonderbares in ihrem Blick gelegen, in ſeinem ganzen Geſicht. Oder war es der Schatten geweſen, der, mit dem Flurlicht kämpfend, fremdartig darauf gefallen?

Helene mußte darüber nachdenken; ihr Vater hatte ſich in ſein Arbeitszimmer begeben, ſie war in die Wohnſtube zurückgegangen, um die Lampe auszulöſchen. Sie ſtand und blickte in die Flamme —

Hatte ſie nicht nur das Rollen des Wagens, ſondern etwa zuvor ſchon auch das Herunterkommen Hainbuch's überhört gehabt? Oder war er erſt gekommen, als er das Anhalten der Räder vernommen? Jedenfalls hatte er bis jetzt gewacht, gewußt, daß ſie drunten der Rückkehr des Vaters harre, allein ſei --

Ihre ſchon ſeit Minuten ausgeſtreckte Hand drehte jetzt plötzlich den Docht der Oellampe herab. Die Flamme verſchwand, zuckte noch einmal röthlich auf und erloſch dann wirklich. „Allein" — ſagte Helene durch das dunkle Zimmer — „ausgelöſcht." Sie trat auf den Flur, nahm die dort brennende Kerze, ging die Treppe hinan, und es ward ſtill im Hauſe.

Nur Petrea wachte noch, ſaß noch angekleidet auf ihrem Bettrand und unterhielt mit kleinen Lichtſtümpfchen, um die ſie einen Schirm herumgebaut, eine matte Beleuchtung in ihrer Stube. Die glänzenden Augen und das ganze Geſicht des Mädchens beſaßen noch immer den übermüthig-ausgelaſſenen Zug, der am Abend daraus gelacht, nahmen ihr etwas von der jungfräulichen Erſcheinung, welche die letzten Monate deutlicher aus ihr geſtaltet, und ließen ſie, wenigſtens augenblicklich, wieder mehr als ein hoch aufgewachſenes ſchalkhaftes Kind erſcheinen. Sie drehte einen kleinen Papierſtreifen zwiſchen den Fingern; wenn das Licht und ihr Blick darauf fiel, lachte ſie ein halb verſtändliches Wort darauf nieder: „Schad', daß ich's ihm nicht auf den Mund — er iſt ein Narr, dem's recht geſchieht — ſie denkt nicht an ihn, aber ſie denkt, Andere denken und ſehen nichts —

doch er wird morgen denken — o, welche Denkerei! — nicht auszudenken, aber gut ausgedacht."

Sie hatte ihre Schuhe ausgezogen und ließ die kleinen Füße vergnügt in der Luft hin und her pendeln. Das Blättchen in ihrer Hand zeigte die von ihr aufbewahrte bedruckte Devise des rothen Kuchenherzens, das Eugen Römhold Helene als Jahrmarktspräsent überreicht hatte:

„Mein Herz ist ewig dein,
Es liebt dich voller Pein."

Nun war mehr als eine halbe Stunde vergangen, seitdem Helenens Thür sich als die letzte im Hause geschlossen hatte, auch das letzte Kerzenendchen Petrea's war am Erlöschen, sie stand auf, horchte, trat geräuschlos auf den Flur und schlich an Eugen's Thür. Vorsichtig drehte sie den Schlüssel derselben wieder herum, öffnete und lauschte abermals. Der Athemzug ruhigen Schlafes kam ihr aus dem Dunkel entgegen, sie tastete sich an das Bett ihres jungen Hausgenossen, streckte die Hand aus und fuhr einen Moment erschreckt zurück, wie ihre Finger sich gerade auf das Haar des Schläfers bewegt hatten. Doch er regte sich nicht und sie heftete mit lautlos unterdrücktem Lachen jetzt schnell den kleinen Papierstreifen durch eine Nadel an sein Kopfkissen, murmelte zwischen den Zähnen: „Sticht er seine Nase dran, schad'r's ihm auch nichts noch ist's April," und ohne Ton huschte sie behend an das Fenster des Schlafzimmers, öffnete dasselbe leise zu einer kleinen Spalte und wandte sich wieder auf die Thür zu. Doch im Augenblick, als sie auf die Schwelle trat, fiel eine Lichtbahn über den Flur, ein Schritt kam heran, Fleming hatte bisher noch in seinem Zimmer drinnen verweilt und begab sich erst jetzt zur Ruhe. Sein Kopf wendete sich hinüber, wie er das leise knarren der Thür vernahm, die Petrea zu schließen im Begriff gestanden; sie ließ den Drücker fahren und preßte sich selbst, den Athem anhaltend, in den Schatten des etwas vorspringenden Thürpfostens zurück. Die Augen des Pastors hefteten sich einige Sekunden scharf in die Richtung ihres Verstecks, dann ging er weiter in sein Schlafzimmer, und kurz darauf huschte Petrea ebenfalls rasch in das ihrige hinein. „Das hätte eine schöne Strafpredigt gegeben wegen nächtlicher Ruhestörung und Narrheittreibens," lachte sie vor sich hin; „aber wieder haben sollt' er's, ich war's ihm schuldig."

Ihre Kleider raschelten kurz im Dunkel, dann stand sie auch an ihrem Fenster noch, klinkte dasselbe weit auf, daß die weiche Nachtluft köstlich hereinströmte, und eine Minute später krachte ihre Bettstatt leicht in den Fugen, und Petrea von Malchow fiel schnell und fröhlich wie ein Kind, das sich selbst nicht völlig klar ist, ob es eine wichtige Angelegenheit oder einen spaßhaften Streich vollbracht und sich dessen im Halbtraum noch weiter freut, in festen Schlaf.

Es ist ein altes Wort, daß man, wenn man sich am Abend in's Bett legt, nicht weiß, was Einem über Nacht kommen, mit welchen Gedanken man am Morgen draus aufstehen wird. Besondere Geister aber gehen nach weitüberliefertem Glauben der germanischen Völker in der Nacht um, die den letzten Tag des Aprilmonds von dem ersten Maimorgen scheidet. Der Thau, der in ihr fällt, läßt Alles zauberhaft aufblühen und gedeihen, doch das segenspendende Korn wie das Unkraut, die duftende Blume wie das unheilvolle Giftgewächs. Von Nebelbildern verfolgt, flüchtet die heilige Walpurga über die Felder. Gleich einem durchsichtigen Gewande hat sie nur einen anderen Namen über ihren früheren, uralten geworfen, unter dem sie als die Erdmutter

Eingestellt. Zeichnung von Joseph Wolf. (S. 298.)

Berchta, die Schützerin der Fluren, die Spenderin der Ernte, die Hüterin der Seelen und der Herzen über die Frühlingswelt dahinschwebte. Feindliche Gewalten, der wilde Jäger mit seiner Jagd stürmen in der Walpurgisnacht hinter ihr drein, um sie zu hindern, den Menschen Glück und Wohlfahrt zu bringen. So kommt sie, bis der Morgen ihre Verfolger in's Dunkel zurückscheucht, gejagt daher, eine weiße Frauengestalt mit langwallenden goldenen Haaren, einer Krone auf dem Scheitel, Spiegel und Spindel in den Händen. Rothglühende Schuhe an ihren Füßen ziehen einen Lichtkreis hinter ihr drein, und sie sucht, ob sie nirgendwo ein offenes Fenster findet, um sich hinter dem Kreuz desselben vor ihren grimmig schnaubenden Feinden verbergen zu können. Hat aber Jemand sich ihrer erbarmt und seine Fenster geöffnet gelassen, da hinterläßt sie ihm ein funkelndes Goldstück zum Dank, oder pocht ein junges Herz sehnsüchtig im Schlummer, oder ist es von bösem Spruch behext, so löst sie es mit einem Hauch von allem Leid und dem Zauber, der es gebunden, daß dieser ihm von den erwachten, erstaunten Augen herabgefallen. Eine geheimnißvolle Nacht ist's, die den April vom Mai scheidet, eine Mädchennacht, denn ihnen vor Allem ist die gute Berchta gewogen, wenn sie ihr mit fröhlichem Herzen vertrauen. Wie den Boden für Kornhalme und Blumen, bereitet sie die Herzen für Träume und Liebe, doch mit gleichem Eifer treiben auch die Unholdinnen in jener Nacht ihr Wesen, und erst der Morgen verräth, über wessen Stirn die Eine oder die Andere ihre Aussaat gestreut.

Auch den Zügen Ottmar Hainbuch's hatten sich, als er erwachte, Spuren nächtlicher Gedanken aufgeprägt, die mit der Sonne des ersten Maimorgens noch nicht fortgeschwunden; doch es war ihnen nicht abzulesen, welcher Art die unsichtbaren Geister und ihre Saat gewesen. Er kleidete sich nachdenklich an, dann unternahm er seinen gewohnten Morgenspaziergang. Nur dehnte er denselben weiter aus, als er es sonst zu thun pflegte; mechanisch trug sein Fuß ihn in die nämliche Richtung, die er am gestrigen Nachmittag eingeschlagen, bis, jetzt mit goldenem Hahn in der Vormittagssonne leuchtend, der Kirchthurm von Dorfhagen wieder vor ihm aufstieg. Der Wanderer hielt bei diesem Anblick zum ersten Mal inne und sah eine Weile hinüber. War er durch Zufall abermals hieher gelangt oder hatte eine Absicht ihn geführt? Wollte er umkehren oder den Weg noch weiter verfolgen, bis an die Dorfhäuser hinan?

Ja. Sein Kopf nickte zu der letzten Frage. Er wollte der Einladung, die Fritz Genthin im Herbst an ihn gerichtet, nachkommen, dem Pfarrer einen Besuch machen. Warum sollte er es nicht? In seinen Augen lag etwas, als sei dieß einer der Gedanken gewesen, mit dem die Walpurgisnacht über seine Stirn hingegangen.

Und wär's auch nur, um die Obstbäume einmal wiederzusehen, von denen Melchior Fleming damals die gelbe Birne gehascht und sie dem Jugendfreund gebracht, weil sie ihm so besser schmecke, als getheilt.

Da lag der Pastoratsgarten mit den blütenschweren Aesten und Hainbuch trat hinein. Es befand sich Niemand darin, als eine hagere weibliche Gestalt, die auf der Bank einer noch kahlen Laube saß und ein geschlachtetes Huhn rupfte. Sie sammelte die kleineren Flaumfedern sorgsam in einen Kattunbeutel und warf die großen auf den Boden. Der Ankömmling lüftete höflich seinen Filzhut und fragte, ob der Herr Pastor zu Hause sei.

„Nein." Mamsell Dorothea erwiederte es sehr kurz und nachdrücklich, warf einen mißtrauischen Blick zu dem

Auf der Akademie. Originalzeichnung von Hans Schließmann. (S. 296.)

Fremden in die Höhe und setzte, kaum merklich artiger, hinzu: „Er ist über Land; haben Sie etwas bei ihm zu suchen?“

„Nichts, als ihn zu besuchen, wenn Sie es erlauben. Er hat mich aufgefordert, einmal bei ihm vorzusprechen, und mein Weg führte mich heute gerade vorbei.“

Hainbuch entgegnete es lächelnd, doch ohne Ironie, und blickte auf die blühenden Obstbäume um sich her.

„So? Nur zu besuchen?“ Die Hände der Haushälterin hielten einen Augenblick von ihrer Beschäftigung inne. „Wenn ich es erlaube? Du lieber Himmel, wenn ich etwas zu erlauben hätte, da stände es anders hier und mit der Verrücktheit in der Welt. Ich kenne solche Besuche. Wollen Sie sich vielleicht auch verheirathen lassen? Es liegt ja wohl in der Luft, daß die grauen Köpfe und die alten, eingetrockneten Jungfern statt gescheidter noch hirntoll werden oder mannstoll — mir gilt's gleich. Puh!“

Das letzte blasende Wort schien halb ihrer Aeußerung, halb einem aufwirbelnden Gewölk minimaler Federchen zu gelten, die sie damit von sich fortstäubte. Hainbuch lächelte:

„Das ist nicht meine Absicht, sondern mich wieder zu verabschieden, nachdem ich das Vergnügen gehabt, den Hauptgegenstand meines Kommens ziemlich unverändert gesehen zu haben.“

Sein Blick streifte nochmals an den Gartenbäumen vorbei; Mamsell Dorothea sah ihn groß an:

„Mich? Ich soll bei der Plackerei, dem Unsinn und Treiben jahraus jahrein unverändert geblieben sein? Ist der Herr etwa gekommen, um sich über mich lustig zu machen?“

Es war ein offenbares, recht komisches Mißverständniß, dessen belustigende Seite durch die Entrüstung in den Zügen der Huhnrupferin erhöht wurde. So sehr, daß es einen Moment die alte humoristische Laune in Hainbuch aufflackern und ihn äußerst ernsthaft versetzen ließ:

„Es würde mir leid sein, wenn ich das Aussehen eines Menschen besäße, der den Respekt vor Damen außer Augen zu setzen im Stande ist. Ich habe nicht gesagt: durchaus unverändert, sondern ziemlich unverändert, insoweit eben Ihre vortreffliche Konstitution Sie befähigt hat, Ihre aufreibende Thätigkeit und Hingabe an das Hauswesen des Herrn Pastors ohne Gefährdung Ihrer Gesundheit zu überstehen Fräulein Dorothea.“

Das letzte Wort kam ihm mit plötzlicher Erinnerung, den Namen im Herbst gehört zu haben, auf die Zunge.

Die Inhaberin desselben sah ihm noch erstaunter, doch mit einem Blick, aus dem die vorherige Aufwallung vollständig verebbt war, in's Gesicht: „Sie haben mich also schon — kennen mich?“

„Nur von Ihnen vernommen, viel Rühmliches, wie jeder verständige Mund es in der Gegend spricht.“

„O du lieber Himmel, dann haben Sie es jedenfalls nicht aus dem Munde des Herrn Pastoren. Ohne Gefährdung meiner Gesundheit? Ja, Sie sind ein verständiger Mann und mögen mit verständigen Leuten umgehen und von der Tollheit keinen Begriff haben. Wollen Sie nicht gefälligst warten, bis der Herr Pastor zurückkommt, ich habe sonst wieder den Zank und Lärm davon. Aufgeopfert, sage ich Ihnen, habe ich meine Gesundheit, täglich muß ich sie aufopfern an Aerger und Unglaublichkeit über die Widerspenstigkeit und Narrenwirthschaft der Menschen, ob sie wie gewöhnliche Leute herumlaufen oder im schwarzen Rock bis auf die Hacken stecken. Das sind just die Aergsten, davon gibt's Beispiele. Will der Herr nicht etwas Platz nehmen, bis der Herr Pastor kommt?“

Sie rückte auf der Bank zur Seite, in Hainbuch's Gesicht stand, daß er des flüchtigen Spaßes überdrüssig geworden und kein Verlangen nach der weiteren Unterhaltung Mamsell Dorothea's trug. Er machte eine Bewegung und öffnete die Lippen, sich mit einem Vorwand zu verabschieden, doch sie fiel ihm in's Wort:

„Ich bin keine Klatschbase — wer mich kennt, kann's bezeugen, aber was in der Welt passirt — es ist ein Gottessegen, wenn man einmal einen vernünftigen Menschen vor sich hat, daß man's nicht hinunterschlucken muß wie ein trockenes Pulver, das Einem im Hals sitzen bleibt. Ich bringe Keinen in's Gerede und nenne keinen Namen — aber erst gestern Abend — Herr, du meine Güte, sollt' man's für möglich halten! Na, der Herr Pastor freilich, bei dem ist auch Alles möglich — meinen, unsern hier, mein' ich — und zu solcher Hirntollheit sagt er erst recht Ja und Amen, das konnt' ich vorher wissen.“

Ottmar Hainbuch sah plötzlich der Sprecherin mit eigenthümlich verwandeltem Ausdruck in's Gesicht, zog seine Uhr hervor, blickte einige Sekunden auf das Zifferblatt nieder und sagte: „Sie glauben, daß der Herr Pastor bald — dann würde ich von Ihrer freundlichen Erlaubniß Gebrauch machen.“ Mit den Worten setzte er sich auf den ihm eingeräumten Platz der Bank und fuhr ohne innezuhalten fort: „Und eine derartige, für Ihre Gesundheit allerdings gewiß nicht förderliche Aufregung haben Sie auch gestern nicht vermeiden können, Fräulein Dorothea?“

„Nicht vermeiden können —“ die Angeredete stopfte einige Augenblicke mit abgekehrtem Gesicht eine Handvoll Flaumfedern in ihren Kattunbeutel. „Du lieber Himmel, man könnte Manches vermeiden, wenn man nicht pflichtgetreu wäre und allzeit in Haus und Hof nach dem Rechten sieht, so daß man ohne Zahnweh und Watte in den Ohren Allerhand hören muß, was man sich, wenn man's vorher gewußt, klugerweise vom Leib hielte. Ich rede Ihnen auch nur davon, um zu zeigen, wohin die Verrücktheit in der Welt gekommen ist. Sie müssen wissen, unser Haus ist wie ein Taubenschlag, wenn's auf's Frühjahr geht. Wollen sich partout ein Paar — ein Er und 'ne Sie, um ein Paar aus sich zu machen — und können es sonst nicht fertig bringen, weil was an den Papieren oder sonst fehlt, so kommen sie gewiß von zwanzig Meilen weit hieher und der Herr Pastor macht's möglich, ob immer mit richtigen Dingen oder nicht, weiß ich nicht, geht mich gottlob auch nichts an, ich kümmere mich nicht um anderer Leute Sachen. Na, er sagt dazu, wenn er sie nicht zusammengibt, bleibt's doch das Nämliche und ändert nichts, als daß Gottes Wort dabei fehlt; denn so Zwei, die den Kopf drauf gesetzt und mit puterrothen Backen ankommen, ließen sich doch nicht halten — Herr Gott, schämen müßt' man sich, wenn man dächte, man könnte auch für so etwas angesehen werden. Aber dahin ist's glücklich gekommen, daß man's hier bei uns spöttischerweise weit und breit die Schmiede heißt, ich weiß nicht, nach dem Aetna oder welchem ausländischen Ding sonst, und der Herr Pastor — Gott verzeih' ihm die Sünde — lacht dazu und sagt, Schmieden sei ein gutes Handwerk und sein Name schände auch das heilige Amt nicht, wenn's ein tüchtiger Meister betreibe. Nun und wie der Besuch von gestern Abend —“

„Doch nicht Einer, der sich auch — schmieden lassen wollte?“ fiel Hainbuch ungläubigen Tons ein.

„Ich hätt's auch nicht gedacht — eher etwas Anderes — und wohl Niemand, der ihn ansieht. Von Namen sage ich nichts, vielleicht würden Sie ihn kennen und ich bringe Keinen in's Gerede. Eins ist nicht wie's Andere, wir sind Alle verschieden von Gesicht und Herz, und er mag auch vielleicht erst in Ihren Jahren sein, aber, Gott erbarm's, bei Ihnen kann man die grauen Haare zählen und bei ihm nicht die, mit denen er zur Welt gekommen, denn von ihrer Farbe hat er kein einziges mehr. Und der Mann will sich noch verheirathen! O du himmlischer Vater!“

Es war nicht recht klar, ob die letzte Interjektion dem Schlußrequiem Mamsell Dorothea's oder dem halbgerupften Huhn galt, das bei einem begleitenden Zusammenschlagen ihrer Hände von ihrem Schooß in den Sand hinuntergerollt war. Sie bückte sich, um es aufzuheben, während ihr Zuhörer hastig erwiederte:

„Sie werden sich getäuscht — er wird etwas Anderes — vielleicht für einen Andern —“

Die Haushälterin schien das Huhn noch als einen lebendigen Gegenstand zu betrachten, auf den sich noch eine körperlich mahnende Wirkung ausüben lasse, die eben begangene Unbotmäßigkeit nicht zu wiederholen, denn sie schlug mit ihrer breiten Handfläche fest und hörbar klatschend auf die entfederte Seite desselben und fügte mit einer gewissen abweisenden Bestimmtheit hinzu:

„Meine Ohren betrügen mich nicht; es ist möglich, daß andere es thun, die es vielleicht wollen, aber meine thun es nicht, wenn ich etwas hören will und für nothwendig halte, es zu hören. Der Herr Pastor wollte es zuerst auch nicht glauben, so verrückt ist er mit Gottes Hülfe denn doch noch nicht geworden. Er hat sicherlich dabei gequalmt, wie ein Bäcker am Sonnabend-Abend, man roch's heut Morgen in seiner Stube an jedem Ding, was man anfaßte. Aber zuletzt mußte er's doch glauben, und da war sein Spleen denn auch glücklich mit in Gang gebracht. Und wen meinen Sie, daß der Mann heirathen will?“

Begreiflicherweise war es eigentlich nur eine rhetorische Frage, die keine Antwort erwartete, nur eine Kunstpause, mit der die Sprecherin anhielt. Doch erhöht es für den Erzähler in solchem Moment den Anreiz, wenn der Hörer auch durch eine kurze Aeußerung seine Spannung an den Tag legt, und Hainbuch schien diese Verpflichtung zu fühlen und kam ihr mit dem Ausdruck natürlichsten Erstaunens durch die Wiederholung ihrer Frage nach:

„Wen er heirathen will? Ich denke vergebens darüber umher —“

„Da könnten Sie auch bis morgen früh, bis an Ihr eigenes seliges Lebensende nachdenken, ohne darauf zu kommen. Ich nenne keinen Namen — aber eine alte Jungfer will er, die ebenso alt und grauhaarig wie er selber und obendrein im Kopf nicht richtig ist seit dreißig Jahren oder mehr.“

„Unmöglich! Weßhalb — warum jetzt —?!“

Es war Ottmar Hainbuch entflogen, sonderbar, hastiger und heftiger, als die Spannung über die Lebensabsichten wildfremder, namenloser Leute es zu begründen vermochte. Doch dem Eifer, in den sich Mamsell Dorothea über „die Verrücktheit der Welt“ hineingeredet, fiel es nicht auf, ihr Gesicht drückte im Gegentheil aus, daß sie sich durch das lebhafte Interesse, das der Fragsteller an ihrer Erzählung offenbarte, im höchsten Maße befriedigt und geschmeichelt fühlte, und die Hand auf seinen Arm legend, fuhr sie im Ton sittlicher Entrüstung fort:

„Denken Sie's! Ja, wozu? Gott behüte, wenn man darnach fragen wollte und sich vorstellte — na, zu besorgen wird's wohl nicht sein! Nicht wahr, was in der Welt passirt! So was erfährt unsereins, weil man in einem Tollhaus wohnt und nicht Tag und Nacht Watte in den Ohren trägt, besser wär's. Da könnten Andere noch eher, die ihre fünf gesunden Sinne — Gott sei's gedankt! — beisammen haben und sich doch nur erst dann und wann einmal einen weißen Zwirnsfaden vom Kopf wegrupfen — eine vollständig verrückte Person, sag' ich Ihnen, Herr, bei all' ihrer Vornehmheit und ihrem Reichthum. Begreifen soll's Einer, wozu, denn davon kriegt er — der sie haben will — doch nichts ab, könnt's nur, wenn sie Kinder mit einander — davor wird die ewige Barmherzigkeit und ihre fünfzig Jahre schon behüten. So fällt nach ihrem Tode Alles in andere Hand, an ein blutjunges Geschöpf — ich will keine Namen nennen. Nichts als eine aschfarbige, häßliche, mannstolle alte Person — gesehen hab' ich sie nie — aber das läßt sich denken und sagte der Herr Pastor — unserer, mein' ich — auch zu dem unklugen Freiersmann. Schämen mocht' der sich auch wohl in seiner Seele, denn es soll Alles ganz im Stillen und Geheimen vor sich gehen, bei Nacht, daß Keiner etwas davon erfährt, die Trauung, Hochzeit — Gott steh' uns bei, wenn man sich noch mehr dabei denkt. Wohl an die zwei Stunden haben sie hin und her geredet, daß Einem das Stehen sauer und geradezu schädlich ward, wenn man sich von der Arbeit Tag und Nacht geschwollene Füße geholt hat. Aber das kümmert den Herrn Pastoren nicht, ehe der an so etwas dächte! Er hätt' sich's lange überlegt, sagte der Andere, und sei jetzt fest zu dem Entschluß gekommen; es sei ein Werk christlicher Barmherzigkeit und Nächstenliebe, Gott weiß, was noch Alles sonst. Nicht wahr, das sieht so Einem ähnlich, der einem christlichen Nächsten nicht 'mal die Tageszeit bietet, wie jeder gemeine Bauersmann, sondern hochmüthig vorbei läuft? Ich dacht's freilich noch toller, aber mit der Mamsell war's denn dießmal doch nichts. Wollen's abwarten — dann halt' ich den Mund aber nicht drüber, sondern alle Welt soll's wissen, darauf kann er sich heilig verlassen. Na, zuletzt war der Herr Pastor denn natürlich von der Hirntollheit mit angesteckt, nannt' es auch ein Gottes-werk und war zu Allem bereit, wenn's mit den Papieren und sonst in Richtigkeit wäre. Das sei's, hieß es, soweit man für den besonderen Fall — ich kenn's, da wird's schon in Richtigkeit sein, wenn unser Herr Pastor erst das Feuer angeblasen sieht und die Hand nach seinem Schmiedehammer ausgestreckt hat. Die unkluge Zeit, meinten sie, lasse auch über Manches wegsehen, wenn der Zweck nur ein guter und gottgefälliger sei. Da haben sie Recht, eine Wirthschaft ist's in der Welt, Gott besser's! In Berlin und überall, sagt der Herr Pastor, laufen sie jetzt zusammen und aus einander wie das liebe Vieh, da soll denn Einer verrathen, was besser ist. So bleibt's doch immer das heilige Sakrament; Amen, wünsch' ich. Aber der Appetit war dem lieben Freiersmann vergangen, denn vom Karpfen hat er fast so gut wie nichts gegessen, meiner allein. Na, ich kann ihm den Rest zum Hochzeitsschmaus schicken, da wird kalte Küche und Meerrettig hinpassen. O du lieber Himmel! Wenn Einer die Namen zu der Geschichte wüßte!“

Trotz der unliebsamen Erfahrung, die sie vorhin dabei gemacht, schlug Mamsell Dorothea nochmals die

Hände gegen einander, dießmal jedoch unter vorsichtiger spitzwinkeliger Heraufziehung ihrer beiden Kniee, so daß dem todten Huhn ein posthumer nochmaliger Fluchtversuch unmöglich gemacht wurde. Ihr Zuhörer hatte sie, halb abgewandten Gesichts, mit keiner Sylbe mehr unterbrochen, nun drehte er ihr den Kopf langsam zu und sagte:

„Dennoch glaube ich, daß Ihr Ohr Sie getäuscht hat, Fräulein Dorothea. Das klingt wie eine alte Geschichte, die vor dreißig Jahren hätte passiren können, nicht heut —"

Der Sprecher hätte die Haushälterin des Pastors Fritz Genthin eigentlich so weit kennen gelernt haben müssen, daß er sich der Herausforderung, die für sie in seinen Worten lag, bewußt geworden.

„Eine alte Geschichte?" stieß sie halb athemberaubt aus. „Ich glaube, der Herr hat seine Ohren nicht in der richtigen Verfassung gehabt! Nicht heut? Nein, erst gestern — auf weibliche Tugend und Seligkeit, Wort für Wort — und heut über — wir haben den ersten Mai — am fünfzehnten, also gerade heut über vierzehn Tage soll die Trauung sein. Das steht bombenfest. In der Nacht vom fünfzehnten auf den sechzehnten im Haus der glücklichen jungen Braut — das ist keine alte Geschichte, dünkt mich, sondern wird erst eine — na, eine schöne Geschichte wird's werden, meinen Segen dazu! — Wonach sehen — was wollen Sie?"

Ottmar Hainbuch hatte wieder seine Uhr hervorgezogen und stand rasch auf. „Es wird mir doch zu spät —"

„Sie wollen den Herrn Pastoren nicht erwarten?" fragte Mamsell Dorothea verwundert und noch um einige Zoll weiter beiseite rückend, um dem freien Platz auf der Bank erneute Anziehungskraft zu verleihen.

„Nein, es wird mir für heut unmöglich. Ich danke Ihnen bestens für Ihre Unterhaltung, Fräulein Dorothea; auf eine so interessante Stunde hatte ich nicht gehofft. Sobald es sich fügt, werde ich meinen Besuch wiederholen."

Er lüftete artig den Hut und ging; erstaunt sah die Zurückbleibende seinem plötzlichen Aufbruch nach. Dann flog sie mit dem Huhn in der Hand auf, einige Schritte hinter ihm drein und rief, von wem sie dem Herrn Pastor Nachricht geben solle, allein Hainbuch schien den Nachruf nicht mehr zu hören oder ebenfalls dem Prinzip Mamsell Dorothea's zu huldigen, keinen Namen zu nennen, denn er wendete sich nicht um, sondern verschwand, schnell ausschreitend, im nächsten Augenblick aus dem blühenden Obstbaumgehege des Pastoratsgartens.

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Wassern und in den Lüften.

Von

M. M. v. Weber.

(Schluß.)

Die Reihenfolge der von mir für die Auffahrt mit dem Ballon gelösten „Numéro d'ordre" gab mir noch geraume Zeit bis zu dieser. Begierig, den genialen Erfinder des „Injektors", von dessen Lob als splendidem Förderer der induktiven Wissenschaft, als Spender kostbarer Apparate aller Art an das Konservatorium der Künste und Gewerbe, als freigebiger Protektor junger Talente u. s. w. die ganze Pariser technische Welt voll war, kennen zu lernen, ließ ich mich ihm, der fast immer bei den Auffahrten zugegen war, vorstellen. Der mittelgroße, schwarzbärtige Mann, zwischen dessen dichten Augenbrauen eine tiefe Falte unter großer Stirn den „unablässigen Denker", wie James Watt die Erfinder zu nennen pflegte, bekundete, hob die Augen nicht gerade mit freundlichem Ausdruck zu mir auf, als der Freund meinen Namen nannte. „Ihr Name klingt deutsch," sagte er, „sind Sie Oesterreicher oder Deutscher?" Und als ich letzteres bejahte, schaute er noch finsterer drein, reichte mir aber endlich die Hand und sagte: „Immerhin! Was kann der Einzelne dafür — Sie sind mir willkommen — aber im Allgemeinen hasse ich die Deutschen. Was sie Frankreich genommen — nun — Sie sehen," dabei schwenkte er die Hand im Kreise, „Frankreich kann's verschmerzen. — Aber mir — mir — mir selbst," fügte er mit blitzenden Augen hinzu, „haben sie sechs Millionen geraubt! Die sechs Millionen hätte ich mehr, wäre Preußen nicht der einzige Staat der Welt gewesen, der mir das Patent auf meinen Injektor verweigerte. — Gleichviel — Sie sind mir willkommen." — Und damit geleitete er uns selbst nach dem Ballon hin, der eben aus der Höhe wieder zu Boden schwebte und sich, wie ein Riesenkondor, leise wippend, darauf festsetzte.

Die Lokalität, von der aus der merkwürdige Apparat aufstieg, und dieser selbst ist bereits zu oft und sogar schon in diesen Blättern geschildert und beschrieben, als daß es nöthig sein sollte, hier auf das technische Detail des letzteren nochmals zurückzukommen. Erwähnt sei nur, daß der Ballon, der größte je angefertigte, aus einer vierfachen Lage mit Kautschuk gedichteten, mit einem engen, festen Netz überstrickten Stoffes durch Nähte hergestellt ist, deren Länge volle 25 deutsche Meilen beträgt, und daß seine Füllung aus 24,000 Kubikmetern reinen Wasserstoffgases besteht.

Wenn die sogenannte „Gondel", die hier eine Art von Ringgang von 5 Meter Durchmesser bildet, mit zwanzig Personen besetzt ist, strebt der Ballon noch mit einer Kraft, die weitere zwanzig tragen könnte, in die Lüfte. Das Kabel, welches ihn festhält und bei seinem Steigen durch eine Dampfmaschine von einer langen Trommel ab-, beim Herabziehen auf dieselbe aufgewickelt wird, hat die Stärke eines mäßigen Mannesarms und ist aus bestem Hanf gewunden. Von der Dimension des Ballons gibt es kaum ein Bild, wenn man sagt, er hat 36 Meter Durchmesser, aber wenn es heißt, seine Wölbung sieht aus wie die Kuppel der St. Paulskirche zu London, aus mattem Silber getrieben, und hat fast denselben Durchmesser, so springt die ganze Majestät der großen Kugel deutlich in die Augen, die, wenn man Paris vom Arc de l'Etoile aus betrachtet, als die weitaus größte Kuppel in der großen Stadt erscheint.

Während wir auf den Ballon zuschreiten, in dessen atlaßglänzender, durch das Netzwerk wie ein kolossales Fliegenauge facettirter Fläche sich die Sonne mit tausend Lichtpunkten spiegelt, und von dessen Seiten zahlreiche Taue in graziösen Festons herabhängen, haben wir das Kessel- und Dampfmaschinenhaus zur Rechten, die Kommunenruine der Tuilerieen im Rücken und den Arc de Triomphe vor uns. Links vom „Ballon captif" wird auch ein weit kleinerer „Ballon libre" gefüllt, der auch sofort mit vier Insaßen aufsteigen sollte. Die festen Thüren der Gondel sind geöffnet und wir treten, unter uns zwei Damen, in den Raum ein, der einem fest aus Holz gefügten, mit noch festeren Tauen dicht übersponnenen, mit brusthoher innerer und äußerer Balustrade versehenen Rundgange gleicht, in dem zwei Personen sich bequem ausweichen können. Durch die offene Mitte des Rundgangs läuft das Tau vom Ballon herab und unterirdisch nach der Maschine hin, das uns im Augenblick noch fest am Boden hält. Ein allen Augen sichtlicher Meßapparat zeigt die Kraft an, mit der das Tau den Ballon in jedem Momente zügelt.

Wohl hatte man sich, die Tage vorher, beim Vorübergehen an Giffard's prachtvollem Ballon oft mit technischem Behagen an der Vortrefflichkeit der Ausführung auch des kleinsten Details gefreut, war aber auch mit sonderbarem Drucke auf die Magennerven der im raschen Aufsteigen kleiner und kleiner und immer bläulicher werdenden, riesigen silbernen Kugel mit den Augen, und mit dem Sinne dem Empfinden der Menschen gefolgt, deren über Bord der Gondel gebeugte Köpfe da droben in Licht und Duft verschwammen. Und jetzt sollte man selbst da droben in Nichts verschwimmen!

Ich beobachtete die Gesichter der in die Gondel Eintretenden. Kein einziges hatte ganz seine gewöhnliche Farbe und das leichtfertige Lächeln Einiger zeigte einen eigenthümlich gekniffenen Zug.

Jetzt klappt die Thüre zu — ein Signal — der Boden weicht uns unter den Füßen — denn die Maschine rückt den Ballon nieder, damit die Anker gelöst werden können, die ihn am Grunde festhielten — dieser Ruck ist die letzte Bewegung, die wir fühlten. — Von nun an schwebte der Ballon in majestätischer, planetarischer Ruhe im Aether — aber die arme Erde begann in die wildeste Bewegung zu gerathen! — der Arc de Triomphe, die Tuilerieenruine neigten sich rasch gegen einander und krochen schleunigst unter uns. Das Louvre, der Tuilerieengarten, die Place de la Concorde, die Vandômesäule, die Notre-Dame, das Hôtel de Ville, Alles gerieth in das Zusammenlaufen nach dem Carousselplatze hin. Und dann schoben sich in Hast über das Hôtel des Invalides, die Madeleine, die Gare d'Amsterdam, wie Versetzstücke einer Theaterdekoration, das Bois de Boulogne, der Trocadero, die Ausstellung empor, das Silber der Seine brach überall oben zwischen Dächern, Thürmen und Kuppeln hervor, und über all' dem wieder thürmten sich die grünen Vorstädte: Auteuil, Grenelle, Passy, Montrouge und wie sie alle heißen, hinauf, rasch überklettert von den dunklen Massen des Bois de Boulogne und den langen Linien des Hippodrom, wieder noch schneller überstiegen von den Forts und draußen dem lachenden Lande, den Villenschaaren und sanften Berglinien der Umgegend von Paris. Wie ein niedergehaltenes Fischbein schnellt die Avenue der Champs Elysées empor und hebt den Arc de l'Etoile immer mit uns auf Augenhöhe, bis auch er überstiegen, überragt von Neuilly und Sablonville, beinahe unter uns, klein und tief, fast verschwindet. Alle die Straßen und Boulevards und langen Avenuen der sich immer mehr in einen Plan von Paris verwandelnden großen Stadt da drunten, krümmen sich empor; die zusammenschrumpfenden Häuserreihen, Paläste und Kirchen neigen sich nach uns hin, den Einblick von oben in engste Gäßchen und Höfe zu gestatten, immer liliputanischer wird das Spielzeug, immer mächtiger, höher steigt der Horizont. Einer nach dem andern der blauen Schleier, die sonst nur die Ferne verhüllen, legt sich zwischen uns und die immer tiefer hinabsinkende Welt; das Tau, das uns mit ihr verbindet, spitzt sich nach unten zu und verschwimmt in Luft. Und jetzt liegt Paris da drunten, mit einem Blick zu umfassen, hohl in die Höhe gekrümmt wie in einer tiefen Schale mit bläulichen fernen Rändern, an denen Dörfer, Forts, Villen wie angeklebt hängen, an denen die Eisenbahnen wie glitzernde Fädchen steilrecht emporklimmen. Die unermeßliche Schale aber durchmißt, hier tief bis unter uns herab-, dort eben so hoch hinaufsteigend, ein gewundener, perlmutterglänzender Streif, nicht breiter wie die Klinge des Messerchens aus einem Damennecessaire, auf dem eilig, wie ganz kleine dunkle Käferchen, die Dampfboote hin und wieder gleiten und auf den noch schmaleren, blassen Linien der Straßen, und auf den Plätzen nicht größer wie Spielmarken wimmelt ein mikroskopisches Leben feiner und noch feinerer Punkte, Wagen, Pferde, Menschen durcheinander — Alles überhaucht vom Ferneblau der Tiefe!

In tiefem Schweigen neigt die Gesellschaft der Gondel die Köpfe über das schwindelnde Tiefenbild; jede Hand hat ein Tau, eine Leiste angepackt, als gelte es sich festzuhalten. Tonlos ist auch die Tiefenferne — schon in der ersten Minute des Steigens ist die Musik drunten unhörbar geworden, nach fünf Minuten schwieg auch das Brausen der Stadt, dann klang noch ein tiefer Lokomotivenpfiff verloren leise herauf und dann war nur ein leises Säuseln der lauen Luft im Netz- und Tauwerk des Ballons, ein raschelndes Knattern von dessen Stoff noch das einzig Hörbare unter der gewaltigen planetarischen Kugel, die mit uns zweitausend Fuß, vier- und ein halbmal so hoch wie der Thurmknauf des Straßburger Münsters, im blauen Aether schwimmend hing, und deren Schatten sich einen Augenblick lang auf einer der leichten, tiefgehenden Wölkchen wallend zeichnete, die den Sommerhimmel durchsegelten.

Und jetzt gerade, wo die Fahne unseres Kondukteurs, die bis jetzt bei raschem Steigen lustig nach unten geflattert hatte, als einziges Zeichen, daß wir uns bewegten, plötzlich dem Zuge des leichten Westwinds folgte, kund gebend, daß wir stille stünden, löste sich der kleinere freie Ballon, der ebenfalls auf dem Carousselplatze gefüllt worden war, vom Boden. Sein schnell über Straßen, Plätze, Dächer, Thürme hineilender Schatten zeigte, daß er mit rapidem Auftriebe stieg — rasch schwoll seine Kugel beim Näherkommen an uns — jetzt war schon das feine Netzwerk auf ihrer kupferfarbenen Fläche sichtbar — einen Augenblick schien es, als müßten die beiden mächtigen Sphären sich berühren — aber ehe der Gefahrgedanke noch recht lebendig in uns werden konnte, schoß der freie Ballon wie ein Adler so sonnenangeglüht und leuchtend an uns vorüber in den noch höheren Aether hinaus — unwillkürlich von uns Allen aus gelöstem Herzen mit jubelndem Zurufe begrüßt. Uns wunderlich genug hatten wir dabei ein leises Gefühl der Beschämung den freien Seglern gegenüber, die an uns gefesselten Luftschwimmern, wie es uns schien, mit stolzen Mienen nach oben vorbeiflogen.

Einen Augenblick hindurch war der Eindruck, den die beiden gewaltigen Kugeln, neben einander im Himmelsraume herschwebend, machten, ein frappant kosmischer: Planet und Trabant. Und dieser verstärkte sich, als der freie Ballon, hoch über uns von schräger Sonne zur Hälfte beleuchtet, deutlich eine Mondphase zeigte.

Noch schauten wir zu dem freundlichen Gebilde empor, als unser Kondukteur die, vom Maschinenwärter drunten mit dem Fernrohr beobachtete Fahne schwingend, das Signal zum Niedersteigen gab. Und wieder blieb unser mächtiger Ball, in majestätischer Ruhe in blauer Luft und Abendsonnenschein schwimmend, unbeweglich im Raume, aber — was war das? langsam schob sich der Arc de l'Etoile, der bis dahin unbeweglich unter unserem unermeßlichen Horizonte geruht hatte, hinter das Netzwerk des Ballons, die Sonne verschwand hinter dessen großer silberner Kugel; beschleunigteren Laufs folgte dem Arc das Bois de Boulogne — noch schneller der Trocadero — noch schneller die Forts Issy und Vanvres — der Silberstreif der Seine begann sich wie ein Wurm zu winden — da tanzten die Stationen der Westbahn und die von Sceaux hinter den Ballon, um eiliger, hastiger jenseits des Netzwerks wieder zum Vorschein zu kommen — da kam wieder die Seine und die Notre-Dame glitt unter uns — und dann rannte das Gehölz von Vincennes der Seine nach — und diesem der Père Lachaise — der ganze gewaltige Horizont, weit — weit draußen begann, langsam zuerst, und dann in immer schneller und schnellerem Tempo, um unsern Ballon, diesem ruhenden Mittelpunkt der Welt, zu rotiren. — Da tönte ein lauter Schrei in meiner Nähe und eine der beiden Damen, die mit uns aufgestiegen waren, hatte die Hände vor die Augen gedrückt und sich auf den Boden der Gondel niedergeschmiegt — die andere murmelte, die Augen mit dem Ausdrucke des Entsetzens öffnend und schließend, zu ihrem Begleiter empor: „Hätte ich Dir doch gefolgt! Das ist ja entsetzlich!" Und in der That war der Anblick der mit Fluß, Hügeln, Kirchen, Palästen, Gärten, Kuppeln, rauchenden Schornsteinen, Tausenden von glitzernden Fenstern und der ganzen meilenweiten, grünen, mit Dörfern und Villen bedeckten Umgebung unter uns rasch und rascher rotirenden ungeheuren Stadt ein über die Maßen schwindelerregender, so daß auch die meisten Männergesichter die fatalen Züge zu zeigen begannen, durch welche die erste Anwandlung der Seekrankheit sich signalisirt und jede Hand unwillkürlich das gepackte Tau oder die Barrière fester umschloß.

Die Drehung des abwärts ziehenden Taues war es, die den Ballon langsam rotiren machte, und die schwache Bewegung seiner Peripherie verwandelte sich, in der Weite unseres Ausblicks, in tollen Tanz, draußen fern am Horizont aber in rasende Jagd.

Die Wirkung wurde noch stärker, als der Ballon sich der Erde näherte, die Höhe der Gegenstände, über denen er schwebte, wieder

zur Geltung kam. Da jetzt schnell hinter einander zwei Seiten der Thürme, Häuser, Paläste sichtbar wurden, schienen diese sich hin und wieder zu neigen; die tiefen Klüfte der Straßen und Höfe öffneten und schlossen sich, die Bilder des Lebens auf den Plätzen, den Brücken, in den Gärten und auf dem Flusse schoben sich vor dem ungewohnten Sinn zu seltsamem Gewirre über einander — bis — jetzt — rasch die Ruine der Tuilerien sich mit Louvre und Triumphbogen noch einmal im massigen Tanze dreht — Alles das im Nu, dunkel und stabil, mächtig wieder über uns emporwächst — und ein Ruck — fest auf den Boden — Alles still steht — und nur die ungeheure Kugel des Ballons über uns jetzt noch langsam, goldig angeglüht, im tiefblauen Himmel hin und her schwingt, — die Anker werden angelegt, die Thüren der Gondel geöffnet. Die Damen lehnen bleich auf dem Arm ihrer Begleiter. Herr Giffard läßt Jedem, der sein wunderlich-imposantes Gefährt verläßt, eine allerliebst geprägte Medaille von Goldbronze reichen, auf die ein bereitsitzender Stecher, auf Kosten des berühmten Ingenieurs, eines Jeden Namen und das Datum der Auffahrt gravirt.

Fast Alle, die mit droben waren, verlassen unter dem großartigen und starken und so durchaus neuen Eindruck den Bereich des „Ballon captif" schweigend. Erst beim Austritt aus dem Carousselplatze wendet die junge Frau, die am Arme ihres Begleiters vor mir schreitet, noch einmal den Kopf nach der gewaltigen Kugel zurück und sagt: „Es hat mich nicht tiefer bewegt, als ich zum ersten Male das Meer sah!"

Hoch droben in der Nähe der sinkenden Sonne hängt der freie Ballon, wie ein kleiner Planet, als helle, erbsengroße Scheibe im blauen Licht. —

Ob viele meiner Fahrtgenossen, die jetzt die Augen zu ihm emporheben, seine vier Insaßen beneiden?

Ueber das Glück.

Von

Ferdinand Schultz.

Ueber das Glück?" so fragst du, lieber Leser, vielleicht staunend, wenn dir diese Blätter begegnen. „Ist es nicht ein kühnes Unternehmen, über einen Gegenstand schreiben zu wollen, über den, so lange die Welt steht, nachgedacht worden ist, von jenen Häuptern in Hieroglyphenmützen an, wie Heine die alten Egypter nennt, bis zu jenen modernen Weltverbesserern hin, die ihre funkelnagelneue Waare auf den Markt der Jetztzeit bringen, ohne daß Jemand hätte auftreten und sprechen können: ‚Ich habe das Glück gefunden.'" Allerdings. Aber gleichwohl liegt auch keine Frage dem Menschen näher, als die nach seinem Glück. Denn Glück haben, glücklich sein, wollen wir ja Alle, so viel wir hier auf Erden wohnen. Darum wünschen wir uns ja auch bei bedeutsamen Abschnitten unseres Lebens, beim Beginn eines neuen bürgerlichen Jahres Glück. „Glück auf!" rufen wir ebenso dem kühnen Bergsteiger zu, der den Wolkenpfad zu den Schneegipfeln der Alpen einschlägt, wie dem Bergmann, der in die Tiefe des Schachtes hinabfährt. Das Glück bindet sich nicht an Zeit, noch an Raum. „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen", sagt der Dichter und versetzt andererseits das Glück, welches so Mancher in der weiten Ferne sucht, „hienieden in die eigene Brust". Während uns geflügelte Worte, wie das aus dem römischen Alterthum stammende: „Ein Jeder ist seines Glückes Schmied", das Glück in unsere eigene Hand zu legen scheinen, leugnet die gemeine Vorstellung von der Blindheit des Glücks diese Möglichkeit vollständig. Während wir uns das Glück eigentlich nur in dauernder Befriedigung vorzustellen vermögen, erfahren wir doch andererseits, wie so gar vergänglich dasselbe sei: „Glück und Glas, wie bald bricht das", eine Wahrheit, die uns täglich durch manchen Glaspalast der letzten Glücksperiode sinnlich vor Augen gestellt wird. Was ist das nun für ein sonderbares Zwitterwesen? Ist seine Macht über den Menschen wirklich so groß, wie wir gemeiniglich annehmen? Oder können wir uns dieselbe dienstbar machen? Das sind Fragen, die sich einem Jeden aufdrängen. Und wenn wir hier versuchen, eine Antwort auf dieselben zu geben, so wollen wir uns nicht vermessen, einen unfehlbaren Talisman nachweisen zu wollen, oder gar meinen, den Stein der Weisen zu besitzen, — wir wollen nur hinführen zur Schwelle des Tempels, in dessen Heiligthum ein Jeder das Glück sich selber zu suchen vermag.

Wenn das große Loos der Lotterie — um mit dieser allergewöhnlichsten Vorstellung zu beginnen — gerade auf die Nummer fällt, die wir besitzen, so nennen wir das ein Glück. Ein Glück nennt es aber auch der Kaufmann, trotz sorgfältiger, vorangegangener Spekulation, wenn ein von ihm unternommenes Handelsgeschäft erklecklichen Gewinn abwirft. Doch selbst das herrlichste der Erdenloose — eine beglückende Lebensgefährtin gefunden zu haben — knüpft das Sprüchwort an das Glück: „Wer das Glück hat, führt die Braut heim". Was wollen wir damit sagen? Daß etwas, das uns entweder vorübergehend eine erhöhte Lebensstimmung bereitet oder selbst dauernd Befriedigung verspricht, uns in den Schooß gefallen ist, ohne unser Verdienst und Würdigkeit, durch einen reinen Zufall. Was ist aber Zufall? Ist es ein Zufall, daß heut die Sonne scheint, morgen es regnet, übermorgen es wettert? Nach ewigen Gesetzen vollziehen sich im Raum die atmosphärischen Erscheinungen! Ist es ein Zufall, daß die Umdrehung des Glücksrades gerade diese meine Nummer und keine andere aus der Urne fördert? Einem mechanischen Gesetz zufolge, gemäß der Kraft der Schwingung, muß dieß ja und kann nicht anders geschehen! So sollten wir also wohl mit Wallenstein sprechen:

„Es gibt keinen Zufall,
Und das, was blindes Ungefähr uns dünkt,
Gerade das stammt aus den tiefsten Quellen."

Wie aber, wenn nun das schöne Wetter gerade auf einen Tag fällt, wo unser erhabener Kaiser seine Schlachten schlägt, seine Siege feiert oder seine Feste begeht? Und wenn das große Loos nun gerade Jemand trifft, der, eben noch am Rande der Verzweiflung, nun in den Stand gesetzt ist, Tausende aus verzweifelter Lage zu retten? In solchen Fällen urtheilen wir wohl: „Wie wunderbar der Zufall spielt," und lassen damit einerseits der Vorstellung Raum, daß die Hand einer höheren Weltordnung sichtbarlich in unser Leben hineinrage, anderseits aber erkennen wir an, daß ein solches Zusammentreffen mit unseren Wünschen, für uns wenigstens, ein Zufall sei. Ein solches Zusammentreffen eines Umstandes mit unseren Absichten, Wünschen oder Hoffnungen, welches durch Förderung derselben uns, sei es eine momentane Lebensfreude oder einen dauernden Zustand der Befriedigung, verschafft, nennen wir ein Glück. Dieß ist das Glück in der allgemeinsten Bedeutung als Glücksfall.

Ein solches Zusammentreffen ist aber an die Zeit gebunden; daher bildete sich die Vorstellung, daß einzelne Zeitabschnitte für das Glück günstiger seien als andere. Wir dürfen von den Jubeljahren, der heiligen Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr, der heiligen Nacht u. s. w. schweigen, weil sie dem religiösen Vorstellungskreise angehören; aber schon das Kometenjahr darf hieher gerechnet werden, wenngleich es hauptsächlich vermeintliche physikalische Einflüsse waren, welche ihm eine Bedeutung für das Glück beimessen ließen. Der Römer bezeichnete in seinem Kalender geradezu die Unglückstage und schied sie dadurch von den glückbringenden. Ein Napoleon I. betrachtete den 2. Dezember, den Tag der Schlacht bei Austerlitz, welcher zugleich der seiner Kaiserkrönung war, als seinen Glückstag, an welche Vorstellung sein kleinerer Neffe anknüpfte. Am verbreitetsten ist die Vorstellung von Unglückstagen. Derselben bemächtigte sich die Schicksalstragödie eines Zacharias Werner in seinem 24. Februar. Auch die neuere Romantik ist nicht ganz frei davon und überträgt diese Vorstellung sogar auf das moralische Gebiet, wenn es in dem von R. Schumann komponirten Eichendorff'schen Liede „Zwielicht" heißt:

„Hast du einen Freund hienieden,
Trau' ihm nicht zu dieser Stunde!"

Die leichtlebigen Franzosen erinnern wenigstens in ihrem „bonheur" an die gute Stunde, wenngleich die Etymologie (bonum augurium) damit nicht stimmt.

Der Schritt war nicht weit, von der Vorstellung einer besonders begünstigten Zeit zu der von durch das Glück bevorzugten Menschen überzugehen, um so mehr als ein einmaliger Glücksfall gewissermaßen einen größeren Spielraum für das Eintreffen eines zweiten oder dritten zu schaffen geeignet ist. Im gewöhnlichen Leben glauben wir wohl, daß Dieser oder Jener eine besonders glückliche Hand habe, und lassen ihn das Loos oder die Karte ziehen. Ein Sulla nannte sich selbst den „Glücklichen", weil ihm alle Umstände nach Wunsch fügten; ein Cäsar traute so fest auf seinen Stern, daß, als einst der Fährmann ihn bei stürmischem Wetter nicht nach Brundisium übersetzen wollte, er diesem zurief: „Du führst den Cäsar und sein Glück." An das nie wankende Glück des unbezwinglichen Eroberers Napoleon I. glaubte männiglich zu Anfang dieses Jahrhunderts. Aber auch ganze Völker glaubten Schooßkinder des Glücks zu sein. Den Athenern war von Poseidon der Fluch des bösen Rathes zu Theil geworden; Athene aber verwandelte denselben in den Segen, daß auch die thörichten Rathschläge ihnen zu gutem Ende ausschlagen sollten. Das Glück der Römer war sprüchwörtlich geworden, so daß Plutarch sogar eine eigene Schrift darüber schreiben konnte. Auf der andern Seite dürfen wir nicht verkennen, daß es auch Menschen gibt, die vom Glück fast verlassen scheinen. Wie oft hören wir nicht den Ausspruch: „Ich bin zum Unglück geboren!" Freilich fehlt hier auch der Humor nicht, den Uhland trifft, wenn er singt:

„Unsern, diesem guten Jungen,
Hat es seltsam sich geschickt,
Vieles wär' ihm fast gelungen,
Manches wär' ihm schier geglückt.
Alle Glücksestern' im Bunde
Hatten weihend ihm gelacht,
Wenn die Mutter eine Stunde
Früher ihn zur Welt gebracht."

Solche Menschen nennt man im gewöhnlichen Leben „Pechvögel" und hütet sich, mit ihnen in Berührung zu kommen, wo es auf ein glückliches Zusammentreffen von Umständen ankommt. Auf der Vorstellung einer gerechten Vertheilung der irdischen Güter beruht es, wenn wir annehmen, daß das Glück in dem einen Gegenstande das Glück in dem andern ausschließe, wie wir denn glauben, daß das Glück in der Liebe das Glück im Spiel ausschließe und umgekehrt.

Wie wunderbar der Zufall spielt! sagten wir oben. In der That faßte der Mensch in der gewöhnlichen Vorstellung beide Seiten dieses Ausspruches auf: einmal galt ihm das Glück (in der oben angeführten Bedeutung als Glücksfall) als eine blind waltende Macht, wie dieß ja schon durch den Ausdruck „spielen" angedeutet wird, andererseits sah er aber auch in dem Ueberraschenden, „dem Wunderbaren", den Ausfluß von etwas Göttlichem, und kam so dazu, das Glück in einer Göttergestalt zu verkörpern. Der guten Stunde entspricht recht eigentlich der Kairos (der rechte Augenblick), dessen Standbild am Eingang der Rennbahn zu Olympia stand. Eine ernstere Bedeutung hat die Moira oder Parze, deren Dreieinigkeit mit den Nornen der nordischen Mythologie eine gewisse Analogie hat. Das subjektive, aus der Brust des Menschen geborene Glück verstanden die Griechen unter Dämon. Da aber das Lächeln des Glücks süß ist, wie das Lächeln der Frauen, und seine Gunst Gnade, so glaubte man diese allerdings etwas launische Gottheit nicht besser vergegenwärtigen zu können, als unter dem Bilde einer schönen Frau. Dieß ist die Tyche der Griechen, die Fortuna der Römer. Sie zeigt uns, wie dieß bei den Modernen meist der Fall ist, unter Anderen auch der Maler des farbenprächtigen Bildes: „Die Jagd nach dem Glück", mit Flügeln und Flügelschuhen versehen, auf rollender Kugel dahinschwebend. Dieß ist die spätere römische Vorstellung. Die Tyche zu Smyrna trug die Kugel auf dem Haupte und in der Hand das Füllhorn der Amalthea, aus dem sie ihre Gaben spendete. Oft gab man ihr auch als Attribute zwei Steuerruder, das eine für die glücklichen, das andere für die unglücklichen Ereignisse. In Rom — so erzählt Plutarch — habe Fortuna die rollende Kugel verlassen und Flügel und Sandalen abgebunden, um ewig hier zu weilen. Hier standen mehrere Tempel der Fortuna, deren Stiftung sich meist an den Namen des Servius Tullius knüpfte, jenes Glückskindes, der in einer Nacht aus dem Sohn einer Sklavin König von Rom geworden war. Einer dieser Tempel war der Fortuna virilis geweiht, dem „Männerglück", einer Gottheit, die besonders von Frauen verehrt wurde, weil dieselbe die schätzenswerthe Eigenschaft hatte, die Männer gegen die Schwächen der Frauen blind zu machen. Einen solchen Tempel zeigt man noch heut zu Rom — vielleicht daß die Gottheit noch heut im Stillen ihr Walten fortsetzt. Das Mittelalter kannte die Fortuna als Frau Sälde, die Beseligerin, und Walther von der Vogelweide wünscht, daß sie die Augen im Rücken haben möchte, damit sie auch ihn, der ihr unaufhörlich nachjage (also eine mittelalterliche Jagd nach dem Glück), endlich einmal sehe.

Wie gewinnt man nun die Gunst dieser Gottheit? so fragte der Mensch weiter. Gelübde und Opfer waren es zunächst, die er ihr darbrachte. Und bis in die neueste Zeit hinein ist der Fortuna gelobt und geopfert worden, freilich je nach der Zeit in sehr verschiedenen Formen. Vor Allem galt es aber, Alles zu beseitigen, was etwa das Rollen der Kugel aufhalten oder das Lächeln der Glücksgöttin trüben konnte. Darum suchte man alle schlimmen Vorzeichen fernzuhalten. Der fromme Grieche vertauschte unglückverheißende Namen mit glückbringenden, wie er denn selbst die Rachegöttinnen, die Erinnyen, „Eumeniden" (die Wohlwollenden) nannte. Der Römer sprach sein feierliches „absit omen" (möge die böse Vorbedeutung ferne sein). Der Süditaliener stellt vor seinen Spiegel zwei Büffelhörner über Kreuz auf, um die Macht des bösen Blickes von sich abzulenken. Aber auch wir kühleren Norddeutschen des aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderts sind keineswegs von Aberglauben frei, mag sich derselbe auch nur an die Lage des Brodes auf dem Tisch, die Spinne des Morgens oder an Gebräuche bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen anschließen.

Auch das Glück der Stunde suchte man zu erkunden und dieß geschah durch Beobachtung der Gestirne, durch Beschauen des Innern der Opferthiere, durch Beachtung des Vögelflugs und Aehnliches. Manches hievon hat sich bis in unsere Zeit fortgepflanzt, und ein Napoleon I. hat noch im Vögelflug Vorzeichen seines Glücks erblickt, während sein Neffe sogar mit dem glückverheißenden Adler in Straßburg einzog. Aber zu keiner Zeit hat es auch an Leuten gefehlt, die solchem Aberglauben entgegentraten. Schon Hektor ruft in der Ilias dem Polydamas, der ihn eines Vogelzeichens wegen vom Kampfe abhalten wollte, zu: „Ein Wahrzeichen nur gibt's, das Vaterland zu vertheidigen," und in Rom konnten sich in späterer Zeit nicht zwei Auguren begegnen, ohne sich in's Gesicht zu lachen. (Schluß folgt.)

Auf der Akademie.

(Hiezu das Bild S. 293.)

Wie selten ist es einem Laien vergönnt, einen Blick in den Modellsaal einer Kunstakademie zu werfen, und doch wie interessant, wie pikant, wie originell! Da sitzen und stehen sie, die künftigen Phidiase und Apelles, um ein und dasselbe Modell, um jeder von einem andern Schwinkel zu zeichnen, zu malen, zu modelliren, von oben, von unten, von rechts und links, in allen Lichtern, mit allen Reflexen — hier den würdigen Greis mit dem gelangweilten Gesicht, dort den muskulösen jungen Mann, der so sorgfältig mit der Toga drapirt ist. Es ist mäuschenstill im Saal, denn jeden Augenblick kann der Professor eintreten, der von Staffelei zu Staffelei, von Drehscheibe zu Drehscheibe geht, um nachzusehen, zu korrigiren, Winke zu geben, wo es noth thut, selbst zum Pinsel oder zur Kreide zu greifen und nach beendigter Runde in dem Bewußtsein der eigenen Größe den Tempel der Musenjünger zu verlassen, in welchem es nun lauter und lauter wird, bis der Stundenschlag der Akademieuhr dem Lärm und der Kunst ein Ende macht.

Großherzogin Alice von Hessen.

† am 14. Dezember.

(Hiezu das Porträt S. 281.)

Eine fürstliche Familie hat in den letzten Wochen die allgemeine Theilnahme auf sich gezogen: von Tag zu Tag fragte man voll Besorgniß nach den Bulletins, die endlich die Trauerkunde brachten, daß das jüngste Glied der Familie, die vierjährige Prinzessin Marie, der furchtbaren Krankheit, von der außer der Fürstin alle angesteckt waren, erlegen sei, und als endlich das ganze Land und alle Theilnehmenden aufathmeten, da die Genesung rasche Fortschritte machte, ergriff die Krankheit die treue Pflegerin — die Großherzogin Alice von Hessen, und nach sechs Tagen hatte auch sie der Todesengel berührt.

Alice, die Gemahlin des Großherzogs Ludwig von Hessen, wurde am 25. April 1843 als Tochter der Königin Viktoria von England und des Prinzen Albert geboren und vermählte sich am 1. Juli 1862 mit dem Prinzen Ludwig von Hessen, dem sie in ihrer höchst glücklichen Ehe sieben Kinder, sechs Töchter und einen Sohn, gebar. Geschmückt mit den reichsten Gaben des Geistes und des Herzens, war sie ihrem Lande ein Vorbild aller weiblichen Tugenden. Sie hatte ein warmes Herz für das Volk und bethätigte dieß durch ihre lebendige und rege Fürsorge für die Armenpflege, ihr lebhaftes Interesse für alle geistigen Fragen unserer Zeit, wie sie denn die Frauenfrage zu ihrem ganz besonderen Studium machte und alle Bestrebungen auf diesem Gebiete förderte, und einen nach Wahrheit ringenden Geist, wovon die Berufung von Strauß an den Darmstädter Fürstenhof zum Zwecke von Vorlesungen und zu geistigem Austausch Zeugniß gab. Die Großherzogin war auch als Schriftstellerin thätig. So hat sie ein Werk von Oktavia Hill über die Wohnungen armer Leute und die Möglichkeit, die Luft in denselben zu verbessern, aus dem Englischen in's Deutsche übertragen und eine Vorrede dazu geschrieben. Außerdem war eine Monographie über den Großherzog Ludwig I. aus ihrer Feder bei ihrem Hinscheiden nahezu vollendet. Sie war um dieser hohen geistigen Regsamkeit willen der Liebling ihres Vaters, der ihr eine geistig wie körperlich vortreffliche Erziehung gab und sie auf den hohen Beruf vorbereitete, den die Fürstin zum Segen des Landes in all' seiner umfassenden Bedeutung erfaßte und ausfüllte. So folgt ihr, der Frühgeschiedenen, auch die Liebe des ganzen Landes nach und wird ihr ein dauernd Denkmal in allen Herzen setzen.

Vom Einzug des Kaisers in Berlin.

(Hiezu die Bilder S. 285.)

Aus der Reihe der Wagen, welche den Kaiser auf seinem feierlichen Einzug in die Reichshauptstadt begleiteten, hat uns der Zeichner noch ein Bild vorgeführt. Es ist der Wagen des Prinzen Friedrich Karl, des tapfern Heerführers, des glücklichen Vaters, der mit seiner Gemahlin, der schönen Prinzessin von Anhalt, seiner Tochter, der Prinzessin-Braut Luise Margarethe, und deren Bräutigam, dem Prinzen Arthur von England, Herzog von Connaught, fährt. Aus der Masse des Volks, das sich an diesem Festtage auf den überfüllten Straßen bewegte, gibt der Illustrator außerdem eine charakteristische Gruppe: es ist die wettergebräunte Gestalt des spalierbildenden Kriegervereinlers, der mit Gattin und Kind vom Festzuge heimkehrt.

Schach, Schachspieler und ihre Freunde.

Von

Jean Dufresne.

(Schluß.)

Der erwähnte Szen gab bei einer seltenen Gelegenheit dieser Art einen Beweis seiner vornehmen Gesinnung. Er spielte im Londoner Turnier von 1851, in welchem ein erheblicher Preis ausgesetzt war, eine entscheidende Partie mit unserem berühmten Landsmann Anderssen. Die englischen Zuschauer gönnten dem Deutschen den Sieg nicht. Sie stellten im anstoßenden Zimmer die Partie Zug für Zug auf und aus jeder ihrer Aeußerungen ging ihre Sympathie für den ungarischen Meister hervor. Endlich rief ein Engländer: „Der Deutsche verliert!" Dann gab er laut den Zug an, der für Szen entscheiden mußte.

Ein Ausdruck des Unwillens flog über die bärtige Physiognomie des Ungarn. In der That hatte ihm sein Gegner Gelegenheit zum Gewinn gegeben. Er besann sich lange, sehr lange und machte endlich nicht den ihm zugerufenen Zug, sondern einen andern, viel schwächeren und verlor später die Partie. Man fragte ihn nun, ob er jenen Zug nicht gesehen habe. „Nicht bloß gesehen," erwiederte er, „sondern auch leider gehört, wie man ihn im andern Zimmer angab, und ich verschmähte es, von einer so ungerechten Hülfsleistung Gebrauch zu machen!"

Es gibt überaus lästige Zuschauer, theils aus unermüdlichen, rücksichtslosen Schwätzern bestehend, theils aus unbefriedigten Ehrgeizigen, welche, unfähig, sich selbst im praktischen Spiel auszuzeichnen, durch Bemerkungen und Rathschläge den Anstrich der Kennerschaft zu gewinnen suchen. So hatten sich in Berlin in dem früher Rosch'schen Lokal in der alten Post, wo in den dreißiger und vierziger Jahren sehr viel Schach gespielt wurde, zwei ausgezeichnete Zuschauer ausgebildet, zwei große Schachkritiker, die jedoch sehr mittelmäßig spielten, die bejahrten Herren Fränkel und Rieß. Sie mischten sich in jedes Spiel ein, und da sie oft entgegengesetzter Meinung waren, entstanden unter ihnen Streitigkeiten, in Folge deren die beiden wirklichen Gegner von ihren Plätzen verdrängt und durch die Herren Fränkel und Rieß ersetzt wurden. Welchem Schachspieler sind nicht Figuren wie Fränkel und Rieß bekannt geworden und haben sie nicht Verdruß bereitet! — Sehr lästig sind auch Zuschauer, die sich dicht an einen der Spieler herandrängen, ihm unmöglich machen, sich zu bewegen, und ihn gewissermaßen zwingen, ganz in ihrer Atmosphäre zu leben; ebenso Kurzsichtige, die sich mit dem Kopf über das Brett legen.

Einen Zuschauer von ganz anderer Natur lernten zwei Berliner Schachfreunde kennen, welche regelmäßig am Sonnabend in dem Eckzimmer eines Gasthauses zusammenkamen, wo sie in der Nähe des Fensters, das auf einen freundlichen Platz hinausgeht, ungestört ihrem Vergnügen huldigen konnten. Nicht lange sollten sie ohne Zuschauer bleiben. Bald stellte sich regelmäßig ein ansehnlicher Herr ein, nahm neben ihrem Brette Platz und folgte dann, behaglich rauchend, mit aufmerksamen Blicken ihrem Kampfe. Wohl spielte bisweilen ein bedeutsames Lächeln um seine Mundwinkel, auch räusperte er sich hie und da in vielsagender Art. Aber er ließ sich nie herbei, eine Bemerkung zu machen. Er schwieg und brachte durch seine ganze Haltung den Eindruck eines Kenners und taktvollen Weltmannes hervor. — Nach Jahresfrist entstand einstmals zwischen den Gegnern eine Streitfrage, und da sie sich nicht verständigen konnten, wandten sie sich an den trefflichen Zuschauer und baten um seine Entscheidung. „Um Vergebung," erwiederte dieser nicht ohne Verlegenheit, „ich spiele nicht Puff." — „Puff?" riefen Jene erstaunt. — „Nein, ich spiele nicht Puff," wiederholte der Fremde. Es dauerte eine Weile, ehe die Herren sich von ihrer Ueberraschung erholten. Dann fragten sie den seltsamen Mann, wie es denn komme, daß er mit Aufmerksamkeit dem Verlaufe eines Spiels zuschaue, das er nicht einmal dem Namen nach kenne. Er antwortete: „Meine Herren, am Sonnabend werden bei mir die Zimmer gescheuert, da kann ich nicht gut zu Hause bleiben und so habe ich mir hier dieß ruhige Plätzchen erwählt. Ich störe doch nicht?"

Schachspieler haben häufig mehr Theilnahme für irgend eine Neuerung in dem edlen Spiel, als für Vorfälle in ihrer nächsten Umgebung oder Ereignisse der politischen Welt. Selten hat jedoch wohl Jemand ein politisches Ereigniß mehr vom Gesichtspunkt des Schachspiels aus betrachtet, als mein Freund, der verstorbene Rentner Jakob Springsfeld. Dieser Herr hatte sich um eine Variante des Kieseritzki-Gambit verdient gemacht und war hierauf stolzer, als auf manche Leistung seines kaufmännischen Scharfblicks, den er als Präsident der Aachener Handelskammer bewährt hatte. Als Napoleon III. Nizza annektirte, nahm Springsfeld mich nachdenklich beiseite und sagte mir mit der ernsthaftesten Miene von der Welt: „Ich glaube in dieser Annexion einen Fortschritt für das Schachspiel begrüßen zu dürfen. Man wird nunmehr in Nizza statt der mangelhaften italienischen Rochade die französische einführen!"

Die Vertiefung in das edle Spiel führt bisweilen zu ganz seltsamen Grübeleien. Der berühmte Schachmeister Kieseritzki, ein geborener Livländer, lebte längere Zeit in Paris ganz seiner Lieblingsneigung. Er war einer der genialsten Spieler, fand jedoch gleich der großen Mehrzahl derselben keine materielle Anerkennung für seine Leistungen. „Unser Stand ist der traurigste," pflegte er seufzend zu äußern. Dieser in vielen Gebieten des Wissens heimische, hochbegabte Mann mußte alle Kräfte aufbieten, um das erste Schachturnier in London besuchen zu können. Dort hatte er das Mißgeschick, sofort von Anderssen geschlagen zu werden. Seine Hoffnungen auf einen Turnierpreis waren zertrümmert. Aber er war eine zu edelmüthige Natur, um dem Gegner zu grollen. Im Gegentheil, er verehrte ihn als den Meister der „unsterblichen Partie", wie ein Spiel, in dem Anderssen auf glänzende Art gegen Kieseritzki den Sieg davontrug, von der bewundernden Schachwelt noch heute benannt wird. „Unser Stand ist zwar der traurigste," sagte er eines Tages zu seinem siegreichen Freunde, „allein er gewährt auch eigenthümliche Genüsse. Ich gehe jetzt mit einer großen Idee um, die mich ganz in Anspruch nimmt, nämlich mit der Darstellung des Schachs im Raume, mit der Verwirklichung des kubischen Schachs. Ich möchte Ihnen gern meine ersten Versuche zeigen. Würden Sie mich wohl nach meiner Wohnung begleiten?" Anderssen folgte ihm gespannt. Kieseritzki führte ihn in ein halbdunkles Gemach und deutete mit einer gewissen Ehrfurcht auf einen verhüllten Gegenstand. „Es ist das kubische Schach, gewissermaßen das Schach in zweiter Potenz," flüsterte er geheimnißvoll und zog nicht ohne Feierlichkeit den Vorhang auf. Nun zeigte sich ein großer Glaskasten, der in kleine würfelförmige Kästchen getheilt war. Man sah mehrere Schachfiguren an Fäden hängen. „Jetzt merken Sie auf," rief Kieseritzki erregt, „ich werde einmal mit dem weißen Springer dort oben den schwarzen König matt setzen." Er zog an einer Schnur. Sofort hüpfte der Springer aus seinem Behälter in einen andern. „Das Matt im Raume ist fertig!" rief der Schachenthusiast in einer Art Verzückung.

Als Kieseritzki starb, hinterließ er nichts als ein Gambit, das seinen Namen trägt. Niemand folgte seinem Leichenbegängniß, außer dem Kellner des Gasthauses, in welchem der Meister zu verkehren und die Bewunderung der Schachfreunde zu ernten pflegte. Eine Warnungstafel für Schachehrgeizige. Das edle Spiel hat Untiefen, welche schon manchen edlen Geist verschlungen haben.

Mit wahrhaft wissenschaftlichem Ernste erörterte der russische Staatsrath v. Jänisch den Gegenstand. Abgesehen von größeren Werken, die sich theils mit der Theorie des Spiels, theils mit dem verunglückten Versuche einer mathematischen Behandlung desselben beschäftigen, hat er auch einen artigen Band Entdeckungen über den — Springer geschrieben. Er bediente sich in seinen Werken der deutschen und der französischen Sprache mit gleicher Vollkommenheit. Der Gegensatz der musterhaften Behandlung zu der Unwichtigkeit des Gegenstandes macht einen seltsamen Eindruck, und man fühlt, daß man hier zur Grenze des Erlaubten gelangt ist. Ein Mann von hoher Begabung, von edler und menschenfreundlicher Gesinnung, der verewigte Geheime Obertribunalrath v. Oppen, war dem Kultus des Schachspiels sehr ergeben. Er hegte eine besondere Vorliebe für Aufgaben und unter diesen wieder für Selbstmattprobleme. Je schwieriger und verwickelter sie waren, um so mehr reizten sie ihn. Seine Phantasie war mit diesen Schöpfungen des subtilsten Scharfsinns stets beschäftigt, selbst an Orten, welche die Bethätigung des letzteren am wenigsten herausfordern. So gestand er einem Freunde, die Idee zu einem vielzügigen Selbstmatt bei einer Fahrt auf dem Lago maggiore konzipirt zu haben. Das Schachspiel nimmt die Phantasie sehr lebhaft in Anspruch. Nach einer anstrengenden Partie pflegt stärkeren Spielern die Stellung, die sie besonders beschäftigt, deutlich vor Augen zu stehen. Einen originellen Schachtraum hatte einst Lieutenant Wiegelmann, der früher zu den tüchtigsten Spielern Berlins zählte. Der Springer des Gegners, der verschiedene gefährliche Schachs drohte, hatte ihn während des ganzen Abends beunruhigt. Ihm träumte, ein Springer habe sich auf seine Nasenspitze gesetzt und beiden Augen Schach geboten.

Eine Partie Schach ist bisweilen schwerer zu gewinnen, als eine Schlacht, sagt Professor Anderssen. Daß sie jedoch unter Umständen schwer zu verlieren ist, beweist folgender Vorfall. Der verewigte Bischof Neander forderte als Mitglied der hiesigen Schachgesellschaft einen starken Spieler zum Kampfe heraus. Letzterer gewann eine ganz hübsche Anzahl Partieen und wollte endlich aus Höflichkeit den Gegner auch einmal gewinnen lassen. Aber so viel er sich auch Mühe gab, es gelang ihm nicht. Denn der ehrwürdige Herr witterte in jedem Zuge, den Jener machte, nichts als List und Ueberlist. Das unmotivirteste Opfer wurde von ihm als eine bedenkliche Falle angesehen und mit einem gutmüthig schlauen Augenblinzeln beantwortet. Endlich wurde der Schachspieler ungeduldig und gab ihm Schach und Schach, immer die Dame einstellend, so daß nur genommen zu werden brauchte. Dieß sagte jedoch dem Herrn Bischof keineswegs zu. Er richtete auf den Gegner einen durchdringenden Blick und ließ seinen König fliehen und fliehen. So blieb denn dem höflichen Manne nichts weiter übrig, als wider seinen Willen zu gewinnen. – Mehrere Jahre nach diesem denkwürdigen Kampfe brachten die Zeitungen die Trauerkunde vom Ableben des hochverdienten, allgemein verehrten dreiundneunzigjährigen Mannes. Sein Nekrolog in der Vossischen Zeitung enthielt in der Schilderung des Privatlebens eine Wendung, die wie folgt begann: „Seine bewährte Meisterschaft im Schachspiel . . ."

Der Verlust einer Partie ist nur dem Stümper gleichgültig, dem besseren Spieler ist er ein Sporn zu größerer Anstrengung. Mancher Besiegte haßt jedoch den Gegner, der ihn seines Schachansehens beraubt hat. Er behauptet, er sei nicht disponirt, es sei zu heiß oder zu kalt im Zimmer gewesen, Zugluft habe ihn belästigt oder ein Zuschauer durch Bemerkungen. Ein Anderer befindet sich in heiterster Laune, so lange seine Partie gut steht. Mit der Verschlechterung der Stellung verschlechtert sich die Stimmung. Er klagt und stöhnt, die Fliege an der Wand stört ihn. Er beschwert sich über die Langsamkeit des Gegners, während er selbst noch langsamer spielt.

Das allzu langsame Spielen ist allerdings eine schlimme Heimsuchung. Es gibt Meister, die nicht anders können. Zu diesen zählte unter Anderen Paul Morphy, der amerikanische Schachheros, der die größten europäischen Meister schlug. Als er in Paris den bekannten Wettkampf mit Anderssen spielte, mußten die Zuschauer für jede Stunde ihres Verweilens einen ziemlich hohen Preis entrichten, welcher zu einem wohlthätigen Zwecke verwandt wurde. Ein nicht allzu begüterter Liebhaber des edlen Spiels entschloß sich, das Opfer für eine Stunde zu bringen. Er trat ein, als Anderssen eben gezogen hatte. Die Stellung war sehr interessant und in der größten Spannung wartete er gleich anderen Anwesenden auf die Entscheidung des amerikanischen Meisters. Allein er wartete vergebens, Morphy machte während der ganzen Stunde keinen Zug und seufzend entfernte sich der Zuschauer nach Ablauf derselben, ohne eine Veränderung auf dem Schachbrett wahrgenommen zu haben.

Der langsamste Schachspieler in England war früher ein Herr Williams, der einige seiner guten, jedoch etwas langweiligen Partieen, die er für Geld im „Cigar divan" spielte, unter dem Titel „Horae divanianae" herausgegeben hat. Er war ein Meister. Man beschuldigte ihn jedoch, daß er mit Absicht langsam spiele, um den Gegner zu erschöpfen. In der That war es eine schwere Geduldprobe, mit ihm zu kämpfen. Das Londoner Turnier wäre an seiner Langsamkeit beinahe gescheitert. Louis Paulsen, der große Vertheidiger, im Gegensatz zu Anderssen, dem großen Angreifer,

eine Zierde der deutschen Schachwelt, spielt sehr langsam. Aber auch andere Heroen, wie Kolisch, Steinitz, Blackburne, lassen in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig. Ein Wiener Börsenherrscher, Bankier Eppstein, spielte sehr gern mit Steinitz, der jetzt für den stärksten lebenden Schachspieler gilt. Steinitz machte einst eine unendliche Pause, bis Eppstein die Geduld verlor und ein gedehntes, grollendes: „Nü—üh?" der Brust des wohlbeleibten Herrn sich entrang. Steinitz zog, als aber bald darauf Eppstein ebenfalls sich sehr lange besann, ließ er ein ganz ähnlich klingendes, unmuthiges: „Nü—üh?" hören. Eppstein schien es sehr übel zu nehmen, daß ihm Gleiches mit Gleichem vergolten wurde. „An der Börse sind Sie der Herr," bemerkte Steinitz, „hier bin ich der Eppstein." Und beide Herren drückten sich lächelnd die Hände.

Der Schwur des Marquis of Lorne als Generalgouverneur.

(Hiezu das Bild S. 284.)

Königin Viktoria von England hat ihren Schwiegersohn, den Gemahl der Prinzessin Luise, Marquis of Lorne, als Generalgouverneur von Canada berufen und ihren Unterthanen jenseits des atlantischen Meeres dadurch ein Zeichen ihres besonderen Wohlwollens gegeben. Diese haben sich denn auch beeifert, den königlichen Sendboten und seine Gemahlin so glänzend als möglich zu empfangen. Am 25. November fuhr der „Black Prince" in den Hafen von Halifax ein, wo die Bevölkerung den Gouverneur und seine Gemahlin jubelnd begrüßte und im Triumph durch die Stadt begleitete. Andern Tages leistete der Marquis im Province-Building als Generalgouverneur in die Hände des Richters Ritchie vom obersten Gerichtshofe Canadas den Eid, wobei General Sir Patrick Mac Dougal als Administrator präsidirte. Die Prinzessin stand auf der einen Seite des Präsidenten, der Herzog von Edinburgh auf der andern. Nachdem der königliche Befehl verlesen und der Eid geleistet war, räumte der Administrator seinen Sitz dem neuen Generalgouverneur ein, dem nun alle Anwesenden ihre Huldigungen darbrachten. Das fürstliche Paar hatte sich rasch Aller Herzen gewonnen und verspricht die Beziehungen der Kolonie zum Mutterlande immer fester zu knüpfen.

Eingestellt.

(Hiezu das Bild S. 292.)

In den Wäldern Europas ist der wilde Eber unumschränkter Herr, selbst der Wolf macht ihm diesen Rang nicht streitig. Mit kleineren Schweinen macht der Wolf nicht viel Umstände, wenn er sie vereinzelt im Walde trifft. Nur tief im Winter, wenn die Erde mit Schnee bedeckt ist und die Wölfe, vor langem Hungern fast wahnsinnig geworden, sich zusammenschaaren, wagen sie sich an den grauen, alten Patriarchen, dem sie sonst scheu aus dem Wege gehen. Entdecken sie zu solcher Zeit einen vereinzelten alten Eber, der durch den Wald streift, so folgen sie seiner Spur, rufen noch andere ihresgleichen zu der wilden Jagd auf und, keck geworden durch die Zahl, stürzen sie ihrer Beute nach. Er kennt das Geheul seiner Feinde und trottet, aus seinen blutunterlaufenen Augen nach allen Seiten schauend, rascher und rascher durch den Schnee, um ein Dickicht zu finden, wo er sich seinen Verfolgern stellen kann. Selbst ein Baumstumpf mit hervorragendem Geäst genügt ihm als Hinterhalt. An diese natürliche Veste gestemmt, erwartet er den Angriff seiner Feinde. Der erste Anprall der Wölfe wird zurückgeschlagen; seine Fänger haben blutige Wunden gesetzt. Aengstlich umschleichen sie ihn, aber jeden Angriff weist sein triefendes Gebiß zurück. Feind um Feind röthet den Schnee, bis endlich die Letzten den Rückzug antreten, um sich eine andere Beute für ihren Hunger zu suchen.

Für das Album.

Von Wilhelm Emmer.

Den hast du am besten bekehrt und belehrt,
Der glaubt, daß er dich bekehrt und belehrt.

*

Dein Geheimniß bewahr' es fein;
Verschließ' es fest und sag' es nicht weiter;
Und kann es nicht länger verborgen sein,
So werde selbst sein Verbreiter.

*

Das Was ist oft von den erlaubten Dingen;
Das Wie kann Schimpf und Schande bringen.

*

Der Teufel holt den Biedermann,
Der einzig seine Pflicht gethan;
Doch willst du im Elysium ruhn,
Mußt du noch ganz was Andres thun.

*

Hab' nur Bediente groß und klein;
Du mußt doch selbst dein Bedienter sein.

*

Nur freie Männer kannst du frei und schuldig sprechen;
Ein Sklav' kann nichts verbrechen.

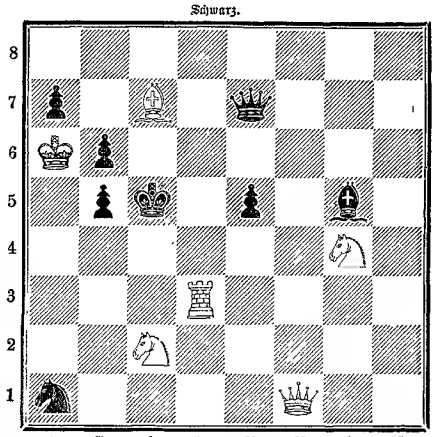
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 14.

Von Herrn Singer in Sereth.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 10:

Weiß.	Schwarz.
1) D. H 3 — E 6	1) S. G 6 — F 4 oder A und B.
2) D. E 6 — E 5 † . . .	2) Beliebig.
3) L. E 1 — C 3 oder D. E 5 — C 3 setzt Matt.	
A)	
1)	1) K. D 4 — D 3.
2) D. E 6 — B 3 † . . .	2) K. D 3 — D 4.
3) D. B 3 — C 3 setzt Matt.	
B)	
1)	1) K. D 4 — C 5.
2) D. E 6 — D 5 † . . .	2) K. C 5 — B 6.
3) L. E 1 — A 5 setzt Matt.	

(Andere Varianten leicht.)

Schachbriefwechsel.

Hrn. Major G. in Straßburg. Nro. 9 korrekt gelöst. Ihre Bemerkung: „Diese Aufgabe gibt ein bemerkenswerthes Beispiel von der Beweglichkeit und Tragweite der Dame", ist sehr zutreffend.

Frl. Martha Z. in Spremberg. Sie schreiben: „Die angeblich schwierige Aufgabe Nro. 9 erscheint zwar sehr niedlich, aber doch recht leicht. Man braucht ja nur von F 6 nach D 6 zu ziehen." Ganz richtig. Warum geben Sie aber nur den ersten Zug an?

Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 9 erhalten von Hrn. H. J. in Neapel, H. S. in Eichstädt, L. L'h. in Magdeburg, F. K. in Reichenberg, O. S. in Jerzykowo und vom Schachklub in Radersburg.

Hrn. v. M. in Schirgiswalde, O. v. M. in Neustrelitz. Nro. 8 und 9 richtig gelöst.

Oedipus in Linz. Nro. 10 richtig gelöst.

Hrn. Ed. E. in Stuttgart und A. B. v. R. in Bamberg. Nr. 6 richtig. Hrn. W. v. G. in Schlüchtern. Nro. 8 richtig. Hrn. R. B. in Josephstadt. Wird geprüft werden.

Hrn. D. E. in Galgocz. Ihre gefl. Zuschriften sind nicht unberücksichtigt geblieben. Es dauert stets mehrere Wochen, ehe Sie die Antwort gedruckt vorfinden können. Lösung von Nro. 7 mit 1) T. D 8 — B 8 bereits widerlegt im Briefwechsel. Nro. 8 richtig, doch das Hauptspiel 1) D. A 4 — D 1, L. C 5 — B 3 2) K. H 5 — G 4 ist falsch wegen L. E 3 — D 2. — Ohne Rücksicht auf den noch vorhandenen Bestand der Figuren werden mehrere Damen, Springer ꝛc. gemacht.

Hrn. M. in Eulau. Nro. 7 richtig. Hrn. H. T—ß in Wien, H. P. in Oberndorf, F. M. in Ahlten und Schachklub in Heilbronn. Nro. 7 und 8 richtig. Hrn. H. W. in Innsbruck. Nro. 8 und 9 richtig. Ihre Bemerkung zu Nro. 9 wohl begründet.

Mad. Ada J. à St. Gille et Mr. Em. Fr. a Lyon. Solutions de Nro. 7, 8 et 9 justes.

Hrn. J. G. in Lebanon. In Nro. 1 wird 1) D. F 5 — F 4 durch T. D 2 nimmt B 3 widerlegt.

Hrn. — l in Hanau. Nro. 7 falsch wegen 2) T. A 5 — A 4 †.

Hrn. E. O. in Hamburg. In Nro. 1 spielen Sie 1) D. F 6 — F 5. Die Dame steht aber auf F 5. Nro. 2 richtig. In Nro. 3 ist 1) D. A 8 — G 8 falsch wegen K. B 4 nimmt A 5. Nro. 4 richtig. Allein die Hauptvariante K. B 3 — C 4 fehlt.

Hrn. M. M. in Görlitz. In Nro. 7 scheitert Ihre Lösung nach 2) T. D 8 — D 2 an T. A 5 — A 4 †.

Pariser Schachturnier von 1878.

Partie Nro. 2.

Lopezspiel.

Weiß — Winawer.	Schwarz — Zukertort.
1) E 2 — E 4	1) E 7 — E 5.
2) S. G 1 — F 3	2) S. B 8 — C 6.
3) L. F 1 — B 5	3) S. G 8 — F 6.
4) 0 — 0	4) S. F 6 nimmt E 4.
5) D 2 — D 4	5) L. F 8 — E 7.
6) D. D 1 — E 2	6) S. E 4 — D 6.
7) L. B 5 nimmt C 6. . . .	7) B 7 nimmt C 6.
8) D 4 nimmt E 5	8) S. D 6 — B 7.
9) S. F 3 — D 4. Hindert den D-Bauer vorzurücken.	
	9) 0 — 0.
10) S. B 1 — C 3	10) S. B 7 — C 5.
11) L. F 1 — D 1	11) D. D 8 — E 8.
12) S. D 4 — F 5	12) F 7 — F 6.
13) D. E 2 — G 4	13) S. C 5 — E 6.
14) L. C 1 — H 6	14) T. F 8 — F 7.
15) L. H 6 — E 3	15) K. G 8 — H 8.
16) S. F 5 nimmt E 7	16) D. E 8 nimmt E 7.
17) E 5 nimmt F 6	17) T. F 7 nimmt F 6.
18) D. G 4 — H 4. Hier wäre vielleicht D. G 4 — A 4, wodurch das Vorrücken des D-Bauern verhindert würde, stärker gewesen.	
	18) D 7 — D 5.
19) T. D 1 — E 1	19) D. E 7 — F 7.
20) S. C 3 — E 2	20) S. G 6 — G 5.
21) C 2 — C 3	21) L. G 8 — A 6.
22) S. E 2 — G 3	22) D 5 — D 4.
23) L. E 3 — G 5	23) T. F 6 nimmt F 2. Diese Opferkombination ist sehr glänzend, aber nicht stichhaltig.
24) T. E 1 nimmt E 6. Die richtige Antwort.	
	24) L. A 6 — B 7. Dieser Zug enthüllt die Absicht Zukertort's, die jedoch bei korrektem Gegenspiel undurchführbar war.
25) S. G 3 — E 4. Ein Fehler, in Folge dessen die Partie verloren geht. Es mußte T. E 6 — E 2 und auf T. A 8 — F 8, 26) C 3 nimmt D 4 geschehen, wodurch Weiß die eroberte Figur behauptet und das Spiel gewonnen hätte.	
	25) T. F 2 nimmt G 2 †. Entscheidend, dieses Opfer scheint Weiß nicht erwartet zu haben.
26) K. G 1 nimmt G 2. . . .	26) D. F 7 nimmt E 6.
27) T. A 1 — E 1	27) T. A 8 — E 8.
28) K. G 2 — F 3	28) H 7 — H 6.
29) L. G 5 — D 2	29) K. H 8 — G 8. Ein sehr starker Zug, welcher die weiße Dame verhindert, den für die Vertheidigung günstigsten Platz F 4 ohne Verlust einzunehmen.
30) H 2 — H 3	30) D. E 6 — F 5 †.
31) D. H 4 — F 4	31) D. F 5 nimmt H 3 †.
32) K. F 3 — F 2	32) T. E 8 — F 8.
33) D. F 4 nimmt F 8 †. . .	33) K. G 8 nimmt F 8.
34) L. D 2 — F 4	34) D. H 3 — F 5, womit Weiß die Partie und den ersten Preis gewinnt.

Bilderräthsel 15.

Auflösung des Bilderräthsels 14:

Alte Leute, alte Ränke; junge Füchse, neue Schwänke.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 6:

Die Sonne scheint so finster heut',
Was hat man ihr zu Leid gethan?
Die Söhne Gottes fuhren ihr
Die Töchter auf der Schlittenbahn
Und warfen um, die heftigen,
Im Fahren überkräftigen,
Und schleuderten die Mägdelein,
Die zarten, in den Schnee hinein.

„Hafis" von G. Fr. Daumer.

Auflösung der Charade in Nro. 14.

Zeitgeist.

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben Nro. **15** des

siebenten Jahrgangs

der

Deutschen Roman-Bibliothek

zu **„Ueber Land und Meer".**

Abonnementspreis:

in wöchentlichen Nummern von ca. **4** Bogen **nur 2 Mark pro Quartal,**

in 14tägigen Heften von ca. **8** Bogen **nur 35 Pf. pro Heft.**

Soeben hat darin neu begonnen der Roman:

Die Seelen der Hallas

von

E. von Dincklage.

Die bis jetzt erschienenen Nummern enthalten:

Die Heirath des Herrn v. Waldenberg. Roman von **Hans Hopfen.**

Sühne und Segen. Sozialer Roman von **Gregor Samarow.**

Holzwegtraum. Ein Sommernachts-Gedicht von **Wilhelm Jensen.**

Außerdem ein reiches **Feuilleton:** Aus der neuen deutschen Lyrik. — Internationale Lesefrüchte. — Mosaik.

Auf den neuen Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek" wolle bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt** abonnirt werden, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht. Die bereits erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:

Eduard Hallberger.

Briefmappe.

Frau Johanne P. in G. Am 24. Dez. Ihre Sendung weiterbefördert. Der Empfänger wird Ihnen ohne Zweifel schon brieflich gedankt haben, wenn Ihnen diese Nachricht vor Augen kommt.

Hrn. F. W. in Worms. Wir halten die Erklärung von Apfel und Ei aus der römischen Tischzeit, mit dem ersten anzufangen, mit dem andern zu schließen, erklärt. Doch wollen wir auch Ihre Mittheilung hier einreihen, daß man am Niederrhein für „nen Apfel und en Ei" gebraucht, um Wohlfeilheit auszudrücken.

S. K. in Wien. Die Symptome von Herzkrankheiten sind von so mannigfacher Natur, daß wir bei dem täglich zugemessenen Raum unserer Briefmappe darüber nicht eingehend Sie belehren können. Gefühle von Wallungen bei Nacht gehören in das Gebiet des sogenannten Alpdrückens. Beklemmungen können allerdings auch durch in dem Unterleib angehäufte Darmgase, die nach oben drücken, hervorgerufen werden.

Frl. Helene V. Die Doppelsehen existiren wie das Doppeltsehen nur im Volksaberglauben. – Bezüglich der Novembersterne wollen Sie sich beruhigen: diese haben auch wir im Leben. Karl der Große hat dem November wegen dieser Eigenschaft schon den Namen Windmonat gegeben.

Hrn. W. K. in Kohl. Das Wort Rekrut kommt vom französischen La recrue der Nachwuchs.

Hrn. S. E. in Breslau. Zur Beseitigung einer Schilddrüsengeschwulst dienen Jodeinspritzungen und Jodeinpinselungen, dieselben müssen jedoch lange Zeit fortgesetzt werden, blutige Operation an dieser Stelle ist immer lebensgefährlich.

Hrn. R. L. P. in Iglau. Die „Lieder eines Träumers" von S. Fritz sind bei Rosner in Wien erschienen.

Hrn. J. D. in Wien. Sie finden die Dampfschiffahrts-Gesellschaften und -Linien in Meyer's Konversationslexikon, 3. Aufl. bei dem Wort „Dampfschiff" vollständig und ausführlich verzeichnet. Ein Buch, wie Sie es wünschen, dürfte wohl kaum existiren. Für Ihre Mittheilung Dank.

Phil. Gr. in Berlin. Tägliches Waschen des Gesichtes mit flüssiger Glycerinseife und warmem Wasser wird die Unreinigkeiten allmälig beseitigen.

Hrn. S. W. Nicht viele, sondern eben nur die, der Sie bezeichneten.

Hrn. G. St. in Herz. Die beiden Namen Edwin und Erwin sind nicht dieselben. Oskar ist ein skaldischer Name und heißt Gebrauchsgut; Armin ist altdeutsch und tritt hervorragend, Baldwin, altdeutsch Baldewein, der herzhafte Freund.

Hrn. Dr. J. G. in Amst. Der „geordnete Staat in Europa, wo es keine Einkommens- und keine Successionssteuer" gibt, existirt, glauben wir, nicht – oder weiß einer unserer Leser einen solchen „Zufluchtsort für Familienväter, die sich mit voller Mühe und langjähriger Anstrengung einiges Vermögen erworben haben"?

Hrn. W. in M. G. Die Verloosung war schon lange. Ziehungslisten dürften Sie durch die Annoncenbureaux von Daube oder Mosse bekommen können.

Hrn. J. v. B. Richtig. Dufresne, Lehrbuch des Schachspiels.

Merkwürdiger Traum. Wir können denselben aus mehreren gewichtigen Gründen nicht bringen.

Hrn. H. B. in H. Kam zu spät in unsere Hände; es hätte aber auch sonst nicht verwendet werden können.

Hrn. G. H. in Wien. Das Militärisch-literarische Bureau in Dresden dürfte darüber Auskunft geben können.

Hrn. St. Comm. D. in B. Wir haben auf das kleinere Flügel'sche Lexikon, das in Ihrem Besitz ist, Bezug genommen, da das andere groß und theuer ist, also nicht Jedem zugänglich sein kann.

Hrn. G. F. in Ludw. Maler Hertter in Stuttgart.

Hrn. G. F. in Gans, Hrn. M. L. in Chem. Richtig.

Hrn. L. P. J. in A. Unverständlich.

Hrn. Kreisger.-Dir. S. in St. Wird besprochen werden.

Hrn. Kfl. B. in D. Auch ohne Honorar nicht geeignet.

Hrn. Lander J. W. in Th. Wir haben vorerwähnt noch großen Vorrath, dürften aber wohl später auf Ihr Anerbieten zurückkommen.

Hrn. K. in Bordshore. Wir glauben, daß es mehrere, doch werden Sie sich mit Ihrer Frage besser an Dr. Karl Ruß, den Herausgeber der „Isis" in Steglitz bei Berlin.

Hrn. H. G. in Gron. (Holl.). Richtig.

Frl. Hermine K. in O. Percy Bysshe Shelley's Werke sind sämmtlich von Seybt 1845 überfetzt erschienen.

Hrn. Arnold K. in M. Mottoes en pages nennt man denjenigen Schriftsatz, der den Schriftsatz in Seiten zu ordnen, d. h. zu umbrechen hat. Schweizerdegen ist ein im Satz und Druck gleich bewanderter Setzer.

Hrn. Ph. B. L. Kochbücher von Kochen verfaßt gibt es viele, sehr gut und reich illustrirt sind: Rottenhofer's Kochbuch, ill. von Dupler (München, Braun & Schneider) und Louise „Die feine Küche" (Leipzig, Schäfer), ersteres mit Holzschnitten, letzteres mit feinen Farbendrucken.

Contessa in S. Wir kennen das Wort nicht, finden es auch in keinem Wörterbuch der deutschen Sprache.

Hrn. R. S. in R. In Oesterreich gibt es einen solchen Beamtenverein, in Deutschland noch nicht.

Hrn. J. P. in Bern. Wenden Sie sich an die Weltverkehrs-Buchhandlung in Stuttgart, deren Spezialität das ist.

Stud. in L. in R. Sie werden sich täuschen, daß die Namen dem großen Publikum so gut bekannt sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

An unsere geehrten Abonnenten.

Auf zahlreiche Anfragen zur Nachricht, daß, soweit der allerdings nur noch kleine Vorrath reicht, auch jetzt, nach Weihnachten, noch der

zweite Jahrgang
der
Deutschen Romanbibliothek
zu „Ueber Land und Meer"
an Abonnenten des laufenden Jahrgangs geliefert wird

statt zu dem bisherigen Preise von 6 Mark
zum ermäßigten Preise
von nur
3 Mark

und zwar in **neuen, tadellosen,** in zwei Bänden elegant broschirten Exemplaren.

Dieser zweite Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek" umfaßt in **gleichem Format** wie der neueste Jahrgang zwei stattliche Bände von zusammen **155** Bogen oder **1040** Quartseiten und enthält nachstehende Romane:

Des Herzens Holgatha von . . **Hans Wachenhusen.**
Der Stadtengel von . . . . . **Julius Grosse.**
Nirwana von . . . . . **Wilhelm Jensen.**
Der graue Freund von . . . . **Hans Hopfen.**
Eingeschneit von . . . . . **Ernst Eckstein.**
Das Haus der Brentano von **Müller von Königswinter.**
Sibylle von . . . . . **Karl Adelbert.**
Kleine Kreise von . . . . . **Johannes van Dewall.**

Außerdem ein reiches Feuilleton: Aus der neuen deutschen Lyrik, Internationale Lesefrüchte und Mosaik.

Ein **einziger** der obigen **Romane** kostet **apart weit mehr,** als hier **zusammen acht Romane erster deutscher Schriftsteller.**

Der Jahrgang kann auf Wunsch auch gleich **fein gebunden** in zwei Bänden, Original-Einband in ganz Leinwand mit **reichem Gold- und Schwarzdruck,** bezogen werden und kostet dann **7 Mark.**

Die Einbände sind sämmtlich in **rehbrauner** Farbe.

In diesem sehr geschmackvollen Einband eignet sich die Romanbibliothek vorzüglich zu Geschenken. —

Bestellungen auf diesen Jahrgang zum ermäßigten Preis nehmen **alle Buchhandlungen, Journal-Expeditionen** und **Buchbinder** an. **Am besten ist es, wenn man sich zur Besorgung derselben Gelegenheit bedient, durch welche man den neuesten Jahrgang bezieht.** Nur die **Postämter** effektuiren **keine** Bestellungen auf diesen älteren Jahrgang.

Postabonnenten wollen sich daher an die **nächstgelegene** Buchhandlung wenden, **oder wo keine bekannt,** den entsprechenden Betrag der **unterzeichneten Verlagshandlung** direkt **franko** einsenden, worauf diese die prompte Zustellung vermitteln wird.

Zur Bestellung wolle man sich des dieser Nummer beiliegenden Bestellscheins bedienen.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Ueberrascht

wird Jeder von dem feinen Geschmack und der schönen Farbe des Kaffeegetränkes sein, welches mit einem kleinen Zusatz von **Otto E. Weber's Feigenkaffee*)** bereitet ist.

*) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar", „Ueber Land und Meer" rc. als das feinste Fabrikat dieser Art. Preis a Pfund 1 Mark. – Bei Abnahme von 5 Pfund Zusendung franko. – Zu haben in der Fabrik von **Otto E. Weber** in **Berlin** SW., Jerusalemerstr. 18. 320

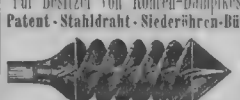
Bandwurm mit Kopf,
Spul- und Madenwürmer entfernt nach seiner seit 6 Jahren vorzüglich bewährten, anerkannt besten und einfachsten Methode
Alch. Mosmann, Rossen in Sachsen.
Prospekt gratis und franko. 118

Exportation directe de **Cigarettes de la Régie Française des Tabacs.**
1000 Caporal Sup., Maryland, Levant Fr. 15; Caporal ordinaire Fr. 11. Envoi contre mandat.
Jacques Zébaume, 335
8 rue de la Chaussée d'Antin **Paris.**

Für Flammenrohrkessel-Besitzer,

Stahl-Besen zum Aschenreinigen der Rohre.
Mittelst des Besens können die Rohre sehr oft (auch während des Betriebes) gereinigt werden, wodurch **Betriebsstörungen frei bleibt u. bedeutend an Kohle gespart wird.** Bei Bestellung bitte Rohrdurchmesser anzugeben.

Für Besitzer von Röhren-Dampfkesseln,
Patent-Stahldraht-Siederöhren-Bürsten.

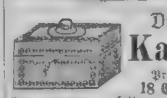


Deutsches Reichspatent Nro. 2929.
Bei Bestellungen innerer Rohrdurchm. erbeten.

Echte Briefmarken aller Länder billigst. Preisliste über alle existirenden skandinavischen Marken gratis. S. Schmidt, Norrevoldgade 29, Kopenhagen K., Dänemark. 100

Gicht und Rheumatismus,
deren Lähmungen rc. rc.

Herrn **H. Falkemann** in **Barmen.**
Die mir übersandten Medikamente habe ich verbraucht und spüre schon bedeutende Besserung, habe deshalb auch mehreren guten Freunden von mir Ihre werthen Medikamente empfohlen. 406
Mit aller Achtung!
Gundersweiler, Bezirksamt Kaiserslautern, 30. April 187.
Valentin Kohler II.



Diebessichere Kassetten!
Preisgekrönt durch **18 Ehren-Medaillen.**

Nr.	Länge.	Höhe.	Tiefe.	Preis.	
1	16 Ctm.	8 Ctm.	12 Ctm.	11 Mrk.	En gros.
2	20 „	8 „	15 „	14 „	
3	24 „	10 „	18 „	20 „	En detail.
4	30 „	11 „	20 „	25 „	
5	35 „	12 „	25 „	33 „	
6	40 „	14 „	30 „	40 „	

inklusive Verpackung in einer Kiste.
Auf Wunsch zur Befestigung in jedem Möbel eingerichtet. 313

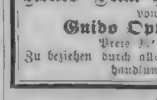
Ich bitte dringend, meine Kassetten nicht mit dem jetzt so häufig angepriesenen, wesentlich schlechteren Fabrikat zu verwechseln.
M. Hoffmann, Leipzig (Stadt Dresden).

PATENT
Technisches Büreau
Bernh. C.W. Nawrocki
Berlin W.
Leipziger Strasse

TECHNISCHES GESCHÄFT & PATENT-BUREAU
BUSS, SOMBART & CIE.
PARIS. MAGDEBURG. LONDON.

Preis 75 Pfennig.

Im Verlag von **Gottlieb & Müller, Frankfurt a. M.,** erschien soeben
Neues Stick-Muster-Buch
von
Guido Oppenheim.
Preis 3 Mk. 4 —
Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen. 427



Glafey-Nachtlichter,
bewährt seit 1848, viermal prämiirt. Den Patentinhabern vorzustehen, wo gerechtes und nicht ausgeführt. Zu haben in allen besseren Geschäften. 328

HALLBERGER'S
ILLUSTRATED MAGAZINE
FOUNDED BY **F. FREILIGRATH.** CONDUCTED BY **MISS HOWARD.**

Attention is invited to the fact that this admirable and continuously successful excerpt-Magazine, the *only English Magazine* published on the continent, presents choice and fresh selections from the best English and American periodicals, and is an agreeable compendium of current literature.

It is specially recommended to German families as an indispensable Home Magazine and also to tourists desiring entertainment and relaxation.

Subscriptions are received by **all Booksellers** and **Post Offices.**

Now ready No. 1 for Jan. 4th 1879, which on Application will be forwarded for Inspection by any Bookseller.

Upon receipt of fifty Pfennigs in postage stamps, the publisher is prepared to forward the first number for '79 as sample-copy, free to any address.

PUBLISHED SEMI-MONTHLY. PRICE 50 PFENNIGS.

STUTTGART. EDUARD HALLBERGER.

Schule für Zucker-Industrie
zu Braunschweig.
Beginn des Kursus am 17. März 1879.
Programm, Studienplan und Honorarbedingungen werden auf Verlangen frei und gratis zugesandt. Befähigten Schülern wird nach Beendigung des Kursus Stellung vermittelt.
Die Direktion:
460 **Dr. R. Frühling. Dr. Julius Schulz.**

Pacific Steam Navigation Company.
Postdienst zwischen
Bordeaux und Südamerika.
246 Nächste Abfahrten von Bordeaux.
(Schiffahrt-Gesellschaft „Gironde" und „Garonne".)
„Valparaiso", 3575 Tonnen, 600 Pferdekraft, Kapitän Hamilton, **den 11. Januar** 10 Uhr Morgens nach Lissabon, Pernambuco Bahia, Rio de Janeiro, La Plata und dem Pacific.
„Araucania", 3886 Tonnen 500 Pferdekraft, Kapitän Leportier, den 11 Januar 10 Uhr Morgens nach Santander, La Coruna, Carril, Vigo, St. Vincent, Montevideo und Buenos-Ayres direkt, ohne Aufenthalt in Pram. rc.
Man wende sich in **Bordeaux** an Herrn **Henry Davis,** Hauptagent, Quai des Chartrons 1.

Spezialität seit 1865.
Aufzüge
(Fahrstühle) jeder Art und Grösse fertigt **F. Witte,** Berlin SW., Neuenburgerstr. 12.

Lebensgrosse Porträts
in **Kreide** gezeichnet oder in **Oel** gemalt nach jeder Photographie. Da verewigen, Gefälligst Photographie unter Garantie getreuer Aehnlichkeit das artist. Atelier von
C. Hommel
in **Halberstadt.**

Tausende
langst gezogener Loose sind noch immer unverloost und der Verjährung ausgesetzt. Gegen 50 Pf. Briefmarken sendet **A. Daun** in **Stuttgart** die neueste Verloosungsliste über alle bis Dezember 1878 gezogenen Serienloose nebst Verloosungsplan oder für 1879 Adressmann franko zu. Bereits sind noch Loose rc. in allen stattgehabten Ziehungen à 10 Pf. pr. Stück, in allen späteren à 15 Pf. pr. Stück und Jahr nach. 265

Künstliche Brillanten,
prachtvolle Steine in echt Gold, Rosée zu 6 bis 15 M., Ohrringe 10—15 M. empfiehlt **Schröter,** Goldarbeiter, **Dresden,** Jakobstrasse 7a. — Illustr. Preiscourant franko. 342

Lederröcke,
Fabrik und Lager rc. 452
Kopenhagen K. H. V. Christensen & Co.

J. L. Backofen in **Nürnberg** empfiehlt Nachtlichter u. **Nachtlichterlämpchen** für Reps- oder Brennöl, das jetzt das Einzige dieser Art. Zu haben in allen besseren Geschäften.

Fabrik von
Cotillon-Gegenständen:
Touren, Orden, Mützen, Allongen etc.
Gothke & Benedictus, Dresden.
Preiscourante gratis und franco. 438

Prakt. Anleitungen Spezial-Rezepte Rath und Auskunft für Fabrikation, Handel und Wandel mit **Garantie** der **Zuverlässigkeit** nach fast 40jähriger Praxis.
Kataloge gratis! Der Leichtfasslichkeit Seiner Erwerb.
Wilh. Schiller & Co., Berlin O.
Landw. und chem. technisches Institut. Gegründet 1850.

Echte Briefmarken
aller Länder billigst. Preisliste für Sammler gratis und franko. 430
F. Edmund Jensen, K. Grönnegade 37. **Copenhagen.**

Briefmarken kauft, tauscht [illegible] Specialitäten Handkunden. Papeterien etc. zum **Commissionsverkauf**
370 Literarisches Museum, **Leipzig.**

Rothe Nasen
werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Mexyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Mieske** in **Dresden.** Garantirt. Preis M.

MATTONI's

GIESSHÜBLER

der reinste alkalische Sauerbrunn

in Krankheiten der Athmungsorgane, des Magens und der Blase, wie als Getränk zu allen Tagesseiten ärztlicherseits bestens empfohlen 377

HEINRICH MATTONI, CARLSBAD.

Vorräthig in den Apotheken und Mineralwasserhandlungen. Depôts in Paris, London, New-York, Batavia etc.

Die aus dem Bilmer Sauerbrunn gewonnenen 410

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungspastillen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen, Skrophulose im kindlichen Organismus, und sind bei Atonie des Magens und Darmcanales ruhige sitzender Lebensweise eine wahre Sacra ancora der gequälten Patienten. — Depôts in allen Mineralwasser-Hauptniederlagen, in den meisten Apotheken u. Droguenhandlungen.

Versendung von 5 Schachteln aufwärts durch die

F. M. L. Industrie-Direktion in Bilin (Böhmen).

EAU DES FÉES

Unvergleichlich für die Wiederherstellung der Farbe des KOPF- und BARTHAARES

MEDAILLE AUF ALLEN AUSSTELLUNGEN. — VERDIENSTMEDAILLE WIEN 1873.

SARAH FELIX

PARIS, 43, rue Richer, 43, PARIS

C. SCHLICKEYSEN, Maschinen-Fabrik Berlin S.O. Wassergasse 17/18, empfiehlt seine neuen transportablen liegenden Patent-Ziegel-, Röhren-, Dachziegel-, Lochziegel-, Platten-, Sims- etc. Pressen.

Alle Sorten stets auf Lager.

Ferner komplete Dampfziegelei-Anlagen, Patent-Torfmaschinen, Mörtelwerke jeder Grösse, kleine Misch-, Knet- u. Formmaschinen, Walzwerke, Kohlenpressen. 849

Prämiirt in Philadelphia

Nur Vertrauen wollen selbst die langjährigsten Leidenden fassen, denn die Schrift **Magen- und Darm-Katarrh** versendet ohne Kosten **J. J. F. Popp,** *Heide in Holstein.* 639

Umdruck-Vervielfältigung

von Schriften, Zeichnungen, Noten etc.

G. ADOLF HARDT, Civil-Ingenieur, Cöln, Sionsthal 11. Verdienstpreis der mech. Papier-Ausstellung, Berlin 1878.

Ohne besondere Presse 30—50 schöne Copien auf beliebigem Papier von einem Umdruck. Probeformular für 300—500 Copien in Postquartaröse bei Fr. Einsendung v. Mk. 3 fr. nach jede Orte d. Umdruck kostet bei besserer Ausführung 2 Zeichenproben gratis fr.

Dr. Retau's 294

Selbstbewahrung

(Mit 27 Abbild. Preis 3 Mark)

erschien bereits in **76. Auflage.** Allen Denen, welche sich im Nervensystem **geschwächt fühlen und an schweren körperlichen Zerrüttungen** leiden, kann dieses Werk mit Recht empfohlen werden. Zu beziehen ist dasselbe durch **jede Buchhandlung,** auch von **W. Pönicke's** Schriftenhandlung in Leipzig [illegible] Abtheilungen **280,000 Exemplare.**

F. C. HEINEMANN, Erfurt.

Für

Blumenfreunde, Gartenbesitzer, Land- und Forstwirthe.

Mein **General-Katalog** enthält das **Neueste** und **Bewährteste Aeltere,** was der Handel bietet, und unter **Mustern** **Saatgut** für **Gemüse-** und **Blumenbau** nach Monaten geordnet, ferner vollständige **Kulturanweisungen** aller in demselben empfohlenen Samen

Es ist dies der einzige und größte in Deutschland erscheinende Katalog, welcher, in dieser Weise ausgestattet, franko und gratis versandt wird.

F. C. HEINEMANN, Hoflieferant.

Erfurt. 463

Einladung zum Abonnement auf die

Allgemeine Hausfrauen-Zeitung in Köln.

Wochenschrift für alle Interessen der Frau, der häuslichen Erziehung und des gesammten Hauswesens. Für die Abonnenten dieser Zeitung wird sämmtliche weibliche Handarbeit gleichviel welcher Branche, unentgeltlich vermittelt. Zu beziehen durch **alle Buchhandlungen** und **Postanstalten.**

Preis M. 2. 50. 404

Verloosungs-

Kontrole (Nachschlage-Bureau) für alle verloosbaren Papiere tadellos bis zur ersten Ziehung à 10 Pf. vorwärts per Stück das Jahr 15 Pf. Parteien bitten wir alle uns einsendbaren Listen à 50 Pf. Verloosungstafeln per 50 Pf. Coupons à 3 Pf. Anschaffungspreis 25 Pf.

Listen über alle gezogenen Serien à 50 Pf.

Pläne aller erlaubten Anlehensloose à M. 1. 50. 358

Neues Finanz- und Verloosungsblatt.

12. Jahrgang. Jede Nr. enthält eine ausgezeichnete, sorgfältig redigirte und vollständige Uebersicht und Kontrolirung sämmtlicher Verloosungen als auch wegen seines umfangreichen interessanten Inhalts sowie seiner praktischen Ratschläge als die lohnendste Geldanlagegabe. Probenummer gratis. A. Dann, Stuttgart.

Institut central in Brüssel

für Schüler von 8 Jahren bis zum Alter von 17 Jahren.

Das **Pensionat** beschäftigt die besten Lehrkräfte Brüssels, mehrere Professoren der Universität und 4 Doktoren der Philosophie und Philologie ertheilen den Unterricht. Das Institut entspricht den deutschen Realschulen. Die körperliche Pflege, sowie die moralische Erziehung ist musterhaft. Es stehen die besten Referenzen der ersten Familien Brüssels zur Seite. Deutsche würden, ohne ihre Muttersprache zu vernachlässigen, das Französische spielend erlernen und dabei in allen Zweigen des modernen Wissens Unterricht erhalten. Allenfallsige Auskunft ertheilt der Direktor Herr van der Stock, rue des Sables 22—24—26

Spielwerke,

4—300 Stücke spielend; mit oder ohne Expression, Mandoline, Trommel, Glocken Castagnetten, Hummelstimmen, Harfenspiel etc.,

Spieldosen,

2—16 Stücke spielend; ferner Necessaires, Garnirnadeln, Schweizerhäuschen, Photographie-Albums, Schreibzeuge, Handbücher, Briefbeschwerer, Blumenvasen, Garnirnetuis, Tabaksdosen, Arbeitstische, Flaschen, Biergläser, Portemonnaies, Tische etc. Alles mit Musik. Stets die Neueste empfiehlt 945

J. H. Heller, Bern.

Alle angebotenen Werke, in denen wir in Name noch nicht und fremde, empfehlen, Hermann direkten Bezug, illustr. Preis-listen sende franko

Handelsinstitut in Bergamo.

Semesteranfänge 1. November und 1. April. Die nur Sprachen Studirenden können jederzeit eintreten. Für Prospekte, Referenzen und Anmeldungen sich zu wenden an die Direktion, Prof. **U. Hagentobler.** 297

Norddeutscher Lloyd.

Postdampfschifffahrt.

I. Zwischen Bremen und New-York,

ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen jeden Sonntag, von Southampton jeden Dienstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Mittwoch nach Southampton abgehenden Dampfer ertheilt.

Direkte Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.

Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und Baltimore.

Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs, von Baltimore Donnerstags.

III. Zwischen Bremen und New-Orleans,

via Havre und Havanna.

Von September bis April ein oder zwei Mal monatlich.

IV. Zwischen Bremen und Bahia und Rio de Janeiro,

via Antwerpen und Lissabon.

Von Bremen am 10. von Antwerpen am 15. jedes Monats.

V. Zwischen Bremen und Montevideo und Buenos-Ayres,

via Antwerpen direkt.

Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1. jedes Monats. 903

Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

England via Harwich.

Kürzeste, billigste und angenehmste Route.

Die Dampfer der **Great-Eastern-Bahn** gehen von **Rotterdam täglich** (mit Ausnahme Sonntags) um 2 Uhr 30 Minuten Nachmittags, von **Antwerpen Montags, Mittwochs** und **Freitags** um 1 Uhr Nachmittags nach **Harwich** ab. Expresszug von Harwich nach London nach Ankunft der Boote. Direkte Passagier-, Reisegepäck- und Güterbeförderung von allen grösseren Stationen des Kontinents. Weitere Auskunft ertheilt **E. A. Oswald,** Generalagent, 12 Domhof **Köln.** 381

Pakete für England werden zu den mässigsten Taxen befördert, wenn dieselben mit der Vorschrift **„via Rotterdam"** bei den deutschen Postämtern aufgegeben werden. Auskunft ertheilt jedes Postbureau.

Lotterie des unter Protektion

Ihrer Majestät der Königin von Sachsen stehenden **„Albert-Verein"** für das Königreich Sachsen.

Looszahl 25,000, Anzahl der Gewinne **3950** im Auszahlungswerthe von Mark **70,150,** darunter 1 Gewinn im Werthe von **8000 Mark** oder 6000 Mark baar,

1 . . . . . 3000 .
1 . . . . . 2000 .
1 . . . . . 1000 . 2c. 2c.

Ziehung zu Dresden am **30. Januar 1879** und folgende Tage.

Loose à 5 Mark sind zu haben bei dem vom Vereinsdirektorium beauftragten Herrn **H. A. Routhaler in Dresden.**

Bei Entnahme von 10 Loosen ein Gratisloos.

Komplete Gewinnliste versende gratis franko 238

Billige Dampf-Maschinen

für das kleingewerbe etc.

Nur 1000 Mark für 2 bis 3 Pferdestärken inkl. kompl. vertikal. Röhrenkessel.

R. E. Weise in **Halle a. S.**

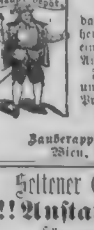
Bruxelles, Rue Rogier 295.

Pensionnat de Demoiselles

dirigé par 402

Mlle Marie Gatti de Gamond

avec le concours d'Instituteurs et de Professeurs de premier ordre. Nombre limité d'élèves. Grandes facilités pour l'étude du français et de l'anglais. Installation splendide. Conditions 1500 à 1800 frs.



Größtes Lager von **Zauberapparaten, Verir- und Gesellschaftsspielen,** darunter sehr interessante Neuheiten, womit **Jedermann,** ohne eine besondere Geschicklichkeit in Anwendung zu bringen, ganze Familien und Gesellschaften unterhalten kann. Illustrirte Preisverzeichnisse mit **über 150 Abbildungen** gratis franko.

Erstes Wiener Zauberapparaten-Hauptdepot

Wien, [illegible] Preise 18. 365

Keine schlechten Schriften mehr!

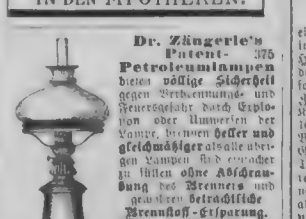
Eine dauernd schöne und fließende Schrift (deutsch und englisch) erlangt man sicher innerhalb 3—4 Wochen bei Benützung der Mik. Miedel'schen **Schreibschule.** Preis inkl. 5 Stufenheften 8 M. — 68

Karl Gotthold's Buchhandlung in **Kaiserslautern.**

Wer an Gicht, Rheumatismus oder Erkältungskrankheiten leidet, versuche sich mit meinem Buche:

„Die Gicht."

Preis 1 Aufl. **50 Pfg.** Auswärtige **Prospect** vers. gratis u. franco Ed. Hohenleitner, Leipzig u. Wien.



Dr. Zängerle's Patent-Petroleumlampen 375

bieten **völlige Sicherheit** gegen Verbrennungs- und Feuersgefahr durch Explosion oder Umwerfen der Lampe, brennen **heller und gleichmäßiger** als alle übrigen Lampen und brauchen nicht zu [illegible] **ohne Abschraubung** des Brenners und gewähren **beträchtliche Brennstoff-Ersparung.** Preiscour gratis u. franko. Probelamp. gegen Einsdg. oder Nachnahme von 9 M.

Das Generaldepot

F. Wocher in München.

Ostindischer Thee,

superf. Qualität, ½ Kilo M. 4. —

aus den Plantagen von

Ritter Moritz von Manner, Assam.

Alleinversand für Deutschland bei

Amend & Schulze, 188

Thee-Import, **Leipzig.**

Haarkrankheiten und Haarpflege

ist soeben in neuester 84. Aufl. unter dem Titel

„Der Haarschwund"

erschienen und kann solche Jedermann gratis und franko gegen Retourmarke nach allen Ländern [illegible] **Fem. Bußtigel, Leipzig,** Petersstraße 1.c.

Ehegatten

erhalten wichtige Rathschläge durch **Dr. Hampe's Schrift:** „Ratgeber in Kinderangelegenheiten". Preis 1½ Mark. Das Nähere ersichtlich [illegible] und franko durch Prospekt. **C. Gottfried's Verl., Leipzig.** 275

In allen Buchhandlungen zu haben 379

Das Orakel.

Interessantes Gesellschaftsspiel. Preis 30 Pf

Seltener Gelegenheitskauf.

!! Anstatt fl. 60,000 !!

für nur fl. 28,000

ein prachtvolles **Familienhaus,** hochoch in gesunder, schöner Lage in **Gersthof,** Hauptstraße bei Wien, 30 Minuten von der innern Stadt entfernt, mit allem Comfort vollständig eingerichtet, 12 große Zimmer nebst großem Speisesaal und zwei Küchen, 2 Veranden, in den Garten führend, 1600 □-Klafter groß, m Obst-, Gemüse- und Blumengarten schattigen Kastanienbaumen Glas-Gewächshäusern, eisernem Gerüstgeländer, Laubenhaus, Stallung für 5 Pferde, Wagenremisen, Keller, Badezimmer, 2 Brunnen nebst Telegraphen- u. Wasserleitung. Billardtisch und gedeckter Kegelbahn sofort zu verkaufen. Anfrage beliebe man unter **„Für Graf Alfred"** an **Rotter & Cie.,** Wien, Neuermarkt 14 zu richten. 272

Für nur 6 Mark D. R.-M.:

1 prachtvolle Rauchgarnitur; 1 sehr elegante Salon-Kommodepfeife mit echtem Bernsteinrohr und Goldmundstück; 3 Stück diverse ganz neue, reizende Artikel, aus der Mythologie entnommen, Figuren-Cigarrenspitzen mit feinstem Mundstücken, jedes einzelne Stück praktisch und ein anderes hellenisches Kunstwerk; 3 Stück beliebten Gattung nur Cigarretten; 1 echt orientalische Tabakspfeife sammt Tabakstopfer, nebst allem erforderlichen Reinigungsutensilien, die zu dem Preise von nur 6 Pf., und umfangreich sind, als: 1 ächte Tabakspfeife aus orientalischem Meerschaum, in Wien fabrizirt, Cigarettenmaschine, 1 Buch Cigarettenpapier, sowie noch verschiedene höchst originelle Cigarrentasche. Dieß Alles zusammen von oben bis unten feine, incl. somit nur 6 M., so lange der Vorrath reicht, in der Wiener Rauchwaaren-Fabrik Wien, Praterstraße 16 935

Über Land und Meer.

№ 16.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878 – 1879.
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Hexe, Novelle von Karl Emil Franzos, Fortsetzung. — Von der deutschen Korvette „Prinz Adalbert" mit Bildern des Malers C. Saltzmann I. — Aus meinem Album, von Max Ring. IV. Louis Schneider. — Bischofshofen, Centralstation der Giselabahn im Salzburgischen, von A. S. — Der gefangene Amor. — Notizblätter. — Mandolinata, römischer Brief von Günther v. Freiberg. — Das Pfarrhaus von Elternbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen, Fortsetzung. — Ueber das Glück, von Ferdinand Schultz. Schluß. — Plaudereien am Kamin, von Paul von Weilen, zweite Serie III. — Inneres eines bosnischen Hauses in Blazuy. — Schach. — Bilderräthsel 16. — Auflösung des Bilderräthsels 15. — Briefmappe.

Illustrationen: Geheimer Hofrath Louis Schneider, Vorleser des deutschen Kaisers. — Bischofshofen, Centralstation der Giselabahn im Salzburgischen, von J. J. Kirchner. — Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt. Initiale, Abfahrt von Kiel, Flottmachen. — Der gefangene Amor, Gemälde von C. Brochat. — Inneres eines Hauses in Blazuy (Bosnien), nach einer Skizze von F. Schlegel. — Mädchen und Frauen, Silhouetten von P. F. Messerschmitt.

Die Hexe.

Novelle

von

Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Die Thür fiel in's Schloß, ich horchte Fedor's verhallenden Schritten. Dann warf ich mich in einen Lehnstuhl und schloß die Augen. Ich fühlte mich plötzlich entsetzlich müde, geistig und leiblich. Und dabei zitterte doch jeder Nerv in mir vor Aufregung und mein Blut jagte rasend schnell durch die Adern. In den Schläfen empfand ich ein überaus peinigendes Gefühl, als würden mir da blitzschnell glühende Nadeln eingetrieben und hinausgezogen. Mein Herz hämmerte gegen die Rippen, rasch, voll, schmerzhaft, Schlag um Schlag. Aber plötzlich schien es stillzustehen . . .

Ich sprang auf — einen Augenblick lang durchzuckte mich ein dunkles, übermächtiges, entsetzliches Gefühl, ich glaube, es war die Todesangst. Ich stürzte an's Fenster. Die Nachtluft schlug mir entgegen, schwül, erstickend schwül — schwerer Blumenduft schwamm darin. Ich starrte hinaus, angehaltenen Athems — Alles schwarz, Alles still. Ich blickte zum Himmel empor, der Mond mußte ja längst aufgegangen sein. Aber kein Lichtschein war zu gewahren, und auch den Himmel fand ich nicht. So weit das Licht der Kerzen hinausstrahlte, so weit konnte mein Auge sehen: grünes Gesträuch — ein Blumenbeet — eine kleine Figur aus Sandstein. Aber sonst war Alles ringsum Finsterniß — schwarze, undurchdringliche, drohende Nacht. Ich schaute und lauschte, lauschte bang. Sonst hat ja die Nacht tausend Stimmen: Windeswehen, Blättergeflüster, Leben und Weben nächtlichen Gethiers und Anderes, was wir nur hören und nicht erkennen — wer weiß, was Alles sonst leise das Dunkel durchtönt? . . . Aber heute — Stille, grausame Stille! Mir war's, als hielte die Natur den Athem an in dieser unheimlichen Nacht und lauschte — lauschte bang — worauf?! — worauf?! . . .

Ein schriller Klang hinter mir, ein kurzes Kreischen — ich wandte mich um, die alte Wanduhr hatte die erste Stunde nach Mitternacht geschlagen. „So spät," flüsterte ich vor mich hin, „ich sollte zu Bett gehen." Ich fuhr mir über die Stirne, sie war von kaltem Schweiß bedeckt. Dann starrte ich in das ruhige Licht der Kerzen und — legte mich wieder in's Fenster.

Kein Lufthauch war wach. Das Gesträuch vor dem Fenster stand still — im ganzen Garten regte sich kein Blatt. Noch immer dieselbe dumpfe Stille und Finsterniß. Da — auf einmal — blitzte es am Himmel auf, eine ungeheure Lohe. Taghell, in grellem weißem Licht stand eine Sekunde lang der Garten vor mir, die Flügel des Schlosses, der Wolkenhimmel. Ich schloß die Augen und trat einen Schritt zurück — ich erwartete das Gedröhne des Donners. Jedoch nur ein leises, unheimliches Flüstern ward hörbar, als ginge ein Windhauch durch die Blätter. Das war seltsam, denn die Luft war und blieb unbewegt, dabei unsäglich

Geheimer Hofrath Louis Schneider, Vorleser des deutschen Kaisers. Originalzeichnung. (S. 306.)

schwül, und dennoch zitterte der Strauch vor dem Fenster — ich sah es ganz deutlich — seine Zweige regten sich. Ich weiß nicht — die Pflanze erschien mir wie etwas Lebendiges — ich strich leise, fast zärtlich mit der Hand über die Zweige. „Der arme Strauch zittert vor dem Gewitter," sagte ich laut vor mich hin.

Wieder schlug die Lohe auf, blitzschnell, übergewaltig. Und wieder kein Donner, nur jenes unheimliche Rascheln im Laub . . .

„Wetterleuchten!" sagte ich langsam und laut. „O! wenn nur das Gewitter käme!" Und dann nickte ich, als hätte dieß ein Anderer gesprochen und ich wollte ihm beistimmen . . .

„Was red' ich da mit mir selbst?" schrie ich dann plötzlich auf. „Bin ich krank — wahnsinnig?" Ich legte die Finger an meine Pulse, sie jagten fieberisch. „Mein Blut kocht — mein Kopf brennt!" dachte ich — „warum?" Und wieder sagte ich laut: „Ist es diese Schwüle? Oder das Gespräch mit dem Alten? Oder sehne ich mich nach —"

Ich sprach den Namen nicht aus, ich flüsterte ihn nur, mir selbst kaum hörbar. Aber wie er mir aus der Kehle drang, da fuhr ein Zittern über meinen Leib und ich wandte mich zur Thür — unwillkürlich — wie eine Puppe, die von fremder Hand bewegt wird.

Die Thür des Zimmers fiel hinter mir zu, ich tastete vorwärts im dunklen Korridor, rasch, heftig, wie ein Verzweifelnder. Ich fühlte nichts mehr — ich wußte nichts mehr — ich dachte nichts mehr — nur das Blut raunte und rauschte in mir: „Zu ihr, zu ihr!"

Der Korridor mündete in einen zweiten, ich stürmte weiter, bis ich an eine Treppe kam. Da blieb ich stehen. Aber was meinen Fuß bannte, war nicht etwa die Erkenntniß meiner sündigen Thorheit, sondern der Gedanke: „Du kennst den Weg nicht, der zum Salon führt! Du mußt wieder dein Zimmer zu finden suchen und dir — eine Kerze mitnehmen!"

Und ich wandte mich und tastete wieder zurück — einen langen Gang hinab, an unzähligen Thüren vorbei — immer hastiger — immer toller. Aber der Gang nahm kein Ende, das konnte unmöglich der Weg sein, den ich gekommen . . .

Wieder blieb ich unschlüssig stehen. Aber nur einige Sekunden lang. Dann trieb mich mein tolles Blut wieder weiter . . .

Da — ich hielt an und fuhr zusammen — da brach mir ein ferner Lichtschein in's Auge und kam näher und näher, ein langsamer, fester Schritt hallte durch den Korridor . . .

„Es ist Henryk," dachte ich, „oder ein Diener . . . gleichviel — ich muß mich verstecken . . ." Und ich schmiegte mich in die nächste Thüröffnung und drückte auf die Klinke . . .

Aber die Thür war verschlossen. Der Schritt kam näher und näher — es war Fedor, eine Lampe in der Hand . . .

Wieder drückte ich krampfhaft, verzweifelt auf die Klinke, aber sie gab nicht nach. Ich schloß die Augen. „Was wirst du ihm sagen?" dachte ich.

Der Alte bemerkte mich erst, als er dicht vor mir stand. Er wich erschreckt zurück.

„Wer —" rief er, aber da erkannte er mich auch. „Sie, Herr Georg? Haben Sie nicht schlafen können? Es ist eine schwüle Nacht, wir bekommen ein furchtbares Gewitter, wenn auch erst gegen Morgen! Ich will darum alle Fenster — aber," unterbrach er sich plötzlich, „wohin wollten Sie denn eigentlich?"

Ich erwiederte nichts, es fiel mir nichts ein und meine Kehle war wie zugeschnürt.

„Wollten Sie in den Garten?"

„Nein," stammelte ich, „das heißt — ja!"

Er hob die Lampe und leuchtete mir in's Gesicht. Ich mochte wohl recht sonderbar aussehen, denn er schüttelte besorgt den Kopf.

„So verstört," sagte er, „sind Sie krank, Herr Georg?"

„Etwas Kopfweh," flüsterte ich scheu und blickte zur Seite.

Der Alte hob die Lampe noch höher und schaute mir scharf und prüfend in's Antlitz. Es waren wohl nur einige Sekunden, mich dünkten sie damals eine Ewigkeit voll Scham und Qual. Ob er errieth, wohin ich hatte gehen wollen — ich weiß es nicht genau. Nur das Eine weiß ich, daß sein Blick immer düsterer, immer starrer wurde. Ich wich diesem Blick aus, ich schlug die Augen nieder, aber er bohrte mir durch die Lider und in's tiefste Herz.

„Kommen Sie," sagte er endlich langsam, schwer, „wir wollen zu Ihrem Freunde gehen!"

Er faßte meinen Arm und führte mich vorwärts, wie man ein Kind, einen Kranken führt. Ich folgte ihm willenlos.

„Wir haben auch Kopfweh," murmelte er, indeß er mich so sachte vorwärts schob.

Mir fiel die seltsame Redeweise nicht auf, noch minder lächelte ich darüber. Er aber fuhr bekümmert fort:

„Wir essen nichts mehr, wir trinken nur. Und in der Nacht schließen wir kein Auge. Wir werden ernstlich krank werden!"

„Weißt Du," begann ich mühsam und fühlte, wie mir dabei eine brennende Röthe über's Antlitz schlug, „weißt Du, ob Henryk in seinem Zimmer ist?"

Er schien die Frage überhört zu haben. Dann aber erzählte er:

„Ich bin eben im linken Flügel, da höre ich die Schelle aus dem Salon der Hexe klingeln — ganz wüthend, wie man Sturm läutet. Ich laufe hin. Da steht die Braune, mitten im Zimmer, allein, mit zerzaustem Haar, und schluchzt:

„‚Wecke den Henryk oder den Zauberer — gleich! Ich fürchte mich vor dem Gewitter!'

„‚Wir haben einen Blitzableiter auf dem Dach!' sage ich.

„‚Was?' ruft sie. ‚Ich fürchte ja nicht den Blitz — ich weiß einen Spruch dagegen! Aber' — und da beginnt sie wieder zu schluchzen — ‚die Mauern — das Dach — ich bin noch nie eingesperrt gewesen bei einem Gewitter — mir birst vor Angst das Herz. Hinaus — ich will hinaus in den Sturm! Oder rufe Leute, Leute! Oder bleib' wenigstens Du hier, alter Hund!' Und dabei zittert sie wirklich an Händen und Füßen und auf ihrem Gesicht liegt die Todesangst, deutlich wie ein Schleier, den man mit Händen greifen kann. Schon will ich, der ich ein alter Christ bin und kein alter Hund, trotz des Schimpfworts Mitleid mit ihr haben und eine Magd rufen, da miaut plötzlich der Kater im Garten und sie schreit: ‚Geh'! geh'!'

„‚Soll ich Dir nicht die Kasia holen?'

„‚Nein!' ruft sie und stampft mit dem Fuße. ‚Ich will allein bleiben!' Ich gehe zur Thüre, da schreit sie: ‚Steige auf's Dach, fange den Kater.'

„‚Aber er miaut ja im Garten,' sag' ich.

„‚Nein, auf dem Dach!' schreit sie. ‚Ich befehle Dir, steige sogleich auf's Dach — sonst lasse ich Dich morgen davonjagen. Hörst Du, auf's Dach!'

„Da bin ich gegangen, aber nicht auf's Dach, sondern in den linken Flügel, die Fenster zu schließen. Denn wenn sie alle Leute verrückt macht — mich nicht!"

Wir hielten vor Henryk's Schlafzimmer. Die Thür war halb geöffnet, auf dem Tische brannten die Wachskerzen im Kandelaber, aber das Lager war unberührt, das Zimmer leer.

„Wo mag er sein?" fragte ich und wieder jagte mir eine Blutwelle über das Antlitz.

Fedor seufzte tief auf. Dann durchschritt er das Zimmer und trat an's geöffnete Fenster, durch welches die Nacht schwarz und drohend hereinstarrte.

„Wir sind ein armer Narr," murmelte er. „Sehen Sie her, Herr Georg," sagte er dann laut und wies auf einen Flecken am Fensterpolster. „Da sind wir hinausgesprungen und laufen nun seufzend im Garten herum. Ach! es könnte einen Stein erbarmen!"

Er beugte sich weit hinaus und spähte in's Dunkel.

„Herr Henryk!" rief er. „Herr Graf!"

Laut und durchdringend rief er es und dabei zitterte doch seine Stimme und es lag ein Ton darin, nicht zu schildern. So ruft kein Vater, so ruft nur eine Mutter nach ihrem Kinde . . .

Der Ton verhallte — die Nacht lag schweigend, wie früher — es kam keine Antwort.

„Kommen Sie, Herr Georg!" bat der alte Mann. „Das ist" — er warf einen scheuen Blick hinaus — „das ist eine unheimliche Nacht. So, als ob" — er stockte wieder, — „als ob ein Unglück geschehen müßte! Kommen Sie, wir wollen ihn im Garten suchen!"

Er schritt mir voran, den Korridor hinab, bis an ein Pförtchen. Da stellte er die Lampe hin, schloß die Thür auf und trat hinaus.

„Willst Du nicht die Lampe mitnehmen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Wozu? Ich sehe auch im Dunkeln gut. Und was gar mein Ohr betrifft — seinen Schritt höre ich aus der Ferne!"

An mich dachte er nicht. Erst als ich nach dem ersten Schritt zaudernd stehen blieb, brummte er etwas in den Bart, faßte meine Hand und zog mich hastig in den Garten.

Es war eine Nacht, wie ich nie eine ähnliche erlebt. So schwül, so furchtbar still, so tiefschwarz — ich hatte das Gefühl, als schlichen wir in einer Katakombe dahin, tief in der Erde. Aller Ton, alles Licht schien erstorben. Sonst gewöhnt sich das Auge allmälig an das Dunkel, die Gegenstände heben sich schwärzer ab vom Hintergrunde des nächtigen, wenn auch noch so dicht mit Wolken umhangenen Himmels. Heute war nichts von den Bäumen zu sehen, nichts vom Schlosse. Ich blickte auf den Boden, sonst schimmern die Kiesel weiß — heute war auch da nichts als gähnende Finsterniß — in die Nacht, wie in einen Abgrund tastete der Fuß . . .

„Henryk!" rief Fedor plötzlich und hielt an. „Henryk!"

Keine Antwort.

„Er will nicht," murmelte der Alte. „Denn gehört hat er mich!"

„Wie?"

„Haben Sie nichts vernommen?"

„Nein!"

„Ihr Ohr ist stumpf, Herr Georg. Es ist Jemand, vielleicht dreißig Schritte von uns, vorbeigegangen — gewiß nur Henryk — wer anders? — obwohl er sonst nicht so vorsichtig schleicht!"

Ich lauschte, ich konnte nichts vernehmen.

„Jetzt wieder!" murmelte Fedor und faßte meine Hand fester.

Ich hörte noch immer nichts.

„Er ist es doch! Kommen Sie!"

Wir gingen weiter, so rasch, als es das Dunkel und die Taxushecken erlaubten. Fedor unterschied das Gesträuch, ehe es ihm entgegenschlug — mich peitschten die Zweige im Dahineilen. Es war ein schlimmes, unheimliches Umherirren.

Plötzlich blieb ich stehen.

„Was ist das?" rief ich erstaunt. Mitten in der ungeheuren Dunkelheit standen uns jählings, bei einer Wendung des Wegs, drei kleine, golden schimmernde Pünktchen vor den Augen. Eines dicht am Boden, die beiden anderen höher und fast in eins zusammenschwimmend. Es schien, als schwebten sie in den Lüften.

„Das Schloß!" sagte Fedor ruhig. „Die beleuchteten Fenster! Unten brennt der Kandelaber in des Herrn Zimmer und oben hat die Hexe noch Licht! Die verd— Aber halt!" unterbrach er sich und seine Stimme sank zu leisem Flüstern. „Hören Sie noch immer nichts?"

Ich hielt den Athem an und lauschte. Und dießmal hörte ich wirklich sehr fern und sehr leise einen räthselhaften Ton: ein Knistern und Rauschen.

„Wie eine Schlange!" flüsterte ich. „Das ist kein Menschentritt!"

„O doch!" gab Fedor noch leiser zurück. „Aber — ich fasse es nicht — ist er denn schon ganz verrückt, daß er bloßfüßig im Garten umherläuft?!"

Im selben Augenblick klang von fern ein Pfiff und das Bellen eines Hundes.

„Das ist Henryk!" sagte Fedor tief aufathmend. „Gottlob! der Hektor ist bei ihm — da kann ihm nichts zustoßen. Aber — wer ist der Andere?"

Mir ging — ich wußte nicht warum — ein kalter Schauer über den Rücken und rührte leise an alle Nervenausläufer der Haut.

„Irgend ein Thier," meinte ich.

„Nein," flüsterte Fedor, „es schleicht Jemand auf nackten Sohlen gegen das Schloß zu — kommen Sie! Aber leise, leise!"

Wir schritten auf die leuchtenden Pünktchen zu, so rasch und so lautlos, als wir vermochten. Dazwischen hielten wir inne und horchten. Aber nur einmal wieder wollte Fedor das Geräusch gehört haben, ich konnte nichts mehr vernehmen.

So waren wir auf vielleicht nur hundert Schritte Entfernung vom Schlosse angelangt. Aber trotzdem konnten wir nichts von dem Mauerwerk unterscheiden, nur die drei erleuchteten Fenster blickten uns entgegen, nicht mehr als Pünktchen, sondern als goldige Flächen — trotz der Nähe ganz klein — denn die Finsterniß schmälerte und verschlang eifersüchtig den Lichtschein.

Da brauste mächtig und urplötzlich, wie aus sich selbst geboren, ein Windstoß im Gesträuch, und im selben Augenblick flammte eine ungeheure Lohe über Himmel und Erde, in grellweißem Licht, greifbar nah stand uns das Schloß — dann doppelt finstere Nacht, wieder ein jäher, aber schwächerer Windstoß und endlich ferner, lang anhaltender Donner.

„Das Gewitter! — in einigen Minuten entlädt es sich — kommen —"

Er sprach es nicht zu Ende.

„Miau! Miau!" klang es gellend, langgezogen, wie aus unserer nächsten Nähe, und schnitt ihm das Wort ab.

Das also war der Schleicher auf nackten Sohlen, dachte ich. Und mit dem Gedanken überkam mich überreizten, fiebernden Menschen eine ungeheure, unbezähmbare Lachlust.

„Hahaha!“ brach ich los.

„Schweigen Sie!“ keuchte mir Fedor in's Ohr und preßte mir die Hand auf den Mund. „Um Christi willen — hören Sie doch nur!“

Ein Fenster klirrte bei heftigem Oeffnen — man hörte es ganz deutlich. Es war eins der beiden erleuchteten Fenster im ersten Stockwerk . . .

Mit eisernem Druck umfaßte der Alte meine Hand und zog mich vorwärts — näher heran.

„Miau! Miau!“ erklang es wieder in unserer Nähe — der natürlichste Katzenschrei, den man sich denken kann. Und wie ein Echo erklang es von oben, aus dem Fenster — fein, dünn, zärtlich: „Miau, miau!“

Was ist das? hatte ich in höchster Aufregung rufen wollen. Aber die Hand Fedor's lag wieder auf meinem Munde und erstickte den Ton.

Oben beugte sich eine Gestalt aus dem Fenster — Aniula.

„Bist Du's?“ rief sie laut und fröhlich. „Komm' nur — die Luft ist rein.“

„Ist Niemand wach?“ fragte eine gedämpfte Stimme unten.

„Nein! — sie schnarchen Alle —“

„Aber mir war's, als ginge Jemand im Garten herum?“

„Vielleicht der blasse Narr — der Graf! Aber Der kommt dann nicht so bald heim! Ich habe dafür gesorgt, daß ihm der Schlaf vergeht!“

„Kannst Du herabkommen?“

„Das Thor ist zu. Aber Du hast doch die Stricke?“

„Freilich — warte nur!“

Einen Augenblick Stille, dann ein Hinschleifen auf den Kies und wieder Stille.

„Man entführt sie!“ schrie ich auf und suchte mich den Händen des Alten zu entwinden.

Aber er hielt mich, wie man einen Wahnsinnigen hält, und meinen Aufschrei überheulte der Sturmwind, der wieder jählings alles Gesträuch aufwühlte, daß es mit tausend Stimmen rauschte und stöhnte.

„Noch ein Wort,“ flüsterte Fedor dumpf, „und ich erwürge Sie, so wahr mir Gott helfe! Wollen Sie verhindern, daß der Teufel aus dem Hause kommt?“

Wieder ein Blitz, länger, greller als die früheren. In seinem taghellen Schein sahen wir, wie sich eine geschmeidige Gestalt an einem Pfeiler des Balkons hinaufwand.

„Ein junger Zigeuner!“ murmelte Fedor.

Es war so. Wir sahen zu, wie zuerst ein Krauskopf, dann ein Paar Arme im Lichtkreis des Fensters erschienen. Die Zigeunerin beugte sich vor, umhalste den Emporklimmenden und küßte ihn auf den Mund, daß es bis zu uns hinabschallte.

„Nur zu! So ein Mund schickt sich für Dich!“ flüsterte Fedor grimmig. Der Bursche hatte sich inzwischen auf das Fensterbrett geschwungen und sprang nun in's Zimmer. Aniula umhalste ihn, aber er schüttelte sie ab und machte sich am Fensterkreuz zu schaffen.

„Er befestigt die Strickleiter!“ wisperte mir mein Begleiter zu.

„Es ist der Josel!“ seufzte ich.

„Wer? Kennen Sie ihn?“

„Ja! — nein!“ stammelte ich — es war Beides richtig. Ich hatte den Burschen erkannt, den ich am Tage vor dem Karren gesehen, und vermuthete, daß es derselbe sei, von dem Aniula dem Grafen erzählt.

„Ja! — nein!“ wiederholte Fedor spöttisch. „Aber wenn es der Antichrist in eigener Person wäre, ich möchte ihm einen Gulden schenken und höflich die Treppe hinableuchten, wenn er sich nur die Braune mitnimmt!“

Das Gewitter kam näher und näher; der Sturm heulte nun ohne Aufhör, immer wilder und schriller, mit grauenhaften Stimmen, die Blitze folgten sich immer dichter und der Donner brüllte dumpf und drohend. Aber wir standen regungslos und schauten empor. Ich weiß nicht, wie lange — vielleicht nur drei Minuten lang — mir waren es eben so viele Ewigkeiten. Wenn ich heute daran zurückdenke, was ich damals empfand, so ist es mir zu Muthe wie dem Wanderer, der in einen der unheimlichen Wasserstrudel der Karpathen hinabblickt. Er steht auf festem Boden, im klaren Sonnenlicht, aber wenn er sich über die gähnende Tiefe beugt, dann betäubt ihn das unheimliche Spiel der dunklen Wasser, die, von räthselhafter Kraft gehoben, emporschäumen und sich überschlagen, und deren dumpfes Rauschen klingt wie ein mühsam gedämpftes Klagegeheul . . .

„Die Elenden!“ murmelte Fedor plötzlich und fuhr zusammen. „Diebe, Hallunken!“

Die erleuchteten Fenster hatten sich verfinstert. Aber ein drittes, welches daran stieß, ward helle.

„Henryk's Schreibzimmer!“ stöhnte Fedor. „In der Lade liegen dreihundert Dukaten!“

„Sollen wir Lärm schlagen?“

„Nein!“ rief er heftig. „Wir sollen nicht! Und wenn es das ganze Vermögen wäre! . . . Ah! da sind sie schon!“

Wieder wurden die Fenster des Salons hell. Und nun erschienen die beiden Gestalten am Fenster.

„Sturm!“ hörten wir Aniula rufen. „Ein prächtiges Wetter!“

Dann schnallte sie dem Burschen ein großes Bündel um und setzte sich auf das Fensterbrett.

„Zurück!“ flüsterte Fedor und zog mich hinter ein Gebüsch. „Der Schein der Blitze könnte uns verrathen!“

Oben erlosch die Kerze. Aber das Gewitter gab von Sekunde zu Sekunde grellen Schein. Wir sahen, wie zuerst Aniula an der Strickleiter hinabglitt, dann der Bursche, das Bündel auf dem Rücken, eine Axt in der Hand.

Nun waren sie unten.

„Vorwärts!“ rief er. „Der Regen beginnt!“

„Vorwärts!“ jauchzte sie.

Wir hörten und sahen die Beiden dicht an uns vorbeilaufen, in Nacht und Sturm hinaus.

Die Wolken entluden sich, der Regen stürzte herab in Strömen. Wir trieften binnen wenigen Sekunden vor Nässe. Aber noch standen wir regungslos, wie gebannt . . .

Da, urplötzlich — hörten wir, mitten durch das Rauschen des Wassers, durch das Dröhnen des Donners einen schrillen, halbverwehten Ton. Er klang so fremd, so unheimlich, daß ich zusammenfuhr.

„Was ist das?“ rief ich entsetzt.

Der Ton schwieg und begann dann wieder und währte fort — ein langgezogenes, dumpfes Heulen . . .

„Der Hund!“ schrie Fedor verzweifelt. „Mein Henryk! — Die Zigeuner haben ihn getödtet . . .“

Wir stürmten dem Tone nach, über Stock und Stein, in die furchtbare Sturmnacht hinein. Das Heulen schwieg nur auf Sekunden, dann erklang es immer lauter, immer schauerlicher. Mir sträubte sich das Haar vor Entsetzen, die Kniee wankten unter mir, ich stürzte zusammen und raffte mich doch wieder auf und lief weiter.

„Fedor!“ rief ich.

Keine Antwort. Aber nun klang das Heulen ganz nahe. Plötzlich verstummte es und schlug in ein Freudengebell um.

„Fedor!“ rief ich wieder.

„Hier bin ich,“ sagte er mit lauter, heiserer Stimme. „Und hier liegt auch Henryk — todt — sie haben ihn erschlagen . . .“

Ein Blitz leuchtete auf — ich sah die Gestalt des Freundes hingestreckt in den Schlamm. Da that mein Herz noch einige langsame, schwere Schläge — dann stand es still —

Ich schlug zur Erde hin — lautlos, schwer — wie ein gefällter Baum . . .

*

Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich weich gebettet und fühlte etwas wie eine kalte Hand auf meiner glühenden Stirne. Ich griff darnach — es war ein Säckchen, mit Eis gefüllt. Dann riß ich weit die Augen auf und starrte um mich. Ich lag in einer freundlichen Stube mit lichten Tapeten — die Sonne schien durch das geöffnete Fenster, in welches sich grünendes Gesträuch drängte.

„Guten Morgen,“ sagte eine freundliche Stimme.

Ich sah Niemand und suchte den Kopf zu wenden. Aber diese Bewegung schmerzte mich und ich hielt still.

„Wo bin ich?“ fragte ich.

„Guten Morgen,“ klang es abermals, so freundlich wie früher.

„Wer bist Du?“

„Guten Morgen,“ klang es zum dritten Mal.

Wieder wollte ich den Kopf wenden nach dem Sprechenden, aber ich brachte die Kraft nicht auf. Ich fiel zurück, die Lider wurden mir immer schwerer, der Schlaf kam wieder über mich.

Als ich neuerdings erwachte, stand dasselbe Bild vor meinen Augen, nur lag die kalte Hand nicht mehr auf meiner Stirne, auch schien nicht die goldene Morgensonne in die Stube, sondern diese war erfüllt von dem rothen Wiederschein der Abendglut.

Als ich mich regte, da erklang auch wieder dieselbe Stimme und sagte, obgleich um die Wölbung schon die Schatten der Dämmerung lagen, wieder ihr freundliches „Guten Morgen!“

Nun vermochte ich den Kopf zu wenden und schaute in ein gutes, dummes, rothes Jünglingsantlitz.

„Janko,“ stammelte ich endlich.

Er stand stramm aufgerichtet zu Häupten meines Lagers, einen mächtigen Fliegenwedel in der Hand, und grinste mir freundlich entgegen.

„Janko, war ich krank?“

„Guten Morgen!“

„Wie lange?“

„Drei Wochen,“ erwiederte er rasch, aber dann biß er sich auf die Lippen und sagte abermals: „Guten Morgen!“

„Was heißt das?“

„Das heißt: der Herr Zauberer haben vorläufig nicht zu reden oder man hat Ihnen wenigstens nicht zu antworten. Man hat Ihnen jeden Wunsch an den Augen abzulesen, man hat Sie zu pflegen, wie die Mutter ihr Kind, aber Plaudern ist verboten, das hat der Herr Doktor gesagt, ‚und,‘ sagte er, ‚Janko, ich verlasse mich auf Dich.‘ Nämlich weil das Nervenfieber so eine gewisse Krankheit ist! Ich habe es zwar versprochen, aber ich habe ihm gleich gesagt: ‚Herr Doktor — er ist ein guter Mann, er hat die Braune zum Hause hinausgezaubert; ich bitte, erlauben Sie, daß ich ihm wenigstens immer ‚guten Morgen!‘ sage.

„‚Nun,‘ sagte er, ‚meinetwegen, begrüße ihn, so oft Du willst.‘

„Das hab' ich auch gethan, vielleicht täglich dreißigmal — aber Sie haben mich nicht gehört, nicht verstanden, Sie haben nur immer geschrieen und mich für einen Zigeuner gehalten, und einmal haben Sie mir fast die Nase aus dem Gesicht gedreht. Nun — wenn es Ihnen nur gut bekommen hat! Aber jetzt — schlafen Sie! Guten Morgen!“

„Die Braune —“ das einzige Wort zerriß den wohlthätigen Schleier um meine fiebermüden Augen. Grell, greifbar klar stand die gräßliche Nacht vor mir.

„Henryk!“ rief ich und suchte mich zitternd aufzurichten. „Lebt Henryk?“

„Er lebt,“ sagte Janko und drückte mich in die Kissen zurück. „Aber wenn Sie jetzt noch Lärm machen, dann werden Sie sterben, und das wird Ihnen wirklich kein Vergnügen sein!“

Ich hielt die Augen geschlossen — und regte mich nicht mehr — ich war zu schwach. Und zu schwach war ich auch, um jene quälende Erinnerung klar festzuhalten. Ich empfand sie nur noch ganz sonderbar, ganz körperlich, als einen dumpfen Schmerz im Hinterhaupt. So lag ich halb betäubt, schwer athmend da und fühlte nur zuweilen, wie mir etwas kühl und weich über's Antlitz fuhr: der Fliegenwedel des guten Janko . . .

Als ich am nächsten Tage erwachte, fiel mein erster Blick auf zwei kleine, runde, glänzende Dinge, welche sich langsam über mir hin und her bewegten und von denen ich mich nun, wie im Traum, erinnerte, daß ich sie in den letzten Tagen oft gesehen und mich sehr vor ihnen geängstigt. Aber als ich die Augen ganz aufriß, da waren es nur die Brillengläser des guten Doktors Zaloziecki. Ich hatte ihn seit langen Jahren nicht gesehen, aber ich erkannte sofort seine milden, edlen Züge, und sie mutheten mich an wie ein freundlicher Gruß. Mich labte in meiner Schwäche und Hülflosigkeit das Bewußtsein, in so trefflichen Händen zu sein.

„Lieber Doktor —“ stammelte ich und suchte seine Hand zu fassen.

Er nahm meine Rechte zwischen seine warmen, weichen Hände.

„Verehrter Herr,“ sagte er langsam, „möchten Sie die Güte haben, mir zu sagen, wie Sie heißen?“

„Georg Harder,“ erwiederte ich etwas erstaunt. „Erinnern Sie sich . . .“

„Und Ihr Beruf?“

„Ich bin Doktor der Philosophie und bereite mich für eine Dozentur vor.“

„Das ist ja sehr angenehm!“ rief er fröhlich. „Und wie heiße ich?“

„Doktor Wladimir Zaloziecki!“

„O wie mich das freut!“ rief er und wiederholte triumphirend: „Doktor Wladimir Zaloziecki! Und nun

Bischofshofen, Centralstation der Giselabahn im Salzburgischen. Originalzeichnung von J. J. Kirchner. (S. 306.)

werden Sie mir gewiß auch sagen, wie viel zweimal zwei ist. Vier — nicht wahr? Aber fünfmal sechs?"

„Dreißig!"

„Dreißig!" wiederholte er im Tone höchsten Entzückens, und die treuen braunen Augen funkelten hinter den Gläsern hervor, als wären sie feucht geworden. „Dreißig! Janko, wir haben ihn über den Berg gebracht!"

„Guten Morgen!" klang die wohlbekannte Stimme aus der Ecke hinter meinem Kopfkissen. „Ich wußte ja, Ihnen ist nichts unmöglich! Aber ich habe auch mein Verdienst dabei! Die Medizin eingeben, die Suppe reichen, das Kissen richten, den Herrn Zauberer im Bette halten, sich von ihm prügeln lassen, wenn er im Fieber ist, und als Gespräch nichts als ‚Guten Morgen!' — ich bitte Sie, bei solcher Pflege muß ja Jeder gesund werden!"

„Ich danke Dir," sagte ich. „Aber ich habe Hunger!"

„Er hat Hunger!" rief der Doktor, und die Augen funkelten noch stärker.

„Hunger!" wiederholte Janko, machte einen Freudensprung und stürmte in zwei Sätzen zur Thüre hinaus.

„Doktor," sagte ich, „ich muß wohl sehr krank gewesen sein?"

„Hm! Hm!" machte der treffliche Mann. „Aber sprechen wir von angenehmeren Dingen! . . ."

„Was macht Henryk?"

„Er ist außer Gefahr!"

„Ihr Ehrenwort, Doktor?"

Er zauderte, aber nur einen Augenblick. „Mein Ehrenwort!" Und dann fügte er rasch hinzu: „Die Wunde am Kopfe heilt — er wird wieder kräftig und gesund werden! Und nun haben wir genug geplaudert! Hier kommt auch Janko mit der Suppe! Adieu!"

Und er schritt eilig zur Thüre hinaus . . .

(Schluß folgt.)

Von der deutschen Korvette „Prinz Adalbert".

Mit Bildern des Malers C. Saltzmann.

I.

Auf einer sechstägigen Fahrt von Kiel hatte die Korvette „Prinz Adalbert", welche den Prinzen Heinrich, Sohn des deutschen Kronprinzen, auf seiner Weltumseglungsreise trägt, am 20. Oktober den englischen Kriegshafen von Plymouth erreicht. Die Nordsee mit ihren herbstlichen Unwettern hatte nicht getobt, die an der englischen Küste gelegenen Untiefen waren glücklich passirt und glücklich war die Fahrt gewesen durch das belebte Fahrwasser des englischen Kanals.

Ein sonniger Blick in das fruchtbare Land der Grafschaft Devonshire und über die herrliche Umgebung des Staatskomplexes Plymouth Stonehouse und Devonport war den deutschen Seeleuten noch gegönnt. Dann aber zeigten sich Sturmsignale an der Küste und am klaren Nordwest wehte. Nebelmauer vor sich hertreibend, über das englische Land. Fröstelnd sehnte sich Mancher nach südlichen Breiten, und freudig sah man der Fortsetzung der Reise entgegen. Als am 26. Oktober das Barometer stieg, die Sturmsignale an der Küste niedergingen und andere Vorboten besserer Witterung sich zeigten, verließ die Korvette den Hafen.

Unser Bild zeigt das stolze Schiff, wie es sich von dem englischen, dem letzten europäischen Hafen, nur so lange Zeit entfernt. Am Land wurde die englische Hymne vernommen als Abschiedsgruß des „Prinz Adalbert", der den Enkel der englischen Herrscherin in die Weite führt. Lustige Weisen waren dann gefolgt und dem Meere entgegengetragen, das in der Tiefe in Folge des vorausgegangenen Unwetters noch mächtig erregt war und brandendes Wasser emporsandte an dem auf Klippen erbauten einsamen Leuchtthurme von Eddystone.

In der Nacht des 7. November ankerte „Prinz Adalbert" auf der Rhede von Funchal, dem Haupthandelsplatz der Insel Madeira. Die Berge waren am Morgen herrlich beleuchtet, nur vereinzelt zogen leichte Wolkenschichten an ihren Kuppen vorüber, sonst war die Luft klar und die aufsteigende Sonne schien heiß auf das Deck der Korvette, von der viel neugierige Augen zur Küste hinüber schauten.

An dem nach Süden zu ganz ungeschützten Strande brandete das Wasser und spritzte hoch auf an dem Felsen Lo Rock, welcher von der rastlos arbeitenden See schon stark unterwühlt ist. Das Landen ist schwierig und gerne benutzt man Boote der Insel, welche vermöge ihrer Bauart leichter am steinigen Strande aufgeschleppt werden können. Unser Bild S. 305 zeigt, wie ein solches Boot durch die Brandung gesetzt und klar gemacht wird. Unter lebhafter Betheiligung vieler, am Strande sonst müßig Herumstehender wird das Boot zum Abstoßen fertig gemacht. Die heranrauschende Brandung wird mit wildem Schreien und Durcheinanderrufen begrüßt, als wäre es ein nothwendiges Anfeuerungsmittel zu oft geübter That. Neues Geschrei begleitet das Boot, wenn es mit der ablaufenden See in tieferes Wasser gleitet und durch einige geschickte Ruderschläge der Brandung entführt wird *).

*) Die Weltumseglung des Prinzen Heinrich von Preußen wird gewiß von der Theilnahme aller Deutschen begleitet sein, und so wird man es mit Freuden begrüßen, wenn wir von der Hand des Künstlers, der sich auf dem „Prinz Adalbert" befindet, C. Saltzmann, eine Reihe von Bildern, umrahmt von den Schilderungen eines andern seiner Begleiter, bringen. Die Redaktion.

Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt. **Abfahrt von Kiel.**

Aus meinem Album.

Von

Max Ring.

IV.

Louis Schneider.

(Hiezu das Porträt S. 301.)

Das Jahr 1878 war ein Trauerjahr für Kunst und Literatur. Kaum daß sich das Grab über dem talentvollen Hiltl und dem genialen Brachvogel geschlossen hat, melden die Zeitungen den Tod des Geheimen Hofraths Louis Schneider. Der merkwürdige, interessante Mann, der das Vertrauen zweier Könige und die Gunst des mächtigen Kaisers Nikolaus von Rußland besaß, starb in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember an Herzlähmung in Potsdam, wo er seit langer Zeit lebte. Noch kurz vor seinem Tode sah man den alten, würdigen Herrn im schwarzen Rock, mit der weißen Halsbinde und den altmodischen Bäffchen, die Brust mit Orden bedeckt, unter dem Arm die rothe Mappe, die Rampe des kaiserlichen Palais hinaufsteigen, um dem hohen Herrn den gewohnten Vortrag zu halten.

Die gedrungene, stattliche Figur, das runde, freundliche Gesicht mit den klugen, klaren Augen und dem liebenswürdigen Lächeln des feinen Mundes, die langen, tief in den Nacken fallenden, schneeweißen Haare verliehen ihm ein charakteristisches Aussehen, das halb an einen frommen Pastor vom Lande, halb an einen alten Diplomaten erinnerte.

Ursprünglich war Schneider ein echtes Theaterkind und die Bühne seine eigentliche Heimat. Sein Vater war ein herumwandernder Kapellmeister; er selbst spielte bereits als neunjähriger Knabe in Reval unter Leitung des berühmten Kotzebue Kinderrollen. Vom Jahre 1820—1848 war er ein beliebtes Mitglied des königlichen Hoftheaters in Berlin, bekannt als talentvoller und gern gesehener Komiker. Ueberaus fleißig und strebsam, entwickelte er eine bewunderungswürdige Vielseitigkeit. Er tanzte im Ballet, sang in der komischen Oper und gab im Lustspiel die komischen Partieen der Naturburschen und Gecken mit großem Beifall.

Mit anerkennungswerthem Eifer suchte Schneider durch unabläßiges Studium die Lücken seiner mangelhaften Jugendbildung auszufüllen. In kurzer Zeit erwarb er sich gediegene Kenntnisse in den verschiedensten wissenschaftlichen Fächern. Er sprach fertig französisch, englisch, italienisch, spanisch und vor Allem — russisch. Im Jahre 1836—37 wurde er bereits als Lehrer der englischen und russischen Sprache an der allgemeinen Kriegsschule in Berlin angestellt. Eine von ihm herausgegebene Instruktionslehre für Soldaten wurde ebenfalls auf Befehl des Kriegsministeriums in der ganzen preußischen Armee eingeführt.

Gleichzeitig trat Schneider mit großem Glück als Schriftsteller auf. Für das Theater schrieb er eine Reihe wirksamer Liederspiele, Schwänke und Possen, von denen „Der reisende Student", „Der Kapellmeister von Venedig", „Der Heirathsantrag auf Helgoland" und „Kurmärker und Picarde" großen Erfolg hatten und sich dauernd auf dem Repertoire behaupteten. Außerdem veröffentlichte er kleine ansprechende Skizzen unter dem Titel: „Berliner Nächte", größere, vielgelesene Erzählungen und Romane wie: „Die Quitzows", zwei Bände Schauspielernovellen und eine beachtungswerthe Schrift: „Die Kunst zu schminken". Daneben gab er unter dem Namen Both „Das Bühnenrepertoire des Auslands" heraus, redigirte er in seiner Eigenschaft als ehemaliger Landwehr-Unteroffizier die militärische Zeitschrift: „Der Soldatenfreund".

Sein Talent, womit er einen durchaus ehrenwerthen Charakter und eine große persönliche Liebenswürdigkeit verband, fand die verdiente Anerkennung und erwarb ihm zahlreiche und angesehene Freunde. Noch als Schauspieler wurde Schneider Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften, Mitbegründer und langjähriger Sekretär des Berliner Sonntagsvereins: „Tunnel über der Spree", in dem er neben dem späteren Kultusminister von Mühler, dem jetzigen Staatssekretär im Reichsjustizministerium Friedberg und anderen bedeutenden Männern in hohem Ansehen stand und manche einflußreiche, für seine Zukunft wichtige Verbindung anknüpfte.

Als ich im Jahre 1839 Schneider im Sonntagsverein kennen lernte, genoß er sowohl als Künstler wie als Mensch eine große Beliebtheit und Popularität. Damals erschien er mir als ein wahres Glückskind, mit runden, rosigen Wangen, schelmischen Augen, voll drolliger Einfälle, die durch seine eigenthümliche Sprache einen besondern komischen Reiz erhielten. Mit seinen unvergeßlichen Kollegen Gern und Rüthling wetteiferte er in der Gunst des Publikums, und im Verein mit seinen Freunden riß er so manchen guten und schlechten Witz, improvisirte er manchen gelungenen Scherz, der noch heute in der Erinnerung der alten Theaterfreunde lebt. Im Privatleben war er stets liebenswürdig, gefällig, anregend und heiter, der richtige Berliner, der einen lustigen Einfall und selbst eine „schnoddrige Redensart" nicht unterdrücken konnte, ein guter Kamerad, ein fröhlicher Geselle, dabei ein trefflicher Gatte und Familienvater, in jeder Hinsicht ein ehrenwerther Mann und eine Zierde seines Standes. Damals ahnten weder seine Freunde noch er selbst die hohe Stellung, die ihn erwartete.

Das Jahr 1848, das so manche bedeutende Wandlung mit sich führte, bildete auch einen wichtigen Wendepunkt in dem Leben des Schauspielers Schneider. Obgleich der Politik fern stehend, war er von jeher ein guter Royalist und entschiedener Konservativer. Während und nach der Märzrevolution hatte er den Muth, seine loyale Gesinnung und Anhänglichkeit an den von ihm verehrten König offen zu bekennen. Eines Abends, als er auf dem Theater in der Rolle des Kurmärkers aus dem bekannten Lied: „O Tannebaum, o Tannebaum, wie grün sind deine Blätter" die Strophe sang: „Die Treue und Beständigkeit, die soll man halten jederzeit", benutzte er die Gelegenheit zu einer Demonstration, indem er bis an die Rampe trat und mit laut schallender Stimme die Verse anstimmte. Aus dem Parterre und von der Galerie erhob sich ein wilder Sturm gegen den kühnen Schauspieler. Dieser ließ sich jedoch durch das wüthende Pfeifen, Zischen und Trommeln der entrüsteten Zuhörer keineswegs einschüchtern. Mit derselben kühnen Stirne wiederholte er die beanstandeten Strophen und gab damit das Zeichen zu einem leidenschaftlichen Theaterskandal, der mit der dem Publikum in's Gesicht geschleuderten Erklärung Schneider's endete, daß er nie wieder die Bretter betreten werde. — Und er hat Wort gehalten — es war sein letzter Abend als Schauspieler gewesen.

Gleich nach diesem Vorfall ließ Friedrich Wilhelm der Vierte den muthigen Schauspieler nach Sanssouci kommen und belohnte die Treue durch Ernennung desselben zum Vorleser mit dem Titel eines königlichen Hofraths. Bald fand der selbst witzige und geistvolle König ein solches Gefallen an dem witzigen, liebenswürdigen und besonders höchst diskreten Schneider, daß er ihn mit seinem ganzen Vertrauen beehrte und ihn in seine Nähe nach Potsdam zog. In seiner neuen Stellung vertrat derselbe das heitere Element der Kunst und Literatur am Hofe. Er machte gewissermaßen den Kladderadatsch courfähig und rettete durch seine Vermittlung das während des nachfolgenden Belagerungsstandes häufig bedrohte Blatt vor der bereits verfügten Unterdrückung.

Auch sonst benutzte Schneider in taktvoller Weise seinen steigenden Einfluß zu Gunsten der Jünger der Kunst und fähiger Schriftsteller. Hauptsächlich wohl auf seine Verwendung erhielt der verdienstvolle Dichter Scherenberg eine Pension, wurde der wackere und würdige Schriftsteller Heinrich Schmidt als Bibliothekar im Kriegsministerium angestellt.

Ganz besonders aber schenkte Schneider nach wie vor seine warme Theilnahme den ehemaligen Berufsgenossen, wie die von ihm angeregte Altersversorgungsanstalt für Bühnenangehörige zeigt. Auch wurde er in allen Theaterangelegenheiten häufig um seinen Rath befragt und in maßgebenden Kreisen ein nicht zu unterschätzendes Gewicht auf sein Urtheil gelegt, obgleich er selbst sich mit gewohnter Bescheidenheit niemals aufdrängte.

Mit der Zeit wurde Schneider auch zu verschiedenen Missionen gebraucht, wozu ihn seine große Gewandtheit, sein Sprachtalent, seine persönliche Liebenswürdigkeit und vor Allem sein diskretes und taktvolles Benehmen befähigten. Er war ein besonderer Liebling des Kaisers Nikolaus, der in ihm ebensosehr den treuen Russenfreund wie den geistreichen und heiteren Gesellschafter zu schätzen wußte. So oft der Zar nach Berlin kam, mußte Schneider ihn besuchen. Während im Vorzimmer die höchsten Würdenträger, Generale und Minister, selbst Fürsten auf den mächtigen Kaiser warteten, saß der ehemalige Schauspieler an der Seite des hohen Herrn, der über die Scherze Schneider's sich köstlich amüsirte und herzlich lachte.

Schneider war zugleich der Vertrauensmann des russischen Hofes und in die wichtigsten Angelegenheiten eingeweiht. Seine bis in die höchsten Regionen reichenden Verbindungen machten ihn zu einem geschätzten Korrespondenten der mit ihm befreundeten „Kreuzzeitung", für die er bis zu seinem Tode im konservativen Interesse thätig war, indem er zugleich einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Meinungen und Entschlüsse der maßgebenden Persönlichkeiten ausübte.

Da er den König auf allen seinen Reisen begleitete, war Schneider wie Wenige in die Geheimnisse des Hofes eingeweiht. Seine Memoiren und Aufzeichnungen würden sicher die interessantesten Beiträge zur Geschichte Preußens liefern, wenn ihn nicht seine Bescheidenheit und seine Diskretion gehindert hätten, die ihm gebotene Gelegenheit zu benutzen. Er beschränkte sich jedoch nur darauf, einige charakteristische Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm des Dritten und Vierten zu veröffentlichen, die ein Zeugniß seiner loyalen Gesinnung ablegen, aber für den Historiker nur einen untergeordneten Werth haben. Dagegen erwarb sich der Verstorbene ein dauerndes Verdienst durch die Gründung des Vereins für die Geschichte von Berlin und Potsdam, sowie durch seine Arbeiten über die Berliner Oper und andere lokale Verhältnisse, wozu ihm die seltensten Quellen zu Gebot standen.

Nach dem Tode seines hohen Gönners, Friedrich Wilhelm des Vierten, bestätigte der Nachfolger Schneider in seiner bisherigen Stellung und ernannte ihn zugleich zum Geheimen Hofrath, indem er ihm die Aufsicht über die eigene Privatbibliothek übertrug. Auch der neue Monarch schenkte ihm seine Gunst und sein hohes Vertrauen. Im Jahr 1866 mußte Schneider den König Wilhelm als Sekretär zur Armee begleiten. In dieser Eigenschaft wurde er während des österreichischen Feldzugs als offizieller Berichterstatter für den „Staatsanzeiger" zu verschiedenen wichtigen Arbeiten und geheimen Missionen gebraucht. Ebenso folgte er dem König 1870 nach Frankreich, wo er durch seine Kenntnisse der dortigen Verhältnisse wesentliche Dienste leistete.

Hier ließ sich eines Tages, als er in Versailles verweilte, eine alte Dame bei ihm anmelden. Es war die französische Tänzerin, die einst so reizende Mademoiselle Pollin, welche früher in Berlin in seinem Stück die anmuthige Picarde spielte, während er selbst den Kurmärker damals gab. Welch' ein Wiedersehen nach so langen Jahren! Die schöne Pollin eine Greisin, die in Frankreich von ihrer kleinen Pension lebte, und der frühere Schauspieler, jetzt Geheimer Hofrath, mit Orden bedeckt, eine der einflußreichsten Persönlichkeiten im siegreichen Hauptquartier. Nachdem die alten Kollegen einen Händedruck und manche fröhliche und traurige Erinnerung ausgetauscht, nahmen sie von einander Abschied für's Leben.

Nach seiner Rückkehr aus dem letzten Kriege lebte Schneider in Potsdam unter den angenehmsten häuslichen Verhältnissen, mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft. Außer Bismarck und Moltke dürfte es keinen Mann in Preußen geben, dem mehr Orden zu Theil geworden. Der Abend seines Lebens war so heiter und glücklich, wie dieß selten einem Sterblichen gegönnt ist. Der würdige Greis genoß im vollsten Maße die Gunst des Schicksals, das Vertrauen seines hohen Herrn, die Freundschaft der bedeutendsten Männer, die Achtung und Liebe der Welt. Er hatte sich bis in's hohe Alter eine seltene körperliche Rüstigkeit und geistige Frische bewahrt. Bis kurz vor seinem Tode versah er seinen Dienst, widmete er sich mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit den ihm obliegenden Pflichten. Nach dem Einzug des Kaisers erschien er noch im Palais, wo ihm der hohe Herr die von ihm gehaltenen Reden zum Druck für die Zeitungen diktirte. In voller Kraft und Thätigkeit überraschte ihn der Tod, mitten in seinem Glück und in seiner Freude über die Genesung des von ihm so sehr geliebten Monarchen, der an ihm den treuesten Diener verloren hat, während seine Freunde um den zuverlässigen Freund, die Welt um den verdienstvollen und in mancher Hinsicht schwer zu ersetzenden Schriftsteller und Patrioten trauern.

Bischofshofen, Centralstation der Giselabahn im Salzburgischen.

(Hiezu das Bild S. 304.)

Nicht die historische Kunde, daß hier eine der ältesten Niederlassungen noch aus Römerzeiten ist, noch die wirklich wunderherrliche Alpennatur vermochten Reisende in außergewöhnlicher Zahl hieher zu ziehen, wohl aber der neue Schienenweg der „Giselabahn", welche Bischofshofen zu einem interessanten Knotenpunkt von zwei Bahnen gemacht hat.

Hier vereinigen sich zwei Schienenstränge, der eine, steyrische des Selzthales, der andere, welcher von Salzburg in die Gaue dieses Landes führt und einerseits in die Nähe von Gastein, andererseits an den Zellersee und nach Tyrol im Anschlusse an die Südbahn, d. h. jene, welche über den Brenner einerseits in's Pusterthal, andererseits an die lombardisch-venetianische Grenze führt.

Bei Bischofshofen hat auch die Eisenbahn ihre besonderen Schönheiten, welche aus der Nothwendigkeit entstanden, die Hemmnisse der Natur zu überwinden. Eine eiserne Gitterbrücke von fast 60 Meter Spannweite schwebt schlank und kühn über die wild schäumende Salzach und ein Tunnel von fast 700 Meter Länge durchbricht die zum Himmel starrende Felsenbarre des Tännengebirges und eröffnet so den Weg durch das Fritz- und Salzthal nach Steyermark, aus dem man wieder (bei Steinach-Irdning) am Fuße des wahrlich grimmigen Grimming nach Aussee und Ischl und Gmunden, kurz in das steyrisch-oberösterreichische Seegebiet der Westbahn gelangen kann, oder auch in das überwältigende Alpengebiet der wilden Enns der Rudolfsbahn, im weitern Anschlusse an die Südbahn mit der Richtung Graz u. s. w. Hier ist auch das unübertreffliche Gemsjagdgebiet der Kavaliere, die sich zu mehreren Jagdgesellschaften vereinigt haben. **A. B.**

Der gefangene Amor.

(Hiezu das Bild S. 309.)

Vor Gott Amor konnten sich bekanntlich selbst die Götter auf dem hohen Olymp nicht schützen; sie hatten freilich auch in sehr geringem Grade das Bestreben. Bei uns Sterblichen jedoch ist es anders. Wir gehen dem liebenswürdig-tückischen, rosigen Götterbübchen gern aus dem Wege, und besonders ist es die andere, schönere Hälfte des Menschengeschlechtes, die mit Vorliebe von dem kleinen allmächtigen Plagegeist beunruhigt wird und die nun mit allen möglichen weiblichen Waffen, als da sind: geheuchelter Gleichmuth, schnippisches Wesen, angenommene Kälte, schülchterne Verschämtheit und List, gegen ihn ankämpfen. Dieser brünetten Schönen auf unserem Bilde ist es gelungen, diesen Herzbezwinger der Götter einzusperren, Bogen und Köcher liegen draußen und er schaut bittend durch die Gitterstäbe seines Gefängnisses. — Er verspricht das Schönste, ehrlich zu sein und das Herz der Dunkelaugigen nicht mehr zu beheligen. — Sie schwankt noch, aber sie wird es ihm glauben — es hat auch einen so eigenen Reiz, vor ihm auf der Hut zu sein, sie wird ihn herauslassen und lachend wird er den Bogen ergreifen und im Fortschweben den spitzigsten Pfeil auf sie abschießen. — Dieses Märchen hat in liebenswürdiger Verkörperung der französische Maler Brochart uns hier vor Augen geführt.

Notizblätter.

Literatur.

— **Ein interessanter und geistvoller Roman ist die „Republik der Weiberfeinde“** von Sacher-Masoch (Leipzig, Hartknoch). Es ist ein Tendenzroman und die Figuren wie die Handlung sind etwas stark darnach zugeschnitten; das ist aber das einzige Bedenken, welches uns bei der Lektüre dieses Buches entgegentritt. Der Roman ist reich an originellen Frauentypen und Männercharakteren slavischer Art, das polnisch-österreichische Leben und das Lokale meisterhaft gezeichnet, die Handlung interessirend und geistreich pointirt, kurz ein Roman, der eigenartig fesselnd, kraftvoll farbig ist und mit Nutzen und Genuß gelesen werden wird. — Viel weniger scharf zugespitzt, sanfter, milder, aber auch nicht von so fascinirendem Interesse ist der umfangreiche Roman „Pessimisten“ von F. v. Stengel (Stuttgart, Richter & Kappler). Hier spielt das Gemüth eine größere Rolle. Es ist ein harmonisch verlaufender, gut komponirter Roman, ohne hervorragende Physiognomie, aber durchaus nicht ohne Geist und Talent geschrieben. Die Personen sind lebenswarm und die Handlung fesselt bis zum Ende. Diese „Pessimisten“ verdienen gleichfalls gelesen zu werden und gehören zur gediegenen Unterhaltungsliteratur.

— **Karl Berthold hat unter dem Titel: „Von der Nordsee bis zu den Alpen“** (Mainz, Kirchheim) Reisebilder und Naturstudien aus einem weitumfassenden Gebiete zusammengestellt. Der Verfasser bewährt darin einen feinen Blick für Schönheit und Charakter der nördlichen wie der südlichen Natur, des Berg- wie des Flachlandes; vorzüglich gelungen sind ihm die Schilderungen der holländischen und westphälischen Niederungen, wie er denn überhaupt mehr dem Land als der Stadt seinen Blick und sein Interesse zuwendet.

— **Die Ausgrabungen, welche die deutsche Reichsregierung im** Jahre 1876 veranstaltete, gaben zwei deutschen Zeitungen Anlaß, den bekannten Maler und Feuilletonisten L. Pietsch zu einer „Wallfahrt nach Olympia“ zu entsenden, um ihrem Publikum eine recht lebendige Schilderung dieser Arbeiten zu bieten. Daraus entstanden die unter obigem Titel vorliegenden „Reisebriefe“ (Berlin, Luckhardt), welche die genannten Ausgrabungen zum Mittelpunkt haben, aber auch von Hin- und Rückfahrt, wie von Griechenland ein recht frisches, farbenreiches und anschauliches Bild bieten, das mit echt künstlerischem Sinn aufgefaßt und wiedergegeben ist. Der angehängte Bericht über die Resultate der beiden folgenden Campagnen (unser Buch behandelt die Ausgrabungen des ersten Frühlings) ergänzt es auch in wissenschaftlicher Beziehung.

— **Die „Allgemeine Hopfenzeitung“, herausgegeben von Carl** (Nürnberg, Ebner), welche das Organ des allgemeinen deutschen Brauerbundes ist, liegt uns in ihrem vorigen Jahrgang in zwei stattlichen Bänden vor, und die Durchsicht derselben hat uns die Ueberzeugung verschafft, daß sie ihrer umfassenden Aufgabe für Hopfenproduktion und Handel, wie für die Brauerei im vollsten Sinn in theoretischer und praktischer Hinsicht gerecht wird, neben größeren Aufsätzen namentlich auch durch ein überaus reiches Notizenblatt vollständig auf dem Laufenden erhält.

— **Georg Hirth hat es unternommen, einen „Formenschatz der** Renaissance“ in den verschiedensten Gebilden der Kunst und Kunstindustrie zu sammeln und zu Nutz und Frommen der Künstler und Industriellen herauszugeben, und zwar in jährlich zwölf Heften. Das höchst dankenswerthe Unternehmen, das auf's Gediegenste ausgeführt und höchst elegant ausgestattet ist, wird dazu beitragen, den Formensinn zu heben und edlere Richtung zu geben, und wir wünschten nur, daß der Herausgeber nicht bloß einen erklärenden, sondern auch einen kritischen Text beigegeben hätte, welcher vor den Ausschreitungen in blinder Nachahmung alles dessen, was unter dem Namen Renaissance geht, gewarnt und die richtige Wegzeige gegeben hätte.

— **Die Spemann'sche Verlagshandlung in Stuttgart führt uns,** nachdem sie eben ihr kostbares und werthvolles Prachtwerk über deutsches Kulturleben: „Germania“, vollendet, nunmehr nach „Hellas und Rom“ und gibt von der Hand des berühmten Wiener Kulturforschers Jakob v. Falke eine Kulturgeschichte des klassischen Alterthums. Während dort deutscher Patriotismus durch die markige Feder Johannes Scherr's geweckt wurde, führt uns die feine Hand Falke's auf den Urboden unserer Kultur und gibt uns ein Totalbild des Lebens, das uns aus der Lektüre der klassischen Autoren nur stückweise geworden. Dem Meister des Wortes haben sich die besten Meister des Stifts gesellt und der Holzschnitt thut neben der schönen typographischen Ausstattung das Seine, das Ganze zu einem der „Germania“ ebenbürtigen Prachtwerk zu gestalten.

— **„Galerie moderner Gemälde“ nennt sich eine Sammlung** neuerer und neuester Gemälde, welche die Kunsthandlung von Römler & Perls in Berlin nach den Originalen in Lichtdruck vervielfältigt und in Heften zu vier Blättern mit einem begleitenden Texte von Ludwig Pietsch herausgibt. Die Lichtdrucke sind ungemein sorgfältig ausgeführt und die einzelnen Bilder so behandelt, daß sie ebensogut ein Album bilden, wie als Zimmerschmuck verwendet werden können. Der Text ergänzt die Phantasie der Betrachter. Jedes Heft bringt zwei Genrebilder, ein Landschafts-, Architektur- oder Marinebild und ein Porträt eines berühmten Malers.

— **„Der Klavierlehrer“, redigirt von Prof. Breslaur, hat seinen** ersten Jahrgang zurückgelegt und wir geben dem Journale gern ein empfehlendes Wort mit auf seine fernere Bahn. Die Klavierspieler werden aus den Aufsätzen neben gründlicher Belehrung namentlich viel Anregung für eigenes Denken und Arbeiten finden und über die Erscheinungen des Musikmarkts auf dem Laufenden erhalten bleiben.

— **Die Zeitschrift: „Aus dem neuen Reich“ (Leipzig, Hirzel)** erscheint jetzt unter der Redaktion von Dr. Wilhelm Lang, Mitredakteur des „Schwäbischen Merkur“, der auf politischem wie theologischem und philosophischem Gebiete Hervorragendes geleistet und jüngst ein sehr hübsches Buch über Griechenland geschrieben.

— **Hans Blum tritt von der Redaktion der „Grenzboten“ zurück** und an seine Stelle tritt der Verfasser des Buchs über Bismarck, Dr. Moriz Busch.

— **Das letzte Blatt, das aus Gutzkow's Feder stammt, war** eine „Erinnerung an Theodor Döring“, mit dem er einst die erste Bekanntschaft im Mannheimer Gefängniß machte, als er wegen seines Romanes „Wally“, Döring wegen einer Kontraktsreuitenz saß.

Bildende Künste.

— **Der Bildhauer Klügel in Frankfurt a. M. hat die Todtenmaske** Gutzkow's abgenommen und so wird man außer Rietschel's berühmtem Relief noch eine naturgetreue Erinnerung an den großen Dichter haben.

— **Die Jury der in Dresden veranstalteten Hermann-Ausstellung** hat den ersten Preis von 1000 Mark dem Historienmaler Robert Leinweber zuerkannt. Derselbe ist aus Bohmisch-Leipa gebürtig, wo sein Vater Realschulprofessor ist.

— **Das Denkmal für Cornelius, das, in Folge eines Aufrufs** im Jahre 1869, in Düsseldorf errichtet werden soll und von Donndorf herrührt, ist nahezu fertig; der Guß findet in der Bierling'schen Gießerei in Dresden statt. Der Platz für die Aufstellung des Denkmals ist unter Zuziehung Donndorf's bereits festgestellt und die Enthüllung soll am 24. Juni in Anwesenheit der Wittwe des Meisters, die in Urbino wohnt, stattfinden.

— **Zwei französische Schlachtenmaler, Theophile Poilpot und** Stephen Jacob, beabsichtigen, sich von Odessa über Konstantinopel und Adrianopel nach Plewna zu begeben, um dort treu nach der Natur ein großes Panoramabild von der Uebergabe dieser Veste anzufertigen. Dasselbe soll 180 Meter lang und 14 Meter hoch, und anfänglich in Moskau und dann in St. Petersburg ausgestellt werden, bevor es in das Ausland kommt. Die grandiose Arbeit, die sie in's Werk setzen wollen, wird ihnen nach ihrer eigenen Angabe etwa 350,000 Franken zu stehen kommen.

— **Dem Altmeister Dr. Ludwig Richter ist in gerechter Würdi-** gung und dankbarer Anerkennung seiner bahnbrechenden und unvergänglichen, namentlich auch der Veredlung des deutschen Familien- und Volkslebens gewidmeten künstlerischen Leistungen, zufolge einhelligen Beschlüssen des Rathes und der Stadtverordneten, das Ehrenbürgerrecht der Stadt Dresden ertheilt worden. Einen lebenslänglichen Ehrensold bezieht Richter vom Kaiser Wilhelm seit 1876, in welchem Jahre der 75jährige Kunstveteran seine Lehrthätigkeit an der Dresdener Akademie einstellte.

Bühne.

— **In Berlin gab das Hoftheater als Festspiel das Goethe'sche** „Paläphron und Neoterpe“ und fand dasselbe in der trefflichen Darstellung der dortigen Künstler die lebhafteste Theilnahme.

— **Adolf Wilbrandt's „Auf den Brettern“ wurde im Münchener** Residenztheater bei dem Gastspiel der Gattin des Dichters, Frau Wilbrandt-Baudius, mit großem Beifall aufgenommen.

— **Das Schauspiel: „Die Gräfin von Lohausen“ von Emmerich** Graf Stadion, ist in Graz zum ersten Male in Szene gegangen und hatte einen schönen Erfolg.

— **Die neue, mit Spannung in musikalischen Kreisen erwartete** Oper „Die Welfenbraut“, Text und Musik von Graf F. E. Wittgenstein, ging am 19. Dezember in Graz in Szene und hat daselbst einen so großen Erfolg errungen, daß der selbst zur Aufführung dahingekommene Autor und Komponisteur nach jedem Aktschlusse mehrmals gerufen wurde. Die Wagner'sche Richtung geht nur bis zur Grenze des „Tannhäuser“ und schließt sich zunächst dem Melodischen an. Der Text wird weniger gerühmt als die Musik, das Ganze jedoch zählt zu dem jetzt so seltenen Gelungenen, welches verdient, seinen Weg über die deutschen Opern- und namentlich Hofopernbühnen zu machen.

— **Glinka's Oper: „Das Leben für den Czar“ hat bei der zweiten** Aufführung in Hannover die Befürchtung bestätigt, daß sich die Oper in Deutschland nicht werde Bahn brechen können. Der Text ist für den Nichtrussen uninteressant und die Handlung undramatisch, der Enthusiasmus für eine Persönlichkeit, die nur im letzten Akte stumm auf die Bühne kommt, unthet fremdartig an und ist einem Fremden unverständlich. Die Musik bietet für den Kenner viel Interessantes, seltene Klangeffekte, absonderliche, spezifisch russische Rhythmen, eigenartige Verwendung der Holzinstrumente u. s. w., und man versteht, wie das Ganze den Russen packen muß, aber für das Ausland bleibt die Musik wie die Handlung gleich fremd.

— **Ein neues Stück von Jules Verne hat die Bretter des Porte-** Saint-Martin-Theaters in Paris überschritten: „Die Kinder des Kapitäns“, Schauspiel in fünf Akten und vierzehn Bildern. Der Kapitän Grant hat in der Südsee Schiffbruch gelitten und sich mit seiner Mannschaft auf eine Insel gerettet. Dort bricht in der letzteren eine von dem Schiffslieutenant Ayrton angestiftete Meuterei aus; Ayrton flüchtet sich mit den Matrosen auf eine Barke und gibt den Kapitän Grant mit seinem Sohn auf dem einsamen Eiland einem sicheren Tode preis. Es bleibt dem Kapitän nur noch eine Hoffnung: er schreibt die Schilderungen seiner Nothlage auf ein Stück Papier und vertraut dasselbe in einer Flasche den Wellen an. Die Flasche wird an der schottischen Küste von einem Matrosen des Lord Glenarvan aufgefangen, und zwar im Leib eines Haifisches; der Lord entschließt sich, dem Kapitän zu Hülfe zu eilen, und rüstet zu diesem Behuf eine Expedition, zu welcher er die beiden von dem Kapitän in Europa zurückgelassenen Kinder, einen zwölfjährigen Sohn und ein sechzehnjähriges Mädchen, mitnimmt, und an der sich von ungefähr auch der unvermeidliche Franzose, der allwissende Geograph Paganel, betheiligte. Dieß ist der Ausgangspunkt der Handlung, die sich nun in den buntesten fremdländischen Abenteuern abwickelt. Chile, die Pampas, die argentinische Republik, Neuseeland, Patagonien sind die Hauptstationen dieser neuen Odyssee, auf welcher wir ein Nordlicht, einen Walfischfang, ein Erdbeben, die Eruption eines feuerspeienden Berges, ein Fest bei dem Gouverneur von Valparaiso, eine Wasserhose, endlich einen Sonnenaufgang auf dem Eismeer erleben. Inszenesetzung und Ausstattung halten sich auf der Höhe der modernen Wissenschaft und des hier auf solche Schauspiele verschwendeten Luxus; die Handlung selbst ist anregend genug, und „Die Kinder des Kapitäns Grant“ werden sicherlich „die Reise um die Welt“ machen.

Kultur und Wissenschaft.

— **In Berlin hat sich ein Verein für Handelsgeographie und** Förderung deutscher Interessen im Auslande gebildet, dessen Aufgabe es ist, einen regen Verkehr zwischen den im Auslande lebenden Deutschen und dem Mutterlande anzuknüpfen und zu unterhalten, sowie über die Natur und gesellschaftlichen Verhältnisse der Länder, wo Deutsche angesiedelt sind, Aufklärung zu verbreiten, auch die Auswanderung nach den Ländern zu fördern, welche der Ansiedlung Deutscher günstig sind.

— **Im Haag hat sich das Nordpolkomite über eine neue nieder-** ländische Expedition nach dem Nordpol geeinigt.

— **Im kommenden Sommer unternehmen M. Cheyne, ameri-** kanischer Commodore, und der deutsche Kapitän Emil Jacobi aus Hamburg, der im Jahre 1877 die Ballonreise von Philadelphia über den Ocean nach Frankreich mitmachte, eine Nordpolexpedition. Commodore Cheyne hielt hierüber kürzlich im Stadthause zu Glasgow einen Vortrag, dem wir Nachstehendes entnehmen: Commodore Cheyne will, wenn sein Schiff so weit als möglich nach Norden gegangen ist, gemeinschaftlich mit Kapitän Emil Jacobi auf sechs Schlitten die Weiterreise über das Eis eine große Strecke lang fortsetzen, und werden sie dann mittelst dreier Luftballons (nach dem neuen System Jacobi's) den Nordpol zu erreichen suchen. Es gelang Jakobi nämlich, letzten Sommer auf seinen vielfachen Ballonfahrten ein brillantes Luftballon-Steuersystem zu erproben und wiederholt, zuletzt öffentlich in Prag im September v. J., praktisch zur Ausführung zu bringen. Kapitän Jacobi hält diese höchst wichtige Erfindung sehr geheim; nur so viel ist gesehen worden, daß das System sehr praktisch und von außerordentlich gutem Erfolge gekrönt worden ist. Nach Anstellung von wissenschaftlichen Beobachtungen wird Jacobi mittelst der Ballons den Commodore Cheyne zum Schiffe zurückbringen, um alsdann allein, ohne jede Begleitung, per Ballon zurückzukehren.

Industrie und Verkehr.

— **Die Goldindustriestadt Pforzheim wird eine Ausstellung ver-** anstalten, welche alle größeren Städte des deutschen Reiches durchwandern soll und alle Artikel der Bijouteriefabrikation aus 13½karätigem Golde in sich vereinigen wird, unter strenger Wahrung der Stylreinheit. Mit der Ausstellung wird eine Lotterie verbunden werden, um die Kosten zu decken.

— **Die Ziehung der französischen Nationallotterie wird am** 15. Januar beginnen. Man würde mit den etwa 2000 größeren Gewinnen, die durchgängig mehr als 2000 Franken werth sind, den Anfang machen; unter ihnen befindet sich der Haupttreffer, ein massives Silberservice im Werthe von 150,000 Franken, sowie eine Anzahl anderer Gewinne, deren Preis zwischen 50,000 und 15,000 Franken variirt. Von diesen größeren Loosen sollen täglich 250 gezogen werden, so daß ihre Ziehung allein schon 8 Tage in Anspruch nehmen wird — täglich 5 Stunden, da man 50 Nummern auf die Stunde rechnet. Dann würden die kleineren Gewinne im Werthe von weniger als 2000 Franken folgen, und zwar würde hier jede gezogene Nummer zugleich für alle zwölf Serien gelten. Mit dieser Maßgabe hofft man, täglich wenigstens 3000 Loose zu ziehen und die Operation also in weiteren 12 Tagen zu beenden.

— **Zur Herstellung der Briefmarken für das deutsche Reich** werden täglich ein Centner Gummiarabicum und mächtige Ballen Papier verbraucht. Jeder Bogen hat Raum zu 150 Marken, die in 15 Reihen zu je 10 Stück übereinander stehen. Diese Bogen gehen nun zunächst in eine Preßmaschine, in welcher sie mit dem erhabenen Reichsadler bedruckt werden. Auf einen Schlag sind 150 Reichsadler fertig gestellt; denn diese Presse enthält 150 vollständig gleichartige Adlerstempel aus Stahl. Aus diesen noch weißen, nur mit dem Adlermedaillon versehenen Bogen kann nun nach Belieben jede Sorte von Marken, Fünfzigpfennig- wie Dreipfennigmarken, hergestellt werden, je nach der Farbe und Aufschrift, welche man den Marken durch den jetzt folgenden Druck gibt. Bei der Farbendruckmaschine, die sich von den Druckpressen eben in nichts unterscheidet, kommt es vor Allem auf eine genaue Einstellung des Papiers an, damit nur der Rand gefärbt erscheint und der Adler in der Mitte weiß bleibt. Die dritte Prozedur ist das Gummiren der Bogen. Zu diesem Zwecke geht der Bogen durch eine besondere Maschine, die auch nach dem Prinzip der Druckpressen eingerichtet ist. Ein Behälter bringt durch eine besondere Pinselbürste auf sehr gleichmäßige Weise den Klebestoff auf die Rückseite des Markenbogens, der nun in die Trockenfäle wandert. Dort werden die einzelnen Bogen aufgehängt. Die Trockenfäle sind warm und gut gelüftet. Dann hat der Markenbogen noch eine vierte Maschine zu durchlaufen, in welcher er mit Löchern versehen wird, welche jede einzelne Marke begrenzen und das Abreißen derselben erleichtern. Hiezu dienen feine Nadeln von Stahl. Dieselben ruhen sich bei den Millionen Marken, die sie zu durchlöchern haben, leicht ab und müssen oft ersetzt werden. Nach der Durchlöcherung ist der Markenbogen fertig. Riesweise zusammengestapelt, werden die Marken der Postbehörde überschickt.

— **Das Rhein-Maaskanalprojekt nähert sich endlich seiner Ver-** wirklichung. Die Stadt Crefeld hat sich bereit erklärt, zur Herstellung desselben 500,000 Mark zu bewilligen, und so zweifelt man nicht mehr, daß auch die preußische und niederländische Regierung die in Aussicht gestellte Subvention zugestehen werden.

Feste und Versammlungen.

— **In Kamenz, dem Geburtsort Lessing's, wird am 22. Januar,** dem 150. Geburtstage des Dichters, eine großartige Feier stattfinden. Der Lessingverein wird eine Kolossalbüste des Dichters, von Knauer in Leipzig, der Stadt widmen und ihr beim Festakt auf dem Rathhaus überreichen lassen. Die Festrede hält Dr. Sulze aus Dresden. Abends Festbankett, Illumination und Fackelständchen.

Gestorben.

— Emil Laßwitz, bekannter Schauspieler, in den letzten dreizehn Jahren in Nordamerika, am 5. Dezember, in Chicago.

— Karl Theodor Beutlage, Schriftsteller, in Aachen, 38 Jahre alt, am 17. Dezember.

— Fabio Maria Asquini, Kardinal, am 22. Dezember, in Rom, 76 Jahre alt.

— Franz Auspitz-Kollar, ausgezeichnete Klavierspielerin, in Wien, am 23. Dezember, 32 Jahre alt.

— Dr. theol. G. F. J. Hildebrandt, Senior der hannover'schen Geistlichkeit, am 23. Dezember, in Göttingen.

— Karl Wilhelm Boettiger, berühmter Dichter, einer der „Achtzehn“ der schwedischen Akademie, am 24. Dezember, in Upsala.

— Dr. Heinr. Buff, Prof. der Physik an der Universität Gießen, 74 Jahre alt, am 24. Dezember.

— Feldmarschallieutenant Richard Graf Belsperg-Raitenau und Prünsg, Oberstlandstabelmeister und Küchenmeister von Tyrol, 65 Jahre alt, am 24. Dezember, in Wien.

— Frau Marie Mara-Vollmer, geb. v. Hack, vorm. gefeierte Sängerin, in Frankfurt a. M., am 25. Dezember.

— Dr. Joh. Tob. v. Beck, Professor der Theologie an der Universität Tübingen, 73 Jahre alt, am 28. Dezember.

— Friedrich Lichtersfeld, k. Hofschauspieler und Schriftsteller, am 29. Dezember, in Berlin.

— Georgine Schubert, berühmte Koloraturſängerin, in Neustrelitz, Ende Dezember.

Mandolinata.

Römischer Brief von **Günther v. Freiberg.**

Horch' auf den Klang der Zither!
Lorenzo da Ponte.

Der bloße Gedanke an Roms Hochsommer verursacht uns Nordländern Fieberschauer... Einer spricht dem Andern die Schreckensworte „Malaria“, „Perniciosa“, „Siechthum“ nach, und in Folge des unausrottbaren Vorurtheils ist's üblich, Rom zur kühleren Zeit oder im Winter zu besuchen, d. h. gleichzeitig mit vielen tausend Fremden, welche die ewige Stadt in einen einzigen großen Gasthof verwandeln und ihr vollständig den charakteristischen Reiz benehmen. Wer dagegen die ganze Größe, die erhabene Poesie der hehren Roma ergründen will, der sehe dieselbe, wenn ihre Zaubervillen und Museen einsam sind, nicht verunziert durch kritisirende oder verhimmelnde Staffage; der genieße ihre warmen, sternenhellen Nächte, während die alten Götter die Runde machen um die halbversunkenen Mauern. Unser Goethe hatte den Muth, die heißen Monate (vom 1. Juni bis Ende September) auf dem Korso zu verleben, und an dem Kusse der feurigen Südsonne reiften Geistesfrüchte wie Egmont und Tasso. Lord Byron wurde durch einen prächtigen, glutgetränkten Sommerabend zu der großartigen Beschwörung der Nemesis im Childe Harold angeregt. Früher noch als Zeus-Wolfgang und sein „Euphorion“ (so heißt bekanntlich Byron im zweiten Theil des Faust) sah der Engländer Gibbon Rom unter wolkenlosem Himmel, und auf den Trümmern der Cäsarenpaläste, welche von Rosen und Nelken wie von Purpurteppichen umsponnen, faßte Jener den Entschluß, das unsterbliche Werk: „Die Geschichte des Untergangs des römischen Reichs“ in Angriff zu nehmen.

Noch einmal: das winterliche Rom mit bunt zusammengewirbelter Gesellschaft verflacht, das sommerlich-weibvolle vertieft. Der Winter hat seinen gänzlich entarteten Karneval, der Sommer seine echt nationelle, elektrisirende Mandolinata. Diese allein ist das Opfer werth, einmal während der Hitze hier zu bleiben, denn ich wüßte nichts in der Art, was sich mit diesem nächtlichen Konzerte in klassischer Umgebung ver-

gleichen ließe ... oder ist es nur meine Vorliebe für die silbernen Klänge der sevillanischen Mandoline, welche den lebendigen Widerhall in der Tiefe meines Herzens weckt? Ist's die Erinnerung an Don Juan, an Almaviva und meine persönliche Schwärmerei für ganz Spanien, daß ich das Lautenspiel unter freiem Himmel beim Plätschern der Springbrunnen manch' gelehrter Kammermusik vorziehe? Doch nein, die römische Mandolinata ist mehr als Einbildung: nicht durch Wohllaut allein wirkt sie auf den Blasirtesten, sondern durch magische Szenerie und Stimmung.

Woraus besteht nun diese famose Nachtmusik? Aus den schönsten Serenaden, alten und neuen ... ein Dutzend wohleingeübter Lautenschläger, meist den niederen Volksschichten angehörend, vom „Chef", dem Kapellmeister, dirigirt, läßt sich bei Vollmondschein öffentlich und unentgeltlich wie die spanische Estudiantina hören. Nur in Rom und Neapel erhielt sich die Mandoline; sie wird mit einem winzigen Plektrum (Schlägel aus Federpose oder Stahl) gespielt in der Art der antiken Lyra, die der vatikanische Apollo Musagetes im Arme hält. Im übrigen Italien ist die Guitarre vorherrschend; Paganini spielte sie mit Leidenschaft, ja er gefiel sich in der paradoxen Behauptung, daß er als Guitarrenvirtuose eminenter sei denn als Geiger. Heutigen Tages ist es der sogenannte „Blinde von Crema", ein Lombarde, der in ganz Oberitalien als Phänomen gilt; allerdings leistet er auf der Guitarre meist auf einer Saite! — Unglaubliches: allein sein Vortrag hat etwas Brusques, die Nerven Angreifendes und versetzt den Zuhörer nicht in jenes Behagen, was wir beim Spiele des neapolitanischen Mandolinisten, Signor Belisario, empfinden.

Verspricht nun die römische Mondnacht windstill zu sein, so verbreitet sich tagsüber wie ein Lauffeuer die Kunde: „heute Abend 10 Uhr Mandolinata", durch ganz Rom. Auf geweihter Stätte in der Nähe des Forums postiren sich die Spieler. Dahin ziehen dann Alle, die Kopf und Kragen haben, oder auch nur Kopf (aber was für einen!).

Gegenüber vom Palatin, also links vom Konstantinbogen, befinden sich die drei kolossalen Mauernischen des Tempels della pace: innerhalb der ersten, halbüberdachten Nische (worunter ein Raum von ungeheurer Ausdehnung zu verstehen ist) war am vergangenen Abend eine primitive Bretterestrade errichtet, an ihren drei Pfahlen befanden sich Fackeln; vor den Notenpulten saßen die Zitherspieler; um eine verstärkte musikalische Wirkung hervorzubringen, hatten sie ein Klavier herbeigeschafft, was mit einzelnen Akkorden ihre vibrirenden Weisen angenehm begleitete.

Keine Pariser Weltausstellung vermag uns in die Zaubersphäre der römischen Mondnacht zu versetzen, — nach Lappland, nach Aegypten, wohin es immer sei, aber nicht nach Roma! Wir verschmähten die durchgesessenen Rohrstühle, die uns angeboten wurden, und erstiegen den Vorsprung eines Pfeilers. Welch' Panorama! Vor uns in der Tiefe die heilige Straße, die zum Kapitol führt, dahinter der gewaltige Mauerwall des Palatin, gigantische Trümmerblöcke, schlanke Säulen, Triumphbögen, — Alles schien wie aus Silber gegossen. In geringer Entfernung sahen wir das Coliseum, an dem kein Auge sich satt schaut ... „Nun wollen wir uns fest einbilden, daß alle Diejenigen, die dort unten schaarenweise vorüberziehen, die Toga und das Pallium trügen," sagte einer unserer Begleiter; im selben Augenblick aber vernahm ich eine helle Stimme, welche im reinsten Berlinisch ausrief: „Na nu? das sehe ich Alles bequemer bei Muttern uf'n Lampenschirm" ... Der Zufall hatte uns

Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt. **Flottmachen.** (S. 305.)

in die Nähe eines jungen märkischen Bierbrauers geführt. Meine Gefährten waren trostlos, in ihrer Andacht gestört zu werden ... Ich meinestheils bin niemals lustig genug, um nicht jede Erschütterung des Zwerchfells als heilsam zu preisen, selbst in einer Atmosphäre, wo wir die Atome Cäsar's, Cicero's, Virgil's athmen. Nur keine Pedanterie! Jedem seine Ansicht, Jedem seinen Dialekt. Uns erinnerte die majestätische Umgebung an Tacitus und Horaz, den gesunden Jungen an „Mutterns" Lampenschirm, an ein trauliches Stübchen, wo die gute Alte unterdessen ihrem Springinsfeld Strümpfe strickt und sehnsüchtig seiner Rückkehr harrt ... Glücklicher, der überhaupt noch zu Muttern heimkehren kann! Das ist mehr, als alles Stuckwerk unserer sogenannten klassischen Bildung, — das ist Kaiserkronen werth! Und so blieb ich neben ihm stehen und schaute ihm in's treuherzige Pfannkuchengesicht (wie es bei uns zu Lande heißt). Ein niedliches Blondchen im Kattunkleide und Strohhütchen kam als Schwester des Hoffnungsvollen zum Vorschein ...

„O dolce volutta!" summten rings umher die Römer, in das hinreißende Motiv des Ruy-Blas von Marchetti einstimmend ...

„München," mahnte der Bruder, „kipple nich ... 'runterrutschen gilt nich ... hier sind wir nich auf's Kasino bei Mutter Irün" ... München war viel zu sehr in Ekstase, um auf die Warnung zu hören; Marchetti berauschte sie; erst als die Phantasie zu Ende war, klagte sie über Durst; wir beeilten uns, ihr Limonade zu verschaffen, aber sie mochte dieselbe nicht, worauf der Bierbruder eine „kleene Pulle" herbeiholte und selbstzufrieden dem Schwesterchen einschenkte ...

Wohl Tausende von Menschen wimmelten rings umher, doch man ahnte sie mehr, als man sie sah ... Jeder war mäuschenstill, um keinen Takt der schwirrenden, sonderbar aufregenden Klänge zu verlieren. Unterhalb des Palatins hielten Equipagen römischer Prinzen; Minister und Diplomaten mischten sich unter das Publikum ... Nirgends Gedränge oder gar schlechte Witze und boshafte Bemerkungen, es ist gut weilen unter den Quiriten, den würdigen Erben uralter Civilisation!

Während einer Pause der Mandolinata ergingen wir uns im Coliseo und wetteiferten im Herfummen aller möglichen deutschen Ständchen — Schubert, Mozart, Rücken, Dessauer u. s. w., und im Citiren unserer Dichter ... Wir verglichen Goethe's herrlichen Nachtgesang, dessen Endreim: „Schlafe, was willst du mehr?" lautet, mit dem toskanischen Original, dessen „dormi, che vuoi di piu" August Kopisch „Schlafe, was willst du hinzu?" übersetzte. Nach und nach geselliten sich Italiener uns Deutschen, und es kam zwischen uns zu einer interessanten Diskussion über die Serenaden im Allgemeinen, wie sie unter südlichem Himmel nothwendigerweise entstehen mußten, wie diese Gattung von Tonstücken schon den Griechen und Römern bekannt gewesen und im Dienste der Liebe und Galanterie fortbestehen wird bis an der Welt Ende ... Ein Sizilianer sang mit „himmlisch süßer Stimme" wie Uhland's „Unbekannter" die Serenata aus „Don Pasquale" ... Ueber unseren Häuptern kreisten die Fledermäuse, und die aufgeschreckten Käuzchen flatterten durch das Amphitheater des Flavius ... ich aber gedachte der Prophezeiung des Angelsachsen Beda Venerabilis: „So lange das Colosseum steht, dauert Rom; bricht jenes einst zusammen, so sinkt auch Rom in den Staub, und ist Rom dahin, so geht die Welt unter."

Der gefangene Amor. Gemälde von C. Brochat. Nach einem Stich im Verlag von Goupil & Comp. in Berlin. (S. 306.)

XLI.

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Sonnigen Frieden breitete der Himmel, und doch stürmische Tage waren es, die der Maibeginn des Jahres 1848 draußen über die Welt brachte. Eine Frühlingssaat war aufgegangen, die lange, scheinbar keimlos, im Erdschooß geruht; plötzlich schoß sie empor und regte in unglaublicher Hast des Wachsthums millionenfache Triebe. Sie rangen nach dem Licht, auf das sie ein unweigerliches Naturrecht besaßen, doch vielen unter ihnen sah man an, daß sie, in Moder und finsteren Kellertiefen ausgebrütet, tausendrankig geile Schößlinge gezeitigt hatten, die heimlich im Dunkel fortgekrochen, sich jetzt schlangenhaft in die Höhe ringelten, mit Blitzesschnelle fahl, marklos und häßlich die gesunde Vegetation des Bodens zu überwuchern. Aber die neue Sonne weckte nicht allein zwischen den fruchtnährenden Halmen auch die Ueppigkeit des Unkrauts; überall hineingestreut lag jene schlimmere alte Saat der Kadmuszähne und wuchs gleich den Sumpfpflanzen heißerer Erdstriche hastig und riesenhaft mit blutrothen Kelchen aus dem nordischen Erdreich. Nicht nur die Gedanken hallten in lautem Widerstreit gegen einander, auch die Arme hoben sich zu wildzornigem, haßerfülltem Kampf, zu tödtlichem Streich. Unter den Füßen der blind Wüthenden ward das gute Korn, die Hoffnung einer segensvollen Ernte zertreten; aus den Spalten des erschütterten, zerborstenen Ackerbodens kroch und mehrte sich in wimmelnden Schaaren das Gewürm, der Schreck des besonnenen Landmanns, die mit gierigen Kiefern nagenden Vertilger alles sorglich überwachten Anbaus. Der Sturm hatte die Einfriedigungen der alten Ordnung niedergebrochen, und in die unbehüteten Felder ergoß sich taumelnd, tobend und trunken die Zügellosigkeit, die Freßsucht des sich selbst aufstachelnden Hungers, die thierisch verwüstende Rohheit.

Nur die großen Städte glichen eigentlichen Vulkanen, in denen das unterirdische Element, zur Herrschaft gelangt, ohne Unterbrechung seiner Ausbrüche Feuersäulen und verfinsternde Rauchmassen aufsteigen ließ, doch nach allen Richtungen wanden und wälzten sich von ihnen die glühenden Lavaströme, immer schneller fortschießend, hinaus, in die kleineren Städte hinein. Wohin sie kamen, fanden sie harrende Massen, deren mit Sprengstoff oder mit Stroh gefüllte Köpfe sie entzündeten. Die Wärme der ungewöhnlichen Frühjahrstemperatur hatte alle Gemüther erfüllt und erregt, auch die ruhigbedachtesten, vorsichtig-erwägenden, daß sie dem allgemeinen Emporbrängen zujubelten, sich vereinigten, um mit freudiger Begeisterung an den Hindernissen, dem Schutt, der ihm im Wege lag, mit fortzuräumen. Aber stutzend gewahrten sie plötzlich, was wetterartig über sie gekommen, sei nicht die Wärme, die fruchtreiches Gedeihen zeitigen solle, sondern die Sirokkoglut sengender Hitze, um auszudorren und zu verkohlen. Erschreckt starrten sie drein — es war schon zu spät, der heiße Wüstensturm ging bereits über ihre Betäubung fort und sie lagen von höhnischem Stoß zur Seite geschleudert, kraftlos-unfähig, durch rechtzeitige Umkehr dem erkannten Verderben noch Einhalt zu thun.

So gestaltete es sich mit dem Fortschritt des Jahres 1848 fast überall in deutschen Landen, nach dem ewigen Gesetz, daß die entfesselte Kraft, welche die Schranken des Bestehenden umgestürzt, in ihrem Wachsthum nicht mehr von Denen beherrscht wird, die im Beginn ihre Riegel gelöst. Die machtvoll heraufwogende Flut warf befreite, lang versunkene und überschlammte Schätze der Tiefe an's Ufer, doch sie hatte auch den schützenden Deich gebrochen und ergoß weithin und für lange, böse Jahre Verheerung über die bebauten Fluren, begrub mit den stürzenden Mauern vieler Behausungen manch' arglos friedliches Glück unter hoffnungslosen Trümmern. Im Großen und Ganzen mochte es nur ein kleines, oft sogar possenhaftes Abbild der Greuel und Schrecknisse des gigantischen Weltumsturzes sein, mit dem die erste französische Revolution sich in die Geschichte der Menschheit eingegraben; es war ein Sturm, der sprunghaft hier einen alten Baum entwurzelte, dort eine Anpflanzung zu Boden warf, kein Orkan, der den ganzen Wald wie mit einem Axthieb niederstreckte. Aber für Denjenigen, dessen Einzelfahrzeug die entzügelten Wogen gefaßt und umgestürzt, den sie erstickt in die Tiefe hinuntergewirbelt, blieb es gleichgültig, in welchem Wasser er ertrunken, ob er vom ungeheuren Ozean oder am Küstenrand der aufgeregten Ostsee verschlungen sei.

Es war etwas Gewöhnliches geworden, daß in den Städten plötzlich die Thurmglocken zu ungewohnter Zeit ihr Geläut stürmisch weit in's Land hinausschallen ließen. Oft durch die Nacht, die ein brandrother Himmelsstrich erhellte. Trug Achtlosigkeit und unglücklicher Zufall an der Mehrung der Feuersbrünste Schuld, oder sprachen ihre blutig-lodernden Zungen ebenfalls von dem entfesselten Element in der Menschenbrust, das mit dem großen Sturm der Zeit auch den glimmenden Funken heimlicher Feindschaft und Rachsucht zu zündenden Flammen aufschürte? Besorgniß und ängstlicher Umblick manches Gesichtes redeten stumm für die letztere Annahme. Eine früher nie gesehene, wandervogelschwarmähnelnde Schaar von Bettlern und Strolchen zog durch die laut gewordenen Straßen der bis dahin stillen Landstädte und klopfte als „reisende Handwerksburschen" frech, oft drohend an die Thüren. Mit scheuer Vorsicht gaben die Bewohner ihnen mehr als das Verlangte und stachelten die Nachfolgenden dadurch zu immer unverschämteren Forderungen an. Man klagte im Geheimen, war über die Polizei empört, die ihrer Verpflichtung nicht nachkomme, von den arbeitsscheuen Herumstreichern Wanderbuch und Heimatsausweise zu verlangen, maß ihrer Nachlässigkeit die Schuld bei, daß durch das unterstandslose Gesindel unbehindert unter den Dienstleuten und Taglöhnern immer mehr ein trotziger Geist der Gehässigkeit und Widerspenstigkeit verbreitet werde. Aber in den Rathsstuben zuckten die Angeschuldigten schweigsam die Achsel; sie wußten, daß ihre Dekrete nichts fruchteten, wenn sie sich nicht auf ihre untergeordneten, ausführenden Organe verlassen konnten.

Auch in den Kreisen, welche bestimmt waren, Ordnung und Gesetz aufrecht zu erhalten, bestand eine vom Widerspruch der Meinungen erzeugte Lähmung. Die Einen zogen hierhin, die Anderen dorthin, man debattirte über Theorieen, ohne vorwärts zu gelangen, und das Thatsächliche setzte, ohne inne zu halten, seinen Vormarsch fort. Die vernünftig Dreinblickenden und das heranrückende Unwesen Erkennenden zauderten dennoch vor der Anwendung energischer Mittel; sie überredeten ihre bessere Ueberzeugung, daß aus einem gewaltsamen Eingriff erst eine Gefahr erwachsen würde, die in Wirklichkeit nicht vorhanden sei, mindestens sich durch ruhiges Temporisiren abwenden lasse. Nur die Bedrohung des Eigenthums durch Häufung von Diebstählen und Einbrüchen erweckte eine Reaktion der besitzenden Klassen, führte überall zur Herstellung einer Bürgerwehr, deren laut ausgesprochener Zweck es war, ihre Mitglieder zu Vertheidigern des Vaterlandes und der berechtigten Freiheit auszubilden, während im Stillen die solidarische Beschützung von Haus und Hof das Hauptmotiv zum Eintritt in dieselbe abgab. Die Organisation auf dem Papier war eine vortreffliche, genau nach militärischem Zuschnitt festgestellte, die Pflichten der Mannschaft und die Machtbefugnisse der Offiziere vom Major bis zum Fähnrich auf's Vollkommenste geregelt. Nur konnte es sich und nicht eben selten ereignen, daß der Höchstkommandirende, wenn er vor die Reihen seines präsentirenden Bataillons heransprengte, im Pflichteifer seinen Säbel an die rechte statt an die linke Hüfte geschnallt trug, und daß ein Hauptmann sich entschuldigen ließ, weil er bis zum Abend noch einen Hochzeitsrock fertig zu machen habe, widrigenfalls ihm mit Entziehung der einträglichen Kundschaft gedroht werde. Dann wetterte der Major wie ein alter Schnauzbart aus den Befreiungskriegen, sprach von Arrest, und wenn er sich in gehobener soldatischer Stimmung befand, entfielen wohl bedrohliche Aeußerungen von Insubordination, Degradation, vielleicht sogar das schreckensvolle Wort „Kriegsgericht" seinen Lippen. Aber wer sich ein wenig auf Physiognomie im Allgemeinen und im Einzelnen verstand, gab sich bei dem Anblick der „Bürgerwehr" nicht vielen Zweifeln darüber hin, daß, falls einmal eine wirkliche und ernstliche Gefahr drohen sollte, der ingrimmige Major bis zum letzten Flügelmann der Linken hinunter sämmtlich eine unvermeidliche Entschuldigung haben, sich ihrer Pflichten als Familienväter und Selbsterhalter bewußt werden und mit Hinterlassung ihrer alten Feuersteingewehre schleunigst zum Schutze von Weib und Kind „muthig zurückweichen" würden, um Jeder auf eigene Faust sein Haus zu verrammeln oder mit dem heranrückenden Feinde zu paktiren. Indeß so lange sie am hellen Tage ihre Ueberzahl einem Haufen halb oder ganz betrunkener Unruhestifter gegenüber zweifellos zu bemessen vermochte, warf sich die Bürgerwehr beim Erschallen der Sturmglocke oder des schmetternden Hornsignals hastig in die ohne Berücksichtigung der individuellen Proportionen zurechtgeschneiderte Uniform, die Offiziere stülpten ihre wallenden Federhüte auf den Kopf, und mit ungestümer Begeisterung drängte sich Jeder voran, der Erste zu sein, der als Beschützer des Vaterlandes und der ordnungsliebenden Freiheit den Siegerkranz des unblutigen Kampfes zu den ängstlich-bewundernden Vettern und Muhmen heimbringe.

Doch von allem diesem Ehrgeiz und Bürgerruhm der Städte, wie von dem Anlaß desselben machte auf dem Lande sich noch immer nichts bemerklich. Nichts störte dort die Ruhe der Natur und die gleichmäßige Tagesarbeit der Menschen, die wenig der figürlichen Frühlingsaussaat in den Köpfen draußen in der Welt, sondern nur ihrer wirklichen gedachten. Das Ueberhandnehmen herumwagirenden verdächtigen Gesindels ließ sich allerdings auch auf den Dörfern nicht verkennen, doch erregte es den Eindruck, seinen Höhepunkt schon überschritten zu haben, sich bereits in einer rückebbenden Bewegung zu befinden. Der Ertrag war für die Herumtreiber der furchtloseren Bauernnatur gemäß ein geringer, und die reichere Ausbeute in den Städten lockte die Strolche dorthin. Jedenfalls sah sich keine Dorfthurmglocke bis jetzt in die Nöthigung versetzt, die Bewohner zur Abwehr eines gewaltsam unternommenen Angriffs zur Aufrechterhaltung der Sicherheit zusammenzurufen.

Auch nicht in Ellernbrook. Die Tage gingen dort wie zuvor, die letzten Tage, welche Ottmar Hainbuch nach seinem vorgesetzten Entschluß im Pfarrhause zubrachte. Von dem plötzlich in ihm aufgestiegenen Gedanken, dieß ohne Abschied zu verlassen, war er völlig zurückgekommen, und es schien zugleich, als ob auch seine Stimmung seitdem einer günstigen Aenderung unterworfen worden, ein Theil seiner alten heiteren Laune wiedergekehrt sei. Er rüstete zur Abreise, doch redete wenig davon; bei den Zusammenkünften am Mittag und Abend blieb er länger, als er es seit dem Beginn des Jahres gethan, zeigte sich in früherer Art gesprächig und munter gegen Fleming und Petrea, selbst gegen Eugen Römhold. Zuweilen richtete er auch an Helene ein Scherzwort, doch behielt dieß etwas Erzwungenes, einen frostigen Klang und rief kein Lächeln auf den Lippen der Angeredeten hervor. Aber für die Anderen hatte sich das gleichmäßige Einerlei des Haus und Gemüther bedrückenden Nebels erfreulich gelichtet; es fiel kein voll erwärmender, inniger Sonnenschein hindurch, allein die Augen vermochten befreiter aufzublicken, gingen nicht mehr wie sonst ausweichend an einander vorüber. Das fast immer bei nahe bevorstehender Trennung Geschehende schien auch hier sein Recht zu behaupten, ein wechselseitiges Bestreben, sich die letzten Tage möglichst erfreulich, zu angenehmer Erinnerung zu gestalten und das Unerquickliche, was vor ihnen gelegen, vergessen zu machen. Melchior Fleming's Wesen unterstützte dieß stillschweigende Bemühen in hülfreichster Weise. Auch er war verwandelt, unverkennbar er am meisten, als mache das Gedächtniß der alten Jugendfreundschaft erst jetzt an ihn ihr bisher immer mehr oder minder beeinträchtigt gewesenes Anrecht völlig geltend. Helene brauchte keine Besorgniß mehr zu hegen, daß aus einem Gespräch zwischen ihm und Hainbuch ein plötzlicher Blitzschlag herabfahren könne, auf den Stirnen Beider lagen keine angesammelten Wolken, auch wenn sie allein irgendwo im Zimmer oder Garten zusammentrafen, vermieden sie es nicht, bei einander zu verweilen. Man hätte glauben mögen, sie seien sich bis jetzt über sich selbst und gleichzeitig Einer über den Andern nicht klar gewesen, doch nun die doppelte Ungewißheit verschwunden und damit das Verhältniß ihrer Jugendvergangenheit wieder hergestellt. Ja, zum ersten Mal gewahrte Helene aus der Ferne erstaunt, daß Hainbuch seinen Arm in denjenigen ihres Vaters legte und daß sie so nach intimer Freundschaftsweise zweier Jünglinge im Garten mit einander auf und ab schritten. Sie wußte nicht, weßhalb ihr bei dem Anblick ein Schauer über den Rücken hernieder rann — sie wußte es doch: der Frühling streute seinen duftenden Blütenregen und die Luft war so süß und warm — nur nicht für sie.

Nun war der Tag vor der Trennung gekommen, ein Sonnabend; wie Hainbuch es bei seiner ersten Mit-

theilung bestimmt, blieb der nächste, der fünfzehnte Mai, für seine Abreise festgesetzt. Melchior Fleming hatte nach der Mittagsmahlzeit in seinem Zimmer einen Brief geschrieben, bewahrte denselben in seiner Brusttasche und verließ das Haus, durch die Dorfstraße bis an die letzten Häuser entlang schreitend. Dort traf er am Bach spielende Kinder, zog den Brief hervor und gab denselben zugleich mit einem Botenlohn dem größten der halbwüchsigen Knaben, ihn nach Dorfhagen an den Pastor Genthin, doch nur in dessen eigene Hand zu überbringen. Dann wanderte er, in Gedanken vertieft, durch die Felder weiter, so sehr von jenen in Anspruch genommen, daß er zusammenschrak, als unbemerkt plötzlich von rückwärts her sich ein Arm in den seinen legte.

„Ein Deus ex machina, kein Gottseibeiuns, der Dich im Nachsinnen über Deine morgige Predigt beirren will, Melchior," lachte Ottmar Hainbuch. „Aber ein gutes Omen, däucht mich, für unser Wiederfinden nach der bevorstehenden größeren Trennung, daß wir uns nach der von heut Mittag hier noch einmal antreffen. Komm', laß uns die letzten Stunden, die der Zufall uns in die Hände wirft, dankbar benützen, Freund! Das närrische Wort hat doch am Ende auch selbst für uns noch Recht: So jung kommen wir nicht wieder zusammen!"

Er war sprechlustiger, aufgeräumter als je, führte den Freund mit sich fort, erzählte zum ersten Mal eingehender von dem Zweck, der Nöthigung seiner Reise, bald ernsthaft, bald humoristisch, veranlaßte Fleming zu immer lebhafterer eigener Betheiligung an dem Gespräch. Sie standen eifrig redend still und schritten weiter, gleichgültig, ob zur Rechten oder zur Linken, Hainbuch's Arm war in dem seines Begleiters liegen geblieben und lenkte ihn mit sich. Nun bogen sie unter Lachen in einen schmaleren Waldweg ein, der jedoch noch breit genug war, ihnen das Zusammengehen fort zu verstatten. Die Buchenkronen an den Seiten standen im ersten, köstlichen Odem aushauchenden Laub, aus dem verrankten Gezweig am Wegrand schossen die saftgrünen Triebe, weißleuchtende Kelche des Nelkengrases schaukelten ihre nickenden, ährenartigen Halme, deckten mit blauem Ehrenpreis untermischt den friedlich-einsamen Boden. Doch darüber in der Luft und im Baumgeäst war Alles Leben, Bewegung, lachender Farbenreichthum und freudiger Klang. Goldflimmernde Insekten blitzten in der Sonne, Libellen schwebten auf bunten Glasflügeln hin und her. Vielstimmige Vogellaute jubelten in den Mai, durch die grauen Stämme hastete schattenhaft ein aufgescheuchtes Reh in das Innere des Waldes, unsichtbar im Kreis schweifend rief der Kukuk bald hier, bald dort.

Nun mündete der Weg in den heimlichen Winkel einer kleinen, rings umschlossenen Lichtung, der nämlichen, in welche Ottmar Hainbuch und Eugen Römhold unherwandernd an jenem Oktobermittag gelangt waren, als der Erstere den Jüngling auf dem Kirchhof in die Betrachtung der aufgeworfenen Todtenschädel vertieft angetroffen hatte. Ueber der gänzlich windstillen Fläche lag auch jetzt die Sonne warm und mit fast blendender Leuchtkraft, nur hatte der Frühling das hohe gelbe Gras des Herbstes um die zurückgebliebenen Stumpfen der abgefällten Bäume in ein grünes Halmgewoge verwandelt. Dazwischen kletterten weiße Erdbeerblüten an den Wurzeln herauf und lockten vielfarbige Schmetterlingsarten des beginnenden Sommers herbei. Es war nicht mehr ein einziger Schatten eines letzten, einsam übrig gebliebenen Herbstfalters wie damals, sondern hundertfach schwebten sie durcheinander und webten ein rastlos wechselndes, großmaschiges Gitternetz über den Boden.

Melchior Fleming sah jetzt plötzlich auf und sein Blick streifte mit eigenthümlichem, fast leise schreckhaftem Ausdruck über die kleine, sonnige Lichtung.

„Wohin haben wir uns in unserer oder vielmehr in Deiner anregenden Unterhaltung verirrt? Wir müssen hier umkehren, der Weg scheint zu Ende und läuft in einen Holzpfad aus."

Er machte eine rasche Bewegung, sich umzudrehen, doch sein Gefährte entgegnete:

„Es ist so die Art mancher Wege, ohne daß man es ihnen vorher ansieht. Aber mich däucht's hübsch hier und einladend für ein paar Verirrte, sich auszuruhen. Bist Du nicht müde geworden? Ich bin's heut, es thut wohl die Frühlingsluft. Sieh' die beiden alten, grobkörnigen Burschen da — haben sie nicht etwas, als hätte die Natur sie zu Bänken für zwei Leute wie uns zurecht gearbeitet? Freilich, sie hantirt nicht mit der Axt gegen ihr eigen Fleisch und Blut, dazu müssen menschliche Hände nachhelfen. Nimm den Sitz da, Melchior, er ist bequemer, muß die Füße wie auf einem Schemel aufstützen lassen."

Er hatte nach den beiden Baumstümpfen gedeutet, auf denen er gleichfalls damals mit Eugen Römhold Platz genommen; der Pastor folgte nach kurzem Zaudern seinem Beispiel und ließ sich mechanisch auf den ihm bezeichneten natürlichen Lehnsessel nieder. Doch zugleich blickte er flüchtig auf seine Uhr und sagte:

„Wenn Du ermüdet bist, Ottmar — einige Augenblicke, — es ist nicht früh mehr und ich habe noch zu Hause an meiner Predigt für morgen zu arbeiten." Dann saßen Beide und schwiegen.

Es war eine seltsame belebte Stille, die der hohe Waldrand umschloß. Etwas Traumhaftes lag über dem heimlichen Raum, lag in den stumm vor sich hinausblickenden Augen Hainbuch's. Er sah auf die Fliegen, die wie goldgrüne Punkte vor ihm in der Luft standen und blitzend davonschossen, der Lockruf einer Holztaube gurrte vom Dickicht herüber und verstummte wieder. Nun kam ein leiser Ton von Hainbuch's Lippen, doch auch er verstummte gleich dem des Vogels. Es war, als habe er etwas zu sprechen beabsichtigt, doch ihm der Athem gefehlt, den Laut zum Wort fortzusetzen. Und erst nach einer Weile hob er die Stirn gegen seinen Gefährten und sagte leise, wie Jemand spricht, der einen Schlafenden aufzuwecken fürchtet:

„Hat es mir nur geträumt? Mir ist's, Melchior, als hätten wir hier schon einmal beisammen gesessen —"

Die Hand Melchior Fleming's hatte sich abermals nach der Uhr gestreckt und zugleich sein Fuß sich erhoben. Er blickte auf das Zifferblatt nieder:

„Wahrhaftig schon - was meintest Du? Ja so, hier — ich erinnere mich nicht, aber es ist wohl möglich, sogar wahrscheinlich, daß wir als Knaben einmal hieher gekommen sind. Doch es wird dämmern, bis wir nach Haus gelangen, und auch Du — bist Du mit Deinen Vorkehrungen für die Reise schon fertig?"

„Ganz fertig. Es ist mir fast, als sei ich schon fort, zum mindesten, als nähmen wir hier bereits Abschied von einander "

Der Antwortende hob die Augen langsam denen des Pfarrers entgegen und fügte lächelnd, doch mit einem sonderbaren Lächeln hinzu:

„Ich meine — wenn Du mir noch etwas zu sagen vergessen hast, Melchior?"

„Ich wüßte nicht — und wenn — der Abend ist noch lang, es uns in's Gedächtniß zu rufen. Damit wir ihn verlängern, meine nothwendige Arbeit nicht zu viel von ihm raubt, laß uns jetzt ökonomisch verfahren —"

Melchior Fleming erwiederte es rasch und setzte, den Kopf abdrehend, hinzu: „Wo ist der Weg, auf dem wir gekommen?"

War es ein Wölkchen, das über die Sonne ging und seinen Schatten auslöschend auf die stille Waldlichtung wie auf die Augen Ottmar Hainbuch's geworfen? Der traumhafte Glanz, der in ihnen gelegen, war plötzlich fortgeschwunden, nur ein kaltklares, sicheres Licht in seinem Blick geblieben, und mit sicherer Stimme erwiederte er:

„Dort — meine Ermüdung ist vorüber und ich fühle mich kräftig, den Weg wieder zu gehen. Hab' Dank, daß Du meinem Wunsche willfahrt und Dir den Aufenthalt verursacht hast. Es war nur eine flüchtige Anwandlung und ist vorbei. Wovon sprachen wir doch, als wir hieher kamen?"

Er entsann sich und knüpfte lebhaft an den unterbrochenen Faden an. Den Waldweg hinab erreichten sie wieder das offene Feld, die schräge Abendsonne warf die Schatten ihrer hohen Gestalten weit über die grünen Saaten. Allmälig zerrann die Unterhaltung in länger andauernde Pausen, in denen nur Hainbuch manchmal plötzlich aufsah, wie die Schatten ihrer beiden Köpfe ab und zu hastig gegen einander nickten und zurück fuhren, dann verstummte das Gespräch ganz und sie schritten schweigend dem dunkel aufragenden Thurm von Ellernbrook entgegen. Mit blasser, fast runder Scheibe trat über demselben der Mond allmälig in's Himmelsblau, am Horizont verdichtete sich ein graues Nebelgemenge, in dem dann und wann ein bläuliches Aufzucken hin und wider fuhr. Langsam schob es sich im Lauf des Abends wie ein emporrückendes Gewitter um einige Grade weiter in die Höh' und einmal tönte ein leises, doch vernehmliches Rollen in die Wohnstube des Pfarrhauses herüber, daß die darin um den Tisch Versammelten einen Moment aufhorchend ihr Gespräch unterbrachen. Aber der Fortschritt der Nacht ließ die drohende Wolkenbank wesenlos wieder absinken, mit siegesgewisser Klarheit behauptete der Mond seine unumschränkte Herrschaft am Firmament und überantwortete sie ungetrübt in die Hände seiner frühzeitig nahenden, von Nachtigallenschlag und Drosseljauchzen tausendfach begrüßten, stolzer strahlenden Thronrivalin des Tages. Mit dem ersten Blick, den diese auf das Pfarrhaus von Ellernbrook warf, sah sie die Thür desselben sich geräuschlos öffnen, wieder schließen und eine eilige Gestalt nordwärts durch das Dorf hinschreiten, dessen Häuser noch in der Arbeitsreglosigkeit der beginnenden Sonntagsfrühe dalagen. Nur ein Storch klapperte auf dem Strohdach, reckte den Hals höher empor und blickte dem im Feldweg verschwindenden Morgenwanderer nach.

Dann kam, als Erste des Hauses, Helene Fleming in's Frühstückszimmer herab. Ihre Gesichtsblässe, die Mattigkeit ihrer Augen redete von durchwachter Nacht, der höchstens ein kurzer, unruhvoller Traumschlaf gefolgt sei. Sie bewegte sich fast sichtbar wankenden Ganges, hielt sich manchmal, ihrer gewohnten ordnenden Thätigkeit nachkommend, an einer Stuhllehne, einem Schrank.

Nach einer Weile glitt ihr Blick über den Tisch, auf dem ein weißes Blatt von der grünen Decke abstach. Sie trat heran, es war ein Brief, von der Handschrift Hainbuch's an ihren Vater adressirt. Langsam streckte ihre schmale Hand sich nach ihm, hob ihn auf und wog ihn, wie gedankenabwesend, einige Augenblicke zwischen den Fingern. Darauf sagte sie tonlos: „Ich wußte, daß er so gehen würde," und legte den Brief gelassen wieder auf den Tisch zurück.

Sie frug nichts, als etwa eine Stunde später Melchior Fleming ihn verwundert aufbrach und las:

„Ich wollte uns die mündliche Trennung ersparen, Melchior. Wir hatten gestern schon Abschied von einander genommen, wie wir es bereits einmal vor langer Zeit gethan. Dein Gedächtniß wachte nicht auf, doch ich erinnere mich jetzt bestimmt, es war an der nämlichen Stelle. So wiederholt sich die Posse des Lebens und ich gehe wieder auf den nämlichen Wegen von damals fort, für Dich zuletzt hier

Ottmar Hainbuch — für mich selbst

und das von der Welt, was noch mit mir zusammenhängt, fortan wieder Robert Neuland.

Ellernbrook, am 15. Mai 1848."

Der Pastor faltete wortlos das Blatt zusammen, warf einen Blick stummen Glückes auf seine Tochter, an ihr vorüber durch's Fenster hinaus und sagte ernstbewegt: „Es ist ein schöner Tag heute — laß uns beim Gottesdienst für ihn besonders, aus der Seele danken, mein Kind!" Damit schritt er rasch in sein Zimmer hinüber; Helene sah ihm ausdruckslos nach, ihre Lippen murmelten: „Danken ? Wofür? Ein schöner Tag und Dank? Auch Gott müßte blind sein, wenn er ihn nähme — und wollte er's, so will ich ihn nicht geben —

„Warum hat er mich werden lassen wie ich bin — warum, daß mein Anblick, mein Wort Widerwillen erregt, fortscheucht, und das Herz in mir doch angstvoll dagegen aufklopft? Warum hat er mich Thörin geschaffen, als hätte er in grausamer Stunde seines Ebenbildes spotten gewollt? Ihm Dank dafür —?"

Helene Fleming preßte krampfhaft beide Hände auf ihr Gesicht, als ob sie einen gewaltsam hervorbrechenden Strom der Wimpern verbergen, zurückdrängen wolle. Doch nur eine Bewegung des Instinkts war's, ihre glanzlosen Augen bedurften derselben nicht, hatten keine Thränen.

Melchior Fleming's Wort besaß Recht: es war ein schöner, aber ein eigenthümlicher Tag. Der Himmel lag einer krystallenen blauen Glocke gleich über der grünen Erde, kein Hauch regte Zweig und Blatt, kein Ton durchbrach die Ruhe, als herüberwechselnder Hahnenschrei, der anders wie sonst sonntäglich in der Sonnenluft verklang. Und doch hatte diese etwas, das die athmende Brust nicht befreite, nicht beglückte; trotz der thaufunkelnden Morgenfrische stimmte sie müd, machte die Glieder, den Kopf schwer, ließ seine Gedanken nicht träumerisch, sondern nebelhaft verschwommen und haltlos durch einander rinnen.

Nun erhob die Thurmglocke von Ellernbrook ihr mahnendes Festtagsgeläut. Wer in den Pausen ihrer Schwingungen aufhorchte, vernahm etwas Ungewöhnliches, das er sich kaum entsann, früher gehört zu haben, eine heller oder leiser tönende Antwort von den Kirchdörfern der Nachbarschaft. Der Wind trug sie nicht herüber, denn sonst wäre sie nur aus einer Richtung erklungen. Doch sie kam, je nach der räumlichen Entfernung, gleichmäßig von allen Seiten. Die Beschaffenheit der unbewegten Luft mußte der Anlaß des überraschend weit herüberreichenden Schalles sein.

Nur in einer Richtung, gen Süden, vernahm das lauschende Ohr nichts. Dort lagen die Kirchen der Fabrikstadt zu fern, um selbst heut einen Austausch zu ermöglichen. Erst Derjenige, der etwa die Hälfte des Weges zu ihr zurückgelegt, hätte auch ihren Glockenruf zu hören vermocht. Nur wäre derselbe ihm heut Morgen befremdend, anders als gewöhnlich erschollen, nicht wie Sonntagsgeläut, sondern wie lauter Weckruf bei Feuersgefahr, ein Auf- und Hülfruf der Sturmglocke. Aber es war zu weit hinüber, und wer von einer Anhöhe den Blick dorthin gewandt, hätte auch beruhigt gesehen, daß keine aufsteigende Rauchwolke den Horizont über der Stadt Besorgniß erregend verdunkelte.

Theils auf dem Weg vor der Ellernbrooker Kirchenthür, theils noch auf der Dorfstraße stand die Gemeinde nach sonntäglichem Brauch wartend versammelt. Die Männer vielleicht mehr als sonst in redenden Gruppen bei einander, die Frauen und Mädchen wanderten auf schmalen Wegen zwischen den Gräbern des Kirchhofs, hängten ein Band, einen frischen Kranz statt des vorjährigen, verdorrt raschelnden an die schwarzen Holzkreuze oder raunten mit gedämpfter Stimme Erinnerungen unter einander auf. Aus den Nachbardörfern kamen zum Kirchspiel Gehörige die Straße daher und schlugen sich, ehe sie in den Innenraum der Kirchenmauer eintraten, sorglich den Staub von den Füßen; nur ein ältlicher Bauer, der eilfertigeren Schrittes auf dem von Süden einmündenden Weg heranahte, vergaß die achtungsvolle Säuberung seines Schuhzeugs und gesellte sich mit aufgeregtem Mienenspiel einer Anzahl beisammenstehender Ellernbrooker hinzu. In ihrer Mitte begann er nach bedächtig-hastiger Bauernmanier zu reden, die Köpfe der Hörer drängten sich dichter zusammen, nickten und schüttelten sich — jetzt aber zogen sich von ihnen allen die Mützen und Hüte ab, der Pastor schritt vom Pfarrhaus her im Predigerornat an ihnen vorüber, in die Kirchenthür hinein und alle draußen Versammelten folgten ihm nach. Der noch eben dicht belebte Kirchhof und die Straße lagen leer in der einsamen Sonntagsstille, die nur die Goldinschriften der Grabmäler durchflimmerte, der beginnende, eintönig auf und ab schwellende Orgelton und protestantische Kirchengesang sonderbar durchtönte.

Inneres eines Hauses in Blazuy (Bosnien). Nach einer Skizze von F. Schlegel. (S. 318.)

Dann verstummte auch dieser und Melchior Fleming stieg die Kanzeltreppe hinan. Er warf einen kurzen Blick auf den Platz, den seine Tochter, bleich und regungslos das aufgeschlagene Gesangbuch noch in der Hand haltend, einnahm, kniete gegen seine sonntägliche Gewohnheit, wie nur an den höchsten Fest- und Danksagungstagen des Jahres, nieder und sprach tief vornübergebeugten Hauptes ein langes, stummes Gebet, so lang, daß die Augen der Gemeinde mit Verwunderung zu ihm aufzublicken begannen. Ein leiser Austausch fand hier und dort unter den Nachbarn statt und unverkennbar herrschte heut eine gewisse Unruhe auf den Kirchenbänken, die aus den Gesichtern fortredete, doch das halbe Gesumme der Stimmen zum Schweigen kommen ließ, als nun der Pastor seine Predigt anhub.

Nach einleitenden Worten sprach er von der sturmbewegten Zeit da draußen, deren Getöse fernher verhallend in den Gottesfrieden dieses Dorfes herübertöne. Wie die Erde dort, von finsteren Gewalten unterwühlt, zu schüttern und zu wanken scheine, ein dunkler Geist über die freudig sprießenden Fluren hinschreite und mit heiß lodernden Blick ihre Saaten verdorre. Das sei der Blick eines gefallenen Engels, der einst zur Seite des Höchsten mit im Lichte gethront, den er geschaffen, Gutes zu wirken auf Erden, und herabgesandt in die Brust der Menschen, ihnen zum Schutze zu dienen und sie hülfreich zu stützen auf ihrem Lebenswege zur ewigen Heimat. Denn der Herr habe nicht Trauer, Kümmerniß und Mißmuth für die Seinen gewollt, sondern daß Jeder hienieden auch schon theilnähme an der Köstlichkeit seiner Welt, sich eine irdische Heimat in ihr gründe und finde zu friedvoll-tröstlicher Bereitung auf die himmlische Wohnung. Da habe er dem Menschen die Freudigkeit am Schaffen und Erwerben, am Säen und Ernten in's Herz gegeben, den regsamen Trieb nach Eigenthum und Besitz, durch Fleiß seine Habe für sich und die Seinigen zu mehren, sein Glück für Kinder und Kindeskinder zu befestigen. Wohl Dem, der mit demüthigem Stolz auf den Segen seines Hauses zu blicken vermöge und zu sprechen: „Dieß danke ich dir, o Herr, der Kraft und dem Streben, das du mir als Schutzengel verliehen!“ Aber wehe Denen, die ihn verwandelt, zum gefallenen Engel erniedrigt, in den Staub und Koth ihrer unreinen Begierden herabgezerrt haben! Wehe ihm, der es zuerst in der Nacht seines Herzens gethan! Ein anderer Sündenfall sei es gewesen, der schlimmeren Fluch über die Welt gebracht denn der erste, die Riegel der Hölle aufgebrochen, um gleich entfesseltem Gluthstrom die Schaar ihrer bösen Geister loszulassen in das nächtig umdunkelte Gemüth der Menschen: Neid und Habsucht, Gier und Haß, den im Dunkel schleichenden Trug und den offenen Raub der Gewalt. Nicht im Beginn stehe der Betrüger vor ihnen in seiner wahren Gestalt, mit dem schlangenumringelten Scheitel im glühenden Gewölk, mit der Sohle im Loderqualm der Verdammniß; nicht mit dem unersättlich lechzenden Mund und dem brennenden Durst des Auges. Schmeichelnd krieche er heran, im Gewande der Unschuld, mit der Zunge der List, lasse sie Worte in's Ohr raunen von Recht und Pflicht, von der Trübsal der Ungleichheit und verschiedenen Austheilung der Gaben und Güter auf Erden. Aber mälig vernehmlicher zische seine Stimme dazwischen: „Warum ist es also? Warum besitzt dein Nachbar einen Acker, auf dem er pflügt und erntet, ein warmes Haus, das ihm zu eigen ist, während du im Tagelohn arbeitest und in ärmlicher Hütte nächtest? Ist er besser als du, von anderem Stoff gemacht, kein Mensch von Fleisch und Blut, ihrer Nothdurft und ihrem Begehren, wie du selber?“ — Und der höllische Feind träufelt Gift hinein in das Blut seines Opfers, daß es wild aufschäumt, daß es fragt: „Warum ist das Alles, warum darbst du in Noth und Armuth und Jene schwelgen im Ueberfluß? Ist nicht genug da für Alle, daß Niemand sich um seinen Hunger zu mühen braucht?“ — Und das aufgestachelte Herz, die giergeweckte Lüsternheit im kreisenden Hirn antworten mit der Schlangenstimme des Versuchers: „Warum? Weil du ein Thor bist, stärker als sie und doch ein geduldiges Thier, das sich von ihnen ein Joch auferlegen ließ und es bis heut im Staube schmachtend fort trug. Du brauchst nur deinen kräftigen Nacken aufzubäumen und den Halfter zu zerreißen, nur hinzugehen und zu nehmen, mit ihnen zu theilen nach deinem Anrecht, das dir durch deine Geburt geworden. Wenn sie es weigern, sind sie die Schuldigen, denen nach gerechtem Richtspruch geschieht, auf deren Häupter er falle. Auf und lasset uns . . .!“ — Und riesenhaft richtet der gefallene Engel sich in seiner wahren Gestalt der satanischen Majestät empor und schürt die Flammen, die er angehaucht, zu hochaufschlagender Lohe über den Frieden der Gotteserde, zum Bruch seiner ewigen Ordnung und Gebote, zum Diebstahl, Raub und Brand und Mord, zur thierischen Verzerrung des Angesichtes und Gemüthes, das der Herr nach seinem Ebenbilde geschaffen. Das ist das Getöse des Sturmes, das von draußen her zu uns herüberhallt — aber lasset euch nicht irren, denn Gott der Herr lässet sich nicht spotten. Und aufheben wider die Ruchlosigkeit wird er die eherne Schrift seiner Sinaitafel und mit Donnerstimme ihnen entgegenhallen sein Gesetz: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib und Kind, noch Alles, was sein ist — spricht der Herr —!“

Erstaunt, zum Theil erschreckt, hoben sich in diesem Augenblick die Köpfe der Gemeinde zur Kanzel auf, denn die hochgehobene Stimme des Predigers brach nach den letzten Worten plötzlich stockend ab, alles Blut war aus seinem Gesicht fortgewichen und mit todesweißen Zügen, wie von einer Ohnmacht bedroht, stützte er sich gegen die Hinterwand seines Platzes zurück. Nur seine Augen gingen irr über die Versammlung und seine Lippen murmelten noch stotternd, halb vernehmlich: „Schütze uns, o Herr, vor der Versuchung und erleuchte uns mit deiner Liebe —“

Dann fuhr die Hand Melchior Fleming's an die Stirn empor, er griff, fast wie um sich zu halten, mit

Mädchen und Frauen. Silhouetten von P. F. Messerschmitt.

der andern nach der vor ihm auf der Brüstung liegenden Bibel, brachte mühsam hervor, eine plötzliche Schwäche habe ihn überfallen, so daß er den Gottesdienst für heut beenden müsse, und wankenden Fußes die Kanzeltreppe hinabsteigend, trat er in die Sakristei, aus ihr unbemerkt durch eine Nebenthür in's Freie und eilte über den stillen Kirchhof zum Pfarrhaus hinüber.

War es die schwül-bedrückende Luft, die auch auf ihn eine lähmende Einwirkung geübt? Die Kirchgänger, welche sich draußen wieder in Gruppen ansammelten, besonders der weibliche Theil derselben, tauschten ihre Meinung über die unerwartete Störung und Unterbrechung der Predigt aus. Eine Frau sagte: „Ich sah dem Herrn Pastor just in's Gesicht und merkt' es früher als ihr. Schon als er sprach: ‚Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib —' da kam's bei dem letzten Wort über ihn, daß sein Mund darnach zusammenzuckte, als ob's ihm einen Stich durch die Brust gegeben."

Doch die männlichen Zuhörer gaben nur eine unachtsame Antwort; unverkennbar beschäftigte das Ereigniß in der Kirche sie nicht allein, sondern etwas Anderes kam hinzu, nahm ihr Ohr und ihren Mund noch mehr in Anspruch. „Er wird sich schon erholen und weiter nichts draus kommen," erwiederte Der, an den die Frau ihre Bemerkung gerichtet, und er drehte sich schnell ab und frug in die Mitte eines Dutzend eifrig die Köpfe aneinander drängender Bauern hinein: „Woher wißt ihr's? 's wird Geschwätz sein."

„Nein, 's ist noch Einer gekommen, der's selbst gehört, daß in der Stadt heut früh schon die Glocken gegangen."

„Das haben sie oft gethan in den letzten Wochen."

„Aber nicht der Küster oder die Bürger haben sie gezogen."

„Wer denn sonst?"

„Die Sturmglocke ist's gewesen, mit der die Freiheitsmänner sich ein Zeichen gegeben. Er sagt, es geht Alles drunter und drüber in der Stadt. Viele Hundert sind's auf einmal, als wären sie aus den Straßen gewachsen, wie die Schwämme nach dem Regen. Die Bürgerwehr ist vor ihnen nach Haus gelaufen, und sie sitzen auf dem Rathhaus und kommandiren. Es soll Alles frei sein, keine Steuern, keine Abgaben mehr, auch auf dem Land kein Spanndienst und Zehnten —"

„Das sind die Ruchlosen, von denen der Herr Pastor geredet -- Gott behüt' die arme Stadt in Gnaden!"

„Nun, mich dünkt, mit dem Spanndienst und Zehnten, das wäre just nichts Schlechtes."

„So sagen sie, aber der Herr Pastor hat's auch gesagt, Diebstahl, Raub und Schändlichkeit steckt dahinter."

„Da hätte man doch erst mit ein Einsehen."

„Wenn's zu spät ist."

„Anders werden muß Manches auf dem Land auch."

„Der die Nachricht gebracht, sagt, er hab's gehört, sie berathen's und wollen's auch. Ueberall soll's auf dem Land ebenso werden. Sie wollen sich vertheilen und mit ihren Freiheitsfahnen in die Dörfer ziehen."

„Da kämen sie auch zu uns?"

„Wahrscheinlich, noch heut vielleicht."

„Und was sollen wir thun?"

„Ich thue, was unser Pastor sagt!"

„Ich auch — wir Alle."

„Er weiß, was Recht und Unrecht ist. Wozu er das Beispiel gibt, das thun wir nach!" --

Die Stimmen surrten und schwirrten durcheinander; aus der Kirche tretend, kam Helene Fleming gesenkten Kopfes dicht an ihnen vorbei, doch die im Eifer Redenden gewahrten sie nicht, begrüßten sie nicht wie sonst mit respektvollem Abziehen der Hüte. Allein auch sie nahm dieß und die ungewohnte Aufregung nicht wahr; sie ging schnell in's Pfarrhaus hinüber, an das Arbeitszimmer ihres Vaters. Die Thür desselben war von Innen verschlossen und sie rüttelte eine Weile vergeblich am Drücker, bis die Stimme Fleming's fragte, wer draußen sei. Sie antwortete und es verging noch eine Weile, dann schloß er auf.

„Du, mein Kind? Was willst Du?" Er gab sich offenbar Mühe, ruhig-gleichmüthig zu sprechen, wie er sichtlich die Zwischenzeit benützt hatte, die Aufregung seines Gesichtes zu beherrschen. Sie sah ihn traurig, doch halbleeren Blickes an und fragte klanglos:

„Bist Du auch krank?"

„Nein, mein Kind —" Er fiel ihr schnell in's Wort; sie fügte langsam, wie nachsinnend, hinzu:

„Du brauchst meine Hülfe also nicht?"

„Nein — geh', mein Kind. Ich brauche nur Ruhe; es war ein Zufall, den die Luft — fast schon vorüber. Ich will etwas schlafen — wartet nicht mit dem Mittagessen auf mich, es ist besser, wenn ich heut faste. Am Abend habe ich noch einen nothwendigen Weg zu machen und will mich bis dahin hier in der Stille erholen. Geh' und sorge nicht um mich!"

Er drängte sie sanft gegen die Thür, doch auf der Schwelle drehte sie noch einmal den Kopf gegen ihn zurück, schlang plötzlich ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn. „Lebe wohl —"

„Leb' Du wohl, bis heut Abend, mein Kind! Ich sehe Dich, eh' ich fortgehe."

Er sprach es zärtlich, doch im Moment, wie er die Thür zwischen sich und ihr abermals geschlossen, fiel es gleich einer vorgebundenen Maske von seinen Zügen herab. Ein stummer, wilder Seelenkampf ging durch die Augen, mit denen er auf den Fleck starrte, von dem seine Tochter verschwunden war. „Nur für Dich, für Dein Recht, die Austilgung meiner Schuld an Dir," murmelte er, die Finger mit krampfhaftem Druck ineinander faltend. Aber dann riß er schreckhaft hastig die Hände aus ihrer Umklammerung los und stammelte tonlos hinterdrein: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib und Kind, noch Alles, was sein ist — spricht der Herr." — — —

Es war eine einsame Mittagsmahlzeit, zu der die Glocke des Pfarrhauses rief. Auch Helene hatte sagen lassen, sie fühle sich nicht wohl, und die kleine Tafelrunde bestand allein aus Eugen Römhold und Petrea von Malchow. Die Letztere verhielt sich äußerst schweigsam, man sah ihr an, daß sie über etwas nachgrübelte. Ihr Tischgenosse frug nach einer Weile:

„Hat Herr Haubuch auch Dir nicht Adieu gesagt?"

Sie nickte jetzt und blickte Eugen wie prüfend in's Gesicht: „Er hat mir auch einen Auftrag —" Als sie innehielt, fiel er eilig ein: „Für wen?"

Doch sie schüttelte verneinend den Kopf: „Nicht für Dich!"

Nun ergriff er eifrig ihre Hand. „Doch für Jemanden hier im Hause? Sag's mir, liebe Petrea!"

Sie lachte: „Bin ich Deine liebe Petrea? Nein, mein lieber Eugen, es ist ein Geheimniß und Du weißt, Mädchen verrathen so etwas nicht, wenn man sie auch auf die Folter spannt oder ihnen Daumschrauben anlegt, wie Du es thun zu wollen scheinst."

Er zog etwas verwirrt die Hand, mit der er die ihrige fest umschlossen gehalten, zurück. Auch ihre lachlustige Anwandlung war rasch verflogen und sie saß wieder nachdenklich, ohne sich um die Aufregung, in die sie ihn augenscheinlich versetzt hatte, zu bekümmern. Sein Blick haftete von der Seite her schweigend auf ihrem Gesicht, als suche er das, was sie ihm verschwieg, davon abzulesen; als sie es, nach einer Weile aufschauend, bemerkte und frug: „Wonach siehst Du an mir?" ward er roth und stotterte:

„Ich -- ich habe Dich nicht -- nur - " und sein Auge glitt von ihrem Gesicht auf die Rose, die sie an ihrer Brust befestigt hatte, herunter — „nur die Rose —"

Auch Petrea ward jetzt plötzlich roth. Ihr Blick war mechanisch der Richtung des seinigen gefolgt und sie sah, daß ihr Kleid dort, wo sie die Blume angebracht, mit einem schmalen Spalt aufklaffte, durch den ein rosiger Schimmer ihrer Brust hervorleuchtete. Ihre Hand zog hastig das Kleid zusammen, doch ihre Augen gingen mit einer scheuen Verwirrung an ihm vorbei und ihr Mund stieß aus: „Pfui, Du bist abscheulich, Eugen!"

Verwundert, fast betroffen sah er sie an. „Warum? That ich Dir etwas? Ich bin es nicht, der -- ist es nicht eigentlich thöricht, Petrea, das wir Beide uns immer nur zanken und spöttische Worte sagen?"

Er hatte unwillkürlich wieder die Hand nach der ihrigen ausgestreckt, doch sie entriß ihm dieselbe jetzt hurtig und stand auf. „Du vergißt, scheint's, wer ich bin, und meinst, daß Du neben Helene sitzst," sagte sie, noch mehr als zuvor mit Roth übergossen. „Oder hältst Du mich für ihre Stellvertreterin, wenn sie nicht da ist? Dann bitte ich Dich, doch lieber beim Zanken und den spöttischen Worten zu bleiben."

Sie verließ rasch das Zimmer; beim Aufspringen war ihr die Rose vom Kleid auf den Boden gefallen, Eugen Römhold sah einige Sekunden dem fortgeeilten Mädchen nach, dann hob er die Blume auf und ließ wie in genauer botanischer Betrachtung seine Augen darauf verweilen. Er zählte mechanisch mit dem Blick die kleinen Blättchen derselben, aus denen ein leiser süßer Duft zu ihm aufstieg, aber sie begannen ihm vor dem Gesicht zu flimmern und er fing wieder von vorn an. Dabei jedoch, als ob der Kelch nicht nur sein Aroma, sondern auch seine Farbe emporströme, schoß es ihm immer dunkler in die Schläfen, an den Stirnrand auf, und plötzlich neigte das Gesicht Eugen Römhold's sich fest auf die Rose herab, doch nicht um ihren Duft einzuziehen, sondern um ihre Blätter an die Lippen zu drücken.

Nachdem er eine Zeitlang so gestanden, ging er in den frühnachmittägig-stillen Garten hinaus. Es war ihm einsam in dem lautlosen Hause, trieb ihn, nach Jemandem zu suchen, um nicht mit sich selbst allein zu sein. Er sagte sich, Helene wird dort sein oder Petrea. Wen von den Beiden wünschte er zu finden? Natürlich Helene — aber wie er etwas roth durch's Gebüsch schimmern sah, als sei es das Halstuch, das Petrea heut Mittag getragen, wandte er sich schnell darauf zu. Doch sie war's nicht, sondern ein mit dichten rothen Blüten aufbrechender Zweig der nickenden Staude, die im Volksmunde „Brennende Liebe" heißt, hatte ihn getäuscht.

Petrea befand sich überhaupt nicht im Garten, sie war zu ihrem Zimmer hinaufgestiegen, ordnete dort geschäftig Allerlei nach einer höchst merkwürdigen und unerklärlichen Methode, was keinerlei Verbesserung bedurfte, und glitt sich dazwischen oftmals mit beiden Handflächen an den Schläfen und Wangen herunter, wie vom Spiel erhitzte Kinder, die nach Haus gerufen werden und die Glut auf ihrem Gesicht fortzudrücken suchen. Helene Fleming dagegen war schon vor Stunden durch den Garten abwärts gegangen und saß auf dem nach allen Seiten verdeckten Platz der kleinen Insel, wo der Ellernbach seine beiden Arme wieder vereinigte und dunkel und murmelnd unter dem Ueberhang der Erlen weiter zur See dahinzog. Seit Stunden saß sie dort und sah reglos auf das schnellende Wasser.

Nur gewahrte sie dasselbe nicht, wie es in Wirklichkeit unter ihr hinfloß, sondern als sei es weit von ihr entfernt, in Gestalt ihres alten, stets wiederkehrenden Traumbildes. Ja deutlicher, greifbarer als je stand das einsame Dünenеiland vor ihr, an dem die Wellen und der Wind alles Leid verrauschten, in Schaum und Brausen zerflattern ließen, den müden Kopf und das thörichte Herz zur Ruhe wiegten. Unsagbare Sehnsucht faßte sie dorthin, und ihr war, als müsse sie hinüberfliegen können, als sei sie eine Möve, die, in's Strandgras geduckt, harre — worauf? Auf irgend ein Zeichen, ein Pfeifen des Windes, der ihre Flügel aufraffe und sie unwiderstehlich mit sich forttrage —

„Helene! Also doch --!"

Sie fuhr bei dem Ruf ihres Namens, der hinter ihr klang, zusammen und empor, Eugen Römhold trat auf sie zu und wiederholte:

„Also doch hier? Ich suchte Dich überall, doch es ist die beste Stelle, an der ich Dich finden konnte, um Dir zu sagen — endlich, ich ertrage es nicht länger, wie es ist, wie Tag um Tag geht — muß von Dir hören, Dir sagen — Du weißt, was, Helene —"

„Was mußt Du mir sagen, Eugen? Sprich es leise, mein Kopf ist leidend heut."

Sie sah ihn mit traumverschleierten Augen halb abwesenden Sinns an. Er versetzte: „Ja, leise," und seine Stimme dämpfte sich zum Flüstern herab: „Mein Herz klopft, Helene, läßt sich nicht mehr beschwichtigen. Es will helle Klarheit, will Antwort von Dir —"

„Von mir? Welche Antwort?"

„Ob Deines auch so ungestüm klopft, Helene!"

Ihre Hand machte eine zuckende Bewegung gegen ihre Brust, dann fiel sie regungslos herab und ihr Mund antwortete schmerzlich: „Nein, meines nicht. Laß Deines schlagen, Eugen; ein Herz, das so klopft, sucht nach Liebe oder gibt sie. Meins ist still."

Sein Blick haftete befremdet auf ihr. „Liebst Du mich denn nicht, Helene?"

„Dich? Gewiß, Eugen. Du bist ein guter Knabe; ich habe euch Alle lieb und werde an euch denken. Aber jetzt laß mich, wenn Du mich auch lieb hast. Geh', Eugen — leb' wohl!"

Sie hob den Arm und ihre Hand strich mit einer müden Bewegung freundlich über sein Haar. Er brachte stotternd hervor: „Was heißt das? Ich soll gehen? Heißt man Den gehen, den man liebt? Ist euer Herz denn von anderer Art als unseres? Das meine will Dich nicht lassen, sondern Dich halten, an sich pressen in selig sinnlosem Ungestüm —"

Sein Arm streckte sich aus, sich um ihren Nacken zu schlingen, doch erreichte sie nicht, denn sie wich instinktiv einen Schritt zurück und fragte, während ihre Lider sich groß erweiterten: „Was willst Du —?"

„Deine Liebe, ohne Rückhalt, ganz und voll! Das Wort aus Deinem Munde, daß Dein Herz keines Andern gedenkt, als meiner — daß es mein ist und nur mir gehören will!"

„Ich — mein Herz Dir gehören?“ Helene Fleming sprach es, als zweifle sie an der Vermittlung ihrer Sinne, müsse darüber nachdenken, was die vernommenen Worte bedeuteten. Doch leise zerschmolz die Unbeweglichkeit ihres Blickes und ein wehmüthiger Schimmer webte drin auf. „Habe ich Dich recht verstanden, Eugen?“ fuhr sie langsam fort — „Du sprichst von Liebe — von einer anderen Liebe, als — — — zu mir, die Deine Mutter gewesen, Deine Schwester ist, die fast Deine Mutter sein könnte? Meine Lippen haben das Lachen verlernt — nein, sie würden auch nicht über Dich spotten, armes Kind. Dein Herz sehnt sich nach Liebe, die es ganz anfüllen, ihm in dieser traurigen Welt ein Himmel sein soll, und es sucht nach einem Gegenstand dafür, und sein junger Schlag hat es getäuscht, daß es glaubte, ich sei's, den es gesucht. Ich kann's nicht glauben, — Andere würden vielleicht zürnen, aber hat irrende Liebe denn eine Schuld? Nur ihr Leid, ihre Qual — was stehst Du mich so an, Eugen? Thut es auch Dir wirklich weh? Das ist noch ein leichter, thöricht-glücklicher Schmerz, den Du schnell vergessen wirst. Geh', auch ich will Deinen kindlichen Irrthum vergessen, Niemand soll davon erfahren und Du wirst bald selbst fröhlich darüber lachen. Lebe wohl!“

Sie hatte es mit schwermüthigem, doch schwesterlich-liebevollem Ton gesprochen und ihm die Hand entgegengereicht, aber er stand wie eingewurzelt vor ihr, starrte ihr nur irr, vergeblich nach Worten suchend, in's Gesicht. Dann rang es sich, athemlos hervorgestoßen, über seine Lippen: „Das sagst Du? Bist Du's, oder eine Andere, die Deine Züge und Stimme angenommen hat? So spielst Du mit meinem Herzen? So verleugnest, verhöhnst Du meine Liebe, die Du wachgerufen, angefacht, erwiedert hast?“

„Ich —?“ Ihre Hand glitt suchend an die Stirn hinauf.

„Du, die mir in der Walpurgisnacht die Antwort zurückgebracht, daß auch Dein Herz ewig mein sei — Du, die mich wieder geküßt, als ich Dich am Abend im Dunkel des Gartens fand und Dir Alles gesagt, was mein Herz nicht mehr trug — Du, die in der Neujahrsnacht im Nachtkleid auf dem Flur stand und von meinem Arm umschlungen in ihr Zimmer zurück — —“

Helene Fleming's Brust stieß einen schreckhaften Ton hervor. „Ich — ? Du bist irrsinnig — !“

Doch die Erbitterung des mit glühenden Wangen vor ihr stehenden Jünglings ließ sich nicht hemmen, erwiederte, durch ihre Antwort besinnungslos gesteigert:

„Nein, scharfsinnig bin ich, wenn Du mich auch täuschen konntest! Du aber bist falsch und sprichst, als ob Du es nicht gewußt, daß deßhalb der Andere, der Dich auch geliebt, unser Haus verlassen, auf Dich und auf mich, statt der Freundschaft zuvor, seinen Haß geworfen. Ich bin scharfsichtig und erkenne es jetzt, Du wolltest ihn forttreiben und nütztest mich dafür als Mittel. Aber Du hättest nicht weiter zu spielen gebraucht, denn — ich weiß es jetzt, unthmaßte es schon damals — seine Augen hatten genug in jener Neujahrsnacht gesehen, um sich auch zu überzeugen, daß Du nicht ihn, sondern mich — —“

Ein irrer Aufschrei durchbrach die hervorstürzenden Worte des Sprechers, ein Zittern durchrüttelte Helenens Glieder sichtbar vom Scheitel bis zu den Füßen, wie ein flackerndes Licht unter grauer Aschendecke aufzubrechen sucht, zuckte es zwischen ihren Wimpern.

„Abscheulich! Du? Um Deinetwillen? Du bist kein Thor, sondern ein Nichtswürdiger! Fort, aus meinen Augen — aus meinem Gedächtniß! Ich hasse, ich verabscheue Dich — !“ (Fortsetzung folgt.)

Ueber das Glück.

Von

Ferdinand Schultz.

(Schluß.)

Aber gibt es denn nicht — so darf man fragen — ein viel einfacheres Mittel, das Glück an seine Fahnen zu fesseln? Reimt denn Glück nicht zu Geschick? Und sollte nicht Pflichttreue, Energie, Umsicht im Stande sein, das Glück selbst widerwillig dienstbar zu machen? — Es ist merkwürdig: von den ältesten Zeiten an hat es nicht an Stimmen gefehlt, die dieß gänzlich leugneten. Schon im sechsten Jahrhundert v. Chr. sagt Theognis: „Nicht an Tugend flehe ausgezeichnet zu sein, noch an Reichthum, nur Glück werde dir zu Theil!“ und Kallisthenes sagte im Hinblick auf das Glück des großen Alexander, der ihn zum Tode verurtheilte: „Das Glück regiert die Welt, nicht Wohlberathenheit.“ Und dennoch hat sich die Welt nie die Ueberzeugung rauben lassen, daß redliches Streben auch das Glück im Gefolge habe. So sagt ja auch schon das römische Sprüchwort: „Dem Tapfern steht das Glück bei“, und das schon angeführte: „Ein Jeder ist seines Glückes Schmied“, legt durch seine Verbreitung auch in der neueren Zeit Zeugniß dafür ab. Freilich, die Glücksumstände schaffen — jenes Zusammentreffen irgendwelcher Momente mit unseren eigenen Wünschen herbeiführen — das vermögen wir nicht; doch „wer den Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann“, benützen können und sollen wir die Umstände, die uns zu Theil geworden sind, oder wie das auch wohl ausgedrückt ist: „Den Zufall gibt die Vorsehung, zum Zweck muß ihn der Mensch gestalten“. Die Forderung aber geht durch die Vorstellung aller Zeiten hindurch, daß wir das uns gewordene Glück auch zu verdienen und dadurch zu erhalten bemüht sein sollen, und zwar geschieht dieß durch bescheidenen, demüthigen Sinn. Diesen zu bewahren ist aber oft sehr schwer, denn

„Alles ist leichter zu ertragen
Als eine Reihe von glücklichen Tagen.“

Hochmuth jedoch kommt — so will's ja auch das Sprüchwort — vor dem Fall. Diese Seite ist's, welche bei den alten Griechen zu einer eigenthümlichen Religionsvorstellung Veranlassung bot. Es ist die vom sogenannten Neide (besser Eifersucht) der Götter. Allgemein bekannt ist sie aus Schiller's „Ring des Polykrates“ und dem Ausspruch des Solon, daß Niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei. So seltsam uns die Vorstellung anmuthet, daß die Gottheit selbst eifersüchtig den Menschen, der ein Glück über gewöhnliches menschliches Maß genieße, zu stürzen suche, so liegt ihr doch ein tiefer sittlicher Kern zu Grunde, und einen religiösen Hintergrund verleihen ihr die großen griechischen Tragiker, ein Aeschylos, ein Sophokles. Bei ihnen ist dieser „Neid“ der Götter nichts Anderes, als die Nemesis für die Vermessenheit des Glücksmenschen, der in seinem Hochmuth fromme Scheu vor den Göttern und demüthige Unterwerfung unter ihren heiligen Willen verlernt hat. So verknüpft sich diese Vorstellung mit dem

„hohen, gigantischen Schicksal,
Welches den Menschen erhöht, wenn es den Menschen zermalmt.“

So fällt Ajax, so leidet Antigone, so Kreon; so bereitet auch der „hehre“ Oedipus sich sein Schicksal, welches ihn die Sünde seiner Vorfahren abbüßen läßt. Letztere Sage klingt beinahe an an das Alttestamentliche: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott, der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied.“ Und auch wohlzuthun versteht die antike Gottheit. Der Dulder Oedipus wird von denselben Gottheiten, die ihn im Leben so schwer verfolgt, den Eumeniden, in ihren Hain zu Kolonos aufgenommen und spendet noch in seinem Tode Segen dem schönen Lande Attika.

Freilich, ebensowenig wie wir im Stande sind, uns ein unseren Wünschen entsprechendes Zusammentreffen von Umständen zu schaffen, sind wir im Stande, uns vor den Wechselfällen zu schützen, die aus der Sterblichkeit unserer menschlichen Natur fließen. Der Tod kann Lücken in die Reihen unserer Lieben reißen, Noth und Elend können uns treffen — da heißt es Ergebung. Wir suchen alsdann Trost in unserer Religion, einer Stelle, welche bei den Alten die Philosophie einnahm. Um den Schmerzen zu entgehen, entsagt der Inder den Freuden und versenkt sich in das Nirwana, wie denn so ein Fakir wohl monatelang nur auf seine Nasenspitze hinstiert und dabei das heilige Wort Om denkt. Nicht viel anders ist es bei Diogenes mit seiner Tonne. Ein Epikur meinte: „Dem Weisen kommt das Glück nur wenig in den Weg“, und suchte so durch Gleichgültigkeit gegen alle Wechselfälle des Lebens jenes gleichmäßige Lustgefühl sich zu erhalten, welches er als die Summe aller Weisheit betrachtete. Am schärfsten ist wohl der Ausspruch der Stoiker: „Für den Weisen ist nichts gleichgültiger als das Glück“.

Doch damit sind wir bereits bei einer andern Bedeutung von Glück angekommen, dem Glück im Sinne eines Zustandes innerer Befriedigung, der sowohl als momentane Stimmung, wie als dauernde Fassung der Seele erscheinen und alsdann auch unabhängig von äußeren Glücksgütern gedacht werden kann; die alten Griechen schieden Beides auch durch den Namen und nannten jenes „Euthymie“, dieses „Eudämonie“. Auch wir sprechen wohl von Glückseligkeit, doch ist die Sphäre dieses Wortes enger begrenzt. Von diesem Glück heißt es denn nun, daß man dasselbe nicht in der weiten Ferne, sondern hinieden in der eigenen Brust suchen solle. So könnten wir uns also doch das Glück selber schaffen? Gewiß! wenn anders wir die wahre Lebenskunst gelernt haben, die uns den rechten Gebrauch von den irdischen Gütern machen läßt. Und welches ist denn dieser rechte Gebrauch? Welches der Werth dieser irdischen Güter, der jenen bestimmt? Die Werthschätzung wird selbstverständlich je nach der Weltanschauung eines Jeden sehr verschieden sein. Gehen wir zunächst von der naiven Weltanschauung aus! Die Griechen, denen man das homo sum wohl im wahrsten Sinne des Wortes nachsagen konnte, weil sie das Menschheitsideal mehr als jede andere Nation in sich ausprägten, betrachteten diese Welt als eine Festversammlung, zu deren reichbesetzter Tafel ein Jeder als Gast geladen war, um von den aufgetragenen Gaben nach seinem Theil zu genießen. Aber eben dieselben Griechen, welche so den Genuß den Menschen empfahlen, schärften ihrer Nation vor Allem das Maß ein und prägten dasselbe in allen Erscheinungen ihres Lebens, ihrer Kunst und ihrer Wissenschaft aus, wie sie denn an ihren heiligsten Tempel neben den tiefsinnigen Spruch: „Erkenne dich selbst!“ auch setzten das: „Halte Maß!“ Ein Gesellschaftslied der Griechen nun führt als Vorbedingungen alles Glückes an: Gesundheit, redlich erworbenen Besitz und — echt griechisch — Schönheit. Im Ganzen würde diese Trias auch für uns noch Geltung haben: die Gesundheit als die nothwendige Bedingung, um überhaupt einen Genuß empfinden, und den Besitz, um ihn sich verschaffen zu können. Am ehesten würde man noch die Schönheit zu streichen geneigt sein, indessen dürfen wir da nur bei unseren schönen Leserinnen fragen, um gewiß zu sein, daß sie sich mit uns auf die Seite der Griechen stellen.

Werfen wir nun einen Blick auf die irdischen Güter selber, so finden wir, daß ihr Werth nicht nur nach der Weltanschauung eines Volkes, sondern auch nach der geistigen und moralischen Stufe eines Menschen sehr verschieden bemessen wird. Der Mensch der allertiefsten Stufe zum Beispiel wird sein Glück nur in träger Ruhe, in der Erholung ohne Arbeit suchen. Er gleicht jenem Thier der Urwelt, welches V. Scheffel so ergötzlich beschreibt:

„Ein Kletterthier, ein Krallenthier,
Das Megatherium,
Am Embahubabaum
Die Früchte und das fast'ge Blatt
Verzehrt es und sagt: ‚Ai!‘
Und wenn's genug gefressen hat,
Sagt's auch zuweilen: ‚Wai!‘
Dann aber steigt es nicht herab,
Es kennt den kürzern Weg,
Gleich einem Kürbis fällt es ab
Und rührt sich nicht vom Fleck.“

Auf einer etwas höheren Stufe wird der Mensch sein Glück allein im Sinnengenuß suchen. Auch die strengsten Moralisten können nicht umhin, da der Mensch nicht nur Geist, sondern auch Fleisch ist, demselben eine gewisse Berechtigung zuzugestehen, allein gerade ihm gegenüber gilt das „Halte Maß!“ vor allen Dingen, denn es ist mit ihm, wie mit dem Hunger und Durst. Das Lustgefühl, welches der Mensch hier sein Glück nennt, besteht nur in dem Uebergang von Leere zu Fülle, von Mangel zu Sättigung; will Jemand dasselbe immer wieder genießen, so muß ein solches Streben nothwendig zu Uebersättigung und Ueberreizung führen, daß er mit Faust sprechen müßte:

„So eil' ich von Begierde zu Genuß
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.“

Ein moralischer Genuß wird aber aus dem physischen, sobald die Wechselwirkung der Menschen hinzukommt. So hat denn das Gastmahl stets als ein erlaubter und dem Menschen wohlanstehender Genuß gegolten. Wer kennt nicht die Symposien eines Plato, die Tischreden eines Luther? Selbst der alte, biedere Kant kann in seiner Anthropologie nicht umhin, sich in behaglicher Breite über die Erfordernisse eines guten Gastmahls zu ergehen, indem er den Lord Chesterfield als Autorität anführt, nach dem die Zahl der Gäste die der Musen nicht übersteigen und nicht unter der der Grazien bleiben dürfe. Es folgen diejenigen irdischen Güter, welche nicht angeborener physischer Neigung entspringen, sondern durch die Kulturentwicklung der Menschheit bedingt sind: Macht, Ehre, Reichthum. Allerdings ist es ein Glück, einflußreich, geachtet und wohlhabend zu sein, doch kommt es sehr darauf an, welchen Gebrauch man für sich und Andere davon macht, d. h. ob man sie nur als Genußmittel (wie oben der Besitz) oder als Gegenstände des Genusses betrachtet. Wehe Dem, der seine Stellung gebraucht, nur um seine Macht fühlen zu lassen, nicht um Anderen wohl, sondern ihnen wehe zu thun! Und welch' klägliche Rolle spielt Der, dem es nur darum zu thun ist, seine eigene kleine Persönlichkeit um einige Schuh zu erhöhen! Hier begegnen wir einer der Hauptschwächen des Menschen. Vorzugsweise muß sich dieß bei den Menschen einer mehr theoretischen Lebensbeschäftigung finden, weil diese der Berührung mit dem oft schonungslosen Urtheil der Menschen im praktischen Leben weniger ausgesetzt sind. Mit welchem Dünkel stolzirt nicht oft der Gelehrte oder der Künstler umher und spricht, aufgesträubten Haares, mit Verachtung auf die niedere Menschheit herabblickend, die sein Genie nicht zu würdigen im Stande ist: „Du sollst haben keine anderen Götter neben mir.“ Doch auch bei Menschen des praktischen Lebens findet sich diese Schwäche und erscheint dann oft als Eitelkeit einfach lächerlich. Der Kanzleidiener ist froh, wenn der Geheime Kanzleidiener fertig geworden; Mancher ist beglückt, wenn aus dem Wohlgeboren ein Hochwohlgeboren wird. Ein Anderer setzt Geld und Gut, Zeit und Ruhe daran, Landtags- oder Reichstagsabgeordneter zu werden, ohne Reife der Lebenserfahrung, ohne Gründlichkeit der Studien zu besitzen, während wieder ein Anderer sich mit der bescheideneren Ehre eines Stadtverordneten begnügt, und beglückt ist, wenn er die in der letzten Sitzung gehaltene Rede im Blättchen des heimischen Städtchens zu lesen vermag. Am komischsten wirkt diese Schwäche aber, wenn wir sie in's Weibliche übersetzen, wie uns dieß das Duett „Frau Inspektor und Frau Direktor“ von August Schäffer ergötzlich vor Augen führt. Freilich hat es auch seine sehr ernste Seite, wenn Frauen der Männer Geschäfte betreiben und in politischen oder sozialen Versammlungen die erste Rolle spielen wollen, wie wir dieß in neuester Zeit nicht zu unserer Freude gesehen haben. — Wehe aber endlich über Den, dessen einziges Glück nur darin besteht, seine Güter stets immer weiter zu vermehren. Aus diesem Streben gehen die ausdorrendsten Leidenschaften des Menschen hervor: der schmutzige Geiz, die schnöde Habgier und — die dämonischste von allen — das Spiel. Das,

was der Mensch sein Glück wähnt, wird das furchtbarste Unglück für ihn. Dieser Nachtseite des menschlichen Lebens ist auch jenes obenerwähnte Bild: „Die Jagd nach dem Glück“ gewidmet. Der kühne Glücksritter, welcher auf flüchtigem Roß der holden, lächelnden Gestalt der Glücksgöttin nacheilt, die auf rollender Kugel bald sich ihm zu nähern, bald sich von ihm zu entfernen scheint — er sprengt daher, über die Leiche der gefallenen Braut hin, und sieht nicht den Abgrund, von dessen schwindelndem Steg ihm unvermeidlich der Sturz droht; er sieht nicht den Tod, der, ihm schon im Nacken, die dürren Arme ausstreckt, um ihn alsbald in denselben aufzufangen. — Es würde zu weit führen, auch nur andeutungsweise auf all' die Liebhabereien einzugehen, die sich aus den Neigungen der einzelnen Menschen, gemäß den aufgeführten Kategorieen der irdischen Güter, ergeben. Sind diese doch so verschieden geartet, daß, was den Einen anzieht, den Andern oft abstößt, oder — wie Reuter das humoristisch ausdrückt: „Wat den Eenen sin Uhl, is den Andern sin Nachtigal.“

Es konnte nicht ausbleiben, daß je mehr die Menschheit das Glück allein im Genuß zu suchen anfing, desto mehr sie sich von der Natur entfernte, bis endlich eine fast unübersteigliche Kluft sie von derselben trennte. Da trat dann jene Weltanschauung ein, die Schiller, der nicht bloß ein großer Dichter, sondern auch ein großer Denker war, die sentimentalische nannte und ihrem Wesen nach bezeichnete als Sehnsucht nach der verlorenen Natur. Sehnsucht nach der Reinheit, Einfachheit und Unschuld der Natur empfinden wir ja wohl auch auf Bergeshöhen, beim Murmeln des Baches, beim Säuseln des Blattes im Hain. Wir verlegen da wohl unsere eigene Seele in die Natur und sprechen mit Eichendorff:

„Im Walde steht geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Vom rechten Thun und Lieben
Und was des Menschen Hort.“

Doch steigert sich diese wehmüthige Stimmung zu bewußtem Gegensatz gegen die bestehende Wirklichkeit, da muß dann der Werth der irdischen Güter sehr im Preise sinken. Am schroffsten geschah dieß in der romantisch-transscendentalen Weltanschauung, die ihren Höhepunkt in der Blütezeit des Mittelalters erreichte, indem sie die irdischen Güter völlig gegen das Uebersinnliche hingeben ließ. Die Anfänge dieser Richtung schildert uns Ebers in seinem neuesten Roman „Homo sum“; unsern diesen Zeiten sind auch die Säulenheiligen, von denen einer auf seiner Säule bisweilen tagelang kniete, bis der Schnee seine Gestalt bis zur Unkenntlichkeit verhüllt hatte. Der sentimentalen Weltanschauung gehört auch der Weltschmerz an, der sich in dem Ausspruch gipfelt: „Da, wo du nicht bist, ist das Glück“; sie steigert sich aber zur schreiendsten Disharmonie in dem Pessimismus, der seine alle geistigen und sittlichen Güter der Menschheit vernichtenden Tendenzen oft genug in letzter Zeit der erstaunten Menschheit zu ihrem Entsetzen enthüllt hat. Zum höchsten Glücke kann aber diese Weltanschauung werden, wenn die Sehnsucht nach der verlorenen Natur zur Sehnsucht wird nach dem Ewigen, dem Unerreichbaren, dem Ideale.

Und damit sind wir zu dem Glück gekommen, welches der Menschheit aus der Uebung der Geistes- und Seelenkräfte erwächst, — ein Glück, welches um so reiner ist, als es unabhängig ist von allen äußeren Glücksgütern. Da gibt es zunächst ein Glück der Erkenntniß. Welch' ein Glück, seinen Geist durch Kenntnisse zu bereichern und einen Schatz von Erfahrungen sammeln zu können. Schon die Arbeit selbst ist hier ein stilles Glück. Und weiter das Glück des Forschers! Welch' hohes Glück, wenn er ein neues Feld urbar gemacht, einen neuen Stern am Firmament entdeckt oder eine neue Erfindung gemacht hat, die Länder und Meere verbindet und eine Nation den Pulsschlag der andern empfinden läßt! Da gibt es ferner das Glück der Phantasie! Welch' hohes Glück, wenn der Künstler das, was sein inneres Auge geschaut, nun verkörpert sieht in Wort, Form, Farbe, Ton! Ist ja doch die Phantasie nach Lotze diejenige Kraft, welche aus der Verhüllung der Form das möglichste in ihr enthaltene Glück herauszuempfinden versteht. Da ist endlich das Glück des Gemüths! Wir haben oben behauptet, daß das Glück einen Zustand innerer Befriedigung voraussetze — dieser gehört aber dem Gemüthe an. Wenn nun derselbe das Gemüth auch zur Quelle hat, so ist dieß wohl der natürlichste Boden, und auf diesen stellt sich das Weib, welches durch den Mund Klärchen's spricht:

„Glücklich allein ist die Seele, die liebt.“

Aber all' dieß soll nicht das höchste Glück des Menschen ausmachen. Dieß entspringt vielmehr der Uebung aller Geistes- und Seelenkräfte gemäß einem höheren sittlichen Zweck. Nicht nur ruhen, nicht nur arbeiten soll der Mensch:

„Tages Arbeit, Abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste,
Sei dein künftig Zauberwort!“

so tönt's dem Schatzgräber entgegen; nicht nur genießen soll er, nicht nur geistiger Beschaulichkeit soll er leben, sondern in angemessenem Wechsel soll er schaffen und wirken, um die Idee des Menschen immer mehr in sich darzustellen. Die Idee des Menschen ist aber die, gottähnlich zu werden und ein Ebenbild Gottes hier auf Erden darzustellen. Hiezu wird er gelangen, wenn er seinen Geist zu verfeinern, sein Herz zu veredeln unablässig bemüht ist und den hiedurch gewonnenen Menschheitscharakter bethätigt durch Liebe zur Menschheit, deren Menschenwürde er auch in dem geringsten Geschöpf achtet, und durch Arbeit an der Hebung und Förderung der menschlichen Gesellschaft. Dieß ist das Glück der Humanität, deren Kern und Wesen uns Herder in seinen Briefen kennen gelehrt hat.

Ueber dieß Glück hinaus gibt es keins, es sei denn — die Seligkeit. Diese ist gewissermaßen das Gegenbild zur Humanität — hier das Hinaufringen des Menschen zur Gottähnlichkeit, dort das Hinablassen der Gottheit zur Menschlichkeit. Ueber diese zu handeln, dürfen wir einer berufeneren Feder überlassen, haben wir ja doch nur versprochen, über das Glück, einen rein irdischen Faktor, zu sprechen. Wir bleiben also hiebei stehen, und indem wir das Glück der Humanität als das höchste irdische Glück bezeichnen, wünschen wir Dem, der es mit Ernst anstrebt, damit ihm die rechte Würze nicht fehle, noch —

ein wenig Glück!

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

Zweite Serie.

III.

Heute habe ich zuerst eine Bitte an Sie, Herr Doktor Landen,“ sagte Frau von Ramberg, als die Gesellschaft sich vollzählig versammelt hatte und der Thee servirt war.

„Ich bin glücklich,“ erwiederte der Doktor artig, „daß die gnädige Frau so gütig ist, über meine kleinen Dienste zu verfügen.“

„Ich habe da,“ sagte Frau von Ramberg weiter, indem sie von dem Kaminsimse einen eleganten, mit Buntdruck ausgestatteten Band nahm, „ein Buch, das ein Freund mir zugesendet hat und das mich in hohem Grade interessirt, — es ist eine Studie über die Zusammensetzung eines wissenschaftlich und künstlerisch wohldurchdachten Diners und nennt sich: ‚Das Menu‘ — der Verfasser ist der frühere hannover'sche Oberhofmarschall von Malortie.“

„Ah,“ rief Graf Sternfeld, „ein alter Bekannter von mir, welcher bereits früher ein Werk veröffentlicht hat: — ‚Der Hofmarschall wie er sein soll‘, in welchem er seine langjährigen Erfahrungen über die Leitung großer Hofhaltungen niedergelegt hat und welches an vielen Höfen mit Recht als maßgebendes Lehrbuch benützt wird.“

„Nun,“ sagte Frau von Ramberg, „dann sollten sich die Hofmarschälle auch noch dieses Buch über die Menus anschaffen, denn es ist in der That wahr, daß es sehr viel leichter ist, eine Reihe von an sich guten Gerichten in seiner Küche machen zu lassen, als dieselben zu einem guten Menu zusammenzustellen.“

„Ganz gewiß,“ sagte Graf Sternfeld, „und ich habe an großen sowohl als an kleinen Höfen schon wahre Schrecknisse von Menus begegnet.“

„Mit dem Buch des Herrn von Malortie,“ fuhr Frau von Ramberg fort, „wird man in dieser Beziehung nicht mehr in Verlegenheit kommen, denn er gibt eine Sammlung wirklich geistvoll zusammengestellter Menus für jeden Tag des Jahres — außerdem enthält sein Buch allerliebste Définitions épicuriennes von einem Herrn Girot.“

„Ich kenne auch Herrn Girot,“ fiel der Graf Sternfeld ein, — „er war Koch des Königs von Hannover und zugleich ein gar nicht unbedeutender Maler.“

„Also übte er zwei edle Künste,“ fiel der Oberst von Fernon ein, „welche bestimmt sind, die materielle Welt zu idealisiren und das, was die Natur geschaffen, in reinere und edlere Formen umzubilden.“

„Ich respektire die Kochkunst gewiß sehr,“ rief Doktor Heilborn, „allein sie so ohne Weiteres mit der Malerei gleichzustellen, das scheint mir doch ein wenig paradox, und es möchten wohl alle Maler von Raphael bis zum jüngsten Schüler der Kunstakademie diese Gleichstellung ablehnen und sich dagegen verwahren, den Kochkünstler Soyer als Zunftgenossen zu begrüßen.“

„Sie würden Unrecht haben,“ sagte der Oberst von Fernon, „zwar vielleicht nicht gerade in Bezug auf Herrn Soyer, denn dieser ist in der Kochkunst kein Raphael, sondern höchstens ein recht geschickter Schablonenarbeiter, wie es ja überhaupt auf dem Gebiete der Küche noch so wenig selbstständig künstlerische Originalität gibt. Aber Sie würden nicht Recht haben in Betreff der Kunst selbst. Denn der Maler, welcher die einfache, oft häßliche und immer unvollkommene Menschengestalt so edel, erhaben und schön darstellt, wie wir sie in Raphael's Madonnen, in Tizian's, Veronese's und Correggio's Bildern vor uns sehen, wirkt durch den Sinn des Gesichts ebenso anregend, veredelnd und erhebend auf unsere Seele, als dieß durch das Medium des Geschmackssinnes der Koch thut, welcher den häßlichen, kollernden Truthahn in einen Dindon truffé, die plumpe, unbeholfen einherwatschelnde Gans in eine Straßburger Pastete, das widerwärtige Schwein in einen Bayonner Schinken verwandelt, oder in der Poesie einer Bisque aux écrevisses alle so kräftigen und feinen Aromata der Erde und des Meeres, des Pflanzen- und des Thierreiches vereinigt. Der Anblick des Gemäldes, welches durch die Augen wirkt, beruhigt und erfreut den Menschen ebenso und regt ihn ebenso zu eigener schöpferischer Thätigkeit an, wie der Genuß einer wahrhaft künstlerisch zubereiteten Speise. In einer Beziehung nur steht die Kochkunst höher — ihre Wirkung macht die Seele empfänglicher und vielseitiger, während alle übrigen Künste und die Malerei insbesondere sie immer nur nach einer Seite hin anregt. In einer andern Richtung freilich ist die Kochkunst wieder benachtheiligt, insbesondere gegen die Malerei, denn der Genuß ihrer Schöpfung zerstört diese selbst — sie ist hierin nur der Musik vergleichbar und regt gerade darum eben wieder durch sich selbst immer mehr zu neuem Schaffen, zu neuem Genießen an.“

„Wenn man Sie hört,“ sagte Doktor Heilborn, „dann müßte man ja eine Akademie der Köche errichten und unter die Embleme der schönen Künste neben der Lyra, dem Pinsel und der Palette auch einen Kochlöffel und eine Kasserole aufnehmen.“

„Man würde so Unrecht nicht haben,“ sagte der Oberst, „doch würde ich statt der Kasserole lieber den Bratspieß wählen, denn er ist das edelste Emblem der Kunst menschenwürdiger Ernährung. — ‚Kochen kann man lernen,‘ sagt Brillat Savarin, ‚das Verständniß des Bratspießes muß angeboren sein.‘ — ‚Der Mensch ist, was er ißt‘, lautet ein altes wahres Wort, — schlechte und grobe Nahrung erzeugt einen plumpen, gedankenarmen Geist, während umgekehrt eine feine Küche das geistige Leben zu seinem höchsten Aufschwunge anregt, und die Vollendung der Kochkunst kann es noch dahin bringen, daß man durch jedes Gericht eine gewisse Stimmung oder bestimmte Geistesdisposition hervorrufen lernt, so daß ein rationell komponirtes Menu die Klaviatur der menschlichen Gefühle in reizenden und harmonischen Akkorden abspielt oder den Geist zu logisch zusammenhängender schöpferischer Arbeit anregt.“

„Eine so potenzirte Kochkunst,“ rief der Lieutenant von Hochfeld, „wäre für den militärischen Dienst ganz besonders wünschenswerth, — der Herr Oberst wollen bedenken, von welchem herrlichen Erfolge es sein müßte, wie man die so mühsame Arbeit des Sekondelieutenants vereinfachen könnte, wenn es möglich sein würde, in dem großen Kasernenkessel einen Brei zu kochen, nach dessen Genuß die sämmtlichen Rekruten in die geistige Disposition versetzt würden, das Vorschnellen der Kniee und die richtige Haltung der Fußspitzen sofort zu begreifen — und ihnen sogleich die Gefühlsstimmung gegeben würde, daß es nichts Schöneres und Wohlthätigeres gäbe, als an kaltem Wintermorgen über den Kasernenhof hin und her zu marschiren.“

„Nun,“ sagte der Präsident Reimann lächelnd, „ich will so weit in der Verherrlichung der Kochkunst nicht gehen und ihr auch eine solche Aufgabe für die Zukunft nicht zuschreiben, — aber ich erkenne ihr einen besonderen Vorzug zu, der sie freilich mehr den Wissenschaften anreiht und den der Doktor Heilborn vor Allem würdigen sollte — den Vorzug nämlich, daß sie ebensosehr wie die Medizin und wohl eigentlich mehr als diese zur Erhaltung der Gesundheit und zur Verlängerung des Lebens beiträgt, und vielleicht wäre es gut, wenn die Köche künftig Medizin studirten, um jedem schädlichen Ingrediens, durch das sie unsere Zunge reizen, zugleich das Heilmittel und Gegengift zuzufügen.“

„Dann wäre es ja einfacher,“ rief der Doktor Heilborn, „die Aerzte kochten und die Köche kurirten.“

„Gott bewahre,“ fiel Frau von Ramberg abwehrend ein, „wenn ich auch allenfalls ein Medikament von einem Koch im Vertrauen auf meinen guten Magen nehmen wollte, so würde ich doch in der That meiner Zunge nicht zumuthen, ein Gericht zu kosten, das unser Freund, der Doktor, bereitet hätte.“

„Sie würden Unrecht haben,“ sagte Doktor Heilborn achselzuckend, „denn während die Herrschaften hier so schönklingende Theorieen entwickeln, glaube ich das Ideal der Kochkunst, dem sie nachstreben, praktisch erreicht zu haben, und zwar auf eine unendlich einfache und natürliche Weise; ja, ich möchte mir wohl erlauben, die ganze Gesellschaft eines Tages zu meinem Diner einzuladen, und ich bin überzeugt, daß Sie Alle an meinem Tisch das Problem einer wirklich idealen, immer neuen und sich niemals schablonenmäßig wiederholenden Kochkunst gelöst finden würden.“

„In der That,“ rief Frau von Ramberg, — „ich werde neugierig, das kennen zu lernen — und ich nehme Ihre Einladung an unter der Bedingung,“ fügte sie neckend hinzu, „daß Sie mir während der Unterhaltung bei Tisch nicht ein Mal widersprechen, — wenn Ihnen das möglich ist.“

„Wenn die gnädige Frau mein Gast ist,“ erwiederte Doktor Heilborn, „so würde ja schon die pflichtmäßige Galanterie des Wirths mir jeden Widerspruch verbieten, — außerdem,“ fuhr er fort, „würde ich nicht in die Lage kommen, da ich überzeugt bin, daß die gnädige Frau meine Küche vortrefflich finden wird und ich diesem Urtheil gewiß nicht widersprechen werde.“

„Eine stolze Zuversicht,“ rief Frau von Ramberg, „die mich noch neugieriger auf Ihr Geheimniß macht. — Ich habe noch nie gehört,“ fuhr sie mit einem halb zweifelnden, halb neugierigen Blick auf den Doktor fort, „daß Sie ein solches Phänomen von Koch besäßen.“

„Oder eine Köchin,“ sagte der alte Graf Sternfeld, — „nach der Lehre von George Hesekiel, der ein großer Kenner war; — er sagt, ein Koch möge mehr Intelligenz haben — die Köchin aber hat mehr Liebe und Hingebung und mehr Ehrgeiz.“

„Ich habe weder einen Koch, noch eine Köchin," sagte Doktor Heilborn, — „ich habe in meinem Dienste nur einen alten Diener und in meiner Küche befindet sich nichts weiter als ein großer Rumford'scher Topf, auch ist meine Kunst kein Geheimniß, sie ist einfach wie das Ei des Kolumbus."

„Nun?" rief Frau von Ramberg, „ich wette darauf, daß der Doktor wieder eine Bosheit im Sinne hat."

„Durchaus nicht, gnädige Frau," erwiederte Doktor Heilborn, — „ich will Ihnen das Beste bieten, was meine Küche vermag, — jeden Morgen," fuhr er fort, „geht mein Diener aus und kauft von meinen Lieferanten die besten Dinge ein, welche die Jahreszeit bietet — Fische, Geflügel, Fleisch, Wild und Gemüse verschiedener Art. Das Alles wird, richtig zugerichtet, was die Händler gleich mitbesorgen müssen, in den großen Rumford'schen Topf gethan, dazu kommt die nöthige Quantität Wasser, Wein und Gewürze aller Art, dann wird der Topf zugeschraubt, ein tüchtiges Kohlenfeuer unter demselben angezündet und dasselbe bis um fünf Uhr, der Zeit meines Diners, unterhalten. Um diese Stunde schraubt mein Diener den Deckel des Topfes auf, — ein wunderbarer Wohlgeruch verbreitet sich durch meine ganze Wohnung und auf meinem Tische erscheint eine Terrine, angefüllt mit den besten Bissen, welche man seiner Zunge nur irgend zu bieten vermag, — ich finde in der Terrine die höchste Abwechslung an allen guten und genießbaren Dingen und doch hängen sie alle miteinander durch eine gewisse harmonische Verbindung zusammen — außerdem aber habe ich jeden Tag etwas Neues — niemals wiederholt sich dieselbe Kombination und meine Küche gewährt mir jedesmal, wenn ich den Deckel meiner Terrine abhebe, den Reiz neuer Spannung, zu erfahren, was aus der Vermischung aller der Dinge geworden sein mag, welche ich am Morgen in meinem Topfe vereinigt habe."

„Die Idee ist originell," sagte Graf Sternfeld lachend, „aber in der That nicht übel, und ich fange an, wie Frau von Ramberg, die Einladung des Doktors für beneidenswerth zu halten."

„O," rief Doktor Heilborn, „mein Topf hat Raum genug, — ich hoffe bestimmt, die ganze Gesellschaft bei mir zu sehen, — freilich wird bei mir das Buch des Herrn von Malortie keine Anwendung finden, denn mein Menu setzt sich ohne Kunst und Ueberlegung täglich so vielseitig zusammen wie die Bilder des Kaleidoskops, welche ja auch oft schönere Figuren bieten, als sie der beste Arabeskenmaler zu ersinnen vermag."

„Das ist also im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Diner à la fortune du pot," sagte Frau von Ramberg, „einmal lasse ich mir das gern gefallen, im Allgemeinen bekenne ich mich aber doch zur Schule des Herrn von Malortie und werde mich bemühen, aus dem Studium seines Buches für meine Küche Vortheil zu ziehen, — es bietet übrigens," fuhr sie, sich wieder zu Doktor Landen wendend, fort, „dieses Buch noch manche interessante Kuriosität, denn abgesehen von den historischen Menus, welche von dem Festessen der welfischen Fürsten zu Ravensburg im Jahr 1148 beginnen und uns an die Tafeln des Prinzen Louis von Bourbon-Condé, — des General Barras, bei dem wir die Bürgerinnen Tallien, Beauharnais und Talma begegnen, — der Familie Bonaparte, — des Fürsten Talleyrand, — des Königs Ludwig XVIII., — der Herzogin von Berry bis zum Galadiner des Berliner Kongresses im königlichen Schlosse führen, habe ich dort auch einige Küchenzettel der Vegetarianer gefunden, welche mir mit ihrem Apfelmus und ihren Salaten Schauder erregen, und endlich auch einen sprachgereinigten deutschen Tischzettel, in welchem man ein Hühnerfricassée als ‚Hühnergemengsel mit Krebsschwänzchen, Klößchen und Blätterteig' aufgeführt hat."

„Ein schauderhaftes Wort," rief der junge Graf Sternfeld, „wenn man denn einmal die fremden Ausdrücke verbannen will, und zwar in einem merkwürdigen Widerspruch gerade in unserer Zeit, in welcher man den internationalen Zusammenhang der Völker auf allen Gebieten anstrebt, — so sollte man doch wenigstens besser übersetzen. Das Wort Gemengsel allein muß ja den besten Appetit abstumpfen — das erinnert ja fast an das Futter der Jagdhunde."

„Nun, ich glaube, auch diese Manie wird vergehen, wie so viele andere," sagte der Oberst von Fernon, „und die Leute werden von ihrem Hühnergemengsel ebensogut zurückkommen, wie sie früher von ihren altdeutschen Röcken und ihren umgeschlagenen Hemdkragen zurückgekommen sind; — alle Jahrhunderte haben ja ihre besonderen Marotten gehabt, und es würde vielleicht nicht uninteressant sein, wie man sich bereits mit der Geschichte der Kostüme beschäftigt hat, auch einmal der Geschichte des geistigen Kostüms nachzuforschen, welches die sogenannte gebildete Welt in den verschiedenen Kulturepochen anzulegen sich Mühe gab und in welchen ebenso wie in den Kleidermoden sich die wunderbarsten Sprünge und Exzentrizitäten bemerkbar machen. Wir finden Aehnliches schon im Alterthum. Es galt für ein Zeichen eleganter Bildung im alten Rom, sich der griechischen Sprache zu bedienen oder wenigstens so viel griechische Ausdrücke als möglich in seine Rede zu mischen, gerade so wie dieß im vorigen und dem Beginn dieses Jahrhunderts bei uns mit der französischen Sprache der Fall war, — und gerade wie es heute deutsche Sprachreiniger gibt, so gab es damals Römer, welche mit catonischer Strenge jedes griechische Wort ausmerzen wollten. Es wiederholt sich eben Alles im Leben — und selbst die Phantasie bleibt nicht einmal ewig jung, wie Schiller sagt, denn mit jeder neuen Generation sind die Dichter mehr angewiesen, die Gedanken und Bilder ihrer Vorgänger nachzuahmen, so daß es hiebei kaum mehr möglich ist, etwas wirklich Neues zu schaffen."

„Dieß bewiese," sagte der Doktor Heilborn, „daß die Vervollkommnung und der Fortschritt des Menschengeschlechts nicht auf dem konfusen und unklaren Gebiete der Phantasie beruhen, welche die Poeten und Künstler so gern als die höchste Höhe der geistigen Lebensthätigkeit darstellen möchten, während sie doch nur eine krankhafte Irritation der Nerven ist. Das, worin der menschliche Geist fortschreitet und sich niemals wiederholt, sondern, immer neue Bahnen brechend, neue weite Ausblicke in das Wesen der Natur sich öffnet, das ist die Wissenschaft, das ist das klare Denken und Erkennen, das ist die Herrschaft über die Kräfte und Gesetze der Natur."

„Auch das möchte ich bestreiten," sagte der Oberst von Fernon, indem er sich mit scherzhaft herausfordernder Miene zum Doktor Heilborn wendete, — „ich glaube vielmehr mit Grund behaupten zu können, daß die Welt auf allen Gebieten, Künsten wie Wissenschaften, rückwärts schreitet und daß alle unsere Voreltern aus den früheren Jahrhunderten, wenn sie auf unser heutiges geschäftig anmaßendes Treiben blicken könnten, mitleidig die Achseln zucken würden."

„Nun," rief der Landrath von Strebenstein, „in diesem Punkte muß ich denn doch dem Doktor beistehen. Ich möchte die eigentlichen bildenden Künste beiseite lassen, — es mag sein, daß das Alterthum größere Bildhauer hervorbrachte und vielleicht auch größere Maler — diese Künste bedürfen ja gewissermaßen des träumerischen Müßigganges, um sich zur höchsten Vollendung zu erheben, — was aber die geistige Klarheit, die Freiheit vom Aberglauben, die Entwicklung des öffentlichen Lebens in Staatsverfassung und Rechtspflege und endlich vor Allem die Kenntniß und die technische Beherrschung der Natur und ihrer Kräfte betrifft, so werden Sie kaum ernsthaft behaupten wollen, Herr Oberst, daß auf diesem Gebiete das Menschengeschlecht sich nicht in immer steigender Progression fortschreitend entwickle."

„Und doch," sagte der Oberst von Fernon, „behaupte ich das und die Geschichte steht mir auf allen ihren Gebieten mit ihren unfehlbaren Beweismitteln zur Seite. Beginnen wir mit unseren vielgerühmten technischen Erfahrungen — wir sind so stolz auf die Dampfkraft, welche das Zeitalter der Giganten wieder aufleben zu lassen scheint und wie Jene den Ossa auf den Oeta zu thürmen sich vermißt — erreicht aber wohl alle diese Kraft der Technik, auf welche wir so stolz sind, das ägyptische Alterthum? — Würden wir es vermögen, im Wüstensande gewaltige Steinblöcke zu Pyramiden aufzurichten? Vermögen wir es, einen jener Obelisken zu schaffen, wie die Nadel der Kleopatra, welche alle unsere Technik kaum von Aegypten nach England zu transportiren im Stande war? — Ja, wir dürfen gar nicht so weit zurückgreifen, die Bauten unserer Tage werden schwerlich in die künftigen Jahrtausende hineinragen, wie es der Triumphbogen des Septimius Severus, die Säule des Trajan und alle jene Denkmäler des alten Rom thun — und unsere Kreischausseen werden gewiß nicht das Alter der römischen Wegebauten erreichen."

„Wir sind bescheidener," sagte der Landrath von Strebenstein, — „wir maßen uns nicht an, für die Ewigkeit zu schaffen, und lassen dem Fortschritt Zeit, zu ändern und zu verbessern."

„Nun, diese Bescheidenheit," erwiederte der Oberst von Fernon, „scheint mir doch eine gute Dosis Impotenz in sich zu schließen, — es ist sehr leicht zu sagen, daß man nicht will, wenn man man eben nicht kann. Gehen wir aber noch weiter zurück — blicken wir auf die alten Münster — mit all' unserem Dampf und all' unseren Maschinen richten wir keinen Bau auf, wie Erwin von Steinbach in Straßburg, und mit Mühe und Noth kommen wir langsam und zögernd kaum dahin, die Thürme auf den Kölner Dom zu setzen, den ein früheres Jahrhundert ohne unsern Dampf und unsere Technik aus den Fundamenten heraus aufrichtete."

„Das Alles waren einzelne Bauten," antwortete Herr von Strebenstein, „auf die sich eine ungeheure Anzahl von Menschenkräften konzentrirte, welche heute nützlicher für das Allgemeine wirken und sich vertheilen in fruchtbar schaffender Thätigkeit."

„Ich will das nicht ganz leugnen," sagte Herr von Fernon, „obgleich es mir scheint, daß diese Thätigkeit für das allgemeine Wohl zum großen Theil auf den Egoismus zurückzuführen ist, in welchem jeder Einzelne heute seine Kraft für den eigenen Vortheil zu verwenden strebt und der daran arbeitet, für sich ein Haus zu bauen und seinem eigenen Ich einen Denkstein zu errichten, welcher dann freilich auch kaum bis zur nächsten Generation dauert, — noch weniger aber kann ich zugeben, daß das öffentliche Leben sich fortschreitend entwickle, und am allerwenigsten, daß wirkliche Geistesfreiheit siegreich den Aberglauben aus der Welt verdränge. Unser öffentliches Leben ist fast zu einer Gesetzesfabrik geworden — die parlamentarische Gesetzgebung wird sich Selbstzweck und man glaubt jeden Schaden im Staat und der Gesellschaft einfach durch ein neues Gesetz heilen zu können, das wieder von einer unberechenbaren Majorität abhängt. Justinian und seine Rechtsgelehrten würden gewiß mitleidig auf unsere heutigen Gesetzgebungen herabblicken; so fruchtbar dieselben auch sind, und trotz all' ihres gerühmten Fortschritts bleibt das alte römische Recht doch immer noch, wie mir alle Juristen gesagt haben, ein unerreichtes Muster von Schärfe und Klarheit. Und was den Aberglauben betrifft, so möchte ich die Herrschaften nur bitten, einmal die Annoncen unserer Berliner Zeitungen durchzulesen und zu zählen, wie viel Wahrsagerinnen dort ihre Dienste dem Publikum anbieten, — jede dieser Sibyllen, welche gewiß nicht den Geist der Pythia besitzen, muß doch so viel Zuspruch in der Stadt der Intelligenz finden, daß sie von der Ausbeutung des krassesten Aberglaubens leben kann."

„Wo viel Licht ist, ist viel Schatten," sagte Herr von Strebenstein achselzuckend.

„Doch scheint mir der Schatten," erwiederte der Oberst von Fernon, „dem Lichte immer mehr Konkurrenz zu machen."

„Je heller das Licht — je tiefer und dunkler ist der Schatten," sagte der alte Graf Sternfeld, „das ist eine Erfahrung, welche wir in der körperlichen wie in der geistigen Welt immer von Neuem machen, und fast scheint es ja, daß der Schatten ein unbedingt nothwendiges Erforderniß des menschlichen Daseins auf Erden ist, wie denn Chamisso in seinem Schlemihl, unter scherzender Form tiefen Ernst verbergend, den Gedanken durchgeführt hat, daß ein menschliches Wesen ohne Schatten unglücklich werden und in Verzweiflung versinken muß. „Eritis sicut Deus" — Ihr werdet sein wie Gott — war ja schon das Wort der Versuchung, mit welchem die Schlange das erste Menschenpaar zu Ungehorsam und Auflehnung verlockte, — dasselbe Wort, welches auch den Grundton der großen Fausttragödie bildet, hat schon so manchen Menschengeist an die Grenzen des Wahnsinns geführt. Die menschliche Natur kann sich des Lichts nur im Gegensatz zum Schatten freuen, — so lange unsere irdische Welt, wie die persische Mythologie sagt, an der Grenzscheide zwischen dem Licht- und dem Schattenreich dahinrollt ein Gegenstand des Kampfes zwischen Oromazes und Arimanes — so lange werden wir den Schatten mit in den Kauf nehmen müssen und uns noch zu freuen haben, wenn er dem immer heller heraufsteigenden Licht gegenüber immer finsterer und schwärzer erscheint. In einem Punkt aber ist der Fortschritt der Welt zweifellos und unleugbar, denn jede spätere Generation ist immer um die Erfahrung eines Menschenalters der Weltgeschichte reicher — immer größer und umfangreicher wird der Spiegel der Vergangenheit, in welchen wir hineinzuschauen vermögen, um die lehrreichen Bilder, die derselbe uns zeigt, zum vergleichenden Maßstab unserer Zeit und unseres eigenen Wirkens in derselben zu nehmen."

„In diesem Punkte muß ich allerdings dem Herrn Grafen Recht geben," sagte der Oberst von Fernon, „leider wird aber auch dieser Fortschritt der Menschheit ganz erheblich gehemmt durch die unbestreitbare Wahrheit, daß nur eine ganz geringe Minderzahl der Menschen aus den Erfahrungen der Geschichte etwas lernt, ja für die Meisten gehen sogar die eigenen Erfahrungen ungenützt verloren."

„Zu dieser Mehrzahl," sagte der Lieutenant von Hochfeld, „gehören leider Gottes auch die Rekruten; — gäbe es ein Mittel, bei diesen immer die Erfahrungen von einer Generation auf die andere zu übertragen, so müßten wir in unserer Zeit schon die höchste Potenz der Vollendung des Parademarsches erreicht haben."

„Und das wäre ein Unglück," sagte der junge Graf Sternfeld lächelnd, „denn dann würde ja vielleicht die so vortreffliche und liebenswürdige Menschenklasse der Sekondelieutenants überflüssig werden."

„Wir würden dann Alle Diplomaten werden," sagte Herr von Hochfeld, „denn wenn man auch in der hohen Politik aus der Erfahrung der Vergangenheit zu lernen anfinge, so würde die Zahl des heutigen Personals nicht ausreichen, um das Werk gegenseitiger Täuschung und Ueberlistung zwischen den einzelnen Staaten und ihren Regierungen erfolgreich durchzuführen."

„Dahin wird es wohl noch nicht kommen," bemerkte der Oberst von Fernon, „denn wenn man auf irgend einem Gebiete die Nichtbeachtung der historischen Erfahrungen besonders vorherrschend findet, so ist es gerade auf demjenigen der hohen Politik, — gar selten nur findet man einen Staatsmann, der, wie unser Reichskanzler, die Fehler der Vergangenheit studirt, um sie zu vermeiden und zu verbessern." —

„Doch," sagte Doktor Landen zu Frau von Ramberg gewendet, „die gnädige Frau hatte die Freundlichkeit, mir einen Wunsch aussprechen zu wollen?"

„Ganz recht," sagte Frau von Ramberg, „nehmen Sie dieß Buch des Herrn von Malortie, das unser Gespräch auf so weit abgelegene Gebiete geführt hat, — Sie haben ja gewiß ausgebreitete Bekanntschaft in literarischen Kreisen, — sorgen Sie, daß man das nützliche und amüsante Werk des vortrefflichen Hofmarschalls nicht todtschweige."

Doktor Landen nahm das Buch aus ihrer Hand und sagte mit artigem Diensteifer:

„Die gnädige Frau können versichert sein, daß ich dafür sorgen werde, diesen niedlichen Band dem Publikum bekannt zu machen, — die beste Reklame würde es freilich sein, unsere Unterhaltung hier zu veröffentlichen, zum Beweise, wie anregend auf die vielseitige Geistesthätigkeit selbst die bloßen Menus schon wirken, auch ohne daß sie erst durch die Hand eines Raphaels der Kochkunst ausgeführt worden sind."

„Und wir," sagte Frau von Ramberg, „werden also demnächst bei dem Doktor Heilborn diniren und die Bekanntschaft seines gastronomischen Urbreies machen, in der

Voraussetzung natürlich, daß wir ihn nicht derangiren und er für unser Diner keine besonderen Umstände machen wird."

„Ich bitte Sie, gnädige Frau," rief Doktor Heilborn, „Ihren liebenswürdigen Besuch bei mir nicht an eine solche Bedingung zu knüpfen, welche zu den — verzeihen Sie das Wort — leeren und gedankenlosen Höflichkeitsphrasen gehört, die ich verabscheue."

„Warum soll die Höflichkeit Phrase sein?" fragte Frau von Ramberg.

„Nicht jede Höflichkeit," erwiederte Doktor Heilborn, „aber es gibt eine Menge von Redensarten, welche absolut gar nichts bedeuten, wie zum Beispiel — ich bitte die gnädige Frau nochmals um Verzeihung — die Bitte, welche man so häufig bei der Annahme einer Einladung hört, daß der Einladende keine Umstände machen möge; — ich werde natürlich, wenn ich die Ehre habe, die Herrschaften bei mir zu sehen, Umstände machen, und zwar ganz bedeutende Umstände, um Ihnen etwas Vortreffliches und Außergewöhnliches vorzusetzen. — Schon die wilden Völker gaben sich ja die größte Mühe und opferten ihre Bequemlichkeit, um ihren Gästen Ehre zu erweisen, und wir, im civilisirten neunzehnten Jahrhundert, sollten mit lieben Gästen keine Umstände machen — das heißt also, sie im Schlafrock und Pantoffeln empfangen? Denn wenn ich keine Umstände mache, so muß ich gestehen, daß ich meist zu Hause mich in dieser philisteröse Tracht befinde, und ich bin überzeugt, daß die meisten Gäste, welche ihren Wirth so eifrig bitten, keine Umstände zu machen, sehr betroffen sein und sehr abfällig urtheilen würden, wenn er sich's einfallen ließe, jene Bedingung au pied de la lettre zu nehmen und in der That keine Umstände zu machen."

„Der Doktor hat Recht — ganz Recht," sagte der alte Graf Sternfeld, „es wäre gewiß ein Zeichen von roher Gleichgültigkeit oder von Geringschätzung gegen den Gast, wenn man mit demselben keine Umstände machen wollte, — wir bitten also, die Bedingung der gnädigen Frau zurücknehmen zu dürfen."

Frau von Ramberg stimmte mit lächelndem Kopfnicken bei.

„Es ist da noch so eine Redensart, die mich geradezu wüthend machen kann," sagte der Doktor Heilborn, „das ist, wenn ein Besuch zu mir in das Zimmer tritt, zu einer Zeit, wo ich an meinem Schreibtisch sitze, und sich mit den Worten einführt: ‚Ich störe doch nicht?' oder: ‚Bitte, lassen Sie sich doch ja nicht stören.' Ich möchte wohl wissen, wie ich es anfangen sollte, mich nicht stören zu lassen, wenn Jemand, während ich lese oder schreibe, in mein Zimmer tritt, — die Störung ist ja dann faktisch schon vollzogen — sie kann ja vielleicht eine sehr angenehme sein, — ich kann mich vielleicht lieber mit meinem Gast unterhalten, als meine Arbeit fortsetzen, — indessen die Störung ist da, und die Bitte, mich nicht stören zu lassen, würde ich nur erfüllen können, indem ich meinen Besuch, ehe er ein weiteres Wort spräche, wieder vor die Thüre beförderte."

„Es ist aber doch eine so natürliche Bemerkung," sagte Frau von Ramberg, „sie soll doch nur das Bedauern ausdrücken, daß man Jemand, den man besucht, in seiner Beschäftigung unterbricht."

„So mag man dann," erwiederte der Doktor, „dieß mit deutlichen Worten sagen, — mag man sagen: ‚Ich bedaure, Sie stören zu müssen, und werde Ihre Zeit so wenig als möglich in Anspruch nehmen,' — das wäre zwar vielleicht nicht immer die Wahrheit, aber es wäre doch nicht der direkte Widerspruch derselben und jedenfalls ebenso höflich."

„Nun also," rief Frau von Ramberg, „wenn ich bei Ihrem Diner erscheinen werde, so werde ich sagen: ‚Ich bedaure, verehrtester Doktor, daß ich Ihnen Umstände mache, denn ich bin sehr begierig, Ihr Diner zu kosten, und wünsche etwas recht Gutes zu bekommen, aber ich hoffe, daß Ihnen diese Umstände nicht zu lästig sind, und werde Ihnen für die Mühe, die Sie sich machen, sehr dankbar sein."

„Und ich," erwiederte der Doktor sich verbeugend, „werde ebenso der Wahrheit gemäß antworten: ‚Ich freue mich, daß die gnädige Frau mir Veranlassung gibt, mir ihretwegen Umstände zu machen, und bin gewiß, daß meine Mühe, meine Gäste würdig zu bewirthen, erfolgreich sein wird."

„Doch die Zeit ist vorgerückt," sagte Frau von Ramberg, „schließen wir die allgemeine Diskussion und ertheilen wir dem Grafen Sternfeld das Wort, welcher uns noch einen kleinen Vortrag über die Temperamente schuldig ist."

Inneres eines bosnischen Hauses in Blazuy.

(Hiezu das Bild S. 312.)

Die bosnischen Häuser leiden nach unseren europäischen Begriffen Mangel an dem Nothwendigsten. Der bosnische gewöhnliche oder sogenannte „gemeine Mann" hat sich an Entbehrungen aller Art gewöhnt und Thier und Menschen theilen das gemeinsame Obdach aus Sparren und Stroh über einem nackten Erdboden; ein Gelaß, in welchem ein thönerner Ofen steht und bloß dem Hausherrn für Gäste und Geschäfte dient, ist schon eine Rarität und flößt hohen Respekt ein. Die ballenförmigen rohen Bestandtheile sind dazu bestimmt, die Wärme lange anzuhalten. Ringsum hocken die Mohammedaner auf der Erde, rauchen, schwätzen und ein Mitglied des Hauses bereitet den unvermeidlichen Kaffee.

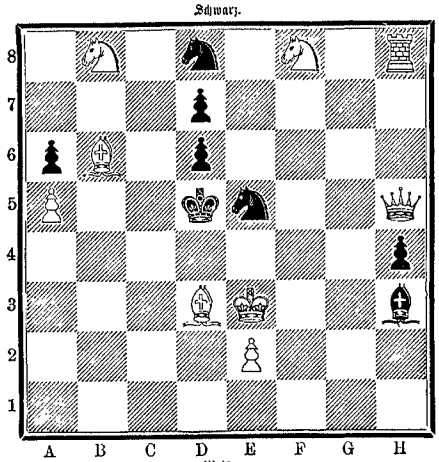
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 15.

(Aus dem Pariser Problemturnier von 1878. Motto: „l'homme qui rit".)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 11:

Weiß.	Schwarz.
1) D. H 6 — D 2. (Es droht nun D. D 2 — E 1 † und D. E 1 — G 3 setzt Matt).	1) K. E 5 — E 6 oder A.
2) D. D 2 — B 4	2) Beliebig.
3) D. oder S. oder F 7 nimmt E 8	D. setzt Matt.
A)	
1)	1) S. G 7 nimmt F 5.
2) D. D 2 — H 2 †	2) S. F 5 — G 3 oder K. E 5 — E 6.
3) D. H 2 nimmt G 3 oder F 7	nimmt E 8 D. setzt Matt.

(Andere Varianten leicht.)

Bilderräthsel 16.

Auflösung des Bilderräthsels 15:

Die Frauen können nur Ein Geheimniß bewahren — ihr Alter.

Briefmappe.

Briefmarkensammler in Posen. Wenn Sie diese Liebhaberei betreiben, so halten Sie sich am besten den „Briefmarkensammler", wo Sie auch die gewünschten Adressen und Preise finden.

Hrn. H. S. in Bad L. Nicht geeignet für uns.

Hrn. Grafen P. auf St. R. in K. Die Heraldik weiß davon nichts: das Wappen ist ein sogenanntes redendes. Genaue Auskunft gibt Ihnen das „Handbuch" zum gräflichen Kalender (Gotha, Perthes).

Alter Verehrer und Anbeter des h. Stephan. Woher der Name Postschwede für Postbeamte, ist uns unbekannt.

J. B. in M. Schreiber, die Fabrikation künstlicher Blumen (Weimar, Voigt).

Hrn. Gust. St. in Augsb. Wir halten die zweite Erklärung für die richtigere.

A. S. in B. Einen Fußfall vor einem der anwesenden Herren machen.

Langj. Abonnentin in Würzb. Dr. Joannard in Paris ist im letzten Jahre gestorben.

Hrn. R. L. in B.-B.; Hrn. E. F. in B.-B. Richtig.

Hrn. Baron S. F. in M. Der Kreuzorden hat vier Klassen, d. h. Großkreuze, Dignitäre, Offiziere und Ritter. Er ist der erste Orden Brasiliens.

Hrn. Grafen P. in A. Die Notizen, die Sie wünschen, finden Sie im Gothaischen Kalender vollständig und ausführlich. Das „gräfliche Taschenbuch" dürfte Ihnen auch die gewünschten heraldischen Angaben bieten.

Hrn. H. K. in N. Kommentare zu Nathan dem Weisen geben Düntzer (Leipzig, Wartig), Kuno Fischer (Stuttgart, Cotta), Mönnefahrt (Stendal, Franzen).

Hrn. Gewach in Burgdorf. Eine Autorität der Schweiz hat die Angaben unseres Mitarbeiters vollauf bestätigt; Sie können sich also beruhigen. Den Inhalt des Gebetes konnte er allerdings nicht hören.

Hrn. E. F. in Gl. Der Inhalt des chemischen Wetterglases, das man Barofop nennt, besteht aus einem geriebenen Gemenge von Kampher, Salmiak, Salpeter und Branntwein.

Hrn. M. in Kiel. Wir können uns damit nicht befassen. Sie wenden sich am besten an die Redaktion einer numismatischen Zeitung, z. B. den Numism.-sphragistischen Anzeiger in Hannover.

Cornelia. Ihrem Wunsche bezüglich eines zweiten Theils der „Wandermappe" wird im Laufe dieses Jahres entsprochen werden.

Frl. Herm. Sch. in Berl. So gerne wir Ihnen zu Erreichung Ihres Zieles behülflich wären, ist es uns doch wegen der endlosen Konsequenzen, die ein solcher Aufruf veranlassen würde, leider unmöglich.

Hrn. B. B. C. in B. Strauß, Die Länder und Stätten der h. Schrift. Leipzig, Brockhaus.

Hrn. P. N. M. in Schönb. Die Form ist uns nicht bekannt.

Linz. Einen andern Weg als den durch die Annonce wüßten wir nicht.

Abonn. in Jülich. Leider nicht für uns geeignet.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Illustrirtes Prachtwerk.

AEGYPTEN.

DARGESTELLT

IN ETWA 700 BILDERN VON UNSEREN ERSTEN KÜNSTLERN.

BESCHRIEBEN

VON

GEORG EBERS.

ERSTER BAND.

Preis in prachtvollem Einbande M. 55. —

Ein Werk, durch literarischen Werth, künstlerischen Schmuck und Pracht der Ausstattung eine der grossartigsten Leistungen des deutschen Büchermarktes. Deutsche Rundschau, Berlin.

Das Werk ist eine Zierde literarisch-artistischer Hervorbringung in jedem Betracht und wird ein wirklicher Schmuck sein in den Bücherein gebildeter und kunstsinniger Familien. Neue freie Presse, Wien.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

HALLBERGER'S

ILLUSTRATED MAGAZINE

FOUNDED BY F. FREILIGRATH. CONDUCTED BY MISS HOWARD.

Attention is invited to the fact that this admirable and continuously successful excerpt-Magazine, the *only English Magazine* published on the Continent, presents choicest and fresh selections from the best English and American periodicals, and is an agreeable compendium of current literature. It is specially recommended to German families as an indispensable Home Magazine and also to tourists desiring entertainment and relaxation.

Subscriptions are received by **all Booksellers** and **Post Offices.**

Now ready No. I for January 4th, 1879, which on application will be forwarded for inspection by any Bookseller.

Upon receipt of fifty Pfennigs in postage stamps, the publisher is prepared to forward the first number for 70 as sample-copy, free to any address.

PUBLISHED SEMI-MONTHLY. PRICE 50 PFENNIGS.

STUTTGART, EDUARD HALLBERGER.

Zur Beachtung.

Allen unseren **mit Neujahr** in das Abonnement auf **„Ueber Land und Meer"**

neu eingetretenen Lesern

zur Nachricht, daß das I. Quartal (Nr. 1—13) des laufenden XXI. Jahrgangs, der schon mit dem 1. Oktober des vorigen Jahres seinen Anfang nahm, zum gewöhnlichen Preise auf demselben Wege noch vollständig nachbezogen werden kann, auf dem die verehrlichen Abonnenten jetzt das Journal erhalten. Sollte der Nachbezug auf irgend welche Schwierigkeiten stoßen, so ist die unterzeichnete Verlagshandlung gegen Franko-Einsendung von 3 Mark 50 Pf. zur sofortigen direkten portofreien Uebersendung dieses ersten Quartals bereit.

Das Gleiche gilt auch für die „Deutsche Romanbibliothek", von der das I. Quartal des laufenden Jahrgangs (Nro. 1—13) für 2 Mark nachbezogen werden kann.

Stuttgart, im Januar 1879. Die Verlagshandlung: **Eduard Hallberger.**

Über Land und Meer.

№ 17.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878 – 1879.
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die Hexe. Novelle von Karl Emil Franzos. Schluß. — Karl Emil Franzos, von Fr. Weckert. — Von der deutschen Korvette „Prinz Adalbert", mit Bildern des Malers C. Saltzmann. II. — Die Vorleserin. — Die Region des ersten kalifornischen Goldes. — Vor der Schenke. — Notizblätter. — Wie die Sachsen in Siebenbürgen hochzeiten, von Arnold Wellmer. — Das Pfarrhaus von Ellernbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen. Fortsetzung. — Ein deutscher Seemann. Marine-Nachtstück von Gerhard von Amyntor. — Bilder aus Madrid von Metz Wellmer. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth. VIII. Der Asbest in der Industrie. — Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender, von C. E. Freiherrn von Thüngen. Januar. — Für das Album, von Wilhelm Emmer. — Schach. — Bilderräthsel 17. — Auflösung des Bilderräthsels 16. — Aufgabe. — Briefmappe.

Illustrationen: Karl Emil Franzos. — Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt. Exkursion auf den großen Corral (Madeira). — Die Vorleserin, Gemälde von Compte-Calix. — Sächsische Braut aus dem Rosnerlande. — Am Cape Horn. Region der ersten Goldfunde in Kalifornien. — Vor einer ungarischen Schenke (Tanya), Gemälde von H. Lang. — Militärische Räthsel, von H. Thiel.

Die Hexe.

Novelle

von

Karl Emil Franzos.

(Schluß.)

Von da an ging es aufwärts mit mir, sichtlich, von Tag zu Tag. Ich genoß das wonnige Gefühl des Genesens und konnte mich dabei auch an der ehrlichen Freude laben, welche die beiden Menschen um mich darüber empfanden.

Außer Janko und dem Arzte kam freilich Niemand.

„Warum besucht mich Fedor nicht?" fragte ich endlich einmal meinen drolligen Wärter.

„Warum?" wiederholte er lachend. „Warum? Eher könnte man den Mond von der Stelle bringen oder einen Zigeuner zu Ehrlichkeit und Christenthum! Der Fedor! — warum er nicht kommt? — ha! ha!"

„Zürnt er mir?"

„Behüte! Aber er pflegt ja den Grafen. Und wie! Wie eine Bärin ihr Junges — nur daß er ihn nicht leckt — das ist aber auch wirklich der einzige Unterschied! Er weicht nicht von seinem Lager, keinen Augenblick — es ist ein Wunder, daß sich der alte Mann noch aufrecht erhält, denn er schläft ja seit Wochen nicht mehr. Und wenn Jemand in's Zimmer kommt, so brummt er und zeigt die Zähne — wie eine Bärin, sag' ich. Er sieht es sogar nicht gern, wenn unser guter Doktor den Verband erneuert!"

„Ist die Wunde schlimm?"

„Schlimm genug! Und verzeihen Sie, das haben Sie nicht gut gemacht!"

„Ich?"

„Sie! Die einzige Entschuldigung ist, daß vielleicht auch ein Zauberer nicht an Alles denken kann. Ihr Wille war gewiß gut, und daß Sie sich angestrengt haben, kann man ja daraus sehen, daß Sie von der Arbeit so krank geworden sind! Aber wenn Sie schon so gewaltig waren, um die Braune aus dem Hause zu bringen, dann hätten Sie auch bewirken können, daß unser Graf keinem Mörder in den Weg kommt. Freilich! — ich will Ihnen keinen Vorwurf machen! — Sie haben eben darauf vergessen!"

„Verzeihe mir!" bat ich. „Aber wie geht es Henryk?"

„Die Wunde heilt! Aber Fedor ist doch nicht zufrieden!"

„Warum?"

„Das darf ich nicht sagen!"

„Du mußt!" rief ich und richtete mich zitternd auf.

„Ich darf ja nicht," bat Janko weinerlich.

„Du mußt!" wiederholte ich in höchster Erregung.

„Gleich!" flehte Janko. „Nur einen Augenblick!" Und husch! war er zur Thüre hinaus.

Gleich darauf trat der Doktor ein.

„Lieber Georg," sagte er ernst, „was sind das für Streiche? Sie zittern ja vor Aufregung. Wollen Sie einen anständigen Selbstmord begehen?"

„Sie sagen mir nicht die Wahrheit!" rief ich heftig. „Wie steht es um Henryk?"

„Er ist auf bestem Wege zur Genesung! Die Wunde war gefährlich

Karl Emil Franzos. Originalzeichnung. (S. 323.)

— das leugne ich nicht! Der Angreifer muß die Axt hoch, aus nächster Nähe geschwungen haben. Höchst wahrscheinlich ist im selben Augenblick der Hund auf ihn gesprungen. Das hat die Kraft des Hiebes abgeschwächt. Er war jedoch noch immer wuchtig genug und es ist ein wahres Wunder, daß Henryk so davongekommen. Man erzählt von einem Kornicki aus dem sechzehnten Jahrhundert, daß er mit dem Schädel eine Eichenthür eingesprengt. Dieser solide Knochenbau hat sich zum Glück auch auf den jüngsten Sproß vererbt!"

„Aber das Gehirn ist erschüttert!" rief ich.

„Dann wissen Sie mehr als ich! Seit das Wundfieber aufgehört hat, denkt und spricht der Kranke ganz normal!"

„Und Fedor's Kummer?"

„Er ist ein alter Narr!" rief der Arzt heftig — er, der sonst so höflich und milde war. „Ein Faselhans!" wiederholte er noch heftiger, und das schien mir vollends ein erkünstelter Zorn. Aber ich mochte nicht weiter in ihn dringen.

Vier Tage darauf verließ ich mein Lager und durfte einige Stunden im Lehnstuhl verbringen. Es war ein schöner, milder Herbsttag, die bunten Blätter lösten sich schon sacht von den Zweigen, aber der Himmel war tiefblau und die Sonne schien warm.

Da endlich kam Fedor.

„Ich gratulire zur Genesung," sagte er, „ich freue mich sehr."

Es kam ihm gewiß vom Herzen. Aber auf seinem Gesichte lag just keine große Freude. Der treue Mensch war in diesen wenigen Wochen sehr gealtert, das Haar war schneeweiß geworden, die Kleider schlotterten um den gebückten Leib.

„Du bringst mir Grüße von Henryk?" fragte ich.

„Gewiß — herzliche Grüße!" Und dabei blickte er scheu und bekümmert zu Boden.

„Fedor, Du verbirgst mir etwas!"

„Nein! Wir sind nicht lustig, aber wer könnte das von uns verlangen, nachdem wir kaum dem Tode entronnen!"

Und damit schloß er die dünnen, fahlen Lippen und es war über diese Sache weiter kein Wort mehr aus ihm herauszupressen.

Und wieder nach einer Woche ging ich endlich denselben Weg, den ich einst in jener Schreckensnacht an Fedor's Seite gegangen: den Korridor hinab, durch das Pförtchen, in den Garten. In den ersten Tagen mußte ich mich fest auf den Arm meines Janko stützen, dann aber ging es, je länger desto besser. Und endlich war ich gekräftigt genug, da stundenlang allein auf und ab zu wandeln.

Das waren stille, schöne Stunden. Das Laub raschelte unter meinen Füßen, aus der Höhe tönte der scharfe Ruf des Kranichs, der von Litthauen her im September durch den podolischen Gau gegen Süden zieht, und in den lauen Lüften schwammen die Herbstfäden, welche unsere Bauern das „Gespinnst der Verdammten" nennen.

Es knüpft sich eine sonderbare Legende daran. Ein frommes Mädchen hatte die heilige Jungfrau angefleht, ihr zu gewähren, daß ein Hemde ihres Gespinnstes den Träger unverwundbar mache. So wollte sie ihren einzigen, heißgeliebten Bruder schützen, der eben in den Krieg ziehen sollte. Gerührt durch diese reine Liebe, gewährte die Gnadenreiche der Flehenden den Wunsch. Diese aber, inzwischen in Liebe zu einem Unwürdigen entbrannt, gab das Gewand diesem und nicht dem Bruder. Als nun der Freche sich ihrer Gunst rühmte und der Bruder ihn um dessentwillen zum Zweikampf forderte, da blieb der Frevler unverwundbar, indeß der treue Bruder sein Leben lassen mußte. Und seitdem sitzt die Sünderin am Spinnrade und spinnt unablässig, aber der Wind reißt ihr die Fäden entzwei und trägt sie über das Land. So erzählen die Bauern, und so wird auch das Sprüchwort der Russinen erklärlich: „Sinnenlust bringt Verderben — das lehren die Fäden im Herbste . . ."

Es ward mir eigen zu Muth, da ich die Fädchen so schimmernd durch die leise bewegte Luft dahinschiffen sah und dieses Wortes gedachte und jener Nacht, da ich zuletzt in diesem Garten gestanden. Mein Herz ward weich und mein Sinnen wehmüthig. Ich hatte nichts zu bereuen, als eine Sünde, die ich in Gedanken begangen, und dafür hatte ich theuer gebüßt. Aber ein Mitleid mit mir selbst faßte mich, ein Mitleid mit uns Menschen, die wir so stolz thun und so hülflos sind! Ach! wenn wir unser Haupt zu den Sternen erheben wollen, so kann dieß nur geschehen durch eine Anspannung unserer edelsten Kraft, durch Mühsal und Kampf. Aber in den Koth werden wir ohne unsern Willen geschleudert, blitzschnell, der Spielball einer Macht, die freilich auch in uns ist, aber stärker als wir! Warum sind wir so geschaffen, daß uns die Sünde so leicht, die Tugend so schwer wird? Nichte dein Haupt empor, sei gut und rein und stolz — der Kobold in dir regt sich nicht, aber er lebt, und es kommt die Stunde, wo er dich niederwirft, wie der Riese ein Kind! . . .

„Sinnenlust bringt Verderben, das lehren die Fäden im Herbste." Ich wandte den Blick nach jenen Fenstern, hinter deren Gardinen der arme kranke Freund saß. Ich hatte ihn besuchen wollen, aber Fedor war mir entgegengetreten: der Arzt gestatte es nicht. Und Doktor Zalozieci hatte mir dieß bestätigt mit hastigen, verlegenen Worten. Was ging da vor — was war's mit Henryk? Daß er körperlich gesundete, wußte ich. Er machte schon Promenaden im Zimmer, kleine Fahrten im Walde. Wollte er mich nicht sehen? — mich allein? Oder fürchtete der Arzt, daß ich den Anblick nicht würde ertragen können? War Henryk —

Ich dachte den Gedanken nicht aus, aber er schnitt mir so schmerzlich in's Herz, daß ich stehen blieb und laut aufstöhnte.

Besorgt eilte Janko, der sich immer, auch gegen meinen Willen, in meiner Nähe hielt, herbei.

„Ist der Doktor im Hause?" fragte ich.

„Ja, was ist's? — um Christi willen —"

„Hole ihn!"

Er eilte davon. Nach einigen Minuten kam er mit dem Arzte zurück.

„Ich habe keine körperlichen Schmerzen," sagte ich zu Diesem. „Aber Sie, der Arzt, begehen ein Verbrechen an mir, wenn Sie mir bezüglich meines Freundes nicht volle Beruhigung geben. Hat sich Henryk meinen Besuch verbeten?"

„Nein!" war die Antwort. „Wenn er überhaupt spricht, so erkundigt er sich nach Ihnen. Nur ich habe ein Wiedersehen verhindert — ich allein. Meine Pflicht als Arzt hat mir dieß geboten. Von ihm müssen alle aufregenden Eindrücke ferne gehalten werden, und was Sie betrifft, so könnte sein Anblick nur niederdrückend auf Ihre noch so schwer erschütterten Nerven wirken!"

„Also doch!" rief ich. „Er ist geistig gestört —"

Der treffliche Mann blickte zu Boden.

„Ich weiß nicht," sagte er mit gedämpfter Stimme, „ob man seinen Zustand so nennen darf. Henryk ist weder wahnsinnig, noch stumpfsinnig. Körperliche Gründe hiefür liegen nicht vor. Das Gehirn ist nicht verletzt und die Erschütterung durch den Hieb hat, glaub' ich, keinen Schaden gebracht. Er handelt vernünftig, und wenn er überhaupt spricht, so geschieht dieß in klaren, geordneten Sätzen. Aber in seinem Gemüthe ist es Nacht. Mir ist bisher nie ein Beispiel so trostloser Melancholie vor Augen gekommen. Er denkt offenbar unablässig an jene Nacht und — an das, was ihr vorangegangen . . ."

„Glauben Sie," fragte ich, „daß er die Zigeunerin wiederzusehen wünscht?"

„Das ist nicht das rechte Wort. Er verzehrt sich in dem brennendsten Begehren nach ihr. Es ist räthselhaft, unheimlich. Ich kann es Fedor nicht übelnehmen, wenn er an Hexerei glaubt. Aber was nun thun? Fedor sagt: ‚Er mag lieber sterben, ehe wir sie ihm wieder schaffen!' Und ich — nun, ich denke nicht ebenso, aber es wäre ja himmelschreiend, wenn wir jene Dirne und Diebin, die nicht weiter verfolgt worden ist, wieder in's Haus ziehen wollten! Und dann, — wer weiß, wo sie sich jetzt herumtreibt, in der Türkei oder in Litthauen! Und dabei bringt jeder Tag für Henryk größere Gefahr, sein Körper gedeiht, sein Geist verdirbt. Es ist entsetzlich!"

„Haben Sie oder Fedor je darüber mit ihm gesprochen?"

„Bewahre! Wir hüten uns ängstlich, an die Wunde zu rühren! Er selbst beginnt nie davon, er öffnet überhaupt, die Erkundigung nach Ihnen abgerechnet, nur die Lippen zu möglichst kargen Antworten."

Und darauf gingen wir lange schweigend neben einander her.

„Sie wissen also kein Mittel?" fragte ich endlich.

„Keines! Ich hoffte früher auf die Zeit, auf eine Veränderung des Ortes und der Lebensweise. Aber von Letzterem will der Graf nichts wissen. Er hat mir soeben auf eine lange und schöne Rede, die ich ihm darüber hielt, drei Worte erwiedert: ‚Ich bleibe hier!' Und das in einem Tone, daß ich jeden ferneren Versuch unterlassen werde. Und von dem Einfluß der Zeit hoffe ich auch nichts mehr, es wird ja, wie gesagt, immer schlechter . . ."

Wieder gingen wir lange schweigend auf und ab. In mir blitzte ein Gedanke auf, ein seltsamer, verwegener Gedanke. Ich verwarf ihn, aber er tauchte wieder auf, und je länger ich ihn erwog, desto fester ward mein Entschluß.

„Doktor," sagte ich, „was thun Sie, wenn eine Wunde unter dem Verbande fortschwärt?"

„Ich reiße ihn ab!"

„Das thut dem Kranken weh?"

„Gewiß, aber es ist nothwendig!"

„Sie haben Recht!" sagte ich. „Es wird ihm weh thun, aber es ist nothwendig! Kommen Sie!"

„Wohin? Was wollen Sie?"

Ich antwortete nicht. Ich ging eilenden Schrittes in's Schloß, in den rechten Flügel, auf Henryk's Zimmer zu . . .

Vor der Thüre holte mich der Arzt ein und faßte meine Hand.

„Was wollen Sie thun?" wiederholte er.

„Das läßt sich ausführen, aber nicht sagen," erwiederte ich und trat ein. Kurzweg, ohne zu klopfen, und absichtlich mit großem Geräusch.

Das Zimmer lag in halbem Lichte — die Gardinen waren herabgelassen. In einem Lehnstuhl, das Haupt gegen das Fenster gerichtet, lehnte Henryk. Einige Schritte von ihm stand Fedor, regungslos, die Augen starr auf den Herrn geheftet.

Bei meinem Eintritt zuckte der Alte zusammen — mit einer Geberde, als ob er sich auf mich stürzen wollte; in den düsteren Augen blitzte es drohend auf. Henryk aber wandte sein Haupt nicht.

Ich trat an ihn heran, und als ich seine Züge unterscheiden konnte, da mußt' ich einen Augenblick innehalten, so tief war mein jäher Schmerz und Schreck. Das waren nicht mehr die lieben, feinen, geistig bewegten Züge meines Freundes, sondern ein fremdes, fahles, aufgedunsenes Antlitz, auf dem eine unsäglich dumpfe und stumpfe Trauer lag. „Er ist blödsinnig!" schrie es in mir auf.

Aber ich faßte mich gewaltsam.

„Henryk!" rief ich laut und fröhlich, obwohl mir das Herz zitterte.

Er öffnete die Augen und ein Schimmer der Freude ging über sein Antlitz.

„Auf!" rief ich. „Komm' in meine Arme! Ich muß mich ja überzeugen, daß Du noch lebst!"

Er richtete sich auf.

„Bist Du wieder wohl?" fragte er langsam.

„Vollkommen!" rief ich, schlang meine Arme um ihn und drückte ihn an's Herz.

Er erwiederte es nicht, aber die freudige Bewegung blieb in seinem Antlitz.

„Mein lieber Junge!" murmelte er und drückte schwach meine Hand. Dann wollte er wieder auf seinen Sitz sinken.

Aber das duldete ich nicht. Ich zog ihn einen Schritt zur Seite, legte meine Hände auf seine Schultern und hielt seine Augen mit den meinen fest. Und so, indeß mein Herz fast still stand, indeß sich jeder Nerv an mir schmerzhaft spannte, so rief ich ihm lustig, mit frivolem Lachen zu:

„O Henryk! Das kommt davon, wenn man den Herzoginnen untreu wird! Ich hoffe, Du hast Dir die Lektion gemerkt und läßt künftig jede Zigeunerin liegen, wo sie liegt!"

Die Wirkung war eine furchtbare. Er wurde blutroth, dann aschenfahl, im Antlitz zuckte es unheimlich, die Lippen öffneten sich und schlossen sich und öffneten sich wieder. Er schüttelte meine Hände ab, trat zurück und ballte die Fäuste. So stand er einige Sekunden mit geschlossenen Augen, ein Zittern überlief seinen Körper.

„Laß das!" murmelte er endlich mühsam.

„Pah!" rief ich lachend. „Warum?! Du warst ein wenig thöricht — was liegt daran?! Und vergessen kannst Du die Thorheit doch nicht — Du trägst einen bösen Denkzettel für Dein Leben! Es war eine Dummheit mit tragischen Folgen, aber schließlich doch nur eine Dummheit. Und über Dummheiten muß man lachen!"

„Lachen," wiederholte er mit bebenden Lippen. „Lachen!" rief er nochmals schrill, gellend und schlug die Hände verzweiflungsvoll vor's Antlitz.

„Ja, lachen!" rief ich wieder im Tone harmloser Lustigkeit. „Auch die schöne Aniula hat sicherlich gelacht, wenigstens so lange Deine Dukaten vorhielten!"

„Dukaten?" fragte er murmelnd. Aber ehe ich noch erwiedern konnte, wandelten sich seine Züge abermals

und hatten nun einen so furchtbaren Ausdruck, daß ich unwillkürlich zurückwich. Es war die Physiognomie eines Raubthiers. Die Narbe, die sich wie ein breites Stirnband von einer Schläfe zur andern zog, begann blutroth zu flammen, die Finger griffen in die Luft und krümmten sich, und heiser, laut, schwer fiel es von seinen Lippen: „Ich finde sie doch wieder!“

Kühl wehte es über mein Haupt hin — ich wußte warum: meine Haare begannen sich zu sträuben. Aber ich bezwang mein Grauen, mit unsäglicher Anstrengung, und während sich meine Fäuste ballten, daß mir die Nägel schmerzhaft in's Fleisch drangen, fand ich die Kraft, in leichtem Tone zu fragen:

„Wen? Die Dukaten? Nein, mein Junge! Die findest Du gewiß nicht wieder! Oder meinst Du die kleine Hexe? Das ist möglich. Aber da Du nicht so hart sein wirst, zwei liebende Herzen scheiden zu wollen, so wirst Du dann auch den lieben Josel in Dein Haus aufnehmen müssen, Du weißt, den Burschen, der Dich fast gemordet hat! Aber — warum nicht? Pikant wär's!“

Ich weiß noch heute nicht, wie ich damals die Kraft gefunden, diese Worte zu sprechen — bis auf das letzte — laut und lustig. Denn der Unglückliche ward dabei immer fahler und die Augen drängten aus ihren Höhlen. Und als ich geendet, da stieß er einen dumpfen Schrei aus und wankte . . .

Ich eilte auf ihn zu und fing ihn in meinen Armen auf.

„Mein Henryk!“ stammelte ich. „Mein armer Henryk —“ und dabei stürzten mir die Thränen aus den Augen — „verzeihe mir!“

Er zitterte, seine Brust hob und senkte sich und in dem Antlitz zuckte es konvulsivisch, dann ließ er das Haupt an meine Brust sinken und begann zu weinen, laut, stöhnend, herzzerbrechend . . .

Der Arzt faßte den Arm des Dieners und führte ihn hinaus. Wir blieben allein. Ich führte Henryk zum Lehnstuhl, ließ ihn hineinsinken und kniete vor ihm hin.

Er weinte fort, so leidenschaftlich, so fassungslos, wie ich es nie vorher bei einem Manne gesehen.

„O Georg!“ vermochte er endlich zu stammeln, „ich bin so unglücklich, so unglücklich . . .“

„Gewesen!“ rief ich. Ich wollte es trostvoll, zuversichtlich rufen und konnte es vor tiefster Bewegung nur hervorstammeln . . .

Er schüttelte den Kopf.

„Nein!“ sagte er. „Das ist eine Krankheit, die nie von mir weichen wird!“

„Mein kluger Henryk!“ rief ich und konnte wieder lächeln, „Du hast das rechte Wort gefunden, es war eine Krankheit des Blutes oder der Seele — gleichviel! nur eben eine Krankheit. Und solche Krankheiten kann ein rechter Mann überwinden, wenn er will. Versprichst Du mir zu wollen — Henryk?“

Er erwiederte nicht, er weinte vor sich hin, und ich störte ihn nicht. Das waren ja keine feigen, selbstanklerischen Thränen, sondern das sanfte, wohlthätige Ausklingen einer ungeheuren Erregung — ein milder Regen nach dem Gewitter.

Dann erhob er sich und blickte mich fest und treuherzig an.

„Ich will, Georg! Aber ich muthe mir nicht die Kraft zu. Denke nur,“ fügte er leise hinzu, „ich bin seitdem noch nicht im Salon gewesen, wo . . .“

Er stockte erröthend.

„Dann wollen wir zusammen hingehen!“ sagte ich, schob meinen Arm unter den seinen und führte ihn hinaus, den Korridor entlang.

Fedor kam uns entgegen. Als er in das Antlitz seines Herrn blickte und es erregt sah, die Augen glänzend, da beugte der treue Mensch rasch, plötzlich sein Knie und küßte mir, ehe ich es hindern konnte, die Hand.

Arm in Arm traten wir in den Salon, wo Aniula gehaust. Er war in demselben Zustande wie an jenem Abend, den sie da zuletzt verbrachte. Und doch! wie anders erschien er uns heute! Damals hatte das ungewisse Licht der Kerzen und vor Allem die Anwesenheit jenes wunderschönen Geschöpfs einen phantastischen Schleier um all' die Verwüstung gezogen. Heute, im grellen Tageslichte, trat sie uns nackt, häßlich, anwidernd entgegen.

Schweigend waren wir eingetreten, schweigend blickten wir uns um. Da hing die Madonna mit dem Barte, der Joseph mit der Haube, der zerbrochene Spiegel. Da lagen die zertrümmerten Sessel umher und die Glasscherben. Das Zimmer war offenbar seitdem nicht betreten worden, eine dicke Staubschichte lagerte über Allem. Aber es bedurfte ihrer nicht, um dieses Bild tollster, boshaftester Verwüstung abstoßend zu machen . . .

Ich blickte um mich, rings umher, einmal, zweimal, dreimal. Und dann fiel mein Blick auf den Freund und die Narbe auf seiner Stirne. Und wie ich so schaute und sann, da überkam mich, ich wußte selbst nicht wie, eine ungeheure Lachlust . . . Um einer tollen, boshaften Dirne willen hatte es Mord und Todtschlag gesetzt, Krankheit und Kummer! Das war ja die komischste Tragödie, die es je gegeben! Um dieser Dirne willen! Das war ja zum Lachen! — zum Lachen!

Aber ich bezwang mich aus Rücksicht für den Freund. Ich blickte ihn verstohlen an. Er schaute noch immer schweigend umher, von der bärtigen Madonna zum Joseph mit dem Kopfputz und wieder zurück. Aber auch in seinem Antlitz zuckte es sonderbar. Und als sich unsere Blicke begegneten, da — — — brachen wir Beide in ein Lachen aus, laut, lustig, unaufhaltsam, aus tiefstem Herzen.

Und lachend stürzten wir uns in die Arme und hielten uns umschlungen.

„Das war ein böser Traum!“ sagte er endlich. „So närrisch und so entsetzlich! So entsetzlich und so närrisch!“

„Er ist zu Ende geträumt!“ rief ich fröhlich. „Aber nun — fort!“

„Fort!“ wiederholte er. „Noch heute. Ich begleite Dich nach Heidelberg und gehe dann weiter, gleichviel wohin!“

. . . Janko packte meine Koffer mit dem fröhlichsten Gesichte.

„Herr!“ rief er, „so klug, wie ich, ist doch kein Mensch auf der Welt. Ich habe es Ihnen gesagt, als ich Sie hieher brachte: ‚Es ist gut, daß Sie kommen, gegen eine Hexe hilft nur ein Zauberer!‘ Und Sie haben geholfen!“

„Ja,“ sagte ich lächelnd, „ich verstehe mein Handwerk!“ Und dann blickte ich auf das Lager, wo ich wochenlang mit dem Tode gerungen, und lächelte wieder, wenn auch etwas wehmüthig . . .

Am späten Nachmittag fuhren wir aus, gegen Stanislawow zu. Als wir zu den Zigeunereichen kamen, sank gerade die Sonne und die Bäume hoben sich scharf und deutlich ab von dem flammenden Himmelsgewölbe.

Henryk schaute lange hin. Dann ergriff er meine Hand.

„Ich weiß, wohin ich von Heidelberg weiter reise. An den Züricher See. Dort lebt mein Verwandter, der alte Graf Rymski aus Kongreßpolen, im Exil. Der alte Herr hat ein einziges Wesen, welches den Abend seines Lebens verklärt, aber ich denke, ich werde so grausam sein, ihm dieses Wesen zu rauben. Meine liebe, blonde, stille, schöne Cousine Klara — sie kann keinen Menschen wahnsinnig machen, aber glücklich Den, der sie erringt. Was sagst Du dazu?“

Was ich dazu sagte! . . .

Karl Emil Franzos.

(Hiezu das Porträt S. 321.)

„Es liegt etwas völlig Ungewöhnliches, Erstaunliches in der Schnelligkeit, mit welcher dieser bis vor einer Spanne Zeit durchaus unbekannte jugendliche Schriftsteller sich inmitten ungünstigster Weltverhältnisse eine glänzende Stellung in der deutschen Literatur der Gegenwart erobert hat. Aber zugleich enthält diese Thatsache etwas Hocherfreuliches, den Beweis, daß es auch jetzt noch dem echten, originalen Dichtertalent gelingt, einen Zwang auf seine Mitstrebenden auszuüben, dem sich selbst die Abneigung unserer Zeit gegen poetische Schöpfungen nicht zu entziehen vermag.“

Mit diesen Worten hat unsere Zeitschrift bereits kürzlich die Stellung charakterisirt, welche der Dichter, dessen Name über diesen Zeilen steht, in unserer modernen Literatur einnimmt. Die Raschheit und Intensität seiner Erfolge, die Originalität und Vielseitigkeit seines Schaffens, seine durchaus poetische und dabei durchaus moderne Anlage machen ihn zu einem der interessantesten Charaktere unserer neuesten Literatur. Schon darum wird eine Skizze seines Lebensganges von Interesse sein, abgesehen davon, daß selten ein Autor aufgetreten, dessen literarische Richtung so ganz durch seine Erziehung und seine Schicksale bestimmt worden.

Karl Emil Franzos wurde am 25. Oktober 1848 in einem Forstweiler des russischen Gouvernements Podolien geboren. Doch ist diese Geburt auf dem Boden des Czarenreichs nur ein Zufall; der Knabe wuchs in Oesterreich auf, im Städtchen Czortkow (dem „Barnow“ seiner Novellen), wo sein Vater, Dr. Heinrich Franzos, als Bezirksarzt lebte. Derselbe hatte seine Studien in Wien, dann in Berlin und Erlangen gemacht und hatte sich dort, angeregt durch den ungemeinen Unterschied, den er zwischen den deutschen Glaubensgenossen und jenen im Osten daheim gewahrte, mit Leib und Seele dem deutschen Kultur- und Nationalgedanken hingegeben. Diese Gesinnungen bewahrte er sein Leben lang unter den schwierigsten Verhältnissen und vererbte sie auf seinen Sohn.

So sind die Eindrücke von Franzos' Kinderzeit bestimmend geworden für des eigenartigen Poeten Leben. In einem podolischen Städtchen wuchs er auf, mitten unter Polen, Ruthenen und Chassidim, aber im Schooß einer aufgeklärten, von deutscher Bildung und deutschem Geist erfüllten Familie. Er lernte slavisches und orthodox jüdisches Wesen kennen, aber mit dem Bewußtsein: „Du gehörst nicht zu Diesen“ — und dieß schärfte naturgemäß außerordentlich seinen Blick.

„Das Leben,“ sagt Franzos in einer seiner Skizzen, „wie ich es in meiner Kinderzeit um mich sah, ist mein erster und wichtigster Lehrer gewesen — aber auch die Lehrer in Czortkow haben dazu beigetragen, mir den Einblick in die verschiedensten Verhältnisse zu eröffnen. Selten hat ein Kind so sonderbaren und verschiedenartigen Unterricht genossen. Ich besuchte die Klosterschule, hatte einen hebräischen Lehrer und wurde ferner sorgsam im Deutschen unterrichtet. Alle drei Zweige des Unterrichts verdienten näher geschildert zu werden, als ich dieß hier vermag. Bei den Dominikanern lernten wir Polnisch und Latein, auch etwas Rechnen — das war Alles. Weil man das Deutsche nicht völlig ignoriren durfte, so bestellten die Patres als Lehrer dieses Fachs einen wackeren Sachsen, einen Handschuhmachergesellen Namens Osner, der seine Muttersprache in höchst origineller Weise vortrug. Außerdem unterrichtete mich ein Jesuit Namens Pozzubut in den Realien. Er war ein edler, unglücklicher Mann, der im Schlosse der Bawarowski eine Freistatt vor den Verfolgungen seiner Oberen gefunden. Daneben wurde ich sehr gründlich im Hebräischen unterrichtet; mein Lehrer war ein seltsamer, ideal gesinnter Mensch mit absonderlichen Schicksalen, - ich habe ihm im „Christusbild“ ein Denkmal meiner Verehrung gesetzt. Im Deutschen endlich unterrichtete mich mein Vater selbst mit größter Ausdauer, und nachdem ich den Tag über bei dem dicken Pater Marcellinus Latein, bei Pater Ludovikus Polnisch, bei Osner deutsche „Grammähre“ (wie er's nannte), bei Pozzubut Physik und beim Bocher David Talmud gelernt, machte ich des Abends unter seiner Leitung stylistische Aufgaben oder las mit ihm Schiller's „Wilhelm Tell“.“

Der Knabe war fleißig, still, verrieth früh einen Hang zu einsamer Grübelei und zeigte oft Blitze einer lebhaften Phantasie.

Das Jahr 1859 machte dieser glücklichen, behüteten Kinderzeit ein Ende. Des Dichters erstgeborener Bruder Maximilian starb plötzlich als junger, hoffnungsvoller Student der Medizin, einige Monate später folgte ihm Dr. Heinrich Franzos ebenso plötzlich in's Grab. Er war behufs Hülfeleistung bei einer Epidemie auf ein Dorf geeilt und war dort, wie ein rechter Held, mitten in seinem Berufe gestorben. Seine letzte Anordnung bezog sich ausschließlich auf seinen nun einzigen Sohn. „Ich wünsche, daß er glücklicher wird als ich, darum soll er ein deutsches Gymnasium besuchen und sich dann im Westen ansiedeln.“ Die Mutter ehrte den Willen des Todten, indem sie mit dem Knaben und ihren Töchtern nach Czernowitz in der Bukowina zog, damit er dort die lateinische Schule besuche, damals das einzige deutsche Gymnasium des Ostens.

An dieser Anstalt hat Franzos 1859—1867 seine Studien gemacht, er blieb stets der Primus seiner Klasse. Wichtiger als dieser Umstand, wichtiger als die Thatsache, daß er hier durch ungemeinen Fleiß die Grundlagen einer ungewöhnlichen Bildung legte, war für seine Entwicklung die geistige Atmosphäre, in die er hier gerieth. Die Bevölkerung der Bukowina bildet ethnographisch und linguistisch eine Musterkarte - wieder war der künftige Kulturschilderer Halb-Asiens an der richtigen Stelle, um die verschiedensten Volkstypen des Ostens im unmittelbaren Verkehr studiren und seine vielseitigen Sprachkenntnisse erweitern zu können. Aber diese Volkssplitter leben im tiefsten Frieden, weil keiner den andern bedrückt, „weil über allen vermittelnd die deutsche Kultur waltet“. So hat Franzos durch seinen langjährigen Aufenthalt in der Bukowina, der gerade in seine Entwicklungsjahre fiel, den Standpunkt gewonnen und gefestigt, den er den Kulturverhältnissen des Ostens gegenüber einnimmt: „Nur ernste Kulturarbeit führt zum Ziele — nur die deutsche Kultur ist geeignet, die anderen zu heben und zu stärken, Todsünde gegen die Kultur ist die Unterdrückung eines ungebildeten Volksstammes durch den andern!“ Gegenüber diesem Resultat seines Czernowitzer Aufenthalts treten die anderen, wie gesagt, in den Hintergrund. Er hat als Jüngling lyrische Gedichte geschrieben; „wie jeder Mensch,“ meint er selbst. Daß er ein Dichter werden könnte, hat er nie getraumt, damals auch nie gewünscht. Er wollte sich über Zurathen seiner Lehrer den klassischen Sprachen zuwenden, weil er schon als Schüler darin ganz Ungewöhnliches leistete. Aber das Studium der Philologie, sofern es zu einem Dozentenstuhl führen sollte, setzte Mittel voraus, über welche er nicht verfügte. Er mußte ein Brodstudium ergreifen, welches rasch zum Ziele führte, und fügte sich dem Wunsche seiner Familie, indem er sich der Jurisprudenz zuwandte.

Er lag diesem Studium von 1867—1872 ob, zuerst in Wien, zuletzt in Graz, machte auch die vorgeschriebenen Staatsprüfungen, fühlte sich aber von der Jurisprudenz, je weiter er kam, desto mehr angewidert. Ein begabter Redner, warf er sich auf die Politik, that sich in Graz als Führer der deutschen Studentenschaft während der Aera Hohenwart hervor und hat von 1870—1872 von Graz aus unzählige politische Korrespondenzen und Artikel geschrieben, aber nichts Poetisches, mit Ausnahme einiger Lieder und einer Novelle: „Das Christusbild“.

Diese Novelle — sie steht in den „Juden von Barnow“ und trägt bereits in Allem den Stempel von Franzos' Eigenart — entstand 1869 auf ganz zufällige Weise. Sie erschien in „Westermann's Monatshesten“ und seltsamerweise fühlte sich der Autor längere Zeit hindurch nicht zum Weiterschaffen auf dem eben betretenen Pfade angeregt.

Erst 1872 — in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre — kam er zur Erkenntniß, daß er denn doch „zum Dichter geboren“ sei. Von da ab hat er auch seine ganze Kraft dieser Thätigkeit zugewendet. Zwei Jahre lang trug er das Martyrium eines völlig unbekannten, vergeblich nach Veröffentlichung seiner Arbeiten ringenden Autors, ein Martyrium, so reich an inneren Qualen und äußeren Drangsalen, wie es selten erduldet worden ist. Als es ihm endlich gelang, in der „Neuen freien Presse“ und „Ueber Land und Meer“ Posto zu fassen, wurde er freilich mit einem Schlage ein bekannter, und als im Sommer 1876 sein Buch: „Aus Halb-Asien“ erschien, mit einem Schlage ein berühmter Autor.

Wir vermögen an dieser Stelle leider keine eingehende kritische Würdigung dieser neuartigen Kulturbilder, sowie der drei anderen

gleichwerthigen Werke, welche ihnen bisher gefolgt, zu geben, sondern müssen uns auf kurze Andeutungen beschränken. „Aus Halb-Asien" hat einen Erfolg errungen, wie er einem Erstlingswerk unserer Tage selten beschieden gewesen: es offenbarte ein ursprüngliches poetisches Talent, es schilderte unbekannte, hochinteressante Zustände und führte ein neues Genre: das novellistische Kulturbild, in die deutsche Literatur ein.

Künstlerisch einheitlicher als „Halb-Asien" ist das zweite Werk: „Die Juden von Barnow" (Stuttgart, Hallberger 1877, 2. Aufl. 1878). Auch diesem Werke blieb der Erfolg treu, welchen diese Novellen aus dem podolischen Ghetto reichlich verdienen.

Das dritte Werk, mit dem Franzos hervortrat, war eine Fortsetzung seines ersten: „Vom Don zur Donau. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien", und erschien im Herbste 1877. Es kommt dem ersten Werke nicht bloß gleich, sondern übertrifft dasselbe. „Es ist," sagt Johannes Scherr in seinem Essay über den Dichter („Hammerschläge und Historien", Zürich 1878), „dieselbe Frische darin, dasselbe hell und heiß lodernde Jugendfeuer, auch dieselbe Formplastik, aber die Anschauung ist umfassender und tiefer, die Darstellung hat ihre Mittel mehr in der Hand und verfährt zielbewußter. Man sieht, Franzos ist ein Strebender, was bekanntlich ein ganz ander Ding ist, als ein Streber. Jener strebt, sich zu entwickeln, dieser, Andere zu verwickeln, nämlich in sein Interesse."

Den besten Beweis für die Wahrheit dieses Ausspruchs liefert das letzte Buch: „Junge Liebe". Der Dichter hat da einen für ihn ganz neuen Boden betreten; diese Novellen spielen in Deutsch-Oesterreich. Bedurfte es eines Beweises, daß sein Talent durch sich selbst wirken könne, so hat ihn dieses Buch erbracht. Es hat in drei Monaten drei Auflagen erlebt. Das letzte Buch von Franzos bedeutet auch seinen größten Erfolg.

Ein abschließendes Urtheil über den jungen Autor (der, nebenbei bemerkt, seit 1877 in Wien seinen dauernden Wohnsitz genommen) ist natürlich noch nicht möglich. Seine Eigenart aber und das Schöne, das er bis jetzt geschaffen, sichern ihm bleibende Bedeutung.

Fr. Weickert.

Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt. **Exkursion auf den großen Corral (Madeira).**

Von der deutschen Korvette „Prinz Adalbert".

Mit Bildern des Malers C. Saltzmann.

II.

Die Umgebung von Funchal erscheint grün und bebaut, das Auge ist entzückt von tropischer Vegetation und von der Lieblichkeit der Landschaft. Will man aber Großartiges sehen, so muß man weiter in die bis 6000 Fuß aufsteigenden Berge ziehen und dort wild romantischen und grotesken Formen studiren. Sollte der Reisende sich in einem der von hohen Felswänden eingeschlossenen Thalkessel beengt fühlen, er findet sicher einen Durchblick, wohin sich sein Auge wenden und in die weiteste Ferne schweifen kann, so weit, daß der Himmel sich nicht mehr abhebt vom Meer und mit ihm vereinigt erscheint. — Eine der am häufigsten unternommenen Exkursionen führt nach dem sogenannten „Großen Corral", einem von hohen Bergen eingeschlossenen Gebirgskessel. Diese Tour wurde von dem jungen Prinzen Heinrich von Preußen mit einem großen Theil der Schiffsoffiziere und Kadetten am 8. November unternommen. 26 Pferde zählte die Marinekavalkade, welche zu manch' scherzhaftem Intermezzo Veranlassung bot. Unser Skizze zeigt, wie der weit auseinander gezogene Trupp einen steilen Bergpfad hinaufreitet. Sobald sich ein nur etwas ebenes Terrain entwickelt, und sei es nur eine zwei Schluchten mit einander verbindende Brücke, wird zum großen Leidwesen der Führer, welche langgedehnte Rufe erschallen lassen, eine kleine schnelle Gangart angestrebt, der Wille ist da zuweilen besser als die That, denn hin und wieder geht einer der jungen Seehelden auf ebener Erde zu Anker. Dann betheiligt er sich wohl auf eigenen Füßen an dem Rennen, während sein Pferd im Gefühl der Freiheit munter und jedenfalls sicherer wie zuvor von dannen galoppirt.

Auf einer Kuppe an 3000 Fuß über dem Meeresspiegel wurde Halt gemacht. Der ganze Gebirgskessel öffnete sich hier, die Bilder wechselten, wenn vorübereilende Wolken die Thäler füllten und zu Füßen des Reisenden einen Schleier ausbreiteten.

Die Vorleserin. Gemälde von Compt. Calix. Nach einem Stich im Verlag von Goupil & Comp. in Berlin. (S. 326.)

Die Vorleserin.

(Hiezu das Bild S. 325.)

François Claudius Comte-Calix, ein Niederländer, welcher früh nach Frankreich kam und in Lyon seine Kunststudien machte, ist den Lesern dieser Blätter schon öfter in hübschen Bildern begegnet. Heute führt der Künstler uns einen höchst einfachen Vorgang vor Augen, er weiß ihm aber die ganze Behaglichkeit und Wärme der Situation zu verleihen. Auf einem adeligen Schlosse liest die Gouvernante an einem Winternachmittag der Familie vor. Die Gruppirung der Familie ist meisterhaft gelungen. Man ist wirklich mitten in die allgemeine Aufmerksamkeit hineingezogen und lauscht der anmuthigen Vorleserin, welche eben zu beginnen scheint.

Die Region des ersten kalifornischen Goldes.

(Hiezu das Bild S. 329.)

Die amerikanische illustrirte Zeitung «Frank Leslie Illustrated News Paper» veranstaltete im vorigen Jahre eine Fahrt across the Continent — eine Eisenbahnfahrt quer über den amerikanischen Kontinent von New-York nach San Franzisko, an allen wichtigen Punkten sich aufhaltend, um den Theilnehmern Gelegenheit zu geben, den Charakter, die Sitten und die großen Einrichtungen des Landes kennen zu lernen, entgegen dem Kurierzuge, der in rasender Schnelle die ungeheure Entfernung zwischen den beiden Endpunkten in fünf Tagen und fünf Nächten zurücklegt. Wir begegnen dem Zuge von Frank Leslie auf dem Punkte, wo er Cape Horn erreicht, jenes steil ansteigende Vorgebirge eben in rascher Fahrt umkreist und den Ausblick in die tiefe Schlucht (the great american cannon) bietet. Der Cannon ist zwei Meilen lang und zweitausendfünfhundert Fuß tief; zwischen seinen hohen Wänden schlängelt sich der Fluß hin. Der Wald zieht sich von der höchsten Höhe bis in die Tiefe hinab. Die Sonne wirft eben ihr goldenes Licht über diese zauberhafte, imposante Landschaft. Zwanzig Minuten Aufenthalt!

Bei diesem Blick in die Tiefe gedenken wir jenes Februartages im Jahr 1848, wo D. W. Marshall, bei dem Bau einer Mühle für John A. Sutter beschäftigt, plötzlich einen Augenblick innehielt und einen kleinen Klumpen von gelber Farbe aufhob. Wir meinen noch das Gesicht des alten Sutter zu sehen, wie er das Stück in der Hand umdreht und es im Wasser reinigt, bis er sich endlich überzeugt, daß der gelbe Klumpen reines Gold ist. Wir sehen, wie die beiden Männer in fieberhafter Aufregung sich bei der Hand fassen und sich geloben, das Geheimniß treu zu bewahren, bis Sutter seine Mühle vollendet hat. Aber vergeblich — das Gerücht verbreitete sich früher und Andere theilen sich in den Gewinn — wie es das Schicksal der Erfinder und Entdecker gewöhnlich ist.

Vor der Schenke.

(Hiezu das Bild S. 332.)

Das Leben in der ungarischen Puszta mit der melancholischen Oede, dem glühenden Sonnenlicht und den urwüchsigen Hirtengestalten ist vor Allem malerisch und fordert die Kunst, mit einfachen Mitteln tief zu wirken, geradezu heraus. Es bleibt jedoch immer ein Wagniß, mit so überaus einfachen Stoffen ein großes Publikum interessiren zu wollen, auch wenn der Reiz wilder Romantik diese Motive umschwebt. Der Maler Heinrich Lang, ein geborener Regensburger, hat besondern Ruf in der getreuen Wiedergabe ungarischen Pußtalebens erlangt. Er trat zuerst als vortrefflicher Pferdemaler auf. Die Jahre 1860, 61, 68, die er in Ungarn zubrachte, entschieden über seine Richtung. Unsere Illustration bringt eine photographisch treu aufgefaßte Szene vor einer ungarischen Tanya, einer Raststation, einem Wirthshaus, wo alte Arten Hirten sich davor und darin herumzutreiben pflegen. Wir sehen hier Schaf-, Roß-, Kuh- und Schweinehirten, Fuhrmann und Pferdedieb in ihren charakteristischen Typen.

Notizblätter.

Literatur.

— **Die moderne Lyrik bietet uns so wenig originelle Talente,** daß wir uns eines ursprünglichen, frischen und dabei formgewandten Talentes doppelt freuen. Ein solches begrüßen wir in E. Neubürger's „Gesammelten Gedichten" (Stuttgart, Meßler), welche alle Töne, die ein Menschenherz bewegen, anschlagen und ausklingen lassen, die Natur in ihrem ganzen Farbenglanz vor unser Auge zaubern und Vergangenheit und Gegenwart in ergreifenden Momenten zu fassen und zu Spiegelbildern glücklich zu verwerthen wissen. Es geht ein ernster, aber überall versöhnender Geist, wie es des echten Dichters Art ist, durch diese melodischen Klänge. Wie mächtig der Dichter des Wortes ist, davon zeugen vornehmlich seine meisterhaften Uebertragungen. Daß Witz und Satire ihm in hohem Grade eigen, das spricht sich in der köstlichen aristophanischen Komödie: „Der neue Plutus" aus, die dem hübschen Bande zum Schlusse angefügt ist.

— **Joseph Kürschner hat nur das lange erwartete „Jahrbuch** für das deutsche Theater" (Leipzig, Foltz) in seinem ersten Jahrgang erscheinen lassen. Der stattliche Band ist eine vollständige Chronik des Theaters — wer in Theaterdingen bewandert ist, kennt den Bühnenfleiß Kürschner's, der mit größter Gewissenhaftigkeit auch die kleinste Notiz verwerthet. Und trotzdem hat uns der Reichthum des Buches noch überrascht, das für die Geschichte der Bühne unendlich werthvoll, durch Einrichtung und Register ein praktisches Orientirungs- und Nachschlagebuch ist über Alles, was Bühne, Dichtung und Künstler betrifft.

— **Der dritte Band von Theodore Martins: „Das Leben des** Prinzen Albert", übersetzt von Emil Lehmann, ist soeben bei F. A. Perthes in Gotha erschienen. Wir haben bei den beiden ersten Bänden das Werk näher charakterisirt; der neue Band umfaßt einen kurzen Zeitraum — die Jahre 1854 und 55, aber eine gewichtige Periode, die des orientalischen Kriegs, welche man in diesem Spiegelbilde mit größtem Interesse verfolgen wird.

— **Konstantin Bulle's „Geschichte der Jahre 1871—1877" (Leip**zig, Duncker & Humblot) bildet nach der Absicht des Verfassers das Supplement zur achten Auflage von „Becker's Weltgeschichte" wie auch die Fortsetzung von E. Arnd's „Geschichte der Gegenwart". Das Buch ist aber auch als selbstständiges Werk zu brauchen, unterhaltend, interessant, gewissenhaft geschrieben und durch ein sehr genaues Namenregister als Nachschlagewerk werthvoll. Band I. enthält Frankreich und Deutschland, Band II. das übrige Europa. Das Buch schließt mit dem Sozialismus und der Orientalischen Frage.

— **Eine sehr werthvolle Publikation scheint uns das „Gärtnerische** Skizzenbuch", herausgegeben von Theodor Nietner (Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey). Der Herausgeber dieses Werkes, der in weiteren Kreisen bekannte königl. Hofgärtner zu Charlottenhof bei Potsdam, hat in diesem prächtig ausgestatteten ersten Hefte viel interessantes künstlerisches Material Gärtnern und Gartenfreunden geboten für alle Arten gärtnerischer Anlagen, für solche, die in großem Styl gedacht, wie auch für kleine Verhältnisse auf dem Lande und für städtische Villen. Das Skizzenbuch enthält Zeichnungen mit Text von ganzen Gärten, Teppichbeeten, Entwürfe zu gärtnerisch-architektonischen Anlagen, wie Villen, Gitterthore, Umfassungsmauern, Pavillons, Lauben, Vogelhäuser, Brücken, Fontänen in jeder Art Styl und für die mannigfachsten Mittel berechnet. Das erste Heft bringt auch berühmte Gartenanlagen als Muster, wie Rosengarten beim neuen Palais in Potsdam, Gartenanlagen zu Wilmersdorf, Bornstedt, Marly, bei Sanssouci ꝛc. ꝛc. Es bedarf wohl nur dieser Hinweisung, um den Werth wie den Nutzen dieses Unternehmens Interessenten einleuchtend zu machen.

— **Als ein recht interessantes populär-philosophisches Buch, das** ohne Zweifel viele Leser besonders in der Damenwelt finden wird, möchten wir „Das Weib" von Emerich du Mont (Leipzig, Brockhaus) empfehlen. Der Autor hat sich bekannt gemacht durch sein Werk: „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauer's und Darwin's". Dieses Buch bringt philosophische Briefe über das Wesen der Frau und ihr Verhältniß zum Manne. Der Autor steht auf der festen Basis, welche die beiden obengenannten Denker geschaffen, aber er schwört nicht blind auf den Meister. Diese Briefe sind das Produkt eines einschneidend scharfsinnigen, aber edeln, warmen, liebevollen Geistes und gewandten, pikanten Schriftstellers. Wir halten es für eine gediegene Bereicherung unserer populär-philosophischen Literatur.

— **Der „Bazar" hat sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum** gefeiert. Er darf auf eine ehrenvolle Laufbahn zurückblicken, in der er der treue Berather der Frauenwelt war, nicht nur in Modesachen, in denen er eine gewichtige Stimme weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus hat, sondern in Allem, was die Frauen interessirt und beschäftigt. Seine Verbreitung in vielen Sprachen hat Deutschland ein Recht gegeben, in Dingen der Mode ein Wort mitzusprechen.

— **Das „Magazin für die Literatur des Auslandes", welches** vor 48 Jahren von J. Lehmann begründet wurde, ist von Berlin nach Leipzig in den Verlag von Wilh. Friedrich übergesiedelt.

— **Die Gustav-Freytag-Galerie, welche von der Schloemp'schen** Buchhandlung in Leipzig herausgegeben wird, darf als ein höchst gelungenes und für den Unternehmer ehrenvolles Prachtwerk bezeichnet werden. Der Dichter selbst hat sich in sehr anerkennender Weise über die kongeniale Arbeit der Künstler ausgesprochen, welche es verstanden, seine Intentionen voll wiederzugeben. Und wirklich treffen sie in dem Bilde, das sich der Leser von den Gestalten und Szenen der Freytag'schen Historien und Dichtungen macht, in anziehender und überraschender Weise zusammen. Wir glauben ihnen aber kein geringes Lob zu ertheilen, wenn wir sagen, daß die meisten Bilder, auch wenn wir die Szenen nicht aus dem Dichter kennten, durch ihre glückliche Darstellung lebensvoller Situationen fesseln müßten. Von den einzelnen Bildern existiren drei Ausgaben: eine Kaiser-, Facsimile- und Salonausgabe. Die Verlagshandlung wird in diesem Jahre Supplemente zu den neuesten Arbeiten Freytag's erscheinen lassen.

— **Johannes Proelß in Leipzig ist mit einer Biographie Gutz**kow's, welche bei Schlicke daselbst erscheinen wird, beschäftigt und ersucht alle Zeitgenossen des Dichters um Mittheilung von Dokumenten, Briefen, eigenen Erfahrungen und Erlebnissen, welche zu Klarstellung dieses Literaturcharakters und seines Lebens beitragen könnten.

Bildende Künste.

— **Das französische Amtsblatt bringt einen Bericht Bardoux'** an den Präsidenten der Republik und ein demselben angeschlossenes Detret, durch welches vom Jahre 1879 an die Ausstellungen der Werke lebender Künstler in zweierlei Form angeordnet werden: die jährlichen Ausstellungen, „Salons", und die dreijährigen Ausstellungen. Letztere werden eine Auswahl der Werke umfassen, die in den letzten drei Jahren vor der Ausstellung ausgeführt wurden. Die erste dreijährige Ausstellung wird am 1. Mai 1881 eröffnet werden. Das Amtsblatt bringt außerdem die auf diese Ausstellungen bezüglichen Reglements. Die für die jährliche Ausstellung verfaßten Statuten weichen von den früheren dahin ab, daß zwei Juries bestehen werden, wovon die eine für die Aufnahme der Werke, die andere für die Preisvertheilung. Die Aufnahmsjury wird von den Künstlern selbst gewählt; solche Künstler, deren Werke schon dreimal im Salon zugelassen wurden, sind von Rechtswegen Wähler. Die Preisvertheilungsjury wird durch Zuziehung administrativer Elemente gebildet.

Musik.

— **Daß das Stuttgarter Konservatorium für Musik sich einer** noch fortwährend steigenden Frequenz erfreut, erhellt u. A. aus dem unlängst von der Direktion ausgegebenen Halbjahresbericht, welcher in vergangenem Herbst eine Neuaufnahme von 162 Zöglingen aufweist, wobei noch nahezu ebensoviele wegen Mangels an Raum und Lehrkräften zurückgewiesen werden mußten. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Zöglinge 676, wozu die größere Hälfte Württemberg, außerdem Baden 25, Hessen 4, Bayern 4, Preußen 26, die Reichslande 2, Bremen 1, Hamburg 2, Oldenburg 1, Mecklenburg 1, Oesterreich 4, Rumänien 2, Frankreich 1, die Schweiz 23, Rußland 13, Spanien 1, Griechenland 1, Norwegen 1, Großbritannien 84, Nordamerika 64, Ostindien 7 und Australien 2 stellten. Die Mehrzahl darunter widmet sich, und zwar zum größten Theile berufsmäßig, dem durch die Lebert'sche Methode renommirten Klavierfach; die Trägerin derselben, die große Lebert-Stark'sche Klavierschule, ist bereits in 9er deutscher, 2er französischer und 3ter englischer Auflage erschienen, ungerechnet die vielen amerikanischen Nachdrucksausgaben. Auch in anderen Fächern, vor Allem Orgelspiel und Komposition, erwarb sich das Institut durch hervorragende Leistungen besonderes Zutrauen und machte sich des königlichen Protektorates, sowie der Sympathieen seitens des Staates und der Hauptstadt in eminentem Grade würdig.

Bühne.

— **Am ersten Januar wurde das neue Theater in Eisenach mit** „Minna von Barnhelm" und einem von Dr. Weitemeyer gedichteten Prolog und Weber's Jubelouvertüre eröffnet. Dem hochherzigen Stifter des Theaters wurde das Ehrenbürgerrecht der Stadt verliehen. Das Theater ist nach den Entwürfen des Architekten Weichardt in Leipzig, unter Leitung des Baumeisters Singer ausgeführt. Es entspricht allen Anforderungen, die man in dieser Zeit an ein Theater stellen kann ohne dabei die Grenzen überschritten wären, die die Größe unserer Stadt stellt. Ein hübsches Vestibül, ein freundliches Foyer besitzt dasselbe, welch' letzteres, glänzend erleuchtet, mit seinem farbigen Plafond und seiner reichen Ausstattung einen außerordentlich angenehmen Eindruck macht. Das Aeußere des Hauses ist im Renaissancestyle gehalten, und bis zum ersten Stock erhebt sich das Haus auf starken Quadern.

— **Es ist bekannt, daß Mosenthal, der Verfasser der „Deborah",** in seinem Testamente bestimmte, daß von dem Erträgniß der Tantièmen seiner Stücke alljährlich eine Gabe an österreichische dramatische Dichter vertheilt werden solle, und dem Ausschuß des Wiener Zweigvereins der Schillerstiftung liegt die Vertheilung ob. Dieser hat denn nun beschlossen, daß der verfügbare Betrag von 400 fl. an Ferdinand Kürnberger, der bekannt ist als geistvoller Essayist und mehrere Dramen geschrieben hat, ausgefolgt werde. Kürnberger hat von Graz aus, wo er lebt, in einem Briefe, in dem er sich über die deutschen Theaterzustände mit seiner bekannten Schneidigkeit ausspricht, die Annahme dieses „Geschenks" verweigert. Er beschwert sich in dem Schreiben darüber, daß seine Stücke, deren poetischer Werth anerkannt sei, nicht aufgeführt seien — für die Gabe, die man ihm freundlich überreichen wolle, müsse er danken. Diese Ablehnung im Zusammenhang mit ihrer Motivirung erregt begreiflicherweise in den betreffenden Kreisen großes Aufsehen.

— **Das Wiener Stadttheater hat mit dem Schauspiel „Prinz** Friedrich", das dort zum ersten Mal aufgeführt wurde, einen Treffer gemacht. Der Beifall war nach jedem Akte stürmisch, nach dem zweiten Akte, dem besten des Stückes, von ungewöhnlicher Intensität. Der Autor — Heinrich Laube — wurde gerufen und mit einer ganz stattlichen Anzahl von Lorbeerkränzen bedacht. Das Schauspiel behandelt den großen Konflikt zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne Friedrich, späterhin dem Großen und Einzigen, also einen Stoff, der überall populär ist und nur nicht überall auf die Bühne gebracht werden darf. Der große Erfolg des Stückes möchte allem Anscheine nach ein dauerhafter sein. Laube hat sich wieder einmal der jüngeren Generation gegenüber als exemplarischer Theatermeister bewährt.

— **Im Nationaltheater in Berlin gab man als Novität das** Lebensbild: „Leid und Freud" von A. Slottko. Der Verfasser sucht hier, wie in früheren Stücken, eine treue Schilderung gesellschaftlicher Gebrechen zu geben, er ist aber in der Behandlung des Stoffes zu oberflächlich und mischt das Rührende zu äußerlich mit dem Erheiternden. Im Ganzen aber ist das Stück ansprechend und verdiente den ihm gewordenen Beifall.

— **Das Theater in der Josephstadt in Wien brachte eine Novität** des Poeta laureatus Anzengruber: „Ein Faustschlag", die er schon vor zwei Jahren geschrieben. Ferdinand Frank, ein Fabrikherr aus Brünn, der Schwiegersohn eines Grafen, tritt das Erbe eines Bruders in Wien an, der ihm eine zweite Fabrik hinterläßt. Eine Arbeiterdeputation, an deren Spitze Johann Bergauer, der Werkführer, steht, bittet den neuen Arbeitgeber, das von seinem Vorgänger hergestellte wohlwollende Verhältniß zwischen Chef und Arbeitern bestehen zu lassen. Frank aber, ein herrischer, eigensinniger, wenn auch im Grunde gutmüthiger Charakter, unterbricht den Redner, weist die Arbeiter schroff zurück und entläßt schließlich den Werkführer, dem die gesammten Arbeiter folgen. Bergauer aber hat eine Tochter Johanna, ein hübsches, wohlerzogenes Mädchen, das Gustav, der ältere Sohn Frank's, ohne es zu kennen, seit seiner Anwesenheit in Wien verfolgt und dem er kurz vor der Katastrophe seine Liebe erklärt und seine Hand anbietet, ohne etwas Anderes erreicht zu haben, als zu erfahren, daß er im Begriffe steht, die Tochter des Werkführers seines Vaters zu heirathen. Ein nichtswürdiges Subjekt, Herr v. Pittmann, der erst sein Schweigen sich von dem ehemaligen Schulgenossen Gustav bezahlen läßt, dann aber das erkaufte Liebesgeheimniß dem Fabrikanten mittheilt, führt die Lösung herbei. Gustav erklärt dem Vater, er liebe die Tochter des entlassenen Werkführers; der Vater zürnt und weigert sich, je in den Bund zu willigen. Der gräfliche Schwiegervater, ein Greis voll Güte und Erfahrung, bringt den Werkführer dazu, ihm zu erzählen, wie er in „die Partei" gedrängt worden sei. Vor achtzehn Jahren, als er mit seinem Weibe und Kinde Abends im Prater einem Feuerwerke anwohnte, hatte ein offenbar reicher und übermüthiger Herr die Frau des Arbeiters schwer auf den Fuß getreten, ohne sich zu entschuldigen. Es kam zum Streite, und der beleidigte Gatte erhielt von dem Uebermüthigen noch einen Faustschlag in's Gesicht, der das Gelächter der Umgebung erweckte. Beschämt ging er nach Hause — in der Brust seines Weibes aber blieb ein gefährliches Gefühl zurück, das des Mitleids mit einem Manne, den man ungestraft beleidigen dürfe. Das alte glückliche Verhältniß war gelöst, die Frau verlästert den verachteten Mann und geht der Schande entgegen. Der Faustschlag hatte ein Familienglück zerstört. Frank wird Zeuge dieser Erzählung — er ist der Mann, der nach einem reichlichen Mahle in angeheiterter Stimmung den Faustschlag geführt. Wir gehen der Lösung entgegen. Er entdeckt sich nach hartem Kampfe dem Werkführer und bittet ihn um die Hand der Tochter für seinen Sohn. Der Mann der Arbeit aber reicht die versöhnende Hand nicht, er will Genugthuung haben, er will denselben Streich führen, den er vor achtzehn Jahren erlitten. Und der stolze Fabrikant im Gefühl begangenen Unrechts bietet ihm nach schwerem Kampf die Wange. Der Werkführer holt nicht zum Streiche, sondern zu einer Umarmung aus, welcher eine allseits glückliche Lösung folgt. Das Stück wird noch lange Zeit ein volles Haus machen. Der Autor wurde oftmals und stürmisch gerufen.

— **L'Arronge's Lustspiel: „Doktor Claus", das in Berlin mit** so großem Beifall über die Bretter ging, hat bei der Aufführung im Residenztheater in München nur einen Achtungserfolg errungen. Am Gärtnerplatz daselbst gab man „Die Herren Eltern" nach dem englischen «Our boys», welches 1267mal in London gegeben worden, mit großem Beifall.

— **Das Theater an der Wien in Wien hat mit Richard Genée's** dreiaktiger Operette: „Die letzten Mohikaner", einen sehr freundlichen Erfolg errungen, welcher sich als nachhaltig genug erweisen dürfte. Genée ist kein Komponist von überquellendem Melodieenreichthum, seine Erfindung ist nicht immer originell, ja sie zeigt sich manchmal sogar etwas forcirt. Er ist indessen ein tüchtiger Musiker; er versteht es vortrefflich, die Singstimme zu behandeln, weiß, was er dem musikalischen Bildungsgrade und dem physischen Können der in der Operette wirkenden Kräfte zumuthen darf, und trägt diesen Umständen in seinen Operetten volle Rechnung. An den eben bezeichneten Grenzen hält sich die Musik der „Letzten Mohikaner"; sie bewegt sich zumeist im Zweivierteltakt und Dreivierteltakt, ist leicht, gefällig und weiß sich zumeist ganz angenehm in's Ohr zu schmeicheln. Ein wesentliches Verdienst an dem Erfolge hatte Walzel mit seinem Libretto, das theilweise den «Canotiers de la Seine» nachgebildet scheint, theils an eine Erzählung von Hackländer erinnert. Das lustige, an possenhaften Elementen reiche Libretto hat mit dem Cooper'schen Roman absolut nichts zu schaffen; „die Mohikaner" Walzel's sind Mitglieder eines heiteren Ruderklubs, welche bei einem Vereinsfeste sich in die Kostüme wilder Indianer werfen und allerlei Mummenschanz ausführen. Komponist und Darsteller wurden wiederholt gerufen.

— **„Suzanne", komische Oper von Cormon, Musik von Pala**dilhe, hat in der „Komischen Oper" in Paris sehr gefallen. Der Text ist etwas schlüpfrig, aber ansprechend. Ein Student in Cambridge findet ein Mädchen auf der Straße, das er überredet, sich als Student inskribiren zu lassen. Die Entdeckung bringt ihr Schande und Spott, er geht nach Indien, sie auf's Theater. Als er wiederkehrt, findet er eine berühmte Tragödin, mit deren Liebhaber er sich duellirt, welcher ihm aber nach dem Duell die ehemalige Geliebte in die Arme führt. Paladilhe, der Komponist der weltberühmten „Mandolinata", hat eine sehr ansprechende Musik dazu geschrieben, namentlich eine glänzende Partie für die Koloraturtsängerin.

— **Der Theaterausschuß der französischen Regierung hat in** seiner letzten Sitzung beinahe einstimmig in der Opernfrage mehrere Beschlüsse gefaßt. Dieselben sind vorwiegend negativer Natur und lauten: 1) die Regierung habe keine Veranlassung, auf die Vorschläge der Stadt Paris, welche sich an der Gründung eines „populären Opernhauses" betheiligen wollte, einzugehen; 2) es sei auch nicht räthlich, noch einen Versuch mit der Unterhaltung eines Théâtre Lyrique (also eines dritten Opern-

bühne neben der Großen und der Komischen Oper) zu machen; dagegen sei es 3) nothwendig, zur besseren Ausbildung der Opernkräfte eine höhere Schule für dramatischen Gesang (Ecole lyrique d'application) in's Leben zu rufen. Dem von volksfreundlicher Seite geltend gemachten Bedürfniß, auch den unbemittelteren Klassen der Bevölkerung den Genuß einer guten Oper zu ermöglichen, soll nach der Ansicht des Ausschusses durch Veranstaltung von Opern-Matinéen zu ermäßigten Preisen in den beiden subventionirten Häusern abgeholfen werden.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die vom Wissenschaftlichen Centralverein in Berlin in's** Leben gerufene Humboldtakademie ist am 13. Januar eröffnet worden.

— **Das schwedische Ministerium des Auswärtigen hat von** seinem Konsul in New-York ein Schreiben erhalten, in welchem es heißt, daß „die kürzlich vom arktischen Ozean nach San Franzisko zurückgekehrten Walfischfänger berichten, ein vom Eise eingeschlossenes Schiff beim Oktap gesehen zu haben, welches, wie sie sämmtlich annahmen, ein größeres, zur schwedischen Polarexpedition gehörendes Fahrzeug war". Das Oktap ist bekanntlich die nordöstlichste Spitze Asiens, welche mit dem gegenüberliegenden „Kap Prinz Wales" des amerikanischen Kontinentes den Behrings-Sund bildet. Ist Nordenskjöld bis zu dem Bassin nördlich vom Behrings-Sunde gelangt, dann ist das wissenschaftliche Problem, welches er sich gestellt hat, thatsächlich gelöst, und gleichzeitig wird man erwarten können, daß es ihm im nächsten Jahre ohne größere Schwierigkeiten gelingt, sich freizumachen.

Erfindungen.

— **Th. A. Edison hat unter dem Namen „harmonische Ma**schine" einen elektrischen Motor hergestellt, welcher unter Ausnützung von 90 Prozent der Batteriekraft und unter Verwendung von nur drei oder vier kleinen Elementen ausreichen soll, um eine Nähmaschine zu treiben, Wasser für Haushaltszwecke zu pumpen, Luft zu pumpen und ähnliche leichte Arbeit zu verrichten.

— **Segelbootschlitten auf dem Eise sind seit lange in Holland** und Skandinavien, seit neuerer Zeit auch auf dem Hudson in Nordamerika in Gebrauch. Es wird damit oft eine Schnelligkeit von 20 Meilen in der Stunde erreicht. Seit Kurzem sind auf der Kansas-Pacificbahn auch Segelkarren auf den Schienen im Gebrauche. Dieselben erreichen eine Schnelligkeit von 30 bis 40 englischen oder 6 bis 8 deutschen Meilen in der Stunde.

— **In Amerika ist neuerdings folgender Radbeschlag patentirt** worden. Derselbe besteht darin, daß um den gewöhnlichen Eisenreif des Rades noch ein Kautschukreif und um diesen wieder ein Eisenreif gelegt wird, welcher letztere gegliedert ist, so daß jedes Segment nach innen nachgibt, wenn die Last auf dasselbe zu drücken kommt. Durch diese Vorrichtung soll das Geräusch, die Reibung und die Abnützung verringert werden.

— **In jüngster Zeit wird ein neuer Kochtopf durch Karl Becker** in Unna in Anwendung gebracht, welcher für die Küche des Mittelstandes und insbesondere auch für die arbeitenden Klassen eine große Annehmlichkeit bringt. Derselbe besteht eigentlich in einem doppelten Topfe. Der untere Theil des innern Topfes ist fein durchlöchert wie ein Sieb und steht am Boden von dem äußern etwa um 2 Centimeter ab. In den äußern Topf wird etwas Wasser geschüttet, in dessen Dampf die in dem Einsatze befindlichen Speisen langsam kochen. Die Speisen können stundenlang darin schmoren, ohne daß eine sorgfältige Aufsicht dazu nöthig wäre. Das Anbrennen derselben ist ganz unmöglich. Auch das so gefürchtete Anbrennen der Milch wird verhütet, indem zum Kochen derselben ein besonderer, nicht durchlöcherter Einsatz verwendet wird.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **Die Ausstellung der Ausstattung einer Braut aus bürger**lichen Kreisen, welche in Folge der Konkurrenz, die der württembergische Kunstgewerbeverein ausschrieb, zu Stande kam und in Stuttgart in den letzten Wochen des vorigen Jahres stattfand, hat allgemein in hohem Grade befriedigt und fand mehrere Bewerber zum Ankauf. Sie blieb im Lande, wie sie auch von württembergischen Industriellen gefertigt war, während die Prämien für die Entwürfe, wie berichtet, nach auswärts fielen.

— **Das bayerische Gewerbemuseum in Nürnberg hat wieder** zwei Preisaufgaben gestellt: 300 Mark für den Rahmen eines Spiegels oder Bildes und 200 Mark für das Modell oder den Entwurf desselben. Die dreimal bereits gestellte Aufgabe: Salontampe zum Stehen für Petroleum, wird mit 300 Mark wiederholt, 200 Mark für das beste Modell einer Lampe in Ausführungsgröße bestimmt. Die Arbeiten sind bis 28. Juli d. J. einzusenden, die Prämiirung erfolgt am 25. August.

— **Die Ausfuhr von Steinöl aus den Vereinigten Staaten war** in den ersten 4½ Monaten 1878 größer als in irgend einem Jahre vor 1877. Der Export betrug nämlich: 1878: 76,623,252, 1877: 87,252,268, 1876: 72,024,491, 1875: 60,542,620, 1874: 71,176,609 Gallonen. Vor 1874 erreichte die Ausfuhr für die ersten 4½ Monate nie 69,000,000 Gallonen (1 Gallone = 3,₇₈₅ Liter).

— **Bis zum Ende des Jahres 1877 bestanden 420 staatliche** Kabelleitungen mit einer Länge der Kabel von 4442,₂₃ Seemeilen und einer Länge der Leitungsdrähte von 5727,₄₂ Seemeilen. Außerdem bestanden 149 Gesellschaftskabel mit einer Länge ihrer Kabel von 59,547,₅₅ Seemeilen und der Leitungsdrähte von 63,843,₅₀ Seemeilen. Zusammen also gab es 569 Kabelleitungen mit einer Länge der Kabel von 63,989,₇₈ Seemeilen und der Leitungsdrähte von 69,070,₉₂ Seemeilen.

— **In seinem letzten Jahresberichte betont der großbritannische** Generalpostmeister die aus dem Weltpostverein hervorgegangenen Erleichterungen und konstatirt, daß im letzten Jahre die Zunahme der Korrespondenz im internationalen Verkehr Englands — 16 Prozent — von Neuem erheblich höher gewesen ist, als im innern Verkehr dieses Landes — nicht ganz 4 Prozent. — Es ist hiebei jedoch zu bemerken, daß in England vor Gründung des Weltpostvereins zum Theil noch ziemlich hohe Taxen für den internationalen Verkehr bestanden. Aber auch in Deutschland, wo bereits vor dem Weltpostvertrage im Allgemeinen mäßige Taxen in Anwendung kamen, hat sich ein ähnliches Verhältniß herausgestellt. Die Zunahme betrug in unserem innern Verkehr 1876 = 3,7 Prozent, 1877 4,5 Prozent; die internationale Korrespondenz hat sich dagegen 1876 um 7,8 Prozent und 1877 um 6,8 Prozent vermehrt. Nicht minder erfreulich sind die Einwirkungen, welche der Verein auf die Verbreitung zweckmäßiger Einrichtungen einzelner Vereinsländer in den übrigen Vereinsländern gehabt hat. Wir ersehen beispielsweise aus dem vorerwähnten Jahresbericht, daß für eingeschriebene Briefe England seine Einschreibegebühr, welche bisher auf den ungewöhnlich hohen Satz von 4 Pence festgesetzt war, auf 2 Pence ermäßigt hat.

Feste und Versammlungen.

— **Das eidgenössische Schützenfest findet dieses Jahr an der** Nordmark der Schweiz, in Basel, statt, und zwar vom 6.—14. Juli. Zum ersten Mal kommt dabei ein Schießplan in Anwendung, welcher, durch Abgeordnete aller Schützen zu Stande gekommen, die langjährigen Zwistigkeiten zwischen den sogenannten Elite- oder Professionsschützen und den Wehrmännern oder Militärschützengesellschaften beseitigt und allen billigen Anforderungen gerecht wird. Man hofft, daß die Nähe des Festorts auch zahlreiche Schützen aus deutschen Gauen an die grünen Gestade des Rheins locken wird.

Statistik.

— **Die Stadt London bedeckt fast 700 englische Geviertmeilen.** Sie enthält mehr auf dem Lande geborene Einwohner als die Grafschaften Devon und Gloucester zusammen (37 pCt. aller Londoner sind nicht in London selbst geboren). Auf jede vier Minuten rechnet man eine Geburt, auf jede sechs einen Todesfall. Die Stadt vermehrt sich täglich um 205 Personen, jährlich um 75,000. Die Straßen haben die Länge von 7000 englischen Meilen; jedes Jahr läßt 28 englische Meilen neuer Straßen und 9000 neue Häuser entstehen. Im Londoner Hafen befinden sich täglich tausend Schiffe und 9000 Seeleute. Verhaftet werden jährlich 73,000 Personen. Fremde in London zählt man beträchtlich mehr als 100,000. London hat mehr Katholiken als Rom, mehr Juden als Palästina. Alle Bierhäuser, in eine Reihe gestellt, würden sich 62 englische Meilen entlang ausdehnen. Mit Verwunderung werden die Kenner der englischen Sonntagsruhe vernehmen, daß dennoch jeden Sonntag Verkaufsläden in einer Länge von 60 englischen Meilen offen stehen.

Gestorben.

— Mrs. Anderson, berühmte Klavierspielerin, 92 Jahre alt, in London.

— Dr. Gustav Leonhardt, außerordentlicher Professor der Mineralogie an der Universität Heidelberg, am 29. Dezember.

— August Maximilian Zimmermann, Landschaftsmaler, am 30. Dezember, 68 Jahre alt, in München.

— Geh. Sanitätsrath Dr. Eduard Wolf, Professor der Medizin, in Berlin, 83 Jahre alt, am 30. Dezember.

— Marc Fournier, dramatischer und politischer Schriftsteller, in Paris, 60 Jahre alt, Anfangs Januar.

— Georg Marchi, Bischof von Cattaro, am 4. Januar.

— F. W. v. Schmeling, k. preuß. Generallieutenant a. D., Eroberer der Festungen Schlettstadt und Neu-Breisach, am 5. Januar, 67 Jahre alt.

— Dr. Karl Gustav Wenz, Direktor der k. bayerischen landwirthschaftlichen Centralschule Weihenstephan, in Eltershausen, am 5. Januar.

— Karoline Freifrau v. Ridda, Gemahlin des Prinzen Heinrich von Hessen, zu Trier, 31 Jahre alt, am 6. Januar.

— Jules de Saux, vormal. Gesandter, in Paris, am 7. Januar.

— Don Baldomero Espartero, Grande 1. Klasse und Generalkapitän von Spanien, am 9. Januar, in Logroño.

Wie die Sachsen in Siebenbürgen hochzeiten.

Von

Arnold Wellmer.

(Hiezu das Bild S. 328.)

Der Hans und die Grete tanzen herum
Und jauchzen vor lauter Freude —
Der Hans und die Grete sind Bräut'gam und Braut
Und blitzen im Hochzeitsgeschmeide.

Mein Leser, wie gefällt dir unsere Schwester Grete im Brautstaat? — Ihr Schafpelz ist ganz neu, so wie er aus den Händen des siebenbürgisch-sächsischen Kürschners und der geschickten Kunststepperin hervorgegangen. Er ist weich und glatt und glänzt gelblich-weiß wie Meerschaum. Die Stepperin hat ihn reich und farbenprächtig geschmückt mit Blumen und Blättern und Arabesken, aus rothen, blauen, grünen, gelben Tuch- und Seidenflecken geschnitten, mit Silber- und Goldfäden und bunter Seide kunstvoll aufgenäht. Das feine weiße Hemd ist über der Brust mit silbernen und vergoldeten Ketten verschnürt. Das Prachtstück ist aber der schöne, alterthümliche Gürtel von Silberfiligranarbeit mit einem vergoldeten Schloß und grünen und rothen Edelsteinen. Den Gürtel hat schon die Urgroßmutter der Grete getragen, als sie mit ihrem Hans herumtanzte und vor Freude jauchzte, und just so gekleidet und geschmückt war, wie der Herr Photograph Koller in Bistritz ihre Enkelin für uns photographirt hat. Auch die Ahne und deren Ahne trugen seit vielen Jahrhunderten an ihrem Ehrentage über dem dunkelblauen Wollenrock so lange und breite, reich in bunter Seide gestickte weiße Schürzen und einen so hohen schwarzsammtenen Hut mit einem blitzenden Geschmeide und über den Rücken herabflatternden Seidenbändern in allen Farben des Regenbogens und — — so häßliche, derbe Männerstiefel, daß uns der tanzende Hans fast leid thun möchte, wenn er nicht so freudelaut jauchzte.

Die Urgroßmutter und deren Ahne und ihr Freudejauchzen im Hochzeitsgeschmeide sind längst in ihren verfallenen Gräbern unter dem jungen Grün immer neuer Hügel auf dem kleinen Friedhofe hinter der weißen Kirche vergessen, aber an der Kleidung und dem Brautschmuck hat die „Mode" seit Jahrhunderten auch nicht ein Bändchen, nicht eine Falte geändert — nicht mal die garstigen Stiefel hat sie der armen Grete auszuziehen vermocht.

Und wie mit dem Brautstaat, so ist es mit allen Sitten und Gebräuchen, mit dem ganzen Leben, Handeln, Denken des sächsischen Bauers in Siebenbürgen. Wie er vor siebenhundert Jahren vom Rhein und aus Westphalen, aus Flandern und Schlesien in das wüste Land hinter Ungarn eingewandert ist, um den fruchtbaren Boden als freier Mann auf seiner Scholle anzubauen, so ist er noch heute: deutsch — urdeutsch in der Sprache und im Herzen!

Und deßwegen, mein Leser, nannte ich die bräutliche Grete „unsere Schwester" — obgleich sie Hunderte von Meilen vom deutschen Mutterlande entfernt wohnt, mitten unter Ungarn, Szeklern, Walachen, Zigeunern, Armeniern und Slavoniern. Und die Walachen sind in Siebenbürgen sieben-, die Ungarn dreimal so stark an Seelenzahl, als unsere deutschen Brüder. Dazu kommen die vielen blutigen Türkenkriege in Siebenbürgen, unter denen die eingewanderten „Sachsen" — wie der allgemeine Name für die verschiedenen eingewanderten deutschen Stämme ist — furchtbar zu leiden hatten. Es ist bewundernswürdig, wie rein deutsch sich das ferne kleine Deutschland hinter Ungarn, an der Grenze der Türkei und Rumäniens, seit vollen sieben Jahrhunderten erhalten hat. Das macht die alte deutsche unsterbliche Liebe und das Heimweh!

Und nun wollen wir sehen, wie der deutsche Hans und die deutsche Grete in Siebenbürgen Hochzeit halten. Ist's doch ein hochinteressantes, kulturgeschichtliches Bild, wenn wir dran denken, daß unsere Urväter und Urmütter vor länger als siebenhundert Jahren am Rhein und an der Oder just so hochzeiteten, bis auf die Nudel-Hühnersuppe und die kleinen Hochzeitskuchen, die Kolatschen, getreu.

Der Hans und die Grete sind Nachbarskinder in einem großen, schmucken Bauerndorfe des Nösnerlandes, wie der deutsche Distrikt um die alte Stadt Bistritz sich nennt. Das eigentliche „Sachsenland" liegt weiter südlich um die Hauptstadt Hermannstadt herum. Die dritte deutsche Hauptkolonie hat sich nach Osten zu an der moldauischen Grenze um Kronstadt gebildet. Das Nösnerland hat sich aber am reinsten deutsch zu erhalten gewußt. Es wird nur von 16 Prozent Walachen und 2 Prozent Ungarn bewohnt. Alle Uebrigen sind Deutsche.

Die Grete ist fünfzehn Jahre und der Hans im Herbst vom Militär frei geworden und sie sind sich längst von Herzen gut, und die Aecker und Wiesen und Weinberge liegen so hübsch neben einander wie die Bauernhöfe, und die Korn- und Geldsäcke, die Leinwandtruhen und Himmelbetten, die Pferde-, Kuh- und Büffelställe der Eltern des Hans sind nicht weniger voll, als die von Gretens Eltern. Und der Hans und die Grete sind die beiden ältesten Kinder. Warum sollten sie sich da nicht gut sein und einander das sagen draußen im dämmerigen Obstgarten über'n Zaun herüber, und warum sollte der Hans nach dem ersten herzlichen Kuß nicht die Grete an die Hand nehmen und mit ihr vor Vater und Mutter treten und sagen: Wir haben uns lieb und möchten Mann und Weib werden und bitten, daß uns der Herr Pfarrer am nächsten Sonntag zum ersten Mal von der Kanzel herunter als Bräutigam und Braut aufbietet und daß über drei Wochen die Hochzeit sein kann . . . Ja, warum nicht?

Darum nicht, weil sich das im deutschen Siebenbürgen nicht schickt, weil sich Urgroßvater und Urgroßmutter ob solchen ganz neuen gottlosen Moden in ihren Gräbern umdrehen würden — und weil der Herr Pfarrer am nächsten Sonntag beim besten Willen nicht aufbieten und nach drei Wochen nicht trauen darf, denn wir haben ja jetzt Monat September und erst und nur am dritten Februar dürfen im Nösnerlande Hochzeiten gehalten werden. Das ist „uraltheiliger Gebrauch" und — echte, alte deutsche Bauernpraxis.

Der siebenbürgisch-sächsische Bauer hat seine Aecker, Weinberge und seine Arbeit viel zu lieb, als daß ihn eine solenne Bauernhochzeit alle vier Wochen davon abziehen dürfte. Nein, Summa Summarum, acht Tage für alle Hochzeiten im Dorfe opfert er — und damit Punktum! Nachher geht's wieder an die Arbeit. Und da im Februar die meiste freie Zeit ist, so ist im ganzen Nösnerländchen der dritte Februar als allgemeiner Hochzeitstag für's ganze Jahr festgesetzt. Im südlichen sächsischen „Haferlande" feiert man alle Bauernhochzeiten am 25. November, dem Katharinentage.

Ist's doch schon schlimm genug, wenn ein Bauer oder eine Bäuerin so ungeschickt sind, just in der wichtigsten Saatzeit, in der Heu-, Getreide- oder Weinernte zu sterben und so die Gemeinde mitten aus ihrer Arbeit vom Felde zum Trauergefolge und zum Todtenmahl zu rufen. Aber Niemand fehlt hinter dem Sarge, nicht der geizigste Bauer, nicht der grimmigste Feind — denn so fordert es die überlieferte deutsche Sitte.

Es wird von einer sächsischen Bäuerin erzählt, die unter Thränen und Händeringen am Sterbebett ihres Gatten auf die Kniee sinkt und fleht: „Muß mein Johann sterben — Dein Wille geschehe. Aber ich bitte Dich, hab' ein Einsehen und laß ihn wenigstens so lange noch leben, bis das Heu trocken herein ist!"

Also der Hans liebt die Grete. Da vertraut sich der Hans seinem besten Kameraden, dem Peter, an und spricht mit ihm Alles ab. Der Peter putzt sich auf's Beste heraus und geht in der Abenddämmerung in Gretens Haus. Der Vater aber weiß ganz genau, was ihm bevorsteht. Er hat sich in voller Würde hinter dem großen Tisch in der Ecke der Stube aufgepflanzt und hört die lange Rede Peter's von den Aeckern und Wiesen und Weinbergen und Nachbarhöfen und vom Hans und der Grete mit feierlichem Schweigen an. Obgleich er sich keine bessere Partie für seine Tochter wünschen kann und das frohe Ja ihm auf der Zunge brennt, so erfordert es doch die Sitte und der Anstand, daß er in wohlgesetzter, langathmiger Rede — alle siebenbürger Sachsen sind geborene Redner — an den Aeckern und Wiesen und Weinbergen und dem Nachbarhofe und dem Hans unendlich viel einzuwenden hat . . . Doch der Peter weiß ihm wie ein Advokat zu antworten — — und schließlich schütteln sich Beide die Hände und trinken zusammen einen großen Krug vom besten Wein aus dem Keller, wie Leute, die ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gethan haben und mit der Welt und einander und besonders mit sich selbst sehr zufrieden sind.

Nach einigen Tagen findet die feierliche Verlobung — das „Brautvertrinken" — statt. Die ganze große Verwandtschaft ist beim Brautvater versammelt; und gewöhnlich ist das ganze Dorf mit einander verwandt, da es selten ist, daß ein Mädchen in ein anderes Dorf oder gar in die Stadt hinein heirathet. Nie aber würde ein Sachse oder eine Sächsin in eine ungarische oder walachische Familie hinein heirathen, auch wenn diese das sonst sehr geliebte Geld mit Scheffeln messen könnten.

Es wird beim „Brautvertrinken" gegessen und getrunken und — geredet. Zuerst hält der Bräutigamsvater eine lange, feierliche Rede, in der er seine Freude über die Verbindung der beiden Familien Ausdruck gibt und verspricht, von jetzt an auch ein getreuer Vater der Braut zu sein. Sogleich erwiedert ihm der Brautvater mit nicht weniger schönen Worten und Versprechungen. Dann erhebt sich der Hans und dankt beiden Vätern für ihre Liebe und verspricht, von jetzt an beiden ein gleich guter und gehorsamer Sohn zu sein. Sogar die arme junge Grete muß ihre Jungfernrede halten und sich der wohlgesetzten Worte befleißigen und alles mögliche Gute erbitten und versprechen. Und zuletzt halten noch Großväter und Großmütter, Onkel und Tanten, Vettern und Basen ihren solennen Speech — denn so fordert es die uralte deutsche Sitte.

Am andern Tage gehen Hans und Grete im Sonntagsstaat, Jedes einen großmächtigen Strauß aus künstlichen Blumen und goldenen Blättern und Zitternadeln in der Hand, zum Herrn Pfarrer und wechseln vor ihm die Ringe. Damit ist die Verlobung so fest, wie das Eheband durch die Hochzeit. Diese Sitte findet sich auch in Schweden und Norwegen. Die flimmernden Verlobungssträuße pflanzen die Brautleute am nächsten Sonntage in der Kirche vor ihrem Sitze auf. Dort bleiben sie bis zum Hochzeitstage. Die Sitze der Männer sind auf der einen Seite der Kirche, die der Frauen auf der andern.

Endlich geht der ewig lange Januar zu Ende. Der Hans behauptet, der Monat sei in diesem Jahr wenigstens neunundfünfzig Tage lang; die Grete aber meint, das käme Einem nur so vor.

Jetzt sind die Hochzeitsbitter die gesuchtesten Leute im Dorf. Am dritten Februar gibt's siebenzehn Hochzeiten. Da braucht man vierunddreißig hübsche, muntere, junge Hochzeitsbitter; die haben sich auf's Beste herausgeputzt: den Hut mit Blumen und Flittern besteckt, in der Hand tragen sie einen weißen Stab, oben mit einem Strauß künstlicher Blumen und Flittergold und einem lang nachflatternden rothen Bande geschmückt. So ziehen sie erst zu den vornehmsten Verwandten der Hochzeiter und zum „Han", dem selbstgewählten Dorfrichter, und halten ihre wohlgesetzte Rede.

Dann von Haus zu Haus durch's ganze Dorf, noch zweimal zu dem „Hau" und den vornehmsten Verwandten zurückkehrend und ihre Einladungsrede wiederholend. So erfordert es die Höflichkeit. Ja, es ist keine kleine Aufgabe, ein guter und getreuer Hochzeitsbitter im sächsischen Siebenbürgen zu sein. Dafür werden sie auch in jedem Hause redlich gespeist und getränkt, und wenn ihre Zeit es erlaubt, können sie zwischendurch auch ein Tänzchen machen, denn überall im Dorfe ertönt jetzt acht Tage lang feurige Zigeunermusik. Die Hochzeitswoche hat begonnen.

Die Eingeladenen senden ihre Geschenke in die siebenzehn Hochzeitshäuser: Kälber, Spanferkel, Geflügel, Butter, Eier, Milch, Mehl.

Am nächsten Tage ist das allgemeine Fest des Brodbackens. Die Tanten und Basen und getreuen Nachbarinnen haben schon die Nacht im Brauthause zugebracht. Um zwei Uhr Morgens ziehen sie durch's Dorf und klappern mit Feuerzangen, Kuchenblechen und alten Kübeln, um die noch fehlenden Hülfstruppen herbeizurufen. Da neunzehn solcher klappernden, rasselnden, jauchzenden rufenden Weiberhaufen durch's Dorf ziehen und aus allen Häusern durch neue Bäckerinnen und Feuerzangen, Kuchenbleche, Kübel vermehrt werden, so wird der Lärm schließlich ein unbeschreiblicher. Sucht aber eine faule Hand sich zu drücken und die Gilde merkt es — gleich ist das Haus gestürmt, die Faule aus dem Bett gezerrt und im Triumph und unter vielen Possen wird sie mit zur Arbeit geschleppt.

Das ganze Dorf ist an diesem und dem andern Vorbereitungstage auf den Beinen, geschäftig, lustig — bei der Arbeit und beim Essen. Jeder Tag hat seine bestimmte Arbeit, seine bestimmten Festgerichte, Spiele, Lieder, Possen. Die Zigeuner spielen Tag und Nacht.

Am Vorabend der kirchlichen Hochzeit versammeln sich die jungen Maiden bei der Braut und singen Lieder und binden Sträuße, die jungen Burschen damit zu schmücken. Wissen sie doch, daß die Burschen schon auf dem Bistritzer Christmarktbazar prächtige Hochzeitsbänder für ihre Tänzerinnen eingekauft haben. Sind die Sträuße fertig, so nimmt Grete in vorgeschriebener wehmüthiger Rede und unter vorgeschriebenen Thränen als Maid Abschied von den Gespielinnen und diese singen ein melancholisches Lied dazu.

In der Frühe seines Ehrentages findet der Hans durch den Pate's Dar Grete seine „Morgengabe" — ein Paar prächtige blanke Schuhe, wie die Stadtmaiden sie tragen. Das ist auch schon ein uralter deutscher Brauch. Denn als Anno 1291 der Luxus aller Orten einriß und mancher Bräutigam seiner Braut über seine Kräfte und über seinen Stand kostbare güldene und sammtene Geschenke sandte, erinnerte der Senat von Hamburg daran, daß die Morgengabe ein Paar Schuhe sein soll und weiter nichts. Möchte aber doch wissen, warum die Grete nicht die hübschen Schuhe angezogen hat und in den garstigen Stiefeln zur Trauung gehen will! Ah so! Siebenhundertjähriger Gebrauch! Damals verlangten die tiefen, vom Winterschnee und Regen aufgeweichten Dorfstraßen einen hohen Stiefel — darum ist es noch heute so. Aber zum Tanze wird die Grete doch die Brautschuhe anziehen! Heißentlich!

Sächsische Braut aus dem Nösnerlande. Nach einer Photographie von C. Koller in Bistritz. (S. 327.)

Die Grete entsendet ihren Vetter Christian mit ihrer Gegengabe; es ist das Brautgambend für den Hans. Wie manche liebe, glückliche Stunde hat die Grete daran gestickt! Auf die Brust goldene Kornähren und rothe Rosen und blaue Kornblumen und blutrothe Nelken und Vergißmeinnicht. Mögen sie niemals welken! Wie viel mädchenhafte Träume und frohe Wünsche hat die Grete mit hineingestickt! Und doch hat der Grete auch bei der lieben Arbeit das Herz und die Hand gezittert und das Auge ist ihr naß geworden und trotz aller Vorsicht sind sogar einzelne Thränen auf das kostbare Hemd getropft . . . Die Grete dachte an den Tag, wo ihr Hans das Hemd zum zweiten Mal an- — — und dann nie wieder ausziehen würde . . . Wie still hatte ihr Großvater selig in seinem schönen Bräutigamshemde in dem schwarzen Sarge dagelegen! Sein Brautbett war dießmal vom Meister Tischler aus Hobelspänen gemacht. Und wie trostlos hatte die alte Großmutter dazu gewinnt! Nein, die Grete will ihr Leben lang den lieben Herrgott bitten, daß er Erbarmen mit ihr habe und sie vor dem Hans sterben lasse — oder am besten Beide zu gleicher Zeit.

Doch heut ist ja fröhlicher Hochzeitstag und die Zigeuner streichen die Fiedeln und schlagen die Lauten und das Cymbal und die Klarinette steigt wie die Lerche in die höchste Höhe, und der Hans, strahlend in Jugendkraft und Lebenslust, schreitet in dem prächtigen Hochzeitshemde zum ersten Mal durch das Dorf und er denkt mit keinem Herzschlag daran: Haus! wenn die leuchtenden Rosen und Nelken und Vergißmeinnicht zum zweiten Mal auf deiner Brust blühen, dann ist drinnen Alles still und abgeblüht . . . dann tragen sie einen stillen Mann durch dieselbe Dorfstraße hinaus auf den Friedhof . . . Nein, heute hält der Hans Hochzeit, und geschmückt mit dem riesigen Strauße aus künstlichen Blumen und Bändern und Goldflittern schreitet er mit der Musik, im Kreise seiner jauchzenden Kameraden, während der Peter als Zugführer überlustig vorantanzt, zu Grete herum . . . Aber, o weh! der Vetter Christian, der Schalksnarr, hat dem Hans einen Possen gespielt und das Thor innen verriegelt. Da muß der Hans erst hinüberklettern und seinen Zuge öffnen . . . Aber warum fliegt die Grete ihrem Hans nicht entgegen an die Brust und schlingt ihren Arm nicht um seinen Nacken und gibt ihm nicht vor Aller Augen den Hochzeitskuß? — Ach, wie gern thäte sie es, aber sie darf nicht. Die siebenhundertjährige Sitte erlaubt's nicht. Sie darf sich nicht mal blicken lassen. Der Hans muß sie noch einmal feierlich von den Eltern fordern — und dann muß er die Braut erst im ganzen Hause suchen . . . und der Fliehenden nachlaufen und sie sich erjagen! Wie gern die Grete sich einfangen läßt — für's ganze Leben.

Und jetzt läuten die Kirchenglocken und siebenzehn Brautpaare gehen mit ihren Verwandten und Hochzeitsgästen in blitzender Pracht und unter rauschender Zigeunermusik in die Kirche. Die Zigeuner aber müssen als halbe Heiden draußen bleiben.

Sogar als Brautleute dürfen Hans und Grete in der Kirche nicht neben einander sitzen. Die siebenzehn Bräute sitzen auf der linken Seite neben einander, ihre Burschen ihnen gegenüber. Erst vor dem Altare finden sich die Paare wieder zusammen . . . und jetzt sind der Hans und die Grete Mann und Frau!

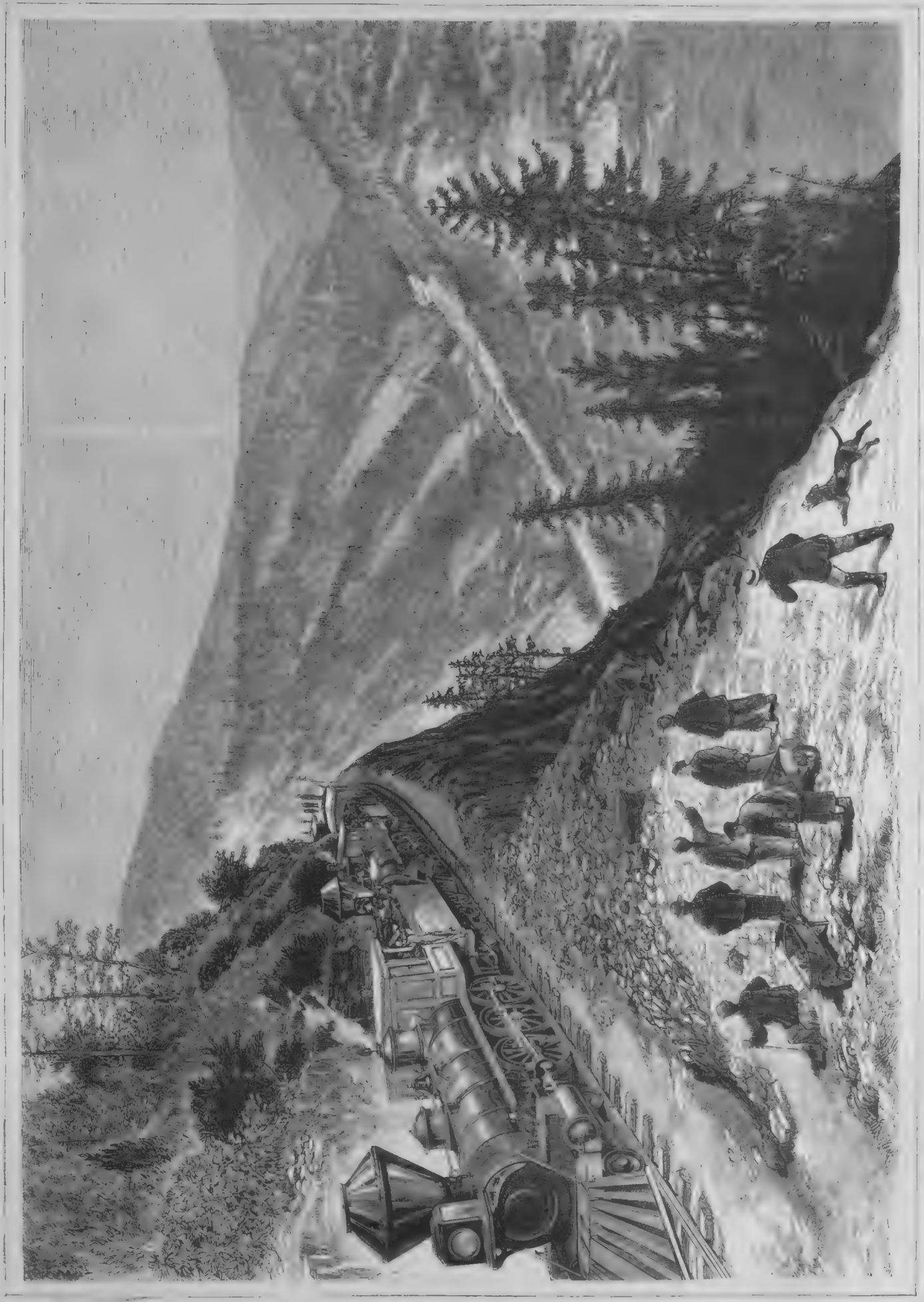
Im Brauthause stellen sie sich mit ihren Brautburschen und Brautmaiden hinter einem großen leeren Tisch auf und warten der Dinge, die da kommen sollen. Und der Vater kommt und legt ein schönes Ackergeräth als Brautgabe auf den Tisch und hält eine lange Rede dazu, und die Mutter kommt und leucht förmlich unter der Last ihrer blinkenden, zierlich gestickten Leinwand und hält gerührt und doch stolzbewußt ihre Rede . . . und die Verwandten und Freunde kommen und bringen Geschenke und halten Reden — — und Allen sagen die jungen Eheleute in den schönsten Worten ihren Dank und die Grete gibt ihnen dazu einen Kuß.

Auch diese Redeprüfung ist überstanden. Die Nudel-Hühnersuppe wird aufgetragen. Jeder Gast zieht sein mitgebrachtes Eßbesteck aus der Tasche. Aber nicht ohne Schwierigkeiten findet Jeder seinen Platz. Denn die strengste Etikette wird hiebei beobachtet. Wie in der Kirche, sitzen auch hier die Männer und Frauen getrennt, aber streng nach dem Alter rangirt. In dem alten deutschen Siebenbürgen ist es noch ein Schmuck, in Ehren alt geworden zu sein. Der Pfarrer führt den Vorsitz bei den Männern, die Pfarrerin bei den Frauen.

Die Zigeuner spielen ihre feurigsten Tänze — und nach der Nudelsuppe beginnt der Tanz . . . Und so wird drei Tage und zwei Nächte getanzt, bis ein neues Gericht den Tanz auf kurze Zeit unterbricht. Am Abend tanzt die junge Frau mit jedem der anwesenden Männer und Burschen wenigstens einmal herum. Für diese Ehre hat der Gast der Grete ein blankes Geldstück zu verehren. Auch wenn sie ihm Kokatschen präsentirt, so muß er ihr einen von den kleinen Kuchen zurückstenden, gespickt mit — Silbermünzen.

Und jetzt seht euch die glückliche Grete noch einmal in ihrem Brautschmuck an. Morgen schaut sie anders aus — — als junge Frau. Die Freundinnen sind Morgens zu ihr gekommen und haben ihr das schöne, lange Mädchenhaar kurz abgeschnitten, als ein Zeichen, daß es mit der schönen Mädchenfreiheit nun für immer vorbei ist. Und die Grete hat sogar ein wehmüthig Thränlein dabei geweint. Dann haben die Freundinnen ihr — der jungen Frau das große weiße Schleiertuch mit prächtiger Rubinnadel um den Kopf festgesteckt — und als die Grete in den Spiegel sah, hat sie das letzte Thränlein aus dem Augenwinkel fortgelächelt. Die Grete findet, daß ihr das fräuliche Tuch viel besser steht, als die hohe schwarze Trommel, daß sie als junge Frau so würdig ausschaut und daß der Hans ein gar zu lieber, guter Hans ist, für den man wohl ein Paar Haarzöpfe opfern kann. Und dann kommt der Hans und nimmt sein junges Weibchen an die Hand und die Zigeuner fiedeln und cymbalen nun schon zweiundzwanzig Stunden in einem Zuge und das weiße Frauenschleiertuch leuchtet und flattert und

Der Hans und die Grete tanzen herum
Und jauchzen vor lauter Freude!



Am Cape Horn. Region der ersten Goldfunde in Kalifornien. Originalzeichnung. (S. 326.)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Sie eilte an Eugen Römhold, der wie betäubt stehen blieb, vorüber, den nächsten Weg entlang, wie ein jäh aufgescheuchtes Thier des Feldes, geradeaus vorwärts, ohne Wahl und Ziel über das sonntagsstille Gefild. Lange Zeit hielt sie das Gesicht mit den Händen bedeckt, als ob sie sich vor jedem Ton und Lichtstrahl, der zu ihr dringen könne, fürchte, nichts sehen und hören wolle, was um sie sei. Doch es war fast, als sei es ihren Füßen nicht fremd, ohne Beihülfe der Augen den eingeschlagenen Weg zu verfolgen und instinktiv seine Hindernisse zu vermeiden; endlich indeß strauchelte ihr Fuß an höher aufsprießender Grasstaude eines Ackers, sie fiel in die Kniee und blieb regungslos liegen. Ueber ihr am wolkenlos blauen Himmel stand nur die helle Sonne etwa in der dritten Nachmittagsstunde und wie ein weißes Wölkchen schimmerte hoch im Zenith die Vollmondscheibe hervor.

Sonst lag tiefe Feldeinsamkeit rings um sie her, einzig neben ihr im Grase zirpten die Heugrillen mit leisem Ton, der allmälig Helene Fleming bewußt in's Ohr klang und sich wieder auf sich selbst besinnen ließ. Sie schlug nach einer Weile die Lider auf und sah, daß sie sich auf einer Anhöhe befand, denn Feldgrün und Waldränder lagen zu beiden Seiten unter ihr. Doch dann spannte sich ihr Blick und es ging fast wie ein freudiger Schauer durch ihn hindurch.

Da lag noch etwas gerade vor ihr, blau, endlos, die See. Ueber Strohdächern im Vordergrunde und einem Komplex hochwipfliger Bäume dahinter, dehnte sie ihre unabsehbare Fläche bis an den Horizont, scheinbar unbewegt, doch hie und da redete ein weißliches Aufglimmen, daß ihre Wellen drüben in der Ferne rauschten und der Wind über ihnen summe.

Dahin! O dahin!

Tauchte ein Eiland aus ihnen herauf, das mit Frieden und Stille, der Ruhe der Vergessenheit herüberwinkte?

Die suchenden Augen Helenens sahen es nicht, aber es mußte dort sein; vor ihrer Seele stand es unanzweifelhaft. Die Grillen zirpten vor ihr im Grase — hatte sie nicht gleich der geduckten Möve auf ein letztes Zeichen gewartet, das ihre Flügel aufraffe und sie hinübertrage? Und der Ruf, den sie erharrt, klang ihr im Ohr, ihr Herz klopfte ihn deutlich nach: Fliege davon, wohin immer — nur zur Ruhe vor deinem armen Selbst!

Sie stand auf und schritt der Ostsee entgegen. Als sie in die Nähe der von oben gewahrten Häuser kam, vermied sie die Fortsetzung der Landstraße und bog zur Rechten auf schmalen Fußweg ab. Obwohl sie kaum mehr als eine Stunde von Ellernbrook entfernt sein konnte, war das Dorf und die Gegend ihr fremd, sie entsann sich nicht, schon hieher gekommen zu sein. Doch sie dachte auch nicht darüber nach, verfolgte eilig den Pfad, der sie zum Strande hinunter führen mußte. Nun blickte vor ihm das Wasser bereits durch Lücken eines Saumgürtels von Bäumen und Gebüsch herauf, das einförmige Murmeln der anrollenden Wellen ward vernehmlich. Schneller umbog sie das Gezweig — da stand sie vor etwas Unerwartetem, einem hohen, leblos, wie ausgestorben auf sie herabblickenden Gebäude, das ihr die Sicht des Meeres nochmals verdeckte. Gedankenlos gleichgültig sah sie daran empor und regte den Fuß weiter, es zu umschreiten. Aber jetzt zuckte, wie von der öden Fassade des Hauses, der breiten Steintreppe, auf der die Sonne reglos brannte, herab, ihr plötzlich eine Erinnerung durch den Kopf, daß sie dieß Alles doch schon einmal gesehen, an der Hand ihres Vaters — sie blieb festgebannt stehen, auch der Name war ihr auf den Lippen aufgewacht und sie murmelte ihn vor sich hin: „Schloß Malchow —"

Es war seltsam, als ob ein dumpfer Schmerz das jähe Aufzucken der Erinnerung begleitet habe, doch nicht in ihrem Kopf allein, auch in ihrem Herzen, und sie nicht mit Bewußt-, doch mit Willenlosigkeit überkomme, dasjenige, was sie beabsichtigte, wonach ihr Verlangen trachtete, auszuführen. Sie wollte an die See hinab, allein ein Etwas, dem ihre Kraft nicht Widerstand zu leisten ausreichte, zog sie gegen das einsame Gebäude zurück. Eine kleine Seitenthür desselben stand geöffnet; sie blickte ängstlich in das Dunkel, das hinter jener den Eingang umlagerte, wußte, daß sie mit allem Aufgebot ihres Willens gegen eine räthselhafte Uebermacht ankämpfte, daß ein Grauen sie vor dem öden, leblosen Hause überlief, und doch trat Helene Fleming über die Schwelle der geöffneten Thür, stieg ihr Fuß, willenlos fortgezogen, die von ihr emporführende Seitentreppe hinan.

Sie ging durch die großen, leeren, lautlosen Zimmer, aus einem in's andere. Wozu? Sie wußte es nicht, aber sie konnte auch nicht mehr darüber denken, ihr Kopf war zu müd' und schwer dafür. Es mußte so sein, sie besaß keinen Einfluß darauf, wie auf den Gang eines Traumes. Und wie im Traum sah sie umher — nur das Eine vermochte sie mit gewaltsamer Anstrengung, sich auf den Zehenspitzen fortzubewegen, unhörbar, um durch keinen Laut irgend etwas aus der geisterhaften Stille aufzuscheuchen, und in gleicher Weise faßten ihre Hände instinktiv ihr Kleid zusammen, daß es nirgendwo anstreife. Die Sonne hatte den Tag hindurch, seit vielen Wochen Tag um Tag gleichmäßig, auf die geschlossenen Räume herabgebrannt, sie mit einer heißen, dumpfen, schwindelerregenden Luft gefüllt, die schwer und athemraubend die Brust verengte, und mehr einem in die niedrigen Säle hineingeworfenen Schatten, als einem lebenden Wesen ähnelnd, glitt Helene von Schwelle zu Schwelle. Doch nun hielt sie zusammenschreckend inne; zum ersten Mal regte sich etwas um sie, vor ihr, und ihre Hand stützte sich mechanisch gegen eine Holzsäule, die ehemals als Postament für eine Marmorbüste oder Vase gedient haben mochte, zurück. Es dauerte einige Sekunden, ehe sie erkannte, daß es ihr eigenes, von einem bis an die Zimmerdecke reichenden Spiegel ihr entgegen gehaltenes Bild sei, das sie mit schreckhafter Empfindung überschauert hatte. Doch auch jetzt, wie sie es erkannt, besaß dasselbe etwas Unheimliches, das lautlose Doppelgängerwesen eines Gespenstes, das ihre Züge, ihre Farben und Regungen in schräger Verzerrung nachahmte. Sie wandte die Augen hastig herum und trat, nach Athem ringend, fort; da schwankte die hölzerne Säule, an der sie sich gehalten, brach, von der Zeit vermorscht, vom Wurm zerfressen an der schmalen Sockeleinschnürung und fiel polternd zu Boden. Das Echo lief hallend an den Wänden rund, und unwillkürlich schloß die einsame Besucherin des Schlosses die Augen, wie ein jäh zusammenfahrendes Kind, und kreuzte die Hände schützend über ihrer Brust. So stand sie unbeweglich eine Weile, dann blickte sie scheu vor sich auf. Nichts regte sich mehr um sie her, kein Ton, kein Echo — nur in seltsamer Vision war es ihr, als löse sich ihr gegenüber langsam ein Stück der mattglänzenden Wand ab und drehe sich ihr, Zoll um Zoll vorschreitend, entgegen. Betäubt, gelähmt starrte sie auf die phantastische Vorspiegelung ihrer Sinne, die sich mälig verwandelte, denn wie in einen sich ausspannenden Rahmen trat ein blasser grüner Schimmer auf die glänzende Fläche, ein Tisch und ein hochlehniger Stuhl. Dann ward es zu einem belebten, beseelten Bilde, auf dem eine menschliche Figur sichtbar ward, der vornüber gebeugte Oberkörper einer an dem Tisch sitzenden und schreibenden weiblichen Gestalt. Ihre linke Hand schien sich nach irgend etwas neben ihrem Sitz ausgestreckt zu haben, und nun hob sie langsam das weiße Gesicht auf und sah der Beschauerin des sich geisterhaft lautlos aufrollenden Bildes mit grauen, glanzlosen Augen entgegen. Nur einen Herzschlag lang, dem kein zweiter mehr folgte, denn mit einem furchtbaren Aufschrei stürzte Helene Fleming im nächsten Moment besinnungslos zur Erde.

Etwa eine Minute verging, dann erschien das Freifräulein Hertha von Malchow unter der Thür ihres Zimmers, die sich zugleich mit der Spiegelwand des Saales aufgedreht hatte. Bei dem plötzlich durch das stille Gebäude dröhnenden Fall der Säule hatte sich die Hand der Schreibenden mechanisch nach einem Knauf gestreckt, der den sonderbaren Mechanismus altmodisch überlebter Spielerei oder berechneten Spionswesens in Bewegung versetzte. Aber nach einer Anzahl rascherer Athemzüge war sie, ihr aufgeschlagenes Buch mit noch feuchten Schriftzügen zurücklassend, aufgestanden und schritt mit eigenthümlich vorausspähendem Blick, geräuschlos auf den Zehen gehoben, in den Saal hinein. In ihrem Gesicht lag etwas Aufgeregtes, ein irrerer Zug als gewöhnlich, wie sie leise an das bewegungslose Mädchen hinanschlich und mit weit geöffneten Lidern die Stirn auf dasselbe herunterbeugte. Lange Zeit in unverwandter Betrachtung, doch mit einer wachsend fieberhaften Anspannung ihrer Augen. Dann murmelten die Lippen Herrha's von Malchow: „Ein häßliches Geschöpf — man sollte es unschädlich machen —" und ihre Hand glitt suchend nach etwas an ihrem Kleide umher. Bei der Bewegung fiel ihr eine Haarnadel herab, sie blickte einige Zeit darauf nieder, umklammerte sie nun krampfhaft mit den Fingern und stieß die unschädliche stumpfe Spitze derselben gegen die Brust des Mädchens. Der irrsinnige Zug ihres Antlitzes wuchs noch mehr an, sie hob den Arm Helenens empor und murmelte, als er haltlos wieder zurückfiel, befriedigt: „Todt — das häßliche Geschöpf ist todt. — Doch wenn es wieder auflebte —"

Ein Schimmer leuchtete durch die graue Asche ihrer Augen, offenbar ein plötzlich aufsteigender Gedanke. „Ich will Wache bei ihr halten, daß sie nicht wieder auflebt —"

Aber für den Augenblick that sie das Gegentheil von dem, was ihre Worte zu besagen schienen, denn sie sprang hastig empor, eilte durch die Zimmer, dem Ausgang des Schlosses und am Strande entlang ihrer Wohnung über dem brausenden Rad der Wassermühle zu. Dort schloß sie ein Schubfach auf und streckte die Hand nach der sorgsam am Grunde desselben bewahrten altmodischen Sattelpistole ihres Vaters. Sie schien mit dieser das Zimmer eilig wieder verlassen zu wollen, allein als ob eine Stimme aus dem fallenden Gewässer plötzlich ihr Ohr getroffen und es aufhorchend gespannt, blieb sie jetzt wieder stehen, sah mit weitgeöffnetem Blick durch das grünknospende Fenstergerank hinaus. Was hatte sie gewollt? Ein herumsuchender Ausdruck ihres Gesichtes sprach, daß sie es vergessen, sich mühte, es wieder zu finden. Dann jedoch hoben ihre Finger an, sich methodisch zu regen. Das mußte es gewesen sein — die Augen waren auf den rostbraunen Lauf der Waffe niedergegangen und ihre Hand begann eifrig an dem gleichfalls schwärzlich angelaufenen Silberbeschlag des Schaftes derselben zu putzen.

Wäre sie indeß nach dem Schlosse zurückgekehrt, so hätte sie die kleine Seitenthür, durch welche sie gekommen, doch nicht mehr geöffnet angetroffen. Es war kurz nach ihr von der entgegengesetzten Strandrichtung her eine Gestalt dem alten Gebäude genaht, deren Anwesenheit hier etwas Ueberraschendes besaß, wenigstens für die Bewohner des Pfarrhauses von Ellernbrook gehabt haben müßte, denn der Kommende ließ allmälig unverkennbar die Statur und Züge Ottmar Hainbuch's unterscheiden.

Führte ihn die Absicht hieher, vor dem Antritt seiner Reise noch das Jakob Kyritz ertheilte Versprechen einer Wiederholung seines herbstlichen Besuches zu erfüllen? Es schien so; er ging, in Nachdenken vertieft, dem Hof des Pächters zu, blickte, am Schloß vorüberschreitend, nur flüchtig auf. Aber zugleich hielt er inne und sein Gesicht blieb auf dem offenstehenden Nebeneingang des Gebäudes haften.

War der Eindruck, den er damals von der Durchwanderung desselben empfangen, ein so anmuthender gewesen, daß die gebotene Gelegenheit ihn zu einer Erneuerung reizte, oder faßte ihn ein ähnlicher unbewußter Zug gegen die Thür, wie zuvor Helene Fleming dem ihrigen nicht zu widerstehen vermocht? Fast ließ sein Thun das Letztere vermuthen, denn wie von einem plötzlichen Gedanken umgelenkt, bog er aus der innegehaltenen Wegrichtung ab, trat rasch in die Thür ein, deren nach Außen steckenden Schlüssel er abzog und jene mit ihm von Innen hinter sich verschloß. Dann stieg er leise die Treppe hinan und sein achtsam vorausforschendes Auge verrieth, daß er irgend etwas Besonderes zu finden erwartete.

Und da war's — doch offenbar auch für ihn so überraschend, unerwartet-unerklärlich, daß er plötzlich, wie an seinen Sinnen zweifelnd, zurückstutzte. Am Boden des einsamen, dumpfluftigen Saales, in den er jetzt hineinschritt, lag Helene Fleming langhin ausgestreckt, reglos, wie eine Todte.

Ein unwillkürlicher Laut flog über die Lippen Ottmar Hainbuch's. Ein Laut des Staunens, des Schrecks, doch es lag auch noch etwas Anderes darin. Etwas Anderes, das gleichfalls in den Augen aufzitterte, welche die bleichen Züge des Mädchens mit einem Ausdruck umklammerten, der im stumm-beredtesten Widerspruch zu der kalten Gleichgültigkeit stand, mit der er seit Monaten täglich an ihr vorübergesehen. Auch sein Arm zitterte, wie er nun hastig neben ihr niederkniete und ihre Hand faßte. Sie war kühl, doch der Puls schlug;

matt und langsam, aber gleichmäßig. Er bog sein Ohr dicht auf ihren Mund herab; der Athemzug hob die Brust nicht, regte nichts an ihr, allein ein leiser Hauch der Lippen wehte ihm kaum merklich an's Gesicht. Helene Fleming war nicht todt, nur von schwerer Ohnmacht bewußtlos hingestreckt.

So schwer, daß kein Erweckungsmittel fruchtete. Er richtete ihren Kopf empor, derselbe sank mit geschlossenen Lidern zurück. Einige Sekunden zauderte er, dann rief er: „Helene!“ Vergeblich; sie zuckte nicht mit der Wimper, blieb unbeweglich.

Wie kam sie hieher? Weßhalb? Was war mit ihr geschehen?

Hainbuch's Gesicht besagte, daß die Fragen im Augenblick gleichgültig gegen die andere seien: Was war zu thun? Er murmelte Elsabe Kyritz' Namen und sah umher. Sich gegenüber in der aufgedrehten Wandspiegelfläche gewahrte er das Bild des offen gebliebenen Schlafgemaches; einen Moment stand er noch unschlüssig, dann hob er Helene auf die Arme, trug sie hinüber und legte sie auf die verblaßte grünseidene Decke des alten Himmelbettes nieder. Eilig stieß er darnach die Fenster auf, um die frische Park- und Seeluft hereinströmen zu lassen, und kehrte zu der Ohnmächtigen zurück. Es war ihm, als ob sie etwas vernehmlicher zu athmen beginne, doch mit Beschwerde, von einem Hinderniß beengt. Unwillkürlich streckte seine Hand sich aus, ihr die Kleider über der Brust zu lösen, allein ehe er die Bewußtlose berührt, zog sein Arm sich mit heftigem Ruck zurück. Er wiederholte halblaut: „Elsabe —“ und machte einen Schritt gegen die Thür. Aber dabei glitt sein Blick über den Tisch des Zimmers, das aufgeschlagene Buch, das auf jenem lag, die Feder, welche auf die Blätter herabgefallen. Herantretend nahm er instinktiv das Buch in die Hand, während seine Augen über den Rand desselben auf die im Bett Ausgestreckte verwandt blieben. Offenbar athmete sie lauter, ihre Brust begann sich zu heben, das Bild einer ruhig Schlafenden zu bieten, und der Blick des Betrachters senkte sich wieder zu dem Blatt vor sich hinab. Dann setzte sich Ottmar Hainbuch plötzlich, als ob auch er von einem Schwindel befallen werde, auf den Sessel, aus dem Hertha von Malchow emporgesprungen, seine Augen hafteten starr auf dem Buche, dessen Blätter er langsam umschlug. So langsam wie ein Kind, das kaum erst das Lesen zu erlernen angefangen, und so lautlos wie das schlafende Mädchen unter dem Baldachin des Bettes, an dessen verblichenem Vorhang nur die Maiennachmittagssonne mälig mit röther aufglühendem Schein herabstieg und zuletzt in matteren Farbentönen hinsterbend, verschwand. — — —

Sie hatte vielerlei Ungewöhnliches und Sonderliches heut auf ihrem Nachmittagsgange gesehen, die Sonne des 15. Mai, in Stadt und Land, und es gab einen Beleg für ihre neugierlose Gleichgültigkeit gegen alle Erdendinge, daß sie nicht nur ihren gewohnten Lauf gleichmäßig innehielt, sondern ihr Auge noch fast um eine Stunde vor dem ihr gesetzten Termin hinter einem sich am Horizont wie gestern aufschichtenden Dunstschleier verbarg und ihrem nächtlichen Thronrivalen um ebensoviel früher, als sie dazu verpflichtet war, die Glanzherrschaft am Firmament überließ. Viel Lärm und Geschrei war zu ihr aufgeklungen, wälzte sich hier und dort, die sonstige Sonntagsstille des Landes in Stimmengetöse umwandelnd, über die Felder hin. Die weitblickende Sonne gewahrte viele größere und kleinere, in die Richtungen der Windrose daherziehende Schaaren, die von ihrem Standpunkte aus betrachtet, gleich Marionetten und auch wie solche durch eine leitende Hand von dem Mittelpunkt der Stadt aus hierhin und dorthin gelenkt, erscheinen mochten. Auch auf der Landstraße, die nach Ellernbrook führte, bewegte sich ein solcher Trupp, etwa aus einem halben Hundert von Köpfen bestehend. Vielleicht waren es mehr, vielleicht weniger, ihr ameisenartig rastloses Durcheinanderwimmeln ließ keine genaue Schätzung zu. Die Theilhaber des Schwarms waren sämmtlich mehr oder minder verschiedenartig bewaffnet. Einige mit alten Luntenschloßgewehren, Andere mit Hellebarden noch älterer Zeit, wie die Mitglieder der Vogelgilden sie am Jahrestag ihres Schützenfestes zur Schau trugen. Die Mehrzahl zeigte sich nur mit einem Hirschfänger oder sonst ungeschnallter Hiebwaffe bewehrt, deren Stelle bei dem Rest einzig ein Knüttel vertrat, aber ausnahmslos hatten Alle ihre Hüte und Mützen mit Kokarden, Bändern und Federn ausstaffirt und marschirten im Kreis um eine Fahnenstange in ihrer Mitte, von der in der stillen Abendluft ein rothes Tuch, sich schlaff zusammenfaltend, herabhing. Sie gelangten indeß trotz ihrem Drängen und Aneifern nur langsam vorwärts, denn unverkennbar erforderte es für den größeren Theil der Schaar einige Mühe, die gerade Wegrichtung innezuhalten, und ihre Füße und Zungen redeten übereinstimmend, daß die Meisten ihrer Inhaber den 15. Mai wenigstens in einer Beziehung nicht mit dem Sonntagmorgen, sondern bereits mit dem Sonntagabend begonnen haben mochten.

Auf einige wunderliche Köpfe und ihr seltsames Gebahren hatte die Nachmittagssonne indeß nur äußerlich von Oben herab, nicht in sie hineinzusehen vermocht, nur ihr Mienenspiel, nicht die Gedanken, die es verursachten, betrachten gekonnt. Vielleicht der Absonderlichste von ihnen weit und breit war Eugen Römhold gewesen. Wer ihn den Tag hindurch beobachtet hatte, wußte, daß er in keinerlei Weise eine Sonntagabendsfeier im Sinne jener Anderen verfrüht habe, und doch glich er vollständig einem von besinnungslosem Rausch Umnebelten, der mit qualvoller Anstrengung vergeblich sich nach einem ihm vorschwebenden Gedanken durchzuringen trachtet. Wankenden Fußes, mit geschlossenen Lidern war er stundenlang auf und ab gelaufen, immer auf dem nämlichen Feldweg zwischen hohen Zaunwällen hin und wider, manchmal unverständlich mit sich selbst redend, unverständlich vor Allem sich selbst mit Allem, was er that und dachte. Er sah die Sonne nicht fortschwinden, nicht das blasse Mondwölkchen sich allmälig zu einer runden Silberscheibe herausbilden. Nur eine kurze Zwischenzeit der Dämmerung trat ein, in der die Fledermäuse um ihn zu huschen und zu taumeln anfingen. Gedankenlos sah er ihnen nach, sie regten nur das Gefühl in ihm, daß in seinem Kopf, in seiner Brust Alles ebenso tief umdämmert verworren durcheinander husche und taumle. Ihm war's in den Augen und im Gehirn so müd, als sei's das Beste, wenn er sich irgendwo hinlegen könne, um nicht wieder aufzustehen, die Nacht hindurch, überhaupt nie mehr, und er warf sich in das Weggras zu Boden. Doch ein unruhvolles, inhaltslos-quälerisches Herzklopfen trieb ihn auf's Neue zu planlosem Herumirren in die Höhe! Endlich ohne Zweck und Absicht in den Garten zurück, und mechanisch setzte er sich dort am Rand des Ellernbaches auf eine Bank, hörte wie im Traum das plätschernde Gemurmel des Wassers und sah die Lichtreflexe des glänzender hervortretenden Mondes darauf flimmern, schwinden und kehren. Nichts regte sich im Garten und Dorf, nur dann und wann kam aus der Weite ein dumpf-leises Gesurre und nur eine Nachtigall schlug in lang ausgezogenen Flötentönen fernher vom bestrahlten Feldrand herüber.

Den Pastor Melchior Fleming dagegen hatte die Sonne des 15. Mai bis zu ihrem Fortgange nicht mehr zu gewahren vermocht. Er war seit seiner Rückkunft von der Kirche nicht wieder aus seinem Arbeitszimmer herausgetreten, in das die herabgelassenen Rouleaux keinen Einblick ermöglichten. Seine Thür war verschlossen, doch es pochte auch Niemand mehr, Einlaß begehrend, daran. Das Pfarrhaus lag seit vielen Stunden leer und still, kein Laut und kein Schritt tönte drin.

Außer Fleming befand sich in demselben nur noch Petrea von Malchow. Sie saß in ihrem Gemach und feierte den Sonntagnachmittag nicht, sondern betrieb eine eigenthümliche Schreibarbeit. Eine um so verwunderlichere, als der Ausdruck ihrer Miene und dann und wann ein Kopfschütteln besagten, daß sie sich selbst über den Zweck und Nutzen ihres Thuns durchaus unklar sei. Aufgeschlagen neben ihr lag eine Bibel, und wie ein Kind, das zur Strafe eine Schulaufgabe nachholen muß, schrieb sie mit zierlicher Handschrift eine Anzahl hie und da roth angestrichener Verse aus dem zweiten Buche Samuelis auf ein weißes Blatt.

Nun regte sich einen Moment noch einmal etwas im Hause. Die Magd kam und zündete die Flurlampe an, dann ging sie in die Küche zurück und durch die Hinterthür derselben eilig und erregt in's Freie, dem Dorfplatz zu. Auf diesem standen in der beginnenden Mondnacht die Bewohner Ellernbrooks, Männer, Frauen und Kinder, in vielfachen Gruppen angesammelt. Die Luft war schwüler noch als am Tage und unbewegt, ab und zu flog fast ringsum am Horizont ein Leuchten auf, doch das Behaben der Dorfinsassen widersprach der Annahme, daß sie sich nur zum Genuß des Sonntagabends hier zusammengefunden. Sie sprachen nicht laut, eher offenbar mit absichtlich gedämpfter Stimme, aber die Anzahl derselben erzeugte trotzdem ein ununterbrochenes dumpfes Summen, das dem Geräusch einer fernen Wellenbrandung ähnelte. Hin und wieder horchte ein Ohr gespannt auf und ein Mund rief: „Da — hört!“ Ein anderer entgegnete: „Nein, es kam aus Westen — ein Donner —“ und die Zungen wurden wieder lebendig: „Es war blinder Lärm — sie kommen nicht hieher, der Tag ist vorbei. — Die Fledermäuse fangen mit der Nacht an zu fliegen. — Klang das nicht da hinunter wie eine Jahrmarktsorgel? — Eine Eule schrie, weiter nichts. Wohin wollt ihr?“

Ein nicht lauter, doch lang hinrollender Donner umlief in der That die Hälfte des Himmelsbogens, während die letzte Frage sich auf eine Bewegung bezog, welche die Menge allmälig ihren Platz verändern ließ. Es war kein Drängen und Schieben, das aus der Absicht von Einzelnen hervorging, doch ein langsames Vorwärtsfluten wie von unbewußter und trotzdem allgemeiner Uebereinstimmung erzeugt, das die angesammelten Köpfe vom Dorfplatz her der Straße zwischen der Kirchhofmauer und dem Pfarrhaus näherte.

Noch eine Weile, dann schlug im letzteren lang ausholend die alte Dielenuhr und Melchior Fleming hob aus seinem Brüten den Kopf und zählte ihre Schläge. Er bemerkte erst jetzt, daß es lichtlose Nacht um ihn geworden war, der Mond fiel nicht auf sein Fenster, nur ein matter Schimmer hob die Rouleaux von der Wand ab. Der Pastor stand auf und trat in den Flur hinaus. Sein Gesicht war bleich und trug die Spuren lang angedauerten wechselvollen Kampfes; bei dem ersten Lichtstrahl, mit dem die Lampe seine Augen traf, schlossen sich dieselben geblendet mit krampfhaftem Zucken. Doch nun begab er sich in's Wohnzimmer hinüber; es sah ihn dunkel und lautlos an, und er rief: „Helene!“ Keine Antwort erfolgte, ebenfalls nicht, wie er den Ruf in der Küche wiederholte. Auch nicht, als er die Namen der Magd und des Knechtes rief. Alles blieb still, und über sein Gesicht ging ein Ausdruck, als ob er vor dem Klang seiner eigenen Stimme, dem Wiederhall, mit dem sie durch das öde Haus lief, erschrecke.

Doch wie er den Fuß auf die unterste Stufe der Treppe setzte, um hinaufzusteigen, kam ihm ein Ton von Oben entgegen, und einige Sekunden später tauchte der Kopf Petrea's vor ihm auf. Sie hielt, als sie seiner ansichtig ward, unwillkürlich zögernd den Fuß an, wie wenn ihr einen Moment der Muth für etwas entfalle; dann kam sie herab, mit einem zusammengerollten Blatt spielend, das sie in der Hand trug.

„Wo ist Helene?“ fragte der Pastor, rasch auf sie zutretend.

Sie zuckte die Achsel. „Ich weiß es nicht, habe sie seit heut Vormittag nicht gesehen.“

„Und Eugen?“

„Ihn auch nicht.“

Mechanisch hob sie horchend den Kopf; vor dem Hause von der Straße her klangen Stimmen und einzelne Rufe auf, doch Fleming vernahm sie nicht. Er blickte das Mädchen eigenthümlich, wie mit einem prüfenden Mißtrauen an und versetzte:

„Du hast sie nicht gesehen? Was heißt das? Wo sind sie? Und weßhalb bist Du nicht bei ihnen? Weßhalb bist Du hier und kommst gerade jetzt, als ob Du —“

Er sprach nicht aus, doch sein Gesicht ergänzte die Worte: „Als ob Du zu horchen, zu lauern, nach etwas zu spioniren trachtetest —“

Ihr Blick wich, wie von der unausgesprochenen Anklage getroffen, scheu an ihm vorüber. „Ich?“ erwiederte sie und ihre Stimme suchte nach Unbefangenheit des Tons — „ich wollte Ihnen die Arbeit, die Herr Hainbuch mir aufgegeben —“

Sie stockte, nur ihre Hand hob unschlüssig die Papierrolle in die Höhe, auf die der Pastor kaum hinsah. Allein dann wiederholte er gedankenverwirrt: „Hainbuch — was soll das?“ Und er griff plötzlich nach dem Blatt, rollte dasselbe, an die Lampe tretend, auf und las:

„Und es begab sich, daß David um den Abend aufstand von seinem Lager und ging auf dem Dach des Königshauses, und sahe vom Dache ein Weib und das Weib war sehr schöner Gestalt.

„Und David sandte hin und ließ nach dem Weibe fragen und sagen: Ist das nicht Bathseba, die Tochter Eliam's, das Weib Uria's, des Hethiters?

„Und des Morgens schrieb David einen Brief an Joas und sandte ihn durch Uria.

„Er schrieb aber also in dem Brief: Stellet Uria an den Streit, da er am härtesten ist, und wendet euch hinter ihm ab, daß er erschlagen werde und sterbe.

„Und da Uria's Weib hörete, daß ihr Mann Uria todt war, trug sie Leide um ihren Hauswirth.

„Da sie aber ausgetrauert hatte, sandte David hin und ließ sie in sein Haus holen, und sie ward sein

Weib und gebar ihm einen Sohn. Aber die That gefiel dem Herrn übel, die David that."

Melchior Fleming hatte das Blatt mit irrem Blick überflogen, draußen auf der Straße mehrte sich das Getöse, eine Stimme rief aus der Ferne und eine andere wiederholte dicht vor der Thür des Pfarrhauses: „Sie kommen!" aber der Pastor hörte es nicht. Er war an Petrea zurückgetreten, hob ihr die Schrift entgegen und fragte mit unterdrückt bebendem Ton: „Was soll das?"

„Ich weiß es nicht."

„Du weißt auch das nicht? Du, die es geschrieben? Was willst — was weißt Du?"

Er faßte hart, mit drohender Geberde ihren Oberarm. Doch die vorherige Verzagtheit war aus ihrer Miene gewichen, sie richtete sich, seine Hand von sich losmachend, stolz auf und versetzte: „Ich weiß, daß ich nicht lüge und daß ich mich nicht strafen lasse —"

„Du, die sich zu einem Werkzeug der Lüge — eine giftige Schlange, die ich in's Haus genommen —"

Die Besinnung hatte ihn verlassen, er griff wieder nach ihrer Schulter, hielt sie gewaltsam und stieß hervor: „Weßhalb schriebst Du das? Was weißt Du?"

„Daß ich nicht auf bösen Wegen gehe!"

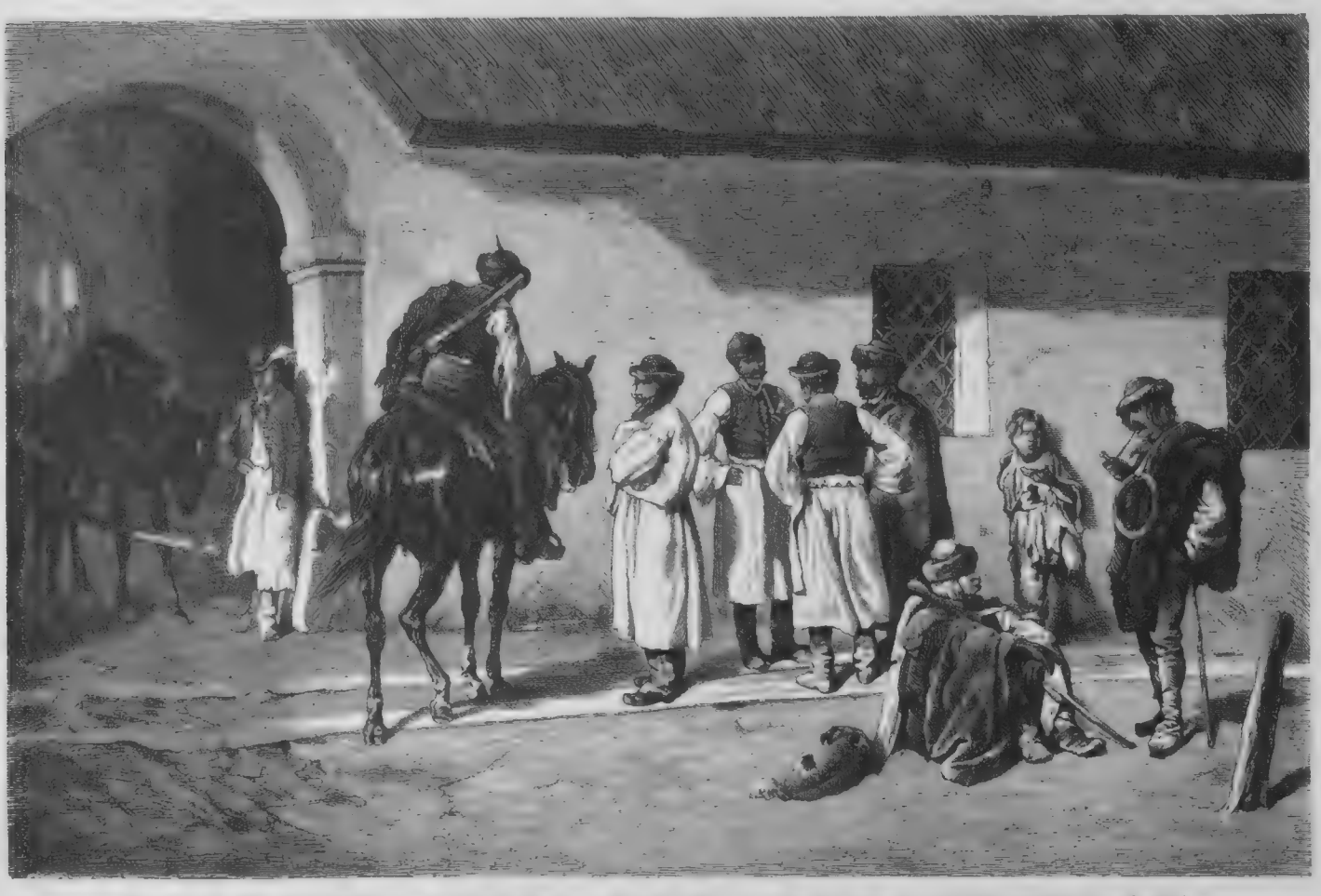
Sie wußte selbst nicht, was sie sprach, doch sie hatte einen Nachdruck auf das zweite Wort gelegt, der ihn starr einen Moment ihr in's Gesicht blicken ließ, ehe er erwiederte: „Du nicht? Wer denn? Du nicht —? Gib Antwort auf meine Frage, oder ich spreche ein Wort, das Dich in die Nacht hinaus, mit Schimpf und Schande aus meinem Hause jagt! Wo ist Helene, wo sind die Anderen? Weßhalb sind sie nicht hier — Du allein? Was hast Du, habt ihr Beide mit ihnen —?"

Aber sein Drohen verstärkte den Muth und Trotz des Mädchens, das mit flammender Stirn entgegnete: „Was geht es mich an? Wenn sie fort sind, werden sie wissen, warum sie dieß Haus verlassen haben, wie Herr Hainbuch es gewußt. Er hat mir aufgetragen, Ihnen dieß Blatt heut Abend zu geben, weiter weiß ich nichts. Doch — ich weiß, daß Sie mich nicht fortzuschicken brauchen, daß ich von selbst gehe, es ohne Sie gethan hätte. Ich weiß, daß Sie nach einem Grunde, einem Vorwand suchen, schon lange darnach gesucht haben, um das thun zu können, was Sie mir androhen —"

Die Worte sprudelten ihr über die Lippen, der Pastor strebte zitternd sich zu beherrschen, antwortete mit erzwungener Ruhe: „Und warum sollte ich das?"

„Weil mich eine Stimme hier vor Ihnen warnt — weil Sie mir ein Unrecht zufügen wollen — weil Ihre Augen sich vor mir fürchten!"

Die Schranke war umgestürzt, die von jeher schweigend zwischen Petrea von Malchow und Fleming bestanden, die Scheu gebrochen, und ihre Worte ergossen sich rückhaltslos darüber hin. Sie wußte nicht, wessen sie den Pastor anschuldigen solle, aber sie ließ den lang gebändigten Strom aus ihrer Brust hervorbrechen, sah herausfordernd, triumphirend, daß ihr Gegner unter der ihm entgegengeschleuderten Anklage zurückwankte. Doch nun stieß er beherrschungslos aus:



Vor einer ungarischen Schenke (Tanya). Gemälde von H. Lang. Nach einer Photographie im Verlag von Ferd. Finsterlin in München. (S. 326.)

„Fürchte meine Augen, Verworfene! Fort aus diesem Hause, in dieser Minute! Du willst es und die Welt soll es erfahren, daß meine Langmuth eine schamlose Dirne hier geduldet. Nach einem Vorwand sollte ich suchen, freches Geschöpf? Wagt Dein Blick, mir zu begegnen, zu leugnen, daß meine Augen Dich gesehen, wie Du Dich um Mitternacht aus dem Zimmer Eugen Römhold's geschlichen, um sündiger, schändlicher Liebschaft mit ihm —"

Die Augen Petrea's von Malchow zuckten zurück, als ob ein Blitz vor ihnen herabgezischt, doch in derselben Sekunde folgte ein verwirrender Donnerlaut nach. Von der Straße her wälzte es sich gegen die Thür des Hauses, riß sie auf und rief: „Sie kommen, sie sind da — wo ist der Herr Pastor?" und ein halbes Dutzend von Köpfen drängte gleichzeitig über die Schwelle. Melchior Fleming griff sich an die Stirn und sah ihnen irr entgegen: „Was habt, was wollt ihr von mir?"

Ein Durcheinander antwortete ihm: „Die Freiheitsmänner aus der Stadt! — Die Versucher, von denen Sie heut Morgen gepredigt, Herr Pastor! — Die Ruchlosen, vor denen Sie uns gewarnt. — Sie sollen uns führen, Herr Pastor, uns sagen, was wir zu thun haben! Sie sind der Diener Gottes, bei dem kein Fehl und Irrthum, kein Menschengelüst und Frevel ist! — Ihr Mund kann verdammen und gebieten — wenn Sie den Arm mit den Geboten des Herrn vom Sinai gegen die Versucher aufheben, folgen wir Alle Ihnen nach!"

Mechanisch that der Pastor das von den letzten Worten Verlangte, hob den Arm empor — durch die augenblickliche Stille klang südwärts von der Dorfstraße herauf der Ton einer Drehorgel, in deren Gedudel eine schrille Weiberstimme hinein sang:

„Und ein Frühling ist im Lande,
Wie die Welt noch keinen sah,
Und es springen alle Bande,
Und die Freiheit, sie ist da!"

Ein vielstimmiges „Hurrah!" überschrie, einfallend, den Gesang, und Fleming's Lippen öffneten sich: „Ich habe euch das Gebot Gottes —"

Doch plötzlich durchschnitt eine laute Stimme seine unsicheren Worte. Sprachlos, wie betäubt, hatte Petrea von Malchow gestanden, aus ihrem weiß erkalteten Gesicht war das Blut fortgewichen, aber dann hatte das Herz es ebenso gewaltsam zurückgeschleudert, hochglühend in die Schläfen, Wangen, Stirn, wie auffsprühende Feuerfunken in die flammenden Augen des Mädchens, das aus tödtlich verwundeter Brust hervorstieß:

„Er lügt! Seht ihn an! Das Gebot Gottes ist eine Schändung in seinem Munde — er ist ein Lügner, ein Ruchloser, ein Verbrecher, wie Keiner außer ihm! Er hat gesagt, ich könne seinen Blick nicht ertragen — seht ihn an, wer von uns Beiden ihn aushält! Seht ihn an, ob er seinen Arm gegen mich zu heben wagt — wenn es einen Gott im Himmel gibt, darf er es nicht!"

Nicht wie ein Mädchen, das im Herbst zuvor noch als ein halbes Kind erschienen, eine stolz aufgerichtete, von Scham, Zornesglut und Verachtung überloderte Jungfrau trat sie gegen Fleming hinan, auf dem alle

Blicke umher staunend, wie an sich selber zweifelnd, hafteten. Man sah, daß derselbe gewaltsam seine letzte Besinnung und Kraft zusammenraffte, er drehte den Kopf wider seine Anklägerin, wollte die Augen zu ihr emporschlagen, den Arm gegen sie aufheben, wollte antworten: „Sie lügt —“

Aber nach dem ersten Wort stockte ihm die Zunge und wie gelähmt fiel sein Arm herab. Ein wirklicher Blitzschlag, der erste, der die über den Mond aufdrängende schwüle Wolkenmasse durchbrach, überzuckte mit grellem Schwefellicht die Gesichter umher, ein knatternder Donner schlug drein, und zurückbebend sahen die Augen Melchior Fleming's irr-verstört, mit einem geisterhaften Schein aus blutlosen Höhlen hervor. Das Wort: „Sie —“ zitterte noch auf seinen Lippen, doch er vollendete es nicht, wie er gewollt, er stammelte:

„Sie — spricht wahr — ich habe euch Lüge gepredigt — euer Pastor war der größte Sünder unter euch — ein Heuchler und ein Ruchloser, der Gottes Gebot gebrochen. Folgt nicht mir, den Gott verworfen hat, denn wäre er barmherzig gewesen, hätte sein Blitz mich getroffen —“

Er stürzte in's Dunkel des Hausflurs zurück, durch die Hinterthür in's Freie hinaus. Betäubt, als ob sie der Blitz getroffen, starrten die Hörer drein — durch die Lautlosigkeit, die den Worten des Pfarrers gefolgt, tönte es nur kreischend näher von der Straße herauf:

„Und die Freiheit, sie ist da!“ — — —

Auch in dem schweigsamen Schloßgemach von Malchow, in welchem Ottmar Hainbuch sich an den Tisch gesetzt, war die Sonne lang fortgeschwunden, die graue Dämmerung gekommen, doch er saß noch unbeweglich wie zuvor in dem Sessel, den Hertha von Malchow verlassen, blickte auf die letzte beschriebene Seite des vor ihm aufgeschlagenen Buches nieder. Zwielichtsdunkel lag darüber wie an jenem Abend, als die Hand der

Militärische Räthsel.

Originalzeichnungen von H. Thiel.

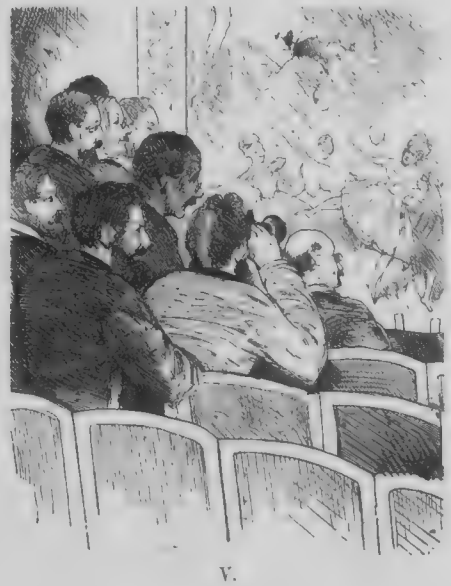
(Auflösungen nächste Nummer.)

I.

II.

III.

IV.



V.

VI.

Fortsetzerin der Chronik des Malchow'schen Hauses, noch einmal an den Tisch zurückkehrend, ihrem Bericht hastig ein paar Worte nachgefügt hatte, und selbst die große Schrift derselben war nicht mehr sichtbar. Aber vor Hainbuch's Augen standen sie Zug um Zug überall, wohin sein Blick ging, in ihrer seltsamen, verworrenen Deutlichkeit sich dem letzten Satze anschließend:

„Ihre Mutter war Hertha von Malchow, ihr Vater — Ottmar Hainbuch.“

Von dem Himmelbett her kam ein ruhig-gleichmäßiger Athemzug, doch aus der Brust des Wachenden rang es sich schwer und langsam, dann und wann wie ein dumpfes Stöhnen herauf. Er hatte die Gegenwart um sich her vergessen, saß in einem Traum, der ihn mit bleiernem Alpdruck belastete. Nur einmal klang es aus seinem Munde: „Elsabe? — Unmöglich —“ doch seine Gedanken ließen ihm keine Rast, an irgend einem Punkt zu verweilen, trieben, von jedem Herzschlag aufgescheucht, weiter, zurück in die nebelumwogte, blitzdurchrissene Ferne.

Wohl eine Stunde war gegangen, seitdem ihm das Buch aus der Hand gesunken, und, ohne daß er es wahrgenommen, die Dämmerung um ihn wieder gewichen, das Zimmer auf's Neue fast wie von taghellem Schein durchflossen. Mit breiter Strahlengarbe fiel der niedersteigende volle Mond durch das offene Fenster, schritt mälig immer weiter über den Boden, an Tisch und Wand empor. Aber sein Licht glitt machtlos an dem von Erinnerungsschauern Ueberwältigten ab, rief ihn nicht in das Bewußtwerden der Gegenwart wach.

Nur jetzt hob Ottmar Hainbuch's Stirn sich traumverloren auf. Ein leiser Ton war durch den lautlosen Raum erklungen, und er sah mechanisch in die Richtung, wo die glänzende Mondbahn an die grüne Seidendecke des Bettes hinangetreten und an der weißen Hand, dem Arm der bewußtlosen Schläferin emporstieg. Nicht in Wirklichkeit, wie ein Bild der Phantasie nur erschien

auch dieß ihm, doch als eines, das sich langsam veränderte, denn eine Unruhe begann sichtbar durch die Glieder der bisher reglosen Gestalt zu gehen, ihre Brust athmete heftiger, die Finger ihrer Hand schlossen sich auf und zu und eine wallende Bewegung hob und senkte den Körper. Wie im Kampf mit einer unsichtbaren Kraft, ringend, doch vergeblich, wider eine Uebermacht. —

Plötzlich fiel es von Hainbuch's Augen, trug das vollerwachte Gedächtniß ihn in die Wirklichkeit zurück. Zoll um Zoll richteten Helene Fleming's Kopf und Brust sich auf ihrem Lager in die Höhe — wohl eine Minute verging, ehe ihr Leib, ihre Füße in gleichmäßig anwachsender Bewegung nachfolgten, dann stand sie wie eine aufgerichtete Marmorgestalt da. Auch gleich einer solchen augenlos, mit festgeschlossenen Lidern, doch nicht unbeweglich wie ein Steinbild, denn ihre Hände leicht vorstreckend, schritt sie langsam-sichern Fußes dem durch's Fenster hereinwogenden Glanzlicht entgegen.

Hainbuch war, sich auf den Tischrand stützend, vom Sessel aufgefahren. Er blickte sie starr an, und zwiefach schoß es durch sein Gehirn. Eine Erkenntniß seiner Augen: Das goldhelle Haar war von dem Haupt des Mädchens verschwunden und deckte, wie früher die seltsame vereinzelte Locke, Schläfen, Scheitel und Stirn mit gleichmäßigem Grau. Aber wie ein Blitz überflammte diese Wahrnehmung seines Gesichts eine andere Erkenntniß seines Verstandes, seiner Seele, seines Herzens: Helene Fleming war eine Nachtwandlerin, die der Vollmond bewußt- und willenlos vom Bett emporrief.

Doch mit dem in einer Stunde ergrauten Haare märchenartig schöner, bildgleicher denn je, wie sie in dem rinnenden Glanzgewebe Schritt um Schritt sich dem Fenster näherte. Ein Zauber hielt ihn, sie reglos anzublicken — dann schoß ihm ein plötzlicher Schreck durch alle Sinne. Sie hob den Fuß an das niedrige Sims des Fensters, und er stürzte auf sie zu, umschlang ihren schon halb über die Tiefe vorgebeugten Leib und rief: „Helene —!"

Ein Schauer durchrüttelte ihre Gestalt vom Haupt bis zum Fuß, ihre Lider flogen mit angstvoll-flehendem Blick weit auf, sie stieß einen Schrei aus und fiel besinnungslos in seine Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Seemann.

Marine-Nachtstück

von

Gerhard von Amyntor.

(Nachdruck verboten.)

„Was war das? horch'! Weh unserm Schiff!
Zerschmettert uns ein Felsenriff?"

Es stürzt aus seinem Kartenhaus
Der Kapitän. Gott, welch' ein Graus!
Leck liegt der Dampfer, der so flott
Das Meer gepflügt, — ein Wellenspott!

Im dichten Nebel jählings flammte
Ein grünes, dann ein rothes Licht —
Und schon erscholl der Stoß; es rammte
Mit erzzermalmendem Gewicht
Ein Segelschiff des Dampfers Flanke.

Flugs zur Kommandobrücke eilt
Der Kapitän; nicht ein Gedanke
An eig'ne Rettung aus Gefahr
Erfüllt den Braven — fest und klar
Sein Wort den Wust und Lärm zertheilt.
Zur Ruhe und Besonnenheit
Ermahnt er die bestürzten Leute:
Und sie genügen ihrer Pflicht;
Gefräßig heult der Wogen Meute,
Doch deutsche Art vergißt sich nicht.

„Die Boote flott!" Wie fürchterlich
Ertönt der Ruf. Es drängen sich
Entsetzensbleich die Passagiere;
Daß Keiner seinen Schatz verliere,
Sei's Weib und Kind, sei's Geld und Gut,
Entsteht ein Laufen, Haschen, Schreien;
Und wirr und bunt, zu Zweien, Dreien
Auf einmal, schießt der Menschen Flut
Hernieder in das schwanke Boot —
„Stoßt ab! Fort, fort! Hier droht uns Tod!" —

Der erste Ingenieur erscheint
Auf Deck und meldet fahler Wange,
Der Dampf sei abgestellt; noch lange —
Fügt er hinzu — wird's dauern kaum,
Denn schon steigt im Maschinenraum
Das Wasser hoch. Der Kapitän
Dankt ernst und stumm; und Jener geht,
Sich auch nach Hülfe umzuseh'n.

Dort auf dem Spardeck rüstig steht
Der erste Offizier; er schneidet
Die Rettungsgürtel los und theilt
Sie redlich aus. Wie man sich eilt!
Wie man sich am Besitze weidet
Der armen, zweifelhaften Dinger!
Und doch mit schreckensstarrem Finger
Schnallt man die Gürtel um und schauert,
Denn ungewiß erscheint das Loos
Des salz'gen Bads, in dessen Schooß
Wohl Qual nur und Verderben lauert.

Was zögern jene armen Frauen,
Dem kleinen Boot sich zu vertrauen?
Hier gibt's doch kein Bedenken mehr!
Sie möchten, ach wie gern, sich retten,
Und doch mit unsichtbaren Ketten
Bannt sie die Furcht vorm Sturz in's Meer.
Der Kapitän verläßt die Brücke —
Das Kommandiren hat ein End'; —
Bald siegt des Meeres grimme Tücke,
Bald wird das nasse Element
Das Schiff verschlingen. „Auf! Ihr Damen!
Das Boot ist fort; doch ist's noch nah!
Springt über Bord in Gottes Namen!
Man fischt euch auf, wenn man euch sah!"

Vergebens sucht der Held dem Tod
Die zagen Opfer zu entreißen;
Wie er beredt sich mag befleißen,
Die Frauen zaudern; denn der Noth
Trotzt **duldend** nur ein Weib; zum **Handeln**
Fehlt meist der Muth — den steilen Pfad
Der schnell erwog'nen, kühnen **That**
Entschließt sich nur der Mann zu wandeln.

„Hier, Kapitän, kommt hier herab!
Was säumt Ihr noch? Das Lied ist aus!
Ihr habt doch Weib und Kind zu Haus!
So kommt und flieht das off'ne Grab!"

Wahrhaftig! Dort im letzten Boot
Harrt noch der erste Offizier!
„Nun, Frauen, hat es keine Noth!
Hier, Kamerad! nehmt **diese** hier!"

Gewaltsam zwingt er sie hinab —
„Gott mit euch! Fort! Stoßt ab! stoßt ab!" —

Wohl zuckt es durch des Braven Herz,
Wie nun das letzte Boot verschwindet.
Ahnt sie zu Hause seinen Schmerz?
Wer fühlt die Qual ihm nach? Wer windet
Dereinst des Siegers Lorbeerkranz
Für ihn, der selber sich bezwungen?
Ist's nicht ein Ende ohne Glanz?
Den Aermsten hat das Meer verschlungen —
So wird man sagen. Doch wer kündet,
Daß er als Held den Tod **gewählt**?
Wie einer Feste Kommandant,
In ungebroch'nem Widerstand
Zum äußersten Entschluß gestählt,
Den Pulverthurm zuletzt entzündet
Und lieber in die Luft sich sprengt,
Als seines Königs Banner senkt:
So will er bis zum letzten Hauche
Dem Meere trutzen, seinem Feind;
Nach altem deutschem Seemannsbrauche
Nur sterben mit dem Schiff vereint.

„Sieh' da! Mein zweiter Offizier!
Seid Ihr noch da? Was wollt Ihr hier?
Springt über Bord! Es schont die Flut
Wohl Euer junges, edles Blut!
Erbarmen kennt wohl auch das Meer:
Es rettet Euch ein Ungefähr.
Nur sputet Euch! Bald sinkt das Wrack —
O fürchtet diesen Augenblick!
Betäubend wie ein Donnerschlag
Schließt sich die Flut, und was sie faßte,
Gibt lebend sie nicht mehr zurück;
Sie bricht wie Glas die stärksten Maste!
Verloren seid Ihr, auf mein Wort!
Seht dorten! über's Wasser ragt
Das Bord nur noch zwei Fuß hoch! Fort!"

„Von meinem alten Kapitän
Mag ich nicht scheiden!" — unverzagt
Der And're spricht. Der schönste Schmuck
Ist doch die Treue! Beide seh'n
Sich fest in's Aug' — ein Händedruck,
Ein kräftiger nach Seemannsart —
Und Schweigen herrscht; — nur in den Bart
Perlt Jedem heimlich eine Thräne.

Und näher rückt das End', und dichter
Sinkt Nacht und Nebel auf die Szene.
Horch'! wie das zischt! welch' bunte Lichter!
Es brennt der dritte Offizier
Noch immer Nothsignale ab;
Mit einem Fuße schon im Grab,
Wird er nicht müd, in's Luftrevier
Die Feuerzeichen zu entsenden.
Nicht thut er's um der Hoffnung willen —
Das Schicksal läßt sich nicht mehr wenden —
Doch will er seine Pflicht erfüllen.

„Jetzt, Kapitän! nun ist es aus!"
Und mit der Hand nach vorne deutet
Der zweite Offizier. O Graus!
Ein Stück des Dampfers ist erbeutet!
Verschlungen hat des Meeres Rachen
Das Vorderschiff; — ein Ruck, ein Krach'n —
Da war es um den Bug geschehn —
Er taucht auf Nimmerwiederseh'n!
Wildjauchzend wogt der Wasserschwall;
Es feiern wutherregt die Wellen
Den ersten Sieg mit Donnerschall,
Daß ihre Kämme jäh zerschellen.

Und nun — der Augenblick ist da!
Naturgesetz kennt kein Erbarmen:
Der Dampfer ist dem Sinken nah.
Der Ozean mit off'nen Armen
Drückt seine Beute an die Brust
Und jubelt auf in toller Lust.
Es spaltet sich ein tiefer Schlund —
Hinab! hinab! — was Menschenhand
Gebildet, nimmer hat's Bestand —
Der Dampfer birst in seinen Fugen,
Und Alles, was die Planken trugen,
Kopfüber schießt es, kunterbunt,
Ein Spiel des Wirbels in die Wasser.
Der grimmste aller Menschenhasser
Ist der Gigant, der Ozean:
Was raubthiergleich mit scharfem Zahn
Er in des Hungers Brunst erfaßt,
Zermalmt er mit dem Riesenkiefer
In kannibalisch-gieriger Hast;
Und bricht sein Opfer nicht in Stücken,
Dann zieht er's listig immer tiefer
In Nacht hinab, es zu — ersticken.

Ein Strudel reißt den Kapitän
In übermächt'gem Umschwung nieder;
Der Katarakt lähmt seine Glieder;
Die Augen helle Funken seh'n.
Er hört sein eig'nes Grabgeläut
Als wie von hundert nahen Glocken;
Doch eh' ihm noch die Pulse stocken,
Ein Wunder seinem Geist sich beut.
Die stets ihm wesenhaft erschien,
Als eine Macht, die löst und bindet,
Die **Zeit** verblaßt ihm wie ein Spuk,
Der bei dem Schrei des Hahnes schwindet.
Zeit ist ein selbsterzeugter **Trug**,
Die tollste aller Phantasien,
Die seinen Sinn bisher genarrt:
Es gibt nur **eine** Gegenwart.
Der Zeiten **Wechsel**, den er **scharf**
So oft berechnet, ist vergangen;
Zeit ist ein Schein, den wahnbefangen
Er selber auf die **Dinge** warf.
Zeit ist nicht mehr. Der Seemann sieht
Mit **einem** Blick sein ganzes Leben;
Vor seinem innern Auge schweben
Gestalten der Vergangenheit;
Was sich vor Jahren hat begeben,
Sein Thun und Leiden, Hoffen, Streben,
In nie geahnter Deutlichkeit
Ersteht es ihm. Die Mutter lacht
Ihm wieder wie in fernen Tagen;
Der Vater sorgend ihn bewacht;
Er sieht der Jugend Spielgefährten,
Die Männer auch, die ihn belehrten;
Und was ihn je mit Lust und Zagen
Erfüllte, er durchlebt's nochmal.
Da steht im Schmuck der frischen Myrte
Vor ihm das Mädchen seiner Wahl;
Er drückt wie einst die hold Verwirrte
Beseligt an das Seemannsherz;
Der Schleier wallt von reichen Locken,
Und mit dem Klang der Hochzeitsglocken
Gebete steigen himmelwärts.
Die Theure, die, ein zartes Reis,
Sich um den Säulenschaft geschlungen,
War doch der schönste, höchste Preis,
Den er sich kämpfend hat errungen!
Wie hat er stets so gern geprunkt
Mit seiner Liebe vollem Glücke!
Auch jetzt sieht er als Mittelpunkt
In seines Lebens reichem Bilde
Sein Weib, umstrahlt von Huld und Milde.
So wird ihm auf der kurzen Brücke,
Die er betrat zur Ewigkeit,
Ein Auszug der Vergangenheit;
Er ist entrückt der Welt des Scheins;
Verathmend wird er Zeitgebieter;
In **einem** Ueberblicke sieht er
Den Inhalt seines ganzen Seins.

Doch tiefer reißen ihn die Wasser;
Die geistigen Bilder werden blasser —
Er bangt nach Licht — er ringt nach Luft; —
Mein Weib! wie wirst du's überwinden? —
Sein Herz erstarrt — die Sinne schwinden —
Wird wohl das Meer des Braven Gruft?

Verloren scheint er; doch die Wogen
Rückströmend tragen ihn empor.
Sein Heldenmuth ward nicht betrogen:
Tief athmet er; den dichten Flor
Des triefenden Gelocks vorm Auge
Zertheilt die Hand; er späht umher,
Ob etwas ihm als Stütze tauge
Bei seiner Schwimmfahrt in dem Meer.
Der Nebel hat sich zwar verzogen;
Doch Oede herrscht und Mitternacht:
Vom regenschweren Himmelsbogen
Kein Sternlein glückverheißend lacht.
Auf's blinde Ungefähr sucht tastend
Nach Trümmerstücken er und greift

Zwei Planken sich, auf denen rastend
Er weiter in der Strömung schweift.
Und nun erwacht ihm heiße Lust
Zu neuem Leben; denn in Treue
Bot er dem Feind die volle Brust —
Jetzt darf er leben ohne Reue.
Sein Schiff versank; er blieb in Ehren
Auf seinem Wrack in Noth und Tod:
An sich zu denken, darf ihm wehren
Fortan kein fremdes Machtgebot.

„Herr, hilf mir! Tief lag ich gebettet —
Mich trug empor dein Wort allein!
Hast du mich wunderbar errettet,
Nur zu verlängern meine Pein?"

So betet er, und seinen Blick
Sucht in dem Dämmer er zu weiten;
Sein Sehnerv schmerzt; doch will das Glück
Ihm nirgends noch die Arme breiten.
Es schleppt Minute nach Minute
Bleischweren Gangs sich qualvoll hin —
Die Wärme schwindet seinem Blute —
Ermatten fühlt er Herz und Sinn.
Und namenlose Angst erfaßt
Den braven Mann, der nie gezittert:

„Herr, der du Wunderkräfte hast,
Laß meinen Glauben unerschüttert!
An mir ist wahrlich nichts gelegen —
Ein Seemann ist bereit zu sterben —
Doch meines armen Weibes wegen
Errette, Gott, mich vom Verderben!"

Er kämpft den zweiten Todeskampf
In einer einz'gen Schreckensnacht;
Nach seinem Herzen giert der Krampf —
Sein Arm erlahmt — — bald ist's vollbracht.

Da — wenn ein Wahngebilde nicht
Des Schwimmers Sinn gefangen hält —
Am Horizonte flimmert Licht!
Ein Schiff! ein Schiff! Noch einmal fällt,
Dem Funken gleich, der todten Zunder
Erglühen macht, ein Hoffnungsstrahl
In seine Nacht — „Du, Gott der Wunder,
Barmherzig wende meine Qual!"

Auf's Neu' beflügelt sich der Takt
Des matten Pulses; neu im Blicke
Glänzt Leben, und der Schwimmer packt
Mit neuer Kraft die Trümmerstücke.

„O richte, Herr, des Schiffes Lauf
In meine Nähe! — Wahrlich! sieh'! —
Ist's nicht ein Spiel der Phantasie? —
Der Dampfer naht sich mir!" — Glück auf!
Das Schiff wird größer; lauter stöhnt
Und ächzt der Schlot — wie Engelzungen
Der Lärm dem Kapitän ertönt —
„Jetzt, o mein Gott, gib Kraft den Lungen!"

Sein Hülferufschrei durchgellt die Nacht
So markerschütternd, daß die Wacht
Des Schiffs ihn hören muß; er lauscht
In Todesbangen einem Zeichen —
Doch seiner Hoffnung Sterne bleichen —
Der Dampfer schon vorüber rauscht.

Und noch einmal und noch einmal
Zerschneidet messerscharf die Stille
Sein Hülferuf — dahingerafft
Ist seiner Stimme letzte Kraft —
So oder so ist aus die Qual — —
„Auch jetzt, o Herr, geschehʼ dein Wille!"

Da, horch'! „Hoiho!" Was war das? Setzt
Ein Boot man aus? Blickʼ muthig auf!
Der Dampfer hemmt den raschen Lauf!
Es siegt dein Glaube unverletzt.
Gesegnet sei der neue Tag!
Denn rhythmisch plätschert Ruderschlag
Und nähert sich dem Kapitän.
Jetzt, Herz, sei fest, daß dich nicht tödte
Der Ueberschwang der Seligkeit!
Nun gibt es noch ein Wiedersehʼn
Mit ihr daheim! Die Morgenröthe
Entflammt sich einer neuen Zeit.

„Hoiho! Paßt auf! Geht uns die Hand!
So! das ist gut! so wird's gelingen!"
Zwei rüstige Gesellen schwingen
Den starren Kapitän gewandt
In's Boot; und wie auf festem Boden
Er nun geborgen ruht, da schwebt
Vor ihm das Bild der theuren Einen —
Er athmet auf — er seufzt — er bebt —
Er möchte lachen, möchte weinen —
Die Glieder lösen sich vom Krampf —
Sein Sinn geht irr — was er durchlebt,
Die Schrecken all', der Todeskampf,
Ist's mehr denn als ein Traum gewesen?
Er schwindelt — Schwäche weht ihn an —
Und daß er möge ganz genesen,
Hüllt Ohnmacht ein den braven Mann. —

* * *

Es war just um die Weihnachtszeit —
Manch' einsam Herz trug schweres Leid —
Da breitete im schlichten Haus
Ein deutsches Weib die Arme aus.

„Geliebter, du? Dem Herrn sei Dank!
Ich war vor Angst und Sehnsucht krank."

„Ich bin's, mein Weib! mein Stern! mein Glück!
Arm kehr' ich und doch reich zurück.
Mein Schiff versank! Die Passagiere —
Und meine tapfern Offiziere —
Dahin! dahin! — — und dennoch that
Dein Gatte voll die schwere Pflicht
Bis in den Tod; vom heiligen Pfad
Der Seemannsehre wich er nicht.
So steht ein armer Mann vor dir;
Und doch im Herzen birgt er hier
Den reichsten Schatz: ein gut Gewissen!
Gern beug' ich den Erfordernissen
Mich des Verhörs; der Spruch der Richter
Bedroht nur memmisches Gelichter; —
Mein Ruf ist rein, mein Name blank;
Ich stehe aufrecht, frei und frank!
Nicht brauchst du meiner dich zu schämen:
Die Ehre wird mir Keiner nehmen!"

Da feuchten helle Freudenzähren
Der Gattin Wange: „Habe Dank!
Ich wußt' es längst: nur reich an Ehren
Kehrst du zurück — sonst hieltest du
Bei deinem Schiff die ewige Ruh!"

Und Beide stehen fest verschlungen —
Sie sind sich doppelt lieb und werth; —
Es ist am heimatlichen Herd
Der Schreckensnachthall bald verklungen.
Es hegt und pflegt den Kapitän
Die Frau mit bräutlich neuer Lust;
Stolz darf zu ihm empor sie seh'n —
Sie ist sich seines Werths bewußt.
Und an der Gattin hohem Herzen,
In seines Hauses reicher Welt,
Gesundet der geprüfte Held;
Und in dem Glanz der Weihnachtskerzen
Gewinnt er Kraft zu neuer Fahrt. —
Gott segne solche deutsche Art!

Bilder aus Madrid.

Von

Meta Wellmer.

Im letzten Jahre haben die Nachrichten aus dem schönen spanischen Sonnenlande mehreremal in ungewöhnlicher Weise die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Seit länger als einem Menschenalter ist man gewöhnt, aus Spanien nur Berichte über die dort wüthenden Bürgerkriege und Revolutionen zu erhalten. Es berührte uns daher sympathischer, in den Zeitungen zu lesen, daß der junge Bourbonenkönig, welcher gegenwärtig den spanischen Thron einnimmt, sich so friedlich und gesichert im Madrider Königsschlosse fühlt, daß er eine Königin in dasselbe eingeführt und an ihrer Seite seinen Stamm und seine Dynastie fortblühen zu sehen hoffe. Schien auch der bei diesen Hochzeitsfeierlichkeiten in Szene gesetzte Pomp und Luxus fast etwas zu groß für die nichts weniger als brillante Lage der spanischen Finanzen, so liest man dennoch immer lieber Hochzeits- als Kriegsberichte, und mag erstere auch noch so glänzend und kostspielig gefeiert werden, so kostet sie doch nicht so viel Geld und besonders nicht noch viel Kostbareres als Geld, nämlich das Leben und Glück der Menschen, wie es in einem Tage, in wenigen Stunden auf Schlachtfeldern geopfert wird und zu Grunde geht.

Freudig und glücklich, die Brust geschwellt voll hochgehender Lebenshoffnungen, mag das junge Königspaar, dessen Jahre zusammenaddirt noch nicht die Zahl vierzig erreichten, unter dem wolkenlosen, tiefblauen Himmel Madrids in den prächtigen Königspalast eingezogen sein. Die wahre, gegenseitige Neigung, Verstand und Herzensbildung der beiden jungen Ehegatten schienen die Bürgschaft eines dauernderen Familienglückes zu geben, als gewöhnlich auf Thronen gefunden wird; — doch nach wenig Monden waren diese Hoffnungen zu Grabe getragen, diese Glücksträume geendigt, vernichtet, und die Nachricht von dem Tode der jungen Königin Mercedes, Ende Juni, war die zweite, alle europäischen Zeitungsleser interessirende Nachricht, welche im letzten Jahre über die Pyrenäen herüberdrang.

Nur fünf Monate lang hat diese Ehe gewährt. Der ernste Palast des Escorial birgt einstweilen die irdischen Ueberreste der Königin Mercedes, bis der traurige einundzwanzigjährige königliche Wittwer ihr von den verkauften Diamanten seiner Mutter eine Kirche zum Grabmal und Andenken wird errichten lassen.

Ein drittes Mal ward die öffentliche Aufmerksamkeit für einige Tage nach Spanien gelenkt, als ein paar Wochen später die Kunde von dem Tode Donna Christinens, der Großmutter des jetzt regierenden Königs Alphons XII. von Spanien, und der Mutter seiner Mutter, der Exkönigin Isabella II., eintraf.

Mit dieser neapolitanischen Christina, vierten Gemahlin des Königs Ferdinand VII. von Spanien, der 1833 starb, wird ein Blatt blutgetränkter spanischer Geschichte, hoffentlich auf Nimmerwiedersehen, für das spanische Volk umgewendet und gleichfalls zu Grabe getragen.

Wie viel Blut floß für diesen Namen! Welche Summen von Lebensglück und Frieden zerstörten die Christinos den Karlisten und die Karlisten den Christinos! Es scheint uns einfachen bürgerlichen, weiblichen Seelen unglaublich, ja schreckhaft verantwortungsreich, daß eine Frau es sehen und ertragen kann, wie ihretwegen auf Schlachtfeldern gemordet, wie blühende Landstriche ihretwegen verödet, Städte und Dörfer zerstört, verbrannt, geplündert, wie unzählige Flüche auf ihr Haupt vom Himmel herabgerufen werden, wie ihr die Schuld an namenlosem Elend, an Thränen und Qualen ohne Zahl beigemessen wird.

Und doch war Christine ihrem zweiten, selbstgewählten Gemahl eine liebende Gattin, ihren zahlreichen Kindern eine zärtliche, sorgsame Mutter . . .

Und noch einmal sprach man von Spanien, als der epidemisch gewordene Königsmord die Waffe gegen das Haupt des Landes lenkte. Doch lassen wir die leidige, traurige Politik und sehen wir uns Madrid an, wie es sich dem unbefangenen und nicht dem von Parteileidenschaften getrübten Blick in der Gegenwart darstellt.

Madrid ist eine neue, eine moderne Stadt, welcher der historische Hintergrund, die reiche Vergangenheit und die Denkmäler der alten spanischen Städte, wie z. B. Toledo, Sevilla, Granada, Valladolid, Burgos, fehlen. Erst Kaiser Karl V. erhob sie vor etwa 350 Jahren zu seiner Residenz, angeblich weil die scharfe Luft der Hochebene, auf welcher Madrid liegt, seinem schlaffen vlämischen Naturell zusagte und ihn die Gicht dort seltener plagte als anderswo. In Spanien selbst genießt indeß das Madrider Klima, eben dieser scharfen Winde wegen, keines guten Rufes; man sagt, dasselbe sei Hals- und Lungenaffektionen günstig, und es kursiren Verslein, in welchen sich Spott und Unmuth über dieß schlechte Klima Luft machen. Für uns arme Nordländer indeß, die wir an ganz andere „schauerliche Mailüfterl" gewöhnt sind, die wir wissen und fühlen, daß unser Sommer eigentlich nur „ein grünangestrichener Winter" ist, wir finden das Madrider Klima, seinen wolkenlosen, tiefblauen Himmel, seine strahlende Sonne: wundervoll, himmlisch und jedenfalls „besser als seinen Ruf".

Die für ein südliches Klima unpassende Lebensweise der höheren Klassen der Madrider Gesellschaft, in denen man viel Fleischspeisen, Thee, Kaffee, Wein und Liqueure genießt und die Nacht zum Tage macht, mag in denselben viele Krankheiten und chronisches Siechthum erzeugen. Das frugal und naturgemäßer lebende spanische Volk beklagt sich nicht über die Ungunst des Klimas, und die robusten Persönlichkeiten, welche man in den unteren Klassen der Madrider Bevölkerung antrifft, geben den meist kleinen, kränklich aussehenden spanischen Granden und Großen des Reiches den augenscheinlichen Beweis, daß ihre einfache Lebensweise bessere Resultate aufzuweisen hat, als die üppige und naturwidrige Diät und Lebensart Jener. Gerade aus jenen Provinzen Spaniens, in denen die Leute arm sind und nur von Zwiebeln und Wassermelonen leben, kommen die kräftigsten, ausdauerndsten Soldaten des spanischen Heeres, und noch ist es in den Kriegsannalen unvergessen, daß die nur vegetarisch, das heißt von Pflanzenkost lebenden Spanier und Neapolitaner es waren, welche die größte Widerstandskraft im russischen Winterfeldzug 1812 zeigten und die größte Kälte ertragen konnten.

Der junge König von Spanien selbst ist klein von Person wie die Granden seines Hofes. Sein Gesichtsausdruck sowie seine Bewegungen sind lebendig, seine Rede — in vier Sprachen — gewandt. Er ist, da er mehrere Jahre in Wien lebte und lernte, auch des Deutschen mächtig.

Der junge König hat sogar einen Anflug idealen deutschen Studententhums aus Wien mitgebracht und es steht ihm gut an, wenn er für Kunst und Wissenschaft jugendlich schwärmt, und das glorreiche Zeitalter der Murillo, Velasquez, Lopez de Vega, Calderon, Cervantes für Spanien zurück- oder vielmehr wiederersehnt. Ein neuerer deutscher Reisender findet sogar, der König von Spanien gleiche einem deutschen Studenten der Theologie auf's Haar. Glücklicherweise hat sich indeß Alphons XII. bisher in kluger Ferne von der hohen spanischen Geistlichkeit gehalten und steht dadurch im heilsamen Gegensatze zu seiner Frau Mutter Isabella, welcher er auch und zu seinem Vortheil in keiner Weise körperlich gleicht.

Als ich vor zwei Jahren den Winter in Madrid verlebte, blieb der Schnee dort ausnahmsweise sechs Tage lang liegen und der Frost dauerte einige Wochen. Der König und einige Herren und Damen des hohen Adels belustigten sich in jener Zeit mit Schlittschuhlaufen, was der König auch auf deutschen Gewässern gelernt hat. Es steht zu wünschen, daß er sich auf dem glatten Boden seines Hofes und Palastes eben so gewandt und sicher möge bewegen können.

Das königliche Schloß von Madrid ist wirklich ein königliches Gebäude, zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts von dem ersten Bourbonenfürsten des Landes, Philipp V., nach Pariser und Versailler Vorbildern aufgeführt. In hellen Mondscheinnächten erscheint es, besonders von der Gartenseite her, wie ein glänzender, kolossaler, feenhafter weißer Marmorpalast. Als Napoleon I. mit seinem Bruder Joseph in dasselbe eintrat, sagte er zu diesem: „Du wirst hier schöner wohnen, als ich in Paris." In seiner Siegesfreude umarmte er den steinernen Löwen unten an der herrlichen, sich sanft und großartig erhebenden Marmortreppe und rief: „Wohlan! so halte ich es endlich, dieß heißersehnte Spanien!" Er fand indeß bald, daß Spanien einer von den Bissen ist, die man leichter hinunterschluckt als verdaut.

Murat, la Houssaye, der Plünderer des Escorial, und andere französische Generale stehen noch heute mit den schwärzesten Farben in der Erinnerung jedes Spaniers.

Der Franzosenhaß war und ist in Spanien glühender als in irgend einem andern europäischen Lande. Ich erinnere hier nur an eine kleine Episode der spanischen Kämpfe gegen die Franzosen im Anfang unseres Jahrhunderts, vielleicht weniger bekannt, als z. B. die verzweifelt heldenmüthige Vertheidigung von Zaragoza.

Ein französischer General ist mit seinem Stabe in einem spanischen Kloster einquartiert. Man warnt ihn, ehe er die erste Mahlzeit darin einnimmt, vor dem patriotischen Fanatismus der dortigen Mönche. Mit französischer Höflichkeit, jedoch zu gleicher Zeit mit der Gebietermiene, welche keine Weigerung verträgt, ladet daher der General den Superior des Klosters und eben so viele Ordensbrüder, als französische Offiziere zugegen sind, ein, an der Mahlzeit theilzunehmen. Mit einer Unbefangenheit, die jeden Argwohn in der Brust des Franzosen alsbald zerstreut, setzen sich die Spanier zu Tische und beginnen mit gleich gutem Appetite wie ihre Gäste zu essen, doch in wenigen Stunden war auch nicht ein einziger Mann von diesem fürchterlichen Gastmahl mehr am Leben.

Die südlichen Völker, Italiener und Spanier, haben ein Sprüchwort, welches heißt: „Derjenige nur ist Herr über das Leben der Anderen, welcher sein eigenes verachtet."

Bei aller Geschmeidigkeit und Höflichkeit in den Umgangsformen, welche den Fremden bei den Spaniern angenehm auffällt, rollt dennoch afrikanisch heißes Blut in deren Adern, und je nach Zeit und Umständen erwachen und handeln dort menschliche Löwen und Tiger.

Wenn ich „afrikanisch" von Spanien schreibe, so habe ich hiefür französische Gelehrte und Schriftsteller zu Gesinnungsgenossen, welche hundertmal behaupteten und bewiesen, daß jenseits der Pyrenäen Afrika beginne und europäische Kultur und Zustände aufhörten; Spanien sei ein von Afrika nur durch eine Meile Wasser getrenntes Stück Landes, das zufällig bei einer geologischen Revolution an Europa hängen geblieben.

Es ist in der That ein gewaltiger Unterschied zwischen Land und Leuten nördlich und Land und Leuten südlich der Pyrenäen, und sobald man auf spanischem Boden und unter der spanischen Sonne steht, kommt einem sehr, sehr viel „spanisch" vor.

Ich kenne von Spanien eigentlich nur Madrid genauer, und wenn ich von einer Anhöhe des buen Retiro die baumlose gelbe, von der Hitze geborstene öde Hochebene betrachtete, welche die spanische Hauptstadt umgibt, so würde mich das Geheul einer Hyäne oder das Brüllen eines Löwen in dieser wüstenartigen Landschaft gar nicht überrascht haben. Nur in nächster Nähe der Stadt gibt es auf den wunderschönen Spaziergängen des Prado, der Recoletas, des Retiro, der Casa del campo Bäume und schattige Alleen.

Gegen Ende September, als ich in Madrid ankam, wurde ein Jahrmarkt auf einer dieser Promenaden in der Nähe der berühmten Atochakirche abgehalten. Da ich wußte, daß Madrid wenig mehr als 300,000 Einwohner zählt, und ein Pariser Reisegefährte mir wohl ein halbes Dutzend Mal während der Reise gesagt hatte, daß Madrid „une jolie petite ville" sei, so konnte ich mich nicht genug über die Wogen und Massen von Spazierengehenden, Reitenden und Fahrenden wundern, welche sich in jenen dunklen Alleen auf und ab drängten.

Gewiß! es waren deren mehr, als ich je an schönen Sonntagnachmittagen in den Champs Elysées in Paris oder im Hydepark in London gesehen. Es mußten buchstäblich nur die Säuglinge, die Greise und Kranken an jenen „mond-beglänzten Zaubernächten" in den Häusern zurückgeblieben sein.

Im Sommer herrscht von zwölf bis drei Uhr Mittags Todtenstille in den Straßen spanischer Städte und auf den Feldern spanischer Fluren, alle, alle Arbeit ruht, muß ruhen.

Gleich in jenen ersten Tagen meines Madrider Aufenthaltes ward ich eine warme Bewunderin der spanischen Mantilla auf den Häuptern der zierlichen Madrilenen, und ich kam mir in meinem nagelneuen mitgebrachten Pariser Hute ganz abgeschmackt und affenartig vor.

Willig unterschreibe ich des französischen Akademikers und Schriftstellers Prosper Mérimée's und auch vieler anderer Reisenden variirten Ausspruch: „Die Mantilla macht die Häßlichen hübsch und die Hübschen bezaubernd schön."

Es ist mir nur ganz unbegreiflich, warum die Frauen und Mädchen anderer Länder nicht schon lange diese wirklich im höchsten Grade kleidsame und verschönernde spanische Mode nachahmten, da sie doch seit länger als einem Jahrhundert „unbesehen" die entstellendsten Pariser Moden, wie Puffärmel, Reifröcke, Chignons und die abenteuerlichsten Hutformen sich verschrieben und mit wahrer Leidenschaft, d. h. noch übertriebener und mehr verunstaltend als in Paris selbst, trugen?

Auch dem Anzuge der spanischen Männer muß ich meinen Beifall zollen; es fielen mir die ausnahmslos dunklen Farben der männlichen Kleidung, welche jede Geckenhaftigkeit ausschließen, angenehm auf. Auch der in ganz Spanien nach gleichem Schnitt und in derselben Weise getragene spanische Mantel — ein kreisrundes Stück Tuch mit einem Halsausschnitt im Centrum und ganz kleinem Kragen — steht jedem Manne gut.

Hiebei muß ich alsbald bemerken, daß mir die Spanierinnen weit heißeres Blut zu haben scheinen, als die Spanier. In den Wintermonaten nämlich hüllt sich jeder Spanier des Morgens wie des Abends bis an die Augen in seinen Mantel, indem er einen großen Zipfel desselben über die Schulter schlägt, so daß regelrecht das bunte Futter auf der linken Rückenseite hängt, während seine Frau und Töchter mit der Spitzenmantilla auf den Köpfchen ohne irgend eine Hülle über ihren die Taille vortheilhaft zeigenden Kleidern neben ihm wandeln. Ein festes Jäckchen wird nur bei höchster Kälte über den Kleidern getragen; Shawltücher sah ich bloß bei Frauen vom Lande.

Was nun die Stadt Madrid selbst betrifft, so ist sie, obgleich eine der modernsten in Spanien, doch nur in einigen Hauptstraßen von der modernen europäischen Kultur beleckt, im Centrum, in den Vorstädten und Seitengäßchen sieht es noch spanisch genug aus.

In der breiten, vornehmen Alcalastraße am Prado hat es einen pariserischen Anstrich, Tramwaywagen fahren darin auf und nieder, die Beleuchtung, das Pflaster, die Reinlichkeit ist großstädtisch; auf dem Rastro (Trödelmarkt), in der Toledostraße, auf den Märkten geht es „spanisch" zu, und Auge, Ohr und Nase empfangen dort die fremdartigsten Eindrücke. Hier begegnet man weder vornehmen Equipagen, noch Omnibussen, noch Fiakern, sondern nur mit Maulthieren bespannten zweirädrigen Karren oder beladenen Eseln und Maulthieren. Die Männer sind im Arbeitsanzuge, diejenigen, welche vom Lande kommen, in pittoresken Trachten, und die Frauen des Volkes haben keine Zeit, die Mantilla mit einigen Dutzend Haarnadeln auch am Werktage auf dem Kopfe zu befestigen, sondern sie binden rasch ein viereckiges Tuch um denselben, oder zeigen die Fülle ihres Rabenhaares, genial um ihre Häupter flatternd, unverhüllt.

An der berühmten Puerta del Sol (Sonnenthor) ist zwar jetzt weder eine Puerta (ein Thor), noch ist ein sol (eine Sonne) daran gemalt, allein das Centrum der Stadt und des Verkehrs ist dieser große modernisirte Platz immer noch. Es münden neun Straßen in denselben, und die Post, Ministerien, der stets menschenvolle Durchgang Calle de Sevilla, die größten Magazine, Cafés sind in der Nähe; hier pulsirt das Herz von Madrid. Hier stehen Hunderte, ja Tausende von Morgens bis Abends, rauchend, schwatzend, politisirend. Hier werden unaufhörlich die kleinen, steifen, entzündbaren Wachsfäden, die unsern Schwefelhölzchen entsprechen, für die Raucher, sowie Zeitungen und Lotteriennummern ausgerufen und angeboten. Auch werden Wasser (sehr gutes frisches), Limonaden und Sorbets, Azucarillos (Zuckerkuchen), Quincailleriegegenstände ꝛc. von ambulanten Händlern feilgehalten.

Nur an den Sonntagvormittagen ist noch mehr und geräuschvolleres Leben an einer Stelle der Alcalastraße anzutreffen, da wo die Billette für das jeden Sonntagnachmittag stattfindende Stiergefecht ausgegeben und die Wetten für dasselbe eingegangen werden, und Nachmittags drei Uhr jagt die ganze Stadt in wilder Leidenschaftlichkeit zu Fuß, zu Wagen, in Omnibussen, zu Pferde diese Alcalastraße hinab, hinaus, am Siegesthor Puerta de Alcala vorbei, zum neuen Cirkus für Stiergefechte, der mit großen Kosten vor wenigen Jahren am nordöstlichen Ende der Stadt erbaut wurde.

Man erwarte von mir keine Beschreibung dieser so oft geschilderten rohen Vergnügungen, denn ich kenne sie nur aus der Beschreibung, da ich um keinen Preis einer derselben hätte beiwohnen mögen; doch einige Bemerkungen über dieselben kann ich nicht umhin auszusprechen.

Es ist um und in Madrid so Vieles baufällig und reparaturbedürftig, z. B. die Bahnhöfe, die Gefängnisse, das Pflaster, daß man sich in der That wundert, wie die Stadt oder der Staat, die unter der begründeten Ausrede spanischer Finanzklemme das Nöthige und Nützliche nicht herstellen und ausbessern lassen, dagegen dennoch Geld genug für den kostspieligen Bau eines Cirkus für Stiergefechte aufzutreiben und auszugeben vermochten.

Und warum ist es denn noch nie im allerkatholischsten Lande der Christenheit irgend einem frommen Manne oder einem Priester eingefallen, seine Landsleute darauf aufmerksam zu machen, daß Stiergefechte eine absonderliche Sonntagsheiligung sind, von welcher nichts im dritten Gebote Mosis steht, oder daß gar die Feste der Jungfrau Maria, welche durch vorzüglich großartige Stiergefechte in allen Städten Spaniens gefeiert werden, einer zarten, heiligen Jungfrau weder auf Erden noch im Himmel gefallen können.

Endlich: die Fremden in Madrid, welche aus Ländern kommen, in denen Thierschutzvereine bestehen, wie z. B. Engländer, Deutsche, Franzosen, äußern stets eine tugendhafte Mißbilligung über die Barbarei und Grausamkeit der Stiergefechte, besuchen dieselben indeß nichtsdestoweniger am ersten Sonntage ihrer Anwesenheit „aus Neugierde", wie sie sagen, und sprechen dann die ganze Woche hindurch entrüstet von dem „scheußlichen", aufregenden Schauspiele, bis sie demselben am nächsten Sonntage abermals und zwar mit Begierde, nicht nur mit Neugierde, beiwohnen, von da ab, so lange sie in Spanien weilen, kein einziges mehr versäumen und schließlich auch ihre Gefühle und Nerven an diese „Scheußlichkeiten" gewöhnen. Die Spanier lächeln dann freilich etwas ungläubig über die „sittliche Entrüstung", welche solch' pseudocivilisirte Fremde über „die scheußlichen spanischen Stiergefechte" kundgeben und in die Welt hinaus posaunen.

Der Prinz von Wales war sehr, sehr vergnügt in Madrid, als er 1876 bei seiner Rückkehr von Indien sechs Tage dort zubrachte; er tanzte mit allen Schönen der Hauptstadt auf den vier Bällen, welche die hohe Aristokratie ihm zu Ehren gab, er ließ sich die ungefälschten spanischen Weine trefflich munden, besuchte spanische Theater und wohnte einer spanischen Truppenrevue bei, allein den Besuch eines Stiergefechtes, das ihm zur „größten" Ehre sollte gegeben werden, schlug er bestimmt aus, — ja er hat sogar den zarten, jungen spanischen Damen, mit welchen er sich unterhielt und tanzte, seine Verwunderung darüber ausgesprochen, wie sie solch' grausamen Schauspielen beiwohnen können.

Und nun nur noch ein Beispiel davon, welche Früchte die Stiergefechte zeitigen. Die spanischen Kinder hören das ganze Jahr hindurch von den alle Erwachsenen wild leidenschaftlich interessirenden Stiergefechtsszenen reden und deren einzelne Schauderszenen mit roher Lust beschreiben. Es ist daher kein Wunder, daß simulirte Stiergefechte ein Lieblingsspiel der Straßenjugend geworden sind. In Madrid wurden diese unkindlichen Spiele mit solch' unbändiger Wildheit betrieben, daß vor einigen Jahren zwanzig bis dreißig achtbis zwölfjährige Knaben wirklich denjenigen ihrer Gespielen, welcher den Stier vorstellte, mit ihren Taschenmessern todtstachen, ohne bei dessen tödtlichem Hinsinken Furcht, Entsetzen oder Mitleid zu empfinden.

So habe ich nun dennoch — malgré moi — mehr als angenehm zu hören ist, von den „spanischen Stiergefechten" gesprochen, sie sind eben nicht zu umgehen, wenn man in Spanien ist.

Das Leben in Madrid ist theuer, da in der öden Umgebung der Stadt weder Getraide, noch Obst und Gemüse wachsen und alle Lebensmittel weit hergeschafft werden müssen.

Es gibt indeß viele reiche und wohlhabende Leute in Madrid und die Herren und Damen dieser Klasse führen ungefähr folgendes Leben:

Des Morgens gehen die Herren auf die Straße, an die Puerta del Sol, in die Calle de Sevilla, zu den Restaurants, die Damen in die Kirche, in den Mittagsstunden wird geruht, gegen Abend gehen, reiten, fahren Alle spazieren und von neun bis ein Uhr sitzt man in den Theatern oder in Gesellschaften. Auf diese Weise sieht man immer und wird gesehen. Theater gibt es fast eben so viele wie Kirchen in Madrid, und in der Alcalastraße ist ein Theater dicht neben eine Kirche gebaut, so daß man des Abends in der stillen Kirche gewiß die im Theater gesungenen und deklamirten Worte verstehen kann, und die Theaterproben des Morgens vom Orgelton und den frommen Gesängen der Kirche begleitet werden.

Doch die hohe und höchste Gesellschaft ist sich in allen Ländern Europas gleich und krankt für den Beobachter an internationaler Farblosigkeit. Interessanter ist es stets, mit den Gebräuchen, Anschauungen und dem Charakter des Volkes bekannt zu werden. Da ist es uns angenehm auffallend, zu bemerken, wie rein und richtig mit dem schönen kastilianischen Accent jeder Mann und jede Frau des Volkes das Spanische sprechen, und ferner, wie unbefangen und selbstständig sich fühlend sie auch mit den Vornehmsten ihres Landes reden. Das „Stolz lieb' ich den Spanier" fällt uns hiebei unwillkürlich ein. Jeder Wasserträger aus den nördlichen Provinzen Spaniens, der mühsam sein Brod in der Hauptstadt verdient, weiß und fühlt, daß er ein Edelmann ist und seine Familie von uralter Abstammung, und noch keinem Könige von Spanien gelang es, ja die wenigsten wagten es, die Freiheiten seines Geburtslandes anzutasten, wo jeder Mann ein „König in seinem Hause".

Die Frauen und Töchter des Volkes sehen — wenn sie jung sind — hübsch, intelligent und interessant aus. Schade, daß diese angeborne Intelligenz aus Mangel an Erziehung und Bildung brach liegen bleibt oder auf unrichtigen Bahnen sich sehr unersprießlich entfaltet.

Die südlichen Frauen altern rascher und verlieren durch die zunehmenden Jahre mehr als die Nordländerinnen. Das Land der schönen Matronen und älteren Frauen ist Spanien nicht. Die Jagd nach Vergnügen in der Jugend und der Mangel an Geistesbildung sind wohl an dieser oft ganz peinlich berührenden Unschönheit alternder Frauenangesichter Schuld. Bei dem Manne bedeckt das wilde Gestrüpp des Bartes die Ruinen des Antlitzes im Alter.

Einige Spanierinnen haben indeß trotz mangelnder Bildung dennoch in der jetzt lebenden Generation europäische Berühmtheit erlangt. Die schönen Augen der Einen berückten einen König, und er entsagte lieber seiner Krone als ihrem Umgange; die Füße der Andern entzückten die nordischen Nationen und Pepita ist gewiß heute noch in Berlin unvergessen. Wären es nur zierliche, geschickte oder geschulte Füße gewesen, durch welche dieselbe sich mehr verdiente, als Viele mit ihrem klugen und wohlgeschulten Kopfe; allein es war nur das südliche Temperament, welches diese Füße in Bewegung setzte, was die Männer und Jünglinge Germaniens begeisterte. Die Exkaiserin Eugenie und die Exkönigin Isabella haben ferner der europäischen Fama Jahrzehnte lang Stoff genug zu Historien geliefert.

Die Mutter der Kaiserin Eugenie lebt noch, fast erblindet, in Madrid. Die einzige Schwester der Kaiserin, die Herzogin von Alba, starb, als der Stern der Gattin Napoleon's III. im Zenith stand, in Paris. Ihre beiden nachgelassenen Töchter wurden am Hofe der Tuilerieen bei ihrer Tante erzogen und verheiratheten sich später mit spanischen Granden, doch ist die eine derselben nach nur fünfmonatlicher Ehe auch schon gestorben. Der Herzog von Alba, ihr Vater, und dessen Sohn, ihr einziger Bruder, wetteifern zur Zeit mit einander, ein früher kolossales Vermögen durchzubringen.

Die sogenannten „Sehenswürdigkeiten" Madrids sind rasch aufgezählt: das königliche Schloß, die große Waffensammlung neben dem Schlosse gelegen, die herrlichen Spaziergänge des Prado, des Buen Retiro, der Recoletas, das Haus der Cortes und das Standbild des Cervantes vor demselben, — kaum eine der modernen Kirchen Madrids ist sehenswerth; — doch interessant in seiner Art ist vielleicht noch der mit dem volltönigen Namen Manzanares prangende Fluß, an welchem Madrid liegt. Zwei kolossale steinerne Brücken führen über denselben, doch man spottete schon zu Kaiser Karl's des Fünften Zeiten, er habe sich begnügt, eine Brücke über denselben zu bauen, es aber seinen Nachfolgern überlassen, das Wasser dazu zu liefern. Gewiß ist, daß man im Sommer mehr von Staub als von Nässe im Bette des Manzanares leidet. Ein deutscher Gesandter in Madrid sagte einmal, er ziehe den Manzanares allen andern Flüssen vor, weil er zu Wagen und zu Pferde schiffbar sei. Ein französischer Geschichtschreiber rühmt, mit welcher Kühnheit sich die französischen Kavallerieregimenter in die Fluten des Manzanares gestürzt hätten; — nun, die Kinder der Madrider Wäscherinnen am Manzanares zeigen täglich solch' kühne Todesverachtung wie jene französischen Helden.

Die Gemäldegalerie ist die große Sehenswürdigkeit Madrids. El Museo, die Madrider Gemäldegalerie, am Prado gelegen, die reichhaltigste der Welt, ein Unicum, welche man das erste Mal wie in einem Rausch und Taumel durchwandelt, besteht aus lauter Juwelen und ist allein eine Reise nach Spanien, nach Madrid werth.

Es kann mir nicht einfallen, auf eine Beschreibung der darin enthaltenen Schätze einzugehen; aber schon die todten Zahlen werden genügen, darnach gelüstig zu machen.

46 Gemälde von Murillo, 64 von Velasquez, 14 von Zurbaran, 58 von Ribera, 55 von Luca Giordano, 8 von Alonso Cano, 10 von Raphael, 43 von Tizian, 16 von Guido Reni, 34 von Tintoretto, 25 von Paul Veronese, 22 von Anton van Dyk, 53 von Teniers, 62 von Rubens, 10 von Wouwermann, 54 von Breughel, 23 von Sneyders, 27 von Bassano, 10 von Claude Lorrain, 21 von Nicolas Poussin, 11 von El Greco, 13 von Antonio Moro und sogar 9 von unserem herrlichen Albrecht Dürer, und daneben noch welche Perlen, welche Solitäre von Juan de Juanes, dem spanischen Raphael, von Luis de Morales, der Göttliche von seinen begeisterten Landsleuten genannt, von Roelas, Ribalta, Coello, Pantoja de la Cruz, von El Mudo (Navarete)! Doch auch schon die kalte Namenaufzählung wird zu lang.

Wenn ich abwägen will, wo ich es in Madrid schöner fand, ob in dem Garten des Palastes, in den ich wohnte, wenn mich, unter zwei kleinen Palmen sitzend, die Düfte des spanischen Jasmins, der Erba luisa, der violett blühenden Akazien umspielten, das Plätschern der Fontänen beruhigend das Geräusch und die Gesänge auf dem Prado begleitete, und die Sonne hinter dem dunklen Laube der Myrten, des Lorbeers und der Cypressen nur ihr gedämpftes Licht vom tiefblauen Himmel herabsendete, oder wenn ich vor einem Murillo, vor einem Morales, vor einem Raphael wie verzaubert stand, so schwankt die Entscheidung, und endlich sage ich dennoch, im Museo war es am schönsten, denn die Sonne am wolkenlosen Himmel, die aromatischen Blumen und Gesträuche, die rauschenden Wasser sind die gleichen im ganzen spanischen Sonnenlande, aber unter dem magischen Einflusse genialer Kunstschöpfungen steht man auch dort nur an einzelnen geweihten Stellen.

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

VIII.

Der Asbest in der Industrie.

Die feuerfeste Eigenschaft des Asbests oder Steinflachses, einer Gattung von Hornblende, ist von Alters her bekannt. Schon die Griechen und Römer bereiteten daraus ein unverbrennbares Gewebe, dessen sie sich bei der Feuerbestattung bedienten, um die Asche der Todten ganz rein von fremden Bestandtheilen zu gewinnen und in den Urnen aufzubewahren. Wie oft der Asbest im Mittelalter vielleicht bei wunderthätigen Lebensrettungen im Gottesgericht eine Rolle gespielt hat, wird sich niemals ermitteln lassen! Die Verwendung des Asbestgewebes war aber bekannt, denn Kaiser Karl V. besaß ein Tafeltuch aus Asbest, welches nach der Mahlzeit zur Erheiterung der Gäste in's Feuer geworfen und so gereinigt wurde. Auch in neuerer Zeit dient der Asbest noch zuweilen zur Befriedigung der Schaulust des Publikums, und ich selbst habe einst als Knabe auf der Theresienwiese zu München einer Vorstellung beigewohnt, bei welcher ein in ein Asbestgewand gehüllter Mann zehn Minuten lang die Feuerprobe bestand und unversehrt aus dem Scheiterhaufen hervorkam. Die Verwendung der besten Sorte von Asbest, des Amianth oder Bergflachses, welcher die biegsamsten, längsten und feinsten Fasern hat, war, trotzdem er in großer Menge in Ungarn, Großbritannien, Tyrol und überhaupt in sämmtlichen Centralalpen gefunden wird, doch nur eine sporadische. Er wurde hie und da viel mehr wegen seines schönen, silberschillernden Glanzes als wegen seiner nützlichen Eigenschaft zu manchen gewerblichen Diensten verwendet. Die älteste Anwendung dieser Art war nach Pausanias als Lampendocht in der goldenen Laterne der Pallas zu Athen. In neuerer Zeit hat man langfaserigen Amianth mit Flachs zusammen versponnen und verwoben und das Gewebe dann über Kohlen ausgeglüht, wobei das feuerfeste Asbestzeug übrig blieb. In den Pyrenäen werden Mützen oder Hüte aus Asbest getragen, in Sibirien Handschuhe, in Oberitalien auch grobe Spitzen daraus verfertigt.

Alle diese Verwendungen kamen indessen bis vor wenigen Jahren nur in Ausnahmefällen vor. Als regelmäßiges Gewerbeerzeugniß waren aus Asbest gefertigte Zeuge und Artikel früher im allgemeinen Handel nicht zu finden. Erst in neuester Zeit, nachdem auch in den Vereinigten Staaten bedeutende Lager von Asbest aufgefunden worden sind und nachdem man längst die Kunst gelernt, geschmeidige Gewebe aus Glas zu verfertigen, hat sich der Unternehmungsgeist der Amerikaner des Stoffes bemächtigt, um ihn zu vielseitiger allgemeiner Verwendung in der Industrie einzuführen.

Vor einigen Jahren ist in New-York eine Fabrik*) entstanden, welche sich zunächst auf einen bestimmten Zweig der industriellen Verwendung, insbesondere zur Dachbedeckung, zu Tapeten, sowie auch zur Isolirung von Dampfmaschinen und Kesseln beschränkt. Das Material findet sich im Staate New-York und in Vermont in nächster Nähe vor und wird in der Form von zarten seidigen Fasern in der Länge von zwei bis zu vierzig Zoll und in Bündeln wie in großen Blöcken gefunden. Die Blöcke können gespalten und in Fasern zertheilt werden, welche gerade so biegsam, geschmeidig und dehnbar sind als diejenigen, welche man offen vorfindet. Die Fasern können gestreckt und gebogen worden, ohne zu brechen, sie sind sehr zähe, fühlen sich fettig an und gleichen an der Oberfläche ungebleichtem Flachse; aus den Blocken gebrochen aber sind sie ganz weiß.

In den Vereinigten Staaten bestehen über dreihundert Patente für verschiedene Arten von Dachbedeckungen zum Ersatz der Ziegel, Schiefer oder des Metalls. Keine einzige aber hat die vorzüglichen Eigenschaften des in New-York angefertigten Asbesttuches. Dasselbe ist aus mehreren Lagen von wasserdicht gemachtem Packtuch hergestellt, bei welchem der Asbest als feuerfeste Verkleidung dient. Es kommt in aufgerollten Stücken in den Handel, welche 40 Zoll breit sind und je 200 Quadratfuß enthalten; 100 Quadratfuß dieses Asbesttuches wiegen nur 50 Pfund oder ungefähr nur den zehnten Theil der gewöhnlichen Ziegelbedachung. Das Material ist namentlich für flache Dächer unschätzbar und die Bedachung ist rascher ausgeführt als mit der gewöhnlichen Dachpappe. Dieses wasserdichte und feuerfeste Asbesttuch bildet für alle Klimas das zweckmäßigste Bedachungsmaterial, weil es nicht blos dem Feuer und dem Regen widersteht, sondern auch der allerschlechteste Wärmeleiter ist und die Häuser im Sommer kühl und im Winter warm erhält. Es ist auch sogar billiger als Schiefer- und Zinkbedachung. Diesem Industriezweig scheint demnach eine bedeutende Ausdehnung bevorzustehen. Im Interesse der Feuerversicherungsgesellschaften läge es, darauf aufmerksam zu machen, um zur Verdrängung der Schindeldächer, welche überdieß auf die Dauer noch theurer zu stehen kommen, beizutragen.

Ausgezeichnete Dienste leistet der Asbest auch als Verpackungsmaterial für Dampfmaschinen. Durch seine Eigenschaft als außerordentlich geringer Wärmeleiter dient er bei der Bekleidung und Umhüllung von Dampfkesseln und Dampfröhren, indem dadurch die Ausstrahlung der Hitze vermindert wird. Da das System der Centralheizungen, welches wir in einer früheren Nummer geschildert, nun auch in New-York Platz gegriffen hat und sich wahrscheinlich immer weiter ausdehnen wird, so steht der Verwendung des Asbests zur Umhüllung der den Dampf in die verschiedenen Häuser führenden Röhren ebenfalls eine Verwendung von großer Ausdehnung bevor. — Asbest-Dichtungen dieser Art fertigt Ludwig Becker in Offenbach a. M.

Der Aufschluß und die Ausbreitung solcher neuer Industriezweige verdient nicht bloß Beachtung wegen ihres unmittelbaren praktischen Nutzens, sondern sie haben auch eine allgemeinere volkswirthschaftliche Bedeutung. Denn die Vervielfältigung der Beschäftigungsarten ist der Hauptträger der Kultur, weil sie das Mittel ist, der dichter werdenden Bevölkerung bessere Erwerbsgelegenheit zu bieten, als sie in dünn bevölkerten Ländern sich vorfindet. Aus dem Marasmus, in den uns die Krisis von 1873 durch die Ueberproduktion geschleudert, ist eine radikale Heilung und Erlösung vornehmlich durch die Anwendung neuer Erfindungen und Entdeckungen, durch die Einführung neuer Industriezweige zu erwarten.

*) H. W. Johns, 87 Maiden Lane, New-York, U. St. Amerika.

Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender.

Von

C. E. Freiherrn von Thüngen.

Januar.

Wie still die Welt im Jänner liegt,
Wie tief der Schnee die Aeste biegt,
Und sorglich über's ganze Land
Die weiße, weite Decke spannt!
Das ist der Schlummer der Natur,
Und unser Herrgott hält die Flur,
Mit Feld und Wald und Berg und Moos,
Die träumende, in seinem Schooß.

Neujahr! Der Wald hat heute sein schönstes Festkleid angezogen — den Rauhreif! Millionen Eisbrillanten strahlen in den matten Sonnenstrahlen, ein zarter weißer Schleier umhüllt weithin Feld und Wald. Es ist eine grimmige Kälte und um uns her herrscht tiefe Stille, nur der Meisen bunte, kleine Schaar hüpft mit leisem, heimlichem Geplauder flatternd von Ast zu Ast. Obwohl fast jegliches bunte und rege Leben von den Fluren geflohen und erstorben zu sein und die ganze Natur zu ruhen scheint, so gibt es doch für den Waidmann genug zu thun. Weniger die Jagd an und für sich bildet jetzt die Hauptaufgabe desselben, als vielmehr die Pflege des Wildes und der Schutz desselben gegen Raubzeug; denn:

„Wer jagen will, doch 's Wild nicht schützen,
Muß schließlich hinter'm Ofen sitzen,
Es sei denn, daß ihm Freude macht
Auf Spatz und Finken dann die Jagd'"

Alle Raubthiere, wie Füchse, Marder, wilde Katzen, auch Fischotter werden jetzt am eifrigsten verfolgt, einerseits weil ihr Balg am werthvollsten ist, andererseits weil sie jetzt den meisten Schaden anrichten. Eine „Neue" (frisch gefallener Schnee) gestattet dem Jäger, die „Fährten" dieser Thiere abzuspüren, um zu erfahren, in welchen Theilen des Reviers dieselben stecken. Sind ein Paar Füchse ausgemacht und „eingekreist", so wird rasch der betreffende Walddistrikt auf den bekannten „Passen" (so viel als „Wechsel") mit einigen Schützen umstellt, ein paar Treiber durchgehen das Holz und der schnell daher fahrende oder langsam daher trabende Fuchs wird vom Hagel des verborgen stehenden Schützen begrüßt. Auch auf Treibjagden, welche in diesem Monat, so lange die Kälte anhält, auf verschiedenes Wild noch abgehalten werden, werden Füchse und anderes Raubzeug geschossen. Namentlich aber ist dieser Monat die Hauptzeit für das Legen von Fangeisen; ist der „Paß" des Fuchses ausgemacht, so wird auf demselben der gut „verwitterte" Schwanenhals gelegt und am „Einstieg" des Fischotters das Tellereisen fängisch gestellt. Auch den Raubvögeln wird mittelst Geschoß und Fangzeug nachgestellt.

Die Hasenjagd ist Mitte oder längstens Ende d. M., jedenfalls sobald gelinde Witterung eintritt, zu beschließen, indem bei Thauwetter die Hasen aus den Vorhölzern in's Feld rücken und bei milder Witterung gegen Ende dieses Monats schon zu rammeln anfangen. Kaninchen schießt man an hellen Tagen auf dem Anstande.

Die Saujagd wird in der Regel am 6. Januar geschlossen, da die Keiler jetzt schlecht an Wildpret, die Bachen tragend sind, doch da, wo dieses Wild nicht gehegt wird, wie dieß in ganz Deutschland der Fall ist, wird auch noch in diesem Monat auf dasselbe Jagd gemacht. Bei Mangel an Mast müssen dieselben auf den Schüttplätzen mit Gerste und Buchweizen, Eicheln und Buchekern gefuttert werden.

Von dem Roth- und Damwilde werden Gelt- und Schmalthiere und Spießer noch abgeschossen, von dem Rehwilde noch Rehböcke auf Treibjagden.

Graue Schneewolken ziehen am Firmamente dahin, leise fängt es an zu schneien, bis endlich Flocke auf Flocke immer stärker wirbelnd den Boden decken. Mit Freuden beobachtet ein solches Wetter der Waidmann; rasch sucht er Gewehr und Schießbedarf zusammen und eilt nach dem nahen Flusse, um die Wildenten und Wildgänse zu beschleichen, welche bei solchem Wetter nicht auf dem freien Wasser, sondern unter den überhängenden Ufern wohl verborgen liegen und vorzüglich gut „aushalten". Aber auch auf dem Anstande des Abends und Morgens werden von dem im „Entenschirme" wohl verborgenen Jäger die auf den eisfreien Gewässern sich herumtummelnden Wildenten erlegt.

Außer dem Fang der Krammetsvögel und übrigen Drosselarten bleibt jetzt alles übrige Wild vom wahren Waidmann unbehelligt, dagegen wendet er seine besondere Fürsorge, namentlich wenn tiefer Schnee liegt, der Fütterung des Wildes zu. Für Roth-, Dam- und Rehwild wird in die unter den bereits früher im Walde errichteten Futterschuppen befindlichen Futterraufen Kleeheu, Lupinenheu, Bohnenstroh und dergl. gesteckt, auch Aspen und Saalweiden werden zu diesem Zwecke gefällt. Für die Hasen werden einige kreuzweis sich berührende Stangen im Felde angebracht und diese mit Klee, Kleeheu oder gutem, trockenem Wiesenheu versehen; außerdem werden in Feldhölzchen und Remisen Mohr- und Runkelrüben, Weißkraut- und Braunkohlhäupter, sowie Waizen- und Haferkörner ausgestreut oder unausgedroschene Hafer- und Waizengarben aufgestellt. Für die Fasanen und Rebhühner, welche letztere bei tiefem Schnee und strenger Kälte oft bis in die an den Häusern der Dörfer liegenden Gärten kommen und dort von wilddiebenden Bauern in Schlingen gefangen werden, wird allerhand Getraide, wenn möglich unter Dornbüschen, gegeben.

Auch der Forstmann entfaltet in diesem Monat eine rege Thätigkeit, denn jetzt ist die günstigste Zeit zum Fällen von Nutz- und Brennholz. Die schon im Herbste ausgezeichneten, angeschlagenen Bäume werden in den Besamungsschlägen gefällt, im Hochwald Kahl- und Verjungungsschläge vorgenommen, letztere sind jedoch bei vorhandenem Nachwuchs auszusetzen, wenn starker Frost und Mangel an Schnee eintritt. In Erlenbrüchen wird abgetrieben, wenn der Boden gefroren, die Kälte aber nicht zu groß ist. In den Schälwaldungen findet der Ausbieb der Nichtschälhölzer statt. Jetzt gefälltes Bau- und Nutzholz ist am dauerhaftesten und sein Verkauf jetzt am günstigsten. Bei Schnee und gelindem Frost ist die beste Zeit zum Ausrücken des Holzes aus Vorverjüngungsschlagen und Erlenbrüchen. Für die Waldwege werden Steine gebrochen und im Gebirge werden die Kohlhölzer an die Meilerstätten und das Scheithol; an die Schwemmbache geschafft. Die Kiefern- und Fichtenzapfen, der Eschen-, Hainbuchen- und Akaziensamen wird eingesammelt. Auch der Forstschutz beschäftigt in diesem Monate den Waidmann, namentlich müssen die Puppen des Kiefernspinners und der Kiefernenle, die Kokons der Blattwespen und Raupen des Kiefernspinners, welche sich unter dem Moose finden, eingesammelt werden. Die Saat- und Pflanzbeete müssen überwacht werden, damit kein Wild eindringt, die Mäuse werden auf solchen Flachen vergiftet.

Den Landwirth beschäftigt in diesem Monat vorzugsweise das Dreschen, das Getraide wird öfters umgeschaufelt, die Düngmittel werden vorbereitet und gemischt, Schlamm, Erde und Mergel wird gefahren. Das trockene Winterfutter muß vorsichtig eingetheilt werden; tragende und säugende Kühe verdienen besondere Pflege, reines Lager und mildes, nährendes Futter. Die trächtigen Stuten müssen gut gewartet werden und täglich frische Luft bekommen; die Ställe werden gelüftet. Ist Frühlämmerzucht eingefuhrt, so sind die Schafe jetzt in der stärksten Ablämmerung begriffen. Wenn kein Schneefall ist, konnen die Schafe ausgetrieben werden. Beim Federvieh sorgt man für warme Ställe, namentlich für die Truthühner. Bei strenger Kälte wird es im Stalle gefüttert und ihnen gewärmtes Wasser vorgesetzt. Die Hühner und Tauben fangen zu Ende dieses Monats bereits an sich zu paaren. Gänse und Enten werden nicht mehr gemästet.

Der Januar neigt sich seinem Ende zu, die Tage fangen an merklich länger zu werden, die Sonnenstrahlen werden bereits kräftiger und nicht lange wird es währen — da lächelt uns das erste rothe Blütensternchen des Haselnußstrauches entgegen und erfüllt uns mit der süßen Hoffnung auf den immer näher kommenden Frühling:

„Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden!"

Emanuel Geibel.

Für das Album.

Von **Wilhelm Emmer.**

„Ihr sollt nicht lügen und stehlen," meine Lieben!
Das ist nicht nur für Diebe und Lügner geschrieben.

*

Dein Weib soll deine Krone sein;
Der Szepter aber bleibe dein.

*

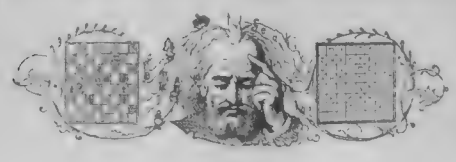
So schreiten wir dahin von Sieg zu Sieg;
Der Krieg gebiert den Frieden, der Frieden gebiert den Krieg.

*

Halt' Waffenschau und traue nicht dem Frieden!
Nicht die Versöhnten sind es, nur die Müden.

*

So ist's im Leben, so ist's im Gedicht:
Was du nicht mitbringst, hast du nicht.



Schach.

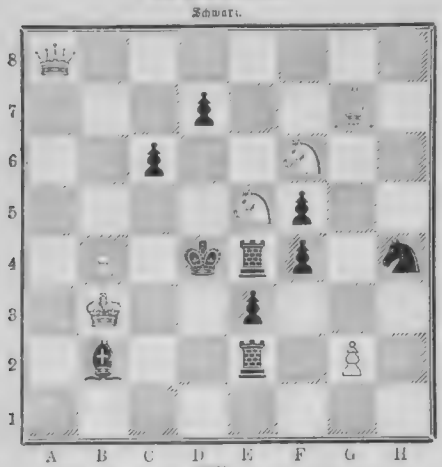
(Redigirt von Jean Dufresne.)

In dem vorjährigen Problemturnier der british Chess association wurde der erste Preis Herrn Finlinson zuerkannt. Wir wohlverdient diese Ehre ist, beweist das folgende außerordentlich schwierige und schöne Problem, das zur Zahl der preisgekrönten gehört.

Aufgabe Nro. 16.

Von Herrn Finlinson.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 12:

Weiß.	Schwarz.
1) D. G 6 — G 1 g	1) Beliebig.
2) D. oder S. setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Den Herren Korrespondenten theilen wir mit, daß der Kürze halber die Richtigkeit der Lösung mit R. bezeichnet werden soll.

Hrn. P. F. in Petrowo und A. D. in Eindhoven. In Nro. 11 wurde auf 1) F 7 nimmt E 8 D ♦, S. G 7 nimmt E 8, 2) B 7 — B 8 D ♦, S. E 8 — C 7 geschehen.

Hrn. H. W. in Innsbruck. Sie charakterisiren die Aufgabe Nro. 11 sehr treffend durch den Ausdruck: „Die richtige Lösung ist durch den im Hauptspiel im zweiten Zug sich entwickelnden Zugzwang ebenso schön als schwierig." Lösung von Nro. 10 korrekt.

Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 10 erhalten von Frl. Ada J. in Brüssel, Hrn. R. K. in Dresden, Hauptmann F. in Cunnersdorf, Ed. E. in Stuttgart, J. H. W. und St. B. in Hamburg, Sch. in Schweinfurt, H. T. und J. B. in Hedewigenkoog, S. in Wittenberg, Aller Abonnent in Nikolaiken, E. v. St. in Bruchsal, v. W. in Schirgiswalde, M. K. in Pfungstadt, E. St. in Schwelm, Siegen.

Hrn. B. G. in Rostwein. Lösung von Nro. 7 wegen 2) T. A 5 — A 4 ♦ und von Nro. 8 wegen L C 5 — E 3 falsch. — Hrn. F. M. in Dresden. Beide Lösungen falsch. Die schachbietenden Figuren können ja gleichlagen werden. — Hrn. S. R. in Berlin, Nro. 8 richtig; doch fehlt das Hauptspiel L C 5 — E 3.

Hrn. O. F. in Stargard. In Nro. 7 würde auf 1) T. D 8 — C 8, T. A 5 — A 4; 2) L. B 2 - B 5, K C 4 u. B 5, in Nro. 8 auf 1) T. A 4 — D 1, L. C 5 — E 3, 2) K. H 5 — G 4, L. E 3 — D 2 geschehen und das Matt verhindern.

Hrn. Otto F. D. in Christiania. In Nro. 7 würde auf 1) S. D 5 — B 6 ♦, K. C 4 — C 3; 2) L. D 8 — D 2 T. A 5 — A 4 ♦ bieten. — Hrn. F. E. in Beck. Nro. 9 R. In Nro. 8 fehlt Hauptspiel L. C 5 — E 3. — Hrn. S. (Crisnagabe fehlt) Nro. 6 und 9 R. Hrn. W. v. G. in Schlachtern. In Nro. 9 ist K. E 8 — E 7 unrichtig wegen K. F 5 — D 4. — Hrn. F. W. P. in Manchester. In Nro. 3 würde auf T. A 5 — A 4 K. B 4 — B 5 geschehen und dann ist kein schnelleres Matt möglich. Ihre Lösung von Nro. 4 mit 1) T. F 2 — E 2 scheitert in zwei Varianten an 3) C 4 — ♦ 3, während Sie H 2 — H 1 D. spielen.

Frl. Martha J. in Spremberg. Der neuerdings zur Lösung von Nro. 9 von Ihnen angegebene erste Zug T. F 6 — G 6 ist falsch. — Hrn. H. T. in Wien. Nro. 1 R.

Hrn. H. L. in Kassel. Inzwischen brieflich erledigt. Ferneres willkommen. — Hrn. Dr. S. in Hanau. Von Ihren Aufgaben haben wir eine bereits anderweitig abgedruckt gesehen. Die zweite dreizügige wird aufgenommen.

Hrn. Dr. Frhr. v. S. in Tübingen. Ueber das Wesen der Schachprobleme finden Sie Aufklärung in Ph. Klett's Schachproblemen (Leipzig Brockhaus'sche Buchhandlung). Zu ausführlichen Erörterungen haben wir hier keinen Raum. Die Regel, daß man den Bauer in eine beliebige Figur verwandeln darf, ist längst praktisch eingeführt. Ihr Wunsch, daß man dann doch zwei Spezialbrett bei der Hand haben müsse, wodurch der eventueller Verschiedenheiten der Farben ein „unsichtbarer" Gegenstand gemacht werde, ist wohl kaum ernst gemeint.

Hrn. Dr. G. in Frankfurt a. M. und Schachklub in Radebeusburg. Nro. 10 und 11 R.

Zur Aufgabe Nro. 9. Hrn. O. F. in Stargard., Edm. G. in Galgoci, J. F. P. in Hedewigenkoog u. mehreren Herren Korrespondenten. Die Lösung 1) K. E 5 — E 7 oder — F 7 ist falsch wegen K. F 5 — D 4. Geschieht dann 2) T. F 6 nimmt F 5, so spielt schwarz G 5 — G 4 oder H 3 — H 2 und es ist kein sofortiges Matt möglich. Hrn. M. in Wien a. d. Teille. Auf 1) T. F 6 — C 6 scheitert die Lösung an F 5 — F 4. Nro. 10 R. Hauptspiel S. G 6 — F 4 fehlt.

Hrn. G. S. und W. L. in Heiligenhafen. Nro. 10 und 11 R. Hrn. W. v. G. in Schluchtern. Nro. 10 R., doch fehlt Hauptspiel S. G 6 — F 4. Hrn. M. in Jettin. Nro. 7, 9, 10 R. Hrn. R. H. in Berlin. Nro. 7 R. Hrn. J. B. in Metz, Dr. J. S. in Ekerlingen. Nro. 9 R. Frl. Herm. M. in Tolmein. Nro. 8 R., Hauptspiel L. C 5 - E 3 fehlt. Hrn. — ff. in Düsseldorf. Nro. 8, 9, 10 R. Hrn. B. in Bojanowo. Nro. 8 R. Bitte genau unsere Bezeichnung anwenden zu wollen.

Hrn. H. Fortriede in San Franzisko. Mit Vergnügen gelesen. Nro. 3 R. Nro. 4 wird Ihnen mehr Mühe machen.

Zur Aufgabe Nro. 11. Hrn. E. M. in Dresden. Auf 1) F 7 nimmt E 8 D ♦, S. G 7 nimmt E 8, 2) B 7 — B 8 D ♦ spielt Schwarz S. E 8 — C 7 und dann kann das Matt nicht sofort erfolgen. Hrn. F. K. in Reichenberg. In Ihrer Lösung fehlt das Hauptspiel 1) D H 6 — D 2, K. E 5 — E 6 in welchem gerade die Pointe der Aufgabe liegt.

Bilderräthsel 17.

Auflösung des Bilderräthsels 16:

Erst zahlen's a paar Kreuzer Sperrgeld, nachher können's a passire.

Aufgabe.

Die vorstehenden Buchstaben richtig auf die Felder des Schachbretts vertheilt, müssen ergeben:

In den äußersten Reihen A B und A C 1: den Namen eines Lichtgottes der persischen Mythologie, der, vom unerschaffenen Lichtprinzip gesendet, gegen die Finsterniß kämpft.

In den äußersten Reihen B D 8 und C D: einen mystischen, mythischen und melodischen Weisen, der in heiligen Hallen die Geheimnisse der Tugendlehre vortragt und dessen Weisheitsrufe nur durch die Tiefe seines Basses über- oder vielmehr unterboten wird.

Ferner: Von links nach rechts in der Reihe 2: eine alte niedersächsische Nonne, welche als Dichterin und Geschichtschreiberin die Thaten des Kaisers Otto verherrlichte.

Von links nach rechts in der Reihe 3: ein französischer Staatsmann, dessen physischer und geistiger Blick gleich schief war und der leichten Herzens das Kaiserreich nach Sedan drängte.

Von links nach rechts in der Reihe 4: ein weiblicher Name, der zwei andere in sich vereinigt und zugleich eine demagogische Verbindung bezeichnet, welche dem Kaiser Napoleon III. viel Sorge machte.

Von links nach rechts in der Reihe 5, der Fürst der Finsterniß in der persischen Mythologie, der um die Seelen der Menschen mit dem Lichtgott der ersten Reihe streitet.

Von links nach rechts in der Reihe 6: eine Zeit, von welcher die meisten Menschen glauben, daß sie seit hundert Jahren vergangen wäre, während doch Jeder für sich ihr Emblem in einer oder der andern Form an sich hängen hat und sehr böse wird, wenn man es ihm abschneiden will.

Von links nach rechts in der Reihe 7: ein Opponent, den Samuel nach dem Siege über die Philister zwischen Mizpa und Sen setzte und der verkünden sollte: Bis hieher hat der Herr geholfen.

Briefmappe.

Hrn. H. F. R. in Hamb. Auf Ihre Anfrage, was das Wort „unsicherer Kantonist" bedeute, schreibt uns Herr Jägen. v. Korpen daß zu Friedrich Wilhelm I. Zeiten ganz Preußen in Rekrutirungsbezirke (Kantone) eingetheilt war, deren jeder eine bestimmte Anzahl Rekruten liefern mußte, welche vorher ausgezeichnet wurden und von diesem Moment an eine rothe Halsbinde trugen. Unsichere Kantonisten nannte man nun solche, welche sich der definitiven Musterung zu entziehen suchten.

Glückliche Herzen. Auch für Ihre Frage: „Die Entstehung des Küssens" hatte Hrn. v. K. die Antwort zu senden die Güte. Zur Zeit der römischen Republik, etwa zur Zeit Cato d. Ae., bestand für die römischen Frauen das Verbot Wein zu trinken. Auf Uebertretung stand Todesstrafe. Wenn nun der Gatte nach Hause kam, reichte ihm die Frau den Mund, damit er sich von ihrer Weinunschuld überzeugen könne.

Fr. L. F. in Meiningen. Die „Privatindustrie" in Stuttgart (Königsbau).

Hrn. G. G. L. in A. (Ver. St.). Wir wurden den Wunsch Ihrer Frau Gemahlin gerne erfüllen, allein es ist die Absicht, sämmtliche künstlerische Mitarbeiter zusammenzustellen.

Hrn. Lieut. Frh. v. G. in P. Sie finden die Literatur über Wallenstein am Schluß des Artikels in Brockhaus' und Meyer's Konversationslexikon.

Hrn. Herm. M. in A. Byron und Grabbe in den Reclam'schen Ausgaben. Saupe, Shakespeare's Leben. Scherr, Allg. Geschichte der Literatur. Hesse, Fremdwörterbuch. Seubert, Waarenkunde, Stuttgart, Maier. Jeder Antiquar wird Ihnen gerne zur Beschaffung der vergriffenen Jahrgänge behilflich sein.

Hr. R. B. in Pl. sendet uns den Abdruck eines hess. 10-Markstückes vom Jahre 1876, auf welchem Großherzog steht, und fragt, ob bei allen Stücken dieses Jahrs dieser Fehler stehe?

L. in Gr. Wir verweisen Sie auf unsere jüngst erlassene Ankündigung, wonach der zweite Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek", so lange der kleine Vorrath noch ausreicht, von unseren Abonnenten zu sehr ermäßigtem Preis bezogen werden kann, und zwar komplet in zwei Bänden broschirt für nur 3 Mark, fein gebunden in zwei Bänden für 7 Mark. Wenn Sie sofort bestellen, kann Ihnen dieser Jahrgang noch zu diesem Ausnahmspreis geliefert werden.

Hrn. J. F. in Frankf. Montag, Der Meister im Damenbrettspiel. Quedlinburg.

Abonn. in Rat. Eine Pension kann aus solchen Gründen nicht zurückgezogen werden.

Hrn. D. S. in Biala. Hrn. Emil B. in Ch. Hrn. E. B. in Prag. Richtig.

Hrn. G. L. H. in Berlin. Nach Prüfung, ja.

Alter Abonn. von Ueb. L. u. M. Das Buch hat keinen andern Titel als „Buch der Parodieen". Vielleicht kann es Ihnen Antiquar Ulrich in Stuttgart verschaffen, oder ein ähnliches Bartholomäus in Erfurt.

F. E. L. in St. Petersb. Disponiren Sie über Ihr Manuskript.

W. A. in M. Desgleichen.

Hrn. A. K. in N. Oe. Richtig.

X. Abonnent in Bamberg. Die Bedeckung der Wunde mit Mehl hat nicht medikamentös, sondern nur mechanisch verbindend gewirkt, jedes andere feine Pulver würde denselben Effekt erzielt haben und finden wir in dem Vorkommniß durchaus nichts Merkwürdiges.

Hrn. Dr. P. in Bischw. Arndt meint den Westphalen.

Hrn. Postf. R. in E. Der Vorgenannte theilt uns mit, daß Napoleon I. zum ersten Male 101 Schüsse abfeuern ließ — 20. März 1811 — bei der Geburt seines Sohnes.

Hrn. C. S. in M. Ist nicht ganz korrekt.

Hrn. P. B. in Dzg. Hrn. G. W. in Bgen. M. S. Hrn. Dr. W. in W. Leider nicht zu verwenden.

Alte Eule. Wir werden mit Vergnügen einen Brief an den Genannten vermitteln.

Hrn. S. M. in Landsh. Wir hören die Verhältnisse nicht als die günstigsten rühmen. Wenden Sie sich an den Verein für überseeische Handelsbeziehungen in Stettin.

Hrn. Baron C. S. v. L. in Tüb. Mit dem vorgeschriebenen Beitrag werden Sie Mitglied des Vereins werden können; wie hoch derselbe ist, wissen wir nicht.

A. 131. Altona. Ueber das fragliche Leiden kann in der Briefmappe aus naheliegenden Gründen nicht Rath ertheilt werden. Wir haben deßhalb unserem ärztlichen Berather Ihre Adresse mitgetheilt, welcher Ihnen auf direktem Wege schreiben wird.

L von Otten. Sie haben die Lösung mitzusenden vergessen.

Hrn. Ernst P. in W. Leider nicht für uns geeignet.

Hrn. Lieut. F. W. in M. Wenden Sie sich an das Militär-Leiter. Bureau in Dresden.

Hrn. Buchh. A. H. in Braunschw. Reißkohlen sind zu haben in der Materialwaarenhandlung von Kitzen in Augsburg.

E. P. in Luckenwalde. „Schwab's Märchen von den sieben Raben" (6 Blatter in Couvelope), das s. Z. als Prämiengabe zu „Ueber Land und Meer" zu haben war, will Ihnen die Verlagshandlung auf besonderen Wunsch gerne noch für den Ausnahmspreis von ℳ 7. 50 ₰ liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Heloise in Neutra. Sie haben unsere Antwort auf der Post nicht abgeholt.

Weltschmerzlerin in Pest. Sie finden das Weitere in 2. Sam. 14. S. 19. Die Spielgesetze von Monaco sind uns nicht bekannt; aber ein schönes Wort, das heißt „Bleibe im Lande und nähre dich redlich".

„Hübsche blonde Dame". Schade, daß Sie Ihr Portrait beizulegen vergaßen, wenn wir Ihnen auch auf's Wort glauben, daß Sie hübsch sind. Also schönes blondes Blaublümelein! Sie müssen sich schon ein Fremdwörterbuch anschaffen, nur das können wir Ihnen sagen, daß Fourchambault kein Fremdwort, sondern ein Name ist.

Hrn. M. in Minden. Wir haben auch nichts Anderes gesagt, als Sie.

Hrn. R. P. in Bielefeld. Die in Zeitungen so vielfach angepriesenen Neuerungen sind nur auf Täuschung des Publikums berechnet und durchaus nicht das Ergebniß wissenschaftlicher Forschung.

G. G. E. Frl. H. H. F. Nicht drucken lassen.

Hrn. H. J. R. in Hamb. Prof. Langbein in Stettin gibt uns die Erklärung von „Unsicherer Kantonist" dahin: Militärpflichtiger, der seinen Wohnort öfter wechselt und sich dadurch der Gestellung zur Aushebung zu entziehen sucht.

Hrn. Harry Leyton. Im Extrazahncoupe.

Frl. Amelie G. in Bülach. Wenn es Ihnen nicht möglich ist, bei einer Buchhandlung oder auf dem Wege des Postabonnements auf „Ueber Land und Meer" für Ihren Herrn Bruder in Nordamerika zu abonniren, so ist die Expedition unseres Blattes gerne bereit, jede Nummer wöchentlich direkt unter Kreuzband franko dahin zu versenden, wofür Sie an Abonnementspreis nebst Frankatur ꝛc. für den Jahrgang ℳ 20. voranzubezahlen hatten. Wünschen Sie, daß gleichzeitig auch die „Romanbibliothek" mitversichert wird, so würde sich der Gesammtpreis auf ℳ 30. 40 ₰ belaufen.

Hrn. R. R. in B. Wir haben Ihnen allerdings geantwortet. Sie haben es aber wohl überlesen. Wir machten Sie auf Martin's Laxidermie (Weimar, Voigt) aufmerksam.

Sohn eines Abonnenten in L. Wenden Sie sich unter verschlossenem Couvert an unsern ärztlichen Mitarbeiter, welcher Ihnen, trotzdem Sie schon „13" Aerzte konsultirt haben, den richtigen Mann nennen wird, der Sie von Ihren Leiden befreien soll.

M. G. A. in E. Wir können nicht wissen, ob wir Sie aufmuntern sollen oder nicht. Der Einsendung steht nichts im Wege.

Ein Freund der Ehre der deutschen Presse. Wir können uns nicht in eine Polemik einlassen gegen unsere Kollegen, namentlich nicht gegen einen uns sonst so werthen und achtbaren.

B. B. L. Homburg v. d. H. Wir haben großen Vorrath und danken deßhalb bestens.

Hrn. P. M. in München. Auf der Münchener Hoftheaterintendanz wird man Ihnen gewiß bereitwilligst den Prospekt mittheilen.

Hrn. B. R. in Bonn. Zwanzig Mark! Verfügen Sie über das Eingesandte.

Frl. Anna S. Wir werden wohl nicht gezwungen sein, Gründe anzugeben.

Junger neuer Abonnent. Jetzt ist die Reise dahin sehr lohnend. 30 Stunden mit dem üblichen Anlegen in Livorno.

Hrn. H. M. in L. Hrn. M. K. in Berl. Hrn. E. H. in S. Leider nicht zu verwenden.

Neuer Abonn. in Ulm. Allerdings ist das möglich.

An die Schachfreunde.

Wir bitten unsere Abonnenten welche an die Redaktion unserer Schachabtheilung Briefe richten, auf der Außenseite dieß ausdrücklich mit „Schach" anbeuten zu wollen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Im Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig** ist vor Kurzem erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Erlösung.

Roman

von

Johannes van Dewall.

Preis broschirt ℳ 7. —; fein gebunden ℳ 8. —

Der anschaulichen Schreibseligkeit unserer Herzen, wie ihn die zum Sprengen gespannten Pulse, das bis zum Wahnsinn arbeitende Hirn, die unerträgliche Qual eines heißen innern Konfliktes hinausschreien lassen: Erlösung — so oder so nur ein Ende! Der Verfasser enthüllt in diesem fein organisirten Werke seine ganze reiche Begabung. Glut und Kraft der Leidenschaft, neben hohe sittlicher Würde, Treue der Empfindung und fortwährend auch in den höchsten Affekten, ein natürlich sich entwickelndes Gewalten des machtigen Stoffes. Erfrischend wirken auf das Lesers heiß bewegtes Herz die originellen, markanten Nebenfiguren! Erlösung rechnet zu den Perlen, die uns Joh. van Dewall beher geboten.

Über Land und Meer.

№ 18.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Das Pfarrhaus von Ellernbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen, Fortsetzung. — Mädchen aus Ploaré, von J. Salles. — Von der deutschen Korvette „Prinz Adalbert", mit Bildern des Malers C. Saltzmann. III. — Notizblatter. — Oberon, von Chr. M. Wieland, illustrirt von Gabriel Max und Gustav Closs, siebenter und achter Gesang. — Straßenbilder aus Serajewo. — „Souvenir", Novelle von Rudolph Lindau. — Eine Idylle aus der Vogelwelt. I. Liebesantrag. — Aus meinem Album, von Max Ring. V. Karl Gutzkow. — Politische Prophezeiungen, von Benno Reden. — Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender, von G. E. Freiherrn von Ihlngen, Februar. — Astronomisches Tagebuch. Februar. — Lotterieziehungen im Monat Februar. — Schach. — Bilderrathsel 18. — Auflösung des Bilderrathsels 17. — Auflösung der militärischen Räthsel in Nro. 17. — Auflösung der Aufgabe in Nro. 17. — Briefmappe.

Illustrationen: Mädchen aus Ploaré, Gemälde von J. Salles. — Straßenbilder aus Serajewo, nach Skizzen von F. Schlegel. — Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt: Picknick auf dem großen Corral (Madeira). — Wieland's Oberon, siebenter Gesang. Hafen von Levante; achter Gesang. Thal des Einsiedlers, von Gustav Closs. — Eine Idylle aus der Vogelwelt, von H. Gracomelli. I. Liebesantrag. — Frauen und Männer des 19. Jahrhunderts, aus der Aquarellensammlung von Herbert König.

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Es war eine eigenartige Nacht, voll Aufruhr und doch zugleich von einer fast gespenstischen Ruhe. Rundum hatten schwere, tiefdunkle Wolkenbänke sich gegen den Zenith, das ganze Himmelsgewölbe überdeckend, zusammengedrängt und sprühten ihre elektrische Ladung zu beinahe unablässigem Feuer wider einander, und ebenso ohne zu verstummen rollte der Donner von rastlos neu erwachendem Echo wiederholt herüber und hinüber. Aber darunter lag die Erde so unbewegt, wie droben die Wolken über ihr standen; hie und da fiel ein einzelner schwerer Tropfen, sonst nichts. Kein Windstoß, kein Hauch eines Luftzuges nur durchbrach die Todtenruhe des Zwischenraumes zwischen drunten und droben; im gelben und blauen Geleucht der Blitze sah man die Aehrenhalme auf den Feldern, die obersten Wipfelblättchen der Bäume reglos vom Flammenmeer umflossen. Die Luft hatte ihre tagüber innegehabte fernhintragende Eigenschaft bewahrt, offenbar noch erhöht, denn wenn der Donner für einen Moment schwieg, tönte fast bis gegen Ellernbrook vernehmlich ein fernes, gleichmäßiges Murren des Strandwellenschlags der Ostsee herauf. An der Küste Schwedens mußte der Nordwind ihre Wasser aufwühlen und hastig herüberpeitschen, doch er selbst kam nicht mit ihnen, sie trugen nur anbrausend seinen Gruß zum deutschen Gestade.

Das bald zitternde Spiel, bald grell blendende Schwefellicht des Hochgewitters umhüllte eine einzelne Gestalt auf den nächtlichen Feldern zwischen dem Kirchdorf und dem Seeufer. Melchior Fleming lief den Fußweg entlang, auf dem Ottmar Hainbuch bei seiner Heimkehr nach Ellernbrook gekommen. Er glich einem Herbstblatt, das der Wind jagt, nur war Alles um ihn still, der Sturm allein in ihm selbst. Ein betäubender, erstickender Orkan, aus dem sich einzig ein Gedanke noch aufrang, einem Ziel nur noch entgegend trachtend, in dessen Richtung er den Fuß fortriß. Das gab ihm die versagende Kraft zurück; wie ein Leuchtfeuer dem Schiffbrüchigen über der Brandung stand es vor ihm. Er wollte es erreichen, weiter vermochte er nichts zu denken. Nicht für sich, doch in tödtlicher Verzweiflung an sich gepreßt, hielt er ein armes, schutz- und schuldloses Leben, das mit leidvoll schwer anklagenden Augen zu ihm aufsah. Das mußte er noch vor dem Untergang behüten, hinüber an den Rettungsstern tragen. Es war seine letzte Pflicht, ein letztes Glück, dann mochte die Welle ihn zurückreißen. Sie beendete den langen, qualvollen Kampf, überquoll die Brust nicht mit angstvoller Erstickung, sondern ließ sie befreit aufathmend versinken.

Mädchen aus Ploaré.
Gemälde von J. Salles. Nach einer Photographie im Verlag von Goupil & Comp. in Berlin. (S. 347.)

Nein, es war keine neue Schuld, der er durch die Nacht entgegen eilte, nur die Sühne einer alten. Wie ein Blitz hatte das eigene Wort seines Mundes ihn am Morgen auf der Kanzel getroffen: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib —“ hatte ihm Sprache und Denkkraft gelähmt. Aber es war keines Andern Weib, kein Anderer begehrte es mehr. Einst, doch heut nicht mehr. Heut war es das seinige — ein ungeheurer Frevel hatte es dazu gemacht, nicht mehr zu tilgen, ungeschehen zu machen. Aber gerade deßhalb war es sein Weib, an dem er eine Sühnpflicht schuldete, auf die er ein Recht besaß.

Ein ungeheurer Doppelfrevel, unsagbar, welche seiner beiden Hälften mit schwererer Anklage um Vergeltung aufgeschrieen. Und doch, wie über ein Schlachtfeld wieder grüne Triebe, Saatwogen und friedliche Kornblumen, hatte sich ein Menschenleben darüber gelegt, das, emsig webend, im Gang der Tage, der Jahre, der Jahrzehnte eine Decke über die Vergangenheit gesponnen, unter der ihr schweigsam klagendes Bild nur blaß und blasser mehr hervorsah. Aus dem von besinnungsloser Leidenschaft zum Verräther des Freundes, zum Verbrecher an einer Geistesunnachteten fortgerissenen Jüngling war ein weißhaariger Mann geworden, der an jenem keinen Theil mehr besaß, auf ihn fast wie auf das Leben eines Fremden, von dem ihm nur eine Erzählung berichtet, zurückblickte. Nein, nicht ungeschehen hatte er seine That zu machen vermocht; als die Erkenntniß derselben ihn übermannt, hatte es kein Mittel mehr gegeben, sie zu vergüten, nur in herzzerfressender, bitterer Reue der stummen Brust sie zu sühnen. In unabläßiger Buße Allem zu entsagen, was die Welt seiner Jugend an Lockung und Freuden darbot, sich selbst hinfort als ein Werkzeug zu betrachten, das kein Recht auf sich selber besitze, nur das Gebot, unermüdet für das leibliche und geistige Heil Anderer zu sinnen, zu sorgen und zu kämpfen. Und er hatte vollbracht, was er sich gelobt, ohne einen Herzschlag der Auflehnung das Joch getragen, unter das sein fester Wille sich gebeugt. Ein segenreiches Menschenleben war über eine unselige Stunde der Jugend, des bewußtlosen Wahnsinns ihrer Leidenschaft hingegangen — und wie sie sich langsam zu einem fremd herüberblickenden Antlitz umgewandelt, so war die Marter des Gewissens stiller geworden, die sanft schaffende Natur hatte es ebenfalls mit grüner Narbe überdeckt und eine neue Saat aus ihr heraufgezeitigt. Nicht der Vergessenheit, doch der Milderung, der Ruhe — eine Ernte der Erlösung, einer rückkehrenden ernsten Heiterkeit, die das Auge sich wieder frei emporheben, über die Wirksamkeit eines Lebens mit der entlastenden Sühnung hingehen ließ: das ist die Frucht, die aus dem Boden deiner Schuld zur Reife gediehen!

Da war es doch ein Betrug gewesen — da schnitt nach dreißig Jahren, wie ein flammender, bis in die fernste Vergangenheit Alles grell überlodernder Blitz, eine Stimme durch's Dunkel: „Ich bin es, Melchior Fleming —“

Und Alles, was ein bitteres Leben darüber gebaut, lag von jenem Blitzschlage in einer Sekunde vernichtet, aufgerissen bis in die verschüttete Tiefe seines Beginns, und ein neuer Kampf hatte begonnen. Ein unsichtbarer, nicht mit den Lippen, nur vom stummen Blick der Augen geführt, doch ohne Waffenruhe, Tag und Nacht, im Traum vom Bewußtsein fortgesetzt. Ein Kampf mit lächelndem Gesicht und doch mit so ruheloser Folter in der Brust, daß sie oft zu Tode ermattet im Begriff gestanden, heraufzuschreien: „Ich that's — was verlangst du mehr, als das zu hören — thu' mit mir, was meine Schuld verdient!“ —

Eine Erlösung wäre es gewesen, wie das letzte Ausathmen für den von unheilbaren Leiden Gemarterten. Aber er durfte nicht nach ihr fassen, mußte den Kampf fortsetzen, Sieger in ihm bleiben. Nicht für sich, den Schuldbelasteten, doch für eine Schuldlose, die er in sein Verderben mit hinabriß — die keine Ahnung von dem Abgrund besaß, aus dem ihr Dasein emporgetaucht, neben dem sie bis heut hingeschritten — die er retten mußte, um jeden Preis, als letzte Sühne seines Lebens. —

Wie das Alles gleich den funkelnden Blitzen über ihm durch Melchior Fleming's Gehirn zitterte und zuckte!

„Helene!“ stöhnte sein Mund — „Helene, mein Kind!“

Sein Kopf fuhr jetzt mechanisch einen Moment herum. Hinter ihm, laut durch die Nacht herüberhallend, begann plötzlich die Kirchthurmglocke von Ellernbrook in wilden Schwingungen zu stürmen. Doch was ging es ihn an — sein Fuß kehrte nie mehr dorthin zurück — dem vom Herbstwinde gejagten Blatt ähnlich, lief er weiter, der näher rauschenden Seebrandung entgegen.

Unter der weitrufenden Thurmglocke aber, deren Strick nicht von den Dorfbewohnern, sondern von den herangerückten Städtern gezogen wurde, tobten Stimmengelärm, Geschrei und Gesang durcheinander. „Ihr wolltet Narren sein, Ochsen, die sich das Maul verbinden und von eurem Pfaffen belügen lassen? — Er hat ihnen selbst gesagt, daß er ein Schuft ist und sie immer betrogen hat! — Das ist die Stimme der Freiheit, die hat's ihm ausgepreßt wie dem Mörder das Geständniß. — Hoch die Freiheit, sie ist da! — Wir sind Alle Brüder und ihr sollt Alle frei sein wie wir! — Jedem gehört sein Feld und sein Vieh! Keinen Pachtzins, keine Abgaben mehr, soweit die rothe Fahne weht! — Hunderttausend Brüder rücken aus Berlin hinter uns drein! — Laßt den alten Freiheitskämpfer, dem die Tyrannen das Bein abgeschossen haben, das neue Freiheitslied aufspielen! — Reißt eurem Pfaffen das Haus nieder, in dem er euch belogen hat! — Pflügt den verfluchten Boden um! — Nein, baut ein neues drauf, für alle Brüder und Schwestern gemeinsam! — Hurrah, ein Haus für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!“

Doch eine lautere, wie es schien, befehlshaberische Stimme, an der Jakob Kyritz den von ihm am Nachmittag des Ellernbrooker Jahrmarkttags in kurzer Manier aus seinem Gehöft hinausgeworfenen Landstreicher erkannt hätte, überschrie das Gewirre:

„Vorwärts! Nicht aufhalten! Edeldenkende Menschen haben einen Bund gemacht gegen die Aristokraten, die Pfaffen, die Hunde! Hier in Ellernbrook sind keine Krautjunker, keine Polizeibüttel, Gerichtsfräcke! Keine Placker und Schinder! Nur edeldenkende Brüder und Schwestern, die mit uns die Faust des freien Mannes für das Menschenrecht aufheben! Wir sind die Apostel der Menschenfreiheit und haben die Soldknechte in der Stadt an der Kehle gepackt, die den freien Mann zum Vieh machen wollen. Kein Aergerniß, sag' ich, daß die Ellernbrooker uns damals aus der Schenkwirthschaft herausgeschmissen! Ihr Pfaff hatte sie angelogen und Keiner von uns denkt dran! Wir sind Alle Brüder und Schwestern, sie kommen Alle mit uns. Vorwärts, sag' ich! Ich weiß das Hamsterneſt, wo die Blutsauger drüben sitzen, und zeig' euch den Weg. Gerechtigkeit und Gleichheit ist unser Fahnenspruch! Gerechte Vertheilung, wenn wir in dem Nest sind, und Keiner kommt zu kurz. Gewehr über! Marsch!“

Die Bauern und Burschen von Ellernbrook standen wie eine von ihrem Hirten rathlos verlassene Heerde in dem Gedränge und Getöse. Die Meisten blickten, ohne Hand und Fuß zu rühren, unschlüssig-verdutzt drein, von den Jüngeren, besonders von den Knechten, begann indeß eine wachsende Anzahl sich an dem Geschrei zu betheiligen. Es flog hin und wieder: „Was hat er gesagt und wo ist er geblieben? — Davongelaufen ist er, wie das böse Gewissen! — Er hat gesagt, daß er ein Lügner und der größte Sünder unter uns Allen gewesen sei! — Weil er uns betrogen hat und noch heut Morgen in der Kirche betrügen wollte. — Wir sollten nicht glauben, daß die Freiheitsleute uns Gutes brächten! — Deßhalb blieb er stecken in seiner Predigt; er wußte, es war Alles Lug und Trug, was er sagte. — Nur damit wir uns für ihn abarbeiten sollen, für den Pfarrzehnten und die Kirchensteuer, die er einschluckt! — Wir haben uns lange genug als Dummköpfe von ihm an der Nase führen lassen. — Hat er's euch nicht selbst gesagt, daß ihr Narren gewesen, seinen Worten zu glauben? — Das da sind Leute, welche uns die Wahrheit reden, keine Heuchler! — Wer auf sie hört, hält's mit rechtlichen Menschen und meint's gut mit sich selbst und Anderen!“

Der stark in Unordnung gerathene Zug der „Apostel der Menschenfreiheit“ hatte sich auf das Kommando des Anführers wieder etwas zusammengeschlossen, doch jetzt rief es mit ziemlich trunkener Stimme aus der Mitte:

„Laßt uns nach dem Hamsterneſt! Aber 's ist auch Menschenrecht, erst zu essen und zu trinken, wenn's im Magen knurrt und in der Kehle stickt! Ein Pfaffenkeller ist auch ein Hamsterloch, worin's Schinken und Wein gibt. Los drauf, daß die Männer der Freiheit Kräfte saugen, um sie gegen die Blutsauger zu gebrauchen!“

Ein tobendes Beifallsgeschrei brach aus. „Hoch das Menschenrecht! Erst in die Pfaffenwirthschaft! Stöbert das Hamsterloch aus! Die Freiheitskämpfer müssen Kräfte saugen!“

Uebereinander, in wildem Getümmel, darin Jeder der Vorderste zu sein trachtete, drängte, stürzte, kollerte Alles der Thür des Pfarrhauses zu. Die Dielenlampe desselben beleuchtete hereinbrechende Gesichter, die unverkennbar ausschließlich der niedrigsten Hefe städtischer Bevölkerung angehörten, fast sämmtlich bereits halb betrunken. Stumpfsinnige Gier stierte aus den meisten Augen, mit rohen Fäusten brachen sie in die Zimmer, die Schränke; Einige, die sich nicht mehr in die vorderen Reihen zu drängen vermocht, umliefen hurtig das Haus und stürmten durch die Hofthür in die Küche hinein und zum Keller hinunter.

Dort im Hof, am Scheunenrand des Gartens, stand Petrea von Malchow; sie lehnte zitternd ihre Schulter an einen Pfosten zurück und sah und hörte zu dem blitzüberhellten Treiben hinüber. Niemand hatte nach dem Fortstürzen Fleming's mehr auf sie geachtet, und sie stand da wie in einem verworrenen Traum. So plötzlich, dem Gewitter gleich, war das Alles hereingebrochen; sie wußte nicht, was geschah und geschehen sollte, wußte nicht mehr, was sie selbst gesagt und gethan. Nur daß sie dem Pastor gegenüber gestanden und daß es mit besinnungsloser Glut ihr zum Kopf empor und über die Zunge geströmt sei, Worte, die ihr blindlings der Augenblick eingegeben, der Zorn, der Stachel, den Jener ihr in's Herz gestoßen. Sie begriff nicht, was im selben Moment darauf gefolgt — aber nun war's ihr in verwirrender Täuschung der Sinne, als sei Alles vor ihr und um sie her durch sie veranlaßt, sie die Urheberin des wilden Getümmels, des in's Pfarrhaus hineinbrechenden Sturmes gewesen. Die kurze, sie lodernd übermannende Erregung war verrauscht und ein ungeheurer Schreck hielt sie gelähmt als Zuschauerin des Unheils, das sie von sich aufgerufen glaubte, fest. Wie von dem Dach des Hauses herab rollten die Glockentöne des Kirchthurms durcheinander und jeder ihrer Schläge stürmte Angst und anklagendes Herzklopfen in der Brust des Mädchens auf. Der Hofraum füllte sich mehr und mehr mit dunklen, kreischenden und fluchenden Gestalten, jetzt beim Licht eines Blitzes taumelte eine derselben gegen sie heran und rief, die Hand nach ihr ausstreckend: „Was für 'ne Schwester bist Du? Komm' mit!“ und von einem neuen Schreck wenigstens aus ihrer körperlichen Betäubung aufgerissen, flog Petrea in's Dunkel des Gartens zurück, den breiten Weg hinab. Einmal im Lauf begriffen, setzte sie ihn geradaus fort, ihre Phantasie rief um sie her in Auge und Ohr Erscheinungen wach, auftauchende häßliche Gesichter, nachdröhnende Fußtritte von Verfolgern. Sie lief vorwärts, dem Ellernbach zu — da, das war keine Einbildungskraft — am Rand desselben hob sich eine Gestalt empor, ihr entgegen, und jäh umwendend, bog sie zur Linken ab, in's Feld hinaus, athemlos zwischen die dunklen Zaunwälle hinein. Es war der Weg, der am nächsten zum Seestrande hinüber führte, an dem entlang sie nach Malchow gelangen würde, hatte Ottmar Hainbuch ihr beim Abschied gesagt. Dort erwarte er sie heut Abend — fast hatte die letzte Viertelstunde das Gedächtniß daran in ihr ausgelöscht, nur ihr Fuß sich wie instinktiv der Richtung zugewandt. Das kam der Flüchtenden jetzt zum Bewußtsein, doch unklar, was sie drüben sollte und wollte. Für den Augenblick aber war auch dieß gleichgültig; ihr rückgewendeter Blick sah beim Gefunkel der Wolken, daß der letzte Verfolger, vor dem sie am Bachrand ausgewichen, ihr nacheilte, und ihm vor Allem erst zu entrinnen, lief sie mit der ungewöhnlichen Schnelligkeit und Kraft ihrer jungen Füße weiter.

Vielleicht hätte sie innegehalten, wenn sie gewußt, wer es sei, der ihr nachfolgte — vielleicht auch nicht, möglicherweise in diesem Moment noch am allerwenigsten. Der herüberhallende Lärm von der Straße, das stürmische Glockengeläut hatten Eugen Römhold auf dem Sitz, den er seit Stunden nicht verlassen, aus seinem Brüten aufblicken lassen, doch ohne daß er einen Gedanken damit verband. Es kam ihm kaum, daß der weiße Mondglanz um ihn verschwunden, rastloses Aufirren von Wolkenflammen statt seiner die Nacht erhelle. Auch sie trugen kein Licht in die Gedanken und Empfindungen des Jünglings; mochte die Erde unter dem herabprasselnden Donner zusammenstürzen, ein Blitz ihn selbst treffen! Ihm war es gleichgültig — nein, ihm wäre es lieb, das Beste, das Ersehnteste gewesen, und halb unbewußt hob er mit jugendlicher Emphase den Arm zu dem Gelober des Himmels auf.

Da flog ein dunkler Schatten durch den Garten herab auf ihn zu, bis auf wenige Schritte an ihn hinan, stutzte dicht vor ihm zurück, bog zur Seite und entfloh. Ein Moment nur war's, doch in ihm erkannte Eugen Römhold zweifellos Petrea. Wohin wollte sie, weßhalb ihre Hast? Es ging ihm dumpf durch den Kopf, ge-

dankenlos blickten seine Augen der Richtung nach, in der sie verschwunden. Nun umgoß sich ihre forteilende Gestalt auf's Neue mit einem sekundenkurzen Lichtmeer und es war wieder Nacht. Aber mit dem Blitz zugleich schoß eine Erinnerung durch die Stirn des Jünglings und riß ihn auf. Eine Erinnerung seiner Augen, nicht mehr, ohne die Verknüpfung eines Gedankens. Es war ihm nur plötzlich, als ob er den Umriß dieser Gestalt schon einmal gewahrt habe, auch in einer Nacht, nicht von Helle umflossen, sondern gegen tiefes, fast lichtloses Dunkel des Horizonts. Vergeblich besann er sich, wo, wußte nicht, weßhalb sein Herz mit einem Schlage in namenloser Heftigkeit aufklopfte, ihn willenlos-gewaltsam hinter der Entschwindenden dreinzog. Er wußte — ein Räthsel war's, wie das andere, daß es ihn im selben Augenblick mit einem Rosenduft überschüttet hatte, obwohl er mit Sicherheit wußte, daß nirgendwo im Garten noch Rosen blühten. Er mußte ihr nach — in jedem Viertel einer Minute tauchte ihre eilende Gestalt auf, erlosch und kam zurück, so daß er nicht zu irren vermochte. Manchmal öffnete sich sein Mund, sie anzurufen, doch dann schloß unverständliche Scheu ihm hastig die Lippen wieder zu, und ihm war's zugleich, als vermöge er keinen Ton hervorzubringen. Er hätte sie mit Anstrengung seiner vollen Kraft einholen können, aber sobald er den Entschluß faßte, diese einzusetzen, versagte auch sie ihm, wie wenn der Herzschlag sie lähme. So folgte er ihr, die gleiche Entfernung von ihr innehaltend, nach; mit ihnen über die einsamen Felder ging die seltsame Wetternacht, auf der Erde stand Alles lautlos unbewegt, nur zwischen Blitz und Donner hinein, um den Aufruhr des Himmels unbekümmert, wie zum Trotz ihm entgegen schlug aus dem Feldgebüsch hinüber und herüber in hellen, hoch aufjauchzenden Flötentönen die Nachtigall.

Wohl eine Stunde fast hatte die sonderbare Wanderung auf Kreuz- und Querwegen gedauert, doch nun stand Petrea erschöpft still. Seit einigen Minuten waren die Blitze sich weniger häufig gefolgt, der letzte zeigte ihr den Rand eines Gehölzes, hinter dem das Rauschen der See herauftönte, und sie lief drauf zu. Aber der Athem verging ihr, als sie den Waldsaum erreichte; ein paar Sekunden horchte sie durch das Dunkel zurück, dann, wie ihr Ohr nichts vernahm, tastete sie sich noch ein Dutzend Schritte zwischen den ersten Baumstämmen hindurch und warf sich ermattet hinter einem derselben auf weichen Moosgrund zu Boden. Für den Moment begehrte sie nichts als Ruhe, dachte nichts, als daß sie ihren Zweck erreicht und dem ihr nacheilenden Verfolger entronnen sei.

Wer war derselbe? Warum lief er hinter ihr drein? Was wollte er von ihr? Vor der Phantasie des Mädchens stand er in der brutalen Gestalt des hünenhaften, betrunkenen Straßenarbeiters, der ihr und Helene am Abend des Jahrmarkttages zwischen den Holzbuden den Weg versperrt hatte. „'s ist ein Frühling im Lande," stieß sein halb lallender Mund aus, dem ein Branntweinathem entströmte. Petrea war's, als höre sie die Worte noch im Ohr, werde von der anekelnden Atmosphäre umhaucht, und ein Schauder überlief sie. — Woher kamen plötzlich all' die ähnlichen widrigen Gesichter, die in Ellernbrook hereingebrochen? Was wollten sie? Sie lauschte wieder unwillkürlich einige Herzschläge lang gespannt auf. Nein, gottlob, um sie war Alles still, regte sich nichts.

Hatte doch etwa ihre überreizte Einbildung sie getäuscht, ihr einen Verfolger vorgegaukelt, der gar nicht in Wirklichkeit gewesen? Ihre Aufregung begann sich zu legen, ließ die Gedanken, die sich vor dem Sturm derselben in einen Winkel des Kopfes stumm zusammengeduckt hatten, wieder hervorschlüpfen. Doch in gemeinsamer Hast, ein gleichzeitiges-Gedränge, verwirrend und ermüdend.

Weßhalb sollte sie sich heut Abend auf dem Schloß von Malchow einfinden, wie sie es gestern Ottmar Hainbuch zugesagt, und weßhalb hatte dieser ihr den Auftrag ertheilt, die von ihm roth angestrichenen Verse der Bibel auf ein Blatt abzuschreiben und dasselbe dem Pastor Fleming zu überreichen? Was hatte der Letztere auf ihre besinnungslosen Worte erwiedert und warum war er einem Irrsinnigen ähnlich plötzlich davongestürzt? Wo war Helene seit dem Mittag geblieben und wo Eugen Römhold?

Bei der letzten Frage schoß es wieder heiß in die Wangen der Liegenden auf. O es war schändlich, unglaublich-verabscheuungswürdig von ihm! Nein — nicht von ihm — denn er trug ja eigentlich keine Schuld daran. Sie hätte ihn tödten können, wenn sie ein Werkzeug, eine Waffe in der Hand gehabt! Nein — nicht ihn — den Andern, der die Ruchlosigkeit gesprochen. Was konnte er dafür — Eugen —?

Ihr Mund hatte das letzte Wort halblaut vor sich hin gemurmelt, eine geraume Weile verrann, dann fuhr Petrea's Stirn plötzlich in die Höhe! Von der Erschöpfung des Laufes waren ihr die Lider über dem Treiben ihrer Gedanken herabgefallen, sie war eingeschlafen, flog aus einem Traum auf und sah verstört um sich in die Finsterniß. Wo befand sie sich? Ihre Hand tastete, auf ihren Lippen lag noch das Wort, bei dem der Schlaf über sie gekommen, und sie wiederholten es, stießen es ohne Wissen und Wollen schreckhaften Rufs hervor: „Eugen!"

„Hier bin ich, Petrea," antwortete es etwa auf doppelte Armeslänge von ihr aus dem Walddunkel.

War das immer noch Traum? Unverkennbar hatte die Stimme Eugen Römhold's es erwiedert. Das Mädchen stützte sich halb auf, ihre Augen suchten die Nacht, ihre Sinne den noch vor ihnen fortwebenden Schleier zu durchdringen, und sie frug ungewiß:

„Wie — weßhalb bist Du hier?"

„Ich halte Wache, damit Du ruhig schlafen kannst."

„Und Du bist es wirklich?"

Ehe sein Mund drauf entgegnen konnte, kam eine andere überzeugende Antwort. Ein Blitz umhellte mit breiter Lichtbahn die grauen Stämme und zeigte an einen derselben gelehnt auf dem leuchtend grünen Hintergrund des jungen Buchenlaubes die Gestalt des Jünglings. Doch nur eine Sekunde lang und Alles war wieder schwarz versunken.

Auch Alles wieder still, denn hier und dort waren die Worte verstummt. Nur das schnell verschwundene Bild stand noch deutlich vor dem Gesicht Petrea's und verzog unwillkürlich ihren Mund wie zu einem Lachanflug. Das also war der Anlaß ihrer thörichten Angst gewesen' — dieser Anblick, der sich von ihrer Vorstellung des widerwärtigen, trunkenen Gesichtes unterschied, wie — —

Sie wußte, empfand, wie, doch ohne ein Wort, einen Bildvergleich dafür zu haben. Wie die vollste, sonnenhelle, herzerfreuendste Beruhigung von einem wüsten, beängstigenden Traumschreckbild. Das war's.

Und trotzdem begann es in diesem beruhigten Herzen zugleich wieder unruhig zu klopfen. Sie begriff nicht, weßhalb — doch, sie verstand's, es war das Schweigen in dem tiefen Dunkel umher, das etwas ungewiß Aufregendes besaß, und sie frug jetzt rasch wieder:

„Du hast mir nicht geantwortet, wie Du hieher gekommen."

„Ich sah Dich an mir im Garten vorüberlaufen und folgte Dir nach."

„Aber wie fandest Du mich hier im Wald?"

„Die Blitze zeigten mir, daß Du hineingingst, und ließen mich Dich finden."

„Und weßhalb gingst Du mir nach?"

„Weil — damit Dir kein Unfall zustieße."

„Und weßhalb riefst Du nicht — Du kannst schneller laufen als ich — warum holtest Du mich nicht ein?"

„Weil —" Eugen Römhold stockte noch etwas länger als bei der vorhergegangenen Antwort — „Du gingst zornig heut Mittag von mir fort —"

Die Stimmen aus unsichtbarem Munde waren mit eigenartig wunderlichem Klang durch die todte Finsterniß hin und wieder gegangen; nun verstummten sie abermals, Alles war so lautlos, wie dunkel, nur links hinüber schlug eine Nachtigall, der nach kurzer Pause in der Ferne eine andere antwortete.

Petrea hatte Alles gefragt, sie hatte nichts mehr zu sagen. Aber das Schweigen hatte etwas Beunruhigendes, noch mehr als zuvor. Es war so mystisch-ungewiß — stand Eugen Römhold wirklich noch dort an den Baum gelehnt oder war er fort, zeigte ein abermaliger Blitz seine Stelle leer? Sie erschrak bei dieser plötzlichen Vorstellung —

„Bist Du noch da?"

„Ja."

„Du, Eugen —"

Sie hielt einen Augenblick inne, dann fügte sie hinterdrein: „Ich war nicht zornig auf Dich heut Mittag, bist Du's auf mich?"

„Warum sollt' ich's?"

„Weil —"

Das Mädchen stockte wiederum — „Ich hab' unrecht an Dir gehandelt. Laß mich's nicht so laut sagen müssen, Du stehst so weit. Sag' mir, wo bist Du?"

„Hier."

„Wo?"

Sie streckte ihre Hand in's Dunkel. „Hier neben mir ist noch Platz. Sag' mir —"

Ihre Lippen mußten auflachen, denn zwei Hände, die sich nach dem Schall der Stimme vorgestreckt hatten, waren mehrfach suchend an einander vorbeigegangen, ehe sie sich fanden und festhielten.

„Was soll ich Dir sagen?" fragte Eugen.

„Ob es wirklich schlecht von mir war, daß ich Dir in der Walpurgisnacht das Blättchen von dem Herzen, das Du Helene auf dem Jahrmarkt geschenkt, an's Kopfkissen steckte?"

„Das hattest Du gethan?"

Ein Ruck seiner Hand begleitete die Antwort, doch die ihrige griff hastig nach der halb entschwindenden:

„Ja — ich. Sei nicht böse, Eugen, und laß mich nicht allein hier im Wald! Es war schlecht von mir, ich weiß es jetzt auch —"

„Aber weßhalb thatst Du's?"

„Es sollte ein Walpurgisnachtspaß sein, um Dich irre zu führen. Ich hatt' es schon einmal gethan und es war mir geglückt."

„Schon einmal? Wann? Womit?"

„Wirst Du auch nicht böse?"

„Nein."

„Gewiß nicht? Gib mir fest die Hand drauf!"

Er brauchte sie nicht zu geben, denn sie lag in der des Mädchens und er drückte dieselbe nur als Antwort fester, während Petrea, offenbar näher an sein Ohr hinübergebeugt, halblaut flüsterte:

„Weißt Du noch, am Abend nach dem Jahrmarkt, in der Nacht, als der Pastor und Herr Hainbuch wegen des Gelärms in der Gastwirthschaft noch weggegangen waren, da fandest Du Helene im Dunkel am Gartenstaket."

„Ich — woher —?"

„Und sagtest ihr, wie lieb Du sie hättest —"

„Woher weißt Du das?"

Die Stimme des Jünglings zitterte, doch auch die Petrea's fuhr ungewiß stockend fort:

„O es war schlecht von mir, noch schlechter als das Andere —"

„Von Dir? Nicht von Dir! Von ihr, daß sie es Dir erzählt. Ich war blind, sie hat mich nie lieb gehabt und ich sie nicht!"

„Nein, sie hat's mir nicht — ja, Du warst blind, damals, in der Nacht, denn es war nicht Helene —"

Sie schwieg und einen Herzschlag lang blieb es todtenstill zwischen den lichtlosen Stämmen, dann plötzlich, ohne Wort, ohne Laut, als sei es selbstverständlich, könne nicht anders sein und bedürfe keinerlei Anfrage, noch Erwiederung, lagen die Lippen Petrea's und Eugen Römhold's fest auf einander. Wie ein Wiegenlied summte von Norden her das Anbrausen der Strandwellen über sie hin, wie ein Jubellied riefen die Nachtigallen wetteifernd herüber und hinüber, doch sie hörten Beide nichts von dem, was draußen um sie tönte, nichts als die Märchenbotschaft, die unter den für alle Zeit vereinigten Lippen in stummer Seligkeit pochend das Herz zum Herzen hinüberschlug. —

In so stürmischem Schlag hatte dereinst, vor dreißig Jahren, auch das Herz Melchior Fleming's gebebt, doch anders, nicht in Alles vergessender, schuldloser Seligkeit seines jugendlichen Rechtes — in wildem Aufruhr beherrschungsloser Leidenschaft, deren heißes Entzücken selbst in der Minute, wo es die höchste Stufe des ersehnten Glückes erklommen, der schneidend gelle Mißton des ruchlosen Gewissens anklagend durchschnitten gehabt. Und doch, so mit dem heiß rollenden Jugendblut betäubend, auch so Alles vergessen machend, hatte sein Herz geschlagen — für wen?

Für die alte, grauhaarige, sinnverlorene Gestalt, die da mit glanzlosen Augensternen vom Sessel zu ihm aufsah?

Er hatte das Ziel seiner Nachtwanderung erreicht, anders als er es gedacht, doch, mochte undurchdringliches Dunkel hinter ihm liegen, er war an den einzig lichten Punkt, nach dem er noch getrachtet, hingelangt und seine Besonnenheit, die Fähigkeit des Denkens für dasjenige, was sein Leben hier in dieser Nacht noch erstrebte, ihm zurückgekehrt. Auf dem Pachthof von Malchow, der, ländlichem Brauch gemäß, schon in tiefen Schlaf versunken lag, hatte sich nichts geregt, als er am Ellernbach hinunter zu der einsamen Wassermühle abgebogen, aus der ihm der Schimmer einer Lampe durch das Erlengezweig entgegendrang. Leise war er die Treppe hinangestiegen und stand vor dem Bildniß, dem traurigen Abbild wesenlos versunkener Tage.

Das Antlitz Hertha's von Malchow drückte keine Ueberraschung aus, ihr nickender Kopf bestätigte im Gegentheil das Eintreffen einer Erwartung. Wer sie sah und hörte, vermochte an ihren Worten, ihrer Stimme

Vornehmer Türke

Zaptieh

Rajah

Bettler

Reiche Serbin
griech orthodox.

Reicher Serbe.
griech orthodox.

Katholikin

Katholischer Bauer

Obsthändler

Straßenbilder aus Serajewo. Nach Skizzen von F. Schlegel. (S. 350.)

Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt. **Picknick auf dem großen Corral (Madeira).** (S. 347.)

und Miene nichts Ungewöhnliches, Vernunftwidriges wahrzunehmen. Sie stand auf, trat ihrem späten Besucher mit einem Gruß entgegen und sagte:

„Ist es schon Zeit? Ich wußte, daß Du heute kämest, und erwartete Dich. Findest Du mich so recht für die Feier oder glaubst Du —?"

Sie hob, einen Moment innehaltend, den Arm zum Scheitel auf, Fleming gewahrte erst jetzt, daß sie eine besondere Kleidung angelegt. Ein altmodisch-kostbares, doch von der Zeit verblichenes Brokatgewand fiel in steifem, bei jeder Bewegung knatterndem Faltenwurf an ihrer hohen Figur herab, um den Nacken trug sie ein mattleuchtendes, werthvolles Perlenband, edelsteinbesetzte Armringe an den Handgelenken. Auf den Rücken und die Schultern herab aber hing ihr in sonderbarem Widerspruch zu der wirklichen Pracht ihrer übrigen Kleidung ein mit grünem Gerank auf dem Scheitel befestigter grauer Schleier, durchlöchert und in einzelne Streifen zerrissen, als ob er ehemals weiß gewesen, doch durch Staub und Asche gezogen sei. Nach dem streckte sich ihre Hand auf und ihr Blick sah Fleming mit einer auftauchenden Unruhe an, wie er entgegnete: „Was meinst Du, liebe Freundin?"

„Oder glaubst Du" — wiederholte sie, auch mit leis unruhigem Ton der Stimme — „daß der Pastor mir den Schleier nicht lassen wird? Wenn er streng ist — Du weißt, er könnte mir einen Schimpf anthun, wie ich schon gehört, daß es Mädchen vor'm Altar geschehen. Aber eine Braut trägt doch gern einen Schleier, und ich bin klug gewesen und habe keine wirkliche Myrte genommen, sondern Todtenmyrte aus dem Park. Bei Licht unterscheidet man's nicht, zumal wenn der Schleier etwas drüber fällt."

Ihre Hand drapirte noch etwas an dem letzteren, Fleming versetzte mit halber Stimme, um ein Beben derselben zu bemeistern:

„Sei unbesorgt, der Pastor wird Dir den Kranz und den Schleier nicht antasten. Er ist mein Freund und weiß —"

„Daß es unser Kind ist, um dessen willen wir —?"

Sie war ihm mit einem ängstlichen Ausdruck in's Wort gefallen und er schüttelte schnell den Kopf, sie zu beruhigen. „Nein, das nicht, es war unnöthig, ihm davon zu reden, und Du wirst es auch nicht thun. Du bist ja verständig und weißt, weßhalb wir in's Schloß hinübergehen, daß Niemand zu erfahren braucht, was in der nächsten Stunde dort geschieht. Es bleibt Alles gerade so, wie es zuvor gewesen, nur unsere Versäumniß haben wir gut gemacht, unsere Pflicht gegen sie erfüllt, aus der nach unserem Tode ihr Recht erwächst. Du hast nichts als vor dem Pfarrer und den Zeugen, welche er mitbringt, Dein Ja zu sprechen, liebe Freundin, wie ich es im Herbst mit Dir beredete. Ich wollte, es wäre damals schon geschehen, doch Du erinnerst Dich, daß Hindernisse eintraten, die den Aufschub nöthig machten. Nach der Trauung kehrst Du, wie immer, hieher zurück und ich nach — komm', es wird Zeit."

Sie war den Einzelheiten seiner Auseinandersetzung aufmerksam gefolgt und stimmte Allem mit dem Kopf nickend zu. Fleming trat durch die Thür hinaus und sie folgte ihm; draußen fragte er: „Du hast doch den Schlüssel?"

„Nein —" sie besann sich, kehrte in's Zimmer zurück und griff rasch nach einem metallisch klirrenden Gegenstand, den sie in eine Tasche ihres bauschenden Kleides gleiten ließ. „Ja, doch — ich habe ihn —" und sie schritten durch die Nacht am Strande entlang. Lang, weiblich-gespenstisch schimmernd rollten die Schaumwellen mit eintönigem Brausen heran, zuweilen klang es wie ein dumpfes Stöhnen aus ihnen auf. Der Himmel lag schwerdrückend, todesfinster wie zuvor über Land und See, doch seine Blitze folgten sich in längeren Zwischenräumen, einer derselben wies jetzt den an's Schloß Herangenahten die von der Seite hineinführende Nebenthür. Sie war nicht mehr verschlossen, sondern stand halb geöffnet, wie am Nachmittag, der Pastor hielt unwillkürlich an und fragte: „Was bedeutet das? Die Thür ist offen —"

Seine Begleiterin nickte bestätigend: „Ich ließ sie — ich war dort heut Nachmittag." Ihre Stimme besaß einen zögernden Klang, als ob sie noch etwas hinzufügen wolle, doch Fleming trat jetzt schnell durch den kleinen Zugang ein, zündete im Innern des Gebäudes eine mitgenommene Kerze an und sie stiegen die Treppe hinan. Schweigsam gleich ihren Schatten, die riesenhaft an den Wänden bis zur Decke emporhuschten, wanderten sie durch den langen, lautlosen Flurgang in ein der Seeseite zugewandtes kleineres Zimmer, das ehemals ein Boudoirgemach der Schloßherrinnen gebildet haben mochte. Die schweren Vorhänge alter Zeit hingen reglos an den Fenstern und Thüren herab, auf einem Schreibtisch aus tiefgedunkeltem Mahagoniholz stand ein krystallener Armleuchter mit dicken, vom Staub der Jahrzehnte fast schwärzlich überkrusteten Wachskerzen. Als Fleming die Flamme der seinigen ihnen näherte, flackerten sie wie unwillig auf und schienen im nächsten Moment wieder erlöschen zu wollen. Aber dann züngelte es mälig auf's Neue am knisternden Docht in die Höhe und nach einigen Minuten durchfloß tagheller Lichtglanz den Raum, schwankte weit auf das nächtige Meer hinaus. Offenbar hatte der Pastor mit Vorbedacht dieß Zimmer ausgewählt, dessen ungewöhnliche Erleuchtung keinem Blick als dem auf einem fern vorüberziehenden Schiffe wahrnehmbar werden konnte.

Seine Hand, mit der er einige Anordnungen traf, zitterte, doch sein Geisteszustand war ruhig, vom Aufgebot des Willens beherrscht, unverrückt einzig auf das nächste, das letzte an dieser Stelle zu erreichende Ziel seines Lebens gerichtet. Was darnach folgen würde, wußte er nicht, er dachte jetzt nicht darüber. Nur sein Ohr horchte mechanisch, ob es einen Ton, der das Herannahen des Erwarteten ankündige, vernähme. Ihm war's, wie wenn ein leiser Fußtritt draußen — irgendwo — und er drehte den Kopf.

Nein, es war der Schritt seiner Gefährtin gewesen, die bisher ohne sich zu regen an der Schwelle stehen geblieben und jetzt plötzlich rasch auf den Armleuchter zuging. Unverkennbar von einem in ihr aufschießenden Gedanken vorwärts bewegt, dessen Absicht Fleming nicht begriff, denn er fragte: „Was willst Du mit dem Licht, wohin?"

Sie hatte eine der brennenden Kerzen herabgenommen und trat mit derselben einer Seitenthür des Gemaches zu. Nun hielt sie den Fuß und sah den Fragenden an, legte den Finger andeutend auf ihren Mund und bewegte sich, auf die Fußspitzen gehoben, geräuschlos zu Fleming hin. Die Kerzenflamme zog einen wunderlich irren Reflex aus ihren Augen, sie reckte sich an sein Ohr hinan und flüsterte geheimnißvoll:

„Sie ist todt — aber ich habe das Buch vergessen, und wenn sie aufwachte und es läse — weißt Du's, können Todte wieder aufwachen?"

Er schüttelte den Kopf. „Du sprichst gedankenlos, sei verständig und ruhig, wie es sich für eine Braut geziemt. Wer sollte aufwachen? Es ist Niemand todt —"

„Doch, ich habe sie getödtet — dort — heut!"

Sie streckte die Hand deutend aus, etwas Sicherbewußtes, Triumphirendes sprach aus ihrem Blick, das Fleming mit ungewissem Schreck entgegnen ließ:

„Du träumst, Hertha! Getödtet? Wen —?"

„Sie kam hieher, heut Nachmittag, ganz leis', um unserem Kinde sein Erbtheil zu nehmen. Am Boden lag sie und schlief — da hab' ich sie —"

Ihre rechte Hand machte eine, wie mit einem Dolch niederzuckende Bewegung. Der Pastor wiederholte, sie anstarrend, mechanisch:

„Heut Nachmittag —? Wen?"

Sie dämpfte ihre Stimme noch mehr, fast tonlos herab, doch trotzdem zitterte der triumphirende Klang noch deutlicher jetzt hindurch:

„Das häßliche Geschöpf — Du weißt, es kam einmal mit Dir hieher und ich hätte es schon damals —"

Aber ein irrer Aufschrei Fleming's unterbrach sie:

„Helene! Mein Kind — Wahnsinnige, Dein Kind — Du hast es getödtet?! Wo —?"

Sein Arm griff besinnungslos nach ihr, dann fuhr im selben Moment sein Kopf, zugleich wie von Flammenlohe gepackt und wie zu Eis erstarrend, herum. Einer der verblichenen Thürvorhänge war auseinander gewichen und eine Stimme sprach:

„Du hattest vergessen, mich zu Deiner Hochzeit einzuladen, Melchior Fleming. Aber ich habe ein altes Recht darauf und komme von selbst."

Nicht zornig, nicht als ein Ruf des Gerichtes, der rächenden Vergeltung — aus tief erschütterter Brust, schwermuthsvoll-ernst waren die Worte von den Wänden zurückgehallt. Der Pastor stand keiner Regung und keines Gedankens mächtig, nur in den auf Ottmar Hainbuch starrenden Augen Hertha's von Malchow glomm ein geisterhafter Funken auf. Wie ein Todesbann odemloser Stille und Reglosigkeit lag es eine halbe Minute lang über den drei Menschen, die zum ersten Mal seit unausdenkbarer und doch wie heut über ihnen schwebender Stunde das nämliche Dach wieder überwölbte — dann brach ein Schrei, nicht wie aus einer Menschenbrust, wie aus dem Herzen, der letzten, von einem Blitz durchflammten Tiefe der Seele Hertha's von Malchow:

„Die Todten wollen aufstehen — nur der — der da ist ein Leichenräuber und hält seine Hand auf ihren Sarg — sie muß herunter —!"

Und plötzlich, ehe Hainbuch begriff, was sie wollte, ehe er es zu hindern vermochte, riß sie die alte Pistole aus ihrem Kleid, richtete sie auf Schrittweite gegen die Schläfe Melchior Fleming's und schlang den Finger um den Drücker der Waffe. Der Hahn schlug nieder und ein Pulverblitz flog von der Pfanne, doch er erfaßte die lang eingerostete Ladung nicht, sondern die Pistole versagte wirkungslos. Aber als ob der Schuß den Lauf verlassen und die Schläfe des Bedrohten zerschmettert habe, stürzte Melchior Fleming bewußtlos zu Boden, und triumphirend über ihn gebeugt, rief die Irrumnachtete:

„Todt! Er auch! — Wir sind frei, sind allein, Ottmar! Laß uns fliehen! Hast Du Alles bereit? Wo ist die Leiter, die ich am Fenster festschlingen sollte?"

Sie stürzte mit suchendem Blick in fiebernder Hast auf das Fenster zu — Hainbuch eilte ihr nach, umschlang sie mit dem Arm und zog sie sanft zurück.

„Nein, Hertha, es ist noch nicht Zeit," hauchte er ihr bewegt in's Ohr, „komm', wir müssen noch warten —"

Seine Stimme übte volle Beherrschung über sie.

„Du weißt, was wir thun müssen, Ottmar," versetzte sie, sich willig seiner Hand fügend. „Worauf warten wir noch?"

„Auf —" er wußte selbst nicht, was er erwiedern wollte. Jedenfalls wartete er nicht auf das, was gleichzeitig mit dem Stocken des Mundes seine Worte unterbrach, ein plötzlicher Lärm, der durch die Nachtstille des Schlosses aufklang, laute Stimmen, hastige Fußtritte. Hainbuch's Ohr lauschte befremdet auf — war das der für den Vollzug der nächtlichen Trauung Erharrte? Unmöglich — und er wandte sich rasch gegen die nach dem Flur führende Thür, öffnete sie —

Da kam's ihm in einem verworrenen, laufenden, lamentirenden Durcheinander von einem Dutzend männlicher und weiblicher Köpfe entgegen, über welche hin eine ihm bekannte, unverzagt-kräftige, gebietende Stimme rief:

„Ruhiges Blut! Irgendwo hinein mit den flennenden Weibern! Die Thür ist zu und der alte Kasten wie eine Festung, an dem das Gesindel sich vorerst die Schädel einrennt. Holt die alten Piken und Saufedern aus der Geweihkammer! Wenn Einer von den Kerlen zu den Fenstern heraufklettert, gebt ihm eine Kost damit gerade in den Magen! In drei Stunden wird's Tag, da kriecht das Nachtgezücht wieder in die Erde. So lange —"

Zwischen Mägden und Knechten tauchte jetzt der Kopf des Pächters Jakob Kyritz vor Hainbuch auf. Er sah dem Letzteren in's Gesicht, auf die aus dem offenen Zimmer herausfallende Lichtbahn, doch ohne alle Ueberraschung, seine Gedanken waren offenbar vollständig von anderem Drange des Moments erfüllt, er rief nur:

„Sie auch da, Herr Neuland? Vortrefflich! Eine gute Hülfe mehr! Und die Gnädige —" sein Blick war flüchtig durch die Thür gestreift — „an die hatten wir wahrhaftig nicht gedacht in ihrer Mühle. — Tummelt euch und überall aufgepaßt! Die Kanaillen meinen wahrscheinlich Wunder, was für Schätze hier in der alten Polterkammer stecken, und werden's uns warm machen. Aber wenn man den Kötern selbst Haare auf den Zähnen zeigt, kriechen sie in's Loch!"

„Doch was ist —?"

Es war die erste Frage, die Hainbuch aus sprachlosem Erstaunen hervorbrachte, allein die Antwort erfolgte eher, als er jene zu vollenden vermochte. Ein hunderstimmiges Gebrüll, Gejohle und Getobe brach von der andern Seite des Gebäudes herauf, darüber hin schrie es:

„Die Blutsauger sind drinnen! Auf die Placker und Schinder! Reißt sie aus dem Hamsterloch! Sie wollen freien Männern ihr Menschenrecht wehren! Brecht die Thüren ein! Gleiches Recht für Alle, Keiner kommt zu kurz! Wo ist der alte Freiheitskämpfer? Er soll das neue Lied der Freiheit aufspielen! Vorwärts, ihr Brüder der beleidigten Mannesfaust! 's ist ein Frühling im Lande — mit Hurrah drauf los! Die Ratten sind in der Falle und sollen ihren Speck herausgeben!"

(Schluß folgt.)

Mädchen aus Ploaré.

Von J. Falles.

(Hiezu das Bild S. 341.)

Das anmuthige Bild an der Stirnseite des Blattes führt uns nach der Niederbretagne an der Nordküste Frankreichs. Dort in dem malerischen Finisterre, das an der Küste in zahllose Felsen zerklüftet ist, im Innern die reichste Pracht und Ueppigkeit grüner Wiesen entfaltet, lebt ein herrlicher Menschenschlag, namentlich die reizendsten Frauen, deren kokette Tracht ihre hübschen Gesichter und schlanken Figuren noch mehr in's Licht stellt. Der Künstler führt uns einen Typus dieser anmuthigen Frauengestalten vor Augen.

Von der deutschen Korvette „Prinz Adalbert".

Mit Bildern des Malers C. Salzmann.

III.

(Hiezu das Bild S. 345.)

Unseres Künstlers Skizze zeigt die zum Frühstück gelagerte Gesellschaft auf dem Corral Madeiras. Eine Gruppe höchst phantastisch, aber durchaus ärmlich gekleideter Bergbewohner umstand die Fremden. Die Augen der Leute folgten mit lebhaftem Interesse dem Mahle. Beide Hände emporhebend flehten sie um eine Gabe, um einen Tribut für den Anblick ihrer schönen Heimat, wo Hunger und Noth wohnen.

Am Nachmittag kehrte man an Bord zurück. Mit herrlichen Erinnerungen von der Insel Madeira wird diese Exkursion, deren einzelne Momente unser Künstler an Ort und Stelle aufgezeichnet hat, für alle Zeiten verknüpft sein.

Notizblätter.

Literatur.

— **Die „Dioskuren" ist der Titel des literarischen Jahrbuchs,** welches der österreichische Beamtenverein nun schon im achten Jahre (Wien, Staatsdruckerei) herausgibt und das sich nach und nach zum Sammelplatz aller hervorragenden literarischen Kräfte dieses Staates gestaltet hat. Auch der neue Jahrgang, welcher dem Fonds zur Errichtung einer höheren Töchterschule gewidmet ist und von der genannten Druckerei auf's Eleganteste ausgestattet wurde, bringt eine große Mannigfaltigkeit anziehender Beiträge aus allen Gebieten der Dichtung und wir würden es schwer haben, Einzelnes hervorzuheben. Die Mitarbeiter haben eine Ehre darein gesetzt, zu diesem wohlthätigen Zwecke nur Gutes beizusteuern. Ueber den Beamtenverein selbst erhalten wir am Schlusse einen ausführlichen Bericht.

— **Frhr. von Oesterreicher, welcher die Korvette „Friedrich"** während ihrer Weltumseglung in den Jahren 1874—76 kommandirte, hat uns in einer Reihe von Skizzen und Bildern die Eindrücke aufgezeichnet, welche der Besuch so vieler und verschiedener Punkte auf seinen empfänglichen Geist machte. Unter dem Titel: „Aus fernem Osten und Westen" (Wien, Hartleben) hat er, dem man als Kommandeur des Regierungsschiffes überall auf's Bereitwilligste entgegenkam, seine Beobachtungen, die das Gepräge des vielbewanderten Mannes tragen, gesammelt und schildert namentlich Ostasien, Nord- und Südamerika eingehend, indem er besonders das Ein- und Vordringen des europäischen Einflusses in diese überseeische Welt verfolgte.

— **Kronprinz Rudolf von Oesterreich hat ein Werk unter dem** Titel: „Fünfzehn Tage auf der Donau" geschrieben, das zwar nur für einen kleinen Kreis zu Geschenken bestimmt, durch die Andeutungen, die man zu lesen bekommen, jedoch das allgemeine Interesse wach gerufen und es wünschenswerth macht, daß das Werk der Oeffentlichkeit übergeben werde. Es enthält die Eindrücke eines Jagdausflugs vom 22. April bis 7. Mai vorigen Jahres, welcher auch für den Ornithologen viel werthvolles Material zu Tage fördert.

— **„Der turko-montenegrinische Krieg" von Spiridion Gopcevic** (Wien, Seidel), auf dessen Bedeutung wir beim Erscheinen der ersten Theile aufmerksam machten, ist nun mit dem dritten Theile, welcher den Winterfeldzug 1877—78 behandelt, vollendet. Der Verfasser, auf diesem Boden zu Hause wie kein Anderer, bespricht den Feldzug mit großer Sachkenntniß und unerbittlicher Strenge der Beurtheilung, wenn er auch in mancher Beziehung von einer gewissen Voreingenommenheit nicht freizusprechen ist. In jedem Fall aber ist das Buch, dem Schlachtenpläne beigegeben sind, in hohem Grade interessant und werthvoll.

— **Der preußische Major z. D. Scheibert hat ein „Offiziers-**Brevier" als Festgeschenk für den jungen Kameraden (Berlin, Luckhardt) herausgegeben, das als trefflicher Leiter und Führer des jüngeren Geschlechtes warm zu empfehlen ist. Der erfahrene Mentor begleitet den jungen Offizier in allen Lebenslagen, beginnt mit der Selbsterziehung des Offiziers, berät ihn in seinem Privatleben als Erzieher und im Felde. Das Buch, obgleich in erster Linie ein didaktisches, liest sich doch ganz amüsant und kann als die Grundlage jeder Offizierbibliothek gelten, dessen Lektüre auf die militärische wie die Charakterbildung des Offiziers nur höchst ersprießlich wirken wird.

— **Maximilian Gritzner, dem wir bereits ein Buch über die** preußischen Standeserhebungen verdanken, hat nun auch ein solches über die „Standeserhebungen und Gnadenakte" der übrigen deutschen Landesfürsten während der drei letzten Jahrhunderte (Görlitz, Starke) herauszugeben begonnen, das mit größter Vollständigkeit und Konzision die Akte selbst und dann die Wappenbeschreibung gibt und unsere Adelslexika wesentlich ergänzt. — Das „Genealogische Taschenbuch der Ritter- und Adelsgeschlechter", welches das Pendant des Gothaischen Kalenders für den niedern Adel bildet, ist im vierten Jahrgang (Brünn, Buschak & Irrgang) erschienen. Die drei ersten Jahrgänge brachten 1000 Adelsgeschlechter, denen nun im vierten sich eine neue Zahl von dreihundert weiteren anschließt, die in gleich sorgfältiger Weise behandelt sind.

— **Bei dem Interesse, das heutzutage bei der allgemeinen Wehr-**pflicht Jedermann an militärischen Dingen nimmt, sind die „Militärstatistischen Tabellen aller souveränen Länder der Erde" von T. (Leipzig, Kuhl) gewiß für alle Zeitungsleser höchst willkommen.

— **Zu den unlängst erschienenen „Memoiren" von Hector** Berlioz kommt jetzt als werthvolle Ergänzung die von Daniel Bernard besorgte und mit einer gehaltreichen Charakteristik des einst gefeierten Komponisten eingeleitete «Correspondance inédite de Berlioz». Diese Briefe reichen von 1849 bis 1868 und bilden mit den Denkwürdigkeiten werthvolle Beiträge zur Kunstgeschichte der damaligen enthusiastischen Epoche. Der französische Komponist ist in seinen Briefen „ganz Berlioz", voll Witz und Laune.

— **Dem „Publisher's Circular" zufolge wurden während des ver-**gangenen Jahres folgende neue Bücher und neue Auflagen von Büchern in England veröffentlicht. Und zwar: 531 neue Bücher und 208 neue Auflagen über Theologie, Predigten, biblischen Inhalts u. s. w.; 424 neue Bücher und 162 neue Auflagen über das Unterrichtswesen, klassisch und philologisch; 319 neue Bücher und 129 neue Auflagen Jugendschriften und Erzählungen; 447 neue Bücher und 432 neue Auflagen, enthaltend Novellen und Erzählungen; 93 neue Bücher und 36 neue Auflagen über Jurisprudenz u. s. w.; 133 neue Bücher und 48 neue Auflagen über politische und Sozial-Oekonomie, Handel und Gewerbe; 119 neue Bücher und 28 neue Auflagen über Kunst und Wissenschaft, sowie illustrirte Werke; 147 neue Bücher und 68 neue Auflagen, enthaltend Reisebeschreibungen und geographische Forschungen; 312 neue Bücher und 118 neue Auflagen über Geschichte, biographischen Inhalts u. s. w.; 200 neue Bücher und 156 neue Auflagen, enthaltend Poesie und Drama; 225 neue Bücher und 15 neue Auflagen Jahrbücher und periodische Schriften in Bänden; 176 neue Bücher und 57 neue Auflagen über Medizin und Chirurgie; 409 neue Bücher und 122 neue Auflagen, enthaltend schöngeistige Briefe, Essays und Monographieen; 135 neue Bücher und 5 neue Auflagen verschiedenen Inhalts, einschließlich Pamphlete; — was im Ganzen 3730 neue Bücher und 1584 neue Auflagen ergibt.

Bildende Künste.

— **Die Reiterstatue von Napoleon III., welche der Bildhauer** Barzaghi für Mailand gefertigt, ist im Modell vollendet und kommt nun in Florenz zum Guß.

— **Das von uns seinerzeit besprochene Gemälde von Vautier:** „Tanzpause auf einer elsäßischen Bauernhochzeit", welches auf der letzten Berliner akademischen Kunstausstellung allgemeinen Beifall fand und auch von uns als eines der besten Gemälde der Ausstellung bezeichnet wurde, ist für die Dresdener Gemäldegalerie erworben worden und hat in dem Exsaal des zweiten Stockwerkes einen Platz gefunden.

Bühne.

— **Im Wiener Stadttheater wurde J. Rosen's neuestes Stück:** «Nervus rerum» mit Beifall aufgeführt. Das Stück soll beweisen, daß Geld nicht glücklich macht. In ernst-launigem Spiele sollen die Bilder aus dem Eheleben an uns vorüberziehen, zum Nachdenken bewegen, zur Darnachachtung aufrufen. Diese Motive in verschiedenen Schattirungen sind durch drei Paare repräsentirt: eine geldstolze Frau, einen geldstolzen Schwiegervater und eine reiche Künstlerin. Eine junge Frau lebt in dem Wahne, ihr Gatte habe sie bloß des Geldes wegen geheirathet. Der Vater derselben ruft fortwährend den Schwiegersohn zur zärtlichen Behandlung der Frau auf. Eine andere reiche Frau verweigert einem braven jungen Manne die Hand der Tochter, weil er ein kleiner Beamter und kein großer Millionär ist, und die Kapitalistin-Künstlerin verwendet ihren Ehemann, um für ihren Ruhm Reklame zu machen! Nachdem dieses immerhin interessante Thema angeschlagen ist, wird dasselbe im Handumdrehen auf die possenhafteste Art durch vier Akte variirt. Zwei davon spielen sogar im schönen Lande Tyrol auf hoher Alp. Die Gesellschaft, der man früher in einem Wiener Salon begegnete, wird in recht ergötzlicher Weise im Alpenkostüm vorgeführt. Diese Szenen gefielen dem Publikum mehr als jene in dem leichter kontrolirbaren Wien. Der Autor hat, nach dem Abstreifen der Salonkleider und dem Anlegen der Gebirgsjoppe sich mit dem ganzen Stolze der Ungenirtheit umgürtet. Das Denken hört auf, das Lachen beginnt und fort geht es über Logik, Wahrscheinlichkeit und irgendwie auffindbare richtige Folge auf jene luftige Höhe des Schwankes, von der aus sich die unten liegende Welt des gejunden Menschenverstandes nur mehr undeutlich ausnimmt. Es ist ein echter und rechter „G'strampfter" des komischen Genres, der da auf dem Theater getanzt wird.

— **Im Stadttheater zu Hamburg hat Bulwer's nachgelassenes** Schauspiel „Haus Darnley" nur einen mäßigen Erfolg gehabt. Die Intrigue wird zu durchsichtig, die Zeichnung der Charaktere schablonenhaft genannt und auch gegen die Bearbeitung erhebt sich mannigfacher Tadel. Wirkliches Lob erfährt nur der Dialog.

— **Die „Fourchambaults" machen die Runde über die deutschen** Theater trotz des Stettiner Verbotes, das freilich wieder aufgehoben wurde. Auch in Dresden hatten sie auf dem Residenztheater einen glänzenden Erfolg.

— **Im Thaliatheater zu Köln hat eine neue romantische Oper:** „Die Maienfee" vom dortigen Musikdirektor Wilhelm Eisenhuth, Text von Heinrich Bode, einen durchschlagenden Erfolg erzielt. Sie ist im Genre von Flotow und Lortzing gehalten.

— **Die Kunst feiert gegenwärtig in Frankreich goldene Tage.** Dafür liefern wiederum folgende drei auf verschiedenen Gebieten zu verzeichnenden Vorgänge deutlichen Beweis. Zur Aufführung der Oper „Etienne Marcel" von Camille Saint-Saëns, welche am 18. Januar zum ersten Male in Lyon in Szene ging, gewährte der Staat aus dem Etat des Ministeriums der schönen Künste einen Zuschuß von 20,000 Franken. Dem Komponisten Paladilhe hat der Verleger Egrot die Partitur zu der kürzlich mit Erfolg aufgeführten komischen Oper „Suzanne" für die Summe von 40,000 Franken abgekauft. Der dritte Belag betrifft das Einkommen von Schauspielern. Anläßlich der Wahl der Mlle. Jouassin von der Comédie Française zum Gesellschaftsmitglied mit vollem Antheil — die an diesem Theater wirkenden Künstler bilden nämlich eine Theilhabergesellschaft — hört man, daß sich ein solcher voller Antheil im vorigen Jahr auf 32,000 Franken gestellt hat.

— **Die bereits angekündigte neue Operette von Lecocq: „Le Grand** Casimir", offenbar ein Gegenstück, wenigstens im Titel, des „Petit Duc", wurde neulich zum ersten Male im „Théâtre des Variétés" in Paris aufgeführt. Das ganze Bühnenspiel wird vom „Figaro" nicht als eine Operette bezeichnet, sondern als ein Stück mit neuer Musik: einer kleinen Ouverture, kleiner Introduktion, kleinen Couplets, kleinen Duos, kleinen Trios, kleinem Finale, kurz, ein Sammelsurium von Einzelheiten, jedoch keine Operette. Die Hauptsache scheint ein darin vorkommender Cirkus zu sein, und in Paris hat man auch bereits bedauert, den Witz gemacht, daß das Theater nicht mehr allein die Aufgabe hat, eine Schule zu sein, sondern die „hohe Schule". Der „lange Casimir", ein Typus der goldenen Jugend des Kaiserreichs, hat sich als Unterpräfekt in die Kunstreiterin Angelina verliebt, ist aus Leidenschaft für sie selbst spanischer Reiter, Cirkusdirektor und nun auch Gatte der schönen Amazone geworden. Sein Leichtsinn bewährt sich auch in der neuen Stellung; er vernachlässigt das Geschäft und in Folge der in ihm erwachten Künstlereitelkeit auch seine Frau, welche sich dafür von einem phantastischen Großfürsten à la Gerolstein von dem Clown Lotherman und von dem Regisseur Gobson den Hof machen läßt. Der Letztere, einer jener kleinen Wucherer, welche in der Theater- und Gauklerwelt keine Seltenheit sind, kauft die Schulden Casimir's auf, um ihn zu Grunde zu richten; Casimir erinnert sich aber rechtzeitig einer Klausel des Kontraktes, in welchem er den Cirkus übernommen: darnach soll im Falle seines Todes das Unternehmen Eigenthum seiner Wittwe sein, ohne daß diese für die Schulden aufzukommen hätte. Casimir läßt also das Gerücht von seinem Tode verbreiten und verschwindet. Im zweiten Akt finden wir ihn in Bastia auf der Insel Korsika in neuen Nöthen: er hat sich gegen Ninetta, die Tochter des Wirths vom „Goldenen Löwen" eine Vertraulichkeit erlaubt und muß sie, wenn er nicht der Vendetta ihrer männlichen Verwandten zum Opfer fallen will, zum Altare führen. Eben während die Trauung auf der Mairie erfolgt, hält die Cirkusgesellschaft, Angelina mit ihrem ganzen Troß, ihren Einzug in die Stadt, beiläufig gesagt, eine der grotesksten Szenen des ganzen Stücks. Die Reiterin erkennt ihren langen Casimir wieder und erglüht zu ihm in neuer Leidenschaft. Sie verfolgt ihn bis in das Gasthaus, wo sie sich dicht neben ihm einquartiert, und die Lage unseres in flagranter Bigamie überraschten Helden wird immer beängstigender. Zur allgemeinen Zufriedenheit stellt sich am Ende heraus, daß Casimir nicht nur nicht zweimal, sondern überhaupt gar nicht verheirathet ist: in dem ersten Falle fehlte die Zustimmung der Eltern, in dem zweiten steht ihm der Einwand des Zwangs zu. Er hat jetzt an den Freuden und Leiden des Vagabundenthums genug und kehrt in das bürgerliche Leben zurück.

Kultur und Wissenschaft.

— **Der bekannte österreichische Nordpolfahrer Graf Wilczek be-**absichtigt wieder im Verein mit Weyprecht eine neue Nordpolexpedition auf seine eigenen Kosten auszuführen. Der Plan zu dieser Expedition soll auf dem im Herbste d. J. in Rom zusammentretenden internationalen Meteorologenkongreß zur Sprache kommen.

— **Die die größte Sammlung der Werke Shakespeare's enthaltende** Bibliothek des „Midland Institute" ist, wie aus Birmingham gemeldet wird, durch eine Feuersbrunst zerstört worden. Die Bibliothek war die vollständigste Sammlung von Folios, Kritiken und Uebersetzungen von Shakespeare's Werken. Sie enthielt 8000 Bände, wovon nur wenige gerettet wurden. Der größte Theil der Sammlung ist unersetzlich. Die Reference-Bibliothek umfaßte viele seltene Manuskripte und die Sammlung alter Ausgaben des Cervantes, welche fast jede bekannte Ausgabe des spanischen Dichters enthielt. Auch eine große Sammlung von Stahl- und Kupferstichen verbrannte. Der Brand entstand, wie man hört, durch die Unvorsichtigkeit eines Gasarbeiters, der im Gebäude mit dem Aufthauen eingefrorener Gasröhren beschäftigt war.

— **Unter dem Vorsitze des kaiserl. Baumeisters Cuno konstituirte** sich in Frankfurt a. M. ein Verein zur Austreibung aller Fremdwörter. Cuno und Viereck wurden beauftragt, unter Zuziehung einiger Kaufleute, Handwerker, Rechtsprecher (Advokaten) die Satzungen auszuarbeiten und solche einer größeren demnächstigen Versammlung im Saalbau vorzulegen. Der Verein soll ein großer werden und alle Schichten und Berufsarten der Bevölkerung umfassen. Abtheilungen sollen errichtet werden und sind bis jetzt folgende vorgesehen: Baugewerke, Gelehrte, Lehrer, Beamte, Rechtsprecher, Kaufleute, Krämer.

Erfindungen.

— **In einer amerikanischen Zeitschrift ist eine elektrische Lampe** beschrieben, welche geeignet sein soll, zur Zimmerbeleuchtung an Stelle des Gases verwendet zu werden. Der Beleuchtungsapparat ist eingeschlossen in einen gläsernen, oben zugewölbten Cylinder, dessen unterer Theil in eine metallene Büchse eingelassen ist; an letzterer ist die Zuleitung angebracht. Aus dem metallenen Fuß steigen zwei kupferne, schlangenförmig gebogene, ziemlich starke Kupferstangen empor, an deren einer oben ein dünner Kohlenstift befestigt ist, während an der Spitze der andern ein rechtwinklig gebogener starker Draht so angebracht ist, daß er die Spitze des Kohlenstiftes eben berührt. Dieser obenste Theil ist gegen den untern durch dreifache Platten so dicht abgeschlossen, daß jeder Uebertritt von Wärme aus jenem in diesen durchaus vermieden ist. Um nun dem sonst häufig beobachteten Sprühen der Kohle, welches die Erfinder deren Oxydation zuschreiben, vorzubeugen, ist der oberste Theil des Cylinders mit Nitrogen angefüllt, in welchem jener Borgang sich nicht wiederholen soll. Zu gleichem Zwecke ist auch ein Switch vorhanden, bestehend aus abgepaßten Zwischenwiderständen; so lange die Lampe nicht leuchten soll, sind die sämmtlichen Widerstände eingeschaltet; wird Licht gewünscht, so dreht man an einer Kurbel und schaltet dadurch einen Widerstand nach dem andern aus, so daß der durch die Lampe cirkulirende Strom allmälig wächst und die Kohle nicht plötzlich zur Weißglühhitze gebracht wird. Ferner gehört zu jenem System ein Uhrwerk, welches anzeigt, wie viel Lampen und wie lange dieselben in Thätigkeit gewesen sind.

— **Nachdem Edison kurz nach der Erfindung des Telephons den** Phonographen, die elektrische Feder und das Mikrophon erfunden, hat er, angeregt durch die bei der Konstruktion des letzteren mit der Kohle gemachten Beobachtungen, ein neues Meßinstrument gebaut, welches geeignet ist, unendlich geringen Druck zu verzeichnen, sei es der Druck der Atmosphäre oder des Dampfes. Das neue Instrument ist daher bestimmt, nicht bloß den Barometer zu verdrängen, sondern auch bei empfindlicheren Dampfmaschinen an die Stelle des Manometers zu treten. Eine genaue technische Beschreibung und Zeichnung des neuen Instrumentes findet sich im „Scientific American" vom 22. Juni 1878.

— **Ein Lyoner Fabrikant sucht einen neuen Artikel einzuführen:** Seidenstoffe mit photographischen Abbildungen. Derselbe hat der Photographischen Gesellschaft in Paris Muster von Seide eingeschickt, auf welchen sich u. A. photographische Konterfei alter Meister befanden. Diese Muster waren nicht weniger als 40 Meter lang. Das Verfahren wird noch geheim gehalten.

Verkehr.

— **Mit dem 1. Januar sind die britischen Kolonieen an der afri-**kanischen Westküste, Neufundland, die Falklandsinseln und Honduras dem Weltpostverein beigetreten.

— **Die Eisenbahn zwischen Saargemünd und Zweibrücken** wurde dem Verkehr übergeben.

Denkmäler.

— **Zur Errichtung eines Denkmals für Walther von der Vogel-**weide in Bozen sind, wie der „Tyroler Bote" mittheilt, bereits 11,731 fl. 69 kr. eingeflossen.

— **Das Deák-Monument in Pest wird nun von Prof. Huszar** gefertigt werden, der den Preis gewonnen, aber noch einige Zeit reisen soll, um Studien zu machen. 146,000 fl. stehen dem Komite zur Verfügung.

Gestorben.

— Khalil Scherif Pascha, vorm. türkischer Botschafter in St. Petersburg und Paris, 47 Jahre alt, in Konstantinopel.

— Bart. Gastaldi, Prof. der Geologie an der Universität Turin, am 5. Januar.

— Ernest Billaudet, Romanschriftsteller, in Paris, 45 Jahre alt.

— J. S. Tauber, Dichter und Romanschriftsteller, in Wien, 56 Jahre alt, am 9. Januar.

— Admiral Tom Pouce, der bekannte Zwerg, in Borgum, am 9. Januar.

— Landgraf Johann Egon zu Fürstenberg, vorm. k. k. Oberceremonienmeister, in Wien, 76 Jahre alt, am 10. Januar.

— August Preault, berühmter Bildhauer, 69 Jahre alt, am 11. Januar, in Paris.

— Fr. Prehm, Redakteur des „Deutschen Reichs- und k. preuß. Staatsanzeigers", 39 Jahre alt, am 11. Januar, in Berlin.

— Ambroise Tardieu, Professor der Medizin, Leibarzt Napoleon III., bekannter medizinischer Schriftsteller, am 12. Januar, 60 Jahre alt, in Paris.

— General v. Geil, vorm. Kommandant von Rastatt, Militärschriftsteller, 66 Jahre alt, am 12. Januar, in Berlin.

— Dr. Hermann Beigel, bekannter Gynäkolog, am 12. Januar, in Wien.

— Prinz Heinrich der Niederlande, Bruder des Königs (Porträt und Biographie Bd. 40, Nro. 36), am 13. Januar, in Luxemburg, 58 Jahre alt.

— Eduard Kurzbauer, Genremaler (Porträt und Biographie Bd. 37, S. 61 u. 63), in München, am 13. Januar.

— Bundesrichter Dr. Jakob Dubs, vorm. Bundesrathspräsident der Eidgenossenschaft (Porträt und Biographie 1867, S. 597), am 13. Januar, in Lausanne.

— Dr. Julius Frauenstädt, der Herausgeber der Schopenhauer'schen Werke, 66 Jahre alt, am 13. Januar, in Berlin.

Oberon.

Von Chr. M. Wieland.

Illustrirt von Gabriel Max und Gustav Closs.

Siebenter und achter Gesang.*)

Das Schiff, welches das Heldenpaar trug, war endlich in Lepanto angelangt, in dessen Hafen zwei Pinassen lagen, von denen die eine nach Marsiliens Port, die andere nach Neapel bestimmt war. Huon, dem Scherasmin's treue Warnungen lästig zu werden anfingen, sendet denselben nach Paris, er selbst schifft sich aber mit Rezia (Amanda) nach Rom ein, wohin ihn seine Pflicht rufe. Scherasmin möge als sein Lehensmann dem Kaiser den Beweis bringen, daß er sein Gelübde erfüllt, nämlich das Kästchen mit des Sultans Bart und Zähnen; sobald er des Papstes Segen erlangt habe, werde er eilen, dem Kaiser auch des Sultans Tochter vorzustellen. Er empfiehlt dem treuen Diener zu eilen und ihm dann nach Rom zu folgen. Scherasmin hat zwar wenig Lust, die Befehle des Herrn auszuführen, da er diesem nicht traut, nicht glaubt, daß er standhaft genug sein werde, den Reizen Rezia's zu widerstehen. Indessen da sein Freund und Fürst darauf beharrt, geht er mit dem nächsten Schiff nach Marseille. Huon, der seiner Selbstbeherrschung selber nicht traut, bereut bald nach der Abfahrt seinen unglücklichen Entschluß.

Und bringt die Nächte zu, starr nach dem Angestern,
Die Tage, schwermuthsvoll in's Meer hinauszusehen.

Wieland's Oberon. Siebenter Gesang. **Hafen von Lepanto.**

Rezia sucht ihn aufzuheitern, er kämpft und kämpft mit sich, aber es geschieht, was Scherasmin befürchtet — an Hymens Statt krönt Amor ihren Bund.

Ah schwärzt der Himmel sich, es löschen alle Sterne;
Die Glücklichen, sie werden's nicht gewahr.
Mit sturmbelad'nem Flügel braust von ferne
Der festlosen Winde rohe Schaar;
Sie hören's nicht. Umhüllt von finsterm Grimme
Rauscht Oberon vorbei an ihrem Angesicht;
Sie hören's nicht. Schon rollt des Donners droh'nde Stimme
Zum dritten Mal, und ach! sie hören's nicht!

Inzwischen bricht mit fürchterlichem Sausen
Ein unerhörter Sturm von allen Seiten los;
Des Erdballs Achse kracht, der Wolken schwarzer Schooß
Gießt Feuerströme aus, das Meer beginnt zu brausen,
Die Wogen thürmen sich wie Berge schäumend auf,
Die Pinke schwankt und treibt in ungewissem Lauf,
Der Bootsmann schreit umsonst in sturmbetäubte Ohren,
Laut heult's durch's ganze Schiff: „Weh uns! wir sind verloren!"

Der ungezähmten Winde Wuth,
Der ganze Horizont in einen Höllenrachen
Verwandelt, lauter Glut, des Schiffes stetes Krachen,
Das wechselsweis bald von der tiefsten Flut
Verschlungen scheint, bald himmelan getrieben
Auf Wogenspitzen schwebt, die unter ihm zerstieben:
Dieß Alles, stark genug, die Todten aufzuschrecken,
Mußt' endlich unser Paar aus seinem Taumel wecken.

Amanda fährt entseelt aus des Geliebten Armen;
„Gott!" ruft sie aus, „was haben wir gethan!"
Der Schuldbewußte fleht den Schutzgeist um Erbarmen,
Um Hülfe, wenigstens nur für Amanden, an;
Vergebens! Oberon ist nun der Unschuld Rächer,
Ist unerbittlich nun in seinem Strafgericht;
Verschwunden sind das Hifthorn und der Becher,
Die Pfänder seiner Huld; er hört, und rettet nicht.

Der Hauptmann ruft indeß das ganze Volk zusammen
Und spricht: „Ihr seht die allgemeine Noth;
Mit jedem Pulsschlag wird von Wasser, Wind und Flammen
Dem guten Schiff der Untergang gedroht.
Nie sah ich solchen Sturm! Der Himmel scheint zum Tod,
Vielleicht um Eines Schuld, uns Alle zu verdammen.
Um eines Frevlers Schuld, zum Untergang verflucht,
Den unter uns der Blitz des Rächers sucht.

„So laßt uns denn durch's Loos den Himmel fragen,
Was für ein Opfer er verlangt!
Ist Einer unter euch, dem vor der Wage bangt?
Wo Jeder sterben muß, hat Keiner was zu wagen!"
Er sprach's, und Jedermann stimmt in den Vorschlag ein.
Der Priester bringt den Kelch; man wirft die Loose drein;
Rings um ihn her liegt Alles auf den Knieen;
Er murmelt ein Gebet und heißt nun Jeden ziehen.

Geheimer Ahnung voll, doch mit entschlossnem Muth
Naht Huon sich, den zärtlichsten der Blicke
Auf Rezia gesenkt, die, bang und ohne Blut,
Gleich einem Gypsbild steht. Er zieht, und — o Geschicke!
O Oberon! — er zieht mit frost'ger, bebender Hand
Das Todesloos. Verstummend schaut die Menge
Auf ihn; er liest, erblaßt, und ohne Widerstand
Ergibt er sich in seines Schicksals Strenge.

Da bei dem stets wachsenden Sturm das Schiffsvolk endlich seinen Tod verlangt, naht sich der Paladin

Dem Bord des Schiffs. Auf einmal stürzt die Schöne,
Die eine Weile her leblos er schien,
Gleich einer Rasenden durch alles Volk auf ihn;
Es weht im Sturm ihr Haar wie eines Löwen Mähne;
Mit hochgeschwellter Brust und Augen ohne Thräne
Schlingt sie den starken Arm in liebevoller Wuth
Um Huon her und reißt ihn mit sich in die Flut.

*) Sechster Gesang siehe Band 40, Seite 912.

Wieland's Oberon.

Achter Gesang.

Thal des Einsiedlers. Zeichnung von Gustav Closs.

Verzweifelnd will ihr nach die treue Fatme springen.
Man hält sie mit Gewalt. Sie sieht die holden Zwei,
So fest umarmt, wie Reben sich umschlingen,
Schnell fortgewälzt nur schwach noch mit den Wogen ringen;
Und da sie nichts mehr sieht, erfüllt ihr Angstgeschrei
Das ganze Schiff. Wer kann ihr wiederbringen,
Was sie verliert? Mit ihrer Königin
Ist Alles, was sie liebt und hofft auf ewig hin.

Das Gewitter legt sich und das Schiff segelt mit günstigem Winde weiter. Der Zauberring läßt die Liebenden nicht sinken und sie werden auf eine Insel getragen, aber diese ist öde und wild und sie sind dem größten Elend preisgegeben. Keine Klage kommt über Rezia's Lippen; sie würde jetzt auch ohne Hüon nicht zur früheren Herrlichkeit zurückkehren.

Der schimmerreichste Saal, mit Königspracht geschmückt,
Hat nicht den Reiz von dieser wilden Grotte
Für Rezia; und er, an ihre Brust gedrückt,
Fühlt sich unsterblich, wird zum Gotte
In ihrem Arm. Das halb verfaulte Moos,
Worauf sie ruhn, däucht sie das reichste Bette,
Und duftet lieblicher, als wenn Schasmin und Ros'
Und Lilienduft es eingebalsamt hätte.

O daß er enden muß, so gern das Herz ihn nährt,
Der süße Wahn! Zwar unbemerkt sind ihnen
Zwei Stunden schon entschlüpft; doch die Natur begehrt
Nun andre Kost. Wer wird sie hier bedienen?
Unwirthbar, unbewohnt ist dieser dürre Strand,
Nichts, das den Hunger täuscht, wird um und um gefunden,
Und ach! — ergrimmt zog Oberon die Hand
Von ihnen ab — der Becher ist verschwunden!

Schon viele Wochen lang verstrich
Kein Tag, an dem er nicht wohl zwanzigmal den Rücken
Der Felsenkluft bestieg, in's Meer hinauszublicken:
Sein letzter Trost! Allein vergebens stumpft er sich
Die Augen ab, im Schooß der grenzenlosen Höhen
Mit angestrengtem Blick ein Fahrzeug zu erspähen;
Die Sonne kam, die Sonne wich —
Leer war das Meer, kein Fahrzeug ließ sich sehen.

In dieser Verzweiflung ergreift er den Wanderstab und übersteigt ohne Rezia's Wissen ein wildes Gebirg, welches die Insel durchschneidet und gelangt solcherweise in eine paradiesische Gegend.

Und vor ihm steht ein Mann von edeln ernsten Zügen,
Mit langem weißem Bart und silberweißem Haar.
Ein breiter Gürtel schließt des braunen Rockes Falten,
Und an dem Gürtel hängt ein langer Rosenkranz.

Der alte Mann nimmt sich freundlich seiner an, nachdem ihm Hüon gesagt, was ihn hieher geführt, er stärkt ihn und zeigt ihm dann selbst den Weg, daß er Rezia hole, welche sich kaum zu fassen weiß, als sie dieß Paradies erblickt.

Mit ehrfurchtbebender Brust, wie vor dem Genius
Des heil'gen Orts, fällt vor dem eisgrau'n Alten
Amanda hin und ehrt die dürre Hand voll Falten,
Die er ihr freundlich reicht, mit einem frommen Kuß.
In unfreiwilligem Erguß
Muß ihn ihr Herz für einen Vater halten;
Die Furcht ist schon beim zweiten Blick verbannt,
Ihr ist, sie hatten sich ihr Leben lang gekannt.

Ein heiterer Winter geht im Umgang mit dem edlen Greise an dem liebenden Paare vorüber.

Und nun erwacht aus ihrem langen Schlummer
Die Erde, kleidet sich auf's Neu
In helles Grün; der Wald, nicht mehr ein stummer,
Verödeter Ruin, wo nur die Pfeiler stehn
Der prächt'gen Laubgewölb' und hohen Schattengänge
Des Tempels der Natur, steht wieder voll und schön,
Und Laub drückt sich an Laub in lieblichem Gedränge.

Mit Blumen deckt sich der Busen der Natur,
Aufblühend lacht der Garten und die Flur;
Man hört die Luft von Vogelsang erschallen;
Die Felsen stehn bekränzt; die fließenden Krystallen
Der Quellen rieseln wieder rein
Am frischen Moos herab; den immer dichtern Hain
Durchschmettert schon, im lauen Mondenschein,
Die stille Nacht hindurch das Lied der Nachtigallen.

In den schweren Tagen, da Rezia einem Knaben das Leben gab, steht Titania ihr bei, die sich seit ihrer Trennung von Oberon auf das wilde Eiland zurückgezogen, und den Theil, auf welchem der Einsiedler wohnte, in ein Paradies umgeschaffen. In Rezia's Schooße ruht

Der schönste Knabe, frisch wie eine Morgenros'
Und wie die Liebe schön! Mit wonnevollem Beben
Fühlt sie ihr Herz sich ihm entgegenheben.

Sie fühlt's, es ist ihr Sohn! Mit Thränen inniger Lust
Gebadet, drückt sie ihn an Wange, Mund und Brust
Und kann nicht satt sich an dem Knaben sehen.
Auch scheint der Knabe schon die Mutter zu verstehen.
Laßt ihr zum mindsten den Genuß
Des süßen Wahns!

Hüon, dem sie sich lange entzogen, hatte sie im ganzen Hain umher gesucht,

Und da er nirgends sie gefunden,
Führt ihn zuletzt sein irrer Fuß hieher.
Er nähert sich der unzugangbarn Grotte;
Nichts hält ihn auf, er kommt — o welch' ein Augenblick!
Sieht das holde Weib mit einem Liebesgotte
An ihrer Brust, vertieft, verschlungen in ihr Glück.

Straßenbilder aus Serajewo.

(Hiezu das Bild S. 344.)

Immer neue Truppenzüge kehren aus Bosnien heim und die Pazifikation scheint ihr Werk vollendet zu haben. Dem Kulturstaat erwächst nun eine neue Aufgabe, die unter der kräftigen und doch milden Hand des Gouverneurs, Herzogs Wilhelm von Württemberg, sicher gelöst werden wird. Der Künstler, welcher die Truppen auf ihrem schweren Marsche begleitet, gibt uns nun auch friedliche Bilder aus den Straßen der Hauptstadt, die unserer Feder wohl zur Erläuterung nicht bedürfen.

„Souvenir".

Novelle

von

Rudolph Lindau.

Die kleine Geschichte, die mir mein alter Freund Francis Bennett eines Abends erzählte, lautete folgendermaßen:

„Ich war fünfundzwanzig Jahre alt und reich an schönen Illusionen und Hoffnungen. Ich hatte noch nicht eine einzige wirklich bittere Erfahrung gemacht, obgleich ich mir natürlich einbildete, ein weltweiser Mann zu sein, und hatte großes, beinahe blindes Vertrauen zu Jedermann, den ich aus irgend einem Grunde lieb gewonnen hatte oder der mir freundlich entgegenkam. — Ich wohnte seit sechs Monaten in Paris und führte dort ein äußerst angenehmes Leben. Mein Vater, ein reicher Mann, schickte mir, ohne daß ich viel zu bitten hatte, mehr Geld, als ich zur Befriedigung meiner Bedürfnisse gebrauchte, obgleich dieselben nicht etwa außerordentlich bescheidener Natur waren; die Gesellschaft, in der ich mich bewegte, bestand aus Leuten, von denen mir viele im höchsten Grade interessant und liebenswürdig erschienen; die freiwillige Beschäftigung endlich, der ich täglich fünf bis sechs Stunden widmete, sagte meinem Geschmack ganz und gar zu. — Es würde schwer halten, günstigere Bedingungen zu einem angenehmen Leben zu finden als diejenigen, unter denen ich damals meines Daseins froh sein konnte. Ich hatte nicht den geringsten Grund zu klagen; ich galt allgemein für einen vom Glück außerordentlich bevorzugten Sterblichen, und ich würde genöthigt gewesen sein, mir dieß selbe Zeugniß auszustellen, wenn nicht eine erste, große und, wie ich annahm, hoffnungslose Liebe meinen Frieden vollständig gestört hätte.

„Der Gegenstand meiner Anbetung war eine junge, schöne, reiche Wittwe, die Baronin Bertha von Belvoir. Ich war ihr kurze Zeit nach meiner Ankunft in Paris von einem langjährigen Freunde meines Vaters vorgestellt worden; sie hatte mich freundlich empfangen, mir gestattet, sie zu besuchen, und ich hatte ihr bald darauf, ohne daß sie besondere Notiz davon zu nehmen schien, mein ganzes Herz geschenkt. — Ich sah sie sehr häufig, beinahe täglich; aber niemals allein. Sie hatte es verstanden, einen Kreis von ‚Getreuen' um sich zu bilden, die sie zu den Stunden, wo sie empfing, nur selten verließen, und von denen der Eine den Andern verhinderte, sich ihr anders als in kühler, freundschaftlicher Weise zu nähern. Dieß war augenscheinlich, was sie wünschte, denn ihr Salon, der an gewissen Tagen und zu bestimmten Stunden einem jeden ihrer Freunde offen stand, war, so weit meine Erfahrung reichte, zu allen anderen Zeiten Jedermann verschlossen. Der Diener wies dann alle Besuche mit der stereotypen Phrase zurück: ‚Die Frau Baronin ist nicht zu Hause,' und es würde mehr Muth dazu gehört haben, als ich besaß, um den Versuch zu machen, trotz dieses Wortes die Schwelle ihres gastfreundlichen Hauses zu ungebetener Stunde zu überschreiten.

„Verliebte und Heerführer glauben sich Alles erlaubt, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, einen Erfolg zu erringen. Ich stand nicht an, die Baronin wie ein Spion tagelang auf Schritt und Tritt zu überwachen. Ich konnte nicht entdecken, daß irgend einer der mir bekannten Freunde ihres Hauses anders und besser behandelt wurde als ich, und mußte endlich zu der Schlußfolgerung gelangen, daß die junge schöne Frau Keinen von uns bevorzuge und daß sie, indem sie uns Alle mit derselben Liebenswürdigkeit und Ruhe empfing, einfach den Zweck verfolgte, sich in unserer Gesellschaft in harmloser Weise die Zeit so angenehm wie möglich zu vertreiben. Da ich jedoch das Bedürfniß fühlte, diese Meinung, zu der mich meine persönliche Erfahrung geführt hatte, zu kontroliren, so versuchte ich, die verschiedenen Personen, mit denen ich im Salon der Frau von Belvoir regelmäßig zusammentraf, zu Aeußerungen über unsere freundliche Wirthin zu veranlassen. Ich stieß dabei nur auf geringe Schwierigkeiten.

„Die Gäste der Baronin erschienen bei ihr des Abends zwischen neun und zehn Uhr. Manchmal zählte die Gesellschaft zwölf bis fünfzehn Mitglieder; gewöhnlich waren wir jedoch nur unser fünf bis acht. Alles in Allem lernte ich in dem Salon, in dem ich der regelmäßigste Gast war, vielleicht zwanzig Personen kennen: Beamte, Schriftsteller, Politiker, Künstler, Advokaten, Aerzte und einige vornehme Nichtsthuer, Alle, sogar die Letztgenannten, entweder hervorragende oder in der Pariser Gesellschaft wohlbekannte Persönlichkeiten. Ich selbst, darüber konnte kein Zweifel existiren, auch war ich mir ganz klar darüber, war der Unbedeutendste und Unbekannteste unter den Leuten, mit denen die Baronin verkehrte. Beiläufig gesagt, hatte ich obendrein den in meinen Augen großen Nachtheil, auch der Jüngste zu sein. — Nach einiger Zeit wurde ich von den älteren Herren, die ich regelmäßig sah, mit einer Art von väterlichem Wohlwollen, gewissermaßen wie ein Kind des Hauses behandelt; die jüngeren Leute, die jedoch auch alle acht bis zehn Jahre älter als ich waren und in denen ich Rivalen erblickte und fürchtete, schienen mich für einen guten, harmlosen jungen Mann zu halten. Keiner von ihnen gab mir jedoch jemals Grund, mich über eine ungebührliche Familiarität zu beklagen. Der Ton, der in dem Kreise der Baronin herrschte und den sie mit sicherem Takte aufrecht zu halten verstand, war ungezwungen und herzlich, bewegte sich jedoch immer nur auf der kurzen Skala, die in der guten Gesellschaft nicht ungestraft überschritten werden darf.

„Ich sehe in diesem Augenblick den schönen, behaglichen Salon der Baronin vor mir: ein ziemlich großes, milde erleuchtetes, ruhiges Gemach. Vor den Thüren und Fenstern hängen schwere dunkle Vorhänge; der Fußboden ist mit einem dicken Teppich bedeckt; niedrige, bequeme Sessel, in denen sich gut zuhören und erzählen läßt, scheinen mit der gastfreundlichen Absicht konstruirt zu sein, den Besucher, der sich einmal darin niedergelassen hat, so lange wie möglich festzuhalten; auf einem ovalen, mit einem schneeweißen Tuche bedeckten Tische steht, zwischen zwei brennenden Kerzen, ein dampfender Samowar aus Messing, das wie Gold glänzt, und in dem sich die darum stehenden weißen Theetassen und die auf einfachen Dessertellern appetitlich zurechtgelegten Brödchen und Biscuite abspiegeln. Die Gäste bedienen sich selbst oder Einer den Andern; der Diener zeigt sich nur, wenn er die Thür einem Neuankommenden öffnet, der unangemeldet in den Salon tritt. Dieser nähert sich dann dem Kamin, in dem ein helles Holzfeuer flackert und prasselt, und an dem die Baronin und ihre Mutter, Frau von Vadancourt, ihre gewöhnlichen Plätze eingenommen haben. Er begrüßt die Damen, wendet sich vertraulich nickend nach rechts und links und läßt sich sodann auf dem ersten besten Fauteuil nieder, um an der allgemeinen Unterhaltung, die durch sein Eintreten auf eine kurze Minute unterbrochen worden ist, theilzunehmen. — Man spricht in leidenschaftsloser Weise über alle Fragen, welche Paris an jenem Tage gerade bewegen: die neuesten Bücher, Theaterstücke, Bilder werden kritisirt; der jüngste Skandal wird mit leichter, aber schonungsloser Hand aufgedeckt; eine große wissenschaftliche Entdeckung ohne Pedanterie erklärt; ein politisches Ereigniß von verschiedenen Seiten beleuchtet. Die Baronin interessirt sich für Alles, ermuntert jeden Sprecher durch aufmerksames Zuhören, ein freundliches Lächeln, einen verständigen Blick der schönen, klugen Augen. Stockt das Gespräch zufällig einmal, so hat sie irgend eine Frage in petto, die den Schriftsteller oder Politiker, den Gelehrten oder den Künstler plötzlich wieder beredt macht. — Zwei Stunden fliegen schnell dahin. Die alte, ehrwürdige Frau von Vadancourt ist, seit einer Stunde bereits, ohne daß irgend Jemand Notiz davon genommen hat, sanft eingeschlafen und läßt sich durch nichts, was um sie vorgeht, in ihrer angenehmen Ruhe stören. Jedermann fühlt sich behaglich, scheint sich gut zu amüsiren. Ich allein komme mir langweilig und gelangweilt vor, obgleich ich letzteres sicherlich nicht bin. Ich weiß nie ein Wort zu sagen, und die Baronin fordert mich nicht mehr zum Sprechen auf, seitdem ihre Versuche, irgend etwas Interessantes aus mir herauszulocken, hoffnungslos gescheitert sind. Ich suche ihre Blicke, und wenn ich ihren Augen begegne, so erröthe ich; sie redet mich an, und ich kann nicht antworten, ohne daß meine Rede und Miene von peinlicher Befangenheit Zeugniß ablegen.

„Sie muß mich für entsetzlich albern halten,' sagte ich mir bei solchen Gelegenheiten mit Verzweiflung, und ich nahm mir vor, ihren Salon, in dem ich mich lächerlich zu machen glaubte, in Zukunft zu meiden. Aber wenn ich dann aufstehen wollte, um mich vor den Anderen zu entfernen, so fesselte mich ihr Blick, in ihrer

Nähe zu bleiben. Ihre Augen nahmen dann einen Ausdruck von Unruhe und Besorgniß an, der erst wieder verschwand, wenn sie an meiner Miene, die ihr wohl Alles sagte, was in meinem Herzen vorging, bemerkte, daß ich den Vorsatz, sie zu verlassen, bereits wieder als unausführbar aufgegeben hatte. Und wenn ich ihr später, gegen Mitternacht, gleichzeitig mit den anderen Gästen, gute Nacht wünschte, so drückte sie mir freundlich und herzlich die Hand und sagte mit ihrer sanften Stimme, die mein Herz jedesmal erbeben machte: ‚Nicht wahr, Sie kommen morgen wieder, mein lieber Herr Bennett? Sie verlassen mich nicht. Sie sind ja mein Getreuester.' Und ich vergaß, daß ich mich eine halbe Stunde vorher in ihrer Gesellschaft elend gefühlt hatte und nahm die Einladung dankend an. Ich bemerkte, daß ich der Einzige unter ihren Gästen war, den sie in dieser Weise wiederholt zu Besuchen aufforderte. Ich schob dieß auf den Umstand, daß ich als jüngstes Mitglied ihres Kreises noch nicht dieselben Privilegien wie die anderen, älteren Gäste erlangt hatte. Diese besuchten die Baronin nicht ganz so regelmäßig wie ich, aber schienen sich dessenungeachtet heimischer bei ihr zu fühlen als ich.

„Vor der Thüre des Hauses vertheilte sich die Gesellschaft gewöhnlich in mehrere kleinere Gruppen. Ich schloß mich dann nicht selten dem einen oder dem andern der heimkehrenden Gäste an, und nach wenigen Minuten hatte ich das Gespräch auf das Thema gelenkt, das mich vor Allem interessirte: auf die Geschichte und den Charakter der schönen Frau, von der wir uns soeben getrennt hatten.

„Sie kam, so erfuhr ich, aus einer guten, verarmten Familie und war von einer klugen Mutter mit großer Sorgfalt erzogen worden. Von auffallender Schönheit und bezaubernder Liebenswürdigkeit, hatte sie sich als achtzehnjähriges Mädchen mit dem Baron von Belvoir, einem vornehmen alten Herrn, vermählt. Dieser war, nach kurzer Ehe, vor drei Jahren gestorben und hatte der Baronin, die ihn während seiner langen Krankheit mit vollständiger Selbstaufopferung gepflegt, sein ganzes, bedeutendes Vermögen hinterlassen. Die junge, zweiundzwanzigjährige Wittwe hatte ein volles Jahr lang in strenger Zurückgezogenheit mit ihrer Mutter gelebt, dann zunächst einige alte Freunde ihres verstorbenen Mannes empfangen, und mit der Zeit einen kleinen Kreis um sich gebildet, der seinesgleichen in ganz Paris kaum fand und zu dem zu gehören für eine besondere und nicht geringe Auszeichnung galt. — Frau von Belvoir ging nur selten aus, obgleich ihr viele gute Salons geöffnet waren. Sie schien keinen Gefallen an Frauengesellschaft zu finden, aber sie war zu klug, um diese ganz zu vernachlässigen und man fand sie, wenn auch in seltenen, so doch in regelmäßigen Zwischenräumen bei ihren Schwägerinnen, sowie bei einigen anderen, entfernteren Verwandten des verstorbenen Barons von Belvoir. Sie war dort nicht beliebt. Dieß war leicht erklärlich, und Niemand dachte daran, diesen Umstand der Baronin zur Last zu legen. Die Schwestern, Vettern und Cousinen des Herrn von Belvoir konnten der jungen Wittwe nicht verzeihen, in den Besitz eines großen Vermögens getreten zu sein, auf das sie berechtigte Ansprüche gehabt zu haben glaubten. Die Baronin galt bei den Verwandten ihres verstorbenen Mannes für eine intrigante Person, die den alten Baron berückt und sie, die Verwandten, um ein Vermögen, das ihnen rechtmäßig zukam, gebracht hatte. Die Wahrheit war, daß die schöne junge Bertha von Vermont den siechen Baron von Belvoir schwerlich geheirathet haben würde, wenn sie nicht arm und er reich gewesen wäre; aber Aehnliches — so meinten die weltklugen Berichterstatter — ereigne sich häufig, und es falle nur Denjenigen ein, darüber zu klagen, deren Interesse durch derartige Vermunftheirathen beeinträchtigt würde. Frau von Belvoir sei nun, Dank der Klugheit, die sie als junges Mädchen gezeigt, in der glücklichen Lage, bei einer zweiten Wahl der Stimme ihres Herzens allein Gehör leisten zu können. Sie sei fünfundzwanzig Jahre alt; man könne mit Sicherheit annehmen, daß sie sich wieder zu verheirathen wünsche, aber sie habe bis jetzt noch Niemand in einer Weise ausgezeichnet, welche gestatte, Vermuthungen darüber auszusprechen, auf wen ihre Wahl schließlich fallen werde.

„Mich verdroß, wenn ich diese Geschichte hörte, die mir übereinstimmend von verschiedenen Seiten mitgetheilt wurde, daß Bertha eine Geldheirath gemacht hatte. Ich war eben noch jung und urtheilte streng, wie die Jugend dieß thut. — Wenn ich allein war und über die Ehe nachdachte, die der Tod des Barons von Belvoir gelöst hatte, so fand ich Bertha's Handlungsweise gar nicht zu rechtfertigen, oder im günstigsten Falle unerklärlich; sobald ich die junge Frau erblickte, verschwanden jedoch alle ähnlichen Gedanken. Dann sah ich nur, wie schön, verständig und klug sie war und sagte mir, daß sie auch gut und edel sein müsse. Ich war eben verliebt, unzurechnungsfähig, sobald ich mich in Gegenwart der Geliebten befand.

„Eines Abends trat ich, nachdem ich die Baronin verlassen, den Heimweg in Begleitung des Doktors Laval an. Er war nächst mir das jüngste Mitglied der Gesellschaft, in der wir uns häufig sahen, ein Mann zu Anfang der dreißiger Jahre, aber von großer, mir weit überlegener Welterfahrung und Klugheit. Er schien eine gewisse Zuneigung zu mir gefaßt zu haben und kam nicht selten zwischen zwei Krankenbesuchen in meine Wohnung, um eine Viertelstunde mit mir zu verplaudern. Ich hatte um so mehr Grund, mich durch diese Aufmerksamkeit geschmeichelt zu fühlen, als Laval, dessen scharfe Zunge wenig schonte, in dem Rufe stand, ziemlich rücksichtslos und durchaus nicht menschenfreundlich zu sein. Er hatte die Baronin vor ihrer Verheirathung gekannt, und ich hatte aus Reden Anderer erfahren, daß er als junger Mann, bald nachdem er die Universität verlassen, um ihre Hand angehalten und von der Mutter mit kurzem Bescheid abgewiesen worden sei. Seitdem die Baronin als Wittwe angefangen hatte, Besuche zu empfangen, gehörte er zu den regelmäßigen Gästen ihres Hauses. Sie behandelte ihn mit besonderer Aufmerksamkeit und gleichzeitig mit einer gewissen Zurückhaltung, die sie ihren anderen Gästen gegenüber nicht beobachtete und die mit der Zeit die Vermuthung in mir erweckte, sie habe irgend einen Grund, Laval zu scheuen, vielleicht zu fürchten. Man schätzte den Doktor in unserem kleinen Kreise wegen seiner anerkannten Tüchtigkeit als Arzt und seines scharfen Witzes. Er hatte bereits ein wissenschaftliches Werk veröffentlicht, das ihm in der medizinischen Welt den Ruf eines ausgezeichneten Spezialisten verschafft hatte und er war einer der jüngsten Professoren an der Pariser Universität. Nach dem, was ich von ihm in Erfahrung gebracht hatte und beobachten konnte, bildete ich mir ein, er sei von seiner alten Liebe nicht geheilt und werde um die Hand der Baronin anhalten, sobald er dieß mit Aussicht auf Erfolg thun zu können glaube. Ich bemerke beiläufig, daß ich in Jedermann, der sich der Baronin näherte, einen gefährlichen Rivalen erblickte, meine Eifersucht jedoch ängstlich verbarg. Ich glaubte mich der schönen, gefeierten Frau unwürdig, und fürchtete, lächerlich zu werden, wenn ich in den Augen Anderer als ein Bewerber um ihre Gunst erschien.

„Nachdem ich an jenem Abend fünf Minuten mit Laval gegangen war, sprachen wir von Frau von Belvoir.

„‚Wie alt sind Sie, Herr Bennett?' fragte mich der Doktor plötzlich.

„‚Fünfundzwanzig Jahre,' antwortete ich etwas verwundert.

„‚Das dachte ich mir so ungefähr,' fuhr Laval fort. ‚Da sind Sie in der That nach allgemeinen und richtigen Ansichten zu jung, um die Baronin heirathen zu können. Folgen Sie meinem Rathe: denken Sie nicht mehr daran.'

„Ich fühlte mich durch diese Bemerkung gleichzeitig überrascht und verletzt; aber ich wußte im ersten Augenblick nicht recht, was ich darauf antworten sollte. Endlich fand ich Worte, um unbeholfen zu erklären, daß nicht die leisesten Anzeichen vorhanden wären, die mir anzunehmen gestatteten, daß Frau von Belvoir eine etwaige Bewerbung von mir nicht zurückweisen werde, und daß es deßhalb unnütz sei, darüber zu diskutiren, ob ein Mann von fünfundzwanzig Jahren für eine Frau in demselben Alter zu jung sei oder nicht.

„Es dauerte mehrere Minuten, ehe ich dieß in einigermaßen klaren Worten hervorbringen konnte. Laval ließ mich ruhig ausreden, wartete sogar noch einen Augenblick, nachdem ich zu sprechen aufgehört hatte, gleichsam als wolle er mir volle Zeit gehen, Alles zu sagen, was ich zu sagen wünsche; dann bemerkte er in gleichgültigem Tone:

„‚Ich glaube, Sie irren sich.'

„‚Was wollen Sie sagen? Ich verstehe Sie nicht.'

„‚Meine Meinung ist, daß Frau von Belvoir es auf Sie und auf keinen Andern abgesehen hat.'

„Ich wollte ihn unterbrechen; er aber legte seine Hand freundlich beschwichtigend auf meinen Arm und fuhr in ruhigem Tone fort:

„‚Gestatten Sie mir, Ihnen noch einige Worte zu sagen. Sie kennen Frau von Belvoir nicht. Ich kenne sie ganz genau; besser vielleicht — nein, wahrscheinlich sogar — als sie sich selbst kennt. Sie ist keine schlechte Frau; aber sie ist nicht gut. Sie denkt an nichts als an ihre eigene, kleine hübsche Person; sie ist jeder großmüthigen That, edlen Empfindung, uneigennützigen Aufopferung unfähig. Sie hat nicht mehr Achtung vor der Wahrheit als vor dem Wohlergehen Anderer. Sie weiß kaum noch, daß sie etwas Unrechtes thut, wenn sie eine Geschichte erfindet. Sie gehört nicht gerade zu den Leuten, die unwillkürlich, ohne jeden Grund, lügen, die zum Beispiel erzählen, sie haben Erbsen gegessen, wenn es Linsen waren; aber sie schreckt vor keiner Unwahrheit zurück, wenn sie sicher zu sein glaubt, nicht auf der Lüge ertappt zu werden und wenn sie von der Wahrheit irgend welchen Schaden für sich fürchtet. Sie hat sich durch ihre Mutter an den alten Belvoir verkaufen lassen, und sie wußte sehr gut, obgleich sie damals blutjung war — denn sie ist klug — was sie that, indem sie zu dem widerlichen Handel ihre Zustimmung gab. Seitdem sie frei ist, hat sie keinen andern Gedanken als den, ihr zukünftiges Behagen — der Gedanke an Glück liegt außerhalb ihrer geistigen Sphäre — und Wohlsein zu sichern. — Sie, Herr Bennett, erscheinen ihr von allen Männern, die sie angetroffen hat, die geeignetste Person, um ihr die Erreichung ihrer Zwecke zu ermöglichen. Ich will Ihnen weder angenehme noch unangenehme Sachen über ihre Persönlichkeit und Eigenthümlichkeiten sagen. Ich konstatire nur, was ich für die Wahrheit halte. Gerade so wie Sie sind: jung, etwas sentimental, arglos, wohlhabend, aus guter Familie, einen vollen Kopf größer als Männer mittlerer Statur, mit Ihren breiten Schultern und gutsitzenden Kleidern — gerade so vereinigen Sie in den Augen unserer schönen Freundin alle Vortheile, die sie bei Demjenigen sucht, den sie mit ihrer kleinen, wohlgepflegten Hand zu beglücken wünscht. — Dazu kommt, daß Sie in Frau von Belvoir verliebt sind, und daß sie Ihre Leidenschaft längst als eine aufrichtige, uneigennützige, aufopferungsfähige erkannt hat. Alles das paßt ganz genau in ihre vorsichtigen Spekulationen. Sie will einen Mann haben, der ihr, nicht dem sie gehört. Sie ist viel zu vernünftig und kleinlich, um ehrgeizig sein zu können. Sie hält auf das Solide. Der Frieden, das Wohlbehagen am eigenen Herde ist ihr mehr werth, als das Ruhmgerede der Leute. Sie glaubt, Ihnen überlegen zu sein. Von ihrem Standpunkte aus ist sie es. Sie ist schlauer als Sie. Frau Ermelyn ist von jeher schlauer gewesen als Freund Braun. Aber mir ist dieser lieber als die Fuchsin, und aus diesem Grunde habe ich mir erlaubt, mich in Sachen zu mischen, die mich eigentlich nichts angehen. — Und nun, mein werther Herr Bennett, habe ich versucht, Ihnen die Augen zu öffnen, und nachdem ich dieß gethan, bereue ich beinahe, gesprochen zu haben, da ich annehmen darf, daß Sie doch durch keine andere Brille sehen werden, als diejenige, welche Frau von Belvoir Ihnen aufsetzen wird. Durch diese werden Sie in mir vielleicht nichts Anderes als einen böswilligen Menschen erblicken. Es sollte mir leid thun; aber ich muß es mir gefallen lassen. — Gute Nacht. Ich will noch einen Augenblick in den Klub gehen, wo ich einem Freunde Rendezvous gegeben habe.'

„Damit drückte er mir die Hand und ließ mich vollständig bestürzt und sprachlos vor dem hellerleuchteten großen Hause stehen, vor dem wir im Gespräche angelangt waren und in dem er mit einem Kopfnicken verschwand.

„Ich grübelte während der ganzen Nacht über das, was ich gehört hatte, nach. Meine Gedanken waren verwirrt. Zwei Punkte nur traten mit einiger Klarheit und Bestimmtheit vor meinen Geist: Laval irrte sich, wenn er annahm, daß Frau von Belvoir mich vor ihren anderen Bekannten auszeichne; das harte, ungerechte Urtheil, welches der Doktor über die schöne, liebenswürdige Frau fällte, war das eines in seiner Eitelkeit gekränkten, abgewiesenen Liebhabers. — Ich dachte auch daran, daß Laval vielleicht nur aus Eifersucht gesprochen, daß er den Versuch gemacht habe, mich von Frau von Belvoir zu entfernen. Aber diesen Gedanken verscheuchte ich bald wieder aus meinem Geiste. Laval hatte auf mich stets den Eindruck eines aufrichtigen, ehrenwerthen Mannes gemacht. Der Verdruß, der Kummer, den er empfinden mochte, machte ihn ungerecht; aber er war unfähig, eine Frau zu verleumden, um einen Rivalen von ihrer Seite zu verjagen.

„Als ich am nächsten Abend wieder zu Frau von Belvoir kam, bemerkte ich, daß die Rede Laval's, obgleich ich derselben keinen Glauben beimessen wollte, dennoch eine große Umwandlung in meinem Wesen hervorgebracht hatte. Meine ängstliche, bescheidene Schüch-

ternheit war einer eigenthümlichen, unruhigen Dreistigkeit gewichen. Ich wollte mich überzeugen, ob Frau von Belvoir mich wirklich vor ihren anderen Gästen bevorzuge, ob sie durch irgend ein Zeichen zu erkennen gebe, daß ich ihr mehr sei, als die anderen Freunde des Hauses. — Als unsere Blicke sich an jenem Abend zum ersten Male begegneten, wandte ich die Augen nicht ab, wie ich dieß bei ähnlichen Gelegenheiten bis dahin stets gethan hatte, sondern sah sie fest und fragend an. Sie schien verwundert, beinahe erschreckt; senkte die Lider und erröthete. Sie überhörte eine Frage, die einer der Gäste gleich darauf an sie richtete, und war überhaupt von jenem Augenblick an so auffallend zerstreut und einsylbig, daß alle Anwesenden es bemerken mußten. Ich dagegen, der gewöhnlich ganz stumm dasaß, wurde redselig und vermochte eine ziemlich lange Geschichte ohne Stottern und Verlegenheit zu erzählen.

„Gegen Mitternacht brach die ganze Gesellschaft wie gewöhnlich auf. Die Baronin gab einem Jeden von uns ihre Hand. Ich hielt sie einen Augenblick fest — und ich fühlte einen schüchternen, leisen Gegendruck. Sie sah mich eine Sekunde an: nicht auffordernd, nicht erfreut, nicht harmlos, herzlich und freundlich wie sonst; nein: ängstlich, fragend, beunruhigt. Mir schlug das Herz zum Zerspringen. Ich hatte keine Erfahrung, aber ich fühlte, daß der kurze, scheue Blick der schönen Frau mich ermächtigte, ihr meine Liebe zu gestehen.

„Am folgenden Tage ging ich um fünf Uhr Nachmittags zu ihr. Der Diener empfing mich mit der alten Phrase: ‚Die Frau Baronin ist nicht zu Hause;' aber einige Stunden später, als ich zur gewöhnlichen Zeit in den Salon trat, fand Bertha Gelegenheit, mir unbemerkt zu sagen, sie habe bedauert, meinen Besuch am Nachmittage verfehlt zu haben, und werde sich freuen, mich morgen oder übermorgen zur selben Stunde zu sehen.

„Damit endete das lange Vorspiel zu der kleinen Liebeskomödie, die nun in wenigen kurzen Akten zu Ende gespielt werden sollte.

„Die nächsten Tage waren die schönsten meines Lebens — ja, die schönsten. Ich glaubte in tiefster Seele jedes Wort, das ich Bertha und sie mir sagte; und ich war vollständig glücklich. — Wie es kam, daß ich ihr meine Liebe gestand, weiß ich selbst nicht mehr ganz genau. Ich erinnere mich, daß ich ihr im halbdunklen Zimmer, vor dem flackernden Kaminfeuer vollständig verwirrt gegenübersaß, daß unsere Blicke sich begegneten, an einander haften blieben und daß ich die geliebte Frau plötzlich in meinen Armen hielt. — Ja, in einem Punkte hatte Laval recht gehabt: Bertha liebte mich seit langer Zeit bereits, und hatte seit Wochen sehnsüchtig darauf gewartet, es mir gestehen zu dürfen. Nun sagte sie es mir hundert-, tausendmal, und ich konnte es nicht oft genug hören.

„Sie hatte mich gebeten, unser Verhältniß vorläufig noch geheim zu halten. Sie wünschte nicht, daß ich sofort meinem Vater schreibe, um seine Einwilligung zu meiner Verheirathung mit ihr zu erhalten. Sie sagte mir, mein Vater würde sicherlich ein Vorurtheil gegen sie fassen, wenn er, ehe er sie kenne, erführe, daß ich mich mit einer Wittwe verheirathen wolle. Ich solle Mittel und Wege ersinnen, um ihn nach Paris kommen zu lassen. Dann würde er ihre Bekanntschaft machen und in diesem Falle hoffte sie, ihn überzeugen zu können, daß mein Glück in ihren Händen nicht gefährdet sei.

„Ich sah nun Bertha täglich zweimal: des Abends, im Kreise ihrer gewöhnlichen Gesellschaft, wo ich mich ruhig verhielt und ängstlich Alles vermied, wodurch ich mein Glück den Anderen hätte verrathen können; und jeden Nachmittag von zwei bis fünf Uhr, wo ich allein mit ihr war und Alles sagen durfte, was ich auf dem Herzen hatte. Mit welch' seligem, innig befriedigtem Lächeln sie mir zuhörte, wenn ich von meiner großen Liebe für sie sprach! Ich wußte von nichts Anderem zu sprechen, und sie schien nichts Anderes hören zu wollen. — Häufig machten wir Pläne für die Zukunft. Im Sommer wollten wir in England, auf dem Lande, bei meinem Vater leben und die kurze Saison in London zubringen; im Winter uns in Paris oder in einer südlicheren Stadt, in Florenz, Rom oder Neapel aufhalten. Wir kannten dort Niemand; aber das war um so besser: wir waren sicher, von Niemand gestört zu werden. Sie konnte mir, ich ihr ganz gehören; das war Alles, was wir verlangten. — Laval hatte auch in einem zweiten Punkte Recht gehabt: Bertha war viel zu gut, viel zu weise, um nicht den Frieden und das Glück am häuslichen Herde den lauten, ermüdenden Zerstreuungen vorzuziehen, die die Welt ihr hätte bieten können. Laval hatte es gewagt, dieß bei ihr zu tadeln, zu sagen, sie sei zu kleinlich, um ehrgeizig zu sein. Der Verblendete! Sie war zu gut, um etwas Anderes zu wünschen als Diejenigen, die sie liebte, glücklich zu machen.

„Indem ich diese und ähnliche Betrachtungen anstellte, kam mein Geist unwillkürlich auf Alles zurück, was mir der Doktor über Bertha gesagt hatte. Es war mir ganz klar, daß Laval die Geliebte meines Herzens falsch, wenn nicht böswillig beurtheilte. Eines jedoch von dem, was er mir erzählt hatte, beunruhigte mich: wie hatte Bertha sich entschließen können, einen alten Mann, den sie unmöglich geliebt haben konnte und der nichts als seinen vornehmen Namen und seinen großen Reichthum besaß, zu heirathen? Ich durfte nicht annehmen, ohne dem edlen Charakter meiner Braut schreiendes Unrecht zuzufügen, daß sie den Baron von Belvoir seines Geldes wegen genommen, daß sie sich, wie Laval hämisch bemerkt hatte, an ihn verkauft habe; — aber die Sache war mir nicht klar. Ich war Bertha schuldig, mir darüber Aufklärung zu verschaffen, und zwar je eher, desto besser.

„Ich brachte am nächsten Tage bereits das Gespräch auf diesen heiklen Punkt. Ich wagte nur ganz schüchtern einige Andeutungen zu machen; aber Bertha verstand mich sofort. Sie schien viel mehr betrübt als verlegen und sagte mit einem schmerzlichen Lächeln:

„‚Fängst Du bereits an, an mir zu zweifeln? Das hatte ich nicht erwartet; das ist traurig.'

„Ich bat sie um Verzeihung und sagte ihr, sie mißverstehe mich; ich bäte sie, mir nicht zu antworten, mir das Verdienst zu lassen, blindes Vertrauen zu ihr zu haben. — Sie schüttelte wehmüthig das Haupt und sagte:

„‚Ihr Männer seid alle gleich! Ihr wißt nicht und könnt nie verstehen, was in einem Frauenherzen vorgeht. Ich bin augenblicklich zu betrübt und verwirrt, um die Geschichte meiner Jugend erzählen zu können; aber Du sollst sie hören — morgen, wenn ich mich wohl genug fühle. Du magst nun sagen, was Du willst: Du hast an mir gezweifelt. Deine Strafe dafür soll sein, daß Du die Erkenntniß erlangst, wie sehr Du mir Unrecht gethan hast.'

„Sie verabschiedete mich früher als gewöhnlich, unter dem Vorwande, daß sie noch einige Einkäufe zu besorgen habe, und ich ging traurig und niedergeschlagen meiner Wege.

„Am nächsten Morgen, nachdem ich sie am Abend vorher wohl und munter verlassen hatte, empfing ich ein kleines Billet von ihr, in dem sie mich bat, am Nachmittage nicht zu ihr zu kommen. Sie fühle sich nicht ganz wohl, schrieb sie, wünsche nicht, mir ein trauriges, blasses Gesicht zu zeigen, und bäte mich deßhalb, erst am nächsten Tage wieder zu ihr zu kommen; auch am Abend, sagte sie, werde sie ausnahmsweise nicht empfangen.

„Ich eilte natürlich sofort zu ihr; aber es gelang mir nicht, bei ihr vorgelassen zu werden. Der Diener sagte mir, die gnädige Frau sei nicht ganz wohl, sie ruhe augenblicklich, und er habe Befehl, sie nicht zu stören.

„Ich ging trostlos nach Hause und verbrachte eine schlaflose Nacht. — Am nächsten Tage klingelte ich mit dem Glockenschlag Zwei an ihrer Thür. Dießmal hatte der Diener nicht Befehl erhalten, mich abzuweisen, sondern führte mich sofort in das Boudoir, in dem Bertha mich zu empfangen pflegte.

„Sie saß dort in halbliegender Stellung auf einer Chaiselongue und legte, als ich eintrat, ein dickes Buch beiseite, in dem sie allem Anschein nach soeben gelesen hatte. — Auf dem kleinen Tisch neben ihr lagen, wie gewöhnlich, in großer Unordnung aufgerissene Briefe, Rechnungen, Visitenkarten, Zeitungen, Broschüren, Bücher, Schlüssel ꝛc. Sie hatte mir einmal scherzend erklärt, daß das kleine elegante Möbel, das verschiedene Etagen hatte, ihr Arbeitsbureau sei.

„‚Jeder Brief, den ich empfange,' sagte sie, ‚jedes Buch und jede Zeitung, die mir zugeschickt werden und die ich lesen will, bleiben auf diesem Tische liegen, bis ich den Brief beantwortet oder das Buch durchgelesen habe. Es ist den Dienern streng verboten, hier Ordnung machen zu wollen. Ihre Indiskretion fürchte ich nicht. Ich habe keine Geheimnisse. Deine Briefe sind die einzigen, die ich verberge. Für diese habe ich einen sichern Ort. — Manchmal, wenn ich in einer Periode von Trägheit bin, sieht es auf diesem Tisch sehr unordentlich aus: die unbeantworteten Briefe, die ungelesenen Bücher und Zeitungen, die eingesandten Rechnungen häufen sich in erschrecklicher Weise; bis ich endlich den Muth finde, einmal wieder aufzuräumen. Dann schreibe ich, ohne die Feder niederzulegen, ein Dutzend Briefe und Billette, sortire unter den Büchern, so daß nur diejenigen liegen bleiben, die ich lesen will, und fühle mich erst befriedigt, wenn ich den Tisch hübsch ordentlich und beinahe leer vor mir sehe. Diese Genugthuung werde ich während der nächsten Zeit schwerlich haben; aber ich klage nicht darüber, denn ich habe augenblicklich Besseres zu thun, als daran zu denken, Briefe zu schreiben und Briefe zu lesen.'

„Der Tisch ließ in der That, seitdem es mir gestattet war, die Baronin am Tage zu besuchen, was Unordnung anbetrifft, nichts zu wünschen übrig. Die verschiedenen Etagen waren mit Büchern und Zeitschriften überladen, und auf der obersten Etage lagen Dutzende von Briefen, Notizen, Visitenkarten und Rechnungen. — Ich hatte Bertha mehrere Male angeboten, wir wollten einen Nachmittag zusammen arbeiten, um etwas Ordnung in diese Konfusion zu bringen; aber sie hatte mir lächelnd geantwortet, das habe keine Eile; wir wollten daran denken, wenn wir uns nichts mehr zu sagen hätten. Dieß war bis jetzt noch nicht der Fall gewesen.

„Bertha empfing mich mit einem himmlischen Lächeln und reichte mir die kleine Hand, die ich mit Küssen bedeckte. Sie wollte sprechen; aber sobald ich bemerkte, daß ihre Absicht sei, mir Erklärungen über ihre erste Heirath zu geben, ließ ich sie nicht zu Worte kommen und sagte, ich könne erst dann glauben, daß sie mir verziehen habe, wenn sie diese Sache, vorläufig wenigstens, auf sich beruhen lassen wollte. Sie gab mir endlich nach, und wir sprachen darauf von anderen Dingen. Doch fühlte ich eine gewisse Beklemmung, die ich früher nicht gekannt hatte. Der Himmel unserer Liebe erschien mir nicht mehr so wolkenlos rein, wie vor jener unglücklichen Unterredung, in der ich einen Zweifel an Bertha auszusprechen gewagt hatte. Ich war sicher, daß sie mir im Herzen noch zürne und daß ihre Verzeihung erst dann aufrichtig sein werde, wenn es mir gelungen sein würde, ihr neue Beweise meiner Liebe und meines Vertrauens zu geben. Ich lenkte deßhalb das Gespräch auf unsere zukünftige Verheirathung. Mein Vater hatte mir geschrieben, er werde, auf einer Reise nach Italien, in den nächsten Tagen nach Paris kommen. Er forderte mich auf, mit ihm nach dem Süden zu gehen, um dort den Rest des Winters mit ihm zu verbringen. Meine Absicht war jedoch, ihn gleich nach seiner Ankunft in Paris meiner Braut vorzustellen und seine Einwilligung zu meiner Verheirathung mit ihr von ihm zu erlangen. — Ich hielt ihre Hand, während ich davon sprach und spielte mit ihren Fingern.

„Bertha fand, wie die meisten Frauen, großen Gefallen an Schmucksachen und besaß einen reichen Schatz kostbarer Juwelen. Ich hatte mehr als einmal die schönen Ringe bewundert, die ihre feine weiße Hand zu schmücken pflegten. Als ich dieselbe während des Sprechens absichtslos betrachtete, fiel mir ein Ring auf, den ich früher nicht gesehen hatte. Es war ein bescheidener, werthloser kleiner Reif, der mit seinen Nachbarn am selben Finger, zwei prachtvollen Brillantringen, auffallend kontrastirte; ein einfacher blauer Emailring, auf dem mit goldenen Buchstaben das Wort ‚Souvenir' geschrieben war, der Ring eines Kindes, eines jungen, anspruchslosen Mädchens, nicht der einer eleganten, schönen Frau. — Als ich Bertha's Hand langsam umdrehte, indem ich das Wort ‚Souvenir' entzifferte, sah ich, daß der Ring durch ein feines goldenes Kettchen an dem Diamantring, der daneben steckte, befestigt war.

„‚Was bedeutet dieß?' fragte ich erstaunt.

„‚Was?' entgegnete Bertha ruhig.

„‚Dieser Ring mit dem Worte „Souvenir"?'

„‚Du bemerkst ihn heute erst?' sagte Bertha lächelnd. ‚Das beweist, daß Du meine Hand nicht sehr aufmerksam betrachtet hast. Der Ring steckt immer an meinem Finger. Er hat mich seit acht Jahren nie verlassen. Ich werde ihn erst ablegen, wenn ich unsern Trauring tragen darf.'

„Ich versicherte Bertha, daß sie sich irren müsse, daß ich ganz sicher sei, den Ring niemals an ihrem Finger gesehen zu haben, wenigstens nicht während der letzten Tage, seitdem es mir gestattet sei, ihre Hand zu küssen.

„‚Du hast Recht,' fuhr sie vollständig unbefangen fort. ‚Zufälligerweise habe ich den Ring gerade während der letzten Woche, und zwar zum ersten Male, seitdem ich ihn besitze, nicht getragen. Das Kettchen hatte sich gelöst; ich hatte Furcht, den Ring zu ver-

lieren, und habe eine neue Kette machen lassen. Der Goldschmied hat mir den Ring erst vorgestern wieder gebracht. Er hat ihn schön aufgeputzt, so daß er wieder wie neu aussieht. Früher glänzten die goldenen Buchstaben nicht so hell; deßhalb wirst Du den unscheinbaren Reif, der von den anderen Ringen beinahe ganz verdeckt ist, nicht bemerkt haben.'

„Sie zog den Ring vom Finger und sah ihn zärtlich und wehmüthig an.

„‚Es wird mir schwer werden, mich von ihm zu trennen,' sagte sie; ‚ich habe mich an ihn gewöhnt; aber ich lege ihn noch heute ab, wenn Du es wünschest.'

„Ich griff nach dem Ringe, den sie mir willig überließ, und betrachtete ihn aufmerksam. Auf der innern Seite des Goldreifen war eine feine Inschrift eingravirt, die ich, nicht ohne Mühe, entzifferte.

„‚E. de K.,' las ich mit lauter Stimme; ‚den 15. Juni 1847.' Ein Kreuz — das wohl ‚gestorben' bedeuten soll — ‚den 2. September 1847.'

„‚Ja, das Kreuz soll „gestorben" bedeuten,' sagte sie leise, die Augen nachdenklich zu Boden gerichtet.

„‚Aber was bedeutet das Ganze?' fragte ich.

„‚Es ist eine traurige Geschichte,' antwortete sie; ‚weßhalb willst Du sie hören?'

„‚Erzähle sie mir; ich bitte Dich darum.'

„‚Du hast mir soeben verboten, sie Dir zu erzählen.'

„‚Ich verstehe nicht.'

„‚Hast Du mir nicht verboten, Dir zu erklären, wie es gekommen ist, daß ich den Baron von Belvoir geheirathet habe?'

„Die Sache wurde mir immer räthselhafter. Ich bestürmte Bertha, mir die Geschichte des Ringes mitzutheilen, und nach langem Bitten ließ sie sich denn auch endlich bewegen, dieß zu thun.

„Sie erzählte in einfachen, rührenden Worten, die den unverkennbaren Stempel aufrichtiger, schlichter Wahrheit trugen, daß sie sich als ganz junges Mädchen, als Kind beinahe noch, mit der ganzen Schwärmerei der Jugend in einen entfernten Verwandten, Eduard von Kergouse, der ihr ewige Treue geschworen, verliebt; daß dieser, als er sie verlassen habe, weil er als Marineoffizier zur See gehen mußte, ihr am Tage des Abschiedes den kleinen Ring mit dem Worte ‚Souvenir', gleichsam als Verlobungsring, geschenkt, und daß sie wenige Monate später die Nachricht von seinem plötzlichen Tod empfangen habe. Der Schmerz über dieses Ereigniß habe sie beinahe getödtet; die Kraft der Jugend allein sie aufrecht erhalten und ihr das Leben bewahrt. Sie sei mehrere Monate lang, einer Nachtwandlerin gleich, willenlos, ohne Denken, Wünschen, Hoffen, Fürchten einhergegangen, gleichgültig für Alles, was sie damals umgab. Während sie in diesem Zustande war, habe der Baron von Belvoir, ein alter Freund der Familie, den sie seit ihrer Kindheit wie einen Vater beinahe verehrt habe, um ihre Hand angehalten.

„‚Meine Mutter wünschte die Heirath. Sie war noch immer besorgt um mein junges Leben. Sie hoffte, meine Traurigkeit werde den Zerstreuungen weichen, mit denen Herr von Belvoir meine Existenz auszufüllen versprach. Mir war Alles gleich. Ich hatte mein Liebstes verloren; nun war mir Alles werthlos. Es war mir recht, mich dem Wunsche meiner armen, betrübten Mutter fügen zu können, ihr einige Beruhigung zu verschaffen. Ich that es, ohne ein Opfer zu bringen; ich hatte nichts mehr zu verlieren. Der Baron von Belvoir, der alte Mann, hat mich, das kranke Kind, mit väterlicher, nimmerruhender Sorge gepflegt. Ihm verdanke ich, daß die furchtbare Wunde, die der Tod des Erstgeliebten mir geschlagen hatte, sich geschlossen hat und nun vernarbt ist. — Als er, der edle Retter meines Lebens, sodann erkrankte, habe ich ihm zu vergelten versucht, was er an mir gethan. Ich habe wie eine Tochter an seinem Bette gewacht und mit tiefem Schmerz das Licht der Augen erlöschen sehen, die, so lange noch Leben in ihnen war, nie aufgehört hatten, für mein Glück zu wachen ... Das ist die Geschichte des kleinen Ringes, den Du in der Hand hältst, und die meiner ersten Verheirathung, die Du hören wolltest. Du bist der einzige Mensch, dem ich sie erzählt habe. Meine Mutter selbst kennt sie nicht ganz. Fremde Leute mögen glauben, ich habe den Baron von Belvoir geheirathet, weil er ein reicher Mann gewesen sei. Ich lasse sie denken und reden, was sie wollen. Ich fühle mich ruhig und sicher in dem Gefühle, daß ich mir in Wahrheit nichts vorzuwerfen habe, und daß Du, nachdem Du die traurige Geschichte gehört hast, mir nun keinen Vorwurf mehr machen wirst. — Hier, nimm den Ring, den Eduard mir geschenkt hatte. Ich kann mich leicht von dem kostbarsten Kleinod meiner Jugend trennen, denn seitdem ich Dich kenne, weiß ich erst, was es heißt, zu lieben.'

„Ihr Haupt sank an meine Brust und ich hörte sie leise weinen. Ich war so ergriffen von dem, was ich gehört, daß ich längere Zeit gebrauchte, um Worte zu finden, die meinen Gefühlen Ausdruck geben sollten. Ich wollte ihr zu Füßen sinken und sie wegen des unwürdigen Verdachtes, den ich einen Augenblick gehegt hatte, von Neuem um Verzeihung bitten. Sie richtete mich, liebreich lächelnd, in die Höhe und sagte:

„‚Laß das Vergangene vergangen sein. Es ist mir unmöglich, Dir zu zürnen. Ich liebe Dich von ganzer Seele.'

„Das war die schönste Stunde des schönsten Tages meines Lebens. Das Herz war mir voll von Wonne und Stolz. Die beste, edelste, schönste Frau war meine Braut.

„Als ich mich zum Gehen erhob, nahm Bertha das Buch auf, in dem sie, als ich in das Zimmer getreten war, gelesen hatte und sagte:

„‚Ich habe heute diesen Shakespeare in meiner Bibliothek gefunden. Er ist ja Dein Lieblingsautor. Du hast mir gesagt, daß Du jeden Abend darin lesest. Ich wünsche, daß Du auch dann an mich denken mögest. Nimm das Buch!'

„Es war eine schöne und seltene Ausgabe; aber unpraktisch, unbequem zum Lesen, zu schwer und zu klein gedruckt, ein Prachtwerk, das man wohl in seiner Bibliothek aufbewahrt, aber nicht benützt. Der vorige Besitzer schien darüber wie ich gedacht zu haben, denn ich bemerkte, daß er das Buch, obgleich es alt war, nur theilweise aufgeschnitten hatte. Ich nahm es aber, da es von Bertha kam, dankend an, und legte es, als ich nach Hause gekommen war, auf meinen Tisch, in der Absicht, Shakespeare in Zukunft nur noch in diesem Buche zu lesen.

„Den Abend, von zehn bis zwölf Uhr, verbrachte ich, wie gewöhnlich, im Salon der Baronin. Von dort ging ich direkt nach Hause, um ungestört über mein großes Glück nachzudenken. In meinem Zimmer lud Alles zum Lesen oder Träumen ein. Es war dort gemüthlich warm, heimisch, still. Ich warf mich, nach-

Eine Idylle aus der Vogelwelt.

Von H. Giacomelli.

I.

Liebesantrag.

Ob Lied um Lied im Wald erklingt,
Wenn's lenzt auf allen Zweigen,
Nur wer das rechte Liedchen singt,
Dem wird ein Lieb zu eigen.

Ein Vöglein singt, ein andres lauscht,
Fliegt näher ohne Bangen
Und gibt, vom süßen Lied berauscht,
Dem Sänger sich gefangen.

dem ich es mir bequem gemacht hatte, in einen Sessel am Kamin, betrachtete lange und sinnend den Ring mit dem Worte ‚Souvenir', den Bertha mir als deutlichsten Beweis, daß ihre Liebe für mich alle alten ähnlichen Gefühle getödtet, geschenkt hatte, und griff dann nach dem Shakespeare, der neben mir auf dem Tische lag. — Ich schlug, nachdem ich das Titelblatt angesehen hatte, auf gut Glück in der Mitte des Buches auf. Es öffnete sich gewissermaßen von selbst. Ein Brief lag zwischen zwei Seiten. Ich las die Adresse: ‚An die Frau Baronin von Belvoir.' Eine banale, deutliche, kaufmännische Handschrift, die Handschrift eines Rechnungsführers. In der linken Ecke des Couverts ein Stempel: ‚J. Barretti & Cie., Juwelier, Rue de la Paix Nr. 83.' — Frau von Belvoir schien sich des scharfkantigen, harten Papiers bedient zu haben, um das Buch, in dem sie geblättert, aufzuschneiden, denn der Brief lag unmittelbar vor einer noch nicht aufgeschnittenen Stelle. Ich nahm den Brief ohne jede Neugierde in die Hand. Er war offen, war, wie ich deutlich sehen konnte, nicht einmal verschlossen gewesen. ‚Ein gedruckter Prospektus,' sagte ich mir. ‚Die Leute wissen, daß Bertha gern schöne Juwelen kauft, und dieß wird die Anzeige eines Ausverkaufs oder etwas Aehnliches sein. Vielleicht finde ich darin etwas, wodurch ich Bertha Freude machen kann.' — Der Gedanke, eine Indiskretion zu begehen, irgend etwas zu lesen, was mir verborgen bleiben sollte oder was nicht Jedermann zu lesen berechtigt sei, lag mir fern. Die Thatsache, daß das Couvert offen abgegeben war, ließ den Gedanken, es handle sich um etwas, was für Frau von Belvoir allein bestimmt sei, gar nicht in mir aufkommen. — Ich zog nachlässig ein einfach gefaltetes, dünnes Papier aus dem Couvert und sah, noch ehe ich es öffnete, daß es kein Brief sei, da gedruckte Buchstaben durchschimmerten. — ‚Ein Prospektus,' wiederholte ich mir. Ich entfaltete das Papier und las . . . nur wenige Zeilen, erst flüchtig, ohne zu verstehen; dann aufmerksamer; mit Anstrengung meines ganzen Denkvermögens endlich. — Es wurde mir eine Sekunde schwarz vor den Augen. Die Brust war mir wie zugeschnürt; der Athem verging mir. Es war mir, als zerspringe in diesem Augenblick etwas in mir, was nie wieder geheilt werden könnte . . ."

Bennett stand auf, ging an seinen Schreibtisch, öffnete eine verschlossene Schublade, suchte dort eine Zeitlang und kam dann mit einem versiegelten Couvert zurück. Er reichte es mir. Ich las auf demselben, von seiner Hand geschrieben: „Souvenir, den 13. Dezember 1855."

„Erbrech' das Couvert," sagte er, „und lies."

Ich that, wie er mir geheißen. In dem Couvert lag ein zweites, kleineres, mit der Aufschrift: „An die Frau Baronin von Belvoir," und in diesem ein Papier folgenden Inhalts:

„Paris, 13. Dezember 1855.

Rechnung.

Die Frau Baronin von Belvoir . . . Debet.

An J. Baretti & Cie., Hofjuwelier,
Rue de la Paix Nr. 83.

1 Ring, blau Email	Frcs.	25.
1 goldenes Kettchen	„	12.
Graviren einer Inschrift, zwei Linien	„	6.
Total:	Frcs.	43.

Inhalt empfangen, 13. Dezember 1855.

J. Baretti & Cie."

Ich sah Bennett an, der mich mit einem halb wehmüthigen, halb komischen Lächeln beobachtete.

„Es war Alles gelogen, lieber Freund," sagte er. „Sie hatte den Ring am vorhergehenden Tage gekauft, an dem Tage, wo sie ihn ‚mir gezeigt, empfangen und bezahlt. Die Rechnung war von ihr auf den Tisch geworfen worden. Im Gefühle ihrer vollständigen Sicherheit und Ueberlegenheit hatte sie nicht einmal daran gedacht, das kompromittirende Papier zu verbergen. Als sie mich kommen hörte, hatte sie den Shakespeare aufgeschlagen und das erste beste Stück Papier ergriffen, um einige Seiten aufzuschneiden. Der Zufall hatte gewollt, daß dieß die Rechnung sein sollte, die sie entlarven mußte. Die schöne Geschichte von dem Kleinod der Jugend, dem verunglückten Eduard, dem väterlichen Belvoir, dem Schmerz der Jungfrau, ihrer Heilung, ihrer Liebe, die stillen Thränen an meiner Brust . . . Alles gelogen, gelogen . . . Und ich hatte jedes ihrer Worte wie Worte des Evangeliums geglaubt.

„Ich faßte im ersten Augenblicke des Schmerzes, der Beschämung verschiedene boshafte Racheprläne. Aber ich beruhigte mich schnell, schneller als ich es für möglich gehalten hätte. Ein kleiner Vers fiel mir ein, der Weisheit enthält und mich leitete: ‚Gecken schlagen Lärm an, wenn sie von einer Frau getäuscht werden; Narren jammern und weinen darüber; der ehrliche Mann, der sich betrogen sieht, geht seiner Wege, ohne ein Wort zu sagen.'

„Mein Vater kam bald darauf an. Ich begleitete ihn nach Italien. Vor meiner Abreise von Paris hatte ich einen Brief von der schönen Wittwe erhalten, in dem sie besorgt anfragte, weßhalb ich sie nicht besucht habe. Ich theilte ihr in wenigen Worten die einfache Wahrheit mit und schickte ihr den Ring zurück, da ich mich nicht berechtigt glaubte, ihn zu behalten. Sie antwortete sofort, bat mich, sie zu sehen, sie könne Alles aufklären. Ich hatte den Muth, dieser Einladung nicht Folge zu leisten. Ihre Augen hätten mich schwach gemacht. Ich fühlte mich, so wie ich war, genug betrogen.

„Paris hatte jeden Reiz für mich verloren. Ich kehrte nicht dorthin zurück. Jahrelang hörte ich nichts mehr von der erfinderischen Wittwe. Sie interessirte mich nicht mehr. Zufälligerweise traf ich sodann, viele Jahre später, mit einem der mir bekannten Freunde ihres Hauses zusammen. Er erzählte mir, Frau von Belvoir habe sich im Frühjahr 56, also beinahe unmittelbar nach meiner Abreise, mit dem Doktor Laval verheirathet und lebe mit diesem in anscheinend vollständig glücklicher Ehe. Sie sei noch immer eine schöne, geistreiche Frau; ihr Salon einer der angenehmsten von Paris; der Doktor, der für einen Prinzen der Wissenschaft gelte und diesen Ruf durch hervorragende schriftstellerische Arbeiten und glänzende praktische Erfolge verdient habe, trage seine Frau auf Händen. — Das freut mich. Ich gönne ihr nichts Böses; und ihm, der den Versuch gemacht hatte, mir die Augen zu öffnen, alles Gute. — Wenn sie mich nicht belogen, mir meinen Köhlerglauben an die Menschheit geraubt hätte, so würde ein Anderer an ihrer Stelle dieß früher oder später gethan haben. Es steht geschrieben, daß der Mensch schwerer an Sorgen und leichter an Illusionen den Lebensweg hinabgeht als emporklimmt."

Aus meinem Album.

Von

Max Ring.

V.

Karl Gutzkow.

Wenn auch die Literatur und Kunst in unserer Zeit von der großen politischen Umwälzung und der mächtigen sozialen Bewegung mehr oder minder in den Hintergrund gedrängt wird, so wird doch immer der Tod eines Schriftstellers von dem Talent und dem Einfluß Gutzkow's als ein Ereigniß von nationaler Bedeutung angesehen werden müssen. Noch ist der Verlust zu neu, die Trauer um den Hingeschiedenen zu frisch, um ein unparteiisches und umfassendes Urtheil über das Leben und die Wirksamkeit des außerordentlichen Mannes abzugeben. Vorläufig wollen und können wir uns nur auf skizzenhafte Erinnerungen, auf fragmentarische Beiträge zu einer künftigen Biographie beschränken, wozu auch dieses Albumblatt dienen soll.

Meine persönliche Bekanntschaft mit Gutzkow datirt aus dem Jahr 1851, wo ich ihm bei einem Besuch in Berlin durch den bekannten Schriftsteller Robert Giesecke vorgestellt wurde. Ich selbst hatte 1849 meinen ersten Roman: „Breslau und Berlin" veröffentlicht, worin ich unter dem Eindruck der unmittelbaren Gegenwart die Begebenheiten und interessantesten Persönlichkeiten der mich tief bewegenden Märzrevolution zu schildern und poetisch zu verwerthen suchte. Der damals bereits berühmte Dichter interessirte sich lebhaft für meine unvollkommene, mit allen Schwächen eines Erstlingswerks behaftete Arbeit, da er gerade zu jener Zeit mit den ersten Bänden seines großen Zeitromans: „Die Ritter vom Geiste" beschäftigt war. Diesem Umstand verdankte ich wohl zunächst auch seine Theilnahme und mit Giesecke zugleich eine Einladung zu einem Frühstück in dem Weinkeller von Jansen an der Herkulesbrücke, wo wir in einem kleinen, behaglichen Kabinet ungestört und gemüthlich mit einander sprechen konnten.

Bei einer Flasche trefflichen Rothweins entfaltete Gutzkow seine ganze hinreißende Liebenswürdigkeit, die ihm im reichsten Maße, wenn er wollte und gut aufgelegt war, zu Gebote stand. Damals erschien mir der interessante Schriftsteller mit dem scharfgeschnittenen, geistvollen Gesicht, den durchdringend forschenden Blicken und dem feinen Lächeln der sarkastischen Lippen als ein Bild frischer Manneskraft und Schöpferlust, reich an überraschenden Gedanken, an glänzenden Einfällen und an tiefen Ideen, sprudelnd von Witz, Humor und guter Laune, die durch einen kleinen Zusatz von feiner Malice nur noch pikanter wurde. Unter Anderem gab ihm die eigenthümliche Lokalität des düsteren, durch eine Gasflamme erleuchteten Kellers, unter dessen niederen Fenstern die Spree vorüberfließt, die Veranlassung, uns zur Improvisation einer romantischen Kellergeschichte herauszufordern, wobei wir uns gegenseitig in Erfindung der tollsten Abenteuer und schauerlichsten Mordszenen unter schallendem Gelächter zu überbieten suchten.

Bei dieser Gelegenheit sprach auch Gutzkow mit mir ernst und eingehend über seinen neuen Roman, von dem die ersten beiden Bände soeben erschienen waren. Da er mich aufforderte, über das Buch eine Kritik für eine Berliner Zeitung zu schreiben, so ersuchte ich ihn, mir zuvor über den Inhalt und den Grundgedanken des ganzen, auf neun Bände berechneten Werkes einige mir nothwendig scheinende Andeutungen zu machen. Bald darauf erhielt ich, am 31. Mai 1851, aus Dresden einen Brief von ihm, worin er meinem Wunsch in folgender Weise entsprach: „Die Novelle," schrieb er mir, „hat ein Sujet nöthig, sie ist nur das Sujet: der dreibändige Roman auch noch; aber der neunbändige braucht nur einen Mühlbach, damit die Räder gehen, weiter nichts. Eugen Sue hat auch kein eigentliches Erzählungssujet, das man in einem Feuilleton referiren kann. Ja, ein edleres Muster zu nehmen, kann man den Stoff des Don Quijote, den Stoff des Wilhelm Meister erzählen? — die Charaktere, die Situationen, die Ideen sind hier das Sujet, das Leben in einer bestimmten prismatischen Beleuchtung, das ist der Stoff — und nun anfangen: ‚Es war einmal ein verschrobener Junker, der auf dem Lande vom Ritterthum träumte' u. s. w. Erzählen läßt sich von meinem Buch gar nichts, man muß es lesen und — kaufen. Der äußere Hebel, der das Ganze in Bewegung setzt, die Räder, auf denen der Leser die Reise macht, ist eine dumme Geschichte von zwei Pastorssöhnen, die u. s. w. Den Grundgedanken des Buches finden Sie in den Szenen des ersten und zweiten Bandes schon angedeutet, wo Schlurk vom ‚Neubunde' selbst die Veranlassung nimmt, auf die Templerei zu kommen und wo Dankmar beim Abschiednehmen von Ackermann im Walde bedauert, daß es kein Kennzeichen Gleichgesinnter gäbe, kurz, keine Religion, Symbolik, Kultus, Priesterherrschaft des Geistes, woraus dann in den folgenden Bänden der Bund der Ritter vom Geist erwächst, eine chimärische, romanhafte Idee, die aber auf einem Bedürfniß beruht."

In Folge meiner Kritik entspann sich zwischen Gutzkow und mir ein lebhafter Briefwechsel, der mit der Zeit zu einem innigeren, freundschaftlichen Verhältniß führte. Er selbst sprach sich damals darüber folgendermaßen aus: „Unsere Zeit ist so trennend, unsere Herzen schlagen so einsam und doch ist das Bedürfniß engerer Bande da; aber wer wagt sie zu knüpfen. Was man so aus der Jugend an innigerem Verkehr mit Anderen mitbringt, das geht in die Winde. Dann kommt die Frauenliebe, die unser Herz allein erfüllt, dann die Sorge um die materielle Existenz, die unsern Egoismus steigert, und die Gefahr, daß unsere Herzen einschrumpfen, stellt sich zeitig genug ein. Wer rückt sich menschlich nahe? Wer gesteht ein, daß er des Andern bedarf und daß sein Leben ohne Liebe ist? Wir trotzen und protzen und leiden darunter. Also wenn auch nicht mit Carlos- und Posa-Ueberschwenglichkeit, doch mit warmem Mannesgefühl nennen wir uns Freunde!"

Trotz seiner vorwiegenden Verstandesnatur empfand Gutzkow ein tiefes Bedürfniß des Herzens nach Freundschaft und Liebe. Er war zuweilen selbst nicht frei von sentimentalen Anwandlungen, aber sein krankhaftes Mißtrauen, seine zersetzende Kritik und seine Reizbarkeit erschwerten ihm und Anderen das Leben, löste und zerstörte ihm manches theure Band, wobei er sich selbst das größte Leid zufügte. So kam es, daß er fortwährend nach Freunden und literarischen Kampfgenossen suchte, daß er stets bemüht war, sich eine Partei zu bilden, daß er nach allen Seiten seine Hände ausstreckte. Auch mich forderte er mehrfach auf, mich als Mitarbeiter an den von ihm 1852 bei Brockhaus herausgegebenen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" zu betheiligen. „Ich brauche," schrieb er mir, „nicht nur Unterhaltendes, sondern auch Moralisches, Unanstößiges, Kurzes, und zu dem Allem verlang' ich noch Bescheidenheit: anonyme Beiträge sind mir lieber als unterzeichnete. Denn ich rechne so: Oft geben unberühmte Leute sehr gute Sachen und berühmte sehr schlechte. Mein Blatt soll keine alte Trödelbude abgelegter Staatskleider von Majestäten sein, wie anfangs Prutzen's ‚Museum' war, das druckte, was gerade die Herren Varnhagen, Rosenkranz oder Böckh u. s. w. an alten Kleidern liegen hatten. Kurz, Namen sind mir Dunst!"

Schon nach einigen Monaten klagte Gutzkow über die Theilnahmlosigkeit des Publikums und die Böswilligkeit der Kritik, wobei er es nicht an geistvollen und treffenden Ausfällen und Bemerkungen fehlen ließ. „Es ist traurig genug," äußerte er unter Anderem, „daß unsere Literatur seit 1830 fast mehr für die Schreibenden als für die Lesenden existirt." Als ich ihn in jener Zeit in Dresden besuchte, fand ich ihn verstimmt, verbittert, durch häusliche Sorgen gedrückt. Trotzdem verlebte ich mit ihm auf der Brühl'schen Terrasse, bis nach Mitternacht in ernstem Gespräch auf und nieder gehend, mir unvergeßliche Stunden, wobei ich Gelegenheit hatte, einen tieferen Blick in die Seele des wunderbaren, interessanten Mannes zu thun, von dessen inneren Kämpfen nur Wenige eine Ahnung hatten.

Es war nicht allein verletzte Eitelkeit, sondern das Gefühl erlittener Ungerechtigkeit, der natürliche Zorn eines be-

deutenden Schriftstellers über die unverdienten und oft maßlosen Angriffe einer literarischen Koterie, was an seinem Herzen nagte und aus seinen Worten sprach. Im vollen Bewußtsein seiner eminenten Begabung und seiner anerkannten Leistungen sah sich Gutzkow von Leuten, die nicht werth waren, ihm die Schuhriemen zu lösen, angegriffen, von einer feindlichen Kritik herabgezogen, von der undankbaren Menge ignorirt oder zurückgesetzt gegen neu auftauchende Berühmtheiten, die er an Geist und Vielseitigkeit überragte, wenn sie auch dem nicht immer richtigen Geschmack des Publikums sympathischer waren. Dazu kamen noch die beschränkten Geldverhältnisse, die Abhängigkeit von der buchhändlerischen Spekulation und häusliches Unglück, um sein Gemüth zu verdüstern. Aus jener Zeit stammt, wie ich glaube, seine zunehmende Verbitterung, seine übertriebene Reizbarkeit und sein an Verfolgungswahn grenzendes Mißtrauen.

Um so liebenswürdiger erschien Gutzkow in den Augenblicken, wo er sich von den finsteren Dämonen freimachte und seiner alten heitern Laune überließ. So sah ich ihn eines Abends, als er wieder in Berlin war, in Gesellschaft einiger Freunde bei Theodor Mundt. Auf dem Wege nach seinem Hotel, der uns an dem Gebäude der Kunstakademie vorüberführte, wo er geboren war und als Kind gelebt hatte, ging ihm das Herz auf, erzählte er uns die reizendsten Erinnerungen aus seiner Jugendzeit, schilderte er die poetischen Eindrücke der seltsamen Verhältnisse im Elternhaus, dessen Umgebung eine kleine Welt, die Akademie, die königlichen Marställe, die Kaserne der Gardekürassiere, den alten Lufttelegraphen und das Leichenhaus für Selbstmörder und Verunglückte, damals noch umschloß. Während wir im Mondschein wanderten, lauschten wir den interessanten Mittheilungen, die Gutzkow später, von uns dringend dazu aufgefordert, in dem liebenswürdigen Buch: „Aus der Knabenzeit" veröffentlichte.

Ich selbst blieb mit Gutzkow in freundschaftlichem Verkehr, obgleich unser Briefwechsel nach und nach immer seltener wurde und zuletzt ganz einschlief. Dieß war auch der Grund, daß ich von der bekannten Katastrophe in seinem Leben auf das Schmerzlichste überrascht wurde. Erst nach seiner Genesung und seiner Uebersiedlung nach Hanau erhielt ich wieder öfters Nachrichten und Sendungen von ihm, darunter den Roman „Hohen-Schwangau". Ueber meine wohlwollende Kritik des Buches schrieb er mir am 28. August 1868: „Ich kenne die Mißstände meiner Arbeit, aber die lieblose Beurtheilung, die man ihr hat angedeihen lassen, verdiente sie nicht. Ich glaube Ihrer Anzeige, so wohlwollend sie gemeint ist, zu entnehmen, daß sie unter dem Druck jener Verurtheilung geschrieben wurde. Nicht, daß Sie nicht vollkommen selbstständig wären, verehrter Freund, es bleibt aber immer mißlich, einen locus conclamatus wieder zu Ehren zu bringen." — Gleichzeitig schickte er mir seine bekannte Spruchsammlung „Vom Baume der Erkenntniß", mit folgenden charakteristischen Bemerkungen: „Es sind die Resultate tief-schmerzlicher Erfahrungen. Doch die Früchte meiner bittersten Stunden behielt ich für mich. Eine gewisse heitere Freudigkeit durfte nicht fehlen, wenn man wagte, auch Andere in seinen eigenen Lebenskreis zu ziehen."

Im Jahr 1869 kehrte Gutzkow nach Berlin zurück, um sich daselbst dauernd niederzulassen. Ich war hocherfreut über seinen Entschluß, da ich seine Gegenwart für einen großen Gewinn nicht nur für mich, sondern für ihn selbst und unsere hiesige Schriftstellerwelt hielt. Er kam mir mit der ganzen alten Herzlichkeit entgegen, und auch unsere Familien befreundeten sich und verkehrten mit einander. Trotzdem ich ihn äußerlich gealtert fand, erschien er mir geistig so frisch als je, angeregt und anregend in hohem Grade. Wir verlebten miteinander in kleinerem und größerem Kreise manche schönen und glücklichen Stunden, wo er bald als Wirth, bald als Gast uns Alle durch seine Liebenswürdigkeit und Heiterkeit entzückte. Auch seine Produktionskraft war von Neuem erwacht und eine Reihe von neuen Arbeiten und Plänen, die er mir mittheilte, gingen ihrer Vollendung unter so günstigen Verhältnissen entgegen.

Leider hielt jedoch diese glückliche Stimmung nicht lange vor, da Gutzkow sich in seinen vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen getäuscht sah und in Berlin nicht den geeigneten Boden zu finden glaubte, obgleich es ihm keineswegs an der verdienten Anerkennung fehlte und ihm manche vortheilhafte Aussicht für die Zukunft geboten wurde. Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten des sonst so lebenskugen und scharfsinnigen Mannes, daß er nicht die nöthige Ausdauer besaß, den Erfolg abzuwarten, daß er sich nicht die Zeit ließ, irgendwo feste Wurzeln zu schlagen, daß er die kaum geknüpften Verbindungen ebenso leicht wieder löste und aufgab.

Schon nach kurzer Zeit verfiel Gutzkow in die alte Reizbarkeit und mißtraute selbst seinen besten Freunden. Auch mit mir überwarf er sich wegen einer Kritik, die ich auf seinen Wunsch über seinen Roman: „Die Söhne Pestalozzi's" geschrieben hatte. Trotz aller Anerkennung fühlte er sich durch den begründeten Tadel verletzt, daß er sich ein nach meiner ehrlichen Meinung selbst für das größte Talent unlösbares Problem gestellt habe. Er vermißte an meiner Anzeige die freundschaftliche Wärme und Theilnahme für seine Arbeit, worüber er sich folgendermaßen äußerte: „Auch die Kritik muß der Ausdruck der Theilnahme sein, einer Theilnahme, die, ich weiß es aus eigener Erfahrung, eine selten hohe Tugend der Ueberwindung ist für Den, der selbst produzirt. Aber wir schaden uns nur selbst, wenn wir einander nicht mehr ehren und unsere Arbeiten würdiger aufnehmen. Sehen Sie jetzt die ‚Meistersinger' in der Oper! Alles, was Musiker heißt, ist in Bewegung. Die Karrossen fliegen. Hof und Gesellschaft, Alles ist aufgeregt. Die Blätter scheuen fünf, sechs Spalten, drei bis vier Artikel nicht über einen — geschmacklosen Karrikaturengegenstand, der vor einem durchdachten Roman in drei Bänden, der Arbeit eines Jahres, nur die Anwendung brillanter Mittel voraus hat."

Alle meine Bemühungen, ihn von der Ungerechtigkeit seiner Klagen zu überzeugen, scheiterten an seinem wirklich krankhaften Mißtrauen. Jetzt fiel es ihm mit einem Mal ein, daß ich ihn bei seiner Ankunft in Berlin nicht so freundschaftlich empfangen habe, wie er mir entgegengekommen sei, daß ich mich mit seinen literarischen Gegnern verbunden habe, ihm in Berlin zu schaden, und ähnliche unbegreifliche Vorwürfe, die er selbst bei ruhiger Ueberlegung lächerlich finden mußte. Obgleich ich all' diese Verdächtigungen seiner nervösen Reizbarkeit zuschrieb, so litt doch unser freundschaftliches Verhältniß darunter. Seitdem sahen und sprachen wir uns nur noch selten und flüchtig. — Kurze Zeit darauf verließ Gutzkow Berlin, wo er sich nicht mehr heimisch fühlte. Ich sah ihn mit Wehmuth scheiden und bewahrte ihm ein treues, liebevolles Angedenken in meinem Album und in meinem Herzen. Es bedurfte nicht erst seines erschütternden Todes, um das Bild des berühmten Schriftstellers und bedeutenden Charakters mir vor die Seele zu führen, gereinigt von all' den kleinen menschlichen Schlacken, strahlend im Glanz der verdienten, schwer errungenen Unsterblichkeit.

Politische Prophezeiungen.

Von

Benno Reden.

Das Interesse, welches unsere Leser in weiten Kreisen unseren Mittheilungen über die Weissagungen des Abtes von Lehnin und des heiligen Malachias*) zugewendet haben, läßt uns voraussetzen, daß auch eine eingehendere Beschäftigung mit dem Gebiete, welchem jene beiden Prophezeiungen angehören und welches für die kulturhistorische Entwicklung des Lebens der Völker nicht ohne Bedeutung ist, Theilnahme finden werde.

Die politische Weissagung ist so alt wie die Politik und die Geschichte überhaupt. Im reinen Priesterstaat, wohl der ältesten Form der Gesellschaftsordnung, war es natürlich, daß die Priester und die von denselben abhängigen Könige für ihre Staatsaktionen nach Außen und im Innern des Landes die Autorität der Götter zu Hülfe nahmen, um sich um so sichereren und willigeren Gehorsam zu schaffen, und diese Autorität der Götter wirkte am erfolgreichsten, wenn man in Form von Prophezeiungen künftiger Dinge das Streben und die Erwartungen der Völker auf diejenigen Ziele richtete, welche ihre Herrscher erreichen wollten. — Aber auch nachdem die eigentlichen Priesterstaaten nicht mehr bestanden, hatten die Prophezeiungen der ordentlichen Orakel oder einzelner begeisterter Seher einen großen Einfluß auf die Fürsten und Völker des Alterthums, viele der Aussprüche der delphischen Pythia sind berühmt geworden und haben bestimmenden Einfluß auf die Geschichte jener Zeit gehabt. Alexander der Große besuchte das Orakel des Jupiter Ammon und ließ sich dort einen glänzenden Siegeszug weissagen, sich auch von den Priestern für den Sohn des Jupiter erklären, was sein Heer mit siegesbewußtem Vertrauen erfüllte und wodurch es dann die Prophezeiung wahr machte. Die Propheten des Alten Testaments haben, abgesehen von der Vorherverkündigung des Messias, viele politische Prophezeiungen gethan, und noch heutigen Tages sucht man in ihnen und in den bilderreichen Büchern der Apokalypse die Schlüssel zu den Ereignissen der Gegenwart und Zukunft. Auch bei den alten Galliern und den Deutschen spielte die politische Weissagung in den heidnischen Zeiten eine hochbedeutungsvolle Rolle, — niemals begannen die Fürsten und das Volk eine große Staatsaktion, ohne vorher die Seher und Seherinnen zu befragen, von denen man glaubte, daß die besondere Gnade des Himmels ihnen einen Blick hinter den dunklen Zukunftsschleier gestatte. Die christliche Zeit machte der politischen Weissagung kein Ende; — der Drang, vorauszublicken auf dem von der Vorsehung in dichte Nebel gehüllten Wege der Zukunft, war bei den Völkern ebenso stark wie bei den einzelnen Menschen, und es waren vielfach fromme, strenggläubige Priester der Kirche, wie der heilige Malachias und der Abt von Lehnin zum Beispiel, welche sich mit der Vorherverkündigung des Laufs der Geschichte befaßten. Wenn auch der Einfluß solcher Prophezeiungen mit der steigenden Bildung und Aufklärung der Völker mehr und mehr verschwand, so hat doch das Interesse an denselben bis zum heutigen Tage nicht aufgehört, und noch jetzt finden die trotz ihrer naiven Form oft mit viel Geist und politischem Verständniß zurechtgemachten Prophezeiungen des Schäfers Thomas eine Verbreitung und einen Absatz, den man in dem Jahrhundert, welches sich so gern der Ueberwindung alles Aberglaubens rühmt, kaum für möglich halten sollte.

Es ist nun sehr interessant, die bedeutendsten uns aufbewahrten Prophezeiungen zu durchforschen. Es läßt sich nicht leugnen, daß hochbegabte Männer mit tiefem Blick für das soziale und politische Leben ihrer Zeit und mit klarer Voraussicht von dessen weiterer Entwicklung das Gebiet der Weissagung betreten haben — vielleicht um in dieser Form ihre Kombinationen, ihre Warnungen und ihre Hoffnungen dem Volke zugänglicher zu machen. Wir haben schon bei den früher mitgetheilten Prophezeiungen des heiligen Malachias und des Abtes von Lehnin gesehen, wie wunderbar sich in einzelnen Punkten jene alten Weissagungen durch die später eintretenden Ereignisse interpretiren lassen. Es kann auch jetzt natürlich unsere Absicht nicht sein, uns in psychologisch-theologische Erörterungen über die Frage einzulassen, ob der menschliche Geist einer Art von divinatorischer Ekstase fähig sei, welche ihm einen mehr oder minder klaren Blick in die Zukunft gestatten könne, oder ob die Verstandeskombination die folgerichtigen Konsequenzen früherer Ereignisse auf eine ferne Zukunft hinaus festzustellen vermöge, — wir wollen uns darauf beschränken, die wichtigsten uns heute noch bekannten politischen Prophezeiungen als kulturhistorische Kuriosa zusammenzustellen und dieselben mit den später eintretenden Ereignissen und den auf dieselben angewendeten Interpretationen erläuternd zu verbinden, und zwar wollen wir dabei diese Prophezeiungen nach den verschiedenen Ländern, auf welche sie sich beziehen, folgen lassen.

Unter den Prophezeiungen, welche sich auf das deutsche Kaiserthum und das Haus Oesterreich beziehen, ist die älteste die des Mönchs Sebald, welcher um's Jahr 1012 gelebt hat. Diese Prophezeiung hat der Historiker Cyriacus Spangenberg, Dekan unter dem Grafen Peter von Mansfeld, im Jahre 1563 in dem Kloster St. Ulrich zu Lottersleben bei Querfurt in Sachsen aufgefunden. Sie war auf eine Messingplatte gegraben, und Cyriacus Spangenberg veröffentlichte sie zuerst in der Querfurt'schen Chronik, welche zu Querfurt im Jahre 1590 erschien. Diese Prophezeiung ist kurz, — wir können sie deßhalb in ihrem vollen Wortlaut anführen, wie sie Cyriacus Spangenberg aus dem lateinischen Urtext übersetzt hat, und wie sie später in die „Hamburgischen Beiträge zur Aufnahme der gelehrten Historien und Wissenschaften", sechstes Stück des 1741. Jahres, wiederum erschienen und erläutert worden ist:

„Wann ich, Sebald, alle Eigenschaften und Würkungen der Himmlischen Zeichen wohl erwege, so befinde ich an allen Orten aus natürlicher Bewegung und Andeutung derselben Sternen, daß die Kayserliche Hoheit auf keinem Stamme lange beruhen wird, bis man wird schreiben 1216. Da wird ein Held, durch Mannheit, den zweyfachen Adler erlangen und das Kayserthum löblich verwalten, auch Oesterreich, Ungarn und Böhmen ihm unterthänig machen, und solches bis in das 1800ie Secul. beherrschen, da wird es groß werden und bleiben florisant, biß 1740. Dann, werden Verwirrungen, Rebellionen und große Zerrüttungen sich anfangen und übern Hauffen gehen. Nachdem aber, wird alsdann das Kayserthum, in 3 Linien getheilet werden. Italien aber, wird Noth leiden, und wird die Stadt Rom eine wüste Ebene werden. Da wird ein Held durch Mannheit den zweyfachen Adler erlangen, und das Kayserthum löblich verwalten und solches beherrschen, biß endlich der Mitternächtliche Löwe herauskommen, und die Länder mit Grausamkeit anfallen wird. Alsdenn werden der rothe Löwe, der Adler im finstern Thal und der weiße Schwan, sich wider ihm in Grimm setzen, und das Kayserthum lange Jahr behaupten, biß der grosse Gott mit seinem unvergänglichen Ehren-Reich wird einbrechen und ein Ende machen; so wird die Weissagung Daniels nicht weiter gehen, und man soll an Nebucadnezars Traum den Ausgang ersehen, daß das Ende der Welt nahe sey."

Diese Prophezeiung ist besonders dadurch merkwürdig, weil sie — bereits 1590 veröffentlicht und 1012 in jene Messingplatte des Klosters Lottersleben gegraben — neben allerdings orakelhaften Bildern doch auch bestimmte Jahreszahlen und einzelne keinen Doppelsinn einschließende Angaben enthält.

Wir wollen nun nachstehend die Erklärung dieser Weissagung des Mönchs Sebald kurz zusammenstellen, welche der Hofrath und Professor Güther zu Königsberg in den „Hamburgischen Beiträgen" von 1741 S. 43 veröffentlicht hat.

Die Geschichte beweist in der That, was hier der Mönch Sebald sagt, daß anfangs die kaiserliche Hoheit unter keinem Stamme lange geblieben ist, bis Rudolph von Habsburg, allerdings nicht im Jahre 1216, wie in der Prophezeiung steht, sondern im Jahre 1273, zum Kaiser erwählt wurde. Das Haus dieses Kaisers hat allerdings das Erzherzogthum Oesterreich, Ungarn und Böhmen sich unterthänig gemacht, und hat auch mit der in der Prophezeiung angegebenen Jahreszahl übereinstimmend bis 1740 im Mannesstamme geblüht, in welchem Jahre Karl VI., der letzte männliche Habsburger, ohne Erben starb. Aber auch abgesehen von diesem Erlöschen des Mannesstammes im Habsburgischen Hause datirt allerdings auch von 1740 ein Niedergang des kaiserlichen Hauses Oesterreich von seiner früheren Höhe, und in der That sind Verwirrungen, Rebellionen und große Zerrüttungen über das Haus und das Kaiserthum selbst hingegangen. Auch die drei Linien, in welche das kaiserliche Haus sich theilen soll, sind wirklich Wahrheit geworden, indem Seitenlinien der Habsburger in Toskana und Modena herrschten. Die Unruhen in Italien waren allerdings leicht vorauszusehen, merkwürdig aber ist, daß der Hofrath Güther im Jahre 1741 über diesen Punkt folgende Interpretation gibt:

*) Vergleiche 40. Band, Seite 607, 640, 659.

Frauen und Männer des 19. Jahrhunderts. Aus der Aquarellsammlung von Heinrich Knirr.

„Weil nun hieraus leicht ein neues Königreich in Italien entstehen konnte, welches die Italienischen Fürsten, und insonderheit der Pabst zu ertragen sich nicht geneigt finden würden: so konnte daraus eine grosse Unruhe in Italien erwachsen und dieses nebst dem Päbstlichen Staat und der Stadt Rom, elendiglich verwüstet und verheeret werden."

Hier erscheint die Interpretation prophetischer als der ursprüngliche Prophet selbst.

Der mitternächtige Löwe ist Schweden, der rothe Löwe ist England, das einen rothen Löwen im goldenen Felde in seinem Wappen führt — der Adler im finsteren Thal ist Preußen — der weiße Schwan ist Dänemark. Die älteren Ausleger haben diesen Theil der Prophezeiung auf den dreißigjährigen Krieg bezogen, in welchem Schweden das deutsche Reich bekriegte und beraubte, und nach welchem der große Kurfürst im Bunde mit England und Dänemark die schwedischen Eroberungen zurückzunehmen strebte. Güther blickt weiter in die Zukunft hinein — hält einen nochmaligen Einfall Schwedens in Deutschland für möglich und meint, daß dann abermals der König von Preußen die kaiserliche Würde vertheidigen, dieselbe dann aber auch freilich für sein eigenes Haus erwerben werde. Jedenfalls laßt diese Stelle, wenn man sie eben nicht auf den dreißigjährigen Krieg zurückbeziehen will, der Interpretation einen sehr freien Spielraum.

(Schluß folgt.)

Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender.

Von

C. E. Freiherrn von Thüngen.

Februar.

Im Februar wird eingestellt
Das Schießen — so in Wald und Feld,
Das Hoch- und Schwarzwild kümmert nun,
Ist nicht genießbar und muß ruh'n.
Mit ihm ruht auch die kleine Jagd,
Doch auf die Fuit'rung hab' wohl Acht!

Rings um uns her herrscht noch die Macht des Winters, Schnee und Eis, doch bereits wird die Luft etwas milder. Für den Kiefernwald beginnt jetzt eine traurige Zeit; knicks, knacks brechen die herrlichen Wipfel, die schönen regelmäßigen Zweige und Kronen herunter unter dem Gewichte des in dichten Massen gefallenen Schnees. Aber bereits treten uns die ersten Frühlingsahnungen, die geheimnißvollen Zeichen der nur schlummernden, aber zum Erwachen bereiten Natur entgegen. Wenn wir an einem schönen, sonnigen Tage die Garten besuchen, so finden wir auf einem vom Schnee freigewehten Beete einen üppigen grünen Rasen und in der Mittagssonne erheben sich aus demselben die bescheidenen Sternchen der Vogelmiere und lachen dem Blumenfreunde freudig entgegen. Und, wenn wir durch den Wald wandern und im Kiefernbicht das Nest des Kreuzschnabels finden und die schneebedeckten Zweige in den Mittagssonnenstrahlen zu traufeln beginnen, so begrüßen wir dieß freudig als Anzeichen der nahenden schöneren Zeit!

„Schneeflocken wirbeln hin mit weißem Glanze!
Es pochen leis an's Fenster die verspruhten,
Mir lispelnd flüchtig im Vorübertanze:
‚Wir sind die Geister duft'ger Frühlingsblüten!'"

Anastasius Grün.

Für den Waidmann tritt in diesem Monate, wenigstens was das Schießen des nutzbaren Wildes anbelangt, eine Zeit der Ruhe ein. Sein Hauptgeschäft ist vielmehr, das Wild zu pflegen und zu schützen durch Fortsetzen des bereits im vergangenen Monate begonnenen Fütterns, sowie durch fleißige Vertilgung des vierfüßigen wie des beflederten Raubzeugs. Für alles nutzbare, sowohl zu hohen wie zur niedern Jagd gehörige Wild aber tritt mit dem ersten Februar der Schluß der Jagd und die Hegezeit ein, durch deren strenge Einhaltung der wahre Waidmann auf eine desto ergiebigere Jagdbeute in der kommenden Jagdsaison wird rechnen können.

Die starken Hirsche werfen in diesem Monate die Geweihe ab. Der Rehbock hat sein Gehörn bereits völlig wieder aufgesetzt, doch noch nicht „gefegt". Die „Rauschzeit" (Begattungszeit) des Schwarzwildes ist vorüber; in denjenigen Gegenden, wo diese Wildart nicht gehegt wird, sondern wegen ihrer Schadlichkeit für Forst- und Landwirthschaft immer mehr vermindert werden soll, wird jetzt auf dieselbe bei Spurschnee noch Jagd gemacht. Hasen und Kaninchen fangen an zu „rammeln", Fuchs, Marder, Iltis, Wildkatze und Fischotter „ranzen" oder „rollen". Der Dachs erwacht aus dem Winterschlaf, die Dächsin wirft Junge. Sobald gelinde Witterung eintritt „fallen die Rebhühner zu Paaren". Wegen des Eintritts der „Rollzeit" geben die Füchse zu Baue und kann man daher großentheils nun mit scharfen, zum Stöbern tauglichen Dachshunden auf sie Jagd machen. Die Dachshunde werden in den Bau geschickt, die Hauptröhren mit Schützen besetzt, die übrigen Röhren mit Fuchshauben (Netzen) umstellt und der aus dem Baue fahrende Fuchs wird von dem Hagel des vorstehenden Schützen begrüßt. Da man zu dieser Zeit oft mehrere Füchse im Baue bei einander findet, so kann man unter Umständen eine vorzüglich gute Jagd machen. Für die Wolfsjagd ist der Februar um so günstiger, weil die Wölfe nicht mehr so weit umherstreifen, auch besser das Zeug halten. Die Ausrottung der Marder, Iltisse, Wiesel, Luchse, Wildkatzen wird, wie die Jagd auf Fischotter, bei Spurschnee mittelst Geschoß und Fangzeug fortgesetzt. Für den Fang der Raubvögel ist in diesem Monate die günstigste Zeit; namentlich auf die Bussarde, Krähen und Raben, sowie auf den Wanderfalk, welcher in diesem Monate ankommt, wird Jagd gemacht und auch die Krähenhütte wird an heiteren, windstillen Tagen vom Waidmann besucht, um wohlverborgen aus den in derselben angebrachten Schießlöchern unter die auf den in einiger Entfernung von der Hütte angebrachten „Fallbäumen" aufsitzenden oder auf den Uhu, der auf einem Pfahle vor der Hütte angefesselt ist, stoßenden Raubvögel mancherlei Art Tod und Verderben zu streuen.

Alles nutzbare Wild genießt, wie bereits erwähnt, in diesem Monat unbedingte Schonzeit, nur Wildenten und Wildgänse, welche auf dem Zuge gegen Norden bei uns durchkommen und sich auf den eisfreien Gewässern niederlassen, werden auf dem Anstande und beim Beschleichen erlegt oder auch in kleinen Tellereisen gefangen.

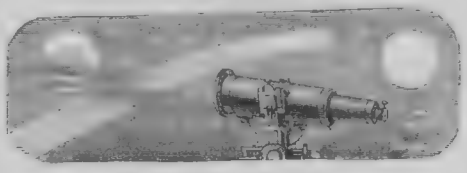
Der Forstmann laßt den Winterhieb im Hoch- und Niederwalde fortsetzen, sowie den Aushieb der Nichtschaalhölzer im Schälwald. Die Durchforstungen und Anpflanzungen können beginnen, ebenso der Hieb des Nutzholzes. In Ueberschwemmungsgebieten müssen Vorsichtsmaßregeln zur Sicherung des gefällten Holzes getroffen werden. Die nöthigen Weiden, überhaupt das kleine Geräthholz für den etwaigen Flößereibetrieb wird beigeschafft. Für die Waldwege werden Steine gefahren. Die Kiefern-, Fichten- und Lerchenzapfen, die Eichen-, Hainbuchen- und Akaziensamen, und der Erlensamen auf dem Wasser werden eingesammelt. Die Bodenbearbeitung beginnt, sowie das Beschneiden der Laubhölzer in den Pflanzkämpen. Sobald der Schnee geschmolzen, sät man Birkensamen. Die Puppen des Kiefernspinners und der Kiefereule, die Kokons der Blattwespen werden wie im Januar unter dem Moose, ebenso Raupen des Kiefernspinners im Winterlager eingesammelt. Es werden die nöthigen Vorbereitungen zur Anlage von Theerringen getroffen. Für die Höhlenbrüter werden Nistkästen ausgehängt, beziehentlich untersucht und gereinigt. Baumschulen und Kulturen jeglicher Art müssen vor Wildschaden bewahrt werden, was namentlich dadurch am besten geschieht, daß das Wild fleißig gefüttert wird und Aspen und Saalweiden für dasselbe gefällt werden.

Der Landwirth hat für Reinigung der Gräben und Wasserfurchen zu sorgen. Das Pflügen und Eggen beginnt, wenn es der Boden erlaubt. Die noch vorhandenen Stoppelfelder werden umgebrochen, Dunger wird gefahren. Die Schafe hüten auf zu lammen und müssen gut gefüttert werden. Mutter und Lamm kommen in einen besonderen Verschlag, worin sie sich frei bewegen können. Die jungen Ferkel müssen warm gehalten werden. Gegen Ende des Monats setzt man Gänse und Enten. Die Hühnerställe und Taubenschläge werden gereinigt. Man füttert jetzt gut, damit die Hühner gut legen. Kapaunen werden gemästet.

Der Februar naht seinem Ende. Schwarze Wolken bedecken den Himmel. Der Thausturm braust hohl durch den Wald, daß die alten Tannen knarrend und stöhnend ihre Wipfel gegen einander schlagen; manche von ihnen vermag der Macht des Orkans nicht zu widerstehen und bricht krachend zusammen. Der Regen peitscht in Strömen nieder. Das ist der Uebergang in den frühlingverheißenden März, dem wir mit freudigen Hoffnungen entgegensehen:

„Horch! wie braust der Sturm und der schwellende Strom in der Nacht hin,
Schaurig süßes Gefühl, lieblicher Frühling, du nahst!"

Uhland.



Astronomisches Tagebuch.

Februar.

Ob im Himmelsraum ein Stoff vorhanden ist, welcher der Bewegung der Himmelskörper einen Widerstand leistet, ist bis heute noch nicht festgestellt. Man glaubte lange den Einfluß eines solchen Widerstands an fortgesetzten Beobachtungen des Ende'schen Kometen zu erkennen, man hatte gefunden, daß seine Umlaufszeit stetig kleiner werde, daß er also immer engere Bahnen um die Sonne beschreiben und schließlich mit ihr zusammenfallen werde. Aber eine Zusammenstellung aller früheren und neueren Beobachtungen durch Dr. v. Asten schien zu ergeben, daß diese stetige Abnahme nicht vorhanden sei, sondern daß in der Nähe des Perihels eine störende Kraft — vielleicht in Folge von Schweifbildung — wirke. Schon im Jahr 1877 hatte die Fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft in Leipzig einen Preis auf eine neue Untersuchung der Bewegung des Kometen gesetzt, aber es war keine Antwort eingelaufen. Da nun die Untersuchungen Asten's, soweit sie bekannt sind, ein sicheres Resultat nicht gegeben haben, und andere periodische Kometen keinen Einfluß eines widerstehenden Mittels zeigen, so ist auf eine vollständige Neubearbeitung der Bahn des Kometen für das Jahr 1881 von Neuem ein Preis ausgesetzt.

Da vergangenen August der Komet auf der südlichen Halbkugel günstig zu beobachten war, so wird sich damit von Neuem weiteres Material ergeben, um endlich ein definitives Resultat zu erhalten.

Lotterieziehungen im Monat Februar.

Am 1. Belgische 3% Kommunal-Loose à 100 Franken vom Jahre 1868, 256 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. Oktober 1879 (44. Ziehung). — K. K. Oesterreichische 500-Gulden-Loose à 5% vom Jahre 1860, 1900 Stück, Prämienziehung am 1. Mai. — Stadt Florenz 250-Franken-Loose à 4% vom Jahre 1868, 397 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 250 Franken, zahlbar am 1. April 1879 (44. Ziehung). — Nassauische 25-Gulden-Loose vom Jahre 1837, 3500 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 45 fl., zahlbar am 1. Mai 1879 (41. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1867, 642 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Mai 1879 (36. Ziehung). — Graf St. Genois 40-Gulden-Loose vom Jahre 1855, 1000 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 65 fl., zahlbar am 1. August 1879 (33. Ziehung). — Stadt Roubaix und Tourcoing 50-Franken-Loose vom Jahre 1860, 376 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 1. Mai 1879 (37. Ziehung). — Stadt Augsburg 7-Gulden-Loose vom Jahre 1864, 1200 Stück, Prämienziehung am 1. März. — Graf Pappenheim'sche 7-Gulden-Loose vom Jahre 1864, 1700 Stück, Prämienziehung am 1. März. — Finnländische 10-Thaler-Loose vom Jahre 1868, 2000 Stück, Prämienziehung am 1. Mai. — Stadt Rille 100 Franken-Loose à 3% vom Jahre 1863, 2258 Stück, jedes Loos 100 Fr., zahlbar am 1. Juli 1879 (32. Ziehung). — Türkische 400 Franken-Loose à 3% vom Jahre 1869, 400 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. August 1879 (54. Ziehung). — Stadt Bukarest 20-Franken-Loose vom Jahre 1869, 11,400 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. März 1879 (48. Ziehung). — Köln-Mindener Eisenbahn 100 Thaler-Loose à 3½% vom Jahre 1870, 1300 Stück, höchster Preis 60,000, niedrigster 110 Thlr., zahlbar am 1. April 1879. — Am 15. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1867, 494 Stück, höchster Preis 12,500, niedrigster 115 Franken, zahlbar am 2. Juli 1879 (45. Ziehung). — Großherzoglich Hessische 25-Gulden-Loose vom Jahre 1834, 7000 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 46 fl., zahlbar am 15. Mai 1879 (44. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, 160 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 20. August 1879 (42. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, 50 Stück, jedes Loos 100 Franken, zahlbar am 20. August 1879 (42. Ziehung). — Am 28. Badische 35-Gulden-Loose vom Jahre 1845, 8000 Stück, Prämienziehung am 31. März.

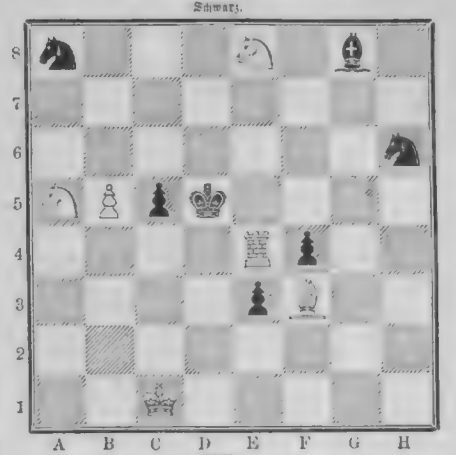
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 17.

Von Frau Sophie Schett in Unterwaltersdorf.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 12:

Weiß.	Schwarz.
1) T. A 6 — D 6	1) S. C 8 E 7 oder A.
2) S. E 4 — F 6	2) K. E 5 nimmt D 6 (od. beliebig).
3) L. E 3 — F 4 (oder T. oder S.) setzt Matt.	

A)

1)	1) S. C 8 nimmt D 6
2) S. D 8 — C 6 †	2) K. E 5 — E 6 (oder nimmt E 4).
3) S. E 4 nimmt C 5 (oder T. F 1 — F 4) setzt Matt.	

(Andere Varianten leicht.)

Schachbriefwechsel.

Frl. Ada J. in Brüssel, Hrn. Ed. E. und S. in Stuttgart, S. in Guttentag, E. K. in Bonn, H. T. und J. W. in Hedewigenkoog, E. H. in Ebersbach, E. S. in Schwetzingen, Jos. H. in Kempten. Nro. 11 R.

Hrn. Hauptm. F. in Kunnersdorf, S. J. E. K. in Utrecht, Ed. E. in Stuttgart, P. F. in Teterow, U. M. und F. J. (Ortsangabe fehlt), M. J. in Leipzig und S. in Guttentag. Nro. 12 R.

Hrn. H. W. in Colomna. Nro. 7, 8, 9 R. P. P. in Tgerhof. Nro. 8 und 9 R. Hrn. W. S. in Dresden. Nro. 7 falsch, der Bauer C 5 kann ja schlagen. Hrn. S. H. in Dulmen. Nro. 9 falsch. Auf 1) D. B 3 — C 3 †, folgt D 5 — D 4. Ueber 1) K. E 8 — E 7 s. vorher.

Dr. W. II in Berlin. Die eingesandten Partieen eignen sich nur uns nicht zum Abdruck. Unfrankirte Briefe werden künftig nicht angenommen.

Hrn. W. J. in London. In Nro. 9 ist 1) K. E 8 — E 7 falsch wegen K. E 5. D 4, 2) L. F 6 nimmt F 5. G 5 — G 4.

Schachspielerin in Langensalza. In Nro. 10 übersehen Sie, daß Schwarz im zweiten Zuge auf drei verschiedene Arten das Schach decken kann. In Nro. 11 würde auf 1) F 7 nimmt E 8 D., S. G 7 nimmt E 8, 2) D. H 6 — F 8 der König nach F 4 gehen. Auch Nro. 12 falsch, weil auf 1) S. H 6 — G 4 † K. E 5 — F 4 folgen würde. — Hrn. A. S. in Kötzschenbroda. In Nro. 12 spielen Sie 1) S. H 6 — F 7 † K. E 5 — F 4 und glauben irrthümlich mit 2) S. B 6 — D 7 matt zu setzen, während Sie nicht einmal Schach bieten. Auch die anderen Lösungen falsch. — Hrn. F. H. in St. Petersburg. Nro. 8 R. Ueber Lösung von Nro. 9 mit 1) K. E 8 — E 7 siehe vorher. Aufg. ein wenig zu leicht. — Hrn. D. und A. in Hirschberg. Nro. 10, 11, 12 R. — Hrn. Dr. J. L. in Fiume. Nro. 9 R. — Hrn. C. G. in Greiz. In Nro. 9 glauben Sie in A) irrthümlich matt zu setzen. 1) L. F 6 — E 6 †, K. E 5 nimmt E 6; 2) D. B 3 nimmt D 5 †, K. E 6 — F 6 und auf 2) D. D 5 — D 6 wandert der Monarch unbehindert nach G 7. — Hrn. V. D. in Mittweida, Jerol. Frh. v. B. in Pola. Nro. 11 R. Bemerkung wohl begründet.

Hrn. C. St. in Schwetzingen. Nro. 13 R. — Hrn. L. W. in Mühlhausen. Nro. 10 falsch, z. B. wegen F 3 nimmt E 2. — Hrn. A. F. in Celle. Nro. 8 und 9 R. — Hrn. Dr. J. J. in Rathenow. Ihre drei Lösungen von Nro. 11 sind falsch, z. B. 1) F 7 nimmt E 8 D. †, S. G 7 nimmt E 8; 2) B 7 — B 8 D. † wegen S. E 8 — C 7. — Hrn. H. M. in Hannover. Dankend erhalten. Weiteres später. — Hrn. R. D. in Berlin. Nro. 11 und 12 R. — Mr. Ocandle Farol. Vos solutions de Nro. 8, 10 et 11 sont correctes. La solution de Nro. 9 n'est pas juste. Le roi peut échapper prenant le pion 6 R. Hrn. W. in Wica. d. Selle. In Nro. 11 setzen Sie gar nicht matt, der König kann ja den Bauer F 7 schlagen. In Nro. 12 kann die Dame nach 1) E. H 6 — F 7 †, K. E 5 — F 4 auf G 5 nicht matt setzen. — Hrn. R. L. in Tilsit. Siehe vorher.

Hrn. F. R. in Hamburg. Soll ausnahmsweise hiemit geschehen. Der erste Zug ist L. G 8 — H 7.

Hrn. J. W. in Metz, G. K. in Bonn. Nro. 10 und 11 R. — Hrn. C. F. in Frankfurt a. M. Nro. 8, 9, 10 und 11 sorgfältig und korrekt gelöst. — Hrn. W. v. G. in Schlüchtern. Nro. 11 R. Die bewußte Regel ist längst in Theorie und Praxis eingeführt.

Hrn. F. M. in Ahlten. Nro. 9, 10, 11 R. Hrn. E. K. in Rosenheim. Sie spielen in Nro. 12 D. L. D 2 — C 3 † mit dem Zusatz: „Schwarz muß auf F 4 gehen". Warum denn aber? der Bauer B 4 hat doch die Fähigkeit zu schlagen.

Hrn. A. Fr. in Ebersbach. Nro. 11 R. — Hrn. J. E. in Ruhrort. Nro. 9 R. Hatten Sie die Aufnahme Ihrer Aufgaben für selbstverständlich? Uebrigens nicht erhalten.

Richtige Lösung der Aufgabe Nro. 12 erhielten von Mad. Ada J. in Brüssel, Hrn. H. B. in Holzminden, J. B. in Landau, S. S. und W. L. in Heiligenhafen, B. A. A. in Utrecht, G. F. W. und P. L. in Hedewigenkoog, Dr. H. in Neuenkirchen, K. in Reichenberg, G. K. in Quitlingen, E. St. in Schwetzingen, — ff. in Düsseldorf, T. E. in Königsberg, M. K. in Pfungstadt.

Hrn. A. L. in Sulzbach. Nro. 9 korrekt gelöst.

Bilderräthsel 18.

Auflösung des Bilderräthsels 17:

Ein eleganter Federhalter.

Auflösungen der militärischen Räthsel in Nro. 17.

Ein Verhau. — Ein Feldzug. — Internirung. — Cernirung. — Beobachtungskorps, um die Bewegung einer Truppe zu verfolgen. — Gebt Feuer!

Auflösung der Aufgabe in Nro. 17:

	A							C
1	O	R	O	M	A	Z	E	S
2	R	O	S	W	I	T	H	A
3	O	L	L	I	V	I	E	R
4	M	A	R	I	A	N	N	A
5	A	R	I	M	A	N	E	S
6	Z	O	P	F	Z	E	I	T
7	E	B	E	N	E	Z	E	R
8	S	A	R	A	S	T	R	O
	B							D

In Nro. 17 unserer

„Deutschen Romanbibliothek"

zu

Ueber Land und Meer

beginnt als neuester Roman:

Der Amuletmann.

Von

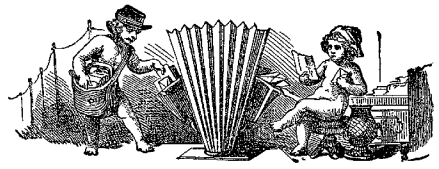
Mariam Tenger.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek" kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dieß am besten bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt**, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen nachgeliefert.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:

Eduard Hallberger.



Briefmappe.

Hrn. Hauptm. v. B. in S. Ihre Erklärung haben wir annähernd schon gegeben, danken aber für Ihre Aufmerksamkeit.

Alter Abonnent. Prof. H. Reinhardt am Realgymnasium in Stuttgart.

Hrn. Salom. A. in Wien. Nicht geeignet.

Hrn. H. L. in Braunschw. Italienische Unterrichtsbriefe. Leipzig, Hausfreund.

Freundin von Ueb. L. u. M. Ihrem Wunsch gemäß vernichtet.

Hrn. C. S. in Münch. Fontenelle, Handbuch der Essigfabrikation. Weimar, Voigt. Thomas, Hausschatz der neuesten Erfindungen, Heft II. Leipzig, Voigt.

Hrn. H. M. in Bresl. Nicht ganz korrekt.

Hrn. C. L. in G. Die Stuttgarter höhere Handelsschule, welche unter der Oberaufsicht des Staates steht, zwei Jahre.

Hrn. E. N. in D. Schmidlin, Blumenzucht im Zimmer; Rümpler, Zimmergärtnerei (Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey); Petzold, Zimmerflora (Dresden, C. Meinhold & Söhne).

J. R., Leopoldstadt, Wien. Nur dann, wenn Sie Ihre Mittheilung mit Ihrem Namen vertreten, kann die Expedition derselben Beachtung schenken.

Hrn. L. K. in Strßb. Wir haben einzelne hervorragende Schriften bereits genannt und besprochen; das Weitere gehört in industrielle Zeitschriften.

Frl. Klara M. in Königsb. Bei Goupil in Paris ist, so viel wir wissen, ein solcher Stich erschienen.

Hrn. E. S. in N. Der Ort heißt Weil der Stadt, nicht Weil die Stadt; die seltsame Form erklären die württ. Historiker damit, daß es zu (zu) Weil der Stadt heißen sollte und zu ausgefallen ist. Kiepert oder Berghaus.

Wette London. Mapleson statt Mapleton wird man bereits korrigirt haben. Casanova's Memoiren sind bei Brockhaus erschienen; ihre Bedeutung für die Geschichte ist durch das Werk des Königsberger Historikers Barthold: Die gesch. Persönlichkeiten in C.'s Memoiren (Berlin 1845), nachgewiesen. C. finden Sie in jeder Leihbibliothek. Ursprünglich ist das Werk französisch geschrieben.

Hrn. D. in H. Die beiden Erfinder bestreiten sich das Vorrecht; die beiden Instrumente sind demnach die gleichen.

A. Z. Bütow. Auf dem Publikationswege dürften Sie wohl Ihren Zweck erreichen. — Die Annonce kostet 8 ℳ.

Hrn. J. K. in Budap. Bei jedem Briefmarkenhändler. Wenden Sie sich an die Redaktion des Briefmarkenanzeigers in Dresden.

Hrn. C. M. u. G. in Lpz. Ist uns nicht zugekommen.

Hrn. G. L. in Nürnb. Die alte Frage. Mit dem letzten Schlag 12 Uhr am 31. Dezember 1899.

Hrn. W. J. in Z. Allerdings.

Hrn. B. G. in E. Die Chronometer kamen schon im 18. Jahrh. auf. Nicht unumgänglich nöthig. Ja.

Hrn. H. M. in Kiel. Es bedarf nur des Namens und Matthäi-Kirchstraße 21.

Abonn. in Bing. Wolderich, Uebersicht der Urgesch. des Menschen, Wien 1871. Baer, Der vorgesch. Mensch, Leipzig 1874. Nilson, Das Bronzealter, Hamburg 1873.

Hrn. A. v. Z. Allerdings.

Hermine. Liebes- und Verzweiflungsbriefe, wie sie eben alle Tage geschrieben werden. Was sollen wir damit?

Miß Rey in Dresden. In Stuttgart befinden sich außer mehreren Tiegeldruckpressen von Degener & Weiler in New-York keine amerikanischen Schnellpressen.

Junge neugierige Abonnentin. Nein, sie braucht ihm ihren Namen nicht zu nennen. Er soll sich vorher erkundigen, ehe er sich ihr vorstellen läßt. Eau de Lys — nein. Schwarz, Die weibliche Schönheit.

Frl. A. S. in Münst. Herr Direktor Kreyenberg in Iserlohn dürfte Ihnen darüber die kompetenteste Auskunft geben können.

Hrn. Arch. C. J. Sch. in Lieg. Das Wappen finden Sie in der Hallberger'schen Schillerausgabe Bd. II, S. 191.

Hrn. Revierf. K. W. in P. (Böhm.) Die Buchh. von Justus Perthes in Gotha wird Ihnen gerne ein Porträt besorgen. Hahn, Reise durch das Gebiet des Drin und Wardar. Wien 1871.

Hrn. F. L. in Moers. Ohne Bild?

Hrn. Dr. O. M. in J. Ihr Gegner hat Recht. In Schweden schreibt man Dir, weil in der Mitte etwas ausgelassen ist.

Hrn. J. R. 29. Norderney, ei — nicht ei.

Hrn. C. P. jun. in B. (Böhm.) Odermann, Buchhaltung, Lpz., Barth. Blumenfreundin in Hamb. Durch Ueberblasen mit persischem Insektenpulver.

Rathlose in Essen. Uns nicht ganz verständlich.

Abonnentin Isidore. Die Schauspielerin Ziegler ist mit dem Hofschauspieler Christen in München vermählt.

Eine alte Verehrerin. Dank für den Glückwunsch. Wir haben eine Erzählung Ihres Lieblings in petto, d. h. in unserem Manuskriptenschrein. Also bald!

R. F. in Meißen. Von früheren Jahrgängen von „Ueber Land und Meer" bis 1872 inkl. sind nur die beiden Jahrgänge 1865 und 1868 noch vorräthig und kann ersterer zum ermäßigten Preise von 4 ℳ, letzterer für 12 ℳ, je broschirt, noch bezogen werden.

Havanefer in Karlsruhe. Ganz hübsch gedacht, aber doch nicht ganz geeignet für uns.

Hrn. J. H. Zlohnetstak. Die Hempel'sche Sammlung bringt nicht auch die mittelalterl. und vormittelalterl. Dichter. Jede Buchhandlung gibt Ihnen einen ausführlichen Prospekt darüber. Das Maturitätszeugniß ist für den Fall des Hospitirens nicht nöthig.

Fr. Mimi H. in Ch. (Amer.) Der Winterfeld'sche Roman: „Im stillen Winkel" ist bei Gerschel (Berlin 1865) erschienen und Ihre Buchhandlung kann ihn von dort leicht beziehen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anerkannt vorzügliches Lehrbuch für den Klavierunterricht.

Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Klavierschule für Kinder

mit

besonderer Rücksicht auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang

bearbeitet von

Heinrich Reiser,

pens. Musterlehrer, Ritter ꝛc.

Erste Abtheilung.

Einundvierzigste, vollständig umgearbeitete Auflage.

Quer Folio. Elegant broschirt. Preis M. 2. 50 Pf.

Zweite Abtheilung.

Zweiunddreißigste, vollständig umgearbeitete Auflage.

Quer Folio. Elegant broschirt. Preis M. 3. —

Die Reiser'sche Klavierschule erfreut sich mit Recht einer weiten Verbreitung. Neben den naturgemäß fortschreitenden mechanischen Uebungen kommt auch das melodische Element zur vollen Geltung, so daß dem Schüler zugleich Lust und Liebe zum Ueben erweckt wird. Wir halten diese Schule für eine der vorzüglichsten und empfehlen sie namentlich für junge Anfänger. Ausstattung vorzüglich. **Preußische Schulzeitung.**

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes.

Bekanntmachungen aller Art.

K R. Maschke's **Kanarienvögel** (St. Andreasberg im Harz) sind bei seinen unübertroffenen Einrichtungen das ganze Jahr durch von vorzüglichem Gesange. 631

Los Magnificos.

Diese sehr schön gearbeitete **Havanna-Cigarre** eigener Fabrik, von mildem Aroma und tadellosem Brande, empfehle zu **30 M.**, ferner **„El Suenno"**, ebenfalls sehr schön, zu **55 M.** pr. Mille, zollfrei aus dem verzollten Lager. — Probezehntel versende gegen Postvorschuß prompt. 627

Gustav Soldin, Hamburg,

Cigarrenfabrik und Lager echt importirter Havanna-Cigarren, auch russischer, französischer, amerikanischer (Kinney Bro's), türkischer und Havanna-Cigaretten und Tabake.

Versandt an Private!

J. Heimerdinger's

Delikatessen-Lager,

Hamburg, Neuerwall 34.

Gegründet 1817. Preislisten gratis. Versandt geg. Nachnahme. Nach dem deutschen Zollverein auf Wunsch „steuerfrei". 436

Rothe Nasen

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske** in **Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Hugo Voigt in **Leipzig.**

Soeben erschienen, 610

Thierschutzvereinen empfohlen!

Die Gräuel der Vivisection

oder

Die Folterkammern der Wissenschaft

von **Ernst von Weber.**

5. Auflage. Preis 50 Pf. In Partieen billiger. Franko per Kreuzband 60 Pf.

Das einzige Detail-Spezialgeschäft für

Damen-Regenmäntel

v. **Reinhold Ulbricht, Dresden,** Marienstraße 3 und Antonsplatz 3,

versendet gegen Einsendung od. Nachnahme außer anderen ganz besonders **1 Mantel,** der bezügl. Billigkeit, Haltbarkeit und hübschen Aussehens alles bisher Gebotene übertrifft. — Arbeit höchst solid, nur mit Seide gearbeitet, Stoff echt englisch und defarbirt und außerdem Garantie für gutes Sitzen. Bei Bestellungen ist nur Angabe der Länge nach Ctmtr. nöthig. — Der Preis ist für Kaiser- sowie Prinzeßmäntel 12 ℳ, für Havelocks 15 ℳ. 605

Prakt. Anleitungen Spezial-Rezepte Rath und Auskunft mit **Garantie** der **Zuverlässigkeit** **für Fabrikation, Handel und Wandel**

nach jüngst. Wissensch. u. 30jähr. Praxis. **Katalog gratis.** Derf. bietet fast Jedem. Erwerb.

Wilh. Schiller & Co., Berlin O. Landw., techn.-chem. Lehrinstitut. Etablirt 1850.

Reisende gegen Provision

gesucht, die das Land bereisen. Offerten sub A. B. 929 an die Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler in Leipzig. 607

Technicum Mittweida.

(Sachsen.) — Höhere Fachschule für **Maschinen-Ingenieure** und **Werkmeister.** Vorunterricht frei. Aufnahmen: Mitte April u. October.

Mistbeet-Fenster

aus Schmiedeeisen,

verzinkt, nie rostend, liefert billigst in allen Dimensionen 600

Jakob Hilgers, Rheinbrohl.

Billige Dampf-Maschinen

für das Kleingewerbe etc.

Nur 1000 Mark für 2 bis 3 Pferdestärken inkl. kompl. vertikalen Rohrenkessel.

R. E. Weise in **Halle a. S.**

Forderungen 637

erwirbt oder übernimmt zur Einziehung gegen mäßige, **nur bei Erfolg** zu zahlende Provision das

Incasso-Comptoir Berlin C,

Alexanderstr. 7. Gefl. Anträge oder Anfragen werd. prompt beantwortet. — Beste Referenzen.

Für Hausbesitzer.

Stahldraht-Strassen-Besen 596

besonders geeignet zum Reinigen der **Trottoirs** von **Schnee u. Eis.** Preis pr. Dtzd. M. 60. —, pr. St. M. 5. 50 Nachnahme.

Ernst Petzold jun., Chemnitz,

Fabrik aller Sorten Stahl-Bürsten und -Besen.

Billigste Remontoiruhren für nur 15 Mark!

Ohne Schlüssel aufzuziehen! Neu! Garantie für bestes Schweizer Fabrikat! Ich versende gegen Postvorschuß gut verpackt eine solche **Remontoir-Taschenuhr, gut vergoldet,** mit Patentglas, **für nur 15 Mark.** 648

C. Gaudlitz in **Leipzig,** Thalstr. 12.

Mineralwasser-Maschinen, 619

patentirte u. andere hochprämiirt, **vorräthig.**

Champagner-Apparate

neuer Methode, liefernd binnen Stunden goldklaren, reichmoussirenden feinen Champagner.

Halle a. d. S. Apotheker **Eduard Gressler.** in Preussen. Firma: **N. Gressler, Eremitage.**

Ueberrascht

wird Jeder von dem feinen Geschmack und der schönen Farbe des Kaffeegetränkes sein, welches mit einem kleinen Zusatz von **Otto E. Weber's Feigenkaffee*)** bereitet ist.

*) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar", „Ueber Land und Meer" ꝛc. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Pfund 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zusendung franko. — Zu haben in der Fabrik von **Otto E. Weber** in **Berlin SW.,** Junkerstr. 18. 321

Bau-, Architektur-, Tischler-, Maler- u. höh. Maschinenbau-Sch. (G62 Techniker 1878/79)

BUXTEHUDE

bei **Hamburg.**

Sommers.: 6. Mai. Programme gratis d. d. Dir. **Hittenkofer.**

250 echte, verschiedene **Briefmarken,** 30 **ungebr.,** z. B. Cap, Peru, nur **3 M.** **R. Wiering, Hamburg,** Amelungstr.

Kaffee **Santos** 75, 80, 85 ₰, **f. Maracaibo** 90, 95 ₰, **f. Java** 110 ₰, versendet v. 10 Pf. an geg. Nachn. **Evers & Gleitz** in Hamburg.

Illustrirte **Einladung zum Abonnement** **Welt**

auf den siebenundzwanzigsten Jahrgang dieses anerkannt guten und billigen Familien-Journals.

Alle 14 Tage erscheint ein reich illustrirtes Heft von 3—3½ Bogen größt Folio.

Preis des Heftes **nur 30 Pfennig.**

Die Illustrirte Welt darf sich rühmen, das **älteste** unter allen bestehenden illustrirten Familien-Unterhaltungsblättern und zugleich eines der **beliebtesten** und **verbreitetsten** zu sein, ja sie ist bei dem **Vielen** und **Vortrefflichen,** was jedes Heft bietet und bei ihrem **überaus billigen** Preis thatsächlich das **billigste und reichhaltigste Journal seiner Art.**

Man abonnire auf den 27. Jahrgang der **Illustrirten Welt** bei der **nächsten Buchhandlung** oder dem **nächsten Postamt.**

Das erste und zweite Heft liegt in jeder Buchhandlung auf und wird von ihr auf Verlangen gern zur Ansicht in's Haus geschickt.

Stuttgart. Die Verlagshandlung: **Eduard Hallberger.**

Über Land und Meer.

№ 19.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Um ein Herz. Novelle von C. Falk. — Was ist schwerer: Erwerben oder Erhalten? — Chopin, Gemälde von Albert Keller. — Notizblätter. — Ein Joachim'scher Quartettabend, von Theobald Rehbaum. 1. — Das Pfarrhaus von Ellernbrook, ein Roman von Wilhelm Jensen. Schluß. — Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt. Herzog Eugen von Württemberg. Sieger bei Kulm 1813, von Julius Sturm; Einem siebenzehnjährigen Mädchen, von Emil Rittershaus. — Aus dem Leben und der Gesellschaft, Skizzen von Anna Gräfin Pongratz. IV. Nachtschatten. — Plaudereien am Kamin, von Paul von Bleilen. zweite Serie. IV. — Politische Prophezeiungen, von Benno Reden. Schluß. — Die Märchenerzählerin, Gemälde von Eduard Kurzbauer. — Karneval in St. Petersburg. — Für das Album, von Wilhelm Emmer. — Bilderräthsel 19. — Auflösung des Bilderräthsels 18. — Schach. — Briefmappe.

Illustrationen: Joseph Joachim. — Chopin, Gemälde von Albert Keller. — Märchenerzählerin, nach einem Gemälde von Eduard Kurzbauer. — Maud, Bild zu einem Gedicht von Tennyson, von F. Hyde; Das Traumland der Liebe, Bild zu einem Gedicht von Rist zu dem Artikel „Was ist schwerer: Erwerben oder Erhalten?". — Bilder aus dem Karnevalsleben in St. Petersburg von A. Wanjura. — Randverzierung zu „Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt". — Der erste Degen, neun humoristische Bilder von Ludwig Burger.

Um ein Herz.

Novelle

von

C. Falk.

(Nachdruck verboten.)

I.

Wir sind in der Mitte des Mai im Jahre 1877. — Voller Sonnenschein spielt noch um die Kuppeln und Thürme St. Petersburgs, der Stadt der Paläste, allein der schneidende Wind, der von Finnland herüber durch die breiten Straßen, über die mächtigen Plätze pfeift, die Flut der Newa zu kleinen, schaumigen Wellen kräuselt und an den goldenen Ketten der Brücke rasselt und schüttelt, spottet jeder Frühlingshoffnung, die sich etwa leise regen mochte in Blütenknospen und Menschenherzen.

Der Monat, der selbst in Deutschland so selten den vielversprechenden Namen verdient, den ihm unsere Vorväter gegeben, ist hier noch unbedingt dem Winter tributpflichtig. Und in diesem Jahre mehr als je.

Die stolze Zarenstadt, die sich, sonst weit gedehnt und nicht so übervölkert wie andere europäische Metropolen, in ihren vornehmen Theilen durch eine gewisse aristokratische Ruhe auszeichnet, ist heute dieses Vorzuges vollständig beraubt.

Die unzähligen Krähen und Tauben, die auf den Brustwehren der flachen Dächer, auf den Kuppeln der unzähligen Kirchen und in den Straßen selbst jahraus jahrein ein ungestört fröhliches Dasein führen, flattern jetzt, aufgescheucht, in dichten Schwärmen über der Stadt, umsonst ein ruhig Asyl suchend vor dem kalten Luftzuge, der sie wie dunkle Wolkenstreifen hin und her weht.

Joseph Joachim. Originalzeichnung. (S. 368.)

Ueberall Menschengewirr, Trommelgerassel, klingender Kriegsmarsch!

Auf dem weiten Zarizynplatze manövrirt ein stattlich Heer; auf kleineren Plätzen werden Soldaten einexerzirt, die Kasernen scheinen in wimmelnde Ameisenhaufen verwandelt; durch alle Straßen ziehen klirrenden Schrittes abzugsbereite Truppentheile und an den Quais und Bahnhöfen wimmelt es von Uniformen aller Art.

Dazwischen drängt sich schreiend und schwatzend die buntscheckige Mosaik des Volkes, zu dem fast jedes Land der Welt sein Kontingent gestellt hat. Neugier und Aufregung bannen die Scheu, die sonst die große Menge fernhält von den Stadttheilen, in denen die stolzen Dreigespanne der Vornehmen fast geräuschlos über das hölzerne Pflaster gleiten, auf deren lindenüberschatteten Trottoirs die seidene Schleppe und der zierliche Lackstiefel dominiren.

Die Wächter der öffentlichen Ordnung, die Buschniks, die sonst, Dank dem harmlosen Naturell des russischen Volks, ihre Hellebarden ziemlich unnütz spazieren tragen, — heut haben sie genug zu schelten, zu drohen und zu wehren, daß die gaffende Menge sich nicht zu allzu kompakten Massen zusammenrottet und so den Truppenzügen, die sich in fast ununterbrochener Reihe folgen, den Weg versperrt. —

Krieg ist jetzt das Losungswort auf Märkten und Gassen, in Schulen und Schenken, in der nach Kwas und Sauerkrautduft riechenden Bauernstube, wie im Ylang-Ylang duftenden Salon der Löwin.

In einen dieser letzteren führt uns unsere Geschichte.

Inmitten der fast meilenlangen Newskyperspektive erhebt sich die schöne Sandsteinfassade des Palais Romanzow. —

Durch ein blitzendes Bronzegitter vornehm abgeschlossen von dem Verkehrswege, sieht es mit der breiten Freitreppe, die zu dem Säulenportale emporführt, seinen Balkonen und den von Erz gegossenen mythologischen Figuren flankirten Balustraden, die das flache Dach umziehen, exklusiv aus, selbst in solcher Umgebung.

Die beschauliche Ruhe, mit welcher der stattliche Portier in altrussischer Tracht, bequem an eine Säule gelehnt, seiner Neugier fröhnt, beweist, daß Gräfin Vera Pawlowna Romanzow heut nicht empfängt, das heißt nicht offiziell. —

Uns stört das nicht, so wenig wie die kleine Anzahl Intimer, die vor uns schon die zweigetheilte Marmortreppe hinaufgeeilt sind, um der schönen Gräfin, heut wie immer, in den stillen Stunden, die sich zwischen Diner und Oper dehnen, Gesellschaft zu leisten.

Gräfin Romanzow haßt die Einsamkeit wie — das Tageslicht. —

Beide lassen sie rücksichtsloserweise oft hören und sehen, was sie am liebsten vergessen möchte; sie ist folglich nie allein und gönnt, ebenso konsequent, nie einem Sonnenstrahl Einblick in ihr Reich. —

Auch heut sind die schweren Draperieen in Rubinroth und Ivoir dicht zugezogen vor den Fensterthüren ihres Salons, die hinausführen auf kleine Balkons, von denen man in den zum Palais gehörigen Garten blickt.

Ein fünfarmiger Lüstre erhellt durch mattgeschliffene Kugeln die künstlich geschaffene Dämmerung des schön proportionirten Raumes mit sanft gedämpftem Lichte, das die stillose, kapriziöse Einrichtung noch phantastischer erscheinen läßt.

Der üppige Reichthum an Teppichen und Polstern, der Ueberfluß an Nippes und starkduftenden Blumen, das bunte Durcheinander von Möbeln jeder Form und jeder Farbe, das anfangs die Blicke fast verletzend berührt, verräth die souveräne Herrschaft einer Frau, die sich jeder Tyrannei der Mode willig unterwirft.

Auch die leichten blauen Ringe, die den süßlichen Geruch türkischen Tabaks durch das Gemach tragen, stören uns nicht in dieser Annahme. Die Cigarrette hat längst Heimatsrechte im Salon, und wenn die Atmosphäre, die sie beherrscht, auch mit dem Blütenduft etwas in Kollision geräth, stimmt sie dafür desto besser zu dem neuesten Parfüm, das leise an Juchten erinnert.

Ziemlich in der Mitte des Zimmers sitzen an kunstvoll eingeleg tem Spieltische vier Herren beim Jeralasch. Ein schwarzgekleideter Diener umschwebt — man kann sein unhörbares Gehen und Hantiren kaum anders nennen — sie geschäftig, reicht ihnen frisch gedrehte Cigarretten im rechten Moment und füllt die geleerten zierlichen Spitzgläser mit französischem Liqueur. Seine kleinen wasserblauen Augen wandern rastlos umher und scheinen Alles zu sehen, mehr vielleicht noch, als wirklich vorhanden ist.

In der Kaminecke, so dicht an dem durch das polirte Stahlgitter knisternden und sprühenden Feuer, daß ihr ganzes, großes Gesicht förmlich wie in Glut getaucht scheint, sitzt im weichen Lehnstuhl eine ältere, sehr korpulente Dame, eifrig in einem stark nach Leihbibliothek aussehenden Buche blätternd und nur dann und wann mit begehrlichem Blick nach dem eben hereingebrachten Samowar schmachtend, an dem ein blasses blondes Mädchen den Thee bereitet.

Die alte Dame ist eine, entfernte Anverwandte des Hauses und wird, wenn man überhaupt von ihr spricht, Tante Sophie Petrowna genannt. Graf Sergei Romanzow hat sie erst kürzlich aus irgend einem vergessenen Winkel, wo sie ein still genügsames Altjungfernleben führte, hervorgeholt, um während seiner Abwesenheit — er ist eben heut mit seinem Truppentheile nach dem Kriegsschauplatz aufgebrochen — als dame d'honneur zu fungiren. Vera Pawlowna hatte die Achseln gezuckt zu dem wunderlichen Einfalle, „mais il ne vaut pas la peine d'y resister". Der dicke Porzellanchinese auf dem Kaminsims kann nicht anspruchsloser und unschädlicher sein, als die gute dicke Dame.

Das blonde Mädchen am Samowar wird „Gesellschaftsfräulein" genannt. Sie ist eine arme, heimwehkranke Deutsche, die nur ihre grenzenlose Verlassenheit in einer Stellung festhält, die ihr sehr viel Pflichten auferlegt und gar keine Rechte gewährt.

Gräfin Vera Pawlowna mag ihr stilles und in seiner Ruhe doch lange nicht hinreichend unterwürfiges Wesen durchaus nicht leiden.

Aber sie ist brauchbar und genirt nicht. Das entscheidet vorläufig. —

Die schöne Herrin dieser Räume, die nachlässig auf dem nach orientalischer Weise aus über einander gethürmten Kissen bestehenden Divan ruht, den riesige Fächerpalmen mit einem grünen Baldachin überwölben, sieht übrigens auch nicht aus, als ob sie geneigt sei, sich durch irgend etwas oder irgend Wen geniren zu lassen. In diesem Augenblicke, wo sie, ihr Gesicht hinter einem indischen Federfächer verborgen, es für unnütz hält, ihre Züge zu beherrschen, tragen diese das unverkennbare Gepräge eines leicht erregbaren und nicht zu bändigenden Temperaments. —

Die feinen Brauen sind finster zusammengezogen, die weitgeblähten Nüstern zucken und zittern wie die eines feurigen Rassepferdes und die vollen, brennend gefärbten Lippen wirbeln in kurzen, unmuthigen Stößen den blauen Rauch der Cigarrette, die ihre Finger lässig halten, in die Luft.

Sind es Nachklänge des Schmerzes, die ihr ganzes Wesen so fieberisch durchbeben, des Schmerzes um den Abschied von dem Gemahl? — Gräfin Vera würde, sogar jetzt, fürchte ich, laut aufgelacht haben über diese Frage.

Nein, um solche Gefühlsäußerungen auch nur denkbar zu machen, dazu ist ihre Ehe mit Sergei Romanzow doch zu normal — nach den Begriffen der Gesellschaft.

Sie ist eine, man könnte dreist sagen die Löwin des Tages und er — ihr Gemahl also — nichts weniger als ein Löwe. —

Uebrigens hat sie auch nie gewünscht noch gehofft, einen Andern in ihm zu finden, als er sich ihr im Laufe der Zeit gezeigt hat. Reich genug, um jede ihrer extravaganten Launen zu befriedigen, und eitel genug, um sich im Wiederschein ihres Glanzes zu sonnen, ist er das Ideal eines guten Ehemannes.

Daß ihre Wege sonst in jeder Beziehung diametral auseinandergehen, finden Beide natürlich. Man wahrt die Dehors und gewährt einander übrigens vollständige Freiheit.

Die Erregung des Abschieds heut früh war im Gegentheil eher eine freudige gewesen.

Vera Pawlowna würde sich schämen zu trauern, weil ihr Gemahl zum Kampfe zog, zum Kampfe für das heilige Rußland gegen den alten Erbfeind der Nation, des Glaubens. Sie war stolz, ihn in den Reihen zu wissen, wenn der Kampf begann. —

Sie hatte das so oft versichert, daß sie es schließlich selbst glaubte. Gräfin Vera wußte sich immer mit der Meinung der Welt und mit ihrem eigenen Gewissen abzufinden, und wer sie jetzt genauer beobachtete, der mußte wohl bemerken, daß es nur zuckende, kaum zu zügelnde Ungeduld war, die sie so vollständig beherrschte, daß sie immer wieder auffuhr aus ihren Kissen, immer wieder das Buch, das Journal, das sie eben ergriffen, zurückwarf unter die anderen, die das vor ihr stehende Malachittischchen in buntem Durcheinander bedeckten, um in athemloser Spannung hineinzulauschen in die sich ihr gegenüber öffnende Zimmerflucht. —

Ein Glück für sie, daß der Kreis ihrer Verehrer, der sonst so eifrig an ihren Mienen hing, heut zu vertieft war in brennende Tagesfragen, um scharf zu beobachten.

Die Konversation am Spieltisch war nach und nach eine sehr erregte geworden. Der zuletzt Angekommene, Baron Schliefen, ein gewandter und eleganter Liefländer, erschien gerade zur rechten Zeit, um einen Disput zu unterbrechen, der fast die Grenze des Erlaubten zu überschreiten drohte.

Der kleine Marquis St. Just, von der französischen Gesandtschaft, hatte sich durchaus nicht belehren lassen wollen, daß Peter des Großen vielgenanntes Testament, das er hartnäckig als Basis des ausbrechenden Krieges annahm, vollständig in das Bereich politischer Mythologie gehöre, und Rußland den Fehdehandschuh nur im Namen der gesammten Christenheit, ja der ganzen Menschheit aufgenommen habe.

Das feine, vielsagende Lächeln des Südfranzosen hatte die sarmatische Leidenschaftlichkeit Graf Samarkow's, der erst neuerdings in Serbien die Bekenner des Propheten nicht von vortheilhaftester Seite kennen gelernt, zum heftigsten Aufschäumen gebracht, die vielleicht schon in nächster Minute den Damm, welchen ihr die Gegenwart einer Dame zog, durchbrochen hätte. Schon zuckte seine Hand, die in tiefen rothen Narben deutliche Erinnerungszeichen an die krummen Türkensäbel trug, krampfhaft nach der Stelle, wo sich sonst seine Waffe befand, als Schliefen eintrat.

In Begrüßung des Freundes zerstreuten sich die unheildrohenden Wolken, von denen die schöne Herrin, ganz mit sich selbst beschäftigt, nichts geahnt, indeß der taktvolle Hofmann, in richtiger Würdigung der Situation, sofort Themata anschlug, welche die unerquickliche Spannung vollends lösten.

Er hatte viel Neues zu berichten.

Nicht vom Kriegsschauplatze nur; dort war ja Alles noch verhältnißmäßig ruhig, weil die Natur selbst noch Stillstand gebot, indem sie durch endlose Regengüsse die Wasser der Donau zu unglaublicher Höhe angeschwellt hatte, so daß ein Uebergang zur Unmöglichkeit wurde; wohl aber vom Hofe, aus den Salons.

Der junge Prinz Alexei Shermetjew, der verwöhnte Liebling der Gesellschaft, habe sich freiwillig zum Führer einer bulgarischen Freischaar erboten, und die kokette Kathinka Sternetzki wolle in Folge dessen barmherzige Schwester werden; Baron Pulzow sei zu den donischen Kosaken versetzt und Burksdorf gehe schon morgen nach dem Kriegsschauplatz ab; anfangs Juni, hoffe man, werde der Tanz beginnen, wenigstens sei um diese Zeit die Abreise des Zaren vorläufig festgesetzt.

„Und ich muß daheim bleiben wie ein altes Weib," knirschte Samarkow, seine steife Hand ungeduldig schüttelnd. „Ich darf nicht theilnehmen am Ruhme unserer Waffen, muß fernstehen, wenn Andere Lorbeeren pflücken."

Ueber die feinen, gelblich blassen Züge des Franzosen flog wieder jenes provocirende Lächeln, das, wenn bemerkt, den kaum hergestellten Frieden wohl bedenklich erschüttert haben würde. Vielleicht war dieß der Grund, daß Baron Schliefen sich jetzt plötzlich zu der Gräfin wandte, die, nachdem sie seinen begrüßenden Handkuß mit nachlässiger Grazie angenommen, wieder vollständig antheillos, mit leicht in die Kissen zurückgelehntem Haupte, auf ihrem Divan ruhte.

„Wissen Sie schon, Gnädigste, daß Fürst Sarasin dem Gefolge Seiner Majestät persönlich attachirt sein wird? Gestern ist ihm die Nachricht von seiner Versetzung durch Kabinetsordre zugegangen."

„Ah!" Der leise, zitternde Laut war entschieden vom Schrecken erpreßt, doch konnte dieser ebensogut einem plötzlichen Angriff des prächtigen Arras, der schon die ganze Zeit auf der Lehne des Divans gesessen, auf die dunkelrothen Schleifen ihres Spitzenhäubchens, als der Nachricht gelten; wenigstens scheuchte sie das verzogene Thier heftig mit dem Fächer, so daß es gell aufkreischte.

Weniger lakonisch äußerten sich die anderen Zuhörer. —

„Diesem guten Sarasin kommt das Glück im Schlafe! Er braucht nicht die Hand auszustrecken, die Früchte fallen ihm von selbst in den Schooß!"

„Er hat nun einmal riesiges Glück bei den Damen."

„Warum sollte Fortuna eine Ausnahme machen!"

„Heut eine immense Erbschaft, morgen ein glänzendes Avancement, während andere, gleich tüchtige Männer rücksichtslos übersehen werden. Und das nennt man Gerechtigkeit," murrte der Vierte der Jeralaschspieler, ein finster blickender Mann in der Uniform eines Artilleriehauptmanns, indem er das eben gefüllte Glas feurigen Benediktiners hastig hinunterstürzte.

„Kennt Sarasin sein Glück schon? Ich denke, er ist noch nicht zurück von Nowgorod. Solche Testamentseröffnungen machen zu thun."

„Ich denke, die Sache wird sich ziemlich einfach abwickeln. Der alte Fürst, sein Oheim, hat ihn ja adoptirt."

„Nicht in aller Form, aber als Erben erziehen lassen und zum Erben im Testament bestimmt, das weiß ich gewiß."

„Seine Gläubiger werden es wohl auch gewiß wissen, der alte Levinson machte gestern ein verwettert lustiges Gesicht als — "

„Zurück ist er übrigens. Ich sah ihn vorhin in voller Gala dem Winterpalais zufahren. Er muß sich dort heut schon vorstellen."

„Ob er diesen neuen Glücksfall mit gleich stoischer Ruhe hinnimmt wie den ersteren, wie überhaupt Alles?"

„Ruhe? Ich nenne es Blasirtheit."

„O, das ist dasselbe. In der Wirkung wenigstens."

„Wenn man vom Wolf spricht — Die Herren können selbst urtheilen. Ich denke, wir werden ihn gleich hier haben, unsern Helden," lächelte der Franzose fein, mit eigenthümlichem Blick die schöne Frau streifend, die plötzlich wie elektrisirt aus ihrer bequemen Lage sich aufgerichtet hatte.

Und doch war es nur das Oeffnen einer Thür, was ihr bis dahin vollständig farbloses Gesicht so jäh mit dunkler Glut übergoß. Sie kannte diese Art des Oeffnens, kannte den Schritt, so sehr ihn auch die weichen Teppiche dämpften.

Und da war er auch schon, der Vielbesprochene, Vielbeneidete, Fürst Rurik Iwanowitsch Sarasin. Einen Moment schien es, als wolle die vornehme Dame zurücktreten vor dem glühenden Weibe, im nächsten schon lag die Maske wieder fest und glatt auf den erregten Zügen. Sie bedachte wohl auch, wie wenig eine warme Begrüßung am Platze sei, der kühlen Ruhe gegenüber, mit der der Eintretende sich auf ihre Hand niederbeugte, nachdem er die Uebrigen mit flüchtig vertraulichem Gruße bedacht.

Wenn der mißmuthige Kapitän den stolzen Träger eines stolzen Namens blasirt genannt, hatte er nicht Unrecht.

Wie ein Schleier lag das Gepräge hoffnungs- und erwartungsloser Gleichgültigkeit verdunkelnd über der Schönheit seiner klar und streng geschnittenen Züge, über dem einst gewiß sehr kühnen Blicke der intensiv blauen Augen, die sich jetzt nicht mehr die Mühe nehmen, sich voll und ganz zu öffnen.

Und doch wäre es gerade jetzt wohl lohnend gewesen, ganz zu sehen.

Gräfin Vera Pawlowna war zauberhaft schön, wie sie, nachdem sie ihm einen Sessel so dicht neben sich angewiesen, daß die Falten ihres weißen Kaschmirkleides ihn weich und duftig streiften, sich leicht vornüber, ihm entgegen neigte, ein halb zages Lächeln um die rothen Lippen, das ihrer selbstbewußten Schönheit wunderbaren Reiz verlieh, eine scheue, zärtliche Frage in den dunkelglühenden Sternen ihrer Augen, die aber leider keine Antwort fand.

Wie erschöpft lehnte Fürst Rurik den dunkellockigen Kopf zurück in die purpurnen Polster und begegnete den auf ihn nun allseitig einstürmenden Glückwünschen mit jenem matten Lächeln, das weder annimmt, noch abwehrt.

Er sei noch abgespannt von den endlosen Erörterungen der Testamentseröffnung, von der nächtlichen Fahrt und dem langen Stehen im Vorzimmer des Souveräns. Er sei hergekommen, um sich ein Stündchen zu erholen, nicht um weitschweifig zu berichten, was sich ja theils von selbst verstehe, theils auch des Berichtens nicht lohne.

Dem wurde zwar scherzend eifrig widersprochen, doch war man natürlich zu taktvoll und diskret, um da noch ferner zu fragen, wo die Antwort so ungern ertheilt ward, und so fand sich binnen Kurzem Baron Schliefen wieder als alleiniger Mittelpunkt der Konversation am Spieltisch.

Die blasse Deutsche hatte dem neuen Gast eigenhändig ein Glas dampfenden, duftenden Thees gebracht und er ihr dafür mit derselben Zuvorkommenheit gedankt, wie der vornehmsten Dame.

Das stille Gesicht des armen Mädchens schien ganz rosig angehaucht, als sie mit respektvollem Neigen zurücktrat; Vera Pawlowna's Lippen aber kräuselten sich spöttisch.

„Vraiment, Sie sind ein echter Ritter ohne Furcht und Tadel. Selbst gegen eine Fledermaus chevaleresk, vorausgesetzt natürlich, daß sie weiblichen Geschlechts ist."

Fast erschrocken blickte Rurik Iwanowitsch dem sich entfernenden Mädchen nach. Sie mußte die laut und rücksichtslos gesprochenen Worte gehört haben! — Die tiefe Falte zwischen seinen dunklen Brauen trat schärfer hervor, wie er langsam seinen Thee schlürfte, nebenher zerstreut in den von Vera vorhin so unbarmherzig durchwühlten Schriften blätternd.

„In der That," stieß sie endlich zornig hervor, indem sie ihm das eben ergriffene Buch ungestüm aus der Hand nahm, „es ist unerträglich! – Gibt es denn nichts, was Sie aus dieser trostlosen Apathie aufzurütteln vermag?"

„O doch," entgegnete er ruhig, den weichen Bart, der seine Lippen umkräuselte, mit frauenhaft weißer Hand zurückstreichend. „Das schreckliche Gekreisch Ihres Lieblings dort und das allerdings reizende Spiel Ihres Füßchens mit dem goldgestickten Pantoffel hier. — Ich werde entschieden nervös, wenn ich das noch einige Minuten mit ansehen und anhören muß."

Im Nu stand die schöne Frau auf jenen zierlichen Füßchen, die heut wohl zum ersten Male keine Bewunderung erregt, und blickte mit verschränkten Armen zu dem tadelsüchtigen Freunde nieder.

„O ja, nervös, das glaube ich Ihnen," sagte sie mit vibrirender Lippe. „Ihr Nervensystem ist immer erregbarer als Ihr Gefühlsleben."

Er zuckte schweigend die Achseln.

„Wohlan! Ich will einmal huldvoll Ihrer Laune nachgeben, Sie großes, verzogenes Kind, will Sie aus dem Bereich des kreischenden Vogels, der klappernden Marken und des summenden Samowar hinführen, da wo Palmen schweigend stehen, in unsern alten Plauderwinkel im Wintergarten."

„Wäre es nicht einfacher, den Vogel zu entfernen, holde Herrin?"

Ein aufsprühender Blick traf den Lässigen.

„Nein. Ich bitte Sie, mir zu folgen. Die Viktoriaregia, deren Entfalten Sie mit lebhafterem Interesse folgten, als Sie sonst irgend etwas und irgend Wem zu widmen pflegen, ist am Aufblühen. Ich möchte sie Ihnen zeigen."

„Wie Sie befehlen."

Schweigend durchschreitet das schöne Paar die Zimmerflucht. —

In der glasüberwölbten Rotunde, die die Verbindung der Privatgemächer der Fürstin mit den Gesellschaftsräumen vermittelt, herrscht schon beinahe vollständige Dämmerung.

Durch das feine Rankengeflecht der Orchideen, durch mächtige Palmenwedel und breite Musablätter blickt der lichtgraue, noch leicht mit Roth überflogene Abendhimmel.

„Es wird schwer sein, bei dieser Beleuchtung zu entscheiden, ob die Blume hielt, was die Knospe versprach," meint Fürst Sarasin, indem er sich zu der weiten Bronzeschale des Springbrunnens, in dessen klarer Flut die Wunderblüte ihren Riesenkelch entfaltet hat, niederbeugt.

Da legt sich eine heiße Hand auf seine Schulter und zwingt ihn zum Umschauen.

„Sie wissen recht gut, Fürst Sarasin, daß ich Sie nicht deßhalb hieher geführt. Sie müßten begreifen, wie ich mich darnach sehne, ungestört von Ihnen zu hören, wie sich Alles gestaltet hat. Es ist grausam, mich geflissentlich in dieser peinigenden Ungewißheit zu erhalten."

„Weniger grausam als — feig," sagte er langsam.

Es leuchtete freudig auf in ihren beweglichen Zügen.

„Meinen Sie, weil Ihr Avancement unsere Trennung bedingt, Rurik? Aber Sie kennen ja den Plan, den ich mir zum Trost ersonnen habe. — Mir — nicht Ihnen, Sie Stoiker par excellence, denn Ihnen ist das nil amare und nil admirari längst zu Fleisch und Blut geworden."

„Ich liebe und suche die Emotionen wenigstens nicht mit gleichem Eifer wie Sie, Gräfin —"

„Ich mag jetzt nicht mit Ihnen streiten, nur wissen will ich, ob die Furcht, mir weh zu thun, Sie verstummen ließ?"

Seine Hand mit ihren beiden Händen erfassend, flehte, — bettelte ihr Auge fast um eine Bejahung ihrer Frage.

Sie ward ihr nur bedingt.

„Theils ja, theils aber auch das peinliche Gefühl, beneidet, beglückwünscht zu werden, indeß man selbst —"

„So endlos gleichgültig über Alles hinwegsieht, was Andere als höchste Güter schätzen. Reichthum — Ehre — Liebe — Bah! — Hab' ich richtig ergänzt?" lachte sie bitter auf.

„Doch nicht," entgegnete er gelassen, — „indeß man selbst dicht, haardicht an einem Abgrunde steht, in den man stürzen wird, stürzen muß, wenn nicht der Himmel ein Wunder thut!"

Verwirrt sah sie zu ihm auf.

„Ich verstehe Sie nicht mehr. Sie sprechen in Gleichnissen."

„O nein. Die Sache mit dem Abgrunde ist sehr real. – Das Testament meines theuren, entschlafenen Oheims, der in mir ja überhaupt nie den Sohn oder auch nur den Menschen, sondern einfach den Erhalter seines Namens, seines Geschlechts geliebt hat, anerkennt allerdings mich als alleinigen, ausschließlichen Erben; doch fügt es noch eine kleine, harmlose Bedingung hinzu, an der meine stolzen Aussichten voraussichtlich scheitern werden. — Ich muß nämlich bis zu meinem dreißigsten Geburtstage verheirathet sein, soll nicht der eben gehobene Schatz in's Nichts zurücksinken, oder vielmehr schlimmer noch, an meinen lieben Vetter Konstantin, neben dem schon drei vielversprechende Stammhalter aufwachsen, übergehen.

„Mir bleibt dann noch ein hübsches kleines Legat, das ungefähr ausreichen würde, meine Schulden — Bah, sprechen wir nicht davon! — Sie wissen nun, Gräfin, daß ich dem Geschick wirklich nicht so tief verpflichtet bin, als man annimmt, ja, daß seine letzte Gunst in der That ein Danaergeschenk ist. Ich werde schon im nächsten Monat dreißig Jahre und halte es nicht für wahrscheinlich, unter Walachen und Ruthenen mir eine Braut suchen zu können."

Mit in starrem Schreck weit geöffneten Augen hatte Vera Pawlowna zugehört. Die leidenschaftslose Ruhe des geliebten Mannes erschien ihr unheimlich, unverständlich. Sie wußte ja, die Vereitlung dieser Aussicht war für ihn gleichbedeutend mit Ruin, denn die Last der Schulden, die dem präsumtiven Erben eines Millionärs fast aufgedrängt war, mußte den Enterbten rettungslos erdrücken. — Er konnte nicht so gelassen vor ihr stehen, war dieß Geschick wirklich unabwendbar.

Ein plötzliches Mißtrauen durchzuckte sie.

„Sie verschweigen mir etwas, Fürst," schrie sie auf. „Sie wissen einen Ausweg, haben die Braut schon gewählt, vielleicht schon geworben, und fürchten sich nur, mir es einzugestehen, mir, die ich — — — gleichviel — aber wissen will ich's — wissen."

Die Stimme erstickte ihr in wilden, leidenschaftlichen Bewegungen. Die Hände zusammengekrampft, die feinen Nasenflügel zitternd, stand sie ihm gegenüber, ihn aus Augen anblitzend, die rothe Lichter sprühten, gleich denen eines gereizten Raubthieres: dämonisch schön. —

Fürst Rurik schien jedoch nicht sehr empfänglich für diesen Reiz; es zuckte momentan wie Widerwille um seinen streng geschlossenen Mund.

„Sie wollen es wissen? — Wollen?"

Wie schnell sie in sich zusammensank vor seinem Blick.

„Verzeihung, Rurik Iwanowitsch! Ich vergaß, daß man Ihnen gegenüber nicht wollen darf; aber ich bitte, ich flehe zu Ihnen, sagen Sie mir, aus Erbarmen, ist es Elisabeth Korff?"

„Ich muß Sie bitten, Gräfin, meine Worte jetzt und immer so zu nehmen, wie sie gesprochen wurden. Der Name, den Sie da nennen, ist mir noch nicht in den Sinn gekommen. Merkwürdigerweise muß ich gestehen, — das, das wäre vielleicht ein Ausweg, merkwürdig, wenn gerade Sie ihn mir gezeigt hätten. Baroneß Korff! — Ich schätze sie sehr. Sie ist eine vollendete Dame, klug, taktvoll, liebenswürdig, — auch nicht mehr so jung, um noch viel Illusionen zu haben, und dann, was zunächst in's Gewicht fällt, — vollständig mittellos."

Wie zu sich selbst hatte Fürst Rurik gesprochen; in tiefes Sinnen verloren blickte er vor sich hin.

Vera betrachtete ihn in immer steigender Erregung, bis sie endlich, krampfhaft auflachend, losbrach:

„O ja, es wäre das eine sehr, sehr passende Partie für Sie, diese kalte, berechnende Deutsche, und noch vor Jahresfrist lägen Sie, von ihren schlaugewebten Netzen vollständig umstrickt, ihr zu Füßen, wie Leidenschaft Sie nimmer zu fesseln vermag. Das aber darf und soll nicht sein. Ich —"

Sie stockt, denn wieder trifft sie jener stahlharte, stahlkalte Blick, den sie so sehr fürchtet.

„Sie würden mich also lieber als Bettler sehen?"

„Als Bettler? Sie, so schön, so geliebt? Aber das ist Thorheit, Rurik Iwanowitsch. Sie brauchen ja nur anzunehmen, was Ihnen kniebeugend geboten wird."

Mit berückendem Lächeln auf den vollen Lippen kreuzt das schöne Weib die weißen Arme, von denen die offenen Aermel ihres orientalischen Morgenkleides weit zurückfallen, über der vollendeten Büste und neigt sich, als wolle sie ihre Worte selbst illustriren, in einer Unterwürfigkeit vor dem ernst blickenden Manne, die nicht ganz so scherzhaft gemeint ist, als es scheinen soll.

Er versteht sie nicht, — will sie nicht verstehen.

„Ich annehmen? und von einer Frau? Wie schlecht kennen Sie mich noch, Gräfin, wenn Sie ohne Weiteres annehmen, ich könne mich verkaufen! Verkaufen an ein ungeliebtes Weib!"

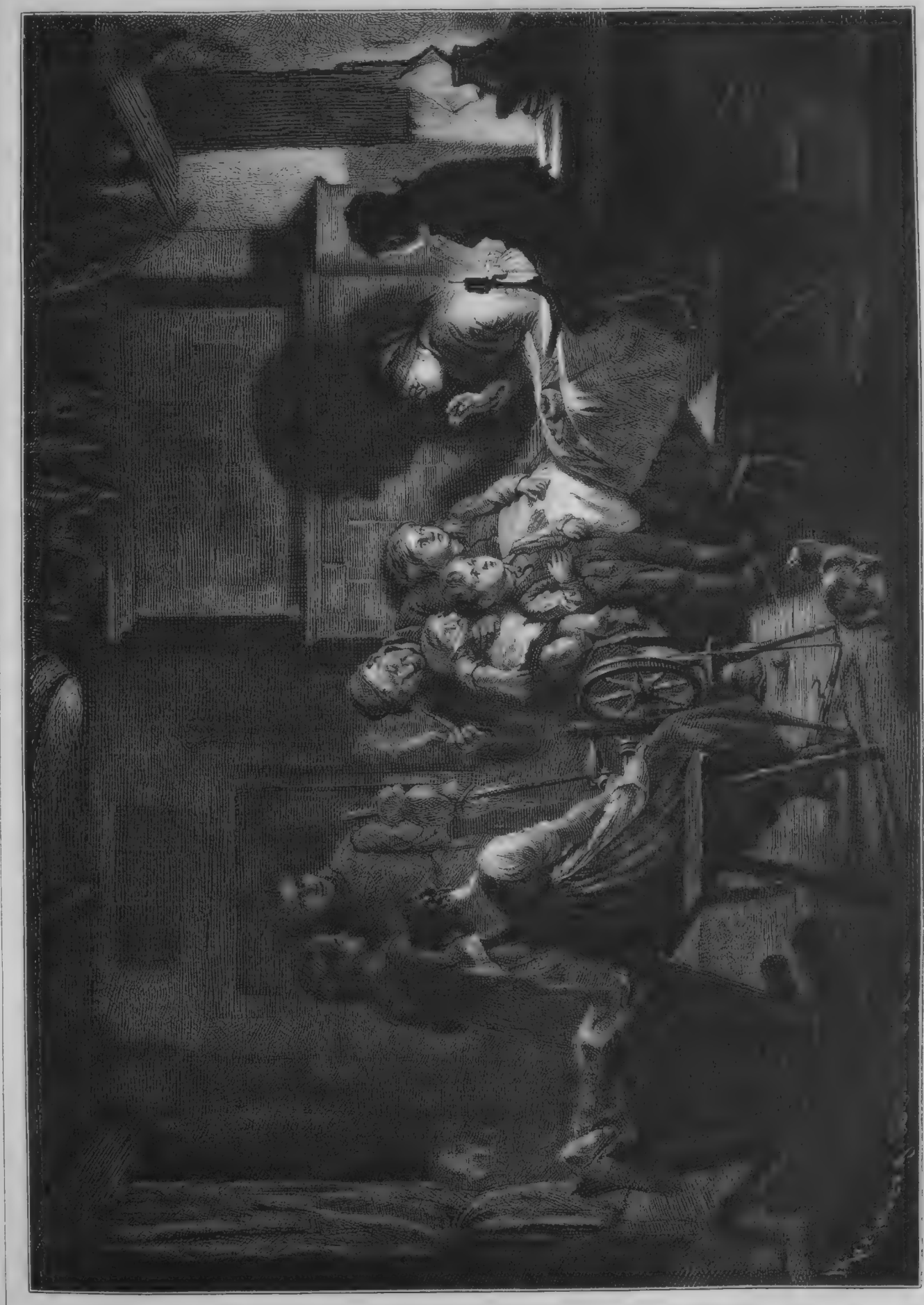
„Muß es denn ein ungeliebtes sein?"

„Es würde mir auch das geliebteste verhaßt machen, wenn ich überhaupt lieben könnte," sagt er kurz und hart. „Sie wissen, ich habe die Kinderkrankheit längst überstanden."

Sie antwortet nicht, sie seufzt nur tief auf. Die steinerne Strenge seiner Züge mildert sich wie durch Zauberschlag.

„Verzeihung!" Und er hebt die matt niedergeglittene Hand der schönen Frau fast zärtlich an die Lippen. „Verzeihung, daß ich Ihre Güte so schlecht lohne. — Ich werde nicht um Baroneß Elisabeth Korff werben. Wer weiß denn auch, ob nicht im feindlichen Lager die

Chopin. Gemälde von Albert Keller. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München. (S. 367.)



Märchenerzählerin. Nach einem Gemälde von Eduard Grützner. (S. 377.)

Kugel schon gegossen ist, die mir alle brennenden Zukunftsfragen für immer löst!"

Mit ungewöhnlich sinnendem Ausdruck hatte Vera Pawlowna zu dem geliebten Manne emporgeblickt, auf dessen edler Stirne so tiefe Schatten von Melancholie lagerten; jetzt blitzte es auf in ihren Zügen, als sei ihr plötzlich ein glücklicher Gedanke gekommen.

„Und wenn ich noch eine andere Lösung wüßte? Eine freundlichere und sicherere als die, welche Sie meinen?"

„Eine sicherere? Wer weiß!"

„Ich! Wenigstens glaube ich, hoffe fest, daß es drüben an der Donau gar nicht einmal zum Kampfe kommen wird. Das elende Türkengesindel zerstiebt, noch ehe der russische Bär den ersten Tatzenschlag gethan."

„Qui vivra verra, belle amie! — Doch Ihre Lösung, ich brenne."

Wie er, sie zu der zierlichen Bank am Springbrunnen führend, sich selbst so nachlässig niederläßt, mit träumerischem Blick dem steigenden und fallenden Strahle folgend, sieht er nicht aus, als „brenne" er auf irgend etwas; doch seine schöne Freundin ist nicht verwöhnt. Eifrig, als gälte es wirklich, athemloser Spannung Genüge zu thun, erzählte sie:

„Sprach ich Ihnen schon von meiner jungen Halbschwester, die ich im Kloster zu Kiew erziehen lasse oder vielmehr ließ, denn sie ist jetzt beinahe siebenzehn Jahre alt? Ja? Gut, denn an sie dachte ich eben. Die Kleine ist ganz aussichtslos, nicht auffallend hübsch; doch soll sie sich, wie Schwester Nadeschda, — eine entfernte Verwandte, unter deren besonderer Obhut das Kind steht, — schreibt, sehr vortheilhaft entwickelt haben, und vollständig von mir abhängig. — Ein Wink von mir ruft sie her und —"

„Ein Wink von Ihnen wirft sie widerstandslos in meine Arme, das arme Kind. Meinten Sie nicht so?" ergänzt Fürst Sarasin herb.

„Was mißfällt Ihnen an meinem Plane?" fragt sie sehr erstaunt.

„Der Gedanke, ein unbewußtes, urtheilsloses Geschöpfchen in Ketten zu schmieden, die unzerreißbar sind, mag ihr Druck sich auch später noch so schmerzhaft fühlbar machen."

„Ah, Sie werden sentimental, Rurik Iwanowitsch," lacht die schöne Frau hell auf. „Von der Seite kannte ich Sie wirklich bis jetzt noch nicht."

„Möglich, daß Sie mich auch noch von mancher andern nicht kennen," murmelte der Fürst mit einem unwilligen Seitenblick auf die Lachende.

Sie hat ihn glücklicherweise nicht verstanden, doch fühlt sie, daß ihre Heiterkeit durchaus nicht ansteckend wirkt, und wird gleichfalls ernst.

„Seien Sie vernünftig, Rurik Iwanowitsch. Welch' größeres Glück könnte sich die arme kleine Klostermaus, der im besten Falle eine karg dotirte Stelle in irgend einem adeligen Fräuleinstift blüht, wohl träumen, als Fürstin Sarasin zu werden, wenn auch" — setzte sie hastig hinzu, „natürlich nur dem Namen nach.

„Und dann," fuhr sie nach einer Pause, in der sie umsonst auf Antwort gewartet hatte, plötzlich in ganz andere Tonart überspringend, fort, indem sie sich schmeichelnd hinüberschmiegte zu dem regungslos vor sich hin brütenden Manne, — „dann müssen Sie doch auch an mich denken. Ich verdiene es um Sie. Wäre nicht als Verwandte unser Verkehr vollständig legitimisirt, so daß Romanzow's kindische Eifersucht jeden Boden verlieren müßte?

„Ist die Ceremonie, die Sie zum Krösus macht, vorüber, kehrt meine kleine Ania ruhig in ihr Kloster zurück. Ihre große Jugend läßt das nur natürlich erscheinen. Sie folgen Ihrer Pflicht, indem Sie mit dem Zaren, ich folge meiner Pflicht, indem ich zu Sergei Romanzow gehe," sie lachte ziemlich spöttisch bei diesen letzten Worten; „begegnen wir uns dann hier und dort, so ist das Zufall, den zu benutzen wir volles Recht haben. Niemand kann darin etwas finden, Niemand wird —"

Sie unterbrach sich plötzlich, ihr eben noch in weicher Zärtlichkeit leuchtendes Auge flammte, die Stirnadern quer über der breit ansetzenden Nasenwurzel schwollen förmlich auf.

„Ah, Monseigneur, mein Plan scheint nicht Ihren Beifall zu haben. Sie suchten vielleicht eher zu lösen, als fester zu knüpfen, oder" — hier fuhr sie mit hochmüthig in den Nacken geworfenem Kopfe auf — „genügt Ihnen eine Verbindung mit den Jarnows etwa nicht?" — — —

In diesem Augenblicke zuckten, wie von Geisterhänden entzündet, in all' den im Laub verstreuten Krystallblütenkelchen die hellen Gasflammen auf und ließen die funkelnden Blicke der schönen Frau in ein kalt und streng auf sie gerichtetes tiefblaues Augenpaar treffen, vor dem sich all' die herausfordernden Zornesblitze plötzlich scheu hinter breiten, dunkel umsäumten Lidern bargen.

„Sie fühlen wohl, wie unlogisch Ihre Schlüsse sind, Vera Pawlowna," sagte mit tiefer, leidenschaftsloser Stimme der Fürst. — „Wäre Ihre erste Anklage wahr, wollte ich mich von Ihnen ganz und für immer trennen, — was zwänge mich zu Ihnen zurück gegen meinen Willen? Und was Ihren zweiten Verdacht betrifft, der Ihr stolzes Herz eben zu solcher Empörung brachte, so müßten Sie ihn bei ruhiger Ueberlegung selbst thöricht finden. Nicht nur, weil der Stammbaum der Jarnows mit seinen Wurzeln in unergründlichere Tiefen reicht, als der meiner Familie, sondern weil Sie nachgerade wissen müßten, ein wie entschiedener Verächter der Blaublutstheorie ich bin. Zeigen Sie mir heut eine Bauerndirne, die mir gefällt, meinen Ansprüchen genügt, und ich führe sie morgen ebenso anstandslos zum Altar wie nur irgend ein hoch und edel geborenes Fräulein."

„Ich darf also Ania kommen lassen, da Ihnen doch wohl die Zeit fehlen würde, in Bürgerhäusern und Bauernhütten nach dem Ideal, das Ihnen gefällt und Ihren Ansprüchen genügt, zu suchen," fiel Vera Pawlowna schnell ein.

„Sie folgern nach Frauenart," lächelte er leise. — „Aber mag es darum sein. Rufen Sie die Schwester zu sich und gestatten Sie mir, sie kennen zu lernen. Ein so junges Herz, denk' ich mir, muß sich dem Blick noch so offen bieten, daß ich bald über den Urtheilsspruch, welchen es über mich fällt, im Klaren sein kann."

Sie zuckte wie ungeduldig die Achseln. Es war eine Grille des Fürsten, auf die Meinung eines einfältigen Kindes Gewicht zu legen, sie wollte ihr nur eben jetzt nicht widersprechen.

„Prüfen Sie und lassen Sie sich prüfen, so viel Sie wollen, um Ihr zartes Gewissen zu beruhigen. Morgen mit dem Frühzuge soll Etienne jedenfalls nach Kiew aufbrechen, um der künftigen Fürstin gleich Reisemarschall sein zu können. Auch die Liska, meine zweite Jungfer, schicke ich mit, damit das kleine Klosterfräulein nicht etwa wie eine Vogelscheuche hier eintrifft. In drei Tagen können sie hier sein."

Sie sprach hastig und aufgeregt, ihre Wangen glühten wie die eines glücklichen Kindes.

Er neigte sich leicht zu ihr herab und streifte mit flüchtiger Lippe ihren dunklen Scheitel, auf dem das Licht in rothen Reflexen spielte.

„Seien Sie Ihrer Sache nicht zu sicher," warnte er. „Ich lasse mich nicht beeinflussen und dulde auch andererseits keine Beeinflussung."

Sie legte ihm übermüthig den Finger auf den Mund.

„Chut, chut, Sie Pedant. Ce que femme veut, Dieu veut. Ich sage Ihnen, es wird sich machen. Ich kenne ja Ihr Frauenideal, jung, unschuldig, naiv, kurz so unbedeutend wie möglich, und ich möchte schwören, Sie finden es hier so ganz verwirklicht, wie Sie es sich in Ihren kühnsten Träumen nicht ausgemalt."

„Veremos —"

„O, schon fort? Warum? Es gibt noch so viel zu besprechen."

„Sie vergessen Ihre Gäste drüben —"

„Ah bah!"

„Sie sind ein Kind, Gräfin. So muß ich für Sie denken."

Aufstehend bot er ihr den Arm. Sie zögerte, sie ließ den sprechenden Blick ringsum schweifen und hob ihn dann in beredter Bitte zu ihm auf.

Wie blühte das Alles in märchenhafter Pracht! Die Schmetterlingskelche der Orchideen gaukelten über ihnen, das tropische Laubwerk trieste förmlich von Licht. Durch das leis bewegte Wasser des Springbrunnens fuhren Goldfischchen wie lebendige Feuerfunken und hinter den goldenen Gittern der Volière zwitscherte es leise, traumhaft, zärtlich.

Sie wäre so gern noch geblieben, Fürst Rurik aber schien den Zauber der Stunde, den Reiz ihrer Nähe wenig zu empfinden, er drängte hastig hinaus.

Sie grollte und doch liebte sie ihn niemals so vollbewußt wie in solchen Momenten, den schönen, stolzen, kalten Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Was ist schwerer: Erwerben oder Erhalten?

(Hiezu die Bilder S. 368.)

Es ist eine schon vielfach behandelte Streitfrage, ob es schwerer sei, sich ein Vermögen zu erwerben, oder ob es schwerer sei, sich ein erworbenes Vermögen zu erhalten.

Die letzten traurigen Jahre haben einen reichen Beitrag zur Lösung dieser Frage gebracht, und leider haben viele Tausende seit den sechs Jahren, in welchen eine noch nie dagewesene wirthschaftliche Krisis über Deutschland nicht nur, sondern über die ganze kultivirte Welt hereingebrochen, an sich die traurige Erfahrung gemacht, wie schwer es ist, ein durch oft jahrelange Mühe, Arbeit und Sparsamkeit erworbenes Vermögen sich auch zu erhalten.

Gilt dieß nun für materiellen Besitz, so ist es nicht weniger wahr für geistige Errungenschaft, und von dieser wollten wir hier sprechen.

Es ist ja eine hocherfreuliche Thatsache, daß seit einem Menschenalter die Kunst des Lehrens ebenso große Fortschritte gemacht hat, als sich die Lehrmittel vervielfältigt und vervollkommnet haben. Die Folge davon ist, daß die heutige Jugend wesentlich mehr und dieses Mehr doch noch leichter erlernt, als dieß vor etwa vierzig Jahren der Fall gewesen. Je größer nun aber das verhältnißmäßig schnell errungene Wissen ist — je größer ist auch die Gefahr und Wahrscheinlichkeit, daß — aus Mangel an fortwährender Uebung — schnell und viel von den gesammelten geistigen Schätzen wieder verloren gehe. Selbst den relativ wenigen, in Beziehung auf's Gedächtniß besonders begabten Menschen wird es weitaus nicht möglich sein, Alles, was sie einmal erlernt, so festzuhalten, um jederzeit sicher darüber verfügen zu können — weitaus die Mehrzahl der Menschen läßt aber die Hälfte und darüber von dem, was sie mit Aufwand von Zeit, Mühe und Geld geistig errungen hat, sich wieder verloren gehen aus unbegreiflicher Gleichgültigkeit oder weil sie zu den Kosten der Erwerbung den verhältnißmäßig so kleinen Aufwand an Geld scheut, um durch entsprechende, fast mühelose Uebung das einmal Erlernte zu erhalten.

So ist es, um ein Beispiel anzuführen, seit die Nationen sich durch die Eisenbahnen so unendlich viel näher gerückt sind, für jeden Gebildeten beider Geschlechter eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden, mindestens die französische und englische Sprache zu erlernen, da, abgesehen von allem Andern, diese beiden Sprachen fast unentbehrlich sind für das täglich leichter und mit Recht immer häufiger werdende Reisen über Deutschlands Grenzen hinaus. Es sind ja so viele und so triftige Gründe, die den Gebildeten zu solchem Reisen veranlassen, bald allgemeine Bildungs- oder Erwerbszwecke, bald auch Rücksichten auf die Gesundheit oder gar nur das große Vergnügen, welches das Reisen gewährt. So lernt denn die zu den Gebildeten zählende deutsche Jugend, Männlein wie Fräulein, einige Jahre hindurch fleißig Französisch und Englisch — erreicht auch in der Regel darin die nöthige Fertigkeit im Lesen, Sprechen und Schreiben — um hernach wohl weniger die französische Sprache, weil zur Uebung hierin doch noch viel mehr Gelegenheit gegeben ist, — aber in den meisten Fällen die englische Sprache im Laufe von ein paar Jahren so gut als vollständig wieder zu vergessen. Die englische Sprache bietet nun ohnehin schon durch ihre von der Aussprache so verschiedene Schreibweise der Worte dem Gedächtniß eine besonders schwierige, weil vollständig doppelte Aufgabe, denn man muß sich merken, wie das Wort lautet und wie man es schreibt. Da gibt es denn kein besseres Mittel zur Erhaltung seiner Kenntniß der englischen Sprache, als ein regelmäßiges, am besten — wenn auch nur für sich selbst — lautes Lesen. Diese Regelmäßigkeit der Uebung ist eben auch eine Hauptsache, da jede größere Pause in der Uebung den Anfang des Vergessens bildet.

Diese nothwendige Regelmäßigkeit wird aber am sichersten herbeigeführt durch die Angewöhnung, eine englische Zeitschrift zu lesen, und dieß war auch der Gesichtspunkt, von welchem aus Freiligrath das vortreffliche „Illustrated Magazine" begründete, das als einzige in Deutschland erscheinende englische Zeitschrift in seinen prächtigen, alle vierzehn Tage erscheinenden Heften — zum Preise von 50 Pfennig für das Heft — eben genau das bietet, was zur Fortübung in der einmal erlernten Sprache nöthig und wünschenswerth ist. Der Inhalt, von einer Dame, Miß Howard, ausgewählt, kann nicht nur unbesorgt von jeder Mutter ihrer erwachsenen Tochter in die Hand gegeben werden, sondern dieser Inhalt, eine sorgfältige Auswahl des Besten aus der neuesten englischen Literatur, ist zugleich ausgezeichnet durch Schönheit der Sprache und so interessant, daß die Abonnenten jedes neue Heft mit Vergnügen empfangen und lesen. Die Bilder auf S. 368 sind eine Probe der reizenden Illustrationen, welche diese englische Zeitschrift zieren. Obgleich das „Illustrated Magazine" in den fünf Jahren seines Bestehens schon einen ziemlich großen Kreis von treuen Freunden sich erworben, so ist doch noch in Tausenden von Familien dasselbe nicht bekannt, und da es in der That die wärmste Empfehlung verdient, so sei sie ihm hiedurch bei den Freunden dieser Blätter auch gegeben.

Chopin.

Gemälde von Albert Keller.

(Hiezu das Bild S. 364.)

Der seltsame Titel des Bildes ist rasch erklärt: die beiden Damen am Klavier spielen Chopin'sche Musik. Der Künstler wollte damit uns in die geistige Sphäre versetzen, welcher die beiden anmuthigen Frauengestalten angehören, die an dem Piano sitzen. Während man von der einen nur das Köpfchen im Viertelsprofil sieht, läßt die andere, in den Stuhl zurückgelehnt, die Stickerei langsam den Händen entgleiten und schaut mit jener Mischung von Empfindungen, die Chopin erregen kann — Schwermuth und Schwärmerei — vor sich hin. Es ist ein Zug echter Noblesse in der Zeichnung der Figuren und ein feingebildeter Geschmack in der Anordnung des Ganzen. Bis auf's Kleinste durchgeführt, ist das Bild doch nicht kleinlich, und trotz der fast verblüffenden Feinheit der Mache von jeder Süße fern. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß das Bild Albert Keller's sich mit den besten Leistungen der französischen Salonmalerei getrost messen kann.

Notizblätter.

Literatur.

— **Alfred Stern hat dem Dichter des „Verlorenen Paradieses"** in dem nun vollendet vorliegenden Werke: „Milton und seine Zeit" (Leipzig, Duncker & Humblot) ein ehrenvolles Denkmal gesetzt. Die große umfangreiche Arbeit, welche dem Dichter, dem Gelehrten, dem Staatsmann, dem Menschen gleich gerecht wird und ihn aus seiner Zeit heraus zu begreifen und in seiner Bedeutung für die Mitzeit darzustellen sucht, hat das Lebensbild zugleich zu einem Bilde der ganzen Zeit gestaltet. Bei Milton war dieß eben in besonderem Grade möglich und nothwendig, da er in so vielen Richtungen einflußreich eingriff, und wenn den Meisten auch sein literarischer Charakter nicht fremd sein wird, so ist es gewiß sein religiöser und politischer, und Stern hat deßhalb Recht gehabt, gerade diese Seite ausführlicher zu behandeln. Eben in diesem Augenblick, wo man durch das Bild Munkacsy's: „Milton diktirt seinen Töchtern das Paradies", wieder lebhaft an den Dichter erinnert worden, wird das Buch willkommen sein.

— **Eine feinschattirte Biographie erhalten wir in Karl Fulda's** „Leben Charlottens v. Schiller" (Lengefeld) (Berlin, Paetel). Der Autor hat sich bestrebt, das Leben der Gattin des großen Dichters sozusagen mit ihren eigenen Worten zu malen, und zwar aus den unverfälschten Quellen, wie es Charlottens Schriften und Briefe, wie sie Schiller und ihre Angehörigen, Freunde und Zeitgenossen geschildert haben. Das geschmackvoll ausgestattete Buch ist mit Charlottens Porträt in Photographiedruck geschmückt.

— **Aus dem Nachlaß Gerstäcker's hat die Verlagshandlung von** Costenoble in Jena jetzt mit Hinzunahme anderer schon erschienener kleiner Erzählungen drei stattliche Bände veröffentlicht, die allen Freunden dieses urwüchsigen Autors willkommen sein werden. In den Skizzen kommt Gerstäcker's Frische und kecken Eingreifen in's Leben oft wirksamer zur Geltung als in seinen Romanen, und so dürften auch diese Erzählungen mit Genuß gelesen werden und lehrhaft interessiren. Der erste Band bringt außer einer Selbstbiographie Gerstäcker's sieben Skizzen, der zweite Band sechs, der dritte und interessanteste gar siebenzehn Skizzen. Wie man sieht, ist diese Nachlese reich an Inhalt.

— **Ein origineller englischer Roman, der uns von sehr geschickter** Hand übersetzt vorliegt, ist: „Eine Werbung" von E. C. Grenville Murray (Leipzig, Schlicke). Der Autor, welcher großes Aufsehen durch seine russischen Skizzen und französischen Bilder in englischen Rahmen erregt hat, gibt hier einen ebenso kunstvoll komponirten wie spannend durchgeführten Roman mit vortrefflichen englischen Charakterköpfen, die nicht, wie dieß in England noch häufiger fast …3 bei uns, nach der Schablone gedacht sind. Das Buch sei für lange Winterabende warm empfohlen.

— **Fr. Bischer's „Auch Einer", welcher vor drei Monaten bei** G. Hallberger in Stuttgart erschien, hat, wie nicht anders zu erwarten stand, eine so glänzende Aufnahme gefunden, daß eben eine zweite Auflage unter die Presse geht. Neben der flüchtigen Kritik, welche sich nur an die äußere Schale hält, hat das interessante Buch doch auch der Kritik, die sich in den geistigen Gehalt zu vertiefen und dem Dichter in seine Schaffenswerkstatt nachzugehen vermag, reichen Stoff zu anregenden Essays gegeben; wir verweisen nur auf die durch vier Nummern der „Augsb. Allgemeinen Zeitung" laufende Besprechung von Weltrich, die an sich schon ein kleines Meisterstück ästhetischer Kritik ist.

— **Unter dem Titel: „Münchner Bilderbogen" (Stuttgart,** Richter & Kappler) hat Theodor von der Ammer eine köstliche, vom heitersten und liebenswürdigsten Humor getragene Satire auf seine ihm sehr am Herzen liegende Vaterstadt geschrieben, welche zugleich ein Kulturbild unserer modernen Gesellschaftszustände bietet. Wer sein München lieb hat, wird es gerne auch 'mal in diesem Spiegel der Satire sehen.

— **Die Konservirung der Nahrungsmittel, welche im mensch**lichen Haushalt eine so wichtige und für die Gesundheit so eingreifende Rolle spielt, hat in dem Buche von A. Cnyrim (Weimar, Voigt) die ausführlichste, eingehendste und gemeinverständlichste Behandlung erfahren. Es bildet eine sehr wesentliche Ergänzung unserer Kochbücher, in denen dieser Punkt meist nur als Stiefkind behandelt wird.

— **Das finanzielle Jahrbuch für Oesterreich-Ungarn: „Der Kom**paß" (Wien, Hölder), herausgegeben von Gustav Leonhardt, ist im zwölften Jahrgang für 1879 erschienen und zeichnet sich durch die gleiche Masse des Stoffes wie durch die gewissenhafte und exakte Behandlung, namentlich aber durch große Uebersichtlichkeit aus.

— **Von Meyer's „Konversationslexikon" ist nun auch der** 16. Band erschienen, welcher die Nachträge und die Register enthält. Erstere sind mit größter Sorgfalt zusammengetragen, so daß das Werk nun bis auf die allerletzte Zeit reicht.

— **Die „Politische Korrespondenz Friedrich des Großen" wird** durch die k. Akademie der Wissenschaften in Berlin in 30 Bänden herausgegeben, von denen der erste eben fertig geworden (Berlin, A. Duncker).

— **„Nord und Süd", die von P. Lindau redigirte Monatsschrift,** ist seit Neujahr in den Verlag von Schottländer in Breslau übergegangen und wird vom Herausgeber und Verleger in ganz gleicher Weise wie früher fortgeführt.

— **Jefferson Davis, der ehemalige Präsident der konföderirten** Südstaaten von Amerika, hat seine „Memoiren" vollendet. Dieselben werden im Frühjahr gleichzeitig in New-York und London mit einer französischen Ausgabe in Paris erscheinen.

— **Die Grenzboten dementiren, daß Moritz Busch die Redaktion** derselben übernommen habe.

Bildende Künste.

— **Für das Denkmal des Prinzen Adalbert von Preußen sind** sieben Entwürfe eingegangen und zwar von Franz, Affinger, Keil, Schuler, Brunow, Herter, Steiner. Die Entwürfe, welche den Prinzen auf einem gar nicht oder nur wenig verzierten Postament darstellen, sind gegenwärtig ausgestellt.

— **Im Münchener Kunstverein übten kürzlich zwei für die dieß**jährige internationale Ausstellung daselbst bestimmte Bilder von Franz Defregger und von Eduard Grützner ungewöhnliche Anziehungskraft. Bei Defregger's Bild: „Andreas Hofer's letzter Gang und Abschied von seinen mitgefangenen Landsleuten am 20. Februar 1810 in Mantua", packt vor Allem die Größe des Augenblicks, der hier mit ergreifender Gewalt zum Ausdruck gebracht ist, daß es lange Zeit dauert, bis man gewahr wird, mit wie einfachen Mitteln der Künstler dieses höchste Ziel erreichte. Vierzehn Personen, deren eine Hälfte im Halbdunkel fast verschwindet, genügten dem Meister, den hochethischen Moment zum überzeugenden Ausdruck zu bringen, und gerade in dieser Selbstbeschränkung liegt der hohe Werth der Komposition. Es ist ein Bauer, der zum letzten Gange sich anschickend, unter seine mitgefangenen Landsleute tritt und ihnen ein letztes Lebewohl sagt. Sie wollen, sie können es nicht glauben, daß der Brave sterben soll. Sie hängen sich an ihn, ihre Hände pressen die seinen, sie halten ihn fest, als könnten sie ihn hindern, sich den Kugeln gegenüberzustellen. Herzerschütternder Jammer liegt auf den harten Gesichtern der Bauern. Und inmitten seiner Tapferen steht der bäuerliche Held, verklärten Angesichts. Sein Auge leuchtet, aber nicht in wilder Kampfesglut; es leuchtet im milden Glanze des sich ihm erschließenden Himmels. Hinter ihm erscheint der Erzpriester Manifesti, ihn auf seinem Todesgange begleitend, und die militärische Eskorte, unten an der Treppe erwartet ihn das Peloton, unter dessen Kugeln er fallen soll. Defregger's Bild gehört unzweifelhaft zu den bedeutendsten historischen Gemälden der letzten Zeit. Das Bild ist für die Pinakothek angekauft. — So ergreifend dieses Werk, so heiter wirkt Ed. Grützner's „Klosterweinlese", bei der sich ein Kardinal als Gast einfindet und so den Mittelpunkt der figurenreichen Komposition bildet. Ein Mädchen bietet, vom Pater Kellermeister vorgestellt, der Eminenz eine Schale voll Trauben, Winzer und Winzerinnen kommen und gehen und Mönche sitzen am Fasse, um dem neuen Wein Raum zu schaffen, während einige andere unter der Thüre des Kellerhauses heiterste Konversation pflegen. Und das Ganze schwimmt in einem Meere von goldenem Lichte, als gingen die Sonnenstrahlen durch ein riesiges Glas alten Markobrunners.

— **Ein junger, muthiger Oesterreicher, der Landschaftsmaler** und Nimrod Joseph Ladein aus Mödling, ist auf einer Reise in's Innere von Afrika begriffen. In einem Briefe aus Oran in Algerien theilt er mit, daß er im Juli vorigen Jahres von Wien aufbrach, Italien, Frankreich, Spanien zumeist zu Fuß durchwanderte und nun in Oran eingetroffen sei. Sein weiteres Reiseziel ist Marokko, durch die Wüste Sahara zum Senegal, über Haussa zu den Nilseen, von da dem Laufe des Nil entlang nach Kairo und zurück nach Europa.

Musik.

— **In Berlin brachte der Stern'sche Gesangverein Max Bruch's** Komposition der Schiller'schen „Glocke" zur Aufführung. Bekanntlich haben Romberg und Lindpaintner schon früher die Dichtung musikalisch verwerthet; die neue Komposition findet sehr widersprechende Beurtheilung, doch neigen sich die meisten Kritiker zu Ungunsten des Komponisten, der zwar den ganzen vokalen und instrumentalen Apparat beherrsche und alles Musikalisch-Technische mit ausgezeichneter Geschicklichkeit behandle, in diesem Werke aber die Erhebenheit der Tonsprache, musikalische Bedeutsamkeit der Erfindung und Größe der Gestaltung vermissen lasse.

— **In Hamburg wurden Philipp Rüfer's Rubens-Festouvertüre** und dessen Symphonie F-dur op. 23 aufgeführt und vom Publikum wie von der Kritik außerordentlich beifällig aufgenommen. Die Festouvertüre ist frisch und wirkungsvoll. Ein echt deutscher Zug geht durch das schöne Werk, dessen Hauptthemen, besonders das zweite, von großer Breite und interessanter Harmonieführung sind. In der Durchführung des mittleren Theils des Werkes kommen, wie es der Gang der Entwicklung mit sich bringt, symphonisch gearbeitete Stellen vor. Aus der ganzen Anlage und Ausarbeitung der Ouvertüre ersieht man deutlich die Begabung zu großer Form der Instrumentalmusik, denn nichts in der Verarbeitung der Motive scheint gemacht, Alles fließt natürlich und geschickt weiter. In noch höherem Grade als die Ouvertüre, die als Festouvertüre neben ihren Vorzügen doch auch äußere Klangeffekte reichlich besitzt, — nimmt die Symphonie die Gedanken des Zuhörers ein, man fühlt sich von diesem so reichen Werke außerordentlich angeregt. Von den vier Sätzen fällt das Hauptgewicht auf den ersten und letzten, denen die rechte symphonische Breite nicht mangelt. Auch hier sind es die zweiten Themen, wie in der Ouvertüre, in denen die speziell melodische Erfindung des Komponisten am deutlichsten erkennbar.

— **Im Stuttgarter „Verein für klassische Kirchenmusik" wurde** unlängst Fr. Schubert's Messe in As-dur aufgeführt, welche sich als ein großartiges, von wundersamen Geistesblitzen sprühendes Werk bewährte, das auch anderwärtiger Vorführung höchst würdig wäre, und sich zumal für eines der großen rheinischen Musikfeste eminent eignen dürfte.

— **Der „Klavierpoet der Gegenwart", wie wir ihn in diesem** Blatte im vorigen Jahre einführten, Th. Kirchner, hat die Kunstwelt bereits wieder mit neuen Spenden seines Genius beschenkt, und zwar lauter Klavierwerken: op. 33 („Ideale") und 34 („Walzer") bei Rieter-Biedermann, 35 („Spielsachen") und 36 („Phantasieen am Klavier") bei Hofmeister, 37 („vier Elegieen") und 38 („zwölf Etüden") bei J. Hainauer. Aber wenn auch die Titel differiren, so finden wir doch überall die gleiche empfindungstiefe Lyrik, ausgesprochen in einer geradezu an Platen gemahnenden Formvollendung. Auch die äußere Ausstattung übertrifft an Eleganz alles Vorhandene.

Bühne.

— **In Weimar hat die erste Aufführung des mit dem Schiller**preise prämiirten Dramas Riffel's: „Agnes von Meran", stattgefunden. Das Stück fand eine geradezu glänzende Aufnahme, am lautesten und anhaltendsten erscholl der Beifall nach dem zweiten und dritten Akte. Die Tragödie war für die Aufführung wesentlich gekürzt worden.

— **Das königl. Schauspiel in Berlin gab ein italienisches dra**matisches Gedicht: „Eine Schachpartie" von Giuseppe Giacosa, als Novität. Der Dichtung sei zwar ein warmer, stimmungsvoller Ton und eine poetische Sprache eigen, aber die Handlung sei doch gar zu unwahrscheinlich. Ein alter Ritter besucht in Begleitung seines Knappen einen alten Freund, der, gleichfalls ein Ritter, im Besitz eines holdseligen Töchterleins ist. Die minniglich Jungfrau will nicht freien, natürlich so lange nicht, bis der Rechte kommt. Und dieser Rechte stellt sich mit dem Knappen ein. Wunderlich ist die Schrulle des alten Renato, dem Knappen die Tochter zu geben, wenn er die Partie gewinnt, aber sein Leben zu fordern, wenn er sie verliert. Das Stück baut sich zwar poetisch, aber doch unhaltbar auf dieser schwankenden Basis auf.

— **Am Wiener Ringtheater wurde ein „Salonstück" zum ersten** Male aufgeführt, welches sich „Die Gräfin Egon Lohhausen" betitelt und dessen Autor Graf Emerich Stadion ist. Die Bezeichnung des Stückes sollte wohl andeuten, daß der Verfasser eine Art Wiener Sittenstück entwerfen, Verhältnisse und Zustände in der Gesellschaft, speziell in den aristokratischen Kreisen charakterisiren wollte. Das Stück bedeutet einen respektablen Versuch. So fleißig der Dialog ausgearbeitet ist, welcher manches treffende Wort enthält, den guten Intentionen wurde vom Autor selbst als ein gefährliches Hinderniß eine Handlung entgegengestellt, welche, auf unnatürlichen Motiven beruhend, nur zu unnatürlich und unklar sich entwickelnden und lösenden Konflikten und im zweiten Akt zuweilen an die Grenze führt, wo der Ernst leicht eine nicht beabsichtigte Heiterkeit wachrufen kann. Von glücklicherer Wirkung sind die lustigen Szenen. Das Publikum kam dem Stück mit Wohlwollen entgegen.

— **Im Leipziger Stadttheater hat „Freund Fritz", nach dem** französischen „L'Ami Fritz" der Elsäßer Erkmann-Chatrian, nur mäßig angesprochen.

— **Robert Hamerling hat ein Lustspiel: „Lord Lucifer" voll**endet, welches sich im Druck befindet und an die Bühnen versandt werden soll.

— **Das kürzlich in Hamburg mit großem Beifall aufgeführte** fünfaktige Schauspiel aus Bulwer's Nachlaß: „Das Haus Darnley", ist nun auch im Burgtheater zu Wien zum ersten Male gegeben und in den ersten Aufzügen sehr günstig aufgenommen worden, wogegen die letzten Langeweile und Ueberdruß erregten. Darnley ist eine Art Riesler, mit denselben Geschäfts- und Herzenssorgen wie dieser, nur daß seine Frau ihm treu ist und, nachdem auch sie an seiner Tugend irrthümlich gezweifelt, schließlich auch treu befunden wird. Es schwebt ein Irrthum, ein Mißverständniß zwischen Beiden, sie hätten nur das Mund aufzuthun, um sofort die wirkliche Lage der Dinge zu erfahren; das aber geschieht nicht, und so quälen sie sich und den Zuschauer. Die ersten Akte bis in den dritten hinein haben sehr unterhalten. Die Darstellung war eine fast in allen Stücken unübertreffliche.

— **In Bremen gab man als Novität den Einakter des dortigen** Dramaturgen Otto Schreyer: „Nicht zu Hause", mit durchschlagendem Erfolg. Man rühmt dem Stücke namentlich geistvolle Frische des Dialoges nach.

— **G. Linder's neue Oper: „Konradin von Schwaben" ist am** 19. Januar auf der Stuttgarter Hofbühne mit glänzendem Erfolg in Szene gegangen. Der Komponist, einst Schüler und jetzt Lehrer am Stuttgarter Konservatorium, hat das pyrrhathische Textbuch mit einer ideenreichen, melodiefrischen, charaktervollen Musik ausgestattet, welche, wenn sie sich überhaupt an Wagner anschließt, nur dessen Gutes nachbildet, seine Schwächen aber meide vermeidet, und sich durch klare, durchsichtige Polyphonie, tief empfundene Liedweisen, imponirende Ensemblesätze und meisterhaftes, fast überreiches Orchesterkolorit auszeichnet. Den Tondichter belohnten zahlreiche Hervorrufe und Lorbeerkränze.

— **Das Stuttgarter Hoftheater brachte als Novität D'Arronge's** Lustspiel: „Doktor Klaus", welches wie überall den ungetheiltesten Beifall fand.

— **An den Pariser Theatern herrscht jetzt eine wahre Novitäten**epidemie. Kürzlich ging am Ambigutheater die dramatische Bearbeitung des Romans „L'Assommoir" von Emile Zola zum ersten Male in Szene und zwar mit außerordentlichem Erfolg. Emile Zola, einer der kühnsten und herausforderndsten Romandichter, hatte bisher auf der Bühne nur Niederlagen zu verzeichnen und mit etwas säuerlicher Selbstironie seine Theaterdichtungen unter dem Titel: „Drei durchgefallene Stücke" vor Kurzem herausgegeben. Neuerdings ist er durch eine sehr absprechende und kecke Kritik der französischen Romanschriftsteller der Gegenwart, die er in der russischen „Revue" veröffentlicht hat, in den Ruf eines kritischen Knutenschwingers gekommen und zum Mittelpunkt eines erregten literarischen Streits geworden. Vielleicht hat ihm dieser Umstand für den Erfolg seines dramatisirten Romans gute Dienste gethan.

— **An den Bouffes-Parisiens in Paris hat die erste Aufführung** der neuen Operette: „La Marocaine", Text von Paul Ferrier, Musik von Jacques Offenbach, stattgefunden. Es ist, wie aus dem Titel hervorgeht, ein sogenanntes „Tendenzstück", welches schon als solches einen schweren Stand beim Publikum hatte. Zudem wird das Libretto als ein durchaus verfehltes bezeichnet, so daß es schließlich so gut wie abgelehnt wurde. Wie der „Figaro" berichtet, hörte das Publikum den ersten Akt mit Wohlgefallen, den zweiten mit Geduld, den dritten und letzten mit einer vollständigen Entmuthigung an und Offenbach wird bedauert, seine unerschöpfliche Verve einem derartigen Libretto gewidmet zu haben. Die Musik der Operette sowie einige Couplets derselben werden gelobt.

Erfindungen.

— **Die Desinfektionskerzen von Dr. Reisig haben sich in neuerer** Zeit so vielfach bewährt, daß wir auf dieselben aufmerksam machen. Im Residenzschloß zu Darmstadt wurden sie bei der von der Diphtheritis so schwer heimgesuchten Familie ebenfalls angewendet. Die Kerzen können in Gegenwart der Kranken und ihrer Umgebung gebrannt werden und entwickeln die antiseptisch wirkende schweflige Säure kontinuirlich langsam, während die Räucherkerzchen zur raschen Entwirkung der schwefligen Säure dienen und daher zum Ausräuchern der leeren Räume, Kleider, Bettzeug ꝛc. angewendet werden.

Handel und Verkehr.

— **In den deutschen Münzstätten wurden bis Ende vorigen** Jahres geprägt an Goldmünzen: 1,244,824,580 Mark Doppelkronen, 399,904,660 Mark Kronen, 27 969,845 Mark halbe Kronen.

— **Der Goldkurs Amerikas, der mit Beginn des Kriegs im** Jahre 1860 begann, hat am 1. Januar zu existiren aufgehört. Der Papierdollar ist nunmehr mit dem Golddollar ausgeglichen.

— **Die deutsche Reichsregierung kündigte der Schweiz den** Handelsvertrag für Ende 1879, Frankreich die Handelsverträge mit England und Belgien.

— **Die badischen Eisenbahnen haben im letzten Jahre 800,000** Mark weniger eingetragen, als im Vorjahr.

— **Die erste Stangen'sche Reise um die Welt ist vollkommen ge**glückt, der Gesundheitszustand der Reisenden war auf der ganzen Reise ein sehr günstiger. Die Reisenden haben 29,360 engl. Meilen zurückgelegt. Die Seefahrten dauerten zusammen 77 Tage.

— **Zwischen Spanien und Portugal wird demnächst eine neue** Eisenbahnlinie eröffnet werden, welche von Ciudad Real das Guadianathal entlang geht und beide Länder verbindet. Die beiden Könige werden bei dieser Gelegenheit zusammenkommen.

— **Mr. de Hars, der amerikanische Konsul in Alexandria, hat** unlängst die tour de monde in 63 Tagen gemacht. Von Alexandria aufbrechend erreichte er New-York via Brindisi, Paris, London und Liverpool in 20 Tagen. Die Reise von New-York nach San Franzisko, Yokohama und Honkong nahm einen gleichen Zeitraum in Anspruch; die Reise nach Ceylon dauerte 10 Tage, und 12 Tage die Reise von Galle nach Suez, von wo eine Fahrt von wenigen Stunden genügte, um den Cirkel bis Alexandria zu vervollständigen.

Haus- und Landwirthschaft.

— **In Leipzig wird vom 6. bis 8. März eine allgemeine Ge**flügelausstellung im Schützenhaus veranstaltet; die siebente Geflügelausstellung, welche die „Cyria" in Berlin veranstaltet, findet vom 31. Januar bis 4. Februar statt.

Feste und Versammlungen.

— **Die nächste allgemeine Versammlung der evangelischen Allianz** wird vom 31. August bis 7. September in Basel stattfinden.

— **Die 23. allgemeine Lehrerversammlung ist für Pfingsten d. J.** nach Braunschweig ausgeschrieben.

Gestorben.

— Dr. Rautenberg, aus Bremen, Reisender, auf Madagaskar.

— Heinr. Frhr. v. Lützow (Mecklenburger), Generalmajor der niederländisch-ostindischen Armee, 72 Jahre alt, am 6. Januar, auf Schloß Lutzow.

— E. M. Ward, berühmter englischer Historienmaler, 63 Jahre alt, in Windsor, am 16. Januar.

— Friedr. Ed. Meyerheim, berühmter Genremaler, 71 Jahre alt, am 19. Januar, in Berlin.

— Leon Plée, Romanschriftsteller, in Paris, am 19. Januar.

— Admiral Touchard, in Paris, am 20. Januar.

Ein Joachim'scher Quartettabend.

Von

Theobald Rehbaum.

I.

(Hiezu das Porträt S. 361.)

Ein Winterabend in Berlin von der abscheulichsten Art. Man weiß nicht regnet es oder schneit es, denn ein Gemisch von Wasser und halbgethauten Schneeflocken wird von dem stoßweise wehenden Sturme die verödeten Straßen entlang gefegt. Trübe und flackernd brennen, mit rothlichem Licht, die Laternen, mit dem Sturme kampfend — kurzum, es ist ein Wetter, bei welchem man keinen Hund vor die Thür jagen mochte.

Wer heut nicht dringend hinaus muß, der bleibt daheim am warmen Ofen. Sogar die Theater leiden unter der Ungunst des Wetters — denn an solchen Abenden ist es in den vom Centrum der Stadt weit entfernten eleganten Quartieren oft schwer, ja unmöglich, eine Droschke aufzutreiben, und zu Fuß, bei solchem Wetter, eines vielleicht zweifelhaften Genusses wegen! Da bleibt man lieber zu Hause.

Wer also heut das behagliche Zimmer verläßt und sich in den Sturm hinauswagt, der muß einen triftigen Grund dazu haben.

Ein Punkt, recht im Herzen der heut so unliebenswürdigen Großstadt ist es, welcher trotz Wind und Wetter eine gewaltige Anziehungskraft ausüben muß. — Es ist die Singakademie, der klassische Boden des musikalischen Berlins — wo heut Joachim'sche Quartettsoirée und in dieser die erste Aufführung eines noch ungedruckten Streichquartetts von Johannes Brahms stattfindet.

Zwei „Ereignisse" auf einmal! denn die Joachim'schen Quartettabende sind, trotz ihrer regelmäßigen Wiederkehr, stets Ereignisse, erfreuliche Ereignisse für die musikalische Welt Berlins.

Man will an einem Freitag oder Sonnabend eine Gesellschaft geben und hat die Einladungen ausgesandt, ohne, leichtsinnigerweise, zu überlegen, zu bedenken. Da kommen von allen Seiten die Absagen, kurz und bundig: „Wir bedauern sehr, denn am Freitag ist Joachim" (so drückt man sich, allgemeinen Verständnisses sicher, kurz aus). Joachim's Quartett! Das geht selbstverständlich Allem vor, das entschuldigt immer.

Folgen wir nun dem Strome, welcher in der am Kastanienwald (dieser Wald ist eine Schachtel voll Bäume mitten in Berlin) liegenden Singakademie mündet. Wir ertragen muthig alle Unbequemlichkeiten des für heutige Berliner Verhältnisse längst nicht mehr ausreichenden Konzertlokales, wandeln die engen Holztreppen hinauf und gelangen in den Saal. Ein würdiger Raum, der aber noch ganz das Gepräge der sprüchwortlich gewordenen altpreußischen Strenge und Sparsamkeit trägt, und der, ebenso altpreußisch-konservativ, noch heut mit Oellampen (ein ganz kurioses Unikum!) erleuchtet wird.

Aber blicke um Dich, Fremder! — solltest Du hier auch ein solcher sein, Du fühlst bald, Du bist in bedeutender Umgebung. Du findest hier — im eminentesten Sinne — die beste Gesellschaft Berlins. Du siehst hier auch diejenigen Leute, die zu musikalisch vornehm sind, um in die Oper zu gehen. Blicke um Dich! Du siehst natürlich, wie überall, genug Personen, die keine andere Absicht haben, als die, hier bemerkt zu werden, Parvenüs, Financiers, die sich gern als Kenner und Mäcene aufspielen wollen, schöne Damen, die sich des Effektes wegen, den sie im neuen Rubenshut machen werden, gern einmal zwei Stunden langweilen wollen. Aber Du siehst auch eine Menge von intelligenten Köpfen, von jenen so unendlich anziehenden Physiognomieen, welche den göttlichen Stempel rastloser geistiger Arbeit tragen, Männer, deren Namen man in ganz Europa mit Achtung und Verehrung nennt, Gelehrte, Staatsmänner, Künstler, Großindustrielle, Größen der Finanzwelt, dazu einen Flor holder Frauen, begeisterte Verehrerinnen der Kunst, zum größeren Theil selbst kunstbegabt. Man darf es wohl kühn behaupten: ein besseres, kunstverständigeres, kunstliebenderes Publikum findest Du nirgends. — Da öffnen sich die Thüren des hinter dem großen Saale liegenden kleineren Cäciliensaales, und aus diesem treten die Quartettspieler heraus.

Es ist eine ganz ungewöhnliche Gunst des Schicksals, welche Berlin das Glück gewährt, sein Joachim'sches Streichquartett, die Freude und den Stolz aller Kunstverständigen, zu besitzen. Es gab einmal ein Parterre von Königen — hier gibt es ein Quartett von solchen. Joachim suchte und fand Partner, die seiner würdig waren: er wählte de Ahna, Rappoldi — jetzt Wirth statt dessen — und Müller (letzteren von dem jüngeren berühmten Müller'schen Quartett). Welche Stadt konnte sich jemals rühmen, eine ähnliche Konstellation besessen zu haben?

Das Traumland der Liebe. Bild zu einem Gedicht von Rita.
(Zu dem Artikel: „Was ist schwerer: Erwerben oder Erhalten?" S. 366.)

Tiefe Stille im Saal, alle Blicke sind voll Verehrung — die seiner zahlreich vertretenen Schüler voll Begeisterung und Liebe — auf den großen Meister gerichtet, welcher an der Spitze des Quartettes steht.

Betrachtet den männlich ernsten Kopf voll Feuer und großer Energie! Hier ist nichts von jener häufig so komisch und abstoßend wirkenden Virtuoseneitelkeit, die gern in affektirten Aeußerlichkeiten blenden will, nichts von jener komödiantenhaften Genialität. Dieß ist ein Mann, ein ganzer und ein tüchtiger!

Joachim ist jetzt kein Jüngling mehr. Am 15. Juli 1831 (zu Kittsee, einem kleinen Ort bei Preßburg) geboren, befindet er sich also schon in reiferem Mannesalter. Obschon ungewöhnlich früh in die Oeffentlichkeit tretend — bereits in seinem zwölften Jahre spielte er im Leipziger Gewandhauskonzert die gewaltig schwere Othello-Fantasie von Ernst — ist er keines jener oft beklagenswerthen Treibhausprodukte. So gesund und solid wie sein Aeußeres ist seine ganze künstlerische Natur. Für ihn ist, wie für alle wahrhaft bedeutenden Künstler, das Virtuosenthum nicht Zweck, sondern nur Mittel. Nicht sich, nicht seine Kunstfertigkeit im glänzendsten Licht zu zeigen ist sein Bestreben, nein, das Kunstwerk, die vollendete Wiedergeburt desselben ist ihm die Hauptsache. Er hat die deutsche Violinistenschule (und ein Deutscher vom Wirbel bis zur Zehe ist Joachim trotz seiner ungarischen Geburt) zu der von keiner andern Nation erreichten Höhe gehoben, auf welcher sie sich jetzt befindet. Seitdem Joachim die Atmosphäre gereinigt hat, ist in Berlin für jene unendlich seichten Paradestücke, mit denen linksrheinische Violinkünstler das Publikum zu blenden pflegen, kein Boden mehr. Man muß ihn das Beethoven'sche Violinkonzert haben spielen hören, um ihn in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen. Nur ein dem großen Klassiker verwandter Geist ist einer solchen Nachschöpfung fähig.

Es war ein Glück für Joachim, daß er schon in früher empfänglicher Jugend in die besonders damals so geistgetränkte Leipziger musikalische Atmosphäre kam. Nachdem er in Wien bei dem ausgezeichneten Joseph Böhm studirt, ging er in Leipzig in Ferdinand David's Hände über, zugleich Moritz Hauptmann's, des vorzüglichen Theoretikers, Unterricht genießend. Aber es lebten damals in Leipzig Robert und Klara Schumann und Mendelssohn, und neben ihnen noch eine Menge ausgezeichneter Künstler. Welche glückliche Anregung für den jungen Mann! — So ist er das geworden, was wir an ihm bewundern, lieben und schätzen.

Auf Leipzig folgte Weimar, die Musenstadt, im achtzehnten Jahrhundert der Poesie, im neunzehnten der Musik. Hier waltete der geniale Franz Liszt, der eifrige Pionier der neudeutschen Schule.

Liszt und Joachim! sollte man nicht meinen, daß das geistige Volumen dieser beiden gewaltigen Meister das kleine Weimar aus den Fugen sprengen müßte?

Und es wurde zu eng. Joachim vertauschte seine Stellung mit einer bedeutenderen in Hannover, wo er sich der hohen Gunst des blinden Königs erfreute. Mehr und mehr kam bei ihm nicht nur der Virtuose, der Geiger, sondern der allseitig gebildete Musiker zur Geltung. Seine letzte Stellung in Berlin zeigt ihn, als Direktor der k. Hochschule der Musik, in fruchtbringendster, umfassendster Thätigkeit. Vor Allem als Erzieher einer Generation von Geigern, welche berufen sind — schon durch ihre große Zahl — als Apostel der vortrefflichen künstlerischen Prinzipien ihres Meisters wahrhaft reformatorisch segensreich zu wirken. Ebenso leistet er als Dirigent, als Leiter großer Massen Vorzügliches.

Kehren wir in den Konzertsaal zurück. Ein leises Aufklopfen mit dem Bogen und das erste Quartett — es ist das herrliche in F dur, Opus 59 von Beethoven — beginnt. Die Akustik des Saales ist eine vortreffliche, die Wiedergabe des Werks durch die vier unvergleichlichen Künstler eine so fein abgewogene und klare, daß dem verständnißvollen Hörer kein Laut verloren geht.

Wie sie lauschen! Jener alte Herr mit dem begeisterten Gesicht, in dem von Zeit zu Zeit ein leichtes Lächeln der Befriedigung, des Verständnisses aufblitzt — o, er war selbst in jüngeren Jahren ein eifriger Quartettspieler! Jener Blinde — ihm ist die Musik Alles, ihm bedeutet sie das ganze Leben, die einzige Lebensfreude, die ihm noch blüht. Und dort, auf der Galerie, über die Partituren gebückt, die eifrigen Jünger der Kunst, Schüler des Meisters, mit ganzer Seele dem Vortrage folgend. Es ist eine andächtige Gemeinde.

Maud. Bild zu einem Gedicht von Tennyson von F. Hyde.
(Zu dem Artikel: „Was ist schwerer: Erwerben oder Erhalten?" S. 366.)

Bilder aus dem Karnevalsleben in St. Petersburg. Nach Skizzen von A. Wanjura. (S. 378.)

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Hainbuch war hinter dem fortstürzenden Pächter drein an ein auf die Landseite des Schlosses hinausblickendes Fenster geeilt. Von den Bäumen und Büschen des Parks kam dort blutrother Schein, den ein Dutzend roh hergestellter Fackeln, in Theer getauchter Knüttel, mit Werg umwickelter Stangen und anderer brennender Scheite über etwa hundert durcheinander wimmelnde Köpfe ausloderten. Jakob Kyritz' Auge sah starr darauf hinaus, dann stieß sein Mund einen ingrimmigen Fluch aus:

„Heilsakerlot, was ist das! Das sind keine von den städtischen Hundsföttern allein! Verdammte Schurken — da sind Bauernlümmel aus Ellernbrook drunter, die ich kenne! — Her mit der Pike! Du kletterst mir wenigstens nicht wieder herauf!"

Er riß einem mit allerhand altmodischen Hieb- und Stichwaffen aus der Sammlung des Schlosses beladenen Knechte, der gerade herangelaufen kam, eine der langen Piken aus der Hand und zugleich mit seiner Linken das Fenster auf. Im nächsten Augenblick gellte ein Schrei, von kraftvollem Stoß des Pächters getroffen, stürzte Einer der Rotte drunten, der sich als Vorderster auf einen der hart am Fenster aufgeschossenen Bäume geschwungen hatte, rücklings aus dem Geäst und kollerte auf den Erdboden hinunter. Vor dem Fallenden, dessen Arm sich mit Blut überströmte, wichen die nachdrängenden Angreifer in mechanisch wilder Panik zurück, doch mit fürchterlichem Gebrüll:

„Sie morden die Apostel der Menschheit! Einer der Söhne der Freiheit ist von ihrer Hand gefallen! — Vorwärts! — Nein, zurück erst, um den Angriffsplan zu berathen! — Rund um das Haus, daß Keiner entwischt! Der alte Freiheitskämpfer soll das Schlachtlied aufspielen! — Das Blut seines abgeschossenen Beines komme über sie! — Sie haben Blut vergossen und ihre Menschenrechte verwirkt! — Vorsichtig, es sind Soldknechte drin! — Erst Rath halten! Freiheit und Klugheit! — Wo ist die Schwester? Sie soll das Lied vom Frühling singen! — Ich sah sie zuletzt in dem Pfaffenkeller, ihre Kehle war trocken geworden und sie hatte Durst wie 'ne trächtige Kuh. — Rund um's Haus und die Anderen hieher! Die Blutsauger kommen uns nicht fort!"

Die Stimme des Anführers übertönte mit dem letzten Kommandoruf das Geschrei, und der Anordnung desselben folgend, zog sich die halb aus Städtern, halb aus Bewohnern Ellernbrooks zusammengesetzte Rotte an den Buschrand des Parkes zurück, während der von Jakob Kyritz' Pike Getroffene sich jetzt aufraffte und mit blutendem Arm und verstauchtem Fuß heulend nachhinkte. Wenn das alte Schloß auch seine Schutzgräben und ehemalige Befestigung eingebüßt hatte, bildete es doch den Waffen dieser Angreifer gegenüber noch immer wie vor Jahrhunderten eine Art Kastell, dessen feste Eichenbohlenthür dem Einbruch widerstand und dessen über doppelte Manneshöhe vom Erdboden entfernte Fensteröffnungen auch geringerer Anzahl eine Vertheidigung ermöglichten. Der Pächter organisirte diese mit der Schnelligkeit und dem sicheren Scharfblick eines angeborenen Feldherrntalents. Er versah auch die armkräftigen Meierei- und Wirthschaftsmädchen jetzt mit Waffen und beorderte sie hieher und dorthin. Man sah, daß Alle von plötzlichem Ruf aus dem Bett aufgerissen sein mußten und keinen Moment Zeit gehabt hatten, an etwas Anderes zu denken, als sich ihrem Herrn anzuschließen und das Schloß zu erreichen. Sie waren barfüßig, kaum mit einem instinktiv übergeworfenen Rock über ihrer Nachtkleidung versehen, und wie ihr erster besinnungsloser Schreck sich jetzt gelegt, gewahrte bei dem Flackerlicht der mitgebrachten Haus- und Stallaternen Jede in der Andern das Bild ihres eigenen Zustandes und sie suchten sich verlegen in's Dunkel zurückzuziehen. Doch Kyritz rief dazwischen:

„Schämt euch morgen! Heut ist nicht Zeit dazu! Wer drinnen ein ordentliches Mädchen ist, braucht sich nicht drum zu kümmern, wie's draußen aussieht, wenn's was extra anzufassen gibt! Oder möchtet ihr lieber zu dem Gesindel da hinaus und auch mit plündern und stehlen? Das heißen sie Freiheit und Menschenrecht! Wer von meinen Knechten und Mägden sich über mich zu beklagen hat, daß ich ungerecht gegen ihn gewesen und ihn zu meinem Besten geplackt und geschunden habe, der kann zu Denen da hinausgehen, ich halt' ihn nicht auf. Auf solche Manier wird die Welt nicht verbessert, nichts als Fleiß und Tüchtigkeit zu Grunde gerichtet. Ihr da, Trina, Guste — eure Arme wissen mit Heugabeln umzuspringen und können's hier mit den Dingern auch. Wenn die Kerle wieder kommen, denkt, es sind Maulwürfe, denen ihr mit dem Spaten auf's Genick stoßt. Wühler von ärgerer Sorte sind's, die das ganze Land ruiniren. Braucht eure Knochen gegen sie und zeigt euch als brave Dirnen! Ich bin eure Herrschaft und hab's euch befohlen; euch geht's vor Gericht und nirgendwo an, wenn ihr Einen dran glauben laßt, und euer Gewissen hat nichts damit zu schaffen. Im Gegentheil, ein gutes Gewissen arbeitet am besten und schlägt hier am kräftigsten mit drein. Also aufgepaßt, bis es erst einmal Tag wird!"

Das Verhalten der Angesprochenen legte beredtes Zeugniß für die Berechtigung des an sie gerichteten Appells ab. Einer der Knechte antwortete derb: „'s wär' ein Schandmaul, der dem Herrn Böses nachsagte!" und auch die gliederkräftigen Mägde griffen jetzt eifrig nach den alten Hellebarden und Spießen. Eine gewisse romantische Aufregung hatte die Gemüther und Köpfe gepackt, die ihre Hände plötzlich vor eine so anders geartete Arbeit als die täglich-herkömmliche gestellt sahen; nur die Frau des Pächters und ihre Tochter standen in den Winkel eines dunklen Zimmers zurückgezogen. Flüchtig, zu ihrer staunenden Ueberraschung, hatte Elsabe Kyritz im Vorüberlaufen die Gesichter Hainbuch's und der Schloßherrin gesehen, wäre gern zu ihnen geeilt. Aber nur ein Hemd und ein kurzes Röckchen bedeckten sie und verschämt hielt sie sich mit zitternden Gliedern hinter ihrer Mutter im Dunkel.

So befanden sich in dem Raum, den die alten, zeitgeschwärzten Wachskerzen erhellten, die Personen von zuvor ebenso allein, wie vor dem plötzlich in und um das stille Schloß entstandenen Getümmel. Nicht Alle mehr, Hainbuch fehlte; der Nothdrang des Augenblicks hatte ihn fortgetrieben und er betheiligte sich umsichtig an den Anstalten der Vertheidigung. Doch auch Hertha von Malchow stand nicht mehr wie vorher; überwältigt von der Erregung der letzten Stunde, war sie mit geschlossenen Lidern auf einen Stuhl gesunken. Sie schlief, aber sie saß kerzengerade in ihrem verblichenen Brokatkleid, der zerrissene Brautschleier fiel ihr wie graue Asche auf Stirn und Nacken herab, doch um die Lippen ihres alten Kupferstichantlitzes ging, ihre Züge wie zu tiefem Frieden ausglättend, ein ihnen fremdartiges, seliges Lächeln.

Nur Melchior Fleming lag noch ausgestreckt reglos auf der Stelle, an der er zu Boden gesunken. Doch nicht allein; durch den Thürvorhang, aus dem Ottmar Hainbuch hervorgetreten, war das Gesicht Helenens aufgetaucht, und sie kniete jetzt, das Haupt ihres Vaters emporrichtend, neben ihm. Sehr blaß und sorgenvollen Blicks, aber durch die Unruhe desselben zitterte es wie ein Strahl heimlichen Glückes, einer zuversichtlich über die Wirrniß des Momentes hinübergerichteten Hoffnung. Ihre Miene drückte aus, daß sie nur ein halbes Verständniß für das, was um sie vorging, besaß, noch wie im Traum hörte und sah. Mechanisch hob sich nun wohl, von lautem Ruf des Pächters drüben betroffen, ihr Kopf: „Aufgepaßt! Da kommen sie!" Doch wie von etwas Unwesentlichem zurück, bog ihre Stirn sich sogleich wieder auf die leise, gepreßt athmenden Lippen ihres Vaters hinab.

Ein Geheul und ein Ansturm der Rotte draußen hatte Kyritz' Ruf beantwortet. Die noch vermehrten Fackelbrände warfen ihr Gelober taghell an die Schloßfenster empor, an deren einem Hainbuch mit erregten Zügen, doch scharf dreinblickendem Auge erwartungsvoll auf seinem Posten stand. Allein er vermochte nicht zu gewahren, zu ahnen, daß sich in das allgemeine Geschrei etwa um hundert Schritte hinüber ein erstickter Schreckenslaut gemischt hatte, den sein Anblick hervorgerufen, den in diesem Moment die Lippen Petrea's von Malchow im Versteck eines dichten Gebüschrandes ausstießen.

Die beiden glücklichen, Welt und Zeit vergessenden Kinder waren plötzlich aus ihrem seligen Waldesdunkel in die Höhe gefahren, ihre Lippen hatten sich getrennt und sie standen aufhorchend Hand in Hand. „Was ist das?"

Unfern von ihnen kam es lärmend, singend, brüllend vorbei, hielt inne und rother Schein goß sich durch die Nacht auf. Ohne es zu wissen, hatten Eugen Römhold und Petrea, kaum tausend Schritte von Malchow entfernt, in dem zu demselben gehörigen Parkgehölz ihre tausendfachen, überströmenden Mittheilungen ausgetauscht, wie sie Beide nur sich von jeher geliebt und nur von ihrem Herzklopfen beirrt worden, es zu erkennen — lächelnd hatte der Jüngling schon erfüllt, was Helene Fleming ihm am Nachmittag gesprochen, sein Herz schlage nicht für sie, sondern für die Liebe, die es in sich selbst trage, die nach Gegenliebe begehre, und er werde bald über seinen thörichten Irrthum lachen. —

Nun flogen sie auf und Petrea stieß zitternd aus: „Das sind sie wieder, die häßlichen Gesichter — ich kenne ihre Stimmen. Was wollen die Abscheulichen hier?"

Eugen wußte keine Antwort, sie wußten Beide nicht, was sie wollten und thaten. Sie konnten sich ungefährdet tiefer im Wald verbergen, doch unwillkürlich wie vom Licht verlockte Nachtfalter zog die nächtliche Helle und das Stimmengetöse sie Schritt um Schritt demselben entgegen. Nun hatten sie spähend den Kopf aus dem letzten Versteck vorgebogen, gewahrten die anstürmende Schaar vor sich, dahinter das Schloß und in den rothbeglänzten Fenstern die Gesichtszüge der Vertheidiger, und Petrea stieß schreckensvoll aus:

„O Himmel, Eugen! Unser Freund — sieh' dort — Hainbuch, sie wollen ihn tödten! Wir müssen ihn retten — Hülfe!"

„Hülfe — aber woher?" stotterte gleichfalls entsetzt der Jüngling. „Das sind Ellernbrooker, zur Hälfte mindestens, ich kenne sie —"

„So müssen wir anderswohin — irgendwo — aufwecken, rufen! Komm'!"

Das Mädchen ergriff in fiebernder Hast die Hand ihres Begleiters und sie liefen geradeaus fort, ziellos in die Nacht, bis sie einen Weg fanden und auf diesem weiter. Es war eine Fahrstraße und Petrea frug athemlos im Lauf: „Wohin führt sie?"

„Ich weiß es nicht — nach Osten scheint mir —"

„Und was für ein Ort liegt dorthin zunächst? Komm' schneller!"

„Ich kann mich nicht — es muß, glaube ich — an die Seite, da kommt uns etwas Dunkles entgegen!"

Sein Arm faßte sie und zog sie rasch an den Wegrand, dicht vor ihnen schnaubte es heran und zugleich rief eine kräftige Stimme von Oben herunter:

„Was krabbelt da noch um Mitternacht meinen Pferden vor den Beinen? Antwort! oder ich frage mit der Peitsche nach!"

Doch die Erwiederung folgte sofort in Gestalt eines Jubeltons, den Petrea ausstieß. Sie hatte die von einem Wagensitz heruntertönende Stimme erkannt, kletterte ohne Besinnen an dem haltenden Rad hinauf, nannte ihren Namen, den ihres Begleiters und schloß ein halbes Dutzend ihr hastig von den Lippen fliegender Sätze daran. Es klang fast durch's Dunkel, als ob ein Ansatz zu einem zurückverschlucken, ingrimmigen Fluch auf ihre Worte entgegne, dann scholl hinterdrein die Stimme Fritz Genthin's, des Pastors von Dorfhagen: „Hurtig! Herauf zu mir, ihr Nachtvögel!" Er riß die Zügel, und die Peitsche pfiff über die Köpfe der verwundert herumfahrenden Pferde; knarrend drehte der Wagen sich um seine Achse und flog im nächsten Augenblick, als ob dem Kutscher und den Thieren gleichmäßig die Besinnung durchgegangen, über Stock und Stein den Weg, den er gekommen, wieder zurück.

Drüben um das Schloß war abermals eine verhältnißmäßige Stille eingetreten. Die Angreifenden hatten die Vertheidiger zu täuschen gedacht und während die Mehrzahl gerade auf die Treppenfront des Gebäudes zu stürmte, eine kleinere Abtheilung auf der Seeseite ein unbewachtes Fenster zu erspähen versucht. Auf die Schultern Anderer emporkletternd, erhaschten gleichzeitig zwei der Behendesten das Steinsims und standen im Begriff, sich dran emporzuschwingen, als ein wuchtiger Doppelstreich sie mit blutigen Köpfen von ihren mit ihnen umtaumelnden lebendigen Piedestalen auf den Boden zurückschleuderte. „Hieher!" rief der Urheber des wirkungsvollen Hiebes, Jakob Kyritz, der wachsam sein Augenmerk auf die Bewegung des abgetrennten Feindestrupps verwandt gehabt, neben ihm stießen einige Hellebarden, eine derselben von den bloßen, resoluten Armen einer Magd geführt, in das Gemenge drunten hinterdrein, und mit Fluch und Geheul von dem mißglückten Versuch abstehend, wälzte die dunkle Körpermasse sich wieder aus dem Bereich der Schloßmauer zurück.

Die Wuth der Rotte stieg mit der Erkenntniß der Schwierigkeit, in der bisher angewandten Weise ihr Ziel zu erreichen. So hoch in Allen die Begeisterung für Freiheit und Menschenrecht loderte, oder vielleicht weil sie es that, fühlte jeder Einzelne doch die nächste Verpflichtung, seine Existenz für den schließlichen Sieg der heiligen Sache zu erhalten und sich nicht dem gerechten Vorwurf auszusetzen, den unschätzbaren Rath seines Kopfes und seine zur Verbesserung der Welt berufene Mannesfaust in vorderster Reihe als Kanonenfutter hingeopfert und dem Bunde edeldenkender Menschen entrissen zu haben. So fand jetzt eine allgemeine Berathung über neu einzuschlagende Taktik statt, die als Ergebniß ein zeitweiliges Abstehen von dem Angriff herbeiführte. Ungefähr die Hälfte der Belagerer blieb als Wächter zurück, während die andere mit lauten Zurufen nach den Scheunen und Ställen des Pachthofs hinüberdrängte.

Eine lange, erwartungsvolle Pause für die Vertheidiger trat ein, mehr als eine Stunde verlief, doch Kyritz' Miene drückte keine Befriedigung darüber aus, sein Blick forschte unruhig durch die Nacht. Offenbar steigerte sich eine ungewisse Besorgniß in ihm, die ihn jetzt seinen Mund Hainbuch gegenüber zu der leisen Aeußerung öffnen ließ, er halte es für das Gerathenste, einen Versuch zu machen, das Schloß irgendwo an einem weniger beobachteten Punkt zu verlassen und für ein Gelingen der Flucht auf das Dunkel am Seeufer und das Brausen des Wassers zu bauen. Doch Hainbuch erwiederte, hastig abwehrend: „Unmöglich, sie könnte es nicht — die Frauen könnten es alle nicht. Ich bleibe hier bei ihnen — und so lange mein Arm aushält — aber warum meinen Sie? Das Schloß ist fest, unser Erfolg spricht genug dafür —"

„Da ist's auch schon zu spät," antwortete der Pächter hinausdeutend. „Was sie vorhaben, weiß ich nicht, aber die Ruhe hat nichts Gutes bedeutet. Wenn wir von irgendwoher eine Hülfe erwarten könnten, ginge es noch, doch —"

Er brach ab und stieß aus: „Sehen Sie, das war's — ich habe mir etwas der Art gedacht —"

Die Abtheilung, die sich nach dem Pachthof gewandt, kehrte zurück und bewegte unter lautem Jubelgeschrei eine Art Holzbau, der einem überdachten Pavillon glich, mit sich. Muthmaßlich war es der Rest eines solchen, den sie mit Latten und Sparren verdichtet hatten, unter vereinter Anstrengung hoben sie nun, mälig, aber sicher vorrückend, ihr Zimmerwerk die breite Freitreppe hinan und schoben es bis hart an die Thür des Hauptzuganges vor. Das Dach schützte die darunter Befindlichen vollständig vor jeder Bedrohung durch die Waffen der Vertheidiger von den nächsten Fenstern her, nach einer Minute begann es von laut donnernden Axthieben gegen die alten Eichenbohlen der Thür zu dröhnen und dazwischen schrie es triumphirend: „Haut, daß die Späne fliegen! Das ist die Musik der Männer der Freiheit, die den Blutsaugern im Ohr kreischt! Jetzt sollen sie dran glauben; es hat sich ausgeplackt und ausgeschunden! Das Fell ihnen über die Ohren, wenn das Lied zu Ende ist! Das Blut aus den Wunden der Apostel der Menschheit schreit gegen sie! Sie sind Soldknechte, Henker, Mörder, die ausgerottet werden müssen. Laßt Keinen entwischen, in's Wasser mit der Katzenbrut! Was von Schwestern drinnen ist, bekommt Pardon, wenn es artige Schwestern sind für die Brüder der Freiheit. 's ist Frühling im Lande, Keiner kommt zu kurz! Macht drauf! Vorwärts!"

Die Axthiebe donnerten und dröhnten in die Tiefe des Gebäudes hinein, Kyritz murmelte starr niederblickend: „Zu viele von den Hunden — wäre eine Pulverkammer in dem alten Kasten, ich würde ihr eher in die Luft — was fliegt da auf?"

Südwärts hinüber strahlte plötzlich ein rother Schein zum Himmel und hatte mechanisch sein Auge in die Höhe gerissen. Mit Gedankenschnelle schlug eine Feuergarbe empor und loderte in weitem Rund das nächtige Gewölk an, zugleich aber rief auch drunten eine Stimme:

„Es brennt!"

„Wo?"

„Der Blitz muß irgendwo eingeschlagen haben!"

Die Arme rasteten von ihrer Thätigkeit und die Köpfe flogen herum. Nun scholl ein Ruf des Schrecks:

„Das ist in Ellernbrook! Feuer! Es brennt in Ellernbrook! Unser Dorf brennt!"

Ein Gewühl und Durcheinander, ein Gezeter, Zurückstürzen, ein kreischendes Fluchen der Stimme des Anführers:

„Halt! Wohin wollt ihr? Zurück! Hier gilt's! Laßt das Mausstroh mit euren Lumpen drunter sengen! Das ist die Morgenröthe der Freiheit, die euch Allen Paläste für eure Hütten bauen will! Zurück!"

Doch in wirrem Knäuel, von einem gemeinsamen Gedanken blindlings zusammengerottet und aufgescheucht, stürzten die Ellernbrooker Bauern von den städtischen Aposteln der Freiheit fort, schreiend und keuchend auf den Weg nach ihrem bedrohten Dorf. Umsonst stürmten ihre bisherigen Kameraden und Bundesgenossen des neuen Menschheitsevangeliums ihnen mit Zurufen, Vorstellungen, Droh- und Spottworten nach, die Morgenröthe der Freiheit vermochte mit ihrem immerhin noch etwas idealen Lichtglanz den realen Brand zwischen den heimatlichen Strohdächern nicht zu überlodern. Ja, es tönten sogar einzelne bedenkliche Aeußerungen aus dem athemlos heimeilenden Rudel heraus:

„Die Strafe ist's, daß ihr mit Denen gegangen seid! — Bist Du's vielleicht nicht? — Ja, ich, Du hast Frau und Kinder zu Haus! — Bei wem mag's sein? Auf der Südseite schlägt der Blitz nicht ein. — Unsinn, seit 'ner Stund' hat's nicht mehr geblitzt, das Feuer stammt anderswoher. — Es ist ein angelegter Brand von Welchen aus dem Stadtvolk, die da geblieben und sich besoffen haben. — Gesichter waren drunter, denen man's zutrauen konnte. Da habt ihr's — ich bin nur mitgegangen, um zu sehen, wie eure Verrücktheit ablaufen sollte. Was hatten die Malchower uns denn gethan? — Man sollt' umkehren und die Kerle wieder in ihre Stadt nach Haus jagen! Sie haben auf dem Land nichts verloren. — Nein, vorwärts! Bei uns sind Frau und Kind in Angst! Herr Gott im Himmel, erbarm' dich unseres Dorfs, wir haben's nicht verdient!"

„Ich seh's — wißt ihr, was es ist?" überschrie der zuvorderst die Anschwellung der Straße Hinankeuchende. „Meinen Kopf drauf, es ist das Pfarrhaus!"

Und der Rufer hatte Recht, es war das Pfarrhaus von Ellernbrook, aus dem die Flammen in machtvoller Säule zu den blutroth angestrahlten Wolken aufstiegen. Schreiende, jammernde Weiber, Mägde, Kinder liefen hinüberstarrend zwischen den Kirchhofsgräbern, ringsum leckten die Feuerzungen aus den Fenstern der unteren Zimmer des Hauses — knatterndes Gebälk, niedersprühende Sparren, Gezisch, ein Sausen und Knistern — nun stürzte das Strohdach herab, schien einen Augenblick den Brand unter Schutt, Qualm und Rauch zu ersticken. Doch in der nächsten Minute schnob es aufprasselnd, tausendfach verstärkt empor, warf einen Funkenregen bis an die Wolken auf. Taumelnd, in der Luft flatternden Brandstücken gleich, schoß mit überglühter Brust ein Taubenflug in die Höhe und umkreiste, in irren Bogen hin und her jagend, das nackt aufstarrende, sich in der Glut zusammenkrümmende Dachgestühl. An ein Herannahen, ein Retten war nicht zu denken; alle Hände, die nicht ihre Besinnung verloren hatten, wetteiferten, die fliegenden Kohlen und Funken von den nächstliegenden Strohdächern abzuhalten, durch Wassergüsse unschädlich zu machen, und einsam, verlassen begrub sich das alte Pfarrhaus unter dem Glutmeer, das sich aus ihm entzündet hatte und zugleich auslöschend über seiner Erinnerung zusammenbrandete. Woher war es heraufgebrochen? Niemand vermochte es zu sagen, der Himmel hatte schon seit einer Stunde seinen nächtlichen Aufruhr eingestellt gehabt, keinen zweckberechneten oder zufällig niederirrenden Blitz auf die Wohnstätte Melchior Fleming's herabzucken lassen.

Nur Eine hatte es gewußt, einige Minuten lang, doch ohne Bewußtsein. Mit einem Licht in der Hand war das allein zurückgebliebene Weib des „alten Freiheitskämpfers" vom Keller heraufgestolpert, gierigen Blicks durch die Zimmer getaumelt, hatte den erbrochenen Linnenschrank Helenens durchstöbert, den Inhalt desselben suchend und zerrend um sich angehäuft. Dann fiel ihr die Kerze aus den Fingern, mit sinnlos betrunkenen Zügen stierte sie auf die mit rothen Züngelchen aufflackernde Leinwand, sie bemerkte nicht, daß die fortringelnde Flamme an ihren eigenen Kleidern hinaufleckte, sondern lallte mit heiserer Kehle, lachend: „Und ein Frühling ist im Lande — und die Freiheit sie ist —"

Nun stieß sie mechanisch einen Schmerzensschrei aus, das Feuer hatte ihre Kleider rundum gepackt, loderte ihr seinen Glutathem in's Gesicht, über das eine Sekunde der Ernüchterung blitzte. Sie wollte laufen, um Hülfe schreien, doch ihre Beine taumelten, brachen; sie stürzte, sich wimmernd hin und her windend, auf den Boden, und über sie wälzte sich, von der Zugluft der offenen Thüren, der zerschlagenen Fenster blitzschnell angefacht, der Brand. Hier zerstörte, vernichtete er in rasender Hast die Besitzthümer der abwesenden Bewohner, dort aber, wo diese sich in diesem Augenblick zum größeren Theil befanden, war er ihnen zu Hülfe gekommen, hatte ihnen durch die plötzliche Abberufung der erschreckten Ellernbrooker Bauern einen nochmaligen Aufschub des drohenden Verderbens gebracht. Eine geraume Zeit war vergangen, ehe es dem Führer der um die Hälfte verringerten, auf ihre ursprüngliche Anzahl reduzirten Freischaar der Menschenrechte gelungen, den verwirrenden Zwischenfall auszugleichen und seine Anhänger zur Fortsetzung des unterbrochenen Angriffs zurückzusammeln. Er schrie wüthend:

„Laßt die verdammten Dreschflegel! Schafe sind's, die in's Feuer rennen, blödsinniges Rindvieh, das die Freiheit nicht begreift! Es wird Tag! Drauf los, daß wir an die Hamster kommen, ehe der Teufel seine Hand im Spiel hat! Ganz ist besser als halb, wir brauchen jetzt nicht mit den Bauernlümmeln zu theilen. Alles, was drinnen ist, gehört den Helden, die für die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kämpfen, allein. Vorwärts, der Sieg ist unser!"

Er griff selbst nach einer Axt und hieb unter dem hölzernen Schirmdach mit gegen die in Splitter fliegende Schloßthür. Eben merklich begann ein grauer Schimmer von den Wolken zu fallen, doch als ob dieselben ihr nächtliches Treiben zu wiederholen beabsichtigten, kam aus der Ferne ein dumpfes, gleichmäßiges Rollen von Osten herüber. Es hielt nicht inne, sondern verstärkte sich unablässig, aber die Beilhiebe, das Dröhnen der Thür übertäubten es; Jakob Kyritz wandte sich mit kurzer Bestimmtheit gegen Hainbuch: „Das Pack bricht durch, wir können's nicht halten. Im Haus sind wir verloren, wir müssen seitwärts hinaus. Vielleicht daß die Habgier des Gesindels uns vorderhand die Meisten vom Leib hält. Gehen Sie hinüber und holen die Frauenzimmer, aber ohne Lärm und Geschrei!"

Es lag etwas so Entschiedenes, Ueberzeugendes in der lakonischen Anordnung des Pächters, daß Hainbuch ohne Gegenrede forteilte, den Auftrag zu vollziehen. Der eigentliche Zweck der Männer der Freiheit und Menschenrechte, einzubrechen, um zu plündern, rauben und stehlen, war in den letzten Minuten zu nacktem Ausdruck gelangt, das wüste Geschrei der halb Betrunkenen drunten machte kein Hehl mehr daraus. Unverkennbar vermutheten Alle reichhaltigste Schätze in dem alten Feudalschloß. —

„Aufgepaßt!" schrie's — „noch zehn Hiebe und die Thür bricht! Eins — zwei — drei —! — Erst auf die Blutsauger! Vorher rührt Keiner die Geldsäcke an! Gleiche Theilung! Hurrah!"

Dumpf stöhnend, polternd krachten die Eichenbohlen, nicht länger widerstandsfähig, zusammen. Einen Moment trat nach dem wilden Getöse Todtenstille ein, man vernahm deutlich das eigenthümliche, donnerartige, näher herangekommene Rollen, das jetzt plötzlich mit jähem Ruck, wie eine Reihe zugleich auf einem Steinpflaster anhaltender Leiterwagen, abbrach und verstummte. Doch Niemand hörte darauf, drinnen im Flurgang des Schlosses drängten sich zitternd die Pächtersfrau und Elsabe Kyritz, ihres Bekleidungsmangels jetzt nicht mehr eingedenk, in die ihnen von Hainbuch gedeutete Richtung, der, weiter eilend, „Helene!" rief und den Arm derselben faßte. —

„Hurrah!" scholl es brüllend von drunten. „Fackeln her! Es ist rabenschwarz in dem Hamsterloch! Hinein! Los! Auf die Blutsauger! Keinen Pardon! Die Freiheit will ihr Blut wieder saugen! Wo ist die Schwester? Sie soll das Siegeslied anstimmen: ‚'s ist ein Frühling' —!"

Doch plötzlich tönte ein Zetergeschrei aus den Kehlen der Nachdrängenden, erst noch drunten an der Steintreppe Befindlichen. Ein verworrener Tumult, Zurückfahren, nun ein auffreischendes Geheul — und nun klang bis in's Schloß eine lautgehobene, sonore, fast wie mit einem Ton geheimer Lustbarkeit aus der Brust heraufströmende Stimme: „Dresch die Frühlingshalunken zusammen! Gerade auf ihre Schädel los! Korn fällt nicht heraus, nichts als Stroh und Spreu! Aber die Arbeit ist doch gut und lohnt die Mühe! Den Schweiß der Edlen, sagt Horatius Flaccus! Das Unkraut muß auch gejätet werden. Wart' mal, mein sauberer Bruder! Ich will Dir für die Nachtkost sorgen und Dich zur Schwester Dorthe schicken, daß sie Dir den Magen wieder kurirt. Bringt mir die Lotterbuben auf den Trab, daß sie sich nicht wieder umsehen, bis sie bei ihren Brüdern in Berlin oder Paris sind! Nach Haus mit euch und die Beine bei Frau und Kind unterm Tisch gestreckt, wenn ihr Lumpenkerle eine christliche Hälfte am Bein habt!"

Und mit einem armdicken Knüttel stürmte der Pastor Fritz Genthin einem Schock seiner heugabel- und dresch-

Dichterstimmen aus der Gegenwart.

Gesammelt von

Friedrich Bodenstedt.

Herzog Eugen von Württemberg,

Sieger bei Kulm 1813.

Von Julius Sturm.

Viel gefeiert, oft besungen
Ward Eugen, der edle Ritter,
Der, wenn er sein Schwert geschwungen,
Oestreichs Feinde schlug in Splitter,
Er, der kleine Prinz Abbé,
Held vom Scheitel bis zur Zeh'.

Einen andern Helden weiß ich,
Und er trägt den gleichen Namen,
Und als deutscher Sänger preis' ich
Hoch den Sproß aus deutschem Samen,
Dem das treue Herz schier brach
Bei des Vaterlandes Schmach.

Prinz Eugen, viel edler Ritter,
Seele du von Rußlands Heere,
Hei! wie sank vor dir in Splitter
Jenes Korsen Macht und Ehre,
Der in frechem Uebermuth
Eine Welt gedüngt mit Blut.

Schlacht um Schlacht hast du geschlagen,
Triebst zu Paaren Frankreichs Horden,
Daß Kutusow konnte sagen:
„Alt und schwach bin ich geworden;
Ueber meinem Staub empor
Steigt Eugen als Meteor."

Leuchtend bist du aufgestiegen;
Wer kann all' die Namen nennen
Von den Schlachten, von den Siegen,
Die von dir nicht sind zu trennen,
Bis nach einem letzten Schlag
Dir Paris zu Füßen lag.

Doch gleich deinem Namensvetter
Hat man dir den Ruhm beneidet,
Und dem Helden und dem Retter
Schlachtenglück und Sieg verleidet,
Und ein andres Haupt erkürt
Für den Kranz, der dir gebührt.

Groß im Dulden und Entsagen,
Trugst du stumm des Undanks Zeichen,
Hast dein Zelt dir aufgeschlagen
Unter Deutschlands grünen Eichen,
Wo du, von der Kunst umschwebt,
Deinen Lieben still gelebt.

Doch wer kann dem Tode wehren?
Er besiegt den stärksten Helden.
Schlaf in deinen Heldenehren!
Einst wird die Geschichte melden:
„Leuchtend auf des Vaters Grab
Schien des Sohnes Stern herab."

Einem siebenzehnjährigen Mädchen.

Von Emil Rittershaus

Zählst der Jahre zehn und sieben!
Das ist echter Jugendmai,
Der mit Träumen, Schwärmen, Lieben
Gar zu bald, mein Kind, vorbei.
Freude spielet auf zum Reigen,
Hoch das Herz die Hoffnung schwellt,
Und der Himmel hängt voll Geigen
Und in Blumen steht die Welt.

Sieh', mein Kind, wenn Früchte würden
Alle Blüten ringsumher,
Ihres Segens schwere Bürden
Trügen nicht die Bäume mehr.
Drum kein Hadern, keine Fehden
Mit dem Himmel, duld' es still,
Wenn das Leben einst nicht jeden
Herzenswunsch erfüllen will!

Mädel, darfst dem Schicksal danken,
Wenn es so dein Loos dir lenkt,
Daß der Lenz dir Rosenranken
Und der Herbst die Frucht dir schenkt.
Vieles muß die Zeit uns rauben,
Doch dein Glück wird nie vergeh'n,
Wenn die Sterne Treu' und Glauben
Fest in deiner Seele steh'n!

Leid und Lust, die Stunden geben's.
Beides fliegt dahin wie Spreu.
Der Polarstern deines Lebens
Sei des Herzens heil'ge Treu',
Und den Glauben, wohl geborgen,
Halt' ihn in der Seele Grund!
Sonnenbote ist's am Morgen,
Trost in dunkler Abendstund'.

Dieser beiden Sterne Schimmer
Lasse im Gemüthe glüh'n,
Sieh', dann wird die Jugend immer
Wonnig dir im Herzen blüh'n,
Wenn dir auch der Sturm der Jahre
Einst den Schnee auf's Haupt geweht!
Daß dir Gott dieß Glück bewahre,
Ist mein Wunsch und mein Gebet.

C. Schick. arch.

Der erste Degen.

Originalzeichnungen von **Ludwig Burger.**

Fähnrich X. Y., zum Lieutenant ernannt, rüstet sich zu seinen Meldungen. Zufrieden mit sich

steigt er die Treppe von seiner Wohnung herab, denkt aber nicht des ungewohnten Degens.

Der Degen wird zu lästig, er wird anders getragen.

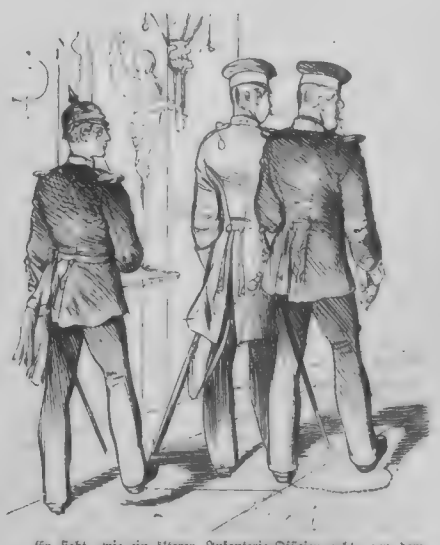
Der weggestreckte Degen ermuthigt den gelehrigen Pudel zu gewaltigen Sprungen.

Der Lieutenant X. Y. begegnet einem alten Freunde seines Vaters. Sein Degen macht dabei die unwillkürliche Bekanntschaft der Frau Meyer

und der Weste seines väterlichen Freundes.

Der Lieutenant bedarf der Stärkung. Ruhig schlürft er seine Chokolade, während sein Degen den kurzsichtigen Zeitungsgeier zu Falle bringt.

Der Lieutenant X. Y. versucht den Degen wie einen Pallasch zu tragen. Doch umsonst. Da wird ihm Rettung.



Er sieht, wie ein älterer Infanterie-Offizier geht, um dem Degen auszuweichen, und beschließt, also zu thun.

flegelbewehrten Dorfhagener Bauern, deren Letzte noch erst von den Leiterwagen, die sie gebracht, herabsprangen, als der Vorderste auf die just in's Schloß eindringende Rotte los und schlug ebenso energisch, wie er seiner Gemeinde am Sonntag von der Kanzel, und bei anderer Gelegenheit „den Stadtherren, die mit der Feder pflügen und mit Tinte begießen wollten", ihr Sündenregister ablas, auf die nächsten Köpfe der sprachlos und verdutzt herumfahrenden Freiheitskämpfer drein. Hinter ihm aber, fest wie der Körperrumpf mit Armen und Beinen an seinem Kopf hängt und getreulich den Willen desselben ohne jede eigene klügelnde Erwägung ausführt, kam seine Gemeinde ihrem Hirten mit gleicher Nachdrücklichkeit, doch ohne die Zugabe seiner geistlichen Beredsamkeit zu Hülfe, rückte stumm gegen die Belagerer heran, verrichtete aber die ihnen angedeutete Arbeit mit solcher Pünktlichkeit und Beschleunigung, daß bereits ein halbes Dutzend der neuen Apostel der Menschenrechte am Boden stöhnte, ehe den Uebrigen ein klares Verständniß der so plötzlich umgekehrten Sachlage aufgegangen. Ein unbeschreibliches, wirres Durcheinanderfluchen, Gelärm, Getümmel erhob sich, doch nur die Minderzahl der halb Betrunkenen setzte sich mit ihren Waffen zur Wehr, der größere Theil suchte sein Heil in der Flucht. Die wuchtigen Ackergeräthe der Bauern machten zumeist mit den Hirschfängern und alten, unbenützbaren Luntenflinten kurzen Prozeß; von droben hatte Jakob Kyritz die unerwartete Wendung mit schnellem Blick aufgefaßt und ohne eine Sekunde des Bedenkens stürzte er jetzt an der Spitze seiner Knechte durch die zusammengebrochene Thür den früheren Angreifern in den Rücken. Von dem nächtlichen Kampf in überlegungslose Aufregung versetzt, stürmten auch die Mägde mit ihren Piken in der Hand hinterdrein, und ein Lachen brach aus Fritz Genthin's Mund:

„Brav, ihr Dirnen! Habt die Fuchtel für eure Zukünftigen schon parat? Zeigt's ihnen, wo Barthel den Most holt! Hahaha! Die Ernte ist gut heut Nacht, wenn's auch nur lauter Mausköpfe sind! Mäht sie ihnen nicht ab, sondern bindet das faule Rapsstroh zusammen und dann in den Stall damit, wo's hin gehört!"

„Dich sollt' ich kennen, Bursche," stieß Jakob Kyritz, in das von der Frühdämmerung erhellte Gesicht eines ihm gegenüber befindlichen Strolches blickend, aus. „Hab' ich Deine verfluchte Visage nicht schon irgendwo —?"

Der Anführer der Rotte, der seine Genossen rund umher überwältigt oder am Boden liegen sah, warf seinen Hirschfänger von sich und antwortete, pathetisch den Arm hebend:

„Ich strecke die Waffen und ergebe mich als freier Mann auf Quartier —"

„Gewiß, Du sollst Dein richtiges Quartier haben, aber erst einen Denkzettel mit, damit Du den Spaß von heut Nacht als freier Mann nicht wieder vergißt!" Und der Pächter hieb dem Landstreicher mit dem Schaft seiner Hellebarde über's Gesicht, daß der Erstere zu Boden taumelte und die andere in Stücke zerbrochen über ihn hin fiel. „Dazu war der alte Plunder doch noch nutz," fügte Jakob Kyritz hinterdrein; „für solche Lumpenkerle gibt's nur ein Mittel, daß die Prügelstrafe wieder eingeführt wird."

„Bin ganz Ihrer Meinung, nur 'ne ordentliche Fuchtel hält die Welt in Ordnung, alles Andere sind Flausen!" antwortete Fritz Genthin, an den der Pächter halb seine Worte gerichtet hatte. Der Dorfhagener Pastor warf einen Blick voller Befriedigung um sich und fügte hinzu:

„Die kommen nicht wieder auf's Land! Was meinen Sie, wenn wir einmal so ein paar Tage nach Berlin gingen? Sollten sich da über meine Dorfhagener wundern! Habt's gut gemacht, Kinder, werd' euch am Sonntag von der Kanzel drum loben! Ich glaube nicht, daß der Herr Amtsbruder mit seinen Ellernbrookern ebenso — Herr du mein Gott, der Amtsbruder! Ist er da drinnen, oder wo? Das hat eine heitere Kopulation gegeben!"

Der Pfarrer ging, sich plötzlich jetzt auf den Anlaß besinnend, der ihn ursprünglich nächtlicher Weile hieher gebracht, dem Schloß zu, in welchem fast Niemand zurückgeblieben war, als die vier Personen, die sich schon vor dem Ueberfall darin befunden. Hertha von Malchow hatte von Allem nichts vernommen, sondern saß noch schlafend kerzengerade auf dem Stuhl, Hainbuch dagegen kniete neben Melchior Fleming auf dem Boden. Er hatte denselben aus seiner Betäubung aufzurütteln versucht, um ihn bei der beabsichtigten Flucht aus dem Schloß mit sich fortziehen zu können, dann war ihm nur mit dunklem Verständniß, doch beruhigend die Kunde von der wundersamen Wendung draußen an's Ohr geschlagen, und sorglich, allein mit verminderter Hast setzte er seine Bemühungen, den Schlafversunkenen in's Bewußtsein zurückzubringen, fort. Neben ihm, über ihren Vater gebeugt, stand Helene Fleming, und nun öffnete Jener zum ersten Mal tief aufathmend groß und geisterhaft die Augen. Eine Weile mit reglos unverwandt in das Antlitz seiner Tochter gerichtetem Blick, dann brach es mit schluchzendem Ton des Glückes von seinen Lippen:

„Helene — mein Kind — Du lebst. Mir war's wie im Traum —"

„Im Traum —" wiederholte er noch einmal stammelnd und ein irrer Schreckenszug überlief sein, jetzt plötzlich Ottmar Hainbuch erkennendes Gesicht. Entsetzt flog er halb empor — Hainbuch winkte stumm Helene, das Zimmer zu verlassen, sie gehorchte, wie eine willenlos von ihm Geleitete, und niedergebückt, die Hand auf den Mund legend, flüsterte er hastig:

„Still, Melchior! Es braucht Niemand zu erfahren, was wir Beide geträumt haben. Du und ich, wir wissen's, sonst Keiner, denn die Dritte hat es vergessen, gibt nicht mehr Kunde davon. Ein langer Traum war's — ich habe Dich manchmal aus solchem geweckt und bin heut an Deiner Seite, es zu thun. Steh' auf, es ist Tag — ist noch Tag für uns Beide. Komm', Melchior, und stütze Dich fest auf mich; der Arm des Jugendfreundes ist's, der Dich hält —"

Langsam, von ihm gehoben, richtete der Pastor sich empor, doch seine Füße schwankten, seine Zunge stotterte kaum vernehmlich: „Was willst Du —?"

„Dich bitten, mir zurückzugeben, was der Traum mir genommen —"

„Sie —?!" Sprachlos irrte das Auge Fleming's zu der bewegungslosen Schläferin hinüber, bei deren Anblick ein neuer Schauer ihn überrann. „Du wolltest —?"

„Nein, Melchior – über den Traum sind dreißig Jahre hingegangen und das Herz hat seine Todten begraben, die nicht wieder aufstehen können. Aber das Herz selbst lebt noch, ist wieder zum Leben aufgewacht und dankt sein neues Leben Dir, Melchior. Es bittet Dich um ihr Kind — um Dein Kind, Melchior, das nicht anderer Erbschaft seiner Mutter bedarf, als der Liebe, die sie ihm mitgegeben, aus dem Meere, das drüber gerauscht, die alte versunkene Liebe wieder zu finden und ihre Wunder noch einmal an die Sonne heraufzuheben. — Komm' zurück, Helene!"

Er rief's, und sie kam mit dem grauen Haar, das ihr seltsam um Schläfen und Stirn herabfiel. Aber aus ihren Augen war die Asche fortgeschwunden, sie blickten zum ersten Mal mit einem freudigen Glanz vor sich hinaus, nicht auf das öde, einsame Eiland ihres Traumbildes, hinüber in eine noch kaum begriffene, doch hoffnungshelle und -warme Welt der Liebe und des Glückes. Wohl vermochte diese die Linien nicht mehr fortzulöschen, welche die Zeit früh in ihr schönes Antlitz hineingezeichnet; aber der Schatten war von ihnen herabgefallen, mit dem das Dunkel ihres Ursprungs sie überlagert gehabt, und Helene Fleming's Augen redeten, daß sie sich nicht mehr vor sich selbst fürchte, eine Sonne in sich gewonnen habe, die siegreich den dunklen Zug jedes nächtigen Gestirns zu beherrschen vermöge. Unfähig zu sprechen, unfähig, noch mit seinen Gedanken mehr als das Eine, Nächste zu umfassen, schloß ihr Vater sie in seine Arme. Nur heiße Thränen überströmten sein Gesicht, fielen ihr auf Stirn und Wangen herab; Ottmar Hainbuch aber trat von ihnen fort, bog sich an das Ohr des alten, reglosen Kupferstichantlitzes und sagte liebreich: „Hertha, wach' auf!"

Eine erwartungsvolle Unruhe hatte in seinem Blick gelegen, doch sie schwand fast im selben Moment, wie die Augen der Schläferin sich zu ihm aufschlugen. Das traumhafte, selige Lächeln, das sich auf ihre Lippen gelegt, blieb unverändert in den Zügen der Erwachten, sie sah ihn nickend an und sagte: „Das war ein schöner Schlaf, Ottmar — ist es schon Morgen? Weißt Du's" — ihre Stimme dämpfte sich zu einem Flüstern — „daß sie Alle todt sind, die uns trennen wollten? Es hat gewittert heut Nacht und ich sah, wie der Blitz sie traf — aber wo ist unser Kind, Ottmar?"

Sie blickte suchend umher, doch gleichzeitig ward ihr Auge auf einen Gegenstand abgelenkt, der in diesem Moment auf der Thürschwelle erschien. Es war Elsabe Kyritz, die sich in der Richtung, nach der sie trachtete, verirrt hatte und halb erschreckt stehen blieb, denn das alte Freifräulein drehte ihr das Gesicht entgegen und sagte unwillig:

„Was suchst Du hier, Kind, und in welchem Aufzug? Das schickt sich nicht, wenn Du auch nur ein simples Landmädchen bist. Geh' schnell nach Haus und kleide Dich anständig! So will ich Dich nicht wieder sehen, oder Du bist aus meinem Dienst entlassen."

Erröthend, beschämt flog das Mädchen in seinem kurzen Röckchen davon; Hainbuch hatte Helene abermals gewinkt, die zögernd, mit leiser Scheu im Blick, heran kam. Es war nicht zu ergründen, wie die Gedankenwelt im Kopfe ihrer Mutter sich irr durcheinander flocht, doch ihre Lippen sprachen voller Sicherheit:

„Ich hatte sie lange nicht gesehen, Ottmar, aber ich hätte sie auf den ersten Blick an ihrem Haar erkannt. Komm', Hertha, Deine Mutter ist glücklich, Dich zu sehen. Man wird klug, wenn man zum Malchow'schen Hause gehört und lernt, daß die Liebe sich nicht gebieten läßt, sonst —" sie glitt sich flüchtig mit der Hand über die Stirn — „wird Schlimmes daraus. Da" — fuhr sie hastig fort — „nimm den Ring und stecke ihn an den Finger Deines Bräutigams und seid glücklich! Oder ich will es selbst mit meinem mütterlichen Segen — es ist besser — gib mir Deine Hand, Ottmar — so, nun ist Alles gut und ich kann wieder zu dem Rad hinüber gehen. Da ist ja auch noch Dein Freund Melchior, er soll mich hinbegleiten bis ihr nachkommt. Was wollte ich ihm doch noch sagen, wenn er käme? Es war etwas —"

Sie hatte den kleinen Goldreif mit dem rothen Stein von ihrem Finger gezogen, ihn an Ottmar Hainbuch's Hand befestigt und suchte jetzt wieder mit der ihrigen, doch ohne Unruhe, wie nach einer vergessenen gleichgültigen Mittheilung, an der Stirn. Die Treppe herauf durch den Korridor kamen nun eilige Schritte, dann trat der Pfarrer Genthin und fast unmittelbar nach ihm Eugen Römhold und Petrea von Malchow in's Zimmer herein. Die beiden Letzteren in fliegendem Eifer und Hand in Hand, welche jetzt, da sie sich plötzlich vor den auf sie gerichteten Augen der Schloßherrin und der übrigen im Gemach befindlichen Personen sahen, instinktiv auseinanderfahren wollten. Doch ein schalkhaftes Lachen flog um Ottmar Hainbuch's Mund:

„Steht es mit euch Beiden auch so? Da laßt die Hände nur zusammen und laßt sie nie wieder auseinander! Also Den willst Du zum Erben von Malchow machen, Petrea, und — ich seh's euch an — er hat keine Einwendung dagegen. Nehmt meinen Segen dazu — mit dem des Pfarrers könnt ihr wohl noch ein paar Jahre warten, denk' ich, denn ihr werdet nicht nur Grundherren an Raum, sondern seid es noch mehr an Zeit. Wir Beiden aber" — er faßte Helenens Hand und wandte sich gegen Genthin — „wir müssen den Herrn Pfarrer um etwas Beschleunigung bitten; unser Herz ist auch reich, aber unser Haar mahnt, daß wir keine zu großen Zeitkapitalisten sind —"

Ein Klang schmerzlicher Wehmuth zitterte durch den humoristischen Ton, den der Sprecher wiedergefunden, und verflog; sprachlos vor Erstaunen blickte der Dorfhagener Pastor in die Gesichter umher, zuletzt auf Fleming, der sich allmälig etwas zu fassen, was geschehen zu erfassen begann, und Genthin sagte halb stotternd:

„Ja, lieber Amtsbruder — der Herr erhalte uns Allen unsern gesunden Verstand, würde meine Dorthe sagen — was ist hier denn vorgegangen? Ich denke, Du — ich sollte Dich — und nun Die —"

Die Worte verhaspelten sich ihm auf der Zunge und zugleich unterbrach sie ein lautes Rufen draußen, durch das Fleming's Name hervortönte. Unwillkürlich eilte Hainbuch, der allein die volle Beherrschung seiner Gedanken besaß, hinaus. Vor dem Schloß strömte es von einer dichten Schaar heran, es waren die Bauern Ellernbrooks, die, nachdem sie die Gefahr für ihr Dorf abgewandt gesehen, von Schreck und Reue über die Verblendung, welche sie fortgerissen, erfaßt, nach Malchow zurückstürzten, um den Bewohnern desselben gegen ihre vorherigen städtischen Genossen zu Hülfe zu kommen. Erstaunt und beschämt gewahrten sie, daß diese nicht mehr erforderlich sei, doch Hainbuch tauschte mit einigen von ihnen, die ihn ansprachen, hastige, erschreckte Worte, seine Hände zogen sich mechanisch krampfhaft zusammen und sein Blick hob sich einen Moment sonderbar, als ob er durch die Wolkendecke hindurch bringen wolle, zum Himmel; dann kehrte er leicht-schwankenden Fußes in das Schloßzimmer zurück, wo Helene Fleming neben Eugen Römhold und Petrea stand und die vereinigten Hände der Beiden in stummer Freude mit den ihrigen umschlossen hielt. Es war nicht die Stunde, zu sprechen, zu fragen, zu erklären, nur schweigsam, aber tief, befreit aufathmend, zu empfinden, daß etwas gut geworden sei, hier und dort, überall, wohin der fragende Blick fiel. Nun trat Ottmar Hainbuch wieder über die Schwelle; sehr blaß, doch ruhig und seinen Gang sicher

beherrschend, trat er auf Fleming zu, zog ihn mit sich in die Fensternische und sagte, nur dem Hörer vernehmbar, mit leiser Stimme:

„Es ist noch etwas heut Nacht geschehen, Melchior — wundersam — ich sage Dir später, was. Ich weiß nicht, ob sich die Erde oder der Himmel aufgethan, ob mein Herz drum trauert oder drüber frohlocken soll wie über eine räthselhafte gute Botschaft — aber eine alte Welt ist heut Nacht versunken und uns Dreien nur die neue Welt geblieben, die uns dieser Morgen aufgethan. Das, will mich bedünken, deutet, daß auch wir diese alte Welt verlassen und in die, welche man die neue heißt, hinüberziehen sollen, in der ich dreißig Jahre lang gearbeitet, um irdisches Gut zu gewinnen — ich wußte nicht für wen — ich weiß es seit dieser Nacht — für den Neubeginn unseres gemeinsamen Lebens, den Neubeginn der Freundschaft, der Liebe."

Ernst trat Ottmar Hainbuch mit dem letzten Wort auf den Tisch zu und blies wie symbolisch die noch immer brennenden alten, geschwärzten Wachskerzen des Armleuchters aus. Es war heller Morgen geworden; durch die Stille des Zimmers schlug vom Weidengebüsch des Ufers herüber in langgezogenen Tönen eine Nachtigall, und lang, feierlich und groß rollten die Wellen der Ostsee ihren brausenden Gesang in das jauchzende Frühlingslied hinein. Nun zitterte es wie ein goldener Funke über die Wasser, als blitzte ein versunkenes Kleinod aus ihrer Tiefe — kaum eine Minute noch und am blauen Himmelsstreif des östlichen Horizonts stieg, mit einem Schlage Alles glanzvoll überströmend, die Maisonne herauf. Blendend drang ihr Lichtgewoge durch die Fenster des Gemaches und umfloß leuchtenden Strahls das wunderliche Gewand, den grauen Aschenschleier, die Todtenmyrte auf dem Scheitel Hertha's von Malchow; doch wie mit verklärendem Schimmer erhöhte sie noch den traumhaft-glücklichen Ausdruck in den Augen, den friedlichen Zügen des alten Kupferstichantlitzes. Sie stand noch auf dem nämlichen Fleck wie zuvor und hielt den Blick erwartungsvoll vor sich hinausgewandt — einige Herzschläge lang sah Ottmar Hainbuch ihr mit schwermuthsvoll rinnendem Licht seiner Augen in das grauumrahmte Gesicht, dann bog er sich an das Ohr des Jugendfreundes und flüsterte:

„Gib ihr Deinen Arm, Melchior, und führe sie hinüber!"

Aus dem Leben und der Gesellschaft.

Skizzen

von

Anna Gräfin Pongrácz.

IV.*)

Nachtschatten.

„Nein!"

Eine harte, kalte Stimme sagte es.

Vor einem reichen Manne stand ein armer.

Der Reiche war der Apotheker Ellrich von H., der Arme ein alter Bauer aus einer der dem Städtchen H. zunächstgelegenen Ortschaften.

Der Apotheker hatte dem Bauern Geld geliehen und der Bauer konnte es nicht zurückzahlen. Er bat demüthig mit aufgehobenen Händen um Verlängerung der festgesetzten und nun abgelaufenen Frist, um Hinausschiebung des Zahlungstermins; er legte dar, daß er zu Grunde gerichtet sei, daß er keinen Groschen besitze, um seiner Familie ein Mittagessen zu verschaffen, wenn der „gnädige Herr" nicht Nachsicht habe und den Exekutionsbefehl rückgängig mache.

Dieser wollte von nichts wissen und beharrte bei seinem abschlägigen Bescheid, obwohl ihm am besten bekannt war, daß der Bauer die volle Wahrheit sagte.

Die Sache aber war so gekommen. Zwei aufeinanderfolgende Mißjahre hatten dem alten Jancsi so großen Schaden zugefügt, daß er im dritten nicht die nöthige Frucht zum Anbau besaß, noch die Mittel sie zu beschaffen.

Es blieb ihm daher, wollte er die Felder nicht brach liegen lassen und sich dadurch für die Zukunft noch größeren Schaden zufügen, nichts übrig, als Geld aufzunehmen. Nun war er aber ein ganz einfacher Bauer, der von solchen Geschäften nicht mehr verstand denn ein Kind. Nur eine dunkle Vorstellung hatte er, daß Derlei sich in der Sparkasse zu H. abmachen lasse.

Dahin beschloß er denn auch zu gehen. Leicht ward ihm der Entschluß nicht, aber eine eigentlich drückende Sorge empfand er dabei doch auch nicht, denn er wußte, daß er die Summe, welche er benöthigte, wenn nur ein gutes Jahr eintrat — und auf zwei schlechte war ein solches ja doch wohl zu hoffen — ohne Schwierigkeit würde zurückzahlen können.

So machte er sich denn auf den Weg.

Weil er aber in solchen Dingen ganz unerfahren war, ging er, in H. angekommen, zuerst noch zum „Doktor". Der „Doktor" war ein Advokat, welcher viele Prozesse für die Landleute der Umgebung führte, daher in den meisten Ortschaften eine bekannte Persönlichkeit war und den Respekt genoß, den einfache Leute immer dem Mehrwissenden entgegenbringen. Ihn, den „gelernten Herrn", der es gewiß am besten verstand, wollte Jancsi um Rath und Auskunft bitten und that auch so. Der Advokat — er war nicht wirklicher Doktor der Rechte, die Bauern nannten ihn nur so — schlug die Hände zusammen und machte ein entsetztes Gesicht, als er hörte, daß der Alte in die Sparkasse gehen wolle. Er erklärte dem Bestürzten, er werde dort das Geld fürchterlich theuer zahlen müssen, man verlange enorme Interessen und sei überhaupt entsetzlich streng und unfreundlich; es sei deßhalb ein Unsinn, hinzugehen, unter der Hand könne er, was er brauche, viel billiger haben, er, der „Doktor", wolle ihm eine Quelle sagen, denn es sei ihm leid, daß der „arme alte Mann" so schlecht ankommen solle.

Jancsi war von dem Gehörten ganz verwirrt; er hatte sich überhaupt noch nicht klar gemacht, daß er das Geld „kaufen", daß er eine größere Summe zurückgeben müsse, als er erhielt; er hatte immer nur mit der gerechnet, die er brauchte. Der Advokat setzte ihm mit der größten Freundlichkeit und außerordentlicher Zungengeläufigkeit auseinander, daß das ein Irrthum gewesen sei, daß Derjenige, welcher das Geld herleihe, natürlich auch etwas von dem Geschäft profitiren müsse. Das leuchtete dem Bauern ein; es hätte nicht einmal der glänzenden, ihn ganz betäubenden Beredsamkeit des „Doktors" gebraucht, um ihn zu überzeugen, und mit vollstem Vertrauen überließ er sich der Leitung des Advokaten, der ihm vorschlug, jetzt gleich zu dem Herrn zu gehen, von dem er gesprochen und der ihm den gewünschten Betrag um die Hälfte billiger geben werde als jeder Andere, weil er erstens ein besonderer Freund der Bauern und zweitens ein reicher Mann sei, dem es auf einen großen Gewinn dabei nicht ankomme.

Mit einem Briefe des Doktors ausgerüstet, fand sich denn Jancsi, nachdem er seinem gütigen Rathgeber wärmstens gedankt, im Hause des Apothekers Ellrich ein. Aus der Apotheke wies man ihn in den ersten Stock, da der „gnädige Herr" sich dort befinde. Schon die breite Treppe und das elegante Vorhaus imponirten ihm. Ein zierliches Stubenmädchen, das eilig an ihm vorüberhuschte, wagte er nicht anzusprechen, aber als eine dralle Küchenmagd des Weges kam, bat er sie, das Schreiben hineinzutragen. Kaum hatte der Apotheker es empfangen und gelesen, so erschien er auch schon selbst mit der freundlichsten Miene und lud den Bauern ein, in sein Kabinet zu treten. Dort angekommen, schellte er und befahl, eine Erfrischung aufzutragen, denn der alte Mann müsse ja von dem weiten Weg ganz erschöpft sein und solle sich, ehe sie an's Geschäft gingen, zuallererst stärken und ihm dabei Allerhand erzählen, wie es in seinem Dorf aussehe, wie es dem Pfarrer und dem Schulzen ergehe, die er von früherher kenne, wie viel Kinder er habe und so weiter.

Jancsi war von aller dieser Herablassung ganz geblendet und pries im Stillen den Doktor, daß er ihn zu einem solchen Herrn geschickt. Der Braten und Wein, die aufgetragen wurden, schmeckten ihm vortrefflich, obwohl er sich anfangs etwas genirt beim Essen fühlte und nicht recht wußte, wie er sitzen und wie er die Bissen möglichst fein und zierlich zum Munde bringen sollte. Indeß der gnädige Herr war so natürlich und zutraulich, nöthigte ihn so freundlich, zuzugreifen, ja aß und trank selbst ein wenig mit ihm, so daß er zuletzt alle Scheu verlor und sich ganz behaglich fühlte.

Erst nachdem die Schüsseln abgeräumt worden und nur mehr der Wein noch auf dem Tische stand, berührte der Apotheker leicht die Angelegenheit, welche Jancsi in die Stadt und zu ihm geführt hatte, indem er sagte, er sei mit dem größten Vergnügen bereit, ihm so viel Geld, als er wolle, zu den billigsten Bedingungen zu geben und sein Gast solle ihm nur die Summe nennen. Nachdem dieß geschehen, ging er zu einem Schreibpult, schrieb etwas und erklärte dem Bauern, die Sache sei ganz einfach, er brauche nur auf das Blatt seinen Namen zu setzen und hierauf erhalte er sofort die Banknoten. Interessen seien weiter nicht zu zahlen, er habe schon Alles in der Summe eingerechnet. Damit zählte er den von Jancsi erbetenen Betrag auf den Tisch und reichte ihm die Feder zur Unterschrift.

Der Bauer, welcher Geschriebenes nicht lesen konnte, bat, ihm die Schrift vorzulesen, was der Apotheker auch that. Trotz seiner durch all' das ungewohnte Erlebte hervorgerufenen Verwirrung, trotz des starken Weines, den er getrunken, erschrak Jancsi sehr. Die Summe, die er nennen hörte und die er sich verpflichten sollte, in zwei Jahren zurückzuzahlen, betrug mehr als das Doppelte dessen, was er erhielt. Er kratzte sich verlegen am Kopfe, so daß die langherabhängenden, glattgescheitelten grauen Haare sich verschoben, und drehte dann eine Weile stumm den Hut in den Händen. Doch der Doktor hatte ihn vorbereitet, daß er überall viel für das Geld werde zahlen müssen und ihm gesagt, daß es ihm Niemand billiger geben würde als der Apotheker, auch bestach ihn, da er die Sache nicht verstand, der Umstand, daß von Interessen zahlen in dem Schriftstück keine Rede war; sodann sah er sich um in dem Zimmer, betrachtete die kostbaren Möbel und schönen Bilder in breiten Goldrahmen und sagte sich, daß ein so vornehmer Herr, der so viel schöne Sachen besitze, ihn gewiß nicht überhalten werde; und endlich — er brauchte das Geld und mußte es haben, wenn seine Wirthschaft nicht zu Grunde gehen sollte.

So tröstete er sich denn mit dem Gedanken, daß er zwei Jahre vor sich habe, um die Schuld zu tilgen und malte seinen Namen, so gut es gehen wollte, auf das Papier, worauf er sich unter vielen Bücklingen und Dankesworten für die Freundlichkeit des gnädigen Herrn, der ihn huldvoll noch bis zur Thür geleitete, verabschiedete und, die Banknoten in seiner um den Leib geschlungenen Geldkatze wohlverwahrt haltend, den Heimweg antrat.

Der Apotheker aber lachte, als der Bauer aus dem Hause war, laut auf und rieb sich vergnügt die Hände. Diese seine Nebengeschäftchen, zu welchen ihm sein guter Freund, der „Doktor", die nöthigen „Gimpel" zutrieb, natürlich nicht, ohne dafür seine Prozentchen zu erhalten, trugen ihm viel mehr ein als seine Apotheke. Ihnen allein verdankte er seinen Reichthum. Die Mixturen, Pflaster und Tränkchen, die er verkaufte, hätten ihm niemals die Mittel verschafft, so zu leben, wie er lebte, noch seiner Frau die prachtvollen Seidenkleider und sonstigen luxuriösen Toilettensachen zu schenken, mit denen sie auf allen Kränzchen, Soiréen ꝛc. des Städtchens brillirte und alle anderen Damen überbot, worauf sie nicht wenig stolz war. Die Frau Apothekerin wußte das auch ganz gut und als kluge Frau war sie deßhalb darauf bedacht, ihren Gatten bei seinen Unternehmungen zu unterstützen, so viel an ihr lag. Sie hielt daher zu jeder Zeit des Tages gute Speisen und Getränke in Bereitschaft, um sie den angeflogenen Vögeln vorzusetzen; auch hatte sie nichts dagegen, in besonders schwierigen Fällen durch ihr persönliches Erscheinen auf der Bühne, selbstverständlich wie immer in glänzender Toilette, mitzuwirken, indem sie ihre Freundlichkeit zu der ihres Mannes fügte und dadurch den Betreffenden vollends bezauberte und aller ruhigen Ueberlegung beraubte.

Ein Knopf in der Wand, auf den der Apotheker unbemerkt drückte, vermittelte ihr das Zeichen, wann ihre Gegenwart gewünscht wurde und nothwendig erschien. — —

Ohne eine Ahnung von alledem, gedachte Jancsi nur in großer Dankbarkeit und Rührung des „gnädigen Herrn von Ellrich" und der herrlichen Behandlung und Bewirthung, die er bei ihm erfahren, und redlich müßte er sich die zwei Jahre hindurch ab, die nöthige Summe zusammenzubringen, um seine Schuld an ihn abzutragen. Aber obwohl beide Male die Ernten erträglich ausgefallen waren, so zeigte sich dieß doch als eine Unmöglichkeit. Der Apotheker, der ein besserer Rechner war als der Bauer, hatte das von Anfang an vorausgesehen, und er wußte daher, was der Alte, als er mit kummervollem Gesicht und in gebeugter Haltung an dem festgesetzten Tage erschien, ihm zu sagen habe, noch ehe dieser den Mund geöffnet.

Dießmal war er schon nicht so freundlich mit ihm wie das erste Mal, auch ließ er keinen Braten und keinen Wein kommen; doch hörte er ihn geduldig an und sagte, die Augenbrauen zusammenziehend, bloß, die Sache sei ihm sehr unangenehm, er habe pünktliche Zahlung erwartet, da ihm der Doktor Jancsi als ordentlichen Menschen bezeichnet und er ihm nur daraufhin das Geld geliehen, denn so gern er helfe, könne er dieß doch nur bei Menschen thun, auf die er sich verlassen könne; er brauche sein Geld auch.

Jancsi versicherte, daß er gewiß sein Möglichstes gethan, daß aber die Summe für seine Verhältnisse eben sehr groß sei; er bat inständigst, indessen mit der Abschlagszahlung, die er bringe, vorlieb zu nehmen und noch ein Jahr Geduld zu haben, wo er dann gewiß den Rest zahlen werde.

Herr Ellrich wies die Abschlagszahlung zurück, er wünsche sein Geld auf einmal zu erhalten und nicht ratenweise, womit ihm nicht gedient sei; dagegen wolle er, da er Mitleid habe, vorderhand keine Exekution veranlassen und sich noch ein Jahr gedulden; selbstverständlich aber müsse dafür dem Betrag eine Summe zugeschrieben werden.

Jancsi, durch das geschickt fallengelassene Wort von der Exekution aus aller Fassung gebracht und ohnehin schon vor dem gefürchteten Zorn des Herrn bis in die Seele eingeschüchtert, fühlte sich erleichtert, daß das drohende Schwert wenigstens für den Augenblick abgewendet war und erklärte sich mit Allem einverstanden. Als der Apotheker ihm das Papier wieder vorlegte, erschrak er aber auf's Neue; die zugeschriebene Summe überstieg die Abschlagszahlung, die er hatte leisten wollen!

Aber was konnte er thun?! Er war nun einmal bereits in den Händen des Apothekers; dieser hatte auf Grund des Scheines die Macht, ihn jeden Tag zu pfänden, ja er mußte froh sein, daß er es nicht jetzt schon that; — mit zitternden Händen schrieb der Bauer abermals seinen Namen hin. Wieder klammerte er sich an den Trostgedanken, daß ein Jahr vor ihm liege, in welchem er alles Erdenkliche aufbieten wolle, um sich von der Last zu befreien, die ihn zu erdrücken drohte.

Von dem Apotheker ging er zum „Doktor" und klagte diesem seinen Jammer. Der Advokat machte eine mitleidige Miene und sagte, ja das sei immer so, wenn man einmal gezwungen wäre, Geld aufzunehmen und da gäbe es keine Hülfe. Es sei schon viel, daß Jancsi ein Jahr Aufschub erlangt, und das thäte nur Herr Ellrich.

Mit diesem Trost mußte der Bauer heimkehren.

Nach einem Jahr wiederholte sich dieselbe Komödie, denn natürlich war es noch unmöglicher, die vergrößerte Summe in kürzerer Frist aufzutreiben, als früher die kleinere in längerer. Dießmal wurde der Wechsel wieder auf zwei Jahre prolongirt, der Apotheker verlangte aber, daß die Schuld jetzt grundbücherlich auf des Alten Eigenthum eingetragen werde und daß er die Zinsen von nun an pünktlich in vierteljährigen Raten baar entrichte.

*) III. siehe Bd. 40. S. 639.

Nach den zwei Jahren fand eine weitere Prolongation auf noch ein Jahr statt, und da der Bauer die hohen Zinsen natürlich nicht hatte erlegen können, obwohl er zu dem Zweck sich und den Seinen das Nöthigste versagte, ja die kärglichen Bissen vom Munde absparte, so wurde wieder entsprechend zugeschrieben, und jetzt, wo auch dieß Jahr zu Ende, also im Ganzen nach sechs Jahren, war Jancsi's Schuld zu einem Betrage angewachsen, der den Werth seines Besitzthums überstieg.

Und nun war die Frucht für Herrn Ellrich reif. Nun kannte er kein Mitleid, keine Schonung, kein Erbarmen mehr, sondern bestand hartnäckig auf der Exekution. Vergeblich war alles Flehen des alten Mannes, der endlich ganz gebrochen das Zimmer verließ!

Ohne es recht zu wissen, die Straße, welche zu seinem Dorfe führte, müde dahinschreitend, schien es Jancsi, als ob jeder Baum und jeder Strauch auf derselben ihm das „Nein" des Apothekers zuriefe. Er dachte an die Seinen, an sein braves Weib, an seinen schmucken Sohn Joseph, der mit des reichen Goldbauern schöner Resi verlobt war und dem nun die Braut so gewiß verloren war wie alles Andere; dafür kannte er ihren Vater! Er dachte an seine arme kleine Mariska, sein jüngstes, spätgeborenes, erst zehn Jahre altes Kind, und das Herz wollte ihm brechen in der Brust!

Die Kniee versagten ihm den Dienst, er mußte sich auf einen Steinhaufen am Wege setzen.

Da kam ihm plötzlich ein Gedanke, der ihm wie ein letzter Hoffnungstrahl erschien. Rasch sich wieder erhebend, ging er von da an etwas muthiger vorwärts und machte eiligere Schritte; er hatte nicht viel Zeit zu verlieren, wenn er seinen Plan ausführen wollte, denn es war schon spät am Nachmittag.

Als er sich seinem Häuschen näherte, stand unter der Thür desselben sein Weib. Aus der breiten weißen Krause, welche die Haube umgab, die die Bäuerin trug, blickte ein braunes, runzelreiches, abgearbeitetes und jetzt sehr sorgenvolles Gesicht. Kein Glied von Jancsi's Familie kannte völlig seine Lage; er hatte bisher sowohl der Frau als dem erwachsenen Sohn gegenüber die ganze Schrecklichkeit derselben verheimlicht; er hatte alle diese Jahre hindurch seinen schwersten Kummer allein und schweigend getragen: aber die Noth, die immer mehr Platz griff, wo früher eine gewisse bäuerliche Wohlhabenheit geherrscht, die Unmöglichkeit, die dringendsten Bedürfnisse anzuschaffen, sprachen deutlich genug für sich selbst, und so waren in der Bäuerin Herzen längst ängstigende Befürchtungen aufgestiegen. Sie hatte sich ihr Leben lang viel geplagt, fast immer hart gearbeitet und sich wenig Gutes gegönnt, aber sie und die Ihren hatten doch immer ihr Auskommen gehabt, hatten das Nothwendige nicht entbehrt und die Hoffnung besessen, es niemals zu entbehren. Nun fing es schon lange an, daran zu mangeln, und heute hatte sie noch kein Mittagsmahl kochen können, weil ihr Mann alles Geld bis auf den letzten Groschen in die Stadt mitgenommen, ohne daß sie nur wußte, zu welchem Zweck.

Als sie ihn jetzt erblickte, war daher ihr Erstes, daß sie ihn bat, ihr doch eine kleine Summe zu geben, damit sie ein Essen für die Familie bereiten könne, denn sie habe gar nichts an Lebensmitteln mehr zu Hause und die kleine Marisla weine schon vor Hunger, weil sie seit dem Stück Brod zum Frühstück nichts genossen. Morgen, am Markt, würde sie vielleicht das letzte Schwein verkaufen können und dafür baar Geld lösen, aber für heute wisse sie keinen Rath.

„Morgen!" dachte der Bauer, und es ging wie ein glühendes Rad durch seinen Kopf; „morgen, morgen gehört nichts mehr uns, morgen hat man uns Alles genommen, wenn nicht — — —"

„Hole mir die Mariska," sagte er heiser zu seinem Weibe; „sie soll mit mir in die Stadt, das wird sie zerstreuen; ich habe jetzt kein Geld, aber wenn ich mit der Marisla wiederkomme, werde ich welches bringen."

Die Bäuerin gehorchte nur zögernd; es war ihr nicht recht, daß der Vater nun gar noch die Kleine mitnahm! Er war schon die ganze letzte Zeit so sonderbar und verstört gewesen, daß es ihr unheimlich war, und sie wagte doch nicht zu fragen, denn sie wußte, wenn er einmal etwas nicht sagen wollte, so sagte er es nicht. Aber sein Schweigen machte ihren Kummer noch schwerer und gegen den Sohn, den Joseph, schüttete sie manchmal unter Thränen ihr Herz aus. Doch der nahm mit dem Leichtsinn der Jugend die Sache viel weniger schwer. Es seien noch immer die Folgen der einstigen schlechten Jahre, meinte er, und die Mutter wisse ja, daß der Vater damals Geld aufnehmen gemußt, das er abtragen und außerdem Interessen dafür bezahlen müsse; aber es werde gewiß wieder besser werden, die Schuld einmal bezahlt sein und dann die früheren ruhigen Zeiten wiederkehren. Auch heirathe er ja bald die reiche Resi, denn wenn's der Goldbauer auch nicht gern sähe, so habe er ja doch seine Einwilligung gegeben, weil er und die Resi sich so unmenschlich lieb hätten und der Bauer selber zugestehen mußte, daß er ein ordentlicher Mensch sei, gegen den sich nichts einwenden ließ, wenn er auch keine Reichthümer besaß, und wenn sie nur erst Mann und Frau wären, dann werde es der Mutter und dem Vater und der Marisla gewiß an nichts fehlen, denn seine Engelsresi würde das nie zugeben.

(Schluß folgt.)

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

Zweite Serie.

IV. *)

„Die Temperamente," begann der junge Graf Sternfeld seinen Vortrag, zu dem ihm Frau von Ramberg das Wort gegeben, „ergänzen, aus der Blutmischung entstehend, das Gesammtbild, welches uns die Phrenologie und die Physiognomik von dem Menschen gibt, — sie machen sich kenntlich in der Färbung des Gesichts, der Haare und des Weißen im Auge, sowie in dem Gange und der Haltung des Körpers, und es ist daher die Kenntniß der Temperamentszeichen nöthig, um das aus der Schädel- und Gesichtsbildung festgestellte Charakterbild mit lebendigen Farben zu koloriren. Ich will mich nicht auf eine Kritik der althergebrachten Temperamentsbezeichnungen einlassen, — man könnte heute andere an die Stelle setzen, welche auf der chemischen Analyse des Blutes beruhen möchten und sich ebenso vervielfältigen würden, wie man an die Stelle der alten vier Elemente jetzt eine große Anzahl von Urstoffen gesetzt hat. Die alten vier Temperamente genügen für die Beurtheilung der Grundelemente des Charakters und ich will sie daher zum Ausgangspunkt meiner Darlegung nehmen. Sie sind, um sie gewissermaßen von unten auf zu nennen: das melancholische, — das phlegmatische, — das cholerische und — das sanguinische."

„Warum sagen Sie von unten auf," fragte Frau von Ramberg, „wollen Sie damit etwa ausdrücken, daß das melancholische das niedrigste und das sanguinische das höchste der Temperamente sei?"

„Durchaus nicht," erwiederte der Graf, — „ich sagte von unten auf, um die verschiedenen Temperamente gewissermaßen nach der Schwere zu bezeichnen, welche sie dem Mechanismus des Körpers geben, und um sie zugleich in solcher Reihenfolge zu nennen, in welcher sie den vier Elementen entsprechen, mit welchen man sie in Verbindung gebracht hat; — ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht," fuhr er fort, „daß die mittelalterlichen Philosophen alle ihre Auffassungen mit einer gewissen poetischen Mystik vortrugen und demzufolge auch den Menschen einen Mikrokosmos nannten, in welchem sich nicht nur die Planeten des Himmels, sondern auch alle Erscheinungen der Natur wiederfinden, — so haben sie denn auch die vier Temperamente mit den vier Elementen auf eine sehr sinnreiche Weise in Verbindung gesetzt, und zwar repräsentirt das melancholische Temperament: die Erde, als das schwerste Element, voll Finsterniß und dunkler Tiefen, — das phlegmatische Temperament: das Wasser, welches immer wieder in seine Form zurückkehrt und immer eine glatte Ebene auf seiner Oberfläche bildet, — das cholerische Temperament: das Feuer, welches erwärmt und befruchtet, aber auch zerstört und aufreibt, — das sanguinische Temperament: die Luft, welche in fortwährender Bewegung auf und nieder steigt, die Düfte forträgt und die schwellenden Segel vor sich hertreibt, dabei aber auch im plötzlich anschwellenden Sturme Bäume entwurzelt und Häuser niederweht.

„So ist bei dem melancholischen Temperament das Blut mit schweren erdigen Stoffen gemischt, — das Blut des Phlegmatikers enthält wässerige Theile, — verborgene Glut brennt in den Adern des Cholerikers, während flüchtige Gase im sanguinischen Temperament das Blut in unruhigen Wallungen aufschäumen lassen und sprunghaft forttreiben.

„Wenn man nun von diesen Temperamenten spricht und die Menschen nach ihnen in Melancholiker, Phlegmatiker, Choleriker und Sanguiniker eintheilt, so muß man zunächst festhalten, daß bei einer solchen Eintheilung keine scharfen, unverrückbaren Grenzen zu ziehen sind, und daß sich niemals in irgend einem Menschen eines dieser Temperamente ganz rein und ausschließlich vorfindet, ebensowenig wie die organisch belebte Natur jemals eine der Grundfarben völlig rein und unvermischt zeigt."

„Wir haben doch aber gerade die reine und unvermischte Farbenskala im Regenbogen?" warf Frau von Ramberg ein.

„Ich sprach nur von der organisch belebten Natur," erwiederte der Graf, „zu welcher der Regenbogen nicht gehört, welcher die Farben rein zeigt, weil er eben nur die an keinen Körper gebundene Ausstrahlung der verschieden gebrochenen Lichtstrahlen ist. Die organisch belebte Natur zeigt in ihren Pigmenten niemals eine völlig reine Farbe, wie ja auch der Maler niemals die reine Farbe anwenden kann, sondern gerade durch die Kunst der Mischung die lebendigste Wirkung und die höchste Naturwahrheit erzeugt. Wenn man also von Melancholikern, Phlegmatikern, Cholerikern und Sanguinikern spricht, so bezeichnet man dadurch die Menschen immer nur nach jenem Temperament, welches bei ihnen das entschiedene Uebergewicht hat, welches sich aber zugleich auch immer mit einem oder mit mehreren anderen in Mischung und Wechselwirkung zeigt, und je nach diesen verschiedenen Mischungen, die sich bis in's Unendliche variiren lassen, zeigt die menschliche Natur auch in Bezug auf die Temperamente ebenso wie in Bezug auf die Phrenologie und Physiognomik jene tausendfältigen, sich niemals in gleicher Weise wiederholenden Abwechslungen, so daß jedes Individuum zur Ergründung seines Charakters immer neue Studien und neue Kombinationen verlangt.

„Betrachten wir nun zunächst jedes dieser Temperamente einzeln in ihrer Wirkung auf die äußere Erscheinung des Menschen.

„Der Melancholiker wird zunächst in seinem Blute, welches in dem feinen Gewebe der Hautoberfläche zur Erscheinung tritt, eine mehr oder weniger ausgesprochene Aehnlichkeit mit der Erdfarbe zeigen, seine Haut wird, auch ohne daß eine bestimmte Krankheit dazu die Ursache wäre, eine gewisse graue Schattirung haben, welche sich um so mehr von den hellen Lichtfarben entfernt, je mehr das melancholische Temperament dominirend hervortritt und je weniger es mit anderen Temperamenten vermischt ist. Dieselbe graue Tinte wird sich auch in dem Weißen seiner Augen zeigen — der Blick des Auges selbst wird sich zur Erde richten und in seinem ganzen geistigen Leben werden sich dunkle, finstere Abgründe finden, in welche er sich mit Vorliebe vertieft und aus welchen er, wenn das Temperament gar zu stark dominirt, oft nicht wieder den Rückweg zu finden im Stande ist. Aber auch auf das Haar hat die Farbe des Blutes Einfluß, wenn auch nicht so unmittelbar als auf die Haut. Menschen mit melancholischem Temperament werden meist aschgraue Haare haben — selten schwarze — selten hellgefärbte. Der Gang eines Menschen, bei dem das melancholische Temperament vorherrscht, wird langsam und ein wenig schwankend sein, wie suchend und tastend, da er sich in seiner geistigen Thätigkeit immer auf den dunklen Wegen der Tiefe befindet und das helle Licht des Tages körperlich wie moralisch nur schwer in die Essenz seines Wesens einzudringen vermag; findet er einen Stein auf seinem Wege, so wird er vor demselben stehen bleiben und schmerzlich grübelnd darüber nachsinnen, warum gerade dieser Stein und warum er gerade auf seinem Wege liegt, und vielleicht wird er einen ganz andern Weg einschlagen, um den Stein zu vermeiden und um vor anderen Steinen auf dem neuen Wege wieder in neue schmerzliche Betrachtung sich zu vertiefen.

„Der Phlegmatiker, bei dem in mehr oder weniger hohem Grade Wassertheile das Blut erfüllen, wird in der Farbe seiner Haut ein mattes, gleichmäßiges, mit leichter bläulicher Tinte durchzogenes Weiß zeigen, seine Haare werden meist hellblond sein, der Blick seiner Augen ruhig und theilnahmlos, da sein geistiges Leben, wie das Wasser, auch nach einer augenblicklichen Bewegung immer wieder sogleich zur ruhigen Fläche herabsinkt; — sein Gang wird leicht, aber ein wenig schleichend sein, er schreitet vor, ohne die Füße zu erheben, achtlos stößt er an den Stein, der auf seinem Wege liegt, und selbst wenn ihm der Stoß Schmerz verursacht, so wird er diesen Schmerz im nächsten Augenblick vergessen haben.

„Der Choleriker zeigt in seiner Hautfarbe den Wiederschein der dunklen Glut, welche sein Blut erfüllt, — nicht der hellen, lodernden Flamme, welche schon wieder der Luft verwandt ist, sondern der Glut des Kohlenmeilers, welche in sich selbst zusammenbrennt; — je intensiver diese Glut ist — je mächtiger und dominirender das Temperament hervortritt, um so mehr wird sich ihre dunkle Farbe dem Schwarz nähern, weil sie in ihrem gewaltigen Brande immer mehr Kohlen erzeugt, und meist wird der Choleriker schwarze oder tiefdunkle Haare haben — sein Blick ist glühend wie der Blitz, der aus einer geöffneten Feuereffe hervorstrahlt; — wird das Temperament gemildert durch andere Zusätze oder im Zaum gehalten durch mächtige Willenskraft — was allerdings gerade bei den Cholerikern oft vorkommt — so wird der Choleriker eine große fruchtbare Thatkraft entwickeln, — wenn aber dieß nicht der Fall ist, so wird er sich selbst und Andere zerstören und Alles, was er in einem Augenblick geschaffen, im nächsten wieder vernichten; — sein Gang ist fest und sicher — er tritt fest auf, wie mit zurückgehaltener, zusammengeballter Kraft, — den Stein, der in seinem Wege liegt, schleudert er mit einem grimmigen Ausruf zur Seite, und wenn er sich dabei verletzt, so lacht er höhnisch, weil seine Einbildung sich mit dem Gedanken schmeichelt, dem Hinderniß, das ihm entgegentrat, einen gleichen Schmerz bereitet zu haben; denn wie das Feuer nicht bestehen kann ohne einen Gegenstand, den es zerstört, so freut sich auch der cholerische Charakter an der Zerstörung und an dem Schmerz, den er Anderen bereitet."

„Ihr Choleriker ist ja ein ganz besonders liebenswürdiger Mensch," sagte der Doktor Heilborn, „und wenn es viele solche Persönlichkeiten gäbe, so würde der alte Hobbes Recht haben, wenn er sagt, daß der Mensch ein Raubthier sei und daß das Wesen der menschlichen Gesellschaft in dem Kriege Aller gegen Alle liege."

„Ich hatte mir schon zu bemerken erlaubt," erwiederte der junge Graf Sternfeld, „daß niemals ein Temperament ganz rein vorkommt und daß alle guten und schlechten Eigenschaften desselben immer durch die Beimischung anderer Temperamente gebunden werden, — übrigens," fuhr er lächelnd fort, „hat der alte Hobbes doch vielleicht nicht so ganz Unrecht, — aber zum Glück für die menschliche Gesellschaft gibt es ein Korrektiv für alle schlechten menschlichen Eigenschaften, welches ja auch der Staat reichlich anwendet — das ist die Furcht."

„Pfui!" rief Frau von Ramberg, „so glauben Sie also, daß der Mensch nur durch Furcht zu regieren sei?"

„Ich möchte doch auch glauben," sagte der Landrath von Strebenstein, „daß die Bildung, der Unterricht, die

*) III. S. 316.

Erziehung ebenso mächtige Mittel zum Zusammenhalt der menschlichen Gesellschaft seien, als die Furcht vor der Strafe."

„Ich bin Diplomat," erwiederte der Graf, „und der Diplomatie gilt als erste Regel, nach dem Vorbilde der großen Meister der Staatskunst, daß man immer nur dann richtig rechnet, wenn man seine Rechnung auf die schlechten Eigenschaften der Menschen basirt, auf die Eitelkeit, die Gewinnsucht und vor Allem auf die Furcht, daß man sich aber jedesmal verrechnet, wenn man die guten Eigenschaften als Faktoren voraussetzt. Ich möchte den Herrn von Strebenstein wohl fragen, ob die menschliche Gesellschaft wohl würde bestehen bleiben, wenn der Staat nur Bildungs- und Erziehungsanstalten besäße? Ich glaube, daß das einzige Fundament der Staatsordnung die Gerichte sind, welche jede böse Handlung mit Strafe bedrohen, und die Armeen, welche in letzter Instanz den Urtheilen der Gerichte ihre Ausführung sichern, also durch die Furcht auf die Menschen wirken."

„Das ist eine besonders gute und liebenswürdige Anschauung für die Ehemänner," sagte Frau von Ramberg spöttisch, — „es scheint, daß alle Haustyrannen Anhänger jenes Herrn Hobbes sind, indem sie ihre armen Frauen durch die Furcht vor Poltern und Drohen zu lenken und zu regieren versuchen."

„Sie haben gewiß sehr Unrecht, wenn sie das thun," sagte der Graf Sternfeld, „aber sie werden zu diesem Unrecht gewiß durch die Frauen gebracht, und sicher wäre das Loos des Menschengeschlechts besser, wenn Adam der Eva gegenüber ein wenig mehr Choleriker gewesen wäre. Uebrigens muß ich bemerken, auf die Gefahr hin, die gnädige Frau zu erzürnen, daß die Furcht doch auch den Damen gegenüber ein wirksames Mittel ist, denn wir sehen sowohl in der Geschichte als in der Beobachtung des menschlichen Lebens, daß die heftigsten cholerischen Charaktere die tiefste Leidenschaft der Frauen erwecken — ich möchte nur an Napoleon I. und Josephine erinnern — das Gefühl der Furcht vor dem Manne gibt der Frau zugleich die Empfindung von der Ueberlegenheit der Kraft, und in dieser Empfindung beruht zugleich das Vertrauen auf den Schutz, den eine solche Kraft gewährt."

„Ich gebe das nicht zu," sagte Frau von Ramberg, — „doch will ich die Diskussion fallen lassen, um den Vortrag über die Temperamente nicht zu unterbrechen."

„Wir kommen zu dem Sanguiniker," fuhr der Graf Sternfeld fort, „die Farbe seiner Haut erinnert an die lichte Helle der Luft, — sein Blick wird strahlen und schimmern, aber unstät hin und her irren, leicht beweglich wie der Hauch des Windes, — die Farbe seiner Haare ist meist lichtbraun, röthlich, — seine Bewegung ist leicht, zierlich, schwebend, — über den Stein, der auf seinem Wege liegt, springt er hinweg, und wenn er über denselben fällt, so wird er sich damit trösten, ja es noch für einen besonderen Glücksfall betrachten, daß der Fall nicht schwerer war und daß er sich bei demselben nicht schlimmer verletzt hat. Der Sanguiniker, wenn das Temperament nicht moderirt ist, wird vieles Schöne schaffen können, aber seine Schöpfungen werden meist schillernde Seifenblasen sein, die im nächsten Augenblick in Nichts zerplatzen, — er kommt wie die Luft und geht wie die Luft und läßt höchstens eine Erinnerung an den freundlich vorübergeflogenen Augenblick zurück. Der Sanguiniker ist zu aufbrausender Heftigkeit disponirt; — wie der Lufthauch zum Sturm anschwillt, so kann sein Blut zu furchtbarem Zorn aufwallen, aber ebenso schnell wie der Sturm verflogen ist, beruhigt sich auch sein Sinn wieder und unmittelbar nach dem heftigsten Ausbruch kann er zur sanftesten, mildesten Freundlichkeit zurückkehren, wie nach dem gewaltigen Gewittersturm der leise Zephyrhauch mit den Blättern der Bäume spielt, welche jener entwurzelt und niedergestreckt hat."

„Ein solcher Sanguiniker ist gerade kein angenehmer Mensch," sagte Frau von Ramberg, „indessen ist er mir doch noch lieber als Ihr Choleriker."

„Und doch bleibe ich dabei," sagte Graf Sternfeld, „daß der Choleriker durch die Furcht vor seiner Kraft am meisten die leidenschaftliche Liebe der Frauen zu erwecken vermag; — da dieses Gebiet berührt ist, möchte ich mir noch eine Bemerkung über die verschiedenen Temperamente in Bezug auf das Verhältniß der Männer zu den Frauen erlauben. Der Melancholiker erregt das Mitleid — und ist seine Melancholik poetisch angehaucht, auch eine tiefergehende Liebe — niemals aber eine mächtige Leidenschaft, denn das Gefühl des Mitleids mit einem Manne ist bei einer Frau unnatürlich und kann nur krankhafte Empfindungen erzeugen, — der Phlegmatiker kann gar kein Gefühl erregen, da er die gleichgültige Ruhe, welche ihn erfüllt, auch auf Alle überträgt, mit welchen er in Berührung kommt, — der Sanguiniker erregt momentanes Interesse, eine angenehme Erinnerung, aber keine Leidenschaft, — die Frau verlangt einen bleibenden Eindruck und die Luft, das Element des Sanguinikers, nimmt einen solchen nicht auf — die Liebe zu einem Sanguiniker kann eine Frau von Geist einen Augenblick unterhalten, aber niemals ihr Leben erfüllen."

„Da bleiben wir also in unserer Auswahl auf die Choleriker beschränkt," sagte Frau von Ramberg, „das scheint mir sehr wenig erfreulich für die Damen, ebensowenig erfreulich aber auch für die anderen Temperamente, — was fangen denn die armen Phlegmatiker, Melancholiker und Sanguiniker an, wenn sie nicht fähig sind, die Liebe einer Frau zu erwecken?"

„Es gibt eben sehr selten einen Mann, gnädige Frau," erwiederte der Graf, „bei welchem das cholerische Temperament vollkommen ausgeschlossen wäre — und Diejenigen, bei denen dieß dennoch der Fall ist, müssen sich eben darauf beschränken, eine jener Ehen zu schließen, von denen man ja Beispiele hat und in denen die Frauen, welche ja in letzter Instanz doch immer herrschen, ihre Herrschaft nicht mit dem Rosenzepter der Anmuth, sondern mit einem mehr oder weniger zierlichen Pantoffel ausüben. Doch muß ich wiederholen, daß die Temperamente, wie ich beim Beginn meines Vortrags gesagt, ja niemals ungemischt vorkommen, und ich werde mir nun erlauben, die natürlichsten und häufigsten Mischungen derselben, welche auf die menschlichen Charaktere Einfluß haben, näher zu behandeln."

„Dieß soll das nächste Mal geschehen," sagte die Gräfin Sternfeld, „denn heute muß ich unsere Präsidentin bitten, die Debatte zu schließen und zu erlauben, daß unsere verschiedenen Blutmischungen sich durch den unerläßlichen Nahrungsstoff ergänzen, damit wir nicht Alle dem wässerigen Phlegma verfallen."

„Ich hebe also die Sitzung auf," sagte Frau von Ramberg, indem sie aufstand, „und," fügte sie neckisch zu dem jungen Diplomaten gewendet hinzu, „überlasse es dem Grafen Sternfeld, zu entscheiden, ob ich bei diesem Akte der Herrschaft den Rosenzepter der Anmuth oder einen mehr oder weniger niedlichen Pantoffel schwinge."

Politische Prophezeiungen.

Von

Benno Reden.

(Schluß.)

Die zweite, das Kaiserthum und Oesterreich betreffende Prophezeiung ist die des bekannten Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim vom Jahre 1546. Diese Prophezeiung sagt — abgesehen von den Angaben über verschiedene große Schätze von Karfunkeln, Edelsteinen und Gold, welche man dereinst finden soll — daß bald nach Abgang des österreichischen Kaiserthums ein gelber Löwe aus Mitternacht kommen werde, der ganz Europa, einen Theil von Asien und Afrika in seine Gewalt bekommen solle. Er werde guter christlicher Lehre sein und Alles werde ihm zufallen, — er werde viel Mühe haben, des Adlers Klauen aus dem Reiche zu bringen, und ehe dieß geschehen, würde in allen Landen großes Verderben angerichtet werden. — Die Unterthanen würden sich gegen ihre eigenen Herren setzen, daß großer Aufruhr dadurch würde geweckt werden, doch solle das Haupt bleiben und die Bosheit dadurch gestraft werden, dann werde Friede und Eintracht in die Welt kommen.

Die Ausleger haben sich mit dieser Prophezeiung im Ganzen wenig beschäftigt, und in der That ist auch, abgesehen davon, daß sie keine Zeitbestimmung enthält, der Sinn derselben schwer mit den nachfolgenden Ereignissen in Zusammenhang zu bringen.

Im Jahre 1630 wurden in Frankfurt am Main bei Latomi's Erben zwei Prophezeiungen im Druck herausgegeben. Die eine sagt:

„Es wird eine Zeit kommen, da das römische Kaiserthum vaciren und ledig stehen wird, um welches es großen Krieg abgeben wird, wobei das Kaiserthum so verderbt und verwüstet wird, daß Niemand sein begehren mag, und wird die Democratia überhand nehmen."

Man hat dieß später auf die napoleonische Zeit bezogen, in welcher neben großen Kriegen und der Unterdrückung des deutschen Kaiserthums die demokratisch-revolutionären Ideen zuerst in das öffentliche Leben eindrangen.

Die zweite jener Prophezeiungen von 1630 sagt:

„Die Schlesinger werden ein eigenes Haupt aufwerfen, dem wird viel Volks anhangen. Er leidet zwar darüber große Gefahr, doch erhält er das Feld und bringt Schlesien in seine Gewalt."

Es liegt natürlich auf der Hand, daß diese Prophezeiung auf Friedrich den Großen angewendet wurde, und das Merkwürdigste an derselben ist, daß sie thatsächlich bereits im Jahre 1630 veröffentlicht worden ist.

Eine fernere viel besprochene und viel ausgelegte Prophezeiung über das römisch-deutsche Reich und das österreichische Kaiserhaus veröffentlicht zuerst der Jurist und Historiker Johannes Wolfius in seinen: „Lectiones memorabiles et reconditae", welche im Jahre 1600 zu Lauingen erschienen. Die Prophezeiung selbst soll in einem alten verfallenen Kloster gefunden worden sein.

Diese Prophezeiung knüpft sich an verschiedene Buchstaben und sagt, daß das deutsche Kaiserreich, das unter einem C. begonnen habe, auch unter einem C. wieder zusammenbrechen werde. Wolfius interpretirt dieses C. auf Carl den Großen und Carl VI., den letzten habsburgischen Kaiser, und zieht den Vergleich mit dem alten römischen Reich, dessen Königthum unter Romulus und dessen Kaiserthum unter Augustus begann, dessen ganze Macht aber unter einem Romulus Augustulus wieder zusammenbrach.

Wir wollen die kurzen lateinischen Verse dieser Prophezeiung für Diejenigen, die sich dafür interessiren, hier mittheilen, ohne den Versuch zu machen, die verschiedenen darin enthaltenen Buchstaben außer dem von Wolfius selbst bereits in obiger Weise erklärten C. weiter zu interpretiren.

„Imperium fasces, C. Fastus, Scetra, Triumphus,
Quae fuerant, penitus, C. veniente, cadent,
Postea Germanis durissima bella movebit,
Captivum Pacis ducet et ipse patrem.
Qui fuerat Sacrae confessor Religionis
Liber erit: N. praemia digna feret
C. tandem Imperium dura cum morte relinquet
Nemo sciet, cujus religionis erat.
Succedet tunc N. tranquilla pace gubernans
Imperium, caute finiet ille diem,
Et mare per totum consurgent horrida bella
Qualia Carthago, Roma nec ipsa dedit.
Multaque victores victorum praeda sequetur,
Non erit a captis turba perempta minor
Ensiferi inter se multa vi brachia tollent.
Amplius Officium G. facit ipsa suum.
Ista tamen longo non stabunt tempore namque
P. sanctum veniens tempora sancta dabit.
P. superat, tacet (vel jacet) A. moritur quoque callida N.
Penes Germanos imperiumque manet.
Sed prius hoc nostro tantus fundetur in orbe
Sanguis, diluvium quod neque Troja dedit.
Inde revertentur, fuerant quae pristina secla,
Dicetur: valeat, qui valet atque potest."

Das heißt auf Deutsch:

„Das Reich und die Fasces, das C., der Glanz, das Scepter und der Triumph,
Welche früher waren, werden, wenn C. erscheint, zusammenbrechen.
Dann wird er den Deutschen schwere Kriege erregen
Und selbst den Vater des Friedens gefangen fortführen,
Der, welcher ein Bekenner der heiligen Religion war,
Wird frei sein, N. wird würdigen Lohn erhalten,
C. wird endlich das Reich durch einen schweren Tod verlassen,
Niemand wird wissen, welcher Religion er war.
Dann wird N. folgen, friedlich beherrschend
Das Reich, er wird seinen Tag vorsichtig zu Ende führen,
Und auf der See werden schreckliche Kriege entstehen,
Dergleichen weder Karthago noch Rom geführt haben,
Große Beute werden die Sieger von den Besiegten ziehen
Und es werden nicht weniger Gefangene als Erschlagene sein,
Die Schwertträger werden gewaltig auf einander schlagen
Und G. wird mehr noch als sonst ihre Pflicht thun.
Diese Dinge aber werden nicht lange bestehen, denn
Das heilige P. wird kommen und heilige Zeiten bringen.
P. siegt — es schweigt A. — es stirbt die schlaue N.,
Bei Deutschland wird die Herrschaft bleiben,
Aber vorher wird in dieser unserer Welt
Ein solches Blutvergießen sein, wie es bei Troja nicht war.
Von da an werden zurückkehren die Jahrhunderte wie die ersten waren,
Man wird sagen: Es lebe, wer da lebt und leben kann."

Wir überlassen unseren Lesern die Auslegung dieser Prophezeiung, von der man einige Sätze sehr wohl auf Napoleon I., einige der folgenden aber auch auf den großen Krieg von 1870 beziehen kann.

Die Märchenerzählerin.

Gemälde von Eduard Kurzbauer.

(Hiezu das Bild S. 365.)

Der Tod, der dem langen Leiden des liebenswürdigen Meisters ein Ende machte, hat uns sein Bild wieder lebendig vor die Seele gerufen und den herben Verlust, den die Kunst erlitt, in seiner ganzen Größe erkennen lassen. Noch einmal zogen alle die Bilder, die wir auf den Ausstellungen und in den Galerieen bewundert, an unserem Blicke vorüber: Die Weinprobe, Die Wahlbesprechung, Beim Spiele*), Der abgewiesene Freier**), Das ländliche Fest, Die Kartenschlägerin, Der Trutzige, Die ereilten Flüchtlinge***), Grundlose Eifersucht†), Stürmischer Verlobungstag*†), Der Sonntagnachmittag, Vor dem Begräbnisse, endlich das letzte: Die Bauerndeputation, und das erste: Die Märchenerzählerin, welche ihm einst die Gunst Piloty's erwarb und ihn in seine Schule führte, der er in so hohem Grade Ehre machen sollte. Wir haben früher (Bd. 37, S. 61) das Porträt des Künstlers und seine Biographie gegeben, sind ihm auch sonst in Nachbildung vieler seiner Bilder gerecht geworden. Heute haben wir jener Biographie nur noch nachzutragen, daß der Künstler im vorletzten Jahre von einem unheilbaren Leiden befallen wurde, das im August 1877 die qualvollste Operation (Abtragung des Unter- und Oberkiefers) nothwendig machte. Aber mitten unter den gräßlichsten Schmerzen arbeitete er um der Seinen willen weiter, „im Taumel dieser zum Wahnsinn treibenden Umstände", sagt der Nekrolog eines Freundes, „griff er zu Palette und Stift und zeichnete jenen tief ergreifenden Cyklus von Zeichnungen zu Gottfried Keller's „Romeo und Julie". Selbst im vergangenen Sommer, wo Kurzbauer in stiller Abgeschiedenheit am Starnberger See lebte und als sich sein Leiden zu größter Qual steigerte, nahm er nochmals Palette und Pinsel zur Hand und vollendete das Oelgemälde: „Eine Bauerndeputation", seine letzte Arbeit. Am 13. Januar befreite ihn der Todesengel endlich von seinen langen Leiden.

*) Bd. 40, S. 969. **) Bd. 27, S. 12. ***) Bd. 39, S. 17.
†) Bd. 36, S. 1012. *†) Bd. 37, S. 65.

Karneval in St. Petersburg.

(Hiezu das Bild S. 369.)

Der Karneval in St. Petersburg kann ebensowenig mit dem Karneval von Venedig oder mit dem Kölner Karneval verglichen werden, als der Russe mit dem Italiener oder dem leichtlebigen Rheinländer verglichen werden kann. Doch spricht sich in demselben der gutmüthige Zug, der wie ein rother Faden sich durch den Charakter des Russen hinzieht, trefflich aus. Der Russe ist in mancher Hinsicht noch ein Kind und seine Vergnügungen sind oft die des erwachsenen Kindes. Gehen wir zwischen den verschiedenen Buden, die sich meist auf dem Platze befinden, welchen jetzt der prachtvolle Park einnimmt, der sich zwischen dem Winterpalais und dem Senatsgebäude hinzieht, und dem Marsfeld, dem größten Exerzierplatz der Welt, das während der Fasten- und Osterwoche mit Lärm und Jubel erfüllt ist, spazieren, und wir werden einen Mikrokosmus des russischen Lebens und des russischen Charakters erhalten. Unser Bild gibt sie trefflich, wenn auch nur im Auszuge. Hier sehen wir eine Gruppe von Zechkumpanen: dem einen ist die Mütze von der branntweinglühenden Stirne gefallen, er merkt es aber nicht; er hält seine viereckige Branntweinflasche in der Hand und zieht weiter mit seinen beiden Freunden, wahrscheinlich nur Freunden für einen Tag, denn am Abend trennt sie eine Prügelei und sie finden sich erst wieder in dem Ausschostok, dem Polizeiwachthause. Dort drängt sich das Volk in eine mit dem Bildnisse des weltberühmten Kladderadatsch geschmückte Bude, um Berliner Pfannkuchen zu essen. Im Innern dieser Bude gibt es aber nicht allein Pfannkuchen, sondern auch Getränke, das sehen wir bei den drei Tataren oder Tscherkessen, die trotz des Verbotes Mohammed's es nicht verschmähen, Branntwein zu trinken — freilich wird er ihnen unter dem Namen „Balsam" gereicht, von Balsam aber spricht der Koran nicht. Weiter sehen wir eine lustige Gesellschaft von Bauern, welche in ihren einspännigen Schlitten Korso nach den Balagans oder Bretterbuden fahren, in welchen der Thespiskarren seine Insassen abgesetzt hat und aus welchen eine gemeine Musik erklingt. Einen solchen Thespis- und zugleich Bacchustempel sehen wir unmittelbar daneben: ein als nordischer Bajazzo verkleideter Künstler mit langem Flachs- oder Wattebart — meistens ein verkommener Handwerker — reißt seine Possen, wobei ihm eine in polnische Kleidung gehüllte Dulcinea, ein den untersten Klassen entschlüpftes Geschöpf, die Stichwörter gibt, während sich ein armseliger Posaunist abquält, unerhörte Töne hervorzubringen. Unten umsteht den Balagan eine Gesellschaft verschiedenen Kalibers, denn selbst Gardesoldaten fehlen, wie wir sehen, dabei nicht, und lassen sich vom Bajazzo in die Bude hineinlocken, wo für billiges Geld ebenso billiger Witz geboten wird. Das thut aber nicht jener Bauer, der seine Kunst in den Schießbuden erprobt hat und jetzt seine Triumphe feiert, indem er, da seine sämmtlichen Kleider im Kabak als Pfand geblieben, bei den Klängen der Ziehharmonika tanzt und singt, freilich aber nicht vergißt, dem für seine Kleidung eingetauschten Wodka tapfer zuzusprechen. Ueberall ein Bild tollen, ausgelassenen Treibens, bei dessen Anblick uns nur das hübsche Bild jener Bäuerin tröstet, welche schon ihr zehntes Glas Thee getrunken. **Paul Fuchs.**

Für das Album.

Von **Wilhelm Emmer.**

Prinzip — das soll die Wurzel sein,
Die du im festen Boden schlagst.
Und hoch im Sturm und Sonnenschein
Die Krone frei und schön bewegst.
Doch soll es nicht die Stange sein,
An der du dich nicht ruhst und regst.

*

Hat Liebe erst Besitz genommen,
Sie füllt dein Herz so ganz vollkommen,
Daß Groll und Haß und andre Sünden
Auch nicht den kleinsten Platz mehr finden.

*

Der Greis ist freundlich geleitet,
Den schöne Jugenderinnerung begleitet.
Mit Schmerzgleiten kämpfst du für und für,
Du, meistens bereitest du selber dir.

*

Der Unbescheidenste, den man kennt,
Ist Der, der sich bescheiden nennt.

Bilderräthsel 19.

Auflösung des Bilderräthsels 18:

Dreimal umziehen ist so schlimm wie einmal abbrennen.

Schach.

(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Aufgabe Nro. 18.

Von Herrn M. Singer in Sereth.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 14:

Weiß.	Schwarz.
1) D. F 1 — F 7	1) D. E 7 nimmt F 7 od. A) B) C).
2) L. C 7 — D 6 †	2) Beliebig.
3) S. G 4 nimmt E 5 setzt Matt.	
A)	
1)	1) D. E 7 - E 6.
2) L. C 7 — D 6 †	2) Beliebig.
3) D., T. oder S. setzt Matt.	
B)	
1)	1) K. C 5 — C 6.
2) D. F 7 — D 5 †	2) K. C 6 nimmt C 7.
3) D. D 5 — B 7 setzt Matt.	
C)	
1)	1) S. A 1 nimmt C 2.
2) D. F 7 — D 5 †	2) K. C 5 — B 4.
3) D. D 5 nimmt B 5 setzt Matt.	

Briefmappe.

Hrn. A. B. in Halle. Ihr Wein ist entschieden gefälscht. Wir empfehlen Ihnen das Buch von Kleucke: „Ueber Verfälschung von Nahrungsmitteln". Leipzig, Weber.

Gludische Herzen. Der vorhergehende Fragen hat sich Ihrer erbarmt und empfiehlt Ihnen S. Libowicz, Der Kuß und das Küssen. Hamb, Berendsohn. 1 ℳ 50 ₰.

Frl. A. in Oesterr. Das Wort durchgehen kann so gebraucht werden.

Hrn. Henri in Orleans. Keger ist kein deutsches Wort. Ketzer?

Hrn. Hauptm. a. D. v. R. in L. Schon öfter dagewesen.

Hrn. B. H. in Tölz. Ein Jahr. Ein Mittel gibt es nicht.

Hrn. Rektor P. P. in Aalepur (Norw.) Zu Unzinger's Erklärung von Berserkerwuth bemerken Sie, daß diese von norweg. Gelehrten bereits aufgegeben sei. Die jetzige Erklärung sei die, daß Ber das deutsche Bar sei, also mit Bärenfellen angethan, da Kettenhemden in älteren Zeiten im Norden selten gewesen.

G. Danzig. Wir verweisen Sie auf unsere jüngst erlassene Ankündigung, wornach der zweite Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek" solange der kleine Vorrath noch ausreicht den unseren Abonnenten zu sehr ermäßigtem Preis bezogen werden kann, und zwar komplet in zwei Bänden broschirt für nur 3 Mark, fein gebunden in zwei Bänden für 7 Mark. Wenn Sie sofort bestellen, kann Ihnen dieser Jahrgang noch zu diesem Ausnahmspreis geliefert werden.

Frau Baronin U. E. in E. Wir haben von einer Prämie für einen dreifarbigen Keiler nichts gelesen. Vielleicht weiß die Zeitschrift „Ibis" in Berlin etwas davon.

Hrn. F. F. in Nürnb. Die Antwort galt einer andern Sache.

Hrn. L. T. in St. F. Die Twietmeyer'sche Buchhandlung in Leipzig dürfte Ihnen Auskunft verschaffen.

Fr. Marie v. B. in P. Bopp, Grammatik des Sanskrit.

Hammonia. Wo haben Sie die Auflösung gelesen?

Hrn. Dr. J. G. in Amsterdam. Man schreibt uns aus Karlsruhe, daß in Baden Reichsausländer nur insoweit steuerpflichtig sind, als die Kapitalien im deutschen Reichsgebiet angelegt sind.

Hrn. Assessor E. J. in G. Waaren aus Alfenide enthalten drei Prozent Silber. Sie können also keine großen Anforderungen machen.

Abonn. in St. Petersb. Man graust überhaupt in der Dämmerung nicht und namentlich in dem angeführten Falle nicht.

Hrn. v. S. in Hamb. Da wir diese Vorwürfe in nächster Zeit nicht bringen können, werden Sie sich wohl Photographieen von Rötiger in St. Petersburg kommen lassen müssen.

Frl. E. G. in C. Die Arnoldische Buchhandlung in Leipzig hat das im Verlag, was Sie wünschen: Vorlagen aller Art für Gouache-, Aquarell-, Porzellan-, Holz-, Elfenbein-, Alabaster-, Leder-Malerei, meist Blumen und Früchte, brillant und getreu in Farben ausgeführt.

Hrn. H. F. Z. in Kassl. Hrn. C. U. in L. Hrn. A. J. in Görl. Hrn. L. M. Hrn. H. E. in Det. (Amer.). Hrn. M. K. Hrn. H. E. P. in Wien. Leider nicht verwendbar.

Hrn. F. K. in P. Die Antwort dürfte Ihnen die Redaktion der „Industrieblätter" in Berlin geben können.

Hrn. G. W. in Bresl. Zur Einführung in Wesen und Gesetz der Tonkunst empfehlen wir Ihnen das neue Buch von H. A. Kostlin: Die Tonkunst, Stuttgart, Engelhorn.

N. N. — Bedorf. — gerne, sobald sich mal ein äußerer Anlaß bietet.

Ausländischer Buchhandlungsabonn. N. sind in der deutschen Armee noch nicht vorschriftsmäßig eingeführt. — Wenden Sie sich an das Reichsmilitärministerium.

Heitere junge Dame aus Tölz. Allerdings.

Deutsche Landsmännin in Warschau. Zehn Fragen? Etwas viel. 1. Von seinem Hause unter den Linden. Er starb an seinen Wunden. 2. Die Frage ist durch den Tod des Prinzen hinfällig. 3. Prinz Albrecht wohnt in Hannover. 4. Herzog Eugen, Ja. 5. Sophie ist unvermählt, Pauline mit Prinz Wilhelm von Württemberg. 6. Die Königin von Hannover in Gmunden und Wien. 7. Am Typhus. 8. von Dewall. 9. Prinz Alexander und Georg, Ja.

Hrn. Dr. H. O. in P. Friedrich der Große von Preußen sagte: „Gazetten sollen nicht genirt werden". In einem Briefe vom 5. Juni 1740 sh. alt dieß der Kabinetsminister Graf Podewils dem Kriegsminister von Thulemeier mit. Es gehört noch das Nachsätzchen hinzu: „wenn sie interessant sein sollen".

Hrn. Rob. M. in L. Gewiß, war haben das früher schon, Bd. 28, S. 415. gebracht.

Hrn. Amadeus v. Fels in Aachen. Die Erinnerung an unser Versprechen war uns sehr willkommen und soll eine der nächsten Nummern schon das Gewünschte bringen.

Frl. Cam. P. in C. Lesen Sie die Vorrede von Münchhausen, bearb. von Feller, illustr. von Doré (Stuttgart, Hallberger); dort finden Sie die gewünschte Auskunft.

Hrn. Medizinalrath R. in M. „Das ist des Landes nicht Sitte". Wir werden aber benutzt sein, Ihnen das Papier zu verschaffen.

Fr. Arn. B. S. in M. Aufgeklebte Stempelmarken haben vor Gerichten nicht überall Geltung. Die Trockenstempel, mit denen eben keine Fälschung vor sich gehen kann, sind eigentlich die richtigen.

Hrn. G. J. in Berl. Es wird zur Hervorbringung des Glanzes eine besondere Art von Bügeleisen benützt, die Sie nebst Gebrauchsanweisung aus der Fabrik von Stahl und Wenneck in Stuttgart beziehen können.

Fr. Elisabeth G. in Danzig. Sie werden Schiller sehen. Das A.-Th. gehört zu den hervorragenderen. Ja. Von E. sagen die Theateralmanache nichts.

Hrn. G. Bruckwilder in Düss. Hrn. Sergeant G. 40r in Koblenz. Hrn. E. H. in H. Hrn. Jakob Willens in Brody. Hrn. F. W. Nass in Saarlouis. Richtig.

Enthusiastischer Schwarmer für Neb. L. u. W. Einen anderen Roman als den von Dumas kennen wir nicht. Vielleicht interessirt Sie aber Authentisches über Cagliostro zu lesen. Balau, Geh. Geschichten und räthselhafte Menschen, Leipzig 1850, Bd. 1; Sterke, Schwarmer und Schwindler, Leipzig 1875.

Fr. Klara L. in Str. Wir kaufen solche Werke nicht.

Hrn. A. N. in Gr. (Frankr.). Espagne et Portugal par Germond de Lavigne. Paris, Hachette. 4 Fr.

Die lustige Gesellschaft in Halle. Wir verstehen Ihre Frage leider nicht

Hrn. C. J. in Berlin. Abschlägige Antwort.

Abonn. in Przemysl. Ohne Zweifel, weil der genannte Dichter immer eine gewisse halbgelehrte Bildung auch seiner Leserinnen voraussetzt.

Hrn. Fr. S. in G. Weil die Rubrik nicht das erwartete Interesse zu finden scheint. Wir kennen keine Zeitschrift, die eine solche hatte.

Frl. Anna P. in R. Dolce far niente, das süße Nichtsthun, ist die Uebersetzung eines Wortes von Plinius d. Jüng.: Illud jucundum nil agere, Briefe 8, 9.

Frl. Elise B. Vor Allem zu suchen, daß Sie Niemand erkennt, und dann die Anwesenden zu intriguiren, d. h. sie mit der Kenntniß ihrer kleinen Geheimnisse zu führen und neugierig zu machen, wer die Geheimnißvolle sei.

Hrn. A. F. in Budap. Ein Dilettant in Eisenach. Nicht geeignet für uns.

Hrn. M. G. in Livl. Dank für Ihre Mittheilungen, die wir dem Herrn Verfasser mitgetheilt. „Das Pfarrhaus von Ellernbrook" geht heute zu Ende.

Hrn. E. O. in Budap. Ollendorf's Methode oder die Langenscheidt'sche. Beide brauchen Sie bloß nach diesen Namen im Buchladen zu fordern.

Hrn. Gasinsp. B. in W. Inseriren Sie in dem Journal „Aus Wald und Haide" (Trier, Lintz).

Hrn. F. S. in Aanders (Dän.). Wir können davon keine Separatabzüge machen, werden aber die ganze Sammlung herausgeben.

Hrn. C. S. in Pf. Das erklärt sich einfach aus der Umdrehung der Sonne; wir können aber in unserem engen Raum nicht näher darauf eingehen

Hrn. Rob. H. in Hrbg. Monde illustré, Illustration, Univers illustré.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

BIBLIOTHÈQUE FRANÇAISE
ou
Choix de livres intéressants destinés à la jeunesse allemande des deux sexes,
recueillis par
CHARLES ZOLLER,
Recteur de l'Institution Catherine, Chevalier de l'Ordre de la Couronne de Wurtemberg.

1re SÉRIE: TOME I—XII. 2de SÉRIE: TOME I—VI.

Preis pro Bändchen elegant broschirt 1 Mark. Je drei Bändchen in einem Band fein gebunden 3 Mark 50 Pfg.

Série I: Tome I. Graziella, par **A. de Lamartine.** — Tome II. Une veillée d'automne, par une vieille femme. Lydie ou la résurrection, par **Charles Nodier.** Boutades et bluettes, par **J. Petit-Senn.** — Tome III. Robertine, par **Mad. de Bawr.** — Tome IV. Picciola, par **X. B. Saintine.** — Tome V. **Xavier de Maistre,** Oeuvres choisies. — Tome VI. Choix d'oeuvres dramatiques de **C. Delavigne.** — Tome VII. Nouvelles genevoises, par **R. Töpffer.** — Tome VIII. Madeleine, par **Jules Sandeau.** — Tome IX. De l'Allemagne, par **Mad. de Staël.** — Tome X. Voyage en Orient, par **Alexandre Dumas.** — Tome XI. Mosaique, contenant: Le dernier des Abencerages par **Châteaubriand;** Les prisonniers du Caucase, par **Xavier de Maistre;** La grenadière, par **de Balzac;** Mémoires d'un cen de cinq francs, par une vieille femme. — Tome XII. Choix de poésies françaises. Poètes modernes.

Série II: Tome I. Les martyrs, par **Châteaubriand.** — Tome II. Quelques journees de l'hermite de la Chaussée d'Antin, par **Jouy.** — Tome III. Le conteur genevois: nouvelles, souvenirs, episodes, par **C. Mallet.** — Tome IV. Un philosophe sous les toits, publié par **E. Emile Souvestre.** — Tome V. Lectures choisies pour les jeunes personnes. — Tome VI. Le compagnon du foyer, par **Mad. Surville,** née de Balzac.

Aus dieser mit der grössten Sorgfalt und Sachkenntniss ausgewählten Sammlung ist Alles entfernt, was nur irgend gegen echte, strenge Moral verstossen könnte. Sie darf desshalb ohne Besorgniss in die Hände junger Leute und besonders junger Mädchen, die sich mit den Meisterwerken der neueren französischen Literatur bekannt machen wollen, gegeben werden.

Im Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig** ist vor Kurzem erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Eine Schweizerpension.
Novelle
von
Johannes van Dewall.
Preis broschirt ℳ 5. —; fein gebunden ℳ 6. —

Wie in einem Kaleidoskop zeigt uns der Verfasser ein bunt durcheinandergewürfeltes Stückchen Leben in engem Rahmen. Drollige Situationen, hin und her wirrende Beziehungen, eine Menge originaller Gestalten, von denen man unwillkürlich der einen oder andern leider schon begegnet zu sein meint, und ein warmer Herzenston, der das ganze Treiben sympathisch durchklingt — das ist der anspruchslose Apparat, den der Verfasser in seiner feinen, lebendigen Weise vor uns eine kurze Weile spielen läßt und uns eine heiter anregende Unterhaltung bietet.

Über Land und Meer.

№ 20.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1878—1879.
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: An der Grenze. Erzählung von Moritz von Reichenbach. — Ein Joachimscher Quartettabend, von Theobald Reibaum. II. — Zwei Kaiser im Frühstück in Peterhof, eine Erinnerung von L. Schneider. — Ein römischer Harusper. Notizblatter. — Die Bestrebungen zur Hebung der Fischzucht, von Dr. F. Müller. — Um ein Herz. Novelle von C. Falk. Fortsetzung. — Helena, Gemälde von Maignan. — Winter, Gedicht von Georgine Aschkin. — Die Memoiren eines Reingefallenen, nebst Nachtrag, von Archibald Walther von Kalau, mit Bildern von G. Rechlin. — Aus dem Leben und der Gesellschaft. Skizzen von Anna Gräfin Pongratz. IV. Nachtlichtaffen, Schluß. — Von Haydn bis Liszt. Skizzen aus der neueren Musikgeschichte von Ludwig Nohl. 2. Epoche: Mozart (1789—1800). — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth. IX. Der Kampf des Leuchtgases gegen das elektrische Licht. — Streitfragen und Historien. Feuilletons von Karl Emil Franzos. III. Eine Heldin der Menschenliebe. — Bilderrathsel 20. — Auflösung des Bilderrathsels 19. — Arithmetischer Rebus. — Schach. — Briefmappe.

Illustrationen: Johannes Brahms. — Helena an der Quelle, Gemälde von Albert Maignan. — Kaiser Wilhelm und Kaiser Alexander II. von Rußland beim Frühstück im Winterpalais zu St. Petersburg, nach einem Aquarellbilde von Fedja von Lyders. — Ein römischer Harusper, Gemälde von E. Blashfield. — Der Winter, von J. van Haanen. — Bilder zu: Die Memoiren eines Reingefallenen, nebst Nachtrag, von Archibald Walther von Kalau, von G. Rechlin. Robert der Grunder. Is et wat et is, der Mensch freut sich. Herr Nachmelker. — Herr Stremke: Karline, Jott wie fein!

An der Grenze.

Erzählung

von

Moritz von Reichenbach.

(Nachdruck verboten.)

I.

Was der Lieutenant Lichtenfeld erwartete und was er fand.

„Hast Du auch Deinen Revolver nicht vergessen, Lichtenfeld?“

„Ich habe mir sogar einen ganz neuen gekauft. Man kann ja nicht wissen, in welch' vertenfelte Lagen man ‚da unten‘ kommt!“

„Na, höre, eine solche Lage kann ich Dir mit Sicherheit prophezeien, nur würde gegen diese, die ich aus eigener, oberschlesischer Erfahrung kenne, Insektenpulver brauchbarer sein als ein Revolver!“

„Keine Sorge, das gehört auch zu meiner Grenzausrüstung!“

„Und Karbolsäure oder sonst ein Desinfektionsmittel.“

„Was, soll das eingeschmuggelte Vieh auch noch von uns höchsteigenhändig desinfizirt werden?“

„Nein, Scherz beiseite, man weiß nie, ob man ‚da unten‘ nicht gerade in eine Typhusepidemie hineingeräth. Dort ist ja immer so etwas los.“

Der Lieutenant Lichtenfeld zuckte die Achseln.

„Keiner entrinnt feindlichem Geschick,“ deklamirte er pathetisch, „ich fürchte die Langeweile mehr als den Typhus.“

Die jungen Offiziere, welche das Eisenbahncoupé umdrängen, in das soeben ihr Kamerad eingestiegen war, wurden höflich ersucht, zurück zu treten.

Johannes Brahms. Originalzeichnung. (S. 386.)

Man schloß die Coupés. Die Signalglocke läutete zum dritten Mal.

„Adieu, Lichtenfeld!“ — „Adieu, Kameraden!“ klang es noch herüber und hinüber. Die letzten Rufe erklangen schon unter dem Brausen des Zuges und dem gellenden Abschiedspfiff der Lokomotive.

Wenige Augenblicke später hatte der Zug den Breslauer Bahnhof hinter sich und trug den Lieutenant Lichtenfeld seinem entfernten Ziele, der oberschlesischen Bergwerksstadt Beuthen, entgegen.

„Wenn man wenigstens dort bleiben könnte,“ seufzte der junge Offizier, sich in die Polster des Sitzes zurücklehnend, „aber das Regiment steht ja in ganz abscheulichen polnischen Grenzdörfern. Und ich hatte mir eben meine Breslauer Garçonwirthschaft so hübsch eingerichtet! Aber ich bin nun einmal ein Unglücksvogel! Hat man jemals früher uns Breslauer Offiziere an die Grenze geschickt, um den Schmuggelviehhandel zu überwachen und die Verschleppung dieser verd — Rinderpest zu verhüten? War das früher erhört? Nein, erst seit ich Offizier bin, ist das Mode geworden. Und nun dieser Müllendorf! Der Mensch ist in seinem Leben nicht krank gewesen. Jetzt, wo er das Grenzkommando hat, behauptet er's zu sein, bekommt einen Gesundheitsurlaub und ich muß zu seiner Vertretung nach Kissichi — ja, wie heißt das verwünschte Nest eigentlich?“

Und Lieutenant Lichtenfeld zog seine Brieftasche und eine Karte hervor, buchstabirte den Namen Krzidzanowitz zusammen, um sich denselben besser einzuprägen, überzeugte sich dann auf der Karte nochmals von der Thatsache,

die ihm eigentlich längst bekannt war: daß Krzidzanowitz unmittelbar an der Grenze und weder an einer Eisenbahn noch an einer Chaussee lag, und legte sich zuletzt wieder in die Polster zurück, ohne seine Laune verbessert zu haben. Ein leichter Hagelschauer, mit Regen und einzelnen schnell zergehenden Schneeflocken untermischt, der eben gegen die Coupéfenster prasselte, trug auch nicht zu seiner Erheiterung bei. Die rechts und links vorüberfliegenden Felder, von denen erst seit wenig Tagen der letzte Schnee verschwunden war, sahen blaßgrün-grau und eingeschüchtert aus, die kahlen Bäume wurden von einem zeitgemäßen „Frühlingswinde" bedenklich hin und her gebogen, und im Coupé selbst roch es nach altem Tabaksrauch. Man kann es dem Lieutenant nicht verargen, wenn er an diesem Märznachmittage, an welchem wir seine Bekanntschaft machen, die Welt etwa für ein Tintenfaß und sich selbst für eine dareingefallene Fliege ansah und sich in Folge dieser Anschauung Gegenwart und Zukunft schwarz in schwarz ausmalte. Unter den Scherzen der Kameraden hatte er sich seine Lage noch gar nicht so recht klar gemacht, aber jetzt — —

Er rauchte melancholisch eine Cigarre, sah mißmuthig zum Fenster hinaus und versank zuletzt wehmüthig-resignirt in einen verspäteten Nachmittagsschlummer.

Dieser Schlummer mußte ziemlich lange gedauert haben, denn als er endlich erwachte, war es Nacht und die Lampe brannte an der Decke des Coupé. Er sah nach der Uhr. Sein heutiges Reiseziel mußte dicht vor ihm sein. Er ließ das Fenster herab und blickte hinaus auf ein wellenförmiges, schneebedecktes, im Mondlicht schimmerndes Hügelland.

„Aha, Schnee," murmelte er, „nun natürlich, man steckt hier noch mitten im Winter, während wir in Breslau schon an den Frühling dachten."

Lichtenfeld wollte sich eben vom Fenster zurückziehen, als ein intensiv rother Feuerglanz zwischen den weißen Hügeln ihn nochmals hinausblicken ließ. Gleich kleinen Kratern glühte und sprühte das rings umher und sandte kompakte, röthlich gefärbte Rauchwolken zum dunklen Nachthimmel empor. Dann wieder schimmerte es geisterhaft bläulich zwischen den rothen Gluten, und hier und dort blitzten längliche gelbe und grüne Lichtscheine auf. Der Mond hatte sich hinter Wolken versteckt und aus der dadurch bedingten tieferen Dunkelheit schimmerten nun all' diese bunten Feuer doppelt wirksam und unheimlich phantastisch hervor.

Es war das erste Mal, daß Lichtenfeld sich den Bergwerksdistrikten näherte, und dieß Schauspiel war ihm daher völlig neu und ungewohnt.

„Das ist ja, als käme man in den Vorhof der Hölle," dachte er, am Fenster stehen bleibend. „Hm — eigentlich nähere ich mich doch einem nicht ganz uninteressanten Theil meines engeren Vaterlandes."

War es nun eine Wirkung dieser Reflexion oder seines wirklich vortrefflichen Schlafes: kurz, er hatte seine schlechte Laune ganz vergessen.

Der Zug hatte den letzten Anhaltepunkt vor Beuthen erreicht. Um eine Laterne dicht vor dem Coupé drängte sich eine Gruppe von Bergleuten, an ihrer schwarzen, eigenthümlichen Tracht kenntlich, von denen der eine Theil mit großer Virtuosität polnisch, der andere mit fabelhafter Zungengeläufigkeit italienisch schimpfte.

Lichtenfeld blickte einen Moment auf die wilden, lebhaft bewegten Gestalten, welche sich jetzt an ihm vorüber der vierten Klasse zu bewegten. Statt ihres Gezänkes erklang jetzt aus dem Nebencoupé, dessen Thür eben geöffnet worden, ein unerquickliches Duett zwischen einem kläffenden Schooßhunde und einem weinenden Kinde.

„Nein, Schaffner, da steig' ich nicht hinein," rief im selben Augenblick eine helle Stimme draußen auf dem Perron, „machen Sie mal hier daneben auf."

„Ja, aber das ist ein Rauchcoupé —"

„Ach, das ist mir ganz egal, ich fahre bloß bis Beuthen."

Und zugleich wurde auch schon die Thür des Coupé, in welchem Lichtenfeld saß, geöffnet und ein kleiner, spitzer Federhut ward in der Oeffnung sichtbar. Darauf flog ein Plaid und eine Reisetasche in's Coupé, und diesen beiden Gegenständen folgte eine kleine, zierliche Persönlichkeit, welche man noch nicht ganz als Dame bezeichnen konnte, obgleich sie so aussah, als würde sie gegen die Bezeichnung „Kind" einen ebenso feierlichen als energischen Protest einlegen. Mit einem unwillkürlichen Lächeln bückte sich Lichtenfeld nach der zu seinen Füßen liegenden Reisetasche, um sie der jungen Besitzerin einzuhändigen.

„O, ich danke," sagte Diese, ihr Billet hervorsuchend, mit einem flüchtigen Rekognoszirungsblick auf ihren Reisebegleiter; dann, den Kopf halb nach dem Fenster gewandt, fügte sie wie entschuldigend hinzu: „Im Damencoupé sitzen schon sechs Personen, zwei Kinder und ein Hund."

„Ich finde es sehr natürlich, daß Sie da nicht auch hinein wollten," sagte Lichtenfeld belustigt.

„Nicht wahr? Und die Eine von den Damen war so dick." Sie machte eine beschreibende Handbewegung und wandte sich jetzt, als habe sie plötzlich Vertrauen in ihren Begleiter gewonnen, diesem zu.

„Ein Backfisch," dachte Dieser, „aber ein Backfisch mit ebenso beredten Augen als Lippen." Und mit jenem Gemisch von Galanterie und Protektion, welches das Benehmen junger Leute einem hübschen Backfisch gegenüber gewöhnlich charakterisirt, bückte Lichtenfeld sich nun auch nach dem Plaid und legte denselben mit einigen Bemerkungen über Damencoupés im Allgemeinen und Hunde- und Kinderbegleitung im Speziellen über die Kniee seiner Reisegefährtin.

„Eigentlich ist mir gar nicht kalt," meinte Diese, „denn ich hätte beinahe den Zug versäumt und habe mich ganz heiß gelaufen. Glücklicherweise hatte ich ein Retourbillet."

„So hatten Sie einen weiten Weg zur Bahn?"

„Nein, gar nicht, meine Freundin wohnt ganz nahe am Bahnhof. Aber wir hatten uns so verplaudert, daß, als ich zur Hausthür heraustrat, der Zug schon dicht vor der Station war. Da bin ich denn gelaufen, so schnell ich konnte, die alte Dienerin, die mich begleiten sollte, verlor den Athem und blieb unterwegs irgendwo. Ich wollte aber nicht zu spät kommen, denn meine Schwester ist so ängstlich und mein Schwager wird mich erwarten."

„Fürchteten Sie sich nicht, allein zu gehen?"

Sie sah ihn verweisend an, warf die Lippen etwas trotzig auf und sagte:

„Fürchten? Ich fürchte mich nicht, mein Herr. Furcht ist kindisch!"

„O, es fiel mir nur so gerade ein," sagte Lichtenfeld begütigend, „ich mußte unwillkürlich daran denken, weil ich noch eben auf dem Perron so ein paar Gesellen sah, welche nichts Vertrauenerweckendes hatten und denen eine einzelne Dame gewiß lieber aus dem Wege geht —"

„Bergleute, wahrscheinlich," sagte das Dämchen.

„Ja, und Betrunkene, wie ich außerdem glaube. Sie sprachen zu meiner Ueberraschung italienisch."

„Möglich, wir haben viel Italiener unter den Bergleuten."

„Ah, daher wohl auch die häufigen Messeraffären, welche die ‚Schlesische Zeitung' so oft unter ‚Beuthen' bringt?"

„Ja, wenn unsere ‚Wasserpolacken' sich nur prügeln, so stechen die Italiener gleich zu."

„Und dergleichen kommt oft vor?"

„Sehr oft!"

„Und die häufigen Mordgeschichten aus dem hiesigen Kreise sind auch nicht erfunden?"

„O nein, ein Mordversuch oder ein wirklicher Mord mag wohl alle Wochen vorkommen." Sie sagte das mit einem gewissen Selbstgefühl, als rühme sie eine gute Eigenschaft ihrer Landsleute.

Lichtenfeld mußte wieder lächeln.

„Nun, Sie werden mir zugeben, daß es unter diesen Umständen zu rechtfertigen wäre, wenn eine einzelne Dame" — er betonte dieses Wort mit einem gewissen humoristischen Anflug, der ihr aber entging — „wenn eine einzelne Dame auch einmal eine kleine Anwandlung von Furcht hätte."

„Ich will mich nun aber einmal nicht fürchten. Ich thue Alles, um mich gegen Furcht abzuhärten," sagte sie im Ton eines eigensinnigen Kindes. Dann kam plötzlich ein schwerer Seufzer. „Ach, das Leben ist zu traurig, wenn man ängstlich ist!" Das wurde im Tone einer so tiefen Erfahrung gesagt, daß Lichtenfeld seine Reisegefährtin verwundert anblickte.

Diese nickte, wie in Gedanken verloren, vor sich hin. „Ja, es ist sehr traurig, ängstlich zu sein," wiederholte sie. Dann blickte sie ihn plötzlich mit einem Ernst an, der komisch und rührend zugleich war, und fragte mit einem gewissen tiefen Vibriren in der Stimme:

„Ob das Unsinn ist, wenn ich sage: ich will mich nicht fürchten?"

„Gewiß nicht, wenn Ihre Nerven Ihnen nur erlauben, Ihren Willen durchzuführen!"

„Ich will auch nicht nervös werden."

„Das ist gewiß ein guter Vorsatz," sagte er nun wieder unwillkürlich lachend.

„Warum lachen Sie? Glauben Sie nicht, daß man so etwas durchführen kann, wenn man will?"

Lichtenfeld hatte die Hände zwischen den Knieen gehabt und blickte, vornüber geneigt, mit einer gewissen Verlegenheit darauf herab.

„Mein Fräulein, ich gebe zu, daß der Wille viel vermag —" — der Backfisch hatte verzweifelt unbequeme Fragen!

„Ah, dann lachen Sie vielleicht, weil ich Ihnen, einem ganz Fremden, das so sage —"

„O, ich fühle mich geschmeichelt —"

„Nein, das brauchen Sie gar nicht," erwiederte sie schnell lebhaft errörhend und ihre Augen glänzten.

Plötzlich schien sie sich zu besinnen, daß der Herr ihr gegenüber doch eigentlich ein Fremder war, und die Folge der Betrachtungen, welche sich an diese Erinnerung knüpfen mochten, war, daß der lächelnde Mund nun ernst, fast trotzig geschlossen und der weiße Schleier über das Gesicht gezogen wurde. Um die Lippen des Lieutenants zuckte ein halbes Lächeln. Das junge Dämchen bemerkte es und brachte es in eine seltsame Ideenverbindung mit — ihren Handschuhen, deren Fingernähte nicht mehr ganz schließen wollten. Warum lachte er aber darüber? Solch' ein kleines Defizit kann ja doch unterwegs passiren.

Sie kreuzte die Arme übereinander und sagte nach einiger Zeit:

„Ich hatte mir immer vorgenommen, einen ganz, ganz Fremden, der gar nicht für mich eingenommen, also vorurtheilslos ist, einmal darnach zu fragen, ob es häßlich ist, wenn ein Mädchen sagt: ‚ich will', und ob es unmöglich ist, furchtlos zu werden. Sie sind mir nun ganz fremd, und in Beuthen steige ich aus und sehe Sie nie mehr wieder. Sie können mir also ganz ehrlich sagen, ob das, was ich denke, Unsinn ist oder nicht."

„Glauben Sie denn aber, daß ich gerade das Richtige treffen würde?" frug er nun wieder ganz ernst.

Sie blickte ihn einen Augenblick schweigend und prüfend an. Dann sagte sie:

„Obgleich Sie wohin ohne einen ordentlichen Grund gelacht haben, so denke ich doch, daß ich Ihnen glauben würde, wenn Sie mir etwas so recht ernsthaft sagten."

Er bückte sich noch eine Linie tiefer über seine gefalteten Hände herab und sagte:

„Nun denn, ich glaube, daß Sie weder ganz Unrecht, noch ganz Recht haben. Ich bin überzeugt, daß eine Frau mit etwas Energie alle kleinliche Aengstlichkeit ablegen und sogar ihre Nerven in der Gewalt behalten kann; dennoch würde ich es für falsch halten, wenn sie wirkliche Gefahren aufsuchte. Denn sie besitzt nicht die physischen Kräfte, solchen zu trotzen. Blinde Furchtsamkeit ist sicher thöricht, aber eine Frau, die alle Vorsicht vermeidet, setzt sich entweder ernstlichen Unannehmlichkeiten aus oder wird selbstbewußt und prahlerisch."

„Wenn man aber glaubt, es sei irgendwo gar keine Gefahr vorhanden, und Andere behaupten, dieß sei doch der Fall — soll man sich da nicht überzeugen?"

„Wenn ich in einer solchen Lage wäre," meinte Lichtenfeld ehrlich, „ich würde mich überzeugen. Ihnen aber würde ich rathen, die Sache ruhen zu lassen, — es sei denn, daß es für irgend Jemand von großem Nutzen wäre, sich diese Ueberzeugung zu verschaffen. In diesem Falle wäre es dann ein Opfer, das Sie brächten, und nicht eine — nicht eine —"

„Befriedigung meiner Neugierde," vollendete sie seinen Satz. „Ja, 's ist schon möglich, daß ich auch neugierig bin, aber ich dachte auch, es würde eine gute Kur sein, um sich gegen Furchtsamkeit abzuhärten."

„So sprechen Sie von etwas Wirklichem, nicht bloß von einer Ansichtssache?" rief er lebhafter und die kleine Blondine fast erschrocken ansehend.

„Ach nein, nein, Sie verstehen ja das nicht — ich kann Ihnen das nicht weiter erklären, es war auch nur so ein Gedanke — aber, da pfeift es, wir sind gleich in Beuthen."

Sie griff nach Tasche und Plaid. Auch Lichtenfeld langte nach seinem Handkoffer. Sie blickte ihn erstaunt an.

„Sie steigen doch nicht auch hier aus?" frug sie sichtlich erschrocken.

„Ja, gewiß, aber allerdings nicht, um hier zu bleiben."

„Ah, Sie reisen bloß durch?"

„Ich bin an die Grenze kommandirt."

„An die Grenze? Warum sagen Sie mir das erst jetzt? Nach alledem, was ich Ihnen anvertraut habe,

weil ich dachte, daß Sie in einer Stunde weit fort sein würden? — o!“ Ihre Stimme klang halb ärgerlich, halb weinerlich.

„Mein Gott, ich habe gar nicht daran gedacht, daß Ihnen das unangenehm sein könnte,“ versicherte Lichtenfeld, dem diese Vorwürfe ebenso unerwartet kamen, wie seine Stellung als Gewissensrath vorhin.

„Ich habe Ihnen doch aber gesagt, daß ich hoffte, ich würde Sie nie mehr sehen,“ schmollte sie, „und wenn Sie nun an die Grenze kommen —“

Ehe Lichtenfeld noch neue Entschuldigungen erdenken konnte, hielt der Zug vor dem Bahnhofe von Beuthen, und da ihm das Schmollen der hübschen Kleinen halb Spaß machte, halb leid that, so sagte er nur, schnell an ihre Seite tretend, während sie zum Fenster hinaus auf den Perron blickte:

„Seien Sie mir nicht böse und lassen Sie uns gute Freunde bleiben, wenn wir uns wieder begegnen sollten.“

Sie aber bog sich weit hinaus und winkte mit dem kleinen Pelzmuff einem großen schwarzbärtigen Herrn zu, welcher auf dem Perron stand und sich jetzt eilig dem Coupé näherte.

Lichtenfeld hätte gern noch den Namen seiner Reisegefährtin erfahren und empfand es jetzt als Unterlassungssünde, daß er selbst sich ihr nicht vorgestellt hatte, aber dazu war nun keine Gelegenheit mehr, denn im nächsten Augenblick wurde die Coupéthür geöffnet und außerdem ignorirte ihn jetzt die Kleine auch vollständig und erwiederte kaum seine Abschiedsverbeugung. Dafür warf der Schwarzbärtige noch einen prüfenden Blick in das Coupé, brummte etwas von „nicht Damencoupé“, und fixirte dann den aussteigenden Lieutenant einen Augenblick, worauf er höflich grüßend fragte:

„Verzeihen Sie, Herr Kamerad, aber sind Sie vielleicht nach Krzidzanowitz kommandirt?“

„Allerdings —“

„Ah, dacht' ich's doch: dann erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle; Amtsrath Werkhart aus Krzidzanowitz.“

„Lieutenant Lichtenfeld —“

„Freue mich, Sie gleich aufgefangen zu haben, dachte schon, daß Sie heut ankommen würden. Sie sind mein Gast, Herr Lieutenant, und wenn es Ihnen recht ist, fahren wir noch heut Abend nach Krzidzanowitz, mein Schlitten steht schon hinter dem Bahnhof, und wenn Sie nicht zu viel Gepäck haben, können wir's auch gleich mitnehmen.“

„Sehr gütig, Herr Amtsrath, ich nehme dankbarst an.“

Die beiden Herren schüttelten sich die Hände. Lichtenfeld blickte wieder, wie um Verzeihung bittend, nach der kleinen Dame hinüber, die den Kopf trotzig in den Nacken geworfen hatte, und bat, ihn vorzustellen.

„Ah, Sie sind ja schon mit meiner kleinen Schwägerin zusammen gefahren; hier, Vallinka, Lieutenant Lichtenfeld, unser neuer Gast —“

Fräulein Vallinka nickte nur ein ganz klein wenig, bemächtigte sich dann des einen Armes ihres Schwagers und schob dessen mächtige Persönlichkeit in ganzer Höhe und Breite zwischen sich und den Lieutenant.

Dieser verbesserte ihre Stimmung auch durchaus nicht, indem er ihr beim Einsteigen in den Schlitten noch zuflüsterte: „Ich kann wirklich nichts dafür, Fräulein Vallinka.“

Sie hüllte sich schweigend in ihre Plaids und Decken, zog den Schleier vor ihr Gesicht und blieb während der ganzen Fahrt unnahbar.

Unter lustigem Schellengeläut flog der Schlitten über die schimmernde Fläche, vorüber an den Coaks- und Hochöfen mit ihrem rothen und blauen Feuerglanz und an den Zinkhütten, aus deren Fenstern die gelben und grünen Lichter leuchteten, welche Lichtenfeld schon von der Bahn aus gesehen hatte. Dazwischen lagen einzelne schneefreie, seltsam zerklüftete Stellen, über welchen leichte, im Mondlicht jetzt wieder deutlich erkennbare Rauchwölkchen schwebten.

„Da wüthet ein innerer Grubenbrand,“ erklärte der Amtsrath auf Befragen seines Gastes. „Dergleichen kommt hin und wieder vor und dagegen läßt sich nichts machen.“

Dann wieder blickte man auf tiefe, durch Aufdeckarbeit aus der Erde herausgeschälte, glänzend schwarze Steinkohlenwände herab, auf deren vorspringenden Zacken der weiße Schnee seltsam leuchtend lag. Dazwischen begrenzten einzelne dunkle Nadelholzbestände oder langgestreckte Arbeiterkolonieen den Weg. Derselbe war ziemlich weit, aber die eigenthümliche Szenerie und die verständnißvollen und deßhalb nicht uninteressanten Erklärungen Werkhart's ließen ihn für Lichtenfeld nicht lang erscheinen. Man hatte die Feuer jetzt hinter sich gelassen, der Boden wurde etwas ebener, Pappelalleen und die Dächer eines größeren Gehöftes ragten in einiger Entfernung vor dem Schlitten auf.

„Wir sind auf Krzidzanowitzer Boden,“ sagte Amtsrath Werkhart, „da drüben liegt das Schloß.“

„Das scheint ein großartiges Gebäude,“ bemerkte Lichtenfeld.

„Ja wohl, es wäre Raum darin für einen fürstlichen Haushalt im alten Styl. Jetzt haben wir aus einem Flügel den Schüttboden gemacht und das Uebrige ist auch nur zur Hälfte eingerichtet. Ich bitte Sie, was sollen Pächtersleute, wie wir, mit solch' einem Schloß!“

„Das Gut ist nicht Ihr Eigenthum?“

„Leider nein; es gehört dem Herzog von ** und Sie müssen eben vorlieb nehmen, wie Sie's bei einem armen Pächter finden.“

Dabei zog Herr Werkhart lächelnd seinen Pelzkragen in die Höhe und Fräulein Vallinka machte eine ungeduldige Bewegung.

Indeß hatte man den Hof erreicht, das verschlossene Thor wurde knarrend geöffnet, ein paar große Hunde umsprangen laut bellend den Schlitten, dessen Gespann schnaubend und dampfend jetzt vor dem wappengeschmückten Portale hielt.

Ein Livréediener, welcher durchaus nicht nach „armen Pächtersleuten“ aussah, half den Aussteigenden, welche gleich darauf das hohe, weitläufige Treppenhaus betraten, dessen Wände mit Hirschgeweihen und Eberköpfen dekorirt waren.

„Welch' prächtiger Raum!“ rief Lichtenfeld unwillkürlich.

Der Amtsrath zuckte die Achseln.

„Ja, das ist recht hübsch für's Auge, aber unbequem für den Gebrauch. So kalt und so weitläufig — eine unsinnige Raumverschwendung. Aber, bitte, kommen Sie herauf, ich will Ihnen sogleich Ihre Zimmer anweisen.“

Eine halbe Stunde später wußte Lichtenfeld, daß die „armen Pächtersleute“ es in ihrer Einrichtung mit mancher Familie von hochtönendem Namen aufnehmen konnten. Er saß in dem behaglich durchwärmten Zimmer des Hausherrn, eine feine Havanna zwischen den Lippen, ein Glas mit funkelndem altem Ungar vor sich auf dem Tisch; „nur einstweilen, bis das Abendbrod servirt sein wird,“ sagte sein Wirth.

„Aber in so vorgerückter Stunde würde ich sehr bedauern, wenn Sie sich meinethalben Umstände machen wollten,“ meinte Lichtenfeld.

„Nun das wäre mir schön, wenn wir nicht noch etwas Warmes bekämen,“ erwiederte Werkhart. „Ich habe den ganzen Tag so viel Geschäfte abzuwickeln gehabt, daß ich in dem abscheulichen Rauchnest von Beuthen nichts Ordentliches gegessen habe.“

Im selben Augenblick meldete der Diener, das Abendessen sei servirt. Werkhart bot seinem Gast den Arm und führte ihn in das längliche, holzgetäfelte Speisezimmer, in welchem die Damen des Hauses schon anwesend waren.

„Hier bringe ich Dir unsern Gast, Lieutenant Lichtenfeld, liebe Kamilla,“ sagte Werkhart, und fügte dann erklärend hinzu: „meine Frau — meine Schwägerin Vallinka von Ruditzki kennen Sie ja schon.“

Lichtenfeld verneigte sich tief vor der hohen, schlanken Gestalt der Dame vom Hause, begrüßte Vallinka mit einem nur halb unterdrückten Lächeln, welches diese empörte, und nahm dann den ihm angewiesenen Platz zwischen dem Ehepaar ein, wo er sich bald bei vortrefflichem Braten und schäumendem Champagner, mit dem sein Wirth ihn willkommen hieß, so wohl befand, wie er es sich bei seiner Abfahrt von Breslau nicht hatte träumen lassen.

„Ich habe eine Wildniß erwartet und ich finde ein Eldorado,“ sagte er im Laufe des Gesprächs zu Frau Kamilla, an deren feinem, regelmäßigem Profil sein Blick öfter hängen blieb, als unumgänglich nothwendig gewesen wäre.

Diese blickte ihn mit ihren großen graublauen, von langen, dunklen Wimpern beschatteten Augen halb zweifelnd, halb träumerisch an und sagte, während ihr etwas blasses Gesicht sich sanft röthete:

„Man findet wohl selten einen Ort so schlimm — und vielleicht noch seltener einen so schön, als man erwartete.“

„Ja, das ist so wie bei den Menschen — die Menschen sind auch meistens nicht so gut, als man erwartete,“ bemerkte Fräulein Vallinka, welche Lichtenfeld gegenübersaß, trotzig auf ihren Teller herabblickend.

Frau Kamilla blickte ihre Schwester sichtbar erschrocken an. Werkhart lachte.

„Hast Du schlimme Erfahrungen gemacht, Vallinka?“ frug er, die Tafel aufhebend.

„Ja,“ antwortete sie kurz, „aber keine, die ich jetzt erzählen werde.“

„Aber Vallinka!“ rief Frau Kamilla vorwurfsvoll.

Vallinka umschlang sie etwas stürmisch und drückte ihr Gesicht an ihren Hals.

„Ja Du, Du bist eine Taube, Kamilla, aber ich —“

„Ich bin ein kleiner Streithahn,“ ergänzte Werkhart lachend.

„Und Du, Du bist ein Spottvogel,“ rief ihm Fräulein Vallinka über und über erglühend zu, worauf sie mit eiligen Schritten das Zimmer verließ. Indeß schien man an ähnliche Launen bei der kleinen Dame gewöhnt, denn Werkhart wandte sich, ohne weitere Notiz davon zu nehmen, an seinen Gast und bot ihm an, noch eine Cigarre mit ihm zu rauchen. Dieser wandte sich eben zu Frau Kamilla, um sich zu verabschieden. Da bemerkte er, wie diese plötzlich, leise zusammenschauernd, sich an die Lehne eines Stuhles stützte, als suche sie einen Halt, und unwillkürlich der Richtung folgend, welche ihre Augen nahmen, sah er, daß der Diener soeben eingetreten war und Herrn Werkhart einige Worte leise sagte, worauf dieser die Achseln zuckte und ein: „Unsinn, Unsinn!“ hören ließ. Mit einer schnellen Bewegung näherte sich jetzt Kamilla den Beiden. Der Diener sah ebenfalls blaß und erschrocken aus.

„Ich will mich gleich überzeugen,“ sagte Werkhart, „hole mir schnell meine Büchse, Friedrich.“

„Um Gottes willen, nur das nicht! Bleibe hier, ich bitte Dich, bleibe hier!“ bat Kamilla leise.

„Der Sache muß ein Ende gemacht werden!“ Werkhart machte einige schnelle Schritte auf die Thür zu.

„Gott steh' uns bei!“ sagte Kamilla mit so erloschenem Ton und bebender Stimme, daß Lichtenfeld ein plötzliches, unerklärliches Mitleid mit dieser schönen und, wie es scheinen mußte, glücklichen Frau überkam. Da er glaubte, es handle sich um irgend eine Familienangelegenheit, so war er diskret einige Schritte zurückgetreten und vertiefte sich in die Betrachtung einiger Fayencen, die eine Konsole schmückten. Da stand der Amtsrath plötzlich neben ihm.

„Entschuldigen Sie mich für einige Minuten, Herr Lieutenant,“ sagte er. „Sie finden die Cigarren auf meinem Zimmer, Friedrich soll Sie führen. Ich habe noch etwas im Hofe nachzusehen —“

„Ich kann Sie nur wiederholt bitten, gar keine Rücksichten auf mich zu nehmen, Herr Amtsrath,“ erwiederte dieser, „Ihre Aufnahme ist ohnehin eine so liebenswürdige —“

„Schon gut, Herr Lieutenant, also, Sie erlauben —“

Der Amtsrath eilte der Thür zu. Im selben Augenblick ergriff Frau Kamilla eine der schweren Tischlampen, setzte dieselbe auf den Rand des Fensters, hob sie dann langsam in die Höhe und setzte sie wieder auf denselben Fensterrand. Dann machte sie Miene, die Lampe wieder zurück auf den Tisch zu tragen. Es entging Lichtenfeld nicht, daß ihre weißen Hände dabei zitterten. Er eilte ihr entgegen und nahm ihr die Lampe ab. Sie blickte zu ihm auf. Dunkle Glut übergoß ihr eben noch so bleiches Gesicht.

„Es ist draußen eine Unordnung vorgekommen und da dachte ich — o, es war kindisch und thöricht — aber ich dachte, ich könne besser sehen mit der Lampe, die mich doch nur blendete — o, ich bin manchmal so zerstreut!“

Sie sagte das Alles hastig, die Worte überstürzend, mit einem unheimlichen, krampfartigen Lachen. Lichtenfeld setzte die Lampe auf den Tisch.

„Gewiß, solche Zerstreutheiten passiren Jedem einmal,“ sagte er und wagte nicht, der jungen Frau in's Gesicht zu sehen, weil er immer noch bemerkte, daß ihre Hände zitterten. Er wollte sich auf sein Zimmer zurückziehen, aber ein eigenthümlicher Magnetismus hielt ihn zurück. Ihm war zu Muthe, als drohe der schlanken, schmiegsamen Gestalt da vor ihm irgend eine Gefahr und als müsse er sie davor schützen. Das war nun ein unsinniger Gedanke, denn diese junge Frau befand sich mitten in ihrer wohlgeordneten, sicheren Häuslichkeit, im Schutze ihres Gatten; aber der Gedanke war einmal da, und wenn er nicht klar ausgedacht wurde, so wurde er nichtsdestoweniger gefühlt.

„Wollen Sie sich nicht setzen, gnädige Frau?“ sagte er, ihr unter dem Eindruck dieses Gefühls einen Sessel zurechtschiebend. „Ich fürchte, Sie sind über irgend etwas erschrocken. Darf ich Ihnen vielleicht ein Glas Wein holen?“

Sie schlug die seltsam schimmernden Augen voll zu ihm auf. „O, Sie sind gut," flüsterte sie, „Sie lachen nicht über mich und meine Aengstlichkeit; es ist auch schon vorüber — o, ich danke Ihnen."

Sie sank in den Sessel und lächelte ihn mit unbeschreiblicher Anmuth an. Plötzlich neigte sie den Kopf wie lauschend vor, ihre Züge erschienen wieder ängstlich gespannt. „Still!" flüsterte sie, „hören Sie — draußen im Hofe sprachen einige Männerstimmen."

„Es ist Ihr Gemahl und der Diener," sagte Lichtenfeld beruhigend.

Helena an der Quelle. Gemälde von Albert Maignan. (S. 391.)

Kamilla sprang auf. „O mein Gott, das war ein Schuß!" schrie sie plötzlich auf.

„Ich glaube nicht, mir schien, als würde eine Thür zugeschlagen, aber ich will mich überzeugen."

„Nein, nein! gehen Sie nicht auch noch hinaus, ich bitte Sie, bleiben Sie nur; hören Sie —"

Einige Thüren wurden schnell geöffnet und geschlossen, eilige Schritte näherten sich. Die Thür des Speisesaals sprang auf und — mit einem leichten Schrei sank Kamilla ohnmächtig in den Sessel zurück. In den Saal aber stürmte Vallinka mit dem lauten Ruf:

„Sie haben es — gesehen!" Jetzt wurde sie ihre Schwester gewahr. Sie verstummte, warf Lichtenfeld einen halb ärgerlichen, halb triumphirenden Blick zu, sagte: „Das kommt davon, wenn man furchtsam ist," und beugte sich dann zärtlich über die Ohnmächtige.

„Geben Sie mir ein Glas Wasser von der Tafel,"

Kaiser Wilhelm und Kaiser Alexander II. von Rußland beim Frühstück im Winterpalais zu St. Petersburg. Nach einer Aquarellzeichnung. (S. 384.)

rief sie dann Lichtenfeld zu, der sich beeilte, ihren praktischen Rath zu befolgen.

„Fräulein Vallinka, ich fürchte, Ihre Schwester wird ernstlich krank werden," flüsterte er besorgt.

Vallinka benetzte Stirn und Schläfen der Ohnmächtigen.

„Bewahre, furchtsam ist sie, das ist Alles," sagte sie dabei. „Wollen Sie nicht die Güte haben, den Klingelzug zu ziehen, zweimal, wenn ich bitten darf, das gilt der Kammerfrau."

Sie sprach das ungefähr im Tone eines kommandirenden Generals zu seiner dienstthuenden Ordonnanz und Lichtenfeld gehorchte widerspruchslos.

Kamilla fing an, sich zu erheben.

„Sie können jetzt hinausgehen," flüsterte Vallinka eilig Lichtenfeld zu. „Es würde ihr peinlich sein, Sie beim Erwachen hier zu finden."

Und wieder beugte sich der Lieutenant vor diesem verständigsten Backfisch seines Jahrhunderts und verließ mit einem kleinen Aerger über die Unfehlbarkeit Fräulein Vallinka's den Saal.

Vor der Thür begegnete er dem Amtsrath.

„Ich habe Sie umsonst verlassen, Herr Lieutenant," rief er ihm entgegen, „es war da draußen wieder einmal blinder Lärm."

„Der aber, wie ich fürchte, Ihre Gemahlin ernstlich erschreckt hat."

Der stattliche Mann runzelte die Stirn und fuhr mit einer leicht ungeduldigen Bewegung durch seinen schwarzen Vollbart.

„Mein Gott, diese Frauen — verzeihen Sie noch einen Augenblick, aber ich will doch nachsehen."

Damit verschwand er in der Thür des Speisesaals, und Lichtenfeld, welcher jetzt sehr entschieden das Gefühl hatte, zu stören, war im Begriff, sich zurückzuziehen, als Vallinka ihm wieder begegnete.

„Es geht schon wieder ganz gut mit meiner Schwester," sagte sie, ihm gnädig zunickend.

In Lichtenfeld regte sich jetzt eine wenn auch nicht sehr diskrete, so doch ziemlich erklärliche Anwandlung von Neugierde.

„Aber ich bitte Sie, Fräulein Vallinka, was in aller Welt —"

„Ah, Sie wollen wissen, wen mein Schwager verfolgte und was meine Schwester fürchtete? Nun — ein Gespenst war's, ein richtiges, wahrhaftiges Gespenst!"

„Unmöglich —"

„Aber wahr, so wahr, daß es Sie gruseln kann, wenn Sie nicht auch eine Abhärtungskur gegen das Erschrecken brauchen, wie ich!"

Und damit lief sie davon und ließ ihm Ruhe und Muße, die zwölf Schläge der Thurmuhr, welche in diesem Augenblick über ihm ertönten, zu zählen.

„Unsinn!" brummte Lichtenfeld, und „Unsinn!" murmelte der Amtsrath Werkhart, der eben aus dem Speisesaal trat. Dabei standen sie aber doch Beide unwillkürlich lauschend still, als gerade in diesem Augenblick ein heulender Windstoß durch einen der großen Schornsteine fuhr und mit den eisernen Kaminthüren klapperte.

Dann lächelten sie — Jeder wahrscheinlich über das unwillkürliche Auflauschen des Anderen, schüttelten sich die Hände, baten Beide noch um Entschuldigung wegen allerlei Dingen, die gar nicht nöthig hatten entschuldigt zu werden, und wünschten sich endlich „gute Nacht".

(Fortsetzung folgt.)

Ein Joachim'scher Quartettabend.

Von

Theobald Rehbaum.

II.

(Hiezu das Porträt S. 381.)

Das Beethoven'sche Quartett ist zu Ende, begeisterter, rauschender Beifall belohnt die Spieler. Nach einer Pause folgt das zweite, die Novität des Abends, ein Quartett von Johannes Brahms.

In rapider Entwicklung dehnte seit wenigen Jahrhunderten die Tonkunst, die jüngste der Künste, ihr Gebiet aus. Welch' gewaltiger Weg von den ältesten Italienern bis zu Bach, und von Bach zu Beethoven! Und doch war mit diesem gewaltigen Meister die Entwicklung noch nicht erschöpft; Robert Schumann drang noch in neue Gebiete, Mendelssohn erwies sich als originelle Kraft, in scheinbar unerschöpflicher Fülle gebar der deutsche Geist — in der Musik vor Allem — Neues und Bedeutendes, und will man den begeisterten Anhängern Richard Wagner's glauben, so hat mit diesem Manne eine neue Periode der Tonkunst begonnen, die keiner früheren an Größe und Bedeutung weicht, ja sogar die dramatische Musik zu früher nie geahnten Höhen führen soll.

Allerdings hat Wagner in der Oper ein Gebiet betreten, welches einen weitaus dankbareren Boden besitzt, als jedes andere der musikalischen Kunst. Dazu kommt, daß die dramatische Musik die populärste und ein steter Hunger nach Neuem vorhanden ist. Wie anders steht es um die sinfonische, um die Kammermusik! Hier besteht ein Reichthum an kostbaren Schätzen unserer größten Meister, unerreichbar, sollte man meinen, nicht mehr zu überbieten.

Zu diesen Unerschrockenen, zu den Kühnen, welche es wagten, die Feder wieder aufzunehmen, welche Beethoven's erstarrter Hand entglitten war, gehört Johannes Brahms. Von dem neidlosen Robert Schumann erkannt und als sein Nachfolger freudig begrüßt, ist es ihm gelungen, seinen Namen der leuchtenden Reihe unserer Meister anzufügen. Aber nicht leicht und mühelos! Er hat sich seinen Platz erkämpft in gewaltigem Ringen, und noch immer nimmt Brahms für Viele nicht den ihm gebührenden Rang ein. Aber mehr und mehr gelingt es ihm, in den Herzen Fuß zu fassen, schon singt man allenthalben seine herrlichen Lieder, hört man seine Sinfonieen C moll und D dur, führt man sein großartiges „deutsches Requiem" und seine anderen höchst bedeutenden Chorsachen auf.

Ein nicht geringes Verdienst um die Verbreitung des Verständnisses für Brahms' Kompositionen gebührt seinem ihm eng verbundenen Freunde Joachim. Die einflußreiche Stellung dieses Letzteren gibt ihm vielfache Gelegenheit dazu. Die großen Aufführungen der k. Hochschule bringen von Brahms' größeren Ensemblewerken, die Quartettabende solche aus dem Gebiet der Kammermusik. Joachim's Gattin, die ausgezeichnete Altistin Frau Amalie Joachim, geb. Weiß, ist eine unübertroffene Interpretin Brahms'scher Lieder. Wohl dem Komponisten, dem solche Freunde und Förderer beschieden sind!

Die nordische Heimat des Komponisten (er ist am 7. Mai 1833 in Hamburg geboren) verleugnet sich in seinen Werken nicht. Es ist kein südlich-sinnliches Talent. Hoher Ernst, eine gewisse Herbigkeit und Strenge ist ihnen zumeist eigen und schreckt die Oberflächlichkeit, die leichten und bequemen Genuß sucht, ab. Er verlangt von seinem Hörer einen verwandten Sinn und rege geistige Mitarbeit.

Obgleich Brahms sich zunächst auch als Virtuose (auf dem Pianoforte) in die musikalische Welt einführte, und er als solcher im echt musikalischen Sinn Hochbedeutendes leistete, so überwog doch bald der Komponist in ihm. Ihm war das Instrument nie Zweck, sondern nur Mittel. Eine Reihe von Kunstreisen führte ihn mit den bedeutendsten Männern seines Berufes zusammen. Er trat mit Robert Schumann, Liszt, Joachim, Stockhausen und Anderen in nahe Beziehungen, überall Achtung und Bewunderung erringend.

Im Jahre 1863 siedelte Brahms nach Wien, seiner zweiten Heimat, welches für ihn und für welches er starke Sympathieen hatte, über. Die nächste Veranlassung dazu war eine Anstellung (als Leiter der Singakademie), doch legte er, die Freiheit höher schätzend, seine Stelle bald nieder. Seitdem ist es ihm vergönnt, ungehemmt und ungestört zu schaffen. —

Wir kehren von unseren Abschweifungen zum Quartett zurück. Die Spieler haben dasselbe beendet. Der Beifall ist lebhaft, doch die Haltung des Publikums eine reservirtere. Ein Quartett von Brahms ist für den Durchschnittts-Musikverständigen nicht bei dem ersten Hören sofort ganz verständlich. Getrost! das Verständniß wird schon kommen. Ist es Beethoven, ist es Schubert besser ergangen? Und Joachim, der getreue, eifrige, überzeugte Freund, wird nicht ermüden, es unserem Verständniß immer näher zu bringen. Heil und Segen ihrem schönen, künstlerischen Bunde!

Zwei Kaiser beim Frühstück in Peterhof.

Eine Erinnerung

von

L. Schneider.

(Hiezu das Bild S. 385.)

Im Winterpalais zu St. Petersburg werden die Zimmer, welche Kaiser Nikolaus und die Kaiserin Alexandra Feodorowna, geb. Prinzessin Charlotte von Preußen, bewohnten, ganz in demselben Zustande erhalten wie zu Lebzeiten des Kaiserpaares, und als der deutsche Kaiser Wilhelm 1873 Petersburg besuchte, glaubte ihm sein kaiserlicher Neffe, Alexander, keinen willkommeneren Aufenthalt an der Newa bieten zu können, als die Zimmer, in denen Kaiserin Alexandra, die geliebte Schwester des Kaisers Wilhelm und Mutter des Kaisers Alexander, gewohnt. Es war seit dem Tode der Kaiserin nichts an ihnen geändert worden; aber aufgefrischt mußte doch Manches werden, namentlich das Schlafzimmer, in welchem ein besonders prächtiges und bequemes Bett für den Kaiser Wilhelm aufgestellt wurde, in dem er freilich nie geschlafen, denn er schläft in der Campagne oder auf Reisen und bei Jagden stets in einem ganz niedrigen eisernen Feldbett, das selbst neben den kostbarsten und einladendsten Betten vom Kammerdiener für ihn aufgeschlagen wird und vollständig den Anblick eines Campagnebettes bietet. Natürlich war die Phantasie der Petersburger Theegesellschaft sofort lebhaft damit beschäftigt, die Pracht und Kostbarkeit jenes für den Kaiser Wilhelm bestimmten Staats- und Paradebettes in so enormen Summen zu fixiren, daß — am Theetisch wenigstens — einhunderttausend Rubel nach dem andern dafür kaum noch ausreichten. Ebenso war es mit dem Degen, den der Kaiser Alexander für seinen Oheim als ein Ehren- und Bewillkommnungsgeschenk hatte anfertigen lassen, von dessen Kostbarkeit fabelhafte Dinge erzählt wurden. Im „Tatarski Traktir", an der Newskyperspektive wurde mit dem größten Aplomb versichert, der Knopf dieses Degens allein koste eine Million, weil er aus einem großen Brillanten bestehe, der nebenbei auch noch seine ganz besondere Bedeutung haben solle. Mit der besonderen Bedeutung hatte es allerdings seine Richtigkeit; sie ließ sich aber in Geld nicht abmessen. In der russischen Armee werden nämlich Ehrendegen mit der Inschrift: „Für Tapferkeit" (sa Chrabrost) verliehen, deren Portepée am St. Georgen- oder St. Annenbande getragen wird. Einen solchen Degen hatte der Kaiser für Bewillkommnung und Erinnerung anfertigen lassen; aber nicht allein der russische St. Georgenorden, den Kaiser Wilhelm sich schon 1814 bei Barsur-Aube verdient, sondern auch die beiden preußischen Kriegsorden, das Kreuz des Ordens pour le Mérite und das Eiserne Kreuz darauf anbringen lassen. Den St. Georgsorden auf dem Knopfe, die beiden Letzteren auf den Stichblättern des Degengefäßes. Da der Kaiser Wilhelm Chef dreier russischer Regimenter ist — des Kalugaschen Infanterieregiments seit 1817, des Petersburger Grenadierregiments, früher seines königlichen Vaters und Bruders, seit 1860, und des Dragonerregiments der Kriegsordre seit 1871, so war dieser Ehrendegen so eingerichtet, daß das Gefäß auch für die Klinge eines sogenannten Halbsäbels der Infanterieoffiziere und eines Dragonersäbels gebraucht werden konnte. Das Alles kostete aber in der That keine Million, sondern 2000 Rubel. Gewiß gibt es auch noch andere so kostbare Waffen, aber eine mit drei auf dem Schlachtfelde verdienten Kriegsorden nicht! Diesen Ehrendegen steckte Kaiser Alexander seinem Oheim selbst an die Seite, als er ihn in die früheren Wohnräume seiner Schwester einführte, und zwar in Gegenwart der ganzen russischen Kaiserfamilie, die sich zum Empfange des deutschen Kaisers dort versammelt hatte, und deren jüngstes Mitglied zum ersten Mal dabei: in der Uniform eines Gardehusaren erschien. Nachdem der Empfang vorüber war, besichtigte Kaiser Wilhelm die ganze Reihe der Appartements, in welchen seine Schwester Charlotte so glückliche Tage verlebt. Sie liegen über denen des Kaisers Nikolaus im ersten Stock, in der Ecke des Winterpalais zwischen der Soltikoffauffahrt und dem Feldmarschallsflügel, mit der Aussicht nach der Admiralität und nach der Newa mit der Festung. Gerade das auf unserem Bilde dargestellte Zimmer ist das Exzimmer mit der Aussicht auf die Admiralität, deren Newa-Quai während der Anwesenheit des Kaisers Wilhelm im Bau begriffen war, rechts vom dem Kuppel-Risalit der Admiralität sieht man durch das Fenster die Nikolausbrücke über die Newa, welche nach der Basiliusinsel (Wassili Ostrow) führt; einer der schönsten Aussichtspunkte in ganz Petersburg, den Kaiser Nikolaus für seine Gemahlin ausgesucht und mit besonderer Vorliebe geschmückt hatte. Die sämmtlichen Fenster der Kaiserin-Appartements sind aus drei starken Spiegelglasscheiben hintereinander zusammengesetzt. Schon die gewöhnlichen russischen Doppelfenster schützen vortrefflich gegen die rauhe Luft, dreifache aber und aus so starken Spiegelscheiben schließen fast hermetisch dagegen ab. Gerade vor diesem Aussichtsfenster befindet sich ein haut pas, der durch ein Epheugitter vom Zimmer zur Hälfte abgeschlossen und, wenn gewünscht, durch bewegliche Theile des Gitters ganz abgeschlossen werden kann. Der Raum auf dem haut pas in dieser Fensternische ist gerade nur so geräumig, daß ein Armstuhl und ein kleiner Tisch auf ihm Platz hat, an welchem Kaiser Wilhelm Morgens seinen Kaffee zu trinken und den täglichen Zeitungsbericht seines Vorlesers entgegenzunehmen pflegte; und jeden Morgen, so lange die Anwesenheit des deutschen Kaisers in Petersburg währte, kam Kaiser Alexander in dem Uniformüberrock seines preußischen Kürassierregiments (brandenburgisches Nr. 6, welches den Namen seines Vaters auch jetzt noch trägt), um seinen Oheim zu begrüßen und ihn nach seinen Wünschen für den Tag zu fragen. Da zu einem zweiten Armstuhle auf dem haut pas kein Platz war, so pflegte Kaiser Alexander sich auf das Fensterbrett zu setzen, und da man aus der oberen Etage des Admiralitätsgebäudes dieses Fenster sehr wohl übersehen konnte, so fanden sich dort sehr bald Leute zusammen, welche dieser sich täglich wiederholenden improvisirten Kaiserzusammenkunft zusahen. Der damals in Petersburg sobeliebte Hofmaler Zichy mußte diese Szene im Auftrag des Kaisers Alexander malen, ein dankbarer Stoff wie die hier im Holzschnitt nach einem Aquarell von Lüders gegebene Darstellung beweist. Die Herrscher zweier so mächtigen Reiche, die vom der Mosel bis zum Meere von Ochotzk, Kamtschatka und der Insel Sachalin reichen, in so vertrautem, verwandtschaftlichem und freundschaftlichem Verkehr, Beide mit friedlicher und kriegerischer Großthat hinter sich, Beide am Beginn einer neuen Zeit, die sie selbst mit heraufbeschworen, Beide von gegenseitiger, aufrichtiger und verdienter Achtung vor einander erfüllt, Beide in der Behaglichkeit des Hauses, denn auch Kaiser Wilhelm trug Morgens nur den Uniformsüberrock seiner Armee, aber mit dem kleinem Georgenorden über dem eisernen Kreuz im Knopfloch und mit dem pour le Mérite um den Hals, den auch Kaiser Alexander trug. Wie anders erschienen beide Monarchen, wenn sie sich vom Publikum gesehen wußten! Zwei schöne, kriegerische Gestalten, von aller Pracht und dem ganzen Prestige ihres Kaiseramtes umgeben, ohne die man sich eine Kaiserzusammenkunft kaum denken kann, und ohne die sie von einem größeren Publikum auch nie gesehen werden können.

Wir haben kein Beispiel in der Geschichte von solcher Fürstenfreundschaft, die von dem Augenblick an, wo Kaiser Alexander zum Mann herangereift war, unter den verschiedensten politischen Verhältnissen und Einflüssen fast 40 Jahre lang so ganz und unverändert dieselbe geblieben, als die zwischen dem Prinzen Wilhelm von Preußen und dem Thronfolger von Rußland, dem Kaiser Alexander und dem deutschen Kaiser Wilhelm!

Ein römischer Haruspex.

(Hiezu das Bild S. 388.)

Der Aberglaube ist so alt als die Welt und die Welt hat ihn stets glücklich auszunützen verstanden; im Alterthum hat sich der Staat daran treulich betheiligt. In Rom stand das Augurium in hohem Ansehen: ihm wurde streng Folge geleistet. Die Auguren, welche vom Staate angestellt waren, weissagten die Zukunft für den Staat wie für den Einzelnen vornehmlich aus dem Flug, dem Geschrei und dem Fressen der Vögel, welche eigens dazu in den Augurien gehalten und von besonderen Wärtern auf Staatskosten gefüttert wurden. Man stellte besonders vor einem Kriege oder einer Schlacht mit ihnen Augurien an, weßhalb der Feldherr stets von einem Pullarius begleitet war. Diesen Auguren nicht ganz gleichgestellt waren die Haruspices, welche aus den Eingeweiden der Opferthiere die Zukunft deuteten. Wir treten in das Atrium eines römischen Hauses, wo eben der Haruspex im Begriff steht, dem geschlachteten Hahne die Eingeweide auszunehmen, während der Alte begierig zuschaut, was diese ihm und seiner Tochter weissagen, die sich mit einem vornehmen Römer zu vermählen im Begriff steht und ihr künftiges Loos an der Seite ihres Gemahls erfahren möchte.

Notizblätter.

Literatur.

— **Vier unserer besten Novellisten haben sich unter einem Dache,** d. h. bei einem Verleger (Paetel in Berlin) zusammengefunden: Wilhelm Jensen erzählt in seiner „Karin von Schweden" die Geschichte jener Königsgeliebten, deren romantisches Leben schon manchem ihrer Landsleute zum Vorwurf von Romanen gedient, hier in einer ergreifenden und fein poetischen Form unserem Lesepublikum. O. Roquette schildert „Im Hause der Väter" in seiner anziehenden und durch die Wahrheit und Einfachheit seiner Darstellung fesselnden Weise eine Familiengeschichte von geschickt geschürzter Verwicklung und versöhnender Lösung. Der feinsinnige Storm stellt unter dem anspruchslosen Titel: „Neue Novellen" zwei Bilder aus seiner Heimat zusammen, bei denen wir wieder zu bewundern Gelegenheit haben, wie große Wirkungen der Erzähler mit der einfachsten Handlung durch die Kunst der Form erreichen kann. Einer unserer jüngeren, aber rasch zu Namen gelangten Fabulirer, Rudolph Lindau, gibt „Vier Novellen und Erzählungen" in einem Bande. Er wußte allein schon durch den landschaftlichen und nationalen Hintergrund — sie spielen in Frankreich, England, Deutschland, Japan — zu fesseln, aber er ist nicht minder ein Meister der Charakteristik und erzählt frisch und anschaulich, wie seine Vorbilder, die Franzosen und Engländer.

— **Ein origineller, gediegener Roman, der ein vortrefflich** farbig und lebenswahr ausgeführtes Gemälde deutscher Vergangenheit vor uns aufrollt, ist „Meister Niclas Prugger" von Franz Trautmann (Regensburg, Pustet). Die ausführlich entwickelte Erzählung spielt im siebenzehnten Jahrhundert in und um München und bringt städtisches und Bauernleben, Hof und Bürgerthum, sehr gediegen ausgearbeitet, zur Anschauung. Die mannigfachen Charaktere des Romans interessiren, der Autor schreibt gemüthvoll, frisch und besitzt auch einen behaglichen Humor. Wir möchten dieß Werk als belehrend und unterhaltend warm empfehlen. Meister Niclas Prugger ist ein Bauernbub von Trudering, der zu einem berühmten Künstler sich aufschwingt.

— **Das große biographische Unternehmen: „Kunst und Künstler** des Mittelalters und der Neuzeit", welches von Robert Dohme (Leipzig, Seemann) herausgegeben wird, nimmt seinen ununterbrochenen Fortgang und bewährt sich als eine Sammlung vorzüglicher Monographieen. Als eine ganz besonders vorzügliche Leistung heben wir die Arbeit Anton Springer's, des bekannten Kunsthistorikers, über „Rafael und Michel Angelo" hervor, welche eine große Reihe von Lieferungen einnimmt, aber später auch für sich abgesondert herauskommen wird, eine neue Zierde des kunstfördernden Verlags von E. A. Seemann.

— **Ein ebenso interessantes wie schön ausgestattes Werk möchten** wir unseren Lesern in: „Nordamerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute" von Ernst v. Hesse-Wartegg (Leipzig, Weigel), empfehlen. Der erste Band dieses großangelegten Buches ist jetzt erschienen. Er bringt auf über 200 Seiten Text von U. Brachvogel, Bret Harte, Kirchhoff, de Lamothe, Nordhoff, Fr. Ratzel, B. Taylor und Anderen etwa 80 Illustrationen, und gibt ein ungemein interessantes Bild durch Schriftsteller und Zeichner von New-York und den amerikanischen Oststaaten. Der zweite Band wird den großen Westen und die Felsengebirge, der dritte und letzte Kalifornien und den amerikanischen Süden bringen. Man darf auf dieß Werk wohl gespannt sein.

— **Eine sehr wesentliche Errungenschaft unserer vielbeschäftigten** Zeit ist, daß wir im Stande sind, für ein geringes Geld eine verhältnißmäßig große, gutgewählte Familienbibliothek uns anzuschaffen. Eine solche ist uns geboten in der bei Oldenburg in München erscheinenden „Naturwissenschaftlichen Volksbibliothek", von welcher schon eine ganze Reihe stattlicher, mit guten Illustrationen versehener Bände erschienen sind. In je einem, höchstens zwei Bänden sind hier behandelt ausführlich, gediegen, wissenschaftlich und doch populär: die Lehre vom Schall von R. Radau, Licht und Farbe von Pisko, das Wasser von Pfaff in Erlangen, die elektrischen Naturkräfte von Ph. Carl, die vulkanischen Erscheinungen von Pfaff, Wind und Wetter von Lommel, Urgeschichte der europäischen Menschen von Fr. Ratzel, Bau und Leben der Pflanzen von G. W. Thomé, und so achtundzwanzig Bände ähnlichen Stoffes, deren Autoren, wir erwähnen nur Merkel, Zech, Gudden, Hamm, P. Niemeyer, Heller, Krebs, Gruber, Hartmann, Berlin, wohl Bürgschaft genug für den Werth dieser Bibliothek bieten. Diese Sammlung sei Familien und Vereinen auf das Wärmste empfohlen.

— **Eberhard v. Georgii-Georgenau, welcher durch das „Württem**bergische Dienerbuch" sich bereits Verdienste um die vaterländische Genealogie erworben, hat nun durch seine „Biographisch-genealogischen Blätter aus und über Schwaben", welche in einem prachtvoll ausgestatteten Bande (Stuttgart, E. Müller) erschienen sind, gewissermaßen einen gothaischen Kalender des württembergischen Bürgerthums geschaffen, der in hohem Grade Anerkennung und Dank verdient. Mit gewissenhaftestem Fleiß und größter Umsicht hat der Verfasser Alles gesammelt und gesichtet, was die hervorragendsten Familien Württembergs betrifft, die Genealogie der ganzen Familie in ihren weiten Verzweigungen aufgestellt und bei den wichtigsten Männern und Frauen, die sich hervorgethan, Biographisches in anziehender Form eingestreut und das Ganze durch genaue Register für den raschen Gebrauch zugänglich gemacht. Der Anhang über den Adel und die Standeserhöhungen, die Departementschefs seit Anfang des Jahrhunderts macht das Buch für die Genealogie im Allgemeinen noch besonders werthvoll.

— **In Leipzig erscheinen gegenwärtig nicht weniger als 216** Zeitungen.

Bildende Künste.

— **Die Kunstausstellung in München wird am 20. Juli d. J.** eröffnet werden. Der Termin für die Anmeldung ist 31. März, für die Ablieferung 31. Mai.

— **Bildhauer Schuler's Modell ist von den Schiedsrichtern des** Prinz-Adalbert-Denkmals preisgekrönt worden. Die Statue wird in Ueberlebensgröße in Bronze ausgeführt und vor dem Stationsgebäude in Wilhelmshafen aufgestellt.

— **Die schlechten Zeiten erproben sich an den Werken großer** Meister der Malerei zum mindesten nicht: für Meissonier's „Rast der Kurassiere" und Rousseau's „Hütte des Köhlers" wurden von einem Brüsseler Kunstliebhaber 275,000 und 100,000 Franken bezahlt.

— **Das Gemälde Munkacsy's: „Milton diktirt seinen Töchtern** das verlorene Paradies", das gegenwärtig in Deutschland die Runde macht, wurde um 300,000 Gulden angekauft.

— **Das Porträt Moltke's von Lenbach in München ist vom** preußischen Kultministerium für die Nationalgalerie um 12,000 Mark erworben worden.

Bühne.

— **Am 19. Januar war der 50. Gedenktag der ersten Aufführ**ung von Goethe's „Faust", welcher am Braunschweiger Hoftheater auf Wunsch des Diamantenherzogs zum ersten Male zur Aufführung kam. Das dortige Hoftheater veranstaltete eine Festfeier. Die Tragödie wurde 1829 nur noch dreimal wiederholt und fand nicht die Anerkennung, deren sie sich später zu erfreuen hatte.

— **Das zweiaktige Lustspiel von M. Brée: „Zwischen zwei** Stühlen", welches im Stadttheater in Wien gegeben wurde, hat namentlich im zweiten Akte angesprochen. Der erste leidet an Längen und Leeren und verräth hin und wieder die Unbeholfenheit des Anfängers. Die Idee des Stückes ist ganz lustspielmäßig. Auf den beiden Stühlen denke man sich zwei Schwestern sitzend, beide ebenso schön als heirathsfähig, die eine lustig, die andere schwärmerisch. Ein junger Arzt ist in Beide verliebt, weiß nicht, für welche von Beiden er sich entscheiden soll, und spielt so lange den Cunctator, bis ihm die Schönen vor der Nase weggeheirathet werden. Der Verfasser ist ziemlich erfinderisch und versteht es, eine Situation zu erdenken und sie komisch zuzuspitzen, aber der Dialog, der von einer Spitze zur andern führen soll, ist höchst ärmlich; da fehlt Uebermuth, Laune, Witz. Vielleicht erwachen diese dem Lustspieldichter so nothwendigen Eigenschaften bei ferneren Versuchen. Den Schluß des Abends bildete eine Pariser Faschingsposse: „Thun Sie mir den Gefallen!" von E. Granger und Bernard, die in der Situation mit dem unlängst gegebenen «Le mari d'Ida» große Aehnlichkeit hat. Das Publikum lachte wie an einem Narrenabend, aber einem gelungenen.

— **In Monaco ist das reizende, von Charles Garnier, dem Ar**chitekten der neuen Pariser Oper, erbaute neue Theater Monte Carlo kürzlich eingeweiht worden. Bei der Eröffnungssoirée wirkte die Sängerin Madame Carvalho und die Tragödin Sarah Bernhardt mit.

— **Das Vaudeville in Paris gab „Samuel Brohl", nach einem** Roman von Cherbuliez dramatisirt von Henri Meilhac. In der Novität handelt es sich um die Liebesgeschichte zwischen einem jungen Polen und einer Russin, in welcher der alte Konflikt der Pflicht gegen das Vaterland und der Stimme des Herzens eine neue Form annimmt, indem er sich durch physiologische Wunderlichkeiten komplizirt, die in dem slavischen Naturell der beiden Liebenden ihre Erklärung finden sollen. Die meisten dieser Motive liegen unserer westeuropäischen Empfindungsweise fern und machen auf uns den Eindruck des Bizarren; wir möchten sogar zweifeln, ob sie von Russen oder Polen selbst als wahrscheinlich zugelassen würden. Liebe verwandelt sich da jeden Augenblick in Haß und Haß wieder in Liebe; bald kennt die Leidenschaft keine Schranke, bald schickt sie vor dem unbedeutendsten Hinderniß zurück; rohe Naturwüchsigkeit wechselt ohne Vermittlung mit dem subtilsten Raffinement. Das Publikum ging anfänglich auf die Zumuthungen des Verfassers ein und blieb die ersten Akte hindurch freundlich angeregt; zum Schluß fiel es ab und der Autor wird sich mit einem succès d'estime begnügen müssen; seinen großen Trumpf spielt Cherbuliez übrigens erst im Théâtre français aus.

Kultur und Wissenschaft.

— **Der internationale Schriftstellerkongreß, der während der** Ausstellung voriges Jahr in Paris abgehalten ward, hatte einen internationalen literarischen Verein begründet und dieser neuen Gesellschaft den Auftrag gegeben, im Juni 1879 in London einen zweiten Kongreß zusammenzurufen. Mr. Blanchard Jerrold, 8 Carlton Chambres, Regentstreet, W., London, ladet nun alle englischen und fremden Journalisten und Schriftsteller zur Betheiligung im Namen des besagten Vereines ein. Der Verein habe in Vorbereitung für den Kongreß einen wohlüberdachten Plan internationaler literarischer Maschinerie entworfen, um die Autorrechte in der ganzen Welt zu schützen und eine allgemeine Solidarität zu bewirken. Volle Auskunft könne ein jeder Schriftsteller oder Journalist durch schriftliches Ersuchen unter obiger Adresse erhalten.

— **In Ulm findet gegenwärtig eine Ausstellung von Erzeug**nissen der Holzschneidekunst und der Bücherornamentik im Neubronner'schen Hause statt, mit welcher zwei Vorträge verbunden sind, welche H. v. Weißenbach über diese Themate hält. Das Programm der Ausstellung ist im Einzelnen folgendes: Miniaturmalereien und Initialen von der Hand der Illuministen und Rubrikatoren; Inkunabeln des Buchdrucks vor 1500 (Druckproben aus den ersten Offizinen sast sämmtlicher Druckorte, Titelblätter, Initialen); Erzeugnisse der Buchdruckpresse im 16. Jahrhundert (Druckproben, Titelblätter aus der deutschen, französischen, englischen und italienischen Schule, Initialen in Antiqua, Fraktur ꝛc., Kopf- und Schlußleisten, Vignetten); Erzeugnisse der Buchdruckpresse im 17. Jahrhundert (Titelblätter, Initialen, Kopf- und Schlußleisten, Vignetten); Erzeugnisse der Buchdruckpresse im 18. und 19. Jahrhundert; Drucker- und Verlegermarken (deutsche, französische, englische und italienische); Inkunabeln des Formenschnitts (die Holzschnitte, Schriftblätter, Teigdrucke ꝛc. vor 1500); Holzschnitte von 1500 bis zur Gegenwart; Clair Obscurs; Farben-Holzschnitte. Die Chemie im Dienste des Buchdrucks: Hochätzungen, Galvanotypien, Photozinkotypien, Lichthochdruck ꝛc. Mit der Ausstellung ist die Aufstellung einer Handdruckpresse und einer Schnellpresse (Cylinder-Tretmaschine aus der Maschinenfabrik Augsburg) verbunden, welche, zeitweilig in Gang gesetzt, Abdrucke von alten und neuen Holzstöcken und Druckproben von den Augen des Publikums liefert, um dieselben unentgeltlich zu vertheilen. Die Ausstellung dauert vom 1.—9. Februar.

— **Aus Südafrika kommt der traurige Bericht, daß die Reisen**den Kapitän Patterson und Mr. J. G. Sargeant, die mit einem einheimischen Häuptlinge Verhandlungen gepflogen hatten, auf ihrer Rückkehr aus einer Quelle tranken und durch das giftige Wasser den Tod fanden. Desgleichen starben der Dolmetsch und fünf Eingeborene.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **Das Komite der im nächsten Sommer in Leipzig stattfinden**den Kunstgewerbe-Ausstellung beabsichtigt, der Frauenarbeit einen besonderen Platz im Ausstellungslokal einzuräumen und die betreffenden Einsendungen zu einer besonderen Gesammtgruppe zu vereinigen. Da es sich dabei nicht bloß um Arbeiten aus älterer Zeit handelt, welche zur Nacheiferung und Anregung dienen, sondern auch um solche aus der neueren, beziehungsweise aus unserer Zeit, so wird damit einmal auch bei uns die Gelegenheit geboten, zu zeigen, daß die Fortschritte, welche die weibliche Erziehung und Schulbildung in den letzten Jahren gemacht, nicht auf Kosten der Geschicklichkeit der weiblichen Hand, der eigenen Erfindungskraft und des ästhetischen Sinnes geschehen sind.

— **In Dresden findet vom 13.—17. Februar eine Obstbau**ausstellung statt, welche feste Produkte, flüssige Produkte und Manchinen umfassen wird.

— **Die Einführung des Worttarifs für den Telegrammverkehr** macht immer größere Fortschritte. Der Generalpostmeister Dr. Stephan, sein Urheber, ließ ihn bekanntlich im März 1876 zuerst innerhalb Deutschlands in Wirksamkeit treten. Die Wirkungen zeigten sich sogleich in einer schnelleren Uebermittelung der Telegramme, in der Verminderung der Wortzahl, die von allem unnützen Beiwerk entkleidet wurde, und in der durch Beförderung einer geringeren Gesammtanzahl von Worten bedingten größeren Nutzbarmachung des Telegraphen für den öffentlichen Nachrichtenverkehr. Das Beispiel Deutschlands und die dabei gewonnenen Erfahrungen waren so durchschlagend, daß innerhalb zweier Jahre die Telegraphenverwaltungen von Belgien, Dänemark, Frankreich, Niederlande, Luxemburg, Schweden, Schweiz, Rußland und Großbritannien nebst Irland ebenfalls die Worttaxe für den Depeschenverkehr einführten. Oesterreich-Ungarn hielt mit seiner Entschließung noch zurück. In Kurzem wird aber auch Oesterreich-Ungarn, mit welchem bereits Verhandlungen schweben, dem Beispiele der anderen Staaten folgen, so daß alsdann mit dem Beitritt der am meisten verkehrsreichen Staaten Europas der Ring geschlossen und eine wichtige gemeinsame Grundlage für die Durchführung des einheitlichen Taxsystems bei den Verhandlungen des im Frühjahr bevorstehenden Londoner Welt-Telegraphenkongresses gewonnen sein wird.

Gesundheitspflege.

— **Prof. Dr. Schwimmer in Budapest hat eine wichtige Ent**deckung gemacht, welche die Blatternarben verhindert. Schwimmer hat eine Karbolsäure, die in Olivenöl aufgelöst wird, mit einer Lösung von Kreide versetzt und dieß auf eine Maske mit Oeffnungen für Nase, Mund und Augen aufgestrichen. Diese Maske wurde auf die brennenden Pusteln gelegt. Der Kranke fühlte sofort wohlige Linderung. Und als man ihm nach Verlauf einer Woche die Maske löste und die weiße Borke abfiel, zeigte sich die Haut darunter glatt und eben; dem forschenden Auge gähnten nicht jene entstellenden schwärzlichen Vertiefungen entgegen; der Rekonvaleszent gewann alsbald seine gesunde Farbe wieder und verließ voll Dankes das Spital.

Militär und Marine.

— **Die deutsche Kriegsmarine hat im Jahre 1879 einen Effektiv**bestand von 72 Dampffahrzeugen, und zwar: 8 Panzerfregatten (König Wilhelm, Kaiser, Deutschland, Friedrich Karl, Kronprinz, Großer Kurfürst, welcher noch mitgerechnet ist, Friedrich der Große, Preußen), 4 Panzerkorvetten (Hansa, Bayern, Sachsen, Württemberg), 1 Panzerfahrzeug (Arminius), 6 Panzerkanonenboote (Wespe, Viper, Biene, Mücke, Skorpion, Basilisk), 1 Linienschiff (Renown) — dient in Wilhelmshaven als Artillerie-Uebungsschiff — 11 gedeckte Korvetten (Arcona, Gazelle, Elisabeth, Hertha, Vineta, Leipzig, Prinz Adalbert, Bismarck, Blücher, Moltke, Stosch), 7 Glattdeckskorvetten (Medusa, Nymphe, Freya, Ariadne, Luise, Augusta, Victoria), 5 Avisos (Falke, Pommerania, Loreley, Grille, Hohenzollern) — die letzten beiden finden auch als königliche Yachten Verwendung — 2 Kanonenboote der Albatroß-klasse (Albatroß, Nautilus), 7 Kanonenboote 1. Klasse (Komet, Cyklop, Delphin, Drache, Wolf, Hyäne, Iltis), 4 Kanonenboote 2. Klasse (Fuchs, Hay, Natter, Otter), 2 Transportdampfer (Rhein, Eider), 3 Torpedoboote (Zieten, Ulan, Minenleger Nr. 1—4, Minenleger Nr. 5 und 6, Rival), 9 Dampfahrzeuge zum Hafendienst (Boreas, Notus, Zephyr, Aeolus, Swine, Jade, Mollan, Greif, Lootsendampfer Wilhelmshafen); ferner 6 Segelfahrzeuge und zwar: 1 Fregatte (Niobe), 3 Briggs (Rover, Musquito, Undine), 2 Torpedoboote (Minenprahm Nr. 1 und 2); außerdem 3 Kasernenschiffe (Barbarossa, Gefion, Elbe) und 6 Lootsenfahrzeuge und Feuerschiffe (Wangerooge, Feuerschiff Nr. 1—4, Tonnenleger, Heydens), in Summa 87 Schiffe und Fahrzeuge. Außer diesen befinden sich zur Zeit im Bau: 1 Panzerkorvette, 3 Panzerkanonenboote, 1 Linienschiff, 1 gedeckte Korvette, 2 Avisos.

— **Die Erprobung des neuen Repetirgewehres von Propatschek** hat auf der Prager Schießstätte stattgefunden und fiel entschieden zu Gunsten desselben gegenüber dem Werndlgewehr aus.

Feste und Versammlungen.

— **In Kamenz, dem Geburtsorte Lessing's, wurde dessen 150.** Geburtstag in der früher im Programm mitgetheilten Weise gefeiert. Dr. Sulze hielt die Festrede. Der Lessingverein übergab der Stadt die Kolossalbüste des Dichters von Knauer in Leipzig.

— **In Dresden fand zu Ehren des 150. Geburtstages Lessing's** eine Jubelfeier statt. Der Vorstellung ging ein Prolog Pabst's voran, welchem „Sarah Sampson" in der Bearbeitung von Küchling folgte, die sich als eine ganz brauchbare erwies.

Denkmäler.

— **In Triest ist ein Komite zusammengetreten, welches dem** Andenken der Kaiserin Maria Theresia, der Triest seine Größe verdankt, ein Denkmal errichten will.

— **Das Hamburger Lessing-Denkmal-Komite, dem bislang** 22,000 Mark zugeflossen sind, hat beschlossen, an der Errichtung des Denkmals festzuhalten, das, von Schaper modellirt, auf dem Gansemarkt aufgestellt werden soll.

— **Die deutsche „Petersburger Zeitung" bringt einen Aufruf** zur Errichtung eines Standbildes für den berühmten Naturforscher Karl Ernst v. Baer in Dorpat. Die Kosten des ehernen Standbildes sind auf 15,000 Rubel berechnet.

— **Der Leipziger israelitische Vereinsbund hat das in Dessau** belegene Geburtshaus des Philosophen Moses Mendelssohn angekauft und beabsichtigt darin ein Asyl für verdienstvolle und betagte jüdische Gelehrte zu errichten.

Gestorben.

— Henriette v. Bissing, Romanschriftstellerin, 80 Jahre alt, Mitte Januar, in Aulkam.

— Derwisch Pascha, Mitglied des großen türkischen Kriegsraths, Chemiker und Physiker, am 18. Januar, in Konstantinopel.

— Reichsgraf Alfred Edbrecht von Dürckheim-Montmartin, Obersthofmeister der Königin Thereze von Bayern, 85 Jahre alt, am 22. Januar, auf Schloß Hegenberg.

— Dr. Quitzmann, k. k. Oberstabsarzt, bekannter Geschichtsforscher, in Amberg, am 22. Januar.

— Adolph Jensen, Komponist, in Baden-Baden, 41 Jahre alt, am 23. Januar.

— Graf K. K. Lichnowsky, Chef des Metropolitankapitels in Olmütz, 56 Jahre alt, am 25. Januar, in Rom.

— M. Duc, Architekt der Stadt Paris, Mitglied des Institut de France, 77 Jahre alt, in Paris.

— Dr. Heinrich Geißler, Erfinder der Geißler'schen Röhren (Elektrizitätslehre), in Bonn, am 25. Januar, 65 Jahre alt.

— David Kuh, Eigenthümer und Redakteur des „Tagesboten aus Böhmen" (Vertreter der deutschen Interessen), am 26. Januar, 61 Jahre alt, in Prag.

— Eduard Wessel, Journalist, am 27. Januar, 56 Jahre alt, in Wien.

— Geheimerath Dr. Benedikt Stilling, Präsident der vorjährigen Naturforscherversammlung (Portrat und Biographie Bd. 41, S. 81 und 83), am 28. Januar, in Cassel.

Die Bestrebungen zur Hebung der Fischzucht.

Heute möchte ich den freundlichen Leser an einen Ort führen, von dessen Wirksamkeit er gewiß, und besonders neuerdings wieder, Vieles gelesen und gehört hat und mit dem ich ihn etwas näher bekannt machen möchte. Mit unserem Besuche tragen wir gewissermaßen eine Ehrenschuld ab, dem stillwirkenden Schöpfer derselben gegenüber. Wir betreten das Rathhaus der ob ihrer schönen Lage gerade am Eingange des Höllenthales von so vielen Touristen besuchten altehrwürdigen Zähringerstadt Freiburg im Breisgau, doch nicht, um nach alten bestaubten Urkunden aus vielbewegter Vergangenheit zu forschen, sondern um im Haupte der Stadt, Herrn Oberbürgermeister Schuster, den Gründer einer der ältesten deutschen Fischzuchtanstalten zu begrüßen und die Erlaubniß zum Besuche derselben zu erhalten, nachdem uns die Zeitungen meldeten, daß aus ihr im Laufe weniger Monate allein in den Bodensee mehrere Hunderttausend junge Fischlein eingesetzt worden sind. — Mit freundlicher Bereitwilligkeit erhalten wir nicht nur die gewünschte Erlaubniß, Herr Schuster begleitet uns sogar selbst hinaus zu den Anstalten, um uns seine Einrichtungen zu erklären. In südlicher Richtung wan-

dern wir durch das alte thurmgeschmückte Martinsthor den Ausläufern des Schwarzwaldes zu, der gerade hier wunderherrliche Partieen bildet.

„O Dreisam, süßer Aufenthalt, o Freiburg, schöner Ort,
Mich aber zieht zum höchsten Wald die heiße Sehnsucht fort" —

singt Max v. Schenkendorf, begeistert von der Schönheit dieser Gegenden, und wahrlich mit Recht.

Da liegt zuerst auf dem „Josephsberglé" dicht bei der Stadt die sogenannte St. Loretto-Kapelle, ein baumgeschmückter alter Wallfahrtsort, der noch die Festung Freiburg sah und von dem aus der walsche Ludwig XV. seine Beschießung unternahm. Eine Kanonenkugel, die er, unter der Thür der Kapelle stehend, zugesandt erhielt, sitzt noch dort in der Wand, ein kleines, aber ernstes Andenken an die Zeit deutscher Zerfahrenheit. Heute werfen wir davor von der nämlichen Thür aus einen warmen Blick hinüber auf die freundlich grüßenden Berge im Wasgau, wo's wieder deutsch geworden durch Einheit und wo die alten deutschen Namen Mühlhausen, Colmar, Breisach, Straßburg uns sagen, daß endlich durch uns gesühnt sei, was die Väter gesündigt. — Jenseits den Hügel hinab führt uns der Weg an dem Venusberg des Tannhäuser vorbei, jetzt der Schönberg geheißen, der die uralte Schneeburg trägt, dem Höllenthal entgegen, dessen Wein eine gewisse magische Eigenschaft hat, die wir nicht eher gewahr werden, als bis wir uns von der Rast im Dörfchen An erheben wollen. Hier stand die Burg Hartmann's von der Aue, und mit solcher Herzstärkung, in dieser herrlichen Umgebung, rings von Rebenhügeln eingeschlossen, finden wir ganz begreiflich, daß sich's da wohl singen läßt. Uns selber kommt Gesangeslust an und fröhlich wandern wir jetzt hinter dem Dörfchen links in's enge Seitenthal hinein, um nach etwa im Ganzen fünfviertelstündigem Marsch auf dem Gute „Selzenhof" anzulangen. Hier finden wir die Geburtsstätte so vieler Millionen Wasserbewohner, zu deren Heimat der Besitzer des Gutes vor vierzehn Jahren den Grundstein legte.

Rings rieseln die Bächlein von den Bergen und erleichterten die Idee, die heute solch' weittragende Früchte trägt, daß die deutschen Seen und Ströme bis an die ferne Küste der Lissee, ja selbst französische und englische Gewässer, neu belebt werden konnten, nachdem jahrzehntelange Mißwirthschaft sie entvölkert hatte. Wir betreten einen Fußpfad, der uns an einem ganzen Komplex von Teichen vorüberführt, die sich durch verschiedene, der Lebensweise der Bewohner angepaßte Tiefe unterscheiden und von Drahthürden zum Schutz gegen die Besuche der Otter umgeben sind.

Kleine Wasserfälle erhalten die Strömung lebendig und jeder der Teiche liegt immer etwas höher als der vorher von uns gesehene; auch kann jeder einzeln durch Schleusen trocken gelegt werden.

An die Teiche schließt sich das Anstaltsgebäude, umgeben von herrlichen Wiesen und Blumengarten. In den bisher gesehenen Gewässern, neun an der Zahl, werden Mutterfische bis zur Reife des Laichs beherbergt und auch wohl fremde Arten beobachtet; täglich findet die Fütterung statt mit Fleischabfällen aus dem Schlachthause der Stadt. Welches Gewimmel herrscht da unten in dem kühlen Element, wie lustig es plätschert und über unsere kleinen Gaben herfällt, und doch welch' kleine Zahl gegen die Massen in den Gebäuden! — Das ganze System der Anstalt beruht darauf, daß die Bebrütung der ihr eingelieferten, jährlich mehrere Millionen betragenden Fischeier hier künstlich geschieht, wodurch fast sämmtliche Eier fruchtbar werden, was im gewöhnlichen Naturzustande der Fische zum weitaus größten Theil nicht der Fall ist.

An der Rückseite des Gebäudes bringen zwei Röhren das Lebenselement für die in 22 Cementbruttrögen von je 4 Meter Länge, 45 Centimeter Breite und 18 Centimeter Tiefe geborenen Wesen; die eine Röhre enthält Quellwasser, das dem Bachwasser der andern zugesetzt wird, damit die Wintertemperatur nicht unter 2° sinke. Ueber den Bruttrögen befinden sich Rinnen, aus denen das Wasser durch Trommelgebläse in jene hineinfällt, wodurch der Gehalt an Sauerstoff vermehrt wird. Die jungen Fischlein wissen diese Einrichtung instinktiv zu würdigen, denn sie halten sich schaarenweise bei jenen Fällen auf, um die erste Frische gleich zu genießen. Die Tröge sind zugleich die Geburtsstätten der Kleinen, die je nach der Art gesondert sind. Auf Drahtgeflechten, 3—5 Centimeter tief, liegen die Eier bis zum Ausschlüpfen der Brut (die in 2—3 Monaten erfolgt, nach der Spezies) aus dem durchsichtigen Ei, an dem sich die Augen schon lange als zwei schwarze Punkte zeigten. Das junge Thierchen behält noch einige Zeit einen für die erste Nahrung bestimmten Dottersack, nach dessen Abfallen die Fütterung durch Menschenhände beginnt. Todte Eier sind an ihrer Kreidefarbe leicht erkennbar.

Vermöge ihrer Einrichtungen ist die Anstalt im Stande, zu gleicher Zeit circa fünf Millionen Eier zu bebrüten, und befand sich letzten Frühling in der Lage, mit ihrer Filiale zu Radolfszell am Bodensee (ebenfalls Schöpfung des Herrn Schuster) acht Millionen embryonirter Eier und Brut abzugeben, zu Preisen, die es jedem Fischwasserbesitzer ermöglichen, sehr leicht seine Gewässer zu beleben.

Wie schon gesagt, hat sich die Wirksamkeit dieser Anstalten schon in ferne Länder erstreckt und umfaßt an der Hand des inzwischen entstandenen deutschen Fischereivereins alle Gauen des Reiches; in allen Strömen von der Weichsel bis zum Rhein finden sich die Kinder dieses stillen Schwarzwaldthales, und da auch an anderen Orten nach solchem Vorbilde ähnliche Bestrebungen in's Leben traten, so muß sich mit der Zeit von selbst der Preis der Fische als gesunden Volksnahrungsmittels erheblich verringern, wie das von den Bewohnern der ganzen Umgegend hier sehr wohl und dankbar empfunden wird. Die Lachsfischerei im Rhein ist so sehr gehoben, daß bei Lauffenburg die Pacht von 8000 auf 23,600 Franken stieg und der Preis des Lachses am ganzen Rhein laut dem Cirkular des deutschen Fischereivereins von 4—5 auf 1—1½ Mark sank; in der Weser wird eine solche Vermehrung desselben Fisches beobachtet, daß am Wehr bei Hameln die Pacht von 900 auf 15,000 Mark stieg; bei Danzig hat sich der Lachsfang verzehnfacht und in Mecklenburg sind reiche Fischereien neu erstanden. Geschieht auch nicht alles das von hier aus, so ist doch für viele neue Unternehmungen so der Impuls gegeben.

Die den Schuster'schen Anstalten entstammte Zahl von Fischen beträgt schon viele Millionen und muß man noch in Betracht ziehen, daß fortwährend neue Arten eingeführt werden, z. B. der kalifornische Lachs (salmo quimat.), dessen Akklimatisation bei uns sichergestellt ist.

Das Hauptaugenmerk ist indessen auf die verschiedenen Forellenarten gerichtet, deren Geburtszeit der Januar bis März ist; die Versendung der Eier findet statt in Behältern mit feuchtem Moose oder Watte, sobald die Augen des Thieres im Ei sichtbar sind, die der Fischchen, die dann kaum die Länge einer Nähnadel haben, in besonderen Apparaten, ähnlich einem unten sehr breiten Eimer, auf dem ein Gummiball befestigt ist, mittelst dessen der begleitende Wärter Luft einbläst. Die neuesten Versendungen geschehen auch mit einer verbesserten Einrichtung, einem Apparate, der in Drahtgestellen hängt, um so die Erschütterung zu verhüten; mittelst desselben wurden ohne Verlust zahlreiche junge kalifornische Lachse nach Wien versendet.

Sehr interessant ist es, zu sehen, wie um die Winterzeit manchmal in einem einzigen solchen Bruttrog 100,000 und mehr Fischchen leben und wie sie sich bei der Fütterung, die aus Kälberhirn besteht, schon instinktiv der Hand des Warters entgegendrängen und einander die besten Bissen streitig machen.

Wie der Schöpfer dieses Unternehmens in Fachkreisen einen sehr ehrenvollen Ruf hat, so findet er auch in seiner engeren Heimat die dankbare Anerkennung seitens der Umwohner und der Regierung, und mit Recht dürfen wir uns seiner stillen, aber erfolgreichen Thätigkeit freuen.

Wir machen den Leser darauf aufmerksam, daß der Besuch der Anstalt Selzenhof des Herrn Schuster durch freundliches Entgegenkommen jedem Touristen, der die alte Hauptstadt des Breisgaues besucht, freisteht, und endlich wollen wir nicht verfehlen, den Fischwasserbesitzern zu bemerken, daß, wie auch durch die deutsche Fischereizeitung bekannt gemacht ist, die Bestellung bebrüteter Eier demnächst geschehen muß und die Preislisten Jedermann gratis zur Verfügung stehen. Damit sagen wir dem freundlichen Leser unser Lebewohl und wünschen ihm, daß er recht bald Gelegenheit finden möge, den prächtig gelegenen Selzenhof selbst einmal als Tourist zu besuchen.

Dr. F. Müller.

Ein römischer Harusper. (S. 386.)

Gemälde von E. Blashfield. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Comp. in Dornach.

Der Winter. Zeichnung von J. van Haanen. (S. 391.)

Um ein Herz.

Novelle

von

E. Falk.

(Fortsetzung.)

II.

Den alten Linden im Klostergarten zu Kiew hat die Sonne schon den Gutenachtkuß gegeben. Leise wie ein weich verhallend Wiegenlied geht der Abendwind durch die mächtigen Wipfel, die sich traumhaft neigen und beugen.

Drunten aber auf dem großen Kiesplatze, den sie theilweise überschatten, und der sich zwischen den altmodischen Anlagen und den hohen grauen Mauern des Klosterhofes zu stattlicher Breite dehnt, herrscht noch buntes, lustiges Leben, trotz der weit vorgerückten Stunde.

Die guten Klosterfrauen haben es nicht über's Herz bringen können, auch heut, am ersten warmen Frühlingsabend, streng wie sonst auf der Klosterregel zu bestehen, die um halb Neun schon die ganze Schaar der Zöglinge in die Zimmer bannt. Die rosigen Lippen, die hellen Augen, die noch so gar keine Müdigkeit kannten, waren beredte Fürsprecher, und so ist denn den jungen Quälgeistern wirklich noch ein Gnadenstündchen zugestanden, das sie nun eben in vollen Zügen auskosten.

Das ist ein Lachen und Lärmen, ein Jagen und Springen! Den armen Schwestern wirbeln die Sinne förmlich von all' dem Getöse, doch ertragen sie's ohne Murren und überwachen mit freundlich wehmüthigem Lächeln das bunte Treiben, nur hie und da einmal leise mahnend, wehrend, beruhigend.

Die kleineren Zöglinge sezen auch in sinkender Dämmerung noch ungestört ihre Spiele fort; die Schaar der „Großen" aber hat sich in einzelne Gruppen gelöst, die plaudernd bei einander stehen oder Arm in Arm durch die verschnörkelten Laubgänge des Gartens wandern. Diese letzte Stunde des Tages ist ja die einzige, die ein ungestörtes Beieinander ermöglicht, in der Freundschaften geschlossen und durch Austauschen wichtiger Geheimnisse bethätigt werden können, denn so streng auch sonst jedes Absondern aus der Allgemeinheit gerügt und gestraft wird, in dieser einen Stunde drücken sich auch die strengsten Augen nachsichtig zu, verschließen sich die feinhörigsten Ohren grundsätzlich.

Dort vom Sophienbrunnen her, in fernster Gartenecke, wo eine halbrunde Steinbank in epheuumsponnener Mauernische einen gar heimlichen Plauderwinkel bietet, tönt heut besonders eifriges Wispern und Flüstern, dann und wann von hellem, frischem Auflachen unterbrochen.

Die Köpfchen eng aneinander geschmiegt, die Arme verschlungen, sitzen dort zwei Mädchen; anmuthige Gestalten in erster, holder Blüte, so recht auf der Grenze zwischen Kind und Weib.

Der dunkle Lockenkopf mit den lebhaften dunklen Augen in dem bräunlichen Gesichtchen trägt die Kosten der Unterhaltung fast ausschließlich. Ihr hübscher Mund scheint eben so plauder- wie lachbereit, und die schlanke Blondine neben ihr hat nur dann und wann ein zustimmendes Wort, eine Frage einzuschalten, aber das immer mit so weicher, süßer Stimme, daß man ihr schon darum gut sein muß.

„Und wenn ich dann verheirathet und vollständig eingerichtet bin, dann hole ich Dich zu mir, Aninka, und wir verziehen und hätscheln Dich um die Wette, ich und mein Mann," schließt die lebhafte Erzählerin eine lange Geschichte in demselben Tonfall, mit dem man wohl das bekannte: „und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch", einem Märchen hinzufügt. Und wie ein solches scheint es auch die Zuhörerin aufzufassen.

„Das klingt ganz schön, Olga," sagt sie mit leisem Kopfschütteln, „aber doch nicht sehr wahrscheinlich. — Du weißt ja gar nicht, ob mich Dein Zukünftiger als Hausgenossin haben möchte, und dann, siehst Du, muß ich doch auch bei Schwester Nadeschda bleiben, die mich kaum entbehren kann, beim Unterrichten und auch sonst. Das Sprechen wird ihr oft recht sauer, der Armen."

„Aber man kann doch nicht immer nur an Andere denken, man lebt doch auch für sich; Du wirst doch Deine schönsten Jahre nicht in diesen langweiligen Mauern hinschleppen, die mir ohne Dich nicht besser wie irgend ein anderes Gefängniß erscheinen würden. Ich wüßte gar nicht, was ich von Deiner Schwester denken sollte, wenn sie das litte."

„Nur das Beste, hörst Du, Olga, nur das Beste, wenn Du mich lieb hast," fällt da die sanfte Blondine fast heftig ein, indem ihr Köpfchen aufzuckt von der Schulter der Freundin.

„Vera Pawlowna ist gut und schön wie das Sonnenlicht. Jede Freude, jeder Schmuck meines Lebens ist mir bis jetzt aus ihrer Hand gekommen. Ich wäre schlecht, wollt' ich ihr nicht ewig dankbar sein, sie nicht über Alles lieben, wollt' ich dulden, daß irgend Jemand unfreundlich von ihr denkt."

„Beruhige Dich doch nur, Herzchen, ich sagte ja nur — wenn —" lacht Olga den Feuereifer Ania's aus.

„Auch das gebe ich nicht zu" — beharrte Diese. — „Ich glaube, es ist wirklich das Beste für mich, ich bleibe immer hier" — fuhr sie gedankenvoll fort. „Hier hab' ich Alles, was ich brauche, und vermisse nichts. In der Welt würde es mir doch vielleicht manchmal schmerzlich fühlbar werden, daß ich so ganz arm bin und all' das, was man braucht, um den Stand, in dem man doch nun einmal geboren ist, der Gesellschaft gegenüber zu behaupten, erst der Güte Vera's verdanken mußte."

„Mon Dieu, Du bist langweilig vernünftig. Wer fragt denn darnach? — Hast ja noch eben Deine Vera Pawlowna bis in den Himmel erhoben! Was ist's denn weiter, wenn sie Dir von ihrem Ueberflusse abgibt, Dich herausstaffirt für die Rolle, die eine Comteß Jarnow im Leben zu spielen hat, und Dir bei erster Gelegenheit einen reichen, stattlichen Mann aussucht, der ihr dann die Sorge um Dich für immer abnimmt. Das ist doch nur ihre Schuldigkeit!" —

Selbst in dem ungewissen Dämmerlichte, das in der grün umwobenen Grotte schon herrschte, konnte man die glühende Röthe bemerken, die bei den Worten der Freundin Ania's Gesichtchen bis unter die blonden Stirnlocken hinauf überzog.

Sie wehrt den umschlingenden Arm Olga's unwillig ab.

„Wenn das Deine Ansichten von Zukunftsglück sind, thut es mir leid Deinetwillen," sagt sie mit bebender Stimme. — „Ich lasse mir keinen Mann aussuchen, den ich nicht — nicht — —"

„Liebe, liebe, liebe —" wiederholt die Freundin, ohne über Ania's Empörung sonderlich bestürzt zu sein, lachend. — „Sprich es nur aus, das verpönte Wort, wir sind ja unter uns, und vor mir brauchst Du Dich nicht zu geniren, durchaus nicht. Nur sag' mir, um aller Heiligen willen, woher Du von Liebe weißt, Du, die nie, wie wir schnöden Weltkinder es sämmtlich gethan, mit brennenden Wangen in einen Roman vertieft saß, indeß die guten Schwestern uns über unsere Aufgaben brütend glaubten; die nie auch nur einen der anbetenden Blicke bemerkt hat, mit denen Du blondes Heiligenbild oft genug verfolgt bist. Sag', woher Du von Liebe weißt?" —

Die Antwort auf diese wiederholt und immer dringlicher gestellte Frage wurde dem verlegenen Mädchen erspart.

„Ania — Ania Pawlowna, Du sollst zur Mutter kommen, schnell, schnell" — tönte eine gelle Kinderstimme zu ihnen herüber.

Wie die beiden Freundinnen, jäh aufgeschreckt, hervortreten aus ihrem Plauderwinkel, können wir sie genauer in's Auge fassen. Von gleicher Größe Beide, läßt doch der gedrungene Bau die Brünette älter und entwickelter erscheinen, als die zarte blonde Ania, die, schlank und biegsam wie ein Weidenzweig, leichtschreitend wie ein Reh, ganz so erscheint, wie ihre Stimme klingt.

Ihre großen grauen Augen, die in dem lichten rosigen Kindergesichtchen auffallend ernst und dunkel erscheinen, sehen jetzt mit erstaunter Frage auf die kleine, athemlose Botin, die in gleicher Hast, wie sie gekommen, vor ihnen herfliegt, dabei mit zurückgewandtem Kopfe allerlei verwirrtes Zeug von Briefen und Kammerjungfern durcheinander schwatzend, aus dem die Freundinnen wenig Aufklärung schöpfen konnten.

Wichtiges, Ungewöhnliches mußte es jedenfalls sein, was dieser Botschaft zu Grunde lag. Die jungen Mädchen konnten sich keines Falles entsinnen, daß ihnen die gestrenge Frau Abtissin, die im Kloster mit dem Namen Mutter genannt wurde, je zu einer andern als der ersten Vormittagsstunde sicht- und sprechbar geworden sei.

„Aengstige Dich nicht, Liebling, es wird schon nichts Schlimmes sein, sonst hätte Schwester Nadeschda sicher ihr Herzblatt selbst gesucht und vorbereitet" — glaubte Olga ihre schweigend vorwärts strebende Gefährtin beruhigen zu müssen. Doch Diese schaute klar und fest auf zu ihr.

„Ich bin nicht so feige, als Du meinst, Olga," sagte sie ruhig. „Ich zittere auch vor Ernstem, Schwerem nicht, ich suche mich eben nur vorzubereiten."

„Du wirst mir immer räthselhafter, Aninka," murmelte die Andere mit ganz mißtrauischem Seitenblick auf dieselbe. „Einmal verlegen, schüchtern bis zur Lächerlichkeit, ein anderes Mal ruhig, besonnen, muthig, daß es sogar mir fast imponirt. — Aber begleiten werde ich Dich doch." —

„Du darfst nicht ungerufen —"

„So warte ich wenigstens im Korridor auf Dich" — entschied Olga heroisch, trotzdem gerade der hohe, gewölbte Gang, in den die Zellen der Nonnen alle mündeten, ein von der Jugend sehr gemiedener Platz war. Jeder Schritt wiederhallte dort so unheimlich und von den Wänden herab blickten gespenstisch bleiche Nonnen- und hohlwangige Stiftsdamen aus dunklen, schleppenden Gewändern und Schleiern hervor. Auch knackte es zuweilen höchst verdächtig in den altersschwarzen Schränken und Truhen, in denen uralte Meßgewänder und Altarbekleidungen aufbewahrt wurden, und an den Rundbogen der Wölbung hatten schon Manche graue Schatten hinhuschen sehen, die man nicht wohl mit Fledermäusen oder Eulen verwechselt haben konnte.

Allein Olga hielt tapfer aus, dicht an die eisenbeschlagene, schmale und hohe Thür gedrückt, hinter der Ania verschwunden war, stand sie all' die Zeit regungslos. Das Klopfen ihres Herzens war fast lauter als die gedämpften Stimmen, die hie und da tröstlich an ihr Ohr schlugen, und in ihrer Undeutlichkeit tausend gewagte Kombinationen in ihrem phantastischen Kopfe hervorriefen.

Die Wirklichkeit schien ihr jedoch noch wunderbarer als alle zusammen. —

Sie konnte, sie wollte es erst gar nicht begreifen, daß Ania, ihre Ania, fort sollte von hier. Sie hielt es für eine himmelschreiende Ungerechtigkeit gegen sich selbst und war nahe daran, die Sache eben so tragisch zu nehmen wie Schwester Nadeschda, die mit Ania zugleich aus der Thür trat, von ihr gestützt und gehalten, und mit leisen Schmeichelworten getröstet.

Olga kam sich ganz vernachlässigt vor und in Ermanglung von Anderen ließ sie ihren Unmuth an dem zierlichen Dämchen aus, das dem eng aneinander geschlossenen Paare in Begleitung eines schwarzgekleideten, verschnitzt blickenden Mannes auf dem Fuße folgte, und dem man das Kammerkätzchen schon von Weitem ansah.

Die Kleine, nebst ihrem Begleiter wurde von Fräulein Olga ziemlich schnöde in die unteren Regionen gewiesen, als sie Miene machte, ihrer neuen Herrin auch in den kleinen Schlafsaal zu folgen, den Olga mit ihr und noch sechs anderen Mitgenossinnen theilte.

Sie wolle der Comtesse selbst beim Einpacken helfen, schlug sie die schüchternen Einwendungen des Zöfchens nieder.

Wie getragen vom Hochgefühle, Böses mit Gutem zu vergelten, machte sie sich sofort an's Werk. — Nadeschda war auf einen Stuhl gesunken, kraftlos, wie gebrochen, und Ania lag vor ihr auf den Knieen und bat mit allem Zauber ihres holdseligen Wesens um Verzeihung für den Kummer, den sie der mütterlichen Freundin bereiten mußte, mehr noch um Verzeihung für die unwillkürliche Regung von Freude, die sie beim Anhören der Botschaft empfunden und die sie sich nun als unerhörte Liebllosigkeit anrechnete. —

„Ich komme wieder, gewiß, ich komme bald wieder," tröstete sie die blasse Nonne, über deren stilles Gesicht langsam große helle Tropfen glitten.

„Ich soll gewiß der Schwester nur Trost und Gesellschaft sein, so lange Graf Romanzow im Kriege ist. Sie hat ein Recht, das zu verlangen, es wäre Sünde, wollte ich es nicht gern thun. Freilich war's auch Sünde, mich so darauf zu freuen, wie ich's that. — Ich dachte nicht an Ihren Schmerz, Schwester Nadeschda." —

„O, Schwester Nadeschda wird sich trösten! Wir Alle werden sie trösten," unterbrach Olga mit großer Entschiedenheit die Szene, jetzt zum ersten Mal von ihrer Arbeit, die allerdings mehr im Zerstören, als im Schaffen bestand, aufblickend.

„Und was Deine Ansicht über Deine so plötzliche Berufung betrifft, so ist sie falsch, grundfalsch — Petersburg ist keine Wüste, in der man sich nach einem Menschen sehnen könnte; Gräfin Romanzow hat sicher auch ohne Dich Gesellschaft genug. Nein, Schatz, verheirathen will sie Dich, pass' auf, ob ich nicht Recht habe; und Du thust gut, uns nicht allzu sicher auf Deine Rückkehr zu vertrösten."

Ein sprechender Blick aus Ania's thränenfeuchten Augen ließ sie verstummen.

Was das Mädchen doch für überspannte Ansichten hatte!

Die waren ihr sicher nur von Nadeschda eingeflößt. Gut, daß ihr sentimentaler Einfluß nun von Anderen, Mächtigeren paralysirt wurde.

Olga hegte sehr große Erwartungen in Bezug auf Ania's künftiges Schicksal.

III.

Die Thränen, die der Abschied von der Heimat ihrer Kinderzeit, von Allem, was dem jungen Herzen bis jetzt lieb und werth gewesen, Ania's Augen erpreßt, waren, lang bevor man das Ziel der Reise erreichte, getrocknet.

Sie hätte nicht so jung, so herzensfrisch sein müssen, die kleine blonde Ania, um nicht ihr Leid zu vergessen über all' den glänzenden Bildern, die ihre eigene Phantasie und der kleinen Liska geschwätzige Zunge vor ihr aufrollten.

Liska, die es anfangs als eine Art von Degradation aufgefaßt, daß sie der Comtesse überlassen werden sollte, indeß Manon, die schnippische, hochmüthige Französin, im Dienst der Gräfin verblieb, hatte sich schnell mit ihrem Schicksal versöhnt.

Die junge Herrin war ein so liebes Wesen und die fromme Schwester Nadeschda hatte, als sie beim Abschied die feine blasse Hand segnend auf Liska's Scheitel gelegt, ihr die Sorge für den scheidenden Liebling so dringend an's Herz gelegt, daß sich die gutmüthige Liska nun fest verpflichtet glaubte, diese Sorge auf jede Weise zu bethätigen. Eine Verpflichtung, die sie nicht wenig in den eigenen Augen hob. —

Herrin und Dienerin waren sich so während der langen, ermüdenden Reise näher getreten, als es unter anderen Verhältnissen möglich gewesen, wenn auch die angeborene Vornehmheit, die, unbeschadet aller Kindlichkeit, das Benehmen Ania's kennzeichnete, jedes Ueberschreiten passender Grenzen glücklich verhinderte.

Ein groß fragender Blick aus den sammetgrauen Augen des jungen Mädchens hatte oft genug das Zöfchen im besten Erzählen stocken lassen, ein ruhiges: „Das werde ich ja selbst sehen," mancher naseweisen Kritik Einhalt gethan.

Etienne, der gewandte Franzose, der sich auf sein Amt als Reisemarschall nicht wenig zugute that, hatte auf keiner Station verfehlt, nach den Befehlen der gnädigen Comtesse zu fragen, war überhaupt in umsichtigster Weise ihren Wünschen zuvorgekommen, und so hatte Ania Pawlowna das Reisen sehr angenehm und gar nicht so ermüdend gefunden, als man es geschildert.

Es gab so viel zu sehen für naive siebenzehnjährige Augen, die bis dahin nur selten einen Blick über den Bereich eines Klostergartens gethan, so viel zu bewundern, selbst an der Monotonie der ungeheuren Ebene, über die das brausende Dampfroß sie führte.

Das junge Gesicht sah so frisch und helläugig unter dem dunkelblauen Filzbaret mit dem Reiherputz und dem wehenden Schleier hervor, als wär' eine dreitägige Reise ein Kinderspiel, und doch, als der aufmerksame Etienne, auf einen am fernen Horizont gelagerten dunklen Nebelstreif deutend, endlich sagte: „Das ist St. Petersburg, in einer Stunde sind wir am Ziel," was durchschauerte die jungen Glieder da plötzlich so eisig, ließ die rosigen Wangen jäh erbleichen?

War es der scharfe Wind, der kältend vom Meere her wehte und dem Frühling hier nicht so fröhliches Entfalten gönnte, wie im fernen Kiew?

Ania gab sich keine Rechenschaft, sie wunderte sich selbst über die unmotivirte Beklemmung, die jedes frohe Hoffen in ihr erstickte und keine Spur von der heiteren Zuversicht, mit der sie dem erträumten Eden entgegen gesehen, mehr aufkommen ließ.

Verloren, vereinsamt fühlte sie sich in dem wilden Gewirr des Bahnhofes, verloren, vereinsamt in den weichen Polstern der eleganten Droschke, die sie dort aufnahm, indeß Liska und Etienne mit dem Gepäck folgten.

Sie hätte Welten gegeben für eine warme Hand, die sich ihr hier beim Eintritt in ein neues Leben gleich mit herzlichem Gruße entgegengestreckt hätte — für eine Schwesterhand! —

Wie von bedrückendem Traume befangen, ließ sie sich aus dem Wagen heben, folgte sie dem eleganten Lakaien über Marmortreppen und blumenbesetzte, teppichbelegte Korridors, durch prächtige, märchenhaft reiche und bunte Zimmer.

Erst in der Mitte des letzten trat ihr eine hohe, gebietende Frauengestalt entgegen.

War das die Schwester, die geliebte, angebetete Schwester? — Als habe ein neuer Eishauch sie mark- und beinerstarrend berührt, bebte das arme Kind zusammen vor dem fremden, kalterstaunten, ja feindseligen Blick, der aus den dunklen Augen der wunderschönen Frau auf sie fiel, an ihr hinabglitt, und kein glattes Begrüßungswort, kein Schmeichelname, ja selbst der Kuß nicht, der auf ihrer Stirn wie Feuer brannte, konnte den Eindruck abschwächen oder gar verwischen. —

„Du bist abgespannt von der Reise, Kind. Ich hoffe wenigstens, daß Deine Lebensgeister sich nicht immer so flügellahm zeigen werden, als in dieser ersten Minute," lachte die Gräfin, nach mehreren total mißglückten Versuchen, den Bann von Ania's Wesen zu heben, etwas spöttisch. „Komm', ich selbst werde Dir Deine Zimmer zeigen." —

Es waren reizende Puppenstübchen. Sehr hell, sehr zierlich und schmuck, aber sehr unwohnlich, sehr kühl. Nichts, gar nichts, woran sich Ania's Herz erquicken und aufrichten konnte. Keine Blume, kein Buch, kein bekanntes Bild.

„Nun, gefällt es Dir nicht? Hab' ich nicht wenigstens ein Wort der Anerkennung verdient?" fragte die Führerin kurz und hart das stumm um sich blickende Mädchen.

„Verzeihung! Ich bin noch so betäubt, aber ich danke Ihnen, danke tausendmal." Und hastig hob das arme Kind die juwelenschimmernde Hand, die ihr zitterndes Händchen fest und doch so wenig liebevoll umklammert hielt, an die Lippen.

„Gut, gut — und was ich bemerken wollte, das Sie zwischen uns ist taktlos. Wir sind ja Schwestern. Und nun ruh' ein Stündchen und dann laß Dich zum Diner umkleiden. Etienne wird Dich benachrichtigen."

Sie blieb in sehr trostloser Stimmung zurück in ihrem hübschen, ausdruckslosen Puppenstübchen.

Ein unbezwingliches Heimweh schwoll in ihr empor und trieb ihr heiße Tropfen in die Augen, die sie jedoch muthig zurückdrängte. Liska, die mit ihnen zugleich eingetreten war, durfte nicht sehen, wie schnell die Seifenblasen zerplatzt waren, mit denen sie sich den langen, langen Weg verkürzt hatte. Sie hätte es ja am liebsten vor sich selbst verleugnet.

Liska's schlaue Augen sahen es aber doch, und sahen klarer, tiefer als Ania's unschuldiger Blick.

„Warum bist Du auch so hübsch, armes Kind," nickte sie sehr mitleidig, aber sehr respektwidrig hinter ihrer jungen Herrin her, als diese später Etienne's herkömmlichem: „Madame est servi" Folge leistend in der von ihm weit aufgeschlossenen Flügelthür des kleinen Speisesaals verschwand.

IV.

Ania Pawlowna Jarnow weilt schon mehrere Tage unter dem Dache des Palais Romanzow und noch hat sich Fürst Sarasin nicht blicken lassen.

Dienstgeschäfte verhindern ihn am Kommen, lautete die Entschuldigung, die ein flüchtig Billet seiner schönen Freundin brachte.

Gräfin Vera ist in diesem Falle sehr tolerant gegen den Säumigen. Sie versteht solch' geflissentliches Hinausschieben eines gefürchteten Momentes nur zu gut.

Scheint doch auch ihr jeder Tag doppelt geschenkt, an dem sie dem geliebten Manne die selbstgewählte Rivalin nicht hat zuführen dürfen.

Der erste Eindruck schreckensvollen Staunens, der sie beim Anblick des holderblühten Mädchens überkam, ist zwar längst überwunden.

Manon, die schlaue Französin, ist mit gut angebrachtem Achselzucken, spöttischem Anerkennen der ländlichen Frische — der jungen gnädigen Comtesse und geschickt eingeflochtenen Schmeicheleien für ihre Herrin, dem durch Natur und Verhältnisse über alle Schranken hinausgetriebenen Selbstgefühle derselben zu Hülfe gekommen, so daß sich Vera Pawlowna jetzt kaum noch eingesteht, „das infipide Kindergesichtchen" jemals gefährlich gefunden zu haben. — Und doch sieht sie mit geheimem Bangen dem Moment entgegen, der die von ihren eigenen schönen Händen gewobenen Fäden fest verknüpfen soll.

Kaum kann er länger noch hinausgeschoben werden. Alles drängt zur Entscheidung, soll die Verbindung noch rechtzeitig geschlossen werden. Läßt sich doch so schon die unschickliche Hast kaum der Gesellschaft gegenüber rechtfertigen.

Auf das duftende Briefchen, welches dem widerwilligen Freier alle diese Gründe dringend an's Herz legte, erhielt sie von ihm den Bescheid, er werde sich am nächsten Empfangsabend, also Dinstag, einfinden, um die junge Dame, bevor er ihr vorgestellt werde, möglichst unbefangen beobachten zu können. —

Damit war die schöne Frau sehr einverstanden.

Ein spöttisch prüfender Blick glitt über das Billet, welches sie am Frühstückstisch empfing, hinweg zu der hohen Psyche gegenüber, in deren glänzendem Krystall sich ihre eigene plastisch schöne Gestalt, wie sie da weich hingegossen in ihren Polstern lehnte, allerdings sehr vortheilhaft abhob gegen die arme kleine Ania, der die ungewohnte hypermoderne Tracht, in die man sie gesteckt, immer noch die Gefühle erregte, als habe man sie in einen Panzer gezwängt, unter dem ihr schweres Herz noch schwerer und banger klopfte, der ihr jede freie Bewegung unmöglich machte.

Sie sah recht unglücklich aus in der modernen Frisur, zu der Manon ihr reiches aschblondes Haar aufgethürmt hatte, und sie fühlte sich auch so. —

Zwar mußte sie auf der Schwester Wunsch von früh bis spät in deren Nähe sein, doch geschah nichts, um dieß Beieinander angenehm oder auch nur erträglich zu machen. Das bei allem bewußten, absichtlichen Bemühen des Heranziehens doch peinlich deutliche, unbewußte, unwillkürliche Abstoßen im Wesen der Weltdame der jungen Klosterschülerin gegenüber nahm dieser alle die kindliche Sicherheit, die ihr die mangelnde Routine vielleicht glücklich ersetzt hätte, und wirkte verdüsternd und erstickend auf ihr sonst so sonnig heiteres Naturell, ja schlug sogar die im Kloster fast sprüchwörtlich gewordene Anmuth ihrer Haltung, ihres Benehmens so vollständig in Fesseln, daß sie zuweilen sogar steif und unbehülflich erscheinen konnte.

Vera Pawlowna triumphirte über solche Beobachtungen innerlich und keiner der weichen Schmeichelnamen, mit denen sie nach russischer Art, das heißt nur in Gegenwart Fremder, die Schwester anzureden liebte, klang je so aufrichtig zärtlich, als das „petite imbécile", mit dem sie irgend einen Verstoß Ania's lachend aufnahm und markirte. —

„Rurik Iwanowitsch wird eine sehr bequeme Frau an ihr haben," sagte sie dann wohl schadenfroh zu sich selbst. „Er mag froh sein, daß er sie ohne Weiteres zurückschicken darf, die kleine paysanne, zurück in die Klosterpension, nach der sie sich so augenscheinlich sehnt, und in die sie auch allein paßt und gehört."

(Fortsetzung folgt.)

Helena.

Gemälde von Maignan.

(Hiezu das Bild S. 384.)

Der Künstler hat die schöne Tochter des Zeus und der Leda, um die nicht weniger als dreißig Freier warben und deren Raub den trojanischen Krieg heraufbeschwor, in dem Augenblick gemalt, wo sie in das Bad steigt, während der Pfau, der Sohn der Juno, bewundernd zu ihr aufschaut. Die jugendlich feinen Glieder, die anmuthig ätherische Gestalt, die reizende Umgebung des stillen Parkes, in dem sie unbelauscht sich in den erfrischenden Quell tauchen kann, sind dem Künstler vorzüglich gelungen. Maignan ist ein Amerikaner. Sein Bild hat auf der Ausstellung, welche 1876 in seiner Heimat Philadelphia stattfand, großes Aufsehen gemacht und gerechte Bewunderung gefunden. Da es uns so selten vergönnt ist, Bilder überseeischer Meister zu sehen, wird unsere heutige Gabe um so willkommener sein.

Winter.

(Hiezu das Bild S. 389.)

Tief beschneit, im Winterkleide,
Ruhet Stadt und Wald und Au,
Aest' und Zweige beugen tief sich,
Düster schaut des Himmels Grau.

Aber tiefer, heil'ger Frieden
Aus der Fluren Antlitz blickt,
Wie er einer edlen Greisin
Tiefdurchfurchtes Antlitz schmückt.

Georgine Aschkin.

Die Memoiren eines Reingefallenen,

nebst Nachtrag.

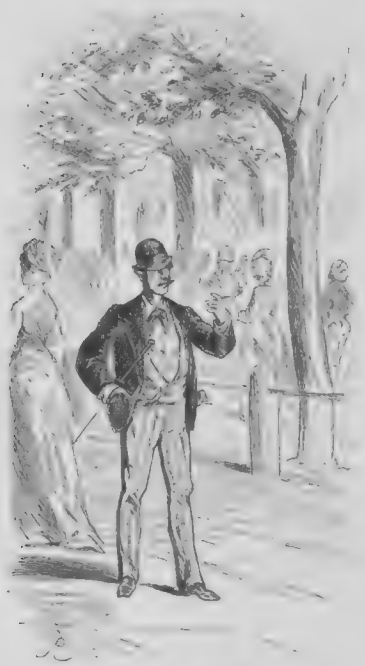
Von

Archibald Walther von Kalau.

Mit Bildern von C. Rechlin

Der sterbende Gründer zu seinen Sohn:
„Mein theurer Sohn, das merk' auf jedem Falle,
Es werden, Gott sei Dank, die Dummen niemals alle!"

O selige Gründerzeit, du vielgeschmähte, — schön warst du doch. Du hast es vermocht, — ach, leider nur für allzu kurze Zeit, — zu verwirklichen, was Menschen einst traumten, Märchen aus Tausend und einer Nacht. Das Unmögliche ereignete sich tagtäglich. Du machtest den Bettler zum Krösus, ehe er's gedacht, und versetztest den Arglosen über Nacht aus seiner Hutte in einen Palast mit Marmorwänden und Smyrnaer Teppichen. Wer Abends friedfertig einschlief, konnte nimmermehr sicher sein, ob er nicht am andern Morgen als



Robert der Gründer.

Verwaltungsrath oder Direktor erwachte. Die Freunde hatten inzwischen beim Sekt im Café Imperial etwas „gegründet" und uns mit der Voraussetzung unserer stillschweigenden Zustimmung durch Akklamation gewählt. Wie gern ließen wir uns sanften Zwang anthun.

Auch wir Schriftsteller, wenn man uns so nennen will, weil wir Feder, Alizarintinte und die nöthige Fingerfertigkeit zur Herstellung von Romanen, Novellen, Rundschauereien und Memoiren besitzen, haben dir nicht wenig zu verdanken. Keine unserer mangelhaften Erfindungen hatte noch die Unwahrscheinlichkeit gegen sich.

Da warb der arme Comptoirist um die schöne Tochter des reichen Nabobs und wurde selbstredend, wie dieß für den ersten Band erforderlich ist, mit schnödem Hohn abgewiesen. Verzweifelt irrt unser Held einen Vormittag über in den Straßen der Residenz umher und ist eben erst im Begriff, sich zu trosten, da begegnet ihm seine Großtante, der er sich offenbart. Die tiefgerührte Frau handigt ihm einen Fünfthalerschein ein, den sie ihm als Pathengeschenk aufgehoben. Freudig stürzt er damit an die Börse. Am nächsten „Ultimo" bringen ihm seine Abschlüsse bereits zwanzigtausend Thaler und den Ruf einer Finanzkapazität ersten Ranges eines. Glück erregt Neid. Er hat an der Börse einen geheimen Feind, der mit ungeheurer Energie und mit ungeheuren Mitteln gegen ihn contreminirt. Aber seine Projekte und Unternehmungen stellen an Kühnheit Alles in Schatten, was Otto Glagau seitdem „enthullt" hat. Er ruft eine „Aktiengesellschaft für Hundedressur" in's Leben, deren Papiere am dritten Tage mit 280 notirt werden. Sein Widersacher sirte ungeheure Summen in „Hundedressur" und war nach drei Wochen ein ruinirter Mann. Derselbe hatte sich bereits in sein Prunkzimmer eingeschlossen und war eben fertig, sich mit dem Revolver in die Westentasche zu schießen, um dann nach der Schweiz abzureisen. Das Plattbrett, welches an seiner Statt begraben werden sollte, lag schon bereit, sorglich in weiße Tücher gehüllt, — da trat der glückliche Sieger bei ihm ein, — Himmel, welche Ueberraschung! Unser Held und sein Schwiegervater in spe stürzen sich in die Arme. Versöhnung, Rührung! Die erröthende Tochter tritt auf, welcher der Jüngling mit dem Rufe: „Es ist ja nicht der erste!" einen feurigen Kuß auf die „rosig schwellenden" Lippen drückt; Hochzeit, glückliche Auferstehung der Liebenden und ihres geknickten Schwiegervaters in einer Thiergartenvilla — allgemeine Zufriedenheit. So schloß unsere Novelle „Der Fünfthalerschein der Großtante" oder „Das geheimnißvolle Plättbrett" und wurde mit ungetheiltem Wohlgefallen aufgenommen. Niemand zweifelte, daß die Geschichte „wirklich passirt" sei. Damals passirte eben Alles.

Heutzutage! — wie trocken ist unser Boden geworden, seit der goldene Regen aufgehört hat zu fallen. Unsere Phantasie ist flügellahm. So will ich denn zurückkehren zu dir, schöne Zeit, und berichten, wie es mir erging; ich hege keinen Groll mehr gegen dich! —

Als ich einstmals in Königsberg, in Preußen, für sechsunddreißig Thaler jahrlich zur Frau Kammermusikus Bläser, Mittelanger Nr. 18, drei Treppen hoch nach hinten heraus, in Pension gethan wurde, um eine Schule zu besuchen, von der das Vorurtheil herrschte, daß man in ihr etwas lerne, prägte mir die alte treffliche Dame zunächst die bewährte Lebensregel ein: „Zufriedenheit macht glücklich". Ich hatte indessen sehr bald Gelegenheit zu erfahren, daß dieß Sprüchwort, namentlich in den Händen von Pensionsmüttern, ein zweischneidiges Schwert sei, und seitdem ging ich mit einem großen Plane um. Dieser bestand im Wesentlichen darin, von meinem Monatsgelde, das volle fünf Groschen betrug, zweitausend Thaler zu sparen und für das eine Tausend die alte, für das andere die neue Welt zu bereisen. Irgendwo wollte ich dabei mein Glück versuchen.

Zu einem ernstlichen Anfang aber kam ich nicht früher, als bis ich mündig wurde, nach Berlin ging und dort auf dem Stadtgericht meine väterliche Erbschaft hob, die in siebenundzwanzig Thalern dreizehn Groschen bestand, — wobei ich feierlich und schriftlich die Erklärung abgeben mußte, „daß ich mit der Verwaltung meines Vermögens zufrieden sei". Bald umfingen auch mich dann die Versuchungen der großen Stadt. Ein gewissenloser Freund lockte mich vom Pfade der Tugend — ich fing an zu schreiben. Anfangs todte ich mich nur im Feuilleton des Stallupöner Morgenblatts aus; der angerichtete Schaden war also verhältnißmäßig gering. Allein die Redaktion machte mich schnell hochmüthig, da sie mich öfters „unser Berichterstatter aus Berlin" nannte, und ich begann nach größeren Dingen zu trachten. Ich wurde „Novellendichter" und fing an, die Welt mit ersonnenen Marien, Eulalien, Luzinden und Lianen, mit nie dagewesenen Waldaus, Ehrenfels und Schwarzenborns zu beschwindeln. Lange that ich das vergeblich; denn ich besaß nicht die Baarmittel, um die genügende Menge von Konzeptpapier zu kaufen. Meine Erzählungen waren also sämmtlich kurz und die Honorare in Folge dessen schmal; denn bekanntlich werden geistige Erzeugnisse in Deutschland nur nach der Elle gemessen. Allein die Sache besserte sich; ich vermochte das nöthige Anlagekapital aufzuwenden und ließ seitdem meine Helden drei Spalten lang in der Droschke vom Bahnhof nach dem Hotel fahren, ehe sie überhaupt auf den Schauplatz ihrer Thaten gelangten. Die vierte Spalte füllte dann ein geistreicher Dialog zwischen dem Gast und dem Oberkellner über den Morgenkaffee. Ehe Waldau, Ehrenfels oder Schwarzenborn angezogen war und ausging, hatte ich bereits den vollen Beitrag für eine Wochennummer fertig. Mit dem gesteigerten Konsum und der größern Nachfrage nach Geschriebenem stiegen auch die Honorare. Als das heilige Jahr der Gründungen 1872 heraukam, besaß ich das eine von meinen zweitausend Thalern leibhaftig in redlichen Ersparnissen. Ja, ich verfügte damals wirklich über tausend — sage tausend — echte, silberne, wirkliche Thaler — das Stück zu dreißig, nicht etwa zu siebeneinhalb Silbergroschen. Daß ich also nicht Millionär geworden, sondern heut etwa wieder so weit bin wie damals, als ich mich „mit der Verwaltung meines Vermögens zufrieden" erklarte, ist nur meine Schuld.

*

Das Verhängniß schläft bekanntlich nie, sondern geht, während wir armen Menschenkinder sorglos unsere Träume spinnen, seinen Gang, um uns zu verderben.

Ich liebte! Meine Angebetete hieß Klara und war blond, blauaugig und wohlgebaut. Sie ging mit einer Mappe, auf der „Musik" stand, kaufte in meiner Gegenwart beim Friseur drei Pfund falsche Haare und wechselte alle drei Tage die Glacéhandschuhe. Ich hatte also ein edles deutsches Mädchen vor mir, das entschlossen schien, etwas Ernstliches für seine Bildung zu thun. Daß man nun wohl in Hinterindien, aber nimmermehr im lieben Deutschland Erfolg hat, wenn man vor den Vater seiner Geliebten tritt und sagt: „Hier stehe ich; ich habe nichts als meinen redlichen Namen und bitte um Ihre Tochter," war mir vollständig klar. Ich beschloß also einen gewagten, aber entscheidenden Schritt zu thun, eine elegante Wohnung zu miethen, mich vornehm wie ein jüdischer Prokurist einzurichten und an meiner Thür ein Schild anzubringen:

„Waldemar Müller"
„Theater- und Novellenschriftsteller."

„Bestellungen auf Gelegenheitsgedichte bittet man an der Hintertreppe abzugeben."

Bei diesem letzten Zusatz hatte ich meinen besondern Zweck. Seit einiger Zeit nämlich fungirte ich als mein eigener „Privatsekretär".

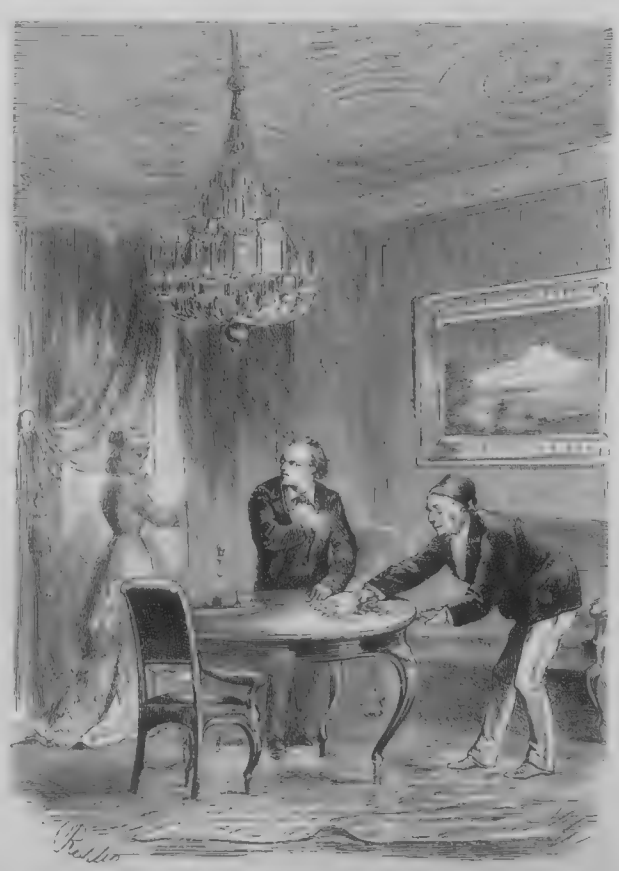
Kamen Redakteure, Schriftsteller, Künstler, so empfing ich sie vorn, lehnte mich nachlässig in einen der beiden rothen Plüschfauteuils, welche meine Wirthin von 11 bis 3 Uhr an den Zahnarzt nebenan vermiethet hatte, sonst aber in mein Zimmer stellte, schlug die Beine übereinander und drehte an einer Papiercigarrette. Dieß Alles hielt ich für die Merkmale eines großen Genies und hoffte meinen Kollegen damit zu imponiren. Bei anderen Gelegenheiten, wenn Druckerjungen, Kolporteure, Faktore kamen, zog ich schnell die Ruine meines Einsegnungsfracks an, einen Kattunärmel über den rechten Arm und öffnete hinten an der Küchentreppe. „Für Herrn Waldemar Müller?" fragte ich, — „werde abgeben!"

„Herr Waldemar Müller ist ein bedeutender Schriftsteller," hieß es seitdem in der Gesellschaft, „er hält sich schon einen Privatsekretär."

Sobald dieser Staat fertig, wollte ich Klara meine unbezwingliche Neigung und ihrem Vater meine Einkünfte gestehen, alles Uebrige aber meinem guten Stern und der schönen Gründerzeit überlassen.

Ich begab mich also auf die Wohnungssuche.

Daß dieß Anno 1872 in Berlin ein waghalsiges Unternehmen war, weiß Jedermann, der damals in ähnliche Verlegenheit gekommen ist wie ich. Nachdem mehrere Verwandte und Bekannte mich ernsthaft gefragt, ob ich krank sei, mir einer sogar thatsächlich ärztliche Hülfe angeboten, mir sieben Portiers ihr Fenster vor der Nase zugeschlagen hatten, weil ich ohne Equipage angekommen, ich auch die Erfahrung machte, daß es in „feinster Gegend" selbst Dachkammern und Bretterverschläge bis zu tausend Thalern jährlich gäbe, daß ferner die Höflichkeit der Berliner Miethswirthe mancherlei



Is et wat et is, der Mensch freut sich.

Herr Nachmelker — Herr Stremke.

Lücken aufzuweisen hätte, stand ich von meinem Vorhaben ab. — Wieder irrte ich rathlos auf der Straße umher, da begegnete mir als rettender Engel mein Freund Lehmann. Lehmann kann nun in Berlin freilich Jeder heißen, allein ich bin im Stande, diesen Lehmann näher zu analysiren. Er hieß mit Vornamen Robert, galt für schön und gründete. Daher war er allgemein bekannt unter dem Namen „der schöne Robert", oder „Robert der Gründer". Von ihm hatte ich die Kunst des Cigarrettendrehens gelernt, mit der er sich in seinen Freistunden beschäftigte. Von diesen besaß er früher zwölf am Tage. Er war nämlich von Beruf eigentlich Cigarrenmacher.

Lehmann schritt das Trottoir der Linden mit vornehmer Gelassenheit herab, fuchtelte mit einem Stöckchen in der Luft, trug eine weiße Weste und hatte den Rock vorn so weit als möglich offen. Außerdem kam er vom Café Imperial und handhabte mit der Linken in jener graziösen Art, welche Alle an ihm bewunderten, die ihn den „schönen Robert" nannten, einen Zahnstocher.

„Bist Du krank?" fragte er mich.

„Nein, ich suche eine Wohnung."

Nachdem er mich an den Puls gefaßt und mich bewogen, in der nächsten Trinkhalle ein Brausepulver zu nehmen, zuckte er verächtlich mit den Achseln. „Darum auch," warf er hin, einen Blick des Mitleids auf mich richtend.

„Warum kaufst Du Dir denn aber nicht ein Haus?"

„Ich bitte Dich — ich — ich habe mein Portemonnaie nicht mit."

„Pah! — Man kauft doch nicht Häuser, weil man Geld hat, das wäre eine rechte Kunst — man kauft sie doch nur, um die Miethe nicht zu bezahlen. Und wenn Dir zu einem Hause die Courage fehlt, so versuch' es doch erst mit einer Villa. — Ich werde Dir einen feinen Mann schicken, der noch einige Objekte abzugeben hat."

Ich verstand von dem Allen nichts. Besitzer einer schönen Villa zu werden, war mir übrigens recht, und ich gewohnt, Robert den Gründer in solchen Dingen für eine Autorität anzusehen. Damals war ja Alles möglich!

An demselben Nachmittage noch rollte eine kostbare Viktoriachaise vor mein Haus, der „feine Mann", der noch einige Objekte abzugeben hatte, pustete schwer und würdig, wie ein echter Kommerzienrath, die Treppe hinauf. Ich rückte den rothen Plüschsessel zurecht und griff nach Tabak und Cigarrettenpapier.

Gleich darauf trat er herein. — Welche Ueberraschung — der Vater der holden Klara — mein Schwiegervater — Niemand anders war der Mann mit den „Objekten".

Ich hätte Beide, den „schönen Robert" sowohl, wie „Robert den Gründer", küssen mögen für ihren kapitalen Einfall. Der Weg, den ich jetzt zu gehen hatte, zeichnete ein günstiges Geschick mir deutlich vor.

Bald rollte ich in der Equipage meines Schwiegervaters, neben ihm sitzend, hinaus. Wir bemühten uns Beide, vornehm, intelligent, börsensicher auszusehen.

Unabsehbar dehnte sich die Sandwüste rings umher. Am Horizont floß ihr fahles Gelb in das Grau der Wolken hinüber. Das klagende Pfeifen eines Strandläufers schlug an unser Ohr. Graues Gemäuer erhob sich in weiter Ferne — das Villenviertel Eldorado, wo die „Objekte" lagen.

„Det wird hier Allens voller Villen," unterbrach der feine Mann unser überlegtes Schweigen und wies mit Protektormiene auf den wehenden Sand zu beiden Seiten der Chaussee.

Daß er ein etwas gewagtes Deutsch redete, hatte ich bereits bei der ersten Begrüßung wahrgenommen, allein nach solchen Aeußerlichkeiten darf man den Mann von Genie niemals beurtheilen. Sein Ausdruck war dafür um so erhabener.

Ich nahm die Villa in Augenschein — pompejanisches Vestibül in Roth mit Göttinnen, zwei Salons mit imitirtem Parket und Stukkatur, breite englische Fenster, außerdem fünf „Piecen", Marmorbad, Telegraph und Speiseaufzug. Welche unsterbliche Romane mußte ich hier schreiben — an einen fein geschnitzten Diplomatentisch hingegossen, die Feder sinnend zwischen den Zähnen, den Blick auf die projektirten Statuen und Springbrunnen, Cedern- und Buchsbaumgruppen gekehrt — Schiller, Goethe, Lessing vor mir an den Wänden, eine ausgewählte Bibliothek ringsum.

Die Keller waren freilich noch etwas feucht; an den Wänden nahm ich ein paar verdächtige Flecken wahr. Aber mein Schwiegervater schnitt alle Einwendungen mit den inhaltsschweren Worten ab: „Det jibt sich."

Der Kaufvertrag wurde geschlossen. Klara, meine Klara, reichte „Vatern" Tinte und Feder, und es durchrieselte mich von den Fingerspitzen bis in die Stiefelabsätze, als ich mit dem Kiel, der noch warm von ihrer Hand war, die Grundlage für unser zukünftiges Eheglück unterzeichnete, — unterzeichnen wollte. Eine Fliege kam mit der Tinte in die Feder; es gab nur einen großen Klex ab. Allein die Angebetete war gleich bei der Hand.

„Jott ne, mit die ollen Fliegen!" rief sie und wischte das Hinderniß mit einer entzückenden Geberde aus der Feder auf die Tischdecke. Dann reinigte sie das Händchen, das ich hätte mit Küssen bedecken mögen, an dem schweren Seidengewand, in welchem sie anmuthsvoll über den Parkettfußboden rauschte.

Nun schrieb ich, zärtlich meine Blicke auf sie richtend. Klara, Klara — mein Engel, mein Stern, welcher Himmel erwartet mich!

Aus dem: „Jott ne, mit die ollen Fliegen", bitte ich den Leser, nicht zu schließen, daß meiner Klara der höhere Schliff gefehlt hätte. Dergleichen passirt in der Erregung jeder Berlinerin einmal. Sie besaß sogar Buchmann's geflügelte Worte. —

Ganz ohne Anzahlung war es übrigens nicht abgegangen. In einem schwachen Augenblicke hatte ich meinem Schwiegervater gestanden, daß ich momentan nur tausend Thaler besäße und zu meinem Staunen machte er Gebrauch davon. „Is et wat et is — der Mensch freut sich," sagte er trocken und strich sie ein. Zu Weihnachten sollte ich abermals eine Zahlung von fünftausend Thalern leisten — doch bis dahin mußte ich ja längst im Reinen, Klara's Verlobter sein, und von Nehmen und Geben war zwischen uns nicht mehr die Rede. Was konnte es einem Manne, der in solchem Luxus lebte, wie Klara's Vater, auf eine Lapalie von fünftausend Thalern ankommen! — —

Weihnachten nahte heran; ich hatte Fortschritte gemacht. Verstohlen trat ich bereits einmal Klara auf den Fuß und die Liebliche flüsterte mir zu: „Wenn Sie mir lieben, Herr Müller, denn können Se 't ooch sagen; verrungeniren Sie mir man nicht die Atlaßschuhe, die kosten Jeld." Dann erwiederte sie die geheime Telegraphie unserer Seelen unter dem Tische mit einem Tritt, der mich veranlaßte, am nächsten Morgen einen Hühneraugenoperateur aufzusuchen.

Allein zur wirklichen Verlobung kam es nicht. Meinen Anspielungen ging der Vater regelmäßig geschickt aus dem Wege. Als ich ihn einmal versicherte, daß Klara eine Perle sei, ein Kleinod von einem Mädchen, und daß ich sie liebte und bewunderte, um daran zu sterben, entgegnete er wieder lakonisch: „Det jibt sich."

Weihnachten und der Zahlungstermin kamen näher und näher heran. Ich mußte Klarheit über meine Zukunft haben. Mein Schwiegervater feierte seinen Geburtstag durch einen großen musikalischen Abend, ein glänzendes Fest, das zugleich seinen Kredit heben sollte oder vielmehr die Sicherheit seiner Stellung im hellsten Lichte zeigen. Ich war auch geladen und zu Allem entschlossen. Meinen Freunden, die sich wunderten, daß ich so oft in das Haus meines zukünftigen Schwiegervaters ginge, erklärte ich pathetisch, ich empfände mehr Genugthuung in dem Verkehr mit diesem kräftigen, urwüchsigen Geschlecht, als in dem Leben und Treiben unserer vornehmen, aber hohlen Gesellschaft. Da mein Schwiegervater übrigens stets „warmes" Abendessen, ein Fischgericht und Braten gab, fehlte es seinem Haus niemals an Künstlern, Gelehrten, Literaten und anderen „Zierden der Residenz".

Breite Lichtwogen strömten mir durch die geöffneten Flügelthüren entgegen, und wohlthuende Wärme, sowie ein feierliches Stimmengewirr empfingen mich. Gleich darauf war ich wie gebannt, bezaubert — doch nicht durch meine Klara. Nein, das Band, das diese um mein Herz geschlungen, war ebenso sanft wie unorthographisch. Ich träumte wohl von süßen Dämmerstunden, in denen ich ihr einen traulichen Unterricht über die verschiedene Anwendung von „mir" und „mich" geben wollte, aber nie davon, sie als blendende Schönheit, als strahlende Göttin meiner Salons zu sehen.

Eine solche aber hatte ich hier vor mir, eine Olympierin, eine wahre „Kathedrale der Liebesgottheit", um mit Heine

Karline, Jott wie fein!

zu reden, und dieses meines Lieblingspoeten herrliches Gedicht an die Gräfin Kalergis: „Es lebt im Norden ein schönes Weib!“ fiel mir unverzüglich ein.

Aus dem Norden kam sie gewiß; denn gegen Erkältungen war sie augenscheinlich äußerst abgehärtet. Mein erstes naivmenschliches Gefühl war das, meinen Winterpaletot zu ergreifen und sie zu bedecken. Aber gleich darauf kehrte meine Geistesgegenwart zurück. Ich überlegte, daß die Oefen und Gaskronen genug Wärme ausstrahlten, um sie nicht frieren zu lassen, auch wenn sie — wie es mir thatsächlich schien — der Marmorwände halber den Salon meines Schwiegervaters mit einer Badewanne verwechselt hatte.

Alles war echt an ihr, selbst die Schultern. Prachtvolle Gewänder umflossen den königlichen Leib.

„Kennen Sie die Juno dort unter dem Kronleuchter?“ fragte ich einen berühmten Maler, der neben mir stand und den ich näher kannte.

„Bouillon mit Pastetchen, Kaviar, Fisch, Gemüse, Braten, Eis, Butter und Käse, Dessert, dazu Marsala, Bordeaux, Sekt, — nachher noch ‚schwedischen Punsch‘,“ antwortete er mir behaglich; denn er hatte nicht zugehört und setzte natürlich voraus, daß ich wissen wollte, was es zu essen gäbe.

Jetzt wendete die Schönheit mir ihr Götterantlitz zu. Unruhig, suchend blickte sie umher. Welcher Schmerz, welches Leid verklärte jetzt ihre Züge? Suchte sie einen Geliebten, der vergessen, ihr zu huldigen?

Ach nein — sie hatte Durst.

„Sie! — Mädchen mit die Tassen!“ rief sie plötzlich mit unnachahmlicher Herrschermiene einer vorübereilenden Theenymphe zu, hielt sie am Rockschoß fest, als jene nicht hörte, stürzte eine Tasse hinunter, setzte sie nieder und griff nach einer zweiten.

„Ich kippe immer zween,“ sagte sie dabei zu meinem Schwiegerpapa, der sich eben durch das Gewühl drängte, „uf enen Been kann der Mensch doch nich steh'n.“

„Det is recht, Malchen,“ scherzte der alte, brave Herr und klatschte sie auf die Schultern, daß es sich anhörte, als ob ein nasser Strumpf in's Wasser fiel, „immer gemüthlich!“

„Na, na, na! — Allens beseh'n, aber nischt anfassen,“ entgegnete die Juno mit himmlischem Lächeln. —

O wie erfrischend diese Naturlaute an mein Ohr schlugen, das nur an die faden «Mon Dieus», die «Eh biens» und «Mon chers» gewöhnt war, mit denen unsere „Gesellschaft“ dokumentirt, daß sie es sich nicht nehmen läßt, einen französischen Sprachlehrer zu bezahlen, der gern „deutsch“ lernen will. Hier war Kraft, Urwüchsigkeit, Genie in der Art, sich zu geben. Ja, mir war es klar, daß es richtig sei, was alle Zeitungen behaupteten, — diesen Kreisen gehörte die Zukunft; sie waren die Träger eines neuen Zeitalters, eines industriellen Aufschwungs, dem eine glänzende, beglückende Kulturstufe folgen mußte.

„Herr Jott, da sind Sie ja ooch, Müllerchen. Immer rin in de jute Stube,“ begrüßte mein Schwiegervater in seiner leutseligen Art nun auch mich und zog mich fort, daß er mir beinahe den Arm ausrenkte.

„Alles an diesen genialen Menschen ist Kraft,“ sagte ich beruhigend zu mir selber.

„Warten Sie, ick werde Sie meinen Freunden vorstellen.“ Mein Schwiegervater fing an, richtig deutsch zu sprechen — doch nein — er hatte sagen wollen: „Ich will Ihnen meine Freunde vorstellen.“ —

Gleich darauf stand er vor drei dicken Herren mit drei noch dickeren Uhrketten und Siegelringen, rothen Gesichtern und sehr kostbarer Wäsche, mit drei Nelken in den Knopflöchern und drei Rothweinnasen. Alle Drei pusteten, auch wenn sie still standen, wie drei Lokomotiven.

„Herr Nachmelker! Herr Stremke, Herr Kramgarten!“ stieß mein Schwiegervater heraus und machte mit dem Arm dreimal eine Bewegung, als wollte er mit der umgekehrten Handfläche Wallnüsse knacken.

„Freut mir sehr,“ „freut mir sehr,“ „freut mir sehr,“ äußerten die drei Freunde unisono!

„Na, kleener Schäker — ooch wat jejründet!“ redete mich der Eine an. „He, he, he, he!“ lachten die beiden Anderen, daß sich die Bäuche schüttelten und die Uhrketten klapperten.

„Na schad'n nischt — nett is et da draußen.“

„Wenn's man erst grüne wird,“ meinte der Zweite wohlwollend. „Verkoofen Se 't man balde wieder.“

„Na, un rinstecken müssen Se ooch noch en paar dausend Achtgroschenstücke, sonst weecht Sie die Bude wieder uf,“ fügte der Dritte mit Theilnahme hinzu.

Die drei Freunde begannen mir Grauen zu erregen. Wo sollte ich ein paar tausend Achtgroschenstücke hernehmen — und bald wieder verkaufen! — wer kaufte denn im Eldorado? O Klara, Klara, rettender Engel, wo bist Du? Ich verließ die drei wohlmeinenden Rothweinnasen, die unzweifelhaft wahr gesprochen, und suchte Klara mit den Blicken — aber vergeblich. Viel schöne, geputzte Frauen waren da, aber meine Göttin fehlte. Andere, die sich nicht suchten, fanden sich unerwartet.

„Na nu brat' mich Ener en Storch, aber de Beene recht knusperig — Karline, Jott wie fein!“ flötete eine Schöne neben mir und umarmte verwundert die Freundin, von der sie vielleicht vor drei Monaten als Köchin Abschied genommen und die sie jetzt als Dame der haute finance wiedersah.

„Jott un Du, Auguste? — immer nobel! — wat doch nich Allens aus'm Menschen werden kann!“

Solche Metamorphosen, solche Ueberraschungen gab es nur damals.

Mühsam gelangte ich in das Hinterzimmer, in welchem sich eine verstohlene Baronin und zwei Räthinnen dritter Klasse auf- und an die Theekuchen hielten. Klara aber war selbst dort nicht zu finden.

Dafür kannte ich die Baronin — ich kannte sie sogar gut, und ein Gedanke schoß mir durch den Kopf. In Momenten finanzieller Bedrängniß hatte ich sie gar oft angeborgt, denn sie schenkte zwar nicht mir selber, wohl aber unbegreiflicherweise meinen schriftstellerischen Leistungen Kredit. Ich besorgte ihr als Gegendienst allerlei kleine Geldgeschäfte und entdeckte, daß sie spekulirte. Eigentlich war da gar nichts zu entdecken, denn alle vornehmen Damen spekuliren, aber doppelte Gewißheit ist in allen wichtigen Fällen gut.

Von dem schönen Robert besaß ich einige Kenntniß davon, daß „Betheiligungen“ sehr in der Mode seien und an der Börse eine große Rolle spielten. Von Betheiligen spricht man bekanntlich dann, wenn der Eine nichts hat und der Andere auch nichts hat, Beide sich aber zusammenthun, um einem Dritten weiß zu machen, daß Viel an ihnen zu verdienen wäre.

Das war ein Fall für die Baronin und mich.

Damals gab es Gesellschaften in Berlin, zu denen die Einladungskarten den Zusatz erhielten: „A. G. i. v.“, „Alles Gründen ist verboten“. Das hieß, es sollte der ganze Abend lediglich schönen Künsten und ästhetischen Gesprächen gewidmet sein, und es dürfte nur in den Ecken der Nebenzimmer und den Fensternischen des Hauptsalons um Baustellen gehandelt werden.

Mein Schwiegervater legte aber, wie überhaupt in nichts, so auch hierin seinen Gästen keine Schranken auf. Ich ging also gerade auf mein Ziel los und entwickelte ihr meinen Plan.

Tiefgerührt hörte sie mich an; eine Thräne glänzte in ihrem Auge. Ein wehmüthiges Lächeln überflog ihre Züge, als ich geendet.

„Pleßner!“ sagte sie mit tiefschmerzlichem Ausdrucke — nichts als dieß eine Wort!

Ich aber wußte genug — ich wußte nämlich, daß sie nichts mehr zu verlieren hatte; denn sie hatte eben Pleßneraktien.

Auch hier also keine Hülfe — und wie hatte ich mich gefreut, meinem Schwiegervater die Baronin als meine „Betheiligte“ an dem Villengeschäft vorzustellen, um ihm so zugleich durch meine Ressourcen und meine vornehmen Verbindungen zu imponiren. Nach dieser Enttäuschung war ich derartig niedergeschmettert, daß ich auf die Gefahr hin, in einen langen Disput verwickelt zu werden, mich der Räthin vorstellen ließ. Diese, welche mit dem feinen Instinkt edler Frauen vielleicht meine allgemeine Hülflosigkeit ahnte, lieferte mich sofort an ihre drei Töchter aus, drei schüchterne, aber blühende junge Mädchen zwischen achtundzwanzig und neununddreißig Jahren, welche das Augenniederschlagen als Zimmergymnastik zu betreiben schienen.

Glücklicherweise waren sie nur „musikalisch“, nicht literarisch gebildet, und auf ihre gleichmäßige Frage: „Lieben Sie die Oper?“ konnte ich ebenso geistreich antworten: „Nein, aber ich esse gerne Käse.“

Dieser Dialog drohte fesselnd zu werden, als mir die Stimme meines Schwiegervaters einen willkommenen Vorwand gab, meine Aufmerksamkeit wieder auf den Salon zu richten. Er rief — und zwar rief er nichts Geringeres, als meine Klara selbst.

„Nu ran an 'en Baß! Musike! Klara, spiel' uns en Quatremainchen, zeig', was Du gelernt hast,“ rief der alte Herr in seiner bekannten, ebenso jovialen als urwüchsigen Manier.

Meine Schöne kam, ich sah sie, ich hörte sie dreihundert falsche Noten spielen und machte es wie Schiller. „Zur Statue entgeistert“ stand ich so lange am Thürpfosten, bis ihre Finger aufhörten, „durch die Saiten zu meistern“. Aber die vermaledeite Hypothek wollte mir dennoch nicht aus dem Sinn. Fünftausend Thaler, zu Weihnachten zahlbar — und einige tausend Achtgroschenstücke zum Hineinstecken — mir schwindelte, wenn ich daran dachte. Eine solche Menge Geld hatte ich noch niemals gesehen — und nun sollte ich sie besitzen — sie zahlen. Würde ich nicht so gut frisirt gewesen sein, so hätten mir bei dem Gedanken allein die Haare zu Berge gestanden.

Ein einziger Lichtstrahl fiel in die Nacht meiner Bedrängniß. Ich erfuhr, daß, sobald meine Klara die Saiten des Pianinos erst glücklich gesprengt hatte, auch die drei blühenden Töchter der Räthin noch in's Zeug gehen wollten. Sie beabsichtigten, sich durch einige Gesangspiecen an meinem Schwiegervater zu rächen, der sie auf seine Kosten zu Musiklehrerinnen hatte ausbilden lassen. Im Nothfalle durfte ich doch also auf großmüthige Neigungen des alten Herrn rechnen.

Der feierliche Augenblick kam. Mein Schwiegervater nahm auf dem Sessel gegenüber dem Instrument Platz, faltete die Hände über dem Bauch und drehte mit den Daumen, was bei ihm stets ein Zeichen bewegter Stimmung war.

Die drei Grazien standen ihm bereits mit einem dankbar verlegenen Lächeln schußfertig gegenüber. Tiefe Stille ringsum und gespannte Erwartung. Jedermann in der Gesellschaft schien die Größe des Moments zu begreifen.

Endlich starteten sie; die Lippen öffneten sich wie drei Flötenklappen zur Arie aus der Zauberflöte:

„Stirb durch uns, du Ungeheuer!“

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben und der Gesellschaft.

Skizzen

von

Anna Gräfin Pongrácz.

IV.

Nachtschatten.

(Schluß.)

Auch heute, als Joseph am Abend, vom Felde zurückkehrend, die Mutter allein und bitterlich weinend fand, nachdem der Vater mit der Kleinen, die ihm vergnügt und für den Augenblick befriedigt gefolgt war, neuerdings zur Stadt gegangen, tröstete er sie mit ähnlichen Trostsprüchen und suchte sich selbst den Hunger wegzureden, der ihn nach der anstrengenden Tagesarbeit empfindlich quälte. Er hätte können hinübergehen und seine Braut um ein Abendbrod bitten; aber dazu war er zu stolz. Um keinen Preis wollte er den Goldbauer sehen lassen, welche Höhe die Noth, die ja nach seinem Glauben doch nur eine vorübergehende war, in seinem Vaterhause bereits erreicht habe. Es mußte ja bald besser werden! Die Ernteaussichten waren heuer ganz besonders glänzend, so wie schon lange nicht, und dadurch würde ja sicherlich ein Wendepunkt eintreten!

Der alte Jancsi und die kleine Mariska waren indessen in H. angelangt. Mit zitternden Knieen schritt der Bauer, das Kind an der Hand haltend, die breite Treppe zur Wohnung des Herrn Ellrich hinan. Als er oben mit unsicherer Hand geklopft, die Thür geöffnet und in das Kabinet des Apothekers getreten war, hieß er Mariska sich vor demselben niederknieen und die Händchen bittend falten, wie sie's zum Abendgebet gewöhnt war. Die Kleine, die nicht wußte, was das Alles bedeute, aber sich eben darum beängstigt fühlte, that, wie ihr befohlen war und blickte mit ihren großen blauen Augen scheu, furchtsam und doch unbewußt flehend an dem fremden Herrn hinauf; der aber wurde nicht gerührt, sondern zornig, und sich abwendend, schrie er so heftig und wüthend, daß das Kind vor Schrecken laut aufweinte:

„Ich bin kein Freund von Komödien! Scheer' Er sich zum T....l mitsammt seiner Brut! Ich will mein Geld!“

Da hob der Bauer sein Kind auf und schritt aus dem Hause. Er sprach kein Wort, aber seine Augen waren so stier und blutunterlaufen, daß wer ihm begegnete, ihn erschreckt ansah. Ziel- und planlos irrte er mit der Kleinen durch die Stadt, ohne im Stande zu sein, irgend etwas zu denken. Mariska jammerte und klagte an seiner Seite, daß sie hungrig und müde sei; aber er hörte nicht auf sie. Endlich — sie gingen gerade an einem Wurstladen vorüber — fing das Kind von Neuem an zu weinen und sagte, es müsse etwas essen, es könne nicht länger aushalten! Der Bauer wußte nicht mehr, was er that! Er hatte nur den einen Gedanken, daß er kein Geld habe und daß sein Kind am Verhungern sei. Mit einer raschen Bewegung riß er ein Stück Speck an sich, das gerade unter der Ladenthür ihm erreichbar hing, steckte es der Kleinen unter die Schürze und begann sie eiliger fortzuziehen.

Aber die That war, trotzdem es bereits zu dunkeln begann, nicht unbemerkt geblieben. Mit lautem Geschrei stürzte die Eigenthümerin des Ladens auf die Straße und im Nu hatte sich eine lärmende, fluchende Schaar gebildet, welche dem Bauern mit dem Kinde nachsetzte. Er hatte noch nicht das Ende der Gasse erreicht, so war er schon eingeholt und festgenommen. Außer sich schrie er in Einem fort: „Sperrt den Apotheker Ellrich ein, nicht mich! Er hat gestohlen!“ Doch die herbeigeeilte Wachmannschaft hieß ihn schweigen und nicht einen angesehenen Bürger der Stadt lästern. Aufgeregt bis zur Wuth, schlug er um sich und wollte, immer die Hand seiner Mariska festhaltend, entfliehen; aber es war nutzlos! Man brachte Beide auf's Stadthaus, wo er sofort eingeschlossen, das Kind aber, welches vor Angst und Erschöpfung halb todt war, der Frau des Schließers übergeben wurde, die sich seiner etwas annahm. —

Die Bäuerin wartete sehnsuchtsvoll auf die Rückkehr ihres Mannes und der Kleinen. Als der Abend herabsank, ohne die Beiden zu bringen, ließ ihr die Sorge keine Ruhe mehr und sie bat den Sohn, doch nachzusehen, was mit ihnen sei und wo sie blieben.

Joseph, selbst unruhig, machte sich auf den Weg. Er blieb mehrere Stunden fort; als er heimkam, las die Mutter das Unglück auf seinem Gesicht, ehe er noch gesprochen.

Er konnte ihr nichts verhehlen.

Die Nacht war herabgesunken; Finsterniß umhüllte die Erde. In einer Ecke der holzgetäfelten Stube kauerte die Bäuerin und schluchzte in ihre Schürze. Der Sohn klagte nicht; stumm ging er die ganze Nacht in dem kleinen Raum auf und ab.

Als es anfing zu tagen, begab er sich zu seiner Braut. Er sagte es der Mutter; sie weinte laut auf und warf sich ihm um den Hals. Er wehrte ihr und ging; — es mußte sein!

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als der Bursche durch das schlafende Dorf schritt; eine leichte Röthe am Horizont verkündigte erst ihr Nahen. Ein frischer, thauiger Duft lag über der Stille und dem Dämmer des Morgens und ein kühler, aber leiser Wind strich durch die Bäume.

Das Haus des Goldbauern lag noch so still da wie alle die anderen; unter dem Apfelbaume davor aber saß die schöne Resi und weinte bitterlich. Als Joseph es sah, meinte er, es sei wegen der Vorfälle des gestrigen Tages, denn er wußte, daß die Kunde davon sich noch am Abend im Dorfe verbreitet hatte. Es war auch darum, aber er bekam noch ganz Anderes zu hören, was er niemals erwartet hatte. Wie er vorausgesehen, hatte Resi's Vater sein Wort bereits zurückgenommen und dem Mädchen verboten, fortan von Joseph als von ihrem Bräutigam zu reden; aber nicht bloß darum hatte er es gethan, weil des Joseph's Vater nunmehr ein Bettler und des Diebstahls angeklagt, sondern — weil er selbst und seine Tochter jetzt nicht weniger arm waren! Der reiche Goldbauer befand sich, ohne daß Jemand es ahnte, längst in denselben Händen wie der alte Jancsi und er war heut ebensogut ruinirt wie dieser! Am selben Tage sollte auch bei ihm die Exekution stattfinden! Durch ein einzelnes derartiges Opferlamm wäre der Herr Ellrich und sein Freund eben nicht reich geworden; es gab ihrer zu Dutzenden binnen wenigen Jahren!

Der Vater, berichtete die schluchzende Resi weiter, habe nun gesagt, ein Mädel wie sie bekomme, auch wenn sie kein Geld habe, genug reiche Freier, und das sei jetzt die einzige Hoffnung! Und deßhalb dürfe von dem Joseph kein Wort mehr gesprochen werden!

Als die Sonne golden emporstieg, fielen ihre ersten Strahlen auf zwei junge Menschen, die unter den Zweigen des Apfelbaumes sich fest umschlungen hielten.

Verzweiflungsvoll riß Joseph sich endlich los; er mußte aufbrechen, um nach seinem Vater zu sehen und was er für denselben thun könne. Auch begann es sich in dem Hause zu regen.

Unter den Schwüren ewiger Treue schied das Brautpaar.

*

Der alte Jancsi, dessen Kräfte der Kummer und die Sorgen der letzten Jahre längst untergraben hatten, überlebte das Unglück nicht, das über ihn und die Seinen hereingebrochen war. Er erlag in der Nacht nach seiner Gefangennehmung einem Schlaganfall. Als der Sohn am Morgen ankam, fand er nur mehr die Leiche seines Vaters. Schweigend, anscheinend fühllos, stand er vor dem Todten. „Welch' roher Bauer," sagten die Leute; „so gleichgültig am Todtenbett des Vaters zu stehen!"

Nachdem Joseph eine Zeitlang unbeweglich so verharrt und immer mit demselben Ausdruck auf den Verstorbenen geblickt, ging er hinweg und ließ sich nicht mehr sehen.

Die Bäuerin hatte sich, ohnedem von Haus und Hof vertrieben, gleichfalls in die Stadt geschleppt. Die Exekution erschien ihr jetzt als etwas Geringfügiges, aber die Gefangenschaft ihres Mannes und die Zurückbehaltung ihrer Mariska, die man vorderhand nicht entlassen wollte, setzten das arme Weib in Verzweiflung; als sie im Rathhause erfuhr, welch' neues Unglück sie durch den Tod ihres Mannes getroffen, geberdete sie sich vollends wie eine Rasende. Die mitleidige Schließersfrau nahm sie endlich in ihr Zimmer, wo sie seither, abwechselnd schluchzend und betend, neben der kleinen Mariska am Boden hockte.

Am Abend desselben Tages ging eine Gesellschaft Herren aus dem Kasino nach Hause. An der Spitze schritt der Apotheker Ellrich mit seinem Freunde, dem Advokaten. Die Beiden bildeten ein eigenthümliches Paar! Der Apotheker war trotz seines Wohllebens eine lange, hagere Gestalt, mit Brillen auf der Nase; man hätte eher ihn für den „Doktor" halten können; der Advokat dagegen eine kleine, rundliche Figur mit einem Schmeerbäuchlein und kleinen, blinzelnden Augen, die in dem fetten Gesicht beinahe verschwanden.

Als man an Herrn Ellrich's Hause ankam, verabschiedete er sich von den Herren, holte den Thorschlüssel aus der Tasche — er wohnte nicht mehr im selben Hause, in welchem sich seine Apotheke befand, sonst hätte er den Weg durch diese genommen — schloß auf und trat in den dunklen Thorweg. Kaum aber hatte er einen Schritt in denselben gethan, so fühlte er sich an der Kehle gepackt und ein breites, langes Messer sich bis zum Heft in seine Brust bohren, so daß er nur einen einzigen kurzen Schrei ausstoßen konnte, ehe er zusammenbrach.

Der Schrei war auf die stille Gasse gedrungen und die kaum wenige Schritte entfernte Kasinogesellschaft blieb erschreckt stehen. Sie Alle hatten den Laut zu deutlich vernommen, um sich darüber zu täuschen, daß er aus dem Ellrich'schen Hause gekommen sein müsse. Zögernd gingen sie daher dahin zurück, nicht ohne vorher einen Nachtwächter mit einer Laterne requirirt zu haben. Als Dieser in das Thor leuchtete, sahen die Entsetzten dort die lange Gestalt des Apothekers, bereits leblos, im Blute schwimmen und daneben einen jungen Bauern mit übereinandergeschlagenen Armen an der Mauer lehnen. Er blickte stumpf und gleichgültig auf die Eindringenden; als er aber unter ihnen des „Doktors" ansichtig wurde, machte er eine Bewegung, sich auf ihn zu stürzen und ihn zu erdrosseln. Fahl wie der Kalk an der Wand und an allen Gliedern zitternd, wich der Advokat zurück und zwanzig Hände bemächtigten sich des Mörders, ihn so an seinem Vorhaben hinderND. Sobald er sah, daß dieses unausführbar sei, ließ er ruhig Alles mit sich geschehen und setzte seiner Fesselung keinen Widerstand entgegen.

Während die ganze Gruppe, vergrößert durch die herbeigerufene Polizei, noch am Thatort versammelt war, fuhr ein Wagen vor. Frau Ellrich kam in brillanter Abendtoilette aus dem Theater zurück.

Als sie jetzt des Geschehenen ansichtig wurde, fiel sie natürlich in Ohnmacht und mußte in ihre Zimmer hinaufgetragen werden.

*

Nach langandauerndem Prozesse wurde Joseph zu zwanzig Jahren schwerem Kerker verurtheilt. Seine Mutter hörte den Urtheilsspruch nicht mehr; sie war in Folge der Aufregungen und physischen Entbehrungen in ein hitziges Fieber verfallen, an dem sie starb. Klein Mariska sollte in's Waisenhaus kommen; es fand sich jedoch eine mitleidige Dame, die sich erbot, sie zu sich zu nehmen und zu ihrem Dienstmädchen zu erziehen.

Die schöne Resi hat keinen reichen Freier geheirathet. Es warb auch keiner um sie; nach der Mordthat ihres Geliebten verfiel sie in Trübsinn, der nach dessen Verurtheilung in völligen Irrsinn überging, welcher jedoch nicht gewaltthätiger Natur war. Die Tochter des einst reichen Goldbauern ist jetzt im Armenhause, wo sie den ganzen Tag fleißig und still bei der Arbeit sitzt, ohne sich um irgend etwas von dem zu kümmern, was um sie her vorgeht; nur wenn Jemand dicht an sie herantritt, hebt sie den noch immer schönen Kopf und erzählt ihm geheimnißvoll, sie warte auf ihren Bräutigam, der in zwanzig Jahren kommen werde, um sie zur Hochzeit zu holen. —

Der „Doktor" ging nicht ganz straflos aus; er genoß seit dem Tode des Apothekers keine ruhige Stunde. Wenn er auf der Straße einen Bauern von Weitem sah, machte er einen Umweg, und des Abends traute er sich nicht mehr auszugehen. Aber auch in seinen eigenen vier Wänden fühlte er sich nicht sicher, denn aus allen dunklen Ecken schienen sich ihm Arme und Hände entgegenzustrecken, die ihn erdrosseln wollten, wie damals in der niemals zu vergessenden Stunde an der Leiche seines Freundes.

Von Haydn bis Liszt.

Skizzen aus der neueren Musikgeschichte

von

Ludwig Rohl.

2. Epoche Mozart (1780—1800).

Die musikalische Epoche, die den Namen Mozart trägt, ist, dieß weiß ein Jeder, die Epoche der reinen Schönheit, die zugleich das erste Schaffen Beethoven's umfaßt, dessen zwanzigstes Werk, das liebliche Septett, im Jahr 1800 fertig war.

Vom Hochgebirge hinab in die lachende Flur! Silberbäche schäumen durch Wiesen, in den Blütenbüschen erklingen tausend Stimmen und aus den dunkleren Schatten blickt es gar wie das lebendige Auge des Menschen hervor, — Alles haucht uns geistgewordene Kraft entgegen. Die starren Elemente sind bewegte Gestalt geworden, und die persönliche Rede sagt uns, daß das innere Gefühl wach und seiner selbst bewußt geworden, der Geist sozusagen sich vernommen hat. Das ist die Melodie, der in dem geschöpferreichen Gottesgarten der Natur wandelnde Mensch, und mit Recht sagt von ihr der Philosoph, sie erzähle uns die Geschichte des von der Besonnenheit beleuchteten Willens, dessen Erscheinung in der wirklichen Welt die Reihe seiner Thaten ist. Ja sie sagt mehr, sie erzählt die geheimste Geschichte dieses inneren Lebenstriebes, malt jede Regung, jedes Streben, jede Bewegung desselben, Alles, was die Vernunft unter den Begriff „Gefühl" faßt und nicht weiter erklären kann, — eine neue herrliche Welt neben der Welt der Schöpfung, ja des Bewußtseins und Gedankens!

Allein man vergesse nicht, wie herrlich selbstständig sie sich vor uns ausbreitet, diese Welt der Melodie, — dahinter thronen die Riesen, die „Berge wolkig himmelan", die in diese lachende Flur die lebendigen Quellen, die wellenden Ströme entsenden. Es ist die harmonische Polyphonie jener Alten, vorab jenes Sebastian Bach, von dem noch der Meister der Symphonie als der höchsten Bethätigung der freien dichterischen Kraft der Musik, Beethoven, in staunender Verehrung solcher Unerschöpflichkeit des Schaffens ausrief: „Nicht Bach, sondern Meer sollte er heißen!" Ebenso werden wir den ewig jugendlichen Beherrscher unserer melodischen Schönheitsperiode, Mozart selbst, noch am Ende seiner Tage sich dieser elementaren Lebensmacht der ursprünglichen harmonischen Kunst beugen und von ihr neubelebenden Anstoß zu seinem letzten großen Schaffen, vor Allem in der „Zauberflöte", nehmen sehen. Sie ist sozusagen der Grund und Boden, die heilige Muttererde, aus der all' der holde und stolze Reichthum moderner Kunst sprießt. Die Sonne aber, die diese neue Schöpfung hervorruft, ist der Genius, der individuelle Menschengeist, der jetzt sein Sinnen, sein Empfinden, sein Gedenken des Alls und des Lebens in Tönen wiederhallen läßt.

Das griechische Wort Melos, von dem unser „Melodie" gebildet ist, weist durch seine nächste Bedeutung als „Glied" auf ein organisch gewachsenes und in sich selbst abgerundetes Stück hin: es ist eine rhythmisch gegliederte Folge von Tönen, die ihren Zweck durchaus in sich selbst hat und mit diesen Tönen etwas sagen will, was wir nur aus ihr verstehen und was uns nicht weiter erklärt zu werden braucht.

Am einfachsten und kenntlichsten erzeugte von je der Volksgeist solche Melodie. Die erste Aeußerung der Empfindung ist der Laut, und wie eine Folge solcher Laute die Bewegung der inneren Empfindung malt, so ist auch die Sprachmelodie älter als die Sprache selbst. Die ältesten solcher Sangesweisen sind der Urgesang geweihter Stätten, an deren traditionell sanktionirtem Faden sich Generation um Generation neue sinnvolle Sprüche, wie als einzelne Beispiele des uralt heiligen Inhalts der Religion, aufreihen. So bekamen die Griechen Kultusweisen aus dem nahen Orient, so gaben sie selbst später ihre Psalmodien, vertieft und geheiligt durch die Weihe der innerlichsten aller Religionen, wieder an die Schwesterkirche des Occidents ab, und wir hörten, daß diese dann den Schatz sammelte und fixirte und damit einem halben Jahrtausend die Steine zu jenen polyphonen Bauten bot, die uns heute noch zur erhabensten Andacht stimmen, — ja wir werden diesen „Antiphonen" von Neuem in unseren Tagen, vor Allem in den Werken des jüngsten großen Kirchenkomponisten, Franz Liszt, wieder begegnen.

Neben diesen Antiphonen des katholischen Kirchengesanges, die auch musica choralis, d. h. vom Chor einstimmig gesungene Weisen waren, bildete sich nun besonders durch den Protestantismus der spezifisch so genannte Choral, der bereits eine bestimmt gegliederte Folge solcher einzelnen melodischen Tonfolgen, ein symmetrisches Gebilde, eine ganze wirkliche Melodie ist. Es beginnt nach langem tiefem Traum in fernen überirdischen Welten der menschliche Geist von Neuem sein Auge aufzuschlagen und der Erde um sich her sich zu besinnen: und siehe, es war Alles schön! Es ist die Zeit der Renaissance, der Wiedergeburt des individuellen Geistes, wie sie vor Allem durch die Wiedererweckung der Antike geschah. Wir auf unserem speziellen Gebiete der Musik haben hier sogar den eigentlichen Lebensakt und Entstehungsmoment moderner Kunst zu verzeichnen. Denn der Versuch, die antike Tonkunst wiedererstehen zu lassen, wie er am Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine Anzahl gebildeter Edlen in Florenz zusammenführte, gebar uns die Oper, und aus ihr ging fast alle Anregung der modernen Musik als melodischer Kunst hervor. Denn sie, die persönlich redende Wesen vorführte, bedurfte auch der persönlichen Rede der Musik, der Melodie, am meisten und völlig.

Der Durchgang durch das verinnerlichte Leben des Christenthums hatte den Menschengeist wunderbar vertieft. Es werden niemals Weisen aufgefunden werden von der innerlichen Kraft und Tiefe wie unsere Choräle, und sie sind zum guten Theile Volkslieder. An ihrer Fülle, Kraft und Charakteristik bildete sich nun auch weiter der Sinn für das Melodische, der seit der Griechenzeit ganz verloren schien. Der Choral ward als Gemeindegesang in die erste Stimme verlegt und das Ohr gewann an der Schönheit der Bewegung dieser Linie stets mehr Gefallen. Aber auch das Volksleben selbst war nicht mehr dahinten geblieben, vor Allem im Süden hatten sich neue reiche Volksgesänge ausgebildet. Das beliebteste von allem diesem Neuen blieb das Madrigal. An diesen beiden äußersten Ecksteinen, dem Choral und dem Madrigal, bauten sich nun die beiden entscheidenden neuen Monumentalgebilde der Musik auf: die protestantischen Organistenschulen mit jenem S. Bach an der Spitze und die Oper mit ihrem ersten Großmeister Gluck. Zwischen beiden steht das Oratorium mit seinem Meister Händel, und unabhängig von beiden, obwohl mannigfach durch sie angeregt, die moderne Instrumentalmusik mit ihrem ersten Vollender Beethoven.

Die Musik zeigt uns nun in ihrer Entwicklung deutlich, wie der Menschengeist, durch das Christenthum in sich selbst gekräftigt, stets mehr der Welt und des Lebens sich bemächtigt und ihm sozusagen den Hauch seiner veredelten Natur mittheilt, bis in Mozart diese Sprache des Tons der volle Ausdruck des allereigensten Empfindens der Seele wird. Die Vorgänger Mozart's belebten diese Sprache der Melodie stets mehr durch ihre persönliche Antheilnahme an dem erweckteren Geistesleben der Menschheit, wir werden dieß näher bei der Geschichte der Sonate erkennen, wie sie in Beethoven kulminirt. Die Oper selbst vertheilte sich bald über die verschiedenen Kulturnationen Europas und schuf sich nach dem Idiom und Charakter derselben eine eigene bestimmte musikalische Redeweise (Recitation) und höchst charakteristische Melodie. Die Engländer, denen vor Allem durch seine geistliche Oper, genannt Oratorium, Händel zu einem dauernden Eigenbesitze in der Musik verhalf, gaben der Melodie den ernsten charakteristischen Hall des inneren Gehaltes des Textes, Shakespeare war auch hier nicht ohne Einwirkung geblieben, und Gluck hat von daher wieder die Kraft seines tragischen Pathos gewonnen. Die Franzosen pointiren gern den nächsten Sinn ihrer Worte und bekamen dadurch auch in ihrer musikalischen Recitation eine lebhafte und fein bewegte Linie, die sehr deutlich zu uns redet. Der Italiener folgt dem Impuls seines heißeren Blutes und drückt auf den volltönenden und überall anreimenden Vokalen seines Idioms die ganze Fülle seiner sinnlichen Glut und leidenschaftlichen Erregung aus. Was Wunder, daß er mit seiner Oper zunächst über alle Welt siegte und fast bis in dieses Jahrhundert hinein auch Sieger blieb! Stand er doch dem unbefangenen Regen der Natur so viel mehr lebendig nahe! So gewann auch seine „Melodie" weitaus die meiste Beweglichkeit und Grazie, und Mozart ist es gewesen, der ihr

auf dem Boden dieser Nationalität zu einem Wesen und Charakter verhalf, vor dem keine Schranke der Zeit und der Völker mehr besteht, weil hier das rein menschliche Gefühl selbst zum Ausdruck gelangte. Denn Mozart war der Erste, der all' diese verschiedenen Melodieen der Nationen von Jugend an, sei es als Volksweise sei es im Kunstgesang der Oper, rein und voll im Ohre erklingen hörte und nach der Kraft und Fülle seiner eigenen Natur daraus nun den Ton fand, der alle Herzen trifft, jene Melodie, die wir als den entsprechenden Ausdruck unserer natürlichsten Empfindung empfinden.

Doch nicht ohne langen Kampf und entscheidende Mitkämpfer gelang dieser Sieg, und diese Entwicklung macht eben die Geschichte Mozart's aus, zu der wir jetzt übergehen.

Wolfgang Amadé Mozart ist 1756 zu Salzburg geboren. Es war die Zeit, wo die edle Frömmigkeit eines Friedrich von Spee und Friedrich Spener die Herzen erweckt und sozusagen die Gefühle flüssiger gemacht hatte: eine zarte Empfindsamkeit machte auch für die Regungen von Herz zu Herzen empfänglich, und wie Klopstock's Muse von Freundschaft, so sang Goethe's überquellendes Lebensgefühl von Liebe, ja ein Freund konnte unserem Mozart in's Album schreiben: „Liebe! Liebe! ist die Seele des Genies!" Die ersten musikalischen Eindrücke Mozart's waren die halbtheatralischen Messen jener Jesuitenzeit, deren Charakter selbst seine eigene Kirchenmusik niemals ganz überwunden hat, dann die kleinen Menuets, die uns den feinen und etwas koketten Zopf jener Tage wiederspiegeln. Besonders die Menuets von Haydn gewöhnten seinen Sinn früh an solche Charaktermalerei in Tönen wie andererseits an schöne Symmetrie in der Form und jene überaus krystallhelle Sprache, aus der alles Elementarische, Rauhe, Dunkle sich ausschied, so daß von vornhinein Mozart's Musik gleich der Sprache Goethe's in der lichtvollen Klarheit unseres heutigen Idioms strahlt.

Sein eigentliches Gebiet aber ist die Oper. Von diesem Wesen des dramatischen Lebens, das „die Welt bedeutet", hat er sogar gelernt, seine Instrumentalwerke bis in die kleinsten Sätze hinein zu förmlichen Szenen und persönlichen Vorgängen zu machen, die an seiner Charakteristik Goethe's plastische Kraft zeigen. Wie denn der jugendliche Meister auch selbst im Jahr 1777 von Mannheim aus an seinen Vater in Salzburg schreibt: er habe das Andante einer Sonate „ganz nach dem caractère" einer jungen Freundin, der schönen Rosa Cannabich dort gemacht.

Die Oper war, wie wir hörten, zunächst in Italien ausgebildet worden. Was ursprünglich Tragedia in musica hieß, ward aber bald einfach Opera in oder per musica, ein Werk, ein Stück, das nur für die Musik da ist. Trat so der dramatische Inhalt des Ganzen hier mehr und mehr in den Hintergrund, so ward dafür das Einzelne mit um so hingebungsvollerer Sorgfalt ausgestaltet, und wir besitzen aus dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert wahre Perlen solcher gesanglichen Darstellung gegebener Empfindungen und Seelenzustände. Man nannte diese Stücke Arien. Aria, der Hauch, der Laut, ist der erste unmittelbare Ausdruck der Empfindung und bis auf den heutigen Tag Vielen gleichbedeutend mit Melodie, mit empfundener Musik überhaupt. Der Römer Carissini (geb. um 1580) und der Neapolitaner Alessandro Scarlatti († um 1725) gelten als Diejenigen, welche die Arie zu ihrer Vollendung gebracht und nach ihrer ersten Form festgestellt haben. Anmuth der Linie war diesen an dem Schönheitsgefühl der Antike gebildeten Italienern die Hauptsache, wahrheitsgetreue Charakteristik kam erst an zweiter Stelle. Dieß letztere war denn zugleich der Keim des Todes, der in dieser traditionellen Form lag, und die Deutschen sind es gewesen, die hier von Händel bis zu Gluck und von Mozart bis zu R. Wagner den entscheidenden Kampf aufgenommen und siegreich durchgeführt haben.

Seit Scarlatti bestand die Arie in einer zu einem Satze ausgesponnenen Melodie, der ein zweiter Satz gegenübergestellt ward, worauf dann die erste Weise wiederholt wurde. So finden wir noch die meisten Arien Händel's in seinen „Oratorien" wie in seinen älteren Opern aussehend, nur daß in der reicheren Erfindung des charakteristischen Ausdrucks der Melodieen sich die tiefere Geistesfülle, die größere dramatische Kraft des Deutschen zeigt. Bald aber trat mit der Ausbildung des schönen Gesanges, ohne welchen eine so persönlich gefühlte Musik natürlich nicht bestehen konnte, dieser bel canto selbst mehr und mehr an die Spitze, und statt der Darstellung der Sache ward das Ganze der Oper jetzt zu einem Bündel von einzelnen Arien, ja was schlimmer war, die Arie selbst kam durch die öftere Wiederholung der Hauptmelodie, die niemals ohne besonderen neuen Zierat geschehen durfte, völlig in die Hände der Sänger, die zudem meist noch Sopranisten waren.

Hier war es nun, wo des großen Gluck energisches Wahrheitsgefühl eintrat und sich sagte: nicht zur Musik oder gar zu bloßem Gesangspiel sind die dramatischen Vorgänge auf der Bühne da vorhanden, sondern ihrem ergreifenden Widerspiel des wirklichen Lebens soll die Musik die letzten ergreifendsten Laute leihen. In Paris war es, wo dieser kühne deutsche Neuerer in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts solchen ernstesten Kunstkampf durchführte. Denn die Franzosen, die seit Corneille, Racine und Molière eine wirkliche Bühne besaßen, wollten das wirklich Dramatischen auch in der Oper nicht entbehren, und sogar ihre eigenen älteren Opernkomponisten, wie Lully und vor Allen Rameau († 1764), hatten mehr der Charakteristik des Ausdrucks als der sinneberauschenden Schönheit der Melodie gepflegt. Durch letzterem Meister hatte der in der italienischen Schule gebildete Wiener Hofkapellmeister Gluck entscheidende Dinge gewonnen, mehr aber von solcher Kraft des Ausdrucks und solchem Ernst der Empfindung bei Händel, den er im Jahr 1746 noch selbst in London kennen gelernt. Die großen tragischen Stoffe der Antike, Orpheus, Alceste, Iphigenie, vollendeten dann dieses Bestreben des kraftvollen Deutschen, indem sie seinem Empfinden einen erhaben sinnvollen Anhalt gaben, und Orpheus' Klage um Eurydice wird stets die Herzen rühren, die durch wahren Schmerz zu rühren sind. Gelobte sich Gluck, bei jeder neuen Oper möglichst zu vergessen, „daß er Musiker sei", nun so hat er dafür den Dichter in der Musik um so tiefer in sich ausgebildet und uns wahrhaft antike Gestalten in bloßen Tönen hinterlassen. „Das zieht nicht Blut," pflegte er von schwächlicher Musik zu sagen, und Schiller gesteht im Jahr 1800 Goethe, daß ihn die „himmlische" Musik zur „Iphigenie auf Tauris" zu Thränen gerührt habe.

Und dieß ist nun der Punkt, wo nach der angeborenen Lebhaftigkeit und Kraft seines eigenen Empfindens ganz unmittelbar Mozart anknüpfte und nach der wundergleichen Macht seines Schöpfungsvermögens weiter schuf, ja eine unsägliche Fülle von Leben und Licht in Tönen um sich verbreitete.

Sein dramatisches Schaffen selbst ist nach unseren instruktiven Gesichtspunkten jetzt leicht überschaut.

In früher Jugend lernte er aus eigener Anschauung die deutsche, dann die französische und die englische Musik kennen. Aber die damals allherrschende italienische Oper gewann sein Herz zunächst um so sicherer, als er selbst mit solchen Werken in Italien die entscheidendsten Erfolge gewann. Dann trat er bei einem längeren Aufenthalt in Salzburg auch der deutschen Polyphonie näher. Ernste Lebenserfahrungen, zumal eine unglückliche Liebe zur älteren Schwester seiner späteren Gattin, machten bald sein eigenes Innere ernster, und als er nun im Jahr 1778 nach Paris kam und wie im dortigen Leben so auf der Bühne den gehobeneren Ton kennen lernte, den ein Volk hat, das Geschichte macht, lernte er hier seine Kunst von dieser tieferen und würdigeren Seite auch auf der Bühne erfassen. Der 1780 für München geschriebene „Idomeneo" zeigt denn auch das Pathos echter Tragik, das Gluck der Musik geschenkt, und daß dazu „die Grazien nicht ausgeblieben", vielmehr ein ganzes Füllhorn von Schönheit des Einzelnen, in Melodik, Harmonie und Orchester, über die stets charaktervollen Weisen ausgegossen ist, das ist eben das Sondergut, das uns Mozart bietet, das „Genie, dessen Seele Liebe ist".

Nun kommt die „Entführung aus dem Serail". Zum ersten Mal ein inhaltvollerer deutscher Stoff! Der Ruhm des „Idomeneo" hatte Mozart im Frühjahr 1781 nach Wien geführt, das er nicht mehr verlassen sollte und das der Sitz seines edelsten Schaffens wurde. Joseph II. selbst bestellte die „Entführung" für sein neubegründetes „Nationalsingspieltheater". Die damalige Liebesnoth um seine eigene Konstanze lehrte den jungen Meister auf deutsche Worte Töne singen, wie sie bisher höchstens das Volkslied gehabt: die ganze Innigkeit und Natürlichkeit, tiefe Wahrheit und unbefangene Schönheit eines Deutsch in Tönen, wie man sagen möchte, ist hier geboren. Aber auch wahrhaft Shakespeare'sche drastische Kraft fehlt den Linien nicht, in denen der alte, dicke, rohe Haremswächter Osmin gezeichnet ist.

„Figaro" und „Don Juan", 1786 und 1787 geschrieben, sind italienische Opern. „In einer von fremder Art und Bildung völlig überwucherten Epoche, die kaum noch die Physiognomie des eigenen nationalen Daseins erkennen ließ, wußte Mozart jenen vaterländischen Geist mit seiner Reinheit des Gefühls und seiner Keuschheit der Eingebung als das heilige Erbtheil zu betrachten, mit dem der Deutsche, wo er auch ist und in welcher Sprache er sich ausdrückt, gewiß ist, die angestammte Größe und Hoheit zu bewahren," so sagt unser großer dramatischer Meister R. Wagner über den Schöpfer einer allgemein gültigen dramatischen Tonsprache. Denn so ist es: „Figaro" und „Don Juan" haben eine solche zuerst völlig begründet. Das Fundament dieser Sprache ist das deutsche Gemüth, so wie es uns jene Sonnentage der klassischen Kunst auch für die Erscheinung des Schönen ausgebildet haben. Zu ihm gesellt sich dann in der reichen harmonischen Ausbildung die Fülle des deutschen Geisteslebens, das in diesen älteren Bach und Händel ganz ebenso lebt und schafft, wie in unseren großen Denkern und Dichtern. Kräftiges Wahrheitsgefühl wie überhaupt außerordentlich sichere Charakteristik haben dort wie auch in der französischen Oper ihren Anhalt und Boden, — die Anmuth und Leichtigkeit aber, der Zauber der Schönheit der Melodieen Mozart's sind italienischen Ursprungs, während das bloß äußerlich Passionirte wälschen Gesanges hier zur vollen Leidenschaft, im „Don Juan" zum tragischen Pathos gesteigert erscheint. Die wie aus tiefsten Grüften aufsteigende Erscheinung des Komthurs wird durch die rhythmische Wucht und harmonische Kraft der Töne Mozart's wie zu einer Stimme unseres eigenen innersten Gewissens. Die Musik hat jetzt Antheil an unseren eigensten geheimsten Lebensfragen gewonnen: ihre Sprache wird daher weltgültiges Gemeingut, aus dessen Schätzen Rossini seinen Schmelz, Boieldieu und Auber ihre Grazie, Weber seinen so innerlich anmuthenden deutschen Gemüthston nahmen, und endlich heute R. Wagner die ganze Mannigfaltigkeit dramatischer Charakteristik hervorzubilden vermochte, die in seinen Werken lebt.

Und da steht zuletzt noch die „Zauberflöte", lieblich keusch wie die ewige Jugend und wieder ernst erhaben wie graue Bergeshäupter, die uns Besonnenheit und Frieden zuwinken. Sie ward 1791, im letzten Lebensjahre Mozart's, als „Zauberoper" für ein Wiener Vorstadttheater geschrieben. Aber so wie dabei ein Zufall, die Herbeiziehung der Freimaurerei, welcher Mozart sehr ernst ergeben war, sein ganzes Innere für dieses Werk erweckte, so hat er auch hier erst seine vollen Tiefen des Gemüthes wie des Geistes enthüllt. In die anmuthige Einfachheit des deutschen Idioms, wie sie zunächst in diesem bloßen Märchenspiel zu walten hatte, verflocht er bald die ganze machtvolle Erhabenheit, deren dieses Idiom fähig ist. Denn er hatte sich kurz zuvor auf das Innigste mit jenem S. Bach berührt, dessen Kunst und Empfinden auf den Choral gebaut ist und der an Luther's Bibelsprache auch für seine Musik die ganze Würde und die Kraft des Deutschen gelernt hatte. Die Arie: „In diesen heiligen Hallen" ist wie ein neuer weltlicher Choral des Deutschen, ist auch sogar in ein kirchliches Gesangbuch aufgenommen worden. Die schöne ernste Erhabenheit dieser Tonsprache aber, die zuerst die sämmtlichen Eigenschaften und die volle Potenz unseres deutschen Idioms vereint zeigt, nahm Beethoven auf und that mit ihr das Gleiche, was Mozart mit der italienischen Melodie gethan hatte: er bildete sie zur allgemein gültigen Sprache, zum Typus des rein Menschlichen aus, so wie er uns am schönsten in dem Hymnus „An die Freude" in der Neunten Symphonie entgegentritt. Mit ihr vollendet sich dann zugleich eine andere große Kunst, die Instrumentalmusik, mit welcher wir zu einer neuen Epoche übergehen, in der uns auch das Bild Mozart's nochmals in der ganzen Schönheit und Bedeutung seines Profils begegnen wird.

Dieses selbst nach seiner biographischen und künstlerischen Seite hat, wie auch diesmal den Wißbegierigen unter unseren Lesern mitgetheilt sei, zuerst O. Jahn in seinem vierbändigen Werke: „W. A. Mozart" (Leipzig 1856—1859) wahrheitsgetreu und würdig hergestellt. Ein mehr allgemein verständlich gehaltenes Bild des Meisters ist mein „Mozart's Leben" (2. Aufl., Leipz. 1876), das sich andererseits wesentlich durch „Mozart's Briefe" (2. Aufl., Leipz. 1877) ergänzt, sowie die kleine populäre „Biographie Mozart's" in Reclam's Universalbibliothek (Leipz. 1879). Ein Verzeichniß sämmtlicher Werke hat L. v. Köchel herausgegeben, und diese selbst erscheinen augenblicklich in vortrefflicher Ausgabe bei Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

IX.

Der Kampf des Leuchtgases gegen das elektrische Licht.

Während unter den Erfindern eine Pause eingetreten zu sein scheint, welche dazu benützt wird, um für die neue Entdeckung der physikalischen Theilbarkeit des elektrischen Lichtes die für die Praxis geeignetste Methode herzustellen, und während daher vorläufig noch, außer dem Einzellicht, Jablochkoff und Lontin mit ihrer mechanischen Theilung des elektrischen Lichtstroms das Feld behaupten, — machen die Gasgesellschaften, sowohl in Paris wie in London, große Anstrengungen, um sich des gewaltigen Konkurrenten durch Erhöhung der Leuchtkraft der Gaslampen zu erwehren. In Paris war die Gesellschaft für elektrische Beleuchtung, welche sich mit der Ausbeutung des Jablochkoff'schen Systems befaßt, darum eingekommen, eine Konzession auf drei Jahre für die Aufstellung von 170 elektrischen Lampen an Kreuzpunkten von Paris zu erlangen. Der Seinepräfekt hat das Gesuch bereits genehmigt und sich zu Gunsten der Gesellschaft bei der Stadtgemeinde von Paris verwendet. Die letztere hat eine Kommission ernannt, welche mit der Aufgabe betraut wurde, die Erfahrungen zu untersuchen, welche während des Sommers 1878 bei den verschiedenen Beleuchtungseinrichtungen nach Jablochkoff'schem System in Paris gemacht worden sind. Diese Kommission hat kürzlich ihren Bericht erstattet; derselbe ist aber nicht so günstig ausgefallen, um den Magistrat von Paris zur sofortigen unbedingten Genehmigung des Konzessionsgesuches zu vermögen. Die Kommission ist nämlich durch die Summe ihrer Beobachtungen zu dem Schluß gekommen, daß das Jablochkoff'sche System noch nicht alle Anforderungen befriedigt, welche man an eine perfekte Beleuchtung zu stellen berechtigt ist. Es sind insbesondere im Laufe des Sommers bei den verschiedenen Einrichtungen der Beleuchtungen des Jablochkoff'schen Systems gegen sechzig Fälle vorgekommen, wo 4 und sogar 14 und 16 Lampen von 64 eine bis zehn, ja 15 bis 45 Minuten lang erloschen. Das Komite spricht daher die Ansicht aus, daß an eine Einführung im größeren Maßstabe noch nicht zu denken sei, bevor es nicht gelungen, diesen Mißstand vollständig zu beseitigen. Denn so lange derselbe andauert, kann bei der Beleuchtung das Gas nicht entbehrt werden, weil man jeden Augenblick in Gefahr ist, in völlige Finsterniß zu gerathen. Die Stadtgemeinde hat sich daher dahin entschieden, zu verlangen, daß noch weitere Versuche während dieses Jahres gemacht werden, um namentlich das Leistungsvermögen und die Kosten der elektrischen Beleuchtung nach Jablochkoff'schem System im Vergleich zum Leuchtgas zu ermitteln. Die Pariser Gasgesellschaften haben nämlich erklärt, daß bezüglich der Vervollkommnungsfähigkeit der Leuchtkraft des Gases noch nicht das letzte Wort gesprochen sei und daß

sie sich vielmehr der Hoffnung hingeben, durch neuere Vorkehrungen ähnliche Resultate namentlich für die Beleuchtung großer Plätze zu erzielen, als wie die bisherige elektrische Beleuchtung. Es werden daher im Laufe dieses Jahres an verschiedenen Punkten von Paris vergleichende Versuche zwischen Einrichtungen des Jablochkoff'schen Systems und neuen Gaslampen angestellt werden. Erst bis das Ergebniß dieser neuen Experimente in einem weiteren Bericht zusammengestellt ist, wird die Stadtgemeinde von Paris über ihre weiteren Schritte schlüssig werden.

Auch Londoner Gasgesellschaften sind ernsthaft am Werke, durch verbesserte und ausgiebigere Einrichtungen die Leuchtkraft des Gases zu vermehren und dadurch einerseits vielen Klagen des Publikums, sowie der Konkurrenz des elektrischen Lichts zu begegnen. Freilich kann dieß nicht geschehen, ohne die Kosten des Gaslichtes bedeutend zu vermehren. Dieß ist aber wenigstens für die Beleuchtung von Plätzen und Straßen insolange nicht von wesentlichem Belang, als der billigere Preis des elektrischen Lichtes praktisch noch nicht erwiesen ist, denn wenigstens das Licht nach Jablochkoff'schem System kommt bedeutend theurer zu stehen. Die Phönix-Gasgesellschaft hat daher kürzlich, nach eingeholter obrigkeitlicher Genehmigung, eine Strecke von ungefähr 1500 Fuß zwischen der Waterloobrücke und dem Südwestbahnhof in London nach neuem System beleuchtet. Bis zu dem Zeitpunkt, wo die Gesellschaft die Angelegenheit in die Hand nahm, war diese Strecke der Straße mittelst 22 Gaslaternen erleuchtet, wozu noch 6 an der Kreuzung der Yorkstraße kamen. Die Gesammtlichtstärke dieser Laternen war ungefähr gleich 264 Carcelbrennern und die Gesammtkosten jährlich 93 Pfund 10 Shilling oder 5¼ Pence per Stunde. Das Erste war nun, die alten Laternen zu entfernen und sie durch 48 andere von neuer Konstruktion zu ersetzen, von denen jede eine Lichtstärke von 15 Carcelbrennern besitzt, während die früheren nur eine Lichtstärke von 12 Kerzen hatten. Auch wurde die Entfernung zwischen den Lampen fast auf ein Drittel der früheren reduzirt. Zugleich sind die Laternenpfähle um 2 Fuß kürzer als die gewöhnlich gebrauchten, so daß das Licht näher an den Boden gebracht wird. Außerdem sind die neuen Laternen nach Art des Diamantenschliffes vieleckig geformt, einige Gläser an der Decke und einige am Boden flach. Manche sind achteckig, andere, namentlich die großen, zwölfkantig, und bei sämmtlichen ist der eiserne Rahmen, aus welchem gewöhnlich die Laterne besteht, entfernt und so eine Hauptursache des Schattens auf dem Pflaster beseitigt. Am Scheitel der Laternen ist Opalglas eingesetzt, welches eine größere Lichtmenge als gewöhnlich auf das Pflaster wirft. Diejenigen Laternen, welche oben flach sind, werfen einen Schatten unter ihrem Rahmen auf das Pflaster, was bei den neuen Laternen mit flachwinkligen Böden nicht der Fall ist. Die 6 Laternen an der Straßenkreuzung sind durch zwölfeckige Lampen mit Decken aus Opalglas ersetzt worden, welche mit neuen Brennern versehen sind, die eine Lichtstärke von 130 und 200 Carcelbrennern haben. An jeder der vier Ecken der Kreuzung befindet sich eine Laterne mit einem Argandbrenner von 50 Kerzen Stärke, welche zusammen mit den anderen Lampen eine bedeutend bessere Beleuchtung liefern als früher.

Es werden überdieß Brenner von ganz neuer Konstruktion nach einer Erfindung von William Lugg in Westminster verwendet, von dem überhaupt die neue Laterne herrührt. Diese Brenner sind aus chinesischem Speckstein gemacht. Statt der geraden Spalte, welcher das Gas entströmt, hat er zwei konzentrische kreisförmige Einschnitte, wie für Rundbrenner, so daß zwei cylindrische Flammen ineinander brennen. Eine Lampe von 500 Kerzen Lichtstärke hat 5 solche konzentrische Brenner; die von geringerer Lichtstärke haben 2, 3 oder 4 solche konzentrische Flammen. Selbstverständlich entsteht aus dieser Konzentration des Lichts eine intensivere Hitze, durch welche die Kohlenbestandtheile im Gas zu stärkerem Weißglühen gebracht werden. Diese Gasflammen sind daher viel weißer und leuchtender. Mit solchen Lampen können z. B. die Farben der Gemälde zu Süd-Kensington genau unterschieden werden. Die vom Gas stark erhitzte Luft wird durch einen Ventilator an der Decke rasch entfernt und durch einen Strom kalter Luft ersetzt, so daß kein Nachtheil von der größeren Hitze der Lampen entsteht. Der vollständige Verschluß der Lampe am Boden und an den Seiten schützt die Flamme gänzlich vor Windstößen, so daß sie auch bei dem stürmischesten Wetter stät brennt. Die Laterne kann zum Putzen geöffnet werden; zum Anzünden ist dieß aber nicht nöthig, sondern dieß geschieht durch eine besondere Vorkehrung. Eine kleine Miniaturflamme wird nämlich fortwährend im Mittelpunkt der Kreise des Argandbrenners genährt. Zum vollständigen Entzünden der ganzen Flamme bedarf es dann nur des Drehens des Hahnes. Durch diese Vorkehrung, welche das Oeffnen der Laterne entbehrlich macht, wird das Anzünden außerordentlich erleichtert und eine große Menge Gas dadurch gespart, daß die Laternen in viel kürzerer Zeit nach einander angezündet werden und daher nicht mehr wie jetzt theilweise schon am Tage angezündet werden müssen, um überall rechtzeitig fertig zu werden. Es wird nämlich der Vorschlag gemacht, bei der neuen Einrichtung die Lampenanzünder zu Pferde ihre Aufgabe erfüllen zu lassen. Noch mehr vereinfacht wird das Anzünden natürlich, wenn die Methode von Fox, die Gaslampen mit Hülfe elektromagnetischer Leitungen auf einmal anzuzünden und auszulöschen, sich praktisch bewähren sollte. Bis jetzt ist diese Erfindung freilich noch nicht über das Stadium des Experiments hinausgetreten.

Alle diese Verbesserungen können natürlich nicht bewerkstelligt werden ohne eine bedeutende Vermehrung der Kosten im Vergleich zu der bisherigen mangelhaften Methode der Gasbeleuchtung. Angewandt auf die 1500 Fuß lange Versuchsstrecke würden die Kosten von 5¼ Pence in der Stunde auf 1 Shilling 2 bis 5 Pence erhöht werden! Allein es ist nicht zu vergessen, daß die Gasgesellschaften bei dieser Neuerung die Konkurrenz mit dem Jablochkoff'schen System im Auge haben, welches sehr bedeutend theurer zu stehen kommt, als die jetzige Gasbeleuchtung. Anders würde die Sache sich freilich stellen, sobald es einem der mit Jablochkoff konkurrirenden Erfinder gelingt, durch die physikalische Theilung des elektrischen Lichtes die Kosten desselben bedeutend zu ermäßigen.

XLI.

Streitfragen und Historien.

Feuilletons

von

Karl Emil Franzos.

III.

Eine Heldin der Menschenliebe.

Wen sein Weg am 22. Januar um die zweite Nachmittagsstunde in den nordwestlichen Theil Wiens führte, der konnte dort Zeuge einer Leichenfeier sein, wie sie selbst in dieser Riesenstadt, welche Jahr um Jahr den Hingang hochberühmter, hochverdienter Mitbürger zu beklagen hat, nur Wenigen zu Theil wird. Die besten Männer, die edelsten Frauen Wiens folgten in Geleitschaft von Tausenden dem lorbeer- und palmenbedeckten Sarge — und in den lichten, sonnigen Wintertag hinein flammten die Gaslaternen, eine Ehre, welche die Verwaltung dieser Stadt äußerst selten dem Andenken eines Hingeschiedenen erweist. Und doch war es nur eine schlichtbürgerliche Frau, die sie hier zu Grabe trugen, wenig über vierzig Jahre war sie alt geworden und eine kurze Spanne Zeit — kaum ein Lustrum — hatte sie jener Thätigkeit weihen dürfen, um derentwillen sie nun im Tode geehrt wurde wie eine Fürstin. Nur im Tode — während sie unter uns wandelte, war auf ihre Pfade kein Schimmer lauten Ruhms gefallen. Sie selbst hatte es so gewollt — nicht in falscher Bescheidenheit, sondern im stillen, gefesteten Bewußtsein, Großes angestrebt und vollbracht zu haben. Jetzt aber wird es Pflicht, zu berichten, wie diese kurzen fünf Jahre erfüllt gewesen von guten und lichten Thaten, von der Stiftung bleibender segensreicher Werke. Und jetzt darf ihr Name in den weitesten Kreisen rühmend genannt werden: Johanna Meynert.

Erst in den letzten Tagen ist dieß geschehen. Die Wiener Zeitungen sind der Aufgabe, der Todten jene Anerkennung zu sagen, welche die Lebende so reich verdient, in pietätvollster Weise nachgekommen. Wenn ich daran gehe, hier in kurzen Zügen ein Bild von dem Wesen und Wirken dieser Frau zu entwerfen, so denke ich dabei weniger an die Erfüllung solcher Dankesschuld. Es ist eine Pflicht, von Johanna Meynert zu erzählen, da aus der Betrachtung ihres Lebens viele Freude, vieler Trost quillt — für Jedermann, weß Landes Bürger er sein mag. Vor Allem deßhalb, weil es schön und erhebend ist, in unseren Tagen, wo der Kampf um's Dasein mit immer schärferen Waffen geführt wird, wo die entsetzliche Mahnung des englischen Philosophen: „Friß, um nicht gefressen zu werden!" immer größere Beachtung findet, ein Wirken betrachten zu können, welches einzig bezweckte, die Wunden zu heilen, die jener Kampf schlägt, und sich barmherzig und voll thatkräftiger Menschenliebe zu den Armen und Beladenen hinzuneigen. Und ferner: noch besteht in den weitesten Kreisen insofern ein Vorurtheil gegen jegliche, auch die edelsinnigste öffentliche Wirksamkeit der Frauen, als man solche Thätigkeit absolut unvereinbar hält mit der Erfüllung der häuslichen Pflichten. Oft genug mag dieß Vorurtheil begründet sein, aber zur Regel darf es nicht erhoben werden, und gerade auf die rastlosesten, ernstesten Vorkämpferinnen der Humanität findet es keine Anwendung. Das beweist wieder einmal glänzend das Beispiel dieser Frau. Johanna Meynert entwickelte eine so reiche Thätigkeit nach Außen, daß sich dieselbe kaum übersehen läßt, und blieb dabei nicht bloß eine brave, pflichteifrige Gattin und Mutter, sondern so grenzenlos, so rührend war ihre Hingebung an die Ihrigen, daß es ihren Freunden schwer wurde, zu entscheiden, nach welcher Richtung die Herrliche verehrungswürdiger sei. Und schließlich vermag die Erinnerung an ihr Walten auch manches gütige, weiche, aber zaghafte Herz zu ähnlichem Kampfe ermuntern, zum Kampfe gegen das Elend auf Erden. Dieses Elend ist unsäglich und unbesiegbar — aber es zu lindern, vermag auch eine schwache Kraft, sofern nur der Kopf klar, das Herz edel und der Wille energisch ist. Diese Frau war nicht reich, sie gehörte ihrer sozialen Stellung nach dem gebildeten Mittelstande an, und als sie ihr Wirken begann, ward sie nur durch wenige Verbindungen gestützt. Und doch läßt sich ihr in ihr frühes Grab nachsagen, daß sie binnen fünf Jahren Größeres zur Linderung der Noth, des Siechthums, der moralischen Fäulniß geleistet, als je irgend eine andere Privatperson ihrer Heimat.

Johanna Schreiber — dieß ihr Mädchenname — war 1838 zu Klosterneuburg bei Wien geboren, wo ihr Vater als Stiftsverwalter lebte. Das Städtchen hält, was seine geistige Atmosphäre betrifft, die Mitte zwischen einem Vorort der Residenz und einem einsamen Provinznest; seine Bewohner haben ein eifriges Bildungsstreben, aber sie vermögen es an Ort und Stelle schwer zu befriedigen. So mußte sich auch dieß energische Mädchen fast ganz auf seine eigene Kraft stützen, um den frühgeweckten Wissensdurst zu befriedigen. Ein jüngerer Bruder besuchte ein Wiener Gymnasium, aus den Büchern, die er zu Hause zurückließ, lernte Johanna, was sie interessirte. Je geringer die Zeit war, die sie sich hiezu gönnen durfte — denn sie mußte gleichzeitig an Stelle der früh verstorbenen Mutter einem ausgedehnten Hauswesen vorstehen — desto eifriger nützte sie dieselbe aus. Insbesondere war es die Botanik, die sie anzog, und da es nicht in ihrer Art lag, irgend etwas halb zu betreiben, so schaffte sie sich die nöthigen Hülfswerke an und erlernte diese Wissenschaft regelrecht, mit einer Gründlichkeit, die Frauen selten in irgend einem Zweige der Naturkunde erreicht haben mögen. Das Herbar, welches die Neunzehnjährige anlegte und noch in späteren Jahren stolz bewahrte, bot in Anordnung, Präparation und Vollständigkeit ein mustergültiges Bild der Flora Niederösterreichs. Neben diesen Beschäftigungen bildeten kurze Besuche der Residenz ihre Erholung. Dort lernte sie im Hause einer Freundin ihren künftigen Gatten kennen, Dr. Theodor Meynert, heute als Psychiater eine Celebrität ersten Ranges, damals ein junger Gelehrter, der sich um eine Dozentur bewarb. Was ihn zu dem Provinzmädchen hinzog, war neben dem Reiz der äußeren Erscheinung die seltene Vereinigung schlichter, anspruchsloser Weiblichkeit und gelehrter Bildung. Nach der ersten Begegnung stand ihm der Entschluß fest, um das zierliche Mädchen mit den bleichen, geistvollen Zügen zu werben, das müsse ja, dachte er, eine treffliche deutsche Gelehrtenfrau werden. Diese freudige Zuversicht hat den wackeren Mann nicht getäuscht: Johanna wurde ihm eine Gefährtin nicht bloß seines häuslichen Lebens, sondern auch seiner wissenschaftlichen Arbeiten. Von einer wahrhaft genialen Begabung für alle exakte Forschung unterstützt, ließ sie sich von ihrem Gatten in seine Wissenschaft einführen und an jener berühmten Sammlung von Gehirnpräparaten, welche der unermüdliche Forscher geschaffen, aus der er Schlüsse gezogen, die, anfangs als kühne Hypothesen belächelt, schon heute als unumstößliche Wahrheiten geachtet werden, hat ihre zierliche, emsige Hand redlichen Antheil. Als die Kunde hievon zuerst in weitere Kreise drang, lächelten Viele über die junge Frau, welche die Psychiatrie wissenschaftlich betrieb und einige Stunden täglich mit Skalpell und Loupe an anatomischen Präparaten arbeitete. Aber dieses Lächeln schwand, als man erfuhr, wie dieselbe Frau ihr Hauswesen musterhaft leite, wie sie ihren Kindern eine unübertreffliche Pflegerin, Lehrerin und Erzieherin sei. „Frau Meynert hat zu Allem Zeit," sagte man verwundert, und bald darauf in maßlosem Erstaunen, als dieselbe Frau, bei gleicher rastloser Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten, nun auch eine großartige humanitäre Thätigkeit zu entwickeln begann.

Es geschah dieß zuerst im „Verein der Kinderfreunde", einem still und segensreich wirkenden Bunde edler Frauen und Männer aus den bürgerlichen Kreisen der Residenz, welcher das Schicksal der armen, schuldlosen, verstoßenen Stiefkinder der Gesellschaft, der Findlinge, zu lindern sucht. Dieß Schicksal ist überall ein trostloses, der Prozentsatz der Sterblichkeit unter den Kindern, welche zu Bauern, Taglöhnern, Fabrikarbeitern ꝛc. in Pflege gegeben werden, ein erschrecklich hoher — und doch sind die Ueberlebenden schier noch beklagenswerther, sie sind Parias der Gesellschaft und werden darum später als Vagabunden und Verbrecher ihr Fluch. Zwei Kampfmittel wendet der Wiener Verein gegen dieß Elend an: er hat ein Familienhaus in Zillingsdorf bei Wiener-Neustadt gegründet, wo eine Anzahl dieser Unglücklichen ein trauliches Heim, liebevolle Behandlung und sorgliche Erziehung findet, und ferner überwacht er, soweit dieß irgend möglich, die Behandlung, welche den in Privatpflege gegebenen Findlingen zu Theil wird. Johanna Meynert widmete sich zunächst der letzteren Aufgabe: rastlos besuchte sie ihre Schützlinge in den entlegensten Vororten Wiens und wußte die harten, rohen Leute, welche die fremden Kinder um des kärglichen Lohnes willen aufgenommen, so trefflich zu behandeln, daß die Resultate in der kurzen Frist eines Jahres sichtlich wurden. Gleichwohl ward ihr gerade während dieser Thätigkeit klar, daß nur derjenige Findling ganz für die Gesellschaft gerettet und zu einem braven Menschen herangezogen werden könne, den man in bessere Luft bringe, als sie im Hause solcher „Pflegeeltern" zu finden — und mit aller Energie wandte sie sich nun der Aufgabe zu, die Mittel zur Vergrößerung der Zillingsdorfer Kolonie aufzubringen. Wie ihr dieß gelang, durch Veranstaltung von Bazaren, Theatervorstellungen, Festen ꝛc. — ist dem Wiener Leser in lebhafter Erinnerung, dem auswärtigen von geringem Interesse — genug, daß es ihr gelang! Bereits 1877 konnte ein zweites Haus in Zillingsdorf eröffnet, die Zahl der Pfleglinge verdoppelt werden. Bei dem Weihefeste dieser neuen Stätte der Menschenliebe hatte sich Frau Meynert jede öffentliche Erwähnung ihres Namens verbeten — gleichwohl klang derselbe damals mit Recht von Aller Lippen!

Hatte hier die edle Frau ein bereits bestehendes Institut gefördert und vergrößert, so entriß sie bald darauf ein anderes dem sichern Verderben. Die Munifizenz einiger Aristokraten hatte vor mehreren Jahren ein Frauenhospital gegründet, welches nach dem Namen einer Erzherzogin getauft und geradezu luxuriös eingerichtet wurde. Schon diese Einrichtung hatte das Stammkapital angegriffen, noch mehr ward dasselbe durch ein Heer von Wärterinnen, glänzende Bestallung der Aerzte ꝛc. belastet. Das Hospital blieb aufrecht, so lange das Kapital währte, als dieses fast aufgebraucht war, schien auch das wohlthätige, ja nothwendige Institut ein Ende mit Schrecken nehmen zu sollen. Die begangenen Mißgriffe wurden öffentlich diskutirt, Aerzte und Verwaltung begannen sich zu befehden, die Mehrzahl der Gründer erklärte, keine weiteren Opfer bringen zu wollen. In dieser Noth wandte man sich an Frau Meynert mit der Bitte, die Verwaltung zu übernehmen und das Institut zu reorganisiren. Sie erbat sich einen Tag Bedenkzeit — am nächsten übernahm sie die Verwaltung. An diesem Tage waren noch fünf Gulden in der Kasse, das Hospital beherbergte zehn Kranke und

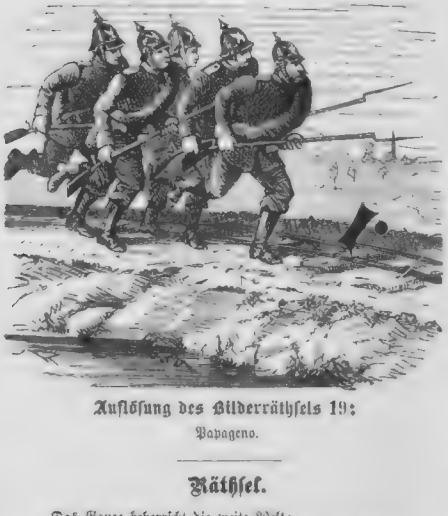
vierzehn Wärterinnen. Die Aufgabe schien eine absolut undurchführbare — und doch glückte sie! Schon der Name der neuen Vorsteherin wirkte Wunder — einige Stifter erklärten, nun neue Opfer bringen zu wollen. Damit war der Bestand für einige Monate gesichert und Frau Meynert konnte sich einer doppelten Thätigkeit widmen: die Verwaltung nach den Grundsätzen strengster, rationellster Sparsamkeit einzurichten und ein Stammkapital herbeizuschaffen. Beides vollbrachte sie, voll und ganz, sie allein — und in Zeit eines halben Jahres! Sie hinterläßt bei ihrem Scheiden das Maria-Theresia-Hospital als ein segensreich und vollkräftig wirkendes, im Bestande gesichertes Institut.

Das sind ihre beiden großen Thaten auf humanitarem Gebiete — der kleineren wollen wir hier nicht gedenken, ihre Zahl ist Legion. Es gibt fast keine Wohlthatigkeitsanstalt, keinen Armenverein, kein Krankenhaus in der Residenz, die nicht durch den frühen Hingang dieser Frau einen schweren Verlust erlitten. Geradezu unersetzlich aber bleibt sie ihrer ureigensten Schöpfung, dem „Wiener Hausfrauenverein". Sie ist die Gründerin und war bis kurz vor ihrem Tode die Leiterin dieser großartigen Vereinigung, welche ein praktisch-ökonomisches Ziel verfolgt: ihren Mitgliedern die Lebensmittel in besserer Qualität und zu billigeren Preisen zu liefern, als sie anderwärts zu erhalten. Nirgendwo ist eine solche Vereinigung nothwendiger, als in dem theuren Wien, nirgendwo hatte sie schwerer mit der Privatkonkurrenz zu kämpfen, und nirgendwo steht sie heute so gefestet da. Frau Meynert hat in dieser gemeinnützigen Schöpfung ihrem organisatorischen Talent ein Denkmal gesetzt, wie es ehrenvoller nicht zu denken ist!

Wer dieß Alles zusammenfaßt, gewinnt das Bild einer ungeheuren, geradezu verblüffenden Thätigkeit. Gleich groß wie die Bewunderung für das, was sie geleistet, muß die Verwunderung darüber sein, wie sie es leisten konnte. Der Schlüssel dieses Räthsels liegt einzig in ihrer Persönlichkeit. Sie vereinigte seltene Gaben und Gnaden: ein edles Herz, scharfen Verstand, Rastlosigkeit, Energie, wunderbare Menschenkenntniß, organisatorisches Talent und — größte Selbstlosigkeit. Nur deßhalb vermochte sie gleichzeitig nach verschiedenen Richtungen Großes zu leisten, weil sie sofort das Wesentliche jeder Frage erkannte und dort ihre Hebel ansetzte. Ferner, weil sie mit größtem Geschick ihre Mitarbeiter zu wählen und jeden zu größtem Eifer in seinem Wirkungskreise zu entflammen wußte. Und ferner: Frau Meynert hat nie vergeblich gebeten, weil sie stets nur das Mögliche erbat und ihre Bitte nach der Individualität Dessen, an den sie sich wandte, einzurichten verstand. Sie selbst sagte einmal dem Schreiber dieser Zeilen halb ernst, halb scherzend: das einzige Talent, welches sie sich selbst zuerkennen müsse, sei das „Talent zum Bitten". Ein weiteres Geheimniß ihrer Erfolge ist, wie erwähnt, daß sie nie für sich selbst bat, daß sie ihren in den letzten Jahren ungeheuren Einfluß nie dazu in Anspruch nahm, um ein eigenes oder fremdes Privatinteresse zu fördern. Aber dieß Alles ist bloß dürftige Andeutung; nur wer die Frau gekannt, kann ganz verstehen, warum gerade sie so Vieles, so Großes vollbracht!

Nur Eines war ihr nicht beschieden: körperliche Rüstigkeit. Ihr Wille war gewaltig, ihre Nerven von Stahl, der Körper aber schwach und hinfällig. Ob ihr bei minder rastloser Thätigkeit längeres Leben gegönnt gewesen wäre? Es ist ein karger Trost, daß mindestens diese Frage von Fachkundigen nicht bejaht wird. Ein schönerer Trost aber ist die Wahrheit, daß auch das Gute fortzeugend Gutes hervorbringt, daß edle That ein Same ist, aus dem Edles hervorsprießt.

Bilderräthsel 20.

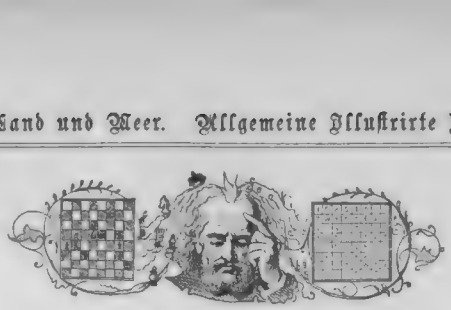


Auflösung des Bilderräthsels 19:

Papageno.

Räthsel.

Das Ganze beherrscht die weite Welt;
Schneid' ab das Haupt, es als Gedicht dir wohl gefällt.
Und drehst du's um, so nennt es die ein Land,
Das aus dem Buch der Bücher wohlbekannt.



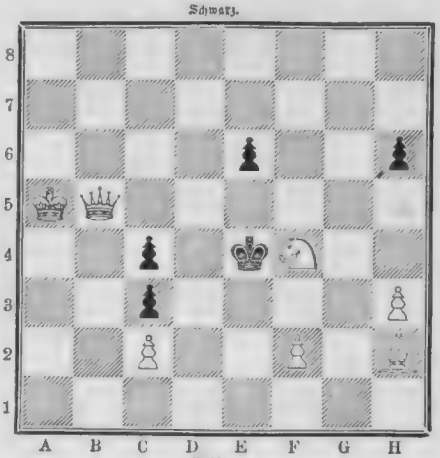
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Die folgende elegante Komposition gehört zu den Preisbewerbungen des Pariser Problemturniers mit dem Motto: „Ceci ma guerre".

Aufgabe Nro. 19.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 15:

Weiß.	Schwarz.
1) D. H 5 — G 5	1) S. D 8 — F 7 oder A) B) C).
2) S. F 8 — G 6	2) Beliebig.
3) S. G 6 — F 4 setzt Matt.	
A)	
1)	1) S. D 8 — B 7.
2) S. B 8 nimmt A 6 . . .	2) K. D 5 — C 6 od. bel. anders.
3) S. A 6 — B 4 setzt Matt.	
B)	
1)	1) S. B 8 — C 6.
2) S. G 8 nimmt A 6 . . .	2) Beliebig.
3) S. A 6 — C 7 oder — B 4 setzt Matt.	
C)	
1)	1) S. D 8 — E 6 od. L. H 3 — E 6.
2) S. F 8 — G 6	2) Beliebig.
3) S. G 6 — E 7 oder — F 4 setzt Matt.	

(Andere Varianten leicht.)

Literatur.

Die Schachkongresse zu Düsseldorf, Köln und Frankfurt a. M., veranstaltet von dem Westdeutschen Schachbunde in den Jahren 1876, 1877 und 1878, herausgegeben von Johannes Minkwitz, Leipzig, 1879, Verlag von Veit & Comp. Eine verdienstvolle Veröffentlichung der bei jenen Zusammenkünften gefeierten Meisterpartieen und preisgekrönten Aufgaben, welche wir unseren Schachfreunden bestens empfehlen.

Schachbriefwechsel.

Berichtigung. In der Partie Nro. 2 zwischen Winawer und Zukertort, muß der Schluß lauten: „und Schwarz gewinnt", wie aus dem Zusammenhang deutlich hervorgeht.

Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 12 erhalten von Hrn. W. v. G. in Schlüchtern, Dr. E. in Frankfurt a. M., v. St. in Bruchsal, v. St. in Babbergen, A. F. in Ebersbach, G. E. in Weißenburg, W. S. (Theresianist) in Wien, Mr. Em. Fr. in Lyon und vom Schachklub des burgerlichen Kasino in Brody.

Hrn. J. O. in Neuburg a. d. Donau. Nro. 9 R. Der praktische Schachmeister. Hamburg, B. S. Berendsohn. 2. Auflage, 1879. — Hrn. K. in Erfurt. Nro. 5 R. — Hrn. Ed. E. in Stuttgart. Nro. 13 R. — Hrn. C. F. in Frankfurt a. M. Nro. 10 und 11 R. Hrn. L. M. in Aachen. Im Nro. 11 wurde auf 1) C 2 — G 3 z. B. S. G 7 u. F 5 folgen. Im Nro. 13 haben Sie wohl auf B 3 einen weißen Bauern aufzustellen vergessen. Wir empfehlen Ihnen die „Deutsche Schachzeitung", Leipzig, Veit & Comp. — Anfänger in Wien. In Nro. 9 wurde auf 1) L. F 6 — A 6 z. B. K. E 5 — D 4 folgen und auf 2) L. A 6 — E 6, K. D 4 — C 5 und dann ist kein sofortiges Matt möglich. Die Beantwortung Ihrer Fragen finden Sie in dem oben angeführten Buche.

Hrn. Dr. W. in Sadska, F. H. in Büdingen. Im Nro. 9 wird 1) K. E 8 — E 7 durch K. E 5 — D 4 und auf 2) L. F 6 — F 5 durch G 5 — G 4 widerlegt. Nro. 10 R.

Hrn. Jos. W. in Kollejchowitz. Der König darf unter keinen Umständen in die Schlaglinie eines feindlichen Steines gehen.

Hrn. P. F. B. in Frankfurt a. M. Mit Vergnügen gelesen. Im Nro. 11 konnte auf 1) D. H 6 nimmt G 7 z. B. L. E 8 — B 8 geschehen. Nro. 12 soll in zwei, nicht in drei Zügen gelöst werden. Im Nro. 13 wird L. F 1 — F 6 durch D 5 nimmt C 4 widerlegt.

Hrn. S. in Guttentag. Nro. 13, 14, 15 R.

Hrn. J. E. in Ruhrort. Ihre Aufgabe kann auch mit 1) S. F 7 — D 8 + gelöst werden, außerdem schwach und ohne Pointe.

Hrn. F. H. in Mülheim. Nro. 10 R. — Hrn. C. S. in Jerzykowo. Nro. 11, 12, 14 R. — Hrn. F. M. in Ahlten. Nro. 12 u. 13 R. — Hrn. W. und Sp. in Werdau. Im Nro. 13 könnte auf 1) H 6 u. G 7, z. B. D 5 u. C 4 folgen und wie sehen Sie dann in 2 Zügen matt? — Hrn. C. W. in Wiesbaden. Nro. 13 R. mit Ausnahme der Variante D. — Mad. Ada J. a St. Gilles und Hrn. E. v. St. in Bruchsal. Nro. 11 u. Nro. 13 R. — Hrn. R. K. in Geldern. In Ihrer Ausführung von Nro. 14 spielen Sie schließlich 3) D. F 1 — C 4 und glauben matt zu setzen. Der Bauer B 5 kann ja aber die Dame schlagen. — Hrn. L. G. in Köln. Nro. 11 falsch, weil auf 2) B 7 — B 8 D) Schwarz S. E 8 — C 7 zieht. Auch Lösung von Nro. 10 durch 1) D. H 3 — G 4 + nicht richtig.

Hrn. L. J. in Sveti a. Im Nro 8 scheitert 1) K. H 5 — G 4. u. A. an L. C 5 — E 3. — Hrn. J. B. in Hedewigenkoog. Nr. 13 R.

Hrn. ? in Friedland. Die Schachaufgaben müssen der starksten Vertheidigung gegenüber in der angegebenen Zügezahl gelöst werden können, sonst sind sie falsch. Wir empfehlen Ihnen das A-B-C-Buch des Schachspiels von J. Minkwitz Leipzig. Berliche Buchhandlung, welches über die angeregten Fragen genügende Auskunft ertheilt.

Briefmappe.

Hrn. Fr. H. in Danzig. Frommel und Müller, Deutsch-franz. Briefsteller, Stuttgart, Neff. Jede Buchhandlung legt Ihnen solche zur Auswahl vor.

Hrn. L. B. in St. P. Einige Stengel der Hundszunge (Cynoglossum) an die Orte gelegt, wo die Ratten hinkommen, soll ein zuverlässiges Mittel sein.

Abonn. in Harb. Die Literatur über Goethe's Faust finden Sie in Othmer's Vademecum des Literaturfreundes S. 156. Kreyßig, Vorlesungen über Goethe's Faust, Berlin 1865. Carriere, Goethe's Faust, Leipzig 1869. Düntzer, Goethe's Faust, Leipzig 1857.

Hrn. Heerm M. in Pr. B. sprach sich sehr rühmend darüber aus. Der Text der Königin von Saba von Mosenthal stammt aus dem Jahre 1868. Mosenthal selbst hat sich Bd. 32, Nro. 19 von „Ueber Land und Meer" weitläufig über sein Zusammenwirken mit Goldmark ausgesprochen.

Hrn. M. H. in Mühld. Naennicke, Handbuch der Aquarellmalerei, Stuttgart, Neff. 4 ℳ 50 ₰. Die Utensilien können Sie bei A. Martz in Stuttgart, Kanzleistraße, haben.

Hrn. A. S. in D. Wir kaufen die Bände nicht.

Hrn. P. in Tarn (Ausl.). Ungeeignet für uns.

Hrn. G. R. in R.-Orl. (Am.). Ein Urtheil über S. in unseren Blättern zu geben, eignet sich nicht. Auf „Gold und Blut" folgt der eben in der Romanbibliothek erscheinende Roman: „Schuld und Sühne". „Um Scepter und Kronen" erschien in England, von wo Sie denselben beziehen können. Wir dürfen über den letzten Punkt keine Mittheilung machen.

Abonn. in U. 1863. Ohne den Stein gesehen zu haben, läßt sich nicht urtheilen. Sie müssen ihn eben einem Steinkenner oder Mineralogen zeigen.

Leserklub in Amiens, ist sehr ungehalten über den Landsmann, der der Einkommens- und Successionssteuer entfliehen will, und meint, wenn man ein großes Einkommen habe, könne man auch die Steuer zahlen. Indeß führt der Klub doch zwei Staaten an, wo man keine Steuern zahle, die Türkei und Monaco.

Hrn. A. B. in Rhd. Das Patentbureau von Brandt & v. Nawrocki in Berlin wird Ihnen Auskunft geben können.

Hrn. P. J. B. in L. (Holl.). Nicht geeignet. Gothisches Wörterbuch von E. Schulze, Magdeb. 1844. Diefenbach, Vergl. Wörterbuch der gothischen Sprache, Frankfurt 1850. 2 Bde.

Hrn. J. J. H. in R. (Schweiz). Leider nicht zu verwenden.

Hrn. H. L. in H.-B. Der Einjähr.-Freiwillige, Leipzig, J. J. Weber. 2 ℳ 50 ₰.

Neuer Abb. in Bremen. Sie haben Recht.

Frl. Evchen von Schüchternheit in B. Maler Prof. Döpler in Berlin wird Ihnen mit Vergnügen Auskunft geben.

Hrn. Frz. H. in H. Umschauern — es ist schon nur einmal gereimt.

Hrn. A. G., Buchh. in Köln. Wir werden das R. bringen.

Hrn. Geh. Rath v. P. in A. Das Porträt des neuen Präsidenten der franz. Republik, Grévy, haben wir Bd. 39, Nro. 8 bereits gebracht.

Hrn. Frih Heinrich in Marienburg. Wir danken Ihnen für die Mittheilung, daß das s fast ſ sich auf allen Ihren hessischen Münzen finde. Die Sache bleibt immerhin etwas unerklärlich.

Hrn. R. v. O. B. Helle Beinkleider auf Bällen zu tragen, ist allerdings noch nicht gäng und gäbe. Inzwischen können Sie sich beruhigen. In der englischen Aristokratie hat man angefangen, bei Vermahlungen hellen Frack und helles Beinkleid zu tragen. Zuerst that dieß der Marquis of Lorne und jetzt soll es dort auch auf Bällen Mode werden, namentlich blauen Frack und graues Beinkleid, was sehr elegant aussieht. Vielleicht belehren sich Ihre Landsleute auch noch dazu.

Hrn. Theod. S. in St. Hrn. E. K. in M. Leider nicht verwendbar.

Hrn. Haus R. in J. Wollen Sie über Ihr Manuskript verfügen.

Hrn. Herm. M. in N. Heyse, Hannover. Hahn. Die Romanbibliothek können Sie in Halbjahrbänden beziehen. J. S. Bach starb am 28. Juli.

Alter Abonn. A. B. Es muß eben doch Feuchtigkeit hineingezogen sein. Das besorgt Ihnen jeder tüchtige Buchbinder. S. zu nennen ist uns nicht erlaubt.

Englishman. Journal pour tous, Paris. Illustrated Magazine, Stuttg., Hallberger.

Frisch, fromm, fröhlich, frei. Sie haben vergessen, uns mitzutheilen, in welcher Weise Sie die Z. berücksichtigt wünschen. Sie reinigen Elfenbein am besten, wenn Sie es mit Chlorwasser ansuchten und mehrere Tage den Sonnenstrahlen aussetzen.

Hrn. O. K. in St. Den Adm. bringt noch kein biogr. Lexikon; auch sonst konnten wir nichts finden.

C. Sch. in Kiel. Sie wünschen nachträglich noch in den Besitz des zu einem früheren Jahrgange unseres Journals gebotenen Prämienbildes. „Der deutsche Kaiser und seine Heerführer", nach dem Gemälde von F. Kaiser, in Photographiedruck von J. Albert in München, zu gelangen. Die Expedition von „Ueber Land und Meer" ist bereit, es Ihnen zum Prämienpreis von 2 ℳ 50 ₰ und 50 ₰ für Porto direkt per Post franko zu übersenden.

Hrn. Th. K. in Kobl. Jede Koblenzer Buchhandlung besorgt Ihnen mit Vergnügen und zum gleichen Preise den Roman von Grabowsky.

Hrn. Finanzbeamt. Urb. H. in Sz. Richtig. Den Verf. des Gedichtes konnten wir leider nicht eruiren.

Hrn. Wegem. G. in R. (Lothr.). Richtig.

Abonnent H. G. in Greiz. Ihre Anfrage ist zu heikler Natur, als daß sie öffentlich beantwortet werden könnte.

Wally in G. Eine symmetrische Figur ist ganz wohl möglich und wir haben zahlreiche Beispiele davon gegeben. Großer Vorrath.

Frau Marie K. in L. Was verstehen Sie unter Modersteck?

Frl. L. W. in Hamb. Kann mal gebracht werden.

Hrn. Fr. W. in Hamb. Das Anagramm ja, das andere Räthsel hatten wir nicht herausgebracht, da wir die Sylben anders abtheilen: sagen.

Hrn. G. in J. Chyla ist der 73. Planetoid. Die Ammergauer Passionsspiele fanden früher alle zehn, jetzt alle fünf Jahre statt.

August H. in Schwenfurt. Von der Wirksamkeit des Alpenkräutertrants in uns nichts bekannt, derselbe ist übrigens harmlos und nicht schädlich.

Mehrere Wißbegierige in Mohrungen mutben uns doch etwas viel zu, wenn sie glauben, daß wir wissen sollen, wie viel die Beleuchtung der Freiheitsstatue im Hafen von New-York jede Nacht kostet.

Hrn. S. F. Math. Diese Fragen gehören nicht vor unser Forum.

Hrn. E. F. in Lub. Wir werden darauf hinweisen, wenn wir sie praktisch finden. Das Buch ist aber nicht an uns gelangt.

Hrn. M. R. in M. R. Ihre manikalischen Fragen richten Sie besser an eine Musikzeitung. Durch die verschiedenen Strömungen der Luft. Die Ex. konnten wir nicht verwenden.

Hrn. Dr. W. in Strel. Für uns nicht wohl geeignet, aber der Gedanke ganz hübsch.

Frl H. P. in Dresden. 1) Der Genuß von Eiern macht durchaus nicht korpulent, indem solche wenig fettbildende Stoffe enthalten, im Gegentheil dienen die Forschungen derartiger Nahrungswerte einer bleichsüchtigen Dame von Nutzen sein. 2) Was Sie uns über das Bottger'sche Depilatorium schreiben, ist uns nicht unbekannt; das Mittel soll kein Haarvertilgungs-, sondern ein radikales Haarentfernungsmittel sein. Wie Sie schreiben, waren ja auch sofort nach dem Gebrauch die haarigen Stellen Ihres Gesichts wie glatt rasirt. Wenn das erwähnte chemische Mittel die Haarwurzeln mit zerstören würde, so könnte ja solches nicht als unschädlich bezeichnet werden, indem letztere durch Blutgefäße mit dem Organismus zusammenhangen. Ausdrücklich wird gerade deßhalb vom Erfinder und von verschiedenen Aerzten, das Mittel geprüft, solches empfohlen.

Frl. L. J. in Koburg. Richtig.

Hrn. P. S. in W. In Mannheim ist eine Loge. Sie sind aber im Irrthum, wenn Sie glauben, die Freimaurerei stehe im Gegensatz zum Christenthum und mit dem Eintritt treten Sie aus der christl. Gemeinschaft aus. Ein Mitglied muß Sie einführen.

Hrn. H. S. in H. Großer Vorrath.

Mitleser in Witten. „Schwind's Märchen von den sieben Raben" (6 Blätter in Lindeloppel, das l. J. als Prämiengabe zu „Ueber Land und Meer" zu haben war, will Ihnen die Verlagshandlung auf besondern Wunsch gerne noch für den Ausnahmepreis von ℳ 7. 50 ₰ liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt. —

Sohn eines Abonnenten in H. a. M. Es gibt durchaus kein Barterzeugungsmittel, wie wir schon oft eingehend auseinandergesetzt haben.

Hrn. Just. N. in Leipz. Der Photographiedruck ist in Silliman's Journal of Art and Science XIV. 1877 zu finden.

Deutscher Leser in L. (Russ. Polen). Mutter und Tochter in H. Richtig.

Bayr. Ist geschehen.

Hrn. Dr. F. K. in Tr. Wir haben bereits Artikel darüber gebracht, ein weiterer ist im Satz. Die Abbildung der Maschinen würde aber doch bei uns nicht am Platze sein.

Abonnent in Nagold. Rothe Muttermale bei Neugeborenen können nur auf operativem Wege beseitigt werden, wenn solches überhaupt möglich ist.

Aesculapia. Wohl gemeint, aber doch nicht für den Druck.

Hrn. J. L. in Hamb. Leider nicht geeignet.

A. H. T. H. Sch. Diese Aufgaben bieten nichts Neues. Wir verweisen Sie auf Ozanam, Récréations mathématiques, Paris 1878, wo genug solcher Dinge stehen. In der zweiten Aufgabe fehlt überdieß noch eine Lösung, nämlich: 145 . 145 = 100 . 100 + 105 . 105.

Hrn. Hauptl. H. in Rh. Vielleicht kann Ihnen Herr Dir. Kretzenberg in Iserlohn Auskunft geben.

E. K. in A. Unschädliche Zahnreinigungsmittel finden Sie in jeder Apotheke vorräthig; Lindenholzpulver, mit etwas Pfefferminzextrakt und Kreide vermischt, ist sehr empfehlenswerth.

Hrn. H. H., Redakt., z. Z. in Glog. Das Gedicht lag nicht bei.

Hrn. J. M—f. in Sar Fr. Wir haben bereits viel darüber gebracht, danken aber dafür und werden öfter Gelegenheit haben, an dieser Stelle Gebrauch davon zu machen.

Frl. Julie v. H. in M. Der Sardonyx, den Sie in Ihrem Ringe erhalten haben, sichert eheliche Treue.

Fr. E. H. in Lüb. Wir werden's überlegen. Das romant. und Rokokozeitalter als Entstehungs- und Blütezeit des R.

Hrn. C. R. in K. Harzer, Fabrikation des Siegellacks. Weimar, Voigt. 1 M.

Hrn. A. H. in Berl. Das ist ein Loch, aber ein geflicktes. Könnte doch jedes wie dieses einem wohlthätigen Zwecke dienen!

—l—h. Kassel. Ja, die Münchener Intendanz setzte einen Preis aus.

Neue Abonnentin A. in G. Richtig

Erster Versuch. Ganz gut, doch erwünschter innerhalb der üblichen Grenzen.

F. L. G. in München. 1. Um im Leben die richtigen Lebensanschauungen und ein richtiges Urtheil zu erlangen, muß man persönliche Erfahrungen sammeln; Lehrbücher zur Kenntnißnahme richtiger Lebensmaximen haben durchaus keinen Zweck. 2. Schleimausfluß allein gibt noch keine Berechtigung, ein liederes Lungenleiden anzunehmen, solches kann nur durch genaue persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes konstatirt werden.

F. B. Der R. lag nicht bei.

Natalie in der Haide. Fast zu groß für das einfache Sujet, indeß ganz hübsch. Zu dem Bilde wäre es willkommen gewesen.

Eine junge Kraft. Des Landes Sitte muß man sich fügen und diese altmodische Galanterie bekommt unserer Jugend ganz gut. — Unter der Anleitung von Hoefer's Literaturgeschichte für Frauen sollten Sie bald das Richtige finden.

Hrn. F. v. S. in Wien. A. F. v. O. in C. Nicht geeignet.

Hrn. H. J. und A. E. in St. P. Von dort uns eingesandt.

Treue Abonnentin in Pest. Das Annoncenbureau von Mosse in Königsberg wird Ihnen die richtigen Wege zeigen.

Hrn. J. v. P. in Sz. Richtig.

Hrn. K. in N. Die erste Frage sollten Sie an eine Musikzeitung richten. Signale für die musikalische Welt (Leipzig, Senff). — Ein halbes Jahr.

Hrn. G. B. in Landshut. Heyse, Fremdwörterbuch. 7 M. 80 ₰.

Gutyas. — Geschmortes Ochsenfleisch.

E. S. 30. Berlin. Derartige Adressen machen wir nicht bekannt. Wenden Sie sich unter verschlossenem Couvert direkt an den „ärztlichen Berather" der Redaktion.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

HALLBERGER'S

ILLUSTRATED MAGAZINE

FOUNDED BY F. FREILIGRATH. CONDUCTED BY MISS HOWARD.

Attention is invited to the fact that this admirable and continuously successful excerpt-Magazine, the *only English Magazine* published on the Continent, presents choice and fresh selections from the best English and American periodicals, and is an agreeable compendium of current literature. It is specially recommended to German families as an indispensable Home Magazine, and also to tourists desiring entertainment and relaxation.

Subscriptions are received by **all Booksellers** and **Post Offices.**

On application No. 1 of the year 1879 will be sent to any person for inspection by any respectable Bookseller.

Upon receipt of fifty Pfennigs in postage stamps, the publisher is prepared to forward the first number for '79 as sample-copy, free to any address.

PUBLISHED SEMI-MONTHLY. PRICE 50 PFENNIGS.

STUTTGART, EDUARD HALLBERGER.

Bekanntmachungen aller Art.

Villa-Verkauf.

In geschütztester, warmster Lage **Meraus** ist eine **Villa** mit Nebengebäude, Garten und Weinacker (2700 □-Klafter) zu verkaufen. Nähere Auskunft ertheilt: Herr **Dr. Bumharter** in **Meran**, Tyrol. 742

Damen

mit ausgebreiteter Bekanntschaft, den besseren Ständen angehörend, welche geneigt sind, sich um den Verkauf der Erzeugnisse einer ersten **Bielefelder Leinen-, Tischzeug- u. Wäsche-fabrik** gegen eine entsprechende lohnende Provision zu bemühen, belieben ihre Offerten — womöglich mit Referenzen — an die Expedition dieser Zeitung unter Chiffre **H. 512** zu richten. Erfolg bei einiger Thätigkeit garantirt! 728

Künstliche Brillanten,

prachtvolle Steine in echt **Gold**, Ringe zu 6 bis 15 M., Ohrringe 10—15 M. empfiehlt **Schröter**, Goldarbeiter, **Dresden**, Jakobsstraße 16. — Illustr. Preiscourant franko.

Porträts in Oel 748

nach jed. Photographie, Aehnlichkeit garantirt, künstlerisch fein, lebensgr. Brustbild, 35 M. **E. Fath**, akad. Maler, Bad **Wildungen** bei Kassel.

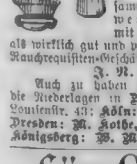
Die Meerschaum- u. Elfenbeinw.-Fabrik von **C. W. Müller**, Hofl., **Berlin**, Alexanderstr. 40, versl. nur geg. Einl. v. 50 Pf. in Marken alles Länder das große Musteralbum über **Cigarrenspitzen, Stöcke, Pfeifen** ꝛc. franko nach allen Himmelsgegenden der Welt. 615

Für Blumenfreunde u. Gärtner.

Begonia grandiflora, neueste, größtblumige Begonien in brillanten Farben, äußerst lange und reich blühend, viele Jahre ausdauernd; Kultur leicht, ebenso im Zimmer wie für Gruppen und Teppichbeete im Garten: 1) **Kaiserin Elisabeth**, tiefdunkelkirschrothe; 2) **Erzherzogin Gisela**, dunkelrothe; 3) **Gräfin Bellegarde**, hellkarminpurpur; 4) **Gloire de Silesie**, leuchtend pfirsichfarben; 5) **Graf Julius Andrassy**, hellpurpurroth; 6) **Frau Zinka Bahlen**, apfelblüthen; 7) **Comtesse Wimpfen**, flammendscharlach; 8) **Souvenir de Prague**, leuchtend dunkelscharlach; 9) **Prodeli Viktoria** (Prachtelblumig). Samen jeder Sorte a Prise 50 ₰, alle 9 Sorten a 1 Port. für 4 M.; blühbare Knollen jeder Sorte à Stck. 2, 3, 4 M., nach Stärke, alle 9 Sorten zusammen 16, 24, 30 M. Kulturanleitung gratis. 740

Ernst Bahlsen,
Samen- u. Pflanzenhandlung in **Prag.**

Die neueste Patent-Tabakpfeife



(Füllofen-System), wo der Tabak von unten nach oben verbrennt, während des Rauchens stets Tabak nachgefüllt werden kann, äußerst trocken raucht, gut abzieht und gar nicht komplizirt ist, aus feinem Porzellan mit Neusilber-Beschläge sammt echtem Weichselrohr, weiß 2 M., fein vergoldet mit Gemälde 3 M., empfiehlt als wirklich gut und praktisch das altrenommirte Rauchrequisiten-Geschäft des 757

J. N. Menhard in **Wien.**

Auch zu haben und zu beziehen durch die Niederlagen in **Berlin: Ph. Sittogen**, Louisenstr. 47; **Köln: Marquardt & Siedeltz**; **Dresden: M. Kothe**, an der Frauenkirche 17; **Königsberg: W. Meyer**, vorm. Borstadt 30.

Für 9 Mark

14 Berl. Ell. schönen dunkeln **Kleiderstoff** und 1 woll. **Damen-Umschlagetuch**, solide, 1 eleg. woll. große **Kopftuch**, 3 weiße **Damentaschentücher**, rein Leinen, 1 P. **Winterhandschuhe** mit Futter. Alles zusammen gegen Postnachnahme von 9 M. die Weberei von **J. Oppenheim** in **Berlin**, Sebastianstraße 66. 761

R. Maschke's Kanarienvögel

(St. Andreasberg im Harz)

s. i. J. be. seinen unübertroffenen Einrichtungen das ganze Jahr durch von vorzüglichem Gesange. 632

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig** erscheint gegenwärtig in Lieferungen:

Höhen und Tiefen.

Sozialer Roman

von

Gregor Samarow.

Preis pro Lieferung 60 Pf.

Gregor Samarow läßt hier auf seinen berühmten, die Geschichtsepoche von 1866 bis 1871 behandelnden Roman-Cyklus **„Am Szepter und Kronen"** einen neuen Roman-Cyklus folgen, der an Interesse den ersteren wo möglich noch überragt.

Die **soziale Frage**, welche ja gegenwärtig alle Welt beschäftigt, ist das Thema, welches er in **„Höhen und Tiefen"** mit vollendeter Meisterschaft und reichster Detailkenntniß behandelt. Er schildert in diesem hochinteressanten Roman die hervorragenden Führer aller Einfluß habenden Parteien, wie deren Gebahren, mit photographischer Treue und Naturwahrheit und gewährt dem Leser überraschende Einblicke in das Treiben aller Gesellschaftsklassen.

Der Leser wird aus diesem Roman reiche Belehrung in der unterhaltendsten Form schöpfen und den ergreifenden Schilderungen des berühmten Verfassers vom Anfang bis zum Schluß mit dem lebhaftesten Interesse folgen.

Von diesem großen sozialen Roman mit seinen drei Unterabtheilungen: Verschollen — Gold und Blut — Sühne und Segen — erscheint alle vierzehn Tage eine Lieferung von je circa 4 Bogen zum Preise von nur 60 Pf.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie jeder mit einer solchen in Verbindung stehende Bücheragent entgegen.

Die erste Lieferung ist in allen Buchhandlungen vorräthig und wird von denselben auf Verlangen gern zur Einsicht in's Haus gesandt.

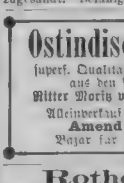
Deutsche Seemanns-Schule auf Steinwärder bei Hamburg.

Theoretisch-praktische Vorbereitung und Unterbringung seelustiger Knaben für Handels-, eventuell Kriegsmarine. Prospekte etc. bei der 785
Direktion der Deutschen Seemannsschule in Hamburg.

Gummiwaaren-Fabrik (chirurg. Branche)

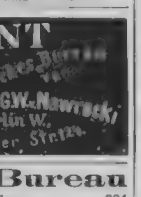
H. Mielck, Hamburg.

Spezialpreiscouranten gratis. — Zollfreier Versandt. 726



O. A. Müller, Maschinenfabrik,

Berlin. Oranienstraße 35, empfiehlt **Bringmaschinen** zum Hand- und Dampfbetrieb. **Wasch- und Stärkemaschinen**, eigenes Patent. **Mulden** f. Gewurg, Semmel, Farbe, Chemikalien ꝛc. **Saftpressen** jeder Größe. **Falzenbrechmaschinen** f. Portemonn. u. Cigarrentasch. **Reißwolfe** für Sattler, Tapezierer, Spinnereien ꝛc. **Fleischhackmaschinen** zu 6 bis 40 Mark. 481 **Wurststopfmaschinen** zu 10 bis 240 Mark. **Buttermaschinen** zu 2 bis 150 Liter Sahne.



Schule für Zucker-Industrie

zu Braunschweig. 770

Programm, Studienplan und Honorarbedingungen werden auf Verlangen frei und gratis zugesandt. Befähigten Schülern wird nach Beendigung des Kursus Stellung vermittelt.

Ostindischer Thee,

superf. Qualität, ¼ Kilo M. 4. — aus den Plantagen von **Ritter Moritz von Manner, Assam.**
Alleinverkauf für Deutschland bei **Amend & Schulze,** 490
Bazar für Herren, **Leipzig.**

Rothe Nasen

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske** in **Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

PATENT

& technisches Bureau
J. Brandt & G. W. Nawrocki
Berlin W.
Leipziger Straße

Patent-Bureau

F. C. Glaser, 384
Berlin SW., Lindenstrasse 92.

Malmwieck's Back- und Bratpfannen.

Patentirt in Deutschland, Oesterreich, Frankreich u. Belgien. Vorzüglicher Braten **ohne Schmalz und Butter. — Große Ersparniß an Geld und Zeit.** Prospekte und Preislisten gratis bei **Gutbrod & Co.** in **Stuttgart.** 643

Als die zarteste u. mildeste aller Seifen, welche die Haut geschmeidig und weiss macht, empfehle:

Lohse's Lilienmilch-Seife,

wegen ihrer Reinheit u. Feinheit alle Seifen übertreffend. 662

GUSTAV LOHSE, Parfumeur, Hoflieferant J. Maj. der Kaiserin, Berlin W., Jägerstrasse 46. 45.

Zu haben bei allen renommirten Parfumeurs, Coiffeurs u. Apothekern.

Porträts
bis zu Lebensgrösse (phot. vergr.) in Tusch, Bleistift oder Kreidemanier ausgeführt, in Aquarell od. in Oel gemalt, fertigt nach jeder eingesandten Photographie, unt. Garantie gr. Aehnlichkeit, von 10—500 M. Ausführl. Verzeichn. mit ehrenv. Anerkgeschr. gratis u. franko nach In- und Ausland.
Artist. Institut von
C. Hommel
in Halberstadt.

Viel schöner

wird die Farbe und viel feiner der Geschmack des Kaffeegetränkes, wenn bei der Bereitung desselben dem Bohnenkaffee eine Kleinigkeit **Otto E. Weber's Feigenkaffee*)** zugesetzt wird.

*) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar", „Ueber Land und Meer" u. s. w. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis a Pfund 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zusendung franko. — Zu haben in der Fabrik von Otto E. Weber in Berlin SW., Jacobstraße 15. 313

Kalkmann's Cigarren-Fabrik

Bremen. 282

Cigarren im Preise von 40 bis 400 R.-Mark. Preis-Courante auf Verlangen gratis u. franko.

Cotillon-Fabrik von Gegenständen:

Touren, Orden, Mützen, Attrapen etc.
Gelbke & Benedictus, Dresden.
Preiscourante gratis und franko. 555

Echte Briefmarken

aller Länder billigst. Preisliste für Sammler gratis und franko 435
F. Edmund Jensen,
Grönnegade 37, **Copenhagen K.**

Bücher-Ankauf.

Gr. u. kl. Privatbibliotheken wie einz. gute Werke kauft zu hohen Preisen 762
L. Hogan Sohn, Hamburg.

Für Alterthumssammler.

Eine schöne, gut erhaltene **Aussatzkommode** mit eingelegten Jagdfiguren, aus dem vorigen Jahrhundert stammend, steht zu verkaufen. Anfragen sind an **C. L. Kling,** Buchhändler in **Tuttlingen,** zu richten. 737

Mineralwasser-Apparate

Eugen Gressler, Halle a./S.

Mistbeet-Fenster

aus Schmiedeeisen,
verzinkt, nie rostend, liefert billigst in allen Dimensionen 602
Jakob Hilgers, Rheinbrohl.

Ed. Löwe, Maschinenbauer,

Hamburg, Kurzestraße 25,
verfertigt und hält auf Lager **Kettelstern-reinigungs-Maschinen, Monogramm- Stempelpressen** für Wäsche, **Holzbearbeitungs-Maschinen** etc. etc. 681

Illu- Die 110. strirt

Auflage von „Dr. Airy's Naturheilmethode" kann allen Kranken mit Recht als ein vortreffliches populär-medicinisches Buch empfohlen werden. Preis 1 Mark = 70 Kr. zu beziehen durch alle Buchhandl. Leipzig, Richter's Verlags-Anstalt.
„Auszug" gratis und franco.

Alwin Zschiesche, Leipzig,

versendet Preiscourante für Kunstgärtnerei über feinste buntbl. u. schönbl. Gruppenpflanzen ꝛc. gratis. 765

Ehegatten

erhalten wichtige Rathschläge durch **Dr. Hampe's Schrift** „Rathgeber in Kindergesundheiten". Preis 1½ Mark. Das Nähere ersichtlich prat. und franko durch Prospekt.
668 **C. Gottfried's Verl., Leipzig.**

Als höchst dankbare

Festgeschenke

für gebildete junge Damen können wir bestens empfehlen die anerkannt ausgezeichneten Gedichtsammlungen:

Deutscher Dichterwald.

Lyrische Anthologie von
Georg Scherer.
Siebente Auflage.
Mit vielen Porträts und Illustrationen.

Album lyrique

de la France moderne
par
Eugène Borel.
Cinquième édition.
Avec 12 vignettes sur bois.
Revue et augmentée par *A. Peschier.*

The Rose, Thistle and Shamrock.

A book of English poetry, chiefly modern.
Selected and arranged by
Ferdinand Freiligrath.
Fifth edition. With illustrations.

Antologia

dei moderni poeti italiani
di
Paolo Heyse.

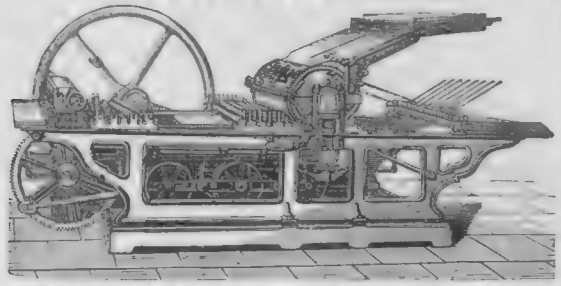
Der Preis einer jeden Sammlung in reichem, geschmackvollem Einband beträgt **nur M. 7. —**
In jeder Buchhandlung zu haben.
Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Heilanstalt für Nerven- u. Rückenmarks-Kranke zu Bendorf a. Rhein.
Elegant eingerichtete Villa mit großem Parke. Alle Bäder, Elektrotherapie. Auch im Winter geöffnet. 486
Bendorf, Station der rechtsrhein. Bahn. **Dr. Erlenmeyer.**

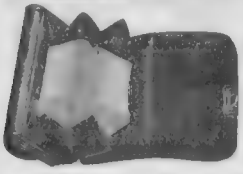
Technicum Mittweida. (Sachsen.) — Höhere Fachschule für **Maschinen-Ingenieure** und **Werkmeister.** Vorunterricht frei. Aufnahme: Mitte April u. Oktober. 584

Dampf-Strassenwalzen
liefert
G. Kuhn,
Maschinen- & Kesselfabrik,
Stuttgart. 455

Lithographische Schnellpressen.



Mit den neuesten Apparaten und allen praktischen Verbesserungen versehene **lithographische Schnellpressen** für feinsten Farbendruck, unter Garantie der vorzüglichsten Leistungen und solider Konstruktion, mit Einrichtung für mehrmaliges Einwalzen, mit und ohne selbstthätigen Bogenausleger, für Hand- oder Dampfbetrieb 2c. 2c., in 4 verschiedenen Druckformaten: 46 × 58 Ctm., 65 × 85 Ctm., 78 × 110 Ctm. und das Riesenformat 90 × 120 Ctm., eine bis jetzt von der Fabrik allein gelieferte Größe, welche sich in Lithographie und Zinkdruck gleich gut bewährt hat.
Diese Schnellpressen sind in den bedeutendsten Druckereien des In- und Auslandes eingeführt. Dieselben werden in guter sachgemäßer Verpackung nach allen Ländern exportirt.
Schmiers, Werner & Stein,
745 Schnellpressen-Fabrik in **Leipzig.**



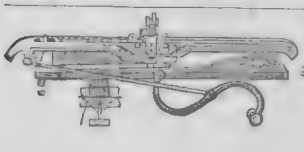
Kirschbaum's
patentirtes
Portemonnaie.
Siehe „Illustr. Zeitung" Nro. 1851 vom 21. Dezember 1878. 719

Dieß Portemonnaie bildet beim Oeffnen eine **einzige große Tasche,** wodurch eine schnelle Uebersicht über eine Menge Geldinhalt ermöglicht wird, außerdem ist dasselbe mit **höchst praktischem Separatverschluß** für **Gold** und **Papiergeld** versehen und **äußerst solid** gearbeitet. Preis 5 ℳ gegen Nachnahme oder baarer Einsendung. Wiederverkäufer entsprechenden Rabatt.
Wilhelm Kirschbaum, Leipzig, Neumarkt.

Die Champagner-Weine
der Firma
Max Sutaine & Cie., Reims,
succrs. Vve. Morelle & Cie.,
Maison fondée en 1823. 679
werden hiermit bestens empfohlen.
Köln. **Julius Cohn-Emanuel,** Generalagent.

EAU DES FÉES
Unvergleichlich für die Wiederherstellung der Farbe des KOPF- und BARTHAARES
MEDAILLEN AUF ALLEN AUSSTELLUNGEN. — VERDIENSTMEDAILLE WIEN 1873. 172
SARAH FELIX
PARIS, 43, rue Richer, 43, PARIS

Parfümerie „LA VIOLETTE"
SCHLIMPERT & Co.
LEIPZIG
Feinste und stärkste Extraits in allen Blumen-Gerüchen und Compositionen. Spezialität: Veilchenblüthen-, Ylang-Ylang-, Opoponax-Essenz, Rheingold-, Lebensfrin- und Traubenkern-Bouquet.
Superfeine Nizzaer Blumenpommaden, Blumenöle und Blumencosmetiques in Näpfchen, Rose, Reseda, Orangenblüthe 2c. 2c.
Lotion und Pommade antipelliculaire, beste Mittel gegen Kopfschuppen.
Eau de Quinine, Chinin-Wasser mit Glycerin zur Reinigung der Kopfhaut und Verschönerung des Haarwuchses.
Toiletten-Wasser u. Toiletten-Essig zum Gebrauche beim Waschen u. zu Bädern.
Feinsten Reispuder und Veilchenpuder zur Verschönerung des Teints.
Brillantine und Diamantine, der Haarbürste Glanz und Geschmeidigkeit zu geben.
Zahnpasta, Odontine und Mundwasser, Salicylsäure-Zahnmittel.
Toilette-Fettseifen von feinsten Blumenessenzen, vollkommen rein und mild. Specialität: Rosen-, Veilchenseifen, Savon d'eau de Cologne.
Transparente Glycerinseifen, sehr mild und zweckmäßig, sollten, so wie ihre übrigen Fabrikate, einer gütigen Beachtung empfohlen.
Vorräthig bei den meisten Coiffeurs u. Parfümeriehändlern.



Laue's Strickmaschinen,
für den Erwerb sehr empfehlenswerth, mit verstellbarem Stahlnadelfelt für **Familie** und **Industrie,** Strümpfe ohne Naht und allerhand Phantasie-Artikel liefernd, empfiehlt
Dresdener Strickmaschinen-Fabrik Laue & Timaeus,
Dresden-Löbtau. 682

Die Rassenhunde-Züchterei und Dressuranstalt Köstritz (Reuss)
empf. u. versendet in alle Welttheile in unerreichbar edelster u. größter Zucht unter Garantie für Rasse und Treuepunkt
St. Bernhard-Berghunde, Neufundld., amerik. Bluthunde, Königin Bothwild-Viktoria-Hunde, bayer. Zang- u. Hatzhunde Bis 1 Mt. hoch à 100 ℳ schwer. **Hergl. Eskimo- u. ungar. Wolfshunde. Sämmtliche Jagd- u. Sporthunde, Bracken, Teckel u. Vorstehhunde, spanische u. deutsche Pudel, ostfriesl. Spitzer, schwarze Spitzer, engl. Möpse, Seidenhündchen, Affen- u. kleinste Salonhündchen.**
Die Hunde werden auf m. Hauptfutterstationen von m. Hundemeister besorgt, ihrer Dresser auf Wunsch vorgeführt und können **über 6000 St. Referenzen und Dankschreiben höchster Herrschaften** im Original vorgelegt werden. Die meisten Hunde haben sich durch ihre **Größe, Rasse, Zeinheit u. Eleganz** einen **Weltruf** erworben und stehen als einzig und unübertroffen da, weßhalb auch feine Kenner und zoologische Gärten ihr Zuchtmaterial nur von Köstritz beziehen. Die Köstritzer Zuchtung ist, außer auf vielen früheren Ausstellungen, kürzlich wieder in Charleroi (Belgien) mit dem höchsten **Ehrenpreis und der goldenen Medaille,** bei vieler Konkurrenz, dekorirt worden.
1000 Mk. Gratifikation,
wer die gleichen Exemplare vorführen kann.
In m. Privatzwinger in Köstritz werden fortwährend, außer den dem Verkauf ausgestellten Thieren, Prima-Originalrüden zu Deckzwecken unterhalten deren Benutzung Interessenten gegen Honorar hiermit bestens empfehle. An Herren, welche sich mit rationeller Zucht beschäftigen wollen, werden Rassehundinnen lt. Order gratis verabfolgt.
Illustr. Katalog versende gratis, mit Photogr. 1 ℳ, lithogr. Abbildung 1 ℳ.
Bei Bezug **vermeide man gewisse Zwischenhändler** und wende sich direkt an die
Rassenhunde-Züchterei und Dressuranstalt Köstritz (Reuß). 738

Von meinen brillanten, riesig grossen, z. Th. prämiirten dänischen
Doggen
habe ich junge u. ältere Thiere billig abzugeben. u. A. 1 isabellfarb. Hund, 2 Jahre alt, 83 Ctm. schulterhoch. Prachtexemplar. Photographie gegen Einsendung von 1 M. franko.
R. Maschke, St. Andreasberg.

Mineralwasser-Maschinen, 620
patentirte u. andere hochfein arbeit. vorräthig.
Champagner-Apparate
neuer Methode, liefernd binnen Stunden goldklaren, reichmoussirenden feinen Champagner.
Halle a. d. S. Apotheker **Eduard Gressler,** in Preussen. Firma: **J. Gressler, Eremitage.**

Gicht und Rheumatismus,
deren Lähmungen 2c. 2c.

Herrn **G. Fathemann** in **Barmen.**
Hierdurch meinen besten Dank für die Hülfe, die mir durch Ihre Medikamente zu Theil geworden denn Sie haben mich ganz lich von meinem Leiden befreit. Ich hätte Ihnen schon eher meinen Dank ausgesprochen, aber ich habe mich noch immer bemüht, Ihnen Kranke zuzuschicken. 442
Achtungsvoll
Johann Frank,
wohnhaft am Nolonie Weidhausen bei Meiningen 21.

Beste und billigste Obstconserven.

Muster von 8 Sorten 7 M. franko.
Preisliste und Prospekte gratis! 735

Gesichtshaare
zu entfernen, neuestes Präparat, gefahrlos und ganz unschädlich, greift bloß die Haare an und reizt nicht die zarteste Haut. 2 Mark in Briefmarken einsenden, erfolgt Franko-Zusendung, auch postlagernd. 593
Römhild in Thüringen.
J. Rottmanner, Apotheker.

Hoch elegante Widmungsgaben für Damen.
Reich illustrirt von E. Döpler d. J., J. Juerss, R. Köhling u. A.
Ehestands-Brevier für Verlobte und Neuvermählte.
Von **Heinr. Berndt.** Eleg. gebunden ℳ 6; mit Goldschnitt ℳ 7. 50.
Brevier der guten Gesellschaft; Uebung des guten Tones.
Von **F. von Hohenhausen.** Eleg. gebunden ℳ 6, m. Goldschn. ℳ 7. 50.
Konversations-Brevier. Die Kunst der gesellschaftlichen Unterhaltung.
Von **Jeanne Marie v. Hayette-Georgens.** Eleg. geb. ℳ 6; m. Goldschnitt ℳ 7. 50.
Weltliteratur-Brevier. Die Schriftschätze der hervorragendsten Völker.
Von **Dr. A. Schwarz.** Eleg. geb. ℳ 6; mit Goldschnitt ℳ 7½.
750
Zu gleichem Preis und in gleich hervorragender Ausstattung erschienen:
Frauen-Brevier (Kindererziehung). — **Haushalt-Brevier** (Haus- u. Kuchen-Brevier). — **Kunst-Brevier.** — **Toiletten-Brevier.**
Verlag von OTTO SPAMER in LEIPZIG. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dr. Retau's 547
Selbstbewahrung
(Mit 27 Abbild. Preis 3 Mark) erschien bereits in **76. Auflage.** Allen Denen, welche sich im **Nervensystem geschwächt fühlen und an schweren körperlichen Zerrüttungen** leiden kann dieses Werk nur dringend empfohlen werden. Zu beziehen in derselbe durch jede Buchhandlung, auch von G. Pönicke's Sortimentsbuchhandlung in Leipzig. Bisheriger Absatz **280,000 Exemplare.**

Praktisch für Jedermann.

G. Linck's
patentirter 734
Serviettenhalter,
äußerst praktisch für Damen und Herren, sind vorräthig à 1 Mark zu beziehen von
G. Linck, Graveur in **Stuttgart.**

=Forderungen=
erwirkt oder übernimmt zur Einziehung gegen mäßige, **nur bei Erfolg** zu zahlende Provision das 639
Incasso-Comptoir Berlin C.,
Alexanderstr. 7. Gefl. Anfragen oder Anfragen werd. prompt beantwortet. — Beste Referenzen.

Das berühmte Original-Meisterwerk über
Haarkrankheiten und Haarpflege
ist soeben in neuester 84. Aufl. unter dem Titel
„Der Haarschwund"
erschienen und kann dasselbe Jedermann gratis-franko gegen Retourmarke nach allen Ländern der Welt bezogen vom Verfasser 559
Edm. Bühligen, Leipzig, Leibnizstraße 10a.

Patentirte amerikanische
Hosenträger,
äußerst solid und praktisch, mit **vorzüglicher Elastizität ohne Gummi,** von **Bridgeport** importirte empf. à Paar von **M. 3. 50** an bis **5. 50 Pf.** Versandt an Jedermann gegen vorherige Einsendung der Kasse oder gegen Nachnahme. Wiederverkäufer Rabatt.
Hugo Haubold, Hamburg,
Neuerwall 61. 736
amerik. pat. Papierwäsche-Etablissement. Agentur- und Kommissionsgeschäft.
Gute Vertretungen werden noch gesucht.

SCHUTZMARKE
Fahnen,
gestickt, für alle Arten von Vereinen, sowie Ausstattungen für christliche und israelitische Bräuche liefert 702
J. A. Bietel in **Leipzig,** Hoflieferant.

An unsere geehrten Abonnenten.

Auf zahlreiche Anfragen zur Nachricht, daß, soweit der allerdings nur noch kleine Vorrath reicht, auch jetzt, nach Weihnachten, noch der

Jahrgang 1874
der
Deutschen Romanbibliothek
zu **„Ueber Land und Meer"**
an Abonnenten des laufenden Jahrgangs geliefert wird
statt zu dem bisherigen Preise von 6 Mark
zum ermäßigten Preise
von nur
3 Mark
und zwar in **neuen, tadellosen,** in **zwei Bänden** elegant broschirten Exemplaren.

Der Jahrgang 1874 der „Deutschen Romanbibliothek" umfaßt in **gleichem Format** wie der neueste Jahrgang zwei stattliche Bände von zusammen **155** Bogen oder **1040** Quartseiten und enthält nachstehende Romane:

Des Herzens Golgatha von . . **Hans Wachenhusen.**
Der Stadtengel von . . . . . **Julius Grosse.**
Nirwana von . . . . . **Wilhelm Jensen.**
Der graue Freund von . . . . **Hans Hopfen.**
Eingeschneit von . . . . . **Ernst Eckstein.**
Das Haus der Brentano von **Müller von Königswinter.**
Sibylle von . . . . . **Karl Adelbert.**
Kleine Kreise von . . . . . **Johannes van Dewall.**

Außerdem ein reiches Feuilleton: Aus der neuen deutschen Lyrik, Internationale Lesefrüchte und Mosaik.

Ein **einziger** der obigen **Romane** kostet **apart weit mehr,** als hier **zusammen acht Romane erster deutscher Schriftsteller.**

Der Jahrgang kann auf Wunsch auch gleich **fein gebunden** in zwei Bänden, Original-Einband in ganz Leinwand mit **reichem Gold-** und **Schwarzdruck,** bezogen werden und kostet dann **7 Mark.**

Die Einbände sind sämmtlich in **rehbrauner** Farbe.

In diesem sehr geschmackvollen Einband eignet sich die Romanbibliothek vorzüglich zu Geschenken. —

Bestellungen auf diesen Jahrgang zum ermäßigten Preis nehmen **alle Buchhandlungen, Journal-Expeditionen** und **Buchbinder** an. **Am besten ist es, wenn man sich zur Besorgung derselben Gelegenheit bedient, durch welche man den neuesten Jahrgang bezieht.** Nur die **Postämter** effektuiren **keine** Bestellungen auf diesen älteren Jahrgang.

Postabonnenten wollen sich daher an die **nächstgelegene** Buchhandlung wenden, oder wo keine bekannt, den entsprechenden Betrag der **unterzeichneten Verlagshandlung** direkt franko einsenden, worauf diese die prompte Zustellung vermitteln wird.

Stuttgart.

Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Über Land und Meer.

№ 21.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1878—1879.
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag

Inhalts-Uebersicht.

Text: An der Grenze, Erzählung von Moritz von Reichenbach Fortsetzung. — Bauten aus dem neuen Pest, von A. S. — Der Herzog von Cumberland und seine Gemahlin. — Kastell Toblino, von Gunther von Freiberg. — Notizblatter. — Der neueste Kauk. — Eine judaistische Nekropolis, von Woldemar Kaden. — Um ein Herz, Novelle von G. Falk. Fortsetzung. — Die Memoiren eines Nemgefallenen, nebst Nachtrag, von Archibald Walther von Kalau, mit Bildern von C. Reclam. Schluß. — Pariser Klubleben, von Leopold Hamburger. — Die Ablieferung der Steuern in Bosnien. — Die orientalische Post. — Für das Album von Wilhelm Gmmer — Schach — Charadenräthsel. — Novellenpreis Nro. 6. — Bilderräthsel 21. — Auflösung des Bilderräthsels 20. — Auflösung der Räthsels in Nro 20. — Preisräthsel.

Illustrationen: Ernst August, Herzog von Cumberland, und seine Gemahlin. — Bauten aus dem neuen Pest, von A. Kronstein. — Der Handel Kauf, Gemälde von S. Lucas. — Die Ablieferung der Steuern in Bosnien, nach einer Skizze von F. v. Persoglia. — Alterthümer bei Gaeeedo, unserm Rom. — Bilder zu Die Memoiren eines Nemgefallenen, von C. Reclam. — Ich die eine Seite will mir Genes malen, um zu die andere will mir Genes bildhauen. Lassen Sie mir aber Herr Müller, Det ist Freundschaft, reines Wasser, Farbe wohl, schlechte Welt, Geld allein macht nicht glücklich.

An der Grenze.

Erzählung

von

Moritz von Reichenbach.

(Fortsetzung.)

II.

Gespenstergeschichten.

Lieutenant Lichtenfeld hatte, ohne von Geistern irgendwelcher Art beunruhigt zu werden, vortrefflich geschlafen, hatte seine dienstlichen Obliegenheiten besorgt und kehrte nun, nachdem er die Quartiere seiner Leute inspizirt hatte, nach dem Schloß zurück. Da draußen im Dorf hatte er freilich Manches gefunden, was seinen Vorstellungen von oberschlesisch-polnischer Wirthschaft entsprach, aber seine Leute schienen zufrieden und auf freundschaftlichem Fuß mit den zwei- und vierbeinigen Bewohnern der Hütten zu stehen. Viele darunter waren ja geborene Oberschlesier und die Anderen fanden sich eben mit Schweinen, Hühnern, Enten und Kindern, welche überall im freundschaftlichsten Durcheinander lebten, so gut zurecht, als sie konnten.

Nach dem Schloß zurückkehrend, fiel ihm die sonderbare Bauart desselben heut, beim hellen Tageslicht gesehen, noch mehr auf als am gestrigen Abend. Es lag auf einer Anhöhe über dem Dorfe und bestand aus einem langen Mittelgebäude, dessen größter Theil durch das Treppenhaus eingenommen und dessen Dach von einem Thurm überragt wurde, und zwei mächtigen Seitenflügeln von verschiedenem Styl. Der eine, von Herrn Werkhart bewohnte, zeigte ein Gemisch von Zopfstyl und Renaissance, der andere, durch seine halb zugemauerten Fenster als Schüttboden kenntlich, schien aus dem ältesten Theil des ganzen Gebäudes zu bestehen. Es war ein viereckiger Kastenbau, von mächtigem, spitzem Dach überragt, ohne Keller, wie es schien, und mit auffallend kleinen, trotz des ausfüllenden neueren Mauerwerks noch deutlich sichtbaren Fensterumrahmungen. Eine offenbar neu durchgebrochene, gewöhnliche Eingangsthür schien zu wirthschaftlichen Zwecken benützt zu werden, während der alte Haupteingang seitwärts lag und halb verfallen, halb mit Brettern versetzt war. Ueber diesem Eingang wölbte sich der erste Bogen eines langen, überdachten, nach der Vorderseite hin offenen Säulenganges, welcher dieses Gebäude mit der ungefähr hundert Schritte davon entfernten Kirche verband.

„Man könnte sich allerdings keine passendere Theaterdekoration zu einer Gespenstergeschichte denken, als diesen Säulengang," dachte Lichtenfeld, sich an die wunderlichen Szenen des gestrigen Abends erinnernd. Heut früh, als die Morgensonne so hell in sein Zimmer schien und ein guter Schlaf den eigenthümlichen Eindruck, den ihm Frau Kamilla gemacht, etwas verwischt hatte, da dachte er, daß sie doch wohl eine hypernervöse Natur und ihre Schwester ein neckischer Kobold sei, der die Gespenstergeschichte muthwillig erdacht habe. Jetzt aber beschloß er doch, Herrn Werkhart noch einmal auf das Abenteuer von gestern zu bringen. Da wurde seine Betrachtung des Säulenganges plötzlich durch eine heisere, leise kichernde Stimme unterbrochen.

„Gelobt sei Jesus Christus!" klang der landesübliche Gruß, aber dießmal in deutscher Sprache, unmittelbar neben ihm. Er wandte sich um und blickte in das gelbe, runzelvolle Gesicht einer alten Frau in halb städtischer, halb ländlicher Kleidung.

„Guten Morgen," sagte er kurz und wollte weitergehen.

Die Alte kicherte leise vor sich hin.

„Der Säulengang, ja, ja, der Säulengang," sagte sie. „Und der junge gnädige Herr hat's gestern gleich miterleben müssen!"

Lichtenfeld begriff, daß es sich um die Gespenstergeschichte handelte, die also doch wohl nicht eine Erfindung Fräulein Vallinka's sein mußte. Er blieb stehen und blickte noch einmal nach dem Säulengange zurück.

„Ja, ja, dort ist es erschienen," flüsterte die Alte geheimnißvoll, sich bekreuzend.

„Wie könnt Ihr nur solch' einen Unsinn glauben," fuhr Lichtenfeld sie an. „Irgend Jemand macht sich einen schlechten Spaß oder die ganze Sache ist nur müßige Erfindung und Einbildung."

„Gott verzeih' Euch die Sünde! Ihr wißt eben nicht, was wir hier wissen," murmelte die Alte.

Lichtenfeld lachte.

„Freilich kann ich das nicht wissen, aber ich kann mir schon vorstellen, daß solch' ein wunderliches Baugerümpel, wie das dort, Veranlassung zu allerhand Märchen gibt."

„O, das ist's nicht bei uns! Wir haben selbst die Gerippe dort gefunden, und da, unter dem Säulengange rechts an der Ecke, haben wir sie begraben, ich und der selige Herr."

„Was für Gerippe?"

„Ja, das ist's eben, junger Herr. Was für Gerippe!? Es war ein Mann und eine Frau, wie der Doktor sagte, der damals auch dabei war, und wir fanden sie eingemauert im Schloß, dort wo jetzt der Schüttboden ist. Eine Wand wurde damals eingerissen, denn mein Mann, der selige gnädige Herr, hat erst den Schüttboden eingerichtet."

„Euer Mann, der selige gnädige Herr?" wiederholte Lichtenfeld, die Alte scharf ansehend, denn einen Augenblick kam ihm der Gedanke, dieselbe könne gestörten Geistes sein. Aber es war, als hätte sie mit ihren kleinen, zwinkernden Augen diesen Gedanken von seiner Stirn gelesen, denn sie fuhr sogleich fort:

„Nein, nein, der junge Herr braucht nicht zu denken, daß ich verrückt bin, weil ich sage, ein ‚gnädiger Herr' sei mein Mann gewesen. Ja, ja, ich bin nicht stolz gegen die Leute, aber ich bin gerade so gut eine ‚von', wie das kleine, schnippische Fräulein oben im Schloß, wenn mir's auch freilich nicht an der Wiege gesungen worden ist, daß ein ‚gnädiger Herr' mich heirathen würde. Ich bin die richtige Frau des seligen Herrn gewesen, der ein Onkel von Der da oben war. Ich heiße so gut ‚von Rudizki', wie sie, und das Schloß und der Hof und Alles, was sie bloß gepachtet haben, das hat uns gehört. Ja, ja, ja, es geht komisch zu in der Welt!"

Die weiteren Mittheilungen der Alten wurden durch Herrn Werkhart unterbrochen, der, soeben von einem Ritt heimkehrend, sein Pferd dicht neben Lichtenfeld parirte.

Während die beiden Herren sich begrüßten, verschwand die sonderbare Alte, indem sie mit einer für ihre Jahre wunderbaren Schnelligkeit auf den Dorfweg zuhumpelte. Werkhart blickte ihr nach.

„Haben Sie sich von dem alten Satan da Gespenstergeschichten erzählen lassen?" frug er.

„Die sollten eigentlich erst noch kommen," erwiederte Lichtenfeld. „Ist die Alte ganz klar?" Er machte eine bezeichnende Bewegung nach seiner Stirn.

Werkhart zuckte die Achseln.

„Wer kann's wissen? Ich für mein Theil habe sie schon manchmal für gestört und dann wieder für die schlaueste, durchtriebenste Person, die mir je vorgekommen ist, gehalten. Wenn sie Ihnen übrigens von ihrer Vergangenheit erzählt hat, so wird sie Ihnen kaum zu viel gesagt haben. Sie war die Frau eines früheren Besitzers von Krzibzanowitz."

„Sie sprach in der That davon!"

„Dacht' ich's doch. Sie lebt in bester Eintracht mit dem Volk, aus dem sie stammt, spielt sich aber Fremden gegenüber gern auf als die unglückliche, aus ihren Rechten verdrängte Frau."

Er war aus dem Sattel gestiegen, hatte den Zügel des Pferdes um seine Hand geschlungen und legte seinen Arm in den Lichtenfeld's, mit ihm dem Portal zuschreitend.

„Sie hat ihre Carrière als Gänsehirtin begonnen," erzählte er dabei. „Dann avancirte sie zur Wirthschafterin und am Ende wurde sie die Frau des alten Herrn von Rudizki, eines Onkels meiner Frau, dem früher diese Herrschaft gehörte. Obgleich sie aber rechtlich mit ihm getraut war, hat er sie doch niemals als seinesgleichen behandelt. Er war ein wunderlicher Mensch, und es heißt, er hätte sie bloß geheirathet, um eine billige und treue Krankenpflegerin für seine alten Tage zu haben. Wie dem auch sei — jedenfalls hat sie nie ihre ländliche Tracht ganz ablegen dürfen, und wenn die Verwandten ihres Mannes zum Besuch kamen, so wurde sie von ihnen nach wie vor mit ihrem Vornamen Marsatta gerufen, während sie stets die Anrede ‚gnädiger Herr' und ‚gnädige Frau' beibehielt und ihnen nach Landessitte beim Willkommen und beim Abschied die Hände küßte. Nach dem Tode des Alten wurde ihr ein Legat von ein paar hundert Thalern jährlich ausgesetzt, welche auf das Gut eingetragen sind und von dem jedesmaligen Besitzer ausbezahlt werden müssen, wofür sie auf alle weiteren Ansprüche verzichtete."

„Es waren wohl Kinder aus einer ersten Ehe vorhanden, welche das Gut bekamen?"

„Nein — das Gut fiel an einen jüngeren Bruder des alten Rudizki — an den Vater meiner Frau, von dem es dann der Herzog kaufte."

Werkhart hätte die letzten Worte etwas zögernd gesprochen, und da man inzwischen vor dem Portal angekommen war, so übergab er sein Pferd einem wartenden Knecht und sagte:

„Lassen wir die alten, unerquicklichen Geschichten ruhen, ein gutes Frühstück wird uns Beiden besser thun!"

Sie betraten das Haus und begegneten auf der Treppe Kamilla, welche sie in ihrer vornehm-anmuthigen Weise begrüßte. Ein gelbliches Spitzentuch verhüllte ihr aschblondes Haar, von dem sich nur einzelne leichte Löckchen über ihrer weißen Stirn kräuselten, ein zarter, rosiger Hauch, der über ihrem Gesicht lag, ließ sie wunderbar jung erscheinen, und wie sie ihnen so, ein Lächeln auf den Lippen, in ruhig-sicherer Weise entgegenkam und auch so gar nichts an ihre gestrige Aufgeregtheit erinnerte, da hätte Lichtenfeld glauben können, die Szenen der Nacht seien ein wirrer Traum gewesen und er habe das größte Unrecht von der Welt begangen, als er sie „hypernervös" nannte.

Aber während Lichtenfeld's Blick bewundernd an ihr hing, schien Werkhart seiner Frau heut geradezu auszuweichen und machte sich, während sein Gast mit ihr sprach, an einem der Eberköpfe zu thun, welche das Treppenhaus schmückten.

„Uebrigens wartet das Frühstück schon im Speisesaal," sagte jetzt Kamilla, ihr Gespräch unterbrechend und sich direkt an ihren Gatten wendend.

„Ah," machte Dieser, „dann wollen wir schnell hinaufgehen, Herr Lieutenant, — entschuldige, Kamilla, aber ich bin sehr eilig und muß gleich nach dem Frühstück wieder fort."

Sonderbar war's dabei, wie die Augen der jungen Frau beständig den Blick ihres Gatten zu suchen schienen und wie dieser ihr hartnäckig auswich. Jetzt glitt sie, lebhaft erröthend, mit einer leichten Neigung des schönen Kopfes an den Männern vorüber und eilte die Treppe hinab.

Unten angelangt, stand sie einen Augenblick still. Ihre Lippen zuckten, ihre Augen hatten einen eigenthümlichen Glanz.

„Es ist nichts verändert in seinem Wesen," murmelte sie, „immer dasselbe — dasselbe! Und gestern — — o, wie soll ich das länger ertragen!"

„Kamilla," rief die helle Stimme Vallinka's, ihre Gedanken unterbrechend. Die zierliche Gestalt des jungen Mädchens eilte soeben auf der andern Seite der getheilten Treppe hinab. „Kamilla, die Herren sind eben zum Frühstück gekommen, da können wir ja später spazieren gehen!" Sie stand hoch aufathmend vor ihrer Schwester, sie mit ihren großen, klugen Augen bewundernd anblickend. „Wie hübsch Du aussiehst!" rief sie unwillkürlich.

Kamilla schüttelte den Kopf.

„Sei nicht thöricht, Vallinka," sagte sie, die Kleine fortziehend. „Ich könnte ebensogut häßlich sein wie eine Eule — Niemand würde es bemerken."

„Aber ich sage Dir ja eben, daß Du meine liebe schöne Schwester bist," sagte Vallinka, ihren Hals umschlingend.

Kamilla preßte sie plötzlich leidenschaftlich an sich.

„Du bist mein Herzblatt!" rief sie, ihr Gesicht mit Küssen bedeckend. Dann ließ sie die zarte Gestalt schnell los und sagte: „Nun aber komm', wir wollen vernünftig sein und spazieren gehen. Die Herren sind viel ungestörter ohne uns."

„O, auf den Fremden, auf diesen Lieutenant Lichtenfeld, brauchen wir nicht so viel Rücksicht zu nehmen, und was Arthur anbetrifft — weißt Du, Kamilla, wenn ich einen Mann hätte, ich würde niemals glauben, ihn zu stören."

„Närrchen, was weißt Du, wie Du in diesem Fall handeln würdest. Komm' nur, ich bilde mir ein, es müßte bereits Schneeglöckchen geben. Wir sind ja schon im März."

„Aber bei dem Schnee, ich bitte Dich, Kamilla, welch' ein Gedanke."

„Laß nur, ich weiß eine Stelle im Garten unten, die ist geschützt und schon seit ein paar Tagen schneefrei. Da hab' ich auch im vorigen Jahre die ersten gefunden."

Und die beiden Schwestern eilten in den Garten hinab. Lichtenfeld sah sie vom Fenster des Speisesaals aus über die schneeigen Wege Arm in Arm wandern und seine Augen folgten ihnen mit einem leisen Be-

bauern, welches besonders Kamilla galt. Es umgab sie etwas Räthselhaftes, das ihn immer wieder antrieb, die Lösung des Räthsels in ihren träumerischen Augen zu suchen.

Werkhart schien indeß durchaus nichts zu vermissen und sprach von einer neuen Weinsendung, die er gestern bekommen und die man heut probiren müsse, und von einigen selbstgezogenen Reitpferden, die er seinem Gaste zeigen wolle. „Ich stelle Ihnen dann das, welches Ihnen am besten konvenirt, für die Zeit Ihres Aufenthalts hier zur Verfügung," sagte er, „selbstverständlich auch für etwaigen Nachtdienst."

„Sie sind wirklich zu liebenswürdig, Herr Amtsrath."

„Es soll mich glücklich machen, wenn Sie sich hier recht gemüthlich fühlen. Sie müssen mein Haus einstweilen ganz als Ihre Heimat betrachten, wenn Sie mir eine wirkliche Freude machen wollen."

Diese Worte wurden mit so offener Herzlichkeit gesprochen, daß Lichtenfeld freudig in die dargebotene Hand einschlug. Nach einer kleinen Pause, während welcher Beide ihre Gläser geleert und wieder gefüllt hatten, sagte Lichtenfeld lächelnd:

„Da Sie mich so freundlich als Hausgenossen aufnehmen, hoffe ich, daß auch Ihr Hausgeist mir einmal die Ehre eines Besuches anthun wird, denn wie die alte Frau draußen mir erzählte, haben Sie einen — vielleicht sogar zwei Hausgeister."

„Ja freilich, aber die sind zu vornehm, um Sie hier aufzusuchen. Wer sie sehen will, was mir übrigens trotz aller Mühe noch nicht geglückt ist, der muß zu ihnen hinausgehen."

„Sie erscheinen natürlich in dem Säulengange, der nach der Kirche führt?"

„Ganz recht; es sollen die Geister zweier Ermordeten sein."

„Ja, die Alte erzählte mir von zwei eingemauerten Skeletten."

„Die hat man in der That in einer Wand des jetzigen Schüttbodens gefunden und ich war selbst als kleiner Junge dabei, wie sie begraben wurden. Mein Vater hatte nämlich eine große Pachtung hier in der Nähe, welche ich dann später übernahm und erst kurz vor meiner Verheirathung aufgab, um Krzidzanowitz pachten zu können. So kam es, daß ich damals die beiden Gerippe sah."

„Und man weiß nicht, wie sie dort in die Mauer gekommen waren?"

„Wenn man auch nichts Positives weiß, so gibt es doch glaubwürdige Vermuthungen. Das Gut gehörte früher einem Grafen G., der ein wilder, abenteuerlicher Herr gewesen sein muß. In dem Theil des Schlosses, in welchem sich jetzt der Schüttboden befindet, hielt der Graf eine Art von Harem. Ja, ja, lachen Sie nur — das ist wohl kaum länger als fünfzig Jahre her — und damals passirte Vieles, was jetzt unglaublich scheint. Diese halb polnischen und für die damalige Zeit sehr reichen oberschlesischen Granden haben wunderlich auf ihren Schlössern gehaust. Es ist kein Wunder, daß diese tolle Wirthschaft sich nicht lange halten konnte und daß die alten Geschlechter hier meist ausstarben oder untergingen."

„Findet man keine polnischen Gutsbesitzer mehr in Oberschlesien?"

„Nein, nicht einen einzigen. Entweder wurden die Familien so vollständig germanisirt, daß sie ihre polnische Abkunft fast vergaßen, oder sie wurden durch Deutsche verdrängt. Nur das Landvolk blieb polnisch. Darum sind die Verhältnisse bei uns ganz anders als in der Provinz Posen zum Beispiel. — Aber ich wollte Ihnen ja noch von dem Harem des Grafen G. erzählen. Drüben im Speicher finden Sie noch ein großes rundes Gemach mit vielen, aber kleinen und hoch unter der Decke angebrachten Fenstern. Der Raum hatte nur ein kleines Nebengelaß und einen einzigen Ausgang. Dieser mündete auf eine schmale Wendeltreppe, die durch eine eiserne maskirte Thür in das Zimmer des Grafen führte, welcher den Schlüssel dieser Thür stets in der Tasche getragen haben soll. Daß sich in dem räthselhaften Zwinger da oben keine wilden Thiere befanden, werden sie begreifen, wohl aber soll es eine ganze Auswahl schöner Polinnen und Ungarinnen da oben gegeben haben. Für die eifersüchtige Natur des Grafen spricht die eiserne Thür und die ganze Bauart des Zwingers, und da man nun in der Wand dieses runden Gemaches beim Durchbruch einer zweiten Thür die beiden Gerippe in aufrechter Stellung eingemauert fand, und das eine als das eines Mannes, das andere als das einer Frau rekognoszirt wurde — so können Sie sich die dazu gehörige Geschichte ungefähr denken."

„Aber das ist ja haarsträubend!"

„Ja, schön ist's nicht, und wenn man das Erscheinen von Gespenstern statuiren könnte, so hätten diese beiden Unglücklichen wohl ein Recht dazu, sich durch schreckhaften Spuk an der Menschheit zu rächen. Nur weiß ich nicht, warum sie gerade jetzt so besonders unruhig sind, und ich habe die alte Marsatta stark im Verdacht, daß sie mir durch ihre unsinnigen Erzählungen meine Leute aufregt und in ihren Köpfen diesen Geisterspuk so festsetzt, daß sie schon jedes Handtuch für ein Gespenst halten. Wenn die Sage auch schon immer existirte, so hat sich der Spuk doch nie so bemerklich gemacht als jetzt."

„Sollte da nicht irgend ein grober Unfug zu Grunde liegen?"

„Das war auch mein Gedanke, und ich habe daher eine Zeitlang Wachen aufgestellt und auf alle Weise versucht, dem Unfug zu Leibe zu gehen. Ja sogar ein paar Fuchseisen hab' ich in dem Gange angebracht — Alles umsonst. Ich selbst habe, wie gesagt, noch nie etwas entdecken können und denke daher eben, es ist wohl nur die Einbildungskraft der Leute, die den Spuk macht. Leider scheint derselbe meine Frau in hohem Grade zu alteriren, wie Sie gestern bemerkt haben werden."

„Ihre Gemahlin schien aber heut alle Folgen des Schrecks überwunden zu haben, sie sah so wohl aus."

Werkhart's breite freie Stirn umwölkte sich, er blickte einen Augenblick mit leicht zusammengezogenen Brauen vor sich nieder. Dann fuhr er mit seiner starken, gebräunten, aber edelgeformten Hand über Stirn und Augen, als wolle er irgend einen unliebsamen Schatten verwischen und erhob sich schnell von seinem Platz.

„Sie müssen mich jetzt wieder entschuldigen," sagte er, „ich muß noch einmal hinaus in meine Wirthschaft. Ich bin erst seit wenigen Jahren hier und habe das Gut in einem solchen Zustande übernommen, daß es jetzt noch immer alle Hände voll zu thun gibt, um es einigermaßen in Ordnung zu bringen. Es ist unglaublich, was die Leute verbummeln, wenn ein Gut oft seinen Besitzer wechselte. Da ist kein Zug und keine Ordnung drin und man muß überall selbst nachsehen, wenn man vorwärts kommen will."

Beide Herren hatten inzwischen das Eßzimmer verlassen und Lichtenfeld beschloß, auf dem ihm zur Disposition gestellten Pferde seine in der Nachbarschaft stationirten Kameraden aufzusuchen, um diese Besuche gleich abgemacht zu haben. Herr Werkhart begleitete ihn noch in die Ställe und befahl, sich eine genauere Musterung der Pferde noch vorbehaltend, vorläufig einen schönen Fuchs zu satteln, ein ebenso sicherer als flotter Gänger, wie er versicherte. Dann verabschiedete er sich von Lichtenfeld, welcher sich auf sein Zimmer begab, um seine Toilette zu ordnen.

Dieses Zimmer lag im Erdgeschoß und die Fenster gingen ebenfalls auf den Garten hinaus. Es war sehr heiß darin, und ein lustiges Holzfeuer, das in dem kolossalen Kachelofen brannte, versprach die Temperatur noch zu steigern. Lichtenfeld öffnete das Fenster. Kurze Zeit darauf hörte er die Stimme Vallinka's aus dem Garten, dicht vor seinem Fenster.

„Und weiter habt ihr nichts gesprochen, als ich gestern fortlief?" frug sie.

„Nein, gewiß nicht," entgegnete Kamilla, „aber warum frägst Du so sonderbar?"

„Ei, man will doch wissen, was hinter unserem Rücken vorgeht. Aber sieh' nur Deine Schneeglöckchen, sie sind in Deiner Hand aufgeblüht, wie hübsch!"

„Die lieben kleinen Dinger. Ich freue mich doch, daß ich sie gefunden habe," klang Kamilla's Stimme.

Lichtenfeld ergriff seine Mütze und lief eilig hinaus. Es schien ihm plötzlich, als müsse er nothwendig die Damen begegnen, und erst als sie ihn schon gesehen hatten und er nicht mehr zurück konnte, erst da fiel ihm ein, daß er durch diese doch eigentlich zwecklose Begegnung seinen Ritt nutzlos aufhielt. Statt aber zu bereuen und diese Begegnung möglichst abzukürzen, vertiefte er sich gleich darauf in ein Gespräch über Schneeglöckchen und den eigenthümlichen Reiz, den das Auffinden der ersten Frühlingsblumen haben könne. Kamilla sprach jetzt heiter und unbefangen, während Vallinka plötzlich sehr still geworden war und ohne an dem Gespräch theilzunehmen, vor den Beiden einherging. Sonnenstrahlen spielten auf ihren prächtigen goldblonden Flechten, welche sie lang in den Rücken herabfallend trug, aber Lichtenfeld bemerkte von diesem Spiele nichts; weiß der Himmel, womit seine Augen eigentlich beschäftigt waren!

Im Hause angekommen, verabschiedete er sich endlich von den Damen, welche hinter einer der Thüren verschwanden. Während er aber noch im Hausflur stand und seine Handschuhe ungewöhnlich langsam und gedankenvoll zuknöpfte, wurde die Thür wieder geöffnet und Vallinka huschte flüchtig wie ein Schatten an seine Seite.

„Ich wollt' Ihnen nur sagen, daß ich nicht mehr böse bin," flüsterte sie eilig, „ich hab' mir's überlegt, Sie können am Ende nicht viel dafür und — und es war hübsch von Ihnen, daß Sie gestern gegen meine Verwandten nichts verrathen haben."

Und ehe er noch Zeit gehabt hätte, etwas zu erwiedern, war sie schon wieder fort, und wir können leider nicht behaupten, daß er ihr mit einem sehr geistreichen Gesicht nachgeblickt hätte.

„Sonderbares kleines Ding," murmelte er dann, sein Pferd besteigend. „Uebrigens kann sie noch recht hübsch werden, wenn sie auch freilich ihre Schwester nie erreichen wird. Ah, eigentlich bin ich doch recht gut daran, denn es ist doch unbestritten, daß man lieber hübsche Gesichter um sich sieht als häßliche. Und diesen Beiden gegenüber bin ich nun noch obendrein ganz sicher, daß sich keine unbequeme Herzensaffäre aus unserer Begegnung entspinnen kann, denn dazu ist die Eine noch viel zu jung und die Andere ist ja verheirathet. Ich kann mich dem Zauber dieser schönen Augen so recht con amore hingeben, so ruhig, als hätte ich die beste Feuerversicherung in der Tasche. Wirklich, ich habe das große Loos gezogen mit diesem Quartier, denn auch mein Wirth ist die Liebenswürdigkeit selbst." — — Ja, das war Alles ganz schön. Dann kamen aber einige grüblerische Gedankennachzügler. „Ob er eigentlich glücklich mit seiner Frau lebt? Heut die Begegnung auf der Treppe, das war doch sonderbar. Und gestern — ob Frau Kamilla wirklich Gespensterfurcht hatte? Warum fliegt es manchmal wie tiefer Schatten über Beider Gesichter — und woher hat sie nur den schwermüthig träumerischen Blick, den ich ein paarmal an ihr bemerkte? Ob sie glücklich ist?" —

(Fortsetzung folgt.)

Bauten aus dem neuen Pest.

(Hiezu das Bild S. 404.)

Wer die Stadt Pest seit zwei Jahrzehnten gesehen, ihre Umgestaltung und Vergrößerung bemerkt hat, muß erstaunt sein über die Raschheit und die Mächtigkeit dieser. Seitdem die politischen Verhältnisse dieses Zeitraumes aus Pest, oder wie die neuere Bezeichnung der vereinten Donaustädte Pest und Ofen (Buda) lautet, „Budapest", eine wahre Landes- oder Reichshauptstadt geschaffen haben und demzufolge hier der Centralpunkt für die Staats- und intellectuellen Anstalten sein mußte, hat sich Pest ganz außerordentlich verändert. An den Donau-Uferstellen, in denen man Sommers im dichsten Staube und tiefem Sande oder entsprechendem Kothe waten mußte, ist jetzt ein mit glattem Asphaltpflaster belegter, von Alleen gezierter Quai, an dem eine Häuserfronte steht, welche wahrhaft großstädtisch und architektonisch schön genannt werden kann. Wo früher Häuschen mit einem Erdgeschoße standen, die halb in den Boden versunken waren, ragen neue Paläste aller Art und geschmückte Hochbauten empor. Neue Brücken wurden über das Riesenbett der Donau gebaut, alte Straßen vernichtet und neue gezogen.

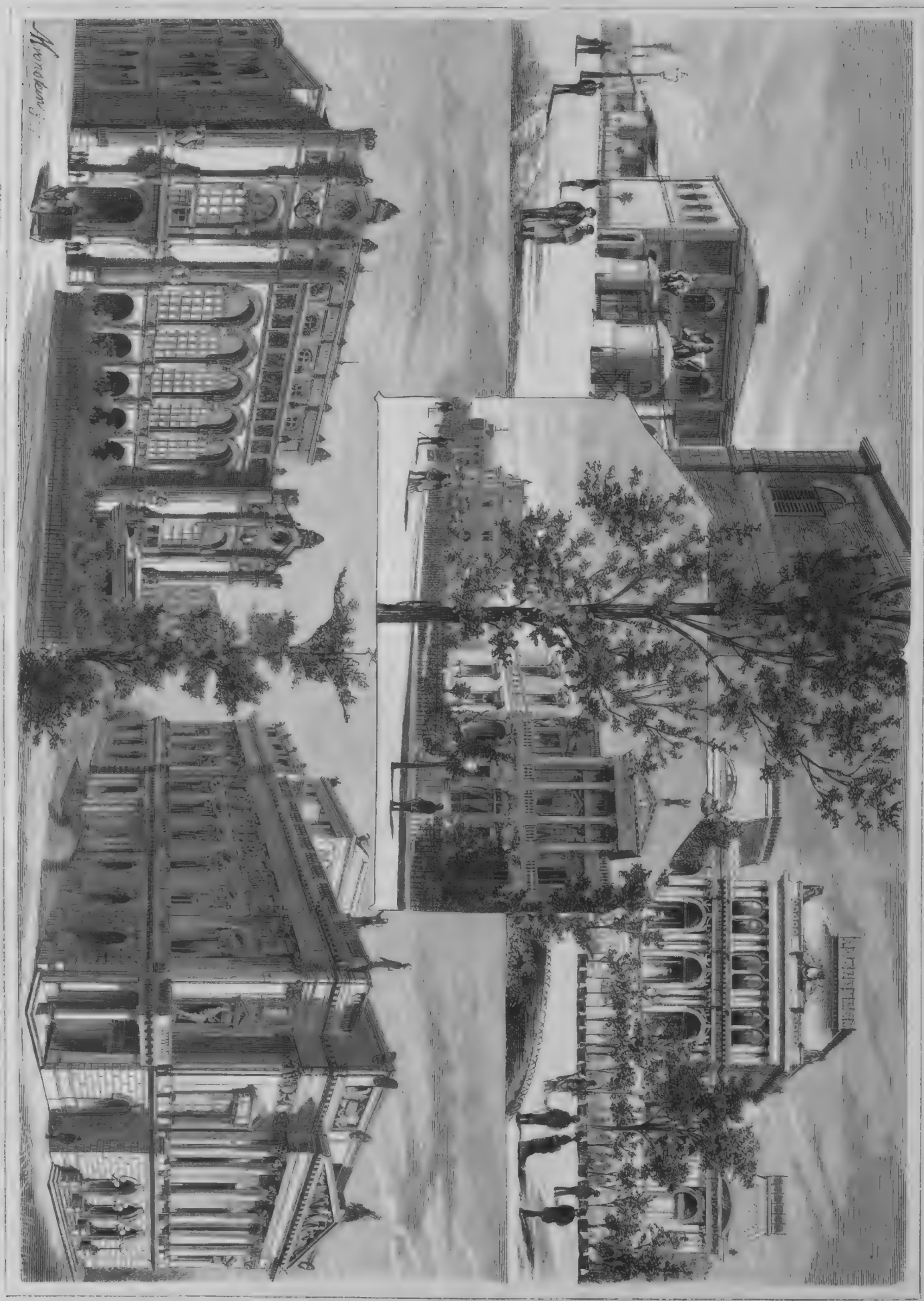
Von den hervorragendsten Bauten öffentlichen Charakters hat der Zeichner einige im Bilde wiedergegeben. Da ist die der Donauseite zugekehrte Fronte der Redoute mit ihrem halb maurischen, halb italienischen Renaissancestyl, die in ihrem Innern den großen Konzert- und Ballsaal enthält, den Liszt zuweilen überfüllt. Das Gärtchen davor mit seinem öffentlichen Kaffeekiosk ist dadurch bemerkenswerth, daß sich hier die magyarischen Politiker und Parlamentarier mit Vorliebe versammeln.

Das Mittelbild, eine stumpfe Ecke der Radialstraße darstellend, steht auf einem früher wilden, von elenden Wohnbuden besetzten Grunde, welcher jetzt schon den elegantesten Stadttheil trägt. Die Radialstraße führt auch nach dem „Stadtwäldchen", dem Prater der Pester, und in ihrem Mittelpunkte sendet sie eine Anzahl Straßen strahlenförmig aus dem Centrum, so daß Abschnitte oder stumpfe Ecken für Häuser geschaffen wurden, welche in der Höhe und durch die Vorgärtchen ähnlich, aber im Bau mannigfaltig schön und luxuriös gehalten werden. Es gibt dies einen besonders hübschen Platz und Anblick.

Das Schlachthaus, weitab an der Donau gelegen, hat die früher nur zu häufigen ungesunden Fleischerwirthschaften aus den Centren der Bevölkerung entfernt und das Nützliche mit dem Schönen verbunden, denn das Innere ist sehenswerth durch seine besondere Sauberkeit, durch die Mittel, welche zur Bewältigung und raschen Tödtung der wilden, weithörnigen ungarischen Rinder dienen, wie auch durch die Vertheilung und Abfuhr des Fleisches im großen Style.

Der Kiosk auf dem früheren großen Marktplatze, jetzt Elisabethplatz geheißen und mitten in einem neugeschaffenen Parke stehend, erinnert einigermaßen an Kursalon und Stadtpark in Wien. Es genügt oft der gesammte Raum nicht für die zur Erholung sich versammelnden Gäste, namentlich die dunkeläugigen Damen und ihre dunkelbärtige Umgebung, welche laut werden, sobald die zeitweilige Musik schweigt.

Das Volkstheater steht mitten in einer außerordentlich lang sich hindehnenden alten Straße, der „Kerepeser"-Straße, welche jetzt wesentlich durch einen Bazar und andere Bauten verschönt ist, darunter eben das Theater. A. S.



Schlachthaus. Redoute. Radial-Straße. Kiosk, Elisabeth-Promenade. Volkstheater.

Bauten aus dem neuen Pest. Originalzeichnung von A. Kronstein. (S. 403.)

Der neueste Kauf. Gemälde von S. Lucas. (S. 407.)

Der Herzog von Cumberland und seine Gemahlin.

(Hiezu die Porträts S. 401.)

Am Hofe zu Kopenhagen fand in den letzten Tagen des Dezember die Vermählung der jüngsten Tochter des Königs statt: der Herzog von Cumberland war der Glückliche, der sie endlich heimführte, nachdem das allzeit geschäftige Gerücht die Prinzessin schon mit so vielen erlauchten Häuptern in Verbindung gebracht. Die politische Bedeutung, die man der Ehe des früheren Thronfolgers von Hannover mit der Tochter des Dänenkönigs beigelegt, zerfiel rasch in ihr Nichts und auch wir übergehen diese Seite des Bündnisses, um uns ganz nur an das Persönliche zu halten. Ernst August von Hannover ist der erste Sprößling aus der Ehe König Georg V. mit der Prinzessin Marie, Tochter des Herzogs Joseph von Altenburg, und am 21. September 1845 geboren. Das musterhafte Familienleben am hannover'schen Hofe, in dem der Prinz aufwuchs, wirkte wohlthätig charakterbildend auf den Aeltesten des Hauses ein, der aus diesem Zusammenleben die hohe Liebe für den Vater gewann und darum auch an den Grundsätzen und Anschauungen desselben so unverbrüchlich festhält. Von diesem Standpunkt ist sein ganzes Verfahren bis heute zu erklären und zu verstehen. Er trat als Prinz in die hannover'sche Armee und machte die Schlacht von Langensalza mit, nach der er seinem Vater in's Exil folgte. Als der König starb, erklärte er, daß er auf dem von seinem Vater behaupteten Rechte beharre, nahm aber nicht den Titel als König von Hannover, sondern den eines Herzogs von Cumberland an, den sein Großvater Ernst August als Sohn König Georg III. von England geführt. Der Prinz, der bislang als Oberst à la suite des Infanterieregiments Nro. 42 „König von Hannover" der österreichischen Armee angehört und seit 1866 in Oesterreich lebt, gedenkt später nach England überzusiedeln und seinen Sitz als englischer Prinz im Oberhause einzunehmen. Er ist früher schon Ritter des Hosenbandordens an Stelle seines Vaters geworden. Außer obigem Titel gab er sich den eines Erbprinzen von Braunschweig-Lüneburg. Die Prinzessin Thyra Amalie Karoline Charlotte Anna ist am 29. September 1853 als die Tochter des damaligen Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg und der Prinzessin Louise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geboren und wird von Allen, die mit ihr in Berührung gekommen, als eine ebenso anmuthige und liebenswürdige wie geistvolle Fürstin gerühmt.

Kastell Toblino.

Von

Günther von Freiberg.

„Diese zärtlichen Gespenster" — Heine's Romanzero.

In der reizenden Villa am Lago Maggiore, wo ich den Sommer bei geliebten Freunden verträumte, hing ein Bildniß, ein Christus-schöner Männerkopf, dessen leidende Züge mächtig zu meiner Einbildungskraft und meinem Herzen sprachen; irgend ein Zeitgenosse des Bronzino, vielleicht dieser Florentiner selbst, mochte es gemalt haben zur Zeit, als Bianca Capello den Mittelpunkt des toskanischen Hofes bildete ... Die Porträts jener Epoche haben im Allgemeinen etwas Frostiges, Konventionelles; allein das Original dieses Bildes hatte dem nüchternen Hofmaler (oder dessen Schüler?) so ausgeprägt individuelle Eigenthümlichkeit entgegengebracht, daß ein Werk von geistiger Bedeutung entstanden war ... „Dieser Mann muß grenzenlos gelitten haben," sagte ich mir, „offenbar durchdrang der brennende Pfeil, von dem Heinrich Heine erzählt, seinen Busen ... Diese verschleierten Märtyreraugen sahen das Liebste auf Erden sterben" ... Wer war dieser vornehm blasse Italiener? Niemand wußte mir Auskunft zu geben; die heiteren Südländer begreifen nicht, wie man seine Zeit mit todten Bildern verlieren kann ... Freilich lockte von Außen die paradiesische Landschaft mit ihren schwelgerischen Citronenlauben voll Blüten, welche Jean Paul im ersten Kapitel seines „Titan" schildert und A. F. v. Schack, der Sohn der Neuzeit, in seinem sprühenden „Ebenbürtig" besingt ... O, diese Simplonstraße am Ufer des grandiosen, alpen-umkränzten Lago! Südlich führte sie mich nach dem lieblichen Arona unterhalb der Riesenstatue des Carlo Borromeo, nördlich nach Stresa, der prächtigen Sommerresidenz der Herzogin von Genua, wo abseits vom Wege das kleine Landhäuschen steht, das mein verstorbener Freund Arthur Stahl einst bewohnte und daselbst seinen fein nüancirten Roman „Isola bella" schrieb ... Armer Arthur, armer deutscher Dichter, in Deinem Vaterlande, auf dem großen Markte der Literatur bist Du längst vergessen, aber nicht im Gedächtniß Deiner Mitstrebenden ... Dir einen Seufzer, Dir eine Thräne und eine Rose — Deine Lieblingsblume — auf das Grab!

Denn die Rosen blühen an den norditalischen Seen üppiger und längere Zeit, als irgendwo im stiefelförmigen Schlaraffenlande ... ewiger Frühling ist dort, das wahre Hesperien; Toskana ist unbedeutend im Vergleich, baumlos, einförmig; die Campagna, das Albaner- und Sabinergebirge geradezu tödtlich traurig, — erst im Neapolitanischen trägt Italia wieder ein schimmerndes Brautkleid und duftet von Arom und Balsam wie die Sulamith des hohen Liedes ... aber uns Germanen heimelt es nirgends in dem Grade an, wie auf den boromeischen Inseln, in Como oder Varese, oder am hochromantischen See von Orta, den unbegreiflicherweise kein deutscher Tourist besucht, und der doch träumerischen, ahnungsvollen Schönheitszauber offenbart, wie ein Tieck'sches Märchen, wo im verzauberten Walde die Blumen sprechen, die goldenen Pilze klingen und Elfen uns grüßen ... denn alles Gefühl für Romantik ist in meinen Landsleuten noch nicht abgestorben, — verleumde man sie, so viel man mag! neben „Herrn Knopf's Liebesabenteuer" und allen übrigen Buschiaden in Bild und Wort gedeiht die blaue Blume noch wie vor ...

Doch ich bin von meinem Thema, dem räthselhaften Schwärmergesicht, abgekommen. Fort mit tiefgrüner Waldeinsamkeit, fort mit den blauen Feensee'n und Inseln voller Tropenblumen: Dekorationswechsel; versetzt euch aus einer Oase in eine wild pittoreske Felsengegend ... aus den Umgebungen des Lago an einen stillen Bergsee; in seinem Becken spiegelt sich ein altersgraues, verlassenes Schloß ... das ist das Kastell Toblino bei Trento ... dort hätte Salvator Rosa mit Vorliebe geweilt; heutigen Tages finden wir auf den Gemälden Meister Arnold Böcklin's so tiefe Einöden von trotzigen Felsen umstarrt. Selbstverständlich ist es im Kastell Toblino nicht geheuer, wenigstens nicht in Vollmondnächten, wie behauptet wird ... Geister gehen um in den Gewölben und Hallen — Geister? nun wohl: Schatten zweier Liebender, „zärtliche Gespenster", wie Messire Jaufré Rudél und Melisande von Tripolis, die nächtlich im Schlosse Blaye auf und nieder wallen, nachdem Leben und Tod sie auseinander gerissen hatten. Zärtliche Gespenster, laßt euch betrachten! nicht mit dem profanen Blick der Neugier, sondern des Mitgefühls! laßt euch beschwören durch das Zauberwort, was Welten versetzt, Gräber öffnet, das Wort: Amore! — Sanft und majestätisch wallt ein Schatten vorüber ... er trägt den brennenden Pfeil in der Brust, und seine Züge entsprechen dem Bilde, was am Lago Maggiore bei seinen Nachkommen an der Wand hängt und meinen Schlaf störte ... Saumnachschleppend umfließt ein purpurviolettes Ordenskleid den Schemenleib ... feiner, vergeistigter Weihrauchduft quillt aus den Falten des seidenen Mantels. Da rauscht der See in seiner Tiefe auf ... eine Nebelgestalt schwebt über dem Wasser ... Wohin, reizendes Phantom, mit den windgelösten Haaren voller Algen und welken Seerosen? Zu ihm, der im fernen Grabe so wenig Ruhe hat, wie die Geliebte auf dem Grunde des Sees — — — — — — — — — —

Monsignore Madruzzo war im Jahre 1575 Fürstbischof von Trento; hohe Geburt, Ansehen und Reichthum, insbesonders umfassende Kenntnisse hatten diesem Letzten seines Stammes die vielbeneidete Stellung eines Kirchenfürsten erworben. Madruzzo war eifriger Förderer aller schönen Künste, ausübender Musiker, Poet von Begabung; er stand in vertrautem Verkehr mit dem jungen, gefeierten Dichter Torquato Tasso, der zu jener Zeit noch auf Rosen zu wandeln schien. Madruzzo war mit einem Worte die Seele eines gesuchten Kreises der Spätrenaissance, einer geistigen Tafelrunde ... und noch zählte er nicht volle dreißig Sommer. Nichts wäre ihm zu wünschen übrig geblieben, hätte er eine Dosis Egoismus, größeren Ehrgeiz und eine gewisse Herzenskühle besessen. Zu seinem Unglück war der junge Kirchenfürst durch und durch Gefühlsmensch, ohne nüchterne Berechnung, ohne nothwendige Reflektion. Ihn befriedigte nicht, was Andere berauscht hätte: er fühlte sich einsam auf seiner stolzen Höhe.

Unter den Edeldamen von Trento glänzte eine junge Schöne, die geistreiche, liebenswürdige und feurige Donna Maria Particello; die Grazie und Heiterkeit ihres Wesens bezauberten den schwärmerischen Monsignore, der — wie es damals üblich war — Herren- und Damengesellschaft in seinem prächtigen Palaste empfing. Maria erging sich mit ihm in der Bildergalerie, sprach manch' kluges und manch' muthwilliges Wort, blickte in des Bischofs gelehrte Bücher hinein, stickte für seine Privatkapelle Altardecke und Teppich, ach! und ward dem Fürsten der Kirche unentbehrlich. Was sich scherzend, lächelnd geknüpft hatte, führte schließlich Sehnsucht, Thränen, schmerzlichen Kampf herbei. Wie wäre Maria gegen die Huldigung Dessen, der wie ein Gott aus lichter Höhe niederstieg, gleichgültig geblieben? Wurde er doch allgemein angebetet ... wie hätte sie widerstehen können? Sich vermeiden, goß Oel in's Feuer ... wohl mehr als einmal kam es zu pathetischen Abschiedsszenen, indessen alle Wege führten wiederum unvermeidlich zusammen ... so entstand ein gegenseitig aufreibendes, qualvolles Verhältniß. Maria siechte dahin; ungestilltes Sehnen warf sie auf das Krankenbett. Madruzzo trat als wunderthätiger Magus an ihr Lager, seine Ansprache belebte von Neuem die Hinschmachtende ... und er sank neben ihr auf die Kniee, schwur den geistlichen Stand ab, und außer sich, in Schluchzen aufgelöst, gelobten sich Beide, mit einander zu leben und zu sterben.

Der Fürstbischof richtete ein Schreiben an den Papst, in welchem er ein offenes Bekenntniß seiner Leidenschaft ablegte und den Wunsch aussprach, seiner Würde enthoben zu werden.

Er hatte keine Fehlbitte gethan; der Papst bewilligte ohne Groll und Tadel das Gesuch des Abtrünnigen. Letzterer empfing diese Bulle Sr. Heiligkeit Ende September im Schlosse Toblino, woselbst Madruzzo die Herbstmonate zu verleben pflegte. Für den entscheidenden Schritt war der Jahresschluß anberaumt.

Am gegenüberliegenden Seeufer lag das Landhaus von Maria's Eltern. Pfeilschnell flogen nun die Barken der Verlobten hin und wieder; sogar herbstlichen Stürmen trotzte das liebestrunkene Paar ... für das hohe Glück, sich zu sehen, zu sprechen, tausend Pläne zu entwerfen, setzte Jedes sein Leben ein.

Unvorsichtigerweise schwieg der überselige Bräutigam nicht vor Unberufenen, sondern gab sich unbefangen aller Welt als Maria's künftigen Gatten zu erkennen, bevor er sich noch des violetten Talars entledigt hatte ... allgemeine Theilnahme kam ihm, dem fast Vergötterten, entgegen ... er begriff nicht, daß irgend wer es ihm mißgönnen konnte, Inful und Hirtenstab niederzulegen, um ein geliebtes, tugendsames Weib in die Arme zu schließen. In seinem Vertrauen auf Gott und Menschen hatte er die geistliche Kurie außer Acht gelassen; er ahnte nicht im entferntesten, daß die hochherzige Genehmigung des Papstes unter den Geistlichen der Diözese Trento Bestürzung und Empörung hervorgerufen. Das große Vermögen des Fürstbischofs ging natürlich der Kirche verloren, indem Monsignore Madruzzo sich ein Haus und eine Familie begründete; außerdem war es eine vom Nimbus der Intelligenz umstrahlte, populäre Persönlichkeit, welche sich unerwarteterweise dem bisherigen Wirkungskreise entzog, in heftig auflodernder Lebenslust, und für welche weit und breit kein Ersatz zu finden war.

„Wie verhindern wir diese Heirath?" lautete alsbald das Losungswort der Widersacher ... Haß und Scheelsucht sind erfinderisch: bald reifte ein lichtscheuer, verrätherischer Plan in aller Stille, wie das todbringende Giftkraut Schierling im feuchten Dunkel — — — — — — — — — —

„Geschwind, rudert mich über den See," befahl Donna Maria ihren beiden Barcarolen Onesto und Salvatore.

Die Ruderknechte wechselten mit einander einen bedeutenden Blick, worauf sie entgegneten: „Signora, wenn so der Nebel braut und die Wellen hoch gehen, da ist's gerathener, daheint zu bleiben ..."

„Seid wann seid ihr zaghaft?" lachte die Herrin und sprang in das Boot, „vorwärts!" — — — — — — —

Maria Particello ist nie heimgekehrt von dieser Fahrt, so wenig als die treulosen Barcarolen sich im Hause ihrer Eltern je wieder blicken ließen ... Mit ihrem Blutgelde entflohen Onesto und Salvatore nach Dalmatien. — — —

Als Torquato Tasso im Jahre 1595 fieberverzehrt das Kloster St. Onofrio zu Rom betrat, empfing ihn daselbst der Kardinal Madruzzo. Weinend sanken sich die Jugendfreunde in die Arme ... todmüde lehnten sie aneinander.

Tasso's letzte Tage verklärte die liebreiche Theilnahme des hohen Gönners, dem das unbefriedigte Herz unter dem Purpur fort und fort blutete, wie das verlechzende Dichterherz, welches plötzlich am 25. April 1595 stille stand.

Kardinal Madruzzo ist in Rom begraben; im Volksmund von Trento aber lebt die Sage, daß er und seine ertränkte Braut umwandeln im Kastell von Toblino, wo sie oftmals Schwüre und Küsse getauscht ... Zärtliche Gespenster! — nicht wahr, liebliche Leserin, du fürchtest sie nicht?

Notizblätter.

Literatur.

— **Ludwig Steub ist ein Schriftsteller von einer Frische und** Eigenart, daß man ein Dutzend beliebter Tagesautoren aus ihm schnitzen könnte. Dieß beweist er wieder durch eine originelle Novelle: „Die Rose der Sevi" (Stuttgart, Bonz & Comp.), die Geschichte einer tyroler Herrenkellnerin auf zeitgeschichtlichem Hintergrund. Amüsant, spannend, farbenfunkelnd und voll blühenden Lebens empfehlen wir diese Novelle all' Denen, deren Geschmack durch den spanischen Pfeffer der Sensationsromantik noch nicht allzu sehr abgestumpft ist.

— **Als einen groß angelegten Roman, der auch gut durchge**führt ist, möchten wir unseren Lesern „Vor dem Sturm" von Th. Fontane empfehlen (Berlin, Herz). Der Roman ist gediegen, gut gebaut, gut entwickelt, einheitlich in jeder Beziehung. Auch die Charaktere interessiren, der lokale Hintergrund, Berlin und der Oderbruch, ist anschaulich gezeichnet. Das Geschichtliche, der Winter 1812 auf 1813, ist gut in die Geschichte verflochten, und doch fehlt dem schönen Werk etwas, damit es ein vollkommenes Kunstwerk und von durchgreifender Wirkung sei. Es ist dieß jener Zug von Seelenfeuer, von poetischer Leidenschaft, ohne welche Moore nie eine große Schöpfung entstehen wird. Trotz diesem Mangel müssen wir dieß Werk als eine werthvolle Bereicherung unserer Romanliteratur bezeichnen. — Düster, wie Fackelschein flackernd, muthet uns dagegen der Roman „Jada" von F. Chr. B. Avé-Lallemant an (Dresden, Baensch). Hier haben wir eine große Erzählung auf dem finstern Hintergrund unserer Kämpfe mit den sozialen Uebelständen und den kirchlichen Wirrnissen unserer Tage. Der Roman interessirt, die Handlung ist zwar wenig geistreich erfunden, aber sie erregt Spannung. — Einen entschiedenen Gegensatz zu den beiden oben genannten Werken bildet H. Lorenz' „Späte Vergeltung" (Hamburg, Richter). Dieser Roman gehört vielleicht zu dem Kühnsten, was je bisher ein Schriftsteller ersonnen, und der Autor erweist sich als ein großes Talent, daß es ihm gelungen, dieses ebenso gewagte, in die tiefsten, unheimlichsten Tiefen der Leidenschaft und Verirrungen des Menschenlebens hinabsteigende Motiv mit blühendem, fesselndem Leben zu umkleiden. Der Roman, mit dessen Erfindung wir uns nicht einverstanden erklären können, gehört aber zu den interessantesten und tiefsinnigsten, die uns seit Langem begegnet. Es ist ein merkwürdiges Buch, das sehr entschieden Für und Wider hervorrufen wird.

— **Von der Eggers'schen Biographie des großen Bildhauers** „Christian Daniel Rauch" (Berlin, C. Duncker) ist jetzt die zweite Hälfte des zweiten Bandes erschienen, an dessen Ausarbeitung sich namentlich Karl Eggers, der Bruder von Friedrich, dem Verfasser des ersten Theils, betheiligt hat. Er umfaßt Berlin und München in den Jahren 1819 bis 1830 und gibt uns, obwohl überall Charakter und Kunst des edlen Meisters im Vordergrund steht, doch auch ein volles Bild des künstlerischen Lebens und Schaffens der beiden Städte in jenem Zeitraum. Die Darstellung ist von jener edlen Einfachheit und Klarheit, welche das eigenthümliche Gepräge des frühgeschiedenen Friedrich Eggers war.

— **C. B. H. v. Rosenberg, welcher als niederländischer Regierungsbeamter lange Zeit auf den holländischen Kolonieen lebte, hatte Gelegenheit, einen tieferen Blick in die Zustände jener Länder zu thun, als es dem Touristen vergönnt ist.** Seine Arbeit, die das Resultat dieser 30jährigen Erfahrungen und Studien umfaßt: „Der malayische Archipel" (Leipzig, G. Weigel), erscheint in drei Abtheilungen, von welchen die erste: „Sumatra", vorliegt und mit zahlreichen Illustrationen nach den Originalen des Verfassers geschmückt ist. Sie gibt ein überaus treues und vollständiges Bild von Land und Leuten. Der Verfasser schildert zwar nicht in erster Linie amüsant, aber was er gibt, ist um so gewichtigeres Material, welches die Kenntniß jener höchst interessanten und wichtigen Länder wesentlich fördern muß. Natur- und Kulturgeschichte werden sich vornehmlich an dem Gewinn aus diesem Buch betheiligen.

— **Der bekannte Historiker Prof. Dr. Sepp hat im Jahre 1874** im Auftrag des Reichskanzlers zur Ausgrabung der Kathedrale mit Barbarossa's Grab eine „Meerfahrt nach Thrus" gemacht, welche jetzt in prachtvoller Ausstattung mit zahlreichen Holzschnitten (Leipzig, E. A. Seemann) erschienen ist. Der Verfasser erzählt Fahrt und Aufenthalt in Tyrus, seine Ausgrabungsarbeiten und seine übrigen Studien nicht mit der Trockenheit des Gelehrten, sondern mit der ganzen Frische, Lebendigkeit und Anschaulichkeit, die diesem beweglichen und künstlerisch fein konstruirten Autor eigen ist. Man folgt ihm mit wahrer Lust durch dieses Labyrinth von kulturhistorischer Arbeit und freut sich des reichen Gewinns an Einsicht und Wissen, den man aus dem Buche erwirbt, das namentlich auch auf historischem Boden sehr viel Neues zu Tage fördert.

— **Der Kochbücher ist solche Legion, daß ein neues durch irgend** eine Besonderheit, und wäre diese auch mehr absonderlich, sich auszeichnen muß, um die Augen auf sich zu lenken. „Das neue Kochbuch für das deutsche Haus" von Frau Anna Oppre (Augsburg, Kranzfelder), das an und für sich ganz gute und praktische Rezepte der süddeutschen Küche enthält, ist nach dem Datum geordnet und gibt eine Auswahl von Rezepten für jeden Tag, der Jahreszeit entsprechend. Daß aber die alte gemüthliche „Schwabacher", die uns glauben macht, wir haben ein Kochbuch aus dem 17. Jahrhundert in den Händen, das Quartformat und der rothe und schwarze Druck eine ersprießliche Neuerung sein soll, haben wir nicht einsehen können. Das Papier ist vortrefflich.

— **Ein neues Zeugniß von dem Reichthum der Münchener** wissenschaftlichen Anstalten bietet das eben erschienene Büchlein von F. Kunz: „Der Journalsaal und die neuere periodische Literatur an der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München" (München, Ackermann). Dieses gut zusammengestellte Verzeichniß der auf der genannten Bibliothek gehaltenen Zeitschriften — 1700 an der Zahl in 67 Fächern — ist auch durch sein statistisches Material interessant und dürfte das Ganze bei der Bereitwilligkeit, mit der man in München dem Literaturfreund entgegenkommt, sehr willkommen sein.

— **Rudolph Gottschall's Roman: „Welke Blätter" ist in einer** englischen Uebersetzung bei Remington in London erschienen.

— **Der Herzog von Gramont hat unter dem Pseudonym** André Memor eine Schrift: «L'Allemagne nouvelle 1866—1867» herausgegeben, welche natürlich von Entstellungen wimmelt, aber auch manches interessante und sensationelle Detail bringt.

— **Zeitungsnovitäten auf dem Büchermarkt sind: „Allgemeine** Zeitschrift für Textilindustrie" von Ph. Zalur in Wien, zweimal monatlich erscheinend; „Ueber Berg und Thal", das Organ des Gebirgsvereins für die sächsisch-böhmische Schweiz (Dresden, Meinhold), und am 1. März wird in Hannover ein „Centralblatt für Deutschlands Studenten" als Wochenschrift erscheinen.

— **Unsere Bücherausfuhr nach Amerika ist doch ganz stattlich.** Im Jahre 1878 gingen von Leipzig für 278,172 Dollars Bücher, Musikalien und Zeitungen ab. Auf Bücher entfallen 155,451, auf Musikalien 39,154, auf Zeitungen 83,567 Dollars.

Bildende Künste.

— **In Rom soll aus Reichsmitteln ein Heim für deutsche Künstler** errichtet werden und der nächste Reichstag wird sich mit der Bewilligung der hiezu erforderlichen Mittel zu beschäftigen haben. Als ganz besonders geeignet für diesen Zweck erscheint, wie eine zu diesem Zwecke dem Reichstage vorzulegende Denkschrift ausführt, die gerade jetzt zum Verkauf ausstehende Casa Bartholdy. In diesem auf dem Monte Pincio gelegenen Gebäude befinden sich die Fresken, welche auf Anregung des Generalkonsuls Barthold im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts von Cornelius, Overbel, Veit und Schadow zur Geschichte des ägyptischen Joseph ausgeführt wurden. Hervorgegangen aus dem echten deutschen Geiste innerlichster Vertiefung in die erhabensten Aufgaben der bildenden Künste, und bis in die kleinsten Mittel der Technik eine wahrhaft geniale Neuentdeckung des hohen Styles der Wandmalerei, mit der unsere nationale Kunst wieder in die Bahnen großen Schaffens geleitet wurde, bilden jene Gemälde inmitten der Kunstschätze Roms ein bleibendes Denkmal dessen, was deutsche Kraft und deutscher Charakter für das Wiederaufleben der Kunst in unserem Zeitalter bahnbrechend gewirkt haben. Es gilt jene Schätze unter den Schutz des deutschen Reiches zu stellen und die Erhaltung sowie den Genuß derselben der deutschen Nation und insbesondere den deutschen Künstlern zum Vorbild und zu lebendiger Anregung zu sichern.

— **Der Münchener Erzgießerei des Hrn. v. Miller ist der ehren**volle Auftrag zu Theil geworden, für das Nationaldenkmal auf dem Niederwald die Germania zu gießen. Der Entwurf hiezu ist bekanntlich vor einigen Jahren von Professor Schilling in Dresden aufgestellt worden. Auf einem 24 Meter hohen Postament, welches in diesem Jahre vollendet werden wird, steht die Germania aufrecht vor dem Kaiserthrone und zeigt mit erhobenem Arme das Sinnbild der wieder errungenen Einheit: die deutsche Reichskrone. Die Figur wird 10 Meter hoch, ist aber trotz der riesigen Größe überaus anmuthsvoll — wohl eine der schönsten Gestalten der deutschen Bildhauerkunst. In wenigen Monaten werden die Modelltheile, welche einen besonderen Eisenbahnzug erfordern, nach München übergeführt werden, und dann wird dort wieder die Zusammenstellung erfolgen. Das ganze Denkmal wird von einem Komite, welches aus Männern aller deutschen Stämme und Parteien besteht, aus gesammelten Beiträgen erbaut. Nach den Veröffentlichungen des Komites betragen die Kosten ungefähr 1,100,000 Mark, und müssen noch 350,000 Mark gesammelt werden. Es wäre eine Kleinigkeit, diese rasch aufzubringen, wenn in jeder deutschen Stadt etliche hundert oder tausend Mark gesammelt würden.

Musik.

— **Robert v. Hornstein, dessen gesammelte Lieder („Hornstein-**Album") bei Gebr. Kröner in Stuttgart bereits in zweiter Auflage erschienen sind, hat daselbst weitere „sechs Lieder" op. 45 für eine hohe Stimme (Tenor oder Sopran) edirt, welche sich besonders durch Tiefe der Auffassung, Reife der Faktur und Intensivität der Wirkung auszeichnen. Als glänzende Vortragsnummern ragen hervor: „Im Frühling", gedichtet von Mörike, und „Die alte Zeit", gedichtet von Byron.

— **Für Violinspieler ist endlich einem längst gefühlten Bedürfnisse** abgeholfen durch Alb. Tottmann's bei J. Schuberth & Comp. in Leipzig erschienenen „Führer durch den Violinunterricht", der aber nicht nur die instruktiven Werke, sondern auch alle gute Solo- und Ensemblemusik und Arrangements angibt. Ein Anhang ist der Bratsche gewidmet, ein zweiter der einschlägigen Bibliographie.

Bühne.

— **Lessing's 150. Geburtstag ist auf den meisten Bühnen feier**lich begangen worden. So in Leipzig durch „Emilie Galotti" und einen Prolog von Dr. Hofmann, in München durch Aufführung eines Lessing-Cyclus, bei welchem „Philotas" zum ersten Male zur Darstellung kam.

— **Das Wiener Karltheater brachte als Novität die komische** Operette: „Boccaccio" von Franz v. Suppé. Diese Nachfolgerin der „Fatinitza" hat einen großen Theatererfolg errungen. Die „Wiener Zeitung" schreibt: Es wurde in den letzten Jahren selten bei einem Singspiele so sehr applaudirt, es wurden noch seltener so zahlreiche Nummern zur Wiederholung begehrt, als während der Aufführung des „Boccaccio". In gleich großer Zahl standen die Hervorrufe Suppé's und der Darsteller. Wir stellen diese Erfolgsmeldung in erste Reihe; denn bei leichten Singspielen ist der Erfolg fast Alles. Man kann sagen: dabei der musikalische Werth der Operette zweifelhaft ist, daß sie ohne Rücksicht auf Styl und Geschmack alle Arten und Formen unter einander würfelt, daß sie Finales à la Meyerbeer mit kräftigstem Wiener Volksgesange vereint, auf italienische Lieder österreichische Walzer und Märsche folgen läßt, daß sie überreich an Anklängen ist: daß einzelne Stücke z. B. an „Rigoletto" und „Martha", andere an die „Mandolinata", ja das Trio des „Dachstein-Marsches" erinnern, man kann noch vieles Andere sagen, aber der große Erfolg ist dem „Boccaccio" nicht zu nehmen. Die Operette ist gefällig und hat gefallen. Suppé, der Effektiker der Operette, weiß, was gefällt, und nimmt, wo es ihm gefällt. Er will wirken und wirkt. Er berechnet und verrechnet sich nicht. Das Publikum hört, jubelt und weiß nicht, daß Dieß und Das ihm so sehr gefällt, weil es ihm in anderer Form schon früher sehr gefallen. Suppé's Melodieen gehen in das Ohr, wie man zu sagen pflegt. Das Textbuch von Zell und Genée ist recht gelungen. Es läßt Boccaccio in seiner Florentiner Studentenzeit seine später gedichteten Novellen selbst erleben. Die Autoren haben glücklich aus den Novellen die komischen Situationen der Operette herausgelesen. Boccaccio war für sie nicht nur eine dankbare Figur, sondern auch ein dankbarer Stoff voll reicher Lesefrüchte. Sie hatten wenig zu erfinden.

— **Das Nationaltheater in Berlin brachte als Novität: „Graf** Isolani", Lebensbild in 9 Tableaux von Dr. Hugo Müller. Das Stück schildert in der Manier der Pariser Boulevarddramen die abenteuerlichen Fahrten eines Mannes, der bestrebt ist, die Gattin seines verstorbenen Bruders für begangene Untreue zu züchtigen und zugleich das verlorene Kind desselben aufzusuchen. Der Held, eben „Graf Isolani", gelangt hierbei in die seltsamsten Situationen und in die anrüchigste Gesellschaft; Bauernfänger, falsche Spieler, Kuppler und Wucherer werden seine Kumpane, bis zum Schluß natürlich das Laster unterliegt und die Tugend triumphirt. Das Stück ist ziemlich sehr wirksam und wird überall dort seinen Eindruck nicht verfehlen, wo die Hauptfigur von einem so tüchtigen Künstler, wie Dr. Hugo Müller selbst, dargestellt wird.

— **Jules de Swert's Oper: „Albigenser", welche bei der ersten** Aufführung in Wiesbaden so sehr gefallen, ging jüngst unter seiner eigenen Direktion zum fünften Male über die Bretter und hatte auch dießmal einen großen Erfolg, der in andauerndem Beifall und Lorbeerkranz seinen Ausdruck fand.

— **Die Oper „Benvenuto Cellini", von Hector Berlioz, welche** in Paris nach ihrem ersten Erscheinen ausgepfiffen worden war und deren Belebungsversuch in Weimar in den fünfziger Jahren erfolglos geblieben war, hat auch bei ihrer Aufführung am Hoftheater in Hannover nur einen Achtungserfolg erzielt. Der Beifall galt nicht so sehr der stellenweise sehr interessanten und ansprechenden Musik, als der Darstellung.

— **In Paris haben zwei Novitäten: „Das Abenteuer von La**dislas Bolski" von Cherbuliez, und eine Posse: „Die beiden Nabobs", das erste durch seinen interessanten Inhalt, das letztere durch das vortreffliche Spiel der Schauspieler, sehr gefallen.

— **Das Royal Theatre in Glasgow ist vollständig abgebrannt.**

Kultur und Wissenschaft.

— **Die systematische Uebersicht der literarischen Erzeugnisse des** deutschen Buchhandels in den Jahren 1877 und 1878, mitgetheilt von der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig, gibt folgende Zahlen: Sammelwerke. Literaturwissenschaft. Bibliographie 1877 372, 1878 341. Theologie 1253 — 1246. Jurisprudenz. Politik. Statistik. Verkehrswesen 1268 — 1319. Heilwissenschaft. Thierheilkunde 755 — 789. Naturwissenschaft. Chemie. Pharmacie 749 — 793. Philosophie 163 — 164. Pädagogik. Deutsche Schulbücher. Gymnastik 1817 — 1775. Jugendschriften 485 — 443. Alltklassische und orientalische Sprachen. Alterthumswissenschaft. Mythologie 529 — 500. Neuere Sprachen. Altdeutsche Literatur 445 — 448. Geschichte. Biographieen. Memoiren. Briefwechsel 739 — 699. Geographie. Reisen 311 — 311. Mathematik. Astronomie 166 — 151. Kriegswissenschaft. Pferdekunde 347 — 350. Handelswissenschaft. Gewerbskunde 525 — 577. Bau-, Maschinen- und Eisenbahnkunde. Bergbau. Schiffahrt 378 — 382. Forst- und Jagdwissenschaft 103 — 118. Haus- und Landwirthschaft. Gartenbau 392 — 386. Schöne Literatur (Romane, Gedichte, Theater ꝛc.) 1126 — 1181. Schöne Künste (Malerei, Musik ꝛc.) Stenographie 602 — 571. Volksschriften. Kalender 540 — 715. Freimaurerschriften 17 — 20. Vermischte Schriften 507 — 340. Karten 336 — 293. Summa 1877 13,925, 1878 13,912.

— **In einem Briefe aus Athen macht Dr. Schliemann die** Mittheilung, daß er durch Vermittelung Sir Henry Layard's die Erlaubniß von der türkischen Regierung erhalten habe, Nachgrabungen in den konisch geformten Hügeln auf der Ebene von Troja, welche traditionell als die Gräber der Helden bekannt sind, vorzunehmen.

— **In diesem Jahr werden es vierhundert Jahre, daß die Buch**druckerkunst in Leipzig eingeführt ward. Dieses bedeutungsvolle Ereigniß in würdiger Weise zu begehen, wird der Leipziger Buchdrucker- und Buchhändlerstand eine großartige Ausstellung veranstalten, bei welcher auf der einen Seite die modernen Leistungen aller Zweige der graphischen Künste, auf der andern aber auch die Leistungen der früheren Jahrhunderte vertreten sein werden.

— **Die spanischen Cortes haben einen Gesetzesentwurf angenom**men, welcher die Beziehungen des literarischen Eigenthums mit dem Auslande regelt.

— **Die Geographische Gesellschaft in Paris hat die große goldene** Medaille für das Jahr 1879 den Franzosen Brazza und Bellay für ihre Forschungsreise längs des Ogowestusses (Inner-Afrika) zuerkannt.

Erfindungen.

— **Im Künstlerhause in Wien sind Proben mit elektrischem** Lichte zur Bilderausstellung in den Abendstunden gemacht worden. Der große Saal war von zwei Deckenflammen unter weißem Kugelglase erleuchtet und die Helle kam der des Tages sehr nahe, sie verändert auch die Farben der Bilder nur sehr wenig, so daß Verbesserungen kaum etwas zu wünschen übrig lassen werden. Eine nothwendige Verbesserung ist noch das Vermeiden der Zuckungen. Die prächtige marmorne Stiegenhalle war ebenfalls durch eine Flamme erleuchtet und übte überraschende Wirkung. Es ist wahrscheinlich, daß Abendausstellungen fortan wiederkehren werden.

— **Die Einführung des elektrischen Lichtes eröffnet der Gelehrten**welt in England die angenehme Aussicht, daß das Lesezimmer des Britischen Museums in London in der Folge auch in den Abendstunden und an nebeligen Tagen verfügbar sein werde. Bisher ist das Lesezimmer, sowie überhaupt das Museum, nur während der hellen Tagesstunden geöffnet gewesen. Die Kuratoren haben die Anlage einer Gasleitung niemals gestatten wollen, weil sie die Gefahr eines Brandes nahelegen würde. Die Beleuchtung durch Elektrizität führt keine derartige Gefahr mit sich. Damit dürfte allen öffentlichen Anstalten der Art ein Wink gegeben sein.

Industrie und Verkehr.

— **Der Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes hat eine** Reihe von Preisaufgaben gestellt, welche bis Ende d. J. zu lösen sind: die Herstellung eines undurchsichtigen rothen Emails — 900 Mark und die silberne Denkmünze; die Herstellung eines Ersatzmittels für Kautschuk — 3000 Mark und die goldene Denkmünze; die Herstellung eines Ersatzmittels für Guttapercha — 3000 Mark und die goldene Denkmünze (und 3000 Mark extra von einem berliner Industriellen); eine Methode zur Umwandlung von Rhodanverbindungen in Cyanverbindungen — 1000 Mark und die silberne Denkmünze. Auch die Preisaufgabe von 1875: Angabe einer Masse für Abgüsse von Kunstwerken ist noch nicht gelöst — 10,000 Mark. Die Lösungen sind an das königl. preuß. Ministerium des geistlichen Unterrichts und der Ministerialangelegenheiten zu senden. Das Nähere über die Aufgaben findet sich im Januarheft der Verhandlungen des Vereins (Berlin, Simion).

— **Die Engländer arbeiten gerne in's Kolossale: so ist jetzt** wieder in Woolwich ein Riesengeschütz in Arbeit, das 160 Tonnen wiegen soll, also gerade das Doppelte des bisher größten Geschützes. Zur Bohrung des Lochs wird eine eigene Maschine gebaut.

— **Für die Kunstgewerbeausstellung in Leipzig ist nun auch** eine Einladung zur Betheiligung mit Werken älterer Meister ergangen. Jede Epoche ist zulässig, sofern die Werke nur durch ihre mustergiltige Ausführung als Vorbilder dienen können. Die Anmeldungen werden bis 1. März erbeten, die Einsendungen bis spätestens 15. April.

— **Ueber die gegenwärtige Ausdehnung der Telegraphie gibt** die Statistik folgende interessante Aufschlüsse: Der Bestand sämmtlicher Telegraphenverwaltungen der Erde beträgt gegenwärtig etwa 617,000 Km. Telegraphenlinien (Stangenlinien) mit 1,600,000 Km. Telegraphenleitungen (Draht). Davon entfallen auf Europa 350,000 Km. Linie, — Amerika 180,000 Km., — Asien 45,000 Km., — Australien 30,000 Km., — Afrika 12,000 Km. Von dem auf Europa fallenden Theil besitzt Deutschland rot. 50,000 Km. mit 185,000 Km. Linie mit 185,000 Km. Leitung, gegen 8000 Km. Linie mit 20,000 Km. Leitung vor 20 Jahren. Außer dem oberirdischen Telegraphennetz zählt der Gesammtbestand 569 Kabel in unterseeischen Verbindungen, von denen 420 Kabel zu 4442 Seemeilen durch 14 meist europäische Staaten und 149 Kabel zu 59,558 Seemeilen durch 21 Privatgesellschaften betrieben werden. Zur Bewältigung des großen öffentlichen Nachrichtenverkehrs werden von sämmtlichen Telegraphenverwaltungen der Erde 55,000 Apparate unterhalten; darunter befinden sich 41,000 Morseapparate, 800 Hughesapparate, 300 Multiplexapparate und 12,900 Apparate untergeordneter Konstruktion.

— **Im Laufe des Jahres sollen, da sich die unterirdischen Tele**graphenleitungen vorzüglich bewährt haben, sechs neue Linien ausgeführt werden. Zunächst Harburg-Emden mit Anschluß nach Bremerhafen und Wilhelmshafen.

— **Ende Mai wird die Moselbahn soweit fertig sein, daß die** ganze Strecke Berlin-Metz befahren werden kann.

— **Die Regierungen von Deutschland, England, Frankreich,** Italien, Belgien, Spanien, Portugal und den Vereinigten Staaten haben sich definitiv über gemeinschaftliche Vorschriften geeinigt, wodurch Zusammenstöße von Schiffen vermieden werden sollen. Das Gesetz tritt noch dieß Jahr zu gleicher Zeit in Kraft.

— **Den Kanal von Suez passirten im letzten Jahre 1593 Schiffe,** was eine Einnahme von 31,088,273 Franken ergab.

Denkmäler.

— **Das in London zu errichtende Byron-Denkmal, ein Werk** von Mr. R. C. Belt, ist jetzt in Thon vollendet und wird in etwa sechs Monaten aufgestellt werden können. Die Figur ist neun Fuß hoch und als auf einem Felsen sitzend dargestellt. Auf dem linken Knie ist das Manuskript des „Childe Harold". Der Dichter trägt seemännisches Gewand und hat seinen Hund zur Seite. Das Piedestal aus rothem Marmor, ein Geschenk der griechischen Regierung, ist auf dem Wege nach London.

— **In Paris hat sich ein Komite gebildet, um dem großen fran**zösischen Liederdichter Béranger ein Monument zu setzen. Dasselbe wird auf dem Square du Temple aufgestellt und am 19. August 1880, dem hundertjährigen Erinnerungstag seiner Geburt, feierlich eingeweiht werden.

— **Dem Advokaten Antoine Berryer, der durch seine Vertheidi**gungsreden fast fünfzig Jahre lang das Interesse der pariser Welt rege erhalten, wurde ein Standbild im Saal der Pas-Perdus des Justizministeriums errichtet, das ihn überlebensgroß darstellt, Beredsamkeit und Treue zu seinen Füßen. Der Künstler des Standbilds ist der Bildhauer Capu.

— **Der Bildhauer Böhm hat von der Königin von England** den Auftrag erhalten, ein Denkmal für die Großherzogin Alice von Hessen zu entwerfen, das für das Albert-Mausoleum in Windsor bestimmt ist.

Gestorben.

— A. E. Bader, k. k. österreichischer Konsul, in New-Orleans, am 27. Dezember.

— R. H. Dana, Romanschriftsteller, 91 Jahre alt, in New-York.

— Prof. Dr. H. G. Lindgren, berühmter Orientalist, zu Tierps in Schweden, 78 Jahre alt, am 17. Januar.

— C. F. Sörensen, Professor, Marinemaler, in Kopenhagen, 61 Jahre alt, am 24. Januar.

— Fr. Handtke, Dirigent der k. Redaktion der Reymann'schen Karte, berühmter Kartograph, am 25. Januar, 63 Jahre alt, in Glogau.

— Herm. Fr. Wasemann, Baurath, Erbauer des Berliner Rathhauses, 65 Jahre alt, in Berlin, am 28. Januar.

— Prof. Eduard Heuchler, Baurath, kunsthistorischer Schriftsteller, 78 Jahre alt, Ende Januar, in Freiberg.

— Regierungsrath Georg Seuffert, vormals Redakteur der „Wiener Zeitung", in Wien, 66 Jahre alt, am 2. Februar.

— G. W. v. Jagow, Geh.-Rath und Oberpräsident der Provinz Brandenburg, 65 Jahre alt, in Potsdam, am 3. Februar.

— Prof. Michael Echter, Historienmaler, in München, 67 Jahre alt, am 4. Februar.

— H. Salingré, der bekannte Possendichter, am 4. Februar, in Berlin.

Der neueste Kauf.

(Hiezu das Bild S. 405.)

Wer kann die Freude des Sammlers beschreiben, wenn ihm ein glücklicher Fund gelungen. Das gehört zu den feinsten Genüssen, die das Leben bietet. Man hat einen Schatz zu eigen, der materiell und ideal zugleich werthvoll ist, letzteres in unberechenbarem Maße. Eine unversiegbar sprudelnde Quelle der Anregung, des Genusses, glücklichster Befriedigung und einen Gegenstand, worauf man stolz sein kann, um den Andere, minder Glückliche Einen beneiden. So ist vor Allem die Stimmung eines Kunstliebhabers, der ein werthvolles Gemälde erworben, und unsere Illustration zeigt auf eine geistvolle und naturwahre Weise uns einen Bildersammler, der seine Galerie um eine neue köstliche Erwerbung bereichert; da sitzt er denn vor seinem Schatze in tiefster Sammlung und betrachtet und erwägt und prüft und genießt. Ihn hat ein solcher Eifer beseelt, seinen Schatz genauer zu betrachten, daß er nicht einmal den Gehrock abgelegt, nicht den Hut angehängt hat: das Bild hat seine Seele eingenommen und in ihm beginnt jetzt jener Geistesquell zu sprudeln, von dem wir oben gesprochen. Das führt uns das Gemälde von Seymour Lucas fein, stimmungsvoll und charakteristisch vor Augen.

Eine süditalische Nekropolis.

Von

Woldemar Kaden.

(Hiezu das Bild S. 409.)

Auf einem großen Landgut*), wenig entfernt nur von der Eisenbahnstation Cancello (von Rom aus die zweitnächste nach Caserta) und vier Meilen etwa von Acerra, dem antiken Acerrae am Flusse Clanis, das Hannibal zerstörte, wurde eine Gräberstadt aufgedeckt, die sich ungefähr über einen halben Kilometer erstreckt, und auf diesem Raume drängt sich eine Menge alter Gräber der verschiedensten Arten und Formen zusammen.

Einige derselben bestehen aus den bekannten Tuffsarkophagen, bedeckt mit großen rechtwinkeligen Stücken desselben Steines. Andere sind gebildet aus einer regelmäßigen Aufbauung von Kalksteinen, deren einer über dem andern liegt und welche die Bestimmung hatten, die Leichen wie die denselben mitgegebenen Gegenstände zu verschließen. Oefter auch begnügte man sich, durch wenige Steine den Ruheort der einfach in die Erde gesenkten Todten zu bezeichnen.

Auch jene großen Terracotta-Vasen fehlen nicht, die dazu dienten, die Reste der Leichenverbrennungen zu bewahren. In ihnen fand man verschiedene Male kleine schwarze Vasen von roher Arbeit.

Ganz ausnahmsweise zeigen sich einige Graber aus großen Terracotta-Ziegeln erbaut, in denen manches Alterthum gefunden ward, das entschieden jüngeren Zeiten angehört, als denen, welchen die Mehrzahl der hier aufgedeckten Grabstätten entstammt.

Die bis jetzt aufgefundenen Alterthümer lassen sich schon in verschiedene Gruppen theilen.

Da sind zuerst die Vasa fictilia aus gebranntem Thon. Man fand deren in allen Formen und von der ältesten Arbeit; vor allen zu nennen aber waren die aus schwarzem Thon. Sie wurden in den verschiedensten Gestaltungen in der bloßen Erde gefunden. Andere sodann mit Ornamenten von rothen und gravirten Linien, die mit schwarzen abwechseln. Einige sind aus gewöhnlicher roher Terracotta ohne Malerei, unter denen eine Art Dreifuß bemerkenswerth, andere (Fig. I.) weisen einen großen gravirten Mäander auf.

Zahlreich sind die Vasen im sogenannten tyrrhenisch-phönizischen oder korinthischen Style, vornehmlich in Form von Balsamarien mit Blumenornamenten, Thieren und Sirenen verschiedener Farben und ungewöhnlicher Zeichnung. Eine von ansehnlicher Größe ist zum Theil zerbrochen andere von besonderem Charakter, Figuren von Vierfüßlern, Rehen oder Hirschen (Fig. II.) zeigend, sind von so roher Form, daß sie an die Vasen primitivster Arbeit erinnern. Es gibt deren mit Radornamenten, Spiralen oder Voluten, Linien oder Thieren geschmückt. Einige Vertreter davon sind die Fig. III., IV., V., VI., VII.

In nur sehr geringer Zahl wurden die mit schwarzen Figuren bemalten und mit Graffiti durchzogenen Vasen gefunden. Doch liegen viele Fragmente vor, die man zusammenzufügen versuchen wird.

Auch mit rothen Figuren zeigten sich nur wenige und diese wurden in den vorher erwähnten jüngeren Ziegelgräbern gefunden. Bemerkenswerth unter ihnen ist ein Väschen mit einer halbverwischten Sphinx und eine dreihenklige Hydria mit einer der nolanischen sehr ähnlichen Glasur. Diese letzte zeigt nichts als das Bild einer Frau, welche mit der Linken einen Salbkrug erhebt und mit der Rechten ein Trinkhorn auszugießen scheint (Fig. VIII.).

Besonders interessant ist ein Rhytium, Trinkbecher, in Form eines Mohrenkopfes. Es wurde in der bloßen Erde gefunden. Hals und Henkel fehlen leider (Fig. IX.). Die krausen Haare, angedeutet durch Reihen kleiner Erhöhungen und die vorzügliche Ausführung der Arbeit in allen Theilen des wohlerhaltenen Gesichts, machen es zu einem der merkwürdigsten und werthvollsten Stücke der neuen Entdeckung.

*) Grundbesitz des Freiherrn Marcello Spinelli di Scalea, Barons von Piazza. Dieser, selbst Alterthumsfreund, unternahm und leitete die Ausgrabungen, von denen er Resultate den beiden Archäologen Salazaro und Minervini unterbreitete, deren Darstellung an die neapolitanische Alterthumsgesellschaft wir in Kürze folgen.

Die Ablieferung der Steuern in Bosnien. Nach einer Skizze von F. v. Persoglia. (S. 416.)

Es ist nicht zu zweifeln, daß dieses Rhytium, verglichen mit den andern Gegenständen, viel jüngerer Zeit angehört. Derselben Zeit eignet auch eine Schale mit zwei Henkeln, einer fehlt jedoch (Fig. X.), ganz in Schwarz gemalt, auf deren innerer Fläche man in großen Buchstaben die als Fig. XI. stehende Inschrift liest, die in Charakter und Verzierungen der etruskischen Form angehört und uns den Namen des Besitzers der Schale, eines gewissen Tinthyrius Crinius, nennt.

In demselben Grabe fand man noch eine kleine Trinkschale von schwarzer Glasur, die unten am Fuße eine gravirte Inschrift enthält, welche sich auf den Preis der Vasen, wie solcher in den Ateliers festgesetzt wurde, bezieht.

Unter den aufgefundenen Gegenständen befinden sich ferner verschiedene Gold-, Silber-, Eisen- und Bronzegegenstände. Die beiden ersteren Metalle sind nur sehr schwach vertreten und zwar zumeist nur in Bruchstücken, wenig Ganzes.

Verschiedene Eisengegenstände liegen heute noch in Haufen aufgeschichtet, noch ungesichtet und ungeordnet. Dennoch sind unter ihnen leicht zu erkennen verschiedene Lanzenspitzen, Dolche und ähnliche Waffen, sowie auch eine kleine Zahl von Schmucksachen, wie Schnallen, Armbänder und Aehnliches, was sonst nicht in diesem Metall gebildet wird.

Wichtiger sind die Bronzeschmucksachen. Es fanden sich einige Gefäße von verschiedener Form, dann Armbänder (Fig. XIII. a und b), Schnallen verschiedener Gestaltung, einige darunter von ungewöhnlicher Größe (Fig. XII., XIV., XV., XVI.), vielleicht Pferdeschmuck, wie Fig. XVII. und andere, welche noch der Deutung des Archäologen harren. Unter den Schnallen gibt es mehrere mit Bernsteinstückchen verzierte (Fig. XV.). Zahlreich sind einige von größeren Proportionen mit Ausschnitten an den vier Seiten, in deren jedem sich eine Scheibe, volutenförmig, in deren Centrum sich bald ein Hundekopf, bald ein Stierkopf von rohester Arbeit befindet. Solche stellen Fig. XII. und XVI. dar.

Verschiedenartig sind die Formen anderer Schmucksachen, unter denen am zahlreichsten kleine Hörnchen sich finden, aus Kreisen gebildet, die nach der Spitze zu klein und kleiner werden (Fig. XVIII.), und jene schon erwähnte Fig. XVII., die das Stück eines Pferdebrustriemens zu sein scheint, aus in Winkeln verflochtenen Linien bestehend, an denen fünf menschenähnliche Figuren von primitivster Zeichnung hängen.

Reich war die Ernte an gearbeiteten Gläsern, doch beschränkten sich dieselben nur auf Korallen, Halsketten zu formen, unter denen einige aus gefurchten Cylinderchen, die an den Rändern mit Kügelchen besetzt sind. Zu bemerken ist, daß einige dieser in ihrer ganzen Länge durchbahrten Cylinder aus Glas von verschiedenen Farben bestehen (Fig. XIX.), andere, kleinere sind aus Weißglas. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie zu Halsketten dienten und daß sie entweder horizontal angefädelt wurden und mit runden Glasperlen abwechselten oder auch vertikal herabhingen.

Hier sind ferner zu erwähnen einige Scarabäen aus Glaspaste, wovon zwei einen Skorpion darstellen, während eine andere einen Hirten zeigt, der ein sehr roh ausgeprägtes Thier, vielleicht eine Ziege, führt. Diese Scarabäen fand man in bloßer Erde und es ließ sich nicht feststellen, ob sie zu irgend einer Leiche gehört hatten.

Zuletzt wurden auch noch einige Münzen aus verschiedenen Epochen bis auf die jüngste gefunden, die nichts mit den übrigen Alterthümern zu thun haben.

Eine einzige Bronzemünze, noch dazu sehr schlecht erhalten, ist erwähnenswerth: sie zeigt den campanischen Typus des Stiers mit menschlichem Antlitz, mit der Viktoria gekrönt, und scheint somit irgend einer der campanischen Städte, etwa Neapolis oder Nola, anzugehören.

Die Alterthümer, die sich mit den Todtenresten finden, weisen zum großen Theil auf griechische Civilisation hin und der Ort wurde bestimmt als das antike Suessola, Suessula, eine Samniterstadt, die am Fuße des Tifata gelegen war.

Wie dem auch sei, gewiß ist, daß wir es mit einer Nekropolis aus sehr entlegenen Zeiten zu thun haben, die sich ungefähr vom sechsten bis auf das dritte und zweite Jahrhundert vor Chr. bestimmen lassen. Es scheint, die ältesten Gräber seien die aus einfachen Kalksteinen, die jüngsten jene aus Ziegeln.

Die Ausgrabungen stehen bei ihrem Beginn, noch Vieles wird zu Tage gefördert werden. Die gesammelten Objekte bilden ein eigenes Privatmuseum.

Ausgrabungen bei Gancello, unfern Rom. Originalzeichnung. (S. 408.)

Um ein Herz.

Novelle

von

E. Falk.

(Fortsetzung.)

V.

Es ist Empfangstag im Palais Romanzow. Ein Lichtmeer flutet durch die glänzenden Gesellschaftsräume, die sich von Minute zu Minute mehr füllen.

Die deckenhohen Spiegel werfen das bunte, effektvolle Bild, das jeder einzelne Saal bietet, zehnfach zurück. Auf dem eisglatten Parket rauschen und wogen Schleppen von Sammet und Atlaß und Brokat in allen Farben und zwischen ihnen durch windet sich, elegant und zierlich, die besternte und uniformirte Herrenwelt, sich hierhin und dorthin verneigend und verbeugend, hier ein paar verbindliche Worte wechselnd, dort nur einen verständnißvollen Blick, einen grüßenden Wink aussendend, über den mit einem leisen Fächerwink oder mit einem aufzuckenden Augenstrahl quittirt wird.

Ein leises Summen und Schwirren geht durch alle Räume, nur dann und wann mit melodischem Klirren der goldenen Löffelchen an Eisschalen und Scherbetgläser, die von gutgeschulten Dienern, die in ihrer Unhörbarkeit und Gewandtheit beinahe körperlos erscheinen, gereicht werden, untermischt.

Alles, was irgend in Beziehung steht zu dem Romanzow'schen Hause, drängt sich heut hier zusammen. Die Damen, um der „armen lieben Romanzow" ihre Theilnahme zu bezeugen, sie zu trösten über den Abschied von dem Gemahl, obschon keine einzige unter ihnen diesen Trost für irgend nöthig hielt; — die Herren, um der schönen Strohwittwe noch beflissener als gewöhnlich ihre Huldigungen zu Füßen zu legen, ihr für alle Fälle die weitestgehenden Ritterdienste anzubieten.

Gräfin Vera Pawlowna begegnet heut Allen mit ganz außergewöhnlicher Liebenswürdigkeit. Ihre in Rubinfeuer brennenden Lippen kennen heut kein spöttisches Zucken, kein hochmüthiges Bäumen, sondern sind nur lächelnde Huld, die sonnenhaft Allen strahlt.

Sie will heut besonders schön sein, und sie ist es auch.

Das Licht scheint mehr von ihr auszugehen, als auf sie herabzuströmen, wie sie dasteht in der Mitte des Saales, die Gäste zu empfangen. — Oberst Samarkow, den sie, allerdings erst nachdem sie sich überzeugt, daß Fürst Sarasin abermals unpünktlich sei, in liebenswürdigster Weise gebeten, ihr die Honneurs machen zu helfen, und der in fast komischem Eifer seinen Pflichten nachzukommen strebt, muß mit Gewalt seine Fassung behaupten, um, so dicht neben ihr, so ganz unmittelbar unter dem Einflusse ihrer allbesiegenden Augen, nichts zu versäumen. —

An ihre andere Seite hat die schöne Frau mit gebieterischem Wink die junge Schwester gerufen, die sie heut der Gesellschaft präsentiren will und die sich doch selbst so wenig repräsentabel vorkommt, wie nur je.

Liska hatte mit großem Stolz auf ihr gelungenes Werk die junge Herrin hinabgeleitet in das Toilettenzimmer Vera Pawlowna's. Ania selbst hatte sich sehr gut aussehend gefunden, und es lag noch etwas von der naiven Scham über dieß Zugeständniß auf ihrem jungen Gesichtchen, etwas von einer schüchternen Bitte um freundliche Anerkennung in dem sich scheu aus goldenen Wimpern hervorstehlenden Blicke, den sie zu der Schwester erhob.

Sie hatten umsonst gefleht, die lieben Augen; wieder war jener kalt feindselige Strahl zu ihnen herniedergezuckt, der ihr warmes Herz traf wie schneidender Stahl.

„Es ist gut," hatte Vera, sich kühl abwendend, genickt, „nun nimm Dich aber, bitte, zusammen, daß Du nicht gar zu augenfällige faux pas machst. Ich würde heut vielleicht nicht Zeit und Lust haben, Dein Ungeschick immer zu verbergen."

Das war nun freilich der Weg gewesen, den kleinen Rest Selbstvertrauen, die sich eben schüchtern regende Erwartungsfreudigkeit im Herzen des jungen Mädchens ganz und für immer zu ersticken. Hatte die Gräfin Romanzow das beabsichtigt, so war ihr Zweck erreicht.

In peinlicher Befangenheit stand Ania nun neben ihr, verbeugte sich mechanisch, so oft das Nennen ihres Namens sie an diese Pflicht erinnerte, und fand kaum eine Antwort, wenn sie ja einmal angeredet wurde. —

Sie athmete erlöst auf, als sie endlich dieses Zwanges enthoben war, obschon sie sich freilich dann noch verlorener, noch einsamer vorkam, als vorher.

In der russischen Gesellschaft spielen, ebenso wie in Frankreich, nur Frauen eine Rolle. Einem jungen Mädchen die Cour zu machen, gilt für entschieden mauvais genre. —

Nicht etwa, daß dieser Thatsache eine besonders hohe Achtung vor mädchenhafter Schüchternheit und Unberührtheit zu Grunde läge! O nein, aber man findet die gêne unbequem, findet kindliche Unerfahrenheit langweilig, fürchtet auch wohl, sich gegen seinen Willen zu engagiren. Das ist Alles! —

So blieb Ania meist unbelästigt, aber auch unbeachtet.

Höchstens daß ein halb invalider Veteran der Gesellschaft im Vorübergehen sein goldenes Pincenez fester vor die kurzsichtigen Augen drückte und wohlgefällig vor sich hin schmunzelte:

„Charmante visage entièrement à la Greuze."

Oder auch, daß hin und wieder eine halb verblühte Schönheit dem naturgemäßen Drange, sich mit der jüngsten Jugend zu amalgamiren, nachgab und vertraulich ihren mageren Arm um die Achsel des jungen Mädchens schlingend, forcirt-lebhaft auf sie einsprechend, mit ihr ein paar Mal die Zimmerflucht durchwandelte.

Lange dauerte solche Verbindung nie. Keine der redegewandten und redeseligen Damen fand das rechte Wort, das Siegel von Ania's heimatlosem Herzen zu lösen.

Dazu hätten sie selbst ein Herz haben müssen.

Sie blieb einsam, so einsam mitten im bunten, lachenden Menschenschwarm, wie nimmer zuvor, selbst nicht am grauesten Ferientage im Kloster, an dem sie es wohl auch zuweilen schmerzlich empfunden, daß sie immer zurückbleiben mußte, indeß die Anderen daheim waren bei Eltern oder Verwandten. —

Aber die Stunden gingen doch hin.

Gräfin Romanzow, die, nachdem sie sich überzeugt, eine wie unbedeutende Rolle die kleine Schwester in der Gesellschaft spiele, deren Gegenwart fast ganz vergessen hatte, erinnerte sich jetzt plötzlich wieder ihres Daseins.

Sie war nicht mehr ganz so blendend schön, wie zuvor unter dem Kronleuchter. Es lag eine Wolke auf ihrer Stirn und ihr Lächeln schien erzwungen. Doch klang ihre Stimme freundlicher als sonst, als sie, die reichberingten Finger unter das feine Kinn des jungen Mädchens legend, wie mitleidig sagte:

„Wie müde Du aussiehst, Seelchen!"

„Ich habe Kopfweh," entschuldigte sich Ania leise.

Vera Pawlowna zog ihre Uhr. Es war fast Mitternacht. Die Wolke auf ihrer Stirn wurde dunkler. „So spät schon," murmelte sie, sich auf die Lippen beißend, und fügte dann nach kurzem Besinnen hinzu: „Suche Dir ein stilles Plätzchen drüben in meinem Kabinet. Ich werde Dich rufen lassen, bedarf ich Deiner. Vermissen wird Dich Niemand."

„Nein, vermissen wird mich Niemand," klang es schmerzlich in ihr nach, als sie durch die menschengefüllten Räume so unbeachtet ging, als trüge sie, anstatt der Moosrose, eine Tarnkappe auf dem schweren, schmerzenden Kopfe.

So kam sie schließlich in den Wintergarten und hier fand sie, was sie suchte und bedurfte — Ruhe und Einsamkeit.

Sie hatte ihn nur flüchtig durchschreiten wollen, allein der Zauber des Ortes hielt sie fest.

Es war heimlich und lauschig in dem nur matt erhellten Raume. Der gedämpfte Wasserstrahl schluchzte und murmelte, als wäre er halb im Schlafe. Durch die weit offenen Fenster schaute der Sternenhimmel herein. Die Parkbäume rauschten vernehmlich draußen und die breitblätterige Krone der schlanken Muse, der Fächer- und Sagopalmen flüsterten und nickten so verständnißvoll, als antworteten sie, die Kinder des fernen Südens, auf den geheimnißvollen Gruß der nordischen Sommernacht.

Dort die wie aus Korallen geflochtene Bank im Bosket von Myrten- und Kamelliengesträuch lockt die junge, ruhesuchende Wandererin mächtig. Sie ahnt nicht, die arme Kleine, als sie sich, aufathmend, darauf niederläßt, wie verhängnißvoll ihr dieser Platz schon geworden ist, sie fühlt nur die erfrischende Wirkung des feinen Wasserstaubes, mit dem der tanzende Strahl sie übersprüht, und der weichen Nachtluft, die die Schwüle mildert und den Duft der tropischen Blumenwelt voller, berauschender zu ihr hinträgt.

Sie gibt dem Zauber, mit dem der Ort, der Moment sie umfängt, nach, nur flüchtig, wie sie meint. Es ist ja so süß, sich endlich einmal unbeobachtet zu fühlen, endlich sich selbst wieder zu gehören.

Glückliche Jugend, auf deren Wimpern sich der Schlaf so leicht, so unbemerkt senkt, wie Thau auf Blüten.

Noch haben die kleinen Bewohner der Volière, die Ania's Schritt aus der nächtlichen Ruhe aufscheuchte, sich nicht wieder zurechtgefunden auf den alten Plätzen, noch zirpen und locken und schelten sie aufgeregt durcheinander, als über ihren Augen die durchsichtigen Lider schon so fest liegen, wie nur der Schlaf sie zu schließen pflegt. — Das blonde Köpfchen neigt sich mehr und mehr zur Seite, bis es auf den über der Lehne zusammengefalteten Händen eine Stütze findet, die jungen Glieder strecken sich behaglich auf dem unbequemen Eisengeflecht. Sie schlummert, ja und träumt auch, die kleine Ania.

Die alten Klosterlinden rauschen wieder über ihr, die heiteren Genossinnen drängen sich jubelnd um sie, und Nadeschda's weiche, wohlthuende Hand streicht ihr liebkosend über Stirn und Wangen, wie sie so gern zu thun pflegte.

Da schwindet der Zug von Leid, der dem Kindergesichte so fremd und unnatürlich ist, da theilen sich die rothen Lippen zu weichem, glücklichem Lächeln.

„Liebe alte Nadeschda," flüstern sie leise. Doch was ist das? Es fällt jäh ein Schatten in das helle Bild, das der freundliche Traumgott der jungen Schläferin vor die Seele zaubert, ihr Herz klopft ungestüm auf und sie erwacht.

Emporschreckend streicht sie verwirrt die krausen Löckchen, die sich im Schlafe aus den zurückgeschlagenen Haarwellen gelöst, aus der offenen Stirn. Ihre Augen, noch halb traumbefangen, blicken groß und dunkel aus dem erglühten Gesichtchen auf zu der hohen Männergestalt, die, wie aus dem Boden gewachsen, vor ihr steht und mit verschränkten Armen zu ihr herniederblickt.

„Ach, Verzeihung, aber ich war so müde!" sagte sie kindlich beschämt, wie ein Schulmädchen, das in der Geographiestunde eingenickt ist und sich dabei vom Lehrer überrascht sieht.

„Wenn Jemand um Verzeihung bitten muß, bin wohl ich es, der ich so rauh einen gewiß recht süßen Traum unterbrach. Sie sahen noch eben so glücklich aus und blicken jetzt so wehmüthig, daß ich mir mein unzeitiges Dazwischentreten als schwere Schuld anrechne!" —

Die Stimme, die so sprach, war von so seltenem Wohllaut, der Blick, der auf ihr ruhte, so ernst freundlich, daß Ania's Verlegenheit schwand.

„Sie konnten aber doch nicht wissen, daß ich hier schlief!" wehrte sie seine Entschuldigung hastig ab. — „Es war sehr, sehr unvorsichtig von mir, hier sitzen zu bleiben, während mich Vera Pawlowna doch in ihr Kabinet gehen hieß. Ich bin gewiß, sie wird sehr schelten, wenn sie es hört," fügte sie ganz kleinlaut hinzu.

Ueber das dunkle Männergesicht flog, wie verklärend, ein heller Freudenstrahl.

„Sie braucht es ja aber nicht zu hören," beruhigte er lächelnd.

„Nicht? O Sie sind sehr freundlich. Ich danke Ihnen."

Mit rechtem Kinderlächeln, das zwei tiefe Grübchen in die weichen Wangen drückt, streckt das junge Mädchen dem Fremden unwillkürlich die Hand entgegen.

Er hebt sie nicht an die Lippen, wie er im ersten Moment zu beabsichtigen schien, er hält sie nur fest mit zartem Druck und sie liegt so ruhig und zutraulich in der seinen, wie noch nie zuvor eine Frauenhand.

„Fürchten Sie denn Ihre Schwester so sehr, Comteß Ania?"

Jetzt erröthet sie dunkel.

„Ja — nein — das heißt" — stottert sie, „ich gebe ihr so viel Anlaß zur Unzufriedenheit und — und — o gewiß, sie ist gut. Die Schuld liegt an mir — aber —"

Rurik Iwanowitsch ist viel zu sehr Kavalier, um sich an der rathlosen Verlegenheit des jungen Mädchens, so reizend sie ihr steht, zu weiden.

„Gräfin Romanzow ist sehr gütig, gewiß" — fällt er daher schnell ein — „nur vielleicht zu sehr Weltdame, um Sie immer ganz verstehen zu können. Zwei Schwestern, die in so ganz verschiedenen Sphären aufwachsen, müssen sich natürlich fremd werden."

„Das sag' ich mir auch zum Troste, wenn ich mich so gar nicht heimisch fühlen kann hier" — versichert Ania eifrig. — „Sie haben mich daheim, im Kloster, wohl sehr verwöhnt. Schwester Nadeschda hat mir das immer gesagt" — fährt sie vertrauensvoll, wie zu einem alten Bekannten sprechend, fort, „dort war Alles recht, was ich that — hier fühle ich in jeder Minute, wie unwissend und ungeschickt ich bin und wie viel ich noch zu lernen habe, um so zu werden wie Vera Pawlowna —"

„Das verhüte der Himmel“ — hätte Rurik Iwanowitsch — wir wissen längst, daß er es ist — beinahe ausgerufen, doch besann er sich noch rechtzeitig.

„Das scheint Ihnen nur jetzt so, weil Sie sich noch unsicher fühlen in der fremden Welt und Gräfin Romanzow vielleicht nicht die rechte Weise des Führens und Zurechtweisens hat. Wenn Sie mir gestatten wollten, in manchen Stücken Ihr Berather zu sein, würden Sie die kleinen Klippen bald überwinden.“

„Ihnen?“ Es lag so viel naiv frohes Erstaunen in dieser einen Sylbe, daß Rurik unwillkürlich die kleine Hand, die er immer noch hielt, fester faßte.

„Ist Ihnen mein Talent zum Mentor so fragwürdig? — Oder könnten Sie kein Vertrauen zu mir haben?“

„Doch, o doch!“ sagt sie so recht aus tiefster Seele, und bis in die tiefste Seele auch durchbebt die rührend treuherzige Versicherung den starken Mann, so daß er nun doch, seines Vorsatzes vergessend, sich niederbeugt auf die zutrauliche Hand, sie leise mit den Lippen berührend.

Einer Königin hätte er nicht zarter, nicht ehrerbietiger huldigen können, als diesem Kinde.

„Und nun,“ fährt er, wie um der seltsamen Bewegung Herr zu werden, scherzend fort, — „gestatten Sie mir, mein Amt gleich anzutreten, indem ich Sie bitte, sich jetzt wirklich ein stilles Zimmer zu suchen, in dem Sie sich ausruhen können.“

„O, ich bin gar nicht mehr müde.“

„Wirklich nicht? Aber gehen Sie dennoch, es ist besser.“

„Gewiß will ich. O ihr Heiligen, ich fühle, wie unschicklich es war. Ich glaube doch, ich muß es Vera morgen erzählen!“

„Nein, ich bitte Sie sogar darum, es sich morgen nicht merken zu lassen, daß ich schon die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu sein.“

„Gekannt?“ lacht Ania hell heraus, wie ein rechtes muthwilliges Kind, hält aber plötzlich tief erröthend ein.

„Ganz recht. Sie wissen ja noch nicht einmal, wer sich Ihnen so sans façon als Mentor aufgedrängt hat. Dieß unser erstes Begegnen soll auch in keiner Weise in eine der Schablonen, wie sie die Gesellschaft für alle Fälle bereit hat, hineinpassen. Erst morgen werde ich das Glück haben, mich der Comtesse Ania Pawlowna Jarnow in aller Form vorstellen zu dürfen. Auf Wiedersehen also bis morgen!“

Er grüßte tief und ehrerbietig, dann war er verschwunden.

Die glänzende, schillernde Flut, welche die Gesellschaftsräume durchwogte, begann schon leise zurückzuebben. —

Man fing an zu bemerken, daß die schöne Fee dieses Lichtreiches recht abgespannt aussehe, den pikantesten Bemerkungen, den geistreichsten Aperçus kaum noch mit halbem Ohre zuhöre und man folglich seine Zeit amüsanter verbringen könne, als gerade hier.

Die Wolke besternter Fracks und goldgestickter Uniformen, die minder begünstigten Augen bisher kaum einen Blick auf die Sonne dieses Firmaments gegönnt, wurde durchsichtiger, die Konversation schleppender.

Nur der kleine Marquis St. Just schien noch en verve zu sein.

Das nationale Talent de causer sur rien war in ihm besonders entwickelt und Vera Pawlowna hatte es noch nie so geschätzt wie an diesem Abend, wo seine unerschöpfliche Beredsamkeit glücklich die eigene, von Minute zu Minute zunehmende Verstimmung verdeckte.

Mitten in einer besonders lebendigen, wenn auch nicht eben wohlwollenden Schilderung eines Rout im Hause des Bankiers Z. stockte der Erzähler momentan. Sein feiner Diplomatenblick hatte in den müdeverschleierten Augen seiner Zuhörerin plötzlich wieder jenes elektrische Aufleuchten gewahrt, das ihm vor wenig Tagen schon einen so tiefen Einblick in die Seele der schönen Löwin eröffnete.

Er hatte sich nicht geirrt; eben trat Fürst Sarasin über die Schwelle des Salons.

Mit leichtem, spöttischem Lächeln räumte der diskrete Franzose dem Rivalen das Feld. Man ist nur in den seltensten Fällen eifersüchtig in diesen Sphären.

Vera Pawlowna merkte sein Verschwinden wohl kaum.

„Sie kommen spät,“ empfing sie den Fürsten, der mit ruhigem Gruße zu ihr trat.

„Ich konnte nicht früher, Dienstgeschäfte lassen sich nicht zurückschieben.“

„Das muß wohl sein, Sie hätten mich sonst heut, gerade heut nicht warten lassen. Sie wissen —“

„O, ich reise erst in vierzehn Tagen.“

Er lehnt sich tief in die orange Seidenpolster seines Fauteuils, preßt die Fingerspitzen gegeneinander und blickt zur Decke auf, als studire er eifrig das graziöse maurische Muster derselben; trotzdem aber liegt heut über seinem Wesen nicht die Langeweile, die Gleichgültigkeit, die sich sonst durch eine solche Stellung auszusprechen pflegt. Es ist ein fremdes, ungewöhnliches Leuchten in seinen Augen, in seinen Zügen, das sein sonst so strenges Gesicht merkwürdig verändert.

Es wird das allgemein bemerkt, allgemein erklärlich gefunden.

Die Nähe des prächtigen Weibes, das keine Spur mehr von Abspannung zeigt, seit er neben ihr sitzt, die immense Erbschaft, das brillante Avancement — Gründe genug, um auch dem Lebensmüdesten wieder Geschmack am Dasein einzuflößen, meint man. Nur Vera Pawlowna weiß ganz genau, wie machtlos sich solche Einflüsse der Seele Rurik's gegenüber erwiesen haben. Es muß eine stärkere, gewaltigere Formel gewesen sein, die, wenn auch nur momentan, den Bann gebrochen hat. Sie muß, sie will es ergründen.

„Wenn Sie ausgeträumt haben werden, mon prince,“ sagt sie, mit dem Spitzenfächer leicht seine Schulter berührend, „so geben Sie mir wohl den Arm. Meine Schwester ist angekommen, und ich möchte Sie ihr vorstellen.“

Er erhebt sich gehorsam, er zieht ihre Hand durch seinen Arm, allein als sie aus Hörweite des eben verlassenen Kreises sind, spricht er leise und hastig:

„Nicht heute, nicht hier, Gräfin. Ich komme zu spät, um das junge Mädchen, wie ich beabsichtigte, ungestört beobachten zu können. Dieß Aufsuchen würde etwas Absichtliches haben, das ich vermeiden möchte.“

„Und ich glaubte, es sei freudige Ungeduld, die Sie so animirt, sich selbst so unähnlich macht!“

„Ich dächte, Comtesse Ania wäre schon einige Tage hier. Die Ungeduld, die sich so lange hat zügeln lassen, würde mir schwerlich jetzt verrätherisch aus den Augen leuchten.“

„Was ist's denn, Rurik Iwanowitsch? Ich habe so oft gewünscht, Sie einmal erwachen zu sehen aus Ihrer geistigen Lethargie, und nun — —“

„Nun macht Sie die erste Regung, die Sie dreist auf den raschen Gang durch die schöne Frühlingsnacht schieben können, mißtrauisch und unruhig. O Laune, dein Name ist Weib!“

„Warum aber wollen wir diese außergewöhnlich glückliche Stimmung nicht benützen, Ihnen meine kleine Ania vorzustellen? Sie haben keinen Tag zu verlieren!“

„Sie vergessen, daß in solchen Fällen der Augenblick entscheidet, meine Gnädigste. Ich wenigstens werde mich unbedingt seinem Urtheilsspruche fügen.“

Es klang wie Uebermuth aus seinen Worten, seiner Stimme. Verwundert, fast erschreckt blickt Vera zu ihm auf, allein schon war die Regung vorüber. Er wolle die junge Dame nicht mit überwachten Augen und chiffonirter Toilette zuerst kennen lernen. Er würde morgen früh kommen, sehr früh. Einem so jungen Mädchen sei Morgenlicht und Morgenstimmung am günstigsten.

Damit hatte er den Gegenstand fallen lassen. Er hatte heut viel zu berichten. Von seiner neuen Stellung, von der besonderen Huld des Monarchen, von den Dispositionen, die er für seine bevorstehende Abreise getroffen. Von der ferneren Zukunft, das heißt von Veränderungen, die er auf seinen Besitzungen vornehmen, von Reisen, die er machen wolle.

Es befremdete Vera Pawlowna, ihn so reden zu hören, ihn, der noch vor wenig Tagen Alles Hirngespinste und Luftschlösser genannt, was über die nächsten Wochen hinauslag, der einen ehrlichen Soldatentod das beste, das erwünschteste Ziel eines — seines — verpfuschten Lebens genannt.

Woher diese Zukunftssicherheit, diese neuerwachte Daseinsfreude?

Vera hätte sich selbst grollen mögen, daß sie immer und immer wieder über das Woher? und Warum? grübeln mußte, anstatt sich der vortheilhaften Veränderung zu freuen, daß sie seiner feurigen Lebendigkeit gegenüber immer stiller und stiller wurde, ja es als Erlösung betrachtete, als die letzten der Gäste und mit ihnen auch der ihr heut so räthselhafte Freund sich entfernte.

Lange durchwanderte sie noch die leeren Räume, in denen ihr Schritt unheimlich wiederhallte. Zuweilen blieb sie erschauernd stehen. Es war, als ginge Jemand hinter ihr, aber es war nur das Rauschen der eigenen Schleppe gewesen. Sie lacht ihrer eigenen Furcht.

Die schönen Arme über die Brust gekreuzt, die weißen Zähne fest in die schwellende Unterlippe gepreßt, setzt sie ruhelos ihren Weg fort. Der Tag graute schon, als sie endlich mit Hülfe der armen, vielgequälten Manon ihr Lager suchte. (Fortsetzung folgt.)

Die Memoiren eines Reingefallenen,

nebst Nachtrag.

Von

Archibald Walther von Kalau.

Mit Bildern von C. Nechlin.

(Schluß.)

Kein Auge war thränenleer geblieben. Der Bildhauer, der Maler und die drei außer mir noch anwesenden Literaten erwachten erst wieder aus ihrer Lethargie, als das Zeichen zum Souper gegeben wurde, das ihnen einen wahrhaft gigantischen Aufschwung zu verleihen schien.

Die beiden Künstler saßen mir gegenüber und zwischen ihnen, schöner als je, die Juno von vorhin.

Der Maler und der Bildhauer schienen das nämliche Bedürfniß zu fühlen, das ich im ersten Augenblick empfand, nämlich zu den Winterpaletots zu greifen. Wenigstens musterten sie den Ort der That so emsig, als ob sie ihn für eßbar hielten.

„Nein,“ rief endlich der Maler, „gnädige Frau, wie schön sind Sie heute wieder — so möchte ich Sie wohl malen.“

„Und ich möchte so wohl einmal Ihre Büste meißeln,“ fügte der Bildhauer enthusiastisch hinzu.

Die Schöne aber schien für solche Huldigungen gar nicht empfänglich zu sein.

„Jott,“ rief sie, „ne det is ja wirklich jräßlich; uf die eene Seite will mir Eener malen un uf die andere will mir Eener aushauen,“ worauf die beiden zart Gestraften in ein verliebtes Gelächter ausbrachen.

Dießmal schien sie übrigens wirklich zu frieren; die Temperatur im Speisesaale war etwas niedriger wie in den anderen Nämen. Ich schloß dieß wenigstens aus den anderthalb Flaschen Burgunder, welche die Diva genoß, augenscheinlich nur, um sich zu erwärmen. —

Ich hatte die Baronin zu Tisch geführt, Klara sich mir böswillig entzogen.

Die Baronin hielt mir eine längere Abhandlung darüber, daß die sogenannte vornehme Gesellschaft längst allen Reiz für sie verloren habe, und daß es doch entschieden besser sei, in Kreisen zu verkehren, wo es gemüthlich herginge, wie hier.

Wenn die Gemüthlichkeit darin besteht, laut Konversation zu machen, mir, mich, Sie und Ihnen durch einander zu schütteln und mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, so war es hier allerdings sehr gemüthlich; denn darin leisteten mein Schwiegerpapa in spe und seine drei Freunde Nachmelker, Stremke und Kramgarten Beneidenswerthes.

Uebrigens unterbrach sich die Baronin sehr oft durch einen tiefen Seufzer.

Sie hatte also sehr viel Pleßner.

„Wie viel haben Sie denn angelegt?“ fragte ich theilnehmend.

„Alles,“ entgegnete sie tonlos. —

Also wirklich keine Hoffnung, als die letzte auf Klara's Liebe. „Nur Du, holder Leitstern meines Lebens, kannst mich noch retten!“ rief's verzweiflungsvoll in meinem Innern. Von da ab saß ich wie auf Kohlen; denn sowie nur die Tafel aufgehoben war, wollte ich und mußte ich zu meiner Angebeteten durchdringen.

Das Schicksal schien mir auch wirklich einmal seine Gunst beweisen zu wollen. Klara zog sich nach dem Souper für einige Zeit in das Nebenzimmer zurück, wo sie ganz allein, sinnend und in sich gekehrt dasaß.

Ich deutete mir die Zeichen günstig, machte ihr einen so stürmischen Fußfall, wie ihn meine neuen und etwas engen Pantalons zuließen — und — gestand ihr meine Liebe. Von der Hypothek sagte ich vorläufig noch gar nichts.

Allein über die Wirkung sollte ich nur von Neuem erschrecken. Das arme Mädchen schien bewegter, als vorhin über das „Stirb durch uns, du Ungeheuer;“ sie bebte auch augenscheinlich heftig; ihr Busen arbeitete wie ein Blasebalg; sie bedeckte die Augen mit der Hand, Thränen perlten. Dann sprang sie auf, und mit schmerzlicher Geberde die Hand wie zum Abschied gegen mich ausstreckend, rief sie:

„Lassen Sie mir geh'n, Herr Müller, ick weeß, wat ick Vatern schuldig bin!“

Dann war sie hinaus, noch ehe ich sie zurückhalten konnte, und ich stand da wie Lot's Frau, nein! — wenigstens wie Lot's Großmutter, so versteinert war ich.

„Ick sollte ihr geh'n lassen, sie wisse, was sie Vatern schuldig wäre?“

Wie sollte ich das verstehen, wie dieses Räthsel deuten?

Noch als die Gesellschaft sich zerstreute, war ich derart verwirrt und vernichtet, daß ich dem Lohndiener statt des Trinkgeldes einen Hosenknopf in die Hand drückte und dann halb betäubt in's Freie stürzte.

Ich weiß es selbst nicht mehr, wohin mich meine Schritte lenkten. All' meine Himmel waren mit einem Schlage zertrümmert. Was beginnen! Klara und ihr Vater, die mein Glück hatten begründen sollen, die ich als die einzigen Förderer meines Wohls angesehen, durch die für mich ein neues Zeitalter voll Genuß und Seligkeit hatte erstehen sollen — standen mir jetzt feindlich gegenüber. Sie würden mich, das

Uf die eene Seite will mir Eener malen, un uf die andere will mir Eener bildhauen.

wußte ich nun, ohne Rücksicht zu Grunde richten. Weihnachten war vor der Thür — da sollte ich zahlen; — ich konnte es natürlich nicht, dann folgte die Subhastation, Schimpf, Schande und Pfändung, wovon ich die letzte noch am wenigsten zu fürchten alle Ursache hatte.

So sicher glaubte ich mich schon am Ziele — und was hatte ich denn überhaupt je — nur für einen Augenblick erreicht? nichts, nicht einmal ein Versprechen, so daß ich sie keineswegs der Treulosigkeit bezichtigen konnte. Sie aber hatten meine tausend Thaler — die sauer in langen Jahren mühsam durch Hunger und Arbeit zusammengesparten tausend Thaler. O, es war zum Rasendwerden.

Und warum dieß Alles? War es Haß, Rache, schnöde Gewinnsucht, was sie trieb? Wie konnte so reichen Leuten an einer so ärmlichen Summe gelegen sein, die doch mein ganzes Vermögen ausmachte, und auf welche ich zuvor hundert kühne Pläne gebaut. Wie vorsichtig hatte ich damit zu Werke gehen wollen — und nun — so mein Hab und Gut zu verschleudern! Die unglückselige Villa mochte ich gar nicht mehr wiedersehen. Es stürmte und wogte in mir von Projekten, mich aus der Schlinge zu ziehen, doch verwarf ich sie insgesammt sogleich wieder. Einmal dachte ich daran, zu Klara's Vater zu gehen und mein Geld zurückzuverlangen, aber ich nahm Abstand davon, weil ich so viel Besinnung noch hatte, mir zu sagen, daß er mich nur auslachen und auf seinem Schein bestehen würde, den auszustellen sie, die Schlange, mir die Feder gereicht.

Es währte geraume Zeit, bis ich mich auch nur einigermaßen beruhigte. Ganz in meine Gedanken verloren, sah ich mich unerwartet auf der Alsenbrücke. Unter mir flossen langsam und majestätisch die dunklen Fluten der Spree dahin — dem Meere — der Ewigkeit entgegen. Das trübe Licht eines Sterns blinkte zitternd von unten herauf, wie ein Lämpchen aus stiller Kammer. Ringsum schlief Alles in Frieden — die Riesenstadt mit ihren achtmalhunderttausend Menschen, die jetzt im Schlummer lagen und nach des Tages Last und Hitze von einer bessern Zukunft träumten. Wie viel Glück, wie viel Elend lag da neben einander geborgen, als wisse das Eine vom Andern nichts. Wie viele Schicksale, schwerer als das meine, spannen sich dort gelassen, unaufhaltsam neben einander fort. Darüber aber wölbte sich der Himmel und schaute ruhevoll auf Alles herab und lächelte über die Vergänglichkeit dessen, das uns so unüberwindlich scheint. Auch mich erfaßte ein Gefühl, wie die Nähe des Weltgeistes, das mich mit starker, beschwichtigender Gewalt hinwegtrug über das kleine Leid, von dem ich eben so viel Wesens gemacht.

Ich mußte lächeln, bitter lächeln, als ich über das Geländer lehnte und in die Tiefe hinabschaute.

In meinem Innern aber machte sich eine Stimme auf und rief mir donnernd zu:

„Reingefallen!"

Ja, das war ich.

*

Die philosophische Stimmung, die mich nächtens auf der Alsenbrücke ergriffen, hielt leider nicht lange an. Am nachsten Morgen stand allein die nüchterne Nothwendigkeit vor meinen Augen, die fälligen fünftausend Thaler zu bezahlen, die ich nicht hatte, und die ich auch unmöglich aus der Erde scharren konnte. Vor einer solchen Nothwendigkeit würde selbst Schopenhauer's Philosophie rathlos geworden sein. Mich ängstigte aber noch mehr. Ich hatte von den drei Rothweinnasen geträumt und von dem, was sie mir gesagt — mir wurde ernstlich bange um den Zustand meiner Villa.

Dazu regnete es in Strömen.

„Sie weicht mir am Ende wirklich auf," sagte ich mir bedenklich einmal über das andere. Vielleicht war sie schon aufgeweicht. Jetzt erst fiel es mir schwer auf die Seele, wie sorglos ich gewesen, daß ich seit dem Kaufe gar nicht mehr nach meinem Besitzthum gesehen. Alle möglichen Vorfälle, die geprellten Hausbesitzern begegnet, und von denen ich im Berliner Tageblatt gelesen, fielen mir ein. Vielleicht hatte sich in meiner Villa schon ein freiwilliger Vizewirth eingefunden, der die Treppen verheizte, die Fenster und die Thürschlösser verkaufte und dann „rückte". Dergleichen kam in den entfernteren Vierteln Berlins alle Augenblicke vor.

Ich wollte hinaus, der Regen hörte nicht auf — den schönen Lehmann um Hülfe bitten — er hätte mir höchstens gerathen, die fünftausend Thaler nicht zu bezahlen, denn er bezahlte nie — kurz, ich war rathlos, ganz ebenso rathlos, wie Arthur Schopenhauer es in meinem Falle gewesen wäre.

Ich dachte daran zu arbeiten — elender Strohhalm! Wenn ich Schiller und Goethe in meiner Person vereinigte, ich konnte bis Weihnachten nicht mehr fünftausend Thaler verdienen. Ich fing also lieber gar nicht erst an, um nicht über der Zwecklosigkeit meines Beginnens hinterdrein verzweifeln zu müssen.

Dafür erhielt ich Nachmittags folgenden Brief, der das Blut in meinen Adern stocken machte.

„Geehrter Herr!

„Im Auftrage des Herrn Bauunternehmers Taschenfeind, dessen Villa in Eldorado Sie unlängst käuflich an sich gebracht, theile ich Ihnen, um Enttäuschungen Ihrerseits vorzubeugen, ganz ergebenst mit, daß Herr Taschenfeind entschlossen ist, gegen Sie keine Nachsicht zu üben und sich daher in die Nothwendigkeit versetzt sehen wird, gegen Sie unverzüglich die Subhastationsklage einzuleiten, falls Sie nicht zum Weihnachtstermin pünktlich die dann fällige Kaufgelderrestrate von fünftausend Thalern zahlen sollten. Mit der Einleitung des Verfahrens bin ich bereits von Herrn Taschenfeind beauftragt, womit ich die Ehre habe zu sein

Euer Wohlgeboren
hochachtungsvoll ergebener
Winkelzug,
Rechtsanwalt und Notar."

Bei solch' grobem Stryptum auch noch „die Ehre haben zu sein" — „hochachtungsvoll ergebenst" und dergleichen! Ich war auf's Tiefste empört, riß die Liebe zu meiner angebeteten Klara „angesichts dieses" aus meinem Herzen und beschloß, einen fulminanten Artikel in das Stallupöner Morgenblatt zu schreiben, betitelt:

„Ueber die zunehmende Schlechtigkeit der Menschen".

Schmähliche Tücke! — wie konnte ich mich so in den Sumpf locken lassen. Wie viel durchwachte Nächte kosteten mich einst die mühsam erworbenen, diese schlimmen ersten tausend Thaler, das erste Tausend kommt ja immer schwerer zusammen, als die darauf folgende Million. Und nun waren sie fort, verloren, radikal, unrettbar verloren; denn daß sie bei der Subhastation gänzlich ausfallen würden, war unzweifelhaft. Zweitausendmal hätte ich dafür warm zu Abend essen können. O treffliche Frau Kammermusikus Blaser, o ahnungsvolle Pensionsmutter, ware ich Dir und Deiner Lehre gefolgt: „Zufriedenheit macht glücklich". Hätte ich nie reich werden, mir nie einen Privatsekretär halten, nie eine Villa anschaffen wollen, hätte ich Klara, hätte ich Robert den Gründer nie gesehen. Ich war ehrlich genug, mir einzugestehen, daß ich doch eigentlich auch nur einen Versuch gemacht, selbst zu „gründen", wie jetzt Alles „gründete", freilich auf meine eigene thörichte Art.

Vergebens grübelte ich, mir meines Schwiegervaters — ach nein, das war er ja nicht mehr — Herrn Taschenfeind's Härte, Klara's räthselhafte, thränenerstickte Worte: „Ick weeß, wat ick Vatern schuldig bin", zu erklären. Umsonst! Klar und deutlich ertönte es wiederum allein in meinem Innern:

„Du bist reingefallen!"

Der Regen that mir eigentlich eine große Liebe an. Er gab mir vor mir selber einen einigermaßen plausibeln Grund, nicht nach meiner Villa hinauszusehen, und davor graute mir, wie Gretchen vor Heinrich im „Faust".

Auch das aber hielt nicht an. Es wurde leider noch einmal schön — und wie. Es trat förmliches Frühlingswetter ein, so daß die Landleute anfingen, die Herbstbestellung ihrer Felder zu vervollständigen.

Ich konnte nicht mehr ausweichen; ich mußte hinaus, — aber ich that es im Dunkeln. Niemand sollte mich beobachten.

Wie anders als bei meinem ersten Besuch sah Eldorado heute aus — hier hatte ich leben wollen? Hohngelächter der Hölle — Ruinen von neuen Villen allein ragten gespenstig in die graue Einöde hinaus. Heute ließ sich nicht einmal ein Klageton hören. Selbst die Feldmäuse schienen ausgewandert zu sein. Aus den Alleebäumen hatten sich die Jungen Peitschenstöcke geschnitten; die Marmorbassins waren vom Sande verweht; über die Straßen und Promenaden ackerten die Bauern ruhig wieder hinweg, weil Eldorado ihnen keine Zinsen mehr zahlte.

Mit geschlossenen Augen wankte ich im Dunkeln der Stelle entgegen, wo meine Villa lag. Ich war überzeugt, daß ich nur noch das Fundament finden würde.

Jetzt war ich da. Nein, ich sah sie leibhaftig vor mir, freudiger Schreck durchbebte mich, aber gleich darauf verließ mich derselbe wieder. Taschenfeind hatte ja längst seine Klauen darnach ausgestreckt. Stand sie also noch, so war es sein, nicht mein Vortheil.

Ich wollte näher heran, aber plötzlich bemerkte ich einen geheimnißvollen Unbekannten, der sich dicht bei dem Hause zu schaffen machte.

„Das ist der Treppenmarder," sagte ich mir und kehrte um, denn ich wollte mich nicht erkennen lassen. „Mag die Treppen der Teufel holen, lange gehören sie mir ja ohnehin nicht mehr."

Andern Tags kam ich wieder, auch diesesmal war der Geheimnißvolle an Ort und Stelle.

Erst am dritten Tage gelang es mir, mein Besitzthum meuchlings zu überfallen.

Ich öffnete die Thür, die kreischend in den Angeln ging. Ein schriller Ton lief durch die öden, kühlen Räume, wie ein Seufzen; Geisterstimmen schienen erwacht. Mich fröstelte.

Lassen Sie mir geh'n, Herr Müller.

Behutsam zündete ich ein Licht an, das mit seinem Scheine das Vestibül matt erleuchtete. Ein paar Fledermäuse flogen aufgeschreckt umher und stießen klatschend gegen die Wände, wie die Dämonen, die sich an diesem Bau versündigt. Aller Orten knackte und knisterte es.

Ich öffnete die Thüre zum Salon, oder vielmehr, sie

ging von selbst auf, als ich mich näherte — das Schloß vertrug die Zugluft nicht. In athemloser Spannung trat ich ein. Himmel, die Flecken, von denen mein Schwiegervater stets gesagt: „Det jibt sich", waren riesengroß geworden. Sie bedeckten nahezu die ganze Wand — und silberweiß wie Schnee saß es darauf.

Immer wieder war doch noch ein Gedanke in mir aufgekeimt, daß es mit der Subhastation nicht Ernst werden würde, daß ich mein Haus behalten, meine tausend Thaler retten könnte.

„Was ist denn das?" rief ich darum entsetzt aus, als ob mich Jemand hören könnte.

„Det is Salpeter," antwortete es plötzlich hinter mir — wie eine Stimme aus dem Grabe. Ich schaute mich erschrocken um — der Geheimnißvolle stand hinter mir, lehnte hämisch auf einem Spaten und betrachtete mich mit gleichmüthigen Blicken.

„Det is Salpeter," wiederholte er.

„Aber, mein Gott," rief ich entrüstet, „ich will doch hier keine Pulvermühle anlegen."

„Det würden die Fußböden auch nich sehre verdragen," meinte der Geheimnißvolle und stampfte zur Probe auf, daß meine Villa erbebte und die Fenster klirrten. — Ein donnerähnliches Geräusch machte mich — ich fühlte es — erbleichen.

„Det war de Stukkaturdecke von nebenan," erklarte mein Begleiter mit Seelenruhe.

„Mann!" rief ich außer mir, „wer sind Sie, daß Sie im Stande sind, das Unglück Anderer so ohne jegliche Emotion anzusehen! — reden Sie."

„Ick? — ick bin der fliegende Ackerbürger Schulze."

Schulze und Müller standen sich also gegenüber.

Det is Jrundwasser, reenes Wasser.

„Fliegender Ackerbürger?" fragte ich erstaunt. „Was ist denn das für ein Posten?" Vielleicht konnte auch ich mich darum bewerben.

„Jott — ick bin Ackerbürger, aber ick habe keenen Acker nich, det heeßt, ick habe wohl welchen, aber er gehört mir man nich. Ick jrabe die pleite jejangenen Baugesellschaften nach. So um die Subhastation 'rum kümmert sich Keener um de Jrundstücke, da setze ick mir Kartoffeln in de Parkanlagen. Jagt mir Eener wo weg, geh' ick weiter."

„O und Sie denken, es ist nun auch mit mir schon so weit und wollen auch in meinem Park Kartoffeln pflanzen?"

„Ick habe se schon drin."

„Irren Sie sich nicht, Herr," erwiederte ich trotzig; „ich werde die Villa ausbauen und Alles wiederherstellen lassen."

„Jut — denn engagiren Sie mir; ick bin ooch Maurer."

„Maurer sind Sie," rief ich, plötzlich umgestimmt, „Freund, dann rathen Sie mir, was ist hier zu thun?"

„Nischt, als ausstemmen! Die salpeterhaltigen Steine werden ausgestemmt un neue eingemauert."

„Sind denn die Steine so schlecht gebrannt?"

„Jott, wat Sie meenen? — gebrannt? — hier is jar nischt gebrannt. Eldorado wollte keene Ziegel koofen un koofte sich lieber 'ne Ziegelei. Nachher fehlte ihnen aber det Jeld zu de Streichhölzer, um die Brände anzustecken, un da haben se de Ziegel neben de Ziegelei in de Sonne getrocknet — det is janz einfach, det macht man so. In der Noth frißt der Deibel Fliegen."

„O Taschenfeind — ehrloser Betrüger — Klara, Du Schlange, Du wußtest um die salpeterhaltigen Steine, darum trat eine Thräne in Dein Auge — eine Thräne der Scham und der Reue. Darum sagtest Du: ‚Ick weeß, wat ick Vatern schuldig bin.'"

„Und wie viel kann das kosten?"

„Jott, en paar dausend lumpige Achtjroschenstücke."

Also dasselbe Urtheil wie die wohlmeinende Rothweinnase, wie der edle Kramgarten. Ich hörte seine Ansicht von einem Sachverständigen bestätigen und es wäre ein Verbrechen gewesen, länger daran zu zweifeln.

Betäubt und ohne recht zu wissen, wohin ich wollte, tappte ich die Kellertreppe hinab.

Plumps! fiel ich bis an die Kniee in's Wasser. Der fliegende Ackerbürger war vorsichtig hinter mir stehen geblieben.

„Was ist das?" rief ich entsetzt und platschte wieder hinauf.

„Det is Jrundwasser — reenes Wasser — et macht keene Flecken," entgegnete Jener beruhigend. „Aber bitte, plantschen Se nich so; ick habe mir in diesen Keller Karauschen gesetzt — et is der wärmste!"

„O," rief ich bitter lachend, „in meinem Keller ein Karauschenteich — das ist wirklich zu gut!"

„Nu ja —" meinte der Geheimnißvolle halb verwundert, halb gekränkt, „irgend wat muß der Mensch doch zu seine Kartoffeln haben, un wenn's ooch man en Heering oder ne Karausche is."

Damit drehte er sich um und ging augenscheinlich beleidigt die Treppe hinauf.

„Wenn Se wieder 'mal wat brauchen!" brummte er droben noch vor sich hin; — dann war auch die letzte theilnehmende Seele von mir geschieden.

Ich war allein mit meinem Unglück, meinem Schmerz und meiner Villa!

Noch einmal stellte ich eine Inspektion an, deren Resultate aber noch verhängnißvoller sein sollten, als die der ersten. In dem großen Zimmer war wirklich die Decke herabgestürzt. Der Staub wirbelte noch so durch den ganzen Raum, daß ich niesen mußte. Von meinem Niesen aber brach auch die Nachbardecke zusammen und der Ofen zeigte bedenkliche Schwankungen.

Um meine Villa nicht jetzt schon durch einen plötzlichen Schnupfen zum Einsturz zu bringen, zog ich mich in das Vestibül zurück.

Dort setzte ich mich auf die Treppe nieder, stellte mein Licht neben mich — und düstere Gedanken schlugen ihre schweren Fittige über meinem Haupte: Trotz, Bitterkeit, Verzweiflung stritten sich um die Herrschaft. Ich hätte rasend werden können, dachte ich an alle die verlorene Zeit und Mühe, noch rasender, wenn ich mir den Spott, den Hohn, das mitleidige Achselzucken meiner Kollegen dachte. Ich, der gewiegte, gewitzigte Journalist, der ich mir stets so viel auf meine Welt- und Geschäftskenntniß zu gute gethan, war so hineingefallen. Ich, der unerschütterliche Kulturkämpfer, der ich fortwährend in den Spalten des Stallupöner Morgenblatts damit renommirt, daß ich unbestechlich sei, daß weder Gold, noch Ruhm, noch Ehre vor den Menschen, oder Gunst der Parteien mich in Versuchung führen könne — ich hatte nun selbst über Nacht reich werden wollen, ich hatte selbst gegründet, — wenigstens einen so kläglichen Versuch dazu gemacht. Meine Geißel war stumpf geworden; ich durfte sie fortan nicht mehr über Börsenjobber und Wechselreiter schwingen — ich fühlte mich selbst schuldig — in's Netz gelockt von einer Koketten, geleimt von einem plumpen Schwindler, der noch dazu den ominösen Namen Taschenfeind führte, als wolle er Jedermann schon dadurch vor sich selbst warnen.

Vor innerer Zerknirschung hätte ich bersten mögen, dachte ich an die drei Rothweinnasen, an Nachmelker, Stremke und Kramgarten. Wie würden sie mich beim Wiedersehen empfangen?

„Na, kleener Schäker — doch

Fahre wohl, schlechte Welt!

ringefallen!" So würden sie mich anreden, und Taschenfeind mich dabei mit lächelnder Verachtung von oben herab ansehen.

Nimmermehr!

Ein diabolischer Gedanke durchzuckte mein Hirn. Auf den Trümmern meines Glücks und meiner Villa wollte ich lieber sterben, als solchen Spott ruhig ertragen. Ein derartiges Ende schien mir allein meiner würdig; es hatte etwas Großartiges, wahrhaft Tragisches an sich. Gewiß lief die Nachricht davon durch alle Blatter; halb Europa mußte mich bedauern. Als passionirter Journalist empfand ich es nur schmerzlich, daß ich nicht mehr selbst im Stande sein würde, meinen eigenen Selbstmord zu beschreiben. Gewiß wäre es mir gelungen, ihn unter dem Titel: „Wieder ein beklagenswerthes Opfer der um sich greifenden Spekulationswuth", in vierundzwanzig größere Zeitungen zu bringen.

Alles, was ich nöthig hatte, um, wie Antigone in ihrem Grabesterker, so unter dem Dache meiner Villa zu enden, fand ich glücklich zusammen, einen Stuhl im Karauschenkeller, den der Geheimnißvolle anscheinend beim Fischen benützte, und das Ende einer Leine, die ich angeschafft, um bei großen Freudenfesten auf meiner Villa die deutsche Flagge zu hissen. O grausame Ironie des Schicksals! — nun diente sie so traurigem Zweck.

Jeld alleene macht nich glücklich.

Ja, es war fest beschlossen! — wenigstens ein Versuch zum modernen Heldentode konnte ja nichts schaden.

Droben am Giebelfenster ruhte ich noch einen Augenblick und schaute hinaus. Das flammende Meer vor mir war Berlin, das große Sodom und Gomorrha. Ueber Eldorado dagegen lag tiefe Finsterniß.

Fahre wohl, schlechte Welt — du verdienst es nicht, daß ich dir länger Gesellschaft leiste. Alles Dasein ist ein unglückseliger Wahn; war es nicht besser, es auszulöschen? Ich erschien mir selber wie ein Held, der auf dem letzten Walle steht, der die Feinde von allen Seiten heranstürmen sieht und sich im Moment der höchsten Gefahr entschlossen in die Luft sprengt.

Ich hatte das Licht auf den Fußboden niedergesetzt und über mir die stärksten Dachsparren ausgesucht. — Nun war die Kerze heruntergebrannt und dem Verlöschen nahe, wie ich selbst.

Der große Augenblick war da!

„Eins, zwei, drei!"

Bautz! — ein Krach, ein Fall, ein Brechen, ein Splittern.

Ein gräßliches Knacken — ein metallener Klang füllte mein Ohr.

„Au!" rief ich zugleich; denn ein stechender Schmerz brannte mich an der Rückseite meines Körpers.

Wie der Blitz sprang ich empor und stand auf meinen Füßen. Ich rieb mir die Augen und die schmerzende Stelle. Was war das? War's die Unterwelt, die mich umgab?

Nein. Ich schaute empor — kein Schwefelbad, in dem ich mich befand — aber im Zinkdach meiner Villa klaffte ein ungeheures Loch und herein schauten — die freundlichen Sterne und — lachten mich aus.

Ich hatte schön gehabt — mich aufzuhängen! — Die Dachsparren meines Hauses hielten ja nicht. Sie waren gebrochen und im Niederfallen hatte ich mich auf den vom eingebrannten Lichte glühend heiß gewordenen Leuchter gesetzt.

So schnöde war gewiß noch kein Sterblicher, der sich einmal mit Ernst dem Tode geweiht, in's Dasein zurückgeschleudert worden! O Taschenfeind, Du bist mit Deinem Schwindelbau mein Lebensretter geworden, hättest Du solidere Arbeiten geliefert — ich wäre nicht mehr! Alles sei Dir verziehen.

*

Zehn Minuten später saß ich allein auf einem noch nicht „gegründeten" Hügel zwischen Berlin und Eldorado und schaute in die Nacht hinaus und — — lachte herzlich über meine sonderbaren Erlebnisse.

Welch' ein Glück, daß die Dachsparren nicht gehalten hatten!

Ich empfand ein Gefühl wie der Wanderer, der gehörig naß geworden ist und nun erst recht anfängt, vergnügt und lustig zu werden.

Warum hatte ich denn eigentlich sterben wollen — weil ich meine tausend Thaler, mein Vermögen verloren? — wie! — Nun begann ich darüber nachzudenken, ob ich an dem schnöden Mammon jemals Freude erlebt, und ich mußte mir diese Frage ganz entschieden verneinen. Als ich die tausend Thaler gespart, wollte ich sofort das zweite Tausend haben, so wäre es gewiß weiter gegangen. Endlich hätte das künstliche Gebäude meiner sich überstürzenden Pläne doch zusammenbrechen müssen, wie jetzt meine Villa, und wer weiß, ob mich dann gebrechliche Dachsparren von einem ähnlich verhängnißvollen Entschluß abgehalten haben würden, als es jetzt zu meinem Heile geschehen war.

Ich sagte mir, daß, seit ich auf Reichthum und äußeres Glück spekulirte, jedes andere Interesse für mich ein Ende genommen hatte. Selbst die Arbeitslust war dahin gewesen. Mein letztes neunaktiges Trauerspiel „Don Ramiro di Sevilla", das ich, wie Wagner, in der Allitteration geschrieben, um damit „eine Kunst" oder vielmehr „die Kunst" zu begründen, war gerade an der herrlichen Stelle liegen geblieben, wo Don Ramiro in seine letzte Schlacht reitet:

„Ramiro ritt mit rasendem Rappel,
Ritt mit vollendem Rappengetrappel,
Ritt durch's rauschende Riedgras,
Raste zum Rausen und Ringen —"

Ach und die seligen Stunden, wo ich mir die Lampe anzündete, mir auf der Umsturzmaschine Thee bereitete und zu dichten anfing. Ich machte es wie alle modernen deutschen Lyriker und fragte mich immer erst vor der letzten Strophe: — „ja was wollte ich doch eigentlich ausdrücken?" So lange hatte ich nur darauf los gedichtet. Es war also viel Vergnügen und wenig Kopfzerbrechens, freilich auch keine Pointe dabei, aber was fragt die Welt danach — sie will Gefühle, keine Gedanken. Mich hatten meine Verse stets beglückt — und diese genußreichen Stunden waren fieberhafter, elender Unruhe gewichen. O bejammernswerthes Dasein der Geldleute! Mir fiel Goethe's schönes Wort ein:

„Ich sag' es dir: ein Kerl, der spekulirt,
Ist wie ein Thier auf dürrer Haide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne, grüne Weide!"

Noch nie hatte ich die Wahrheit, die darin liegt, so lebendig empfunden wie jetzt. Ich richtete mich hoch auf, reckte die Hand gegen den Himmel und schwur der Armuth ewige Treue. „Der deutsche Schriftsteller und der deutsche Dorfschulmeister," so rief ich prophetischen Sinnes aus, „thun ihre Schuldigkeit nur so lange, sie bleiben nur so lange rein und edel, als sie mit dem Hungertode kämpfen."

Dann wandte ich Eldorado den Rücken — après nous le déluge! — und ging mit großen Schritten Berlin zu.

Ich begann wieder Lust und Freude am Irdischen zu spüren. In meiner Westentasche entdeckte ich noch fünfzehn baare Silbergroschen, die ich als Trinkgeld für den Todtengräber hineingesteckt — die sollten verjubelt werden. In der deutschen Reichskneipe trank ich zwei Schoppen Sauren dafür und aß einen halben Hasenbraten; dann ging ich seelenvergnügt nach Hause. So sollte das neue Dasein begonnen, mein Villenbesitzerthum als kurzer goldener Traum der Vergessenheit übergeben werden.

Ich riß mein Schild von der Thür, trug den „Privatsekretär" zum Trödler, verzichtete auf die Plüschfauteuils und zog endlich aus, da ich meiner Wirthin ohnehin gekündigt. Statt der Miethe, die ich nicht zahlen konnte, überließ ich ihr das Manuskript des „Don Ramiro" zur beliebigen Verwerthung, eilte davon und suchte wieder eine neue Wohnung.

Wie schnell war ich jetzt damit fertig, wo ich nicht in „feinster Gegend", sondern dort suchte, wo die Pferdebahnen ein tief empfundenes Bedürfniß bilden — etwas entfernt, etwas hoch, etwas sehr hinten hinaus miethete ich das Dichterstübchen. Aber was that's? Ich hatte doch einen freundlichen Blick auf ein Stück Himmel, einen Garten, am Horizonte sogar eine grüne Linie Wald. Und Sauberkeit ringsum. Fünf Thaler Monatsmiethe machten mir vor allen Dingen keine Sorge.

Doch wie mich wieder neu in die Welt einführen? Unmöglich konnte meine jüngste Vergangenheit ganz unbekannt bleiben. Auf irgend eine Weise mußte ich Stellung zu ihr nehmen. Was aber konnte es da Würdigeres oder Muthigeres geben, als ein offenes Geständniß!

Ich begann meine neue literarische Laufbahn mit den „Memoiren eines Reingefallenen."

*

Die Sache hatte noch ein Nachspiel. Ich konnte es doch nicht ganz unterlassen, mich nach Taschenfeinds zu erkundigen. Klara war mir in vielen Augenblicken als ein wirklich gutes Mädchen erschienen. Ihre Thränen und ihr Ausruf: „Ick weeß, wat ick Vatern schuldig bin!" begannen mich jetzt, wo ich versöhnlicher und erhabener über die Welt dachte, zu rühren. Ließen sie nicht auf Kindestreue und töchterliche Liebe schließen? Den alten Mann aber mochte die allgemeine Epidemie der Gewinnsucht nur vorübergehend ergriffen und seine besseren Eigenschaften in den Hintergrund gedrängt haben. Wer konnte sagen, ob wir uns nicht auf anderem Boden, als dem Parket seines Marmorsalons, auch anders gegenübertreten und dauernde Bande knüpfen würden?

Nun erfährt man in einer modernen Großstadt das Gute, was die Mitmenschen thun, nur bei den Bankiers, wenn sie Zeit finden, in „Wohlthätigkeit" zu machen; — das Ueble aber, was sich ihnen nachreden läßt, von Allen. Es mag in unserer christlichen Liebe und Gesinnung liegen, daß uns die Fehler unserer Nächsten so interessiren, weil sie uns Gelegenheit geben, sie ihnen zu verzeihen, sobald wir uns darüber satt gesprochen haben.

Ich durfte also gar nicht lange suchen und hörte Vieles über Taschenfeinds. Namentlich erfuhr ich es vom „schönen Robert", der jetzt von seinem „feinen" Mann eine ganz andere Ansicht zu haben schien, wie damals, als er ihn mir zuschickte. Später hörte ich, daß er seit einigen Tagen keine Provisionen für Vermittlungsgeschäfte mehr von Taschenfeind bezog. Seine moralische Entrüstung war daher vollkommen gerechtfertigt. Natürlich hätte er mir jetzt — nachdem ich „reingefallen" — Alles vorhersagen können, und er sprach mir jeden spekulativen Sinn und finanziellen Scharfblick ab, was ich leider nicht zu bestreiten vermochte. Uebrigens konnte ich den Umschwung der Zeit, der sich eben vollzog, deutlich an ihm wahrnehmen. Er war voll moralischer Entrüstung über das „Umsichgreifen des Wuchers", die „Ausbeutung der ahnungslosen Massen", die „leichtfertige Bethörung der kleinen Leute", „die schmähliche Beraubung der Wittwen und Waisen". Dann lud er mich zum Diner im Café Imperial, schmuggelte bei der Bezahlung, ehe die Gasflammen angezündet waren, drei polnische Achtgroschenstücke ein, die nichts mehr galten, und entwickelte mir mit glühender Begeisterung seinen Plan, ein neues Börsenblatt, „Die Redlichkeit", zu begründen.

„Glaube mir, damit macht man heutzutage mehr, als mit der alten Schwindelei; ich rechne auf fünfzigtausend Abonnenten und werde Mosse im Annoncenfischen schlagen," bestätigte er mir seinen ernsten Willen, als ich ihn fragend anblickte.

Selbstverständlich glaubte er nur, daß ich an der Rentabilität seiner jungen moralischen Richtung zweifelte.

„Um übrigens auf Taschenfeind zurückzukommen," unterbrach er sich dann, — „weißt Du denn, was der Kerl seines Zeichens eigentlich ist?"

„Nun?"

„Pelzhändler, — das heißt er kaufte frische Hasenfelle auf und verhandelte sie wieder."

„Also doch en gros in Hasenfellen."

„Wie man's nehmen will. Erst seit anderthalb Jahren gründet er, — aber es ist zu Ende mit ihm. Bei Eldorado hat er sich den Hals gebrochen, — da haben ihn seine Compagnons und die Bauführer gehörig geleimt. Die Sache fängt außerdem an, so viel Lärm zu machen, daß sein Kredit hin ist."

Ich hatte genug gehört, — dunkle Ahnungen stiegen in mir auf. — —

Am andern Morgen las ich im „Berliner Tageblatt":

„Unter den leider immer zahlreicher eintretenden Insolvenzerklärungen hat jüngst diejenige des bekannten Bauunternehmers Taschenfeind ein gerechtfertigtes Aufsehen erregt. Herr Taschenfeind, der sich von sehr kleinen Anfängen aus durch Fleiß und Betriebsamkeit zum wohlhabenden Manne emporgearbeitet, galt für durchaus solide fundirt. Seine Betheiligung an der Gründung von Eldorado muß indessen seine Mittel weit überschritten und den Sturz herbeigeführt haben. Namentlich soll eine Reihe von später unerfüllt gebliebenen Kaufabschlüssen seinen Ruin befördert haben, da er, auf pünktliches Eingehen der Kaufgeldraten rechnend, selbst eine große Anzahl von Verpflichtungen einging, die er dann um so weniger erfüllen konnte, als er auch von ihm nahe stehenden Personen im Stiche gelassen wurde. Wir theilen diesen Hergang der Sache so ausführlich mit, um unsere industriellen Unternehmer gründlich davor zu warnen, jedem kleinen Gernegroß — eine Gattung, die heutzutage übermäßig wuchert — Vertrauen und Kredit zu schenken."

Himmel! — damit war ich gemeint. Halb entrüstet, halb neuerfüllt sprang ich empor. Nun sollte gar Taschenfeind der „Reingefallene" und ich, der ich meinen Zahlungsverpflichtungen nicht nachgekommen war, sein Verderber sein! Das war zu arg. Aber lag nicht doch ein Körnchen Wahrheit darin? — vielleicht hatte er mit völliger Sicherheit auf das Eingehen der fünftausend Thaler zum Weihnachtstermin gerechnet und war gerade darüber zu Falle gekommen. Ich tröstete mich allein mit der Thatsache, daß er mir doch immerhin meine tausend Thaler abgenommen, ich ihm nicht einmal seine Tochter.

Dennoch mußte ich mich erst durch einen Spaziergang beruhigen und eilte zur Thür hinaus. Drüben auf der andern Seite der Hintertreppe war meine Wirthin damit beschäftigt, die kleine Wohnung, die dort so lange leer gestanden, in bewohnbaren Zustand zu setzen.

„Haben Sie hier vermiethet?" fragte ich.

„So is et."

„An wen denn?"

„Jott, det scheint so 'ne gekrachte Jründerfamilie zu sein."

„Woraus entnahmen Sie denn das?"

„Na, det wollte sie hier nich so recht gefallen, aber sie mietheten doch, — det waren so 'n Paar, die eben anfangen, sich nach de Decke zu strecken."

Ich wurde immer neugieriger.

„War es ein alter Herr und eine junge Dame — junges Mädchen?"

„Ja, det waren se."

„Und wie hießen sie?"

„Det weeß ick nich."

„Das wissen Sie nicht? Sie müssen doch den Namen Ihrer Miether wissen. — Welche Sicherheit besitzen Sie denn?"

„Jott, ick habe zwee Miethsdahler von se verlangt. Wenn se nu nich kommen, zieh' ick die in und vermiethe an wem anders."

Die brave Frau! — Aber ich bedauerte doch, daß sie mir keine Gewißheit geben konnte; denn meine Ahnung ließ sich nicht mehr niederkämpfen. —

Der Weihnachtsabend kam heran und ich erlebte eine besondere Freude, — ich erhielt das Honorar für die „Memoiren eines Reingefallenen". Mitzutheilen ist mir von jeher ein Bedürfniß gewesen. Ich bezahlte also meiner Wirthin die rückständige Miethe, um auch ihr ein frohes Fest zu bereiten.

Dann setzte ich mich behaglich in die Sophaecke, zündete meine lange Pfeife an und schaute zum Fenster hinaus, wo die dichten Schneeflocken langsam zu fallen und die Weihnachtslichter aufzuleuchten begannen. Eben hatte ich den ominösen Artikel des Tageblatts noch einmal gelesen — und Taschenfeinds beschäftigten alle meine Gedanken. Wie traurig mochte es dort aussehen — ringsum Marmorwände, Goldbrokat, geschmacklose Oelbilder in prächtigen Rahmen, Plüsch- und Seidefauteuils, kurz, aller Aufwand moderner Eleganz, und im Herzen die Oede, die Sorge, das Gefühl des unaufhaltsam herannahenden Ruins. Mit welchen Augen mochte meine Klara ihre Umgebung ansehen, — gewiß waren sie thränengefüllt. Und die Freunde, sie kamen sicherlich nicht mehr. Nachmelker, Stremke und Kramgarten blieben aus, weil sie mit Taschenfeind keine Geschäfte mehr machten, die Dichter, Bildhauer und Maler, weil die Diners und Soupers aufgehört hatten, die Baronin und die Räthin, weil sie auf keinerlei finanzielle Vortheile mehr rechnen durften. Wie einsam mußten sich die Armen vorkommen! Wieder begann das Mitgefühl bei mir zu siegen. —

Ich lauschte. Auf der Treppe ließen sich Schritte hören.

„Da sind sie," sagte mir eine Stimme meines Innern. Eilig trat ich mit einem schnell angezündeten Licht hinaus.

„Ach, Klara," hörte ich unten auf der Treppe verzweifelt pusten, „wenn uns Nachmelkers hier zu sehen kriegten, wat möchten die de Nasen rümpfen."

„Jott, laß man — die werden ooch bald so weit sind."

Ich hatte Beide erkannt. Wer beschreibt unser gegenseitiges Staunen!

„Fräulein Klara," rief ich, „ist's möglich — sind Sie es?"

Sie nickte.

„Ick bin se," flüsterte sie bewegt.

Schnell zog ich die noch vor Ueberraschung Starren in mein Zimmer.

„Herr Müller?“ brachte der Alte stammelnd hervor. — „Det hätt' ick mir wirklich nich trämen lassen.“

„Erklären Sie mir . . .“ wendete ich mich an Klara, aber ich erhielt keine Antwort. Ich sah, daß sie schluchzte und daß ihre schöne Gestalt erbebte, während ihr Vater sich athemlos niedersetzte, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Das ungewohnte Treppensteigen hatte ihn angegriffen.

„Nich mal en Ufzug in diese Bude!“ stöhnte er.

Klara aber sah mich mit einem langen, wehmüthigen Blick an, dann brach der Strom ihrer Gefühle das Eis.

„Ach, Herr Müller,“ jammerte sie in flehendem Tone, „ick hätte ja nich ‚ne‘ gesagt, wenn ick man wußte, det Allens so kommen sollte.“

„So,“ rief ich entrüstet und trat einen Schritt zurück, „also — hätten Sie gewußt, mein Fräulein, daß Sie selbst bald arm sein würden, dann hätten Sie auch dem armen Manne gern Ihre Hand gereicht — nicht wahr? Das sind ja lobenswerthe Grundsätze — o!“

Ich sprach dieß strafend, erbarmungslos, nicht ohne Bitterkeit und Spott, im Bewußtsein meines Rechtes. Gewaltsam hielt ich mein Herz zurück; denn Klara war wirklich ein sehr hübsches Mädchen, und jetzt in der einfachen Tracht, die sie angelegt, sah sie viel, viel schöner aus, als in der reichen modischen Toilette.

Allein mein Vorwurf schien sie nicht zu treffen.

„Ach Jott,“ weinte sie mit rührender Geberde weiter, „verstehen Sie mir doch nich miß, Herr Müller, — ich durfte ja nich, — et war ja nich um det bisken Geld.“

„Nun und was hinderte Sie, wer schloß Ihnen den Mund, oder vielmehr, veranlaßte Sie, gegen die Stimme Ihres Herzens zu sprechen?“ fragte ich dringend.

Klara schwieg und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Schon aber war der alte Taschenfeind emporgesprungen; er konnte sich nicht länger zurückhalten. Bebend wankte er auf mich zu und mit der stürmischen Gewaltsamkeit, die ich an ihm kannte, umarmte er mich so heftig, daß ich rücklings auf's Kanape sank.

„Ick war et!“ rief er. „Ick hatte ihr gesagt: ‚Klara, daß Du Dir nich mit den kleenen Müller verplemperst, ick sage Dir, det wird nischt,‘ un wenn ick so wat sage, denn wird et ooch wirklich nischt! Ick sagte et aber, weil ick wußte, dat sie Ihnen so jraufig liebte.“

„O ich ahnte es wohl —“

„Freilich mußtest Du in mir der Ursache sehn,“ fuhr er erregt fort und redete mich sogleich „theurer Sohn“ an, „aber ooch ick bin schuldlos, — während Du an meinem harten Herzen jloobtest, war ich längst pleite. Ick wollte mir ja mit Deine Fünfdausend rausreißen — darum mußte ick mir feindselig zu Dir stellen, darum durftest Du nich mein Schwiegersohn werden, darum befahl ich Klara'n ‚ne‘ zu sagen.“

Nun fiel es wie Schuppen von meinen Augen — ja, wir hatten Einer auf den Andern „gegründet“ und besaßen Beide nichts. Das Problem des Gründerthums, das Geheimniß des „großen Krachs“ lag enthüllt vor meinen Augen. Cosi fan tutti!

„Und Sie sollten ja nur mein Schwiegervater werden, weil ich die fünftausend Thaler nicht zahlen mochte, nicht zahlen konnte.“

Klara weinte heftiger.

„Ach ja,“ schluchzte der Alte; „nu weeß ick et ooch.“ Und er begann mit einer Flut von Selbstanklagen. „Dir hab' ick um Deinen Ersparnissen gebracht, armer Sohn, un det janz unnütz,“ jammerte er zuletzt immer wieder.

Nun wurde auch ich gerührt.

„Vater,“ erwiederte ich enthusiastisch, und Klara lächelte freudig über dieß „Vater“, „sagen Sie, ist es nicht hier ebenso hübsch als in Ihrem Marmorsalon, ja ist es hier nicht weit behaglicher, erfreut Sie dieser Blick auf erleuchtete Fenster, hinter denen arbeitsame, freundliche Menschen leben, nicht mehr, als der auf Ihre Oelgemälde, Ihre Statuen und Springbrunnen? Glauben Sie es mir, Reichthum begründet unsere irdische Seligkeit nicht, schon die Frau Kammermusika Bläser, meine Erzieherin, hat mir immer Zufriedenheit als das Höchste gepriesen.“

„Det is ooch richtig,“ replizirte er etwas beruhigt, „Jeld alleene macht nich jlücklich — man muß ooch welches haben. — Ach,“ fuhr er nach einer Pause fort, „ick wollte ja morgen früh mit meinen Hasenfellenhandel wieder anfangen, wenn ick man de Hasen erst dazu hätte.“

„O, die wollen wir schon bekommen!“ rief ich erfreut.

Dann brachte ich die Beiden hinüber in ihre Wohnung. Die Wirthin kam auch dazu. Als der alte Taschenfeind die graugetünchten Wände der drei bescheidenen Zimmerchen mit etwas zweifelhaften Blicken musterte, legte sie ihm zutraulich die Hand auf die Schulter:

„Det is ne janz forsche Gelegenheit,“ beschwichtigte sie ihn, „wenn man ihr bloß ordentlich inricht.“

Klara hatte sich sofort daran gemacht, die recht saubere Küche und den Herd zu untersuchen; sie schien völlig zufriedengestellt.

„Hier koch' ick Dir alleene, Vater,“ rief sie im Vorgeschmack der Wirthschaftsfreuden, „hier sollst Du's jut haben!“

Das Mädchen gefiel mir immer mehr.

Der alte Mann trat an's Fenster und blickte hinaus in die Winternacht auf Lichterschimmer und beschneite Dächer. Ein Seufzer entrang sich ihm in der Erinnerung an seine verschwundene Gründerherrlichkeit.

„Heut wollt' ick en jroßes Karpenessen geben — un nu muß et so kommen! — keene Wachskerze nich e'mal!“

Ein Gedanke durchzuckte mein Hirn; in bester Laune eilte ich davon und ließ die Beiden allein.

Schnell war mit Hülfe meiner trefflichen Wirthin ein Weihnachtsbaum besorgt und Alles, was dazu gehörte. Ich selber putzte ihn aus. Dann lief ich froh, den Rest des Honorars für die „Memoiren eines Reingefallenen“ in der Tasche, auf die Straßen hinaus und kaufte für die beiden Wiedergefundenen zwei sinnige Weihnachtsgeschenke. Ich wählte nichts Glänzendes, nichts Kostbares, nichts, was bestechen konnte, wohl aber Dasjenige, was Beide gerade jetzt am nothwendigsten brauchten. Ich fand es in einer Bild- und in einer Buchhandlung.

Dann war ich schnell wieder daheim, benachrichtigte Taschenfeind und Klara, deren wenige gerettete Möbel eben eingetroffen, und die sich gleich an die Einrichtung gemacht, daß sie auf die Glocke achten sollten, zündete froh wie eine junge Mutter die Lichter am Baum an und — läutete.

Starr vor freudiger Ueberraschung führte ich sie zu ihren Plätzen, ihre Danksagungen nicht beachtend, und überreichte ihnen dann ihre Geschenke, für Taschenfeind ein Bündel frischer Hasenfelle und für Klara Kleinpaul's deutsche Grammatik.

Selten habe ich einen so vergnügten Abend verbracht. Nachher saß ich noch eine Stunde am Arbeitstisch und schrieb den

„Nachtrag zu den Memoiren eines Reingefallenen.“

Ob ich mich mit Klara wirklich verloben werde, kann ich aber dem Leser noch nicht verrathen; denn erst will ich die Wirkung des deutschen Unterrichts abwarten, den ich am dritten Feiertag Morgens mit ihr beginne, — es scheint mir fast so.

Pariser Klubleben.

Von

Leopold Hamburger.

Es versteht sich ganz von selbst, daß jeder vornehme Kavalier irgend einem Klub als ordentliches Mitglied angehört. Vor allem Anderen gilt es als eine sehr vollwichtige Legitimation, sich offizielles Mitglied des Jockeyklubs nennen zu dürfen; das allein ist ein unanfechtbarer Titel dafür, daß man es mit einem Manne aus den besten Gesellschaftskreisen zu thun habe, mit einem Manne von Welt unverfälschtester Prägung. Bei der Aufnahme eines neuen Mitgliedes in den Klub, dessen Präsidenten gewöhnlich recht hochgestellte Persönlichkeiten sind, wird allerdings mit einer gewissen Peinlichkeit vorgegangen. Den sich Meldenden müssen zwei ordentliche Mitglieder des betreffenden Klubs als Pathen und Bürgen einführen; eine geraume Zeit liegt sein Name an einer Tafel wegen etwaiger Reklamationen aus, und erst wenn nach Ablauf mehrerer Wochen keinerlei Ausstellungen gegen den Kandidaten erhoben worden, stimmt man über dessen endgiltige Aufnahme ab.

Wer aber einmal die Charybdis der Ballottage hinter sich hat, wer die Berechtigung also dadurch erworben, nunmehr im Klub frei ein und aus gehen zu dürfen, der hat in diesen Räumlichkeiten, die bis in das geringste Eckchen Behaglichkeit und Wohligkeit athmen, eine verbesserte Auflage seines Heims gefunden, was namentlich denjenigen Mitgliedern, die noch so viel wie möglich Junggesellen sind, zu recht praktischem und angenehmem Bewußtsein kommt. Denn durch die ganze Einrichtung des Klubs geht eben wie ein rother Faden der Grundzug, den Mitgliedern hier vollkommen ihre Häuslichkeit zu ersetzen. Die französische immerhin etikettenmäßige Eleganz, die dünnbeinigen, schwachen lackirten Sessel im Style Ludwig's XIV., die hellgehaltene Verkleidung der Wände, die Bilder mit sonnigen Landschaftsmotiven, das getäfelte Parket im französischen Salon, das Alles hat deßhalb im Klub glücklicherweise jener englischen Comfortabilität, der Tapete in weniger lichten Farbentönen, den tiefen, weichen Fauteuils, den bequemen weiten Sophas in all' den raffinirten Formungen moderner Tapezierkunst, den Bildern mit derben niederländischen Sujets, den dicken Plüschteppichen auf dem Boden, einer gedämpften, diskreten Beleuchtung weichen müssen. Es ist ja sehr möglich, daß Jemand, der zum ersten Mal die Salons des Klubs betritt — besäße er auch ein weniger lebhaft ausgebildetes Feingefühl — es augenblicklich bemerken wird, daß keine weibliche Hand in diesen Räumen waltet, daß in der ganzen Anordnung jener zarte, wohlthuende Hauch fehlt, der immer da schwebt, wo eine Frau das Regiment führt. Nun ja, freilich sucht man vergebens nach einem Aufbau von Zimmerblumen, freilich vertreten in den Klubs profane Feuerzeuge und Streichholzbüchsen die Stelle bunter Nippes und allerdings wird ein sensibles Geruchsorgan ein leises, unbestimmtes Arom von Cigarren- und Cigarrettenrauch herausfühlen. Aber der Klub will gar kein Zimersalon sein, denn der Fuß einer Dame überschreitet dessen Schwelle nicht. Das nämlich ist die erste hervorstechendste Eigenthümlichkeit des Klublebens; trotzdem bekanntlich von den Franzosen die Geselligkeit in denkbar höchster Weise ausgebildet und trotzdem eine vornehme Geselligkeit nur in einem Kreise gedeihen kann, wo die Frau, wenn auch nicht den Mittelpunkt, so doch wenigstens einen der vielen Strahlenpunkte abgibt, so bleibt der Klub für die Frau ein Buch mit sieben Siegeln. Hin und wieder laufen zwar von jungen Mitgliedern Anträge ein, wenigstens einmal in der Woche in den Salons Damen empfangen zu dürfen; stets aber wurden diese Anträge, mochten sie noch so geistreich motivirt sein, abgelehnt.

In den Vormittagsstunden da herrscht Ruhe in den Klubräumen; nur die Diener walten ihres Amtes, säubern und fegen und treffen für das Diner Vorbereitungen. Erst von sechs Uhr Abends ab beginnt es lebendig im Klub zu werden; die Mitglieder, denen es selbstverständlich freisteht, Freunde in den Klub zu führen, machen gewöhnlich für das gemeinschaftliche Diner von dieser Berechtigung recht ausgiebigen Gebrauch und sehr bald hat sich in den verschiedenen Salons eine elegante Gesellschaft vornehmer Lebemänner, Künstler, Deputirter, Financiers, Schriftsteller zusammengefunden, um das halbe Stündchen bis zum Beginn der gemeinschaftlichen Tafel auf irgend eine Art zu vertreiben, um zu plaudern, zu lesen, in einem träumerischen Winkelchen noch schnell eine Cigarrette anzuzünden und das neckische Spiel der sich aufkräuselnden Wölkchen zu verfolgen oder vielleicht um jetzt schon im Vorbeihaschen an dem grünen Tisch um die Gunst der launenhaften Fortuna zu werben.

Die Ausstattung des Speisesaals ist vielleicht die einzige in den verschiedenen Räumen, die auf einen eleganteren, feierlicheren Ton gestimmt ist; dem entspricht das ganze Arrangement der Tafel, die strahlende volle Beleuchtung, die geschulte Dienerschaft, die sich lautlos wie in fürstlichen Häusern an der Tafel auf und ab bewegt, mit erprobter Gewandtheit die langen Reihen servirend, den leisesten Wunsch im Augenblick erfüllend. Die Küche, die Weine sind vorzüglich. Nach dem Diner nimmt man in den Nebensälen den Kaffee ein; galonirte Diener gehen geschäftig umher, um Cigarren zu reichen, und das Verdauungsstündchen nach dem Diner ist vielleicht das amüsanteste, das man überhaupt im Klub verbringt. Da wird jetzt über alles Mögliche und noch einiges Andere geplaudert, gespöttelt, gewitzelt, und da man unter sich ist, kann man sich schon ohne Gêne gehen lassen; die kleinen Sünden des kleinen Vicomte von B. werden ebenso sarkastisch behandelt, wie über die Reiterkünste eines andern Lebemannes lose Glossen gemacht werden; man kennt im Klub die dunklen Punkte genau genug, die sich an dem Horizont jenes geheimnißvollen Fürsten mit dem unaussprechlichen armenischen Namen heraufziehen, und Schwarzseher wollen von einem demnächstigen Duell wissen, das er mit seinem Gegner wegen der schönen Gräfin zu bestehen haben wird. Haupt- und Staatsaktionen sind es also nicht, über die im Klub verhandelt wird; ein wenig Literatur, ein wenig Politik, die Tagesereignisse, der Sport und das Theater zumeist. Jedenfalls wird aber bei dieser Konversation eine Unsumme von feinen Spötteleien, von Witz, von Esprit, von kleinen malitiösen Nadelstichen ausgegeben, so daß ein heiter verbrachtes Stündchen, während dessen viel gelacht geworden, wie ein Augenblick entschwunden ist. Je nach persönlicher Neigung bringt man nachher noch ein Weilchen im Lesesalon zu, man spielt eine Partie Billard, man plaudert weiter, man erledigt seine Korrespondenz, ein fernerer Theil geht in's Theater. Die vornehmen Klubs haben sogar derart für ihre Mitglieder gesorgt, daß sie in der Oper und in den Theatern „à la mode“, das heißt in den Theatern, deren Repertoire Operetten oder Stücke leichter Reizung aufweist, jahraus jahrein eine der besten Logen gemiethet haben.

Für die bei Weitem größte Anzahl der Mitglieder und ihrer eingeführten Freunde spielt sich aber die wahre pièce de résistance in den Klubräumen selbst ab: an dem Spieltisch. Und merkwürdig, hier verflüchtigt sich plötzlich die Geistreichigkeit, da summt kein munteres Witzwort, da ist man gar nicht aufgelegt zu Scherzen, gar nicht aufgeräumt; vom Spielteufel ist man ganz und gar besessen. Die eintönigen, zum Spiel gehörenden maschinenmäßigen Faites votre jeu, messieurs und Rien ne va plus des Croupiers, just wie weiland in Wiesbaden, Baden-Baden und Homburg; ein scharfes herausgestoßenes Cartes irgend eines an dem grünen Tisch Sitzenden, hin und wieder ein Diantre! eines stark Verlierenden — das sind die wenigen Laute, die durch diesen nicht minder comfortablen Raum schwirren. Vorher wechseln die Spieler bei dem Kassirer für ihre Banknoten Marken ein, die selbstverständlich in dem nämlichen Werth wie die Napoleonsd'or stehen, und selten nur rollt ein Geldstück auf den Tisch. Mit der nämlichen Geschicklichkeit aber, wie in den Spielbädern das baare Geld, scharrt der Croupier diese verschiedenwerthigen Marken zusammen und streut sie auf seinen oder des Bankhalters Platz, oder wirft er die kleinen Täfelchen an die Gewinnenden um den ganzen Tisch herum. Das Rouletespiel ist im Cirkel verpönt, denn — es ist auch gesetzlich verboten; es mag aber auf ein und dasselbe hinauslaufen, ob man sich im Rouge et Noir, da nur eben schneller, oder im Baccarat oder in irgend einem andern Hazardspiel ruinirt. Und wenn dann diese Herren um fünf oder sechs Uhr des Morgens, von Aufregung und Ermüdung nervös abgespannt, bleich, übernächtig, endlich das Spiel abbrechen, um in einem der Nebensäle zu soupiren, dreht sich das Gespräch naturgemäß um die Chancen der vergangenen Nacht. Ein Cynismus tritt in diesen Unterhaltungen zu Tage, der ein um so widerwärtigeres und bedauernswertheres Gesicht zeigt, als die Betreffenden vermeinen, dadurch ihren Muth, ihre

Ehrenhaftigkeit, ihr gentlemanlikes Vorgehen am besten zu dokumentiren. Die Mehrheit dieser Klubmitglieder ist nämlich dem Gewerbe nach Vicomte oder Baron oder einfach Adeliger oder Sohn reicher bürgerlicher Eltern; hin und wieder hat sich namentlich unter die mitgebrachten Freunde ein Spieler von Profession, vielleicht gar ein „Grieche" einschleichen können. Alle diese Herrchen besitzen mehr oder weniger Bildung, gewöhnlich weniger, verstehen recht liebenswürdig zu sein, stehen mit den Sternen der Operettentheater auf recht vertrautem Fuße, fehlen bei keiner „Première", bei keinem Rennen, wissen genau anzugeben, in welchem der vornehmen Restaurants man gut speist, sind recht vorzüglich beschlagen, was der allerjüngste „Chic" ist — mit einem Worte, da gilt fast ein Jeder als charmant garçon, eine Bezeichnung, die eben alle jene bestechenden äußeren Eigenschaften in sich begreift. Würde irgendwer die Kühnheit besitzen, sie zu fragen, was denn eigentlich ernstlich ihre Beschäftigung sei — als ob das, was sie trieben, ihre Zeit nicht vollauf in Anspruch nähme — sie müßten wegen einer Antwort in Verlegenheit gerathen. Mein Gott, das genügt doch vollauf, ein liebenswürdiger Lebemann zu sein. Als Junggesellen am Ende ihrer Ressourcen angelangt, können sie sich vielleicht noch an die reiche Heirath als an den letzten Rettungsanker klammern; haben sie aber einmal die Mitgift im Hazard verloren, dann sind sie zur allergewöhnlichsten hohlen Null herabgesunken; sie wären unfähig, sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, für die menschliche Gesellschaft wären sie ein werthloses, todtes, starres Nichts. Ja unter dem Kaiserreich da hat die Vetterschaft für solch' ein heruntergekommenes Bürschlein eine Unterpräfekten- oder gar eine Präfektenstelle oder eine andere Sinekure ergattert, und auch das liefert einen Strich für das Bild der bodenlosen Korruption, des unglaublichsten Nepotismus unter dem dritten Empire, und auch das erklärt, warum von jenen Kreisen die Republik glühend gehaßt wird, diese Republik, die auf ihr Programm geschrieben, die Unfähigkeit auszumerzen, von der Bildung, Fleiß und Arbeit verlangt wird. Das galt hier in gewissem Sinn eine Magenfrage. Dann hält man es also in jenen Sportkreisen für persönlichen Muth, wenn irgendwer, der in einer tollen Nacht wahnsinnige Summen verloren, aufleuchtenden Auges erklärt, sollte er demnächst sein letztes Hunderttrankenbillet verspielen, so wisse er, was er zu thun habe: daheim über seinem Bette hänge ja als ultima ratio der Revolver. Wenn dann eines schönen Tages — und das ist nicht gar so selten — die Zeitungen melden, Herr von * * * habe sich aus unbekannten Motiven eine Kugel durch den Kopf gejagt, vielleicht ist er bei der Jagd verunglückt, dann hat der Spielmoloch wieder eines seiner Opfer verschlungen; die Freunde schütteln den Kopf, und sie und seine Maitresse bedauern diesen charmant garçon vierundzwanzig Stunden lang. Und das ist Alles. Denn den nächsten Tag absorbirt die Bekannten wieder das aufreibende Spiel und sie, nun sie hat gleichfalls keine Zeit zu trauern, da sie von einem Freunde ihres ehemaligen Freundes bereits eine Einladung erhalten, heute mit ihm zu speisen. Und sie kann diese liebenswürdige Aufforderung doch unmöglich abschlagen.

Das Klubleben gibt so auch den Schlüssel für jenes zerfahrene, unstäte Familienleben, das wahr und wahrhaftig in einem nicht unwesentlichen Theile namentlich der höheren Stände herrscht, das dann in jenen Sittenkomödien oder in Lustspielen ausklingt, die ja sämmtlich vom Strande der Seine mit mathematischer Genauigkeit den Weg nach Deutschland finden. Oder soll die Frau keine Leere im Herzen empfinden, soll sie sich nicht „langweilen" und in dieser Langeweile nach einem Spielzeug greifen, das die Formen eines Freundes annimmt, wenn der Mann nach den ersten süßen, illusionsreichen Wochen sein Weib daheim allein läßt, die Abende und die Nacht im Klub zubringt, wenn sich sein Denken und Trachten auf den Klub und das Glücksspiel verdichtet, wenn denn naturgemäß von jenem vornehmen Sinn für das Leben innerhalb der Häuslichkeit gar nicht oder nur sehr wenig die Rede sein kann ... Doch das tastet auf ein anderes Gebiet hinüber.

Die Erträgnisse aus dem Spiel, die sind es auch in der Hauptsache, von denen die ungeheuren Kosten für das Klubhaus bestritten werden. Der Jahresbeitrag ist verhältnißmäßig sehr gering und für Diejenigen, die von den tausend Annehmlichkeiten des Klublebens breiten Gebrauch machen und genügend Charakterfestigkeit besitzen, um sich von den Sirenenklängen des Faites votre jeu nicht locken zu lassen, will die kleine Steuer kaum etwas bedeuten. Und doch muß ein kleines Heer von Beamten, Kellnern, Dienern, Köchen besoldet werden; die Miethe der ungeheuren, in den theuersten Stadtvierteln liegenden Räumlichkeiten, das kostbar gediegene Mobiliar, dessen Komplettirung, die Küche, die Weine, kurz der ganze Haushalt des Klubs, der Hunderttausende beansprucht, könnte in diesem Reichthum, in dieser Opulenz gar nicht bestritten werden, wenn nicht von dem Spielkapital des jeweiligen Bankhalters ein gewisser Prozentsatz, meistens nur ein Prozent, in die Klubkasse fließen würde. Die Bank wird versteigert; in diesen vornehmen Klubs ist es durchaus nichts Seltenes, daß man wegen der großen Chancen, die der Bankhalter gegen die übrigen Mitspielenden hat, erst mit 15,000—20,000 Franken Meistbietender bleibt. Davon fallen also zunächst 150—200 Franken für den Klub ab und da ein Spiel kaum länger als 20—30 Minuten dauert, so kann man leicht ermessen, welch' beträchtliche Summen schon innerhalb einer Spielnacht zu Gunsten der allgemeinen Kasse von dem Spiel abfallen. Wird die Bank gesprengt, so steht es dem Bankhalter selbstverständlich frei, das Spiel unvollendet abzubrechen.

Dann und wann finden im Klub musikalische Soiréen oder Theateraufführungen statt. Die männlichen Rollen werden gewöhnlich von begabten Dilettanten des Cirkels gespielt, während die weiblichen von den bekanntesten Sternen der Operettentheater aus Gefälligkeit übernommen werden.

Nur ein einziges Mal im Jahre während des Karnevals öffnen sich all' die Herrlichkeiten des Klubs auch den Damen. Ein großer Ball und dazu noch ein Maskenball kann unbestimmten Gerüchten zufolge ohne Damen nicht gut gedacht werden. Die Verheiratheten des Klubs führen ihre Frauen auf ein halbes Stündchen in den Cirkel, und während der rauschende Domino deren Gestalt umhüllt, blitzen aus der bergenden Sammetlarve dunkle Augen geheimnißvoll heraus, die all' diese Räumlichkeiten aufmerksam mustern, um aber nichts Besonderes zu entdecken. Denn gerade in dieser Nacht hat das sagenumwobene Klubleben seine hervorstechendste Individualität abgestreift; heute sind das Salons wie irgendwelch' andere, in denen man tanzt, in denen man lustig und guter Dinge ist. Die jungen Klubmitglieder haben ihre „Freundinnen" eingeladen, kleine oder große Schauspielerinnen. Gegen zwei Uhr Morgens, nachdem die grandes dames genügend Umschau gehalten, nachdem sie in den draußen harrenden Coupés wieder davongefahren, beginnt die bis jetzt etwas etikettenmäßig gewesene Haltung einem leichten Sichgehenlassen Platz zu machen, das nach Souper und Champagner einen ausgeprägt lustigen, vielleicht einen übermüthigen Charakter annimmt. Man feiert ja das Fest im Klub, man ist also zu Hause. Und da hat man doch nicht nöthig, sich allzugroße Fesseln anzulegen!

Die Ablieferung der Steuern in Bosnien.

(Hiezu das Bild S. 408.)

In allen von uns besetzten größeren Orten, schreibt der Zeichner des Bildes, fanden wir türkische Fruchtspeicher, „Hanbar" genannt, vor, deren oft nicht geringer Inhalt eine willkommene Beute wurde und uns die Verpflegung bedeutend erleichterte. Kurz nach der Besetzung der verschiedenen Ortschaften wurde den Kaimakamaten mitgetheilt, daß die ausständigen Steuern einzutreiben seien, und dieselben kamen der Aufforderung auch pünktlich nach. Allenthalben in ganz Bosnien liefern jetzt die Bauern ihre „Aretina" an die hiezu eingesetzten Behörden, wo Verpflegskolonnen sind, an diese ab. Unser Bild stellt diese Zehnteinlieferung im Visegrader Hanbar vor. Tag für Tag erscheint eine Schaar Bauern, geführt vom Abd-Effendi, dem Stadtschreiber, welche ihren Kukuruz, Waizen, Spelz ꝛc. abführen, natürlich mit obligatem Spektakel und Loyalitätsversicherungen. Jeden Nachmittag habe ich die beneidenswerthe Aufgabe, den Steuereinnehmer zu spielen. Für die großen Feiertage verschaffte ich mir dadurch Ruhe vor dem Andrang der Steuerzahler, daß ich dem Abd-Effendi erklärte, daß wir drei Tage Beiram hätten. Dieses bereitwillige Einliefern der Steuern hat aber noch eine zweite Seite. Viele Tausend sind unter ihnen, die noch vor Kurzem gegen uns gefochten und jetzt sich als die friedlichsten und folgsamsten Landleute geriren, was jedoch nicht ausschließt, daß sie bei nächster Gelegenheit wieder von vorne anfangen würden. Es ist eben ein eigenes Volk; schnell erregt und leicht beruhigt. Vor drei Wochen zogen zwei Gensdarmen aus Serajewo auf Patrouille aus, kehrten jedoch nicht wieder zurück; man glaubte allgemein, sie seien erschlagen worden, und suchte sie allenthalben. Allein nach vierzehn Tagen erschienen sie wohlbehalten, gefolgt von mehreren Bauern, die acht Tragthiere trieben, vollbeladen mit Waffen. Sie hatten sich im Gebirge verirrt, waren in Dörfer gekommen, die noch kein Kaiserlicher betreten; jedoch Alles bewirthete sie freundlich und lieferte ihnen überall die Waffen ohne Aufforderung ab.

Die orientalische Pest.

Geisterhaft grauenerregend, in einen düsteren Schleier gehüllt, blickt „das schwarze Weib" aus der Vergangenheit in die Gegenwart herüber. Schon die Erinnerung an das durch die menschenmordende Seuche in früheren Jahrhunderten entstandene Unheil macht uns schaudern, geschweige denn der Gedanke der Möglichkeit, daß der schwarze Tod auch in unserer Zeit wieder sein Haupt erheben könnte. Viel fehlte nicht und das größte Unglück des Jahrhunderts wäre erstanden aus dem Gefühle der vermeintlichen Sicherheit, in welches theoretisches Gelehrtenthum die europäische Bevölkerung bezüglich eines erneuten Auftretens der Pest in Europa eingelullt hatte. Selbst als vor einigen Jahren in dem persischen Städtchen Resht die jauchzige Furie wieder ausbrach, um nach kurzer Zeit in die miasmatischen Sümpfe der Flußniederungen des kaspischen Sees sich zurück zu verlieren, hielt man es für unmöglich, daß die Seuche wieder einmal nach Europa getragen werden könne, und jetzt hat sie doch die Grenzen der beiden Welttheile überschritten und zwar an einer Stelle, von welcher aus sie ihren Weg schon in früheren Zeiten zu uns gefunden hat.

Dank dem energischen Auftreten der deutschen und österreichischen Regierung wurden die russischen Sanitätsbehörden aus ihrer asiatischen Lethargie emporgerüttelt, und so steht zu hoffen, daß wir in diesem Jahrhundert vor Einschleppung des Unheils behütet werden.

Ueber das erste Auftreten der Pest unter den Menschen sind die Geschichtsforscher nicht einig. Sicher ist, daß der Ursprung der Krankheit sich nach Asien zurückführen läßt, und daß dieselbe vornehmlich durch Völkerzüge zu Kriegszeiten aus dem Orient nach Europa verschleppt worden ist. Als sichere historische Thatsache läßt sich die Seuche nur bis in das sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück verfolgen, wo sie vom Geschichtsschreiber Orosius als die „Pest des Justinian" beschrieben wird. Aber auch schon vor Beginn unserer Zeitrechnung kommen Krankheiten vor, welche mit dem Namen Pest (Pestilenzia) bezeichnet werden, jedoch ist nicht sicher nachweisbar, ob jene Seuchen unter die mit dem Namen der orientalischen oder Bubonenpest bezeichnete Krankheitsform fallen, da man im Alterthum und im Mittelalter jede epidemische Krankheit, welche von einer übermäßig großen Sterblichkeit begleitet war, mit dem Namen „Pest" zu benennen pflegte. Seit dem sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung aber bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts sind Pestepidemieen auf europäischem Boden sehr häufig vorgekommen, während dagegen seit 200 Jahren die Krankheit zu den Seltenheiten gehörte und in den jüngsten drei Dezennien unseres Jahrhunderts nicht mehr epidemisch aufgetreten ist.

Was die Entstehung und das Wesen der schrecklichen Krankheit anlangt, so ist man darüber noch sehr im Unklaren, obgleich die Lösung der bezüglichen wissenschaftlichen Aufgaben in nächster Zeit zu erwarten steht. Seit dem Auftreten der Pest in Europa, da noch jede Volkskrankheit als eine von einem „Genius Epidemikus" hervorgerufene Geißel der Menschheit betrachtet wurde, bis in die letzten Dezennien, während deren man bekanntlich in der medizinischen Diagnose ebenso bedeutend fortgeschritten ist, wie auf allen anderen Gebieten des modernen Wissens, hat noch keine Epoche des Wissens bestanden, welche, gerade in Bezug auf die Ursache der epidemischen Krankheiten und deren Verhütung, so Bedeutendes geleistet hat, wie die verflossenen fünf Jahre. Man hat für viele epidemische Krankheiten die Ursache in gewissen mikroskopischen Pilzen gefunden, welche sich im Blute des Menschen — auch wenn nur ein einziges Pilzkörnchen von der Größe des tausendsten Theils eines Millimeters durch einen Lufthauch eingewandert war, in ganz kurzer Zeit, etwa in 24 Stunden, zu Millionen und Milliarden von fäulnißerregenden Pilzorganismen entwickeln. Diese zersetzen das Blut, zerstören rasch die Säfte und das Leben. Solche Organismen sind bei der Diphteritis, beim Rückenfalltyphus, bei der Milzbrandkrankheit, welch' letztere durch die Geschwürsbildungen manche Aehnlichkeit mit der Bubonenpest hat, und anderen Krankheiten nachgewiesen worden. Die gleichen Organismen werden sicher in dem Blute des Pestkranken gefunden werden, nur mit dem erschreckenden Unterschiede, daß die Pestpilze eine noch weit verheerendere Wirkung auf den Organismus des Menschen ausüben, als alle bisher bekannt gewordenen Ansteckungsstoffe.

Was die Symptome der schrecklichen Krankheit anbelangt, so unterscheidet man drei Stadien von Krankein. Das Stadium der Invasion oder der momentanen Vergiftung. Die charakteristischen Erscheinungen bestehen hier in einer schweren Störung des Allgemeinbefindens, einer außerordentlichen Körperschwäche, in Kopfschmerz, Schwindel, Gesichtsblässe, Entstellung der Züge, Mattigkeit der Augen, Unbeholfenheit der Sprache, Taumeln im Gange, so daß der Befallene einem Betrunkenen vergleichbar ist. Nach wenigen Stunden tritt dann der Uebergang zu den Fiebererscheinungen ein. Es zeigt sich neben äußerster Ermattung heftiges Fieber, die Haut wird trocken, der Kranke klagt über innere Hitze und unlöschbaren Durst, die Augen röthen sich, die Zunge erhält einen perlmutterfarbigen, kreidigen Beleg; dabei besteht fortwährendes Erbrechen. Bei sehr beschleunigter Athmung zählt der Puls 120 Schläge in der Minute und es macht die Krankheit den Eindruck eines schweren Typhus. Die Zunge wird nach einigen Stunden trocken und hart, Zähne, Lippen und Nasenlöcher bedecken sich mit einer schwarzen Kruste. Die Herzaktion läßt nach, der Puls wird unregelmäßig, es stellt sich Kälte der Extremitäten und Bläue der Lippen ein. Nach zwei- bis dreitägiger Dauer dieses fieberhaften Zustandes beginnen Bubonen aufzutreten, große, eitrig-jauchige Geschwüre in der Leistengegend, welche bis zur Größe eines Hühnereies anschwellen, in Zersetzung übergehen und die gesammte Umgebung der Weichtheile zerstören. Begleitet ist dieses Stadium in vielen Fällen von großen oder kleinen Karbunkeln, welche besonders ihren Sitz an den unteren Extremitäten haben. Wiederum nach ein bis zwei Tagen, falls der Kranke nicht mittlerweile der Seuche erlegen ist, geht die Haut in Brand, sogenannte Gangräne über und kurz vor dem Tode bilden sich am ganzen Körper ausgedehnte Blutunterlaufungen (Ekchymose). Tritt Rekonvaleszenz ein, was in den seltensten Fällen vorkommt, so wird durch die Bubonen die Heilung in die Länge gezogen und vielfache Nachkrankheiten, Wassersucht, Lähmung, Geistesstörung und dergleichen machen dem Geretteten oft die Genesung zum Danaergeschenk. Bei den Nichtgeretteten erfolgt der Tod meistens am dritten bis fünften Tag der Krankheit, oft auch schon in den ersten Stunden. Die Mortalität beträgt 60—90 Prozent, hat aber nie, bei keiner Epidemie, selbst nicht bei der leichtesten, unter 60 Prozent betragen. In Toulon, woselbst die Pest im August 1720 gewüthet hat, waren von einer Bevölkerung von 27,000 Menschen 20,000 erkrankt und 16,000 gestorben; in Marseille, in Moskau, in Alexandrien und anderen Städten, wo die Seuche im Laufe des vorigen Jahrhunderts sporadisch wüthete, wurden durchschnittlich zwei Drittheile

der Bevölkerung weggerafft, Dörfer wurden total entvölkert und ganze Länderstriche verödeten. Die Verschleppung der Krankheit tritt meistens durch Gegenstände ein, welche mit den Pestkranken oder mit der sie umgebenden Luft in Berührung gekommen sind, und spricht auch dieser Umstand wohl dafür, daß es sich um ein mikroskopisches, greifbares Pilzkontagium handelt, welches sich an alle Gegenstände, besonders an solche mit nicht glatter Oberfläche, wie Kleidungsstücke, Holzwaaren, Säcke, Verpackungsmaterial, Wolle, Filz und dergleichen, anheftet. Heilmittel gegen die Krankheit sind bis jetzt nicht bekannt, es sei denn, daß in unseren Tagen die pilztödtenden Medikamente Karbolsäure, Salicylsäure und Thymol gegen die Krankheit mit Erfolg voraussichtlich Anwendung finden werden. Das einzige Mittel, die Verbreitung der Krankheit zu verhüten, besteht demnach in streng durchzuführenden Absperrungs- und Quarantänemaßregeln, eine auch schon in den frühesten Zeiten bekannt gewesene Thatsache. Die Absperrung hat sich nicht nur für einzelne Länderstriche und einzelne Ortschaften, sondern auch für einzelne Stadttheile und Häuser als wirksam erwiesen, und man kann sagen, daß überall, wo sie mit gehöriger Konsequenz durchgeführt wurde, das Eindringen der Seuche verhindert worden ist. Der Umstand, daß im Mittelalter die Juden von der Seuche verschont blieben, eine Thatsache, welche die gräßlichsten Judenverfolgungen zur Folge hatte, da der Pöbel annahm, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, aus denen die Christen tranken, findet in den neueren Quarantänemaßregeln ihre Erklärung. Bekanntlich waren die Juden allüberall in Europa bis zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts von der Christenbevölkerung durch die Ghettomauern vollkommen abgesperrt und vom Verkehr mit der Außenwelt getrennt. Die Berührung eines Juden galt für entehrend; es ist demnach ganz natürlich, daß dieser Volksstamm in jenen Zeiten von allen allgemeinen Volksepidemieen verschont geblieben ist!

Mit welcher rücksichtslosen Strenge man zum Beispiel bei den im Anfang unseres Jahrhunderts hier und da vorgekommenen Pestepidemieen verfuhr, lehrt folgende Thatsache: In dem Städtchen Noja in Unteritalien waren im Jahre 1815 einige Fälle von Pest durch Schiffer eingeschleppt worden, in Folge deren die Regierung sofort Truppen abschickte, welche die Stadt mit einem Kordon umgaben, zwei tiefe Gräben um dieselbe zogen und nur eine kleine Zufuhr für die Lebensmittel übrig ließen. Auf die Stadtthore wurden mit Kartätschen geladene Kanonen gerichtet. Die Gräben waren mit Schildwachen besetzt, die den Befehl erhalten hatten, jeden aus der Stadt sich Entfernenden sofort niederzuschießen. Ein Einwohner von Noja, der einem Soldaten ein Kartenspiel zugeworfen hatte, wurde nebst dem Soldaten, der es aufgehoben, kriegsrechtlich hingerichtet. 192 Häuser, in welchen die Pest aufgetreten war, wurden niedergebrannt oder zusammengeschossen. Durch dieses energische Vorgehen der italienischen Regierung ist vielleicht damals Europa vor der Pest bewahrt worden. Hoffen wir, daß auch unsere deutsche Regierung in Gemeinschaft mit Oesterreich gegen die mögliche russische Einschleppung mit gleicher Strenge verfahren werde, denn nie kann ein Vorgehen bei den Schrecken der erwähnten Seuche als zu strenge bezeichnet werden. Nur das Niederbrennen jener armseligen russischen Dörfer und die Zerstörung aller Habe der Pestkranken gibt eine einigermaßen sichere Garantie. Was bedeuten die Kosten einer solchen Zerstörung und auch der eventuelle Verlust an Menschenleben gegen die Milliarden, welche ein Krieg verschlingt und die Hunderttausende, welche dabei ihr Leben verlieren?

Ein wirksamer Schutz für den Einzelnen, der sich nicht vollständig abschließen kann, ist nicht bekannt. Reinlichkeit ist jedenfalls ein Hauptmittel gegen das Erkranken und hat unser großer Stratege Graf Moltke, welcher im Jahre 1837 die Pest in der Türkei mit erlebte, sich wohl nur durch den Umstand gesund erhalten, daß er, wie er selbst in seinem Werke: „Ueber Zustände und Begebenheiten in der Türkei", mittheilt, sobald er nach Hause kam, von Kopf bis zu Fuß Wäsche und Kleider ablegte und letztere stets die Nacht über durch Auslüften am offenen Fenster desinfizirte. Die Unreinlichkeit im Orient, der Umstand, daß die Erbschaft des Verblichenen sofort angetreten wird und die Ueberlebenden sich in die Habe des Verstorbenen theilen, bringt bald den sicheren Tod. Die furchtbare Sterblichkeit und die offenbar daliegenden Beweise der Ansteckung ändern nichts an dem Glauben: „Alles kommt von Gott." Russe und Türke gehen lieber zu Grunde, als daß sie von irgend einer fremden Seite her eine rationelle Belehrung annehmen. Ob auch die heutige Pest durch den orientalischen Krieg in Rußland eingeschleppt worden ist, oder aus Persien allmälig in das Astrachan'sche Gouvernement übertragen wurde, ist nicht mit Sicherheit jetzt mehr herauszufinden. Daß die Krankheit zuerst in dem aus der Türkei zurückgekehrten Kosakenheere auftrat, unterliegt kaum einem Zweifel. Möchten doch solche Fingerzeige den Leitern der Geschicke der Völker endlich einmal die Augen klären, mögen sie endlich einmal einsehen lernen, daß das Glück der Menschheit einzig und allein von dem Verschwinden der Kriege abhängt, welche die Völker zerfleischen, ihren Wohlstand untergraben und dabei das edelste Gut, Gesundheit und Leben, nicht nur einer Handvoll Soldaten, sondern einer gesammten Nation zu Grunde richten können!

Für das Album.

Von **Wilhelm Emmer.**

Den lob' ich mir, den wackren Mann,
Der spricht, daß man's verstehen kann,
Und schreibt, daß man es lesen kann.

*

Für Vieles kannst du Verzeihung finden;
Doch arm und alt das sind zwei unverzeihliche Sünden.

*

Gold und Lachen
Können das Alter zur Jugend machen.

*

Du mußt dich erfreuen am Streben und Krieg;
Nur Wenigen leuchtet der endliche Sieg.

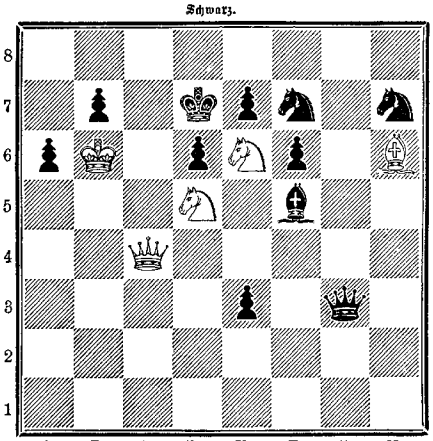
Schach.

(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Aufgabe Nro. 20.

Von Herrn Fr. Schrüfer in Bamberg.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 16:

Weiß.	Schwarz.
1) D. A 8 — D 8	1) T. E 4 nimmt E 5 od. A) B) C).
2) S. F 6 nimmt D 7 . . .	2) Beliebig.
3) S. D 7 — C 5 oder — F 6 setzt Matt.	
A)	
1)	1) D 7 — D 5.
2) S. F 6 nimmt D 5 . . .	2) C 6 nimmt D 5 oder beliebig.
3) D. D 8 — B 6 oder S. D 5 — C 3 setzt Matt.	
B)	
1)	1) K. D 4 nimmt E 5.
2) D. D 8 — E 7 † . . .	2) K. E 5 — D 4.
3) D. E 7 — D 6 setzt Matt.	
C)	
1)	1) Beliebig anders.
2) D. D 8 nimmt D 7 † . .	2) K. D 4 nimmt E 5.
3) S. F 6 — G 4 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Schachklub in Radkersburg. Nro. 12, 13, 14 R. Bemerkung zu Nro. 14 sehr richtig. — Hrn. F. B. in Stettin. In Nro. 15 könnte auf 1) D. H 5 — H 7, L. H 3 — G 2, 2) L. D 3 — E 4 †, z. B. K. D 5 — C 4 geschehen. — Hrn. Sch. in Schweinfurt. Nro. 15 R. — Hrn. A. K. in Pfungstadt. Nro. 14 R. — Hrn. K. in Erfurt. Nro. 6 und 7 R. — Hrn. F. S. in Beek. Nro. 12 und 13 richtig. — Mad. Ada J. à St. Gilles. Solutions de Nro. 12 et 14 correctes. — Hrn. E. St. in Schwetzingen. Nro. 14 R. — Hrn. A. W. in Bonn. Nro. 7 u. 11 R. — Hrn. F. St. (cand. med.) in München. In Nro. 14 wird 1) T. D 3 — D 4 z. B. durch K. C 5 — C 6 widerlegt. Freundlichen Gruß. — Hrn. F. K. in Reichenberg. Den Aufgaben liegen hübsche Ideen zu Grunde, doch ist die Ausführung nicht sorgfältig genug. Nonum prematur in — diem. In Nro. 13 würde auf 1) T. F 1 — F 6, z. B. D 5 u. C 4 folgen.

Hrn. Dr. S. in Egertingen. In Nro. 14 würde auf 1) D. F 1 - B 1 S. A 1 — B 3, 2) D. B 1 nimmt B 3, z. B. K. C 5 — C 6, geschehen, worauf kein sofortiges Matt möglich ist.

Quadrateräthsel.

1	2
3	4

Es gab der ew'ge 2 durch sein allmächtig Werde
Das 3 aus feuchter 1 der neugebornen Erde,
Und 4 im jungen 3 erblüht der Schöpfung Reigen:
Das 4 der 1 versinkt, wo 2 und 3 sich zeigen.
Wo von des Kranken Bett den Schlaf die Schmerzen scheuchten,
Da wird das 1,3 sanft die trübe 1 erleuchten.
Das deutsche Reich mag stets mit 2 und 3 sich schmücken,
Nie soll des Unglücks 1 das Vaterland bedrücken.
Ein kluger 2 wird leicht der Zahlen Sinn ergründen
Und dann, so hoff' ich sehr, mein Räthsel 2,4 finden.

Rösselsprung

Nro. 6.

lich	fen-	ihn	wie-	wollt'	sehn	ob	zög'
je	der-	glück-	am	ich	er	bei	ge-
fter	hab'	nur	ob	an	un-	und	zählt
seh'	er	stehn	ge-	sehn	er-	auch	vor-
nur	wählt	und	ihm	nur	mir	ihn	mir
nie-	von	möcht'	nur	noch	so	schau-	er
ich	ein-	mands	weh	lich	ob	thut	bit-
mir	daß	sei	mal	das	ter-	glück-	en

Bilderräthsel 21.

Auflösung des Bilderräthsels 20:

Rotterdam.

Auflösung des Räthsels in Nro. 20:

Mode, Ode, Edom.

Now ready Nr. 5 of the year 1879 of

Hallberger's

Illustrated Magazine

founded by

Ferdinand Freiligrath,

conducted by

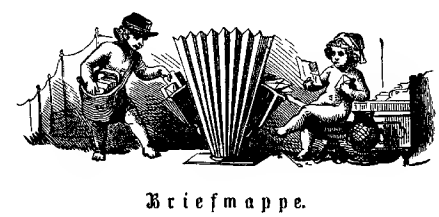
Miss Howard.

Subscriptions are received by all Booksellers and Post-Offices.

On application Nr. 1 will be sent to any Person for inspection by any respectable Bookseller.

Published Semi-Monthly, Price 50 Pfennigs.

Stuttgart. ***Eduard Hallberger.***



Briefmappe.

In der Briefmappe von Nro. 19 ist in der Antwort an eine Warschauerin die Gemahlin Sr. k. Hoheit des Prinzen Wilhelm von Württemberg irrthümlich „Pauline" statt „Marie" genannt.

*

Mehrere Leser in Liegn. Der große Raum eines politischen Journals und einer täglich erscheinenden Zeitung läßt das zu. Für uns ist es nicht möglich.

Hrn. K. K. in Wetter. Gropius in Berlin.

Oesterreicherin in Serbien. Königin Margaretha von Italien brachten wir Bd. 20, Nro. 49. Ueber Frh. v. Dyherrn finden Sie Ausführliches in Nro. 14 vor. Jahrg. Die Namen jener Anonymen und Pseudonymen sind uns nicht bekannt geworden.

Hrn. R. B. in Frankf. Wir können nicht Interesse genug für die von Ihnen angeregte Sache, eher für die Person voraussetzen.

Ein Harzer. Schmidt, Das Beizen des Holzes. Weimar, Voigt, 1870. 3 M. 75 ₰.

Getreue Abonnentin am Rhein. Brümmer's Dichterlexikon weiß nichts von Ihrer Poetin.

Miß M. H. in London. Sie wünschen ein gutes, brillantes deutsches Konzertlied für Sopran; wir empfehlen Ihnen Ludw. Stark's Barcarole: „Die Fischerbraut", gedichtet von E. Engelmann, mit englischen Worten von Miß Blanche Willis Howard (Stuttgart, E. Ebner's Hofmusikalienhandlung), welche bereits reichliche Erfolge zählt.

Hrn. A. A. in San José in Kalif. Die Goethe'sche Form Deinen Freund ist richtiger und üblicher; Dein kann man aber auch brauchen.

Hrn. Ign. K. in Budap. Das Angebot der Briefmarken ist eben größer als die Abnahme. Wenden Sie sich an die Wiener Adressen: Arnold Fleischmann, 35 Grimpendorferstr.; S. F. Friedmann, 5 Kolingasse; Eduard Heim, 5 Matthäusgasse.

J. Levin. Die Verlagshandlung ist gerne bereit, Ihnen die zu einem früheren Jahrgange von „Ueber Land und Meer" gebotene Stahlstichprämie „Der Gang zur Kirmeß" noch zu dem Ausnahmspreis von ℳ 1.— zu liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Hrn. Br. in Merseburg. Ihre Frage dürften Sie am sichersten durch Herrn H. Grote, den Herausgeber der „Münzstudien" (Leipzig, Hahn), beantwortet erhalten.

Hrn. C. v. K. in Rh. Fast jedes Jahr bringt eine neue französische Schrift über die Streitfrage; daraus dürften wir wohl schließen, daß die Frage von den franz. Historikern, denen die besten Quellen zur Hand sind, noch nicht abgeschlossen. Der Einsendung steht nichts im Wege.

Hrn. J. S. in W. Das würde einen ganzen Artikel über Kalender erfordern, den Sie im Konversationslexikon nachlesen wollen.

Hrn. Pfr. R. in S. (Bad.). Im Dezembertagebuch der Astronomie muß es allerdings Mond statt Mars heißen. Wir bitten, nicht stenographisch mit uns zu korrespondiren.

Hrn. T. S. in B. Die Maschinenagentur von Wirth & Comp. in Frankfurt a. M. kann Ihnen solche verschaffen.

Mitglieder des Vogelvereins in Frankf. Ist notirt.

Hrn. F. W. in Berl. Wir danken bestens. Großer Vorrath.

Hrn. F. P. in O. bei L. Karl Hermann Meyer, Berlin W., 104 Leipzigerstr.

Hrn. E. G. — L. in Basel. Wir werden bezüglich der Behauptung eines Korrespondenten, daß das Küssen aus der Zeit der röm. Republik herrühre, auf verschiedene Stellen der Bibel aufmerksam gemacht, welche vom Küssen sprechen, so allein 1. Mose 27, 26; 29, 11, 13; 33, 4; 45, 15; 48, 10; 50, 1.

Hrn. C. C. Sch. Wir müssen auf unserer Ansicht bestehen, indeß wollen wir die Entscheidung im Jahre 1900 abwarten und dann wieder darüber sprechen.

A. R. in München. Wenn Sie sich besonders für Wagner'sche Musik interessiren, dürfte Ihnen zunächst der „allgemeine deutsche Musikerkalender" von O. Eichberg (Berlin, Luckhardt) passen, der übrigens auch viel sonstiges Gute bietet.

Hrn. Alb. Schl. in W. Scherr lebt als Professor der Univ. in Zürich.

Oktavio in Freib. Disponiren Sie über Ihr Mskr.

Hrn. Postoff. Sch. in Salz. Von Bromme's Auswanderungsbuch existirt eine 9. Aufl. aus dem Jahre 1875 (Bamb., Buchner).

A. B. C. in Graz. Gramm. der chines. Sprache von W. Schott (Berlin 1857). Ein Buch, genau wie Sie es wünschen, gibt es nicht.

Z. Z. Die Engländer, Franzosen, Deutschen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten,

welche in nächster Zeit noch auf eine oder mehrere unserer

Prämien-Gaben

reflektiren und denen daran gelegen ist, daß sie **möglichst bald** in den Besitz des Gewünschten kommen, werden ersucht, ihre bezügliche Bestellung **jetzt sofort** zu machen, damit für **rechtzeitige** und **tadellose** Herstellung der erforderlichen Anzahl von Exemplaren des betreffenden Kunstblattes Sorge getragen werden kann.

Diese Herstellung nimmt besonders bei den **Oelfarbendruckprämien** sehr viel Zeit in Anspruch und könnte, wenn sich die Mehrzahl der Bestellungen erst gegen den Schluß des Jahrgangs zusammendrängen würde, unmöglich auf sofortige Lieferung mehr gerechnet werden.

Im Uebrigen verweisen wir auf den dieser Nummer beiliegenden **Prämien-Schein.**

Unsere zahlreichen Abonnenten in Amerika wollen hierauf ganz besonders Rücksicht nehmen und ihre Bestellungen bei den betreffenden amerikanischen Buchhandlungen gefl. schleunigst aufgeben.

Stuttgart im Februar 1879.

Die Verlagshandlung: **Eduard Hallberger.**

☛ Dieser Nummer liegt ein Prospekt bei über den gegenwärtig in Lieferungen erscheinenden großen sozialen Roman **„Höhen und Tiefen"** von **Gregor Samarow,** den wir hiemit der besonderen Beachtung unseres großen Leserkreises empfehlen.

Bekanntmachungen aller Art.

Villa-Verkauf.

In geschütztester, wärmster Lage **Merans** ist eine **Villa** mit Nebengebäude, Garten und Weinacker (2700 □-Klafter zu verkaufen. Nähere Auskunft ertheilt: Herr **Dr. Bumharter** in **Meran,** Tyrol. 743

Heirath.

Ein gebildeter, gut situirter, selbstständ. **Landwirth,** Ende der 30er, in schönst. Geg. d. Prov. Sachsen, Wittwer, **wünscht** s. m. e. Dame passenden Alters zu **verheirathen.** Zwecks Anknüpfung näh. Bekanntsch. s. nicht anonyme Zuschriften nebst Photogr. u. Ang. näh. Verhältn. versiegelt zu richten an **Rud. Mosse** in **Halle a./S.** unter Bezeichnung **Nro. 8.** Photogr. und Brief erfolgt sofort mit größt. Diskretion zurück. 829

Bestes, leicht lösliches

entöltes Cacaopulver

ohne allen Zusatz von Mehl oder Zucker, in Blechdosen von ½, ¼ und ⅛ Kilo. Dieser Cacao braucht nur in kochendem Wasser aufgelöst zu werden, 5 Gramm genügen für 1 Tasse, **welche nicht mehr als 3 ₰ kostet.**

Chokoladen, rein Cacao und Zucker

mit Garantiemarke des Verbandes deutscher Chokoladenfabrikanten. 333

Wiener Theewaffeln, Karlsbader Oblaten und **Kohlhyppen** empfiehlt die Fabrik von

Lobeck & Co., Dresden,

Hoflieferant Sr. Maj. des Königs von Sachsen.

Kein Leser dieses Inserats,

namentlich diejenigen, welche zur Kur oder Bequemlichkeit den Ankauf beabsichtigen, sollte es versäumen, sich die interessante, ausführliche illustrirte Beschreibung nebst Preisnota der weltberühmten und allerpraktischsten

Zimmer-Bade-Apparate,

welche für Kurzwecke, wie zur allgemeinen Pflege des Körpers für Gesunde **zu jeder Jahreszeit** mit gleichem Wohlbehagen benützt werden können, kommen zu lassen, um sich über dieselben zu orientiren. Auf Anfrage versendet Obiges überall hin franko der Fabrikant und Erfinder

Hoflieferant **Gustav Henschel,**

856 Bernburg a. d. Saale.

=Fritz Reuter's=

sämmtliche Werke 18 M.

Neueste, vollständigste Originalausgabe in 7 **Prachtleinbänden.**

Roman-Bibliothek.

20 Bände neuere Romane der beliebtesten Autoren, ca. 5000 Seiten, zusammen nur **4½ M.** 851

Garantie für neu und fehlerfrei.

L. Glogau Sohn, Hamburg.

Praktisch oder brieflich — lehren neue **Schnellmethode** warmer und kalter **Destillation** und Fabrik. v. Essenzen, Wein, Champ., Mineralw., Bier, **Essig,** Hefe; erth. a. **Spezialrezepte,** Rath u. Ausk. f. diese u. and. zymot. u. chemisch-technische **Fabrikation, Handel u. Wandel.** Näheres, Progr. u. Katalog gratis. **Wilhelm Schiller & Cie., Berlin,** Raupachst. 12. Landw., chem.-techn. Industriecompt. u. Lehrinst.

Bücher-Ankauf.

Gr. u. kl. Privatbibliotheken wie einz. gute Werke kauft zu hohen Preisen 763

L. Glogau Sohn, Hamburg.

Die neueste Patent-Tabakpfeife

(Füllofen-System), wo der Tabak von unten nach oben verbrennt, während des Rauchens stets Tabak nachgefüllt werden kann, äußerst trocken raucht, gar abgiebt und gar nicht komplizirt ist, aus feinem Porzellan mit Neusilber-Beschläge sammt echtem Weichselrohr, weiß 2 ℳ, fein vergoldet mit Gemälde 3 ℳ, empfiehlt als wirklich gut und praktisch das altrenommirte Rauchrequisiten-Geschäft des 758

J. N. Meuhard in **Wien.**

Auch zu haben und zu beziehen durch die Niederlagen in **Berlin: Th. Zittbogen,** Louisenstr. 43; **Köln: Marquardt & Zidelke; Dresden: M. Kolbe,** an der Frauenkirche 1.; **Königsberg: W. Meyer,** vord. Vorstadt 80.

=Forderungen=

erwirbt oder übernimmt zur Einziehung gegen mäßige, **nur bei Erfolg** zu zahlende Provision das 640

Incasso-Comptoir Berlin C.,

Alexanderstr. 7. Gefl. Anträge oder Anfragen werd. prompt beantwortet. — Beste Referenzen.

Billige Dampf-Maschinen

für das Kleingewerbe etc.

Nur 1000 Mark für 2 bis 3 Pferdestärken inkl. kompl. vertikalen Rohrenkessel.

R. E. Weise in **Halle a. S.**

Dr. Retau's 548

Selbstbewahrung

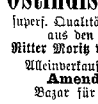
(Mit 27 Abbild. Preis 3 Mark) erschient bereits in 76. **Auflage.** Allen Denen, welche sich im **Nervensystem geschwächt fühlen und an schweren körperlichen Zerrüttungen** leiden, kann dieses Werk nur bringend empfohlen werden. Zu beziehen ist dasselbe durch **jede Buchhandlung,** auch von G. Pönicke's Schulbuchhandlung in Leipzig. Bisheriger Absatz **280,000 Exemplare.**

Ostindischer Thee,

superf. Qualität, ¼ Kilo M. 4.— aus den Plantagen von **Ritter Moritz von Manner, Assam.**

Alleinverkauf für Deutschland bei **Amend & Schulze,** 491

Bazar für Herren, **Leipzig.**



Glasey-Nachtlichte,

bewährt seit 1808, 4mal präm. Besser als Petroleumlämpchen, weil geruchlos u. nicht feuergefährlich. Zu haben in jedem besseren Geschäfte.

Magenkrankheiten, Bleichsucht, Krämpfe und alle Hautkrankheiten werden sicher geheilt durch meine magnet. Eisen-Lebenspulver. Dieselben erzeugen vollständig neues gesundes Blut und bilden einen neuen gesunden Menschen. 20 Pulver kosten **3 Mark.** Apotheker **Peters,** Solmsstraße 15 in **Berlin.** 832

Der Oelfarbendruck-Gemäldeverein „Viktoria", Berlin W., Leipzigerstrasse 100, ladet unter den günstigsten Bedingungen zum Abonnement ein. Prospekte und illustrirte Kataloge gratis und franko. 830

Neu. Signirapparat, Neu.

enth. **patentirte** Signirtusche, Signirpinsel, **unzerbrechliches Tintenfaß, Schreibmaterialien** und Karton für Schablonen. Aeußerst **praktisch** und **unentbehrlich** für jeden Geschäftsmann. Versendung gegen Nachnahme oder Einsendung von 3 Mark durch den Fabrikanten **Moritz Kahnt** in Leipzig, Thomasgäßchen. — Wiederverkäufer Rabatt. Es werden bei guter Provision für den Artikel Agenten gesucht. 862

Nebelbilderapparate

SCIOPTICON

Wundercamera, bisher ungekannte eigener Fabrik. Auswahl von 5000 verschiedenen **Bildern,** Beleuchtungs- u. Objektivlinsen etc. Preislisten mit Abbildungen gratis; en gros & en détail.

Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.

PATENT & technisches Bureau von J. Brandt & G. W. Nawrocki Berlin W. Leipziger Str. 124.

Mistbeet-Fenster

aus Schmiedeeisen, **verzinkt, nie rostend,** liefert billigst in allen Dimensionen 603

Jakob Hilgers, Rheinbrohl.

A. Graf zur Lippe's Landwirthschafts-KALENDER

in Leinwand..... M. 2.50.
„ Leder..... „ 3.—
Taschenl. Leinwd..... „ 1.50.
„ Leder..... „ 2.—
„ apart..... „ 1.—

In Partien billiger.

Literaturberichte gratis & franco. Jedem, der sie mit Postkarte verlangt, desgl. Probenummern meiner Fachzeitungen.

Hugo Voigt in Leipzig

Spezialgeschäft für Landwirthschaft, Gartenbau & Forstwesen.

Schachtel mit Namenszug.

FRANKFURT A/M. Mediz. Chem.

GEGEN HUSTEN 75 Pf. Isländisch Moos-Pasta 75 Pf. UND HEISERKEIT

IN DEN APOTHEKEN.

SCHUTZMARKE

Fahnen,

gestickte, für alle Arten von Vereinen, sowie Ausstattungen für christliche und israelitische Kirchen liefert 703

J. A. Kiekel in **Leipzig,** königl. Hoflieferant.

R. Thümmel,

Leipzig,

empfiehlt seine **feuer- und diebessicheren** 661

Kassaschränke

neuester Konstruktion, mit **Stahlpanzer** versehen.

Fabrik und Lager von

Zauber-Apparaten

für Künstler und Dilettanten, Schaustücke f. Museen- und Schaubudenbesitzer. Preiscourant gratis. 714

Hermann, Berlin, Friedrichstr. 187.

Japan-Wurzeln.

Garantirtes Mittel, binnen 14 Tagen auf ganz **kahlen** Stellen neues, volles, üppiges Haar zu bekommen, junge Leute von 16 Jahren erhalten einen Vollbart; bei Nichtwirkung wird das Geld zurückgegeben. 1 Paket (3 M.) Ebenholz-Haarfarbe färbt jedes lichte, rothe, weiße Haar auf 2 Jahre braun oder schwarz, 1 Paket 3 M. im **japanischen Depot Wien,** Praterstr. 16.

☛ **Jeden Bandwurm** ☚

entfernt binnen 3—4 Stunden vollständig schmerz- und gefahrlos; ebenso sicher bewirkt gtauch **Bleichsucht, Trunksucht, Magenkrampf, Epilepsie, Veitstanz, Bettnässen** und **Flechten** und zwar brieflich: **Voigt,** prakt. Arzt zu **Croppenstedt.** 578

Eismaschinen

zur **Erzeugung** von **Roheis** bis 1000 Kilogr. die Stunde; ferner (H. 54920.)

Mineralwasser-Apparate

zur Herstellung aller moussirenden Getränke empfehlen 576

Vaass & Littmann,

Maschinenfabrik in Halle a. S. (Preussen).

— Preiscourante auf frankirte Anfragen. —

Wartburgsdecken,

gesetzlich deponirt,

in hochfeinem Leinendamast, in verschiedenen Farben und Größen, mit eingewebtem Bild der Burg und Wartburgsprüchen. 891

Abbildung mit Preis u. Kreuzband franko.

C. H. Hossommer, Eisenach.

Offiziere oder Lehrer

mit einigem **disponiblen** Vermögen könnten ein **militär. Unterrichtsinstitut,**

welches vorzüglich geht, unter günstigen Bedingungen **acquiriren** oder sich an denselben **betheiligen.** Gefl. Anfragen wolle man unter Chiffre **P. 1477** einsenden an die Central-Annoncenexpedition von **H. L. Daube & Co.** in **Frankfurt a. M.** 886

Die rühmlichst bekannte Fabrik von

Zauber-Apparaten von E. Oscar Lischke,

Hamburg, Bazar 7,

empfiehlt die neuesten Erfindungen in diesen Genres. Zuverlässig und **elegant** gearbeitet. Anerkannt als beste Bezugsquelle der größten Zauberkünstler der Welt. Billige Preise. Preiscourant gratis. **Kalkkiegel** bester Qualität pr. 100 15 ℳ. 884

Cotillon-Gegenstände: Fabrik von *Touren, Orden, Mützen, Attrapen etc.*

Gelbke & Benedictus, Dresden.

Preiscourante gratis und franko. 556

Mineralwasser-Apparate

Eugen Gressler, Halle a./S.

100 Bogen feinstes, dickes englisches Billetpapier nebst 100 dazu passenden Couverts, **mit beliebigem Monogramm,** in prachtvoller englischer **zweifarbiger** Prägung (nicht einfarbig, wie bisher), in elegantem Kästchen verpackt, für 6 ℳ. Dasselbe auf ff. englischem farbigen Billetpapier (6 Farben sortirt) 9 ℳ. (Das passendste Geschenk für Damen.) 810

August Thilo, Berlin, Unter d. Linden 45. Papierhandlung und Kunstprägeanstalt.

Für heitere Kreise.

Bacchus, Weinlieder. Geh. 1 ℳ.
Gambrinus, Bierlieder. Geh. 1 ℳ.
Jocosus, Scherzlieder. 4 Hefte à 75 ₰.
Mit Pianofortebegleitung.
Inhaltsverzeichniß gratis und franko.
Leipzig. C. A. Koch's Verlag.

Porträts in Oel 749

nach jed. Photographie, Aehnlichkeit garantirt, künstlerisch fein, lebensgr. Brustbild, 35 ℳ.
E. Falb, akad. Maler, Bad **Wildungen** bei Kassel.

Rothe Nasen

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Praparat des Chem. **A. Nieske** in **Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Das berühmte Original-Meisterwerk über

Haarkrankheiten und Haarpflege

ist soeben in neuester 84. Aufl. unter dem **Titel:**

„Der Haarschwund"

erschienen und kann dasselbe Jedermann gratis franko gegen Retourmarke nach allen Ländern der Welt beziehen vom Verfasser 560

Edm. Bäuerlein, Leipzig, Lessingstraße 15 c.

„Erwerbskatalog" verz. gratis 843
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.

Hohlroller, edle Sänger, versende unter **Garantie.** „Rathgeber f. Pflege u. Z. d. **Kanarienvogels"** à 50 ₰.
F. Wischmeyer in **Osnabrück,** Gr. Str. 77.

Alwin Zschiesche, Leipzig, versendet Preiscourante für **Kunstgärtnerei** über **feinste** buntbl. u. schönbl. Gruppenpflanzen 2c. gratis. 766

Ehegatten erhalten wichtige Rathschläge durch **Dr. Kampe's Schrift:** „Rathgeber in Kinderangelegenheiten". Preis 1½ Mark. Das Nähere ersichtlich grat. und franko durch Prospekt.
669 **C. Hoffrieb's** Verl., **Leipzig.**

In allen Buchhandlungen zu haben: 565

Das Orakel.

Interessantes Gesellschaftsspiel. Preis **30** Pf.

Echte Briefmarken aller Länder billigst. Preisliste über alle existirenden skandinavischen Marken gratis. **S. Schmidt,** Norrevoldgade 25, **Kopenhagen K.,** Dänemark. 571

Briefmarken kauft, tauscht und gibt Schreibmaterialien-Handlungen, Papeterien etc. zum **Kommissionsverkauf.**
373 **Literarisches Museum, Leipzig.**

Echte Briefmarken

aller Länder **billigst,** Preisliste für Sammler gratis und franko. 781

F. Edmund Jensen,
Grönnegade 37, **Copenhagen K.**

Über Land und Meer.

№ 22.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878 – 1879
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. –
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: An der Grenze, Erzählung von Moritz von Reichenbach, Fortsetzung. — Verkauft, von Sophie Görlich. — Notizblätter. — Marschall Mac Mahon bei Jules Grevy. — Die Kapelle des Mihrab. — Der Brand in Meyringen. — Um ein Herz, Novelle von C. Falk, Fortsetzung. — Die Ueberredung, von H. Lossow. — Die historischen Fresken des Konziliumssaales in Konstanz. III. Auswanderung der Konstanzer Protestanten bei Uebergabe der Stadt an Oesterreich, 14. Oktober 1548, gemalt von Fr. Pecht. — Deutsche im amerikanischen Kongresse, von Eduard Leob. — Streitfragen und Historien Feuilletons von Karl Emil Franzos. IV. Schwurgerichte im Osten. — Für das Album, von Wilhelm Emmer. — Astronomisches Tagebuch, März. — Lotterieziehungen im Monat März. — Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender von C. E. Freiherrn von Thüngen, März. — Schach. — Bilderräthsel 22. — Auflösung des Bilderräthsels 21. — Räthsel. — Auflösung des Quadraträthsels in Nro 21. — Auflösung des Rösselsprungs Nro. 7. — Briefmappe.

Illustrationen: Verkauft, von Sophie Görlich. — Ueberredung, von Heinrich Lossow, nach dem Lichtdruck aus der „Wandermappe, ein Künstler- und Familienalbum (Promenadenausgabe). — Marschall Mac Mahon's Besuch bei Jules Grevy nach der Präsidentenwahl, von G. Janet. — Straße in Meyringen im Oberhaslithal. — Die Kapelle Mihrab in der Kathedrale von Cordoba. — Oberst Gustav Schleicher. — Fresken aus der Geschichte der Stadt Konstanz im Konziliumssaale. III. Auswanderung der Häupter der Protestanten während der Uebergabe der Stadt an österreichische Truppen, 14. Oktober 1548, von Fr. Pecht. — Dr. Lorenz Brentano. — Des Liedes Irone, nach Skizzen von Max Scholtz.

Verkauft. Originalzeichnung von Sophie Görlich. (S. 427.)

An der Grenze.

Erzählung

von

Moritz von Reichenbach.

(Fortsetzung.)

III.

Einer, der mit dem Feuer spielt.

Vierzehn Tage waren vergangen, eine kurze Zeit, um darnach Bekanntschaften in der Stadt zu beurtheilen, wo inmitten wechselnder Menschen und Umgebungen Eindrücke schneller verwischt werden — eine lange Zeit für die Bewohner eines Landhauses, denen jeder Tag wenigstens einige Stunden ungestörten Zusammenseins bringt und welche in der Zwischenzeit Muße genug haben, über das nachzudenken, was sie zusammen besprachen oder erlebten. Lichtenfeld hatte mehrere erfolglose Patrouillenritte an der Grenze gemacht, hatte die Nachbarschaft kennen gelernt und war zu der Ueberzeugung gekommen, daß er sich nirgends wohler fühlen könne als in Krzidzanowitz, wo auch die Geister dieses „Wohlfühlen" zu respektiren schienen und für's Erste ihre nächtlichen Erscheinungen eingestellt hatten. Er ritt die Pferde Werkhart's, neckte sich mit Vallinka und las Kamilla Byron'sche Dichtungen vor, für welche sie eine besondere Vorliebe hatte. Er begriff nicht, warum sie, die so sanft schien, gerade für den „Korsaren" oder „Lara" schwärmte, aber er sah, wie ihre Wangen sich färbten, während er las, wie ihre Augen glänzten und wie sie, ihre Arbeit in den Schooß sinken lassend, mit ganzer Seele den Worten der Dichtung zu folgen schien, und das genügte ihm, um zu lesen, so viel sie es verlangte. Wenn er endlich das Buch fortlegte, war sie erregt und sprach mehr und lebhafter als gewöhnlich. Unmerklich lernte er ihre Art, die Dinge anzusehen und das Leben aufzufassen, kennen, und es schien ihm dabei oft, als müsse sie schon schwere und trübe Erfahrungen gemacht haben und suche sich nun mit einer sanften, aber etwas schwermüthigen Resignation zurechtzufinden. Und doch schien ihre Natur so recht für Freude und Glück geschaffen. Kleinigkeiten, wie eine blühende Pflanze, ein Vogel, ein Buch, machten sie froh — sie war offenbar leicht zu befriedigen. Woher kam der dunkle Schatten, der oft über ihr zu schweben schien? Die Verhältnisse, in denen sie lebte, waren durchaus angenehm, sie war ihrer Natur nach fähig, glücklich und zufrieden zu sein — warum war sie es nicht?

Lichtenfeld dachte darüber nach, während er in einem der braunen Fauteuils ihres Wohnzimmers saß und sie erwartete, um seine Lektüre zu beginnen. Er hatte in der letzten Zeit überhaupt mehr ernstlich nachgedacht, als in seinem ganzen bisherigen Leben. Aber er dachte nicht bloß nach, sondern er legte sich auch auf's Beobachten. Und bei dem letzteren erzielte er eigentlich mehr Resultate als beim ersteren, denn es brachte ihn doch zu einer festen Ueberzeugung, zu der nämlich, daß der Amtsrath Werkhart ein tüchtiger, verständiger, liebenswürdiger Mann, aber — von einer unverantwortlichen Gleichgültigkeit gegen seine schöne Frau sei. Nun ist im Allgemeinen eine solche Ueberzeugung eine gefährliche Sache für einen jungen Mann, dessen Zeit und Gedanken durch, wie er überzeugt ist, nutzlose Grenzpatrouillen nicht sehr beschäftigt sind.

Aber der Lieutenant Lichtenfeld, wie er da in dem braunen Fauteuil saß, machte sich eben klar, daß das bei ihm gar keine Gefahr habe, denn einmal wisse er, was er der liebenswürdigen Gastfreundschaft Herrn Werkhart's schuldig sei, und würde nie etwas thun, das er für gewissenlos, ja selbst für unehrenhaft halten müßte, das war pure Unmöglichkeit — Unsinn, nur erst daran zu denken — und dann — war er ganz anders als andere Leute, und sie war eben auch ganz anders als andere Frauen, bei ihnen Beiden hatte das keine Spur von Gefahr. Nein — keine Spur — und dabei sprang er plötzlich auf und fühlte, wie das Blut ihm heiß nach Kopf und Herzen schoß, er hielt unwillkürlich einen Augenblick den Athem an. Warum das Alles? O, nichts, Kamilla war nur in das Zimmer getreten und, an ihm vorübergehend, war ihre Schleppe über seine Füße geglitten.

Warum mußte aber auch gerade die Abendsonne durch das Fenster blicken und die schöne Gestalt Kamilla's mit so wunderbarem Glanz übersluten!

Sie wandte sich lächelnd nach ihm um.

„Nun, wo sind wir stehen geblieben?" frug sie.

Mit einem leichten Seufzer neigte er sich über das Buch und lehnte sich in dem niedrigen Sessel zurück.

Da wurde die Thür wieder geöffnet.

„Was ist das für eine merkwürdige Beleuchtung," sagte Vallinka, auf der Schwelle stehen bleibend, „man ist ja ordentlich geblendet. Habt ihr schon angefangen zu lesen?"

„Nein, Du kommst noch gerade zurecht, Lieutenant Lichtenfeld wollte eben beginnen."

„Aber das lohnt sich ja nicht, in zehn Minuten wird es finster sein. — O —"

Dieser Laut kam gleichzeitig über die Lippen Vallinka's und Lichtenfeld's, und während dieser seine Beine schnell unter den Sessel zog, hielt Vallinka sich an der Tischplatte fest, um nicht hinzufallen.

„Mein Gott, wie kann man aber auch dort sitzen und seine Füße hier haben, daß jeder Mensch darüber fallen muß!" rief Vallinka.

Lichtenfeld entschuldigte sich, dann lachten alle Drei, und Lichtenfeld, der jetzt so viel nachdachte, vergaß es vollständig, den schwülen Moment von vorhin in Erwägung zu ziehen.

Man gab Vallinka Recht und wartete mit der Lektüre auf die Lampe. Die Dämmerung brach schnell herein, nachdem die Sonne hinter einer grauen Wolkenwand versunken war. Kamilla hatte die Hand auf das Fensterbrett gestützt und blickte hinab in den Garten, während Vallinka in ihrer lustigen Weise irgend ein kleines Tageserlebniß erzählte. Lichtenfeld studirte Kamilla's Profil, das sich dunkel gegen das Fenster abzeichnete. Da sah er, daß sie plötzlich zusammenschrak und ihren Kopf dann wie von ungefähr an das Fenster preßte. Im selben Augenblick schwieg Vallinka und es entstand eine kleine Pause, während welcher man deutlich den Schrei eines Käuzchens vom Garten herüber tönen hörte.

„Da ist wieder solch' ein abscheuliches Ding," rief Vallinka, „ich hasse diese Thiere mit ihrem widerlichen Geschrei und begreife nicht, wo sie immer wieder herkommen, Arthur hat schon so viele erschossen und Kamilla fürchter sich so vor ihnen."

„Soll ich Jagd darauf machen?" frug Lichtenfeld schnell. „Ich habe einen sehr guten Revolver — wenn die Damen nicht über den Schuß erschrecken wollen —" er war aufgestanden und im Begriff, das Zimmer zu verlassen.

Da erhob sich auch Kamilla schnell von ihrem Platz.

„Nein, nein, auf keinen Fall," rief sie hastig, „bleiben Sie hier, ich will nicht, daß Sie hinausgehen. Ich fürchte diese Thiere nicht, sie sind ja so harmlos."

Lichtenfeld kehrte auf seinen Platz zurück. Draußen erklang noch einmal der laute Ruf des Käuzchens.

„Ich finde es natürlich, wenn dieß Geschrei Ihnen unangenehm ist," sagte er.

„Aber das ist ja gar nicht der Fall, ich weiß nicht, warum Vallinka sich das einbildet." Sie sprach heftig, ganz gegen ihre sonstige Art und Weise.

„Ich finde, die Dunkelheit im Zimmer erschwert das allgemeine Verständniß," sagte Vallinka altklug und etwas naseweis, wie diese junge Dame nun einmal war. „Ich werde die Lampe bestellen."

Sie verließ das Zimmer. Kamilla lehnte schweigend am Fenster. Lichtenfeld saß ebenso schweigend auf dem niedrigen Fauteuil an ihrer Seite.

„Ich hätte Ihnen gern einen kleinen Dienst geleistet," sagte er endlich leise.

„O, ich danke Ihnen, Sie sind so gut —"

Es war sonderbar, daß sie Beide nicht das Näherkommen Herrn Werkhart's gehört hatten, obgleich dieser doch nicht leiser aufgetreten war als gewöhnlich. Nun stand er plötzlich in der Thür.

„Noch Alles finster hier?" frug er erstaunt — und Kamilla und Lichtenfeld sprangen auf, es war fast, als habe diese plötzliche laute Stimme sie erschreckt. Im selben Augenblick kam Vallinka, von dem Diener, welcher die Lampe trug, gefolgt.

„Sie haben es doch möglich gemacht, Ihre Geschäftsangelegenheiten auf der ‚Hütte' schneller zu beenden, als Sie glaubten," sagte Lichtenfeld gedankenlos.

Unter Werkhart's dunklen Augenbrauen zuckte ein schneller, scharfer Blick über ihn hinweg und ruhte dann einen Moment auf Frau Kamilla — ein Blick, welcher diesem anscheinend ruhigen Manne sonst nicht eigen war. Kamilla schien seltsam erregt. Werkhart sagte, er habe geschäftliche Unannehmlichkeiten auf der Hütte gehabt und würde daher einen schlechten Gesellschafter abgeben.

„Lassen Sie sich in Ihrer Lektüre nicht stören," sagte er, auf das Buch zeigend. „Ich werde noch einige Briefe schreiben und komme später herauf."

„Wie sonderbar Arthur heute ist," sagte Vallinka, als er das Zimmer verlassen hatte. „Er scheint sehr verstimmt."

Lichtenfeld blickte auf Kamilla, die wieder ungewöhnlich bleich aussah. Auch während der heutigen Lektüre blieb sie zerstreut und ohne die gewöhnliche Theilnahme.

Das Souper verlief ziemlich einsylbig — ein unerklärlicher Hauch von Verstimmtheit oder Müdigkeit lag über dem kleinen Kreise. Man fühlte instinktiv, daß es heut etwas Besonderen bedürfen würde, um die Aufmerksamkeit der Anderen zu fesseln. Und während Jedes über so etwas ganz Besonderes nachdachte, unterließ man das leichte Geplauder, das sonst so angenehm ist. Man zog sich zeitiger als sonst zurück und Lichtenfeld sagte sich, als er sein Zimmer betrat, daß dieß der erste langweilige Abend in Krzidzanowitz gewesen sei.

„Das wird heut eine schöne Nacht werden, Herr Lieutenant," sagte sein Bursche, die Fensterladen schließend. „Gut, daß wir heut nicht gerade herausmüssen."

In der That hatte sich der Himmel mit dunklen Wolken bezogen, der Wind pfiff und heulte und einzelne schwere Regentropfen schlugen gegen die Scheiben.

„Na und jetzt, wo der Schnee wegthaut, geht ein Schmutz hier los," fuhr der Bursche, durch ein paar freundliche Worte seines Herrn ermuntert, fort, „ein Schmutz, nee, so was hab' ich noch nicht erlebt."

Lichtenfeld, der erst jetzt merkte, daß er eigentlich noch gar nicht müde war, hatte sich ein Cigarre angezündet und ging im Zimmer auf und ab.

„Ei was," sagte er zu dem Burschen, „Du hast ein so gutes Quartier, daß Du Dich um den Schmutz nicht zu kümmern brauchst."

„Befehlen, Herr Lieutenant, das Quartier ist sehr gut, die Verpflegung auch — aber —"

„Nun was, aber?"

„Verzeihen, Herr Lieutenant, aber immer möcht' ich doch nicht in so einem Schloß leben, wie das hier."

„Warum?"

„Da ist erstens einmal der Wind. Was der hier für einen Rumor macht — so was hab' ich noch nicht gehört. Da ist neben meiner Kammer ein Schornstein — was das für Schornsteine hier im Hause sind — groß genug, um eine Wohnung drin zu bauen — so was hab' ich noch nicht gesehen; na, in dem Schornstein da ist doch manchmal eine Wirthschaft, als sei die ganze Hölle drin einquartiert. Unsereins, der seine Bildung hat, weiß, daß das der Wind ist, der da heult, aber wenn sich die Leute da Gespenstergeschichten erzählen, kann man's ihnen nicht so sehr verdenken. Außerdem scheint mir's hier doch auch wirklich nicht so ganz richtig zu sein. Da ist der gewölbte Kirchgang drüben und der alte Schüttboden —"

„Ich weiß, ich weiß, aber das ist ja Unsinn."

„Verzeihen der Herr Lieutenant, aber gesehen hab' ich selber was, wenn ich auch nicht recht weiß, was es eigentlich war."

„Du bist nicht klug, Wippler!"

„Befehlen, Herr Lieutenant, aber ich hab's doch gesehen; weiß und lang huschte es über den Gang hin und verschwand dann, als wär's in die Erde gesunken. In dem Hause hier ist Vieles nicht richtig! Da ist zum Beispiel die Frau Amtsräthin —"

„Du bist verrückt, Wippler —"

Wippler zuckte ein klein wenig die Achseln.

„Ich weiß nur, was die Leute reden, und Leute, die jahrelang hier im Hause sind, müssen doch wohl Manches wissen."

Lichtenfeld lachte gezwungen auf. Aber anstatt, wie es eigentlich schicklich gewesen wäre, mit edler Entrüstung dem Burschen das Reden zu verbieten, müssen wir zu unserem Leidwesen berichten, daß er fragte:

„Nun, was für Unsinn reden die Leute?"

„Sie sagen — aber der Herr Lieutenant wissen doch wohl, die Frau Amtsräthin war ein armes Fräulein, wenn auch dem Herrn Papa das Gut hier einmal gehört hatte, sie war ein armes Fräulein und der Herr Amtsrath hat sie bloß aus Liebe geheirathet und sie ihn auch, denn sie war wieder adelig und hätte sich doch sonst keinen Bürgerlichen genommen. Na, sie haben sich Beide aus Liebe geheirathet und der Papa hat auch hier gelebt und es war Alles ganz schön und ganz gut, so ein Jahr lang. Da starb der alte Papa und da ging etwas vor — etwas, das sehr

schlimm gewesen sein muß, denn seitdem hat man nie mehr gesehen, daß der Herr die Frau geküßt hätte, und er bezog die Zimmer auf einer Seite des Treppenhauses, während sie auf der andern blieb. Und so wohnen sie auch noch, und wenn sie allein sind, sprechen sie nie ein Wort zusammen, bloß vor Anderen — das sagt die Rougina, die Kammerjungfer, die manchmal an der Thür gehorcht hat."

Jetzt aber brauste Lichtenfeld plötzlich auf.

„Schäm' Dich, mir zu erzählen, was so eine Person an der Thür erhorcht hat," fuhr er Wippler an, „wie kannst Du überhaupt auf solches Geschwätz hören? Das ist ja Alles Unsinn und nichts als Leutegeträtsch."

„Aber sie wohnt doch drüben und er wohnt hier," wiederholte Wippler etwas kleinlaut, „und das weiß ich doch ganz gewiß."

„Geh' schlafen und laß mich auch in Ruhe," brummte Lichtenfeld und stand dann, als die Thür sich hinter dem Burschen geschlossen hatte, lange unbeweglich vor dem Tisch, auf den Leuchter herabstarrend, ohne doch diesen oder irgend einen andern Gegenstand zu sehen. Es gab also ein Geheimniß zwischen diesen beiden Menschen, es gab etwas, das sie trennte — vielleicht für immer trennte.

Warum sollte sie aber der schuldige Theil sein? Konnte man nicht ebensogut annehmen, daß er es war? Ja, mußte das nicht der Fall sein? Es war ja undenkbar, daß sie — Kamilla — irgend eine Schuld treffen konnte. Aber warum bestand denn dieses Scheinverhältniß noch? Bedurfte es vielleicht nur eines leisen Anstoßes, um etwas, das doch nur ein leeres Nichts, eine bloße Form war, völlig zu lösen?

Eine Flut von Gedanken und Empfindungen stürmte auf Lichtenfeld herein; er warf sich in einen Sessel und preßte die Hände vor das Gesicht. Dann sprang er wieder auf und durchmaß mit großen Schritten das Zimmer. Es schien ihm plötzlich so schwül, als könne er kaum darin athmen. Draußen heulte der Wind und der Regen klatschte an die Fenster. Was that ihm das? Die kalte Luft würde seine heiße Stirn kühlen, der Aufruhr der Elemente beruhigend auf ihn einwirken. Er stürmte hinaus, durchschritt den langen Gang, welcher von seinem Zimmer nach einem der Nebenausgänge des Schlosses führte, und trat durch diesen in den Garten. Er eilte zwischen den kahlen, windbewegten Zweigen des Buschwerks dahin, ohne irgend ein Ziel zu verfolgen, und kam auf einem der vielfach gewundenen Wege gerade wieder auf das Schloß zurück. Aus zwei Fenstern des ersten Stockwerks schimmerte noch Licht und diese beiden Fenster waren durch die ganze Breite des Gebäudes von einander getrennt. „Sie sind auch noch wach," dachte Lichtenfeld, „und dort jenes Fenster, das durch die hellrothen Vorhänge etwas verdunkelt wird, das ist wohl das ihre. Er sitzt wahrscheinlich über seinen Rechnungen; dieser Mann hat ja einen so eisernen Fleiß. Aber sie — warum wacht sie noch?" In diesem Augenblick erlosch das Licht hinter dem roth verhangenen Fenster. Lichtenfeld ging an dem Schloß vorüber, umschritt das viereckige Schüttboden-Kastell und befand sich zuletzt dem verrufenen Säulengange gegenüber. Er war in einer Stimmung, in welcher ihm ein kleines Rencontre mit den spukenden Geistern durchaus nicht unerwünscht gewesen wäre, denn ein solches hätte ihn doch wenigstens für einige Minuten gezwungen, an etwas Anderes zu denken, als an ein gewisses Paar schwermüthig-träumerischer Augen, um das sich seine Gedanken in einem wahren Hexenwirbel drehten. Er blickte förmlich herausfordernd zu dem Säulengange empor, in welchem sich aber durchaus nichts regen wollte. In sein stilles Zimmer zurückzukehren, war ihm jetzt unmöglich. Er schritt daher weiter, dicht unter dem Säulengange hin. Plötzlich stand er still. Es war ihm vorgekommen, als höre er Schritte über sich, dann ein dumpfes Geräusch, wie das Schließen einer Thür oder auch, als sei irgend ein harter Körper auf den Boden des Ganges gefallen. Der Wind mochte ein Ziegelstück herabgeworfen haben und Ratten oder Katzen mochten da oben ihr Wesen treiben. Gewiß, das konnte Alles sein — aber sonderbar blieb dieses Geräusch gerade hier an diesem Ort, und Lichtenfeld war eben in der Stimmung, um das Ding näher zu untersuchen. Aber wie sollte er hinaufkommen, ein Aufgang war nirgends zu sehen. Freilich, der zunächst dem Schüttboden gelegene hölzerne Pfeiler war besonders stark und zeigte einige eingeschnittene Vertiefungen, in welchen früher vielleicht ein hölzernes Gitterwerk gelegen hatte, auch ein großer Feldstein, welcher als Auftritt dienen konnte, lag davor; aber diese Passage blieb immerhin sehr unbequem und bei der Dunkelheit geradezu gefährlich. Solche Erwägungen lagen aber heut für Lichtenfeld sehr weit, und ohne sich weiter zu besinnen, begann er hinaufzuklettern. Die Sache war leichter zu bewerkstelligen, als sie sich ansah und Lichtenfeld war ein gewandter Turner. Nach wenigen Augenblicken schwang er sich über das niedere Geländer der Galerie und begann mit seinen jetzt an die Dunkelheit gewöhnten Augen seine Entdeckungsreise. Dieselbe blieb jedoch völlig erfolglos, denn die Galerie war leer und weder Katzen noch Gespenster kreuzten seinen Weg. Er fand auf beiden Seiten des Ganges verschlossene Thüren, die von der Seite des Schlosses war sogar von Eisen und ließ keine Spur von einem Verschluß äußerlich erkennen. Lichtenfeld stemmte sich gegen diese Thür. Aber sie schien eine in die Wand gemauerte Eisenplatte zu sein, welche nicht im geringsten nachgab. Zuletzt bequemte er sich, wieder an einem der Pfeiler hinabzugleiten und den Rückweg anzutreten. So erfolglos aber auch seine Expedition gewesen war, so hatte die kleine Anstrengung ihm doch gut gethan und ihn so weit zur Vernunft gebracht, daß er sich erinnerte, die Hausthür, welche er von innen aufgeschlossen hatte, hinter sich offen gelassen zu haben. Er war eben auf dem Wege dorthin, als ihm plötzlich eine große dunkle Gestalt begegnete, in welcher er sofort Herrn Werkhart erkannte.

„Sie hier?" rief Dieser ihm erstaunt zu. „So sind Sie es wohl auch gewesen, der die Hausthür öffnete?"

„Allerdings und ich bin eben im Begriff, mein Versehen nachzuholen," sagte Lichtenfeld.

„Ah, dann bin ich beruhigt, ich hörte diese Thür gehen, und da ich eine Nachlässigkeit meiner Leute vermuthete, so wollte ich mich selbst überzeugen. Doch da ich nun Alles in Ordnung weiß, so erlauben Sie mir, Ihnen hier nochmals ‚gute Nacht' zu sagen. Ich habe den Schlüssel des vorderen Einganges bei mir und will noch den Wächter inspiziren, da ich doch einmal draußen bin."

Werkhart frug nicht, weßhalb Lichtenfeld noch einmal das Haus verlassen hatte, dieser fühlte aber gewissermaßen eine moralische Verpflichtung, einen Grund für seine nächtliche Promenade anzugeben, und da er seine Aufgeregtheit nicht als Motiv nennen wollte und der Gespenstergang ihm als Ziel seiner Wanderung abgeschmackt erschien, so sagte er: „Ich war noch einmal bei meinen Leuten im Hofe, um mich zu überzeugen, daß da Alles in Ordnung ist." Es war das Dümmste, was er sagen konnte, denn der Hof, wo die Leute lagen, wurde in der Nacht von dieser Seite abgeschlossen und der Schlüssel des Thores steckte in Werkhart's Tasche. Doch da Lichtenfeld das nicht wußte, glaubte er einen sehr guten Grund angegeben zu haben und sagte nur noch: „Seien Sie ganz ruhig wegen der Thür, ich werde sie schließen. Gute Nacht, Herr Amtsrath!"

„Gute Nacht."

Werkhart machte einige schnelle Schritte vorwärts, dann blieb er stehen.

„Wo kann Der gewesen sein?" dachte er. „Bei seinen Leuten sicher nicht und zu einem Spaziergang ist denn doch diese Nacht nicht verlockend. Sonderbar — sehr sonderbar!" Und darauf that der Amtsrath Werkhart das, was er bei seinem Gast so befremdlich fand, das heißt er ging in die Nacht hinaus spazieren, wenn man den Marsch im Geschwindschritt, den er unternahm, ohne irgend ein bestimmtes Ziel zu verfolgen, noch einen Spaziergang nennen kann. Erst nach einer halben Stunde fiel ihm der Wächter, den er kontroliren wollte, wieder ein. An was hatte er bis dahin gedacht? Es waren wüste, wilde Bilder, die sich durch seinen Kopf jagten, und die Gestalten Kamilla's und des Lieutenants Lichtenfeld waren in diese Bilder verwoben gewesen. Aber Werkhart war nicht mehr jung genug, um sich von unklaren Bildern lange verfolgen zu lassen. Er strich mit der Hand über seine feuchte Stirn hin und zwang sich gewaltsam zu einem ruhigeren Tempo.

„Ich bin ein Thor," grollte er mit sich selbst. „Wo sollte er sie denn hier getroffen haben und wie wäre es möglich, daß Kamilla nur darein einwilligte, ihn zu dieser Stunde zu sehen? Nein, wenn auch ich ihr Vertrauen nicht besitze, so kann ich doch nichts Schlechtes von ihr denken! O, wie solche Phantasiebilder verschwinden, wenn man nur den Muth hat, ihnen offen in's Auge zu sehen und sie mit dem Lichte des ruhigen Verstandes zu beleuchten! Welch' ein Glück, daß ich mich diesem jungen Menschen gegenüber nicht verrieth! Er ist ein guter, liebenswürdiger Junge —" Werkhart's Gerechtigkeitssinn beschäftigte sich einige Minuten mit den Vorzügen seines Gastes; sein Schritt wurde immer langsamer, er seufzte unwillkürlich.

„Von was mögen sie nur gesprochen haben, als ich sie heut in der Dunkelstunde überraschte?" dachte er. „Ich schien sie zu stören — — und — warum hat er mir jetzt eine offenbare Unwahrheit gesagt? Warum?"

„Warum?" so frug sich auch der Lieutenant Lichtenfeld, als er sein Zimmer erreicht und die Thür hinter sich geschlossen hatte. Das Licht brannte noch auf dem Tisch und er starrte darauf herab, als begriffe er nicht, warum es ruhig auf seinem Platze stehen geblieben sei und nicht inzwischen eine Feuersbrunst veranlaßt habe. Es gab nun aber einmal weder ein Feuer noch sonst irgend etwas Ungewöhnliches. Es war todtenstill im Schloß und Lichtenfeld hatte nur seine eigenen Gedanken zur Gesellschaft.

„Warum lasse ich mich durch dummen Leuteklatsch halb unsinnig machen?" frug er sich. „Warum renne ich wie ein Narr davon und lüge mich dann wie ein Schuljunge heraus? Warum ist mir zu Muthe wie einem Fieberkranken und warum kann ich nichts Anderes denken und sehe nichts Anderes vor mir als — —"

Er warf sich in einen Sessel und vergrub den Kopf in beide Hände. Wußte er doch plötzlich mit erschreckender Klarheit die Antwort auf alle seine Fragen.

Er war eben doch nicht so ganz anders, als wir mit dreiundzwanzig Jahren gewöhnlich zu sein pflegen, und das Feuer, mit dem er gespielt hatte, schlug in hellen Gluten über seinem Kopfe zusammen. —

IV.

Allerlei Räthselhaftes.

Die Verstimmung des vergangenen Abends wollte sich auch am folgenden Tage nicht verlieren. Kamilla schien noch stiller als gewöhnlich und weder Werkhart noch Lichtenfeld waren ganz unbefangen. Wallinka blickte verwundert von Einem zum Andern, ohne sich die allgemeine Mißstimmung erklären zu können. Sie wenigstens war unverändert.

Bei Tisch war die Rede davon, daß in der nächsten Nacht eine Grenzpatrouille in größerem Maßstabe vorgenommen werden sollte.

„Wenn mir nur einmal einer von diesen Schwärzern zu Gesicht käme," sagte Lichtenfeld. „Es thut mir ordentlich leid um meinen neuen Revolver, den ich bisher noch gar nicht benützen konnte.

„Mein Gott, würden Sie denn auf solch' einen Unglücklichen schießen?" frug Kamilla mit sichtbarem Erschrecken.

„Es könnte wohl vorkommen," meinte Lichtenfeld, froh, ein, wie es schien, anregendes Thema gefunden zu haben.

Da er Kamilla heut nicht recht anzusehen wagte, so konnte er auch nicht bemerken, wie blaß sie wieder geworden war.

„Aber wenn er wehrlos wäre," frug sie leise, „weßhalb wollten sie dann schießen?"

„O, diese Leute sind nicht wehrlos. Meinem Kameraden Illberg ist neulich ein Mann von solch' einem desperaten Schmuggler angeschossen worden," erwiederte Lichtenfeld. „Natürlich kommt es ganz auf die Situation an. Aber denken Sie nur, wenn man Nächte um Nächte so umsonst an dem abscheulichen Grenzfluß da herumgeritten ist und endlich begegnet man nun einmal solch' einem Viehtransport, den vielleicht einer der Hauptschmuggler führt. Man steht frierend in dem Sumpfboden, hinter den Weiden versteckt, deren nasse Zweige der Wind einem in's Gesicht peitscht, und dort wartet man nun geduldig, bis einige Stücke von der gehörnten Contrebande aus dem Fluß gestiegen und an Einem vorübergekommen sind, um dem Führer einmal gründlich das Handwerk zu legen. Da kommt er nun endlich durch den Fluß gewatet, steigt an's Land, man glaubt ihn schon sicher zu haben. Ich rufe ‚Halt', meine Leute umringen den ganzen Transport, und im Handumdrehen springt der Kerl in's Wasser zurück, taucht wie eine Ente und kommt irgendwo weiter unten in Sicherheit, um morgen wieder zu schwärzen; und Unsereins hat das Nachsehen und kann noch von Glück sagen, wenn er nicht von anderen Schwärzern, die im jenseitigen Gebüsch versteckt liegen, ein paar Schüsse bekommt. Wenn Einem da einmal die Geduld reißt und der Revolver losgeht —"

„Ja, ich würde auch schießen," rief Wallinka lebhaft, „Sie können ja ebensogut von so einem Menschen getroffen werden."

„Gewiß," meinte Lichtenfeld.

Werkhart sagte kein Wort, aber er sah wieder mit jenem eigenthümlichen Blick, den er erst in der letzten Zeit gelernt zu haben schien, zu Kamilla hinüber, be-

Ueberredung. Zeichnung von Heinrich Lossow.
Nach dem Lichtdruck aus der „Wandermappe, ein Künstler- und Familienalbum“ (Prämienausgabe). (S. 434.)

Marschall Mac Mahon's Besuch bei Jules Grévy nach der Präsidentenwahl. Zeichnung von G. Janet. (S. 428.)

merkte ihre Blässe und das leichte nervöse Zittern ihrer Lippen und hob hastig die Tafel auf. Er reichte Lichtenfeld nicht wie sonst die Hand, sondern schützte dringende Geschäfte vor und verließ gleich darauf den Saal. In seinem Zimmer angekommen, setzte er sich aber nicht an seinen Schreibtisch, um die vorgeschützten Briefe zu schreiben. Er ging einige Male mit hastigen Schritten darin auf und ab, trat dann an eines der Fenster und blieb dort mit gekreuzten Armen und finster gerunzelten Brauen lange bewegungslos stehen. Dann seufzte er tief auf und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, warf sich auf das Sopha und ergriff eine der vor ihm liegenden Broschüren, als wolle er lesen. Doch im nächsten Augenblick warf er das Buch weit von sich und stützte seinen Kopf in beide Hände.

„Kann es denn sein?“ murmelte er, „kann es denn sein? — Und warum nicht?“ antwortete er sich selbst, während ein bitteres Lächeln um seine Lippen zuckte. „Habe ich etwas gethan, um es zu verhindern? Wußte ich nicht, daß das einmal kommen mußte? Ist sie nicht jung und schön und hat ein Recht an Glück und Liebe? Und bin ich nicht hart und kalt gegen sie gewesen, weil ich es nicht überwinden konnte, daß sie mir ihr Vertrauen entzog und durch ihr verändertes Wesen, zu dem ich ihr doch keine Veranlassung gegeben hatte, meinen Stolz verletzte?“

Und er dachte zurück an jene Zeit, wo sie Beide noch glücklich waren — damals, vor einem Jahre, als der alte Rudizki noch lebte und Kamilla eine ebenso zärtliche Tochter als Gattin war. Dann starb ihr Vater und ihr Wesen veränderte sich plötzlich auf unerklärliche Weise.

Sie hatte sich damals von Werkhart getrennt und das Zimmer des Verstorbenen bezogen, was er zuerst für einen Akt kindlicher Pietät hielt und ruhig gewähren ließ. Endlich fiel ihm aber doch das eigenthümliche, gezwungene Benehmen, das sie gegen ihn angenommen hatte, auf, und zuletzt frug er sie geradezu nach der Ursache desselben. Aber vergebens war all' sein Fragen und Bitten. Sie wich ihm aus und verweigerte jede Auskunft, bis auch er endlich, verletzt durch ihr Schweigen, nicht mehr frug. Und seitdem war Jedes seinen eigenen Weg gegangen und Werkhart hatte sich mit allen Kräften seiner landwirthschaftlichen Thätigkeit hingegeben und in der Arbeit Vergessen gesucht. Da war Lichtenfeld in sein Haus gekommen.

„Erst seit ich sehe, wie die Augen dieses Mannes an ihr hängen, erst seitdem weiß ich wieder, was sie mir ist!“ murmelte er jetzt, rastlos sein Zimmer durchmessend. „Es ist ja natürlich, daß er sie liebt, er, der so viel um sie ist, und er kämpft dagegen, o, ich weiß jetzt, warum er in die Nacht hinauslief, warum es ihm zu eng und schwül im Zimmer wurde und er mir doch nicht die Wahrheit sagen wollte! Ich bin auch einmal so jung gewesen wie er, und ich weiß, wie heiß das Blut da wallt! Ja, er kämpft mit seiner Neigung, und sie — — sah ich nicht, wie verwirrt sie neulich war, als ich plötzlich in's Zimmer trat? und heut — erblaßte sie nicht bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit einer Gefahr für ihn? — O, und ich habe es so weit kommen lassen, ich habe es verschuldet durch meine Kälte gegen sie. Sie sollte es nicht merken, daß ich litt, ich meinte, sie könne mich nicht wirklich lieben, da sie mir nicht vertrauen wollte! Und doch, damals, als sie die Meine wurde, liebte sie mich, glaubte mich wenigstens zu lieben, sie war ja noch so jung, so sehr jung. Wäre ich liebevoller und geduldiger gewesen, Alles wäre anders gekommen! So mußte sie sich ja nach Liebe und Theilnahme sehnen — ich habe ihr keins von Beidem gezeigt, und nun kommt dieser Lichtenfeld mit seinem vollen, jugendlichen, heißen Herzen — — o, warum muß ich das Alles so spät erkennen! Zu spät vielleicht schon, zu spät, um ihr und mir die furchtbaren Kämpfe zu ersparen, die ich ahne und voraussehe!“

Er blieb vor seinem Schreibtisch stehen und zog ein Miniaturbild Kamilla's aus einem der Fächer hervor.

„Sie ist mein,“ murmelte er, und sein Athem ging schwer, während er das Bild betrachtete. „Sie ist mein, und ein Anderer sollte sie mir entreißen? Nein,“ rief er mit blitzenden Augen, „noch sind wir nicht so weit! Noch nicht!“

Seine hohe Gestalt reckte sich, es war, als bereite er sich vor, einem Gegner entgegenzutreten. Aber wenige Augenblicke später senkte er wieder den Kopf.

„Was würde ich gewinnen, wenn ich ihn verantwortlich machen wollte für etwas, das ich doch selbst verschuldete? Was kann er dafür? Nein, nein, nicht er soll mir Klarheit geben, Kamilla selbst will ich fragen, dießmal, ich weiß es, wird sie mir offen antworten. Und wenn ich wirklich ihr Herz verlor, unwiederbringlich verlor? Wenn es ihr Lebensglück vernichtet, hier in meinem Hause bleiben zu müssen?“

Er seufzte tief auf, aber er ließ auch diese Frage nicht unbeantwortet.

„Dann — ja, dann — würde ich sie nicht zurückhalten,“ rang es sich mühsam über seine Lippen.

Lichtenfeld hatte sich indeß von den Damen verabschiedet und rauchte, da es ein schöner, heller Tag war, seine Nachmittagscigarre im Garten, wobei er in Gedanken allerhand Variationen über das alte Thema von der Wunderlichkeit des Menschenherzens machte und es sich zum besondern Verdienst anrechnete, daß er nicht oben bei den Damen saß. Vallinka schien aber nicht mit der Verdienstlichkeit seiner Handlungsweise einverstanden, denn plötzlich stand sie neben ihm im Garten draußen.

„Ah, die Sonne lockt auch Sie heraus, Fräulein Vallinka,“ sagte er.

„Nein,“ antwortete sie ohne Umschweife, „ich habe Sie von oben aus den Fenstern gesehen und kam herunter, um Ihnen zu sagen, daß Sie künftig doch lieber nicht so viel von Schmugglern und Revolvern und all' solchen Dingen erzählen sollen. Das regt Kamilla so auf —“

„Mein Gott, wenn ich geahnt hätte, daß ihr das unangenehm sein könnte —“

„Unangenehm? — ach, das ist's nicht, es ängstigt sie.“

„Aber ich begreife nicht —“

„Sie begreifen nicht, weil Sie sie nicht kennen!“

„Ich denke doch, Fräulein Vallinka.“

„Ach ja, was man so kennen nennt. Aber ich, ich bin ihre Schwester, und Niemand ist so viel um sie wie ich, nicht einmal ihr eigener Mann, obgleich das eine Sünde und Schande ist. Und Niemand weiß so wie ich, wie lieb und gut und klug und schön sie ist, und bei dem Allem ist sie so furchtsam wie ein geängstetes Vögelchen und erschrickt vor jedem Schatten. Arme Kamilla — aber wenn ich nur erst ganz erwachsen bin, dann will ich schon Alles von ihr fernhalten, was sie erschrecken könnte, denn ich, ich fürchte mich vor nichts und will mich auch nicht fürchten, und in meiner Lage paßt auch das nicht, was Sie mir damals sagten. Ich muß auch Gefahren kennen lernen, schon um ihr sagen zu können: „Siehst Du, das ist nicht so schlimm und das ist so und so, und — o ich habe schon Recht, ja, ich weiß, daß ich Recht habe, und wenn Sie auch noch einmal von mir denken sollten, daß ich ein tollkühnes, unweibliches Ding bin.“

Sie hatte das Alles, immer eifriger werdend, hervorgesprudelt, ihre Wangen hatten sich immer höher gefärbt und ihre Augen glänzten von Thränen, die jetzt über ihr bewegtes Gesichtchen liefen, ohne daß sie nur daran gedacht hätte, sie abzutrocknen. Mit einem Gemisch von Staunen und Befriedigung hatte Lichtenfeld ihr zugehört und konnte jetzt nicht umhin, ihr mit ganz besonderem Vergnügen in die thränenschimmernden Augen zu blicken, obgleich seine Zufriedenheit eigentlich mehr den Gefühlen galt, welche sie für ihre Schwester an den Tag legte, als ihrer eigenen kleinen Persönlichkeit. Daher war denn auch Alles, was er erwiederte:

„Sie haben Ihre Schwester sehr lieb, Fräulein Vallinka?“

Sie wandte den Kopf zur Seite und antwortete nichts, worauf Lichtenfeld mit einem kleinen Seufzer fortfuhr:

„Sie ist in der That sehr liebenswürdig.“ Und dann gingen diese Beiden ein gut Stück schweigend neben einander her. Plötzlich blieb Vallinka stehen und sagte mit einer Art von feindseligem Blick und kampfbereiter Haltung:

„Sie werden also jetzt Alles vermeiden, was Kamilla erschrecken oder ängstigen könnte?“

„Gewiß, Vallinka, aber ich glaube wirklich nicht, daß sie über das, was ich heut sagte, erschrecken konnte.“

„Sie erschrickt noch über ganz andere Dinge. Manchmal kommt sie ganz blaß und mit verweinten Augen aus ihrem Schlafzimmer, bloß weil sie schlecht geträumt hat. Und dabei leidet sie doch nicht, daß ich in ihrem Zimmer schlafe, so oft ich sie auch schon darum bat. Sie meint aber solch' einen leisen Schlaf zu haben, daß selbst ich sie stören würde, und darin hat sie am Ende auch Recht, denn ich wache manchmal selbst darüber auf, daß ich im Schlaf laut spreche oder lache. Aber traurig ist's doch, denn sie fürchtet sich so sehr, daß sie jeden Abend die Thür, welche zwischen unseren beiden Zimmern liegt, verriegelt, aus Angst, es könnte Jemand — ein Dieb wohl oder ein Gespenst, zu ihr hereinkommen. Und dabei hat das Zimmer keinen andern Eingang als diesen, und wer zu ihr käme, der müßte ja erst bei mir durchgehen.“

Lichtenfeld gerieth wieder in eine eigenthümliche Aufregung während dieses Berichtes.

Jenseits des Rasenplatzes lag das Schloß vor ihnen, er wies auf jenes Fenster, welches er gestern Abend roth verhangen gesehen hatte, und frug:

„Das dort ist das Zimmer Ihrer Schwester, nicht wahr?“

Vallinka bejahte.

„Sehen Sie, es ist das letzte Zimmer der ganzen Reihe,“ sagte sie, „und jenseits der dicken Mauer, die an der Außenseite durch eine Säule bezeichnet ist, da fängt der häßliche Schüttboden an, hinter dem der Gespenstergang kommt. Dieß Zimmer hätte ich mir nun wieder nicht ausgewählt an ihrer Stelle. Aber weil es das Zimmer unseres Vaters war, besteht sie darauf, es zu behalten. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr sie an Allem hängt, was an den Vater erinnert.“

Lichtenfeld blickte noch immer nach jenem Fenster hin und sagte:

„Und wenn sie nun krank würde oder wenn ihr irgend etwas zustieße hinter dieser verschlossenen Thür? Ich würde das nicht zugeben, wenn ich — —“ er hielt erschrocken inne.

„Wenn Sie mein Schwager wären; nicht wahr?“ ergänzte Vallinka. „Nein, das sollte er auch nicht zugeben, aber er — er —“ sie stockte. Dann setzte sie in leiserem Tone hinzu: „Er hat den Kopf immer so voll von seinen Geschäftsangelegenheiten. Ja, wenn ich an seiner Stelle wäre, ich weiß wohl, was ich thäte!“

„Nun?“

„Ich säße einmal einen ganzen Monat hindurch oder noch länger jede Nacht in dem Gespenstergange, bis ich genau wüßte, woran ich bin. Wenn diese dummen Geistergeschichten hier nicht spielten, würde Kamilla auch gewiß nicht so schreckhaft sein. Ich hab' einmal in einem Buche gelesen, daß Falschmünzer in einem Thurme ihr Wesen trieben und die Leute durch eine Gespensterkomödie schreckten, wer weiß, was bei uns hier getrieben wird.“

Lichtenfeld lächelte unwillkürlich, aber Vallinka blickte so eifrig auf ihre kleinen Fußspitzen herab, daß sie es nicht bemerkte.

„Ihr Schwager hat mir einmal erzählt, daß er Wachen aufgestellt und Fußeisen gelegt habe, zuletzt aber zu der, wie mir scheint, sehr richtigen Ansicht gekommen sei, daß die Geister dort nur in der Einbildungskraft der Leute beständen.“

„Ach, mein Schwager hat sich einmal eingebildet, es wäre auf seinen Schüttboden abgesehen. Sobald er sich aber überzeugt hatte, daß nichts gestohlen wurde, da hat er alles Interesse an dem Spuk verloren. Es geht nämlich oben von dem Gange aus eine Thür in den Schüttboden, eine große eiserne Thür, die kein Mensch aufschließen konnte, denn sie hatte ein sehr kunstvolles Schloß und der Schlüssel war verloren. Da die Thür von außen aber gar kein Schlüsselloch hat und nicht zu öffnen geht, und da ein zweiter innerer Eingang vermauert worden ist, so hat man die Thür dort ruhig gelassen. Nun denken Sie aber einmal, wenn Jemand doch ein Mittel hätte, diese Thür zu öffnen, was das zwischen der Eisenplatte und dem vermauerten zweiten Eingang für einen herrlichen Schlupfwinkel geben müßte für — für —“

„Für Falschmünzer, Vallinka?“

„O Sie, Sie lachen, Sie sind auch nicht besser wie die Anderen, o, wie das häßlich von Ihnen ist!“

Sie war stehen geblieben und machte Miene zurückzugehen.

„Seien Sie mir nicht böse, Vallinka,“ bat Lichtenfeld, „gewiß, ich will nie wieder über etwas lachen, das Sie mir sagen, aber der Gedanke mit den Falschmünzern —“

„O, Sie brauchen sich gar nicht zu entschuldigen, denn am Ende ist mir's ganz egal, ob Sie lachen oder nicht,“ rief Vallinka mit glühenden Wangen, „denken Sie nur, was Sie wollen, ich, ich werde auch thun, was ich will.“

Und damit drehte sie sich auf dem Absatz herum und stürmte mit eiligen Schritten dem Schlosse zu.

Sobald sie verschwunden war, veränderte sich der Ausdruck Lichtenfeld's vollständig. Jede Spur von Lächeln war aus seinem Gesicht verschwunden; er blickte zu Kamilla's Fenster empor und preßte die Lippen zusammen.

Was war es für ein Geheimniß, das diese Frau umgab und das sie so sorgfältig hinter der verschlossenen Thür verbarg? Ihm war zu Muthe, als sei er einer zweiten Melusine begegnet, die in der Nacht andere Gestalt annähme, als sie am Tage zeigte. Mit klopfendem Herzen und heißen Augen blickte er zu ihrem Fenster hinauf und hätte Vallinka ihn jetzt gesehen, sie wäre mit seinem ernsten Gesicht zufrieden gewesen. Sie sah aber nichts davon, und ebensowenig sah Lichtenfeld, wie sie, im Hausflur angekommen, sich auf die unterste Treppenstufe setzte und — weinte. Ja, die übermüthige, lachende, verständige Vallinka weinte heiße Thränen über das Lächeln des Lieutenants Lichtenfeld! — —

(Fortsetzung folgt.)

Verkauft.

Von Sophie Gorlich.

(Hiezu das Bild S. 421.)

Der Hofbauer hat der Viehmagd befohlen, das Kälbchen, das nun kräftig genug ist, für den Fleischerburschen, der draußen wartet, herauszuführen. Es thut der armen Dirne selber im Herzen weh, es war ein gar so liebes, zutrauliches Thierchen, aber gegen den Befehl des Hofbesitzers gibt es keine Widerrede. So führt sie's denn von der Kuh weg, aber mit abgewandtem Gesicht: sie kann das arme Thier nicht sehen, das laut brüllend an der Kette zerrt, als man ihm das Kälbchen raubt. Ein ergreifendes Stück Thierleben, das sich alle Tage wiederholt, aber in seiner, der Natur so fein abgelauschten Darstellung doch immer wieder packt.

Notizblätter.

Literatur.

— **D. Spitzer hat die vierte Sammlung seiner „Wiener Spaziergänge"** (Leipzig, Klinkhardt) herausgegeben, welche bei ihrem ersten Erscheinen in der „Neuen Freien Presse", vom Momente eingegeben, immer so unmittelbar zündend treffen; aber auch jetzt, da wir sie wieder durchblättern, haben sie nichts an ihrer Frische verloren, auch jetzt haben sie uns Stunden voller und wohlthuender Heiterkeit bereitet und wir dürfen den Spaziergänger unbedingt als den ersten Satiriker unserer Zeit bezeichnen, der keinen Rivalen hat. Fast keine Seite unseres sozialen Lebens ist unberührt von dieser scharfen und doch so liebenswürdigen Feder geblieben, die uns durch ihre Ausfälle immer noch ein Lächeln abgewinnt, das seinen spitzen Pfeilen das Gift nimmt und durch die Wunden, die sie schlagen, immer gesundend wirkt.

— **Ein bedeutendes Unternehmen des Spamer'schen Verlags in** Leipzig ist soeben zum Abschluß gelangt: wir meinen das „Illustrirte Handelslexikon", das nun in vier stattlichen Bänden mit 800 Abbildungen vollendet vorliegt. Herausgeber und Verleger haben mit größtem Fleiß nach einem reiflich erwogenen Plane, mit Zuhilfenahme aller zugänglichen Vorarbeiten zusammengetragen, was irgendwie auf Handel und Verkehr Bezug hat, um den Kaufmann in den Stand zu setzen, sich in jeder Frage sofort die umfassendste Auskunft erholen zu können. Ein flüchtiger Blick genügt schon, sich von dem Reichthum des Werkes zu überzeugen; häufiger Gebrauch aber zeigt, wie geschickt das Ganze geordnet, wie übersichtlich und klar die einzelnen Artikel behandelt sind, so daß das Buch für jeden mit dem Handel irgend in Verbindung Stehenden ein wirklicher Gewinn, für jedes Geschäfts-Comptoir ein unentbehrliches Manual geworden.

— **Ein hervorragender Kenner und vorzüglicher Schilderer des** Insektenlebens, Prof. Dr. E. L. Taschenberg, hat unter dem Titel: „Was da kreucht und fleugt" (Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey) ein Werk herausgegeben, das die Aufmerksamkeit des Publikums wohl verdient. Das schön ausgestattete und mit 85 Holzschnitten versehene Buch unterrichtet uns in unterhaltender Form über Eigenart, Leben, Nutzen, Schaden, wissenschaftliche Bedeutung ꝛc. ꝛc. von 18 Arten Käfern, ferner von Hautflüglern, Adlerflüglern, Bienen- und Wespenarten, Hummeln, Hornissen, Waldameisen, von 24 Arten Schmetterlingen und 12 Arten Zweiflüglern, von Netzflüglern, Geradflüglern, Schnabelkäfern und anderen mehr. Das Buch, welches sich durch schönen Druck und meisterhafte Holzschnitte besonders empfiehlt, eignet sich vorzüglich zu Geschenken für die Jugend.

— **J. C. Ott hat seinen „Erinnerungen Hans', des Berner** Milizen", eine „Neue Folge" (Bern, Krebs) gegeben. Schon seine „Erinnerungen aus dem lombardisch-sardinischen Feldzug von 1848" haben durch ihre frische Darstellungsweise und den Reichthum von Anekdotischem viel Interesse erregt; auch diese „Erlebnisse in Piemont von Oktober 1848 bis Mai 1849" und seine „Stutzerfahrt nach Sizilien", welche zum Theil auf seinen gleichzeitigen Berichten an Schweizer Zeitungen und die „Berliner Nationalzeitung" beruhen, sind überaus unterhaltend geschrieben und werden um ihrer frischen Unmittelbarkeit des Ausdrucks willen Anklang finden. Wir haben es mit einem enragirten Parteigänger zu thun; das historische Gewicht seiner Darstellung darf deßhalb nicht hoch angeschlagen werden, immerhin bringt er zur Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten reiches Detail, und das bleibt für Freund und Feind höchst wichtig.

— **Die englische Uebersetzung von Moritz Busch's „Graf Bismarck** und seine Leute" ist unter dem Titel: «Bismarck in the Franco-German War» vor einigen Tagen bei Macmillan and Comp. zu London in zwei stattlichen Bänden erschienen und wird, obwohl in 4000 Exemplaren gedruckt, wahrscheinlich in einigen Wochen abgesetzt sein. Eine französische, von Dentu in Paris vorbereitet und von einem Major der französischen Armee übertragen, soll nächstens versandt werden; sie wird 3000 Exemplare zählen. Eine holländische Ausgabe, von Andriessen übersetzt, ist im Erscheinen (in 6 Lieferungen) begriffen, und eine schwedische soll demnächst das Licht der Welt erblicken. Der Verleger des deutschen Originals endlich gibt eine fünfte Auflage, d. h. das 13. und 14. Tausend — bei einem nicht gerade wohlfeilen Buche und schlechten Zeiten, wie die jetzigen, ein fast unerhörter Erfolg.

— **Die k. k. Hof- und Staatsbuchdruckerei in Wien, welche** gegenwärtig wohl den größten Typenschatz besitzt, hat ihn in jüngster Zeit durch ein wissenschaftliches Werk, das speziell die Gesammtheit der Sprachen in's Auge faßt, für die Gelehrten- und Buchdruckerwelt in erster Linie, dann überhaupt für die ganze gebildete Welt nutzbringend verwerthet, indem Karl Faulmann unter dem Titel: „Das Buch der Schrift" die Schriften und Alphabete aller Zeiten und Völker des gesammten Erdkreises zusammengestellt, nach ihrer Verwandtschaft in Gruppen getheilt und durch historische Erläuterungen beleuchtet hat. Wir haben damit eine Geschichte der Schrift erhalten, wie wir sie bislang noch nicht besessen und wie sie eben nur mit dem großen Schriftenschatz der genannten Druckerei möglich war. Ein ganz neuer Zweig der Kulturgeschichte ist uns dadurch eröffnet worden. Ganz besonders werden in weiteren Kreisen, abgesehen von dem übrigen Reichthum des Buches, die orthographischen Erörterungen zu den neueren europäischen Schriften, die stenographischen Systeme und die Abbreviaturen interessiren. Die prachtvolle typographische Ausstattung macht dem berühmten Institute alle Ehre.

— **Frh. F. J. v. Reden-Esbeck wird im Laufe dieses Jahres im** Anschluß und ganz in der Art des Dichterlexikons von Brümmer im Verlag von Krüll in Stuttgart ein „Deutsches Bühnenlexikon" erscheinen lassen, welches sich auf Biographieen hervorragender Bühnenkünstler der Vergangenheit und Gegenwart beschränken wird. Die Künstler sind aufgefordert, ihre Biographieen einzusenden, um das Lexikon möglichst vollständig zu machen.

— **In Wien erscheint seit Neujahr eine Zeitschrift unter dem** Titel: „Freie Künste", ein Fachblatt für Lithographie, Steindruckerei und Papierkonfektion.

Bildende Künste.

— **Dem Historienmaler Geselschap sind die Freskomalereien in** der Kuppel der Ruhmeshalle des Zeughauses in Berlin und dem Professor Reinh. Begas die Bildhauerarbeiten im großen, mit Glas bedeckten Hofe desselben übertragen. Letztere bestehen in zwei kolossalen Hellebardieren aus Marmor aus der Zeit König Friedrich I. am Fuße der Treppe und zwei Reliefs in Sandstein am Austritt derselben.

Bühne.

— **In Karlsruhe fand die Première eines saktigen Schauspiels** von Gustav zu Putlitz, mit dem Titel: „Rolf Berndt" statt. Die Charaktere, deutsch gedacht, sind fein und wirkungsvoll ausgeführt, die Konflikte erwachsen aus dem Boden des Herzens, die Handlung bewegt sich in der gegenwärtigen Gesellschaft. Die dramatische Gestaltung steht dem Besten gleich, was die französische Bühne in dieser Hinsicht bietet, und die Entscheidungsszene des fünften Akts wird von der vielgerühmten Szene in den Fourchambaults zwischen Bernard und Leopold, mit der Pointe: «Effacé!» nicht übertroffen. So war denn der Erfolg ein durchschlagender — für die Schauspieler, welche ihr Bestes thaten, wie für den Autor, der sein Bestes gebracht hatte.

— **Gustav v. Moser hat dieser Tage auf dem Görlitzer Stadt**theater, das er seit Jahren als Versuchsstation für seine Novitäten benützt, ein einaktiges Salonlustspiel: „Der Hausarzt", aufführen lassen, das eine glänzende Aufnahme fand. Das feine, mit geistvollem Dialog und komischen Situationen ausgestattete Lustspiel zählt, nach dem einstimmigen Urtheil des Görlitzer Publikums und der Kritik, zu dem Besten, was Gustav v. Moser's Muse geschaffen hat. Das Sujet, die Beseitigung einer dem Familienglücke eines jungen Paares drohenden Gefahr durch das Eingreifen des Hausfreundes, der hier zugleich Hausarzt ist, ist nicht neu, aber mit solchem Humor und solchem Takt behandelt, daß das Lustspiel die heiterste Wirkung üben muß. Zwei neue Stücke Moser's, der Schwank „Harun-al-Raschid" und ein Lustspiel, sind gleichfalls bühnenfertig.

— **Gustav Wacht's Schauspiel: „Dalkroff" hat sich auf dem** Mannheimer Theater als lebhaft spannend, gut durchgearbeitet und von edler Sprache erwiesen und gefallen.

— **Das Proverbe: „Geben ist seliger denn Nehmen" wurde** am Meininger Hoftheater mit entschiedenem Erfolge aufgeführt.

— **Das Residenztheater in Dresden ist von Direktor Dessoir** aufgelöst worden, da es sich nicht halten konnte.

— **Das jüngst unter dem Pseudonym Hans Lutz am Residenz**theater in München aufgeführte Lustspiel: „Unter den Gründlingen", ist von Paul Heyse.

— **Paul Heyse's neueste dramatische Schöpfung, das fünfaktige** Trauerspiel „Elfriede", ist im Straßburger Stadttheater zum ersten Mal aufgeführt worden und hatte einen Achtungserfolg.

— **Die Wiesbadener Bühne brachte wieder eine neue Oper, eine** „romantische", zur Aufführung: „Die Nebenbuhler" von Wilhelm Freudenberg. Sie fand einen förmlich tumultuarischen Beifall und der Komponist wurde nach allen Akten gerufen. Wenn auch die wenigsten Zuhörer dem Gurski'schen, nach einem Wieland'schen Stoffe bearbeiteten Textbuche auf seinen „tausendfach verschlungenen Wegen" zu folgen vermochten, so war doch über die Originalität der feingearbeiteten Musik nur eine Stimme der Anerkennung.

— **Genée's Operette: „Die letzten Mohikaner", hat bei der** ersten Aufführung im Stadttheater zu Frankfurt a. M. mit Frau Tellheim als Marie einen sehr günstigen Erfolg errungen.

— **Die Fürstin Elisabeth von Rumänien hat einen Operntext** verfaßt. Diese lyrische Dichtung führt den Titel: «Virful cu dorul!» und behandelt die Legende von Sinai. Es ist in deutscher Sprache geschrieben und von Gminescu in's Rumänische übersetzt, aus welcher Sprache es von dem Bibliothekar der Universität, Paganini, in's Italienische übertragen worden. Die Musik ist von Liubicz, dem Pianisten der Fürstin. Die Aufführung dieser ersten nationalen Oper auf dem großen Theater in Bukarest ist vorzüglich gelungen; das reizende Libretto darf den Hauptantheil des Erfolgs für sich in Anspruch nehmen.

— **Offenbach's neueste Operette, welche unter des Komponisten** eigener Leitung im Theater an der Wien in Wien aufgeführt wurde, illustrirt musikalisch einen glücklich erfundenen und geschickt geführten Text und wurde ganz ausgezeichnet gegeben. Also eine Terne. Madame Favart, die Gattin des Pariser Theaterdirektors, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die komische Oper begründete — Salle Favart sagt man noch heute in Paris — war eine in jedem Sinne des Wortes vielfach ausgezeichnete Soubrette, eine gute Schauspielerin und schöne Frau. Von dem Marschall Moritz von Sachsen geliebt, entzog sie sich seinen Nachstellungen und wurde nun, gleichwie ihr Mann, der Gegenstand der Verfolgung des mächtigen Mannes. In der Operette findet ihr Scharfsinn hundert Mittel, um durch allerlei Verkleidungen der Rache des Marschalls zu entgehen, bis sie Audienz beim Könige erhält und die gescherte Rube für sich und ihren Mann erbittet. Also ein Verkleidungsstück. Ja wohl, aber mit nicht gewöhnlicher Erfindung entworfen und sehr glücklich für musikalische Illustration ausgeführt, mehr Gesangslustspiel als Posse, ein nicht genug zu rühmender Vorzug. Als komische Oper im Style der älteren französischen Werke dieser Art hat Offenbach den Text komponirt. Er hat aus den komischen Situationen mit Esprit und glücklichem musikalischem Einfall die besten Effekte herausgeholt. Die Partitur ist eine sorgfältige, feine musikalische Arbeit und keine türkische Musik für Wachtparaden. Sie ist auch eigenster Offenbach, und wenn sie an Jemand erinnert, so erinnert sie höchstens an Offenbach selbst, also nicht Reminiszenz, sondern Cachet. Aus den reichen musikalischen Illustrationen des überaus glücklichen Textes treten mehrere brillante Nummern hervor, ohne sich vorzudrängen, ohne aus dem Rahmen zu fallen, es ist Styl in dem Ganzen.

— **In Lyon fand die Oper: „Etienne Marcel" von Saint-**Saëns, welche im 14. Jahrhundert spielt, großen Beifall bei der ersten Aufführung. Lyons Bühne wird von der Regierung unterstützt. Es scheint dieß eine Art Decentralisationsversuch zu sein.

Kultur und Wissenschaft.

— **Von König Friedrich Wilhelm IV. ist im Jahr 1844 zur** Erinnerung an den Vertrag von Verdun 843 und das 1843 tausendjährige Bestehen des Deutschen Reichs ein Preis für das beste Werk über deutsche Geschichte gestiftet worden, welcher von 5 zu 5 Jahren vergeben wird und jedesmal in 1000 Thalern und einer goldenen Denkmünze auf den Vertrag von Verdun besteht. Nachdem nun von der aus Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften und der Universität zusammengesetzten Kommission das Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg als das beste der von 1873—1878 erschienenen Werke über deutsche Geschichte dem Kaiser bezeichnet worden ist, erfolgte die öffentliche Ertheilung des zuerkannten Preises in der zur Feier des Geburtstages Friedrich's des Großen stattfindenden Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin.

— **Das italienische Ackerbauministerium hat einen Preis von** 3000 Lire für eine Monographie über den Bau, die Lebensfunktionen und Krankheiten des Citronenbaums ausgeschrieben. Die Frist läuft bis Mai 1881. Nähere Bedingungen beim preußischen Kultusministerium.

— **Die Idee eines Vereins für Handelsgeographie und Förde**rung deutscher Interessen im Auslande findet vielen Anklang. Neben dem Centralverein in Berlin hat sich ein Zweigverein in Leipzig gebildet, dem andere Städte ehestens nachfolgen werden.

— **Der Vorstand der Deutschen Shakespearegesellschaft in Dresden** erläßt einen Aufruf zu literarischen Beisteuern für die abgebrannte Shakespearebibliothek in Birmingham. Jedes Shakespeare betreffende Werk ist willkommen und möge an die Alex. Huschke'sche Hofbuchhandlung in Weimar gesandt werden, von wo es an seine Bestimmung abgehen wird.

— **Die Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg zählt** jetzt 470,000 Bände, ein Beweis, wie glänzend sich das Vertrauen in die Opferfreudigkeit und den Patriotismus der Bücherfreunde bewährte.

— **Der bekannte Reisende Oberst Prschewalsky begann am 1. Fe**bruar seinen Zug nach Thibet. Er reist über Semipalatinsk, Zaisan Khani und Schadjui, gedenkt im Frühjahr 1880 den Himalaya zu erreichen und will dann zum Brahmaputra vordringen. Es begleiten ihn zwei junge Offiziere, zwei Schützen, fünf Kosaken und ein Dragoman von Kuldscha nebst 30 Kameelen und einigen Pferden.

Erfindungen.

— **Der Wochenschrift „Natura" zufolge ist soeben von dem** Mechaniker E. A. Cowper eine in der That praktische Erfindung an's Licht gebracht worden. Es ist dieß eine wirkliche telegraphische Schreibmaschine. Der Schreiber an einem Ende des elektrischen Drahtes bewegt seine Feder und gleichzeitig setzt sich am andern Ende eine Feder in Bewegung, — gleichsam wie in der Hand eines Phantoms, — und wiederholt genau die Züge und Schnörkel der ersteren. Der Apparat soll in Kurzem im Telegraph-Ingenieurverein zur Ausstellung gebracht werden.

Industrie und Verkehr.

— **Für London plant man eine Ausstellung von Erzeugnissen** der britischen Kolonieen.

— **Der zweite internationale Maschinenmarkt wird vom 13. bis** 16. Juni in Leipzig abgehalten werden.

— **Die Buchhandlung von Fr. Volkmar in Leipzig feierte am** 1. Februar ihr 50jähriges Jubiläum.

— **In Nürnberg wird vom 15. August bis 15. September eine** Ausstellung des Vereins deutscher Blecharbeiter stattfinden. Anmeldungen sind bis 1. März an das Komite (Vorsitzenden Stegmann) zu richten.

— **Von den 1000 Personenwagen, welche die badischen Eisen**bahnen am 1. Januar 1878 besaßen, waren 508 zur Heizung eingerichtet. Mit Ofenheizung waren versehen 318, mit Dampfheizung 81, mit Luftheizung 95, mit Preßkohlenheizung 19 Wagen. Wie es scheint, hat unter den eingeführten Heizsystemen die Luftheizung nach Maye & Pape sich am meisten bewährt, denn es wurden im Jahre 1877 neue Heizeinrichtungen, und zwar für 49 Wagen, nur nach diesem System ausgeführt. Die Luftheizung verleiht in der That den Eisenbahnwagen die behagliche Wärme eines Wohnzimmers.

— **Die Bahn von Miltenberg nach Amorbach wird von der** bayerischen Regierung in diesem Frühjahr begonnen, selbst wenn die badische Regierung mit dem Anschluß zögern sollte.

— **Die Eisenbahnstrecke Gladbach-Dalheim-Landesgrenze wurde** am 15. Februar dem Verkehr übergeben.

— **Chile, Honduras und Liberia werden vom 1. April d. J.** dem Weltpostvereine angehören.

Gesundheitspflege.

— **In Hamburg wurde von der Bürgerschaft die fakultative** Leichenverbrennung nach dem Gothaer System angenommen.

Feste und Versammlungen.

— **In Dublin feiert man am 28. Mai das 400jährige Jubiläum** von Thomas Moore's Geburt unter groß n Festlichkeiten.

— **Für das Hochzeitsjubiläum des Kaisers von Oesterreich, zu** dem man jetzt mit den Vorbereitungen beginnt, soll ein großartiger Festzug beabsichtigt sein, für den Makart die Skizze entwirft.

— **Am 5. Februar beging Amsterdam die Feier des 200jährigen** Todestages seines größten Dichters aus dem 17. Jahrhundert, Joost's van den Vondel, geboren in Köln am 17. November 1587 in der großen Wittschgasse. Welchen Einfluß er auf seine Zeitgenossen ausgeübt, beweist der Umstand, daß der Reformator des deutschen Dramas, Andreas Gryphius, Vondel's „Brüder" (Gebroeders) für die deutsche Bühne übersetzt hat. Sein Trauerspiel „de Maeghden" (die elftausend Jungfrauen) widmete er seiner Geburtsstadt. In Köln ist an dem Geburtshause eine Gedenktafel befestigt worden.

Denkmäler.

— **Ueber die Ausführung des Spohr-Denkmals wurde der Ver**trag mit dem zu diesem Zweck sich in Kassel aufhaltenden Bildhauer Hartzer abgeschlossen. Die Statue des berühmten Tonmeisters wird im Sinne des seiner Zeit im Kunsthaus in Kassel ausgestellten Modells in Bronze etwa 3 Meter hoch auf einem Postament von gleicher Höhe auf der Terrasse vor dem Waitz'schen Palais errichtet werden. Der ausführende Künstler hat sich verpflichtet, das Denkmal binnen zwanzig Monaten fertigzustellen.

— **Ein Verehrer Chamisso's hat beschlossen, den Dichter, welcher** von 1829—1838 in Nro. 235 der Friedrichstraße in Berlin wohnte, an diesem Hause durch eine Gedenktafel zu ehren, welche er mit dem Bronzereliefporträt nach dem David'schen Modell anbringen läßt. Das Denkmal wird im April der Oeffentlichkeit übergeben.

— **An dem Hause Nr. 10 der Rue d'Argout in Paris wurde** eine Gedenktafel mit folgender Inschrift angebracht: „Louis Joseph Ferdinand Hérold, Komponist des „Zampa' und des „Pré-aux-Clercs', ist in diesem Hause am 20. Januar 1791 geboren worden".

Gestorben.

— Dr. Matth. Pangerl, Professor der Geschichte an der Prager Universität, zu Arco, am 14. Januar.

— Ferd. Baeßler, Prof., Inspektor von Pforta, 63 Jahre alt, am 3. Februar, in Pforta.

— Franz Anton v. Scharpff, vorm. Professor der Theologie in Gießen, 70 Jahre alt, in Rottenburg, am 5. Februar.

— Ferd. Hirt, Inhaber der Universitätsbuchhandlung, 69 Jahre alt, in Breslau, am 5. Februar.

— Chauffard, berühmter Kliniker der medizinischen Fakultät, in Paris, am 6. Februar.

— Louis Fr. Clairville, fruchtbarer Lustspieldichter, in Paris, 68 Jahre alt, am 7. Februar.

— M. Varney, Komponist und Direktor der Bouffes parisiens, in Paris, am 7. Februar, 67 Jahre alt.

Marschall Mac Mahon bei Jules Grévy.

(Hiezu das Bild S. 425.)

Jules Grévy wurde in der Nacht vom 30. Januar auf den 1. Februar zum Präsidenten der Republik gewählt, nachdem der Marschall seine Demission gegeben. Der vielbedeutende und folgenschwere Akt vollzog sich mit der größten Ruhe. Jules Grévy, dessen Bild wir Bd. 39, Nro. 8 gegeben, als er Präsident der Abgeordnetenkammer geworden, ist am 15. August 1813 als der Sohn eines kleinen Landwirths in Mont-sous-Vaudrey im Jura geboren. Schon als Student der Rechte nahm er an der Revolution vom Juli 1830 einen thätigen Antheil, und galt auch unter der Regierung Louis Philipp's, obgleich er der politischen Schaubühne noch fern blieb und seine ganze Thätigkeit auf seinen Advokatenberuf konzentrirte, für eines der hervorragendsten Mitglieder der demokratischen Partei. Die provisorische Regierung von 1848 schickte ihn dann auch als Kommissär der Republik nach dem Jura, der ihn bald darauf fast einstimmig in die Konstituante wählte. Dort stellte er als Mitglied der Linken zu dem Verfassungsentwurf den berühmten Antrag, welcher in der Geschichte seinen Namen führt, und nach dem gar kein Präsident der Republik bestellt, sondern die exekutive Gewalt auf den von der Nationalversammlung für unbestimmte Zeit ernannten und jederzeit absetzbaren Präsidenten des Ministerraths übertragen werden sollte. Dieser Antrag, heute doppelt merkwürdig, wurde mit 643 gegen 158 Stimmen verworfen (7. Oktober 1848). Dem bald darauf zum Präsidenten der Republik gewählten Prinzen Louis Napoleon machte Grévy in der Legislative eine lebhafte Opposition, daher ihn auch der Staatsstreich vom 2. Dezember für einige Zeit nach Mazas führte. Beinahe während der ganzen Dauer des Kaiserreichs widmete sich Grévy wieder ausschließlich der Advokatur. Im Jahre 1868 wählte ihn der Pariser Advokatenstand zu seinem Stabträger, und seine in demselben Jahre trotz aller Anstrengungen der Regierung im Jura erfolgte Wahl zum Abgeordneten galt damals für eines der beachtenswerthesten Symptome des nahen Sturzes des kaiserlichen Regimes. Nach dem 4. September 1870 gehörte Grévy zu Denen, welche am eifrigsten auf die Einberufung einer Assemblée drangen und der Regierung der Herren Jules Favre und Genossen nicht mehr als eine thatsächliche Autorität zugestehen wollten; auch protestirte er gegen die von Gambetta eigenmächtig verfügte Auflösung der Generalräthe. Dieser Haltung hatte er es zu danken, daß die Nationalversammlung von Bordeaux ihn am 15. Februar 1871 beinahe einstimmig zu ihrem Präsidenten ernannte. Wie er auch hier seinen republikanischen Ueberzeugungen unerschütterlich treu blieb, kurz vor dem Sturze Thiers', am 2. April 1873, das Präsidium niederlegte und eine Wiederwahl mit würdigem Stolz ausschlug, wie er endlich in dem gegenwärtigen Abgeordnetenhause dieses Amt vom ersten Tage bis auf den seiner Wahl zum Präsidenten der Republik wieder bekleidete, ist allgemein bekannt. Kaum war der Wechsel der Macht vollzogen, als die Gendarmerie sich in der Salle des Pas perdus bis zur Thüre des Kabinets von Grévy aufstellte. Plötzlich schlägt der Tambour an und man sieht den Marschall Mac Mahon im Civilkleide, begleitet von General Broye, in das Kabinet Grévy's treten. Der Marschall kam, um seinen Nachfolger zu begrüßen. Die Begrüßung war überaus herzlich, Grévy war sehr bewegt. Der Marschall trat mit dem Worte ein: „Herr Präsident, ich will der Erste sein, der Sie beglückwünscht!" Dann drückte er Grévy die Wünsche für das Glück Frankreichs und die Dauer der neuen Macht aus. „Herr Marschall," sagte Grévy, „ich bitte um Ihre Unterstützung. Sie ist mir nöthig." — „Sie können darauf zählen." Und nachdem der Marschall den Präsidenten verlassen, eilte dieser einige Minuten später auf die Präfektur von Versailles und machte dem Marschall seinen Besuch.

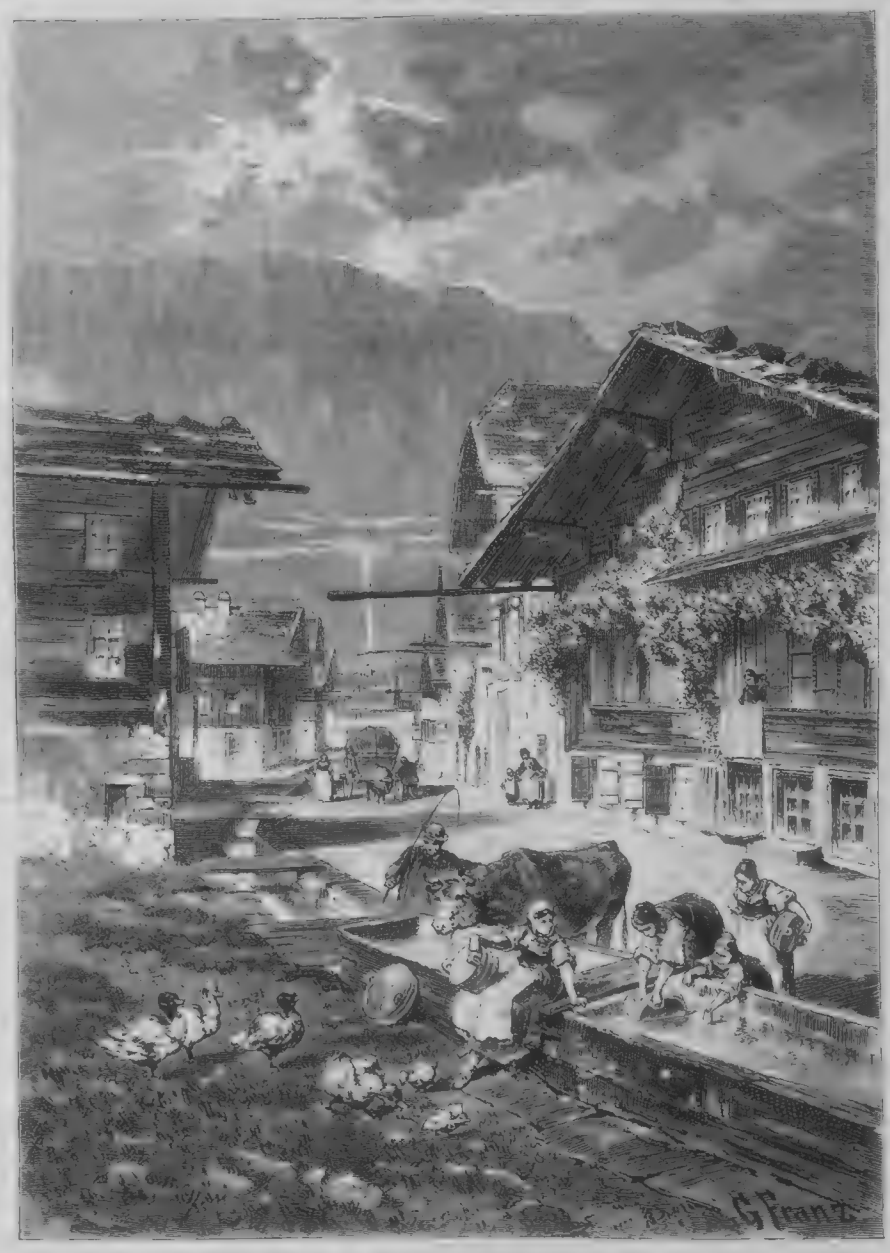
Die Kapelle des Mihrab.

(Hiezu das Bild S. 429.)

In dem Dome von Cordoba, der mit seinen „sechzehnhundert Riesensäulen", welche die gewaltige Kuppel tragen, den ganzen Zauber maurischer Kunst vor uns ausbreitet und mit seinem mysteriösen Dunkel uns in die Stimmung versetzt, welche der Beschauung erst ihre wahre Weihe verleiht, ist das schönste Schatzkästchen, das Mihrab, wunderbar intakt erhalten, weil die Mauer, welche es verbarg, erst Jahrhunderte nach der Eroberung durch die Christen entdeckt und weggenommen wurde, und bereits in einer Zeit, wo der Fanatismus sich gelegt hatte und man anfing, die hohe Schönheit der maurischen Bauten zu würdigen und wie der herzustellen, wie es jetzt in der Alhambra geschieht. Dieses Mihrab, das Allerheiligste, der Ort, gegen welchen der Muselmann sein Antlitz wendet, um zu beten, war der geweihte Raum, in welchem der Gott des Islam seine Gegenwart offenbarte, wo, von seidener Decke bedeckt, auf einem Postament mit Gold und Edelsteinen geschmückt, der Koran lag, von Otman's eigener Hand geschrieben. Die Pilger, welche hier zugelassen wurden, mußten, wie in der Kaaba zu Mekka, siebenmal das Heiligthum auf den Knieen umkreisen, bevor sie würdig waren, es zu schauen, und auf den breiten Marmorplatten sieht man deutlich den Eindruck dieser unaufhörlichen Andachtsübungen. Eine Lampe, an goldener Kette hängend, aus röthlichem Golde wunderbar gearbeitet, strahlend vom tiefen Feuer der Smaragde und Rubinen wie das ewige Licht, erhellte diesen Raum, und aus den Flammen geweihten Olivenöls stiegen herrliche Wohlgerüche empor. In der That, man braucht kein „Pilger vor Mekkas Thoren" zu sein; wenn man auch am klaren Tage und mit nüchterner nordischer Anschauung vor dem goldenen Gitter des Mihrab steht, so muß man bekennen, daß, wenn es je gelang, das todte Material zu einer lebendigen Sprache zu zwingen, es hier geschehen ist. Der Raum ist klein. Nach Art der Seitenkapellen in den katholischen Kirchen bildet das Mihrab den Schluß des breitesten der neunzehn Säulengänge und umfaßt das Vestibül und das achteckige kleine Gemach in der Tiefe der Mauer, in welchem der Koran in heiliger Dämmerung ruht. Dieß Allerheiligste empfängt Licht nur vom Vestibül, sechzehn lilienschlanke weiße Säulen tragen die Kuppel aus einem einzigen Marmorblock und ein arabischer Bogen von unsäglich kostbarer Arbeit, überhaucht von zarten Farben auf Goldgrund, bildet den Eingang. Auf bläulichem Email flimmernd, künden Buchstaben von vergoldetem Krystall die Ehre Gottes und des Propheten. Das Vestibül ist von einem Gitter umschlossen, von durchbrochenen Bogen und Jaspissäulen getragen, welche aber bei Weitem kunstvoller und eleganter gebildet sind, als jene der Moschee. Die hohe Kuppel, aus Sternenformen von geschnitztem und vergoldetem Sandelholz zusammengefügt, ruht wie schwebend über dem Raume, Fenster in reizenden Bogenformen, verschlossen von Gittern aus Goldfiligran, lassen gedämpftes Tageslicht ein und

„Auf Säulen, Kuppel, Wänden
Ziehn von oben sich bis unten
Des Koraus arab'sche Sprüche,
Klug und blumenhaft verschlungen."

Das Ganze ist in einem rosigen Farbenton gehalten, was vom Eingang, neben der blendenden Weiße der Moschee gesehen, den Eindruck macht, als läge das Allerheiligste im sanften Glanze der aufgehenden Morgenröthe.



Straße in Meyringen im Oberhaslithal.

Der Brand in Meyringen.

Das allen Besuchern des Bernischen Oberlandes wohlbekannte und von Touristen besonders stark besuchte Dorf Meyringen war am 10. Februar der Schauplatz eines großen Brandes. Dieser schmucke Hauptort des Oberhaslithals, am rechten Ufer der Aar in einem über eine Stunde breiten ebenen Thal gelegen, von steilen, bewaldeten Bergen umgeben, überragt von schneebedeckten Bergspitzen, ist ein Stück mittelalterlichen Bauernthums, gibt es doch in demselben Holzhäuser aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die noch so fest sind, daß, trotzdem sie kaum ein Pfund Eisen an Klammern und Nägeln bergen, diese Häuser bei Feuersgefahr beispielsweise nicht auseinander zu reißen waren. Solche „Heidenhäuser" enthält Meyringen noch ziemlich viele; sie sind höchst interessant, um daran den Fortschritt, die Entwicklung des Berner Hausstyles zu bemessen, und Meyringen kann als eine vollständige Modellsammlung in dieser Hinsicht gelten. Von den vierkantigen, unverzierten Balken der „Heidenhäuser" geht es zur Abspitzung, Rundung, Profilirung und Arabeskenverkleidung über, aus dem Balkengang wird eine Galerie mit zierlich geschnitzten Stäben, und der aus einigen rohen Steinen bestehende Unterbau der alten Blockhäuser wächst zum zehn Fuß hohen steinernen Untergeschoß auf, das den eisenfesten, charaktervollen, aber ungemein hübsch verzierten Holzbau trägt.

Der Gesammteindruck der Straßen Meyringens ist der einer vollständigen, echt nationalschweizerischen Bauernidylle. Drei Bäche kommen vom Hasliberg unmittelbar hinter dem Dorfe in dasselbe und bilden ansehnliche Wasserfälle. Sie treten nicht selten aus und überschwemmen das ganze Thal. Am 10. Februar sollte das schmucke Dorf, in dem eine rührige Bevölkerung von 2800 Personen wohnt, das Opfer eines andern Elementes werden. In der Küche des Gasthauses zum „Wilden Mann", wo trotz des Föhns gekocht wurde, brach Feuer aus, welches sich rasch weiter pflanzte und in den Holzbauten arge Zerstörungen anrichtete. Die beiden, an der Brienzer Straße gelegenen, zu Meyringen zählenden Dörfchen Husen und Eisenbolgen wurden fast vollständig in Asche gelegt; in Meyringen selbst brannten der Gasthof zum „Wilden Mann" und das Post- und Telegraphenbureau nebst etlichen zwanzig Firsten ab. Im Ganzen sind etwa 160 Firsten zerstört, worunter 60 Wohnhäuser. Die Telegraphenverbindung mit dem Dorfe war unterbrochen und gebrannte Dachschindeln und Papierstreifen, welche der Föhn über den Brienzer See bis nach Interlaken hinuntertrug, waren die einzigen sprechenden Hiobsposten für die unteren Thalbewohner.

Die Kapelle Mihrab in der Kathedrale von Cordoba. (S. 428.)

Um ein Herz.

Novelle

von

E. Falk.

(Fortsetzung.)

VI.

Ah, da ist ja die Kleine, und zwar schon en grande tenue, wie beschämend für mich, die ich mich noch im Negligé überraschen ließ! Komm' an meine Seite, ma mignonne. Fürst Rurik Iwanowitsch Sarasin wünscht Dir vorgestellt zu werden."

Vor dem hohen Mann, der bei ihrem Eintritt von der Causeuse, wo er neben der Gräfin Vera gesessen, aufgesprungen war, stand dunkel erröthend, sprachlos befangen das junge Mädchen.

Sie hatte ja gewußt, sie würde ihn heut wiedersehen, hatte schon stundenlang erwartungsvoll am Fenster ihres Zimmers gestanden; nachdem sie sich, zu Liska's Verwunderung, immer wieder überzeugt, ob auch ihr Haar gut geordnet sei und alle die blauen Schleifen ihres silbergrauen Kleides richtig und tadellos säßen, und war, als der ersehnte Ruf an sie endlich erging, leichtfüßig wie ein Reh die Treppe hinabgesprungen. Und nun stand sie doch unsicher und verwirrt, als blende sie der rosige Schein, der das kleine reizende Frühstückszimmer durchfluete.

Sie wagte nicht, die langen Wimpern zu heben, sie hielt die kleinen Hände fest ineinander geschlungen. Fürchtete sie, Blick und Hand möchten wider Willen verrathen, daß er ihr kein Fremder sei?

Eine Sekunde stand sie so, bis Vera Pawlowna's helles Auflachen sie an die vergessene vorschriftsmäßige Verbeugung erinnerte. Sie blickte auf, schüchtern und zagend, und sah in sein Auge, das mit derselben ernsten Güte auf ihr ruhte, wie gestern beim Erwachen.

Ein glückliches, fast schelmisches Lächeln zuckte über ihr verlegenes Gesichtchen, unwillkürlich wollte sich ihre Hand ausstrecken, da legte sich, mehr heftig als zärtlich, Vera's Arm um ihren Leib.

Immer noch lachend, stand die schöne Frau in dem weißen, reichgestickten Morgenkleide, das lose an ihr niederfloß, neben dem jungen Mädchen.

„O comme elle est drôle la petite paysanne! Pardon, mon prince, mais elle est encore tout a fait diamant brute."

Das aufschäumende Glücksgefühl in Ania's kleinem Herzen, wie schnell ward es gedämpft! Wohl fiel Fürst Rurik schnell scherzend ein:

„O, meine Gnädige, wenn der Stein so unzweifelhaft echt ist, muß es eine sehr köstliche Aufgabe sein, ihn zu schleifen."

Allein er vermochte nicht das Lächeln, das ihn eben entzückt hatte, wieder zurückzurufen in das sanfte, liebe Kindergesichtchen.

Es regte sich fast ein Gefühl wie Bitterkeit in Ania's Herzen, als sie scheu und gedrückt neben der desto lebhafteren Schwester saß, und es wurde ihr in diesem Momente sehr schwer, den Glauben an ihre Güte festzuhalten. Warum mußte sie sie gerade vor ihm demüthigen? Gewiß, er würde nun die Freundlichkeit bereuen, die er ihr gestern gezeigt. Er mußte es für eine sehr undankbare Aufgabe halten, sich ferner mit ihr zu befassen. Sie kam sich selbst entsetzlich unbedeutend vor neben Vera. Sie fand es sehr natürlich, daß er sie neben ihr ganz vergaß, und doch that es ihr weh, so recht in tiefster Seele weh. Eine peinliche Viertelstunde mußte sie ausharren, ehe ein gnädiger Wink der Schwester ihr Erlaubniß gab, sich zurückzuziehen.

„Wir dürfen sie nicht von ihren Studien abziehen, denen die Frühstunden gewidmet bleiben müssen," lächelte sie zu Fürst Rurik hinüber.

So war sie entlassen. Wie müde sie die Treppe hinauf schlich! Sie hatte so ganz Anderes von diesem zweiten Begegnen erwartet. Was? wußte sie freilich selber nicht, aber sie fühlte sich sehr unglücklich, die arme kleine Ania.

„Nun?" unterbrach die Gräfin endlich das gedankenvolle Insichversinken des Fürsten, der immer noch auf die rubinrothe Sammetportière starrte, hinter der die schlanke Mädchengestalt eben verschwunden war.

„Nun?" Die Gegenfrage klang stolz und kühl.

„Ich erwarte den Urtheilsspruch."

„Wäre es nicht voreilig, ihn jetzt schon zu fällen?"

„Ah, mon prince, wer behauptete denn gestern, nur der Moment könne ihn diktiren?"

„Ich widerspreche mir auch jetzt nicht."

„Also?"

„Sie befehlen?"

„Aber dieß Frage- und Antwortspiel ist — abscheulich. Sie quälen mich systematisch, Rurik Iwanowitsch. Warum sagen Sie nicht klar und deutlich: Ich will oder ich will nicht?"

„Weil, wie Sie ganz recht sagen, auch mir dieß Frag- und Antwortspiel nicht gefällt, Frau Gräfin," sage er kaltblütig, indem er sich erhob und nach Helm und Handschuh griff.

„Rurik, Sie sind grausam!"

Eine große Thräne stand in dem Auge, das sich langsam, vorwurfsvoll zu ihm erhob.

„Sie sollten mich doch kennen," sagte er besänftigt und ließ sich von ihr auf den verlassenen Platz zurückziehen.

„Also was wollen Sie wissen?"

„Ob Sie einwilligen."

„Es fragt sich wohl vor Allem, ob Comtesse Ania ihre Einwilligung nicht versagen würde," sagte er nach momentanem Zögern.

„Sie sind also entschlossen? Ania gefällt Ihnen — sehr? — sehr? — "

Jubel, Frohlocken begann, — schnell erwachte Eifersucht schloß den Ausruf. Welches Gefühl das vorherrschende, hätte wohl Vera selbst schwer entscheiden können.

„Comtesse Ania Pawlowna Jarnow entspricht der Schilderung, die Sie von ihr entworfen. Welchen Grund sollte ich haben, den Plan aufzugeben, der einem wohl überlegten Entschlusse entsprang?"

Die Antwort war sehr, fast zu vorsichtig, wie Vera fand. Der lauernde Ausdruck, der ihren großen, kühn blitzenden Augen so fremd war und deßhalb unheimlich erschien, verschärfte sich noch, als sie leise und hastig hervorstieß:

„So darf ich sie ausforschen, fragen? heute noch?"

„Das verbitte, — nein, das verbiete ich." Fürst Sarasin richtet sich zu seiner vollen Höhe auf bei diesen herrischen Worten. „Vergessen Sie nicht, meine Gnädige, daß ich Alles von der freien, unbeeinflußten Zustimmung der jungen Dame abhängig mache. Ich würde eine unberufene Einmischung nie verzeihen."

„Wie dann?"

„Sie werden mir einige Tage, sagen wir eine Woche zwanglosen, ungehinderten Verkehrs mit Comtesse Ania gestatten. Dann — wird sie selbst mir antworten, wenn ich dann überhaupt die Frage noch zu stellen wage."

In Vera's Augen sprühte, auf ihren Lippen zitterte Widerspruch, die Strenge seiner Züge aber bannte ihn.

Fast unterwürfig neigte sie das schöne, dunkellumlockte Haupt vor ihm.

„Wie Sie es für gut finden, ist es mir recht, muß es mir recht sein, Rurik Iwanowitsch."

VII.

Eine Woche, eine einzige Woche nur, aber welch' ein Abgrund der Qual war sie für die stolze Gräfin Romanzow, — welch' eine Fülle ungeahnten Glückes brachte sie der kleinen Ania! Als hätte ein guter Genius mit kräftigem Zauberspruch alle feindseligen Mächte gebannt, so frei, so froh und sicher fühlte sie sich mit einem Male.

Die gehässigen Blicke der Schwester, Manon's spitzfindiges Lächeln, das erdrückende Gefühl des Ueberflüssigseins, Alles war verschmerzt, vergessen, seitdem Fürst Sarasin seine Hand schützend über ihrem blonden Köpfchen hielt. Noch waren die Thränen der Enttäuschung nicht vollständig getrocknet an Ania's Wimpern, als sich dieser wohlthätige Einfluß schon geltend machte.

Man rief das einsam auf seinem Zimmer weilende Mädchen wie gewöhnlich zur nachmittäglichen Spazierfahrt. Das waren sonst qualvoll langweilige Stunden, denn die harmlose Kinderfreude, die sie anfangs an den bunt wechselnden Szenen in Straßen und Promenaden und an der pfeilschnellen Bewegung selbst gehabt, war ihr schon längst vergällt durch die unvermeidlichen Trabanten, die sofort der Bahn ihrer Sonne folgten und deren zudringliche Blicke und fade Galanterieen das junge Mädchen bedrückten und ängstigten.

Wie anders heut, wo Fürst Sarasin das stolze Dreigespann lenkte! Er hatte eine prächtige Manier, den Kavalieren, die auch heut bald wieder lustig und siegessicher heran courbettirten, bemerklich zu machen, wie wenig erwünscht ihre Gegenwart sei, und dann, als er den lustigen Schwarm verscheucht, wie schmolz da die abweisende Strenge seines Wesens, wie leicht gelang es ihm, die scheuen Mädchenlippen zu entsiegeln, das zurückgescheuchte Interesse an Allem, was sie sah und hörte, neu zu beleben!

Wie schön, wie unsagbar schön erschien ihr heut Alles! Die breiten, palastumsäumten Straßen, die menschenwimmelnden Boulevards, die frühlingsgrünen Alleen, der wolkenlos blaue Himmel, ja sogar das muthige Schnauben und Bäumen der prächtigen Trakehner, die Rurik Iwanowitsch so fest und sicher im Zügel hielt! — O, Ania hätte laut hinausjubeln mögen in die schöne, freie Gotteswelt.

Bei den kaiserlichen Gärten von Peterhof war man ausgestiegen.

An seiner Seite war sie durch blühende Boskets und köstlich gewölbte Laubgänge hingewandelt, sich an jeder Blume freuend, jeder Vogelstimme mit Wonne lauschend, und dann wieder Blumen, Vögel, springende Wasser, kurz, Alles vergessend, um ihm zuzuhören, seiner geist- und lebensprühenden Unterhaltung, die, obschon an Vera adressirt, doch — Ania fühlte das instinktiv — nur für sie berechnet, nur ihrem Interesse angepaßt war, zu folgen.

Ob Vera Pawlowna das auch ahnte, ob sie deßhalb so ernst und schweigsam war? Ania dachte es einen Augenblick und blickte verstohlen in das schöne Gesicht, das der Spitzenschleier, ohne den sich Vera nie den Sonnenstrahlen und den Blicken bei Tage aussetzt, noch ideal erscheinen ließ; allein sie vergaß es wieder über der Wonne des Moments, der ihr alle Gedanken gefangen nahm.

Erst als Vera Pawlowna, plötzlich zusammenschauernd, ihren Arm aus dem ihres Führers löste, ward sie überhaupt wieder an ihre Gegenwart erinnert.

„Es wird kühl, mich friert. — Den Wagen!" herrschte Jene, ohne weiter nach der Meinung des Fürsten und Ania's zu fragen, dem langsam folgenden Diener zu.

„O Vera, die Sonne scheint noch so hell, sie brennt ja förmlich, und es ist noch so wunder-, wunderschön," bat Ania kindlich.

Vera achtete gar nicht darauf; sie schritt hastig vorwärts.

„Ist sie krank? Sie sieht so bleich aus," wandte sich das junge Mädchen ängstlich an Rurik. Er lächelte etwas spöttisch —

„Nein, wenigstens ist kein Grund zur Besorgniß, Comtesse. Achten Sie nicht darauf, Gräfin Romanzow dankt es Ihnen nicht."

Im Palais angekommen, erklärte Vera Pawlowna erst entschieden, sich sofort zurückziehen zu wollen. — Sie habe unleidliche Migräne, — ein Blick Rurik's jedoch, einige leise geflüsterte Worte verwandelten die Abschiedsphrase, die ihr auf den Lippen schwebte, in eine matte Einladung zum Bleiben. Fürst Sarasin blieb. Wenn er einen Augenblick gezögert hätte, würde die sichtliche Spannung in Ania's Gesichtchen entschieden, ihre aufleuchtenden Augen ihn für seinen Entschluß überreich belohnt haben.

„Aber Sie müssen mir selbst den Thee bringen," flüsterte er ihr lächelnd zu.

Sie nickte strahlend.

Fräulein Agnes, die ihren Platz in der Kaminecke hinter dem Samowar ebenso konstant zu behaupten schien, als Tante Sophie Petrowna hinter ihrem Lesepult, wurde erst auf's Gewissen gefragt, ob er auch sehr gut, gerade stark genug und ganz, ganz frisch sei, der duftende Trank, der in dem Krystallglase dampfte?

Sie bejahte leise lächelnd. —

Matt und trüb, wie Novembersonnenschein, flog dieß Lächeln über die stillen Züge, die darnach nur um so blasser und trauriger schienen. — Es überkam das junge Mädchen plötzlich ein unsägliches Mitleid mit dem armen Menschenschatten, gerade weil sie selbst heute so sehr, so unmenschlich glücklich war. Sie vergaß sogar ihre Besorgniß um die richtige Temperatur des Thees, um der Armen einige freundliche, theilnehmende Worte in ihrer Muttersprache zu sagen, und triumphirte, wie da ihre Augen sich belebten, die sorgenvolle Stirn sich aufhellte. Sie hätte ihm etwas recht, recht Liebes erweisen mögen, dem freud- und freundlosen deutschen Mädchen, mit dem sie von Anfang an Sympathie gehabt, und doch — jetzt konnte sie ihr wirklich nur noch einmal zunicken, sonst würde der Thee ganz kalt.

Sie ahnte nicht, daß ihre liebliche Freundlichkeit, ihr holdes Lächeln allein schon große, unschätzbare Wohlthaten seien für die arme blasse Agnes, der bis zu ihrer Ankunft nur Kälte und verletzende Gleichgültigkeit begegnet war, seitdem ihr böser Stern sie in das Palais Romanzow geführt.

„Verzeihung, wenn Ihr Thee nicht mehr heiß genug ist, aber sie sah so traurig aus," entschuldigte sich Ania leise, mit einem bezeichnenden Wink nach der Kaminecke.

Fürst Rurik nahm mit dem Glase zugleich ihre Hand und küßte sie. —

Er war durchaus nicht erzürnt.

Vera Pawlowna entging diese kleine Szene nicht, obschon sie, auf den Divan hingeworfen, ihr Gesicht in beide Hände gedrückt hielt. Es war gut, daß Ania den Ausdruck desselben nicht sehen konnte. Es würde ihre sonnige Heiterkeit schnell getrübt haben.

„Alberne, unerträglich alberne Farce," knirschte das schöne Weib zwischen den fest aufeinander gebissenen Zähnen und drückte den Kopf tief in die Kissen.

Ania's frisches, silbernes Lachen schreckte sie wieder auf. - Sie konnte nicht hören, was die Beiden sprachen, sie sah nur, wie heiter sie waren, wie warm Rurik's Augen auf der anmuthigen Gestalt ruhten, die da vor ihm stand, das leere Glas in der Hand, das Köpfchen über die Schulter zu ihm hinwendend; unbewußte Kinderanmuth noch in jeder Bewegung, unnachahmlicher Schmelz erster Jugend auf den weichen Wangen. — O, wie sie sie haßte, haßte, haßte! — —

Und jetzt kehrte sie mit dem gefüllten Glase zurück und reicht, nein, kredenzt es ihm sogar. Und er neigt sich und trinkt. Genau an die Stelle, die eben ihr Mund berührt, legt er die Lippen, indeß seine Augen über den Rand des Glases zu ihr hinüber grüßen.

„Unerträglich, wie gut er seine Rolle spielt der kleinen Kokette gegenüber."

Und nun rückt er das Tischchen heran mit dem in Malachit und Perlmutter ausgelegten Schachbrett — und sie nimmt ihm gegenüber Platz.

Die Partie beginnt. — Fürst Rurik liebt es sehr, das ernste, scharfsinnige Spiel, das eigentlich kaum noch Spiel zu nennen ist, und Vera Pawlowna hat ihn oft minutenlang sinnen und berechnen sehen, bevor er einen Zug that, denn er pflegte sich nur solche Partner zu wählen, die ihm gewachsen waren; und heut saß er einem kleinen Schulmädchen gegenüber, die sichtlich noch vollständig Anfängerin war, und wurde nicht ungeduldig über ihre Fehler, sondern lachte und neckte, und sie vertheidigte sich übermüthig und warf sogar, wenn ihre Niederlage zu augenscheinlich war, das ganze Spiel kraus durcheinander, ohne sich im mindesten an seine Einwendung zu kehren.

Welche Pein, das ansehen zu müssen! Vera Pawlowna hatte ihre Kraft überschätzt. Das konnte sie nicht ertragen! — — —

Aber sie ertrug es doch, Tag für Tag.

„Es muß ja sein. — Er kann ja nicht anders. — Solch' siebenzehnjähriger Kopf hat seine Phantasieen, die berücksichtigt werden müssen," tröstete sie sich selbst immer wieder.

Die arme Manon hatte nie schlimmere Zeit gehabt, als jetzt. — Sie wurde ganz gelb und mager vor unterdrücktem Aerger, den sie gegen Niemand auslassen durfte, selbst gegen Liska nicht, die ihr Stumpfnäschen von Tag zu Tag höher trug; die blasse Agnes aber sah noch schattenhafter aus als sonst. Sie wußte wohl, daß die liebevolle Rücksicht, mit der Ania ihr begegnete, der Herrin frühere kalte Gleichgültigkeit in entschiedene Abneigung verwandelt hatte, aber um Alles hätte sie diese einzigen wärmenden Sonnenstrahlen, die in ihr düsteres Leben fielen, nicht hergeben, nicht entbehren mögen. Ihre matten Augen verstanden klug zu beobachten, und was sie sah, ließ sie oft erbeben in banger Ahnung. Sie kannte ja jene rothen Lichter, die oft aus Vera's weit geöffneten Pupillen zuckten, wenn ihr Blick der leichten, schwebenden Gestalt Ania's folgte. Das war der Blick einer schönen Tigerin, die sich zum Sprunge duckt. —

Sogar die gute dicke Tante Sophie Petrowna ist nicht unberührt geblieben von dem Schatten, den der Herrin Mißmuth über das ganze Haus breitet. —

Sie ist sehr nervös geworden, Vera Pawlowna: von der ewigen Migräne natürlich, und wenn das Schreien ihres schön gefiederten Aras sie auch merkwürdigerweise nicht stört, so belästigt sie dafür das ewige Umblättern der eifrigen Romanleserin, sowie das Klirren des Löffels am Theeglase ungemein. Die arme Tante Sophie hat ohne Barmherzigkeit fort gemußt aus ihrer behaglichen Ecke, wo sie sich so gut eingerichtet hatte, hinaus in das Vorzimmer, wo die vielen Thüren einen ewigen Zug verursachen, gegen den selbst der pelzgefütterte Kragen, den sie über ihrem wattirten Steppock trägt, nicht vollständig schützt.

Sie sieht ganz verdrießlich aus in ihrer Verbannung, in die das Summen des Samowars — ihr die liebste Musik — nur gedämpft klingt und wo ihr der naseweise Etienne jede Tasse Thee, die sie trinkt, in den Mund zählen kann. Die Einzige, die nicht leidet, ja der es überhaupt jetzt zu Muthe ist, als gäbe es weder Schmerz noch Sorge auf der weiten schönen Gotteswelt, ist — Ania. Für sie hat die Rose keine Dornen, das Licht keinen Schatten, das helle Heute kein drohend Morgen. — Sie bedauert die arme Vera, die immer über Kopfweh klagt, sie findet sich selbst sehr hartherzig, daß sie trotzdem so recht im Herzensgrunde froh und heiter sein kann — aber — es ist einmal so, sie weiß ja selbst nicht, wie es kommt, sie weiß nur, daß sie sich sicher und frei fühlt, daß ihr nie das rechte Wort zur rechten Zeit fehlt, daß ihre Flechten sie nicht mehr drücken, ihre Kleider sie nicht belästigen, daß Vera's kalte, fragende, spöttische Blicke keine Macht mehr über sie haben, seit — nun ja, seit Fürst Rurik ihr zur Seite steht, seit sie in seinen Mienen lesen darf, was sie thun und lassen soll, wo sie zu reden und zu schweigen hat, seitdem sein leises, beifälliges Nicken sie ermuthigt, sein aufleuchtendes Auge sie belohnt. -

Dieß Interesse, diese Freundschaft — so nennt die kleine Ania stolz das Gefühl, das er für sie zeigt und das sie, o wie innig, erwiedert — hebt sie in den eigenen, wie in fremden Augen. Sie kommt sich gar nicht mehr so sehr unbedeutend vor, wenn er neben ihr steht, mit ihr plaudert, ihr Urtheil herausfordert, ja ihre Zustimmung zu dem seinigen verlangt.

Wie reizend sind die Morgen, wenn er, wie gewöhnlich, gerade zu der Zeit eintritt, wo sich die Schwestern bei der Chokolade gegenüber sitzen, und sie bittet, ihm ebenfalls eine Tasse einzuschenken. Wenn er dann später nach ihren Studien fragt, zu wissen verlangt, wie weit sie mit ihrer Kreidezeichnung vorgerückt ist, oder sie in das Musikzimmer hinüberführt, um ihr ein Lied zu begleiten.

Er hört ihre Etüden und Sonaten sehr aufmerksam an, aber ein Lied ist ihm doch lieber. — Sie habe eine so süße Stimme - meint er, und wird ganz böse, wenn sie behauptet, die kleine Grasmücke draußen singe viel lauter als sie.

Nachmittags wird dann eine Spazierfahrt gemacht nach irgend einem Ziele. Rurik ist unerschöpflich in Vorschlägen. Und dann wandert sie meist an seinem Arm durch Parks und Lustwäldchen, oder unternimmt unter seinem Schutz eine kleine Gondelfahrt, indeß Vera Pawlowna es vorzieht, im Wagen zu bleiben und sich von einem oder mehreren ihrer Verehrer, die ihr zu Pferde gefolgt sind, unterhalten zu lassen.

Abends ist's ihr am liebsten, wenn man die Oper besucht. — Sie bedauert es sehr, daß Vera nie länger als einen oder zwei Akte höchstens ausdauert, ja, oft sich eben nur dort blicken läßt, um ein paar Minuten das Publikum zu mustern, eine Arie mit anzuhören, um dann noch irgend einen Salon, wo sie kometengleich erscheint, strahlt und verschwindet, mit ihrer Gegenwart zu beglücken. Dann zieht sich Ania's Mund wohl in halb lächelndem Schmollen momentan zusammen; es saß sich gar zu angenehm auf dem Sammetsessel der Prozeniumsloge, über dessen Lehne sich Rurik Iwanowitsch bog, so daß sie in jedem Augenblicke seine Nähe fühlte, immer einen Abglanz dessen, was sie selbst bewegte, in seinem Auge lesen durfte, und es ging ihr jedesmal ein Stich durch das Herz, wenn Vera Pawlowna sich plötzlich geräuschvoll erhob und hinausrauschte, unbekümmert um die Blicke, die ihr folgten, allein sie tröstete sich immer bald, denn — er — blieb ja bei ihr. Sie hätte sich es auch gar nicht mehr anders denken können.

VIII.

Die Woche ist zu Ende. Ania begrüßt den letzten Tag ahnungslos mit demselben Frohlocken, mit dem sie jetzt jedem entgegenschaut. Vera athmet erlöst auf. — „Heut geht die Komödie zu Ende. Ich werde endlich klar sehen, was Schein und was Wahrheit ist, und wehe ihm" — sie spricht nicht weiter, aber ihre Hand ballt sich krampfhaft.

Um Mittag erschien Fürst Sarasin, um die Damen in eine Kunstausstellung zu führen, wo man ein neues Bild des vielgerühmten und vielgeschmähten M. in Augenschein nehmen wollte.

Rurik Iwanowitsch war ungewöhnlich schweigsam. Er vermied sichtlich, der spöttischen Frage, die in Vera's Auge aufblitzte, so oft sie sich ihm zuwandte, zu begegnen.

Ania war den Beiden ungeduldig einige Schritte vorausgeeilt; sie brannte auf das oft besprochene Bild; doch waren ihre Erwartungen entschieden nicht erreicht, das las Rurik auf den ersten Blick in den klaren, offenen Zügen, die jede Seelenregung noch so treu wiederspiegelten. Fast unmuthig schüttelte sie das Köpfchen zu Vera's lauten Entzückensausbrüchen, die sie gar nicht verstand.

„Ich freue mich, daß der Reiz glühender Farbenpracht Sie nicht gegen die krasse Unwahrheit der Idee verblendet. — Kommen Sie, ich hab' Ihnen Besseres zu zeigen," flüsterte es leise neben ihr, und sie folgte der lieben Stimme gern.

Aus dem sich immer dichter um die Fürstin schließenden Menschenkreise, dessen entzückter Beifall wohl mehr auf Rechnung der lebendigen Schönheit, als der gemalten zu setzen war, führte Fürst Sarasin das junge Mädchen in ein Seitenkabinet, wo in günstigstem Lichte die Perle der Ausstellung, eine wundervolle Abendlandschaft Lessing's hing.

Ihre einfache Größe wirkte mächtig auf die junge, empfängliche Seele.

„Ist es nicht, als müsse man das klare Wasser dort, in dem sich die noch wie durchsichtig blasse Mondsichel spiegelt, leise rieseln und die vom letzten Abendschein überflogenen Buchenwipfel geheimnißvoll rauschen hören?" flüsterte sie träumerisch vor sich hin. „Und dort das Stück Gemäuer — wie bekannt sieht es mich an! — Ich meine, es wäre die Mauer unseres Klostergartens daheim in Kiew und im nächsten Augenblick müsse Olga's neckisches Gesicht darüber hinwegschauen. Ich könnte Heimweh bekommen, wenn —"

„Wenn?"

„Wenn ich nicht jetzt eine andere, tausendmal süßere Heimat gefunden hätte," antwortete ihr Herz aufjubelnd, der spröde Mund aber erwiederte schelmisch: „Nun, wenn der Katalog mir nicht verrathen hätte, daß es ein Motiv aus Norddeutschland ist, wohin ich mich wirklich ganz und gar nicht sehne."

Fürst Rurik mochte eine andere Antwort erwartet haben.

Ania's Lächeln weckte keinen Reflex in seinen Zügen, ja, noch als er sich später drunten am Wagenschlage von den Damen verabschiedete, war seine Stirn tief umnachtet.

„Wir sehen Sie doch heute noch?" fragte die Gräfin bedeutungsvoll.

Er verbeugte sich zustimmend. — — —

Der Tag ging schon stark dem Abend entgegen, er war noch immer nicht gekommen und - Hoffen und Harren hatten Ania die Zeit lang und das Herz schwer gemacht.

Der kleine Salon der Gräfin, den wir schon kennen, zeigte sich, wie gewöhnlich um diese Stunde, ziemlich belebt, doch bildeten heut ausschließlich Herren das Publikum; der Sonne Vera gewöhnliches, auch uns schon theilweise vorgestelltes Planetensystem.

Sie selbst strahlte heut sonnenhafter als je. Von schillernder meergrüner Seide umflossen, das tiefdunkle Gelock nur von einem Korallenkamm gehalten, der wie eine Krone das stolze Haupt überragte, war sie wunderschön. Mit nachlässiger Grazie lehnte sie in den Kissen und Polstern, die sie sich von St. Just, ihrem diensthuenden Kammerherrn, wie sie ihn scherzend nannte, jede Minute anders rücken und schieben ließ, neckte ihren Papagei, bis er wild die Federn sträubte und schreiend nach dem juwelengeschmückten Finger hackte, der ihn in seiner Ruhe belästigte, und wirbelte, wie immer, wenn sie in ihrem intimen Kreise war, zierliche Rauchwolken in die ohnehin schon schwere Atmosphäre.

Die schöne Gräfin, die es gewöhnlich mehr liebte, sich unterhalten zu lassen, als selbst Konversation zu machen, sprach heut viel und laut, und ihr in neuerer Zeit noch bleicher als früher erscheinender Teint ward dann und wann von flackernder Röthe überflogen, die fast nach Fieber aussah.

Ania war es unheimlich in der schwülen Zimmerluft, bei der scharf zugespitzten, dicht an der Grenze der Frivolität hinstreifenden Unterhaltung, wie Vera Pawlowna sie liebte; sehnsüchtig blickte sie nach dem Fenster hin, durch dessen verhüllende Draperieen doch zuweilen helles Vogelgezwitscher drang wie ein Lockruf des Frühlings selbst.

Eine bittende Geberde nach der Schwester hin, ein zustimmendes Nicken und leicht schlüpfte die weiße, schlanke Gestalt hinter die Vorhänge der Fensterthür

und stand nun auf einem der kleinen, von goldbronzenen Gittern begrenzten Balkone, die in den Garten vorsprangen.

Welch' ein Kontrast zwischen der Welt da drinnen und der Welt hier draußen! —

Jenseits betäubendes, undefinirbares Parfüm, frivoles Geplauder, grelles Lampenlicht, diesseits der frisch erquickende Athem des Frühlings, leises Vogelgezwitscher und träumerisches Lispeln in knospenden Zweigen, auf denen sanfte Reflexe verglühenden Abendroths lagen. Welch' ein Kontrast!

Und doch nicht greller, nicht schneidender als zwischen der dunkeläugigen Herrscherin jenes Reiches und dem holden Mädchenbilde hier, das, in den gefalteten Händen eine eben gepflückte Klematisranke, träumend hinausblickt in die beginnende Dämmerung. Sie steht regungslos, scheinbar ganz verstrickt, verloren in den weichen Zauber, mit dem der Frühling junge Herzen umgibt.

Aber auch nur scheinbar, denn durch all' das Wehen und Säuseln, Singen und Locken klingt ihr doch immer wieder, immer ungeduldiger die Frage: „Ob er wohl heut noch kommen wird?" Und als endlich, endlich durch das Stimmengesumme da drinnen eine einzelne — seine — Stimme wunderbar deutlich zu ihr hinklingt, da hätte Prinz Lenz selbst in voller blütengekrönter Herrlichkeit sie schwerlich abgehalten, ihm entgegenzufliegen, wenn nicht eine andere, stärkere Macht sie unwiderstehlich auf ihrem Platze gebannt hielte. Sie versteht es selbst nicht, dieß Schwanken und Zaudern, sie lacht sich aus über das heiße Erröthen, das ihr bis unter die blonden Flechten steigt — da wird der Vorhang schnell zurückgeschlagen und Rurik Iwanowitsch steht vor ihr.

„Endlich!" sagt sie und streckt ihm beide Hände entgegen.

„Sie haben lange auf mich gewartet, Comtesse?"

„Sehr, sehr!"

„Und konnten sich doch vor mir versteckt halten? War das recht?"

Sie nickte schelmisch: „Ja, ich wußte doch, daß Sie mich finden würden."

Wie klingt das so naiv, so kindlich! Wie schaut sie so offen in sein Auge empor! — Sie thut ihm fast weh, diese gänzliche Unbefangenheit.

Ist es am Ende doch nur das Zutrauen des Kindes, das er sich erworben hat? — Nicht mehr?

Wie gerne möchte er länger prüfen, sondiren, aber er hat nicht Zeit, er darf nicht zaudern. Er kann unmöglich vorsichtig Blättchen auf Blättchen lösen von der räthselhaften Knospenhülle, die das Innere einer unberührten Mädchenseele so viel dichter, undurchdringlicher deckt, als all' die schillernden Schleier der Koketterie, der Sprödigkeit, hinter denen das vollbewußte Weib sein wahres Fühlen birgt, es vermöchten.

Weh — er darf das Entfalten der Blüte nicht erwarten, er muß es erzwingen — heute noch!

Wie er, ihre beiden Hände immer noch haltend, stumm zu ihr niederblickt, muß Besonderes, Be-

Oberst Gustav Schleicher. Originalzeichnung. (S. 434.)

Fresken aus der Geschichte der Stadt Konstanz im Konziliumssaale: **III. Auswanderung der Häupter der Prot**

fremdendes in seinen Mienen, seinem Wesen liegen, denn des jungen Mädchens Pulse beginnen schneller zu schlagen unter dem leisen Druck, und langsam, langsam senken sich die goldenen Wimpern über den noch eben so zuversichtlich frohen Blick.

„Sie sind heut anders wie sonst, Rurik Iwanowitsch," sagt sie beklommen.

„Ja, Ania — anders. Ernster — trauriger."

„Ihr Heiligen! Ist's ein Unglück? — Sprechen Sie — schnell — ich vergehe."

„Kein Unglück, Ania," beruhigte er das bebende Mädchen. „Ich komme ja nur, Ihnen zu sagen, daß ich fort muß in den Krieg, daß mir nur wenig Tage noch bleiben, und ich Sie deßhalb —"

Er unterbricht sich plötzlich, denn der krampfhafte Druck, mit dem ihre Finger noch eben sich um die seinen schlossen, löst sich mit einem Male. Es ist, als ob sich ein Nebel über die angstvoll zu ihm aufgeschlagenen Augen legt. Ein Schauern und Schwanken, ein leiser Wehlaut — und im nächsten Moment liegt die zarte Gestalt hülflos an Rurik's Brust.

Der starke Mann erzittert unter der leichten Last. Er blickt nieder auf das schneebleiche Gesicht, auf die durchsichtigen Liber, die leise zucken, unter denen sich jetzt schwere Tropfen hervordrängen.

Einen Augenblick noch schwankt Rurik, dann, wie magnetisch angezogen, neigt er sich tiefer und tiefer, bis seine Lippen die warmen Tropfen fühlen, bis er ihr im Kuß den ersten Seufzer von dem süßen blassen Munde nimmt.

Da läuft es wie ein Schauder durch die schlanken Glieder, da schlingen sich weiche Arme fest, fest um seinen Nacken.

„Gehen Sie nicht fort von hier — von mir — o, gehen Sie nicht!" klingt es halb erstickt zu ihm auf, denn das blonde Köpfchen hat sich so eng an seine Brust gedrückt, als wollte es ewig da rasten. —

Er aber streichelt ihr lind und zärtlich die halbgelösten Flechten und flüstert Worte, Bitten in ihr kleines, wie aus Alabaster geschnittenes Ohr, aus denen ein erfahrenes Herz wohl die heiße Leidenschaft herausgehört hätte, die sie athmeten, die sich an Ania's Kinderseele jedoch nur so weich und beruhigend schmiegten wie die Liebkosungen einer Mutter.

Sie bringen Blut und Lächeln bald zurück auf Wangen und Lippen.

„Nicht wahr, Sie lassen mich nicht allein hier, wenn —"

„Wenn Du mein Weib bist?" ergänzt Rurik strahlenden Blicks.

Sie nickt erröthend zu ihm auf, ohne den Kopf von seiner Brust zu erheben.

„Es sind vielleicht nur wenige Wochen, die wir uns trennen müssen, mein Liebling," will er, der jeden Tag, der ihn von ihr trennt, haßt, sie trösten.

Sie zuckt auf aus seinen Armen.

„Bei Vera Pawlowna soll ich bleiben? Bei ihr, die mich nicht liebt, mich ewig tadelt und verspottet? O Rurik, ich sterbe, wenn ich das muß."

Dr. Lorenz Brentano. Originalzeichnung. (S. 434.)

während der Uebergabe der Stadt an österreichische Truppen, 14. Oktober 1548. Von Fr. Pecht. (S. 434.)

Er lächelt mild in ihr entsetztes Gesichtchen.

„Nein, das verlange, das will ich nicht, wenn auch, denke ich, die Fürstin Sarasin der Gräfin Romanzow wohl anders gegenüberstehen würde, als die kleine Ania Jarnow der stolzen Schwester. — Ist das also Deine einzige Sorge, mein Kind, so darfst Du sie dreist verbannen.“

„Meine einzige Sorge? — Und die Trennung — die Angst — die Todesangst um Dich rechnest Du für nichts?“ schreit es in ihr auf, so laut, so schmerzlich bang, daß ihr das Weh die Brust zusammenschnürt und sie nur weinen, bitter weinen kann.

Nurik Iwanowitsch aber lauscht umsonst auf ein Wort, er, der Welten darum gegeben, gerade das von ihr zu hören.

War es denn wirklich nur die Furcht, nur das Grauen, allein zu bleiben in der lieblosen Atmosphäre des Romanzow'schen Palastes, die das junge Geschöpf an seine Brust geworfen, ihm so schnell ein Ja auf die ernsteste aller Lebensfragen entlockt hatte? —

Er ist zu stolz und doch zugleich zu wenig eitel, um nicht vor einer direkten Frage zurückzuschrecken. Und würde sie ihm denn auch antworten können? — Versteht ein siebenzehnjähriges Mädchen schon das Räthsel seines eigenen Herzens zu lösen, auch wenn es nicht im Kloster erzogen ist?

O nur einen Theil der Stunden, die er dem „gähnenden Scheusal Langeweile“ nutzlos in den nimmersatten Rachen geworfen, möchte er ihm wieder abringen können, um diese junge, traumumfangene Menschenseele erst zum Selbstbewußtsein und damit auch zur Erkenntniß seiner und ihrer Liebe kommen zu lassen. — Die Zeit ist ihm so grausam karg zugemessen und er weiß, Vera Pawlowna wird es versuchen, sie ihm noch mehr zu kürzen. — —

Wie scharf und schneidend ihre Stimme zu ihnen herausklingt! Das ist Absicht! Sie will ihn erinnern, daß der Augenblick des Glückes für ihn vorüber ist, daß die Gesellschaft und sie selbst wieder Berücksichtigung verlangen. —

Er versteht die Mahnung.

Sie hat ja Recht. Die Welt muß ja so bald als möglich erfahren, daß Comtesse Jarnow schon in wenig Tagen Fürstin Sarasin werden soll.

Mag's drum sein! —

Ania's liebe Augen flehen zwar durch Thränenschleier um Aufschub. — Es widerstrebt ihr so ganz, ihr junges Glück, das sie sich selbst kaum zu gestehen wagt, schon jetzt zum Tagesgespräch gemacht zu sehen, sie fürchtet die Blicke kalter Neugier, fürchtet mehr noch Vera's spöttisch erstaunte oder zornig aufflammende Augen.

„Ist es nicht möglich, das süße Geheimniß nur einen, einen Tag als alleiniges Eigenthum zu behalten?“

Nein, er darf nicht nachgeben.

„Was kümmern uns die Menschen,“ tröstet er freundlich, „und — Vera Pawlowna weiß um meine Werbung —“

Warum preßt er bei diesen letzten Worten die Lippen so fest und feindlich? — Ania freut sich ja, daß die Schwester seine Wahl billigt. Sie hätte es kaum erwartet.

Wenige Minuten später ist der im Salon versammelte Kreis durch das fait accompli der Verlobung in höchste Aufregung versetzt, die sich in einem wahren Sturm von Glückwünschen Luft macht, und wenige Stunden später ist die interessante, ja fast unglaubliche Neuigkeit mit einer Präzision, die jeder Telegraphenverwaltung Ehre machen würde, nach allen Richtungen hin verbreitet.

Die Fraubaserei gerade in dieser obersten Schichte der Gesellschaft zeigt sich einmal wieder im vollsten Glanze.

Das Thema wird nach allen Richtungen hin ausgebeutet, man spottet und krittelt, medisirt und amüsirt sich. Die am wenigsten sprechen, sagen das Meiste.

Ein Achselzucken, ein gedehntes Ah! und Oh! ersetzt tausend Worte.

Ueberein stimmt man nur in der einen Ansicht, daß Gräfin Romanzow sehr klug gehandelt habe und daß die kleine Jarnow ein immenses Glück mache.

Zwei Wochen hindurch bildet das erstaunliche Ereigniß das Tagesgespräch: es geschieht so viel innerhalb dieser Frist, was das Interesse immer wieder auffrischt; dann hat man sich damit abgefunden und überläßt die Betheiligten ihrem Schicksale — bis auf Weiteres. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Ueberredung.

Von L. Lossow.

(Hiezu das Bild S. 424.)

Auch das Rokoko hat seinen Reiz und kaum ein anderer Künstler hat den koketten Zauber desselben so meisterhaft wiederzugeben verstanden als H. Lossow, ein Schüler Piloty's, am 10. März 1842 zu München geboren. Seine Bilder sind ganz im Geiste Watteau's gemalt, aber mit jenem Esprit H. Heine's, der ihnen einen ganz besondern Reiz verleiht. Unser Bild, die Ueberredung, das wohl keiner Erklärung bedarf, ist ursprünglich auf Marmor gezeichnet, ein sehr dankbares Material für den Bleistift. Wir haben nämlich das Bild der Sammlung von Lichtdrucken entnommen, welche die Verlagshandlung den Abonnenten unter dem Titel: „Wandermappe“ bietet. Fünfundzwanzig Originalzeichnungen erster deutscher Maler in Feder und Blei, Kreide und Kohle sind in dieser reizenden, auf's Geschmackvollste ausgestatteten Sammlung in unveränderlichem Lichtdruck vervielfältigt, welcher das Original mit wunderbarer Treue wiedergibt, so daß man gewissermaßen diese selbst besitzt. Wir wüßten kaum ein kostbareres und schöneres Festgeschenk, das zu erwerben unseren Lesern so leicht und angenehm geboten ist. Die meisten der Blätter bilden zugleich die reizendsten Vorlagen zum Nachzeichnen für die kunstfertigen kleinen Hände unserer jugendlichen Leserinnen.

Die historischen Fresken des Konziliumsaales in Konstanz.

III.

Auswanderung der Konstanzer Protestanten bei Uebergabe der Stadt an Oesterreich, 14. Oktober 1548.

Gemalt von Fr. Pecht.

(Hiezu das Bild S. 432 und 433.)

Ein Vierteljahrhundert herrschte der Protestantismus bereits unumschränkt in der Stadt, in der keine einzige Messe mehr gelesen worden. Er hatte überdieß im Ganzen und Großen trotz einzelner Exzesse die glücklichsten Wirkungen ausgeübt, da die neuen Prädikanten, den berühmten Reformator Ambrosius Blarer an der Spitze, meist sehr tüchtige und pflichteifrige Leute waren. Arbeitsamkeit und mit ihr Handel und Industrie stiegen und führten allgemeinen Wohlstand herbei.

Um so schlimmer gestaltete sich die Lage der Stadt nach Außen in Folge des unglücklichen Ausgangs des schmalkaldischen Krieges, der zuletzt Konstanz, das daran theilgenommen, eine Achtserklärung zuzog, sowie schon vorher einen Ueberfall spanischer Truppen mitten im Frieden. Wenn sie diesen zwar in jenem berühmten Kampf auf der Rheinbrücke mit so heroischer Tapferkeit zurückschlug, daß Poesie und Malerei ihn seither vielfach gefeiert haben, wie ihm denn auch in unserem Cyklus Schwerer ein Denkmal gesetzt, so war dennoch, nachdem Nürnberg, Straßburg, Ulm und Augsburg sich unterworfen und Konstanz ganz allein noch aufrecht stand, die Situation um so unhaltbarer geworden als selbst die benachbarte Schweiz sich viel eher feindlich als freundlich gegen es stellte, ja aus seinem Unglück noch Nutzen zu ziehen suchte. Es hatte ein paar Hundert der tapfersten Bürger im Kampf verloren, eine Vorstadt war in Flammen aufgegangen, überall wurde es in seinem Handel gelähmt und geschädigt, ihm die Zufuhren abgeschnitten und so die Bürger mürbe gemacht. Zwar bekam es durch Seb. Scherlin von Burtenbach französische Hülfe angetragen, diese wollte das allezeit reichstreue Konstanz aber nicht annehmen und so blieb denn nichts übrig, als Unterwerfung. Begreiflich war unter diesen Umständen auch die katholische Partei wieder sehr gewachsen und drang auf Anschluß an's Haus Oesterreich, in der Hoffnung, dann bessere Bedingungen zu erhalten. So wurde derselbe zuletzt mit geringer Stimmenmehrheit durchgesetzt, der bisherige Stadtrath trat zurück und einige Tage später, am 14. Oktober Abends, zogen 6000 Mann in der Nähe harrender österreichischer Truppen unter dem Kommando des Nik. v. Pollweiler endlich über die Brücke ein, empfangen von dem neuerwählten Bürgermeister Zündelin und den Räthen.

Am gleichen Tage aber verließen die Häupter der Protestanten sammt und sonders die Stadt, denen bald alle Die folgten, die sich nicht entschließen konnten, ihren Glauben abzuschwören. Diesen Moment zeigt uns das Bild, auf dem wir in der Mitte, die Bibel als höchstes Gut im Arm, den Reformator Ambrosius Blarer sehen, ihm zur Rechten seinen geharnischten Bruder Thomas, den Reichsvogt der Stadt, und auf der andern Seite seinen zweiten Bruder, den bisherigen Rathsherrn Bartholomäus Blarer, alle im Begriffe, ein Boot zu besteigen, in welchem wir schon den Stadtschreiber und Chronisten Georg Vögelin stehen sehen, während der berühmte Rathsherr Konrad Zwick mit seiner Gemahlin und vielen Anderen hinter den Genannten kommt und eine Reihe edler Frauen sich ihnen anschließt oder Abschied nimmt, da mehrere noch in der Stadt blieben.

Deutsche im amerikanischen Kongresse.

(Hiezu die Porträts S. 432 und 433.)

Die Deutschen haben gegenwärtig fünf Repräsentanten im amerikanischen Kongresse: Gustav Schleicher von Texas, Lorenz Brentano von Illinois, Anton Eickhoff und Nikolaus Müller von New-York und Leopold Morse von Massachusetts.

Diese Vertretung ist nun eigentlich sehr gering im Verhältniß zu der numerischen Stärke der deutschen Bevölkerung des Landes, welche man dreist auf ein Zehntel der gesammten Einwohnerschaft veranschlagen darf — demzufolge dürften wenigstens sieben Deutsche im Senate und neunundzwanzig im Repräsentantenhause sitzen — doch ist dieselbe größer als je zuvor, und als es sich nach der letzten Präsidentenwahl herausstellte, daß fünf Deutsche in den Kongreß kommen würden, erregte dieses in der deutsch-amerikanischen Presse allgemeines Aufsehen.

Wenn man bedenkt, daß erst im Jahre 1867 der erste in Deutschland geborene Deutsche (Degener von Texas) in's Repräsentantenhaus kam und daß außer Schurz noch nie ein in Deutschland geborener Mann Senator geworden ist, wogegen seit kaum acht Jahren schon zwei Neger kurulische Stühle inne hatten; wenn man ferner in Betracht zieht, daß nach dem Ausscheiden der beiden Missourier, Finkelnburg und Schurz, unsere Nationalität wieder eine Zeitlang gar keinen Vertreter im höchsten gesetzgebenden Körper der Republik hatte, dann muß man sich über die plötzlich eingetretene Steigerung eher freuen, als daß man Ursache hätte, sich über diese spärliche Vertretung zu grämen.

Daß die Deutschen im Allgemeinen schlechte Politiker sind, ist eine Thatsache, die von deutsch-amerikanischen Zeitungen schon in allen Tonarten beklagt wurde. Verwundern kann dieses Niemanden. Von Hause aus der Theilnahme am öffentlichen Leben systematisch entwöhnt, hat außerdem die große Masse der Eingewanderten die besten Jahre des Lebens für Sicherung der Existenz zu kämpfen und kann sich nicht wohl in das aufregende und meistens sehr kostspielige öffentliche Leben wagen; ist aber wirklich Einer günstig genug situirt, um sich das Vergnügen gestatten zu können, dann stehen ihm meistens zwei unübersteigliche Hindernisse im Wege: den Amerikanern ist er ein Dutchman und seinen lieben Landsleuten ist er ein Emporkömmling, der mehr sein will, als sie sind; ehe der Durchschnitts-Deutschamerikaner einem Landsmann zu einem Amte verhilft, gibt er lieber seine Stimme einem Stockamerikaner. Es verdient deßhalb hier besonders hervorgehoben zu werden, daß von den fünf deutschen Kongreßabgeordneten kein einziger seine Erwählung speziell deutschen Landsleuten verdankt: Schleicher und Morse vertreten Distrikte, in denen die Deutschen sehr wenig zu bedeuten haben; Eickhoff und Müller wurden zwar in stark von Deutschen bewohnten Kreisen erwählt, hätten aber gar keine Aussicht auf Erfolg gehabt, wenn sie nicht die Kandidaten der mächtigen „Tammany“-Gesellschaft gewesen wären; Brentano endlich, der einen Wahlkreis Chicagos vertritt, wäre beinahe durchgefallen, wenn sich nicht gerade die Amerikaner seiner so warm angenommen hätten. Die auffallendste Thatsache ist jedenfalls die, daß der deutschfeste Staat der Union — Wisconsin — noch nie einen Deutschen in den Kongreß geschickt hat.

Der fünfundvierzigste Kongreß ist noch zu kurze Zeit in Sitzung, als daß man erwarten könnte, daß sich unsere fünf Landsleute bereits alle einen Namen als Volksvertreter gemacht haben sollten; es soll deßhalb hier nur von Zweien ausführlicher die Rede sein. Einer derselben hat sich seine Reputation ausschließlich im amerikanischen Kongresse erworben, der Andere aber hat auf beiden Seiten des Ozeans schon eine bedeutende Rolle gespielt: es sind Gustav Schleicher*) und Lorenz Brentano.

Als man vor ungefähr dreieinhalb Jahren die Namen der durch die sogenannte „demokratische Sturmflut“ für den Kongreß erwählten Abgeordneten Revue passiren ließ, fanden sich in der langen Reihe nur zwei Deutsche, Eduard Kehr von Missouri und Gustav Schleicher von Texas. Von diesen Beiden war höchstens der Erstere einigermaßen bekannt, indem derselbe wenigstens häufig in der St. Louiser Lokalpresse genannt wurde; von dem Deutschen, welchen die Texaner Demokraten in Degener's ehemaligem Distrikte erwählt hatten, wußte man absolut nichts. Wer ist Schleicher? Diese Frage wird sich damals Mancher vorgelegt haben. Aber unser unbekannter Landsmann machte gleich am ersten Tage von sich reden; kein Sessel war nämlich groß genug für den deutschen Texaner und der Quästor des Hauses mußte ihm sofort einen geräumigeren Sitz machen lassen. Die Deutschen hatten wieder einmal einen Vertreter im Repräsentantenhause, seit Degener's und Finkelnburg's Tagen den dritten, der jemals die geheiligten Hallen als Mitglied betreten. Das Congressional Directory, ein Buch, in welchem eine kurze Biographie jedes Abgeordneten nach eigenen Angaben zu finden ist, berichtet über ihn:

„Gustav Schleicher von Cuero (Texas) wurde am 19. November 1823 in Darmstadt, Deutschland, geboren und studirte in Gießen; er war als Civilingenieur beim Bau mehrerer europäischen Eisenbahnen beschäftigt, wanderte im Jahre 1847 nach Texas aus, ließ sich, nachdem er eine Zeitlang an der Grenze gelebt, im Jahre 1850 in San Antonio nieder, war 1853 und 1854 Mitglied der Staatsgesetzgebung und 1859 bis 1861 Staatssenator.“

Aus persönlichem Verkehr mit Schleicher habe ich noch erfahren, daß er im fernen Südwesten seit dreißig Jahren Vielerlei betrieben, Brücken und Straßen gebaut, eine Ranche (Viehweide oder Viehhof) besessen, eine Stadt (Cuero) gegründet hat und während des Bürgerkrieges Oberst der gefürchteten „Texas-Rangers“ in der konföderirten Armee war. Er ist seit zwanzig Jahren mit einer Amerikanerin aus dem Staate Mississippi verheirathet.

Als Neuling wurde Schleicher einigen unbedeutenden Ausschüssen zugewiesen und war sich fortan selbst überlassen; die Deutschen des Landes kannten ihn nicht, trotzdem er ein Deutscher war, und die amerikanische Presse beachtete ihn nicht, weil er ein Deutscher war. So begann die erste Sitzung und die Finanzfrage, die schon das Hauptinteresse des dreiundvierzigsten Kongresses in Anspruch genommen, trieb abermals ihre Blasen und brachte sehr viel ungehörenes Zeug an die Oberfläche. Eine große Anzahl Reden für und gegen Vermehrung des Papiergeldes wurden gehalten oder auch nicht gehalten, wenigstens erschienen sie gedruckt im „Record“, unter denselben war auch eine von Gustav Schleicher. Eine gedruckte Rede — das Wort ist an und für sich schon ein Widerspruch — muß sehr gut und sehr gehaltreich sein, wenn sie Beachtung finden will; Schleicher's Rede war es, sie wurde für die Hartgeldpartei zu einer förmlichen Fundgrube tüchtiger Argumente; dieselbe zeigte, daß der Mann etwas Rechtschaffenes gelernt hatte, d. h. eine solide akademische Bildung besaß, ein origineller Denker und, was gleich anerkennenswerth, ein gewissenhafter Forscher war. Daß er trotz eines dreißigjährigen Aufenthaltes an den Grenzen der Civilisation mit den höchsten Errungenschaften derselben in geistigem Rapport geblieben und nicht, wie so viele gebildete Europäer, im fernen Westen dieses Landes verbauert war. Kaum vierzehn Tage nach dem Erscheinen jener Rede in

*) Schleicher ist inzwischen — am 10. Januar d. J. — gestorben. Die Redaktion.

den Kongreßberichten begannen die tonangebenden Blätter des Landes dieselbe als Autorität zu zitiren, deutsche Zeitungen übersetzten sie, kurz, der deutsche Repräsentant hatte sich mit einem Schlage Geltung verschafft.

Schleicher ist persönlich ein schlichter, einfacher Mann, der sich nirgends vordrängt und ruhig seine Gelegenheiten abwartet; er war stets pünktlich auf seinem Posten, stimmte gewissenhaft und intelligent für oder gegen vorliegende Maßregeln und erwarb sich dadurch den Namen eines unabhängigen Repräsentanten, der zwar Demokrat, aber kein Parteikrepper war, der mit seiner Partei stimmte, wenn er konnte, der aber auch den Muth hatte, gegen sie zu stimmen, wenn er mußte. Nebenbei war er eifrig bemüht, seinen durch mexikanische Viehdiebe schwer heimgesuchten Wählern zu nützen. Verschiedene darauf hinzielende Anträge wurden angenommen, aber unter Grant's Administration war es ihm kaum möglich, den texanischen Grenzern von wesentlichem Nutzen zu sein. Die Texaner erkannten übrigens schon den guten Willen dankbar an und als der Staat im Jahre 1876 einen Bundessenator erwählte, brachte man bereits Schleicher in Vorschlag.

Als sich der vierundvierzigste Kongreß vertagte, war Schleicher bereits von seinen dankbaren Wählern für einen neuen Termin, dießmal ohne nennenswerthe Opposition, wieder erwählt. Da er in Washington den texanischen Grenzbewohnern mehr nützen konnte als zu Hause, so blieb er auf seinem Posten und es gelang ihm, dem Demokraten, die republikanische Administration zu der kräftigen und entschlossenen Politik gegen Mexiko zu stimmen, welche seitdem im Lande allgemein Anerkennung gefunden. Der Einfluß Schleicher's, welcher sich nicht auf Prinzipienschacher und politische Gegenseitigkeit, sondern auf die solidere Grundlage der Geltendmachung überzeugender Thatsachen stützt, ist oft genug von der tonangebenden Presse des Landes berührt worden. Die Texaner waren stolz auf ihren Dutchman, voran der anglo-amerikanische Theil der Bevölkerung. Der „Herald" in Dallas schrieb über ihn: „Kein einziger Repräsentant dieses Staates im Kongresse steht höher, als der achtbare Gustav Schleicher, der fähige Vertreter des sechsten Wahlkreises. Wenige Männer sind so glücklich, sich in einem einzigen Termin einen nationalen Namen zu erwerben; Schleicher hat es fertig gebracht, ehe noch sein Termin halb zu Ende war, kein Wunder, daß Westtexas stolz auf ihn ist, und wir im Norden des Staates beabsichtigen nicht, ruhig zuzusehen, daß sie all' seinen Ruhm allein für sich in Anspruch nehmen sollen."

Schleicher wurde für den fünfundvierzigsten Kongreß mit überwältigender Mehrheit (11,951 gegen 2711 Stimmen) wieder erwählt und erhielt in der jetzigen Sitzung sofort einen Platz in dem wichtigen Ausschusse für auswärtige Angelegenheiten, während er in dem ebenso wichtigen Komite für Eisenbahnen und Kanäle Vorsitzender wurde.

Dr. Lorenz Brentano, der ehemalige Präsident der provisorischen Regierung Badens im Jahre 1849, wurde von einem Wahlkreise des Staates Illinois (Stadt Chicago) in den fünfundvierzigsten Kongreß geschickt. Eine Biographie dieses Mannes ist hier kaum nöthig, denn jedes gute Konversationslexikon enthält eine solche. Man darf Brentano mit Recht einen Bürger zweier Welten nennen; sein Name ist in Europa, speziell in Deutschland, ebensowohl, wenn nicht gar besser bekannt als in den Vereinigten Staaten. Von den zahlreichen politischen Flüchtlingen, welche die achtundvierziger Revolution nach Amerika verschlagen hat, ist er der einzige, der in das Repräsentantenhaus gelangte, und von den Führern der revolutionären Bewegung Süddeutschlands war er es allein, dem es gelang, in der amerikanischen Politik Carrière zu machen und eine öffentliche Rolle zu spielen. Karl Schurz, der es allerdings weiter brachte, war, wie man sich erinnern wird, unter den Achtundvierzigern kein Führer.

Hier haben wir es aber nicht mit dem deutschen Revolutionär, sondern nur mit dem amerikanischen Volksvertreter zu thun; ich kann deßhalb über die erste Periode seines Lebens hinweggehen. Seit dreißig Jahren sind die Schicksale Brentano's eine merkwürdige Abwechselung von «ups and downs» gewesen. Heute an der Spitze eines süddeutschen Staates, am folgenden Tage ein vogelfreier, heimatloser Flüchtling; an einem Tage von einer enthusiastischen Bevölkerung mit Hosiannah begrüßt, wenige Tage später von derselben wankelmüthigen Menge durch das „Kreuzige! Kreuzige!" verurtheilt. Soeben noch der gefeierte Rechtsanwalt Süddeutschlands, der erfolgreiche Vertheidiger Struve's und Fickler's, und kaum drei Monate später ein unbekannter Advokat ohne nennenswerthe Praxis in einem pennsylvanischen Landstädtchen. Aus dem Vorführer der badischen Kammer und dem populären Redner des Frankfurter Parlaments war im Handumdrehen ein amerikanischer Landzeitungsschreiber geworden, dessen Blättchen aber schon von Anbeginn den Todeskeim in sich trug. Als Bauer im Staate Michigan hat er wohl auch keine Seide gesponnen, denn gegen Ende der fünfziger Jahre finden wir ihn abermals in einer größeren Stadt, um sich einen Wirkungskreis als Rechtsanwalt zu schaffen, dießmal in Chicago, der aufblühenden Metropole des Westens. Der reine Zufall führte ihn dort im Jahre 1860 in die Redaktion einer deutschen Zeitung, die zwar den stolzen Namen „Illinois Staatszeitung" trug, aber damals noch ein ganz jämmerliches Winkelblatt war. Er nimmt eine Stelle mit sehr nominellem Gehalte in der damals noch einspännigen Redaktion des Blättchens an, bald war er Theilhaber am Geschäfte; dasselbe wuchs täglich und stündlich und wurde unter seiner umsichtigen Leitung – die es verstand, der Redaktion geeignete Kräfte und der Zeitung weite Verbreitung und politische Bedeutung zu sichern – ein Staatszeitungsgeschäft. — Die verschiedenen Mißerfolge auf amerikanischem Boden wurden in diesem neuen Wirkungskreise rasch verwischt und vergessen. Wie der Riese Antäus neue Kraft gewann, sobald er seine Mutter berührte, so lebte dieser für das öffentliche Leben geborene und geschaffene Mann immer wieder neu auf, sobald er mit dem öffentlichen Leben in Berührung kam. So auch dort in der jungen Metropole des Westens, wo das deutsche Element bis dahin politisch latent war und nur des Führers wartete, der es frei und wirksam machte. Brentano wurde dieser Führer und verschaffte den deutschen Stimmgebern Chicagos den ihnen gebührenden Einfluß. Aus dem deutschen Revolutionär der vierziger Jahre war in den sechziger Jahren ein einflußreicher amerikanischer Lokalpolitiker geworden; der nominelle Diktator eines in Revolution begriffenen deutschen Ländchens war zum thatsächlichen Mitbeherrscher einer amerikanischen Großstadt hinaufgestiegen: er machte Bürgermeister und Stadträthe, Sheriffs und Countyschatzmeister, Staatsgesetzgeber und Kongreßabgeordnete. Die Partei, welche seine Zeitung unterstützte, siegte unbedingt. Er selbst ließ aber dabei die Mutter dieser Macht, die Zeitung, niemals aus dem Auge und überwachte alle Abtheilungen des in's Große wachsenden Geschäftes mit unermüdlicher Sorgfalt. Erst als er in C. A. Hesing einen tüchtigen Geschäftstheilhaber und in W. Rapp einen fähigen Redakteur gefunden, nahm er ein Mandat für die Staatsgesetzgebung von Illinois an und war später thätiges Mitglied der Schulbehörde von Chicago, in welcher er längere Zeit den Vorsitz führte. Bei der zweiten Erwählung Lincoln's fungirte er als Elektor für den Staat Illinois.

Im Jahre 1868 verkaufte Brentano seinen Antheil an der „Illinois Staatszeitung" für — wenn ich nicht irre — 80,000 Dollars und zog sich nach Süddeutschland zurück, um den Rest seiner Tage als Privatmann zu verleben. Aber die wohlverdiente Ruhe sollte ihm nicht vergönnt sein. Eines Morgens erwachte er, um die unangenehme Entdeckung zu machen, daß sein Vermögen größtentheils in Rauch aufgegangen sei. Dasselbe war nämlich in Chicagoer Immobilien angelegt, und im ersten Wirrwarr nach dem großen Brande glaubten Viele, Chicago werde nie wieder aufgebaut werden. Der bereits alternde Mann ließ sich durch dieses Mißgeschick nicht im geringsten entmuthigen, er griff sofort wieder zur Feder und schrieb wie in den Tagen, in denen er ausschließlich von dem Ertrage derselben leben mußte. Im Frühjahr 1872 kam er wieder nach den Ver. Staaten und Präsident Grant ernannte ihn auf Empfehlung von Bancroft Davis, dem er während der Verhandlungen vor dem Genfer Schiedsgerichte als Publizist sehr werthvolle Dienste geleistet, zum Konsul in Dresden. Diesen Posten hat er vier Jahre lang mit großer Auszeichnung verwaltet. Den nativistischen Schrullen des letzten Premierministers Fish, welcher nach einander alle Deutschen aus den amerikanischen Konsulaten in Deutschland entfernte, fiel im Frühjahr 1876 auch Brentano zum Opfer; er wurde abberufen und kehrte im Sommer 1876 nach Chicago zurück. Dort waren gerade die Republikaner um einen Kongreßkandidaten verlegen und ihre Wahl fiel auf den ehemaligen Herausgeber der „Illinois Staatszeitung".

Brentano steht jetzt abermals, wie vor dreißig Jahren, in den Reihen der Opposition und man wird in den bevorstehenden politischen Kämpfen und Debatten noch oft seine Stimme vernehmen, — denn nur das Haar ist ergraut und das Gesicht mit Furchen durchzogen, Herz und Sinn aber sind ihm jung und frisch geblieben.

Von den drei anderen deutschen Kongreßabgeordneten will ich hier nur die im Congressional Directory enthaltenen kurzen biographischen Notizen anführen:

Anton Eickhoff von New-York wurde am 11. September 1827 in Westphalen geboren und studirte Philologie; in seinem zwanzigsten Jahre wanderte er nach Amerika aus, studirte in St. Louis die Rechte und widmete sich dann der Journalistik, war im Laufe der Zeit an deutschen Blättern in St. Louis, Dubuque, Louisville und New-York als Redakteur thätig. Hat seit 1852 in letzterer Stadt gewohnt und wurde im Jahre 1863 zum Generalkommissär des Verpflegungsdepartements der New-Yorker Milizen ernannt; später war er Mitglied des Unterhauses der Staatsgesetzgebung und im Jahre 1873 wurde er zum Coroner der Stadt New-York erwählt. Die Demokraten der 10., 17. und 18. Ward von New-York wählten ihn zum Kongreßabgeordneten. Eickhoff ist einer der fähigsten Journalisten der deutsch-amerikanischen Tagespresse.

Nikolaus Müller von New-York wurde am 15. November 1836 im Großherzogthum Luxemburg geboren, erhielt eine gewöhnliche Volksschulbildung und besuchte ein Jahr lang das Luxemburger Athenäum. Er ist Agent einer Eisenbahngesellschaft und war in den Jahren 1875 und 76 Mitglied der Staatsgesetzgebung; wurde von den Demokraten der 1., 2., 3., 4., 5., 6., 8. und 14. Ward von New-York zum Kongreßabgeordneten erwählt.

Leopold Morse (eigentlich Maas) aus Boston wurde am 15. August 1831 in Wachenheim, in der bayerischen Rheinpfalz, geboren, kam sehr jung nach Amerika; ist Kaufmann in Boston und der einzige demokratische Repräsentant des Staates Massachusetts. Morse ist von Haus aus Israelite, hat aber in Boston in eine der ältesten Puritanerfamilien hinein geheirathet und hat wahrscheinlich dieser Verbindung halber seinen deutschen Namen geändert.

New-York. **Eduard Feyh.**

Streitfragen und Historien.

Feuilletons

von

Karl Emil Franzos.

IV.

Schwurgerichte im Osten.

Die „Anbetung der Form" — habe ich vor einiger Zeit an dieser Stelle ausgeführt — sei der verhängnißvollste Fehler, welcher in der Kulturentwicklung Halb-Asiens begangen werde. Man ahme dort die Institutionen des Westens nach, ohne zu berücksichtigen, ob sie passend seien oder nicht, ob die Bewohnerschaft jener Länder bereits reif genug sei, von ihnen heilsamen und nützlichen Gebrauch zu machen oder nicht. So werde, klagte ich, dieselbe Einrichtung, welche bei den westlichen Kulturvölkern langsam und naturgemäß emporgereift und darum nun Zeugniß gebe von der Höhe, welche diese Völker errungen, im Osten oft genug zu einem Zerrbild, zu einer Quelle abscheulichen Mißbrauchs, ja zu einem Brand- und Schandmal Halb-Asiens. Ich würde, versprach ich schließlich, dem Leser genügendes authentisches Material bieten, damit er selbst beurtheile, ob diese meine Ueberzeugung eine berechtigte sei, oder ob er sie für sein Theil als eine allzu strenge verwerfen müsse.

In Erfüllung dieses Versprechens greife ich heute eine Institution heraus, welche sicherlich nicht bloß an sich wichtig ist, sondern zugleich auch überaus bezeichnend für die sozialen Verhältnisse jedes Landes.

Ich meine die Schwurgerichte. Sie sind auf dem Kontinent allüberall eine relativ junge Einrichtung, und es hat lange gewährt, bis die Ueberzeugung zur That geworden, daß die Gesellschaft selbst dazu berufen sei, Unthaten zu richten, welche an ihr begangen worden. Bei dem heutigen Stande der Frage wäre es wohl überflüssig, die Berechtigung dieser Anschauung erst noch zu vertheidigen. Um diesen Punkt hat sich auch der Kampf, welcher der Einführung der Jury in Frankreich und Italien, Deutschland und Oesterreich voranging, nicht mehr gedreht, nur darüber wurde debattirt, ob bereits die nöthige Vorbedingung erfüllt sei. Diese Vorbedingung läßt sich bekanntlich kurz dahin zusammenfassen: daß das Rechtsgefühl eines Volkes ein genügend geklärtes und gefestigtes sein müsse. Der Geschworene taucht nur für die Dauer einer Verhandlung aus der Masse hervor und verschwindet nach derselben wieder in der Masse — er ist Niemand für seinen Spruch verantwortlich, als dem eigenen Gewissen — sein Spruch gilt unabänderlich, es gibt in den wenigsten Fällen noch ein Rechtsmittel dagegen. Das ist eine schwere, oft genug furchtbar schwere Bürde, und eine solche soll man nur auf Schultern legen, welche stark genug sind, sie zu tragen. Der Geschworene muß ein gerechter Richter sein, aber die gute Absicht reicht da nicht aus — dieser Mann muß frei sein von Vorurtheilen des Standes, der Religion, der Nationalität, der politischen Ueberzeugung, oder es muß wenigstens die Kraft seiner Seele eine genügende sein, um diese Vorurtheile in sich zu besiegen, wenn und so lange er jene Bürde trägt. Ob diese Fähigkeit im Volke vorhanden, nicht etwa bloß in vielen Einzelnen, sondern in den Meisten — darüber allein ist im westlichen Europa gestritten worden. Und erst als man nach gewissenhaftester Prüfung geglaubt, die Frage bejahen zu können, erst dann sind die Schwurgerichte in den Kulturländern eingeführt worden. Sie haben sich, man darf dieß ruhig als Thatsache aussprechen, trefflich bewährt — die Geschworenen in Europa sind gerechte Richter.

Und die Geschworenen in Halb-Asien?

Auch dort arbeitet seit etwa zehn Jahren die Jury. Aber ähnliche Debatten wie in Europa sind ihrer Einführung in jenen Ländern der Halbkultur und Unkultur nicht vorangegangen. Dort hatte man keinerlei Bedenken, ob das Rechtsgefühl der Masse ein genügend starkes sei. Frankreich und Deutschland, meinte man dort, lassen nicht mehr durch gelehrte Richter, sondern durch Männer aus dem Volke die Schuldfrage entscheiden. Das entspricht den modernen Anschauungen, das ist ein Fortschritt. Und wir wollen auch fortschreiten! . . .

So geschah es in Rußland, in Rumänien, in Ungarn. Nur in Oesterreich hatte man einige Bedenken, ob die neue Institution auch auf die öklichen Provinzen ausgedehnt werden dürfe. Man scheint sie als grundlos befunden zu haben, denn das Gesetz wurde für das ganze Reich erlassen.

War aber in der That in Halb-Asien jede Debatte überflüssig? Handelte man, als sie völlig unterlassen wurde, bloß in gerechtem Selbstbewußtsein oder in — unverantwortlicher Gewissenlosigkeit? Ist das Volk in Rußland, Rumänien und Galizien ebenso reif für die Jury, als jenes in Frankreich und Deutschland? Haben sich die Geschworenen in Halb-Asien als gerechte Richter erwiesen?

Zehn Jahre sind keine allzu lange Zeit, aber doch immerhin genügend, ein Urtheil zu ermöglichen. Ich will es nicht selbst formuliren, sondern nur einige Thatsachen bieten. Seit Jahren sammle ich aus den Zeitungen jener Länder authentische Berichte über Verhandlungen, welche mir als Material für ein solches Urtheil geeignet scheinen. Aus diesen Berichten greife ich drei heraus und gebe sie hier wieder, was die Thatsachen betrifft. Die Namen der Angeklagten glaubte ich weglassen zu sollen, besonders da, wo ein Freispruch erfolgt ist. Hat der Leser Zweifel, so mag er sich melden — ich werde ihm bereitwillig meine Quellen zur Verfügung stellen.

Ich glaubte, dieß Letztere beifügen zu sollen, weil ich Dinge berichten muß, welche dem Leser des Westens geradezu unglaublich klingen werden. Gleichwohl darf ich mich mit Recht gegen die Muthmaßung verwahren, nur grelle Ausnahmsfälle zu bieten; gerade die beiden bezeichnendsten Verhandlungen, welche ich in meiner Mappe finde, lassen sich an dieser Stelle, vor einem Leserkreise, der sich nicht bloß aus Männern zusammensetzt, gar nicht wiedergeben. Ferner habe ich alle politischen Prozesse grundsätzlich ausgeschlossen, weil ja bei diesen Seelenkräfte in Thätigkeit kommen, deren Niemand völlig Herr ist — vielleicht auch nicht die Geschworenen in Europa. Ich berichte Thatsachen, welche keineswegs unerhört oder gar zu selten sind. Aber selbst wenn dem so wäre, was ich der Wahrheit gemäß nachdrücklich bestreiten muß, sie wären doch kein verwerfliches Material, denn es gibt Dinge auf Erden, bei welchen schon das bloße Faktum, daß sie geschehen sind, also geschehen *konnten*, mit tausend Zungen spricht! . . .

Hier die drei Geschichten.

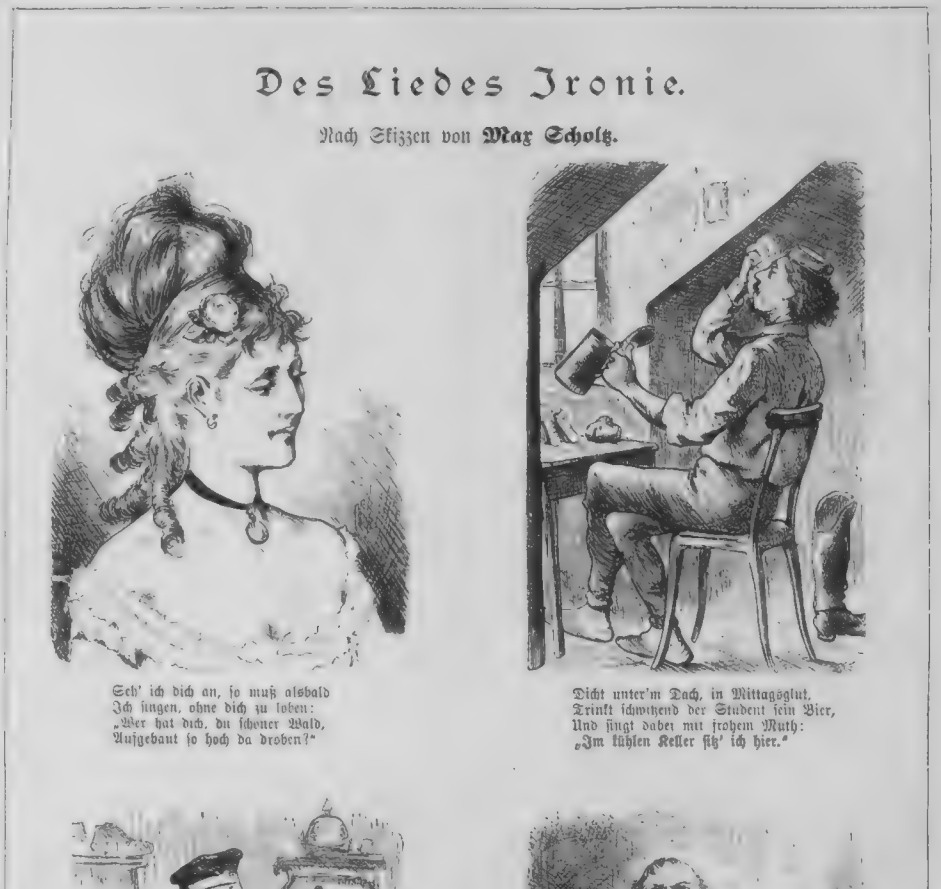
Es war im letzten Frühling, als eine Stadt des westlichen Galiziens durch die plötzliche Verhaftung ihres reichsten und angesehensten Bürgers in größte Aufregung versetzt wurde. Der Mann — ich will nur seinen Vornamen Thaddäus hiehersetzen — bekleidete ein wichtiges Ehrenamt, war Vorstand einiger wohlthätigen Vereine und galt nicht bloß als der reichste, sondern auch als der ehrenwertheste Mann der Stadt. Täglich ging er zur Messe und hatte sowohl die Kirche als einige nationale Institute mit reichen Spenden

bedacht. Besonders das Letztere hatte ihn in den Augen seiner polnischen Mitbürger hoch erhoben, denn schöne Worte für die heilige Sache der Nation hört man dort zu Lande häufig, aber die Thaten sind spärlich. Was Herrn Thaddäus zu solchen Opfern bewogen, war sicherlich nur sein Herz und nicht etwa die Stimme des Blutes, denn er führte einen urdeutschen Namen und war der Sohn deutscher Eltern. Vielleicht eben darum gab er sich doppelt eifrig als polnischen Patrioten.

Dieser Mann nun wurde eines Tages als Untersuchungsgefangener aus seinem stattlichen Hause in's Kriminalgebäude übergeführt. Das regte seine Freunde und Mitbürger nicht bloß deßhalb auf, weil man Herrn Thaddäus keiner Missethat fähig hielt, sondern namentlich, weil eine Untersuchungshaft nach der milden und an sich gewiß nicht tadelnswerthen Praxis der dortigen Gerichte nur dann verhängt wird, wenn ein Fluchtverdacht besteht, ein Fall, welcher hier durch Stellung und Besitz des Angeklagten von vornherein fast undenkbar war. Es erwies sich aber bald, daß das Gericht zu dieser Maßregel genothigt gewesen. Herr Thaddäus war des Meineids angeklagt und hatte den Versuch gemacht, einen Belastungszeugen durch Geld und gute Worte zu seinen Gunsten zu stimmen.

Der Sachverhalt, welcher dem Kenner dortiger Verhältnisse als etwas Alltägliches erscheinen muß, den Leser des Westens aber vielleicht recht sonderbar anmuthen wird, war folgender: Herr Thaddäus dankte sein Vermögen einer truben Quelle, er war der listigste und grausamste Wucherer des Kreises, und seine Deklamationen gegen „die verdammten Juden, welche das Land aussaugen", waren weniger durch sittliche Entrüstung hervorgerufen, als durch den Neid des Konkurrenten. Seit vierzig Jahren hatte er sein Handwerk mit steigendem Erfolg getrieben, seine Klientel, welche namentlich aus den masurischen Bauern der Umgebung, ferner aus Edelleuten und Beamten bestand, ging zwar an ihm zu Grunde, ergänzte sich jedoch immer wieder durch neue Opfer. Herr Thaddäus wuchs an Reichthum und Ansehen und blieb dabei außer jeder Gefahr, denn so lange die Wuchergesetze in Oesterreich bestanden, wußte er seine Geschäfte zu maskiren, ließ dann, als diese Gesetze im Juni 1868 unglückseligerweise aufgehoben wurden, die Maske fallen, und nahm dieselbe, als am 19. Juli 1877 abermals ein Wuchergesetz für das östliche Cisleithanien in Kraft trat, seufzend, aber gefaßt wieder vor das biderbe Antlitz. — Hatte er in der glücklichen Zwischenzeit, wo man öffentlich beliebig hohe Prozente fordern und einklagen konnte, von den Schuldnern die Wechsel nur in der Höhe der wirklich empfangenen Valuta ausstellen lassen und dann die hundert, zweihundert oder vierhundert Prozent ruhig dazu geschlagen, so mußte er nun wieder zu dem alten Mittel greifen: der Schuldner stellte den Wechsel gleich auf den doppelten oder dreifachen Betrag des wirklich Empfangenen aus und unterschrieb überdieß eine Bestätigung, daß ihm diese Wechselsumme baar und ohne jeden Abzug eingehändigt worden. Konnte er am Verfalltage nicht zahlen, so klagte Herr Thaddäus den Wechsel mit sechsprozentigen Zinsen ein und war dann erst recht ein Ehrenmann. Denn Sechs vom Hundert sind in jenen Ländern mit barbarischen Kreditverhältnissen ein unerhört milder Zinsfuß.

Nach diesem Rezept hatte der Mann auch im August 1877 ein Geschäft mit einem Beamten der Karl-Ludwigs-Bahn abgeschlossen, einem älteren Manne aus Steyermark, der durch verschiedene Unglücksfälle in so schwere Noth gerathen war, daß ihm selbst die Hülfe unseres edlen Menschenfreundes willkommen kam. Der Beamte hatte zweihundert Gulden erhalten und dafür einen Wechsel von vierhundert Gulden ausgestellt, im November zahlbar, dazu jene Bestätigung.



Mann, der sich sofort mit größter Energie für seinen Klienten einsetzte. Nachdem eine gütliche Ausgleichung mißglückt war, erhob er gegen die Klage die Einwendung der nicht vollständig erhaltenen Valuta; Herr Thaddäus lächelte Hohn und rückte mit der Bestätigung heraus. Als aber der Advokat seine Einwendung festhielt und Schwur und Zeugenbeweis anbot, daß nur zweihundert Gulden wirklich entliehen worden, da lächelte Herr Thaddäus nicht mehr, denn wenn dieser Beweis gelang, so war er nicht bloß um die Früchte seines Fleißes betrogen, sondern es war auch erwiesen, daß er mit vierhundert Prozent „arbeite", und das Wuchergesetz vom 19. Juli 1877 versteht in diesem Punkte keinen Spaß.

Herr Thaddäus also verlor den Kopf, gab seinem Advokaten die widersprechendsten Informationen und brachte es durch sein Ungeschick dazu, daß der Rechtsfreund des Gegners sogar den Spieß umkehren und ihm den Eid zuschieben konnte. Nun stand die Sache so: leistete Thaddäus den Eid, so erhielt er sein Geld und war auch im Uebrigen geborgen, leistete er ihn nicht, so war sein Gewinn verloren und überdieß stand dann die Anklage wegen Wuchers in Sicht. Der fromme Thaddäus besann sich nicht lange: er beschwor es, so wahr ihm Gott helfe, daß der Schuldner wirklich baare sechshundert Gulden erhalten. Und Dieser wurde sachfällig und war ein ruinirter Mann.

Das konnte auch jener junge Advokat nicht ändern, machte aber nun im Namen seines Klienten gegen Herrn Thaddäus die Anzeige wegen Meineids. Die Untersuchung begann und ergab sehr bald gravirende Resultate. Wohl war der einzige Mensch, welcher außer den Betheiligten bei Abschluß des Geschäfts zugegen gewesen, gleichfalls ein Eisenbahnbeamter aus den deutschen Provinzen, deßhalb nicht ganz verläßlich, weil auch er ganz in den Händen desselben Gläubigers war — immerhin war dem Manne zuzumuthen, daß er seinen Freund und Landsmann nicht verrathen und seine ehrliche Seele mit keinem Meineid belasten werde. Und außerdem erbot sich eine ganze Reihe von Männern, welche von Thaddäus so gründlich ausgesogen waren, daß sie ihn nun nicht mehr zu fürchten hatten, zu der Zeugenschaft, daß dieser Mann systematisch mit solchen Bestätigungen arbeite.

Diese Sachlage war bedenklich und Herr Thaddäus wählte jedenfalls das ungeschickteste Mittel, sie gefährlicher zu gestalten: er bestürmte jenen Zeugen mit Drohungen und Versprechungen. Dieser machte die Anzeige hievon und der angesehene Bürger mußte verhaftet werden.

Die drei Wochen, welche zwischen diesem Ereigniß und der Schwurgerichtsverhandlung lagen, vergingen nicht bloß der Hauptperson, sondern auch der Bürgerschaft in fieberhafter Aufregung und Spannung. Denn der Ausgang war keineswegs so gewiß vorauszusehen, als der Leser nach dem Thatbestande vermuthen könnte. Dem reichsten, populärsten Bürger der Stadt, einem Manne, der ja wirklich von seinem gleichviel wie erworbenen Geld auch Vieles zu frommen und nützlichen Zwecken verwendet und sich Anspruch auf den Dank seiner Mitbürger erworben, standen da zwei „fremde Hungerleider" gegenüber, zwei „verdammte Deutsche", und es war den Geschworenen freigegeben, wem sie größeren Glauben schenken wollten. Daß jene beiden Männer Eisenbahnbeamte aus den

Als er am Verfalltage nicht zahlen konnte, hatte ihm Herr Thaddäus großmüthig bis zum Februar prolongirt, nur lauteten jetzt Wechsel und Bestätigung auf sechshundert Gulden. An diesem zweiten Verfalltage erbot sich der Beamte, dreihundert Gulden sofort, die andere Hälfte im Herbst 1878 zu zahlen. Herr Thaddäus war es zufrieden, wenn ihm der Schuldner für den Herbst wieder Wechsel und Bestätigung auf sechshundert Gulden ausstelle. Darauf konnte der unglückliche Mann nicht eingehen und Herr Thaddäus klagte den Wechsel sammt sechsprozentigen Zinsen ein. Nun ging der Beamte zu einem Advokaten und erzählte ihm den Fall. Es war dieß ein junger, eifriger und ehrlicher

deutschen Provinzen waren, entschied die Sache in den Augen jedes Bürgers der Stadt zu ihren Ungunsten. Denn es ist eine ewige und, soweit sie sich nicht auf das technische Personal bezieht, auch wohlberechtigte Klage der Polen, daß die Generaldirektionen in Wien bei den galizischen Bahnen die Landeskinder zu wenig berücksichtigen, und die fremden Beamten haben darum gegen schwere nationale und soziale Vorurtheile anzukämpfen. Waren nur polnische Bürger zur Jury berufen, Herr Thaddäus hätte selbst auf seinem harten Lager ruhig schlafen können. Aber zu diesem Amte waren ja auch Juden beigezogen, welche diesem Manne, als ihrem grimmigsten Feinde, unmöglich gut sein konnten, ferner wohlhabende masurische Bauern, die an dem biederen Thaddäus das harte Schicksal manches ihrer Brüder zu rächen hatten.

In welcher Stärke diese drei Schichten unter den Geschworenen vertreten waren, davon hing das Schicksal des Angeklagten ab. Und darum hatte bei dieser Verhandlung nur ein Moment entscheidendes Interesse, welches im Westen fast nebensächlich ist: die Bildung der Geschworenenbank. Das wußten Staatsanwalt und Vertheidiger und handelten darnach. Jede dieser Parteien hat das Recht, sechs Geschworene abzulehnen. Und so ergab sich denn die merkwürdige Thatsache, daß die ersten zwölf ausgelosten Männer sämmtlich abgelehnt wurden. War es ein Pole, so perhorreszirte ihn der Staatsanwalt, war es ein Masure oder Jude, so legte der Vertheidiger sein Veto ein. Die nächsten Zwölf konnten dann freilich ohne Einspruch Platz nehmen, wie das Loos fiel. Dasselbe bestimmte fünf Juden, zwei Bauern, fünf Polen zu dem Amte.

Der Vertheidiger athmete auf, der Staatsanwalt blickte düster vor sich nieder. In der That war die Anklage bereits von vornherein verloren. Denn obwohl die Verhandlung die Schuld des Angeklagten bis zur Evidenz darlegte, lautete das Urtheil doch, wie vorauszusehen war: Sieben Stimmen „Schuldig!“, fünf Stimmen „Nichtschuldig!“ Eine Verurtheilung kann nur mit Zweidrittelmajorität erfolgen — Herr Thaddäus war frei, und wenn er nicht gestorben ist, so wuchert er noch heute . . .

Man hat nur einen Trost bei dieser seltsamen Historie, jenes schöne Wort, welches Kaiser Joseph 1782 an seinen Staatsrath geschrieben: „Lieber mögen hundert Schuldige von der irdischen Gerechtigkeit nicht erreicht werden, als daß ein einziger Unschuldiger verurtheilt wird!“ Aber im folgenden Falle, welcher sich 1876 vor einer rumänischen Jury ereignete, fehlt uns auch dieser Trost.

(Schluß folgt.)

Für das Album.

Von **Wilhelm Emmer.**

Liegt ein Geheimniß noch so tief, so treu und so verstohlen,
Mit einem Propfenzieher ist es herauszuholen.

Sich verbinden, sich entraffen
Ewig wechselvolles Band.n.
Denn der Mensch ist nicht geschaffen,
Ist geworden und entstanden.

Kleinlichkeiten
Können der viele Mühe bereiten;
Das Große aber des Großen ist,
Daß man das Kleinliche drüber vergißt.

Was du den Armen gibst, wird sicher honorirt;
Das beste Haus hat ihre Wechsel acceptirt.

Astronomisches Tagebuch.

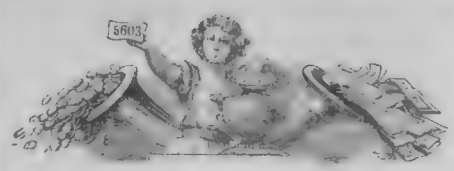
März.

Der Planet Vulkan, der der Sonne noch näher steht als Merkur, ist wahrscheinlich schon achtmal beobachtet worden als Flecken, der über die Sonne hinzog, nämlich:

1800, März 29. . von Fritsch,
1802, Oktober 10. . — —
1819, Oktober 9. . — Stark,
1839, Oktober 2. . — Decuppis,
1849, März 12. . . — Sidebotham,
1857, September 12. — Ohrt,
1859, März 26. . . — Lescarbault,
1862, März 19 . . — Loomis.

Es ist möglich, wie v. Oppolzer in Wien gezeigt hat, Elemente aufzustellen, welche alle diese Vorübergänge vor der Sonnenscheibe befriedigend erklären. Dagegen ist der durch diese Elemente bestimmte Planet mit keinem der zwei Objekte identisch, welche Watson bei der letzten Sonnenfinsterniß in Nordamerika entdeckte, da er zu jener Zeit um etwa 7 Grade entfernt von der Sonne gewesen wäre.

Daß damit die Existenz des Vulkan bewiesen ist, scheint v. Oppolzer sehr wahrscheinlich, doch will er vor weiteren Rechnungen noch den kommenden 19. März abwarten. An diesem Tage Morgens nach 6 Uhr Berliner Zeit müßte nach seiner Rechnung Vulkan wieder vor der Sonne vorübergehen, der Vorübergang würde etwas über 5 Stunden dauern und nahezu ein centraler sein. Er will darum dieses entscheidende Datum abwarten.



Lotterieziehungen im Monat März.

Am 1. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahr 1862, 1011 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am . . Juni 1879 (31. Ziehung). — Stadt Augsburg 7 Gulden-Loose vom Jahre 1864, 1200 Stück, höchster Preis 7000, niedrigster 9 fl., zahlbar am 1. März 1878 (29. Ziehung). — Stadt Lüttich 25-Franken-Loos vom Jahre 1858, 269 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 30 Fr., zahlbar am 1. Juli 1879 (41. Ziehung). — Oesterreichische 100-Gulden-Loose vom Jahre 1864, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. Juni 1879 (40. Ziehung). — Oesterreichische 250 Gulden-Loose vom Jahre 1839, 16,680 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 500 fl., zahlbar am 1. Juni 1879 (36. Ziehung). — Graf Pappenheim 7-Gulden-Loose vom Jahre 1864, 1700 Stück, höchster Preis 3000, niedrigster 7 fl., zahlbar am 1. Juni 1879 (30. Ziehung). — Braunschweiger 20-Thaler-Loose vom Jahre 1868, 1800 Stück, Prämienziehung am 30. April. — Stadt Lille 100 Franken-Loose à 5 % vom Jahre 1860, 1984 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. April 1879 (38. Ziehung). — Bayerische 100-Thaler-Loose à 4 % vom Jahre 1866, 2350 Stück, Prämienziehung am 1. Mai. — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Loose vom Jahre 1870, 2000 Stück, Prämienziehung am 1. April. — Am 13. Russische 5000-Rubel-Loose à 5 % vom Jahre 1866, 300 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Rubel, zahlbar am 13. Juni 1879 (26. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Loose à 5 % vom Jahre 1866, 2900 Stück jedes Loos à 125 Rubel, zahlbar am 13. Juni 1879 (26. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand, 100-Franken-Loose vom Jahre 1866, 500 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 10 Fr., zahlbar am 15. Juni 1879 (50. Ziehung). — Am 31. Badische 35-Gulden-Loose vom Jahre 1845, 8000 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 59 fl., zahlbar am 1. Oktober 1879 (133. Ziehung).

Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender.

Von

C. E. Freiherrn von Thüngen.

März.

Im stillen Wald
Da drängt und dauft und treibt es bald,
Und dehnt und reckt die Gliedern gar
Und wirft den Schlafrock vom grünen Haar.
Und was's im Walde kreucht und fleucht,
Den Saft durch alle Fasern feucht,
So in der Thierwelt weitem Reich,
Da paart sich Alles gleich zu gleich.

Max Haider.

Nach den letzten stürmischen Tagen des vorigen Monats hat die Natur sich endlich beruhigt. Milde Frühlingslüfte wehen und kosen mit den Baumen, die Sonne steigt voll und klar am Himmel empor und der Kampf jener dem Frühlinge bahnbrechenden Kräfte beginnt in erhöhter Stärke und Mannigfaltigkeit. In der Thierwelt regt sich jetzt neues Leben. Aus fernen Landen kommen die ersten Lerchen zurück und wiegen sich auf den ihnen bekannten Pfählen der heimischen Baume. Aus der Krone der knospenden Linde vor dem traulich gelegenen Forsthause ertönt das Lied des Staars, vom Dachfirste herab hallt das Hausrothschwänzchen schon am frühen Morgen seine melancholische Stimme ertönen, am Wiesenbache geht mit grauen Schatten die Bachstelze einher und auf dem Feld, nebst sich die Lerche in die Lüfte empor, dem Schorfer ihr Loblied singend:

Die Lerch' erwacht auf grüner Au'
Und schwirret nach den Perlenthau
Vom braunlichen Gefieder;
Sie schwebt und flanzet, kaum gesehn,
Und trillert aus besonnten Höhn
Ihr Morgenlied hernieder.

Johann Martin Miller.

Auch für den Waidmann ist der Lenz eine äußerst willkommene Zeit, gibt sie ihm doch gerade inmitten einiger Monate waidmannischer Unthätigkeit wieder die geliebte Flinte in die Hand und ruft ihn hinaus in den würzig duftenden Wald, um auf die heißersehnte Waldschnepfe diesen für jeden Waidmann so interessanten Vogel, welche uns jetzt auf ihrem Rückzuge aus ihrer Winterheimat besucht, um nach kürzerem oder längerem Aufenthalt, je nach den Witterungsverhältnissen, wieder weiter zu ziehen nach den Gegenden, wo sie ihr Brutgeschäft verrichtet, Jagd zu machen. Sowald der Abend winkt, eilt er, die vielerprobte Doppelflinte auf der Schulter und den treuen Hühnerhund an der Seite, hinaus in den Forst auf den Anstand, um, während rings um ihn her die befiederten Sänger des Waldes ihr Abendlied singen, die streichende Schnepfe zu erwarten und, nachdem auch der letzte Ton verhallt und der ganze Wald in tiefster Ruhe liegt, die laut „quarrend“ oder nur leise „puitzend“ Tanzerziehende mit einem wohlgezielten Schusse zu empfangen. Am Tage sucht sie der Waidmann mit dem Vorstehhunde auf; in Gegenden, wo es viele Waldschnepfen gibt, werden auch die einzelnen Waldbistrikte getrieben und die Schützen wie bei anderen Treibjagden angestellt.

Bei günstiger Witterung beginnt gegen Mitte oder Ende des Monats die Balze des Auerhahnes, ebenso des Haselwildes; doch thut der wahre Waidmann besser, die Jagd auf den ersteren auf den kommenden Monat zu verschieben, um den Auerhahnen Zeit zum Treten (Befruchten) der Hennen zu lassen. Haselhühner werden auf den Anstand geschossen. Die Wildenten, namentlich die Stockente, paaren sich, und manche Tauchervögel, wie sie Standvögel sind, gesichtet werden, doch können Zugenten und Zuggänse, welche sich, namentlich erstere, auf großen Gewässern oft schaarenweise sammeln, aus dem Schilfplatze mit dem Kahn noch erlegt werden. In diesem Monat ist die eigentliche Paarzeit der Rebhühner; überzählige Hähne können, jedoch mit Vorsicht, weggeschossen werden. Wilde Tauben werden auf den Ruf und auf den Salzleckstein erlegt. Die Balze der Fasanen beginnt. Die Rammelzeit der Hasen dauert fort, war die Witterung im vergangenen Monat gelinde, so „setzen“ (Junge bringen) die Hasen zum ersten Male. Die Bachen „frischen“. Alles übrige, im Vorangehenden nicht erwähnte nutzbare Wild genießt unbedingter Schonung. Den Hauptgegenstand der Jagd auf nutzbares Wild bildet in diesem Monat überhaupt lediglich die Waldschnepfe, in sumpfigen Gegenden hat der Waidmann Gelegenheit, seltene, auf der Wanderung begriffene Sumpf- und Wasservogel zu erlegen.

Die Vertilgung des Raubwildes wird fortgesetzt, da dasselbe gerade in der Setz- und Brutzeit den meisten Schaden anrichtet. Die Raubvögel werden gefangen, namentlich wird dem Habichtfabricht eifrig nachgestellt. Das Erlegen der Raubvögel, insbesondere der verschiedenen Krähenarten, auf der Krähenhütte mit Beginn des Frühlings wird mit Vortheil betrieben. In diesem Monat kommen an: der Wander-, Baum- und Thurmfalke, die Weihen, der Wespenbussard. Namentlich muß auf die auf den Feldern und im Walde herumstreifenden Hauskatzen und Hunde das Augenmerk gerichtet werden und sind dieselben todt zu essen. Die geringen Hirsche werfen die Geweihe ab, es ist daher das Suchen nach Hirschhauern zu betreiben. Bei strenger Witterung muß die Fütterung des Hoch- und Schwarzwildes fortgesetzt werden. Die Salzlecken werden frisch aufgeschlagen oder neue angelegt.

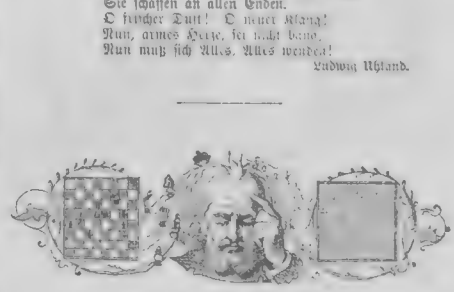
Der Forstmann beendet in nächst die Arbeiten des Winterhiebes in Kahlschlägen, Mittel- und Niederwald. Der Hieb des Kopfholzes wird fortgesetzt. Durchforstungen und Aufräumungen werden vorgenommen, das Stockroden, der Betrieb der Kohlereien beginnt. Die Kulturarbeiten, als Verwundung des Bodens zur Saat, der Pflanzen, Bewahrung der Schonungen durch Graben und Zäune, werden eifrig betrieben. Die Samendarren müssen so weit möglich noch in diesem Monat beendigt werden. Das Pflanzen der Laubhölzer beginnt, namentlich Ausheben und Einschlagen derselben. Setzstangen und Stecklinge von Weiden und Pappeln werden geschnitten und in die Erde gebracht. Buchen-, Eichen-, Hainbuchen- und Lerchensamen wird gesäet, gegen Ende des Monats werden die Erbsen gesteckt, die Laubholzpflanzen werden beschnitten. Das Ausroden des Holzes aus Samen-, Aschbreite-, Mittel- und Niederwaldschlägen wird fortgesetzt, Anfuhr zu den Ablagen, um die Floßereien und Rollstellen möglichst fertig zu machen; der Verkauf der Gehölze zur Selbstgewinnung durch die Käufer ist zu bewirken, der Pflanzenverkauf aus den Forstgärten fortzusetzen. Nach Abgang des Eises beginnt die Floßerei, desgleichen der Kohlereibetrieb, sobald der Boden gehörig erwärmt ist. Bei Abgang des Schnees ist für Offenhaltung der Gräben und Ableitung des Wassers von den Wegen zu sorgen, in Flußthälern sind die nöthigen Vorkehrungen gegen Eisbeschädigungen durch Eisgang zu treffen. Die die Bäume befestigenden Mauern des Kiefernstammes werden gesammelt, Theerringe schleunigst angelegt, vertrocknende aufgefrischt. Die Pflanzen des Sommers, der Gute, die Grenz- der Wattenreihen werden wie im vorigen Monat gesammelt. Die Fangzeit der Kiefernraupe beginnt. Dem Fichtenrindenwickler befallene Pflanzen können ausgeschnitten oder die Larven zerdrückt werden. Bei Beginn der Flugzeit des Borkenkäfers sind in Fichtenrevieren Fangbäume zu fällen. Die Rodung selbst in vorjährigen Stöcke, in welchen die Brut vom großen Rüsselkäfer noch ist möglichst vollständig zu bewirken.

Den Landwirth beschäftigt in diesem Monat das Dreschen, Mistfahren, Düngen der Wiesen und Kleefelder, die Ableitung von sichendem Wasser. Die Wiesen werden bewässert, die Maulwurfshaufen auseinandergebreitet. Das Unterpflügen des Mistes zu Kartoffeln, Hülsen- und anderen Sommerfrüchten findet statt, sobald der Frost aus der Erde ist. Das Pflügen der Felder, die zu Gerste, Lein, Sommerraps, Rüben, Hanf, Tabak bestimmt sind, beginnt. Die im Herbste gepflügten Felder werden übergeeggt. Erbsen, Linsen, Bohnen, Wicken, Mohn und Klee wird gesäet. Der Uebergang vom Stallfutter zur Weide ist gehörig vorzubereiten, daher gibt man dem Rindvieh Grünes zum Futter. Die Schafe werden bei gutem Wetter ausgetrieben. Beim Federvieh achtet man besonders darauf, daß die Eier nicht verschleppt werden; man nimmt jetzt noch gern die Eier weg. Bei warmer Witterung fangen schon manche Hennen zu glucken an, namentlich wollen die Truthühner gern zeitig brüten, was man aber nicht zulassen darf, da die jungen Truthühner wegen der Kälte der Jahreszeit selten durchkommen.

Der März naht seinem Ende. Die Luft wird immer milder und überall sieht man das Frühlingsleben der Pflanzenwelt. Zart im Verborgenen, im Grase an einem lauschigen Plätzchen blüht das Veilchen. Die Sonnenstrahlen werden immer kräftiger. Ein warmer Regen ist gefolgt und hat die letzten Trümmer der grausigen Winterherrschaft gründlich hinweggeräumt. Die ganze Natur jauchzt laut auf und alle lebendigen Wesen athmen hoch auf und schlürfen mit unendlichem Behagen die warme und reine Luft.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und wehen Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft! O neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang,
Nun muß sich Alles, Alles wenden!

Ludwig Uhland.



Schach.

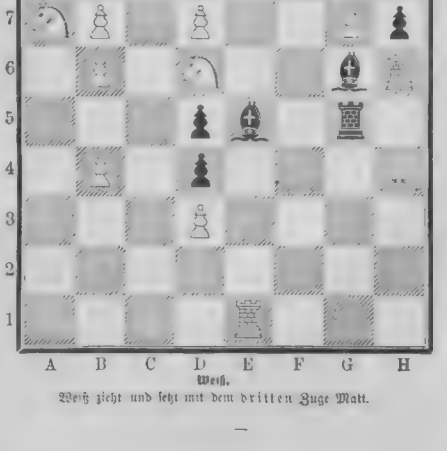
(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Die folgende Aufgabe verdient wegen ihrer originellen Lösung die Aufmerksamkeit aller Schachfreunde.

Aufgabe Nro. 21.

Aus dem Pariser Problemturnier. Motto „A thought“.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 17:

Weiß.	Schwarz.
1) S. A 5 — C 6	1) S. H 6 — F 5.
2) D. F 3 — E 2	2) K. D 5 u. E 4 oder C 5 — C 4.
3) S. E 8 — F 6 oder T. L 4 — E 5 setzt Matt.	

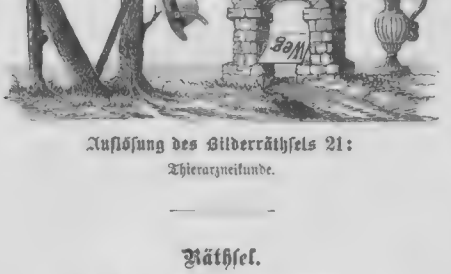
Schachbriefwechsel.

Hrn. F. K. in Wien. Nro. 14 und 16 R. Die Aufgabe ein wenig zu leicht. Ferneres willkommen.

Hrn. Hauptmann F. in Kunnersdorf. Nro. 13, 14 und 15 R. Sie bemerken sehr richtig, daß der erste Zug in Nro. 11 recht wohl die Entscheidung einer ganzen Partie sein könnte.

Hrn. Bar. v. B. in Aschaffenburg. Nro 16 R. Freundlichen Gruß — Hrn F. S. in Berl. Nro. 11 und 15 R. — Hrn W. S. in Danzig. Beide Lösungen falsch, wie Sie bei genauer Prüfung finden werden. — H. P. in Holzminden. Nro. 15 R. — S. in Guttentag. Nro. 16 R. — W. v. G. in Schluchtern. Nro. 13 R. — H. F. in Berlin. In Nro. 13 würde auf 1) S. H 6 — G 4 †, z. B. K. E 5 — F 4 und in Nro. 13 auf 1) S. D 8 — C 6 † K. E 5 - E 6, 2) S. D 6 — D 4 † K. E 6 - D 7 folgen. — R. K. in Ersenath. In Nro 15 wird 1. S. F 8 — H 7 durch 2. D 8 — C 6 widerlegt. Besten Gruß den Schachfreunden. — M. K. in Bobrnikl (Rußland). In Nro 11 scheitert Ihre Lösung nach 2 B 7 — B 8 D † an S. E 8 — C 7. — Mad. Aida J. a Bruxelle. La solution de Nro. 15 par 1) F. F 8 — H 7 n'est pas juste a cause de C. D 8 — C 6. Vous voyez que c'est „l'homme qui rit". — Hrn. E. S. in Wickershausen. In Nro 13 würde auf 1) S. E 4 nimmt C 5, D 5 nimmt C 4 geschehen. — v. St. in Bruchsal. Nro. 14, 15 und 16 R. — M. K. in Pfungstadt und S. in Cottbus. Nro. 15 R. — Hrn. W. K. in Eickendorf. In Nro 13 geschieht auf 1 S. F 1 — F 6, D 5 nimmt C 4. Und dann ist ein Matt im dritten Zuge nicht möglich. — K. in Friedland. Ihre Lösung von Nro. 15 widerlegt z. B. L. H 3 - G 2. Setzen Sie Ihre Kombinationen nur fort. Aller Anfang ist schwer. — P. J. P. in Frankfurt a. M. Sie übersehen, daß in Ihrer Lösung von Nro. 15 Schwarz 2) S. D 8 — E 6 ; spielen kann. In Ihrer Lösung von Nro 16 ist der erste Zug richtig. Sie fuhren jedoch die Hauptvertheidigungen nicht an. — A. M. in Steinau. Ihre Lösungen von Nro. 1, 2 und 3 werden Sie bei Durchsicht unseres Briefwechsels sogleich widerlegt finden. — Adolf Moos in Elsaß. Ihre freundlichen Zuschriften pünktlich erhalten. Bei Angabe Ihrer Adresse erfolgt brieflich Antwort. — F. H. in Mülheim. Nro. 11 R. — J. in Düsseldorf. Die Aufgabe ist leicht, lakonisch auch in doppeltem Anzuge. — F. H. in Büdingen. In Nro. 12 folgt auf 1) S. H 6 — F 7 † K. E 5 — F 4 und dann ist kein Matt vorhanden. Auch Nro. 13 nicht richtig. — Hrn. - ff in Düsseldorf und v. W. in Schrigtswalde. Nro 15 und 16 R. — A. in Catania. Nro. 14 R. — A. v. T. in Prosna. Nro. 16 R.

Bilderräthsel 22.



Auflösung des Bilderräthsels 21:

Thierarzneikunde.

Räthsel.

Du darfst mir es glauben, du selber du hast
Mich häufig zu Hilfe genommen,
Doch kürzlich lad' ich mich selber zu Gast
Und bin dann oft wenig willkommen.

Am letzten du beugest dich meiner Gewalt —
Denn wagest den Kampf du verwegen,
Ich taste, besiegt in der einen Gestalt,
Verwandelt dir wieder entgegen!

Ich leid're, ich quäle! — das ist meine Lust!
Vielleicht lockst du dennoch mich segnen;
Und flehst du mich heute, ach! glaub' mir, du mußt
Schon morgen mir wieder begegnen.

Du miedest mich gerne, ich weiß es, doch ach!
Du selbst mußt mich willenlos suchen,
Dich treibt es und drängt mein en Spuren es nach,
Und mochtest du mich auch verfluchen!

Noch ehe die Welt aus dem Nebel erstand,
Da war ich schon lange vorhanden,
Und kaum schuf die Menschheit des Schöpfers Hand,
Da schlug ich sie auch schon in Banden.

Und wenn mich dein Scharfsinn schnelle erkennt
In diesem gereimten Gewande,
Dann macht man dir zwar ein Kompliment,
Doch mir gereicht es zur Schande.

Auflösung des Quadalräthsels in Nro. 21:

Nacht	Geist
Licht	Reich

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 7:

Nur das thut mir so bitterweh',
Daß Niemand mir von ihm erzählt,
Ob ich ihn je nur wiedersieh'
Und ob er glücklich hab' gewählt.

Ich möcht' nur einmal noch ihn sehn,
Und sein er auch an mir vorbei,
Lehnt' ungesehn am Fenster stehn,
Nur schauen, ob er glücklich sei!

„Amaranth" von Oskar v. Redwitz.

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben Nro. 22 der

Deutschen Roman-Bibliothek

zu „Ueber Land und Meer".

Siebenter Jahrgang.

Erscheinend in wöchentlichen Nummern von ca. 4 Bogen — Preis **2 Mark** pro Quartal — und in vierzehntägigen Heften von ca. 8 Bogen — Preis **35 Pfennig** pro Heft.

Die bis jetzt erschienenen Nummern enthalten:

Die Heirath des Herrn v. Waldenberg. Roman von **Hans Hopfen.**

Sühne und Segen. Sozialer Roman von **Gregor Samarow.**

Holzwegtraum. Ein Sommernachts-Gedicht von **Wilhelm Jensen.**

Die Seelen der Hallas. Roman von **E. von Dincklage.**

Der Amuletmann. Roman von **Mariam Tenger.**

Murillo. Ein Lied vom Guadalquivir von **Ernst Eckstein.**

Außerdem ein reiches **Feuilleton:** Aus der neuen deutschen Lyrik. — Internationale Lesefrüchte. — Mosaik.

In der nächsten Nummer beginnt:

Die Herrin von Ibichstein.

Roman

von

Fr. Henkel.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek" kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dieß am besten bei derjenigen **Buchhandlung** oder **Postanstalt**, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten nachgeliefert.

Stuttgart. Die Verlagshandlung: **Eduard Hallberger.**

Briefmappe.

Hrn. B. in Batavia. Der jährl. Abonnementspreis von „Ueber Land und Meer" mit „Romanbibliothek" stellt sich für dort bei direkter Kreuzbandsendung incl. Porto auf 41 ℳ.

Frau Juchl. „Schwind's Märchen von den sieben Raben" (6 Blätter in Guvelopp), das 5 M. als Prämiengabe zu „Ueber Land und Meer" zu haben war, will Ihnen die Verlagshandlung auf besonderen Wunsch gerne noch für den Ausnahmspreis von 7 ℳ. 50 ₰ liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

F. C. in Rev. wünscht zu wissen, von wem die Worte: „Leicht zu lenken ist der Chor, leicht zu lenken wer verständig" u. s. w.?

Abonn. Paul. Das Volkslied: „O steh' ich auf der Haide" werden Sie in Erk's Volksliedersammlung finden.

Abonn. in H. (Schweiz). Sammetdecken für Bücher liefert das Zuchthaus Striegau in Schlesien, in Schafleder: Weber in Pirna (Sachsen), in Chagrinleder: Gluten in Leipzig.

Gabelsberger. Wir glauben nicht, daß man das in unserem Blatte suchen würde, danken aber für Ihr Interesse. Wegen Sch. wollen wir es uns noch überlegen, da dafür gar keine Erfahrung maßgebend ist.

Hrn. A. G. in Traut. Rosenkranz, Psychologie; Michelet, Die Frau; Feuchtersleben, Diätetik der Seele.

Wissensdurstiger Jüngling. G. Robiles ist längst in Afrika.

Hrn. Prof. Dr. A. in Bonn. Wir danken Ihnen für Ihre Mittheilung bezüglich des Namens Oskar, womit wir die Angabe in Nro. 15 berichtigen: O. enthält wie Oswald, Osmund vorn das angelsächsische os (Gott, göttlicher Held), hinten wie Edgar, Rüdiger das Wort gar, ger (Wurfspieß). Dem sächs. os entspricht das althochdeutsche ans, d. h. Oskar gleich Ansgar.

Mehrere Abonn. Wir haben uns an einige Autoritäten gewandt. Richtig.

Hrn. B. in G. Die Maschinenagentur von Wirth & Comp. in Frankfurt a. M. theilt Ihnen Adressen mit.

Hr. Ed. Wir verweisen Sie auf unsere jüngst erlassene Ankündigung, wornach der **zweite** Jahrgang der **„Deutschen Romanbibliothek"**, solange der kleine Vorrath noch ausreicht, von unseren Abonnenten zu sehr ermäßigtem Preis bezogen werden kann, und zwar komplet in zwei Bänden broschirt für nur 3 ℳ., fein gebunden in zwei Bänden für 7 ℳ. Wenn Sie sofort bestellen, kann Ihnen dieser Jahrgang noch zu diesem Ausnahmspreis geliefert werden.

Hrn. A. D. in Würzb. Ganz nett, aber man sagt Pfoten, und kann es daher nicht lösen.

Hrn K. S. in Memm. Das erfahren Sie in Bayern leicht.

Zwei treue Verehrerinnen von Ueb. L. u. M. in Ems. Der Dichter wird sich sehr geschmeichelt fühlen. Wir danken für die Anerkennung.

Hrn. Cant. Eug. S. Besten Dank. Dem Betr. gesandt.

Hrn. A. G. in Rh. Hrn. Max F. in Braunsch. Hrn. Emil B. in Köln. Ungeeignet.

Hrn. Finanzb. K. in Sz. Wer der Verfasser des Gedichts: „Seit er von mir gegangen, wie still die Welt umher", haben wir noch nicht erfahren können.

Hrn. G. L. in Marb. Sie werden das am besten von einer der Münchener Kunsthandlungen, z. B. Fleischmann, erfahren können.

Frl. Ida K. in Frankf. Ibsen hat kein Drama dieses Namens geschrieben.

Hrn. Kantor W. in A. Sie werden am besten zum Ziele kommen, wenn Sie Ihre Sammlung in der Zeitschrift „Isis" (Berlin) anzeigen.

H. in Mainz. Die Dichterhalle, herausgegeben von Eckstein. Leipzig, Hartung.

Eine aus der Froschperspektive. Da ist guter Rath theuer. Wenn Sie den Inhalt Ihres Briefes als Annonce in gelesenem Blatte geben könnten, müßte sich doch ein Herz für Sie finden, trotz schlechten Gehörs. Uns stehen eben keine anderen Wege für Sie offen.

Hrn. G. Schneider in Breslau. Störung von Eckstein steht Bd. 39, Nro. 1.

Galanthomme. Nein, das ist nicht absolut nöthig, nur muß das Uebertrieben elegant und ebenso salonfähig sein.

Hrn. P. Sch. in St. Allerdings ergänzen sie sich aus solchen.

Hrn. J. P. in W. Ohne eigene Prüfung können wir nichts empfehlen.

Frl. H. S. in Berlin. Das Rathsel muß die Worte richtig schreiben, nicht Fe statt Fee. Mein statt Main.

Eine Deutsche in Gj. Die Toussaint-Langenscheidt'sche ist sehr beliebt.

Hrn. K. K. in A. Wir haben so großen Vorrath, daß wir an Neues nicht denken dürfen.

Frau Louise M. in P. Prof. Fechner lebt noch und sein Buch über das Leben nach dem Tode ist in Leipzig 1863 erschienen. Jede Buchhandlung muß es Ihnen verschaffen können.

Hrn. O. L. in St. Reclam, Der Leib des Menschen, Stuttgart, Thienemann, dürfte Ihren Wünschen vollständig dienen.

Junge Leserin des Horaz. Madvig, lat. Grammatik. Braunschweig, Vieweg.

A. X. J. Hannover. Die meisten Haarfärbemittel enthalten giftige Substanzen; ob das von Ihnen genannte zu derselben Kategorie gehört, könnte nur durch genaue chemische Untersuchung ermittelt werden.

Aquarellmalerin. Man hat Sie ganz mit Unrecht ausgelacht: solche Lippen sind nicht ohne Reiz bei einem jungen hübschen Mädchen, wenn sie auch auf Weichlichkeit und nicht gerade auf große Geistesthätigkeit deuten.

Fr. Thekla H. in Cr. In der Roman-Bibliothek beginnt demnächst ein Roman der Verfasserin.

Hrn. G. U. in Prag. Prof. Dr Klenke in Hannover, Himmerstraße.

Hrr. Aug. Hub. in Ob. Wir können Ihnen das Buch mit bestem Gewissen empfehlen: es ist von der erfahrensten Krankenpflegerin.

Hrn. A. V. in B. Hrn. G. B. in Berl. Leider nicht verwendbar.

Hrn. J. M. R. in Grz. Das richtet sich nach dem Werth des Manuskripts und kann nicht zum Vorhinein angegeben werden.

Abonn. 1000. Wenden Sie sich lieber an einen Arzt, es ist ja seine Pflicht, Ihr Vertrauen zu respektiren.

Mignon. Sie wünschen nachträglich noch in den Besitz des zu einem früheren Jahrgange unseres Journals gehörigen Prämientitels: „Der deutsche Kaiser und seine Heerführer", nach dem Gemälde von F. Kaiser, in Photographiedruck von J. Albert in München, zu gelangen. Die Expedition von „Ueber Land und Meer" ist bereit, es Ihnen zum Prämienpreis von 2 ℳ. 50 ₰ und 50 ₰ für Porto direkt per Post franko zu übersenden.

K. in Rheine i. W. Auf Ihre Anfrage kann Ihnen nur brieflich nähere Auskunft gegeben werden. Wir bitten daher um Ihre Adresse.

Livonia M. H. Nicht ganz korrekt. Das Eine wurde uns auch die Bescheidenheit zu bringen verbieten.

Hrn. Julius P. in Wien. Die Bezeichnungen sind zu allgemein und vielumfassend für's Erathen.

Hrn. M. P. in Budap. Sie meinen Vogelimportgeschäfte. Diese finden Sie in den Annoncen der Zeitschrift: „Die gefiederte Welt", Berlin, zahlreich vertreten.

Hrn. O. S. in Berlin. Hauff's Märchen. Stuttgart, Hallberger. Perrault's Marchen mit Dore's Illustrationen. Stuttgart, Hallberger.

Lotosblume in B. Wir werden Ihrem Wunsche so viel möglich nachkommen.

Nora in Wien. Wir bitten über Ihr Manuskript zu verfügen.

Hrn. A. M. in Schilt. Die Adresse ist der Titel des Vereins.

Ein Sekundaner. Von früheren Jahrgängen von „Ueber Land und Meer" bis 1872 inkl. sind nur die beiden Jahrgänge 1865 und 1868 noch vorräthig und kann einzeln zum ermäßigten Preise von 4 ℳ., letzterer für 12 ℳ., je broschirt, nach bezogen werden.

Hrn. M. D. M. in Belg. In Bernd, Literatur der Wappenwissenschaft, finden Sie diese Literatur aufgezählt.

Hrn. L. A. M. in B. Wenden Sie sich an die Redaktion des „Briefmarkensammlers" in Berlin.

Hrn. Burgerm. G. in P. Es war damals nicht von Thurmuhren, sondern von Hausglocken die Rede.

Stiefmütterchen in L. Verletzungen des Trommelfells mit Durchbohrung desselben kann man dadurch erkennen, daß man mit geschlossenem Mund und zugehaltener Nase vom Munde her Luft durch die Ohren zu pressen sucht, hört man alsdann im Ohr ein neues Geräusch, wie von einer Kindertrompete herrührend, so ist eine Durchbohrung des Trommelfells anzunehmen. Wir rathen Ihnen, sich für diesen Fall an einen geschickten Ohrenarzt zu wenden.

Fr. Josefine L. in L. An das Patentbureau von Brandt & v. Nawrocki in Berlin.

Hrn. O. v. A. in Hamb. Wir danken für die Adresse, von der wir häufig Gebrauch zu machen Gelegenheit haben werden.

Hrn. M. L. in Münch. Pension Wohlgelegen in der Königsstraße.

Hrn. Lieut. G. in Gl. Wir danken für Ihre Mittheilung.

Hrn. Dr. Eisenbart in Mühlh. in B. Wir haben großen Vorrath dieser Genre. E. hat großen Anklang gefunden. Anderes überlegt.

Hrn. Bürgerm. O. H. in M. Bechstein hat den Gedanken nur neu gestaltet.

Hrn. Dr. St. in C. Das Bürgermeisteramt in Gotha wird gewiß gerne Auskunft geben. Wir werden es bedenken.

Frl. E. R. in Rott. Wir hatten die Ruine früher mal gebracht, aber Ihre weiteren Wünsche sollen später berücksichtigt werden.

Ein ganz alter Abonnent. Wir haben nicht hinzugesetzt „sagt Goethe": sonst wäre Brauch gestanden. Der von Ihnen Genannte hat aber stets uns um Rath gefragt, wir nie ihn.

Hrn. C. M. in Passau. Der vollständige Schreibmaterialist. Weimar, Voigt. 1 M.

Hrn. K. L. in Carls. Wir danken für Mittheilung und Abdruck grosherzogl. hessischer Münzen.

Ein Göttinger in New-York. Von älteren Prämiengaben passen im Format zu „Die ereilten Flüchtlinge" und sind noch zum Preise von 1 ℳ. pro Stud zu beziehen: „Die Kautenlegerin" von E. Becker, „Die Wahrsagerin" von E. Becker, „Der Abschied" von A. Tidemand, „Der Gang zur Kirmes" von K. Boeker. Letzteres ist eigentlich Pendant zu „Ereilte Flüchtlinge". Die Porto-Spesen belaufen sich auf 3 ℳ. 50 ₰.

An die betreffenden Abonnenten von Ebers' Aegypten in Kassel. Die Theilnahme, welche die Herren „Kasseler Abonnenten" unserem „Aegypten" widmen, erfreut uns sehr; aber wir müssen sie zu bedenken bitten, daß dieß Werk für gar verschiedene Augen und Geister bestimmt ist, daß ein Abonnent mehr von dem alten, ein anderer mehr von dem neueren Aegypten zu sehen wünscht und daß die gesammte arabische Kultur, wie sie am Nil erblühte, den Lesern in den Kairo gewidmeten Kapiteln vorgeführt wird. Der Verfasser glaubt seinen Stoff harmonisch geordnet zu haben, denn er hat dem alten Aegypten genau den gleichen Platz bewilligt wie dem neueren. Im ersten Bande wurden schon das alte Alexandria, Gosen mit Tanis, Memphis, die Zeit der Pyramidenbauer behandelt, und unsere geehrten Abonnenten in Kassel werden sehen, daß weder Abydos, noch Theben, noch Edfu oder Philae im zweiten Theile, den eine Karte von Oberägypten begleiten soll, zu kurz kommen werden.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Im Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig** ist erschienen und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Stolz und Liebe.

Nach dem Roman „Juliet" von Mrs. Lovett-Cameron

mit Autorrecht für Deutschland

bearbeitet von

E. M. Vacano.

2 Bände. Preis broschirt ℳ 6. —; fein gebunden ℳ 7. —

Mrs. Cameron ist die Corinna unter den Romancieren Englands. Ihre Gemälde haben ihren unvergleichlich wahren und schönen Hauptton nicht wie bei den gewöhnlichen Sensationsromanen im Was, sondern im Wie der Handlung. Dabei ist sie aber von einer Eigenart der sympathischen Darstellungsweise, daß die volle Feinheit ihres Styles und die ganze Kraft ihrer reichen Farbenmalereien nie von einem Uebersetzer, sondern nur von einem Kollegen, einem Schriftsteller vollkommen gewürdigt und dem deutschen Publikum in ihrer keystallhellen Prägnanz wiedergegeben werden können. Die Verlagshandlung hat es daher zuwege gebracht, den Deutschen in der Nachdichtung eines gleichgestimmten deutschen Romanciers die englische Dichterin nicht nur vorzustellen, sondern auch gleichsam an den heimatlichen Herd zu versetzen.

Über Land und Meer.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag

Inhalts-Uebersicht.

Text: An der Grenze. Erzählung von Moritz von Reichenbach, Fortsetzung. — Graf v. Taaffe, k. k. Minister des Innern. — Brandschatzung eines Klosters. Vor dem Pfarrhaus. Gemälde von C. Becker. — Donaubulgarien von F. Kanitz. — Ein Blick auf die Hühnerzucht, von Bruno Durgen. — Notizblätter. — Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt: Im Sturm (bei Cap Matapan), von Adolf Friedrich Graf v. Schack. — Um ein Herz, Novelle von C. Falk, Fortsetzung. — Aus den Berliner Künstlerwerkstätten und Kunstausstellungen von L. Pietsch. — Von Haydn bis Liszt, Skizzen aus der neueren Musikgeschichte von Ludwig Nohl. 3. Epoche Beethoven (1800—1820). — Politische Prophezeiungen, von Benno Reden. II. — Streitfragen und Historien, Feuilletons von Karl Emil Franzos. IV. Schwurgerichte im Osten, Schluß. — Schach. — Bilderrathsel 23. — Auflösung des Bilderrathsels 22. — Charade. — Auflösung des Rathsels in Nro. 22. — Briefmappe.

Illustrationen: Graf Eduard Taaffe, k. k. österreichischer Minister des Innern. — Brandschatzung eines Klosters nach einem Gemälde von G. Gaupp. — Randverzierung zu: „Dichterstimmen aus der Gegenwart", gesammelt von Friedrich Bodenstedt. — Vor dem Pfarrhaus nach einem Gemälde von C. Becker. — Festungsstadt Schumla, aus Kanitz, „Donau-Bulgarien und der Balkan". — Neue Hühnerrassen, aus „Baldamus, Illustrirte Federviehzucht". — Militärische Räthsel, sechs humoristische Bilder von H. Thiel.

An der Grenze.

Erzählung

von

Moritz von Reichenbach.

(Fortsetzung.)

V.

Marsatta bekommt einen sonderbaren Besuch.

In einiger Entfernung vom Schloßhofe lag ein einzelnes Haus mit rothem Ziegeldach und steinernen Mauern, von einem Bretterzaun umgeben, hinter welchem einige verkrüppelte Obstbäume standen. Die eine Hälfte dieses Hauses wurde von einer Arbeiterfamilie bewohnt, welche, da das Haus zur Herrschaft gehörte, ihren Miethzins abarbeiten mußte. Auf der anderen, größeren Hälfte machten sich weiße Gardinen an den Fenstern bemerkbar, was hier eine Seltenheit war, und auf dem inneren Fensterbrett stand eine Petroleumlampe zwischen zwei großen grünen Meerzwiebeln, rechts und links von bunt bemalten Heiligenfiguren eingefaßt — eine Schaustellung von Reichthümern, welche den Neid der Arbeiterfamilie erweckte. Die Fenster mit den Gardinen gehörten zur Wohnung, zum sogenannten „Auszug" der alten Marsatta, welcher ihr testamentarisch nebst einigen Naturaleinkünften und dem erwähnten Legat sichergestellt worden war.

Es war ein trüber, nebeliger Morgen, welcher nach der Patrouillennacht des Lieutenants Lichtenfeld heraufdämmerte, und der schwarze Rauch der verschiedenen Hüttenwerke kroch langsam über den Boden hin, als sei er zu träge, in die Luft hinaufzusteigen. Es herrschte noch jenes frostige, ungewisse Zwielicht, das man weder Nacht noch Tag nennen kann, und die Haselnußsträucher, welche zwischen dem wüsten Steingeröll hinter dem Hause standen, schienen förmlich vor Kälte und Unbehagen zusammenzuschauern. Dasselbe that ein Mann, welcher jetzt unter den Sträuchern den alten Steinbruch emporklomm, sich dann vorsichtig auf den Armen in die Höhe richtete, den Kopf nach rechts und links lauschend und spähend wandte, und als er fand, daß er unbeobachtet sei, sich, wie es schien, mühsam aufrichtete und bis an den Lattenzaun schleppte. Dort blickte er noch einmal aufmerksam um sich, und als er sich vergewissert hatte, daß auch hier Alles menschenleer sei, schlüpfte er durch eine Lücke des Zaunes, wobei er den einen Fuß sichtbar nachschleppte, und klopfte dann an die Läden des einzigen Fensters, welches das Haus auf dieser Seite hatte. Als darauf noch Alles still blieb, preßte er seinen Mund an das Fenster und stieß einen leisen Schrei aus, ähnlich dem eines Käuzchens. Dann horchte er, es schien sich drinnen im Hause etwas zu regen. Er stützte sich an die Mauer und blickte mit finsterem Ausdruck vor sich nieder. Sein dunkles Haar hing etwas wirr in das edelgeschnittene, von Luft und Sonne gebräunte Gesicht herab, seine Gestalt war groß und hager, aber breitschulterig, Hände und Füße von aristokratischer Kleinheit, der Anzug ein Gemisch von Eleganz und Zerlumptheit. Das ist das Bild des Mannes, der vor dem Fenster Marsatta's stand und wartete. Jetzt hörte er deutlich das Geräusch schlurfender

Graf Eduard Taaffe, k. k. österreichischer Minister des Innern. Originalzeichnung. (S. 443.)

Schritte im Hause. Gleich darauf wurde der Laden leise und vorsichtig geöffnet.

Eine Minute später war der Fremde von seinem Platz verschwunden, das Fenster hatte sich geschlossen. Drinnen in der Stube aber stand die alte Marsatta, ein braunes Wolltuch um Schultern und Arme geschlagen, das graue Haar wirr um das runzelige Gesicht hängend und mit ihren rothen, zwinkernden Augen den Fremden erschrocken anblickend, der sich sogleich auf einen Schemel gesetzt und den einen Fuß heraufgezogen hatte.

„Sankt Hedwig und Sankt Anna, Sie sind's wirklich, junger Herr," murmelte sie, „und ich dachte, jetzt wäre für eine Zeitlang Alles gut —"

„Und Du wärst mich vorläufig los," unterbrach er sie ungeduldig, „statt dessen mußt Du mich jetzt schnell mit Deiner Salbe verbinden; weiß der Teufel, was mir mit dem Fuß da passirt ist!"

Marsatta bekreuzte sich.

„Nicht fluchen, junger Herr, nicht fluchen, ich will gleich die Salbe holen, aber wenn ich nur wüßte —"

„Ja, wenn ich nur wüßte, was diese verd— Soldaten mir gerade heut in den Weg führen mußte. Alles ging so schön, sag' ich Dir, meine Kerls waren flink bei der Hand; das Vieh — kapitales Vieh, um das sich schon ein Umweg verlohnte — war glücklich durch den Fluß, meine Wachen waren aufgestellt, aber — hat mich nun einer von den Hunden verrathen oder hat sonst irgend ein Teufel sein Spiel dabei gehabt — kurz, auf einmal hatten wir die Soldaten auf dem Halse. O, es ist zum Tollwerden! Wenn das glückte, da war ich ein gemachter Mann und brauchte mich nicht mehr mit all' diesem Lumpengesindel herumzuärgern. Dann hätt'st auch Du es gut gehabt, Marsatta, und ich hätte Dir Alles vergolten, was Du an mir thust!"

Die Alte, leicht gerührt, wie diese Halbpolen es alle sind, schluchzte laut auf.

„Sankt Hedwig und Sankt Anna," jammerte sie, „so ein guter junger Herr und muß so viel Unglück haben! Ja, ja, die Gottlosen leben in Herrlichkeit und Freuden, und die —"

„Sei still, Alte, Du sollst nicht auf die Reichen schmähen, denn sie gehört auch dazu und sie ist gut!"

„Gut?" keifte die Alte, „gut? Du lieber Himmel, stolz ist sie und hochmüthig wie nur Eine —"

„Sprich leiser, daß uns Deine Hausgenossen nicht hören; aber warum sagst Du, daß sie stolz und hochmüthig ist?"

„Ist sie jemals zur alten Marsatta gekommen? Geht sie mir nicht aus dem Wege, als wäre ich ein giftiges Thier?"

„Du weißt, sie darf nicht, er, dieser Werkhart, erlaubt es nicht."

„Fragt sie sonst darnach, was er erlaubt? Würde er es etwa erlauben, daß sie bei Nacht und Nebel —"

„Schweig, Marsatta, Du weißt, von diesen Dingen darfst Du nicht reden, die verstehst Du nicht."

„Die versteh' ich nicht? So, und laß ich nicht selbst den jungen Herrn dort herein und thu' für ihn, was so ein armes altes Weib halt thun kann?"

Er reichte ihr seine harte, aber schöne und schmale Hand.

„Ich weiß, Du meinst es auch gut mit mir," sagte er, „aber siehst Du, wie es zwischen mir und ihr steht, das ist doch etwas Anderes. Ich bin Dir dankbar, gewiß, und wenn ich einmal reich werde, und ich fühle, daß ich das noch einmal werden muß, dann will ich Dir's beweisen, denn siehst Du, Du bist jetzt eigentlich doch meine einzige Freundin!"

Marsatta wischte sich wieder ein paar Thränen aus den Augen, aber bei den letzten Worten blinzelte sie ihn zweifelnd an.

„Und sie?" frug sie.

„Sie? O, das ist etwas Anderes. Sie ist das Schönste und Beste, was die Welt hat, sie ist meine Heilige, mein Ideal!"

Seine Augen glänzten, seine blassen Züge rötheten sich. Plötzlich hielt er inne, als besinne er sich, zu wem er spreche.

„Ich meine, Du solltest nicht schlecht von ihr denken, Marsatta," sagte er leiser.

Marsatta zuckte die Achseln.

„Sie sind viel zu gut," sagte sie. „Würde ein Anderer es sich gefallen lassen, sie bloß so wie ein Dieb zu besuchen? Warum macht sie nicht ein Ende? Entweder — oder."

„Was sollte sie denn thun? O, wenn ich nur erst reich wäre, dann brauchte sie mich nicht mehr zu verleugnen, meine arme, schöne, geliebte Kamilla! Aber hat wohl je ein Mensch so viel Unglück gehabt, wie ich, Marsatta?"

„Sie hätten doch lieber über das große Wasser gehen sollen, damals, als das Fräulein heirathete," meinte Marsatta, „die Leute sollen ja schnell reich werden können in dem Amerika da."

„Aber der Kauf hier war ja so vortheilhaft! Ich kaufte ja den Grubenantheil für einen wahren Spottpreis und die Kohlen lagen ja fast zu Tage. Ich sage Dir, Marsatta, ein Lager, so dick, daß es unerschöpflich schien. Und da kommt mir das Ding in's Brennen und brennt und brennt nun beinah' ein Jahr lang und ich bin ein ruinirter Mann."

„Ja, ja, das war erschrecklich. Und wie wir Alle dachten, der junge Herr ist schon weit drüben bei den schwarzen Menschen! Und da waren Sie auf einmal wieder hier und gar nicht fortgewesen."

„Und seitdem ist mir immer Alles verunglückt, was ich nur anfing, und ich hätte mich längst schon nach Amerika hinübergebettelt, wenn sie mich nicht hielte. — Aber was denkst Du zu dem Fuß?" frug er plötzlich, seinen trüben Gedankengang unterbrechend.

Marsatta hatte inzwischen ihren Verband gemacht.

„Das ist nicht schlimm," sagte sie, „kann aber schlimm werden, wenn Sie nicht still sitzen. Sie müssen hier in der Kammer bleiben, da sieht und hört Keiner was von Ihnen, und in ein paar Tagen kann es geheilt sein. Wie haben Sie sich's aber geholt?"

„Ja, ich weiß nicht — ich fiel auf dem schlüpfrigen Boden am Flusse, als sie uns verfolgten, und dieser Fall war vielleicht gut, denn der junge Lieutenant, der jetzt hier im Schloß ist, war mir hart auf den Fersen, lief aber dann in der Dunkelheit, als ich so plötzlich zwischen dem Weidengestrüpp verschwand, an mir vorüber. Hol' mich der Teufel, wenn der Kerl nicht auf mich schießen wollte. Er hatte einen Revolver in der Hand und schrie wie besessen: ‚Steh' oder ich schieße!'"

Marsatta bekreuzte sich wieder. Der Andere aber fuhr fort:

„Als sie dann abgezogen waren und mein schönes Vieh, was ich drüben Alles baar bezahlt hatte, mit sich fortgetrieben hatten, da stand ich auf und fühlte gleich den Schmerz im Fuße. Nun, und dann kam ich hieher, was heut freilich langsamer ging als gewöhnlich, Du weißt's ja. Hast Du nicht etwas Warmes zu trinken, Marsatta? Mich friert!"

„Ich werde gleich Kaffee machen, hab' selber noch nicht gefrühstückt. Es ist ja auch noch so zeitig."

Und hüstelnd und schlurfend ging sie ab und zu, um ihre Frühstücksvorbereitungen zu machen, während der Mann sich einen zweiten Schemel herbeigezogen hatte, auf den er den kranken Fuß zog und abwechselnd auf diesen oder auf die bunten Heiligenbilder sah, welche in doppelten Reihen, unmittelbar unter der Decke anfangend, die Wände schmückten. Er hatte eine von den Pfauenfedern, welche zwischen diesen Bildern hingen, herabgenommen, und als er seinen Fuß und die Bilder lange genug angesehen hatte, fing er an, ein paar große graue Katzen, welche sich an den Schemelbeinen rieben, mit der Feder zu kitzeln. Sein ernstes Gesicht lächelte dabei und am Ende fing er sogar an, ganz leise vor sich hin zu pfeifen, daß die alte Marsatta mißbilligend den Kopf schüttelte und dachte:

„Art läßt nicht von Art! So ist sein Vater und sein Großvater auch schon gewesen — Lachen und Grämen, Alles durcheinander."

Mit einem lauten Seufzer setzte sie den Kaffeekrug vor ihn nieder.

„Herr du mein Gott, Sie zittern ja am ganzen Leibe, junger Herr," sagte sie, ihren Gast plötzlich ängstlich ansehend.

„Pah, das war bloß so ein Schüttelfrost, ich habe das schon seit ein paar Tagen — das hat weiter nichts zu bedeuten," sagte er, sich das wirre Haar aus der Stirn streichend. „Man erwärmt sich nicht gerade, wenn man ein paar Stunden in nassen Kleidern zugebracht hat; aber, siehst Du, Dein Kaffee thut mir gut, mir ist ganz glühend heiß dabei geworden."

„Wenn Sie sich nur nicht zuletzt noch krank machen, junger Herr!"

Er sah sie einen Augenblick fragend an, dann sagte er:

„Warum bist Du eigentlich gut zu mir, Marsatta, und magst doch alle anderen Menschen nicht leiden?"

„Hi, hi, warum soll ich denn die Menschen leiden können," kicherte sie. „Die Leute im Dorf sind zu gering und die Herrschaften sind mir zu vornehm. Sie aber, junger Herr, Sie gehören auch weder zu den Einen noch zu den Anderen, sondern wir Zwei, wir gehören halt zusammen, und — na und wenn Sie's einmal zu was bringen, da werden Sie mich ja wohl auch nicht vergessen."

„Nein, Marsatta, das werd' ich gewiß nicht, aber weißt Du, an was ich dachte, als ich mir den heiligen Georg da drüben unter der Decke ansah? Ich dachte, das Beste für mich würde sein, Soldat zu werden. Wenn ich nur bis in die Türkei könnte, wo es jetzt so einen famosen Krieg gibt. Ob Pascha oder russischer General — das wär' mir eins. Aber eins von beiden möcht' ich werden!"

„Sankt Anna und Sankt Hedwig und ihr lieben Heiligen alle," murmelte Marsatta, „was für ein gottloser Wunsch!"

Er seufzte. „Hätte ich nur die schönen podolischen Ochsen abliefern können, das hätte mir ein reichliches Reisegeld abgeworfen."

„Und die Frau Amtsräthin?"

„Herr Gott, bring' mich doch nicht um meine schönsten Pläne, indem Du mich an sie erinnerst!"

Er blickte einen Moment starr vor sich hin. Aber in diesem Kopfe schienen nun einmal Pläne und Gefühle zu wechseln wie die Wolken am Märzhimmel, denn gleich darauf sagte er:

„Eigentlich bin ich ihr's schuldig, nicht länger hier zu bleiben. Sie würde vielleicht glücklicher sein, wenn ich weit fort wäre."

„Hi, hi, Die ist jetzt glücklich und würde auch nachher glücklich sein. Bei Der macht das keinen Unterschied."

„Woher willst Du das wissen?"

„O, die Fräulein Rougina, die Kammerjungfer vom Schloß, die kommt jetzt manchmal zu mir und da laß ich mir so Allerhand erzählen. Ich kann zwar die Person mit ihrem albernen Lachen auch nicht leiden, aber sie vertreibt mir doch manchmal eine einsame Stunde. Von Der wußte ich auch, wie die Frau Amtsräthin mit ihrem Mann steht, und nun weiß ich, daß sie sich mit einem Andern tröstet, ja, ja, mit einem Andern, junger Herr Bruno."

Der Patient war, ohne auf seinen kranken Fuß zu achten, aufgesprungen und hatte die Alte heftig an der Schulter gefaßt.

„Weib, was sagst Du — bedenke, was Du sprichst!" schrie er ihr zu und seine Augen funkelten unheimlich. „Wenn das wahr wäre, wenn sie betrügen könnte —"

„Nun, was ist's denn weiter? Ist sie etwa nicht jung und hübsch, die ‚Heilige' die, und ist er's nicht auch?"

„Er," schrie Bruno außer sich, „er, welcher er? Nenne mir seinen Namen, nenne mir Den, der es wagt —"

„Ach du mein Gott, Ihr Fuß, junger Herr, schonen Sie doch Ihren Fuß!"

„Zum Teufel damit, was kümmert mich der elende Knochen! Wer ist Dein ‚er', sprich, wer ist's?"

„Hi, hi, ich hab's Ihnen bloß erzählt, weil Sie vorhin so gottlos sprachen, sie wäre eine Heilige, da sollten Sie doch wissen —"

„Marsatta!" — er hatte ihre beiden Arme erfaßt und schüttelte sie, seiner selbst kaum mächtig, heftig hin und her. Sein Gesicht hatte einen schreckenerregenden Ausdruck. „Wehe Dir, wenn Du mir jetzt nicht Alles sagst! Wie heißt er?"

Die Alte versuchte jetzt nicht mehr ihm auszuweichen.

„Nun, wie wird er heißen," sagte sie, zwischen Furcht und Trotz schwankend, „Lichtenstein oder Lichtenfeld oder irgend so ein deutscher Name. Der hübsche Herr mit dem blonden Schnurrbart und der blanken Uniform ist's."

Bruno hatte sie plötzlich losgelassen.

„Der," murmelte er, „Der also?" Er schlug die Hände vor sein Gesicht und sank wieder auf den Schemel.

Plötzlich richtete er sich auf.

„Berichte mir Alles, was die Rougina erzählt hat," herrschte er die Alte an.

„Herr du mein Gott, junger Herr, so schlimm ist's ja aber auch nicht gewesen, die Rougina meinte nur, daß er doch ein schöner Mensch sei und so jung und immer um die Frau Amtsräthin herum. Da reiten sie zusammen spazieren und da liest er ihr vor und da sitzen sie fast den lieben langen Tag neben einander. Na, was sollen sie denn da anders anfangen, als sich in einander verlieben? Das kleine Fräulein sitzt zwar auch dabei, aber so ein Kind von fünfzehn Jahren, das zählt ja noch nicht mit."

„Aber weiter, weiter, was hat die Rougina sonst beobachtet?"

„Sonst? Hi, hi, weiß nicht, ob's sonst noch mehr zu beobachten gibt! Vorgestern ist der junge Herr freilich in der Nacht hinaus in den Garten gelaufen und soll sich allerlei um den Gespenstergang herum zu thun gemacht haben, sein Bursche hat ihn beobachtet und hat's der Rougina erzählt."

„Vorgestern? ja wohl, da war er sogar auf dem Gespenstergang selbst und hat immerfort an der eisernen Thür herumgetastet, als wundere er sich, daß sie nicht geöffnet würde. Himmel und Hölle, hätt' ich gewußt, daß er es ist —"

„So haben Sie ihn gesehen?"

„Natürlich, nur erkannte ich ihn nicht in der Dunkelheit. O, wenn ich denke, daß er vielleicht schon öfter diesen Weg gemacht und dann die eiserne Thür vielleicht nicht verschlossen fand —"

„Ach, ach, so eine Heilige," kicherte die Alte.

„Schweig', ich kann's nicht hören, daß Du in dem Ton sprichst. Es ist ja möglich, daß wir uns täuschen — ja, es muß sein, es muß sein."

Er versank wieder in finsteres Nachsinnen, aus dem er nur einige Male schmerzlich aufstöhnte.

„O, daß ich jetzt nicht so gut fort kann, wie sonst, daß gerade jetzt mein Fuß mich hindert, hinaufzuklettern und Kamilla selbst zu fragen. Ja, das würd' ich sonst thun, lieber heut als morgen. O, mein Fuß!"

Und er starrte wie geistesabwesend vor sich hin, während Marsatta fleißig den Fuß kühlte und dazwischen ab und zu ging, um ihren kleinen Hausstand zu besorgen und ein Lager für ihren Gast herzurichten, der überwacht und abgespannt aussah.

„Sie sollten sich hinlegen, junger Herr," sagte sie endlich. „Die Leute im Hause fangen an munter zu werden und könnten Sie sprechen hören. Schlafen Sie lieber, das ist besser für Sie und für mich."

Er fuhr auf, wie aus einem Traume erweckt.

„Hast Recht, Alte," sagte er. „Mir brennt ohnehin der Kopf und dabei schüttelt mich der Frost noch von dem Wasser her. Jetzt kann ich doch nichts thun. Aber heut Abend — o, das Eine will ich wenigstens wissen, heut Abend — heut Abend!"

Er hatte das undeutlich vor sich hin gemurmelt, während er sich auf das Lager warf.

Wenige Minuten später war dieser sonderbare Mensch eingeschlafen. —

VI.

Kamilla bewahrt ihr Geheimniß.

Vallinka stand am Fenster des Wohnzimmers und blickte in den Garten hinab. Da ging Kamilla eben den breiten Kiesweg entlang und Vallinka wollte eigentlich mit ihr spazieren gehen, aber —

Ja, den wirklichen Grund dieses „aber" hätte Vallinka nimmermehr zugegeben; wir aber wollen ihn verrathen: im Nebenzimmer saß der Lieutenant Lichtenfeld am Flügel und spielte — ganz außerordentlich gefühlvoll und schwermüthig, und Vallinka hätte gar zu gern gewußt, was das für ein Stück war und ob es nicht am Ende den blonden Lieutenant selbst zum Komponisten habe. Sie beschloß daher, im Wohnzimmer zu warten, bis er aufhören und vorübergehen würde, denn unterbrechen mochte sie ihn durchaus nicht, so lange er spielte. Indessen war Kamilla schon jenseits des großen Rasenplatzes und betrat eben den Weg, der nach dem Park führte. Auf dem Kieswege aber schritt jetzt Werkhart, wie es schien, ziemlich eilig dahin und verfolgte dieselbe Richtung, welche Kamilla eingeschlagen hatte. Es war eine Seltenheit, daß er den Garten betrat, aber Fräulein Vallinka fand, daß der Gedanke, einen Spaziergang zu machen, ihm zur guten Stunde gekommen sei, denn nun hatte ja Kamilla Gesellschaft und sie konnte sich mit gutem Gewissen in einen der niedrigen Fauteuils schmiegen und dem Flügelspiel, das sie so sehr interessirte, ungestört zuhören.

Draußen im Garten hatte indeß Werkhart Kamilla eingeholt, oder vielmehr, er war ihr begegnet, indem er einen kleinen Seitenweg einschlug. Sie hatte die Augen auf den Boden geheftet und schien so in Gedanken vertieft, daß sie ihn erst bemerkte, als er schon dicht vor ihr stand. Sie fuhr erschrocken zusammen und auch über sein Gesicht glitt ein leichter Zug von Befangenheit.

„Ah, Kamilla," sagte er, mit einer vergeblichen Anstrengung, einen leichten Ton anzuschlagen, „Du hier, und — so allein?"

„Vallinka wollte mich begleiten," sagte sie erröthend, „ich weiß nicht, warum sie ausblieb. Vielleicht kommt sie noch."

„Es ist mir lieb, wenn sie nicht kommt, ich möchte etwas mit Dir besprechen."

Ein fragender, fast scheuer Blick flog zu ihm auf, dann senkten sich die grauen Augen wieder. Werkhart und Kamilla gingen einige Augenblicke schweigend neben einander her. Endlich begann er leise:

„Ich fürchte, Du fühlst Dich unglücklich in meinem Hause, Kamilla. Freilich, es ist ein langweiliger Aufenthalt, wenn man schön und jung ist."

Sie machte eine abwehrende Handbewegung.

„Laß das," bat sie, „ich bitte Dich, sprich nicht davon —"

Ein melancholisches Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Und warum soll ich nicht davon sprechen? Meinst Du, ich wäre blind und sähe und hörte nicht, was um mich her vorgeht?"

Sie blieb stehen. Ihr Gesicht war jetzt so weiß und blaß wie das Blatt einer Lilie.

„Und was siehst und hörst Du denn?" frug sie mit tonloser Stimme.

Er blickte an ihr vorüber in die kahlen Zweige der Sträucher.

„Was ich Dir eben sagte," antwortete er zögernd. „Ich sehe, daß Du hier nicht glücklich bist, Dich vielleicht fortsehnst —"

„Du wünschest nicht mehr, daß ich hier im Hause bleibe?"

„Ich spreche nur von Dir, von Dir allein, Kamilla; ich habe mich selbst und Alles, was ich wünschen könnte, vergessen müssen — als ich diese Unterredung mit Dir suchte. Es ist mir nicht leicht geworden, aber ich muß einmal Klarheit haben, ich ertrage diese Ungewißheit nicht länger."

Tiefe Erregung zitterte in diesen Worten und ihr Klang ließ Kamilla's Herz so mächtig schlagen, daß sie unwillkürlich die Hand darauf preßte, während ihr Auge gespannt an seinen Lippen hing und es darin aufleuchtete wie der Schein eines großen, unerwarteten Glückes.

Werkhart begegnete diesem Blick und hielt verwirrt inne.

„Du willst, daß ich bleiben soll, Du würdest mich vermissen?" sagte sie leise, zaghaft, aber mit glänzenden Augen.

„Kamilla —" er hob den Arm, als wolle er die schlanke Gestalt an sich ziehen, auch in seinen Augen blitzte es einen Moment hell und freudig auf, aber dann trat er wieder einen Schritt zurück, als fürchte er die Berührung ihres Gewandes, und sein Blick schweifte wieder in die Büsche hinüber.

„Kamilla," begann er wieder, „ich bitte Dich, antworte mir offen und klar: hast Du den Wunsch, fort von hier zu gehen, — verstehe mich recht, ich meine nicht, ob Du augenblicklich den Wunsch hast, aber wirst Du ihn nicht haben, wenn — wenn wir wieder allein sein werden? Willst Du mir offen darauf antworten, ohne Rückhalt, ganz offen?"

Jetzt blickte er sie doch wieder an. Sie erwiederte seinen Blick voll und ruhig.

„Ich kann nur sagen, was ich Dir schon einmal antwortete: ich gehe, sobald es Dein Wunsch ist. Wenn ich allein zu wählen habe, so bleibe ich bei Dir."

Und wieder war es, als wolle er sie in seine Arme schließen, und wieder bezwang er sich und schritt schweigend neben ihr dahin. Endlich sagte er:

„Ich glaube Dir, Kamilla, und — ich danke Dir. Ich habe böse Tage gehabt, während diese Zweifel mich quälten," fuhr er dann fort und stand plötzlich still, denn auch sie war stehen geblieben und hatte ihn wieder mit einem jener fragenden Blicke, ängstlich und freudig zugleich, angesehen, welche ihn so eigenthümlich bewegten.

„Kamilla," rief er überwältigt, „kann es denn niemals anders zwischen uns werden?"

Sie senkte erglühend ihren Kopf.

„Es ist mein heißester Wunsch und mein Gebet, daß es anders werden möge," sagte sie leise.

Er ergriff ihre Hand und preßte sie heftig zwischen seinen beiden Händen, und doch — jetzt, wo er die Gewißheit hatte, daß Kamilla's Herz keinem Andern gehörte, nun der Schatten, den seine aufgeregte Phantasie heraufbeschworen hatte, schwand — jetzt sträubte sich sein Stolz wieder dagegen, sie bedingungslos in seine Arme zu nehmen, und die Frage, die sie schon einmal verweigert hatte zu beantworten, drängte sich von Neuem auf seine Lippen.

„So willst Du mir sagen, was sich damals zwischen uns drängte? Warum Du Dich abwendetest, als ich Dich bat, nie ein Geheimniß vor mir zu haben, warum Du damals auf meine Bitte, mich stets offen in Deiner Seele lesen zu lassen, erwiedertest: das sei unmöglich?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Das kann ich nicht. Warum machst Du das zur Bedingung unseres Glückes?"

„Warum? Warum? O, mein Gott, weil das Vertrauen die heiligste Gottheit des häuslichen Herdes ist und Du es mit Deiner Weigerung unmöglich machst, daß Vertrauen zwischen uns walte!"

Ihr Gesicht nahm plötzlich einen kalten, fast harten Ausdruck an.

„Ich sehe, wir werden uns über diesen Punkt nie verständigen," sagte sie. „Deine Fragen kann ich nicht beantworten, in Folge dessen kannst Du mir nicht vertrauen. Warum quälen wir uns noch? Ist dieser Zustand Dir unerträglich, so muß ich freilich dieß Haus verlassen."

Ihre Lippen zitterten, sie schien nur mit Mühe die Thränen zurückzudrängen.

Werkhart stand vor ihr und blickte finster zur Erde.

Da wurden sie durch Vallinka unterbrochen, welche mit erhitztem Gesicht den Gang herabgelaufen kam. Es war gut, daß die Kleine, die eben wieder mit Lichtenfeld eine lebhafte Unterhaltung über den Gespenstergang gehabt hatte, so mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, daß sie nicht weiter auf diese beiden Menschen, die sich so stumm gegenüberstanden, achtete.

„O, dieser Lieutenant Lichtenfeld ist abscheulich," klagte sie. „Jede noch so ernsthafte Unterredung mit ihm endet zuletzt mit einem Zank zwischen uns. Ich werde froh sein, wenn er abgereist sein wird!"

Sie fand sehr stille Zuhörer an ihrem Schwager und an ihrer Schwester, und als sie ihre erste ärgerliche Erregtheit überwunden und fortgeschwatzt hatte, merkte sie doch am Ende, daß da wohl nicht Alles richtig zwischen diesen Beiden sei.

Kaum hatten sie daher das Haus erreicht und sie war mit Kamilla allein, als sie sofort frug:

„Was habt ihr denn? Habt ihr euch auch gezankt?"

„Nein, Kind — warum?"

„Mein Gott, Du siehst so betrübt aus, Kamilla, und Arthur machte auch so ein sonderbares Gesicht."

„Du täuschest Dich —"

„Nein, sicher nicht!"

„Nun, wenn Du's denn durchaus wissen mußt, wir sprachen — wir sprachen nur von meiner Gespensterfurcht und da wurde Arthur ein wenig ungeduldig über mich," sagte Kamilla, um die Kleine zu beruhigen.

„O, diese Gespenster! An unserem Streit waren sie auch Schuld," grollte Vallinka; „aber," setzte sie dann leiser hinzu, „aber er soll schon noch sehen, ja, er soll schon noch sehen, was ich thun werde, dieser häßliche Lichtenfeld!" —

(Schluß folgt.)

Graf v. Taaffe, k. k. Minister des Innern.

(Hiezu das Porträt S. 441.)

Eduard Friedrich Joseph Graf v. Taaffe, mittelst kaiserlichen Handschreibens vom 15. Februar zum Minister des Innern berufen aus seiner Stellung als Statthalter in Tyrol, ist der ganzen politischen Welt, wie selbst auf dem Ministerposten kein Neuling mehr. Sein Name drückte bereits im Jahre 1867 einem Ministerium die bestimmte Prägung auf, er war ferner Präsident-Stellvertreter neben dem Reichskanzler Graf Beust, und im Jahre 1869, also gerade vor zehn Jahren, Ministerpräsident, und zog sich inmitten wogender Parteistörungen auf den ruhigeren Posten in Innsbruck zurück.

Der Graf, welcher Amtsstudien in den Statthaltereien Ungarns, Böhmens gemacht, zuerst die kleinere Statthalterei Salzburgs repräsentirte, sogar auch bereits Landesvertheidigungsminister war, kennt das Organisatorische des Staatswesens in eminenter Weise, und als politische Persönlichkeit hat er sich mit außerordentlich feinem Takte zwischen den Parteien gehalten, welche nach Extremen neigen, so daß der Name Graf Taaffe jedesmal genannt wurde, so oft es sich um ein neues, wohlgemerkt konservirendes Ministerium handelte.

Ein Vertrauensmann des Kaisers, welcher die Absichten des Kaiserhofes genau kennt und ebenso genau die Stimmungen der verschiedensten Schichten des Volkes, ist Graf Taaffe ein hervorragendes Beispiel unter den immer weniger werdenden Repräsentanten des hohen Adels, welcher eine Lebensaufgabe darein setzt, dem Gesammtwesen, Kaiser und Staat, zu dienen. Reich begütert, kann er einem bereits vor zwei Jahrhunderten in den deutschen Reichsgrafenstand erhobenen Geschlechte stammend, das noch früher die Pairswürde Irlands besaß und noch besitzt, vermählt mit einer Gräfin Csaky und dadurch auch in Ungarn begütert, konnte er sich längst in die Behaglichkeit der Stille zurückziehen, um so mehr da er alle höchsten Aemter und Würden im Staate bereits genossen oder noch hat. Aber sobald des Kaisers Ruf an ihn ergeht, ist der am 25. Februar 1833 geborene Graf Eduard Taaffe mit Jugendfrische bereit, in die schwer zu wandelnde Bahn neuerdings einzutreten, welche im konstitutionellen Leben kaum jemals mit Rosen bestreut ist. Er bezeichnet keine parlamentarische Schattirung, aber die konstitutionelle Stabilität und die österreichische Ausdauer, mit stetigem Fleiße den möglichen Zielen entgegenzugehen.

Brandschatzung eines Klosters. N

Gemälde von G. Gaupp. (S. 446.)

Brandschatzung eines Klosters.

(Hiezu das Bild S. 444 und 445.)

Die Mönche des Klosters hatten nicht gefürchtet, daß die Stürme des ausgebrochenen Krieges, der dreißig Jahre lang um des Glaubens willen Deutschland zum Schlachtfeld von Heeren allerhand Völker machte, bis in das stille Thal dringen werde, wo sie in ihrem Kloster abseiten des Weltentreibens lebten. Ahnungslos verrichteten sie nach wie vor den strengen Dienst nach den Regeln ihres Ordens, und das Glöcklein klang zu gewohnten Stunden in das Thal hinaus, als könne sein ernster Friedenston nicht die Leidenschaften und Gelüste roher Kriegshaufen locken. In ihrem Kirchlein, im Refektorium, wähnten sie die Bilder, die Schätze von Gold und Silber mit Edelgestein, mit denen seit Jahrhunderten ihr Kloster ausgestattet worden, sicher vor aller Habgier fremder Personen. Fast kannten sie, die allen Eitelkeiten der Welt Valet gesagt, nicht den Werth der Schätze in den Gefäßen, Geräthen, Monstranzen, Kreuzen, Tabernakeln und Kelchen, an Bildern und Altarzierden, für welche seit alten Zeiten zur Ehre Gottes und der Heiligen die Einkünfte des Klosters vielfach verwendet worden waren. Mancher Fürst der umliegenden Lande, mancher Graf, mancher Bischof hatte ihrem Kloster kostbare Geräthe und Zieraten solcher Art gestiftet, wie es Sitte der Vornehmen war, um mit ihrem Reichthum sich der Kirche wohlgefällig und dienstbar zu zeigen und der heimischen, nach den Kreuzzügen üppig aufgeblühten Kunst der Goldschmiede Gelegenheit zu den außerordentlichsten und geschicktesten Leistungen zu bieten.

Man kann sich den Schrecken der Mönche denken, als eines Tages das schwere Thor ihres Klosters von Schlägen mit Schwertknauf und eisernem Fausthandschuh erdröhnte und der Pförtner bleich und zitternd zum Prior stürzte, die Ankunft ungebetener Kriegsleute zu melden. Was thun? Der würdige Prior selbst ging an die Pforte, hoffend, vielleicht die Reisigen mit guten Worten abzuspeisen. Aber da gab es kein langes Unterhandeln und Wehren. Die Landsknechte waren von des Schwedenkönigs Heere und alte Haudegen, mit denen sich nicht spaßen ließ. Sie begehrten Einlaß oder sie wollten das Kloster niederbrennen.

Ergebungsvoll in das Unvermeidliche, ließ der Prior also ihnen das Thor öffnen und gab freiwillig den Befehl, ihnen vom Klosterwein nach ihrem Belieben vorzusetzen. Das war den Kriegsleuten wohl recht und sie thaten sich gütlich daran, mancher so sehr, daß er davon auch voll im Kopfe wurde. Doch der Anführer mit seinen anderen Hauptleuten hatte ganz andere Absichten bei diesem Besuch. Gebieterisch verlangte er die Auslieferung aller Schätze des Klosters an Gold, Silber und Edelgestein, und es half kein Wehren und Bitten dagegen. Seine Knechte griffen zu, wo sie dergleichen erblickten und plünderten Altar, Kapelle und Refektorium.

Wie nun Alles, was so geraubt und die Mönche gezwungen herbeigeschleppt hatten, vor dem Hauptmann auf einem Haufen lag — eine wahre Schatzsammlung von Monstranzen und Tabernakeln, Kelchen, Schüsseln, Kannen, Bechern, Truhen und Zierat — da zog er ein beschrieben Papier heraus und las zum Entsetzen der Mönche daraus vor, was sich noch von Kostbarkeiten im Kloster vorfinden müsse. Ein prächtiges Altarkreuz zumal, funkelnd von Gold und echten Steinen. Gott weiß, woher er dieses Schatzinventar sich verschafft.

Der Prior, welcher der Gewalt keinen Widerstand entgegensetzen konnte, ließ nun auch noch das Kostbarste des Klosters, jenes Altarkreuz, herbeiholen und zu dem Uebrigen vor die brandschatzenden Feinde bringen. Mit Schmerz und Verachtung übergab er es, fragend, ob die Habgier der Plünderer nun gesättigt sei. Ingrimmig, wehmuthsvoll, gespannt schauten die Mönche dem Vorgang zu; der alte, wohlbeleibte Frater Ambrosius schlug die Hände über die Sündhaftigkeit der gotteslästerlichen Kriegsleute zusammen, die selbst das Muttergottesbild wegen seines Goldrahmens von der Wand nahmen. Es ging den Hauptleuten schier nahe, wie sie Alles, was sie gesucht, so schön zusammen bekamen; sie spürten etwas wie Gewissensnoth und Pein über die von ihnen heimgesuchten Mönche. Aber der Krieg und die schwere Noth in der Kriegskasse ließen so ein fromm Gefühl aus der Kindheit Tagen nicht lange am Herzen arbeiten. Am Ende, dachten sie vielmehr bald wieder, gibt's noch Verborgenes im Kloster, und gar ernst und fast drohend fragten sie darüber den Prior. Hoheitsvoll jedoch, wie gekränkt über solchen Verdacht nach der Hingabe alles dessen, was an Schätzen das Kloster enthielt, wies der Prior auf das Theuerste davon, das Edelsteinkreuz hin, als könnte es nichts Kostbares mehr für ihn geben, nachdem er dieß überliefert. Sie wagten nicht, an seinem Wort zu zweifeln, so imponirte ihnen die Wahrhaftigkeit in seinem würdigen Wesen.

Vor dem Pfarrhaus.

Gemaldo von O. Becker.

(Hiezu das Bild S. 449.)

Eine Idylle voll patriarchalischen Behagens. Vor dem stillen Pfarrhaus, das mit der Kirche in einer Umfriedung, abgeschieden von der Heerstraße, liegt, und über dessen Dach die hochstämmigen Bäume ihre Zweige herabsenken, kommt der Gutsherr mit seinem Söhnchen, das den Pony schon ganz wacker tummelt, angeritten und der Pfarrer hat keine Zeit mehr gefunden, die Pfeife, mit der ihm die Predigt doppelt so gut gelingt, beiseite zu stellen. Er ist mit ihr und gefolgt von seiner Frau herausgeeilt, den Gutsherrn zu begrüßen, der den Besuch seiner Gemahlin für den Nachmittag ankündigt, um der Frau Pfarrerin Zeit zu den Zurüstungen des Kaffees zu lassen. Wie heimlich und behaglich muthet uns Pfarrhaus und Umgebung an und wie traulich scheint das Verhältniß von Gutsherrn und Pfarrer zu sein! Eine Idylle anmuthigster und freundlichster Art, die der Künstler vor unsere Blicke gezaubert.

Donaubulgarien

von F. Kanitz.

(Hiezu das Bild S. 452.)

Das große Werk von Kanitz über Donaubulgarien, das Resultat mehr als sechzehnjähriger Studien, liegt nun mit dem dritten Bande vollendet vor uns und der berühmte Reisende darf mit Stolz und Befriedigung auf diese glänzende Arbeit blicken, die uns nicht nur ein in jüngster Zeit in den Brennpunkt des Interesses gerücktes Land wissenschaftlich erschlossen, sondern diesem in vieler Beziehung erst die richtige geographische Stellung eingeräumt. Wir haben früher schon betont, daß Kanitz, der den Balkan achtzehnmal überschritten, erst die Karte dieses Landes festgestellt: der dritte Band seines Werkes, der eine in der Wiener Staatsdruckerei hergestellte Karte im Maßstab von 1 = 420,000 bringt, gibt davon ein glänzendes Zeugniß. Aber außer dieser werthvollen Gabe steht das Werk in diesem letzten Bande auf gleicher Höhe mit den ersten und wir lernen in ihm mehr die türkische Bevölkerung kennen, denn er schildert hier den Central- und Ostbalkan zwischen Donau, Jantra und Pontus mit der früheren strengen Wissenschaftlichkeit, die sich bei ihm in eine so anziehende erzählende Form gießt. Wir können heute nur noch einmal auf das Werk, das auch äußerlich den Charakter eines Prachtwerks im Styl der Engländer an sich trägt, auf diese Zierde unserer geographischen Literatur nachdrücklich hinweisen, indem wir das demselben entnommene Bild von Schumla mit einigen Worten aus diesem umrahmen.

„Der Reisende, welcher in die große danubo-bulgarische Festung auf der Dzumaer Straße gelangt, sieht außer dem Stradzafort nur die beiden ihm vorliegenden Schanzen und tritt, sobald er diese im Rücken, zu seiner größten Ueberraschung in eine friedliche Thalidylle, deren landschaftliche Schönheit durch prächtige Felder, Wein- und Obstkulturen gehoben wird. Erst nachdem man einige wasserreiche Abschnitte des stark gewellten Terrains überschritten, erblickt man allmälig das neue hochliegende Hospital, die alte Kavallerickaserne, die lange Linie neugebauter militärischer Etablissements, es folgen kleine weiße und grüne Zelllager und zuletzt erst tauchen die schlanken Minarete, die hellglänzenden Metallkuppeln der Dschamien und Bäder, prächtige Baumkronen und dunkle Pappeln zwischen dem rothdachigen, dicht zusammengedrängten Häusergewirre der eigentlichen Civilstadt in einer gegen Südwest ausgangslosen Schlucht auf, deren steilgeböschte bewaldete Hänge die zahlreichen Adern des Volludzabaches zur Tiefe senden.

„Den Mittelpunkt der Stadt bildet das Paścha Serai, über dem eine Uhr und vor dem ein Springbrunnen die europäische Kultur andeuten, die bis hieher gedrungen, und der Schumlaer denkt, daß der Kuschir, so heißt dieser Platz, auf dem am Freitag Markt gehalten wird, von den Pariser Boulevards kaum übertroffen wird.

„Auf diesem Platze strömt die dienstfreie Soldateska mit dem nichtsthuenden ‚Civil' zusammen, wenn Vormittags oder Abends Militärmusik lustige Weisen aufspielt. Die Kapellmeister sind großentheils Böhmen und das Ensemble deßhalb oft trefflich, nur wiegen nach türkischem Geschmacke die Blechinstrumente vor und leidet das Piano in Offenbach's ‚Schöne Helena' oder Strauß' ‚Blaue Donauwalzer' manchmal darunter.

„Vor dem für türkische Verhältnisse immerhin großartigen Militärforum liegt, durch eine breite Straße getrennt, das von der weniger bemittelten Bulgarenklasse bewohnte Dolna Mahale, in dem Schumlas starke Garnison viel verkehrt. Um eine kleine Moschee mit Kuppel und Minaret, das seltsamerweise eine Art Laterne statt der üblichen Spitze trägt, ist hier jedes Haus Schenke, Café oder Laden. Der Offizier, der oft ein Jahr oder sechs Monate noch darüber vergebens auf seinen Sold wartet, findet hier seinen gegen hohe Prozente nachhelfenden Bankier und in den vergitterten Stockwerken ein heimliches Plätzchen, wo er nicht nur Kaffee und Tschibut, sondern kleine Käse- und Gurkenwürfel mit dem verpönten Carap (Wein) würzen kann. Der Soldat versorgt sich aber lieber hier mit seinen kleinen Bedürfnissen, als in der vornehmeren Bazarstraße, im Vorübergehen trinkt er auch ein Gläschen Mastika (Branntwein) und sucht auf offener Straße nach einem Liebchen.

„Das Militär drückt mit einem Worte diesem Stadttheile seine Physiognomie auf. Der wohlhabendere Bulgare des Gornji Mahale vermeidet es aber, ihn zu betreten, er weiß, wie leicht ein Konflikt mit den oft übermüthigen Soldaten ihm und namentlich seinem weiblichen Familientheile gefährlich werden kann. Am wohlsten fühlt er sich in seinem eigenen, von außen unansehnlichen, im Innern aber wohnlichen Hause, wo im gutgepflegten Garten gewöhnlich zwischen Blumenbeeten, Obstbäumen, Oleandern und exotischen Hecken ein Springquell lustig plätschert. Nur an Sonn- und Festtagen wandert er hinaus in seinen Weingarten am Manastirhügel oder an der Ostseite der Stadt, welche von diesen Punkten gesehen im prächtigen Panorama daliegt. Reizend ist dasselbe auch von einer früher verlassenen, jetzt aber restaurirten Redoute oberhalb der alten Kavallerickaserne, an deren isolirtem Thurme ein hölzernes Gerüst zur Illumination mit Halbmonden, Fahnen und Lanzen in die Luft ragt. Von dieser Höhe zeichnete ich das Panorama, das hier beigefügte Bild der Stadt.

„Bereits Beffif, der Chronist des 17. Jahrhunderts, gedenkt der großen Vorliebe des Schumlaers für freien Naturgenuß, seine Aeußerung enthält aber auch einen interessanten Wink, den ich nach Hammer's Uebersetzung hier wörtlich wiedergebe: ‚Nahe der Stadt unter dem Schlosse ist ein sehr angenehmer Erlustigungsort, Tagbinar (der Bergquell) genannt. Hieher begeben sich die Einwohner im Sommer, um frische Luft und die liebliche Kühlung des Wassers zu genießen. Da dieses Wasser auch die Mühlen der Stadt treibt, erspart es den Einwohnern die Mühe von Hand- oder Pferdemühlen. Die Gegend herum ist mit Gärten aller Art besät, und selbst in den Häusern befinden sich Gärten mit den mannigfaltigsten Blumen geschmückt. Die Luft ist mild, und die Schönen der Stadt nisten sich tief in die Herzen der Fremden ein; obwohl die Einwohner anfangs, als das Lager hier stand, scheu waren wie Rehe, so gewannen sie doch bald die Herzen der Krieger, so daß die meisten innige Verbindungen eingingen und nach Abzug des Lagers diesen Ort so sehr bedauerten, daß sie ihrem eigenen Vaterlande gram wurden.'"

Ein Blick auf die Hühnerzucht.

Von

Bruno Dürigen.

(Hiezu die Bilder S. 453.)

Trotzdem die Hühnerzucht schon seit Jahrhunderten, ja, wir dürfen sagen Jahrtausenden, Eingang bei den civilisirten Völkern gefunden; trotzdem das Huhn (wie das übrige Hausgeflügel) dem Menschen folgte und durch reichlichen Ertrag die ihm zugewendete geringe Mühe lohnte: so war doch immer die Meinung verbreitet, das Hühnervolk bringe nichts ein. Daraus folgte von selbst, daß man sich um das letztere wenig kümmerte. Sehr schlimm ist es, wenn jene irrige Anschauung heute noch so vielfach fest wurzelt, wenn selbst auf ländlichen Gehöften, wo doch die Ernährung des Geflügels fast gar keine Kosten verursacht, die Hühner als unnütze Esser angesehen werden und nichts gethan wird, um den Ertrag aus der Zucht derselben zu steigern. Und doch sind wir gerade der Ansicht, daß eine Hebung der Hühnerzucht nur auf dem Lande möglich sein kann: hier, auf den Besitzungen und Gehöften, vermag man am ehesten die Bedürfnisse der Hühner zu erfüllen; hier finden sie Auslauf, Gärten und Wiesen, Dungstätten zum Aufsuchen des Gewürms, warme Ställe u. s. w. oft in reichlichstem Maße. Dann muß die Zucht und Haltung dieser Thiere unter Umständen einen ganz ansehnlichen Gewinn abwerfen.

In anderen Ländern hat man dieß längst eingesehen, und ein Blick auf einzelne Theile Frankreichs, Belgiens, Englands, in denen die Geflügelzucht mit wirthschaftlichem Verständnisse betrieben wird, lehrt, daß dieser Zweig der Kleinviehzucht bei ordentlicher Pflege sehr lohnend ist. Wir wollen nur einige Beispiele in Zahlen anführen. Trotzdem England selbst viele Eier durch seine Hühner erzielt, werden aus Frankreich, Belgien, Irland ungemeine Mengen dorthin gebracht; im Jahre 1871 z. B. betrug die Zahl der aus Frankreich eingeführten Eier 522,132,720 Stück im Werthe von 1,265,484 Pfd. St. oder 25,309,680 M. In der Pariser Centralhalle kamen 1869 über 244 Millionen Eier im Werthe von 17,129,000 Fr. und außerdem 14 Millionen Stück Geflügel zum Verkauf; im Jahre 1873 wurden ebendaselbst 240 Millionen Eier, 5½ Millionen Hühner, gegen 1 Million Enten, endlich noch Gänse und anderes Geflügel veräußert; nach Espannet beläuft sich die Eierproduktion in Frankreich auf 6752 Millionen Stück, und nach genauen englischen Angaben ist die Eierausfuhr Frankreichs nach England von 1856 bis 1871 fast auf das Fünffache (von 117 Millionen Stück auf 522 Millionen oder dem Gelde nach von 278,422 Pfd. St. auf 1,265,484 Pfd. St.) gestiegen. Sprechen diese Zahlen nicht für sich selbst?

Für Deutschland fehlen bis jetzt leider noch derartige statistische Angaben, hoffentlich jedoch nicht lange mehr. Denn auch bei uns rüstet man sich vielorts, um die Hühnerzucht auf den ihr gebührenden Standpunkt zu bringen. So entstehen allenthalben Vereine für die Hebung derselben mit dem Zwecke, das Publikum mit den nützlichsten Rassen bekannt zu machen (was zumeist auf Ausstellungen geschehen kann) und dahin zu trachten, daß dasselbe Stämme und Eier der letzteren zu billigen Preisen beziehen kann. Denn dem Einzelnen, dem sogenannten kleinen Mann, wird dieß zu schwer. Und so lange wiederum nicht Jeder selbst sich thatsächlich von den Vortheilen einer neuen Einrichtung oder, wie es hier der Fall, von den Vorzügen dieser und jener Rasse sich überzeugt hat, so glaubt er nicht daran, eher erlangt dann auch die Hühnerzucht nicht die gehörige Beachtung und die nothwendige Verbreitung. In dankenswerther Weise haben deßhalb einige deutsche Vereine bereits angefangen, verschiedene Hühnerrassen zu kaufen oder Eier zu besorgen und solche entweder ihren Mitgliedern oder Landwirthen hingegeben, um diese von dem Werthe der einzelnen Rassen sich überzeugen zu lassen.

Obenan unter diesen nützlichen Rassen steht das italienische Huhn, das, erst seit einigen Jahren in Deutschland bekannt, in Farbe und Gestalt unserem Landhuhn sehr ähnelt, sich aber von demselben durch gelbe Füße, großen Kamm und ungemeine Fruchtbarkeit unterscheidet. Man darf es nicht weichlich nennen, es legt bereits im Alter von fünf Monaten, brütet jedoch selten. Hans Maier in Ulm bringt es zumeist in den Handel. — Den Italienern gleicht in manchen Stücken das spanische Huhn, welches vielfach mit anderen Rassen gekreuzt wird. Die eigentlichen Spanier sind schwarz, mit stark entwickeltem Kamm und Glocken und zeigen einen durch eine faltige Haut gebildeten weißen Augenkreis; sie legen fleißig große Eier, brüten fast nie. Einen besondern Schlag bilden die blauen Andalusier, welche die umstehende Abbildung wiedergibt. Eine Kreuzung der Spanier mit dem Landhuhn vertreten die im Bergischen gehaltenen, der überhängenden Kämme wegen Schlotterkämme genannten Hühner, die an Eiererzeugung den Spaniern gleichkommen, außerdem nicht so weichlich sind als diese. — Das Cochinchinahuhn (dessen Einführung um die Mitte der vierziger Jahre den Umschwung in der Hühnerzucht veranlaßte) ist als eines der größten Hühner sehr bekannt, kommt in gelben Schattirungen, auch ganz schwarz, weiß, gesperbert, rebhuhnfarbig und dunkel vor, legt große gelbliche Eier und zeichnet sich durch rege Brütlust, durch Genügsamkeit und leichte Mastfähigkeit aus. Werthvoller noch sind die Brahmaputrahühner, da sie sich vorzüglich als Legerinnen bewährten, außerdem große Brütlust zeigen und ihre Jungen mit größerer Sorgfalt als die Cochins führen. Man unterscheidet helle und dunkle Brahmas. — Mehr für den Liebhaber als für den Züchter kommen andere asiatische Rassen in Betracht, nämlich die Malayen, Yokohamas, Kämpfer, Seiden- und Wollhühner, die wir hier deßhalb übergehen dürfen. — Als die drei vorzüglichsten französischen Rassen müssen die Crèvecoeurs, La Flèches und Houdans aufgezählt werden. In verschiedenen Gegenden Frankreichs seit Jahren gezüchtet, haben sie als gute Leger und vortreffliches Mastgeflügel auch in Deutschland leicht Eingang gefunden; sie brüten gar nicht oder nur selten. Die gelungenen Abbildungen machen eine Beschreibung überflüssig. — Größer als unser Landhuhn und an jedem Fuße mit fünf Zehen versehen, ist das Dorkinghuhn, eine echt englische Rasse. Es legt fleißig ziemlich große Eier, brütet und führt die Jungen gut, sein Hauptvorzug aber besteht in dem zarten, vortrefflichen Fleische, welches sich reichlich an dem massigen Körper ansetzt. — Sehr zu empfehlen sind die Hamburger Hühner: genügsam in der Nahrung, abgehärtet, kräftig, gehören sie zu den vorzüglichsten Legerinnen, so daß 200 bis 220 Eier von einer Henne im Jahre

als keine Seltenheit angesehen werden. — Eine besondere Gruppe bilden die Holländer oder Haubenhühner, zu denen die eigentlichen Holländer, die Paduaner, Brabanter und Türken oder Sultanshühner gehören. Ihren Eigenschaften nach eignen sie sich jedoch mehr zur Zierde des Geflügelhofs, als zu einer ergiebigen, lohnenden Zucht und Haltung. Von den amerikanischen Rassen sollen die Dominiques als sehr gute Leger, Brüter, auch vermöge ihrer leichten Mastfähigkeit und ihres wohlschmeckenden Fleisches zu den nutzbarsten Hühnern überhaupt zählen.

Dieß wären die hauptsächlichsten Hühnerrassen. Sollten die Leser durch diese Zeilen eine Anregung empfangen haben, so empfehlen wir ihnen zur weiteren Belehrung ein jetzt erschienenes, vorzügliches Werk, das „Illustrirte Handbuch der Federviehzucht" von Dr. A. C. Eduard Baldamus (Dresden, Schönfeld's Verlag), für dessen Werth die beigegebenen Abbildungen schon sprechen werden.

Notizblätter.

Literatur.

— **In diesem Augenblick, wo ein heftiger Kampf im Kap ausgebrochen**, wird ein Buch, das ein so lebendiges Bild des dortigen Lebens gibt wie Lady Barker's „Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Südafrika", deutsch von A. Scheibe, mit 9 Illustrationen (Wien, Hartleben), höchst willkommen sein. Die Verfasserin kennt Land und Leute durch und durch und bespricht die Verhältnisse mit vorurtheilsfreiem Blick, plaudert angenehm und unterhaltend und entbehrt auch eines liebenswürdigen Humors nicht, der dem Ganzen eine angenehme Würze gibt.

— **Karl Berkow zeigt in seinem neuen Roman „Vae victis"** (Leipzig, Dorn) einen bedeutenden Fortschritt. Der uns jetzt vorliegende einbändige Roman ist historisch, er spielt zur Zeit der Maurenherrschaft in Spanien und hat die Besiegung der Eindringlinge und ihre Vertreibung aus Granada zum Grundmotiv. Der Autor stellt mit großem Geschick die mohammedanische der christlichen Welt, das Araberthum Spanien gegenüber. Die Figuren sind gut charakterisirt, die Helden und Heldinnen maurischen und spanischen Blutes interessant, die Handlung anziehend. Viel Farbe, Leben und Bewegung zeichnen diesen Roman aus, den wir dem nach guter Unterhaltung verlangenden Publikum hiermit bestens empfehlen möchten.

— **Vortrefflich geschrieben, kunstvoll in der Zeichnung verschiedenartiger** Menschen und spannend in der Erfindung ist Joseph v. Weilen's Roman: „Unerhetzlich" (Breslau, Schottländer). Der nicht sehr umfangreiche Roman spielt in Ungarn zum Theil im Bade Schmecks und ist hervorragend durch die lebensvolle Charakteristik ungarischer **Typen** und das Feuer und den Schwung der Darstellung, welche ganz besonders glücklich den Lokalton trifft. Nach Thüringen führt uns der im gleichen Verlag erschienene zweibändige Roman: „Die beiden Lohberge" von Ottokar v. Norden. Hier ist die Charakterzeichnung „stark aufgetragen", dadurch werden einzelne Szenen etwas grell. Die Erzählung ist aber gut erfunden und zeigt ein dramatisch lebhaftes Schilderungstalent. Der Roman wird Leser, die nicht sehr verwöhnt sind und keine feine Ausführung verlangen, gut unterhalten und gefallen.

— **Durch scharf ätzenden Geist und oft erstaunliche Sprachgewandtheit** zeichnen sich Ernst Dohm's „Sekundenbilder" (Breslau, Schottländer) aus. Der Autor nennt sein Buch eine ungereimte Chronik, ungereimt im ironischen Sinn. Wir finden, daß in diesem Jahresbuch die gesammten Ereignisse des bedeutungsvollen verflossenen Jahres, mit seinem Krieg, sozialistischen Stürmen und Kongreß, außerordentlich witzig gereimt, wiedergespiegelt werden. Das Werk ist eine sehr pikante Erscheinung.

— **Der erste Band von Ebers' „Aegypten", das die gesammte** Presse als Prachtwerk ersten Ranges bezeichnete und das trotz der Ungunst der Zeiten einen so glänzenden Erfolg hatte, ist kaum erschienen und schon wird eine zweite Auflage davon nöthig. Auch das Ausland hat sich beeifert, das Werk sich anzueignen: eine französische, italienische, englische und spanische Ausgabe erscheinen zu gleicher Zeit.

— **Ungewitter's „Erdbeschreibung und Staatenkunde" (Dresden,** Dietze) zählt zu den besten Arbeiten auf diesem in neuer Zeit besonders reich bebauten Felde und hat sich als brauchbares Handbuch namentlich in der Hand des Geschäftsmannes und Studirenden bewährt. Die neueste fünfte Auflage, welche von G. W. Hopf revidirt und auf den Standpunkt von heute gebracht wurde, gibt in zwei stattlichen Bänden ein vollständiges Bild der physischen und politischen Geographie mit einer Fülle von Details, das durch den verschiedenen Druck überaus übersichtlich und klar geordnet ist, so daß auch ohne die vorzüglich gearbeiteten Register es leicht wäre, sich rasch zurecht zu finden; durch die letzteren ist das Werk ein Bibliothek- und Nachschlagebuch ersten Ranges geworden, das unsere volle Empfehlung verdient.

— **Der „Allgemeine deutsche Literaturkalender auf das Jahr** 1879", herausgegeben von Heinrich und Julius Hart (Bremen, Kühtmann), ist eine neue Erscheinung auf dem Büchermarkt, der eine Lücke ausfüllt, aber in seiner jetzigen Gestalt nur als ein schüchterner Anfang gelten kann. Nach dem üblichen Kalender folgt eine Uebersicht der neuesten deutschen Literatur, bei der alles Kritische ausgeschlossen sein sollte; in dieser Form wird es vielfach anstoßen. Eine bibliographische Uebersicht genügt. Ebenso in der Theaterrundschau. Erwünscht ist dagegen das Verzeichniß der Bühnen, die Personalien und die übrige Statistik, die Hauptsache bleibt das Adressenverzeichniß, das aber auch wirklich die Adresse, das heißt Wohnort und Wohnung der Autoren geben sollte. Kurz der dankenswerthe Versuch bedarf noch mancher Verbesserung.

— **Wie bereits in der deutschen Presse findet Julius Rodenberg's** neuer Roman: „Die Grandidiers" nun auch in der ausländischen den ungetheiltesten Beifall. Der Pariser „Temps" schließt eine längere Besprechung mit den Worten: „Durch die intime Kenntniß der Sitten und Ereignisse, durch die Führung und Anmuth der Handlung, durch die feine Malerei der Charaktere stellt sich dieser Roman in die vorderste Reihe (au premier rang) unter den literarischen Erzeugnissen der letzten Jahre." — Das Londoner Wochenblatt „The World" sagt: „Es ist eine einfache Geschichte .... Bilder deutschen Lebens und Berliner Szenerie, deren Frische und Anmuth (freshness and pleasantness) man schwer zu hoch schätzen könnte. Es ist auf diesem Gebiet kein deutscher Roman von gleichem Verdienst erschienen seit ‚Soll und Haben' von Freytag." Aehnliches Lob wird dem Roman in der italienischen und belgischen Presse gespendet.

— **Die „Deutschen Monatshefte für dramatische Kunst und** Literatur" von J. Fleischer (Wien, Wallishauser) haben solchen Anklang gefunden, daß sie jetzt in Wochennummern als „Deutsches Wochenblatt für dramatische Kunst und Literatur" erscheinen.

Bildende Künste.

— **Der Bildhauer K. Cauer aus Kreuznach ist nach Bukarest** berufen worden, um die Büsten des Fürstenpaares anzufertigen.

— **Das „Bild des Erlösers" von Gabriel Max, welches in** St. Petersburg ausgestellt ist, erregt dort einen ungeheuren Beifall. Kaiser Alexander, welcher dasselbe in seinem Winterpalais sah, wollte dasselbe gern erwerben, fand aber den Preis von 80,000 Rubel etwas zu theuer.

— **Der Dresdener Maler Prüll-Heuer hat seinen Nachlaß, der** in 800,000 Mark besteht, der Kunst gewidmet und zwar sollen die Zinsen zum Ankauf hervorragender Bilder moderner Meister Deutschlands für die Dresdener Galerie verwendet und die Bilder selbst den Dresdener Kunstausstellungen entnommen werden.

— **Paul Mantz hat ein sehr schön ausgestattetes Werk in Folio** über Holbein bei Quantin in Paris herausgegeben, welches reich mit Holzschnitten und Radirungen illustrirt ist. Ein systematisches Verzeichniß der Werke Holbein's ist am Schlusse angehängt.

Bühne.

— **In Dresden hat der Generalintendant Graf Platen in aller** Stille sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert. Er hat jede Ostentation vermieden und nur eine Deputation von Künstlern und Beamten des Hoftheaters unter Führung des Hofraths Pabst beglückwünschte den Jubilar zu dem festlichen Tage. Hofrath Pabst hielt eine Ansprache, eine weitere Feier fand nicht statt.

— **An die Spitze des Theaters in Breslau ist von der ständigen** Theaterkommission der Kapellmeister E. Hillmann in Königsberg berufen worden.

— **Der Intendant des Frankfurter Stadttheaters, O. Devrient,** ist seiner Funktionen enthoben und der Regisseur Vollmer mit der interimistischen Führung des Theaters betraut worden.

— **Die Wiener Akademie der Wissenschaften hat soeben folgende** Preisausschreibung erlassen: Ueber den von weiland Franz Grillparzer gestifteten Preis „zur Hebung der dramatischen Produktion" wird am 15. Januar 1881 die Entscheidung getroffen werden. Derselbe ist bestimmt für das relativ beste deutsche dramatische Werk (ohne Unterschied der Gattung), welches in der Zeit vom 15. Januar 1878 bis 15. Januar 1881 auf einer namhaften deutschen Bühne zur Aufführung gelangt und nicht schon von einer anderen Seite durch einen Preis ausgezeichnet worden ist; wobei jedoch nur solche Dramen zu berücksichtigen sind, welche durch eigenthümliche Erfindung und durch Gediegenheit in Gedanken und Form auf die Anerkennung dauernden Werthes Anspruch machen können. Das den Bestimmungen des Stiftsbriefes gemäß für das laufende Triennium zusammengesetzte Preisgericht besteht aus Moritz Carriere in München, Franz Freiherr v. Dingelstedt in Wien, Hermann Hettner in Dresden, Johannes Nordmann in Wien und Robert Zimmermann in Wien. Einsendungen von gedruckten oder geschriebenen Dramen behufs der Konkurrenz finden statutengemäß nicht statt.

— **Felix Dahn's „Sühne", Schauspiel in 5 Akten, ist in** Königsberg mit Marie Seeback als Gast in Szene gegangen und erzielte einen großen Erfolg, wenn auch, wie die „Kgsb. Hart. Ztg." hinzufügt, sich über die Lösung des dramatischen Konfliktes rechten läßt.

— **Die erste Aufführung der bereits vor nahezu zwanzig Jahren** erschienenen Tragödie Gustav Freytag's: „Die Fabier", auf dem Münchener Hoftheater, schreibt die „A. A. Z.", ist wohl mehr als ein Akt der Pietät gegen den nunmehr leider gänzlich der Bühne abgewandten Dichter, denn als der gerathene Versuch aufzufassen, die Lebensfähigkeit der Dichtung darzuthun. Einen schärferen Gegensatz vermag man sich nicht zu denken, als den zwischen Freytag's Dramen „Valentine" und „Die Journalisten", die ja nur im und vom modernen Leben athmen, und diesen Fabiern, in welchen der Dichter in Bezug auf Schilderung der Charaktere und Zustände einen Realismus an den Tag legt, der uns vom Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" und vom Dichter der „Ahnen" nicht wundernehmen wird, der aber dem Stücke sofort einen großen Theil jener unmittelbaren Wirkung auf unser Gemüth nimmt, ohne welche ein Drama auf der Bühne keine bleibende Stätte finden kann. Der Dichter gehört zu jenen Priestern der Kunst, die, was sie predigen, auch thun. Die engen Grenzen, welche er in seiner „Technik des Dramas" der freien Bewegung dichterischen Schaffens gezogen hat, hält er in den „Fabiern" mit wahrhaft peinlicher Strenge ein. Man hat Corneille und Shakespeare den Vorwurf gemacht, wenn es einer ist, daß die Römer des Ersteren lediglich grands seigneurs de la cour, die des Letzteren reine Vollblut-Engländer seien. Man kann aber dem Dichter der „Fabier" — fast hätten wir gesagt: leider! — nicht vorwerfen, daß seine Römer irgendwie Fleisch von unserem Fleisch seien, daß sein Stück irgendwelche nähere Bezüge zu unseren politischen Freuden und Leiden habe. Daß die Tragödie bei alledem echt dramatischen Wurf und Züge wahrer Größe habe, wird damit nicht bestritten. Die Gestalten der Dichtung sind echte Römer vom Scheitel bis zur Sohle, das ist ihre Tugend und ihre Schwäche. Das Stück hat die Kämpfe der Plebejer und Patrizier zur Zeit der Vejenerkriege zum Vorwurf. Die Ausstattung des Stückes war in der That eben so großartig wie von tiefer Einsicht zeugend. Das nicht allzu zahlreich versammelte Auditorium folgte der Dichtung mit jener achtungsvollen Theilnahme, welche die Bedeutung des Werkes und des Dichters beanspruchen dürfen und rief die Hauptdarsteller nach jedem Akt wiederholt hervor.

— **„Doktor Klaus" erfreut sich nicht allein in Deutschland der** größten Beliebtheit, auch jenseits des Ozeans, wo er in New-York unter dem Titel: „Dr. Clyde" in Szene gegangen ist, wurde er mit Beifall empfangen.

— **Dr. Böcker's „Lalage" hat bei ihrer ersten Aufführung im** Hoftheater in Weimar einen vollständigen Erfolg erzielt.

— **Nicht kalt, nicht warm war die Aufnahme, welche im Wallner**theater zu Berlin das Lustspiel: „Ja so sind wir", von Julius Rosen fand. Was der seltsame Titel bedeuten soll, ist nicht recht klar. Dem Anschein nach will der Dichter mit seinem Opus ausdrücken, daß wir, d. h. die menschliche Gesellschaft, uns aus einer Sammlung schnurriger Käuze zusammensetzen, die sich zweck- und planlos durch das Leben tummeln, ohne zu wissen, was sie von sich selbst und von einander zu halten haben. Diese Definition des gegenwärtigen Geschlechts ist indessen nicht nach Jedermanns Geschmack und so geschah es denn, daß auf jeden Lacher, welchen das Stück Dank einigen drolligen Scherzen und Situationen sich erwarb, auch ein Zischer kam, der seiner gegentheiligen Meinung kräftigen Ausdruck verlieh. Der Dichter wohnte der Vorstellung selbst an und wurde gerufen.

— **Am Dresdener Hoftheater gelangte der Einakter: „Meine** geschiedene Frau" von Maximilian Bern zur ersten Aufführung. Es ist, wie wir den „Dr. N." entnehmen, eine Causerie im Style Sardou's oder Feuillet's und dreht sich nur um die Besiegung des Widerstandes einer jungen Wittwe, den sie vor dem Thee einem liebenswürdigen, aber zudringlichen, fast unbekannten Freier entgegensetzt. Nach dem Thee ist der Widerstand gebrochen und das graziöse Paar segelt einem Ehestand zu, in welchem es vermuthlich sehr rebellig hergehen wird: denn im Dialog vor der Ehe jagt förmlich ein Proverbe, ein Aperçu, eine Geistreichheit die andere; man brennt förmlich Witzfeuerwerke ab. Indeß hält der Autor die Zügel fest und erzielt die Zähmung der empörten hübschen Frau, bei der sich der Herr durch die Kammerjungfer mit der dreisten Lüge einführt, die Dame sei eine geschiedene Frau, ohne Gewaltthätigkeit. Die gebildete Sprache und Beleuchtung des Autors sind des Stückes Halt, den es übrigens auch in dem ganz reizend ungebundenen Spiel des Frl. Ullrich und des Hrn. Dettmer gefunden. Am gleichen Abend gab man „Nach Mitternacht" von August Freudenthal, welches „nach einer italienischen Novelle von A. G. Barrili" verfaßt sein soll, vielleicht lag dem Autor aber ein italienisches Drama vor; wenigstens hat der ganze Zuschnitt des Stücks viel von der ungeirrten Keckheit der italienischen Farza. Eine junge Wittwe will eine politische Freundin den Verfolgungen der Polizei entziehen, und geräth bei dieser Gelegenheit in Gefahr, selbst festgenommen zu werden, weßhalb sie in das erste beste Haus schlüpft. Nun ist es zwar nach Mitternacht, und der junge Advokat Foneglio hat eben seine Freunde von einer Karnevalsfarce heimgeschickt und ist als Chinese verkleidet auf dem Sopha eingeschlafen. Laura, die junge Wittwe, läßt sich aber nicht abhalten, um die sie verfolgende Polizei irre zu führen, sich's rasch auf einem Lehnstuhl neben dem Sopha bequem zu machen und ebenfalls, wenn auch nur zum Schein, einzunicken. Die nun sich ergebenden Verwicklungen sind natürlich, daß der durch die Polizei geweckte erstaunte Advokat die Dame rasch für seine Gattin ausgibt, und daß nach Entfernung der Polizei er ihr einen Heirathsantrag macht, der auch um so unbedenklicher angenommen wird, als Laura in dem Advokaten den Freund ihres Vetters und Anbeters Felix erkennt. Diesem fällt schließlich das Loos zu, sie nach Hause zu bringen.

— **Von der mit großem Interesse erwarteten, im Stadttheater** in Wien aufgeführten Novität: „Die Wiener in Stuttgart", läßt sich nichts Besseres sagen, als daß sie vom Publikum mit größter Liebenswürdigkeit aufgenommen wurde. Gegen den vierten Akt hin färbte sich diese freundliche Stimmung mit etwas Resignation; ein Hauch der Langeweile begann durch das Haus zu streichen. Der unbekannte Verfasser des Stückes, hinter dem eine Verfasserin vermuthet wird, vergißt ganz und gar, daß die Bühne um einige Schuh höher ist, als der Sitz des Zuschauers, und daß es wahrlich nicht der Mühe werth, in's Schauspielhaus zu gehen, um daselbst Alltagsrede zu hören oder Späße zu genießen, wie man sie sich im Verkehr mit dem nächstbesten Anekdotenerzähler sammeln kann. Einige glückliche Situationen und angenehme Einfälle entschädigen kaum für solch' eine fünfaktige Kaltwasserkur.

— **Das Repertoirestück des Burgtheaters in Wien: „Rosenkranz** und Güldenstern" von Michael Klapp, ist zum ersten Mal auf dem Mainzer Theater mit Baumeister als Rosenkranz in Szene gegangen und hat eine glänzende Aufnahme gefunden. Es ist dieß der erste außerwienerische Erfolg des Lustspiels, welches nun in München, Leipzig, Hamburg und Braunschweig zunächst zur Aufführung gelangt.

— **Das am Thaliatheater in Hamburg zuerst in Deutschland** aufgeführte Schauspiel des dänischen Dichters Professor C. Molbech, „Ambrosius", deutsch von Adolph Strodtmann, erwies sich als eine geistvolle, poetische Arbeit voll psychologischer Feinheiten, die beim überfüllten Hause reichen Anklang fanden, der sich im mehrfachen Herausrufen nach jedem Aktschluß bekundete. „Ambrosius" schildert eine Episode aus dem Leben des dänischen Dichters Ambrosius Stub und gewährt dem Zuschauer erschütternde Einblicke in das liebende Herz eines wahren Dichters.

— **Richard Wagner's „Götterdämmerung" kam am Hofopern**theater in Wien in glänzendster Ausstattung und musterhafter Darstellung zur Aufführung. Nach einer strengen Würdigung des Textes, dessen Hauptmotiv, daß Siegfried nicht ein ihm gleichgültiges Wesen, sondern seine eigene Geliebte und Gattin für einen Andern bezwingt und sie, also gezähmt, ihm ausliefert, mit Recht streng verurtheilt wird, sagt Hanslik von der Musik, daß sie mit einzelnen Ausnahmen wesentlich der der Walküre gleiche. Das wichtigste Unterscheidungszeichen der „Götterdämmerung" bestehe in dem — wenigstens sporadischen — Vorkommen mehrstimmigen Gesanges. Insbesondere die unerwartete Konzession eines wirklichen Männerchors habe den so lange homophon gemaßregelten Hörer angenehm überrascht. Das Entzücken, welches bei dieser tobsüchtigen Lustigkeit von „Gunther's Mannen" laut wurde, könne man in der That nur dem elementarischen Reiz des lang entbehrten Zusammenklanges von Männerstimmen zuschreiben. An einzelnen schönen, melodiösen Momenten fehle es weder dem ersten noch dem zweiten Akt; leider besitzen sie alle wie Siegfried eine Tarnkappe, unter der sie, kaum erschienen, sich auch gleich wieder unsichtbar machen oder in irgend etwas Beliebiges verwandeln. Der dritte Akt erhebe sich über die beiden früheren namentlich durch zwei längere Stücke von festerem, gegliedertem musikalischem Aufbaue und melodiösem Reiz: den originellen, zauberisch stimmernden Gesang der drei Rheintöchter und den aus Konzerten bereits bekannten geistvoll kombinirten und mit seltener Pracht ausgeführten Trauermarsch für Siegfried.

— **Richard Wagner's „Rheingold" wurde auf dem Stadttheater** in Köln mit großem Beifall aufgeführt. Die Kritik sagt, es sei wenig Gelegenheit, bei offener Szene Beifall laut werden zu lassen; allein nach der Szene der Rheintöchter nach Loge's Szene und nach Alberich's großartiger Fluchszene ließ sich das Publikum nicht mehr zurückhalten und brach in Beifallssturm aus. Ebenso brach am Schlusse ein Jubel aus und ruhte nicht eher, als bis Direktor Ernst wiederholt erschien, den Kapellmeister Preumayr und den Obermaschinenmeister Brandt mit sich führend.

— **Goldmark's Oper: „Die Königin von Saba" ist Mitte Februar** im k. Theater in Turin zur Aufführung gekommen, seit Jahren die erste deutsche Oper — außer Wagner — auf italienischer Bühne.

— **Die Redaktion der „Namenlosen Blätter" läßt in Leipzig** bei Friedrich ein aus ihren Theaterporträts zusammengestelltes „Künstleralbum" in hübscher Ausstattung auf Folioblättern erscheinen, dessen erste Lieferung vierzehn Porträts von bekannten Schauspielern nebst den Intendanten Hülsen, Dingelstedt, Perfall enthält. Die Vorderseite gibt das Bild, die Rückseite die Biographie. Hoffentlich sind die Porträts ähnlicher als z. B. das von Klara Ziegler.

Industrie und Verkehr.

— **Ein eigenthümliches Konkurrenzausschreiben ergeht an In**genieure und Bautechniker aller Länder aus Lima (Peru). Josua Reynoso, Mühlenbesitzer in Lima, hat einen Preis von 100,000 Franken als Prämie ausgesetzt für die besten Pläne zu einem Mühlenetablissement, die ihm noch unbekannte Verbesserungen und Vervollkommnungen in der Maschinerie und Gebäudeanlage enthalten. Eine internationale Jury, die im Oktober d. J. in Rom tagen soll, wird über die Zuerkennung des großen Preises und verschiedener kleinerer entscheiden. Das Programm ist in fünf Sprachen abgefaßt.

— **In Teplitz soll im August eine Gewerbe- und Industrie**ausstellung stattfinden und damit eine Ausstellung kunstgewerblicher Alterthümer verbunden werden.

— **Im Mai findet in Kassel ein Schmiedetag statt, mit welchem** eine Ausstellung von Maschinen und Werkzeugen verbunden sein wird.

— **Vom 1. April tritt in Folge der Vereinigung der Tele**graphenverwaltungen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns der Worttarif mit einer Grundtaxe von 40 Pf. und einer Worttaxe von 10 Pf. ein. Dagegen hat England im Januar durch den Worttarif im Verkehr mit Deutschland und Holland eine solche Einbuße erlitten, daß man an die Rückkehr zum alten System denkt.

Natur.

— **Die erste Ausstellung von fremdländischen und einheimischen** Schmuck- und Singvögeln mit Bevölkerung findet vom 14.—18. März in Berlin in der Kaisergalerie statt und sind Anmeldungen bis 6. März an Dr. Karl Ruß in Steglitz einzusenden.

Gestorben.

— Henri Daumier, berühmter Karikaturenzeichner (Charivari), 68 Jahre alt, in Valmondois.

— Prinzessin Lucian Murat, geb. Fraser, 70 Jahre alt, am 11. Februar, in Paris.

— Sylvester de Sacy, ausgezeichneter Philolog und Journalist, 77 Jahre alt, in Paris, am 13. Februar.

— Dr. Otto Lange, vorm. Professor an der k. Augustaschule in Berlin, bekannter pädagogischer Schriftsteller, 61 Jahre alt, am 13. Februar.

— Frhr. v. Medem, k. preuß. Generallieutenant, vorm. Kommandant von Mainz, am 15. Februar, 65 Jahre alt, in Dresden.

— Pierre Magne, chemal. Finanzminister des französischen Kaiserreichs und der Republik, 73 Jahre alt, in Montaigne, am 17. Februar.

— Fürst Ludwig Sulkowsky, Herzog von Bielitz, 65 Jahre alt, in Bielitz, am 18. Februar.

Im Sturm.

(Bei Cap Matapan.)

Von

Adolf Friedrich Graf v. Schack.

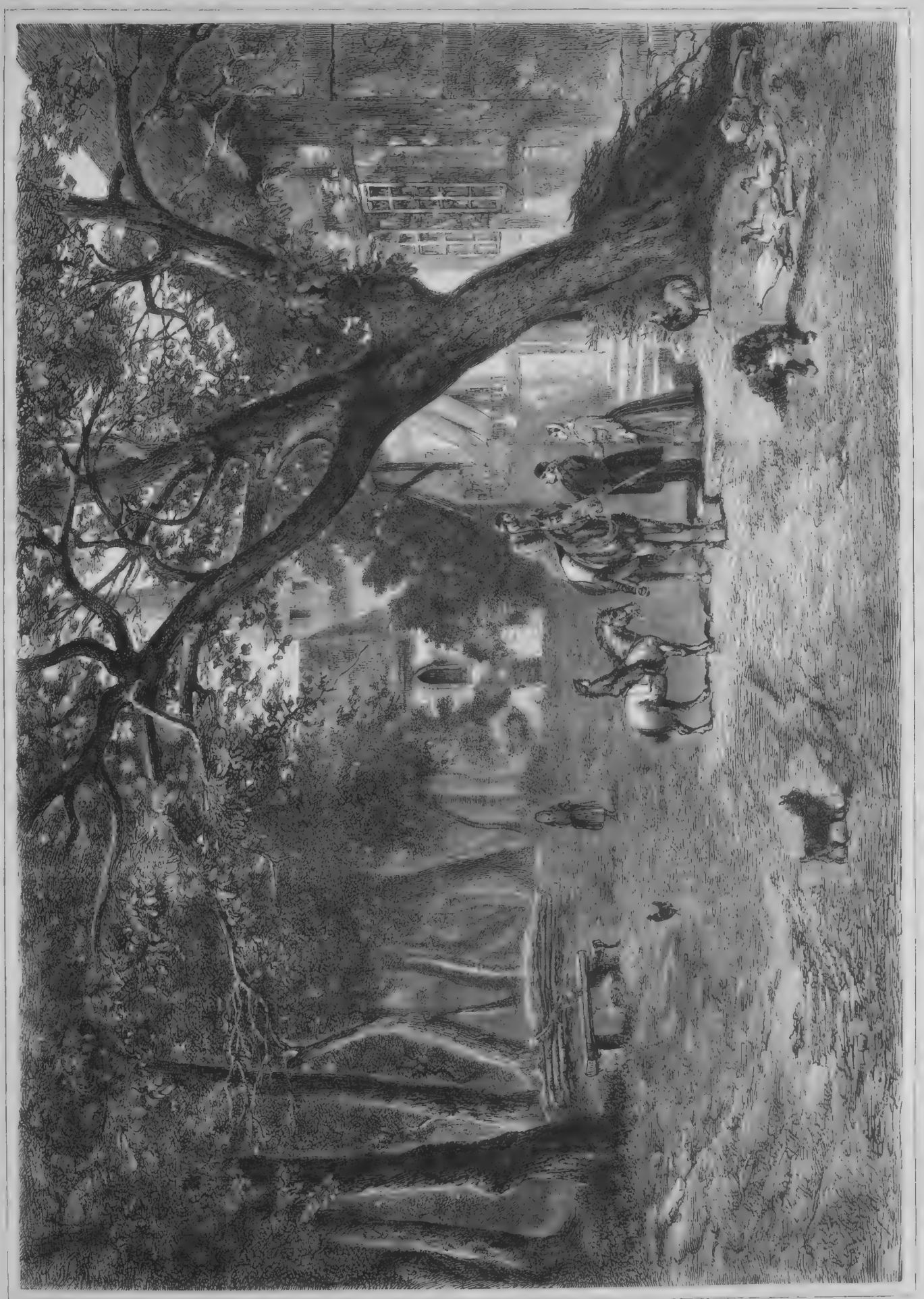
Wagt' ich mich von des Lebens Strand
Zu weit hinaus? Im Dunkel schwand
Des Tages letzter Schimmer;
Nur hier und da hinunter gießt
Ein Blitz, der durch die Wolken schießt,
Sein zackiges Geflimmer.

Bis auf des Meeres tiefsten Grund
Hinab reißt uns der Wogenschlund,
Dann wieder auf den Wellen
Wirft himmelwärts der Sturm das Schiff;
Ein Stoß nur, und am Felsenriff
Des Caps muß es zerschellen.

Auch du, zu dem als Kind empor
An meines Vaterhauses Thor
Ich schon in Andacht schaute,
Verhüllst du dich in Finsterniß,
O Stern, auf den ich siegsgewiß
Des Lebens Hoffnung baute?

Du hörtest meinen Seelenschwur,
Daß nicht auf Erden meine Spur
Im Wind verwehen solle,
Und gabst mir Muth auf meinem Gang
Und Kraft, wenn ich empor mich rang
Vom Staub der niedern Scholle.

Strahl' auf! Ich fände Ruhe nicht
Dort unten, wenn ich Luft und Licht
Zu früh verlassen müßte;
Noch ist mein Tagwerk nicht vollbracht,
O führ' zurück durch Sturm und Nacht
Mich an des Lebens Küste!



Vor dem Pfarrhaus. Nach einem Gemälde von C. Becker. (S. 446.)

Um ein Herz.

Novelle

von

E. Falk.

(Fortsetzung.)

IX.

Vera Pawlowna hatte unsägliche Qualen erlitten in all' den Stunden, die sie ihrem Endzwecke zuführten und die sie doch mit allen Schätzen der Welt, mit jedem Tropfen ihres Herzblutes dem Schicksal hätte abkaufen mögen.

So meinte sie wenigstens, wenn sie — zum ersten Male in ihrem Leben — unbeachtet, mit haß- und eifersuchtgeschärften Blicken gewahrte, wie ihre junge Schwester im Sonnenschein des neuen Glückes, des Glückes, das sie ihr bereitet — erblühte, wie ein lenzerweecktes Mairöschen.

Was Rurik Iwanowitsch mit aller Selbstquälerei echter Liebe bezweifelte, Vera Pawlowna errieth es mit dem Scharfblick der Eifersucht. — Daß Ania den Fürsten liebe, stand ihr felsenfest und sie hätte in einzelnen Momenten das junge Ding, das sorglos sicher die Hand ausstreckte nach ihrem Eigenthum, vernichten mögen.

In den Zwischenzeiten, wo sie nicht gerade „das kokette Spiel des albernen Schulmädchens" vor Augen hatte, dachte sie freilich ruhiger.

War nicht gerade die kindliche Vertraulichkeit, mit der Ania dem Fürsten begegnete, die sicherste Gewähr für die beiderseitige Unbefangenheit. Hätte es dem verwöhnten Manne nicht pikanter, reizender erscheinen müssen, wenn sie sich spröde und wild gezeigt?

Kein Blick, keine Miene hatte sie ja auf ein wärmeres Gefühl von seiner Seite schließen lassen. Er handelte eben, wie er handeln mußte — ihrem Plane gemäß. Was wollte sie nur?

Ob nicht bei längerem Beieinandersein der holde Reiz echter Jungfräulichkeit in Ania's Wesen doch größeren Einfluß gewinnen würde, war freilich fraglich, und deßhalb, das gelobte sich Vera Pawlowna wieder und wieder, durften sich die Beiden nie, oder nur dann erst begegnen, wenn das Leben die Glorie der Schuldlosigkeit von Ania's blondem Köpfchen genommen. Dann — war sie machtlos.

Nach Kiew zurück durfte das Kind also keinenfalls. Hier in Petersburg sollte sie die Zeit, in der Rurik durch den Krieg ferngehalten wurde, verleben; in der Gesellschaft, mit der Gesellschaft, die wahrhaftig genug Staub aufwühlte, um selbst den schneeweißen Flügeln eines Engels Glanz und Reinheit zu nehmen, wie viel weniger der unbewachten, eindrucksfähigen Seele eines so jungen und schutzlosen Wesens.

Dieser leidenschaftlich festgehaltene Entschluß gab der schönen Frau Fassung in mancher schlimmen Stunde, auch in der schlimmsten, als Ania an Rurik's Arm ihr entgegentrat, ihr Liebe und Sympathie heischend die frischen Lippen bot.

Es war dieß ein Judaskuß in des Wortes wahrster Bedeutung! Nicht Ania, wohl aber Rurik Iwanowitsch fühlte das, und er hätte sein Kleinod zurückreißen mögen aus der heuchlerischen Umarmung.

Aber er verstand sich zu beherrschen, verstand es fast zu gut für die wenig geschärften Blicke seiner jungen Braut, die von der schweren Kunst der Verstellung selbst zu wenig verstand, um sie an Anderen zu durchschauen.

Sie fand in ihrem kurzen Brautstande nicht die Ueberfülle von Seligkeit, die sie noch gehofft, als Rurik Iwanowitsch sie zum ersten Male an sein Herz nahm.

Er war seltsam verändert seitdem, sie konnte sich's nicht wegleugnen, so ernst, so eilig, daß er nie Zeit fand, ein freundliches Wort zu ihr zu sprechen, wie früher. — Vera Pawlowna gönnte sie ihm nicht!

Nie hat wohl ein weibliches Wesen, selbst die allergrimmigste Tante nicht, seine Pflicht als Garde-dame eines Brautpaares strenger genommen, als Gräfin Romanzow es that. Sie hielt sich schadlos für alle erzwungene Toleranz der letzten Woche, indem sie mit Argusaugen jeden Moment überwachte. Unbarmherzig schleppte sie das junge Mädchen durch Läden und Magazine, ersparte ihr keine langathmige Konferenz mit der Schneiderin, keine Entscheidung über die Farbe eines Hutes oder einer Blume. Nicht eine Visite durfte versäumt, nicht eine Einladung abgelehnt werden, jede Stunde des Tages, des Abends war doppelt besetzt. Für sich und für sein junges Glück blieb dem Paare kein Augenblick übrig.

„Noblesse oblige," lachte Vera Pawlowna kaltblütig, wenn das blasse Gesicht, die dunkelgeränderten Augen Ania's mehr noch als Worte um Schonung baten. „Eine Fürstin Sarasin kann unmöglich alle Privilegien der Unbedeutenheit ruhig fortgenießen. Nimm Dich also zusammen und laß Rurik Iwanowitsch seine Wahl nicht vorzeitig bereuen."

Und sie nahm sich zusammen, heldenmäßig, tapfer — und hatte immer ein Lächeln in Bereitschaft, wenn Rurik kam.

Schalt sie sich doch selber, daß es ihr oft so schwer wurde.

Sie war ja glücklich, mußte glücklich sein als — seine — Braut.

Hatte sie mehr erwartet von ihm, für sich, so war das kindische Anmaßung, die Beschämung verdiente, nichts weiter, und — er — sollte nicht darunter leiden. Er sah ohnedieß schon so trübe darein in der letzten Zeit. — Ja, er blickte trüb und war es auch! — Es quälte den stolzen Mann unsäglich, dieß entwürdigende Zurückhalten seiner besten, heiligsten Gefühle. Er schämte sich der Vergangenheit, die ihm solche Fesseln auferlegte, schämte sich seiner Schwäche, die ihn verhinderte, sie zu sprengen.

Wäre Ania nur älter, reifer, er hätte ihr gebeichtet und, er wußte es, er hätte von ihr auch Absolution erlangt. Dann wäre er frei gewesen von dem unerträglichen Zwange; aber so? —

Würde ihr kindliches Herz sich nicht empört abwenden von einer Seele, die sich jahrelang feig hatte unterjochen lassen? Durfte er — ihr — von den Verirrungen des Menschenherzens sprechen, von denen sie nicht einmal eine Ahnung hatte? — Nein, lieber den Zustand ertragen, bis sie sein war, ganz sein; dann konnte, dann wollte er ihr tausendfach vergüten, was sie jetzt so still und klaglos trug; dann hatte Vera Pawlowna keine Macht mehr, nicht über sie, noch über ihn.

Wie würde sie aufbrausen in Zorn und Grimm, das eigenwillige, glückverwöhnte Weib, wenn sie hörte, daß er ihrem ihm aufgezwungenen Plane so ganz zuwider handle, daß er sich nicht allein Nachurlaub erbeten, um sein junges Weib nach der Vermählung selbst nach Kiew zu bringen, sondern daß er auch bereits wegen einer reizenden Villa unweit Galacz in Unterhandlung stand, die seinem Kleinod später eine würdigere Fassung bieten sollte, als die düsteren Klostermauern, und ihm die Möglichkeit gewähren würde, sie wenigstens von Zeit zu Zeit zu sehen, zu sprechen.

Würde das Alles sie die trüben Tage, durch die er sie jetzt führen mußte, nicht verschmerzen lassen?

X.

In dem alten Herrenhause am Ilmensee unweit Nowgorod, dem Stammsitz der Sarasins, das der verstorbene Fürst in seinen letzten Lebensjahren kaum mehr verlassen hatte, war in letzter Zeit Tage und Nächte hindurch ein gar geschäftig Treiben gewesen.

Unzählige fleißige Hände hatten sich gemüht, ungezählt waren die blanken Rubel ausgestreut, um so das fast Unmögliche möglich zu machen und dem altersgrauen Gebäude, das ebenso finster drohend in die Welt geblickt, wie sein Herr es gethan, ein freundlicheres, anheimelnderes Gepräge zu geben.

Den eigentlichen Styl zwar hatte man natürlich nicht zu ändern vermocht. An die aus mächtigen Stämmen zusammengefügten Wände ließ sich nichts fügen, nichts von ihnen abnehmen; man mußte sich begnügen, mit dem Vorhandenen zu rechnen und alle Kunst nur auf die feenhafte Ausschmückung der inneren Räume zu verwenden.

Fürst Sarasin selbst hatte Alles angeordnet. Fast täglich war er erschienen, um mit Architekten und Malern Rücksprache zu nehmen und die Arbeiter durch Versprechungen und Belohnungen anzufeuern, und noch am letzten vor dem zur Vermählungsfeier bestimmten Tage langte er zugleich mit großen Wagenladungen von Blumen und Treibhauspflanzen an, die den Schmuck des Hauses vollenden und die Lücken, welche die immer noch karge Natur in den Parks und Gärten gelassen, ausfüllen sollten.

Der Mittag des festlichen Tages fand Alles vollendet und über Erwartung gelungen. Man erkannte das dunkle Sammetbraun der Außenwände kaum unter der Fülle von Laub und Blüten, mit denen man sie umkleidet. Bis hoch hinauf zum Giebel zogen sich die bunten Arabesken. Blumenmosaik deckte die Steinplatten der großen Eingangshalle. Prächtige Pflanzengruppen füllten jeden Winkel, wuchsen empor aus den frischsprossenden Rasenflächen des Gartens, ja verwandelten sogar den vor wenig Tagen noch nichts weniger als einladend aussehenden Hofraum in einen tropischen Park.

Die neugierigen Schaaren der Gutsangehörigen, die schon seit der Morgenfrühe jeden Platz, der ihnen irgend offen war, füllten, konnten nicht fertig werden mit Staunen und Bewundern, das sich bei den Erwachsenen nicht minder kindisch lebhaft äußerte, als bei den Kleinen. Alle waren in Sonntagskleidern und Sonntagsstimmung. Die wirrsten Flechten erschienen heut glatt gestrählt, die verwildertsten Krausbärte zu Ehren des Tages in schickliche Grenzen zurückgewiesen, der ganze Hof war bunt von rothen Sarafans und vielfarbigen Kopftüchern.

Mit der Sonne stieg die Ungeduld der großen und kleinen Kinder. Sie trippelten, sie schwatzten und lachten, sie konnten es kaum erwarten, den jungen Barin einziehen zu sehen mit der neuen Barinitschi, die gewiß so gut wie schön war. Gewiß — denn sie hatte die strengen Lippen des Herrn erst lächeln gelehrt und Licht und Leben in die ernsten Augen gebracht, die sonst so gleichgültig über Alles hinwegsahen, daß die Leutchen früher immer gemeint, der alte Herr sei doch ein besseres Väterchen gewesen, als der neue zu werden verspreche.

Sie wollten lieber bei Gelegenheit die Knute kosten, als so gar nicht beachtet werden. Jetzt war das Alles anders. Er war so gütig und leutselig geworden, seitdem er Bräutigam, der Barin; hatte blanke Kopeken ausgestreut, wohin er kam, und Alle, die sich mit Fragen und Bitten an ihn gedrängt, gnädig angehört und geholfen, wo er konnte. Ja, und für heute hatte er auf der Wiese hinter dem Park einen großen Tanzplatz aufschlagen lassen, bei dem zahllose Fässer aufgestapelt lagen, und hatte befohlen, den blinden Petrow vom nächsten Dorfe herüberzuholen, der die Balaleika spielte wie kein Anderer sonst.

Alle sollten glücklich sein, weil er es war.

O, Barin Rurik Iwanowitsch Sarasin war ein echtes, richtiges Väterchen geworden, das mußte man anerkennen. —

Endlich Wagenrollen in der Ferne! Es bedarf kaum des herrischen Ruhegebotes, das der stattliche Bartrusse, der an des Herrn Stelle gebietet, in die Menge herabschleudert, um das betäubende Geschrei in leises, feierliches Summen zu verwandeln.

Die kleine, flachszöpfige Martscha, das hübsche und gewandteste Kind im ganzen Dorfe, wird von der stolzen Mutter dicht an die Haustreppe geschoben.

Dort steht sie, dunkelroth vor Erregung, die Händchen, die den silbernen Teller mit Salz und Brod, den sie nach frommer Sitte den Ankommenden überreichen soll, bevor sie die heimische Schwelle überschreiten, halten, zittern besorgnißerregend, und in ihren vergißmeinnichtblauen Augen stehen große Thränen. — Sie kann sich plötzlich auf kein Wort mehr besinnen von dem ganzen Gedichte, das sie noch vor einer Stunde ohne Anstoß hersagte, wie sie auch sinnt und sinnt.

Ach, und da sind sie schon! —

Hochauf bäumen sich die feurigen Rosse vor dem Mützenschwenken und Rufen der andrängenden Menge. Der gewandte Stephan Wassiliwitsch muß seine ganze Kunst aufbieten, um zu verhindern, daß nicht ein paar vorwitzige Kinder oder eine alte zahnlose Matuschka unter die Räder kommen.

Er ist noch vom alten Regime und greift daher auch ohne Weiteres zu den alten, oft bewährten Mitteln, indem er mit kräftigem Fluche die bebänderte Peitsche hebt, die seine — „Pferdchen — seine — Kinderchen — seine — Seelchen" — noch nie, die dummen Bauern aber schon recht oft gekostet haben.

Ganz verblüfft blickt er drein mit seinen dunklen, schmalschlitzigen Augen, als sein erhobener Arm plötzlich festgehalten wird, festgehalten von den zarten Händchen der jungen Barinitschi, die ihm halb bittend, halb befehlend jede Gewaltmaßregel untersagt.

Wie angenagelt bleibt sein Arm in der Luft schweben. Er betrachtet ihn förmlich mit Respekt, seitdem die Herrin sich nicht gescheut, ihn zu berühren, und muß sich erst fassen, bevor er Ruhe genug gewinnt, sein schönes Gespann dicht vor der ersten Stufe der Treppe elegant, wie immer, zu pariren.

Rurik Iwanowitsch Sarasin steigt aus. — Wie leuchtend sein dunkelblaues Auge die Menge überfliegt! — Er lächelt, denn es freut, es amüsirt ihn, daß kein Blick ihm gilt und keiner der schönen stolzen Frau, die er zuerst aus dem Wagen hebt, daß alle sich an Ania's schlanker Gestalt, an ihrem hold erröthenden Gesichtchen festklammern, daß Alle sich nur um sie drängen, um einen Zipfel ihres Mantels, ihres Kleides zu fassen, auf den sie in heißer Inbrunst die Lippen drücken können; und noch mehr freut ihn die ruhige Anmuth, mit der sie diese Huldigungen hinnimmt, nur zuweilen zu ihm den wie durch leichte Schleier leuchtenden Blick erhebend, der so demüthig beredt zu fragen scheint: „Wie verdiene ich das nur?“

Jetzt hat sie auch die kleine Sprecherin erspäht, die zögernd und zagend des gefürchteten Momentes harrt, und so lieb freundlich beugt sie sich nun zu dem ängstlichen Kinde nieder, daß es den abhanden gekommenen Muth wieder findet, sein Verschen ohne Stammeln hersagt und erst dann den zurückgehaltenen Thränen freien Lauf läßt, als die holde junge Barinitschi von ihrem eigenen Nacken ein goldenes Kettchen mit großem Malachitkreuz nimmt, um es mit einem Kuß auf die dunkelrothe Wange dem Kinde eigenhändig um das braune Hälschen zu legen.

Da strömen die Thränen reichlich und auch Ania's Wimpern feuchten sich, sie muß die Stirn einen Augenblick an seine Schulter drücken, indeß er den Arm fest und liebevoll um ihren schlanken Leib legt. —

Es sind zwei sehr, sehr glückliche Menschen, die da auf der Schwelle des alten Herrenhauses stehen. — —

Doch woher diese Wandlung? Was hat aus dem bleichen Kinde, das dem Morgen mit trüben, schlaflosen Augen entgegenblickte, diese strahlende Braut gemacht, die so glückessicher sich auf den Arm des Mannes lehnt, von dem jeder der letzten Tage sie weiter zu entfernen schien? —

Das ist die Frage, die sich, wie ein Dorn, immer tiefer und tiefer in das leidenschaftliche Herz Vera Pawlowna's gedrückt, so oft sie auf dem langen Wege von Petersburg hieher in die verklärten Züge ihrer jungen Schwester blickte; das ist die Frage, um die sich auch jetzt all' ihre Gedanken drehen, seitdem sie allein und unbeachtet das Haus betreten, das sich für die gehaßte Rivalin so reich geschmückt hat.

Nicht eine Sekunde wollte sie die lächerliche Komödie da draußen mit ansehen! — In stürmischer Hast war sie die Stufen hinangeeilt, rücksichtslos mit der langen silbergrauen Schleppe die künstliche Blumenmosaik der Flur auseinanderfegend.

Die blaue Ader zwischen ihren Brauen bäumte sich wilder wie je, intensiver zuckt der rothe Blitz aus ihrer Augen dunkler Tiefe, der feine Handschuh zerreißt über der krampfhaft sich ballenden Hand. — Wer achtet's? — Alle Blicke, alle Gedanken hängen ja an der blonden „Königin eines Tages“, wie sie höhnisch auflachend die holde Braut nennt, es fand Niemand Zeit, sie hineinzugeleiten, vor ihr die Thüren aufzureißen, wie sie es gewohnt ist. — Durch die lange Zimmerreihe eilte sie allein, fast wie in wilder Flucht, und doch hat sich jede Einzelheit der Einrichtung mit peinlicher Schärfe ihr eingeprägt, ihre von Eifersucht vergiftete Seele mit neuen Qualen heimsuchend.

Nicht die Pracht ist es, die sie verletzt. Sie hat glänzendere Räume schon gesehen und zudem, neidisch im kleinlichen Sinne ist Vera Pawlowna nicht, es ist nur die unendliche Sorgfalt, mit der auf Ania's Geschmack Rücksicht genommen ist, die sie so auf das Aeußerste empört, eine Sorgfalt, die sich im Kleinen wie im Großen gleich deutlich ausspricht, und die mehr an das rührende Vertiefen der Mutter in die Seele ihres Lieblings, als an die egoistische Mannesliebe erinnert, die Vera allein kennen gelernt hat.

Die Wahl der Bilder, Statuen und Bücher, die Zusammensetzung der Farben, die Anordnung der Blumen, Alles ist nur für — sie — für sie allein berechnet. Vera Pawlowna kann es sich nicht ableugnen, so gern sie es möchte.

„Betrogen! Verrathen!“ knirschte sie leise vor sich hin, als sie so einsam mit fliegender Brust und funkelndem Blick in dem letzten der Gemächer steht, das, weiß und rosig wie das Innere einer Seemuschel, sich dem in den gleichen Farben dekorirten, märchenhaft reizenden Schlafzimmer anschließt.

„Das Alles ist nicht geschaffen, um in einem kindisch leichtgläubigen Mädchenherzen die Illusion einer Stunde festzuhalten; so sinnt und sorgt nur die — Liebe.“

Es sind finstere, gefährliche Geister, die jetzt in der Brust des schönen Weibes wühlen, aus den weit und wild geöffneten Augen starren, die so ruhelos das Zimmer durchwandern, um, wie magnetisch angezogen, doch zuletzt immer wieder an dem schimmernden Atlaß, den blitzenden Steinen — des Brautanzuges haften zu bleiben, der hier, voll ausgebreitet, seiner Eigenthümerin harrt.

Fürst Sarasin hatte es sich ausbedungen, ihn selbst wählen und besorgen zu dürfen. Die Frauen seines Hauses waren alle in altrussischer Nationaltracht zum Altare getreten und Ania sollte keine Ausnahme machen. Wie kostbar Alles — und wie geschmackvoll!

Neben dem schimmernden Atlaß des Untergewandes glänzt der rothe Sammet des Sarafan, beide reich mit Goldfäden durchwirkt und gestickt. Der Kopfschmuck russischer Bräute, der Jaschmak, schimmert fast augenblendend von edlen Steinen. Er wiegt schwer in der Hand Vera's, die sich unwillkürlich darnach ausgestreckt hat. „Zu schwer für den blonden Kinderkopf, den er schmücken soll,“ meint sie, bitter spottend. — Weiter wandert ihr Blick zu der Perlmutterplatte des Toilettetisches, auf der in offenen, köstlich geformten und verzierten Kasten und Schatullen, wie sie nur die Renaissancezeit so vollendet schuf, der einer Königin würdige Familienschmuck der Sarasins glänzt. Es scheint ihr fast lächerlich, daß diese Kleinodien den zarten Hals, die schlanken Arme ihrer Schwester umschließen sollen.

Wie anders würden sie bei ihr selbst zur Geltung kommen!

„Es ist schade um die prächtigen Steine“ — und doch — wie gern, wie tausendmal lieber wollte sie die der Verhaßten gönnen, als jenes einfache Medaillon, das auf der schwarzen Emaille in Perlen und Brillanten seine und ihre Namenschiffre eng verschlungen zeigt. Das, das neidet sie ihr, darnach faßt sie in wilder Hast, um es im nächsten Moment zurückzuschleudern, als habe eine Schlange sie gestochen, denn sein Bild blickt ihr entgegen aus dem Rahmen der Kapsel, die ihre zitternden Finger unwillkürlich geöffnet.

„Verrathen — betrogen —“ ächzt sie nochmals und preßt beide Hände wie in wahnsinnigem Schmerz vor das entstellte Gesicht. — „Die Wolken finsteren Unmuths auf seiner Stirn — der Ausdruck bitterer Enttäuschung in ihren Augen — alles Schein, alles schlau berechnete Maske, — und ich, ich war so dumm, so blind, mich täuschen zu lassen.“

Wir wissen, wie ungerecht diese Beschuldigung ist, und wenn wir auch bis jetzt die Ursache der Metamorphose in der Erscheinung und dem Wesen der jungen Braut noch nicht berührt haben, wir kennen sie so gut wie Agnes, die blasse Deutsche, die mit dem duftenden Strauß von Veilchen und Rosen, den sie ihrer jungen Gönnerin vor der Abreise noch gern glückwünschend überreichen wollte, sich scheu hinter eine Fensterdraperie des Vorzimmers geflüchtet hatte, als Fürst Rurik im gleichen Moment den Raum betrat, da die Erwartete in vollem Reisekostüm in der entgegengesetzten Thür erschien.

Einen Augenblick schien es, als wolle das junge Mädchen scheu zurücktreten, ihre Hand haschte ängstlich nach dem grauen Schleier am gleichfarbigen Reisehütchen, der ihr wenigstens das verwachte, verweinte Gesichtchen verbergen helfen sollte; umsonst — schon stand er vor ihr, hielt er ihre beiden Hände fest in den seinen, bannte ihre thränenvollen Augen magnetisch durch seinen fragenden, flehenden Blick. —

Mit verhaltenem Athem stand Agnes auf ihrem unfreiwilligen Lauscherposten. Sie sah, wie ihres Lieblings erst kaum noch so farblose Wangen immer dunkler erglühten, wie ihr Blick sich an dem seinen entzündete, ihre feinen Lippen bebten und zuckten, als wollten, als müßten sie sprechen, und es doch nur zu einem glückseligen Lächeln brachten; sie fühlte ihn mit, den Wonneschauer, der die mädchenhafte Gestalt durchbebte, als er sie fest und fester an seine Brust zog, als sie seinen Mund auf dem ihren fühlte, nicht leise und zage wie damals am Verlobungstage, wo er ihn berührt wie etwa den Flügel eines Schmetterlings, dessen Schmelz ein Hauch zerstören kann, sondern heiß, inbrünstig, so recht, als wolle er die junge Seele, die sich ihm zu eigen gegeben, nun auch einsaugen, sie verschmelzen mit der eigenen auf immerdar.

Ein Glück nur, daß die theilnehmende Lauscherin doch nicht so ganz versunken war in süßes Selbst- und Weltvergessen, um nicht die Liebenden noch rechtzeitig zur Wirklichkeit zurückrufen zu können, sonst würde sich die stattlich und siegessicher hereinrauschende Vera Pawlowna schwerlich über die namenlose Verwirrung, mit der ihre junge Schwester der blassen Agnes Glückwunsch entgegennahm, gewundert, würde sich nicht noch jetzt das Hirn qualvoll gemartert haben über die Ursache der plötzlichen Glücksverklärung, die Ania's ganzes Wesen athmete.

Draußen ward es indeß lebendig. —

Man hört das Rollen herannahender Wagen, das Schnauben und Stampfen von Pferden, dann im Korridor laute Begrüßungen. — Das sind die Hochzeitsgäste, deren Rurik Iwanowitsch allerdings so wenig als möglich geladen hat. —

Zwei Nachbarsfamilien und ein paar Kameraden aus Nowgorod sollen die einzigen Trauzeugen sein bei dieser „Heirath vor der Trommel“, wie Gräfin Romanzow diese überstürzte Verbindung gleichsam zur Entschuldigung selbst bezeichnete.

Vera Pawlowna erreicht den großen Salon, in dem die Gäste empfangen werden, gerade noch zur rechten Zeit, um ihrer Pflicht nachzukommen, und Niemand, der die lächelnde Anmuth, mit der sie sogar in der ihrer Jugend und Schönheit so wenig angemessenen Rolle einer stellvertretenden Brautmutter excellirt, bewundert, würde in ihr das leidenschaftdurchschüttelte Weib wieder erkennen, das wir noch eben erst beobachtet.

Wie täuschend ist der freudige Stolz imitirt, mit dem sie die Glückwünsche der Ankömmlinge entgegennimmt; wie natürlich erscheint die Zärtlichkeit, mit der sie die junge Braut an ihre Seite fesselt, wie wahr klingen die süßen Schmeichelnamen, in denen sie unerschöpflich ist!

„Sie ist ein Engel an Güte,“ flüstert die dicke asthmatische Frau von Petrowskoy ganz gerührt ihrer Aeltesten zu, indeß die sehr geputzte und sehr gewöhnlich aussehende Baronin Massow ihrem alten Verehrer, dem steifnackigen, sehr echauffirt aussehenden Major Bronsky, hinter vorgehaltenem Fächer zuraunt:

„Das Verhältniß zwischen der Romanzow und dem Fürsten scheint aber wirklich nicht mehr intim zu sein. Wenn auch ihr Wesen nur gut gewählte Maske wäre — seine Blicke, die der kleinen Jarnow unausgesetzt folgen, sind echt. — Ich verstehe mich darauf, wissen Sie,“ blinzelt sie bedeutungsvoll.

Der Major zieht die Augenbrauen hoch und schmunzelt verständnißinnig, dann aber wendet er seine Aufmerksamkeit doch wieder dem verlockend reichen Büffet zu, das ihm in diesem Augenblicke noch interessanter ist, als selbst seine alte Flamme. Dort haben sich die Herren schon zwanglos gruppirt und lassen dem Weinkeller des alten Fürsten, der weit und breit berühmt war, volle Gerechtigkeit widerfahren, indeß auch die Damen sich nicht ungern den trefflichen Erfrischungen zuwenden, mit denen sie sich nach der Fahrt stärken und für den feierlichen Akt, der ihrer wartet, vorbereiten sollen.

Man hört eine Zeitlang nur Klirren von Silber und Pokalen, Knallen der Pfropfen, Gluckſen und Schlürfen. Die Gesellschaft ist vollauf und sehr zur Zufriedenheit beschäftigt. —

Vera Pawlowna hat indeß die Braut hinübergeleitet in das Toilettenzimmer, wo Liska sie kniend und lächelnd empfängt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Berliner Künstlerwerkstätten und Kunstausstellungen.

Von

L. Pietsch.

Kunst bringt Gunst,“ so sagt das Sprüchwort. Aber um fröhlich zu gedeihen, bedarf die erstere auch der letztern. Bekanntlich aber ist im deutschen Reich auf eine Periode überschwenglicher Gunst, deren sich das künstlerische Schaffen während der wenigen fetten Jahre kurz vor und kurz nach dem französischen Kriege zu erfreuen gehabt hatte, seit 1873 und 74 eine Zeit der um so peinlicher empfundenen Ungunst und Gleichgültigkeit der meisten ihrer ehedem so eifervollen Freunde, Förderer und Beschützer gegen die Gegenstände ihrer damaligen Leidenschaft gefolgt. Ist doch der schöne Daseinsschmuck, welchen die Kunst schafft und verleiht, immer das, was zu entbehren es der ungeheuren Mehrzahl am leichtesten wird, sobald das Verzichten und Sicheinschränken irgendwie geboten scheint. Staaten und Städte pflegen dann immer am schnellsten bei der Hand zu sein, auch darin mit ihrem Beispiel voranzugehen. Und die Privaten bedürfen desselben kaum, um willig das Gleiche zu thun.

In der Hauptstadt Norddeutschlands und des Reiches macht sich diese beklagenswerthe Resignation besonders fühlbar. Verschwindend gering ist Zahl und Umfang der von der Staatsregierung oder gar von der Kommune gegenwärtig

angeregten, vorbereiteten oder in Angriff genommenen künstlerischen Schöpfungen jeder Art. Und wie es um die Ankäufe und Aufträge der Privaten, — auch derer, die sich immer noch tapfer oben zu halten und den Ruf des Reichthums zu wahren verstanden, — bestellt ist, davon wissen die unsere Ausstellungen beschickenden Künstler und die Gemäldehandler ein trauriges und keineswegs übertriebenes Lied zu singen!

Unter diesen Gemäldehändlern Berlins stehen in erster Reihe die Gebrüder Lepke und die Herren Honrath und van Baerle. Was war das ehedem während der reichen Jahre für ein schwungvolles Leben in ihren Gemäldesalons! Bilder von namhaften deutschen und französischen Meistern, sie mochten Preise von noch so erschreckender Höhe haben, blieben kaum einen Tag nach ihrem Erscheinen hier zur Ansicht und zum Kauf ausstehen. Irgend einer von den über Nacht reich gewordenen alten und jungen Matadoren der Börse hatte sie erworben, um seinem Namen den schmückenden Glanz eines Kunstmäcens und Kenners zu verleihen. Das hat sich ganz in sein Gegentheil verändert. In vielen Monaten finden dort nun auch die Werke der gefeiertsten Künstler kaum einen Käufer, und der ist in den meisten Fällen ein durchreisender Fremder. In diesem Augenblick enthält der Lepke'sche Salon außer einer Menge von auserlesenen Bildern lebender und jüngst verstorbener französischer Meister wie Diaz, Daubigny, Troyon, Ziem und Galame, und von deutschen wie beide Achenbach, Schreyer (der neuerdings freilich wieder zur rechten Heimat seiner Kunst, nach Paris, zurückgekehrt ist), Piltz, Ziermann, Karl Becker, Kröner und ein paar der schönsten Stücke von Ludwig Knaus. Sie zeigen diesen großen und liebenswürdigen Künstler wieder einmal von einer Seite seines reich und mannigfach begabten Wesens, die Jene kaum bei ihm vermuthen dürften, welche ihn nur aus seinen gemalten Dorfgeschichten und seinen scharf charakteristischen Bildern von Volkstypen der bäuerlichen und kleinbürgerlichen Schichten kennen. Freilich ist es gerade ein Werk eines ganz anderen, idealeren Genres, welches in den letzten Jahren ihm und seinem Schaffen die innigste und allgemeinste Liebe und Bewunderung erworben hat: die „Ruhe auf der Flucht", die Madonna mit dem schlafenden Kind auf dem Schooß. Die mit so reizender Frische, in blühender, prangender Lebensfülle und naiver Anmuth gemalten nackten Kinderkörper dieses Bildes finden auf den bei Lepke ausgestellten Gemälden von Knaus die ihrer in jeder Hinsicht würdigen Seitenstücke. Das eine der drei ist das nachträglich noch gründlich überarbeitete und durchgeführte dekorative Bild, womit er am Tage des Einzugs Kaiser Wilhelm's das eine der vier Fenster im Mittelbau der Fassade des Akademiegebäudes schmückte. Eine anmuthsvollere, herzerfreuendere Dekoration eines der festlichen Freude bestimmten Raumes, zum Beispiel des breiten Wandpfeilers einer Gartenhalle, ist kaum zu denken, wie dieses Bild. Ein halb schwebend, halb auf Wolken knieender weiblicher Genius von holder, wahrhaft entzückender Schönheit des Ausdrucks der Formen und der Bewegung streut Blumen und Blüten aus, deren überreiche Fülle er in seinem Gewande trägt. Nackte Kindergenien umflattern und umschweben ihn, die Händchen nach den Blumen ausstreckend, im lustigen Spiel. In überlebensgroßem Maßstab bewegt sich der Meister hier mit so schöner Freiheit und mit solch' souveräner Beherrschung der Formen, wie nur sonst in seinen Bildern kleinen und kleinsten Formats. Die beiden anderen hier ausgestellten, von desto mäßigerem Umfang, sind ein paar höchst überraschende und eigenartige Phantasiestücke. Auf dem einen sieht man einen braunen, ziegenfüßigen Pan, einen schwarzen Panther aus der Schale tränkend, an dessen atlaßglänzendes Fell sich zwei junge, kleine Panisken behaglich schmiegen. Auf dem anderen Bilde spielen nackte Buben mit einem mächtigen Ziegenbock mit dunklem, zottigem Vlies. Sie suchen den Widerstrebenden an den Hörnern zu halten, während ein derber, kleiner, bräunlicher, bockfüßiger Pansbube in drolliger Unbehülflichkeit den Rücken dieses bockenden,

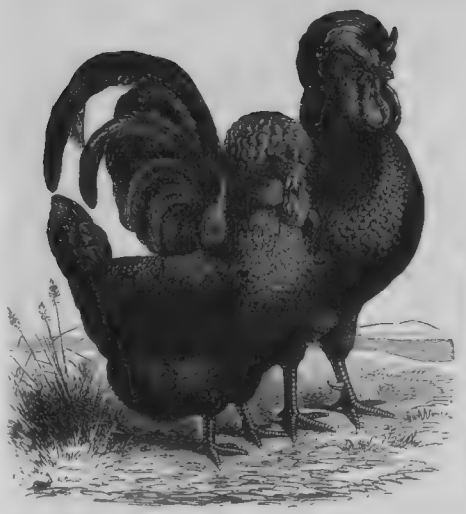
Festungsstadt Schumla. Aus Kanitz: „Donau-Bulgarien und der Balkan". (Verlag von Hermann Fries in Leipzig.) (S. 446.)

gehörnten, wunderlichen Rosses zu erklimmen sucht. Im Mittelgrunde hüpfen bärtige Ziegenfüßler, den Thyrsusstab schwingend, im Tanz mit nackten Nymphen. In der Malerei des braunen, nackten Fleisches der alten und jungen Waldmenschen, der zarten, lichten Haut ihrer menschlich gestalteten Spielgenossen und des tief und gesättigt kolorirten Felles der Thiere hat der Pinsel des kunstreichen Meisters wahrhaft geschwelgt. In der Wärme, der Feinheit und dem edlen Schmelz des Kolorits geboren diese Kabinetstücke zum Schönsten, was ihm je gelungen ist.

Kein Werk der Malerei aber, welches neuerdings in Berlin entstanden ist, hat einen so außerordentlichen Erfolg gehabt und ist von einer so eminenten künstlerischen Bedeutung gewesen, als das vielbesprochene letzte Gemälde Adolf Menzel's: „Ein Ballsouper". Zur öffentlichen Ausstellung ist es nicht gelangt. Sein glücklicher Besitzer, auf dessen direkte Bestellung es von Menzel gemalt wurde, Bankier Thiem, hatte seinen Schatz nicht einer unserer permanenten Ausstellungen anvertrauen mögen, gewährte aber bereitwillig allen sich dafür interessirenden Kunstfreunden Gelegenheit, denselben in seiner an Meisterwerken moderner französischer und deutscher Malerei sehr reichen Galerie zu sehen und zu studiren. Es ist eine wahrhaft verblüffende Kunstschöpfung, in der sich alle großen Eigenschaften, welche man an Fortuny und Meissonier bewundert, vereinigen, und die doch vor den Werken Beider noch etwas spezifisch Menzel'sches voraus hat, das eben nur er und kein Anderer besitzt und kann. Zum Gegenstand der Darstellung wählte dieser schärfste Beobachter und Kenner der gesammten Welt der Erscheinungen jenen Moment eines Hofballs im Berliner Königsschlosse, wo der Tanz ruht, die Gäste des Festes sich um die prachtvoll ausgestatteten Büffets drängen, und das, was sie dort im Gewühl zu erobern vermochten, zu ihren in einem Nebensaal harrenden Damen herbeitragen. Nach gewohnter Art verschmähte Menzel es, hier etwa eine ganz bestimmte, im Berliner Schloß existirende Lokalität und bestimmte Persönlichkeiten des preußischen Königshofes und der Berliner Gesellschaft porträtartig darzustellen. Dafür aber trifft er den Typus, das eigentlich charakteristische Wesen in Architektur und Dekoration der dargestellten Räume, wie in den Persönlichkeiten desto schärfer und treuer. Wie dieser im Glanz von Hunderten von Kerzen von Gold und Marmor schimmernde Saal mit seinen Karyatiden, barocken Stukkaturen an Plafond und Wänden, und jene Bildergalerie, in welche man durch die breite Pforte in der Hinterwand hinein und auf die sich um das Büffet drängenden Gruppen blickt, sofort das Bewußtsein: wir sind im Berliner Schloß, jedem mit dessen Räumen Bekannten erwecken, trotzdem der ganze Prachtbau Schlüter's keine diesem eigentlich gleiche Gemächer und Galerieen enthält, so ist auch die ganze dargestellte Gesellschaft das echte Spiegelbild des Typus Derjenigen, welche sich auf diesen Hoffesten gegenwärtig daselbst vereinigen. Das ist ein Flimmern und Blenden, ein reizendes Durcheinander von jungen, glänzenden Offizieren der Garderegimenter, Hofmarschällen, Kammerherren, Herren in Landstand- und Johanniteruniform, Excellenzen, Gesandten und Attachés, Geheimräthen und Räthen im goldgestickten Galakostüm ihrer Würde, Hofgeistlichen in ihren schwarzen Talaren, gelehrten Professoren, akademischen Senatoren, Künstlern in schwarzer Gesellschaftstracht, schönen jugendlichen Mädchen und Frauen, überreifen ehemaligen beautés des Hofes und der diplomatischen Welt! Beim ersten Anblick ist das Auge fast verwirrt durch diese Flut der mannigfachsten Erscheinungen, welche sich hier lebendig vor ihm bewegen. Aber bald lösen sich die Gruppen und Einzelgestalten, jede hat ihren rechten Platz im Raum, und dieser Raum selbst erweitert und vertieft sich mehr und mehr. Man glaubt in die kerzenhellen Festsäle selbst hineinzublicken. Eine erstaunliche Kraft der Erfindung und der Beobachtung offenbart sich in den oft wahrhaft humoristischen, ergötzlichen Einzelszenen, in der Schilderung der mannigfachen Manieren, in welchen die Gäste, in dem allgemeinen Gedränge stehend,

Neue Hühnerrassen.

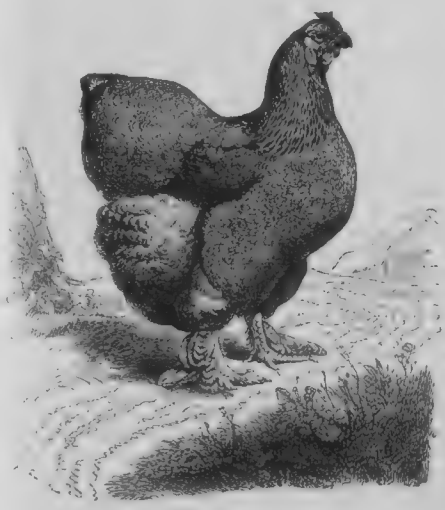
Aus „Baldamus. Illustrirte Federviehzucht". (Verlag von G. Schönfeld in Dresden.)



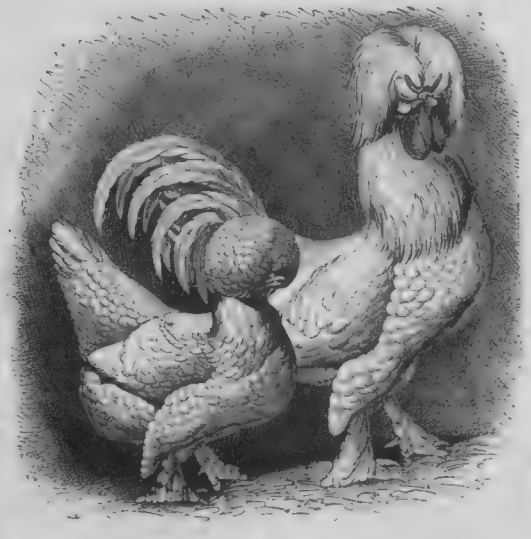
Crève-Coeurs.

La Flèche.

Andalusier.

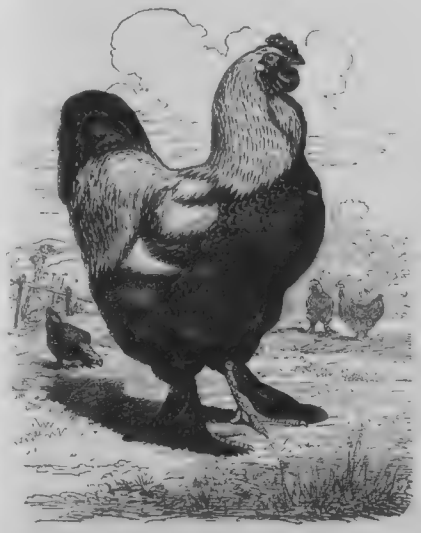


Rebhuhnfarbige Cochin-China-Henne.



Sultans-Hühner.

Silbergraue Dorking-Henne.



Dunkelfarbiger Brahma-Putra-Hahn.

Houdans.

Goldtupfen-Paduaner.

Hut oder Helm, diesen unter dem Arm, jenen wohl gar zwischen die Kniee geklemmt, das mühsam am Büffet Eroberte, auf dem Teller und im Glase siegreich Davongetragene nun auch zu genießen suchen. Aber diese Schärfe und Treue der Beobachtung und diese Kunst der überzeugenden Schilderung des Gesehenen erscheint mindestens ebenso bewundernswürdig in der Art, wie hier die Beleuchtung beider ancinander grenzenden Räume durch das Licht der Kerzen, der Wandarme, der Kandelaber und der Krystalllüstres und der mit dieser Helligkeit wechselnden Halbschatten durch die Säle hin und über die darin gruppirten Gestalten verbreitet sind. Wenn diese Lichtquelle selbst, diese Kerzenflammen, sobald man das Bild bei der gewöhnlichen Tagesbeleuchtung betrachtet, etwas zu weiß und kalt wirken, so erreichen sie einen desto überraschenderen und vollendeteren Effekt, sobald das Gemälde jener künstlerischen Beleuchtung, für die es eigentlich gemalt ist, im verdunkelten Raum durch Reflektorlampen ausgesetzt wird. Dann glaubt man einen Ausschnitt der lebendigsten Wirklichkeit selbst zu sehen, in dieser doch aus dem ureigenen Künstlergeist herausgeborenen, ebenso wahrhaftigen als freien Nachdichtung derselben.

Anton von Werner, der Direktor der Akademie der bildenden Künste, wird durch die unvermeidlichen und mehr noch durch die überflüssigen, ihm von Anderen bereiteten Sorgen, Mühen und Arbeiten dieser seiner mehr ehrenvollen als beglückenden Würde leider mehr, als es bei der Bedeutung seiner Künstlerschaft erwünscht sein kann, vom malerischen Schaffen zurückgehalten. Den Arbeiten indeß, welche trotzdem aus seiner Werkstatt neuerdings hervorgegangen sind, hat man zum Glück nichts von seiner Verstimmung anmerken können, welche er den Plagen seines Amtes dankt. Zu diesen Arbeiten gehörte auch ein Altarbild, das er für die Gertraudenkirche seiner Vaterstadt Frankfurt an der Oder malte: eine Darstellung des „Zinsgroschens" durch eine Gruppe der drei überlebensgroßen Gestalten des Heilands, des Pharisäers, des Apostels Petrus — ein Werk von großem, einfach edlem Styl; besonders in dem Ausdruck, der Gestalt und der Haltung Christi von hohem, ernstem Schönheitsadel. Gegenwärtig ist er an der Ausführung der historischen Wandgemälde für den Rathhaussaal in Saarbrücken und an der Vollendung eines großen Familienbildnisses mit zahlreichen Gestalten thätig, welches in der hier seit einigen Jahren bei unseren Reichen sehr beliebt gewordenen Weise die Mitglieder der Familie, moderne Herren und Damen in die Trachten vornehmer Patrizier der Renaissance maskirt, darstellt.

Die einzige größere malerische Arbeit, zu welcher der Auftrag von der Staatsregierung ausgegangen war, hat Professor Otto Knille gegenwärtig zur Hälfte vollendet. Es ist das zweite von vier kulturhistorischen Friesbildern, mit denen er den Saal der Universitätsbibliothek zu schmücken hat. Das erste, im vorigen Jahr in Paris ausgestellt gewesene Bild schildert in großen, einfachen Zügen die Jugenderziehung, die Art der Körper- und Geistesausbildung im antiken Hellas. Dieser zweite Abschnitt des Cyklus zeigt die theologische Gelehrsamkeit des Mittelalters durch eine Disputation in der Sorbonne zu Paris, welcher Ludwig der Heilige im vollen Königsschmuck beiwohnt, in der bildnerischen Ausdrucksweise des monumentalen Styls und in harmonischer, vornehmer, durch den gemusterten Goldgrund erhöhter und bereicherter Farbenwirkung veranschaulicht.

Wilhelm Gentz, der Maler des Orients, hatte seit Monaten seine malerische Thätigkeit fast gänzlich zu Gunsten der zeichnerischen, für die würdige, kunst- und glanzvolle Schmückung eines literarisch-künstlerischen Unternehmens, hintangesetzt, dessen Eigenart und dessen kaum übertroffene Schönheit ich den Lesern von „Ueber Land und Meer" sicher nicht erst zu schildern habe: „Aegypten" von Georg Ebers. In dem zweiten Bande dieses Prachtwerks werden die reichen Früchte gerade dieser Gentz'schen Thätigkeit für dasselbe in einer Reihe höchst geistvoller, origineller, kunst- und charaktervoller Zeichnungen dieses, für eine solche Aufgabe wie nur Wenige berufenen, Meisters zum hohen Genuß der ganzen gebildeten Welt zu Tage treten.

Von Haydn bis Liszt.

Skizzen aus der neueren Musikgeschichte

von

Ludwig Nohl.

3. Epoche Beethoven (1800—1820).

Gegenstand der Instrumentalmusik. — Geschichte der Sonate. — Bedeutung ihrer Form. — Beethoven als Symphoniker. — Sein Styl.

Wir hörten die Melodie als die „Geschichte des von der Besonnenheit beleuchteten Willens" bezeichnen, und wie dieser Wille der letzte und eigentliche Wirker der menschlichen Thaten ist, so war auch die lebendige Handlung des Dramas das Gebiet, wo diese Melodie ihre entscheidendste Entwicklung fand.

Es muß aber ein Gebiet geben, wo diese innere Lebenskraft, die die Musik so gut wie alle Dinge der Welt schafft, auch ganz unabhängig von Wort und Handlung nach ihrem vollen aktiven Wesen erscheint. Und wie wir dieß schon in der sogenannten Polyphonie als elementare Bildungen oder auch als architektonische Wiederspiegelung des Baues der Welt fanden, so muß nun die Fülle des menschlichen Daseins, die thätige Lebensbewegung, „Geburt und Grab, ein wechselnd Weben, ein glühend Leben", wie Goethe den Erdgeist malt, in unserer Kunst ebenfalls den entsprechenden Ausdruck finden und so „am sausenden Webstuhl der Zeit" mit „wirken der Gottheit lebendiges Kleid". Das ist die Instrumentalmusik, deren erster Vollender im Sinne der Gleichstellung mit den höchsten Erzeugnissen der Kunst aller Zeiten und Völker unser Beethoven ist.

Und zwar gelangte Beethoven's künstlerisches Schaffen zu solcher außerordentlichen Entwicklung und alles Bisherige überragenden geistigen Bedeutung durch den lebhaften Antheil, den er selbst an diesem thätigen Leben der Welt und vor Allem an dem bewußteren Geistesleben seiner Zeit nahm. Ihn selbst hatte der Geist ergriffen, der sich in der neueren Menschheit zum sicheren Erfassen seiner selbst aufschwang und von dieser Höhe des Bewußtseins aus das Leben betrachtete und neu gestalten wollte, — jenes Faust'sche Wort vom Wiederaufbau der zerstörten schönen Welt: „Mächtiger der Erdensöhne, prächtiger baue sie wieder, in deinem Busen baue sie auf!" Der Erdichter einer „Revolutionssonate" aber endete folgerichtig in der selig ruhigen Weltschau des Heiligen, dem auch die geringste Aeußerung unseres Daseins die Enthüllung eines Ewigen ist: — der mächtige Wille, der ihm aus jenem Bewußtsein des gewissen Antheils an der ewigen Schaffensmacht hervorgegangen, mußte nach dem echt tragischen Verlauf jedes großen Menschenlebens doch zuletzt erkennen, daß er in dieser Welt des Wechsels und der Vergänglichkeit nichts Größeres verrichten könne, als sich selbst zum Heil dieses Ganzen der Welt zu brechen. Zwischen diesen zwei letzten Polen menschlicher Erkenntniß und Willensthätigkeit, zwischen dem titanischen Wollen und der „innigsten Ergebenheit" und dem „nicht Mensch sein für dich, nur für Andere leben!" wie Beethoven selbst in seinem Tagebuche es ausdrückt, bewegt sich dieses große menschliche Dasein, dieses gewaltige künstlerische Schaffen, — ein echtes Abbild der menschlichen Lebensbewegung selbst, in den Abgründen ihres Schmerzes wie in den sonnebestrahlten Höhen der seligsten Freude!

Das erste Werk Beethoven's, das sogleich seine ernsteste Absicht ausspricht, auch in dieser scheinbar stummen bloßen Tonkunst ein entscheidendes Wort mitzusprechen, war sein op. 1 Nr. III, das „Klaviertrio in C moll". Hier ward von vornhinein die weit vernehmliche Sprache Schiller's geredet: Freiheit, nicht bloß des Gedankens, nein jeder Regung des Lebens, und männlichste Bethätigung der Kraft! Ebenfalls in C moll stehen die allgekannte „Pathetique", die Beethoven's Ruhm als Sonatenkomponist sogleich fest begründete, das „Dritte Klavierkonzert" op. 37, dem ritterlichen und zugleich „menschlichsten" Prinzen Louis Ferdinand von Preußen gewidmet, wie endlich die „Fünfte Symphonie", ein erstes Faustgedicht in Tönen. Alle vier Werke tragen schon in ihren scharf accentuirten Rhythmen die Physiognomie des Heldischen und eines sicher seiner selbst bewußten Willens. Denn die Völker waren damals in das Stadium getreten, so wie der Einzelne ihr Geschick selbst bestimmen zu wollen. Die Denker strebten die Wirklichkeit aus dem Gedanken neu aufzubauen, und die Dichter verliehen diesem neuen würdigeren Menschendasein den ersten Ausdruck schönster Kunstdarstellungen. An diesen Ideen und Bewegungen erstand Beethoven's Genius zu seinem erhabenen Können und vermochte aus ihnen die vorgefundenen instrumentalen Formen neu zu gestalten und zu poetischen Gebilden umzuschaffen, die unserer Kunst eine neue und unabsehbare Zukunft eröffnet haben.

Die Hauptrolle spielt hier die Sonate, als erstes ausgestaltetes Gebilde jenes Melos, das den „von der Besonnenheit beleuchteten Willen" darstellt. Folgerichtig nennt man daher einen Beethoven'schen Sonatensatz eine einzige weit ausgespannte Melodie und verlangt, daß in ihm das, was wir Melodie nennen, so wenig aufhöre, wie beim Lyriker und Dramatiker jene höchst persönliche Sprache, die uns das Leben des Individuums selbst vorführt. Der Form der Sonate gehören aber auch die übrigen wichtigsten Gebilde der Kammer- wie der Konzertmusik an: Streichquartett und Symphonie sind nichts Anderes als auf größere Instrumentalkörper übertragene Sonaten, ja die Ouvertüre ist im Grunde ebenfalls nur ein erster Sonatensatz.

Hören wir nun zunächst das Nähere über die Geschichte und Natur der Sonate.

Die Instrumentalmusik als solche ist, wenn man sie als selbstständige Kunst betrachtet, die jüngste der Künste. Sie gehört eben jenem Erwachen des Geistes für die Welt und ihre Bewegung an, das wir als Renaissance und moderne Zeit bezeichnen. Das älteste und eigenste Produkt instrumentaler Kunst ist der Tanz. In ihm werden von Rhythmen, die durch Töne markirt und gehoben sind, die Bewegungen des nächsten natürlichsten Lebens wiedergespiegelt, Liebe und Haß, Verlangen und Abstoßen, Ergreifen und Entreißen, Kraftgefühl, Trotz und Kampf, — denn auch das Kriegsspiel des Marsches ist nichts als ein Tanz. Tänze waren darum auch das Erste, was die Instrumentalmusik als selbstständige Gebilde aufzuweisen hat und als solche im Drucke herausgab. Die ersten bis jetzt entdeckten gedruckten Tänze erschienen 1529 in Paris.

An den Tanz grenzt unmittelbar das Lied, ja ursprünglich gibt es nur Tanzlieder. Dann wurden auch gesungene Stücke, Cantaten, also polyphone Musik, bloß auf Instrumente übertragen, und daher kam der Name für ein gespieltes Stück, das nicht Tanz war, Sonate, von dem italienischen Suonata, klingendes Stück. Hier ist aber noch nicht von einer selbstständigen Form die Rede. Die Formen der herrschenden Gesangmusik wurden vielmehr einfach auf die Instrumente übertragen, besonders auch das Madrigal, das in der ersten Zeit des Mangels selbstständiger Instrumentalstücke besonders häufig in der Oper verwerthet wurde.

Diese war es nun, der, wie wir bereits erwähnten, die Instrumentalmusik, d. h. die orchestrale Kunst, ihr Leben verdankt. Denn sie bedurfte dieses Orchesters als Stütze des Gesanges und mehr noch, wie man aus der heutigen Entwicklung der Sache weiß, als entscheidenden künstlerischen Lebenselementes des ganzen Vorgangs auf der Bühne.*) Durch die Oper entstand zunächst die sogenannte Ouvertüre (Eröffnung) als Einleitung und Stimmungsbild für den zu erwartenden dramatischen Vorgang, und zwar entweder in Form eines gewichtigen rhythmischen Adagios mit nachfolgendem bewegtem Satz (Allegro), wie ihn z. B. die „Don Juan"-Ouvertüre noch zeigt, oder in Form eines langsamen Satzes, der von einem zweimal gespielten Allegro eingefaßt ist, wie dieß die Ouvertüre zu Mozart's „Entführung" hat. Erstere heißt die französische Ouvertüre und ist eben im Grunde ein erster Sonatensatz, letztere die italienische Sinfonie, die einen Keim der Sonatenform selbst darstellt.

Was wir nun heute Sonate nennen und in Beethoven's Symphonie als den weit schattenden Fruchtbaum unseres eigensten inneren Lebens kennen, ist noch jüngeren Datums und im Grunde kaum hundert Jahre alt.

Aus den mancherlei Formen, welche die polyphone Kunst, sei es für Orgel und Klavier, sei es für Streichinstrumente und Orchester, als Fugen, Toccaten, Präambula und wie sie alle heißen mögen, schuf, hoben sich also am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts hauptsächlich zwei hervor, deren organische Vereinigung unsere Sonate ausmacht: das waren die sogenannte Suite oder Partita und die ebenfalls für uns nur sogenannte Sonate. Die Suite, eine Partie Tänze in ziemlich beliebiger Folge, aber in gleicher oder doch nahe verwandter Tonart, erhielt durch diese tonliche Gleichheit eine gewisse Einheit. Die Sonate, ein einzelner frei erfundener Satz, zeigte ihr Charakteristisches in dem möglich Freibewegten und malend Poetischen. Als bedeutendste Suitenkomponisten haben die großen Klavier- und Orgelmeister Bach und Händel zu gelten. Wie die alte Sonate für Geige vor Allen Corelli († 1713) und für Klavier D. Scarlatti, des Opernkomponisten Sohn, ausbildeten, so ist für Charakterzeichnung in Ton und Rhythmus besonders der Franzose F. Couperin († 1733) von Bedeutung. Und wenn wir nun zuletzt noch das italienische Konzert, ein Stück aus Allegro, Adagio und Finale bestehend, sowie die mehrsätzigen Sonatenexperimente J. Kuhnaus' und S. Bach's unerreichte Violinsonaten nennen, so haben wir die mannigfaltigen Elemente beisammen, aus denen, wie wir oben bereits vernahmen, Bach's Sohn Philipp Emanuel die heutige Sonate als Grundform feststellte.

Ph. E. Bach wollte poetisch darstellen, d. h. Regungen der individuellen Empfindung zum Gegenstand seiner Tongebilde machen, also Tondichtungen schaffen. Haydn malte das eine Mal einen verstockten Sünder, dem Gott zuspricht, und bekennt ein anderes Mal seiner Freundin, Frau von Genzinger, von einem ihr bestimmten Adagio in C moll, es habe „sehr viel zu bedeuten, viel Empfindung". Von Mozart's Andante „nach dem caractère der Mademoiselle Rosa" hörten wir oben, und Beethoven kannte schon in der Jugend kein größeres Vergnügen am Klavier, als „bekannte Personen zu schildern". So war es denn auch er, der die hergebrachte Sonatenform zu einem völligen psychologischen Gebilde ausgestaltete, das in der Sonate mehr als freies lyrisches Gedicht erscheint, in der Kammermusik und der Symphonie aber durchaus dramatisches Leben bis zur Tragödie der „Neunten Symphonie" ward. Sein Antheil an dem hohen Geistesstreben und kräftigen Geschichtsleben seiner Zeit, dann ebenso der furchtbare Kampf mit dem eigenen Schicksal in Lebensnoth und Taubheit wie in herbstem Seelenleid weihten ihn dichtergleich in die geheimsten Herzensnöthe und innersten Geistesvorgänge ein. Und wenn er diese zunächst in seinen Sonaten und der wundervollen Kammermusik dargestellt hat, so sind seine Symphonieen theils monumentale Geschichtsbilder der mächtigsten Art, theils Darstellung innerster Lebens- und Menschheitsprozesse, wie sie die Welt gewaltiger niemals sah.

Um nun zu begreifen, wie die Musik in der Sonatenform solchen bewußteren Geistesgehalt aufzunehmen vermag, müssen wir uns deren Gestalt und Wesen einigermaßen klar zu machen suchen und können dann auch bei diesem Meister der Symphonie mit freierer Uebersicht skizziren, was sein spezielles Schaffen für die Kunst und für unsere Gesammtentwicklung überhaupt bedeutet.

Die Sonate repräsentirt sozusagen den inneren Verlauf unseres individuellen Daseins, die Fuge die unbewußte, auf

---

*) Das Wort Orchester kommt denn auch von der Oper her. Orchestra war in der antiken Tragödie der Raum vor der Bühne, wo die mimischen Tänze gespielt, gesungen und ausgeführt wurden. Die Oper übertrug das Wort auf den Instrumentalkörper, der heute an der gleichen Stelle sitzt.

ewige Gesetze gegründete Nothwendigkeit des Alls. Die Sonate hat der Regel nach vier Sätze, die aber im Grunde nur eine erweiterte dreitheilige Form, ein Drama in drei Akten sind.

Der erste Satz setzt ein Thema, dem dann eine zweite Melodie als sein ergänzender Gegensatz gegenübergestellt wird, der das erste Thema erst in sein volles Licht stellt. Aus beiden, wie sie sich in einem nun erfolgenden dialektischen Prozeß sozusagen gegenseitig nach ihrem Wesen auseinandersetzen, erblüht der eigentliche Inhalt des vom Tondichter Gewollten. Dieser dialektische Prozeß zeigt sich besonders in der sogenannten Durchführung, d. h. der Ueberleitungspartie vom ersten zum zweiten Theile des ganzen Satzes.

Hier bewährt sich erst, ob die gegebenen Themen auch inneren Gehalt haben. Denn hier werden sie in ihre einzelnen Theile, ja in ihre Atome zerlegt, und der Meister bekundet dabei wie seine technische Arbeit so seine geistige Erfindung.

Diese sogenannte „thematische Arbeit" gehört dann wieder wesentlich zu jener Kontrapunktik, die wir oben als die unabänderliche Naturgrundlage aller musikalischen Komposition feststellten. Und wenn dann nach solcher gegenseitiger Auseinandersetzung und Läuterung die Themen selbst in leuchtender Helle wieder hervortreten, so erkennen wir erst völlig ihre individuelle Physiognomie, das sieghafte Antlitz dieses Helden, den „von der Besonnenheit erleuchteten Willen". Man denke nur an Beethoven's „Eroica".

Ganz so nun, wie hier durch Satz und Gegensatz erst das gemeinte und gewollte Ganze erscheint, wiederholt sich der dialektische Kampf durch das ganze Werk und gewährt uns so ein Bild der Hebung und Senkung, des Kampfes und Bestandes in unserem äußeren wie inneren Dasein selbst.

Dem ersten Allegro, das wie die französische Ouvertüre oft auch, um den Charakter des Ganzen von vornhinein sicher anzudeuten, eine ernstgehaltene Introduktion hat, tritt im zweiten Satz (Adagio) der Gegensatz, sei es eines anderen Lebens- oder eines anderen Gemüthszustandes, gegenüber. Und in den beiden letzten Sätzen (Scherzo und Finale), die Beethoven so innig nahe aneinandergekettet, daß sie in der C moll-Symphonie gar völlig in einander übergehen, stellt sich nun der Inhalt der aufgefaßten Lebensbewegung oder imaginirten Idee des Werkes völlig wie in einem Drama, dessen Exposition und Aufstellung des Gedankens der erste Satz gewesen, deutlich vor unser inneres Auge. Daher nennt man diese Form die cyklische, d. h. die kreisförmig in sich selbst zurückkehrende. Sie ist also kein willkürlicher Einfall, sondern ein typisches Gebilde, dem Verlauf der Natur, dem Gesetze des geistigen Lebens selbst entnommen, und daher, wie wir in der letzten Epoche sehen werden, einer Weiterentwicklung zu ungehemmtem poetischem Erguß, d. h. einer vollen, freien Lebensspiegelung fähig.

(Schluß folgt.)

Politische Prophezeiungen.

Von

Benno Reden.

II.

Zu den Prophezeiungen, welche das Haus Oesterreich und das Kaiserthum betreffen, hat man im Mittelalter noch eine alte Weissagung gerechnet, welche seit siebenhundert Jahren in der Bibliothek zu Oxford aufbewahrt wird und deren Autorschaft man dem heiligen Thomas zuschreibt.

Diese Weissagung ist kurz und lautet folgendermaßen:

„Die Lilie, die im oberen Theil regieret, wird sich bewegen wider den Samen des Löwen — in sein Land kommen und die Kinder des Löwen umbringen.

„In demselben Jahr wird des Menschen Sohn, der die wilden Thiere führet, dessen Reich im Lande des Mondes ist, mit einer großen Armee über das Meer fahren und in das hülflose Land des Löwen kommen, weil die Thiere seines Landes allbereit sein Fell mit den Zähnen zerrissen haben."

Man hat dieß dahin auslegen wollen, daß die Lilie — das heißt Frankreich — in das Land des Löwen — das heißt das Reich Englands in Amerika — kommen werde und die Kinder des Löwen, nachdem die Thiere seines eigenen Landes bereits sein Fell zerrissen haben, vernichten werde, wobei dann allerdings unaufgeklärt bleibt, warum Frankreich sein Reich im Lande des Mondes haben soll.

Die Prophezeiung fährt dann fort:

„Dann wird der Adler mit seinen über die Sonne ausgebreiteten Flügeln mit einer großen Menge seiner Jungen des Menschen Sohn zu Hülfe kommen. Das Heerlager wird verwüstet werden und es wird eine große Furcht in der Welt sein, und desselben Tages wird in einem Theil des Landes ein grausamer Krieg sein — einen anderen Tag werden die Menschen sehen und es wird eine blutige Sintflut entstehen. Die Lilie wird um ihre Krone kommen, welche der Adler bekommen wird, womit nachgehend des Menschen Sohn wird gekrönt werden."

Man hat im Anfange dieses Jahrhunderts diesen Theil der Weissagung auf die napoleonische Zeit bezogen und den „Theil des Landes des Löwen" auf Hannover gedeutet, welches in dem napoleonischen Kriege besonders litt.

Die Prophezeiung schließt:

„In den vier folgenden Jahren werden große Schlachten in der Welt geschehen unter Denen, die dem Glauben anhangen — und um diese Zeit wird Alles übergeben werden — der mehrere Theil der Welt wird auf Erden zerstört werden, alsdann wird des Menschen Sohn über das Meer fahren und das wunderbare Zeichen in das gelobte Land tragen und des Menschen Sohn und der Adler werden die Oberhand gewinnen und wird Friede und wohlfeile Zeit in der ganzen Welt sein."

Auch dieß hat man auf Napoleon I. beziehen wollen, wobei freilich der Schluß unaufgeklärt bleibt, den wir ebenfalls der Interpretation unserer Leser überlassen.

Wir wenden uns nun zu denjenigen Prophezeiungen, welche das Königreich Großbritannien betreffen und welche zahlreich und merkwürdig sind. Es scheint, daß in alter Zeit die Engländer besonders in dem Ruf gestanden haben, ihrem gegenwärtigen realistischen Nationalcharakter vollkommen widersprechend, besonders viel auf Wahrsagungen zu halten, denn bereits Philippus Cominaeus in seiner Geschichte von den Thaten Ludwig XI., Königs von Frankreich, im sechsten Buche Seite 363, erzählt, daß, als die Könige Ludwig von Frankreich und Eduard von England zu Picquigny in der Nähe von Amiens Frieden geschlossen, der Kanzler des Königs Eduard in seiner Rede vor den Kardinälen darauf aufmerksam gemacht habe, daß nach einer alten, in England bekannten Prophezeiung dereinst zu Picquigny ein für beide Länder wohlthätiger Friede geschlossen werden sollte, und der alte Geschichtschreiber sagt an dieser Stelle, daß die Engländer überhaupt sehr viel auf Weissagungen hielten und immer auf solche alten Prophezeiungen zurückkämen, wenn sie über ernste Sachen zu verhandeln hatten.

Wie würde der gute Cominaeus sich wundern, wenn er das heutige England und das heutige Frankreich sähe und mit einander vergleichen könnte!

Thatsächlich nun gibt es in England eine Menge alter Prophezeiungen, welche in früheren Jahrhunderten große Aufmerksamkeit erregten und auch nicht ohne Einfluß auf die Politik blieben. Wir finden da zuerst ein merkwürdiges Buch, welches den Titel führt: „Wundersames Prognosticon, oder Prophezeiung, was in diesem 1708. Jahre geschehen soll, beschrieben durch Isaac Bickerstaff, Edelmann", welches in London gedruckt und veröffentlicht wurde. Dieser Bickerstaff prophezeit eine Menge Dinge, unter anderen den mißglückten Anschlag auf Toulon, den Einfall des Admirals Schovel, die Schlacht von Almanza, doch alles dieß so kurz vor den Ereignissen, daß man nicht weiß, ob in das Buch, welches erst nach den Thatsachen veröffentlicht wurde, nicht auch die Prophezeiungen erst nachträglich aufgenommen worden sind. Viel merkwürdiger sind die älteren Prophezeiungen des Michael Nostradamus, welcher in Montpellier studirt hatte und in Toulouse und Bordeaux als berühmter Arzt und Astrolog lebte. Er gab, als er im Jahr 1555 nach der Provence wieder zurückkehrte, die „Centuriae Propheticae" heraus, welche damals so großes Aufsehen erregten, daß der König Heinrich II. von Frankreich den Grafen von Tenda, Gouverneur der Provence, beauftragte, den wunderbaren Propheten nach Paris zu senden. Hier ließ sich der König von ihm persönlich prophezeien und muß sehr zufrieden gewesen sein mit dem, was Nostradamus ihm sagte; denn er ließ ihm zweihundert Goldkronen, eine für die damalige Zeit sehr erhebliche Summe, geben und er mußte auf des Königs Befehl auch dem Kronprinzen, dem nachmaligen König Franz II., dem Gemahl der Maria Stuart, und den übrigen königlichen Prinzen wahrsagen. Von diesen Prophezeiungen ist indeß nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen — wenigstens theilen die Chroniken nichts über ihren Inhalt mit. Die wichtigste und berühmteste Prophezeiung des Nostradamus, welche auf uns gekommen ist, bezieht sich auf England und ist mehrfach in London im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert veröffentlicht, von der Partei der Stuarts aber immer unterdrückt worden. Diese Prophezeiung, welche zuletzt im Jahr 1714 in Hamburg abgedruckt wurde und den Titel führt: „Merkwürdige Fata der großbritannischen Krone, verkündiget durch Nostradamus und erläutert von D. D.", verbreitet sich in ziemlich phrasenreichen Sätzen über große Unruhen im britischen Reich und schließt dann mit folgenden Worten:

„Wenn Britannien sieben notable Veränderungen überstanden, so wird auf dessen Thron ein protestantischer Fürst aus Teutschland in vielem Glück und Frieden, ohne Rebellion und einheimische Unruhe, ohne Sturm, ohne einer neuen merklichen Veränderung und Revolution, auch die Kinder seines teutschen Stammes nach ihm, bis an das Ende der Welt sitzen und bleiben."

Diese Prophezeiung lautet sehr deutlich und bestimmt und ist demgemäß auch auf den Kurfürsten Georg von Hannover bezogen worden, als derselbe auf den englischen Thron berufen wurde und die bis heute regierende englische Dynastie gründete.

Streitfragen und Historien.

Feuilletons

von

Karl Emil Franzos.

IV.

Schwurgerichte im Osten.

(Schluß.)

Die Zigeuner sind die verachtetsten Menschen in Rumänien, mit ihnen verglichen sind sogar die Juden jenes Landes beneidenswerthe Leute, was wahrlich nicht wenig sagen will. Das rumänische Volkssprüchwort spiegelt jene Thatsache in drastischer Weise wieder, aber es gibt auch theilweise ihre Gründe an. Da hören wir zum Beispiel: „‚Man muß zuerst an die Verwandten denken,' sagte der Zigeuner, als er Sultan wurde und ließ seine Brüder aufhängen." — „Stehlen wie ein Zigeuner." — „Gott weiß allein, wozu er das Ungeziefer und die Zigeuner geschaffen." — „Um einen Groschen verkauft der Zigeuner seine Seele, um einen Heller seine Tochter." — „Was ihm bedünket aufgehoben schlecht, nimmt der Zigeuner und bewahrt es recht." — „‚Ach, wie es regnet, das thut den Feldern gut,' sagte der Zigeuner, als ihm Alle in's Gesicht spieen." — „Wenn der Zigeuner nicht raubt und stiehlt, er nie als Mensch sich fühlt" u. s. w. Ich zitire aus der Erinnerung, habe sicherlich nur relativ wenige rumänische Sprüchwörter im Gedächtniß und könnte gleichwohl noch ein gutes Dutzend ähnlicher Sentenzen hieherssetzen. Man könnte die rumänischen Sprüchwörter wahrhaftig in zwei Gruppen eintheilen, solche, welche den Zigeuner geißeln, und solche, die es ausnahmsweise nicht thun. Wer erwägt, welch' treuer Spiegel der Volksseele das Sprüchwort ist, wird jedenfalls schon aus dem Bisherigen genügend über die Art instruirt sein, wie der Rumäne den Zigeuner beurtheilt und behandelt.

Dieses Urtheil, diese Behandlung sind im Ganzen und Großen — das wird jeder Unbefangene zugeben müssen — nicht unverdient. Wie freilich diese armen Nomaden, wenn man sie fortwährend als unreine Bestien mißhandelt, jemals gesittete Menschen werden können, ist eine andere Frage. Dieselbe ist keineswegs eine müßige, wenn man wahrnimmt, daß gerade jene Familien dieses Volkes, welche bleibende Wohnsitze aufgeschlagen und also den ersten Schritt zur Kultur gethan, am meisten unter dem Vorurtheil und Haß gegen ihre Rasse zu leiden haben. Mögen die Zigeuner eines Dorfes brav und ehrlich oder schlimm und unehrlich sein, mögen sie vorwiegend vom Diebstahl leben oder vom Fleiß ihrer Hände — auf ihre soziale Stellung innerhalb der Gemeinde hat dieß leider geringen Einfluß. Sie bleiben stets die Parias, die Auswürflinge, und ereignet sich im Dorfe ein Diebstahl oder eine schwerere Unthat, so lenkt sich doch zunächst der Verdacht gegen sie.

Daran wird man denken müssen, um das Folgende nicht für die Ausgeburt einer wüsten Phantasie zu halten.

In einem Dorfe bei Roman lebte eine Zigeunerfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und zwei Söhnen, Olega und Stephan, der Erstere zwanzig, der Letztere neunzehn Jahre alt. Die Jünglinge waren die Ernährer des Hauses, sie arbeiteten als Taglöhner bei dem Bojaren des Dorfes, welcher ihnen eine verfallene Hütte eingeräumt. Der Vater war an den Füßen gelähmt und die Mutter eine greise, gebrechliche Frau, welche selbst diesen kümmerlichen Haushalt nur mit Anstrengung besorgte. Die Leute hielten sich brav, waren jedoch gleichwohl bereits einige Male, so oft ein kleiner Diebstahl im Dorfe vorfiel, von den Bauern heftig gemißhandelt worden. Es hatte sich ihnen aber nie auch nur die geringste Unehrlichkeit wirklich nachweisen lassen.

Am 22. März 1876 ward am frühen Morgen auf der Straße, welche von dem Dorfe nach Roman führt, die Leiche eines Mannes aufgefunden, dessen Kopf durch Keulenhiebe bis zur völligen Unkenntlichkeit zertrümmert war. Erst als man die Leiche in's Dorf geschafft, erkannte eine Bäuerin trotz der grauenhaften Verstümmelung die Züge ihres Gatten. Es war dieß ein ziemlich wohlhabender, aber durch den Trunk herabgekommener Grundbesitzer, Dozaki M. Der Mann war am Tage vorher zum Markte in Roman gewesen und hatte sich dann in einer Schenke gütlich gethan. Dort war er noch am späten Abend von einigen seiner Nachbarn gesehen worden. Als sie ihn aufgefordert, den Heimweg mit ihnen anzutreten, hatte er sich willig erhoben, war aber in Folge des schweren Rausches beim ersten Schritte zu Boden gestürzt. Die Nachbarn ließen ihn liegen und gingen heim. Es war offenbar, daß der Mann, nachdem er den ersten Rausch ausgeschlafen, mitten in der Nacht aus der Stadt aufgebrochen und dann auf der einsamen Straße Räubern in die Hände gefallen. Daß ein Einzelner die Unthat verübt, war fast undenkbar, denn Dozaki war ein riesiger Mensch und überdieß, nach der Sitte der Landleute jener Gegend, stets mit einem Handbeile bewaffnet.

In der That waren auch die Bauern sofort überzeugt, daß zwei Menschen den Raubmord verübt: jene beiden Jünglinge. Denn erstens waren sie ja Zigeuner und zweitens hatten sie mit Dozaki kurz vorher heftigen Streit gehabt. Der Bauer hatte nämlich ihrem greisen, gelähmten Vater, als er ihn vor der Hütte im Sonnenschein sitzen sah, in's Antlitz gespieen, ohne jeden Grund, bloß zum Vergnügen.

Das nahmen die Jünglinge übel und stellten Doraki zur Rede. Nachdem Dieser das Erstaunen überwunden, daß ein Zigeuner einen so harmlosen Scherz übel nehme, packte er den Olexa mit der Rechten, den Stephan mit der Linken und warf dann den Olexa in den linken, den Stephan in den rechten Straßengraben, denn er war stärker als die Beiden zusammen.

„Die Zigeuner haben es gethan," riefen also die Bauern an jenem Morgen und stürmten zur Hutte, wo die Parias wohnten. Nur die Eltern waren zu Hause und diese betheuerten hoch und heilig, daß ihre Söhne keine Mörder seien, Olexa habe die Nacht zu Hause zugebracht, Stephan im Stalle des Bojaren. Darauf hörten aber die Bauern nicht, sondern riefen nur immer: „Gebt das Geld des Doraki her, sonst geht es euch schlimm!" Und da die Alten das Geld gleichwohl nicht geben konnten oder, wie die Bauern meinten, nicht geben wollten, so begann nun eine ganz gräßliche Szene. Den beiden greisen, gebrechlichen Menschen wurden Qualen angethan, welche es fast unglaublich erscheinen lassen, daß sie überhaupt mit dem Leben davonkamen. Doch gehört dieß eigentlich nicht her, denn hierüber wurde nie eine Untersuchung geführt, eine Anklage erhoben. Und ebensowenig bezüglich dessen, was nun geschah. Die Bauern stürmten nach dem Gutshof, wo die Brüder arbeiteten, und begannen dieselben ganz entsetzlich zu prügeln. Nur die Dazwischenkunft des deutschen Inspektors rettete den Gequälten das Leben. Er verbürgte sich den Bauern dafür, daß er die beiden Jünglinge sofort an das Gericht in Roman abliefern werde, und hielt sein Wort gerne, weil das der einzige Ausweg war, einen Akt der Lynchjustiz hintanzuhalten.

Die beiden Brüder saßen im Gefängniß und die Untersuchung gegen sie wurde eingeleitet. Daß dieß geschehen, kann nicht wundern, denn alle Bauern des Dorfes bezeichneten sie als die Thäter und auf Andere lenkte sich nicht der leiseste Verdacht. Doraki hatte sonst mit Niemand einen Streit gehabt und an Raubmord aus Gewinnsucht war schwer zu denken, weil die Straße sonst völlig sicher war und der Ermordete überdieß ärmlich gekleidet einherging, und gewiß nicht den Schein erwecken konnte, daß viel bei ihm zu holen sei. Wenn man jedoch andererseits erwägt, daß weder in der Hütte der Zigeuner noch sonstwo auch nur eine Spur der geraubten Sachen

Militärische Räthsel. Originalzeichnungen von H. Thiel.

(Auflösungen nachste Nummer.)

I.

II.

III.

IV.

V.

VI.

entdeckt werden konnte, daß ferner Stephan ein Alibi durch die Aussage der anderen Knechte, welche mit ihm im Stalle geschlafen, überzeugend darthun konnte, daß endlich Olexa ein schwächlicher Mensch war, dem wahrlich kaum zuzumuthen war, daß er allein den Riesen angefallen und getodtet, so ist es höchst befremdlich, daß dieser Letztere doch von dem Hüter des Gesetzes, dem Prokurator, vor die Assisen gestellt wurde.

Dieß ist höchst befremdlich. Mit welchem Ausdruck ich aber das Urtheil der Geschworenen bezeichnen soll, weiß ich wahrlich nicht. Es waren dieß acht Bauern, vier Städter. Der Zigeuner Olexa wurde, obwohl sich mit Ausnahme jenes vorhergegangenen Streites nicht der geringste Verdachtsgrund gegen ihn ergab, obwohl der Präsident die Bemerkung eines Zeugen: „Jemand muß es doch gethan haben und nur ein Zigeuner ist so schlecht!" heftig getadelt, von den Geschworenen mit acht gegen vier Stimmen des Raubmords schuldig erkannt und zu fünfzehnjähriger Zwangsarbeit in den Salzbergwerken von Okna verurtheilt.

Der dritte und letzte Fall, den ich hier berichten will, hat sich erst vor wenigen Monaten ereignet.

Vor dem Schwurgerichte einer ostgalizischen Stadt steht ein stattlicher Mann in Jägertracht. Er ist noch jung, hat nie eine Forstakademie besucht, bekleidet jedoch gleichwohl bereits das ansehnliche Amt eines Oberförsters bei einem der reichsten polnischen Magnaten. Das darf nicht wundern, denn er ist von altem Adel und seine Manieren sind entzückend, was sich selbst heute nicht verleugnet. Und selbst heute kann man erkennen, wie sehr die Frauen für ihn schwärmen. Die vornehmsten Damen des Kreises sitzen, dicht aneinandergedrängt, auf den niedrigen, unbequemen Bänken des Zuhörerraums, und zwischen diesen Bänken und dem Sessel des Angeklagten ist ein eifriger Verkehr in Blicken und Grüßen. Es ist offenbar, daß alle diese Herrschaften in der Veranlassung, welche den jungen Edelmann auf den verhängnißvollen Sitz gebracht, vielleicht ein Unglück erblicken, aber sicherlich keine Schande. Und als sich eine der Damen erhebt und dem schönen Manne ein kleines Bouquet hinüberwirft, geht sogar ein Murmeln des Beifalls durch die Reihen. Er fängt die duftige Gabe gewandt auf, führt sie an die Lippen und befestigt sie stolz im Knopfloch. Es ist aber auch kein gewöhnliches Bouquet: eine junge Rose von Lorbeerblättern umgeben . . .

Liebe und Ruhm! Steht der Mann hier, weil er den Beleidiger seiner Ehre ritterlich zum Duell gefordert? Oder hat ihn sein heißblütiger polnischer Patriotismus in Konflikt mit den k. k. Behörden gebracht?

Wer auf die Bank der Zeugen blickt, kann diese Vermuthungen schwer aufrecht erhalten. Die vier Personen, die dort sitzen, können wohl weder bei einem Duell, noch bei einer politischen Unternehmung eine Rolle gespielt haben. Es sind dieß drei ruthenische Bauern, welche dumpf und stumpf vor sich hinstarren, und eine alte verkrüppelte Judenfrau, der die Thränen unablässig aus den rothgeränderten Augen über die Wangen fließen. Nicht selten auch stöhnt die Greisin laut, und so oft dieser Ton das Ohr des Angeklagten trifft, stemmt er das Monocle in's Auge und besieht die Schluchzende mit vielem Interesse.

Der Gerichtshof tritt ein, der Staatsanwalt, der Vertheidiger. Die Sache wird aufgerufen. Der elegante Mann ist eines schweren Verbrechens bezichtigt, des gemeinen Mordes, begangen an dem Juden Simon W.

Dann werden die Geschworenen in den Saal geleitet, eine sehr gemischte Gesellschaft: da steht der polnische Kleinbürger im Kaputrock, der Jude im Kaftan, der Städter in seiner französischer Tracht. Die Auslosung beginnt, aber die Bank der Geschworenen füllt sich doch nur langsam. Denn während der Staatsanwalt sich völlig passiv verhält, macht der Vertheidiger von dem Rechte der Ablehnung größtmöglichsten Gebrauch: er lehnt jeden Juden ab, bis sein Recht erschöpft ist. Dann muß er sie freilich dulden. Endlich ist die Bildung der Geschworenenbank vollzogen; drei Juden, neun Christen haben den Platz genommen.

Der Staatsanwalt verliest die Anklage. Sie stützt sich auf die Aussagen der vier Thatzeugen und das unumwundene Geständniß des Mörders. Der Sachverhalt ist in Kürze folgender:

Der Jude Simon W. war der Pächter der Fähre, welche bei dem Dorfe K. den Verkehr über den Dniester vermittelte, und wohnte daselbst in einem einsamen Häuschen mit seiner alten Mutter. Der Oberförster kam an einem Märztage in seiner Kalesche zur Fähre und wünschte übergesetzt zu werden. Nun war die Fähre einige Tage vorher durch den Eisgang beschädigt worden und erst kümmerlich ausgebessert. Simon W. bat also den Herrn, daß zuerst das Gespann, dann der Wagen hinübergeführt werden möge, weil er sonst die Verantwortung nicht übernehmen könne. Obgleich die drei christlichen Knechte, welche die Fähre lenkten, gleichfalls auf das Bestimmteste vor größerer Belastung warnten, gerieth der Edelmann gleichwohl über diesen Vorschlag in heftigen Zorn, weil er glaubte, daß der Jude ein doppeltes Fährgeld erlisten wolle. „Du jüdisches Hundsblut!" rief er dem W. zu, „Du willst mich nur betrügen!" — „Ich will Sie nicht betrügen," erwiederte der Jude ruhig, „auch bin ich kein Hund, sondern ein Mensch!" — „Alle Juden sind Hunde!" schrie darauf der Edelmann heftig, „schweige, sonst geht es Dir schlimm!" — „Ich fürchte mich nicht vor Ihnen!" erwiederte darauf Simon gelassen. — „Schweig'!" schrie der Edelmann, „sonst werde ich Dir zeigen, wie man Juden und Hunde traktirt!" — Darauf erwiederte der Pächter nichts mehr, sondern zuckte die Achseln und lachelte. Der Edelmann aber eilte zum Wagen, riß die Hundspeitsche herab, welche am Sitze lag, und hieb den Juden über's Antlitz. Dieser entriß ihm die Peitsche, warf sie zu Boden und schrie: „Ein Hund bist Du selbst!" Der Edelmann eilte wieder zum Wagen und riß die Flinte herab, welche dort lag. Als der Jude dieß sah, flüchtete er in's Haus. Es sollte ihm nichts nützen. Denn der Oberförster lud die Flinte, erbrach mit seinem Kutscher die Thür, drang in's Haus und schoß den Simon W. durch den Kopf, so daß dieser sofort, ohne Schrei, todt zu Boden sank. Nachdem dieß geschehen, fragte der Mörder die Knechte noch einmal, ob die Fähre Gespann und Wagen tragen könne. Als Diese verneinten, ließ er beide getrennt hinüberbringen und fuhr dann zu einem Freunde, wo er am nächsten Tage zu einer Jagd geladen war und dann zu einem Ballfeste. Bei diesem Feste war er verhaftet, aber gegen sein Versprechen, sich jederzeit dem Gericht zu stellen, sofort wieder freigegeben worden.

So die Anklageschrift. Nun begann das Verhör des Angeklagten, welches jedoch sehr kurz dauerte.

„Bekennen Sie sich schuldig?" fragte der Präsident.

„Ja!" erwiederte der Edelmann laut, mit höflicher Verbeugung.

„Empfinden Sie Reue über Ihre That?"

„Nein!" erwiederte der Angeklagte lächelnd. „Ich würde heute ebenso handeln. Wenn ein Jude zu einem polnischen Edelmann ‚Hund' sagt, so halte ich diesen berechtigt, dieß Ungeziefer zu zertreten!"

Leise Heiterkeit und ein Murmeln des Beifalls ging durch den Zuschauerraum. Der Präsident befahl Ruhe und begann das Zeugenverhör. Es bot keinerlei neue Momente und ließ das Auditorium völlig gleichgültig. Nur als die greise Jüdin aufgerufen wurde und nun die laute Wehklage erhob, daß ihr der einzige Sohn, der Ernährer, ermordet worden, als sie schluchzend erzählte, wie brav und gut ihr Simon gewesen, ging laute Heiterkeit durch den Raum. Aber der Präsident erhob sich wieder. „Schweigen Sie," rief er den vornehmen Damen zu, „schämen Sie sich!" Ob sie sich schämten, ist ungewiß, jedenfalls verstummten sie.

Freilich nicht auf lange. Nur die Rede des Staatsanwalts wurde schweigend angehört; sie war sehr kurz. „Hier ist ein Mord geschehen," sagte der Beamte, „Ihnen, meine Herren Geschworenen, liegt es ob, daß der Mörder nicht straflos bleibe." Hingegen wurde das Plaidoyer des Vertheidigers mit Beifall überschüttet. Freilich war das auch ein berühmter Advokat und sprach sehr schwungvoll. Zuerst erörterte er die Frage, was die Juden seien und kam zu dem Resultate, sie seien jedenfalls keine Menschen, „wenn auch vielleicht nicht alle Hunde sind". Dann gab er eine poetische Schilderung seines Klienten, den er einen „Rächer seiner Ehre", ferner auch einen „modernen Achilles" nannte. Aber besonders wirksam war der Schluß: „Sie sind der Majorität nach Christen, meine Herren Geschworenen, sorgen Sie dafür, daß hier nicht ein Christ durch jüdische Tücke zu Grunde gehe!"

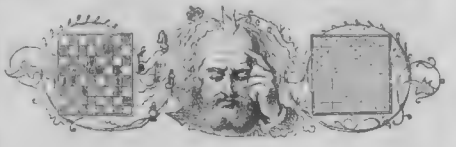
Der Präsident gab sein Resumé, kurz und thatsächlich. Nur ein Passus machte Sensation. „Es schiene mir eine herbe und ungerechte Beleidigung für Sie, meine Herren Geschworenen, wenn ich Sie erst daran erinnern würde, daß Christen und Juden Menschen und Staatsbürger sind, deren Leben in gleicher Weise unter dem Schutze des Gesetzes steht!"

Die Geschworenen, die neun Christen und drei Juden, zogen sich zur Berathung zurück. Dieselbe dauerte nur fünf Minuten. Der Obmann verkündete: „Drei Stimmen ‚Schuldig!', neun Stimmen ‚Nichtschuldig!'"

Ein Jauchzen ging durch den Saal. Es übertäubte den Jammerruf der Greisin, ja selbst die Stimme des Präsidenten, welcher nach dem Urtheil der Geschworenen den Angeklagten sofort freisprechen mußte. —

Auch diese Verhandlung ist wirklich und wahrhaftig geführt worden. Aber hier fühle ich die Nothwendigkeit, dem Vertrauen des Lesers in meine Wahrheitsliebe nicht zu viel zuzumuthen — und hielte er mich für die personifizirte Wahrheit, er möchte doch den Kopf schütteln. Darum setze ich hier ausnahmsweise Namen und Datum her. Diese Verhandlung wurde am 4. Juli 1878 zu Stanislawow gegen den Oberförster Anton v. Dobinski durchgeführt.

Ich bin zu Ende. Haben sich die Schwurgerichte in Halb-Asien bewährt? Dürfen sie aufrecht erhalten werden?



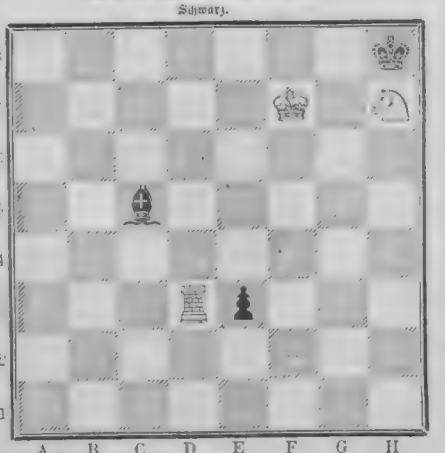
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 22.

Von Herrn Siegmund Alteri in Berlin.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 18:

Weiß.	Schwarz.
1) L. H 3 — C 8	1) K. E 4 nimmt D 4.
2) L. C 8 — B 7	2) K. D 4 — E 4.
3) K. C 6 — C 5 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösung der Aufgabe Nro. 16 erhalten von Hrn. E. H. in Hamburg, F. Rth. in Rothenburg, Sch. in Gottbus, Oedipus in Linz, R. L'h. (Originalgabe fehlt), Hauptmann F. in Gunnersdorf, L. M. in Erfurt, Ed. E. in Stuttgart, E. St. in Schwetzingen, J. F. P. in Hedewigenkoog, S. jast p. in Fürstenberg (es fehlt jedoch die Variante 1) . . . D 7 — D 5), Gh. L. in Lübeck und vom Schachklub in Radkersburg.

Widerlegung unrichtiger Lösungen von Nro. 16. Hrn. Past. W. P. in Blumenau, Auf 1) D. A 8 — A 7 †, K. D 4 nimmt E 5 und 2) D A 7 nimmt D 7 wurde Schwarz 2. E 4 nimmt B 4 †, antworten. — J. D. A. C. in Eindhoven. Auf 1) S. F 6 nimmt E 4, K. D 4 nimmt E 4 2) D. A 8 - A 6 konnte 2. L 2 - D 2 geschehen. Auf 3) D. A 6 — D 3 † wurde dann L. B 2 das Schach decken. — Hauptm. K. in Liebichau. 1) S. F 6 nimmt D 5 wird widerlegt durch S. H 4 — F 3 oder T. E 2 — C 2. Auch bei Ihrem Gegenzuge L. B 2 — C 3. 2) S. E 5 — C 4 † kann Schwarz 3. E 4 — E 5 spielen und dann kann kein forciertes Matt folgen. — Mad. Ada J. à Bruxelles. Votre solution de Nro. 16 n'est pas juste. Si vous jouez 1) C F 6 prend D 7, les noirs répondent : par T. E 2 — C 2 ou C. H 4 — F 3 et alors vous ne pouvez forcer le mat.

Frl. Emilie D. in Neuhaldensleben. Wenn auf 1) D. A 8 — A 7, C 6 — C 5 gespielt würde, so konnte mit D. A 7 nimmt C 5 sofortiges Matt erfolgen. Es geschieht jedoch K. D 4 nimmt E 5 und dann ist kein Matt im dritten Zuge möglich.

Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 15 erhalten von Herren W. v. G. in Schluchtern, E. H. in Ebersbach, v. M. in Gulau, (Dr. zu kalt. Schachmeister. Hamburg, B. E. Verbesserung, wird Ihrem Wunsche gem. bes.)

Richtige Lösung der Aufgabe Nro. 17 erhalten von v. B. in Schorgishwalde, E. in Gattentag, St. in Braunthal, H. V. in Lübeck, Sch. in Schwerin, F. K. in Bautzen, G. S. und W. L. in Heiligenhafen, L. St. in Schechingen.

Hrn. W. in Erfurt. Nro. 9 R. — H. W. in Göttingen. Nro. 14 R. — A. G. in Klausenburg. Die sämmtlichen neuen Lösungen sind richtig und sorgfältig ausgeführt. — T. G. in Köln. Jede Zuschrift wird beantwortet. Alle Lösungen sind sämmtlich unrichtig. In Nro. 12 z. B. wurde auf 1) S. H 6 — F 7 durch E. E 5 — D 4 oder auf 1) D. G 6 — G 3 † durch K. E 5 — D 4 das Matt verhindert. Bitte auch die übrigen genauer zu prüfen. — A. M. in Stettin. Sie fürchten, daß von Ihnen eingesandte Lösungen mehrfach im Schachbriefwechsel vorkommen, wodurch wir verpflichtet wären. — T. G. in Galgocz. In Nro. 12 spielen Sie 1) D. G 6 — G 3 † K. E 5 — D 4 und schreiben 2) L. D 2 nimmt E 3 setzt Matt. Der Zweig geht aber unzweifelhaft nach C 3. — P. E. in Schmalle. In Ihrer Lösung von Nro. 17 mit 1) S. A 5 — C 4, S. H 6 — G 4, 2) S. L 8 — D 6, Schwarz bei, glauben Sie durchaus mit 3) L. E 4 — F 5 matt zu setzen, während der König ungehindert nach D 4 geht. E. de L. in Stettin. Ihre Lösung von Nro. 11 scheitert an 1) S. F 5 — E 7 — S. B. (p) in Gailenburg. Die Lösung der leichten Aufgabe Nro. 17 scheint Ihnen nur unter Umständen möglich, jedoch nicht mit schwarzisch richtig. Die Aufgabe ist schon richtig, es liegt nur an Ihrer Lösung.

Schachklub des bürgerlichen Kasino in Breslau. Nro. 13 R. In Nro 15 wurde auf 1) S. F 8 — H 7 durch S. D 8 — C 6 das Matt in drei Zügen verhindert.

H. Fortrede in San Francisko. Nro. 6 richtig gelöst. Es fehlt jedoch die wahre Var. 1) D. G 1 — G 7, K. D 5 — D 6. Freundlichen Gruß den Schachfreunden in der Ferne!

Mr. Em. F. à Lyon. Vous avez oublié de noter le mate du pion blanc et nous votre notation nous est presqu' inintelligible nous ne pouvons examiner votre solution.

Hrn C. W. in Freiburg, H. P. in Holzminden, E. St. in Schwetzingen, J. F. P. und H. L. in Hedewigenkoog, Nro. 17 R. (C'est moi en Elsaß. Nro. 16 R. Bitte um gen. Avance unter Adresse. — Hrn. S. p. p. in Fürstenberg, St. in Buchau, B. W. in Schorgiswalde und Sch. in Schweinfurt. Nro. 15 R. — J. K. in Erfurt. Nro. 17 und 18 R. — Deandle in Gonarens. Nro. 12 und 14 R. In Nro. 15 wird 1) S. F 8 — H 7 durch S. D 8 — C 6 verhindert. Nro. 16 R., doch fehlt 1) D 7 — D 5, ebenso in Nro 13 die Hauptvariante 1) S. C 8 — D 7. — Dr. E. Sch. in Potsdam. Nro. 15, 17, 18 R. — W. H. und G. A. in Stapleton. Nro. 8, 9, 10, 11 R. — Mad. Ada J. à Bruxelles. Les solutions de Nro. 15 et 17 sont justes. — Hrn. R. K. in Bobruisk. Nro. 12 R. — Ed. E. in Stuttgart, C. S. und W. L. in Heiligenhafen. W. B. in Berlin. Nro 15 R. — F. M. in Ahlten. Nro. 14 und 15 R. — H. W. in Innsbruck. Nro. 16, 17, 18 R. — W. v. G. in Schluchtern. Nro. 16 R., doch fehlt 1) D 7 — D 5. — v. E. in Salmünster. In Nro. 14 spielen Sie 1) D. F 1 — mit A 1, E 5 — L 4 2) L. D 3 — D 4, K. C 5 — C 6 und glauben nun mit 3) D. A 1 — C 3 matt zu setzen, während D. E 7 — C 5 das Matt deckt. — S. S. in Gingst. In Nro. 14 wurde auf 1) L. D 3 — C 4, T. D 7, E 8, 2) D. F 1 — D 3 Schwarz D. E 8 — C 8 † folgen. — In Nro. 16 wird 1) S. F 6 nimmt D 7 durch T. E 2 — C 2 oder S. H 4 — F 3 widerlegt. J. G. in Ohligsdt. In Nro. 14 würde 1) D. F 1 — D 1 oder G 5 — D 2 scheitern. Die andere Lösung ist vierzügig während die Aufgabe in drei Zügen gelöst werden soll. — L. L. in Dresden. Wir machen Sie und unsere geehrten Korrespondenten überhaupt nochmals darauf aufmerksam, den Schachbriefwechsel zu lesen, da wir die Widerlegung der unrichtigen Lösung einer Aufgabe nicht fortdauernd wiederholen können. In Nro. 4 wird auf 1) S. L 1 — C 2 das Matt in vier Zügen durch Vorrücken des H Bauer bis H 2 — H 1 D. verhindert. — A. B. G. in Lübeck. Sie finden Ausführliches in: Der praktische Schachspieler. Hamburg, Berendsohn. Preis 3 M. W. K. in Hannover. In Nro. 15 wurde 1) S. D 1 - F 5, K. E 4 — F 3, 2) L. H 3 - F 1 an K. F 3 — F 2 scheitern.

Bilderräthsel 23.

Auflösung des Bilderräthsels 22:

Uebermuth verliert mehr, als Muth gewinnen kann.

Charade.

Zwei Sylben von ganz gleicher Art
Sind hier zu einem Wort gepaart!
Und Der, auf den das Wort sich paßt,
Er ist von Jedermann gehaßt.

Das Schönste selbst, kein Werk der Kunst
Erreichet jemals seine Gunst.
Und wo von Großen er mag hören,
So ist sein Sinnen stets zerstören.

Nun — seltsam ist mein Wort gebaut,
Es ändert's schnell ein schwacher Laut!
Da kann es bald ein Kindchen sein,
Kann Jungfrau und kann Mutter sein.

Auflösung des Räthsels in Nro. 22:

Das Rathsel.

Briefmappe.

Hrn. Konf. P. in A. Die Amerikaner haben darüber eine ganz abweichende Ansicht; wir werden Ihnen eine die Sache betreffende Broschüre zukommen lassen, sobald sie in unseren Händen.

Frl. Ernestine v. L. in St. Mit Vergnügen angenommen und weiter befördert.

Mehrj. Abonn. in Kassl. Adeline ist die berühmtere; in Konzerten ist Carlotta viel aufgetreten.

Hrn. Th. D. in Preßb. Wir haben Ihre Bemerkungen der Verfasserin mitgetheilt: sie kann aber nur den unrichtigen Accent auf Udvar als berechtigt anerkennen.

Hrn. Prof. S. K. in B. Ein deutsches Blatt erscheint dort nicht, aber „Ueber Land und Meer" wird von Deutschen dort gelesen. Eine Anzeige dürfte also hier angebracht sein.

Fr. A. S. in O. Leider nicht verwendbar.

Hrn. Lieut. O. J. in J. Einen Liechtenstein'schen Orden gibt es nicht und hat es nie gegeben.

Frl. Cl. v. Str. Arithmogryph ist nicht richtig. Anderes vielleicht. Wir wünschen Ihnen baldige glückliche Einfahrt in den Hafen der Ehe.

Hrn. C. P. in N. An das niederl. Kriegsministerium im Haag oder den niederl. Konsul in München.

Hrn. L. N. 37. Ganz hübsch, ohne hervorragend zu sein. Für Komposition sehr geeignet, weniger für Sonderdruck.

Subscriber at Birkenhead. We shall fulfil your wishes.

Hrn. Lehr. B. in N. Die Verlagsbuchhandlung von Serbe in Leipzig dürfte Ihnen eine Adresse angeben können.

Leser von „Ueber Land und Meer" in Paris. B. erschien in Leipzig bei Keil und kostet 6 M.

H. und M. in Köln. Wenn Sie den ganzen Abend dableiben, nicht; es kommt eben auf das Lokal an.

Hrn. C. S. in B. Es scheint keiner besonderen Eigenschaften; natürlich ist ein gutes Renommée erforderlich, auch muß man sich darum bewerben.

Hrn. M. F. in U. C. Wir haben großen Vorrath und gerungen Bedarf.

Bausanddecker. Lesen Sie „Die Kunst im Hause" von J. v. Falke und werden Sie sich dann an den Verf. des Buchs, welcher in Wien lebt.

Hrn. W. P. in O. In dem phot.-artist. Atelier von Dr. T. Richard in Männedorf—Zürichsee finden Sie einige hübsche phot. Ansichten von den abgebrannten Meyringen.

Hrn. B. B. in Biel. Für uns nicht geeignet; auf Kritik uns einzulassen, fehlt uns leider die Zeit.

Hrn. C. L. H. N. in Heywood (Engl.). Die Buchhandlung von Serbe in Leipzig kann Ihnen solche Adressen nachweisen.

Baroneise v. M. auf R. Elise Polko in Wehlar; Graf Stadion ist beständig auf Reisen.

Abonnent. In Pösche, Das Leben der Hausthiere, finden Sie auch die Katze behandelt.

Hrn. F. L. und A. J. in Königsb. B. und D. deutsch, G. französisch. Golo Raimund ist Pseudonym für Georg Dannenberg.

Fr. A. B. in Berl. „Der Jugend Spiel und Arbeit", jährlich 12 Hefte. Leipzig, Richter. Marie Hüsler, Die Schule der Mutter. Leipzig, Weber.

Anton S. in Brigittenau. In das Abonnement auf den laufenden Jahrgang unserer „Deutschen Romanbibliothek" können Sie auch jetzt noch eintreten, die erschienenen Nummern werden Ihnen nachgeliefert.

O. O. P. Chemie. Sonnenschein, Anleitung zur chemischen Analyse. Berlin, Kühn.

Hrn. Karl L. in G. Wenden Sie sich an Wirth & Comp., Maschinenagentur in Frankfurt a. M.

Hrn. Grafen v. P. P. in F. Der Gothaische Kalender von diesem Jahre gibt darüber vollständigen Aufschluß.

Abonnentin Ottilie Br. in J. In jeder Buchhandlung. Sollten Sie ihn nicht mit „Nach 20 Jahren" verwechseln?

Hrn. Fr. W. in Weimar. Wir wissen nicht, wie Ihre Schulverhältnisse sind und was man in T. kann.

Hrn. M. v. L. in R. Die Redaktion der Zeitschrift „Isis", welche wir Ihnen zu halten rathen, gibt Ihnen darüber gerne Auskunft.

Hrn. Gust. S. in W. Die Erscheinung ist merkwürdig.

Eine Russin. C. F. ist ein Russe.

Hrn. Dr. N. N. Wir haben trotz unserer weiten Verbindungen doch gar keine Gelegenheit zum Stellenvermitteln, was überdieß auch nicht die Aufgabe einer Redaktion sein kann.

Alter Abonnent zu Kempen. Es kostet mir — doch findet man bei Klassikern, z. B. Lessing, auch mich.

J. S. S. P. Ost angeführt. Roth, Frankfurt, Bergweg.

Hrn. F. O. in Nürnb. 1. Zoller, Ital. Sprachbuch, Augsburg, Jenisch & Stage. 2. Die gewöhnlichen Kiel- oder Stahlfedern. 3. Gewöhnt. Oelfarbe.

Hrn. Ch. v. L. in Magd. G. Schaj, Breslau, Teichstr. 8; Friedmann in Wien, Kalungasse 15; Hübsche, Briefmarkenalbum.

Hrn. Arnold W. in K. Für Stellen auf überseeischen Handelsplätzen wenden Sie sich an O. v. Arend in Hamburg, wo Sie bereitwilligst Auskunft erhalten werden.

Hrn. Br. v. H. in S. Ihre militärischen Anfragen wird das „Literarische Bureau für Heerwesen und Marine", Berlin, Hagelsbergerstr., gerne beantworten.

Graue Motte und Glühwürmchen aus der schles. Ebene. Das Erste ist für die äußere Bildung, Haltung und Grazie nothwendig, auch wenn es nicht dem Zwecke selbst dient; das Andere entschieden unweiblich.

Hrn. Sp. in Berlin. Wenden Sie sich mal an Prof. Dr. Reclam in Leipzig selbst.

Abonn. L. in Dresden. Wir haben Ihren Brief nicht erhalten. Wir wüßten aber in der That nichts als die Stellanen von Moritz Rapp.

S. R. Königsberg i. N. Der 1. Jahrg. der „Deutschen Romanbibliothek" ist vollständig vergriffen. Dagegen können Sie den 2. Jahrg. zum ermäßigten Preise von M. 3. — broschirt, sowie den 3. und 4. Jahrg. zum vollen Ladenpreise von M. 6. — resp. M. 7. 50 ₰ broschirt noch jederzeit erhalten.

Hrn. K. in Kolomna (Rußl.). Wenden Sie sich an eine Kunsthandlung, z. B. Fleischmann in München.

O. und F. Ihr Lokalpatriotismus hat Sie unnöthigerweise in Harnisch gebracht. Das ist doch nichts als eine wohlklingende Phrase, die man nicht auf die Goldwage legen muß.

Hrn. Fr. in Würzb. Die Literatur dieser mystischen Wissenschaften liegt nicht im Bereiche unserer Studien.

Hrn. G. H. in Danz. Diehel, Leitfaden für den Unterricht im techn. Zeichnen. Leipzig.

Hrn. J. S. in Fr. Man weiß das eben nicht und die Aussprache ist reine Willkür.

Hrn. M. A. in Mann. J. Engels in Frankfurt a. M., Gebr. Sachse, Berlin, Markgrafenstraße 60, und Ed. Meßter, Berlin, Friedrichstr. 99.

Mottl. Wie sollen wir ein Bild von etwas Gesprochenem geben?

Hrn. M. F. B. in Sw. Creuzberg, Lehrb. d. Lackirkunst. Weim., Voigt.

Junger Norwegein Lyb. Offenbar weit man in den betreffenden Ländern selbst nur sehr ungenügende Vorarbeiten hat.

Unnegociante. Die beiden Sauer. Boch-Arkosy, Lex. d. span. Spr.

Hrn. R. S. in R. Nicht nur in Oesterreich, auch in Preußen gibt es einen Beamtenverein, von dessen Vorzüglichkeit wir uns durch Einsicht der Statuten, die uns von Hannover gütigst übermittelt wurden, überzeugt haben.

Hrn. v. G. in Schw. Wir danken für die Mittheilung, konnten aber leider keinen Gebrauch machen.

Hrn. A. F. B. in St. T. Leider nicht geeignet.

Schneeglöckchen. Als Pendant zur Stahlstichprämie „Die ersten Flüchtlinge" können wir Ihnen von unseren früheren Prämien am besten empfehlen „Gang zur Kirmeß" von Karl Böker. Dieses sehr hübsche Bild stellen wir Ihnen noch zum Prämienpreis von 1 Mark gerne zur Verfügung.

Fr. M. M. Die Tochter des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich.

Alter Abonn. in G. Jude kann doch nicht für gute stehen.

Hrn. J. Z. in Kattowitz. Benzin-Magnesia — aber machen Sie zuvor eine Probe.

* * *

Hrn. Julius Wechsler, Schriftsteller, der früher viele Jahre Redakteur einer deutschen Zeitung in Rumänien gewesen sein soll, oder Diejenigen, welche seinen jetzigen Aufenthalt kennen, bitten wir um Mittheilung seiner Adresse.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Unseren Abonnenten

offeriren wir zum Einbinden des **ersten Bandes** dieses Jahrgangs unsere auf das Eleganteste ausgeführten

Einband-Decken

zu

Ueber Land und Meer

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf Rücken und Deckel zum Preise von **2 Mark** pro Stück.

Dieselben Decken nur mit Goldrücken **ohne** Deckenvergoldung à **M. 1. 25.**

Mappen

zur Aufbewahrung der Wochennummern in gepreßter Leinwand mit Goldtitel à **M. 1. 25.**

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämmtliche **Kolporteure** und Boten, welche die Nummern und Hefte in's Haus bringen, die Besorgung. **Postabonnenten** wollen sich wegen Besorgung der Decken ebenfalls an eine Buchhandlung wenden. Auf Wunsch wird gegen frankirte Einsendung des Betrags auch von der Verlagshandlung direkt geliefert.

Stuttgart.

Die Verlagshandlung: **Eduard Hallberger.**

Bekanntmachungen aller Art.

Als höchst dankbare

Festgeschenke

für gebildete junge Damen können wir bestens empfehlen die anerkannt ausgezeichneten Gedichtsammlungen:

Deutscher Dichterwald.

Lyrische Anthologie von

Georg Scherer.

Siebente Auflage.

Mit vielen Porträts und Illustrationen.

Album lyrique

de la France moderne

par

Eugène Borel.

Cinquième édition.

Avec 12 vignettes sur bois.

Revue et augmentée par *A. Peschier.*

The Rose, Thistle and Shamrock.

A book of English poetry, chiefly modern.

Selected and arranged by

Ferdinand Freiligrath.

Fifth edition. With illustrations.

Antologia

dei moderni poeti italiani

di

Paolo Heyse.

Der Preis einer jeden Sammlung in reichem, geschmackvollem Einband beträgt

nur M. 7. —

In jeder Buchhandlung zu haben.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:

Eduard Hallberger.

Bis 1000 Rmk.

erhält Derjenige, welcher einem Herrn in den besten Jahren, akademisch gebildet, des Französischen durchaus mächtig, der den Feldzug mitgemacht, als Verwaltungsbeamter fungirt hat, das Rechnungswesen versteht, zu einer Stelle verhilft, sei es als Verwalter eines Vermögens-, Intendant, Zeitungskorrespondent oder überhaupt Vertrauenspostens. — Freto.-Offerten unter **X. Z.** befördert die Exped. der „Rhein- u. Mosel-zeitung" in **Koblenz a. Rh.** 67

Feinste Salonzierde!

„Die Karpfen von Fontainebleau", feinster Oelfarbendruck, 95 Cent. hoch, 75 Cent. breit, für nur 15 M. franko gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages durch 57

Joh. Meißner, Regensburg, Kohlenmarkt 6.

Ferd. Finsterlin, Kunsthdlg. in München, Salvatorstr. 7, versendet gratis Prospekte über **Boccaccio's Dekameron,** illustrirt von Ferd. Wagner in München. 58

Bekanntmachung

der Vorlesungen an der K. Württembergischen land- und forstwirthschaftlichen Akademie Hohenheim im Sommersemester 1879.

I. Sachwissenschaften.

1) Landwirthschaftliche: Direktor Dr. v. Rau: Landwirthschaftspflege; Professor v. Siemens: landwirthschaftliche Technologie; Professor Dr. v. Funke: Geschichte und Literatur der Landwirthschaft vom Beginn des 18. Jahrhunderts an, landwirthschaftliche Taxationslehre nebst Uebungen im Entwerfen von Gutswirthschaftsplänen, Rinderzucht einschließlich des Molkereiwesens; Professor Voßler: Pflanzenproduktionslehre, spezieller Theil mit Einschluß des Hopfen- und Tabakbaues und des Wiesenbaues; Professor Zipperlen: Pferdezucht (Exterieur, Pferdezüchtung, Pferdehaltung); Professor Dr. Jäger: Seidenzucht; ein noch zu bestellender Hilfslehrer: Weinbau; Repetent Widenhorn: Kleinviehzucht; Gartenninspektor Schüle: Demonstrationen im Obst- und Gemüsebau; Lehrer Mayer: Demonstrationen in der Bienenzucht; Wirthschaftsinspektor Strebel: praktische landwirthschaftliche Uebungen. 2) Forstwirthschaftliche: Forstrath Professor Dr. v. Nördlinger: Forstbotanik, Forstschutz, Forsteinrichtung, Forstpraktikum; Professor Dr. Lorey: Waldbau, Baum- und Bestandesschätzung; Professor Voßler: landwirthschaftliche Encyklopädie für Forstwirthe; Forstrepetent Völter: Forstgesetze.

II. Grund- und Hilfswissenschaften.

Professor Dr. v. Wolff: Agrikulturchemie, landwirthschaftliche Fütterungslehre, praktische Uebungen im chemischen Laboratorium; Professor Zipperlen: Thierheilkunde (spezielle Pathologie und Therapie, Seuchenlehre); Professor Dr. Nies: Geologie; Professor Dr. Heiß: Nationalökonomie, volkswirthschaftliches Konversatorium; Professor Dr. Winkelmann: Experimentalphysik; Professor Dr. Lorey: praktische Geometrie mit regelmäßigen Uebungen in der Vermessungskunde; Professor Baurath v. Hänel: landwirthschaftlicher und forstlicher Wegbau; Professor Dr. Jäger: spezielle Zoologie, Anleitung zu mikroskopischen Untersuchungen; Professor Bareiß: landwirthschaftliche Baukunde; Regierungsassessor Schmidlin: Rechtskunde für württembergische Forstwirthe; Dr. Kirchner (prov.): Einleitung in die Botanik und spezielle Botanik; Forstrepetent Völter: Planzeichnen.

Ueber die Verhältnisse der Akademie, namentlich über die Lehrmittel, die Eintrittsbedingungen u. s. w. gibt der gedruckte Prospekt Auskunft, der auf Verlangen mitgetheilt wird.

Die Vorlesungen beginnen am 16. Apr. l.

Hohenheim im Februar 1879

K. Akademiedirektion:

Rau.

Technicum

der Stadt **Rheydt** (Rheinprovinz).

A) **Höhere Fachschule**

für Ingenieure, Architekten, Chemiker und Industrielle überhaupt.

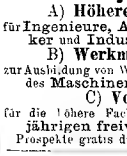
B) **Werkmeisterschule**

zur Ausbildung von Werkmeistern u. Zeichnern des **Maschinen- und Baufaches.**

C) **Vorschule** (5

für die höhere Fachschule und den **einjährigen freiwilligen Dienst.**

Prospekte gratis durch **die Direktion.**



Fahnen,

gestickte, für alle Arten von Vereinen, sowie Ausstattungen für christliche und israelitische Kirchen liefert 734

J. A. Kiekel in **Leipzig,** königl. Hoflieferant.

Im Verlage von **Philipp Cohen** in **Hannover** erschien soeben: 50

Deutsche Exkursionsflora.

Die Pflanzen des deutschen Reiches und Deutsch-Oesterreichs nördlich der Alpen, mit Einschluß des Tieflandes der Schweiz. Die Pflanzen und Nutzhölzer. Tabellarisch und geographisch bearbeitet von **C. Jessen,** Professor der Botanik in Berlin. Mit 34 Original-Holzschnitten (320 versch. Zeichnungen enthaltend) Bogen a. l. w. 50 M. Taschenformat, geheftet M. 9. 50, geb. M. 10. 75. Erste vollständige Deutsche Flora zu billigem Preise.

Zauberapparate und diverse **Kunstgegenstände,** womit Jedermann, ohne eine besondere Geschicklichkeit in Anwendung zu bringen, ganze Familien und Gesellschaften unterhalten kann.

Illustrirte **Preiscourante** gratis.

Adresse: **„Erstes Wiener" Zauberapparaten-Hauptdepôt in Wien.** 53

Die Benutzung der 3. Auflage der **Theoretisch-praktischen Klavierschule,** enthaltend Uebungen u. melodische Stücke zu 2 u. 4 Händen in progressiver Folge. Tonleitern u. Erklärung der Kunstausdrücke, vom Musikdir. **D. Stein.** I. Theil 4 M. (Verlag v. A. Stein in Potsdam) sichert einen anregenden, gründlichen Unterricht und schnellen Fortschritt. 74

Künstliche Brillanten,

prachtvolle Steine in echt Gold, Mk. gr. zu 6 bis 15 M., Ohrringe 10—15 M., Knopfen St. 7 M. empfiehlt **Schröter,** Goldarbeiter, **Dresden,** Jakobsstraße 16. — Illustr. Preiscourant franko. 895

J. L. Backofen in **Nürnberg** empfiehlt **Nachtlichter u. Nachtlichterlämpchen** für Reps- oder Brennöl, bis jetzt das Einzige dieser Art. Zu haben in allen besseren Geschäften.

Anerkannt vorzügliches Lehrbuch für den Klavierunterricht.

Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Klavier-Schule für Kinder

mit besonderer Rücksicht auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang

bearbeitet von

Heinrich Reiser,

pens. Musterlehrer, Ritter 2c.

Erste Abtheilung.

Einundvierzigste, vollständig umgearbeitete Auflage. Quer-Folio. Elegant broschirt. Preis M. 2. 50 Pf.

Zweite Abtheilung.

Zweiunddreißigste, vollständig umgearbeitete Auflage. Quer-Folio. Elegant broschirt. Preis M. 3. —

Eltern und Klavierlehrer werden dieses Werk gewiß mit Freuden begrüßen, denn es ermöglicht jedem Lehrer, auch dem, der noch nie Anfänger unterrichtete, dem Schüler eine wirklich breite Basis für die erspriessliche Weiterentwicklung des Spiels zu geben, es leitet ihn an, sich dem kindlichen Bedürfnisse zu nähern, da es zu den Stücken ausreichende Bemerkungen bringt, es ist ein rechtes Elementarbuch. **Freie deutsche Schulzeitung.**

Zu beziehen durch **alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes.**

In allen Buchhandlungen zu haben: 566

Das Orakel.

Interessantes Gesellschaftsspiel. Preis **30** Pf.

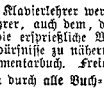
Ehegatten erhalten wichtige Rathschläge durch **Dr. Kampe's Schrift: „Rathgeber in Kindergelegenheiten".** Preis 1½ Mark. Das Nähere ersichtlich gratis und franko durch Prospekt. 671 **C. Gottfried's Verl., Leipzig.**

Alwin Zschiesche, Leipzig, versendet Preiscourante für **Kunstgärtnerei** über feinste **buntbl. u. schönbl. Gruppenpflanzen** 2c. gratis. 768

„Erwerbskatalog"

für Jedermann — versend. gratis 14

W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.



Glasey-Nachtlichte,

bewährt seit 1868, 4mal präm. Besser als Petroleumlämpchen, weil geruchlos u. nicht feuergefährlich. Zu haben in jedem besseren Geschäfte.

Für Privatiers! 39

Kleines Landgut (am oberbayerischen See) mit prächtiger Insel und Fischrecht zu verk. Off. sub **A. 156** a. d. Exped. d. Ztg.

Mistbeet-Fenster

aus Schmiedeeisen,

verzinkt, nie rostend, liefert billigst in allen Dimensionen 944

Jakob Hilgers, Rheinbrohl.

Fabrik und Lager von

Zauber-Apparaten

für Künstler und Dilettanten. Schaustücke f. Museen- und Schaubudenbesitzer. Preiscourant gratis. 715

Hermann, Berlin, Friedrichstr. 187.

Zauber-Apparate.

Ueber 500 Pièces. Viel Neuheiten von 25 ₰ bis 20.00 M. Illustrirte Preislisten von 1879 gratis und franko. 63

H. Davini, Dresden.

Stereoskop-Bilder,

über 2000 Nummern aller Länder, offerirt auf Papier pro 12 Dutzend für nur 30 M. 81

L. K. Ley, Arnstadt (Thüringen).

Bilderverzeichniß gratis und franko. Probe-Dutzend franko gegen Einsendung von 3 M.

Rothe Nasen

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Monyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske in Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Echte Briefmarken

aller Länder **billigst.** Preisliste für Sammler gratis und franko. 733

F. Edmund Jensen,

Grönnegade 37, **Copenhagen K.**

Neueste Briefmarken-Albums

und **echte Briefmarken** verkauft billigst. **Katalog 60 Pf., Preiscourant gratis. Alwin Zschiesche,** Antiquitätenhdlg., **Leipzig.** 869

Über Land und Meer.

№ 24.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1878—1879.
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich:
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: An der Grenze, Erzählung von Moriz von Reichenbach, Schluß. — Sonntag im Lager von Bufowar. - Notizblätter. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth. X. Zwei moderne Riesenbrücken. — Um ein Herz, Novelle von C. Falk, Fortsetzung. — Emmerich Graf Szechenyi, k. k. österreichisch-ungarischer Botschafter in Berlin. — Ungarischer Pferdetrieb. — Quarantaine, von Rosenthal-Bonin. — Von Haydn bis Liszt. Skizzen aus der neueren Musikgeschichte von Ludwig Nohl 3. Epoche Beethoven (1800—1820), Schluß. - Im Billetamte des deutschen Reichstags, von Emil Dominik. — Auflösungen der militärischen Rathsel in Nro. 23. — Auflösung der Charade in Nro. 23. — Schach. — Bilderräthsel 24. — Auflösung des Bilderräthsels 23. — Briefmappe.

Illustrationen: Im Billetamt des Reichstags, von E. Henieler. - Sonntag im Lager General Samuel Browne's Division auf dem Löcae nach Jellalabad. — Emmerich Graf Szechenyi, k. k. österreichisch-ungarischer Botschafter in Berlin. — Ungarischer Pferdetrieb nach einem Gemälde von Franz Adam. — Die Brooklynbrücke in New-York. - Eine Idylle aus der Vogelwelt, von H. Giacomelli. II. Das Bauen des Nestes. — Eine Biographie in Bildern, nach Skizzen von A. v. Fischern.

Im Billetamt des Reichstags. Originalzeichnung von E. Henieler. (S. 476.)

An der Grenze.

Erzählung

von

Moritz von Reichenbach.

(Schluß.)

VII.

Der Gespenstergang.

Die Abenddämmerung brach herein. Kamilla saß in ihrem Wohnzimmer am Fenster und schien in den Garten hinab zu lauschen, als erwarte sie dort irgend etwas Besonderes zu hören. Lichtenfeld hatte ihr das gestrige Ergebniß seiner Patrouille mitgetheilt — aber was für ein Interesse konnte ein weggenommener Viehtransport für sie haben? Dennoch beschäftigten sich ihre Gedanken jetzt mit diesem, und zwar so lebhaft, daß die aufregende Erinnerung an ihre Unterredung mit Werkhart einen Augenblick in den Hintergrund gedrängt wurde. Sie lauschte in den Garten hinab und hatte nur ein halbes Ohr für Alles, was Lichtenfeld oder Vallinka sagen mochten. Im Garten aber blieb Alles still, nur die Sperlinge zwitscherten in den Baumzweigen vor dem Fenster.

Werkhart hatte gleich nach seiner Unterredung mit Kamilla sein Pferd bestiegen und war hinausgeritten zu den Arbeitern, welche seine neueingerichteten Rieselwiesen in Ordnung brachten. Er flüchtete immer zur Arbeit und angestrengten Thätigkeit, wenn sein Herz litt und ihn unklare und widersprechende Gefühle überkamen, wie jetzt nach seiner Unterredung mit Kamilla.

Erst kurz vor dem Abendessen kehrte er zurück und als er ihr an dem runden Tisch gegenübersaß, da sah sie so sanft und leidend aus, daß es ihm in's Herz schnitt. Er fühlte, dieser Stand der Dinge war auf die Länge unhaltbar. Aber der sonst so klare und sichere Mann wußte in diesem Punkte keinen Ausweg. Wie konnte er glücklich mit ihr sein, deren Vertrauen er nicht besaß, und sie — wie konnte sie ihn wirklich lieben, wenn sie ihm rund heraus sagte: Es gibt etwas zwischen mir und Dir, was Du nicht berühren darfst, eine dunkle Stelle in meinem Herzen, die ich vor Dir verberge? Und doch wollte sie bei ihm bleiben und der Gedanke einer völligen Trennung schien ihr unerträglich. Er machte es sich zum Vorwurf, daß er, seit dieser Punkt zum ersten Male zwischen ihnen berührt worden war, sich zu sehr äußerer Thätigkeit hingegeben und seine Gedanken mit Gewalt von seinem Hause abgewendet hatte. Und doch — was blieb ihm Anderes übrig? Sein Stolz war durch ihre Weigerung, die ihm wie ein Mißtrauen schien, gekränkt, seine Liebe verletzt worden. Die Arbeit war das einzige Heilmittel, das ihm übrig blieb, und er hatte sich ihr mit allen Kräften hingegeben. Erst seit Lichtenfeld in's Haus gekommen war, war auch Werkhart's Gefühlsleben, wie wir wissen, wieder erregter geworden. Nach seiner heutigen Unterredung mit Kamilla war er zwar über den Einfluß, den der junge Offizier haben konnte, beruhigt, aber sonst hatte er nichts gewonnen. Wie lange sollte das so fortgehen?

Gleich nach Tisch zog Kamilla, welche über Kopfschmerzen klagte, sich zurück, und Lichtenfeld brach auf, um noch einen kleinen Grenzritt, den er mit einem Kameraden verabredet hatte, zu machen. Vallinka hatte ihn den ganzen Nachmittag über souveräner denn jemals behandelt, fast ganz ignorirt. Jetzt flüsterte er beim Abschied:

„Was muß ich denn thun, um Sie zu versöhnen, Fräulein Vallinka? Soll ich zur Strafe für meinen Spott noch eine Gespensterpatrouille unternehmen, wenn ich von dem Ritt zurückkehre?"

„Thun Sie, was Sie wollen," antwortete sie achselzuckend. „Ich hab' Ihnen schon gesagt, daß mir das ganz gleichgültig ist. Ich hätte es nur um Kamilla's willen gewünscht, daß im Gespenstergang einmal ein halbwegs vernünftiger Mensch gewacht hätte, aber Sie lachen nur immer und es werden sich eben dazu ganz andere Leute finden müssen!"

„Nun, wenn wir nicht zu spät zurückkommen, so verspreche ich —"

Aber Vallinka schien sehr wenig von diesem Versprechen zu halten, denn sie hatte, ohne weiter auf Lichtenfeld zu hören, mit einem flüchtigen „gute Nacht" das Zimmer verlassen.

*

Es mochte etwa Mitternacht sein, als Lichtenfeld von seinem Ritt heimkehrte. Anstatt aber den gewöhnlichen Weg einzuschlagen, stieg er schon hinter einem Gebüsch in der Nähe des Schlosses vom Pferde und schlang die Zügel des Thieres um einen Baum, worauf er sich mit schnellen Schritten dem Gespenstergange näherte.

Während des ganzen Rittes hatte er den Gedanken an Kamilla's verschlossene Thür nicht los werden können und die abenteuerlichsten Vermuthungen daran geknüpft. Der eigenthümliche Bau des Schlosses hatte ihm dabei beständig vorgeschwebt, und ohne einen bestimmten Grund dafür angeben zu können, war es ihm, als könne der Gespenstergang in irgend einer geheimnißvollen Beziehung zu der schönen, schreckhaften Frau stehen. Er war so mit seinen Gedanken beschäftigt, deren Ziel auf eine gründliche Untersuchung des Gespenstergangs hinauslief, daß er vergaß, sich vorher noch seiner Waffen zu entledigen, welche doch die beabsichtigte Kletterpartie etwas erschweren mußten. Im hellen Mondlicht lag der verrufene Säulengang vor ihm, schon unterschied er deutlich den Pfeiler mit den Einschnitten. Da — was war das? Er blieb stehen und blickte schärfer hin. Nichts regte sich, und doch meinte er deutlich einen menschlichen Schatten bemerkt zu haben, welcher an dem Pfeiler vorüberglitt. Mit schnellen Schritten näherte er sich dem Gange, ihn scharf im Auge behaltend. Da war es wieder! Es huschte über eine der mondbeschienenen Stellen hin und verschwand gleich darauf wieder im tiefen Schatten, der zwischen den Pfeilern lag. Und jetzt — welch' sonderbares Geräusch; es war, als schlage Jemand gegen irgend einen hohlen Gegenstand. Lichtenfeld schritt jetzt langsam an den Pfeilern entlang, er untersuchte jede Nische des Ganges, ohne aber irgend etwas entdecken zu können.

Hinter ihm aber tauchte in der halb mit Brettern versetzten alten Thür des Schüttbodens ein Kopf auf und ein paar blitzende Augen blickten ihm nach.

An der Ecke der Kirche stand eine Linde, deren starke Zweige scharfe Schatten auf die Pfeiler warfen. „Vielleicht ist es nur solch' ein Schatten gewesen," dachte Lichtenfeld endlich, „jedenfalls kann ich nichts Anderes entdecken." Und er umklammerte den Pfeiler mit den Einschnitten, um sich wieder in die Galerie hinauf zu schwingen. Er hatte den Kopf aufwärts gerichtet und streckte eben den Arm aus, um das obere Geländer zu erreichen. Da fühlte er sich plötzlich von rückwärts umschlungen und zu Boden gerissen.

„Hab' ich Dich endlich?" raunte eine fremde Stimme ihm in's Ohr und ein dunkles Gesicht neigte sich über ihn. Er machte einige verzweifelte Anstrengungen, sich von seinem unbekannten Feinde loszuringen, aber dieser hatte den Vortheil der Ueberraschung voraus und nutzte ihn aus. Lichtenfeld lag am Boden und der Fremde kniete über ihm. „Rühre Dich nicht," flüsterte dieser, und Lichtenfeld sah eine Messerklinge in seiner Hand blitzen, „rühre Dich nicht und antworte mir."

Lichtenfeld versuchte eine seiner Hände freizumachen und den Revolver zu erreichen.

„Was willst Du denn wissen?" frug er, seinen unerwarteten Gegner fest anblickend.

„Wo wolltest Du hin, als Du an dem Pfeiler in die Höhe klettertest?"

„Nun, wohin anders als auf die Galerie!"

„Zu ihr," zischte der Fremde und wieder blitzte das Messer in seiner Hand auf. „Du gestehst es ein?"

„Ich habe Dir überhaupt nichts einzugestehen!"

„Aber Du kennst das Geheimniß, sie hat es Dir verrathen?"

Lichtenfeld starrte seinen Gegner an. Die Sache war doch abenteuerlicher als ein bloßer Raubanfall, um den es sich hier, wie es schien, nicht handelte.

„Wenn Du Deine Fragen etwas klarer stellen wolltest, so würden wir Beide nicht genöthigt sein, so lange Zeit in dieser unbequemen Situation zu verharren," sagte er, seine Hand wieder ein gut Theil dem Revolver nähernd. „Wer ist ‚sie', von der Du sprichst?"

„Halt oder ich mache Dich still und stumm für immer," rief der Fremde, der seine Bewegung bemerkte, und griff nach seiner Hand. Dabei gelang es Lichtenfeld, den andern Arm frei zu bekommen und seinem Gegner einen so heftigen Schlag vor die Brust zu versetzen, daß dieser zurücktaumelte, aber nur, um sich sofort wieder mit wuthverzerrtem Gesicht auf Lichtenfeld zu stürzen, dem es inzwischen gelungen war, sich halb aufzurichten und den Revolver zu erfassen.

Und es war Zeit, denn im selben Augenblick, in welchem er die Hand des Fremden an seinem Halse fühlte, ertönte auch hinter ihm ein wild gellender Schrei. „Ein zweiter Gegner!" dachte Lichtenfeld im Begriff, den Revolver abzudrücken. Da warf sich eine Gestalt zwischen beide Männer. Lichtenfeld's erhobener Arm verlor die Richtung — der Schuß krachte — — —

Hatte Kamilla die Szene im Gespenstergange geahnt? Jedenfalls konnte sie nicht schlafen und hatte, als sie sich in ihrem Zimmer einschloß, noch ein paarmal das Fenster geöffnet und in die Nacht hinausgelauscht.

„Er hat Alles verloren — ich weiß es ja durch Lichtenfeld," flüsterte sie. „Aber warum kommt er nicht, es mir selbst zu sagen? O mein Gott, wenn er verunglückt wäre!"

Sie preßte die Hände auf die wogende Brust und blickte mit thränenschimmernden Augen hinaus in die Mondnacht.

Plötzlich durchzuckte sie ein anderer Gedanke.

„Könnte ich nicht seinen Ruf überhört haben?" dachte sie. „O gewiß, es ist so, und vielleicht erwartet er mich jetzt schon und wundert sich über mein Säumen."

Sie blickte nach der Uhr. Mitternacht war vorüber, in dieser Zeit pflegte sie stets ihre räthselhaften Zusammenkünfte zu haben.

„Ich will mich wenigstens überzeugen, ob er draußen wartet," dachte Kamilla, warf ein Tuch über ihre Schultern und zündete eine kleine Blendlaterne an. Sie löschte die Kerzen im Zimmer aus, überzeugte sich noch einmal, ob in Vallinka's Zimmer Alles still und die Thür gut verriegelt sei, und wandte sich dann der gegenüberliegenden Wand zu. Ihre Finger fuhren an dem Rahmen des dort angebrachten Spiegels entlang, bis sie eine kaum merkbare Erhöhung gefunden hatten. Ein leiser Druck — und der Spiegel bewegte sich lautlos wie eine Thür in ihren Angeln und ließ einen schmalen, dunklen Ausgang dahinter erkennen. Kamilla verschwand hinter diesem Spiegel und schloß diese eigenthümliche Thür sorgfältig hinter sich zu. Dann schritt sie langsam, die Lampe hochhaltend, in dem schmalen Gange vorwärts, welcher, in einer der dicken Mauern des alten Schüttbodens angebracht, gerade nach der eisernen Thür führte und zwischen dieser und dem vermauerten zweiten Eingang mündete.

Kamilla zog einen sonderbar geformten Schlüssel, welchen sie an einer feinen Kette um den Hals trug, hervor und öffnete die eiserne Thür. Der Gespenstergang lag, phantastisch vom Monde beleuchtet, vor ihr. Sie trat über die Schwelle —

Da erklang ein lauter Schrei unmittelbar unter ihr — ein Schuß fiel —

„Bruno, Bruno!" schrie Kamilla außer sich, und alle Vorsicht vergessend, neigte sie sich weit über das Geländer der Galerie. Ein leichter weißer Pulverdampf schwebte um den Pfeiler und Lichtenfeld's wohlbekannte Stimme rief in verzweiflungsvollem Tone dort unten:

„Vallinka, o mein Gott, Vallinka!"

Und jetzt tauchte noch eine dunkle Gestalt neben ihm auf.

„Zurück," rief die Stimme Bruno's, „zurück, Du hast die Eine ermordet und die Andere verführt, aber ich werde sie rächen, ich —"

„Bruno," rief Kamilla, „was ist das, um Gottes willen, was ist geschehen?"

Er richtete sein dunkles Gesicht empor.

„Dein Geliebter hat Deine Schwester erschossen."

„Sie lebt," rief in diesem Augenblicke Lichtenfeld, „Vallinka, liebe Vallinka, sie öffnet die Augen, nur der Arm ist verletzt, sie wird leben, Gott sei gedankt, sie wird leben, ich habe sie nicht getödtet!"

Kamilla hielt sich kaum aufrecht an dem Geländer, in wirrem Schwindel schien die Galerie sich um sie her zu drehen. Sie verstand nichts von alldem, was ihr gesagt wurde, nur eine furchtbare Angst um Vallinka und um Bruno schnürte ihr die Brust zusammen.

„Was geht hier vor?" frug in diesem Augenblicke die starke, klare Stimme Werkhart's.

Mit einem schmerzlichen Aufstöhnen sank Kamilla in ihre Kniee, ihrer Sinne kaum mehr mächtig.

Unten beugte Lichtenfeld sich über die auf dem Boden liegende Vallinka und hob ihren Kopf an seine Brust. Der Angriff des räthselhaften Fremden, Vallinka's Dazwischenkunft, Kamilla's Ruf — er begriff von dem Allen nichts! Klar war ihm nur, daß Val-

linka mit seinem eigenen Namen auf den Lippen zusammengebrochen war, daß sie jetzt ohnmächtig in seinen Armen lag und daß er sie mit seinem Schuß, wenn auch unabsichtlich, getroffen hatte. Und das war genug, um ihn einen Augenblick lang alles Andere vergessen und nur in das weiße, blasse Gesicht Vallinka's starren zu lassen.

Auch Bruno war zusammengesunken, hatte sich aber sogleich wieder aufgerichtet und lehnte, sich mühsam aufrecht haltend, an dem Pfeiler.

Werkhart hatte jetzt diese seltsame Gruppe erreicht.

„Sie hier, Lichtenfeld —" rief er, unwillkürlich zurückprallend, „und — was ist das? — Kamilla —" schrie er plötzlich auf, als er die weibliche Gestalt mit dem jetzt aufgelösten blonden Haar in Lichtenfeld's Armen ruhen sah.

„Arthur, Arthur," antwortete ihm Kamilla's Stimme oben von der Galerie, „schone ihn, schone ihn, es ist ja Bruno —"

„Ich verstehe nichts von dem Allen," rief Werkhart, „aber — das ist ja Vallinka, — erklären Sie mir, Lieutenant Lichtenfeld —"

„Mein Gott, mir selbst ist das Alles völlig unerklärlich, ich gerieth hier in einen Streit mit einem Fremden."

„Ja wohl, mit mir," ergänzte eine tiefe Stimme.

Werkhart wandte sich blitzschnell der Richtung zu, aus welcher diese gekommen war.

„Bruno!" schrie er auf, — „ist es möglich?"

„Ja, ja," antwortete der Fremde, noch immer fest an die Säule gelehnt, „leider ist das möglich. Ob ich jetzt aber Ihnen noch ein erklärendes Wort hinzufügen kann — das — weiß ich — nicht; ich stehe hier, weil ich mich nicht fortbewegen kann — mein Fuß — mein Fuß —"

Er hatte mit merkbarer Anstrengung und sich nur gewaltsam aufrecht erhaltend gesprochen. Die letzten Worte klangen nur noch wie ein schmerzliches Aufstöhnen, er sank neben dem Pfeiler auf den Boden.

„Ich habe auch ihn getroffen!" rief Lichtenfeld.

„Ah, so schossen Sie also?"

„Ja, ja, ich wurde angegriffen und Vallinka warf sich dazwischen."

„Wie kam aber Vallinka hieher und — Kamilla?"

„Arthur, Arthur!" rief im selben Augenblick Kamilla's Stimme, aber dießmal nicht von der Galerie herab, sondern unmittelbar neben Werkhart. Sie war durch den geheimen Gang und die Treppen hinab mehr geflogen als gegangen und hatte jetzt die Gruppe unter der Galerie erreicht.

„Ich, ich allein bin schuldig, Arthur," rief sie athemlos, „ich habe Bruno herbestellt, ich — ich — o mein Gott, Vallinka! Was ist Dir geschehen, wie kamst Du hieher?"

Aber die sonst so beredte Vallinka antwortete nicht, denn sie lehnte wieder ohnmächtig in Lichtenfeld's Armen.

„Sie ist verwundet," stöhnte Dieser, „wir müssen für sie zunächst sorgen."

„Sie haben Recht," sagte Werkhart, „wir müssen sie sofort in's Haus tragen. Fassen Sie an. Alle Erklärungen kommen später zurecht. Hier thut Hülfe noth!"

Lichtenfeld hob die zierliche Gestalt Vallinka's leicht in seinen Armen empor.

„O ich kann sie allein tragen, Herr Werkhart," sagte er, „und ich fürchte, der Andere dort ist auch verwundet."

„Nein," stöhnte Bruno, „ich bin nicht verwundet, nur der Schmerz an dem verwünschten Fuß und ein Schwindelanfall — — O, und das muß mir in solch' einem Moment passiren!"

„Bruno," rief Kamilla, „Du lebst, Du bist nicht verletzt?"

„Fasse mich nicht an," schrie er, „mit Dir habe ich nichts mehr zu thun!"

„O mein Gott, er ist wahnsinnig!" rief Kamilla.

„Wie kommt Der hieher, Kamilla?" frug Werkhart.

„O Arthur, nun muß ich Dir wohl Alles sagen, es ist Gottes Wille, daß kein Geheimniß mehr zwischen uns bestehen soll! Aber frage mich jetzt nicht, laß uns erst für Vallinka und Bruno sorgen — dann sollst Du Alles erfahren!"

Und sie eilte Lichtenfeld nach, um Leute zu Bruno's Hülfe herauszuschicken und nach Vallinka zu sehen.

Wenige Minuten später war das Hauspersonal auf den Beinen, man hatte Bruno in das Schloß gebracht und die Ueberzeugung gewonnen, daß es sich weder bei ihm noch bei Vallinka um eine ernstliche Gefahr handelte, obgleich die Letztere allerdings eine Schußwunde am Arm hatte. Lichtenfeld wich nicht von ihrer Seite, und in der allgemeinen Aufregung dachte auch Niemand daran, ihn zu entfernen. Als sie die Augen aufschlug, erkannte sie ihn sofort und tief aufathmend sagte sie:

„Ah, Gott sei Dank, wir sind Alle in Sicherheit!"

Dann zuckte sie leise zusammen und ihr Gesicht verzog sich ein wenig schmerzlich, während sie einen scheuen Blick auf ihren Arm warf.

„Sie haben doch am Ende Recht und wir Frauen taugen nichts für die Gefahr," sagte sie leise.

„Aber sagen Sie mir nur um Gottes willen, wie Sie dahin kamen, Vallinka?"

Sie versuchte wieder ihn trotzig anzusehen.

„Das können Sie sich doch denken," sagte sie, „da Sie selbst nicht wollten und mich immer auslachten und ich mich doch gegen die Furcht abhärten wollte."

„Still, Vallinka, Kind, Du darfst jetzt nicht sprechen," sagte Werkhart, zu ihnen tretend, „denn wenn es auch, wie ich hoffe, nur ein Streifschuß ist, so werden wir doch wohl etwas Wundfieber bekommen und müssen Ruhe haben."

„Und der andere Verwundete," frug Lichtenfeld, „ist er schwer getroffen?"

„Nein, er ist gar nicht verwundet, aber er scheint krank zu sein und hat sich den Fuß stark verstaucht; aber was hatten Sie eigentlich mit Dem — er verweigert jede Auskunft."

„Er fiel mich hinterrücks an."

„Aber wie kamen Sie überhaupt in den Gang?"

Lichtenfeld stockte.

„Ich, ich wollte — der Gang erschien mir immer so geheimnißvoll —"

„Arthur," rief Vallinka, die Werkhart's Frage doch gehört hatte, „er kann ja nichts dafür, daß er dort war. Ich habe ihn immer gequält, eine Nacht dort zu wachen, weil ich dachte —"

Kamilla unterbrach sie.

„Komm zu Bruno, Arthur," bat sie. „Ich fürchte, er hat den Verstand verloren," setzte sie flüsternd hinzu. „Er spricht solch' unsinnige Dinge, macht mir Vorwürfe, die ich nicht begreifen kann —"

„Kind," sagte Werkhart, „laß ihn eine Viertelstunde noch reden, was er will, dann wird der Arzt hier sein und ich selbst will den Armen in Pflege nehmen. Jetzt aber sage Du mir zunächst — verzeihen Sie," wandte er sich mit einem eigenthümlich leuchtenden Blick an Lichtenfeld, „aber die Katastrophe dieser Nacht scheint für uns Beide hier noch ganz besondere Folgen haben zu sollen — wir haben uns ein paar Worte darüber zu sagen. Vielleicht sehen Sie indeß nach meinem Schwager, der jetzt nicht mehr so kampflustig sein dürfte —"

„Nach — Ihrem — Schwager?"

„Ach ja, freilich! Ihr Gegner, dieser Bruno —"

„Er ist —?"

„Er ist der Bruder meiner Gattin." — —

Kamilla hatte sich indeß nochmals überzeugt, daß Vallinka sich in guter Pflege bei einer alten Dienerin befand und nach Lichtenfeld's Fortgehen in eine Art Halbschlummer versunken war. Bruno wurde jetzt in ein anderes Zimmer gebracht, Lichtenfeld folgte ihm und Kamilla und Werkhart standen in einer der tiefen Fensternischen zusammen und sprachen über das, was seit einem Jahre trennend zwischen ihnen gestanden hatte — über das Vermächtniß des verstorbenen Herrn von Rudiţki an seine Tochter.

Kamilla's Vater hatte sein Vermögen verloren, sein Gut Krzidzanowitz wurde subhastirt und von dem Herzog von ** erstanden. Werkhart, der sich damals mit Kamilla versprochen hatte, übernahm die Pacht und machte es so dem alten Herrn möglich, in den ihm liebgewordenen Umgebungen bleiben zu können. Aber er ging noch weiter in seiner Fürsorge für die Angehörigen seiner Braut. Bruno, der Bruder derselben, welcher sich damals durch einige leichtsinnige Streiche eine Carrière in seinem Vaterlande unmöglich gemacht hatte, wurde von ihm mit einem überreichen Reisegelde versehen, um in Amerika sein Glück versuchen zu können. Wir wissen aus Bruno's Erzählungen an Marsatta, auf welche Weise er sein Reisegeld verlor.

Der alte Rudiţki hatte die Heirath seiner Tochter mit einem Bürgerlichen nicht gern gesehen, und die Großmuth seines Schwiegersohnes, die er nicht in der Lage war, von der Hand weisen zu dürfen, hatte ihn tief gedemüthigt. Als nun sein Sohn das ihm geschenkte Kapital verlor, sträubte sich sein ganzer Stolz dagegen, Werkhart diesen Verlust mitzutheilen.

So lange er lebte, versetzte er die wenigen Juwelen und sonstigen Kostbarkeiten, die er noch besaß, um Bruno vor dem größten Mangel zu schützen, und auf seinem Todtenbett vertraute er Kamilla das Geheimniß ihres Bruders an und übergab ihr die fernere Sorge für ihn. Mit der ihrem Wesen eigenen Schwärmerei hatte sie diese Pflicht auf sich genommen und sich keinen Augenblick besonnen, dem Sterbenden unverbrüchliches Schweigen gegen ihren Gatten zu geloben.

„Du bist in der Lage, für Deinen Bruder sorgen zu können, und von Dir kann er auch Unterstützungen annehmen, denn Du bist seine Schwester — dasselbe Blut fließt in euren Adern," hatte Kamilla's Vater gesagt. „Von Werkhart aber noch einmal eine Unterstützung zu verlangen, das wäre eine Gemeinheit, und ich würde keine Ruhe im Grabe finden, müßte ich denken, daß ein Rudiţki sich einer solchen Demüthigung aussetzte."

Es war nicht ganz logisch, das Almosen aus der Hand eines Mannes ehrenrührig zu finden, wenn man dieß selbe Almosen, sobald es durch die Hand der Frau ging, annahm. Aber in den Familientraditionen der Rudiţkis spielte von jeher die Logik eine ebenso untergeordnete Rolle als der Fleiß, und die Träger dieses Namens hatten sich stets mehr durch augenblickliches Gefühl als durch klares Nachdenken leiten lassen.

Kamilla faßte die Aufgabe, sich gewissermaßen für Bruno zu opfern, mit förmlichem Fanatismus auf, und dieselbe gewann noch durch die Mittheilung der Baugeheimnisse von Schloß Krzidzanowitz einen besonderen romantischen Reiz.

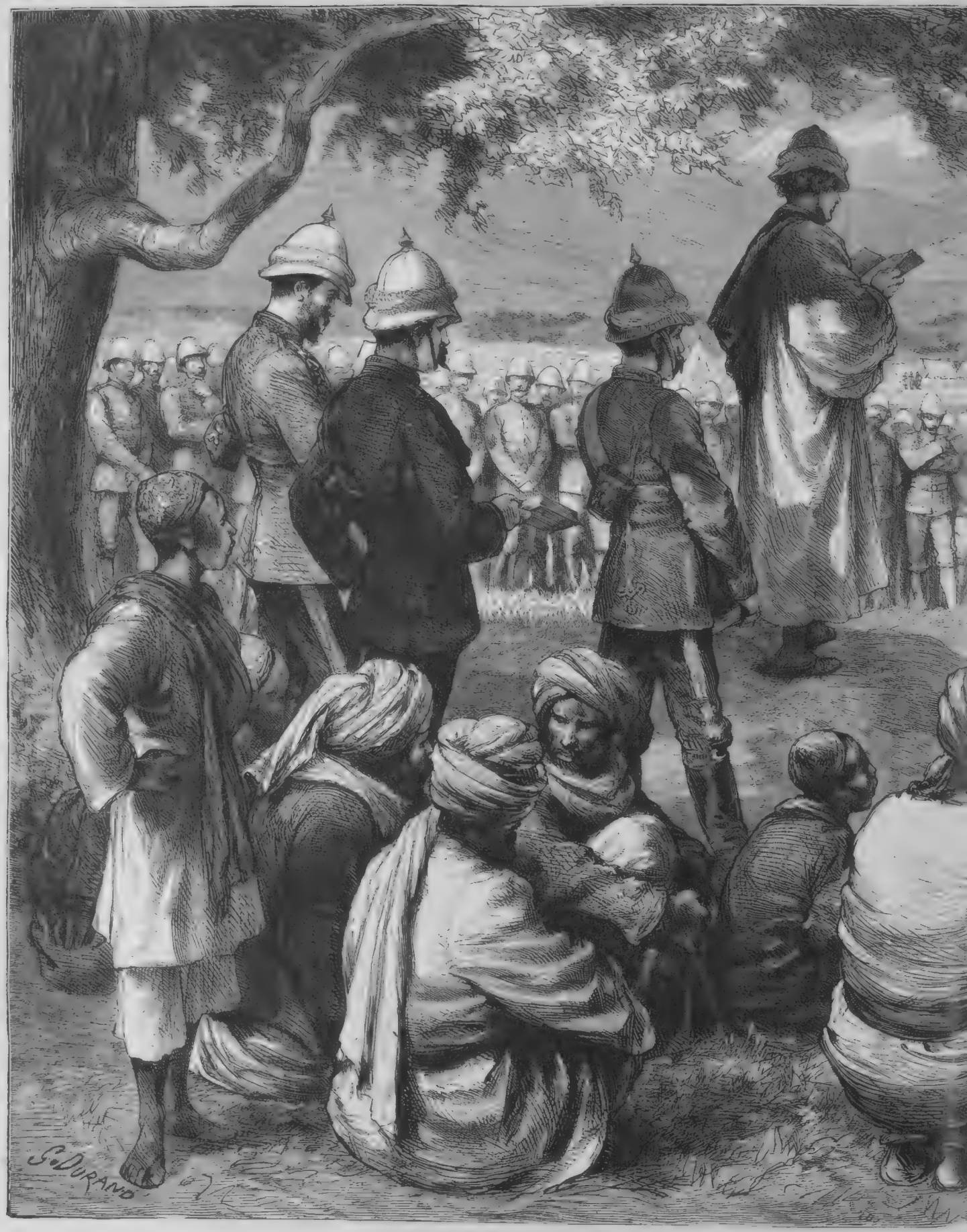
Kamilla erhielt den Schlüssel zu der eisernen Thür und sollte die hohle Mauer benützen, deren Existenz Familiengeheimniß war und auch beim Verkauf nicht verrathen wurde, ebensowenig wie das Vorhandensein eines unterirdischen Ganges, welcher hinter dem verfallenen unteren Eingang des alten Kastells begann und in einen verlassenen Schacht, einige tausend Schritte entfernt, mündete. Durch diesen Gang war es Bruno stets gelungen, unbemerkt bis zur Galerie zu gelangen, wo Kamilla ihn dann gesprochen und ihm Alles, was sie von ihrem Taschengelde erübrigte oder sonst geschenkt bekam, eingehändigt hatte. Meist hatte er dann seinen Besuch durch den Schrei eines Käuzchens angekündigt. War Kamilla verhindert zu kommen, so gab sie ihm mit einem brennenden Licht ein Zeichen hinter einem der Fenster.

Die Entfremdung, welche zwischen ihr und Werkhart in Folge ihrer Vertrauensweigerung entstanden war, hatte sie zuerst mit wahrer Märtyrerfreudigkeit ertragen, und da sie ihrer Festigkeit selbst noch nicht recht traute, geradezu begünstigt. Plötzlich hatte sie dann diese Entfremdung als Lieblosigkeit seinerseits aufgefaßt, und nun war die Zeit des Schwankens und Kämpfens für sie gekommen. Eine krankhafte Reizbarkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Sie liebte ihren Gatten und sah ihn täglich gleichgültiger werden, und sie liebte ihren Bruder und mußte täglich bei seinen verschiedenen waghalsigen Unternehmungen Gefahren für ihn fürchten. An dem Abend, an welchem Lichtenfeld in's Haus kam, hatte ihre nervöse Gereiztheit vielleicht den höchsten Punkt erreicht. Sie fühlte von diesem Abend an, daß dieser Zustand der Dinge unhaltbar sei, und obgleich sie sich fürchtete, selbst ihr dem Todten gegebenes Wort zu brechen, so fing sie doch an, eine endliche Entdeckung heimlich herbeizuwünschen. Das Märtyrerthum hatte seinen Reiz etwas verloren.

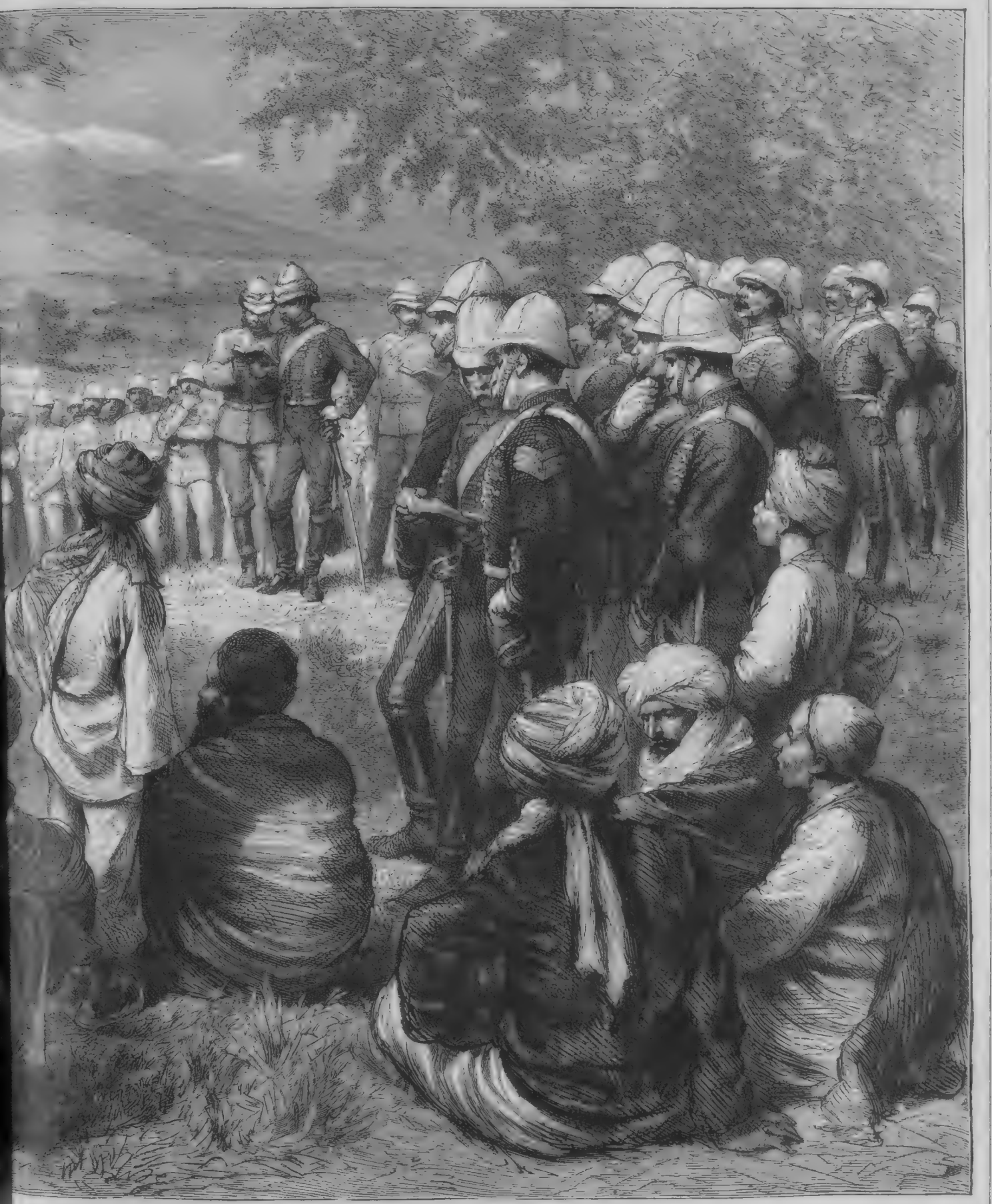
„Als Du mich draußen im Garten trafst," sagte Kamilla, als sie ihrem Gatten in der Fensternische beichtete, „da wäre ich Dir am liebsten um den Hals gefallen und — es fehlte auch nicht viel dazu. Aber — ich weiß nicht, wie es kam, wie Du mich wieder frugst und mir sagtest, Vertrauen sei zwischen uns nicht möglich, da überkam mich ein bitterer Trotz gegen Dich und gegen mein eigenes Herz. Ich fand Dich ungerecht, obgleich Du doch mein Gelöbniß nicht kanntest, mein Wesen ja also auch nicht begreifen konntest, und ich zürnte mir selbst, weil ich Dich trotzdem so sehr, sehr liebte —"

Werkhart drückte ihren Kopf an seine Brust und küßte die letzten Worte von ihren Lippen. Er frug nicht mehr nach Lichtenfeld, denn daß er nur einen Augenblick auf den jungen Offizier eifersüchtig gewesen war, erschien ihm heut schon lächerlich und einige Tage später leugnete er es sogar allen Ernstes vor sich selbst ab. Was war den beiden Glücklichen noch der Lieutenant Lichtenfeld? Um so mehr bedeutete er aber für jemand Anderes.

„Kamilla!" rief Vallinka, sich plötzlich von ihrem Lager aufrichtend. Die junge Frau machte sich eilig aus Werkhart's Armen los und eilte mit glühendem Gesicht an ihre Seite.



Sonntag im Lager: General Samuel Brow



n auf dem Wege nach Jellalabad. (S. 466.)

„Kamilla," sagte die Kleine, die Schwester ungewöhnlich ernst anblickend, „Kamilla, mir ist so sonderbar zu Muthe, mein Kopf brennt so sehr und ich denke —" sie dämpfte ihre Stimme zum leisesten Flüsterton herab, „ich denke, ich könnte sehr — sehr krank werden."

„Vallinka, mein Herzblatt, sprich nicht so! Der Arzt muß gleich kommen, und der Schäfer sagte vorhin, die Wunde sei nicht bedeutend. Du weißt, er versteht etwas davon. Rege Dich nicht auf, mein Liebling," suchte Kamilla sie zu beruhigen. Aber Vallinka blickte nur immer mit weitgeöffneten Augen vor sich hin und fuhr leise, aber jedes Wort deutlich betonend fort:

„Sage ihm, daß ich ihm niemals wirklich ernstlich böse gewesen bin und daß er sich keine Vorwürfe meinethalben zu machen brauchte. Hätte ich ihm gefolgt, so wäre ich nicht in den Gespenstergang geschlichen und Alles wäre anders gekommen — er braucht sich also keine Vorwürfe zu machen."

„Sei ruhig, Vallinka, wir sprechen morgen von alledem."

Vallinka schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, höre mich erst zu Ende," fuhr sie fort, „sage ihm noch, er hätte wohl Recht damit gehabt, als er sagte, man solle Gefahren nicht aufsuchen, wenn man nicht die Kräfte hätte, ihnen auch zu trotzen, aber sage ihm auch, daß mich doch nichts im Leben so glücklich gemacht hätte, als jetzt der Gedanke, daß ich ihn vielleicht doch vor dem Messer des schrecklichen Mannes dort unten im Gespenstergange bewahrte, indem ich mich dazwischen warf. O, und er kann ja nichts dafür, daß der Revolver gerade in diesem Augenblicke losging — nein, ich weiß, daß er nichts dafür kann, und ich bin so froh, daß er lebt, und ich bin ihm gar nicht, gar nicht böse! Versprich mir, daß Du ihm das Alles sagen wirst, wenn ich —" sie drückte ihren heißen Mund jetzt ganz dicht an das Ohr der Schwester, „wenn ich sterben sollte, Kamilla!"

Die beiden Schwestern hielten sich einige Augenblicke fest umschlungen. Möglich, daß sie Beide weinten — wir sind nicht so indiskret, sie näher zu beobachten.

Der Doktor kam, untersuchte Vallinka's Arm, konstatirte, daß derselbe nur scharf gestreift und ein kleines Wundfieber im Anmarsch sei, und begab sich dann mit Werkhart, auf dessen Gesicht ein, wie es schien, zu diesen Ereignissen ganz unpassender Freudenglanz lag, zu dem andern Patienten, wo er den Lieutenant Lichtenfeld aus der peinlichsten Lage seines Lebens befreite.

Jener hatte nämlich kaum die Schwelle von Bruno's Zimmer überschritten, als dieser ihn mit Vorwürfen überschüttete, in welchen sich so viel Wahres und Verwirrtes paarte, daß Lichtenfeld nicht wußte, ob er es mit einem Propheten, der da Herz und Nieren prüft, zu thun habe — oder mit einem phantasirenden Fieberkranken. Für letztere Annahme sprachen die glühenden Wangen und die unnatürlich leuchtenden Augen des jungen Mannes.

„Ah, da sind Sie ja," hatte ihm Dieser zugerufen, „haben Sie nun Unheil genug angestiftet mit Ihrer sündhaften Liebe?"

„Herr von Rudityki, ich bitte Sie, sich zu mäßigen," hatte Lichtenfeld, unwillkürlich ein wenig erblassend, geantwortet.

„Mäßigen? O, ja wohl, aber zuerst will ich Ihnen die Wahrheit sagen, mein Herr, zuerst will ich Ihnen sagen, daß Sie in diesem Hause, in welchem Sie Gastfreundschaft genossen, ein frevelhaftes Spiel trieben. Sie haben eine Heilige zu sich herab in den Staub gezogen —"

„Das hab' ich nicht gethan — bei Gott —"

„So? Haben Sie Kamilla nicht geliebt? Hat es Sie nicht gefreut, daß sie mit ihrem Gatten nicht glücklich war? Hat sie Ihnen nicht das Geheimniß verrathen, den Gang in der Mauer, den nur die Rudityki's kennen sollten? Sie haben das Herz meiner Schwester gestohlen, das mir gehörte, Sie haben meinen letzten Glauben an die Menschheit zerstört, indem Sie Kamilla verführten —"

„Herr von Rudityki, Sie beleidigen nicht nur mich, sondern auch Ihre Schwester, die, wie Sie selbst sagen, eine Heilige ist," brauste nun endlich Lichtenfeld auf, dem die Sache doch trotz aller moralischen Niedergeschlagenheit zu bunt wurde.

„O, ich will Sie auch beleidigen!"

„Dann werden Sie mir auch Rechenschaft geben."

„Mit Vergnügen, wenn nur erst das Feuer meinen Kopf verlassen haben wird und das Eisen rothflüssig wird — dann stürzen wir uns hinein, Beide, Beide — ja, ja, ich habe immer gesagt, ein Hochofen ist doch besser als eine Kohlengrube — ha, ha, ha, wie wir lustig brennen werden!" Er versuchte aus dem Bett zu springen, aber der heftige Schmerz am Fuß ließ ihn zurücksinken. „Mein Kopf," stöhnte er, „ein Hochofen ist in meinem Kopf."

Nun wußte Lichtenfeld, daß er es wirklich mit einem Kranken zu thun hatte, und es war erklärlich, daß sich ihm die Ueberzeugung aufdrängte, der unglückliche Bruder Kamilla's, von dem bisher nie die Rede gewesen war, sei wahnsinnig. Diese Ueberzeugung machte die Situation nicht behaglicher, und auch die ab und zu wiederholten Abhandlungen über Lichtenfeld's bisher kaum sich selbst eingestandene Liebe waren nicht ergötzlich. Da dieser aber fürchtete, der Kranke würde sich, allein gelassen, zum Fenster hinausstürzen oder sonst irgend eine wahnsinnige Tollheit begehen, so setzte er sich resignirt in eine Ecke.

„Wie mochte es jetzt mit Vallinka stehen?" dachte er, „und Kamilla — was hatte sie ihrem Gatten zu sagen? Mit welch' leuchtendem Blick die Beiden sich angesehen hatten — ja, es war klar, das Geheimniß, das sie trennte, war verschwunden, so sieht eine Frau nur einen Mann an, den sie liebt." Sie hatte sich innig an seine Brust geschmiegt — zum ersten Mal, seit er in Krzidzanowitz war, hatte Lichtenfeld das gesehen. Ihm war zu Muthe, als seien die Erlebnisse der letzten Stunde ein wirrer Traum. Er konnte sich noch nicht zurechtfinden. Plötzlich sprang er auf. Er mußte hören, wie es um Vallinka stand. Wenn er sie doch schwer getroffen haben sollte? Oder wenn sie gefährlich erkrankte in Folge des Schrecks, wenn sie — — nein, der Gedanke war nicht auszudenken! Wenn sie stürbe, wie hätte er mit dem Vorwurf, sie getödtet zu haben, leben können!

Er näherte sich der Thür. Da richtete der Kranke sich wieder auf, starrte ihn mit gläsernen Augen an, aus denen kein Schimmer von Verständniß mehr leuchtete, und sprach wirre Worte ohne Zusammenhang. Unschlüssig blieb Lichtenfeld stehen. Da kam endlich der Arzt.

„Hier ist ein Nervenfieber im Anzuge," sagte er, zu dem Patienten tretend, leise zu Werkhart.

„Wie steht es drüben mit dem Fräulein?" frug Lichtenfeld erregt.

„O, da hat's keine Gefahr," meinte der Arzt, „nur ein Streifschuß, eine bloße Fleischwunde. Wird ein bischen schmerzhaft sein, aber, wie ich denke, schnell heilen!"

„Gott sei Dank!" athmete Lichtenfeld auf. „Aber sie wird doch viel Schmerzen haben — arme, kleine Vallinka!"

Er verließ das Zimmer. Draußen begegnete ihm Kamilla. Sie reichte ihm freundlich die Hand.

„Aengstigen Sie sich nicht, es geht Alles gut," sagte sie, „und bei allem Unheil hat Ihr Schuß doch auch ein großes Glück gestiftet. Er hat mich von einem Geheimniß befreit, das ich nicht mehr die Kraft hatte zu tragen und das ich doch auch mich nicht entschließen konnte, ohne Zwang preiszugeben. Sie haben das Alles mit uns erlebt, mein Mann wird Ihnen erzählen, was Sie jetzt sich wohl kaum zusammenreimen können."

Wie glücklich sie dabei aussah! Und doch hatte sie zwei Kranke zu pflegen. Lichtenfeld seufzte leise. Die Brandwunde an seinem Herzen schmerzte, aber er fühlte in diesem Augenblick, daß sie nicht unheilbar sein würde.

*

Einige Wochen waren vergangen. Bruno, der tagelang bewußtlos geblieben war, war außer Gefahr. Vallinka saß im Wohnzimmer, den Arm in der Binde, etwas blasser als gewöhnlich, aber doch fast ganz hergestellt. Sie hielt ein duftiges Veilchenbouquet in der Hand und blickte abwechselnd auf dieses und auf den Lieutenant Lichtenfeld, der, ebenfalls etwas blasser als gewöhnlich, vor Kamilla und Werkhart stand und dem es sichtlich schwer wurde, ihnen mit militärischer Fassung „Lebewohl" zu sagen. Die Grenzexpedition war beendet und Lichtenfeld sollte sich noch heut nach seiner Garnison zurückbegeben. Werkhart hielt Kamilla umschlungen und Beide sprachen warme und herzliche Worte zu dem Scheidenden. Endlich wandte dieser sich auch an Vallinka. Sie reichte ihm die gesunde Hand mit dem Veilchenstrauß.

„Nehmen Sie das mit," sagte sie leise, „zum Zeichen, daß ich Ihnen gar nicht böse bin wegen der dummen Schmerzen, aus denen Sie sich viel mehr gemacht haben wie ich."

Und dabei blickte sie ihn mit ihren großen, feuchtschimmernden Augen halb scheu und halb vertraulich an — den Blick hatte sie auch erst in letzter Zeit gelernt — und er bückte sich, küßte die kleine weiße Hand und verließ dann mit schnellen Schritten das Zimmer, an der Thür nochmals zurückgrüßend. Er hatte eine überraschende Entdeckung gemacht, die nämlich, daß Vallinka eine ganz wunderbare Aehnlichkeit mit ihrer Schwester Kamilla habe! — Es war zu merkwürdig, wie die Kleine sich überhaupt in der letzten Zeit entwickelt hatte und wie rührend sanft sie jetzt immer war, selbst gegen ihn, dem sie doch alle Veranlassung hatte zu zürnen.

Ja, es ist manchmal überraschend, wie schnell aus einem Backfisch eine junge Dame wird!

Mit dieser Erkenntniß endeten eigentlich die Erlebnisse des Lieutenants Lichtenfeld an der oberschlesischen Grenze, wenn wir als Nachtrag dazu nicht eine Familienannonce der Schlesischen Zeitung betrachten wollen, in welcher der Amtsrath Werkhart die Verlobung seiner Schwägerin Vallinka mit dem Lieutenant Lichtenfeld anzeigte.

Kamilla wird ihrer Schwester lächelnd den Brautkranz flechten, denn sie ist jetzt eine glückliche Frau. Die Schatten, welche sie umgaben, sind gelichtet und sie hofft für Bruno, der wirklich nach dem Orient gegangen ist, eine ruhmvolle Zukunft.

Ob Dieser es aber nun bis zum Pascha oder zum russischen General bringen wird, das steht in dem Buche der Zukunft. Wir wollen mit Kamilla das Beste hoffen!

Sonntag im Lager von Bussowar.

(Hiezu das Bild S. 464 und 465.)

Der Sonntag ist dem Engländer heilig, er feiert ihn, wo er auch sein mag, im Lager in Feindesland oder auf offener See. Es war ein herrlicher Tag, an dem der Rev. C. Swinnerton, Kaplan der englischen Streitkräfte unter General Browne, den Gottesdienst im Lager bei Bussowar unter den prächtigen Tamarisken, die das Lager von Bussowar umschlossen, verrichtete. Der Schauplatz war zauberhaft schön. Die alten, schattigen Bäume, der blaue Himmel und die schneebedeckten Berge des Suffaid-Kohgebirges, an deren Fuß das hübsche Dorf Peichbolak mit seinen Mauern und Thürmen eingebettet lag, im Hintergrund stimmten andachterweckend, während der Geistliche das Evangelium von der Bergpredigt verlas. Unsere Skizze rührt von dem Prediger selbst her.

Literatur.

— **Brockhaus' „Konversationslexikon" hat einen so typischen** Namen, daß über seine Bedeutung in der Literatur kaum noch ein Wort zu sagen wäre. Ueberdieß bildet es den Mittelpunkt eines Verlags, der über eine so reiche Summe der ersten literarischen Kräfte verfügt, daß dieß allein dem Werke schon seinen Rang anweisen müßte. Eine neue Auflage desselben darf immer gewissermaßen als ein Zeitabschnitt in unserer Literatur bezeichnet werden: sie schließt eine Epoche ab, indem sie die ganze Summe der Erscheinungen und des Wissens der vorangegangenen Zeiten resumirt. Die zwölfte Auflage, welche gegenwärtig erscheint und bis zum zwölften Bande (Sa) gediehen, ist denn auch wieder ein glänzender Beleg dafür, mit welchem Eifer die Verlagshandlung und die Redaktion bemüht waren, das erste Werk dieses hervorragenden Verlags auf der Höhe der Zeit zu erhalten; nicht nur ist durch Zufügung einer großen Bogenzahl der Erweiterung alles Wissens Rechnung getragen, der flüchtige Einblick schon, noch mehr aber eifrige Durchsicht und Vergleichung führen zu dem Resultate, daß Alles geschehen ist, auch für diese Auflage wie bislang die besten wissenschaftlichen und literarischen Kräfte heranzuziehen, das bereits Vorhandene gründlich durchzuarbeiten und das Neue in umfassender Weise einzufügen. Brockhaus' „Konversationslexikon" sucht seine Bedeutung zwar in der gleichmäßigen Berücksichtigung aller Wissensgebiete, namentlich aber in der Behandlung dessen, was die allgemeine Bildung fordert und im täglichen Verkehr bedarf. Es vermeidet daher das Eingehen auf alles das, was, wenn wir so sagen dürfen, das spezifisch Technische der verschiedenen Wissenschaften bildet. Dadurch ist jeder Artikel Jedem zugänglich, verständlich und interessant. Obgleich von den ersten Celebritäten jeder Wissenschaft bearbeitet, sind die einzelnen Artikel doch streng im Styl eines solchen für die weitesten Kreise bearbeiteten Buches gehalten. Das Charakteristikum des Werkes liegt nicht in der Masse der Artikel, sondern in der Vollständigkeit des Gegebenen, in der abgerundeten, ansprechenden Form, die selbst die „Lektüre" zu einer angenehmen macht. So ist denn das Lexikon ganz dazu angethan, ein Nachschlagebuch ersten Ranges zu sein und zu bleiben und sich in der neuen Auflage neue Freunde zu den alten zu gewinnen. Dem Abschluß darf man, da das Werk schon zu vier Fünfteln erschienen ist, bald entgegensehen.

— **Der bekannte Kulturhistoriker Karl Albert Regnet hat mit** seinem neuesten Werke: „München in guter alter Zeit" einen glücklichen Wurf gethan. In ganz neuer Form hat er ein Buch geschaffen, wie wenig andere Städte ein ähnliches besitzen. Von einer topographischen Schilderung der Stadt ausgehend, bespricht er zunächst den Ursprung und die Erweiterungderselben in ebenso wohl anmuthender als belehrender Weise und weiß von der Entstehung der wichtigsten Bauwerke Charakteristisches und Unterhaltendes zu erzählen, so daß der Leser alles darauf Bezügliche mitzuerleben meint. Dann führt der Autor denselben in die innere Geschichte der Stadt ein, weiht denselben in die kirchlichen und religiösen Zustände ein, läßt das Leben des Hofes, Adels und der Beamten in bezeichnenden Bildern an ihm vorübergehen, macht ihn mit Handel

und Wandel vertraut, wie sie im Laufe der Jahrhunderte stiegen und sanken, um letztlich sich wieder aufzuschwingen. Dann rollt er ein überaus interessantes Bild des geistigen und häuslichen Lebens der Bewohner alter und neuer Zeit auf und weist an der Hand tiefgehender Studien den Ursprung von Sitte und Brauch nach. So entwickelt der Verfasser auf engem Raum ein Wissen, das Material für viele Bände geboten hätte, und gibt ein echtes Familienbuch, das nicht bloß für die Münchener allein von Werth ist.

— **Ein Werk, das durch die prächtige Ausstattung zuerst die** Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist: „Die Bauten von Dresden", herausgegeben von dem sächsischen Ingenieur- und Architektenverein und dem Dresdener Architektenverein (Dresden, Meinhold). Das umfangreiche, vortrefflich gedruckte Werk enthält nicht nur die berühmten Kunstbauten von Elbflorenz, sondern auch die technischen und industriellen Anlagen Dresdens. Es gibt eine allgemeine Baugeschichte Dresdens, dann die Hochbauten des neunzehnten Jahrhunderts, ferner die Wasser-, Straßen- und Eisenbahnbauten und schließlich auf circa 150 Seiten die technisch industriellen Anlagen. Die Verfasser Dr. R. Steche, die Baumeister Wimmer und Richter, Oberingenieur Neumann und O. Siebbrat haben verstanden, ebenso vom fachmännischen wie populär interessanten Standpunkt den Text zu behandeln. Die 380 Textillustrationen und die 10 lithographischen Beilagen verleihen durch die Feinheit und Schönheit ihrer Ausführungen dem Buche den Charakter eines gediegenen Prachtwerkes. Vor Allem Fachleuten dürfte dieses Werk sehr willkommen sein. Es ist aber auch von allgemeinem Interesse.

— **Woldemar Kaden darf als einer der intimsten Kenner ita**lienischen Volkslebens betrachtet werden, davon legt seine Sammlung Volkslieder unter dem Titel: „Italiens Wunderhorn", in Stuttgart bei Meyer & Zeller erschienen, wieder Zeugniß ab. Diese Volkslieder aus allen Provinzen der Halbinsel und Sizilien erhalten wir hier nicht nur in großer Reichhaltigkeit und für das Charakteristische in feinsinnigster Auswahl, sie sind auch ganz vortrefflich übersetzt. Eine sehr schwierige Arbeit, die ebenso das Talent des Poeten als die genaueste Kenntniß italienischer Dialekte erfordert. Das Werkchen ist eine Bereicherung unserer kosmopolitischen Uebersetzungsliteratur und eine anmuthige interessante Gabe für den Lesetisch überhaupt.

— **Eine neue, fließend lesbare Uebersetzung des lieblichen und** rührenden deutschen Nationalepos „Gudrun" von G. L. Klee (Leipzig, Hirzel) verdient besonders für ein Damenpublikum warm empfohlen zu werden. Der Uebersetzer hat die Klippe der klappernden Reime und der holperig nachhinkenden vierten Verszeilen der Nibelungenstrophe mit Geschick und Kunst vermieden. Die Lektüre dieses erzählenden Gedichtes ist gemüthergreifend, die edle Gestalt der duldenden Heldin und ihres Glückes zuletzt dürfte sich besonders jugendlichen Gemüthern lebhaft einprägen. Das Büchelchen ist vortrefflich, geschmackvoll ausgestattet.

— **Alfons Daudet, der berühmte Verfasser des „Nabob", schreibt** an einem Roman: «Les rois en exil», in welchem die depossedirten deutschen Fürsten auftreten werden.

— **Bei B. Schlicke in Leipzig erscheint jetzt ein Werk, das be**rufen sein dürfte eine Lücke in unserem universalliteraturgeschichtlichen Schriftenthum auszufüllen. Es ist eine Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart von E. F. Winkel Horn in Kopenhagen.

— **Boccaccio's „Decameron" erscheint in einer deutschen Pracht**ausgabe, herausgegeben von C. G. Hildebrandt, illustrirt von Ferdinand Wagner, bei B. Dunsky in Leipzig.

— **Dem Vorstand des Wiener Zweigvereins der Schillerstiftung** ist bekanntlich nach testamentarischer Verfugung S. H. Mosenthal's die Befugniß übertragen worden, das Tantième-Erträgniß aus des Dichters dramatischen Werken alljährlich an österreichische Schriftsteller zu vertheilen. Ferdinand Kürnberger, der Glückliche, welcher zuerst für würdig befunden wurde, dieser Ehre theilhaftig zu werden, hatte sie zurückgewiesen. Nunmehr hat der Vorstand die 700 fl. Tantième dieses Jahr vertheilt. Die Acceptanten sind Ferdinand v. Saar, Karl Elmar und Siegfried Lipviner.

— **Professor Heinrich Dorn hat eine Schrift veröffentlicht:** „Gesetzgebung und Opernteri", welche „Schrift für Männer" namentlich auch scharf gegen Richard Wagner polemisirt.

Bildende Künste.

— **Architekt L. Gmelin läßt im Seemann'schen Verlag in** Leipzig ein großes Werk über italienische Renaissance erscheinen, welches unter dem Titel: „Italienisches Skizzenbuch" die Denkmäler der Renaissance dieses Landes in einem der Photographie ähnlichen Verfahren reproduzirten wird.

— **Den Ehrenplatz der gegenwärtig im Wiener Künstlerhaus** ausgestellten Bilder nimmt eine «grande machine» — wie die Pariser Künstler bezeichnend sagen — das Historienbild Brozik's: „Die Gesandten Ladislaw's am Hofe Karl VII. von Frankreich" ein. Es handelt sich um die Werbung des Ladislaus Posthumus, der bekanntlich 1457 im Alter von siebenzehn Jahren starb, um Prinzessin Madeleine. Wir bemerken dieß, weil aus dem citirten offiziellen Titel des Bildes nicht Jedermann sofort auf das richtige geschichtliche Moment rathen mag. Brozik ist ein junger Czeche; er lebt derzeit in Paris, ist aber dort keineswegs Kosmopolit geworden. Wie für Matejko nur Polen, so existiren für Brozik nur Czechen. Der Typus der letzteren herrscht auf seinem Bilde vor, das übrigens auch nach rein künstlerischer Richtung den Einfluß Matejko's verräth.

— **Aus München schreibt man, daß der heurige feuchte Winter** den historischen Gemälden in den Arkaden des dortigen Hofgartens den Todesstoß gegeben. Sie sind über und über mit Schimmel bedeckt und an vielen und großen Stellen hat sich die Farbe abgeblättert, so daß der Mörtelbewurf der Mauer zum Vorschein kommt. Kann diesen Arbeiten auch kein höherer Kunstwerth beigelegt werden, so lassen doch zwei Thatsachen den nun unabwendbaren Verfall derselben lebhaft bedauern. Einmal sind die Stoffe der bayerischen Geschichte entnommen und so geeignet, das patriotische Gefühl anzuregen und wach zu erhalten, und dann haben diese Bilder mehr als gewöhnlichen kunstgeschichtlichen Werth. Mit ihnen wurde die in Deutschland lange brach gelegene Technik des Fresko wieder aufgenommen.

— **„Heliochromographie" heißt ein neues Vervielfältigungsver**fahren für Kunstwerke, welche die Kunsthandlung von Gaillard in Berlin auf dem Kunstmarkt einführt. Sie verbindet die Vortheile der Photographie und des Lichtdrucks mit der Fülle und dem Reichthum der Farbe, und die Blätter, welche uns bereits vorliegen — Kaiser und Kronprinz von Deutschland, Aufnahmen nach der Natur, Mutterglück von Schwarz, Obdachlos von Heyn, Auf dem See und auf dem Eis von Rumpff — zeichnen sich durch die Wärme des Tones und Frische der Farbe aus, so daß sie fast die Wirkung des Oelbildes haben, wir möchten sagen zwischen Oelbild und Aquarell stehen. Der Preis der Bilder ist ein mäßiger zu nennen.

Musik.

— **Musikdirektor Dr. Thierfelder in Brandenburg hat eine Alpen**sage von Rudolph Baumbach, dem ausgezeichneten Lyriker, von dem wir unsern Lesern schon öfter gesprochen, komponirt. Das Melodram Zlatorog wird zuerst in der Berliner Singakademie Anfangs März zur Aufführung gelangen.

— **In Wien wird bei den Hochzeitsfeierlichkeiten des Kaisers** die „Graner Messe" von Franz Liszt unter seiner persönlichen Leitung mit großen Musikkräften zur Aufführung kommen.

— **Im Monat Mai wird der österreichische Zitherspielerkongreß** in Kommotau tagen.

Bühne.

— **Das Berliner Nationaltheater machte einen Versuch, Auer**bach's „Andreas Hofer" auf's Neue auf die Bühne zu bringen. Das Stück hatte trotz des schwach besuchten Hauses in vielen Szenen einen sichtlichen Erfolg, aber der Stoff hat sich auch dießmal als ein undramatischer erwiesen, so daß das Stück sich kaum halten dürfte.

— **Alb. Lindner's „Brutus und Collatinus" hat bei der Reprise** des k. Hoftheaters in Berlin auf's Neue einen sehr ehrenvollen Erfolg gehabt.

— **Das Hofburgtheater in Wien brachte Pailleron's „Spätsommer"** (L'âge ingrat) als Novität. Das im Gymnase in Paris seit Monaten täglich gegebene Stück wollte in Wien nicht recht anschlagen. Das Lustspiel Pailleron's also schildert das Leben der „Fremden" in Paris, der amerikanischen, russischen Damen u. s. w., und zwar satirisch. Es will die armen Pariser männlichen Schäfchen warnen und bewahren, damit sie nicht durch die Künste der fremden gefährlichen Frauen verdorben werden. Es predigt nach neuester Mode starke Schutzzölle gegen den Import feiner leichter Frauengewebe! Es schildert intimstes Pariser Leben, die Fremden in Paris, welche in gewissem Sinne noch pariserischer sind als die Franzosen selbst. Um das wiederzugeben, dazu genügen nicht gute Schauspieler allein, es muß im französischen Geiste gegeben werden, und es zeigt sich auf's Neue, daß eben nicht Alles verpflanzt werden kann.

— **In München hat auf dem Residenztheater das zuerst in Wien** gegebene Lustspiel: „Rosenkranz und Guldenstern" von M. Klapp eine sehr günstige Aufnahme gefunden, welche es sowohl seinen eigenen Vorzügen, die in der Originalität des gut erfundenen Stoffes, in der Frische der Handlung, in der gewandten Mache und in dem pikanten Witze des Dialoges liegen, als dem flotten Zusammenspiele zu verdanken hatte.

— **Auf dem Stuttgarter Hoftheater haben zwei Reprisen von** Stücken, welche seit Jahren geruht und die man mit Recht wieder hervorsuchte, sich wärmsten Beifalls zu erfreuen gehabt: Heyse's „Prinzessin Charlotte", das sich auf's Neue als eine Perle unseres Schauspiels erwies, und Wintterlin's „Bürgermeisterin von Schorndorf", das seinen dießmaligen Erfolg nicht der Theilnahme des Lokalpatriotismus, wie sie eine erste Aufführung in der Heimat des Dichters und des Stücks erzeugt, sondern seinem tüchtigen innern Werthe verdankt, der es auch andern Bühnen zur Aufführung empfiehlt. Eine wirkliche Novität: „Verlorene Ehre" von Bohrmann-Riegen hat wenig angesprochen. Zu Gutkow's Gedächtniß wird das Stuttgarter Hoftheater seinen „Otfried" zum ersten Male geben.

— **Am Wiener Stadttheater wurde der Schwank: „Der doppelte** Miradoux" von Gondinet zum ersten Male aufgeführt. Derselbe vermochte nur einen lauen Erfolg zu erringen, eigentlich wurde er schließlich ganz abgelehnt. Die Idee des Stückes, sowie jede einzelne Situation sind geradezu auf den Kopf gestellt. Der Landmann Miradoux, der alljährlich nach der Stadt fährt, um sich in flotter Gesellschaft zu amüsiren, hat alle mögliche Mühe, einem Notar, welcher ihn als Stadtherrn kennen gelernt, zu beweisen, daß er wirklich ein Bauer sei. Von diesem Nachweis hängt nämlich für Miradoux die Möglichkeit ab, eine Erbschaft anzutreten. Wie nun die Stadtbekanntschaften dem Landmann immer zur unrechten Zeit in den Weg treten, das bildet den Hauptspaß in dem Schwank, der leider durch die darin enthaltenen Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen unwirksam gemacht wird.

— **Heinrich Hofmann's Oper „Aennchen von Tharau" wurde** am 18. Februar am Stettiner Stadttheater zum ersten Male gegeben und fand eine ungemein günstige Aufnahme.

— **Dr. Laube geht mit der gesammten Gesellschaft des Stadt**theaters von Wien vom 27. April an auf vier Wochen zu einem Gastspiel nach Budapest.

— **Julius Findeisen's vieraktiges Volksstück: „Der Vater ist** schuld" — zum ersten Mal auf dem Wiener Ringtheater aufgeführt, erwies sich als ein recht heiteres Bild aus dem Wiener Volksleben. Der Autor schildert die Liebesaffären zweier Paare und die Hindernisse, die sich ihrer Verbindung entgegenstellen, bis das Herannahen der Sperrstunde ihn veranlaßt, sie zu beseitigen, in recht humoristischer Weise.

Kultur und Wissenschaft.

— **Prof. Virchow wird im März sich auf spezielle und dringende** Einladung des berühmten Alterthumsforschers und Entdeckers Dr. Schliemann nach Kleinasien in die Troade begeben, um gemeinschaftlich mit Jenem die aus der homerischen Tradition bekannten Grabhügel des Achilles und Ajax aufzugraben. Bei dieser Gelegenheit wird das archäologische Dioskurenpaar auch noch andere klassische Stätten der bezeichneten Gegend mit Spaten und Hacke untersuchen.

— **Unter dem Vorsitze des Königs der Belgier fand jüngst eine** Berathung über die zum Behufe der Civilisation von Inner-Afrika zu ergreifenden Maßnahmen statt. Henry Stanley, welcher der Konferenz anwohnte, soll mit der Leitung der nächsten belgischen Expedition nach Inner-Afrika betraut werden. Diese jedenfalls überraschende Nachricht hat viel Wahrscheinliches an sich. Für sie spricht die ausgesprochene Abneigung Stanley's, ein englisches Mandat zu übernehmen, andererseits aber auch der durch die ununterbrochenen Mißerfolge der belgischen Expedition in Brüssel herbeigeführte Wechsel der Anschauungen mit Rücksicht auf die leitenden Persönlichkeiten.

— **Die französische Expedition zur Erforschung des Ogowai,** des größern Flusses der französischen Kolonie des Gabun, geführt von Marinefähnrich Lavorgnan de Brezza, ist nach dreijähriger Abwesenheit und Erzielung großer Resultate wieder zurückgekehrt. Brezza hat auch die Gebiete des Udombo, Umbate und Batuke durchforscht und drang bis zum Aequator vor.

— **Der Herzog von Genua unternimmt eine Weltfahrt auf dem** „Vittore Pisani", der Ende dieses Monats aus Venedig ausläuft. Die Fahrt geht nach Said, Suez und Aden, nach Singapore und Ceylon; später geht der Herzog in die Gewässer von China und Javan, im nächsten Jahre nach Australien, wo Neu-Guinea einer speziellen Forschung unterzogen werden soll. Bei der Rückkehr soll der „Pisani" den persischen Golf berühren.

— **Kapitän Sebastiani und Graf Antonela traten eine For**schungsfahrt nach Afrika an; sie wurden von dem italienischen Könige und von dem Papste in besonderer Audienz empfangen, welch' Letzterer den Reisenden reiche Geschenke für den König Manelik mitgab. Die Expedition machen außerdem einige Missionäre mit.

— **Gerhard Rohlfs, welcher sich bekanntlich auf einer Forschungs**reise durch den ostafrikanischen Kontinent befindet, hat am 27. Januar von Sokna (etwa 50 Meilen südöstlich von Tripolis, am Fuße der Schwarzen Berge gelegen) eine Postkarte an den Generalpostmeister Dr. Stephan abgesendet, welche am 15. Februar in Berlin eingetroffen ist und den erfreulichen Beweis liefert, daß der Forscher sich des besten Wohlseins erfreut. Die Postkarte trägt den Briefstempel Sokna der Rohlfs'schen Wüstenpost und eine hübsch gezeichnete Briefmarke mit afrikanischen Palmenkronen.

— **Als James Gordon Bennett, der Besitzer des „New-York** Herald", welcher schon so viel für die Erweiterung geographischer Forschung gethan hat, Kunde erhielt von dem traurigen Schicksale, welches Professor Nordenskjöld und seine kühnen Begleiter an dem Ostkap Asiens ereilt haben sollte, entschloß er sich, seiner in San Franzisko zu einer Expedition bereit liegenden Yacht „Jeannette" den Auftrag zu ertheilen, auf ihrer Fahrt durch die Behringsstraße und nach Passirung derselben keine Anstrengungen zu scheuen, um sichere Mittheilung über Nordenskjöld zu erlangen und ihm eventuell wirksame Unterstützung zu gewähren. Bennett benachrichtigte Oskar Dickson in Gothenburg und Sibiriakoff, die großmüthigen und stets opferfreudigen Gönner des Professors Nordenskjöld, von seinem Entschlusse, mit dem Ersuchen, von der Entsendung eigener Hülfsexpeditionen Abstand zu nehmen, da seine „Jeannette" früher als andere Schiffe in der Nähe der eingefrorenen „Vega" sein werde. Der Vorschlag Bennett's scheint die Zustimmung der Herren gefunden zu haben. Es verlautet wenigstens, daß Sibiriakoff mit demselben in Verbindung getreten. Es heißt, daß Sibiriakoff seinen in Malmö im Bau begriffenen Dampfer auf alle Fälle in diesem Frühjahr durch den Suezkanal und den Indischen Ozean nach der Behringsstraße schicken wird, da derselbe die selbstständige Aufgabe hat, auf diesem Wege die Lenamündung zu erreichen.

— **Die englische Regierung hat umfangreiche Berichte der Marine**stationsbeamten über den Sklavenhandel veröffentlicht. Der Vize-Admiral Sir R. Macdonald meldet über den Sklavenhandel im rothen Meere, daß im Jahre 1876 angeblich nicht weniger als 3000 Sklaven in Hodeidah an der afrikanischen Küste gelandet worden sind. Die Preise, welche dort für die Sklaven bezahlt wurden, waren für junge Weiber 100 bis 150 Dollars, junge abessynische Weiber 200 bis 300 Dollars, Knaben 50 bis 100 Dollars, Männer stehen niedriger im Preise. Jeddah ist dem Bericht zufolge noch immer ein großer Sklavenmarkt. Bis zum Jahre 1874 befand sich ein Sklavenmarkt inmitten des dortigen Bazars, wurde aber auf Vorstellungen des englischen Konsuls hin eingestellt. Der Handel mit Sklaven wird jedoch darum nicht minder stark betrieben, nur mit etwas größerer Heimlichkeit.

Industrie und Verkehr.

— **In Melbourne fand die Grundsteinlegung zu dem Welt**ausstellungsgebäude am 22. Februar statt.

— **Generalpostmeister Stephan erklärte im Reichstag: der Welt**postverein umfasse alle Länder der Erde mit Ausnahme einzelner südamerikanischer Republiken. Durch diesen Vertrag sei es möglich geworden, den Portosatz einheitlich festzustellen, und es werde demgemäß vom 1. April d. J. ab das Porto betragen für den Brief 20 Pfennige, für die Postkarte 10 Pfennige und für die Kreuzbandsendung 5 Pfennige nach allen Ländern der Erde. Der Verein habe gleichzeitig ein neues Gebiet angebahnt, betreffend den Austausch von Werthsendungen. Es waren in Paris 38 Staaten mit 55 Bevollmächtigten vertreten, denen es, Dank der umsichtigen Leitung der Verhandlungen seitens der französischen Bevollmächtigten, gelungen sei, das vorliegende Resultat zum Abschluß zu bringen.

— **In Nantes wurde eine bedeutende Tramwaylinie eröffnet,** wobei komprimirte Luft als treibende Kraft angewandt wird. An beiden Enden der Linie laufen die Lokomotive und die Wagen auf einer Drehscheibe, wodurch die Umkehr bewirkt wird. Die Maschine kann im raschesten Laufe auf einen Meter Entfernung Halt machen und im gewöhnlichen Gange auf der Stelle. Man bemerkt keine Spur von der bewegenden Kraft, sie macht kein Geräusch und die Bewegung der schweren Maschine hat deßhalb etwas Geheimnißvolles. Der Erfinder derselben heißt Mékarsky.

— **Preußen baut nach einem eben abgeschlossenen Vertrage eine** Bahn von Arnstadt über Plaue, Gräfenrode, Dörrberg, Zella und Suhl nach Grimmenthal.

— **Von Utrecht wird eine Eisenbahn direkt nach Antwerpen ge**baut.

Militär und Marine.

— **Für die deutsche Reichsflotte fehlen zur Zeit von der be**stimmten Zahl Kriegsschiffe noch 1 Panzerkorvette, 11 Panzerkanonenboote, 3 Korvetten und 8 Avisos. Davon werden im laufenden Etat 1 Panzerkorvette, 2 gedeckte Korvetten, 2 Avisos und 4 Kanonenboote gebaut.

Denkmäler.

— **Das dem anhaltischen Fürsten Wolfgang, der sich um die** deutsche Kirchenreformation sehr verdient gemacht hat, in Bernburg zu errichtende Denkmal ist zu 15,000 Mark veranschlagt und soll nach einem Modell des Bildhauers Robert Henze in Dresden ausgeführt werden.

Gestorben.

— Graf Stroganoff, Gemahl der Großfürstin Marie von Rußland, Schwester des Kaisers, in St. Petersburg.

— Christian Appelius, deutscher Generalkonsul, in Livorno, Mitte Februar.

— St. René Taillandier, Mitglied der Akademie, bekannt durch seine Artikel über die deutsche Literatur in der «Revue des deux mondes», in Paris, 61 Jahre alt, Mitte Februar.

— Generallieutenant Jonathan Peel, vorm. Kriegsminister, am 17. Februar, 79 Jahre alt, in Twickenham.

— Dr. Hermann Dick, k. Hofrath und Direktor der Kreisirrenanstalt der Pfalz, 65 Jahre alt, in Klingenmünster, am 22. Februar.

— Henry Clinton, Herzog von New-Castle, 45 Jahre alt, am 22. Februar, in London.

— Feldmarschall Graf Roon, vorm. Kriegs- und Premierminister, in Berlin, am 23. Februar, 75 Jahre alt.

— Baron Raphael Hübner, k. k. österreichischer außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, 40 Jahre alt, in Wien, am 25. Februar.

— Professor Dr. Sonnenschein, Professor der Chemie an der Universität Berlin, am 26. Februar, 62 Jahre alt.

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

X.

Zwei moderne Riesenbrücken.

(Hiezu die Bilder S. 469.)

Von den größten Brückenbauten, welche in der neuesten Zeit geplant worden, ist die eine, über die Themse, erst noch im Projekt, die andere, über einen Meeresarm zu New-York, in ihrem Bau so weit vorgerückt, daß sie bald eröffnet werden kann. Die neue Brücke über die Themse soll unterhalb der Londonbrücke in der Nähe der Docks angelegt werden, da letztere für den Verkehr nicht mehr ausreicht und zeitraubende Stockungen verursacht. Die andere Brücke verbindet New-York über den East River mit Brooklyn. Beide Brücken werden so hoch über dem Wasserspiegel gezogen, daß die größten Seeschiffe, ohne mehr als den Topmast zu senken, hindurchfahren können. Eine jede wird indessen nach verschiedenem System gebaut. Während nach dem großen Unglück in Angers, wo eine Kettenbrücke unter dem taktmäßigen Tritt eines Bataillons Soldaten zusammenbrach und die Unglücklichen unter ihren Trümmern begrub, die Hängebrücken in Europa mehr oder weniger unpopulär geworden und durch die Gitterbrücken verschiedener Konstruktion verdrängt sind, errichten die Amerikaner noch mit Vorliebe Ketten- oder Hängebrücken, um bei bedeutenden Wasserbreiten dem Bau von Pfeilern auszuweichen. Manche Ueberbrückungen sind dadurch erst möglich geworden, wie z. B. die des Niagara an seinen Fällen. Die große Hängebrücke zwischen New-York und Brooklyn hat die kolossale Gesammtlänge von 5989 Fuß und eine Breite von 85 Fuß. Sie ruht auf zwei Riesenpfeilern, wovon der eine am Ufer zu New-York, der andere am Ufer zu Brooklyn steht und welche sich 268 Fuß über dem Hochwasserniveau erheben bei 56 Fuß Breite und 134 Fuß Tiefe. Die Entfernung von einem

Pfeiler zum andern beträgt 1595 Fuß. So viel beträgt die Breite des zu überbrückenden Wassers, die übrige Länge der Brücke fällt auf die Zufahrten an beiden Ufern, welche ungeheuer lang genommen werden mußten, um bei der beträchtlichen Höhe, in welcher die Brücke über den Flur oder richtiger Meeresarm führt, eine so geringe Steigung zu haben, daß dem Uebergang von Eisenbahnen keine Schwierigkeit entgegensteht. Der Oberbau der Brücke ruht statt auf Ketten auf Kabeln aus Stahldraht. Es sind Drahtseile von 16 Zoll Durchmesser, welche aus 6300 parallelen Stahldrähten Numero 8 angefertigt, verdichtet und mittelst geeigneter Umhüllung vollkommen gegen jeden Einfluß der Temperatur geschützt sind. Die Brücke ruht auf 4 solchen Kabeln, deren höchste Erhebung zwischen den Ankermauern und der Mitte der Brücke sich 80 Fuß über dem Hochwasser befindet. Die Kabel sind 3500 Fuß lang. Die Stahldrähte eines jeden Kabels bestehen aus 7 getrennten Bündeln, deren Gesammtverpackung und Umhüllung erst an Ort und Stelle vollzogen wurde. Es waren dazu besondere, sehr interessante Vorkehrungen getroffen, wegen deren wir den Leser auf die umstehende Abbildung verweisen. Die Brücke enthält bei ihrer ansehnlichen Breite zwei vollständig getrennte Abtheilungen für die Hin- und Herfahrt, und zwar nicht bloß für die Eisenbahnen, sondern auch noch eine doppelte Reihe von Fahr- und Fußwegen.

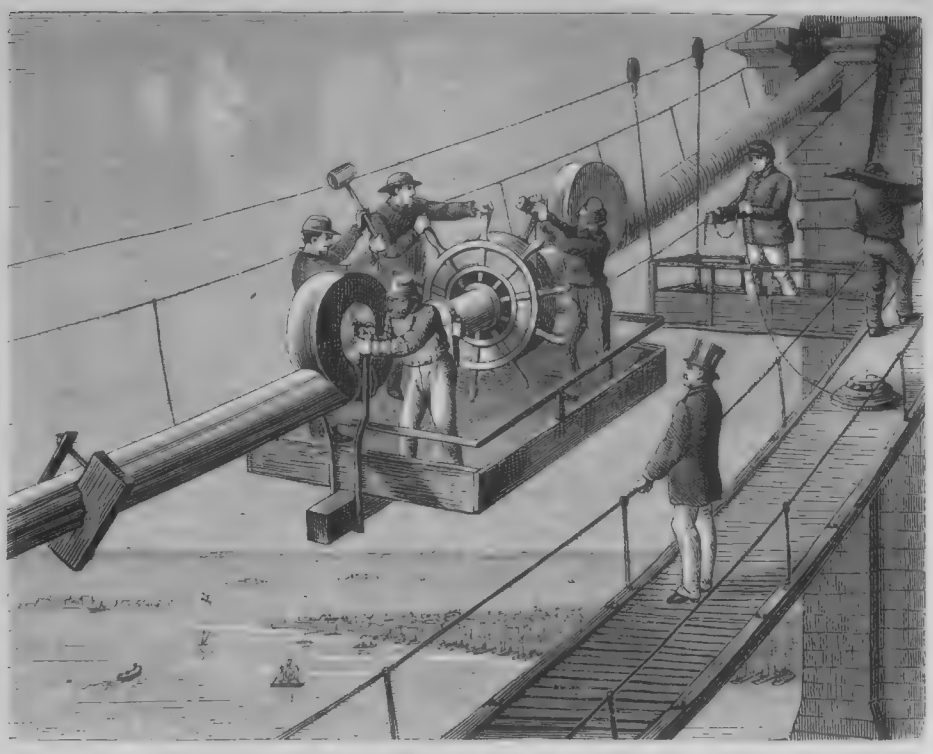
Der Bau der Brücke begann schon im Jahre 1870. Ihr Anlagekapital war zuerst auf 7 Millionen Dollars ausschließlich der Expropriationskosten berechnet. Die Ansprüche wuchsen aber unter der Hand, so daß das Baukapital schon im Jahre 1872 auf 9½ Millionen und im Jahre 1875 auf 15½ Millionen Dollars erhöht wurde. Allein es scheint, daß auch diese kolossale Summe bereits für ungenügend erkannt worden ist und daß sie wahrscheinlich bis auf 20 Millionen Dollars erhöht werden wird. Der „Scientific American" sucht nachzuweisen, daß man besser gethan haben würde, den gleichen Zweck auf dem Wege des Tunnelbaus zu erreichen. Denn man würde sogar sämmtliche Hauptstraßen durch separate Tunnels mit Brooklyn haben verbinden können. Das Werk zählt daher eine große Zahl von Gegnern, unter denen namentlich Schiffbauer behaupten, daß auch die bedeutende Höhe der Brücke nicht hinreiche, um sämmtliche Schiffe unbehelligt durchzulassen. Im Jahre 1876 seien 19,534 Seeschiffe in den am East River gelegenen Häfen gekommen und manche hätten sogar mehrmals die Thürme dieser Brücke zu passiren gehabt, um ungeladen oder reparirt zu werden, und die Masten der Mehrzahl dieser Schiffe seien zu hoch, um bei jedem Wasserstand ungehindert passiren zu können. Alle diese Schiffe würden sich daher der östlichen Einfahrt in den New-Yorker Hafen bedienen müssen, wo sich eine Aufziehbrücke befindet. Diese Einwendungen sind gegenwärtig indessen sämmtlich zu spät und daher nutzlos und New-York wird wahrscheinlich schon im Jahre 1879 die längste Hängebrücke der Erde besitzen. Die höchste befindet sich bekanntlich in Freiburg in der Schweiz.

Einen ganz andern Weg beabsichtigt man bei der neuen Ueberbrückung der Themse einzuschlagen. Die älteste und die unterste Brücke über die Themse ist die Londonbrücke. Oberhalb derselben ist seit der Erfindung der Gitterbrücken eine Anzahl neuer Brücken dieser Konstruktion erbaut worden, welche nunmehr dem Lokalverkehr vollkommen genügen, allein unterhalb der Londonbrücke ist zwar der Themsetunnel, aber keine neue Brücke bisher mehr errichtet worden. Der Themsetunnel dient aber nur für Fußgänger und ist für den großen Verkehr nutzlos. Da nun unmittelbar unter der Londonbrücke, bis zu welcher die Flutbewegung des Meeres hinaufreicht, die Themse bedeutend viel breiter wird und sie von da abwärts fast bis zu ihrer Mündung in's Meer gleichzeitig als Hafen dient, wo viele Tausende von Seeschiffen ankern, und da gleich unter der Londonbrücke die Docks beginnen, wo die Schiffe aus- und eingeladen werden, London aber von beiden Ufern der Themse aus sich in's Land erstreckt, so ist es leicht begreiflich, daß diese alte steinerne Brücke längst dem Verkehre nicht mehr genügt und daß die Stauung der Fußgänger und

Emmerich Graf Széchényi, k. k. österreichisch-ungarischer Botschafter in Berlin.
Originalzeichnung. (S. 474.)

Ungarischer Pferdetrieb. Nach einem Gemälde von Franz Adam. (S. 474.)

Wagen auf derselben für alle Welt sprichwörtlich geworden ist. Der Magistrat von London ist daher in der letzten Session beim Parlament um die Erlaubniß für die Erweiterung der Brücke auf beiden Seiten um je 11 Fuß mit einem Aufwand von 100,000 Pfd. Stl. eingekommen. Diese Maßregel würde aber einerseits die Schönheit des alten Bauwerkes zerstören, andererseits aber noch weit entfernt sein, dem Bedürfniß zu genügen. Die östlichen Stadttheile Londons haben daher das städtische Bauamt mit dem Wunsche bestürmt, daß eine Brücke unterhalb der Londonbrücke gebaut werde. Einem solchen Projekt stehen aber unüberwindlich scheinende Hindernisse entgegen. Da die Themse dicht unter der Londonbrücke ganz mit ankernden Seeschiffen besät zu sein pflegt, so ist an eine Brücke von der gewöhnlichen Höhe gar nicht zu denken. Eine Brücke von solcher Höhe aber, daß Seeschiffe hindurchfahren können, ohne ihre Masten zu senken, würde so ungeheuer lange Zufahrten erfordern, daß einestheils eine zu große Anzahl von Häusern expropriirt und dadurch die Herstellungskosten enorm vergrößert werden müßten, und daß andererseits der Zweck der Brücke selbst nahezu vereitelt werden würde, weil die dem Ufer zunächst liegenden Stadttheile bei der Benützung der Brücke zu unmäßig langen Umwegen genöthigt würden. Der Ingenieur des städtischen Bauamtes von London hat nun einen ganz originellen Plan gefaßt, um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, durch deren Ueberwindung die unteren Stadttheile Londons einen Umweg von einer halben Stunde ersparen. Derselbe schlägt vor, eine Brücke in einem einzigen Bogen unterhalb der Londonbrücke zu bauen, welche dann den weitesten Brückenbogen der Erde bilden würde und zwar in der Gestalt einer Gitterbrücke aus Stahl. Dieselbe soll 65 Fuß über dem höchsten Wasserstand sich befinden, so daß die Mehrzahl der Schiffe ungestört durchfahren kann und die höchsten Seeschiffe nur ihren Topmast zu senken brauchen. Die Brücke soll eine Gesammtbreite von 60 Fuß erhalten, wovon 36 Fuß für die Wagen und 12 Fuß auf jeder Seite für die Fußgänger bestimmt sind. Die Zugänge zu den Fußstegen der Brücke würden aus einfachen Treppen bestehen. Für die Zufahrten der Wagen aber will ich der Urheber des Planes mit einer ebenso originellen als einfachen Vorkehrung heben, welche — um einem Wort gesagt — in zwei riesigen, in Wendeltreppenform erdachten Straßen bestehen würde. Durch diese Schneckenform der Zufahrten würden alle Schwierigkeiten überwunden. Die Brücke kann die erforderliche Höhe erhalten, ohne daß jene obenerwähnten Uebelstände bei den Zufahrten eintreten. Zugleich kann die Steigung mit Hülfe dieser Konstruktion so gering genommen werden, daß auch die schwersten Lasten mit Leichtigkeit transportirt werden können. Der Plan ist so einleuchtend, daß wir an dessen Verwirklichung kaum mehr zu zweifeln wagen.



Die Brooklynbrücke in New-York.

Die Brooklynbrücke in New-York. Originalzeichnungen. (S. 467.)

Um ein Herz.

Novelle

von

E. Falk.

(Fortsetzung.)

XI.

Den Jaschmak werde ich meiner Schwester selbst aufsetzen. Laß uns allein."

Mit diesen kurz und herrisch gesprochenen Worten sah sich das empörte Zöfchen entlassen, als sie eben ihr Werk durch Befestigen der Brautkrone vollenden wollte.

Hätte nur ein Blick ihrer Herrin sie ermuthigt, sie würde dem Befehl offenen Widerstand geleistet haben; allein diese steht wie traumverloren ganz in den Anblick des kleinen Bildes versunken, das sie in den andächtig gefalteten Händen hält, und so muß sich Liska, wenn auch sehr ungern, sehr zögernd, fügen.

„Wie gut Du doch bist, Vera!" sagt Ania mit leisem Lächeln, indem sie ihr die Hand entgegenstreckt, auch jetzt nur flüchtig aufblickend von dem Kleinode, das sie so innig fest umschlossen hält, als hielte sie in ihm die Gewißheit seiner Liebe.

„Gut?" — Wie ein Kampf zuckt es durch die Züge der Gräfin. — Gut! Welch' eine Ironie auf die Gefühle, mit denen sie dieß junge Wesen da vor sich betrachtet, das ihr in diesem Momente in fast idealer Verklärung erscheint. Denn es ist unwahr, wenn man behauptet, Eifersucht verblende die Augen gegen die Vorzüge der Rivalin; sie schärft sie im Gegentheil für dieselben, und vielleicht hätte sich selbst der ungeduldig harrende Verlobte nicht so volle Rechenschaft gegeben über den bezaubernden Eindruck, den Ania's holde Erscheinung auf Jeden machen müsse, als Vera Pawlowna es in diesem Augenblicke that.

Der rothe Sarafan hob den biegsamen Wuchs des jungen Mädchens reizend. Die schimmernden, lang schleppenden Atlaßfalten ließen sie größer erscheinen, und das zarte Gesicht mit den dunkel leuchtenden Augen hob sich, von dicken, schwer niederfallenden lichtblonden Flechten eingerahmt, vom tiefen Blau des Himmels, der wolkenlos durch das breite Fenster blickte, wie in wunderbarer Verklärung ab. Ja, sie war schön mit diesem süßen Lächeln, diesem tief dankbaren Blicke, mit dem sie ihre — Vera's — Güte rühmte. Nur um das holde Bild nicht länger zu sehen, nur um sich von ihm nicht in die Augen blicken zu lassen, riß Vera sie an die Brust in wilder, stürmischer Umarmung, die gar nicht enden wollte.

„Wie gut Du bist!" schluchzte das arglose Kind wieder und wieder am Halse der Feindin. — „Wie gut Alle sind — Alle und er zumeist — er — O Vera — Vera!" rief sie plötzlich halb schluchzend, halb jubelnd, indem sie sich frei machte aus den umschlingenden Armen, und die Hände auf ihre Schultern gelegt, sie weit von sich abhielt, um ihr mit überquellenden Augen die Antwort von den Lippen lesen zu können. — „Womit verdiene ich nur, daß er mich liebt, er, der so hoch über allen Menschen steht, gerade mich, das kleine, unbedeutende Mädchen, das neben Dir so ganz verschwindet! Womit verdiene ich ein so großes, so unmenschliches Glück, wie seine Liebe!"

Wie anmaßend, wie herausfordernd diese Frage in Vera's Ohr klang! Es war zu viel — zu viel! Der Becher schäumte über.

„Womit Du sie verdienst? — Eitle Puppe! — Das freilich wäre schwer zu sagen. Aber muß es denn gerade immer Liebe sein, die eine Heirath schließt? — Gibt's keine anderen Motive?"

Wie schnell unter dem erbarmungslosen Hohn dieser Worte der Schimmer unschuldigen Glückes erlosch in den reinen Zügen Ania's! Wie unsicher, wie verwirrt die lieben Augen blickten, als sie scheu und stockend abermals fragte: „Nicht Liebe? — Was — o mein Gott — was könnte ihn denn geleitet haben? Was meinst Du, Vera? — Ich verstehe Dich nicht. — Welches andere Motiv — o Gott! Du quälst mich."

Vera sah wohl die Todesangst in Ania's Zügen. Sie weidete sich daran.

„Was? Nun zum Beispiel der Wunsch, nein, die Nothwendigkeit, sich zu verheirathen! Ja — starre nur, Püppchen, so ist's. Ist er bis zu seinem dreißigsten Geburtstag noch unvermählt, so enterbt ihn das Testament seines zärtlichen Oheims und er wird zum Bettler. Ist das nicht ein triftigerer Grund, als jenes fade, abgeschmackte Etwas, das solch' Baumwollenseelchen wie Du — Liebe nennt?"

Wie entgeistert starrte Ania in die grausam funkelnden Augen der Schwester.

„Und warum wurde ich, gerade ich, erkoren, Mittel zu sein zum Zweck, während doch in eurer Welt so Viele waren, die für ein solch' Geschick besser paßten, es mehr zu würdigen wußten?" forschte Ania weiter, und es regte sich dabei, ihr unbewußt, ein leises Hoffen im Grunde ihrer Seele.

„Weil — ich — es wollte, und weil meine Wünsche maßgebend sind für den Fürsten Sarafin."

Das kecke Geständniß, die trotzige Herausforderung, die in diesen Worten lagen, gingen an Ania vollständig verloren.

„Du meintest es wohl gut, Vera Pawlowna," murmelte sie tonlos hinter den in bitterem Herzeleid gerungenen Händen hervor, die ihr todbleiches Gesicht bargen. „Aber er — er — warum konnte — er nicht wahr sein? Warum dieses Spiel, das mich glauben machen mußte, daß —"

„Daß er Dich liebte? — Kind, er ist eben ein Mann und Du — bist ein hübsches Mädchen. Verliebt sein momentan und lieben — sind sehr verschiedene Begriffe," lachte die schöne Frau herzlos.

Ein Schauer, wie von Ekel, war über Ania's weißes Gesichtchen geglitten, hatte ihre zarten Glieder durchschüttelt wie ein Krampf; nun erstarren die sonst so weichen Züge in unnatürlicher Ruhe und Entschlossenheit.

Fast gebieterisch weist sie Vera Pawlowna, die ihr den Jaschmak auf die Stirn drücken will, zurück.

„Sei nicht thöricht, Kleine," mahnt diese ungeduldig, „es ist die höchste Zeit! Rurik Iwanowitsch wartet, und er wartet ungern."

O, Ania hat Schritt und Stimme wohl gehört draußen, früher noch als die Schwester, und die bekannten, so oft, so heiß ersehnten Laute lassen sie das Beben ihrer Hände muthig beherrschen; doch ist es nicht, um den Brautschmuck vollenden zu helfen, sondern nur, um in fiebernder Hast zu zerstören, was Liska so sorgfältig und liebevoll an ihr geordnet.

Achtlos streift sie die blitzenden, funkelnden Armbänder ab, daß sie niedergleiten auf den Teppich, eifrig nestelt sie an der goldenen Kette des Medaillons, die unter ihren Fingern klingend zerspringt, da die Feder des Schlosses sich nicht willig genug öffnen lassen will, und jetzt lösen sich auch schon die Knöpfe und Schnüre des rothen Sarafans unter den beflügelten Händen. In starrem, schreckensvollem Staunen sieht Vera Pawlowna dieß ihr jetzt nur zu verständliche Treiben.

„Bist Du wahnsinnig?" schreit sie, zum Bewußtsein des Unheils gekommen, das sie selbst heraufbeschworen, laut auf und umklammert die zarten Handgelenke Ania's mit durch Angst verzehnfachter Kraft. — „Was thust, was bezweckst Du mit diesem tollen Gebahren?"

„Ich will ihm den Meineid ersparen!" sagt Ania tonlos, aus erloschenen Augen zu der Schwester aufblickend.

„Und ihn dem Tode in die Arme treiben, kindische Phantastin? Denn das würdest Du!"

„Dem Tode?" — — —

„So sagte ich. Meinst Du, ein Fürst Sarafin könne von Almosen leben? Was bleibt ihm übrig, als der Tod, wenn Dein kindischer Trotz ihn der Möglichkeit, ein menschenwürdiges Dasein zu führen, beraubt? Bedenke das selbst, wenn Dein eitler Kopf noch eines klaren Gedankens fähig ist. — Bedenke auch, ob Du das Recht hast, ihn für Deine Selbsttenttäuschungen büßen zu lassen. Bedenke, wenn Du nicht später bereuen willst!"

Immer dringlicher, immer beschwörender spricht Vera Pawlowna. Eine namenlose Furcht preßt ihr die Brust zusammen, denn sie weiß ja nur zu gut, nicht Ania, sie selbst trägt in seinen Augen die Schuld, wenn der Plan an dieser Klippe scheitert.

Und Ania bleibt so todtenhaft, so grauenvoll ruhig.

„Hörst — verstehst Du mich denn nicht?" ruft sie wild, die zarten Arme, die sie immer noch umklammert hält, gewaltsam schüttelnd.

„O ja," nickt Ania leise, — „ich höre — ich verstehe — auch und — und —" sie stockt, befreit sich mit jähem Ruck aus den grausamen Schwesterhänden und ergreift den Jaschmak, um ihn sich selbst entschlossen aufzusetzen. — „Ich werde das tragen wie eine Dornenkrone, aber er — soll leben," flüstert sie tonlos.

Mit erleichtertem Aufathmen hat die Gräfin ihr Thun verfolgt. Gottlob, die Gefahr war vorüber und — in jeder andern Beziehung konnte ihr diese Stimmung Ania's nur erwünscht sein.

Ungeduldiges Klopfen an der Thür mahnt zur Eile. Vera Pawlowna faßt die kleine kalte Hand ihrer jungen Schwester fest.

„Du wirst Dich nicht so lächerlich machen, zu verrathen, in welchen thörichten Wahn Dich Deine Schulmädcheneitelkeit gewiegt hat! Du bist eine Jarnow! Bedenke das und wahre Deine Würde!"

Ania antwortet nicht. Sie trägt das blonde Köpfchen unter der schweren Bürde der Brautkrone jetzt plötzlich so hoch und frei. Es ist mehr als hochmüthiges Standesbewußtsein, es ist rechter, echter Mädchenstolz, der aus ihren groß aufgeschlagenen Augen strahlt, als sie dem ungeduldig harrenden Bräutigam entgegentritt. —

Durch die bunte Glasmalerei der Bogenfenster fällt heller Frühlingssonnenschein in die blumengeschmückte, blumendurchduftete Kapelle und umgibt all' die blonden und braunen Menschenhäupter, die sie bis zum fernsten Winkel füllen, wie mit Regenbogenschimmer.

Zu beiden Seiten des Altars stehen mit feierlichen Gesichtern die Trauzeugen, das ehrwürdige Patriarchenhaupt des Popen blickt aus einer Weihrauchwolke, eine Hymne, von klaren Knabenstimmen gesungen, empfängt das schöne Paar.

„Wie schön sie ist und wie fromm!" flüstern die Menschen einander zu, als die zarte, schlanke Gestalt der Braut, auf das Altarkissen niedersinkend, den Kopf so tief neigt, daß ihre Stirn fast die Stufen berührt. Fürst Rurik sieht wohl, daß es nicht nur Andacht ist, die sie so in sich zusammensinken läßt, die holde blasse Braut, allein er selbst ist gar zu tief bewegt, um nicht ein Uebermaß von Erregung bei ihr nur natürlich zu finden. — Ein Blick mahnt den Popen zur Beschleunigung der Handlung, und gehorsam dem Gebieter, haspelt der gute Vater Konstantin, der ohne das weihende Priesterkleid ein ebenso harm- und gedankenloser Bauer ist, wie irgend einer in seiner Gemeinde, die heilige Handlung, so schnell es thunlich ist, ab. Die Chorknaben schwingen ihre Rauchfässer immer eifriger. Das monotone: „Herr, wir bitten dich — Herr, erbarme dich unser!" der Menge übertönt die vorgeschriebenen Fragen und Antworten. Die bindende Stola umschlingt die vereinten Hände; der Segen wird auf die tief gesenkten Häupter gelegt. — Sie sind vermählt! — — —

Mit tödtlichem Erschrecken hat Rurik Iwanowitsch Ania's Hand in der seinen mehr und mehr erkalten gefühlt. Er wundert sich kaum, wie sie ihm, anstatt sich zu erheben, bleich und matt, wie eine geknickte Blume, in die Arme sinkt. Ungeduldig wehrt er den anstürmenden Glückwünschen.

„Machen Sie an meiner Stelle die Honneurs," flüstert er bittend der Gräfin zu. „Meine Frau — bedarf für einen Moment der Ruhe."

Wie stolz er das Wort betont, selbst jetzt! Wie besorgt seine Blicke auf dem blassen Gesichtchen ruhen, das hülflos an seiner Schulter lehnt! — Vera's eifersüchtiges Herz krampft sich zusammen. Sie will Einwendungen machen, will ihm die — Bürde — abnehmen, weil — eine Frau in solchen Fällen besser Rath weiß. Er wehrte sie beinahe unhöflich ab.

„Es ist nur der Weihrauch, der sie momentan betäubt. — Ruhe und frische Luft ist Alles, was sie bedarf," behauptet er und führt halb, halb trägt er die Erschöpfte in dasselbe rosig durchschimmerte Gemach, in dem sie vor Kurzem den bittersten Schmerz ihres Lebens erfahren. — Die Erinnerung daran durchschauert sie eisig, aber sie ist so hülflos, sie muß sich von ihm auf das Ruhebett führen lassen, kann seiner liebkosenden Hand nicht wehren, die ihr die weichen Haarwellen streichelt, ihr die pochende Schläfe mit stark duftenden Essenzen netzt. — „Er ist ein Mann und Du bist hübsch! — Verliebt sein und — lieben, sind verschiedene Begriffe," — gellt ihr Vera's Stimme noch immer höhnisch in die Ohren, all' die süßen Schmeichelnamen, die von seinen Lippen so weich fließen, übertönend, daß sie nicht den Weg finden können zu dem armen, gequälten Herzen, an dem der Stolz so strenge Wache hält. —

Wie geblendet von dem heißen Strahl leidenschaftlicher Zärtlichkeit in seinen Augen, schließt sie die zitternden, zuckenden Lider fest, fest.

„Warum willst Du mich nicht ansehen, mein Liebling? — Warum soll ich nicht in Deinen Augen lesen dürfen, was ich doch wissen will, wissen muß? — daß Du mein bist mit Leib und Seele, mein Weib für

Zeit und Ewigkeit?" flüstert er leidenschaftlich und neigt sich tief und tiefer zu ihrem bleichen, so wehmüthig geschlossenen Mündchen nieder.

Noch aber hat kaum sein Hauch sie gestreift, da zuckt sie auf, wie von einer Natter gestochen.

„O, nicht küssen! Um Gottes Barmherzigkeit willen, nur nicht küssen! Ich that ja, was ihr verlangtet — ich brachte das Opfer, das ihr fordertet; habe aber nun auch Mitleid! Schone mich!"

Wie sie, vom Sopha herabgeglitten, halb knieend vor ihm liegt, die gerungenen Hände abwehrend, flehend ihm entgegen streckend, blickt er auf sie nieder wie versteinert, wie gelähmt, der stolze, in seinem Stolze wie in seiner Liebe gleich tödtlich verletzte Mann. —

Im nächsten Moment schon zuckt er empor, hoch und straff. — Die fahle Bläße, zu der der warme Bronzeton seines Gesichtes jäh erblichen war, verwandelt sich in dunklen Purpur, seine tiefblauen Augensterne funkeln kalt, stählern, unheildrohend, und kalt und unheildrohend ist auch seine Stimme, sind seine Worte.

„Pardon, Madame, ich ahnte nicht, daß meine Nähe Ihnen so sehr lästig sei. Die Offenheit, mit der Sie mir das zeigen, läßt nichts zu wünschen übrig. Gräfin Romanzow wird sogleich meine Stelle hier einnehmen. Ich verstehe mich augenscheinlich nicht auf solche — Stimmungen."

Eine steife, kühle Verbeugung und — Ania ist allein. Ihr leiser, klagender, flehender Ruf verhallt ungehört. —

Gräfin Romanzow war indeß der ihr übertragenen Pflicht nicht mit übermäßigem Eifer nachgekommen.

Es lohnte ihr zu wenig der Mühe, ihre sonst unzweifelhafte Gabe, die liebenswürdige Wirthin zu spielen, auch hier zur Geltung zu bringen. Warum sich beherrschen, diesem „Landgänschen" gegenüber, deren anbetende Bewunderung ihr ja doch jederzeit sicher war, die in rührender Gutmüthigkeit ihr finsteres Schweigen, ihre rücksichtslose Vernachlässigung aller Pflichten der Artigkeit auf die Sorge um das Unwohlsein der jungen Fürstin schoben und immer wieder in sie drangen, sich in keiner Weise ihretwegen zu geniren!

Sie ertrug es auch nicht lange, dieß ermüdende Hinspinnen einer bleiernen Konversation, indeß drüben die Würfel rollten, die ihr über Tod oder Leben Entscheidung bringen sollten. Sie ertrug es kaum zwischen der lärmenden Unterhaltung dort am Büffet, wo die Herren noch immer nicht übereinkommen konnten, ob französischen, deutschen oder spanischen Weinen der Vorzug gebühre, und den guten Rathschlägen der ehrsamen Landedelfrauen hier, die der betrübende Ohnmachtsfall in unerschöpflicher Fülle hervorsprudeln ließ. Sie begrüßte den in der Thür erscheinenden Diener des Fürsten förmlich als Erlöser.

Dieser, ein noch sehr junger, intelligent aussehender Mensch, stammte von Vera Pawlowna's elterlichem Gute und war von ihr selbst dem Fürsten dringend empfohlen, also ganz ihre Kreatur; das rechtfertigt oder erklärt vielmehr die bei der Gräfin sonstigem Hochmuth gegen alle Untergebenen sehr wunderbar erscheinenden vertraulichen Fragen, die sie dem jungen Burschen fast entgegenschleuderte, noch ehe er die Bitte seines Herrn um einige Minuten Gehör hatte ganz aussprechen können.

„Ist der Fürst allein? — Sieht er heiter aus?"

Der junge Mann zuckte die Achseln: eine respektswidrige Bewegung, die sonst sicher nicht ungerügt geblieben wäre.

Allein sei der Herr. — Aber heiter? — seine Geberde sagte mehr als Worte.

„Ich will Dich nachher sprechen, Valerian."

„Die Herrin hat zu bestimmen."

„Warte hier."

An der Schwelle der Thür, die der eifrige Valerian weit vor der stolzen Gönnerin aufreißt, empfängt sie schon der Fürst. Finsterer Ingrimm liegt entstellend auf den schönen, edlen Zügen, die sich bei der Entschuldigung, zu der ihn die Nothwendigkeit, die Dame, den Gast zu sich bitten zu müssen, anstatt sie aufzusuchen, zwingt, um keinen Schimmer erhellen.

So sieht kein Glücklicher aus! — triumphirt Vera Pawlowna innerlich, als sie sich von ihm zu dem in altgothischem Geschmack reich geschnitzten Fenstersitz führen läßt, neben dem er, die Hand leicht auf die Lehne gestützt, stehen bleibt.

Die hohe, ernste Männergestalt, das dunkle Gesicht mit den finster gefalteten Brauen und dem festgeschlossenen Munde harmonirt wunderbar mit der ganzen Einrichtung des Zimmers, das mit seiner dunklen Holztäfelung, den reichen Waffengruppen zu beiden Seiten des mächtigen altmodischen Kamins, den vor Alter fast schwarz gewordenen, kostbar geschnitzten Möbeln, den Bären-, Wolfs- und Auerochsenfellen, die anstatt des Teppichs den Fußboden decken, einen unsagbar düster melancholischen Eindruck macht.

Vera's farbenverwöhntes Auge wird unheimlich davon berührt. — Die Stille wirkt bedrückend auf sie, und doch zögert sie, dieselbe zuerst zu brechen. Allein sie muß sich dennoch dazu entschließen, denn er scheint ihre Gegenwart fast vergessen zu haben.

„Ist Ania wieder wohl auf? — Was war mit ihr?" hebt sie endlich an.

Er fährt auf aus seinem Brüten.

„Was mit ihr ist? Das zu fragen, war ich so kühn, Sie hieher zu bemühen, Gräfin. Ich wiederhole sie jetzt, diese Frage: Was ist mit Ania geschehen? Was haben Sie ihr gethan?"

„Ich?" Vera's Erstaunen ist nicht natürlich, die Frage klingt deßhalb doppelt gereizt.

„Ja — Sie," betont der Fürst scharf. „Vor einer Stunde noch hielt ich eine rosige, lächelnde Braut in meinen Armen, jetzt liegt da drinnen ein bleiches, trostloses Weib, das kaum noch Aehnlichkeit hat mehr mit jener. — Was ist geschehen, um diese entsetzliche Verwandlung hervorzubringen?"

Wie der Richter vor der Schuldigen, steht Rurik Iwanowitsch vor der schönen Frau; aber sie trotzt seinem Inquisitorblicke kühn, sie schlägt die Augen nicht nieder.

„Wenn Sie in Ania eine glückliche Braut gesehen, mein Fürst," lächelt sie spöttisch, „so müssen Ihre Augen schärfer sein als die meinen, die nur ein armes, von Tag zu Tag bleicher und trübseliger dreinschauendes Geschöpfchen, dem jeder Blick die Thränen in die Augen trieb, bedauern konnten. — Doch, wie gesagt, ich bescheide mich. — Sie müssen das besser beurtheilen können!"

Rurik Iwanowitsch erröthete dunkel und biß zornig die Lippe.

„Sie meinen, Ania Pawlowna Jarnow habe sich mir ungern, widerwillig verlobt?" stieß er gepreßt hervor.

„O nein, aber sie war eben ein Kind. Sie schmeichelte ihrer kleinen Eitelkeit, die stolze Eroberung! — Was weiß auch ein Kind von seinem Herzen!"

„Und wer, frage ich Sie, hat ihr diese reizende Unbefangenheit genommen? Wer hat ihr Gift in die unschuldige Seele geträufelt, sie zittern und zagen gelehrt?"

Sie zuckte hochmüthig die Achseln.

„Ohne Zweifel erwarten Sie jetzt, ich soll mich demüthig als Schuldige bekennen, so widersinnig solches gerade von mir wäre, die ich ja, Sie wissen es, zumeist und am eifrigsten diese Verbindung erstrebte. Ich kann Ihnen den Gefallen nicht thun, Fürst Sarasin. Ich habe mein Versprechen erfüllt, Ihnen die schnelle Werbung ermöglicht — gegen Pflicht und Gewissen die überstürzte Vermählung zugegeben, obschon Ania noch mit Herz und Geist vollständig in den Kinderschuhen steht. Die Testamentsbedingung ist erfüllt. Sie sind Erbe einer Million, unbestritten! Der Abgrund, der sich so drohend vor Ihnen aufthat, ist ausgefüllt. Wollen Sie nun undankbar, grausam mit mir hadern, weil ein thörichter Kinderkopf sich nicht gleich zurechtfindet in den neuen Verhältnissen, weil die spröde Mädchenseele sich aufbäumt gegen den Zwang, den —"

„Zwang?" brauste der Fürst auf. „Neigte sie sich nicht selbst zu mir in rührendem Vertrauen? Hat sie sich nicht ohne Schwanken und Zögern in meine Hut gegeben und —"

„Und Sie nahmen das für Liebe! — Eitler Mann," lachte Vera Pawlowna gezwungen auf. „Meinen Sie denn wirklich," fuhr sie, sich voll gegen ihn wendend, fort, indem sie ihre heißen Hände auf die Hand legte, die noch fest die Lehne ihres Sessels umspannt hielt, „meinen Sie, ich hätte diese Heirath herbeigeführt oder auch nur geduldet, wenn ich ein solches Gefühl in Ania geahnt hätte? Da überschätzen Sie meine Schwesterliebe und meine Toleranz doch bedeutend, mein Herr! Ich sehe ja jetzt, was das Bewußtsein, sich geliebt zu wissen, selbst von einem — Kinde, für Macht hat auch über das feuerfesteste Männerherz. Ich sehe jetzt, wie ganz, wie für immer ich Sie verlieren würde, hätte es der kleinen Pensionärin beliebt, Ihr Herz mit weichen Kinderhändchen so energisch festzuhalten, wie sie es — zurückstößt! Können Sie mir widersprechen, Rurik Iwanowitsch?"

Ihre Augen blitzten mit leidenschaftlichem Forschen in die seinen. Er wandte sich schweigend ab.

Mit verschränkten Armen durchmaß er das weite Gemach. Endlich blieb er vor ihr stehen. Die Glut auf seiner Stirn war erloschen — er hatte sich selbst wiedergefunden.

„Sie haben Recht, Gräfin," sagte er mit ernstem Lächeln. „Ich war ein eitler Träumer — es ist vorüber. Das Kriegsgetümmel soll mir den thörichten Kopf schon klären. Dank dem Geschick, das mich ihm gerade jetzt entgegenführt. Ich werde noch heute Nacht abreisen von Petersburg und darf daher auch jetzt hier nicht länger zögern."

„Jetzt wollen Sie fort — und die Gäste?" schrie Vera Pawlowna auf.

„Sie werden mich bei ihnen entschuldigen. — Eine Depesche hat mich sofort abgerufen, hören Sie?" —

„Und weiter haben Sie mir nichts zu sagen? Kein Wort?"

Ihre Augen bohren sich brennend in die seinen. Er fühlt es nicht.

„Bringen Sie Ania meinen Abschiedsgruß. Ich will sie nicht nochmals aus der, vielleicht schwer wiedergefundenen Ruhe aufschrecken, und Vera, seien Sie gütig, hüten Sie das arme, arme Kind."

Sie entreißt ihre Hand seinem Druck.

„Ich danke für Ihr Vertrauen, aber ich gehe nach Galacz — schon in den nächsten Tagen — Tante Sophia Petrowna wird sich besser zur Ehrendame der jungen Fürstin eignen, als ich," sagt sie kurz und hart und wendet sich zum Gehen. Er hält sie nicht, er hat sie nicht zurückgerufen, denkt ihrer wohl kaum noch; sie aber steht in der nächsten Sekunde schon wieder neben ihm. „Das kann, das darf unser Abschied nicht sein. Rurik Iwanowitsch," ruft sie leidenschaftlich, ihre beiden Hände auf seine Achsel legend, ihm so nahe in das Auge blickend, daß es ist, als müsse der rothe Glutstrom die blaue Flamme zum Auflodern bringen, aber sie brennt still und düster fort, und ob er auch leicht den Arm um die sich ihm entgegenschmiegende Gestalt legt und mit flüchtigem Kuß die dunkelrothen, leicht geöffneten Lippen berührt, seine Gedanken sind ihr fern — sie fühlt es nur zu deutlich. Sie sind alle bei dem bleichen Kinde, das noch immer dort drüben in die rothseidenen Kissen geschmiegt liegt und mit stockendem Athem auf einen Schritt lauscht, den sie so gut kennt — auf eine Stimme, die ihr Trost in das arme, zagende Herz sprechen soll, — auf seinen Schritt, auf seine Stimme.

XII.

Es war, wenn auch kein stilles, doch ein sehr unerquickliches Mahl gewesen, zu dem sich die Hochzeitsgäste zusammengefunden hatten. — Die schnelle Abreise des Bräutigams, die Erkrankung der Braut, der schönen Gräfin sicht- und fühlbare Mißstimmung erstickte jede aufkeimende Fröhlichkeit und paralysirte selbst die an- und aufregende Wirkung der edlen Weine, die in Strömen flossen. So war schließlich Jeder froh, als die Tafel aufgehoben und der Zeitpunkt da war, wo man sich mit Anstand wieder in die Wagen einschichten und dem heimischen Gute zurollen konnte. —

Vera Pawlowna hatte noch am Abend der Schwester die Abschiedsgrüße des Fürsten bringen wollen, war jedoch von Liska mit dem ziemlich schnippischen Bescheid: Ihre Durchlaucht, die gnädige Frau Fürstin, liege schon im tiefsten Schlafe, — abgewiesen worden.

Liska wußte, daß sie log, wußte, daß ihre Herrin nicht schlief, obschon sie sich nicht wieder geregt hatte, seit sie auf ihre dringende Frage nach dem Fürsten den Bescheid erhalten, der Herr sei vor wenigen Minuten abgereist; aber sie wollte der Frau, deren Haß gegen ihre sanfte Herrin sie instinktmäßig ahnte, nicht den Triumph gönnen, die schmerzzerstörten Züge zu sehen, deren Anblick ihr selbst immer von Neuem die Thränen in die Augen trieben. —

Als sich die Schwestern am nächsten Morgen im Frühstückszimmer zuerst wieder begegneten, war es, als lägen statt der einen Nacht Jahre zwischen dem Heute und dem Gestern.

Mit scheuem Staunen blickte Vera Pawlowna zu der jungen Frau auf, als diese, vor ihrer Umarmung leise zurückweichend, ihr nur mit ruhigem Ernst die Hand zum Gutenmorgengruße reichte. All' die Mitleidsphrasen, mit denen sie der Verlassenen ihre Verlassenheit erst recht zum Bewußtsein bringen wollte, erstarben ihr auf den Lippen. Es lag ein Hauch von stiller Würde auf Ania's klarer Stirn, es schwebte ein Nimbus von Unnahbarkeit um die ganze Person der „kleinen Klosterschülerin", der Vera Pawlowna sehr unbequem war und den sie doch nicht wegspotten konnte, wie sie am liebsten gethan.

Man saß sich sehr schweigsam gegenüber an der

weit geöffneten Zimmerthür, die hinaus auf eine, die ganze Rückseite des Hauses einnehmende Terrasse führte, die in breiten, blumenbesetzten Stufen gegen den See hin abfiel.

Ein leichter goldiger Nebel lag noch wie ein Schleier auf der leis bewegten Wasserfläche und verlieh ihr die Unendlichkeit des Meeres.

Ungeblendet blickten die großen, traumschönen Augen der jungen Fürstin auf das schillernde Spiel von Strahlen und Wellen, indeß Gräfin Romanzow ihre verdrossenen Mienen hinter dem Fächer verbarg, mit dem ihre Hand ungeduldig spielte, während ihr Blick immer öfter zu der Uhr auf dem Kaminsims hinüberglitt, als könne sie so den trägen Gang des Zeigers beschleunigen.

Wie schreckhaft aber fuhr sie empor aus ihrem gelangweilten Gleichmuth, als gleich hinter dem Diener, der mit geräuschloser Sicherheit den Frühstückstisch zu beschicken kam, auch Liska in das Gemach schlüpfte, um ihrer Herrin mit tiefem Knix ein zierlich Briefchen auf silbernem Teller zu überreichen.

„Vom durchlauchtigen Herrn. Ein Expreßer überbrachte es soeben," sagte die Kleine unnöthig laut, unter den bescheiden gesenkten Wimpern hervor zu der hochmüthigen Freundin ihrer Herrin hinblinzelnd, von deren Geheimnissen das schlaue Zofenköpfchen mehr errieth, als diese ahnen mochte.

„Vom Fürsten! — Unmöglich!" und in unbezwinglichem Impulse zuckte Vera's Hand nach dem Briefe.

Ein erstaunt fragender Blick der Schwester brachte sie zum Bewußtsein ihrer Unvorsichtigkeit.

„Ah, pardon," sagte sie mühsam lächelnd, das alte Fächerspiel wieder beginnend. „Wir haben sonst so eifrig mit einander korrespondirt, Fürst Rurik und ich, daß der Irrthum wohl verzeihlich ist. — Uebrigens braucht man Dich hier nicht, Liska, wie es überhaupt in unseren Kreisen nicht Sache der Jungfern ist, Briefe zu übergeben. Merke Dir das, Kind!"

Unnöthig streng und scharf war der Verweis gegeben. Es that der Gräfin wohl, dem inneren Groll wenigstens etwas Luft schaffen zu können, er tobte so noch unbändig genug in ihr.

Hatte sie Valerian, des Fürsten Kammerdiener, nicht erst gestern wieder eine Hundertrubelnote in die Hand gedrückt für das Versprechen, jeden brieflichen Verkehr zwischen dem fürstlichen Paare zu verhindern? Hatte sie ihm nicht gedroht, seine ganze Familie in das Elend zu jagen, wenn er ihr nicht gehorche? Und nun, kaum vierundzwanzig Stunden später, flog schon solch' gefährliches Blatt herüber, das leicht ihren ganzen Plan zerstören konnte!

Der kostbar geschnitzte Fächer zerbrach knisternd unter dem Druck ihrer Finger. So, so hätte sie in diesem Momente Alles zerbrechen mögen, was ihr im Wege war, was nicht nach ihrem Willen that; dort die junge lesende Frau, die mit den wenigen Zeilen nicht zu Ende zu kommen schien, — den nachlässigen Diener, der sie betrogen, die lächelnde Zofe, die ihrem herrischen Befehl so zögernd, so wenig zerknirscht nachgekommen war — Alle!

Der Fürst läßt sich Dir empfehlen," sagt Ania endlich, den Brief sorgfältig faltend und verbergend.

„Wirklich? Erstaunlich gütig! Und weiter nichts?"

„Was weiter?"

„Nun, wie erklärt, wie entschuldigt er zum Beispiel sein grenzenlos rücksichtsloses Benehmen Dir gegenüber? Meinst Du, es hätte mich nicht in Deiner Seele verletzt? — und — ich verdamme ihn nicht schonungslos, weil er —"

„Weder Du, noch sonst Jemand hat das Recht, ihn zu verdammen. Ich, seine Frau, räume es Niemand ein — zumal in seinem eigenen Hause, mir gegenüber!" unterbricht sie die junge Fürstin, sich ernst erhebend.

Die Ueberlegenheit, das Selbstbewußtsein, mit der — das Kind ihr, ihr so zu begegnen wagte, machten die stolze Frau momentan verstummen in namenloser Wuth. Ihr Auge begann zu phosphoresziren, Worte drängten sich ihr auf die Lippen, die, sie wußte es, jene schlanke Gestalt, die da so hoch aufgerichtet, so gebieterisch vor ihr stand, in den Staub schmettern mußten.

Nur mit Gewalt hielt sie sich zurück — für jetzt — nur mit unsäglicher Mühe zwang sie ein versöhnlich Lächeln auf die zornblasse Lippe.

„Du hast Recht, mignonne! Wenn Du ihn entschuldigst, darf ihn Niemand verdammen. — Es ist hübsch von Dir, daß Du dankbar bist, denn in jedem Falle hat er die kleine Comtesse Jarnow, die außer einem anspruchsvollen Namen nichts auf der Welt ihr eigen nannte — zur Fürstin Sarasin gemacht, die eine sehr glänzende Stellung einnehmen kann, wenn sie die Mittel zu benutzen weiß, die ihr zu Gebote stehen. Und das wirst Du lernen, Kleine. Ich hege große Erwartungen von Dir, seitdem Du mir eben bewiesen, wie herrlich Du Dich in die Rolle der — zärtlich würdevollen Ehegattin hineinfindest. Schade, daß Du kein begeisterungsfähigeres Publikum vor Dir hast, als mich. Mais que voulez-vous, mon enfant? Wenn man selbst die Regie geleitet und so genau hinter den Coulissen Bescheid weiß, wie ich, betrachtet man auch die vorzüglichste artistische Leistung mehr vom kritischen, als vom Gefühlsstandpunkte. Du hättest Dich also mir gegenüber immerhin weniger anzustrengen brauchen."

Die wie in neckendem Spiel geschleuderten Pfeile trafen nur zu schmerzhaft sicher. Ania war zu jung, zu gut, zu wenig erfahren in dem kleinen Guerillakriege der Salons, um sie pariren zu können oder um die Wunden, die sie ihr rissen, auch nur erfolgreich vor dem schadenfrohen Auge zu verbergen.

Wie sie den Kopf so müde in die Hand sinken ließ, die Wimpern schwer von schlecht bekämpften Thränen, der Mund leise zuckend vor Weh, hätte auch das kälteste Herz Mitleid empfinden müssen. Die Eifersucht aber kennt diese weiche Regung nicht, nur lachender Spott lag auf Vera Pawlowna's schönem Gesicht, als sie sich zu der Schwester hinbeugte und sie, ihr den Fächer unter das Kinn legend, zum Aufblicken zwang.

„Empfindlich, Kleine? — Wie lächerlich! — Wir sind ja unter uns. — Anderen gegenüber werde ich Deine junge Würde gewiß immer respektiren, das verspreche ich heilig. Ja, ich werde mich sehr uneigennützig in Deinem Glanze sonnen, wenn er sich nicht gerade in dieser abscheulichen Holzbaracke entfaltet, die doch nur ein veredeltes Bauernhaus ist und bleibt, wo mir ohnehin die Augen schmerzen von all' dem indiskreten Lichte. — Soyons amies, ma petite." Sie hielt ihr lachend die Hand hin. „Apropos," fuhr sie dann fort, „hat der Fürst noch besonders in Beziehung auf Deine nächste Zukunft bestimmt?"

Ania sah den lauernden Blick nicht, der zu ihr hinüberflog.

„Nein," entgegnete sie leise. „Er läßt mir freie Wahl und verweist mich für alle Fälle auf den Rath seines Sachwalters, des Raths Menger."

„Und auf den meinen, hoffe ich?" lacht die schöne Frau gezwungen.

Eine Idylle aus der Vogelwelt.

Von H. Giacomelli.

II. Das Bauen des Nestes.

Wir flogen nach dem Hochzeitsfest
Durch Felder und durch Auen,
Nun aber wollen wir am Nest
Selbander fleißig bauen.

Zum Nisten wählt' ich hier den Platz,
Und kommt die Zeit zum Brüten,
Dann ruht das Nest mit dir, mein Schatz,
Inmitten duft'ger Blüten.

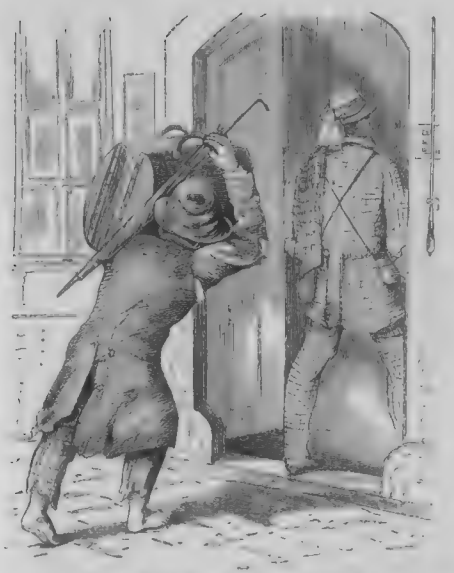
„Nein, von Dir schreibt er nichts weiter."

„Natürlich, weil sich das von selbst versteht. Wir haben ja gestern noch Alles besprochen. Der Fürst findet Deinen Wunsch, nach Kiew zurückzukehren, ebenso lächerlich als ich, und ich dächte, auch Du hättest nachgerade eingesehen, daß es gelernt sein will, das sichere Gehen auf dem Parket der Salons. — Du kommst also vorläufig mit mir. Mein Haus steht zu Deiner Verfügung, bis das alte, ziemlich verwitterte Palais der Sarasins restaurirt und so der Ehre würdig gemacht ist, seine neue Herrin zu empfangen. Ich selbst präsentire der Gesellschaft noch die neue Fürstin, mache Dich heimisch auf dem Platze, den Du zu behaupten hast, und wette, daß Fürst Rurik Iwanowitsch Sarasin, kehrt er zurück, seine Gemahlin unter den Gefeiertsten der Gefeierten findet. Das muß hinfort Dein Ehrgeiz sein, Kind, denn, glaube mir, nur die Schätzung Anderer verleiht uns Werth im Auge des Mannes! Er muß allgemein bewundert sehen, was er lieben, muß sich beneidet wissen, wenn er treu bleiben soll."

Ania's Lippen krümmten sich leicht, wie verächtlich. In ihren schönen, sprechenden Augen leuchtete ein entschiedener Protest gegen diese Lästerung des Menschen-, des Männerherzens auf, aber sie sprach ihn nicht aus. Wozu auch? Vera Pawlowna hatte die Erfahrungen manchen Jahres für sich, sie selbst nur ihren festen Glauben an den Einen, der ihr Alles war; den Glau-

Eine Biographie in Bildern.

Nach Skizzen von **A. v. Fischern.**



Im 12. Jahr: Laufjunge auf eigene Faust

Im 14. Jahr: Bürgert sich als Gehilfe des Hausknechts im Hotel ein, gegen etwas Essen und Abgelegtes.

Im 18. Jahr: Hat sich nach und nach zum Zimmerkellner emporgeschwungen.

Im 24. Jahr: Oberkellner und Seele des ganzen Etablissements.

Im 35. Jahr: Pächter des Hotels.

Im 50. Jahr: Hotelbesitzer und Rentier.

ben, der aus den giftigen Zweifeln, die Vera gesät, aus den brennenden Thränen, die sie ihr gekostet, doch siegreich emporgewachsen war zu ihrem Hort, ihrer Stütze.

„Hat Rurik Iwanowitsch das wirklich bestimmt?" fragte sie nur ruhig.

„Bezweifelst Du, was ich sage?"

„Nein, allein dieser Brief ist doch später geschrieben, als Du ihn sprachest. Er kann mir nicht zürnen, wenn ich mich an seine eigenen Worte halte. — Höre selbst, Vera Pawlowna."

Sie hatte den Brief aus den Falten ihres Kleides hervorgezogen und las, den Zeilen mit dem schlanken Finger folgend, langsam und deutlich:

„‚Ich möchte Dich froh und heiter wissen, so lange ich fern bin, und da ich, wie ich leider zu spät einsehe, Dich und Dein inneres Leben doch noch zu wenig kenne, um klar beurtheilen zu können, welcher Weg zu diesem Ziele führt, so stelle ich Dir' — hörst Du, Vera? er betont das ausdrücklich — ‚Dir allein die Wahl anheim. — Aeußere Mittel stehen Dir in unbeschränkter Fülle zu Gebote. Gebrauche sie ganz nach Wunsch und Willen, nur laß mich hören, daß Du nicht unglücklich, nicht durch mich unglücklich bist.'"

Sie hielt tief aufathmend ein.

„Ist das nicht deutlich, Vera Pawlowna?" fragte sie frohlockend in all' ihrem Kummer.

Von dem ohnehin schon stark mitgenommenen Fächer flogen Splitter und Fetzen unbemerkt unter den Tisch, die schmale Fußspitze bohrte sich förmlich in den Teppich, Vera's Züge aber verriethen die in ihr kochende Leidenschaft nicht.

„Sehr deutlich, Herzchen," lachte sie. „Zu deutlich! Ich würde den Brief Niemanden zeigen. Man möchte sie doch allzu tolerant finden, diese Vollmacht, auf eigene Fasson glücklich zu werden, welche Fürst Sarasin seiner jungen Frau ertheilt."

Die harten Worte trafen wie Nadelstiche, allein Ania zuckte dießmal nicht unter ihnen zusammen.

„Ich aber verstehe, wie er es meint, und danke ihm seine Güte innig," sagte sie einfach. „Die Worte sollten Dir ja nur beweisen, daß ich nicht gegen seinen Willen handle, wenn ich in mein Kloster zurückkehre, das — ich vielleicht nie hätte verlassen sollen," schloß sie fast unhörbar.

Umsonst war jeder Widerspruch, nutzlos alle Ueberredungskunst. Das sonst so fügsame Kind blieb unwandelbar in seinem Entschlusse.

Auf's Höchste empört, den sich immer tiefer in ihre Seele einfressenden Haß nur mühsam bergend, reiste die Gräfin schon andern Tages nach Petersburg zurück; doch schon unterwegs legten sich die wild- und hochgehenden Wogen ihres Temperaments unter den sicher wirkenden Beschwörungsformeln neu erwachenden Selbstgefühls.

Das Vertrauen auf die siegende Gewalt ihrer Schönheit, die in Nurik's tief verletztem Mannesstolze ihren besten Verbündeten fand, kehrte ihr zurück. Er war nicht der Mann, um Liebe zu betteln bei einem störrischen Kinde, das sich vor ihm hinter Klostermauern barg. Ihn in diesem Trotz zu bestärken, genügte es einfach, jeden Verkehr zwischen ihm und Ania zu verhindern, und dafür — mußte Valerian sorgen, der sich wohl bemühen würde, seine erste Nachlässigkeit vergessen zu machen.

Schon in den nächsten Tagen verbreitete sich die Nachricht, Gräfin Romanzow gehe für einige Zeit auf ihr Gut in der Moldau, das in dieser bewegten Zeit der Gegenwart der Herrin ebenso dringend bedürfe, wie Graf Sergei Romanzow, der bei Galacz stand, die Ruhe der Gattin wünsche und verlange.

Laut bewunderte man den Heroismus, die Opferwilligkeit der schönen Frau bis in's Unendliche, leise glossirte und skandalisirte man unbarmherzig über diese neue Exzentrizität.

„Ob schon je vorher Jemand von diesem märchenhaften Gute gehört?"

„Und der gute Romanzow! — Wenn ihm nur die freudige Ueberraschung nicht schadet!"

„Es ist nur gut, daß sein heißer Wunsch gerade in die saison morte fällt, da ist das Opfer doch nicht so groß."

„Gewiß! Und welch' glücklicher Zufall, den theuren Sarasin so ganz in der Nähe zu wissen, falls das launische Kriegsglück das Wiedersehen der beiden Gatten vereiteln sollte!"

Gräfin Vera Pawlowna hatte sich nie gekümmert, was man von ihr sprach und dachte. Sie trieb mit fieberischer Eile zur Abreise. — Etienne und das deutsche Gesellschaftsfräulein würden sie begleiten. Gregor Wassiliwitsch, der Haushofmeister, sollte als Reisemarschall vorangehen. Das Haus bleibt unter Tante Sophia's Schutz, die nicht wenig stolz ist über das ihr geschenkte Vertrauen und schon im Voraus schwelgt im Gedanken an die unzähligen Bände, die sie durchlesen, und die unendlichen Gläser Thee, die sie dazu trinken wird. — Ihre Luftschlösser haben wenigstens eine ganz reelle Basis! — — —

Ziemlich um dieselbe Zeit, wie die Gräfin St. Petersburg, verläßt auch die junge Fürstin das alte Herrenhaus am Ilmensee.

Die Gutsangehörigen umdrängten sie stürmischer noch als am Tage ihres Einzuges. Sie hatte sich die Kinderherzen der einfachen Leute schnell gewonnen, die junge Barinitschi, durch ihr liebes Gesicht, ihre offene Hand und die freundliche Bereitwilligkeit, mit der sie auf ihre Interessen einging. Nur konnten sie es nicht begreifen, warum sie nicht bei ihnen blieb, wo sie es doch so gut habe wie nirgends in der Welt. Liska dachte ebenso. Der Gedanke an das einförmige Klosterleben wurde ihr noch verbittert durch die Vorstellung von Manon's schadenfrohem Gesichte, das ihr Tag und Nacht vorschwebte. Was hätte sie ihr gegenüber für ein Uebergewicht haben können als Zofe einer Fürstin, und nun in ein Kloster gehen! Ihre verweinten Augen waren wie ein harter Richterspruch über „die Grille" ihrer jungen Herrin.

Diese fühlte ihn wohl, sie hatte der Liska ja auch freigestellt, zurückzubleiben, was jedoch nur einen neuen Thränenstrom zur Folge gehabt; ändern konnte es ebensowenig an ihrem Entschluß, als die naiven Bitten und Fragen der Bauern. Sie lächelte traurig zu Allem. Sie konnte ihnen doch nicht sagen, wie heiß, wie unwiderstehlich sie sich darnach sehnte, sich nur einmal ausweinen zu dürfen am Herzen ihrer alten, lieben Nadeschda, dem einzigen, das, wie sie fest wußte, in Glück und Leid gleich tief und warm für sie und mit ihr schlug. —

(Fortsetzung folgt.)

Emmerich Graf Széchényi, k. k. österreichisch-ungarischer Botschafter in Berlin.

(Hiezu das Porträt S. 468.)

Der neue Botschafter Oesterreich-Ungarns am Hofe von Berlin, Graf Emmerich Széchényi, ist zwar kein Neuling auf dem Parket der Diplomatie, aber seit längerer Zeit war er von demselben verschwunden und tritt erst nach einer Pause wieder und zwar in einer so mächtigen Stellung in den Kreis seiner ehemaligen Kollegen. Graf Emmerich ist 1825 auf einem der Familie gehörigen Gute in Ungarn geboren, der Familie, die durch den Grafen Stephan, den uneigennützigsten, aufopferndsten und idealsten Patrioten, einen so hellen Klang hat. Der junge Graf machte überraschend schnelle Carrière, die ihm durch den Vater, den Oberstthofmeister der Erzherzogin Sophie, gebahnt wurde. Er kam zuerst als Attaché nach Rom, der damaligen Vorbereitungsschule für die jungen österreichischen Diplomaten. Nach dreijähriger Dienstzeit — erst 23 Jahre alt — erhielt er den Posten eines Geschäftsträgers in Stockholm und kam bald darauf mit dem gleichen Rang nach Frankfurt, wo er zu den Freunden Bismarck's zählte, mit dem er gleichzeitig nach St. Petersburg versetzt wurde. Als Gesandter am Hofe von Neapel schloß er sich eng an die königliche Familie an, der er ein treuer Freund wurde. Als diese Italien verlies, zog sich Graf Emmerich auf seine Güter in Ungarn zurück, von wo ihn das Wort seines Kaisers auf den hohen Posten berief, den er nun bekleidet und auf dem er als grata persona des preußischen Hofes, als Freund Bismarck's die Freundschaft der beiden Reiche mächtig zu fördern und zu festigen im Stande sein wird.

Ungarischer Pferdetrieb.

(Hiezu das Bild S. 468.)

Auf den endlosen Haiden, in den dichten Wäldern Ungarns hat sich noch ein ziemlich Stück Romantik des Hirtenlebens erhalten, freilich in ganz eigenthümlicher Färbung, und die Poesie hat sich diesen Stoff so wenig entgehen lassen, wie die Malerei. Das frei sich auf der Haide tummelnde Pferd, das nur durch den Lasso des Csikos gebändigt wird, dieser selbst in seinem weißen Linnen hoch zu Roß daher jagend, bietet dem Künstler reichen Stoff zu wechselvollem Bilde — und so hat auch unser Künstler Franz Adam der Haide ein reizendes Stück Leben entnommen, eine Heerde Pferde, die von ihren Csikos zur Tränke geführt werden.

Quarantäne.

Von

Rosenthal-Bonin.

Quarantäne! Das Wort fließt so leicht und lieblich über die Lippen, es klingt so sanft und schmeichelnd, es hat sogar einen Schimmer von Romantik, die nach Wellenrauschen, Meerfahrt und glücklicher Ankunft im Hafen duftet, daß es wohl Menschenkinder geben mag, die nicht durchaus abgeneigt wären, ein solches interessantes Abenteuer einmal zu erleben. O die Armen und Unschuldigen, sie wissen nicht, was sie denken! Ich bin überzeugt davon, wer einmal so eine rechte, echte, tüchtige Quarantäne unter einer von Angst aufgeregten Bevölkerung durchgemacht hat, der ist im Zweifel — ob es schlimmer wäre, die Krankheit, deren man verdächtig, zu übernehmen, oder jene vierzehn bis achtunddreißig Tage in dem lieblich tönenden Eisengitter, in dem sanftgefügten, aber unübersteiglichen Mauerwerk dieser zehn Buchstaben sich befinden zu müssen.

Es mag nun allerdings sein, daß Jemand, der aus Batavia kommt und von diesem Geschick ereilt wird, sich leichter mit dieser bitteren Zwangsmaßregel versöhnt. Ich aber hatte auf einer Touristenfahrt durch Italien von Neapel aus einen Abstecher nach Sizilien gemacht, mehr Geld und Zeit verbraucht, als ich wollte, meiner Ankunft in der Schweiz harrten Geschäft und eine Braut. Ich kam Abends von Catania in Messina an, nach einer elenden Fahrt auf einem Küstendampfer und nahm noch denselben Abend mein Billet nach Neapel, und Morgens um 2 Uhr ruderte mich ein Schiffer, eskortirten mich ein Polizeisoldat und ein Zollwächter in einem grün und rosa angestrichenen Boot nach dem schwarzen Koloß hinüber, der in dem rosigblauen, mit tieffarbigen Purpurstreifen durchzogenen Wasser des großen Hafens rauchte.

Um 7 Uhr Abends sollten wir in Neapel ankommen, und ich sah mich im Geiste schon um 8 Uhr im Eisenbahnzug nach Rom sitzen und dem Norden zubrausen.

Um 6 Uhr Nachmittags, es war am 13. August 1869, erreichten wir denn auch pünktlich den Golf von Neapel und fuhren zwischen den Inseln Ischia und Capri ein. Da ereignete sich etwas Merkwürdiges.

Wir hatten drei leidende Passagiere an Bord, welche die heißen Bäder auf Ischia gebrauchen wollten; der Kapitän hielt daher auf das Städtchen zu und hißte die kleine Flagge auf, welche die Insulaner benachrichtigte, ein Boot zu uns heranzuschicken, um Reisende abzuholen. Unser Zeichen wurde vom kleinen Hafen aus nicht beantwortet, und als wir ziemlich nahe an die Rhede herangefahren waren, knallte plötzlich ein ganzes Rottenfeuer von Schüssen, wirkliche, reelle Kugeln flogen sausend über unsere Köpfe und der Kapitän kommandirte: „Halt! Rückwärts!"

Sobald wir außer Schußweite waren, machten wir wieder Halt, und wer über ein Opernglas oder Fernrohr verfügte, schaute jetzt eifrig zu den Felsen hinüber nach der Ursache dieses sonderbaren Empfanges. Da sahen wir denn eine aufgeregte Menge, meist Landleute, am Strande stehen, mit langen Flinten und Pistolen in den Händen, und jetzt entdeckten wir auch die kleine gelbe Flagge am Bug des festliegenden Lootsenbootes — diese Flagge hieß Quarantäne. — Quarantäne? Weßhalb? Warum?

Nun trat ein kleiner uralter Geistlicher aus dem Kreis der etwa fünfzig Köpfe zählenden Passagiere und gestand schüchtern, daß er schon vorgestern privatim in Palermo die Nachricht empfangen habe, daß in Neapel die Cholera auf's Heftigste ausgebrochen sei.

Der Kapitän fuhr sich mit beiden Händen in die Haare, ließ die Landungsflagge wieder in die Höhe ziehen und kommandirte: „Rückwärts!"

So schwammen wir denn im Golf von Neapel, uns zur Seite leuchteten im blauen Duft die gigantischen Felsen von Capri, vor uns schimmerte, glänzend weiß aus blauem Wasser aufsteigend, Neapel — die Sonne stand schräg und Goldluft blitzte spiegelnd auf den Bergen der Küste.

Plötzlich wendete das Schiff und steuerte zum Golf hinaus.

„Wohin? Wohin?" bestürmten wir die Matrosen mit Fragen.

Keine Antwort. Wir stürmen die Kajüte des Kapitäns, wohin dieser sich, in sein Schiffsbuch schreibend, zurückgezogen hatte.

„I, wohin?" fragte der Kapitän ganz verwundert zurück. „Natürlich zurück nach Messina, — ich werde doch nicht vierzehn Tage in Neapel in Quarantäne gehen, das kostet die Gesellschaft ja mehr, als sie durch drei Fahrten verdient."

„Aber wir haben ja bezahlt," riefen wir dagegen.

„Ihre Passage werden Sie unzweifelhaft in Messina zurückerhalten."

Es entstand ein wahrer Aufruhr auf dem Schiffe; englisch, deutsch, französisch, italienisch, spanisch, sogar armenisch wurde protestirt und geschimpft.

„Meine Herrschaften, Sie verstehen von der Sache nichts — ich kann nicht helfen," entschied der Kapitän.

Das Schiff kam wieder hinaus in's freie Meer, die Sonne ging unter, der Mond stieg auf und durch Silberschaum, der aus schwarzblauem Grund aufquoll, stampfte das Schiff den großen Weg zurück, den es am Tage durchlaufen.

Man war allgemein sehr übler Laune. Schlafgelegenheit war nicht auf dem Dampfer, die Kajüte beherbergte noch die ganze Glut des Tages und dazu einige Schnarcher, die auf den großen rothen, halbkreisförmigen Sammetsophas herumlagen.

Die Mehrzahl der Passagiere blieb auf Deck, und als endlich die Sonne so sanft und klar und rosig aus dem spiegelglatten Meer emporstieg, so friedlich schön und heiter, als ob es gar kein Ungemach und keine Krankheit auf dieser Erde gebe, sahen wir den Aetna schon in der Ferne und fuhren fünf Stunden später in die Meerenge, das Faro ein.

Der Kapitän ließ die üblichen drei Schüsse lösen. Von einem kastellartigen Bauwerk antwortete uns das Brummen eines großen Wallgeschützes und empor flog eine gelbe Fahne.

„Das wäre der Teufel!" hörte ich den Kapitän zwischen den Zähnen herauszischen, und auf uns zu kam jetzt ein Lootsenboot — am Bug wieder ein so ominöses gelbes Fähnchen.

Es saßen sechs Personen in dem Schiffchen; der Lootse befahl: „Stopp!" und wir hielten. Die Schiffstreppe ward herabgelassen und herauf stiegen mit feierlichem Gesicht fünf Männer, und zu meiner großen Verwunderung nahm ich wahr, daß drei von ihnen mit etwa fünf Fuß langen Stöcken bewaffnet waren, zwei sie begleitende Soldaten hatten Bajonnette auf den Gewehren.

Die Soldaten stellten sich jetzt vor den drei Anderen auf. Ein Mann in schwarzem Frack, eine grün-roth-weiße Schärpe um den Leib und einen Cylinderhut auf dem Kopf, nahm diesen ab und rief nun mit lauter Stimme:

„Im Namen des Hafenkommandanten und des Civilgouverneurs der Stadt erkläre ich das Schiff ‚Andromeda', von Neapel kommend, mit Passagieren und Ladung, mit Mannschaft, allem lebenden und todten Inventar in Quarantäne auf fünfzehn Tage."

„Wir kommen ja gar nicht von Neapel!" tönte es wie aus einem Munde von etwa sechzig Kehlen.

Ich näherte mich dem Sprecher. Dieser setzte eiligst seinen Hut auf, senkte seinen langen Stock und ihn mir auf die Brust setzend, rief er: „Stehen Sie, Herr, oder ich lasse auf Sie schießen."

Der Kapitän, braungelb vor Wuth wie ein schlecht gefärbter Theaterneger, erklärte jetzt dem Beamten, daß er, ohne irgend einen Hafen oder ein Schiff berührt zu haben, zurückgekehrt sei. Er forderte den andern Stockbewaffneten, der ein Arzt war, auf, sämmtliche Passagiere zu untersuchen.

Der Arzt sah den Sprecher an, dieser den Lootsen, sie beriethen einige Momente und verließen dann das Schiff, indem sie anordneten, daß wir bis auf Weiteres an der Stelle, wo wir uns jetzt befanden, bleiben sollten.

Nach Verlauf von zwei Stunden langen Harrens kam die ganze Gesellschaft, gefolgt von vier langen Booten, wieder.

Jetzt trat der Arzt vor und erklärte dem Kapitän, daß man für seine Aussage keine Garantieen habe, daß es bei der Cholera gleich wie bei der orientalischen Pest absolut keinen Ausnahmefall in den Quarantänebestimmungen gebe, daß die Cholera sich nicht bloß auf das Stadtgebiet von Neapel beschränke, sondern der Golf, in den wir ja hineingefahren, geradeso als infizirt betrachtet werde und wir der Quarantäne unterlägen.

Der Kapitän sprang mit italienischer Leidenschaftlichkeit auf den Arzt zu, als ob er ihn erwürgen wollte.

Dieser senkte seinen Stab und die Soldaten legten die Gewehre an die Backen. Alles flüchtete schreiend aus der Richtung der Gewehrläufe. Der Kapitän sprang zurück, ballte die Fäuste und schrie, daß er lieber sein Schiff mit Mann und Maus in die Luft sprengen wollte. Er erklärte die Regierung und Alles, was mit ihr zusammenhing, für Briganten, Diebe und „Waldesel".

Die Kommission verzog bei alledem keine Miene und der Arzt befahl uns jetzt: Jeder solle sein Gepäck nehmen und je acht in eines der Boote, die eben am Schiffe angelegt hatten, hinabsteigen.

„Wer einen der vorne, abgesondert durch die kleine eiserne Kette, im Boot sitzenden Ruderer über die Kette hinaus berührt, wird mit Gefängniß mindestens auf ein Jahr bestraft, Signori!" rief der Mann mit der Schärpe.

Die beiden Soldaten stellten sich jetzt an der Schiffstreppe auf, sie hielten die Waffen gefällt vor sich, und zwischen diesen Bajonneiten kletterten wir nun in ziemlich gedrückter Stimmung die Stufen hinab und nahmen stillschweigend in den Booten Platz.

In langsamer Fahrt ging es nicht der Stadt — das eigentliche Quarantänegebäude, die Sanità, lag, wie mir bekannt, im Hafen — sondern einem etwa eine halbe Stunde von den Befestigungen des Hafens gelegenen runden, citadelleähnlichen Gebäude zu, auf welchem die nichtsnutzige gelbe Fahne neben der italienischen Flagge wehte.

Wir landeten direkt an dem steinigen Strand und marschirten dann zwischen zwei Reihen von Soldaten, die mit vorgestreckten Gewehren vom Wasser an bis zu dem Thurm eine Kette bildeten, unser Gepäck selbst schleppend, Einer hinter dem Andern, die kurze Strecke bis zum Gebäude und traten durch ein mit mächtigen Eisenthüren versehenes festungsartiges Thor.

Als wir Alle dort angelangt waren, schlossen sich die schweren Eisenpforten hinter uns und wir sahen uns jetzt auf einem kleinen, mit sehr hohen Mauern umschlossenen Hof und wurden bedeutet, in ein Zimmer zu rechter Hand des thurmähnlichen Baues einzutreten. Dort empfing uns ein erstickender Chlorgeruch — man wußte damals noch nichts von Karbolsäure und Aehnlichem — und wir hatten etwa eine Stunde Zeit, während dessen der Chlorgeruch bis zum Unerträglichen sich steigerte, uns mit Husten zu unterhalten, während Andere beteten.

Endlich öffnete sich eine andere schwere, uralte runde Holzthür und wir traten mit unserem Gepäck wieder hinaus in den Hof.

In der Mitte dieses Hofes brannte ein Feuer. Wir bekamen Ordre, unsere Koffer und Mantelsäcke zu öffnen, und nun traten je Drei von uns auf je zwei wildaussehende Kerle zu, welche Hände voll — ich glaube, es war Mastix — auf das anglimmende Feuer warfen und alle unsere Effekten durch den entstehenden erstickenden Qualm und Rauch zogen.

Während dieser Prozedur war es Mittag geworden. Jetzt stellte sich der Arzt und der Mann mit der Bürgerscharpe wieder ein; sie nahmen etwa zwanzig Schritte von uns entfernt Aufstellung und verlasen uns erst in italienischer und dann in französischer Sprache ein Schriftstück, worin wir aufgefordert wurden, in Allem und Jedem den Vorschriften der Quarantäne unverzüglich Folge zu leisten. Ein Bruch der Quarantäne würde mit Gefängniß bis zu fünf Jahren bestraft. Ein Fluchtversuch könnte nur den Tod bringen, da die Wachen außen und innen strengste Ordre hätten, auf Jeden, der beim Anruf nicht sofort Halt machte, zu schießen. Unsere Behandlung würde unserem Stande gemäß gentilmente (fein) sein. Für Verpflegung hätten wir fünf Franken pro Tag zu bezahlen. So schloß diese erbauliche Proklamation. Die Herren verneigten sich vor uns und mit dieser Verneigung schloß sich die Außenwelt von uns ab. Wir waren sozusagen für die Zeit von fünfzehn Tagen von der Erde verschlungen. Mit diesem Gefühl sahen wir das Eisenthor hinter den sich Entfernenden zufallen.

Für uns fünfzig Passagiere — der Mannschaft war gestattet worden, auf dem Schiffe zu bleiben — waren sechs Wärter und zwei Wärterinnen bestimmt. Dazu kam noch eine Wache von zwölf Festungssoldaten. Die zwei Wärterinnen für die neun Damen und vier Kinder.

Wir Männer bekamen sechs große Zimmer angewiesen, von denen jedes acht bis zehn eiserne Betten je mit Seegrasmatratze, Seegraskopfpolster, ein sehr grobes Leintuch und wollene Decke enthielt. Die einfachen, aber sehr reinlichen Betten standen seltsamerweise strahlenförmig, mit dem Kopfende gegen die Wand, mit dem Fußende in das Zimmer ragend, dessen Mitte ein großer Tisch mit je einem Holzstuhl für jeden Gast einnahm.

Eine Anzahl Holzkisten auf dem Boden stellten unsere Schränke und Kommoden dar. Fünf Blechschüsseln und große gläserne Krüge, an der Erde stehend, waren unsere Toilettentische. Spiegel gab es in den Zimmern nicht.

Die Frauen waren von den Männern getrennt, und selbst Eheleuten war es nicht gestattet, zusammen zu logiren.

Die Zimmer waren hoch, gewölbt, ganz hellgrün getüncht, hatten steinerne Fußböden und hinter den kleinen, mit Bleischeiben verdeckten Fenstern gewaltige Eisengitter, — sie waren entschieden ungemüthlich und erinnerten auf fatale Weise an Zuchthäuser — auch durch einen dumpfigen, unbestimmbaren Geruch.

Die Vertheilung in diese Zimmer fand statt, indem man möglichst die Gleichalterigen zusammenbrachte.

Ich als Jüngster hatte das Vergnügen, mit zwei französischen Priestern, die von Konstantinopel kamen, zwei Engländern, dem Armenier und vier Sizilianern zusammengesperrt zu werden, die fünf anderen Deutschen (worunter ein Schweizer) gehörten zur „grauen Altersklasse".

Das war wahrhaftig überaus gemüthlich.

Die Engländer verstanden nur ihre Sprache, die Priester nur französisch, der Armenier kauderwelschte in allen Sprachen, die Sizilianer kannten nichts als ihren und den neapolitanischen Dialekt; ich konnte mich zur Noth mit Allen verständigen, eine leichte, flüssige Unterhaltung zu führen, reichten meine Sprachkenntnisse nicht aus. Man wird sich denken können, wie gesellig wir uns unter einander benahmen.

Wir hatten seit 7 Uhr Morgens nichts gegessen, jetzt war es 2 Uhr Nachmittags und wir klagten, daß wir Hunger hätten.

Man gab uns keine Antwort.

Die Wärter spazierten mit ihren langen Stöcken umher, und sobald ihnen Jemand nur einen Schritt näher kam, hatte er die Eisenspitze des Stockes auf der Brust und ein donnerndes „Halt, Signore!" der auffallend düsteren, schweigsamen, wildaussehenden, bärtigen Kerle.

Um 4 Uhr endlich ertönte ein lautschallendes Geläute im Hofe und wir wurden in einen Schuppen im Hofraum geführt, wo ausrangirte Kanonen und Haufen verrosteter eiserner Kugeln lagen. Dort nahmen wir an drei langen Tischen — Damen und Kinder aßen abgesondert — Platz und erhielten das Mittagsmahl. Ganz italienische Kost — anstatt der Suppe fette Maccaroni, stark gepfefferte, gesottene Tauben, Timpana, einen süßen, fetten Kuchen mit eingemachten Früchten und dazu Jeder einen viertel Liter Marsala. Maccaroni eröffneten jedes Diner, und Timpana, einmal mit Quitten, das andere Mal mit Brombeeren oder Himbeeren, schloß jedes. Nach drei Tagen konnten wir Nichtitaliener keine Timpana mehr riechen.

Etwas von den Speisen oder dem Wein auf das Zimmer zu nehmen, war verboten; andere Speisen als diese sich kommen zu lassen, verboten; Früchte, Eiswasser, Thee, Chokolade verboten, — verboten war überhaupt das Losungswort innerhalb dieser Mauern — etwas hineinzuschmuggeln völlig unmöglich, denn das Absperrungssystem war genau das wie bei der Pest; jede Verbindung mit der Außenwelt vollkommen abgeschnitten. Zwar lag in jedem Zimmer eine Liste, dort konnte man mit seiner Namensunterschrift um Dieß oder Jenes bitten, — die Liste wurde jeden Morgen vom Arzt eingesehen — aber mit Ausnahme von Cigarren und Tabak, die bei einem der Wärter auf fünf Fuß Entfernung zu kaufen waren, hatte kein Wunsch, keine Klage jemals Folge.

Unser Abendessen bestand aus Reissuppe und gebackenen Fischen oder Reissuppe und Omeletten. Bier, Orangen, Wein, Limonaden waren verboten, Selterswasser erlaubt — das Fläschchen kostete jedoch anderthalb Franken.

Einer der Engländer trank am zweiten Tage aus Wuth zehn Flaschen, am nächsten Morgen überraschte ihn der Wärter bei der zweiten Flasche mit der Nachricht, daß der Arzt angeordnet, mehr als drei Flaschen pro Tag Niemandem zu verabfolgen.

Morgens um 8 Uhr rief uns die Glocke zum Kaffee, der im Schuppen oder auf dem Hofe, liegend oder stehend, eingenommen wurde. Er war stark und vortrefflich, Milch jedoch gab es dazu nicht, sondern ein rohes Ei und ein Reismehlbrödchen.

Um 10 Uhr Vormittags kam der Arzt, wir mußten auf dem Hofe militärisch antreten und seinen Stock in der Hand ging er an uns vorüber, jeden Einzelnen aus seinen scharfen, rothgeränderten schwarzen Augen einen Moment fixirend.

Es war ein spanischer Jude aus Konstantinopel, und als er meine alttestamentarische Physiognomie bemerkte, sagte er zu mir in dem merkwürdigen Gemisch von Spanisch, Italienisch, Griechisch und Hebräisch, das diese Spanioten unter einander sprechen: „Fatale Lage, kann nicht helfen — geht auch vorüber! Masseltoff! (Wünsch' Glück!)"

„Masseltoff!" antwortete ich, und eine Art Freimaurerei war zwischen uns geschlossen, die für mich die unschätzbar angenehme Folge hatte, daß er mir zwei hebräische Bücher lieh, von denen ich nicht einmal die Titel herausbringen konnte.

Die Frauen besuchte der Arzt auf ihren drei Zimmern, wo sie sich gleichfalls in Reihe stellten.

Er frug jede Einzelne: „Ihr Befinden, Signora?"

„Eccellente," lautete die stereotype Antwort und die Form war erfüllt.

Hatte der Arzt uns verlassen, konnten wir auf dem Hofe spazieren gehen oder aus dem Fenster sehen bis zur Mittagszeit (4 Uhr). Vor unseren Fenstern breitete sich jedoch das Meer aus, auf ihm lag den ganzen Tag die brennendste Sonne und blitzte und schimmerte uns entgegen ein unsäglich glänzender Wasserspiegel. Nach fünf Minuten schmerzten uns die Augen davon so heftig, daß wir die Fenster flohen, als ob es draußen brenne.

Der Hof hatte etwa hundertundzwanzig Schritte Durchmesser, war kreisförmig und eine fünfzehn bis zwanzig Fuß hohe Mauer versperrte jede Aussicht; auch auf ihm lag von Morgens früh bis spät Nachmittags die brennende Sonne.

Wir suchten daher eine Zuflucht in dem Schuppen, der allerdings auch entsetzlich heiß war, in diesem lagen wir den ganzen Tag auf den Kugelhaufen oder saßen an den Eßtischen umher und rauchten uns den Magen krank und den Kopf benommen.

Es war ganz unmöglich, ein Zusammenleben in diese bunte Gesellschaft hineinzubringen — alle Versuche scheiterten.

Die Engländer schlossen sich zusammen und ignorirten alle anderen Nationalitäten; die Franzosen waren höflich, aber sämmtlich Geistliche, sie sonderten sich naturgemäß ab; die Italiener waren Weinbauern, Obsthändler und dergleichen, deren Dialekt Niemand verstand; die Deutschen, Bayern, Badenser, stritten sich auf's Heftigste um Politik, wenn sie nicht mit aus Notizbuchblättern improvisirten Karten spielten. Die Damengesellschaft, zusammengesetzt aus vier Sizilianerinnen nebst Kindern, einer englischen Gouvernante, drei Französinnen (Korallenaufkäuferinnen) und einer Römerin, waren schon am dritten Tage in eine so bittere Feindschaft gerathen, daß sie sich gegenseitig ärgerten, wo sie nur konnten.

Nach vier Tagen ward uns gestattet, auf eine Zeitung zu abonniren. Wir schrieben ein Dutzend auf, erhielten aber nur ein über alle Begriffe elendes Messinesisches Tageblatt, dessen sechs Spalten aus haarsträubenden Schilderungen der Cholera in Neapel, Palermo, Turin ꝛc. bestanden.

Am sechsten Tage erlangte ich endlich auf meine tägliche Reklamation hin, daß uns erlaubt wurde, uns Bücher zu kaufen. — Die Bücher würden aber nach unserer Entlassung hier verbrannt, fügte der Arzt der Erlaubniß bei.

Jetzt charakterisirten sich auf höchst ergötzliche Art die Nationen in ihrem Lesebedürfniß.

Die Italiener lachten zu dieser Erlaubniß; die Engländer schrieben eine ganze Reihe englischer spezialwissenschaftlicher Werke und Schriften über Quarantäne, Cholera ꝛc. auf, von denen wahrscheinlich in ganz Italien kein Exemplar zu haben war; die Franzosen kauften für auffallend viel Geld Romane von Octave Feuillet u. A.; die Deutschen erkundigten sich nach einer Leihbibliothek, und da keine solche am Ort war und auch wohl schwerlich Bücher abgegeben hätte, langweilten sie sich lieber fort, ehe sie fünf Franken für ein Buch ausgaben.

Die Langeweile in dieser Weltabgeschiedenheit war grandios, und wenn es möglich wäre, an diesem Seelenzustand zu sterben, wir hätten sicher fünfzig Todesfälle gehabt. Sogar die Kinder geberdeten sich oft wie verzweifelt, sie heulten, schrieen und schlugen um sich, daß Alles zusammenlief und die Frauen zuletzt auch mitweinten und mitschrieen und, nachdem die Kinder müde und heiser waren, die Mütter und übrigen Damen das Zanken in echt italienischer Lebhaftigkeit fortsetzten.

So schlich ein Tag nach dem andern hin. Die Sonne tauchte wolkenlos auf und stieg wolkenlos in's Meer. Morgens Kaffee; Mittags Maccaroni, Käse, Timpana; Abends Reissuppe; Nachts unruhiger Schlaf — einen Tag wie den andern; dazu die kolossale Augusthitze und der beängstigend beschränkte Raum mit der unerträglich blendenden oder vermauerten Aussicht. Kein Brief kam zu uns, keiner wurde uns befördert — es war, um den Verstand zu verlieren.

Endlich am Spätnachmittag des sechzehnten Tages kam die uns bekannte Kommission wieder zu uns.

„Keine Krankheitsfälle vorgekommen?"

„Nein!" schrieen wir Alle, Jeder in seiner Sprache, wahrhaft wüthend.

Die Herren stellten ihre Stöcke fort. Sie erklärten uns jetzt für entlassen, jedoch waren noch einige Formalitäten zu erfüllen. Wir erhielten zuvörderst gegen Bezahlung von achtzig Franken Ernährungsauslagen, nebst zwanzig Franken für Bedienung und Arzt ein Certifikat, welches bescheinigte, daß wir den Vorschriften der Quarantäne Genüge geleistet durch fünfzehn Tage. Dann wurde uns ein Schriftstück vorgelegt, in dem stand, daß wir keinerlei Ansprüche, aus der Quarantäne herrührend, an die Stadt zu machen gedächten. Dieß mußte von Jedem von uns einzeln unterschrieben werden. Zwei der hochelegant gekleideten Sizilianerinnen waren der Wissenschaft des Schreibens nicht mächtig.

Nachdem dieß geschehen, erhielten wir eine Stunde Zeit, unsere Sachen zu packen, und dann wurden wir Alle, mit unserem Gepäck beladen, von der Kommission aus dem Quarantänehaus herausgeführt auf die Landstraße.

Etwa zweihundert Schritte von unserem ersten Landungs-

punkt entfernt winkten uns eifrig Schiffer in Barken, wir wanderten dorthin, und jetzt stand es uns frei, uns auf eigene Kosten in den Hafen rudern zu lassen, wovon auch Alle ohne Ausnahme Gebrauch machten.

Der Weg war nicht klein. Nach etwa anderthalbstündiger Wasserfahrt kamen wir an der Hafentreppe des herrlichsten Hafens Europas an, geradezu schwindelig von der ungewohnten Bewegung und der ganz entwöhnten Berührung mit der Welt.

Ich suchte mein Hotel auf, wo ich lächelnd empfangen wurde. Ich fand das Haus voll von anderen Unglücklichen, die gleichfalls eine Quarantäne, aber theils im Hospital, theils in der eigentlichen Sanità am Hafen durchgemacht hatten; sie hatten es etwas besser, als wir in der alten Citadelle.

Trotz der Absperrung war die Cholera nach Messina gekommen, die Schifffahrt war eingestellt, und da ich keine Lust hatte, nach Konstantinopel zu gehen — alle Häfen an der Küste waren gesperrt — so mußte ich bis Mitte September in Messina bleiben, dann gelang es mir, über Marseille in die Schweiz zu kommen.

Als kürzlich eine junge Dame, anläßlich der Maßregeln gegen die Pest, zu mir sagte: „Solch' eine Quarantäne muß gar nicht uninteressant sein," — hatte ich nur die Antwort: „Wahrhaftig, sie könnte Einen dazu bringen, sich in seine Urgroßmutter zu verlieben."

Die junge Dame verstand mich nicht.

Der geneigte Leser wird dieser seltsamen Antwort nach dem eben Gehörten das vollste Verständniß entgegenbringen.

Von Haydn bis Liszt.

Skizzen aus der neueren Musikgeschichte

von

Ludwig Rohl.

3. Epoche Beethoven (1800—1820).

(Schluß.)

Ein deutliches Bild des Uebergangs von der alten Suite zur Sonate gewährt Beethoven's liebliches „Septett" op. 20. Die Bildung der einzelnen Sätze ist hier sonatenhaft, ihre größere Anzahl aber gehört der Suite an. Man nannte dieß Divertimento, Divertissement: ein klarer Beweis, daß das Ganze noch mehr dem bloß vergnüglichen Musikspiel als dem ernsten dichterischen Schaffen des Künstlers galt. Der dritte Satz des Haydn'schen Quartetts, das als zuerst fixirter Typus der Sonatenform zu gelten hat, ist bekanntlich der Menuet, ein Rest der Suite. Noch Ph. E. Bach hat nur drei Sätze, Allegro, Andante und Finale, und Alles entschieden zu einander gehörig. Schon Haydn und noch öfter Mozart schließen aber auch wohl den Menuet sogleich an den ersten Satz an. Dieß geschieht dann, wenn das Pathos desselben so hoch gesteigert war, daß man sozusagen einer Ausgleichung und Ueberleitung zu einer neuen Totalerhebung des Geistes bedurfte, und solche Verschiebbarkeit des Scherzos ist wieder ein Zeichen, daß es im Grunde kein völlig selbstständiges Glied der Entwicklung, daß die Sonatenform im innersten Grunde dreitheilig ist. Auch in der „Neunten Symphonie" steht das Scherzo so und man begreift dieß nach dem gewaltigen geistigen Ringen des ersten Satzes. Der Erfinder des Scherzos ist Beethoven sogleich in seinem „Trio" op. 1, Nr. I. Doch wendet er sich noch in der „Achten Symphonie" zum alten Menuet zurück.

Die Belebung dieser Sonatenform zu einem Bilde, das uns wie das Leben selbst anmuthet, ist nun eben Sache des Meisters, des Genies. Bei Ph. E. Bach merkt man noch zu oft die Absicht: er gehörte mehr dem Verstande als dem unwillkürlichen Empfinden nach zu dem freieren geistigen Dasein seiner Zeit. Haydn ist ungleich ursprünglicher, unerschöpflich in Laune und Heiterkeit, wie in charakteristischen, ja oft sehr ernstsinnigen und poetischen Bildungen, wie jenem Adagio in C moll. Mozart gehört dem vollen Leben an, und wie sein eigenes Herz jedem natürlichen Empfinden auf das Bereiteste geöffnet ist, so quillt ihm selbst allüberall Leben entgegen und wieder aus dem schreibenden Finger hervor. Er beseelt seine Melodieen zu redenden Wesen, er zeichnet schon oft in bloßen Tönen Physiognomieen von treffendster Wahrheit, — man denke nur an seine Fantasie in C moll! — und so reich ist seine Phantasie erfüllt von Lebensbildern, daß ganz am Ende eines Satzes, namentlich im ersten der Sonatenform, wo bereits Alles gesagt und erschöpft zu sein scheint, er oft plötzlich nochmals eine ganz neue Melodie bringt, die auch ein völlig neues Licht auf das Ganze wirft und uns sozusagen das letzte entscheidende Wort über dasselbe sagt. An diesem Punkte quellend poetischen Lebens knüpfte Beethoven an, während in der äußeren Form der Sonate er unmittelbarer zu Haydn gehört, dessen große Quartette und Symphonieen allerdings erst in den neunziger Jahren für London, also nach Mozart und seinem epochemachenden Beispiel, geschrieben wurden.

Gehen wir nun zum abschließenden Resultat dieser Epoche das monumentale Schaffen Beethoven's selbst durch, das uns seine innersten Erfahrungen wie seine letzten Anschauungen von Welt und Menschenleben darlegt, so fußt die erste große seiner Symphonieen, die aus dem Jahr 1803 stammende „Eroica", in der allumfassenden Revolutionsbewegung seiner Tage. Es ist der tragische Kampf des besseren Wollens einem großen Kriegshelden der Zeit entnommen und auf das Wesen der Menschheit selbst übertragen. Das Alte weicht diesem mächtigen Heldenschritt, aber ihn selbst, den Helden, fällt wieder die Gewalt des Schicksals. Dem berühmten Trauermarsch entblühen im Scherzo und Finale des Werkes die herrlichen Segensgüter eines neuen Lebens. Die „C moll-Symphonie", vollendet im Jahre 1808, feiert den Sieg der eigenen moralischen Kraft über Beengung und Mißgeschick. „So pocht das Schicksal an die Pforte," hat er selbst später das unerbittlich eherne Motiv des ersten Satzes bezeichnet. Es sind hier die schärfsten Rhythmen jener Willensenergie zu finden, die im Bewußtsein eines höheren, gottentstammten Daseins der Welt ein neues Gesicht geben möchte und wenigstens das Eine vermag, ihr den eigenen besseren Willen entgegenzusetzen und durch Ueberwindung seiner selbst von ihr frei zu werden. In der „Pastoral-Symphonie", die mit der Fünften zugleich geschrieben ward, singt der Dichter zunächst den heiligen Frieden der Natur, sucht aber zugleich in ihr ein Höheres, als was die Welt verleiht: nach glücklich vorübergezogenem Gewitter, wie es hier die frohen Landleute trifft, sollte ihr Chor ursprünglich einen religiösen Danklymnus anstimmen. Die „Siebente Symphonie", vollendet im Mai 1812, zeigt noch einmal die menschliche Lebensbewegung im frohesten Glanze. Die Erhebung der Oesterreicher zum Kampf gegen den französischen Unterdrücker im Jahr 1809 erzeugte das Werk, das dann aber dem frohen Spiel der Kräfte im menschlichen Dasein überhaupt galt. Dieses Werk hob durch seine Vorführung beim Wiener Kongreß von 1814 unsern Meister zum höchsten Bewußtsein seines Könnens wie seiner künstlerischen Pflichten empor. Er wollte fortan nur schaffen „zur Ehre des Ewigen, des Allmächtigen, Unendlichen!"

Das nächste große Resultat dieser inneren Erhebung war die von 1818—1822 geschriebene „Große Messe", die jedoch weniger eine wirklich kirchliche Komposition, als eine mächtige Symphonie mit Chören über den Messentext ist. Eine ebensolche, aber über den Text des menschlichen Lebens selbst, ist die „Neunte Symphonie". Sie stammt aus den Jahren 1816—1823 und ist sozusagen ein Resumé von Beethoven's eigener innerer Existenz. Der furchtbare Kampf gegen Schicksal und Nothwendigkeit wiederholt sich im größten Style in ihrem ersten Satz, das Sichhingeben an die bloß genießende Lust bis zum wahnvollsten Taumel im Scherzo. Ein tiefes Gedenken des unabänderlich gleichmäßigen Ewigen und Unendlichen ist das ebenso sehnsuchtsvoll ergreifende, wie zu idealen Sphären erhebende Adagio. Aber erst der letzte Satz mit den Chören aus Schiller's „Freude" löst den inneren Konflikt. Beethoven wußte hier mit frohestem und freiestem Glauben an einen ewig guten Bestand der Dinge das eigene Leid wie das eigene Wünschen auf dem Altar der geläutertsten Menschenliebe niederzulegen: das Ertönen der menschlichen Stimmen in diesem ungeheuren Finale ist wie eine letzte Verkündung, und „Freude! Freude!" lautet ihr tröstender Inhalt. Solche völlige Verklärung des Geistes, der über die eigenen Wallungen wirklich Herr geworden, zeigen dann am reinsten die von 1824—1826 geschriebenen „Letzten Quartette", die fast die Welt des äußeren und inneren Daseins durchmessen und in unerhört reichen und kräftig charakteristischen Gestaltungen deren Mannigfaltigkeit wiederspiegeln. Betrachtet man diese Fülle der Erschauungen, diesen Reichthum der Gestaltungen, wie diese Energie der künstlerischen Phantasie, so kann man nicht glauben, am Ende eines Künstlerlebens — denn Beethoven starb ein halbes Jahr darauf, am 26. März 1827 — und noch viel weniger am Ende des musikalischen Schaffens überhaupt zu stehen. Beethoven selbst deutete einmal als seine eigentliche Intention an, mit seiner Kunst „einen neuen sinnlichen Bestand im geistigen Dasein zu geben". In der That ist es geschehen. Wir fühlen uns in dieser instrumentalen Kunst Beethoven's in einer neuen Welt, deren letzte Quellen uns auch im wirklichen Dasein einen neuen besseren Bestand der Dinge verheißen. Von Bedeutung ist es übrigens, zu sehen, wie der Meister der Sonate vor Allem in jenen „Letzten Quartetten" die Form oft selbst scheinbar wieder zerstört oder überschreitet. Denn hier sind statt der vier oft fünf, sechs, sieben Sätze. Doch wird man bei genauer Betrachtung leicht erkennen, daß im Grunde stets die überzähligen Sätze nur Zwischenglieder zwischen den eigentlich entscheidenden drei Hauptakten sind.

Wenn wir nun zuletzt noch Beethoven's Styl betrachten, so ist derselbe vorzugsweise erhaben. Doch ist es nicht wie bei den alten Kontrapunktikern die Erhabenheit des Objekts, in dem unser Ich noch völlig beschlossen ist, sondern die des Subjekts, des geistigen Schauens und Wollens, in dem sozusagen der schöpferische Geist selbst ein zweites Mal aufblitzt. So ist auch Beethoven's Sprache fortwährend die bewußteste Aussprache dessen, wie „in diesem Kopfe die Welt sich malt", die Sprache der persönlichen Erschauung und Empfindung, die sogar in einzelnen Werken, wie in der Sonate op. 31 II und am mächtigsten in der „Neunten Symphonie", ehe der Laut der Menschenstimme selbst eintritt, zum schmerzlich oder mit Donnertosen redenden Recitativ wurde. Auf ihrer deutlich redenden Art beruht denn auch, wie auf Mozart's Melodie, zu der Beethoven namentlich in den „Letzten Quartetten" auf's Merklichste zurückgekehrt ist, die Fortbildung der dramatischen Recitation durch R. Wagner, während andererseits die Gestaltung der Instrumentalformen zu möglichst freien dichterischen Gebilden, so wie sie Beethoven sein lebendiger Antheil an allem Geistigen der Welt ermöglicht hatte, vor Allen in Meistern wie Berlioz und Liszt eine Weiterentwicklung auch der reinen Musik gestattete. So besitzen wir hier durch unsere streng historische Darlegung auch ein sicheres Fundament für die Beurtheilung der Kunst unserer Tage, zu der wir mit der nächsten Skizze übergehen.

Den Leser zum Schluß auf erschöpfende Nachrichten über unseren Gegenstand zu verweisen, vermag ich dießmal nur durch Citation meines eigenen Werkes: „Beethoven's Leben" (Leipzig 1864 -1876), das in dreizehnjähriger Erforschung der Quellen das Bild des Meisters biographisch festzustellen versucht hat. Von einer Biographie: „L. van Beethoven's Leben" von A. W. Thayer (Berlin 1866, 1872 und 1878), sind erst die ersten drei Bände fertig, die über die frühere Lebensepoche des Meisters manche neue Nachrichten enthalten. Beethoven's Briefe sind 1865 und 1867 in Stuttgart erschienen. Kritische Analysen einzelner Werke gibt A. B. Marx' „L. van Beethoven" (Berlin 1863). Ein thematisches Verzeichniß der Werke ist bei Breitkopf & Härtel erschienen, die auch die sehr schön ausgestattete Gesammtausgabe derselben veranstaltet haben.

Im Billetamte des Deutschen Reichstags.

(Hiezu das Bild S. 461.)

Irgend ein Paragraph der deutschen Verfassung verkündete dem deutschen Volke, daß die Verhandlungen seiner Vertreter öffentliche seien. Das ist nun vorerst noch eine scherzhafte Bemerkung, und zwar bis zu dem Zeitpunkte, an welchem das neue preisgekrönte Werk des Gothaer Architekten Bohnstedt in irgend welcher Gegend Berlins aufgerichtet sein wird. Die Wissenden meinen, daß dieser Zeitpunkt bei Aufwand aller Kräfte um das Jahr 1900 zu ermöglichen sein dürfte.

In den aus einer ältlichen Porzellanmanufaktur zum Interims-Reichstagsgebäude umgeformten Räumen ist der Platz für das zuhörende Publikum so knapp bemessen, daß ein höchst wichtiges Recht der Deutschen, sich durch Anhören der Reden seiner Vertreter und Regierungsmänner zu ergötzen und staatsmännisch auszubilden, durch die rauhe Wirklichkeit thatsächlich verkümmert wird.

Sämmtliche Zuhörerräume zusammen enthalten nämlich nur so viel Plätze, daß sechs Abgeordnete zusammen einen einzigen Bekannten aus der Heimat einführen können, und daß 70 ganze Sitze denjenigen 40 Millionen Deutschen verbleiben, welche keinen Abgeordneten zum Freunde haben. Am Tage vor jeder Sitzung, um fünf Uhr, werden diese Billets vertheilt und sind selbstredend in fünf Minuten vergriffen. Die Diener des Hauses sind bei Strafe der sofortigen Entlassung verpflichtet, Niemanden ohne Billet passiren zu lassen und an allen wichtigen Verhandlungstagen ist das ganze Palais mit Schutzleuten umgeben.

Nun sind die politischen Blätter so leichtfertig, irgend eine bevorstehende wichtige Verhandlung, zu der man mit einer gewissen Bestimmtheit das Erscheinen des Fürsten Bismarck, eine große Rede Bennigsen's oder einen Zweikampf Lasker's mit etwa dem Grafen Eulenburg erwarten kann, wochenlang vorher mit Datum und Stunde anzukündigen. Dadurch wird es auch dem entferntest wohnenden deutschen Staatsbürger möglich, mit Frau und Tochter nach Berlin zu reisen, um ein Ereigniß mitzuerleben, woran noch spätere Geschlechter sich ergötzen sollen. Durch Berlin reisende Russen, Engländer und Amerikaner verlängern ihren Aufenthalt, um einem großen Redeturnier beizuwohnen und den größten Mann der Jetztzeit mit ihren Operngucckern so recht genau zu beobachten.

All' dieses Publikum, durch die leichtfertigen Notizen eines Reporters aufgeregt, und wie z. B. bei der „Sozialistendebatte" bis zu 10,000 Köpfen zählend, wünscht Platz auf Grund der Reichsverfassung auf 136 Sitzplätzen. Wie ist das ohne Gummizueinlage zu ermöglichen? Unser Zeichner hat den Ansturm eines solchen wilden Tages, der bis in die heiligen Räume des Bureauvorstehers, des liebenswürdigen Meißner, flutet, abkonterfeit.

Hunderte sind abgewiesen, neue Hunderte stürmen an.

„Ich bin 82 Meilen gereist, mein Herr, nur um den Fürsten zu sehen."

„Ich bin der Landrath von Soundso."

„Mein Herr, Mama sagte, Sie würden schon noch für mich und Cousine Else Raum schaffen, lieber Mann; nicht wahr, lieber Herr, Sie ermöglichen noch zwei gute Billets für uns?" Und dabei eröffnen zwei schwarze Augen ein solches Brillantfeuer auf die Billettruhe des würdigen Beamten, als wollten sie — —

„Mein Herr, Excellenz K. schickt mich zu Ihnen, bin Rittmeister Graf Sporn!" — damit rasselt der Kürassierdegen zur Erde.

„Und wenn Sie, meine Herrschaften, unser lieber Herrgott selber geschickt hätte, ich habe für heute, für morgen und übermorgen keine Billets mehr. Ich muß Sie ersuchen, mein Bureau zu verlassen."

Und der Strom ergießt sich in die Vorräume zum Foyer, um durch irgend einen Abgeordneten Einlaß zu erhalten. Diese Herren sind nun wirklich schlimm daran. Da hat so eine politische Größe — ich will ihn Müller nennen — bei dem Herrn Kommerzienrath Meyer während des Wahlkampfes in Mittelstädtl logirt und vorzüglich gelebt. Durch die Mitanstrengungen des Herrn Kommerzienraths hat er die erste Stufe zum Ministersessel, zum Reichskanzlerposten vielleicht — Kollege Bennigsen, der immerwährende Ministerkandidat, ist am Ende auch nichts Anderes als Abgeordneter — erreicht, und nun wünscht sein lieber Freund diese kleine Gefälligkeit, für sich, Frau und Tochter drei möglichst gute Plätze zu erlangen, und — und — nun verfügen erst achtzehn Müller zusammen über das Gewünschte.

Was ist da zu machen? Schweißtriefend eilt der arme Abgeordnete zu dem Vorstand seiner Fraktion. Ein liebenswürdiges Achselzucken, kein Billet mehr. Nun zum Grafen Kleist-Schmenzin, dem Polizeiobersten des Hauses. Ein höfliches Ablehnen, kein Billet mehr. Zum Präsidenten von Forckenbeck. —

Da ist Rettung. Der Präsident bietet dem Abgeordneten eine Prise an, dann sagt er freudestrahlend und mit Lächeln: „Lieber Herr Kollege, stören Sie mich nicht, Brake spricht, Billets sind seit einer Stunde schon vergriffen!“

„Kling ling kling!“ tönt die Präsidentenglocke. „Ich rufe den Herrn Abgeordneten Brake wegen des unparlamentarischen Ausdrucks ‚pfeifen‘ zur Ordnung!“

Müller ist das ganz egal, er stürmt zurück, wo immer noch — etwas erkältet schon — sein lieber Freund aus Mittelstädl wartet.

„Lieber Freund, ich führe Sie und die lieben Ihrigen vorerst in eine Fraktionssitzung, hier beim Hoflieferanten Friedrich Schulze — Präsident Forckenbeck war sehr liebenswürdig — Gnädige Frau, mein Fräulein, legen Sie erst etwas ab — — Trinken Sie Königsmosel? Die Damen wohl Portwein? — Sehr gute Hummer, auch Hecht à la maite zu empfehlen, oder wollen Sie, lieber Herr Kommerzienrath, Ochsenschwanz in Madeira? — Kellner, viermal Eisbein!“

Der arme gehetzte Staatsmann trocknet sich den Schweiß von der Stirn und jervirt selbst — während einer hochwichtigen Rede des Abgeordneten Professor Beseler, — aber der Königsmosel beruhigt die Gemüther, man lacht, plaudert, man läßt sich die vorbeigehenden Herren Abgeordnetenkollegen Müller's erklären und tröstet sich damit, vielleicht morgen recht, recht gute Billets zu erhalten.

„Uebrigens ist es sehr zweifelhaft,“ tröstet Müller, „daß der Kanzler heute kommt, ich erfuhr das vorhin vom Kollegen Fürsten Carolath, gnädige Frau, Sie versäumen also gar nichts.“

„Dann kommt er gewiß doch morgen?“ fragt die Gnädige.

In diese schönen Räume tönt nicht das Rasseln eines einzelnen Wagens — ein unheimliches, ununterbrochenes Läuten aller Glocken freilich macht die moselfreudige Gesellschaft aufmerksam — aber Müller erklärt die Flucht aller Abgeordneten, die öde Stätte des vor wenigen Minuten noch so gemüthlichen Foyers in befriedigendster Weise. —

Wir wollen uns durch des angstvollen Abgeordneten Scheingrund nicht beruhigen lassen, wir gehen schnell neben der Post vorbei in den Gang zum Hof hin, berittene Schutzleute versuchen in der Mitte des Wegs Raum zu schaffen, die auf dieses Kunststück dressirten Pferde tanzen und drängen — da saust ein Einspänner an uns vorüber. Thüren werden aufgerissen und zugedonnert, daneben ertönen unheimlich sämmtliche 120 Glocken des Gebäudes. Wo brennt es denn? so fragen alle Gesichter. Da läuft es von Zunge zu Zunge:

„Der Reichskanzler Fürst Bismarck ist in's Haus getreten.“

Was helfen da alle Warnungstafeln und ein Aufgebot von fünfzig Schutzleuten! Auf's Neue dringt ein mit Bitten bewaffneter Haufe in's Billetbureau.

Fräulein Marie und die blonde Cousine Else waren wohlweislich im Zimmer geblieben. Der Sekretär hat vier Billets von Solchen, welchen das Schauspiel im Saal bereits langweilig geworden ist, zurückerhalten, das haben vier Mädchenaugen gemerkt und nun ist eine Weigerung, lieber Herr Meißner, unmöglich.

Marie und Else haben Billets erhalten, Mama hatte ganz Recht gehabt; Mama hat übrigens immer Recht, nur nicht mit dem Assessor. —

Die anderen zwei Billets werden unter 200 Menschen vertheilt. Das geschieht so etwa wie die Fütterung der Raubthiere im „Zoologischen“. —

Wie sieht's inzwischen im Sitzungssaal selbst aus? Was bewirkt denn solchen Andrang? Beseler hat eine Stunde lang über irgend einen düsteren Winkel des Staatsrechts gesprochen und damit einen sanften Schlaf über die Vertreter des deutschen Volks sich breiten lassen. Brake hatte wieder etwas die hohe Versammlung ermuntert. Nun spricht Brüel, unverständlich dem Hause, den Journalisten, den Stenographen, dem Vizepräsidenten Stauffenberg — vielleicht sich selber? — eine halbe Stunde lang. Bennigsen und Forckenbeck, Bamberger und Völk erzählen sich auf ihren „Spitzplätzen“ kleine Scherze mit den danebensitzenden Führern des Centrums, Frankenstein und Windhorst. Die Idylle herrscht im Hause.

Da eilt ein starker, mächtig gewachsener Mann durch den Saal, auf seiner Brust glänzt ein kleines Silberschild — der Hausinspektor Krug. „Herr Präsident, der Fürst!“

Der Präsident übernimmt sofort den Vorsitz wieder, Stauffenberg wird entthront. Der Saal füllt sich in wenigen Minuten.

„Der Herr Abgeordnete von Schorlemer-Alst hat das Wort,“ spricht Herr von Forckenbeck ziemlich undeutlich und verbeugt sich tief nach rechts, wo die mächtige Gestalt des deutschen Kanzlers erscheint. Der Fürst begrüßt seine Mitleute, seinen Sohn Bill — auf den Tribünen schwitzt man, drängt man sich — ohne irgend etwas Interessantes sehen oder hören zu können. —

Daß es nun später noch wirklich hübsch wurde, als Marie und Else, geärgert, erhitzt, das Lokal verlassen, konnten die beiden jungen Damen nicht wissen. Das konnte übrigens Herr Meißner auch dabei sagen. Warum druckt man auch keine Theaterzettel für den Reichstag?

Der Diener, der den jungen Damen die seidenen Mäntel umthun hilft, sagt aus Liebe zu neuen 50-Pfennigstücken: „Haben die gnädigen Fräulein recht hübsch gesehen und gehört?“

Aermster, was thatest du? Vier erregte Mädchenaugen können einen Koloß in die Erde blicken. Wortlos und ohne sich die Mühe zu nehmen, das Garderobengeld zu zahlen, so eilen die Damen über den Hof zum Billetamt.

„Wir danken aber doch für solche schlechte Billets in Zukunft, mein Lieber!“

Da hast du's, Buckingham! — ich wollte sagen, Herr Meißner, das ist der Lohn für alle Freundlichkeit. Und das geschieht so häufig in einem an manchen stürmischen Tagen doch wirklich recht beschwerlichen Beruf. — **Emil Dominik.**

Auflösungen der militärischen Räthsel in Nro. 23.

I. Ein Vorgesetzter. II. Eine Niederlage. III. Einjähriger. IV. Evakuirung. V. Hahn in Ruh. VI. Eine hinreichende Bedeckung.

Auflösung der Charade in Nro. 23.

Barbar — Barbara.

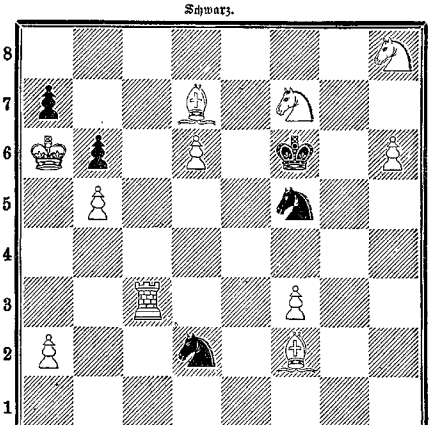
Schach.

(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Aufgabe Nro. 23.

Von Herrn Fr. Schrüfer in Bamberg.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 19:

Weiß.	Schwarz.
1) D. B 5 — H 5	1) K. E 4 — D 4 oder A).
2) D. H 5 — F 3	2) Beliebig.
3) S. F 4 — E 6 oder — E 2 setzt Matt.	
A)	
1)	1) E 6 — E 5.
2) D. H 2 — G 1	2) Beliebig.
3) F 2 — F 3 oder D. H 5 — G 4 setzt Matt.	

Bilderräthsel 24.

Auflösung des Bilderräthsels 23:

Bamberg.

Briefmappe.

Fr. Marie K. in L. Stockflecke aus Leinwand entfernt man, indem man sie in recht kräftigem Eau de Javelle oder Chlorwasser wäscht und dann mit reinem Wasser sorgfältig nachwäscht. Schließlich muß man die Leinwand auf dem Rasen bleichen.

Treuer Abonn. in Kopenh. Es ist zwischen den beiden Titeln absolut kein Unterschied.

Hrn. D. in K. Allerdings ist es möglich. Nädelin, Schön- u. Schnellschreiben. Stuttgart, Schweizerbart.

Hrn. Baron S. in T. Sie haben dazu vollkommen das Recht und werden bei den Gerichten die nöthige Unterstützung finden.

Frl. Amalie D. in F. Wir können Ihnen die gewünschte Auskunft wohl verschaffen: bei der Entfernung müssen Sie sich jedoch einige Wochen gedulden.

Hrn. F. M. in D. Das Literar. Bureau für Heerwesen und Marine, Berlin, Hagelsbergerstr. 2, wird Ihnen die entsprechende Auskunft ertheilen können.

Hrn. Lehr. Z. in P. 1—3. Jede Buchhandlung legt Ihnen zur Auswahl Bücher aus den betreffenden Branchen vor; hier würde es zu vielen Raum wegnehmen. 4. Siehe die Adresse des Bureaus oben.

Frau K. Z. in D. Richtig.

Hrn. E. H. in München. Jede dortige Kunsthandlung besorgt Ihnen sofort ein Werth'sches Bild in Nachbildung.

Hrn. Erich M. in Bielitz. Nein; werden vielleicht zu einem späteren Jahrgange als Prämien-Gaben gebracht.

Hrn. Postr. R. in K. Wir kennen dieses Lied nicht, Kapellmeister Kücken in Schwerin wird Ihnen aber dienen können.

Hrn. Lieutn. G. in G. Wir haben dem Betreffenden bereits eine ähnlichlautende Auskunft gegeben.

Hrn. G. M. in Fr. Ganz hübsch, aber wir haben so großen Vorrath.

Abonnentin B. D. in A—M. Das Sekretariat der Schillerstiftung (Dr. Julius Grosse) befindet sich in Dresden.

E. H. in R. Wir verweisen Sie auf unsere jüngst erlassene Ankündigung, wonach der zweite Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek“, solange der kleine Vorrath noch ausreicht, von unseren Abonnenten zu sehr ermäßigtem Preis bezogen werden kann, und zwar komplet in zwei Bänden broschirt für nur 3 ℳ, fein gebunden in zwei Bänden für 7 ℳ. Wenn Sie sofort bestellen, kann Ihnen dieser Jahrgang noch zu diesem Ausnahmspreis geliefert werden.

J. 1000 in H. Sie fragen: 1. Was ist die billigste, musikalische Ausgabe? 2. Welche Bedeutung haben die Oleanderblüten? 3. Welches wäre wohl ein passendes Gedicht für einen neue guten Freund? 4. Kann eine Dame einem Herrn die Hand drücken? Wenn wir errathen haben, was Sie mit diesen Fragen meinten, werden wir Ihnen antworten.

Ein Liebhaber in Berlin. Fr. Therese Berker. Johanna Littmann in R. Hrn. Em. Kr. in L. Richtig.

Fr. Martha S. in R. Wir können Ihnen leider das Räthsel nicht lösen.

Bonner Abonnent. Thorville's französische Grammatik, München. Borel, Grammaire fr., Stuttgart, Neff. Letztere erfüllt aber nicht alle Ihre Wünsche.

Mehrj. Abonn. in Graz. 1. Wo Luther's Ring jetzt sich befindet, wissen wir nicht. 2. Von dem gen. Buch erschien keine Besprechung in Ueb. L. u. M. 3. Kaiser Karl VI. Gemahlin war Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Hrn. Felix M. in Leipz. Alle Ihre Fragen können wir mit „Nein“ beantworten.

Fr. B. v. P. Uns sind nur die von Kirchheim u. T. und Grunbach, beide in Württemberg, bekannt.

Hrn. H. B. in Neuß. Oben ist es allerdings nicht ganz deutlich, aber der Schnörkel links unten weist den Buchstaben als ein A aus.

Maira. Das Bild ist nach einer guten Photographie gemacht.

D. in Westpreußens Hauptstadt. Mit dem Faber'schen Tintengummi. Schmerzlos, aber bedenklich.

Frau Else H. in E. Feuchtersleben's Diätetik der Seele.

Liebhaber in Berlin. Richtig. Weil zu den Backfischen gewöhnlich die jüngsten genommen werden.

Hrn. Dr. med. P. in M. „Schwind's Märchen von den sieben Raben“ (6 Blätter in Enveloppe), das s. Z. als Prämiengabe zu „Ueber Land und Meer“ zu haben war, will Ihnen die Verlagshandlung auf besondern Wunsch gerne noch für den Ausnahmspreis von 7 ℳ 50 ₰ liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Hrn. Dr. C. in W. Wegen des Näheren werden Sie sich an die Redaktion der „Industrieblätter“ (Berlin) wenden müssen.

Schwäbin im Osten. In Markgröningen (Württemberg) besteht ein Lehrerinnenseminar.

Frau v. B. in F. Hauslexikon. Mutter als Erzieherin. Das kranke Kind. Das Weib als Gattin. Im Uebrigen können Sie bei der Kummer'schen Buchhandlung in Leipzig die beste Auskunft haben.

Hrn. R. Sch. in B. Ein besonderes Buch über D. kennen wir nicht.

Abonn. in St. Petersb. Die Sache ist doch gar nicht mißzuverstehen. Es ist nicht schicklich, eine Dame in der Dämmerung auf der Straße zu grüßen, wie man überhaupt nicht grüßt, sobald es dunkel wird.

Hrn. W. B. in Achern. Der Raum gebietet uns, kurz zu sein. Im Allgemeinen kann man dieß kaum feststellen: in vielen Familien herrscht ein ceremoniöser Ton und man wird zu Onkel und Tante Sie sagen, im Durchschnitt, namentlich wenn es von früher Jugend an geschieht, Du. Bei den Schwiegereltern wird man erst abwarten, bis sie das Du anbieten.

Hrn. Dr. Stub. Ihr Brief kam uns nicht zu; wir haben uns an eine Autorität gewandt.

Fr. Else N. in F. Die Reclam'sche Universalbibliothek, die in jeder Buchhandlung vorräthig ist und über die besondere Verzeichnisse ihrer Bühnenstücke vorhanden sind, bietet Ihnen die reichste Auswahl.

Hrn. L. St. in Offenburg. Wie das ing in Bingen.

R. C. in Berlin. Einbanddecken sind noch zu allen bisher erschienenen Jahrgängen vorräthig und kostet das Stück 2 ℳ in der feinen und 1 ℳ 25 ₰ in der einfachen Ausgabe.

M. O. in N. B. Probiren Sie es mit Benzin-Magnesia, andernfalls müssen Sie den Marmor abschleifen und neu poliren lassen.

Fr. Emilie K. in Bielefeld H. Sie abbreviren in einer Weise, die nicht erlaubt ist.

Hrn. S. P. in T. Woher der Ausdruck: „Mit dem polnischen Abschied abgehen“ kommt, ist uns nicht bekannt.

Cronfels. Von den Prämiengaben zu den früheren Jahrgängen von „Ueber Land und Meer“ stehen Ihnen die beiden Kaulbach'schen Bilder in Stahlstich „Lotte“ und „Friederike“ gern noch für den Ausnahmspreis von ℳ 1. — zu Diensten. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags liefert auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Hrn. Dr. K. in D. Hätten Sie uns nur ein paar Belege beigelegt.

Hrn. F. H. L. in L. Wir haben das Militär-Auskunftsbureau genannt.

R. N. in Bielitz (Schan.). Es fehlt das ſ — auf Freiers Füßen.

Hrn. J. Z. in Schwerin. Richtig.

Hrn. Dr. Veltenius. Er ist ein Katholik. Richtig.

J. P. L. S. in Livland. Braune Beize für Holzschnitzereien: Wird Braunstein (Mangansuperoxyd) mit Aetzkali und chlorsaurem Kali zur Trockne eingedampft und schwach geglüht, die grüne Masse dann mit Wasser ausgekocht und die erhaltene Lösung schwach mit Salpetersäure angesäuert, so erhält man eine prachtvoll violettrothe Lösung von übermangansaurem Kali. Diese Verbindung wird durch sehr viele Körper, besonders organischen Ursprungs, rasch reduzirt und scheidet dabei, falls keine überschüssige Säure vorhanden ist, braungefärbtes Manganhyperoxydhydrat, gewissermaßen regenerirten Braunstein, aus. Streicht man daher eine ziemlich konzentrirte Lösung desselben auf heller gefärbte Hölzer, z. B. Birnbaum oder Kirschbaum auf, so schlägt sich das reduzirte Manganhyperoxyd auf den Holzfasern nieder und verbindet sich sehr fest mit ihm. Man erhält so eine schöne, sehr haltbare braune Färbung, die auch auf schon geleimten Arbeiten anzuwenden ist, da die Beizung in der Kälte vor sich geht.

Hrn. E. S. in F. Während der Roman ein umfassendes Zeit- und Lebensbild und die volle Entwicklung einer Person vorführt, beschränkt sich die Novelle auf eine einzelne Begebenheit, die in dem Schicksal und der Charakterentwicklung des Helden eine entscheidende Wirkung herbeiführt.

Hrn. R. A. P. in Br. Rothwell kennen wir aus seinen übrigen gramm. Werken als gut; auch Werder, Gr. der sp. Sprache (Leipzig, Weber), Kappel, Lehrbuch (Dresden) empfehlen sich.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Unseren Abonnenten

offeriren wir zum Einbinden des **ersten Bandes** dieses Jahrgangs unsere auf das Eleganteste ausgeführte

Einband-Decke

zu

Ueber Land und Meer

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf Rücken und Deckel zum Preise von **2 Mark** pro Stück. (In Oesterreich-Ungarn kommt hiezu, sowie zu dem Preis der andern Decken und Mappen noch ein kleiner Eingangszoll.)

Dieselbe Decke in gleicher Ausstattung nur mit Goldrücken **ohne** Deckenvergoldung à **M. 1. 25.** Ferner

Mappen

zur Aufbewahrung der Wochennummern in gepreßter Leinwand mit Goldtitel à **M. 1. 25.**

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämmtliche **Kolporteure** und **Boten,** welche die Nummern und Hefte in's Haus bringen, die Besorgung. **Postabonnenten** wollen sich wegen Besorgung der Decken ebenfalls an eine Buchhandlung wenden. Auf Wunsch wird gegen frankirte Einsendung des Betrags auch von der Verlagshandlung direkt geliefert.

Zu gefälligen Bestellungen wolle man den dieser Nummer beiliegenden Bestellschein benützen.

Stuttgart.

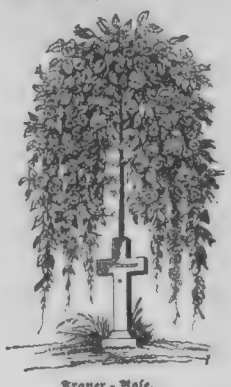
Die Verlagshandlung: **Eduard Hallberger.**

Chr. Lorenz, Samenhandlung, Kunst- & Handelsgärtnerei in Erfurt (Thüringen),

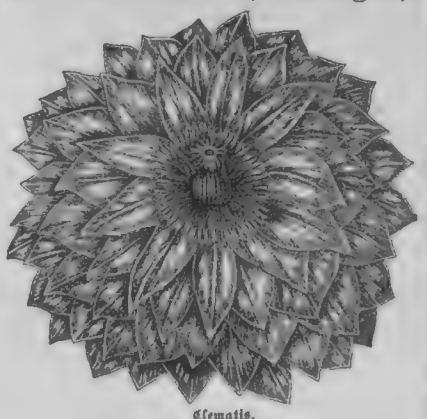
etablirt 1834,

Remontante-Rose.
100 St. Remontante-Rosen, in ca. 100 sehr starken Sorten M. 50 St. 30 M. 25 St. 14 M. 10 St. 7 M.
100 St. dergl. Hochstämme mit starken Kronen, 1—2 Meter hoch, 110 M. 50 St. 60 M. 25 St. 26 M. 10 St. 13 M.
Kurze Anleitung, hochstämmige Rosen auf die günstigste Art und Weise zu pflanzen und zu behandeln, gratis.

Lorbeer (Laurus nobilis).
Kronenbäume a Paar 75—140 M.



Trauer-Rose,
à Stück 3 M.



Clematis,
10 schöne Sorten incl. Lucie Lemoine, 12 M.

seit dieser Zeit auf allen Ausstellungen, an welchen sie sich betheiligt, für hervorragende Kulturleistungen durch die höchsten Preise ausgezeichnet, auf solidester Geschäftsführung basirt und in den Hauptzweigen des handelsgärtnerischen Verkehrs vollkommen leistungsfähig, empfiehlt:

50	Stück	Weinreben in 50 vorzüglichen Sorten	M. 30,00.
10	„	„ 10 „ „ „	„ 6,00.
10	„	Himbeeren „ 10 „ „ „	„ 2,50.
10	„	Johannisbeeren in 10 vorzüglichen Sorten	„ 4,00.
10	„	Stachelbeeren in 10 vorzüglichen Sorten	„ 4,00.
10	„	Aepfel, niedrige, in 10	„ 7,00.
10	„	„ hochstämmig, in 10 vorzüglichen Sorten	„ 17,00.
10	„	Birnen, niedrige, „ 10 „ „ „	„ 8,00.
10	„	„ hochstämmig, „ 10 „ „ „	„ 18,00.
10	„	Kirschen, niedrige, „ 10 „ „ „	„ 8,00.
10	„	„ hochstämmig, „ 10 „ „ „	„ 14,00.
10	„	Pflaumen, niedrige, „ 10 „ „ „	„ 8,00.
10	„	„ hochstämmig, „ 10 „ „ „	„ 15,00.
10	„	Aprikosen, niedrige, „ 10 „ „ „	„ 12,00.
10	„	Pfirsiche, „ „ 10 „ „ „	„ 15,00.
10	„	Haselnüsse in 10 vorzüglichen Sorten	„ 8,00.
10	„	Trauerbäume in 10 prachtvollen Sorten	„ 35,00.
10	„	Zierbäume in 10 prachtvollen Sorten	„ 25,00.
100	„	hochstämmige Rosen-Kronenbäume in 100 prachtvollen Sorten	„ 110,00.
50	„	„ „ „ „ 50 „ „ „	„ 60,00.
10	„	„ „ „ „ 10 „ „ „	„ 18,00.
100	„	niedrige Rosen in 50 prachtvollen Sorten	„ 60,00.
50	„	„ „ „ 25 „ „ „	„ 30,00.
10	„	„ „ „ 10 „ „ „	„ 7,00.

Sie hält ihr reichhaltiges illustrirtes Samenverzeichniß nebst Anhang über Pflanzen zur postfreien Versendung bereit und macht auf ihren reichen Vorrath von **Champignonbrut** allerbester Qualität und von dreijährigen **Riesen-Spargelpflanzen** in vorzüglicher Waare aufmerksam.

Haselnüsse.
Ein Sortiment in 10 extra großfrüchtigen Sorten 8 M.
5 Stück 4 M.

Weinreben.
50 Stück in 50 Sorten extrafeine Tafeltrauben 30 M.
20 Stück ditto in 20 Sorten 12 M.
10 „ „ „ 10 „ 6 M.,
5 „ „ „ 5 „ 3 M.

Stachelbeeren,
20 großfrüchtige Sorten 8 M. 10 Stück 4 M. 5 Stück 2 M.
Stachelbeeren, hochstämmig veredelt, 5 großfrüchtige Sorten 8 M.

Ferner:
Primeln,
Auriceln,
Nelken,
alle in starken Pflanzen.

Prächtige Hochstämme der
gelben Theerose
Maréchal Niel
(à St. 2 M.).

Agaricus edulis (Champignon), Champignonbrut.
100 Kilo 75 M., 5 Kilo 1 M. 20 ₰.
Gedruckte Kulturanweisung zur Champignonzucht gratis.

Ferner:
Erdbeeren,
Brombeeren,
Weißdorn
für Zäune.

Ausdauernde
Schlingpflanzen
zur Bekleidung von Mauern, Wänden und Lauben.

Johannisbeeren,
10 großbeerige Sorten 4 M., 5 dto. 2 M.
Johannisbeeren, hochstämmig veredelt,
5 großbeerige Sorten 8 M.

Grassamen, Pückler-Muskau-Mischung, vorzüglich zur Anlage von Teppichgärten, Parterres, Schmuck-Rasenpartieen, nach Vorschrift S. D. des Fürsten Pückler-Muskau, unübertroffene, hochfeine Qualität. 100 Kilo 100 M., 10 Kilo 10 M., 1 Kilo 1 M. 20 ₰.

Erfurter Riesenspargel (Asparagus. — Asperge. — Sparagio).
1000 Stück dreijährige starke Pflanzen 36 M., 500 Stück 20 M., 100 Stück 4 M. 50 ₰. Die Emballage für Spargelpflanzen wird berechnet wie folgt: für 1000 Stück 1 M. 50 ₰, für 500 Stück 1 M., für 100 Stück 60 ₰.
Ausführliche gedruckte Anweisung der neuesten rationellen Kulturmethode wird jeder Bestellung gratis beigegeben.

129

Chr. Lorenz, Samenhandlung, Kunst- und Handelsgärtnerei in Erfurt (Thüringen).

Über Land und Meer.

№ 25.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Zu spät, Novelle von W. v. Dünheim. — Johann Nepomuk von Nußbaum, k. bayer. Generalstabsarzt a la suite und Universitätsprofessor, von G. A. Regnet. — Die anglo-indische Armee. — Notizblätter. — Schillers Werke in der Hallbergerschen Prachtausgabe. — Die Schul- und Volksgarten als ein wesentliches Bedürfniß unserer Zeit. — Um ein Herz, Novelle von C. Falk, Fortsetzung. — Plaudereien am Kamin, von Paul von Weilen, zweite Serie. V. — Aus meinem Album, von Max Ring. VI. Beitrag von Arnim. — Englische Damen bei einem Mauren. — Der geheime Schrank. — Rösselsprung Nro. 8. — Schach. — Bilderräthsel 25. — Auflösung des Bilderräthsels 24. — Buchstabenräthsel. — Briefmappe.

Illustrationen: Professor Dr. v. Nußbaum. — Der Krieg in Afghanistan: Typen und Uniformen der englisch-indischen Operationsarmee, von G. Janet. — Don Carlos, IV. Akt, 9. Auftritt, von Ferd. Keller (aus Hallbergers illustrirter Prachtausgabe von Schillers Werken). — Englische Damen besuchen ein Maurenhaus, von J. B. Burgeß. — Der geheime Schrank, Gemälde von A. Sansom. — Eine Hetzjagd, acht humoristische Bilder von A. Nikutowski.

(Nachdruck verboten.)

Zu spät.

Novelle

von

W. v. Dünheim.

„Es hat nicht sollen sein."
Viktor Scheffel, „Trompeter".

I.

Die Herbstmanöver bei Berlin gingen ihrem Ende entgegen. Strömender Regen hatte sie während der letzten Tage begleitet und auch heute hielt der Himmel seine Schleusen offen, bis Nachmittags die Sonne siegreich durch die Wolken brach und einen schönen Abend verhieß. —

Die Truppen waren längst ermüdet in ihre Quartiere gerückt, und nur ein einsamer Reiter, ein Offizier der Gardekavallerie, hatte seine Ruhestätte für diese Nacht noch nicht gefunden. Er bog in den triefenden Wald hinein, der wie von Millionen Diamanten blitzte. Die letzten Sonnenstrahlen lichteten die blauen Nebelmassen noch, die dämmernd vom feuchten Boden aufstiegen. Der Weg senkte sich zwischen mächtigen Buchen zum Havelthale hinab, auf dessen weite Wiesenflächen sich hin und wieder ein freier Blick öffnete. Dichter Rasen bedeckte den Pfad. Seit Wochen schien hier Niemand geritten oder gefahren zu sein.

Roß und Reiter trugen die Spuren eines tüchtigen Marsches an sich. Die prächtige englische Stute ging im gedehnten Schritt einher und ihr Gebieter wiegte sich müde im Sattel. Dann und wann schüttelte er sich, als ob ihn fröstle.

„Hm," sprach er einmal halblaut vor sich hin. „Sonderbarer Kauz! — Ob er sein Versprechen wohl halten wird? — Bin wirklich neugierig. Es ist seine Art so, sich anzumelden, aber in letzter Stunde sein Wort nicht zu halten, sondern die Flucht zu ergreifen. — Dießmal hatte ich ihn weiter denn je. Die Aussicht, sein altes Regiment wiederzusehen, die Kriegskameraden von Mars-la-Tour — vielleicht? — es ist doch nicht unmöglich, daß er kommt."

Tiefer sank über den Selbstgesprächen die Sonne, dichter wurde der Wald. Der junge Offizier trieb seine treue Fantasca noch einmal zum kurzen Trott. Gleich darauf gelangte er in's Freie. Eigenthümlich anziehend war hier die Landschaft. Er hatte in der sandigen Mark dergleichen gar nicht erwartet. Man konnte glauben, in Holland zu sein. Unabsehbar wie das Meer dehnte sich der weiße Nebel auf den Grasflächen aus, von hochstämmigen Baumgruppen überragt, die wie Inseln gespenstisch darauf hinschwammen. Ueppiges Laub und Schlingpflanzen kletterten zu ihren Wipfeln empor und machten das Grün unentwirrbar, das noch jetzt im September so saftig wie im Frühjahr sproßte. Am Wege entlang liefen Zäune, die kein Ende nehmen wollten. Gebrechliche Holzbrücken führten über breite Kanäle mit dunklem Wasser. An dessen Rändern wucherten Schilf und Binsen; auf der glatten Fläche lagen Wasserrosen in breiten Blättern unbeweglich still. Teiche nöthigten zu Umwegen, und als endlich der schmale Damm zwischen Gräben wieder in's Holz bog, war es schon dunkel geworden. Ein verwilderter Park wucherte, mit dichtem

Professor Dr. v. Nußbaum. Originalzeichnung. (S. 486.)

Unterholze gefüllt, zu beiden Seiten. Dann ging es eine flache Sanddüne hinan, unter breitkronigen Kastanien fort; und endlich scholl Fantascas Huf auf dem Pflaster des einsamen Schloßhofes. Auch dieser war wieder von breitem Gewässer, sowie von einer hohen Mauer umgeben, zu deren Thor eine Zugbrücke führte. Im Hintergrunde erhob sich drohend das Schloß mit zwei stattlichen Stockwerken und weit vorspringenden Seitenflügeln. Kein Fenster war erleuchtet. Zum ersten Male seit langen Jahren hatte der entlegene Landsitz hier an der Havel Einquartierung erhalten.

„Reibe Fantasca gehörig ab; sie ist heute wenigstens zwölf Meilen gegangen," befahl der Lieutenant seinem Burschen, der verschlafen aus dem Stall herankam, und mit dem üblichen: „Zu Befehl, Herr Graf!" das Pferd in Empfang nahm.

„Wo ist mein Zimmer?"

Ein uralter Bedienter mit ebenso uraltem Silberleuchter in der Hand erschien und forderte den Gast durch eine stumme Bewegung auf, ihm zu folgen. Der Graf trat in das blendend weiß getünchte Treppenhaus und stieg auf den sauber gescheuerten breiten Holzstufen zum zweiten Stockwerke hinauf. Der Diener ging schweigsam, wie er gekommen, voraus.

An den Wänden hingen Ahnenbilder in altmodischen Rahmen, strenge Gesichter mit scharfen Nasen und gepuderten, kunstvollen Frisuren, theils in Rüstungen, theils in Uniformen des vorigen Jahrhunderts. Droben öffnete sich ein langer Korridor mit vielen Pfeilern. Nur am äußersten Ende desselben brannte eine Lampe. Dorthin schritten sie, gingen in einem Seitenflur an vier oder fünf Thüren vorüber, und der Bediente öffnete dann zur rechten Hand. Der Offizier trat in ein niedriges Gemach mit hellblauen Wänden, das gewölbt wie der Korridor, doch nicht schloßmäßig steif war, sondern bürgerlich und wohnlich eingerichtet.

„Der Herr Baron lassen sich für heute entschuldigen; der Herr Baron haben sich schon zurückgezogen. Wann befehlen der Herr Graf den Thee?" fragte der Alte monoton, zündete die Lichter an und schloß die Fenster.

„Bald, bald, mein Lieber, — und etwas Erwärmendes dazu. Ich bin gehörig durchgefroren, wenigstens sechsmal naß und wieder trocken geworden heute."

„Auf dem Tische liegen Briefe für den Herrn Grafen. — Befehlen der Herr Graf sonst noch etwas?"

„Danke — nein!" Schnell griff der junge Mann nach den Briefen, die er im Schein der Kerzen musterte. „Richtig — von ihm — er entschuldigt sich." Hastig erbrach er das kleine Couvert mit der Aufschrift:

„An
Graf Waldemar Maltzahn,
z. Z. Schloß Havelhorst bei O."

Dann las er:

„Bester!

„In dem Augenblicke, da Du mich mit Bestimmtheit erwartest, sitze ich am Schreibtische, um Dir mitzutheilen, daß ich nicht komme. Ich nehme, wie gewöhnlich, mein Versprechen zurück und will dieß nicht einmal beschönigen. Du kennst so viele schlechte Seiten an mir, daß es auf diese eine mehr oder weniger nicht gerade ankommt. Und hättest Du, trefflicher Freund, mich nicht mit all' meinen Schwächen und Fehlern lieb, so wüßt' ich wahrhaftig nicht, wie es geschehen sollte, daß Du so lange, am längsten von allen früheren Genossen, bei mir ausgehalten. Gebe Gott, daß Du die Geduld nicht verlierst.

„Gleich als Du fort warst, fiel es mir schwer auf's Herz, wohin Du mich geladen hast; anfangs hatte ich das in meiner Freude, mit Dir nach alter Art zusammen sein zu dürfen, ganz übersehen. Schon der Gedanke, mich noch einmal in's gesellige Leben hinauszuwagen, erscheint mir bei ruhigerer Ueberlegung abenteuerlich genug — nun gar an einen Ort, wo es leicht zu dem Wiedersehen kommen könnte, das zu vermeiden ich fest entschlossen bin. Nein, Freund, ich vermag's nicht. Ich wünsche nicht, mein Leben um einen bittern Augenblick zu bereichern, zugleich aber auch die Ruhe des ihren zu stören, die, wie Du weißt, mir viel theurer ist, als mein eigenes Glück.

„Also schilt mich, sei böse, aber hinterdrein wieder gut. Dann verbrenne diesen Zettel — und was darinnen gestanden hat, verschließe zum Uebrigen in Deinem treuen Herzen. Leb' wohl!

Dein

Clotar."

Graf Maltzahn starrte den Brief eine Zeitlang an, schüttelte verstimmt den Kopf, hielt das Papier über's Licht, warf es in den Kamin und sah zu, wie die Flammen es verzehrten.

„Das alte Lied," sagte er nachdenklich vor sich hin. „Er ist unverbesserlich, könnte glücklich sein, glücklich machen, und quält und grämt sich allgemach in's Grab."

Mit stillem Verdruß über die Täuschung begann der Graf sich umzukleiden. Dann legte er sich auf das Sopha nieder, ruhte, sah in's Licht und trank begierig den Thee, den der Diener ihm brachte. Auch das Erwärmende kam, eine Flasche Orvieto, der feurig wie flüssiges Gold in seine Adern hinabfloß.

Bald überkam ihn die Müdigkeit. Willenlos fielen ihm die Augen zu.

Plötzlich glaubte er einen Gesang und den Klang eines Saitenspiels zu hören. Es tönte wie ein Trauerlied zu ihm herüber. Schnell fuhr er empor und unterschied nun eine rührende Stimme, fast wie die eines Kindes, und eine tiefmelancholische Weise. In wenig Sekunden aber wurde Alles wieder still. Nur seine Taschenuhr tickte noch neben dem Leuchter auf dem Tische. Er meinte endlich, sich getäuscht zu haben und fragte auch den Bedienten nicht aus, welcher kam, um das Geschirr abzuräumen und gute Nacht zu wünschen.

Für wahrscheinlich hielt er es, daß der schwere Wein ihm in's Blut gegangen sei und es ihm nur im Ohre gesummt habe. Er merkte indeß, daß er jetzt nicht werde einschlafen können, erhob sich und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Seine Pulse waren in Bewegung gerathen, und er fühlte sich, nachdem er die Ermüdung einmal überwunden, wieder völlig munter. — Um sich zu zerstreuen und auf andere Gedanken zu bringen, betrachtete er die Gegenstände an den Wänden rings umher. Augenscheinlich befand er sich nicht in einem Fremdenzimmer, sondern es hatte hier vor ihm ein Hauslehrer oder eine Gouvernante gewohnt. Auf zwei kleinen Etagèren standen ein paar Bücher, Schiller's Werke und fromme Schriften, kleine Figürchen auf den Konsolen; eingerahmte Handzeichnungen hingen gleichfalls da. Ja, über einer Kommode entdeckte er sogar eine kleine Mandoline, für die Hand eines Kindes berechnet, mit blauen Seidenbändern daran. Diese ließ er mechanisch durch seine Finger gleiten und er blickte unabsichtlich darauf hernieder. Sie trugen einen in Gold gestickten, kaum noch leserlichen Namenszug, und er holte das Licht herbei, um denselben zu entziffern. Nicht ohne Mühe gelang es ihm.

„Adeline!" rief er überrascht. „Sollte es möglich sein? Leute, die am kranken Herzen leiden, besitzen prophetische Gaben. Hat Clotar am Ende doch richtig errathen, daß er sie hier treffen würde, die er sucht und meidet zugleich?"

Bald aber lachte er herzlich über seinen Einfall. Adeline hießen mehr Mädchen im deutschen Vaterlande, und nur wegen des ganz besonders tiefen Klanges, mit welchem der Freund diesen Namen stets genannt, war es ihm einen Moment lang zu Sinne gewesen, als könne es nur die eine Adeline geben. —

Einige Zeit darnach trat er an's Fenster und blickte sinnend in die Mondnacht hinaus. Die Landschaft lag in so schimmernd blendendem Glanze da, als sei es Winter und der erste Schnee gefallen. Alle Baumgruppen im Parke ließen sich unterscheiden wie am Tage; denn der Nebel war verschwunden. Vor seinem Zimmer gewahrte er einen breiten Balkon mit steinerner Brüstung. Orangen und Topfgewächse aller Art, auch einige Bänke, Sessel und Tische standen darauf. Es reizte ihn, sich dort noch Kühlung und Schlaf zu ergehen, und da er gewahrte, daß das eine seiner Fenster auch als Thür diente, so öffnete er es und trat ohne Zögern hinaus.

Es war jetzt herrlich draußen. Kein Athemzug ließ sich spüren. Er fühlte, daß die Luft gar nicht so kühl und scharf sei, als es ihm gegen Abend erschienen, sondern mild, wie im hohen Sommer. Nur die Müdigkeit hatte ihn vorhin fröstelnd gemacht.

Ueber ihm stand die volle Mondscheibe in majestätischer Klarheit; kein Wölkchen schwamm am Sternenzelt. Leuchtend funkelten die Himmelsaugen auf die schlafende Erde hinab.

Der Balkon zog sich längs der ganzen Hinterseite des Schlosses entlang und diente augenscheinlich dessen Bewohnern bei Tage zum Aufenthalt. Selbst einen zurückgelassenen Arbeitskorb und einige Bücher entdeckte der Graf. Eine lange Reihe von Fenstern und Thüren führte aus den Zimmern auf das spiegelblanke Steinparket hinaus. Unter dem Balkon lag ein Teich im Schatten, ein Weiher, von Weiden und Birken dicht umstanden. Dahinter breiteten sich Grasflächen aus bis zu einer Baumwand, durch welche hindurch man an einer Stelle die Havel erblickte. Ein großer dunkler Kahn glitt geräuschlos darauf hin und verschwand allmälig. Dahinter stiegen flache Uferhöhen an. Diese Umgebung war wie geschaffen für Jemand, der von der Welt und den Menschen nichts wissen mag, sondern lieber mit sich und seinen Erinnerungen allein ist. Graf Waldemar ließ sich nieder, schaute in den Park hinein und sah zu, wie das Mondlicht kaum merklich auf der Havel glitzerte. Darüber wandelte ihn eine schwermüthige Ruhe an und zum zweiten Male begannen seine Sinne im Halbschlummer zu schwinden. Wieder indessen störte ein Geräusch ihn jählings auf, ein leises Klirren. Er rieb sich die Augen und bemerkte, daß ein breiter Lichtstreif sich aus einem der Fenster über den Balkon ergoß. Dann öffnete sich die nächste Thür behutsam, und — er glaubte zu träumen. Eine Gestalt in weißem Gewande erschien und schwebte leicht wie ein Hauch daher. Kaum hob sie die Füße und stand gleich darauf in dem eigenthümlichen Zwielicht still.

Der Graf sprang staunend empor, rührte sich dann aber nicht von der Stelle, um die Erscheinung nicht zu verscheuchen. Erst als er sicher sein konnte, daß er nicht bemerkt würde, näherte er sich leise. Eine schlanke, liebliche Mädchengestalt stand vor ihm. Um die Schulter am breiten Bande trug sie eine Guitarre, welche sie in der matt herabsinkenden linken Hand hielt. Ihr Antlitz konnte man nicht genau erkennen, nur jugendliche Züge ließen sich unterscheiden. Das schöne Haupt war unbedeckt. In langen Wellen floß im Nacken ihr dunkles Haar hinab.

Sie richtete den Blick gen Himmel empor und leise bewegten sich ihre Lippen. Keinesfalls ahnte sie es, daß sich ein lebendes Wesen in ihrer Nähe befände. Graf Waldemar wagte kaum zu athmen und suchte unwillkürlich Schutz hinter einer dichten Oleandergruppe, die ihn, auch wenn sie sich nach seiner Seite wenden sollte, ihren Blicken entzog. Er war zweifelhaft, was er zu thun habe. Sich zu verrathen, schien ihm indiskret, zu lauschen, noch indiskreter. Schnell aber siegte der Gedanke, daß er vielleicht eine Kranke, eine Mondsüchtige vor sich habe, über alle Skrupel. Auch eine Unglückliche konnte es ja sein, die man möglicherweise hier gefangen hielt. All' dergleichen schoß ihm durch den Kopf. Auf jeden Fall war er schuldlos zum Zeugen des seltsamen Schauspiels geworden.

Jetzt bewegte sie sich. Langsam schritt sie der Brüstung des Balkons zu, gerade an einer Stelle, wo ein Vorsprung desselben weit über den Teich hinausragte. Leichtfüßig schwang sie sich hinauf und saß furchtlos über der Tiefe da, sich so weit vorneigend, daß der Graf mit Mühe einen Ausruf des Schreckens unterdrückte. Ahnungslos kehrte sie ihm ihr mondbeschienenes Antlitz zu und er überzeugte sich, daß es von fesselnder Schönheit sei, bleich und schmal zwar, aber vom edelsten Schnitt und Ausdruck. Es hätte kein trefflicheres Modell für eine Mignon geben können. Ihre Blicke waren sinnend auf den Park hinaus gerichtet und schweiften dann wieder wie suchend am Himmel umher.

„Ja," flüsterte sie leise im Selbstgespräch, „das ist er, das ist unser Stern, den er ansehen wollte, wenn er fern wäre. Ja, das ist er. Dort oben treffen sich unsere Blicke. Sei gegrüßt, gegrüßt tausendmal, Geliebter."

Und mit rührender Geberde nickte und winkte sie hinauf. Plötzlich aber hielt sie inne. Ein tiefer Seufzer rang sich schmerzvoll aus ihrer Brust. Sie deckte die Hand über die Augen und schluchzte. Dann schüttelte sie den Kopf, wie um eine Täuschung zu verscheuchen. Waldemar, der kaum drei Schritte von ihr entfernt war, glaubte die mehr gehauchten als gesprochenen Worte zu hören: „Wie kalt."

Nach einigen Minuten faßte sie sich und saß wieder regungslos da. Dann öffnete sie die Lippen und von einer tiefen, wohlklingenden Altstimme gesungen, strömten ihre Worte im Liede aus, wie eine ergreifende Klage. Mit leichten Saitenklängen begleitete sie die Strophen:

„Bleiche Sterne, sollt's ihm sagen,
Flüstert's leise ihm in's Ohr,
All' das Leid, das ich getragen,
Seit ich ihn, ach ihn, verlor.

Die du ruhst auf Wald und Hügeln,
Süße Nacht, mit deinem Flor,
Trag' auf deinen weichen Flügeln
Dieß dein armes Kind empor.

Decke mit dem schwarzen Schleier
Meine kranke Seele zu.
Unterm Schilf im kühlen Weiher,
Find' der Leid dann seine Ruh'.

Dann, ihr Sterne, sollt's ihm sagen,
Rufet laut es ihm in's Ohr,
Daß ich's nimmer konnt' ertragen,
Daß ich ihn, ach ihn, verlor."

Die letzten Worte waren von einem Thränenstrome halb erstickt, und als sie geendet hatte, brach die Unglückliche kraftlos zusammen. Sie weinte bitterlich und schwankte auf ihrem gefahrvollen Sitze hin und her, so daß sie in jedem Augenblicke hinabzustürzen drohte. In der Sorge um das liebliche Geschöpf vergaß der Graf jede ängstliche Rücksicht. Geräuschvoll trat er aus seinem Versteck heraus, um sie vor einem Unfalle zu bewahren und sie in ihr Zimmer zurückzuführen. Als sie seinen Tritt hörte, fuhr sie erschrocken empor. Dann aber, wie umgewandelt, starrte sie den Dastehenden mit einem Ausdrucke freudigen Staunens an.

Das Unerwartetste geschah.

Mit einem Jubelrufe eilte sie ihm entgegen. Es klang so kindlich und froh, daß der Graf sich tief ergriffen fühlte. Statt zu fliehen, wie er es geglaubt hatte, lag das holde Wesen im nächsten Augenblicke an seiner Brust. Sie schmiegte sich in seine Arme, als wolle sie dort Schutz suchen, barg ihr Gesicht an seiner Schulter und schluchzte. Er aber mühte sich vergebens, dieß sonderbare Räthsel zu lösen und hielt sie, wie ein Mann, dem man unvermuthet ein zartes Kind auf die Hände legt, so behutsam und so vorsichtig.

„Ich wußte es wohl, Geliebter, daß Du wiederkommen würdest," flüsterte sie. „Du konntest mich nicht verlassen. Jetzt ist Alles überstanden und vergessen. Hast Du auch unsern Stern angesehen, auf dem sich unsere Blicke treffen sollten? Ich grüßte Dich allnächtlich, und immer war's mir dann, als seiest Du selbst mir nahe gerückt, Du Lieber Du . . ."

So plauderte sie fort und der Graf hütete sich, sie zu stören. Er ahnte sehr wohl, daß hier eine Verwechslung vorliege, aber die Kranke schien in der Täuschung so glücklich zu sein, daß die Entdeckung der Wahrheit immer noch früh genug kam.

„Armes Kind," flüsterte er endlich nach geraumer Zeit, und drückte bewegt einen Kuß auf ihr schwarzes Haar, „was ist Ihnen geschehen?"

Jetzt erst blickte sie mit thränenumflortem Auge auf. Dann kam der Schrei des Entsetzens, den er längst befürchtet und ein Wehruf: „Ach Gott!" Erschrocken machte sie sich von ihm los und wollte fliehen, während er sie freundlich zu beruhigen suchte. In demselben Augenblick erschien aus der Thür, aus der das Mädchen gekommen war, ein ältlicher Herr von hoher, vornehmer Gestalt, der vor Verwunderung starr auf die Szene blickte.

„Was thust Du hier, mein liebes Kind?" sprach er sanft und zog das Mädchen, ohne den Fremden zu beachten, in's Zimmer hinein. Die Vorhänge am Fenster fielen, der Riegel knirschte leise, und der Graf stand wieder allein auf dem mondbeschienenen Balkon — rund um ihn her der schweigsame Park. —

II.

Begreiflicherweise that der Graf kein Auge zu in dieser Nacht. Alle Müdigkeit war verschwunden. Unaufhörlich mußte er an das eben durchlebte Abenteuer denken. Sollte er wirklich seines Freundes verlassene Geliebte aufgefunden haben! „Sonderling," rief er einmal über das andere, „voraussichtlich sind es ganz unnütze Bedenken gewesen, um derentwillen er sein Leben zerstört hat."

Er besaß Grund genug zu solchen Vermuthungen. Clotar von Herder war in der That ein Sonderling, der nur halb mit den Füßen auf der Erde stand. Zwar hatte das Schicksal ihn mit Allem gesegnet, was ein Mann in seinen Jahren sich nur wünschen kann. Er stammte aus trefflicher, angesehener Familie und vereinigte eine Fülle von geistigen und körperlichen Vorzügen in seiner Person. Auch an einem stattlichen Vermögen fehlte es ihm nicht. Seine früh verstorbenen Eltern hinterließen ihm ein Haus in der Residenz und ein prächtiges Gut. Allein er wußte, wie seine Kameraden — er diente damals mit Graf Maltzahn in demselben Regimente — es ausdrückten, mit all' diesen schönen Dingen nichts anzufangen. Zurückgezogen gleich einem Einsiedler lebte er in seinen vier Wänden hin. Dort vergrub er sich unter Büchern, Kupferstichen, Kunstgegenständen aller Art. Nur Graf Waldemar, der Einzige, mit dem er näheren Verkehr hielt, wußte, daß er mehr Interessen habe als diese allein. Sein eigentliches Geschäft war, Anderen Gutes zu thun, und er übte es stets, bevor er dazu aufgefordert wurde. Aermeren Kameraden, entfernten Verwandten, Freunden, begabten, aber mittellosen jungen Leuten, von deren Bedürftigkeit er hörte, half er, noch ehe sie seine Hülfe begehrt hatten. Auch so schweigsam, wie er sich für gewöhnlich zeigte, blieb er nicht immer. Er schwärmte für Naturschönheiten, für weite Ausflüge zu Pferde, die er mit Graf Maltzahn gemeinsam unternahm. Dann thaute er auf und seine große, empfängliche Seele ließ ungeahnte Schätze blicken. Alles Schöne begeisterte ihn. Für alles Edle und Gute trat er mit Feuer in die Schranken.

Wunderbar zart war seine innere Natur. Eine Kleinigkeit konnte ihn tödtlich verletzen, und mitten in bester Laune brach er oft ganz plötzlich ab, um aus dem Kreise der Genossen in sein einsames Haus zu flüchten. Er selbst machte sich dann wegen seiner Ausgelassenheit, wie er es nannte, Vorwürfe und zog sich ferner noch mehr denn sonst zurück.

Urplötzlich aber kam eine vollständige Veränderung in sein ganzes Wesen. Er wurde wie ein Mann, der bei tiefster Armuth plötzlich das große Loos gewonnen hat, der aber seinen Schatz keinem Andern zeigen darf. Geheimes Glück sprach aus seinem Benehmen. Irgend ein liebliches Mädchengesicht hatte es ihm angethan. An welchem Himmel indessen sein neuer Stern stünde, das verbarg er sorgfältig.

Graf Waldemar mühte sich lange ohne Erfolg, der Schönheit auf die Spur zu kommen, welche das Wunder vollbracht hatte. Was er indessen erst vergebens erstrebt hatte, ward ihm später ungesucht zu Theil. Das bis zum Rande gefüllte Herz floß endlich über und in einer traulichen Stunde offenbarte Clotar sich ihm. In fast überschwenglicher Weise, die ihm sonst am allerwenigsten zu eigen war, schilderte er dem Freunde seine Liebe. „Hier," rief er zum Schluß, „hast Du die Geschichte meiner Leiden — lies." Damit reichte er ihm ein Heft glühender Liebeslieder: „An Adeline" hin, die neben innigster Herzensempfindung ein ganz bedeutendes poetisches Talent verriethen.

„Du bist ja ein Dichter von Gottes Gnaden," hatte der Graf damals staunend ausgerufen, und er antwortete nur lächelnd:

„Wer möchte es in meiner Lage nicht sein? Glaube mir, sie macht Jeden dazu. Der trockenste Bursche wird in ihrer Nähe ein Heine." So und ähnlich schwärmte er weiter.

Der Graf, der wohl wußte, daß ein Wort, welches seinen Freund vielleicht ganz unabsichtlich verletzte, das Bekenntniß jäh unterbrechen würde, forschte ihn nicht aus, sondern gab sich zufrieden mit dem, was Jener ihm freiwillig erzählte. So erfuhr er denn auch den Familiennamen der Angebeteten nicht, sondern nur, daß es eine Adeline sei, die Clotar gefesselt hätte. Erst nach geraumer Zeit wagte er sogar die Frage, ob er schon an eine Verlobung und eine Hochzeit dächte. Auch das machte den Glücklichen stutzig und schien ihn zu verstimmen.

„Meinst Du, daß ich im Stande sein werde, ein Mädchen, ja und vor Allem solch' ein Mädchen glücklich zu machen? Es gibt doch sicherlich viele Männer, die ihrer würdiger sind als ich."

Graf Waldemar hatte damals über diese närrischen Zweifel herzlich gelacht, aber der Freund blieb von jenem Augenblicke an wieder ernst und verschlossen.

„Du hast Recht. Ich darf sie nicht länger in Ungewißheit lassen," entgegnete er endlich. „Allein, weißt Du, mir bangt vor der Entscheidungsstunde. Warum sollte gerade ich der Auserkorene sein, wo Andere dieß gewiß zehnmal mehr verdienen. Ich habe kein Glück."

Schon in jener Stunde stiegen in dem Grafen lebhafte Besorgnisse auf, die seitdem in vollem Umfange eingetroffen waren. Damals beunruhigte ihn noch Eins. Clotar, der Zurückhaltende, ließ sich öfters im vertrauten Umgange mit einem Herrn von Hersfeld sehen, einem der elegantesten Kavaliere der Residenz, der aber in allen Stücken sein vollkommenster Gegensatz war. Obschon derselbe ein Gut besaß, trieb er sich den größten Theil des Jahres doch in den Cafés, auf den Promenaden und Parkets von Berlin herum. Man behauptete allgemein, er suche aus triftigen Gründen nach einer reichen Erbin. Ohne daß man ihm gerade etwas Ehrenrühriges nachsagen konnte, mied ihn der gediegene Theil der jungen Leute dennoch. Wenn Herder mit ihm verkehrte, so hing dieß jedenfalls auf irgend eine Art mit dessen Herzensangelegenheiten zusammen, und das gerade schien dem Grafen nicht geheuer.

Die Katastrophe ließ nicht lange auf sich warten. Eines Abends, als der Graf gar nicht mehr auf Besuch rechnete, pochte es heftig an seiner Thür. Clotar trat ein wie ein Verstörter. Er warf sich in den nächsten Sessel, sagte kaum „guten Abend", stierte in's Licht und begann von irgendwelchen gleichgültigen Dingen zu reden, ein Zeichen verzweifelter Stimmung bei ihm. Auch war er todtenbleich, und als der Freund ihn endlich umarmte und ihn bat, sich auszusprechen, da stöhnte er aus gepreßtem Herzen auf: „O! es ist Alles, Alles aus, und ich selbst bin Schuld daran, ich selbst! Ich habe mein Glück verscherzt, ich war seiner nicht werth!"

Wie der Sturm den starken Eichbaum entlaubt, so hatte das Ereigniß auch ihn erschüttert und alle Frische in ihm vernichtet. Er war in wenig Stunden ein gebrochener Mann geworden. Was geschehen, erfuhr Graf Waldemar natürlich nicht. Auf Fragen gab er, wie oftmals, keine Antwort. Endlich äußerte er den Wunsch, in's Freie hinauszureiten. Der Freund willfahrte ihm, obschon sich ein solches Beginnen ziemlich wunderlich ausnahm; denn es war mitten im Winter, jeder Weg spiegelglatt, die Flur schneebedeckt. Der Mond stand ebenso klar am Himmel wie heute.

Die Charlottenburger Allee entlang über Westend in den berühmten Grunewald bogen sie ein, im schärfsten Galopp oder Trab fort und fort reitend, doch ohne ein Wort zu wechseln. So ging es auch zwischen den beschneiten Bäumen hin, im fußhohen Schnee den meilenweiten Weg entlang, der durch den Forst in schnurgerader Linie zum Wannensee führt. Endlich blickte dessen spiegelblanke Fläche zwischen den Bäumen hindurch. Die Pferde keuchten und der Schweiß gefror an ihren Haaren zu dickem Reif. Herder achtete dessen nicht und Graf Maltzahn ließ ihn gewähren, weil er wußte, daß dieß unter allen Umständen das Beste sei. An Heinrich von Kleist's Grabe, welches dort in der Waldeinsamkeit liegt, ein Wallfahrtsort aller Unglücklichen, hielten sie endlich still und stiegen ab. Herder setzte sich auf einen Baumstamm nieder, der am Boden lag und barg das Gesicht in den Händen. Endlich schien sein Herz erleichtert. Er erhob sich und sagte nur noch mit Bitterkeit: „Wahrlich, man wäre am besten daran, wenn man es machte, wie Der da unten."

Der Graf hatte bisher schweigend neben ihm gestanden. Nun stiegen Beide wieder zu Pferde und ritten langsam zur Stadt zurück. Anderen Tags war Herder ruhig wie gewöhnlich, doch in seiner ernsten, zurückhaltenden Stimmung, die nun auch nicht mehr schwand. Er wich selbst Waldemar's Bemühungen, ihn aufzuheitern, aus, sprach nie mehr über das Vorgefallene, nahm, ohne seinen Kameraden vorher auch nur ein Wort zu sagen, seinen Abschied und lebte seitdem meist einsam auf seinem Gute. Erst in der allerletzten Zeit war er wieder öfters nach Berlin gekommen und der Graf benützte das Wiedersehen, um ihn unmerklich von Neuem an den Verkehr mit Menschen zu gewöhnen. Es schien ihm auch, als habe er Erfolg damit, bis ihn die eben gemachte Erfahrung daran irre werden ließ. —

Alle diese Erinnerungen kreuzten in jener Nacht zu Havelhorst des jungen Grafen Sinn. Das Räthsel, vor dem er stand, zu dessen Lösung die Andeutungen vorhanden waren, aber die rechten Mittel noch fehlten, quälte ihn unablässig. Um jeden Preis beabsichtigte er, noch am kommenden Tage nach Berlin zu eilen, den Freund aufzusuchen und durch ihn selbst die Sache aufzuklären. „Der gerade Weg der beste!"

Im Schlosse schlief noch Alles, als er wieder im Sattel saß und über die Zugbrücke in den Park hinausritt. Früher, wie er gehofft, schlossen gegen Mittag die Uebungen, und es war ihm nach der durchwachten Nacht recht lieb, noch ein wenig ausruhen zu dürfen. Der Baron ließ sich, wie am Tage zuvor, entschuldigen und das Mittagessen wurde droben im Zimmer servirt. Die Versuche, den Bedienten hiebei auszuforschen, scheiterten an dessen wohldurchdachtem Schweigen. Mit Mühe erfuhr der Graf, daß der Schloßherr Baron von Waldstetten heiße, daß dieß Gut an der Havel schon seinem Vater gehört habe und daß er früher meist den Sommer über, seit einem Jahre aber ununterbrochen hier draußen wohne. Die Grenzen von Havelhorst überschritte er nur noch, wenn zwingende geschäftliche Gründe dieß unvermeidlich machten. Die Zeitangaben stimmten ungefähr mit Graf Waldemar's Vermuthungen überein. Ein Jahr etwa war es her, daß Herder nach jenem verhängnißvollen Abende das Haus der Geliebten gemieden. Die Frage nach dem Fräulein beantwortete der Alte nur mit einigen ganz unverständlichen Worten, die er in den Bart brummte. „Früher, ehe sie krank wurde, wohnte sie hier in diesem Zimmer," fügte er hinzu.

Eine Stunde darauf bestieg der Graf seine treue Fantasca wieder, welche den Vormittag über im Stalle gestanden, und ritt nach Berlin. Der Weg dorthin betrug an vier Meilen und er durfte nicht zögern. Wenn es ein so gutes Werk galt, wie hier, war ihm jedoch

Linien-Infanterie. Hochländer. Artillerie mit Elephanten. Bengalischer Lancier. Dragoner der Königin. Schottischer Offizier.

Der Krieg in Afghanistan: Typen und Uniformen der eng

…ager …general. Adjutant. Infanterie auf Elephanten.
Eingeborner Offizier Reiter auf einem Dromedar.
Offizier der Infanterie. Gurkas-Offiziere. Bengalische Infanterie in Interimsuniform. Indische Artillerie. Bombay-Infanterie. Gurkas-Schützen.

…chen **Operationsarmee.** Zeichnung von G. Janet. (S. 496.)

noch niemals eine Entfernung zu groß gewesen. Die Stute zeigte keine Spur mehr von den letzten Strapazen und schritt flott darauf zu. Unterwegs grübelte er sich in einen kleinen Roman hinein, den glücklich zu lösen er eben im Begriffe stand. Schon sah er den Freund, vor Seligkeit strahlend, seine schöne Braut am Arm. Er zweifelte nicht länger, daß Adeline von Waldstetten und die Geliebte Clotar's identisch seien. In seiner Brust schlug ein treffliches Herz. Er wünschte aufrichtig, die Beiden zu vereinen, und was man wünscht, hält man auch nur zu gern für wahrscheinlich.

Freilich verhehlte er sich keinen Augenblick, daß er, auch wenn Alles glücklich zusammentraf, bei Herder selbst noch einen schweren Stand haben werde. Gewiß ließ sich dieser nicht leichten Kaufs zu einer Fahrt nach Havelhorst bewegen. Allein, wenn er sich auch entschieden sträubte — dießmal, wo es sich um so ernste Dinge handelte, war der Graf entschlossen, moralischen Zwang zu gebrauchen und ihn bei der Ehre zu fassen. Das Mittel trog bei Herder nie.

Kaum ließ sich der Reiter, als er die Stadt erreichte, die nöthige Zeit, für sein Pferd zu sorgen. Dann warf er sich schnell in die nächste Droschke und fuhr zu Herder's Hause. Sein Herz pochte förmlich, als er die wohlbekannte Treppe hinaufstieg. Welch' ein Wiedersehen erwartete ihn dort oben. Er mußte noch einmal stille stehen, um sich Alles zu vergegenwärtigen, was er sagen wollte.

Er zog die Glocke. Die alte Haushälterin öffnete und begrüßte ihn freundlich. Flüchtig nickte er ihr zu und schob sie beiseite, um sich selbst dem Freunde durch sein Erscheinen anzumelden. Schon legte er die Hand auf den Drücker.

„Wo wollen Sie hin, Herr Graf? — Zu Herrn von Herder?"

„Freilich, zu wem denn sonst wohl?" Waldemar sah die Alte erstaunt an.

„Den finden Sie nicht. Er ist verreist."

„Verreist — verreist. Ist das wirklich der Fall?"

„Gewiß, Herr Graf."

„Und wohin, auf wie lange?"

Ein Achselzucken gab Antwort. „Das wissen wir Alles nicht, unser lieber Herr hat uns gar nichts hinterlassen als das nöthige Geld. Den Bedienten hat er auf's Gut hinausgeschickt. Der weiß aber auch nichts."

Waldemar stand völlig verdutzt da. An diesen fatalen Zwischenfall hatte er nicht gedacht, und wer mochte sagen, ob so günstige Gelegenheit sich ihm zum zweiten Male bieten würde.

„Gab Herr von Herder Ihnen keine Bestellung für mich?"

„Nein, oder, ja doch. Auf dem Schreibtische liegt etwas für Sie, Herr Graf." Sie zündete hiebei ein Licht an und holte das versiegelte Billet herbei. Mit größter Hast wurde es erbrochen und gelesen.

„Lieber! Ich ahne, daß Du mich hier suchen wirst. Du hast ja von jeher so unheilvolle Einfälle gehabt. Ich fliehe deßhalb und rathe Dir, mich nicht zu verfolgen; denn ich werde mich wohl zu verstecken wissen.

Immer

Dein Clotar."

„Und wohin sollen die Briefe nachgesendet werden?"

„Die bleiben hier liegen, wenn Herr von Herder mir nicht schreibt oder telegraphirt. Bis jetzt hat er noch nichts von sich hören lassen."

(Schluß folgt.)

Johann Nepomuk v. Nußbaum,

k. bayer. Generalstabsarzt à la suite und Universitätsprofessor.

(Hiezu das Portrait S. 481.)

Die Münchener sind nicht wenig stolz auf „ihren" Nußbaum, denn der vielberühmte Kliniker ist ein echtes Münchener Kind und am 2. September 1829 in der bayerischen Landeshauptstadt geboren.

Nachdem er das Gymnasium hinter sich gebracht und den medizinischen Doktorgrad an der Universität seiner Vaterstadt errungen hatte, besuchte er die großen Hospitäler von Berlin und Paris, wurde 1851 von dem bekannten Kinderarzt Dr. August Hauner als Praktikant in sein trefflich organisirtes Spital aufgenommen und im folgenden Jahre Assistent der chirurgischen Abtheilung des städtischen allgemeinen Krankenhauses in München. Fünf Jahre später habilitirte er sich an der Münchener Universität als Privatdozent für Chirurgie und Augenheilkunde und übernahm auch die Stelle eines Operateurs im Dr. Hauner'schen Kinderspitale. Seine hervorragenden Leistungen als Praktiker wie als fachwissenschaftlicher Schriftsteller verschafften ihm schon im Jahre 1860 die Professur der Chirurgie und Augenheilkunde an derselben Universität, an welcher er seinerzeit zum Doktor der Medizin promovirt worden war.

Bald war der Andrang von Hülfesuchenden so groß, daß sich Nußbaum genöthigt sah, zum Zwecke ihrer Behandlung an der Nymphenburger Straße ein großes Privatspital in Verbindung mit einem orthopädischen Institut zu errichten, in welchem er Kranke in Wart und Pflege auf- und die in seiner Privatpraxis nothwendig erscheinenden größeren Operationen vornimmt, während seine Thätigkeit nach letzterer Richtung in Folge seiner Stellung als Direktor des allgemeinen städtischen Krankenhauses links der Isar, Abtheilung für Chirurgie, gleichzeitig nicht minder stark in Anspruch genommen erscheint.

Beim Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 trat Nußbaum als Oberstabsarzt in die bayerische Armee ein und machte den Feldzug am Main im Hauptquartier des Oberkommandanten Prinzen Karl von Bayern mit. Die hervorragenden Dienste, welche er im Felde geleistet, wurden durch Verleihung des Civilverdienstordens der bayerischen Krone belohnt, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist. Der große deutsch-französische Krieg des Jahres 1870/71 sah Nußbaum in obiger Stellung im ersten bayerischen Armeekorps unter General von der Tann. Die Erinnerung an seine ganz außerordentliche Aufopferungsfähigkeit lebt noch heut in der Armee. Hunderte durften sich seines persönlichen Eingreifens nicht bloß in den Spitälern, sondern auch auf den Schlachtfeldern erfreuen, Hunderte danken ihm ihr Leben, Tausende ihre Gesundheit.

Ritt er über ein Terrain, auf dem der „männermordende" Kampf gewüthet, so flog sein forschender Blick nach allen Seiten nach Unglücklichen, die seiner Hülfe bedurften, und ward er eines solchen ansichtig, so ließ er sich mehr vom Pferde fallen, als er von demselben stieg, um sofort Hand anzulegen. So reich der Schatz seines Wissens und so weit das Gebiet seines Könnens, seine Humanität kommt ihnen gleich. Arme finden bei ihm bereitwilligst allzeit nicht nur unentgeltliche Heilung, sondern vielfach auch werkthätige pekuniäre Unterstützung, die es ihnen möglich macht, die vorgeschriebene, vielleicht für ihre Verhältnisse nicht zu bestreitende Diät einzuhalten, so daß er mit gutem Grunde als ein hervorragendes Element der freiwilligen Armenpflege bezeichnet wurde.

Mit umfangreicher wissenschaftlicher Bildung verbindet Nußbaum eine wahrhaft geniale operative Geschicklichkeit, während die Heilkunde gleichzeitig seinem schöpferischen Geiste eine lange Reihe neuer Erfindungen und neuer Methoden zu verdanken hat.

So finden sich unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten solche über die Verwerthung des Chloroform als schmerzstillendes oder doch schmerzlinderndes Mittel, über Gesichtsschmerzen und Nervenresektionen, über kariöse Tumoren (Geschwülste), Steinschnitt mit Steinzertrümmerung, über Transfusion, subkutane Injektionen, operative Behandlung der Blasen-, Scheiden- und Mastdarmkrebse — hierin war Nußbaum Schüler von Spencer Wels in London, bei dem er vor etlichen Jahren Studien machte — über Bauchwunden, Ovariotomie, temporäre Tracheotomie, Kniegelenkresektionen, über Drainage der Bauchhöhle bei Ovariotanie, über Knochentransplantation, Krebs und Hospitalbrand, über Radikaloperationen der Hernien circumcision bei chronischen Unterschenkelgeschwüren ꝛc. ꝛc., bei denen Nußbaum's erfinderisches Genie neue Gesichtspunkte oder Behandlungsmethoden aufgefunden hat.

Im Jahre 1875 hat Nußbaum in der chirurgischen Klinik zu München Lister's antiseptische Wundbehandlung eingeführt und empfahl dieselbe zunächst in einer kleinen Broschüre: „Die chirurgische Klinik in München im Jahre 1875", welche er vier Jahre später unter dem Titel: „Leitfaden zur antiseptischen Wundbehandlung insbesondere zur Listerischen Methode für seine Schüler und für praktische Aerzte" gänzlich umarbeitete. Und er war offen und bescheiden genug, darin vor aller Welt zu gestehen, wie viel Opfer vor Einführung dieser Methode die Praxis gekostet.

Wie sehr ihm am Herzen liegt, mit seinen Schülern fort und fort Fühlung zu behalten, zeigten schon seine im Jahre 1866 erschienenen „Vier chirurgischen Briefe an seine in den Krieg ziehenden ehemaligen Schüler".

Es ist hier nicht der Platz, alle Schriften Nußbaum's namentlich anzuführen. Laien mag die eine bezeichnet sein, in welcher er nachwies, daß an die Stelle einer trüben Hornhaut ein geschliffener Krystallkörper in's Auge eingeheilt werden kann.

Seine Erfindung der Operation einer Interkostal-Neuralgie mittelst Nervendehnung verdankt die Wissenschaft, wie Nußbaum im „Aerztlichen Intelligenzblatt" berichtet, einem Zufalle. Er hatte im Jahre 1860 ein Ellenbogengelenk resecirt und die tonischen Krämpfe am Arme des Kindes waren verschwunden, nachdem bei der Operation der Assistent mit dem Haken den Nervus ulnaris stark gedehnt hatte. Gleiches hatte 1869 in einem andern Falle Hofrath Billroth beobachtet. So kam Nußbaum auf den Gedanken, bei Krämpfen und Schmerzen die Nerven zu suchen und zu dehnen, weniger um eine namhafte Verlängerung desselben, als ein Loslösen des Nervenmarkes von seiner Hülle und eine andere Ernährung zu erreichen. Seinen ersten Versuch machte Nußbaum mit der Nervendehnung schon 1871 und er gelang. Bald folgten weitere von ihm und anderen Aerzten mit gleich gutem Erfolg unternommene. So erwarb sich diese Operation das Bürgerrecht. Zunächst wendete sie Nußbaum nur bei peripherischen Leiden an, bald aber, auf die Listerische Methode gestützt, auch bei centralen. Ein bisher ganz vereinzelt dastehendes Beispiel einer solchen Operation ist die von Nußbaum am 6. November 1878 an dem k. preußischen Regierungsrath L. aus L. vorgenommene. Seine Schmerzen waren so groß, daß er sich einer Operation zu unterziehen beschloß, die noch nie gemacht worden. Die Hauptschmerzpunkte lagen links und rechts oben dem Nabel. So wurde die vordere Bauchwand zum Angriff ausersehen und der erste 8 Centimeter lange Einschnitt in selbe links gemacht, eine Schichte Zellgewebe, Fascie und Muskel durchgetrennt und beiseite geschoben. Da kamen drei horizontal verlaufende Interkostalnerven aus den Muskeln heraus, die Nußbaum nun einzeln mit Daumen und Zeigefinger packte und langsam und allmälig verstärkend centrifugal und centripetal in die Länge zog. Dann geschah dasselbe — dießmal unter großen Schwierigkeiten — rechts vom Nabel. Von da an blieben die neuralgischen Schmerzen aus, nach zwanzig Tagen waren die Wunden fast ganz geheilt und am fünfundzwanzigsten Tage reiste der Patient genesen in seine norddeutsche Heimat zurück. Die Operation machte begreiflicherweise ungeheures Aufsehen.

Seit Oktober 1872 ist Nußbaum königl. bayerischer Generalstabsarzt à la suite.

C. J. Regnet.

Die anglo-indische Armee.

(Hiezu das Bild S. 484 und 485.)

Die anglo-indische Armee, welche im gegenwärtigen Augenblicke auf verschiedenen Punkten Asiens und Afrikas in schwerwiegende Kämpfe verwickelt ist, verdient die Aufmerksamkeit unserer Leser in doppelt hohem Grade, und wir glauben ein übersichtliches Bild derselben gerade jetzt am Platze.

Die Soldaten der Königin haben beinahe vollständig ihren europäischen Schnitt bewahrt. Wir sehen die Linieninfanterie mit ihren scharlachrothen Wämmsern, den Schotten mit dem Plaid, dem Rock in bunten Farben und der Waidtasche mit den Haarfransen; die Offiziere tragen den stählernen Claymore und den Dirk (Dolch) mit großen Topasen. Die Dragoner haben ganz europäische Ausrüstung der Pferde, das weiße Lederzeug über dem scharlachrothen Rock und die Büffelhandschuhe. Die Artillerie macht sich immer durch ihr dunkles Blau mit schmalen rothen Passepoils bemerklich. Die Stabsoffiziere haben meist einen schwarzen Pelz mit seidenen Oliven, welche an die österreichischen Dolmans erinnern. Für alle diese Korps sind die Federhüte, Tschakos, Kaskets durch eine lokale Kopfbedeckung ersetzt, bestehend in einem Korkkasket, mit weißer Leinwand bezogen, welches die indischen Soldaten vor dem Sonnenstich zu schützen im Stande ist. Das Kasket wird mit einem Musselinschleier umwunden. Die Bewaffnung besteht in dem Henry-Martinigewehr, welches sich sehr gut bewährt haben soll. Die eingeborenen Truppen haben eine aus ihrer heimischen Tracht und der britischen gemischte Uniform. Die bengalische Infanterie besteht meist aus großen Gestalten mit dunkelbrauner Farbe und einem großen schwarzen Bart. Ihre Kopfbedeckung besteht in einem umgeneuren Turban von weißer Leinwand; der Scharlachrock hat vorne ein großes schwarzes Schutzleder. Equipirung und Armirung sind dieselben wie bei der europäischen Infanterie. Die Gurkas (Bergbewohner des nördlichen Indien), von kleinem Wuchs, nervig und beweglich, bilden vorzügliche Schützen. Ihre Uniform ist ganz schwarz. Ihr Hieber, den sie hinten tragen, wird im Handgefecht zu einer furchtbaren Waffe. Die eingeborene Reiterei besteht aus Lanciers auf prächtigen bengalischen Pferden, mit einer langen beweglichen Bambuslanze. Bei einigen Divisionen befinden sich eingeborene Reiter auf Dromedaren. Die Artillerie hat theils Bergkanonen, welche auf Maulthieren fortgebracht, theils Neunpfünder, welche von Pferden, häufig auch von Elephanten gezogen werden. Letzteren ist es gelungen, die englischen Geschütze auf die Höhen des Khyberpasses zu schaffen und so den Eintritt in das Königreich Afghanistan zu erzwingen.

Notizblätter.

Literatur.

— **Johanna v. Sydow gibt in ihrem „Moden- und Toilettenbrevier"** (Leipzig, Spamer) eine kleine Aesthetik des gesammten Kostüms mit historischen Ausblicken, welche dem Buche einen viertiefen Werth verleihen. Das Buch verschafft der Frau ein ganz anderes Interesse an der Toilette, als das des augenblicklichen Putzes; ein Blick in die Vergangenheit und auf die Entwicklung der Mode läßt sie erkennen, daß es nichts bloß Zufalliges war, was die Mode schafft, sondern daß auch hier der Geist der ganzen Zeit Einfluß gewinnt. Das Mitgetheilte und die Form der Mittheilung entspricht ganz den Bedürfnissen der Belehrung, welche zugleich unterhalten sein will, und man wird mit Vergnügen bald dieß, bald jenes Kapitel herausgreifen und namentlich auch in dem reichen künstlerischen Schmuck von der Hand Emil Doepler's seine Belehrung und Unterhaltung finden — kurz das Ganze ist ein reizendes Angebinde für Damenhände.

— **De la Motte Fouqué's reizendes Zaubermärchen „Undine"**, das noch immer eine Lieblingsdichtung aller poetisch gestimmten Gemüther ist und seine Reize frisch bewahrt hat, ist nun auch durch eine Meisterhand illustrirt worden. Leopold Bode, dem wir die prächtigen Illustrationen zum Sagenkreis Karl des Großen und zu Schiller's Glocke verdanken (beide bei H. Keller in Frankfurt erschienen), hat Fouqué's „Undine" in zwölf Bildern verherrlicht, die in sehr schönen Photographieen das in groß Folio gedruckte Werk schmücken (Frankfurt, Keller). Wir haben über die Dichtung nichts zu sagen, nur von den Bildern möchten wir rühmen, daß sie den Geist derselben voll ausstrahlen, daß sie uns ganz in den Zauber des wunderbaren Märchens versetzen und durch die anmuthigen Gestalten, wie durch den Reiz der Umgebung unwiderstehlich fesseln. Wir freuen uns, daß auch dieser echt deutschen Dichtung durch diese prachtvoll ausgestattete Ausgabe ihr Recht auf dem reichsten Salontisch geworden.

— **Die Freimaurerei hat mit ihren Mysterien auch für den** Laien einen ganz besonderen Reiz und es kann ihm nur erwünscht sein, einen tieferen Blick in das Wesen und die Arbeit derselben zu werfen, namentlich wenn es an der Hand eines so gewiegten Führers geschieht, wie der des Herausgebers der maurerischen Zeitschrift „Die Bauhütte": J. G. Findel, welcher in seiner „Geschichte der Freimaurerei" (Leipzig, Findel) uns ein volles Bild der Entstehung und Entwicklung dieses über die ganze Erde verbreiteten Bundes gibt, der im Wesen seiner Bestrebungen eins ist, aber in der Form so weit auseinandergeht. Das Buch, dem ein umfassendes Studium der einschlägigen Literatur und eine reiche Statistik zu Grunde liegt, ist auch für den Laien klar und verständlich geschrieben, es fesselt durch eine anziehende Darstellung und gewinnt für die Institution durch den Ernst, der aus dem Ganzen spricht. Durch die guten Register empfiehlt sich das Buch namentlich als Nachschlagewerk.

— **Das „Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege" (Braunschweig, Bruhn)**, das jetzt in den zweiten Jahrgang getreten, hat sich durch seine treffliche Leitung und die wirklich auf die nächsten Bedürfnisse praktisch und rationell eingehenden Aufsätze als ein ganz vorzügliches Organ dieses wichtigen Zweigs des öffentlichen Lebens erwiesen, dem man gedeihliches Fortkommen wünschen muß.

— **Der oft gemachte Versuch, für die Universitäten ein Organ** zu schaffen, wollte immer nicht recht einschlagen. Nun hat aber schon die „Alma Mater" in Wien sich Bahn gebrochen und wir erhalten eben die neueste Nummer des „Centralblatts für Deutschlands Studenten", welches seltsamerweise in keiner Universitätsstadt, doch nahe genug einer be-

deutenden Wissensstätte (Hannover) erscheint und namentlich das Leben und Treiben der Studenten, d. h. die spezifisch studentischen Interessen in's Auge zu fassen bestimmt scheint.

— **Der Briefwechsel des Bischof Ketteler von Mainz wird von** Dr. J. M. Reich herausgegeben und bei Kirchheim in Mainz erscheinen. Die Sammlung soll 309 Briefe umfassen.

Bühne.

— **Die Verwaltung des Dresdener Hoftheaters veröffentlicht** soeben einen statistischen Rückblick auf das Jahr 1878, dem wir folgende interessante Daten entnehmen: Von allen Autoren in Oper, Drama und Lustspiel war 1878 im k. Hoftheater am häufigsten vertreten Friedrich Schiller. Er brachte es auf 42 Abende, von denen 30 auf „Tell" entfallen. Goethe kam 18mal, Mozart 17mal, Beethoven (Fidelio) 10mal daran. Numerisch übertroog in der Oper Verdi mit der Ziffer 34, worunter „Aida" 10mal figurirt. Richard Wagner kam 29mal (Lohengrin 12=, Tannhäuser 11=, Rienzi 6mal), Shakespeare 21mal, Auber 14mal, Gutzkow 5mal, Lindau 15mal, Birchpfeiffer 12mal, Moser 34mal. Rosen kam auf 10 Abende. Die Novitäten erreichten die Ziffer 23 im Drama, 3 in der Oper. Neu studirt waren 11 dramatische, 11 musikalische Werke. An 488 Abenden (Neu- und Altstadt kombinirt) ward gespielt, und zwar 554 Stücke (368 dramatischen, 189 musikalischen Inhalts).

— **Der Landtag des Großherzogthums Oldenburg bewilligte** auf Antrag des Magistrats zum Bau eines neuen Theaters aus Landesmitteln einen Zuschuß von 100,000 Mark. Das Theater wird aber 300,000 Mark kosten. Die fehlende Summe wird darum zu gleichen Theilen von der Stadt und der großherzoglichen Theaterkommission hergegeben.

— **Laube hat im Wiener Stadttheater einen Versuch mit V.** Sardou's Schauspiel: „Ferréol" gemacht: wohl ohne dauernden Erfolg. „Ferréol" ist ein auf Erweckung starken Mitgefühles im Zuschauer berechnetes Stück. Ein Unschuldiger, der wegen angeblichen Mordes verurtheilt wird; ein Schuldiger, der seine Unthat nicht eingestehen will; Zeugen des blutigen Vorfalles: ein Kapitän und eine Dame, welche sich nicht entschließen können, ob sie sprechen oder schweigen, ob sie der Pflicht oder der Ehre Gehör geben sollen; kurz Spannung vom Anfang bis zu Ende, stundenlange Aufregung allerdings; so geschickt Sardou aber berechnet und rechnet, so stimmt doch nicht Alles in seiner dramatischen Rechnung und die „wenn" und „aber" stellen sich von selbst ein. Das Stück gehört überhaupt zu jener Gattung, welche den einfachen, natürlichen Weg der Geradheit und Offenheit mit allen erdenklichen Auskunftsmitteln zu umgehen weiß, um existenzfähig zu sein. Ein Wort, und die Seifenblase würde zerspringen. Doch dem Autor gehört die freie Wahl, wir fordern von ihm nur Talent und Konsequenz in der Durchführung. Diese zeigt Sardou in ziemlich hohem Grade auch in diesem Stücke, trotzdem er dem Gerichtsverfahren, und einem etwas sonderbaren überdieß, fast die volle Leitung der dramatischen Verhandlung überläßt. Dieses auf die Nerven und Thränen berechnete Stück muß scheinbar mit fieberhafter Aufregung und stiegender Hitze gespielt werden. Das fehlt uns in Deutschland und so kommt ein solches Stück immer zu kurz.

— **Das Schauspiel: „Onkel Hans" von Rudolph Elcho,** das im Wallnertheater in Wien als Novität gegeben wurde, hat nicht recht angesprochen, wohl auch um des falschen Bodens willen. Es ist ein Volksstück mit viel Handlung und starken Effekten und volksthümlichen Figuren. Es handelt sich um unterschlagene Testamente und ein von Zigeunern geraubtes Kind: ein auf einem böhmischen Grafenschloß weilender preußischer Offizier bringt Alles in's Geleise und befreit als Zigeuner verkleidet das Kind aus den Händen der Zigeuner. Dem Ganzen fehlt nur die rechte Bühnentechnik, die Vertiefung der Charaktere.

— **Das Lustspiel: „Meister Andrea" von Emanuel Geibel,** welches im Berliner Nationaltheater gegeben wurde, ist auf der deutschen Bühne so gut wie unbekannt geblieben. Es gehört zu einer ganzen Reihe von Schwänken, die nicht ausreifen konnten, weil sie in eine Zeit politischer Wirrnisse fielen. Vielleicht wäre „Meister Andrea" als Entwurf im Schreibpulte des Dichters geblieben, wenn nicht der Wunsch des damaligen Prinzen von Preußen die Vollendung des Lustspiels veranlaßt hätte. Die erste Aufführung desselben fand im Palais des Bestellers am 7. April 1847 statt und ist denkwürdig wegen der Mitwirkung erlauchter Dilettanten. Unter Anderen gab Prinz Friedrich Wilhelm, der jetzige Kronprinz des deutschen Reiches, die Rolle des Malers Buffalmaco, der den im Stücke vorkommenden Scherz eigentlich anstiftet. Eine italienische Novelle lieferte den Stoff, um den sich das Scherzspiel gefällig trystallisirt. Der Bildschnitzer Andrea hat in seiner Zerstreutheit vergessen, daß er Freunde eingeladen, und wird von diesen dadurch bestraft, daß sie ihm einreden, er sei der Kapellmeister Matteo. Sie erreichen in der That ihren Zweck, zugleich aber auch etwas, was sie nicht beabsichtigt haben, indem er Matteo's Nichte Margherita gegen dessen und seiner Freunde Willen mit dem Baumeister Leonetto verheirathet, so daß die Fopperei auf ihre Anstifter zurückfällt. Diese Ironie ist als eine neue Wendung in einem Sujet zu bezeichnen, das in vieler Beziehung antiquirt erscheinen muß. Im Nationaltheater hatte „Meister Andrea", getragen von der Karnevalsstimmung, aus der das Lustspiel herausgeschaffen ist, einen großen Lacherfolg.

— **Im königlichen Opernhause in Berlin ist „Feramors", lyrische** Oper in drei Akten von Anton Rubinstein, Text nach Moore's Gedicht von Julius Rodenberg, zum ersten Male in Szene gegangen. Der Stoff ist bekanntermaßen bereits von Felicien David unter dem Titel: „Lalla Routh" in Musik gesetzt und in ähnlicher Weise verwendet worden. Rubinstein ist von der Dichtung bei seiner Vorliebe für orientalische Stoffe angezogen worden, und er hat auch in ihr Vorwürfe genug für seine an Farbentönen reiche Palette gefunden. So ist wohl manch' blendende Skizze, manches lebendige Tongemälde entstanden, welches erfreut und erfrischt, aber das ganze Werk ist kaum geeignet, einen tieferen Eindruck zu machen und eine dauernde Erinnerung zu hinterlassen. Rubinstein gehört hinsichtlich des Styls weder der klassischen noch der modernen Richtung an, er steht zwischen Beiden; in den Ausdrucksmitteln ist er Realist. Seine Melodie tritt offen hervor, wiederholt sich auch des Oefteren, besonders wenn sie schön ist, ohne sich dabei in große Instrumentirungskunststen zu setzen; sein Orchester ist gern polyphon, wenn auch nicht unter allen Umständen, und geht zumeist auf den großen Effekt aus, wobei dann, wie in dem vorliegenden Werke, die Blechinstrumente und die Becken viel herhalten müssen. Den Werth der einzelnen Theile der Oper anlangend, so ist der erste Akt wohl der bestechendste, der zweite hingegen innerlich der bedeutendste. Beim Publikum fanden nur diese beiden ersten Akte Anklang, und die Künstler wurden nach Schluß derselben wiederholt gerufen. Nach dem dritten Aufzuge wurde wohl applaudirt, jedoch ohne Wärme und Nachdruck.

— **Offenbach hat keinen größeren Ehrgeiz, als Operukomponist** zu heißen. Man staunt darüber, denn er könnte sich mit dem Namen des größten Operettenkomponisten wohl begnügen. Bereits vor mehr als einem Jahrzehnt brachte er auf dem k. k. Hofoperntheater in Wien eine Oper: „Die Rheinnixen" betitelt, glücklich heraus. Jetzt hat er mit Jauner wieder das Uebereinkommen getroffen, eine Oper: «Les contes d'Hofmann», im Herbst im k. k. Hofopern theater in Wien zur Aufführung zu bringen. Der Text von Barbier und Carré soll sehr wirksam sein.

— **Karl Goldmark's „Königin von Saba" ist auf dem Teatro** Regio in Turin zum ersten Male zur Aufführung gekommen und hatte einen durchschlagenden Erfolg, auch bei der Kritik.

Industrie und Verkehr.

— **Mit Genehmigung des Parlaments von Victoria veranstaltet** die dortige Regierung eine internationale Weltausstellung in Melbourne, welche am 1. Oktober 1880 eröffnet und am 31. März 1881 geschlossen wird. Die hiezu bestimmten Gebäude und Anlagen sind bereits im Bau begriffen und kosten circa 2 Millionen Reichsmark. Australien, das über England einen sehr bedeutenden Handel mit ganz Europa unterhält, nimmt nach den statistischen Exportationsausweisen dieses Landes die dritte Rangstufe ein. Diese Thatsache dürfte die Fabrikanten, Industriellen u. s. w. in hohem Grade interessiren und zu einer ebenso zahl- als erfolgreichen Theilnahme anregen. Die provisorischen Bureaux der bereits ernannten königlichen Kommission, Generalsekretär G. C. Levey, befinden sich gegenwärtig 8 Victoria Chamber, Victoria Street, Westminster, London, und mag man sich um etwaige Auskünfte an diese Adresse wenden.

— **Die Berliner Gewerbe-Ausstellung, welche am 1. Mai eröffnet** wird, soll fünf Monate dauern. Die Ausstellungsräumlichkeiten befassen 25,000 Quadratmeter. Der Andrang zur Ausstellung war so groß, daß schon seit einiger Zeit keine neuen Anmeldungen mehr angenommen wurden.

— **Die Gemeindeverwaltung von Madrid trifft Vorbereitungen** für die für das Jahr 1880 in Aussicht genommene Weltausstellung. Dieselbe hat bereits ein Terrain zu diesem Zwecke angekauft.

— **Vor Kurzem ist der Verwaltungsbericht des japanischen** Generalpostmeisters für das mit dem 30. Juni 1878 beendete Etatsjahr erschienen. Dieser Bericht zeigt, welchen Aufschwung das japanische Postwesen seit der vor wenigen Jahren erfolgten Umgestaltung desselben nach dem Muster der Posteinrichtungen der großen Kulturstaaten genommen hat. Die Gesammtzahl der Postanstalten betrug 3792. Die Zahl der beförderten Briefsendungen bezifferte sich auf 47 Millionen: im Vergleich zum Vorjahr eine Steigerung um 23,1 Prozent. Darunter befanden sich allein 10 Millionen Postkarten, ein Beweis für den praktischen Sinn der Japaner, welche sich dieses bequemen und billigen Verkehrsmittels mit Vorliebe bedienen. Auch der Postanweisungsverkehr weist eine Zunahme um 21,1 Prozent auf. Die Anzahl der nach fremden Ländern abgesandten Sendungen betrug 10,4 Prozent, diejenige der eingegangenen 16,7 Prozent mehr als im Vorjahre. Als besonders bemerkenswerth möchte zu erwähnen sein, daß das Etatsjahr 1877/78 das erste ist, in welchem der japanischen Postverwaltung die Genugthuung zu Theil geworden ist, einen Ueberschuß zu verzeichnen, indem die Einnahmen die Ausgaben um 5,9 Prozent überstiegen haben. Wie bekannt, bildet Japan seit dem 1. Juni 1877 ein Glied des Weltpostvereins. Nach den Angaben des Generalpostmeisters haben sich die an den Eintritt Japans in denselben für die Verkehrsentwicklung dieses Landes geknüpften Erwartungen nach allen Richtungen erfüllt. Auch auf dem Pariser Postkongreß war Japan durch zwei Abgeordnete vertreten.

Gesundheitspflege.

— **Die griechischen Weine, welche seit einiger Zeit in den** Handel gebracht werden, haben sich so gesundheitszuträglich erwiesen, daß die Medizin sie mehr und mehr verwendet und die besten Erfolge damit erzielt. Es war daher ein glücklicher Gedanke des Stuttgarter Apothekers Burk, die Heilmittel der Medizin mit diesen griechischen Weinen zu verbinden und verschiedene, sofort von den Aerzten in ihre Verordnungen aufgenommene, Arzneimittel, namentlich stärkender Art, herzustellen, wie Chinawein mit Malvasier oder Santorin, Eisenchinawein, Kakao- und Kakaochinawein, Pepsinwein. Diese Spezialität der Sanitäts- und Arzneiweine ist bereits, Dank der Vorzüglichkeit der Waare wie der Erfolge, zu einem glänzenden Zweig des Stuttgarter Marktes herangeblüht, der die vollste Aufmerksamkeit der Wissenschaft verdient. Eine besondere Schrift von C. H. Burk: „Kultur und Behandlung griechischer Weine" (Stuttgart, 1878), gibt darüber wissenschaftliche Auskunft und Belege.

Sport.

— **Im Floragarten Bella Vista zu Hannover wird in den Tagen** vom 21.—25. Mai d. J. eine internationale Ausstellung von Hunden aller Rassen stattfinden, mit welcher eine Verloosung von 50,000 Loosen à 1 Mark verbunden ist. Das Ausstellungsbureau, von dem die ausführlichen Prospekte zu beziehen sind, befindet sich 32 Schillerstraße.

Statistik.

— **Was Amerika verraucht und vertrinkt, ist nach den in dem** Jahresbericht des Bundes-Steuerkommissärs enthaltenen statistischen Aufstellungen geradezu ungeheuer. So sind trotz der schlechten Zeiten nicht weniger als 1,905,063 Mille Cigarren während des letzten Fiskaljahres geraucht worden, was, jede Cigarre im Durchschnitt zu 10 C. gerechnet, die Summe von 190,506,374 Dollars ausmacht. Außer diesen Cigarren wurden noch 25,312,433 Pfund Rauchtabak konsumirt, deren Werth man auf 15,000,000 Dollars schätzen kann. Die Ausgaben für Tabak sind jedoch unbedeutend im Verhältniß zu den Summen, die für Getränke verschiedener Art ausgegeben wurden. Von gegohrenen Flüssigkeiten wurden noch 317,465,600 Gall. konsumirt oder ungefähr 7 Gall. auf jeden Mann, Frau oder Kind. Die gegohrenen, sowie die spirituösen Getränke kosten dem Volke der Vereinigten Staaten nach Schätzung des Bundes-Steuerkommissärs 596,000,000 Dollars pro Jahr oder 13,25 Dollars pro Kopf.

Denkmäler.

— **Gleichwie Rubens ist auch der berühmteste niederländische** Dichter des 17. Jahrhunderts außerhalb seiner Heimat geboren. Es hängt dieß mit den damaligen religiösen Wirren Hollands zusammen, in Folge deren viele Antwerpener Familien ihr Vaterland verließen und eine Zeitlang in dem benachbarten Deutschland Schutz suchten. So wurde Joost van der Vondel im Jahre 1587 zu Köln am Rhein geboren. Sein Geburtshaus liegt in der großen Mitschgasse Nr. 1 und führte im 16. Jahrhundert die etwas seltsame Benennung „Zur Fiole". Aus Anlaß des kürzlich gefeierten zweihundertjährigen Sterbetages des berühmten Dichters wurde im Giebel des bezeichneten Hauses in Köln eine steinerne Gedenktafel angebracht, welche folgende Inschrift trägt: „Der niederländische Dichter Joost van der Vondel, gestorben in Amsterdam den 5. Februar 1679, wurde hier im Hause, genannt ‚Zur Fiole', geboren den 17. November 1587".

— **Dem ersten großrussischen Buchdrucker, Iwan Fedorowitsch,** wird in Moskau ein Denkmal errichtet, wozu die archäologische Gesellschaft die Mittel aufgetrieben hat.

Gestorben.

— Jules Bastide, 1848 Minister des Aeußern, 68 Jahre alt, in Paris.

— Adolf Honeck, Genre- und Landschaftsmaler, Mitte Februar, in Dresden.

— Jean Rousseau, Enkel Rousseau's, 72 Jahre alt, in Siena, am 23. Februar.

— Geh. Archivrath Dr. Sudendorf, Herausgeber des hannover'schen Urkundenbuchs, am 25. Februar, in Hannover.

— Generallieutenant z. D. Frh. v. Willisen, Senior des eisernen Kreuzes erster Klasse, Kriegsschriftsteller, 89 Jahre alt, am 25. Februar.

— Dr. Blau, kaiserlich deutscher Generalkonsul in Odessa, am 26. Februar.

— Schir Ali, Emir von Afghanistan, am 26. Februar.

— Großfürst Wjatscheslaw Konstantinowitsch, 16 Jahre alt, am 27. Februar, in St. Petersburg.

— Der König von Korea, am 27. Februar.

— Philipp Maria Guidi, Kardinal-Bischof von Frascati, am 28. Februar, 62 Jahre alt.

— Frh. Karl v. Manteuffel, k. preuß. Geheimerath, vorm. Minister für landwirthschaftliche Angelegenheiten, in Berlin, 73 Jahre alt, am 28. Februar.

— Karl Becker, großherzogl. hessischer Kammersänger, am 1. März, in Darmstadt.

— Eduard Kierschner, Direktor einer Theaterakademie, vorm. k. k. Hofburgschauspieler, in Berlin, am 1. März.

— Dr. F. Heer, Alt-Bundespräsident, in Glarus, am 1. März, 54 Jahre alt.

Schillers Werke in der Hallbergerschen Prachtausgabe.

(Hiezu das Bild S. 488.)

„Diese neue Ausgabe der Werke Schillers," sagt eine werthe Kollegin unserer Blätter, „hat in der Gesammtheit ihrer Vorzüge, was Reichthum der Illustrationen, Gründlichkeit der Textrevision, Schönheit des Drucks und Billigkeit anbelangt, etwas Imponirendes und ist ganz dazu angethan, die Vorliebe für Schiller besonders in den Herzen der Jugend festzuhalten." Kein Wunder, daß sie von der deutschen Nation mit so einstimmiger Anerkennung aufgenommen wurde, und trotzdem, daß Schillers Werke bereits vorher schon in keinem Hause fehlten, einen so glänzenden Erfolg hatte. Wer seinen Schiller lieb hatte, wollte ihn auch in dieser Prachtausgabe, die dem großen Dichter ebenbürtig war, besitzen. Sie wird in diesem Jahre mit dem vierten Bande vollendet. Um aber allen Wünschen des Publikums gerecht zu werden, kommt die Verlagshandlung jetzt namentlich dem nach, die Prachtausgabe in größeren Abtheilungen beziehen zu können, und so erscheint von jetzt ab eine dritte Ausgabe in Viertelsbänden, also im Ganzen in sechzehn Abtheilungen, von denen je alle 2—3 Wochen eine erscheint. Wir fügen diesem erneuten Hinweis auf das prächtige Nationalwerk ein Bild aus dem zweiten Bande bei, den neunten Auftritt im vierten Akte von „Don Carlos". Es ist die Szene, in welcher der König die ganze Summe seines Zornes über die Königin ergießt und selbst die Infantin, das unschuldige Kind, nicht schont, eine Szene voll Erregung und Leidenschaft, die der Künstler, Ferdinand Keller, meisterhaft wiedergegeben.

Die Schul- und Volksgärten

als ein wesentliches Bedürfniß unserer Zeit.

Wohl noch nie hat die Frage nach einer durchgreifenden sittlichen Erziehung der Jugend sich fühlbarer gemacht, als eben jetzt, wo die Verwirrung der Begriffe über Eigenthum, Ordnung, Gesetz und Sittlichkeit einen wahrhaft erschreckenden Höhepunkt erreicht haben. Unter den früheren, mehr patriarchalischen Zuständen übten die Religion und die weniger freie Selbstständigkeit der Individuen immer noch einen bestimmten Einfluß auf die Gesittung der Menschheit aus, wie wir solche heut noch in vielen Theilen des platten Landes vorfinden. Mit der Verfeinerung des Lebens in den größeren Städten, besonders aber seit der Einführung einer sorgsam gepflegten Industrie, eines erleichterten Verkehrs und anderer Einrichtungen mehr, entfaltete sich ein stets wachsender Wohlstand, welchem als natürliche Folge eine gesteigerte Genußsucht und ein erhöhtes Trachten nach Geld sich anschließen mußte.

Die anfänglich leichter fließenden Existenzmittel gestatteten es auch den niederen Ständen, an den Genüssen eines üppigeren Lebens theilzunehmen, und vermehrten die Orte zu deren Befriedigung in einer bis dahin ungekannten Zahl. Welchen Einfluß und welche Folgen diese Wandlung der Dinge auf die stets unmündige Menge ausgeübt, das hat sich gerade jüngst vor unseren Augen vollzogen, weßhalb darüber zu sprechen überflüssig ist; aber nur so viel sei gesagt, daß alle Diejenigen, welche mit ihren wirklich gutgemeinten oder unlauteren Absichten diese Zustände geschaffen oder bevormundet haben, es erkennen mögen, was das heißt: „den ewig Blinden" Freiheit zu gewähren, die sie nicht richtig zu verwerthen wissen.

Wir stehen gegenwärtig auf dem Punkt einer nothgedrungenen Aenderung dieser Zustände, welche sich aber nicht allein durch eine strengere Gesetzgebung wirksam zeigen wird, vielmehr ist es vor allen Dingen nöthig, das Uebel an der Wurzel zu erfassen und solchergestalt zwar langsam, aber um so sicherer zu heilen. Dieses einzig wirksame Mittel ist aber die Erziehung der Jugend, denn auf ein Zurückgehen zu den früheren religiösen und patriarchalischen Grundlagen dürfte bei den gegenwärtig so in's Extrem verschobenen Zuständen wohl kaum mehr ernstlich zu denken sein.

Glücklicherweise hat die Mutter Natur jedem Menschen zwei kostbare Gaben auf den Lebensweg mitgegeben, welche sein Schicksal zu leiten berufen sind, und diese heißen: Gemüth und Verstand!

Das Gemüth empfängt alle Eindrücke und sammelt sie gleich fixirten Bildern im Gedächtniß auf, während der sich langsamer entwickelnde Verstand dieselben später nach seinen Erfahrungen beurtheilt und verwendet. Es kommt daher bei der Erziehung des Menschen Alles darauf an, welche Gemüthseindrücke das Kind in seinen ersten Lebensjahren empfängt, denn gerade diese werden sein späteres Denkvermögen stets beherrschen. Waren sie gute, so werden sie auch später die Seele immer wieder darauf zurückführen; waren sie aber schlechte, so werden schon in den ersten Lebensjahren die Keime einer schlechten Saat gelegt und das Kind ist in den meisten Fällen schon verdorben, bevor es die Schulstube betritt. Die Schule aber kann einer fehlerhaften oder gar schlechten Erziehung wenig mehr nachhelfen, denn ihre Aufgabe ist es, den Verstand durch Kenntnisse zu bereichern, sie hat aber nur wenig Mittel zur Verfügung, dem Gemüth neue Nahrung zu geben. Diese Erfahrung ist längst bekannt und hat man ja schon seit langen Jahren die Fröbel'schen Kleinkinderschulen eingeführt; ob dieselben aber gerade für diejenigen Volksklassen in genügender Weise vorhanden sind, welche ihrer am meisten bedürfen, das ist eine

Frage, die hier nicht näher besprochen werden soll. Jedenfalls aber ist gerade diese Angelegenheit eine hochwichtige Sache, die allen Menschenfreunden nicht warm genug an das Herz gelegt werden kann.

Jeder einzelne Mensch besitzt Erinnerungen aus seiner frühesten Jugendzeit, die geradezu unauslöschlich für ihn geblieben sind, darum ist es die Aufgabe der Erziehung, gerade solche Motive zu wählen, welche einen entschieden sittlichen Eindruck gewähren, um das jugendliche Gemüth damit bleibend zu fesseln. Wohl keinem einzigen von allen wird es leichter gelingen, als gerade denen, die auf natürlichen Grundlagen ruhen, und deßhalb wird alles das, was mit der lebenden Natur verbunden ist, das jugendliche Gemüth am meisten berühren, worauf schon Pestalozzi, Franke und der Engländer Locke hingewiesen und denen in neuerer Zeit sich Lüben, Lukas u. A. angeschlossen haben. — Die Natur ist die Mutter alles Irdischen, die Alles erhält, und deßhalb ist sie es, die uns von der Wiege bis zum Grab das allermeiste Interesse und zugleich das leichteste Verständniß gewährt. Daher werden auch die Eindrücke, die wir in unserer Jugend von ihr erhalten, für die ganze Lebenszeit unauslöschlich sein. Um so viel mehr muß es uns angelegen sein, solche Eindrücke dort zur Geltung zu bringen, wo sie durch die Verhältnisse gehört worden sind, wie z. B. in dem Getriebe des größeren Städtelebens, aus welchem Grunde wir als Ursache haben, sie dort möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen.

Namhafte Pädagogen des In- und Auslandes haben, wie schon vorhin gezeigt wurde, die große Wichtigkeit dieser Sache längst erkannt und sind von vielen Regierungen darin unterstützt worden. Wenn nun auch diesen Anstalten mehr das Nützlichkeitsprinzip zu Grunde lag, so ist darum doch nicht der nebenliegende moralische Werth derselben zu verkennen.

In den verschiedensten Ländern wurden schon seit geraumer Zeit Gärten mit Schulen verbunden, welche, je nach ihrer Einrichtung, entweder zu Erholungsgärten bestimmt waren, wie etwa die bei den Pensionsanstalten der Herrnhuter, oder den Zweck hatten, Kenntnisse über Land- oder Gartenbau, Baumkultur, Seidenzucht, gewerbliche Pflanzenkunde u. dergl. m. mit dem Schulunterricht zu verbinden. Ganz besonders hat sich Schweden hierin ausgezeichnet, welches gegenwärtig schon an 2000 vorzugsweise landlicher Gartenbauschulgärten besitzt. Ihm folgen Belgien und Frankreich, in welch' letzterem Land einzelne dieser Anstalten mit außerordentlichen Mitteln unterstützt werden.

In Oesterreich, wo schon seit der Regierung der Kaiserin Maria Theresia Bedacht auf solche Gärten genommen wurde, hat sich seit einigen Jahren der Gymnasialdirektor Erasmus Schwab es sehr angelegen sein lassen, Schulgärten im Sinne unserer Zeit zu gründen, und sind dort schon an 200 derselben entstanden. Als gewiegter Pädagog blieb Schwab jedoch auf dem einseitigen Standpunkt der schwedischen Schulgarten nicht stehen, sondern verband neben den materiellen Zwecken auch solche der wirklichen Erziehung und Belehrung damit, wie z. B. seine geographischen und lokalen Zusammenstellungen der Pflanzen es beweisen, und hat er seine Erfahrungen in einer Schrift niedergelegt, die schon in der vierten Auflage unter dem Titel: „Der Schulgarten. Ein Beitrag zur Lösung der Aufgabe unserer öffentlichen Erziehung", Wien 1876 bei Hölzel, erschienen ist.

In dem Programm des Direktors Schwab sind Schulgärten für das platte Land und solche für Stadtschulen verschieden angelegt und werden auch nach den verschiedenen Ansprüchen und Bildungsbedürfnissen ausgestattet mit Schulhaus, Gartenanlagen, Uebungsgarten, Turnplatz u. s. w., und diejenigen für höhere Schulen werden außerdem mit Aquarien, Treibhäusern und Vogelhäusern versehen. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Gärten einen weithin wirkenden sittlichen Erfolg haben werden; aber weil sie Eigenthum bestimmter einzelner Schulen sind, wird ihre ganze Anlage immerhin eine große Einseitigkeit behalten und jeden anderweitigen Besuch oder Benützung durch Andere ausschließen. — Gerade diese beiden Uebelstände geben Veranlassung genug, uns die Sache praktischer zu denken und an Stelle der Schulgärten Volksgärten entstehen zu lassen, welche nicht nur den Schulen allein, sondern für Jedermann unentgeltlich geöffnet sind. Um die große Nothwendigkeit solcher Anstalten in den gewerbreichen Städten zu beweisen, müssen wir um zwanzig bis dreißig Jahre zurückgehen. Vor jenen Zeiten lebte der damalige Handwerker oder Geschäftsmann noch bei seinem Meister oder Brodherrn, wo er arbeitete, aß und schlief, und hatte des Sonntags die Werkstatt oder das Bureau zu seiner Verfügung. In jetziger Zeit ist dieß anders, denn der Handwerker ist gegenwärtig vom Meister oder Fabrikanten unabhängig und wohnt, ißt und schläft, wo er will. Das mehr patriarchalische Verhältniß zwischen Brodherrn und Arbeiter hat aufgehört, und Niemand wird es bestreiten können, daß gerade hierin das Grundübel unserer gegenwärtigen Korruption zu suchen ist. Die Absonderung hat entfremdet, das gegenseitige Interesse gänzlich aufgehoben und in vielen Fällen sogar feindlich gestimmt. Allerdings gibt es größere Etablissements, wo die lobenswerthesten Einrichtungen zum Wohl der arbeitenden Klasse bestehen, sie sind aber immerhin verschwindend klein gegen die Menge solcher Anstalten, die es nicht thun. Auf was ist nun der Arbeiter in seinen Mußestunden angewiesen, wenn er zur Winterszeit in seiner kalten Schlafstelle nicht frieren will? Es bleibt ihm zuletzt keine andere Wahl übrig, als das Wirthshaus zu besuchen, und was er dabei gewinnt, ist hinlänglich bekannt. Aber wie Mancher unter ihnen würde es mit Freuden begrüßen, wenn ihm Gelegenheit geboten wäre, seine freie Zeit auf eine angenehme und nützliche Art zu verwerthen, denn es gibt wirklich noch mehr junge Leute, als wir glauben, die von solchen ernsten Gefühlen durchdrungen sind. Aber gehen wir weiter und betrachten wir das Leben der verheiratheten Arbeiter, wenn der Sonntag kommt. Wie gern würde mancher Familienvater mit seinen Angehörigen eine Anstalt besuchen, wo er außer Speise und Trank auch noch einen belehrenden geistigen Genuß haben könnte; aber Lokale zu besuchen, wo ein für seine Kräfte zu hohes Eintrittsgeld gefordert wird, muß er natürlich meiden und deßhalb fällt auch er mit seiner Familie wieder dem Wirthshaus anheim, und die Eindrücke, welche die Jugend da empfängt, müssen demoralisirend auf die ganze spätere Generation einwirken.

Wie es selbst bei rechtlich denkenden Arbeitern mit der Kindererziehung in den Wochentagen aussieht, wo der Vater nur wenige Tagesstunden zu Hause ist und die Mutter mit Nebenerwerb und der Haushaltung vollauf zu thun hat, das ist bekannt genug. Wo nun aber jeder gute Wille, die Kraft dazu und das gute Beispiel fehlt, da ist Alles verloren, denn die Straße wird zum Erziehungsinstitut und das böse Beispiel zum Lehrmeister. Auf ihr gehen die Wege auseinander und nur ein geringer Theil findet den geraden Weg zum richtigen Ziel. Wir kommen nach solchen Betrachtungen schließlich zu der Ueberzeugung, daß es hohe Zeit ist, dieser immer drohender auftretenden Entartung unserer gesellschaftlichen Zustände ernstlich entgegenzutreten. Wie ist nun aber naturgemäßer und zugleich wirksamer dieses Ziel zu erreichen, als eben durch die Anlegung von Volks- und Schulgärten, welche in den Wochentagen dem Schulunterricht und des Abends und an Sonntagen dem Besuch des Publikums offen stehen?

Solche Volks- und Schulgärten sind natürlich nach der Größe und den Bedürfnissen jeder Stadt verschieden zu denken und lassen sich allgemeine Gesichtspunkte dafür nur in den Umrissen hinstellen. Ueber die Ausdehnung und Lage derselben gebieten natürlich die Umstände und haben wir uns deren Einrichtung etwa folgendermaßen vorzustellen: Außer einer geschickten Gruppirung aller einheimischen Gewächse nach ihren natürlichen Standorten ist auf die wichtigsten Kulturgewächse, Arzneipflanzen, Giftpflanzen ꝛc. besonders Bedacht zu nehmen und sind die für Schulzwecke nothwendigen Pflanzstätten, sowie alle zur Bewirthschaftung derselben erforderlichen Einrichtungen möglichst abseits und gut maskirt unterzubringen.

Wo die Verhältnisse es irgend gestatten, ist für durchfließendes Wasser Sorge zu tragen und sind in der Anlage kleinere und größere Weiher für die solcher bedürfende Thier- und Pflanzenwelt ja nicht zu vergessen. Wenn irgend möglich, ist den geologischen Verhältnissen des betreffenden Landes durch Darstellungen von Grotten, Geschieben oder losem Gestein möglichste Rechnung zu tragen, und wo sich Denkmäler aus alter Zeit, wie Grabhügel, Runensteine, Pfahlbauten u. A. m., anbringen lassen, sind auch diese nicht zu vergessen. In der Nähe des Ein- und Ausgangs auf einem freien Platz ist eine mäßige Restauration mit Wohnung für den Wirth, die Gärtner und den Vorstand, mit Lesezimmern, kleinen Sammlungen ꝛc. zu denken, an welche sich ein gut beschatteter Spiel- und Turnplatz anschließt.

Diese wenigen Andeutungen werden genügen, um einen in seinen Hauptpunkten charakterisirten Volks- und Schulgarten vorzuzeichnen, der je nach den Bedürfnissen und den verfügbaren Mitteln sich später weiter auszubauen berufen ist. Eingehende Besprechung dieser wichtigen Angelegenheit findet sich in den „Entwürfen für die Gründung neuer naturhistorischer Gärten" in den kürzlich bei Voigt in Weimar erschienenen „Naturstudien" von L. Martin.

Hoffen wir, daß in dem ruhelosen Treiben unserer Zeit die Stimmen Derjenigen nicht überhört werden, welche das Bedürfniß nothwendiger Reformen unserer gesellschaftlichen Zustände längst erkannt und die geeignetsten Mittel dafür bereits vorgeschlagen haben.

Don Carlos. IV. Akt, 9. Auftritt. Zeichnung von Ferd. Keller. (S. 487.)
(Aus Hallbergers illustrirter Prachtausgabe von Schillers Werken.)

Englische Damen besuchen ein Maurenhaus. Zeichnung von J. R. Burgeß. (S. 496.)

Um ein Herz.

Novelle

von

E. Falk.

(Fortsetzung.)

XIII.

Fein, kalter Regen rieselt einförmig nieder, hüllt all' die blühenden Gärten, in die das alte, kuppelreiche Kiew so weich gebettet liegt, in undurchdringliche Schleier und läßt die grauen Mauern des Sophienklosters noch düsterer und menschenfeindlicher als sonst erscheinen. Die Linden im Klostergarten triefen vor Näße, das Gras der Rasenplätze ist plattgewalzt, im Wege stehen große Sümpfe, in denen häßliche rothgraue Regenwürmer zappeln, und das sonst so klare Wasser im Bassin des Sophienbrunnens fließt in trüben gelben Strömen über den Steinrand hinaus und verwandelt den ganzen Gartenplatz in eine trübe Lache, auf der die Blasen so munter tanzen, als koche es inwendig.

Weiter ist aber auch wirklich nichts Lustiges zu finden, so weit das Auge reicht. Die muntere Vogelschaar, die sonst Bäume und Boskets des alten Klostergartens fast überreich belebt, schmiegt sich dick aufgeplustert in's nasse Laub, und der frohe Mädchenschwarm, der sich an anderen Tagen in jeder freien Minute im Hofraum tummelt, durch die Gartengänge schwärmt, sitzt zusammengedrängt oben im großen Saale, über die Handarbeiten gebückt, und hört, oder soll wenigstens hören, auf die Legende von der heiligen Ida, die Schwester Beata, eintönig schnarrend, gewiß schon zum hundertsten Male vorträgt. Sehr große Aufmerksamkeit erregt sie nicht, die Geschichte der frommen Amazone, die auf dem Rücken ihres weißen Hirsches wunderthuend das Land durchzog, und besonders den größeren Schülerinnen gegenüber hilft heut kein strafender Blick über runde Brillengläser hinweg, kein warnendes Räuspern, zu dem jedes tadelnde Wort auf den Lippen der guten Beata regelmäßig zusammenschrumpft.

Immer wieder neigen sie die Köpfe zusammen, um einander mit hochgezogenen Brauen und wichtig gefalteten Stirnen ganz unaufschiebbare, unendlich interessante Neuigkeiten in die Ohren zu flüstern.

Nur Die, die sonst die Uebermüthigste, Geschwätzigste von Allen ist, verhält sich heut merkwürdig still, obschon gerade an sie die meisten Fragen und Bemerkungen adressirt werden. Die munteren Augen Olga's sind roth geränderte und kein Bitten und Drängen vermag ihren mürrisch geschlossenen Mund zu entsiegeln.

„Wird sie für immer bleiben, Olga?"

„Hat sie schöne Kleider mitgebracht?"

„Du mußt wissen, Olga, wie die Geschichte zusammenhängt. Ohne Ursache kehrt kein Vogel in den Käfig zurück!"

„Was sagte die Mutter zu ihr? Redete sie sie ‚Durchlaucht' an?"

„Du bist unausstehlich, Olga, mit Deiner Schweigsamkeit!"

Die sonst keineswegs übermäßig geduldige Olga läßt heut mit unerschütterlicher Langmuth Alles über sich ergehen; es ist ja ihr einziger Trost, daß man so ohne Weiteres annimmt, sie wolle nicht sprechen, denn ganz unerträglich wäre es ihr, wüßten alle die Neugierigen, die sie so unverholen um die Freundschaft der jungen Fürstin beneiden, daß sie ihnen auch mit dem besten Willen nichts erzählen könnte über die Verhältnisse, welche die junge Frau veranlaßten, in den Schutz des Klosters zu flüchten, weil sie bis jetzt selbst noch nicht drei Worte mit der Freundin gewechselt hat.

Sie weiß, sie fühlt, daß sie schlecht behandelt ist von Der, die sie früher beschirmt und geschützt, daß man sie vernachlässigt, beiseite geschoben hat, aber sie braucht sich wenigstens nicht bemitleiden zu lassen.

Sobald die Stunde vorüber ist, steigt sie vor den Augen ihrer Gespielinnen mit unnöthig energischen Schritten die breite, ausgetretene Steintreppe hinauf, die zu den Gastzimmern, die man der jungen Fürstin eingeräumt hat, führen, um, nachdem sie droben mit irgend einer Thür heftig geknarrt hat, leise und unhörbar die Hintertreppe, die in den Korridor münder, auf dem die Schlafsäle der Mädchen liegen, hinabzuschleichen.

Dort ist es um diese Stunde einsam, einsam und melancholisch, wie es sich für ein Herz paßt, das um verrathene Freundschaft blutet, dort kann sie ungestört jener Zeit denken, wo das oft citirte: „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag" des deutschen Dichters expreß für Ania und für sie geschrieben schien, kann die ungeheure Kluft, die zwischen dem Damals und dem Jetzt liegt, mit phantastischem Gespinnst überbrücken.

Wie heimwehkrank und sehnsuchtsvoll hatte der erste Brief Ania's gelautet, wie übermüthig und frisch war der zweite geschrieben! Dann kam urplötzlich die Verlobungsanzeige, die das ganze Kloster in stürmisch-freudige Aufregung versetzte, an der nur Schwester Nadeschda keinen Theil zu nehmen schien, die so still und gebeugt einherging, als sei ihr urplötzlich eine schwere Last auf's Herz gewälzt, und sogar an dem Vermählungstage, den alle Schülerinnen wie einen Festtag feierten, sich einschloß in ihre Zelle, wo sie, wie eine besonders wißbegierige Seele, die über den Zweck der Schlüssellöcher ihre eigenen Ansichten hatte, versicherte, stundenlang weinend und betend vor dem Gekreuzigten auf den Knieen gelegen hatte.

Seitdem waren nur wenig Tage vergangen, da ging's plötzlich wie ein Lauffeuer durch das ganze Kloster — Ania, die Vielbeneidete, die man im vollen Glanze ihrer jungen Herrlichkeit auf der hohen Flut großstädtischer Geselligkeit treiben wähnte, kehre als Gast für lange Zeit in die alte Heimat ihrer Kinderjahre zurück.

Man zweifelte, bestritt, lachte ungläubig — aber richtig, am Morgen des heutigen Tages hatte die gestrenge Oberin das ungeheure Ereigniß den versammelten Kostjüngerinnen selbst mitgetheilt und zwar nicht ohne eine sehr nachdrücklich betonte Appellation an das Zartgefühl und den Takt der jungen Mädchen, die in der früheren Genossin nun die Fürstin, die Frau zu respektiren wissen würden.

Olga hatte diesen Wink durchaus nicht auf sich bezogen. Sie, die Freundin, konnte doch eben nur die Freundin in der Erwarteten sehen!

„Was aber weiß solch' starres, in kalten Formen verknöchertes Nonnenherz von schwärmerischer Freundschaft unveräußerlichem Recht?" deklamirte Olga pathetisch, als sie von der Oberin mit einem nicht mißzuverstehenden Wink an der Thür des Empfangszimmers zurückgewiesen wurde, in das sie mit Schwester Nadeschda zugleich hatte einschlüpfen wollen.

Sie durfte der Freundin nicht entgegen, nicht in die Arme stürzen, sie konnte nur aus einem verborgenen Winkel hervor die Ankommende betrachten, die sich so ganz, ganz anders benahm, als sie es von ihr erwartet; so ruhig, so gelassen, so — fürstlich! Wie verändert sie aussah in den lang schleppenden dunklen Gewändern! Sie schien gewachsen in den wenigen Wochen, das frische runde Gesichtchen war schmal und bleich geworden und die Augen, groß und ernst, sahen viel dunkler aus als früher. Sie nickte lieb und freundlich in all' die alten, bekannten Gesichter der Pförtnerin, der Laienschwestern, die ihr dienstbeflissen entgegenliefen, und schien gar nicht verlegen und bestürzt, als ihr die hohe Frau Aebtissin drei Schritte jenseits der Schwelle des Empfangszimmers entgegen kam, um sie selbst hinein zu geleiten. Sie hatte den blonden Kopf mit ruhigem Anstande unter die segnend erhobene Hand geneigt und nur als sie, sich aufrichtend, hinter der hohen, würdevollen Gestalt der strengen Frau Schwester Nadeschda's blasses, mühsam beherrschtes Gesicht gewahrte, da hatte es momentan in den stillen Zügen gezuckt, da hatte sich's in ihr geregt, als wolle sie, gegen alles Ceremoniell, hineilen an das Herz der lieben, treuen Pflegerin und Hüterin ihrer Kindheit — da aber gerade war die Thür zugefallen und Olga hatte noch lange im dunklen Winkel gelehnt und des Rufes geharrt, der an sie ergehen sollte.

Wohl waren sie kurz darauf an ihr vorbeigestreift, die Beiden, Schwester Nadeschda und Ania, aber so eng umschlungen, so versunken in einander, daß Olga nicht gewagt, sich bemerklich zu machen. Sie wollte sich nicht aufdringen, wenn man ihrer nicht bedurfte — hatte sie sich damals gesagt, wiederholte sie sich wieder, wie sie in frostiger Kammer auf hartem Bettrand saß und an die Reihe der Ereignisse sehr trübselige Reflexionen über die Unzuverlässigkeit und Undankbarkeit der Menschennatur anknüpfte. Da fühlte sie plötzlich zwei weiche Arme um ihren Nacken, einen warmen Mund auf ihrer Stirn.

„Ania, meine Ania!"

„Liebe kleine Olga!"

Lachend, weinend und tolles Zeug durcheinander schwatzend, lag sie in den Armen der Freundin. —

Wie lange sie auf dem Bettrand neben einander gesessen, wußte Olga später selbst nicht, das aber wußte sie ganz bestimmt, klüger war sie in dieser ungestörten, so heiß ersehnten Plauderstunde nicht viel geworden. Ania hatte sehr wenig erzählt und sich sehr viel erzählen lassen. Sie war keiner Frage direkt ausgewichen, allein der Schatten, der in ihrem Auge lag, der Zug von Leid um ihren Mund hatte den Fragen von selbst Einhalt gethan, und so hatte Olga ihre Neugier tapfer zurückgedrängt und war froh gewesen, durch ihre drolligen Berichte, durch ihre launigen Schilderungen hin und wieder das alte süße Lächeln auf das blasse Gesichtchen zu locken, das an frühere bessere Tage erinnerte, wo die kleine Ania noch nicht Fürstin war.

Doch das ist nur aus Olga's Seele gesprochen, Ania nannte jetzt jene Zeit unbewußten, träumerischen Kinderglückes nicht mehr — die bessere.

Trotz all' des bitteren Leides, was ihr die letzten Wochen gebracht, meinte sie doch, das rechte, eigentliche Leben sei ihr erst aufgegangen an dem Tage, wo sie — ihn zuerst gesehen.

Sie hatte das dunkel gefühlt in allen schweren, thränenvollen Stunden, die an ihr vorübergezogen, so recht zu klarem, vollem Bewußtsein aber war es ihr erst gekommen, als sie droben in Schwester Nadeschda's Zelle vor der geliebten Beichtigerin auf den Knieen lag und, indem sie ihrem Auge jede Falte ihres jungen Herzens darlegte, selbst erst entdeckte, welch' eine Fülle von Liebe und Hoffnung sich unter der Decke von Schmerz und Bitterkeit doch noch verbarg.

Nadeschda hatte den Seelenerguß schweigend angehört. Das falbe Licht des regenschweren Himmels, gedämpft durch die kleinen, bleigefaßten Scheiben des schmalen, hohen Bogenfensters, vertiefte noch die Schatten, die Jahre und Schmerzen über das feine, einst gewiß sehr schöne Gesicht der Nonne gebreitet, aber in den großen, aufwärts gerichteten Augen verklärte sich der trübe Schimmer zu einem Strahl reinen Himmelslichtes. Ania war es, als gäbe es für diese Augen keine irdischen Grenzen, als müßten sie Alles erkennen, was ihr selbst noch so unverständlich, so verworren erschien, und wie sie, nach vollendeter Beichte, den blonden Kopf tief aufseufzend in den Schooß Nadeschda's barg, da hatte sie momentan das Gefühl, als sei nun Alles gut, als würden diese blassen, mageren Hände, auf welche sie die Lippen eben drückte, den Knoten in ihrem Lebensfaden leicht und sicher lösen.

Ach, und doch war sie gerade in diesem Augenblick nichts weniger als ruhig und zuversichtlich, die arme, weltentfremdete Klosterfrau, die wohl im Herzen, aber nicht im Leben Bescheid wußte, die sehr klar erkannte, wo gefehlt war, aber keinen Weg sah, diesen Fehler wieder gut zu machen.

Ihr langes Schweigen begann das Vertrauen der jungen Frau etwas wankend zu machen.

Es war so unheimlich still im Zimmer, nur das Rieseln des Regens in den metallenen Röhren drang wie fernes Schluchzen herein.

„Warum sprichst Du nicht? Bist Du unzufrieden mit mir?" fragte Ania endlich leise.

„Ja, Ania."

„Was that ich, das Tadel verdient?"

„Du hörtest mehr auf die Stimme Deiner verletzten Eitelkeit als Deines Herzens. Dafür büßest Du jetzt."

„Ich verstehe Dich nicht, Nadeschda," sagte Ania, sich verwirrt das Haar aus der Stirn streichend, in die ihr das Blut dunkel getreten war.

„Nicht? Was denn empörte Dich so, als Du hören mußtest, daß es nicht leidenschaftliche Liebe sei, die den Fürsten zu Dir hingezogen hatte? Er war Dir vom ersten Moment an freundlich gewesen, hatte Dich gestützt und geleitet wie ein zärtlicher Bruder, er erwies Dir die höchste Ehre, die ein Mann dem Weibe erweisen kann, denn er hielt Dich würdig, seinen Namen zu tragen. Noch heute, noch in diesem Momente sagtest Du mir, wie felsenfest Du an seine warme Zuneigung glaubtest. Was also empörte Dich so, daß Du, eingedenk der eben am Altar beschworenen Pflichten, ihn zurückstießest, als er sich Dir liebevoll nahte, ihn tödtlich verletztest in dem, was bei den Kindern der Welt am verwundbarsten ist, in seinem Mannesstolz. Wie nennst Du das Gefühl, wenn nicht gekränkte Eitelkeit?"

Sie war aufgesprungen von ihren Knieen, hoch und schlank stand sie da, die Arme gen Himmel streckend, als wolle sie ihn zum Zeugen anrufen.

„Ich nenne es Liebe, große, übermächtige Liebe, die Alles opfert, aber dafür auch Alles verlangt, die

lieber darbt, verschmachtet, als daß sie sich mit spärlichen Brosamen abspeisen läßt. Verstehst, begreifst Du das, Schwester Nadeschda?"

„Ich kenne nur die Liebe, die Alles duldet, Alles trägt und sich nicht erbittern läßt," sagte Nadeschda leise, ernst in Ania's wie verzückt leuchtende Augen blickend.

„Du Heilige! wie solltest Du auch? Wird mir doch selbst erst jetzt, erst in diesem Augenblicke die Bedeutung des oft gehörten und wohl oft gemißbrauchten Wortes recht klar. O Nadeschda, wie glücklich bin ich und doch — wie elend, wie trostlos elend!"

Die sich in hellem, stürmischem Jubel an den Hals der Nonne geworfen, barg jetzt in einem Paroxysmus von Thränen und Schluchzen ihr Gesicht an der Brust der mütterlichen Freundin.

Wenige Minuten duldete diese den heftigen Gefühlsausbruch, dann schob sie die Weinende sanft, jedoch entschieden von sich.

„Werde ruhig, werde Dir selbst klar," befahl sie fast streng. „Gestehe Dir, daß dieß wilde, anspruchsvolle Gefühl, das Dich den Mann, dem Du so viel verdankst, so schroff zurückweisen ließ, nichts mit echter Liebe gemein hat; Du thatest ihm weh, nicht weil, sondern trotzdem Du ihn liebtest!"

„Sei nicht hart, sei nicht grausam!" flehte Ania mit zusammengelegten Händen. „Jeder Gedanke seitdem war ja Reue — nur Reue. Ich war gereizt durch Vera Pawlowna's scharfen Spott, ich kannte mich selbst noch so wenig, ich that mir weher vielleicht als ihm. Und er wird mir verzeihen. Meinst Du nicht, Nadeschda? Er ist ja so gütig, er wird meiner Jugend Rechnung tragen! Nicht wahr, ich kann wieder gut machen, was ich verschuldet? Sprich, Dein Schweigen tödtet mich!"

„Hoffen wir, das Leben ist lang!"

„Das Leben? O Nadeschda, denkst Du nicht an den Krieg, den mörderischen Krieg, der so viel Leben jäh vernichtet? Wenn ich ihn nimmer wiedersähe! Nie hören könnte, daß er mir verziehen hat!"

„Hoffen wir!" sagte die bleiche Nonne nochmals, aber es klang das nicht sehr zuversichtlich. Sie hatte schon viele Hoffnungen zu Grabe getragen, sie glaubte nicht an die Glücksberechtigung der Menschen. Ania aber war jung und vertraute auf ihre Zukunft.

„Die geheiligte Nähe des Zaren ist ein mächtiger Schutz, so lange er den genießt, kann ihm nichts geschehen," tröstete sie sich kindlich.

Und dann war sie hinabgeeilt zu Olga, der lang vernachlässigten Freundin. Das übervolle und im Bewußtsein seines Reichthums momentan so glückliche Herz sehnte sich nach einer sympathischeren Antwort seines heißen, schnellen Schlages, als sie es in den matten Pulsen der blassen Nonne fand.

In den nächsten Tagen schien es fast, als wollte der frühere heitere, maifrische Klosterliebling wieder lebendig werden in der jungen Fürstin. Sie hatte alle ihre Sorgen und Kümmernisse, ihre bittere Reue und ihre heiße Liebe in einem langen Briefe ergossen, der noch in der ersten Nacht ihres Hierseins geschrieben ward.

Der einzig mögliche Weg, ihn in des Fürsten Hände gelangen zu lassen, schien der Unerfahrenen der durch Vera Pawlowna's Vermittlung, deren Adresse sie ja genau kannte. Sie war nicht immer freundlich zu ihr gewesen, die schöne, stolze Schwester, sie hatte ihr zuweilen sogar bitter weh gethan, doch Ania gehörte nicht zu den Menschen, welche die Schuld an gegenseitigem Mißverstehen nur außer sich suchen. Sie hatte im Egoismus des Glückes die Schwester sicher erst durch Vernachlässigung so tief verstimmt, sie durfte ihr nichts nachtragen, meinte sie, und so schrieb sie auch ihr freundlich, herzlich, heiter, wie eben ihre Stimmung war, und legte ihr den Brief an den „Gemahl", o wie innig, an das Herz.

Sehnsüchtig sah sie der Antwort entgegen! Jeder Tag ward mit froher Ungeduld begrüßt, denn er konnte ihn bringen. Sie schlichen recht langsam hin, hinter den Klostermauern, so eifrig auch die junge Fürstin versuchte, sich über diese Wahrheit zu täuschen.

Sie war fleißig, las, schrieb, stickte; sie verplauderte mit Olga manche Stunde im trauten Winkel am Sophienbrunnen, ein Vorrecht, auf das diese unsagbar stolz war, obschon sie von der gehofften rückhaltlosen Vertraulichkeit, die doch die Basis aller Mädchenfreundschaften ist, viel weniger merkte, als sie die neidischen Mitgenossinnen glauben machte.

Von Festen und Opern, von Toiletten, die sie gesehen, und vornehmen Leuten, mit denen sie zusammengekommen war, erzählte Ania willig und gern, weiter jedoch kam man merkwürdigerweise nie; es fand sich immer eine Unterbrechung, wenn eben die Wendung zum „Interessanten" eintreten sollte, und so wurde Olga's Diskretion nie auf zu harte Probe gesetzt. Das schwächte ihren Enthusiasmus indeß keineswegs ab, ja sie hing um so inniger an der Freundin, als sich jetzt das frühere Verhältniß gerade umgewandelt hatte und sich die selbstbewußte, sichere Olga ganz schulmädchenhaft unbedeutend neben der stillen, bescheidenen Ania vorkam.

Die neugierige Schaar der übrigen Klosterzöglinge hielt sich für Olga's Unnahbarkeit an Liska's sehr mittheilsamer Natur schadlos. Das Zöfchen fand es gar nicht so übel im Kloster, wo man doch wenigstens beachtet würde, und stellte ihr Licht keineswegs unter den Scheffel. Man mußte die Feste feiern, wie sie eben fielen. Im nächsten Winter konnte sie sich schon schadlos halten für Alles, was sie jetzt entbehrte. Fürst Sarafin würde es ihr sicher sehr hoch anrechnen, daß sie so treu ausgehalten in der selbstgewählten Verbannung.

Denn das that die kleine Liska wirklich. Sie liebte ihre junge Herrin zärtlich, trotz ihrer seltsamen Grille, immer und ewig diese grauen und schwarzen Kleider zu tragen und das schöne Haar in einen ganz einfachen Knoten zu schlingen, während doch Liska so gern mit den prachtvollen Toiletten, die sie heimlich eingepackt, Staat gemacht und in künstlichen Frisuren exzellirt hätte vor dem jungen, dankbaren Publikum. —

XIV.

Still und einförmig glitten die Tage weiter auf dieser kleinen stillen Insel im wild brandenden Meere der Gegenwart.

Je mehr die Hoffnung, die sie zuerst genährt, gestärkt, aufrecht erhalten, sich als trügerisch erwies, desto unerträglicher wurde dieser Zustand Ania.

Nadeschda's Trostgründe wollten immer weniger anschlagen. Ihre Ruhelosigkeit nahm erschreckend zu und bald war das Studium der Zeitungen, die nur auf ihren besonderen Wunsch Einlaß in das Kloster erhielten, noch die einzige Beschäftigung, die sie zeitweis fesseln konnte, die glänzenden Siegesberichte, die sie brachten, ihr einziger Trost.

Der Donauübergang war ohne Kampf erfolgt, der Balkan fast ohne Blutvergießen überschritten.

Das Vordringen des russischen Heeres schien mehr ein Triumph- als ein Kriegszug.

Warum bebte und bangte nur das arme Herz immer?

Er war ja geborgen und ein Brief geht leicht verloren in der so wild bewegten Zeit.

So fragte und beruhigte sie sich oft und fand doch weder Antwort, noch Ruhe, das Bangen aber blieb und wuchs mächtig, als der zweite, der dritte Brief, den sie ausgesandt, nicht besseren Erfolg erzielten, als der erste.

Was starren ihre Augen aber heut so entsetzt auf das Zeitungsblatt, als wollten sie der eigenen Sehkraft nicht mehr trauen?

Da steht es, steht groß und deutlich, daß Fürst Rurik Iwanowitsch Sarafin, zur Zeit dem persönlichen Gefolge Seiner Majestät attachirt, auf besonderen Wunsch zum neunten Armeekorps versetzt worden sei, das sich zum Angriff der bei Plewna sich sammelnden Türken vorbereite!

Entsetzt, todtenbleich starrt Ania auf die Unglücksbotschaft. Nun weiß sie, warum sie sich ängstigt, warum ihre Tage keine Ruhe, ihre Nächte keinen Schlaf haben!

Mit zehnfach brennender Spannung verfolgt sie von nun an den Gang der Ereignisse.

Abdul Kerim, zu dessen unfehlbarem Kriegsplane die hohe Pforte nachgerade das Vertrauen verloren, ward durch Osman Pascha ersetzt, unter dem der gering geschätzte Feind nun plötzlich andere, gefährliche Bedeutung gewann, und — am 20. Juli fühlte der Russe zuerst die gewaltigen Krallen des Löwen von Plewna in seinem zuckenden Fleische.

„Es ist das neunte Korps; hörst Du, Nadeschda, das neunte, sein Korps, das allein im Treffen gestanden hat, dessen Verluste noch nicht genau anzugeben, doch nicht unbedeutend sind. So steht hier geschrieben. Hörst Du, verstehst Du, was das heißt, und sagst Du noch, ich soll ruhig sein?"

„Ja, Du sollst, Du mußt, mein Kind! Hier wie dort stehen wir Alle in Gottes Hand, unter der Jungfrau Schutz."

„Nadeschda, Du hast nie geliebt!" schreit Ania auf mit in rathlosem Weh gerungenen Händen. „Oder, wenn Du je geliebt hast, so vergaßest Du, wie Liebe sich sorgt und sehnt, sonst müßtest Du es begreifen, wenn ich Dich knieend anflehe — laß mich fort, laß mich hin zum Schauplatz des Kriegs, hin zu ihm, der vielleicht verwundet, sterbend meiner bedarf."

„Du redest irre, Kind."

„Nein, ich weiß, was ich will. Gehen nicht vielleicht morgen schon die Schwestern Kathinka und Maria nach Bukarest ab, um das Verbandzeug, das ihr seit Monaten hier vorbereitet, die Gaben, die ihr von nah und fern eingesammelt habt, selbst den Bedürftigen zu bringen, um zu helfen, wo Hülfe so noth thut. Ich bin jung und kräftig wie sie, ich begleite die Schwestern. Hier vergehe ich in qualvoller Angst."

„Ich aber sage nochmals, Du sprichst im Fieber. Dich, die Fürstin Sarafin, an Jahren und an Erfahrungen ein Kind, ohne Wissen und Willen Deines Gatten hineinziehen lassen in die Gefahren des Krieges, Dich den Rohheiten des wüsten Lagerlebens aussetzen, wäre ein Verbrechen gegen Dich, wie gegen ihn. Nimmermehr nehme ich die Verantwortung auf mich, es zuzugeben, ja, ich würde mich ihm widersetzen mit all' meiner schwachen Kraft."

Streng, fast heftig, hatte die sonst so Gelassene gesprochen. Leise ächzend schlug die junge Fürstin die Hände vor das angstentstellte Gesicht.

„So gehe ich hier zu Grunde!" hauchte sie leise.

Es war, als sollte sie mit ihrer Behauptung Recht behalten, so sichtlich verfiel die zarte Gestalt im steten Härmen, im endlosen Fieber der Aufregung.

Die großen, glänzenden Augen kannten keinen Schlaf mehr, sie starrten jeden Begegnenden an, als müßten sie von ihm eine Schreckensbotschaft erwarten. Die müßigen Hände preßten sich zusammen, wie in stummer Verzweiflung.

Umsonst war Nadeschda's sanfter Trost, der Oberin ernstes Zureden, Olga's liebkosende Bitten, sich zu schonen; sie wehrte eines wie das andere entschieden zurück, sie kannte nur einen Wunsch, nur eine Antwort auf Alles.

„Ich will fort."

„Warum schreibt der Unmensch von Fürst auch nicht ein einzig Mal?" grollte Olga, die kleinen Fäuste ballend, leise vor sich hin. „Ich könnte ihn morden kaltblütig morden, den Barbaren!"

(Fortsetzung folgt.)

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

Zweite Serie.

V.

„Ich habe viel auf dem Herzen," begann Frau von Ramberg, als sie den Thee im Salon der Gräfin von Sternfeld servirt hatte, „aber dennoch will ich heute die Tagesordnung umkehren und zunächst um die Beendigung des Vortrags über die Temperamente bitten, damit derselbe nicht wieder durch die gastfreundliche Liebenswürdigkeit unserer Wirthin abgeschnitten werde, denn die Sache interessirt mich, und ich bin begierig, endlich einmal das Studium des gesammten Menschenbildes in Konturen und Farben zu vollenden."

„Die gnädige Frau hat zu befehlen," erwiederte der junge Graf Sternfeld, — „das Resultat meiner Studien und Erfahrungen steht den Herrschaften zu Diensten — obgleich vielleicht selten," fuhr er lächelnd fort, „ein Vortrag vor einem undankbareren Publikum gehalten worden ist — wenigstens setzt der Doktor seine skeptische Miene auf, als wolle er schon im Voraus gegen Alles protestiren, was ich sagen möchte."

„Ein solcher Protest," sagte der Doktor Heilborn kopfschüttelnd, „würde mir fast wie ein Kanonenschuß nach einer Mücke vorkommen — es wäre gewiß Unrecht, die schweren Batterieen ernster wissenschaftlicher Kritik gegen die im flüchtigen Sonnenstrahl spielenden gestügelten Eintagsthierchen Ihrer Theorieen aufzufahren, da man doch weiß, daß das kurze Leben derselben ohnehin mit der Laune des Tages, der sie erzeugt hat, vergeht."

„Ich könnte auf das feierliche Verdikt des Doktors antworten," erwiederte der Graf Sternfeld, „daß die stolzen Gebäude der Wissenschaft, welche die menschliche Weisheit auf Granitfundamenten für die Ewigkeit zu errichten meint, von den folgenden Generationen meist als altmodisch, häßlich und unbrauchbar eingerissen werden und daß die Enkel das verlachen und verspotten, was die Väter als unumstößliche Wahrheit verkündeten, während die kleinen Mücken heute noch ebenso im Strahl der ewig wieder aufgehenden

Sonne spielen, wie sie es am ersten Schöpfungstage gethan haben — aber ich will eine solche Diskussion, welche mit dem Doktor doch zu nichts führt, nicht aufnehmen und lieber die ungeduldige Wißbegierde der gnädigen Frau befriedigen — die Augen der Damen sind ja der nie sich verdunkelnde Sonnenstrahl des menschlichen Lebens, und ich bin zufrieden, wenn meine Ideen wie die immer sich verjüngenden Mückenschwärme in immer neu aufleuchtenden Strahlen des Tages über den Trümmern der Tempel der Wissenschaft ihr Dasein fortsetzen.

„Ich habe," fuhr er fort, während der Doktor die Achseln zuckte, „in meinem letzten Vortrag die einzelnen Temperamente geschildert, wie sie in die Erscheinung treten, wenn sie allein oder doch alle übrigen zurückdrängend im menschlichen Charakter sich zeigen. Ich habe jedoch zugleich darauf hingewiesen, daß sie niemals in einer so reinen oder so absolut herrschenden Form auftreten, sondern daß sie immer mit anderen vermischt und durch andere moderirt sind. Wie nun unter den verschiedenen Farben eine gewisse Verwandtschaft besteht — wie einzelne derselben sich zu wohlgefälligen Mischungen verbinden oder neben einander eine wohlthätige Wirkung hervorbringen, während andere in ihrer Verbindung oder Zusammenstellung dem Auge wehe thun — wie ebenso unter den Tönen in ihrer Berührung oder Verbindung mit einander wohlthuende Harmonieen und schneidende Dissonanzen entstehen, so gibt es auch unter den Temperamenten Verbindungen, welche wohlthätig harmonisch, und wiederum solche, welche feindlich zerstörend auf den menschlichen Charakter wirken. Ich will bei der Erörterung der Mischungsverhältnisse der Temperamente mit dem obersten und leichtesten derselben, dem sanguinischen, beginnen. — Wie die Luft, welche das Element des sanguinischen Temperaments ist, sich am leichtesten und natürlichsten mit dem Feuer verbindet, dem sie ihrerseits Nahrung und frisches Leben bringt — während sie von demselben die Wärme empfängt, welche sie ausdehnt und von schädlichen Miasmen befreit, so verbindet sich das sanguinische Temperament am natürlichsten, leichtesten und für das menschliche Dasein am wohlthätigsten mit dem cholerischen."

„Dabei muß ein angenehmer Mensch herauskommen," sagte Doktor Heilborn, „nach der Beschreibung, die Sie uns von beiden Temperamenten gemacht haben, — der Sanguiniker, der wie eine Wetterfahne sich vor jedem Lufthauch dreht, — der Choleriker, der Alles zertrümmert und mit Vergnügen jedem Menschen wehe thut, müssen in ihrer Vereinigung ein besonders liebenswürdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft bilden."

„Sie thun es in der That," sagte der Graf Sternfeld, — „ein Mensch, bei welchem diese beiden Temperamente in richtigem Gleichgewicht vorhanden sind, wird unzweifelhaft zu den ausgezeichnetsten Wesen gehören und dem Ideal des nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen Herrn der Welt am nächsten kommen. Der Sanguiniker ist für jeden Eindruck empfänglich — die flüchtigen Luftgase, welche sein Blut durchziehen, lassen immer neue Blasen in seinem Gehirn aufsteigen — er ist schöpferisch in Gedanken und Empfindungen, welche freilich, wenn er nur Sanguiniker ist, ebenso schnell verstiegen, als sie gekommen sind. Gesellt sich aber zu dem sanguinischen das cholerische Temperament, welches die nachhaltige Glut der Willens- und der Thatkraft in sich schließt, so wird den flüchtig empfangenen Ideen die nachhaltige willenskräftige Ausführung folgen, und statt der schillernden Seifenblasen, welche der reine Sanguiniker in die Lüfte aufsteigen läßt, wird ein sanguinisch-cholerischer Mensch, wie die alten Titanen, Felsen auf einander thürmen und den gewaltigen Bau, den er durch seine cholerische Dampfkraft aufsteigen läßt, mit den hellen Farben seines sanguinischen Lebens zu anmuthigem Reiz verklären. Freilich wird die weitere Folge eines solchen Temperaments ein unbändiger Hochmuth sein, denn das cholerische Temperament steht der übrigen Welt fast feindlich gegenüber — das sanguinische streicht, wie die Luft, gleichgültig über alles fremde Leben hin, und wo diese beiden Temperamente sich vereinigen, ohne durch die beiden anderen moderirt zu sein, wird, bei aller großen und gewaltigen Schöpfungskraft, die sie in sich schließen, egoistische Gleichgültigkeit das ganze Wesen des Menschen beherrschen. Ein fast ausschließlich sanguinisch-cholerischer Charakter war zum Beispiel Buckingham, — für seine Liebe zu Anna von Oesterreich, welche ihm vielleicht gleichgültig geblieben sein würde, wenn sie nicht Königin und allen Wünschen eines gewöhnlichen Sterblichen unzugänglich gewesen wäre, setzte er mit der gewaltigen Kraft seines cholerischen Temperaments die ganze Welt in Bewegung und entzündete den blutigen Krieg zwischen England und Frankreich."

„Und doch ist mir Buckingham," sagte Frau von Ramberg, „stets unter allen Gestalten der Geschichte eine der am meisten sympathischen gewesen — er ist die Verkörperung ritterlicher Anmuth und fürstlicher Großartigkeit."

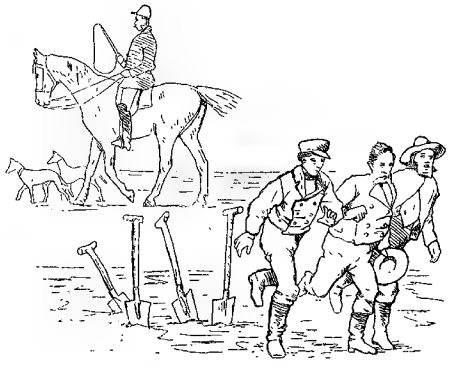
„Ganz recht, gnädige Frau," sagte Graf Sternfeld, — „ich hatte mir bereits zu bemerken erlaubt, daß die Verbindung des sanguinischen mit dem cholerischen Temperament die glänzendsten und zugleich die schöpferisch gewaltigsten menschlichen Charaktere hervorbringt, wenn die übrigen Eigenschaften dazu stimmen, — unter Umständen kann sie auch gewaltige Verbrecher schaffen — ebenso wie große Feldherren und große Staatsmänner, denn das sanguinische Temperament gibt den schnellen Blick, die unmittelbare Auffassung der Verhältnisse, während das cholerische Temperament die rücksichtslose Durchführung der durch die Verhältnisse bedingten Entschlüsse dazu fügt. Für die Damen," fügte er lächelnd hinzu, „würde die Verbindung des sanguinischen mit dem cholerischen Temperament, deren jedes einzelne die gnädige Frau so abscheulich gefunden hat, in hohem Grade gefährlich werden, denn das cholerische Temperament imponirt, flößt Furcht und damit zugleich Vertrauen ein — bedingt also die große Leidenschaft, während das sanguinische daran den liebenswürdig anmuthigen Reiz des Augenblicks knüpft — ein cholerisch-sanguinischer Mann unterjocht und unterhält zu gleicher Zeit — er vereinigt in sich die blendende Gewalt des Wetterstrahls mit dem lieblichen Licht des Sonnenblickes, und kaum wird ein weibliches Herz einem so angelegten Manne widerstehen — wenn er anders es der Mühe für werth hält, die feurige Gewalt und den luftig spielenden Reiz seiner Natur gleichzeitig wirken zu lassen, was er allerdings selten thut, denn gerade ein so veranlagter Mann wird immer nur nach den höchsten und allen Anderen unerreichbaren Blüten seine Hand ausstrecken — oder er wird auch das im stillen Dunkel verborgene Veilchen aufsuchen. Auch Egmont war ein solcher Charakter, wenn auch bei ihm das sanguinische Temperament überwog, während bei Buckingham das cholerische mehr hervortrat — wie Buckingham die Welt in Flammen setzte, um seiner Liebe für Anna von Oesterreich Ausdruck zu geben, so stieg Egmont von seiner glänzenden Höhe herab, um den vielbewunderten Strahlenkranz seines Daseins dem bescheidenen, der großen Welt unbekannten Klärchen zu Füßen zu legen, welche selbst in traumerischer Verwunderung erstaunte, daß der vielbewunderte und vielbeneidete Held, von dem alle Welt sprach, gerade zu ihr herabstieg und ihr allein seine Liebe darbrachte. Ich habe unter den historischen Personen gerade die beiden einzigen genannt, bei denen, soweit ich mich im Augenblick zu erinnern vermag, die Verbindung des cholerischen mit dem sanguinischen Temperament ausschließlich den Charakter bedingte, — bei beiden, obgleich die Mischung ein wenig verschieden war, fehlte doch das phlegmatische und das melancholische Temperament vollständig, während bei anderen ähnlichen Charakteren, wie zum Beispiel Fiesko, eine melancholische Beimischung sich findet, worauf ich später zurückkommen werde.

„Die Mischung des sanguinischen Temperaments mit dem phlegmatischen wird niemals produktiv schöpferische Charaktere geben, wohl aber bedingt diese Mischung im Umgang sehr liebenswürdige Menschen — ihr sanguinisches Temperament macht sie leicht empfänglich für alle Eindrücke, gibt ihrer Unterhaltung freundlichen, anmuthigen Reiz, während das damit verbundene Phlegma jede heftige Erregung, jeden Zorn ausschließt. — Solche Menschen sind geboren

Der geheime Schrank. Gemälde von A. Sansom. (S. 496.)

Eine Hetzjagd.

Originalzeichnungen von **A. Mikutowski.**

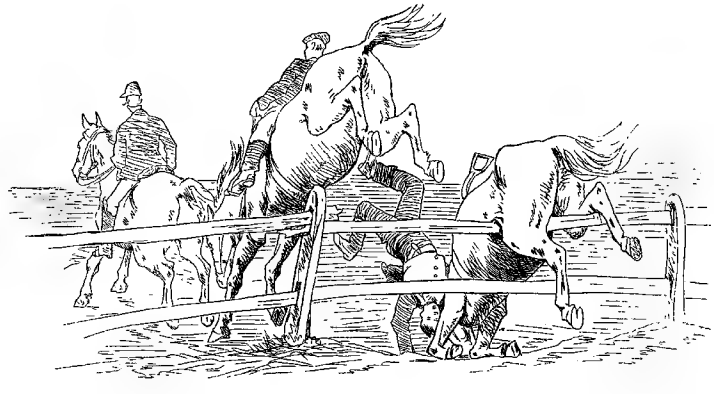


Der Freiherr hetzt — der Hase springt,
Es kümmert sie die Grenz' gering!
„Baröning, Söhning, höde di,
Kreegen wi di — so pfän'n wi di!"
Sie schwuren ihm Fehde auf Bauernart,
Der Freiherr lacht in seinen Bart:
„In Nürnberg wird Keiner gehangen,
Es sei denn — er wäre gefangen!"

Die Sonne steigt — der Bauer schwitzt,
Der Freiherr auf dem Schimmel sitzt,
Dicht auf die Hunde, hinterdrein —
Das wird ein lustig Jagen sein!
„Do is he wedder — Dunnerkeel!
Töw'*), di verdarwen wi dat Speel!"
Die Ackergäul' werden bestiegen,
Im Feld das Geräthe bleibt liegen.

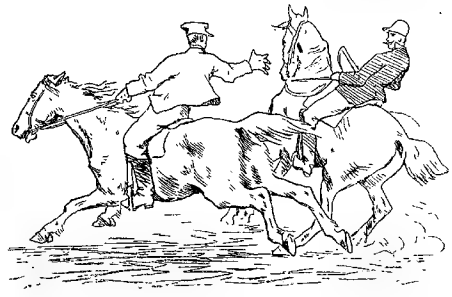
„Ihr Hasen 'raus" — die Peitsche knallt —
— Der Bauer lugt im Hinterhalt —
Dem Freiherrn machen viel Plästr
Die Köpfe drob'n von Mann und Thier!
Er streicht den Bart und lächelt fein:
„He — wollt ihr meine Treiber sein?"
„Wi wüllen hüt sülben mal jagen,
Dunn kreegen wi Se bi—en Kragen!"

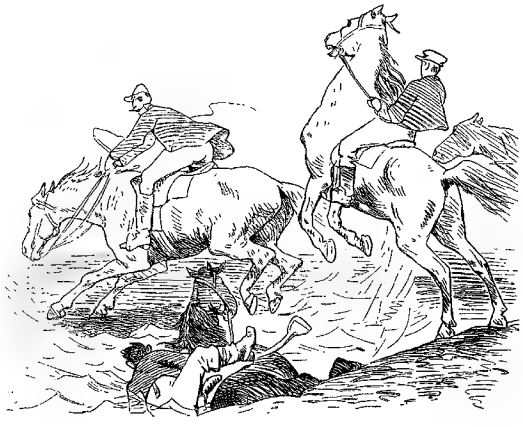
Mit „Hüh" und „Hott" die Jagd beginnt —
Der Freiherr unten hält und sinnt! —
Die Rotte rast vom Hügel — —
„Dat geiht ja as de Düwel — — —
Dat geiht as mit de Isarboahn!"
Schad' nur, daß Keiner stoppen **) kann!
Hindurch galoppiret der Schimmel:
„Ihr Bauern seid erzdumme Lümmel!"



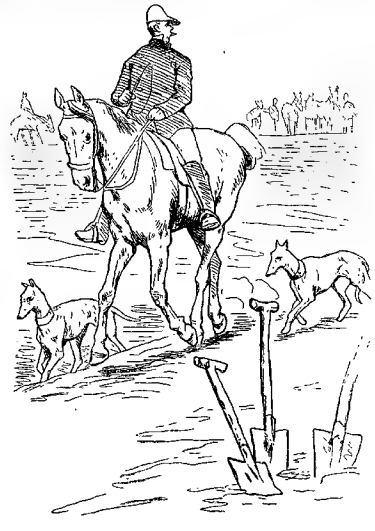
„He — Dunnerschlag — dat is to arg,
Nu is he dorch — un rup den Barg" —
Drei dienten bei der Kavall'rie,
Die kriegten 'rum ihr Ackervieh! —
Der Freiherr lacht: „Das ist ein Sport!
Wer nimmt nach mir den Graben dort?"
Zwei stolperten glücklich hinüber —
In's Wasser der Dritte kopfüber!

Ein Hochsprung jetzt! Der Zaun dort beut
Dem Freiherrn die Gelegenheit!
Es macht der Zorn die Bauern blind,
Die Gäule voller Ehrgeiz sind!
„Habt eure Knochen ihr noch feil?
Man to — so lang as se noch heil!"
Der Schimmel nimmt fliegend die Hecke
Und bringt hier den Zweiten zur Strecke ***).



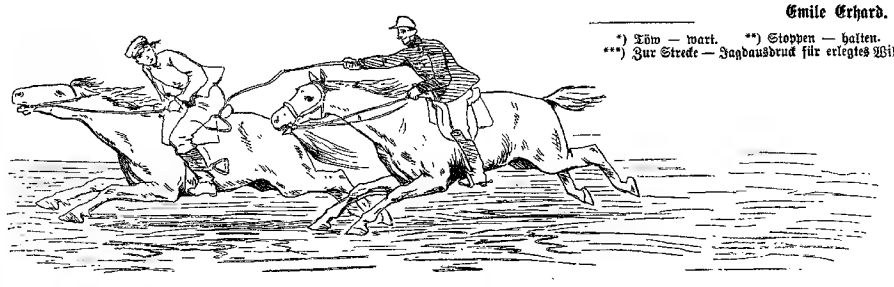


Den Letzten läßt er nah' heran,
Schon nach dem Zügel greift der Mann —
Da — kurz parirt mit Hand und Sporn —
Mein Bauer schießt vorbei nach vorn!
Der Freiherr folgt ihm blitzesschnell,
Jetzt hagelt's dicht auf Hos' und Fell!
Hans Töffel wird's nimmer vergessen,
Wie reichlich ihm zu ward gemessen!



Die Bauern ziehen müd' nach Haus,
Der Freiherr lacht sie weidlich aus!
Der Eine lahm — der Andre naß —
„Dat was en gruglich schlechten Spaß" —
Hans zahlt das Pfand in Fersengeld,
Der Freiherr auf dem Schimmel hält:
„Müßt' ich nicht zum l'Hombre mich setzen,
Würd' gerne noch weiter ich hetzen!"

Emile Erhard.



*) Töw — wart. **) Stoppen — halten.
***) Zur Strecke — Jagdausdruck für erlegtes Wild.

zu Hofmarschällen, zu dienstthuenden Kammerherren, zu maitres de plaisir in allen Kreisen — Jedermann wird sie gern haben — Jedermann ihre Unterhaltung und ihren Umgang suchen, dabei aber werden sie doch Niemandem eigentlich näher treten, mit Niemandem dauernde Verbindung schließen und ihr Leben wird freundlich, aber ohne bleibende Nachwirkung verfließen. Sie gleichen einem Wasserspiegel, der durch die leicht darüber hinstreichende Luft anmuthig bewegt wird, — sich in flüchtigem Spiel kräuselt, aber immer wieder zu seiner ruhigen, ebenen Fläche zurücksinkt und weder im Sturm gegen die Ufer schlägt, noch drohende Klippen in seiner Tiefe verbirgt. — Ein sanguinisch-phlegmatischer Mensch wird der Liebling und Freund aller Damen sein, ohne von einer einzigen geliebt zu werden — er wird sich vermählen, in glücklicher Ehe leben — wenn er stirbt, wird seine Frau ihn die gebührende Zeit betrauern, ihm immer eine freundliche Erinnerung bewahren, dann aber leichten Herzens, wenn sie noch jung genug dazu ist, einem Andern ihre Hand reichen — seine Freunde werden, wenn er nicht mehr ist, mit leicht wehmüthigem Lächeln von ihm sprechen und sich seines Bildes mehr als eines Attributs einer vergangenen Zeitepoche, als eines selbstständigen Individuums erinnern. Die phlegmatisch-sanguinischen Menschen sind die Glücklichsten für sich — sie sind ein Typus, der sich immer wiederholt — sie bilden in ihrer Vereinigung einen breiten Strom, der die menschliche Gesellschaft freundlich plätschernd zwischen den Ufern der verschiedenen Jahrhunderte fortträgt. Solche Menschen werden nur dann verderblich und verhängnißvoll, wenn sie sich in Lebensstellungen befinden, an welche große Pflichten und eine große Verantwortung geknüpft sind. Ludwig XV. war eine solche Natur und ihm ähnlich viele kleinere Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts — er wie die ihm ähnlichen Charaktere auf den kleineren Thronen waren im Grunde wohlwollend, gut und harmlos, und sie wirkten mehr verderblich durch das Böse, welches sie in lächelnder Indolenz zuließen, als durch das, was sie thaten. Auch unter unseren modernen Parlamentariern gibt es leider viele solcher phlegmatisch-sanguinischen Naturen, welche sich an ihren fröhlich dahinplätschernden Reden freuen, ohne daran zu denken, daß der Strom der Zeit dazu bestimmt ist, die Felsen zu durchbrechen, welche seinem Lauf entgegenstehen, und die Ebenen an seinen Ufern zu befruchten. Der phlegmatisch-sanguinische Mensch denkt nie über den nächsten Tag hinaus, — er ist unter Anderem," fügte er mit einem lächelnden Seitenblick auf den Doktor Heilborn hinzu, „auch ein vortrefflicher Patient, der sich ruhig zu Bett legt, geduldig und gläubig alle Medikamente einnimmt und wenn die Natur ihn wieder gesund macht, dankbar seine Genesung dem Arzt zuschreibt, welcher plaudernd und tröstend an seinem Bett gesessen hat."

„Nun," sagte der Doktor Heilborn, „ich bin mit solchen Patienten zufrieden und wünsche mir keinen Ihrer Choleriker, bei denen das Fieber der Normalzustand ist, aber ich möchte glauben, daß die phlegmatisch-sanguinischen Charaktere vor Allem unter den Diplomaten vertreten sind, die in lächelnder Gemüthlichkeit Verträge diskutiren und unterzeichnen, welche die Choleriker des nächsten Tages wieder über den Haufen werfen."

„Leider kann ich dem nicht widersprechen," sagte Graf Sternfeld, — „das sanguinisch-phlegmatische Temperament ist in der That ein Hauptfehler unserer Diplomatie, und auf der genauen Kenntniß und Benützung dieses vorherrschenden Temperaments der Diplomaten Europas beruhte die lange Jahre hindurch behauptete Suprematie Napoleon's III., — doch bleiben wir auf dem Gebiet der Wissenschaft und vermeiden wir die epinösen Grenzen der Politik. Eine traurige Mischung ist die des sanguinischen Temperaments mit dem melancholischen. Die Luft und die Erde haben nichts mit einander gemein und wenn der leichte Lufthauch in die Abgründe hineintritt, so bildet er giftige Dünste. Ein sanguinisch-melancholischer Mensch ist der größte Feind seiner selbst, — die Eindrücke, welche er leicht empfängt und welche sich flüchtig und tausendfältig verändern, werden in seinem Innern in finsterem Brüten hin und her gejagt, — er schafft nichts nach Außen und in seinem Innern verzehrt er sich in selbstquälenden Leiden. Ein solcher Mensch gleicht einer Kerze, die an beiden Enden zugleich angezündet wird und sich schnell aufzehrt. Sanguinisch-melancholische Menschen bilden einen peinlichen Umgang für Andere und verschwinden nach meist kurzem Dasein, ohne weder über ihr eigenes Leben, noch über Andere Licht und Wärme verbreitet zu haben.

„Das cholerische Temperament," fuhr er fort, „verbindet sich harmonisch und fruchtbar nur, wie bereits gesagt, mit dem sanguinischen. Die Verbindung des cholerischen Temperaments mit dem phlegmatischen ist eine allerdings seltene, aber wenn sie eintritt, hoch gefährliche und verderbliche. Ein cholerisch-phlegmatischer Mensch gleicht einem unter trügerisch ruhiger Wasserfläche verborgenen Vulkan, — das zerstörende Grundelement seines Charakters wirkt noch furchtbarer und verderblicher durch die ruhige Oberfläche, unter der es sich verbirgt und zu welcher es nach jedem Ausbruch wieder zurücksinkt. Ich erinnere mich unter den historischen Gestalten der unnatürlichen Verbindung des cholerischen mit dem phlegmatischen Temperament nur bei dem Könige Heinrich VIII. von England, welcher unter einer gewissen stumpfen Gleichgültigkeit wilde Tiefen glühender Leidenschaft verbarg und seine Opfer in den Abgrund zog, wie der durch den unterirdischen Vulkan gebildete Strudel des Malstroms. Tritt zu dieser Mischung noch ein Zusatz von Melancholie, so haben wir den furchtbarsten Charakter der Tyrannen aller Jahrhunderte. Die römischen Cäsaren der schlimmsten Zeit waren phlegmatisch-melancholisch-cholerische Charaktere, und die Mischung dieser Temperamente, wenn sie sich in einem Menschen vorfindet, dem Macht über Andere gegeben ist, kann eine ganze Welt zerstören. Der sprechendste Typus einer solchen Temperamentsmischung ist der Kaiser Nero, welcher seine melancholisch-poetische Träumerei in seiner cholerischen Zerstörungswuth durch den Brand von Rom zum Ausdruck brachte und auf diesen Brand in phlegmatischer Ruhe mit Rosen bekränzt herabsah.

„Das phlegmatische Temperament mischt sich, wie ebenfalls schon bemerkt, am meisten und leichtesten mit dem sanguinischen, — am seltensten, ja fast niemals ausschließlich mit dem melancholischen, wenn nicht etwa, wie ich es eben erwähnte, das cholerische als Grundzug oder als Verbindungselement dazwischen tritt. Ein bloß phlegmatisch-melancholischer Mensch würde gar keinen Charakter haben — wie Erde und Wasser vermischt nur einen schmutzigen Brei geben, und ich kann mich weder aus der Geschichte, noch aus der persönlichen Kenntniß der Menschen erinnern, einen ausschließlich phlegmatisch-melancholischen Charakter gefunden zu haben."

„So würden Sie also," fragte Frau von Ramberg, „den sanguinisch-cholerischen Charakter, wie Sie ihn uns bei Buckingham und Egmont entwickelt haben, für den vorzüglichsten und hervorragendsten halten?"

„Gewiß, gnädige Frau," erwiederte Graf Sternfeld, „das heißt unter denjenigen Charakteren, welche nur aus zwei Temperamenten gemischt sind, — doch auch solche zweitheiligen Temperamente kommen im Ganzen wenig vor, da immer noch gewisse Nüancen dazu treten. Die vollkommensten Charaktere sind diejenigen, welche alle oder die meisten Temperamente in richtiger Mischung in sich schließen. Wie in der Natur das Zusammenwirken aller vier Elemente erforderlich ist, um einen kräftigen und schönen Baum emporwachsen und zu voller Blüte und gesunder Frucht gelangen zu lassen, so müssen auch alle vier Temperamente zusammenwirken, um einen normalen, den vollendeten Mikrokosmos in sich schließenden menschlichen Charakter sich entwickeln zu lassen. Wie die Erde den Wurzeln Raum geben muß, um in die Tiefe zu dringen und Kraft zu gewinnen, so muß das melancholische Temperament die Grundfasern des menschlichen Wesens sich in die Tiefe der grübelnden Reflexion und der ernsten Selbstprüfung versenken lassen; — wie das unterirdische Feuer nöthig ist, um der Erde Wärme und Triebkraft zu geben, so muß das cholerische Temperament den Menschen nachhaltig erwärmen und zur schöpferischen Produktion wie zum Kampf gegen die feindlichen und schädlichen Prinzipien rüsten; — wie das Wasser nöthig ist, um die Glut zu dämpfen und eine richtige, gleichmäßig ruhige Ernährung zu vermitteln, so muß das phlegmatische Temperament den Menschen mit seiner Ruhe erfüllen, welche erforderlich ist, um das grübelnde Forschen zum Resultat zu führen und der treibenden Kraft feste Ziele zu stecken — wie endlich der Hauch der flüchtigen Luft die Blätter und Blüten zu athmendem Leben öffnet, so muß das sanguinische Temperament den Menschen zu frischer und fröhlicher Empfänglichkeit für die Eindrücke des tausendfach wechselnden Lebens öffnen. Solche Charaktere, welche alle Temperamente in sich vereinigen, sind selten, und wenn wir sie finden, so dominirt doch eines der Temperamente in dem Grade, daß die Wirksamkeit der übrigen zurücktritt und kaum zu bemerken ist. Noch seltener aber sind Menschen, welche eine gleichmäßige und richtige Mischung der vier Temperamente in sich schließen und diese Temperamente durch die Gewalt eines übermächtigen Willens so beherrschen, daß sie von keinem derselben fortgerissen werden, sondern ein jedes je nach den Umständen hervortreten lassen oder zurückdrängen. Ich möchte, wenn ich die berühmten Gestalten der Geschichte an mir vorübergehen lasse, nur bei zwei Menschen eine solche Vereinigung aller Temperamente in richtiger Mischung zu finden glauben: diese beiden Menschen sind Friedrich der Große und Goethe. Der große König war seiner inneren Anlage nach sowohl, als durch die düsteren Eindrücke seiner Jugendzeit Melancholiker, aber das innere Feuer des Cholerikers brannte in den Tiefen seines Wesens und trieb aus demselben die gewaltigen Schöpfungen seiner Thatkraft empor, während aus seinem Flötenspiel und aus seinen Poesieen der tiefe melancholische Sinn immer wieder in wunderbarer Weise hervortrat. Er verstand es ferner, mit der ruhigen Flut eines bewußten Phlegmas die Unruhe seines Wesens zu dämpfen und gefaßt und kalt auch den härtesten Schlägen des Unglücks gegenüberzutreten, und endlich wußte er im Kreise seiner geistreichen Tafelrunde die schimmernden Blasen des sanguinischen Temperaments in leichtem, heiterem Spiel aufsteigen zu lassen. Bei Goethe, welcher ebenfalls alle Temperamente in sich vereinigte, waren dieselben weniger wie bei Friedrich dem Großen vom Willen abhängig, sondern sie traten abwechselnd nach den verschiedenen, durch äußere Inspirationen erregten Stimmungen hervor. In seinen jüngeren Jahren dominirten das cholerische und das sanguinische Temperament, — in späterer Zeit trat das phlegmatische stärker hervor, aber überall in allen seinen Werken finden wir bei ihm die exorbitante Fähigkeit, nach den äußeren Eindrücken, die er in sich aufnahm, sich in das eine oder das andere der Temperamente vorzugsweise zu versetzen, — wir finden Gedichte rein melancholischen Stempels, — wir finden rein sanguinische Produktionen. Ferner zeigt uns Faust die tiefe Glut des Cholerikers und endlich finden wir auch in manchen seiner Arbeiten, bei denen sein Wesen sich vielleicht erholte und ausruhte, die plätschernde Gemüthlichkeit und Behaglichkeit des Phlegmatikers. Ganz besonders bei Goethe finden wir die Eigenthümlichkeit, daß er, wenn seine Natur sich mit der Essenz eines der Temperamente gesättigt und durchdrungen hatte, schnell, wie im Ueberdruß, in ein anderes übersprang und auf diese Weise seine erstaunliche Vielseitigkeit entwickelte. Diese Vielseitigkeit befähigte ihn allerdings, der große Dichter zu sein, welchen die Mitwelt vergötterte und welchen die Nachwelt ewig bewundern wird, — sie verhinderte ihn aber auch, im wirklichen Leben etwas Großes und Gewaltiges zu leisten und zu schaffen, denn die großen bewegenden Persönlichkeiten der Weltgeschichte müssen, wenn sie eben etwas Gewaltiges leisten sollen, immer eine gewisse einseitige Vornirtheit haben, welche sich auf ein vorherrschendes cholerisches Temperament stützt und die ganze Kraft einem einzigen Ziele zutreibt."

„Aber Sie haben eben gesagt," fiel Frau von Ramberg ein, „daß Friedrich der Große ebenfalls alle Temperamente in sich vereinigte, und er war doch gewiß einer der bewegendsten Faktoren der Weltgeschichte."

„Ich habe aber eben zugleich bemerkt," erwiederte Graf Sternfeld, „daß Friedrich der Große eine, außer bei ihm in der Geschichte nicht wieder vorgekommene, Herrschaft des Willens über die Temperamente besaß, — er war nicht abhängig von seinen Stimmungen, sondern der Herr derselben und in dieser Beziehung ist er unbedingt ein Unikum, denn alle übrigen großen Männer standen unter der Herrschaft eines oder mehrerer Temperamente und ihre Thaten waren mehr Erzeugnisse der unwillkürlich in ihnen wirkenden Kraft dieser Temperamente, als Folge einer willensfreien Benützung derselben. Friedrich der Große müßte in dieser Beziehung das Ideal eines jeden Menschen sein, das aber wohl Niemand erreichen wird. Ein vollendeter Diplomat zum Beispiel müßte alle verschiedenen Temperamente in sich vereinigen und dieselben nach Belieben und nach Bedürfniß wirken lassen, je nachdem er sie für seine Zwecke und für seinen Einfluß auf andere Personen bedarf. Da dieß aber nicht möglich ist, so bleibt uns armen Diplomaten nichts Anderes übrig, als alle Temperamente möglichst zurückzudrängen und keines derselben wirken zu lassen, und Derjenige, welchem das gelingt oder auch nur zeitweise gelingt, wird in der Diplomatie immer der Ueberlegenheit über Andere gewiß sein. Der Fürst Bismarck zum Beispiel besitzt diese Fähigkeit, sein Temperament, welches das cholerische mit einer Beimischung von Sanguinik und Melancholie ist, nach Belieben durch seine eiserne Willenskraft vollkommen zu binden und zurückzudrängen, und darin besteht vorzugsweise seine mächtige Ueberlegenheit über alle übrigen Staatsmänner und Diplomaten, welche mehr unwillkürlich aus ihren Temperamenten heraus sprechen und handeln."

„Und welches Temperament," fragte der Oberst von Fernon, „ist denn nach Ihrer Theorie das richtigste und passendste für einen Soldaten?"

„Der Soldat," erwiederte Graf Sternfeld ohne Zögern, „muß einen tüchtigen cholerischen Fonds haben, da er ja in seinem Endzweck zu durchbrechendem Handeln und zum Zerstören bestimmt ist —"

„Um damit, wenn Krieg wird — drückt das die alte Definition des Soldaten aus —" warf der Lieutenant von Hochfeld ein.

„Er muß ferner," fuhr der junge Graf fort, „eine gewisse Dosis Sanguinik besitzen, um Alles leicht zu nehmen und sich über alle Schwierigkeiten hinwegzusetzen, — eine nicht unbedeutende Quantität Phlegma, um niemals seine Ruhe zu verlieren und niemals aus der Subordination herauszutreten, — endlich gar keine Melancholie, da er niemals grübeln und weder über sich, noch über Andere nachdenken darf."

„Nun," rief der Lieutenant von Hochfeld, „was das Fehlen der Melancholie betrifft, da passe ich vortrefflich zu meinem Stande, aber ich fürchte, daß mir das Phlegma ganz fehlt."

„Das kommt mit der Zeit," sagte der Oberst von Fernon lächelnd, „die kalten Douschen, welche der Dienst mit sich bringt, gießen schließlich Wasser genug auf das innere cholerische Feuer."

„Und wie würde dann," fragte Doktor Heilborn, „nach Ihrer Ansicht die richtige Verhältnißmischung der Temperamente im menschlichen Charakter sein müssen — damit man nöthigenfalls ein Rezept für die Komposition eines Menschen darnach verschreiben könnte?"

„Wenn ich," erwiederte Graf Sternfeld, „den ganzen Menschen als 1 annehme, so würde meine Vorschrift lauten: Recipe," sagte er mit komischem Ernst, „$^1/_8$ Melancholie, $^3/_8$ Cholerik, $^5/_{16}$ Sanguinik, $^3/_{16}$ Phlegma."

„Ich werde mir das merken," sagte Doktor Heilborn unter allgemeiner Heiterkeit, „wenn die Wissenschaft einmal die versuchte Herstellung des Homunculus entdeckt haben wird, dann wird man vielleicht von diesem Rezept Gebrauch machen können."

„Sie haben Unrecht, zu lachen," erwiederte Graf Sternfeld, „die Temperamente haben mit der Medizin sehr viel zu thun und die Aerzte sollten sie schärfer beobachten, als sie es zu thun pflegen, denn die ganze Lebensweise eines jeden Menschen muß sich sehr wesentlich nach seinen Temperamenten richten und durch eine solche Behandlung würden

unfehlbar viele Krankheiten vermieden werden können. Die Aufgabe des Arztes wäre es, einem jeden Temperament alle Nahrungsmittel zu entziehen, welche der vorherrschenden Blutmischung desselben noch mehr gleichartige Stoffe zuführen, und dagegen solche Nahrungsmittel zu verordnen, welche jene Mischung verbessern, — der Melancholiker zum Beispiel müßte leichte flüchtige Getränke, Champagner und Moselwein und ebenso leichte stimulirende Speisen genießen, — dem Phlegmatiker wären schwere Burgunderweine zu verordnen, — der Choleriker müßte Wasser trinken und der Sanguiniker müßte vorzugsweise für das Einathmen von reiner Luft sorgen, damit die Gasblasen in seinem Blute stets voll Sauerstoff sind und sich nicht mit giftigen Miasmen füllen können. Leider aber hat der Mensch fast immer einen besonderen Hang für die ihm schädlichen Nahrungsmittel, — der Melancholiker trinkt besonders Bier, welches die erdigen Bestandtheile seines Blutes noch schwerer macht, — der Phlegmatiker liebt die Wassersuppen und die Kartoffeln, — der Choleriker trinkt umgekehrt gern schwere Weine, — die Sanguiniker sind meist starke Raucher, wodurch sie die Luft, die sie athmen, vergiften.

„Es bleibt mir nun nur noch übrig, über die Affinität der Temperamente zwischen den verschiedenen Individuen einige Worte zu sagen. In einem und demselben Menschen vereinigen sich gewöhnlich am natürlichsten diejenigen Temperamente mit einander, welche eine gewisse Verwandtschaft mit einander haben, zwischen verschiedenen Menschen aber bildet sich die Sympathie gerade umgekehrt nach der Verschiedenheit der Temperamente, wie sich zum Beispiel die entgegengesetzten Pole des Magnets einander anziehen. — Der Sanguiniker wird zu seinem Freunde am liebsten einen Phlegmatiker wählen, — der Choleriker einen Melancholiker, und umgekehrt werden diese beiden schweren Temperamente sich wieder zu dem durch das Feuer und die Luft bedingten hingezogen fühlen. Sehr selten findet man Freundschaften zwischen gleichartig temperirten Menschen, und wenn sie geschlossen werden, so werden sie kaum lange Dauer haben. Zwei Phlegmatiker werden bald einander überdrüssig werden, — zwei Melancholiker werden sich überhaupt kaum zusammenfinden, weil keiner den andern verstehen wird, — zwei Choleriker werden sich fürchterlich zanken — und zwei Sanguiniker werden sich achselzuckend von einander trennen, indem jeder den andern für einen Narren erklärt.

„Ich glaube nun," fuhr der Graf fort, „meinen Vortrag schließen zu können, denn ich habe so ziemlich Alles gesagt, was ich über meine Wissenschaft der Menschenerkenntniß mitzutheilen vermag, — die praktische Anwendung derselben muß einem jeden Einzelnen überlassen bleiben, — und jeder Einzelne wird gewiß noch besondere Modifikationen finden und besondere Hülfsmittel entdecken."

Aus meinem Album.

Von

Max Ring.

VI.

Bettina von Arnim.

Als ich im Jahr 1838 nach Berlin kam, um auf der Universität meine medizinischen Studien zu beenden, wurde mir das seltene Glück zu Theil, die Bekanntschaft der genialen Bettina von Arnim zu machen, deren „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" damals das größte Aufsehen erregte und allgemein bewundert wurde. Ein Brief meines Freundes Moritz Carriere, des Münchener Philosophen, sollte mich bei der berühmten originellen Frau einführen, über deren eigenthümlich launenhaftes Wesen die seltsamsten Gerüchte verbreitet waren. —

Mit klopfendem Herzen und voll banger Erwartung stieg der neunzehnjährige, schüchterne Student, noch ganz bezaubert und begeistert von dem Eindruck jenes wunderbaren Buches, die breite Steintreppe in dem früher dem bekannten Kunstfreund Grafen Raczinsky gehörigen Palais unter den Linden hinauf, wo Bettina damals wohnte. Der Diener meldete mich und ich wurde nach kurzem Verweilen vorgelassen.

Ich trat in ein großes, durch die herabgelassenen Vorhänge verdunkeltes Zimmer, dessen hohe, schmucklose Wände, mit Bücherrepositorien und einer ansehnlichen Bibliothek bekleidet, mehr an die Arbeitsstube eines Gelehrten, als an den Empfangssalon einer vornehmen, aristokratischen Dame erinnerten. — Unter einer trefflichen Kopie der „Io" von Correggio, dem Lieblingsbild der Besitzerin, stand ein altmodisches Ledersopha, auf dem eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren in halb liegender Stellung ruhte.

Ein dunkler, seidener Morgenrock, durch einen Gürtel zusammengehalten, hing lose um die kleine, zierliche Gestalt, deren abgewendeter Kopf, mit einem unter dem Kinn gebundenen Spitzentuch bedeckt, mich nur das schwarze, hier und da leicht ergraute Haar sehen ließ. Das Gesicht, das sie bei meinem Gruß halb nach mir umdrehte, war nicht schön, aber in hohem Grade geistvoll und interessant, der Teint dunkel wie bei einer Südländerin, unbeschreiblich fesselnd der mich streifende Blick der feurigen Augen.

Ohne ihre nachlässige Lage aufzugeben, nahm Bettina den ihr überreichten Brief aus meiner Hand. Während sie das Schreiben des mit ihr befreundeten Carriere las, warf sie einen halb forschenden, halb unmuthigen Blick auf den gespannten Ueberbringer, dessen schüchterne Verlegenheit sie zu ergötzen schien.

„Wisse Sie was," sagte sie nach einer kleinen Pause im reinsten Frankfurter Dialekt, „wenn Sie Ihrem Freunde Carriere schreibe, so bestelle Sie ihm, daß er mir nicht alle Studente auf den Hals schicke soll. Ich hab' von der Sorte gerade genug gesehen."

„Verzeihen Sie," erwiederte ich schnell gefaßt, „wir Studenten wollen Sie nur sehen, um Ihnen unsere Verehrung und Bewunderung auszudrücken."

„Ei, ei!" versetzte sie lächelnd. „Da bleibt mir wohl nichts übrig, als mich von Ihnen angucken zu lassen. Nehmen Sie sich einen Stuhl und setzen Sie sich zu mir, damit wir mit einander schwätze."

Nur zu gern folgte ich der freundlichen Einladung und bald sah ich mich in eine lebhafte Unterhaltung verwickelt, bei der ich meist nur die Rolle des stumm bewundernden Zuhörers übernahm. Jetzt erst begriff ich den dämonischen Zauber, den diese wunderbare Frau auf ihre ganze Umgebung, selbst auf die bedeutendsten Männer und besonders auf den Geist der leicht empfänglichen Jugend ausübte.

Wie ein Gewitter entlud sich die hinreißende Gewalt ihrer Rede; überraschende Gedankenblitze, blendende Einfälle, poetische Bilder, glänzende Paradoxen und witzige Bemerkungen jagten an mir vorüber, daß ich nicht zur Besinnung kam und förmlich betäubt wurde. Dabei belebten sich ihre Züge, blitzten die dunklen, feurigen Augen, spielte ein bald anmuthiges, bald ironisches Lächeln um den feinen, etwas eingefallenen Mund.

Unwillkürlich mahnte mich die seltsame Erscheinung an die prophetischen Sibyllen des Alterthums, an jene von einem Gott oder Dämon beherrschten Frauen, welche die tiefsten Mysterien und geheimnißvollsten Offenbarungen mit begeisterten, oft dunklen Worten verkündigten. So sprach Bettina mit mir, von einem Gegenstand zum andern springend, über ihr Verhältniß zu Goethe, von der „Frau Rath", von ihrem wunderlichen Bruder Clemens Brentano, von ihrem Gatten Achim von Arnim und dessen Schriften, die sie damals herauszugeben gedachte. Von der Literatur eilte sie mit einem kühnen Satz zu den theologischen Streitigkeiten jener Zeit. Mit höchster Anerkennung gedachte sie ihres verstorbenen Freundes, des berühmten Schleiermacher, der ihr, wie sie mir erzählte, nicht selten seine Schüler zuschickte, um bei ihr ein Privatissimum über Religion zu hören. — Lebhaft interessirte sie sich auch für David Strauß, dessen eben erschienenes „Leben Jesu" sie mir dringend zum Lesen anempfahl und als ein epochemachendes Buch mir rühmte. Ebenso entzückt war sie von Bruno Bauer, mit dem sie im freundschaftlichsten Verkehr stand, obgleich er von der herrschenden Reaktion verfolgt wurde.

Nachdem sie das Gebiet der Theologie verlassen, erkundigte sie sich theilnehmend nach meinen medizinischen Studien, wobei sie sich selbst als eine begeisterte Anhängerin der Homöopathie zu erkennen gab und mir eine ganze Reihe von ihr verrichteter Wunderkuren anführte. Als ich aber als angehender Arzt meine bescheidenen Zweifel äußerte und die von ihr angegriffenen Allopathen vertheidigte, erging sie sich in eben so witzigen als heftigen Schmähungen gegen den medizinischen Schlendrian, indem sie mich mit mehr bestechenden und blendenden, als wissenschaftlichen Gründen zu widerlegen und für ihre Ansichten zu gewinnen suchte.

„Ein Tröpfchen Schlangengift," sagte sie bei dieser Gelegenheit, „ein unsichtbares Partikelchen von dem Speichel eines tollen Hundes reicht hin, einen Menschen zu tödten, ein Atom des Contagiums, ihn krank zu machen. Warum soll ein Zehntausendtheil der richtigen Arznei nicht genügen, um ihn zu heilen? — Der bloße Geist, Freude, Schreck und Kummer, können unsere Gesundheit zerstören. Weßhalb soll der Geist nicht auch gesund machen? — Weil ihr an den Geist nicht glaubt, seid ihr Aerzte Pfuscher und Quacksalber, euer ganzes Wissen nur Charlatanerie und Dummheit."

So redete Bettina ohne Unterbrechung wie eine Inspirirte, und mir selbst war dabei zu Muth wie dem Schüler in Goethe's Faust, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum. — Trotzdem schieden wir als gute Freunde und ich verließ die geniale Frau voll Bewunderung, nachdem sie mich freundlich aufgefordert hatte, sie bald wieder zu besuchen, was ich natürlich mit dem größten Vergnügen that.

Seitdem sah ich Bettina fast wöchentlich, bald allein, bald im engeren Kreise ihrer Familie oder in Gesellschaft ausgezeichneter Männer und Frauen, die sie des Abends mit einer Tasse Thee bei sich zu bewirthen pflegte. Außer ihren Söhnen und Töchtern, die mehr oder minder den Geist und die Originalität ihrer Mutter geerbt zu haben schienen, traf man an solchen Abenden an ihrem Theetisch ihren Schwager, den berühmten Rechtsgelehrten Savigny, mit seiner Familie, den bekannten Kunstkenner Grafen Raczinsky mit seiner wunderschönen Tochter Wanda, den fein gebildeten Aesthetiker Professor Werder, den sogenannten Hofdemagogen Friedrich Förster, den jugendlichen, frühreifen Doktor juris Heinrich Oppenheim und den höchst liebenswürdigen und talentvollen Philipp Nathusius, der damals weder reaktionär noch pietistisch, sondern ein frischer, fröhlicher Poet und Bettina's erklärter Liebling war. Dazu kamen noch verschiedene Künstler, Maler, Bildhauer, Musiker und durchreisende Fremde, welche die berühmte Frau aufsuchten. —

Die Unterhaltung war stets lebhaft, anregend und ungezwungen, obgleich die wunderliche Mischung von einander entgegengesetzten Elementen, von aristokratisch-konservativen und demokratisch-freisinnigen Leuten, von kecker, rücksichtsloser Jugend und vorsichtig zurückhaltendem Alter, von Vertretern der widerstrebendsten Richtungen in der Politik und Wissenschaft nicht selten die heftigsten Debatten hervorrief, an denen sich Bettina selbst am eifrigsten betheiligte und woran sie ihre um so größere Freude zu haben schien, je toller es dabei herging. —

Eine eigenthümliche Rolle spielte der würdige Savigny, das Haupt der historischen Rechtsschule, in dieser Gesellschaft von jüngeren Philosophen und Juristen, welche auf seine Gegner Hegel und Gans schwuren. Während Savigny mit seiner ganzen Familie von Loyalität überströmte und vermöge seiner Stellung und aristokratischen Verbindungen der streng konservativen Partei angehörte, machte die Mehrzahl der Anwesenden kein Hehl aus ihrer liberalen Gesinnung, was zu manchem bald ernsthaften, bald komischen Konflikt die Veranlassung gab, wenn auch dabei stets die Formen des guten Tons von beiden Seiten gewahrt wurden.

Obgleich Bettina die Vortheile ihres Standes wohl zu würdigen und gelegentlich auch zu benutzen wußte, so machte sie sich doch im Stillen über die Prätensionen und Vorurtheile ihrer Umgebung lustig. Als ich einmal noch spät des Abends zu ihr kam und sie gegen ihre Gewohnheit ganz allein fand, erzählte sie mir auf meine Frage nach ihrer Familie, daß ihre Töchter heute zum ersten Mal einen Ball in einem hocharistokratischen Hause besuchten, indem sie lächelnd hinzufügte: „Die dummen Mädchen fürchteten sich, aber ich hab' ihnen gesagt: ‚Ihr braucht euch nicht zu ängstige, denn ihr seid immer in besserer Gesellschaft gewesen, als ihr heut Abend kommt.'" — Auch in religiöser Beziehung erschien Bettina höchst tolerant und war empört über jeden Glaubenszwang. Sie konnte es daher nicht fassen, daß in jener Zeit einem jungen, talentvollen jüdischen Gelehrten die Erlaubniß versagt wurde, sich an einer preußischen Universität als Privatdozent niederzulassen. Da ihr Schwager Savigny diese beschränkende Maßregel vertheidigte, sagte sie mit bitterer Ironie in meiner Gegenwart: „Was! Die Juden sollen keine Privatdozenten werden; nicht einmal verhungern wollt ihr sie lassen?"

Ungefähr um diese Zeit veröffentlichte Bettina „Die Günderode" im Verlage oder vielmehr in Kommission eines jungen, gänzlich unbekannten Buchhändlers Levysohn in Grünberg, der während seiner Studienzeit zu unserem Freundeskreis gehörte. Das neue Buch, welches ihren Briefwechsel mit dem Stiftsfräulein von Günderode enthielt, war den Studenten gewidmet: „Deutschlands Jüngerschaft, welche dem Recht zur Seite Klingen wetzend der Gnade trotzt, mit Schwerterklirren und der Begeisterung Zuversicht der Burschen Hochgesang anstimmt: Landesvater, Schutz und Rather! mit flammender Fackel ein dreifach Hoch dem Herrscher, dem Vaterland, dem Bruderbunde jauchzt und Strömen gleich zusammenrauscht in ein gewaltig Heldenlied." —

Angeregt durch diese Widmung, die wir als ihre jugendlichen Freunde und Verehrer mit gutem Recht zunächst auf uns beziehen durften, beschlossen wir, durch Ueberreichung eines kostbaren Albums ihr unseren Dank im Namen der akademischen Jugend auszudrücken. Ein talentvoller Maler aquarellirte das sinnige Titelblatt, worauf Bettina Hand in Hand mit ihrer Freundin Günderode dargestellt war, auf dem Söller einer alten gothischen Burg sitzend und auf die romantischen Ufer des zu ihren Füßen dahinfließenden Rheins blickend. — Poetische Gaben, Lieder und Gedichte feierten zugleich die beiden Freundinnen und beklagten den frühen, gewaltsamen Tod der schönen, geistvollen Günderode. —

Eine Deputation aus unserer Mitte überreichte Bettina das sinnreiche Geschenk als ein Zeichen unserer Verehrung. Sichtlich erfreut und gerührt, sprach sie mit uns viel von ihrer Vergangenheit, von ihrem Jugendleben und besonders von ihrer verstorbenen Freundin, die sich bekanntlich selbst das Leben genommen hatte.

„Nächst Goethe," sagte sie ungefähr bei dieser Veranlassung, „habe ich das Meiste und Beste, was ich besitze und geworden bin, meiner geliebten Günderode zu danken. Sie war ein entzückendes Wesen, eben so schön als begabt, mit braunem Haar und blauen Augen, die von langen Wimpern bedeckt wurden. Ihre Gestalt war so weich und fließend wie eine vom Silberlicht des Mondes beschienene Birke. Wenn man sie sah, hatte man immer das Gefühl, daß sie nicht auf die rauhe Erde paßte. Sie war durch und durch eine poetische Erscheinung, eine geborene Dichterin. Ihre Verse klangen, wenn man sie zum ersten Mal hörte, wie eine fremde Sprache, die man sich erst übersetzen mußte, aber sie waren reich an schönen und hohen Gedanken. Sie erinnerten mich unwillkürlich an meinen Lieblingsdichter, den unglücklichen Hölderlin, dessen weibliches Gegenstück die Günderode war. Als ich sie kennen lernte, hatte sie bereits unter dem Namen ‚Tian' einen Band ‚Gedichte und Phantasieen' erscheinen lassen, auch schon mehrere Dramen und eine dialogisirte Geschichte ‚Pietro' geschrieben, die sie mir mit ihrer herrlichen Stimme vorlas. Mein Bruder Clemens schwärmte für sie und der Herzog von Gotha war entzückt von ihrer Schönheit und ihrem Geist. — Weit größer noch als ihr poetisches Talent war ihre wissenschaftliche und besonders

ihre philosophische Bildung. Sie wollte mich in der Philosophie unterrichten und mich durchaus an ein logisches Denken gewöhnen; was ihr freilich schwer fiel, da ich ein ruschliges Ding war. Sie dagegen war eine überwiegend reflektirende Natur, zum Nachdenken und Grübeln geneigt, mißtrauisch gegen sich und Andere; weßhalb mein Bruder sie oft neckte und aufzog; aber hochherzig, edel, wahr und echt wie lauteres Gold."

Als Einer aus unserer Mitte die eingetretene Pause benutzte, um an Bettina die Frage zu richten, welche Gründe ihre so schöne und reich begabte Freundin veranlaßt hatten, sich den Tod zu geben, erzählte sie mit bewegter Stimme die traurige, damals noch wenig oder gar nicht bekannte Begebenheit folgendermaßen:

„Die Sache ist kein Geheimniß mehr und ich will Ihnen gern mittheilen, was ich darüber weiß und von unseren gemeinschaftlichen Freunden erfahren habe, da ich leider in jener Zeit von ihr getrennt lebte. Die Günderode liebte unglücklich; in einer befreundeten Familie hatte sie den bekannten Professor Creuzer aus Heidelberg kennen gelernt. Sie interessirte sich lebhaft für seine ‚Symbolik', für die ich mich niemals begeistern konnte; wogegen er den lebhaftesten Antheil an ihren poetischen Arbeiten nahm. Mehrere Gedichte in den von ihr veröffentlichten ‚Phantasieen' verdanken diesem Verhältniß ihr Entstehen, sowie Creuzer die besten Gedanken der Günderode in seine Schriften aufnahm. Mit jedem Tag wurde diese anfänglich rein geistige Verbindung inniger und leidenschaftlicher, so daß Beide nicht mehr ohne einander leben konnten. — Zu allem Unglück war Creuzer an seine weit ältere Frau gefesselt, die er als junger Mann aus Dankbarkeit geheirathet hatte. Nach langen, schweren Kämpfen entschloß er sich, seine Ehe mit der ungeliebten Gattin aufzulösen, die natürlich nur mit Widerstreben in die Scheidung endlich willigte. Schon glaubte die Günderode am Ziel ihrer Wünsche zu stehen, als Creuzer, wahrscheinlich in Folge der vorangegangenen Aufregung, an einem heftigen Nervenfieber erkrankte. Sein Leben schwebte in der höchsten Gefahr und er wäre vielleicht seinen Leiden erlegen, wenn ihn nicht seine schon halb verstoßene Frau mit der zärtlichsten Sorgfalt gepflegt hätte, indem sie die Anstrengung nicht scheute und nicht von seinem Lager wich. — Gerührt von ihrer Treue und Anhänglichkeit, bestürmt von seinen Freunden und Verwandten, von Dankbarkeit erfüllt und die öffentliche Meinung fürchtend, versammelte er nach seiner Genesung seine besten Freunde und erklärte in ihrer Gegenwart, daß er unter solchen Verhältnissen den Antrag auf Scheidung zurücknehmen wollte. Zugleich bat er seine überraschte Frau um Verzeihung und gelobte ihr von Neuem ewige Treue. Bald darauf gab er dem Professor Daub, der sein Vertrauter war, den Auftrag, der abwesenden Günderode oder einer in ihre Liebe eingeweihten Freundin diese unerwartete Sinnesänderung so schonend als möglich mitzutheilen, da ihm selbst dazu der Muth fehlte. Statt sich an mich zu wenden, schrieb Daub an eine bekannte Dame, bei der sich die Günderode gerade damals aufhielt. Durch einen unseligen Zufall kam der verhängnißvolle Brief zuerst in die Hände der Unglücklichen, welche das Schreiben unvorbereitet las. Dasselbe enthielt die sie tief erschütternde Nachricht, welche alle ihre Hoffnungen zerstörte, und schloß mit der ungeschickten, aber wohlgemeinten Warnung: ‚Hüten Sie die Günderode vor dem Rhein und vor Dolchen!'"

Von schmerzlichen Erinnerungen ergriffen, machte Bettina eine kurze Pause, worauf sie nach einiger Zeit ihre unterbrochene Erzählung fortsetzte:

„Diese mahnenden Worte hatten nur die entgegengesetzte Wirkung und bestärkten noch die Günderode in ihrem verzweifelten Vorhaben, sich das Leben zu nehmen. Mit bewunderungswürdiger Ruhe führte sie ihren Vorsatz aus. Zuvor schrieb sie noch einige Abschiedsbriefe und aß wie gewöhnlich in größerer Gesellschaft zu Abend. Nichts verrieth ihre furchtbare Absicht, nur fiel es auf, daß sie sich mit einer ihr sonst fremden Hast nach dem Essen entfernte und ihren Freundinnen mit wehmüthig aufgeregter Stimme ‚gute Nacht!' zurief. Niemand hatte eine Ahnung, da sie gewohnt war, noch spät des Abends an den Ufern des Rheins umherzuwandern und sich ihren poetischen Gedanken zu überlassen. Als sie aber nach elf Uhr noch nicht zurückgekehrt war, wurden ihre Freunde ängstlich. Das ganze Haus blieb wach und man schickte Leute aus, um sie zu suchen; doch waren alle Nachforschungen vergeblich. Erst am nächsten Morgen fand man die Leiche der Unglücklichen, von drei Dolchstichen in der Nähe des Herzens durchbohrt. Neben ihr lag das blutige Messer, das sie auf der Frankfurter Messe vor längerer Zeit gekauft hatte. Um ihren Hals hatte sie mehrere Porzellanschalen, mit Steinen beschwert, vermittelst eines Tuches festgebunden, um sich zu ertränken, falls der Dolch sie fehlen sollte. — Ich selbst erfuhr erst viel später das gräßliche Ereigniß, als ich, von entsetzlichen Träumen und Ahnungen gequält, meine Geschwister bestürmte, mit mir nach dem Rheingau zu reisen, um die Günderode zu besuchen. Erst jetzt erhielt ich die Bestätigung meiner traurigen Befürchtungen. Statt der Freundin fand ich nur ihr Grab auf dem Kirchhof zu Winkel am Rhein, das die schöne Inschrift trägt:

‚Erde, du meine Mutter, und du, mein Ernährer, der Lufthauch!
Heiliges Feuer, mein Freund, und du, o Bruder, der Bergstrom!
Und du, mein Vater, der Aether, ich sag' euch Allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank; mit euch hab' ich hienieden gelebt und ich gehe
Zur andern Welt, euch gern verlassend. — Lebt wohl denn,
Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!'"

Mit dem Jahre 1840 und der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. begann für Bettina eine neue, bedeutende Epoche in ihrem Leben. Schon früher dem romantischen Kronprinzen durch ihre Schriften bekannt und durch ihre Familienverbindungen genähert, fand sie jetzt bei dem ihr innerlich vielfach verwandten König die zuvorkommendste Aufnahme und Anerkennung. Beide für alles Große, Schöne und Außerordentliche schwärmenden Geister zogen sich gegenseitig an und hatten miteinander zahlreiche Berührungspunkte. Mit ihrer lebhaften Phantasie träumte Bettina von einer neuen großen Zukunft, und wie alle Welt hoffte auch sie auf eine schönere, bessere Zeit und eine Umgestaltung der veralteten, nicht länger haltbaren Zustände unter der Herrschaft des genialen, inspirirten Monarchen.

Sie selbst mochte sich wohl damals die Rolle der „Egeria" bei dem neuen „Numa" zugetheilt haben und erwartete einen segensreichen Einfluß von ihrem persönlichen und schriftlichen Verkehr mit dem König, der bei seiner Thronbesteigung von dem Jubel des ganzen Volkes begrüßt wurde. Mit Erfolg verwendete sich Bettina für die Berufung der mit ihr befreundeten, berühmten Sprachforscher Jakob und Wilhelm Grimm an die Berliner Universität, und man darf wohl hauptsächlich ihrem Eifer die Anstellung der beiden großen Gelehrten beimessen, wodurch sie sich ein unvergängliches Verdienst erwarb.

Später suchte sie den König für das Loos der ärmeren Volksklassen zu interessiren, denen sie, angeregt durch die sozialistischen Bestrebungen deutscher und französischer Schriftsteller, die innigste Theilnahme schenkte. In Begleitung ihrer jungen, gleichgesinnten Freunde und Verehrer besuchte sie die berüchtigten „Familienhäuser" in dem sogenannten „Voigtlande Berlins", diese traurigen Höhlen und Dachkammern der furchtbarsten Armuth, die elenden Wohnungen des Proletariats, ohne vor der Berührung mit dem Unglück, dem Laster und Verbrechen zurückzuschrecken. —

Bald darauf veröffentlichte sie die ergreifenden Schilderungen dieser jammervollen Zustände, woran sie in ihrer überschwenglichen Weise die kühnsten Wünsche, Vorschläge und Mahnungen knüpfte. Unter dem Titel: „Dieß Buch gehört dem Könige", widmete sie ihre Arbeit Friedrich Wilhelm IV. in der Ueberzeugung, daß es nur eines Wortes von ihr bedürfe, die Noth zu beseitigen! Statt des gehofften Dankes fand sie nur Widerstand, Aerger und Verdruß, da ihr Buch von der Umgebung des hochherzigen Fürsten nur bespöttelt und verdächtigt wurde, so daß sie am Hof für eine gefährliche Demokratin galt. — Zuletzt beschränkte sich ihr ganzer Einfluß nur auf einige Unterstützungen, die der König verschiedenen von ihr empfohlenen Künstlern zu Theil werden ließ.

Einigermaßen enttäuscht zog sich Bettina von dem politischen Leben zurück, um sich ganz der Ausführung eines neuen Planes zu widmen, der Errichtung eines Denkmals für Goethe, wozu sie selbst die Zeichnung entworfen hatte. Für die Kosten des später nach ihren eigenen Ideen von dem Bildhauer Steinhäuser in Rom ausgearbeiteten Monuments bestimmte sie den Ertrag einer englischen Uebersetzung ihres „Briefwechsels mit Goethe", wovon sie sich einen ganz außerordentlichen Erfolg versprach. Leider gingen ihre allzu sanguinischen Hoffnungen nicht in Erfüllung, da das Buch nicht den gewünschten und erwarteten Absatz fand. Außerdem gerieth sie mit ihren Verlegern, von denen sie sich fortwährend übervortheilt und hintergangen glaubte, in unangenehme Verwicklungen, weßhalb sie den Debit ihrer Werke selbst übernahm. Aus diesem Grunde wurde sie von dem Berliner Magistrat mit einem höchst prosaischen Prozeß wegen der von ihr mit echt weiblicher Hartnäckigkeit verweigerten Gewerbesteuer bedroht. — Für das ihr vermeintlich zugefügte Unrecht rächte sich Bettina in ihrer Entgegnung durch die heftigsten, nichts weniger als ehrerbietigen Ausfälle auf die städtischen Behörden, welche ihr eine Verurtheilung wegen Injurien zuzogen.

Trotz dieser unerquicklichen Streitigkeiten, von denen ihre Freunde nicht verschont blieben und oft peinlich berührt wurden, gewährte mir der Verkehr mit der genialen Frau einen unbeschreiblichen Genuß, obgleich durch ihre Verbitterung und ihre Launenhaftigkeit das ideale Bild nicht selten getrübt wurde. Dennoch zähle ich, und gewiß mit mir Alle, die in ihrer Nähe weilten, die mit ihr verbrachten Stunden zu den schönsten und bedeutendsten in meinem Leben. Es gab Augenblicke, wo sie uns völlig bezauberte, so daß man all' diese kleinen Schwächen übersah und ihre Unarten leicht verzieh. Dann erschien sie in der That bald als die Pythia ihrer Zeit, als der verkörperte Genius der reinsten Poesie, bald als die Königin der Romantik, als eine wunderbare Fee, auf deren Wink die herrlichsten Blumen erblühten, der Wald seine Geheimnisse erschloß, die süßesten Melodieen erklangen und alle guten Geister uns umschwebten.

Leider genügte eine vorübergehende Verstimmung, eine leichte Laune, den schönen Zauber zu zerstören und die zarten, poetischen Elfen in wilde, boshafte Kobolde zu verwandeln. Auch von Bettina galt der bekannte, auf ihren Bruder Clemens Brentano angewendete Ausspruch, daß man bei den Brentanos nie weiß, wo der Engel aufhört und der Dämon anfängt. Sie konnte in der That ebenso zurückstoßend, als hinreißend liebenswürdig sein, ebenso tief verletzen, als entzücken. Daher begriff ich es vollkommen, daß ein bekannter junger Mann für die mehr als fünfzigjährige Frau eine so glühende Leidenschaft faßte, daß er oft bis nach Mitternacht im kalten Winter unter ihrem Fenster stand, um nur ihren Schatten zu sehen, obgleich Bettina selbst in ihrer Jugend nach allen Berichten ihrer Freunde nicht eigentlich schön zu nennen war.

Mir selbst war es leider nicht gegönnt, noch länger in ihrer Nähe zu weilen, da ich meine Studien beendet hatte und durch den plötzlichen Tod meines Vaters gezwungen wurde, nach meiner schlesischen Heimat zurückzukehren. Bei meinem schweren Verlust bewies mir Bettina eine wohlthuende, menschlich schöne Theilnahme, die ich nie vergessen werde. Sie suchte mich nicht nur geistig aufzurichten, sondern bemühte sich auch, mir in Berlin eine angemessene Stellung zu verschaffen, was ihr damals leider nicht gelang. Voll Verehrung und Bewunderung nahm ich Abschied von der berühmten Frau, welche ich erst nach langen Jahren unter gänzlich veränderten Verhältnissen wiedersehen sollte.

Englische Damen bei einem Mauren.

(Hiezu das Bild S. 489.)

Der Orientale hält noch mehr als der Engländer sein Haus für sein Kastell: er sieht es nicht gerne, wenn der Franke seine Schwelle betritt. Geschieht dieß aber, so wird er auf der andern Seite seine angeborene Höflichkeit, seine Gastfreundschaft nicht verleugnen. Englische Damen betreten das Haus eines Mauren: der Wirth empfängt seine Gäste mit großer Zuvorkommenheit und sucht ihnen über die Verlegenheit des Augenblicks hinüber zu helfen. Die Damen mühen sich, ihn darin zu unterstützen. In den beiderseitigen Kindern drückt sich aber die Situation auf's Klarste aus. Der beherzte englische Knabe in seinem Matrosenanzug schaut sich die beiden Kleinen in den weiten Röcken und dem Fez mit der Sicherheit eines echten John Bull an. Der kleine Maure ist darüber mit Recht etwas verdutzt, während die jüngere Schwester sich scheu an den Vater anschmiegt. Die Damen des Harems aber und die schwarze Amme im Hintergrund scheinen an der ganzen Vorstellungsszene ihren Spaß zu haben und freuen sich auf den Augenblick, wo sie die schönen Stoffe und den Kopfputz der europäischen Damen mit ihren neugierigen schwarzen Händen betasten können.

Der geheime Schrank.

Gemälde von K. Janssen.

(Hiezu das Bild S. 492.)

Der Künstler versetzt uns in die Jahre vor William III. von England. Wir sind in einem reichen Hause. Darauf deuten die prächtige Treppe mit den Wappenthieren, die kostbare Kleidung der Dame hin, welche mit vorsichtiger Hand und scheu um sich schauend die geheime Thür öffnet, um ihren Geliebten einzulassen, der in jenen von Parteikämpfen bewegten Zeiten oft nur unter einer Verkleidung und auf geheimen Schleichwegen und durch geheime Thüren eingelassen, sie besuchen konnte, die auch manchem Parteigänger, wenn es eine geheime Versammlung galt, schon freundlich sich geöffnet. Wir wollen unserer jugendlichen Schönen wünschen, daß sie keinem finstern „Rundkopf", sondern einem hübschen jungen Manne die geheime Thür öffnet und daß glückliche Stunden ihrer harren.

Rösselsprung
Nro. 8.

	wei-	chel-	so	sei-	se	drauf	
was	har-	ne	diese	lä-	nicht	gall	krei-
lie-	te	se	wer	uns-	se	ro-	det
ist	thust	tes	nur	dort	stur	im	ti-
die	be	es	rer	wort	de	re-	der
du	wie	gei	se	mehr	gei	nach-	steh'n
fla-	ro-	mir	sang	ge-	sen	sprö-	doch
	heut'	du	ro-	so	die	sa-	

Schach.

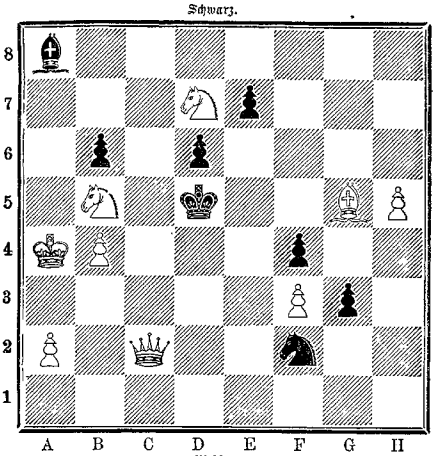
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Die folgende Aufgabe trug in dem letzten Problemturnier der nuova rivista den zweiten Preis davon.

Aufgabe Nro. 24.

Von Aurelio Abela.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 20:

Weiß.	Schwarz.
1) K. B 6 — A 7	1) S. F 7 nimmt H 6 od. A) B) C).
2) D. C 4 — C 8 †	2) K. D 7 nimmt C 8.
3) S. D 5 — B 6 setzt Matt.	
A)	
1)	1) K. D 7 nimmt E 6.
2) S. D 5 — B 6 †	2) Beliebig.
3) D. C 4 — D 5 setzt Matt.	
B)	
1)	1) S. F 7 — D 8.
2) S. D 5 — B 6 †	2) K. D 7 — E 8.
3) S. E 6 — C 7 setzt Matt.	
C)	
1)	1) D. G 3 — G 8.
2) S. D 5 — B 6 †	2) K. D 7 — E 8.
3) D. C 4 — A 4 setzt Matt.	

(Andere Varianten leicht.)

Pariser Schachturnier von 1878.

Partie Nro. 3.

Vierspringerspiel.

Weiß — Winawer.	Schwarz — Zukertort.
1) E 2 — E 4	1) E 7 — E 5.
2) S. B 1 — C 3	2) S. B 8 — C 6.
3) S. G 1 — F 3	3) S. G 8 — F 6.
4) L. F 1 — B 5	4) L. F 8 — B 4.
5) S. C 3 — D 5	5) L. B 4 — C 5.
6) D 2 — D 3	6) S. F 6 nimmt D 5.
7) B 4 nimmt D 5	7) S. C 6 — D 4.
8) S. F 3 nimmt D 4	8) L. C 5 nimmt D 4.
9) C 2 — C 3	9) L. D 4 — B 6.
10) D. D 1 — G 4. Hiemit leitet Weiß eine geistvolle Angriffskombination ein.	10) 0 — 0.
11) L. C 1 — G 5	11) F 7 — F 6.
12) L. G 5 — H 6	12) D. D 8 — E 7. Auf T. F 8 — F 7 würde Weiß mit D 5 — D 6 und drohendem L. B 5 — C 4 das Spiel gewinnen.
13) D 5 — D 6	13) C 7 nimmt D 6.
14) L. B 5 — C 4 †	14) K. G 8 — H 8.
15) L. H 6 — E 3	15) F 6 — F 5.
16) D. G 4 — E 2	16) L. B 6 — C 5.
17) 0 — 0 — 0	17) F 5 — F 4.
18) L. E 3 · D 2	18) B 7 · B 5.
19) L. C 4 — D 5. Wenn Weiß den Bauer schlug, so antwortete Schwarz F 4 — F 3 und bekam nach G 2 nimmt F 3 durch L. C 8 — B 7 ein sehr günstiges Spiel . .	19) T. A 8 — B 8.
20) D 3 — D 4	20) L. C 5 — B 6.
21) D. E 2 — E 4. Ein sehr starker und weitberechneter Zug.	21) D. E 7 — F 6.
22) H 2 — H 4	22) B 5 — B 4.
23) H 4 — H 5	23) B 4 nimmt C 3.
24) L. D 2 nimmt C 3	24) E 5 nimmt D 4.
25) T. D 1 nimmt D 4. Weiß gibt die Qualität preis, um im Interesse des Angriffs den Läufer C 3 benützen zu können.	25) D. F 6 — H 6. Schwarz hätte wohl besser den Thurm geschlagen, da die Aktion des feindlichen Damen-Läufers doch nicht gehindert werden kann.
26) T. D 4 — A 4. Damit droht Weiß D. E 4 — E 7 zu spielen; denn der Läufer C 8 kann dann ohne Verlust nicht mehr gezogen werden.	26) A 7 — A 5. Um den Läufer nach A 6 spielen zu können.
27) T. H 1 — H 4	27) F 4 — F 3 †.
28) K. C 1 — B 1	28) L. C 8 — A 6.
29) T. H 4 G 4	29) T. B 8 — E 8.
30) T. G 4 nimmt G 7 . . .	30) D. H 6 nimmt G 7.
31) L. C 3 nimmt G 7 † . . .	31) K. H 8 nimmt G 7.
32) D. E 4 — G 4 †	32) K. G 7 — H 8.
33) G 2 nimmt F 3	33) L. A 6 — D 3 †.
34) K. B 1 — C 1	34) L. D 3 — F 5.
35) D. G 4 · H 4	35) T. E 8 — E 2.
36) T. A 4 — D 4. Ein schöner Zug, der den Thurm im richtigen Augenblick zur Vertheidigung in's Spiel zurückführt. Er darf nicht geschlagen werden, weil Weiß durch D. H 4 nimmt D 4 †, T. E 2 — E 5, mit nachfolgendem F 3 — F 4 eine Figur gewinnen würde.	36) L. B 6 — D 8.
37) D. H 4 — G 3	37) T. F 8 — E 8.
38) T. D 4 — D 2	38) T. E 2 — E 1 †.
39) T. D 2 — D 1	39) T. E 1 — E 2.
40) T. D 1 — G 1	40) T. E 2 — E 1 †.
41) T. G 1 nimmt E 1	41) T. E 8 nimmt E 1 †.
42) K. C 1 · D 2	42) T. E 1 — E 8.
43) D. G 3 nimmt D 6	43) A 5 — A 4. Ein letzter Versuch.
44) B 2 — B 4. Es drohte L. D 8 — A 5 †.	44) A 4 nimmt B 3.
45) A 2 nimmt B 3 und Schwarz gab die Partie auf.	

Bilderräthsel 25.

Auflösung des Bilderräthsels 24:

Ein leerer Sack steht schwer aufrecht.

Buchstabenräthsel.

Mit F. zieht man's bei Bergen in Betracht,
Der Reimschmied nimmt's auch sehr in Acht.
Mit G. bringt es der Regen über's Land,
Mit H. ward grausam es verbrannt.
Mit K. hat's wohl in allen Landen
Von Adam her als Tausch bestanden.
Mit M. ist's niemals freier Wille,
Mit N. steckt es in grüner Hülle.
Mit R. verdrießt's die Köchin und den Koch,
Mit Sch. macht meistens es ein Loch.

L. v. Bischoffshausen.

Briefmappe.

Hrn. Dr. G. C. W. in R. (Amer.). Solche Fragen lassen sich im engen Raum der Briefmappe nicht wohl erörtern. C. orthodox. De Wette als Exeget. Doch ist Ihre Frage nicht ganz verständlich.

Hrn. P. F. in Weim. Leider ungeeignet.

Berliner Kunstfreund. Sie können das Ganze aus dem Göschen'schen Verlag in Stuttgart beziehen.

Hrn. Alex. v. K. in W. Der Sarcytabalsam, von dem wegen des Einfuhrverbots aus Rußland viel die Rede ist, soll ein vielfach als Volksmittel gebrauchter natürlicher Pflanzenbalsam sein.

Hrn. Part. F. in A. Sie werden den Mann von wahrer Bildung immer an der Art zu grüßen erkennen können; beobachten Sie nur einmal, es ist ein ganz interessantes Studium.

Frl. Amalie D. in St. L'appétit vient en buvant; wir würden zu M. rathen.

Hrn. R. in Ball. Becker, Deutsche Sprache. Prag, Tempsky.

Hrn. G. L. in L. Wir haben früher schon einmal das System des Rösselsprungs in einer eigenen Anleitung gebracht; hier würde es zu weit führen. Er ist dem Schachspiel entnommen. Nur so viel sei gesagt: Man beginnt an einem beliebigen Felde, wenn man die Worte einzeichnet, und springt zwei Felder gerade aus und dann auf das nächste rechts oder links für das zweite Wort und so fort. Bei der Lösung hat man nun in dieser Weise zu suchen, bis man die zusammengehörigen Worte findet.

Abonnent in Witten. Diese spezifisch chemischen Fragen gehören nicht vor unser Forum.

M. in H. Im Katalog der deutschen Post steht das Journal pour tous mit 9 ℳ verzeichnet. Es wird Ihnen dazu dienen können.

R. K. in T. Sauer, Konversationsgrammatik.

Aus Wissensdurst in Brünn. Sie haben nicht gesagt, ob von einem Spiritisten oder eine Kritik des Spiritismus.

Hrn. Amtmann A. in F. Die Verlagshandlung ist gerne bereit, Ihnen die zu einem früheren Jahrgange von „Ueber Land und Meer" gebotene Stahlstichprämie „Der Gang zur Firmeß" noch zu dem Ausnahmspreis von ℳ 1. — zu liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Abonnent in Bitten. Diese spezifisch chemischen Fragen gehören nicht vor unser Forum.

M. in H. Im Katalog der deutschen Post steht das Journal pour tous mit 9 ℳ verzeichnet. Es wird Ihnen dazu dienen können.

R. K. in T. Sauer, Konversationsgrammatik.

Aus Wissensdurst in Brünn. Sie haben nicht gesagt, ob von einem Spiritisten oder eine Kritik des Spiritismus.

Hrn. Amtmann A. in F. Die Verlagshandlung ist gerne bereit, Ihnen die zu einem früheren Jahrgange von „Ueber Land und Meer" gebotene Stahlstichprämie „Der Gang zur Firmeß" noch zu dem Ausnahmspreis von ℳ 1. — zu liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Abonnent in Breslau. Schulz, Adreßbuch des deutschen Buchhandels. Leipzig, O. A. Schulz.

Hrn. Dr. R. in G. Perthes' geogr. Institut in Gotha dürfte die betreffende Antwort geben können.

Frl. Rosa S. in R. Abonn. in Heidelb. Alter Ab. in L. Richtig.

Eine z. Verehrerin in D. Schon so oft gesehen.

Hrn. F. K. M. R. bei O. Die Permanente Ausstellung von Herdtle und Peters in Stuttgart kann das vermitteln.

Mehrere Wißbeg. in Frankf. Im preußischen Regierungsbezirk Königsberg.

Hrn. Hauptm. F. K. in Wien. 1. Bis 31. Okt. d. J. wird Schiller komplet. 2. Ist beabsichtigt.

Hrn. C. H. in Ems. Richtig. Vorrath groß.

Kommerzienrath in spe. Einpinseln mit Kollodium. Potsdam. Das genügt. Dann's Verlosungsblatt, Stuttgart.

Hrn. A. M. in Prag. Großer Vorrath.

Hrn. G. W. in Hildh. Hrn. J. W. in Kais. Hrn. R. St. W. in E. Hrn. Th. L. in B. Hrn. Dr. Th. in Homb. Hrn. Th. Z. in A. Hrn. H. St. in U. Nicht verwendbar.

Langj. Abonn. in Frankf. Es wird wohl eine Verwechslung der Stadt sein, doch ist die Sache irrelevant. Besten Dank.

Hrn. Emilio O. S. in B. A. (Sildam.). Wir bedauern, unseren Freunden jenseits des Ozean nur halbe Antwort geben zu können: N. F. P. 32,000, K. Z. 34,000, von den Fr. erfährt man keine A.

Verehrer Goethe's. Düntzer's Erläut. zu G. Werken. Leipz., Wartig.

Hrn. C. W. in Luzern. — Graudenz. Wenden Sie sich an die Redaktion der in Berlin erscheinenden „Vakanzenliste".

Frl. J. P. in M. Für uns nicht geeignet; mehr können wir nicht sagen.

Hrn. Geh. R. v. W. in L. Wir danken für Ihre Mittheilung, daß Frh. v. Meusebach von Texas vor Schurz in den Senat der Verein. Staaten geschickt worden.

Hrn. Ed. Th. in Rußland. Waschen des Kopfes mit einer Mischung von Spiritus, Lavendelöl und Zusatz von einigen Tropfen Kantharidentinktur wird das Ausfallen der Haare beschränken.

Hrn. Sch. in P. Kaufen Sie Dann's Verloosungsliste (Stuttg.) oder fragen Sie bei demselben mit Einlage von einigen Zehnpfennigmarken an. Die beigelegte fehlte.

Abonn. in R — bach. Der gute Ton in allen Lebenslagen. Berlin, Franz Ebhardt.

Abonnentin in Z. Unsere Antwort würde zu spät gekommen sein.

Nora. Verfügen Sie über Ihr Mskr.

Hrn. Fr. B. in S. Das Wort ist nicht richtig geschrieben.

Hrn. J. A. B. in Neuleng. Wenden Sie sich an das Patentbureau von Brandt & v. Nawrocki in Berlin.

Hrn. G. Baron v. K. in P. Wenden Sie sich an den österr. Gesandten oder Generalkonsul in Paris. Ist der Betreffende C., so können Sie ihn auch im Goth. Hofkalender finden, wenn Sie bei allen Staaten die C. Frankreichs nachsuchen.

Hrn. Privat. J. L. in L. Die Ansichten sind eben verschieden und was dem Einen nicht gefällt, hat den ganzen Beifall des Andern.

Hrn. Chr. B. in L. Kübler, Haushaltungsbuch. Stuttg., Engelhorn.

Langjährige Abonnentin. Briefe an N. gehen durch unsere Vermittelung.

C. F. S. in L. Kalte Waschungen der Haut und eine thätige Unterhaltung der Blutcirkulation im Unterleibe durch Verabreichung leichter Abführmittel, z. B. des ungarischen Königsbitterwassers, dürfte Ihnen Besserung verschaffen.

Hrn. Dr. C. in Ch. Sie haben vergessen zu sagen, was das Richtige war.

Graziella in P. Wir haben Ihnen bereits geantwortet. Warum sollten wir gegen andere Damen galanter sein, als gegen Sie? Wir kennen sie ja alle nur brieflich und da denkt man sie sich alle reizend. Die Falte auf Ihrer Stirne, als Sie uns den Vorwurf machten, entstellte Sie. Für unsere Antworten sollten wir wenigstens durch eine Photographie der schönen Fragerinnen entschädigt werden. Also noch einmal das Journal pour tous. An Dr. Hentze in Leipzig.

Hrn. F. L. in Bielef. Sehr erfreut, daß Sie das Wohlwollende aus der Illustration des Kriegervereinlers herausfühlten. Es straft ja das Glück über die Heimkehr des Kaisers aus dem ganzen Bilde. Alles Andere ist nebensächlich.

Hrn. Hotelbes. K. in P. Ein ganz praktisches Sicherheitsschloß für Kleider, Koffer, Hüte, Schirme, damit sie in Hotels und Eisenbahnen nicht wegkommen können, hat O. Uhlich & Comp. in Görlitz erfunden und sich patentiren lassen. Es ist praktisch und elegant zugleich.

Abonnent in Lippstadt. Allerdings.

S. W. in Hechingen. Das Tragen von Filzschuhen oder mit Flanell ausgefütterten Lederschuhen dürfte den gewünschten Erfolg haben.

Ein Verehrer Spaniens. Wir glauben, daß Ihr Projekt ganz gut ist, nur wüßten wir Ihnen kein Werk anzugeben, aus dem Sie sich Raths erholen könnten. Aus Garibe, das heutige Spanien, vielleicht.

Clouet. Wegen der Paßfiktion haben wir doch gerechte Zweifel. Mit 17 Jahren ist es nicht wohl mehr erlaubt, da hört die Naivität auf.

Hrn. H. Mi. in Berlin. Weif in Hannover. Hrn. J. Sch. G. in H. Leider ungeeignet.

Hrn. Hermann M. in Niedermatten. 1. Works by Howard Staunton, London, Routledge. Works by Clark, London, Macmillan. 2. Nein. Nur zu den gewöhnlichen Preisen von 12, resp. 18 ℳ. Es sind nur noch wenige Exemplare vorräthig. 3. Richtig. 4. Druckfehler.

Hrn. K. P. H. W. in Strehlen. Durch Ueberziehen mit Fixativ, was Sie in jeder Papier- und Malerwaarenhandlung, z. B. Marx in Stuttgart, Kanzleistraße, haben können.

Gardenia. Kappes Lehrb. d. span. Sprache, Dresden, Ehlert. Werder, span. Sprache, Leipzig, Weber. Bei Brockhaus ist eine Sammlung vorzüglicher span. Werke erschienen.

J. M., alter Abonnent in K. Turnen ist jedenfalls der Stärkung des Körpers sehr zuträglich. Lesen Sie Klotz, Katechismus der Turnkunst. Leipzig, J. J. Weber.

Hrn. G. J. in Dresden. Schmidt, Der Fabrikant von Kautschukwaaren, Weimar, Voigt, dürfte Ihnen dienen.

Hrn. E. C. in Riga. Der Besungene ist denn doch nicht so bekannt, daß Br. Ged. für alle Leser verständlich wäre.

Hrn. L. B. in C. Pettenkofer, Ueber Oelfarben, Münch. 1870.

Unterthänige Abonnentin A. B. C. 1. Ja, sie nimmt zuerst. 2. Braucht nicht aufzustehen, nur sich zu verneigen. 3. Es ist leider den ton — aber schon lange.

Zweites rathloses Menschenkind. Es wird doch auch Häuser geben, wo man keinen Werth darauf legt, die Kinder zur Musik zu zwingen, die sie meist sofort nach der Verheirathung an den Nagel hängen. Einen Weg — wissen wir freilich nicht.

Abonnent in Breslau. Schulz, Adreßbuch des deutschen Buchhandels. Leipzig, O. A. Schulz.

Hrn. Dr. R. in G. Perthes' geogr. Institut in Gotha dürfte die betreffende Antwort geben können.

Frl. Rosa S. in R. Abonn. in Heidelb. Alter Ab. in L. Richtig.

Eine z. Verehrerin in D. Schon so oft gesehen.

Hrn. F. K. M. R. bei O. Die Permanente Ausstellung von Herdtle und Peters in Stuttgart kann das vermitteln.

Mehrere Wißbeg. in Frankf. Im preußischen Regierungsbezirk Königsberg.

Hrn. Hauptm. F. K. in Wien. 1. Bis 31. Okt. d. J. wird Schiller komplet. 2. Ist beabsichtigt.

Hrn. C. H. in Ems. Richtig. Vorrath groß.

Kommerzienrath in spe. Einpinseln mit Kollodium. Potsdam. Das genügt. Dann's Verloosungsblatt, Stuttgart.

Hrn. A. M. in Prag. Großer Vorrath.

Hrn. G. W. in Hildh. Hrn. J. W. in Kais. Hrn. R. St. W. in E. Hrn. Th. L. in B. Hrn. Dr. Th. in Homb. Hrn. Th. Z. in A. Hrn. H. St. in U. Nicht verwendbar.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Im Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig** ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Auch Einer.

Eine Reisebekanntschaft

von

Friedrich Theodor Vischer.

Zweite, durchgesehene Auflage.

2 Bände. Preis broschirt ℳ 9. —; fein gebunden ℳ 11. —

Das Lebensbild, das diesen Titel trägt, hat die Kraft seines Inhalts durch den Erfolg bewährt, die Einsichtigen haben erkannt, was hier dargeboten ist, und die Kritik hat sich besonnen. – Immerhin glauben wir, da das Buch dem ersten, flüchtigen Einblick etwas Befremdendes entgegenbringt, den Finger zeig wiederholen zu sollen, womit die erste Auflage eingeführt worden ist. — Soll das Schöne nicht Beschönigung werden, so darf die Poesie, die Kunst überhaupt nicht von der Lebenswahrheit sich abtrennen, sie muß Richtungen einschlagen, Zweige treiben, worin die Beleuchtung des Einzelnen, somit auch des scheinbar unendlich Kleinen zur fühlbarsten Schärfe gesteigert und doch auch dieses Element in idealen Zusammenhang aufgenommen wird. Wie von selbst bietet sich die Aufgabe dar, diese Idealisirung auf negativem Wege zu versuchen, indem das äußerst Kleine als lästige Störung des höheren Seelenlebens eingeführt wird. Je tiefer der Dichter hier zu greifen wagt, je peinlichere Kontraste also aus dem sogenannten kleinen Uebel sich erzeugen, desto strenger ist zu fordern, daß er die starken Dissonanzen auch löse, die hervorgerufene Unlust in irgend eine Art von ästhetischer Lust auflöse. Die Lösung wird nur eine komische oder tragikomische sein können, was jedoch einen mildernden Schlußakkord keineswegs ausschließt. Ob solche Lösung dem Verfasser gelungen, und wenn dieß, ob es richtig erkannt werde, davon wird das Schicksal des Buches abhängen, das hier der deutschen Lesewelt geboten wird.

Bekanntmachung
der Vorlesungen, welche an der K. Universität Tübingen im Sommerhalbjahr 1879 werden gehalten werden.

Philosophie. Privatdozent Dr. Spitta: Logik. Pädagogik. Privatdozent Dr. Dieterich: Philos. Anthropologie. Die philos. Theorieen der heutigen Naturwissenschaft. Repetent Egg im Wilhelmsstift: Psychologie. Prof. Dr. Sigwart: Metaphysik. Grundlinien der Philosophie der Geschichte. Philos. Uebungen. Prof. Dr. Pfleiderer: Geschichte der neueren Philosophie. Schleiermacher als Theolog und Philosoph.

Kunst. Prof. Dr. v. Köstlin: Kunstgeschichte der neuern Zeit. Prof. Dr. Schwabe: Erklärung der Bildwerke des Kunstmuseums. Prof. Dr Leibnitz: Unterricht im Zeicheninstitut. Musikdirector Kaufmann, öffentlich: Vokal- und Instrumentalmusik.

Geschichte. Prof. Dr. v. Roth: Allgem. Religionsgesch. Prof. Dr. Fehr: Universalgeschichte, zweite Hälfte. Geschichte der polit. Theorien. Histor. Konversatorium. Prof. Dr. v. Gutschmid: Römische Historiographie. Josephus gegen Apion. Histor. Uebungen. Privatdoz. Dr. v. Pflugk-Harttung: Geschichte der deutschen Kaiser bis zum Untergang der Hohenstaufen. Urkundenlehre. Diplomatisch-historische Uebungen. Repetent Licentiat Dr. Müller: Geschichte des Papstthums im avignonesischen Zeitalter. Privatdozent Dr. Schweizer: Deutsche Gesch. vom Interregnum bis zur Reformation. Quellen der deutschen Gesch. im Mittelalter. Prof. Dr. Kugler: Zeitalter der Renaissance und der Reformation. Freiheitskriege. Historische Uebungen.

Philologie und Literatur. Prof. Dr. v. Roth, Veda und Avesta. Mann's Gesetzbuch. Privatdozent Dr. Geldner: Ausgewählte Abschnitte aus Böhtlingk's Sanskritchrestomathie. Altitalische Dialektkunde mit Einschluß des Altlateinischen. Prof. Dr. v. Himpel: Armenische Sprache und Schriftsteller. Prof. Dr. Socin: Grammatik der arabischen Volkssprache. Erklärung des Koran. Lektüre schwieriger arabischer Schriftsteller. Geographie Palästinas. Repetem Dr. Nestle: Syrisch oder Arabisch für Anfänger. Prof. Dr. Schwabe: Philos. Encyklopädie und Methodologie. Plautus' Menächmen. Schriftliche Ausarbeitungen. Prof. Dr. Rhode: Metrik der Griechen und Römer. Aeschylos' Agamemnon. Stat. Silvae. Taciti dialogus de oratoribus und lateinische Stilübungen. Prof. Dr. Herzog: Griech. Staatsalterth. Lateinische Syntax. Thucydides und griechische Stilübungen. Polybius VI, 27 ff. Prof. Dr. Fiach: Griech. Epigraphik. Vergil's Eklogen. Prof. Bender: Gesch. d. deutschen Gelehrtenschulwesens. Privatdozent Dr. Strauch: Deutsche Grammatik. Blütezeit der deutschen Mystik. Prof. Dr. v. Keller: Otfried's Evangelienbuch. Deutsche Literaturgesch. seit Opitz. Deutsche Uebungen. Prof. Dr. v. Köstlin: Goethe. Prof. Dr. Rapp: Privatvorlesungen über neuere Sprachen. Prof. Dr. Holland: Vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen. Gesch. der italien. Poesie. Dante Divina Commedia. Lektor Pfau: Französ. Literaturgesch. Art poétique de Boileau. Konversation. Französisch. Prof. Dr. Milner: Milton's Paradise lost. Englische Grammatik. Englisch.

Mathemathik und Naturwissenschaften. Prof. Dr. du Bois-Reymond: Analytische Mechanik. Analyt. Uebungen. Prof. Dr. Hohl: Einleitung in die analyt. Geometrie. Integration. Geometrisch-algebraische Aufgaben. Prof. Dr. Gundelfinger: Ausgewählte Abschnitte aus der mathemathischen Physik. Funktionen einer veränderlichen komplexen Größe. Analyt. geometrische Uebungen. Prof. Seyboth: Darstellende Geometrie, erster Theil. Konstruktionsübungen. Prof. Dr. v. Neusch: Experimentalphysik. Physik. Uebungen und Demonstrationen. Prof. Dr. Lothar Meyer: Experimentalchemie, zweiter Theil. Arbeiten im chem. Laborat. Prof. Dr. Hüfner: Physiol Chemie. Praktisch-chemischer Kursus für Mediziner. Physiologisch-chemische Arbeiten für Geübtere. Prof. Dr. Städel: Chemie der Nahrungs- und Genußmittel. Repetitorium der anorganischen Chemie. Prof. Dr. v. Quenstedt: Geognosie. Petrefaktenkunde. Naturkunde in Fremdenlegs Prof. Dr. Pfeffer: System. Botanik. Arbeiten im botanischen Laboratorium. Botanische Exkursionen, öffentlich. Prof. Dr. Hegelmaier: Grundzüge der allgemeinen Botanik. Fortbotanische Demonstration v. Prof. Dr. Eimer: Zoologie. Zootomische Uebungen. Zoologische Uebungen. Apotheker W. Mayer: Pharmakognostie.

Theologie. 1) **Evangelisch-theologische Fakultät.** Prof. Dr. v. Dieterl: Hiob. Heilige Alterthümer der Hebräer (Geschichte des israelitischen Kultus). Hebräerbrief. Rev. Dr. der Phil. Nestle: Exeget. Konversatorium Syrisch oder Arabisch. Prof. Ephorus Buder: Synoptische Reden. Christl. Symbolik. Prof. Dr. Weiß: Christologie d. N. Testamentes Ethik. Praktische Uebungen. Repetent Farber: Lehre von der Kirche und den Sakramenten. Prof. Dr. v. Weizsäcker: Kirchengesch., zweiter Theil. Dogmengesch., zweiter Theil. Repetent, Licentiat der Theologie, Dr. phil. Muller. Geschichte des Papstthums im avignonesischen Zeitalter. - 2) **Katholisch-theologische Fakultät,** Prof. Dr. v. Himpel. Erklärung kleiner Prophetem. Prof. Dr. Schanz: Einleitung in das N. Testament. Jakobusbriefe. Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft. Prof. Dr. Funk: Kirchengesch., zweite Hälfte. Christl. Kunstarchäologie. Repetent Licentiat Dr. der Phil. Knittel: Apologetik. Dogmatik, zweite Hälfte. Prof. Dr. v. Kuhn: Gnadenlehre. Prof. Dr. v. Kober: Kathol. Kirchenrecht, zweite Hälfte. Pädagogik und Didaktik, zweite Hälfte. Prof. Dr Linsenmann: Moraltheologie.

Rechtswissenschaft. Prof. Dr. Hugo Meyer: Einleitung in die Rechtswissenschaft (Encyklopädie). Strafrecht. Prof. Dr Bülow: Institutionen und Geschichte des römischen Rechtes. Deutsches Civilprozeßrecht einschließlich des Konkursrechtes. Prof. Dr. Degenkolb: Pandekten I. Pandektenpraktikum. Prof. Dr. v. Mandry: Pandekten II. Württembergisches Privatrecht. Prof. Dr. v. Frantlin: Deutsche Reichs- und Rechtsgesch. Handelsrecht. Wechselrecht. Prof. Dr. v. Thudichum: Deutsches Privatrecht. Kirchenrecht. Prof. Dr. Pfeiffer: Die summarischen Prozeßarten. Gesch. des römisch, deutsch. und württemb. Strafprozesses. Prof. Dr. v. Seeger: Strafprozeß. Württembergisches Staatsrecht. Strafrechtliche Uebungen.

Staatswissenschaften und ihre **Hilfsfächer.** Prof. Dr. Neumann: Volkswirthschaftslehre. allgem. Theil. Volkswirthschaftl. und statist. Uebungen. Prof. Dr. v. Schönberg: Nationalökonomie, spez. Theil. Besteuerung. Die industr. Arbeiterfrage. Volkswirthsch. Uebungen. Prof. Dr. Jolly: Allgem. Staatsrecht und Politik. Württemb. Verwaltungsrecht. Verwaltungsrecht-Praktikum. Privatdozent Dr. Milner: Repräsentativeinrichtungen. Staatsrath Kanzler Dr. v. Rümelin. Rechtsphilosophie. Prof. Dr. v. Martitz: Deutsches Reichs- und Landesstaatsrecht. Prof. Dr. Weber: Landwirthschaftslehre, zweiter Theil. Encyklopädie der Forstwissenschaft. Hüttendirektor a. D. Dr. Dorn: Maschinenlehre. Bauinspektor Koch. Die württemb. Bauordnung.

Medizin. Prof. Dr. Henle: Osteologie und Syndesmologie. System. Anatomie, zweiter Theil. Entwicklungsgeschichte. Professor Dr. Froriep: Allgemeine Histologie. Mikrosk. Uebungen. Repetitorium der Anatomie. Prof. Dr. v. Bierordt: Physiologie. Physiolog. Praktikum. Physiol. Arbeiten für Geübtere. Professor Dr. v. Schüppel: Spez. pathol. Anatomie. Mikrosk. Kursus der pathol. Gewerbelehre. Prakt. Arbeiten. Prof. Dr. v. Liebermeister: Spez. Pathologie und Therapie (Krankheiten des Nervensystems). Medizin. Klinik. Prof. Dr. Jürgensen: Arzneimittel- und Arzneiverordnungslehre. Poliklinik. Prof. Dr. Leichtenstern: Physikal. Diagnostik. Neuigen. Prof. Dr. P. Bruns: Spezielle Chirurgie, zweiter Theil. Chirurg. Klinik. Operationskursus an der Leiche. Kursus der Laryngoskopie und Rhinoskopie. Prof. Dr. Oesterlen: Ausgewählte Abschnitte der öffentlichen Hygiene. Gerichtl. Medizin für Juristen. Prof. Dr. v. Säxinger: Geburtshilfl. Klinik. Klinik der Frauenkrankheiten. Operationskursus. Prof. Dr. Nagel: Ophthalmiatrische Klinik in Verbindung mit systematischen Vorträgen. Ophthalmoskopischer Kursus. Assistenzarzt Dr. Hauff. Geburtshilflich-gynäkologischer Untersuchungskursus. Assistenzarzt Dr. Schleich: Uebungen in den ophthalmiatrischen Untersuchungsmethoden. Repetitorium der Augenheilkunde.

Reiten: Stallmeister Rittmeister a. D. Haffner. **Fechten:** Fechtmeister Domino. **Tanzen:** Tanzmeister Beck. **Turnen:** Turnlehrer Wüst. **Schwimmen:** Turnlehrer Wüst.

Das Sommersemester beginnt am 18. April 1879 und schließt am 31. August 1879. Jeder neu ankommende Studirende hat binnen zwei Tagen nach seiner Ankunft sich bei der Königl. Immatrikulationskommission zu melden und die nöthigen Urkunden vorzulegen.

Höhere Handelsschule zu Stuttgart.

Am 16. April beginnt der neue (16.) Kursus. Die Reifezeugnisse der Anstalt berechtigen zum **einjährigen Dienste** im deutschen Reichsheere. Prospekte und sonstige Auskunft durch den Unterzeichneten. 33 **Köhrich,** Direktor.

Technicum Mittweida. 788
(Sachsen) — Höhere Fachschule für **Maschinen-Ingenieure** und **Werkmeister.** Vorunterricht frei. Aufnahmen: Mitte April u. October.

Städtisches Technicum Rinteln a. d. Weser

für Bau- und Maschinenwesen, Geometer, Kaufleute, Maler. Schnelle Vorbereitung zum Freiwilligen-Examen, Meister- und Ingenieurprüfung. Wohnung und vollständige Beköstigung im Logirhause 27 ℳ pro Monat, bei den Bürgern 36 ℳ. Programme unentgeltlich. Schleunige Meldungen an das Direktorium. 254

Landwirthschaftliche Mittelschule Hochburg (Baden).

Aufnahme neuer Schüler für den Vorkurs und die Hauptschule **Montag den 4. Mai.** — Prospekte, sowie jede Auskunft durch die 163
Direktion.

Militär-Pädagogium (Stuttgart).

Nachdem es mir durch ausgebreitete rituelle Bemühungen gelungen ist, auch in diesem Semester, wie schon so oft, **alle Schüler,** die ich in die verschiedenen Examina geschickt habe, durchzubringen, mache ich auf meine neuen Kurse (Anfang April) aufmerksam. Schöne 340 vorbereitet. Gute Pension. 229 **Dir. Dr. Killisch.**

Klinik, vom Staate konz. zur gründlich. u. sichern Heilung von Haut- u. Unterleibskr., Schwäche, Nervenzerrüttung, Reizen 2c. Dirigent: **Dr. Rosenfeld, Berlin,** Friedrichstr. 189. **Auch brieft.** Prospekte gratis

---

Das Carambolage-Spiel

von Charles Achard mit 53 Illustrationen zur Selbsterlernung desselben. Preis 2 ℳ. Zu beziehen von **E. Reiß, Berlin,** Hollmannstr. 17 u. allen Buchhandlungen.

Gold-

und andere **Zierelchen,** das modernste und prächtigste Ziergehölz, sowie 236
hochstämmige und **wurzelechte Rosen** in vorzüglicher Qualität empfiehlt
Kostritz in Thür. **J. Ernst Berger's Nachf.** Kataloge auf Verlangen gratis und franko.

Künstliche Brillanten,

prachtvolle Steine in echt. Gold, Ringe zu 6 bis 15 ℳ, Ohrringe 10 -15 ℳ. Knöpfchen St. 7 ℳ empfiehlt **Schröter,** Gold-arbeiter, **Dresden,** Jakobsstraße 16. — Illustr. Preiscourant franko. 897

Filtrir-Apparate

für Wein, Liqueur und Branntwein.
1 Apparat für täglich 200 Liter ℳ 37. 50.,
1 dto. „ „ 500 „ „ 50. —.,
1 dto. „ „ 1000 „ „ 75. —.
Filtrirmasse, als vorzügl. Einlage in die Filtrirfässer der Brennereien, à Pfd. 3 ℳ.
Prospekte m. Abbild. gratis und franko.
164 **Josef Grütter, Hannover.**

Uhrenversandt

an Private zu Engrospreisen.
Regulateure, 8 Tage g. von 15 ℳ. 14 Tage g. von 22½ ℳ. an; **Wecker** von 5 ℳ, 8eckig mit zwei Federn 9 ℳ; **Reisenuhren, Goldene Uhren** in couranten Sorten billigst. Zeichnungen und Preiscourante stehen zu Diensten. 161
Hagen, Westfalen. **Ed. Fricke.**

Allen Damen

sei die soeben erschienene, beachtenswerthe Winke enthaltende Broschüre:
Ein Wort
an alle Hausfrauen
angelegentlichst empfohlen. Dieselbe wird **gratis** und **franco** an jede, mittelst Postkarte anzugebende Adresse verschickt von Th. Hohenleitner, Leipzig.

In allen Buchhandlungen zu haben: 567

Das Orakel.

Interessantes Gesellschaftsspiel. Preis 30 Pf.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Der industriöse
Geschäftsmann,
oder 400 Anweisungen zur Fabrizirung vieler Handelsartikel, als: **Künstliche Weine, Rum, Aquavite, Essige, Chokolade, schwedische Lebensessenz, Hefen, Mostriche, Stiefelwichse,** ferner: **Universalpflaster, Leichdornpflaster, Lichtpapier.** Von **Albrecht Simon,** Apotheker. Dreizehnte Auflage. Preis 3 Mark. Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Principien der Kriegskunst.
Vollständiges Handbuch der 237
Kriegführung der Gegenwart.
3 Bände kl. 4°. 35 Mark.
Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Spezialität seit 1868. 450

Aufzüge

(Fahrstühle) jeder Art und Grösse fertigt **F. Witte,** Berlin SW., Neuenburgerstr. 12.

Frühjahrskuren!

Prospektus über Kurerfolge nach **Loh-Steinbacher**'scher Methode zu beziehen durch **Dr. Alex. Loh** in Cannstatt, Naturheilanstalt **„Wilhelmsbad".**

J. L. Backofen in **Nürnberg** empfiehlt **Nachtlichter u. Nachtlichterlämpchen** für Reps- oder Brennöl, bis jetzt das Einzigedieser Art. Zu haben in allen besseren Geschäften.

Glasey-Nachtlichte,
bewährt seit 1808, 4mal präm. Besser als Petroleumlämpchen, weil geruchlos u. nicht feuergefährlich. Zu haben in jedem besseren Geschäfte.

„Erwerbskatalog"
für Jedermann — versend. gratis 16
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.

In 4. verbess. u. verm. Aufl. erschien bei Hans Feller in Karlsbad:

Tisch für Magenkranke

von **Med. Dr. Josef Wiel** in Zürich. — Das Buch dient, im Gegensatz zu vielen schadlichen sogenannten wissenschaftlichen Heilungsschriften, nicht zur Beunruhigung, sondern zum **wirklichen Besten der von dem weitverbreiteten Zeitübel Bedrückten,** da sie aus demselben einfachste und doch gründlichste Verhaltungsmaßregeln für eine vernunftgemäß strikte Selbstbehandlung zu schöpfen vermögen. Preis franko per Post brosch. ℳ. 4. — fl. 2. öst. W, eleg. geb. ℳ. 5. — fl. 2. 50 öst. W. 845

Amerikanische Billardbälle aus Papier.

7mal prämiirt und patentirt, von vielen Zeitungen auf's Beste empfohlen, die Effenbeis-bälle in Spiel und Haltbarkeit weit übertreffend, versandt unter 1 Jahr Garantie zu nachstehenden Preisen **Otto Benske, Dresden,** Strehlenerstraße 25b,
Generaldepot für Deutschland, Oesterreich und Ungarn.

Preise pro 1 Satz (3 Stück).				
Größe:	61½ mm.	63 mm.	64½ mm.	65½ mm.
Mark.	36.	40.	45.	48. per Kassa ohne Abzug.

95 Wiederverkäufer werden gesucht.

England via Harwich.

Kürzeste, billigste und angenehmste Route.

Die Dampfer der **Great-Eastern-Bahn** gehen von **Rotterdam täglich** (mit Ausnahme Sonntags) um 2 Uhr 30 Minuten Nachmittags, von **Antwerpen Montags, Mittwochs** und **Freitags** um 1 Uhr Nachmittags nach **Harwich** ab. Expresszug von Harwich nach London nach Ankunft der Boote. Direkte Passagier-, Reisegepäck- und Güterbeförderung von allen grösseren Stationen des Kontinents. Weitere Auskunft ertheilt **E. A. Osswald,** Generalagent, 12 Domhof, **Köln.** 922

Pakete für England werden zu den niedrigsten Taxen befördert, wenn dieselben mit der Vorschrift **„via Rotterdam"** bei den deutschen Postämtern aufgegeben werden. Auskunft ertheilt jedes Postbureau.

Prinzess-Royal-Pasta.

Das **herrlichste Schönheitsmittel,** von mir aus den reinsten, heilsamsten, köstlichsten Bestandtheilen hergestellt, nach einem seit 130 Jahren in meiner Familie befindlichen altfranzösischen Rezepte, macht in Wirklichkeit die Haut überraschend schnell blendend rein, frisch, weiß und zart wie Sammt, beseitigt alles Unreine, sowie Sommersprossen, Röthe, Runzeln 2c. und verjüngt selbst ein älteres Gesicht, bei öfterem Gebrauche, dauernd!
Unter Garantie für alles Gesagte zeichnet 218
Wilhelmine Geyer-Heroux,
Leipzig, Körnerstraße 1.
Meine **„Prinzeß-Royal-Pasta"** ist in Porzellantöpfchen à 1, 2 und 3 Mark zu beziehen.

PATENTE aller Länder und event. deren Verwerthung besorgt **C. Kesseler, Civilingenieur u. Patentanwalt,** BERLIN W., Mohrenstr. 63. Prospekte gratis.

Mykothanaton (Schwammtod),

seit 16 Jahren überall mit bestem Erfolg angewendetes chemisches Präparat zur Beseitigung des Hausschwamms, sowie Präservativ bei Neubauten, von vereidigten Chemikern und Autoritaten der Wissenschaft geprüft und empfohlen, versendet in Quantitaten von 10 Kilo an (Preis exkl. Gefäss 50 ₰. per Kilo) und ist die Broschure uber die Vegetation des Hausschwamms, sowie uber die Anwendung dieses Präparats gratis und franko zu beziehen von der **Fabrik chemischer Produkte zur Holzkonservirung,** 253 ***J. Herrmann, SW. Berlin, Tempelhofer-Ufer 24.***

Konservatorium für Musik in Dresden.

Protektor: S. M. König Albert von Sachsen. Subventionirt vom Staate. Beginn des 23. Unterrichtsjahres am 1. September; Eintritt am 1. April (Ostern) gestattet. — 1) **Instrumentalschule (Klavier, Orgel, die Streich-, die Blasinstrumente);** 2) **Musiktheorie-Schule;** 3) **Gesangschule;** 4) **Theaterschule (Oper, Schauspiel);** 5) **Seminar für Musiklehrer und Lehrerinnen. Statuten** (mit Lehrplan, Unterrichtsordnung, Bedingungen der Aufnahme) durch Buchhandel (C. Gilbers, Dresden) oder nebst Jahresbericht gegen 50 ₰ durch die Expedition des Konservatoriums. — **66 Lehrer,** unter diesen: Herren Pianisten Musikdirektor Blassmann, Prof. Döring, J. L. Nicodé, Schmole; K. Konzertmeister Prof. Rappoldi, K. Kammervirtuos Grützmacher, Hoforganist Merkel, Hofstallmeister Prof. Dr. Wüllner (artistischer Direktor), Musikdirektor Prof. Dr. Naumann, Hofopernsänger Scharfe, Frl. v. Meichsner, Hofschauspieler Burde, Frau Niemann-Seebach. — **Jährliches Honorar:** für die Instrumental-, Musiktheorie- und Schauspielschule je 300 ℳ, für die Gesangschule 400 ℳ, für die Opernschule 500 ℳ. — Schülerbestand im letzten Jahre 717. Nähere Auskunft ertheilt der vollziehende Direktor **F. Fudor.** 256

Zauber-Apparate.

Ueber 500 Piècen. Viel Neuheiten von 25 ₰ bis 2000 ℳ. Illustrirte Preislisten von 1879 gratis und franko. 64
H. Davini, Dresden.

Fabrik und Lager von
Zauber-Apparaten
für Künstler und Dilettanten. Schaustücke f. Museen und Schaubudenbesitzer. Preiscourant gratis. 716
Hermann, Berlin, Friedrichstr. 187.

Angelgeräthschaften,
größte Auswahl, eigene Fabrikate.
H. Stork, Ulm, Württemberg. 239

Der Oelfarbendruck-Gemäldeverein **„Victoria",** Berlin W., Leipzigerstrasse 100, ladet unter den günstigsten Bedingungen zum Abonnement ein. Prospekte und illustrirte Kataloge gratis und franko. 172

Gemüthskranke

finden jederzeit allein und in Begleitung ihrer Angehörigen Aufnahme in der **Dr. Erlenmeyer**'schen **Anstalt** zu **Bendorf** bei Koblenz. 920

Mineralwasser-Apparate

Eugen Gressler, Halle a./S.

Rothe Nasen

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske** in Dresden. Garantirt. Preis 5 M.

Neueste Briefmarken-Albums und **echte Briefmarken** verkauft billigst. **Katalog 60 Pf. Preiscourant gratis. Alwin Zschiesche,** Antiquitätenhdlg., **Leipzig.** 871

Über Land und Meer.

№ 26.

41. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Erster Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Zu spät. Novelle von W. v. Dunheim. Schluß. — Notizblätter. — Am ein Herz. Novelle von E. Falk. Fortsetzung. — Alt-Bundespräsident Heer. — Die Prozession am Canareggio in Venedig. — Vom Hamburger Fischmarkt. — Die Tonhalle in Zürich, von J. N. — Sag' mir, wer ist es? Gemälde von W. Oliver. — Der Traum der Großmutter. — Drei Aufgaben der Zukunft, von M. Hermann. — Astronomisches Tagebuch, April. — Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender, von G. F. Freiherrn von Thungen April. — Lotterieziehungen im Monat April. — Für das Album, von Wilhelm Gimmer. — Schach. — Bilderräthsel 25. — Auflösung des Bilderräthsels 25. — Auflösung des Novellirungs-Räthsels Nro. 8. — Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 25. — Arithmogriph. — Briefmappe. — Titel und Inhalts-Verzeichniß.

Illustrationen: Dr. J. Heer, schweizerischer Alt-Bundespräsident. — Prozession am Canareggio in Venedig, Gemälde von Pradilla. — Fischverkauf an den Kajen in Hamburg, von E. Schadt. — Sag' mir, wer ist es? Gemälde von W. Oliver. — Der Wintergarten der Tonhalle in Zürich. — Der Traum der Großmutter, von E. Staadden.

Zu spät.

Novelle

von

W. v. Dünheim.

(Schluß.)

III.

Bitter enttäuscht kam Graf Maltzahn gegen Mitternacht wieder in Havelhorst an, schlief aber dießmal vor Ermüdung schnell ein. Am andern Morgen nahm ihn der Dienst sofort in Anspruch. Als er Mittags zurückkehrte, ließ der Baron mit einem Ausdruck des Bedauerns sich abermals entschuldigen, und schon glaubte er, er werde von Havelhorst scheiden müssen, ohne einen weiteren Schlüssel zur Lösung des Räthsels gefunden zu haben. Am letzten Tage jedoch fand er unerwartet ein Billet seines Gastfreundes vor, das ihn herunter lud. Eine halbe Stunde darnach stellte sich auch der alte Bediente ein, um ihn in die Gemächer des Barons zu führen.

Dieser empfing ihn in gemessener, aber freundlicher Weise. Auf den ersten Blick überzeugte sich Graf Waldemar, daß er im Zwielicht des Mondes nicht unrecht gesehen. Er hatte eine äußerst vornehme Erscheinung sich gegenüber. Zwar legte der Kummer des Barons Stirne in tiefe Falten, aber seine hohe Gestalt war noch ungebeugt, sein Auftreten von ernster Würde. Das Gespräch, dessen Beginn der junge Offizier mit großer Spannung erwartete, bewegte sich zunächst in alltäglichen Dingen. Dennoch ließ die Art und Weise, in welcher der Baron sich ausdrückte, Alles bedeutend und geistvoll erscheinen. Er zeigte dem Gast die Einrichtung seiner zu ebener Erde gelegenen Zimmer, welche Geschmack und Gelehrsamkeit des Besitzers verrieth. Man nahm Antiquitäten, Bilder, Mappen, Reiseskizzen in Augenschein, betrachtete die einzelnen sehr hübsch verwertheten Einblicke in den Park und blieb endlich vor dem Bilde einer wunderschönen Dame stehen. Dasselbe hing über des Barons Schreibtisch und hatte des Grafen Interesse beim Vorübergehen schon mehrfach erregt. Wunderbar war die Aehnlichkeit mit der armen Kranken oben — derselbe schwermüthige Zug im Gesicht, dieselben melancholischen Augen.

Dr. J. Heer, schweizerischer Alt-Bundespräsident.
Originalzeichnung. (S. 514.)

„Es ist meine Frau, die ich leider früh verloren habe," sagte der Baron mit ein wenig gedämpfter Stimme. „Die kurze Zeit unserer Ehe haben wir meistens hier verlebt. Die Einsamkeit von Havelhorst that ihr außerordentlich wohl. Ich hätte vorsichtiger gehandelt, sie gar nicht von hier fort zu nehmen. Das Geräusch der großen Stadt und das aufreibende Treiben der Berliner Gesellschaft zerrütteten ihr zartes Nervensystem und verzehrten ihre Gesundheit. Meine arme Tochter hat ihre Natur geerbt."

Bald darauf setzten die beiden Herren sich zu Tische nieder. Die Mahlzeit verlief ziemlich einsylbig.

„Ich habe Ihnen noch eine Freundlichkeit unter meinem Dache erweisen wollen, Herr Graf, darum ließ ich Sie zu mir bitten. Im Allgemeinen bin ich ein schlechter Gesellschafter," warf der alte Herr kurz hin.

Erst als die beiden Männer nach dem Kaffee neben einander durch den Park gingen, lösten sich bei ihm Herz und Mund.

„Ich habe noch einen Auftrag an Sie auszurichten, lieber Graf — einen Auftrag meiner Tochter," begann er zögernd, während der Andere ihn erwartungsvoll anschaute. „Sie werden nicht lange im Zweifel gewesen sein, daß das junge Mädchen, welches Sie am ersten Abend Ihres Hierseins auf so eigenthümliche Weise kennen lernten, meine Tochter ist. Sie haben auch sicherlich schnell erkannt, daß sie krank — gemüthskrank ist." Er stockte bei diesen Worten und sie schritten schweigsam eine Strecke hin, während der feine Kies unter ihren Füßen knarrte.

„Meine Tochter," nahm er seinen Bericht wieder auf, „ist zwar nicht gemüthskrank im gewöhnlichen Sinne des Worts, aber trotz ihrer Jugend hat das Schicksal sie doch schon auf so herbe Art angefaßt, daß sich ihre zarte Kraft dem Stoße nicht gewachsen zeigte. Wundern Sie sich nicht, daß ich Ihnen diese Dinge erzähle, es ist Adelinens Wunsch so. Verzeihen Sie ferner, wenn ich Ihnen nur so viel mittheile, als zur Analyse einer traurigen Verwicklung gerade nothwendig ist; denn ich verfüge ja nicht über mein Eigenthum.

„Als meine Frau in Berlin starb, war Adeline schon alt genug, um den Verlust begreifen zu können. Sie fühlte ganz mit mir. War sie mir bis dahin stets ein liebes, gutes Kind gewesen, so wurde sie mir jetzt mehr, beinahe darf ich sagen, eine Freundin. Es war staunenswerth und für mich schon damals besorgnißerregend, welchen Riesensprung ihre geistige Entwicklung seit dem Unglückstage machte; sie wußte auf alle meine Wünsche einzugehen und ganz im Sinne ihrer Mutter zu handeln. Mein größter Trost war es, diese gewissermaßen in dem Kinde zum zweiten Male leben zu sehen. Aber leider ging das junge Wesen auch allen Gefahren entgegen, denen Jene erlegen war.

„Es kann keine zartere Frauennatur gedacht werden, wie die meiner Adeline. Halten Sie dieß Lob nicht für väterliche Eitelkeit. Ich empfand es in den schwersten Tagen meines Lebens und bin noch heute meinem armen Kinde dankbar für Alles, was sie damals an mir gethan hat. Freilich ist sie ein noli me tangere, so zart und leicht zu verletzen. So gern sie vergibt, kann sie doch schwer vergessen. Dieß wird Sie ihre letzten Schicksale begreifen lassen. — Als sie etwa siebenzehn Sommer zählte, besaß sie schon vollkommen die Reife zur Hausfrau. Mich dauerte das arme Kind; denn sie lebte gerade in den Jahren, in welchen die Mädchen sonst ihre Jugend am meisten genießen, mit mir wie in einem Kloster. Wir hatten sehr wenig Besuch; junge Leute zumal kamen fast gar nicht in unser Haus. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, meine Tochter in die Welt zu führen. Dieser Begriff, der mich immer an einen idealisirten Sklavenmarkt erinnerte, ist mir von jeher zuwider gewesen. Adeline stimmte mir völlig bei: ‚In Deiner Gesellschaft, liebes Väterchen, amüsire ich mich stets am besten,' sagte sie mir oft, wenn ich sie bedauerte.

„Da führte uns der Zufall mit einem Kavalier zusammen, der ganz nach meinem Sinne war. Wir lernten ihn im Museum bei der Bewunderung eines antiken Fundes kennen und zogen ihn sogleich näher zu uns heran. Es war ein trefflicher junger Offizier — von Ihrem Regimente — fein gebildet und ein Edelmann vom Kopf bis zur Zehe. Ich fand es viel zu natürlich, um lange daran zu zweifeln, daß Adelinens Herz ihm gehöre. Um mich nicht zu betrüben, verschwieg sie mir zwar sorgsam, was sie bewegte, doch gelang es ihr keineswegs, mich zu täuschen. Dazu war ihre Neigung viel zu mächtig, denn wie sie Alles ganz that, so liebte sie auch aus ganzer Seele. Sie hätte diesen Mann sehr glücklich gemacht. Warum es nicht so weit gekommen, ist mir noch heute nicht völlig klar. Daß auch er meines Kindes Zuneigung erwiederte, war unschwer zu erkennen. Nichts schien der Vereinigung im Wege zu stehen, und dennoch endete das Verhältniß mit einer plötzlichen Trennung. Vielleicht führte nichts als ein unglückseliges Mißverständniß dazu. Welcher Art der Grund gewesen, habe ich wenigstens niemals ganz aufklären können.

„Unser Umstern hatte uns damals in näheren Verkehr mit einem andern Manne verwickelt, der unseres Freundes vollkommener Gegensatz war, dennoch aber sein Vertrauen zu erschleichen wußte. Der Name dieses Elenden ist genugsam gebrandmarkt, um ihn ohne Schonung nennen zu können: Baron von Hersfeld."

„Der also?" unterbrach der Graf überrascht.

„Sie kennen ihn?"

„Gewiß."

„Sie erleichtern mir Vieles, Herr Graf, denn Sie ersparen mir eine Schilderung dieses Menschen. Ich darf nur hinzufügen, daß, so unsympathisch er mir und meiner Tochter auch war, wir ihn dennoch nicht fortweisen konnten. Sein Vater hatte mir in jungen Jahren, da es um meine Güter ziemlich schlecht stand, als treuer Freund geholfen. Auf dem Sterbebette empfahl er mir den mißrathenen Sohn und ahnungslos versprach ich ihm, mich desselben anzunehmen, wenn nicht gerade die Ehre es erfordere, ihm meine Schwelle zu verbieten. Diese äußerste Grenze zu überschreiten, hatte er sich gehütet, und um ihn nicht tiefer sinken zu lassen, durften wir ihm unseren Umgang nicht versagen. Eigenthümlicherweise schloß unser Freund sich ihm enger an, als es uns selbst erwünscht war. Indessen beschwichtigten wir uns damit, daß es uns zuliebe geschähe. So verging ein Jahr und ein zweites begann. Gespannt sah ich einer Erklärung entgegen, doch diese ließ lange auf sich warten. Als sie dann endlich kam, fiel sie leider ganz entgegengesetzt aus, wie ich gehofft. Es spielte zwischen Ihrem Kameraden und meinem Kinde irgend eine erregte Szene. Bald darnach fand ich Adeline halb ohnmächtig in ihrem Zimmer und aus ihren Andeutungen entnahm ich, daß der Geliebte sie verlassen, weil er sie für die heimlich Verlobte Dessen hielt, den sie so tief verabscheute. Ich glaube wenigstens, daß die Sache so oder doch ähnlich zusammenhängt. Der Einzige, der mir das Räthsel völlig hätte lösen können, Ihr Kamerad, kam niemals wieder; der saubere Herr von Hersfeld freilich desto öfter. Er war ein feiner Diplomat, wo es seinen Vortheil galt, und ich fürchte, er hat mit den beiden Liebenden ein falsches Spiel gespielt. Er selbst nämlich brachte bald darauf in aller Form einen Heirathsantrag vor, den meine Tochter mit Indignation zurückwies und der mich nun doch veranlaßte, eine Trennung für immer herbeizuführen. Adeline trug den Schlag, wie ich es vorausgesetzt. Ihr Mädchenstolz verbot ihr jede Klage; sie erwähnte des Vorgefallenen mit keiner Sylbe und schien äußerlich vollkommen ruhig und gefaßt. Aber der gewaltsam unterdrückte Schmerz rächte sich bitter. Er untergrub allmälig ihre Kraft. Nach einiger Zeit verfiel sie in ein hitziges Nervenfieber, von welchem sie nur halb genas. Sie konnte seitdem eine Schwermuth nicht mehr überwinden, die zeitweise dem Tiefsinn gleichkommt.

„Die Aerzte riethen, wie immer in solchem Falle, zur Ruhe, zur Zurückgezogenheit, zur Fernhaltung jeglicher Aufregung und waren sehr damit einverstanden, daß ich Adeline nach Havelhorst hinausbrächte. Zugeben muß man auch, daß es hier so still und einsam ist wie in einer Wüste oder wie in einem Paradiese, je nachdem man selbst sich innerlich fühlt. Der Aufenthalt hier verfehlte seine Wirkung gar nicht. Zart und schwächlich blieb meine Tochter zwar, indessen ihr geistiger Zustand besserte sich erheblich. In diesen Tagen machte sie mit mir schon weitere Wege durch den Park und plauderte oft recht heiter. ‚Ich nehme nun meine Pflichten gegen Dich wieder auf, liebes Väterchen,' sagte sie mir schmeichelnd, ‚ich habe sie ohnehin viel zu lange vernachlässigt.' An dem Morgen, ehe Sie nach Havelhorst kamen, Herr Graf, äußerte sie sogar, trotz des unsicheren Wetters, den Wunsch, mit mir spazieren zu reiten. Obgleich mich die Anstrengung für sie besorgt machte, willfahrte ich ihr doch, denn ich wollte ihre heitere Stimmung auf jeden Fall fördern und nicht stören. So ritten wir denn ahnungslos in den Wald hinein und Adeline hatte herzliche Freude daran. Plötzlich vernahmen wir in einiger Entfernung ein Geräusch — Pferdegetrappel und Gewieher. Es war ein Kavallerieregiment, welches durch's Holz zog — Ihr Regiment, Herr Graf. Dann fiel die Musik ein, und zwar mit dem Siegesmarsch aus dem ‚Propheten', einem Lieblingsmarsche meiner Tochter. Ich erschrak sogleich; denn mit demselben Marsche ist Ihr Regiment und auch Adelinens Freund oft an unserem Fenster vorübergezogen. Die Erinnerungen, welche in diesen Klängen mein armes Kind umrauschten, konnte ich mir leicht vorstellen. Es muß ihr zu Muthe gewesen sein wie einer Wittwe, die den Gatten im Kriege verloren hat und dessen Truppe im Triumph in die Vaterstadt zurückkehrt. Ich suchte natürlich in einen Seitenweg einzubiegen, aber mein Liebling schaute wie verklärt dorthin, wo die Musik erscholl und bat mich leise: ‚Laß mich's hören, lieber Vater.' Sie bat so innig, daß ich's ihr nicht abschlagen konnte. Die Folgen ließen indessen nicht lange auf sich warten. Sie brach in Thränen aus und ich hatte Mühe, sie hieher zurückzubringen. Sofort schloß sie sich in ihr Zimmer ein und wünschte allein gelassen zu werden. Ihr Leiden kehrte in verstärktem Maße zurück.

„Sie sind nun in der Lage, sich die sonderbare Art zu erklären, lieber Freund, mit welcher Adeline Ihnen begegnete. Ich hatte freilich unter der Hand erfahren, daß Derjenige, um den sie trauerte, nicht mehr im Dienste sei. Sie indessen wußte es nicht. Als sie nun so ganz unvermuthet Ihrer Uniform ansichtig wurde, lag die Täuschung nahe. Sie glaubte, der so lange und heiß Erwartete, den sie ohnehin in der Nähe wähnte, wäre zurückgekehrt. Vielleicht ist dieß die letzte Freude gewesen, welche sie hier auf Erden genießen sollte. Diese Tage haben mich ernstlich fürchten gemacht."

Bewegt hielt der Baron einen Augenblick inne.

„Da haben Sie die einfache Geschichte eines gebrochenen Herzens. Nun Sie dieselbe kennen, wird Adeline beruhigt sein. Unaufhörlich quälte sie sich mit Zweifeln, was Sie, Herr Graf, von ihrem Betragen denken müßten. Vergebens machte ich geltend, daß Ihr Name und Ihr Stand uns gegen jede falsche Auslegung schützten. Das Kreuz dort auf Ihrer Brust flößte mir doppeltes Vertrauen ein. Sie haben es bei Mars-la-Tour verdient, nicht wahr?"

Der Graf drückte statt aller weiteren Antwort des Barons dargebotene Rechte. Dieser fuhr fort:

„Sie geben mir Ihre Hand zugleich auch darauf, daß kein Wort von dem hier Erlebten über Ihre Lippen kommt, nicht wahr? Ich halte das für so einfach, daß ich Sie nicht darum bitten würde, wüßte ich nicht, daß meiner armen Tochter ein solches Versprechen sehr lieb sein wird."

„Niemand soll davon wissen, außer dem Einen, Herr Baron, der daran ein näheres Anrecht hat, als wir Beide," rief der Graf lebhaft.

Der alte Herr aber schüttelte den Kopf. „Lassen Sie das ruhen, lieber Graf — es wird nichts mehr daraus. Es ist den Beiden nicht bestimmt gewesen, glücklich zu sein. Was Gott aber nicht fügt, soll man nicht gewaltsam zusammenführen wollen."

Graf Maltzahn schwieg. Er besaß nicht den Muth, Bestimmtes zu versprechen. Kannte er doch Herder's Eigenthümlichkeiten genau genug, um nicht zu fürchten, daß er sich vor ihm vielleicht jahrelang verstecken würde, bis das Auffinden endlich zu spät kam. Aber zum ersten Mal fühlte er etwas wie Groll gegen den Freund im Herzen. —

Auf's Höchste erstaunte er, als etwa eine Stunde darnach der Bediente bei ihm eintrat und ihm meldete, das Fräulein wünsche ihn zu sprechen.

„Das Fräulein?" Er traute seinen Ohren nicht.

Dennoch saß er nach wenig Minuten Adelinen gegenüber. Sie trug wieder ein weißes Gewand, wie an jenem Abende, sah noch ein wenig bleicher und leidender aus, oder es fiel ihre Blässe bei Tageslicht mehr auf, aber ein freundliches Lächeln belebte ihr schönes Gesicht. Als sie sprach, gewann auch ihr Auge, das anfangs müde und erloschen dreinblickte, ein mildes Feuer zurück.

„Mein Vater," begann sie nach kurzer Begrüßung erröthend, „erzählte mir soeben Alles, was Sie mit ihm gesprochen, und dieß gibt mir den Muth, selbst noch eine Bitte an Sie zu richten."

„Und die wäre? Ich will sie gern erfüllen, wenn es irgend in meiner Macht steht."

Mit schüchterner Befangenheit brachte Adeline ihr Anliegen hervor. „Einen Freund zu verlieren ist hart," sagte sie, „noch härter aber, sich zugleich von ihm verkannt zu wissen, und in dem Falle befinde ich mich. Nun kam es mir in den Sinn, daß Sie mich vor meinem Richter vielleicht vertheidigen könnten. Sie dürfen es mit gutem Gewissen wagen." Fragend schaute sie ihn an.

„Gewiß bin ich bereit," versicherte er herzlich.

„Sie wissen," nahm sie dann wieder das Wort, „welche Rolle ein Unwürdiger in meinem Leben gespielt hat. Sie werden auch begreifen, wie sehr es mich schmerzt, daß mein verschollener Freund jedenfalls Empfindungen gegen jenen Elenden bei mir voraussetzt, welche ich nur einem edlen Manne schenken könnte. Mein Wunsch ist es nun lediglich, dieß eine Mißverständniß aufgeklärt zu sehen. Sie kennen ja die rein äußerlichen Rücksichten, welche mir die Hände banden, und ich mag mit diesem Herrn von Hersfeld auch nicht einmal fälschlich in so nahe Verbindung gebracht werden. Von einer solchen zu sprechen, gab ich ihm nie ein Recht, und wenn er es dennoch gethan haben sollte, so machte er sich einer schmählichen Lüge schuldig." Sie sprach mit leidenschaftlicher Abneigung und athmete auf, sowie sie geendet, als sei ihr Herz nun erleichtert. „Alles Uebrige, Herr Graf, lassen Sie vergessen sein," schloß sie. Eine abwehrende Bewegung mit der Hand bekräftigte ihren Vorsatz.

Dann lächelte sie. „Es ist ein sonderbares Gastgeschenk, das mein Vater und ich Ihnen mit auf den

Weg geben, Geheimnisse, deren Inhalt Sie unmöglich interessiren kann."

Mit diesen Worten erhob sie sich.

Wie sie so dastand, bewunderte der Graf unwillkürlich ihre schlanke Gestalt, den edlen Ausdruck ihrer Züge, ihre vollendete Schönheit. „Wie schade!" dachte er bei sich.

„Hat es Ihnen denn in Havelhorst gefallen?" plauderte sie nun anscheinend gleichmüthig fort. „Nicht wahr, es ist herrlich hier? Sie müssen unsern Park mir zu Gefallen loben. Ich bin sehr eingenommen davon."

„Und das mit großem Rechte. Ich habe nur wenig so seltsam fesselnde Landschaftsbilder gesehen."

„Wie mich dieß Urtheil freut! — Auch mich dünkt immer, unser Havelhorst besitze irgend eine besondere geheime Anziehungskraft."

Sie traten hinaus auf den Balkon.

„Man sollte denken, hier müsse jeder Kranke schnell genesen," sagte Adeline, „ich hoffe, daß auch ich bald gesund sein werde."

Der Graf zwang sich zu einer gläubigen Miene.

„Ich wünsche es Ihnen von ganzem Herzen, mein Fräulein," rief er mit Wärme.

„Ach und unsere Wälder," fuhr sie begeistert fort. „Es weht so frisch darin; sie duften so kräftig. Wie schade, daß ich so wenig geritten bin. Doch will ich das Versäumte nachholen, sobald es nur meine Kräfte erlauben. — Besuchen Sie uns von Berlin aus, Herr Graf, dann reiten wir mit Papa. Ich könnte Ihnen noch manche landschaftliche Schönheit hier zeigen und Sie müssen mir von der Stadt erzählen. Mich wandelt mitunter die Lust wieder an, von dort zu hören."

Er sagte natürlich ohne Besinnen zu und sie tauschten noch eine gute Weile Residenzerinnerungen aus. Adeline schien in sorglosester Stimmung zu sein. Dann verabschiedete er sich und scherzend wies sie auf die Balkonthür seines Zimmers hin: „Sie können den kürzeren Weg hier nehmen, Sie kennen ihn ja."

Ehe sie sich trennten, machte Adeline indessen noch eine Bewegung, als wolle sie den Grafen zurückhalten und ihm noch etwas sagen.

„Sie haben noch einen Auftrag für mich, mein Fräulein?" fragte er zögernd, während sie zu Boden sah.

„Vielleicht ist es Unrecht, daß ich Ihnen dieß Alles sage," entgegnete sie nach einer Pause, „doch, Sie wissen ja mehr schon und ich kann es Ihnen wohl anvertrauen. — Wenige Tage nach jener Trennung, welche mich so sehr geschmerzt hat, befand sich Herr von Hersfeld in meinem Salon. Da hörte ich draußen Jemand kommen und vernahm eine mir aus besseren Tagen her wohlbekannte Stimme. Es war der alte Bediente meines Freundes, der irgend etwas abgab. Den treuen Menschen mir so nahe sprechen zu hören, bewegte mich bei der Stimmung, in welcher ich gerade war, tief. Um Herrn von Hersfeld dieß zu verbergen, wendete ich mich zum Fenster. Indessen trat die Zofe ein und wechselte ein paar Worte mit ihm. Als ich mich umwendete, sah ich, daß er einen Brief zu sich steckte.

„Dieser unbedeutende Vorgang fiel mir damals gar nicht auf. Den Verhaßten auszuforschen, war ich viel zu stolz. Erst später kam mir der Argwohn, ich könne betrogen sein. Der Verlust macht mißtrauisch. Indessen nun war das Mädchen geraume Zeit schon entlassen, Herrn von Hersfeld unser Haus verschlossen. Ich bin in Ungewißheit geblieben."

Sie schwieg einen Augenblick.

„Vielleicht könnten Sie auch über dieses Ereigniß Licht verbreiten. — — Doch nun genug!" Es schien, als erschrecke sie über ihre eigene Offenheit und schnell setzte sie hinzu: „Verzeihen Sie mir."

Sie reichte dem Grafen die Hand — und war verschwunden.

IV.

Der Graf hatte längst alle Hoffnung aufgegeben, zu ermitteln, wo Herder eigentlich weilte. Seine Nachforschungen waren sammt und sonders vergeblich gewesen. Bei den Kaufleuten, mit denen Jener für gewöhnlich im geschäftlichen Verkehr stand, auch auf dem Gute erhielt er den Bescheid, Herder habe, ehe er abreiste, seine Anordnungen schon für den kommenden Winter getroffen, eine Adresse aber nicht zurückgelassen. Auf das Allergeringste hatte sich seine Sorge erstreckt, selbst die Weihnachtsbescherung der Dorfkinder war nicht vergessen. Das Versprechen, zu schreiben, sobald er selbst nur klar über das Ziel seiner Reise sei, hielt er indessen nicht.

Im ersten Eifer, den Verschwundenen zu suchen, hatte der Graf einen längeren Urlaub erbeten und er wußte nun nicht recht, was damit beginnen. Endlich entschloß er sich, selbst ziellos in die Welt zu schweifen und die Zeit hinzubringen, so gut es sich eben thun ließ. Am Tage vor der Abreise begab er sich zu seinem Buchhändler, von welchem auch Herder seinen Bedarf entnahm, um sich mit Büchern zu versehen.

Zuerst wurde ihm Dr. Strousberg's Selbstbiographie als höchst interessant vorgeschlagen. „Herr von Herder hat es auch gewählt," setzte der Buchhändler hinzu.

„Herr von Herder — war der hier?"

„Ja, kurz vor seiner Reise. Er nahm dieß Buch, dann die ‚Uarda' von Ebers, einige Heyse'sche Sachen — gestatten Sie, daß ich in meinen Rechnungen nachsehe. Ja, richtig. Ebers' ‚Uarda', Heyse's ‚Novellen', Grieben's ‚Thüringen'".

„Wie, Grieben's ‚Thüringen'?" fuhr der Graf, der inzwischen einen Prachtband besehen, lebhaft auf.

„Dasselbe — das Reisehandbuch."

Ein erster Lichtstrahl klärte das Dunkel, in welches Herder seine Flucht gehüllt. Graf Waldemar war desselben Abends unterwegs nach Arnstadt.

Als er andern Tags seinen Fuß in die Berge setzte, kam ihm sein Beginnen freilich recht abenteuerlich vor. Die Jahreszeit war schon sehr weit vorgeschritten, das gelbe Laub rieselte fleißig von den Bäumen, und wo er auch ging, rauschte sein Fuß vereinsamt durch die Blätter. Der Strom der Fremden war längst verronnen. Nur Reisiglesern und Waldarbeitern begegnete er auf seinen Pfaden. Nebel lag über Bergen und Schluchten. Dennoch zog ihn nach einiger Zeit die herbstliche Stille an und er fand Genuß an dieser originellen Art zu reisen.

Auf dem Inselsberge blieb er zwei Tage, weil die Wolken nicht wichen und die herrliche Rundsicht, die er so oft rühmen gehört, sich ihm nicht zeigen wollte. Sein Vorrath an Lesenswerthem ging dabei zu Ende und so griff er denn, um sich die Zeit zu vertreiben, mechanisch nach dem Fremdenbuche.

„Bin ich wirklich seit vierzehn Tagen der einzige Besucher in Ihrem Hotel?" fragte er den Oberkellner.

„Vor etwa einer Woche war noch ein Herr hier, der seinen Namen indessen nicht in's Fremdenbuch geschrieben hat. Es schien ein etwas sonderbarer Herr zu sein. Er wollte sich durchaus nicht nennen und war überhaupt sehr einsylbig."

Der Graf wurde aufmerksam. „Wie sah er aus?"

Die Beschreibung stimmte etwa zu Herder's Erscheinung.

„Wohin ist er weitergereist?"

„Bedaure, vielleicht nach der Ruhl', das ist ja die gewöhnliche Tour."

Der Graf empfand plötzlich keine Lust mehr, länger auf klares Wetter zu warten. Er zahlte seine Rechnung und machte sich, ohne Führer wie immer, auf den Weg. Abends kam er in Ruhla an. Nur im Kurhause fand er noch ein passendes Zimmer, und wieder machte er dort dieselbe Entdeckung. Ein Herr war hier gewesen, ein Sonderling, der den Tag über gesessen und gelesen oder in Gedanken versunken vor sich hingebrütet. Seinen Namen hatte auch Dieser nicht nennen wollen. Die Schilderungen paßten wieder leidlich; der Graf begann seinem Stern zu trauen. Sofort beschloß er, sein Hauptquartier in Eisenach aufzuschlagen und von dort die Umgegend nach allen Richtungen hin zu durchstreifen.

So wanderte er denn Tags darauf — und dießmal bei einem wunderschönen, sonnigen Herbstmorgen seinem neuen Ziele entgegen. Schon näherte er sich der Stadt und bog von der großen Straße seitab, um den durch seine wilde Romantik berühmten Seitenpfad der Fußgänger im Annathale und der Drachenschlucht zu wählen. Zwischen hohen Felswänden, mitten im Forst, führt dort ein schmaler Steig hinab, auf dem zwei Begegnende einander nur mit Mühe ausweichen können. Steinplatten sind über einen darunter hinrauschenden Bach gelegt und lassen den Tritt dumpf von den Wänden wiederhallen.

„Hier müßte er mir begegnen. Dieß wäre ein Ort, an dem es kein Entrinnen gäbe," murmelte Graf Maltzahn halblaut vor sich hin; denn Herder's Angelegenheiten nahmen natürlich alle seine Gedanken in Anspruch. In demselben Augenblicke machten die Schritte eines Entgegenkommenden ihn aufschauen. „Himmel! — niemand Anders als er selbst!"

Herder, der Langgesuchte, kam, in Sinnen verloren, die Augen auf den Boden gerichtet, die Schlucht herauf. So sehr Graf Waldemar Ursache hatte, sich zu freuen, erschrak er doch fast über das unerwartete Wiedersehen.

Ruhig ließ er den Freund herankommen. „Halt! bis hieher und nicht weiter!" rief er ihn dann in vertraulichem Tone an.

Herder hob gelassen den Kopf, schlug die großen dunklen Augen auf und sah ihn lächelnd an. „Dacht' ich's mir doch!" spottete er in gleichmüthigem Tone.

„So!" entgegnete der Graf, — „nun, das bekundet ein böses Gewissen."

„Warum das? Ich habe Dir solch' einen Husarenstreich von Hause aus zugetraut."

„Scherze nicht. Ich bin herzlich froh, Dich zu finden, ich habe Dir Wichtiges zu sagen.

Herder lächelte. „Zweifelst Du etwa daran, daß ich's auf Deiner Stirn läse? Du bist wenig dazu geschaffen, Geheimnisse zu verbergen. Aber gib Dir keine Mühe; ich kann Dir im Voraus sagen, daß aus Deinen Projekten nichts wird."

Die letzten Worte klangen ernst, allein der Graf ließ sich nicht irre machen. Er nahm Herder's Arm. „Hier ist nicht der Ort, sich ruhig auszusprechen. Kennst Du nicht in der Nähe einen Platz, wo wir uns niedersetzen können und ungestört sind?"

„Fühlst Du Dich gar nicht müde?" versetzte der Andere.

„Durchaus nicht."

„Nun dann sei's, komm'!"

Herr von Herder, der augenscheinlich ahnte, was ihm bevorstand, war ungeduldig wie Jemand, der eine lästige Sache bald abthun möchte. Ohne ein Wort zu sagen, schritt er voran, die Felsschlucht hinunter, dann den Hang zur Rechten nach dem Königstein hinauf. Eine schmale Felsplatte springt dort aus der Bergwand hervor und bietet den ersten reizenden Blick in's Marienthal und auf die Wartburg. Auch an einer Ruhebank fehlt es nicht.

Die Wälderpracht zu ihren Füßen, die im Sonnenlichte blau und bräunlich schimmernden, gewaltigen Steinmassen, die sich übereinander thürmen, drüben das altehrwürdige Schloß und vor Allem die tiefe Stille rings umher waren ganz dazu angethan, die Gemüther der Freunde ernst zu stimmen. Sie verharrten noch geraume Zeit in ihrem Schweigen.

Endlich begann Herder:

„Es ist durchaus nicht mein Scherz, daß ich Dich erwartet habe, so behutsam ich auch darin gewesen, mein Reiseziel zu verbergen. Ich setzte thatsächlich voraus, daß Du, weiß Gott wie, den Weg zu mir finden würdest. Aber, nimm es mir nicht übel, Freund, gewünscht habe ich es dießmal keineswegs. Deine Versuche, mich in Berlin wieder in die alten Kreise zu ziehen, hatten mich ohnehin mehr als gut aus dem Gleichgewicht gebracht und Du hättest mir die Einsamkeit jetzt wohl gönnen können."

„Du wirst doch nicht glauben, daß ich ohne dringende Veranlassung gekommen bin?"

„Freilich nicht, nach Deiner Meinung. Allein ich möchte Dir das geflügelte Wort zurufen: Ich kenne Deine Gründe nicht, aber ich mißbillige sie."

„Urtheile nicht vorschnell."

„Nun, wir wollen es kurz machen. Du hast durch Zufall Adelinens Asyl entdeckt und Dein gutes Herz findet es unerhört, daß wir Beiden uns für immer getrennt haben sollen. Nun kommst Du in der Absicht, den Vermittler zu spielen und bedenkst nicht, daß solche Rolle meist schlechten Lohn findet. Damit Du indessen vergebene Mühe sparst, will ich Dir, was ich noch keinem Menschen gethan, das Räthsel lösen. Es ist einfach genug:

„Du weißt, daß ich Adeline von Waldstetten geliebt, mehr als mich selbst, ja, daß ich sie noch heute liebe. Wo aber steht geschrieben, daß Zwei, die einander gern haben, sich immer auch besitzen sollen? Gewiß passen nur ein Mann und ein Weib auf Erden genau genug zusammen, um vereint ein Wesen zu bilden. Ob sie sich aber hier finden, ob, wenn dieß geschieht, die äußeren Verhältnisse einen Bund zulassen, ist eine ganz andere Frage. Die Antwort darauf hängt von so viel unscheinbaren Nebenumständen ab, daß es mir vollkommen begreiflich erscheint, warum es so wenig wahrhaft harmonische Ehen gibt. Ich habe keinen Grund, über besonderes Mißgeschick zu klagen. Es ist mir eben nur die alte Geschichte passirt, die ewig neu bleibt und die gar so Vielen begegnet."

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Du erinnerst Dich des Herrn von Hersfeld, nicht wahr?"

Der Graf bejahte.

„Ich hatte anfangs eine Antipathie gegen diesen Mann. Als ich aber sah, daß Adeline ihn mit Auszeichnung behandelte, schwand diese, und ich muß offen

Prozeſſion am Canareggio in

...naldo von Pradilla. (S. 514.)

bekennen, ich fand gar bald, daß man ihm Unrecht thue. In gewissem Sinne glaube ich das heute noch. Er besaß viel liebenswürdige Eigenschaften —"

Der Graf wollte unterbrechen.

„Ich weiß, daß Du ein anderes Urtheil über ihn fällst, Waldemar. Wir wollen darüber nicht streiten. Du hast die Stimmenmehrheit auf Deiner Seite, ich meine Ueberzeugung. Er konnte ein aufopfernder Genosse sein, war gescheidt und kannte die Welt weit besser als ich. Ich fand es natürlich, daß man ihm den Vorzug gäbe, doch ich wünschte es keineswegs, da wir Beide bei Adeline die einzigen Nebenbuhler waren.

„Hersfeld machte mich übrigens für kurze Zeit zu einem ganz anderen Menschen. Er brachte mich in heitere Gesellschaft. Seine Unterhaltungsgabe war geradezu unwiderstehlich. Da hatte ich eines Abends ein Erlebniß, das mir heute an sich unbedeutend erscheint und doch bestimmt war, tief in mein Schicksal einzugreifen. Wir befanden uns noch spät in einem mir fremden, aber anscheinend sehr eleganten Kreise von Herren, Baronen, Bojaren, ausländischen Grafen und Fürsten, und es wurde gespielt. Das Spiel ging sehr hoch. Hersfeld verlor, blieb aber bester Laune. Ich warf ab und zu ein Goldstück auf den Tisch, denn Du weißt, ich spiele ungern, auch sagten mir diese fragwürdigen Kavaliere nicht recht zu. Dabei tranken wir einen Wein, der mir schlecht bekam. Mein Blut rollte ungewöhnlich schnell. Plötzlich entstand, ich weiß nicht recht wie, Streit um einen Einsatz. Der Herr, der mir gegenübersaß, machte Bemerkungen, welche ich auf mich bezog und die mich beleidigten. Heftige Worte fielen; man sprang von den Sitzen empor — erhitzte Gesichter, ein Durcheinander von Stimmen! In der nächsten Sekunde sah ich mich vor der Gefahr eines förmlichen Handgemenges, bei dem ich der Ueberzahl wohl unterlegen wäre. Da trat Hersfeld im kritischen Augenblicke dazwischen. Halb in Güte, halb in Drohung gelang es ihm, den Sturm zu beschwichtigen. Ich fühlte seinen Arm um den meinen gelegt. Sicher geleitete er mich nach Hause.

„Du kannst Dir denken, in welcher Stimmung ich andern Tages erwachte, als die Sonne schon hoch stand. Ich würde mir lieber eine Kugel durch den Kopf gejagt, als mich einer ehrengerichtlichen Prozedur wegen solch' eines elenden Vorfalls unterworfen haben. Dieß Letzte aber schien mir unvermeidlich, da ich meinen Gegner natürlich herauszufordern entschlossen war. Zu diesem Zwecke fuhr ich Mittags zu Hersfeld, der mir indessen schon unten auf der Straße mit Lachen entgegenkam. Er neckte mich scherzend mit meiner Streitsucht vom letzten Abend, lehnte aber mein Verlangen entschieden ab. ‚Du würdest Deine Widersacher schwerlich auf dem Kampfplatze finden. Wir sind schmählich hintergangen worden und in eine Gesellschaft professionirter Spieler gerathen. Diese Herren Barone, Grafen und Prinzen haben alle Ursache, das Licht des Tages zu scheuen. Es war einfach darauf abgesehen, Dich zu einem faux pas zu verleiten und dann Dich mit Denunziationsdrohungen auszubeuten, was der sauberen Clique am Spieltische nicht gelang. Ich durchschaute den Anschlag, und dem einzig Satisfaktionsfähigen habe ich heute früh schon mit einer scharfen Quart in Deinem Namen seinen Lohn gezahlt. Es war Dein Beleidiger, der Dir schriftlich mit Dank quittiren wird. Du als aktiver Offizier durftest Dich nicht einmischen; die Untersuchung hätte Dir auf jeden Fall geschadet.' So redete er auf mich ein, noch ehe ich zu Wort kommen konnte, und in der That war Alles so gut geordnet, daß mir nichts mehr zu thun übrig blieb. Zu Hause fand ich schon eine förmliche, devote Abbitte vor. Der unerquickliche Handel war beseitigt und das verdankte ich allein Hersfeld.

„An jenem Tage nun war es gerade, daß er zum ersten Male offen und vertrauensvoll über sich selbst zu mir sprach. Er bedauerte seine wild durchlebte Jugend. Dann gelobte er eine bessere Zukunft, und diese führte ihn auf Adeline. Er nannte sie seinen rettenden Engel und eröffnete mir unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit, daß sie seine Braut sei. Er sprach so wahr, daß ich nicht zweifeln konnte. Auch fügte er hinzu, die öffentliche Verlobung werde noch hinausgeschoben, bis er seine Verhältnisse geordnet habe. Daher mache auch Adeline ein strenges Geheimniß daraus. Ausführlich erzählte er mir, wie sein Vater die Güter der Waldstetten gerettet und Adelinens Papa dadurch aus einer armen Waise ein reicher Erbe geworden. Nun solle er selbst, nachdem sich die Verhältnisse der Hersfelds so unglücklich gestaltet, den Lohn jener Gutthat genießen. ‚An meines Vaters Sterbebette,' fügte er hinzu, ‚ist mir Adelinens Hand versprochen worden.'

„Du kannst Dir denken, daß ich mit wachsender Spannung zuhörte. ‚Dieses Versprechen wird erfüllt werden, wenn Du mir den Weg räumst,' rief er, und ehe ich es hindern konnte, hatte er meine Hände ergriffen und bat mich flehentlich, von Adelinen zu lassen, ihr die Pflicht nicht unnöthig schwer zu machen, über Alles aber unverbrüchliches Schweigen zu beobachten.

„Ich kämpfte einen schweren Kampf. Hersfeld's Forderung zu erfüllen, schien mir unmöglich. Adeline aufgeben? — Nimmermehr! Und doch, wenn er ihr Wort schon besaß — was blieb mir dann noch übrig?

„Ich verließ ihn ohne Antwort, doch in der Stimmung eines Mannes, der in einer Stunde vom Millionär auf den Bettelstab gekommen ist. Planlos irrte ich erst in den Straßen umher. Dann trieb's mich gewaltsam zu der Geliebten hin. Ich hätte nicht gehen sollen, denn ich war zu erregt. Allein ich hatte eben die Selbstbeherrschung verloren. Adelinens Benehmen gegen mich schien mir nach Hersfeld's Eröffnungen unerklärlich. Gerade an jenem Tage machte sie unglücklicherweise den Versuch, mich vor Dem zu warnen, den ich für ihren heimlich Verlobten ansah. Nun verstand ich sie vollends nicht, doch blieb ich nicht lange in Ungewißheit. ‚Mich bindet freilich die Pflicht gegen meinen Vater an diesen Mann; Sie aber sollten sich hüten vor ihm,' fuhr sie eifrig fort. Dieß erbitterte mich, ich weiß selbst kaum warum, auf's Heftigste. Ich glaubte, es sei von ihr ein sträfliches Spiel mit mir getrieben worden. ‚Ich wünsche Ihnen Glück an Hersfeld's Seite, Adeline — viel Glück!' ließ mein Zorn mich sprechen. ‚Sie unternehmen ein großes Werk, einem Manne zu gehören, den Sie nicht achten. In der That, es gehört ein kindlicher Gehorsam ohnegleichen dazu.' Ich bereute diese Worte natürlich in demselben Augenblicke wieder, doch sie waren unwiderruflich gesprochen und hatten das Ziel nicht verfehlt. Adeline preßte die Hand auf's Herz und entgegnete nur: ‚Clotar, wie konnten Sie es über sich bringen, mir das zu sagen.' Dann war ich allein. Du mußt Dich jenes Abends noch entsinnen. Ich kam zu Dir, wir ritten spät hinaus nach dem Wannensee."

Eine Pause trat ein. Kaum konnte der Graf sich noch zurückhalten. So trennte wirklich nichts als ein unseliges Mißverständniß die Beiden!

„Später schrieb ich ihr noch einmal. Ich bat sie, mir einen Wink zu geben, wenn sie das Ganze als eine Uebereilung anzusehen vermöchte. Durch diese Schwäche machte ich das Uebel nur größer, denn sie schwieg. Was hätten alle Auseinandersetzungen auch nützen können. Die Freundschaft, die einmal einen solchen Riß erhalten, wird unmöglich wieder eine echte Freundschaft, geschweige denn eine glückliche Ehe. *Vergeben* würde mir Adeline ohne Zögern, *vergessen* könnte sie nie. Und daß dem so ist, möchte mir an ihrer Seite nicht aus dem Sinne kommen. Solche Erinnerungen aber sind nicht gut. Sie rächen sich zur unwillkommenen Stunde. Zudem" — er machte eine abwehrende Handbewegung — „ich habe niemals fremde Rechte gekränkt."

„Und hast Du nie eine Aufklärung versucht? Bist Du nie auf den Argwohn verfallen, daß Du einfach betrogen worden bist, daß Deine Ehrenrettung eine Veranstaltung, daß Hersfeld's Angaben von seinen Rechten über Adeline eine schändliche Vorspiegelung waren, auf Dein gläubiges Herz berechnet?"

Herder starrte den Grafen groß an; dann lächelte er bitter. „Und wenn dem so wäre, jetzt ist nichts mehr zu ändern, seit ich mich Adelinen von einer Seite gezeigt, welche sie unmöglich achten kann. — Und wer sagt Dir, daß ich wirklich betrogen wurde?"

„Adeline selbst. Dein Brief an sie ist unterschlagen worden. Der Zufall hat Dir und ihr tückisch mitgespielt."

Herder schien den letzten Satz überhört zu haben. „Adeline?" wiederholte er wie träumend, „Du hast Adeline selbst gesprochen, — über mich mit ihr gesprochen! Mit welcher Empfindung gedachte sie meiner?"

„Mit treuer, selbstverleugnender Liebe, welche Du verschmähst."

Herder schüttelte ungläubig den Kopf. „Das ist unmöglich. Adeline denkt in diesem Punkte genau so wie ich. Sie ist eine zu empfindsame Natur, um einen Mann noch zu lieben, der sie auf solche Weise verletzte."

„Und wenn es dennoch so wäre, ja, wenn sie sich an dieser Liebe verzehrte, wenn sie —"

Herder sprang empor.

„Laß das ruhen, Freund, Du peinigst mich unnütz."

Allein nun bemeisterte auch der Graf nicht länger seine Ungeduld. „Wenn Du denn Alles wissen willst, Clotar," rief er mit nachdrücklicher Betonung, „so darf ich Dir auch das Schlimmste nicht verhehlen. Es ist Deine einfachste Mannespflicht, das Mädchen nicht an einer Kränkung zu Grunde gehen zu lassen, die Du ihr so ungerecht zugefügt hast."

Herder sah ihn erschrocken an. „Was meinst Du damit, ist Adeline krank?"

„Ich fürchte, sie ist sehr krank."

Ein unruhig forschender Blick aus Herder's Augen traf den Grafen. „Waldemar! — zum ersten Mal in Deinem Leben sagst Du nicht die Wahrheit. Du meinst mich aus Freundschaft täuschen zu sollen, aber, glaube mir, es trägt keine guten Früchte."

Statt aller Antwort ergriff der Andere seinen Arm. „Komm' hinab, wir haben Eile!" sagte dieser gebieterisch. „Was ich Dir sagte, ist leider volle Wahrheit."

Während sie schnell die Straße nach Eisenach dahinschritten, erzählte Maltzahn dem Freund Alles, was er in Havelhorst erlebt und was er von Adelinen, sowie von ihrem Vater gehört. Stumm lauschte Herder seinen Worten. Aber mehr und mehr beflügelte er den Fuß; sein Auge schweifte in die Ferne voraus. Den nächsten Wagen, der ihnen begegnete, hielt er an. „Nach dem ‚Rautenkranz' — schnell! Ich muß mit dem Berliner Zuge fort."

Der Gedanke, daß Adeline krank sei, sterben könne durch seine Schuld, verdrängte jetzt Alles. Mit höchster Eile besorgte er seine Angelegenheiten in der Stadt und packte das Nothwendigste in seinen Koffer. Alles Uebrige sollte ihm nachgesendet werden. Der Graf war ihm behülflich, ohne ein Wort zu reden, und machte sich gleichfalls reisefertig.

Als sie eine Stunde darauf allein im Coupé erster Klasse saßen, strömte Herder's volles Herz endlich über. Die Rinde schmolz, die es so lange umschlossen hielt. Ueberwältigt sank er an des Freundes Brust. „Habe Dank für Deine unerschütterliche Treue, habe Dank dafür, auch wenn Alles umsonst sein sollte. Ich weiß es jetzt, daß wir zu spät kommen. Es war Adelinen und mir nicht bestimmt, glücklich zu werden."

Auch der Graf, suchte er Herder gleich zu beschwichtigen, konnte einer unerklärlichen Kassandrastimmung nicht Herr werden. Trübe Ahnungen waren sonst gar nicht seine Sache. Dießmal gelang es ihm nicht, sie hinwegzuscherzen. Eine innere Stimme sagte auch ihm: „Ihr findet sie nicht mehr." Und wenn dem so war — durfte er des Schicksals lenkende Hand schelten? So treu und aufrichtig die Beiden einander liebten, sie waren nicht recht für ein Glück nach anderer Menschen Art geschaffen. Die Empfindsamkeit ihrer Naturen trug tausend Keime zu Mißverständnissen in sich, wie ein solches sie schon einmal getrennt hatte. Eine weise Oekonomie waltet über unserem Wohl und Wehe, unseren Wünschen aber ist sie feind. Solche Gedanken kreuzten des Grafen Sinn und drückten sein Gemüth. So verlief die Fahrt recht einsylbig.

Der nämliche Ton herrschte zwischen den beiden Männern auch noch, als sie andern Tags auf des Grafen Pferden, so schnell es deren Kräfte erlaubten, durch den Wald dahinritten. Die scheidende Sonne goß wieder ihre Strahlen über die Havelwiesen aus und ließ die Fenster von Havelhorst weithin leuchten, als sie dort anlangten. Niemand war zu sehen. Todtenstill lag der Hof da. Sie führten die Thiere selbst in den Stall und eilten — Herder voran — voll athemloser Spannung in das Schloß. Niemand hinderte sie, Niemand fand sich, sie anzumelden. Endlich wendeten sie sich zu den Gemächern des alten Barons. Im Gartensaale, dessen Thür offen stand, hörten sie Jemand leise auf und nieder gehen. Hastig traten sie ein — doch welche Veränderung! Alle Möbel waren hinausgetragen, das Ganze in einen grünen Hain verwandelt.

In der Mitte aber stand ein hoher Katafalk. Zwei Kerzen brannten am Kopfende und auf weichen Kissen ruhte — Adeline. Sie schien zu schlummern, so friedlich lag sie da, das liebliche Gesicht leicht geröthet, in Fluten von schwarzen Haaren geborgen. Ein Ausdruck von Glück verklärte ihre Züge.

Von des Grafen Lippen löste sich der halblaute Schreckensruf: „Zu spät!" Herder aber brach neben dem Sarge zusammen. Adelinens Vater stand vor dem Daliegenden. Seine Züge waren in diesen Wochen noch ein wenig greisenhafter geworden, der Gram hatte die Falten etwas tiefer gezogen, aber keine Muskel zuckte in seinem Gesicht und man würde vergebens nach einem Ausdruck von Groll und Bitterkeit darin gesucht haben.

Nach geraumer Zeit legte er dem jungen Manne

die Hand auf's Haupt. „Fassen Sie sich, lieber Sohn," sprach er voll Milde. „Mein Kind hat ein ruhiges Ende gehabt; die letzten Stunden ihres Lebens waren ihre glücklichsten. Sie sollte noch Alles erfahren, was sie von Ihnen getrennt hat. Der Elende, der euch Beide betrogen, schrieb mir aus tiefster Noth, in welche er am Ende seiner Laufbahn, wie es zu erwarten stand, versunken ist, einen um Hülfe flehenden Brief. Um mich seinen Bitten geneigt zu machen, begann er mit einem reumüthigen Geständnisse.

„Von ihm hörte denn mein armes Kind auch noch, daß Ihr Herz, lieber Sohn, ihr unverändert gehöre, daß nur er es gewesen, der die Versöhnung gehindert. Dieß war ihr genug, sie zweifelte keinen Augenblick länger, daß Sie bald wiederkommen würden, um sie nie mehr zu verlassen. Darüber schlummerte sie ein. Ihre letzten Worte waren: ‚Nicht wahr, mein Vater, nun sterbe ich doch als seine Braut!' Das habe ich ihr aus vollem Herzen bejaht und mich noch an ihren verklärten Blicken gefreut."

Herder stand da, als schaue er in das Antlitz einer Lebenden. Er zog einen Ring, den seine Mutter ihm vor langen Jahren gegeben, von der Hand und steckte ihn der Todten an den Finger. „Meine Braut!" flüsterte er und küßte ihre kalte Stirn. Dann warf er sich an des alten Mannes Brust. Auch er nannte ihn jetzt seinen Vater.

Der Graf aber trat still hinaus in den Park, in dem es zu dunkeln begann.

Notizblätter.

Literatur.

— **Das „Büchlein Klinginsland" von Aug. Silberstein (Wien,** Fromme) ist nicht nur ein ganz reizend und originell ausgestattetes Büchlein, das in hübschen Frauenhänden seinen Platz verdient, sondern bietet auch in seinen „Dichterweisen und Weisungen" einen Schatz anziehender Lieder, recht aus Herzensgrund gesungen, und Spruchdichtungen reicher Erfahrungsweisheit, welche, aus dem vollen Leben geschöpft, für das Leben wegweisend und wegbahnend werden können. Hier ist Mirza-Schaffy Vorbild gewesen, doch ist der Dichter durchaus selbstständig und originell, und so wird das schmucke Büchlein sich Freunde weit und breit machen. Dazu ist es ganz angethan.

— **Brehm's „Thierleben" ist ein Nationalwerk ersten Ranges,** ein Werk, auf das Deutschland stolz zu sein ein volles Recht hat, denn keine Nation hat ein ähnliches aufzuweisen, das in solcher Weise die ernsteste, umfassendste Forschung mit der ansprechendsten Form der Darstellung zu verbinden wußte. Der geistvolle Verfasser hat es verstanden, selbst dem prödesten naturwissenschaftlichen Stoffe eine Seite abzugewinnen, welche zur Lektüre reizt: bewunderten wir schon dieß Erzählertalent bei den Säugethieren und Vögeln, so ist jetzt auch den wirbellosen Thieren ihr volles Recht in dieser Rücksicht geworden und die Darstellung dieser durch A. Schmidt schließt sich in engster Weise an die Arbeit Brehm's an, so daß das ganze Werk wie aus einem Gusse erscheint. Die neue Auflage des Werkes in zehn Bänden ist eine völlig durchgearbeitete, welche alle Forschungen der Neuzeit mit strupulöser Genauigkeit in sich aufgenommen, und der Verleger, der dieses Werk zu den Juwelen seines reichen Verlages zählt, hat ihm seine ganze Sorgfalt gewidmet: er ist mit größter Splendidität zu Werke gegangen, indem er Hunderte von Bildern der ersten Auflage ausschloß und sie durch Neuzeichnungen ersetzte, — gewiß ein ehrenvolles Zeugniß für den Verlag, der sich an dem, was geleistet war und so große Anerkennung gefunden, nicht genügen ließ. So ist denn aber auch ein Werk entstanden, das Prachtwerk und Hausbuch zu gleicher Zeit genannt zu werden verdient, dessen Besitz jedem Hause zum Schmuck und zur Ehre gereichen muß.

— **Anmuthig im Ton und phantasiereich sind die „Märchen" von** Wolfgang Kirchbach, mit Zeichnungen von Frank-Kirchbach (Dresden, Axt). In dem geschmackvoll und elegant ausgestatteten Bändchen sind dreißig Märchen, vorgetragen in einer Art, die zwischen Andersen und Bechstein die Mitte hält — poetisch zart, gefühlsam und ironisch, volksthümlich humoristisch. Freunden derartiger Lektüre sei dieß nette Büchlein empfohlen.

— **Von Brockhaus' „Konversationslexikon", dessen zwölfter Auf**lage wir kürzlich ausführlicher gedachten, liegt nun der 13. Band fertig vor; er umfaßt die Artikel: Salz bis Stabilität, und zeichnet sich wieder durch eine Reihe monographischer Artikel aus, von denen wir nur Sankt Gotthard von Walter, Schutzzoll und Sozialdemokratie von Böhmert, Sehen von Graefe, Spiritismus von Windelband hervorheben. Ueberall sieht man, daß die neuesten Studien berücksichtigt worden sind. Auch die Biographieen, eine Spezialität dieses Lexikons, sind vorzüglich gearbeitet. Die beiden letzten Bände werden rasch folgen.

— **Nicht ohne Geist und Phantasie, aber doch gar zu über**schwenglich ist das hübsch ausgestattete Buch „Die Ideale des Materialismus (Köln, Neißner & Ganz) geschrieben. Wir glauben Jean Paul's „Titan" zu lesen und das verträgt sich doch nicht mit der Art, wie Anhänger und Gegner des Materialismus zu denken und zu fühlen jetzt gewohnt sind. Das Buch ist eine interessante Kuriosität.

— **Eine Ergänzung des Generalstabswerks von 1866 und 1870/71** will die Verlagsbuchhandlung „Militaria" in Berlin herausgeben, nämlich Porträts und Facsimiles der Führer der deutschen Heere. Das Werk erscheint in 14 Lieferungen.

— **In München ist ein „Allgemeiner Kunstausstellungskalender** 1879" (Schandry & Wahnschaffe) erschienen, dessen Reinertrag dem dortigen Künstlerunterstützungsverein zukommt. Ganz abgesehen von diesem wohlthätigen Zweck verdient er die volle Beachtung der Künstler und Kunstvereine. Er bringt ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller periodischen und permanenten Ausstellungen und deren Bedingungen, und ein nach den Tagen geordnetes Verzeichniß derselben und endlich ein kleines Kärtchen nebst einem Kalender, kurz eine Neuigkeit, die ihrem Zweck nach allen Richtungen entspricht.

— **Sacher-Masoch's Novellen und Romane finden im Auslande** großen Anklang: neuerdings sind wieder einzelne seiner Arbeiten in's Russische, Französische, Serbische und Holländische übertragen worden. Auch seine soziale Komödie: „Unsere Sklaven" ging auf die russische, polnische, böhmische und serbische Bühne mit Erfolg über.

— **Die Zahl der Briefmarkenzeitungen hat sich um eine weitere,** die „Hamburger Briefmarkenzeitung", vermehrt, welche von Owitch & Brasch redigirt wird und jährlich nur drei Mark kostet.

Bildende Künste.

— **Behufs der inneren Einrichtung der Räume des Glaspalastes** für die internationale Kunstausstellung in München hat Architekt Schneidt einen großartigen Plan vorgelegt, der sich bereits der Zustimmung der hervorragendsten Münchener Künstler zu erfreuen hat. Bei der von Privaten gezeichneten Garantiesumme für die Ausstellung hat sich die bayerische Hypotheken- und Wechselbank mit 10,000 Mark betheiligt.

— **Makart's berühmtes Gemälde: „Einzug Kaiser Karl V. in** Antwerpen" wird definitiv in den Besitz der Hamburger Kunsthalle übergehen. Das Bild wird allerdings noch zwei Jahre sich auf der Wanderung befinden, mit dem Jahre 1881 geht dasselbe aber vertragsmäßig in das Eigenthum der Kunsthalle über. Der Preis, für welchen letztere das Gemälde ersteht, ist 50,000 Mark, eine Summe, die in Anbetracht des Objekts nicht hoch genannt werden kann.

— **Charles B. Curtis wird einen vollständigen Katalog der** Werke von Murillo und Velasquez herausgeben und ersucht zu diesem Zwecke um Notizen.

Bühne.

— **Adolf Wilbrandt's neuestes Trauerspiel: „Kriemhild" wurde** am k. Theater in Wiesbaden zum ersten Male gegeben und hatte einen zündenden, vollständigen Erfolg. Die Handlung des Stückes entwickelte sich klar und effektvoll, es liegt ihr eine gute Idee zu Grunde und die Ausführung entspricht ihr. Die Handlung ist lebhaft, oft etwas stürmisch, es fehlt nicht an gewaltsamen Momenten, aber das Drama hat einen starken, kräftigen Zug, es ist wirksam und nirgends schwächlich. Die einzelnen Szenen machten nicht bloß äußerlichen, sondern tiefen Eindruck. Im Ganzen haben wir ein gutes Theaterstück vor uns, dessen Erfolg in erster Linie auch der genauen Kenntniß der Bühne und der Bedürfnisse des Publikums und der gewandten Technik, in zweiter auf unleugbar guten inneren Eigenschaften beruht. Der Eindruck war ein so günstiger, daß sofort eine Wiederholung angesetzt wurde. An diesem guten Erfolge partizipirt die vorzügliche Darstellung der Hauptrolle durch Fräulein Louise Wolff.

— **Björnstjerne Björnson's Schauspiel: „Das neue System"** kam im Stadttheater in Wien zur ersten Aufführung und hat nicht angesprochen. Die Kritik gibt die Schuld dem Theater und dem Publikum. Der Dichter hat in diesem Stück den Kampf gegen die Lüge fortgesetzt, den er im „Fallissement" begonnen. Er verfolgt die Unwahrheit des Herzens und des Mundes, des Thuns und Lassens der zeitgenössischen Gesellschaft Skandinaviens in erster Reihe und weit darüber hinaus, da Mensch Mensch bleibt, ob er aus blauen Augen unter blonden Haaren oder aus dunkeln unter schwarzen Locken lügt. Der Lokalcharakter der Stücke Björnson's, die Physiognomie der Menschen und die Atmosphäre des Schauplatzes sind aber nordisch. Die triumphirende Unwahrheit und Heuchelei, welche die Menschen im bürgerlichen Leben oft emporsteigen macht und von der erreichten Höhe herab die Ehrlichen, Einfachen und Wahren niederdrückt, verfolgt, zu Grunde richtet, weist Björnson in den Kreisen nach, welche heute in Norwegen wie anderswo Alles beeinflussen. Es sind die Kreise der großen Geschäfte: Banken und Eisenbahnverwaltungen. Björnson legt ihr Getriebe bis in die Räder der Politik hinein bloß. Er hat auf dieselbe Scheibe mit derselben Waffe geschossen, die im „Fallissement" mitten in's Schwarze traf; er hat auch im „neuen System" einen guten, aber keinen Centrumschuß gethan. „Fallissement" ist ein besseres, ein wirksameres Theaterstück, aber auch „Das neue System" enthält eine Reihe meisterhaft gezeichneter, ganz ausgeführter oder leicht skizzirter Gestalten, eine Fülle grosser psychologischer Feinheiten und Worte von hohem Adel der Gesinnung und Empfindung. Das Stück aber ist stellenweise ungeschickt übersetzt und jeglicher Lokalphysiognomie bar vorgeführt, auch theilweise unzulänglich gespielt worden.

— **Im Residenztheater in Berlin kam zum ersten Male: „Zwei** Damen", Schauspiel in 3 Akten von Paolo Ferrari, aus dem Italienischen übersetzt von Richard Norton, zur Aufführung. Dieses Drama ist mit dem italienischen Staatspreise gekrönt worden, ein Preis, den es eher seiner geistreichen Diktion und seinen mit seiner Beobachtung dem höheren Gesellschaftsleben entlehnten Charakteren, als seinen dramatischen Konflikten verdanken möchte. Diese Konflikte stehen im Hintergrunde und sind eigentlich recht unhaltbar. Die Marchesa Maria Permanso-Dariberto lebt bereits neunzehn Jahre in einer glücklichen Ehe mit ihrem Gatten, der sie aus niederer Vergangenheit — wie sie selbst sagt, als duftende Blume aus einem Sumpfe — zu sich empor gehoben hatte. Aber die Pforten der hohen Gesellschaft schlossen sich ihr und sie zog es vor, diese Gesellschaft ganz zu meiden und im Kreise der Familie nur ihrem Gatten und den Kindern zu leben. Da, nach diesen neunzehn Jahren trifft sie der Schlag, daß der jugendliche Sohn sich in eine — Abenteurerin verliebt und diese frech genug ist, die Frau Marchesa an ihre eigene Vergangenheit zu erinnern. Es kommt zwischen Beiden zu einer energischen Szene und der Sohn wird sekstam genug zum — Richter zwischen Beiden aufgerufen. Das Facit dieses Richterspruchs ist, daß er reumüthig in die Arme der Mutter zurückkehrt und jene Abenteurerin den Laufpaß bekommt. Dieß ist der einzige, aber doch ziemlich hinfällige Konflikt des Dramas; was sich sonst an Handlung und Personen um ihn gruppirt, steht doch nur in einem sehr nebensächlichen Verhältniß, und was sonst die drei Akte ausfüllt, ist geistvolle, aber zu breit ausgesponnene Causerie, an welcher die Italiener dasselbe Gefallen haben wie Franzosen. Der Erfolg des Stückes war ein ziemlich bedeutender.

— **Julius Wolff's Schauspiel: „Drohende Wolken" fand am** Hoftheater in Hannover bei seiner ersten Aufführung freundliche Aufnahme. Der anwesende Verfasser wurde mit den Darstellern wiederholt gerufen.

— **Im Stuttgarter Hoftheater gab man zum Geburtsfest des** Königs Auber's komische Oper: „Der erste Glückstag", welche sich als eine Perle des heitern Genres erwies und eine Repertoirezier zu werden verspricht.

— **Während Richard Wagner's „Walküre" in Köln Furore** macht, mußte dieser Tage weiter oben am Rhein, in Mainz, die Vorstellung der „Meistersinger" wegen Mangels an Publikum unterbleiben und den wenigen Erschienenen das Eintrittsgeld herausbezahlt werden.

— **Suppé's neueste Operette: „Boccaccio" wurde in Frank**furt a. M. mit entschiedenem Erfolge gegeben. Es war die erste Aufführung im deutschen Reiche und der Komponist hatte wohl Recht, sich den Vertrieb der Oper selbst vorzubehalten.

Kultur und Wissenschaft.

— **In New-York soll eine Universität für Neger und Farbige** errichtet werden. Hauptziel derselben ist die Heranbildung junger Leute zu Lehrern für die Farbigen im Süden. Weiße, die sich demselben Zwed widmen wollen, sollen auch zugelassen werden. Eine große Geldsumme ist bereits durch zwanzig reiche Kaufleute New-Yorks, darunter viele Farbige, zusammengebracht worden. Es ist noch nicht entschieden, ob auch Frauen zum Studium zugelassen seien.

— **Der Papst empfing am 22. Februar gegen 1000 katholische** Journalisten, welche 1302 kirchliche Journale vertraten und ihm eine Glückwunsch- und Ergebenheitsadresse überreichten. Ein Journalistentag, wie er wohl noch nie beisammen war.

Handel und Verkehr.

— **In Berlin wird neuerdings eine Weinprobe empfohlen, welche** ganz sicher sein soll, wenn sie richtig gemacht wird. Darnach kann man jeden Wein auf seine Reinheit probiren, nämlich ob er künstlich hergestellt oder irgendwelche fremde Stoffe enthält, indem man die geöffnete Flasche mit dem Daumen zuhält, sie umgekehrt in ein Wasserbehältniß führt, bis der oberste Theil des Flaschenhalses unter Wasser steht. Nun entfernt man den Daumen und der Wein steht auf dem Wasser. Ist er rein, so wird er, da er spezifisch leichter ist als Wasser, weder letzteres färben, noch irgend etwas absetzen. Ist er gefälscht, so fallen alle die darin enthaltenen Stoffe zu Boden des Wasserglases. Nachdem man die Probe gemacht, drückt man den Daumen im Wasser wieder fest auf und zieht die Flasche zurück. — Zuckerstoffe in süßen Weinen werden sich natürlich senken, der reine Wein bleibt aber in der Flasche zurück.

— **Das deutsche Reichspost- und Telegraphengebiet (wozu Bayern** und Württemberg nicht gehören) umfaßt 448,776,48 Quadratkilometer mit 35,823,465 Einwohnern nach der Zählung vom 1. Dezember 1875. Es betrug die Gesammtzahl der Postanstalten 6839, der Telegraphenanstalten 3287, der Verkaufsstellen für Postwerthzeichen 5453, der Postbriefkasten 41,705, der reichseigenen Post- und Telegraphengrundstücke 327, der reichseigenen Postwagen und Schlitten 6405 (hiezu treten noch 6409 gemietete und Posthalterei-Wagen und -Schlitten), der Beamten, Unterbeamten, Posthalter und Postillone 61,148, der durch die Post beförderten Sendungen 1,156,273,981, der beförderten Telegramme 11,391,846. Der Gesammtwerth der im Jahre 1877 durch die Post vermittelten Baarsendungen betrug 14,147,281,847 Mark, das Gesammtgewicht der durch die Post beförderten Päckereien 241,594,100 Kilogramm. Deutsche Schreibseligkeit zeigt sich und vielleicht auch deutsche Intelligenz darin, daß zu uns vom Auslande 41,684,420 Briefe, 4,724,990 Postkarten und 13,130,090 Drucksachen kamen, während von uns nach dem Auslande 45,961,400 Briefe, 4,956,010 Postkarten und 13,467,580 Drucksachen gingen, also Deutschland überall ein beträchtliches Mehr versandte, als erhielt. Zu denken gibt es für den Volkswirth, namentlich in jetziger Zeit, daß 1,717,340 Waarenproben vom Auslande kamen und nur 1,233,310 in's Ausland gingen. Erscheint hienach der Schluß gerechtfertigt, daß der Import nach Deutschland den deutschen Export weit übersteigt, so widerspricht dieser Folgerung der Umstand ganz entschieden, daß die Zahl der nach dem Auslande geschickten Postauftragsbriefe und Postvorschußbriefe (161,302 resp. 124,000) die Zahl der vom Auslande eingelangten (114,203 resp. 60,600) weit übertraf und beträchtlich mehr Postanweisungen bei uns einliefen (1,625,323), als von uns in's Ausland gingen (1,401,977). Auch erhielten wir vom Auslande viel zahlreichere Briefe mit Werthangabe (644,060), als wir dorthin versandten (498,490).

— **Die Eisenbahn Posen-Belgard wird am 15. Mai dem Verkehr** übergeben.

— **Die neue Bahn Leipzig-Dresden ist nach Vollendung des** Bahnkörpers zwischen Selkerhausen und Leipzig nunmehr vollendet.

— **Von Amerika sollen Getreide und Lebensmittel in größerem** Maßstabe herübergeschafft werden, und es wurde zu diesem Ende eine neue Dampferlinie zwischen New-York, Liverpool, Havre und Hamburg eröffnet, welche mit der New-Yorker Centraleisenbahn in Verbindung steht.

— **Die Sondirungsarbeiten eines Tunnels unterhalb des Kanals** de la Manche unter Leitung des Architekten und Ingenieurs Larousse, welcher bereits einen Weltruf erreicht hat durch seine Suezkanalbauten werden rüstig und ohne Unterbrechung fortgesetzt. Natürlich muß man damit beginnen, sich ein ganz genaues und zuverlässiges Bild zu verschaffen von der Bodenbeschaffenheit des Meeresgrundes, sowohl in den betreffenden französischen als englischen Gewässern. So hat man denn bereits in den französischen Gewässern 1525 Sondirungen vorgenommen auf eine Küstenentfernung von 28 Kilometern und hat aus diesen Sondirungen 753 verschiedene Erdproben gewonnen, welche alle auf's Genaueste klassifizirt worden sind. Bei diesen Operationen ist die unterseeische Bodenfläche in der Richtung von Calais nach Dover 767mal angebohrt worden, bei welchen wiederholten Bohrversuchen sich diese geologische Sammlung bereits auf 3267 Nummern vermehrt hat. Die Breite des untersuchten unterseeischen Terrains beläuft sich auf 250 bis 300 Meter. Die Breite des Kanals de la Manche beträgt in der projektirten Tunnellinie, d. h. zwischen Sangatte bei Calais und der Margarethenbai, ein wenig im Osten von Dover, 35 bis 36 Kilometer, welche Länge auch der Tunnel selbst einnehmen wird. Um die Einträufelung des Meerwassers möglichst zu verhüten, wird der Tunnel ungefähr 70 bis 75 Meter noch unterhalb der tiefsten Bodensenkung des Meeres erbaut werden. Der Boden unterhalb des Meeres entspricht im Wesentlichen dem Boden oberhalb des Meeres, also der normännisch-französischen wie der englischen Küste und besteht zumeist aus einer graulichen, lehmigen Kreide.

Sport.

— **Die Renntermine für Deutschland sind vorderhand folgender**maßen festgestellt. April: Hamburg 13., 14.; Berlin 20.; Breslau 27., 28.; Straßburg i. E. 27. Mai: Berlin 4., 11., 18.; Mannheim 4., 5.; Münster 14.; Gotha 18.; Breslau 22.; Leipzig 24., 25. Juni: Berlin 2., 3., 12., 15., 17., 18.; Hannover 28., 29., 30. Juli: Hamburg 4., 6., 7.; Münster 16., 17. August: Frankfurt a. M. 23., 24., 25.; Baden-Baden 28., 31. September: Baden-Baden 2.; Gotha 21., 22. Oktober: Baden-Baden 6., 8.

Denkmäler.

— **Der Kopernikusverein in Thorn hat beschlossen, die Mittel** zur Errichtung einer Sternwarte in Thorn durch internationale Sammlungen zu beschaffen, um so ein dauerndes Denkmal dem großen Reformator der Himmelskunde zu stiften.

— **In München soll dem am 8. Februar 1871 verstorbenen** Künstler Moritz v. Schwind ein Denkmal — überlebensgroße Porträtbüste auf angemessenem Sockel — an der Sonnenstraße, nächst der protestantischen Kirche, errichtet werden. Es sind zu diesem Behufe circa 7000 Mark zusammengebracht.

— **Seit Kurzem prangt an dem Hause Lindenstraße 32 in Eis**leben, dem Hause, in welchem der seit Luther berühmteste Sohn der Stadt, Friedrich König, geboren wurde, eine granitene Votivtafel mit der goldenen Inschrift: „In diesem Hause wurde geboren am 17. April 1774 Friedrich König, Erfinder der Buchdruckschnellpresse".

— **Die Statue Wrangel's wird in Berlin auf dem Leipziger** Platz gegenüber dem Grafen Brandenburg aufgestellt werden.

Gestorben.

— Gräfin Hohenau, Wittwe des Prinzen Albrecht von Preußen, auf der Albrechtsburg bei Dresden.

— Gräfin Oldofredi-Hager, Dichterin, am 4. März, in Wien.

— Karl Beck, vorm. Tenorist an der Weimarer Bühne, 65 Jahre alt, in Wien, am 4. März.

— Dagobert Fischer, Bürgermeister von Zabern, elsäßischer Historiker, in Zabern, Anfangs März.

— Jean Laffitte, französischer dramatischer Schriftsteller, in Paris, 74 Jahre alt.

— William Howitt, engl. Schriftsteller, in Rom, 83 Jahre alt.

— Antonio Tardini, hervorragender Bildhauer, in Mailand, am 7. März.

— Elihu Burrit, der bekannte Friedensapostel, in New-York, am 7. März, 67 Jahre alt.

— Theodor Natzenberger, k. Hofpianist, in Wiesbaden, 38 Jahre alt, am 8. März.

— Johann Baptist Weiß, Marinemaler, 66 Jahre alt, in München, am 8. März.

— Fürst Alexander Bariatinski, k. russischer Feldmarschall, der Besieger Schamyl's, 65 Jahre alt, in Genf, am 9. März.

— David Born, bekannter Volkswirth, 63 Jahre alt, in Berlin, am 10. März.

Fischverkauf an den Kajen in Hamburg. Originalzeichnung von C. Schildt. (S. 514.)

Sag' mir, wer iſt es?

Gemälde von W. Oliver. (S. 515.)

Um ein Herz.

Novelle

von

E. Falk.

(Fortsetzung.)

XV.

Es war in der Frühe desselben Tages, in dessen Verlauf die beiden für Krankenpflege geschulten Schwestern, die das Kloster zu versenden hatte, nun wirklich reisen sollten, nachdem mancherlei Verzögerungen einen Aufschub des Termins nöthig gemacht, als Olga blaß und verstört in Schwester Nadeschda's Zelle stürzte, obschon sie recht gut wußte, daß es eben die Zeit der zweiten stillen Andacht war, die jede Nonne für sich beging.

„Ich habe Unheil angerichtet," stammelte sie athemlos, „ich dachte, der Brief wäre vom Fürsten, und brachte ihn ihr ohne Weiteres.

„Er muß aber Schreckliches enthalten, denn sie wurde so weiß wie Schnee, sie, die ohnehin schon so farblos ist. Kommen Sie zu ihr, bitte."

Schwester Nadeschda war schon auf dem Wege; an der Schwelle ihres Zimmers trat ihr Ania entgegen, sehr bleich zwar, aber sehr ruhig.

„Meine Ahnung hat mich nicht betrogen," sagte sie mit leis bebender Lippe. „Lies selbst, Nadeschda. Ich gehe zur Oberin, um ihr zu sagen, daß ich mit den Schwestern zugleich abreise. Liska begleitet mich. Ich gab ihr schon die nöthigen Befehle."

Nadeschda stand wie gebannt. Die Entschlossenheit in Wort und Handlung, welche das noch vor wenig Wochen so weiche, fügsame Kind entwickelte, nahmen ihr jede Fassung, erst Olga's Drängen erinnerte sie an den Brief, den sie immer noch in der Hand hielt und der doch allein ihr Aufschluß verschaffen konnte. Er war von unbekannter, zierlicher Frauenhand und augenscheinlich in höchster Eile und Aufregung geschrieben. Die Unterschrift lautete: Agnes Bergmann.

„Das ist die Deutsche, das Gesellschaftsfräulein der Gräfin Romanzow, die mit ihr nach der Moldau gegangen ist. Ania erzählte mir von ihr. Es muß ein armes, gutes Geschöpf sein. — Aber nun lesen Sie, Schwester."

Und sie las:

„Durchlauchtige Frau!

„Dieß ist bereits der vierte Brief, den ich an Sie absende. Sicher ist keiner seiner Vorgänger bis zu Ihnen gelangt, sonst wären Sie längst hier.

„Ich versuche es noch einmal und, Gott gebe, mit besserem Erfolg, sonst könnte es leicht zu spät sein.

„Fürst Sarasin, Ihr Gatte, ist seit vorgestern hier in Galacz in der Pflege der Frau Gräfin, die ihn selbst aus dem Lazareth zu Bukarest geholt hat.

„Die Verwundung unterhalb der Schulter war so bedeutend, daß, als die Frau Gräfin ihn zuerst in dem Feldlazareth bei Nikopolis aufsuchte, die Aerzte sich seinem Transport energisch widersetzten und wir unverrichteter Sache wieder heimkehren mußten. Schon damals hatte ich Ihnen geschrieben und um Ihr Kommen gebeten; natürlich ganz ohne Wissen, ja jedenfalls sehr gegen den Willen meiner Herrin; und habe ich seitdem jeden Tag mit brennender Ungeduld Ihrer geharrt.

„Die Frau Gräfin war in sehr düsterer Stimmung, was sich ja allerdings durch den so ganz unerwarteten Trauerfall — Sie wissen doch sicher schon, daß Graf Sergei Romanzow einer bei Rustschuk empfangenen, an sich unbedeutenden Wunde erlegen ist? erklären ließ.

„Sie schloß sich von dem hier trotz allen Kriegstrubels und Kriegselends sehr bunten, sehr extravaganten Treiben der Gesellschaft, dessen Mittelpunkt sie in den ersten Wochen gewesen, vollständig ab und verkehrte ausschließlich nur mit dem Fürsten Gurska, dem sie, als Herrn des von uns zur Zeit hier bewohnten Palastes, doch den Eintritt in sein eigen Haus nicht wohl versagen konnte.

„Ohne erst weitere Nachricht abzuwarten, wie sie doch mit dem, den Fürsten Ihren Gemahl behandelnden Arzte verabredet, machten wir uns vierzehn Tage später abermals auf den mühevollen, gefährlichen Weg, der jeder andern Frau zur Unmöglichkeit geworden wäre. Schönheit aber ist ein mächtiger Zauberstab, und die Frau Gräfin weiß ihn zu gebrauchen.

„In Bukarest fanden wir den Fürsten in bester Pflege, doch noch immer zum Tode matt und erschöpft.

„Sein Arzt, ein junger, bildhübscher Mann, hatte auch jetzt viel Bedenken wegen des Transportes und der Patient selbst wünschte zu bleiben, allein die Wünsche eines so Schwerkranken werden nicht sehr entschieden zur Geltung gebracht, und der junge Doktor änderte seine Ansicht rasch und erklärte, daß der Transport ungefährlich, der Luftwechsel sogar entschieden günstig sei. — Der Zauberstab hatte seine Macht auf's Neue bewährt!

„Was Gold und zärtliche Sorgfalt zur Milderung der Reisebeschwerde thun können, ist geschehen; allein trotzdem kam der arme Herr todmatt, kaum noch athmend hier an. Jetzt ist indeß schon die nächste Gefahr, die für sein Leben, überwunden; die andere, drohendere abzuwenden, liegt in Ihrer Hand, Frau Fürstin.

„Kommen Sie, kommen Sie so schnell als möglich, lassen Sie sich durch Nichts, durch Niemand zurückhalten, zu Dem zu eilen, an dessen Seite jetzt Ihr Platz ist. Ich beschwöre Sie, ich, der Ihr Glück theurer ist, als das eigene, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, die holde Freundlichkeit zu vergelten, mit der Sie die arme, verschmachtende Seele gelabt. — Kommen Sie!!"

„Du weißt nun, daß ich fort muß," sagt Ania, die unhörbar eingetreten, mit leiser Stimme, indem sie ihr den Brief aus der Hand nahm, um ihn nochmals hastig zu überfliegen.

Nadeschda neigte ernst das Haupt. Ja, sie wußte es. Was durch Ania's Beichte, ihr selbst unbewußt, durchgeklungen, dieser Brief bestätigte es ihr. Sie sah mit einem Male klar. Einen Augenblick schwankte sie, ob sie nicht auch von Ania's Seele den Schleier glücklicher, unschuldiger Blindheit nehmen solle, aber als sie jetzt, aufblickend von dem Briefe, mit großen, traurigen Augen zu ihr hinsah und so bang, so angstvoll frug: „Was mag sie aber nur mit der drohenderen Gefahr meinen, Schwester Nadeschda, der Gefahr, die nur ich abzuwenden vermag? Meinst Du, daß es Sehnsucht ist, die Sehnsucht nach mir? Ich habe oft sagen hören, die Gemüthsstimmung sei der Heilung wichtiger, als die sorgsamste Pflege" — da fühlte sie, daß es ihr unmöglich sei, in diese unschuldige Seele einen häßlichen Schatten zu werfen, daß sie ihr um Alles die kindliche Unwissenheit nicht rauben könne und wolle.

„Sicher meint sie die Sehnsucht, mein Liebling, und darum mußt Du noch heut, womöglich noch in dieser Stunde fort. Ich selbst bestehe jetzt darauf."

An den Fenstern und Thüren des Klosters drängten sich Mädchenköpfe in allen Schattirungen neben und über einander. Jede wollte wenigstens einen Blick erhaschen auf die vier Frauengestalten in der schlichten, unscheinbaren Tracht barmherziger Schwestern, die eben aus der kleinen Pforte traten, um in den bereitstehenden Wagen zu steigen, der sie zur Bahnhofsstation führen sollte.

„Wie hübsch sie aussieht in der häßlichen Kleidung!"

„Hübsch! Was das für ein dummes Wort ist! Kann man ein Heiligenbild hübsch nennen?"

„Ja, recht wie eine Märtyrerin kommt sie mir vor, so fromm und ruhig, so ernst und doch so freundlich!"

„Ich glaube, vor Der hätten selbst die Türken Respekt."

„Mir imponirt sie mächtig."

„Mir auch; aber die Türken bekommen sie nicht zu sehen. In Galacz sind keine, und dahin gehen sie, hat mir die Liska vorhin in aller Eile erzählt."

„Nein, wie drollig Die aussah als Nonne! Der Schleier und das Skapulier flatterten nur so an ihr bei ihren flinken Eidechsenbewegungen."

„Wir werden sie sehr vermissen, die gute Liska."

„Sie schnitt aber fürchterlich auf."

So plauderte und plapperte das ohne Aufhören. Olga hatte es nicht mehr mit anhören können, sie flüchtete sich hinaus zum Sophienbrunnen, dessen Wasser heut nicht, wie sonst, munter plauderten, sondern leise schluchzten und stöhnten, als fühlten sie das Leid treulich mit, das ihren Augen so schwere Thränen erpreßte.

Droben aber in ihrer einsamen Zelle, die Stirn an die kleinen trüben Scheiben gedrückt, stand Schwester Nadeschda. Hier hatte sie den letzten Abschiedsblick des scheidenden Lieblings aufgefangen, von hier blickte sie dem schnell enteilenden Wagen nach, aus dem Liska's weißes Tuch noch grüßend wehte.

Jetzt sah man nichts, gar nichts mehr! Da falteten sich die weißen, bebenden Hände fest um das kleine Kruzifix, das auf ihrer Brust hing, da richtete sich ihr thränenschimmernder Blick nach Oben, wo durch schwere Wolkenmassen sich eben ein voller, klarer Sonnenstrahl Bahn brach, der erste an diesem Tage, und ihre Lippen flüsterten im heißen Gebet: „Schütze du sie, Weltenheiland, breite deine Hände über sie aus, gebenedeite Jungfrau, in den Gefahren, denen sie unbewußt entgegen geht. Steht ihr bei, ihr Heiligen, in dem schweren, schweren Kampfe, den sie zu bestehen hat, dem Kampfe um ein Menschenherz."

XVI.

Auf dem Gipfel des sanft anschwellenden Hügels, der all' den neuglänzenden, stattlichen Häusern der reichen Handelsherren, all' den prächtigen Palästen übermüthiger Bojaren, welche die Neustadt von Galacz bilden, zur Basis dient, liegt das Palais des Fürsten Bogdan Gurska.

Vornehm sieht es herab auf die zu seinen Füßen gelagerten niederen, schmucklosen Häuschen und Hüttchen des alten Galacz, die sich so dicht und ordnungslos um den Hafen drängen, wie hungrige Menschen um eine volle Schüssel.

Und in der That ist er das auch gerade für die drunten hausende Schicht der Bevölkerung, die durch ihn allein ihr täglich Brod empfängt. Bis hieher kommen die Schiffe des schwarzen Meeres die breite Donaustraße herauf, um den Ueberfluß des reichen und diesen Reichthum doch noch so wenig genießenden Landes in die Ferne zu entführen. Hieher bringt der Bauer seinen Honig, sein Wachs, seinen Waizen, sein Holz, um es sich von schlaublickenden Armeniern und schmutzigen Juden für die Hälfte des Preises abschachern zu lassen, den diese selbst in der nächsten Stunde aus den Seckeln russischer Großhändler und französischer Spekulanten ausgezahlt erhalten. Hier wirbeln wie in einem Kaleidoskop alle Trachten der Welt durcheinander, herrscht eine sinnbetäubende Sprachverwirrung, die der berüchtigten babylonischen sicher wenig nachgibt.

Nur leise und traumhaft, wie etwa das Summen eines ungeheuren Bienenstockes, klingt der wüste Lärm hinauf zur stolzen Höhe, und mit interesseloser Neugier sieht der Bewohner derselben herab auf das bunte, verworrene Treiben. Es amüsirt ihn einige Minuten, er lacht über den Eifer, die ihm unverständliche Hast, mit der Alles durcheinander rennt, und wendet sich bald gelangweilt wieder ab.

Was kümmert ihn der Kampf um's Dasein! Er hat mit sich zu thun, allein mit sich. Ihm ist sein Ich das Centrum der Welt.

Wenigen nur werden wir Unrecht thun mit dieser Behauptung, ganz sicher aber trifft sie zu bei Gräfin Vera Pawlowna Romanzow, die jetzt, ein gefeierter, angebeteter Gast, droben haust im stolzen Bojarenpalaste.

Wie sie sich auf der Höhe sieht, fühlt sie sich auch auf der Höhe, der Sonnenhöhe des Lebens, des Glückes. Den Wittwenschleiern, die ihr schönes, lächelndes Gesicht so kleidsam umrahmen, zum Trotz, dünkt sie sich jetzt mehr als je das Schooßkind des Glücks und ihr hochmüthiges Selbstgefühl wuchert mächtig empor, tausend schöne, giftige Blüten treibend. Die ihr hier im Uebermaß dargebrachten Huldigungen, die von den feurigen Söhnen dieses seltsamen Landes so viel rücksichtsloser geltend, als in civilisirteren Sphären gemacht werden, haben das glänzende Unkraut prächtig emporgepflegt und die lockende Nähe des Zieles, nach dem ihr leidenschaftliches Herz jahrelang gestrebt, wirkt wie volle, treibende Sonnenglut.

Ja, die Erlebnisse der letzten Wochen entschädigen sie reich, überreich für Alles, was sie vorher gelitten, für jedes Opfer, das sie gebracht zu haben glaubt.

Der Anfang ihrer abenteuerlichen Reise war nicht sehr versprechend gewesen.

Hindernisse durch Verkehrsstockungen, gezwungener Aufenthalt in erbärmlichen Landstädten, maßlos schlechtes Wetter ließen sie ihren Entschluß mehr noch als einmal bereuen, und die Ankunft auf dem Gute hätte ihr solche Inspektions- und Entdeckungstouren leicht für immer verleiden können.

Als sie es freilich zuerst erschaute, ihr neues Reich, da hatte das reizende Bild ihre leicht bewegliche Seele momentan über alle überstandenen Qualen des von bodenlos schlechten Wegen gemarterten Leibes hinweggeholfen.

In eichwaldumzogene Hügel weich geschmiegt, schimmerte das helle, langgestreckte Gebäude, das sich kokett in blaugoldiger, schilfumkränzter Wasserfläche wiederspiegelte, so lockend zu ihr hinüber, daß sie mit einem Schrei des Entzückens den erbärmlich stoßenden Wagen verließ, um einen von sammtenen, blumendurchflochtenen Rasen bekleideten Abhang hinunterzulaufen, der sie

schneller an das Ziel führen sollte. Glücklicherweise hatten es ihre Begleiter Agnes, Etienne und Manon nicht weniger eilig, so daß sie ihre Herrin noch rechtzeitig dem trügerischen Sumpfe entreißen konnten, zu dem See und Waldwiese drunten sich tückisch verbanden.

Trotz der gänzlich verdorbenen Chaussüre hielt die enthusiastische Stimmung der schönen Frau indeß noch tapfer Stand und begann erst leise und allmälig zu sinken, als ihre Geruchsnerven mit jedem Schritte, der sie dem weißen Schlößchen näher brachte, stärker und unliebsamer berührt wurden.

Der Duft modernden Wassers und häßlicher braunköpfiger Pilze, die, wie kleine Schlangen, langstielig sich aus dem Morast heraustankten, mischte sich mit all' den undefinirbaren Parfüms, die den biederen Landbewohner sehr heimatlich anwehen, die Salondame aber vor Entsetzen außer sich bringen.

Schwankend, zögernd stand sie noch, da kam ihr auch schon Gregor Wassiliewitsch in seltsamen Sprüngen; die sehr gegen die Sicherheit des Terrains vor ihr sprachen, händeringend entgegen.

Schlimmeres hätte dem unglücklichen Reisemarschall gar nicht geschehen können, als daß die Herrschaft auch noch um einige Stunden früher kam, als er sie erwartet.

Er hatte in den zwei Tagen, die ihm Vorsprung gegönnt waren, das Unglaubliche geleistet, aber — hexen konnte er nicht, besonders da der gute Milosch Srconath, der sogenannte Inspektor, nur sehr, sehr schwer zu bewegen gewesen war, seine Hände aus den Taschen seines sehr schmutzigen Schafpelzes zu nehmen; das heißt um eines anderen Zweckes willen, als die frische Füllung seiner kurzen Thonpfeife, die von ihm unzertrennlich schien. Er ward in seinem Gleichmuth und seiner Gewissensruhe um kein Haar erschüttert, der Biedermann, und als Gregor ihn in einer Wuth, die ihm das ohnehin schwer zu bändigende Haar furchtbar sträubte, anschrie, ob er denn keinen Brief erhalten habe, nickte er nur ernsthaft, deutete mit dem Daumen über die Schulter in die Stubenecke, wo richtig unter gebrauchtem Geschirr, Kartoffelschalen und anderen Ingredienzien eines „Stilllebens" das uneröffnete Schreiben lag, das augenblicklich zum Spielzeug zweier hübscher junger Kätzchen diente.

Milosch konnte nicht lesen, Giesa, sein Weib, auch nicht und der nächste Geistliche wohnte weit. Aber was that das? Es sei ja Alles in Ordnung, meinte der Wackere und sah sich in dem vergnüglichen Durcheinander von Kindern, Hühnern und Schweinen, das sich auf dem Parket des Salons herumtrieb, selbstzufrieden um.

Sehr schwer nur war er zu überzeugen gewesen, daß der augenblickliche Stand der Dinge doch Einiges zu wünschen übrig lasse, und nur dem Zureden seiner Giesa, die in der weiten Friesjacke und den ungeheuren Stiefeln selbst wie ein verkleideter Mann aussah, gelang es, ihn zu bewegen, die Reformversuche Gregor's wenigstens zu dulden.

Die Frau war überhaupt duldsamer und nicht ganz so blind gegen die ersten Segnungen der Civilisation, die Seife und den Besen, über deren Vorzüge und Anwendung sie sich doch schließlich aufklären ließ.

Das harmonische Zusammenleben der Hausthiere mit der jungen Menschheit wurde ziemlich rauh gestört, oder doch wenigstens auf ein anderes Terrain verwiesen. Gregor arbeitete als Tischler, Tapezierer und Dekorateur im Schweiße seines Angesichts, ohne eben glänzende Erfolge zu erzielen. Die Hauptsache sollten schließlich doch die Laubgewinde, die jungen Birken und Eichen thun, mit denen noch alle Lücken verdeckt, alle Winkel ausgefüllt werden konnten, so daß wenigstens der erste Eindruck kein allzu niederschlagender wäre, wenn auch der erfahrene Gregor natürlich einsah, daß an längern Aufenthalt der eleganten, verwöhnten Herrin in dieser Wüstenei überhaupt nicht zu denken war.

Nun vereitelte die fatale zu frühe Ankunft auch noch das schonungsvolle Uebertünchen all' der klaffenden Defekte des „Herrensitzes".

Die Laubmassen lagen noch aufgeschichtet im Flur, die Teppiche waren noch nicht über das gesprungene Parket gebreitet und die Bretter, die den Urweltschlamm des sogenannten Hofes, der vor dem Hause sich ausbreitete, überbrücken sollten, noch nicht auf die eingerammten Pfähle befestigt. Milosch Srconath's sehr problematische Erscheinung hatte noch keine nähere Beziehung zu den gelieferten Reinigungsapparaten gewonnen, Giesa's turbanähnliches Kopftuch lag ruhig im Kasten und die Schaar der lieben Kleinen trieb sich in vollster Behaglichkeit mit Ferkelchen und Enten um die Wette im sonnewarmen Schlamm herum.

In dieß Chaos nun mußte der verzweifelte Reisemarschall die Herrin führen, da sie nicht wohl auf dem schmalen, schlüpfrigen Wege stehen bleiben, ebensowenig aber sofort umkehren konnte, wie er ihr am liebsten gerathen.

Ja, wäre der Graf, ihr Gemahl, noch in der Nähe gewesen, der aber stand jetzt vor Rustschuk, wie sie schon am ersten Reisetage gehört, und wäre es selbst mit seiner Hülfe, unter seinem Schutze zweifelhaft gewesen, ob man in den überfüllten Gasthäusern von Galacz ein Unterkommen fände, so hätte es jetzt bei sinkender Nacht geradezu tollkühn heißen müssen, auch nur darnach zu suchen.

Rathlos, schwankend zwischen Lachen und Weinen, stand die schöne Frau noch auf der Schwelle des ungastlichen Hauses, zu der sie auf unsicheren Brettern balancirt war. Die blasse Agnes war muthig vorwärts gedrungen, die verblüffte Giesa nach sich ziehend. Manon und Etienne indeß blickten gar trübselig drein und der unglückliche Gregor erlitt Höllenqualen.

Aber Vera Pawlowna's Glücksstern war im Aufsteigen begriffen. Erlösung aus der immer kritischer werdenden Situation nahte schnell, so schnell als die beflügelten Füße eines edlen Berberrosses einen tollkühnen Reiter nur immer zu tragen vermögen.

Droben, an demselben Abhange, von dem aus Gräfin Romanzow noch vor Kurzem im Anblick des schönen Trugbildes vor ihr geschwelgt, hatte seit wenig Minuten ein Trupp bulgarischer Reiter gehalten, deren Anführer mit höchstem Interesse der Szene, die sich vor ihm abspielte, gefolgt war. Sein Krimstecher trug weit, und wenn auch die Entfernung natürlich zu groß war, um Vera Pawlowna's Schönheit zur Geltung kommen zu lassen, genügte doch die unverkennbare Eleganz ihrer Erscheinung schon, die in dieser Umgebung doppelt wirkte, um die Abenteuerlust des jungen Offiziers zu reizen.

In wenig Sekunden stand er, sein schaumbedecktes Pferd sich selbst überlassend, vor der schönen Frau, deren erstaunt fragender Blick den lachenden Uebermuth, mit dem er die fahrende Dame zuerst begrüßen zu wollen schien, in sprachlose Bewunderung verwandelte, die ihn die Pflicht gesellschaftlicher Höflichkeit anfangs fast vergessen ließ.

Welche Frau aber würde nicht nachsichtig gegen Unterlassungssünden sein, deren Ursache ihr so schmeichelhaft ist? Vera Pawlowna fand sehr schnell das rechte Wort, den Bann zu lösen, ihre blendende Schönheit sprach mächtiger noch zu der Courtoisie des jungen Ritters, als die Tragikomik ihrer Situation; lange Zeit zum Zögern und Ueberlegen blieb zudem nicht und so war es nach sehr kurzen Hin- und Widerreden beschlossen, daß die Gräfin für's Erste sich ganz dem Schutze des Fürsten Gurska — als solcher hatte sich der ritterliche Bulgarenhauptmann ihr vorgestellt — vertrauen solle. Er werde sie nach Galacz geleiten und dort auf alle Fälle für ein passendes Unterkommen sorgen.

Es blieb eigentlich keine Wahl. Vera Pawlowna fügte sich in das Unvermeidliche — wie sie lachend meinte, doch verrieth Blick und Miene dem beglückten Ritter, daß sie es nicht allzu ungern that, und wirklich beschäftigte sie das kleine pikante Abenteuer so angenehm, daß ihre Laune sich von Minute zu Minute hob.

Der vor Angst und Aufregung ganz erschöpfte Reisemarschall athmete auf, als wäre er vom Tode begnadigt, da er die strenge Herrin, die ihn doch schließlich verantwortlich gemacht hätte für alle ihre Enttäuschungen, lachend und heiter dahinrollen sah auf dem Wege nach Galacz, der elegante Reiter, die Hand auf den Wagenschlag gelegt, ihr dicht zur Seite. Der Erzengel Michael erschien dem erlösten Gregor in seinen Träumen minder strahlend als der junge Bulgarenkapitän in diesem Augenblick, der ihn so schweren Sorgen enthob. Es war wirklich ein schöner Mann, dieser Fürst Bogdan Gurska, das fand auch Vera Pawlowna immer mehr, je länger ihre Augen auf seinen Zügen ruhten. Sie hatte selten ein so klassisches Profil, so nachtschwarze, feuersprühende Augen gesehen. Die kurze, leicht gehobene Oberlippe, hinter welcher große weiße Zähne fast raubthierartig hervorblitzten, störte zwar die Harmonie der Züge etwas, gab ihnen dafür aber einen Ausdruck, der der schönen Frau fesselnder dünkte, als strenge Regelmäßigkeit, vielleicht gerade weil er so scharf mit der einschmeichelnden Weichheit seines Benehmens kontrastirte. —

Der prachtvolle Berberhengst, den er wie spielend lenkte, durfte stolz sein auf seinen Reiter, der ebenso lebhaft und feurig zu sprechen als zu blicken verstand.

Er war, wie alle seine Landsleute, natürlich leidenschaftlicher Patriot. Seine weißen Zähne knirschten vor Wuth, wenn er erzählte, was sein schönes Land, sein armes Volk von den Türken erlitten, seine dunklen Augen leuchteten enthusiastisch im feurigen Lob der Befreier. Schon daß sie eine Russin sei, gab ihr volles Anrecht auf seine unbegrenzte Ergebenheit, versicherte er immer wieder der lächelnden Gräfin, die jedoch zu ihrer großen Beruhigung aus seinen Blicken eine sicherere Bürgschaft für seine Dienstbeflissenheit las, als in all' seiner patriotischen Dankbarkeit.

In sinkender Nacht erst traf man in Galacz ein und fand, wie eigentlich zu erwarten war, nirgends ein Unterkommen. Vera Pawlowna wäre vielleicht ängstlich geworden, allein die lächelnde Zuversicht des Fürsten, der jede Abweisung mit einer Art von Genugthuung aufnahm, beruhigte sie immer wieder.

„Nun habe ich meine Schuldigkeit gethan," triumphirte er endlich, als auch der letzte Versuch gescheitert war, „nun ist mir sogar Pflicht was ich bis jetzt aus Furcht, zurückgewiesen zu werden, nicht wagte — Ihnen, gnädigste Frau, mein armes Haus zur Verfügung zu stellen. Es ist seit lange herrenlos," setzte er schnell, als wolle er jedem Widerspruch vorbeugen, hinzu, „denn ich liege mit meinen Leuten draußen in der Nähe Ihrer Besitzung, die mir sogar Obdach für einen Theil unserer Pferde und Mannschaften gewähren muß, und so dürfte ich eigentlich als Recht fordern, was ich als Gnade erflehe, daß Sie, gnädigste Frau, wie Sie uns dort Gastfreundschaft geben, hier solche von mir annehmen! Sie können, Sie werden es mir nicht abschlagen?"

So durfte Vera Pawlowna als höchste Gunst bewilligen, was die Nothwendigkeit doch gebieterisch forderte. Mit einem Widerstreben, das sie mehr zeigte als fühlte, ließ sie sich über die gastliche Schwelle führen.

Fürst Bogdan Gurska mußte den Fall vorhergesehen und vorbereitet haben, denn das herrenlose Haus empfing den willkommenen Gast in strahlendem Glanze.

Der Fürst, besonders stolz auf das griechische Blut, das in seinen Adern rollte, wie er schon unterwegs Gelegenheit genommen zu erzählen, hatte seine Vorliebe für Alles, was diesem Stolze schmeichelte, auch beim Bau, bei der Einrichtung dieses Palastes bethätigt, soweit klimatische Verhältnisse und moderne Ansprüche an Comfort es immer gestatteten.

Das säulengetragene Peristyl, zu dem breite schwarze Marmorstufen emporführten, das prachtvolle Atrium, in welches alle Gemächer des Hauses mündeten, die Fülle von künstlerisch vollendeten Statuen, die überall vertheilt waren, die herrlichen Fresken der Decken, der Wände, Alles athmete griechischen Geist, altklassische Freude an heiterer Farbenpracht und edler Formenschönheit.

Selbst Vera Pawlowna's verwöhntes Auge fand hier noch zu bewundern, zu staunen. Sie fühlte sich bald unendlich wohl in diesen Umgebungen, wo Alles ihr zu schmeicheln schien, wo sie wie durch Geisterhände bedient ward, jeder Wunsch noch unausgesprochen Erfüllung fand. So ward es Fürst Bogdan nicht allzu schwer gemacht, den schönen Fremdling länger festzuhalten, als er selbst es wohl anfänglich möglich geglaubt, und da er sich ebenso taktvoll in die Rolle eines Gastes fand, wie Vera sicher und anmuthig die Herrin des Hauses, der Wirthin ihm gegenüber spielte, Graf Sergei Romanzow sich ebenfalls mit dem Arrangement laute de mieux einverstanden erklärt hatte, so fand auch die Gesellschaft nichts dagegen einzuwenden.

Bald sah sich die Gräfin als Mittelpunkt eines glänzenden Kreises, als anerkannte gefeierte Königin einer endlosen Reihe von Festen, zu denen die Ereignisse der Zeit Vorwand liefern mußten.

Fürst Bogdan kam immer seltener von der Seite des schönen Weibes, auf dessen Erfolge er so stolz war, als habe er Eigenthumsrechte an seinem allbewunderten Gaste, und immer verständlicher wurde die Sprache seiner dunklen Glutaugen, deutlicher, drohender die Feuerzeichen der in ihm kochenden und gährenden Leidenschaft.

War die vielerfahrene schöne Frau allein blind gegen das, was Alle sahen? —

Die blasse Agnes, die sich in der so viel bedeutenderen Stellung, zu der sie ihre Herrin nothwendig hatte erheben müssen, sollte sie ihr als Schild dienen gegen die Mißdeutung der Welt, so gedrückt und unbehaglich fühlte, wie kaum je zuvor als Sündenbock des ganzen Hauses, hatte einmal, nur einmal gewagt, ein leise warnendes Wort zu äußern, war aber so verletzend hochmüthig zurückgewiesen, daß sie sich nur noch scheuer in sich selbst zurückzog.

Gräfin Vera gestand Niemand das Recht zu, ihr Thun und Lassen zu beurtheilen, am wenigsten einer

Untergebenen, die ihr weniger als nichts war, die sie nur gezwungen neben sich duldete. Ja, es schien der armen Agnes fast, als ob sie seitdem noch kecker mit der Flamme tändle, noch rücksichtsloser an den lockeren Fesseln rüttle, die Vorsicht und Furcht der elementaren Gewalt, die sie heraufbeschworen, bis jetzt noch anlegte.

Dieß gefährliche Spiel war ihr Unterhaltung, Bedürfniß, Trost! Ja, Trost und Balsam für die schweren Wunden, die Fürst Sarasin's Verhalten ihrem Herzen und ihrer Eitelkeit geschlagen.

Nur wenige Meilen von ihr entfernt, führte ihn kein Bitten, keine Berufung auf seine Ritterlichkeit, auf seine Verwandtenpflicht zu ihr her, nur kurze, flüchtige Beantwortung fanden ihre sehnsüchtig-schmerzlichen Rufe. Er habe keine Zeit, keine Ruhe, keine Lust zu vielem Schreiben, sagte oder schrieb er ihr vielmehr nunmwunden. Und dabei bewiesen ihr doch die langen, liebeathmenden Briefe, die ihr Valerian getreulich in die Hand spielte, wie viel Zeit, Ruhe und Lust er für eine Andere übrig habe, eine Andere, die sie mit all' der wilden Glut haßte, wie sie ihn — liebte.

Arme Ania! Das rührende Vertrauen, mit dem sie selbst die Evangelien reiner, selbstloser Liebe, die sie unter Thränen und Lächeln geschrieben, der Feindin zur Vermittlung übergab, wie wenig ward es gewürdigt! Von zornfunkelnden Blicken überflogen, von spöttischen Lippen glossirt, von grausamen Fingern in Atome zerrissen, flogen sie hin in alle Lüfte, die zärtlichen Worte, die warm und versöhnend an sein Herz klingen sollten und nun nur wie Wassertropfen in die Zornesglut Vera Pawlowna's fielen, sie zum verderblicheren Auflodern bringend.

Nachdem sie umsonst Tage, Wochen geharrt und gehofft, war sie selbst in Agnes' und Etienne's Begleitung hinübergefahren nach Plojeschti, den treulosen Freund zu überraschen.

Es war kein glücklicher Gedanke; wirkungslos glitt der Zauber ihrer Nähe an ihm ab; seine erste Frage, die einzige, die er ihr zu stellen hatte, in der all' sein Interesse zu gipfeln schien, war die Frage nach Ania.

Er begriff nicht, daß er noch keine Antwort auf seine Briefe erhalten, daß sie ihn so ganz ohne Nachricht ließ. Er sorgte, ängstigte sich um sie.

Vera lachte! Dazu sei keine Ursache. Die Kleine habe ihr aus dem Kloster geschrieben, wo sie, in alter Weise verhätschelt und verzogen, sich sehr behaglich befinde. Der Brief sei in bester Laune verfaßt. Fräulein Agnes würde das bezeugen, um den skeptischen Herrn ganz zu beruhigen, sie habe ihr den Brief vorgelesen.

Agnes konnte es nicht leugnen. Ganz gegen sonstige

Der Wintergarten der Tonhalle in Zürich. Originalzeichnung. (S. 515.)

Gewohnheit hatte sich die stolze Gräfin wirklich zu solcher Vertrauenshandlung bewogen gefühlt, ohne jedoch das mit seinen matten Augen recht scharf blickende Mädchen dadurch täuschen zu können.

Das treue Geschöpf hätte Welten gegeben, nur einige Worte mit dem blassen, finsteren Manne allein sprechen zu dürfen, ja nur seinem Blicke zu begegnen, aber er sah düster vor sich hin und empfahl sich, sobald er nur einen Vorwand fand, ohne das Versprechen eines Besuches, das Vera Pawlowna schmeichelnd von ihm forderte, zu geben, ohne den Wunsch nach einem Wiedersehen auszusprechen.

Enttäuscht, auf's Tiefste verstimmt, kehrte Gräfin Romanzow in ihr Feenschloß zurück.

Fürst Bogdan erwartete sie schon mit kaum gezügelter Ungeduld. Ihre in Trotz und Unmuth erstarrten Züge belebten sich schnell unter seinen unruhig forschenden Blicken. Die sorgfältig verhehlte und doch nur zu sichtbare Eifersucht, mit der ihn die so unvorbereitet unternommene Reise erfüllte, that ihr wohl.

Zum ersten Mal an diesem Abend bemerkte Agnes, daß die lodernde Glut seiner Liebe einen antwortenden Funken in ihrem Auge entzündete.

Agnes war empört. Wie gern wäre sie diesem Leben entflohen, das sie anwiderte, hätte dieser Komödie, die sie verabscheute, den Rücken gewendet, aber sie war freundlos und verlassen, und dann — konnte sie nicht doch Gelegenheit finden, den Fürsten zu sprechen, und so Ania, dem Idol ihrer Seele, zu nützen?

Der wilde Strudel von Geselligkeit, in den sich die Gräfin von diesem Tage an rückhaltloser, bewußter als zuvor gestürzt, fand einen schnellen Abschluß durch die Nachricht vom Tode ihres Gemahls, des Grafen Sergei Romanzow.

Die Falten des Wittwenschleiers bildeten eine Schranke, die zu ignoriren selbst Vera Pawlowna nicht Kühnheit genug besessen hätte, auch wenn sie ihr so drückend, so beengend erschienen wären, wie sie ihr jetzt willkommen waren. Nicht sowohl den Schmerz um den Tod des Gemahls bargen sie, sondern vielmehr die nagende Angst, die zehrende Unruhe um das Leben des Geliebten, der, wie er selbst mit kurzem Abschiedsgruß meldete, eine Versetzung erbeten und erhalten hatte, und in dem Augenblicke, da diese Nachricht nach Galacz gelangte, schon auf dem Wege nach Plewna war.

„Sie muß ihn doch geliebt haben, diesen schön frisirten, flachnasigen Grafen," grollte Fürst Bogdan eifersüchtig, wenn er die Blässe, das zerstreute Insichversunkensein der schönen Frau sah und bitter empfand.

Er gönnte selbst dem Todten keinen Schlag ihres Herzens!

Der Thor! Zu dem dunklen Hügel auf dem Anger vor Rustschuk flog keiner der trüben Gedanken Vera Pawlowna's, sie hefteten sich ja alle, alle an die Spur

Der Traum der Großmutter.

Originalzeichnung von C. Stauber.

(S. 515.)

Dessen, der eben dem Kampfe entgegen eilte wie einem Feste, das ihm Zerstreuung, Erheiterung versprach, dem der Pulverdampf die Nebel aus dem Hirne treiben, das lustige Flintengeknatter die klagenden, sehnenden Stimmen der Brust, die ihn quälten und deren er sich schämte, übertönen sollte. Fürst Sarasin dürstete förmlich nach Kriegsgetümmel, nach frischer, seelenerlösender Mannesthat, er war so recht in der Stimmung, die Helden schafft und — Todte! Die stärkste der diamantenen Ketten, an denen die Natur den Menschen hält, war in ihm zerrissen, der Instinkt der Selbsterhaltung von der Todessehnsucht zurückgedrängt.

So dankte er es dem „dunklen Piloten" auch nicht, daß er ihn zurückwies von seinem überfüllten Nachen, dankte es auch nicht den mitleidigen Händen, die ihn langsam und sorglich dem Leben wieder zuführten. — Was war ihm, dem Elenden, Siechen, jetzt das Leben — wohl aber dankte er heiß und innig, mehr als sie es verdiente, der Gräfin Romanzow die ungeheure Aufopferung, die sie getrieben, ihn fast auf dem Schlachtfelde aufzusuchen.

Das Forschen und Fragen der schönen Frau nach ihm war das Erste, was sein tagelang umflortes Bewußtsein wieder faßte, was seine toderschöpfte Seele wieder aufrüttelte.

Merkwürdig, er hatte im ersten Moment, als ihm ein begeisterter Kamerad von der schönen Frau erzählte, die ohne Scheu auf den Schlachtfeldern nach ihm gesucht, alle Lazarethe durchforscht habe, nur an Ania gedacht, so widersinnig ihm selbst das später erschien, und bitter war die Enttäuschung gewesen, als er aus genaueren Schilderungen seinen Irrthum erkannte.

Bitter und verbitternd! Es that dem kranken Mann namenlos weh, sie, die er so innig liebte, zu der er gebetet hatte wie zu seiner Schutzheiligen, in weiter Ferne sorglos und heiter zu wissen, indeß die Frau, deren Liebe er zurückgewiesen, deren Stolz er gekränkt, deren Vertrauen er getäuscht hatte, durch Mühen und Gefahren hindurch seiner Spur gefolgt, ihm nahe gewesen war, als er an der dunklen Grenze des Lebens stand, und noch jetzt schirmend, schützend ihre Hand über ihn hielt, wie er aus tausend Anzeichen zu errathen glaubte.

Warum mußte sein eigensinniges Herz sich immer noch festklammern an das Bild des Kindes, das nicht nach ihm fragte, das ihn fürchtete und floh, indeß es nur kühle Dankbarkeit hatte für die opferfreudige Hingabe eines heißen Frauenherzens? So fragte er sich oft und gelobte sich dann fest und heilig, diese Dankbarkeit wenigstens in sich zu pflegen, so treu, so sorglich, bis sie keine ganz unwürdige Gegengabe sei — für so viel Liebe.

In solchen Momenten grollte er fast dem sanften weißen Gesichtchen, das sich zwischen ihn und das seiner schönen Schützerin stellte und ihn mit den tiefen Augen so fragend, so flehend anblickte. Was wollte es? Was hatte er mit ihm noch zu thun? Warum lächelte es ihn nicht an, wie es gewiß jetzt daheim im Kloster lächeln würde; ahnungslos, unbekümmert, indeß er sich in Schmerzen wand!

Aber das holde Bild schrak nicht zurück vor solcher zornigen Frage, wich keiner Beschwörung, es folgte ihm treulich, begleitete ihn durch alle Stadien der Krankheit, der Genesung, aus dem Zelte bei Nikopolis in das Lazareth von Bukarest und weiter, weiter bis in das glänzende Fürstenschloß auf der Höhe von Galacz. Selbst Vera Pawlowna's Nähe scheuchte es nicht immer, obschon es dann wohl blasser blickte und trüber.

Die stolze, übermüthige, anspruchsvolle Frau war vollständig verwandelt, seitdem sie die ihr so neue Rolle einer Krankenpflegerin übernommen, von der sie ja freilich nur die schöne, die poetische Seite kennen lernte und in welcher sie sich daher auch ausnehmend gefiel.

Sie war den Trauerkleidern, die ihr noch dazu so trefflich standen, jetzt doppelt dankbar, daß sie ihr nun wiederum jede Repräsentationspflicht der Welt gegenüber ersparten und ihr gestatteten, sich ganz dem Freunde zu widmen, dessen physische und psychische Erschöpfung ihr täglich größere Macht über ihn gaben.

Fürst Bogdan Gurska ward dabei freilich bedeutend vernachlässigt, wie er selbst mit geheimem Ingrimm empfand; doch daran dachte Vera Pawlowna kaum mehr, nachdem sie das erste eifersüchtige Auflehnen des heißblütigen Bojaren durch die Drohung, sofort mit ihrem Schützling den Palast zu verlassen und im ersten besten Bürgerhause Asyl zu suchen, in blinde, demüthige Unterwerfung unter all' ihre Wünsche und Anordnungen verwandelt hatte.

Noch unter dem Einfluß dieser Drohung war ein erstes Begegnen der beiden Männer erfolgt, das, trotz aller beflissenen Höflichkeit des Rumänen, doch in Rurik den nicht zu verwischenden Eindruck hinterlassen, daß er kein sehr willkommener Gast in diesem Schlosse sei.

Ein peinliches Gefühl für den so stolzen und noch so hülflosen Mann, das ihm um so unerträglicher ward, je mehr er sich von dem Zauber umstrickt fühlte, den die Nähe des jetzt doppelt schönen Weibes auf ihn ausübte.

Er wußte, daß sie die Dankbarkeit, die er ihr gelobt, zu der sie ihn täglich mehr verpflichtete, für Liebe nahm, er sah, wie sich unter diesem Einflusse die frivole, kokette Salondame in das sorgende, emsig schaffende Weib verwandelte, und er hätte kein Mann sein müssen, hätte nicht das Bewußtsein einer Macht, die solch' Wunder bewirkt, immer neue zarte Fäden um seine Seele gewunden, die zu zerreißen er nicht einmal den Willen mehr hatte, und die ihn auch schon ganz unbedingt zu ihren Füßen geführt haben würden, wäre nur das holde Traumbild nicht gewesen mit dem flehenden Blick und der abwehrenden, warnenden Geberde. —

(Fortsetzung folgt.)

Alt-Bundespräsident Dr. Heer.

(Hiezu das Porträt S. 501.)

Die Schweiz hat in wenigen Monaten drei Würdenträger scheiden sehen, welche die höchsten Ehrenstellen der Republik bekleidet hatten, und alle drei in der Fülle der Manneskraft — Scherer, Dubs und nun auch Heer, ihn, der überall, wo es eine vaterländische Angelegenheit galt, in erster Linie genannt wurde, weil er über den Parteien stand und ein unantastbarer Charakter war, zu dem das Volk mit dem größten Vertrauen emporblickte. Auch unserem deutschen Vaterlande ist er mehrfach in hervorragender Weise nahe getreten.

Im Jahre 1825 am 25. September in Glarus geboren und aus einer reichen Familie stammend, wuchs Joachim Heer unter sehr günstigen Lebensverhältnissen heran, die es ihm gestatteten, die Hochschulen von Zürich, Heidelberg, Berlin und Paris zu besuchen, auf denen er sich mit größtem Eifer den Rechtswissenschaften widmete und sich auch allgemeine Kenntnisse echter Bildung erwarb. In den Heimatkanton als Doktor der Rechte zurückgekehrt, trat er sofort in das öffentliche Leben. Schon 1857 stand er als Landammann an der Spitze des kleinen Landes und blieb achtzehn Jahre, bis zu seinem Eintritt in den Bundesrath, in dieser Stellung. Mancher angestammte Fürst erfreut sich kaum eines Einflusses, wie ihn Heer in seiner Heimat besaß; Wenigen aber dürfte solche aufrichtige Achtung und solches Zutrauen dargebracht werden, wie sie ihm von allen Seiten zu Theil wurden. „Die Natur hatte ihm Alles verliehen" — sagt ein berufener Biograph — „was zu einem würdevollen Auftreten vor einer Landsgemeinde gehört: imposante Gestalt, kräftige Stimme, beredtes Wort, Schlagfertigkeit des Verstandes. Viele erinnern sich mit uns, welches Relief seine Haltung und Leitung der glarnerischen Landsgemeinde gab; er hob das Volk empor, wie es ihn gehoben hatte, und man nahm von einer solchen Landsgemeinde das erhebende Gefühl mit sich, daß ein Volk, welches solche Männer auszuwählen und an die Spitze zu rufen versteht, der Freiheit würdig ist und sich selbst zu regieren weiß. Heer war und blieb, obwohl zu konservativen Anschauungen neigend, ein warmer Freund der demokratischen Institutionen seines Kantons, mit dem er so innig verwachsen war, daß es ihm jeweilen einen schweren Entschluß kostete, glänzendere Stellungen anzunehmen, wenn sie ihm ein Verlassen von Glarus auferlegten. Er hatte keine Furcht vor dem Volke, dessen Vertrauen er mit Vertrauen lohnte." 1863 und 1869 leitete er die Versammlung als Präsident. Im schweizerischen Parlament befand sich Dr. Heer so recht in seinem Elemente. Ausgestattet mit einer eminenten Rednergabe, welche durch ein bestechendes Organ noch wirksamer unterstützt wurde, übte er jahrelang im Rathe der Nation einen fast dominirenden Einfluß aus. Seine einfache, krystallhelle Argumentation verfehlte selten einen durchschlagenden Eindruck. Sein gediegenes und maßvolles Wort fand stets vollen Anklang und führte manche gespannte Frage auf die Bahn freundeidgenössischer Verständigung.

Die imponirende Bedeutung der Persönlichkeit Dr. Heer's im Rathe der Eidgenossen trat bei verschiedenen Anlässen auch nach Außen zu Tage. So wurde Heer nach dem preußisch-österreichischen Kriege im Jahre 1867 nach Berlin abgeordnet als erster schweizerischer Gesandter beim neuen norddeutschen Bund; gleichzeitig war er auch bei den süddeutschen Regierungen beglaubigt. Es handelte sich damals um die Regelung der Handels- und Zollverhältnisse zwischen der Schweiz und dem neuen großen Bundesstaate. Dr. Heer entledigte sich seiner schwierigen Aufgabe mit ebensoviel Gewandtheit als Erfolg.

Nach seiner Rückkehr, 1869, weihte er seine Dienste wiederum dem engeren und weiteren Vaterland. Als im Dezember 1875 die Bundesversammlung Heer in den Bundesrath wählte, glaubte er dem an ihn ergangenen Ruf nicht länger widerstehen zu sollen, besonders da ihm zugleich die Würde des Vizepräsidenten zu Theil wurde. Der Verstorbene hatte diese Ehre nicht gesucht; hätte er darnach gestrebt, so wäre sie ihm schon vor Jahren zu Theil geworden. Im Bundesrath leitete er 1876 das Post- und Telegraphenwesen, 1877 als Bundespräsident das politische und 1878 das Eisenbahn- und Handelsdepartement. Es waren drei schwere, arbeitsvolle Jahre. Der Ausbau der neuen Bundesverfassung wurde um ein schönes Stück gefördert, trotz des Andringens der Gegner derselben, die sich die im Haushalt des Bundes herrschende Finanzkrisis zunutze zu machen wußten. Auch die Gotthardfrage hat dem treuen Diener seines Landes manchen schweren Tag und mehr als eine schlaflose Nacht bereitet. Er mußte es erfahren, wie eng Würde und Bürde verkettet sind. Neben dieser Bürde lastete verschiedene Male schwere Krankheit auf ihm, so daß er sich im Dezember 1878 genöthigt sah, seine Demission einzureichen. Es war ein feierlicher Moment, als die ganze Bundesversammlung sich von den Sitzen erhob, um dem Scheidenden ihre Anerkennung zu bezeugen, ein Sonnenblick nach manchem dunklen Tag. In der Heimat hoffte er sich wieder zu erholen, wenn auch bei seinem Herzleiden an keine gänzliche Wiederherstellung mehr zu denken war. Anfänglich schienen diese Hoffnungen sich erfüllen zu wollen, aber vor Kurzem traf ihn ein Schlag, dem ein zweiter am 1. März folgte und seinem Leben ein Ende machte.

Die Prozession am Canareggio in Venedig.

(Hiezu das Bild S. 504 und 505.)

Der berühmte Maler „Juana's der Wahnsinnigen", Pradilla, führt uns nach Venedig in den Canareggio, wo eben eine jener prachtvollen Prozessionen vorüberzieht, welche Italien so meisterhaft zu arrangiren versteht. In langer Reihe entfaltet die Kirche ihre ganze Pracht, voran die Träger der mächtigen Kandelaber mit den hohen Wachskerzen, Andere mit Heiligenbildern auf kranzumwundenen Stangen, schreitet die Prozession am jenseitigen Ufer den Häusern entlang, während diesseits und auf der Brücke, die beide Ufer verbindet, die schaulustige Menge steht und die Fremden in den Gondeln sich das Gepränge noch bequemer ansehen. Von den Häusern wehen überall Fahnen, die Bälkone sind mit Teppichen geschmückt — man sieht aus Allem, daß es ein hoher Festtag, der die Menschen auf die Straßen und in den Kanal gelockt hat — ein herrlicher Tag des einzigen Venedig!

Vom Hamburger Fischmarkt.

(Hiezu das Bild S. 508.)

Wenn man als Fremder Morgens in aller Frühe die Straßen Hamburgs passirt, wird man nicht selten aufmerksam auf langgezogene, wenig melodische Klänge, die bei näherer Untersuchung aus der Kehle kräftiger, stramm einherschreitender Frauen kommen. Der Einheimische versteht die Ausrufe, wie „Schull'n, labendige Schull'n!" oder „Schellfisch, frische Schellfisch!" oder „Aol, greune Aol!" gar wohl; der Fremde muß erst den Inhalt der von den Frauen mittelst einer sogenannten Tracht auf den Schultern balancirten Körbe studiren, um den Ausruf zu deuten. Das sind Hamburgs wandernde Fischfrauen im Gegensatz zu den sitzenden, wie man sie auf den eigentlichen Märkten, oft auch in einigen frequenten Straßen auf den Trottoirs, dicht an die Häuser gedrängt, gewöhnlich unter einem großen aufgespannten Schirme sieht. Wenn die wandernden Fischfrauen bei dem Ausruf ihrer Waare besonders das „frisch und labendig" betonen, so hat dieß seinen guten Grund darin, daß der Hamburger beim Kaufe seiner Fische sehr vorsichtig zu Werke geht, indem er die Fische, die lebend in die Stadt kommen, auch nur in diesem Zustande erwirbt, während er bei den Sorten, die schon unmittelbar nach dem Fange sterben, die Frische durch Besichtigung der Kiemen prüft. Es ist also für die Fischer selbst von großer Wichtigkeit, daß sie ihre Waare möglichst bald nach dem Fange an die Stadt liefern, für die Fischhändler dagegen, daß sie dieselbe möglichst frisch erhalten. Mit wie großen Schwierigkeiten der Fang, der Transport und die Erhaltung oft verknüpft sind, soll in Folgendem kurz geschildert werden. Wir beschränken uns hiebei nur auf die Seefische, da der Fang der Süßwasserfische nichts von besonderem Interesse bietet.

Das Hamburger Fischerdorf Finkenwärder, am linken Elbufer unterhalb der Stadt Altona gelegen, sowie das holsteinische Dorf Blankenese, am rechten Elbufer, eine Meile von Hamburg, wegen seiner romantischen Lage ein beliebter Vergnügungsort der Hamburger und Altonaer Bevölkerung, liefern den kernigen Stamm der Fischer. Während das letztere Dorf in früheren Jahren, was Zahl der Schiffe und Mannschaften betrifft, dominirte, ist es in der letzten Zeit von Finkenwärder überflügelt. Blankenese stellt circa 60 Schiffe, während Finkenwärder deren 140 liefert. Die Schiffe (Fischewer genannt) sind nicht sehr groß, aber stark gebaut, das Vordertheil beträchtlich höher als das Hintertheil, um den starken Nordseewellen größeren Widerstand leisten zu können; sie haben einen größeren Mast in der Mitte, oft einen kleineren am Steuerruder. Das größere Schiff auf unserem Bilde ist ein solcher Ewer. Mit diesen Nußschalen fahren unsere Fischer weit hinaus in die Nordsee, bis auf die Höhe von Helgoland und bis an die holländische Küste, und erkämpfen sich dort mit großen Schleppnetzen, oft unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen, ihren Fang. Es kommt nicht selten vor, daß ein so winziges Fischerboot bei ausbrechendem Sturm an die englische Küste verschlagen wird, oder daß es mit Mann und Maus verloren geht. Der Fang besteht je nach der Jahreszeit aus Schollen, Zungen, Schellfischen, der delikaten Steinbutte, Kleiß, Häringen, Stinten. Ist derselbe ergiebig gewesen, so heißt es jetzt, möglichst schnell an die Stadt zu kommen; je schneller dieß geschieht, um so frischer die Waare, um so höher der dafür gezahlte Preis. Bei günstigem Winde erreichen die Schiffe, welche trotz des einen Mastes sehr viele Segel beisetzen können und als Schnellsegler bekannt sind, in 12 Stunden von Cuxhaven aus die Stadt, nicht selten auch einige Stunden früher. Bei ungünstigem Winde vergehen oft mehrere Tage, ehe Hamburg erreicht wird; ist jedoch der Fang namentlich an werthvolleren Fischen ergiebig gewesen, so vereinigen sich in diesem Falle mehrere Fischer und chartern eines der vielen kleinen Schleppdampfboote, welches dieselben dann schnell hinaufbefördert.

Die Fischer haben vollauf zu thun. Nachdem die Fische sortirt sind, werden diejenigen Sorten, die gleich nach dem Fange zu sterben pflegen, also namentlich Zungen und Schellfische (dieß geschieht allerdings nur im Sommer), ihrer Eingeweide entledigt. Um das äußere Ansehen des Fisches zu wahren, wird mittelst eines kleinen scharfen Messers ein kurzer Schnitt in die untere Bauchwand gemacht und aus demselben die Eingeweide durch leichten Druck hervorgequetscht. Bis zur Ankunft in Hamburg

werden dann die derartig präparirten Fische auf Eis gelegt, welches die Fischer in eigenen Behältern während der heißen Jahreszeit mit sich führen.

Schon bei Stade oder Glückstadt kommen den Fischern die sogenannten Fischaufkäufer entgegen. Diese verlassen Hamburg, meist in großer Zahl, in kleinen Booten (Jollen genannt) gewöhnlich mit Eintritt der Ebbe, um möglichst weit stromabwärts zu gelangen. Sobald die Flut herannaht, gehen sie vor Anker, weil es zu anstrengend ist, derselben entgegenzurudern, und lauern den mit aufwärts fließendem Strome schnell nahenden Fischewern auf. Mit großen Fernrohren bewaffnet, studiren sie den Horizont; haben sie, wie Piraten, ihre Beute entdeckt, so lichten sie ihre Anker und es beginnt nun eine förmliche Jagd. Wer den Fischewer zuerst erreicht, hat das erste Anrecht auf den Handel. Die Fischaufkäufer erwerben nämlich die ganze schwimmende Ladung, ohne Rücksicht auf die Stückzahl, nur mit Rücksicht auf die Sorte der Fische. Werden sie handelseinig, so bleiben sie bis zur Ankunft in Hamburg an Bord des Ewers und legen ihr Boot in's Schlepptau. Kommt eine Einigung nicht zu Stande, so machen sie einem andern Händler Platz und lauern einem andern Fischer auf. Oft müssen sie ganze Tage und Nächte in ihren gegen Regen ungeschützten Booten, allen Unbilden der Witterung preisgegeben, auf dem Auslug liegen. Ist das Wetter günstig, so verlassen sie mit Eintritt der nächsten Ebbe ihren Ankerplatz und rudern wieder stromabwärts; haben sie dann doch Aussicht, ihren nachfolgenden Kollegen zuvorzukommen.

Sobald das Schiff in Hamburg angelegt hat, beginnt unter Lärmen und Schreien ein Drängen und Schieben, um auf dasselbe zu gelangen; ist das Deck angefüllt, so beginnt das Handeln und Feilschen in der derben plattdeutschen Mundart, begleitet von nur Eingeweihten verständlichen Witzen. Dieß Drängen und Wogen, dieß Lärmen und Toben dauert fort, bis die Ladung verkauft ist. Noch lebhafter wird das Bild, wenn mehrere Fischewer neben einander liegen und auf allen zu gleicher Zeit der Handel florirt.

In früheren Jahren lieferte auch Helgoland noch große Quantitäten Fische an Hamburg; jetzt gehen dieselben fast ausschließlich nach Bremen, von wo aus ein lebhafter Versandt in das Inland stattfindet. Ebenfalls vor fünf bis sechs Jahren war Hamburg der Sitz eines Fischerei-Aktienunternehmens, welches jedoch nach kurzer Zeit liquidirte.

Unser Bild zeigt uns einen Anlegeplatz für die ankommenden Fischewer. Die Frauen, welche man in den Booten sieht, sind Finkenwärderinnen, welche während der Fahrt ihren Klatsch abhalten, nach der Ankunft in der Stadt jedoch den Verkauf der Fische übernehmen, theils auf den Märkten, theils durch Ausrufen in den Straßen. Hier sind sie schon wegen ihrer eigenthümlichen Tracht, außerdem durch eine andere Tonart, in welcher sie ihre Waare ausschreien, von den anderen Fischfrauen zu unterscheiden.

Die Männergestalten, welche man auf unserem Bilde sieht, gehören zu der großen Klasse der Bummler, wie man sie in Hamburg überall am Hafen antrifft. Der Eine, welcher auf dem Bollwerk sitzt, ein Anderer, welcher, an das kleine Häuschen am Ufer gelehnt, scharf nach dem Ewer glotzt, zwei Andere, welche vor einer der in der Hafengegend unzählig vorhandenen Schnapsschenken sitzen und ihren „kleinen Morgengruß", wie sie es nennen, hinabstürzen, um ihre am frühen Morgen allzu beweglichen Knochen in Stillstand zu bringen, sie Alle warten, bis die Fischfrauen mit ihrer Waare an's Land kommen. Sie übernehmen dann für einige Groschen die Fortschaffung derselben bis an die Märkte oder bis in die innere Stadt, während die Fischfrauen nebenher gehen.

Das niedrige Gebäude mit dem kuppelförmigen Dache auf unserem Bilde dient zur Aufbewahrung der Raths- und Staatswagen, die seit 1672 existiren, jetzt jedoch nur benützt werden, wenn es sich in Streitfällen um eine genaue Feststellung des Gewichtes handelt. Weiter im Hintergrunde sieht man die „hohe Brücke" mit dem „neuen Krahn" und die Spitze des Katharinenthurmes.

Die Tonhalle in Zürich.

(Hiezu das Bild S. 512.)

Als im Jahre 1867 Zürich das eidgenössische Musikfest übernahm, war seine nächste und größte Sorge, dem Feste die nothwendigen und hinreichenden Hallen für die großen Konzerte zu verschaffen. Weder das Kasino, noch irgend eine Kirche der Stadt und Umgebung war hiefür geeignet. Für einen stolzen Neubau fehlte die Zeit und fehlte das Geld. Die Noth mußte erfinderisch machen und sie machte erfinderisch; in weniger als einem halben Jahre wurde aus einem Rumpelkasten, dem alten Kornhaus, die in der musikalischen Welt jetzt so berühmte — Tonhalle; Zürichs Mittelpunkt des musikalischen und gesellschaftlichen Lebens.

Die Tonhalle kann nicht als ein stolzes Monument der Architektur bezeichnet werden; ihr Exterieur macht in keiner Beziehung Anspruch auf Schönheit; unansehnlich, beinahe plump, jeder harmonischen Gliederung und schöner Profilirung entbehrend, tritt uns dafür im Interieur eine überaus praktische Gestaltungskraft entgegen. Da hat die fleißige und umsichtige Mutter aus dem alten Staatsfracke des Vaters für den Sohn ein reizendes Sonntagskleid zusammengestoppelt. Säle, Administrativ- und Wirthschaftslokalitäten sind in bewundernswerther Einfachheit aus dem gegebenen Raume entstanden; bei aller Oekonomie, welche man in der Vertheilung walten lassen mußte, nirgends ein Beengtsein. Der große Konzertsaal — das Schiff — faßt mit den Galerieen über 1500 Personen; der kleine, die Fortsetzung der Galerieen, unmittelbar über den Administrativlokalitäten und der Garderobe, an 400; diese beiden Säle zusammen, welche bei großen Konzerten oder festlichen Anlässen durch Wegbringung der leichten Scheidewand vereinigt werden können, vermögen dann an 2500 Personen zu fassen; also eine Räumlichkeit, die selbst viel größeren Städten genügen dürfte. Dem kleinen Saale gegenüber befindet sich das Musikpodium, welches neben einem vollen Orchester noch für 200 bis 300 Sänger Platz bietet und überdieß eine große und schöne Orgel trägt. Die Räumlichkeiten unter diesem Podium sind für Wirthschaft und Küche hergerichtet. Dekorativ wurde das Ganze sehr einfach, aber geschmackvoll gehalten.

Unstreitig das Schönste aber an der Tonhalle ist ihre herrliche Lage, mit prachtvollem Ausblick auf Stadt, See und Gebirge. Um diesen Ausblick nun für Einwohner und Fremde zu einem Punkte der Erholung zu machen, Gelegenheit zu geben, den herrlichen Sommerabend, die zauberische Mondnacht zu genießen, baute man an die Südwestseite der Tonhalle einen großen, säulengetragenen Pavillon für über 700 Personen und schaffte im Weiteren durch Ueberbrückung des Sees noch ungleich größeren Platz. Und hier ist es nun, wo sich während des Sommers zu den Konzerten des trefflichen Tonhalleorchesters Tausende und Abertausende zusammenfinden, unter dem Rauschen der Musik hinausblicken auf den lachenden, von Hunderten von Kähnen belebten See, auf die majestätischen Berge, in das gesättigte Grün der schönen Landschaft. Im Winter freilich stand der Pavillon leer und verlassen, bis ihm die letzte Zeit endlich auch hiefür das Leben gerettet. Der unternehmende Wirth, Herr Krug, hat ihn durch Fenster abschließen und in einen Garten verwandeln lassen, welcher in geschmackvoller Anlage und Ausstattung seinesgleichen sucht und so auch in der düsteren Jahreszeit zum überaus freundlichen Gesellschaftslokale wurde. Aber auch der Sommer wird nicht vergessen. Die Ueberbrückung fällt, eine große Auskadung in den See vergrößert das Anney der Tonhalle, die Verglasung des Pavillons verschwindet und das Ganze wird in eine blühende, grünende Gartenanlage umgewandelt. Und dieß Alles machte man nicht sowohl wegen der Stadt selbst, als auch um dem Touristenstrome etwas zu bieten und ihm das Leben in Zürich zu einem freundlichen und schönen Aufenthalte zu gestalten.

F. H.

Sag' mir, wer ist es?

Gemälde von W. Oliver.

(Hiezu das Bild S. 509.)

Es ist die alte Geschichte, die ewig neu bleibt. Zwei Mädchen sitzen auf einer Bank an der Küste, die Eine, welche ihren Krug vergessen zu haben scheint, in die Weite hinausstarrend, ganz in Gedanken verloren, die Andere, das Strickzeug auf den Knieen, die Hand auf der Schulter der Freundin und den fragenden Blick auf sie gerichtet: „Sag' mir! wer ist es?" Hören wir nicht unwillkürlich diese Worte von ihren Lippen? „Niemand soll es erfahren, was Du mir anvertraust." Es lastet schwer auf dem Herzen, so süß auch das Geheimniß ist, das es verschließt. Ein treues Herz, dem man es anvertrauen könnte, schlägt neben ihr, und wir werden gar nicht lange warten dürfen, so ruht Herz an Herz, Lippe an Lippe und das ängstlich bewahrte Geheimniß ist verrathen. Wir wollen hoffen, sie Beide bald mit einander vor den Altar der Dorfkirche treten zu sehen, die Eine als glückliche Braut, die Andere als schmucke Brautjungfer.

Der Traum der Großmutter.

(Hiezu das Bild S. 513.)

Wie sie so sanft in ihrem Lehnstuhl schläft, die gute Großmutter! Träume aus vergangenen, glücklichen Tagen umgaukeln sie, ein leichtes Lächeln umspielt ihre Lippen. Sie sieht sich mit ihren kleinen Freundinnen Blumenkränze winden für den Empfang des Landesherrn, der ihre Vaterstadt, welche so lange vom Feinde besetzt war, mit seinem Besuche beglückt, und dem sie den Lorbeerkranz des Siegers darreichen darf. Sie sieht noch einmal den Tapfern, der ihr zu Füßen liegt, sieht sich mit ihm vom Traualtar wegschreiten, dann als Mutter unter der Linde, während der Gatte von der Jagd heimkehrt. Aber auch die ernsten Augenblicke werden ihr nicht erspart, wo sie Söhne und Töchter und zuletzt den theuren Gatten von sich scheiden sieht — aber noch einmal umspielt das Lächeln ihre Lippen: sie sieht sich umkreist von der blühenden Schaar ihrer Enkel, die sie aus ihrem Schlummer wecken und in die heitere Wirklichkeit zurückführen.

Drei Aufgaben der Zukunft.

Von

M. Hermann.

Wenn heutzutage die Glücksgöttin herniederstiege und einem bedrängten Menschenkinde die Gewährung eines beliebigen Wunsches verhieße, so würde es, wenn es weise wäre, weder einen Fortunatusbeutel, noch ein Tischchendeckdich, weder ein Wünschhütchen noch eine Tarnkappe erflehen, sondern — ein Konversationslexikon vom Jahre 1978! — Wie prosaisch klingt der Wunsch und doch, welche Fülle von Erdengütern schließt seine Gewährung in sich! Alles, was des Menschen Herz begehrt: Reichthum, Ehre und Weisheit,

Das Glück mit seinem gold'nen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz —

Alles ruht in den unscheinbaren Spalten dieser modernen Zauberbücher Virgil's. — Ich schlage den Buchstaben „D" auf und das Wort Diamant: da finde ich das Rezept zur Herstellung künstlicher Kohlenstoffdiamanten; geschwind setze ich mich an die Arbeit, fabrizire in Zeit von acht Tagen oder acht Wochen ein paar Dutzend der schönsten Unbezwinglichen und verkaufe sie für einige hundert Millionen Mark. — Ein mächtiger Ehrgeiz erfüllt meine Brust und ich schlage das Wort „Deutschland" auf, denn ich bin noch nicht kommunistisch erleuchtet genug, um Vaterlandsideen mit der gehörigen Verachtung zu behandeln; da finde ich das Todesjahr eines großen Staatsmannes und ein mit stürmischen Wogen kämpfendes Staatsschiff; meine Rathschläge und Vorausverkündigungen werden allgemein verlacht, erweisen sich aber schließlich als zutreffend und mit jeder neuen Wendung der Dinge, die ich mit prophetischem Munde, auf Grund meiner fünfzehnbändigen Sibylla, voraussagte, wächst mein Ansehen und die Bewunderung meines politischen Scharfblicks; das Vertrauen der Nation und deren Häupter hebt mich von einer Stufe zu der andern empor und nach kurzer Zeit habe ich die Macht in Händen, die Geschicke des Landes mit nie fehlender Sicherheit nach meinem Willen und dem meines stummen Rathgebers zu regieren und in immer glänzendere Bahnen zu leiten. — Dem Forscher nach Wahrheit, dem Humanisten, dem Philosophen, dem Naturforscher würde die Zukunftshistorie des kommenden Jahrhunderts eine unermeßliche Ausbeute gewähren. Alles, was die größten Geister künftiger Geschlechter erdacht, entdeckt oder vollbracht haben, wäre den staunenden Augen der Wißbegierigen enthüllt. Wenn es wahr ist, daß die Kultur der Menschheit nicht in einer arithmetischen, sondern in einer geometrischen Progression fortschreitet, so hat die Wissenschaft in dem vor uns liegenden Jahrhundert Erfolge zu erwarten, welche alle Errungenschaften der vergangenen Jahrtausende in Schatten stellen. Eine Entdeckung überflügelt die andere, jede Erfindung ist die Ursache einer neuen. Alle wissenschaftlichen Resultate der letzten zehn Jahre hätte sich vorher die kühnste Phantasie nicht träumen lassen.

Welches Aufsehen hat nicht die Erfindung des Telephons und der damit verwandten Apparate, des Phonographen und des Mikrophons, gemacht? Sind wir erst im Stande, auf die Entfernung von einigen hundert Meilen ein Heimchen zirpen zu hören, so dürfen wir auch hoffen, ganze große Konzertvorträge in ihrer ursprünglichen Stärke nach entfernten Orten fortzuleiten. Welche Umwälzung würde sich daraus für das ganze gesellige Leben der civilisirten Völker ergeben? Konzertsäle und dito Gärten wären dann überflüssig oder höchstens nur für die Musikkapelle einzurichten; sowie gegenwärtig die meisten Bewohner einer größern Stadt ihr Wasser und ihr Leuchtgas aus gemeinschaftlichen Centralstellen beziehen, werden künftighin die bemittelten Hausbesitzer ihre Gebäude mit Musikleitung versehen, so daß der Miether zu einer bestimmten Stunde nur eine Klappe in seinem Salon zu öffnen braucht, um mit den prächtigen Tonwellen eines Opernkonzertes überschüttet zu werden. — Welch' ein Vergnügen wird es aber erst für den Studiosus der Zukunft sein, wenn der Professor, anstatt selbst das Citat eines großen Mannes auszusprechen, einfach einen Knopf an dessen Gypsbüste niederdrückt, hiedurch einen Phonographen im Innern der Figur in Thätigkeit setzt und aus dem hierbei sich öffnenden Munde der leblosen Figur die Worte des berühmten Todten in den Saal tönen, aber mit all' ihren ursprünglichen Eigenheiten und Nüancirungen in der Aussprache! Daher wäre es bereits an der Zeit, wenn sich unsere Phonographenfabrikanten auf den Weg machten, um Stimmen bekannter Größen der Gegenwart zu sammeln, damit der Nachwelt nichts verloren gehe! —

Diese niedlichen Sachen würden aber noch weit übertroffen werden durch zwei Entdeckungen, welche mit den obengenannten insofern nahe verwandt wären, als sie ebenfalls auf der Umwandlung der einen Naturkraft in die andere beruhen. Wenn man im Stande wäre, die reflektirten Lichtschwingungen des Weltäthers in Elektrizität umzusetzen und an beliebigen Endstationen den umgekehrten Prozeß vor sich gehen zu lassen, so hätte man dadurch ein Mittel erhalten, die Bilder ganzer Landschaften bei Sonnen- oder Mondscheinbeleuchtung, bei Regenwetter oder Sternenlicht in die Weite zu senden; denn so wenig, wie es auf der Erdoberfläche zu irgend einer Zeit eine absolut dunkle Stelle gibt, so wenig wird der Apparat jemals seine Thätigkeit einstellen. Und wenn schon die bloße naturgetreue Wiedergabe einer todten Landschaft durch Fortleitung von hohem Interesse wäre, besonders wenn man an dem Bilde auf der Empfangsstation alle Lichtwechsel im Laufe des Tages zu beobachten Gelegenheit hätte, um wie viel mehr wäre dieß der Fall, wenn die Gegend, welche uns das Bild vor Augen führt, von menschlicher Thätigkeit erfüllt wäre, wenn wir das Panorama einer großen Stadt, eines Seehafens oder einer belagerten Festung vor Augen hätten; da würden wir derartige Schlachtenbilder in einem neuen orientalischen Kriege vielleicht den gedruckten vorziehen.

Die größten Triumphe feiert jedoch die Menschheit, wenn sie die Gewalt der Naturkräfte im Großen besiegt oder sich dienstbar macht, wenn sie die Oberfläche unseres Planeten nach ihrem Willen verändert und das Klima nach ihren Bedürfnissen umgestaltet. So hat ein Faust am Ende seines Lebens den Kampf mit dem Ozean aufgenommen und ihm große Länderstrecken entrissen, so haben die Holländer der Neuzeit ein Gleiches gethan, so verwandeln andere Völker die größte Wüste der Erde in ein Meer von Oasen, indem sie den Tiefen des Bodens das segenverbreitende Wasser entlocken, und so vereinigen sich Völker, um zur Erleichterung ihres Handelsverkehrs zwei Welttheile von einander zu trennen. Doch eines Feindes konnte bis jetzt Niemand Herr werden, nämlich der grimmigen Kälte der Polarregionen; sie spottet bis jetzt allem Eindringen der Staubgeborenen, und ihre Centralpunkte, die Pole, sind uns im vollsten Sinne des Wortes unbekannter als diejenigen der Venus. Wann wird der neue Archimedes erstehen, der mit der himmlischen Kraft der Sonne die Eiskappen des Erdballs zertrümmert?

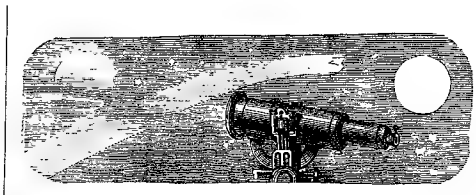
Wenn wir uns die Wirkungen des Telephons vergegenwärtigen, so wissen wir, daß an der Anfangsstation die

Schallschwingungen der Luft in Elektrizität und diese, an der Endstation angelangt, wieder in Schallschwingungen der Luft umgewandelt werden. Das Mikrophon ermöglicht es bereits, die Schallwirkungen so zu vergrößern, daß die an der Endstation wieder hervortretenden Töne beinahe die ursprüngliche Stärke besitzen. Wie, wenn es nun auf eine ähnlich einfache Weise gelänge, die Wärmeschwingungen des Weltäthers in Elektrizität und diese, am Bestimmungsort angelangt, wieder in Wärme umzuwandeln? Sollte es keine Medien geben, welche in derselben Weise die Wärme zu verstärken im Stande sind, als die mit Quecksilber erfüllten Holzkohlenklückchen des Mikrophons den Schall? Wenn wir die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Töne bewundern, welche ein einziger Telephondraht gleichzeitig zur Erscheinung bringt, so ist es nicht zu viel gewagt, zu behaupten, daß ebenfalls ein einziger Draht im Stande sein könnte, an der Endstation eines Thermophons die nämliche Temperatur in einem bestimmten Raume hervorzurufen, welcher er an der Anfangsstation ausgesetzt war. Da hiedurch nicht nur ein unendlich vereinfachtes Heizungssystem der menschlichen Wohnungen ermöglicht würde, sondern die nördlich gelegenen Länder ihr ganzes Klima telegraphisch oder thermophonisch aus den Tropen beziehen könnten, so wäre diese Erfindung vielleicht die wichtigste für das Menschengeschlecht. Nichts wäre leichter, als ein paar tausend Thermophondrähte vom Aequator nach den Polen zu ziehen, und dann wäre es ganz gut möglich, mit südlicher Glut das nordische Eis zu schmelzen und den tiefgefrorenen Boden allmälig aufzuthauen und der Pflanzenwelt zurückzugewinnen. Ueber das Verschwinden der weißen Kappen würden dann die Marsastronomen tiefsinnige Betrachtungen anstellen, aber die einzig richtige Ursache wahrscheinlich nicht errathen.

Welche Belohnung müßte nun aber dem Gottmenschen zu Theil werden, welcher eine solche geistige Herkulesarbeit zur Ausführung brächte? Daß ihm alle Bewohner unseres Planeten bewundernd zu Füßen lägen, wäre selbstverständlich, und daß es ihm an irdischen Gütern nicht fehlen würde, wäre von den kommenden Generationen zu erwarten. Doch er müßte in einer Weise ausgezeichnet werden, welche seinem großartigen Werke entspräche und zu diesem in einer gewissen Beziehung stände: ein Denkmal müßte ihm errichtet werden, welches, den Jahrtausenden Trotz bietend, für ewige Zeiten dem Menschengeschlechte seinen Wohlthäter in's Gedächtniß riefe, und dieses Denkmal, selbst ein leuchtendes Meteor, müßte unter die Sterne versetzt werden, um allen Erdenbewohnern sichtbar zu bleiben!

Wie Jedermann bekannt, beschreibt eine in schräger Richtung abgeschossene Kanonenkugel einen Bogen, welcher um so größer ist, je größer die Kraft war, mit welcher die Kugel aus der Geschützmündung getrieben wurde. Könnte man nun die Kanone mit einer hinreichend starken Ladung versehen, so wäre man im Stande, die Kugel mit einer Kraft abzuschießen, welche ein Herunterfallen zur Erde unmöglich machte, so daß die Kugel eine krumme Linie um die Erde beschreiben müßte und somit gleichsam einen künstlichen Mond darstellen würde, welcher ganz denselben Gesetzen unterworfen wäre, wie der natürliche. Eine der leichtesten Aufgaben der Mechanik ist es nun aber, die Kraft, beziehungsweise die Anfangsgeschwindigkeit festzustellen, welche eine derartige Kanonenkugel nöthig hat, um sich für immer von der Erde zu trennen; diese Geschwindigkeit ist die Quadratwurzel aus dem Produkt der Fallhöhe in den Durchmesser der Erde und beträgt 7617 Meter. Nun haben die neuesten Schießversuche mit Krupp'schen Kanonen bereits eine Anfangsgeschwindigkeit von 540 Meter ergeben, während Dynamitpatronen dem Körper die dreifache Anfangsgeschwindigkeit, also ungefähr 1600 Meter, ertheilen und das Nitroglycerin in seiner ungeheuren Explosionskraft schon wieder von einem neu erfundenen Sprengstoff bei Weitem übertroffen worden ist, dessen Schleuderkraft die obige Größe von 7617 Meter nahezu erreichen dürfte. Es käme nun darauf an, Körper zu suchen, denen gegenüber die zerstörende Wirkung jener gefährlichen Explosionskörper unwirksam wäre, um aus ihnen das Kanonenrohr, welches die Richtung des Schusses bestimmen soll, anfertigen zu können. Wahrscheinlich würde dazu ein einfaches Bohrloch in die Erde genügen. Dann hätte man aber auch alle Bedingungen erfüllt, welche erforderlich wären, um Körper in's Weltall zu senden, die zwar nur wenige Meilen von der Erde sich entfernen, aber doch niemals mehr zu ihr zurückkehren, sondern durch Jahrmillionen ihren Heimatplaneten umkreisen würden. Gäbe man einer solchen Kanonenkugel einen Durchmesser von 30 Meter und nähme man an, daß sie sich von der Erdoberfläche nur um 200 Kilometer entfernte, so würden wir sie des Nachts ganz gut mit bloßem Auge wahrnehmen können und zwar in derselben scheinbaren Größe wie den Planeten Saturn, besonders wenn ihre Außenfläche mit möglichst vollkommenen Spiegeln überzogen würde. Welch' erhebender Gedanke wäre es nun, einem solchen Himmelsboten die irdischen Ueberreste eines großen Todten anzuvertrauen, den die ganze Menschheit bewundert und verehrt hat? Sein Aetherpalast würde in jeder sternhellen Nacht seine milden Strahlen über die alte Heimat ausgießen und, unberührt vom Wechsel der Zeit und der Gestaltungen da unten, in alle Ewigkeit seine lautlosen Bahnen vollenden; dann würde Goethe's Wort zur Wahrheit:

„Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn!"



Astronomisches Tagebuch.

April.

Man hat bisher meist die Protuberanzen der Sonne als feurige Ausbrüche aus der flüssigen Oberfläche betrachtet, entsprechend den bei unseren Vulkanen beobachteten Erscheinungen. Schon vor Jahren hat Professor Spörer darauf aufmerksam gemacht, daß es flammige, durch ihre Intensität und die spitzen Formen ausgezeichnete Protuberanzen gebe, welche neben dem Wasserstoff noch metallische Stoffe, insbesondere Magnesium aufweisen.

Neuere Beobachtungen vom Juli und August vorigen Jahrs scheinen zu bestätigen, daß solche helle Protuberanzen nicht von der Oberfläche ausgehen, daß sie vielmehr erst in einiger Höhe gebildet werden, daß also vielleicht bei der geringeren Temperatur, welche in größeren Höhen herrscht, chemische Verbindungen stattfinden, und erst durch solche das intensive Aufleuchten bewirkt wird.

Am 22. Juli Abends wurde z. B. eine Eruption an einem Punkte der Oberfläche gesehen, welche durch Einwirkung von Stürmen theilweise nach links abgelenkt war, sich umbog und mit dem obern Ende wieder die Sonne traf, so daß ein dunkles Segment von der Protuberanz umspannt war. Von der höchsten Stelle dieses Bogens gingen intensiv helle Strahlen aus und verbreiteten sich mehr und mehr über den Bogen, immer höher hinaufragend, bis schließlich eine Höhe von 46,000 Kilometer erreicht war.

Aehnliche, aber weniger großartige Beispiele waren am 24. Juli und 9. August zu beobachten. Merkwürdig sind diese Erscheinungen auch deßwegen, weil sonst, solange beinahe keine Sonnenflecken sich zeigen, wie gegenwärtig, auch wenig Protuberanzen sich bilden. Das Fleckenminimum sollte schon längst vorbei sein, nach der bekannten Periode der Sonnenflecken, es dauert aber über Erwarten lange fort.

Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender.

Von

C. E. Freiherrn von Thüngen.

April.

Und immer reger wird's im Wald:
Wie das jetzt drinnen singt und schallt
Und zwitschert, lockt und schmälzt und pfeift
Und balzt und ruft und gurrt und schleift!
Es keimt und wächst in Berg und Thal
Das junge Leben überall.

Max Haider.

Der Frühling schreitet immer mehr voran, die Pflanzenvegetation wird immer üppiger. Bereits sind die Schwalben angekommen, auf der Wiesenfläche schreitet ein Storch einher, über'm Felde, hoch in der klaren, blauen Luft schweben trillernde Lerchen und aus dem Walde erklingt der melancholische Ruf eines Wiedehopfs. Wiederum ist über Nacht ein warmer Regen gekommen und der bis dahin, namentlich so lange die Nachtfröste noch hausen, erst graugelblichgrün gefärbte Wiesenteppich beginnt fast zusehends in ein dunkleres, saftiges Grün sich zu kleiden.

Im Walde Abends, wenn die Nacht einbricht, rauscht es in den alten Tannenwipfeln. Es ist der Auerhahn, welcher „zu Baume tritt". Ihn zu erlegen, ist in diesem Monate des Waidmannes höchstes Ziel. Mit der Büchse oder sicherer, wenn auch nicht jo waidgerecht, mit einer, groben Schrot gut schießenden Doppelflinte gerüstet, begibt sich derselbe vor Sonnenaufgang nach dem ihm bekannten Balzstande des Auerhahns, den er Tags zuvor „verhört", um ihn im höchsten Liebestaumel (dem „Schleifen"), während welchem der Hahn Alles um sich her vergißt, durch einen wohlgezielten Schuß zu erlegen.

Etwas später als der Auerhahn beginnt in diesem Monat sein Vetter, der Birkhahn, sein Minnespiel und tummelt sich auf seinen mit Birken und Haide bewachsenen Lehden, die er als Balzplatz gewählt hat, herum. Auch er wird im Taumel seines Liebesrausches oft die Beute des Jägers, welcher in einer am Balzplatze aus Fichtenzweigen errichteten Hütte wohlverborgen auf die vor derselben kämpfenden Hähne sein verderbenbringendes Feuerrohr gerichtet hat.

Außer der Auer- und Birkhahnbalz beschäftigt den Waidmann in der ersten Hälfte des Monats noch die Jagd auf Waldschnepfen, welche wie im vorigen Monat auf dem Anstande und auf der Suche exerzirt wird. Doch, sobald einmal der Weißdorn „kreuzergroße" Blättchen getrieben hat, der Gartenrothschwanz eingetroffen ist oder gar sich schon die ersten Rauchschwalben zeigen, ist es mit der Schnepfenjagd vorbei, denn „Quasimodogeniti — halt, Jäger, halt, jetzt brüten sie!" An schönen, warmen und möglichst windstillen Nachmittagen wird auf sumpfigen Wiesen die Bekassinenjagd betrieben und dabei auch mancher andere seltene Sumpf- oder Wasservogel erlegt. Haselhühner werden auf den Ruf erlegt, ebenso werden noch Wildtauben geschossen. Die Bachen „frischen", die Hasen „setzen". Füchse, Marder, Iltisse, Fischottern werfen Junge. Fasanen, Rebhühner und Wildenten fangen an zu brüten. Junge Wildgänse (Graugänse) kommen aus den Eiern. Die Saatgans streicht zurück und kann auf großen Gewässern geschossen werden. Manche Abende werden dazu benützt, um in der Nähe „befahrener" Baue auf Füchse wohl verborgen anzustehen, wobei sich oft Gelegenheit zum Erlegen tragender „Fähinen" (Fuchsweibchen) bietet. Das Schießen der schädlichen Raubvögel auf der Krähenhütte wird fortgesetzt, außerdem werden die Weibchen des Hühnerhabichts und Wanderfalken, ebenso der Raben, Krähen und Elstern von den Horsten geschossen. Katzen werden auf den Feldern von jetzt ab besonders schädlich, müssen daher von dort ferngehalten, beziehungsweise todtgeschossen werden. Das Wild tritt auf die junge Saat, beschädigt dieselbe und wird daselbst leicht unrechtmäßiger Weise erlegt, es ist daher von den Feldern abzuhalten. Die Salzlecken sind beim Ausschlagen des Laubes zu erneuern. Da fast alles Wild nun in die Setz- und Brütezeit zu treten anfängt, so müssen alle Schleif- und Nebenwege abgestellt und zugegraben, die gangbaren Straßen und Fahrwege jedoch ausgebessert werden. Auf das Führen der Hunde an der Leine muß der Jäger jetzt besonders Bedacht nehmen, weil sonst viele junge Hasen von den Hunden gefangen werden. Ueberhaupt muß jetzt jede Beunruhigung des Reviers möglichst vermieden werden. Alles im Vorhergehenden nicht namhaft gemachte Wild wird sorgfältig geschont, dagegen dem Raubwilde fortwährend nachgestellt.

Der Forstmann beschäftigt sich mit der Beendigung der Schlagholzabtriebe, Durchforstungen und Läuterungshiebe, im höheren Gebirge beginnen die Baumfällungen. Gegen Ende des Monats beginnen die Buchelnsaaten, Verwundung des Bodens zu Ulmensaaten, Pflanzung der Laubhölzer, dann der Nadelhölzer findet während des ganzen Monats statt, Beschneiden und Verschulen der Pflanzen in den Pflanzgärten. Auf die schädlichen Forstinsekten ist in diesem Monat besonders zu achten. Beschädigte Ufer müssen durch Flechtzäune ausgebessert werden, die Wege werden hergerichtet, die Geleise und Löcher ausgefüllt, die Abschläge und Gräben in Stand gesetzt. Birkensaft wird gesammelt. Wo Hutung besteht, müssen die Schonungen bezeichnet werden.

Der Landwirth beschäftigt sich in diesem Monat mit Dreschen, Dungfahren, Bewässerung der Wiesen, Pflügen, Eggen, Bestellung der Erbsen-, Wicken- und Haferfelder, Aussaat der Gerste und des Klees. Das Austreiben des Viehes auf die Waide ist mit Vorsicht einzuleiten. Vorbereitungen zum Grünfutter werden getroffen. Zugochsen und Zugkühe werden reichlich gefüttert. Schafe müssen noch zum Theil im Stalle gefüttert werden. Bei gutem Wetter läßt man die Lämmer aus. Man setzt Enten, Truthühner und Haushühner. Das junge Federvieh muß fleißig gewartet werden. Die Hof- und Truthühner läßt man jetzt gerne in Gras- und Obstgärten ziehen, da sie durch Vertilgung der Insekten sehr nützlich werden und sich selbst eine außerordentlich gesunde Nahrung verschaffen.

Gegen Ende des Monats kommt noch mancher Aprilwetterſturm mit Schneegestöber, doch dieß währt nicht lange und bald nach diesem letzten Graus und Toben der Witterung tritt wieder die Alles belebende Sonne voll und groß aus dem düstern Nebel hervor. In den Lüften trillern zahlreiche Lerchen, aus dem düstern Gebüsch ertönt das Waldabendlied der Amsel, dann und wann schmettert ein Fink seinen liebereichen Gruß und ein Goldammer zirpt seine schlichte und doch so zärtliche Weise. Alle diese Stimmen der besiederten Sänger aber sind für uns die deutlichsten Merkmale des herannahenden Wonnemonats, der dann voll und reich eingekehrten Frühlingszeit!

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, milde Luft!
Wenn ich diese Worte singe,
Braucht es da noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

Ludwig Uhland.

Lotterieziehungen im Monat April.

Am 1. Oesterreichische Kredit-100-Gulden-Loose vom Jahre 1858, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. Oktober 1879 (84. Ziehung). — Oesterreichische 250-Gulden-Loose à 4 % vom Jahre 1854, 1800 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 300 fl., zahlbar am 30. Juni 1879 (49. Ziehung). — Wiener Rudolphstiftung 10-Gulden-Loose, vom Jahre 1864, 1400 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 12 fl., zahlbar am 1. Juli 1879 (30. Ziehung). — Stadt Rotterdam 100-Gulden-Loose à 3 % vom Jahre 1868, 226 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 1. Juli 1879 (21. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1870, 450 Stück, höchster Preis 600,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1879 (55. Ziehung). — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Loose, vom Jahre 1870, 2000 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 8 fl., zahlbar am 1. Juli 1879 (27. Ziehung). — Badische 100-Thaler-Loose à 4 % vom Jahre 1867, 1600 Stück, Prämienziehung am 1. Juni. — Schaumburg-Lippe'sche 25-Thaler-Loose, 1600 Stück, Prämienziehung am 1. Juli. — Raab-Grazer Eisenbahn 100-Thaler-Loose à 4 % vom Jahre 1871, 130 Stück, höchster Preis 45,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 1. Juli 1879 (16. Ziehung). — Amsterdamer Industrie-Palast 10-Gulden-Loose vom Jahre 1867, 400 Stück, Prämienziehung am 1. Mai. — Stadt Wien 100-Gulden-Loose vom Jahre 1874, 1200 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 130 fl., zahlbar am 1. Juli 1879 (20. Ziehung). — Am 10. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose vom Jahre 1872, 261 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. April 1880 (38. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose vom Jahre 1871, 1350 Stück, Prämienziehung am 20. April. — Stadt Bari 100-Franken-Loose vom Jahre 1869, 160 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 10. Oktober 1879 (40. Ziehung). — Am 15. Kanton Freiburg 15-Franken-Loose, 3750 Stück, Prämienziehung am 15. Mai. — Stadt Gent 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1868, 315 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 15. Mai 1879 (42. Ziehung). — Ungarische 100-Gulden-Loose vom Jahre 1870, 1500 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 136 fl., zahlbar am 15. Oktober 1879 (34. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose vom Jahre 1869, 15 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 1000 Fr., zahlbar am 1. Mai 1879 (40. Ziehung). — Stadt Amsterdam 100-Gulden-Loose, vom Jahre 1874, 60 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 1. Juli (14. Ziehung). — Stadt Marseille 400-Franken-Loose vom Jahre 1877, 1788 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 31. Juli (4. Ziehung). — Am 20. Stadt Paris 400-Franken-Loose vom Jahre 1871, 1350 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 5. Mai (30. Ziehung). — Am 30. Braunschweiger 20-Thaler-Loose vom Jahre 1868, 1800 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 23 Thlr., zahlbar am 30. Juli 1879. (41. Ziehung).

Für das Album.

Von **Wilhelm Emmer.**

Der beste Bediente, auf mein Wort!
Das ist der prächtige Hans Sofort.

*

Mit sanften Händen
Kannst du Manches wenden.

*

Freude ist der Sonnenschein,
Ohne sie kannst du nicht gedeihn;
Und hast du sie nicht von anderen Leuten,
So mußt du sie selber dir bereiten.

*

Die Thränen sind Heuchler in manchen Sachen;
Doch stets die Wahrheit sagt das Lachen.

*

Zum Siege schreiten wir durch Kampf und Streiten
Und stets das Heute ist die beste aller Zeiten.

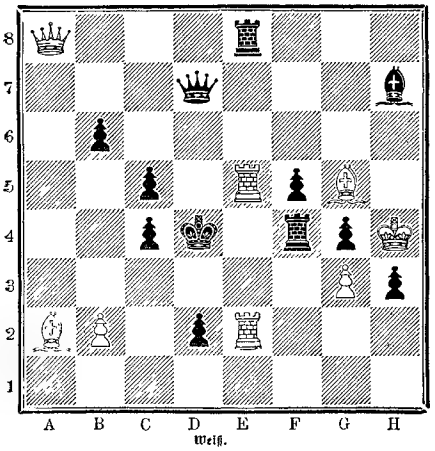
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

In dem vorjährigen Löwenthal-Problemturnier ist der erste Preis Herrn H. J. C. Andrews in Sydenham zuerkannt worden. Das folgende Problem des Meisters gehört zur Zahl der preisgekrönten.

Aufgabe Nro. 25.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 21:

Weiß.	Schwarz.
1) B 7 — B 8 S.	1) K. D 8 — E 7 oder A).
2) D 7 — D 8 S.	2) K. E 7 — F 6 (oder — nimmt D 6 oder L. G 6 beliebig.)
3) G 7 — G 8 S. (oder S. A 7 — C 8 oder L. H 4 u. G 5) setzt Matt.	
A)	
1)	1) L. E 5 nimmt G 7 †.
2) K. H 8 nimmt G 7	2) Beliebig.
3) L. H 4 nimmt G 5 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 19 erhalten von R. S. in Frankfurt a. M., v. St. in Bruchsal, J. v. K. in Petersburg, D. S. G. in Luzern, v. W. in Königsberg, Ed. E. in Stuttgart, R. in Berlin, Fr. Rth. in Rothenburg, J. B. und J. H. P. in Hedewigenkoog. — Hrn. Hauptm. F. in Cunnersdorf und F. P. in Kassel. Nro. 17, 19, 20 R. — Hrn. Geo. Sch. in New-York. Nro. 11 R. — S. in Guttentag. Nro. 18 u. 19 R. — Fr. W. Nro. 16, 17, 18, 19 R. — O. J. v. d. Prosna. Nro. 17, 18, 19 R. — W. S. in Wien. Dankend erhalten. Wird geprüft werden. — Ein Kutscher in Bremen. Nro. 18 R. Der Betreffende war vorübergehend heftig erkrankt, befindet sich jetzt ganz wohl. — W. v. G. in Schlüchtern, L. v. M. in Wien, C. G. D. in Prag, S. C. in Paris, Fernando in Spremberg, H. L. und J. F. P. in Hedewigenkoog, L. v. S. in Nürnberg und Schachklub in Radkersburg. Nro. 18 R. — A. Fr. in Ebersbach, W. Z. in Berlin, L. G. in Pest, B. D. in Metz, L. v. M. in Potsdam. Nro. 17 R. — F. K. in Wien. Nro. 17 und 18 R. — P. E. in Schmölle. Wenn Sie in Nro. 18 im ersten Zug K. E 4 — D 5 spielen, so gehen Sie ja in den feindlichen König hinein. — Ed. E. in Stuttgart. Lösung von Nro. 17 nicht richtig wegen 2) S. G 4 — H 2. — E. de L. in Stettin. Nro. 15 nicht richtig wegen 1) S. D 8 — C 6. — G. M. in Reichenberg. In Nro 15 würde auf 1) K. E 3 — D 2, 1) L. H 3 — G 2, 2) D. H 5 — F 5 ‡, B. S. D 8 beliebig ziehen und dann ist kein Matt im dritten Zuge möglich. — Past. W. B. in Blumenau, L. v. S. in Breslau. In Nro. 19 kann auf 1) F 2 — F 3 † K. E 4 — E 3 nach 2) D. B 5 — E 5 † Schwarz K. E 3 — D 2 spielen. Auch Nro. 18 bitte noch einmal zu prüfen. — Superint. S. in Gingst. Nro. 15 R. — F. S. in Beef, K. D. in Perleberg, W. Bm. in Warschau, L. G. in Petersburg. Nro. 16 R. — G. S. und W. L. in Heiligenhafen, B. St. in Brüssel, K. D. in Metz. Nro. 20 R. — D. E. in Galgorz. Nro. 16 und 17 R. — H. G. in Dülmen und K. S. in Oels. In Nro. 16 würde auf 1) D. A 8 — A 7 † K. D 4 nimmt E 5, 2) D. A 7 nimmt D 7, L. E 4 nimmt B 4 † folgen. In Nro. 19 kann nach 1) D. B 5 — E 8, K. E 4 — F 5, 2) D. E 8 nimmt E 6 †, K. F 5 — G 5, 3) D. E 6 — G 6 nicht mattsetzen, wie Sie irrthümlich angeben. — Dr. E. S. in Potsdam, S. G. in Würzburg, L. v. K. in Wilna. Nro. 19 und 20 R. — Frau O. A. in Berlin. In Nro. 17 würde auf 1) S. A 5 — B 7, S. H 6 — G 4 geschehen und dann ist kein Matt in drei Zügen erreichbar. Ueber Nro. 16 ſ. vorher. — S. in Stuttgart. Nro. 20 R. — E. B. in Leipzig, L. M. in Memel, S. D. in Brody. Nro. 20 R. — E. T. in Dresden, S. M. in Genf, B. G. in Halle. Nro. 15 R. — L. N. in Erfurt. Nro. 19 und 20 R. — A. W. in Inden. Nro. 18, 19, 20 R. — Mad. Ada J. à Bruxelles. Votre solution de Nro. 19 n'est pas juste. Car si vous jouez 1) D. B 5 — E 8 les noirs répondent R. E 4 — F 5 et alors le mat en 3 coups n'est plus possible. — Hrn. M. in Eulau, S. G. in Nürnberg, D. v. S. in Spandau. Nro. 19 und 20 R. — W. M. in Jassy. Nro. 16 R. In Nro. 18 würde auf 1) S. D 4 — F 5, K. E 4 — F 3, 2) L. F 8 — G 3, K. F 3 — E 2 folgen. — v. W. in Steingiswalde. Nro. 19 und 20 R. — C. D. in Schedewitz. In Nro. 20 würde auf 1) S. E 6 — F 8 der Springer durch S. H 7 geschlagen werden. — W. in Erfurt. Nro. 10 und 11 R. — G. S. in Radkersburg. Nro. 17—19 R. — Schachklubdes bürgerl. Kasino in Brody. Nro. 18 R. — Mr. Em. Fr. à Lyon. Votre solution de Nro. 17 est juste. — W. R. und A. A. S. in Magdeburg. Bitte Ihre Lösung von Nro. 19 noch einmal zu prüfen. — Hrn. L. S. in Woez. Nro. 16 und 17 R. Im Nro. 18 können Sie auf 1) S. D 4 — F 5, K. E 4 — F 3, 2) L. B 8 — G 3, K. F 3 — E 2 nicht Matt setzen. — E. St. in Schwetzingen. Nro. 19 und 20 R. — E. St. in Bruchsal. Nro. 20 R. — K. in Eikendorf. In Nro. 15 wird 1) S. F 8 — H 7 durch S. D 8 — C 6 widerlegt. Auch Nro. 14 nicht richtig. — O. S. in Jerzykowo. Nro. 17, 18, 19 R. — O. P. in Magdeburg. Ueber Nro. 15 siehe vorher. In Nro. 13 würde auf 1) L. F 1 nimmt F 8 ‡, B. L. G 7 — L. 7 folgen. — M. Fortriede in San Franzisko. Nro. 9 R. Es freut uns, daß Ihnen die Aufgaben Vergnügen machen. — Mad. v. C. in Rastatt. Die richtigen Lösungen erhalten. Aufg. wird geprüft werden. B. St. in Stettin. Eine Schachaufgabe, in der vorhin wird, ist nicht zulässig, weil man nicht wissen kann, ob der König oder der Thurm schon einmal gezogen haben. — J. D. in Ohlstedt. Ueber Nro. 16 siehe vorher. — H. W. in Colonna. Nro. 16, 17, 18 R. — P. G. in Bottnschau. Nro. 20 R. — Junger Anfänger in Schluchtern. In Nro. 19 würde auf 1) D. B 5 nimmt C 4 † K. E 4 — F 5 folgen.

Bilderräthsel 26.

Auflösung des Bilderräthsels 25:

Es wird keine Hochzeit vollbracht,
Es wird eine neue erdacht.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 8:

Heut' sang die Nachtigall unsrer Flur
Der Rose diese Weise:
Was thust du mir so spröde nur?
Mehr Rosen sieh'n im Kreise.

Drauf lächelte die Rose dort:
Es ist wie du gesagt;
Doch redet nicht so hartes Wort,
Wer seine Liebe klaget.

F. Rückert.

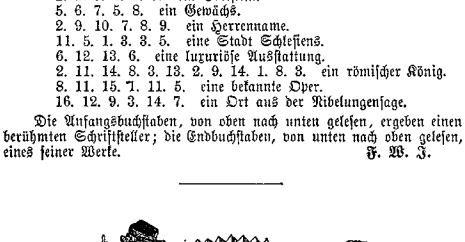
Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 25:

Fuß. Guß. Huß ꝛc.

Arithmogriph.

1. 2. 3. 4. 1. 3. ein Edelstein.
5. 6. 7. 5. 8. ein Gewächs.
2. 9. 10. 7. 8. 9. ein Herrenname.
11. 5. 1. 3. 3. 5. eine Stadt Schlesiens.
6. 12. 13. 6. eine luxuriöse Ausstattung.
2. 11. 14. 8. 3. 13. 2. 9. 14. 1. 8. 3. ein römischer König.
8. 11. 15. 7. 11. 5. eine bekannte Oper.
16. 12. 9. 3. 14. 7. ein Ort aus der Nibelungensage.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben einen berühmten Schriftsteller; die Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, eines seiner Werke. F. W. J.



Briefmappe.

Hrn. Alex. W. in A. Im Verlage des Hausfreundes haben „Spanische Unterrichtsbriefe“ von Zuñarates-Schmidt zu erscheinen begonnen.

Hrn. W. N. in R. 1. Ein Bernsteinkitt: Gleiche Theile gepulverter Mastix und Leinöl werden durch gelindes Erwärmen geschmolzen; mit der Masse kittet man dann den Bernstein. 2. Ja, es ist schon vorgekommen; Sie müssen sich einem Arzte anvertrauen. Bücher nützen da nichts.

Hrn. Fr. L. in W. Rothwell, Englische und deutsche Gespräche. Stuttgart, Neff.

H. H. in R. Das Einreiben der Kopfhaut mit dem ganzen Inhalt eines Hühnereies, Belassen dieser Masse während einer Viertelstunde daselbst und nachmaliges Abwaschen mit lauwarmem Seifenwasser wird, bei drei- bis viermaliger Wiederholung dieser Prozedur, binnen vierzehn Tagen die Unreinigkeiten auf dem Kopfe beseitigt haben.

Hrn. B. J. in Berl. Minsterialangelegenheiten statt Medizinalangelegenheiten steht Jedermann wie Sie als einen Druckfehler an.

Abonn. in Lütt. Oben haben wir eine Gramm. zum Selbstunterricht angegeben; die Lexika von Booch-Arrosſy und Francesen.

Marguerite in P. Von Schröder, im Bibl. Institut in Leipzig erschienen.

Klara in R. Die Prämiengabe „Die Wandermappe“, ein Künstler- und Familienalbum, können Sie auch jetzt noch zum Ausnahmspreise von 18 ℳ beziehen.

Fr. W. S. in Cr. Von Heine existirt nur eine Biographie, die von Strodtmann.

H. H. in Neuß. Tägliches Waschen des Gesichts mit kaltem Wasser und Glycerinseife dürfte die Sprödigkeit der Haut bald beseitigt haben.

Frl. Louise in Jechin. Das sogenannte Ueberbein, welches bei vielen Menschen, besonders an den Handgelenken, sich zeigt, ist kein knochiges Gebilde, sondern ein mit einer zuzigen Masse gefüllter Sehnensack, welcher nur auf operativem Wege beseitigt werden kann.

Hrn. E. F. in Bautz. So, wie Sie sich die Sache wohl denken, nicht; der Verein dramat. Autoren und Komponisten in Leipzig.

Langj. Abonnentin in Liesicht in W. An den Thiergartenbesitzer Nill in Stuttgart.

Hrn. U. W. W. in Hamb. Wir können das der Konsequenzen halber nicht thun, Sie werden es auch noch nicht bei uns gefunden haben.

Hrn. Th. Kr. in Pr. Hrn. F. N. P. in Wien. Noch nicht druckreif.

Hrn. E. H. und E. B. in Würzb. Ein solches Verzeichniß existirt nicht; doch finden Sie das Meiste in Kutzner's Hülfsschreibkalender für Lehrer. Leipzig, Volkening.

Dr. S. D. in Holland. Da unser ärztlicher Mitarbeiter mit anonymen Briefschreibern nicht direkt korrespondirt, so bedauern wir, Ihrem Wunsche nicht Folge leisten zu können.

Hrn. Dr. B. in G. Es sind uns noch keine Klagen zu Ohren gekommen, welche die Reellität betr. Angebots in Frage stellen.

„Oesterreicher“. — Die Maschinenagentur von Wirth & Comp. in Frankfurt a. M., der wir Ihren Wunsch übermittelt haben, wird Ihnen Zweckentsprechendes empfehlen.

Hrn. R. C. in Laibach. Als ein vorzügliches Eisenpräparat empfehlen wir Ihnen die Blaud'schen Pillen, welche in jeder Apotheke erhältlich sind.

Fortschritt. Jene Anstalt kennen wir nicht; in Stuttgart existirt eine solche Anstalt, die sehr geräumt wird. Die Prinzessin Gisela ist mit Prinz Leopold, einem Sohn des Prinzen Luitpold von Bayern, vermählt.

Russin in St. P. Wir haben Ihre Bemerkungen dem Verfasser mitgetheilt.

Frl. Marie von S. in P. Wir verweisen Sie auf unsere jüngst erlassene Ankündigung, wornach der zweite Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek“, solange der kleine Vorrath noch ausreicht, von unseren Abonnenten zu sehr ermäßigtem Preis bezogen werden kann, und zwar komplet in zwei Bänden broschirt für nur 3 ℳ, fein gebunden in zwei Bänden für 7 ℳ. Wenn Sie sofort bestellen, kann Ihnen dieser Jahrgang noch zu diesem Ausnahmspreis geliefert werden.

Frl. J. C. v. R. in R. Ohne persönliche Untersuchung seitens eines Arztes ist in Ihrer Sache kein Rath zu ertheilen.

Hrn. A. S. in Meran. Jede Musikhandlung verschafft Ihnen solche Klaviaturen. Eine Biographie B.'s als besonderes Buch existirt nicht.

Hrn. F. Tw. in A. In der in Leipzig erscheinenden „Mühle“.

Hrn. Frh. v. H. in R. Iphigenie, doch ist Iphigénie üblich. — Wie das deutsche F.

Hrn. K. in St. P. Wir danken Ihnen für Ihre interessanten Mittheilungen, die wir dem Betreffenden zur Rückäußerung zugeschickt.

K. K. in Breslau. Wenden Sie sich an die Pharmacie Janssen, Via da Fossi 10, Florenze. Die betreffende Apotheke bereitet fortwährend Bandwurmmittel aus Granatwurzelextrakt. Da die Granatbäume in Italien wachsen, so ist gerade dort Gelegenheit geboten, das wirksamste Mittel gegen den Bandwurm immer frisch zu erhalten.

Hrn. Ph. Sch. in K. am Wechs. Den wirklichen Werth desselben kennen wir nicht. Wenden Sie sich an ein Patentbureau, wie das von Wirth & Comp. in Frankfurt a. M.

Frau v. O. in N. theilt dem Frager in Nro. 22 mit, daß das Gedicht: „Seit er von mir gegangen“ von R. Reinick ist. — Eier erhalten Sie bei Thiergartenbesitzer Nill in Stuttgart.

Ein Hülfesuchender in Karlsruhe. Die Theerkapseln sind schon wieder aus dem Bereich der medizinischen Anpreisungen verschwunden und zwar mit Recht, da deren Anwendung mehr schadete als nützte. Dagegen haben wir Einathmungen von verdünnten Salmiakdämpfen mittelst eines Athmungsapparates gegen chronische Bronchialkatarrhe für sehr heilsam.

Hrn. J. B. in Zwickau. Brief liegt für Sie postlagernd.

Dem Fragesteller wegen Steuerfreiheit theilt Dr. K. in Genf mit, daß man dort als Fremder keine Einkommensteuer, keine Erbschaftssteuer, wenn das Vermögen nicht im Kanton Genf angelegt ist, zahlt, sondern nur eine kleine Stadtsteuer.

Hrn. C. S. in Kiel. Odermann, Doppelte Buchhaltung. Lpz., Barth.

Hrn. G. W. in Berlin. Handwerk und Herzblatt.

Hrn. M. G. in Berlin. Stolze.

Den „Unglücklichen“ in Altona ersuchen wir, um ihm Hülfe zu bringen, sich vertrauensvoll mit seiner Adresse durch unsere Vermittelung an unsern ärztlichen Berather zu wenden, da derartige Fragen nicht in der Briefmappe behandelt werden können.

Hrn. C. R. in Wien. Dr. E. Jacobsen in Berlin, Red. der Ind.-Blätter.

Hrn. R. v. W. in S. Sie wünschen nachträglich noch in den Besitz des zu einem früheren Jahrgange unseres Journals gebotenen Prämienbildes. „Der deutsche Kaiser und seine Heerführer“, nach dem Gemälde von F. Kaiser, in Photographiedruck von J. Albert in München, zu gelangen. Die Expedition von „Ueber Land und Meer“ ist bereit, es Ihnen zum Prämienpreis von 2 ℳ 50 ₰ und 50 ₰ für Porto direkt per Post franko zu übersenden.

Hrn. B. W. in Br. Wir haben großen Vorrath.

Fr. C. Sch. in Th. Bei Optikus Schiesinger in Stuttgart.

Frl. Aimée in Stockholm. Das beste Mittel, sich von einer allzu großen Korpulenz zu befreien, ist eine strenge Diät und dabei der mehrwöchentliche Genuß eines abführenden Mineralwassers. Näheres finden Sie in der Schrift von Prof. Vogel in Halle, „Die Korpulenz“, sowie in der vortrefflichen Monographie „Die Verfettungskrankheiten“ von Dr. Schindler in Breslau.

Weltschmerzlerin in Pest. Die Erzählung, meinten wir damit, stehe in der Bibel 2. Buch Samuelis, 14. Kapitel. — Handschriften entziffert Kommissionsrath Hentze in Leipzig. — Warum keine Photographie? — Der Einsendung der E. steht nichts entgegen. — Durch ein österreichisches Konsulat in Australien.

Hrn. R. v. P. in Br. Wir hätten auch ohne H. keine Verwendung dafür.

Frau R. T. S. D. in P. 1) Eine Autorität auf dem Gebiete der Ohrenheilkunde in Paris ist Dr. Löwenberg, dessen Wohnung im Pariser Adreßbuch zu suchen ist. 2) Wenn Kummerfeld'sches Waschwasser schädlich wäre, würde es unser ärztlicher Berather gewiß nicht empfohlen haben. 3) Rhabarber ist ein unschädliches Mittel, so lange es in den Schranken einer bestimmten Dosis eingenommen wird.

Frl. F. W. in J. Wird verwendet werden.

Hermine in Essegg. Wir kennen solche Bäle hier nicht. — Richtig.

K. A. in St. P. W. H. in Br. W. R. in Fr. L. L. in St. H. E. in B. E. T. in B. L. P. in E. S. R. in F. Die eingesandten Gedichte eignen sich nicht zur Aufnahme.

Einer Rheinländerin in Dresden. 1) Waschen Sie nach dem Ausdrücken der Mitesser die Haut mit klüssiger Glycerinseife. 2) Um das Rothwerden der Nase zu verhüten, ist das allabendliche Einpinseln derselben mit Kollodium empfehlenswerth.

Frl. Hermine K. in W. Die Redensart: „Die Kastanien aus dem Feuer holen“ stammt aus einer Fabel von Lafontaine N. 17 des 9. Buchs: Der Affe und die Katze. Di tanti palpiti — Nach so langen Leiden — ist aus Rossini's Tankred, erster Akt. Sie haben also die Wette gewonnen.

Hrn. Hahn in A. Die goldenen Kastelle im spanischen Wappen bezeichnen den Besitz Kastiliens. Die Kette des goldenen Vließes besteht aus sogenannten Feuersteinen.

Vineta B. S. in Stralsund. Wir haben schon sehr oft und ausdrücklich betont, daß alle Haarfärbemittel, welche die Haare dauernd färben, auf schädlichen Metallverbindungen beruhen. Die unschädlichen Haarfärbemittel nützen auch nichts.

Hrn. Camill Graf W. auf St. Das Heraldische Institut von Boest in Wien wird Ihnen darüber Auskunft geben können.

Hrn. Bürgerm. O. in P. Wir rathen Ihnen dazu, die Allgemeine deutsche Touristenzeitung in Frankfurt zu benützen.

Hrn. Domänenr. P. in R. Nur mit Erlaubniß der betreffenden Regierung; in Preußen müssen Sie das Ernennungsdekret mit der Bitte einsenden.

Hrn. C. J. in R. Ihr Leiden gehört in die Gattung der sogenannten Eczeme. Waschen der Hände bei diesem Leiden ist schädlich, dagegen Bepudern der leidenden Stellen mit einer Mischung von Zinkoxyd 1 Gramm auf 50 Gramm Amylumpulver dürfte zum Ziele führen.

Hrn. Hotelbes. K. in Fr. (Mex.). Wir glauben, Ihnen nicht dazu rathen zu können; es steht nicht gut.

Freiräul. F. v. und zu K. in N. Der Gothaische Kalender weiß nichts davon. Auch ist man neuerdings in D. davon wieder abgegangen.

Hrn. Kommand. P. A. in Turin. Es war zur Zeit, als der Herzog von Aosta den span. Thron inne hatte.

Frl. Arabella P. in F. Lesen Sie Gutzkow's Novelle, welche Ihren Namen führt, dann werden Sie es sicher unterlassen!

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Im Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig** ist soeben erschienen und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Die Heirath des Herrn von Waldenberg.

Roman von

Hans Hopfen.

3 Bände. Preis broschirt ℳ. 15. —; fein gebunden ℳ. 18. —

Der neueste Roman Hopfen's, „Die Heirath des Herrn von Waldenberg“, gehört zu jenen Meisterwerken der Erzählungskunst, die durch den Reiz des Geheimnißvollen unwiderstehlich anziehen. Hopfen entrollt hier vor dem Leser ein großartiges Bild vom Labyrinth der Seele, in eine Farbenglut getaucht, mit einer Kraft und kunstlerischen Abrundung, daß Handlung und Charakterzeichnung an Goethe'sche Romane erinnern. Die Heldin ist ein junges Mädchen, eine liebenswerthe Lebenschaffliche Natur, welches eine unbewußte Neigung ergreift zu dem Manne ihrer Freundin, die das Mädchen als Gesellschafterin in ihr Haus nimmt, und jetzt beginnen auch bei dem Manne aus einem Funkchen die Flammen einer schlummernden Neigung verhängnißvoll emporzulodern. Das ist geradezu hinreißend erzählt, jeder Zug voll Leben, ein Bild des Lebens, das wunderbar anzieht und in uns doch zugleich jene seltsame Erschütterung hervorruft, die wir empfinden, wenn wir in die Glut eines großen Feuers schauen.

Herausgegeben von **Franz Ebhardt**, unter künstlerischer Leitung von **Knut Eskwall**.

Erscheint in drei Ausgaben: **„1 Mark-Ausgabe" — „Wochenausgabe" (2 M. 50 Pf.)** und **„Prachtausgabe" (6 M.).**

Arbeit und Ersparniß

ist das Losungswort unserer Zeit geworden.

Das Berliner Modenblatt

wird diesem Prinzip huldigen, nicht allein in seinem redaktionellen Programme, sondern vornehmlich auch indem es den Abonnementspreis so niedrig bemißt, daß selbst die unbemittelste Nähterin die gerade für ihre Arbeit unentbehrliche Zeitung ohne merkliche Opfer halten kann.

Für nur Eine Mark vierteljährlich (60 Kr. öst. W.)

bietet das „Berliner Modenblatt" seinen Leserinnen alle 14 Tage eine reich illustrirte Arbeitsnummer mit einer Fülle von einfachen, aber geschmackvollen Toilettengegenständen nebst vielen Handarbeiten, und abwechselnd in jeder zweiten Nummer ein großes Beiblatt mit zahlreichen Schnittmustern in natürlicher Größe.

Nur die bedeutende Auflage kann es ermöglichen, für **kaum 17 Pfennig** (10 Kr. ö. W.) eine so reich ausgestattete Nummer zu geben.

Die **Wochenausgabe** erscheint monatlich viermal und enthält jährlich **24 Arbeitsnummern, 24 kolorirte Modenkupfer, 12 Schnittmusterbogen**, sowie **24 Unterhaltungsnummern** mit Beiträgen der beliebtesten Schriftsteller Deutschlands. Ihr vierteljährlicher Abonnementspreis beträgt **2 Mark 50 Pf.** (1 Fl. 50 Kr. ö. W.)

Die **Prachtausgabe** bringt jährlich **24 Arbeitsnummern** mit **24 Schnittmusterbogen, 24 Unterhaltungsnummern, 48 kolorirte Modenkupfer, 4 kolorirte Handarbeitskupfer, 24 kolorirte Modenfiguren in Aquarellmanier** nebst **24 fertigen Schnittmustern aus Seidenpapier.** Abonnementspreis vierteljährlich **6 Mark.**

Für die arbeitenden Abonnentinnen endlich eröffnet die Redaktion des „Berliner Modenblatt" hiermit eine

Preiskonkurrenz mit drei Prämien 301

von 1500 Mark, 1000 Mark und 500 Mark

für die besten und neuesten uns eingesandten Schöpfungen auf dem Gebiete der weiblichen Handarbeit, Schneiderei und Putzmacherei. Das die besonderen Bedingungen für diese Preiskonkurrenz regelnde Programm wird jeder Abonnentin auf Verlangen von der Verlagshandlung direkt und franko per Post zugesandt.

Berlin, Potsdamerstraße 140.

Die Verlagshandlung:
Franz Ebhardt.

Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postämter entgegen. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Berlin. 334
Gewerbeausstellung 1879.
Das Konzerthaus mit Nebensaal und zwei Höfen, 3000 □-M. Raum, ist Mai bis August d. J. als Ausstellungs- oder Verkaufs-etablissement zu vermiethen. Näheres NW., Leipziger-Str. 48.

Knaben-Institut
in Kreuznach (Rhein).
Gute Erziehung und Unterricht in Sprachen, Realien und Handelswissenschaften. Gymnasium und Realschule. Leichte, praktische Erlernung der neueren Sprachen durch Umgang mit Ausländern. Vorbereitung zum Einjähr.-Exam. u. Abiturium. Soolbäder im Hause. Vorzügliche Referenzen. Näheres besagen die Prospekte. 316 **Dr. Mischke.**

Das **Berliner Militär-Pädagogium** bereitet für alle Militärexamina schnell u. sicher vor. Vorzügliche Erfolge. Gute Pension. **F. Killisch,** Dir. u. Lieut., Berlin W., Leipziger-Str. 115.

Kein Leser dieses Inserats,
namentlich diejenigen, welche zur Kur oder Bequemlichkeit den Ankauf beabsichtigen, sollte es verabsäumen, sich die interessante, ausführliche illustrirte Beschreibung nebst Preisnota der weltberühmten und allerpraktischsten
Zimmer-Bade-Apparate,
welche zur Kurzwecke, wie zur allgemeinen Pflege des Körpers für Gesunde **zu jeder Jahreszeit** mit gleichem Wohlbehagen benutzt werden können, kommen zu lassen, um sich über dieselben zu orientiren. Auf Anfrage versendet Obiges überall hin franko der Fabrikant und Erfinder
Hoflieferant **Gustav Heuschel,**
861 Bernburg a. d. Saale.

Klinik, vom Staate konz. zur gründlich. u. sichern Heilung von Haut- u. Unterleibskr., Schwäche, Nervenzerrüttung, Reflex- u. Digestiv. **Dr. Rosenfeld, Berlin,** Friedrichstr. 189. **Auch briefl.** Prospekte gratis.

Wartburgsdecken,
gesetzlich deponirt,
in hochfeinem Leinendamast, in verschiedenen Farben und Größen, mit eingewebtem Bild der Burg und Wartburgsiegel, 892
Abbildung mit Preis u. Kreuzband franko.
C. H. Hoffmann, Eisenach.

Uhrenversandt
an Private zu Engrospreisen.
Regulateure, 8 Tage g. von 15 M. 14 Tage g. von 22½ M. an; **Wecker** von 3 M. Sicher mit **zwei Federn 9 M., Weisseuhren, Goldene Ähren** in couranten Sorten billigst. Zeichnungen und Preiscourante stehen zu Diensten. 162
Hagen, Westfalen. **Ed. Fricke.**

Das Carambolage-Spiel

von **Charles Achard**
mit 53 Illustrationen zur Selbsterlernung desselben. Preis 2 M. Zu beziehen von **C. Reiß, Berlin,** Hofbuchhandlung, 17 u. allen Buchhandlungen.

Die rühmlichst bekannte Fabrik von
Zauber-Apparaten von **L. Oscar Lischke,**
Hamburg, Bazar 7,
empfiehlt die neuesten Erfindungen in diesen Genres. **Zuverlässig** und **elegant** gearbeitet. Anerkannt **als** beste Bezugsquelle der größten Zauberkünstler der Welt. Billige Preise. Preiscourant **gratis. Kaffekegel** bester Qualität pr. 100 15 M. 885

Zauber-Apparate
eigener Fabrik für Künstler, Dilettanten und Kinder. Illustrirte Preisliste gratis.
985 **Wilh. Bethge, Magdeburg.**

Für den gesammten Handelsstand ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Praktischer Unterricht in der einfachen und doppelten
Buchführung
für Kaufleute und Gewerbetreibende, nebst Handlungsbücher vereinfacht und übersichtlich zu führen. Mit Anweisung zur Einklagung von Buchschulden. 998
Von **Wilh. Crempenau.**
Siebente verb. Auflage. 3 Mk. 50 Pf.
Ein Musterbuch für jedes kaufmännische Geschäft.
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Künstler- u. Dilettantenschule für Klavier
von Prof. Wilh. Speidel in Stuttgart.
Vom ersten Anfang bis zur höchsten Ausbildung.
Klavier: die Herren Prof. Speidel, Blattmacher, Röder, E. Seifriz, Schneider, Frau Bergdorf und Frl. Grauer. — **Tonsatz** und **Geschichte der Musik:** Hr. Hofkapellmeister **M. Seifriz.** — **Ensemblespiel:** die Herren Kammervirtuos **Wehrle** u. Hofmusikus **J. Peer.** — **Orgel:** Herr **F. Fink. Chorgesang:** Herr Prof. **Speidel.** 292
Anfang des Semesters: Mitte April.
Prospekte gratis franko.

R. Thümmel,
Leipzig,
empfiehlt seine **feuer-** und **diebessicheren** 928
Kassaschränke
neuester Konstruktion, mit **Stahlpanzer** versehen.

Nebelbilder-Apparate,
anerkannt bestes, eigenes Fabrikat. Vorzüglich schöne Bilder in grösster Auswahl. **Laterna magica, Sciopticon** etc. Preislisten gratis. 296
J. Bischof, Berlin (N.).

Dr. Retau's 907
Selbstbewahrung
(Mit 27 Abbild., Preis 3 Mark) erschien bereits in **76. Auflage.** Allen Denen, welche sich im **Nervensystem geschwächt fühlen und an schweren Körperlichen Zerrüttungen** leiden kann dieses Werk nur dringend empfohlen werden. Zu beziehen ist dasselbe durch **jede Buchhandlung,** auch von **G. Pönicke's** Schulbuchhandlung in Leipzig. Bisheriger Absatz **280,000 Exemplare.**

PATENT
Technisches Bureau
A. Brandt & G.W. Nawrocki
Berlin W.
Leipziger Str. 48.

Heyer's 319
Patent-Trittleiter
für jeden Haushalt und jedes Ladengeschäft. Leicht und stabil. Von Jedem transportabel ohne Hülfe der Dienstboten. Zu beziehen durch **Albert Heine, Leipzig,** Markt 14, **Karl Heyer, Potsdam.**

Verlag von **Julius Hainauer** in **Breslau.**
Soeben sind erschienen: 311
Johann Kafka's
neueste Salonkompositionen
für **Pianoforte** zu 2 Händen
in höchst eleganter Ausstattung und in buntfarbigen Titeln:

Op. 179.	In stiller Nacht. Ständchen	M. 1.50.
Op. 180.	Beliebte serbische Volksmelod.	„ 1.50.
Op. 181.	Mei Schatzerl. Tyrolienne	„ 1.50.
Op. 182.	Nachtigallen-Maigesang. Klavierstück	„ 1.50.
Op. 183.	Nachtliche Wacht. Nocturno	„ 1.50.
Op. 184.	Edelweiss-Sträusschen. Impromptu über beliebt. Alpenmelod.	„ 1.50.

Künstliche Brillanten,
prachtvolle Steine in echt Gold, Ringe zu 6 bis 15 M., Ohrringe 10—15 M., Knöpfchen St. 7 M. empfiehlt **Schröter,** Goldarbeiter, **Dresden,** Jakobsstraße 16. — Illustr. Preiscourant franko. 898

Rothe Nasen
werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske in Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Mistbeet-Fenster
aus Schmiedeeisen,
verzinkt, nie rostend, liefert billigst in allen Dimensionen 947
Jakob Hilgers, Rheinbrohl.

Mottensichere Koffer,
Patent Weidenbusch,
zum absolut sicheren Schutz der Pelze, Federn, Wollstoffe, Stickereien etc. gegen Mottenschaden empfehlen in 3 Größen zu reell. M. 30, 24 und 18. **Weidenbusch & Co.** in **Wiesbaden.** Prospekte gratis. Wiederverkäufer gesucht. 200

In einer größeren Garnisonstadt Preußens ist eine seit 70 Jahren erfolgreich bestehende
Militär-Effekten- und Possamentierwaaren-Fabrik
mit sämmtlicher Einrichtung, Waarenbeständen u. großem Fabrikantweges Wegzugs halber zu **verkaufen.** Franko-Offerten sub **J. S. 4198** befördert **Rudolf Mosse, Berlin** SW. 268

Ehegatten erhalten wichtige Rathschläge durch **Dr. Hampe's Schrift** „Rathgeber in Kinderangelegenheiten". Preis 1½ Mark. Das Nähere ersichtlich gratis und franko durch Prospekt. **C. Gottfried's Verl., Leipzig.** 110

Bewährtes Mittel gegen
Lungenschwindsucht,
selbst bei vorgeschritt. Tuberkulose, wird nachgewiesen. Anfragen sub **E. M.** in d. Exp. der „Neuen Westpr. Ztg.". **Pr.-Stargardt.** 264

100 Bogen feinstes, dickes englisches Briefpapier nebst 100 dazu passenden Couverts, **mit beliebigem Monogramm,** in prachtvoller englischer **zweifarbiger** Prägung (nicht einfarbig wie bisher), in elegantem Kästchen verpackt, für 6 M. Dasselbe auf ff. englischem farbigen Billetpapier (6 Farben sortirt) 9 M. (Das passendste Geschenk für Damen.) 815
August Thilo, Berlin, Unter d. Linden 45. Papierhandlung und Kunstprägeanstalt.

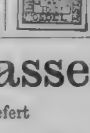
Professor **Maas,** Ritter &c., Spezialist für Schreibekrampf, Zittern u. dgl. Berlin C., Brüderstraße 38. 89

Der Oelfarbendruck-Gemäldeverein „Victoria", Berlin W., Leipzigerstrasse 100, ladet unter den günstigsten Bedingungen zum Abonnement ein. Prospekte und illustrirte Kataloge gratis und franko. 173

Anleitungen, Spezialrezepte 138
zur Fabrikation von **Magen-** u. **Maschinenfett,** Glanzwichse, Lack, Firniß, Farben, Tinten, Leim, Kitt, Cement, Seifen, Parfums, Zündrequisiten, Desinfektion, Konservirung &c. &c. — ebenso zu anderen dergl. chemisch-technischen Fabrikationen. Katalog gratis.
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 19. Landw., chemisch-techn. Lehrinstitut. Gegründet 1850.

In meinem in 60,000 Exemplaren erscheinenden 335
Illustr. Dresdener Kalender
finden **Annoncen** &c. die weiteste Verbreitung und wollen sich Reflektanten bis spätestens 5. Mai d. J. direkt an mich wenden.
Dresden. **Alexander Köhler.**

Echte Briefmarken
aller Länder **billigst.** Preisliste für Sammler gratis und franko. 786
F. Edmund Jensen,
Grönnegade 57. **Copenhagen** K.



Neueste Briefmarken-Alboms
und **echte Briefmarken** verkauft billigst. **Katalog** 60 Pf. Preiscourant gratis. **Alwin Zschiesche,** Antiquitätenhdlg., **Leipzig.** 175

Dampf-Strassenwalzen
liefert
G. Kuhn,
Maschinen- & Kesselfabrik,
Stuttgart. 458

T 3340

Band 42. 1879.

Über Land und Meer

Allgemeine illustrirte Zeitung

Stuttgart, Eduard Hallberger.

Inhalts-Verzeichniss.

XLII. Band. 1879. Nr. 27—52.

Sach-Register.

I.

Romane, Novellen und Erzählungen.

Auf Waldwegen. Novelle von August Becker 890. 910. 930. 950. 970. 990. 1010. 1030.
Ein ehrlicher Mann. Erzählung von Levin Schücking 562. 581. 610. 630.
Ein Pulvertransport. Harmloser Bericht eines Lieutenants. Von G. v. A. 792.
Eine liebenswürdige Frau. Ein Lebensbild von Max Ring 941. 961. 981. 1001. 1021.
Erinnerungsblatt, ein. Von B. Oulot 895.
Erinnerungsblättern, aus den, des Freiherrn v. Nordkirch. Zweite Serie. 2. Alois Hefele 575.
Gute Nacht, Herr Rentmeister! Eine Episode aus meinem Soldatenleben von L. v. W. 654.
Karneval, der, von Venedig. Novelle von K. A. Heigel 802. 822. 841. 862. 881. 901. 921.
Kleine Marina, die. Novelle von Elise Polko 721. 742. 761.
Leben, aus dem, und der Gesellschaft. Skizzen von Anna Gräfin Pongracz. V. Kontraste 816.
Mit dem Leben versöhnt. Erzählung von Hans Warring 781. 810. 830. 850. 870.
Modell, das. Novelle von George May 621. 650. 670. 690. 710.
Notre Dame des Flots. Novelle von Karl Edmund Oder 522. 542. 570. 590.
Porträtskizzen und Erinnerungen. Lose Blätter von Elise Polko. III. Aus blauen Tagen 894.
Rezensent, der. Novelle von Victor Blüthgen 641. 661. 681. 703. 730. 750. 770. 790.
Streitfragen und Historien. Feuilletons von Karl Emil Franzos. V. Originale 531. 551. VI. Der Juden-Papst 595. VII. „Bildung" 695. VIII. Originale 834. IX. Allerlei Romantisches 967.
Um ein Herz. Novelle von C. Falk (Fortsetzung) 530. 550.
Verlorene Brieftasche, die. Novellette von Otto Girndt 601.

Reisen, Jagd und Sport.

Neue Welten. Geographische Skizzen von C. Frhr. v. d. Goltz. IV. Die Zulukaffern und ihr Land 1. 614. 2. 655. V. Afghanistan 1. 683. 2. 707. 3. 734. VI. Die Engländer in Centralafrika 806. 854. VII. Die Isthmus-Durchstechung in Mittel-Amerika 954.
„Prinz Adalbert", von der deutschen Korvette. Mit Bildern des Malers C. Saltzmann. IV. 647. V. 727. VI. 935.
Schnitzeljagd 715.
Universitäts-Bootwettfahrten, die. University Boat Races. Von Leopold Katscher 694.
Wolfsjagd, meine erste und meine letzte. Von W. v. Dünheim. Mit Bildern von Karl Rechlin. II. 592.

Kultur- und Sittenbilder.

Csikos-Wettrennen in Ungarn 986.
Er beißt an! 826.
Frauen und Männer des neunzehnten Jahrhunderts. Von Herbert König 796. 933.
Glückliche Stunden 846.
Goldschmied, beim 1014.
Harem, ein, auf dem Dampfer 615.
Heilige Feuer, das 551.
Herberge, in der 1015.
Kein Brief für mich? 615.
Kindertypen, Wiener. Von E. Zádnik 613.
Kleinen, für unsere. Mit Bildern von Julius Adam 594.
Marionettenspiel, das. Von E. M. Vacano 1034.
Mütter und Kinder, für. Von Friederike Medem 1013.
Plagegeist, der kleine 826.
Picknick, ein 867.
Rosenzeit 914.
Silhouetten, drei 892. 893.
Stadt und Land 936.
Ueberrascht 1015.
Verlassenen, die 906.
Vogelnest, am 887.
Zwiegespräch 687.

Humoristisches.

Bacchus-Ouverture oder Jeder auf seine Weise. Nach einer Skizze von A. v. Fischern 853.
Bartstudien. Von Rudolph Wimmer 833.
Gerüst, ein Vormittag auf dem. Von Max Scholtz 993.
Humoristischen Mappe, aus unserer 733. 773. 893. 953.
Kavallerieritts, Typen eines. Von O. Fikentscher. I. 753. II. 813. III. 913.
Landpartie, die verunglückte. Von A. Nikutowski 972.
Münchener Umzugsbilder. Von L. Bechstein 536.
Pitty und Huckelchen. Von C. Arnold 1033.
Schwarzes Allerlei. Skizzen von P. F. Messerschmitt 653.
Soldatenball, Bilder vom, von G. Krickel 573.
Sommervakanz-Träume. Von Erdmann Wagner 673.
Verlust, ein unersetzlicher. Bilder von C. Stauber 633.

II.

Geschichte und Zeitereignisse.

Festzug zu Ehren der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares in Wien 635.
Johanna von Kastilien an der Leiche ihres Gemahls 966.
Kabinetsitzung, eine, im Weißen Hause zu Washington 750.
Lawinensturz, der, von der Villacher Alpe auf Bleiberg 556.
Maria Stuart und Riccio 595.
Quellenkatastrophe, die, in Teplitz. Von Silberstein 535.
Sirapo's Kraal, die Einnahme von 528.
Szegedin. I. Vor der Ueberschwemmung. II. Die Schreckenstage Szegedins 556.
Szegedins Ueberschwemmung, Bilder aus 563.

Biographieen und Charakteristiken.

Album, aus meinem. Von Max Ring. VII. Die Rachel 636.
Bismarck, Graf Herbert 586.
Bitter, K. H., königlich preußischer Finanzminister 867.
Boyen, General Leopold Hermann von 986.
Bulgarien, Fürst Alexander I. von 663.
Curtius, Ernst 766.
Diem, der Cellovirtuose Joseph. Von Fr. Xav. Seidl 826.
Erinnerungsblatt, ein 786.
Friedrich der Große und das Potsdamer Stadtschloß 715.
Gobat, Samuel, Bischof von Jerusalem 795.
Haymerle, Baron 1026.
Hefner-Alteneck, Dr. Jakob Heinrich v. Von Karl Albert Regnet 846.
Hohenzollern, Prinz Friedrich von, und Prinzessin Luise von Thurn und Taxis. Von D. 534.
Kaisers, des, Wiege 715.
Kraus, Karl Freiherr v., Präsident des österreichischen Reichsgerichts, Kanzler des Vließordens ꝛc., der Nestor der Staatsbeamten 534.
L'Arronge, Adolf. Von Emil Dominik 726.
Manteuffel, Generalfeldmarschall Freiherr v. 883.
Mozartiana in Salzburg. Von August Silberstein 788.
Napoleon, Prinz Viktor Jérôme Friedrich 948.
Oesterreich, die kaiserliche Familie von 567.
Paris, das kaiserliche. Von Leo Warren. XI. Die Gesellschaft und die Salons 535. 546. 563. 814. 877.
Prinzessin, eine amerikanische. Von Udo Brachvogel 675.
Puttkammer, Staats- und Kultusminister v. 906.
Reichstags, die Präsidenten des deutschen 746.
Schliemann, Heinrich 634.
Scholz, Wilhelm, Chef der Finanzverwaltung des deutschen Reichs 1006.
Stuart, Maria und Riccio 595.
Strauß, Johann. Von S. 926.
Tewfik Pascha 966.
Weber, Max Maria v. Von Prof. F. W. J. 606.
White, Andrew Dickson 693.

Feste.

Gambetta, ein Fest bei. Von D. F. 926.
Kaisers, des, goldener Jubeltag 712.
Vermählung, die, des Herzogs von Connaught mit der Prinzessin Margarethe von Preußen in Windsor 555.

Natur.

Astronomisches Tagebuch. Mai 597. Juni 677. Juli 776. August 857. September 957. Oktober 1036.
Fuchsbau, ein 663.
Hinterhalt, im 874.
Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender. Von C. E. Freiherrn von Thüngen. Mai 596. Juni 696. Juli 776. August 857. September 977. Oktober 1035.
Vogelnest, am 887.

Populäre Medizin.

Luftkuren und Luftkurorte. Von Dr. H. Reimer 663.

Länder- und Völkerkunde.

Europa.

Bulgarien. Bulgarisches Bauernhaus 534.
Deutschland. Bayerische Nationalmuseum, das königlich. Von Karl Albert Regnet 854.
Berlin, das Haupttelegraphenamt in 587.
Berlin, der Prospekt am Halle'schen Thore in 975.
Berlin, Gesuchtes und Gefundenes aus. Mit Illustrationen von H. Lüders. I. 608. II. 692.
Berlins Vorzeit, aus. Von Adolf Brennecke 855.
Denkendorf. Von Rosenthal-Bonin 834.
Isar, die Flößerei auf der 947.
Kynast, der 754.
Mosel, an der 627.
Peitzenberg, auf dem Hohen. Von H. N. 946.
Ramsau, in der. Von Dahlke 975.
Rothen Erde, eine Plauderei von der. Von Karl Braun-Wiesbaden 814.
Schwäbischen Dorfe, aus einem 716.
Sigmaringen, das fürstlich hohenzollern'sche Residenzschloß. Von E. 787.
England. Londoner Saison, von der 774.
Frankreich. Paris, das kaiserliche. Von Leo Warren. XI. Die Gesellschaft und die Salons 535. 546. 563. 814. 877.
Pariser Cafés, über. Von Leopold Hamburger 934.
Pariser Frühling. Von Georg Horn 735. 752.
Italien. Effudiantina. Römischer Brief von Günther v. Freiberg 635.
Kapri, Zeitvertreib auf 895.
Roma, die Zauberin. Von Hermann Oelschläger 914. 934. 953.
Venedig, die Riesentreppe des Dogenpalastes in 535.
Oesterreich-Ungarn. Gastein. Von S. 756.
Ischl. Von S. 868.
Pinzgau, im salzburgischen 656.
Szegedin 556.
Ungarn, Csikos-Wettrennen in 986.
Wien, die Votiv- (Salvator-) Kirche in. Von S. 586.
Wiener Ringstraße, Bilder von der. Von F. Groß. Illustrationen von K. Zádnik 1028.
Wiener Ringstraßen. 4. Der Franz-Josephs-Kai. Von A. S. 735.
Schweiz. St. Moritz im Oberengadin. Von B. 906.
Spanien. Gerona. Von Heinrich Noé 826.
Leon, das Hauptportal der Kathedrale von 615.
Salamanca, das Hauptportal der Kathedrale von 936.

Afrika.

Aegypten. Kairo, das Moristân des Kalaûn in 936.
Marokko. Ein Abend auf den Terrassen 806.

Amerika.

Nordamerika. Hudson, in den Hochlanden des 874.
Washington, eine Kabinetssitzung im Weißen Hause zu 750.
Brasilien. Aus der deutschen Kolonie in Brasilien 1014.

Asien.

Syrien. Damaskus. Von E. K. 687.
Damaskus, Bazar in 887.
Syrierin, eine. Von R.-B. 674.

Australien.

Von den Antipoden. Plauderei aus Melbourne. Von H. Weill 774.

Literatur und Prachtwerke.

Aegypten, aus Ebers'. Das Haus des Schêch Sâdât 576.
Alpen, in den deutschen. Mit Bildern aus Noé's Deutschem Alpenbuch von Th. Blätterbauer 771.

Kunst.

Baukunst.

Hauptportal, das, der Kathedrale von Leon 615.
Hauptportal, das, der Kathedrale von Salamanca 936.
Haupttelegraphenamt, das, in Berlin 587.
Riesentreppe, die, des Dogenpalastes in Venedig 535.
Votiv- (Salvator-) Kirche, die, in Wien. Von S. 586.

Bildnerkunst.

Bismarck-Denkmal, das, in Köln 628.
Cornelius-Denkmal, das, in Düsseldorf. Von Otto Kirmse 767.

Malerei.

Abend auf den Terrassen in Marokko. Gemälde von Benjamin Constant 805.
Altdeutsche Trinkstube 674.
Auf dem See. Gemälde von C. Brochat 988.
Csikos-Wettrennen, ein, in Ungarn. Gemälde von Alexander Wagner 984. 985.
Dornröschen. (Der schlafende Hofstaat). Nach dem Gemälde von Alb. Tschautsch 1024.
Er beißt an! Gemälde von E. Rudauz 824.
Essenszeit. Gemälde von A. Siegert 808.
Frauen und Männer des neunzehnten Jahrhunderts. Aus der Aquarellensammlung von Herbert König 796. 933.
Frauenleben in Marokko. Gemälde von Benjamin Constant 864. 865.
Fresken, die historischen, des Konziliumssaales in Konstanz. Gemalt von Fr. Pecht. IV. Kaiser Maximilian in Konstanz 806. V. Einführung der Reformation in Konstanz 1519—1527 974.
Glückliche Stunden. Gemälde von L. Thiersch 846.
Goldschmied, beim. Nach dem Gemälde von F. Schlesinger 1005.
Griechischer Lehrer, ein. Gemälde von Alex. Bida 847.
Hof des Hotel Dimetri in Damaskus. Nach einem Gemälde von Ernst Körner 685.
Jagdgruppe, die historische, im Festzuge zu Ehren der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares in Wien. Nach den Originalskizzen von Hans Makart 624. 625.
Johanna von Kastilien an der Leiche ihres Gemahls. Gemälde von Francisco Pradilla 965.
Kapri, Zeitvertreib auf. Gemälde von J. Morera 889.
Kein Brief für mich? Gemälde von Ricardo Balaca 604.
Kornblumen. Gemälde von Paul Thumann 901.
Kunstausstellung, die internationale, in München 808. Von Karl Albert Regnet. I. 995. II. 1034.
Maria Stuart's, das erste Zusammentreffen, mit David Riccio. Gemälde von David Neal 585.
Marionettenspiel. Nach dem Gemälde von J. Grünwald 1025.
Markt, der, in Gerona. Gemälde von J. Sans y Cabot 825.
Mutterglück. Nach einem Gemälde von J. Munsch 681.
Neugeborene, das. Gemälde von W. A. Bouguereau 568.
Nonne und Weltkind. Gemälde von L. Passini 647.
Picknick. Gemälde von E. Boutibonne 861.
Plagegeist, der kleine. Skizze von K. Wimmer 826.
Rosenzeit. Nach dem Gemälde von W. Schütze 912.
Schüchterner Versuch. Gemälde von Beyle 944. 945.
Stadt und Land. Gemälde von S. Davis 932.
Syrierin, eine. Gemälde von Chr. L. Müller 639.
Ueberrascht. Gemälde von B. Giuliano 1009.
Verlassenen, die. Gemälde von Bruck-Lajos 905.
Vogelnest, am. Zeichnung von Miß Edwards 884. 885.
Walachische Bauernfrau, eine. Nach dem Gemälde von G. Vastagh 964.
Zwiegespräch. Gemälde von Antonie Volkmar 684.

Musik und Theater.

Haydn, von, bis Liszt. Skizzen aus der neueren Musikgeschichte von Ludwig Nohl. 4. Die neuere Oper (1820—1840) 696. 716. 5. Die moderne Epoche (1840—1870) 976. 994.

Poesie.

Album, für das. Von Wilhelm Emmer 556. 616. 651. 676. 776. 816. 858. 897.
Alpasia. Von Rudolf Gottschall 886.
Auf dem See 986.
Dichterstimmen aus der Gegenwart. Gesammelt von Friedrich Bodenstedt. Aus einem Idyll in Liedern: Der Nachtwandler; Das alte Lied, von Otto Roquette; Der Pilot (aus Franz von Holstein's poetischem Nachlaß) 608. Frühling; Im Schloßgarten; Herbsttag, neue Gedichte von Hermann Lingg; Allein, von Alfred Mürenberg 689. Das Meeresauge, von G. Schott; Das Ilsethal, von Herm. Hoffmeister; Erloschen — Verloren, von Laurin Amoeno; Ob dein ich denke, von Hans Grasberger 768. Das Aehrenfeld, von O. Engelhardt; Sutti, von E. Peters; Alt und Verlassen, von Hermann Gräfer, Kurzes Glück, von G. von Dyherrn 848; Lebe wohl! von G. von Dyherrn; Omar der Khalif, von Friedrich Bodenstedt; Weinlied, von O. Engelhardt; Im Spätherbst, Sonett von O. Engelhardt 928. Fragment, von Paul Heyse; Spruch; Sommerlied von E. Peters; Abenddämmerung, von O. Engelhardt; Wenn vom Baum, dem dichtbelaubten, von O. Engelhardt; Aus der Kinderstube, von Emma Wöbbe; Nirwana, von Hans Grasberger 1008.
Dornröschen 1031.
Geschichte von Einem, der sein Lachen verkauft hat. Ein Märchen von A. Seyfried 873.
Goldenen Hochzeitsfeier, zur, des deutschen Kaiserpaares Wilhelm und Augusta, 11. Juni 1829—1879. Gedicht von Karl Gerock 701.
Idylle, eine, aus der Vogelwelt. Von H. Giacomelli. III. Die ersten Eier 632. IV. Das Brüten 732. V. Durch die Vorsehung bewacht 812. VI. Fütterung 952. VII. Ein Schrecken 1032.
Judas. Ein Nachstück von Gerh. von Amyntor 554.
Oberon. Von Chr. M. Wieland. Illustrirt von Gabriel Max und Gustav Closs 652. 748. 828. 908.
Osterhas, der. Woher es kommt, daß die Hasen an Ostern Eier bringen. Ein Märchen für artige Kinder. Von L. v. W. Illustrirt von K. Kogler 553.
Schüchterner Versuch. Gedicht 945.
Schwarze Hanns, der. Von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath 756.
Sehnsucht. Gedicht von J. v. Eichendorff. Illustrirt von Th. Hosemann 992.

Kultur, Wissenschaft und Politik.

Deutschen Redensarten, Entstehungsgrund von. Von Friedrich Unwinger. 3. Serie 756. 795. 877. 916. 1034.
Gewohnheit, die, und der Reiz des Neuen. Eine harmlose Studie von Karl Stugau 863. 897.
Helm und Schild. Von Benno Reden. I. 615. II. 754. III. 871.
Plaudereien am Kamin. Von Paul von Weilen. Zweite Serie. VI. 774. 794. VII. 1015. 1031.
Politischen Warte, von der. Von Benno Reden 836.

Landwirthschaft, Technik, Industrie, Handel und Verkehr.

Erfindungen, neue, und Kulturfortschritte. Von Max Wirth. Zweite Serie. XI. Neuere Fortschritte der Straßenbahnen 574. XII. Der Schutz unserer Seeküsten 614. XIII. Der Sonnentelegraph 694. XIV. Eine immergehende Taschenuhr 755. XV. Ernte- und Garbenbindemaschinen 786. XVI. Zeitsignale 856. XVII. Ein neues Kanalsystem 915. XVIII. Die Dampfstraßenwalze 946. XIX. Der Telephon in der Praxis 1016.
Flößerei, die, auf der Isar 947.
Gewerbeausstellung, die Berliner. Von Dr. Julius Wasner. I. 686. II. 936. III. 956.
Haupttelegraphenamt, das, in Berlin 587.
Malvasier, was ist, und woher stammt er? Wein- und Reisestudien aus dem Südosten. Von Karl Braun-Wiesbaden 875.
Nautischen Kongreß, vom, in Berlin. Mit Bildern von H. Lüders 528.
Reichsbank, die deutsche. Von Erdmann Auer. I. 523. II. 577. III. 635.

Notizblätter.

527. 547. 567. 586. 606. 626. 646. 666. 686. 706. 726. 747. 767. 786. 806. 827. 846. 866. 887. 907. 927. 946. 966. 987. 1007. 1026.

Bilderräthsel.

27. 537. 28. 557. 29. 578. 30. 597. 31. 617. 32. 637. 33. 657. 34. 677. 35. 697. 36. 717. 37. 737. 38. 757. 39. 777. 40. 797. 41. 817. 42. 837. 43. 858. 44. 878. 45. 898. 46. 917. 47. 937. 48. 957. 49. 977. 50. 997. 51. 1017. 52. 1036.

Räthsel.

537. 617. 717. 736. 757. 797. 817. 917. 957. 977. Auflöſ. 557. 637. 736. 757. 777. 817. 837. 938. 977. 997. – Anagramm 556. Auflöſ. 578. — Aufgabe 697. Auflöſ. 737. — Arithmogriph 777. 878. Auflöſ. 537. 797. 898. — Charaden 858. 898. Auflöſ. 878. 917. — Quadraträthſel 657. Auflöſ. 677.

Rösselsprünge.

Nr. 9. 557. Nr. 10. 617. Nr. 11. 677. Nr. 12. 777. Nr. 13. 818. Nr. 14. 858. Nr. 15. 898. Nr. 16. 977. Nr. 17. 1036. Auflöſ. 578. 637. 697. 797. 837. 878. 917. 997.

Schach.

Schachturniere, Rückblick auf die letzten großen. Von Jean Dufresne 996. 1014.

537. 557. 578. 597. 617. 637. 657. 677. 697. 717. 736. 757. 777. 797. 817. 836. 857. 877. 897. 917. 937. 957. 977. 997. 1017. 1036.

Schachbriefwechsel.

537. 617. 637. 657. 697. 717. 757. 797. 837. 858. 878. 937. 957. 977. 1036.

Lotterie.

Lotterieziehungen im Monat Mai 596. Juni 676. Juli 776. August 857. September 957. Oktober 1035.

Briefmappe.

537. 557. 578. 597. 617. 637. 657. 677. 697. 717. 737. 757. 777. 797. 818. 837. 858. 878. 898. 917. 937. 957. 978. 997. 1017. 1036.

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustrirt.)

Aegypten, aus Ebers'. Das Haus des Schêch Sâdât* 576.
Album, aus meinem. Von Max Ring. VII. Die Rachel 636.
Album, für das. Von Wilh. Emmer 556. 616. 651. 676. 776. 816. 858. 897.
Alpen, in den deutschen. Mit Bildern aus Noë's Deutschem Alpenbuch von Th. Plätterbauer* 771.
Anagramm 556. Auflöſ. 578.
Antipoden, von den. Plauderei aus Melbourne von H. Weill 774.
Arithmogriph 777. 878. Auflöſ. 537. 797. 898.
Aſpaſia. Von Rudolf Gottſchall 886.
Aſtronomiſches Tagebuch. Mai 597. Juni 677. Juli 776. August 857. September 957. Oktober 1036.
Auf dem See. Gedicht 986.
Auf Waldwegen. Novelle von Auguſt Becker 890. 910. 930. 950. 970. 990. 1010. 1030.
Aufgabe 697. Auflöſ. 737.

Bacchus-Ouverture oder Jeder auf ſeine Weiſe. Nach einer Skizze von A. v. Fiſchern* 853.
Bartſtudien. Von Rudolph Wimmer* 833.
Bazar in Damaskus* 887.
Berlin, der Proſpekt am Halle'ſchen Thore in. Von D.* 975.
Berlin, Geſuchtes und Gefundenes aus. Mit Illuſtrationen von H. Lüders* I. 668. II. 692.
Berliner Gewerbeausſtellung, die. Von Dr. Julius Waſner* I. 686. II. 936. III. 956.
Berlins Vorzeit, aus. Von Adolf Brennecke 855.
Bilderräthſel 27. 537. 28. 557. 29. 578. 30. 597. 31. 617. 32. 637. 33. 657. 34. 677. 35. 697. 36. 717. 37. 737. 38. 757. 39. 777. 40. 797. 41. 817. 42. 837. 43. 858. 44. 878. 45. 898. 46. 917. 47. 937. 48. 957. 49. 977. 50. 997. 51. 1017. 52. 1036.
Bismarck, Graf Herbert* 586.
Bismarck-Denkmal, das, in Köln* 628.
Bitter, K. H., königlich preußiſcher Finanzminiſter* 867.
Boyen, General Leopold Hermann von* 986.
Braſilien, aus der deutſchen Kolonie in* 1014.
Briefmappe 537. 557. 578. 597. 617. 637. 657. 677. 697. 717. 737. 757. 777. 797. 818. 837. 858. 878. 898. 917. 937. 957. 978. 997. 1017. 1036.
Bulgarien, Fürſt Alexander I. von* 663.
Bulgariſches Bauernhaus* 534.

Charaden 858. 898. Auflöſ. 878. 917.
Connaught, die Vermählung des Herzogs von, mit der Prinzeſſin Margarethe von Preußen in Windſor* 555.
Cornelius-Denkmal, das, in Düſſeldorf. Von Otto Kirmſe* 767.
Csikos-Wettreiten in Ungarn* 986.
Curtius, Ernſt* 766.

Damaskus. Von E. K.* 687.
Denkendorf. Von Roſenthal-Bonin* 834.
Deutſchen Redensarten, Entſtehungsgrund von. Von Friedrich Unwinger. 3. Serie 756. 795. 877. 916. 1034.
Dichterſtimmen aus der Gegenwart. Geſammelt von Friedrich Bodenſtedt.* Aus einem Idyll in Liedern: Der Nachtwandler; Das alte Lied, von Otto Roquette; Der Pilot (aus Franz v. Holſtein's poetiſchem Nachlaß) 608. Frühling; Im Schloßgarten; Herbſttag, neue Gedichte von Hermann Lingg; Allein, von Alfred Mürenberg 689. Das Meeresauge, von G. Schott; Das Iſerthal, von Hermann Hoffmeiſter; Erloſchen — Verloren, von Laurin Amoeno; Ob dein ich denke, von Hans Grasberger 768. Das Aehrenfeld, von O. Engelhardt; Sutti, von E. Peters; Alt und verlaſſen, von Hermann Gräfer; Kurzes Glück, von G. v. Dyherrn 848. Lebe wohl! Von G. v. Dyherrn; Omar der Khalif, von Friedrich Bodenſtedt; Weinlied, von O. Engelhardt; Im Spätherbſt, Sonett von O. Engelhardt 928. Fragment, von Paul Heyſe; Spruch; Sommerlied von E. Peters; Abenddämmerung, von O. Engelhardt; Wenn vom Baum, dem dichtbelaubten, von O. Engelhardt; Aus der Kinderſtube, von Emma Wöbbe; Nirwana, von Hans Grasberger 1008.
Diem, der Cellovirtuoſe Joſeph. Von Fr. Xav. Seidl* 826.
Dogenpalaſtes, die Rieſentreppe des, in Venedig* 535.
Dornröschen. Gemälde von Alb. Tſchautſch* 1031.

Ein ehrlicher Mann. Erzählung von Levin Schücking 562. 581. 610. 630.
Eine liebenswürdige Frau. Ein Lebensbild von Max Ring 941. 961. 981. 1001. 1021.
Erfindungen, neue, und Kulturfortſchritte. Von Max Wirth. Zweite Serie. XI. Neuere Fortſchritte der Straßenbahnen 574. XII. Der Schutz unſerer Seeküſten 614. XIII. Der Sonnentelegraph 694. XIV. Eine immergehende Taſchenuhr 755. XV. Ernte- und Garbenbindemaſchinen 786. XVI. Zeitſignale 856. XVII. Ein neues Kanalſyſtem 915. XVIII. Die Dampfſtraßenwalze 946. XIX. Der Telephon in der Praxis 1016.
Er beißt an! Gemälde von Ed. Rudaux* 826.
Erinnerungsblatt, ein* 786. Von B. Oulot 895.
Erinnerungsblättern, aus den, des Freiherrn von Nordbirk. Zweite Serie. 2. Alois Hefele 575.
Eſſenszeit. Gemälde von A. Siegert* 808.
Eſtudiantina. Römiſcher Brief von Günther v. Freiberg 635.

Flößerei, die, auf der Iſar* 947.
Frauen und Männer des 19. Jahrhunderts. Aus der Aquarellenſammlung von Herbert König* 796. 933.
Frauenleben in Marokko. Gemälde von B. Conſtant* 867.
Friedrich der Große und das Potsdamer Stadtſchloß* 715.
Fuchsbau, ein* 663.

Gambetta, ein Feſt bei. Von D. F. 926.
Gaſtein. Von S.* 756.
Gerona. Von Heinrich Noë* 826.
Geriſt, ein Vormittag auf dem. Nach Skizzen von Max Scholtz* 993.
Gewohnheit, die, und der Reiz des Neuen. Eine harmloſe Studie von Karl Stugau 863. 897.
Glückliche Stunden. Gemälde von L. Thierſch* 846.
Gobat, Samuel, Biſchof von Jeruſalem* 795.
Goldenen Hochzeitsfeier, zur, des deutſchen Kaiſerpaares Wilhelm und Auguſta, 11. Juni 1829—1879. Gedicht von Karl Gerok* 701.
Goldſchmied, beim* 1014.
Griechiſcher Lehrer, ein. Gemälde von Alex. Vida* 847.
Gute Nacht, Herr Rentmeiſter! Eine Epiſode aus meinem Soldatenleben von L. v. W. 654.

Harem, ein, auf dem Dampfer* 615.
Haupttelegraphenamt, das, in Berlin* 587.
Haydn, von, bis Liſzt. Skizzen aus der neueren Muſikgeſchichte von Ludwig Nohl. 4. Die neuere Oper (1820—1840) 696. 716. 5. Die moderne Epoche (1840—1870) 976. 994.
Haymerle, Baron* 1026.
Hefner-Alteneck, Dr. Jakob Heinrich v. Von Karl Albert Regnet* 846.
Heilige Feuer, das* 551.
Helm und Schild. Von Benno Reden I. 615. II. 754. III. 874.
Herberge, in der* 1015.
Hinterhalt, im* 874.
Hohenzollern, Prinz Friedrich von, und Prinzeſſin Luiſe von Thurn und Taxis. Von D.* 534.
Hudſon, in den Hochlanden des* 874.
Humoriſtiſchen Mappe, aus unſerer* 733. 773. 893. 953.

Jagd-, Forſt- und Landwirthſchaftskalender. Von C. E. Freiherrn v. Thüngen. Mai 596. Juni 696. Juli 776. August 857. September 977. Oktober 1035.
Iſchl. Von S.* 868.
Judas. Ein Nachtſtück von Gerhard von Amyntor 554.

Kaiſers, des, goldener Jubeltag* 712.
Kaiſers, des, Wiege* 715.
Kapri, Zeitvertreib auf* 895.
Karneval, der, von Venedig. Novelle von K. A. Heigel 802. 822. 841. 862. 881. 901. 921.
Kaſtilien, Johanna von, an der Leiche ihres Gemahls* 966.
Kathedrale von Leon, das Hauptportal der* 615.
Kathedrale von Salamanca, das Hauptportal der* 936.
Kavallerieberitts, Typen eines. Von O. Fikentſcher* I. 753. II. 813. III. 913.
Kein Brief für mich? Gemälde von Ricardo Balaca* 615.
Kindertypen, Wiener. Von K. Zâdnik* 613.
Kleine Marina, die. Novelle von Eliſe Polko 721. 742. 761.
Kleinen, für unſere. Mit Bildern von J. Adam* 594.
Konziliumſaales in Konſtanz, die hiſtoriſchen Fresken des. Gemalt von Fr. Pecht*. IV. Kaiſer Maximilian in Konſtanz 806. V. Einführung der Reformation in Konſtanz 1519 -1527 974.
Kraus, Karl Freiherr v., Präſident des öſterreichiſchen Reichsgerichts, Kanzler des Vließordens ꝛc., der Neſtor der Staatsbeamten* 534.
Kunſtausſtellung, die internationale in München* 808. Von Karl Albert Regnet I. 995. II. 1034.
Kynaſt, der* 754.

Lachen, Geſchichte von Einem, der ſein, verkauft hat. Ein Märchen von A. Seyfried. Illuſtrirt von Peter Krämer* 873.
Landpartie, die verunglückte. Humoriſtiſche Bilder von A. Nikutowski* 972.
L'Arronge, Adolf. Von Emil Dominik* 726.
Lawinenſturz, der, von der Villacher Alpe auf Bleiberg* 556.
Leben, aus dem, und der Geſellſchaft. Skizzen von Anna Gräfin Pongrácz. V. Kontraſte 816.
Londoner Saiſon, von der* 774.
Lotterieziehungen im Monat Mai 596. Juni 676. Juli 776. August 857. September 957. Oktober 1035.
Luftkuren und Luftkurorte. Von Dr. H. Reimer 663.

Malvaſier, was iſt und woher ſtammt er? Wein- und Reiſeſtudien aus dem Südoſten. Von Karl Braun-Wiesbaden 875.
Manteuffel, General-Feldmarſchall Freiherr v.* 883.
Marionettenſpiel, das. Von E. M. Vacano* 1034.
Marokko. Der Abend auf den Terraſſen* 806.
Melbourne ſ. Antipoden.
Mit dem Leben verſöhnt. Erzählung von Hans Warring 781. 810. 830. 850. 870.
Modell, das. Novelle von George May 621. 650. 670. 690. 710.
Moriſtân, das, des Kalaûn in Kairo* 986.
Moritz, St., im Oberengadin. Von B.* 906.
Moſel, an der. Von Emil Dominik* 627.
Mozartiana in Salzburg. Von Aug. Silberſtein* 788.
Münchener Umzugsbilder. Von L. Bechſtein* 536.
Mütter und Kinder, für. Silhouetten von Friederike Medem* 1013.
Mutterglück. Nach einem Gemälde von J. Munſch* 681.

Napoleon, Prinz, Viktor Jérôme Friedrich* 948.
Nationalmuſeum, das königlich bayeriſche. Von Karl Albert Regnet* 854.
Nautiſchen Kongreß, vom, in Berlin. Mit Bildern von H. Lüders* 528.
Neue Welten. Geographiſche Skizzen von C. Frhr. v. d. Goltz. IV. Die Zulukaffern und ihr Land. 1. 614. 2. 655. V. Afghaniſtan. 1. 683. 2. 707. 3. 734. VI. Die Engländer in Centralafrika 806. 854. VII. Die Iſthmus-Durchſtechung in Mittelamerika* 954.
Neugeborene, das. Gemälde von W. A. Bouguereau* 568.
Nonne und Weltkind. Gemälde von L. Paſſini* 647.
Notizblätter 527. 547. 567. 586. 606. 626. 646. 666. 686. 706. 726. 747. 767. 786. 806. 827. 846. 866. 887. 907. 927. 946. 966. 987. 1007. 1026.
Notre Dame des Flots. Novelle von Karl Edmund Edler 522. 542. 570. 590.

Oberon. Von Chr. M. Wieland. Illuſtrirt von Gabriel Max und Guſtav Cloß* 652. 748. 828. 908.
Oeſterreich, die kaiſerliche Familie von* 567.
Oſterhas, der. Woher es kommt, daß die Haſen an Oſtern Eier bringen. Ein Märchen für artige Kinder. Von L. v. W. Illuſtrirt von K. Kögler* 553.

Paris, das kaiſerliche. Von Leo Warren. XI. Die Geſellſchaft und die Salons 535. 546. 563. 814. 877.
Pariſer Cafés, über. Von Leopold Hamburger 934.
Pariſer Frühling. Von Georg Horn 735. 752.
Peißenberg, auf dem Hohen. Von H. N.* 946.
Photographie und Kunſt. Altdeutſche Trinkſtube* 674.
Picknick, ein. Gemälde von E. Boutibonne* 867.
Pinzgau, im ſalzburgiſchen* 656.
Pitty und Huckelchen. Humoriſtiſche Bilder von C. Arnold* 1033.
Plagegeiſt, der kleine. Skizze von K. Wimmer* 826.
Plaudereien am Kamin. Von Paul v. Weilen. Zweite Serie. VI. 774. 794. VII. 1015. 1031.
Politiſchen Warte, von der. Von Benno Reden 836.
Porträtſkizzen und Erinnerungen. Loſe Blätter von Eliſe Polko. III. Aus blauen Tagen 894.
„Prinz Adalbert", von der deutſchen Korvette. Mit Bildern des Malers C. Saltzmann* IV. 647. V. 727. VI. 935.
Prinzeſſin, eine amerikaniſche. Von Udo Brachvogel 675.
Pulvertransport, ein. Harmloſer Bericht eines Lieutenants. Von G. v. A.* 792.
Puttkammer, Staats- und Kultusminiſter v.* 906.

Quadraträthſel 657. Auflöſ. 677.

Räthſel 537. 617. 717. 736. 757. 797. 817. 917. 957. 978. Auflöſ. 557. 637. 736. 757. 777. 817. 837. 937. 977. 997.
Ramsau, in der. Von Dahlke 975.
Reichsbank, die deutſche. Von Erdmann Auer. I. 523. II. 577. III. 635.
Reichstags, die Präſidenten des deutſchen* 746.
Rezenſent, der. Novelle von Viktor Blüthgen 641. 661. 681. 703. 730. 750. 770. 790.
Rösſelſprung Nr. 9. 557. Nr. 10. 617. Nr. 11. 677. Nr. 12. 777. Nr. 13. 818. Nr. 14. 858. Nr. 15. 898. Nr. 16. 977. Nr. 17. 1036. Auflöſ. 578. 637. 697. 797. 837. 878. 917. 997.
Roma, die Zauberin. Von Hermann Oelſchläger 914. 934. 953.
Roſenzeit. Gemälde von W. Schütze* 914.
Rothen Erde, eine Plauderei von der. Von Karl Braun-Wiesbaden 814.

Schach 537. 557. 578. 597. 617. 637. 657. 677. 697. 717. 736. 757. 777. 797. 817. 836. 857. 877. 897. 917. 937. 957. 977. 997. 1017. 1036.
Schachbriefwechſel 537. 617. 637. 657. 697. 717. 757. 797. 837. 858. 878. 937. 957. 977. 1036.
Schachturniere, Rückblick auf die letzten großen. Von Jean Dufresne 996. 1014.
Schliemann, Heinrich* 634.
Schnitzeljagd* 715.
Scholz, Wilhelm, Chef der Finanzverwaltung des deutſchen Reichs* 1006.
Schüchterner Verſuch. Gedicht* 945.
Schwäbiſchen Dorfe, aus einem* 716.
Schwarze Hanns, der. Von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath 756.
Schwarzes Allerlei. Humoriſtiſche Skizzen von P. F. Meſſerſchmitt* 653.
Sehnſucht. Gedicht von J. v. Eichendorff. Illuſtrirt von Th. Hoſemann* 992.
Sigmaringen, das fürſtlich hohenzollern'ſche Reſidenzſchloß. Von E.* 787.
Silhouetten, drei. Von W. B.* 892. 893.
Sirayo's Kraal, die Einnahme von* 528.
Soldatenball, Bilder vom, von G. Kridel* 573.
Sommerbalanz-Träume. Von Erdmann Wagner* 673.
Stadt und Land. Gemälde von John Davis* 936.
Strauß, Johann. Von S.* 926.
Streitfragen und Hiſtorien. Feuilletons von Karl Emil Franzos. V. Originale 531. 551. VI. Der Juden-Papſt 595. VII. „Bildung" 695. VIII. Originale 834. IX. Allerlei Romantiſches 967.
Stuart, Maria, und Riccio* 595.
Syrierin, eine. Von M.-B.* 674.
Szegedin.* I. Vor der Ueberſchwemmung. II. Die Schreckenstage Szegedins 556.
Szegedins Ueberſchwemmung, Bilder aus* 563.

Telegraphenamt in Berlin, ſ. Haupttelegraphenamt.
Teplitz, die Quellenkataſtrophe in. Von Silberſtein* 535.
Tewfik Paſcha* 966.

Ueberraſcht* 1015.
Um ein Herz. Novelle von C. Falk (Fortſetzung) 530. 550.
Univerſitäts-Bootwettfahrten, die. University Boat Races. Von Leopold Katſcher 694.

Verlaſſenen, die* 906.
Verlorene Briefmappe, die. Novellette von Otto Girndt 601.
Verluſt, ein unerſetzlicher. Humoriſtiſche Bilder von C. Stauber* 633.
Vogelneſt, am* 887.
Vogelwelt, eine Idylle aus der. Von H. Giacomelli.* III. Die erſten Eier 632. IV. Das Brüten 732. V. Durch die Vorſehung bewacht 812. VI. Fütterung 952. VII. Ein Schrecken 1032.
Votiv- (Salvator-) Kirche, die, in Wien. Von S.* 586.

Walachiſche Bauernfrau, eine* 966.
Weber, Max Maria v. Von Prof. F. W. J.* 606.
Weißen Hauſe zu Waſhington, eine Kabinetsſitzung im* 750.
White, Andrew Dickſon* 693.
Wiener Ringſtraße, Bilder von der. Von F. Groß. Illuſtrationen von K. Zâdnik* 1028.
Wiener Ringſtraßen. 4. Der Franz-Joſephs-Kai. Von A. S.* 735.
Wolfsjagd, meine erſte und meine letzte. Von W. v. Dünheim. Mit Bildern von Karl Rechlin* II. 592.

Zwiegeſpräch* 687.

Über Land und Meer.

№ 27.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1878—1879.
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Notre Dame des Flots, Novelle von Karl Edm. Edler. — Die deutsche Reichsbank, von Erdmann Auer. I. — Notizblätter. — Die Einnahme von Sirajo's Kraal. — Vom nautischen Kongreß in Berlin, mit Bildern von H. Lüders. — Um ein Herz, Novelle von G. Falk. Fortsetzung — Streitfragen und Historien, Feuilletons von Karl Emil Franzos. V. Originale. — Bulgarisches Bauernhaus. — Prinz Friedrich von Hohenzollern und Prinzessin Luise von Thurn und Taxis, von D. — Karl Freiherr v. Kraus, Präsident des österreichischen Reichsgerichts, Kanzler des Bließordens rc., der Nestor aller Staatsbeamten. — Die Riesentreppe des Dogenpalastes in Venedig. — Die Quellenkatastrophe in Teplitz, von Silberstein. — Das kaiserliche Paris, von Leo Warren. XI. Die Gesellschaft und die Salons. — Schach. — Auflösung des Arithmogriph in Nro. 26. — Bilderräthsel 27. — Auflösung des Bilderräthsels 26. — Räthsel. — Briefmappe.

Illustrationen: Friedrich, Prinz von Hohenzollern, und seine Braut, Luise Prinzessin von Thurn und Taxis. — v. Kraus, österreichischer Reichsgerichtspräsident. — Inneres einer bulgarischen Bauernstube, von G. Durand. — Die Quellenkatastrophe in Teplitz von Franz Kollarz. — Nautisches: Versuch des Steuers auf die Schraube; Das Probiren der Tragkraft; Das Anlegen des Schwimmgürtels; von H. Lüders. — Treppenaufgang zum Dogenpalast in Venedig. — Der Zukunftkrieg. Einnahme von Sirajo's befestigtem Kraal am 12. Januar, von J. F. Marshall. — Münchener Umzugsbilder, von L. Bechstein.

Notre Dame des Flots.

Novelle

von

Karl Erdm. Edler.

(Nachdruck verboten.)

Im Westen der Seestadt Hâvre steht eine mächtige Erdmasse aus dem Kanal La Manche empor, das Cap La Hève. Gleich einer düsteren Coulisse schiebt es sich bei Tage vor die leuchtende Meereszweite und am Abend vor die Untergangssonne. Die Wolkenhelle über seiner Höhe wird von den dunklen Umrissen einer Kirche durchbrochen, deren Nadelthurm sowohl von Hâvre aus gesehen wird und den Seefelsen in dessen Hinterlande, als auch von der Côte de Grâce herüber, deren niederer Höhenzug jenseits der Seinemündung den Horizont abschneidet, und endlich weithin vom Meere aus. In jener Kirche thront Unsere liebe Frau der Wellen, der Schiffer und Schiffe Schutzfrau, Notre Dame des Flots. Hinter dem Altar des Kirchleins hat man die Apsis bis zur Höhe der Mauer geschlossen; nur der Spitzbogen oben ist offen geblieben, und in demselben weit zurück, gleichsam schwebend unter den bunten Kreuzgurten des Gewölbes, ist Unsere liebe Frau zu sehen mit dem Kindlein auf dem Arme. Unerreichbar aus der Chortiefe, unnahbar zurücktretend, weit entrückt den Menschen schwebt das hehre Frauenbildniß in der Höhe, scheue Ehrfurcht weckend. Aber die bleiche Stirn unter den schwarzen Haaren, dieser schmerzlich aufzuckende Mund, dieses weh hinabgeneigte Haupt mit dem stillen, weiten Blick, als sähe er das jammerreiche Entsetzen des Schiffbruches auf allen Ozeanen — dieß rückt das erhabene Frauenbild wieder so menschennahe, macht es so menschengleich, daß man meint, ihm irgendwo begegnet zu sein unter den erdenwandelnden, thränenverbergenden Menschen. Pallas Athene einst auf der Akropolis dem meerdurchfurchenden Griechen — Unsere liebe Frau der Wogen heute, aufleuchtend in Sturmesnacht und Todesnoth!

«Étoile du matin, Notre Dame des Flots,
Tu reçois tous les voeux des pauvres matelots.
De ton temple sacré, vu de loin sur les eaux,
Délivre du peril et marins et vaisseaux!»

— sagt eine der Votivtafeln. Sie decken, eng aneinander gedrängt, rings die Wände, zumeist Bilder der Schiffe, vom elfenbeingeschnitzten Dreimaster bis zum unbeholfenen Bleistiftumriß der Fischerbarke, datirt aus allen Erdtheilen, rührend zuweilen durch die Naivität der Inschrift, wie: „Petit travail sans aucun talent, d'un mousse, offert à Notre Dame des Flots, par reconnaissance," oder ergreifend in ihrer wortkargen Einfachheit: „J'ai prié et j'ai été exaucé." Und so dicht neben und über einander bis hinauf an das Kreuzgewölbe, dazwischen hie und da auch wohl die Brautkrone der Schiffersfrau als hommage à Notre Dame, Unserer lieben Frau zunächst aber der Fischer letzte Stützen, Krücken in ganzen Bündeln, reife Erntegarben, die der Tod niedergelegt.

Mitten unter den Votiven hängt ein ärmlicher schwarzer Holzrahmen mit einer Glasdecke. Darin liegen vielfach verschlungen und über einander gewunden zwei Haarflechten. Das Weib, dem sie gehörten, hat unter ihrer Last das Haupt wohl gesenkt tragen müssen; wenn es dieselben aber gelöst niederfluten ließ, so hat es seinen Leib ganz darein hüllen können wie in ein lang wallendes Gewand. Sie haben die Farbe reifender Aehren, und wenn ein Sonnenstrahl darüber gleitet, sind sie anzusehen wie mattes Gold. Sonst ist nichts in dem Käfichen, der Holzrahmen trägt keinen Namen; auch der schmale Wandstreifen darüber zeigt keinerlei Inschrift oder Widmung. Es ist eine rührend scheue Gabe an Unsere liebe Frau, stumm verzagt und doch so herrlich, daß eine Königin sie nicht zu widmen vermöchte.

Und rührend wie die Gabe ist die Geschichte derselben; darum mag sie auch hier erzählt werden. Wen sie etwa zu wehe anmuthet, der gedenke eigener Herzensnoth und des Entsagungsfriedens, der ihm daraus erwachsen ist, und auch dessen, wie jedes Leid die Menschen aneinander binder gleich einer heiligen, hohen Lehre, die für Alle gesprochen worden. Sieht er dabei in seiner Herzenstiefe den stillen, klaren Glanz allein, welcher dem Schiffer aus der Tiefe des windlosen Meeres entgegenleuchtet, dann lege er die Geschichte beiseite. Dann habe ich sie nur mir selbst vorerzählt, wie so manches Mal, wenn ich in dem Kapkirchlein vor dem stummen, schwarzen Rahmen stand und aus der Tiefe das Brausen der See hereintönte.

*

In der Normandie, unweit der Stadt Louviers, lag ein kleiner Edelsitz recht heimlich abgerundet und abgeschlossen von der Welt. Die Eure ließ ihre Wellen in weit geschwungener Windung die Grenze des Parkes umschwimmen, und an der entgegengesetzten Seite flossen in ähnlicher Krümmung, als Grenzrain des Gebietes, niedere Hügelwellen am Horizonte hin. Folgte man vom Eureufer der Parkallee, so wandelte sich das tiefe Dunkel uralter Baumriesen allmälig in lichteres Vorholz, dann in anmuthig zerstreute Gruppen von Jungbäumen und Strauchwerk und endlich in einen Blumengarten. Mitten aus den duftig zarten Blüten des Tages reckte sich drohend und düster ein Ueberbleibsel vergangener Jahrhunderte, eine ungefüge, altersgraue Steinmasse mit steilem Dache und schwerfälligen Mauerthürmen. In dem bewohnten rechten Flügel hauste eine bejahrte Wittwe, Frau von Mersay. Ihr Besitzthum, das sie selbst verwaltete, war nicht von weiter Ausdehnung. Wenn sie bei der rastlosen Rührigkeit ihres Wesens einmal Zeit gefunden hätte, aus dem Erkerfenster zu blicken, so hätte sie dasselbe wohl mit ihrem scharfen Auge umspannen können. Jenseits der rechten Seitenmauer des Gartens standen die Oekonomiegebäude auf dem Waideland angereiht, geradeaus aber übersah das Auge Ackergrund und Wiese bis an den niederen Hügelzug, gegen den sich links in der Ferne ein Wald vorschob. Das war Alles, was Herr von Mersay seiner Wittwe hinterlassen, und genau so viel, als er selbst von seinem Vater geerbt hatte. Ein starrer Legitimist und unbeugsam in der ererbten Haltung seiner Familie beharrend, hatte er in das neunzehnte Jahrhundert geragt wie seine Zwingburg, ungefüge, aber ehrwürdig. Mit keiner der neuen politischen Parteien paktirend, war er durch die Verhältnisse auch von Männern seiner Gesinnung ferngehalten worden und sah aus seiner Abgeschiedenheit nur hie und da einmal verwundert und kopfschüttelnd zu, wie auch diese in den Strömungen eines seltsamen neuen Geistes dahinschwammen. Es geschah dieß, wenn ihm zufällig einmal eine Zeitung in die Hände gerieth und er die stolzesten Namen des alten Königreiches durch deren Spalten hingeschleift fand. Er begriff die Duldsamkeit dieser Männer nicht, wenn ein Schreiber für einen Sous Jedwedem auftischte, daß sie eine Soirée gegeben, beim Rennen gewesen, nach Baden-Baden abgereist oder im Bois de Boulogne mit einem neuen Gespann erschienen seien. Statt ihre Ehre mit der Degenspitze zu verfechten, traten sie als Kläger oder Geklagte vor die Gerichtsschranken, und wenn sie Gutes thaten, so las man es in Franken und Centimen ausgedrückt bei den Tavernetischen und an den Straßenecken im Journal. Wenn Herr von Mersay gar einen altlegitimistischen Namen an der Spitze irgend einer industriellen Unternehmung fand, ward er roth bis an die Haarwurzeln und zerfaserte das Journal langsam in winzig kleine Streifchen. Die Welt, die sich so gebahren konnte, war ihm unverständlich; die Welt, wie er sie verstand, hatte ihn sein Vater kennen gelehrt, den Himmel aber ein alter Abbé. Das war sein Wissen, sein Handeln aber hatte in Allem die Richtschnur, des Hauses Wappenschild unbefleckt zu erhalten und dessen Glanz nicht einmal überhauchen zu lassen vom Athem der Menge. So lebte er in seiner Weltabgeschiedenheit, that das Rechte und Gute, das Rechte ohne Geräusch, das Gute insgeheim. Vermehrt hat er dabei seines Vaters Erbe nicht. Und doch war er den ganzen Tag thätig. Bei grauendem Morgen sah man schon seine Riesengestalt auf einem normännischen Schimmel zwischen den Feldern hinreiten, und wo seine große Habichtsnase auftauchte, griffen die Leute doppelt fleißig an ihre Arbeit. Er war ihnen ein guter, hülfreicher Herr, er verstand selbst zu thun, was er anordnete, und griff auch wohl selbst zu, wo es Noth that. Er wog dann mit seiner Kraft zwei starke Männer auf, und wenn etwa ein Rad trotz Ochsengespann und Knecht nicht aus dem Wiesengraben hervorwollte, er brachte es sicher mit Einem Rucke heraus. Er wurde dabei nicht einmal so roth wie damals, als ihm Herr Chauvel, ein Fabrikherr aus Louviers, auseinandersetzte, daß er in der Mitte eines der blühendsten Industriearrondissements mit der Oekonomie allein nicht reüssiren könne, ungeachtet aller unermüdlichen Thatkraft in Haus, Feld und Stall. Da ihm Chauvel dann in Ziffern nachweisen wollte, wie viel Vermögen er die Eure hinabschwimmen lasse, deren prächtige Wasserkraft unbenützt an dem Parkufer nage, sagte er: „Wir können dieselbe Rolle nicht spielen, Herr Chauvel, so wenig als denselben Namen tragen."

Frau von Mersay, in den gleichen verblichenen Anschauungen einer noch einsameren Feudalburg der Bretagne aufgezogen, entfaltete dieselbe Rührigkeit im Hause, im Geflügelhof, im Gemüse- und Obstgarten. Der einzige Moment, da man sie ruhig sitzen sehen konnte, war Morgens, wenn sie ihre Chokolade trank. Sie entwarf dabei das Programm der jeweiligen Arbeit, und es bedeutete ihr einen unheilvollen Tag, wenn der Löffel mit dem Wappen der Mersay nicht inmitten der mit Reismehl verdichteten Chokolade aufrecht stecken blieb. Sonst sah man die grünen Haubenbänder unter dem freundlichen, vollen Gesicht bald da, bald dort plötzlich auftauchen und sie machten bei den Mägden denselben aneifernden Eindruck, wie die gewaltige Habichtsnase ihres Gemahls bei den Knechten. Als dann Herr von Mersay in Folge eines Sturzes vom Pferde plötzlich gestorben war, verdoppelte sie ihre Rührigkeit, da sie nun auch die Oberleitung der Oekonomie führte, während der alte Oberknecht die Beaufsichtigung des Einzelnen übernahm. Es ging Alles wieder den alten Gang, nur flatterten die Haubenbänder der Herrin nicht im Umkreise des Hauses allein, sondern auch zwischen den Feldern auf und sie hatten nicht mehr die sattgrüne Wappen- und Lieblingsfarbe des Herrn von Mersay, sondern waren seither schwarz und blieben schwarz. Sie standen auch jetzt so besser zu dem Gesichte, das seit dem Tode Mersay's an Farbe und Fülle verloren hatte. Ihre Umgebung merkte das nur nicht so bei dem täglichen und stündlichen Verkehr und ward bloß darüber nachdenklich, daß die Morgenchokolade oft unberührt stehen blieb, selbst wenn der Löffel unbeweglich darin emporstand. Die Beweglichkeit ihres Wesens war dieselbe geblieben, und die unverrückbare Richtschnur ihres Handelns war das Thun und Lassen ihres verstorbenen Gemahls, mit selbstloser Hintansetzung der eigenen Ueberlegung. Herr Chauvel war aus Louviers zu einem Beileidsbesuche gekommen und hatte ihr den hinterlassenen Besitz um eine hohe Summe abkaufen wollen.

„Madame," sagte er, „gestatten Sie mir bei den langjährigen freundlichen Beziehungen zu Ihrem Hause, Ihnen die Last abzunehmen, der Sie erliegen müssen, da dieselbe der energischen Kraft eines Mannes bedarf. Noch mehr — Sie haben das Glück, eine Tochter zu besitzen. Fräulein von Mersay ist in dem Alter, in die Welt eingeführt zu werden, in der sie durch ihre Eigenschaften einen hervorragenden Rang verdient. Ich habe es bei dem Vertrauen, mit dem mich der Verstorbene in seinen finanziellen Angelegenheiten und vielfach auch in anderen Dingen ehrte, für eine heilige Pflicht gehalten, so zu sprechen. Wollen Sie es meinen weißen Haaren zugute halten, daß ich es gewagt habe, dieser Pflicht unumwunden nachzukommen."

„Ich danke Ihnen, Herr Chauvel, und bitte Sie, mir ebenso offen zu sagen, ob Herr von Mersay den Besitz veräußert hätte, um Fräulein von Mersay in die große Welt einzuführen?"

„Nein, Madame."

„Sprechen wir also nicht weiter davon, mein Herr." —

Fräulein von Mersay, über die jenes Gespräch erging, war weiß, schlank und zart wie der Seraph in dem alten Madonnenbilde, das über ihrem Bette hing, gut gegen Mensch und Thier und Blume, wie die liebe Sonne, träumerisch wie der Mond, zu dem sie so gerne in ihrer Fensternische mit den großen blauen Augen emporschaute. Die Augen sahen dabei zwischen den Haaren hinaus wie zwei blaue Himmelsstellen aus sonnengoldigem Gewölke.

Wenn sie aber am Morgen durch den Garten hingeht, da hängen diese goldigen Haare aufgelöst und leise gewellt nieder bis an den Saum des Kleides, anzusehen wie die flutende Flur reifer Aehren, wo ein Lüftchen sich hebt. Die Augen schimmern dazwischen hervor wie zwei einsame Kornblumen, verloren unter Tausenden von Aehren. Sie bleibt dabei vor jeder Blüte stehen, die sich über Nacht der Sonne aufgethan, und sieht sie fragend an. Aber die Blume wiegt sich nur so sachte hin und wieder und antwortet mit süßem Dufte allein. Ueber ihr raunen die tausend Blätter der Bäume, unten murmeln die tausend Wellen des Flusses, rings um sie summen die tausend geschäftigen Bienen und Fliegen; aus dem Gezweige, vom Zaune, in Busch und Wolkenhöhe schallt der Vögel Getön.

Sie lauscht, da und dort stille haltend, allen den Lauten, was sie wohl bedeuten und ihr sagen. Aber sie versteht es nicht.

Dazwischen denkt sie an die Reden des Oheims Godefroy. Auch an seine Bücher, darin es zu lesen war, wie die Welt so unsäglich groß sei und in ihrer Weite aller Orten laut, zumal darin die Menschen alle, Millionen, die da lachen und weinen, jauchzen und schluchzen — und wie verloren sie selbst unter ihnen hinginge, weil sie auch deren Tönen nicht verstände.

Denn in ihr ist Alles so stumm. Sie lacht und weint nicht.

Und das thut ihr auf einmal so wehe, daß es ihr den Athem beengt und die Hand ängstlich nach der Brust fährt. Da — sie lauscht plötzlich stille stehend — da fühlt sie darin etwas klopfen, hell, laut, hastig, ungestüm. Immer weiter lauscht sie und sinnt vor sich hin. Dann hebt sie leise zu lächeln an. Sie hat ihn gefunden, den Laut, den auch sie in sich trägt, wie alles Andere um sie her und in der weiten Welt. Einen armen, eintönigen Laut bloß — aber er macht ihr doch Freude. Sie muß jetzt nur noch nachsinnen, was er wohl bedeuten mag. Lange drückt sie die Hand gegen das Herz — aber sie hat es nicht enträthseln können.

Es ergeht ihr damit wie mit allem dem Andern. Wo und wann sie auch fragend hinaushorcht oder um sich blickt, immer kommt statt der Antwort die Frage wie ein Echo wieder zurück. Was aber in ihr selbst ist, vermag sie in Worten nicht zu sagen. Das ist wie ein Meer ohne Ufer, darin blühende Inseln aufzucken und dahinschwimmen mit seltsamen Blumen, die sie nie zuvor gesehen, mit Gestalten, die auf Erden nicht ihresgleichen haben, mit wundersam süßen Melodieen. Sie ist wohl in ihr Zimmerchen gestiegen, mit Stift und Pinsel die Bilder festzuhalten, welche in ihr wogen. Allein sie verziehen sich sachte ineinander schwimmend, und ihre Hand findet keine Linie, sie zu umgrenzen. Es gibt keine Farbe, die ihrer Farbe gliche, kein Licht, das leuchtete wie das ihre. Sie ist auch wohl am Abend in der Epheulaube gesessen und hat versucht, die wunderbaren Weisen schüchtern nachzusingen; auch diese verwandeln sich, ehe sie über ihre Lippen schweben. Sie sind nicht mehr zu erkennen. Darüber fängt ein Vogel an, im Rosenbusch neben der Laube zu singen. Er singt ganz allein. Alles schweigt auf einmal. Die anderen Vögel, Blätterrauschen und Wellenmurmeln, alle die unverstandenen Laute draußen sammt den inneren, unfaßbaren Harmonieen — Alles ist vor ihm so ganz verstummt.

Lauscht ihm Alles oder singt das Vöglein so laut? — denkt sie.

Ja, das ist die Nachtigall. Es ist so süß und wehe zugleich, ihr Getön, schluchzend bald und bald wieder aufjubelnd, Klagen und Jauchzen. — Indessen schwimmt der Mond zwischen den Baumkronen sachte am Himmel hinauf, weit hinaus schimmert das Land in dem bläulichen Lichte wie ein endloses, stilles Meer, darin dämmernd umrissene Gebilde auftauchen und räthselhaft emporstehen.

Und sie lauscht und schaut und träumt. Dann geht sie langsam heim und träumt, vor dem Madonnenbilde knieend, von dem Himmel. Zuletzt wacht nur noch der Mond in dem Zimmerchen und seine Strahlen gleiten leise immer weiter über den Boden bis zu den Füßen der Schlummernden.

Zu ihren Häupten aber schweben anmuthig verschlungen die Träume des Himmels, der Erde und ihres eigenen klopfenden Herzens. —

Blanche von Mersay hatte weder Bruder noch Schwester noch je einen Gespielen gehabt. Das nicht weit entfernte Louviers ward nur hie und da an besonderen Festtagen des feierlichen Gottesdienstes wegen besucht; intimere Bekannte gab es auch da nicht. Wie freundlich auch die Stadt anzusehen war und mit vielen Gärten anmuthig in das Flußthal der Eure gebettet balag: hinter dem hochwachsenden Grün bargen sich Fabriken, uralte Bauten verstellten neue Arbeiterhäuser und der ehrwürdige gothische Dom überragte vordringliche Schlote.

Der Pfarrer des benachbarten Dörfchens, ein gutherziger Greis, lehrte Blanche das, was er selbst in wenig Jahren erlernt und in den vielen Jahren seines Lebens nicht vergessen hatte. Sie fragte ihn anfangs viel mehr, als er antworten konnte, und Dinge, an die er selbst zuvor nie gedacht. Er ging immer nachdenklicher heim, je öfter er herüberkam. Herr von Mersay schüttelte wohl manchmal den Kopf und zog die buschigen Augenbrauen über der Habichtsnase zusammen, wenn er dem Plaudern des Kindes zuhörte. Er nahm es dann wohl auch auf den Schooß und fuhr ihm mit den Fingern über die Stirn, als wollte er von ihr etwas wegwischen. Das Kind empfand wohl die Schwielen der arbeitsrauhen Hand, aber die Hand merkte nicht, was hinter der feinen, glatten, weißen Wand war. Für Frau von Mersay aber war eine Rose immer eine Rose gewesen, und sie hätte nicht begriffen, daß ihr Duft an etwas mahnen könne. Nur die Lilie bedeutete ihr etwas: sie stand im Wappen der Mersay. Das Mädchen verstanden Beide nicht, und weil sie auch keinen Namen dafür hatten, was an ihm anders war, wie an ihnen selbst, so sagten sie: „Blanche ist Godefroy nachgerathen."

Godefroy hieß der jüngere Bruder des Herrn von Mersay, der einst in die Welt hinausgezogen war, weil ihm die Heimat zu enge, und eines Tages heimkehrte, weil ihm die Welt zu weit geworden. Müde und gebrochen kam er nur, daheim langsam hinzusterben, wie das verendende Waldthier sich noch mühsam aus dem Lichte in das abgeschiedene Dickicht hinschleppt. Wie Blanche hielt auch er oft stille, wenn er durch den Garten hinging, lauschte lange in die Weite und blickte dann wieder so heiß auf eine Blumenknospe nieder, als müßte sie sich davon öffnen. Oder man sah ihn lange Stunden an der Eure stehen und den heranschwimmenden Wellen entgegensehen oder dem Mond nachschauen, wie er langsam an dem Himmel fortschwamm. Im Hause war er zumeist schweigsam mit den Anderen, er redete fast nur mit Blanche allein. Sie verstand seine Reden nicht ganz, aber sie hörte ihm gerne zu, weil seine Stimme so mild und gut klang, und wenn er ihr mit der Hand über Haar oder Stirn fuhr, so war das ganz anders, als wenn es der Vater that. Des Oheims Hand war so weich und linde und es durchbebte sie immer dabei ein leiser Schauer. Sonst saß er bei den vielen Büchern, die er mitgebracht hatte, und strich sich dabei von Zeit zu Zeit die langen schwarzen Haare zurück, die ihm nach vorne fielen. Blanche setzte sich neben ihn und sah zu, wie die Haare, wenn er sie so zurückstrich, an den Schläfen schneeweiß glänzten. Auch daß er lächeln konnte, sah sie zuweilen; er that es jedoch nur, wenn er hustete und sich dabei nach der Brust griff. Er aber zeigte ihr die Bilder, welche in den Büchern mit Gold und hellen Farben gemalt waren. Später lehrte er sie auch darin lesen. Denn sie waren in der alten Sprache geschrieben, die vor Jahrhunderten in Frankreich war gesprochen worden, und erzählten von Königen und Rittern, Edeldamen und Köhlern, von Tugend und bösem Zauber. Wenn der Oheim sich dann von den Büchern aufrichtete, die Haare zurückwarf und hinausblickte, wohin die Wolken flogen, da dachte sie, daß er wohl selbst aussehe wie einer der Ritter, die auf Abenteuer ausgezogen und todwund heimgekehrt waren. Und sie hatte ihn darum noch lieber. Sie konnte es gar nicht sagen, wie sehr sie ihn lieb hatte.

Dann war der Oheim Godefroy eines Abends gestorben mit der Hand auf der Brust und dem Lächeln auf den Lippen. Die Ritter dagegen lebten fort in ihrer Seele, wie sie in das Morgenroth hinauszogen mit den wallenden Locken unter dem Helme und dem blühenden Herzen unter dem Harnisch, die Heiden zu schlagen, den Drachen zu erlegen und edle Frauen zu erlösen von widrigem Zauber. Da sie nun sonst Niemanden hatte, erzählte sie alle die herrlichen Heldenthaten Kyon vor, ihrem Hunde, den Oheim Godefroy vor dem Ertrinken gerettet und ihr hinterlassen hatte. Kyon war ein großer, struppiger Schäferhund und gar nicht schön, aber er hatte so treue Augen, mit denen er unverwandt zu ihr aufschaute, wenn sie unter einem Baume im Parke saß und ihm eifrig die wundersamen Geschehnisse der alten Zeit berichtete. Sobald sie aber schwieg, weil eine Erzählung zu Ende war, hob er die Pfote und rührte ihr sachte an das Knie. Sie solle nur weiter erzählen, er höre schon zu — hieß das wohl. Aber sie wußte nichts mehr. Darum ging sie jetzt oftmals in den Korridor, wo die Ahnenbilder aus einer glänzenderen Zeit ihrer Familie hingen. Nachdenklich stand sie stille vor ihnen, sann für jeden der Ritter eine Geschichte aus und fügte täglich ein neues Abenteuer in dessen wundersame Fahrt. Oder auch holte sie eines der Bücher des verstorbenen Oheims, die sie noch nicht gelesen, und saß damit mäuschenstille in einer tiefen Mauernische oder irgend einem Winkel des alten Schlosses, wo sie Niemand suchte. So hatte sie immer neuen Erzählungsstoff für Kyon bereit. Ihr aber that es dabei sehr leid, daß die alten Ritter nirgends mehr zu erblicken waren. Sie hätte sich gern von einem alten Zauberer quälen lassen, um sich von einem Ritter unter Todesgefahren befreien zu sehen. Allein sie waren ganz verschwunden. Blanche hatte das gemerkt, so oft sie mit ihren Eltern nach Louviers gefahren war und beim Betreten der Kirche die Männer darin überblickte auch die vornehmsten, die reichen Fabrikherren. Es war nicht allein der Rock, auch nicht der hohe schwarze Hut, den Jeder in der Hand hielt — sie wußte es nicht zu sagen, was es war, aber sie fühlte es ganz deutlich, daß von ihnen Keiner auf Abenteuer ausziehen würde. Die Welt aber ist so groß, und irgendwo — dachte sie — müßten doch noch solche Männer leben und Einer darunter, der um ihrer willen große Dinge unternehmen würde. Sie wußte auch ganz genau, wie er aussah, und hatte ihn Kyon mit jeder Einzelnheit beschrieben, damit er ihn nicht anbelle. Kyon hätte das auch so nicht gethan; denn nach der Beschreibung mußte er seinem Lebensretter Godefroy von Mersay ganz gleich sehen. Blanche träumte auch oft von diesem Ritter. Sie blickte auch gerne über die Gartenmauer in die Weite lauschend, ob sie ein heransprengendes Roß erhorche, oder am Parkrande die Eure hinauf, ob nicht ein bunt bewimpeltes Schiff herabschwimme mit goldenem Bug und flatternder Wappenflagge.

So verrannen die Jahre und das Kind erblühte zur Jungfrau. Aber sie ging immer noch in ihrer einsamen Fährte weiter durch das Land der Träume und schuf sich eine eigene Welt, von der nur sie allein wußte und in welche sie ihre Seele hineinwebte wie ein weiches weißes Band in einen farbenglühenden Kranz. —

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Reichsbank.

Von

Erdmann Auer.

(Nachdruck verboten.)

I.

Jeder Bewohner und Besucher Berlins hat gewiß den mächtigen Palast des Reichsbankinstituts in der Jägerstraße mit den breiten Spiegelscheiben der Beletage und den starken Eisengittern vor den Parterrefenstern gesehen — Viele sind auch wohl in demselben eingetreten und haben den schwirrenden und doch so geordneten Wechselverkehr in den weiten, großartigen Räumen und die ungeheuren Gewölbe angestaunt, in denen in Gold und Silber, in Münzen und Barren Summen niedergelegt sind, welche für Maß und Begriff eines Privatmannes schwindelerregende Zahlen repräsentiren. Aber außerhalb der finanziellen Geschäftswelt machen sich wohl nur Wenige einen klaren Begriff von dem Umfange der Thätigkeit und dem bedeutungsvollen Einfluß dieses Instituts, welches in unaufhörlichem Auffangen und Wiederausströmen eines großen Theiles des Nationalvermögens gleichsam das Herz für den finanziellen Organismus des deutschen Reiches bildet und mit dem wachsenden Verkehr zwischen den früher getrennten Theilen der deutschen Nation eine immer größere Wichtigkeit und einen immer größeren Einfluß gewinnt.

Um die Bedeutung dieses großartigsten Instituts, welches das neue deutsche Reich, das auf anderen Gebieten noch so viel Unfertiges zeigt, begonnen und durchgeführt hat, in ihrem ganzen Umfange klar zu übersehen, wird es nöthig sein, auf die Entwicklung des Bankwesens im Allgemeinen und dann insbesondere auch auf die Entstehungsgeschichte der deutschen Reichsbank einen kurzen Rückblick zu werfen.

Die Entstehung und der Name der Banken beruht auf dem Geldwechselgeschäft — die Geldwechsler in Italien betrieben ihre Geschäfte auf öffentlichen Plätzen auf einer dazu besonders hergerichteten Bank, und sie wurden daher Bankinhaber und ihre Geschäfte Banken genannt. Mit diesem allerersten und primitivsten Bankgeschäft verband sich zugleich der Handel mit Gold und Silber — die Bankinhaber gaben gemünztes Geld gegen Schuldscheine und Anweisungen entweder auf persönlichen Kredit oder auf Hinterlegung von Werthobjekten. Aus diesem ersten, allereinfachsten Geschäft der Geldwechselbanken entwickelte sich als nächster Schritt das Girogeschäft. Der Großhandel konnte nicht Zug um Zug geführt werden, sondern mußte, je mehr er an Schnelligkeit und räumlicher Ausdehnung gewann, den Kredit zu Hilfe nehmen, das heißt der Kaufmann war nicht mehr in der Lage, gegen jedesmalige Effektivzahlung seine Waare in Empfang zu nehmen, sondern er kam häufig in die Lage, durch Uebertragung eigener Forderungen an seinen Gläubiger sein Konto auszugleichen, was aber, trotz der Einführung der Wechselbriefe, dennoch oft auf mannigfache Schwierigkeiten stieß, die durch die vielfältige Münzverschiedenheit der früheren Zeiten noch vermehrt wurden. Man kam daher zunächst in Venedig, dem damals so bedeutenden Sitz des großen Welthandels, auf die Idee, ein Institut zu

gründen, in dessen Kasse eine Anzahl von Kaufleuten bestimmte Summen einzahlten, um darnach ihre Zahlungen unter einander durch bloßes Ab- und Zuschreiben der betreffenden Beträge auf dem Bankkonto eines jeden Einzelnen bewirken zu können. Da diese Zahlungen zunächst nur in dem bestimmten Kreise (giro) der Gründer und Theilhaber des Instituts geschehen konnten, so nannte man eine so gegründete Bank eine Girobank. Die erste solche Bank wurde im Jahre 1156 in Venedig gegründet, im Jahre 1349 trat die zweite zu Barcelona und im Jahre 1400 die dritte zu Genua in's Leben. In Deutschland dauerte es bei dem schwerfälligeren Verkehr länger, bis der Handel das Bedürfniß empfand, seine Bewegung durch Girobanken zu erleichtern vor Allem führte zur Begründung derselben die große Münzverschiedenheit der kleinen Staaten und noch mehr die namenlose Münzverschlechterung, welche im sechzehnten Jahrhundert in erschreckender Weise um sich griff, wie denn zum Beispiel vom Jahre 1540 bis zum Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts der Metallinhalt des holländischen Geldes um 48 Prozent reduzirt wurde. Die Unsicherheit, welche hieraus für den Handelsverkehr entstand, führte zur Gründung von Girobanken — im Jahre 1609 in Amsterdam, 1619 in Hamburg und 1621 in Nürnberg. Die Hamburger Bank ist die einzige, welche von den alten deutschen Girobanken noch besteht und welche sich auch in voller Ausschließlichkeit als Girobank erhalten hat; sie rechnete in ältester Zeit nach dem Speziesthaler, welcher drei Mark Silber enthalten mußte, dann nach der Kölner Mark fein Silbers, welche auf 27 Mark Banko und 10 Schilling festgestellt wurde. Diesen Rechnungsfuß hat die Hamburger Bank bis heute behalten. Die Mark Banko ist als Münze niemals geschlagen worden und die in

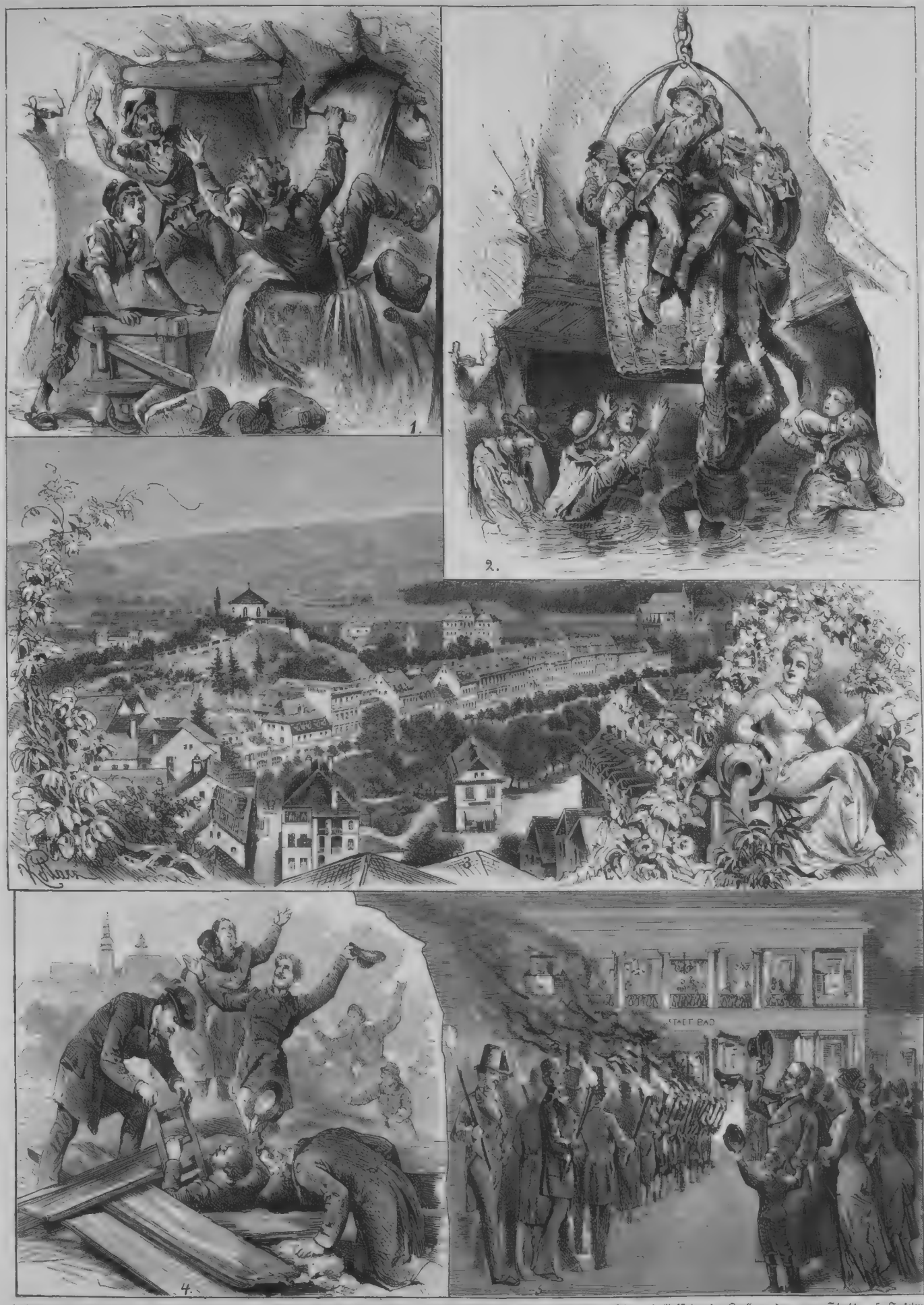
v. Kraus, österreichischer Reichsgerichtspräsident. Originalzeichnung. (S. 534.)

dieser imaginären Werthbezeichnung ausgedrückten Zahlen können daher durch keine Münzverschlechterung betroffen werden. Die Girobanken gewannen natürlich schon eine große Bedeutung für den Handel und eine schwerwiegende finanzielle Macht. Da die ersten Kaufleute zur Vermittlung ihrer Zahlungen durch Ab- und Zuschreibung bedeutende Kapitalien in die Bankkassen zahlten und dieselben, wenn sie auch dazu berechtigt waren, nur in höchst seltenen Fällen zurückzogen, so gebot die Bank jederzeit über sehr bedeutende Baarmittel, durch welche sie einen maßgebenden und bestimmenden Einfluß auf den gesammten Handelsverkehr auszuüben vermochte. Die große Sicherheit, welche diese auf der solidesten Grundlage gegründeten Banken nicht nur moralisch und finanziell durch den vereinigten Kredit ihrer sämmtlichen Theilhaber und durch die in ihren Kassen liegenden Summen, sondern auch sogar materiell durch die Vorkehrungen zur Aufbewahrung der Gelder gewährten, erweckte auch unter denjenigen Kaufleuten und Privatpersonen, welche nicht zu den Girotheilnehmern gehörten, ein so großes Vertrauen, daß man von allen Seiten den Banken Metallgold, Münzen, Barren und Werthgegenstände aller Art zur Aufbewahrung brachte. Die Banken, deren Einfluß und Kredit natürlich im Verhältniß der in ihren Kassen befindlichen Werthe steigen mußten, gingen bereitwillig auf solche Anerbietungen ein und dadurch entwickelte sich eine zweite Richtung ihrer Thätigkeit, nämlich das Depositengeschäft.

Aus dem Depositengeschäft folgte dann die dritte Phase der Bankthätigkeit, nämlich das Banknotengeschäft.

Die Bank stellte nämlich für die ihr anvertrauten Werthe Scheine an die Hinterleger dieser Werthe aus, diese Scheine, welche also Schuldscheine der Bank waren und das Recht gaben, die

Inneres einer bulgarischen Bauernstube. Zeichnung von G. Durand. (S. 534.)



1. Einbruch des Wassers in die Ossegger Kohlengrube. 2. Gefahr und Flucht der Arbeiter. 3. Teplitz-Schönau, von der Königshöhe gesehen. 4. Auffinden der Quelle in dem neuen Schachte. 5. Fackelzug.

Die Quellenkatastrophe in Teplitz. Originalzeichnung von Franz Kollarz. (S. 535.)

hinterlegten Depositalwerthe zurückzufordern, konnten von den Besitzern an andere Personen cedirt werden, und da die Bank einen großen Kredit genoß, so wurden ihre Depositenscheine im Verkehr leicht und gern als Zahlungsmittel angenommen, so daß sie oft lange Zeit durch viele Hände gingen, bevor sie der Bank zur Zurücknahme des Depositums vorgelegt wurden. Die Bank in Amsterdam erleichterte den Verkehr mit ihren Depositenscheinen bedeutend, indem sie die Uebertragungsformalitäten für dieselben sehr vereinfachte, so daß ein einfacher Vermerk auf denselben genügte, um sie rechtsgültig zu cediren. Die Bank von Schweden, welche im Jahre 1657 gestiftet wurde, that in dieser Richtung noch einen sehr bedeutenden Schritt weiter — sie bezeichnete auf ihren Depositenscheinen den Werth in ganz bestimmten Ziffern und verpflichtete sich, jedem Inhaber die auf seinem Schein angegebene Summe in baarem Gelde jederzeit auszuzahlen, wodurch dann diese Bankscheine zu einem dem gemünzten Gelde gleichen Zahlungsmittel wurden.

Ein weiterer Schritt der Vervielfältigung der Bankthätigkeit war dann das Diskonto- und Wechselgeschäft. Je mehr in dem kaufmännischen Verkehr der Wechsel an die Stelle der Baarzahlung trat, um so mehr mußte es in gewissen Fällen und bei Geschäften, welche des baaren Geldes bedurften, für die Geschäftsleute wünschenswerth erscheinen, im Falle des Bedürfnisses auch Wechselbeträge vor dem Verfalltage ausgezahlt zu erhalten. Dieß Geschäft, das heißt das Diskontiren der Wechsel, übernahmen nun die Banken gegen einen bestimmten Diskontoprozentsatz, um auf diese Weise ihre aufgehäuften Baarmittel ertragsfähig zu machen. Das Diskontiren der Banken und die Bedingungen dieses Geschäfts richten sich nach dem Kredit, welchen die Aussteller oder Inhaber des zu diskontirenden Wechsels bei der Bank genießen, sowie nach dem jedesmaligen Werth des Geldes. Die Banken setzen in Bezug auf letzteren Gesichtspunkt gewöhnlich einen Diskontsatz fest, den sie bei veränderter Geschäftslage auf dem allgemeinen Geldmarkte dann wechselweise erhöhen und erniedrigen. Zu dem Diskontogeschäft, welches noch bei Weitem mehr zu der Ausbreitung des Kreditverkehrs beitrug, als es das Girogeschäft gethan, trat dann weiter noch das Inkasso- und das Kontokorrentgeschäft. Das Inkassogeschäft besteht darin, daß die Banken gegen bestimmte Zinsen Forderungen dritter Personen, welche ihnen durch Wechsel oder Anweisungen übertragen worden sind, einziehen und nöthigenfalls die zur Einziehung erforderlichen Rechtsmittel in Anwendung bringen. Das Kontokorrentgeschäft ist eigentlich nur eine Erweiterung und Modifikation des Depositengeschäfts. Es besteht darin, daß Geschäftsleute oder auch Privatpersonen bei der Bank ein gewisses Kapital einzahlen und daß die Bank im Umfange der durch dieses Kapital repräsentirten Sicherheit jederzeit auf Anweisung der betreffenden Personen Zahlungen für sie leistet oder auch Vermögensgeschäfte für sie macht, wobei dann für das stillliegende Kapital eine Zinsvergütung von der Bank gezahlt wird, während dieselbe umgekehrt für die von ihr besorgten Geschäfte ihren Geschäftsfreunden Zinsentschädigungen anrechnet. Wenn die Einlage erschöpft ist, so muß eine neue Einzahlung erfolgen, wenn nicht der Kontokorrentinhaber der Bank so bekannt ist und ihr ein solches Vertrauen einflößt, daß sie ihm einen Blankokredit, das heißt einen durch irgend welche Werthe nicht gedeckten und gesicherten Kredit, gewährt. Das Kontokorrentgeschäft der Banken ist für den Handel und auch für den Privatverkehr eine der größten Erleichterungen, denn wo dasselbe, wie in England, allgemeine Annahme gefunden hat, wird baares Geld eigentlich nur im kleinen Detailverkehr gebraucht — alle größeren Geschäfte werden durch Vermittlung der Bank abgemacht und dieselbe leistet dem Publikum zugleich den Dienst einer Sparkasse.

Die vorstehend genannten Geschäfte schließen eigentlich den Kreis der Bankthätigkeit ab, da nun aber die Banken in Folge des Giro-, des Depositen- und des Kontokorrentgeschäftes stets eine große Menge von disponiblen Kapitalien in ihren Kassen hatten und naturgemäß darnach trachteten, diese Summen zu einem größeren Theile, als das Diskontogeschäft verzinste, nutzbringend anzulegen, so wendeten sie sich, außerhalb des eigentlichen Bankgeschäftskreises, auch noch zu anderen Thätigkeiten. Die wesentlichsten und nächstliegendsten derselben sind die Darlehensgeschäfte gegen Verpfändung von Werthobjekten, vorzugsweise von Staats- und industriellen Werthpapieren (das Lombardgeschäft) oder von Grundstücken (das Hypothekengeschäft). Die Banken bewirkten ferner den An- und Verkauf von Werthpapieren, das heißt sie betrieben das sogenannte Effektengeschäft, und endlich vermittelten sie auch die Aufnahme von Staatsanlehen unter verschiedenen Modalitäten. Alle diese Geschäfte überschreiten eigentlich vollständig den Kreis des eigentlichen Bankbetriebs und sie gerichen, wo sie, wie dieß bei neueren Instituten vorgekommen ist, zur Hauptsache werden, den Banken zu großer Gefahr, indem sie bei unvorsichtiger Handhabung die Sicherheit ihres Bestandes gefährden und dadurch den Ruin aller der Kreise herbeiführen können, für deren Besitz und Kredit die Bank das Fundament bildet.

Bei dem großen Einfluß, welchen die Banken nach den, vorstehend nur in übersichtlichster Kürze angedeuteten Richtungen auf den Handels- und Geldverkehr und auf die Sicherheit des Besitzes bei einzelnen Nationen haben mußten, war es natürlich, daß die Regierung und die Volkswirthschaft sich eingehend mit den Grundsätzen beschäftigten, welche für Bankgründungen und Verwaltungen maßgebend sein müßten, so daß sich eine vollständige Wissenschaft der Bankpolitik herausbildete. Ebenso wie auf dem Verkehrsgebiete sich die Systeme der Handelsfreiheit und des Zollschutzes schroff gegenübertraten, so entwickelten sich auch in Bezug auf die Banken zwei sich scharf gegenüberstehende Systeme, von denen das eine die vollständige Bankfreiheit verlangte, das andere, im Hinblick auf die Wichtigkeit des Bankbetriebes für das Gemeinwohl, die Gründung und Verwaltung von Banken von staatlichen Gesetzen und staatlicher Kontrole abhängig gemacht wissen wollte. Die vollständige Bankfreiheit ist bisher überall nur Theorie geblieben; thatsächlich hat der Staat mehr oder weniger überall beschränkend und leitend in das Bankwesen eingegriffen, indem er nicht nur den Bankbetrieb überhaupt an bestimmte Normativbedingungen knüpfte, sondern auch seinerseits große Centralbanken in's Leben rief und unter seine eigene unmittelbare Leitung stellte. Das einzige Beispiel vollständiger Bankfreiheit älterer Zeit bestand unseres Wissens in Schottland bis zum Jahre 1844. Dort konnte bis zu dem gedachten Zeitpunkte Jedermann ungehindert Banken errichten und Noten ausgeben, mit der einzigen Einschränkung, daß keine Banknote unter ein Pfund Sterling betragen durfte, wodurch dem Unwesen gar zu kleiner Banken entgegengewirkt werden sollte. Die Anhänger der Bankfreiheit weisen darauf hin, daß nach statistischen Feststellungen während jener Zeit der Bankfreiheit in Schottland das Publikum nur sehr geringe Verluste an den Banken gehabt habe, doch muß dagegen hervorgehoben werden, daß die nominelle Bankfreiheit auch in Schottland thatsächlich eine sehr wesentliche Beschränkung durch die gesetzliche Bestimmung erfuhr, nach welcher alle Bankinhaber solidarisch mit ihrem ganzen Vermögen — nicht nur mit ihren Bankantheilen — für die Schulden der Bank haften mußten. Eine solche Bestimmung gibt natürlich jeder Bank eine große Solidität, weil das Publikum stets einen gewissen Ueberblick über die Summe der vereinigten Vermögen aller Bankinhaber gewinnen kann und weil außerdem die Haftbarkeit mit dem ganzen Vermögen die Bankgründer und Inhaber zur sorgfältigsten und vorsichtigsten Verwaltung zwingt, da von der Existenz der Bank ihre eigene Existenz abhängt. Ein Bankinhaber, der mit seinem ganzen Vermögen für die Schulden der Bank verhaftet ist, wird niemals gewagten Geschäften zustimmen, wie er dieß zu thun geneigt sein kann, wenn er im Falle eines glücklichen Ausganges einen großen Gewinn erwarten darf — im Falle des Mißlingens aber nur seinen Bankantheil einzusetzen hat. Ebenso wird Nordamerika von den Anhängern der Bankfreiheit als Beispiel angeführt, mit der Behauptung, daß in der ersten Zeit nach der Befreiung der Vereinigten Staaten, in welcher Jedermann die Begründung von Banken frei stand, sehr geringe Verluste des Publikums stattgefunden hätten. Auch in Nordamerika aber bestand zu jener Zeit unter der scheinbaren Bankfreiheit die oben erwähnte tiefgreifende Beschränkung, daß jeder Banktheilhaber mit seinem ganzen Vermögen solidarisch haftbar war und außerdem noch waren die beiden ersten Banken, welche in Nordamerika gegründet wurden, nämlich die Bank von Nordamerika und später die Bank der Vereinigten Staaten, von der Regierung privilegirt und mit bedeutenden Geschäftsvortheilen ausgestattet. Sobald aber im Jahre 1814 jener ursprüngliche Rechtsgrundsatz der solidarischen und unbeschränkten Haftbarkeit aller Banktheilhaber aufgehoben wurde und die Banken Korporationsrechte mit der Bestimmung erhielten, daß jeder Theilhaber nur bis zur Höhe des Bankantheils für die Schulden der Bank verhaftet sein solle, traten die nordamerikanischen Banken in eine wilde und rücksichtslose Spekulation ein, gaben ohne jede Einschränkung ungedeckte Noten aus und gewährten die unvorsichtigsten Kredite, so daß in den Jahren 1837—39 eine schwere und verhängnißvolle Handelskrisis über Nordamerika hereinbrach, welche ihren Grund ausschließlich in der durch die solidarische Haftbarkeit nicht mehr eingeschränkten Bankfreiheit hatte. In Folge dessen wurde im Jahre 1847 ein Generalbankgesetz für die nordamerikanischen Freistaaten gegeben, in welchem man die Bankfreiheit, allerdings in einer, wie uns scheint, nicht sehr zweckmäßigen Weise einschränkte. Man richtete nämlich das ausschließliche Augenmerk auf die Sicherheit der von den Banken ausgegebenen Noten und bestimmte, daß zwar Jedermann das Recht habe, eine Bank zu errichten, daß aber jede Bank dagegen nur Noten bis zu dem Betrage ausgeben dürfe, welcher in Staatspapieren zum Parikurse bei einer Staatsbehörde hinterlegt sei. Zum Ueberfluß wurde noch bestimmt, daß im Falle eines Konkurses der Banken die Noteninhaber allen Depositaren vorgehen, ja daß sogar die Privatdepositen zur vollen Einlösung der Noten mit verwendet werden sollten. Diese Bestimmung, welche das Publikum schützen sollte, wirkte in Amerika sehr verhängnißvoll, im Gegensatz zu ihrer Absicht. Denn bei jeder Krisis wurden aus einer durch die erwähnte gesetzliche Bestimmung sehr erklärlichen Besorgniß sogleich sämmtliche Depositen der Banken gekündigt, so daß mehrfach Stockungen, die an sich leicht zu überwinden gewesen wären, durch das allgemeine und massenhafte Zurückziehen der Depositen die Ursache eines sofortigen Zusammenbruches wurden.

In Frankreich fand das Bankwesen erst spät Eingang und sein erstes Beispiel zeigte die beiden größten Fehler, nämlich erstens die vollständige Verschmelzung der Bankgeschäfte mit den Regierungsinteressen, und zweitens den Mangel jeder soliden Garantie für die Sicherheit des Bankvermögens und der Banknoten. Der Schotte Law gründete unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans auf schwindelhafte transatlantische Spekulationen hin eine Bank mit unbeschränkter Ausgabe von ungedeckten Noten, deren Kapital erst durch die Geldeinzahlung des Publikums beim Ankauf der Noten, welche ungeheure Gewinne versprachen, gebildet werden sollte. Er übernahm gegen die von der Regierung ihm ertheilten Privilegien, durch welche der Bank die Tabakspacht, das Münzrecht, die Generalpacht der Steuern und endlich sogar sämmtliche Staatseinnahmen übertragen wurden, die Bezahlung der Staatsschulden. Die Folge davon war, daß ganz Frankreich mit den Law'schen Banknoten überschwemmt wurde, welche bis auf die Höhe von drei Milliarden stiegen, während das dafür in die Bank geflossene baare Geld meist unvernünftig und unproduktiv ausgegeben wurde. Als das Bewußtsein sich Bahn brach, daß die Bank für die Noten keine Deckung mehr besitze, verloren dieselben ihren Werth und ein allgemeiner Landesbankerott war die Folge, obgleich Law schließlich seine ganze Bank der Regierung überließ und diese den natürlich vergeblichen Versuch machte, durch ein Verbot des baaren Geldes den Werth der Banknoten zu erhalten. Eine zweite Bank wurde dann in Frankreich im Jahre 1776 unter dem Minister Turgot gegründet, welche ihre Thätigkeit mit einem sehr starken Fonds begann und zuerst auch sehr gute Geschäfte machte, dann aber wiederum in den Fehler verfiel, das eigentliche Bankgeschäft zurückzustellen und Staatsanlehen zu vermitteln. Sie hatte im Jahre 1789 der Regierung bereits 170 Millionen Franken geliehen — die königliche Regierung war außer Stande, ihre Verpflichtungen zu erfüllen — die revolutionäre Regierung bezahlte die Darlehen in werthlosen Assignaten zurück und die Bank brach zusammen. Nach mehreren Versuchen während der Revolution und des Direktoriums, welche meist nur kleinere Privatdiskontokassen waren oder sich auf Hypothekenkredit beschränkten, wurde im Jahre 1800 die noch heute blühende Bank von Frankreich und zwar unter der unmittelbaren Mitwirkung der Regierung gegründet. Das Gründungskapital derselben war 30 Millionen Franken, welche in dreißigtausend Aktien zu tausend Franken vertheilt wurden und von denen die Regierung fünftausend selbst übernahm. Die Bank von Frankreich kehrte zu dem eigentlichen Bankgeschäfte zurück und hatte statutenmäßig der Regierung nur einen Kredit von 50 Millionen Franken offen zu halten. Obgleich ihr nach den gemachten Erfahrungen in Frankreich anfänglich ein großes Mißtrauen entgegentrat, so gewann sie doch durch eine richtige Leitung und durch die fortgesetzte Beschränkung auf solide Bankgeschäfte bald allgemeines Vertrauen und entwickelte sich so vortheilhaft, daß successive ihr Grundkapital erhöht werden konnte. Im Jahre 1806 hatte sie zwar eine schwere Krisis zu überstehen, weil Napoleon I. mit despotischer Rücksichtslosigkeit sie zu übergroßen Vorschüssen zwang, so daß ihre Bankgeschäfte litten und ihre Noten entwerthet wurden, aber schon im nächsten Jahre zahlte der Kaiser die Vorschüsse zurück und sie erhob sich wieder zu neuer Blüte, hat auch seitdem alle französischen Staatskrisen glänzend überstanden.

Die Bank von England wurde im Jahre 1694 gegründet und zwar ebenfalls, um der Regierung in finanziellen Verlegenheiten zu Hülfe zu kommen. Der schottische Kaufmann William Paterson stellte den Plan auf, nach welchem die Regierung eine Anleihe von einer 1,200,000 Pfd. St. ausschrieb, die von einer Gesellschaft von Kaufleuten zusammengebracht wurde durch zwölftausend Antheile zu je hundert Pfund. Die Regierung übernahm es, diese Summe jährlich mit acht Prozent zu verzinsen und ermächtigte die Gesellschaft der Antheilsinhaber, sich als Bank von England zu konstituiren und Bankgeschäfte zu betreiben. Die Gesellschaft erhielt das Recht, Banknoten bis zur Höhe der an die Regierung gegebenen Anleihe auszugeben, Güter und Ländereien aller Art zu erwerben, Wechsel und Metall zu kaufen und zu verkaufen, gegen Pfänder und Hypotheken Darlehen zu gewähren und an die Regierung unter Bürgschaft des Parlaments weitere Vorschüsse zu machen — Waarenhandel aber wurde der Bank nicht erlaubt. Auch verpflichtete sich die Regierung, jährlich viertausend Pfund Sterling zu den Verwaltungskosten der Bank beizutragen und befreite alles Bankeigenthum von allen Steuern. Die englische Bank begann ihre Operationen auf ziemlich schwacher Basis, denn sie hatte außer den Schuldbriefen über die der Regierung dargeliehenen 120,000 Pfd. St. nur noch einen baaren Fonds von 300,000 Pfd. St., um die ausgegebenen Banknoten einlösen zu können. Schon zwei Jahre nach ihrer Begründung, als die Regierung mit ihren Zinszahlungen in Rückstand geblieben war, mußte die Bank ihre Thätigkeit einstellen, doch kam ihr die Regierung mit neuen Privilegien und der Vermehrung ihres Grundkapitals zu Hülfe und sie raffte sich wieder auf. Durch ihre nahe Beziehung zu der englischen Regierung litt die Bank aber bei allen politischen Katastrophen, am meisten in dem Kriege gegen Frankreich; dagegen trat die Regierung auch immer wieder durch neue Begünstigungen helfend ein. 1816 war das Kapital der Bank auf 14,300,000 Pfd. St. gebracht, aber sie hatte auch der Regierung 5 Millionen wieder vorschießen müssen. Im Jahre 1825 befand sich die Bank in der Handelskrisis wegen des Andrangs zur Noteneinlösung ganz nahe an ihrem Zusammenbruch und hätte der Andrang noch wenige Tage länger gedauert, so hätte sie ihre Zahlungen einstellen müssen — doch überstand sie auch diese Katastrophe. Es würde hier zu weit führen, alle Details der Geschichte der englischen Bank zu berühren. Im Jahre 1844 wurde dieselbe durch

die Bankakte Robert Peel's wesentlich reformirt. Nach dieser Akte ist die Notenausgabe der englischen Bank in folgender Weise beschränkt: Es dürfen Noten cirkuliren, erstens von einem Kapital von 11,015,100 Pfd. St., welches die englische Regierung der Bank schuldet, zweitens von den Reservefonds, — drei bis vier Millionen, — drittens von dem Betrag des in dem Gewahrsam der Bank befindlichen edlen Metalles, etwa sechzehn Millionen Pfund Sterling, so daß die Bank für circa dreißig Millionen Pfund Sterling Noten ausgeben konnte. Die Verwaltung der Bank wurde in zwei Abtheilungen getheilt, von denen die eine sich ausschließlich mit der Ausgabe und Cirkulation der Noten beschäftigt, während die andere Abtheilung die kommerziellen Geschäfte besorgt. Außerdem wurde den übrigen Privatbanken das Recht gegeben, durch ihre bevollmächtigten Direktoren als juristische Personen aufzutreten, während bis dahin dieselben nur als eine Gesellschaft einzelner Personen betrachtet wurden und nur durch eine Vereinigung aller Theilhaber gerichtliche Geschäfte und Funktionen vornehmen konnten. Die Bank von England besorgt außerdem alle Geldgeschäfte der Regierung als deren Bankier und erhält dafür jährlich 130,000 Pfd. St., auch wurden ihre Noten zu einem gesetzlichen Zahlungsmittel erklärt und erhielten dadurch Zwangskurs, so daß Jedermann die Banknoten in allen Zahlungen anzunehmen verpflichtet ist.

Die übrigen Privatbanken und Aktienbanken wurden in dem Recht der Notenausgabe durch die Peel'sche Bankakte erheblich beschränkt und außerdem der Verpflichtung unterworfen, ihre Bücher jederzeit den Kommissären der Regierung vorzulegen. Die Folge davon ist gewesen, daß nur verhältnißmäßig noch sehr wenige Banken in England bestehen, welche das Recht der Notenausgabe besitzen, während auf der andern Seite gerade die Privatbanken im Depositengeschäft verhältnißmäßig eine größere Thätigkeit entwickeln, als die Bank von England, weil sie dem Publikum größere Erleichterungen bieten können. Den leitenden Mittelpunkt für alle Bankthätigkeit bildeten und bilden aber in Frankreich wie in England immer ausschließlich die beiden großen Nationalbanken.

Notizblätter.

Literatur.

— **Die „Kunst für Alle" ist der Titel eines verdienstvollen** Unternehmens der auf dem Kunstgebiete außerordentlich rührigen Verlagshandlung von P. Neff in Stuttgart. Sie bietet darin eine Sammlung der vorzüglichsten Malerstiche, Radirungen und Formschnitte des 15. bis 18. Jahrhunderts, mit besonderer Beziehung auf Kunst- und Kulturgeschichte, herausgegeben von dem durch seine reichen Sammlungen und sein Kunstverständniß bekannten Kunsthändler H. G. Gutekunst, mit erläuterndem Texte von L. Weisser. Die in Großfolio in photographischem Facsimiledruck ausgeführten Bilder sollen eine übersichtliche Darstellung der Entwicklungs- und Fortbildungsgeschichte der vervielfältigenden Künste geben und die Auswahl ist so getroffen, daß sich die Blätter des (auf 50 Lieferungen und 100 Blätter berechneten) Werkes später zu einer anschaulichen Geschichte des Kupferstichs, der Radirungen und des Holzschnitts, sowie zu einer Sammlung der Hauptwerke der sogenannten Peintres graveurs, andererseits aber auch zu einem kulturgeschichtlichen, von 1460—1760 reichenden Bildercyklus zusammenfügen lassen. Die Ausführung der Arbeit ist meisterhaft gelungen; was sonst nur schwer und um große Summen zugänglich war, kann sich nun Jeder verschaffen und zu Genusse führen, und wir sind durch Bild und Text dieses prachtvollen Werkes um ein großes Kunstbildungsmittel reicher. Eine französische Ausgabe des Prachtwerks ist bereits begonnen.

— **Amand v. Schweiger-Lerchenfeld, welcher uns kürzlich ein** treffliches Buch über Bosnien gegeben, schildert nun in seinem „Zwischen Pontus und Adria" (Wien, Hartleben) eine Tour um die Balkanhalbinsel. Das Terrain, das er hier betritt, ist zwar von zahlreichen Federn literarisch ausgebeutet, aber jede Landschaft gewinnt durch eine andere Beleuchtung ein neues Aussehen, und so haben wir diese Länder und Städte an der Hand dieses Führers mit Vergnügen und Genuß, ja mit mancherlei Belehrung wieder durchwandert. Der Verfasser weiß besonders seine Farben frisch und warm aufzutragen und die Landschaft durch originelle Staffage zu beleben. Namentlich haben uns die Sommerabende am Bosporus und die Wanderungen am dalmatinischen Gestade angesprochen.

— **Ferdinand Diefenbach hat seine „Deutsche Adelsgalerie"** mit einem würdigen Repräsentanten der edlen Geschlechter, mit dem „Grafen Franz zu Erbach-Erbach" (Darmstadt, Lit.-Artist. Anstalt) eröffnet. Das Buch bildet ein höchst interessantes Lebens- und Kulturbild aus dem Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Während es ein eingehendes Charakterbild des Helden bietet, das bewegte Leben desselben an unseren Augen vorüberführt, gibt es doch zugleich reiche Ausblicke auf die ganze Zeit und namentlich fesselnde Schilderungen der Höfe des vorigen Jahrhunderts, an welchen der Graf zu Besuche war. Außerdem ist es ein wichtiger Beitrag zur Adelsgeschichte und zur Geschichte jener herrlichen Alterthums- und Kunstsammlungen, welche heute so viele Kenner und Kunstfreunde nach den Erbach'schen Schlössern ziehen. Das Buch ist mit dem Porträt des 1823 gestorbenen Grafen geschmückt.

— **Der bekannte amerikanische Spiritist, Andrew Jackson Davis,** welcher sich den Zusammenhang des Geistigen und Leiblichen in den Erscheinungen nachzuweisen zur besonderen Aufgabe gemacht, hat in seinem „Vorboten der Gesundheit", übersetzt von W. Besser (Berlin, W. Besser), seine Studien nunmehr auf den praktischen Boden der Heilkunst übertragen und in demselben eine reiche Sammlung von ärztlichen Vorschriften für den menschlichen Körper und Geist in allen möglichen Krankheitsfällen gegeben. Das Buch ist trotz seiner etwas ungefügen Form und des Mangels an Ordnung in dem Aufbau des Ganzen doch im Einzelnen für Jeden, der über Geist und Körper ernster nachzudenken gewohnt ist, in vielen Beziehungen interessant und lehrreich, das Schrullenhafte des Spiritismus muß man freilich mit in den Kauf nehmen.

— **Die Krankenpflege, welche heute durch die organisatorische** Thätigkeit der von fürstlichen Protektorinnen unterstützten Pflegerinnenanstalten und Diakonissenhäuser eine völlig andere geworden, hat in dem „Taschenbuch für Krankenpflegerinnen 1879" (Weimar, Böhlau), welches von der Pflegerinnenanstalt in Weimar herausgegeben wird, ein trefflich eingerichtetes Handbüchlein für alle Tage erhalten. Neben einem umfassenden Kalender sind hier die besten Winke für das augenblickliche Bedürfniß der Pflegerinnen gegeben, auf zahlreiche Erfahrungen gebaut und mit der nöthigen Statistik ergänzt. Das kompendiöse Büchlein wird selbst jedem Privathaus gute Dienste leisten und da sein Ertrag einem wohlthätigen Zweck gewidmet ist, doppelt zu empfehlen.

— **Von Seubert's „Künstlerlexikon" (Stuttgart, Ebner & Seubert)** ist der zweite Band vollendet und dürfte der dritte Band, der auch die Nachträge enthalten wird, ehestens zu erwarten sein.

— **Von den „Denkmälern der Kunst" (Stuttgart, Ebner & Seubert)** erscheint nunmehr eine von Lübke und Lützow besorgte, verbesserte und vermehrte dritte Auflage, welche 186 Stahlstich- und 7 Farbentafeln nebst 30 Bogen Text umfassen und 2 Bände Quersolio bilden wird. Den Besitzern der ersten und zweiten Auflage wird ein Ergänzungsband zu 30 Mark geliefert.

Bühne.

— **Im Wiener Stadttheater wurden zwei Novitäten aufgeführt.** Rosen's einaktiges Lustspiel: „Im Schlafe" ist zwar eine Variation des alten Themas: „Die Schwiegermutter", aber kurz und gut. Es rollt wie eine Kugel frisch an's Ziel und trifft. Das kleine Stück stammt aus einer guten Werkstätte, in der geschickt gearbeitet wird, das sieht und hört man schon während der ersten Szenen. Die zweite Novität des Abends hieß: „Ein verhängnißvolles Bild", Schwank in drei Akten von Adolph Schirmer. Ein junger Maler hat vor Jahren in guter Laune einen ihm gegenüber wohnenden Studenten in Mädchengestalt gemalt. Das Bild geräth in die Hände eines Ehepaares, um dessen Töchter der Maler und der inzwischen zum Doktor promovirte Student werben. Der Maler und der Doktor werden nun verkannt. Man glaubt, der Maler sei ein Wildschütz, welcher auf verbotene Frauen Jagd mache, und der Doktor eine graduirte Kokette, das von dem Maler geliebte Weib. Ein nicht übler Stoff für ein einaktiges Stück, wird man sagen, wenn die heikle Situation mit Zurückhaltung und Geschmack durchgeführt wird. Vielleicht! Aber das Stück hat drei Akte und der episodisch verwendbare Einfall muß als Kabel zur Verbindung der atlantisch breit aus einander liegenden Endpunkte herhalten. Das Kabel reißt zwar nicht, derlei geschieht nie auf dem Theater, dagegen reißt dem Publikum die Geduld.

— **Gottschall's Lustspiel: „Der Vermittler", hat bei der ersten** Aufführung am Hoftheater in Hannover einen vollen Erfolg erzielt. Der anwesende Autor wurde am Schlusse gerufen.

— **Im Theater an der Wien in Wien führte man ein neues** Volksstück: „Himmelsschlüssel", von Karl Costa, auf. Der Verfasser schildert ein ländliches Ehepaar, welches sich das Leben durch gegenseitige, wie es scheint, unbegründete Eifersucht verbittert. Eine alte kluge Muhme bringt das Ehegluck wieder zur Blüte, indem sie auf den Aberglauben der Leuchen spekulirt. Die Muhme weiß es natürlich so einzurichten, daß Mann und Frau sich gegenseitig in der Pfingstnacht bei einer mondbeglänzten Waldmühle erscheinen sehen. Solche Erscheinung bedeutet im Dorfe gewissen Tod, und die erschrockenen Ehegatten, von welchen Jedes glaubt, das Andere überrascht zu haben, erweisen sich nun alles Liebe und Gute, um dadurch vielleicht das grausame Schicksal aufzuhalten, bis zuletzt die Wahrheit an den Tag kommt. Das Raupach'sche Motiv aus der Kirchhofszene ist hier für possenmäßige Wirkung ausgebeutet. Die Intrigue ist klar und methodisch, fast in zu ernsthafter Methode durchgeführt. Die Aufnahme des Stückes war in seinen heiteren Szenen eine sehr gunstige; für den ernsten und oft in's Melodramatische überschlagenden Theil wollte sich keine zustimmende Haltung zeigen.

— **Ein neues Lustspiel: „Der Freund des Fürsten", von Ernst** Wichert, hat bei der ersten Aufführung in Königsberg einen vollständigen Erfolg errungen. Das Stück wird demnächst am k. Hoftheater in Berlin in Szene gehen.

— **„Rosenkranz und Güldenstern" von Michael Klapp hat nun** auch auf dem Hoftheater in Braunschweig eine sehr günstige Aufnahme gefunden.

— **Die am Stadttheater zu Hamburg zum Besten des Ham**burger Lessing-Denkmals am 31. März stattgefundene Festvorstellung von Lessing's dramatischem Gedicht: „Nathan der Weise", war in folgender Weise besetzt: Sultan Saladin: Hr. Richter vom königl. Hoftheater in München, Sittah: Frl. Hildebrand vom königl. Hoftheater in Hannover, Nathan: Hr. Possart vom königl. Hoftheater in München, Recha: Frl. Ellmenreich vom königl. Hoftheater in Dresden, Dajah: Frau Friedmann-Blumauer vom königl. Hoftheater in Berlin, Tempelherr: Hr. Dr. Herzfeld vom königl. Hoftheater in Stuttgart, ein Derwisch: Hr. Holthaus vom königl. Hoftheater in Hannover, der Patriarch: Hr. Junkermann vom königl. Hoftheater in Stuttgart, Klosterbruder: Hr. Lebrun, Direktor des Wallnertheaters in Berlin.

— **Im Ringtheater in Wien gelangte eine einaktige Operette** von W. C. Löw: „Der Bräutigamsspiegel", zur ersten Aufführung. Die Novität fand eine nicht unfreundliche Aufnahme. Jedenfalls steht der musikalische Theil der Operette weit über dem textlichen. Der Operette ging ein echt norddeutscher Schwank: „Ein Fähnrich auf Reisen", voran, der bei seiner lokalen Färbung für den Wiener Theaterboden nicht recht paßt.

— **Das k. Theater am Gärtnerplatz in München hatte mit der** ersten Aufführung von „Schlagring", Volksstück mit Gesang in 4 Aufzügen, nach der gleichnamigen Erzählung von Th. Messerer, für die Bühne bearbeitet von Hans Neuert, großes Glück. „Es ist zwar nur eine Bauernkomödie; dafür ist sie aber so voller Natur, so kernig, so mit gesundem Humor durchsäet, daß sie uns wie eine drastische Gebirgsidylle anheimelt und wir uns in der That in der Umgebung von Kochel zur Zeit des letzten Franzosenkrieges zu befinden glauben. Aber nicht bloß die Handlung ist als wirksam erfunden zu bezeichnen, auch die einzelnen Figuren athmen echtes, frisches Leben; es ist nichts Gekünsteltes, nichts Gemachtes, was wir vor uns haben, es ist das Ganze ein voller Griff in's Menschenleben, und zwar speziell in jenes unseres etwas derben, aber gesunden Gebirgsvolkes." Der Verfasser spielte die schönste Rolle des Stücks, den alten Schmied, und man weiß nicht, wem der so reich gespendete Beifall mehr galt, dem Dichter Neuert oder dem Darsteller Neuert.

— **Von Louis Schubert kam in Altenburg eine neue Oper:** „Faustine Hasse oder das Konzert auf dem Königstein", mit großem Beifall zur Aufführung.

— **Ueber die in Köln erfolgte erste Aufführung von Wagner's** „Walküre" wird dem „Deutschen Montagsblatt" berichtet: Die erste Aufführung von Wagner's „Walküre" hatte nur einen geringen Erfolg, trotz der außerordentlichen Mittel, welche für die Inszenirung aufgewendet worden sind. Der hohe Ernst der Musikdichtung ist für die lustigen Kölner nicht recht geeignet. (Wir sind überzeugt, daß man sich in Köln den hohen Ernst Beethoven's gern gefallen läßt; das geschmacklose Pathos Wagner's wird auch außerhalb Kölns schwer verdaut, meint die „N. Fr. Pr.") Der Applaus war sehr mäßig. Das Publikum verließ das Haus ziemlich enttäuscht.

— **Eine starke Zumuthung, schreibt man aus Hamburg, hat** Julius Rosen dem Publikum in seinem neuen Stücke, einem Schwank in vier Akten: «Nervus rerum», geboten. Dasselbe wurde zuerst im Thaliatheater gegeben und fand eine durchaus ablehnende Haltung, ja, was in diesem Theater selten — man hörte Zischen. Der Unsinn ist hier mit einer Dreistigkeit ohne jeden Zusammenhang vorgetragen. Das genannte Theater hat Moser's neuestes Stück: „Harun al Raschid", wegen seiner Frivolitäten abgelehnt.

— **Carlotta Patti wurde für die nächste Saison von einem** italienischen Impresario für das nette Sümmchen von 300,000 Franken nach Australien engagirt.

Erfindungen.

— **Die Oper mittelst des Telephons zu genießen, so schreibt** man der „New-Yorker Musik Ztg.", ist eine vollendete Thatsache geworden. Eine Telephonverbindung wurde kürzlich zwischen der Musikakademie und den Wohnungen verschiedener Burger der Stadt hergestellt, um während der Opernsaison zu ermitteln, ob die Stimme der Sänger in weiter Ferne von der Akademie vernehmbar sei. Das Experiment erwies sich als ein vollständiger Erfolg. Jeder Ton der Sängerinnen und Sänger, sowie des Orchesters war deutlich in den verschiedenen Häusern zu hören, und man brauchte nur das Opernlibretto zur Hand zu nehmen, um der Opernaufführung zu folgen.

Handel und Verkehr.

— **Die Handelsschule in Gera zählt zu den ältesten und besuch**testen in Deutschland. Seit dreißig Jahren steht sie unter demselben Direktor Dr. Eduard Amthor, dem wir ein vorrreffliches Buch über Tyrol verdanken. Die Anstalt zählt gegenwärtig 141 Zoglinge und ist namentlich in ihrer obersten, ganz akademisch eingerichteten Abtheilung von Ausländern besucht.

— **In jüngster Zeit sind von 26 neuen Telegraphenanstalten** im deutschen Reich 7 mit Fernsprechern versehen worden.

— **Japan ist dem internationalen Telegraphenvertrag mit der** Taxe von 1 Fr. 10 Cent. für das Wort beigetreten.

— **Man macht sich schwer einen Begriff davon, welche Opfer** das Meer jahraus jahrein an größeren Fahrzeugen fordert. Nach einer statistischen Zusammenstellung sind allein im Januar dieses Jahres an Segelschiffen 192 zu Grunde gegangen. Dieselben vertheilen sich auf die einzelnen Nationen wie folgt: 97 englische, 31 amerikanische, 14 französische, 10 italienische, 8 norwegische, 7 griechische, 4 deutsche, 4 spanische, 4 holländische, 2 dänische, 1 österreichisches, 1 portugiesisches, 1 russisches, 1 schwedisches und von 6 ist es unbekannt geblieben, welcher Nation sie angehörten. Ueber den Verbleib von 17 Schiffen fehlt überhaupt jede Kunde und man nimmt an, daß sie mit Mann und Maus von den Wellen verschlungen sind. Von Dampfschiffen sind im Januar d. J. zusammen 22 zu Grunde gegangen, davon gehörten allein 13 der englischen Marine an.

— **Die Erfindung ist in Rettungswerkzeugen für die Gefahr** zur See außerordentlich thätig gewesen: aber es wollte noch immer nicht das Rechte zu finden glücken. Nun ist aber von dem Schiffsbaumeister H. B. Hansen in Kiel ein Rettungsapparat konstruirt worden, der sich auf den ersten Blick schon als äußerst ingeniös erweist und der bei dem Vereinstag des deutschen nautischen Vereins, von dem unser heutiges Blatt berichtet, als ein vorzüglicher erprobt worden. Der Apparat besteht aus einem Gurt von 10 Korkblöcken von je 30 Cm. Länge, 11 Cm. Breite und 6 Cm. Dicke. Der ganze Gurt ist 1 M. 13 Cm. lang und wiegt 5½ Kilo. Der Gurt reicht um einen erwachsenen Menschen im Winteranzuge und trägt ihn im Wasser, selbst wenn er ein Gewicht von 300 silbernen Thalern in den Taschen hat. Wenn ein Halberwachsener den Gurt benutzen will, schnallt er den Riemen in die zweite Schnalle, wodurch der Gurt betreffend enger wird. Eine Schnur um den Hals gebunden verhindert das Herabgleiten des Gurtes. Mit solchem Gurt um den Leib treibt jeder Mensch senkrecht auf dem Wasser und kann nicht untersinken. Da guter Kork selten von 6 Cm. Dicke zu haben ist, besteht jeder Block aus zwei mit hölzernen Stiften zusammengenagelten Stücken von je 3 Cm. Dicke. Die Korkblöcke sind mit Leinen überzogen und mit Oelfarbe gestrichen. An jedem Ende des Gurtes ist ein Ring angebracht, um daran den Gurt an Bord aufzuhängen an Hakenschrauben; letztere müssen 14 Cm. lang sein, wenn zwei Gurten aufeinander hängen sollen, um Platz zu gewinnen. Reicht der Platz an der Schanzkleidung nicht aus, um so viele Gurten daran zu placiren, als Menschen an Bord sind, kann man sie außerdem an den Hüttenwänden unter der Kommandobrücke, an der inneren Seite der Räderkasten u. s. w. aufsängen, auch unter den Banken auf dem Deck. Reicht der Platz dennoch nicht hin, dann müssen die großen Auswandererschiffe vollständige Finkennetten auf dem Schiffsreeling anbringen und die Gurten darin zusammengerollt placiren in der Art, wie die Kriegsschiffe ihre Hängematten Tags darin aufbewahren. Dieser Gurt wird, wenn er richtig aufbewahrt und angewendet wird, im Rettungswesen ein ganz neues Stadium bezeichnen. Der ingeniöse Erfinder hat nach dem gleichen Prinzip auch eine Korkrettungsboje konstruirt. Möge man an betreffender Stelle diesen Erfindungen die vollste Aufmerksamkeit zuwenden!

Denkmäler.

— **Als im Vorjahre die gebildete Welt den hundertjährigen** Geburtstag des Mathematikers Gauß beging, wurde in seiner Vaterstadt Braunschweig der Grundstein zu einem Standbilde des großen Mannes gelegt, nachdem zuvor nicht allein aus Deutschland, sondern auch aus den anderen europäischen Staaten Geldspenden zu diesem edlen Zwecke eingelaufen waren. Mit dem Entwurfe der Statue wurde von dem Denkmalkomite der Bildhauer Schaper in Berlin beauftragt, da eine von demselben angefertigte flüchtige Skizze den Beifall des Komites gefunden hatte. Der endgültige Entwurf ist in den letzten Tagen zum Gusse in dem Atelier des Professors Howald in Braunschweig eingetroffen und dort zusammengestellt worden. Die Figur ist etwa 9 Fuß hoch. Der ausdrucksvolle Kopf darf als ein Meisterwerk der plastischen Kunst bezeichnet werden. Gauß ist als in seinem Studirzimmer gehend aufgefaßt worden, daher das Käppchen auf dem Haupte und die Umhüllung des ganzen Körpers mit einem pelzbesetzten Hausrock. In der Linken hält Gauß ein Buch, dessen Aufschrift an eine weltberühmten «Disquisitiones» erinnert, dieß Werk, welches seinen Namen unsterblich machte. So wird das alte Braunschweig demnächst um ein Kunstwerk reicher sein, welches sich würdig an seinen Lessing, an Henrich den Löwen und an die Kolossal-Reiterstatuen der Heldenherzoge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm anreihen wird.

Gestorben.

— Wauthier, der belgische Afrikareisende, auf einer Forschungsreise in Afrika.

— Miß Anna Maria Klary, Schriftstellerin, in Eastbourne, am 3. März, 53 Jahre alt.

— Prof. Page, berühmter Geologe, in Durham, 65 Jahre alt.

— Dr. F. W. Volger, Direktor der Realschule in Lüneburg, bekannt durch seine geographischen und historischen Handbücher, 86 Jahre alt, am 6. März.

— Geh. Ober-Regierungsrath Hartwich, Eisenbahnbautechniker, 79 Jahre alt, in Berlin.

— Carlo Pini, Konserv. der Uffizien in Florenz, Kunstforscher, am 6. März.

— A. Andersſen, Professor am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, der berühmte Schachspieler, am 13. März, in Breslau, 60 Jahre alt.

— Senator Saverio Baldachini, italienischer Dichter, in Neapel.

— Dr. Philipp Linbelsky, der älteste russische Arzt, 101 Jahre alt, in Warschau, Mitte März.

— Julius Findeisen, Theaterdichter, in Wien, 60 Jahre alt, Mitte März.

— Prof. Fanfani, berühmter Philolog, in Florenz, Mitte März.

— Mascha Petrovics Niegos, Woiwode, Oheim des Fürsten Nikolai von Montenegro, in Cattaro, am 16. März.

— Adolph Strodtmann, Schriftsteller, der Biograph Heine's, am 17. März, 50 Jahre alt, in Steglitz bei Berlin.

— Geh. Hofrath Ludwig Reichenbach, berühmter Botaniker und Zoolog, am 18. März, in Dresden, 86 Jahre alt.

— Zuktsch, serbischer Ministerresident, in Wien, am 18. März.

Die Einnahme von Sirayo's Kraal.

(Hiezu das Bild S. 532 und 533.)

In dem Drama an der Südspitze Afrikas ist eine Pause eingetreten: König Ketschewayo hat seinen glänzenden Sieg nicht ausgebeutet und die Engländer sammeln erst Kräfte an, um dann den Krieg bis auf's Messer zu beginnen.

Die beiden Freistaaten, welche sich jenseits der Kapkolonie gebildet hatten und rasch zu hohem Wohlstand gekommen, die Transwaal'sche und die Oranjeriver Republik, hatten schon lange den Neid der Engländer erregt und sie suchten darum einen Vorwand, um diesen ein Paroli zu bieten; dieser fand sich bald: sie gaben vor, die armen Kaffern gegen die Uebergriffe der Republikaner schützen zu müssen; andererseits aber auch, weil die Boers die Kaffern nicht an ihren Raubzügen auf englisches Gebiet hinderten, glaubten sie sich berechtigt, einen Gewaltstreich zu begehen, und verleibten sich die Freistaaten vor zwei Jahren ein. Das gab böses Blut, das, wenn auch nicht zu offener Empörung trieb, doch fort und fort gährte, so daß die Engländer in der Befürchtung, die Boers könnten gemeinsame Sache mit den Kaffern machen, den nächsten besten Fall vom Zaune brachen, um dem König der Zulus den Krieg zu erklären. Aber waren auch die ersten Kampfe von Erfolg begleitet, die Niederlage von Isandula löschte diese Siege vollständig wieder aus. Am 12. Januar fand der Kampf um den befestigten Kraal Sirayo's an den Ufern des Baschi am Fuße des Ngutugebirges statt. Es war ein furchtbares Schlachtfeld, die Zulus befanden sich in der günstigsten Lage, denn sie beherrschten die Höhen. Die militärischen Kraals der Zulus sind befestigte Depots, wo die verschiedenen Regimenter zu ihren jährlichen Uebungen sich versammeln. Der Kraal ist gewöhnlich 2400 Fuß im Durchmesser und umgeben mit einem Zaune aus Palissaden und Flechtwerk, ungefähr 5 Fuß hoch, schwierig zu durchbrechen und schwerer noch zu stürmen, da er rings mit einem Glacis von Stachelbirnbäumen, Dornbüschen und anderen unangenehmen Hindernissen umgeben ist. Innerhalb dieses Zaunes sind die Hütten der Leute errichtet. Ein solcher Kraal war der Sirayo's, dessen Sohn bei dem obigen Kampfe umkam. Aber Sirayo hat sich schwer gerächt: er brachte am 22. den Engländern die Niederlage bei Isandula bei, welche sie zwang, sich zurückzuziehen und erst Truppen aus der Heimat abzuwarten, ehe der Kampf auf's Neue beginnen kann.

Versuch des Steuers auf die Schraube.

Vom nautischen Kongreß in Berlin.

Mit Bildern von L. Lüders.

In dem eleganten westlichen Stadttheile Berlins befindet sich seit einigen Jahren ein Bad, das sogenannte Kaiserbad, das mit seinen comfortablen und geschmackvollen Räumen, seinem großen, im Winter und Sommer benützbaren Schwimmbassin eine wirkliche Zierde und Wohlthat für die Stadtgegend bildet.

Diese Räume waren an einem Februartage dieses Jahres der Schauplatz einer interessanten Sitzung des nautischen Kongresses.

Es wurden hier im Schwimmbassin Versuche mit einer großen Anzahl von Schwimmgürteln verschiedenster Konstruktion gemacht, die die Gefahren der Seereisen, von deren Größe und Grauenhaftigkeit wir ja in den letzten Jahren so viel Beweise erlebt haben, wenn nicht unmöglich machen, so doch erheblich beschränken soll.

Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes ist es natürlich, daß diesen Versuchen ein großes Publikum, alle Notabilitäten der Nautik und namentlich die deutsche Kriegsmarine durch ihren Minister v. Stosch und eine große Anzahl von Seeoffizieren beiwohnten.

Bevor man zu den eigentlichen Versuchen schritt, hatte man die verschiedenen Gürtel genau auf ihr eigenes Gewicht und ihre Tragkraft untersucht.

Hieran schloß sich dann eine Probe im Anlegen der Gürtel, da ja unleugbar die Schnelligkeit hierin bei vorhandener Gefahr ein wichtiger Faktor ist, wobei sich merkwürdig große Differenzen herausstellten. Während die kürzeste Zeit zum Bekleiden für den einen Gürtel, irre ich nicht, vierzehn Sekunden betrug, betrug sie bei anderen bis vierzig Sekunden und darüber.

Nach genauer und gewissenhafter Prüfung wurden dann die Versuche im Wasser gemacht. Man hatte hiezu mehrere Schwimmlehrer gewählt, denn wenn es auch wohl weitaus instruktiver und wirksamer gewesen wäre, wenn man Leute, die des Schwimmens nicht kundig sind, dazu genommen hätte, oder wenn gar eines oder das andere Mitglied des Kongresses von stattlicher Figur, wie es deren so viele gab, sich zu einer Probe entschlossen hätte, so hatte man doch mit Recht davon abgesehen, um etwaigen Unglücksfällen und Katastrophen vorzubeugen.

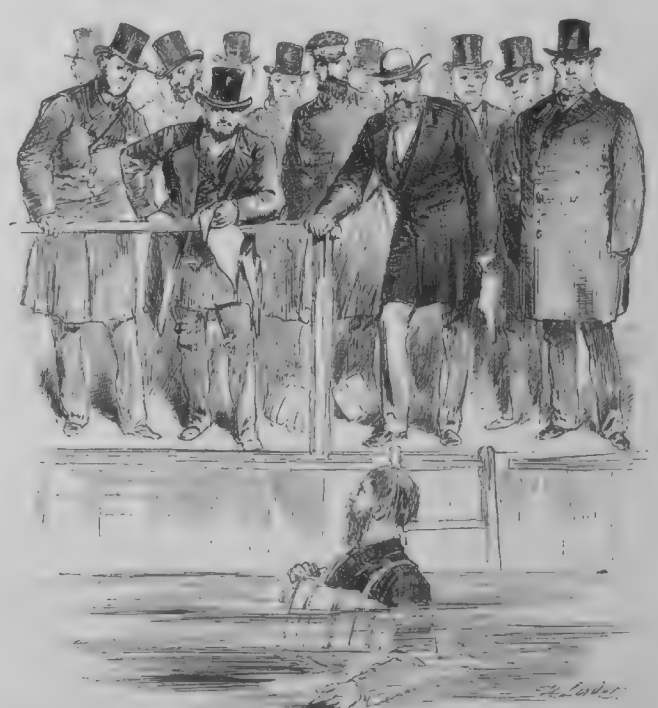
Im Allgemeinen fielen nun die Proben recht günstig aus, ohne alle Bewegung und Selbsthülfe konnten sich die Gürtelträger dauernd über Wasser halten, und zwar so, daß sie Kopf und Schulter frei hatten.

Nimmt man nun auch an, daß hochgehende Meereswogen und das ruhige Wasser eines Schwimmbassins nicht vergleichbar sind, so ging doch mit Sicherheit aus den Proben hervor, daß selbst Nichtschwimmer, bei Seeunfällen mit einem guten Gürtel ausgerüstet, sich mit verhältnißmäßig leichter Mühe stundenlang über Wasser halten können.

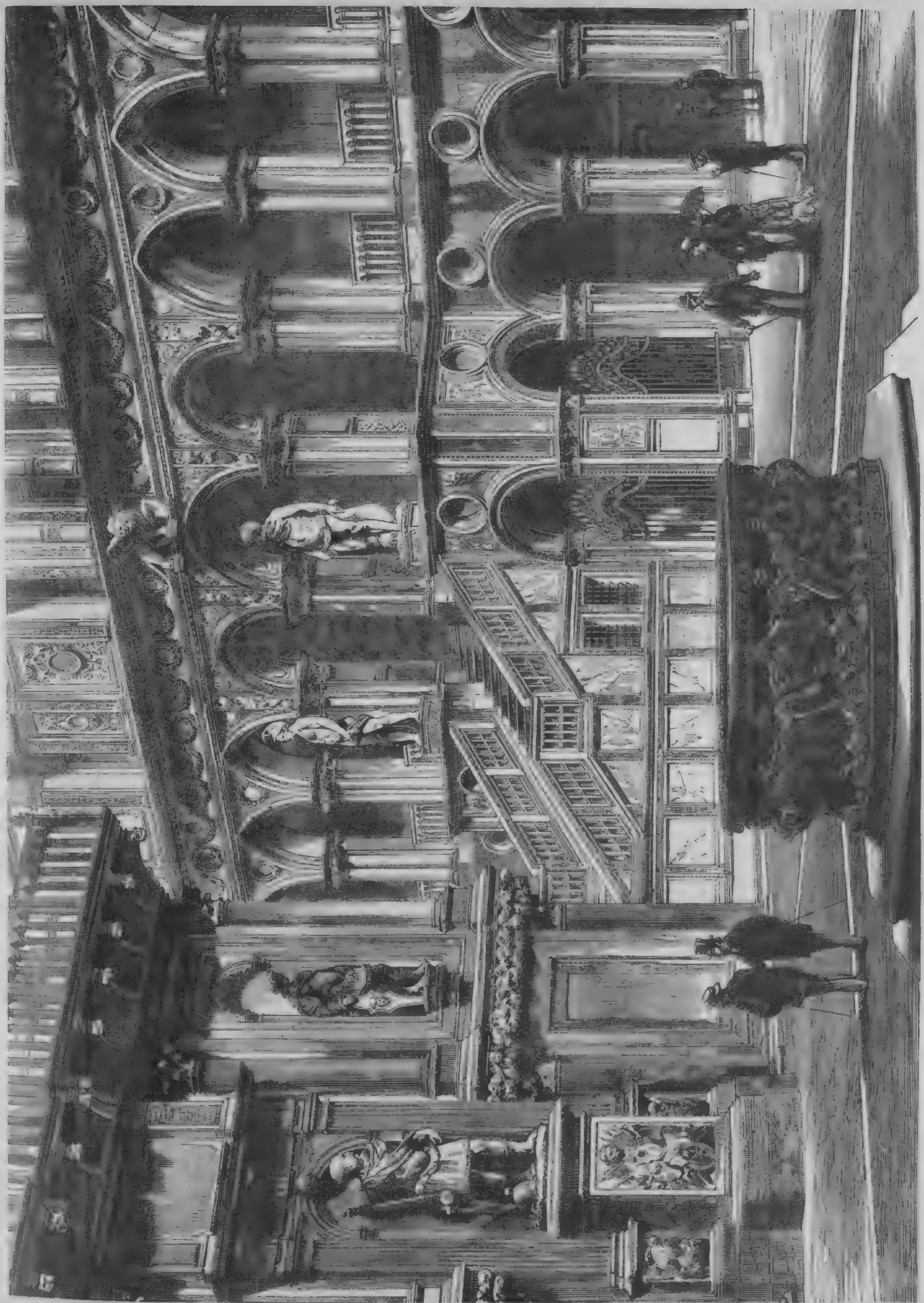
Das ist schon ein großer Gewinn, und es ist dankbar anzuerkennen, daß sich der Kongreß und die anderen betheiligten Kreise für die Einführung dieses Rettungsmittels so lebhaft interessiren.

An diese Versuche, die einige Stunden dauerten und somit an die Ausdauer der Schwimmlehrer große Ansprüche machten, schloß sich noch ein höchst interessanter Versuch über die Wirkung der Schiffsschraube auf das Steuer bei den verschiedensten Bewegungen des Schiffes, zu welchen Versuchen ein Miniaturdampfer, der, durch Spiritus geheizt, ganz allerliebst dahinfuhr, benützt wurde. Mit lebhaftem Interesse folgten die Fachleute den Exerzitien, die indeß auch für den Laien ein amüsantes Schauspiel waren.

Das Anlegen des Schwimmgürtels.



Das Probiren der Tragkraft.



Treppenaufgang zum Dogenpalast in Venedig. (S. 525.)

Um ein Herz.

Novelle

von

E. Falk.

(Fortsetzung.)

XVII.

In einem der zahlreichen Gemächer des phantastischen Bojarenschlosses finden wir den Kranken und seine Pflegerin auch am Spätnachmittage eines schönen stillen Septembertages.

Die gekuppelten Fenster des mäßig großen, hohen Zimmers blicken nicht auf das bunte Hafengewimmel und die schmalen, menschenüberfüllten Straßen der Stadt, sondern nach Westen hin auf die reizende, von den blauen Wasseradern des Pruth und Sereth durchschnittene Hügellandschaft, die in der hochgewölbten Linie der Karpathen ihren Abschluß findet.

Ein klarer Herbsthimmel spannt sich wolkenlos aus, spiegelt sein lichtes Blau in kleinen Seen und schilfumkränzten Weihern und läßt den warmen Bronzeton der Eichwaldungen, die all' die Höhen umziehen, deutlich hervortreten.

Mit träumerischem Wohlgefallen blickt Rurik Iwanowitsch aus seinem bequemen Krankensessel, in dem er müde lehnt, hinaus in die sonnenumflossene Landschaft.

Er ist sehr verändert, der schöne stolze Mann. Seine tiefblauen Augen sehen unnatürlich groß aus in dem schmal und bleich gewordenen Gesicht, das der Bart dichter als früher umkräuselt, seine Haltung ist schlaff und energielos, und an den Händen, die matt auf der rothseidenen Decke ruhen, mit der Vera Pawlowna ihn schützend umhüllte, treten die blauen Adern ängstlich scharf hervor.

Die dunklen, unruhigen Augen der schönen Frau lassen sich nicht wie die seinen von dem Reiz des Landschaftsbildes fesseln, sie hängen nur an ihm, doch nicht mit Sorge oder geheimer Angst, die sein Aussehen wohl rechtfertigen würde, sondern mit sichtlicher Befriedigung. Sie möchte ihn noch lange, lange so krankheitgefesselt neben sich sehen, denn so gehört er wenigstens ganz ihr, und sie braucht noch Zeit, um seine Seele so fest zu binden, daß er keines äußeren Zwanges bedarf. Sie weiß das sehr gut, und so sucht sie jede Regung erwachender Kraft vor ihm und vor sich selbst zu verleugnen.

„Sie sehen wieder entschieden angegriffener aus als gestern, Rurik Iwanowitsch," behauptete sie demnach auch heute, als er, ihren Blick fühlend, sich langsam, wie fragend, zu ihr wendet. „Warum gönnen Sie sich die Ruhe nicht, die Ihnen so noth thut?"

„Ich ruhe im Gegentheil mehr, als mir gut ist. Sie sollten mir zureden, meine Kraft zu üben, wenn Sie ein kluger Arzt sein wollen, Vera Pawlowna."

„Warum? Geht es Ihnen so schlecht hier? Sind Sie meiner Pflege, meiner Gesellschaft schon überdrüssig?" lächelte sie schmeichelnd, indem sie die Hand, die ihm eben die Kissen zurecht gerückt, leicht über sein braunes Gelock gleiten läßt.

„Sie sind gütig, Vera, sehr gütig," und er berührt die Hand, die auf seiner Schulter ruhen blieb, leicht mit den Lippen, „aber mein Aufenthalt hier fängt mir an entsetzlich zu werden. Die Gastfreundschaft, die ich hier genieße, ist keine freiwillig gebotene!"

„Ich bin hier Herrin!"

„Ich weiß das, Vera Pawlowna, aber — wir wollen nicht darüber sprechen — ich bin noch zu träge zum Disputiren — nur das müssen Sie doch begreifen, daß gerade Ihre Stellung zum Fürsten es ist, die es mir so peinlich macht, hier zu sein."

„Sie sind eifersüchtig? O, wenn Sie es wären!" frohlockt die schöne Frau, sich über ihn neigend, daß ihre nachtschwarzen Locken wie ein Schleier über ihn hinwallen.

„Eifersüchtig? Auf den Fürsten? Ich? Sie sind ein Kind, Vera."

„Sie sind doch eifersüchtig," beharrt sie lachend, „aber Sie können nicht fort, noch lange nicht. Warum amüsiren Sie sich nicht mit mir über den kleinen Bogdan Gurska, der vom Zucken meines Auges gelenkt wird, wie eine Marionette vom Draht?"

„Weil das Spiel ein unwürdiges ist und ein gefährliches. Auch Sie dürfen es nicht länger spielen, auch Sie müssen fort von hier, wie ich."

„Aber Sie sind krank, Rurik. Wo könnten Sie gleiche Pflege haben wie hier?"

„Ich bin gesund, ich will gesund sein!" und mit einer für einen Patienten ungewöhnlich schnellen Bewegung streift er die Decke ab und steht straff aufgerichtet da. „Sehen Sie! In wenig Tagen schon werde ich reisen können."

„Das wäre Selbstvernichtung!" ruft die Gräfin erschreckt, den so unerwünscht selbstständigen Pflegling in die Kissen niederdrückend. „Fieberhafte Aufregung ist nicht Gesundheit. Noch ist Ihr Leben nicht außer Gefahr, und dieß Leben — gehört mir."

Sie ist leicht auf den Schemel zu seinen Füßen niedergeglitten und neigt das Haupt, bis es fast auf seinen Händen ruht, bis ihre Augen seinem müde gesenkten Blick begegnen, ihn festhalten können.

„Gehört es nicht mir? Hab' ich es mir nicht errungen? Können Sie das vergessen, Rurik Iwanowitsch?"

„Ich vergesse es nicht, vergesse es Ihnen nie," sagte er mit wehmüthiger Feierlichkeit, „obschon ich es Ihnen immer verdacht habe, daß Sie sich so viel Mühe um ein so werthloses Etwas geben."

„So sollen Sie nicht sprechen. Ich mag es nicht," sagte sie im Tone eines verwöhnten Kindes.

„Wenn ich aber so denke?" lächelte er trübe empor in ihr schönes, schmollendes Gesicht.

Sie springt auf.

„Auch das verbiete ich Ihnen. Alles gewinnt für uns nur Werth durch die Schätzung Anderer. Sie werden freilich keinen Edelstein mehr tragen, den alle Welt für falsch hält, keine Blume kann Sie mehr entzücken, die Andere achtlos unter die Füße treten, so könnte Ihnen auch nur dann Ihr Leben leer und werthlos erscheinen, wenn Niemand darum bangte, wenn Sie einsam, ungeliebt daständen; da ich — ich, Vera Pawlowna Romanzow — es in meine Hut genommen, nachdem ich es mir erst schwer errungen, erkämpft habe, da ich — ich — Ihnen täglich, stündlich zeige und sage, was es mir ist und gilt, muß es auch Ihnen so unschätzbar sein, wie es mir unschätzbar ist."

Das sich immer steigernde Pathos der schönen Frau war vielleicht nicht einmal ganz echt, allein sie sah wunderbar schön aus, wie sie so vor ihm stand, und Rurik war ihr sehr tief verpflichtet, sehr dankbar für die oft bewiesene Liebe.

So faßt er ihre Hände, die sie ihm gereicht hat, fester, heißer, er drückt seine Lippen auf die schlanken, rosig angehauchten Finger. Sie gibt dem leisen Zuge nur zu willig nach, sie legt die vollen weißen Arme um den Nacken des geliebten Mannes und senkt die im sichern Triumph aufflammenden Augen tief in die seinen, die wie im Fieber brennen.

„Du hast Recht," flüstert er leise, fast heiser zu ihr auf. „Das Leben ist schön und ich war ein Thor, ein blinder, blöder Thor, daß ich es so wenig genossen all' die Jahre her. Hochmüthige Selbstüberschätzung ließ mich herabsehen auf Alles, was nicht heranreichte an meine selbstgeschaffenen Götzen, in anspruchsvoller Pedanterie ekelte mir vor dem Wurm in der Knospe, vergessend, daß auch die angenagte Rose noch eine Fülle süßen Duftes birgt, ja, daß die wurmstichige Frucht am süßesten schmeckt. Ich will klüger sein und — glücklicher. Nimm Du mich in die Lehre, holde Meisterin."

Sie hörte kaum, was er sprach, oder sie hörte doch nur das heraus, was sie hören wollte. Sein Haupt lag an ihrer Brust, er gehörte ihr für immer.

„Liebst Du mich?" hauchte sie schmeichelnd.

„Ich —" er stockte plötzlich und fuhr empor. „Hörst Du das Glöckchen?"

Der strahlende Glanz in ihren Mienen war erloschen.

„Die Glocke der Portierloge, Du hörst sie hundertmal des Tags. Wie kann sie Dich jetzt — jetzt nur stören!"

Er athmete tief auf und strich sich wie ein Erwachender über die Stirn, aber er schwieg.

Konnte er ihr denn sagen, wie wunderbar ihn der dünne, helle Ton an das Glöckchen des Sakristans gemahnt, das ebenso erklungen war, bevor die Stola des Priesters Ania's Hand der seinen verbunden hatte?

Konnte er ihr sagen, daß ihm immer noch war, als fühle er die zarten, kalten Finger in seiner Hand, als lehne der blonde Kopf in rührender Hülflosigkeit an seiner Schulter, wie damals in der Kapelle des alten Herrensitzes am Ilmensee?

„Verzeihung, mir wurde plötzlich so seltsam," murmelte er endlich, verstört um sich blickend.

„Sie sehen, wie krank Sie noch sind, und werden alle verfrühten Reisegelüste hoffentlich aufgeben," meinte die schöne Frau kurz und kühl, ohne umzublicken.

Sie wollte den zornigen Unmuth, den sie nicht so schnell bannen konnte, wenigstens nicht sehen lassen.

In dieser Stimmung hatte sie mehrmaliges leises Klopfen unbeachtet gelassen, erst ein vorsichtiges Oeffnen der Thür machte sie aufmerksam.

Die unschickliche Dreistigkeit solchen Eindringens hätte ihr willkommenen Vorwand gegeben, ihrem Groll Luft zu machen, allein Manon's Gesicht, das momentan an der Thürspalte erschien, sah zu sonderbar aufgeregt aus, um nicht auf sonderbare Veranlassung und Entschuldigung ihrer Taktlosigkeit schließen zu lassen.

Der Gräfin Neugier war gereizt, sie folgte dem Wink des Zöschens in das Vorzimmer, wo ihr dieses hastig und mit geheimnißvoller Geberde zuflüsterte, daß drunten eine verschleierte Dame sei, die sofort vorgelassen zu werden wünsche.

„Und warum weist Etienne die Zudringliche nicht entschieden ab? Meine Befehle, denke ich, sind deutlich genug gegeben!"

„Etienne ist schuldlos," flüstert Manon immer mit der gleichen Wichtigkeit. „Ich sah die Dame nur von ferne und ließ sie sofort in das rothe Zimmer führen. Dann eilte ich her."

„In mein Kabinet? Das ist sehr keck, Mademoiselle Manon."

„Ich glaubte, es würde Madame lieb sein, wenn Niemand die Dame sähe, sie kam mir so bekannt vor. So prächtig blondes Haar findet man selten, besonders in diesem wundervollen Cendré!"

Mit einem erstickten Aufschrei war die Gräfin auf die Sprecherin zugestürzt, als wollte sie ihr die Hand auf die Lippen legen, die so unwillkommene Botschaft brachten. Das rothe Licht flammte stärker als je aus ihren Blicken der erschreckt zurücktretenden Zofe entgegen.

„Wahnsinnige, Du glaubst —?"

„Ich weiß, Madame, dieß Haar ist einzig in seiner Art."

Vera Pawlowna hatte sich schnell gefaßt.

„Du faselst dennoch trotz Deines untrüglichen Scharfblickes," spottete sie und schnitt jede weitere Betheurung des gekränkten Kammerkätzchens mit gebieterischem Wink ab.

„Ich selbst werde mir die räthselhafte Blondine ansehen und Dich sehr auslachen, wenn sich hinter dem dichten Schleier das knöcherne Heiligengesicht irgend einer Apostolin der Humanität, wie sie jetzt dutzendweise Zeit und Börse in Anspruch nehmen, birgt. Du bleibst indessen hier im Vorzimmer, achtest auf die Wünsche des Fürsten und hältst jede Störung fern. Ich werde Deiner brennenden Neugier jedoch gnädig Rechnung tragen, indem ich mir gegen Gewohnheit den Namen der ehrsamen Vorstandsdame, deren Haarschmuck Dich so in Aufregung gesetzt hat, merke. Vielleicht kannst Du durch sie die Adresse des Haarkünstlers erfahren, der die bewunderten Flechten geliefert."

Lächelnd entfernt sich die Gräfin, lachend durchwandelt sie die lange Zimmerreihe, die sie zu dem bewußten Kabinet, das zwischen Schlaf- und Ankleidezimmer liegt und also sonst, außer von ihr und Manon, selten von Jemand betreten wird, führt, ihr Herz aber weiß nichts von diesem Lachen, das pocht so wild und angstvoll, als wolle es ihr die Brust sprengen.

— „Wenn sie es wäre?" —

Sie horcht mit verhaltenem Athem an der Thür. Nichts regt sich darinnen.

„Unsinn! Hirngespenste!" sagt sie gepreßt.

Dann öffnet sie hastig und steht im nächsten Moment der Schwester gegenüber.

„Du hier?"

Die zum warmen Willkommensgruße ausgestreckten Hände Ania's finden kein Entgegenkommen. Die dunklen, weitgeöffneten Augen der Gräfin fragen mit gleich kaltem Staunen wie ihre Lippen: „Du hier?"

Das feine Gesicht der jungen Fürstin, das aus den schwarzen Schleiern rührend bleich und durchsichtig hervorleuchtet, wird noch weißer bei diesem Empfang.

„Ist das so wunderbar, Vera Pawlowna? Mußte ich nicht kommen, als ich hörte, daß er krank, verwundet sei? Ist es nicht an mir, ihn zu pflegen, für ihn zu sorgen, wie Du bis jetzt so treulich gethan? O, wenn Du wüßtest, wie dankbar ich Dir bin für all' Deine Mühe, Du würdest nicht so feindselig auf mich blicken. Jeden unfreundlichen Gedanken, den ich wohl hegte, weil ich Dich und Dein Handeln nicht verstand, hab' ich Dir jetzt im Geiste tausendmal abgebeten, nun verzeihe mir aber auch und führe mich zu ihm."

Die lieben, sanften Augen flehen so innig zu der stolzen Frau, allein sie bleibt ungerührt.

„Du selbst hast es Dir zuzuschreiben, wenn Du nicht so empfangen wirst, wie es der Fürstin Sarafin zukommt. Ist es fürstlich, sich in alberner Mummerei einzuschleichen, als gälte es einen Fastnachtsscherz? Warum kündigtest Du Dich nicht vorher an, wenn Du Dir wirklich in den Kopf gesetzt hattest, Du seiest hier unentbehrlich? Ich bin selbst Gast in diesem Hause; auch der Fürst ist es, Du begreifst vielleicht, daß es mir peinlich sein muß, unserem Wirthe in Dir eine neue Last aufzubürden."

Unter den harten, schonungslosen Worten hat die junge sanfte Frau ihre volle Fassung wiedergewonnen.

„Es muß Dir allerdings sehr ungelegen sein, mein unerwartetes Erscheinen, daß Du die gewöhnlichsten Pflichten der Höflichkeit so ganz aus den Augen setzest, Vera Pawlowna," sagte sie, sich hoch aufrichtend, ernst und ruhig, „aber sorge Dich nicht, ich erwarte kein neues Opfer von dem Manne, dem Du durch Dein monatelanges Verweilen so tief verpflichtet bist, ja ich würde es nicht einmal annehmen. Ich bin nicht freundlos hier. Die Schwestern, unter deren Schutz ich hieher gekommen, sehen sich mit Liska's Hülfe schon drunten in der Stadt nach einem passenden Quartier um und Rurik Iwanowitsch, dem der weite Weg von Bukarest hieher nicht geschadet, wird sicher die kurze Unbequemlichkeit der Uebersiedlung nicht scheuen. Ich denke, es muß ihm selbst lieb sein, wenn er sich wieder als sein eigener Herr, nicht mehr als Gast fühlen darf. Führe mich zu ihm, ich bitte Dich nochmals! Kannst Du Dir nicht denken, wie sehr es mich verlangt, ihn zu sehen? Du willst nicht? Nun, so gestatte wenigstens, daß ich mir meinen Weg allein suche!"

Damit wollte sie an Vera vorüber der Thüre zuschreiten, allein diese wehrte ihr mit ausgebreiteten Armen den Ausgang. Maßloser Hohn sprach aus jedem Zuge ihres Gesichts.

„Erst höre mich an, Kind," zischte sie ihr zu, „und dann versuche Dein Heil, wenn Dir dann noch Lust und Vertrauen bleibt zu Deiner selbstgewählten Mission. O, Du hast sie Dir gewiß reizend gedacht und unendlich dankbar, die Rolle, die Du bei diesem Wiedersehen spielen würdest, Du hast im Geiste das matt erhellte Krankenzimmer gesehen und ihn bleich, abgezehrt dahingestreckt auf dem Schmerzenslager, Du hast den Schrei des Entzückens gehört, mit dem er Dir die Arme entgegenbreiten würde, wenn Du plötzlich eintrittst, hast seinen umschlingenden Arm, seinen heißen Kuß gefühlt, — hast Du nicht, Seelchen?"

Der scharfe Spott verletzte Ania im tiefsten Herzen, aber sie beherrschte sich gewaltsam.

„Ich glaube nur, daß er sich freuen wird, mich zu sehen," sagte sie einfach, wenn auch mit nervös zitternder Lippe.

„Wirklich? Da könntest Du Dich aber doch verrechnet haben, Kindchen. Und wie dann, wenn Du in seinen Mienen dieselbe kühle Frage liesest, die Dich schon bei mir so sehr verletzte? Wie dann?"

„Er wird nicht fragen; er kann es nicht. Ich bin sein Weib!"

Ein helles, gellendes Hohngelächter war die nächste Folge dieser schlichten Worte, deren tiefer Ernst doch die großen hellen Thränen in die Augen des jungen Wesens lockte, das sich jetzt vielleicht zum ersten Male seiner Frauenwürde voll bewußt ward.

„Kind, Kind! Du machst Dich unsterblich lächerlich mit diesem Pathos," höhnte sie weiter. „Sein Weib! Wenn Du Dich wirklich so fühlst, Herzchen, so ist das Deine Sache, daß er — Fürst Rurik Iwanowitsch — sich nicht als Dein Gatte betrachtet, das kann ich Dir zuschwören, wenn Du es verlangst!"

„Du frevelst, Vera Pawlowna. Ist das Gelübde am Altar ein Kinderspiel, das nichts bedeutet?"

Vera winkte ungeduldig abwehrend mit der Hand.

„Eine Komödie wenigstens gewiß, die Dir jedoch allerdings das unbestreitbare Recht auf den Namen einer Fürstin und die Mittel, die Stellung einer solchen zu behaupten, verschaffte und dafür würden sich, denke ich, Viele zu der Rolle finden. An schulmädchenhafte Romandeen allerdings dachte ich nicht, als ich Dich dem Fürsten vorschlug, und sehr peinlich würde es mir sein, klammertest Du Dich jetzt daran fest und erhöbest Ansprüche, die er nicht erfüllen kann und darf! Noch aber baue ich auf den guten Kern in all' dem sentimentalen Wust, mit dem Dein Seelchen vollgepfropft ist, baue auf den Stolz der Jarnows. Eine Jarnow wird keine Rechte geltend machen, die ihr nicht frei gewährt werden, wird sich keinem Manne aufdrängen, der ihr so deutlich bewiesen hat, wie unendlich gleichgültig sie ihm ist."

„Vera Pawlowna, der Stolz der Jarnows verbietet mir, Dir zu gestatten, so mit mir zu sprechen!" rief Ania mit heller, metallisch klingender Stimme. „Du hast kein Recht dazu. Indem Du mich demüthigen willst, beschimpfst Du ihn, den Du des Verrathes, des Meineids beschuldigst, und das dulde ich nicht! Hin zu ihm jetzt augenblicklich! Ich fordere es! Hast Du den Muth gehabt, mir, der Schutzlosen, Bittenden solche Worte in das Gesicht zu schleudern, so wirst Du ihn auch haben, sie in seiner Gegenwart zu wiederholen, und dann erst glaube ich Dir."

Das zarte Gesicht in den dunklen Purpur der Entrüstung, der Scham getaucht, hoch aufgerichtet, faßt sie Vera's Hand, um sie so zu zwingen, ihr Begehren zu erfüllen, aber mit eisernem Druck fühlt sie ihr zartes Gelenk umspannt.

„Wahnsinnige Närrin!" knirschte das auf's Höchste gereizte Weib durch die zusammengebissenen Zähne hindurch, von denen sich die farblosen Lippen zuckend zurückzogen.

„Du lohnst mir meine Schonung schlecht! Wohl, dann sollst Du Alles hören. Rurik Iwanowitsch kann Dir nichts sein, weil — ich es nicht dulden würde, weil mein Recht an ihn ein unbestreitbares ist. Nicht um Dich, Du kindisch Ding, zur Fürstin zu machen, nur um ihn nicht zu verlieren, knüpfte ich das Band zwischen euch, und aus demselben Grunde zerreiße ich es jetzt. Meinst Du, ich würde die lächerliche Ceremonie, die eure Scheinehe schloß, ewig als Schranke dulden zwischen mir und meinem Glücke? Nein, jetzt bin ich frei, jetzt will ich einfordern, was mir das Leben noch schuldig blieb, und mit allen Jammergeberden wirst Du mich nicht hindern, sentimentales Püppchen, Du nicht!"

Von Jammergeberden war indeß in diesem Moment nichts zu bemerken.

Wohl hatte Ania's Hand jäh nach dem Herzen gezuckt, als hätte sie den Todesstoß empfangen, doch war kein Laut über ihre Lippe, keine Thräne in ihr starr und weit geöffnetes Auge gekommen. Wie versteinert war in dem erst noch so weichen Gesichte der jungen Fürstin der Zug bitterer Verachtung, den Vera Pawlowna's grausames Geständniß dort eingegraben.

Verstand diese in leidenschaftlicher Verblendung die stumme und doch so beredte Sprache in Ania's Mienen so wenig, daß sie immer noch die Rivalin in ihr fürchtete, oder entfachte die stille Größe dieses unsäglichen Leides die Zornesglut nur zu neuem Auflodern? Mußte sie auch den letzten Pfeil noch auf das arme verblutende Opfer schleudern?

„Geh'!" rief sie mit gellem, spöttischem Lachen der sich langsam wie im Traume von ihr Wendenden nach. „Geh', wenn Du nun noch Lust und Muth hast, und bettle um Mitleid! Vielleicht bewegt ihn Deine Jugend, Deine Hingebung so mächtig, daß er vergißt, was er noch vor wenig Minuten mir gelobte. Geh'! Du findest meine Küsse noch auf seinen Lippen, Du fühlst —"

Mit wildem Aufschrei unterbrach sie sich selbst, denn im Rahmen der Thür, die Ania soeben erreicht, stand hoch aufgerichtet, geisterbleich Rurik Iwanowitsch.

„Sie lügt, sie lügt!" rief er mit zornbebender Stimme. „Sie selbst ist eine einzige ungeheure Lüge in all' ihrem Thun und Denken und Sprechen. Ania, mein Weib, mein Kind, zu mir — zu mir! Ich will Dich schützen vor der schönen Schlange, die Dich ebenso grimmig haßt, wie ich Dich heiß, unendlich liebe."

Aber Ania folgte dem Rufe nicht. Schaudernd war sie zurückgebebt vor den ausgestreckten Armen des Mannes, den sie über Alles geliebt hatte, vor dem ihr jetzt graute, wie vor einem Pestkranken. Leise ächzend schlug sie die Hände vor das schmerzdurchwühlte Gesicht, vor die Augen, die sich an seinen Zügen festsaugen wollten und doch nicht durften.

„Ania, höre mich, vertraue mir," flehte die theure Stimme weich und innig. „Nicht jetzt, nicht hier kann ich Dir sagen, wie Alles gekommen, wie ich gefehlt und gebüßt habe, aber ich weiß, Du wirst mir verzeihen, wenn ich Dir erst beichten durfte, denn — Du liebst mich ja, und Liebe läßt sich nicht verbittern, — verzeiht Alles — der Liebe! Sieh', ich zürnte Dir ja auch schwer, weil Du mich damals schaudernd zurückstießest, weil Du Monate vergehen ließest, ohne nach mir zu fragen, und jetzt — weiß ich von alledem nichts mehr, jetzt weiß ich nur, daß ich Dich liebe, Dich geliebt habe, seitdem ich Dich zuerst gesehen, und Dich lieben werde, so lange ich athme! Nein — nein, länger — mehr — weit über die Zeit hinaus — in alle Ewigkeit."

Die erst so voll und mächtig klingende Stimme war leiser und leiser geworden. Die letzten Worte verhallten fast tonlos.

Ania hielt noch immer das Gesicht in den Händen verborgen, sonst hätte sie die tiefen Schatten sehen müssen, die sich wie Spinnweb über die aschige Bläße jenes schönen, edlen Gesichtes legten, das sich von dem tiefen Kirschroth der Portière fast unheimlich abhob, hätte bemerken müssen, wie krampfhaft die Hand jetzt in die schweren Falten griff, als suche, als bedürfe sie eine Stütze.

Und wieder klang es zu ihr her, unhörbar fast und doch ihr so verständlich, in herzzerreißendem Flehen:

„Halte Dein Herz nicht zurück, Ania, es spiegelt sich in den Thränen, die Dir durch die Finger tropfen! Komm' zu mir, ich bedarf Deiner; ich — Ania, ich verdiene es um Dich, ich habe Jene dort nie geliebt, ich schwör's, und — man stirbt nicht mit einem Meineid auf der Lippe —"

Von ihren Armen umschlungen, an ihrem Herzen lehnend hauchte er die letzten Worte. Mit schneidendem Wehlaut war sie zu ihm hingestürzt, eben zur rechten Zeit, um seine zusammensinkende Gestalt noch zu halten, zu stützen, so daß sie leise niedergleiten konnte auf den weichen Teppich.

„Ich halte Dich, Du darfst nicht sterben," stöhnte sie, die geschlossenen Lider, den blassen Mund küssend und wieder küssend.

„Der Tod hält ihn, und Du bist seine Mörderin!" schreit da Vera Pawlowna ihr gellend zu. „Siehst Du die rothen Tropfen auf seinen Lippen? Das ist echtes Herzblut, die Wunde hat sich nach innen geöffnet — und das ist Dein Werk!"

Von der Brust des Geliebten, zu der sie sich lauschend niedergeneigt, hebt sich der blonde Kopf der jungen Frau. In das verzerrte Gesicht Vera's sehen zwei thränenfeuchte und doch wie verklärt blickende Augen mit seltsamer Ruhe.

„Und wenn er stirbt, so gebe ich seine Seele, die sich vor Dir zu mir geflüchtet, in Gottes Hand!" sagte sie klar und fest.

(Schluß folgt.)

Streitfragen und Historien.

Feuilletons

von

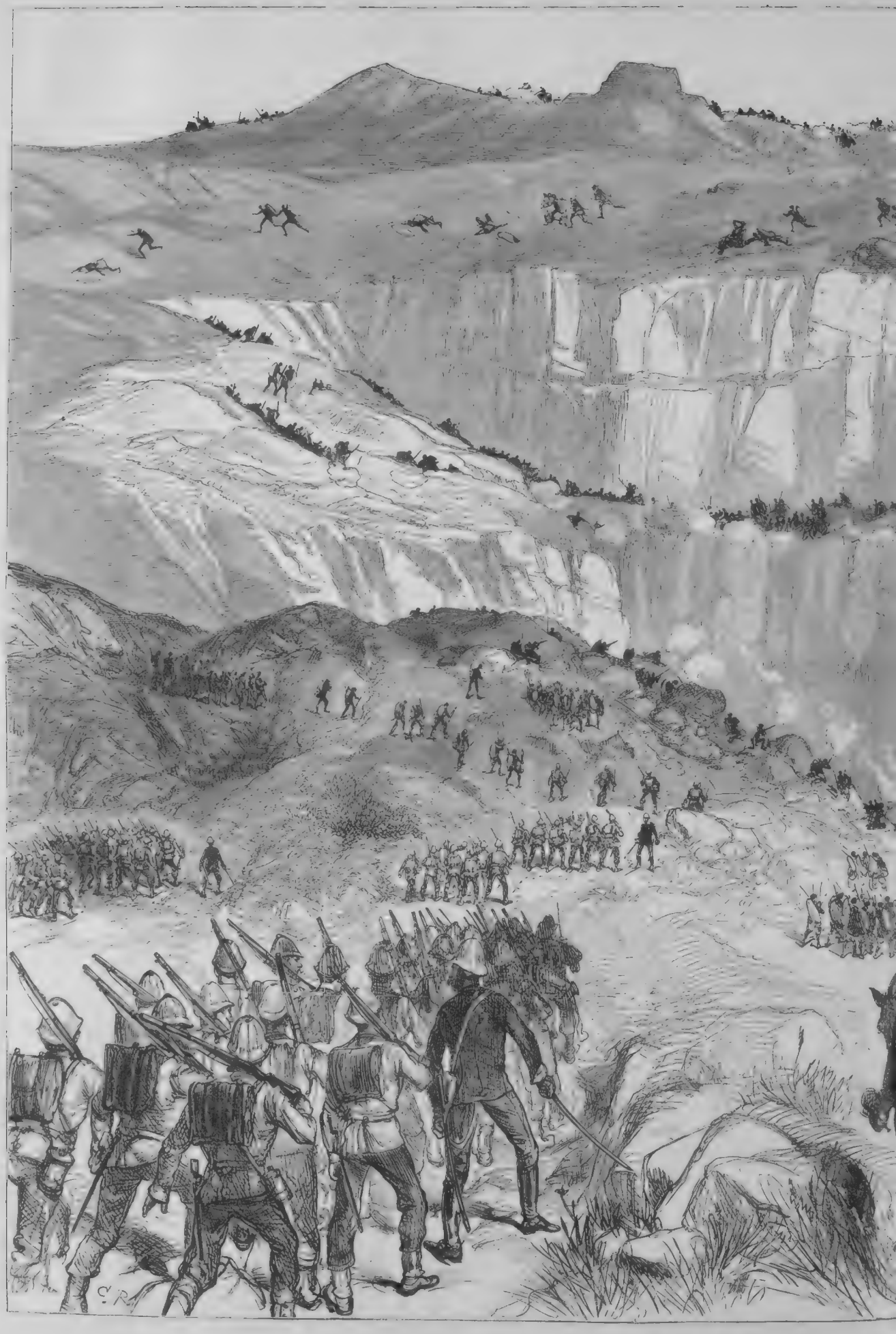
Karl Emil Franzos.

V.

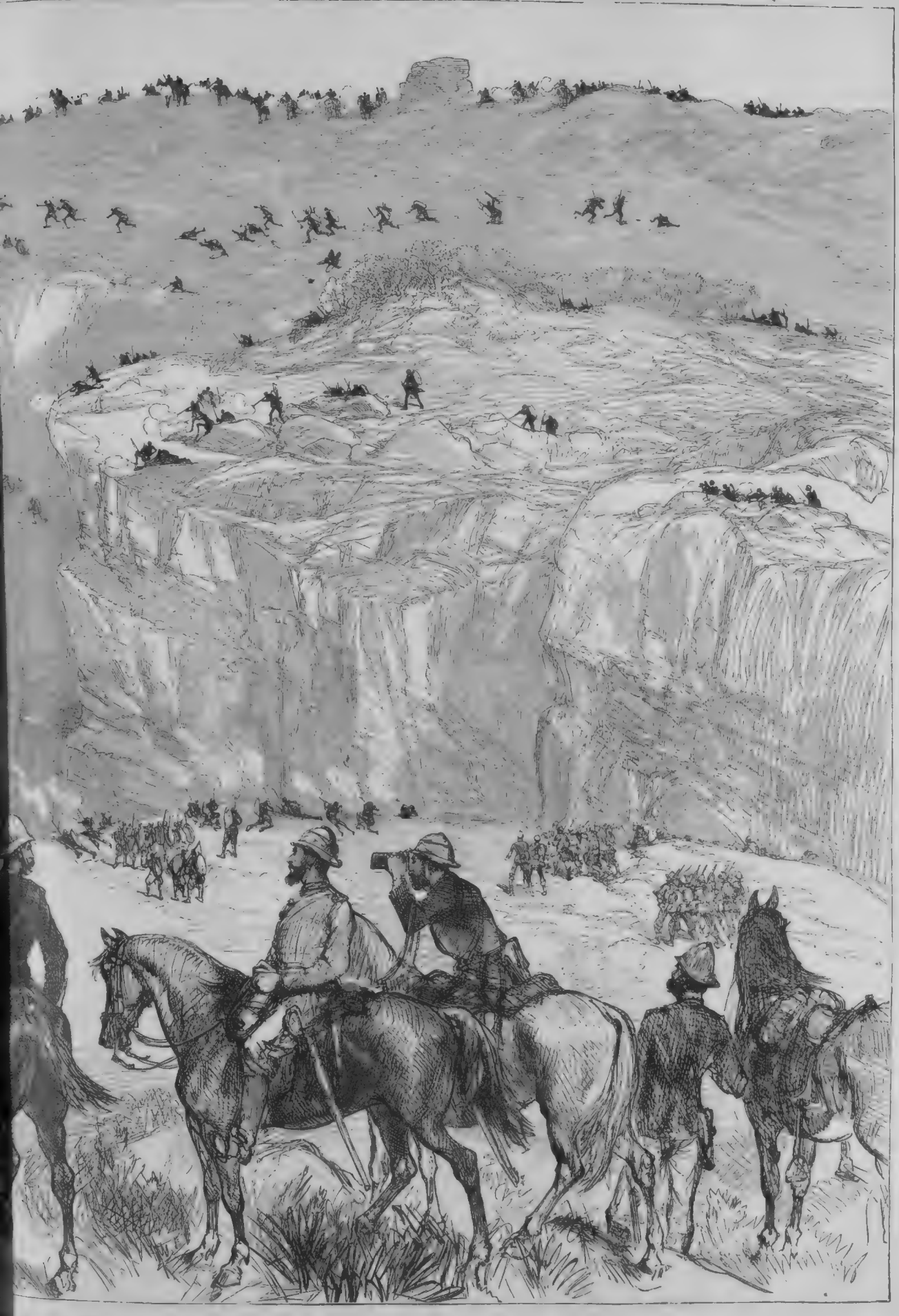
Originale.

Man schreibt es oft, man spricht es täglich, daß die Originale immer spärlicher werden in unseren Tagen; eigenthümlicher Empfindung begegne man selten mehr und vollends nirgendwo eigenthümlicher Lebensführung. Das habe, fügt man hinzu, die moderne Erziehung bewirkt, welche an alle Menschen denselben Bildungsmeißel anlege und einen wie den andern in gleicher Weise bearbeite — noch mehr aber der Drang der Zeit, welcher Jedermann zu nüchterner Klarheit zwinge und ihm nicht die Muße gönne, irgend eine harmlose Narrheit in seinem Hirn auszubrüten und festzuhalten. Eine „Narrheit" — denn wer von „Originalen" spricht, versteht darunter nur selten tüchtige, knorrige Naturen, welche sich durch eherne Festigkeit des Charakters, durch eigenthümliche Geistesrichtung vom großen Haufen unterscheiden, sondern in der Regel seltsame Käuze, die auf ihrem oft sehr harten Lebenswege auch ein Bündelchen Thorheit mitschleppen, nicht groß genug, um ihnen die Zurechnungsfähigkeit abzusprechen, aber doch so ansehnlich, daß ihr Träger dadurch in Aller Augen lächerlich und bemitleidenswerth wird, ohne dieß zu ahnen. Solche „Originale", behauptet man, stürben allmälig aus, wie etwa der Auerochs, und da man sie nicht künstlich schützen und züchten könne, wie es die russische Regierung mit diesem Thier in den litthauischen Wäldern thut, so sei wohl die Zeit nicht ferne, wo man in irgend einem Winkel der Erde den letzten Menschen solcher Artung zu Grabe tragen werde. Und dieß sei sehr beklagenswerth, denn es müsse, schon im Interesse der Seelenkunde, auch solche Käuze geben.

Ob dieß Letztere just wünschenswerth und nothwendig, mag hier eine offene Frage bleiben, schon deßhalb, weil sie eine müßige ist. Ob man nun wünscht und will, daß es immer seltsame Käuze unter den Menschen gebe — oder nicht, sie sind noch heute zu finden und werden es immer sein. Hört man so oft das Gegentheil behaupten, so erklärt sich dieß nur daraus, daß es derzeit wenig „Originale" mehr gibt, wie sie vor einem Menschenalter ihren Zeitgenossen in die Augen gefallen, weil jede Zeit ihre besonderen Käuze hat. Es gibt heute nicht viele Individuen mehr, die ihrem



Der Zulukrieg: Einnahme von Sirayo's befeſtigtem K



Januar. Zeichnung von J. F. Marshall. (S. 528.)

Aeußeren ein ganz absonderliches Gepräge geben oder ihre seltsamen Gewohnheiten auf den Markt hinaustragen, die „Originalität" ist innerlicher geworden, sie drängt sich nicht mehr unwillkürlich auf; es gewahrt sie nur, wem ein Zufall vermittelt, dem Betreffenden näher zu treten. Das kann Vielen gelingen, weil es viele seltsame Käuze gibt, sehr viele. Wie wäre dieß auch anders möglich?! Es gibt wenig Sonnenschein auf Erden und viel Düster; das Schicksal wirft einen breiten Schatten des Unglücks auf die Menschheit und man weiß ja: Pflanzen, die im Dunkel wachsen müssen, streben nicht schlank und gesund empor, sondern nehmen seltsame, halbverkümmerte, abenteuerliche Formen an. Und ferner, man spricht oft davon, wie stark das Menschenherz ist, wie viel es ertragen kann, ohne zu brechen, und dem ist auch so — es sterben nicht viele Menschen an gebrochenem Herzen. Aber deßhalb bleibt es doch ein weiches, zartes Ding, und wenn es unter dem Druck nicht bricht, so verhärtet es sich doch leicht! Noch Eines aber wäre hinzuzufügen — vielleicht das Wichtigste: der Hang des Menschen, etwas Apartes zu schaffen oder zu haben, was ihn von Anderen unterscheidet, was wenigstens in seinen eigenen Augen seinem Leben besonderes Gepräge gibt. Dieß ist nicht Ehrgeiz zu nennen, der ja eine klare, bewußte Empfindung ist — namenlos ist dieser dunkle Drang, welcher selbst dem Unbedeutendsten nie ganz fehlt und ihn anstachelt, seinem vergänglichen Dasein ein Etwas abzuringen, was dieses überdauern soll, und irgend ein besonderes Gärtchen zu pflanzen, wie es sonst Niemand hat. Hiebei geräth der Eine auf Nützliches und Vernünftiges, der Andere auf Lächerliches und Nutzloses — und dieß letztere ist unendlich häufiger, als das erste. Zwei Hauptgruppen unter den Originalen: die rastlosen Dichterlinge und die Sammler von allerlei kuriosem Trödel, verdanken nur diesem dunklen Triebe ihre Existenz.

Es gibt kein Dorf, keinen Flecken, keine Straße der Großstadt, wo nicht ein Original aufzutreiben wäre. Und vielleicht gibt es unter den Lesern dieser Zeilen Niemand, der nicht von einem oder mehreren zu erzählen wüßte. Darum empfinde ich es fast als ein Wagniß, wenn ich daran gehe, von jenen zu berichten, die ich selbst kennen gelernt. Denn es ist nichts Unerhörtes an ihnen, sie sind nicht absonderlicher, als viele ihrer Art. Aber — jedes Original ist in seiner Art absonderlich und jedes unterscheidet sich scharf von den anderen. Aus diesem Grunde glaube ich hier nichts Ueberflüssiges oder Lästiges zu bieten, denn jedes Original ist nicht ohne Interesse, weil jedes dazu verlockt, seltsamen Fügungen des Geschicks nachzugehen und eigenthümliche Wandlungen des Seelenlebens zu verfolgen.

Einem Original alten Schlags, einem vollwichtigen Repräsentanten jener Gattung, deren Aussterben zu dem Wahn verleitet, daß die Sonderlinge überhaupt immer seltener werden, bin ich nur einmal begegnet. Da er zugleich ein hochbedeutender, ja berühmter Mann war, so mag seine Skizze meine kleine Galerie eröffnen.

Es war in Pest, an einem trüben, häßlichen Dezembertage von 1872. Ich schritt mit einem mir befreundeten Journalisten die Palatingasse hinab, eine mühsame Wanderung, denn knietiefer Koth und Schnee bedeckten die Straßen. Da kam uns ein alter Mann entgegen, eiligen Schrittes, gesenkten Hauptes, und in so komisch-schäbiger Kleidung, daß ich ihn unwillkürlich schärfer musterte. Sein langer Winterrock, der ursprünglich braun gewesen sein mochte, zeigte nun als Grundfarbe ein fahles Gelb, mit unzähligen Schmutzflecken übersät, an den Rändern hing der Stoff in Fransen nieder. Ebenso jämmerlich wiesen sich die Beinkleider — Schuhe und Kopfbedeckung aber waren in ihrer Art vollends eine Sehenswürdigkeit: hohe Galloschen, an den Knöcheln mit Tuchfetzen umbunden, und der Hut ein jämmerlich zerknüllter, mit einer dichten Schmutzschicht überdeckter Cylinder, der, ganz und gar aus der Form gegangen, nun wie ein Kegel anzusehen war. An einer schmutzigen Schnur hatte der Greis um den Hals einen Muff aus Wolle hängen, in dem er beide Hände geborgen hielt. So trippelte er uns kurzen, raschen Schrittes entgegen.

„Habe die Ehre, Excellenz!" rief mein Begleiter ehrerbietig und lüpfte den Hut.

Der alte Bettler nickte freundlich und eilte weiter.

„Warum verhöhnen Sie den Unglücklichen?" fragte ich vorwurfsvoll. „Hätten wir ihm doch lieber eine Gabe gereicht!"

„Dem?" rief der Journalist und begann laut zu lachen. „Kennen Sie ihn nicht? Das ist ja einer der reichsten Männer Ungarns!"

„Unmöglich!" rief ich. „Wie heißt er?"

„Seine Excellenz Eduard von Zsedenyi, Seiner Majestät wirklicher Geheimer Rath, Großgrund- und Bergwerksbesitzer, Präsident der protestantischen Synode, Besitzer zahlloser Orden, Abgeordneter, Direktor der Kreditanstalt . . ."

„Zsedenyi!" rief ich. Der Name war mir natürlich wohlbekannt. „Aber warum diese absonderliche Maskerade?"

„Es macht ihm eben Plaisir!"

„Ist er so geizig?"

„Behüte! — er gibt jährlich Tausende und aber Tausende für die Armen und spendet jedem patriotischen Unternehmen Summen, von denen er sich für jeden neuen Tag einen neuen, überaus eleganten Anzug beschaffen könnte. Aber, wie gesagt, das ist seine Passion!"

„Und erscheint er immer so?"

„Außer wenn er zu Hof geht!"

„Aber diese unerhörte Passion muß doch ihre Gründe haben?"

„Hm! — allerdings! Man erzählt eine Geschichte darüber — es ist sogar etwas Romantik dabei!" Und er erzählte mir diese Geschichte.

Ob sie wahr ist oder nicht, vermag ich freilich nicht zu beurtheilen. Aber wahrscheinlich klingt sie und wurde mir damals von Mehreren erzählt. Gleichwohl würde ich der Versuchung widerstehen, das Gehörte zu veröffentlichen, wenn daraus auch nur der leiseste Schatten auf den Namen des kürzlich verstorbenen, hochverdienten Mannes fiele. Aber dem ist nicht so, und darum nehme ich mir heraus, hier das Wesentliche wiederzugeben.

Eduard von Zsedenyi, nächst Franz Deak der rastloseste, populärste und verdienstvollste Parlamentsmann Ungarns, ist zweimal verlobt, nie vermählt gewesen. Wie viele Frauenherzen ihm in seinen Jünglings- und Mannesjahren zugeflogen, ist nicht zu zählen. Schon bei seinem ersten Eintritt in die Gesellschaft, anfangs der dreißiger Jahre, galt er in der Krönungsstadt Preßburg als der „schönste Mann des Vaterlandes", und der arme Landjunker aus der Zips (sein Familienname, den er erst später magyarisirt, war „Pfannschmidt") verdankte nur diesem äußeren Umstande die Gelegenheit, seine reiche geistige Begabung offenbaren zu können. Die Frauen protegirten ihn, seine Talente leisteten ihm denselben Dienst — er machte früh eine glänzende Carrière. Wo er größere Triumphe feierte, im Landtagssaal oder im Salon, möchte schwer zu entscheiden sein. „Einen eleganteren Mann," erzählte mir einer seiner Zeitgenossen ganz begeistert, „habe ich nie gesehen; vergeblich suchten wir ihm nachzueifern — sein Geschmack war unvergleichlich!" Etwa dreißig Jahre alt, verlobte sich Zsedenyi mit einer jungen Dame aus einer Magnatenfamilie des Landes; die Liebenden hatten trotz aller Hindernisse das öffentliche Verlöbniß ertrotzt, die Heirath vermochten sie gleichwohl nicht zu erkämpfen — der Bund wurde gelöst. Zsedenyi zog sich in seine heimatlichen Berge zurück und tauchte erst nach einigen Jahren wieder in der Hauptstadt auf — er war ernster und älter geworden, aber schön und elegant geblieben und noch immer der erklärte Liebling der Frauen. „Wir Alle," erzählte mein Gewährsmann, „freuten uns herzlich, ihn wieder unter uns zu haben, aber vielleicht begrüßte Niemand seine Ankunft inniger, als die Pester Schneider, deren Geschäft nun erst wieder in rechten Flor kam!" Kurz darauf verlobte sich Zsedenyi wieder mit einer jungen schönen Wittwe, um schon einige Monate darauf auch diesen Bund zu lösen. Er hatte erkannt, daß die Erwählte seiner unwerth sei, und die Wunde, welche diese Erkenntniß seinem Herzen geschlagen, mußte wohl sehr tief sein, denn er erkrankte und genas nur langsam. Bei seinem ersten Ausgang trug er ein ähnliches Kostüm, wie ich es dreißig Jahre später an ihm gesehen. Er war von einem Extrem in's andere gefallen. Die Wandlung machte immenses Aufsehen; wo er erschien, sammelten sich die Leute und bildeten Spalier. Das kümmerte ihn wenig, und gleich geringen Eindruck machten ihm die Vorstellungen seiner Freunde. Von dem Tage, da Zsedenyi die Verlogenheit einer Salondame — und vielleicht des Salonlebens überhaupt — erkannt, hat ihn Niemand mehr in einem anständigen Rocke gesehen!

(Schluß folgt.)

Bulgarisches Bauernhaus.

(Hiezu das Bild S. 524.)

Das bulgarische Bauernhaus, das meist mit ein paar anderen ein Gehöft bildet, indem sie sich um das mit Ziegeln und Steinplatten gedeckte Haus des Stareschnia oder Familienoberhauptes gruppiren, bietet Mensch und Thier das gleiche Obdach: der Stall ist meist mit dem Wohngemach so eng verbunden, daß die Thiere ungenirt sich unter den Menschen hin und her bewegen. Und der Bauer hat alle Ursache, sein Vieh so nah als möglich bei sich zu haben, da er immer von jenen furchtbaren Viehräubern, den Tscherkessen und Cirkassiern, in seinem Besitzthum bedroht ist. Um den Kessel, der über dem Feuer hängt, sammelt sich die Jugend, während die Großmutter Märchen erzählt, unbekümmert um Kalb und Schwein, die sich dazwischen drängen. Von dem First sehen wir die vollen Maiskolben herabhängen, welche die Hauptnahrung der Bauern bilden.

Prinz Friedrich von Hohenzollern und Prinzessin Luise von Thurn und Taxis.

(Hiezu die Porträts S. 521.)

Prinzessin Luise Mathilde Wilhelmine von Thurn und Taxis, die Schwester des regierenden Fürsten Maximilian, aus der älteren Linie Thurn und Taxis, und geboren am 1. Juni 1859, hat sich kürzlich verlobt mit dem drittältesten Sohne des Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen und wird im kommenden Juni Hochzeit haben.

Dem durch die schnell hinter einander geschehene Verheirathung von vier preußischen Prinzessinnen an jungen Fürstinnen arm gewordenen deutschen Kaiserhause, — denn nur die Frau Erbprinzessin von Meiningen, des deutschen Kronprinzen älteste Tochter, ist am preußischen Hofe geblieben, — wird in der durch Anmuth des Geistes wie durch äußere Schönheit gleich liebenswürdigen Prinzessin Luise ein Stern allerersten Ranges zugeführt werden.

Prinzessin Luise — der Name ist am preußischen Hofe seit mehr denn zweihundert Jahren glückverheißend — ist die Tochter des Erbprinzen Maximilian, der vor seinem Vater 1867 starb, und der Prinzessin Helene, die wiederum eine Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern ist. Die künftige Frau Prinzessin von Hohenzollern ist also eine nahe Anverwandte der schönsten Großmama — wie „Ueber Land und Meer" einst schrieb — der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich und damit zugleich des bayerischen Königshauses.

Ihr hoher Verlobter, der in allen Kreisen der deutschen Hauptstadt gern gesehene Prinz Friedrich, hat den Rang eines Oberstlieutenants in der preußischen Armee und führt als Kommandeur eines der schönsten Kavallerieregimenter, das zweite Garde-Dragoner-regiment. Sein ältester Bruder, Erbprinz Leopold, dem man den spanischen Königsthron einst anbot, gab bekanntlich dem Kaiser Napoleon III. den Vorwand, im Jahre 1870 über Deutschland herzufallen, und ist vermählt mit der Infantin Maria Ferdinanda von Portugal. Der zweite Bruder ist der regierende Fürst Carol von Rumänien und vermählt mit einer Prinzessin Wied, und der dritte Bruder, Prinz Anton, fiel auf dem Felde der Ehre als junger Lieutenant des ersten Garderegiments an dem heißen Julitage 1866 auf den Höhen von Chlum. Die Fürsten Hohenzollern-Sigmaringen sind durch Verheirathung auch verwandt mit dem napoleonischen Kaiserhause und dem großherzoglich badischen Fürstenhause. Die Großmutter des Prinzen Friedrich war eine Prinzessin Murat, und die Mutter ist eine Tochter des Großherzogs Karl Ludwig von Baden und von dessen Gemahlin Stephanie de Beauharnais, einer Adoptivtochter des Kaisers Napoleon I.

J.

Karl Freiherr v. Kraus,

Präsident des österreichischen Reichsgerichts, Kanzler des Vließordens ꝛc., der Nestor aller Staatsbeamten.

(Hiezu das Porträt S. 524.)

Am 5. April sind es volle siebenzig Jahre, seit Karl Kraus, der jetzige Freiherr v. Kraus, geboren zu Lemberg am 13. September 1789, in seiner Vaterstadt nach vollendeten juridischen Studien, die Laufbahn eines k. k. Beamten und zwar als Kanzleipraktikant beim Kreisamte, betrat. Er ist, obgleich er in diesem Jahre sein neunzigstes Lebensjahr vollendet, noch in Amtswirksamkeit und leitet mit staunenswerther Kraft, Geistesfrische und Umsicht als Präsident des Reichsgerichts jede Verhandlung desselben.

Das ist an und für sich eine Merkwürdigkeit, welche nicht verfehlen kann, allgemein menschliches Interesse zu erregen. Es ist aber nicht nur eine Merkwürdigkeit, es ist auch im hohen Grade rühmenswerth, auf Bequemlichkeit zu verzichten, auf wohlerworbenen Lorbeeren nicht auszuruhen und die Fülle des bis zum Greisenalter Errungenen zu genießen, sondern schaffend und immer neu arbeitend für den Staat und die Mitmenschen fortzuwirken. Die Natur, welche den Jubilar mit einem überaus klaren Geiste begabte, hat ihm auch einen rüstigen Körper verliehen. Karl Freiherr v. Kraus ist von mittlerer, ebenmäßiger Leibesgröße, und wer den Nestor heute sieht, kann wohl meinen, einen Mann vor sich zu haben, der dem siebenzigsten Jahre entgegengeht. Er durchreist weite Strecken zu einem Sommeraufenthalte an die Ostsee oder nach den österreichischen und Schweizeralpen und macht täglich seine stundenweiten Wege. Ein guter Schachspieler ist ihm der liebste Gesellschafter.

Karl Freiherr v. Kraus gehört zu den Männern Oesterreichs, welche an sich bethätigen, daß die höchsten Stufen in Würden und Aemtern Jedem ohne Unterschied erreichbar sind. Er gehört aber nicht zu jenen Glücklichen, welche mit einem Anstriche von Abenteuerlichkeit, plötzlich durch eine augenblickliche politische Kombination, empor gelangen; sondern lange, mühevolle Jahre pflichttreuer Arbeit, der Berufserfüllung des Staatsdienstes in außergewöhnlich schwierigen Zeiten und Lagen, gepaart mit einer geistigen, umsichtigen Festigkeit, welche nach keiner Seite übergreift, oder sich überhebt, aber nach allen Seiten hin Vertrauen erweckt, diese Umstände sind es, welche den Mann allmälig emporhoben bis zu den höchsten Rangstufen.

Nach einjährigem Praktikantendienste wurde der fähige junge Jurist Auskultant beim Kreisamte in Lemberg, acht Jahre später, also 1818, Landrath und zugleich beaufsichtigender Direktor der juridischen Studien daselbst, 1826 Appellationsrath, 1829 Kammerprokurator, 1833 Präsident des Lemberger Landgerichts, zugleich in den Ritterstand erhoben und 1843 mit der Würde eines Geheimenraths ausgezeichnet, welche den Titel Excellenz mit sich bringt, 1846 wurde er Vizepräsident der obersten Justizstelle und 1850 Vizepräsident des Kassationshofs. Mittlerweile hatte auch sein jüngerer Bruder Philipp, welcher theils in Wien, theils in Galizien im Finanzfache diente, durch ausgezeichnete Eigenschaften hohe Carrière gemacht und war in das 1848 von Bach gebildete Ministerium als Finanzminister berufen. Im Jahre 1851, also bereits im zweiundvierzigsten Dienstjahre, gelangte denn auch Karl v. Kraus in das Ministerium, wo er, im selben Jahre in den Freiherrenstand erhoben, als Justizminister verblieb bis in das Jahr 1857, und seine Zeit war wegen der neuen Finanzorganisationen diesseits und jenseits der Leitha eine anstrengend organisatorische. Nach Rücktritt vom Ministerium wurde er zum Präsidenten des obersten Gerichtshofs in Wien ernannt. Im Jahre 1859, zum fünfzigjährigen Jubiläum seines Staatsdienstes, erhielt er die höchste Auszeichnung, das Großkreuz des St. Stephansordens. Im Jahre 1861 wurde er zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt, im Jahre 1862 Kanzler des goldenen Vließes, welcher die große Mehrzahl seiner Mitglieder unter Souveränen und Prinzen hat. Als Kanzler wirkte der Freiherr fort, während er 1865 vom Präsidium des obersten Gerichtshofs zurücktrat. Als im Jahre 1869 eine neue Gerichtsorganisation und damit auch ein Reichsgericht geschaffen wurde, welches erhaben über Ministerverfügungen und alle Kompetenzen einzelner Länder, Körperschaften, Stände und Personalvertretungen Recht zu sprechen hat, da wurde der milde, das Justizwesen in allen seinen Zweigen genau kennende Patriarch zum Präsidenten des Reichsgerichts ernannt, eine Stelle, welche er bereits zehn Jahre und heute noch mit voller geistiger Frische versieht.

Die Riesentreppe des Dogenpalastes in Venedig.

(Hiezu das Bild S. 529.)

Unter all' den Herrlichkeiten der Lagunenstadt hat merkwürdigerweise keine weniger unter dem Zahn der Zeit gelitten als der Dogenpalast, dieses Symbol der Macht des alten, seebeherrschenden Venedig, das uns das volle Bild jener Zeiten gibt. Wenn wir in den Hof dieses prächtigen Gebäudes eintreten, so fällt unser Blick neben dem reich verzierten Brunnen sofort auf die dem Haupteingang gegenüberliegende Riesentreppe (Scala dei Giganti), die ihren Namen von den Kolossalstatuen des Perrons, Mars und Neptun von J. Sansovino, trägt, die Veneziens Gewalt zu Wasser und Land darstellen. Diese marmorne Treppe ist als feierlicher Aufgang zum Regierungssitz und als Schauplatz für die Aufstellung des Dogen und der Signoria bei den Festzügen reich verziert und wurde unter Rizzo's Leitung von Domenico und Bernardino von Mantua in herrlichster Künstlerweise ausgeführt. Von hier aus zeigte sich der neuerwählte Doge mit dem herzoglichen Baret zum ersten Male dem Volke, und unwillkürlich füllt sich vor unserem innern Auge, wenn wir in dieser Umgebung weilen, noch einmal Hof und Treppe mit den Repräsentanten jener gewaltigen Zeit, die längst dahingesunken, aber durch eine ununterbrochene Tradition noch so lebendig vor uns steht.

Die Quellenkatastrophe in Teplitz.

(Hiezu das Bild S. 525.)

Teplitz, einer der berühmtesten Kurorte Böhmens, in einem reizenden Thale zwischen dem Erzgebirge und dem böhmischen Mittelgebirge, behauptete in letzterer Zeit seinen hohen Rang nicht nur wegen der Thermalquellen, sondern auch als Industriestadt, namentlich durch die zahlreich in der Umgebung aufgedeckten Braunkohlenlager, welche aber nun die schreckenerregende Katastrophe herbeiführten.

In einer Braunkohlengrube der Umgebung, bei Ossegg, dem sogenannten Döllingerschacht, schlugen die Bergleute am 10. Februar eine Quelle an und diese brach aus der Wand plötzlich mit solcher Gewalt, daß an ein Verlegen derselben nicht zu denken war, sondern die Grubenarbeiter mit aller Eile sich zu retten suchen mußten. Der Aufzugskorb vermochte eine Anzahl dem Elemente zu entziehen, aber nicht alle; mehr als zwanzig ertranken.

Das Unglück erregte Entsetzen; aber noch ahnte Teplitz nicht die seine ganze Existenz bedrohenden schlimmen Folgen. Drei Tage nachher, am 13. Februar, senkte sich die Urquelle im Stadtbade und blieb endlich ganz aus.

Entsetzen bemächtigte sich der ganzen Bewohnerschaft. Der Kurort, welcher als solcher urkundlich schon im zwölften Jahrhundert genannt wird, sah sich bereits total ruinirt. Wenn das Thermalwasser sich nicht wieder einstellte, schien der gesammte Werth fast aller Habe verloren. Ein Haus schien ein unnützes Ding geworden, und die Sparkasse, welche fast alle diese Häuser belehnt hatte, war Tag und Nacht belagert, um Rückzahlungen zu erlangen, welche in wenigen Tagen gegen eine Million betrugen.

Das Unglück erregte die Theilnahme der Welt. Ungeschmälert kann man diesen Ausdruck in seiner vollen Bedeutung gebrauchen, denn aus allen Theilen der Welt waren alljommerlich Kurgäste nach Teplitz geströmt und hatten Hülfe gegen allerlei Krankheiten erlangt. Die Zahl der Kurgäste betrug in letzter Zeit über 10,000, die Zahl der Passanten über 20,000 in einer Saison. Unter den Hülfesindenden waren der Kaiser von Deutschland und eine Anzahl deutscher wie auswärtiger Souveräne. Kaiser Wilhelm I. war erst im letzten Sommer als Kurgast daselbst und empfing Besuche vom kaiserlich österreichischen Hofe. Beileidstelegramme der theilnehmenden Höfe langten an. Aber bald kam Hülfe von Seite der Wissenschaft.

Die Geologen untersuchten die Grundbeschaffenheit, und gleichlautend erklärten Laube, Wolf, Sigmund, Sueß, Zsigmondy, kurz alle herbeigerufenen oder von selbst erschienenen Fachmänner: da die Dux-Ossegger Kohlenwerke höher liegen und die Spalten nach Teplitz herbeistreichen, könne nur entweder ein bestimmter Druck schwächer geworden oder eine der vermehrenden Quellen angeschlagen sein; demgemäß sei in Teplitz nächst der Stelle der bisherigen Quelle einzuschlagen, aufliegendes Gestein durchzubrechen, und in einer Tiefe von beiläufig 15—20 Meter werde man die Thermalquelle wieder finden. Sollte, wie wahrscheinlich, ein Eigendruck das Wasser nicht mehr bis zur Erdoberfläche treiben, so werden Pumpwerke das Hebegeschäft für das Wasser besorgen und Teplitz werde wieder reichlich mit seiner Heilquelle versehen sein.

Eilig und mit banger Besorgniß wurde an das Werk gegangen. Schon bisher hatte der Stadtrath an jedem Tage öffentliche Kundmachungen über die Aussagen der Geologen und die Hoffnungen ergehen lassen, um die verzweifelnden Bürger einigermaßen zu beruhigen.

Am 22. Februar wurden die ersten Arbeiten begonnen, unter Leitung des Bergraths Wolf aus Wien weitergeführt und mit Hülfe von Dynamitsprengungen ging die Arbeit rasch. Je tiefer man gelangte, desto wärmer fühlte sich das Gestein an, endlich dampfte es feucht, zuletzt zeigte sich ein Spalt und darunter mindestens Sickerwasser. Der leitende Bergmann nahm einen langen Stab, umwickelte denselben am Ende mit einem Tuch und senkte ihn so hinab. Schwammartig saugte das Tuch das Wasser an, und als es so emporgelangte, war es heiß — die Thermalquelle war am 3. März gefunden und sofort die freudige Kunde an die Oberwelt befördert.

Blitzartig verbreitete sie sich. Die Bevölkerung hatte Tage und Nächte rastlos in banger Spannung gewartet und die hoffnungerregenden Nachrichten wie in einer Art Fieber empfangen. Männer umarmten sich, Greise und Junge vergossen Freudenthränen, knieten auf der geliebten Heimaterde und dankten Gott! Während der Tage der Noth hatten fortdauernde Gottesdienste in allen Kirchen und Tempeln stattgefunden — jetzt war der Moment des Dankgottesdienstes. An die theilnehmenden Souveräne wurde telegraphirt und deren Glückwünsche trafen ein. Die Bürger der Stadt veranstalteten einen großartigen Fackelzug, der sich zu allen bedeutungsvollen Stätten des Badeortes begab.

Der Zudrang des Wassers wurde immer stärker, je tiefer der Schacht getrieben wurde, und jetzt ist Teplitz seines Fortbestandes, seines andauernden Ruhmes und Haupterwerbes durch die Heilquelle wieder sicher. Das Wasser zeigt die gleichen Wärmegrade und Bestandtheile wie vorher.

Teplitz, welches bisher durch seine vorzügliche Lage zwischen Nord und Ost zu Fürstenbesuchen, Kongressen, Friedensschlüssen und zum allgemeinen Kurgebrauche diente, wird wieder seine alte Frequenz erlangen, ja vielleicht eine höhere, da der drohende Verlust erst recht den Werth des Vorhandenen ermessen und erkennen ließ.

Eine Anzahl von Kohlengruben jedoch scheint für den Augenblick verloren, sie sind es aber nicht für die Dauer, wie die Geologen versichern. Man wird der eingebrochenen Quelle durch Abdämmung und Vermauerung Herr werden können, wenn auch mit großen Kosten. **Silberstein.**

Das kaiserliche Paris.

Von

Leo Warren.

XI *).

Die Gesellschaft und die Salons.

Wir haben in den Skizzen aus dem Leben des kaiserlichen Paris, dessen Spuren vor dem immer heftiger werdenden republikanischen Hauch mehr und mehr verschwinden, uns bisher mit dem Hof, den Großwürdenträgern und der Diplomatie beschäftigt. Es bleibt uns aber noch ein weites Gebiet übrig, um ein einigermaßen vollständiges Bild der Riesenstadt zu entrollen, welche seit einer Reihe von Jahrhunderten der Mittelpunkt der Politik, sowie des geistigen Lebens, des Geschmacks und der Eleganz in Europa war und welche niemals vielleicht so viel Glanz und so vielfältig verschiedene Farbenpracht in grellem Wechsel von Licht und Schatten entwickelt hat, als gerade zur Zeit des zweiten Kaiserreichs, gleichsam als hätte dieß schimmernde Paris das Vorgefühl des Sturzes von seiner weltbeherrschenden Stellung in sich getragen und als hätte es deßhalb noch einmal seinen höchsten Reiz und seine blendendste Pracht zeigen wollen.

Außer den Kreisen des Hofes und der offiziellen Welt gab es in dem kaiserlichen Paris nur noch drei Kategorieen, welche für das Leben der Gesellschaft in Betracht kamen. Dieß waren: die Kreise des alten legitimistischen Adels, — die Haute Finance — und die Künstler, Schriftsteller und Journalisten. Von den alten Legitimisten läßt sich wenig sagen. Das Faubourg Saint Germain mit seinen großen Hotels, welche, von der Straße durch hohe Mauern abgeschlossen, in der Tiefe weiter Höfe liegen und von großen Gärten mit uralten Bäumen umgeben sind, macht einen fast todten Eindruck. Diese Straßen, in welche der lebendige rastlose Verkehr des heutigen Lebens kaum hineindringt, erscheinen wie eine Stadt der Vergangenheit, und fast möchte man glauben, daß die Geister verschwundener Zeiten hier ihr Wesen treiben. Aehnlich ist es mit der Gesellschaft selbst, welche diese stolzen Paläste bewohnt — sie lebt in ihren alten Ideen und ihren alten Formen weiter, und wenn auch die gepuderten Marquis, die geschniegelten, witzigen und übermüthigen Abbés und die hochmüthigen Damen des ancien régime die alten, hochgewölbten, vergoldeten Gemächer nicht mehr bevölkern, so haben doch deren heutige Bewohner den Geist und die Formen des Lebens ihrer Vorfahren unverändert behalten. Indeß läßt sich nicht leugnen, daß dieser Geist und diese Formen angenehm und wohlthuend berühren, und dieß Festhalten an der alten Treue und dem alten Recht erweckt eine wehmüthige Sympathie. Der alte Adel des Faubourg Saint Germain stand zwar dem Kaiser Napoleon III. nicht so feindlich gegenüber, wie seinem großen Oheim — damals war das legitime Königthum noch in frischer Erinnerung, die Dynastie lebte in zahlreichen Vertretern im Auslande, sie fand an den europäischen Höfen eine Art von geheimer Anerkennung und der erste Kaiser seinerseits trat überall scharf und rücksichtslos der Vergangenheit entgegen. Er hatte durch die Ermordung des Herzogs von Enghien einen unausfüllbaren blutigen Abgrund geöffnet und tiefer Haß erfüllte alle Legitimisten gegen den emporgekommenen Soldaten. Dieß war unter dem zweiten Kaiserreich anders. — Der Graf von Chambord war kinderlos und mit ihm mußte das Geschlecht der alten legitimen Könige erlöschen. Die Orleans hatten sich durch ihre Haltung während zweier Generationen ihrer Rechte verlustig gemacht und standen dem legitimen Prinzip feindlicher entgegen als das Kaiserreich, das wenigstens die Tradition des nationalen Ruhmes für sich hatte. Die Legitimisten haßten den Kaiser nicht, der ihnen seinerseits stets achtungsvolle Aufmerksamkeit und Rücksicht bewies, und häufig hörte man es von den verschiedensten Vertretern der Legitimität aussprechen, daß Napoleon III. nur illegitim, die Orleans aber antilegitim seien und daß, wenn der Graf Chambord ohne Erben stürbe, jeder Franzose das Recht habe, sich des Kaisers Regierung anzuschließen. Es war eigentlich nur die Person des Grafen Chambord, welche zwischen dem Kaiserreich und den Legitimisten stand und auch diejenigen Mitglieder des alten Adels, welche, wie der Herzog von Gramont, der Marquis von Moustier und Andere in den Dienst der kaiserlichen Regierung traten, fanden in den Kreisen ihrer Standesgenossen nicht die Verurtheilung, welche über ähnliche Abtrünnige zur Zeit des ersten Kaisers ausgesprochen wurde. Außer der Aussichtslosigkeit der legitimen Monarchie trug zu dieser freundlicheren Stellung des royalistischen Adels gegen den Kaiser auch das Verhältniß zu Rom und der katholischen Kirche bei. Während Napoleon I. den Papst gefangen hielt und die Kirche, sowohl durch seine rücksichtslose Willkür in ihrer äußeren Machtsphäre, als durch seine Scheidung von der Kaiserin Josephine, in ihrem inneren Wesen verletzte, war Napoleon III. die einzige und letzte Stütze der weltlichen Herrschaft des Papstes, und eine so zweideutige und unzuverlässige Rolle er auch in der römischen Frage spielte, so begegnete sich doch seine Politik in diesem Punkte mit den Gesinnungen und Wünschen des Faubourg Saint Germain. Dieß Alles hinderte indeß nicht, daß der legitimistische Adel sich in strenger Abgeschlossenheit von der Hofgesellschaft und den Kreisen der kaiserlichen Aristokratie hielt und Niemand aus jenen Gesellschaftssphären in seine Salons zuließ. Fremden öffneten sich diese Salons leichter, wenn dieselben gut empfohlen waren und durch ein Mitglied der exklusiven Gesellschaft eingeführt wurden. Man fand dann hier alle jene feinen und anmuthigen Sitten des ancien régime wieder, welche, wenn sie auch oft nur äußerer Firniß waren, dennoch ungemein wohlthätig berührten. In die Salons des Faubourg Saint Germain hatte sich vor Allem jene altfranzösische Causerie geflüchtet, welche es so vortrefflich versteht, über ein Nichts reizend und geistvoll zu plaudern, so daß man nach einer Unterhaltung von zwei Stunden kaum weiß, worüber man gesprochen und nur die Erinnerung behält, daß man sich ganz vortrefflich amüsirt hat und daß die sonst so schwerfällige Zeit auf tändelnden Schmetterlingsflügeln vorübergeschwebt ist. Im Faubourg Saint Germain fand man noch jene alten Herzoginnen, welche, ganz in schwarze Spitzen gehüllt, mit dunklen, leuchtenden Augen, die aus bleichen, feinen Gesichtern unter weißen Locken ewig jung hervorschauen, die Konversation lenken, beherrschen und beleben, während sie, ein Riechfläschchen in der feinen weißen Hand, im Lehnstuhl vor dem mächtigen Kamin sitzen, — welche ihren Freunden und Freundinnen jeden Morgen liebenswürdige und pikante Billets von zwei Zeilen schreiben, — welche Jedem etwas Verbindliches zu sagen wissen und durch ein flüchtiges Wort, scharf wie eine Nadelspitze, jeden Verstoß gegen die gute Sitte zu rügen verstehen, — welche endlich immer Verständniß für die heißblütige Jugend behalten und mit der unversöhnlichen Schärfe erbarmungslosen Spottes nur die anmaßende Lächerlichkeit und die Brutalität schlechter Erziehung treffen. In jenen alten legitimistischen Salons fand man auch noch die ritterliche Courtoisie der Herren gegen die Damen, welche der heutigen modernen Gesellschaft immer mehr verloren geht — man fand alle jene tausend kleinen Reize des gesellschaftlichen Lebens, welche durch die tägliche Berührung mit den politischen Tagesfragen verloren gehen — man fand mit einem Wort jene harmlose Naivität der alten Aristokratie, welche beim Beginn der großen Revolution mit theilnehmender Verwunderung fragte: „Warum essen denn diese armen Leute kein Biscuit, wenn sie kein Brod haben?" — eine Naivität, welche zwar zum Untergange des Staates führte, aber dennoch den Salons der Gesellschaft einen ganz eigenthümlichen Reiz verlieh; — man fand endlich jene großartige Gastfreundschaft, welche ohne alle Ostentation in einfachster Natürlichkeit auch dem Fremden, der zum ersten Mal an der Hand eines Freundes die Schwelle überschreitet, Alles bietet, was der Reichthum des Hauses zu gewähren vermag, ohne zu fragen, ob der Gast dem Ehrgeiz oder der Gewinnsucht Vortheil zu bringen vermag. Wer die Gesellschaft des Faubourg Saint Germain gesehen hat, der wird die Ueberzeugung gewonnen haben, daß dieselbe, trotz der rührenden Treue, mit der sie am alten Recht festhielt, trotz ihrer reizvollen Umgangsformeln, nicht mehr die Kraft besitzt, das heutige Staatsleben zu beherrschen und dem alten Lilienthron eine politische Stütze für seine Wiederaufrichtung zu bieten — er wird aber auch zugleich immer eine liebe Erinnerung an jene schönen, vornehmen Salons behalten, in denen die Menschen wie die Möbel vom Nimbus einer ebenso anmuthigen wie großartigen Vergangenheit umflossen sind. Die moderne Welt sah diese alte Gesellschaft des vornehmen, abgelegenen Stadttheils fast niemals. Im Bois de Boulogne bemerkte man wohl die glänzenden, zuweilen etwas schwerfälligen Karrossen mit den Wappenschildern, welche einst den Lilienthron umringt hatten. Man sah in diesen Karrossen stolz blickende Herren und alte Damen, welche mit einem mitleidig spöttischen Lächeln auf die buntbewegte Welt von heute herabblickten — man sah zuweilen eine junge Marquise mit einem Gesicht wie eine Schäferin auf einem Bilde Watteau's, welche mit ihren träumerisch verwunderten Blicken an das Dornenröschen erinnerte, das, aus dem Zauberschlaf erwachend, eine ganz fremde Welt um sich sieht — das war Alles. Nach einem kurzen, flüchtigen Blick auf die Außenseite des heutigen Lebens zog sich diese Gesellschaft wieder in die abgeschlossenen Hotels ihres stillen Faubourg zurück und ließ die moderne Welt und die Tagesgeschichte wie einen fernen Strom gleichgültig an sich vorüberrauschen.

(Fortsetzung folgt.)

*) X. siehe Bd. 40, Seite 1059.

Münchener Umzugsbilder. Originalzeichnung von L. Bechstein.

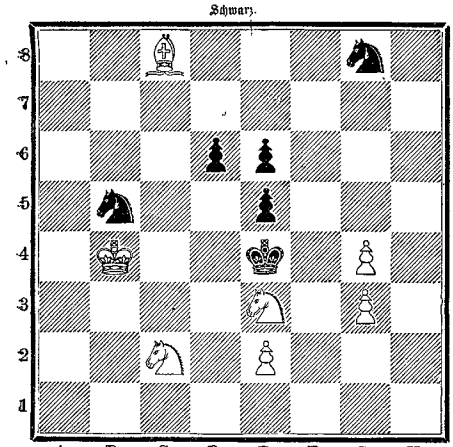
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 26.

Von Edwin Anthony.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 22:

Weiß.	Schwarz.
1) T. D 3 — D 5	1) E 3 nimmt F 2.
2) T. D 5 — H 5	2) F 2 — F 1 D. †.
3) S. H 7 — F 6 setzt Matt.	

(Andere Varianten leicht.)

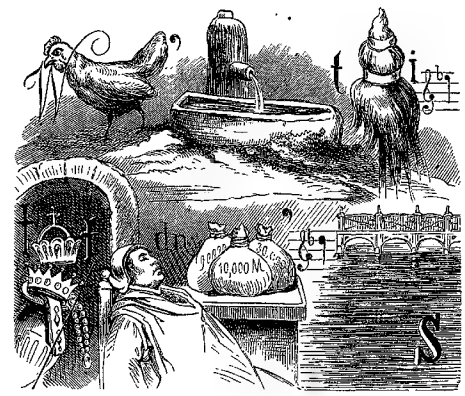
Schachbriefwechsel.

Hrn. Dr. S. in Potsdam. Sie begleiten Ihre richtige Lösung der Aufgabe Nro. 21 mit der treffenden Bemerkung: „Ganz lustig ist das Hauptspiel mit den fünf Springern: ein Unicum in seiner Art." — Mad. Ada J. à Bruxelles. Votre solution de Nro. 21 est juste. C'est en effet, comme vous dites, une charge de cavalerie. — Hrn. J. v. d. Prosnca. Nro. 20, 21, 22 R. Ihr Interesse kann uns nur angenehm berühren, nicht belästigen. — Hrn. C. P. in Berlin. Nro. 16 und 17 R. — H. W. in Colonna. Nro. 19 R. — Bürgerl. Kasino in Brody. Nro. 19 und 20 R. — C. B. in Straubing. Nro. 19 R. Bem. mit Vergnügen gelesen. — Hrn. S. in Guttentag und J. B. in Hedewigenkoog. Nro. 20 und 22 R. In Nro. 21 fehlt die Variante 2 . . . K. E 7 — F 6. — Postdir. M. Gr. in Beuthen. Nro. 19 R. Weiteres brieflich. — Prt in Kaiserslautern, C. B. in Leipzig, C. St. in Schweyingen. Nro. 22 R. — Ed. E. in Stuttgart, Sch. in Schweinfurt, Ch. L. in Lübeck, v. St. in Bruchsal. Nro. 21 und 22 R. — O. S. in Jerzykowo. Nr. 20 und 21 R. — R. in Gladbach, L. S. in Woeß, Fernando in Spremberg. Nro. 21 R. — Fr. K. in Wien. Nro. 19, 20, 21 R. Aufg. erhalten. — Rth. in Rotenburg. Nro. 20 R. — Hrn. W. K. in Hannover. Nro. 21 R. In Rücksicht auf Fälle, wie der von Ihnen angedeutete, hat der Schachkongreß in London 1862 beschlossen, daß der Bauer auch unverwandelt bleiben kann. In England ist dieser Beschluß zum allgemein gültigen Schachgesetz erhoben worden. — K. in Waldheim. Nro. 20 und 21 R. Ihre Charakteristik der letzteren Aufgabe: „Eine Reiterschlacht" soll nicht unerwähnt bleiben. — F. W. in Antwerpen, M. A. in Kurland: Nro. 19 R. W. in Erfurt: Nro. 12 und 13 R. — L. L. in Lalendorf, R. R. in Fulda, F. B. in Stettin, P. in Stolberg und J. C. R. in Stuttgart. In Nro. 22 würde auf 1) S. H 7 — F 6, L. C 5 — E 7 geschehen und nach 2) T. D 3 — D 5 durch L. E 7 — F 8 das Matt im dritten Zuge verhindert. — Hochfelder Kasino. Wenn in Nro. 17 auf 1) S. A 5 — C 6 Schwarz S. H 6 — G 4 spielt, so folgt 2) S. C 6 — E 7 setzt Matt. — E. St. in Schweyingen. In Nro. 21 kann nach 1) B 7 — B 8 S, K. D 8 — E 7, 2) D 7 — D 8 D. † K. E 7 — E 6, 3) G 7 — G 8 D. nach den Spielregeln nicht geschehen. — Dilettant in Stendal. In Nro 17 würde auf 1) S. A 5 — C 6, S. H 6 — F 5, 2) L. F 3 — E 2, wenn nun der schwarze König stehen bleibt und irgend ein anderer Stein zieht, allerdings 3) T. E 4 — E 5 Matt setzen. L. E 2 beherrscht ja das Feld C 4. — G. H. in Dülmen und Sch. in Leipzig. In Nro. 22 würde auf 1) K. F 7 — G 6 mit L. C 5 — E 7 das Matt im dritten Zuge verhindert. — S. R. in Bielitz. Mehrfach im Briefwechsel widerlegt. — C. S. in Breslau. Lösung von Nro. 21 unrichtig z. B. wegen 2) L. E 5 nimmt G 7 †. — W. v. G. in Schlüchtern. Nro. 20 R. In Nro. 19 würde auf 1) F 2 — F 3 † durch K. E 4 — E 3 das Matt im dritten Zuge unmöglich. — D. S. in Prag. Nro. 16 R. In Nro. 17 folgt auf 1) S. A 5 — C 4, S. F 6 — G 4; 2) S. E 8 — G 7, S. G 4 — H 2 und verhindert das Matt. — Dr. Bl. in Baden (Wien). Nro. 18, 19 R. Man versteht unter Problemturnier eine Bewerbung um ausgesetzte Preise für Problemkompositionen. — R. K. in Sieniţă. Nro. 22 R. Doch fehlt das Hauptspiel 1) . . . E 3 nimmt F 2. — v. W. in Schirgiswalde. Nro. 21 R. Ueber Nro. 22 siehe vorher. — K. Phil. in Wien. In Ihrer Lösung von Nro. 21 fehlt die Hauptsache, was nämlich auf K. D 8 — E 7 geschieht. — D. in Gottbus. Nur der erste Zug richtig. — J. B. und J. F. P. in Hedewigenkoog. Nro. 20 R. — W. K. in Saalfeld. Geschieht in Nro. 22 nach 1) T. D 3 — D 5, E 3 nimmt F 2; 2) S. H 7 — F 6, so bereitelt Schwarz durch L. C 5 — F 8 das Matt. — Prt. in Kaiserslautern. In Nro. 21 würde auf 1) B 7 — B 8 S, K. D 8 — E 7; 2) T. E 1 — E 2 Schwarz K. E 7 nimmt D 6 spielen. — W. K. in Pfungstadt. In Nro. 21 geschieht nach 1) B 7 — B 8 S. K. D 8 — E 7; 2) D 7 — D 8 D. † K. E 7 — E 6 und dann ist kein sofortiges Matt möglich.

Auflösung des Arithmogriph in Nro. 26:

Jaspis.
Epheu.
Arthur.
Neisse.
Pomp.
Ancus Marcius.
Undine.
Lorsch.

Bilderräthsel 27.



Auflösung des Bilderräthsels 26:

Man erwärmt keine Schlange an seiner Brust.

Räthsel.

Die Erste ruft dir zu, nicht fort zu geh'n;
Nimmst ihr den Kopf, so kannst du's an dir seh'n.
Die Zweite ist dem Freunde stets viel werth,
Und wird von jedem Menschen gern geehrt.
Durch's Ganze aber wird so manche Schlacht
Durch Künstlers Hand recht anschaulich gemacht.

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche die

Deutsche Romanbibliothek

zu

„Ueber Land und Meer"

in **Bänden** — anstatt in Nummern oder Heften — zu beziehen pflegen, setzen wir hiemit in Kenntniß, daß der **erste Band** des laufenden **siebenten** Jahrgangs nun vollendet vorliegt und — 756 Seiten stark — sowohl broschirt zum Preis von **nur M. 4.** — als auch fein in Leinwand mit Goldpressung gebunden zum Preis von **M. 6.** — bezogen werden kann.

In demselben sind folgende Romane ꝛc. enthalten:

„Die Heirath des Herrn von Waldenberg".
Roman von . . . . . **Hans Hopfen.**
„Holzwegtraum. Ein Sommernachtsgedicht von **Wilhelm Jensen.**
„Sühne und Segen". Sozialer Roman von **Gregor Samarow.**
Kapitel 1—39.
„Die Seelen der Hellas". Roman von **E. von Dincklage.**
„Der Amuletmann". Roman von . . . . **Mariam Tenger.**
„Murillo". Ein Lied vom Guadalquivir von . **Ernst Eckstein.**
„Die Herrin von Ibichstein". Roman von . . **Fr. Henkel.**

Ferner ein reiches Feuilleton:

Aus der neuen deutschen Lyrik. — Internationale Lesefrüchte. — Mosaik.

Dieser **erste** Band der **„Deutschen Romanbibliothek"** wolle bei derselben Buchhandlung bestellt werden, bei welcher man auf **„Ueber Land und Meer"** abonnirt ist. **Postabonnenten** wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung oder direkt an die Verlagshandlung wenden.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Briefmappe.

Hrn. G. K. in Berl. Die Bartholomäus'sche Buchhandlung in Erfurt hat eine Reihe derartiger Sammlungen herausgegeben; lassen Sie sich den Katalog derselben kommen.

Hrn. Gust. M. in Schw. Reclam, Der Mensch, Stuttg., Thienemann.

Dr. L. Egger's Naturalienkomptoir, Wien Stadt, Krügergasse 8.

Hrn. W. A. F. in Warburg. Ein bewährtes Mittel gegen das fragliche Hautleiden bei Hunden ist Folgendes: Man schmiere das Thier an den leidenden Stellen Abends mit Schmierseife (sapo kalinus) ein und hülle es dann in wollene Decken, den andern Tag früh dousht man das Thier mit einer Gießkanne frischen Wassers ab und setzt die Prozedur so lange allabendlich fort, bis der Ausatz verschwunden ist, treten dann wunde Stellen ein, so sind solche mit Zinksalbe zu behandeln.

Abonn. in Hamm. Nuß empfiehlt Benzin-Magnesia, welche aufgerieben und leicht ausgedrückt wird, worauf man sie trocknen läßt.

Hrn. H. R. in A. Wir haben nichts Nachtheiliges über beide Anstalten gehört.

Hrn. W. E. in R. Kann zu einer Zeit in unsere Hände, wo die betreffende Nummer längst gedruckt war.

Hrn. Z. in L. Das Böttger'sche Depilatorium erhalten Sie bei Heinrich Roth, Bergweg Nro. 11 in Frankfurt a. M.

Hrn. Major H. H. in W. Wir werden Ihre Aufgabe bringen.

Treuer Freund. Sauer, Ital. Konversationsgrammatik. Ueber die Loosfrage gibt Ihnen das Verloosungsblatt von Dann (Stuttgart) oder Levysohn's Ziehungsliste (Grünberg) Auskunft. An das Rektorat der Universität Genf, in welcher Stadt Sie Ihren weiteren Zweck gewiß erreichen.

E. S. in Frw. Als Pendant zur Stahlstichprämie „Die ereilten Flüchtlinge" können wir Ihnen von unseren früheren Prämien am besten empfehlen **„Gang zur Kirmeß"** von Karl Böker. Dieses sehr hübsche Bild stellen wir Ihnen noch zum Prämienpreis von 1 Mark gerne zur Verfügung.

Hrn. K. M. in U. Die sogenannten „Wimmerln" im Gesichte sind einzig und allein als eine lokale Entzündung der Haut zu betrachten. Waschen Sie das Gesicht täglich, nachdem Sie es mit feiner Sandseife abgerieben haben, mit flüssigem Glycerin und bald werden die „Wimmerln" verschwunden sein.

Australien. Wenden Sie sich an Herrn O. v. Arend in Hamburg.

H—l. in B. In das Abonnement auf den laufenden Jahrgang unserer „Deutschen Romanbibliothek" können Sie auch jetzt noch eintreten; die erschienenen Nummern werden Ihnen nachgeliefert.

Alter Abonnent in J. Die Maschinenagentur von Wirth & Comp. in Frankfurt a. M. kann Ihnen die genauste Auskunft darüber ertheilen.

Baron U. E. in E. Büchmann leitet den Ausdruck Zeitungsente von Lugenda ab, welches Luther für Legende gebraucht; aus Lugenda sei Lügende und Lüg-Ente geworden.

Hrn. E. F. in O. Das Zittern der Hände kann durch mannigfache Ursachen hervorgerufen sein. Wir können daher ohne nähere Mittheilung über Ihre Lebensweise, Ihren Beruf und über etwa schon überstandene Krankheiten Ihnen den genügenden ärztlichen Rath nicht ertheilen.

C. E. in Rastatt. Mühlbach, „Marie Antoinette und ihr Sohn", Jena, und von derselben „Maria Theresia", Brünn.

Abonn. in Heidelb. Eine genaue Scheidung gibt es nicht.

Hrn. Frz. H. in W. Die Schutzschlösser, von denen wir kürzlich sprachen, kosten 2 bis 2½ M.

Fr. M. E. in G. Wir haben so großen Vorrath, daß wir Weiteres in dieser Branche nicht bedürfen.

Hrn. Arthur G. in Fl. a. d. O. Langes Arbeiten bei Licht ist entschieden schwächend für die Augen. Ob Sie in Anbetracht Ihrer Augenschwäche zum Marinedienst tauglich sind, können wir nicht beurtheilen, und müssen Sie sich zur Erledigung dieser Frage an einen tüchtigen Augenarzt zur Spezialuntersuchung wenden.

Hrn. P. D. in A. Berliner Tagblatt, Neue Freie Presse, Galignani's Messenger, Athenäum. Am wichtigsten ist Privatempfehlung.

Hrn. Pastor A. in Z. „Schwind's Märchen von den sieben Raben" (6 Blätter in Enveloppe), das s. Z. als Prämiengabe zu „Ueber Land und Meer" zu haben war, will Ihnen die Verlagshandlung auf besondern Wunsch gerne noch für den Ausnahmepreis von 7 M. 50 ₰ liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Hrn. O. K. in Mainz. Die in den Zeitungen gegen Lungenkrankheiten angepriesenen Heilmittel sind großentheils nicht schädlich, nützen aber auch meistentheils nichts. Ein kleiner Zusatz von Terpentinöl auf eine auf dem Ofen stehende Verdampfschale ist der Gesundheit Brustleidender nicht nachtheilig.

Hrn. G. H. in Danz. Es gibt noch M., welche aufzuheben die Regierung des betreffenden Staates allein im Stande ist.

Frl. St. in Königsb. Wir gestehen, daß wir diesen Autor nur als Uebersetzer des L. kennen. Auch Brümmer's Dichterlexikon weiß nichts weiter von ihm.

Treue Abonnentin in Wiesb. Schicken Sie den Gr. nach Darmstadt in die Kunstwäsche. Dergleichen kann man nicht selbst machen.

Hrn. H. in Kreuznach. Der Leiter der fraglichen Anstalt ist zwar approbirter Arzt und seine Anstalt für gewisse Krankheiten empfehlenswerth. Da aber dort alle Leidenden nach demselben Kamme geschoren werden, so können wir uns im Allgemeinen mit der betreffenden Heilmethode nicht einverstanden erklären.

Langj. Abonn. in Gr. Sch. Das Journal pour tous 9 M.

Hrn. H. S. in Peg. St. befindet sich unseres Wissens noch in Brüssel.

Hrn. E. H. in Frankf. Die dritte; die eine ist mit dem Erbgroßherzog von Oldenburg, die ältere war mit dem kürzlich verstorbenen Prinzen Heinrich der Niederlande vermählt.

T. L. in Pommern. Wenden Sie sich an den Professor der Chirurgie Hrn. Dr. Hüter in Greifswald.

Fr. J. K. in Königsb. Karl Lenoir in Berlin, 18 Leipzigerstr.

Hrn. F. W. S. in Ungarn. Sie sprechen ein stolzes Wort gelassen aus, wenn Sie sagen, Sie hätten einige Sachen wie Heine's Harzreise und Spitzer's Spaziergänge geschrieben, und dann später von Bagatellen sprechen. Solche Heine'schen und Spitzer'schen Bagatellen sind uns stets willkommen. Die Verse, die Sie beifügen, dürften Sie unter die Bagatellen zählen.

Frau J. D. in Charlottenburg. Allerdings kann auch ein 13jähriger Knabe sich mit „Schnaps" betrinken und würden sich dann sicher alle Symptome zeigen, die Sie in Ihrem Briefe angeben. Uebrigens möchten wir kein Kind einer Pensionsanstalt anvertrauen, in welcher die Pensionäre „Nordhäuser-Schnaps mit Wallnüssen" als Delikatesse vorgesetzt erhalten, selbst wenn der Führer der Anstalt dem geistlichen Stande angehört.

Gärtnerin Ph. Lassen Sie sich von C. M. Sombart in Magdeburg „Des Erfinders Fragen" kommen. Dort finden Sie genaue Auskunft.

Hildegard. Der Jahrgang 1865 von „Ueber Land und Meer" kann Ihnen von der Verlagshandlung noch komplet broschirt zum ermäßigten Preis von M. 4. — geliefert werden.

Frl. Erika A. in Stralsund. Bepudern der Hände mit einer Mischung von 5 Theilen zinkum oxyd. auf 100 Theile Amylumpulver wird die Feuchtigkeit dauernd zum Trocknen bringen.

Alide. War nicht zu eruiren. Aber Richter & Kappler in St. werden Ihnen gewiß Auskunft geben.

Hrn. v. F. in Potsd. Ja.

Hrn. A. S. in Wien. Der Konsul von Peru in Wien wird Ihnen Auskunft ertheilen können.

Abonnent in Schwalbach und Saarlouis. Das bezügliche Urtheil müssen wir Ihrem Hausarzte überlassen; auf die Entfernung hin, ohne den Patienten untersucht zu haben, ist ein Rath nicht möglich.

Hrn. Stud. Hayder in Sch. Wir danken für Ihre Auskunft betreffs des Rings Luther's: daß sich der Ring nebst Trinkglas desselben in der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet.

Hrn. E. B. in Landshut. Nicht geeignet.

Hrn. F. C. F. in Bremen. Wenn Sie bei raschem Gehen Herzklopfen verspüren, so müssen Sie eben das rasche Gehen möglichst vermeiden. Ein radikales Mittel gegen Herzklopfen kann nur dann verordnet werden, wenn der befragte Arzt das Herz des Patienten untersucht hat.

Hrn. M. M. in München. Das ist ein dehnbarer Begriff: Mozart, Beethoven, Haydn, Händel, Gluck ꝛc.

Hrn. H. v. W. in Wien. In Stuttgart. Seine sämmtlichen Schriften finden Sie in Brümmer's Dichterlexikon Bd. II. verzeichnet. E. Ritter, Der Orden der Trappisten, Darmst. 1833. Gaillardin, Les Trappistes, Paris 1844. 2 Bde.

Abonnent 7777 in O. Gegen den unter dem Namen Tic douloureux bekannten Gesichtsschmerz haben sich Einspritzungen von Morphium unter die Haut mittelst einer sogenannten subkutanen Spritze trefflich bewährt; solches kann jedoch nur von einem erfahrenen Arzt ausgeführt werden. Sogenannte elektrische Ketten werden nichts nützen.

Hrn. J. M. in Teyl. Gesch. der Befreiungskriege von Ferd. Schmidt.

Hrn. E. J. in J. Becker, Deutsche Sprache. Prag, Tempsky.

Hrn. Oskar D. in Breslau. Das Curella'sche Brustpulver, täglich Morgens nüchtern einen Theelöffel voll in Wasser genommen, wird Ihnen gute Dienste leisten.

K. 10. R. Der gute Ton in allen Lebenslagen. Berlin, Ebhardt.

Klara K. in B. Die Betreffende lebt in Stuttgart, wirkt noch bei der Bühne in vollster Kraft. Adr.: Alleenplatz.

Hrn. B. F. in O. Uebler Geruch aus dem Munde wird durch fleißiges Ausspülen mit salichlsaurem Mundwasser beseitigt.

A. Z. in Swinemünde. Wenden Sie sich an Herrn O. v. Arend in Hamburg, der Ihren Adressen angeben wird.

Hrn. A. v. Fl. in L. Wir kennen den Autor leider nicht.

Hrn. W. in Cöslin. Das Augenleiden, über welches Sie sich beklagen, hat seinen Grund in einer Blutüberfüllung des innern Auges. Um eine richtige Diagnose zu erhalten, müssen Sie sich von einem Augenarzte mit einem Augenspiegel untersuchen lassen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Im Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig** ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden

Das Pfarrhaus von Ellernbrook.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

2 Bände. Preis broschirt M. 10. —; fein gebunden M. 11. —

Der berühmte Romancier ist hier wieder ganz in seinem Elemente: er steht auf dem Boden seiner nordischen Heimat und entfaltet vor uns auf dem Hintergrunde eines stillen Pfarrhauses ein Drama der ergreifendsten Art. Um den von jenseits des Meeres an den heimatlichen Ostseestrand zurückgekehrten Verbannten gruppiren sich zahlreiche Gestalten, deren tief psychologisch begründete Gegensätze, wie die daraus emanirenden Ereignisse unser Interesse von ersten bis zum letzten Blatte fesseln. Und welcher Meister der Autor ist in der Schilderung der Natur, die überall erst die Stimmung verleiht, das hat er vielleicht nirgend in höherem Grade gezeigt, als in diesem hochdramatischen Lebensbilde von der Ostsee, deren sühlende Luft solche Menschen von wetterharter Natur erzeugt, wie sie Jensen mit so glücklichem Griffel zu zeichnen versteht.

Allen Abonnenten auf Ueber Land und Meer

offeriren wir zum Einbinden des **ersten Bandes** dieses Jahrgangs unsere auf das Eleganteste ausgeführte

Einband-Decke

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf Deckel und Rücken

nach nebenstehender Zeichnung von **Jul. Schnorr.**

Preis pr. Stück, je für 26 Nummern = 1 Band bestimmt, **nur 2 Mark.**

In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesem Preis noch ein kleiner Einzugszoll.

☞ **Auf den Wunsch vieler Abonnenten liefern wir diese Decke in ganz gleicher Ausstattung, jedoch nur mit Goldrücken ohne Decken-Vergoldung zu dem sehr billigen Preise von nur 1 Mark 25 Pf. pr. Stück.**

Zu dem gleich billigen Preise können auch **Mappen** zur Aufbewahrung der Wochen-Nummern in gepreßter Leinwand mit Goldtitel bezogen werden, besonders zu empfehlen allen ☞ **Lesekabinetten, Gasthöfen, Cafés, Restaurationen** ꝛc.

☞ Nur durch die Herstellung in sehr großen Partieen kann der Preis **so billig** gestellt werden. Die Einzelanfertigung würde mindestens das **Doppelte** kosten.

Jede **Buchhandlung des In- und Auslandes** nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämmtliche **Kolporteure und Boten,** welche die Nummern und Hefte ins Haus bringen, die Besorgung. **Postabonnenten** wollen sich wegen Besorgung der Decken ebenfalls an eine Buchhandlung wenden, da durch die Postämter solche nicht bezogen werden können. Dieselben werden auf Wunsch gegen kranklirte Einsendung des Betrags (am einfachsten in Brief- oder Stempelmarken) auch von der Verlagshandlung direkt geliefert. Nach bemerken wir, daß die Decken nur in **brauner** Farbe zu haben sind.

NB. Da von anderer Seite ebenfalls Einbanddecken, jedoch in ganz anderer **Ausführung** angekündigt werden, so wolle man zur Vermeidung jeden Irrthums ausdrücklich die von der Verlagshandlung angekündigte Einbanddecke verlangen. Wird dann doch ein eine andere geliefert, als nebenstehende Zeichnung ausweist, so ist der Abonnent durchaus nicht verpflichtet, dieselbe anzunehmen und steht ihm dann immer noch der Weg des **direkten** Bezugs von der Verlagshandlung offen.

Die Decke zum **zweiten** Band kann auch gleich mitbezogen werden, ebenso können zum Einbinden **früherer** Jahrgange **jederzeit** auch noch die betreffenden **Decken** geliefert werden.

Stuttgart. Die Verlagshandlung: **Eduard Hallberger.**

Inserate

finden durch „Ueber Land und Meer" die weiteste und nachhaltigste Verbreitung.

Wir berechnen die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum mit 1 Mark 60 Pfennig.

Dabei ist in Anschung der Verbreitung, welche das Blatt bietet, und dessen **außerordentlich großer Auflage** ein **äußerst mäßiger,** und im Verhältniß viel billiger als bei den kleinen Anzeigeblättern, da er bei „Ueber Land und Meer" auf je tausend Abonnenten **kaum mehr als 1 Pfennig pro Zeile** beträgt.

Nach dieser Berechnungsweise, welche doch wohl die einzig richtige ist, dürfte kaum irgendwo billiger und mit mehr Vortheil inserirt werden können, als eben in „Ueber Land und Meer".

☞ Die Aufnahme einer Annonce kann erst ca. 18 Tage nach Einlauf derselben erfolgen, da der Druck der großen Auflage so viel Zeit in Anspruch nimmt und alle der Satz so lange vor Erscheinen geschlossen sein muß.

Patent Pulver SEYDLITZ

von Hockin Wilson & Co

38 Duke St. London W.

Abführende ergasche Brausepulver, altbewährtes Mittel gegen *Verstopfung, Kopfweh, Blutandrang, Migräne* etc. etc. Von den ersten Aerzten empfohlen. Vollkommen ohne Geschmack, in Flaschen beide Ingredienzien zusammen enthaltend, ungefähr 25 Pulver neust. Maass und Glasslöffel à 3 Mark pr. Flasche, zu haben bei allen Apothekern und Droguisten.

Knaben-Institut

in Kreuznach (Rhein).

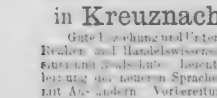
Gute Erziehung und Unterricht in Sprachen, Realen und Handelswissenschaften. Gymnasial- und Realschule. Lernte praktische Erlernung der neueren Sprachen durch Umgang mit Ausländern. Vorbereitung zum Einjährig-Exam. u. Consulatsexam. Studenten im Hause. Vorzügliche Referenzen. Naturheilanstalt im Hause. Prospekte. 317 **Dr. Mischke.**

Allen **Kopfleidenden** empfehle ich meine von Hrn. **Dr. Heß** attestirten und empfohlenen **„Migräne-Ketten".** Dieselben haben sich bei **Kopfkolik, Migräne, nervösem Kopfschmerz, Kopfgicht, Zahnschmerz** ꝛc. tausendfach bewährt, worüber viele Dank- und Anerkennungsschreiben vorliegen.

Preis 10 ℳ. **C. Schönfeldt,** Erfinder und alleiniger Fabrikant, **Berlin** O., Straßmer Platz 1 u. 2. 333

Für Hausbesitzer.

Stahldraht-Strassen-Besen



besonders Accomodation zum Reinigen der **Trottoirs** von **Schnee** etc. Preis pr. Dtzd. M 60.—, pr. 2 Dtzd. à 50 Nachnahme.

Ernst Petzold jun., Chemnitz,

Fabrik sämmtlicher Stahl-Waaren und -Federn.

Porteure **Maas,** Reiter ꝛc., Specialität für Zahnschmerz, Zittern u. dgl. Berlin C., Brunnenstraße 38. 472

Neueste Briefmarken-Albums und echte Briefmarken verkauft billigst. **Katalog 60 Pf. Preiscourant gratis. Alwin Zschiesche,** Briefmarkenhandlung, **Leipzig.** 170

Verzeichniß der am K. Polytechnikum in Stuttgart im Sommersemester 1879 stattfindenden Vorlesungen und Uebungen.

Mathematik und **Mechanik.** Prof. Reuschle: Höhere Algebra. Neuere analytische Geometrie. Assistent Baumeister Lang: Uebungen zur niederen Analysis. Prof. Dr. v. Baur. Höhere Analysis. Reine Mechanik (Dynamik I.). Neuere Geometrie oder Lage und des Maßes. Prof. Rektor Dr. v. Gugler Analytische Geometrie. Descriptive Geometrie. Repetent Dr. Löwe Descriptive Geometrie, praktisch. Mathematisches Colloquium. Prof. Seubert Perspektive. Prof. Dr. Schoder. Plan- und Terrainzeichnen. Praktische Geometrie. Methode der kleinsten Quadrate.

Naturwissenschaften. Prof. Dr. Jäger Zoologie mit Exkursionen. Prof. Dr. Athen Allgemeine Botanik. Botanische Exkursionen. Pharmazeutische Botanik. Mikroskopische Uebungen. Prof. Dr. Schmidt Pharmazeutische Chemie. Vor kologie mit Demonstrationen. Prof. Dr. Eser Organische. Geognostische Exkursionen. Mineralogische Uebungen. Direktor Prof. Dr. v. Zech Experimentalphysik. Physikalische Uebungen. Ausgewählte Kapitel aus der mathematischen Physik. Praktische Astronomie mit Uebungen. Privatdozent Dr. v. Wurstemberger Telegraphie. Anleitung zum Halten physikalischer Vorträge mit Experimenten, öffentl. Prof. Dr. Pfleiderer Potentialtheorie. priv. Privatdozent Prof. Dr. Berlin: Physiologische Optik, öffentl. Geh. Hofrath Dr. v. Fehling: Allgemeine Experimentalchemie (organische Chemie). Chemisches Praktikum. Prof. Dr. Hell Theoretische Chemie. Ausgewählte Kapitel aus dem Gebiete der organischen Chemie. Volumetrie, priv. Prof. Dr. v. Marx. Analytische Chemie. Repetent Dr. Gantter Chemie der Nahrungs- und Genußmittel, priv. Einleitung in die qualitative Analyse, priv. Repetent Dr. E. Fischer. Quantitative Analyse, priv. Dr. Ulrich Ueber optisch-chemische Erscheinungen mit Uebungen im Gebrauch des Polarisations- und Spektralapparates zu qualitativen und quantitativen Bestimmungen, priv. Besprechung spanthetischer und analytischer Reaktionen in thermochemischer und elektrochemischer Beziehung, priv. Prof. Großer: Landwirthschaftliche Chemie, priv.

Technologie. Prof. Dr. v. Marx Chemische Technologie. Chemisch-technologisches Praktikum. Dr. Häußermann Ueber Theerfarben-Industrie, priv. Prof. G. H. Schmidt Mechanische Technologie. Feuerungskunde. Prof. G. Schmidt Ueber Holzbearbeitungsmaschinen, priv. Ueber Fabrikation und Verarbeitung von Eisen und Stahl, priv.

Maschinenfach. Prof. Bach Maschinenbau I. u. II. Maschinenkonstruktions-Uebungen I. und II. Prof. Kankelwitz Maschinenbau III. und Maschinenkonstruktions-Uebungen III. Maschinenbau für Ingenieure und Architekten. Prof. Autenrieth Technische Mechanik. Uebungen für Maschinenbauer. Prof. Dr. Bruhach. Aerostatik und Aerodynamik. Assistent Geiger Hydrometrie, priv. Prof. G. H. Schmidt Populäre Maschinenkunde.

Ingenieurfächer. Prof. Autenrieth Technische Mechanik II. Statik, einschließlich der Elemente der graphischen Statik, in Graphische Statik der Bruckenkonstruktionen. Prof. Dr. Weyrauch Analytische Theorie der Ingenieurkonstruktionen im Anschluß an technische Mechanik. Prof. Gelter: Allgemeine Bauconstructionslehre für Ingenieure mit besonderer Rücksicht auf den Hochbau, Kurs I. II. u. III. (gemeinschaftlich mit denjenigen für Eisenbahnbau II.). Eisenbahnbaukunde, Kurs I. u. II (gemeinschaftlich mit den Baukonstruktions-Uebungen III.). Bauformenlehre für Ingenieure. Prof. Bauroth u. Hänel. Brückenbau I. reiserne Brücken. Brückenkonstruktions-Uebungen I. u. II. Eisenbahnbau der Ingenieurwissenschaft. Prof. Laaße Linirung und Erdbau. Eisenbahnbau. Uebungen im Straßen-, Eisenbahn- und Wasserbau. Assistent Baumeister Lang: Kostenvoranschläge für Ingenieurbauten, priv. Rechtsanwalt Dr. Landgraf: Das Wegewesen in volkswirthschaftlicher Beziehung (Eisenbahnwesen), priv. Major z. D. Scheibert. Kriegswissenschaft priv.

Architekturfächer. Prof. Autenrieth Technische Mechanik. Abriß der Dynamik. Abtheilungsingenieur Koch Statische Berechnung der Hochbaukonstruktionen, priv. Prof. Dollinger Baukonstructionslehre I (Holzkonstruktionen). Baukonstructionslehre II. (Eisenkonstruktionen. Oberbaurath v. Leirichter Hochbaukunde. Baukostenberechnung. Entwerfen I. Prof. Bareiß. Baukonstruktionen für Maschinenbauer und Chemiker. Prof. Seubert Angewandte Perspektive I. u. II. Prof. Reinhardt: Bauformenlehre. Baugeschichte I. und II. Oberbaurath Dr. v. Leins. Entwerfen II. Prof. Rieß Konstruktionen aus dem Gebiete der im Hochbau: Bauführer.

Zeichnen und Modelliren. Prof. Kurz Freihandzeichnen mit Exkursionen. Prof. Koppmann Ornamentzeichnen und Modelliren. Prof. Conz. Landschaftliches Zeichnen und Aquarellmalen mit Exkursionen, priv.

Allgemein bildende Fächer. Prof. Denzel: Geschichte der Römer bis zur Völkerwanderung. Geschichte des Napoleonischen Zeitalters mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Freiheitskriege 1793—1815. Ueberblick über die deutsche Literaturgeschichte. Philos. Fragen aus der Logik und Metaphysik. Prof. Dr. v. Ludde Italienische Spät-Renaissance und Barocco. Erklärung der Gemäldegalerie des Staats. Prof. Dr. Scherer Mythologie der Griechen, Römer und Germanen, priv. Spanische Sprache, priv. Prof. Dr. v. Bucher Geschichte der neueren deutschen Poesie. Deutsche Redeübungen. Rechtsanwalt Dr. Landgraf: Volkswirthschaftspolitik. Im C. Jäger Gewerbsökonomie, priv. Ober-Med.-Rath Dr. v. Rudinger. Rechts- und Verwaltungslehre. Prof. Dr. Frauer. Neuhochdeutsche Grammatik und Stilistik nebst Poetik. Prof. Hyder Französische Sprache. Französische Sprache, speziell für Realschulamts-Kandidaten. Repetitionen. Sprachlehrer Belz: Französische Grammatik mit Uebungen, priv. Konversation, priv. Sprachlehrer Sheck Tartüffe von Molière, mit Colloquium, priv. Don Carlos von Schiller, priv. Uebersicht der altfranzös. Grammatik. Uebersetzung des Nolandsliedes ins Neufranzös., priv. Sprachlehrer Regele Engl. Sprache (Elementarkurs). Kursus für Vorgerücktere, priv. Sprachlehrer Lohenhofer Engl. Grammatik mit Konversationen, priv. Engl. Literaturgeschichte, priv. Sprachlehrer Metzger: Engl. Sprache und Literatur, für Vorgerücktere, insbesondere für Realschulamts-Kandidaten, priv. Sekretär Runzler. Italienische Sprache. Sekretär Bewerlen Stenographie nach dem System Gabelsberger's, priv. Ober-Reallehrer Eisenhaus Turnen. Freie Uebung, einschließlich Fechten. Fechten, priv.

Die **mechanische Werkstätte** (Mechaniker Freyburger) und die Hochmodellwerkstätte (Modellschreiner Hilmbacher) sind den ganzen Tag hindurch für Uebungen geöffnet. In der letztgenannten Werkstätte ist während der Herbstferien Gelegenheit zu weiteren Uebungen gegeben.

Der Unterricht beginnt am 16. April und schließt am 31. Juli; die Anmeldungen haben vor dem 16. April stattzufinden.

PATENTE aller Länder und event. deren Verwerthung besorgt **C. Kesseler,** Civilingenieur u. Patentanwalt. BERLIN W., Mohrenstr. 61. Prospekte gratis.

Schule für Zuckerindustrie

zu Braunschweig.

Beginn des Kursus am 17. März 1879.

Die Direktion: Dr. R. Fruhling. Dr. Julius Schulz. 313

Naturheilanstalt „Obere Waid" bei St. Gallen, Schweiz.

Sommer und Winter geöffnet. Sehr günstige Gelegenheit zu allen Kuren von **Nerven-, Haut-, Gallenleiden, Magen- u. Verdauungskrankheiten, Gicht, Rheumatismus, Lähmung- u. Schwächezustanden,** ob der Hand- Zahlreiche Empfehlungen des behandelnden Arztes. Siehe „Hausarzt, Displ. med. Bäder, Abth. u. Naturheilanst.", Zürich, Caesar Schmidt. Preis 5 ℳ. Prospekte gratis und franko durch den 204 Besitzer **Ludwig Hahn.**

Dr. Loh's 524
Naturheilanstalt
Cannstatt.
Steinbacher's Syst. Prosp. gratis.

Bad Homburg
eine halbe Stunde von Frankfurt a/M.
Warmsame **Brunnenkur** bewährt **Magen-** und **Unterleibsleiden Leber, Milz, Gelbsucht, Gicht** etc. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-Bäder. Molkenkur.**
Wegen d. frischen Bergluft empfehlen wir Aufenthalt für **Nervenleidende.** Vorzügl. Orchester. Theater. Réunions etc.

FRANZENSBAD
in Böhmen.
Die Versendung der Eger-Franzensbader Mineralwässer (Franzens-, Salz-, Wiesen-, Jesquelle und kalter Sprudel) für die Saison 1879 hat begonnen und werden dieselben nur in Glasflaschen versendet. Bestellungen hierauf, sowie für **Franzensbader Mineralmoor** und Moorsalz werden sowohl direkt bei der unterzeichneten Direktion, als auch bei den Depots natürlicher Mineralwässer in allen grösseren Städten des Kontinents angenommen und prompt effektuirt.
Broschüren über die eminenten Heilwirkungen der weltberühmten Eger-**Franzensbader Mineralwässer** werden gratis verabfolgt. 506
Stadt Egerer Brunnenversendungs-Direktion in Franzensbad.

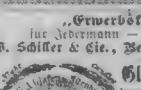
Aachener Bäder,
heilkräftig bei **Rheuma, Neuralgie, Gliedersteifheit, Ausschlagen etc.** 505
Vorzügliche Einrichtungen. Prospekt gratis.

Junge Damen können in einer Lara bevölkerten **höheren Schule** in einer gesunden Provinz **Londons,** woran die besten Lehrer unterrichten, aufgenommen werden. Ausreichende Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen arrangirt werden Anfragen sind zu richten an: **Mr. R. A. Ward, Solicitor, Maidenhead (Engl.)**

Die besten u. billigsten Uhren der Welt.
Nur 18 Mark. Elegante Lederne empfehlen **Prince of Wales-Remontoir-Uhr** aus echtem gediegenem **Talmigold,** dem Vogel ohne Schwefel zum Anfliehen, abgezogen, auf die Sekunde richtig gehend, mit dem besten Patentwerk, in welchem die feinsten Rubis eingelegt sind. — **Das Gehäuse ist aus dem feinsten gediegenen Talmigold,** elegant und solid gearbeitet, und wird für richtigen Gang und vorzügliche Qualität jeder Uhr garantirt. — Zu jeder Uhr geben wir eine elegante **Talmigold-Kette** mit **Medaillon** gratis. — Moderne 516
Blau & Kaun, Uhrenlager en gros, **Wien.**
Versendungen gegen Postvorschuß oder Nachnahmeeinsendung. **Engros-Abnehmer erhalten Rabatt.**

Mottensichere Koffer,
Patent Weidenbusch,
zum absolut sicheren Schutz der Pelze, Federn, Wollstoffe, Stickereien ꝛc. gegen Mottenfrass empfehlen in 3 Größen zu resp. ℳ. 30, 24 und 18 **Weidenbusch & Co.** in **Wiesbaden.** Prospekte gratis. Wiederverkäufer gesucht. 261

„Erwerbskatalog"
für Jedermann — versend. gratis 452
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.



Glaser-Nachtlichte,
bewährtestes, einfachstes, besser als Petroleumlampen wie geruchlos, nicht feuergefährlich. Zuhaben in jedem besseren Geschäfte.

Je 1 Bogen feinstes, dickes englisches Briefpapier nebst 100 dazu passenden Couverts, **mit beliebigem Monogramm,** in prachtvoller englischer **zweifarbiger** Prägung (echt einfarbig wie bisher), in eleganten Kästchen verpackt für 6 ℳ. Dasselbe auf ff. englischem farbigen Velinpapier (6 Farben sortirt) 9 ℳ. Das passendste Geschenk für Damen. 490
August Thile, Berlin, Unter d. Linden 45. Papierhandlung und Kunstverlagsanstalt.

Probe gratis.
☞ Briefliche ☜
Gründliche Ausbildung zum tüchtigen Geschäftsmann
Einfache und doppelte Buchführung.
Aneignung gründlicher kaufmännischer Kenntnisse durch
FERD. SIMON'S
bewährten und prämiirten brieflichen
Unterricht.
Prospecte Nachrichten u. Probebriefe gratis
VON
Correspondenz, Rechnen, Schönschrift u. s. w.
Ferdinand Simon
Lehrer der Handelswissenschaft
Vereidigter Sachverständiger und gerichtlicher Bücher-Revisor
MAGDEBURG

In allen Buchhandlungen ist in 14. Auflage zu haben und als sehr praktisch zu empfehlen: Der 919
populäre Gartenfreund,
über 150 Anweisungen zur **Anlegung von Treibkasten,** zur **Blumenzucht,** zur **Gemüsezucht,** zur Pflege der **Topf- u. Zimmerpflanzen.** — Mit einem Gartenkalender.
Von **Oskar Schmidt.** 999
Vierzehnte Auflage 2 M. 50 Pf.
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Soeben erschien: 505
Bedarf Deutschland der Kolonieen?
Eine politisch-ökonomische Betrachtung
von
Dr. Friedr. Fabri.
Preis ℳ. 2.—
Gotha. **Frdr. Andr. Perthes.**

Die Sängerhalle. Illustrirtes Organ des Deutschen Sängerbundes. Herausgeber E. Pfeil. Erscheint wöchentlich monatlich 2 Mal. Preis vierteljährlich 1 ℳ. Probenummer gratis. **Leipzig,** Verlag von **C. F. W. Siegel.** 511

Warum und **wem** werden **Briefmarken** gesammelt? Antwort in d. n. Nro. d. „Internationalen Briefm.-Zeitung" (Kreuznach b. Ctrb., Preußen), welche gratis und franko versandt wird. 523

Kaffee, gebrannt, feinschm., à 150, 165, 180 Pf., franko Zoll u. Porto v. 5 Pfd. an versend. geg. Nachnahme **Evers & Gleitz, Hamburg.**

Über Land und Meer.

№ 28.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1878—1879.
Zweiter Band.

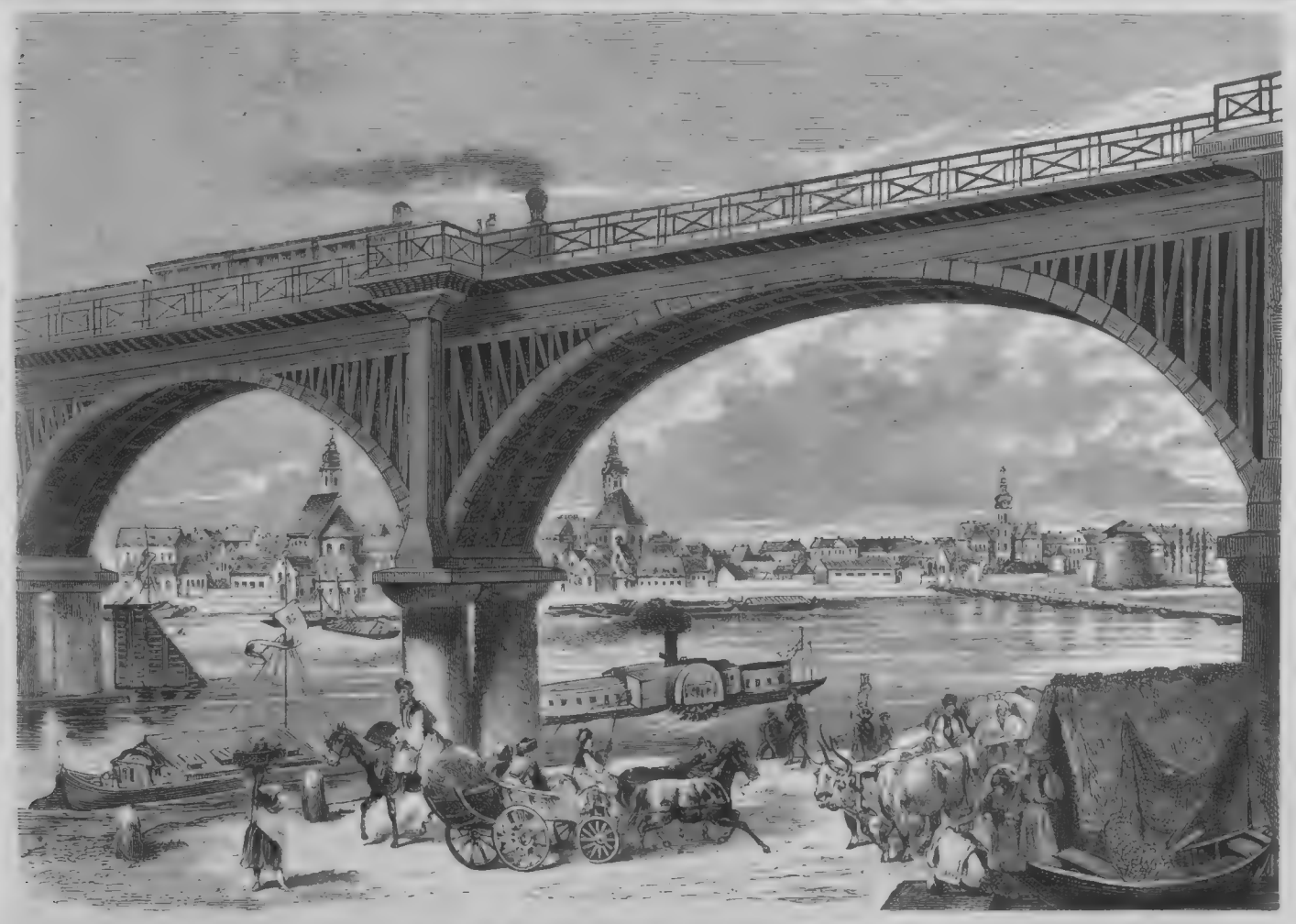
Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Notre Dame des Flots, Novelle von Karl Erdm. Edler, Fortsetzung. — Das kaiserliche Paris, von Leo Warren. XI. Die Gesellschaft und die Salons, Fortsetzung. — Notizblatter. — Um ein Herz, Novelle von E. Falk, Schluß. — Das heilige Feuer. — Streitfragen und Historien, Feuilletons von Karl Emil Franzos. V. Originale, Schluß. — Woher es kommt, daß die Hasen an Ostern Eier bringen, ein Märchen für artige Kinder, von L. v. W., illustrirt von K. Kögler. — Judas, ein Nachtstück von Gerhard von Amyntor. — Die Vermählung des Herzogs von Connaught mit der Prinzessin Margarethe von Preußen in Windsor. — Der Lawinensturz von der Villacher Alpe auf Bleiberg. — Szegedin. I. Vor der Ueberschwemmung. II. Die Schreckenstage Szegedins. — Für das Album, von Wilhelm Emmer. — Anagramm. — Schach. — Auflösung des Bilderräthsels 27. — Auflösung des Räthsels in Nro. 27. — Rösselsprung Nro. 9 und Bilderräthsel 28. — Briefmappe.

Illustrationen: Szegedin vor der Ueberschwemmung. — Das heilige Feuer in der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem während der griechischen Ostern. — Lawinensturz bei Bleiberg, von Franz Kollarz. — Szenen von der Ueberschwemmung Szegedins. — Die Trauung des Prinzen von Connaught mit der Prinzessin Luise Margarethe von Preußen in Windsor. — Der Osterhas, illustrirt von K. Kögler.



Szegedin vor der Ueberschwemmung. Originalzeichnung. (S. 556.)

Notre Dame des Flots.

Novelle

von

Karl Erdm. Edler.

(Fortsetzung.)

Der Nachwinter war unmerklich in den Frühling übergegangen. Die erste Rosenknospe am Busche war aufgesprungen und die Nachtigall hat vor ihr zu singen angehoben, als der Mond zwischen den Bäumen hervorblickte.

Blanche saß in der Laube und lauschte regungslos. Sie dachte an die Königstochter, welche von einem hinkenden alten Mütterchen in eine Blume verwandelt worden. Weichherzige kleine Waldgeister aber krochen aus dem Moose und schlichen aus jeder Baumritze heran, um sie zu trösten. Sie spielten ihr auf Grashalmen süße Weisen vor, daß von der Anstrengung die aufgeblasenen Backen ganz roth anliefen und die Herzchen schier zerspringen wollten, während andere dazu anmuthig verschlungene Reigen hüpften. So thaten sie, bis der Fürstensohn durch den Wald geritten kam und von der lieblichen Reihenweise geleitet die Blume ersah und brach und mit dem warmen Athem über sie hinhauchte, auf daß sie sich ganz öffne. Dabei aber berührten sie seine Lippen und der Zauberbann war gelöst.

Und Blanche meinte, die verzauberte Blume müsse ganz so gewesen sein wie die Rose im Busche, weil das Vöglein von ihr nicht weiche und sie wie die kleinen Musikanten der Sage so süß anfinge und so wehe, als wollte auch ihm das Herzchen davon springen. Aber wie die anderen Waldgeister dabei wohl vor der Zauberblüte getanzt? — dachte sie und hob sich leise auf die Fußspitzen und begann einen lieblichen Reigen um die Rose zur süßen Weise der Nachtigall. Das Mondlicht flimmerte sanft über die zarte Elfengestalt, wogte in leisen Wellen über die Haare nieder bis zu den kleinen Füßchen, unter die es einen silbergewebten Teppich hinbreitete. Es war ein erdfremdes Schweben bald in dem Reigen, ein weiches Neigen und Wiegen wie luftbewegte Blütenstiele, bald ein Emporwachsen wieder des schlanken Leibes, ein traumhaftes Dehnen und Aufblühen in die stille Mondluft. —

Da brach die Nachtigall mitten in einem jauchzenden Jubelruf jäh ab und schwieg. Blanche hielt inne und sah hinüber, ob sie wohl wieder beginne. Aber die Nachtigall blieb verstummt, und an dem Gitterpförtchen lehnte ein Mann und blickte regungslos herüber. Es überlief Blanche glühend heiß, sie eilte, sich aus dem Mondlicht in das Baumdunkel zu bergen, und von da athemlos in das Schloß. Dann stand sie in ihrem Zimmerchen, hielt beide Hände an ihr laut klopfendes Herz und wußte nicht, war es der Königssohn, der die Rose erlösen kam, oder sonst ein neugieriges Menschenkind. Als sie endlich spät erst eingeschlafen war, träumte ihr, sie selbst sei die verzauberte Rose.

Aber es war nicht der Königssohn, sondern Arthur von Mersay, Godefroy's Sohn, der am folgenden Tage seine Tante besuchen kam. Es war das erste Mal und sie kannten einander nur dem Namen nach. Zur Zeit, da sein Vater starb, auf überseeischen Reisen, hatte er bei seiner Landung in Hâvre den Tod desselben erfahren und war am Abend vorher in Louviers angekommen. Es schien ihm zu spät, noch zu seiner Tante hinauszufahren, aber das unabweisbare Bedürfniß, sich nach der langen Seereise müde zu gehen, hatte ihn in's Freie getrieben, immer weiter, bis er an den Garten bei der Eure gelangt war. Daß es seine Cousine gewesen, die er gesehen, wußte er nicht; als man ihm auf seine Frage nach dem Wohnsitz der Frau von Mersay das Schloß wies, an dessen Gartenpförtchen er am Abend gelehnt hatte, lächelte er auf. Er hatte unablässig an das tanzende Elfenkind der Mondnacht gedacht und eine glühende Sehnsucht groß gezogen, es bei Sonnenlicht zu schauen. Er wäre heute an dieses Pförtchen zurückgekehrt, auch wenn es nicht zu seiner Tante geführt hätte, und würde eingedrungen sein, selbst wenn es die Klausur eines Nonnenklosters gewesen wäre. Arthur von Mersay war nicht der Mann, Hindernisse oder Schwierigkeiten zu beachten, wenn er nach etwas Verlangen trug. Er trat durch das Gitterpförtchen ein. Als er an dem Busche vorbeikam, vor dem die Nachtigall gesungen, sah er eine Rose, griff nach ihr und riß sie sammt dem Zweige ab. Einen Augenblick sog er ihren Duft ein; sonst wollte er nichts mit ihr, denn er warf sie dann achtlos weg.

Blanche, die in der Laube gesessen war, sprang erschrocken und unmuthig auf über solche ungestüme Gewaltsamkeit, der es zu lange gedauert hätte, sich zu der Rose niederzubücken und sie ruhig weiterblühen zu lassen. Sie wollte den Fremden zur Rede stellen und um seine Berechtigung fragen, daß er die Rose gepflückt, diese Rose, die erste des Frühlings, die der Nachtigall gehörte. Nun stand er vor ihr — und sie fragte nicht. Es wäre auch ganz unnütz gewesen. Die Berechtigung stand ihm schon deutlich auf der Stirne, als er jetzt den Hut grüßend abnahm und die tiefe Säbelnarbe sichtbar ward, die sich von den Haarwurzeln bis gegen die Schläfe hinabzog. Und auch sonst war in Allem die Antwort schon im Vorhinein auf ihre Frage gegeben. Blanche schauerte in tiefster Seele zusammen und fürchtete sich vor dem Fremdling wie vor einem Wesen höherer Welten: so ganz glich er dem Traumgebilde des Königssohnes und Ritters, das seit ihrer Kindheit vor ihren wachenden und schlafenden Augen gestanden. Auch im Einzelnen: wie er jetzt die schwarzen Haare nach hinten strich, genau so hatte es jedesmal der Held ihrer Träume gethan, ehe er einen Kampf begann. Und diese Bewegung der Hand mischte sich wieder mit jener, welche Blanche genau so hatte ihren Oheim oft machen sehen. Der lebendig gewordene Traumritter aber nannte sich jetzt vor ihr den Sohn Godefroy's von Mersay.

Verwirrt reichte sie ihm die Hand mit den Worten: „Ich bin Godefroy's Nichte Blanche."

„Ich muß es wohl glauben," erwiederte er, ihre Hand festhaltend, „da Sie es sagen."

Sie sah ihn verständnißlos an.

„Ich habe gestern am Abend," sagte er lächelnd, „an derselben Stelle, wo Sie jetzt stehen, eine überirdische Gestalt erblickt, so hinreißend schön, wie noch nie und nirgends in der Welt. Nur erzählen hören hatte ich einmal im Lande der Sagen, in Deutschland, von der Elfe, die im Mondlichte tanzt und dem Menschen, der sie erschaut, den Sinn berückt. Sie entflieht, und ihm bleibt nichts als sein krankes Herz, welches nimmermehr gesunden kann. Es hat mir damals wie ein anmuthiges Wundermärchen geklungen — seit gestern weiß ich, daß es Wahrheit ist."

Blanche befreite ihr gefangenes Händchen; sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen strömte, und wäre gerne wie gestern flüchtig nach ihrem Zimmer geeilt. Aber quer vor dem Eingang der Laube lag in seiner ganzen Länge Kyon. Er bellte nicht, sondern hatte den Kopf auf die ausgestreckten Vorderbeine gelegt und betrachtete sehr nachdenklich den Fremden.

„Ich will Sie zu meiner Mutter führen," sagte Blanche rasch. Sie hatte glücklicherweise eben die schwarzen Haubenbänder im Gemüsegarten aufflattern sehen. Frau von Mersay schritt langsam an den Beeten hin und freute sich der jungen Pflänzchen, wie sie so vorsichtig die Frühlingsluft prüfend die Köpfchen hervorstreckten. Ueberrascht blickte sie auf, als der Fremdling an der Seite ihrer Tochter sich näherte. Aber ihre Ueberraschung verwandelte sich, als er seinen Namen nannte, augenblicklich in Freude und Entzücken: er war ja ein Mersay — das war ihr genug. Ehe er noch zu Worte kommen konnte, hatte sie auf einem silbernen Pfeifchen, das an einer Brustschnur herabhing, einen schrillen Pfiff gethan und dem weißhaarigen Alten, der herbeieilte, den Auftrag gegeben, des Neffen Gepäck aus Louviers bringen zu lassen und das Gastappartement für ihn bereit zu halten. Dort unterbrachte sie ihn dann selbst — „auf recht lange!" — wie sie beim Hinausgehen ihm herzlich nickend zurief, nachdem sie noch den prüfenden Hausfrauenblick hatte durch die Gastzimmer schweifen lassen.

Nun war er allein und schritt unruhig in dem Salon auf und nieder. Er sah die Dinge nicht an, die da herumstanden oder lagen; nicht einmal das frische Bouquet zarter Frühlingsblüten bemerkte er, das man ihm auf den Tisch gestellt. Als sähe er etwas in der Weite, war sein Blick fest und unbewegt vor sich hin gerichtet; er zitterte auch nicht, wenn ein Sonnenstrahl seine Richtung kreuzte. Arthur von Mersay hatte oft diesen Blick. Er war der Schlüssel zu seinem Wesen. Stets irgend ein fernes Ziel unverrückbar vor Augen und in diesem gehöhten Zustand alles Naheliegende übersehend, kannte er nur die Eine Leidenschaft: zu begehren. Nahm man diese aus ihm weg, so zerfiel der ganze Mensch, so wie ein thönernes Bild, dem der Schwerpunkt verrückt worden, in Staubatome zerbröckelt; denn sie bestimmte seine Handlungen, sie war die eigentliche Lebenskraft seiner Seele. Darum hatte auch das Errungene selbst keinen Sinn mehr für ihn. Er warf es achtlos weg wie die Rose von heute Morgen. Es war das Abgethane, und in der Ferne winkte schon das Neue. Für Güte und Billigkeit der Mittel vergeudete er so wenig einen Blick in die Zukunft, als einen in die Vergangenheit für das, was er erreicht und im Stiche gelassen hatte. Er ließ sich von seiner Leidenschaft mit dem blinden, sinn- und gefühllosen Egoismus vorwärts treiben, mit dem eine Billardkugel andere Bälle beiseite schleudert und nach erreichtem Ziel zurückprallt zu neuem Anlauf, immer glatt, glänzend, elastisch, gewandt, und immer hart, steinhart. Er war dabei nie zu einer äußeren Ruhe gelangt: der Blick in die Ferne hatte ihn, da Paris ihm nichts mehr bot, als Militär nach Algier und von dort wieder als Flaneur auf die Pariser Boulevards getrieben, um ihn von da abermals als Touristen durch alle Erdtheile zu hetzen. So schweifte er durch die Welt — ein elementares Wollen, doch nicht wie Byron's „Samum", der nur

> Dahinfährt, wo Gesträuche nicht zu fengen sind,
> Der Niemand sucht, von Niemand auch gesucht —;

nicht wie der Wind, der Schiffe und Mühlen treibt oder dem Schmied das Feuer anfacht, nicht wie das Lüftchen endlich, das um Rosen kost und mit losen Haaren neckend spielt: sondern wie eines jener Gase, das in blindem Naturdrang ein anderes gewaltsam an sich reißt und, von einem neuen angelockt, ebenso gewaltsam sich von jenem losreißt. Er hatte dabei seine jungen Jahre, seine beste Thatkraft, sein bedeutendes mütterliches Erbe verbraucht und kein Behagen, geschweige denn Zufriedenheit oder Glück dafür eingetauscht. Erreichte er sein jeweiliges Ziel, so kam ihm dieß so selbstverständlich vor, wie ein Schuß in das Schwarze, das seine Pistolenkugel nie verfehlte; es überkam ihn dabei nur ein Gefühl der Uebersättigung an der Welt und des Ueberdrusses mit sich selbst. Er fand sich dann ganz überflüssig und konnte sich ohne das geringste Bedauern aus der Welt hinwegdenken, so daß er in solchen Augenblicken schon langsam nach dem Revolver gelangt hatte, wie er hastig nach ihm griff, wenn er einmal sein Ziel verfehlte, ohne es um eines lockenderen willen freiwillig aufgegeben zu haben.

Jetzt, da er so durch die Gemächer hinschritt, hatte er wieder den unverrückbaren, harten Blick in die Weite: denn dort stand die Elfe der Mondnacht und nach ihr ging sein Begehren mit aller der urplötzlich aufzuckenden und dann Zeit und Mittel verzehrenden Gewalt, die ihm eigen war. Zur selben Stunde geschah es, daß Blanche sachte in den Garten schlich bis zu dem Busch vor der Epheulaube. Sie hob die verzauberte Rose auf, die im Sande lag, blies und streichelte ihr behutsam die Stäubchen ab und trug sie verstohlen nach ihrem Zimmer. Dort tauchte sie den Stiel in ein Gläschen voll Wasser, stellte es auf den Tisch und rückte sich einen Stuhl hin. So saß sie und schaute nachdenklich zu, wie das gesenkte Grün langsam aufstand und die matt auseinandergeneigten Blütenblättchen sich ganz sachte emporrichteten und enger zusammenduckten. — —

Die schönen Maientage kamen und gingen und mit jedem neuen Morgen strebten die beiden Seelen einander näher, die eine mit ungestümem Begehren, die andere mit ihrer himmelumspannenden, sonnengoldigen Phantasie. Blanche sah nun die Gestalt scharf umrissen vor sich, die ihr einst unter dem Stift immer unhaltbar verronnen war. Sie brauchte nur einen ihrer demüthig scheuen Blicke auf Arthur zu werfen, wie er schlank und kraftvoll vor ihr stand, um das bleiche feingeschnittene Gesicht die schwarzen Locken und über die Stirn hinab die Narbe, die sich zuweilen röthete, wenn er sie ansah und von seinen Kämpfen mit den Kabylen erzählte oder von seinen Abenteuern in allen Landen und Meeren. Und als hätte es nur des Einen bedurft, des Umrisses, so fand sie nach und nach auch alle die Farben, den Glanz und alle die wunderbare Herrlichkeit, die sie wie einen versunkenen Schatz nie hatte heben können. Arthur trug dieß Alles an sich — in der rührenden Einfalt und Schöne ihres Herzens wußte sie nicht, wie sie Stück um Stück aus ihrer eigenen märchenumgoldeten Seele heraufholte und ihn damit selbst bekleidete und schmückte. Alle Unschuld, Weichheit und Wärme ihres Gemüthes, den Edelmuth, die Tiefe und Größe ihrer Seele warf sie über ihn als herrliches Gewand, alle die

süßen, holden, frommen Träume ihrer Jugend nahm sie und streute dieselben mit vollen Händen über ihn aus wie strahlende Edelsteine. Wenn sie Abends in ihr Stübchen kam und bei dem Bette knieend die Hände faltete vor der Madonna mit dem Seraph, zu der sie schon als Kind gebetet, sah sie jetzt immer nur Arthur vor ihren erhobenen Augen. Und sie mußte dieselben geblendet wieder niederschlagen, weil sie zusammenschauerte vor all' dem Strahlenglanze, der von ihm ausging. Denn sie sah es nicht, wie der Heiligenschimmer aus ihrem eigenen Herzen hervorbrach und sich um sein Bildniß legte, das sich ihre Seele unbewußt nach ihrem Ebenbilde geschaffen. Sie sank nur tiefer in die Kniee und ihr Haupt gegen die Erde beugend stammelte sie demüthig: „Du bist es, den ich anbete!"

In Arthur dagegen wuchs das Verlangen nach der Mondelfe immer gewaltiger empor, überschattete alle seine Gedanken, erstickte jedes andere Begehren und drohte die Seele, welche ihm schon zu enge ward, zu zersprengen. Sein Blick haftete an Blanche angesaugt mit all' dem verlangenden Ungestüm seines Wesens, an sich reißend und so gebieterisch, daß Blanche unter Zittern und Erröthen die Lider aufschlagen und denselben in ihre Augen hinabtauchen lassen mußte und in ihre Seele. Und sie dachte sich das Lichtreich des Guten und Schönen so weit, als dieser Blick zu umspannen vermochte, und Trauer und Tod dort, wohin er nicht mehr reichte. Vertrauensselig schaute sie in seine Augen und glaubte nun, daß er sie liebe.

Die Mutter hatte nichts dagegen; sie war eine Frau, deren Lebensglück an dem Herzen ihres Mannes aufgeblüht und mit ihm verwelkt war. Sie hatte ihn angebetet, so lange er lebte, und betete zu ihm, seit er gestorben war. Es ist ein Mersay gewesen, der ihr Dasein so unsäglich beglückt hat, und der um ihre Tochter freite, war ein Mersay. Sie konnte ruhig sein über das Herzensglück ihrer Tochter — sie schaute deren Zukunft mit dem liebeumschleierten Blick, mit dem sie ihr vergangenes überschönes Leben durchmaß. Für die Gestaltung der äußeren Lage ihres Kindes dagegen hatte sie das besorgte und scharfe Auge, mit dem sie ihre Felder überschaute, wenn Hagelgewölke am Horizonte aufstieg. Sie unterzog sich der Aufgabe, in Arthur's Vermögensverhältnisse Ordnung und einen übersichtlichen Abschluß zu bringen, da er selbst weder eine Ahnung von dem Stande derselben, noch Lust zu einem Einblick hatte. Das Resultat, zu welchem sie gelangte, gipfelte in dem Wunsche, daß das junge Paar sich in Hâvre niederlassen sollte.

Arthur's Mutter stammte von dort. Sie war die Tochter eines jener Geldfürsten Hâvres, deren Reichthum auf allen Ozeanen herumschwimmt. Sie hatte Godefroy von Mersay einige Male im Salon des Sous-präfekten getroffen. Der träumerische junge Mann mit dem ritterlichen Aeußeren und den milden Augen, der von Paris gekommen war, um im Museum über den Manuskripten Bernardin's de St. Pierre nachzusinnen, zog sie an. Er war der Gegensatz zu ihrem willenskräftigen, gewaltsamen, leidenschaftlichen Wesen. Es machte ihr wenig Mühe, ihn dahin zu bringen, daß er Bernardin's Virginie um ihrer willen im Stiche ließ. Als einziges, verwöhntes Kind, das nur seinen Willen als Gesetz kannte, besiegte sie unerbittlich den Geldstolz des Vaters und nöthigte ihn, den zweitgeborenen Sohn einer verarmten Adelsfamilie, einen für die Verwaltung des großen Vermögens gänzlich unpraktischen Gelehrten und Dichter, mit offenen Armen als Schwiegersohn aufzunehmen. Als sie ihr Ziel erreicht hatte, ward sie ganz die Tochter ihres Vaters. Godefroy's Bedürfnißlosigkeit fand sie armselig, seine Milde langweilig, seine Weichheit lächerlich, sein ideales Streben verrückt, seine innige Liebe lästig — der Vater hatte in Allem Recht gehabt. Sie ließ sich, um Zerstreuung zu finden, für einen Winter — wie sie ankündigte — in Paris nieder. Sie hat Paris nicht mehr verlassen. Was an guten Anlagen noch bei ihr vorhanden gewesen, ging bald in dem wilden Wirbel unter, in welchen sie sich mit der ganzen Kraft ihres Wesens und ewig wechselnder Laune stürzte. Das Kind, das ihrer Ehe entsprossen, änderte daran nichts. Es ward auf das Land zu einer Amme, dann in ein Collége gegeben und, als halbreifer Knabe aus demselben entlassen, in den gleichen Wirbel hineingerissen. Godefroy von Mersay ging indessen abseits seinen einsamen Schmerzensweg. Der weiche, schwache Mann trug Alles stille, als müßte es so sein. Denn er hat sein Weib abgöttisch geliebt, und als sie endlich erschöpft ihre ruhelose Seele ausgehaucht hatte, ist er in die Einsamkeit der Heimat gekommen, zu sterben.

Er hatte nichts mehr in der Welt zu thun, den Sohn hatte ihm die Mutter ganz entfremdet. Das große Vermögen des Hâvreser Schiffsherrn war in den Händen seiner verschwenderischen Tochter schon arg zusammengeschmolzen. Arthur, in Charakter und Gemüth ebenso das vollständige Ebenbild seiner Mutter, wie er im Aeußeren seinem Vater glich, war gleicherweise mit dem immerhin noch ansehnlichen mütterlichen Erbe umgegangen.

Es war jetzt davon kaum viel mehr übrig, als ein verpachteter Grundbesitz bei Hâvre und ein großes Landhaus sammt Garten daselbst. Der Pachtzins war zu Zeiten des Großvaters Arthur's festgesetzt worden; seither hatte sich Niemand weiter darum bekümmert, wenn nur die Beträge regelmäßig einliefen. Frau von Mersay fuhr selbst nach Hâvre und überzeugte sich, daß der Zins jetzt hätte verdoppelt werden können, aber sie wünschte, daß Arthur den Pacht aufhebe und die Verwaltung in eigene Hände nehme, um eine geordnete, feste Beschäftigung zu haben. So standen die Vermögensverhältnisse Arthur's, und die Mitgift, welche Frau von Mersay Blanche geben konnte, war nicht groß; der im Laufe der Zeiten eng zusammengerückte Besitz der Familie trug nur bescheidene Einnahmen. Arthur beachtete alles das nicht im mindesten — er hatte sich nie um Geldangelegenheiten gekümmert. Er wäre ohne Weiteres nach Paris gezogen und trug sich schon mit allerlei Plänen, wie herrlich er dort das Leben für Blanche gestalten würde. Es war Frau von Mersay, welche dieß lächelnd anhörte und ihm dann lächelnd wie einem Kinde, das den Mond herunter haben will, die Unmöglichkeit vorrechnete, mit seinen Einkünften ein auch nur bescheiden angenehmes Leben in Paris führen zu können. Er wäre trotzdem hartnäckig bei seinen Pariser Plänen geblieben — diese Rechnungen waren nach seiner Meinung nur eine beliebte und dabei sehr langweilige Unterhaltung seiner zukünftigen Schwiegermama, die er zwar aus Höflichkeit nicht unterbrach, während welcher er aber an andere Dinge dachte. Auf einmal indeß erschien ihm selbst der Pariser Aufenthalt widerwärtig. Es war ganz plötzlich an ihn getreten, als er einmal Blanche unten im Garten stehen und den Kopf Kyon's zärtlich streicheln sah. Es war wie Eifersucht, was ihn bei diesem Anblick faßte, Eifersucht gegen den Hund, gegen die ganze Welt, gegen Paris insbesondere. Die Erinnerung an seine Mutter ward lebendig, wie sie in jenem wirren Meere der Weltstadt fortgerissen worden war, das Bild seiner Freunde stieg vor ihm auf und aller der ungezählten Müßiggänger der Salons und Boulevards, und endlich das Bild seines eigenen Lebens. Sein Auge blickte wieder in die Weite mit dem festen, harten Blicke: er wollte Blanche allein besitzen, allein und ganz, jedes Wort, jede Miene, jeden Gedanken nur er allein. Er wandte sich vom Fenster zurück und trat zu Frau von Mersay, welche ihm eben wieder eifrig ihre Hâvreser Pläne nahelegte, in der Meinung, er sinne schweigend über ihre Worte nach. „Sie haben Recht," sagte er, „ich gehe mit Blanche nicht nach Paris."

Frau von Mersay fiel Arthur um den Hals, und als im Garten die Rosen des Sommers aufblühten, trat das junge Paar glückstrahlend in den Dom zu Louviers ein. Er wußte nicht, daß es nur sein eigenes heißes Begehren war, welches er zum Altare führte, und Blanche ahnte nicht, daß sie ihre bebende Hand in die ihres eigenen Traumbildes legte. Als sie aus der Pforte auf den Kirchenplatz traten, mußte sie einen Augenblick stehen bleiben und nach ihrem vergehenden Herzen greifen: ihr Glück war so sinnverwirrend groß! Die wunderbare Steinarbeit des Domes, deren zartes und doch festes Spitzengehänge sie so oft bewundert, hing jetzt über der Pforte, durch die sie getreten, wie ein geheimnißvoller Vorhang mit eingewebten Märchenwundern, der Alles abschloß, was einst gewesen war. Diesseits begann das Neue, und als sie vor sich hinblickte, war der Himmel so leuchtend blau, und die Menschen, welche herumstanden, sahen sie so gut an, und Alles war so lieb und schön, daß ihr Thränen der Freude in die Augen emporquollen und sie nichts zu sagen vermochte, als Arthur leise fragte: „Bist Du glücklich, Blanche?" Sie blickte nur dankbar mit feuchten Augen zu ihm auf und die Goldhaare drängten sich unter dem Schleier hervor, da sie sachte nickte.

Frau von Mersay blieb in der alten Burg bei dem Grabe ihres Gatten. Das junge Paar verließ sie einige Tage nach der Hochzeit, um nach Hâvre zu fahren. Sie plauderten während der Reise erst miteinander wie zwei thörichte Kinder, dann über die Zukunft wie zwei ernsthafte Kinder, und saßen zuletzt ganz schweigsam. Er spann die angeregten Gedanken an die Zukunft weiter zu dem Plane einer großartigen Unternehmung in Südamerika aus. Womit sich dieselbe beschäftigen werde, daran dachte er vorderhand noch nicht; er sah nur die zahlreichen Schiffe derselben das atlantische Meer durchfurchen und die Schätze der neuen Welt eilig zu seinen Füßen ausladen. Um das Gelingen war ihm nicht im geringsten bange, er sah im Geiste schon die Geldmächte Hâvres sich um seinen alten Namen schaaren. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß sich seine begehrende Phantasie auf solche Dinge warf, vielleicht unbewußt in diese Fährte durch die Additionen und Subtraktionen getrieben, womit ihn seine Schwiegermama in letzterer Zeit so oft gelangweilt hatte. Wie immer faßte er aber nicht die Fährte selbst, sondern bloß das Ziel in das Auge, und Südamerika fiel ihm nur zufällig ein, weil er sich in der jüngsten Zeit dort aufgehalten hatte. Er hielt, während er so im Fahren seine Pläne weiterspann, Blanche bei der Hand; nur um ihrer willen — sagte er sich — dachte er an alles dieß, sie nur wollte er damit reich machen und umringt von allem Begehrenswerthen der Welt. Blanche dagegen träumte sich, an Arthur gelehnt, immer tiefer in die glänzende Ruhe der Seinelandschaften hinein, wie dieselben durch sanftes Ineinanderfließen zu einem einzigen mächtigen Claude Lorrain zusammenschmolzen, der sich nach und nach leuchtend vor ihren Augen aufrollte. Das geschäftige Treiben der Seestadt erst machte Beide aufwachen, ihn aus seinen glänzenden Plänen, sie aus ihren Träumereien. Und endlich waren sie daheim auf der Höhe von Ingouville, jener mit Landhäusern und Gärten ganz bedeckten Kette von Seefelsen, die sich nördlich von Hâvre hinzieht.

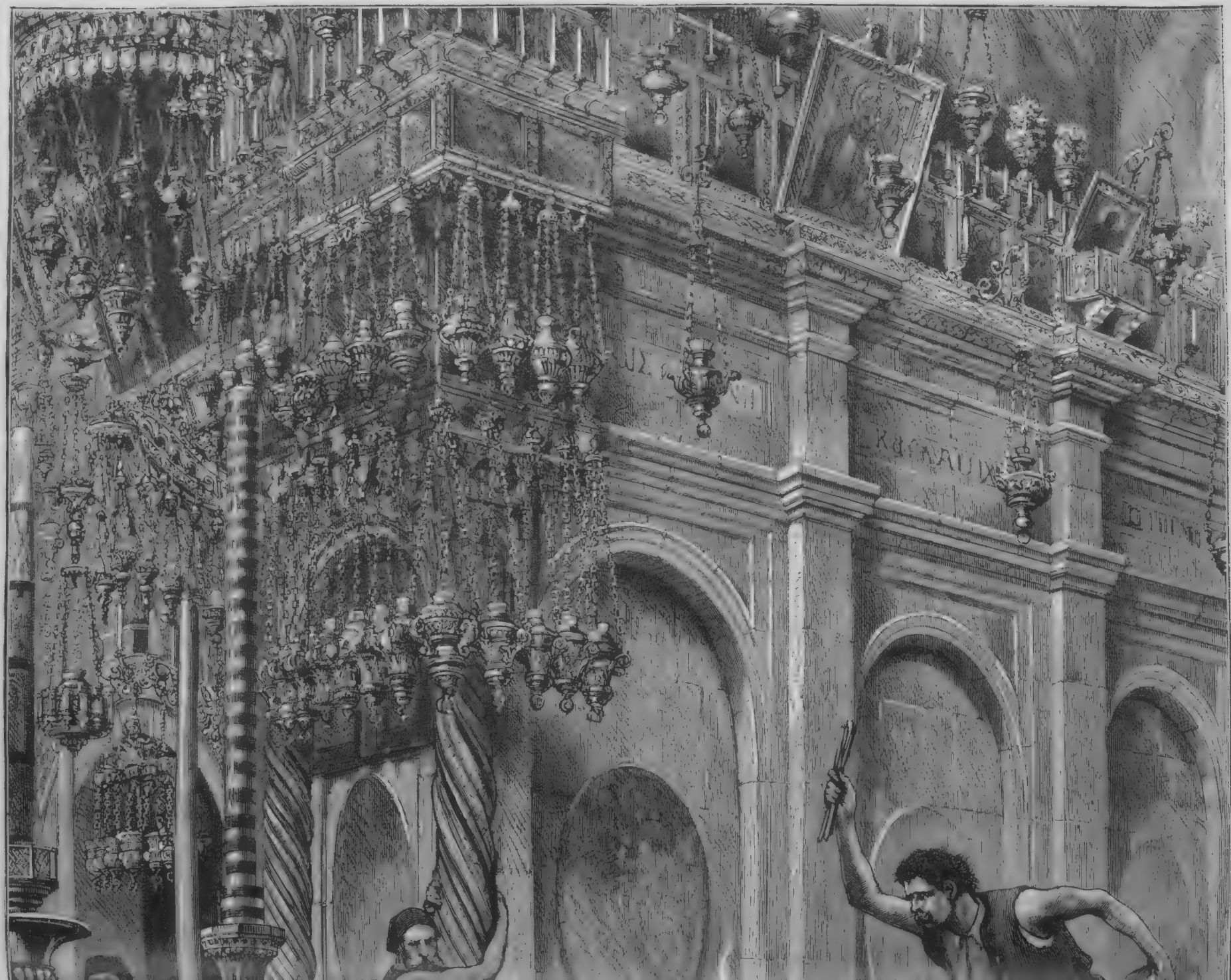
Als Blanche an Arthur's Arme den Balkon des Landhauses betrat, lag zu ihren Füßen der blühende Terrassengarten, tiefer am Fuße der Felsen das Häusermeer von Hâvre, mitten darin die Bassins mit dem dichten Walde himmelanstrebender Schiffsmaste, und weiterhin das flutende Meer. Die Sonne hing tief im Westen am Cap La Hève und wollte in die See niedertauchen. Aber ihre Strahlen spannen noch über Himmel und Land und über die Bucht bis gegen Aufgang, wo sich die Fluten der Seine hineinstürzen. Die Segel der Schiffe flatterten wie riesenhafte rothe Festfahnen, der Abendhimmel brannte in heller Lohe, über dem Meere schwamm ein rothgoldiger Schimmer hin, in weiter Ferne lehnte ein Fahrzeug am Himmelsrande und rührte mit seinen Masten an die glühenden Wolken.

Blanche fuhr sich über die Augen, ob sie dieß Alles nur träume, und griff dann nach ihrem Herzen. Sie fand lange kein Wort für alle die Herrlichkeit und stand ganz stille und stumm. Endlich sagte sie leise: „Arthur, Dein Vater ist hier oft am Abend gestanden und hat in dieses entzückende Bild geschaut, das wir jetzt sehen. Oheim Godefroy nannte dieß Blicken von Ingouville in die Lichter der Untergangssonne sein Abendgebet. In solcher Stunde hat er hier auf dem Balkon Deiner Mutter seine Liebe gestanden, wie er mir einmal anvertraute. Wie dieß Erinnern nun so schön und rührend zusammenschmilzt mit der ganzen wunderlieben Pracht und mit unserer eigenen Liebe, die wir beisammenstehen wie Jene einst und in dasselbe Bild blicken!"

Arthur hatte unverwandt über die Meerweite nach dem Schiffe gestarrt, welches am Himmelsrande in das Gewölk hineingriff. „Es macht mir Freude um Deiner willen, Blanche, daß es Dir hier so wohl gefällt," sagte er emporfahrend. „Blanche von Mersay soll einst über dieß Meer und die Schiffe dort gebieten und wie eine Königin niederblicken auf diese Krämerstadt in der Tiefe!"

Sie schaute verständnißlos zu ihm empor. Dann fuhr ein scheues Lächeln über ihre Züge und sie lehnte schüchtern ihren Kopf an seine Brust. „Ich verlange ja nichts," flüsterte sie, „als Dir zu dienen."

Und so that sie auch fortan zu jeglicher Stunde. Alle die Tugenden, in denen sich ihrer Eltern Leben stetig und unwandelbar fortbewegt hatte, trieben in ihr zum zweiten Male Blüten. Eine wohlthuende, schöne Häuslichkeit zu schaffen und zu erhalten, hatte sie von der Mutter geerbt, unermüdlich, sorgsam und dabei wohlgemuth Alles wie eine Freude zu thun, was zu thun war, von dem Vater. Die Liebe aber lehrte sie, Arthur's Wünsche zu ahnen und abzulesen aus jedem Blicke, aus jeder Miene, aus Einem Worte. In diesem holden Walten um ihn ward erst die ganze Schönheit und überreiche Fülle ihrer Seele flüssig und schmolz



Das heilige Feuer in der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem während der griechischen Ostern. (S. 551.)

unter der ersten reinen Glut ihrer Liebe gleich Maienschnee unter Frühlingssonnen. Sie selbst dagegen bedurfte so wenig, um sich belohnt, glücklich, geliebt zu wissen: ein freundlicher Blick schon, ein gutes Wort Arthur's rührte sie bis in die tiefste Seele. Brachte er gar eine Blume aus dem Garten mit herauf, um sie in ihre Goldhaare zu stecken, so fand sie im Ueberdrange der Weichheit ihres Herzens erst keine Worte, ihm zu danken. Sie stand nur vor dem Spiegel und betrachtete die Blume mit dem Stolz und Glück, womit ein anderes Weib darin ihren schönen Leib als bewundernswerthe Wahrheit anstaunt. „Du bist zu gut, Arthur!“ sagte sie dann sich umwendend, und indem sie ihre Hände um seinen Hals schlang, stellte sie sich auf die Fußspitzen, damit er besser sehe, wie schön die Blüte sei, die er für sie abgebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Das kaiserliche Paris.

Von

Leo Warren.

XI.

Die Gesellschaft und die Salons.

(Fortsetzung.)

Die Haute Finance bildete keinen so abgeschlossenen Cirkel wie das Faubourg Saint Germain, im Gegentheil suchten die Vertreter der Geldmacht sich so viel als möglich mit den Kreisen der Regierung und des Hofes zu amalgamiren — öffnete doch der Hof das Füllhorn der Ordensdekorationen und der Titel, welche sich an der Börse nicht kaufen ließen, und gaben doch die Beziehungen zu der offiziellen Regierungswelt die Gelegenheit, durch einen Blick hinter die Coulissen der Geschichte, die sich vorbereitenden Ereignisse, ehe sie dem großen Haufen bekannt wurden, geschäftsmäßig zu eskomptiren. Die Salons der Haute Finance überboten an Glanz vielfach die offizielle Welt und die alte Aristokratie — freilich sah man meist diesem Glanz ein wenig die Neuheit an, und that die Absicht zu glänzen häufig dem Geschmack Eintrag, immerhin aber muß man einräumen, daß gerade die Haute Finance in Paris mehr als an jedem andern Orte die äußeren Formen der vornehmen Gesellschaft sich anzueignen verstand. Die erste Reihe in dieser Welt des Goldes und des Papiers nahm natürlich die Dynastie der Rothschild ein, welche von der Höhe ihres unantastbaren Besitzes herab sicher auf die Fluktuationen des auf- und absteigenden Börsenbarometers blickt, sich niemals in gewagte Spekulationen einläßt und ruhig abwartet, daß die gewaltige Goldmasse, welche wie ein Felsen das Haus Rothschild trägt, in Folge der magnetischen Kraft, die das Gold noch mehr besitzt als das Eisen, immer neue Krystallisationen des weltbeherrschenden Metalls bilde. Namentlich die jüngeren Mitglieder des Rothschild'schen Hauses und die Damen hatten viel Verständniß für die Kunst und einen fein gebildeten Geschmack, wodurch ihren Salons ein besonderer Reiz verliehen wurde. Auch zeichnete sich das ganze Haus, namentlich James Rothschild, durch eine fürstlich freigebige Wohlthätigkeit aus. Unter den verschiedenen Eigenthümlichkeiten des alten Herrn war auch die bekannt, daß er eine große Abscheu vor der Zahl 13 bei Tische hatte, welche ja nach einem verbreiteten Aberglauben einem der Gäste den Tod bringen soll; — er hatte, um in dieser Beziehung vor jeder Ueberraschung sicher zu sein, einen verarmten Edelmann mit vornehmem Namen in sein Haus aufgenommen, welcher daselbst völlig frei lebte und ein nicht unbedeutendes Gehalt bezog — dafür mußte er stets um die Stunde des Diners angekleidet sein, um, im Falle das unvermuthete Ausbleiben von Gästen die Tischgesellschaft auf die ominöse Zahl 13 reduzirt hatte, sofort als vierzehnter Gast eintreten zu können. Man nannte diesen Herrn, der übrigens in jeder Weise seinen Platz in der vornehmsten Gesellschaft auszufüllen verstand, den Louis XIV. des Baron Rothschild. Der alten Rothschild'schen Dynastie am nächsten standen die Pereire und die Fould. Eine Zeitlang stieg auch, wie ein glänzendes Meteor, Herr Mirès am finanziellen Sternenhimmel empor, um freilich dann eben so schnell wieder herabzusinken. Mirès war ein Mann von großem Geist und von verschwindend kleinem Gewissen, — er war eine Art von finanziellem Morny und obgleich ganz aus der Dunkelheit emporgestiegen, verstand er es doch vielleicht von allen Börsenmatadoren am besten, sein Haus auf wirklich vornehmen Fuß einzurichten und zu führen. Er hatte den genialen Gedanken gefaßt, alle Finanzoperationen Frankreichs in einer Hand zu vereinigen — der Kaiser sollte ihm dazu behülflich sein — wofür er dann alle Geschäfte des Staates wohlfeiler, sozusagen gegen Rabatt, zu machen versprach und zugleich dem Kaiserreich den gewaltigen Einfluß einer konzentrirten Finanzmacht zur Verfügung stellen wollte. Eine Zeitlang schien Napoleon auf diese Ideen einzugehen und Mirès träumte sich schon an der Spitze der europäischen Geldmonarchie. Aber der Kaiser wagte auch hier, wie so häufig, nicht, der aufgenommenen Idee bis in ihre Konsequenzen zu folgen — Pereire und Rothschild erkannten die Gefahr, welche aus der Verbindung von Mirès mit dem Einfluß der Regierung für ihre Stellung erwachsen mußte, — sie schlossen ein Bündniß gegen den kühnen Angreifer und es gelang ihnen, nicht nur seinen Unternehmungen den Todesstoß zu geben, sondern ihn auch vor das Zuchtpolizeigericht zu bringen, weil der Kaiser im entscheidenden Augenblicke nicht mit Festigkeit für ihn eintrat. Mirès vertheidigte sich glänzend und bewies vielleicht niemals so viel Energie und Geistesschärfe, als während dieser für ihn so verhängnißvollen Zeit. Aber seine Kraft war gebrochen, — er erholte sich nicht wieder und starb bald, von tiefem Hasse gegen den Kaiser erfüllt, dessen Sturz er vorhersagte. Diese ganze Welt der Haute Finance hatte aber, wie gesagt, keine eigentliche charakteristische Eigenthümlichkeit - sie schloß sich in Allem der offiziellen Gesellschaft an und es entwickelte sich in ihren Kreisen eine Art von Diplomatie zweiten Ranges, eifrig bestrebt, in Allem die äußeren Formen der wirklichen Diplomatie nachzuahmen. Alle Vertreter der Börsenwelt, sobald sie nur ein wenig über das allgemeine Niveau hervorzuragen begannen, trachteten nämlich eifrig darnach, von irgend einer auswärtigen Macht die Würde eines Konsuls oder Generalkonsuls zu erlangen, wodurch sie dann berechtigt waren, eine Uniform zu tragen und bei dem großen offiziellen Empfange in den Tuilerien in dem Gefolge der Gesandten zu erscheinen; — so war der Baron G. von Rothschild österreichischer Generalkonsul, Baron A. von Rothschild erschien bei dem Empfange des diplomatischen Korps in der Uniform des preußischen Generalkonsuls, was ihn nicht hinderte, diese so eifrig gesuchte Würde im Jahre 1870 in auffälliger Weise niederzulegen und sich, als der König Wilhelm im Schlosse von Ferrières sein Quartier nahm, in einer Weise zu benehmen, welche sehr wenig an den früheren preußischen Generalkonsul erinnerte. Ein Mitglied des Bankhauses Königswarter war sogar Ministerresident für Koburg, und so fand man die Haute Finance vielfach im zweiten Range der diplomatischen Vertretungen.

Selbstständiger und freier der offiziellen Welt gegenüber hielt sich die Gesellschaft der Künstler und Literaten, welche ihre geistige Unabhängigkeit ebenso bewährten, wie das Faubourg Saint Germain jeden politischen Einfluß der Regierung zurückwies. In dieser Welt, welche über die glänzenden und scharfen Waffen des Geistes nach allen Richtungen hin gebot, fand man reizend anmuthige Salons, welche von derselben tändelnden Konversation belebt wurden, wie diejenigen des Faubourg Saint Germain und in welchen man ebenso wie dort der Politik fern blieb, gleichviel ob man mit dem Kaiserreich gut oder schlecht stand, da es in Frankreich zum guten Geschmack gehört, auf dem neutralen Parket des Salons jede politische Parteimeinung zu unterdrücken, und da diese Neutralität des Salons ganz vorzugsweise in den Kreisen der Vertreter der Kunst und Literatur als unumstößliche Regel galt. Während der Glanzzeit des zweiten Kaiserreichs gab es mehrere hochinteressante Mittelpunkte des künstlerischen und literarischen Lebens. Der alte Alexander Dumas hielt sein gastliches Haus am Boulevard Malesherbes, wo seine ebenso geistvolle als wirthschaftskundige Tochter Marie bestrebt war, ihm die materiellen Sorgen des Lebens fernzuhalten, mit welchen der große Romanzier sich niemals abzufinden verstanden hat. Es konnte nichts Reizenderes geben, als die kleinen Diners bei dem Dichter der „Drei Musketiere“ und des „Monte Christo“. Es waren niemals mehr als acht bis neun Personen eingeladen, aber immer war die Gesellschaft wohl komponirt und harmonisch zusammenpassend. Alexander Dumas, welcher gewöhnlich in seinem Hause nur einen weiten und bequemen Nankinganzug trug, erschien bei seinen Diners im untadelhaftesten Salonanzug und wenn er bei besonders guter Laune war, so führte er seine Gäste in die Küche und legte, unter anmuthig spielender Plauderei, die letzte Hand an das Diner, das immer nur aus wenigen Gängen bestand, aber von exquisitester Komposition war. Er ging selbst nach den Halles centrales, um seine Einkäufe an Fischen, Gemüsen und Wild zu machen, und es war ein großer Wetteifer unter den Damen der Hallen, welcher von ihnen die Ehre zu Theil werden würde, das Vorzüglichste ihrer Waaren dem allbekannten und allbeliebten Dichter zu liefern. Alexander Dumas war eine absolut liebenswürdige Natur, ausschließlich von guten und edlen Regungen bewegt und von einer fast kindlichen Naivetät und Harmlosigkeit — sein stets sprudelnder, geistvoller Humor war niemals verletzend, und er hat wohl kaum jemals einen persönlichen Feind gehabt. Seine Hand war stets geöffnet zum Wohlthun, und oft kam es vor, daß er so lange und immer wieder seine Baarschaft mit Bittstellern theilte, bis ihm selbst nichts mehr übrig blieb. Alle Politik war von den Gesprächen an seinem Tisch und in seinen Salons streng ausgeschlossen und obwohl man in seinem Hause ebensowohl Mitglieder des kaiserlichen Hofes als Gambetta und selbst Rochefort begegnen konnte, hörte man niemals einen Mißklang, welcher die Harmonie der heiteren, geistvoll bewegten Unterhaltung gestört hätte. Er selbst verstand es meisterhaft, alle politischen Klippen zu umgehen und doch zugleich seine politische Unabhängigkeit zu bewahren. Er war sehr liirt mit den Orleans gewesen, Geschenke und Erinnerungszeichen des Herzogs von Orleans und der übrigen Söhne Louis Philipp's schmückten seine Salons, und niemals hat er den Kaiser anerkannt. Eines Tages kam er in dieser Beziehung in große Verlegenheit. Er bedurfte für eine Arbeit, welche er vorhatte, eines seltenen Werkes, das sich nur in der Privatbibliothek des Kaisers befand. Alexander Dumas schrieb einen Brief, welchen er: „An den Verfasser des Lebens Cäsars“ adressirte und in den Tuilerien abgeben ließ. In diesem Brief redete er den Kaiser: „Mon illustre confrère“ an und bat, da Schriftsteller sich einander unterstützen müßten, um das Werk, dessen er bedurfte. Napoleon sendete ihm sogleich durch einen seiner Kammerherren das verlangte Buch mit dem Bemerken, daß die ganze Bibliothek des literarischen Dilettanten in den Tuilerien dem Meister am Boulevard Malesherbes jeden Augenblick zur Verfügung stehe. Alexander Dumas hatte es so in der geistvollsten und liebenswürdigsten Weise möglich gemacht, an den Kaiser zu schreiben und mit ihm in Verkehr zu treten, ohne ihn doch als Souverän anzuerkennen. Gewiß spricht diese kleine Anekdote ebensowohl für den Dichter, als für den Kaiser. Auch die verhältnißmäßig kleinen und einfachen Salons am Boulevard Malesherbes, welche die kunstvolle Hand der Tochter des großen Romanziers mit vielen Bildwerken, unter anderen mit vortrefflich ausgeführten Szenen aus Goethe's „Faust“ nach Kaulbach, auf Goldgrund gemalt, ausgeschmückt hatte, sind heute nur noch eine Erinnerung. Alexander Dumas hat in einem kleinen Nordseebade angesichts des Meeres, das er so sehr liebte, noch während des Krieges von 1870 sein Leben ausgehaucht — auch seine Tochter Marie hat im vorigen Jahre ihre großen, schönen und wunderbar sprechenden Augen für immer geschlossen, und wenn viele Werke der unerschöpflichen Feder des Dichters ihm den Lorbeerkranz der Unsterblichkeit sichern, so werden Alle, die ihm jemals persönlich nahe traten, in liebevollem Andenken das Bild des so guten, so einfachen und so liebenswürdigen Mannes bewahren, der auch im grauen Haar immer ein Herz von zwanzig Jahren behielt, voll der frischen Heiterkeit der Jugend und immer bereit, in warmem Mitgefühl zu trösten und zu helfen. Wenig ähnlich war ihm sein Sohn und der Erbe seines berühmten Namens, welcher nicht wie sein Vater nur Reichthümer zu erwerben, sondern sie auch festzuhalten verstand. Alexander Dumas der Jüngere besitzt einen reichen Geist, scharfe Beobachtungsgabe und ein schöpferisches, dramatisches Talent, aber ihm geht vollständig die kindliche Harmlosigkeit und die gemüthvolle Selbstlosigkeit seines Vaters ab, — er schafft wohl überlegt, kalt berechnend, um Ruhm und Gold zu erringen, während sein Vater spielend die Perlen seines Geistes um sich warf und ebenso, wie er fast unbewußt arbeitete, auch die Früchte seiner Arbeit unbewußt und gleichgültig verschwendete.

Eine weitere reiche Stätte geistig bewegten Lebens war die reizende Villa des Maestro Rossini in Passy. Der große Meister der italienischen Musik, welchen in seiner Jugend Italien den Schwan von Pesaro nannte und welcher durch den ewig jungen Strom seiner goldfunkelnden Melodieen, trotz aller Zukunftsmusik, immer noch die Herzen in allen Welttheilen entzückt, hatte wie wenige Künstler die Selbsterkenntniß und Selbstverleugnung besessen, in dem Augenblick, in welchem er die jugendliche Schöpfungskraft in seiner Brust erlahmen fühlte, seine Thätigkeit einzustellen und keine Note mehr zu schreiben; — sein Name sollte ewig jung bleiben und der Sternenkranz seines Ruhmes sollte nicht durch die Nebelwolken der allmälig alternden und absterbenden Kraft verdunkelt werden. Rossini hatte den Muth, als Tondichter zu sterben, um unsterblich zu bleiben, als er fühlte, daß seine Werke nicht mehr dem Ideal entsprachen, das er in sich trug. Er war nach Paris gekommen und lebte mit seiner Familie und seinen Freunden in dem von hohen Bäumen und herrlichen Rasenplätzen umgebenen Landhause zu Passy, welches sich an zwei Abenden in der Woche allen Freunden des Meisters und allen von diesen eingeführten Fremden öffnete. Rossini war der liebenswürdigste Wirth, der unterhaltendste Gesellschafter, den man finden kann, — bescheiden dem ihm selbst gespendeten Lobe gegenüber, ängstlich zurückhaltend im Urtheil über die musikalische Welt der Gegenwart und stets bereit, junge Talente aufzumuntern und zu unterstützen. Er liebte die moderne Zeit nicht — er war niemals auf einer Eisenbahn gefahren und behauptete, daß das unmelodische Gerassel dieses Verkehrsmittels unserer Tage nicht nur die Poesie, sondern vor Allem auch die Musik von der Erde vertreiben werde, aber er war weder feindlich noch bitter und nur mit leisem, gutmüthigem Spott geißelte er zuweilen im engsten Freundeskreise gewisse anmaßende Meisterschaften unserer Tage. Auch er und sein von Bäumen, Rasen und Blumen umgebenes, dem Eisenbahnlärm so fernes Haus haben das Kaiserreich nicht überlebt. — Er starb im November 1868 und großartig und rührend zugleich war die ganz freiwillige Huldigung, welche dem Sterbenden dargebracht wurde. Man gab „Wilhelm Tell“ in der großen Oper; — nach dem ersten Akt verbreitete sich in den Foyers die Nachricht, daß Rossini schwer erkrankt und von den Aerzten aufgegeben worden sei, und von dem Augenblick an gestaltete sich die ganze übrige Vorstellung zu einer in der That erschütternden Demonstration, — mit Thränen in den Augen, von tiefer Bewegung zitternd, trugen die Sänger und Sängerinnen die einzelnen Nummern vor, — nach jeder derselben erhob sich das ganze Publikum in den Logen und in den Parkets unter lange anhaltendem, beinahe feierlich ernstem Beifall, und von dem Augenblick an, während der Meister, von den Seinigen umgeben, mit dem Tode rang, brachte so ganz Paris seinem großen Werke ehrerbietige Huldigung dar.

(Fortsetzung folgt.)

Notizblätter.

Literatur.

— **Die Leser dieser Blätter kennen die geistvolle und klare Behandlung** künstlerischer Vorwürfe durch die Feder Friedrich Pecht's aus zahlreichen Essays in diesen Blättern. Eine Reihe solcher Essays hat der ebenso feine als scharfe Kritiker unter dem Titel: „Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts" (Nördlingen, Beck) gesammelt: davon liegt gegenwärtig die zweite Serie vor, welche Studien und Erinnerungen über und an Rottmann, Defregger, Kaulbach, Lenbach, Rethel, Böcklin, Rauch, Pasini, Genelli, Menzel, Makart bringt. Der Verfasser hat seine zerstreuten Arbeiten zu umfassenden Essays, welche uns ein ganzes und volles Lebens- und Entwicklungsbild des Künstlers bieten sollen, abgerundet und wir lassen gerne, soviel wir auch vielleicht schon über die Einzelnen gelesen, noch einmal das Totalbild vor unseren Blicken entstehen und folgen dem Verfasser in der feinsinnigen Darstellung des Schaffens und Wirkens der Einzelnen, die er aus der Zeit und ihrer eigenen Geschichte heraus zu begreifen sucht und verstehen lehrt. Wir möchten die Leser namentlich auf Rethel, Böcklin, Lenbach und Menzel hinweisen.

— **Der vorgeschobene Posten deutschen Lebens und deutscher** Kultur im Osten, das Siebenbürgerland, hat immer ein besonderes Anrecht auf unsere Theilnahme, unser eingehendes Interesse. Wir dürfen den Faden nicht zerreißen lassen, der uns an dieß Volk knüpft, und wir haben in unseren Blättern diesem Gefühle stets Rechnung getragen. So sei denn auch ein hübsches Buch willkommen geheißen, das unter dem Titel: „Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen" (Wien, Graefer) uns in überaus anziehender Form recht in's Innere des Volkes und seines Treibens blicken läßt. Der Verfasser, F. F. Franius, Pfarrer einer siebenbürgischen Gemeinde, kennt seine Leute, unter denen er wohnt, mit denen er tagtäglich verkehrt, von Grund des Herzens aus, hat ihr Thun mit seinem, offenem Sinn beobachtet und gibt uns ein volles Bild ihrer Sitten, überall den Punkt nachweisend, wo sich eine Verbindung mit dem Mutterlande zeigt. Das berührt uns anheimelnd und erhebt das Buch zu einem wahrhaft kulturgeschichtlichen im Riehlschen Sinne.

— **Die große Tagesfrage der Sozialdemokratie, welche als gäh**rendes Element all' unsere politische Bewegung durchdringt, muß, um richtig verstanden zu sein, an der Wurzel erfaßt werden: wir müssen ihre Geschichte und Entwicklung verfolgen und dazu bietet kein Buch eine so vorzügliche Handhabe, als Franz Mehring's: „Die deutsche Sozialdemokratie" (Bremen, Schünemann). Der Verfasser gibt eine ungemein sorgfältige Geschichte derselben vom ersten Auftreten Lassalle's bis zur Gegenwart und knüpft daran eine scharfe, obwohl sehr ruhig gehaltene Kritik des sozialistischen Systems. Die einschlägige Auseinandersetzung der Systeme und die strenge Logik, mit der die Widersprüche aufgezeigt sind, gibt uns eine Waffe gegen die staats- und gesellschaftsfeindlichen Bestrebungen dieser Partei, wie sie nicht schärfer sein könnte. Kein Wunder daher, daß das Buch bereits bei der dritten Auflage angekommen.

— **Die auf dem Gebiete der Land- und Forstwirthschaft so über**aus ersprießlich thätige Verlagshandlung von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin bringt uns wieder zwei sehr praktische Bücher für Jäger und Jagdfreunde: den „Fang des einheimischen Raubzeugs und Naturgeschichte des Haarraubwildes" von E. v. d. Bosch, und „Der Hase, dessen Naturgeschichte und Hege" von C. E. Frhrn. v. Thüngen. Die beiden Verfasser haben mit großem Fleiße Alles zusammengetragen, was die waidmännische Literatur, fremde und eigene Erfahrung zur Naturgeschichte der von ihnen behandelten Thiere und den Fang und die Jagd auf sie lehren. Wir glauben kaum, daß in diesen reichen Monographieen irgend etwas vermißt werden wird, was der Waidmann zu wissen braucht, und was seine Lust an der Jagd erhöhen kann. Der Verleger hat Wort und Lehre außerdem durch so zahlreiche Holzschnitte ergänzt, daß auch in dieser Richtung Alles zur Verdeutlichung und Klarstellung gethan ist.

— **In Wien erscheint ein neues Orientirungsmittel auf dem** Büchermarkt in dem „Allgemeinen Literatur-Anzeiger", welcher eine ausführliche Bibliographie des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels gibt und zugleich als Verkehrsblatt für Ankauf und Verkauf dient.

— **Aus dem eben ausgegebenen 41. Jahrgange des „Adreß**buches für den deutschen Buchhandel von O. A. Schulz" geht Blühe und gedeihlicher Fortschritt des Buchvergeschäfts in Deutschland und dem mit demselben verkehrenden Ausland in sprechenden Ziffern hervor. Die Gesammtziffer der hier verzeichneten Firmen hob sich auf 5360 (darunter 130 Zweiggeschäfte), d. h. auf 340 mehr als 1877, dagegen 16 weniger denn 1878. — Auf das deutsche Reich kommen davon heuer 4042 Firmen in 925 Städten (1878: 3957 in 895; 1877: 3745 in 852 Städten). Oesterreich-Ungarn nahm 631 Firmen in 204 Städten, das übrige Europa 600 Geschäfte in 130 Ortschaften in Anspruch. Asien, Afrika und Australien sind durch je 3 Firmen in 3 Städten, Amerika durch 78 Handlungen in 27 Städten vertreten. Die Zahl der Plätze des Buchhandels beträgt 1295. An der Hand des Adreßbuches gelingt es, die Vertheilung des Buchhandels im deutschen Reiche genau zu verfolgen. Preußen allein stellt zur Gesammtzahl (925) 544 Städte, Sachsen 91, Bayern nur 89, Württemberg 38, Baden 27, die Mecklenburg 25, Hessen-Darmstadt 19, Elsaß-Lothringen 15, Oldenburg 12, Altenburg 9, Weimar und Meiningen (Land) je 8, Braunschweig 7, Anhalt 6, die Lippe und Reuß je 5, die beiden Schwarzburg und Waldeck je 4, Koburg und Bremen je 3, Hamburg 2 und Lübeck 1 Ort. In Preußen kommt eine Buchhändlerstadt auf 47,320 Einwohner, in Sachsen schon auf 30,336 Einwohner, in Bayern aber erst auf 56,431 Einwohner; im ganzen Reich auf 46,191 Einwohner. Eine Buchhandlung aber entfällt im Reiche schon auf durchschnittlich 10,570 Einwohner, in Oesterreich-Ungarn (nach der Zählung von 1869) erst auf 56,489 Einwohner. Bayern erhielt im letzten Jahre 7 neue Buchhändlerplätze (Berggabern, Frankenthal, Mindelheim, Pleinfeld, Selb, Treuchtlingen und Wilhelmsdorf); Baden 1 (Emmendingen); Preußen 25 (darunter Eschweiler, Süchteln, Gardelegen, Biebrich, Angermünde 2c.); Sachsen 3; Elsaß-Lothringen 1; Weimar 1 (Weida). Dagegen verschwanden auch wieder 15 Orte aus der Buchhändlergeographie. — Die 39 neuen Plätze hatten eine Gesammtbevölkerung von 145,000 Seelen.

— **Dr. Wagner in Berlin hielt im Verein junger Kaufleute** einen Vortrag über „Ebers' ägyptische Romane", welcher großen Beifall fand.

— **Die Redaktion der „Alma mater" in Wien veranstaltet die** Herausgabe eines Kommersbuches der Wiener Studenten, mit welcher gleichzeitig eine Preisausschreibung für die drei besten Studentenlieder verbunden ist. Der erste Preis ist ein silberner Pokal, der zweite ein Bierhumpen aus Krystallglas mit einem Silberaufsatze, der dritte vier Dukaten. Die Lieder sind bis zum 10. April d. J. an die Redaktion des genannten Blattes (Wien, Praterstraße 28), welche auch zu ferneren Mittheilungen über die Preisausschreibung bereit ist, einzusenden und zwar so, daß der Name in einem separaten, versiegelten Couvert mit einem Motto mitfolgt.

Bildende Künste.

— **In Lüttich wird eine Ausstellung von Aquarellen, Gouaches,** Pastellzeichnungen, Kupfer- und Stahlstichen und Handzeichnungen vorbereitet; sie wird im Foyer des königl. Theaters stattfinden und vom 13. April bis 26. Mai dauern. Sendungen sind zu adressiren an die Société d'union des artistes au Théâtre royal. Den Transport haben die Absender zu tragen, die Retournirung dagegen erfolgt franko von Seiten der Kommission.

— **Auf der Weltausstellung zu Sidney (1. September bis** 30. November d. J.) wird auch die bildende Kunst vertreten sein. Man ist in Frankreich daran gewöhnt, die Kunst von gouvernementaler Seite unterstützt zu sehen; für Nichtfranzosen erscheint es als sehr erwähnenswerth, daß die „Administration der schönen Künste" in Paris Verpackung, Transport und Assekuranz der auszustellenden Kunstobjekte zu bestreiten sich bereit erklärt.

— **In Rotterdam wird heuer die alle drei Jahre stattfindende** Kunstausstellung abgehalten, und zwar vom 1. Juni bis 13. Juli d. J. Ausländische Künstler sind zugelassen. Einsendungen sind zwischen 5. und 17. Mai franko zu richten an die leitende Kommission der Kunstausstellung, Akademiegebäude, Rotterdam.

Musik.

— **Dem Komponisten Johannes Brahms ist von der philo**sophischen Fakultät der königlichen Universität Breslau die Würde eines «Doctor philosophiae» honoris causa verliehen worden. In dem betreffenden Diplom wird Johannes Brahms als «artis musicae severioris in Germania nunc princeps» (der Hervorragendste in der Kunst der ernsten Musik in Deutschland) bezeichnet.

— **Das Oratorium von Adalbert v. Goldschmidt: „Die sieben** Todsünden", wurde in Hannover mit großem Erfolge aufgeführt.

— **Die Pianofortefabrik von Hölling & Spangenberg in Zeiz** hat das 1500. Instrument gefertigt.

— **Dr. Bernhard Stavenow in Görlitz beabsichtigt eine Biographie** Chopin's zu bearbeiten, nachdem ihm ein selten reiches Material zur Verfügung gestellt worden. Derselbe bittet nun um weitere Beiträge.

Bühne.

— **Das im Burgtheater in Wien zum ersten Male gegebene** vieraktige Lustspiel: „Die Ehestifter", von Roderich Anschütz, hat einen guten äußeren Erfolg gehabt. Der Verfasser wurde nach jedem Aufzuge gerufen; am Schlusse erschien er selbst. Indessen nur die ersten zwei Akte unterhielten das Publikum; die beiden übrigen, die hin und wieder den Possencharakter abstreifen und ernst werden wollen, fanden eine sehr getheilte Stimmung. Das ganze Stück ist in Zuschnitt und geistiger Führung etwas altmodisch. Der Aufführung ist der Verfasser zu großem Danke verpflichtet.

— **Im Berliner k. Schauspielhaus gab man als Novität das vier**aktige Lustspiel von Hugo Bürger: „Die Frau ohne Geist", welches dem Dichter seltene Ehren des Beifalls und Hervorrufes eintrug. Bürger, von dem bereits drei Dramen zum Repertoire des Hoftheaters gehören, zählt nicht zu den glänzenden und hinreißenden Talenten, aber in seinem Schaffen liegt ein Zug zum Ehrlichen und Vertieften, der sich überall Freunde gewinnen muß. In dem jüngsten Stück ist das Grundmotiv, daß ein junges Mädchen durch eigenthümliche Familienverhältnisse, vor Allem durch einen beschränkten Vater, an der Bekundung ihrer seelischen und geistigen Vorzüge behindert wird, artig erfunden und die Wendung, wie durch die Liebe Kopf und Herz erschlossen wird, geschmackvoll durchgeführt. Um diesen Kern der Fabel schießen ein paar Nebenhandlungen an, die mit jenem nicht ganz organisch verknüpft sind und oft von wenig einleuchtenden Voraussetzungen ausgehen. Hat man sich aber mit diesen Prämissen abgefunden, so wird man der besonnenen und klaren Führung der Handlung ebensowenig wie der anziehenden Charakterschilderung des Stückes seine Anerkennung versagen.

— **Im k. Theater am Gärtnerplatze in München erzielte bei** seiner ersten Aufführung „Der Goldschmied von Ulm", eine von Mosenthal unternommene und in Verse gefleidete dramatische Bearbeitung des gleichnamigen Volksmärchens, einen großen Erfolg. Hieran hatten gleichmäßig Antheil die sinnige Handlung, welche in allerlei märchenhaften Gestalten den Gedanken, daß man ein gutes Ziel auch nur mit guten Mitteln erstreben soll, zur Anschauung bringt, dann die wohlgelungene Darstellung, ferner die schöne Musik von Marschner, dem Komponisten der Opern „Templer und Jüdin", „Hans Heiling", endlich die Ausstattung, insbesondere auch die von Balletmeister Fenzl arrangirten pantomimischen Szenen mit 26 niedlichen Gnomen.

— **Rudolph Bunge's Lustspiel: „Die Zigeuner" hat im Ostend**theater in Berlin eine sehr freundliche Aufnahme gefunden.

— **Der Held der jüngsten Novität des Karltheaters in Wien** war ein Papagei. Sein ehemaliger Besitzer, ein steinreicher Hagestolz, hat testamentarisch verordnet, daß von seinem Vermögen eine Jahresrente von 20,000 Franken dem Bürgermeister Chamberlan von Pontdichy ausbezahlt werde gegen die Verpflichtung, daß Chamberlan des Erblassers Liebling, den Papagei Coco, zu sich nehme und ihn mit Liebe und Sorgfalt pflege bis an sein Ende. Sollte jedoch das Thier sterben oder Chamberlan sich seiner entäußern, so hört die Zahlung der Rente sofort auf. Ein Neffe des verstorbenen Sonderlings, der Akrobat Herkules Floridor, sieht sich durch diese Testamentsklausel in seinem Erbrechte verkürzt und öffnet den Käfig, daß Coco sich durch das offene Fenster in den blauen Aether schwinge, was der Papagei denn auch alsbald thut. Dieß geschieht am Schlusse des ersten Aktes, und in den folgenden vier Akten sehen wir Chamberlan, seine Tochter, deren Bräutigam und noch eine große Anzahl von an der Sache direkt oder indirekt betheiligten Personen auf der Jagd nach Coco, ohne daß sie des klugen Thieres habhaft werden könnten, das immer wieder lustig davonfliegt, so oft seine Verfolger es schon zu haben glauben. Dieser Stoff, von drei gewandten Schriftstellern wie Clairville, Grangé und Delacour bearbeitet, konnte nicht anders als eine große Anzahl drolliger Situationen und heiterer Episoden liefern, an denen in dem Stücke in der That auch kein Mangel ist.

— **„Die Welfenbraut", romantische Oper in 5 Akten von Graf** Wittgenstein, in Graz mit vollem Erfolge gegeben, wird zunächst in Nürnberg in Szene gehen und ist auch an mehreren anderen Bühnen in Aussicht genommen.

— **Suppé's „Fatinitza" hat im Nouveautés-Theater in Paris** in Gegenwart des Komponisten einen vollständigen Erfolg errungen.

— **Der Landesausschuß von Elsaß-Lothringen hat für das** Straßburger Theater eine Subvention von 120,000 Mark per Jahr bewilligt. Die Besetzung der Direktion wird durch Konkurrenzausschreiben erfolgen.

Kultur und Wissenschaft.

— **Nach der „Deutschen Ind.-Ztg." gibt es in Deutschland** 10 technische Hochschulen, an welchen 535 Professoren, Dozenten 2c. 6434 Studirende (Wintersemester 1877/78) unterrichten. Die Ausgaben dieser Hochschulen belaufen sich auf jährlich 2,539,000 M., so daß sich die Kosten für jeden einzelnen Studirenden durchschnittlich auf 394,80 M. belaufen. Der Frequenz nach nimmt München mit 1180 Studirenden die erste Stelle ein, dann folgt die Bauakademie in Berlin mit 1027 Studirenden; streng genommen nimmt jedoch Berlin die erste Stelle, nicht nur in Deutschland, sondern in allen in Betracht kommenden Staaten ein, da eigentlich die 692 Schüler der Gewerbeakademie hinzukommen. Dann folgt Hannover mit 746, die Gewerbeakademie in Berlin mit 692, Dresden mit 661, Aachen mit 605, Karlsruhe mit 588, Stuttgart mit 543, Darmstadt mit 213 und Braunschweig mit 179 Studirenden. — Oesterreich hat 7 technische Hochschulen mit 345 Lehrern und 4073 Studirenden, darunter nimmt Wien in der Frequenz den ersten Rang mit 1545 Studirenden ein. — Frankreich hat eigentlich nur 3 technische Hochschulen mit 155 Lehrern und 1175 Studirenden. — Sehr viele technische Hochschulen hat verhältnißmäßig Belgien, nämlich 6 mit 66 Lehrern und 693 Studirenden. — Italien hat 9 Hochschulen mit 157 Lehrern und 1334 Studirenden, zu denen noch 779 Aspiranten des Ingenieurdiploms an den Universitäten gezählt werden müssen. — Rußland hat 6 technische Hochschulen mit 226 Lehrern und 2315 Studirenden. — Spanien hat auch 3 und Portugal 2 technische Hochschulen. — Je eine technische Hochschule haben: Holland, Schweden und Norwegen, Dänemark, Griechenland, Serbien. Es existiren also zusammen in Europa 53 höhere technische Lehranstalten, an denen 1681 Lehrer (rund) 13,500 Schüler unterrichten. In Deutschland kommt auf je 6640 Bewohner ein Studirender. Was die Kosten anbelangt, so sind diese sehr verschieden. Als höchste Ausgabe figurirt in der Reihe die Ecole des ponts et chaussées in Paris, wo jeder Studirende 3448,28 M., bis zur polytechnischen Schule in Hannover, an welcher jeder Studirende nur 196,70 M. kostet. In Deutschland belaufen sich die Ausgaben für je einen Studirenden in Braunschweig auf 1034,48 M., in Darmstadt auf 740,14 M., in Stuttgart auf 515,64 M., in Dresden auf 432,94 M., in Karlsruhe auf 414,28 M., in Aachen auf 410,24 M., der Berliner Gewerbeakademie auf 401,92 M., in München auf 384,40 M., der Berliner Bauakademie auf 268,8 M. und in Hannover auf 196,70 M.

— **Von der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen** wurde der Arbeit des Dr. Georg Schanz, Privatdozenten in Marburg, „Englische Handelspolitik unter den beiden Tudors" als einer ausgezeichneten Leistung der erste Benecke-Preis im Betrag von 1700 Mark zuerkannt.

Erfindungen.

— **In London ist kürzlich das erste Exemplar des neuesten stark** tönenden Telephons von Edison durch einen Neffen des Erfinders überbracht und öffentlich vorgeführt worden. Dasselbe versendet die durch die menschliche Stimme hineingesprochenen oder durch die Instrumente hervorgebrachten Töne auf eine beliebige Entfernung in der vollen ursprünglichen Stärke. Ja es kann sogar der ursprüngliche Ton in verstärktem Maße am Ziele reproduzirt werden. Bei dem am 14. März zwischen dem Hause Nr. 6 in Lombard Street und Nr. 3 in Princeß Street angestellten Versuchen, wobei der Leitungsdraht einen Umweg über das Telegraphenbureau in Cornhill machte, betrug die Entfernung allerdings nur ungefähr eine Viertelstunde. Es zeigte sich indessen, daß die in das Instrument gesprochenen und gesungenen Töne in voller Stärke nicht nur in der gewöhnlichen Weise gehört wurden, daß man an das Instrument der Endstation das Ohr anlegt, sondern es wurden die versendeten Töne ganz deutlich bis 15 Fuß vom Instrument, d. h. im ganzen Zimmer gehört, und würden wahrscheinlich noch auf weitere Entfernungen vernommen worden sein, wenn letzteres größer gewesen wäre. Obgleich das Instrument als erstes Modell nur ganz im Rohen ausgearbeitet war, so hatte der Versuch, nach der Versicherung des Fachmannes der „Times", doch einen vollständigen Erfolg. Derselbe glaubt, daß mit Hülfe dieses Instrumentes die telephonische Verbindung in den Handels- und Industriemittelpunkten Englands bald ebenso allgemein werden wird, wie in den Vereinigten Staaten. Das Instrument ist eine Kombination einer schon 1872 von Edison gemachten Erfindung des Elektro-Motographen, welcher bisher nur in Verbindung mit der Telegraphie gebraucht worden ist, und seines Kohlentelephon-Uebertragers. Der Elektromagnet ist dabei entbehrlich. Charakteristisch ist der Gebrauch eines im Durchmesser 4 Zoll großen Diaphragmas aus Glimmer.

Industrie und Verkehr.

— **In Arnheim wird vom 15. Juni bis zum 1. Oktober eine** Gewerbeausstellung des Königreichs der Niederlande und der niederländischen Kolonieen stattfinden. Es wird damit eine internationale Ausstellung verbunden sein, welche sich indeß auf die folgenden Gegenstände beschränken soll: 1) Maschinen zum Formen von Ziegelsteinen, 2) Baumaterialien aus Kunststein, 3) Motoren von 2 bis 3 Pferdekraft, 4) feuerfeste Geldschränke, 5) Maschinen zur Bearbeitung von Eisen, 6) Maschinen zur Bearbeitung von Holz, 7) Hanfseile, 8) Equipagen, 9) silberne Gegenstände, 10) Wassermesser für städtische Wasserleitungen, 11) Nähmaschinen, 12) Apparate zur elektrischen Beleuchtung. Die Fabrikate und Maschinen können in Niederland oder im Auslande angefertigt sein und durch niederländische oder ausländische Fabrikanten und deren Vertreter eingesandt werden. Jeder, der sich an dem Wettstreite zu betheiligen wünscht, hat vor dem 15. April 1879 den Schriftführer des Vorstandes davon zu benachrichtigen. Die Einsendungen werden vom 15. Mai bis zum 15. Juli 1879 angenommen. Eine Jury wird über die Ergebnisse des Wettstreits entscheiden und lobende Anerkennungen sowie Geldprämien und Medaillen austheilen.

— **Die internationale Ausstellung von Maschinen, Erzeugnissen** und Bedarfsartikeln der Müllerei, Teigwaarenfabrikation, Bäckerei und Schneidmaschinen findet in Berlin in den Räumen des Tivoli vom 22. Juni bis Ende Juli statt. Der Staat wird Medaillen austheilen, sonst werden hervorragende Leistungen durch Diplome und Belobungen ausgezeichnet. Die Ausstellungsgegenstände sind an die „Internationale Ausstellung des Verbands deutscher Müller" in Berlin vor 1. Juni zu adressiren.

— **Die Buchhandlung von Faesy & Frick in Wien wird im** Anschluß an ihre bekanntlich sehr werthvollen Berichte über die Ausstellungen in Wien und Philadelphia ähnliche über die Weltausstellung in Paris herausgeben und sich dießmal darauf beschränken, nur dasjenige wesentlich Neue zu bringen, was die letzte Ausstellung gegenüber ihren Vorgängerinnen geboten. Der Bericht wird deßhalb nur 9 Hefte umfassen, welche auch einzeln zu haben sind.

— **Die dem Weltpostverein noch nicht angehörenden Staaten** sind: Siam, Britisch Australien, Kapland, Guatemala, Costarica, Nicaragua, Kolumbien, Venezuela, Bolivia, Ecuador, Paraguay, Uruguay; für alle übrigen Staaten beträgt das Porto vom 1. April ab 20 Pf. für frankirte Briefe, 10 Pf. für Postkarten, 5 Pf. für Drucksachen und Waarenproben, 40 Pf. für unfrankirte Briefe. Das Gewicht der Briefe wird von 15 zu 15 Gramm, das der Druckschaen von 50 zu 50 Gramm berechnet. Nach den oben genannten Staaten kostet der frankirte Brief 60 Pf.

— **Sämmtliche dem Weltpostverein angehörigen Staaten haben** beschlossen, einheitliche Farben für die Postfreimarken einzuführen, und zwar für 20 Pf. blau, für 10 Pf. roth und für 5 Pf. grün.

— **Sulina ist zu einem Freihafen erklärt worden: alle zu Wasser** aus dem Auslande eingeführten Waaren und Gegenstände sind fortan zollfrei.

Gestorben.

— Dr. Joh. Huber, Professor der Philosophie an der Universität München, am 20. März, 48 Jahre alt.

— Matteo Salvi, vormals k. k. Hofoperndirektor in Wien, zu Bergamo, 59 Jahre alt.

— S. Bloch, Chefredakteur des «Univers Israélite», am 22. März, in Paris.

— Madame Plamenac, die einzige Schwester des Fürsten Nicolai von Montenegro, am 28. März, in Cettinje.

— Geh. Regierungsrath Dr. Karl Karmarsch, vorm. Direktor des Polytechnikums in Hannover, 76 Jahre alt, am 24. März.

— F. L. Weusthoff, Senior des preuß. Abgeordnetenhauses, in Harburg, 83 Jahre alt, am 24. März.

— Prof. Dr. Schömann, bekannter Philolog. in Greifswald, am 25. März, 86 Jahre alt.

— Ulloa, vorm. spanischer Minister, am 26. März, in Madrid.

— Prinz Waldemar von Preußen, dritter Sohn des Kronprinzen von Deutschland und von Preußen, in Berlin, am 27. März, 11 Jahre alt.

— Dr. Leopold Ritter v. Matzner, Journalist, in Graz, am 27. März.

— Desiderius v. Chlapowski, Rittergutsbesitzer, Senior des preuß. Herrenhauses, in Zureni, 89 Jahre alt, am 27. März.

Lawinensturz bei Bleiberg. Originalzeichnung von Franz Kollarz. (S. 556.)

Scenen von der Ueberschwemmung Szegedins. Nach Originalskizzen. (S. 556.)

Um ein Herz.

Novelle

von

E. Falk.

(Schluß.)

XVIII.

Vier Wochen sind verflossen. Noch immer hält Osman Pascha, in seiner selbstgeschaffenen Festung eingeschlossen, die belagernden Russen fest, nach jeder mörderischen Schlacht immer trotziger sich hinter seine Wälle zurückziehend, noch immer rekrutirt und exerzirt Fürst Bogdan Gurska in der Umgebung von Galacz junge Mannschaften für die bulgarischen Truppen.

Der junge Fürst hat längst vergessen, daß er es früher sehr hart, sehr bitter fand, sich ohne Murren dieser wenig Ruhm verheißenden Beschäftigung widmen zu müssen, indeß jüngere und minder hochgeborene Kameraden schon als Helden genannt und gerühmt wurden; ein neuer Herkules, sitzt er gefesselt zu den Füßen seiner Omphale und kennt nur noch einen Ehrgeiz, den, von ihr geliebt zu werden, nur eine Furcht, die, daß die schöne Wittwe ihre Drohung, endlich nach Petersburg zurückzukehren, wahr machen könne.

Sie hätte es längst thun müssen, wenn ihr an ihrer Frauenehre, an der Meinung der Welt gelegen war; sie fühlte ja, wie geflissentlich die Damen der Gesellschaft, die doch gewiß nicht prüde dachten, sich von ihr fern hielten, wie ihre Grüße in demselben Maße kühler wurden, als Blicke und Worte der Männerwelt sich dreister an sie heranwagten, sie fühlte es deutlich, aber nicht schmerzlich.

Hatte sie immer mit souveräner Gleichgültigkeit zu ignoriren gewußt, was ihr nicht gefiel, so trat sie jetzt mit trotziger Herausforderung dem Urtheil der Welt entgegen.

Die einzige Konzession, die sie ihm gemacht, war die Berufung der armen Tante Sophia Petrowna, die auf ihr tyrannisches Gebot den behaglichen Kaminwinkel, den geliebten Samowar und den Katalog des Leihbibliothekars hatte im Stich lassen müssen, um der wenig geliebten Nichte in dem so öd und leer gewordenen Feenschlosse Gesellschaft zu leisten.

Glücklicherweise fand sie, nachdem die Reisebeschwerden überstanden waren, all' ihre bescheidenen Glücksansprüche in Galacz ebenso vollkommen befriedigt als in Petersburg, ja, sie theilte sogar in einem vertraulichen Momente Monsieur Etienne mit, daß sie im Grunde den Tausch sehr vortheilhaft finde, weil ihr doch hier als Gast auch die geringe Last von Verantwortlichkeit erspart sei, die sie drüben als stellvertretende Herrin doch zuweilen drückend gefühlt.

Etienne seinerseits war minder befriedigt mit dem Wechsel der Verhältnisse. Er hatte in zarten Beziehungen zu Manon gestanden und konnte es noch immer nicht verschmerzen, daß die Gräfin in so brüsker, wenig rücksichtsvoller Weise die Dame seines Herzens noch an demselben Abend ihres Dienstes entlassen, an dem die junge Fürstin Sarasin ihren todkranken Gemahl abgeholt hatte.

Manon war ja allerdings nicht ganz freizusprechen von Schuld. Es war unrecht von ihr gewesen, den angewiesenen Posten zu verlassen, und sie hätte auch vielleicht gegen die blasse Deutsche verschwiegener sein können, allein es war doch wieder allzu natürlich, daß sie der ihr zufällig in den Weg Gerathenden das wichtige Ereigniß andeutete, und ein Grund, sofort schmählich entlassen, ja fast mit Füßen getreten zu werden, war es jedenfalls nicht. Etienne's Gerechtigkeitsgefühl empörte sich gegen solches Verfahren, so oft er daran dachte, immer von Neuem. Welch' Glück für die arme Manon, daß die junge Fürstin sich ihrer auf Fräulein Bergmann's Bitten so freundlich angenommen hatte, sie wäre sonst ganz verloren gewesen in der fremden Stadt unter dem fremden Volk.

Nun war sie in deren Dienst geblieben, hatte auch willig, als der anfangs recht bedenkliche Zustand des Fürsten sich unerhört schnell besserte und ihm das Reisen ermöglichte, mit der neuen Herrschaft Galacz verlassen und schrieb sehr befriedigte Briefe von Odessa aus, wo man in einer entzückenden, dicht am Meere gelegenen Villa die völlige Genesung des Herrn erwarten wolle.

Etienne empfand es fast unwillig, daß sie so wenig unter der Trennung litt, die leichtsinnige Manon, und er ging sehr mit dem Gedanken um, ebenfalls eine Stellung im Haushalt des Fürsten Sarasin nachzusuchen.

Wäre nur seine jetzige pekuniär nicht gar so brillant gewesen! Gräfin Vera Pawlowna pflegte alle Wunden, die ihre zügellose Heftigkeit, ihre unberechenbare Laune schlug, mit blankem Golde zu heilen, und da solche Veranlassungen jetzt immer häufiger wurden, so — nein, Etienne wollte seiner und Manon's Zukunft das Opfer bringen und bleiben.

Das näher mit der Dame seines Herzens zu besprechen, nahm er sich vor, als er im Auftrage seiner Herrin ganz plötzlich nach Odessa reisen mußte, um ein nachträgliches Hochzeitsgeschenk für die Schwester, den wundervollen Brillantschmuck zu überbringen, den die Gräfin nach eigener Angabe hatte fassen lassen.

Der schlaue Diener hatte wohl den Kopf geschüttelt über die Sendung. Er wußte doch, die Herrschaften waren durchaus nicht im besten Einvernehmen und nun? Er verstand das gar nicht.

Vera Pawlowna verstand sich wohl oft selbst kaum. Wie sie in den ersten Tagen nach der Katastrophe bald mit gerungenen Händen alle Heiligen um sein Leben gefleht, bald mit einer Art wilder Ungeduld auf die Todesnachricht gehofft hatte, so schwankte sie jetzt haltlos zwischen dem Verlangen, zu vergessen, Alles zu vergessen, die Vergangenheit, die Zukunft, den Mann, den sie geliebt, das Weib, das sie haßte, sich selbst, den Himmel — Alles, und dem Sehnen eine Brücke zu schlagen über den Abgrund, der sie von dem Geliebten trennte. Er konnte ihr nicht verloren sein, den eben noch ihr Arm so heiß umschlungen gehalten; er konnte sie nicht vergessen, um dieses blassen Wachspüppchens willen, zu dem nur Mitleid ihn hinzog, und sie — nein, sie wollte ihn noch nicht aufgeben.

Unter dem Einfluß dieser Selbsttäuschung, die fast zur fixen Idee bei ihr ward, schrieb sie, sandte sie den Schmuck, der „das Kind" blenden, bestechen sollte wie ein neues Spielzeug. Mit dieser vagen Hoffnung im Herzen zählte sie die Stunden bis zur Rückkehr des Boten. —

XIX.

Der große Mittelraum des oberen Stockes im Palais Gurska, das Atrium, das wir schon früher flüchtig durchschritten, zwingt uns heute zum längeren Verweilen.

Wie durch den Wink eines Zauberstabes ist der prächtige Saal in einen paradiesischen Garten verwandelt.

Weiches magisches Licht, das an Mondschein erinnert, umfließt das dunkle, satte Grün der Boskets, der Lauben, läßt die purpurnen Granatblüten wie Flämmchen leuchten, blickt in duftende Magnolienkelche und spielt um die schlanken, edlen Glieder leichtgeschürzter Nymphen und Dryaden, die aus dunklen Laubmassen geheimnißvoll hervorleuchten oder als reizende Gruppen wasserspendend und strahlempfangend das Marmorbecken umringen, welches den Mittelpunkt des ganzen Raumes bildet.

Die wundersame Beleuchtung verleiht den schönen Marmorleibern täuschenden Anschein von Leben und scheucht dadurch die gefiederten Bewohner dieser Märchenwelt, die gern ihr schillerndes Gefieder in dem klaren Naß netzen möchten, immer wieder zurück auf die schwanken Palmenzweige, die sich droben zu dichtem Netz in einander weben und schlingen, über dem man ebensogut den gestirnten Nachthimmel, als die farbenprächtige Götterwelt des Plafonds vermuthen könnte.

Die ganz kleine, so märchenhaft hervorgesprosste Wunderwelt würde in ihrer Stille und Verlassenheit fast etwas Unheimliches, Ueberirdisches gehabt haben, wenn nicht im Hintergrunde eine sehr breite grüne Sammetgardine, von beiden Seiten mit goldenen Schnüren zurückgehalten, Einblick in eine Art von Grotte gestattet hätte, die mehr menschlichen Ansprüchen an Behagen und Genuß angepaßt erscheint.

Zwar schimmern die Wände phantastisch genug von Krystallen, Muscheln und wunderlich verzweigtem Korallengeäst, doch ist dafür die runde Lapislazuliplatte des Tisches, die sich auf goldenen Füßen so wenig über der Erde erhebt, daß kaum ein Kind aufrecht daran sitzen könnte, so überreich mit allen Vorrichtungen eines köstlichen Mahles bedeckt, wie der verwöhnteste Sterbliche es sich nur träumen lassen konnte.

Alle Zonen scheinen das Köstlichste, was sie hervorzubringen vermögen, in reichster Fülle geliefert, Feenhände es in dem Auge wohlthuendster Weise geordnet zu haben. Den Geschmack, der sie geleitet, erkennt man leicht wieder.

Die Vasen und Schalen, die Leuchter und Tafelaufsätze von rein etruriſchen Formen sind nach griechischer Weise reich mit Blumen bekränzt, und nur auf griechische Weise, halb liegend, kann von diesen Polstern und Kissen aus, die sich um die Tafel reihen, das Mahl eingenommen werden.

Ein vielleicht dreizehnjähriger abessinischer Knabe ist eben beschäftigt, auch noch die Sitze mit Blumen zu bestreuen, wie er es vorher mit der Tischplatte gethan.

Er paßt gut für dieß Amt, der schöne schwarzlockige Bursche mit den prachtvollen Gazellenaugen, die aussehen, als träumten sie von den Palmen seiner Heimat, und doch im Grunde eine ganze Schaar boshafter Teufelchen bergen, die den Hausgenossen oft genug zu schaffen machen.

Der große Korb, aus dem seine gewandten Finger ihren Vorrath geschöpft, ist leer. Mit auf die Seite geneigtem Kopfe überschaut Azim sein gelungenes Werk, biegt hier eine beschattete Blüte in besseres Licht, gibt dort einer Ranke anmuthigeren Schwung, schiebt auch wohl mit spitzbübischem Lächeln einen großen Dorn, sorgfältig unter Blättern verborgen, auf eine Stelle, wo er wahrscheinlicherweise empfindlich verletzen kann, dann schwenkt er den Korb mit rascher Bewegung wie triumphirend und springt so leicht und geschmeidig davon wie eine junge Pantherkatze.

Plötzlich bleibt er mitten im Springen wie angewurzelt stehen. Seine Augen öffnen sich weit, er lauscht, dann lächelt er blitzend und hebt den prachtvollen Zweig von Orangenblüten, den er aus der Blumenfülle zurückbehielt, an die Lippen.

Sie naht, für die er bestimmt ist.

Langsam schreitet sie den Laubgang entlang, die schöne stolze Herrin, deren erklärter Liebling der braune Knabe ist, dem in der Kinderbrust schon längst kein Kinderherz mehr schlägt. Die schwere Schleppe ihres schwarzen Sammetkleides rauscht sanft auf der köstlichen Mosaik des Bodens, die Weiße ihres Halses, ihrer Arme tritt fast blendend aus der Umrahmung von Crêp und Spitze hervor, den matten Glanz der Perlenschnüre beschämend, die sie umschlingen. Ein Perlendiadem hält die reiche Fülle der Locken zurück, von denen nur einzelne Ringe in die Stirn fallen, den hochgeschwungenen Bogen der Brauen fast berührend. Ihre Augen strahlen, ihre Wangen sind rosig überflogen, sie ist wunderbar schön, die königliche Frau, in diesem magisch gedämpften Lichte, das so diskret verschweigt, so schmeichlerisch verklärt.

Des Knaben Blicke hängen an ihrer Schönheit wie durstige Nachtschmetterlinge an Rosenkelchen. Sie fühlt es und lächelt ihm gütig zu, wie sie ihm den Orangenzweig, den er ihr bietet, abnimmt.

„Du hast Geschmack, Azim, das Perlenweiß der Blüten stimmt mit meiner Toilette!" lobt sie und versucht den Zweig in dem Gelock zu befestigen.

„Laßt mich das thun, Herrin!" schmeichelt der wilde, glutäugige Sohn eines glühenden, wilden Landes, und sie läßt sich willig nieder auf einem der schwellenden Sammetpolster, die, wohl an Stelle von Moosbänken, aus Lauben und Nischen hervor zur Ruhe luden.

Leis und zart, wie die geschickteste Zofe es kaum könnte, befestigt der Knabe den duftenden Schmuck. Daß er jede Locke, die durch seine Finger gleitet, mit heißer Inbrunst an die Lippen preßt, merkt Vera Pawlowna nicht oder will es nicht merken.

„Weißt Du nichts Neues, Kind? Du bist doch sonst nicht so stumm?"

„Nichts, Herrin — oder doch. Etienne ist soeben zurückgekehrt."

Sie fährt so ungestüm empor, daß der neue Schmuck in bedenkliche Gefahr geräth.

„Und ich erwarte ihn! Warum kommt er nicht? Rufe ihn augenblicklich."

„Er ist noch in den Reisekleidern, Herrin, er wird nicht wagen —"

„Er soll es wagen, da ich es will. Schnell, schnell. Sind Deine Füße so träge geworden in der Gefangenschaft, junger Steinbock?"

Der Knabe fliegt, aber Vera Pawlowna dünkt es doch eine Ewigkeit, bis er seine Botschaft ausgerichtet. Sie erhebt sich und setzt sich wieder, sie preßt die Hände an die pochenden Schläfen und klopft mit der zierlichen Fußspitze den Boden. Jede Bewegung athmet unzähmbare Ungeduld.

Endlich nahen Schritte. Sie faßt sich gewaltsam. Der näher kommende Etienne, der sie am Becken des Springbrunnens stehen und, wie im zerstreuten Spiele, abgerissene Blätter und Blüten in die kreisenden Wasser

werfen sieht, muß sie ganz in Gedanken versunken wähnen.

„Madame haben befohlen?“ sagt er mit seiner gedämpften, bedeckten Stimme.

„O Sie, Etienne! Schon zurück? Was bringen Sie?“ spricht sie nachlässig, ohne aufzublicken von ihrem Spiel.

„Wünschen Madame einen Bericht zu hören?“

„Gewiß, ich bin neugierig! Wie geht es meiner Schwester?“

„Die Herrschaften sind Beide wohl, so wohl und blühend, wie es Niemand für möglich gehalten, der sie vor vier Wochen hier gesehen. Die Frau Fürstin besonders —“

„Gut, gut. Erzählen Sie ordentlich, nicht in Sprüngen, Monsieur Etienne.“

„Ich kam gegen Abend an. Ich glaube, jedes Kind hätte mir den Weg gezeigt zur Villa des russischen Fürsten, so bekannt und beliebt scheinen die Herrschaften dort schon. Man meint in eine andere Welt und Zeit versetzt zu sein, solch' ungestörter Friede wehte um das weiße Schlößchen am Meere, das mit seinen Wellen die Mauern des Schloßparkes bespült. Fräulein Agnes war die Erste, der ich begegnete, sie ging am Strande spazieren, sehr elegant gekleidet und sehr heiter. Ich erkannte sie kaum.“

„Sie sind sehr weitschweifig, Etienne, was kümmert mich die alberne Deutsche! Wie fanden Sie die Herrschaften?“

Monsieur Etienne unterdrückte seinen Verdruß und fuhr fort:

„Auf der Terrasse vor dem Hause fand ich sie, wohin mich Manon führte, nachdem ich mich gehörig ajustirt, wie es sich gebührt —“

„Ah, ich verstehe. Man war dort minder gespannt auf Ihr Erscheinen, als ich,“ lachte die schöne Frau kurz auf. „Möglich, sehr möglich! Weiter —“

„Ich versichere, Madame, es war ein entzückendes Bild höchsten Glückes, das mir dort entgegentrat,“ fuhr Etienne ruhig fort, indeß seine kleinen, gekniffenen Augen sich boshaft schadenfroh auf Vera Pawlowna's Gesicht hefteten. „Das blaue Meer, der wundervolle Park mit prächtigen alten Bäumen und weiten, schön gehaltenen Laubgängen, die breite Terrasse, auf deren steinerner Balustrade weiße Pfauen saßen, das roth und weiß gestreifte seidene Zeltdach, das die Herrschaften vor Wind und Sonne schützte, Alles sah so vornehm aus, so distinguirt. Ich sah nie Gleiches, obschon ich weit in der Welt —“

„Bitte, keine Schilderungen, wenn's beliebt. Der Rahmen ist mir Nebensache. Ihre privaten Ansichten sind mir nur von untergeordnetem Interesse!“

„Pardon, Madame. Es harmonirte Alles so wunderbar. Auch das zahme Reh mit dem Glöckchen am Halse, das uns entgegensprang, schien mir untrennbar vom ganzen Bilde. Es gehört Ihrer Durchlaucht, die es sehr zu lieben scheint. O Madame, was haben die wenigen Wochen aus der Comteß gemacht! Sie würden staunen! Unter dem Zelte stand sie dicht neben dem Sessel des Fürsten, der noch etwas bleich war, aber so kräftig sprach, wie in seinen gesundesten Tagen. O mon Dieu, und so glücklich sah er aus, so glücklich, wie ich ihn nie gesehen! Seine Augen leuchteten, so oft er empor sah in das Gesicht seiner Gemahlin, und das war fast immer. Sie trug das blonde Haar gelöst, nur von blauen Bändern gehalten. Welch' Haar! Wie ein goldener Mantel floß es über das lichtblaue Kleid, in dem sie wie die Madonna selbst aussah, und wenn sie sich zu ihm niederbog und die lichten Wellen über ihm zusammenschlugen, so bemerkte ich —“

„Monsieur Etienne, Ihr Talent zum Genremalen ist mir unzweifelhaft, allein ich gestehe, ein schlichter Bericht ohne Arabesken eigener Erfindung wäre mir lieber.“

Wie die dunklen Augen unter finster gefalteten Brauen den Erzähler so zornig anblitzten, freute ihn das mehr, als es ihn erschreckte; er hatte ja den Effekt im Voraus berechnet.

„Wollen Madame la Comtesse so gütig sein, mir anzudeuten, wie ich zu sprechen habe, was Sie zu hören wünschen?“ flüsterte er mit heuchlerischer Unterwürfigkeit.

„Wie nahm man Ihre Sendung auf?“

„Ihre Durchlaucht, die Frau Fürstin, nahmen den Brief, lasen ihn und übergaben ihn dann dero Gemahl —“

„Und was sagte sie?“

„Sie lächelte ihm bittend in die Augen: ‚Sei gut, sei versöhnlich, Rurik,‘ flüsterte sie leise.“

Vera Pawlowna biß sich die Lippen blutig.

„Und der Schmuck?“

„Sie öffnete das Etui. Die Steine konnten sich nicht schöner präsentiren, als in dem Augenblicke, wo der Glanz der sinkenden Sonne sie in fast blendendem Feuer strahlen ließ. Ein Ausruf der Bewunderung entschlüpfte der Fürstin. Unwillkürlich faßte sie nach dem Armband, um es sich selbst um den weißen Arm zu legen, aber der Fürst litt das nicht. ‚Laß das, Kind,‘ sagte er sehr ernst und schloß das Etui. Er werde Madame seinen Dank schriftlich sagen, beschied er mich und winkte mir mit der Hand zum Gehen, nachdem er Manon noch lächelnd nachgerufen, er hoffe, sie werde ihren Landsmann und Freund nicht darben lassen. Was denn auch in der That —“

„Assez, assez! Den Brief!“

„Es sind zwei, auch Ihro Durchlaucht haben mir ein eigenhändiges Schreiben mitgegeben.“

Der Diener ging mit dem unverhohlenen Lächeln befriedigter Bosheit auf dem klugen Gesicht. Vera Pawlowna löste mit bebenden Fingern die Siegel. Mit spöttisch verächtlichem Aufzucken der stolz gewölbten Lippe warf sie Ania's Briefchen nach flüchtigem Durchlesen zur Erde.

Freundliche Dankesworte, die das Geschehene mit keiner Andeutung berührten, aus denen das leicht versöhnliche Kinderherz, das in seinem Glückesreichthum so gern auch Andere glücklich machen möchte, ihr peinlich entgegentrat. Sie hatte nichts Anderes erwartet! Und nun sein Schreiben.

Sie preßte die Hand erst auf die heftig wogende Brust, als müsse sie des Herzens wildes Schlagen dämpfen, um lesen und verstehen zu können. Und nun liest sie mit stockendem Athem und starrem Auge, Wort für Wort mit bleicher, verzerrter Lippe nachsprechend, erst leise murmelnd, dann lauter, hörbarer:

„Es ist geflissentliche Selbsttäuschung, wenn Sie von Vergessen sprechen, Vera Pawlowna! Was zwischen uns liegt, läßt sich nicht überwinden, trennt uns für immer. Und das soll, das muß es auch! Glauben Sie mir, es ist besser, für Sie und für uns, wenn wir uns nie im Leben wieder begegnen, oder doch erst dann, wenn die Jahre Sie gelehrt, die Verhältnisse objektiver aufzufassen und die Rechte Anderer neben dem eigenen anzuerkennen. Ich unterschätze die Opfer nicht, die Sie mir gebracht, und bleibe dafür ewig Ihr Schuldner, allein ich habe jetzt ein Wesen zu schützen, zu schirmen, dessen Glück mir theurer ist, als mein eigenes, dessen Ruhe mir heiliger sein muß, als selbst die Pflicht der Dankbarkeit Ihnen gegenüber.

„Und wenn Sie auch wirklich den Haß, den Sie auf das blonde, unschuldige Haupt meines Lieblings häufen, überwinden lernen, — verstehen, würdigen könnten Sie diese engelhafte Natur nie, und das schon würde ich Ihnen nicht verzeihen.

„Besser also, wir scheiden mit einem treugemeinten Lebewohl für immerdar.

Rurik Iwanowitsch Sarasin.“

Von zuckenden Fingern, von weißen, knirschenden Zähnen in Atome zerrissen, wirbelten die winzigen Brieffragmente im nächsten Augenblicke durch die Luft, bedeckten sie den Fußboden und schwammen auf dem Wasser, wie herabgestäubte Blütenblätter.

Mit fest geballten Händen starrte Vera Pawlowna in's Leere, dann hob sie plötzlich, wie in wildem Jammer, die Arme hoch empor und griff in die Luft und wühlte mit krampfhafter Bewegung in ihren Locken, die sich zu sträuben schienen auf der weißen Stirn, über die sich die blaue Zornesader dunkel schlängelte. Kein Laut kam über ihre Lippen! Es lag etwas unsagbar Beängstigendes, Unheimliches in dieser sprachlosen Wuth, die das leidenschaftliche Weib bis an die Grenze der Selbstvernichtung zu reißen schien. —

Und um sie all' die blühende, duftende Pracht, die singenden Vögel, die plaudernden Wasser. Ein greller, schneidender Kontrast! —

Da geht draußen eine Thür, nahen klirrende Schritte. Vera Pawlowna lauscht einen Moment wie gebannt in die tragische Verzweiflungsgeberde, dann rafft sie sich plötzlich zusammen, gleitet mit der Hand über das Gesicht, als wolle sie die verzerrten Züge wieder glätten, über das Haar, um den durchwühlten Locken den früheren graziösen Fall zu geben. Die gläserne Starrheit ihres Blickes belebt sich wieder, wie er durch das bergende Laub hindurch sich an die näher kommende Männergestalt heftet.

Es ist Fürst Bogdan Gurska in voller Galauniform, bereit, mit ihr die erwarteten Gäste zu empfangen, denen heut zum ersten Male sein Haus sich wieder öffnen soll. Die reiche, phantastische Tracht hebt seine geschmeidige Gestalt sehr vortheilhaft, sein schönes Gesicht ist tief gerötheт, seine schwarzen Augen schicken ungeduldig spähende Blicke nach allen Seiten. Vera Pawlowna weiß, wen sie suchen. Sie wirft das Haupt stolz in den Nacken, ein triumphirendes, kühn herausfordernde Leuchten geht durch ihre Züge, wie sie, im Schreiten einen vollblühenden Granatzweig brechend, aus ihrem grünen Versteck hervortritt.

Von den Blütenkelchen haben sich Blättchen gelöst, die, an ihr niedertaumelnd, in den Falten ihres Kleides hängen bleiben, wie rothe Blutstropfen.

Sie schüttelt sie hastig ab, ihr Auge strahlt, ihr rother Mund lächelt dem jungen Fürsten entgegen.

„Vogue la galère“ — spricht Alles an ihr.

Das heilige Feuer.

(Hiezu das Bild S. 544 und 545.)

Am Charfreitag strömen Pilger aus allen Gegenden Palästinas nach der Grabkirche, um der großen Feierlichkeit anzuwohnen. Die Kirche steht die ganze Nacht offen und Hunderte von Pilgern kampiren auf den Fliesen. Von früh am Samstag bis spät Nachmittags ist das Gebäude gepfropft voll von Pilgern, welche in ihrem religiösen Eifer durch Gebet und Bußübungen sich in solchem Grade steigern, daß es zum Fanatismus ausartet. Schreiend, kreischend, in die Hände klatschend, auf und ab tanzend und sich über die Köpfe wegspringend drängt die Masse durcheinander. Die türkische Wache, obgleich an diesem Tage stärker als gewöhnlich, scheint doch wenig Gewalt über den Pöbel zu haben und macht wohl auch von den Bajonetten Gebrauch. Wasser wird als Erfrischung umhergereicht und man drückt und stößt sich, um den ausgetrockneten Hals zu netzen. Nach einer Prozession von Bischöfen und Priestern um das Gebäude her betritt der Patriarch das Grab. Nun wird der Lärm immer größer, das Geschrei wird wahrhaft betäubend und macht den Ort eher zu einer Hölle, als zu einer christlichen Kirche. Ein Priester, welcher an den beiden ovalen Fenstern an der Seite des Grabes steht, aus welchen das heilige Feuer erwartet wird, schlägt plötzlich in die Hand, holt einen angezündeten Wachsstock hervor, stürzt dann durch das Spalier, das die Soldaten für ihn bilden, und verschwindet im Innern der Kirche. Das heilige Feuer dringt nun aus den Oeffnungen in den Mauern, und Hunderte von Händen sind im selben Momente ausgestreckt, um ihre Lichter an der Flamme anzuzünden. Gelingt es nun Einem, sein Wachslicht anzuzünden, so geht es ihm gar leicht wieder aus, indem er sich durch die Menge windet. Er wirft sein rauchendes Bündel in das Grab und stürzt wüthend zur Kirche hinaus. Indessen hat doch ein Licht das andere entzündet und zuletzt ist die ganze Kirche ein Lichtermeer, bis der Rauch der Wachskerzen endlich Alles in sein Dunkel hüllt. So endet die große Ceremonie des heiligen Feuers.

Streitfragen und Kistorien.

Feuilletons

von

Karl Emil Franzos.

V.

Originale.

(Schluß.)

Zu den „innerlich Originellen“ gehörte, im Gegensatze zu diesem berühmten Politiker, der andere Mann, von dem ich heute erzählen will — weder an Tracht, noch Benehmen, war dem guten Hauptmann Alois M. anzusehen, daß er auch ein Sonderling sei. Ich lernte ihn im Herbste 1869 im „Café Sch.“ kennen, einem freundlichen Lokale, welches in der Grazer Vorstadt St. Leonhard liegt und ausschließlich von zwei sehr verschiedenen Menschenkasten besucht wird: von jungen Studenten und alten k. k. Offizieren des Ruhestandes, wie sie bekanntlich sehr zahlreich in der anmuthigen „Pensionopolis“ den Rest ihrer Tage verleben. Beide Kasten vertragen sich neben einander, weil sie sehr geringen Verkehr haben und schon äußerlich streng geschieden sind: die rechte Hälfte des Cafés gehört den Offizieren, die linke den Studenten. Wenigstens war es vor zehn Jahren so — und in einem so konservativen Etablissement ändert sich auch während eines Dezenniums nichts. „Konservativ“ ist vielleicht nicht einmal ein zureichender Ausdruck, um den Geist ehrwürdiger Ordnung zu bezeichnen, der in diesen Hallen waltete. Hier gab es nur Stammgäste und jeder Gast hatte seinen Stammsitz, seine Stammpfeife und seine Stammzeitung, dafür sorgte Herr Sch., und nicht minder aufmerksam wachte er darüber, daß jeder Verkehr zwischen den alten Helden und den jungen Musensöhnen unterblieb. „Es thut nicht gut,“ pflegte er zu sagen — der erfahrene Mann wußte wohl, warum . . .

Daraus erklärt es sich, daß Hauptmann M. und ich einander wochenlang zwei Stunden täglich auf fünf Schritte Distanz gegenüber saßen, ohne es auch nur zum Gruß zu bringen. Seinen Namen und Stand kannte ich natürlich, das hatte mir Herr Sch. mitgetheilt und hinzugefügt, daß der alte wackere Herr 1859 bei Solferino wahre Wunder von Tapferkeit verrichtet, freilich gleichzeitig auch so schwer

König von Belgien. Prinz Friedrich Karl von Preußen.

Die Königin. Prinzeß Beatrice. Prinz von Wales. Herzog von Edinburgh. Prinz Albert Viktor von Wales. Die kgl. Pagen. Prinzessin von Wales mit Kindern. Kronprinz von Preußen.

Die Trauung des Herzogs von Connaught mit der Prinzessin Luise Margarethe von Preußen in Windsor. Originalzeichnung. (S. 555.)

Woher es kommt, daß die Hasen an Ostern Eier bringen.

Ein Märchen für artige Kinder.

Von **L. v. W.**

Illustrirt von **K. Kögler.**

Der böse, alte, kalte Winter mußte endlich Abschied nehmen. Die Sonne blieb immer länger und länger am Himmel stehen und schien dem alten weißen Winter so heiß auf den Kopf, daß er endlich Angst bekam, er müsse ganz und gar schmelzen, und eilig all' seinen Schnee und das kalte Eis einpackte und mit ihm auf und davon lief. Kaum aber war er fort, da kam der Frühling jubelnd und singend in's Land gesprungen, ein prächtiger, frischer Knabe, mit Augen so blau und Wangen so roth und über und über mit weißen und rothen Blüten behangen. Und mit ihm kam der Saft in alle Bäume und Sträucher, und die Blumen bekamen Knospen und Blüten, und die Saaten sprießten herrlich grün in die Höhe, und die Sonne die stach, und der Spargel der schoß, und die Bäume schlugen aus, kurz, man war seines Lebens nicht mehr sicher vor lauter Wonne und Entzücken in der Natur. Und mitten drin stand mit ganz ausgespreizten Füßen und übereinandergeschlagenen Armen der ewig heitere Frühling und jubelte und lachte und sang und war ganz unsinnig vergnügt. Wie er da so recht vergnügt war, da flog ein kleiner leiser Schatten über sein heiteres Gesicht und er sah sich um und fragte: „Wo

aber stecken denn meine lieben Menschen? Sitzen sie immer noch in den engen, dumpfen Stuben, in denen sie sich während des kalten Winters gewärmt haben, und merken sie nicht, daß meine Herrschaft in der Natur begonnen hat? Da muß ich ihnen doch so schnell als möglich Botschaft von meiner Ankunft schicken und sie einladen, mit mir Sonne und Blütenduft zu genießen. Wen aber suche ich mir zum Boten aus? Meine Schwalben und Nachtigallen sind noch nicht angelangt, meine Schnepfen liegen im Wald und auf den Bergen, und meine Störche — deren habe ich nur so wenige und die haben so viel zu thun, und wenn die geflogen kommen, sehen die Menschen ihnen immer nur nach dem Schnabel! Nein, das geht auch nicht!"

Und wie der liebe Frühling nun so nachdachte, da lief ihm ein Häschen über den Weg. „Halt!" rief er ganz erfreut, „halt, Has'! Komm' einmal her zu mir!" Das Häschen aber, das wie alle Hasen sehr furchtsam war, wollte erst gar nicht recht kommen, aber es hatte den guten Frühling, der ihm so schönes grünes Futter bescherte und der die Saaten so hoch wachsen ließ, daß es recht munter drin spielen, sich jagen und vor den bösen Raubvögeln verstecken konnte, doch zu lieb, und so kam es denn ganz langsam zu ihm heran und frug ihn, was er befehle. Der Frühling aber sagte zu ihm: „Has, du kannst so schön schnell laufen, nun lauf' einmal, so schnell du laufen kannst, in die Wohnungen der Menschen und sag' ihnen, eine recht schöne Empfehlung vom Frühling und er sei soeben angekommen und lade sie ein, alle die schönen Sachen zu besehen, die er mitgebracht, laue Luft und Veilchenduft, singende Vögel und Waldesgrün, Spargel und Waldmeister, Maiblumen und Himmelsschlüsselchen! Und sie sollten Alle, Alle in's Freie, in Feld und Wald, auf die Wiesen und in

die Gärten kommen und recht, recht vergnügt herumspringen. Namentlich aber sollten sie die lieben, lieben Kleinen nicht vergessen mitzubringen."

Und wie der Frühling nun schwieg, da saß das Häschen ganz betrübt da und kratzte sich mit seinem linken Vorderlauf hinter seinem linken Löffel. Denn die bösen Jäger, die nennen die Füße des Hasen, weil er so rasch damit laufen kann und ihnen so oft dadurch entwischt, Läufe, und seine großen, breiten Ohren, mit denen er die Jäger und die Hunde schon von Weitem kommen hört, Löffel, weil sie so groß sind, daß man beinahe Suppe damit essen könnte. Und wie nun das Häschen sich ein Weilchen mit seinem Läufchen hinter seinem Löffelchen gekratzt hatte, sagte es ganz bescheiden und demüthig zum Frühling: „Ach, lieber Herr Frühling, verschont mich doch lieber mit diesem Auftrage, denn Ihr wißt, wir Hasen sind ein furchtsames Völkchen, und die bösen Menschen und ihre Begleiter, die noch viel böseren Hunde, die leben mit unserer Familie, ohne daß wir angefangen haben, immer im Streite und sie schießen und beißen uns, wo sie uns bekommen können, mausetodt. Denn unser Fleisch soll, wenn es gut gebraten ist, sehr gut schmecken, namentlich mit Pflaumenkompot. Und wenn ich nun in die Höfe und die Häuser komme und glücklicherweise die Hunde an der Kette gefunden habe, so kann es mir doch immer noch passiren, daß so ein hungriger Mensch, wenn ich ihm Euren Auftrag ausgerichtet habe, mich todtschlagt und zur Kochin trägt und sagt: ‚Nun brate mir den da für nächsten Sonntag!' Lieber Herr Frühling, mir wird es schon ganz kalt und gruselig bei dem Gedanken."

Der Frühling aber lachte, als er den Schrecken des Hasen sah, und sagte: „Furchthase, du; so schlimm ist es ja gar nicht. Das Hasenfleisch essen die Menschen nur im Herbst und im Winter, also werden sie dir jetzt nichts thun, und die Hunde, die allerdings deine Freunde nicht sind, die liegen jetzt alle an der Kette oder müssen zu ihrem großen Aerger Maulkörbe tragen, daß sie gar nicht beißen können. Damit du aber vor Angst nicht schon vorher stirbst, ehe du zu den Menschen kommst, so will ich dir an die Menschen ein Geschenk mitgeben, das soll dich schützen. Denn Geschenknehmen thun die Menschen alle gar zu gern." Und da griff der Frühling in alle die schönen Vogelnester, welche in den Zweigen der Bäume und in den Saaten und auf den Wiesen waren, und nahm aus jedem Nest ein Ei heraus, hier ein buntes, da ein braunes, dort ein weißes und auch gesprenkelte. Der Frühling durfte das wohl thun, denn er bringt ja die Eier mit, aber artige Kinder dürfen niemals Eier aus den Vogelnestern nehmen. Merkt euch das! Und die Eier, die gab er alle dem Hasen in einen Korb auf seinen Rücken und sagte ihm: „Nun nimm rasch die Eier und lauf' zu den Menschen und sag' ihnen: Früchte brachte nur der Sommer und Herbst, ich aber brachte Hoffnungen, Blüten und Eier, aus denen Alles entstünde. Und in den Eiern, sag' ihnen, da steckten lauter lustige Sachen, die sie jetzt gerade brauchen könnten, in dem Lerchenei da stecke die Sangeslust, in dem Nachtigallenei die Liebeslust, in dem Schnepfenei die Wanderlust, und so enthielten die Eier alle meine guten Wünsche und Geschenke für die lieben Menschen."

Und da wurde das Häschen wieder ganz vergnügt und nahm seine Eier alle auf den Rücken und lief in die Städte und Dörfer. Als es aber hinkam, da bekam es doch wieder ein wenig Angst und traute sich nicht, die Eier den großen Menschen zu geben, und gab sie alle an die lieben kleinen Kinder. Aber die lieben kleinen Kinderchen die liefen zu ihren Eltern und zeigten ihnen die schönen Eier, und baten sie, mit ihnen zu dem lieben Frühling auf's Feld und in den Wald zu gehen, und die Eltern thaten das und der Frühling hatte seine helle Freude daran, wie er nun alle seine alten und jungen, großen und

kleinen, dicken und dünnen Menschenkinder wieder bei sich zu Gaste sah. Das Häschen aber war sehr froh, daß es so gut davongekommen war, und versteckte sich in der grünen Saat, wo sie am höchsten und dichtesten war. Die alten Menschen aber freuten sich auch und sagten: „Das ist hübsch von dem lieben Frühling, daß er unsere lieben Kinder so beschenkt hat, und zum Andenken daran wollen wir alle Jahre um die liebe Osterzeit die guten, süßen Konditoren bitten, daß sie uns recht schöne Häschen und Eier von Zucker und Chokolade machen, die wir unsern artigen lieben Kinderchen schenken können." Und so geschah's und geschieht jetzt noch!

Ja, ja, meine lieben Kinder, das war die Geschichte vom Osterhas!

verwundet worden, daß er sofort seinen Abschied habe nehmen müssen. „Die Kugel schlug in den Unterleib," schloß er lächelnd, „die Wunde ist gottlob längst geheilt, aber man sagt, daß der alte Herr doch eigentlich auch im — Hirn getroffen ist!"

„Wie so?" fragte ich.

„Er soll sich mit sehr sonderbaren Künsten die Zeit vertreiben," erwiederte der Cafétier diplomatisch und wandte sich einem andern Gaste zu.

Daraufhin studirte ich einige Tage lang mein Gegenüber recht aufmerksam, ohne an ihm etwas gewahren zu können, was jene Andeutung hätte bestätigen können. Hauptmann M. zeigte in seinem Wesen und Betragen so recht den Typus des Militärpensionisten: hagere, schlanke Gestalt, stramme Haltung, laute, schnarrende Stimme und — pedantische Ordnung bis in's Kleinste. Sein Gesicht, obwohl tief gefurcht und mit einem sehr martialischen Schnurrbart geziert, hatte doch einen überaus gutmüthigen und offenen Ausdruck — jede Empfindung war davon abzulesen. Ich konnte dieß zu meinem großen Amüsement studiren, wenn er mit seinem ständigen Partner, einem gichtbrüchigen Obristwachtmeister, seine obligate Partie Schach spielte. Drang er siegreich vor, so leuchtete sein Antlitz, verlor er eine Figur, so verfinsterte es sich.

Durch dieses Spiel sollten wir trotz alles Kastengeistes doch mit einander bekannt werden. Eines Tages fehlte der Obristwachtmeister, die Gicht hielt ihn zu Hause fest; hülfesuchend blickte M. umher und ich erbot mich, die Partie mit ihm zu spielen. Herr Sch. runzelte die Stirn, der Hauptmann aber nahm das Anerbieten freundlich an. Von da ab saßen wir täglich von zwei bis vier Uhr einander am Schachbrett gegenüber und führten vor und nach der Partie höchst nützliche und gleichgültige Gespräche: über Krieg und Frieden, über das römische Recht, über die Bedeutung des Läufergambits und so weiter. Obwohl diese Themen gerade nicht geeignet waren, sein Tiefstes zu enthüllen, so konnte ich mir doch bald sagen, daß mich der Zufall hier mit einem guten, wackeren, verständigen und recht gebildeten Manne zusammengeführt. Vergeblich grübelte ich darüber, was wohl mit jener Andeutung von lädirtem Hirn gemeint gewesen.

Da sollte mich ein Ungefähr darauf bringen. Ich wollte mir einmal während des Spiels eine Cigarre anzünden, hatte kein Feuerzeug zur Hand und ersuchte den Hauptmann um das seine. Er reichte es mir, ich öffnete es und — betrachtete die Hölzchen ganz erstaunt, denn ihre Köpfchen schillerten in allen Farben des Regenbogens und als ich ein rosenfarbiges entzündete, verbreitete es einen recht eigenthümlichen Geruch.

„Wo kaufen Sie diese Hölzchen?" fragte ich.

„Nirgendwo," erwiederte er mit einigem Stolze. „Ich fabrizire sie selbst — das heißt, ich färbe sie selbst."

„Wozu?"

„Zu künstlerischen Zwecken," war die Antwort. „Ich benütze sie, um daraus Gemälde in Mosaik nachzubilden!"

„Eine Zündhölzchenmosaik?" rief ich.

„Warum nicht?" erwiederte er sehr ernst. „Der Stoff eignet sich gut dazu. Gegenwärtig bilde ich die Sixtinische Madonna nach. Als Vorlage benütze ich eine gute alte Kopie, welche ich in Mantua billig erworben!"

Ich starrte ihn an. Die Sixtina durch Zündhölzchenköpfe! dachte ich. Der Mensch ist ja ein Narr. Und etwas von diesem Gedanken mochte auch auf meinem Antlitz sichtbar geworden sein. Denn er blickte mich mit ruhigem, überlegenem Lächeln an und sagte dann:

„Seltsam, welch' ein Gewohnheitsthier der Mensch ist! Sie sind noch ein Jüngling und vermögen gleichwohl meine Idee nicht zu fassen, weil sie neu und originell ist. Ich verüble es Ihnen nicht — ich bin daran gewöhnt. Ist einmal meine Mosaik fertig, dann wird sich freilich das Blatt wenden. Ich arbeite rastlos weiter, weil ich überzeugt bin, auf diesem Wege einen neuen Zweig der Kunst oder doch des Kunstgewerbes zu begründen."

Darauf mochte ich nichts weiter erwiedern, wir spielten die Partie schweigend zu Ende. Dann aber begann er noch einmal:

„Es wäre mir angenehm, wenn Sie die Arbeit in Augenschein nehmen wollten. Ich wohne Heinrichsstraße Nr. 15 und arbeite täglich von sieben bis zwölf Uhr Vormittags, vier bis sechs Uhr Nachmittags. Also auf Wiedersehen!"

Schon am nächsten Tage ging ich hin. Der Hauptmann schien aufrichtig erfreut darüber. „Ich danke Ihnen!" rief er. „Hier — treten Sie ein — hier ist mein chemisches Laboratorium. Etwas eng, aber für meine Bedürfnisse genügend."

Ich stand in einer kleinen, kahlen Kammer, welche von den schauderhaftesten Gerüchen erfüllt war. An der Wand stand ein Repositorium mit Farbtiegeln, gefärbte Zündhölzchen waren auf einem Tische zum Trocknen ausgebreitet, in einer anderen Ecke war ein riesiger Haufe noch ungefärbter Schwefelzünder aufgehäuft.

„Und nun in das Atelier!" rief der Hauptmann. „Hier ist die begonnene Arbeit. Prüfen Sie unbefangen und geben Sie Ihr Urtheil!"

Das Atelier war ein Wohnzimmer, in welchem ein riesiger Tisch stand und auf demselben ein hölzernes Geräth, das einer gewaltig langen und breiten, aber ganz flachen Schublade ähnlich sah. Am untern Ende war die Arbeit begonnen, da standen die Zündhölzchen aufrecht an einander gereiht und die bunten Köpfchen schillerten. Erst ein Blick auf die Kopie belehrte mich, daß hier offenbar eine Nachbildung der beiden Engelsköpfe am Fußende des Bildes versucht war.

„Nun?" rief der Hauptmann.

„Sehr schön!" stammelte ich verlegen. Dann aber fragte ich: „Sind nicht Zündhölzchen denn doch ein zu feuergefährliches Material? Warum nehmen Sie nicht farbige Holzstifte?"

Der Hauptmann schüttelte das Haupt. „Erstens wäre dieß nicht originell," erwiederte er, „und zweitens eignen sich ja diese runden, erhabenen Köpfchen ganz ausgezeichnet zu künstlerischen Zwecken. Meinen Sie nicht auch?"

Ich hustete ein wenig und empfahl mich bald darauf — es war mir fast unheimlich geworden . . .

Einige Wochen darauf verreiste ich und bezog, als ich wiederkam, ein Stübchen in einer andern Stadtgegend. So verlor ich den armen alten Mann aus dem Gesichte. Erst im Frühling 1871 begegnete ich ihm wieder in den Anlagen vor dem Paulusthor. Es war ein wunderschöner Maitag, die Sonne schien heiß, er aber saß, in Decken gehüllt, auf einer Ruhebank, und der morsche Körper zitterte wie in Fieberfrost. Das Antlitz war bleich und verfallen.

Ich trat auf ihn zu und begrüßte ihn herzlich.

„Ah, Sie sind's!" flüsterte er. „Haben Sie von meinem großen Unglück gehört?" Ich verneinte. „O," klagte er, „mir ist es furchtbar ergangen. Schon im Winter 1869 befiel mich eine ernstliche Affektion der Lungen — der Arzt schob es auf die Schwefelatmosphäre in meiner Wohnung und verbot mir die Arbeit. Ich konnte ihm nicht ganz gehorchen, denn das Werk meines Lebens stand ja auf dem Spiele, aber ich arbeitete weniger und war doch guten Muths — bis zur Weltausstellung von 1873 hoffte ich fertig zu sein. Dann kam der Sylvesterabend und zernichtete all' meine Hoffnung. Mein Diener kam Nachts heim, machte im Atelier unvorsichtig Licht — ein Zündhölzchen fiel auf die Arbeit und mein Werk verprasselte in einer Sekunde. Seitdem siehe ich dahin, diesen Unglücksfall kann ich nicht überleben . . ."

Einige Monate später trugen sie den alten Hauptmann zu Grabe.

Judas.

Ein Nachtstück

von

Gerhard von Amyntor.

Das ist die Kidronbrücke! Zauderst du?
Bebst du, sie werde unter deiner Schuld
Gethürmter Last aus ihren Fugen weichen?
Und wenn sie bärste; wenn sie, niederdonnernd,
Dich jäh zermalmte, und die Trümmerstücke
Barmherzig des Verräthers Leib begrüben:
Wär's nicht ein Glück? wär' ich der Qual nicht ledig,
Die, wie der Fabel Geier, mir die Leber
Stückweise frißt? gewänne Ruhe nicht
Dieß todeswunde Herz, in dem die Reue
Wie siedend Oel aufzischt und schäumend wallt,
Und das trotz dieses innern Brandes Wüthen
Doch nicht verkohlen und nicht sterben will?

Die Brücke hält; sie mag mit meinem Blut
Sich nicht besudeln! Ausgestoßen bin ich
Von jedem Reiche der Natur: die Steine,
Selbst dumpf-beschränkten Fühlens, sträuben sich,
Mit meinem Sturz den ihren zu verbinden.

Dieß ist der Weg, auf dem ich gestern Nacht
Den Hohepriester, heimlich flüsternd, führte!
Es folgten uns die Aeltesten und Diener
Des hohen Raths und die bewehrte Schaar;
Begehrlich schlich das Raubzeug durch die Stille;
Und ich, ich wies die Fährte wahnverblendet,
Im Garten dort das edle Wild zu stellen!
O, warum brach die Brücke gestern nicht,
Als sie des Priesters leiser Fuß entweihte?
Denn schwerer wiegt der Haß des Schreckensmannes,
Des finsteren, und seine Rachbegier,
Als meines Strebens jämmerliches Irren.

Vom Hügel dort steigt eine Schaar herab:
Schaulust'ge sind es, die der Ruf wohl schon
Von dem ereilte, was sich vorbereitet.
Sie nähern sich; gewiß nach Golgatha,
Des Meisters Tod zu sehen, eilt ihr Fuß!
Wo berg' ich mich? denn eines Menschen Auge
Darf sich nicht mehr in meinem Auge spiegeln.
Den Anblick trüg' ich nicht! Verhaßt ist mir,
Was Mensch sich nennt; denn wilde Bestien sind,
Die einst die Ebenbilder Gottes waren!
Nur einen Menschen, Ihn, des Menschen Sohn,
Ihn säh' ich gerne noch, wenn er die Hand,
Mit der er gestern mir die Füße wusch,
Noch einmal segnend und Vergebung spendend
Auf's Haupt mir legte, daß der Wahnsinn wiche,
Der hämmernd schon mein dumpfes Hirn durchtobt.

Welch' teuflisch Trugbild hat mich doch verlockt!
Ihn, den ich liebte, wie kein and'rer Jünger
Ihn je geliebt, ihn habe ich verrathen!
Verrathen? nein! zum Scheine nur verkauft;
Um ihn, den lange Zögernden, zu zwingen,
Daß endlich er der Gegner feige Rotte
Mit einem einzigen Schlage niederwürfe.
Des Volkes Menge, glaubt' ich, sei bereit,
Dem Sohne David's jubelnd zuzustimmen
Und ihn als Herrn und Meister dieser Stadt
Und dieses Landes auf den Schild zu heben.
Noch tönten jene Hymnen mir im Ohr,
Die man ihm sang, als er von Bethphage,
Ein messianisch hoher Held und König,
Hin nach Jerusalem sein Reitthier lenkte.
Wie drängte sich das Volk, die eig'nen Kleider
Ihm auf den Weg zu breiten! frische Blätter
Der Palme streute man, daß sanft der Huf
Der Eselin auf einen Teppich träte!
„Hosianna!" klang es da aus tausend Kehlen —
„Gelobt sei, der da kommt im Namen Gottes!
Hilf ihm, o Herr! Hosianna in der Höhe!"
Wie jauchzend hab' ich selber eingestimmt!
Die Zeit ist da — so dacht' ich — wo die Noth,
Das Elend meines Volks zur Rüste geht;
Aufsteigt des Menschensohnes neue Sonne;
Ein neuer Herrscher nimmt das Szepter an sich,
Das Fremde sonst und Heiden schmählich rauben.

Er aber zögerte und griff nicht zu; —
Und so in fieberhafter Ungeduld
Ersann ich jenen Plan, der vorwärts treiben
Den Meister sollte auf des Thrones Stufen.
In dem beschleunigten Zusammenstoß,
In der bedacht verschärften Lage, die ihm
Kein Rückwärts mehr erlaubte, sollte Er,
Der göttlich Große, der als hehrer Sieger
Sich über Tod und Hölle oft erwiesen,
Gezwungen endlich seiner Niedrigkeit
Vermummend Kleid abwerfen und als Erbe,
Als strahlender, David'scher Herrlichkeit
Enthüllen sich den Kindern Israels.

Nicht selbstlos war mein Plan: wer mitgewirkt,
Wenn auch nur mittelbar durch List und Witz,
An der Begründung einer Dynastie,
Der würde, hoffte ich, dem neuen Herrscher
Als hoher Würdenträger, als Vezier
Zur Rechten sitzen; überflügeln wollt' ich
Die andern Jünger, die beim Passahmahle
Noch gestern Nacht dem Meister näher lagen.

Wie grausam-schimpflich ist mein Plan gescheitert!
Das hab' ich nicht geahnt, daß der Gefang'ne
Den Häschern willig wie ein Opferlamm
Zur Schlachtbank folgen würde! daß er still
Ergeben dulden würde Schmach und Spott!
Er litt es, daß ein Knecht in dem Palaste
Des Hohepriesters ihm in's Antlitz schlug,
Und hat die Hand, die rohe, nicht verflucht,
Er, der den Feigenbaum, der keine Frucht
Ihm anbot, doch mit einem Hauch verdörrte!

Wo bin ich? wo? an welchen Ort gerieth
Mein Fuß aus Furcht, den Menschen zu begegnen?
Wo sah ich diese Bäume schon? sie strecken
Der Zweige Finger aus und zeigen zischelnd
Auf mich, den tückisch menschenscheuen Schurken!
Dieß ist der Garten, wo ich gestern ihn
Geküßt und durch den Kuß verrathen habe!
O dieser Kuß! ein Sprüchwort wird er sein,
So lange Menschen auf der Erde athmen!
Von diesem Kusse wird der Mutter Mund
Dem Knaben, der ihr bange lauscht, berichten;
Die Amme wird dem Säugling von ihm singen;
Mein Name wird ein Brand- und Schandmal sein,
Das Keiner seinem Kinde mehr verleiht:
Der Letzte bin ich, der sich Judas nennt!

Wie höllenheiß glüht unter meinem Fuß
Der Boden hier! und dennoch zieht es mich
Unwiderstehlich auf den Schauplatz meiner
Verruchten That, daß ich im Geiste sie
Nochmal durchleben muß! Das ist die größte
Pein aller Sündenschuld, daß kein Entfliehen
Aus der Gedanken grauenhaftem Banne,
Selbst auf Minuten nicht, dem Frevler glückt;
Daß ihn des Opfers Schatten stets begleitet;
Daß der Erinnerung blutdürst'ges Scheusal
Den spitzen Schneidezahn in's Herz ihm drückt,
Um gierig seines Lebens Quell zu trinken,
Und doch genug nicht trinkt, so daß der Quell
Sich nicht erschöpft und neues Leben wieder
Gebiert, die Qual von Neuem zu beginnen!

Bin ich in diesen letzten Stunden denn
Durch Reue und Verzweiflung so gealtert,
Daß greisenhaft mein Blick sich trübte, oder
Verkehrt in Nacht der helle Mittag sich?
Es senkt sich fahle Dämmerung herab;
In schwarze Trauerschleier hüllt die Sonne
Ihr strahlend Antlitz; dicht und immer dichter
Zieht sich geheimnißvoll der Flor zusammen;
Der Luft gefiederte Bewohner bergen
Sich ängstlich im Gezweig; ein leises Klagen
Geht über Feld und Au und durch's Gekläft,
Und schauernd regen sich des Gelbaums Blätter.
Naht sich der jüngste Tag? Will denn die Sonne
Erlöschen ob des ungeheuren Frevels?
Soll diese Erde heut zu Grunde gehen?
Wie finster wird es! Grausen packt mich an!
Der Fieberfrost macht meine Zähne klappen
Und Furcht erstarrt das Mark mir im Gebein!

Wer spricht da? wer? Täuscht mich mein Ohr? Ich hörte
Doch Menschenstimmen! Oder war's ein Ton,
Den prüfend schon ein Engel des Gerichts
Entlockte der Posaune? Horch'! da wieder!
Dort sprechen Menschen! Draußen an der Mauer
Des Gartens zieht der Weg sich nach Bethanien —
Dorfleute sind es wohl, die heimwärts wallen
Und aus Jerusalem die Schreckenskunde
Entsetzt-gesprächig in die Berge tragen.
Was drängt es mich, zu lauschen an der Mauer?
Was kümmert mich die Welt und was sie spricht?

Wie? hört' ich recht? Am Kreuze hängt er schon?
Langsam verschmachtend zwischen zween Mördern?
O, ewiger Rathschluß, warum ließest du
Das Unerhörte zu? O, rechne mir
Und meiner That nicht diese Folgen an!
Doch, horch', sie melden, was der Meister sprach:
„Vergib es ihnen, Vater, denn sie wissen
Nicht, was sie thun!" Beim dreimal heiligen Gott!
So kann nur Einer sprechen! jede Sylbe
Gemahnt an ihn, den Unvergleichlichen!
Echt ist dieß Wort! lobpreisend wird die Menschheit
Durch der Aeonen Lauf es aufbewahren!

Die Leute ziehen weiter; unverständlich
Erschallt nur noch der Stimmen dumpf Gewirr.
Jetzt ist es still — ganz still; und herzbeklemmend
Hüllt Nacht die Lande ein. Der Sonne Licht
Ist von der räthselhaften Finsterniß
Ganz fortgetrunken; — kaum noch macht's mir Bangen.
So dunkel wie ringsum ist's auch hier drinnen
In meiner Brust; nicht steigern kann sich mehr
Der Greuel, der mich innerlich vernichtet!
Ein schaurig Grabgewölbe ist mein Herz,
Voll Moderduft und Ekel und Verwesung;
Und böse Geister, wie die Furien
Der Heiden, toben durch die öde Gruft
In wildem Taumeltanz! O, dürfte ich
An seiner Statt am Marterholze hängen!
Was wär' die Qual mir des zerfleischten Leibes,
Das Lechzen nach der Kühlung eines Trunkes,
Was wär' es mir, gen diese hundertfach
Verschärfte Pein der unfruchtbaren Reue,
Die meine Seele foltert? Ach, und dennoch!
Wie fürchterlich muß Er, der Reine, leiden!
Am Kreuze Er, der Heilige, Sündenfreie!
Am Kreuze Er, und ich sein Henkersknecht!!
Kann solche Schuld wohl je vergeben werden?
Wie sagten sie, daß er am Kreuz gebetet?:
„Vergib es ihnen, Vater, denn sie wissen
Nicht, was sie thun!" Gilt dieses Wort auch mir?
Nein! nein! mir gilt es nicht! Ich wußte ja,
Was überlegt ich that! ich kannte ihn,
Den Meister, doch, wie Jene, die ihn würgten,
Ihn nimmermehr gekannt! Und als er gestern
Beim Passahmahle mir den Bissen reichte,
Den er zuvor in des Charoseth's Süße
Getaucht, wie sprach er da? — noch klingt das Urtheil,
Das er prophetisch über mich gefällt,
Im Ohre mir —: „Weh über jenen Menschen,
Durch den des Menschen Sohn verrathen wird!
Ihm wäre besser, wär' er nie geboren!"
Könnt' ich den Tag, an dem die Mutter mich
Empfing, ausstreichen aus dem Buch der Zeiten!
Fluch jener Gunst, die ihrem Schooß gewährte,
Die sündige Frucht zur Reife auszutragen!
Fluch jener Stunde, da sie mich gebar!
Der Amme Fluch, daß sorglich sie den Nabel
Mir unterband! Fluch jeder linden Luft,
Die mir geschmeichelt! jedem Lächeln Fluch,
Das meine Sinne weckte! tropfenweis
Verflucht die Milch, die meine Lippen saugten!
Und Fluch vor Allem mir, daß ich gedieh!
Daß ich als Schlange an der Menschheit Busen
Mich groß gelogen in der Liebe Wärme,
Um dann die Liebe tückisch zu erdrosseln!

Für dreißig Silberlinge! O, der Schmach,
Daß dieser Scheinverkauf als ernster Handel
Fortan der blöden Menge gelten wird:
Für dreißig Silberlinge! Wär's um Geld
Mir nur zu thun gewesen, traun, ich hätte
Wohl jener filzig-knauserigen Brut
Der Priester mehr als diesen armen Bettel
Abdrücken können! Wie sie schäbig feilschten,
War ihre Gier, ihr Blutdurst doch so mächtig,
Daß jeden Preis sie gern bewilligt hätten!
Für dreißig Silberlinge! Pfui der Schande!
Daß sie, die diesen Schacher ernst gemeint,
Nicht tiefer in den schmutzigen Säckel griffen!
Nicht Habsucht war die Quelle meiner Schuld!
Was mir der Kaufpreis galt, hab' ich gezeigt:
Gehetzt von Reue, Schrecken und Bestürzung
Bin ich zu jenen Schelmen hingeeilt:
Auf meinen Knieen bot das Geld ich dar,
Das mir wie glühend Erz die Finger brannte;
Ich bat, ich flehte, ich beschwor die Rotte,
Des Meisters Blut zu schonen; ich verklagte
Mich selbst als Uebelthäter —: ach, ich hätte
Wohl Felsen eher noch bewegen können,
Als dieser Priester unbeugsames Herz!
„Da siehe du zu! was geht uns das an?"
So höhnend schnitt ihr hartes Wort mein Flehen
Wie kalten Eisens Schärfe durch. Verstört,
Unmächtig meiner Sinne, stürmt' ich fort,
Und in des Tempels Vorhof unbewußt
Gerieth mein Fuß; dort, in das Gotteshaus,
Das ihr entmenschter Pharisäersinn,
Ihr Sylbenstechen und ihr Heuchelwesen,
Ihr eitler Formenkram zur Mördergrube
Gewandelt hat, hab' ich das Geld geschleudert,
Unsegen bringend der entweihten Stätte.
Nicht Habsucht war die Quelle meiner Schuld!
Der Ehrgeiz war's, der mich zu Fall gebracht!
Ja, Ehrgeiz! er allein! Nicht will ich mindern
Die Schwere des Verbrechens; Ehrgeiz ist
Verhängnißvoller, scheußlicher als Habsucht:
Ehrgeiz ist Herrschsucht, die, ein schwüler Pesthauch,
Jedwede Regung des Gewissens tödtet
Und über Leichen nach dem Ziele taumelt.
Ich fühl' es deutlich jetzt: hätt' ich den Meister
Nur um den Preis des Todes jener Priester
Mit David's Purpur schmücken können, wahrlich,
Ich hätte nicht gezagt, den Meucheldolch
In ihr verhaßtes Leben einzutauchen.
Herrschsucht ist Mord: sie treibt dieselben Priester,
Nun ihrerseits den Heiligen, der die Demuth
Und Nächstenliebe seinem Volk gepredigt,
An's Kreuz zu heften. Priesterherrschsucht wird,
Wie sie bisher gethan, so auch hinfort
Durch alle Zeit der Menschheit heiligsten
Besitz bedrohen, und wo ihr die Knechtung
Der Geister und Gewissen durch das Wort
Allein nicht glückt, durch Geißel, Kreuz und Schwert
Und Flammenglut zu triumphiren suchen.
Fluch diesem Hannas, diesem Kaiaphas!
Mag jedem Hohenpriester Israels,
Daß Auge ferner auf des Kopfschmucks Inschrift
„Kodesch la-Jahvah"*) fällt, das Motto sich
Verwandeln in ein feurig Mene Thekel!
Mag ihm des Brustschilds güld'nes Amulet,
Wenn trughaft er orakelnd es betrachtet,
Wie ein versteinerndes Gorgonenhaupt
Die Haare sträuben! Mag das Dutzend drinnen
Der Edelsteine, das des Volkes Stämmen
Entspricht, gemahnen ihn an jene Zwölf,
Die sich der große Galiläer wählte,
Und deren Einen, der die Priester täuschen
Gewollt, die Priester täuschend übertrumpften!

Wie matt ich bin! seit gestern Abend rührte
Ich keine Nahrung an: der Bissen, den mir
Der Meister gab, war meine letzte Speise.
Kaum trägt der Fuß mich noch; — ich will mich setzen.
Auf dieser Bank am Kelterhause findet
Kein menschlich Auge mich. Verfinstert harrt
Die Sonne immer noch, und schwierig ist es,
Des Tages Stunde zu bestimmen. Mittag
Muß längst vorüber sein. Ich wünscht', es wäre
Die Zeit vorbei und dieses Daseins Irrsal;
Ich sehne nach dem Ende mich. Der Nagel
Hier über meinem Haupte in der Mauer
Und dieser Gurt, der mein Gewand umschlingt,
Verbürgt mir, wenn ich will, den sichern Tod. —

Ob Er wohl schon den Schmerzenskelch geleert?
Und wenn ich ihm freiwillig folge, ob ich
Ihn dann wohl gar im Jenseits wiedersehe?
Wie soll ich ihm begegnen, wenn er dann
Verklärt den Blick auf den Verräther richtet? —

O, welch' ein Trost, wenn man bestimmt es wüßte,
Daß Tod die Brücke sei in's ewige Nichts!
Doch allzu oft und allzu deutlich sprach er
Von Auferstehung und dem ewigen Leben;
Daß der Gott Abraham's und Isaak's
Und Jakob's sei ein Gott der Lebenden
Und nicht der Todten! so entwand er mir
Auch diesen Trost; und ohne Hülfe zwischen
Zwei Welten hingestellt, zermartre ich
Vergeblich meinen Sinn um einen Ausweg.

Und dennoch! wenn dem Tod auch folgt ein Leben,
Wenn der Vergeltung Hand auch unerbittlich
Den Frevler dorten straft; wär's nicht Gewinn schon,
Die alte Qual mit neuer zu vertauschen?
Wenn jenseits auch, wie ein verzehrend Feuer,
Durch Mark und Bein die Reue weiter frißt;
Wär' es nicht dennoch Linderung der Pein,
Dort die Verdammten nur der Vorzeit als
Gefährten zu besitzen und den Anblick
Der Zeitgenossen wenigstens zu meiden?

Was war das? Sonderbar! Mir war's, als hört' ich
Des Meisters Stimme! Wie ein Schrei erklang es!
Wie ein befreiend letzter Todesschrei!
Die Angst kehrt mir zurück! nicht länger duldet
Es mich auf dieser Bank! — Wie meine Füße
Ermattet wanken! dennoch gibt die Furcht
Scheinkraft den steifen Gliedern: laufen möcht' ich
Ziellos dahin, mir selber zu entfliehen!
Noch wußt' ich nicht, was Angst ist — heut erfahr' ich's!
Angst ist entsetzlicher als Körperschmerz:
Angst ist ein Dämon, der die Seele martert;
Ein Nachtmahr, der mit fürchterlichen Träumen,
Ob wir gleich wachen, uns das Hirn zerwühlt,
Und hundertmal in der Minute uns
Durch Todes- und Vernichtungsschauer hetzt!
Angst ist die Hölle, die hienieden schon
In des Verdammten krampfgepreßter Brust
Zum hellen Brande Scheit' um Scheite legt!

Hätt' ich am Oelbaum keinen Halt gefunden,
Ich wäre jetzt gestürzt — das ist nicht Schwäche!
So heftig wankt ein Schwacher nimmermehr!
Die Erde selber wankt! sie bebt und zittert!
Jetzt wieder schüttert's unter meinen Füßen!
Will denn der Boden bersten, und der Schlund
Gehennas schwarz und hungertoll sich öffnen?
Horch'! wie das unterirdisch stöhnt und grollt!
Ich möchte schreien wie ein Kind vor Angst —
Doch Menschen könnten meinen Aufschrei hören
Und mich entdecken — lieber noch erstick' ich
Am unterdrückten Schrei! — Da! wieder donnert's!
Die Felsen drüben überm Kidronbache
Zerspalten sich! — die dicht verhüllte Sonne
Lüpft eben einen Saum des Trauerschleiers;
Neugierig blinzelt sie durch einen Ritz,
Um zuzuschau'n, wie des Gebirges Häupter
Sich plötzlich neigen und zu Thale prasseln!
Dort oben löst sich des Morijahs Gipfel
In morgenrothem Schimmer aus der Nacht;
Die hohe Mauer deckt des Tempels Zinne;
Nur Riesenquadern, sturmfrei aufgethürmt
Als Wall dem Heiligthum, erblickt mein Auge.
Die Erde kreißt in ungeheuren Wehen,
Um Ungeheures schrecklich zu gebären:
Mir wär' es recht, wenn eine neue Zuckung
Des Tempels güldne Lüge unbarmherzig
Zusammenschmetterte und wenn die Mauer
Vornüber kippte in die Kidronschlucht!
Es dürstet meine Seele nach Zerstörung.
Nach Untergang! Hu! wie es wieder schüttert!
Narrt mich die Furcht? Es huscht wie nebelhafte
Gespenster durch die Luft! Sind denn den Gräbern
Die Schemen der Verstorbenen entstiegen?
Wenn ich doch beten könnte! Doch die Zunge
Empört sich mir, den Namen auszusprechen,
Den unversöhnlich ich beleidigt habe!
Der Schurke, der mit einem Kusse meuchelt,
Kann zu der ewigen Gerechtigkeit
Nicht seine Zuflucht nehmen. — Ach, die Angst
Steigt höher mir wie sturmgepeitschte Meerflut!
Der Wahnsinn packt mich! — Komme, was da wolle:
Nicht länger trag' ich's! Gurt, gewähre mir
Den letzten Freundesdienst: sei du die Schnur,
Die den Verfluchten drosselt: halte aus! —
So schürze, Schlinge, dich! — Fest ist der Nagel!
Ein Sprung von dieser Bank und ich bin frei!
Frei? — ist's auch wahr?? — —

Du, Feigling, zögerst du?
Hast du den Heiligen dem Tod verkuppelt,
Und willst mit deinem eignen Bettelleben
Nun gar noch geizen? Reue, Angst, Verzweiflung
Und Wahnsinn hinter dir, vor dir ein — Räthsel!
Gibt's da noch eine Wahl? Spring' zu, Verfluchter!
Vielleicht verschlingt das ewige Erbarmen
Einst die Verdammten auch in seinen Sieg.
So rüste dich! doch mein Vermächtniß Allen,
Die teuflisch meiner Schandthat Keim gepflegt
Und groß gezogen und zur Frucht gezeitigt,
Zur nie gewollten, sei der Fluch, der Fluch!
Hinab — die Augen zu! und wenn es sein muß,
Zur Hölle denn! — hinab! — — —

*) D. h.: „geweiht dem Herrn". Jahvah ist die wahrscheinliche Aussprache des Namens Jehovah. Man vergleiche Oehler's betr. Artikel in Herzog's theol. Realencykl. und Pressel's Erklärung im Elberfeld. theol. Universallexikon und in seinem „Priscilla an Sabina".

Die Vermählung des Herzogs von Connaught mit der Prinzessin Margarethe von Preußen in Windsor.

(Hiezu das Bild S. 552.)

Die Vermählung des Herzogs von Connaught, des dritten Sohnes der Königin von England, mit der Prinzessin Luise Margarethe Viktoria Agnes von Preußen, der dritten Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, fand jüngst (am 13. März) im Windsorschlosse mit großem Pompe statt. Bereits Morgens 8 Uhr verkündeten Kanonenschläge von Long-Wall diese Feierlichkeit. Die königliche Residenzstadt hatte sich in den reichsten Flaggenschmuck gehüllt und schon vom frühen Morgen an brachten Extrazüge von nah und fern Massen von Schaulustigen nach der Stadt. In der St. Georgskapelle, wo der Trauungsakt stattfand, versammelten sich kurz nach 11 Uhr die aus London eingetroffenen Kabinetsminister, die fremden Botschafter und Gesandten nebst den anderen Mitgliedern des diplomatischen Korps, beziehungsweise mit ihren Gemahlinnen, die Spitzen der Militär- und Marinebehörden, sowie andere Würdenträger und Personen von Auszeichnung. Die Damen erschienen in großer Toilette mit Federn, die Kavaliere in Galauniform. Zu gleicher Zeit stellte sich die hohe Geistlichkeit, bestehend aus dem Erzbischof von Canterbury, den Bischöfen von Winchester, Oxford und Worcester und dem Dechanten von Windsor, am Altare auf, und diejenigen Hofwürdenträger, die an der Ceremonie nicht theilnahmen, wurden durch Ceremonienmeister auf ihre Plätze geführt. Kurz vor 12 Uhr verließen die Mitglieder der königlichen Familie und die fürstlichen Hochzeitsgäste, welche sich im grünen Drawing-room versammelt hatten, in zwölf vierspännigen Galaequipagen das Schloß, um sich nach der St. Georgskapelle zu begeben. Am westlichen Eingange wurden die höchsten Herrschaften vom Vizekämmerer empfangen und nach der Kapelle geleitet. Den Prozessionszug eröffneten, immer zu Zweien, Herolde, Hoffouriere, Kammerjunker und Kammerherren, hierauf folgten der Maharadschah Dulip Singh mit seiner Gemahlin, der Herzog und die Herzogin von Teck, Prinz Eduard von Sachsen-Weimar, Prinz Leiningen, der Prinz und die Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein, der Herzog und die Herzogin August von Sachsen-Koburg-Gotha, der Herzog von Cambridge, Prinz Wilhelm von Preußen, der Herzog und die Herzogin von Edinburgh, Prinz Friedrich Leopold von Preußen mit der Prinzessin Friedrich Karl von Preußen, der Prinz und die Prinzessin Philipp von Sachsen-Koburg-Gotha, die Kronprinzessin des deutschen Reichs, die Prinzessin von Wales mit vier ihrer Kinder, und zuletzt der König und die Königin der Belgier. Trompetenfanfaren verkündeten die Ankunft der Prozession, und während dieselbe sich durch das Schiff der Kapelle bewegte und den fürstlichen Persönlichkeiten ihre Plätze

angewiesen wurden, spielte die Orgel den Marsch aus Händel's Oratorium „Herkules".

Bald nach 12 Uhr betrat die Prozession der Königin die Kapelle, und zwar in folgender Ordnung: Zuerst die Herolde von York und Lancaster, dann der Clerk-Marshal (Lord Alfred Paget) und die zwei Flügeladjutanten der Königin. Zunächst kamen: der Kontroleur des königlichen Haushalts (Earl von Yarmouth), der Schatzmeister (Lord Henry Thyme), der Privatsekretär der Königin (Generallieutenant Ponsonby) und die dienstthuenden Kammerjunker und Kammerherren. Der Wappenkönig des Hosenbandordens (Sir Albert Woods) schritt zwischen zwei Kammerherren. Unter dem Vorantritt der obersten Hofchargen folgten die Prinzessin Beatrice und dicht hinter ihrer jüngsten Tochter die Monarchin, in tiefer Trauer, zu ihrer Rechten Prinz Albert Viktor von Wales, der älteste Sohn des Thronerben. Der große Hofstaat der Königin beschloß die glänzende Prozession. Die Orgel ließ mittlerweile den Marsch aus Mendelsohn's „Athalie" ertönen. Um 12¼ Uhr bewegte sich unter den Klängen des „Albert Edward-Marsches" die Prozession des Bräutigams durch die Kapelle. Der Herzog von Connaught, in der Uniform eines Obersten der Schützenbrigade, erschien in Begleitung seines ältesten Bruders, des Prinzen von Wales, in der großen Feldmarschallsuniform. Kurz nachher kündigten neue Trompetenfanfaren die Ankunft der Braut an. Der Brautzug betrat die Kapelle in folgender Ordnung: Zuerst kamen die Adjutanten des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, sowie des deutschen Kronprinzen, darunter der Letzterem zur Dienstleistung beigegebene Flügeladjutant der Königin, Generallieutenant Hardinge. Im weiteren Zuge erschienen Graf Münster und das Personal der deutschen Botschaft (Baron von der Brücken, Graf Arco und Major v. Bietinghoff). Unter dem Vorantritt des Ceremonienmeisters (General Sir Francis Seymour), des Oberst- und Vizekämmerers folgte nun die Prinzessin-Braut, zwischen ihrem Vater und dem Kronprinzen des deutschen Reichs. Die Prinzessin Luise Margarethe trug eine Krone auf dem Haupte und eine mit Myrtenblättern garnirte weiße Atlasrobe, deren Schleppe von ihren Brautjungfern, acht unverheiratheten Töchtern von Herzogen, Marquis und Earls, getragen wurde. Den Zug beschlossen die Damen und Herren des Gefolges Ihrer Königlichen Hoheiten, sechs Gentlemen-at-Arms in goldgestickten Uniformen und sechs Yeomen der Garde. Die Orgel spielte Händel's „Occasional-Ouvertüre", als der Zug die Kapelle durchschritt.

Nachdem die Prinzessin-Braut zu ihrem Sitze auf der vor dem Altar befindlichen Estrade geleitet worden, wo ihrer der Bräutigam harrte, vollzog der Erzbischof von Canterbury den Trauungsakt gemäß dem Ritus der anglikanischen Kirche. Nach der Trauung brachten die hohen Neuvermählten der Königin, dem Prinzen und der Prinzessin Friedrich Karl und dem deutschen Kronprinzenpaare ihren Dank dar, worauf unter dem Donner von 101 Kanonenschüssen vom Long-Wall und unter dem Geläute aller Kirchen Windsors vom Hochchor das Hallelujah aus Händel's „Messias" gesungen wurde. Unter den Klängen des „Hochzeitsmarsches" verließ nun der Hof die Kapelle und kehrte in einer langen Prozession, deren Schluß das neuvermählte Paar und die Königin bildeten, nach dem Schlosse zurück, woselbst im weißen Drawing-room die Unterzeichnung des Heirathsregisters seitens der erlauchten Neuvermählten, der Königin, der Mitglieder der königlichen Familie und anderer Personen von Distinktion erfolgte. Dieser Förmlichkeit schloß sich ein Dejeuner an, das für die Mitglieder der königlichen Familie und die fürstlichen Hochzeitsgäste im Speisesaale, für die übrigen Gäste in der St. Georgskapelle servirt wurde. Die Toaste an der königlichen Tafel galten ausschließlich der Königin und den erlauchten Neuvermählten.

Im Laufe des Nachmittags verabschiedeten sich die hohen Neuvermählten von ihren Eltern, Verwandten und Freunden und begaben sich mit ihrem Gefolge nach Claremont-House, unweit Essex, um dort die Flitterwochen zu verbringen.

Der Lawinensturz von der Villacher Alpe auf Bleiberg.

(Hiezu das Bild S. 548.)

Die Villacher Alpe, auch „Dobratsch" geheißen, zeichnet sich nicht nur durch ihre berühmte Aussicht über die Seen Kärnthens, über die Alpenkette der Karawanken u. s. w., sondern auch durch einen großen Reichthum an Bleierzen aus. Ein Hauptpunkt der bergmännischen Industrie und ihrer Nebenzweige ist Bleiberg. Es ist nur ein Dorf, aber ein Dorf mit 4500 Einwohnern.

Die stetig zunehmende Gewerbsthätigkeit machte die Ausbeutung der Wälder nothwendig. In Gegenden, wo der Winter streng und die Sommerstürme heftig sind, ist aber solches Ausroden leicht vom Uebel; der Wald ersetzt sich schwer, und ist einmal der Boden bloßgelegt, dann wird er verweht, weggeschwemmt, kurz, es entstehen jene „Muren" oder „Risse", „Lahnen" und „Riesen", welche den Alpenfreunden wohl bekannt sind, den Bergkolossen eine schöne bunte Färbung verleihen, aber viele Uebelstände nach sich ziehen. Die Wasser schießen da wie in Rinnsalen ab, das Bröckelgestein treibt allmälig zu Thal und auch die Schneelawinen haben einen Paß ohne Widerhalt.

Bleiberg lag friedlich an dem Fuße der Alpe und rüstete sich zu einem Karnevalszuge, welcher die eintönigen Wintertage heiter unterbrechen sollte. Diese hatten mehr als je Schnee auf den Höhen angehäuft. Es war am Nachmittage des Faschingsmontags, ein düsterer Tag, aber helljauchzend zogen im bunten Maskengewande achtzehn Personen über die Straße. Mitten in heller Lust brach plötzlich ein Donner los, wie ein Gewitter von oben — kein Entrinnen — und unter der gestürzten Schneelawine lag der Maskenzug begraben!

Die Lawine hatte nicht nur diese Achtzehn, sondern auch viele Andere unter den Trümmern von Häusern begraben. Zehn Häuser waren eingedrückt und die Bewohner verschüttet.

Das Entsetzen der Ueberlebenden war groß. Doch gaben sich Alle der Hoffnung hin, daß das Unglück damit abgeschlossen sei und daß mit der 160 Meter langen, 10 Meter hohen Schneemasse niedergegangen, was niedergehen konnte. An ein Ausgraben der Verschütteten konnte nur mit geringer Hoffnung gegangen werden, es war vergeblich. Da, um 10 Uhr Nachts, rollte abermals eine Lawine von einem andern „Gerisse" der „Hohentratten-Lahne" nieder und abermals waren Häuser und Menschen rettungslos begraben.

Die Lawinen gehen theils als ganze Masse nieder, theils springen einzelne gewaltige Theile ab, theils wirkt der Luftdruck auf weithin, trägt Dächer fort und reißt Mauern ein. In Bleiberg war auch letzteres der Fall. Die Villacher Alpe hat eine Höhe von über 2000 Metern, ihre Abhänge sind steil und deßhalb werden auch die Kahlstellen doppelt gefährlich. Ueber Bleiberg führt der Paß nach den Gailthaler Alpen; es ist höchst romantisch eingebettet. Aber diese von Touristen aus aller Welt so vielbewunderte Schönheit ward zum Verderben, weil auch der Wald nicht genug geschont und zum Widerstande gegen abstürzende Fels- oder Schneemassen nicht genügend erhalten wurde. Erst die Sommertage werden die Verunglückten unterm Himmelslichte zeigen, zum Begräbnisse in der Friedhofserde, unter den Thränen der Ihren und der Theilnahme der mitfühlenden Welt.

Szegedin.

(Hiezu die Bilder S. 541 und 549.)

I.

Vor der Ueberschwemmung.

Wer von der Romantik Ungarns, oder noch eigentlicher bezeichnet, der Wohnsitze des Magyarenstammes sprach, dachte vorzüglich an das Tiefland, das Gebiet der ungeheuren Ebenen und zuvörderst jene an der Theiß. Dort gedeihen im reichen Humus- und Sandboden die Getraidefrüchte, der Mais, die Melonen, der Tabak, dort zeitigt sich auch ein vorzüglicher Wein, dort ist das echte Hirtenleben daheim, dort sind die Ströme voll trefflicher Fische, denn dort kann die Brut derselben in den zahlreichen Buchtungen und ruhigen Stellen gedeihen, dort sind aber auch zahlreiche Sümpfe, ungeheure Pfützen im Falle des Austrittes der unregulirten Gewässer und der zeitweise heftigen Gewitterregen; dort überläßt man noch so häufig dem lieben Herrgott die Arbeit wie die eigenen Anstrengungen; dort huldigt man Spiel, Tanz und Musik, von dorther sind die Bilder geholt, welche durch deutsche Dichter so populär wurden, selbst mit der Räuberromantik der „armen Bursche", denn die berüchtigtsten hatten um Szegedin ihren Schauplatz und nahmen, wenn es fehlging, in der Citadelle der Stadt ihr trauriq Ende.

Diese Stadt ist eine uralte Ansiedelung, deren Beginn sich gar nicht historisch feststellen läßt; sie lag oder liegt am Zusammenflusse der Theiß und Marosch, am rechten Theißufer, von Alters her durch eine Citadelle geschützt, ihr Platz bildet den nothwendigen Berührungspunkt auf dem kürzesten Wege nach dem „Eisernen Donauthore" und deßhalb haben auch hier zahlreiche Türkenkämpfe stattgefunden. Seitdem das Alföld, diese ungeheure Ebene, von Eisenbahnen durchschnitten wurde, hob sich Szegedin, es begannen einige Industrieen zu erblühen, der Zusammenfluß von Menschen und Interessen wurde stärker, die Häuserzahl mehrte sich, man zählte 70,000 Einwohner.

Wer unter dieser Stadt, welche somit die größte nach der Hauptstadt Pest-Ofen war, sich eine nach deutschem, nach gewöhnlichem Sinne vorstellen wollte, würde irren. Unter den gesammten, wie man jetzt behauptet, 8000 Häusern befanden sich nur wenige aus Backsteinen gebaute. Das sind Klöster, Kirchen verschiedenen Ritus, eine oder die andere neue Schule, Fabriken, Kasernen, ausnahmsweise auch Privathäuser. Eine ungarische Stadt nimmt in der Regel den Raum größter europäischer Städte ein, ihre Marktplätze sind riesig, ihre Straßen außerordentlich breit, und außer einigen wie den obengenannten Instituten und remarkablen Privathäusern ist fast die ganze Menge der Häuser einförmig, von einer oder sehr wenigen Familien bewohnt, und zudem gehört zum Hause Feldwirthschaft, welche ihren Hauptsitz hier im geräumigen Hofe hat. Um größere Kosten zu vermeiden, baut man aus ungebrannten Lehmziegeln, wenn nicht aus ganzen Lehmmassen, welche zwischen Bretterformen festgestampft werden. Das Dach, auf höheren Befehl nicht mit Stroh, sondern mit Schindeln gedeckt, wird ganz wohl von solchen Mauern getragen, so lange diese nicht unterweicht werden. Sobald Wasser hinzutritt, wird aus den Mauern unten eine nachgiebige Kothmasse, das schwere Dach quetscht sie und sinkt so allmälig nieder — bei Wassersgefahr leider in das grausame Element.

Dieses die Ursache des traurigen Ruins so vieler Wohnstätten und des Todes noch ungezählter Hunderte von Menschenleben! —

Als Szegedin noch stand, hatte es drei Stadttheile: Obere Stadt oder Palanka, der höchste Theil, Untere Stadt und Rochusstadt; Neu-Szegedin liegt jenseits der Theiß und ist durch eine Schiffbrücke mit dem alten verbunden. Dort haben österreichische Soldaten einen Wald gepflanzt, welcher der Lieblings- und Vergnügungsort wurde. Durch die weit- und breitgestreckten Straßen der Stadt tummelten sich die leichten, eleganten Wagen der Aristokratie, die Bauernwagen mit Drei- und Viergespann in der Breite, die vornehmen Reiter und jene Hirten der großen Waide hoch zu Rosse, und selbstverständlich hatte hier die Ausfuhr von Lebensmitteln und Einfuhr von Industrieartikeln, der gesammte Handel seinen Hauptpunkt.

An der Regulirung der Theiß, d. h. der Einbettung des weite Strecken versumpfenden Stromes, dem Schutz gegen die reichlich zusammenströmenden Gewässer mittelst meilenlangen Dämmen wurde seit Jahren gearbeitet und dieß trug zum lebhafteren Verkehr in der Stadt bei, nach welcher zudem zwei Eisenbahnen führen, die österreichisch-ungarische Staatsbahn, welche nach Siebenbürgen leitet, und die Alföldbahn, welche zunächst dem Adriahafen Fiumes ihren Ausgangspunkt hat.

II.

Die Schreckenstage Szegedins.

Die ungeheuren Schneemassen des Winters, welche in den siebenbürgischen Bergen angehäuft waren und die der Vorfrühling in's Schmelzen brachte, daß sie sich in die Marosch ergossen, deren Fluten der Theiß zugehen; die Regengüsse, welche mit den schmelzenden Schneemassen der Karpathen von der galizischen Grenze ab die Theiß ungewöhnlich füllten, und welche wieder nicht rasch genug in die hochgehenden Wogen der Donau die ihren absetzen konnte, bildeten zusammen die Ursache einer Katastrophe, welche wochenlang Verderben drohte, mit Beginn des März täglich gefahrbringender wurde und trotz aller rastlosen Menschenarbeit schließlich doch die Stadt Szegedin verheerte, man kann beinahe sagen, vernichtete!

Die Theißregulirung war seit Jahrzehnten in Angriff genommen, und wo man nicht direkt den Lauf einengen konnte, hat man Dämme gegen das Weiterdringen der Inundation aufgeführt. Ebenso mußten die Dämme zweier Eisenbahnen berücksichtigt werden, und theils war mit diesen zu rechnen, theils galt es wieder gegen dieselben zu arbeiten.

Seit Jahren wurden wohl Stimmen laut, welche meinten, die Dämme, von heimischen Ingenieuren angelegt, entsprächen dem Zwecke keineswegs, wären im Gegentheil noch eine neue Gefahr; aber man wollte ihnen keinen Glauben beimessen. Nunmehr wuchsen die Fluten an sämmtlichen Dämmen, welche um die Stadt Szegedin in weiteren und näheren Distanzen förmlich ein Netz bilden, und ein Durchbruch ward noch wahrscheinlicher als ein Ueberfluten.

Die Stadt bat um Hülfe und solche ward ihr mittelst militärischer Arbeitskräfte reichlich geleistet. Aber in der Nacht vom 11. zum 12. März erhob sich der Wind zum Orkan, er trieb die Wellen stoßweise an die Dämme, er peitschte sie mehrere Meter hoch, daß sie die Dämme übersprangen, und so war das furchtbare Unglück geschehen! Der wichtige Persovaer Querdamm brach zuerst, es war kein Halten und Repariren mehr möglich, denn die nächstgelegene Höhe drängte die einbrechenden Wasser; es unterlag dem Anprall der Damm der Fiumebahn, es unterlagen sodann andere Striche, und das Wasser in Szegedin wuchs zusehends, leckte an den Häusern empor, strich endlich durch die Fenster, überflutete Straßen bis zu den Dächern und selbst über diese. Szegedin versank allmälig.

Die Pionniere in den herbeigebrachten Pontons retteten, wo sie konnten, Dampfboote fuhren so weit wie möglich vor, Kähne wurden allmälig gebracht, bemannt, doch die schreckliche Nacht hatte das Entsetzlichste bereits verrichtet.

Es ist selbstverständlich, daß kein Beleuchten möglich war und nur hie und da eine Fackel in die Nacht flammte. Auf die Bäume retteten sich die Menschen, auf Dächern und Mauertrümmern suchten Greise, Weiber und Kinder die letzte Zuflucht. Die schweren Dächer sanken auf den erweichten Lehm und senkten sich oder stürzten plötzlich in das Wasser hinein. Ein Gewirre von früher wohlgeschützter Habe trieb in den schmutzigen, trüben Wellen herum. Der anbrechende Tag brachte erst einen Ueberblick über das Unglück.

Seit vierzig Jahren, seitdem die Städte Pest-Ofen von der ungeheuren Donauüberschwemmung verwüstet wurden, 1838, war ein solches Unglück nicht vorgekommen, jetzt wiederholten sich alle Greuel, welche von der älteren Generation einst erlebt und erzählt wurden.

Mit dem Nothdürftigsten aus reichlicher oder zulänglicher Habe hatten sich Tausende auf Dammtheile geflüchtet. Man hatte Flöße, aus Hausgeräthen zusammengezimmert, zusammengebunden; glücklich, wer auf solchen sich bergen konnte, — im Kampfe um das Dasein mußte manche krampfhafte Hand von dem letzten Nothbrette abgestoßen werden, daß der Stärkere überlebe und nicht auch in's Verderben rettungslos gezogen werde!

Das Mitleid mit Szegedin regt sich in ganz Europa, ja darüber hinaus. Einzelne Retter haben in der Wassersgefahr mit eigner Hand Außerordentliches geleistet, das wackere Militär, die freiwillig Herbeigeeilten sind des höchsten Ruhmes werth. Brod wurde für die Geretteten bald reichlich herbeigebracht — Alles regte sich, um zu helfen, und regt sich noch.

Kaiser Franz Joseph eilte von Wien herbei, um Trost zuzusprechen und von nöthiger Hülfe sich persönlich zu überzeugen. Auf die Tage des 16. März u. s. w. kommen wir noch in Bild und Wort zu sprechen. Das Unglück hat keine Nationalität, Alles schweigt, wenn der Nothschrei ertönt, nur nicht die Zusicherung der Hülfe und die Stimme des Mitleids. Szegedin war, — ein neues, besseres wird sein!

Für das Album.

Von **Wilhelm Emmer.**

Geht dir dein Rock in Stücken, so mach' ihn wieder dicht;
Und was sich geistig trennen will, das flicke nicht!

*

Wenn Zwei nur auseinanderstehn,
Wie bald trennt sie der Steg;
Wenn Zwei sich nur entgegengehn,
Wie kurz ist da der Weg!

*

Behalt' dein Ziel im Auge stets
Im bittern Ernst, im süßen Spiel;
Und jeder Vor- und Rückschritt sei
Ein Schritt zu deinem Ziel!

*

Von einer edeln Traube nur
Schenkt man den edeln Wein;
Und was der Dichter selbst nicht ist,
Das kann auch sein Gedicht nicht sein.

Anagramm.

Nimm aus Schiller's Werken einen Helden,
Nur ein Zeichen änd're, und alsbald
Wird das neu entstand'ne Wort dir melden
Eine Farbe, eine Frau'ngestalt.
Füge dann das erst verdrängte Zeichen
Vor dem zweitgewählten wieder ein,
Und du siehst die Poesie entweichen,
Die Alltäglichkeit wird vor dir sein.

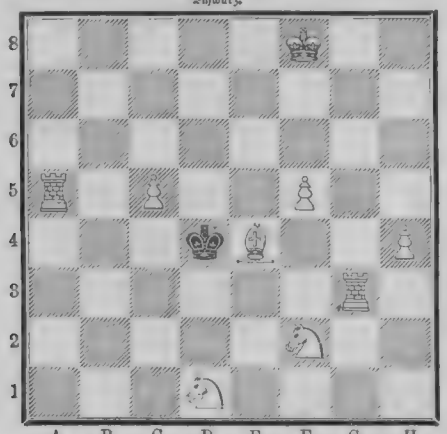
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 27.

Aus dem Pariser Problemturnier. Motto. „Respice finem".

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Obwohl in dieser Aufgabe der schwarze König auf sich allein angewiesen ist, so kann Weiß doch nur einen Weg einschlagen, um ihn im dritten Zuge matt zu setzen.

Auflösung der Aufgabe Nro. 23:

Weiß.	Schwarz.
1) T. C 3 — C 1	1) S. D 2 nimmt F 3.
2) T. C 1 — F 1	2) Beliebig.
3) L. setzt Matt.	

(Andere Varianten leicht.)

Mit dieser Nummer wurde ausgegeben Nummer 28 und Heft 13 des siebenten Jahrgangs der

Deutschen Roman-Bibliothek

zu

„Ueber Land und Meer".

Preis in wöchentlichen Nummern von ca. 4 Bogen	Preis in 14tägigen Heften von ca. 8 Bogen
nur 2 Mark pro Quartal,	**nur 35 Pfg. pro Heft.**

Die bis jetzt erschienenen Nummern enthalten neben einem reichhaltigen Feuilleton:

„Die Heirath des Herrn von Waldenberg". Roman von . . . **Hans Hopfen.**
„Holzwegtraum". Ein Sommernachtsgedicht von **Wilhelm Jensen.**
„Sühne und Segen". Sozialer Roman von **Gregor Samarow.**
„Die Seelen der Hellas". Roman von **E. von Dincklage.**
„Der Amuletmann". Roman von . . . **Mariam Tenger.**
„Murillo". Ein Lied vom Guadalquivir von . **Ernst Eckstein.**
„Die Herrin von Zbichstein". Roman von . . **Fr. Henkel.**

Soeben hat darin neu begonnen:

Gräfin Ruth.

Roman von

Emile Erhard.

In das Abonnement auf die „Deutsche Roman-Bibliothek" kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dieß am besten bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt,** von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern können vollständig nachgeliefert werden.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Briefmappe.

Hrn. Dr. Alex. M. in A. In der Reclam'schen Universalbibliothek finden Sie sämmtliche von Ihnen genannten Schriftsteller vertreten und die Anlegung einer Klassikerbibliothek zu außerordentlich billigem Preise ermöglicht.

Lubeckerin. Wir danken für Ihre Erklärung des Wortes Postschweden, wornach die Schweden während des dreißigjähr. Kriegs durch Dragoner eine Art Postdienst zwischen dem Hauptquartier und den übrigen Truppen unterhielten, denen man wohl auch Privatbriefe mitgegeben habe.

Abonnent D. H. in München. Fragen, welche jenes Gebiet des menschlichen Lebens berühren, können nur auf dem Wege der Privatkorrespondenz mit unserem ärztlichen Mitarbeiter Erledigung finden.

Hrn. P. Bürger. Man muß von einem Buch nicht Alles verlangen. Billig und doch größerer Druck als die gewöhnlichen Ausgaben, das ist neben des Papieres nicht möglich. Da wird wohl nur die zweibändige Ausgabe von 1870 (Cotta) 4 ℳ 50 ₰ die richtige sein.

Hrn. F. L. in D. Ihr Brief blieb nicht unbeantwortet, sehen Sie nur nach.

Frau M. de P. . . . in Paris. Betupfen Sie die Warzen vier Wochen lang täglich morgens mit konzentrirter Salpetersäure (sogen. Höllenstein), schonen Sie aber dabei die benachbarte Haut und lassen Sie einen Tropfen jeden Tag in die Warze eintrocknen. Nach einigen Wochen wird dieselbe verschwunden sein.

Cäsar in Arkopolis. A. Baer, J. Baer & C., J. Baur, L. Bihr, Fr. Brewer, E. Jean-Fontaine.

Hrn. L. Schr. in Weiß. L'interprete erscheint in Edenkoben.

Hrn. Sch. in Köln. Ein besonderes Buch über F. kennen wir nicht.

Hrn. R. O. in Straßburg. Die angefragten Pillen sind uns nicht bekannt.

Langjähriger Abonn. in Königsb. Mich ist richtig.

Hrn. J. A. P. in D. Noch nicht druckreif. Die Theaterschule in Leipzig.

Hrn. E. L. in Altona. Der Begriff Hämorrhoidalleidende ist ein so ausgedehnter und zeigt so mannigfache Krankheitserscheinungen, daß wir auf die Anfrage „Was kann man gegen Hämorrhoidalleiden thun?" wenn wir Ihnen nicht eine große medizinische Abhandlung schreiben wollen, in Kürze nicht zufriedenstellend antworten können. Jedes Konversationslexikon gibt Ihnen übrigens die genügende Auskunft.

Hrn. H. A. in Pr. Wir werden die beiden Aufsätze unserem Mitarbeiter in diesem Fache zur Mittheilung übergeben. Das findet sich meist, daß man dann das Wetter voraussagen kann. Donner läßt sich allerdings verwenden.

Hrn. H. S. in Gießen. Das beste Mittel, um den Brustkasten auszudehnen, sind geeignete Turnübungen, andere Mittel zur Beförderung des Wachsthums gibt es nicht.

Hrn. Maj. v. L. in A. Die kürzlich berührte Frage wegen der 101 Schüsse, die wir auf Napoleon zurückführten, wird eben in dem Berl. Börsencourier dahin erklärt: Der sogenannte Königssalut (101 Schüsse) soll in folgenden historischen Momenten seinen Ursprung haben: Als Kaiser Maximilian I. einst siegreich in Augsburg einzog, sollten 100 Kanonenschüsse ihm zu Ehren abgefeuert werden. Dieß geschah auch, der Kanonenmeister wußte aber zuletzt nicht, ob er sich im Zählen geirrt habe oder nicht, und um ganz sicher zu sein, ließ er das Geschütz noch einmal feuern. Von Augsburg zog dann der Kaiser nach Nürnberg. Auch diese Stadt wollte die neue Begrüßung anwenden; um aber der Stadt Augsburg nicht nachzustehen, welche einen Schuß, wenn auch irrthümlich, als Zugabe erhielt hatte, feuerte auch sie 101 Kanonenschüsse ab, und so erhielt sich dieser Gebrauch, dem man dann den Namen „Königssalut" beilegte, bis auf die heutige Zeit. Andere Historiker leiten aber die Zahl 101 von dem altdeutschen Gebrauche ab, zu Allem 1 zuzugeben, ein Brauch, der sich auch im deutschen Rechte und beim Handel erhalten hat.

Dem Abonnenten in Bozen. Wir haben schon mehrere Male mitgetheilt, daß wir derartige Anfragen in der Briefmappe nicht öffentlich beantworten können.

Fr. A. B. in Memel. Dank. Von wem das Gedicht: „Wunder gehn die Schmerzen, wie die Wonne" weiß vielleicht einer unserer Leser.

Frl. C. Zo in Triest. Gegen derartige Hautkrankheiten kann nur ein geeignetes Mittel von Seiten eines Arztes, welcher das Leiden untersucht hat, empfohlen werden.

Hrn. C. K. in G. Was mit den alten Briefmarken en masse gemacht wird, ist uns unbekannt; wir kennen nur die Anlegung von Albums. Vielleicht kann Ihnen die Briefmarkenzeitung in Dresden Auskunft geben. Mit Ihnen scheint es eine Fabel zu sein.

Hrn. Lothar in Ungarn. Nach Allem, was Sie mittheilen, leidet Ihr Sohn an Strophulose. Die krummen Beine könnten, falls derselbe sich in der Wachsthumsperiode befindet, durch eine geeignete orthopädische Maschine wohl wieder gerade gerichtet werden. Gegen Ausschläge aus den Ohren empfehlen sich Einspritzungen von Zinklösung, 1 Gramm auf 50 Gramm Wasser dreimal täglich einzuspritzen.

Hrn. R. B. in Bern. Wir verweisen Sie auf unsere jüngst erlassene Ankündigung, wornach der zweite Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek", solange der kleine Vorrath noch ausreicht, von unseren Abonnenten zu sehr ermäßigtem Preis bezogen werden kann, und zwar komplet in zwei Bänden broschirt für nur 3 ℳ, fein gebunden in zwei Bänden für 7 ℳ. Wenn Sie sofort bestellen, kann Ihnen dieser Jahrgang noch zu diesem Ausnahmspreis geliefert werden.

Hrn. H. S. in Warschau. 1) Um Weinen die Nachgährung zu nehmen, ist es gut, denselben etwas Salicylsäure zuzusetzen. 2) Bei Kindern sind Klystiere rathsamer als Abführmittel.

Hrn. G. A. R. in Sp. Deutsche Studienblätter. Leipzig, Webel.

Hrn. H. Th. in Kob. Waldch. nur von waschen. Es knüpft sich eine tragische Geschichte daran, deren wir uns aber nicht deutlich genug entsinnen.

Hrn. E. M. B. 1733. Das Hinaufziehen kalten Wassers durch die Nase kann unter Umständen auf die untere Fläche des Gehirns entzündend einwirken, weil durch die sogenannten Siebzellen das Gehirn mit dem oberen Nasenraum in Verbindung steht.

Langjähr. Abonnent in Schwsk. Nein, dann hat er nicht das Recht. Er müßte mindestens die abschiedsgebühren bezahlen.

Alte treue Abonnentin Lucie. Otto, Franz, Grammatik mit Konversationsübungen. Heidelberg, Groß.

Hrn. Wilhelm T. in Eschbach. Ob gegen Drüsenleiden Einspritzungen von Alkohol rathsam sind oder nicht, kann ohne persönliche Untersuchung nicht endgültig entschieden werden.

Zwei unerfahrene Schwabinnen. Die jüngere Dame der älteren, die bekanntere der fremderen, die niederersitzende der höhersitzenden, den Herren der Dame und dann umgekehrt.

Frl. M. H. in G. Ungarisches Bitterwasser, und zwar das Königsbitterwasser von Maltoni, wird Ihnen gute Dienste leisten.

Hrn. W. D. in Br. Mit den Ärzten läßt sich leider Ihr Wunsch nicht erfüllen. Ihren Wunsch wegen Lackschuhen werden wir zu erfüllen suchen.

Hrn. E. H. in Budapest. Mit dem Rhythmus haperts gewaltig, sonst hübsch.

Hrn. Moritz D. in München. Der Genuß starken schwarzen Kaffees ist allerdings ein sehr gutes Mittel, um die Neigung zum Schlafen zu bekämpfen. Da aber überhaupt dieses Genußgemarbeiten gegen die Natur schädlich ist, sehen wir uns nicht veranlaßt, Ihnen ein noch kräftigeres Mittel zur Unterdrückung des Schlafes anzurathen.

Hrn. Bankier O. Die Prämiengabe „Die Wandermappe", ein Künstler- und Familienalbum, können Sie auch jetzt noch zum Ausnahmspreise von 18 ℳ beziehen.

Hrn. M. R. in F. Wir müssen zwischen Schwerem und Leichtem abwechseln.

Langjähriger Abonnent in Kiel. Das einzige Mittel gegen Trunksucht ist der energische Wille des Leidenden oder die Verbringung desselben in eine Anstalt für Nervenleidende, woselbst dem Patienten das Uebel allmälig in rationeller Weise abgewöhnt wird. Zu Neu-Schöneberg bei Berlin besteht sich eine solche Anstalt.

Hrn. A. S. in Gore. An das literar. Bureau für Heerwesen und Marine, Berlin, Wilhelmstraße 2.

Frl. Marie M. in G. Wenden Sie sich an einen der Züricher Professoren der Medizin.

Hrn. Julius B. in Tondern. Ob ein Herzleiden heilbar ist oder nicht, kann nur durch persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes die richtige Beantwortung haben, auf Grund brieflicher Schilderung von Seiten des Patienten ist dieß unmöglich.

Hrn. H. H. Die Begriffe in den Sylbenräthsel sind nicht scharf genug präzisirt.

Hrn. Sch.-G. in London. Dürfte in Deutschland doch wenig Interesse haben.

Abonnent in Ellwangen. Die sogenannten Wurmzeltchen, welche Kindern zur Abtreibung von Spulwürmern verabreicht werden, enthalten Santonin, ein Mittel, welches in großen Dosen unverdaulich für den menschlichen Organismus ist. Wenn Sie sich die Ueberzeugung verschaffen können, daß jedes der benutzten Wurmzeltchen gegen 6 Centigramm Santonin enthält und Sie mehrere Tage hindurch dem Kinde ein Zeltchen verabreichen, sowie hierauf ein Abführmittel, am besten ein vom Arzte zu verordnendes Calomelpulver geben, so werden Sie das Thier ertödten, ohne dem Kinde zu schaden.

Hrn. Sch. in B. Vörter und nieder Bairie ich doch schwer reimen.

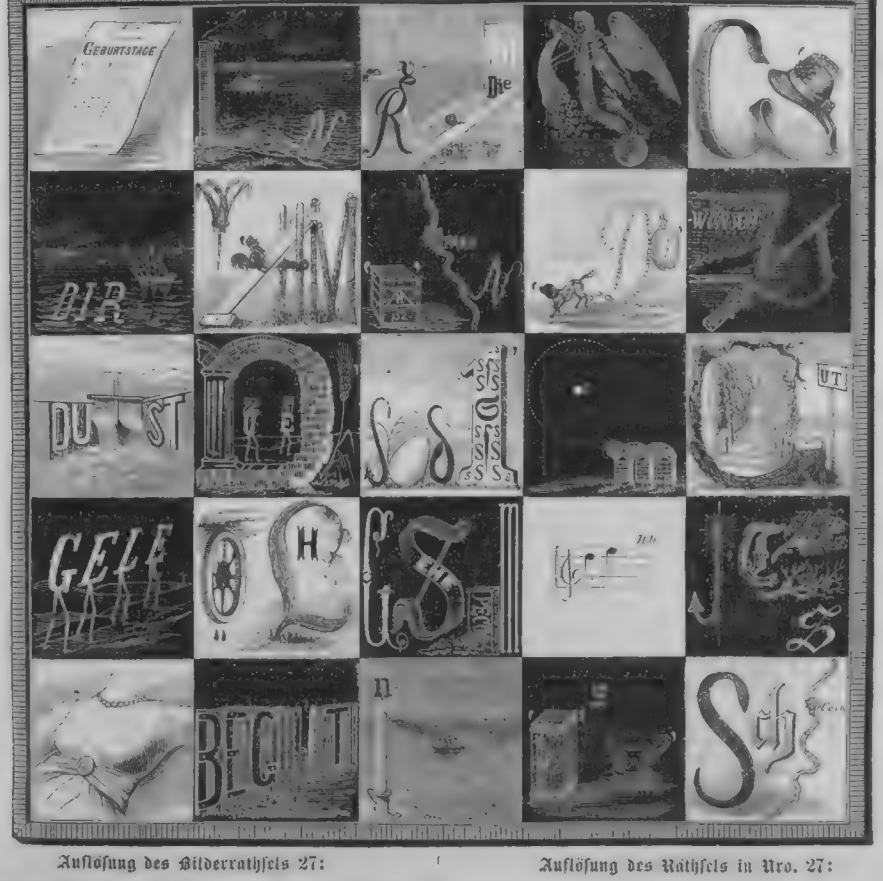
Hrn. H. F. in Brieng. Ist berücksichtigt.

Abonnent in Breslau. Schulz, Adreßbuch des deutschen Buchhandels. Leipzig, Schulz.

Hrn. Hrnm. von B. in End. Das sogenannte Steinbacher'sche Rattenvertilgungsverfahren beruht auf einer rationellen Kalkwasserkur und ist in vielen Fällen besonders bei tuberösen Leiden empfehlenswerth. Der Erfinder, dessen Methode, Dr. Steinbacher unter dessen Namen; eine bezügliche Anstalt in Buchthal bei München errichtet, ist schon lange gestorben und wird die betr. Anstalt von den Erben des genannten Arztes weiter geführt und in den Heilungen nimmt noch als unter dessen Leitung bestehend angepriesen. Es ist meist gut, wenn ein Arzt mit einer Kalkwasserkur ohne ärztliche Kontrole unterzieht.

R. in Olb. In Erklärung Pöschwörde vor Antwort Abend doch etwas gesucht. Eine Aufzeichnung würde zu weit führen. Jede Buchhandlung verschafft Ihnen ein Verzeichniß.

Rösselsprung Nro. 9 und Bilderräthsel 28.



Auflösung des Bilderräthsels 27:

Wenn der Brunnen trocken ist, schätzt man den Werth des Wassers.

Auflösung des Räthsels in Nro. 27:

Bleibtreu.

F. N. Nro. 20 in Prag. Das betr. Instrument können Sie bei jedem Sacker kaufen.

Hrn. C. M. in Köln. Die Einjährig-Freiwilligen sind seit 1868 in Württemberg gesetzlich eingeführt.

Hrn. R. B. in Bromberg. Die schlimmen Folgen der erwähnten Verirrungen sind allerdings zu beklagen, jedoch warnen wir Sie vor den schlimmen Einflüssen der bezüglichen Literatur. Werden Sie sich dieserhalb durch unsere Vermittlung auf dem Wege der Privatkorrespondenz an unsern ärztlichen Mitarbeiter.

Hrn. L. A. in Karlsr. Sie wünschen nachträglich noch in den Besitz des zu einem früheren Jahrgange unseres Journals gehörenen Prämienbildes „Der deutsche Kaiser und seine Heerführer", nach dem Gemälde von F. Kaiser in Photographiedruck von J. Albert in München, zu gelangen. Die Expedition von „Ueber Land und Meer" ist bereit, es Ihnen zum Prämienpreis von 2 ℳ 50 ₰ und 50 ₰ für Porto direkt per Post franko zu übersenden.

Frau Bertha L. in Bischofszell. Gegen das unangenehme Vorkommniß der rothen Nase bei kalter Witterung gibt es kein weiteres Mittel, als das Bedecken des betreffenden Organes vor Kälte durch Einhüllen in warme Tücher.

Hrn. Adolph v. S. in H. Die G. sind ursprünglich Landsmannschaften, die B. ist eine allgemeine Verb.

Hrn. L. S. in C. 1. Siehe H. Hein, Das Trocknen und Färben der Blumen. Weimar, Voigt. 2. S. oben 3. Durch eine Briefmarkenhandlung, wie sie in jeder Stadt sind.

Hrn. A. M. in S. Gegen Luftstörung im Magen hat sich das Einnehmen von Kohlenpulver gut bewährt. Wir rathen Ihnen, täglich dreimal einen Theelöffel voll pulv. carb. tilias einzunehmen.

Hrn. C. S. in Elberf. Vulcanised fibre Company at Wilmington Del., Vereinigte Staaten.

Hrn. J. D. van D. in Haarlem. Ob schiefgewachsene Vorderzähne, um das Gebiß richtig zu stellen, ausgezogen werden müssen, kann nur ein tüchtiger Zahnarzt, welcher den Mund untersuchen kann, persönlich beurtheilen.

Susanne S. in Stettin. Nur zwei Namen für denselben Fisch.

C. in Koschmin. Frl. Anna Braetz in Altona. Gambetinus in Romneburg. Hrn. Em. Krakowsky in Lett. Frl. Johanna Littmann in Rielenburg. Frl. A. S. in Wien. Hrn. C. H. in Dalwik. Frl. Lina Gebhardt in Luzern. Richtig.

Dem Unzufriedenen in Gr.-Glg. diene zur Nachricht, daß das Bötger'sche Depilatorium sein Haarvertilgungsmittel, sondern ein Haarentfernungsmittel ist und als solches empfohlen wurde. Zerstören der Haarwurzeln wäre ein Eingriff in die Natur und könnte, unter welcher Form solches auch vorgenommen würde, für den Organismus schädliche Folgen haben. Gerade der Umstand, daß das Depilatorium durchaus die Haut nicht reizt und nicht brennt, sondern gleich einem Rasirmesser sofort die Haare auflöst und unsichtbar macht, ist der große Vortheil des Präparates.

Hrn. H. W. in Wien. Flügel, Englisches Wörterbuch, Leipzig, Brockhaus. Sachs, Franz. Wörterbuch (die große oder die kleine Ausgabe).

M. Phonograph. Sie müssen sich an ein Patentbureau wenden, z. B. Wirth & Comp. in Frankfurt a. M.

P. in M. Wir haben Ihre Frage nicht erhalten.

Fr. D. B. in St. Eine besondere Monographie über T. haben wir nicht auffinden können. Sie müssen sich an Ihren Buchhändler wenden, daß er Ihnen ein Buch über Pilze sendet; oder ziehen Sie sich mit einem Delikatessenhändler Berlins oder Wiens in Verbindung.

Hrn. Revierf. E. in L. An diesem unwaidmännischen Jagdstück würde wohl Niemand eine Freude haben.

Hrn. L. C. in D. (Col. Amer.) Verschwindender Thor hat keinen Sinn, wird also auch von keinem bekannten Dichter sein. Woher „amerikan. Duell" seinen Namen hat, ist uns unbekannt; Amerikaner haben die Abstammung von ihrem Lande perhorreszirt. — Allerdings hatte man damals nur röm. Zahlen.

Pr. A. lebt nicht mehr.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

NOW READY, NO. 8 OF THE YEAR 1879 OF

Hallberger's Illustrated Magazine

FOUNDED BY F. FREILIGRATH. CONDUCTED BY MISS HOWARD.

PUBLISHED SEMI-MONTHLY. PRICE 50 PFENNIGS.

Subscriptions are received by all Booksellers and Post Offices.

On application, No. 1 will be sent to any Person for inspection by any respectable Bookseller.

Upon receipt of fifty Pfennigs in postage stamps, the publisher is prepared to forward the first number for '79 as sample-copy, free to any address.

Stuttgart: Eduard Hallberger.

Neues Kunst-Prachtwerk in billigen Lieferungen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Verlag von Paul Neff in Stuttgart. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ausgabe für Katholiken: Erläuternder Bibeltext nach Allioli.

Evangelische Ausgabe: Erläuternder Bibeltext nach Luther.

Zuerst erscheint Das Alte Testament in 25 Lieferungen à 2 Blatt mit Text.

Größe der Bilder: 46½ Cm. Höhe 34½ Cm. Breite.

Preis der Lieferung: 1 M. 50 Pf. 2 Srs. 90 Kr. Ö. W.

Die erste Lieferung erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Die „Goldene Bibel" beabsichtigt die Meisterwerke der Malerei, welchen ein biblischer Stoff zu Grunde liegt, in den berühmtesten, ihnen die Entstehung verdankenden Arbeiten des Kupferstichs zu vereinigen und so ein großartiges Bibelwerk herzustellen, welches nicht dem Genie eines einzigen Künstlers entsprungen ist, sondern zu welchem die größten Meister der Jahrhunderte, Jeder sein Bestes, seine Meisterleistung, beigetragen haben. – Ausführlicher Prospect gratis.

Heilanstalt,

vom Staate konzessionirt, für hartnäckige Leiden, insbesondere Rheumatismus, Haut-, Unterleibskr., Schwächezustände. Nervenzerrüttungen. Auch brieflich. Prospekte über die sehr günstigen Erfolge gratis. Dirigirender Arzt Dr. Rosenfeld, Friedrichstr. 189, in Berlin. 569

Nervenkranke

u. Rückenmarksleidende finden jederzeit Aufnahme in meiner Villa zu Beuel bei Bonn a. Rhein, Stat. d. rechtsrhein. Bahn. Elektrotherapie, alle Bäder.

500 Dr. Erlenmeyer.

Erst Heilung — dann Bezahlung!

Flechtenkranke 551

werden in C. Möllhoff's Kurpensionat in Schwerin in Mecklbg. schnell und gefahrlos geheilt. Der Erfolg ist so sicher, daß Kurkosten nur erst nach vollständiger Heilung beansprucht werden. Mein Flechtenheilsystem dürfte in Europa das einzige sein, durch welches dauernde Heilung erzielt wird. In geeigneten Fällen auch brieflich Behandlung. Näheres durch Prospekte.

Bei der Auswahl unter den Bitterwässern verdient nach dem Urtheil der bedeutendsten ärztlichen Autoritäten, wie Geh.-Rath Prof. Dr. Frerichs, seiner milderen, die Verdauungsorgane nie angreifenden und nachhaltigeren Wirkung wegen das natürliche

Friedrichshaller

Bitterwasser den Vorzug. Es heilt Verstopfung, Trägheit d. Verdauung, Verschleimung, Hämorrhoiden, Magen- u. Darmkatarrh, Frauenkrankheiten, Verstimmung, Gicht, Blutwallung etc. 563

Brunnendirektion C. Oppel & Co., Friedrichshall bei Hildburghausen.

Norddeutscher Lloyd.

Kaiserlich deutsche Postdampfschifffahrt.

I. Zwischen Bremen und New-York, ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen jeden Sonntag von Southampton jeden Dienstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag Abend nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.

Directe Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.

Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und Baltimore.

Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs, von Baltimore Donnerstags.

III. Zwischen Bremen und New-Orleans, via Havre und Havanna.

Von September bis April ein oder zwei Mal monatlich.

IV. Zwischen Bremen und Bahia und Rio de Janeiro, via Antwerpen und Lissabon.

Von Bremen am 10., von Antwerpen am 15. jedes Monats.

V. Zwischen Bremen und Montevideo und Buenos-Ayres, via Antwerpen direkt.

Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1. jedes Monats. 279

Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

Zum Rohstärken!

Stärkeglanz-Präparat von Julius Rahte Herzberg a. Harz

verleiht der Wäsche dauernde Steifheit und starken Glanz, vereinfacht das Stärken und Bügeln. Laut Attest eines amtl. beeidigten Chemikers enthält dasselbe keine dem Gewerbe schädliche Substanzen. — Viele Anerkennungsschreiben geachteter Wäschefabriken, Waschereien und Privatleute verbürgen die vortrefflichen Eigenschaften des Präparats. Preis 4 Packete 3 ℳ, 1 Packet 1 ℳ, 1½ P. 50 ₰. — Gebr.-Anweisung gratis. — Versandt gegen Nachnahme. — Einzahlung oder Briefmarken. 561

Händlern gebe lohnenden Rabatt.

Für Gartenbesitzer etc.

Karl Schließmann,

Hoflieferant, Gartenetablissement, Spalier- und Jalousieenfabrik

in Castel-Mainz.

Export nach Belgien, England, Finnland, Holland, Italien, Oesterreich, Russland, Schweiz etc.

Gartenbesitzer, welche die Verschönerung und Ausstaffirung ihres Gartens beabsichtigen, belieben sich mein illustrirtes Preisverzeichniß (franko und gratis) zu bestellen. 583

R. Maschke's Kanarienvögel

(St. Andreasberg im Harz) sind bei sehr genauen unübertroffenen Einrichtungen das ganze Jahr durch von vorzüglichem Gesange. 484

Das Berliner Militär-Pädagogium bereitet für alle Militäreramina schnell u. sicher vor. Vorzügliche Erfolge. Gute Pensionen. P. Killisch, Dir. u. Lieut., Berlin W., Leipziger-Str. 115.

Der Doktor-Titel

(von verschied. guten ausl. Universitäten) wird diskret u. reell vermittelt. Adresse: W. Ball, London, S. E. 16. Dennett-Grove, Dennets Road, Peckham. 554

Gesichts-Haare

zu entfernen bei Damen, neuestes Präparat, giftfrei und ganz unschädlich, greift bloß die Haare an und zeigt nicht die zarteste Haut. 2 Mark 50 Pf. in Briefmarken einsenden, erfolgt franko Zusendung, auch postlagernd.

Römhild i. Thüringen.

336 J. Mollmanner, Apotheker.

Die besten Oelfarbendruck-Gemälde liefert d. Oelfarbendruck-Verein „Concordia", Berlin, Schützenstr. 63. III. Katal. grat. u. frko.

Die Meerschaum- u. Elfenbeinw.-Fabrik von C. W. Möller, Hofl., Berlin, Alexandrstr. 40, verk. mit geg. Einf. v. 50 Pf. in Marken aller Länder das große Musteralbum über Cigarrenspitzen, Stöcke, Pfeifen etc. franko nach allen Himmelsgegenden der Welt. 101

Einladung zur Subscription auf die zweite Auflage des Prachtwerkes

AEGYPTEN

IN BILD UND WORT

DARGESTELLT

VON

UNSEREN ERSTEN KÜNSTLERN

BESCHRIEBEN

VON

GEORG EBERS.

Von diesem mit so grossem und einstimmigem Beifall von der Kritik und dem Publikum aufgenommenen Prachtwerke, welches jetzt schon in einer *englischen*, *französischen*, *spanischen* und *italienischen Ausgabe* erscheint, ist bereits eine zweite Auflage nöthig geworden, noch ehe es in erster Auflage vollendet ist.

Diese zweite Auflage erscheint in ca. 20 Heften à 4 Mark, wovon alle 2—3 Wochen ein Heft ausgegeben wird, so dass sie zugleich mit der ersten Auflage noch vor Weihnachten dieses Jahres vollständig vorliegt.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen auf diese neue Auflage an und sendet auf Wunsch das soeben ausgegebene erste Heft zur Ansicht in's Haus.

Stuttgart. Die Verlagshandlung: Eduard Hallberger.

Urtheile der Presse:

National-Zeitung, Berlin. Eine Publikation, die der deutschen Literatur Ehre macht und in ihrer klassischen Gediegenheit die allgemeinste Aufmerksamkeit und Theilnahme verdient.

Frankfurter Zeitung. Selten ist bei einem Werke Alles so vereinigt, um Treffliches zu leisten, wie bei diesem. Der als Meister der Forschung und der poetischen Darstellung gleich berufene Aegyptologe Georg Ebers beschreibt das wunderbare Land in Schilderungen, die ebenso sehr der Wissbegierde als der poetischen Anregung Nahrung tragen, und die ersten Meister der Zeichenkunst illustriren das erzählende Wort mit trefflichen Bildern.

Rund, Bern. Die feine Ausstattung dieses Werkes, der Reichthum an interessanten und ausserst mannigfaltigen Illustrationen hervorragendster deutscher und ausländischer Künstler, der Name des Verfassers, welcher zu den populärsten Schriftstellern Deutschlands gehört, endlich das Interesse an dem behandelten Gegenstande, dem alten Pharaonenlande — alles das macht das Buch zu einem der schönsten und reichsten Festgeschenke.

Nachrichten, Dresden. Vergeblich wurde man Einschränkungen der Originalität der Bilder, Feinheit der xylographischen Ausführungen, sowie Druck und Papier ein Prachtwerk finden können, das zugleich literarisch einen so hohen Werth beanspruchen darf.

Prager Abendblatt. Wir können nur wiederholen, was wir schon früher einmal gesagt haben, dass nämlich das vorliegende Werk ein Prachtwerk in wahrem Sinne des Wortes ist, welches ebenso in literarischer Beziehung wie in Bezug auf künstlerische Ausstattung den ersten Zierden der literarisch-artistischen Produktion der Gegenwart beizuzählen ist.

Schwäbischer Merkur. Dieses schöne Werk über Aegypten, dessen reiche Illustrationen von den grossen Vollbildern bis zu den kleinsten Verzierungen vom feinsten Geschmack zeugen, und wozu der gelernte Kenner des Orients und feinsinnige Romanschreiber die Beschreibung liefert, gehört zum Reichsten und Schönsten, was je aus deutschen Offizinen hervorgegangen ist und das man nicht genug rühmen kann.

Triester Zeitung. Der Verleger hat mit Ebers' „Aegypten" unbedingt das schönste und interessanteste aller jetzt erscheinenden Lieferungswerke geschaffen.

In allen Buchhandlungen zu haben:

100 Polterabendscherze

wieselsein lesen. Zum Vortrage für einzelne Damen und Herren und zur Aufführung von mehreren Personen, von Alvensleben. Vierte Auflage. — 1 Mk. 50 Pf.

Louis le Petit. Der gern gesehene Gesellschafter, enthaltend 30 Taschenspieler-Kunststückchen, 20 Gesellschaftsspiele, 40 Räthsel, 12 humoristische Gedichte. Siebente Auflage. — 1 Mk. 25 Pf.

Der Mensch und sein Geschlecht

oder Belehrungen über körperliche Zustände, Fortpflanzung u. Entwickelung d. Menschen. Von Dr. Albrecht, Arzt in Hamburg. Vierzehnte Auflage. — 1 Mk. 50 Pf.

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Künstliche Brillanten,

prachtvolle Steine in echt Gold. Ringe zu Obst 15 ℳ, Ohrringe 10—15 ℳ, Knöpfchen 21 ℳ, empfiehlt Schröter, Goldarbeiter, Dresden, Jakobsstraße 16. — Illustr. Preiscourant franko. 465

Ein wissensch. geb. jung. Mann (Schrift-steller) sucht Engagement als Reisebegleiter, Hauslehr., Gesellsch., Erzieher einer oder zwei jung. Damen bes. Herren (auch geistig zurückgebliebenen) event. Privatsekretär. Off. gef. sub M. L. 502 „Invalidendank" Dresden erb.

An allen Buchhandlungen zu haben:

Knallerbsen

oder: Du sollst und musst lachen. Enthaltend 365 Anekdoten von Künstlern, Gelehrten, Friedrich dem Großen, Kaiser Wilhelm I. und vom Fürsten Bismarck.

Von F. Rabener. 20. Auflage. 1 Mark.

Anweisung zur Oelmalerei,

zur Fresko- und Aquarellmalerei, über Porträt- und Landschaftsmalerei, nebst 40 Geheimnissen für Zeichner und Maler. — Von Fr. Dietrich. Achte Auflage. Preis 2 ℳ.

Ernst, Buchhandlung in Quedlinburg.

Photographischer Apparat

für Dilettanten 36 Mark, für Landschafts- und Porträtaufnahmen mit genauer Anleitung.

Spektral-Apparat 299

für Belehrung zur Untersuchung von Nahrungsmitteln etc., komplet mit allem Zubehör und genauer Erklärung, 15 Mark.

Prospekt gratis, Anleitung nebst Probeöl 50 ₰.

J. Bischof, Lehrmittelanstalt, Berlin (N.), Oranienburgerstraße 75.

Die Direktion des Vereins dänischer Bienenwirthe

macht hiemit ergeb. bekannt, daß der Kgl. dän. Ob.-Lieutenant v. Frost, Ritt. m. Ord., zu Kolding, Dänemark, gütigst bereit ist, kleinere Quantitäten von seinem in Deutschland, Oesterreich u. Dänemark preisgekrönten „Walhalla-Meth"

Rekonvaleszenten, Brust- u. Steinleidenden zu übersenden. Atteste der betr. Aerzte werden nicht verlangt, jedoch erwünscht. Denselben stehen Proben zur Dispos. Für Unbemittelte gratis. 533 J. P. – F. Möller.

Über Land und Meer.

№ 29.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Ein ehrlicher Mann, Erzählung von Levin Schücking. — Bilder aus Szegedins Ueberschwemmung. — Das kaiserliche Paris, von Leo Warren. XI. Die Gesellschaft und die Salons, Fortsetzung. — Notizblätter. — Die kaiserliche Familie von Oesterreich. Das Neugeborene, Gemälde von W. A. Bouguereau. — Notre Dame des Flots, Novelle von Karl Frdm. Edler, Fortsetzung. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth, zweite Serie. XI. Neuere Fortschritte der Straßenbahnen. — Aus den Erinnerungsblättern des Freiherrn v. Nordkirch, zweite Serie. 2. Alois Hesele. — Aus Ebers' Aegypten Das Haus des Schech Sadat. — Die deutsche Reichsbank, von Erdmann Auer. II — Bilderräthsel 29. — Auflösung des Rösselsprungs Nro. 9 und Bilderräthsels 28. — Schach. — Auflösung des Anagramms in Nro. 28. — Briefmappe.

Illustrationen: Kaiser Franz Joseph mit den Ministern Tisza und Wenkheim bei der Szegediner Ueberschwemmung, von V. Katzler — Die Familie des Kaisers von Oesterreich, von V. Katzler — Das Neugeborene, Gemälde von W. A. Bouguereau. — Bilder von der Szegediner Ueberschwemmung, von L. E. Petrovits. — Aus dem Hause des Schech Sadat, von Franz Dillon, aus dem Prachtwerk „Aegypten" (Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart). — Bilder vom Soldatenball, von G. Krickel.

Kaiser Franz Joseph mit den Ministern Tisza und Wenkheim bei der Szegediner Ueberschwemmung. Originalzeichnung von V. Katzler. (S. 563.)

Ein ehrlicher Mann.

Erzählung

(Nachdruck verboten.)

von

Levin Schücking.

„I am too much in the Sun."
Hamlet.

I.

„Sie sind zu viel in der Sonne, Major!" sagte lachend ein wohlgenährter blonder Mann mit rosigem Gesicht, der etwas über dreißig Jahre haben mochte.

„An die Sonne habe ich mich in Indien gewöhnt, mein lieber Schliefen," antwortete trocken der Herr mit der stattlichen männlichen Gestalt und den ernsthaften Zügen, welcher ihm gegenüber am Fenster in einem Schaukelstuhle saß und sich langsam und kunstgerecht eine Cigarrette drehte.

„An die Sonne — und an die Tiger; nun ja. Aber, wissen Sie, gefährlich ist des Tigers Zahn, allein der schrecklichste der Schrecken, das ist — eine Leidenschaft, welche solch' ein leichtsinniger Mann wie Sie in solch' einem sonnigen Frauenherzen erweckt!"

„Sie thäten besser, wenn Sie Ihre schlechten Wortwitze unterdrückten, Schliefen, und statt dessen bessere Weine hier in die Sonne lieferten, als ihren chaptalisirten grünen Mosel- und ockergelben Rheinwein — weder rein, noch Wein! Sie sehen, es ist gefährlich für Sie, an der Klingklangschelle der Wortwitze die Schnur zu ziehen, das öde Instrument bimmelt dann fort!"

„Weßhalb soll es nicht?" entgegnete der jüngere Mann. „Nur zu! Wenn Sie aber auf meinen Mosel- oder Rheinwein schelten, so gestehen Sie ja dadurch selbst ein, daß Sie nicht um des Weines willen in die Sonne kommen!"

„Nein, nur um Ihrer Gesellschaft willen, Schliefen!" antwortete der Major mit seiner humoristischen Trockenheit.

„Nun ja, man weiß," versetzte ironisch lachend Schliefen. „Ich komme ja auch bloß um Ihretwillen hieher; denn wahrhaftig, wenn ich nicht sicher wäre, Major, hier täglich von Ihnen eine gute Tigergeschichte zu hören, ich hielte es in diesem langweiligen kleinen Städtlein gar nicht aus."

„Trotzdem daß Sie Ihren kranken Bruder hier zu pflegen haben?"

„Da ist viel zu pflegen! Für seine Pflege sorgt seine Haushälterin — besser als unsereins dieß versteht!"

„Wie steht es mit ihm?"

„Schlecht! Er wird es nicht gar lange mehr machen — es geht bergab, täglich mehr!"

Der jüngere Mann, der in der Fensternische stand und diesen desperaten Bericht gab, wendete sich doch dabei neugierig um und sah durch das Fenster auf den Marktplatz des Städtchens hinaus, auf den man aus dem kleinen Salon blickte.

Auch der Major hob vor seinem Fenster einen der kleinen weißen Vorhänge, welche die unteren Scheiben verhüllten. Es fuhr nämlich eben mit großem Gerassel der kleine Omnibus heran, welcher viermal täglich mit seinen soliden Radbeschlägen dem formidablen Pflaster trotzte und diese Leistung jedesmal durch ein furchtbares Gerassel der Welt verkündete. Er brachte dann von der Eisenbahnstation die Ankömmlinge derjenigen Züge, welche für Millfurth, eine kleine nordwestdeutsche Stadt nicht sehr weit von der Grenze Hollands, die Herablassung hatten, an seiner Station zu halten. Vor dem Gasthof zur Sonne zügelte der Kutscher die schönen, glänzenden Rappen, mit denen das Gefährt bespannt war.

„Ah," rief Schliefen aus, „sehen Sie einmal, Major, was die Sonnenrosse uns da für ein wunderhübsches Mädchen heranbringen!"

„In der That," versetzte der Major, „das ist eine anmuthige Erscheinung — wie anmuthig sie sich herausschwingt!"

Schliefen ging rasch, wie erregt, hinaus, um draußen auf dem Perron das schlanke, schwarzgekleidete junge Mädchen, das jetzt schon mit der in die Hausthüre getretenen Wirthin sprach, näher zu betrachten. Auch der Major folgte ihm; die Wirthin erwiederte seine Verbeugung mit einem lächelnden, sehr freundlichen Gruß; die Fremde warf unterdeß ihren eben gelüfteten Schleier vor Schliefen's sie anstarrenden Blicken über ihr rosiges Gesicht. Ein bisher unbeachtet gebliebener junger Mann, der jetzt ebenfalls aus dem Omnibus gestiegen war, stand mit einer sauber gestickten Reisetasche und ihren Schirmen hinter ihr. Sie schien sich rasch der Beobachtung entziehen zu wollen und trat in's Haus, wo die Wirthin sie in das von den beiden Herren eben verlassene Zimmer einzutreten bat; der fremde junge Mann folgte mit seiner Reisetasche, die Wirthin schloß die Thüre hinter ihnen und entfernte sich in's Innere, um dem Hausknecht, der sich eben mit Koffern belud, die betreffenden Zimmer aufzuschließen — der Major und Schliefen, auf dem Perron zurückbleibend, blickten sich hier ein wenig betroffen an.

„Wir sind ausgeschlossen!" sagte Schliefen, „und werden mit der großen Gaststube hier rechts vorlieb nehmen müssen . . . kommen Sie!"

„Hol' mir meinen Hut heraus, Heinrich!" befahl der Major dem eben aus der Gaststube kommenden Kellner. „Und Sie, Schliefen," setzte er hinzu, „gehen Sie heim und sehen Sie nach Ihrem kranken Bruder!"

Als Heinrich den Herren ihre Hüte aus dem Empfangszimmer gebracht hatte, schritt der Major die Stufen hinab und ging in seiner straffen militärischen Haltung festen Schrittes über den Platz seiner Wohnung zu. Schliefen stand noch eine Weile wie unschlüssig.

„Eine ehrliche Haut, dieser Tigermajor," flüsterte er dabei, ihm nachblickend. „Aber ich möchte wissen, wer das reizende Mädchen ist! Nun — die Sonne bringt es uns schon an den Tag!"

Damit ging auch er.

II.

In dem Empfangszimmer hatte unterdeß der junge Mann seinen Reisesack auf den Schaukelstuhl des Majors gesetzt, und sich dann zu der Fremden, die, wie ermüdet, in der Sophaecke Platz genommen, gewendet.

„Wir wären also am Ende unserer Fahrt, Fräulein," sagte er mit einer sehr wohltönenden Stimme, dabei mit der Hand durch das reichgelockte dunkle Haar über der Stirne fahrend, das jetzt, wo er den hellen Reisehut abgenommen, zu Tage kam. „Es waren für mich sehr glückliche Stunden, die, welche ich Ihnen im Coupé gegenüber sitzen durfte — und — und — dürfte ich jetzt, beim Abschiede — vielleicht ist es zudringlich und unbescheiden — ich möchte Ihnen nicht so erscheinen — aber wenn ich zur Erinnerung an diese Stunden, in denen Sie sich so freundlich meine Unterhaltung gefallen ließen, wenigstens Ihre Karte mit mir nehmen dürfte . . ."

„O sehr gern," sagte das junge Mädchen, ein Täschlein von Elfenbein hervorziehend und ihm daraus eine Karte reichend. Sie hatte ihren Schleier wieder zurückgeschlagen und sah ihm mit einer wie nachdenklichen Freundlichkeit aus ihren schönen dunklen Augen offen in's Gesicht. Dabei fuhr sie, während er einen Blick auf die Karte warf und die Namen „Aleide Tersteegen" las, fort: „Daß ich aus Breda komme, sagte ich Ihnen schon, denk' ich. Da wohnt meine Mutter. Und nun wissen Sie Alles. Und Sie — werden Sie längere Zeit hier im Orte bleiben?"

„Kaum," versetzte er. „Mein ganzes Geschäft hier besteht darin, einige Erkundigungen einzuziehen — Erkundigungen über die Verhältnisse eines Mannes, der meinen Vater durch einen, wie dieser behauptet, schwindelhaften Bankerott um ein gut Theil seines mühsam erworbenen Vermögens gebracht hat — es ist solch' eine Nachforschung nicht gerade angenehmer Art — aber was wollen Sie, mein Vater hat es mir einmal aufgetragen . . ."

„Und Sie sind ein guter Sohn," fiel sie lächelnd ein. „Können Sie denn die Verhältnisse des Mannes, durch den Sie einmal zu Schaden kamen, jetzt noch interessiren?"

„O doch, ohne Zweifel. Wir haben nur zehn Prozent unserer Forderung erhalten, können also immer noch den Rest verlangen, falls der betreffende Schuldner wieder zu Vermögen kommt. Und da dieß in der That — durch eine Erbschaft, ist uns angedeutet worden — bevorstehen soll . . . aber derartige Dinge können Sie unmöglich interessiren, Fräulein," unterbrach sich der junge Mann, indem er das Fräulein fragend anblickte, ob sie ihm vielleicht aus Gutmüthigkeit eine kleine Aufmunterung zu Theil werden lasse, durch Weiterreden den Augenblick der Trennung noch ein wenig hinauszuschieben, und ihm sage, solche Angelegenheiten interessirten sie ganz außerordentlich.

Sie that das jedoch nicht, sie sah auch nicht so aus, als ob sie sich dafür interessirt hätte, sondern mehr, als ob sie, zerstreut, ihm schon gar nicht mehr zugehört hätte. Jetzt lächelte sie ein wenig verlegen, und dann ihren Handschuh aufknüpfend und dabei das Gesicht darüber beugend, als ob sie ganz genau untersuchen wolle, wie dieser kleine weiße Knopf an den grauen Handschuh genäht sei, sagte sie:

„Nun ich Ihnen so großmüthig meine Karte gegeben habe, ist es aber nicht artig von Ihnen, daß Sie mir die Ihrige nicht auch geben!"

Als sie diese Worte mit einem nur schwachen Anklange von Scherzhaftigkeit, der nicht recht gelingen wollte, hervorgestoßen, sah sie langsam auf und in die Züge des jungen Mannes. Dieser bemerkte, daß sie ein wenig erröthet war — es mußte wohl sein, weil sie sich so tief auf den kleinen Knopf gebeugt hatte.

„Mein Gott," versetzte er, mit einer ganz außerordentlichen Behendigkeit sein Taschenbuch herausreißend, „hier ist sie — ich habe ja gar nicht gewagt, ich glaubte ja gar nicht, daß ich Ihnen zumuthen dürfe . . ."

„Adolph Merwing!" las, ihn unterbrechend, Fräulein Tersteegen halblaut die Worte auf dem kleinen Blatt, das er sehr bewegt ihr gereicht hatte.

„Und darf ich jetzt auch Ihre Frage mit einer gleichen erwiedern, Fräulein," sagte er, wie kühner geworden, nun rasch, „gedenken Sie länger hier zu verweilen?"

Das Fräulein blickte mit einem eigenthümlichen, wie unsichern Blick zur Decke empor; dann warf sie einen Rundblick wie über das ganze Zimmer, über die Wände, Bilder und Tische — just so, als ob sie erst sehen wolle, wie alles das hier ihr gefiele, ehe sie sich für ein längeres Verweilen entscheiden könne; dann sah sie über die Musselingardinen zum Fenster hinaus, zu den ziehenden Wolken draußen empor, als ob auch die erst bei dieser Frage in Betracht kämen, und versetzte endlich zögernd und unsicher:

„Vielleicht — wahrscheinlich — ich denke wohl!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, die Wirthin trat in's Zimmer und mit einer kleinen, recht würdevollen und herablassenden Verbeugung sagte sie:

„Wollen mir das Fräulein jetzt nur folgen — ein stilles, nach hinten hinausliegendes Zimmer ist für Sie bereit! Ganz wie Sie es wünschten!"

Das Fräulein erhob sich, ergriff ihren abgelegten Handschuh, ihre Schirme und folgte der vorauffchreitenden jungen Frau — an der Schwelle jedoch wandte sie sich rasch, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, noch einmal um und reichte dem jungen Manne die Hand — Adolph Merwing fühlte diese Hand einen Augenblick lang mit warmem Druck in der seinen ruhen — mit einem so warmen, daß er tief darüber erröthete; sie erröthete ebenfalls, während sie mit einer gewissen Bewegung, welche leis durch ihre Stimme klang, sagte:

„Leben Sie wohl — recht wohl, Herr Merwing!"

Und dann wandte sie sich ebenso rasch wieder und war mit der Wirthin verschwunden. Das: „Ich hoffe sicherlich, Sie bald wiederzusehen, Fräulein," welches der junge Mann jetzt plötzlich noch hervorbrachte, hatte sie wohl gar nicht mehr vernommen!

Adolph Merwing griff jetzt zu seinem Reisesack und schien sich ebenfalls in ein von ihm bestelltes Zimmer verfügen zu wollen. Aber nachdem er drei Schritte gemacht, mußte er diese Absicht bereits wieder vergessen haben: mit einem tief nachdenklichen Ausdruck seiner Züge, der diesen eine gewisse Starrheit und Unbeweglichkeit gab, fixirte er einen runden Tisch in der Ecke, das leere Glas, die leere kleine Flasche darauf — sie hatte durchaus nichts Merkwürdiges an sich und nur des Majors Frühschoppen enthalten — und erst als ein sehr schön und mit Aufwand von viel fettig glänzenden Stoffen frisirter Jünglingskopf wie spähend hereinlugte und dann in den lockendsten Flötentönen ein: „Bitte, werden Sie zur Table d'hôte kommen?" in's Zimmer hauchte, erwachte er aus diesem Zustande und überließ jetzt seine Reisetasche, sich selbst und die Bestimmung seines Mittagsmahls der Obsorge dieses eleganten jungen Herrn.

III.

Unterdeß war die junge Fremde in ein freundliches Eckzimmerchen geführt worden, das zwei Fenster hatte, von denen eins in den Garten, das andere auf einen kleinen und ziemlich wüsten Platz vor einem öffentlichen Gebäude hinausging. Dieß Gebäude hatte seinem ganzen schmucklosen Aeußern nach jedoch nur eine bescheidene Bestimmung im politischen und kommunalen Leben Millfurths — Brandleitern an der einen und vergitterte kleine Fenster an der andern Seite deuteten an, daß es in harmonischer Doppelbestimmung als Spritzenhaus

die Vorrichtungen enthalte, um Feuersbrünste zu löschen, und als Polizeigefängniß entflammte und in Brand gerathene Gemüther sich beruhigen und abkühlen zu lassen. Und recht trist sah es aus, trist wie der ganze Platz, mit seinen verkümmerten Linden in der Mitte, mit seinen verfallenden kleinen Häusern, die alle ihre Giebelseite mit großen Einfahrtsthüren dem Platze zukehrten und die seit Jahren nicht mehr getüncht waren; damals aber, als dieß zum letzten Mal geschehen, auch alle in den verschiedensten Farben, grün, blau, gelb und roth, was nun eine so schmutzige, abstoßende Buntheit hervorbrachte. Einige zerlumpte Kinder tummelten sich unter den Bäumen; sie hatten einen unglücklichen kleinen Hund an ein Wägelchen gespannt und peinigten ihn erbarmungslos und schrieen dabei ganz entsetzlich.

Das junge Mädchen hatte Hut und Schleier und Tuch abgeworfen und stand nun und blickte auf diesen Platz hinaus, und dabei legte sich ein immer ernsterer und schwermüthigerer Ausdruck in ihre Züge.

„Welch' unschöner Ort das ist," flüsterte sie vor sich hin, — „wie Er nur hier wohnen mag — aber es soll ja seine Vaterstadt sein — und so werde auch ich mich darein finden müssen — o Gott, es wird ja ein so großes Glück für mich sein, wenn ich nur . . ."

Was sie weiter sprach, erstarb in einem nicht mehr verständlichen Flüstern — dann wandte sie sich langsam, nachdenklich ab und zog nun plötzlich mit einer raschen Handbewegung die Karte hervor, welche ihr der junge Mann gegeben hatte.

„Adolph Merwing," las sie halblaut noch einmal, „wie hübsch der Name klingt — Merwing — ganz vornehm — gerade so vornehm wie seine hübschen Züge — wenn nur dabei geschrieben stünde, woher er ist — er hätte es mir auch sagen können, woher er ist . . ."

In diesem Augenblicke wurde ihre Aufmerksamkeit durch eine sehr laute und wohltönende Männerstimme abgezogen, welche draußen auf dem Platze zornig ausrief:

„He da, Gesindel! Ihr infamen Rangen! Wollt ihr augenblicklich das arme Thier da frei lassen! Wenn ihr mein spanisches Rohr nicht auf eurem Schelmenrücken fühlen wollt, so bindet den Hund los . . . daß man euch die vermaledeite Thierquälerei nicht austreiben kann!"

Die junge Dame hatte rasch ihre Blicke wieder auf den kleinen Platz geworfen und sah nun denselben stattlichen Herrn, den sie schon beim ersten Eintritt in's Haus wahrgenommen, quer hinüberschreiten, und während die kleine Bande wie gescheuchte Spatzen auseinanderstob und fortrannte, sich zu dem Thiere niederbeugen, um es aus seinen Banden zu lösen.

„Wer ist der Herr?" fragte sie, da gerade hinter ihr die Thüre sich öffnete, das mit einem großen Wassergefäß eintretende Stubenmädchen.

Dieß warf einen Blick zum Fenster hinaus und versetzte dann:

„Der Major ist das, der Herr Major van der Bruck."

„Van der Bruck?" rief die junge Dame mit einem Tone aus, als ob der Name sie erschrecke — und zugleich trat sie hastig in das offene Fenster und sah gespannt auf den sich da unten in gebückter Stellung mit dem häßlichen kleinen Thiere abplagenden Herrn nieder.

„Van der Bruck — ja wohl, Fräulein, der Tigermajor, wie die Leute ihn nennen — er ist erst seit einem halben Jahre hier im Orte — er ist lange weit, weit fort gewesen — in Indien, und hat da wohl mit den Tigern zu thun gehabt, daß sie ihn so nennen — aber ein so guter ehrlicher Herr ist es — es gibt gewiß keinen braveren Mann auf Erden. Er speist hier täglich in der Sonne und kommt auch gewöhnlich Abends — und da freuen sich immer die Stammgäste, denn er ist immer unterhaltend und ist gegen jeden Menschen höflich und freundlich — und nur wenn er ein Thier schinden sieht, so wird er wild, wie Sie das eben sahen.

Die junge Dame starrte noch immer wie angestrengten Blickes auf den Major van der Bruck nieder — als dieser sich jetzt mit geröthetem Gesicht aus seiner gebückten Stellung erhob, trat sie, wie unwillkürlich, hastig einen Schritt zurück, als ob sie von ihm nicht gesehen werden wolle.

„Also ein so herzensguter, ehrlicher Herr ist er!" flüsterte dann wie halb für sich und mit einem schweren, wie zaghaften Aufseufzen die junge Dame, während sie noch immer hinausschaute und sah, wie der „Tigermajor" jetzt unwillig einen Knäuel Schnüre und Bändel beiseite schleuderte und dann davon ging, während der befreite Hund seine gepeinigten Glieder beleckte. „Ein so ehrlicher Herr!"

Das Stubenmädchen warf einen etwas verwunderten Blick auf das Fräulein, welches ein so auffallendes Interesse an dem Herrn van der Bruck verrieth, ging aber ohne zu antworten mit ihrem Wassergeräth zum Zimmer hinaus — was sollte sie auch wiederholen, was sie gesagt hatte — es wußte es ja ohnehin Jedermann im Orte.

Und darin hatte freilich das Stubenmädchen Recht. „Eine ehrliche Haut" — das sagte Jedermann, so oft auf den Major die Rede kam; wenn auch nicht Jedermann gerade auf der Stelle sich hätte Rechenschaft darüber geben können, weßhalb er es sagte und wie er es hätte beweisen können, daß dieser ehemalige holländische Major einen so ausbündig guten und vertrauenswürdigen Charakter besitze, welcher dieß allgemeine Wohlwollen, das ihm die Leute schenkten, rechtfertige. Aber es gibt ja so glückliche Individuen, die sich nur zu zeigen brauchen, um solch' einen günstigen Eindruck hervorzubringen, und denen Jeder glaubt, nur so ohne Weiteres die Ehrlichkeit am Gesichte ablesen zu können. Im Gesicht steht sie ihnen aber doch nicht geschrieben — es ist etwas Anderes, was diese für sie so vortheilhafte Wirkung hervorruft. Nicht übermäßig viel Geist, den sie etwa zeigten, nicht übermäßig viel Expansions- und Redebedürfniß — das macht schon eher argwöhnisch; aber eine natürliche Unbefangenheit, eine stete, gleichmüthige Ruhe und völlige Ungezwungenheit des Wesens und Ausdrucks — dabei dann noch eine gewisse Naivität, die einen aufrichtigen Glauben an die Ehrlichkeit anderer Menschen an den Tag legt. Am letzteren liegt es hauptsächlich: an der Art und Weise, wie ein Gemüth die Welt und die Menschen spiegelt, erkennt man am besten, wie dieser Spiegel selbst beschaffen, ob er rein und fleckenlos geschliffen ist oder nicht! Und das war es denn auch bei dem Major. Er verrieth alle Augenblicke einen rührenden Glauben an die Aufrichtigkeit und den guten Willen aller anderen Sterblichen. Nur seltsam — wenn man ihm dann sagte: „Sie sind doch eine ehrliche Haut, Major," so gab er wunderlich barsche Antworten, wurde verdrossen und sprach in der nächsten halben Stunde keine Sylbe mehr. Daß man ihn wegen seiner ewigen Tigergeschichten dagegen den Tigermajor nannte, machte ihm ein herzliches Vergnügen — ja, er lachte ganz aufrichtig dazu, wenn die Stammgäste in der „Sonne" sein Glas das Tigerseidel und seinen Ueberzieher das Tigerfell nannten. —

Im Uebrigen müssen wir gleich hier anführen, daß dieß nicht die einzigen Gegenstände waren, womit diese schlauen Topfgucker, die Stammgäste, den Major neckten; sie zogen ihn weit mehr noch auf mit der Art von Konsternation, worein er, wie sie behaupteten, gerieth, so oft die hübsche junge Wittwe, welche sie die Sonne nannten, weil sie die Eigenthümerin des Gasthofs war und freilich sonnig und lebensfroh genug aus ihren blauen schelmischen Augen blickte, so oft diese charmante kleine Frau einmal selber in ihren Kreis eintrat, was freilich nicht oft geschah, da sie sich in würdevoller Zurückgezogenheit hielt. Sie behaupteten, Alles, was Tiger im Major sei, werde dann Lamm; es ziehe sich scheu und zaghaft zurück in die tiefsten Dschungeln seiner üppigen tropischen Gefühlsvegetation, es berge sich voll blöder Verlegenheit im tiefsten Wurzelgeäst der Riesenbananen seines schönen Gemüths. Schliefen sagte, wenn „die Sonne in's Zimmer scheine", sehe der Major aus, als ob er die Mutter Gottes auf einem Apfelbaum erblicke. Und was solcher Reden mehr waren. Der Major ließ sie über sich ergehen und zuckte nur die Achseln dazu. Was sollte er dawider protestiren? Es war wahr, die junge Frau hatte einen großen Zauber für ihn, und mehr noch, er hatte sein Herz an sie verloren, sein so lange vereinsamtes, nach dem eigenen häuslichen Herde, nach einer mitfühlenden Seele, nach einem Gegenstande seiner Sorge und Zärtlichkeit sich sehnendes Herz. Und — wahrhaftig, hätte er nur den Muth gehabt, hätte sie es ihm nur ein wenig bereits erleichtert, er hätte ganz offen schon um sie geworben. Der gute Major — er mußte eben ein wenig viel „Erleichterung" verlangen, wenn er es noch nicht genügend fand, daß sie ihn zum Beispiel heute Nachmittag von dem Nachtische an der Table-d'hôte durch den fettglänzenden Kellner hatte fortholen und bitten lassen, den Kaffee bei ihr im Garten zu nehmen, da sie in einer kleinen häuslichen Angelegenheit seinen Rath wünsche — die Angelegenheit war — unter uns gesagt — ganz unerheblicher Natur! —

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Szegedins Ueberschwemmung.

(Hiezu die Bilder S. 561 und 569.)

I.

Als der Nothschrei der bedrängten und unglaublich rasch zerstörten Stadt in die Welt drang, da eilte, einer der Ersten, Kaiser Franz Joseph nach dem Schauplatz des Unglücks.

Am 15. März reiste der Kaiser von Wien ab und gelangte auf dem Umwege über Temesvar mittelst Eisenbahn in das Ueberschwemmungsgebiet. Auf einem einfachen Kahn fuhr er bereits am 16. Morgens durch die schwer sich dahin wälzenden Wogen. Der kaiserliche Adjutant Freiherr v. Mondel, die ungarischen Minister Freiherr v. Tisza und Graf Wenkheim und ein höherer Beamter waren im Kahne in Begleitung des Kaisers, als derselbe eben an unserem Zeichner vorüberfuhr und auch die eifrige artistische Arbeit bemerkte.

Die Szenen, welche sich abspielten, als der Kaiser auf dem Damm zwischen den Geretteten und Trauernden erschien, oder in den wenigen stehen gebliebenen Asylhäusern, waren erschütternd und erhebend zugleich.

Die Aufrichtung, welche den Tiefgebeugten gebracht wurde, wirkte außerordentlich, und das edle Herz des Monarchen zeigte sich im mitleidsvollen Auge, in Worten und Thun. Der Kaiser erscheint nicht nur bei heiteren Festen, er zeigt sich auch überall da, wo es zu helfen und ein Beispiel für edle Herzen aller Welt zu geben gilt!

II.

Die Lage der Stadt, ihre vormalige Physiognomie und das Herannahen der Katastrophe, wie auch die Ereignisse der jammervollen Ueberschwemmungstage haben wir in vorangegangener Nummer ausführlich geschildert. Nunmehr erübrigt bei den neuen Szenen aus der Katastrophe, welche nebst allem Hab und Gut noch so viele Menschenleben zum Opfer forderte, nur hinzuzufügen, daß unser Zeichner Augenzeuge dessen war, was er auf gleitendem Kahne für uns zu Papier brachte. Die Bilder haben förmlich photographische Treue und werden für kommende Geschlechter Zeugenschaften, aber auch Mahnung sein, durch neues, vom richtigen Geiste geleitetes Schaffen starker Schutzwehren eine solche Katastrophe für die Zukunft zur Unmöglichkeit zu machen.

Das kaiserliche Paris.

Von

Leo Warren.

XI.

Die Gesellschaft und die Salons.

(Fortsetzung.)

Neben Rossini ragte in der musikalischen Welt noch die Gestalt des alten Auber hervor, dem man seine siebenundachtzig Jahre so wenig ansah und in seinem Wesen und seiner Unterhaltung so wenig anmerkte, daß er niemals für die wahre Angabe seines Alters Glauben finden konnte. Er hatte sich nicht wie Rossini in eine frühe Unthätigkeit zurückgezogen — der Quell der schaffenden Kraft sprudelte noch voll und kräftig in seinem Herzen, und sein letztes Werk: „Le premier jour de bonheur" zeigte in seinen reizenden und leichten Melodieen noch keine Verminderung der Kraft des Komponisten der „Stummen von Portici". Auber hatte keinen Salon, der ein geselliger Mittelpunkt gewesen wäre, aber er war überall — überall gern gesehen, überall den Mittelpunkt geistvoller Heiterkeit bildend, anregend und belebend, und ebenfalls wie Rossini seinen feinen Spott über die Musikexperimente der Gegenwart ausgießend. Der alte Auber war übrigens ein großer Bewunderer von Offenbach, denn man sah ihn häufig in einem stalle d'orchestre des Variététheaters oder der Bouffes parisiennes, und er sagte häufig, daß er aus dem sprudelnden Melodieenreichthum eines einzigen Aktes einer Offenbach'schen Operette eine ganze Oper komponiren würde, wobei er zugleich bedauerte, daß der so geniale Schöpfer der „Schönen Helena" seinen Ideenreichthum nicht in edlerer Richtung verwende.

In der literarischen Welt war sodann besonders bemerkenswerth der Salon von Arsène Houssaye, des geistvollen Schriftstellers der großen Welt, welcher Alles bei sich versammelte, was es in Paris an Celebritäten gab, und in den Salons seines kleinen, ebenso glänzend als originell und geschmackvoll dekorirten Hotels feenhaft luxuriöse Soupers gab.

Ein ganz besonders interessanter und anziehender Salon war auch derjenige des Herrn Escudier, des Redakteurs der „France", welcher in seinem allerliebsten Hotel an der Avenue de l'Impératrice eine ausgewählte und mannigfache Gesellschaft zu vereinigen verstand. Madame Escudier war die seinerzeit mit Recht sehr gefeierte Wiener Pianistin Rosa Kastner, und man hörte in ihren Salons häufig Konzerte, wie man sie in den Tuilerien kaum ebenso gut, gewiß niemals aber ausgezeichneter hätte finden können. Wir erinnern uns, an einem Abend, außer den meisterhaften Klaviervorträgen der Wirthin selbst, dort nach einander die Nielsson, Capoul, Roger und außerdem die bedeutendsten Mitglieder der großen und der italienischen Oper gehört zu haben, in einer Vereinigung, wie sie gewiß sehr selten oder nie wieder stattgefunden haben mag.

Zu den literarischen Salons muß man in gewisser Beziehung auch denjenigen des Herrn Emile de Girardin rechnen,

Kaiserin Elisabeth. Erzherzogin Valerie. Kaiser Franz Joseph.

Die Familie des Kaisers von Oesterreich

Prinzessin Auguste. Prinzessin Elisabeth. Prinz Leopold von Bayern. Prinzessin Gisela.

Holzzeichnung von B. Katzler. (S. 567.)

obgleich dieser eigenthümliche Mann seine literarischen und journalistischen Beziehungen eigentlich nur als Mittel betrachtete, um durch dieselben eine politische Stellung zu gewinnen, was ihm indessen niemals gelang. Herr von Girardin vereinigte in sich sehr bedeutende natürliche Gaben, ein feine und scharfe Auffassung und einen großen, vielleicht zu großen Reichthum an Ideen, welche sehr häufig mehr Genialität als Ausführbarkeit besaßen; — sein ganzes Streben ging dahin, ein Ministerportefeuille zu erringen — er schmeichelte deßhalb dem Hof, wollte zu gleicher Zeit aber auch den Nimbus der Unabhängigkeit bewahren und mit der liberalen Opposition Fühlung behalten. Es gelang ihm deßhalb wohl, nach allen Seiten hin gute Freunde zu haben, aber Vertrauen gewann er nirgends, und so glich seine ganze Existenz jener peinlichen Strafe, mit welcher die Rache der Götter den Tantalus belegt hatte — unausgesetzt schwebte ein Portefeuille über seinem Haupte, aber er konnte es niemals erreichen, und auch die Wellen der Popularität, nach denen er sich durstig herabbückte, stiegen nicht zu ihm empor, sondern sanken immer wieder in unnahbare Tiefen zurück. 1870 war er nahe daran, endlich das Ziel seiner Wünsche nach beiden Richtungen hin zu erreichen — er war Derjenige, welcher beim Beginn des Krieges in der Großen Oper die Marseillaise anstimmte. Wäre es ihm gelungen, durch die Wiedererweckung dieses Liedes, das so lange unter dem Kaiserreich verpönt war, auch den Geist der Truppen von 1793 den kaiserlichen Armeen einzuflößen, und hätte dieser Geist sie zum Siege geführt, so konnte es nicht fehlen, daß Emile de Girardin endlich, von der Woge der Popularität emporgetragen, das über seinem Haupte schwebende Portefeuille erfaßt hätte; - aber der preußische Generalstab machte auch diese Hoffnung zunichte, — die Marseillaise hinderte weder Wörth noch Sedan und der durch sie erweckte Geist brachte nur die Kommune mit ihren zwecklosen Zerstörungen hervor. Herr von Girardin ist von der Oberfläche des öffentlichen Lebens zurückgetreten, — wir wissen nicht, was er jetzt treiben mag, — war auch sein Leben für ihn unfruchtbar, so hinderte das nicht, daß sein von allen möglichen Elementen besuchter Salon einen anziehenden Sammelplatz des geselligen Lebens in Paris bildete.

Die schnell dahinfliegende Zeit hat mächtig aufgeräumt unter den sämmtlichen Mitgliedern der literarischen und journalistischen Welt jener Tage — Viele hat der Tod dahingerafft, Andere sind von der Bühne der Oeffentlichkeit verschwunden. Nur der ritterliche und geistvolle Paul de Cassagnac fährt noch fort, mit seiner Feder und seinem Degen, die er einst der Unterstützung des Kaiserreichs widmete, jetzt für die Wiederaufrichtung desselben zu kämpfen, und auf der andern Seite arbeitet der gallsüchtige, geistlose und von seiner eigenen Partei gemiedene Rochefort, der Abkömmling jenes Grafen von Rochefort, der einer der Adjutanten Richelieu's war, noch unermüdlich daran, die wildesten Geister der Schreckenszeit wieder heraufzuführen. — Ob es ihm gelingen wird? Wir möchten es nicht für unmöglich halten — denn fast scheint es, als solle Frankreich den ganzen Kreislauf der Zersetzung und Zerstörung wieder durchmachen, bevor es zu einer ruhigen Entwicklung zurückkehrt. Alle Kämpfe der Meinungen, welche unter dem Kaiserreich stattfanden, vermochten indeß — das muß man unbedingt anerkennen — jenen anständigen und vornehmen Ton, durch welchen sich die französische Journalistik auszeichnet, nicht zu zerstören. Die Feder hatte ihre ritterlichen Rechte, und wo sie das Gebiet der höflichen Courtoisie überschritt, trat der Degen an ihre Stelle. Auch heute noch gilt das wohl von einem großen Theil der französischen Journalistik; - der Grund davon mag wohl auch daran liegen, daß das sogenannte Metier der Journalisten dort höher steht als zum Beispiel in Deutschland. Die Redakteure großer politischer Blätter werden häufig Minister und sind häufig Minister gewesen, und sie sind deßhalb mehr dazu erzogen und ausgebildet, alle Rücksichten und Manieren der politischen und diplomatischen Welt auf die Journalistik zu übertragen.

Zu den literarischen Salons mußte man zur Zeit des Kaiserreichs auch wohl den des Herrn Thiers in seinem Hotel an der Place Saint-Georges rechnen, denn der frühere Minister Louis Philipp's und der spätere Präsident der dritten französischen Republik wollte unter Napoleon III. nichts Anderes sein, als der historische Schriftsteller. Es war eine einigermaßen auffallende Erscheinung, daß Herr Thiers, welcher durch seine Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs so sehr zur Verherrlichung Napoleon I. und zur Verbreitung der napoleonischen Tradition in Frankreich beigetragen hatte, gerade unter dem Wiederhersteller der Dynastie des von ihm so hochgefeierten Helden sich in der Opposition befand, und der Grund dafür war wohl mehr in persönlichen Stimmungen als in politischen Prinzipien zu suchen. Die Grundsätze, mit welchen Napoleon III. seine Herrschaft inaugurirte, waren dieselben, welche Herr Thiers in seiner Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs verherrlicht hatte, und es wäre daher nichts natürlicher gewesen, als daß der neue Kaiser, ja bereits der Präsident und Prätendent, den Geschichtschreiber seines Oheims zu seinem Minister gewählt hätte, da dieser eigentlich am geeignetsten scheinen mußte, um dem Wiederhersteller der kaiserlichen Macht und des kaiserlichen Ruhmes mit seinem Rath zur Seite zu stehen. Herr Thiers mochte auch einen solchen Gedanken hegen, — aber Louis Napoleon, welcher vor Allem ein tiefes und unüberwindliches Mißtrauen gegen alle Personen hatte, die jemals mit den Orleans verbunden gewesen waren, trat dem berühmten Staatsmann und Geschichtschreiber nicht so entgegen, wie die hochgradige Eitelkeit des Letzteren es wohl erwartet haben mochte; — auch theilte Herr Thiers den damals weit verbreiteten Irrthum, in welchem man den Prinz-Präsidenten für absolut unselbstständig und unfähig hielt. Er mochte eine Art von Majordomusstellung bei ihm für möglich halten und im Auge haben, und diese Voraussetzung, welche der klug verhüllte Scharfsinn des Prinzen sogleich erkannte, mochte denselben noch mehr zu einer kühlen Zurückhaltung gegen den großen Geschichtschreiber seines Oheims bestimmen. Genug, der Prinz-Präsident und Prätendent hatte keine Neigung, Herrn Thiers als Mentor anzunehmen, — dieser zog sich schmollend von der neuen Regierung zurück und rächte sich durch beißende Bonmots für deren kühle Gleichgültigkeit. Unversöhnlich aber wurde seine Feindschaft gegen den Bonapartismus, als der Staatsstreich des zweiten Dezember, den er vielleicht unter anderen Umständen gebilligt und unterstützt hätte, ihn so ganz unvorbereitet traf und ihn zwang, in strengem, wenn auch rücksichtsvollem Gewahrsam einer so wichtigen Katastrophe gegenüber in voller Unthätigkeit zu bleiben. Er war überlistet worden und dieß vergab er nie; — von da ab trat er in die entschiedenste Opposition, und wenn dieselbe sich auch in Folge seiner natürlichen Liebenswürdigkeit und seines feinen und hochgebildeten Geistes von allen excentrisch gehässigen Formen fernhielt, so war er doch, gerade um dieser Mäßigung willen, einer der gefährlichsten Gegner des Kaiserreichs, weßhalb er dann auch sogleich nach dem Sturz desselben den Mittelpunkt des politischen Lebens in Frankreich bildete. Der Salon in dem kleinen Hotel an der Place Saint-Georges (welches, beiläufig gesagt, vom schönsten Rasen der Welt umgeben war, da Herr Thiers es besonders liebte, während er stehend an seinem Schreibtisch arbeitete, seine Augen auf dem frischgrünen Rasenteppich seines Gartens ruhen zu lassen) war zu jener Zeit interessant, meist aber durchaus nicht amüsant. Man fand hier außer den vergangenen Größen der orleanistischen Zeit alle bedeutenden Persönlichkeiten der Wissenschaft, der Journalistik und der Politik, — der Kaiser verargte es selbst Personen seiner nächsten Umgebung nicht, wenn sie den Salon des Herrn Thiers besuchten, und auch viele der fremden Diplomaten sah man häufig dort — es gehörte zum guten Ton, bei Herrn Thiers empfangen zu werden. Amüsant indeß, wie gesagt, waren diese täglich nach dem Diner stattfindenden kleinen Empfangsabende nicht. Meist saß Herr Thiers in einem Lehnstuhl des kleineren zweiten Zimmers, mit geschlossenen Augen seine Siesta haltend, oder auch wohl, wie man behauptete, durch den fingirten Schlaf sich gegen die Pflicht der Konversation, sobald dieselbe nicht seiner Neigung entsprach, schützend. Im ersten, größeren Salon saßen Madame Thiers und Fräulein Dosne, deren Schwester, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt auf einem Kanape, während die Besucher sich flüsternd unterhielten und bei jedem lauteren Wort durch strafende Blicke der Damen darauf aufmerksam gemacht wurden, den Schlaf des alten Herrn nicht zu stören. Wenn dann irgend eine besonders hervorragende Persönlichkeit von dem Kammerdiener angemeldet wurde, so öffnete Herr Thiers seine Augen und begann eine Unterhaltung, die dann allerdings auch zuweilen allgemein wurde, jedoch bestand sie vorzugsweise darin, daß Herr Thiers dozirend sprach, während die Anderen um ihn her standen. Er besaß nicht die Gabe, zuzuhören, welche Napoleon III. in so hohem Grade auszeichnete — er sprach freilich vortrefflich, pikant und oft lehrreich, doch selbst bei Besuchen unter vier Augen kam man nur mit einiger Mühe ihm gegenüber dazu, seine Meinung oder seine Wünsche auszusprechen, und in seinem Salon hörte man fast immer nur einen Vortrag, aber es gab keine Konversation mit dem Austausch wechselnder Ideen. Eine große politische Bedeutung gewann dieser Salon des Herrn Thiers in der letzten Zeit des Kaiserreichs, als Napoleon in eigenthümlicher Verblendung oder Schwäche eine Anzahl orleanistischer Elemente in sein Ministerium berufen hatte. Diese Herren, an ihrer Spitze der Graf Daru, waren regelmäßige Gäste in dem Hotel des Herrn Thiers und holten sich hier ihre Inspirationen, welche allerdings nicht zum Heile des Kaiserreichs, aber auch nicht zu demjenigen Frankreichs gereichten, denn wenn es freilich richtig ist, daß Herr Thiers im letzten Augenblick gegen den Krieg sprach, so hat er doch jahrelang zu dem Kriege gegen Deutschland getrieben, so daß er an der geistigen Urheberschaft der Katastrophe von Sedan wenigstens einen nicht zu unterschätzenden Antheil hat. Zwischen zehn und elf Uhr schon war der Empfang in dem Hotel an der Place Saint-Georges zu Ende, — Madame Thiers legte dann ihre Arbeit zusammen und stand auf — das war das Zeichen, daß Jedermann sich zurückzuziehen habe, denn der alte Herr führte damals ein nach der Uhr geregeltes Leben, ohne zu ahnen, daß eine nahe Zeit ihn noch einmal vor seinem Ende in alle Wirbelströmungen des politischen Lebens hineinreißen würde.

Zu den Salons der Gesellschaft gehören in gewisser Beziehung auch die Klubs, von denen die beiden bedeutendsten, der Jockeyklub und der Unionklub, eine gewisse europäische Berühmtheit erlangt haben. Der Jockeyklub, ursprünglich zum Sport und zur Pflege der Pferdezucht und der Pferderennen gestiftet, zählte zu seinen Mitgliedern alle reichen Lebemänner der jeunesse d'orée wie des âge argenté und bot in seinen glänzenden Sälen der Beletage über dem Grand Café am Boulevard den unverheiratheten Herren Alles, um den Reiz einer vornehmen Häuslichkeit zu ersetzen. Die Küche war weit berühmt und beschäftigte die ersten Künstler, Lakaien in den glänzenden Livréen des Klubs standen in den Speisezimmern, den Billard- und Spielsälen und den reichen Salons, des Winkes der Mitglieder gewärtig. Alle Excentrizitäten des fröhlichen Lebens fanden hier ihre Geburtsstätte. Der Jockeyklub war stolz darauf, Alles eigen zu besitzen — er erfand seinen eigenen Parfüm, welcher unter dem Namen „Jockeyklub" den Weg durch die Welt gemacht hat, ja er stellte sogar eine eigene Bouquetière an, von welcher die Mitglieder, sowohl vor der Thüre des Klubs als bei den Rennen, die Blume der Saison für ihr Knopfloch kauften und der sie jede solche einfache Blüte jedesmal mit einem Franken bezahlten, so daß die Stellung einer Bouquetière des Jockeyklubs äußerst gesucht war. Allerdings war der Jockeyklub mehr glänzend als vornehm, großer Reichthum war nothwendig, genügte aber auch für die Mitgliedschaft, und dadurch kam es, daß, wenn der Klub allerdings auf den Rennplätzen, im Bois de Boulogne und auf den Boulevards eine glänzende und Alles überragende Stellung behauptete, er doch keinen Einfluß auf die gute Gesellschaft übte — im Gegentheil trug er vielleicht viel dazu bei, den Ton der jungen Herrenwelt immer mehr von den Sitten der alten französischen guten Gesellschaft zu entfernen. Aus dem Jockeyklub erwuchs der Typus der Petit Crevés, bei welchen der Jockey den Gentleman überwucherte, und der Vertreter des Jockeyklubs in Offenbach's „Pariser Leben", Raoul de Gardefeu, charakterisirt die ganze Richtung dieser Gesellschaft, in welcher excentrischer Uebermuth vielfach die Stelle des guten Geschmacks vertrat und deren ganzes Wesen so treffend in dem Couplet jener Operette ausgedrückt wird:

«Elles sont tristes les marquises
De nous voir fuyer leurs salons,
Aller faire un tas de bêtises
Avec les femmes du mauvais ton.»

(Fortsetzung folgt.)

Notizblätter.

Literatur.

— **„Tausend und Ein Gedanke" ist der Titel einer Samm**lung von Aphorismen für Geist und Herz, welche Heinrich Weiß (Dresden, H. Weiß) aus dem reichen Schatz unserer Denker und Dichter zusammengestellt. Das schön ausgestattete und in vorzüglicher Weise zu einem Geschenkbuch für fein und ernst angelegte Naturen als Mitgabe auf den Lebensweg, - als weltliches Erbauungsbuch sich eignende Werk gibt Zeugniß von der großen Belesenheit des Autors, der es außerdem verstanden hat, diese tausend und einen Gedanken so zu ordnen, daß sie immerhin ein sich systematisch aufbauendes Ganze bilden, den Menschen nach allen seinen inneren und äußeren Beziehungen behandeln und ihm für seine Lebensaufgabe überall die Wegweisung eines bedeutenden Geistes an die Hand geben: so kann und muß das Buch in hohem Grade segensreich wirken. Ein Autorenregister mit kurzen Lebensangaben ist eine erwünschte Ergänzung des Buches, das wie gesagt zum **Festgeschenk** ganz angethan ist.

— **Gebrüder Henninger in Heilbronn, welche es sich zur Aufgabe gemacht**, zu haben scheinen, der deutschen Forschung ein Hort zu werden, haben uns in letzter Zeit wieder eine Reihe werthvoller Gaben gebracht. Eine höchst interessante ist ohne Zweifel: «L'Espagne au XVI et au XVII siècle» von Morel-Fatio. Der Autor hat hier aus spanischen Archiven eine Reihe von Memoiren, Briefsammlungen, Gesandtschaftsberichten zusammengestellt, welche die bedeutendsten Lichter auf die beiden Jahrhunderte werfen, und daran poetische Erzeugnisse gefügt, welche für uns fast verloren schienen und den Geist der Zeit vorzüglich charakterisiren.

— **Aus dem Nachlasse Ida's v. Düringsfeld und ihres Gatten** Frhrn. O. v. Reinsberg-Düringsfeld, der beiden unermüdlichen Sammler auf kulturhistorischem Boden, erhalten wir ein hübsches Buch unter dem Titel: „Ethnographische Kuriositäten" (Leipzig, Krüger). Es sind Schilderungen von Sitte und Brauch europäischer Stämme in abgerundeten Bildern, die bald einzelne Festlichkeiten und festliche Zeiten behandeln, bald besondere Bräuche in ihren wechselnden Formen bei den einzelnen Volksstämmen verfolgen. Man kennt die riesige Belesenheit dieser uns zu früh entrissenen Forscher, weiß, wie sie auf beständigem Wanderleben unausgesetzt gesammelt; daraus ergibt sich schon, welch' reiches Material hier aufgehäuft. Aber wir wissen auch, mit wie feiner Hand sie zu sichten verstanden und in unterhaltende Form brachten, was sie erforscht. Davon haben wir hier die mannigfachsten Belege.

— **„Die Welt im Becher" heißt ein kleines, hübsch ausgestattetes** Büchlein von H. Dickmann, welcher gar lustige Lieder vom Wein und Rhein singt, aus denen der Geist des Rheinweins in seiner schönsten Blume duftet. Die Rhein- und Weinfahrt des deutschen XI. Journalistentags nach Hattenheim findet in ihm den begeisterten Sänger. Aber auch die übrigen Lieder schlagen manch' glücklichen Ton an und erklingen in leichten, anmuthigen Rhythmen, und die Epigramme schießen scharfe Pfeile ab.

— **In der Geschichte gibt es Fragen und Persönlichkeiten, welche** immer wieder von Neuem zur Beleuchtung reizen, so oft sie auch schon behandelt sind. Unter die Letzteren gehört der Minister Christian's VII. von Dänemark, „Struensee", der dem großen Publikum durch die beiden Dramen Michel Beer's und Laube's näher gerückt wurde. **Schuld** und Unschuld dieses Freundes der Königin Karoline Mathilde, die er in sein Verhängniß hineingezogen, sind oftmals Vorwurf bändereicher Werke gewesen: Prof. Dr. Karl Wittich hat es unternommen, in einer obigen Titel führenden Monographie (Leipzig, Veit) das Leben und die Reformbestrebungen dieses bedeutenden, von seiner Leidenschaftlichkeit und Unbesonnenheit in das Verderben gerissenen Mannes auf Grund eifriger und umfassender Studien der einschlägigen Literatur darzustellen und die Schuld der Königin und des Ministers klarzustellen, aber auch historisch und psychologisch Schritt für Schritt nachzuweisen, wie es nicht anders möglich war, und wenn auch nicht zu entschuldigen, so doch zu erklären. Die Arbeit ist eine ganz meisterhafte, ein Musterstück abgerundeter historischer Darstellung, die sich durch eingehende, daran angeschlossene Exkurse ergänzt und sich zu anregender Lektüre wie zum Studium empfiehlt.

— **Der Thierbesitzer und Thierfreund ist mit der Behandlung** der Krankheiten meist auf sich selbst angewiesen: dieser Umstand und die innere Vortrefflichkeit der Arbeit mag dem „Illustrirten Hausthierarzt" von Willmar Schwabe (Leipzig, Schwabe) bereits zur vierten Auflage verholfen haben. Das Buch ist nicht bloß eine Arzneimittellehre, sondern umfaßt eine vollständige Darstellung des Baues und der Krankheiten der Thiere in überaus faßlicher Form. Die Heilmittel sind die der Homöopathie, welche einerseits leichter zu beschaffen sind, namentlich auf dem Lande, andererseits den Thieren leichter beigebracht werden können. Gute, übersichtliche und mit Registern reich ausgestattete Anordnung des Stoffes erleichtert die Orientirung.

— **Unter dem Titel: „Adreßbuch der deutschen Gelehrten"** erscheint demnächst in R. v. Zahn's Verlagsbuchhandlung zu Dresden ein möglichst vollständig genaues Verzeichniß aller in Deutschland, Deutsch-Oesterreich und der deutschen Schweiz, sowie der im Auslande lebenden Gelehrten deutscher Nationalität. Dasselbe soll enthalten: die Angabe ihrer gegenwärtigen Stellung, ihrer Aemter und ihres Wohnorts, beziehungsweise ihrer genauen Adresse, ihr kurzes curriculum vitae und ein Verzeichniß ihrer wichtigsten Schriften; besondere Berücksichtigung findet der Besitz wissenschaftlicher Sammlungen und das Betreiben von Spezialstudien. Zunächst wird dieses gewichtige und einem längst gefühlten Bedürfnisse der ganzen Gelehrtenwelt entsprechende Unternehmen die exakten Wissenschaften, d. h. die Gelehrten und Forscher auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften, der Medizin, der reinen und angewandten Mathematik ꝛc. in's Auge fassen. Die Herausgeber sind Dr. Hugo Schramm-Macdonald in Dresden und Ferdinand v. Witzleben in Blasewitz bei Dresden. An Letzteren sind alle Beiträge für das Werk zu adressiren.

— **Die „Wage", von Dr. Guido Weiß in Berlin herausgegeben,** hat zu erscheinen aufgehört.

— **Zum Schlusse des ersten Quartals 1879 ist die letzte** Nummer des „Tagesboten aus Böhmen" erschienen, der durch 27 Jahre mit mannhafter Entschiedenheit die Interessen der Deutschen in Böhmen vertreten hatte und dessen Leiter, David Kuh, vor Kurzem erst gestorben ist. Die leitenden Gedanken dieses Journals sollen mit dem zweiten Quartale dieses Jahres durch ein neues Organ, „Montags-Revue aus Böhmen, Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft, Kunst und Literatur", zum Ausdrucke gebracht werden.

— **Von Wilhelm Müller's Biographie Moltke's ist seine engl**ische Uebersetzung von Pinkerton und Hozier bei Swan & Sonnenschein in London erschienen.

— **Der vierte Band von Martin's „Leben des Prinzen Albert"** erscheint im Mai, der letzte Band zu Ende des Jahres.

— **In Deutschland erscheinen gegenwärtig 3778 Zeitungen und** Zeitschriften, in Oesterreich 1200, in England 2509, in Frankreich 3000, in Italien 1226, in Rußland 500, in Asien 387, in Afrika 80, in Amerika 9129, in Australien 106, zusammen 23,291.

— **Gustav Freytag, welcher sich kürzlich wieder verheirathet hat,** siedelt nach Wiesbaden über.

Bildende Künste.

— **In der letzten Woche des Mai wird das neue Universitäts**gebäude in Marburg eingeweiht werden.

— **Die Münchener Kunstausstellung für dieses Jahr ist gesichert.** Auch das Ausland hat zugesagt, namentlich Frankreich. Nach den Plänen ist der östliche Flügel des Glaspalastes der Ausstellung des deutschen Reichs, der Raum rechts der großen Fontäne Italien, der Schweiz, England und Oesterreich, und der westliche Flügel Belgien, Frankreich, Holland, sowie allenfallsigen anderen ausländischen Ausstellern zur Verfügung gestellt.

— **Die königl. Akademie der Künste in Berlin hat die Michel**Beer'schen Preise ausgeschrieben. Der eine ist für Bildhauer jüdischer Religion, der andere für Maler aller Konfessionen. Das Stipendium beträgt 2250 Mark für eine Studienreise nach Italien.

— **Franz Lenbach, der berühmte Porträtmaler, wird von** München nach Berlin übersiedeln.

Musik.

— **Der niederländische Verein zur Beförderung der Tonkunst** feiert in den Tagen vom 23.—25. Mai d. J. das Fest seines 50jährigen Bestehens zu Amsterdam durch eine großartige musikalische Aufführung. Von dem reichen und auserlesenen Programm derselben hören wir, daß Professor Joachim hervorragend daran mitwirken wird.

Bühne.

— **Der statistische Rückblick, welchen die Generalintendanz der** k. Theater zu Berlin, Kassel, Hannover und Wiesbaden veröffentlicht hat, belehrt, daß im Jahre 1878 an den k. Bühnen in Berlin 17 Stücke mit zusammen 40 Akten, 3 Opern, 1 Genrebild und 1 Ballet zum ersten Male aufgeführt wurden; in Hannover, welches nur über ein Haus verfügt, wurden gleichfalls 17 Stücke mit zusammen 50 Akten, 3 Opern und 2 Ballets neu aufgeführt; in Kassel wurden 11 Stücke mit zusammen 33 Akten, 3 Opern, 1 Märchen und 2 Possen zum ersten Male aufgeführt, und das Theater in Wiesbaden hat an Neuaufführungen aufzuweisen 19 Stücke mit zusammen 65 Akten, 3 Opern und 3 Ballets. Die k. Theater in Berlin figuriren daher, da sie aus zwei von einander getrennten Bühnen bestehen, mit der relativ geringsten Novitätenanzahl unter diesen Bühnen, und Wiesbaden überragt Berlin sogar auch in der absoluten Ziffer. An den k. Bühnen in Berlin fanden im Jahre 1878 zusammen 602 Vorstellungen statt, darunter 154 oder circa 25 Prozent von klassischen Werken. Von den letzteren fielen auf Lessing 7, Goethe 11, Schiller 26, Kleist 2, Shakespeare 30, Molière 4, Moreto 5, Calderon 3, Gluck 2, Mozart 33, Beethoven 15, Weber 11, Méhul 1, Cherubini 3, Spontini 1. In Hannover gehörten von 259 Vorstellungen 71 oder 27 Prozent zu den klassischen, in Kassel von 285 Vorstellungen 79 oder gleichfalls 27 Prozent, in Wiesbaden endlich von 249 Vorstellungen nur 45 oder 18 Prozent zu den klassischen. Hannover und Kassel überwogen hienach Berlin um 2 Prozent in der Klassizität, während Wiesbaden um 7 Prozent hierin hinter Berlin zurückbleibt. Das kommt aber wahrscheinlich von den vielen fremden Elementen, die dort verkehren. Von den nicht klassischen Autoren haben in Berlin die meisten Aufführungen ihrer Werke im Jahre 1878 gehabt: Benedix 26, Lindau 24 (darunter 21mal „Johannistrieb"), Moser 16, Genée („Stephy Girard") 14, Hugo Bürger 13 (darunter 11mal „Gabriele"), Zell („Die Büste") 12, Scribe 11, Bauernfeld 10, Auerbach 7, Birch-Pfeiffer 7 ꝛc. In der Oper hatte von den nicht klassischen Autoren Richard Wagner 30 Aufführungen seiner Werke (darunter 11mal „Lohengrin", 10mal „Tannhäuser"); von den Werken sonstiger unklassischer Komponisten wurden aufgeführt: Verdi 18mal, Meyerbeer 15mal, Auber 12mal, Brüll 9mal, Adam 7mal, Hofmann 7mal, Abert 6mal, Wuerst 5mal (die Werke der drei Letzteren waren Novitäten), Donizetti 6mal, Flotow und Halévy je 5mal. Ein Blick auf das Repertoire des k. Theaters in Hannover belehrt, daß dort von den Nichtklassikern die meisten Aufführungen hatten L'Arronge 9 (darunter 8mal „Hasemann's Töchter), Moser 7, Benedix 5, Scribe ebenfalls 5; die Birch-Pfeiffer brachte es dort im abgelaufenen Jahre nur zu einem Abend (Mutter und Sohn), die anderen Autoren hatten zumeist 3, 2 oder auch nur 1 Aufführung ihrer Werke im Jahre 1878. Unter den Aufführungen von Musikwerken ragten in Hannover hervor: Mozart und Wagner mit je 15 Vorstellungen, Auber 13, Meyerbeer 12, Weber 7, Lortzing 7, Marschner 6, Beethoven 5 ꝛc. Nicht sehr verschieden hievon ist das Bild, welches die Bühnen zu Kassel und Wiesbaden bieten. Von den klassischen Autoren abgesehen, hatten hier auch die meisten Aufführungen: Benedix in Kassel 9, in Wiesbaden 12mal; unter den Komponisten ragten in der Zahl ihrer Aufführungen Mozart und Wagner hervor.

— **Kabinetsrath A. Becker in Gotha wurde zum Hofkapell- und** Theaterintendanten des herzogl. Hoftheaters ernannt.

— **Für das neue Dresdener Hoftheater, welchem bereits aus** Landesmitteln 4,015,000 Mark zugeflossen sind, soll dem Landtage noch eine bedeutende Nachforderung vorgelegt werden.

— **Im k. Hoftheater in Dresden kam die neue Oper „Aenn**chen von Tharau", Dichtung von Roderich Fels, Musik von Heinrich Hofmann (Komponist der Oper „Armin"), zur ersten Aufführung. Das in allen Theilen dichtbesetzte Haus nahm die Novität sehr warm, stellenweise enthusiastisch auf. Der günstige Erfolg ist zum nicht geringen Theil der vortrefflichen Darstellung zu danken.

— **Im Hamburger Stadttheater ging am 26. März Richard** Wagner's „Götterdämmerung" zum ersten Male vor ausverkauftem Hause in Szene und fand eine von Akt zu Akt sich steigernde, enthusiastische Aufnahme. Die Oper war überaus sorgfältig einstudirt und inszenirt und machte einen imposanten Eindruck.

— **Im Hoftheater zu Dresden wird zu Goethe's Geburtstag** der zweite Theil des „Faust" in der Einrichtung von Wollheim, mit Musik von Pierson, aufgeführt werden.

— **Der Komponist E. Nexte hat mit seiner Oper: „Der Ratten**fänger von Hameln", am Leipziger Stadttheater einen sehr guten Erfolg erzielt.

— **Rudolph Bunge's einaktiger Schwank: „Ein Fähnrich auf** Reisen", gelangte im Ringtheater in Wien und im Köthener Stadttheater mit Beifall zur Aufführung.

— **Zwei Dichter, Maximilian Bern und Otto Leitenberger, haben** sich zu einem Lustspiel: „Zwei Diebe", vereinigt, das eben in Vorbereitung ist.

— **Maximilian Bern's Plauderei: „Meine geschiedene Frau"** hat, wie neulich am Dresdener Hoftheater, so jetzt auch am deutschen Hoftheater in St. Petersburg einen durchschlagenden Erfolg errungen. Die „St. Petersb. Ztg." rühmt dem Stücke nach, daß es fließend und glatt geschrieben, hübsch ausgearbeitet und in einem eleganten Konversationston gehalten ist, bei welchem Geist und Witz, Ernst und Scherz in gefälliger Verschlingung die Ausgleichung der Gegensätze zwischen dem Bonvivant und der Salondame herbeiführen.

— **In Berlin (Wallner-Theater) hatte die neue Posse von E.** Jacobsen: „Die Lachtaube" einen vollen Erfolg. Der Dichter bietet eine glaubwürdige, gut gegliederte Handlung mit heiteren, harmlosen, aber nicht widerlich verzerrten Situationen, und zeichnet Charaktere, die keinen Anspruch auf eine ganz aparte Originalität erheben wollen, sich aber durch ihren gesunden, populären Entwurf als glaubwürdige, lebensfähige Gestalten legitimiren, und endlich einen Dialog, der ungeschraubt ist, dabei sich immer witzig und gewedt anläßt und hie und da einen gesunden Kalauer anbringt, der wenigstens durch seine Neuheit belustigend anspricht. Hier die Fabel. Gutsbesitzer Warnow und Maler Temme vertauschen ihre Namen — damit sie sich desto besser zu Possenfiguren eignen. Der Eine verliebt sich in die Tochter eines Bäckers, der Andere in die des Gutsinspektors, sie werden auch wieder geliebt, es steht ihrer Verbindung nichts im Wege und nur einige herbeigekünstelte Mißverständnisse und Irrthümer verstimmen für eine Weile eines dieser Paare. Pauline, des Gutsinspektors ältere Tochter, liebt einen Steuerbeamten, der Vater willigt aber nicht ein in die Verbindung — weil dieser Steuerbeamte ihm eine Jägermünchhausiade nicht glauben will. Schließlich führt er den Gutsinspektor mit seinem Jagdmärchen ad absurdum und nun steht auch dieser Verbindung nichts entgegen. Drei Paare — Segen — Gruppe — Schluß.

— **L'Arronge, der Mann des Tages für die Bühne, der Ver**fasser von „Dr. Klaus", ist in Wien eingetroffen und hat Direktor Tewele ein neues Stück zur Aufführung überreicht. Bekanntlich läßt L'Arronge in neuester Zeit alle seine Stücke zuerst in Wien aufführen. Die Gründe liegen in der Verschiedenheit des Charakters einer ersten Vorstellung (soweit das Publikum in Betracht kommt) in Berlin und Wien.

— **„Der Theaterteufel", Lebensbild in 3 Akten von Alois** Berla, hat im Theater an der Wien in Wien einen vollen Erfolg erzielt.

— **In Wiesbaden wurden „Ein alter treuer Diener", Charakter**skizze in einem Akte von A. Bahn, und „Man sucht einen Erzieher", Lustspiel in 2 Akten von demselben Verfasser, gegeben. Ersteres Stück, dessen Tendenz es ist, die Untreue moderner Dienstboten zu geißeln, erlebte seine Première. Die Handlung ist sauber ausgearbeitet, hat hübsche Detailmalerei und wirksame Komik.

— **Ein junger Wiener Lustspieldichter, Conimor, hat am Olden**burger Theater mit dem Lustspiele: „Der goldene Reif" viel Glück gemacht. Die Aufnahme der Novität war eine höchst günstige.

Kultur und Wissenschaft.

— **In England trägt man sich in Folge der Nordenskjöld'schen** Fahrt um die Nordspitze Asiens und der holländischen Polarexpedition wieder mit dem Gedanken, die Erforschung des arktischen Gebietes fortzusetzen: in der Royal Geographical Society schlug C. R. Markham als das geeignetste Objekt die Westküste von Franz-Joseph-Land vor, weil dieselbe alsbald in unbekanntes Gebiet sich erstreckt und weil man erfahrungsmäßig zu Schiffe längs der Küsten überhaupt und vorzüglich längs derjenigen an der Westseite arktischer Länder besser vordringen kann als im Packeise auf hoher See. Der von anderen Autoritäten unterstützte Plan geht dahin, im Spätsommer 1879 die „Discovery" auszusenden und, falls sie ihr Ziel, die Ostküste von Zichy-Land, nicht erreichen kann, den Versuch in den nächsten beiden Jahren zu wiederholen, dort möglichst weit gegen Norden zu überwintern und von dort Schlittenexpeditionen auszusenden. Auf Kap Nassau (Nowaja Semlja) und Nordostland (Spitzbergen) sollen Proviantdepots angelegt werden, so daß ein zweites Schiff entbehrlich wird. Vielleicht vereinigen sich auch die Niederländer mit den Engländern zu einer gemeinsamen Unternehmung.

— **Der portugiesische Reisende Major Pinto hat aus Pretoria** an den Marineminister die Nachricht gesandt, daß er den ganzen obern Zambesi (Afrika) erforscht und 72 Wasserfälle und Stromschnellen passirt habe. Er habe das Geheimniß des Cubango ergründet und bringe von alle dem ein reiches wissenschaftliches Material (Tagebücher und Karten) zurück.

— **Der durch seine Forschungen an den Küsten und Meeren des** nördlichen Rußland bekannte Lieutenant Sandeberg hat von der russischen Regierung die Konzession erhalten für den Walfischfang innerhalb des russischen Eismeeres, sowie auch Raum für die Anlage ausgedehnter Fabriken, für das erforderliche Bau- und Brennmaterial u. s. w. Sandeberg beabsichtigt, eine russische Aktiengesellschaft zu bilden, welche vom Frühjahr 1880 an den Walfisch- und Seehundsfang, sowie die Fischerei von Dorsch, Häring, Haifisch und Lachs betreiben soll. Auf den Bänken der murmanischen Küste hat Sandeberg die Existenz der zahlreichsten und fettesten Fische nachgewiesen, und die Resultate seiner zoologischen Forschungen will er nun praktisch verwerthen. Seine Gesellschaft soll aber zugleich das Ziel verfolgen, den Handel mit Sibirien zu entwickeln und das Eismeer im Norden von Europa und Asien in geographischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht fortgesetzt genau zu erforschen. Als Entrepot für den sibirischen Handel soll Alexandrowsk dienen, ein Ort, der auf der Landenge Dawdemuüte zwischen der Fischerhalbinsel (Paluostrow Rybatschy) und der Mittlern Halbinsel (circa 69½° nördlicher Breite und 29½° östlicher L. Gr.) neu gegründet werden soll. Von dort aus sind die europäischen Häfen stets, die sibirischen während etwa 10 Wochen im Jahre zu erreichen, eine Zeit, die voraussichtlich genügt, um den Jenisei fünf- bis sechsmal, den Ob vier- bis fünfmal und vielleicht auch ein- oder zweimal die Lena zu erreichen.

— **Graf Wilczek und Lieutenant Weyprecht beabsichtigen im** Jahre 1880 nach der Nordküste Nowaja Semljas sich zu begeben und dort auf Kosten des Ersteren volle zwölf Monate zu verweilen, um eine Reihe von exakten magnetischen, elektrischen, hydrographischen und meteorologischen Beobachtungen anzustellen. Zeitpunkt und Art des Unternehmens hängt übrigens noch von den Beschlüssen des internationalen meteorologischen Kongresses ab, welcher im April dieses Jahres in Rom zusammentritt.

Industrie und Verkehr.

— **Das „Berliner Moden-Blatt"** schreibt folgende Preise auf weibliche Handarbeiten aus: 1500 Mark als erster, 1000 Mark als zweiter und 500 Mark in zehn gleiche Theile getheilt als Prämie dritter Ordnung. Die nicht preisgekrönten Arbeiten werden entweder von der Redaktion angekauft und alsbald lobend erwähnt oder zurückgeschickt. Nur Abonnentinnen des „Berliner Moden-Blatt" haben ein Recht zur Preiskonkurrenz. Zulässig sind sowohl Artikel, welche in das Modefach schlagen, wie die eigentlichen Handarbeiten, und zwar unter folgenden Bedingungen: die Modeartikel (Kleider, Mäntel, Hauben, Schleifen, Wäschegegenstände ꝛc.) müssen sich durch Handarbeit auszeichnen, die Handarbeiten müssen Geschmack aufweisen, einen praktischen Zweck verfolgen, und die Beschaffung des Materials darf keine Schwierigkeiten bieten. Die Konkurrenzarbeiten dürfen keinem Buch oder Blatt entnommen und nirgends ausgestellt gewesen sein, auch verpflichtet sich der Einsender, die gleiche Idee nicht anderweitig bekannt zu geben, bis die Preiskonkurrenz geschlossen, eventuell der preisgekrönte oder angekaufte Gegenstand im Berliner Moden-Blatt veröffentlicht ist. Die mit dem ersten und zweiten Preis gekrönten Gegenstände verbleiben der Redaktion als Eigenthum, die der dritten Preisordnung nur dann, wenn der Preis ihren Werth dreimal übertrifft. Vor dem Monat September darf die Einsendung von Preiskonkurrenz-Gegenständen nicht stattfinden. Die Entscheidung der Preisrichterinnen, sowie die Vertheilung der Prämien, eventuell die Rückendung der Gegenstände erfolgt noch vor Weihnachten. Jedem Gegenstand muß ein geschlossener Brief beiliegen, der erst nach gefälltem Urtheil geöffnet wird; derselbe muß enthalten: die volle Adresse der Einsenderin, den Verkaufspreis und die Beschreibung des Gegenstandes, nebst Angabe und Bezugsquelle des verwendeten Materials.

— **Vom 2. bis 3. Mai wird in Kammer am Attersee (Ober**österreich) ein Fischzüchtertag abgehalten, mit welchem eine Ausstellung von Fischen, Fischereigeräthschaften und der die Fischkunde und Fischzucht betreffenden Kunstprodukte und literarischen Erzeugnisse verbunden sein wird.

— **Der Superintendant des überseeischen Postdepartements zu** Washington hat von Thomas E. Montgomery, von Rochester, N. Y., die Mittheilung erhalten, daß ein von Letzterem am 9. Dezember 1878 zu Rochester aufgegebener Brief die Reise um die Welt in 87 Tagen zurückgelegt habe. Der Brief ging am 17. Dezember 1878 von San Franzisko ab, am 18. Januar 1879 von Hong-Kong, am 22. Februar von London und traf am 6. März wieder in Rochester ein. Es ist dieß die größte, bisher für eine Reise um die Welt erreichte und vorläufig wohl auch erreichbare Schnelligkeit, unter der Voraussetzung, daß die sonst übliche Fahrgeschwindigkeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe auf der zurückgelegten Strecke nicht ausnahmsweise vergrößert wird. Zu erwähnen ist noch, daß der Brief an den vielen Punkten jedesmal rechtzeitigen Anschluß gefunden hatte.

— **Der erste Telegraph in China wird in diesen Tagen in Tientsin** von einem Engländer gelegt und 40 Meilen lang sein.

— **England hat einen neuen Great Eastern unter dem Namen** „Arizona" gebaut. Er ist 445 engl. Fuß lang, 46 breit und 37 tief und hat eine Maschine von 6000 Pferdekräften.

Feste und Versammlungen.

— **Das allgemeine deutsche Schützenfest im Jahre 1881 wird** in München stattfinden.

Sport.

— **Der Physiker Bellachini hat in letzter Zeit Stuttgart besucht** und mit großem Beifall Vorstellungen der natürlichen Magie gegeben. Seine geschickte Hand, die Alles so leicht und elegant in Szene setzt, seine gewandten Formen und seine unterhaltende Plauderei versetzten die Anwesenden in die angenehmste, angeregteste Stimmung und der große Ruf, der ihm vorausging und den er früher schon einmal hier befestigt, hat sich auf's Neue als vollständig berechtigt erwiesen.

Denkmäler.

— **Döring's Grab in Berlin ist nunmehr durch ein Denkmal** geschmückt, das durch seine einfache Würde den besten Eindruck macht. Das Denkmal besteht aus einem Obelisk, der auf einem 60 Ctm. breiten und 40 Ctm. starken und ebenso hohen, auf einem Fundament von Sandstein ruhenden Sockel errichtet ist. Von oben herab ist derselbe bis zur Hälfte mit einem mit Fransen und großen Quasten gefäumten faltenreichen Trauertuche umhüllt, das sich stumpf von dem glatt polirten Sockel und Obelisk abhebt; der letztere trägt nur die Inschrift: „Theodor Döring", die sich in Goldbuchstaben auf der freigebliebenen Vorderseite desselben befindet. Das drei Meter hohe, aus dem dauerhaftesten weißen karrarischen Marmor gefertigte Denkmal macht durch seine Auffassung und vorzügliche künstlerische Ausführung einen imponirenden Eindruck. Es ist das Werk der Bildhauer Bianelli in Berlin.

— **Die Sammlungen für den Obelisken in Berlin betragen** bis jetzt 100,000 Mark, den dritten Theil des Kostenanschlags.

— **Das Denkmal Bismarck's in Köln ist am 1. April, an des** Fürsten Geburtstag, unter entsprechenden Feierlichkeiten enthüllt worden. Das Denkmal findet den allgemeinsten Beifall.

Gestorben.

— v. Vaulabelle, franz. Historiker, in Nizza, 80 Jahre alt, am 28. März.

— Thomas Couture, berühmter französischer Historienmaler, 64 Jahre alt, auf seinem Schloß Villiers Le Bel, 30. März.

— Adolph Loos, Bildhauer, am 31. März, 49 Jahre alt, in Brünn.

— Fürstbischof Benedikt von Riccabona, am 31. März, in Trient.

Die kaiserliche Familie von Oesterreich.

(Hiezu das Bild S. 564 und 565.)

Die österreichischen Länder rüsten sich in diesem Augenblick, ein Fest zu feiern, das im vollsten Sinne des Wortes ein Familienfest zu werden verspricht. Gilt es doch die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Tages, an dem der jugendliche Kaiser Franz Joseph, der wenige Jahre zuvor in ernster Zeit den Thron seiner Väter bestiegen, die schöne Bayernprinzessin von den Ufern des Starnberger Sees, aus dem Schlosse von Possenhofen, nach der Kaiserstadt an der Donau heimführte, um seinem treuen Volke eine Fürstin zu geben, eine Landesmutter, die durch ihre Anmuth, ihre Holdseligkeit und ihre Güte Aller Herzen im Fluge eroberte und dauernd an sich fesselte.

Es war am 23. April 1854, als die sechzehnjährige Prinzessin Elisabeth, des Herzogs Max in Bayern Tochter, mit ihrem kaiserlichen Bräutigam Franz Joseph von Oesterreich in ihrer neuen Heimat, der Residenzstadt Wien, einzog, ein Tag, der heute noch den Wienern unvergeßlich in der Erinnerung steht und ein Glanztag in der Geschichte der schönen Stadt an der blauen Donau bleibt. Am folgenden Tage, dem 24. April, fand die Vermählung in der Augustinerkirche mit allem kaiserlichen Pompe statt.

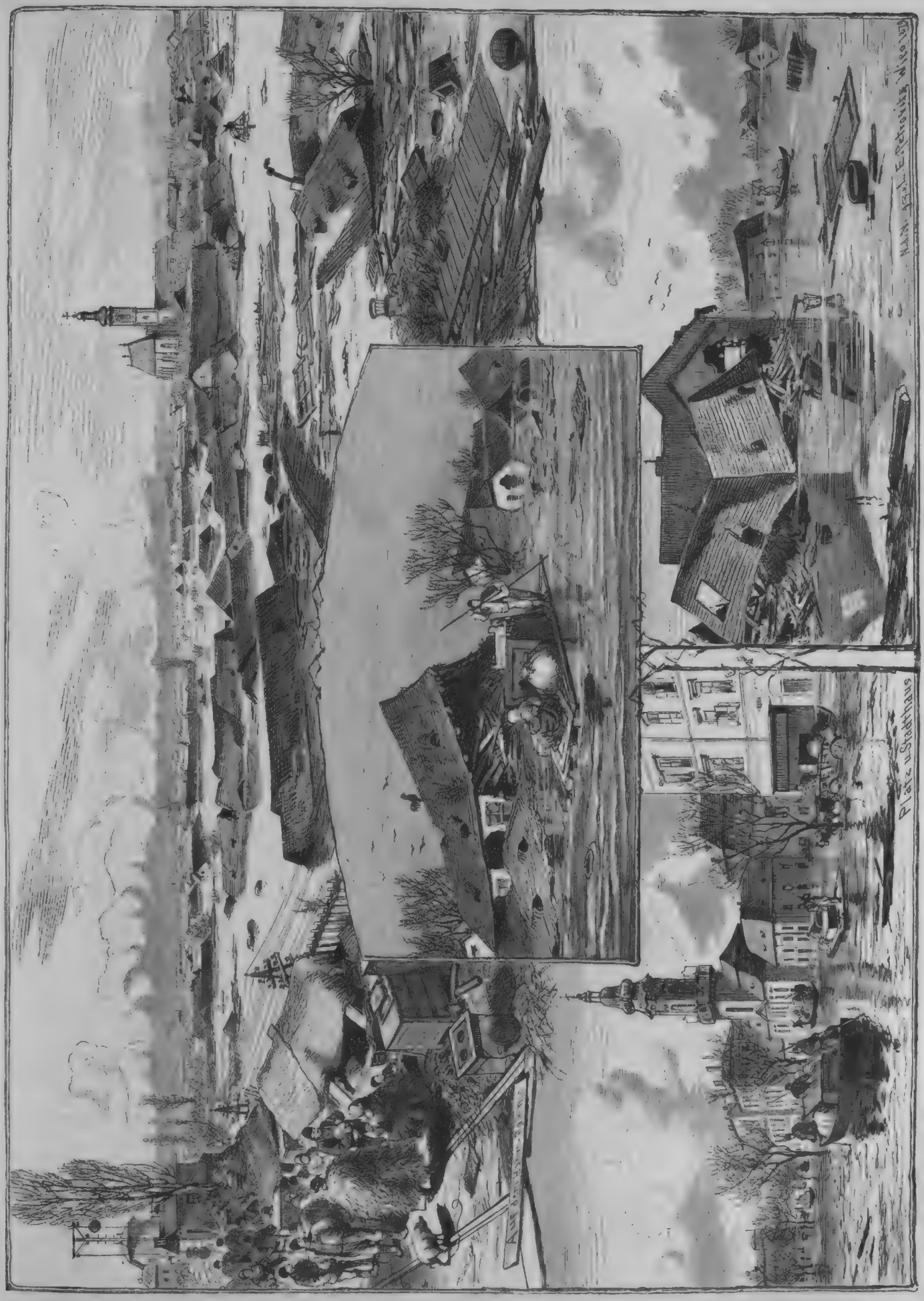
Kaiser Franz Joseph I., geboren am 18. August 1830, folgte, nachdem sein Vater, Erzherzog Franz Karl, die Kaiserkrone abgelehnt, seinem Oheim Kaiser Ferdinand am 2. Dezember 1848 auf dem Kaiserthron von Oesterreich und wurde am 8. Juni 1867 als König von Ungarn gekrönt. Seine Gemahlin, Kaiserin Elisabeth, am 24. Dezember 1837 als die Tochter Herzog Maximilian's in Bayern geboren, schenkte ihrem Gemahl vier Kinder: Erzherzogin Gisela, geboren 12. Juli 1856 und am 20. April 1873 mit dem Prinzen Leopold (Sohn des Prinzen Luitpold) von Bayern vermählt; Erzherzog Rudolph, den Kronprinzen und Thronfolger, welcher am 21. August 1858 geboren, gegenwärtig als Oberst in Prag residirt und dort seinen militärischen Studien lebt, und die Erzherzogin Valerie, geboren am 22. April 1868. Eine Prinzessin starb früh. Aus der Ehe der Prinzessin Gisela stammen zwei Kinder: Prinzessin Elisabeth, geboren am 8. Januar 1874, und Prinzessin Auguste, geboren am 28. April 1875. Die ganze Familie, welche unser Zeichner zu einem Bilde gruppirt, wird in den Tagen des Festes in der kaiserlichen Residenz versammelt sein, das nach dem, was bis jetzt in die Oeffentlichkeit gedrungen, das schönste Fest zu werden verspricht, das Wien jemals gesehen.

Das Neugeborene. Gemälde von W. A. Bouguereau.

Das Neugeborene.

Gemälde von W. A. Bouguereau.

Eine junge Frau, welche das neugeborene Lamm auf ihren Armen trägt, während die Mutter ängstlich nebenher läuft und zu dem Jungen aufschaut — was kann es für ein einfacheres Sujet geben, und doch welcher Zauber liegt in dem Bilde, das uns unwiderstehlich fesselt! Es ist eine unendliche Fülle von Glück und Liebe, die aus den Zügen dieser jungen Frau spricht, Glück und Liebe, die in der Mutter des Lammes ihr thierisch Gegenbild finden. Der Maler William Adolphe Bouguereau, 1824 in Larochelle geboren und jetzt ein angesehener Maler seiner Heimat, ist namentlich in solch' einfachen Vorwürfen, aus welchen Gemüth spricht, außerordentlich glücklich. „Die Spinnerin", „Die Nächstenliebe", „Das Kind mit dem Vogel", „Die Mähderin", „Die arme Familie" sind lauter solche Sujets, welche dieß schon durch ihre Namen andeuten. Doch hat er sich auch durch stylvolle Fresken in Kirchen und Theatern ausgezeichnet und mit wirklichem Geschick Dekorationen im Genre von pompejanischen Wandmalereien behandelt.



Bilder von der Szegediner Ueberschwemmung. Originalzeichnung von V. E. Petrovits. (S. 563.)

Notre Dame des Flots.

Novelle

von

Karl Erdm. Edler.

(Fortsetzung.)

So nahm Blanche das Nächste und Kleinste hin, um es als holde Gabe zu ergreifen und zu begreifen, welche die vorübergehende Stunde gebracht hat, unerwartet und unverdient. Und so that sie auch selbst das Nächste unverdrossen für ihn, wie es Stunde und Ort ihr hinlegten. Es war da, sie sah oder hörte es, und schon regte sich die Seele in den Händen, stille zu wirken, was ihnen nahe lag, und in den Füßen, den Weg zu wandeln, der sich eben aufgethan. Ihr ganzes Thun und Lassen war ein demüthiges Gehorsamsein gegen die Stunde, die eben geschlagen, eine liebliche Hingabe an die Gegenwart und ein anmuthiges Aufgehen in dieselbe. Das, was noch kommen und sein würde, hatte keinen Antheil an ihrem Sinnen. Sie griff tief hinein in den Schatz ihres Herzens, um ihn mit vollen Händen über Arthur auszustreuen, ohne zu zählen, was unbeachtet und unaufgehoben neben ihn hinfiel. Wozu hätte sie auch kargen sollen: sie wußte ja, daß ihr Herz unerschöpflich war.

Arthur's Natur, im Gegensatze stets der Weite und Zukunft zustrebend, erlag anfangs solchem holden Zauber der Gegenwart und schlummerte gleichsam ein unter diesen linden, die süße Stunde festhaltenden Händen. Er war wie ein Wanderer, der von Berg zu Berg eilt war, immer weiter, bis auf einen himmelnahen Gipfel: während er ruht und die reinen Himmelslüfte ihm die nasse Stirne trocknen, umspannt sein Blick bald oben die glänzende Aetherbläue, bald in der Tiefe rings sonnige Thalgelände, und haftet dann wieder an den Alpenblüten, die in seine ausgestreckte Hand hineinzuwachsen scheinen. Das dauert etwa ein Stündchen. Dann ist er ausgeruht und blickt scharf vor sich hin in die Lande, nach fernen Weiten. Neue Gipfel stehen dort, nebelumhüllt, unmeßbar noch dem Auge, und sie winken und rufen. Hier aber hat er Alles schon genugsam betrachtet. — Ebenso dauerte der Zauber, den die Gegenwart in dem holden Bilde seines Weibes über Arthur ausübte, nicht lange. In Kurzem hatte seine Natur auch dießmal aufgezehrt, was sich ihr widerstandslos und völlig hingegeben. Wieder folgte jenes Mißbehagen an der Welt und an sich selbst, jener verdrossene Zustand der Uebersättigung, wie er ihn jedesmal nach erreichtem Ziele überschlich.

Aus demselben rissen ihn zunächst seine weittragenden südamerikanischen Pläne. Er, der sich bisher über den Werth eines Franken noch nie recht klar geworden und dem Grundsatz gehuldigt hatte: „L'argent pue . . .", — er las auf einmal Kurse und Waarenberichte, abonnirte den „Courrier du Hâvre", darin er Zahl, Namen und Ladung der einlaufenden und absegelnden Schiffe studirte, stand stundenlang vor einer ungeheuren Wandkarte von Südamerika, und wenn während dieser Beschäftigungen Blanche auf den Fußspitzen hereinschlich, so zog er die Augenbrauen zusammen. Da wagte sie es nicht mehr, näher zu treten, um sich wie sonst an seinen Arm zu hängen und plaudernd mit ihm durch die Gemächer auf und ab zu schreiten, oder, wenn die Sonne recht warm brannte, durch den schattig kühlen Garten. Auch die gemeinsamen Spaziergänge hinab nach Hâvre oder auf das Cap, die reizenden Ausflüge über den Meerbusen nach Honfleur, Trouville und bis hinüber nach Caen hörten nach und nach auf. Wenn er seinen Hut nahm und Blanche ihn ansah, in den Augen die fragende Bitte eines zaghaften Kindes, ob es denn nicht auch mitgehen dürfe, so sagte er jetzt immer in eilfertiger Zerstreutheit: „Du mußt mich heute entschuldigen, mein Engel, ich habe einen dringenden und wichtigen Geschäftsgang. Sieh' doch inzwischen nach, ob die Hyazinthen im Garten schon blühen!" Ein zweites Mal waren es die Centifolien, und so jedesmal, der Abwechslung halber, eine andere Blume, die sie ansehen sollte. Die waren zwar jedesmal längst schon verwelkt, aber Blanche ging doch und betrachtete die abgestorbenen braunen Blüten, die auf dem Boden herumlagen. Es waren auch in der That Geschäftsgänge, die Arthur so in Anspruch nahmen. Er suchte allenthalben Verbindungen mit den Kauf- und Schiffsherren der Stadt anzuknüpfen. Dieselben hatten vor seinem Namen sich artig verbeugt und bei seinen Projektdarlegungen höflich gelächelt, aber Keiner hatte die Sache ernst genommen. Er schalt sie ein bornirtes Krämervolk und versuchte es um so hartnäckiger mit Anderen. Sie dagegen sahen ihn insgesammt als ein phantastisches Kindesgemüth an, das keine Hindernisse kennt, geradezu in die Sonne zu fliegen oder sich den Mond auf ein halbes Stündchen zum Spielen auszuborgen. Seine Frau führte Arthur in diese Geldkreise ebensowenig, als in andere Gesellschaft. Er hielt noch immer an dem fest, was er Blanche, als sie noch Braut war, schon gesagt hatte, daß sie, ferne von der Welt, nur sich allein leben wollten. Blanche, in Abgeschlossenheit und Einsamkeit aufgewachsen, verlangte nichts Besseres. Die reizende Idylle zu Zweien war ihr stets ein lieber Traum gewesen. Nur mußte sie ihn jetzt oft allein träumen.

Der in jenen Tagen plötzlich eingetretene Tod der Frau von Mersay auf ihrem Gute brachte es mit sich, daß sich Arthur wieder eine Zeitlang ausschließlich mit Blanche beschäftigte. Ihr Schmerz war ihm etwas Neues. Blanche zeigte in ihrem Leide um die Mutter Seelentiefen, die er noch nicht durchmessen, die er nicht einmal geahnt hatte. Bisher hatte er das Bild seines Weibes immer nur im Sonnenschein ihrer Liebe leuchten sehen; nun stand es im Hellbunkel der Liebe und des Schmerzes. Die ungewohnte Beleuchtung fesselte ihn.

Als er sein Auge daran gewöhnt hatte, nahm ihn der Verkauf des Gutes bei Louviers wieder ganz in Anspruch. Blanche hätte, so sehr ihr Ingouville gefiel, vorgezogen, mit Arthur dort zu hausen, wo einst Vater und Mutter in stillem Glück ihr Leben ausgelebt; indessen sie fügte sich, da es Arthur so wollte. Aber es that ihr doch wehe, als sie vernahm, daß die ehrwürdige Burg ihrer Väter niedergebrochen und die alten Parkbäume gefällt werden sollten, um für Fabrikgebäude Platz zu machen. Der Verkauf machte es nothwendig, daß Arthur mehrmals nach Paris reiste, um mit Herrn Dumont, dem Käufer des Gutes, über die Einzelnheiten persönlich zu verhandeln. Blanche lebte indessen von dem Abschiedsworte, das in ihr fortklang, und von dem Blicke, den er ihr zurückgelassen.

Was anfangs Veranlassung gewesen, ward allmälig Vorwand. Er reiste jetzt öfters nach Paris und blieb jedesmal länger. Die lange nicht betretenen Boulevards übten einen frischen Reiz auf Arthur, das Bois de Boulogne war ihm nach der mehrjährigen Abwesenheit wie ein neu entdecktes Land, die alten Freunde, die er da und dort traf, zeigten ganz unbekannte Seiten. Er kam sich im Anfang etwas lächerlich vor und sagte sich, daß er ein Provinzler geworden sei, der über sich selbst die Achseln zucken müsse. Und er dachte nach, ob sich die Provinz in einem Jahrhundert so umgestalten könne, wie Paris in einem Jahre. Es gelüstete ihn, dieser umgeformten Welt auf den Grund zu sehen, und bald war er mitten in dem Wirbel. Es dauerte nicht lange, und ein gelindes Entsetzen befiel ihn, wenn er an Hâvre nur zurückdachte. Denn dort und aller Orten außerhalb der Mauern von Paris sah er das Gespenst der Langweile gähnend lauern und hielt sich nur innerhalb derselben gefeit vor ihm. Eine Zeit trug er sich wohl mit dem Plane, Blanche nach Paris kommen zu lassen. Aber er vergaß dieß, er vergaß seine großen Projekte und Unterhandlungen, er vergaß Alles, was ihm bisher im Sinne gelegen war. Ein mächtigeres Ziel reizte seine nie ruhende Begehrlichkeit, das alle seine Kräfte in Beschlag nahm und bis zum Aeußersten spannte.

Dieses Ziel hieß dießmal Fräulein Julie Oeillet, Mitglied des Balletkorps der Oper. Fräulein Oeillet hatte die blauschwarzen Haare, Augenbrauen und Augen einer äquatornahen Wüstenbewohnerin und den braunen Teint einer Sizilianerin. Alles an ihr mahnte an den heißen Süden, und darüber vergaß Arthur das blonde, schneeweiße Gebilde des Nordens, sein Weib. Wenn ihn schon dieser Gegensatz im Aeußern der beiden Gestalten umstrickte, so that es um so mehr der innere Gegensatz. Nur war es hier umgekehrt. Das blonde nordische Weib trug in seiner Seele die stetige Glut des Südens, das dunkle Gebilde heißer Sonnen dagegen die eisige Kälte der Polarzone.

Fräulein Oeillet war keine Koryphäe des Ballets, sie konnte es auch nie werden: ihr Leib war für die plastische Ruhe der antiken Tragödie, nicht für anmuthige Beweglichkeit geschaffen. Ihre Erscheinung wirkte als ruhiger Hintergrund bewegter Gruppen, und dieß war der enge Kreis, den man ihr für ihre Wirksamkeit unerbittlich gezogen. Fräulein Oeillet raste erst, weinte dann, und lächelte zuletzt. Sie lächelte mit dem Bewußtsein, in der Welt einmal eine glänzendere Rolle zu spielen, als die Prima Ballerina auf den Brettern.

Vorerst ließ sie sich an einem bescheidenen Debüt mit Herrn von Mersay genügen. Er war eine hübsche und hervorragende Erscheinung, er hatte angesehene Freunde, es mangelte ihm nie an Geld, so oft sie etwas bedurfte — und sie hatte vielerlei Bedürfnisse. Er hatte die Erlaubniß, ihr Bouquets und Armbänder zu schicken, ihre Rechnungen zu bezahlen, einen Wagen zu ihrer Verfügung zu stellen, nach ihrem Befinden daheim zu fragen und in der Oper sich an ihrem Anblick zu entflammen. Dieß waren und blieben seine Privilegien — Fräulein Oeillet verstand es ebensogut zu benützen wie dafür nichts zu gewähren. Sie liebte nur die Anfänge und besaß das Talent, auf anmuthige Art zur Thüre hinauszugeleiten, ehe das Ende nahte. Man klopfte den nächsten Tag nur um so leidenschaftlicher an dieser Thüre.

Julie Oeillet vermochte nur mit Mühe Gedrucktes zu lesen — Menschenseelen dagegen las sie fließend und mit spielender Sicherheit. In einer Stunde hatte sie den ganzen Arthur von Mersay durchblättert und wußte, daß er nur durch stete Anspannung seiner Begehrlichkeit zu fesseln sei. Die Aufgabe war kinderleicht; sie lag schon in der Natur dieses Weibes markirt. Sie hatte nicht nöthig, eine Rolle zu spielen: sie spielte nur sich selbst. Gleichgültig und kalt bei den leidenschaftlichen Erklärungen Arthur's, antwortete sie seinen Seufzern mit Lachen, seiner Verzweiflung mit einer Offenbach'schen Arie. War er gekränkt, so ließ sie den blauen Himmel hervorschimmern sammt einigen heißen Sonnenblicken aus ihren Augen; kaum hatte er trunken hineingeblickt, so stieg schon wieder ein Wölkchen an der Bläue auf und überzog sie alsbald mit kaltem Grau. In das schönste Einverständniß verstand sie etwas einzuschieben, wodurch die Symmetrie aufgelöst ward, in die vollkommenste Harmonie einen schrillen Mißton anzubringen, in Erhebung und Rührung ein trocken prosaisches Wort hinzuwerfen, auf Glut Wasser, auf Oel Feuer zu schleudern. Immer blieb Arthur etwas zu wünschen übrig, und immer etwas Neues. Es war ein unausgesetzter Kampf blinder Leidenschaft gegen kalt berechnende Koketterie, der ihn beständig außer Athem hielt und alles Andere vergessen ließ. Nach Hâvre kam er jetzt nur, wenn Julie ihm in einer ihrer gut geplanten Launen für mehrere Tage ihre Thüre verbot. Sie nahm solche Verbote nie zurück, und er gehorchte knirschend. Es waren Verzweiflungsfahrten, und Blanche das Opfer dieser Stimmung. —

Blanche glich einer Schlummernden, die sich der engen Umarmung eines holden Traumes nicht entringen kann, mag der nüchterne Weckruf auch noch so oft und schrill ertönen. Sie hat auf Arthur gewartet, erst Tage, dann Wochen, dann Monate lang. Und immer war es, als müßte sie das Warten von Neuem erlernen, so schwer ist es ihr gefallen, so unfaßbar. Denn wie einzelne Tropfen sah sie die Sekunden einzeln niedergleiten und zögernd vergehen, eine wie die andere leer und langsam, so viel langsamer als der Schlag ihres jungen Herzens. Sie saß an dem Fenster, unzähligemal im Laufe eines endlosen Tages niederblickend, wenn von ferne das Rollen eines Wagens hörbar ward oder ein Fußgänger einherkam, und wieder die leere Fahrstraße entlang schauend mit dem angstvollen Blicke, der immer suchte und spähte und niemals fand. Sie lag endlose Nächte, in das Dunkel horchend, ob sie seinen Schritt erlausche, aber es war nichts zu vernehmen, als ihr eigenes klopfendes Herz.

Sie wußte nun schon, was Arthur ferne und zurückhielt. In seiner gewohnten zerstreuten Weise hatte er Rechnungen und Briefe wirr durcheinander herumliegen lassen. Es waren Briefe von Julie darunter. Als Blanche mit ihrem gewohnten Ordnungssinn Alles an Ort und Stelle brachte, warf sie in einen dieser Briefe, wie er offen auf dem Tische lag, zufällig einen Blick. Sie hat dann erbleichend nach ihrem Herzen gegriffen und es mit beiden Händen zusammengepreßt. Dann hat sie tagelang still vor sich hin geweint.

Aber ihr Herz war eines von jenen, die ihren Traum weiter träumen müssen, so lange sie schlagen. Auch die bitterste Enttäuschung, das herbste Erfahren weckt sie nicht ganz daraus auf. Das ist nur der Luftzug, davon die Augen, über die er hinstreicht, sich mühsam ein wenig öffnen; aber ehe die Wirklichkeit sich nur bemerkbar machen konnte, fallen sie wieder zu, und

der Traum geht weiter, vielleicht nur einen neuen Weg, weil der alte plötzlich abgebrochen ward, vielleicht jetzt keinen so sonnigen mehr wie zuvor. Was einst vor ihr blühend gelegen war, wie der Garten der Heimat mit Rosenduft und Nachtigallenschlag in schattigem Grün, streckte sich nun in die Weite schattenlos und öde als lange, ebene Straße, welche sie dahinziehen wollte, barfuß im Steingeröll, barhaupt im Sonnenbrand, gleich einer Büßerin. Denn sich selbst maß sie die Schuld bei, daß Arthur sich ihr entfremdet hatte. Worin sie sich vergangen, das wußte sie freilich nicht. Aber sie wußte, daß jenseits der schweren Bußfahrt, die sie vorhatte, ein neuer Garten aufblühen werde, weil sie einen unerschütterlichen Glauben an Arthur in sich trug. Etwas von dem, womit ihr Herz ihn ehemals verschwenderisch geschmückt, war von ihm abgestreift worden, aber sie meinte, ihre eigene Hand habe es gethan. Sie sah ihn doch nur, wie ihre eigene reine Seele ihn sehen konnte. Nie gab sie dem Zweifel Raum, als würde es ihr nicht gelingen, den Abgrund zu überbrücken oder auszufüllen, der sich zwischen ihm und ihr klaffend aufgethan. Und es beirrte sie in solchem starken Vertrauen nicht, daß er diesen Abgrund der Gleichgültigkeit und Kälte, des Nichtbeachtens und Schweigens immer tiefer und breiter aushöhlte, ob sie auch Tag und Nacht mit nimmermüden Händen die Schätze ihrer Seele hineinwarf. —

Daß sie sich hiebei nicht aufrieb, dankte sie dem Glücke, daß sie Mutter wurde. Nun hatte sie das Kind, auf welches sie den Ueberdrang ihres Herzens nach Liebe, die überquellende Innigkeit und Weichheit ihrer Seele ausströmen lassen konnte. An ihrer eigenen Kindheit alte Träume spann sie die neuen Träume für ihr Kind an.

Als sie Arthur bei seiner Heimkehr zum ersten Male das Kind entgegenhielt mit Freudenthränen in den Augen, da sah er es zerstreut an. Nachdem er dann einigemal unentschlossen auf und ab gegangen war, sagte er, von ihr abgewandt aus dem Fenster blickend:

„Finanzielle Unterhandlungen voll Bedenken und Schwierigkeiten werden mich in der nächsten Zeit zumeist in Paris zurückhalten. Die kurze Zeit, welche mir dieselben für einen Aufenthalt hier übrig lassen, werde ich im Unterstock wohnen. Das Kindergeschrei hat mich immer und überall nervös gemacht und würde mich auf die Länge krank machen. Nenne es eine Idiosynkrasie, wenn Du willst — es geht über meine Kräfte!"

Blanche richtete die großen Augen stille auf ihn, und dieß einzige Mal hat sie es versucht und hat ihm treue, reine, gewaltige Worte gesagt. Sie hielt dabei ihre Hand auf das klopfende Herzchen ihres Kindes; denn dieselben hätten sich bei ihrer scheuen Weichheit nie ihren Lippen entrungen, wenn sie nur an ihr eigenes Herz die tastenden Finger gelegt hätte. Aber auch so sind ihr diese Worte endlich in Schluchzen erstorben.

Arthur hörte zu, die Narbe auf seiner Stirne ward sehr roth und sein Gesicht darunter sehr bleich. Ein anderes Weib aus längst vergangenen Tagen richtete sich plötzlich vor seinen Augen auf, mit einem Kind auf dem Arme, und schön und blond und blaß wie dieses, das da vor ihm stand und redete. Und auch dieselben Worte hatte er einst schon vernommen. Er schauerte zusammen, wie beide Gestalten einander glichen, und starrte mit weitgeöffneten Augen Blanche an und entgegnete nichts. Nach einer halben Stunde war er, ohne Abschied zu nehmen, nach Paris gefahren. Er blieb drei Monate aus, ohne ein einziges Mal von sich Nachricht zu geben.

Dann kam er eines Tages ganz verstört zurück. In sichtlicher Aufregung durchmaß er unstät und schweigend die Zimmer, den Garten, und wieder die Zimmer. Er betrachtete Alles scharf, als ob es ihm fremd wäre, und als gewahrte er es zum ersten Male. Dann sank er erschöpft in einen Fauteuil und sagte, ohne Blanche anzusehen: „Ich sehe mich genöthigt, das Landhaus zu verkaufen. Die Erhaltung desselben ist zu kostspielig, und ich bin nicht mehr in der Lage, uns diesen Luxus zu gestatten. Die Kaufsumme für Dein Erbgut ist leider einer unglücklichen Operation zum Opfer gefallen sammt dem größten Theile Deiner Mitgift. Ich bedaure es um Deiner willen, allein es ist nichts daran zu ändern. Wir müssen uns einschränken." Er redete tonlos, aber in einem Flusse, ohne zu stocken, wie ein Schüler, der eine wohlmemorirte Lektion herunterrezitirt. Todte Worte sind es gewesen, aber Blanche meinte, die Verzweiflung spreche so. Und weil sie glaubte, ihr höchster Trost müsse auch ihn trösten, so nahm sie seine Hand, um ihn zu dem Bettchen zu führen, darin ihr Kind aus dem Schlummer lächelte. Sie redete ihm nicht von dem verlorenen Besitz und nicht von dem zu veräußernden Landhaus, sie redete nur von diesem Kinderlächeln. Aber das sind für ihn todte Worte gewesen.

Der Käufer, Herr Dumont, derselbe, der das Gut bei Louviers angekauft, kam noch an demselben Tage, um das Landhaus zu besichtigen. Er besaß auch in Hâvre eine große Fabrik und wünschte das Landhaus als Sommeraufenthalt zu erwerben. Er nützte Arthur's sichtliche Ungeduld nach sofortiger baarer Bezahlung des ganzen Kaufpreises mit kalter Zurückhaltung aus und erhielt den Landsitz ohne lange Unterhandlungen um den halben Preis des Werthes. Arthur fuhr, nachdem er eine kleinere Miethwohnung in Hâvre aufgenommen hatte, mit dem Bankier nach Paris, um daselbst den Kaufschilling gleich in Empfang zu nehmen.

Dann kam der Tag, da Blanche zum letzten Male auf dem Balkon des Landhauses in Ingouville stand — dießmal nicht mit Arthur, der noch nicht von Paris zurückgekehrt war, sondern mit ihrem Kind auf dem Arme. Der Abend war wie jener, da sie zum ersten Male dagestanden war. Die Sonne stand wieder tief am Cap La Hève, Meer und Land und Himmel brannten in rother Lohe, gegen eine flammende Wolke wies der Thurm von Notre Dame des Flots wie ein dunkler Finger. Aber Blanche weinte nicht, als sie noch einmal alle die Herrlichkeit weithin mit einem Abschiedsblicke umarmte. Ihr Glück trug sie ja mit sich — es griff mit den kleinen Händchen nach der Abendröthe hinaus und meinte dieselbe glücklich erhascht zu haben und nunmehr aufessen zu können. Denn es fuhr mit den Fingerchen schnell in den rothen Mund und lachte dabei. Und die Mutter lächelte auch, drückte ihr Glück an die Brust — und ging. — —

Allein es war kein Halt mehr auch in dem neuen Heim. Dasselbe wurde bald gegen ein noch engeres umgetauscht in dem abgelegenen, meernahen Viertel, wo die Fischer hausen. Arthur kam nun gar nicht mehr zurück. Die geringen Summen, die er hie und da schickte, reichten nicht für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse aus. Dann vergaß er wieder lange Zeit ganz auf Weib und Kind. Endlich schrieb er einmal, er sei selbst von allen Mitteln entblößt. Blanche hatte nach und nach alle Preziosen und was sonst um sie das Leben nur verschönte, veräußern müssen. Nun besaß sie nichts mehr als das Nothwendige allein. In müßigen Stunden hatte sie einst Stickereien gemacht und Spitzen genäht; sie trug dieselben, als jener letzte Brief Arthur's eintraf, in ein Magazin, wo man sie ihr abkaufte. Sie bat um Aufträge und erhielt sie. Seitdem saß das zarte Weib, das Kind des alten Hauses Mersay, vom frühen Morgen bis in die Dämmerung gebückt an dem niederen Fenster und arbeitete um das tägliche Brod — vierzig Sous für den Tag, Alles in Allem. Am Sonntage ein Gang mit dem Kinde zu Unserer lieben Frau der Wogen, auf das Cap, und sonst die ganze Woche hindurch, Tag für Tag, Stunde um Stunde, ruhelose Arbeit.

Und doch meinte Blanche, es sei genug Freude, übergenug für sie geblieben, und wenn sie in Notre Dame des Flots unter der Marienstatue kniete, verstand sie nicht, wie dieß heilige Antlitz so schmerzlich blicken könne: die Madonna hielt doch ihr Kind auf dem Arme, und dieß göttliche Kind lächelte ja. Denn das Lächeln ihres Kindes war für Blanche Alles — ihr Träumen von ehedem und die Wirklichkeit, durch die es hätte erfüllt werden sollen. Es war für Blanche auch alles das, was Arthur in jenen ersten Tagen von Ingouville mit Zauberfarben vor ihre Augen hingemalt: Edelsteine und indische Gewebe, rauschende Musik unter strahlenden Kronleuchtern, Oper und Schauspiel, Bälle und Reisen, laute Feste der Welt und stille Feste des Geistes und der Kunst. Dieß Alles war in dem Lächeln ihres Kindes und mehr noch, unsäglich viel mehr.

Wenn das kleine Mädchen Morgens beim Erwachen im Bette mit ihren Goldhaaren spielt und sich kichernd ganz darin versteckt, so daß nur die blauen Aeuglein glänzend zwischen zwei Strähnen hervorlugen, da dünkt sie sich reicher als alle Frauen der Erde, und sie liebt ihre Haare, weil sie dem Kinde ein täglich liebes Spielzeug sind. Wenn sie aber Tags über, von der Arbeit aufsehend, das Kind emporhebt, und dasselbe, auf ihrem Schoße stehend, mit seinen Aermchen ihren Hals umschlingt und drückt, bis ihm die feinen Härlein davon erzittern und niedergleitend mit ihren gleichfarbigen Haaren sich mischen, und bis das Gesichtchen ganz über und über roth wird von der gewaltsamen Anstrengung — da dünkt sie sich glücklicher als alle Frauen der Erde. Dann greift sie wieder zu der Nadel, und alsbald klingt es ihr durch das Stübchen wie holde Musik, da das Kind mit Kyon zu plaudern anhebt in jener Sprache, die außer Gott nur Mütter verstehen. Kyon ist ein treuer Gespiele und ein unzerbrechliches Spielzeug zugleich. Er läßt sich das zottige Fell zausen, er hält den Rachen weit offen, wenn die kleinen Hände seine Zähne und Zunge untersuchen, er läßt sich bei den Ohren ziehen und die Nase abtasten, er fängt vorsichtig mit der Pfote das Aermchen, das „haschen" spielen will. Dann wird er ein sorgsamer Wärter und geht gravitätisch dem Kinde nach, Beide auf allen Vieren; wenn es aber bei Versuchen, auf den zwei Beinchen allein vorwärts zu kommen, wankt, so ist Kyon dicht zur Seite, damit sich alle die zehn winzigen Finger in seinem Fell festklammern. Und endlich wird er gar zum weichen Polster für das Kind, wenn es, müde geworden, das Köpfchen auf seinen Rücken legt und einschlummert; er schläft nicht, aber er liegt ausgestreckt und rührt sich nicht, nur die treuen Augen blinzeln so verständnißvoll zu Blanche empor. Unser Kind schläft — sagen sie — seien wir mäuschenstille! —

Aber Unglück ruft Unglück herbei, und aus dem Sandkörnchen, das sich einmal abgelöst, ballt sich die niederrollende Kugel und diese schwillt an zur verheerenden Lawine. Die Modelaune hatte plötzlich den Spitzen entsagt, und eines Morgens kündigte man Blanche an, daß man ihrer Arbeit nicht mehr bedürfe. Sie versuchte es an anderen Orten — dieselbe Antwort. Als sie, müde von den fruchtlosen Gängen, heimkam, standen fremde Männer da und traten mit ihr ein. Im Namen des Gesetzes legten sie Hand an die spärliche bewegliche Habe des Herrn von Mersay, als Haftung für einen verfallenen Schuldbeitrag. Blanche versteht nichts von allem dem, sie reißt ihr kleines Mädchen an die Brust — sie denkt nur daran, daß sie ihr dieses nicht wegnehmen. Dann gehen sie. Kyon, der die Zähne gefletscht und nur auf ein Zeichen von Blanche gewartet hatte, um sich auf sie zu stürzen, knurrt ihnen noch an der Thüre nach — dann ist es stille. Das Kind ist auf ihren Armen eingeschlafen. Sie legt es behutsam in das Bett und denkt dabei, daß dieß Bett nicht mehr ihr eigen ist. Dann geht sie an den Tisch, den man in wenig Tagen versteigern will, und schreibt an Arthur nach Paris. Hierauf wankt sie zu einem Juwelier — die Füße wollen sie kaum mehr tragen — und verkauft das Kreuzchen, das sie an ihrer Brust getragen, wie einst ihre Mutter und vor dieser ihre Großmutter. Es ist das Einzige, was ihr geblieben ist.

Nach einigen Tagen kam der Brief an Arthur uneröffnet zurück. „Nach England abgereist" — stand, von fremder Hand bemerkt, auf dem Couvert. Da ließ Blanche Haupt und Hände sinken und starrte wie geistesabwesend vor sich hin. Es war ihr nicht, wie so Vielen, gegeben, gerade in dem rauhen Klima des Kampfes und der Entbehrung dem starken Baume gleich sich hart und fest zu wachsen; scheu und weich, ist sie auch da ein zartes, schwankes Blumengebilde geblieben. Die Liebe zu ihrem Kinde allein hatte in den harten Steinboden des Lebens etwelche Würzelchen getrieben, mit denen sie sich festgeklammert hatte, so viel sie eben konnte. Nun war auch das vorbei — nirgends ein Halt, soweit die Augen blickten, trocken, groß und starr wie in Fieberglut.

Ein leises Aufschluchzen ertönt. Das Kind sitzt neben Kyon auf der Diele und betrachtet die Mutter. Es weiß nichts von Unglück und Elend, nur das starre Schauen der Mutter macht ihm Angst. Es will eben in Weinen ausbrechen, das ganze Gesichtchen eine aufblühende Thränenknospe. Der Hund liegt bei dem Kinde, das ein Aermchen um seinen Hals geschlungen hält. Er blickt Blanche so seltsam an. Er hat heute noch nichts gegessen, wie sie selbst, aber er liegt ganz ruhig und winselt nicht. Blanche sieht die Augen des Kindes und des Hundes, wie sie unverwandt nach ihr gerichtet sind, und plötzlich greift sie mit beiden Händen nach ihrem Kopfe, weil sie fühlt, daß sie wahnsinnig werden muß. Denn dort in der Ecke, hinter dem Kinde, richtet es sich auf, eine todtenblasse, fröstelnde Gestalt, das Elend, mit glanzlosen, stieren Augen, barhaupt und barfuß, in dünnem, zerrissenem Gewande, und langt mit den fleischlosen Fingern stumm nach ihrem Mädchen, um es mit sich zu führen. Und Blanche stößt einen Schrei aus und wirft ihren Leib schützend über das Kind, die Hand zur Abwehr ausgestreckt gegen die Schreckgestalt. Dann reißt sie das Kind empor an ihre Brust und drückt es heiß an sich. Davon wird es wieder licht um ihren Sinn, und sie weint sich langsam die Seele aus. Dann blickt sie um sich und hinaus durch das Fenster in die Weite. Sie ist fremd in der

Stadt, ganz fremd, weil es Arthur's Wille einst gewesen war, den sie auch später stets geachtet hatte; sie ist fremd auch anderswo, in der ganzen Welt. Sie kennt nur Eine, die will sie besuchen, ob sie ihr helfe, Notre Dame des Flots auf dem Cap La Hève. Sie nimmt ihr Kind auf den Arm und geht.

Es ist ein Festtag. Auch am Himmel oben; denn die Sonne scheint lachend auf lachende Menschen. Blanche tritt aus dem düsteren Stadtviertel in die glänzende Rue de Paris; ihre Augen haften rechts und links an den riesigen Spiegelgläsern der Auslagen, und ihre Hände streicheln zitternd das einzige fadenscheinige Kleidchen ihres Kindes. Scheu geht sie an dem Gitter des Gartens hin, der vor dem Hotel de Ville grünt; Hunderte festlich geputzter Menschen lauschen darin der Militärmusik, Hunderte ziehen fröhlich an ihr vorüber nach dem Aquariumgarten und weiter hinauf die Höhe der Straße von Sainte-Adresse, einzeln und zu Haufen, in Equipagen und überfüllten Miethwägen, denen sie da und dort ausweichen muß — und sie fragt sich, ob ihr Kind auf dem spitzen Gestein des Pflasters einst

Aus dem Hause des Schêch Sâdât. Zeichnung von Frank Dillon. (S. 576.)
Aus dem Prachtwerk „Aegypten“ (Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart).

barfuß diesen Weg werde gehen müssen. Dann stehen rechts und links die Landhäuser von Sainte-Adresse in blühenden Gärten, stolze Bauten darunter wie Stadtpaläste, und Blanche sinnt nach, wohin sie ihr Kind betten wird, wenn sie in einigen Tagen obdachlos geworden. Von allen Seiten schallt aus den Restaurants Gesang, muntere Wechselrede und Gläserklang, unten am Meere fischen Pariser Badegäste in den Austernparks der Königin Christine unter lärmenden Scherzen die Austern mit Ruthen heraus — und Blanche denkt daran, daß ihr Kind morgen hungern wird. Nun hat sie die Höhe des Caps erstiegen. Die Menschenschwärme vertheilen sich in die Schießstätte, an die Tische der Ciderschänken und weiterhin bis zu den Leuchtthürmen. Blanche geht in die Kirche. Dort kniet sie nieder vor der Madonna der Schiffer. Sie ist ja auch eine Schiffbrüchige. In dem weiten Ozean schwimmt nicht ein einziges schmales Brettlein, daran sie sich festklammern könnte. Sie sagt keine Worte mit den Lippen, nur ihr Herz stammelt eine Bitte — nicht für sich, für ihr Kind allein. Sie hält es flehend Der entgegen, die

Originalzeichnung von G. Krickel.

dort oben ja auch ein Kindlein auf dem Arme trägt. Unsere liebe Frau aber schaut so schmerzlich nieder auf sie und ihr Kind, so unsäglich wehe, daß Blanche bebend empor fährt und verstört den Blick abwendet. Da gewahrt sie rings an den Wänden der Geretteten Namen und Dankeszeichen. Aber Die, welche untergegangen — sinnt Blanche plötzlich — wo sind Die genannt, und wären diese Wände hoch genug, alle ihre Namen zu fassen? Und wie sie die Höhe der Kirche mit irrem Auge mißt, da sammelt und häuft sich alles Leid, das ihr armes Kind dereinst erwartet, auf einmal riesengroß vor ihren schaudernden Augen. An den Wänden wächst es empor, hinaus über sie, schon stößt es an die hohe Wölbung! Hastig tastet sie sich längs der Mauer gegen die Pforte in's Freie hinaus, zu sehen, ob es bis an den Himmel rühre. Lange schaut sie empor. Dann geht sie abseits von dem bunten, lauten Zuge der Menschen an den Rand des Capfelsens. Die Kanonen der Küstenbatterie lehnen dort friedlich im Grase neben einander; auf der äußersten sitzt ein junges Weib, näht an einem Kinderkleidchen und lächelt zuweilen ihrem kleinen Mädchen zu, das im Grase spielt. An die Mauer des Signalhauses gelehnt, steht der Wächter und blinzelt in die sonnenüberglänzte Meerweite; zuweilen macht er die Augen ganz auf, wenn er auf Weib und Kind zurückblickt. Durch die Luft fährt blitzschnell ein Schwalbenpaar und füttert abwechselnd die Jungen, welche die breiten Köpfchen aus dem Neste am Signalthurme hervorstecken. Oben aber tirilirt eine Lerche; man sieht sie nicht mehr, aber ihr Jubeln schallt deutlich aus der Wolkenbläue, wo sie sich wiegt und dem brütenden Weibchen Liebeslieder zur Erde niedersendet.

Und Blanche schaut über das Meer nach jener Seite, wo England liegt.

Da klingt es plötzlich herüber zu ihr von einem dünnen, feinen Kinderstimmchen:

„Marlborough s'en va-t-en guerre . . ."

Dann hört man wieder nur die jubelnde Lerche und das brandende Meer. Blanche blickt auf. Der junge Vater glaubt sich unbelauscht und hat, zurücktretend, Weib und Kind mit seinen Armen umschlungen.

Und Blanche wendet sich ab und starrt wieder über den Wogenschwall hin, jenseits dessen England liegt. Ihr Hirn ist überreizt, ihre Kraft geschwächt und Alles auf einmal wie ein Traum um sie her. Mit fieberheißen Augen blickt sie auf zu dem blauen Himmel und ruft mit so unheimlicher Stimme, daß der Wächter erschrocken neben seinen Lieben in die Höhe fährt: „Ist es leer dort oben? Niemand, der niedersteigt, mein Kind zu retten?"

Und sie lauscht und starrt regungslos in die Höhe.

Oben war nur der lächelnde Frieden des reinen Himmels. Unbewegt stand das große blaue Gewölbe und spannte sich allenthalben verschlossen über das Meer und die Lande. Und es that sich nicht auf.

Da ließ Blanche den Kopf sinken, ihre Lippen zitterten. „Niemand im Himmel oben," sagte sie tonlos, — „Niemand auf Erden, der mein Mädchen lieb hat," — und mit weicher, versagender Stimme schluchzte sie auf: „Nur ich allein . . ."

Immer tiefer senkt sich das Haupt, und die Haarflechten gleiten nieder in den Schooß des Kindes, das sie auf dem Arme hält. Da zuckt sie plötzlich auf — wie war es nur? Die arme Wasserträgerin hatte es ihr ja erzählt. Jemand habe sie gefragt, ob die blonde Frau sich nicht entschließen könnte, ihre Haare zu verkaufen; ein reicher Herr suche solche und würde sehr viel dafür zahlen. Blanche hatte die arme Alte plaudern lassen aus reiner Güte für sie, ohne sonderliche Aufmerksamkeit, weil ohne Verständniß: ihre Haare verkaufen, es war ihr unfaßlich, was Jene damit sagen wollte. Jetzt, da die Flechten so vor ihren Augen in dem Schooße des Kindes lagen, fuhr die Erinnerung und zugleich das plötzlich aufleuchtende Verständniß wie ein Blitz durch ihre Seele. Eilig wandte sie sich und schritt noch einmal zur Kirche, um von Neuem vor der Madonna zu knieen und für den Hoffnungsstrahl zu danken. Aber sie blickte nicht mehr auf, das Haupt in Reue tief gebeugt, daß sie einen Augenblick verzweifelt hatte. So konnte sie auch nicht sehen, daß Unsere liebe Frau immer noch so namenlos wehe auf sie niederschaute.

Dann ging sie ihren Pilgerweg wieder zurück und trug sich eine Hoffnung heim. Die Wasserträgerin bezeichnete ihr am nächsten Tage die Wohnung des Mannes, von dem sie geredet hatte. Derselbe sagte Blanche, er habe seit geraumer Zeit den Auftrag, ein schönes blondes Frauenhaar gerade ihrer zarten Nüance ausfindig zu machen, ohne daß ihm dieß bisher gelungen sei. Nach endlosen Ausrufen des Staunens und der Bewunderung über den Schatz, den sie auf ihrem Haupte trage, erklärte er, sie müsse sich selbst zu dem Auftraggeber bemühen. Es sei dieß der Bankier und Fabrikbesitzer Herr Dumont, der jeden Nachmittag auf seinem Landhause in Ingouville zu treffen sei.

Es war der Käufer und Besitzer ihres ehemaligen Heims in Ingouville sowohl, als des Gutes ihrer Eltern.

(Schluß folgt.)

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

Zweite Serie.

XI.

Neuere Fortschritte der Straßenbahnen.

Obgleich die Tramways schon seit ungefähr 50 Jahren in New-York eingeführt sind, so fingen die größeren Städte Europas doch erst seit Ende der 1860er Jahre an, sich mit diesem Verkehrsmittel zu versehen, welches in den Großstädten bereits so unentbehrlich geworden ist, daß man sich das Erwerbsleben ohne sie gar nicht mehr denken kann. Seit dieser Ausdehnung der städtischen Fahrgeleise auf die alten Welttheile hat sich plötzlich ein neuer Impuls der Techniker bemächtigt, um diese Art der Lokomotion ferner zu vervollkommnen, und es sind solche Ersparungen an den Betriebskosten in Aussicht genommen, daß eine weitere Ausdehnung dieses Verkehrsmittels vorauszusehen ist.

Die städtischen Straßenbahnen erfreuen sich eben weit günstigerer Bedingungen wie die Bewegung der Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen, für welche seit ungefähr ebenso langer Zeit von Seiten zahlreicher Mechaniker angestrengte Bemühungen, namentlich in England und Amerika, gemacht worden sind. Erst vor kurzer Zeit noch war vom Staate Wisconsin sogar ein Preis von 10,000 Dollars für die Konstruktion eines Dampfwagens ausgesetzt worden, welcher geeignet wäre, als wohlfeiles und praktisches Surrogat für den Gebrauch von Pferden und anderen Thieren auf Straßen und Feldwegen zu dienen. Kürzlich war der Kommission, welche mit der Zuerkennung des Preises betraut ist, ein Dampfwagen vorgeführt worden, der bei der Versuchsfahrt 40 deutsche Meilen in 33½ Stunden auf gewöhnlichen Wegen zurücklegte und wobei Steigungen von über 400 Meter auf eine Länge von 1600 Meter vorkamen. Zufolge dem Bericht der Kommission kann dieser Dampfwagen auch als Lokomobile benützt werden zum Betrieb von Dampfpflügen, Dampfdreschmaschinen, Pumpen und anderer Verrichtungen, — die technische Seite der Frage war also glänzend gelöst. Allein wie alle früheren, so scheiterte auch dieser Versuch am Kostenpunkte. Ein solcher Wagen kostet 4000 Mark und erfordert für eine Tagesarbeit 24 Mark an Betriebskosten. Deßhalb kam die Kommission zu dem Schlusse, daß der Wagen unter solchen Bedingungen noch nicht als ein praktisches Ersatzmittel für Pferde, Maulthiere und Ochsen auf den Straßen und Feldwegen betrachtet werden könne. Noch weniger haben die schweren englischen Straßenlokomotiven Aussicht, allgemein durchzudringen, da sie noch höhere Betriebskosten erfordern. Nur leichten mechanischen Personenwagen steht vielleicht noch eine Zukunft auf den gewöhnlichen Straßen und Feldwegen bevor, wenn es gelingt, einen Motor zu konstruiren, welcher von einer leichter und billiger herzustellenden Triebkraft bewegt wird als Dampf. Man hatte es schon mit elektro-magnetischer Kraft versucht, aber wegen der zu großen Kosten den Gedanken daran aufgeben müssen. Vielleicht wäre transportables Gas ein geeignetes Mittel. Wahrscheinlich ist auch der von Siegfried Marcus in Wien erfundene Petroleummotor, welcher bereits bei Gelegenheit der Wiener Weltausstellung von Professor Radinger ein sehr anerkennendes Urtheil erfahren hat, geeignet, die Frage einer neuen Lösung entgegenzuführen, sobald sich der Erfinder einmal dazu versteht, seine Patente zu nehmen und sein Geheimniß der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wir haben ein großes Modell dieser Petroleummaschine im Gang gesehen und können Folgendes verrathen. Ein Petroleumgefäß steht durch einen Guttaperchaschlauch mit dem Kolbencylinder in Verbindung. Durch eine besondere mechanische Vorkehrung, welche das Geheimniß des Erfinders ist, wird das abträufelnde Petroleum tropfenweise in gasförmigen Zustand verwandelt und, im Kolbencylinder angelangt, durch einen elektrischen Funken entzündet, welcher durch eine elektro-magnetische Vorrichtung automatisch hervorgebracht wird. Der Materialverbrauch dieses Motors ist so gering, daß wenige Liter Petroleum für eine Tagesarbeit genügen. An Billigkeit wird er alle übrigen übertreffen. Hingegen scheint er zu vortheilhaftem Betrieb nicht mehr als zwei Pferdekräfte entwickeln zu können.

Die städtischen Straßenbahnen stehen ihrer praktischen Vervollkommnung viel näher. So sind namentlich während der letzten Pariser Ausstellung wieder zahlreiche Verbesserungen bekannt geworden, von denen wir unsere Leser nachstehend unterhalten wollen. Diese Bestrebungen gehen nach zwei Richtungen hin: einerseits auf eine Vervollkommnung des Schienengeleises, andererseits auf eine Verwohlfeilerung der Lokomotion. Bezüglich der ersteren Frage hat ein englischer Ingenieur eine Doppelschiene konstruirt, mit welcher kürzlich in London auf einer Strecke von 600 Fuß Versuche angestellt worden sind. Der Vortheil dieser Doppelschiene soll darin bestehen, daß sie mit geringeren Kosten und Zeitverlust gelegt werden kann, daß die Straße weniger Beschädigungen ausgesetzt ist und daß sie, ohne daß der gewöhnliche Straßenverkehr dabei unterbrochen wird, umgekehrt und so auf beiden Seiten gebraucht und dadurch vollständiger ausgenützt werden kann. Man hofft damit eine bedeutende Ersparniß zu erzielen und es werden daher Versuche mit dem neuen System sowohl in London wie in Glasgow fortgesetzt. Ein anderes Anliegen, das aber mehr eine Frage an die Zukunft vorstellt, ist die Benützung der städtischen Straßenbahnen während der Einstellung des Verkehrs in der Nacht für die Ueberführung von Güterwagen von einer Eisenbahnlinie auf die andere in solchen Städten, wo Verbindungsbahnen nicht bestehen.

Viel wichtiger dagegen ist die Frage der Lokomotion. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Pferdebetrieb der Tramways sehr kostspielig ist und daß die Beförderung der Wagen mittelst Dampfmaschinen weit billiger zu stehen käme, wenn auch die Kostenanschläge der Sachverständigen in dieser Beziehung stark auseinander gehen. Thatsache ist, daß die Betriebsausgaben der Eisenbahnen nur ungefähr 40 bis 50 Prozent der Roheinnahmen betragen, während die Betriebskosten von Pferdebahnen 80 Prozent der Einnahmen wegnehmen und die der gewöhnlichen Omnibusse sogar 90 Prozent. Der Ingenieur Theodor Lutz berechnet die Mehrkosten der Pferde gegenüber dem Dampfbetrieb auf 50 Prozent. Wie dem nun auch sei, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Maschinenbetrieb der Tramways einerseits eine bedeutende Kostenersparniß zur Folge haben, andererseits ein großes Exempel der Pferdeschinderei aus der Welt schaffen würde. Denn die Rosse nützen sich an den Pferdebahnen außerordentlich rasch ab. Der einzige Einwand, welcher der Einführung dieser Verbesserung im Wege steht, ist die Besorgniß vor dem Scheuen der Pferde. Dieser Grund ist es auch, welcher die Gesetzgeber bisher dieser Neuerung abgeneigt gemacht hat. Gegenwärtig scheint man aber nahe daran zu sein, dieses Vorurtheil zu überwinden, weil Konstruktionsveränderungen mit den Tramwaylokomotiven zunächst von den diese Maschinen als Spezialität verfertigenden Fabriken von Krauß & Cie. in München, von Hughes & Cie. in Loughborough, sowie bei dem System Brown gemacht worden sind, wodurch Rauch, Dampf, Feuer, ja sogar die Gestalt der Maschine den Blicken entzogen und das Geräusch auf ein Minimum reduzirt ist. Seitdem beschäftigt man sich besonders in Frankreich und England, in Berlin und in Wien eifrig mit der Untersuchung, das vortheilhafteste System für den Maschinenbetrieb der Tramways zu finden. In England hatte das Unterhaus bereits vor einem Jahre ein Gesetz zur Gestattung des Maschinenbetriebs auf den Tramways gutgeheißen. Dasselbe scheiterte aber an dem Widerstande der Lords, welche ihre Zustimmung nur zur Konzession eines Tramways in Glasgow gaben, für dessen mechanischen Betrieb komprimirte Luft verwendet wird. Ein Komite wurde beauftragt, weitere Untersuchungen vorzunehmen. Auch in Berlin und Wien sind Versuche mit Tramwaylokomotiven gemacht worden. In Paris sind sie sogar schon auf zwei bisherigen Pferdebahnen eingeführt. Nun sind aber jüngst weitere Erfindungen gemacht worden, welche der Sache ein neues Gesicht geben und die baldige Beseitigung der Pferde von den Straßenbahnen zur Gewißheit machen. Diese neuen Verbesserungen bewirken nicht nur eine noch erheblichere Ersparniß als der Lokomotivenbetrieb, sondern sie sind auch geeignet, die Bedenken gar völlig zu zerstreuen, welche man bezüglich des Scheuwerdens der Pferde noch hegen mag. Durch diese beiden Erfindungen wird auch die Lokomotive beseitigt und die bewegende Kraft bei der einen durch überhitztes Wasser, bei der anderen durch komprimirte Luft geliefert. Diese beiden Konstruktionen sind bereits neben der Lokomotive auf Pariser Tramways in Anwendung. Während auf der vom Bastilleplatz ausgehenden Pferdebahn das Roß durch eine Tramwaylokomotive verdrängt ist, wird auf den Bahnen im Westen der Stadt der Motor von Mekarsky mit komprimirter Luft und auf der Strecke Rueil-Marly-Le Roi die von dem Deutsch-Amerikaner Lamm erfundene und vom Pariser Maschineningenieur Francq verbesserte Betriebseinrichtung mit überhitztem Wasser verwendet. Beide Systeme haben das mit einander gemein, daß sie nur stabile Maschinen an den Endpunkten der Stationen verwenden, in welchen die Triebwagen der Tramways ihre Behälter füllen. Da die Tramwaywagen von einer Station zur andern nur ungefähr eine bis zwei Stunden unterwegs bleiben, so sind sie im Stande, reichlich so viel komprimirte Luft mit sich zu führen, als für die ganze Strecke, selbst wenn starke Steigungen zu überwinden sind, erforderlich ist. Bei dem Systeme komprimirter Luft wird nämlich die letztere durch an den Endstationen aufgestellte, mittelst stehender Dampfmaschinen betriebene Luftpumpen bis auf 30 Atmosphären zusammengepreßt. Die ganze todte Last, welche die Einrichtung für den Behälter der komprimirten Luft oder der Windkessel erfordert, erreicht nur 200 Kilogramm einschließlich des Apparates, durch welchen die komprimirte Luft vor dem Eintritt in die Treibkolben erwärmt und je nach Bedarf regulirt wird.

Auch bei dem System des überhitzten Wassers (von Lamm-Francq) befinden sich nur stehende Maschinen an den Endstationen. Der Tramway-Triebwagen enthält einen Behälter, welcher 2000 Kilogramm Wasser faßt, also allerdings das zehnfache Gewicht gegenüber dem mit komprimirter Luft zu tragen hat. In dieses Reservoir wird so viel überhitztes Wasser von 200 Grad oder mit anderen Worten kondensirter Dampf eingeladen, als zur Fahrt nothwendig ist. Dieses Reservoir ist mit schlecht wärmeleitenden Materialien geschützt, so daß das überhitzte Wasser nur langsam erkaltet und der Dampf für die erforderliche Strecke vollkommen ausreicht. Der Behälter faßt 1800 Liter überhitztes Wasser und hat oberhalb des Wasserspiegels noch 2 Centimeter Raum, welcher den ganzen Dampfvorrath enthält. Im Verhältniß, wie der Dampf verbraucht wird, gibt das überhitzte Wasser neuen her. Allerdings ist der Druck an der Abgangs- und Ankunftsstation sehr verschieden, indem er zwischen Marly und Marly-Le Roi in Paris von 15 bis auf 3 Atmosphären herabsinkt. Allein da zum Betrieb nur 2 Atmosphären erforderlich sind, so wird der Dampf durch eine zweckmäßige Vorkehrung so regulirt, daß er auf der ganzen Strecke gleich bleibt und nur bei Steigungen entsprechend vermehrt wird. Das Reservoir reicht vollkommen aus, um damit die Strecke von 2 deutschen Meilen zurückzulegen. Am Endpunkt angelangt, wird das abgekühlte Wasser abgelassen und der Behälter mit frischem überhitztem Wasser gefüllt, ein Geschäft, das nur 5 Minuten Zeit in Anspruch nimmt, worauf

der Wagen wieder den Rückweg antreten kann. Mit dieser Einrichtung wird eine kontinuirliche 6-prozentige Steigung von 2 Kilometer Länge in Paris leicht bewältigt, während eine Lokomotive, mit welcher in Wien Versuche angestellt worden sind, die 4-prozentige Steigung an der Bellaria nur unter großen Schwierigkeiten überwand; denn sowohl bei den Triebwagen mit Vorrathskammern von überhitztem Wasser als mit komprimirter Luft kann die Triebkraft nach Gefallen noch viel leichter vermehrt werden als bei den Lokomotiven, welche erst vorher entsprechend geheizt werden müssen. Während also die beiden Systeme zwei große Vortheile vor den Tramwaylokomotiven in sich vereinigen, einestheils den technischen Nutzen größeren momentanen Kraftaufwandes, anderntheils den Vorzug, daß sie alle Bedenken wegen des Scheuens der Pferde und anderer Verkehrsstörungen beseitigen, bringen sie zugleich eine ganz bedeutende Kostenersparniß mit sich. An die Stelle des theuersten Maschinenbetriebes tritt der billigste. Tramwaylokomotiven, welche mit vollständiger Rauchverzehrung eingerichtet werden müssen, erfordern das theuerste Brennmaterial zu ihrer Heizung — nämlich Cokes, während stehende Dampfmaschinen mit den neuen Treppen- und Etagenrosten das allerbilligste Material verwenden können, welches in anderen Feuerräumen gar nicht mehr in Glut zu bringen wäre, z. B. mit Schutt vermischte nasse Sägespäne, Braunkohlen und Torfabfälle. Da man überdieß die Heizer erspart, so darf man sich nicht wundern, wenn die Betriebskosten, welche bei den Tramways mit Pferden per Kilometer gegenwärtig ungefähr 40 Pfennige betragen und beim Lokomotivenbetrieb auf ungefähr 32 reduzirt würden, sich bei komprimirter Luft oder überhitztem Wasser bis auf 20, ja bis auf 16 Pfennige ermäßigen.

Als Beweis für den finanziellen Vortheil der neuen Systeme möge der Vertrag dienen, welchen die Gesellschaft „Mekarsky" mit einer Pariser Pferdebahn abgeschlossen hat. Die Fabrik baut und unterhält ein Depot von 30 auf komprimirte Luft eingerichteter Triebwagen nebst den erforderlichen stehenden Maschineneinrichtungen an den Endstationen. Als einzige Vergütung dafür erhält sie die Hälfte des Gewinnes, welcher sich aus der Differenz der bisherigen Betriebskosten mit Pferden und den künftigen Betriebsauslagen ergibt. Die Existenz dieses Vertrages, über den bis jetzt noch keine Klage vernommen worden, ist allein entscheidend. Die Entfernung des Pferdebetriebes von den Tramways bleibt darnach nur eine Frage der Zeit.

Wir müssen noch hinzufügen, daß eine weitere Ermäßigung der Betriebskosten von Tramways in Amerika bereits gelungen ist durch die Beseitigung des Kondukteurs und die Ersetzung desselben durch einen Kontrolapparat. In kleineren Städten der Vereinigten Staaten gibt es nämlich Pferdebahnen, auf welchen Wagen mit 14 Sitzplätzen nur von einem Pferde gezogen und die nur vom Kutscher bedient werden. Jeder Passagier hat sein Fahrgeld in gleicher Münze, die er nöthigenfalls beim Kutscher einwechseln kann, in den Kontrolapparat zu werfen. Durch das Gewicht der einfallenden Münze wird ein Räderwerk mit einem Zeiger in Bewegung gesetzt; diesen Zeiger hat der Kutscher vor Augen, und da derselbe gleichzeitig durch den Druck auf eine Feder allein die Thüre öffnen und schließen kann, so ist eine vollkommene Kontrole hergestellt. Diese Einrichtung wäre bei den neuen Motoren mit komprimirter Luft oder überhitztem Wasser noch unbedenklicher einzuführen, weil dieselben den Führer weniger ausschließlich in Anspruch nehmen wie die Pferde den Kutscher, und weil ja eine Gefahr gar nicht zu besorgen ist. Ueberdieß kann die Sicherheit noch vermehrt werden durch die Einführung wirksamerer Bremsen als die gegenwärtig bei den europäischen Tramways verwendeten Spindelbremsen. In den Vereinigten Staaten bedient man sich bereits solcher Bremsen, mit Hülfe deren der Wagen durch einen einzigen Hebeldruck plötzlich in einer Sekunde zum Stillstand gebracht werden kann. Jener gewaltige Fortschritt hat natürlich die Aufmerksamkeit der Tramwayverwaltungen in viel erhöhterem Maße auf sich gelenkt als der Betrieb mit Dampfmaschinen, bei welchen die damit angestellten Versuche kein so glanzendes Resultat ergeben hatten. Die Tramwaygesellschaften in Wien und Pest schicken sich daher bereits an, Proben mit Maschinen des Lamm-Francq'schen Systems demnächst anzustellen, welche in einer Wiener Fabrik gebaut worden sind.

Da mit allen jenen Verbesserungen die Kosten des jetzigen Pferdebetriebes um 60 Prozent vermindert werden können, so ist man in Zukunft auch im Stande, die Fahrtaxen noch um ein Bedeutendes zu ermäßigen. Dadurch wird voraussichtlich nicht nur die Frequenz der vorhandenen Straßenbahnen gesteigert, sondern es wird auch möglich gemacht, dieselben in einer großen Zahl kleinerer Städte einzuführen. Der nothleidenden Eisenindustrie ist damit aber ein neues Feld fruchtbarer Thätigkeit eröffnet.

Aus den Erinnerungsblättern des Freiherrn v. Nordkirch.

Zweite Serie.

2.

Alois Hefele.

Einst mag es wohl mit zum Ebenbilde Gottes gehört haben, daß der Menschen Antlitz der Spiegel der Seele war. Heutzutage ist dieses Zeichen mit vielen anderen verwischt. Der Dämon der Lüge und Verstellung legt die Hand über das Innere der Menschen und ihr Auge lügt Treue für Untreue, Liebe für Haß und Schmerz für die heimliche Freude. Deßhalb hat der geübte Physiognomiker seine Blicke vom Auge fort dem Munde zu geflüchtet; der steht noch nicht „in fremder Hut" wie das Auge, um ihn zucken und spielen die Gedanken, welche sich im Innern bewegen. Doch gibt es große Künstler in Menge, die mit gleicher Gewalt jede Miene beherrschen, und dann ist des Menschen Antlitz ein unergründliches Räthsel und ach, wie oft! ein großer Lügner. Weil diese dämonische Kunst als Fundgrube des eigenen Vortheils immer mehr und mehr zum Nachtheil des Nächsten geübt wird, so machen wir freudig „Halt" vor Gesichtszügen, aus denen ein Etwas uns sagt: hier hinein tritt unverfälschtes Fühlen und Denken. Gegrüßt und gesegnet seien jene Angesichter, zu denen die Kinder lächelnd aufblicken und vor welchen uns weiterfahrenen Wanderern zu Muthe wird, als müßten wir seinem Träger die Hand entgegenstrecken.

Solch' ein Gesicht hatte Alois Hefele. Und wer war Alois Hefele, der dich, freundlicher Leser, so mannesfrisch und dabei so grundehrlich und treuherzig anschaut? Nun, trotzdem er nichts weiter ist als ein Landjäger, vulgo Gendarm, so kann Jeder sich seiner Gesellschaft erfreuen; denn so bescheiden auch die Stellung war, die ihm geworden, so erfüllte er seinen Beruf im eifrigsten Pflichtgefühl und seines Herzens Freude war es, konnte dieses ein Wörtlein mit hineinreden.

Siehe nur ab und zu, während ich dir seine Geschichte erzähle, in sein Gesicht und du wirst in dem Ausdruck desselben auch etwas von dem finden, von welchem die Franzosen und die Südländer mit Achselzucken als unserem Gemeingut reden, nämlich: „von der deutschen Traumseligkeit". Sie freilich sprechen von ihr wie der Blinde von der Farbe; wir aber vom Stamme der Germanen, wir kennen den trauten Boten, der mit seinen Flügeln an unsere Herzensthüre klopft, damit diese aufspringt und eine reine Welt ihren Einzug hält und unser Inneres ausfüllt: traumselig und herzerstarkend. Ja wohl: herzerstarkend! Denn ermattet in dem Kampfe mit dir selbst und den immer wieder und wieder auf dich eindringenden bitteren Erfahrungen warest du niedergesunken. Deine Brust rang im Sehnen — da klopften die Engelsflügel: aus der bangen Dunkelheit dämmerte ein Licht auf, und je mehr es leuchtete, je mehr bröckelte und fiel es von der Staubkruste um das eigene Herz — aus ihm heraus drängt ein Strahlen und Funkeln dem fernen Licht entgegen, bis Licht zum Licht sich findet — Zweifel und Klage, Verzagen und Sehnen sie beginnen zu schmelzen, auf dem schmalen Strahlenwege strömt Kraft hernieder, und du erstarkst in der Gewißheit „der Kern unserer Seele ist Licht von jenem Licht". Warte nur der Liebe Boten ab, bis er zuletzt kommen wird, um die Hülle dir abzustreifen, dann ziehest du, der Befreite, auf Lichtwellen dem fernen Licht, der unvergänglichen Wahrheit zu. Traumselig fühlst du so, und herzerstarkt wanderst du mit Freya's unverletzbaren Füßen über die glühenden Kohlen, die das Leid vor dir breitet. —

Ich schritt über eine hölzerne, theilweis bedachte, sehr lange Brücke, sah, an das Geländer gelehnt, eine Weile in die grünen, spielenden Wellen und auf den Schaum und das Brausen an den Felsblöcken; dann wollte ich quer über die Eisenbahn fort den Bergen zugehen; der Uebergang war aber geschlossen und so wandte ich mich dem nahen, mit Gaisblatt und Schlinggewächsen überzogenen Wärterhäuschen zu, in dessen Schatten eine Bank stand. Auf ihr saß, ebenfalls wartend, ein Gendarm. Er stand auf, um mir Platz zu machen, und er wollte sein Pfeifchen in die Rocktasche stecken. Es fiel mir an ihm eine Art weltmännischer Anstand auf, mit dem er mich begrüßte und zögernd meiner Bitte, Platz zu behalten, folgte. Ich zog mein Cigarrenetui hervor und der Landjäger beeilte sich, mir aus einem kleinen Hornbüchschen ein Zündholz hervorzusuchen, ich gab ihm das noch brennende Hölzchen zurück und auf meine Aufforderung setzte er seine kurze Pfeife wieder in Brand. Da gab denn ein Wort das andere, und als die Barrière aufgezogen wurde, gingen wir neben einander den Bergen zu. Was er mir auf der Bank und dann auf dem stundenlangen Wege erzählte, das will ich wieder erzählen und auch nichts von den Ranken und Arabesken verschweigen, die sich vor meinen Augen um seine einfachen Worte legten.

Wo viel Licht ist, da ist viel Schatten, oder eigentlich besser gesagt, je heller das Licht, je dunkler und schwärzer die Schatten. Zu den Schattenseiten im Leben der Großen oder auch noch besser gesagt: der Hochgeborenen, gehört es, daß ihr Thun und Treiben des täglichen Lebens beobachtet, bekrittelt und besprochen wird, daß ihnen neugierige, indiskrete Blicke in ihre Familie hinein folgen, daß man dem harmlosesten Wort oder einer Miene eine Deutung gibt, die ihnen fern lag und nun ein Gefolge von Auseinandersetzungen und Erklärungen herbeiführt. Deßhalb auf ihrer Seite ein ängstliches Bestreben, sich, so gut es eben geht, vor dergleichen zu schützen, und ein Mittel in diesen Bestrebungen ist, sich mit taktvollen, verschwiegenen Menschen, wenigstens in ihrer nächsten Nähe, zu umgeben. Hefele's Landesherr bedurfte eines Dieners, dem die spezielle Obhut über das große Wohn- und Arbeitszimmer übergeben werden konnte. Auf dem Arbeitstische des fürstlichen Herrn häuften sich Eingaben aller Art, amtliche Berichte, Gesuche, Bittschriften, die theils erledigt waren, theils der Erledigung harrten. Es kam darauf an, einen durchaus zuverlässigen Mann zu finden, deßhalb wurde bei dem Kommando der Gendarmerie angefragt, welche selbst aus den mit den besten Zeugnissen versehenen Leuten der Armee besteht — ob es im Stande sei, eine passende Persönlichkeit in Vorschlag zu bringen?

Eines Abends, als Alois Hefele, von einer weiten Patrouille ermüdet, sein kleines, sauberes Zimmerchen betrat, fand er den Befehl seines Obersten vor, sich am folgenden Tage um 9 Uhr bei diesem zu melden. Als der letzte Schlag der Thurmuhren um 9 Uhr verhallt war, trat der propreste und hübscheste aller Landjäger bei seinem Vorgesetzten ein. Dieser, nachdem er wohlgefällig, aber mit einer Art von Bedauern seine Blicke von der blitzenden Helmspitze über die glänzenden Knöpfe des Rockes hinab bis auf die spiegelblanken Stiefeln hatte gleiten lassen, legte die Hand auf die Schulter des Gendarmen und sagte:

„Hefele, Sie sollen das Korps verlassen; Sie werden mit gutem Gehalt, freier Kost und Kleidung in den persönlichen Dienst Seiner Hoheit treten. Sie melden sich um elf Uhr auf dem Hofmarschallamte zur Empfangnahme näherer Instruktionen. Mir thut es leid, Sie zu verlieren, aber ich weiß auch, daß Sie meiner Wahl und dem Korps, in welchem Sie dienten, Ehre machen werden," — lächelnd fügte er hinzu: „Soldatenbrod ist trockenes Brod, von nun an wird Ihnen die Butter darauf nicht fehlen, und somit Gott befohlen, mein lieber Hefele!"

Der aber ging langsamer und nachdenklicher, als er gekommen war, nach dem Hofmarschallamt. Es ist für einen guten Kameraden immer ein Abschied aus der Familie, wenn er sein Korps oder sein Regiment verläßt.

Einige Tage später konnte man Hefele, was sein Aeußeres betraf, schwer wieder erkennen. Der kleine, zierliche Schnurrbart war gefallen und das Gesicht sah glatt rasirt aus der schneeweißen Halsbinde heraus; der rothe Rock mit den breiten goldenen Tressen, die Strümpfe und Lackschuhe saßen ihm wie angegossen, und obgleich seine Kollegen alle ausgesuchte, stattliche Leute waren, so gab ihnen Hefele nichts nach. Wenn er in den Korridoren des weiten Schlosses einer der zahlreichen Kammerzofen begegnete, die, mit dem Rüstzeug des schönen Geschlechts beladen, dahertänzelte, da wendete sie gewiß mehr als einmal das Köpfchen, um ihm nachzusehen; er aber, und er wußte es wohl warum, schritt, höflich den Gruß erwiedernd, ohne rückzublicken ruhig weiter. In die Obliegenheiten seines Dienstes hatte er sich schnell gefunden und führte sie gewissenhaft und mit der Peinlichkeit eines an die größte Sauberkeit gewöhnten Soldaten aus. Früh Morgens, wenn Alles im Schlosse noch ruhte, da war der an das Frühaufstehen Gewöhnte bereits bei seiner Arbeit.

So finden wir ihn eines Morgens im Spätherbst, wie er, mit Bürsten und allerhand Reinigungswerkzeugen versehen, das ihm anvertraute Gemach betritt. Nun begann ein Putzen und Bürsten, ein Fegen und Frottiren, und erst als die Kryststalllüster blitzten, das Parket spiegelblank war, die Möbel und Teppiche, die Vorhänge und Portièren kein Stäubchen mehr zeigten, begann Hefele den Schreibtisch zu ordnen. Die Papiere wurden handlich gelegt und unter die als Briefbeschwerer herumstehenden kleinen silbernen und goldenen Kunstwerke gesondert, so daß der hohe Herr, wenn er sich später vor seinen Arbeitstisch niederließ, nur die Hand auszustrecken brauchte, um zu finden, was er suchte. Als die ersten Strahlen der Sonne durch die hohen geöffneten Fenster fielen, schloß er diese und nahm aus dem Kaminfeuer die rothglühende Räucherschaufel, durchschritt mit ihr, indem er eine starke Essenz auf das erhitzte Eisen goß, den Raum und die daran stoßenden Audienzzimmer. Wohlriechende Rauchwolken stiegen zu den Plafonds auf — der Hauptitheil seines täglichen Dienstes war hiemit gethan. Nun machte er seine eigene Toilette, nahm in dem behaglich erwärmten Frühstückszimmer der Dienerschaft seinen Kaffee und begab sich dann mit dem neuesten Tagesblatt in der Hand in das äußerste Vorzimmer. Dort ließ er sich in einen Fauteuil nieder, las, sah aus den Fenstern, gähnte auch zur Abwechselung, um sich die Zeit zu vertreiben. Um 10 Uhr begannen sich allmälig die Vorzimmer zu füllen und Hefele nahm seinen Platz bei der Thür in der Fensternische ein — von hier leuchtete sein rother Rock und die goldenen Tressen hinunter auf den Schloßplatz und manch' armer Schlucker, der dort unten fröstelnd herumstrolchte, dachte: „Ja, wer es doch so gut hätte als Der dort oben!" —

Hefele wurde von all' den bestornten und befrackten Herren nicht mehr beachtet, als eines der herumstehenden Möbel. Die Vorzimmer eines regierenden Fürsten eignen sich aber vortrefflich, um Beobachtungen zu machen, und Hefele hatte seine scharfen Gendarmenaugen und -Ohren hieher mitgebracht; er sah und hörte Vieles, wofür Mancher, um es zu wissen, ein schwer' Stück Geld würde gegeben haben. Heute trat eine sehr hochgestellte Excellenz mit zwei anderen Herren in die Nähe des Fensters. Offenbar bemühten sich die beiden Letzteren mit zuvorkommender Beflissenheit, Jenem die Zeit des Antichambrirens zu verkürzen, während er nur mit halbem Ohr und zerstreut ihnen zuzuhören schien. Ueber ihre Köpfe hinweg nach dem Schloßplatz hinuntersehend, hielt er es kaum der Mühe werth, durch ein Lächeln oder ein ab und zu hingeworfenes Wort dem Mühen der Anderen zu lohnen. Als die schweigsame Excellenz von einem diensthuenden Kammerdiener in das Audienzzimmer abgerufen wurde, verbeugten die beiden Herren sich fast bis zur Erde, kamen aber waren ihre Köpfe wieder aufgetaucht, so sahen sie sich lächelnd an, zwinkerten mit den Augen dem Davonschreitenden nach, zuckten die Achseln und es entspann sich vor dem staunenden Hefele folgender Dialog:

„Fuit" — blies der Eine langgezogen und leise zwischen den Lippen hervor — „abgetakelt!" Dabei schlug er mit einer graziösen, kaum bemerkbaren Bewegung mit dem Rücken seiner linken Hand gegen die innere Fläche der Rechten.

„Certainement," erwiederte der Andere und schnellte mit dem Zeigefinger über den Daumen fort gegen den Deckel seiner goldenen Tabatière, „hat seine Rolle ausgespielt, darum ‚marsch' mit ihm, hinter die Coulissen!"

„Und zu denken," fuhr der Erste fort, „daß dieser Karpfenkopf als geistreich galt!"

„Eitel wie ein Pfau," ergänzte der Zweite, „und boshaft wie ein —"

Die Excellenz kam eilig zurück, weil die Handschuhe, statt im Hut zu liegen, auf dem Marmortischchen am Fensterpfeiler geblieben waren — beide Herren griffen dienstfertig, als sie die suchenden Blicke des Ministers bemerkten, nach den Handschuhen, dabei fiel einer derselben auf den Boden. — Beider Rücken krümmten sich, der eine weniger Korpulente erhaschte den Handschuh und übergab ihn mit hochrothem Gesicht „dem Karpfenkopf" — nochmals zwei tiefe Verbeugungen und zwei ehrerbietig freundliche Gesichter sahen zu dem flüchtig Dankenden auf.

Hefele dachte an einen Spruch seiner Mutter, der Hallbäuerin, der lautete: „Der Welt Wagen und Pflug ist eitel Lügen und Trug!" — und als er nun hörte, wie die beiden mit zahlreichen Orden geschmückten Herren das Gespräch in gleicher Weise fortsetzten, da kroch etwas wie „Ekel" unter dem Lakaienrock über sein ehrliches Herz. Die Mutter hatte viele Sprüche im Munde und meist traf sie mit ihnen den Nagel auf den Kopf. Es war auch ein Spruch von ihr: „Es geht Manchem wie den leeren Apothekerbüchsen, man hält sie für voll, weil sie goldene Inschriften führen." Das selbstständige Wesen, um welches sich die materielle Menschengestalt, das ist der thierische Leib, hüllt, also die Seele Hefele's, die eilte während der langen Stunden oft weit fort aus den parfümirten Räumen. Neben Denen, die ihr Beruf hieherführte, waren stets auch Solche, die irgend ein Anliegen vorzubringen hatten. Dieser wünschte eine Verbesserung seiner eigenen Lage, oft auch für die eines Sohnes oder Neffen — Jener wollte eine Freistelle für sein Töchterchen in einem unter allerhöchster Protektion stehenden Institut — Dieser dort eine Konzession zu einem Unternehmen, das ihm das Geld Anderer in seine Tasche führen sollte — es waren Leute im schwarzen Frack und weißer Halsbinde und die meisten von ihnen kamen in Equipagen vorgefahren — — Hefele's Seele machte einen vermessenen Sprung, aber sie stand plötzlich vor einer der Ortstafeln, die am Eingang der Dörfer angebracht sind; unter dieser war eine kleinere befestigt, auf welcher mit großen Lettern geschrieben stand: „Das Betteln ist hier verboten!" und Hefele dachte weiter, wie er so manchmal seine Gendarmenaugen geschlossen hatte, wenn er ein hungriges Menschenkind erblickte, das um Brod bat — hatte er sich einst auch Vorwürfe über seine Pflichtversäumniß gemacht, heute freute er sich darüber — er dachte weiter an die Kranken, die, um nicht zu betteln, arbeiteten, an ihre geduldige Mühsal, an ihre schweigsame Ergebung — er dachte an den Kampf der Verzweiflung, in welchem der endlich Erliegende zur Branntweinflasche und zum Verbrechen greift — er erinnerte sich der tausend Schlingen, welche die bittere Armuth um die Füße der Kampfesmüden wirft — und wie sie dann fallen und die Justiz ihre rauhe Hand auf sie legt — nun erhebt sich der Gerechtigkeitsdünkel Derer, die außerhalb der Schlingen standen: voll Abscheu wendet sich die übrige Menschheit ab von den Gefallenen!

Aber auch lieblichere Bilder als diese traurigen erschienen vor dem innern Auge Hefele's. Wenn sein klarer Verstand Halt machte vor dem Kleinen, das ihm einst so groß erschienen war — wenn zum Theaterplunder, zu Coulissen- und Flittergold wurde, was er früher für Wirklichkeit und echtes Metall gehalten, da fiel ihm wieder ein oder der andere Kernspruch der Hallbäuerin ein, und dieser führte ihn hinaus in die frische Waldluft, die den auf den Bergen gelegenen väterlichen Bauernhof umgab. Der Sturzbach rauschte, auf dem Dachfirst girrten die Tauben im Sonnenlicht. Nimmt doch in der Feiertagsruhe, die über solch' arbeitsamem Anwesen ruht, sich Alles ganz besonders sonntäglich aus! Meta, die Glockenkuh, schreitet der übrigen Heerde voraus dem Röhrenbrunnen zu — wie glatt gestriegelt, wie rund und behäbig sehen die Thiere aus — und in der Hausthür steht der Vater, der breitschultrige Hallbauer, im Sonntagsstaat und der rothleuchtenden Weste, hinter ihm die allezeit spruchbereite, kluge Bäuerin mit Alois Hefele's Schwestern; in den Händen halten sie die Gesangbücher und das darunter sorglich zusammengelegte Taschentuch nebst dem thymianduftigen Blumensträußchen — wie jetzt Alois Hefele's Augen traumselig aufleuchten — denn mit einer Lichtflut übergießt „die Paradiesewonne, die allein den Fall überlebte", jetzt seine Seele — vor sie tritt das Bild seiner Marie — des reichen Nachbars, des Rißlerbauers einziges Kind — allsonntäglich kommt sie über die Wiese hergeschritten und tritt in den Thorweg, die Nachbarn zum Kirchgang abzuholen. Wie kleidsam überschatten die beiden großen Schleifen auf dem vollen braunen Haar ihre reine weiße Stirn, und wie sie jungfräulich grüßt und nickt, und wie die Kinderaugen spähend hinter dem Rücken der Hallbäuerin suchen, und wie die Blicke sich mit denen des schmucken Landjägers treffen und ineinanderfließen wie zwei blinkende Thautropfen in Einen!

„Nun, mein Bester?" ließ sich die fette Stimme eines vor Hefele stehenden kleinen dicken Herrn vernehmen.

Dieser schrak zusammen und, tief sich verbeugend, riß er die nach dem Vestibül führende Thür weit auf. Die kurzathmige Excellenz ließ sich von dem dort harrenden Diener in den Zobel hüllen und dachte: „Sieh Einer den Kerl an, der träumt mit offenen Augen von Bratwurst und Sauerkraut!" —

Eines Tages, als wieder einmal die Audienzstunden vorüber waren und Hefele die Thür hinter dem Letzten geschlossen hatte, blieb er selbst noch an das Fenster gelehnt im Vorzimmer zurück. Der zusammengefrorene Kies knirschte unter den Rädern der vorfahrenden Hofequipagen und die ersten Schneeflocken in diesem Winter fielen wie zögernd hernieder. Will doch nichts gern zu Boden, als das da weiß: es hat die Kraft, wieder aufzusteigen — hilft aber Sträuben und Zögern gar wenig, sie müssen alle nieder zur Erde, Schneeflocken und Menschen und oft auch noch alle Gedanken und alles Trachten der letzteren, so daß sie schwer wie Blei an ihr haften. Auch Hefele's Gedanken gingen zur Erde — er dachte, wie sein sonst so klares und einfaches Denken, Fühlen und Handeln sich hier verwirrt hatten; in Gerede, durch Neid und Intriguen hervorgerufen, war er ohne sein Zuthun verwickelt worden — wohl brachte er allmonatlich eine runde Summe zur Sparkasse, aber glücklicher als früher war er dennoch nicht. — Der Schnee fiel draußen dichter, und Hefele dachte weiter, wie rüstig er sonst, das Gewehr über die Schulter gehangen, Wald und Flur durchstrichen hatte; ja solches Wetter war gerade sein Lieblingswetter; wenn die Flocken ihm um das Gesicht wirbelten und dann und wann eine auf den warmen Wangen schmolz. War er doch ein Kind der Gegend und sein: „Grüß Gott!" fand überall fröhlichen Wiedergruß und nur die Böses im Schilde führten, gingen ihm aus dem Wege. Lenkte er dann seine Schritte heimwärts, so wurden diese stets schneller und schneller; oben im warmen Stübchen stand das Essen in der Ofenröhre und die Hausschuhe bereit — nun brannte die kleine Lampe und sein frugales Mahl mundete ihm damals besser als jetzt das Essen an der Dienertafel im Schlosse — und nun das Pfeifchen!

Behaglich wurde das Papier zum Rapport zurechtgelegt; während dem Schreiben aber rückte Hefele auf dem Stuhle hin und her, denn zwischen den Zeilen sah es zu ihm auf aus tiefblauen Augen — „Warte Du nur," sagte er und drohte mit der Feder, „erst der Dienst," und er schrieb eifrig weiter, bis der Rapport, in großen deutlichen Buchstaben niedergeschrieben, vollendet vor ihm lag — und die Zeit für die blauen Augen kam. Da lag der ermüdete Landjäger auf seinem schmalen harten Bett, aber wie köstlich erschien das ihm, dem Manne, der allezeit seine Pflicht that und ruhigen Gewissens war! Der alte Rißler hatte diesen Morgen seinen Holzwagen zwischen Steinen und Wurzeln festgefahren und wurde immer unwirscher; eine Viertelstunde lang hatte er vergeblich gelärmt und die Peitsche geschwungen, denn jedesmal, wenn er Athem und Arme zum Heben des Wagens brauchte, da standen die Ochsen still und sahen sich um; da kam just zur rechten Zeit Hefele über den Berg herunter und setzte seine starken Schultern hinten am Wagen an und der Rißler johote und juhüte und drehte die Peitsche in der Luft — mit einem Ruck ging der Wagen vorwärts und der Rißler rief dem abwärts schreitenden Landjäger nach:

„Grüß Gott, Alois, und schönen Dank, schaust wohl am Sonntag, ob der Rißlerhof noch am Platze steht?" Und da war's Sonntag um Hefele, wie der Schlaf ganz allmälig den Schleier um ihn zog — ist's doch allezeit Sonntag im Menschen, wenn im Innern das Feuer treuherziger und reiner Liebe brennt!

Ist es echtes Himmelsfeuer, so führt es auch seine Wahrzeichen, und die sind: „die in seinem Scheine wachsenden und gedeihenden Himmelspflanzen, das Erbarmen und die Liebe für und zum Nächsten, und Glaube und Liebe und Vertrauen zu Gott". Der Rißlerbauer hatte sein Kind für Gottfried Hefele, des Hallbauers Aeltesten und Hoferben, bestimmt; nun gab es weitaus keinen härteren und eigenwilligeren Kopf, als gerade den des alten Rißler. Bei unserem Hefele aber brannte das echte Himmelsfeuer und daher traute er auf seines Herrgotts gnädiges Amen und seines Mariele's feste Treue. Am letzten Sonntag unter der Linde vor der Kirche hatte sie zu ihm aufgeschaut mit den Augen so tiefblau und dabei so tief ernst und gesagt: „Weißt, Alois, mein Lebenlang bin ich Dein und nimmer eines Andern, das sei gewiß!" — Das Amen des großen Gottes und die Worte des lieblichen Kindes, die standen über der Traumpforte und leuchteten hinein in das Traumland und bannten glückseligen Ausdruck auf des schlafenden Hefele's Antlitz.

Wer alt geworden ist und, der Vergangenheit denkend, den Kopf in die Hand gestützt, die Augen schließt — vor den treten Menschen und Worte mit dem Klange der Stimme, wie Mariele sie sprach. Man fragt sich: Waren denn das Menschen und Menschenworte? Es scheint uns eine andere Welt geworden, und doch scheint es nur so, weil das Himmelsfeuer verlöschte. Aber es knistert noch auf der Herdstelle, wo es einst flammte, und das Knistern ist: „das Erinnern"! wir möchten Hand und Segenswunsch auf die Lockenköpfe der Jugend legen, in deren Herzen die letzte der Paradieseswonnen verklärend ihren Einzug hielt.

Hefele oben am Fenster aber kämpfte einen schweren Kampf aus. Seiner kerngesunden Natur war das bequeme Leben im Fürstenschloß nicht zusagend, er sehnte sich hinaus aus dem Getriebe, hinaus in Kälte und Sonnenschein, in ein einfaches Tagewerk ohne Schein und Vergoldung. Der allergnädigste Herr war jetzt, wie Hefele wußte, allein in seinem Arbeitszimmer, und so trat der ehemalige Landjäger leise in dasselbe ein und blieb wartend an der Thüre stehen.

„Was gibt es?" fragte der hohe Herr, ohne sich umzusehen.

„Ich wollte Euer Hoheit um Erlaubniß fragen, eine unterthänige Bitte vortragen zu dürfen!"

„Los damit," sagte der Fürst, indem er sich ein wenig umwandte und freundlich auf Hefele sah. Hätte sich wohl Mancher an Hefele's Stelle gewünscht, solch' grundgütiger Ausdruck lag in den Augen des hohen Herrn und verhieß im Voraus Gewährung.

„Euer Hoheit wollen die Gnade haben, mich zu entlassen —"

„So? und weßhalb, wenn es erlaubt ist zu fragen?"

„Hoheit," sagte Hefele, „wer es gut mit sich selber meint — — — der — ja — aber —" — armer Hefele, er blieb, so schön er sich auch Alles vorher zurechtgelegt hatte, in seiner Rede stecken — doch, da er sah, daß der Fürst lächelte, fügte er schnell hinzu: „Hoheit, wollen zu Gnaden halten, es gefällt mir hier halt nicht sonderlich!" — Und da der hohe Herr noch immer gütig lächelte, so erzählte Hefele ihm in schlichten Worten, warum er sich fort und wieder in den Gendarmeriedienst sehne.

Die Bitte wurde gewährt, und als der Fürst sich zu seinem Schreibtisch zurückwandte, sagte er noch:

„Trösten Sie sich, Hefele, mit mir, es gefällt mir halt auch so Manches nicht und manchmal möchte ich ebenfalls Schicht machen — — nun, wenn Alois Hefele mich einmal nöthig haben sollte, so weiß der ja den Weg zu mir." —

So war Hefele, als ich ihn auf der Bank am Wärterhäuschen fand, seit einem halben Jahr wieder Landjäger.

Wir waren, in den Bergen aufwärts steigend, zu einer Schloßruine, einem der schönen Aussichtspunkte, gelangt — „Und was macht Mariele und wie steht es mit der Hochzeit?" fragte ich stehenbleibend und mir den Schweiß von der Stirne trocknend.

Hefele hatte sein Gewehr vor sich stehen, lehnte die linke Hand auf die Mündung und zeigte mit der Pfeife, die er in seiner Rechten hielt, über die Schulter nach rückwärts — und mit gedämpfter Stimme, als könne der Rißlerbauer ihn hören, antwortete er:

„Ach, lieber Herr, wir haben manchmal gedacht, daß wir Beide ledig bleiben müßten, so arg stellte sich der Rißlerbauer an, wenn Mariele den Alten um unsertwillen anging; wir wußten uns keinen Rath und 's Mariele hat viel geweint und gebetet. Es hat aber jetzt gerade das Ansehen, als wollt' unser Herrgott sich a bisle 'neinmische; der Rißler liegt schwer krank, und da der Pfarrer und Mariele auf ihn 'neinreden, auch der Gottfried sich im Oberland vergafft hat, so mein' ich halt —"

„Daß ihr bald ein Paar sein werdet," fiel ich ein.

„Ich denk' schon," sagte Hefele und blickte mich freudestrahlend an.

Und so ist es geworden; der Rißlerbauer hat, wie sie dort sagen: einen Knaks von der letzten Krankheit ab bekommen, Hefele hat die Flinte an die Wand gehängt und wirthschaftet in seiner Weise, das heißt redlich und fleißig, auf dem Rißlerhofe.

Es ist ein glücklich Paar mehr im schönen Lande, und die Hallbäuerin hat Recht, wenn sie sagt: „So wird aus dem Sächle ein Sach' und aus dem Rinnle ein Bach!"

Ich aber denke: Hätte Jeder den Muth, wie Alois Hefele ihn hatte, den falschen Weg, den er einschlug, sei dieser auch noch so schön und voller lockender Früchte, entschlossen zu verlassen, sobald die innere Stimme ihn warnt — so würde es weniger verfehlte Lebenswege geben, und manches Herzeleid ungekostet geblieben sein. —

Aus Ebers' Aegypten.

Das Haus des Schêch Sâdât.

(Hiezu das Bild S. 572.)

Der berühmte Verfasser der „Aegyptischen Königstochter" hat seine langjährigen gelehrten Studien, seine Reisen durch das Wunderland, das ihm den Stoff und Hintergrund romantischer Dichtungen lieh, nun auch in einem größern umfassenden Werke über „Aegypten" verwerthet, das der Verleger zu einem Prachtwerk ersten Ranges gestaltete und das fortan für alle Zeiten einen Schmuck deutscher Literatur, deutscher Presse bilden wird. Das Publikum hat dieß auch sofort anerkannt, und noch während der zweite Band im Werden ist, war eine neue Auflage des ersten nothwendig geworden. Frankreich, England, Italien und Spanien bringen Ausgaben in ihren Sprachen — Zeugniß genug, wie glänzend die Aufnahme war, die dem Werke geworden.

Wir entnehmen demselben heute das Haus des Schêch Sâdât und umrahmen es mit einer Schilderung des orientalischen Hauses, bei der Ebers eben unser Haus im Auge hatte.

„Wir lassen uns nicht zu einem von jenen Mamlukenpalästen aus älterer Zeit, sondern zu dem Hause eines wohlhabenden Arabers aus dem Handelsstande führen, und nehmen mit Erstaunen wahr, wie einfach und schmucklos die der Straße zugekehrte Seite desselben erscheint. Im untern Stockwerke sehen wir gar keine oder doch nur

kleine, stark vergitterte Fenster, und weiter nach oben hin die uns bekannten Maschrebijenerker. Die schmale Hausthür ist fest verschlossen und öffnet sie sich, so sieht man nichts als einen unscheinbaren Gang mit dem Sitz des Thürhüters, eines alten, zuverlässigen Mannes, der selbst bei Nacht auf seinem Lager von Palmenzweigen seinen Platz am Eingang des Hauses hütet. Einem Einblick in die Wohnung wird sorgsam vorgebeugt, denn des Arabers Heim ist sein ängstlich gehütetes Heiligthum, und wie reich das Innere desselben auch ausgestattet sein mag, nach Außen hin muß es möglichst einfach erscheinen. Diese Vorsichtsmaßregel verdankt man der Mamlukenzeit, in der jeder Bürger sich hüten mußte, das Auge der gewaltthätigen Machthaber auf sich zu ziehen und ihre Habsucht anzuregen, ihren Ursprung. Hölzerne Figuren, Malereien, Sprüche oder ausgestopfte Thiere über den Pforten, an mehreren ganze Krokodile und an einer, in der Nähe des Hotel du Nil, sogar ein ausgestopftes Elephantchen, sollen böse Einflüsse von den Bewohnern fern halten. — Der in das Innere leitende Gang führt selten geradenwegs in den Hof, denn ihn soll Niemand von der Gasse aus übersehen. Der Thürhüter führt uns, nachdem er die Frauen, die kreischend vor dem nahenden Mannsbilde fliehen, gewarnt hat, in diesen vom blauen Himmel überdachten und in anderen Häusern hübsch bepflanzten Raum, in dem leichte Ruhebänke umherstehen. Ein Diener hebt soeben den Eimer aus dem nur salziges, zu Reinlichkeitszwecken verwendbares Wasser spendenden Ziehbrunnen. Wir schreiten an ihm vorbei, denn wir wünschen den Herrn des Hauses zu sprechen, und werden nun, da es Sommer ist, einige Stufen hinauf in eine nach Norden hin geöffnete Halle geführt, deren Decke von Säulen getragen wird. Wir lassen uns auf einem Diwan nieder, aber bald erscheint ein junger Eunuch, der uns auffordert, ihm in die Mandara, das eigentliche Wohn- und Empfangszimmer des Herrn, zu folgen. Sie liegt im ersten Stock (oft freilich auch zu ebener Erde), und unser Führer streift, nachdem er sie mit uns betreten, die Schuhe ab, denn es gilt für eine fränkische Unsitte, den sauberen Boden der Zimmer mit dem Staube der Straße zu beschmutzen. Wir erwiedern den Gruß des Hausherrn, indem wir ihm, Stirn, Mund und Brust mit der Hand berühren, in symbolischer Weise versichern, ihm gehöre unser Denken, unsere Rede und unser Herz. Der Raum, in dem wir uns befinden, ist reich ausgestattet und entspricht völlig seinem Zweck. Er ist kühl, geräumig und die fensterlose Nische in seinem Hintergrund wie gemacht zu unbelauschtem Gespräch. Die Mitte des Fußbodens ist vertieft, mit schöner Marmormosaik ausgelegt und feucht von dem Wasserstaube, den ein zierlich gearbeiteter Springbrunnen, Kühlung spendend, ausstreut. Wir halten uns auf dem höheren Theile des Saales, dem mit Teppichen belegten Liwan, auf dem weiche Diwans zur Ruhe laden, und freuen uns während der Unterhaltung mit unserem Wirthe an dem reich ornamentirten Plafond, den bunten Mustern der Fayencekacheln, mit denen die unteren Theile der Wände fournirt sind, den zierlich geschnitzten Etagèren, auf denen mancherlei schön gearbeitetes Geräth zu sehen ist, und dem ausgelegten Holzwerk der Thüren. Dieser Raum ist sehr luftig und hoch, aber die ihm benachbarten Nebenzimmer sind es um so viel weniger, daß noch ein Mittelstock für die Dienerschaft, dessen Decke mit der der Mandara in einer Ebene liegt, über ihnen Platz findet. In die Räume des Harem ist selbst den nächsten Freunden des Hausherrn der Eintritt versagt. Harem oder Haram bedeutet ursprünglich etwas „Verbotenes", „Unantastbares", und das Haus ist für den Orientalen im wahren Sinne des Wortes ein Heiligthum. Wenn wir Europäer hören, der Hausherr weile im Harem, so denken wir uns darunter gewöhnlich etwas ganz Verkehrtes, denn dieser Bescheid bedeutet weiter nichts, als daß sich der Gesuchte in den Schooß seiner Familie zurückgezogen habe, in jenes Asyl, wohin ihm keine Sorge und Plage des geschäftlichen Lebens folgen darf, wo er sich ganz und ungestört dem Gefühle der Ruhe und dem stillen Glücke seiner Häuslichkeit hingeben kann. Wer einmal längere Zeit im Orient gelebt hat, der lernt dieß Gefühl für die Heiligkeit des Hauses und die Nothwendigkeit desselben begreifen; man muß eben einen Ort haben, wohin der Lärm vom Markte des Lebens nicht dringen kann, — und dieser Ort, an dem dem Vater und Gatten seine Kinder entgegenspringen und in dem er seine Frauen, die niemals an seinen geschäftlichen Sorgen Theil haben, findet, ist der Harem, — dessen Bewohnerinnen, so unwürdig ihr, neben der Kinderpflege, dem Putz, der Wasserpfeife und nichtigen Verguügungen gewidmetes Leben ihren europäischen Schwestern auch scheinen mag, sich keineswegs als Gefangene fühlen und häufig ihren Besucherinnen aus unseren Gesellschaftskreisen versichert haben, daß sie nicht mit ihnen tauschen würden. Der Harem pflegt in einem der oberen Stockwerke zu liegen und sein Hauptgemach, die Ka'a, ist ähnlich eingerichtet wie das Empfangszimmer; ja in wohlhabenden Häusern noch reicher als dieses. Ueber der Durka'a genannten Vertiefung mit dem Springbrunnen wölbt sich eine Kuppel, und ist das Haus an einer Straße gelegen, so gestatten durchbrochene Maschrebijen den Frauen, ohne selbst gesehen zu werden, das Leben auf der Gasse zu beobachten. Mit schönen Stoffen überzogene Diwans und kostbares Geräth von Metall und Porzellan pflegt die Etagèren an den Wänden der Haremräume zu schmücken, zu denen vom Hofe und von den Gemächern des Hausherrn aus eigene Treppen führen. Wir zeigen unseren Lesern die im Hause des Schêch Sâdât befindliche, zu welcher sich Frank Dillon Zutritt verschaffte. Dieser unser lieber, durch häufige Reisen nach Aegypten auch in Kairo heimischer Freund, hat es verstanden, sein Atelier zu London in einer Weise auszustatten, die im edelsten Sinne als „echt arabisch" bezeichnet werden darf. In Kairo selbst ist ein Kunsttischler, Herr Parvis aus Turin, thätig, der nach Modellen aus der Chalifenzeit und auf Grund des liebevollsten Studiums der arabischen Ornamentik Möbel in sarazenischem Styl herzustellen weiß, die auf allen Weltausstellungen die Bewunderung der Kenner erregt haben; aber diese sorgfältig ausgeführten Geräthe sind theuer, und so ziehen es die Kairener vor, die alten stylvollen Ausstattungen ihrer Häuser durch billige Schränke und dergleichen, die aus Frankreich oder Deutschland kommen, zu verderben. Die kostbaren Möbelstoffe von früher sind ohnehin längst durch Fabrikate aus England, Oesterreich und Deutschland (besonders Sachsen) verdrängt worden. In den Hinterräumen des Hauses liegen die Küche und die Wirthschaftsräume, zu denen häufig eine Mühle und Bäckerei gehören."

XLII.

Die deutsche Reichsbank.

Von

Erdmann Auer.

II.

Eine so großartige Entwicklung und ein so allgemeiner Einfluß auf das ganze wirthschaftliche Leben, wie ihn die Bank von Frankreich und England erreichten und behaupteten, konnte denselben aber nur zu Theil werden, weil sie die Centralbankinstitute großer Reiche waren, deren Wirthschaftsgebiete nicht nur politisch, sondern auch in allen Handels-, Zoll- und Verkehrsfragen ein ungetheiltes großes Ganzes bildeten, und weil sie auf diesen Gebieten durch die von der Staatsgesetzgebung gebotene Sicherheit und durch die zu ihren Gunsten bestehenden Privilegien alle ähnlichen Privatunternehmungen in den Schatten stellten oder auf ganz bestimmte kleinere Geschäftskreise zurückdrängten. Eine ähnliche großartige Entwicklung konnte das Bankwesen in den Staaten, welche ein kleineres politisches und Wirthschaftsgebiet zusammenfaßten, wie Schweden, Dänemark, Holland u. s. w., oder welche nur einen ungenügend entwickelten Wirthschafts- und Handelsverkehr besaßen, wie zum Beispiel Rußland, nicht nehmen. Am hinderlichsten war einem großen Aufschwunge der Bankthätigkeit die vielstaatliche Gliederung, in welche sich Deutschland bis zur Wiederaufrichtung des Reiches im Jahre 1871 theilte. Die vielseitige Industrie und der reiche Verkehr, welche auf dem deutschen Produktionsgebiete sich entwickelten, ließen zwar das Bedürfniß einer vermittelnden Bankthätigkeit lebhaft empfinden und es traten denn auch Bankinstitute in Menge in's Leben, aber da jeder kleine Staat in seiner vollen, durch den deutschen Bund kaum beschränkten politischen Selbstständigkeit auch ein fast ebenso selbstständiges Wirthschaftsgebiet bildete, wobei der Zollverein immer noch in ziemlich beschränkter Weise ausgleichend vermittelte, so blieb auch jede der in's Leben tretenden Banken immer nur auf einen mehr oder weniger beschränkten Kreis angewiesen, und wenn es diesen Banken auch nicht an soliden Garantieen mangelte, so fehlte es ihnen doch meist an der Gelegenheit, ihre Mittel in ausgedehntem Geschäftsbetriebe zu verwerthen, so daß keine von ihnen auch nur annähernd an die Bedeutung der Banken von England und Frankreich heranreichen konnte.

Die bedeutendste der deutschen Banken war die preußische, welche die übrigen deßhalb überragte, weil Preußen der größte wirklich wirthschaftlich und finanziell geordnete Staat Deutschlands war, der Bank also das umfangreichste und produktivste Geschäftsgebiet sicherte.

Friedrich II. gründete nach dem siebenjährigen Kriege, am 17. Juni 1765, eine Giro- und Leihbank zu Berlin und Breslau, welcher ein Grundkapital von 8 Millionen Thalern aus dem Staatsschatze überwiesen wurde. Diese Bank hatte ursprünglich nur den Zweck, dem Handel und Gewerbe, welche nach den langen Kriegsjahren schwer darniederlagen, aufzuhelfen und gegen billige Zinsen den Unternehmern neuer Geschäfte Kapitalien zu schaffen, — ihr Geschäftsbetrieb beschränkte sich außer dem Giroverkehr auf das Diskontiren solider Wechsel und auf Darlehen gegen Depositen und Hypotheken, aber schon durch das Edikt vom 29. Oktober 1766 wurde die Bank zur Ausgabe von Noten ermächtigt, welche von allen königlichen Kassen als baares Geld angenommen wurden, und durch die Instruktion vom 17. Juni 1768 wurde verfügt, daß die Depositengelder aller Gerichte und vormundschaftlichen Behörden zu 3 Prozent bei der Bank eingezahlt werden sollten. Das ganz unter staatlicher Verwaltung stehende Institut gewann also bedeutende Baarmittel und dadurch, verbunden mit der gesetzlichen öffentlichen Gültigkeit seiner Noten, einen solchen Kredit, daß auch von Privaten in immer steigendem Maße Kapitalien bei der Bank eingezahlt wurden. Sie errichtete Filialen in allen Provinzen, doch blieb ihr Geschäftsverkehr immerhin noch ein beschränkter — sie vermochte ihre Mittel nicht in rentablem Umlauf zu erhalten und legte dieselben zu bedeutenden Theilen in Hypotheken — allerdings der Absicht ihrer Stiftung entsprechend — an. Nach 1806, da viele mit starken Bankhypotheken belastete Provinzen, namentlich auch die polnischen Gebiete, verloren gingen, fristete die Bank nur ein schweres und bedrängtes Dasein. Nach 1815 erholte sie sich wieder, und die dann immer weiter sich ausdehnende Entwicklung des Handels und Verkehrs machte auch eine Erweiterung ihres Geschäftsbetriebes nöthig. Im Jahre 1846 wurde sie auf neuer Grundlage reformirt. Durch die Kabinetsordres vom 11. April und 18. Juli 1846 wurde angeordnet, daß das Betriebskapital der preußischen Bank sich zusammensetzen solle: erstens aus von Privatpersonen und vom Staate eingezahlten Kapitalien, — zweitens aus den Depositen der Vormundschafts- und Gerichtsbehörden, der Kirchen, Schulen und öffentlichen Anstalten, — drittens aus dem Reservefonds, der aus dem jährlichen Gewinn der Bank gebildet wurde, aber nicht über 50 Prozent des gesammten Kapitals übersteigen durfte. Auf der Grundlage dieses gesammten Kapitals, welches in den sechziger Jahren schon über 3 Millionen Thaler betrug, war der Bank erlaubt, Wechsel und inländische, auf jeden Inhaber lautende Papiere zu diskontiren, zu kaufen und zu verkaufen, Kredit und Darlehen zu gewähren, Wechsel und Geldanweisungen auszustellen, zu acceptiren und zum Inkasso anzunehmen, Kapitalien verzinsbar und unverzinsbar in Kontokorrent anzunehmen, Metalle und Münzen zu kaufen und zu verkaufen, Gold, Münzen, Staatspapiere und Dokumente, sowie Werthobjekte aller Art gegen Depositenscheine aufzubewahren. Sie durfte Banknoten ausgeben, die sie an all' ihren Kassen jederzeit gegen baares Geld einzulösen verpflichtet war, jedoch nur bis zur Höhe von 21 Millionen Thalern, wofür stets zwei Sechstel baar oder in Barren, drei Sechstel in diskontirten Wechseln und der Rest in Lombardpfändern in den Bankkassen vorhanden sein mußten. Die Banknoten, obwohl ihr Betrag fast zu hoch erschien, genügten dennoch bei dem gesteigerten Verkehr dem Bedürfniß nicht vollständig, und es wurde daher am 28. Januar 1856 ein Vertrag zwischen dem königlichen Finanzministerium und der Bank geschlossen und auf Grund der inzwischen in's Leben getretenen Verfassung vom Abgeordnetenhause genehmigt, um der Bank noch eine größere Geschäftsausdehnung zu geben. Nach diesem Vertrage durfte die Bank das von Privaten in Antheilen von 1000 Thalern eingeschossene Kapital von 10 Millionen auf 15 Millionen erhöhen — die Bank übernahm dagegen, die Hälfte der umlaufenden Staatskassenanweisungen gegen Entschädigung einzuziehen und zur Vernichtung zu bringen — sie erhielt das unumschränkte Recht der Notenemission gegen die Verpflichtung, daß von dem Betrage der umlaufenden Noten ein Drittel in baarem Gelde oder Barren und zwei Drittel in guten Wechseln in ihren Kassen vorräthig sein sollten. Die Bank stand unter der Verwaltung eines Kuratoriums, welches aus dem Minister des Staatsministeriums, dem Minister des Handels und der Justiz und einem vom Könige ernannten Mitgliede sich zusammensetzte. Der unmittelbare Chef der Bank wurde vom Könige ernannt. Es wurde außerdem die Errichtung von Privatzettelbanken mit Notenausgabe gestattet, welche ebenfalls unter der Oberaufsicht des Staates standen und nach gleichen Normativbestimmungen wie die Staatsbank verwaltet werden mußten. Die bedeutendsten älteren derselben waren die Bank des Berliner Kassenvereins in Berlin vom Jahre 1850, die städtische Bank zu Breslau vom Jahre 1848, der Schaafhausen'sche Bankverein zu Köln vom Jahre 1848, die ritterschaftliche Privatbank in Pommern, welche schon 1825 von einem Verein pommern'scher Rittergutsbesitzer gegründet wurde und neuerdings ein so trauriges Ende genommen hat, ebenso entstanden Privatbanken zu Königsberg, Danzig, Posen und Magdeburg und die Diskontogesellschaft in Berlin vom Jahre 1850, welche jedoch nur beschränkte Bankgeschäfte betreiben und Noten nicht ausgeben darf. Die Staatsbank und die genannten Privatbanken genügten im Allgemeinen dem damaligen Verkehrsbedürfniß und erwiesen sich auch bei vorkommenden Handelskrisen als nützlich, doch blieb ihre Thätigkeit immer auf die Grenzen des preußischen Staates, respektive auf die einzelnen Provinzen beschränkt.

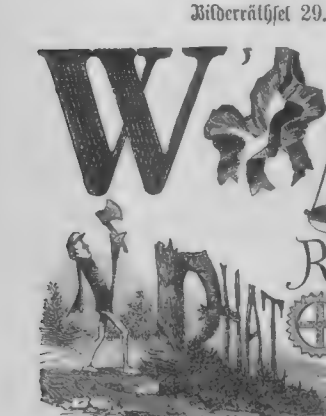
In Oesterreich, welches damals noch zu Deutschland gehörte, war bereits im Jahre 1762 die Wiener Stadtzettelbank gegründet, eine Privatbank, welche Noten von 5 Gulden abwärts ausgab und sich eines soliden Kredits erfreute, bis die unglücklichen Kriegszeiten um die Wende des Jahrhunderts sie durch Vorschüsse, welche sie der Regierung geleistet hatte, dem Zusammensturz nahe brachte und ihre Noten so sehr entwerthete, daß 1300 Gulden derselben nur einem Werth von 100 Gulden entsprachen. Nach dem französischen Kriege wurde im Jahre 1816 diese alte Wiener Zettelbank in die privilegirte österreichische Nationalbank umgewandelt, welche sich als eine Privatanstalt unter der Oberaufsicht des Staates konstituirte. Ihr Grundkapital wurde gebildet durch 100,000 Aktien von je 1000 Gulden Papiergeld und 100 Gulden Münze — sie übernahm die Verpflichtung, gegen ihre Noten die Staatsschuldscheine einzulösen und erhielt dafür eine Rente, durch deren Zahlung in sechsunddreißig Jahren die Schuld des Staates getilgt werden sollte — sie erhielt den Betrieb von Giro-, Darlehens-, Depositen- und Diskontogeschäften. Im Jahre 1848 wurde ihr auch der Zwangsumlauf für ihre Noten gewährt — sie befand sich aber stets in Mitleidenschaft mit den großen Finanzkalamitäten des österreichischen Staates durch die demselben gewährten Darlehen. Es wurde aber ihr Privilegium aufrecht erhalten und die Errichtung von Privatzettelbanken verhindert, so daß in Oesterreich von älteren Privatbanken nur die niederösterreichische Escomptegesellschaft in Wien und die Triester Kommerzialbank zu nennen sind, welche ähnlich wie die Diskontogesellschaft in Berlin nur beschränkte Bankgeschäfte treiben und keine Noten ausgeben. Die ungarische Bank besteht für sich. Die Theilung der österreichischen Monarchie in so viele Bestandtheile steht, außer der allgemeinen schwierigen Finanzlage dort, einer günstigen Entwicklung des Bankwesens hemmend im Wege. In neuester Zeit hat eine Reorganisation der österreichischen Notenbank durch einen Kompromiß mit Ungarn stattgefunden, so daß diese Bank nun den Titel führt: Oesterreichische Nationalbank.

In allen übrigen deutschen Staaten waren in der Bankpolitik dieselben Grundsätze wie in Preußen geltend — man betrachtete das Recht der Notenausgabe als ein Regal des Staates, indem man dasselbe dem Münzregal gleichstellte, und machte sowohl dieses Recht, als die Gründung von Banken überhaupt von staatlicher Genehmigung auf Grund der Prüfung in jedem einzelnen Falle abhängig. Ein allgemeines Bankgesetz, außer einzelnen Normativbedingungen, existirte unseres Wissens in keinem Staat — es bildeten sich deßhalb überall einzelne privilegirte Banken, welche mehr

oder weniger Staatsinstitute waren und auf Grund besonderer Verordnungen und Privilegien fungirten. In Bayern zum Beispiel wurde im Jahre 1834 die bayerische Hypotheken- und Wechselbank mit ausschließlichem Privilegium der Notenausgabe begründet. Das bedeutendste Institut jener Art war die Frankfurter Bank, deren Noten in Süddeutschland weit verbreitet waren. Im Jahre 1865 wurde die sächsische Bank in Dresden errichtet, und so entstand fast in jedem der deutschen Staaten eine Bank, welche zwar das Recht der Notenemission erhielt, aber in ihren Geschäftskreisen meist noch weit hinter den preußischen Provinzialbanken zurückblieb. Da für die Konzessionirung der Banken kein allgemeines Bundesgesetz, ja nicht einmal eine vereinbarte Norm gültig war, so behielt sich jeder Staat selbstverständlich das Recht vor, die Cirkulation fremder Banknoten in seinen Gebieten zu genehmigen oder zu verbieten. Der Verkehr wurde mit solchen in den verschiedenen Ländern gegenseitig fast unbekannten Zetteln überschwemmt und es entwickelte sich an den so enggezogenen Grenzen der deutschen Bundesstaaten fast ein vollständiger Banknotenkrieg, indem Preußen zum Beispiel eine große Anzahl fremder deutscher Banknoten von der Annahme an seinen Kassen zurückwies, ja sogar einzelne derselben vollständig verbot. Die Folge davon war, daß eine große Anzahl der kleinen deutschen privilegirten Staatsbanken einen naturgemäßen Bankgeschäftsbetrieb nicht entwickeln konnten, da der Kreis, auf den sie angewiesen blieben, zu klein war und sie zu allen Arten unbankmäßiger Geschäfte greifen mußten, um ihre angesammelten Mittel nur einigermaßen verwerthen zu können. Eines der schlagendsten Beispiele für diese aus dem Kleinstaatenthum hervorgegangenen Mißstände bildete die im Jahre 1856 gegründete und auf funfzig Jahre konzessionirte hannover'sche Bank. Sie war vielleicht eines der am solidesten begründeten Bankinstitute, aber sie hatte auf dem engen Gebiete des Königreichs Hannover keinen Raum und keine Gelegenheit, ihre bedeutenden Mittel geschäftsmäßig rentabel zu verwerthen — sie erstickte sozusagen in ihrem eigenen Reichthum, und obwohl ihre Noten überall zweifellosen Werth hatten, blieb ihr Geschäftsbetrieb doch auf das Aeußerste beschränkt.

In diesem Zustande fand das neue deutsche Reich das Bankwesen in Deutschland, und es trat somit die Aufgabe heran, auf diesem Gebiete ein einheitliches Gesetz zu schaffen und ein allgemeines Institut zu begründen, um einen leichten und fruchtbaren Verkehr zwischen den bisher getrennten Theilen des großen Vaterlandes herzustellen.

Bilderräthsel 29.



Auflösung des Rösselsprungs Nro. 9 und Bilderräthsels 28:

Gut ist's, einen Wunsch zu hegen
In der Brust geheimstem Schrein,
Mit dem Wahn, an ihm gelegen
Sei dein volles Glück allein.

Gut ist's, daß der Himmel immer
Dir verweibt die Wunschgewähr;
Denn begluckt, du wärst es nimmer,
Und du hoffest es nicht mehr.

Rückert.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Adolph Anderssen, der größte deutsche Schachspieler, ist am 12. März dieses Jahres nach langeren Leiden an einer Herzkrankheit in Breslau gestorben. Er war Lehrer der Mathematik und der deutschen Sprache am dortigen Friedrichsgymnasium und erhielt in dieser Eigenschaft im Jahre 1856 den Professortitel. Bei Gelegenheit des hundertjährigen Jubiläums der genannten Lehranstalt ernannte ihn die Universität Breslau zum Ehrendoktor. Bei seiner ausgedehnten Berufsthätigkeit konnte er zum Unterschiede von vielen anderen Schachmeistern nur die Stunden der Muße dem edlen Spiel verzonnen. Der größte Triumph, den er als Schachspieler feierte, war sein Sieg im Londoner Wettturnier 1851. Die sonstigen Waffenthaten und theoretischen Verdienste Anderssen's sind mehrfach in diesen Blättern vom Redakteur des Schachabschnittes gewürdigt worden, der die Ehre hatte, mit ihm befreundet zu sein, gemeinschaftlich die Berliner Schachzeitung im Jahre 1857 zu redigiren und bei seinen Besuchen in Berlin zahlreiche Partieen zu spielen. So lange man auf dem Schachbrett kämpft, wird Anderssen's Name gefeiert sein als der eines der größten und selbstständigsten Denker; wer ihn persönlich gekannt hat, wird die Erinnerung an seine bedeutende, wurdige und anspruchslose Persönlichkeit nie aus dem Gedächtniß verlieren.

Die folgende Partie, welche Howard Staunton in seine Schachpraxis aufgenommen und mit zahlreichen Anmerkungen begleitet hat, gehört zu den schönsten von Anderssen gewonnenen.

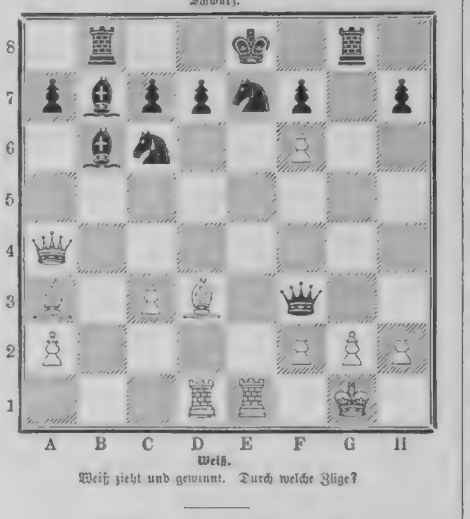
Partie Nro. 4.

Evansgambit.

Weiß — Anderssen.		Schwarz — Dufresne.	
1)	E 2 — E 4	1)	E 7 — E 5.
2)	S. G 1 — F 3	2)	S. B 8 — C 6.
3)	L. F 1 — C 4	3)	L. F 8 — C 5.
4)	B 2 — B 4	4)	L. C 5 nimmt B 4.
5)	C 2 — C 3	5)	L. B 4 — A 5.
6)	D 2 — D 4	6)	E 5 nimmt D 4.
7)	0 — 0	7)	D 4 — D 3. Dieser Zug ist nicht empfehlenswerth.
8)	D. D 1 — B 3	8)	D. D 8 — F 6.
9)	E 4 — E 5	9)	D. F 6 — G 6.
10)	L. F 1 — E 1	10)	S. G 8 — E 7.
11)	L. C 1 — A 3	11)	B 7 — B 5. Ein Gegenangriff, um Damenthauschen und Damenläufer ins Spiel zu bringen.
12)	D. B 3 nimmt B 5	12)	L. A 8 — B 8.
13)	D. B 5 — A 4	13)	L. A 5 — B 6.
14)	S. B 1 — D 2	14)	L. C 8 — B 7.
15)	S. D 2 — E 4	15)	D. G 6 — F 5. Ein schwacher Zug. Besser war D. G 6 — H 5.
16)	L. C 4 nimmt D 8	16)	D. F 5 — H 5.
17)	S. E 4 — F 6 †	17)	G 7 nimmt F 6.
18)	E 5 nimmt F 6	18)	L. H 8 — G 8.
19)	L. A 1 — D 1. Dieser unscheinbare Zug ist die Einleitung einer tief angelegten Opferkombination.	19)	D. H 5 nimmt F 3. Mit diesem Zuge, den gewiß die meisten Spieler hier machen wurden, ist die schwarze Partie rettungslos verloren.

Aufgabe Nro. 28.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt. Durch welche Züge?

Auflösung der Aufgabe Nro. 24:

Weiß.		Schwarz.	
1)	L. G 5 — H 4	1)	K D 5 — E 6 oder A) B) C) D).
2)	D. C 2 — F 5 †	2)	K. E 6 nimmt F 5.
3)	S. B 5 — D 4 setzt Matt.		
		A)	
1)		1)	E 7 — E 5.
2)	S. D 7 nimmt B 6 †	2)	K. D 5 — E 6.
3)	D. C 2 — G 6 setzt Matt.		
		B)	
1)		1)	L. A 8 — B 7.
2)	D. C 2 — B 3 †	2)	K. D 5 — C 6.
3)	S. D 7 — B 8 setzt Matt.		
		C)	
1)		1)	E 7 — E 6.
2)	D. C 2 — C 3	2)	Beliebig.
3)	S. setzt Matt.		
		D)	
1)		1)	S. F 2 — D 3.
2)	D. C 2 — C 4 †	2)	K. D 5 nimmt C 4.
3)	S. D 7 nimmt B 6 setzt Matt.		

Auflösung des Anagramms in Nro. 28:

Posa, Rosa, Prosa.

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche die

Deutsche Romanbibliothek

zu

„Ueber Land und Meer"

in **Bänden** — anstatt in Nummern oder Heften — zu beziehen pflegen, setzen wir hiemit in Kenntniß, daß der **erste Band** des laufenden **siebenten** Jahrgangs nun vollendet vorliegt und — 756 Seiten stark — sowohl broschirt zum Preis von nur **M. 4.** — als auch fein in Leinwand mit **Goldpressung gebunden** zum Preis von **M. 6.** — bezogen werden kann.

In demselben sind folgende Romane ꝛc. enthalten:

„Die Heirath des Herrn von Waldenberg".
Roman von . . . . . **Hans Hopfen.**
„Holzwegtraum". Ein Sommernachtsgedicht von **Wilhelm Jensen.**
„Sühne und Segen". Sozialer Roman von **Gregor Samarow.**
Kapitel 1—39.
„Die Seelen der Hellas". Roman von **E. von Dincklage.**
„Der Amuletmann". Roman von . . . . **Mariam Tenger.**
„Murillo". Ein Lied vom Guadalquivir von . **Ernst Eckstein.**
„Die Herrin von Zbichstein". Roman von . . **Fr. Henkel.**

Ferner ein reiches Feuilleton:

Aus der neuen deutschen Lyrik. — Internationale Lesefrüchte. — Mosaik.

Dieser **erste** Band der **„Deutschen Romanbibliothek"** wolle bei derselben Buchhandlung bestellt werden, bei welcher man auf „Ueber Land und Meer" abonnirt ist. **Postabonnenten** wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung oder direkt an die Verlagshandlung wenden.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Briefmappe.

Schriftstellernde junge Dame in Hamb. Ihre erste Frage wegen Annahme nicht verständlich. Mit den beiden Damen stehen wir in keiner Verbindung. H. von Schand wohnt in München.

Abonnentin in H. In Heinrich Hein. Das Trocknen und Färben natürlicher Blumen (Weimar, Voigt) finden Sie die Anleitung dazu.

Hrn. Max R. in Kr. Die Dorebibel, Ausg. für Israeliten, können Sie von jeder Buchhandlung broschirt zu 60 M., in Leinwand gebunden zu 84, in Leder, roth 94, schwarz 89 M. beziehen.

Hrn F. F. in Magd. Leider ist es nicht möglich, da die Verlagshandlungen es nicht gestatten. Jede Kunsthandlung liefert Ihnen die Kaulbach'schen Stiche.

Abonnent in Graudenz. Die Herstellung des Bildes zu diesem Zweck erfordert ein volles Jahr'. Was kann sich in solchem nicht Alles ereignen!

Russin. Wir danken für Ihr Interesse und bedauern, daß der Betreffende nicht besser orientirt ist.

Hrn. O. U. in G. Es ist schon zweimal darauf hingewiesen.

Frau E. F. in R. (Neg. Dan.) Das liegt so ganz außer unserem Bereich daß wir Sie ersuchen müssen, sich an die Red. der „Industrieblätter" in Berlin zu wenden.

Fr. v. S. in M. „Schwind's Märchen von den sieben Raben" (6 Blätter in Enveloppe), das s. Z. als Prämiengabe zu „Ueber Land und Meer" zu haben war, will Ihnen die Verlagshandlung auf besondern Wunsch gerne noch für den Ausnahmspreis von 7 M. 50 ₰ liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

B. in Schleiern. Vielleicht die Erziehungsanstalt des Dr. Pfleiderer in Kornthal bei Stuttgart.

Hrn. Dr. H. in B. (Bad.) Wir werden beide bringen.

Hrn. Leutn. R. in H. Einfachen S.

Abonn. in Hamb. Wir haben die Anstalt nur rühmen hören; auch bekommt der junge Mann dort einen Blick für das große Handelsleben.

Hrn. M. Edler v. R. in P. Ein Mittel für Weiberleben — uns ist keines für, keines gegen bekannt. Vielleicht weiß eine unserer schönen Leserinnen Hülfe?

Fr. Eugenie S. Die Amy White war zuletzt in Wien und ging am 7. April nach London. Näheres über sie ist uns nicht bekannt geworden.

Antonia. Die Schriftstellerin Birchpfeiffer ist gestorben, das Uebersetzungsrecht vorbehalten. Sie mußten sich deßhalb mit dem Verleger Herrn Kromer in Stuttgart in's Vernehmen setzen.

Hrn. Dr. F. in Braunschw. Daß zwischen dem 30. Januar und 1. Februar der 31. liegt, wissen wir wohl, auch haben wohl alle Leser diesen Druckfehler selbst korrigirt. Jaspis wird gewöhnlich mit dem p geschrieben, doch kommt es von dem arabischen Jashab. Zahlreiche Lösungen beruhigen uns.

Engel v. Frankenwalde. Wir wollen sehen, ob wir den Zeichner dazu ammiren können.

C. P. 1003. Nicht übel, aber für uns nicht geeignet.

Fr. R. v. S. in Münst. In der „Deutschen Dichterhalle", herausgegeben von Dr. Ernst Edstein in Leipzig.

Hrn. E. P. in St. Im Garten thun schon Blumen blüh'n?!

Unwissende Rumänin. Nur sieben Fragen. B.'s Theerseife ist gut, graue Seife, in jeder Apotheke zu haben, erfüllt denselben Zweck. Das Buch mit den Thatsachen der Frau müßten Sie uns näher bezeichnen. Den Vers des Gedichts „Das erste und letzte Pferd" kennen wir nicht. Centralblatt der deutschen Gärtnervereine, Leipzig, Eckenburg, 4 M. Leicht zu erlernen. Stolze, Ausf. Lehrgang der deutschen Stenographie, Berlin, Mittler. An das Kriegsministerium in Berlin.

Hrn. Telegr.-Insp. S. in A. Die Verlagshandlung ist gerne bereit, Ihnen die zu einem früheren Jahrgange von „Ueber Land und Meer" gebotene Stahlstichprämie „Der Gang zur Kirmeß" noch zu dem Ausnahmspreis von M. 1. — zu liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Frl. J. P. in W. Zur Erlernung der schwedischen Sprache sei Ihnen E. Funk's Lehrgang (Leipzig, Brockhaus) empfohlen.

Hrn Th. K. in Pr. Waren für uns ungeeignet.

Hrn. R. W. in Berl. Das Hon. ist uns nicht bekannt. Wenden Sie sich doch uns an ihn.

Hrn. J. M. in Köln. Ihre Anfrage richten Sie besser an P. Steller's finanzielles Auskunftsbureau, Frankfurt, Bergweg.

Fr. K. in Metz. Sie haben Recht mit luxurids, wenn wir's aus dem Französchen und nicht aus dem Lateinischen genommen, wo es die allgemeinere Bedeutung hat. Für das Rezept gegen die Fallend. Krankheit unsern Dank.

L. P. Bouche, Der Gummischuhfabrikant, Leipzig, H. Voigt. 2 M. 90 ₰.

Hrn. J. L. in Wien. Der Gedanke ist nicht ganz klar. Die Empfindung überwiegt.

Fürst C. G. in Bukarest. Es kann gar kein Zweifel sein: nur die Violine.

Hrn. Emg. in Dresden. Bertha aus Rastatt. Frl. Marie S. in Koburg (Vorrath). Hrn. W. P. in P. Hrn. R. F. in Langensalza. Robert in Braunschweig. Hrn. L. M. in M. Bebe, Roland's Tochter in Hamburg. Berliner Dilldöppchen. Frau D. P. Lenney. P. in Mühlhausen. F. Johanna und Julius Littmann. Therese Beder in Riesenburg. Frl. H. v. F. in Hannover. Richtig.

Hrn. Dr. E. F. in M. Wenden Sie sich an das Liter. Auskunftsbureau von O. Gracklauer in Leipzig: dort werden Sie über das verschollene Buch Auskunft erhalten können.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Hallberger's neueste billigste Prachtausgabe
der Classiker
Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber,
in ihren Werken für das Pianoforte allein.
Herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmasses und Fingersatzes
von
J. Moscheles,
weil. Professor am Conservatorium in Leipzig.
Siebente Auflage.

In sehr eleganten englischen Leinwand-Carton-Bänden mit Goldtitel und Pressung.

Beethoven's sämmtliche Sonaten . . . 4 Bde., à Band M. 4. 50 Pf.
Mozart's sämmtliche Sonaten . . . . 3 Bde., à Band M. 4. 50 Pf.
Clementi's ausgewählte Sonaten . . . 2 Bde., à Band M. 5. — Pf.
Haydn's ausgewählte Sonaten . . . . 2 Bde., à Band M. 3. 50 Pf.
Weber's Kompositionen für das Pianoforte 2 Bde., à Band M. 4. — Pf.

Jeder Band wird **einzeln** abgegeben.

Vermöge ihrer prächtigen Ausstattung vorzüglich zu **Festgeschenken** geeignet.

Bei dieser Ausgabe ist Schönheit und Korrektheit vereinigt mit ausserordentlicher Billigkeit.

Sie kann, und das ist ihr ganz besonderer Vorzug, in Beziehung auf die Ausstattung, die Grösse und Lesbarkeit der Noten mit den theuersten Ausgaben jeden Vergleich aushalten, ist dabei aber so billig, dass sie bezüglich des Preises nur von den ganz billigen Ausgaben unterboten wird, bei denen der Notendruck sehr zusammengedrängt, daher unschön und schwer lesbar ist.

Zu beziehen durch alle Musikalien- und Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Über Land und Meer.

№ 30.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Ein ehrlicher Mann, Erzählung von Levin Schücking, Fortsetzung. — Graf Herbert Bismarck. — Die Votiv- (Salvator-) Kirche in Wien von S. Notizblätter. — Das Haupttelegraphenamt in Berlin. — Notre Dame des Flots, Novelle von Karl Erdm. Edler, Schluß. — Meine erste und meine letzte Wolfsjagd, von W. v. Dunheim, mit Bildern von Carl Rechlin. II. — Für unsere Kleinen, mit Bildern von Julius Adam. I. Der gute Phylax. II. Seifenblasen. — Maria Stuart und Riccio. — Streitfragen und Historien, Feuilletons von Karl Emil Franzos. VI. Der Juden-Papst. — Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender, von C. E. Freiherrn von Thungen, Mai. — Lotteriezeichungen im Monat Mai. — Astronomisches Tagebuch, Mai. — Schach. — Bilderräthsel 30. — Auflösung des Bilderräthsels 29. — Briefmappe.

Illustrationen: Graf Herbert Bismarck. — Das Innere der Votivkirche in Wien. — Das erste Zusammentreffen Maria Stuart's mit David Riccio. Gemälde von David Neal. — Aus dem Kinderleben: Der gute Phylax, von Jul. Adam. — Fassade des Reichstelegraphenamtes in Berlin, von G. Theuerkauf. — Aus dem Kinderleben: Seifenblasen, von Jul. Adam. — Hauptapparatensaal des Reichstelegraphenamtes in Berlin, von G. Theuerkauf. — Wolfsjagd: Die Fahrt; „Der Wolf' der Wolf!"; Ein Weib war heulend zum Schmied gekommen; Die bewaffneten Arbeiter und Knechte; Mein treuer „Wolf" sprang mir an den Schultern empor, von C. Rechlin.

Ein ehrlicher Mann.

Erzählung

von

Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

IV.

Und so saß er denn jetzt am Nachmittag in dem hübsch angelegten Garten hinter der „Sonne", in einer Gaisblattlaube, wo die Besitzerin des Gasthofs ihren Kaffee zu nehmen pflegte; allerlei kleine Frauenarbeit lag vor ihr auf dem Tische von durchbrochenem Gußeisen; sie häkelte und steppte sehr emsig daran und riß von Zeit zu Zeit Alles wieder auf, was sie gemacht, als ob es ihr gar nicht zu Danke sei; auch wechselte sie zuweilen leicht die Farbe. Die junge Frau, die noch nicht viel über Dreißig sein konnte, mit den feinen, von einem gleichmäßigen Bronzeton überzogenen Zügen, war offenbar in einer gewissen Aufregung, und die Schuld davon konnte nur der Major haben, der mit seinen offenen, männlichen, sehr gebräunten Zügen und dem langen blonden Schnurrbart da vor ihr saß, eine Cigarrette nach der andern drehend, und während er sie in leichten Rauchwölkchen verdampfte, zu jeder eine schöne neue Tigergeschichte erzählte.

„Sehen Sie, Frau Marie," sagte er, „das ist das Schöne am Tiger, daß er sich nicht wie die anderen wilden Bestien feig vor der vordringenden Kultur zurückzieht, sondern sich ihr furchtlos entgegenstellt, ihr die Stirn bietet und kühn darauf hinarbeitet, da, wo schon der civilisirte Mensch sich eingenistet hat, die alte heilige Wildniß wiederherzustellen . . ."

Graf Herbert Bismarck. Originalzeichnung. (S. 586.)

„Und das finden Sie schön?" warf Frau Marie mit einem spöttischen Ton ein.

„Gewiß — das adelt eben die Tigerjagd zu einem wohlberechtigten Kriege, bei dem Jeder sein Recht behauptet, für eine Idee kämpft, und dabei sein Leben einsetzt!"

„Ich bitte Sie — sprechen Sie doch nicht so thöricht. Die Ideen eines Tigers . . ."

„Ich sage Ihnen, es ist so. Sehen Sie, die Regierung glaubte einmal so weit zu sein, einen Postdienst von Ajang nach Surabaja errichten zu können. Was geschieht? Die Briefboten werden mit einer bewundernswürdigen Regelmäßigkeit fortgeschleppt. Man gibt ihnen bessere Waffen, Repetirgewehre; man stellt in den Kampongs Wachen auf, welche sie zu geleiten haben. Und was geschieht jetzt? Vierzehn Tage lang nach einander holen die Tiger nicht allein die Postboten, sondern auch die Begleiter fort, — wird eine erschossen von den Bestien — und nach und nach waren viele erschossen — so tritt eine andere an ihre Stelle. Den Haupträuber, der das ganze Verfahren zu leiten schien, hat man aber nie fassen können. Er lag in einem Engpaß Tag und Nacht auf der Lauer. Obwohl er so frech war, daß er eines Tages sogar ein Felleisen mitschleppte, so hütete er sich doch mit unglaublicher List, uns auch nur ein einziges Mal sein fleckiges Fell zu zeigen — und was war zu thun? . . . man mußte . . ."

„Man mußte Sie zur Hülfe rufen, Major!“ fiel Frau Marie sehr ironisch ein.

„Ach, nein, ich hatte mich längst an den Jagdstreifereien betheiligt, habe auch manchen niedergeknallt, das ist wahr — in diesem Falle aber war nichts zu thun, als das ganze Fort Ajang zu räumen, weil man die Unmöglichkeit der Verbindung mit Surabaja einsah . . .“

„Gott sei Dank, daß wir hier zu Lande doch nur Briefmarder haben,“ unterbrach Frau Marie ihn mit einem etwas schmollenden Aufwerfen des Mundes.

In diesem Augenblicke vernahm man aus dem geöffneten Fenster eines Zimmers im ersten Stock des Hauses das Anschlagen eines Pianoforte, dem eine offenbar geübte Hand Läufe und Akkorde entlockte, welche volltönend bis in die Gaisblattlaube drangen.

„Wer ist denn mit Ihrem Piano beschäftigt, Frau Marie?“ fragte der Major aufhorchend.

„Es muß das junge Mädchen sein, welches heut vor Tisch gekommen ist,“ antwortete die „Sonne“. „Sie bat mich um die Erlaubniß.“

„Wer ist sie?“

„Sie hat sich als ein Fräulein aus einer kleinen Stadt in Holland in's Fremdenbuch geschrieben — erwartet hier eine Herrschaft, bei welcher sie als Gouvernante eintreten wird — dieselbe kommt vom Rhein und wird sie hier treffen — das ist, was sie mir angegeben hat . . .“

„Sie ist sehr hübsch!“

„Aber ein wenig seltsam — es kommt Alles, was sie sagt, so heraus, als ob es nur so gesprochen wäre, sie spricht so in die Luft, wie man in's Wasser schreibt . . .“

„Das heißt?“

„So unbestimmt, so, als ob sie selbst nichts drauf gäbe . . .“

„Als ob es nicht wahr wäre? Sie müssen denken, in welch' scheuer, gedrückter Stimmung solch' ein armes Geschöpf sein mag, das mutterseelenallein in die Welt tritt, um den Kampf mit dieser harten Welt zu beginnen! Ich kenne das auch ein wenig, dieß Gefühl hülflosester Vereinsamung — als ich damals in Harderwyck über die Straße ging zum Depot, wo ich mich für den Dienst in Niederländisch-Indien anwerben lassen wollte — ein blutjunges Bürschlein — meine Eltern waren gestorben. Vermögen Null, Komma, Null — daheim bei unseren preußischen Truppen wollten sie mich nicht annehmen, weil ich keinen Zuschuß hatte — so ging ich nach Batavia, nach dem Lande des gelben Fiebers...“

„Der Tiger,“ unterbrach ihn mit ernstem Lächeln Frau Marie.

„Sie haben gut scherzen,“ fuhr der Major fort, „aber ich versichere Sie, es gehört ein Entschluß dazu! Nun, Gott sei Dank, ich bin mit heiler Haut wieder herausgekommen, mit dem Titel Major, mit einer leidlichen Pension — sie sind ja so anständig, diese Mynheeren, für den Dienst ‚in der Oost‘ eine doppelte Pension zu gewähren —“

„Und mit vielen schönen Erinnerungen an Ihre Freunde, die Ti—“

„Ach, ich bitte Sie, Frau Marie, lassen Sie einmal die Tiger ruhen. Sie sind heute besonders zähe, sie mir vorzuwerfen. Meine Tiger! Sie verstehen meine Tiger gar nicht!“

Frau Marie lachte laut auf.

„Wahrhaftig, ich habe auch durchaus nicht diesen Ehrgeiz!“

„Sehen Sie, Frau Marie,“ fuhr der Major mit einem elegischen Tone und mit seinen ehrlichen blauen Augen den Blick der jungen Frau vor ihm suchend fort, „wenn Sie ein klein wenig mehr Güte und . . . und . . . Theilnahme für mich hätten, würde ich Ihnen gern gestehen, was die Tiger eigentlich bei mir für eine Rolle spielen . . .“

„Die dominante, die herrschende, die alle Ihre Gedanken beschäftigende,“ sagte fast heftig und zornig Frau Marie.

„O nein, durchaus nicht — hätte ich die Redegewandtheit unseres Herrn Schliefen, so würde ich jetzt Ihnen auf diesen Spott mit allerlei Andeutungen antworten, daß nur ein Tigerherz es ist, welches bei mir eine Rolle spielt . . .“

Frau Marie bückte sich tiefer über ihre Arbeit; aber es war ganz unnöthig, daß sie auf diese Weise des Majors Blick zu vermeiden suchte — dieser war bereits selber ganz roth geworden und schaute sie gar nicht mehr an, während er rascher, um seine Verlegenheit zu verbergen, weiter sprach:

„Nein — es ist ganz anders. Sehen Sie, ich habe ‚in der Oost‘ da viel Glück gehabt. Ich habe immer ganz ordentlich gelebt, alle süßen Früchte vermieden, nie einen Tropfen Wasser getrunken und so bin ich denn durchgekommen, während meine Kameraden starben wie die Fliegen; ich blieb immer gesund — stieg dann auch im Dienste leidlich rasch in die höheren Chargen hinein — und so hätte ich wohl zufrieden sein können, wenn mir nicht Eines das Leben verbittert hätte.“

„Ah,“ fragte Frau Marie jetzt, mit offenbarer Theilnahme aufhorchend, „und das war?“

„Eine ganz niederträchtige Idee, welche sich die Leute gebildet hatten von meiner horrenden, gegen alle Versuchungen bombenfesten und sturmfreien Ehrlichkeit . . .“

Frau Marie lachte hier laut auf.

„Das verbitterte Ihnen das Leben, daß man Sie für ehrlich hielt?“

„Nun lachen Sie mich aus,“ sagte mit klagendem Tone der Major, „und ich bin doch nur im Begriff, Ihnen ernsthaft mein ganzes Herz offen zu legen . . .“

Frau Marie sah ihn jetzt mit einem sehr aufrichtigen und sprechenden Blick an, schaute dann wieder auf ihre Arbeit und sagte:

„Und ich höre ja auch ernsthaft zu!“

„Es verbitterte mir das Leben,“ fuhr der Major fort, „nicht deßhalb, weil das Beiwort: ‚der ehrliche Major‘, das sie mir angehängt hatten, eine gewisse nicht schmeichelhafte Geistesverwandtschaft mit dem ‚guten Mann‘ durchklingen läßt; nein, sondern weil die ärgerlichsten Folgen damit verbunden waren. Hatte irgend eine Durchstecherei zwischen Intendanturleuten und Lieferanten stattgefunden, so hatte ich sicherlich in den nächsten Tagen vom Obersten den Auftrag, der Sache als Vorsteher einer Kommission auf den Grund zu gehen; mir, hieß es dann, werde weder der Eine, noch der Andere beikommen können, und am Ende der Sache hatte ich den Einen, wie den Andern zu meinen bittersten Feinden! — War eine Intrigue, eine Verhetzerei, ein Klatsch unter den Leuten im Zuge, so konnte ich darauf rechnen, von einem Kameraden unter dem Arm genommen, in irgend ein Unter-vier-Augen gezogen und gefragt zu werden: ‚Major, Sie sind ein ehrlicher Mann, Sie haben damals angehört, was Kamerad Wolf oder Kamerad Fuchs über mich gesprochen hat, Sie werden es mir ganz genau wiederholen!‘ Und wenn ich dann mit aller Wahrhaftigkeit, wie ich doch mußte, die Frage beantwortet hatte, so schimpfte später Kamerad Fuchs über den ‚Ohrenbläser‘ oder Kamerad Wolf forderte mich gar vor seine Klinge! Bekam Einer ein Kommando auf längere Zeit fern in's Innere, so war ich sicher, am Vorabende seines Ausmarsches ihn mir auf die Bude rücken zu sehen, seinen mit einem Kofferchen beladenen Burschen hinter sich. ‚Major,‘ hieß es dann, ‚Sie werden mir den Freundesdienst thun und mir mein bischen Ersparnes und meine Werthsachen aufbewahren — und, wenn ich aus dem Fieberneſt dahinten nicht zurückkehren sollte — nicht wahr, Major, Sie sind ein ehrlicher Mann, Sie sorgen dafür, daß es richtig und unangetastet in die Hände meiner armen Verwandten im alten Lande drüben kommt!‘ Auch wieder ein angenehmes Kommissorium — so den Schätzehüter abgeben zu müssen in einem Lande voll verruchten Diebsgesindels! ‚Der Teufel hole die Ehrlichkeit!‘ habe ich oft ausgerufen — wie bin ich denn nur zu diesem unglücklichen Ruf gekommen? Ich werde nächstens einen silbernen Löffel stehlen, um mir Ruhe zu verschaffen!“

Frau Marie lachte hier abermals fröhlich auf.

„Das würde Ihnen nichts geholfen haben, Major,“ rief sie dabei aus, „daß Sie ein grundehrlicher Mann sind, sieht man Ihnen doch am Gesichte an; es schaut Ihnen ja zu den Augen heraus!“

„Also auch bei Ihnen,“ fiel der Major mit komischem Schmollen ein, „haben mir meine Tiger nicht geholfen!“

„Ihre Tiger?“

„Nun ja — meine Tiger, auf die ich hier jetzt alle meine Hoffnung gesetzt hatte. Silberne Löffel stehlen, werden Sie einräumen, ist nicht anständig. Aber lügen — lügen verträgt sich mit dem Anstande. In der Oost lügt Einer den Andern aus seinen Stiefeln heraus und hier im Westen lügt Einer dem Andern die Tasche leer und bleibt doch ein geachteter Mann. Also, hab' ich mir gesagt, lügen wir, lügen wir den Leuten von unseren Tigerjagden — ich habe wirklich eine oder die andere mitgemacht, Frau Marie, und das Verfahren in der That oberflächlich kennen lernen — lügen wir, daß wir statt ‚der ehrliche Major‘ Münchhausen der Zweite heißen, daß uns Keiner mehr zutraut, es kämen im Laufe des Tages auch nur zehn wahre Worte aus unserem Munde. Damit hab' ich denn, sobald ich mich hier in meinem alten Heimatstädtchen, wo ich freilich keine verwandte Seele mehr habe, zur Ruhe gesetzt, sofort so gründlich begonnen, daß ich leider schon selber nicht recht mehr weiß, ob ich ein Stück von einer meiner Geschichten wirklich erlebt oder geträumt oder erdichtet habe!“

„Und das doch wieder ganz umsonst,“ unterbrach ihn kopfschüttelnd Frau Marie, „geholfen hat es Ihnen nicht, denn um es Ihnen zu gestehen, ich halte Sie noch immer für einen recht braven, ehrlichen Mann, Major — zum Lügen ganz unfähig — Jagdgeschichten, wissen Sie, das ist eine Sache für sich, wie Betrügen beim Pferdehandel — und Sie beweisen Ihre Ehrlichkeit ja auch, weil Sie es gar nicht auf dem Herzen halten können, sondern mir gestehen müssen . . .“

„Ihnen — nun ja, Ihnen . . . weil ich von Ihnen die Neckerei mit dem Tigersport nicht ertragen kann — weil ich Ihnen aus meinem Herzen keine Mördergrube machen kann — weil . . .“ der Major stockte, er sah wie prüfend, wie viel er wohl riskiren dürfe, in Frau Mariens Züge, ehe er hastig fortfuhr: „Nun, weil Sie das einzige Wesen auf der Welt sind, von dem ich nicht mißkannt sein möchte, von dessen guter Meinung für mich mein Glück, mein Lebensmuth, mein Leben selbst abhängt, dem . . .“

„Major,“ sagte mit einem raschen Aufblick in ihres Gegenüber Züge und mit einem halb schelmischen, halb verlegenen Lächeln die junge Frau, „Major, wissen Sie denn, daß das ja eine völlige Liebeserklärung ist?“

„Ist sie's wirklich?“ rief der Major mit einem Seufzer wie der Erleichterung und einer erregten Hast aus. „Nun dann, gottlob! Dann wär's also ausgesprochen, was schon so lange auf meiner Lippe liegt und was nicht drüber wollte, und nun einmal nicht wollte! Ja, so ist es, Frau Marie. Es war schrecklich. Die Nächte hab' ich darüber nicht schlafen können. Ihnen zu gestehen, was Sie mir sind, wie ich nur ein Glück in der Welt sehe, ein Leben neben, mit Ihnen — allmächtiger Gott, ich mußte es ja Ihnen sagen, und doch hatte ich eine Höllenangst vor dem Augenblick und sagte mir am Abend jedes einmal wieder unnütz verstrichenen Tages: ‚Zu der richtigen Liebeserklärung kommst du dein Leben nicht — geh' und häng' dich!‘“

„Schien ich Ihnen denn so fürchterlich, Major?“ sagte die junge Frau mit einem weichen Ton der Stimme.

„Fürchterlich? Sie? O mein Gott, was mir fürchterlich schien, war ja nur, daß Sie mich verlachen, daß Sie an die Ehrlichkeit dessen, was ich Ihnen sagen wollte, zweifeln könnten, daß das Ende von Allem sein könnte, Sie sendeten mich fort — aus der Sonne in die tiefsten Schatten nachtdunkler Einsamkeit — ich wäre der unseligste Mensch auf Erden, wenn . . .“

Frau Marie legte ihren Arm mit der sich öffnenden Hand auf den Tisch zwischen ihnen, und der Major ergriff mit einer leidenschaftlichen Hast die Hand, welche sie, sich vornüberbeugend, ihm auf diese Art bot — dabei sagte sie:

„Nein, Major, weßhalb sollte ich Sie fortsenden? Ich bin Ihnen von Herzen gut — sehen Sie, ich stehe auch so vereinsamt im Leben wie Sie — aber mit mir ist es etwas Anderes. Es liegt eine große, zu große Last auf meinen schwachen Schultern — die Führung solch' eines Haushalts, all' die Sorgen, die Bedrängnisse, welche damit verbunden sind, ich bedarf eines männlichen Beistandes, Berathers, Beschützers, eines so recht braven, ehrlichen, wie Sie sind, Major — sehen Sie, nun trägt Ihnen der Ruf der Ehrlichkeit, über welchen Sie sich so beklagt haben, doch am Ende noch eine kleine Frau ein — denn das,“ setzte sie mit ihrem schelmischen Lächeln hinzu, „das müssen Sie wissen: wenn ich mich entschließen könnte . . . so wär' es einzig und allein Ihrer Ehrlichkeit willen, Major — bloß deßhalb!“

„Nun, dann lebe die Ehrlichkeit!“ rief der Major aus, so fröhlich lachend wie ein Kind, und drückte stürmische Küsse auf die Hand der ihm so gütig in Aussicht gestellten kleinen Frau. „Sie sind ein Engel, ein Engel, ein Engel!“ rief er dann, wie vor Jubel ganz außer sich. „Sie geben einem armen, verwaisten, grenzenlos vereinsamten Menschen ein Herz, eine Heimat, eine Welt!“

Dabei traten dem gebräunten Tigermajor die Thränen in die Augen.

V.

Als Frau Marie nach dem nun folgenden sehr innigen gegenseitigen Gedankenaustausch endlich den Major fort- und heimgesandt hatte, weil schon zwei- oder dreimal Botschaften aus dem Hause gekommen

waren, welche den sehnsüchtigen Wunsch eines der dienstbaren Geister, dort ihrer Anwesenheit froh zu werden, ausgedrückt hatten — wanderte er mit einem Gefühl von Glück und Seligkeit heim, wie er nie geglaubt hätte, daß es in eines Menschen Brust, in seiner Brust Raum finde! Das Glück — ja, das Glück! Es hat etwas wunderbar Erschütterndes, Seelenverschmelzendes. Der Mann, der gelitten, erfahren, schwer gekämpft hat — er kann sich gefestet glauben gegen jedes stärkere Ergriffensein — er kann Szenen großen Leids erblicken oder die Kunde von entsetzlichem Jammer vernehmen, ohne ein stärkeres Gefühl über sich Herr werden zu lassen; er kann dahin kommen, gegen jedes Elend des Lebens sich abzufinden mit irgend einem Axiom kalter und düsterer Philosophie. Aber was er nicht kann, was der Ruhigste um so weniger vermag, je mehr seine Ruhe das Ergebniß düsterer und schmerzlicher Erfahrungen ist, das ist, ungerührt und unerschüttert bleiben bei einer großen Freude, mag sie nun ihm persönlich werden oder er Zeuge sein, wie ein gutes, endlich doch versöhnendes Schicksal sie über Andere ausschüttet. Das erlebte nun auch der Major. Er war so aus den Geleisen geworfen, daß er so recht, wie man es ausdrückt, sich „nicht zu lassen“ wußte. Er hätte es ausschreien, ausjubeln mögen und Jedem es kund thun, der ihm auf der Straße begegnete. Die guten Bürger von Millfurth, die ihm entgegen kamen — es waren ihrer nicht viel — waren nur leider nicht geeigenschaftet, sich mit solchen Herzensergüssen an sie zu wenden — der Erste, ein rußiger Mann mit einem Schurzfell, der einen schweren eisernen Radreifen klirrend vor sich herrollte, nicht, und dann die beiden Weiber, welche mit Schiebkarren voll grünen Klees für ihre Ziegen daherkamen, auch nicht. Auch nahmen sie sehr wenig Notiz von ihm — ihretwegen hätte er die leichten Tropfen der Freude, die in seinen Wimpern standen, nicht so hastig fortzuwischen brauchen, es achtete ihrer Niemand!

Er mußte, um nach einigem planlosen Irren durch mehrere dieser menschenleeren Gassen, die eigentlich gar nicht auf seinem Wege lagen und in denen er nichts zu thun hatte, auf den richtigen und direkten Weg zu seiner Wohnung zu gelangen, an der ein wenig zurückliegenden Wohnung des Hauptpfarrers vorübergehen — das geistliche Gebäude war das einzige in Millfurth, welches mit einer gewissen Romantik umgeben war — es lag hinter einer hohen Mauer mit einem Gitterthor aus alterthümlicher Schmiedearbeit — schöne alte Akazien streckten ihre Zweige über die Mauer und durch das Thorgitter sah man in den wohlgepflegten Rosengarten vor dem Hause, mit seiner herrschaftlichen Freitreppe. Dieß Thor nun wurde just in dem Augenblick, in welchem der Major daran vorüberzuschreiten im Begriff stand, von innen geöffnet, um eine junge Dame herauszulassen, welche verschleiert, sehr einfach dunkel gekleidet, einen geschlossenen Sonnenschirm in der Hand und gefolgt von einem häßlichen, hinkenden kleinen Hunde jetzt gerade auf den quer an ihr vorüberschreitenden Major zukam.

Er blieb stehen, blickte zuerst auf den Hund, dann auf die junge Dame und sagte lachend — wahrhaftig, wäre er in einer andern Seelenstimmung gewesen, er hätte es nimmermehr gewagt, eine fremde Dame so, mit einem aberwitzigen Lachen noch dazu, anzureden — aber in der, in welcher er heute war, mußte sich nun einmal der Uebermuth des Glücks in etwas Luft machen, und so hatte er, ehe er sich noch recht besonnen, schon ausgerufen:

„Das ist ja der kleine Köter, denk' ich, den ich heute Vormittag aus den Händen seiner Bedränger befreit habe — ist das Ihr Eigenthum, Fräulein? Dann freut es mich doppelt . . .“

Er hatte jetzt in dem jungen Mädchen die Fremde entdeckt, welche am Vormittag in der „Sonne“ abgestiegen war, und griff nun nachträglich höflich an seinen Hut.

Sie stand wie seltsamlich erschrocken, bestürzt bei seiner Anrede. Er sah auch, daß sie auffallend blaß geworden. Sie sah zu ihm mit einem ganz eigenthümlichen, wie flehenden Blicke auf, und dann stotterte sie etwas und wurde dabei nun ganz dunkelroth im Gesichte; sie brachte offenbar nur mühsam die Antwort hervor:

„Mein Hund — ja — jetzt — aber erst seit heute Nachmittag — seit Sie ihn — ich bin gegangen — habe ihn — gekauft . . .“

„Entschuldigen Sie meine Anrede,“ fiel jetzt der Major, dem unterdeß zum Bewußtsein gekommen, daß er sich doch eigentlich unpassend betrage; auch ein wenig verlegen ein, zog rasch noch einmal den Hut, verbeugte sich und schritt weiter.

„Das arme Kind!“ sagte er sich dabei. „Ich wette, sie hat das nur geflunkert mit ihrem Gouvernantesein, sie will hier unsere berühmte Stotterheilanstalt des Doktor Bechtold besuchen — sagte nicht Frau Marie auch, daß sie so wunderlich spräche? Sie stottert einfach ganz furchtbar!“

Damit schritt der Major fürder. Hätte er wahrgenommen, wie lange noch die junge Dame stand und mit auffallend gespannten Blicken ihm nachschaute und ihr ganzes Wesen sich zitternd bewegt zeigte, als ob sie sich von dieser unerwarteten Begegnung gar nicht erholen könne, er hätte seine Stotterhypothese doch vielleicht wieder fallen lassen. Aber er blickte nur vorwärts, vorwärts in seine glückliche Zukunft hinein, der beneidenswerthe Major, der gar nicht einmal ahnte, was an Glück ihm diese Zukunft noch Alles bringen sollte — und am allerwenigsten, daß eben, gerade in diesem Augenblick, ein ihm vollständig unbekannter Mann, ein Mann, den er kaum einige Male gesehen hatte, den Entschluß faßte, ihn, den Major von der Bruck, zu seinem Erben einzusetzen, ihm und niemand Anderem in seinem Testamente ein ganzes Vermögen zu vermachen!

Und doch hatte dieß, wie wir gleich sehen werden, seine völlige Richtigkeit.

VI.

Am andern Morgen saß der Major in seiner grünen, mit einigen schwarzen Schnüren besetzten und deßhalb ziemlich militärisch aussehenden Pikesche, ein rothes Fes auf dem in den heißen Tropenländern ein wenig dünn gewordenen Haupthaar — der schöne blonde Vollbart war desto üppiger — und in eleganten Morgenschuhen von gelbem Maroquin am Schreibtische. Er hatte angefangen, an ein paar treue Kameraden in der Ferne zu schreiben, um ihnen seine Verlobung mitzutheilen — aber erregt und seiner Gedanken nicht ganz Herr, sprang er von Zeit zu Zeit auf, um einigemal im Zimmer auf und ab zu rennen. Es war, nebenbei gesagt, sehr hübsch dekorirt, dieses Zimmer, mit schönen orientalischen Waffen, einem kunstreich gearbeiteten indischen Kriegerschild und mehreren Kris und Bumerangs an den Wänden, schönen Tschibuks und ein paar prächtigen Tigerfellen, die vor dem Kanape und unter dem Schreibtisch lagen — lauter kostbaren Sachen, aber, ach, leider auch des Majors Hauptkostbarkeiten, denn sich sonst etwas zu ersparen da drüben „in der Oost“, war ihm nie gelungen — er hatte zu viel gute Freunde, brave Kameraden, lebenslustige Brüder gehabt — und des Elends und der Armuth war auch so viel rund um ihn her gewesen — und so — nun ja, die Tigerfelle hatten einen hübschen Werth und in den prächtigen Waffen steckte doch auch fast ein kleines Kapital. Und was that's — hatte er doch seine gute Pension und die „Sonne“ — nun ja, es wäre wohl recht hübsch gewesen, wenn er einen schönen Stoß holländischer oder anderer Staatspapiere hätte vor sie hin auf den Tisch legen können — aber das war nun einmal nicht, und dann — eine so edle Frau, ein so nobles Gemüth! Der Major dachte deßhalb auch gar nicht darüber nach; er dachte jetzt eben an seinen guten Bekannten, Schliefen, der sollte ihm einen Rath geben, was er am passendsten jetzt als erstes Geschenk seiner Verlobten überreiche . . . doch, was hatte er gestern Abend noch von seiner Hauswirthin erzählen hören? — es ginge dem schwindsüchtigen Bruder Schliefen's so schlecht, man könne täglich sein Ende erwarten — mit solchen Fragen durfte er Schliefen also jetzt nicht belästigen . . .

In diesem Augenblick klopfte es, und als der Major „Herein!“ gerufen, trat rasch er selbst, Schliefen selbst, ein. Er sah sehr ernst und aufgeregt aus.

„Das war eine Nacht,“ sagte er, indem er sich auf das Kanape und seinen Hut daneben warf, „haben Sie es schon gehört? Mein Bruder ist heute morgen um fünf Uhr gestorben.“

„Keine Sylbe,“ versetzte der Major, „das bedaure ich unendlich! Sie waren auf den Verlust vorbereitet — aber, mein Gott, man weiß ja, wenn so etwas nun wirklich eintritt, wenn man einen Bruder verliert . . .“

„Es war eine schreckliche Nacht!“ wiederholte Schliefen nur, mit einem tiefen Aufseufzen, wie noch ganz von den Eindrücken derselben zerschlagen. „Gestern Abend gegen Neun wurde es schon so, daß ich Hals über Kopf zum Gericht laufen mußte, um nur einen der Richter zum Testamentmachen herbeizuholen . . .“

„Was brauchten Sie denn ein Testament? Sein Erbe sind ja doch Sie, der einzige Bruder . . .“

Schliefen fuhr sich mit der breiten Hand über die gelbblonden, ungekämmten Strähne auf seinem Scheitel und versetzte mit einem plötzlichen verlegenen Lächeln:

„Sein Erbe — ich? Gott bewahre, Major. Sein Erbe, das sind Sie!“

Der Major sah ihn an, als ob er nicht recht gehört habe.

„Wer?!“ fragte er.

„Sie, Major, Sie!“

„Ah — Sie sind nicht bei Sinnen!“

„O doch — vollständig — das Testament ist noch völlig glücklich zu Stande gekommen und darin sind Sie zum Universalerben ernannt —“

Der Major ließ sich kopfschüttelnd wieder in dem Sessel vor seinem Schreibtisch nieder; dann Schliefen mit gerunzelten Brauen unwillig anstarrend, sagte er:

„Sie sollten heut nicht solchen Unsinn reden!“

„Beruhigen Sie sich, Major,“ sagte Schliefen. „Ich will Ihnen die Sache erklären,“ fuhr er fort, sich vorbeugend, um seinen Arm auf die Tischplatte vor ihm zu stützen und das Kinn darauf — er dämpfte auch seine Stimme dabei: „Sie wissen,“ sagte er, „daß ich jetzt ein bescheidener Weinreisender bin — aber Sie wissen vielleicht nicht, daß ich früher selbstständig etablirt war — in K. — Geschäft in Kolonialwaaren — Cichorienfabrik dabei — auch Spedition — es war ein wenig zu groß angelegt, und ich hatte kein Glück — um's kurz zu machen, ich fallirte — vielleicht hätte ich noch einen anständigen Akkord schließen können — aber mein Hauptgläubiger war ein Filz, ein Blutsauger, ein obstinater Geselle — so brach denn die ganze Boutique zusammen — fünfzehn Prozent, das war Alles, was an die Herren Gläubiger vertheilt wurde — im Akkord hatte ich zwanzig geboten . . . aber sie haben's nicht besser gewollt . . . das Schlimme ist nur, daß ich ihnen noch immer verhaftet bin; komme ich wieder zu Vermögen, so fallen sie über mich her — von der Erbschaft meines Bruders, von dem ganzen schönen, so dicht bei der Stadt liegenden Gut, das unter Brüdern seine dreißig Mille werth ist, erhielte ich nicht eine Scholle, nicht einen Halm — sehen Sie nun, weßhalb ich Jemand nöthig hatte, dem offiziell die Erbschaft zufiel? Weßhalb mein Bruder ein Testament machen und darin einen Freund, auf dessen Ehrlichkeit ich mich verlassen konnte, zum Erben einsetzen mußte? Und wen hatten wir da? Von wem wußten wir sicher voraus, daß er so ehrlich sein würde, die Erbschaft anzunehmen und sie mir später dann doch unter irgend einer Form unverkürzt zu lassen? Wahrhaftig, Major, Sie waren der Einzige, den ich kannte, zu dem immer wieder im Stillen meine Gedanken zurückkehrten, und als es nun gestern Abend so über Hals und Kopf geschehen mußte, da hat mein Bruder Sie zum Erben eingesetzt — Sie sind ein grundehrlicher Mann, Major, davon bin ich ja so überzeugt . . .“

„Und ich,“ fuhr hier der Major zornig auf, „bin überzeugt, daß dieß eine ganz infame Schwindelei ist! Wenn ich nicht Ihren Schmerz über den Verlust Ihres Bruders ehrte, würfe ich Sie jetzt zum Zimmer hinaus, Schliefen! Zum Henker, wie können Sie mir zutrauen, daß ich solch' eine Erbschaft annehmen zu wollen erkläre, um Ihre alten Gläubiger zu prellen?“

„Prellen! Welcher Ausdruck! Wie Sie die Sache nehmen! Das hübsche Gut, das schon seit drei Generationen in unserer Familie ist, sollte es diesem hungrigen Wolfe, diesem Filz, der mein Unglück gewesen ist, in den Rachen geworfen werden? Retten Sie es mir, Major; Sie haben sich ja weiter um die ganze Sache nicht zu kümmern, Sie nehmen einfach die Erbschaft an, und dann lassen Sie mich nominell als Ihren Pächter auf dem Gut . . . ich werde dann schon jährlich Erübrigungen machen können, welche ich an die Gläubiger vertheile . . .“

„Nein,“ sagte fest und bestimmt der Major, „ich erkläre Ihnen auf das Bestimmteste, daß ich nichts mit dieser Erbschaft zu thun haben will. Verhindern Sie nur, daß mein Name nicht in Verbindung damit in die Oeffentlichkeit gebracht werde — sonst erkläre ich allen Leuten, die es hören wollen, gerade heraus . . .“

„Nun, nun, nun,“ rief Schliefen unmuthig aus, „Sie sollten wenigstens nicht so zornig eine Sache aufnehmen, in welcher doch nur das beste Zeugniß für unsern Glauben an Ihre Ehrlichkeit liegt!“

„Meine Ehrlichkeit mag der Teufel holen — er thäte mir wahrhaftig einen Gefallen damit! Ich habe schon genug ihretwegen ausgestanden! Sie bringt mich noch um, die Ehrlichkeit!“

Schliefen sah, daß heute wenigstens mit dem Major nichts zu machen war. Er mußte Mittel und Wege ersinnen, diesen mit der Transaktion, die er gemacht, und die nun einmal nicht ungeschehen zu machen war, auszuföhnen . . . am Ende stand das ja auch zu hoffen,

der Major hatte ein gutes Herz, und so verlor er den Muth nicht.

„Es ist gut," sagte er, „wir wollen's denn heute auf sich beruhen lassen — die Eröffnung des Testaments läßt sich ja aufschieben — kommt Zeit, kommt Rath — und wenn Sie just nichts Besseres zu thun haben, gehen Sie einmal hinaus und sehen sich das hübsche Gut, dessen Herr Sie jetzt sein könnten, doch näher an . . ."

Der Major machte eine heftig abwehrende Bewegung mit der Hand und wollte antworten, als es wiederum an seine Thüre pochte. Er rief abermals: „Herein!" und sah jetzt eine höchst überraschende Erscheinung in seine „Tigerhöhle" treten.

VII.

Sie war so überraschend, daß Schliefen in der Ueberzeugung, es handle sich um einen Gegenstand völlig intimer Natur, bei ihrem Kommen das Feld räumte, und, nachdem er hastig seinen Hut ergriffen, mit einer tiefen Verbeugung seinen Abzug nahm.

Der Mann, der bei dem Major eingetreten, war nämlich Niemand anders, als der würdige, wegen seiner Toleranz und Milde allgemein geachtete Hauptpfarrer des Städtchens, ein großgewachsener, hagerer Mann mit ergrautem Haar und vertrauenerweckenden Zügen. Der Major kannte ihn von einigen seltenen Begegnungen her.

„Sie erweisen mir eine unerwartete Ehre!" sagte er, indem er den ehrwürdigen Herrn bat, sich niederzulassen.

„Ich komme," versetzte dieser mit einem verlegenen Lächeln, „auch in einer Ihnen wohl unerwarteten Angelegenheit — hoffentlich einer für Sie nicht unerfreulichen. Sie sind ein so ehrlicher, braver Mann, Herr Major . . ."

„Ich bitte Sie, Herr Pastor," rief der Major erschrocken aus, „fangen Sie auch mit meiner Ehrlichkeit an? Da werde ich mich auf etwas Schönes gefaßt machen können!"

„Etwas Schönes — weßhalb sprechen Sie das so ironisch? Ich denke, es muß etwas Schönes sein für einen einsam, ohne alle weiteren Bande des Bluts dastehenden Mann wie Sie — etwas Schönes darum — eine Tochter zu besitzen!"

„Wa— was sagen Sie da? Eine . . ."

„Eine Tochter, sage ich. Sie haben eine Tochter, Major — eine hübsche, gebildete, allem Anschein nach wohlgerathene Tochter — und in deren Auftrag — das junge Mädchen harrt auf meine Wiederkehr in furchtbarster Beklommenheit — komme ich zu Ihnen."

„Aber um's Himmels willen — wie ist es möglich . . ."

„Das," versetzte der Pfarrer, „wird Ihnen wohl am besten dieser Brief sagen, dessen Ueberbringerin das junge Mädchen ist . . ."

Der Major nahm mit zitternder Hand den Brief, welchen der Pfarrer hervorzog, erbrach ihn und las ihn — mühsam, denn die Zeilen verschwammen vor seinen Augen und er athmete mehr als einmal, wie Luft schöpfend, dabei auf. Es war in der That auch nicht ganz leicht, ihn zu lesen — er war in holländischer Sprache und sehr unorthographisch geschrieben.

Der Pfarrer betrachtete ruhig seine Züge dabei — erst als der Major ihn langsam wieder gefaltet und mit einem tiefen Seufzer vor sich auf den Tisch hingelegt, fragte er:

„Nun — Sie sind überrascht, ergriffen! Sie ahnten diese Thatsache so wenig — freilich, es ist ja natürlich, daß Ihr erstes Gefühl das des Erschreckens ist. Aber doch wohl auch nur das eines freudigen Erschreckens — und, glauben Sie mir, wenn Sie Ihre Tochter sehen, wird diese Freude sich nur steigern können — sie ist ein so liebenswürdiges Wesen, daß sie mich sogleich mit der größten Theilnahme erfüllt hat — sie kam zu mir, um mich um meine Vermittlung anzugehen — die Mutter, eine gebrechliche, kränkliche Frau, habe sie zu diesem Hieherkommen getrieben — mit so schwerem Herzen sei sie gekommen — und dann habe sie sich doch erst ein wenig nach Ihrem Charakter hier erkundigen wollen — und da habe Jedermann Ihnen das Allerbeste nachgeredet — und sie sei auch schon ganz für Sie eingenommen — aber so direkt zu Ihnen gehen und sich Ihnen in die Arme werfen, das könne sie doch nicht, und deßhalb — nun, Sie wissen ja, Herr Major, in solchen Fällen wendet man sich mit seinem Vertrauen an den Pfarrer — der dann schon den Vermittler machen muß, — es ist das nicht immer leicht, nicht immer angenehm — aber freilich auch ein Ehrenamt, das seinen stillen Lohn in mancher recht herzlichen Freude einträgt, wie mir sicherlich auch bei Ihnen, bester Herr Major."

Der Tigermajor hatte unterdeß gar nicht wie ein Mann ausgesehen, dem seine Zeitgenossen einen so blutdürstigen Namen beigelegt haben; er hatte dagesessen, die Hände zusammengefaltet, die Ellenbogen auf seine Kniee gestützt und vornübergebeugt starr auf den Boden blickend.

Jetzt seufzte er, sich aufrichtend, tief auf und antwortete:

„Denken Sie nichts Uebles von mir, Herr Pastor! Mein Gott, ja, ich freue mich ja auch, freue mich herzlich — aber sehen Sie, gerade jetzt, gerade heute, wo so Vieles auf mich eindrängt, überwältigt es mich ein wenig . . . es schlägt so blitzartig bei mir ein, gerade in dem Augenblicke, wo —"

„Wo Sie eine neue Verbindung eingehen wollen — ich hörte bereits davon — hoffentlich wird dieser Zwischenfall an der Sache nichts ändern —"

„Hoffentlich — ja, hoffentlich!" unterbrach ihn der Major mit einem tiefen Seufzer. „Jedenfalls müssen wir unsere Pflicht thun, Herr Pfarrer — es ist gut, daß es in solchen Lagen bestimmte Gebote der Pflicht gibt und man weiß, wonach man sich ganz einfach zu richten hat! Sehen Sie, die Dinge liegen so: da drüben in Indien als Offizier führt man ein unsicheres,

Das Innere der Votivkirche in Wien. Originalzeichnung. (S. 586.)

Das erste Zusammentreffen Maria Stuart's mit David Riccio. Gemälde von David Neal. (S. 595)

unstätes Leben, an die Gründung einer Familie, eines ordentlichen Hausstandes ist nicht zu denken, wie könnte man das? Welcher jungen Dame von Bildung und guter Familie könnte man als ehrlicher Mann zumuthen, ihr Schicksal für immer und ewig an solch' eine Existenz zu knüpfen. Aber es ist nun einmal des Menschen Natur so, und so geht man denn, ist man anders eine anständige, solide, treuherzige Sorte von Mensch, solche Verbindungen ein, wie — wie die Pariser Studenten, wenn Sie wollen — das ist nun einmal ländlich-sittlich, was — was wollen Sie, hier würden Sie's tadeln und auch mit Recht — dort tadelt's Niemand! Und da es nun auch mein Fall war, so ist dieß Kind geboren — also sie ist hübsch, und Fendine hat etwas für ihre Erziehung, ihre Ausbildung gethan? Das freut mich, sie konnte es freilich, sechs Wochen, nachdem das Kind geboren, wurde ich nach Aschin in den Krieg geschickt und zwei Monate später hörte ich schon, Fendine sei mit einem reichen Spanier nach Manila gegangen. Seitdem hab' ich nichts mehr von ihr erfahren können — keine Spur mehr — das sind jetzt achtzehn Jahre her — und nun kommen Sie heute, heute plötzlich mit einem solchen Briefe da!"

Der Major nahm den Brief auf und reichte ihn dem Pfarrer.

Der Pfarrer las den Brief; er wurde auch ihm zu verstehen schwer; ungefähr brachte er heraus: „Guter Bernhard. Ich sende Dir mein Kind — ich darf es nicht länger aufschieben, denn ich bin krank, ich fühle, daß ich es in dieser Welt nicht lange mehr machen werde! Was sollte ich auch länger auf ihr weiter vegetiren, ohne ‚Gemach' und ohne Freude? Bisher ist für uns gesorgt worden durch Rodriguez, aber nun hat er fallirt und nun sind wir verlassen von aller Welt. Du bist ein so ehrlicher, guter Mensch — Du wirst für Aleide sorgen, ich weiß es — ich kann ruhig sterben, wenn ich das gute Kind bei Dir weiß. Wo Du jetzt Dich aufhältst, hat mir ein guter Bekannter in Haag in den Bureaux herausgebracht. Und nun sage ich Dir weiter nichts mehr — ich lebe hier in Breda bei einer Schwester meiner Mutter — doch wird Dir ja Aleide von mir berichten können, was Dich zu erfahren verlangen sollte. Fendine."

„Ja, ja!" sagte, nachdem er gelesen, der Pfarrer und legte mit einem Seufzer den Brief aus der Hand . . . „es ist ein sehr trocken gehaltener Brief, der sich an das Sachliche hält . . . Ihnen vielleicht desto lieber so, Major, und deßhalb ja auch ganz taktvoll! So will ich denn gehen und die gute Nachricht dem jungen Mädchen überbringen — es harrt in meiner Wohnung mit so viel ängstlicher Spannung auf mich . . ."

Der Pfarrer erhob sich, da der in tiefe Gedanken versinkende Major keine Miene machte, ihn weiter zurückzuhalten. Der Major erhob sich ebenfalls — als der Pfarrer fragte: „Wollen Sie nun, daß die junge Dame zu Ihnen komme . . . und wann wünschen Sie?" . . . antwortete er gar nicht, sondern blickte ganz zerstreut in's Leere. Der Pfarrer stand und wartete. Endlich schien er aus seiner Zerstreuung zu erwachen.

„Warten Sie einen Augenblick, Herr Pastor!" rief er aus, eilte in sein Schlafzimmer und kam nach wenig Augenblicken zum Ausgehen gekleidet wieder daraus hervor. „Kommen Sie, Herr Pastor," sagte er; „ich gehe mit Ihnen! Ich sah übrigens das junge Mädchen schon — sie kam gestern Abend von Ihnen . . . sie stottert . . ."

„Stottert? Nicht im mindesten!"

„Nicht? Dann desto besser! Und nun fällt mir — der kleine Hund ein, den sie an sich genommen hatte — das rührt mich jetzt — das ist wirklich rührend! Kommen Sie, Pfarrer, kommen Sie rasch!" —

(Fortsetzung folgt.)

Graf Herbert Bismarck.

(Hiezu das Porträt S. 581.)

Der älteste Sohn des deutschen Reichskanzlers, der durch seine wichtige und verantwortliche Stellung als Adlatus des Vaters unser Interesse gewonnen, wurde am 28. Dezember 1849 zu Berlin geboren. Er erhielt seine erste Erziehung in Frankfurt a. M., wo sein Vater seine große weltbewegende Laufbahn als preußischer Gesandter am damaligen deutschen Bundestag begann und den Unterricht der Hauslehrer seiner Söhne durch eigene Leitung und Mitwirkung unterstützte. Dann besuchte er das Werder'sche Gymnasium in Berlin, welches sein Vater deßhalb für ihn auswählte, weil er selbst einst bei dem Direktor desselben, Dr. Bonnell, in Pension gewesen war. Nachdem er das Abiturientenexamen im Jahr 1867 absolvirt, studirte er in Bonn Jura, wo er, dem Beispiel seines Vaters folgend — dessen Erinnerung heute noch in Göttingen in der berühmten Bismarck'schen Quart fortlebt — sich mit Eifer dem Korpsleben widmete und als Mitglied der „Borussia" bei einer Pauferei eine schwere Kopfwunde erhielt. Demnächst trat er als Avantageur, zusammen mit seinem jüngeren Bruder Wilhelm, beim 1. Garde-Dragonerregiment ein, wurde Offizier und machte 1870 den Feldzug mit — bei Bionville, wo das tapfere Regiment dezimirt wurde, erhielt er eine, glücklicherweise nicht schwere Verwundung im Oberschenkel. Im Jahre 1873 wurde er zum auswärtigen Amt kommandirt und nach einander den Gesandtschaften zu München und Dresden attachirt. Nach der vorgeschriebenen Vorbereitungszeit machte er das schriftliche und mündliche diplomatische Examen und wurde, nachdem er dasselbe mit Auszeichnung bestanden, als Legationssekretär zur Gesandtschaft nach Bern geschickt. Dieser Gesandtschaft gehört er nominell auch heute noch an, thatsächlich ist er jedoch in den letzten Jahren permanent als Sekretär bei seinem Vater thätig gewesen, den er auf seinen Reisen begleitet und für den er auch in Varzin fast ausschließlich die laufenden Korrespondenzen besorgt — eine Arbeit, die für einen jungen Staatsmann freilich so unterrichtend und bildend als möglich, dabei aber auch ebenso anstrengend als verantwortungsvoll ist. An dem Berliner Kongreß nahm er als Sekretär Theil und hatte auch bei dieser so seltenen und außerordentlichen Vereinigung der ganzen europäischen Diplomatie Gelegenheit, das Getriebe der Politik in seinen feinsten und verborgensten Fäden kennen zu lernen. Graf Herbert Bismarck zeichnet sich durch einen eisernen und unermüdlichen Fleiß und eine skrupulöse Gewissenhaftigkeit in seinen Arbeiten aus — sein eifriges Streben geht dahin, der bevorzugten Stellung, welche sein Name ihm gibt, das feste Fundament eigener Arbeit und eigenen Verdienstes zu schaffen. Selten hat ein junger Diplomat Gelegenheit gehabt, eine solche Schule durchzumachen wie er, sein pflichttreues Streben gibt die Bürgschaft dafür, daß diese Schule ihre Früchte tragen und daß der Name Bismarck auch in der nächsten Generation von einem reichen Kranz verdienter Ehren umgeben sein werde.

Die Votiv- (Salvator-) Kirche in Wien.

(Hiezu das Bild S. 584.)

Das schöne Werk sechsundzwanzigjähriger Arbeit, welches am Tage der silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaares als vollendet eingeweiht wird, hat einen ernsten Ursprung. Die Kirche entstand ex voto aus Anlaß der glücklichen Errettung des Kaisers Franz Joseph aus Mörderhand, die am 18. Februar 1853 auf ihn gezückt war. Schon fünf Tage später erließ der jüngere Bruder des Kaisers, Erzherzog Max, später Kaiser von Mexiko, den Aufruf zur Votivkirche, dem Salvator (Erretter, Heiland) gewidmet. Max wollte, nach seinen eigenen Worten, „daß dieses Gotteshaus in Wien im gothischen Style errichtet werden solle, welcher ohne Zweifel am besten geeignet sei, dem Aufschwung und dem Reichthum des christlichen Gedankens durch die Baukunst Ausdruck zu geben". — Millionen Gulden flößen allmälig von allen Stämmen, Ständen und Glaubensgenossenschaften zusammen. Am 2. April 1854 wurde das Programm des Baues und der Konkurs dafür ausgeschrieben. Erzherzog Max behielt sich die schließliche Entscheidung vor, unter Beirath seines Onkels, des baukundigen Königs Ludwig von Bayern († 1868). Nicht weniger als 75 Pläne gingen ein und die Publikation vom 10. Juni 1855 enthielt den Namen Heinrich Ferstel als jenen, von welchem „der zur Ausführung gewählte Plan" herrührte, dem somit 1000 Dukaten zuerkannt wurden.

Der Architekt war gänzlich unbekannt, ein junger Mann von 26 Jahren (geboren 7. Juli 1828 zu Wien), welcher allerdings an der Akademie mehrere Schillerpreise gewonnen hatte, bei verschiedenen Architekten gearbeitet und sich in Folge eines einjährigen Kaiserstipendiums eben auf einer italienischen Studienreise in Neapel befand. Die Nachricht kam ihm telegraphisch von König Ludwig in Rom zu, und der Erzherzog beschloß, die Ausführung dem so hoffnungsvollen Architekten zu überlassen.

Am zweiten Jahrestage der Vermählung des Kaisers von Oesterreich mit Prinzessin Elisabeth von Bayern, am 24. April 1856, fand die feierliche Grundsteinlegung zur Kirche statt. Der Grundstein war vom Oelberge in Jerusalem gebrochen, ein polirter, mit Inschriften versehener Marmorstein, und wurde unter der mittleren Chorkapelle versenkt, deren Fundamente zuerst in Angriff genommen wurden. Seit jener Zeit wurde ununterbrochen gearbeitet, eine eigene praktische Steinmetzschule in der Bauhütte errichtet, und merkwürdigerweise stehen die zwei Thürme des Baues mit steinernen Helmen bereits elf Jahre fertig. Der Gemeinderath widmete eine Summe von 15,000 Gulden, jedoch im Hinblicke darauf, daß so viele gothische Kirchen zuletzt wegen Mangel an Geld ohne Thurmschmuck gelassen wurden, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die Thürme dafür vollendet werden müßten.

Die Kirche lag vorerst auf einem freien Platze zwischen dem Alser und Währinger Bezirke; durch die später hinzugekommene neue Konfiguration Wiens jedoch in der Nähe der neuen Universität, die auch von Ferstel gebaut wird, des neuen Rathhauses, Hoftheaters ꝛc. und vollendet somit die auf kurzer Strecke vereinigten größten Prachtbauten Wiens.

An der Hauptfassade des dreischiffigen Längenbaues, den ein Schiff kreuzt, stehen die beiden Thürme, auf der Kreuzung sitzt ein schlankes Dachthürmchen, zwischen ersteren ist die Giebelfront. Ein Hauptportal und zwei Seitenportale führen in's Innere. Im Giebel ist die Krönung Maria's dargestellt, quer in zwei Reihen stehen die Statuetten sämmtlicher Patrone der Provinzen und des Kaisers. Die Stylgrundsätze aus der Blütezeit der Gothik im 13. und 14. Jahrhundert mit Berücksichtigung eines Kapellenkranzes waren für den Gesammtbau maßgebend. Derselbe ist außen fast 90 Meter lang, bei den Kreuzschiffen 58 breit. Die innere Länge beträgt über 82, die Breite über 48, das Mittelschiff ist über 11 breit und über 28 hoch, die Seitenschiffe sind 14 hoch. Die äußere Höhe des Hauptdaches beträgt 43, die der Thürme vom Terrassenniveau 96 Meter.

Beim Eintritte durch die reichlich mit Bildhauerarbeit geschmückte Hauptpforte zeigt sich die breite, hohe Halle, geziert mit Glasmalereien, Wandgemälden und Arabesken. Die Gesammtwirkung ist eine außerordentliche. Die Glasmalereien der riesigen Fenster verbreiten ein magisches Licht. Das Presbyterium ist vorne durch eine Marmorbalustrade abgeschlossen und um das Gelände des ganzen Altars ist ein Weg, an dem die einzelnen Kapellen liegen. Der Hauptaltar ist aus vergoldeter Bronze. Die Kanzel ein freistehender Bau von frühester Gothik aus ägyptischem Marmor seltener Art, weiß mit starkem, hellem Geäder. Die Orgel hat 63 Register mit mehr als 3000 Pfeifen. Der Boden ist mit bunten Platten musivisch belegt. In der Kreuzkapelle ist bereits das Denkmal Graf Niklas Salm's, des Befreiers Wiens von den Türken, das sich unbeachtet in Blansko befand, aufgestellt und Denkmäler aller Art sollen in Zukunft noch weiter den Wänden und Kapellen angefügt werden. Erzherzog Karl Ludwig, welcher das Protektorat übernommen, förderte, allseits anregend, die gesammte Entwicklung des Baues. Der hauptsächlichst geleitete Künstler bleibt Ferstel, welcher das bedeutendste gothische Bauwerk der Neuzeit geschaffen und auf eine sechsundzwanzigjährige Thätigkeit, die ihm auch mannigfach erworbene Ehren und Auszeichnungen brachte, zurückblicken kann beim Jubeleinzuge des kaiserlichen Paares, das seine silberne Hochzeit begeht, zuerst in der Hofpfarrkirche bei den Augustinern, aber an diesem Tage auch dem Gottesdienste hier beiwohnt, gewiß unter der Theilnahme ungezählter Menschenherzen.

Die Thurmglocken läuteten zum ersten Male am Tage des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Regierung Kaiser Franz Joseph's, 2. Dezember 1873. Zum Kirchendienste ertönt am 24. April zum ersten Mal ihre weithin hallende Stimme.

S.

Notizblätter.

Literatur.

— **„Daniella" lautet der Titel eines Romans von Ferdinande** Freiin v. Brackel (Köln, Bachem), der durch Form und Gehalt sich über das Gewöhnliche erhebt und die Aufmerksamkeit des Publikums verdient. Wir haben hier die Lebensgeschichte einer begabten Jüdin und eines katholischen Künstlers, einer Berlinerin und eines Westphalen, deren Stammes- und Landeseigenthümlichkeiten sich schließlich so stark hervorkehren, daß sie die Stimme des Herzens ersticken. Der Vorwurf ist interessant und die Fülle von recht gut gezeichneten Figuren aus dem hohen Adel, dem Bürgerstande, Berliner und Pariser Künstlerkreisen geben der Handlung einen buntfarbigen Hintergrund. Die ganz speziell religiöse Schlußwendung ist im Sinne der Anlage und daher künstlerisch auch berechtigt. Der Roman ist sorgfältig gearbeitet, oft fein und auch spannend, obwohl das Hauptgewicht auf die Schilderung des Seelenlebens gelegt wird. Derber, handlungsreich, oft grell in der Beleuchtung stürmischer Szenen ist Konrad v. Bolanden's neuester Roman: „Die Bartholomäusnacht" (Mainz, Kirchheim). Der Autor hat besonders die Berichte des venetianischen Gesandten Correr für die Charakterisirung Katharina's von Medici benützt und es erscheint daher diese finstere Gestalt überaus hell und fast edel; im Gegensatz dazu Coligny hart, unversöhnlich und sein Schicksal selbst heraufbeschwörend. Zu loben an diesem sehr spannenden, lebendig und gut geschriebenen Roman ist die Zeichnung Karl's von Vitois, der hervorragenden Hugenottenführer und die Gerechtigkeit und Objektivität, mit welcher dieser auf streng katholischem Standpunkt stehende Autor die historische Stellung der beiden Parteien abwägt und darstellt. Mit großem Geschick hat Bolanden Porträt und Kostüme aus dem reichlich vorhandenen Material nach den Bildern berühmter Maler geschildert und in den Roman verwebt. Dieser historische Roman ist für nicht sehr verwöhnte Leser spannend und fesselnd.

— **Die Zeit der sogenannten „Rettungen" scheint vorüber und** der ruhig alle Momente abwägenden Forschung, welche keine vorgefaßten Meinungen für oder wider kennt, Raum gegeben zu haben. Strunsee von Wittich, den wir eben angezeigt, gehört in die Reihe dieser unparteiisch erwägenden Monographieen und nun erhalten wir eine gleiche Arbeit über „Maria Stuart" von Arnold Gaedeke (Heidelberg, Winter), merkwürdigerweise die erste umfassende deutsche Arbeit über diese Königin, für die wir uns schon um Schiller's Tragödie willen interessiren. In Frankreich und England ist in den letzten Jahrzehnten eine förmliche Maria-Stuart-Literatur entstanden für und wider die schottische Königin, und selbst die Historiker haben mit fanatischer Leidenschaft Partei ergriffen, namentlich ist dieß in letzter Zeit für dieselbe geschehen. Der Verfasser unserer Biographie, welche mit einem schönen Bilde der Königin geschmückt ist, beherrscht die einschlägige Literatur vollständig: er gibt uns aber nur das Resultat, so daß das Werk recht im eigentlichen Sinne für das große Publikum geschrieben ist. Die Schuld der Königin tritt mit Evidenz aus dem Buche hervor, das, in anziehender Form geschrieben, eine wichtige Periode der Geschichte mit Klarheit und Anschaulichkeit vor Augen stellt und ein abgerundetes Bild von Person und Zeit gibt. Das Buch sei namentlich auch Frauen, die eine ernstere Lektüre lieben, empfohlen.

— **„Stimmungsbilder aus der Schweiz" nennt Eduard Popper** (Prag, Dominicus) seine Reiseerinnerungen, die er vor zehn Jahren als Student von Heidelberg unter dem frischen Eindruck niedergeschrieben. Es sind Natur- und Landschaftsbilder, für die das Maß der Giltigkeit der Darstellung durch die Jahre nicht gelitten, denn die Natur bleibt sich gleich, wie das Landschaftsbild des Malers durch die Zeit nichts einbüßt. Der Verfasser gibt keinen Reiseführer, sondern will uns nur in die Stimmung versetzen, die seine Wanderungen in ihm hervorgerufen, und das gelingt ihm in vollem Maße und wir glauben, daß er gerade dadurch mehr Touristen in die von ihm geschilderten Gegenden locken wird, als manches der üblichen Reisebücher. Gerade jetzt scheint uns darum der Augenblick, auf dieß hübsche Buch hinzuweisen, jetzt, wo die Reiselust wieder erwacht und wir unsere Pläne für den Sommer entwerfen.

— **Adolph Strodtmann, den wir jüngst zu Grabe getragen,** hat uns in seinen eben erschienenen „Dichterprofilen" (Stuttgart, Abenheim) ein schönes Vermächtniß seiner Anschauung und seines Denkens hinterlassen. Eine Reihe von modernen Dichtern schmückt diese Galerie, welche der Autor mit sorgsamer Hand angelegt und gepflegt hat. Er war bemüht, sich in die Geschilderten mit voller Liebe zu versenken, nicht mit vorgefaßter Meinung an sie herantretend, sondern ihre schriftstellerische Individualität aus ihren eigenen Schöpfungen zu begreifen zu suchen. So werden und entstehen sie gewissermaßen mit ihren Werken vor uns, und wir sind ihm Dank schuldig, daß er gerade unserer modernen Literatur gerecht zu werden suchte, daß er nicht den Laudator temporis acti macht, sondern uns den Werth und die Berechtigung der modernen Literatur an ihren Heroen nachweist. Der erste Band bringt uns heimische Dichter: Hoffmann, Freiligrath, Geibel, Herwegh, Dingelstedt, Hebbel, Lingg, Hamerling, Auerbach, Spielhagen und Nachträge zu seiner Heinebiographie, der zweite Band Ausländer: Frau v. Staël, Swinburne, Andersen, Almquist. Bei aller Liebe, mit der der Verfasser

die von ihm gerade gewählten Dichter behandelt, hat er sich doch die volle Freiheit der Kritik gewahrt und beschönigt nirgends, aber eben jene Liebe berührt in einer Zeit, in der das Herunterziehen so übler Brauch ist, ungemein wohlthuend.

— **Joh. Fastenrath, den wir kürzlich unseren Lesern in Bild** und Biographie vorführten, hat nun auch den fünften Band seiner «Walhalla» erscheinen lassen, in welchem Werke er bekanntlich den Spaniern deutsche Literatur, Kunst und Politik zugänglich und verständlich zu machen bemüht ist. Die meisten der Essays, welche der Verfasser in musterhaftem Spanisch geschrieben, sind früher in den ersten spanischen Zeitschriften und Revuen erschienen, denen er stets ein willkommener Mitarbeiter gewesen. Er behandelt die schwierigsten Stoffe mit anmuthiger Leichtigkeit und lebendiger Frische und versteht es, seine Leser für dieselben zu interessiren. Der fünfte Band umfaßt die verschiedensten Stoffe, die, häufig an ein Tagesereigniß, ein Fest anknüpfend, den in den Vordergrund Gerücken oder Gefeierten in einem vollen Lebens- und Zeitbilde behandeln. Wenn jemals die Goethe'sche Idee einer Weltliteratur sich verwirklicht hat, so ist es in dieser Vermittlung deutschen Lebens und deutschen Schaffens für Hispanien in der eigenen Sprache.

— **Die Hofbuchdruckerei von Karl Fromme in Wien hat zum** Jubelfeste des österreichischen Kaiserpaares am 24. April einen „Oesterreichischen Festkalender" herausgegeben, der sämmtliche Gedächtnißtage aus dem kaiserlichen Familienleben und aus der österreichischen Staatsgeschichte unter der Regierung des Kaisers Franz Joseph verzeichnet. Das hübsch ausgestattete Büchlein ist reich mit Bildern geziert und macht dem Patriotismus des Herausgebers alle Ehre.

— **Die Preisliederkommission, welche von der Redaktion der „Alma** mater" in Wien zum Behufe der Zuerkennung von drei Preisen (nämlich: 1) ein kunstvoll gearbeiteter silberner Pokal, 2) ein Bierhumpen aus Krystallglas mit einem Silberaufsatze und 3) vier Dukaten) für die drei besten Studentenlieder einberufen wurde, hat in ihrer Sitzung vom 7. April mit Rücksicht auf die eingetretenen Osterferien beschlossen, den Preisausschreibungstermin, welcher mit dem 10. April ablaufen sollte, bis zum 10. Mai d. J. zu verlängern. Näheres über die Bedingungen der Preisbewerbung enthält ein Prospekt, welchen die Redaktion der «Alma mater» in Wien auf Verlangen Jedermann gratis und franko einsendet.

Bildende Künste.

— **Bei der Konkurrenz für das Künstlerhaus in Dresden er**hielten den ersten Preis die Architekten Eltzner und Hauschild, den zweiten Sommerschuh und Rumpelt, den dritten Händel und Arnold.

— **Das große Gemälde, welches Direktor v. Piloty im Auftrage** der Gemeindekollegien von München für den Repräsentationssaal des neuen Rathhauses gemalt hat, ist nach einer Mittheilung nunmehr vollendet und die Mitglieder der Kollegien wurden zur Besichtigung und Erläuterung desselben im Atelier des Künstlers eingeladen. Man ist der Ansicht, daß das Bild zu dem Besten gehört, was Direktor v. Piloty bisher geschaffen hat. Der Künstler ist bei Entwerfung und Ausführung des Gemäldes von der Absicht ausgegangen, die Geschichte Münchens durch die Persönlichkeiten darzustellen, welche in derselben am bedeutendsten hervorgetreten sind, und zwar von der Gründung der Stadt bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Die Handlung, in welcher der Künstler diese Personen, über 150 an der Zahl, verbindet, ist folgende: Aus einer Halle, welche im Style des zwölften Jahrhunderts erbaut und in monumentaler Weise mit den Bildern der für die Stadt bedeutend gewordenen Fürsten geschmückt ist, tritt die Monachia, den Lorbeerkranz emporhaltend, in Begleitung von Pagen mit Schild und Schwert in die Versammlung. Den Vordergrund bilden zwei allegorische Figuren: die Fruchtbarkeit, auf die Münchener Schranne hindeutend, an ihrer Seite die Bierbrauerei, und die Isar mit dem Flözer und dem Bergmann, hindeutend auf den Salzhandel, welcher die erste Ueberbrückung der Isar und hiemit die Gründung Münchens veranlaßte. Die Linke des Bildes füllen drei Gruppen: die Künstler (Architektur, Bildhauerei, Malerei, Musik und Dichtkunst), die Geistlichkeit und Männer der Wissenschaft; vom Beschauer rechts sind die Krieger, die Wohlthäter, Staatsmänner und Erfinder vertreten. Von den dargestellten Personen ist der größte Theil, soweit dieß eben möglich war, nach Porträts gemalt. Das Gemälde hat eine Länge von 52 Fuß und eine Höhe von 18 Fuß; es wird in den nächsten Monaten an den Ort seiner Bestimmung, in den Rathhaussaal, gebracht werden, der am Geburts- und Namensfeste des Königs, am 25. August, inaugurirt wird.

— **Der Königsberger Kunstverein soll „Andreas Hofer's letzten** Gang" für 38,000 Mark für sein Stadtmuseum angekauft haben. Früher hieß es, das Bild sei für die Münchener Pinakothek erworben.

— **Die Jury für die internationale Kunstausstellung in München** ist aus folgenden Herren zusammengesetzt: Maler: Franz Adam, Prof. Defregger, N. Gysis, Prof. Lindenschmit und Prof. Löfftz; als Ersatzleute: Heinr. Lang, Alex. Liezenmayer, Prof. Riefstahl, G. Schönlober und L. Willroider. Bildhauer: Prof. A. Heß und Prof. Wagmüller; als Ersatzleute: Prof. Halbreiter und J. Ungerer. Architekten: Prof. Hauberrisser und Oberbaurath v. Neureuther; als Ersatzleute: Alb. Schmidt, und G. Seidel. Kupferstecher: Prof. Raab, als Ersatzmann: Friedr. Vogel. Xylographen: W. Hecht, als Ersatzmann: Th. Knesing.

Bühne.

— **Im Wiener Stadttheater gab man zwei Einakter von Sig**mund Schlesinger mit entschiedenem Erfolge. Beide haben einen Beigeschmack vom Tage, aktuellen Reiz; der erste zumal, der vor Makart's „Einzug in Antwerpen" entstanden ist. Wessen ist „der Kopf auf dem Bilde?" Ist es der Kopf der schönen Frau Blincker oder der nicht minder schönen Frau Bremser? Eine Zeitungsnotiz hat eine Frau B..... genannt. Das Stückchen hängt sich an die sechs Punkte, welche ebensowohl der einen wie der andern Dame gehören können. Zum guten Ende hat der Maler natürlich weder Diese noch Jene gemeint, sondern eine ältere Dame, die er in die Jugend „zurückidealisirt" hat. Ein ganz leiser satirischer Ton gegen ein gewisses Prunken mit „sensationeller Schönheit" zieht sich durch den Akt, und man bedauert, daß er nicht heller und schärfer anklingt. Der zweite Einakter bringt eine Szene aus der russischen Gegenwart. Ein Grenzkommissär riecht überall Verschwörung und Nihilismus und will eine französische Schauspielerin als staatsgefährlich verhaften. Der Scherz ist reich an drolligen Einfällen und komischen Situationen und wird gewiß auf allen Bühnen Deutschlands sein Glück machen. Zum Schluß bekam man noch ein zweiaktiges Lustspiel von Julius Rosen: „Das Ei des Kolumbus", zu sehen. Es hat einen etwas trägen, schleichenden Gang, gefiel aber nicht übel.

— **Im Münchener Hoftheater wurde Hugo Bürger's neues Lust**spiel: „Die Frau ohne Geist", wie in Berlin mit glänzendem Erfolge zum ersten Male aufgeführt. Die bisherigen Berliner Wiederholungen dieses Lustspiels fanden stets vor ausverkauftem Hause statt.

— **Die Berliner Hofbühne brachte eine kleine Novität von Graf** Ulrich Baudissin, das einaktige Lustspiel: „Fünfundzwanzigtausend Thaler", das eher den Namen Genrebild verdient hätte, denn der Autor vermeidet förmlich ängstlich jegliche Handlung. Der Kastellan eines von seinem Besitzer nicht bewohnten Schlosses feiert mit seiner Ehehälfte die silberne Hochzeit; kein lebendes Wesen erhöht diese stille häusliche Feier; es ist als wenn der Autor eine förmliche Scheu davor gehabt hätte, Menschen auf die Bühne zu bringen. Selbst eine zur Handlung nothwendige Person, der Lotterie-Jude, der dieselbe sehr wohl zu beleben vermocht hätte, muß seine Mitwirkung außer der Bühne verrichten und so ist das bezeichnete Ehepaar bemüßigt, ganz allein für seine und des Publikums Unterhaltung zu sorgen.

— **Im Frankfurter Stadttheater wurde die Oper „Robin Hood"**, Dichtung von R. Mosen, komponirt von Albert Dietrich, aufgeführt. Der Komponist ist aus seinen Kammermusik- und Orchesterwerken als tüchtiger Schumannianer bekannt und so hat er auch in diesem Werk seine vorzügliche Orchestrirung gezeigt, aber im Styl hat er sich desto mehr bis zu einer fast vollständigen Stillosigkeit herabgelassen. Alle Augenblicke tauchten Gedanken von Wagner, Meyerbeer, Mendelssohn, Bellini ꝛc. auf, die an's gewöhnlich Prosaische streiften, während etliche Chöre, wie **der Schlußchor des ersten Aktes: „Gute Nacht"**, an gemüthliche Liedertafelabende gemahnten. Ueber die textliche Bearbeitung des Stoffes ist es kaum der Mühe werth, ein Wort zu verlieren; sie entbehrt der wichtigsten Bedingungen dramatischer Dichtung. Die Oper wurde vom Publikum sehr freundlich aufgenommen.

— **Das Augsburger Theater brachte eine Dramatisirung von** Tegnér's „Frithiofssage" unter dem Titel: „Frithiof", dramatisches Gedicht von Kath. Diez. Der Stoff ist mit geschickter Hand zu einer in einzelnen Szenen mächtig wirkenden Bühnendichtung geformt. Eine wohlthuende Eurhythmie der Verse, Wahrheit und Tiefe der Empfindung, sind Vorzüge des Werkes, welche ihm eine ehrenvolle Aufnahme bereitet.

— **Die Oper „Jarmila" des Berliners Theodor Bradsky hatte bei** ihrer ersten Aufführung im Landestheater zu Prag einen vollständigen Erfolg. Das ausverkaufte Haus bereitete dem Komponisten große Auszeichnungen. In der Oper, deren Text von Karl Heigel verfaßt ist, sprach besonders im ersten Akte ein kunstreich gearbeitetes kanonisches Quartett an, dann das Schlußduett. Im dritten Akte packte namentlich ein Terzett von großer dramatischer Kraft. Auch die Chöre erwiesen sich als recht wirksam. Orchester wie Sänger leisteten sehr Tüchtiges.

— **C. A. Blaida, welcher sich in Berlin bereits durch seine Kom**positionen für das Viktoriatheater (Aarda, Dornröschen, Kapitän Grant) günstig eingeführt, und dessen erste Oper in Dresden, Breslau ꝛc. mit Erfolg gegeben worden, hat der Direktion des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters eine neue komische Oper: „Die Königin von Golconda", eingereicht.

— **„Die Götterdämmerung" vermag, wie aus Hamburg be**richtet wird, trotz der vortrefflichen Darstellung, am Hamburger Stadttheater nicht jene Anziehungskraft auszuüben, welche ihr die exaltirten Wagner-Freunde zugetraut. Selbst bei der vierten Aufführung, die zum Benefiz für den beliebten, an's Wiener Hofoperntheater übersiedelnden Kapellmeister J. N. Fuchs stattfand und welche durch die Neubesetzung der Brunhilde mit Frau Robinson erhöhten Reiz gewann, war das Haus bei Weitem nicht ausverkauft. Fuchs erhielt von den Mitgliedern der Oper einen silbernen Tafelaufsatz, der ihm von den „Rheintöchtern" mit der Erklärung überreicht wurde, daß derselbe das Einzige sei, was vom Nibelungenschatz gerettet wurde.

— **Am Belleallianztheater in Berlin ging das preisgekrönte** Lustspiel von E. Henle: „Durch die Intendanz", mit der daselbst neuengagirten Frl. Kopka in Szene. Die beifällige Aufnahme, welche dieses Lustspiel auch an dieser Bühne fand, dürfte die Direktion veranlassen, dasselbe für längere Zeit ohne Unterbrechung auf dem Repertoire zu erhalten.

— **In Paris wurde „Ruy Blas" von Victor Hugo in der Salle** Ventadour neu aufgeführt und die ganze gestirnte Elite strömte dahin, um dem Dichter ihre Huldigung darzubringen. Trotz 50 Proben fand man die Vorstellung schwächer als früher, aber der Enthusiasmus war nicht minder groß.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die Schillerstiftung veröffentlicht ihren 19. Jahresbericht.** Nach diesem hat die Centralkasse im vergangenen Jahre 43,182 Mark 86 Pf. verausgabt. Hievon entfielen 15,792 Mark 86 Pf. auf die lebenslänglichen Pensionen an Karl Beck in Wien; Frau Henriette v. Bissing, geb. Krohn in Anclam; Adolph Böttger's Wittwe in Leipzig; Bürger's Enkelinnen in Leipzig; Dr. A. Diezmann's Wittwe in Chemnitz; Dr. Eduard Duller's Wittwe in Mainz; Dr. K. Eitner in Weimar; Dr. K. Gutzkow in Sachsenhausen (†); Professor Hermann Hauff's Wittwe in Stuttgart; Hauptmann a. D. v. Herder in Bamberg; C. v. Holtei in Breslau; Dr. Alexander Jung in Königsberg; Dr. Hermann Kurz' Wittwe in Tübingen; Dr. Hermann Lingg in München; Otto Ludwig's Wittwe in Dresden; Dr. Theodor Mügge's Wittwe in Brandenburg; Musäus' Enkelinnen in Weimar; Professor Robert Prutz' Wittwe in Eisenach; L. Schefer's Töchter in Berlin; Professor Schröer's Wittwe in Wien; Dr. Andreas Schuhmacher's Wittwe in Wien; Fräulein Agnes Stöber in Pappenheim; Ludwig Storch in Kreuzwertheim; Dr. E. Willkomm in Hamburg; J. B. v. Zahlhas' Wittwe in Wien. Für mehrjährige Bewilligungen wurden verwendet 18,835 Mark, für einmalige Zuwendungen 8555 Mark. Die Zweigstiftungen bewilligten 6140 Mark und 1255 fl. ö. W. — Vorsitzender des Verwaltungsraths ist E. Duboc in Dresden, Vorsitzender-Stellvertreter Hofrath Dr. Pabst in Dresden, Sekretär Dr. Julius Grosse in Dresden.

— **Die französische Akademie, welche den Preis für große astro**nomische Leistungen seit neun Jahren nicht mehr vertheilt hatte, erkannte ihn diesmal dem Dr. Julius Schmidt, Direktor der Sternwarte in Athen, für sein Werk über den Mond zu.

— **Dem Dr. Georg Schanz, Privatdozenten der Nationalökonomie** in Marburg, wurde von der Göttinger Universität der Preis für die 1876 gestellte Aufgabe: „Englische Handelspolitik im Zeitalter Heinrich VIII." zuerkannt.

— **Dr. Otto Butschli in Heidelberg erhielt von der Senkenberg**stiftung in Frankfurt den Tiedemannpreis (300 fl. und eine Medaille) für seine „zoologischen Abhandlungen über die Eizelle".

— **In Gotha wird demnächst ein Kongreß der deutschen Thier**schutzvereine stattfinden, welcher die Vivisektion besprechen soll.

— **Ende März gingen vier Walfischfänger nach San Franzisko,** um dem Professor Nordenskjöld Hülfe zu bringen.

— **Die französische Akademie nahm Ernst Renan als Nachfolger** des Physiologen Claude Bernard in ihren Schooß auf. Der Zudrang zu der Feierlichkeit war noch größer, als bei solchem Anlasse gewöhnlich. Renan, welchem Viktor Hugo und Jules Simon als Pathen dienten, während der Chemiker Dumas den Vorsitz führte, ist in der Genesung von einer längeren Krankheit begriffen und schien noch sehr leidend, daher ihm auch ausnahmsweise gestattet wurde, seine Rede sitzend zu verlesen.

Erfindungen.

— **Mr. Edison hat jetzt in New-York den Apparat seines weiß**glühenden Lichts ausgestellt und die angestellten Experimente sind äußerst erfolgreich ausgefallen. Er sagt, er könne elektrisches Licht für den Hausgebrauch zur Hälfte der Kosten des Gases liefern.

Verkehr.

— **Die Eisenbahn von Gladbach nach Antwerpen wird am 1. Mai** eröffnet.

— **Die internationale Telegraphenkonferenz tritt am 10. Juni** in London zusammen.

— **In Bosnien wurde die Eisenbahnstation Maglaj Mitte März** eröffnet; schon in nächster Zeit wird die Strecke Maglaj-Zepce befahren werden.

— **Die neue Postordnung, welche in Folge des Weltpostvertrags** in Geltung getommen, hat das Meistgewicht eines Briefs auf 250 Gramm, einer Drucksache auf 1 Kilogramm, einer Waarenprobe auf 250 Gramm und eines Pakets auf 50 Kilogramm normirt.

Gesundheitspflege.

— **In der Generalversammlung des Leichenverbrennungsvereins** für Zürich erstattete Kinkel auch einen allgemeinen Bericht über den jetzigen Stand der Frage der Feuerbestattung in den hervorragendsten Ländern. Aus Amerika haben wir nur unvollständige Berichte. In Washington (der kleinern Stadt) besteht ein Verbrennungsapparat, durch welchen menschliche Leichen bestattet worden sind. Holland zählt viele Feuerbestattungsvereine, welche zusammen über 4000 Mitglieder zählen; alle größeren Städte haben eigene Zweigvereine. Zu den Mitgliedern zählen die höchsten Gelehrten und die höchsten Militärs des Landes, der königliche Leibarzt sitzt im Centralvorstand; die Mittel der holländischen Vereine sind schon bedeutend angewachsen, allein die Gesetze stehen ihnen noch entgegen. Auch in Belgien wird gegenwärtig an der Umänderung der entgegenstehenden Gesetze gearbeitet. Die internationale Ausstellung für Sanitäts- und Rettungswesen, welche dort stattfand und die verschiedenen Feuerbestattungsapparate enthielt, gab den Anstoß zur Bildung größerer Feuerbestattungsvereine. In Paris wurde die Frage der Feuerbestattung vom Stadtrathe angeregt und für das beste System im Jahre 1878 ein Preis ausgeschrieben. Der hervorragendste Förderer der Idee ist der seither zum Seinepräfekten ernannte Herold. Dr. Pietro Santa vertritt sie in einer hygienischen Zeitschrift. Barcelona hat einen Feuerbestattungsverein, der eine Broschüre zur allseitigen Aufklärung publizirt hat. In England fehlt es nicht an kräftigen Vereinen und nicht an Geld. Gesetzliche Schwierigkeiten bestehen ebensowenig, sobald man sich dort entschließen kann, auf den Friedhof der Staatskirche zu verzichten. Dieser Entschluß hat schwer gehalten, endlich aber ist in der Nähe von London ein Grundstück angekauft worden und ein Crematorium im Bau begriffen. In Mailand bestehen monumentale Crematorien mit den Apparaten von drei verschiedenen Systemen. Man kann wählen, nach welchem System man aufgelöst werden will. Es wird dort die Verbrennung regelmäßig betrieben und sind bisher circa 60 Leichen durch das Feuer bestattet worden. Das Ministerium hat die Ausübung erlaubt, der Senat dieselbe genehmigt, die gesetzliche Regelung durch die Kammern läßt schon seit zwei Jahren auf sich warten, unterdessen stehen ungestört die Crematorien im Betrieb. In Deutschland bestehen Vereine für Feuerbestattung in Dresden, München, Hamburg, Bremen, Chemnitz, Berlin, Stuttgart und anderen Städten; in Oesterreich: Wien, Graz ꝛc. In Gotha ist ein schöner Feuerbestattungstempel erbaut worden. Er enthält außer dem Saale für die Feierlichkeiten noch Leichenzimmer, Sezirzimmer, Abstandszimmer, Abwartswohnung ꝛc. und hat 80,000 Mark gekostet. Seit letztem November ist das Crematorium dem Betriebe durch die städtischen Behörden übergeben und sind seither 5 Leichen verbrannt worden. Die Bürgerschaft von Hamburg hat die Einführung der fakultativen Feuerbestattung beschlossen. Selbst Rußland hat, geschreckt durch die drohende Pest, im Falle deren weiterer Ausbreitung die Verbrennung polizeilich angeordnet und die Geistlichkeit angewiesen, sich dieser Verordnung anzupassen.

Feste und Versammlungen.

— **Das mitteldeutsche Schützenfest findet nächsten Sommer in** Magdeburg statt.

— **Belgien feiert nächstes Jahr den 50. Jahrestag seiner na**tionalen Unabhängigkeit. Es wird zu den Festlichkeiten ein Prachtgebäude aufgeführt, das Staatseigenthum zu Ausstellungen bleiben soll.

Gestorben.

— Elisabeth Patterson, die erste Frau Jerome Napoleon's, in Philadelphia, 90 Jahre alt.

— Charlotte Dupuis, einst berühmte Schauspielerin und Sängerin, 62 Jahre alt, in Paris.

— Dr. Göring, Professor der Philosophie an der Universität Leipzig, in Eisenach, am 3. April.

— Dr. H. W. Dove, Professor der Physik an der Universität Berlin, berühmter Meteorolog, 75 Jahre alt, am 4. April, in Berlin.

— Fürstbischof Vincenz Gasser, in Brixen, am 6. April, 69 Jahre alt.

— Karl Beck, bekannter Lyriker, am 10. April, 62 Jahre alt, in Wien.

Das Haupttelegraphenamt in Berlin.

(Hiezu die Bilder S. 588 und 589.)

Es ist kaum ein Jahrhundert her, daß die Umkehrung der Pole eines Schiffskompaßmagneten durch einen Blitzschlag die erste Ahnung von dem Zusammenhange der Elektrizität und des Magnetismus hervorrief; kaum sechzig Jahre sind vergangen, seit Ampère und Oersted (1819) die Ablenkung der Magnetnadel durch den elektrischen Strom feststellten; wenig mehr als vierzig Jahre trennen uns von den genial konstruirten, aber für die praktische Verwerthung ungeeigneten Fernrohr-Telegraphenapparaten Gauß' und Weber's, sowie von dem ersten Schreibtelegraphen Steinheil's in München: seitdem hat sich, Dank den großartigen Verdiensten eines Wheatstone, Werner Siemens, Morse und Hughes, in der Telegraphie eine Entwicklung vollzogen, welche mit Recht als einer der höchsten Triumphe menschlichen Scharfsinns bezeichnet werden darf. Der Sieg über den Raum, über die Entfernung, welche neidisch die Menschen von einander trennt, ist vollendet; das «glebae adscriptus» des römischen Dichters hat keine Bedeutung mehr; nicht mehr am Boden, nicht mehr an der Scholle haftet der Mensch; seinen Gedanken, sein Wort selbst trägt die gezähmte Botin des Götterkönigs blitzschnell über Länder und Meere, über Gletscher und Wüsten hinweg; das tiefsinnige Wort der Bibel: „Nähmest du Flügel der Morgenröthe" ist zu alltäglicher Wahrheit geworden.

Solche Betrachtungen drängten sich uns auf, als wir in den neuen, prächtigen Apparatensaal des Berliner Haupttelegraphenamtes in der Jägerstraße Nr. 43 und 44 eintraten. Das also ist das Centralorgan, gewissermaßen das Gehirn, all' der tausend Nervenstränge Deutschlands, welche in wunderbaren Windungen und Gestalten sich verzweigen, welche, dem leisesten Druck gehorchend, Botschaft auf Botschaft forttragen und zurückbringen, welche, indem sie mit geheimnißvoller Kraft Städte und Länder, Welttheile und Welttheile mit einander verbinden, den großen und ergreifenden Gedanken der Annäherung der Völker verwirklichen: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Wie es wispert und flüstert ringsumher auf den Apparaten! Dort eine Botschaft voll süßen Trostes, voll Freude und Siegesgefühls, ein erwärmendes Wort der Liebe; hier ein unerbittlich kaltes Nein, das alle Hoffnung zerstört und ein armes Menschenherz mitleidslos in stummem Weh brechen läßt. Dort „blitzschreibt", um mit Scheffel zu reden, das wetterwendische Glück; kabbalistische Zahlen der Börse eilen hinweg, um den Einen zu beglücken, den Andern zu vernichten; hier ringt die hohe Politik um Throne, Länder und Königskronen: es ist das Leben selbst, das sich hier wiederspiegelt, ohne Ruhe, ohne Rast. Und was bedeutet dem Götterfunken der Raum! Hier London, hier Mailand, hier Madrid, hier Petersburg, dort Odessa, Kertsch, Teheran. Ein Druck auf die Taste und die Botschaft von Peschawer am Indus ist in unseren Händen. Hinüber, herüber fliegen, strömen die Gedanken; ein Schlag schlägt tausend Verbindungen wach!

Erst seit wenigen Monaten besitzt das größte und wichtigste Telegraphenamt des deutschen Reiches, dasjenige Berlins, eine würdige Heimstätte. Bis zum 18. November 1878 war es in einem Gebäude an der Ecke der Französischen und Oberwallstraße untergebracht, das vor zwanzig Jahren wohl den Bedürfnissen des

Verkehrs genügt hatte, den Ansprüchen der Neuzeit aber in keiner Weise gerecht werden konnte. Das riesige Anwachsen des Verkehrs, die Verschmelzung der zahlreichen Territorialinstitute des deutschen Telegraphenwesens zu einer einheitlichen Organisation: zur Reichstelegraphie, sodann die erweiterte politische und wirthschaftliche Machtstellung des deutschen Reiches, endlich die mehr und mehr sich verbreitende Benützung des Telegraphen im Volke und die daraus entspringende Nothwendigkeit zahlreicher neuer Telegraphenanlagen ließen das Bedürfniß zur Beschaffung großer Räume für den Depeschendienst in Berlin immer dringender hervortreten.

Als der Generalpostmeister Dr. Stephan zu Anfang des Jahres 1876 die Verwaltung des deutschen Telegraphenwesens übernahm, drang sogleich ein Hauch frischeren Lebens in diesen Zweig des Staatslebens. Zahlreiche neue Linien und neue Telegraphenämter wurden auf Stephan's Anregung errichtet; ein neuer, einfacher Tarif wurde eingeführt, der ebenso den Interessen des Publikums entspricht, wie er für das finanzielle Ergebniß günstig ist. Immer auf das Große gerichtet, lenkte Stephan seine Thätigkeit auf das Bauwesen der Post und Telegraphie und hob diesen bisher in spießbürgerlich kleinlicher Art behandelten Zweig der Verwaltung auf eine Höhe der Würdigkeit, welcher das deutsche Reich eine Reihe würdiger Monumentalbauten verdankt. Er selbst gab den Baumeistern die Motive und Stylarten an; er vereinigte das Maß des Bedürfnisses mit den Anforderungen künstlerischen Schaffens und förderte mit der ihm eigenen Energie, durch persönliche Einwirkung, die Bauten so, daß in wenigen Jahren mehr Post- und Telegraphengebäude errichtet worden sind, als früher in einem ganzen Menschenalter. So ließ er denn auch für das Haupttelegraphenamt Berlin, der Wichtigkeit dieser großartigen Betriebsstelle entsprechend, im Herzen Berlins und nahe dem schönsten Platze der Hauptstadt, dem Gendarmenmarkte, wo Friedrich des Großen charaktervolle Thurmbauten stehen, im edelsten Renaissancestyl einen Bau errichten, der eine der großen Zierden Berlins bilden. Die Fassade des dreistockigen Gebäudes ist aus hellfarbigem, gelblichem Sandstein hergestellt; das Erdgeschoß zeigt eine kräftig einfache Rustika-Architektur; das erste Stockwerk wird durch den klassischen Schmuck jonischer Säulen, das zweite durch korinthische Pilaster reich gegliedert. Ein stylvoller Fries mit allegorischen, das Verkehrswesen darstellenden Kindergestalten krönt den Bau. Das Erdgeschoß umfaßt den mächtigen, ein Rechteck von 20 und 43 Metern bildenden Apparatensaal, der, von Oberlicht erhellt und durch eine Reihe reichverzierter, die Mauern ersetzender eiserner Säulen gestützt, den wohlthuenden Eindruck künstlerischer Leichtigkeit, behaglicher Uebersichtlichkeit und stylvoller Reinheit der Ornamentik hervorbringt. Die Mittelhalle des Saales, welche die beiden Seitengalerieen um einige Meter überragt, ist ihrer Bedeutung gemäß am meisten mit Schmuck bedacht. Die Rundbögen, auf denen die mittlere Halle überhöht ist, setzen sich, entsprechend der Konstruktion des eisernen Glasdachgebälkes, nach oben hin auf den Langseiten in je sieben Karyatiden, auf den Kurzseiten in je drei weibliche Figuren fort, die mit den Attributen der Telegraphie geschmückt sind. Die Nischen, welche sich innerhalb der Rundbögen vertiefen, dienen zur Aufnahme von Reliefporträts derjenigen Männer, welche sich um die Telegraphie wissenschaftlich hochverdient gemacht haben, also eines Oerstedt, Ampère, Gauß, Steinheil u. s. w. Wände und Säulen sind in heller, gelblich-grauer Grundfarbe gehalten, welche, verschiedenartig abgetönt und von dunkelrothen Bordüren eingefaßt, einen überaus heiteren und gefälligen Eindruck macht. Von ähnlichem Farbenton sind auch die Möbel und Geräthschaften für den Betrieb. Die Erwärmung des Saales wird durch Röhren von heißer Luft bewirkt; vortreffliche Ventilatoren sorgen für Zuführung reiner, guter Luft und für Mäßigung der Wärme; die Erleuchtung wird durch 140 Gasflammen bewirkt, welche theils zu großen Gaskronen vereinigt, theils auf einzelne Kandelaber vertheilt sind. Ueberall tritt uns das Wirken eines künstlerischen Sinnes entgegen, der das Ganze harmonisch zu gestalten verstanden hat; deshalb sind denn auch alle Drähte, welche zur Verbindung der Apparate, Umschalter u. s. w. dienen, unter dem Fußboden untergebracht und so dem Auge des Beschauers gänzlich entzogen, was den ganzen wunderbaren Schaffensprozeß der Thätigkeit, die in dem Saale auf und ab flutet, mit noch größerem geheimnißvollem Zauber umgibt. Die Drähte sind einzeln oder mit mehreren zusammen in schützende Bleiumhüllungen gehüllt und liegen unter dem Fußboden, so jedoch, daß man

Aus dem Kinderleben. **Der gute Phylax.** Originalzeichnung von Jul. Adam. (S. 594.)

Fassade des Reichstelegraphenamtes in Berlin. Originalzeichnung von G. Theuerkauf. (S. 587.)

jederzeit durch Aufheben der schmalen Felder der Dielen zu diesen Kraftquellen gelangen kann. 64 Kabel von zum Theil 4 bis 7 Adern nehmen die eingeführten Leitungen auf. An den Tischen sind die Zuleitungsdrähte ebenfalls unsichtbar, entweder innerhalb der Füße oder in hohlen Cylindern, in die Höhe geführt. Die Zahl der in dem Saale mündenden Leitungen beträgt 254; zum Betriebe derselben dienen 167 Morse- und 36 Hughesapparate; letztere sind in der Mittelhalle untergebracht. Die Verbindung zwischen allen diesen Apparaten, sowie die Zuleitung von außen vermitteln die sogenannten Umschalter, von denen der größte aus vier Umschaltern mit je 36 Längs- und Querschienen besteht. Mit Recht staunt der Beschauer, wenn er sieht, wie all' dieß scheinbar unentwirrbare Chaos von Drähten, innen harmonisch geordnet, sich dem Ganzen dienstbar zeigt. Eine wichtige Apparatengruppe bilden auch die Blitzableiter, durch welche alle oberirdischen Leitungen passiren müssen, ehe sie an den Hauptumschalter im Saale gelangen. Diese Schutzspender sind in zwei Gruppen, je zu 48 Platinenblitzableitern, auf glasüberdachten Pulten hinter den großen Umschalter an der westlichen Saalwand aufgestellt. Zahlreiche andere Instrumente, Uebertragungssysteme, Meßtische und Apparate für den Rohrpostdienst, endlich zehn elektrisch betriebene Uhren vollenden die Ausstattung des Saales. Die Elektrizitätsquelle für alle diese Leitungen und Apparate ist in 5000 Elementen enthalten, welche in einem Raume des Kellergeschosses auf 76 Fachwerken in musterhafter Ordnung aufgestellt sind. Auch Erholungszimmer und Garderobenräume, und zwar getrennt für die weiblichen Beamten und für die männlichen, sind im Erdgeschosse vorgesehen — ein Beweis schöner Menschenfreundlichkeit, welche in dem Beamten, der viele Nächte hier im Dienste der Menschheit zubringt, auch den Menschen und in der fleißig wirkenden Telegraphengehülfin das zarte, Rücksicht verdienende Weib achtet.

In der That durfte mit dem Bau dieser würdigen Stätte, von der unsere Zeichnung ein getreues, lebensvolles Abbild liefert, nicht länger gezögert werden, denn die Aufgaben der Telegraphenverwaltung haben sich bei der mächtigen Entwicklung, welche die Reichstelegraphie in den letzten drei Jahren genommen hat, in hohem Maße gesteigert.

Aus dem Kinderleben. **Seifenblasen.** Originalzeichnung von Jul. Adam. (S. 594.)

Seit dem Frühjahr 1876 bis jetzt sind nämlich die großen unterirdischen Kabellinien, welche die Hauptstadt des Reiches mit allen militärisch wie kommerziell wichtigen Plätzen Deutschlands verbinden sollen, nahezu vollendet. Im Betriebe befinden sich bereits die Linien Berlin—Frankfurt a. M. und Mainz; Frankfurt—Karlsruhe—Straßburg; Berlin—Halle—Leipzig; Berlin—Hamburg und Kiel; im Ganzen 2487 Kilometer mit 16,744 Kilometer Leitungen. Metz, Stettin u. a. werden 1879 vollendet sein. Es ist dieß ein hochbedeutsamer Fortschritt, denn die unterirdischen Verbindungen sind unabhängig von äußeren Einflüssen, von Unwetter, Stürmen, Schneefall u. s. w., eine Isolirung der Hauptstadt, wie es Wien bei dem Schneesturme im November v. J. passirte, kann in Deutschland nicht vorkommen. In dem Kabelbau hat Deutschland thatsächlich alle Staaten der Erde überflügelt. Ueberaus schwierig war die Arbeit; in Felsboden, durch Sümpfe, unter den Straßen der großen Städte, durch Festungswälle und Gewässer mußte den in schützender Hülle befindlichen feinen Kabeladern der Weg gebahnt werden; aber nun ist das Reich im Besitze einer Schutzwaffe, die nicht unterschätzt werden darf. Außer den Kabeln wurden die oberirdischen Linien von 33,245 auf 46,769 Kilometer Länge erweitert, wozu ein ungeheures Material von 216,384 Stangen, 675,500 Isolatoren und 4¼ Millionen Kilogramm Eisendrahts erforderlich war, das von der heimischen Industrie geliefert wurde und viele tausend Arbeiter beschäftigte. Hand in Hand mit dem Linienbau ging die Vermehrung der Telegraphenanstalten. Ende 1875 waren 1686, Ende 1878 bereits 4115 Aemter vorhanden und noch täglich erstehen neue Aemter und Fernsprechstationen. Erwägt man, daß durch Einführung des einheitlichen Worttarifs das frühere chronische Defizit der Reichstelegraphie beseitigt ist, daß die internationalen Telegraphenverbindungen erweitert, sowie durch Herabsetzung der Taxen leichter zugänglich gemacht und daß durch Verschmelzung von Post und Telegraphie dem Publikum zahlreiche Vortheile geboten sind: so muß anerkannt werden, daß die Reichstelegraphie unter Stephan's genialer Leitung zum Wohle der Nation die Bahn erfreulichen Fortschrittes betreten hat.

Hauptapparatensaal des Reichstelegraphenamtes in Berlin. Originalzeichnung von G. Theuerkauf. (S. 587.)

Notre Dame des Flots.

Novelle

von

Karl Erdm. Edler.

(Schluß.)

Blanche stieg sofort auf die Höhe von Ingouville. Sie läutete schüchtern an der Pforte, die einst ihr Liebesglück abgeschlossen; sie ging, vom Pförtner mit rauhen Worten zurückgewiesen, durch den Garten, wo sie einst als Herrin täglich für Arthur den Morgenstrauß gepflückt; sie schritt die Treppe scheu hinan, über welche sie Arthur, als sie zum ersten Male dieß Haus betreten, auf seinen Armen emporgetragen. Nun kam ihr dieß Alles in den Sinn, und wie es einst gewesen in diesen Räumen und in ihrem Herzen. Und ihr Herz war voll von Wehmuth bis zum Zerspringen, und es war allein in dieser Stunde: das Kind lehnte nicht an demselben.

Sie solle im Vorzimmer warten, herrschte sie ein Diener an, ohne nach ihrem Namen zu fragen, indem er sie von oben bis unten maß. „Wahrscheinlich Fabrikgesindel!“ murmelte er dann im Abgehen.

„Herr Dumont,“ tönte es aus dem nur durch eine Portière abgeschlossenen Raume, „ich arbeite seit so vielen Jahren in Ihrer Fabrik . . . jetzt hungern meine Kinder.“

„Begreiflich, da Sie seit acht Wochen nichts arbeiten.“

„Ich bin krank gewesen, Herr, Sie wissen es ja.“

„Warum muß ich das wissen? Interessirt es mich etwa? Oder bin ich vielleicht gar Schuld daran?“

„Herr Dumont, ich bitte Sie inständig, haben Sie die Güte, mir den Arbeitslohn von zwei Monaten vorzustrecken. Ich gehe morgen wieder an die Arbeit.“

„Wer bürgt mir dafür, daß Sie in der Arbeit bleiben? Wer, daß Sie schon gesund sind? Sie sehen nicht darnach aus. Sie können wieder krank werden, Sie können sterben.“

„Herr, meine Ersparnisse sind aufgezehrt und Alles verkauft . . . seien Sie barmherzig, Herr Dumont, ich habe sechs Kinder . . .“

„Und darüber beklagen Sie sich? Ich kenne Leute, die sich darüber freuen würden. Ich kann Ihnen den Vorschuß nicht gewähren. Ich habe kein Geld und übrigens auch keine Zeit zu verschwenden.“

Blanche preßte die Hände an ihre hämmernden Schläfen. Sie hatte nicht gewußt, daß es auch solche harte Herzen auf Gottes Erde gebe. Aber sie trat ein, nachdem der bleiche Arbeiter an ihr vorübergewankt war: sie wollte ja nichts geliehen haben, sie wollte nur etwas verkaufen.

„Wer sind Sie?“ spricht der Bankier, ohne von seinen Schriften aufzublicken.

„Man hat mir gesagt, daß Sie Haare von der Farbe der meinen suchen. Ich bin hier, sie Ihnen anzubieten.“

Dumont wartet, was sie noch sagen werde. Dann wendet er sich um. Plötzlich schnellt die große, kräftigschlanke Gestalt empor. Er wirft einen scharfen Blick auf Blanche. „Madame,“ spricht er, „Ihre Haare sind schön, unvergleichlich schön und vielleicht einzig . . . Genügt Ihnen ein Billet von zweitausend Franken? . . . Wohl, hier ist es, ich bitte . . .“

Ein seltsames Zucken fährt dabei blitzschnell durch sein dunkelbraunes provençalisches Gesicht; dann ist dasselbe wieder kalt und glatt wie zuvor. Nur die schwarzglühenden Augen leben darin.

„Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen, Madame. Ich hatte schon einmal das Vergnügen, mit Ihnen zu sprechen, wenn auch nur einen Augenblick. Er genügt, um solche Züge nicht mehr zu vergessen. Es war in diesem Raume, an derselben Stelle, als ich wegen des Ankaufes dieses Landhauses hieher kam. Ich habe die Ehre, Madame von Mersay bei mir zu sehen.“

„Ja, mein Herr.“

„Ich bedaure Sie, Madame.“

„Mein Herr, ich bin gekommen, Ihnen meine Haare anzubieten,“ sagte Blanche und erhob sich.

„Setzen Sie sich gefälligst, Madame, und haben Sie die Güte, mich anzuhören — mit Gelassenheit und Ruhe. Wenn auch bloß ein Geldmann, weiß ich sehr wohl, daß es mir nicht zusteht, über Ihre persönlichen Verhältnisse ein Urtheil auch nur in Form eines Bedauerns auszusprechen. Dieß Bedauern betrifft Dinge, die demnächst der Oeffentlichkeit angehören werden, und erstreckt sich sowohl auf Sie, Madame, als auf mich selbst. Gestatten Sie mir, Ihnen zunächst von dem letzteren zu sprechen, von dem Bedauern mit mir selbst. Herr von Mersay hat lange schon vor Verkauf dieses Landhauses und auch nach demselben bedeutende Schulden gemacht. Ich habe ihm stets anstandslos geliehen, weil ich hoffen konnte, durch Ihr Vermögen, Madame, entschädigt zu werden, auf welches er stets hinwies. Madame, Sie haben soeben Ihren wunderbaren Haarschmuck geopfert — ich hoffe nicht mehr.“

„Herr Dumont, Sie werden schadlos gehalten werden, ich bin davon überzeugt. Mein Mann wird den Namen Mersay nicht durch Prozesse um unbezahlte Schulden schleifen lassen. Er wird die Mittel finden, er hat vielleicht schon etwas unternommen, da er nach England abgereist ist.“

Jenes seltsame Zucken von vorhin durchirrte bei ihren Worten wieder das dunkle Gesicht Dumont's. Seine Freunde behaupten, es sei dieß sein Lächeln.

„Ich weiß um diese Reise nach England, sowie um den Zweck derselben — ich glaube höflicher zu handeln, wenn ich Ihnen nicht davon spreche. Wenn Sie aber der Ansicht sind, Madame, daß Herr von Mersay davor zurückschrecken werde, seinen Namen in einer harmlosen Civilsache genannt zu sehen, so ist dieß — verzeihen Sie — ein frommer Irrthum. Sie haben einen starken Glauben. Es thut mir leid, denselben zu Ihrem eigenen Besten erschüttern zu müssen.“

Er stand auf, öffnete eine verschlossene Lade seines Schreibtisches und entnahm derselben einige Papiere. Er hielt sie Blanche vor die Augen.

„Madame,“ sprach er, „diese Papiere besagen, daß ein Mersay, um eine obskure Ballettänzerin mit einem kostbaren Collier glänzen zu sehen, seinen alten Namen mit dem schimpflichsten Flecken verdunkelt hat — mit einem gemeinen Verbrechen. Madame, diese Wechsel sind gefälscht, und ich habe die Beweise in der Hand, wer sie gefälscht hat.“

Blanche sprang empor. Sie zitterte an allen Gliedern.

„Nein, nein,“ schrie sie auf, „das kann, das darf nicht sein! Es ist verdammenswerthe Verleumdung!“

„Madame, der Gerichtshof wird Ihnen glaubwürdiger erscheinen, wenn er Ihnen nach wenigen Tagen den Beweis liefern wird, ob der Bauernsohn Dumont aus der Provence, der sich durch ehrliche Arbeit aufgeschwungen, verleumdet hat, als er den Sprossen der alten Mersay aus der Normandie einen Betrüger und Fälscher nannte. Ich hatte kein Interesse, als mir dafür Ihren Dank zu verdienen, daß ich Sie in die Lage versetzte, für sich und Ihre Familie bei Zeiten die nothwendigen Schritte zu thun, um Ihr Schicksal von dem Mersay's zu trennen. Ich hasse die Aristokratie — auch ein Bauernsohn hat seine Antipathieen, Madame — und kämpfe gegen Aristokraten unerbittlich, wo ich kann; gegen Frauen habe ich nie gekämpft, gegen Sie, Madame, am allerwenigsten, weil Sie Jemandem gleichen, der . . . Doch Verleumdung ist in diesem Kampfe nie meine Waffe gewesen; dazu genügt Geld, Madame, Geld und wieder Geld, und nur darum habe ich einst Sous zusammengescharrt, wie jetzt Millionen. Auch ein Bauernsohn hat seine Geschichte, Madame. Er kann einmal jung gewesen sein und ein Herz gehabt haben, so heiß, wie sie in der Provence gedeihen. Ein junger aristokratischer Offizier, der aus Algier herübergekommen war, beweist ihm aber, daß dergleichen Volk gar kein Recht auf ein Herz hat. Wenn ich einmal in meinem Kampfe ermüde, so brauche ich nur an einen Grabhügel in der Provence zu denken, darunter ein junges, verlorenes Mädchen modert. Es ist so schön gewesen wie Sie, Madame, und Ihnen ähnlich wie eine Zwillingsschwester, aus eingewandertem nordischem Stamme, mit Ihrer weißen Stirne und dem Goldhaare darüber, daß es mir wie ein Traum ist, wenn ich Sie ansehe . . . Sie werden fragen, wozu ich Ihnen dieß erzähle? Ich fasse mich ja kurz und rede nur von den Thatsachen, die Tiefe des Elendes läßt sich auch gar nicht auserzählen. Haben Sie je, Madame, im hiesigen Museum die Ueberreste vorweltlicher Epochen betrachtet, Blumenbilder untergegangener Welten, versteinert in erkaltetem Stein? Sehen Sie, das ist das Ende der Herzensgeschichte eines Bauernsohnes . . . Gewahren Sie vielleicht, Madame, wenn Sie einen Blick durch das Fenster werfen, dort am Horizonte eine Rauchwolke über dem Meere? Es ist der englische Dampfer. Vielleicht hat Herr von Mersay bereits die Gastspielunterhandlungen für Fräulein Oeillet in London beendet, und in zwei Stunden passirt jenes Schiff den Vorhafen, wo Polizeiagenten seiner harren. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, Madame, daß jener Bauernsohn Dumont hieß, jener aristokratische Offizier aber — Arthur von Mersay.“

Blanche sitzt wie erstarrt. Starr sind auch die glühenden Augen, die farblosen Lippen, das ganze in Todtenblässe verblichene Gesicht. Dann hebt sie die Hände gefaltet empor und fleht schluchzend: „Gnade, Gnade für den Unglücklichen!“

„Madame, Sie haben wohl meine Geschichte nicht gefaßt?“

„Um meines Kindes willen, Barmherzigkeit, Verzeihung!“

„Madame, es war auch ein Kind in jener Geschichte aus der Provence — ich habe Ihnen vielleicht nicht davon erzählt. Es liegt unter demselben Grabhügel mit seiner Mutter.“

Da beugt Blanche die Kniee vor dem harten Mann.

„Es ist ja nicht mehr für ihn, daß ich flehe, und nicht für mich — ich wollte es ja gerne tragen für ihn und für mich zugleich. Aber mein armes, süßes Kind — es sollte das Brandmal immer mit sich schleppen und die unsichtbare Kette, die sein Vater sichtbar anlegen soll, und die Menschen mit Fingern auf des Verbrechers Kind hinweisen! Sein Lächeln sollte davon ersterben und nie wieder aufblühen, die thränenschweren Aeuglein sollten sich niederschlagen vor aller Welt und weinen, weinen immerfort, sein ganzes Leben lang! Es kann ja nicht sein, mein armes Kind hat ja nichts verbrochen! Herr, Sie haben mein Mädchen nie lächeln sehen, Sie könnten nicht so hart sein! Herr Dumont“ — sie rutschte auf den Knieen zu ihm hin und ergriff seine Hand — „warten Sie nur so lange, bis ich Ihnen mein Mädchen gebracht . . . es hat so goldige Löckchen und kann so süß lächeln, und es wird die Aermchen um Ihren Hals legen, und wenn es plaudert, klingt das so hold und lieb . . .“

Dumont blickt auf Blanche nieder, und da sie so vor ihm kniet, und bei der Erinnerung an ihr Kind ein leises Lächeln durch ihre Thränen hervorglänzt, denkt er wieder, wie dieß schöne Weib so täuschend jenem schönen Kinde der Provence gleicht, und wie auch jenes einst ebenso vor ihm gekniet und aufgelächelt unter den Folterqualen der Seele. Und über der schmerzdurchwühlten weißen Stirne steht der ruhige goldene Kranz der Haare hier wie damals . . . Ist es Haß, was in seinen aufglühenden Augen emporflammt, oder wird der erkaltete Stein mit den versteinerten Blumengebilden vergangener Zeiten wieder flüssig, daß diese sonst so starren Züge in weichere Linien übergehen und durch das tiefe Braun eine leise Röthe hervorbricht? Eis und Flammen sind zugleich in diesem Gesichte.

Er hört nicht, was Blanche redet, er sieht nur unverwandt auf sie nieder. Und da sie endlich schweigt und ihn nur noch mit den großen blauen, thränenschweren Augen anblickt, so unsäglich weich und traurig, zieht er seine Hand, welche Blanche flehend festhält, zurück und zerreißt rasch die Wechsel. Hastig drückt er ihr dieselben in die Hand und ruft heftig und rauh: „Gehen Sie jetzt, Madame, gehen Sie!“

Blanche aber ergreift noch einmal diese Hand und küßt sie unter Thränen.

„Herr Dumont,“ spricht sie mit versagender, weicher Stimme, „mein Kind soll es Ihnen einst lohnen und der liebe Gott. Aber gehen kann ich noch nicht. Mein Kind dankt Ihnen auch dieß, daß es morgen nicht hungern wird, und ich schulde Ihnen meine Haare.“

Sie erhebt sich von den Knieen, geht zum Toilettetisch und ergreift eine Scheere. Die Haare gleiten langsam nieder über Hals und Brust und die ganze Gestalt wie ein goldiges Gewand, dicht, weich und glänzend gleich Seide.

Dumont war in einem Satz an ihrer Seite und rief: „Das Billet schenke ich Ihrem Kinde, ich bedarf Ihrer Haare nicht mehr . . . lassen Sie . . . ich werde nicht dulden . . .“ er wollte ihr die Scheere entringen. Da schob sich ein Körper zwischen Beide; Kyon, der unbemerkt mit Blanche heraufgekommen war, sprang an Dumont hinauf, stemmte seine Pfoten an dessen Brust und wies ihm die mächtigen Zähne. Und ehe Dumont ihn noch mit riesiger Kraft an dem Halse gepackt und zur Thüre hinausgeschleudert hatte, faßte Blanche ihre Haare kurz an der Wurzel. Es war schon zu spät, als er wieder herantrat und den knirschenden Ton der Scheere vernahm, die dicht an der Haut hinfuhr. Da mußte er sich abwenden, weil er es nicht ansehen konnte.

Dann legte sie leise die Scheere hin. Er blickte auf — die Haare lagen über den Salontisch hin, sie bedeckten ihn ganz und hingen über den Rand hinab bis auf den Teppich.

„Herr Dumont," sagte Blanche, „mein Kind wird mit mir für Sie beten lernen. Dafür, daß es sein Leben weiter fristen kann, um für Sie beten zu können ... dafür habe ich ehrlich bezahlt. Es ist ja so wenig, was ich dafür that, und für das Andere kann ich gar nichts thun, wie sehr ich es auch möchte. Wenn ich Jene, die Sie geliebt, mit meinen Fingern ausgraben und mich statt ihrer hineinlegen sollte, um sie dem Leben und Ihnen zurückgeben zu können, ich thäte es ja gerne ..."

In den Augen und Zügen Dumont's flammte es jäh auf.

„Madame," sagte er, ihre Hand ergreifend, „Sie könnten ..." er stockte. Plötzlich schleuderte er ihre Hand von sich und wandte sich heftig ab. „Gehen Sie, Madame!" rief er zornig.

Da geht sie hinaus. Der Abendwind streicht vom Meere und fährt durch die Bäume des Gartens. Die Blätter fallen schauernd nieder auf die Frau, welche gegen die Pforte schreitet. Es muß sie frösteln. Sie knüpft das ärmliche Tüchlein fester, das sie um den Kopf geschlungen trägt. Ihr Blick ist nach dem Meere gerichtet, wo die Rauchwolke eines küstennahen Dampfers als endloses graues Band durch den blauen Himmel hinflattert, und ihre Hand preßt krampfhaft ein Päckchen zerrissener Papiere. Und oben auf dem Balkone steht ein Mann, der nicht weiß, ob er jenem Weibe nacheilen und es an seine Brust reißen und in seinen Armen hinauftragen, oder ob er es mit einem Revolver niederstrecken soll, so lange es noch in seinem Bereiche ist. —

Da Blanche hinabsteigt auf der hohen Stiege, die an einsamer Stelle zwischen den Gartenmauern von Ingouville niederführt, bleibt sie zuweilen stehen und stützt sich an das Geländer. Sie starrt dabei auf die Papiere in ihrer Hand. Die Glieder erbeben ihr vor einem tiefinnerlichen Schauer. Dann wechselt sie am Wege ihr Billet und kauft Nahrungsmittel. Da sie heimkommt, fragt die alte Wasserträgerin, die bei dem Kinde geblieben war, erschrocken, ob sie krank sei, und entfernt sich kopfschüttelnd.

Das Kind schläft und lächelt aus dem Schlummer. Bei dem Anblick dieses Lächelns geht es wie ein Glänzen durch die erstarrten Züge der Mutter, hell aufflackernd und doch schrecklich anzusehen wie der Fackeln und Lichter Wiederschein auf dem Antlitz einer Todten. „Dein Kind wird weiter lächeln," sagt sie sich und kniet neben das Bettchen hin, dieß Lächeln zu betrachten; und da es dunkel geworden, macht sie Licht und starrt es von Neuem an. Um Mitternacht schleicht Kyon herbei, legt seinen Kopf auf ihren Arm und schaut sie an. Geh' doch schlafen! — mahnen seine Augen. Aber Blanche drängt ihn zurück. So bleibt sie die ganze Nacht mit offenen Augen.

Der Morgen leuchtet herein. Das Kind sieht die Mutter beim Erwachen fremd an. Es greift verwundert nach dem ungewohnten Tüchlein auf dem Kopfe und sucht ängstlich die Haare, mit denen es jeden Morgen spielt und in welche es sich kichernd zu verstecken liebt. Plötzlich hebt es an zu weinen, weil es sie nicht mehr finden kann. Aber bei dem Weinen springt sogleich Kyon an dem Bette empor; der hat lange krause Härchen, und das Kind wühlt auch schon mit allen zehn Fingerchen darin herum. Darüber beginnt es mitten aus dem Weinen zu lachen und denkt nicht mehr an die Mutter, die scheu vor dem Hunde zurückgetreten ist und ihn gewähren läßt — ihr Mädchen lacht ja wieder! — —

Zur selben Stunde betritt Herr Dumont das Haus, welches Fräulein Julie Oeillet bewohnt. Er hat den Nachtzug nach Paris benützt. Ein Diener trägt ihm einen großen Karton nach. Die Dame schläft noch. Dumont wartet. Endlich erscheint sie in einem reizenden Négligé.

„Sie sind ein unartiger Mensch, Herr Dumont," sagt sie schmollend, „den Leuten den kostbaren Morgenschlaf zu stehlen, nicht besser als ein Räuber und Mörder!"

„Mein Fräulein, ich habe Ihrer wegen eine Nacht schlaflos im Waggon zugebracht."

„Das rührt mich ebensowenig, als wenn Sie die ganze Nacht in Ihrem Bette geschlafen hätten. Uebrigens bin ich auch gar nicht um Ihrer willen aufgestanden, sondern wegen des großen Kartons, den man mir angemeldet hat, und in dessen Begleitung Sie gekommen sind."

„Gut. Rathen Sie, was darin ist."

„Ein neugeborener Elephant, nach der Größe zu urtheilen."

„Falsch."

„Herr Dumont, mir fällt da eben ein, daß ich noch nicht gefrühstückt habe, und nüchtern besitze ich weder Talent noch Lust zum Räthsellösen."

„Mein Fräulein, der Schmerz Ihres Daseins war bisher, wie Sie mir anzuvertrauen die Güte hatten, die Sehnsucht nach einer Perrücke von einem unbezeichenbaren, nur in Ihren Träumen bisher erblickten Blond für Ihr Auftreten als Waldnymphe. Sie haben nach jener idealen Nüance gefahndet wie nach dem Glück, Sie haben gesagt und versprochen, kein Preis wäre Ihnen zu hoch — Sie haben nicht gefunden. Werfen Sie gütigst einen Blick in diesen Karton!"

Die Tänzerin stellte sich kunstgerecht auf die Fußspitzen und steckte das Näschen über den Rand des Kartons. Da war sie aber auch schon mit allen zehn Fingern darin und lachte und schrie wie toll. Dann sprang sie wie besessen im Zimmer umher, ergriff den Karton, setzte ihn auf den Boden und sich selbst neben ihn, um wieder aufzuspringen und den wildesten Galopp um denselben zu rasen. Im Vorbeihuschen erhaschte sie den Bankier beim Arme und rief:

„Ich halte mein Wort ... kein Preis ist mir zu hoch! Wollen Sie einen Kuß dafür, schwarzer Dumont, oder wie viele? Soll ich Ihnen fünfzehn Minuten auf einer Fußspitze vortanzen und Sie dann umarmen oder was sonst? Reden Sie ... schnell!"

„Ich danke — etwas viel Geringeres: Herrn von Mersay nicht mehr empfangen."

„Sie erregen mein Mitleid, Herr Othello!"

„Mein Fräulein, Sie wären zu bemitleiden, wenn Sie meinem Rathe nicht Gehör schenken würden, weil das der einzige Preis ist, um den dieser Karton feil ist. Nebenbei möchte ich Sie benachrichtigen, daß Mersay gänzlich ruinirt ist. Gedenken Sie etwa Wohlthätigkeitsvorstellungen für ihn zu veranstalten?"

„Sie lassen sich hinreißen, mein Herr. Ich liebe Herrn von Mersay."

„Mein Fräulein, Sie glauben mir nicht. Nun wohl, diese Haare hat Madame von Mersay gestern selbst von ihrem Kopfe geschnitten. Glauben Sie nun, daß Mersay ein Bettler ist?"

Die Tänzerin sprang auf. Sie griff noch einmal so recht nach Herzenslust tief in den Karton und sagte sich, daß sie eher Hungers gestorben wäre, als sich eines solchen Schmuckes zu berauben. Mersay war ein schöner Mann, er war ihr ergeben wie ein Sklave, aber sie glaubte jetzt, als sie die Haare betrachtete, an seine Lage. Arm also war er! Ihr Blick richtete sich unwillkürlich auf den Millionär. Sie läutete.

„Ein zweites Couvert! Herr Dumont frühstückt mit mir!"

„Mein Fräulein, zu diesen blonden Haaren wird die Trauertoilette nach Herrn von Mersay hinreißend schön passen. Genügen Ihnen zwanzigtausend Franken zu derselben? ... Wohlan, man wird Ihnen dieselben an meiner Kasse in vierteljährigen Raten auszahlen. Die Summe für dieses Vierteljahr liegt bereits in dem zweiten Couvert, welches Sie so liebenswürdig waren für mich zu befehlen, von dem ich jedoch leider keinen Gebrauch machen kann. Ich muß augenblicklich nach Hâvre zurück." —

Als Arthur von Mersay mit dem abgeschlossenen Londoner Gastspielvertrage demüthig an die alte Thüre klopfte, war Fräulein Oeillet nicht mehr da. In ihrer neuen Behausung aber, einem kleinen, luxuriösen Hotel, war sie nicht zu sprechen. Er kam Abends wieder — dieselbe Antwort. Nach wiederholten vergeblichen Besuchen ward ihm durch den Pförtner bedeutet, er möge den Kontrakt bei ihm hinterlegen, das Fräulein habe strengen Befehl gegeben, Herrn von Mersay unter keiner Bedingung einzulassen, sie wünsche diesen Herrn nie mehr zu sehen. Sein Herr — er nannte einen unter den aristokratischen Lebemännern durch Reichthum und lockere Sitten bekannten Namen — habe Hotel, Dienerschaft und ihn selbst zur Verfügung des Fräuleins gestellt, dessen Befehlen er zu gehorchen habe. — Alles Bitten blieb fruchtlos, Briefe kamen uneröffnet zurück.

Da fuhr Arthur nach Hâvre. Todtenblaß trat er daheim ein. Er blickte nicht auf und sah es nicht, wie abgehärmt Blanche scheu beiseite stand, und daß ihr die Haare nicht wie sonst unter der Haube hervorquollen. Er rührte auch die Speisen nicht an, welche sie ihm vorsetzte. Er saß nur da, redete nichts und schob Kind und Hund, wenn sie sich herandrängten, gleicherweise von sich. Dann fing er an, einen Brief zu schreiben.

Blanche war für einen Augenblick auf den Fußspitzen hinausgeschlichen, um ein Glas Wasser zu holen. Plötzlich tönte ein Schuß. Als sie hereinstürzte, saß Arthur zurückgelehnt auf dem Stuhle und war todt. Der Revolver lag neben ihm auf dem Boden. Der Brief lag offen vor ihm auf dem Tische. Er war an Fräulein Julie Oeillet gerichtet und ganz kurz: „Ich kann nicht ohne Dich leben — darum sterbe ich. Arthur." Es waren dieselben Worte, mit denen er einst Blanche gedroht hatte, wenn sie ihn verschmähen würde. Weßhalb er von Paris heimgekommen, um unter den Augen seines Weibes diesen Brief zu schreiben und sich den Tod zu geben, ist unenträthselt geblieben. Blanche aber hat, als Alles vorüber war, jene Zeilen gefaltet und an ihre Adresse geschickt.

Fräulein Oeillet antwortete auch — nicht brieflich, sondern mit einem großen Karton. Sie, die vor jedem Auftreten auf der Bühne dreimal das Kreuz schlug und sich mit Weihwasser besprengte, fürchtete einen Unfall, wenn sie in der blonden Perrücke tanzen würde. Sie litt sogar nach Empfang des Briefes einen halben Tag an Migräne.

Blanche hat die Haare an die Kirchenwand von Notre Dame des Flots aufhängen lassen. —

Ein Brief Dumont's traf nach dem Tode Arthur's ein. Er bat Blanche, sein Weib zu werden. „Sie wissen nicht," stand darin, „was es heißt, endlose Jahre einen Stein in der Brust tragen und auf einmal ein Herz dort pochen fühlen. Ich liebe Sie, wie ich Jene einst geliebt, weil Sie sind, wie Jene einst gewesen war. Was ich an Liebe aufgespart in den langen, elenden Jahren, seit ich Jene begraben, der Sie gleichen — es gehört Ihnen ..."

„Herr," antwortete Blanche, „ich gleiche Jener auch darin, daß sie mich bald begraben werden. Hätte ich auch zwei Herzen in der Brust statt des einen, das schon hinstirbt, Sie haben ein besseres Loos verdient, als an zwei Gräbern zu weinen ..."

Seit dieser Antwort hat Blanche nichts mehr von Dumont vernommen.

Man überhäufte sie jetzt auf einmal mit Bestellungen von leichten Stickereien, für die man aus freien Stücken glänzende Bezahlung gab. Eines Tages schickte ihr ein unbekannter Notar aus Paris eine bedeutende Summe, die aus dem Erlös ihres Erbes nach Tilgung sämmtlicher Schulden des Herrn von Mersay gerettet worden sei. Es war, als wache bei jedem Schritte ein sorgsames Auge über ihr, aber Blanche meinte, es sei der Himmel, der an ihrem Kinde Freude habe und für seine Zukunft sorge. Für sich selbst verlangte sie ja nichts mehr, und wenn das Kind, an ihre Brust gelehnt, nicht immer und immer wieder verwundert gefragt hätte: „Mama, in Dir pocht ja etwas?" so hätte sie geglaubt, ihr Herz stehe ganz stille.

Langsam erlosch sie so. Nur wenn ihr Mädchen lächelte, flackerten die müden Augen auf, um die entfärbten Lippen zuckte es wie ein Lächeln, über die abgehärmten Wangen schlich eine leise Röthe. Es war eine schreckliche Freude, und schrecklich das Kämpfen des Leibes dieses Weibes, der sich nach dem Grabe todt sehnte, mit der Seele dieser Mutter, die für ihr Kind weiter leben wollte.

Aber die Haare haben ihr nicht mehr lang wachsen können. Sie sind nur kurze goldige Locken gewesen, als sie bei dem letzten Athemzuge auflächelte, weil ihr Kind lächelte. Das Kind hat auch gelächelt, als sie im Sarge lag, und hat mit den Blumen gespielt, die ein fremder Mann gebracht und über die Todte hingestreut hatte, nachdem er lange vor ihr gestanden. Derselbe Mann mit dem tiefbraunen Gesichte ist auch dabei gewesen, als man den Sarg in das Grab senkte, und das Kind es lächelnd den Anderen nachthat und eine Erdscholle hinabwarf, die ihm der Fremde in das Händchen gegeben. Dann faßte er dieß Händchen und führte das Kind zu dem Wagen, der an der Friedhofspforte wartete. Es klatschte in die Hände und jauchzte vor Vergnügen, als die Pferde dahineilten. Dann erinnerte es sich plötzlich an Kyon, der auf dem Friedhof zurückgeblieben war, und begann nach ihm zu rufen und zu weinen, worauf der Mann im Wagen sogleich umkehren ließ. Kyon lag bei dem Grabe und winselte. Er war nicht wegzubringen. Der Fremde gab dem Todtengräber den Auftrag, einige Arbeiter aufzusuchen und den Hund gewaltsam nach seinem Landhause in Ingouville zu bringen. Man brachte ihn wohl hinauf, aber er sprang sofort aus der Balkonthüre in den Garten hinab und wurde als toll auf dem Grabe seiner Herrin erschossen.

(Fortsetzung Seite 595.)

Meine erste und meine letzte Wolfsjagd.

Von

W. von Dünheim.

Mit Bildern von Carl Rochlin.

II.*)

Nicht minder drollig und unabsichtlich als meine erste geschah auch meine letzte Wolfsjagd. Doch davon später. Inzwischen hatte ich noch mancherlei andere Wolfsabenteuer, bei denen jedoch fast immer die Hauptperson, nämlich Freund Isegrim selber, fehlte. Dieser steht eben so sehr im Verruf, daß Märchen in Hülle und Fülle über ihn verbreitet werden, die sich — wie es bei Märchen der Fall zu sein pflegt — historisch aus einem Körnchen Wahrheit entwickeln. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen, und einen besiegten Feind schont das Menschengeschlecht am allerwenigsten. Es läßt der Gewaltthat gern den bösen Leumund folgen. Das Schicksal, hievon betroffen zu werden, theilt der Wolf mit der Hyäne, dem furchtsamen Wüstenbewohner, der, wie der Geier, wachsam und fleißig den wichtigen Dienst der Sanitätspolizei unter dem Himmel der heißen Zone versieht. Ein Steinwurf verscheucht ein ganzes Rudel Hyänen und dennoch ist dieses Thier zum Verbrecher wildester Art, ja sogar zum Leichenräuber gestempelt worden.

Daß der Wolf nur von edlem Wild oder von den werthvolleren Hausthieren lebe und gerade darum so schädlich sei, gehört zu den viel verbreiteten, aber dennoch falschen Anklagen. Er ist im Gegentheil durchaus kein Kostverächter und hält sich, wenn er nicht gerade bessere Beute findet, auch an Geflügel, an Vögel, die auf dem Boden nisten, selbst an Frösche, Mäuse und mehr dergleichen Gezücht. Freilich steht der Nutzen, den er hiebei, ähnlich wie sein Vetter Reinecke thut, mit dem Schaden in keinem Verhältniß, den er anrichten kann, wenn er einmal die Gelegenheit dazu findet. Brehm gibt in seinem „Thierleben“**) mehrere interessante Zahlen. In der russischen Provinz Livland vernichteten die Wölfe im Jahre 1823 allein 15,182 Schafe, 1807 Rinder, 1841 Pferde, 3270 Lämmer und Ziegen, 4190 Schweine, 703 Hunde, 1873 Gänse und Hühner, gewiß eine stattliche Heerde. Und diese Summe enthält allein dasjenige, was zur Kenntniß der Behörden kam. Wie mancher Verlust armer Leute mag unangemeldet geblieben sein! Im Großherzogthum Posen fielen Anno 1820 noch 19 Erwachsene und Kinder den Wölfen zum Opfer. Daher auch der unerbittliche Ausrottungskrieg in allen kultivirten Ländern. Das Jahr vorher — 1819 — waren im preußischen Staate noch 1080 Stück geschossen worden, während es heute schon eine Seltenheit ist, die durch alle Zeitungen läuft, wenn canis lupus irgendwo im Reiche betroffen und erlegt wird. Auf der Eifel und in den Vogesen kommt er noch vor. Im ganzen Westeuropa hat er sich in die unzugänglichsten Gebirge zurückgezogen. Enge Waldschluchten bilden dort sein Hauptquartier. Ferner bewohnt er die trockenen Stellen in öden Brüchen mit Vorliebe, hin und wieder sogar Erdlöcher, alte Baue, welche Fuchs und Dachs ihm geräumt haben oder ihm unfreiwillig räumen mußten.

Der gemeinsame Feind, gegen den in alten Zeiten eine förmliche Aufgebotspflicht existirte, ist Isegrim bei uns schon lange nicht mehr. Diese Pflicht indessen spukt von Zeit zu Zeit noch immer in den Köpfen unserer guten Pfahlbürger. Mehr als einmal habe ich es in meiner langen Landwirthscarrière erlebt, daß Gevatter Schneider und Handschuhmacher, sowie die brave Schützengilde der Kleinstadt wider den grimmen Wolf auszog, um vor einem Hunde oder vor einem Jungen, der unvorsichtig im Busche raschelte, einen wenig geordneten Rückzug anzutreten. Abends betrank man sich natürlich feierlich auf gemeinsamem Lorbeerlager.

Bei der Aehnlichkeit der Wolfs- und der Hundespur kann eine Verwechslung leicht vorkommen. Die Unterschiede sind indessen deutlich vorhanden und der Irrthum rührt nur daher, daß die Wolfsspur eine allzu große Seltenheit geworden ist, um jedem Waidmanne hinlänglich bekannt zu sein. Heinrich Wilhelm Döbel's „Eröffnete Jäger-Practica, oder der wohlgeübte und erfahrene Jäger, darinnen eine vollständige Anweisung zur gantzen hohen und niedren Jagdwissenschaft in III Theilen enthalten — Alles aus vieljähriger eigener Praxi gründlich und deutlich gezeiget“ — beschäftigt sich eingehend damit. Im Jahre des Heils 1746, da sie „mit vielen Kupffern und Grundrissen und einer Vorrede des Königlich Preußischen Geheimen-Raths und Cantzlers der Universität Halle, Reichs-Freyherrn von Wolff“ erschien, war Freund Isegrim in Norddeutschland noch kein seltener Gast. Sie sagt:

„Der Wolf! der Wolf!“

„An der Fehrte den Wolff gegen einen starken Bauern-Hund zu unterscheiden, hat man diese Merkmahle: Der Wolff schnüret accurat hinter einander, die Fehrten stehen gerade und trabet er gleich mit den Hinterklauen accurat in einander, daß ein Tritt in den andern kommt. So zwinget er auch die zwey mittleren Klauen besser zusammen und zeiget auch die Nägel in der Fehrte sichtbarer als der Hund. Die Fehrte ist auch länglichter und schmähler zusammen. Die Ballen sind auch länger und vorwärts schmäler heraus, nicht so kurtz und breit wie beim Hunde. Auch schreitet der Wolff weiter, denn der Hund, welches macht, daß er allemal trabet. Es traben die Wölffe auch gern einer in des andern Fehrten zuweilen eine ganze Ecke fort, daß man denken sollte, es wäre nur einer. Und hat sich ein junger Weidmann wohl in Acht zu nehmen, und vorbemerkte Zeichen zu imprimiren, indem sonst leicht geschehen kan, daß ein Hund vor einen Wolff angesprochen werde.“

Daß mir das Letzte einmal passirt ist, trotzdem ich einen enragirten Nimrod in tadellosem grünem Rocke, mit gestickter, raffinirt unpraktisch eingerichteter, aber sehr eleganter Jagdtasche und mit einer wundervollen englischen Büchsflinte neben mir hatte, glaube ich bestimmt. Er schritt in hochfeinen Verdeckleder-Jagdstiefeln an meiner Seite und belehrte mich fortwährend, aber ich fürchte trotzdem, wir haben nur seinen eigenen Hofhund verfolgt.

Ich befand mich wieder an der Grenze, und mit mir der Kreistaxator, Doktor N....., ein unverbesserliches Kneipgenie, das voll der tollsten Flausen steckte. Unsere gemeinsamen Amtsreisen waren für den Doktor stets die erwünschte Gelegenheit zu fidelen Abenden, bei welchen der ostpreußische Maitrank, alias Grog, nicht geschont wurde. Trotz mancherlei Umständen, die er mir verursachte, hatte ich ihn doch immer gern; denn er war der amüsanteste Reisegesellschafter und sein Humor geradezu unverwüstlich. Ihn habe ich auch im Verdacht, daß er der intellektuelle Urheber der Wolfsjagd war, von der ich nun erzählen will.

Das Gut, auf welchem wir zu thun hatten, stieß unmittelbar an ein kleines, erbärmliches Judennest, das sich prahlerisch genug „Stadt“ nannte, trotzdem es ungepflasterte Straßen und kein einziges anständiges Haus hatte.

Da wir, ehe wir unsere Arbeiten beginnen konnten, noch den Kreisgerichtsrath abwarten mußten, so gingen wir in's Wirthshaus, wo bei trübem Lampenschein die Kannegießer Kriegsrath hielten. N..... wußte seine Leute stets zu finden und fischte auch hier gar bald einen verarmten polnischen Adeligen auf, der in der russischen Armee gedient hatte. Es dauerte keine zehn Minuten, da starteten die beiden edlen Seelen zu einer steeple-chase im Lügen. N..... war niemals Soldat gewesen, nicht einmal Einjähriger, behauptete aber dennoch, unter Diebitsch den Balkanübergang mitgemacht zu haben, den er mit den schreiendsten Details schilderte. Der Pole bestätigte Alles, was er erzählte, und N..... wieder sekundirte Jenem auf's Bravste, sobald dessen Abenteuer an die Reihe kamen. Sie überboten Einer den Andern, und die Pfahlbürger sperrten Mund und Nase auf. Das ging ja noch über die Weinreisenden, die gelegentlich hier durchkamen.

Plötzlich sprang der Doktor, eine kleine, kugelrunde Figur, auf und machte einen Versuch, vom Stuhle aus dem baumlangen Polacken um den Hals zu fallen. „Herzensbrüderchen, kennst Du mich denn nicht mehr?“ rief er. „Wir haben ja doch zusammen beim T.....'schen Regiment gestanden. Bist Du denn blind, alter Kriegskamerad?“ Diese Frechheit war mir doch zu arg, aber der Pole hatte sich schon so festgelogen, daß er glaubte, nicht mehr rückwärts zu können. Er sah meinen Doktor eine halbe Minute lang starr an, und dann erfolgte eine für mich urkomische, für den Nichteingeweihten aber gewiß höchst rührende Erkennungsszene. Die alten Feldzugsgenossen von Adrianopel sanken einander in die Arme, während ich vor unterdrücktem Lachen beinahe erstickte. Gewiß lebt die Kunde von diesem wunderbaren Wiederfinden noch heute in der Tradition des Städtchens weiter; denn damals fielen die Spießer vor Staunen fast von den Stühlen.

Um das Kleeblatt vollständig zu machen, kam unser Nimrod im Jagdfrack, ein junger Baron aus der Nachbarschaft, vom Anstande heimkehrend, dazu. N.....'s Vorrath an

Die Fährte.

*) I. siehe Nro. 10, S. 191 und Nro. 11, S. 215.

**) A. E. Brehm, illustrirtes Thierleben, eine allgemeine Kunde des Thierreichs. Hildburghausen 1864 — ein treffliches Werk.

Kriegserlebnissen begann sich zu erschöpfen, und geschickt brachte er die Rede auf Jagdgeschichten, ein Thema, welches mich veranlaßte, das Weite zu suchen.

Ich hatte schon ein paar Stunden geschlafen, als ich plötzlich N..... an's Fenster klopfen und mit heiserer Stimme rufen hörte: „Amtmann, stehen Sie auf; er ist da!"

„Der Kreisgerichtsrath?" rief ich verschlafen.

„Nein, der Wolf."

„Sagen Sie ihm, daß er sich auf's Sopha legen soll."

„Da zerkratzt er ja den Bezug," lachte N.....

„Er wird doch nicht?"

Des Doktors unbändige Heiterkeit über die Begriffsverwirrung, die ich schlaftrunken anstellte, machte mich endlich munter und irgend eine thörichte Anwandlung bewog mich zum Ankleiden. Ja, ich ging sogar hinaus.

Schon gegen Abend war eine Neue gefallen; der Mond schien hell und lichtete die Nacht zum Tage.

„Kommen Sie doch nur, Amtmann; hier ganz nahe ist die Wolfsfährte deutlich zu sehen. Wir sind für morgen vom Baron zur Wolfsjagd geladen."

„Ist der Pole auch von der Partie?"

„Natürlich keinen Schritt mehr ohne meinen wiedergefundenen Kriegskameraden."

N..... hatte sich zum Ueberfluß eine Laterne besorgt und beleuchtete ganz unnöthigerweise die ohnehin erkennbare Fährte, die einer Wolfsspur allerdings sehr ähnlich sah. Er that dabei so wichtig, als habe er den Wolf schon bei der Ruthe, und trommelte hinterdrein noch den halben Ort aus dem Schlafe.

Am andern Morgen in voller Frühe lärmte der junge Baron schon mit einem ungeheuren Jagdapparat durch den Ort und Alles war in Aufruhr. Ich hatte nach der nächtlichen Promenade nicht mehr schlafen können, und es war mir dabei eingefallen, daß der Baron, als er Abends in's Wirthshaus trat, von seinem Kutscher eine Meldung erhielt, der Hund habe sich losgemacht und sei nach Hause gelaufen. Nun glaubte ich mir die Wolfsfährte zu erklären, aber ich sagte mir, namentlich im Hinblick auf die

Ein Weib war heulend zum Schmied gekommen.

Portweinbatterieen im Jagdwagen des Barons, daß jeglicher Widerspruch zwiefach vergeblich sein würde. Die Wolfsjagd ließ sich nicht mehr aufhalten.

Wir zogen also aus.

Am Ende des Oertchens lag ein vereinsamter Schlächterladen, bei dem die Spur unsicher wurde und vielfach hin und her irrte. Alle Welt that aber, als ob der Wolf das einzige Thier auf dem Erdenrund sei, das sich für einen Schlächterladen interessiren könnte. Dann führte uns die Spur zum Dorfe hinaus, einen Weg entlang, den der Wolf für gewöhnlich nicht dahintrabt, endlich um eine Höhe herum und nun in gerader Direktion gegen das Gut des Barons. Augenscheinlich hatte Pseudo-Isegrim, durch die Wohlgerüche aus dem Schlächterhause verführt, die rechte Witterung verloren und sie erst nach geraumer Zeit wiedergefunden. Mir wurde Alles klar, aber der Baron hatte von Schlag zu Schlag immer mehr untrügliche Zeichen, und da jeder Kriegsrath von einer frischen Flasche Portwein begleitet wurde, fand er jedesmal enthusiastische Zustimmung. Ich glaube, der Gute wußte selbst nicht, wo er war, da wir Neu-Jerusalem an einer andern Seite verlassen hatten, als er es für gewöhnlich that. Ich erinnere mich noch seines verdutzten Gesichts, wie wir, der Fährte folgend, aus einer kleinen Tannenschonung heraustraten, und er nun sein eigenes Gut unerwartet vor sich liegen sah. Auch ihm dämmerte jetzt wohl eine Ahnung, weß Geistes Kind sein Wolf sei. Aber er gewann seine Fassung wieder, that, als sei der Zufall, daß die Wolfsspur seinem Hause so nahe kam, ein sehr glücklicher, und lud uns zu einem einfachen improvisirten Gabelfrühstück. Natürlich war dieß „improvisirte" Gabelfrühstück ein von langer Hand vorbereiteter Coup, um der Jagd erhöhten Glanz zu geben. Jagdfrühstücke nimmt man in meiner Heimat stets ernst, und als wir wieder aufbrachen, befanden wir uns insgesammt in jener fragwürdigen Stimmung, in der man im Nothfalle einen Maulwurf für ein Nilpferd anspricht und den Sperling nicht mehr mit völliger Sicherheit von einem Heuschober zu scheiden vermag.

An der Stelle, an welcher wir die Fährte verlassen, lag sehr wenig Schnee, und nur des Barons scharfes Waidmannsauge entdeckte gerade hier noch andere Spuren. Es war also sicher, daß sich eine ganze Rotte Wölfe an diesem Punkte zusammengefunden, und unser Nimrod entsann sich auch, sie nächtens heulen gehört zu haben. Kinder und Be-

Die bewaffneten Arbeiter und Knechte.

Mein treuer „Wolf“ sprang mir an den Schultern empor.

trunkene haben Glück. Die erste Spur, die nach dem Gutshofe ging, erklärte er für eine zufällig die Wolfsfährte kreuzende Hundespur, und es fand sich wirklich noch eine frische Fährte, die in's Holz zurückführte. Ihr folgten wir in unbeabsichtigten Schlangenwindungen, so gut es glücken wollte. Unterwegs ging dem Doktor die Flinte los und die Rehposten fuhren dem Baron durch die Hutkrempe. Dieser wieder erlegte seines eigenen Försters Finder als Fuchs; der dicke Bürgermeister von Neu-Jerusalem fiel bis an die Hüften in ein leicht gefrorenes Bruch und mußte mit Hebezeug und Stangen wieder emporgehißt werden. Der Jagdwagen fuhr in ein Achtel Holz, brach die Deichsel und warf um; kurz, es fehlte nicht an kleinen Divertissements. Für mich war es am drolligsten zu sehen, wie N..... und der Pole im bösen Gewissen ihrer bei hellem lichtem Tage kaum aufrecht zu erhaltenden Verbrüderung von Adrianopel heut geflissentlich einander mieden. Sie hätten sich sonst auch angelacht wie die römischen Auguren. — Als endlich die Wolfsspur über den Grenzfluß in's Polnische führte, da feierte der Baron den glänzendsten Waidmannstriumph; denn jetzt schwiegen die letzten Zweifler. Wie sollte wohl ein ehrlicher Hofhund dazu kommen, sich von aller politischen Geographie loszusagen und über den halbgefrorenen Fluß in fremde Länder zu streifen. Ich hatte mehrfach in der Nähe der Wolfsfährte eine verdächtige Stiefelspur gesehen; indessen, es gingen die Holzschläger überall durch den Wald, ein triftiger Einwand ließ sich gar nicht erheben. Es blieb übrigens auch keine Zeit dazu; denn der Baron hatte uns bereits zum Souper geladen und Alles kehrte um, höchst befriedigt von der schönen „Wolfsjagd“. Bald empfing uns die Baronin, eine sehr poetische Dame, ehemalige Gouvernante, auf der Freitreppe mit der Zueignung aus Faust: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten, die früh sich schon ...“ u. s. w. und ein wahrhaft sarmatischer Jägdschmaus begann.

Wolfsjägern kann man ein paar rauhe Sitten schon zugute halten. Vom Nachhausefahren habe ich nur noch eine dunkle Erinnerung. Am andern Morgen aber wurde mir klar, daß wir einen Wolf hatten erjagen wollen, statt dessen aber einen gewaltigen Affen nach Hause brachten, und daß dieser sich gegen Morgen zu einem wilden Kater der boshaftesten Art umwandelte. Der Doktor trieb sich nach der Jagd noch die halbe Nacht herum. Wo er gesteckt, weiß ich nicht, aber des andern Mittags erzählte er, es sei ihm noch ein Knecht des Barons begegnet, der den großen Wolfshund am Strick hinter sich führte. Auf die Frage, wo er herkäme, hätte ihm der geantwortet: „Je Herr, ick hebb' jo hud' Na-middag den Wulf makt.“ Der Doktor ist leider eine zu unzuverlässige Quelle, um diese Anekdote ohne Weiteres auf Treu' und Glauben hinnehmen zu können. Die Lösung des Räthsels wäre dann freilich sehr einfach. —

Ich selbst besaß übrigens damals einen Wolfshund, der dem des Barons sehr ähnlich sah und der auch ein ähnliches Abenteuer veranlaßte. Aus einiger Entfernung konnte man ihn leicht für Vetter Isegrimm halten. Namentlich hatte er denselben Gang, wie jener, von dem Döbel's Jäger-Practica sagt: „und geht fast so schlumpicht, als wenn er Creutzlahm wäre.“

„Wolf“, so hieß er noch dazu, war ein vortrefflicher Hund, stark, wachsam und treu. Auf seine alten Tage aber gewöhnte er sich das Herumtreiben an. Er blieb erst vorübergehend, dann endlich ganz fort, und ich glaubte schon, er sei irgendwo auf einer benachbarten Jagd erschossen worden. Im Sommer, nachdem er verschwunden, meldete mir mein Jäger, er habe „den Wolf“, d. h. meinen Hund, im Felde gesehen. Sogleich ging ich mit ihm nach der bezeichneten Richtung fort, ließ ihn aber das Gewehr mitnehmen, um, wenn es ein fremder Köter war, der auf meiner Jagd jagte, Revanche zu nehmen. Es fiel mir gar nicht auf, daß ein paar halbgewachsene Dirnen, die in der Nähe gestanden, mit einander tuschelten, sich anstießen und dann spornstreichs in's Dorf rannten. Erst später sollte ich mich dessen wieder entsinnen. Damals kehrten wir bald unverrichteter Sache heim und ich hatte diesen kleinen Vorfall längst vergessen, als ich unter meinen Leuten wieder von Wölfen reden hörte.

In der Nachbarschaft sollten dieselben alles mögliche Unheil angerichtet, ja sogar Nachts auf offener Landstraße eine Frau zerrissen haben. Seit Jahren hatte sich bei uns kein Wolf mehr sehen lassen und ich achtete gar nicht darauf, bis eines schönen hellen Nachmittags der Junge, der die Schafe meiner Instleute hütete, mit vollem Halloh und dem Rufe: „Der Wolf, der Wolf!“ auf den Hof kam, Hund und Heerde im wilden Jagen hinterdrein. Anfangs war aus dem Jungen nichts herauszubringen, bis ich ihn gehörig anfuhr und ihn so zum Reden brachte. Der Wolf — jedenfalls derselbe, der schon das erste Unglück angerichtet haben sollte — hatte auch ihn angefallen, verfolgt, und er sich nur mit Mühe gerettet. Noch zitterte er am ganzen Leibe. Ich trieb ihm die Wolfsflausen gründlich aus und schickte ihn wieder auf's Feld. Daß ein paar Hämmel an der wilden Jagd zu Grunde gingen, ist selbstverständlich, und jeder Landwirth wird meinen Aerger gerechtfertigt finden.

Aber die Wolfsmärchen lagen nun einmal in der Luft. Wie ich in der nächsten Woche, Geschäfte halber, nach unserem Kreisstädtchen fuhr, fand ich ganz Krähwinkel auf den Beinen. Der Magistratsdiener, total betrunken, wie bei allen festlichen Gelegenheiten, läutete durch die Straßen und verlas eine Aufforderung der hochwohlweisen Stadtväter, wonach alle Jäger und Besitzer von Jagdgewehren sich andern Tags am Thore einfinden sollten, um unter Leitung des städtischen Försters an einer allgemeinen Wolfsjagd theilzunehmen. Das schändliche Raubthier, das in der letzten Zeit so viel Unheil angerichtet, sollte nun endlich aus dem Wege geräumt werden.

Ich ritt natürlich auch hin und hätte wohl Maler sein mögen, um diesen „Aufbruch zur Jagd“ zu verewigen. Man sah köstliche Bilder dabei, so den Stadtmusikus mit dem Schreiblehrer und einem Schneidermeister, welche alle Drei gemeinsam eine Flinte besaßen und sie abwechselnd trugen. Dabei zankten sie fortwährend, weil ein Jeder seines theuren Lebens halber das Mordgewehr eine Weile länger behalten wollte.

Natürlich wurde der Wolf gesehen, wenn auch nicht geschossen. Er war ganz plötzlich aus einem Busch gekommen, hatte zwei Rathsherren respektlos über den Haufen gerannt und war dann im Dickicht verschwunden. Alles kam aber so schnell, daß an Schießen gar nicht zu denken gewesen.

Als ich heim ritt, fand ich zu meinem Staunen die Leute nicht auf dem Felde und erfuhr, auch hier habe der Wolf sich wieder gezeigt. Ein Weib aus dem Dorfe war heulend zum Schmied gekommen, der Wolf sei da und habe ihrem Jungen das Brod gefressen. Förster und Jäger waren nicht daheim. Alles Uebrige zog aber sofort aus und gegen den Busch, in welchem das Ungethüm noch sitzen sollte. Im hellen Aerger über diesen Unfug ritt ich auf den Hof, gab mein Pferd ab und ging durch den Garten, der Wolfsjagd nach. Der Anblick, der sich mir bot, als ich das Dorf verließ, war aber so lächerlich, daß ich beim besten Willen nicht mehr böse sein konnte. Meine Arbeiter und Knechte umstellten, bewaffnet mit allen möglichen Instrumenten wie der Landsturm von Schöppenstedt, auf das Allervorsichtigste den Feldbusch, und mein Kämmerer, der einmal bei der Garde gestanden hatte und den Ruf eines tapferen Mannes aufrecht erhalten wollte, näherte sich, von den Muthigsten begleitet, der verhängnißvollen Stelle. Dabei trug er seine verrostete Steinschloßflinte, die noch aus der Franzosenzeit stammte, so vorsichtig wie eine gefüllte Punschbowle vor sich her. Ich blieb stehen und sah mit Spannung zu, was daraus werden sollte.

„Herr Gott, Amtmann,“ hörte ich in diesem Augenblick den Doktor hinter mir, der von der Stadtjagd aus noch einen Abstecher zu mir machte, „wieder auf der Wolfsjagd; wissen Sie noch — damals?“

„Zum Teufel ja,“ entgegnete ich mit Betonung, bedeutete ihn aber dann, sich still zu halten.

Der Wolf hielt es nämlich in demselben Augenblick für gerathen, den Anstalten seiner Gegner aus dem Wege zu gehen. Er regte sich im Busch und drückte sich dann auf der Rückseite, um drüben einen flachen Hang hinaufzulaufen.

Allgemeines Kriegsgeschrei begleitete ihn, mir aber fiel es wie Schuppen von den Augen.

„Wolf!“ rief ich, „Wolf!“ und ließ den wohlbekannten Pfiff erschallen. Wahrhaftig, er stutzte, sah sich um und wedelte mit der Ruthe, was canis lupus nicht zu thun pflegt. Nun wurde mir Alles klar. Ich selbst hatte den ganzen Wolfsskandal veranlaßt und zwar durch mein unvorsichtiges Gespräch mit dem Jäger. Ich pfiff und rief noch einmal. Das wilde Raubthier kehrte um und kam auf mich zu, während ihm seine bis an die Zähne bewaffneten Verfolger ängstlich Platz machten.

Im nächsten Augenblick sprang mir „Wolf“, das alte, treue, so arg verleumdete Vieh, an den Schultern empor — zum sprachlosen Entsetzen meiner Leute, die das Alles für Hexerei hielten. Nur der Doktor hatte Courage, da mein Hals jedenfalls mehr in Gefahr war, als der seine, und blieb neben mir stehen.

Das war meine letzte Wolfsjagd.

Für unsere Kleinen.

Mit Bildern von Julius Adam.

(Siehe Seite 588 u. 589.)

I.

Der gute Phylax.

Fritz.

Phylax, halte jetzt dich still,
Laß mich auf dir sitzen,
Bist mein stolzes Reiterpferd,
Wirst die Ohren spitzen.

Hannchen.

Geh', du guter, alter Freund,
Will an dich mich schmiegen.

Linchen.

Nimm das gute Brödlein da,
Sollst das Beste kriegen.

*

Phylax schaut zufrieden drein,
Fügt sich gerne Allen.
Liebevoll behandelt sein,
Mag auch ihm gefallen.

II.

Seifenblasen.

Karl.

Schau' nur her, lieb Schwesterlein,
Schau' mein Kunststück an,
Blas' ich da in's Rohr hinein,
Was ich machen kann!

Annchen.

Besser noch hab' ich's gemacht,
Schau', wie groß, wie schön,
Habt ihr solche Farbenpracht
Jemals schon geseh'n?

Blau und gelb und roth und grün!
Gretchen, sieh' doch zu!
Weh! Nun ist die Pracht dahin;
Dumme Blase du!

*

Seifenblasen sind es bloß,
Lauter eitler Schein,
Wollen wir doch, Klein und Groß,
Stets betrogen sein.

Notre Dame des Flots.

(Fortsetzung und Schluß von S. 591.)

Das Kind ward kurz darnach in ein ausgezeichnetes Pensionat in Paris aufgenommen und dafelbst auf Kosten seines Adoptivvaters, des Herrn Dumont, erzogen. Dieser ließ sich über das Gedeihen des kleinen Pfleglings oft und eingehend Bericht erstatten, allein er selbst kam nie nach Paris. Er hatte seine Besitzungen verkauft und sich in seinem Heimatsorte in der Provence niedergelassen. Nach einigen Jahren übernahm nach seiner Anordnung ein vornehmes Mädchenpensionat sein Adoptivkind zur Erziehung. Bald darauf kam die Nachricht von seinem plötzlichen Tode und sein Testament, demzufolge nach Abzug einiger Legate sein gesammtes Vermögen an seine Adoptivtochter, das Fräulein von Mersay, zu fallen habe.

Die reiche Erbin war bald viel umworben, wenn sie mit einer ihrer Freundinnen in deren Familie erschien. Ihre Schönheit zog aller Blicke auf sich, und ihr alter Name machte ihr die strengen Kreise des aristokratischen Faubourg zugänglich, ja, man bemühte sich sichtlich, sie dort festzubannen. Um ihre Millionen und über ihre Eltern hatte sich eine ganze Sage gebildet. Derselben zufolge hatte sich ihr Vater, Arthur von Mersay, selbst getödtet, weil seine Frau, die er wahnsinnig geliebt, verschwenderisch und leichtlebig gewesen war; es sei schade um den tüchtigen, schönen jungen Mann, der ohne jenes Weib eine große Zukunft gehabt hätte. Diese Geschichte war bald in Aller Munde in der Welt und im Pensionate. Dort hat sich auch das Fräulein von Mersay dieselbe erzählen lassen müssen. Sie wußte sich an nichts mehr von diesen Dingen und aus ihrer Kindheit zu erinnern, aber seit jener Stunde hat sie ihres armen Vaters oft gedacht.

Jetzt ist sie eine große Dame in Paris, deren Schönheit Aller Augen auf sich zieht, von deren geschmackvollem Aufwand geredet und geschrieben wird, deren ährenfarbige Haarfülle man einzig und unvergleichlich schön findet. Am reizendsten aber — behauptet alle Welt — ist sie anzusehen, wenn sie lächelt. Es ist etwas wunderbar Holdes, unsäglich Weiches in diesem Lächeln. Aber keiner weiß es und sie selbst nicht, wie kostbar dieß Lächeln ist. Das könnte nur Eine wissen, und Die würde bei dessen Anblick meinen, es sei noch zu wenig gewesen, um was es erkauft worden.

Aber sie sieht jenes Lächeln nicht. Sie schläft irgendwo auf dem Friedhofe von Hâvre — man weiß es nicht wo. Es ist schon manches Jahr her seit dem Tode Dumont's, der keinen Stein über das Grab setzen, sondern Rosen darauf pflegen ließ, wie auf jenem Hügel des provençalischen Dorffriedhofes. Seither aber hat kein Mensch darnach gefragt, und darum ist der Grabhügel ganz verfallen. Vielleicht ist die Tochter lächelnd darüber hingeschritten, als sie mit ihrem Gemahl auf der Hochzeitsreise auch nach Hâvre kam, um zu dem prunkenden Marmordenkmal zu wallfahrten, das sie auf ihres Vaters Grab hatte errichten lassen. In Notre Dame des Flots auf dem Cap hat sie an demselben Tage neugierig und verwundert den reichen Haarschmuck betrachtet, der, ihrem eigenen gleichfarbig, in dem ärmlichen Holzrahmen an der Wand hing. Ein seltsam banges Gefühl überkam sie, da sie nachsann, welchem Weibe wohl jene Flechten einst gehört haben mochten, und was sie bewegen konnte, einen solchen herrlichen Schatz zu opfern. Sie griff ängstlich nach ihrem Kopfe und ging eilig hinaus. Es war ihr auf einmal unheimlich in der Kirche geworden. Ihr Mann und die Freunde, die mitgekommen waren, trieben allerlei Scherze, aber sie hat an jenem Tage nicht mehr lächeln können — sie wußte nicht warum. —

Der Holzrahmen hat seither klaffende Sprünge bekommen, der Anstrich löst sich ab, der Staub dringt unter das Glas, und als ich das letzte Mal in dem Kirchlein stand, waren die Haare schon leise verblichen. Man wird wohl das Votiv bald herabnehmen, damit Raum werde für neue — die Wände sind zu klein für Alle, die da kummervoll und beladen sind.

So endet der romantische Traum eines armen Herzens, traurig wohl — aber wie viel von der Menschen liebsten Träumen geht auf dieser Welt in Freude und Lust zu Ende? ... Nicht Alle können heil und glücklich landen, zumal nicht Die, die da weichen Herzens sind und opferbereit für die Anderen beim Schiffbruch sich den Wellen preisgeben. Es versinken so Viele in den Wogen des Meeres und des Lebens.

Darum blickt auch Unsere liebe Frau dort oben in dem Kapkirchlein so schmerzlich nieder, so unsäglich wehe.

Maria Stuart und Riccio.

(Hiezu das Bild S. 585.)

„Die Du den Sänger Riccio begünstigt", läßt Schiller den Mortimer sagen und schleudert damit auf die Königin den Vorwurf eines geheimen Liebeseinverständnisses mit dem Italiener, das die Geschichte indeß bis heute nicht zur Evidenz nachweisen konnte. Der amerikanische Maler David Neal hat in seinem Gemälde, das er zu München unter den Augen Piloty's schuf und das ihm rasch einen bekannten Namen machte, den Moment der ersten Begegnung der Königin mit ihrem späteren Liebling dargestellt. Die Königin, begleitet von ihren Damen und Hofherren, schreitet die große Treppe des Palastes von Holyrood herab, während am Fuße derselben der Italiener, des Wartens müde, neben seiner Laute eingeschlummert ist. Es war ein entscheidender Wendepunkt in ihrem Leben. Denn wenn Riccio auch nicht der Günstling ihres Herzens geworden — dafür schildern ihn die Zeitgenossen zu wenig hübsch — so hat er sie doch lange durch seinen Geist und seine Gewandtheit beherrscht. „Riccio," sagt der neueste Biograph Maria Stuart's, „war ein gewandter, nicht unbegabter Mensch von unansehnlichem, fast unschönem Aeußern, der als Kammerdiener oder Sekretär des savoyischen Gesandten, Grafen Moreta, nach Schottland gekommen und hauptsächlich seiner musikalischen Fertigkeit wegen in Maria Stuart's Dienste aufgenommen wurde. Riccio stand im Solde des Papstes und mit den katholischen Mächten in direkten Beziehungen. Maria fand bald einen derartigen Geschmack an seiner Unterhaltung und seinem Umgang, daß sie ihm, da er auch gut französisch sprach, im Jahre 1564 die Stelle ihres Privatsekretärs und damit die Führung ihrer auswärtigen Korrespondenz übertrug. Als sie sich von seiner Brauchbarkeit überzeugt hatte, behandelte sie ihn mit größter Vertraulichkeit. Er war der stete Theilhaber an den kleinen Abendcirkeln, die in dem Palaste stattfanden." Hier war es auch, wo ihn Darnley, der Gemahl der Maria, durch seine Verschworenen vor den Augen der Königin ermorden ließ, von wo er nach eben der Treppe geschleppt wurde, an der sie ihn nach unserem Bilde zuerst gesehen. Hier erlag er mehr denn fünfzig Stichen. Die Eifersucht Darnley's auf seinen Einfluß, dem er die Hinderung seiner Krönung zuschrieb, war sein Tod. Den Vorwurf, er habe seine Ehe entehrt, hat Darnley selbst später wieder zurückgenommen.

Streitfragen und Historien.

Feuilletons

von

Karl Emil Franzos.

VI.

Der Juden-Papst.

Wer im Herbste, kurz vor dem jüdischen „Versöhnungstage", eine der Heerstraßen des österreichischen Ostens oder seiner Grenzländer passirt, kann sonderbaren Wanderzügen begegnen. In dichten Schaaren zieht das Volk Gottes daher, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Kranke und Gesunde, Reiche und Arme, Alle mit vielem Gepäck beladen. Und wer etwa am Vortage des Festes auf der Bahn von Lemberg nach Czernowitz fährt, der kann die riesige Anzahl der Waggons dritter Klasse bewundern, welche die Lokomotive da ausnahmsweise zu befördern hat, und noch mehr die P. T. Reisenden, welche diese Waggons füllen. Es ist schier, als hätte sich die ganze Judenschaft Galiziens aufgemacht, um ihren Auszug in's Land der Väter zu halten. Denn an jeder Station ist der Perron dicht gefüllt von neuen Reisenden, an jeder Station erneut sich unter schrillen Wehe- und drastischen Schimpflauten das Schauspiel des überhastigen Einsteigens. Doch sind nicht die Ufer des Jordans das Ziel der Reise, sondern die des Pruth, denn unmittelbar bevor der Schienenstrang diesen Fluß überbrückt, bei der Haltestelle „Sadagóra", entleeren die Waggons ihren langnasigen, langröckigen, langgelockten Inhalt. Und nach demselben kleinen, armseligen Städtchen ziehen auch die Karawanen zu Wagen und zu Fuß. Es häuft sich da oft eine unglaublich große Menschenzahl zusammen.

Wozu? Und warum just an diesem Tage, den sonst jeder Jude in zerknirschtem Gebet in der Synagoge seines Ortes zubringt? Und warum just in diesem erbärmlichen Neste? Denn Sadagóra gehört zu den traurigsten Kothstädtchen der „großen Ebene" und ist vielleicht das schmutzigste. Die Bewohner sind mit Ausnahme der Beamten und des Gutsherrn durchweg orthodoxe Juden, die ein beschauliches Müßiggängerleben führen. Wen Gott liebt, dem gibt er's im Schlafen. Die Leute von Sadagóra haben keine Arbeit nöthig, nicht einmal den Wucher, denn sie sind so glücklich, einen Geldmagnet in ihrer Mitte zu haben, der nicht nur sehr viel anzieht, sondern auch so gnädig ist, für die Anderen etwas abfallen zu lassen. Das ist Abraham Jakob Friedmann, der Wunderrabbi von Sadagóra, das verehrteste Haupt der Chassidim.

Die Chassidim sind die zahlreichste Sekte des Judenthums, etwa drei Viertheile der jüdischen Bewohnerschaft Galiziens, Rumäniens und Rußlands dürften ihr zugehören. Es ist hier nicht der Ort, die — nebenbei bemerkt — überaus interessante Geschichte dieser Sekte zu skizziren, auf ihren Zusammenhang mit den „Sabbathianern" und „Frankisten" hinzuweisen und den Beweis zu führen, daß sie nur der oberflächlichen Auffassung der Kabbala ihren Ursprung verdankt. Auch über das Wesen der Sekte sei hier nur kurz erwähnt, daß der Chassid der „Mucker" des Judenthums ist, ein mystischer Gefühlsschwelger, Asceticer und Genußmensch zugleich. Er legt sich zu gewissen Zeiten des Jahres harte Entbehrungen auf und entschädigt sich dann dafür durch widerliche Orgien. Er hält sich für den Begnadeten unter seinen Glaubensgenossen, seiner harren schon jetzt im Jenseits besondere Genüsse, die rechte Freude wird aber erst angehen, nachdem der Messias gekommen. Diese Selbstschätzung, welche von Andersgläubigen nicht gerade unterstützt wird, wurzelt in der Tradition der Chassidim, derzufolge aus ihrer Mitte dereinst der Messias hervorgehen wird. Jeder Chassid darf auf einen so erlauchten Sprößling hoffen, aber einige Familien haben eine Art näherer Anwartschaft auf dieses Glück und stehen daher schon jetzt in größtem Ansehen. Und zu diesen gehört auch die Familie Friedmann in Sadagóra.

Dieselbe stammt aus Belz in Russisch-Polen. Der Großvater des gegenwärtigen Hauptes, Reb Srulze, wanderte nach Sadagóra ein und begründete da sein Reich. Dieser Wechsel des Domizils war kein ganz freiwilliger. Der Rabbi, ein finsterer, fanatischer Schwärmer und um sein Prestige besorgt, hatte in Belz eine furchtbare That begangen. Auf sein Geheiß war nämlich ein abtrünniger Jude, kurz zuvor, ehe er die Taufe empfangen sollte, von den Chassidim ergriffen und in einem Kalkofen verbrannt worden. Die That ward ruchbar, die russische Regierung ordnete eine strenge Untersuchung an, aber das Resultat derselben war ein recht eigenthümliches: die willenlosen Werkzeuge des Rabbi wurden gehängt, ihn selbst ließ man nach der Bukowina entwischen. Der milde Gottesmann ließ sich, wie erwähnt, in Sadagóra nieder, weil dieser Ort so ziemlich im Centrum der von Chassidim bewohnten Länder liegt. Reb Srulze baute ein stattliches Haus, bildete seinen Hofstaat aus gelehrten Rabbinen und begann die Regierung: er nahm Geld ein und that Wunder. Das erstere trifft bald Einer, aber auch das letztere, wenn er es so treibt wie der Rabbi. Nahm ein schwer Erkrankter oder Bedrängter seinen Segen in Anspruch, so spendete er denselben reichlich, auch gegen geringe Taxe — das war Alles. Genas nun der Kranke oder gedieh das Geschäft des Gesegneten, so hatte natürlich der Segen des Rabbi Wunder gethan; trat das Entgegengesetzte ein, so war es Gottes Wille so gewesen und gegen den konnte natürlich auch der Rabbi nichts — unfehlbar blieb er deßhalb doch. Der Absatz war groß, das Geschäft florirte, und als Reb Srulze starb, hinterließ er seinem Sohne Reb Israel ein sehr ansehnliches Vermögen. Dieser setzte das Geschäft fort und brachte es in noch größeren Flor. Immer mehr Juden siedelten sich in Sadagóra an, das Haus ward stattlicher umgebaut. Aus allen Richtungen der Windrose kamen die Chassidim gezogen, insbesondere zu den großen Festen. Mußte doch ein Gebet, das man in jenen heiligen Tagen in seiner Nähe verrichtete, in der Nähe des niemals irrenden Lieblings Gottes, auch den nächsten Anspruch auf Berücksichtigung vor Gottes Thron haben! Am Versöhnungstage, dem Tage des Gerichts, zogen schon damals Tausende in das kleine Städtchen. Die Russen waren am stärksten vertreten und daher auch die Rubel.

Dieser massenhafte Ausfluß russischen Geldes nach Oesterreich konnte natürlich der russischen Regierung nicht angenehm sein. Und da sie wohl wußte, daß das Verbot, die Rubel nach Sadagóra zu tragen und hiefür den Segen des Rabbi einzutauschen, ebensowenig fruchten würde, als etwa das Gebot, auf den Händen zu gehen oder Schweinefleisch zu essen, so sandte sie einen angesehenen russischen Rabbi in vertraulicher Mission an Reb Israel, um diesen zu bewegen, nach Rußland zurückzukehren und seine Wunder künftig im Vaterlande zu verrichten. Aber sei es nun, daß der Rabbi von einer Veränderung des Geschäftsortes eine Verringerung des Kredits seiner Firma befürchtete oder der Freundlichkeit der russischen Behörden sonstwie mißtraute, kurz, er schlug die Einladung rund ab. Die Regierung des Zaren blieb darauf die Antwort nicht schuldig: sie forderte von der österreichischen Regierung die Auslieferung des Rabbi als russischen Unterthanen, der sich durch die Flucht seiner Militärpflicht entzogen. Nun war die Noth groß, denn sowohl Reb Srulze als sein Sohn hatten im Drange ihrer himmlischen und irdischen Geschäfte vergessen, das österreichische Bürgerrecht zu erwerben, und auch der Letztere war noch in Belz geboren. Aber ein kurioses Manöver wendete die Heimsuchung ab: zehn Bauern aus der Umgegend von Sadagóra leisteten (natürlich aus innerster Ueberzeugung) den Eid, daß die Familie – seit jeher im Städtchen seßhaft gewesen. Und als weiteren Beleg hiefür nahm der Rabbi den Namen einer Sadagórader Familie „Friedmann" an!

Das Geschäft florirte nun stärker als je: auf Hunderte von Meilen wurde Segen und Richtspruch Reb Israel's verlangt und immer besser bezahlt. Als er starb, konnte er seinem Sohne Abraham Jakob ein Vermögen hinterlassen, welches diesen zum reichsten Manne jener Gegend machte. Aber daneben ward auch der Zweitgeborene, Beer Friedmann, auch „Malech" (Engel) zubenannt, fürstlich ausgestattet und etablirte eine Filiale der Firma zu Leowa in der Moldau.

Herr Abraham Jakob nützte seinen Reichthum. Er erbaute sich ein prachtvolles Haus, kaufte mehrere Güter in Galizien an und entwickelte allen Comfort vornehmen Lebens. Die Söhne und Schwiegersöhne wurden mit wahrhaft fürstlicher Opulenz ausgestattet; der Rabbi stand im Zenith seines Reichthums und Rufes. Denn obgleich äußerst beschränkten

Geistes, wußte er dennoch, von zahllosen Spionen und Rathgebern unterstützt, seine Verkündigungen aus der Vergangenheit jedes seiner Besucher und die Prophezeiungen über dessen Zukunft so treffend abzugeben, daß er nun allen Ernstes der „Unfehlbare" genannt wurde.

Da drohte seinem Glücke wieder eine Wolke, wieder von Rußland her, und — dießmal entlud sie sich. Auf Grund einer Anzeige der russischen Regierung erschienen eines Tages — es war im Jahre 1854 — österreichische Beamte und Gerichtsdiener in der Residenz des Rabbi, besetzten alle Ausgänge und gingen, trotz des Bannfluchs des Rabbi, trotz des Gezeters der ganzen Gemeinde, an eine systematische Durchsuchung des Hauses. Sie war nicht vergeblich, denn im Allerheiligsten, im Betzimmer des Rabbi, welches natürlich nie ein profaner Blick hatte entweihen dürfen, fand man — eine russische Banknotenpresse, einen englischen Drucker, der sie bediente, und eine Menge bereits fertiger russischer Rubelnoten, täuschend nachgeahmt. Und die Beamten machten kurzen Prozeß und führten den Rabbi und seine Frau, Drucker, Presse und Noten nach Czernowitz. Das dortige k. k. Landesgericht erhob gegen den Rabbi die Anklage wegen Verbrechens der Fälschung öffentlicher Werthpapiere, und er, der Wunderthäter, der Unfehlbare, saß in Czernowitz im Kerker, „allwo Heulen und Zähneklappern".

Aber nicht lange. Nach drei Monaten wurde die Untersuchung eingestellt, der Rabbi entlassen. Wie dieß möglich geworden, ist eine dunkle Historie, die hier unerörtert bleiben mag, genug, daß das Unglaubliche geschah.

Seitdem ist der Frieden dieses gottgefälligen Wandels nur noch einmal gestört worden, 1870, und leider wieder durch das k. k. Strafgericht. Der Fall ist interessant genug. Der Bruder des Unfehlbaren, der bereits oben erwähnte „Engel", hatte anfangs die Filiale in Leowa in ganz demselben Sinn geleitet, wie dieser das Stammgeschäft in Sadagóra. Aber plötzlich - mag nun der Einfluß gebildeter Menschen oder die Lektüre freisinniger Bücher dazu beigetragen haben — plötzlich wurde Reb Beer seiner Thätigkeit müde, machte Strike und erklärte entschieden, kein Wunder mehr zu thun. Es verbreitete sich sogar das Gerücht, daß er nach Jassy gehen und dort Christ werden wolle. Es klang dieß auch sehr plausibel. Der Mann hatte das Judenthum nur in seiner häßlichsten Form, dem Chassidismus, kennen gelernt. Der edle Kern seines Glaubens war ihm unbekannt geblieben und er mußte daher einen Bruch mit den Traditionen desselben wünschen. In der That machte er sich eines Tages nach Jassy auf, aber weder langte er dort an, noch kehrte er nach Leowa zurück — er war und blieb spurlos verschwunden. Diese Sache machte ungeheures Aufsehen und die Erregung war namentlich in der rumänischen Landbevölkerung eine so leidenschaftliche, daß man das Schlimmste für das Schicksal der moldauischen Juden befürchtete, denen man vorwarf, den abtrünnigen Rabbi erschlagen zu haben. Die österreichische Regierung leitete sofort eine energische Untersuchung ein, und siehe — das Resultat war ein sehr überraschendes. Der Rabbi war nicht ermordet, wohl aber — entführt worden und saß zu Sadagóra in der Stammburg seiner Väter, um da auf Geheiß seines Bruders unfreiwillige Betrachtungen über die Trefflichkeit des Berufs anzustellen, den er, vermessen genug, hatte aufgeben wollen. Der arme gefallene „Engel" wurde nach Czernowitz gebracht, wo er gastliche Aufnahme fand. Die Untersuchung wegen der Entführung begann, führte jedoch zu keinem Resultat, weil eines schönen Tages der Hauptzeuge verschwunden war. Reb Beer hatte seine Zweifel überwunden und war nach Leowa zurückgekehrt. Die kleine Exkursion soll seinem Rufe als Wunderthäter keinen Schaden gebracht haben.

So viel von der Vergangenheit des „Unfehlbaren" und seiner Familie. Und nun von seinem Hause, seinen Besuchern und ihm selbst.

Das Palais des Rabbi, von einem wohlgepflegten Park umschlossen, steht mitten im Orte, unweit der griechisch-orthodoxen Kirche. Es ist ein stattlicher Bau, der aber von der Pracht des Innern nur wenig ahnen läßt. Jene Zimmer, wo das Geschäft betrieben wird, sind freilich sehr einfach möblirt: kahle und hohe Säle und ein kleines Gemach, das Empfangszimmer. Um so prächtiger ist die Privatwohnung, da herrscht wahrhaft orientalischer Luxus, das Prunkzimmer namentlich blendet durch den unermeßlichen Reichthum an edlen Metallen und Steinen. Unter den Einrichtungsstücken gibt es wahre Kunstwerke, so einen kleinen Tisch von getriebenem Silber mit reicher Gold- und Edelsteinornamentik. Das Ganze bildet eine Schatzkammer, um die mancher regierende Fürst den Rabbi beneiden könnte.

Den Pilgern bleiben diese Räume natürlich verschlossen, sie haben schon Mühe genug, in die Geschäftsbureaux zu dringen. In den „heiligen Tagen" zwischen dem Neujahrs- und Versöhnungsfeste herrscht auf dem weiten Vorplatz des Hauses ein wahrhaft betäubendes Gedränge und Getöse. Kopf an Kopf ist die Menge gestaut, vor der Thür stehen zwei Pförtner. Wer den Rabbi sehen will, dem sind diese Männer sehr wichtig. Sie öffnen ihm die Pforte, aber nicht eher, als bis er einen blanken „Zwanziger" in ihre Hand gedrückt. Nun tritt er in den ersten Vorsaal, in dem gleichfalls ein starkes Gedränge und Gesumme herrscht.

Welch' bunte Menge! Alt und jung, reich und arm, Männer und Weiber, russische, polnische, rumänische, ungarische Juden. Ihre Stellung und ihre Wünsche sind verschieden und nur ein Band hat sie geeint und hiehergeführt: der Aberglaube! Sie Alle erwarten von dem Rabbi die Erfüllung ihrer Hoffnungen, sie Alle opfern mit Freuden ihre oft sauer ersparte Gabe, damit nur ihr „Quittel" darum sich größerer Beachtung erfreue. „Quittel" aber (das korrumpirte Quittung) heißt im Jargon jedes beschriebene Papierblättchen und hier speziell dasjenige Zettelchen, auf welches Jeder seine Wünsche und Bitten geschrieben, um sie zur Kenntniß des Rabbi zu bringen. Jeder Harrende hält auch einen solchen Papierstreifen in der Hand und welche seltsamen Dinge sind oft darauf zu lesen!

Der dicke Mann dort mit der mächtigen, flammenden Purpurnase ist ein Weinhändler aus Ungarn, er will erfahren, wie die nächste Traubenernte ausfallen wird und ob es gerathen ist, Vorräthe einzuthun. Sein Nachbar, der hagere, gebückte Greis, ist ein Wucherer aus Mohilew, er ist von einem Prozeß bedroht und will den Segen des Rabbi für den Freispruch erbitten. Ein Dritter hat eine alternde Tochter und will sich einen Schwiegersohn erflehen; der Vierte ist ein Wittwer, der sich Raths erholen will, ob er zur zweiten Ehe schreiten dürfe; der Fünfte will den Segen für sein sieches Kind; der Sechste ist kinderlos und will fragen, ob er sein Weib darum verstoßen dürfe; der Siebente hat irgend eine Unthat begangen, die ihm auf der Seele drückt, und möchte sie beichten; der Achte ist ein armer Talmudist und bittet um eine Empfehlung an reiche Glaubensgenossen; der Neunte frägt an, ob er den Streit mit seinem Nachbar in Güte schlichten oder zum Prozeß schreiten solle; der Zehnte will über die Standeswahl seiner Kinder berathen sein; der Elfte — aber wer vermöchte die tausend verschiedenen Eventualitäten zu erschöpfen, welche diese Männer hiehergebracht haben mögen! Der Rabbi ist ihnen eben Alles, die höchste Instanz in allen himmlischen und weltlichen Dingen: Arzt, Richter, Seelsorger, Berather und Erretter!

Hat der Bittsteller glücklich die Thüre zum zweiten Wartesaale erreicht und dem dort postirten Pförtner neuerdings seinen Obolus entrichtet, so darf er in diesen Vorhof des Heiligthums eintreten. Hier sind weit weniger Menschen, hier verstummen die Gespräche, hier bereitet sich Jeder schweigend und mit Herzklopfen auf den Moment vor, wo er in des Rabbi Gemach treten werde. An der Thür stehen andere Pförtner, die natürlich auch bezahlt sein wollen.

Endlich betritt der Quittelträger das Allerheiligste. Es ist dieß ein kleiner, sehr spärlich möblirter Raum; an den Wänden stehen Bücherschränke mit Talmudfolianten, in der Mitte ein Tisch, worauf zwei große Gefäße für die „Quittel" und das Geld. An dem Tische aber sitzt im großen Lehnstuhl der Mann, auf den sich die Hoffnung von Tausenden richtet. Es ist ein Greis von hohem Wuchse, dessen Züge auch nicht einen Schimmer von Intelligenz oder Regsamkeit des Geistes verrathen. Stumpf und gleichgültig überblickt er den dargereichten Zettel — „Ich will zu Gott beten," murmelt er dann. Man sagt, daß Abraham Jakob derzeit halb blödsinnig ist . . .

Und dieser Mann ist all' den Verblendeten der sichtbare Statthalter Gottes auf Erden, ja noch mehr: die Gottheit selbst . . .

Wie lange noch?! Ach! unter allen Gewalten der Erde ist der Aberglaube schier die mächtigste. Es ist zu befürchten, daß die Dynastie des Messias noch durch manches Jahr und — Jahrhundert die Geißel über ihre Glaubensgenossen schwingen wird.

Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender.

Von

C. E. Freiherrn von Thüngen.

Mai.

Des Maies Sonne, warm und klar,
Hegt jetzt, was der April gebar;
Es reift der Pflanzen bunte Flut
Und wärmt und pflegt die junge Brut.
Max Haider.

Mit dem Beginne des Wonnemonats ist der Frühling vollständig und reich bei uns eingekehrt. In der Thierwelt sehen wir überall Lieben und Kosen, ein trautes Familienleben, und namentlich für das Liebeleben der Vogelwelt heißt der Mai wahrlich nicht ohne Grund „Wonnemonat", denn ihr bringt er nicht nur eine veränderte Stimme und ein aus Liebessehnsucht und Liebesglück völlig umgewandeltes Wesen, sondern sie verändert er sogar auch am Aeußern, indem er ihr ein ganz anderes, ein Hochzeitskleid schenkt. Aber überhaupt die ganze Natur, auch die Pflanzenwelt, hat ihr Hochzeitskleid angelegt und bereitet dem für Naturschönheiten empfänglichen Waidmann auf seinen Waidgängen manchen Genuß.

Ueberall in der ganzen Natur herrscht jetzt Ruhe und Friede, Fröhlichkeit und Liebe. Der Waidmann ist in diesem Monate größtentheils Beschützer des Wildes. Aufmerksamer Schutz wird ganz besonders nöthig, weil fast alles Wild Junge hat, Federwild auch noch brütet. Es muß für die möglichste Ruhe des Wildes in den Dickungen und Vorhölzern gesorgt und namentlich gute Aufsicht auf Wilddiebe gehalten werden, da die Ricken, welche gesetzt haben, auf's Blatt springen. Bezüglich des Federwildes ist genau darauf zu achten, daß die Nester von Menschen und Raubzeug nicht zerstört werden. Die Salzlecken werden erneuert.

Der Abschuß des nutzbaren Wildes ruht in diesem Monat ganz. Nur Birkhähne, allenfalls auch Auerhähne, wenn die Balz nicht beendigt ist, werden noch geschossen; ebenso können Pfuhlschnepfen und junge Wildtauben erlegt werden. Wildpret und Rehe „färben" (bekommen die Sommerhaare). Reh-, Dam- und Rothwild „setzen". Junge Bachen „frischen" noch. Hasen „setzen" und „rammeln". Die Vertilgung des Raubzeugs wird fortgesetzt, namentlich der jungen Füchse und jungen Raubvögel. Erstere werden aus dem Baue gegraben. Zu diesem Zwecke begibt sich der Waidmann in früher Morgenstunde, von Waldtaglöhnern, die mit Grabscheiten, Hacken, Beilen und dergleichen Utensilien versehen sind und ein paar Dachshunden begleitet, hinaus in den Wald zum Fuchsbaue, um, nachdem die eingelassenen Hunde die überraschte Gaunergesellschaft im „Kessel" festgemacht haben, zum Graben zu schreiten. Liegen die jungen Füchse zu Tage, dann werden sie in einen Sack gesteckt, um ihres weiteren Schicksals gewärtig zu sein. Den alten Füchsen wird aber keineswegs das Leben geschenkt; in den nächsten Tagen benützt der Waidmann an einem schönen Maiabende den Anstand, um denselben, wenn sie am Maldrande ihrem Raube nachgehen, wohl verborgen den Garaus zu machen. Ebenso wird der Anstand beim Baue ausgeübt, um die beiden alten Füchse, wenn sie ihren Jungen die Beute bringen, zu erlegen. Um die jungen Raubvögel zu vertilgen, muß man sich bemühen, die Horste der Habichte, Raben, Elstern u. dergl. zu entdecken. Ist der Horst ausgemacht, so nimmt der Jäger in der Nähe desselben wohl verborgen seinen Stand und schießt den alten Vogel, während er heranstreicht, um die Jungen zu ätzen. Sind auf diese Weise die beiden Eltern getödtet, dann gebietet die Menschlichkeit, nun auch die Jungen zu tödten, entweder wird in den Horst geschossen und auf diese Weise derselbe ganz zerstört oder es werden die Jungen ausgenommen. Die Hauskatzen lieben es, in diesem Monat das Mäusefangen im Hause mit diebischen Ausflügen in Feld und Wald zu vertauschen und verursachen dem Niederwilde und nützlichen Singvögeln bedeutenden Schaden, der Jäger hat daher auf dieselben und ebenso auf die auf den Feldern herumstreifenden Hunde ganz besonders zu fahnden. Gegen Ende des Monats können nach den in manchen deutschen Staaten geltenden Jagdgesetzen Rehböcke auf dem Anstande und Pürschgange abgeschossen werden, der sachverständige Waidmann aber wird besser die Ausübung dieser Jagd auf den nächstfolgenden Monat verschieben.

Den Forstmann beschäftigen in diesem Monat die Sommerfällungen im höheren Gebirge, Schläge im Eichenschälwald, Fichtenrindennutzung, Reisdurchforstungen, Läuterungshiebe, Stockrodung, Fällung von Ulmen und Linden zur Baftgewinnung, Schnitt der Weidenruthen. Die Frühjahrssaaten und Pflanzungen werden beendigt, Buchenlsaaten noch Anfangs des Monats vorgenommen, Kiefernzapfensaaten, Pflanzungen namentlich von spät treibenden Holzarten finden statt. Das Abstreifeln und Sammeln des Ulmensamens geschieht mitunter schon zu Ende des Monats. Die Saat- und Pflanzkämpe müssen gepflegt werden. Die Köhlerei beginnt. Nach Beendigung der Kulturen sind die umfangreicheren Wegebesserungen auszuführen. Die Nonnenraupen werden getödtet, die Raupen des Schwammspinners, Ringelspinners, die Afterraupen der Blattwespe werden zerdrückt, der große Rüsselkäfer sowie der Fichtenborkenkäfer werden gesammelt. In Maikäfer-Flugjahren müssen diese Käfer in der Nähe der Kulturen gesammelt werden. Besondere Aufmerksamkeit ist den Grasentwendungen, Hutungsfreveln, dem Maiendiebstahl, Bastschälen ꝛc. zuzuwenden.

Der Landwirth läßt in diesem Monat bei trockener Witterung die Felder walzen. Sommerraps und Rüben, deren Bestellung jetzt erfolgen kann, verlangen vor Allem starke, frische Mistdüngung. Buchweizen und Hirse wird erst in der letzten Hälfte des Monats gesät. Die Kartoffeln werden gepflanzt. Die Sommerfütterung tritt ein. Säugende Kühe bekommen noch etwas trockenes Futter, ebenso die 3—4 Monate alten Kälber. Das Rindvieh wird ausgetrieben. Die Schafe finden vollkommen Nahrung auf der Waide. Die Hausthühner legen fortwährend, es sind ihnen daher täglich die Eier zu nehmen. Die jungen Hühner, besonders die jungen Truthühner werden an einem warmen Orte aufbewahrt, bis sie alle ausgekrochen. Die jungen Hühner kann man nach acht Tagen bei guter Witterung in's Freie bringen.

Der Mai geht seinem Ende entgegen, die Jahreszeit schreitet vor. Der Frühling schickt sich allmälig an, in den Sommer überzugehen. Die Luft wird immer wärmer. Ueberall herrscht Leben und Weben, Lieben und Schaffen, überall Blütenduft und Vogelsang! Im dichten Gebüsch singt die Nachtigall, die Königin der befiederten Sänger, ihr sanftes Liebeslied, vom Felde her ertönt das friedliche „Pick-wer-wick" der Wachtel, und wenn wir durch den Wald gehen, schmettert auf einer jungen Buche der Edelfink seinen melodischen Schlag, um das Weibchen auf dem Neste damit zu erfreuen. Und gerade dieser Gesang ist es, der uns ganz besonders erfreut und uns im Vorgefühl des nahenden Sommers laut aufjauchzen läßt:

Nichts Fröhlicheres als Finkenschlag
Im grünen Buchenwald,
Der schmetternd hell am Frühlingstag
Von hundert Zweigen schallt.

Und wer die schöne Welt durchzieht,
Mit Sorgen nicht bepackt,
Dem schlägt ein flottes Finkenlied
Zum Marsch den rechten Takt.

K. Ruß.

Lotterieziehungen im Monat Mai.

Am 1. Oesterreichische 500-Gulden-Loose à 5% vom Jahre 1860, 1900 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 600 fl., zahlbar am 1. August 1879 (38. Ziehung). — Stadt Genua 150-Franken-Loose, 453 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 160 Fr., zahlbar am 1. August 1879 (19. Ziehung). — Belgische Kommunal-100-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1868, 284 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1879 (45. Ziehung). — Bayerische 100-Thaler-Loose à 4%, 2350 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 1. Juni 1879 (13. Ziehung). — Finnländische 10-Thaler-Loose, 2000 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 12 Thlr., zahlbar am 1. August 1879 (21. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose, 706 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. August 1879 (20. Ziehung). — Schwedische 10-Thaler-Loose, 3600 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 18 Thlr., zahlbar am 1. August 1879 (38. Ziehung). — Graf Keglevich 10-Gulden-Loose, 1600 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 10 fl., zahlbar am 1. August 1879 (37. Ziehung). — Stadt Bukarest 20-Franken-Loose, 9400 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. September 1879 (49. Ziehung). — Stadt Neuenburg 10-Franken-Loose, 600 Stück, höchster Preis 12,000, niedrigster 12 Fr., zahlbar am 1. August 1879 (43. Ziehung). — Stadt Florenz 250-Franken-Loose à 4%, 20 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1879 (45. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1860, 374 Stück, höchster Preis 5500, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. August 1879 (19. Ziehung). — Oldenburgische 40-Thaler-Loose à 3% vom Jahre 1871, 112 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 40 Thlr., zahlbar am 1. August 1879 (17. Ziehung). — Stadt Verviers 100-Franken-Loose vom Jahre 1873, 76 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. September 1879 (25. Ziehung). — Amsterdamer Industriepalast 10-Gulden-Loose vom Jahre 1867, 400 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 17 fl., zahlbar am 1. August 1879 (25. Ziehung). — Gothenburger Handels-Ca. 15-Kronen-Loose vom Jahre 1876, 1700 Stück, höchster Preis 72,000, niedrigster 16 Kr., zahlbar am 1. Juli 1879 (8. Ziehung). — Stadt Reggio 120-Franken-Loose à 3½% vom Jahre 1871, 420 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 120 Fr., zahlbar am 1. September 1879 (26. Ziehung). — Am 5.

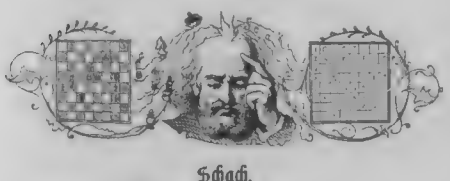
Stadt Paris 500-Franken-Loose vom Jahre 1875, 575 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 25. Mai 1879 (17. Ziehung). — Am 10. Stadt Paris 500-Franken-Loose vom Jahre 1876, 13 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 1000 Fr., zahlbar am 25. Mai 1879 (10. Ziehung). — Am 15. Ausbach-Gunzenhausen Eisenbahn 7 Gulden-Loose vom Jahre 1857, 1900 Stück, Prämienziehung am 15. Juni. — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3½ vom Jahre 1867, 491 Stück, höchster Preis 12,500, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 2. Juli 1879 (46. Ziehung). — Kanton Freiburg 15-Franken-Loose, 3750 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 19 Fr., zahlbar am 15. August 1879 (45. Ziehung). — Stadt Luttich 100-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1868, 408 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. August 1879 (39. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose vom Jahre 1874, 466 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. Juni 1879 (28. Ziehung). — Stadt Luttich 100 Franken-Loose vom Jahre 1874, 96 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. September 1879 (22. Ziehung). Stadt Neapel 250-Franken-Loose vom Jahre 1871, 105 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 250 Fr., zahlbar am 1. August 1879 (31. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose vom Jahre 1874, 394 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1880 (32. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, 160 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 20. November 1879 (43. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, 100 Stück, jedes Loos 100 Franken, zahlbar am 20. November 1879 (43. Ziehung). — Am 31. Badische 35-Gulden-Loose, 2000 Stück, Prämienziehung am 30. Juni.

Astronomisches Tagebuch.

Mai.

Nach Oppolzer's Rechnungen über die bisherigen Beobachtungen eines intramerkuriellen Planeten sollte, wie früher erwähnt wurde, am 19. März Vormittags ein Vorübergang eines solchen vor der Sonne stattfinden. In Deutschland war der Vormittag heiter, aber von keiner Seite her kam eine Meldung, daß der Planet gesehen worden sei; die Sonnenscheibe war ganz rein, ohne jeden Flecken. Oppolzer selbst veröffentlicht, daß von keiner Sternwarte eine Beobachtung gemeldet worden sei. Es waren also die Elemente, auf die sich die Berechnung gründete, nicht ausreichend zu einer sichern Bahnbestimmung.

Auffallend war bei dem Resultate Oppolzer's, daß der neue Planet in 15 bis 16 Tagen um die Sonne sich bewegen sollte, eine Umlaufszeit, die kleiner ist, als die Zeit, welche die Sonne zu einer Umdrehung um ihre Axe braucht. Wenn man von der allgemein angenommenen Kant'schen Theorie der Entstehung des Sonnensystems ausgeht, so wäre jeder Planet als ein von der Sonne einst getrennter Theil zu betrachten, zu einer Zeit abgetrennt, als die Sonne noch ein größeres Volumen und kleinere Umdrehungszeit hatte. Es muß sonach jeder Planet zu seiner Bewegung um die Sonne mehr Zeit brauchen, als diese zu einer Umdrehung um ihre Axe. Allerdings hat man in der neuesten Zeit auch bei einem Trabanten des Mars gefunden, daß er in nur 7 bis 8 Stunden um den Mars sich bewegt, während dieser über 24 Stunden zu einer Axendrehung nöthig hat; aber dieser Trabant wurde überhaupt nur kurze Zeit beobachtet und bis jetzt nur in einem einzigen Jahre, so daß ein Irrthum noch möglich wäre. Unwahrscheinlich wird es immer bleiben, daß ein Planet oder ein Trabant einen kürzeren Umlauf um die Sonne oder den Planeten hat, als diese zu einer Axendrehung brauchen, und wohl nur durch irgend eine Störung besonderer Art erklärt werden können.



Schach.

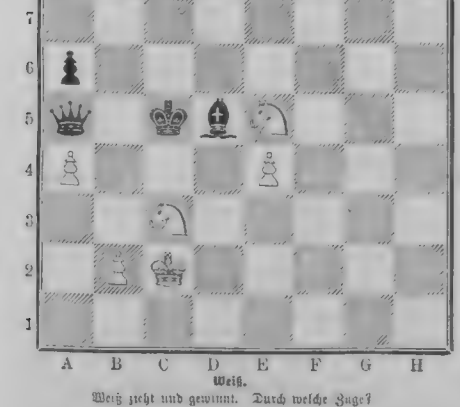
(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Das folgende Problem, eines der schönsten, die es überhaupt gibt, empfehlen wir dem Studium unserer Schachfreunde.

Aufgabe Nro. 29.

Studie von **B. Horwitz.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt. Durch welche Züge?

XLII.

Auflösung der Aufgabe Nro. 25:

Weiß.	Schwarz.
1) T. E 5 — E 6. Es droht T. E 2 nimmt D 2 setzt Matt. . .	1) D. D 7 oder T. E 8 nimmt E 6 oder A) B) C).
2) T. E 2 nimmt D 2 † . .	2) K. D 4 . . 1. 3 oder — E 5.
3) L. G 5 nimmt F 4 oder G 3 nimmt F 4 setzt Matt.	

A)

1)	1) C 4 — C 3.
2) D. A 8 — A 4 † . . .	2) Beliebig.
3) D. oder T. setzt Matt.	

B)

1)	1) T. F 4 — F 3.
2) T. E 2 nimmt D 2 † . .	2) T. F 3 — D 3.
3) L. G 5 — F 6 setzt Matt.	

C) (Hauptspiel).

1)	1) D 2 — D 1 D.
2) D. A 8 — A 4 . . .	2) D. D 7 n. A 4 od. D. D 1 n. A 4.
3) T. E 2 — D 2 oder T. E 6	D 6 setzt Matt.

(Andere Varianten leicht.)

Bilderräthsel 30.

Auflösung des Bilderräthsels 29:

Wenn der Wagen fällt, dann hat er fünf Räder.

Briefmappe.

Hrn. Erich B. in P. Leider nicht verwendbar.

N. N. in Rastatt. Wir haben das Nähere bereits gebracht. Dank!

C. K. 17. Scheiden, Botanik. 2 Fh.

D. E. in E. Nicht gerade in schwarzem Kleide, auch graues geht, aber jedenfalls dunkel, namentlich keine bunten Handschuhe. — Ein Mittel gegen rothe Wangen? Freuen Sie sich doch Ihrer Frische. Puder, sonst nichts.

Fr. J. v. G. Wo blieb die Lösung? aber wir haben großen Vorrath.

Hrn. R. B. in Rußl. Nicht zu hoch. In Frankfurt ist Stockhausen für diese Branche. Wenden Sie sich an Dr. Joach. Rass.

Hrn. F. W. in Leipzig. Wir werden Sp. bringen.

Hrn. F. D. in H. Die Lösung schon zu oft dagewesen.

Fr. M. B. in Thisted (Dänem.). Die „Malschule" können Sie bei E. G. Ludwig in Berlin, den „ersten Walzer" bei der Phot. Gesellschaft in Berlin, Dönhofsplatz, haben.

„Hübsche, feiche Blondine und Brünette" in N. L. Es hat nie für nobel gegolten, sondern nur für keck und herausfordernd, für emanzipirt. Ihr Mund ist ohne diese Zierde gewiß hübscher.

Hrn. W. H. Detroit. Wenn man Christi Geburt als 1. Januar annähme und das Jahr eins vom 1. Januar bis 31. Dezember zählte, dann gehörte 1800 zum 19. Jahrhundert.

Hrn. Dr. K. in Stegl. Sie wünschen nachträglich noch in den Besitz des zu einem früheren Jahrgange unseres Journals gebotenen Prämienbildes „Der deutsche Kaiser und seine Heerführer", nach dem Gemälde von F. Kaiser, in Photographiedruck von J. Albert in München, zu gelangen. Die Expedition von „Ueber Land und Meer" ist bereit, es Ihnen zum Prämienpreis von 2 ℳ 50 ₰ und 50 ₰ für Porto direkt per Post franko zu übersenden.

Hrn. A. P. in Hamb. Ihre Mittheilung, daß Luthers Ring im Schloßmuseum in Heidelberg aufbewahrt werde, ist uns auch von anderer Hand zugegangen. Nun soll thn aber auch, wie jüngst gemeldet, Wolfenbuttel besitzen. Welcher ist der echte? „Der echte Ring, der ging verloren", wird es vielleicht auch hier heißen.

Hrn. H. St. in Münch. Wir haben für Derartiges keine Rubrik.

Hrn. B. W. in Br. Richtig.

Junger Abonn. in R. Fragen Sie bei der Direktion der Stuttgarter Baugewerkschule an.

Hrn. Dr. P. in R. Girardet, Das Brautgeleit, oder Briefe einer Mutter. Leipzig, Fritsche. Henr. Davidis, Der Beruf der Jungfrau, Leipzig, Seemann.

Fr. Elv. K. Wir finden keinen Tag, auf den er fiele; das kommt noch mit mehr Namen vor.

Margo in C. Die Verleger theilen es uns nicht mit. Wir wollen sehen, wie Abhülfe zu treffen.

Hrn. R. R. in K. Ueber das Megaphon hat nichts Wesentliches mehr verlautet. Wenden Sie sich an ein Patentbureau, wie das von Wirth & Comp. in Frankfurt a. M.

Langjährige Abonnentin des B. in R.-H. Ihrem Brief nach können wir Sie allerdings nicht zu den Gebildeten zählen.

Hrn. J. G. in Osnabrück. Wir verstehen leider Ihre Frage nicht.

Hrn. L. v. S. in G. Ihr warmes Lob des in unserer Romanbibliothek eben erschienenden Romans „Gräfin Ruth" freut uns sehr und stimmen wir Ihnen gerne bei, daß er zu den interessantesten Romanen zählt, die in neuerer Zeit geschrieben wurden. — Dagegen ist Ihr Vorwurf ungerechtfertigt, daß wir diesen Roman in unserer Romanbibliothek und nicht in Ueber Land und Meer bringen. — Bei der Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit, die wir dem Inhalte unserer Illustrirten Zeitung zu geben bemüht sind, müssen wir leider auf „Romane" verzichten, da sie entweder zu viel Raum in der einzelnen Nummer beanspruchen, oder, wenn wir nur wenig davon in jeder Nummer geben, durch zu viele Nummern laufen würden, was unsere Leser ebenso wenig gutheißen können. Außerdem betrachten wir Ueber Land und Meer noch in höherem Grade als ein Familienblatt und es gibt fast keinen Roman, der nicht Stellen enthielte, wie auch „Gräfin Ruth" nicht ausgenommen, — welche nicht in ein Blatt passen, das schon wegen seines Bilderschmuckes vom Aeltesten bis zum jüngsten Familiengliede in die Hände genommen wird. — Um aber eben dem großen Leserkreise von Ueber Land und Meer, wie darin das Beste in Novellen, Feuilletons, Essays u. s. w., so auch das Beste von neuen Romanen bieten zu können, haben wir die „Romanbibliothek" als Ergänzungsblatt zu Ueber Land und Meer begründet und bieten solche um den geringen Preis von nur 2 ℳ vierteljährlich, um jedem Abonnenten auf Ueber Land und Meer die Möglichkeit zu geben, auch auf unsere Romanbibliothek zu abonniren. — Daß Sie nun Ueber Land und Meer für Ihre Familie halten, die Romanbibliothek aber nur im Lesezirkel lesen und deshalb so lange auf die Fortsetzungen des „Grafen Ruth" warten müssen, thut uns zwar leid, — rechtfertigt es aber nicht, daß Sie deßhalb uns tadeln, diesen Roman nicht in Ueber Land und Meer veröffentlicht zu haben.

Frau Sp. in Karlsbad. Wir verweisen Sie auf unsere jüngst erlassene Ankündigung, wornach der zweite Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek", solange der kleine Vorrath noch ausreicht, von unseren Abonnenten zu sehr ermäßigtem Preis bezogen werden kann, und zwar komplet in zwei Bänden broschirt für nur 3 ℳ, fein gebunden in zwei Bänden für 7 ℳ. Wenn Sie sofort bestellen, kann Ihnen dieser Jahrgang noch zu diesem Ausnahmspreis geliefert werden.

Fr. A. G. in London (W. R. 29. St.). Direktor Freyenberg in Iserlohn, eine Autorität in diesen Dingen, wird Ihnen an die Hand gehen können.

Hrn. v. St. in L. (Gouv. Pl.) Kommissionsrath A. Henze in Leipzig beurtheilt Handschriften.

Hrn. Spr. in Sau Fr. Mercedes. Leider nicht zu verwenden.

Hrn. Fr. Br. in S—n. Der Lösung wegen nicht zu verwenden.

Fr. Jd. Br. in M. Wir hatten die Not. aus A. Z. schon zum Theil verwendet.

Hrn. S. B. in Hamb. Wir haben es dem Autor mitgetheilt.

Hrn. Dr. W. in Stralf. Frühlingswerbung hübsch, aber der Rhythmus ist vernachlässigt.

Aeltester Abonnent Böhmens. Wir haben in Böhmen noch ältere Abonnenten — aus dem Jahre 1859. Die Schesgartikel kennen wir nicht. Die betreffenden Apotheker werden Sie in dem „Pharmazeutischen Almanach Oesterreich-Ungarns". Wien, Perles, finden.

Hrn. M. P. in Würzb. W. lebt in Berlin. Ob Strachwitz' Germania komponirt ist, wissen wir nicht.

Hrn. v. L. in Gl. Die Sache ist richtig so. Doch ist der Raum der Briefmappe für die Erörterung solcher Fragen zu eng.

\ 25. Die Prämiengabe „Die Wandermappe" steht Ihnen zum Preise von 18 Mark = fl. 10. 30 ö. W. zu Diensten.

Düsseldorfer Abonnent. Ihre Mittheilungen haben uns sehr interessirt; wir können sie zwar, was in den A. steht, keine Garantie übernehmen, werden aber Einhalt thun.

Hrn. J. P. in L. Wir erinnern uns des Gedichtes nicht.

Hrn. A. Z. in L. Die gute Wirkung der A. haben wir selbst an uns erfahren und Sie haben jedenfalls keinen Schaden davon zu befürchten. Nur geschallt!

Hrn. H. A. Z. Das ist allerdings Betrug und wir werden der Sache nachforschen und Einhalt thun.

Lang. Abonnent in Potsdam. Richtig.

Wißbegierige in Frankf. Die Frage ist bis jetzt nicht gelöst, in poetischer Form brachte unsere vorletzte Nummer die Lösung.

Getreue Abonnentin in Baden. Im Nro. 32 beginnt die Novelle, auf die Sie so sehr gespannt sind.

J. F. 42 Budapest. Wir haben über die Drei nichts finden können.

Hrn. F. B. in Augsb. Die belgischen Eisenbahnen sind auch in Hendschel's Telegraph verzeichnet. Die Post wird Ihnen aber auch einen speziellen Guide des chemins de fer b. verschaffen.

Th. in Schönebeck. Nicht ganz zeugnet.

Stenograph in Berl. Stolze.

E. in E. Das Buch ist ganz gut. In den Weber'schen Katechismen ist ein ähnliches, das sich auch empfiehlt.

Hrn. A. K. in F. Leider nicht verwendbar.

Norddeutscher Kleinstädter. Ungewitter, Erdbeschreibung und Staatenkunde, Dresden 1879, 2 Bde. Klepert, Kl. Atlas für Schule und Haus. Mädler, Astronomie. Die W. ist, so viel wir wissen, ein Schauspielerkind.

Vereinsamter auf Cape of Good Hope. Wenn es Ihnen nicht möglich ist, bei einer Buchhandlung oder auf dem Wege des Postabonnements auf „Ueber Land und Meer" zu abonniren, so ist die Expedition unseres Blattes gerne bereit, Ihnen jede Nro wöchentlich direkt unter Kreuzband franko zu übersenden, wofür Sie an Abonnementspreis nebst Frankatur z. B. für den Jahrgang 13 ℳ 60 ₰ oder 1 £ 7 Sh. 8 p. vorauszubezahlen hätten. Wünschen Sie gleichzeitig auch die „Romanbibliothek" mitzuerhalten, so würde sich der Gesammtpreis auf 16 ℳ 80 ₰ oder 2 £ Sh. 10 p. belaufen. Die Einsendung des betreffenden Abonnementsbetrags erfolgt am sichersten durch Money-Order.

Hrn. P. B. in Br. Christmann, Australien, Lpz. 1870. Ein Buch, das speziell Ihre Wünsche erfüllte, kennen wir nicht.

Hrn. Hauptm. O. S. in A. Geschicht' kann nur im Knüttelvers gebraucht werden.

Hrn. C. R. in Hot. P. in Pest. Wir empfehlen Ihnen Gering, Kynoskopie, vollst. Handbuch f. Hundekenner, Haber, 1877.

Roja in Hildesheim. Ueber Theateregagements führen wir nicht Buch, das ist Sache der Theaterzeitungen. Wenden Sie sich an die Redaktion einer solchen.

Abonnent in Düss. Auskunft über Reellität von Firmen zu ertheilen sind wir außer Stande, hatten es auch nicht für unsere Aufgabe.

Abonn. in Dortm. Sie müssen sich an das Konsulat von Peru in Hamburg wenden.

Abonn. E. in Wiesbaden. Auß. „Kanarienvogel" und desselben „Die fremdländischen Stubenvögel".

Hrn. Martin Sch. in Berl. Das Ganze ist ja nur ein Scherz, darf also nicht mit dem sittlichen Maßstabe beurtheilt werden, den Sie daran legen.

Hrn. G. R. in Sch. Gewiß gehen solche Züge an Sonntagen.

Sekund. Elberfeld. Die Aufforderung noch nicht.

Alter Abonn. in Würzb. Wir können dafür keine Verantwortlichkeit übernehmen, das thut keine Zeitung.

Hrn. St. in Eff. B. High R. Kent. Unter der genannten Adresse kommt ein Brief sicher an.

Hrn. R. B. in Königsb. Leider nicht geeignet.

Hrn. P. B—s in Lyz. Nro. I brauchbar.

Abonn. in Ostpreußen. Ihr Wunsch ist bereits erfüllt.

T. in Rotterdam. 1. Ehlermeyer. Wir glauben, in seiner „Auswahl deutscher Gedichte", Halle, Waisenhaus, steht das Gewünschte. 2. Bechoff, Schiller's Gedichte, Stuttg., Conradi. 3. Es muß dann heißen, in modernem Deutsch und Holländisch, sonst nicht. 4. K. ist keine vollständige Biographie.

Hrn. E. C. W. in Paris. Hier können sie nur durch Klage und zwar beim Kriegsministerium etwas erreichen.

Hrn. Ref. O. H. in W. Für uns nicht verwendbar.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Einladung zur Subskription auf die **zweite Auflage** des Prachtwerkes

AEGYPTEN
IN BILD UND WORT
DARGESTELLT
VON
UNSEREN ERSTEN KÜNSTLERN
BESCHRIEBEN
VON
GEORG EBERS.

Von diesem mit so grossem und einstimmigem Beifall von der Kritik und dem Publikum aufgenommenen Prachtwerke, welches jetzt schon in einer englischen, französischen spanischen und italienischen Ausgabe erscheint, ist bereits eine **zweite Auflage** nöthig geworden, noch ehe es in erster Auflage vollendet ist.

Diese zweite Auflage erscheint in ca. 20 Heften à 4 Mark, wovon alle 2—3 Wochen ein Heft ausgegeben wird, so dass sie zugleich mit der ersten Auflage noch vor Weihnachten dieses Jahres vollständig vorliegt.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen auf diese neue Auflage an und sendet auf Wunsch das soeben ausgegebene erste Heft zur Ansicht ins Haus.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Bekanntmachungen aller Art.

Nervenkranke

u. **Rückenmarksleidende** finden jederzeit Aufnahme in meiner Villa zu **Neudorf** a. Rhein, Stat. rechtsrhein. Bahn. Elektrotherapie, alle Bäder.

511 **Dr. Erlenmeyer.**

Für Haarleidende!

Wie ist dem überhandnehmenden Ausfallen und frühzeitigen Ergrauen der Haare zu steuern ohne Anwendung von schädlichen spirituosen Reizmitteln, welche nur die Lebenskraft der Haare verkürzen? Anatomische und physiologische Abhandlung des Haares von Prof. Dr. Smyth, durch den **Verlag der „Union" Dresden** für 1 Mark zu beziehen. 712

F. Eckermann's

neuer Patent-Stuhl,

patentirt in allen Ländern

mit über 30 Positions-Veränderungen: **Salonstuhl, Lehnstuhl, Chaiselongue, Bett, Kinderkrippe, Kranken-, Rauch-, Veranda-, Garten-, Reisestuhl etc. etc. Alles in Allem.** 710

Illustrirte Preiskataloge in deutscher und französischer Sprache **gratis.**

General-Agenturen:

für Italien: Carlo Sigismund, Mailand, Corso Vittorio Emanuele 37.

für das Königreich Sachsen: P. C. Körner, Leipzig, Peterstrasse 6.

für Schlesien: Adolf Sturm, Breslau, Albrechtstrasse 35/36 & 14

— *En gros — Export — En détail.* —

Hamburg, Neuerwall 47.

Die besten u. billigsten Uhren der Welt.

Nur 18 Mark kostet eine hocheleg. englische **Prince of Wales-Remontoir-Uhr** aus echtem gediegenem **Talmigold,** brüniert, Vogel ohne Schlüssel zum Aufziehen, angegossen, auf die Sekunde richtig gehend, mit dem besten Patentwerk, in welchem die feinsten Rubies eingelegt sind. — Das Gehäuse ist aus dem feinsten gediegenen Talmigold, elegant und solid gearbeitet, und wird für richtigen Gang und vorzügliche Qualität jeder Uhr garantirt. Zu jeder Uhr geben wir eine elegante **Talmigold-Uhrkette** mit **Medaillon** gratis. — Adresse: 519

Blau & Kaun, Uhrenlager en gros, **Wien.**

Versendungen gegen Postvorschuß oder Kasseneinsendung. Grosse Abnehmern erhalten Rabatt.

PATENT
& technisches Bureau von
J. Brandt & G. W. Mawrocki
Berlin W.
Leipziger Str. 47.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Der Lustfeuerwerker

oder die **Anfertigung der Schwärmer, Raketen, Leuchtkugeln, Bengalischen Flammen** von **Loden.**

Sechste Aufl. 1 M 50 Pf. 6

Unterricht für Liebhaber

der Kanarienvögel, der Nachtigallen, Finken, Stieglitze u. s. w.,

um die Singvögel richtig zu behandeln, — zu füttern und zu unterrichten.

Neunte Auflage. 1 Mark.

Weber's vollständiges

Fremdwörterbuch,

enthaltend **14,000 fremde Wörter,** worin man jedes in Zeitungen vorkommende fremde Wort erklärt findet.

Elfte illustrirte Auflage. 1 Mark.

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Neu!

Balladen und Bilder

von **Murad Effendi.**

Reichste Ausstatt. 2 M. in Orig.-Prachtb. 3 M.

Römische Schlendertage

von **Hermann Allmers.** 694

4. vermehrte Auflage mit Titelbild.

5 M. 60 ₰. Orig.-Einband 6 M. 50 ₰.

Raudeck.

Trauerspiel in fünf Akten

von **Friedr. Müller** (pseudonym).

2 M., in Orig.-Einband 3 M.

Verlag der **Schultze'schen** Hofbuchhandlung (**C. Berndt & A. Schwartz**) in **Oldenburg.**

Verlag von **J. Horrwitz, Berlin** SW., Neuenburgerstraße 13.

Theor.-prakt. Anleitung, nach eigener Phantasie regelrecht zu musiziren und mit geringen Vorkenntnissen bekannte Melodieen selbstständig wiederzugeben und richtig zu akkompagniren. Zum Selbstunterricht für Fachmusiker und Dilettanten von **H. Pfaffisch,** Pianist und Musiklehrer in Breslau. — **Preis 2 Mark 50 Pfg.** — Vorräthig in allen guten Buchhandlungen. 614

Professor **Maas,** Ritter ꝛc., Spezialist für Scheintodkrampf, Zittern u. dgl. Berlin C., Brüderstraße 38. 475

von Levetzow's

Patent-Blumentopf*)

ist unstreitig eine der werthvollsten Erfindungen der Neuzeit, die allen Blumenfreunden, dem Kultivateur wie Dilettanten, nicht genug empfohlen werden kann, namentlich für die **Zimmerkultur** der verschiedenartigsten Pflanzen ist der Pat.-Blumentopf von

unschätzbarem Werth,

da er vermöge seiner Konstruktion alle Feinde der Zimmergärtnerei bis auf den Staub beseitigt.

Prämiirt:
Bremen,
Lübeck,
Karlsruhe,
Wien,
Lissabon,
Paris.

Die werthvolleren **Zwiebelgewächse, die edlen Palmen, Dracaenen** und die ganze Suppe der jetzt so beliebten **Blattpflanzen** erreichen in den Pat.-Blumentöpfen bei halber Mühe einen weit höheren Grad der Vollkommenheit, als in gewöhnlichen Töpfen bei sorgfältigster Pflege. — Ein Sortiment von **6 größeren, hübsch dekorirten Töpfen** für Palmen, Dracaenen ꝛc. von 14, 15 u. 20 Centimeter oberer Weite versendet inkl. 2 Postkisten für 6 M. die unterzeichn. Fabrik.

Ausführl. Preisverzeichniß, sowie leicht verständl. Kulturanweisung wird jeder Sendung beigefügt.

Thonwaaren-Fabrik Seegerhall bei Neuwedell in d. Neumark.

*) Empfohlen von den Herren. **Jühlke,** Hofgarten-Direktor Sr. Majestät d. Kaisers in Potsdam; Hofgartner **Jäger,** Eisenach; Hofgartner **Röse,** Eutin, u. A. m. 599

Der

Schmitt-Druck

vervielfältigt **mühelos** in wenig Sekunden mit **Tinte** geschriebene Originale bloß mit einer

Platte.

Diese wunderbare Platte für **immerwährenden Gebrauch** kostet

nur 4 fl. ö. W.,

die schwarze Vervielfältigungstinte 20 kr. ö. W., die blauviolette 60 kr., die rothe 90 kr. ö. W. Andere Farben werden gleichfalls geliefert. Es können alle Farben zugleich kopirt werden. Die Packung wird mit 30 kr. ein feiner Schwamm mit 30 kr. berechnet.

Meine Erfindung,

eine **Tinte** auf eine präparirte **Leimschichte** umzudrucken und von diesem **Abdruck** positive Kopien herzustellen, habe ich im Jahr 1876 am 22. December im deutschen volkswirthschaftlichen Vereine in Prag zuerst veröffentlicht. Diese werthvolle Erfindung wurde vielfach nachgeahmt und unter den Namen Umdruck, Vervielfältigung, Kopirdruck, Chromograph, Multiplikating ink, Vellograph ꝛc. als neu dem Publikum annoncirt.

Heinrich Schmitt,

österreichischer Staatstelegraphen-Beamter,

697 **Prag,** Kleinseite, Grezdgasse Nro 5, neu.

Empfehlenswerthe Bücher für Kranke.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. 553

Dr. Steinbacher's Naturheilverfahren.

1)	Handbuch des gesammten Naturheilverfahrens	Preis M. 6. —.
2)	Die männliche Impotenz und deren radikale Heilung	„ „ 6. —.
3)	Die Hämorrhoidalkrankheiten, ihr Wesen, Verlauf und Heilung	„ „ 7. 50.
4)	Asthma, Korpulenz, Fettherz, deren rationelle Behandlung	„ „ 1. 20.
5)	Handbuch der Frauenkrankheiten	„ „ 6. —.

Nach diesem Verfahren behandelt die Hofrath' Dr. Steinbacher'sche Naturheilanstalt Brunnthal (München), durch welche obige Bücher gleichfalls zu beziehen sind, seit vielen Jahren mit bestem Erfolg namentlich Herz-, Magen-, Leber- und Rückenmarkskranken-Leiden, Gicht, Hautleiden, Skrophulose, Nervosität, Schwächezustände, Medizinvergiftung & c.

1879. XI. Jahrgang.

erscheint jeden Sonntag, 12 Seiten stark, **illustrirt.** Preis pro Quartal ö. W. fl. 1. 50 = Rmk. 3. — mit Postzusendung. Man abonnirt bei der **Administration** in **Klosterneuburg** bei Wien.

Das zweite Quartal begann am 1. April. Alle Nummern von 1879 werden nachgeliefert. Probenummern gratis und franko. 702

(Agenten gesucht.)

Für Gartenbesitzer etc.

Karl Schließmann,

Hoflieferant, Gartenetablissement, Spalier- und Jalousieenfabrik

in **Castel-Mainz.**

Export nach Belgien, England, Finnland, Holland, Italien, Oesterreich, Rußland, Schweiz ꝛc.

Gartenbesitzer, welche die Verschönerung und Ausstaffirung ihres Gartens beabsichtigen, belieben sich mein illustrirtes Preisverzeichniß (franko und gratis) zu bestellen. 585

Norddeutscher Lloyd.

Kaiserlich deutsche Postdampfschifffahrt.

I. Zwischen Bremen und New-York,

ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen jeden Samstag, von Southampton jeden Dienstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag Abend nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.

Direkte Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.

Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und Baltimore.

Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs von Baltimore Donnerstags.

III. Zwischen Bremen und New-Orleans,

via Havre und Havanna.

Von September bis April ein oder zwei Mal monatlich.

IV. Zwischen Bremen und Bahia und Rio de Janeiro,

via Antwerpen und Lissabon.

Von Bremen am 10., von Antwerpen am 15. jeden Monats.

V. Zwischen Bremen und Montevideo und Buenos-Ayres,

via Antwerpen direkt.

Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1. jedes Monats. 281

Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

Berliner Gewerbe-Ausstellung

im Jahre 1879. 698

Eröffnung am 1. Mai.

Dampf-Strassenwalzen

liefert

G. Kuhn,

Maschinen- & Kesselfabrik,

Stuttgart. 339

Meine **selbstthätige patent. Sicherheits-Extraft-Kaffee-Maschine** liefert stets gleichmäßig, kräftigen und wohlschmeckend, Kaffee, bei ⅓ Kaffee-Ersparniß. Preiscourant franko. **H. Eicke, Berlin W.,** Friedrichstr. 67.

Zurückgebliebene 718

Schwäche u. Erschlaffung,

Rückenmarksleiden wird durch Anwendung der Dr. Grant'schen Stahlbäder schnell beseitigt. Broschüre 1 Mark durch **Verlag der Union Dresden.**

Heilanstalt für Lungenkranke,

Bad Reiboldsgrün in Sachsen, 2120' hoch. Billige Pension. Eminente Erfolge. Prospekte franko. **Dr. Driver.**

Nasenkorrektur.

Unschöne, zu dicke, stumpfe, glatte oder schiefe Nasen korrigirt brieflich zur proportionirten Form **J. Hensler-Maubach,** 680 Anstaltsdirigent, **Baden-Baden.**

Die rühmlichst bekannte Fabrik von

Zauber-Apparaten von E. Oscar Lischke,

Hamburg, Bazar 7,

empfiehlt die neuesten Erfindungen in diesen Genres **zuverlässig und elegant** gearbeitet. Anerkannt als beste Bezugsquelle der größten Zauberkünstler der Welt. Billige Preise. Preiscourant gratis. **Kalkkegel** bester Qualität pr. 100 15 M. 652

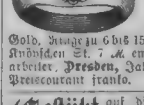
Heyer's 321

Patent-Trittleiter

für jeden Haushalt und jedes Ladengeschäft. Leicht und stabil. Von Jedem transportabel ohne Hülfe der Dienstboten. Zu beziehen durch **Albert Heine, Leipzig,** Markt 14, und **Karl Heyer, Potsdam.**

Cellulose-Fabrikation.

Sehr lohnende Verwerthung der nicht zu Bauzwecken geeigneten Hölzer größerer Waldkomplexe. Prima-Referenzen auf die bisherigen Erfolge. **O. M. Rosenhain,** 689 Civil-Ingenieur, **Berlin** SW.



Künstliche Brillanten,

prachtvolle Steine in echt Gold. Ringe zu 6 bis 15 M. Ohrringe 10—15 M. Knöpfchen St. 7 M. empfiehlt **Schröter,** Goldarbeiter, **Dresden,** Jakobsstraße 16. — Illustr. Preiscourant franko. 467

Gestützt auf die glänzendsten Erfolge garantire allen an **Bettnässen u. Blasenschwäche** Leidenden **sichere Heilung** in 14 Tagen. Die schönsten Zeugnisse zu Diensten. Unbemittelte gratis. **Fr. Bauer,** Spezialist, 634 **Wertheim a. M.**

Fahnen für Vereine

liefert preiswürdig 685 **Franz Reinecke, Hannover.**

Figuren, Gruppen etc.

aus altmeissner Porzellan k. k. Malerei sollen billigst verkauft werden. Näheres durch **Verlag der Union Dresden.**

Oelfarbendruck-Gemälde-Verein **„Viktoria",** Berlin W., Leipziger-Str. 100, billigste Preise Deutschlands für die besten Gemälde. Hochst vortheilhaftes Abonnement. Illustrirte Kataloge u. Prospekte gratis u. frko.

Simili-Diamanten.

Diese wahrhaft prachtvollen Steine besitzen ein immenses Feuer, sind wasserklar und nur durch die Probe von echten zu unterscheiden. Wir versenden portofrei:

Ringe, massiv, doubl. Gold, das Stück **10 Mark,**

Ohrringe, dergl., das Paar **15 Mark**

gegen franko Zusendung des Betrages. Bei Ringen gebe man die Weite an. 727

Luizé & Kitzing, Paris,

62 rue de Saintonge.

Carlsbader

Trinkkur im Hause.

1879er

Carlsbader

Mineral - Wasser.

Täglicher

Versandt seit Anfang März.

Carlsbader Sprudelsalz

zur Unterstützung der Carlsbader Trinkkur

in Flaschen zu 125 Gramm, 250 Gramm, 500 Gramm.

Gegen Täuschung

mit Schutzmarke (Carlsbader Stadtwappen) und Firma versehen.

Carlsbader

Sprudel-Pastillen

in halben und ganzen Schachteln, gegen Sodbrennen, Aufstossen, Magenbeschwerden etc.

Zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Carlsbad.

Niederlagen u. Depôts bei allen Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grösseren Städten aller Welttheile. 724

Chemiker **Spiegel's Zahntropfen,** preiscourant, stillen Zahnschmerzen **sofort,** sichere Hülfe garantirt. Preis 50 Pf. Wiederverk. hohen Rabatt. Gesetzl. geschützt. 732 **Spiegel & Reimler,** alleinige Fabrikanten, **Altona** bei Hamburg, Rolandstr. 16.

Über Land und Meer.

№ 31.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1878—1879.
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die verlorene Brieftasche, Novellette von Otto Girndt. — Max Maria v. Weber, von Prof. F. W. H. Not.blätter. — Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt: Aus einem Idyll in Liedern. Der Nachtwandler: Das alte Lied, von Otto Roquette. Der Pilot aus Franz von Holstein's poetischem Nachlaß. — Ein ehrlicher Mann, Erzählung von Levin Schücking. Fortsetzung. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth, zweite Serie. XII. Der Schutz unserer Seeküsten. Neue Welten, geographische Skizzen von C. Frhr. v. d. Goltz. IV. Die Zulukaffern und ihr Land. 1. — Kein Brief für mich! Gemälde von Ricardo Balaca. — Ein Harem auf dem Dampfer. — Das Hauptportal der Kathedrale von Leon. — Helm und Schild, von Benno Reden. I. — Für das Album, von Wilhelm Ennuer. — Schach. — Räthsel. — Rosselsprung Nro. 10. Bilderräthsel 31. — Auflösung des Bilderräthsels 30. — Briefmappe.

Illustrationen: Freiherr Max Maria von Weber. — Kein Brief für mich! Gemälde von Ricardo Balaca. — Harem auf einem Dampfer von G. Durand. — Randverzierung zu „Dichterstimmen aus der Gegenwart", gesammelt von Friedrich Bodenstedt". — Hauptportal der Kathedrale von Leon. — Panzerthurm mit ein 28-Centimeter-Geschütz, ältere Ansicht. Kuppenbefestigung der Wiener Panzerthurm für ein 28-Centimeter-Geschütz, Durchschnitt. — Wiener Kindertypen, von H. Zadnik.

Die verlorene Brieftasche.

Novellette

von

Otto Girndt.

(Nachdruck verboten.)

In den Speisesaal einer Pension für Fremde zu Florenz traten mit großer Hast zwei junge Männer, deren Aussehen und Kleider die Spuren einer längeren Reise trugen. Sie hatten sich nicht die Muße genommen, auf ihrem gemeinschaftlichen Zimmer Toilette zu machen. Der Erste fuhr sich flüchtig mit der Hand durch sein verwirrtes Haar und rief dem Andern, der in der Thür rückwärts blickte, zu:

„Komm', komm', auf der Treppe liegt sie nicht, also muß sie sich hier finden!"

Der Zweite folgte und wies nach einem Stuhl:

„Dort hatte ich meinen Ueberzieher hingeworfen, bis wir unser Zimmer bekamen. Sie könnte unter den Tisch gefallen sein."

Er hob das Tafeltuch.

Sein Gefährte bückte sich schneller als er hinunter und tauchte wieder auf mit der Erklärung:

„Auch nicht! Und bist Du sicher, Ernst, daß Du sie beim Aussteigen aus der Droschke noch gehabt?"

„Ich glaube wenigstens," klang es kleinlaut.

„Du glaubst nur?" wallte der Fragende auf. „Dann suche sie der Kukuk! Du hast sie wahrscheinlich schon in der Eisenbahn verbummelt. Warum behielt nicht Jeder sein Geld für sich?"

Freiherr Max Maria von Weber. Originalzeichnung. (S. 606.)

Gereizt versetzte der Angeherrschte:

„Du hast mir Deine Baarschaft ja aufgedrungen!"

„Weil ich," gestikulirte der Andere, „ein schlechter Rechner bin und Deinem Ordnungssinn vertraute. Aber das kann ich Dir sagen: mir wäre solche Fahrlässigkeit nicht passirt, hätte ich fremdes Eigenthum bei mir getragen."

„Und ich kann Dir sagen, Leo," entgegnete der Beschuldigte in demselben Ton, „wenn Du unsere Brieftasche verloren, würde ich Dir zu dem Unglück nicht noch Vorwürfe in's Gesicht schleudern. Ich werde Dir Dein Geld auf den Pfennig in Deutschland ersetzen!"

„In Deutschland!" spottete Leo, aber ohne seine vorige Hitze. „Erkläre mir nur gefälligst, wie wir nach Deutschland gelangen wollen! Hier in Florenz kennt uns Niemand, Angehörige hat Keiner von uns mehr in der Heimat, die Kollegen sind augenblicklich auf Ferienausflügen, mindestens wissen wir nicht, ob zufällig Einer zu Hause geblieben, wohin sollen wir also telegraphiren, vorausgesetzt, daß die paar Lire in unseren Portemonnaies überhaupt zur Depesche reichen? Denn Du weißt, daß jede von Italien in's Ausland geschickte Depesche die Kleinigkeit von fünf Franken kostet."

Ernst drückte sein Taschentuch an die heiße Stirn:

„Was denn aber in der Verlegenheit thun?"

Leo zuckte die Achseln:

„Unsere Pässe stecken ebenfalls in der unseligen Brieftasche, wir können uns daher nicht einmal im deutschen Konsulat legitimiren, ge-

schweige hier dem Pensionswirth unsere Identität beweisen."

„Dem Wirth werden wir unsere Lage aber doch entdecken müssen," meinte Ernst.

„Das ist gefährlich," warnte der Genosse. „Er kann uns vor die Thür setzen. Warten wir klüglich bis morgen, bis wir gegessen und geschlafen."

„Damit der Mann vielleicht für die Herberge unsere Koffer in Beschlag nimmt?"

„Wenn er der Mensch darnach ist," sagte Leo, „müssen wir uns das freilich gefallen lassen."

„Um keinen Preis!" eiferte Jener. „Unsere Exzerpte aus den römischen Handschriften! Die ganze geistige Ausbeute unserer Reise!"

„Die bringen wir," erwiederte Leo, „um jeder Eventualität vorzubeugen, auf die Seite. Morgen beim Aufstehen binden wir uns die Hefte auf den bloßen Körper."

„Und wenn unsere plötzliche Beleibtheit Verdacht erregt?"

„Ja, mein Guter," ließ Leo fallen, „widerfährt uns auch noch der Spaß, werden wir ausgeschält, so denken die Leute unbedingt, in den Sachen, die sie nicht zu lesen verstehen, steckt Gott weiß was, wir entführen Staatsgeheimnisse oder dergleichen. Nimmt man uns aber unsern wissenschaftlichen Fund ab, können wir zu Hause kein Buch schreiben, dann sei von mir auf etwas gefaßt: ich bringe Dich um!"

Der am Leben Bedrohte stampfte den Marmorestrich:

„Himmel und Hölle, im Coupé kann mir die Tasche nicht entfallen sein! Ich fühlte sie noch im Rock, als der Zug hielt. Ich sehe noch einmal gründlich in unserem Zimmer nach!"

Er eilte an die Thür.

Leo blieb zurück:

„Ich verschwende keine Mühe mehr!"

Ernst verließ den Saal ohne ein Wort weiter. Sein Freund warf sich auf einen Stuhl und räsonnirte vor sich hin:

„Nur gut, daß mich die Schuld nicht trifft! Wäre ich der Sündenbock, ich raufte mir die Haare einzeln aus. Wenn er's auch nicht Wort haben will, die Tasche hat sich jedenfalls schon im Eisenbahnwagen verkrümelt. Wie wird der ehrliche Finder sich in's Fäustchen lachen! An Wiederbekommen von Geld und Geldeswerth ist hier zu Lande kein Gedanke!"

Er stützte den Kopf in die Hand. Da knarrte hinter ihm die Thür, er hörte es nicht. Eine Dame in mittleren Jahren trat ein, ohne Hut und Handschuhe. Ihr elegantes Reisekleid verrieth die Wohlhabenheit der Trägerin.

Sie stutzte beim Anblick des jungen Mannes:

„Ei, sieh' da!"

Er wandte sich um und sprang wie elektrisirt auf:

„Gnädige Frau!"

„Das ist ja eine angenehme Ueberraschung," lächelte sie, „unsere freundlichen Reisegefährten hier in der Pension wiederzufinden. Ihr Freund ist ohne Zweifel auch im Hause?"

„Ja wohl, gnädige Frau," stieß er fast ungestüm heraus. „Wie sollen wir dem glücklichen Zufall danken, der uns auf's Neue mit Ihnen zusammenführt?" Und in sich hineinflüsternd setzte er hinzu: „Das ist ein Rettungsanker!"

Die Dame verneigte sich leicht:

„Sie sind sehr artig! Ich und meine Töchter hatten von Glück zu sagen, daß Sie uns in Pistoja in Ihr Coupé aufnahmen. Ohne Ihre Güte wäre der Zug abgegangen und wir säßen noch dort!"

Ungesäumt erwiederte er:

„Der größte Lohn für den kleinen Dienst ist mir die Freude dieser Wiederbegegnung; denn mein Freund und ich waren bereits in Verzweiflung —"

„Wie?" unterbrach sie erstaunt.

„Verzeihung!" bat er. „Ich falle mit der Thür in's Haus. Erlauben Sie, daß ich zunächst nachhole, was wir unterwegs versäumt, Ihnen unsere Namen zu nennen! Ich heiße Leo Steinert, mein Gefährte Ernst Lobeck. Wir sind Doktoren der Philologie, Lehrer an demselben Gymnasium in Hannover."

„Da sind wir ja fast Ortsnachbarn," sagte sie erfreut. „Mein verstorbener Mann war der Professor Heimburg in Göttingen."

„Unser berühmter Heimburg?" rief Steinert. „Wir haben zwar nicht in Göttingen studirt, aber die Werke Ihres Herrn Gemahls kennen wir aus dem Grunde. Wenn Lobeck das hört — ich muß nur gleich zu ihm hinauf — Sie entschuldigen, gnädige Frau!"

Er wollte fort, doch sie hielt ihn zurück mit den Worten:

„Und der Grund Ihrer Verzweiflung?"

„Wir waren," antwortete er, „bereits auf dem Heimwege von Rom. In Bologna entschlossen wir uns, da wir noch über genügende Zeit und Mittel verfügten und nicht wissen, ob wir Italien jemals wieder betreten, der entzückenden Fahrt durch die Apenninen wegen noch einmal bis Florenz zurückzukehren. So trafen wir in Pistoja die liebenswürdigen Damen, deren Gesellschaft uns den Schluß der Tour doppelt interessant machte. Sie wurden am Bahnhof von einem Herrn empfangen —"

„Dem Besitzer dieser Pension," erklärte sie schnell; „wir hatten schriftlich Quartier bei ihm bestellt."

„So konnten wir uns," fuhr er fort, „kaum flüchtig von Ihnen verabschieden, Sie waren uns im Nu aus den Augen."

„Und nun?" fragte sie. „Ich weiß noch immer nicht, was Sie seitdem in Verzweiflung gebracht."

„Gestatten Sie nur," begehrte er, „daß ich vor Allem den unglücklichen Lobeck von Ihrer Anwesenheit in Kenntniß setze! Sie kennen jetzt unsere Stellung und werden nicht glauben, wir könnten uns für Etwas ausgeben, was wir nicht sind."

„Wie sollte ich?" schaltete sie ein.

„In Ihren Zügen, gnädige Frau, spiegelt sich — ohne Schmeichelei — so viel Herzensgüte, daß ich auf Ihren Beistand zählen zu dürfen hoffe, wie kühn Ihnen mein Anliegen nach so kurzer Bekanntschaft immer erscheinen mag."

„Ein Anliegen haben Sie, Herr Doktor?"

„Für meinen Freund nicht minder als für mich."

„Sprechen Sie es ungescheut aus," ermuthigte sie.

Trotzdem sah er verlegen auf seine Stiefelspitzen:

„Ich fühle, wie schwer es fällt, sich über eine Lage auszusprechen, in der man sich zum ersten Mal im Leben befindet. Auch kann ich's nicht wagen, verehrte Frau Professorin, bevor ich Lobeck's Meinung eingeholt, ob er damit einverstanden ist, daß ich Ihnen unser beladenes Herz ausschütte. Und doch ist Niemand im Stande, uns zu helfen, als Sie! Wir wollen und müssen morgen von Florenz aufbrechen."

Die Professorin gerieth in einige Verwirrung:

„Niemand als ich, sagen Sie —"

„Niemand!" bestätigte er. „Von Ihnen hängt unser Wohl oder Wehe ab. Verlassen Sie uns, so weiß ich nicht, was aus uns werden soll! Ich bin im Moment wieder da!" brach er kurz ab und machte sich im Geschwindschritt davon.

Sie schüttelte den Kopf:

„Mein Gott, was heißt das? Beladenes Herz, kühnes Anliegen nach so kurzer Bekanntschaft, von mir allein ihr Wohl oder Wehe abhängig? — Diese Aeußerungen, diese Desperation — Himmel, ich errathe! Meine Mädchen! Das ist der Sinn! Kein Zweifel, so liegt's! Amanda und Malwine haben den jungen Leuten gefallen — die rasche Trennung ohne Namensaustausch, der Gedanke, die Mädchen nie wiederzufinden, hat das Gefühl gesteigert — Liebe ist häufig Augenblickssache — und derartige Nebenumstände können sie in der That zur Heftigkeit anfachen. Ich täusche mich nicht, es ist auf eine ernstliche Werbung abgesehen. Was beginne ich da?" Sie hielt inne, ging überlegend ein paarmal auf und ab, dann stand sie wieder murmelnd still: „Die Herren machen den Eindruck vollster Solidität. Aber diese Ueberstürzung widerspricht aller Form! Sie wollen freilich morgen fort. Doch meinen Kindern eine unverzügliche Entschließung zumuthen, wie darf ich das? Ich weiß nicht einmal, wer die Aeltere, wer die Jüngere begehrt, wie soll ich sie da auf den Antrag vorbereiten? Ja, selbst wenn ich darüber im Klaren wäre, weder Amanda noch Malwine würden im günstigsten Fall mehr zugestehen, als daß die Herren uns nach unserer Heimkehr einmal besuchen und dann abwarten, ob sich eine intimere Annäherung ergibt."

Indem flog Steinert wieder herein:

„Ja, gnädige Frau, Lobeck überläßt mir's, Ihnen unsere Noth vorzutragen. Ihm selbst fehlt, ehrlich gestanden, die Courage, darum folgt er mir nicht. So muß ich mir denn ein Herz für uns Beide fassen! Ich war so frei, Ihnen zu offenbaren, daß wir in Bologna noch hinreichend Zeit und Mittel besaßen —"

„Es ist nicht nöthig, Herr Doktor," fiel ihm die Professorin mit Haltung in's Wort, „von vorn anzufangen. Ich habe inzwischen Ihren Andeutungen nachgedacht und den Sinn verstanden."

„Wirklich?" rief er. „Und Sie sagen das in so wohlwollendem Ton? O, Frau Professorin, nun fürchte ich keine Fehlbitte!"

Sie winkte ihm Schweigen:

„Junger Herr, Sie sind außerordentlich stürmisch! Ich habe Ihnen noch nichts versprochen und kann Ihnen auch keine Hoffnung geben, ehe meine Töchter Ihr Verlangen erfahren."

Steinert verbeugte sich:

„Dem Familienrath unterwerfen wir uns selbstverständlich. Es ist nur natürlich, daß die jungen Damen eingeweiht werden. Aber ich hege wenig Besorgniß, wenn die leutselige Frau Mama unser Gesuch befürwortet."

„O," wehrte sich die Gerühmte, „ich beeinflusse meine Kinder in Nichts!"

„Da sind sie!"

Er zeigte lebhaft auf den Eingang. Zwei stattliche Mädchen erschienen in gleicher Tracht, die Gewänder von hellerer Farbe als das Kleid der Mutter.

Ein lautes „Ah!" entfloh den Lippen Beider gleichzeitig.

„Guten Abend, meine Damen!" grüßte Steinert mit einer Wärme, als sähe er alte Bekannte kommen. „Gesegnet der Stern, der uns unter das Dach geleitet, wo Sie Ihr Asyl gefunden! Die Frau Professorin weiß, wie sehr ich mich gefreut!"

„Ich stelle euch," begann Diese, „in unserem Reisegefährten Herrn Doktor Steinert vor, Gymnasiallehrer in Hannover. Sein Freund und Kollege ist Herr Doktor Lobeck."

„Daß die Herren der Gelehrtenzunft angehören," fiel Amanda, die Aeltere der Schwestern, ein, „war an ihrer Unterhaltung zu merken. Ich glaubte bisweilen unsern lieben, unvergeßlichen Papa zu hören, und Malwine hatte dieselbe Empfindung."

„Gebe das Schicksal," versetzte Leo, „daß wir in unserer Laufbahn nur einen Theil der Bedeutung gewinnen, die Ihr herrlicher Vater für die Wissenschaft gehabt und lange über seinen Tod hinaus behalten wird!"

Die Blicke der Schwestern leuchteten auf bei der preisenden Erwähnung des Begrabenen, die Mutter ließ ihnen aber zu keiner Erwiederung Zeit, sondern lenkte ab:

„Die Herren verweilen nur bis morgen hier."

„Um so werthvoller sind uns die wenigen Stunden," sagte Steinert geschwind, „wenn die Damen uns an der Abendtafel in ihrer Nähe dulden. Die Tischglocke muß bald läuten. Wir werden uns beeilen, pünktlich zu erscheinen."

Damit verbeugte er sich und spazierte hinaus.

Kaum war er unsichtbar geworden, so hob Malwine an:

„Das ist nett! Wir wollen dem Kellner sagen, Mama, daß er den Herren uns gegenüber Plätze gibt. Ich fürchtete mich schon vor der Tischgesellschaft der langweiligen Engländer, die oben über den Flur gingen, als wir herunterkamen."

Ehe die Mutter antworten konnte, fragte Amanda:

„Du wolltest sehen, ob bekannte Namen im Fremdenbuch stehen, Mama, hast Du welche gefunden?"

„Ich bin gar nicht zum Nachschlagen gekommen, Kinder, Herr Doktor Steinert nahm mich gänzlich in Anspruch, und daß ihr's nur schnell hört, er hat mir von Dingen geredet, die euch sehr überraschen werden."

„Nun?" fragten die Geschwister wieder wie aus Einem Munde, sich der Professorin nähernd.

„Ihr seht mich in einer nie dagewesenen Verlegenheit," gestand sie. „Ihr habt Unheil angerichtet."

„Wir?"

„Mit Einem Wort: die jungen Männer wünschen nichts Geringeres, als euch zu heirathen."

„Warum nicht gar!" rief Amanda ungläubig.

„Nicht möglich!" stimmte Malwine ein.

„Ich bin," fuhr die Mutter fort, „mit fieberhafter Glut gedrängt worden, euch zu einer Entscheidung zu bewegen."

„Das ist großartig!" kritisirte Amanda.

In Malwinen regte sich doch so viel Neugier, daß sie forschte:

„Welcher will mich denn?"

„Ja, Kind, da fragst Du zu viel; dieser Steinert in seiner Leidenschaftlichkeit sprach immer nur von seiner und des Andern gemeinsamer Noth und Verzweiflung."

„Es lag aber doch am nächsten, Mama, Dich zu erkundigen, ob er sich für Amanda interessirt."

Die ältere Schwester war anderer Meinung als die jüngere:

„Mama hat sehr recht gethan, die Erkundigung zu unterlassen!“

„Ihr könnt wohl denken,“ gab die Professorin dazu, „wie perplex ich über sein Geständniß war!“

„Und wie glimpflich Du mit ihm verfahren!“ fiel Amanda ein. „Nicht so? Du kannst ja nie hart sein!“

„Euer Eintritt schnitt mir jedes genauere Eingehen auf die Sache ab,“ lautete die mütterliche Antwort.

„Der Herr weiß also noch nicht, woran er ist?“ fragte die Vorige wieder.

„Nein!“

„Sei so gütig,“ bat Amanda, „schicke hinauf, er soll sogleich wieder herunterkommen, und ihr Beide geht hinüber in's Lesezimmer!“

„Weßhalb?“ fragte Malwine.

„Ueberlaßt mir's, ihm zu antworten, ich fürchte mich nicht!“

„Was willst Du ihm sagen?“ wünschte die Schwester zu wissen.

„Ich werde so kurz angebunden sein wie er.“

„Das heißt: ihn abschlägig bescheiden?“

„Welche Frage, Malwine! Wer alles feinere Gefühl in diesem Grade verletzt — aber geht doch nur,“ brach sie ab, „und laßt ihn holen!“

„Amanda hat Recht!“ billigte die Professorin den Vorsatz ihrer Erstgeborenen.

Malwine machte dagegen ein Gesicht, als gefalle ihr der Entschluß der Schwester wenig, indeß getraute sie sich nicht, Einwände laut werden zu lassen, und folgte der hinausschreitenden Mutter mit stillem Aerger.

Amanda warf das natürliche Gelock ihres kastanienbraunen Haares in den Nacken zurück und legte die Arme über der Brust zusammen.

„Ist es erhört!“ grollte sie vor sich hin. „Ich werde ihm die Fieberglut vertreiben! Seine Achtung vor unserem Papa ist Lüge! Durch die Phrasen wollte er sich bloß insinuiren. Verehrte er ihn wirklich, so müßte er sich respektvoller gegen uns betragen. Wo hat der Mensch Sitte gelernt? Er soll eine Zurechtweisung erfahren, die er lebenslang nicht vergißt! Aber daß ich nur nicht heftig werde!“ warnte sie sich selbst. „Hier ist bloß Spott am Platz, vernichtender Spott! Der wird ihn am besten zur Erkenntniß seiner Unverschämtheit bringen! Uns das zu bieten! Nein, es übersteigt alle Begriffe!“

Die Thür flog auf, Steinert stand da, wie er gegangen, nur sein Haar hing ihm minder wirr als zuvor um die Stirn. Sein Blick durchschweifte den Saal und drückte Erstaunen aus, die junge Dame allein zu sehen.

„Die Frau Professorin hat befohlen?“ leitete er etwas unsicher ein.

Desto fester klang die Entgegnung:

„Nein, ich habe ersuchen lassen, Herr Doktor, um Ihnen für eine Lehre zu danken, die Sie uns gegeben.“

„Ich, gnädiges Fräulein?“ stutzte er.

„Begreifen Sie mich nicht?“

„Nein!“

„Ich meine die Lehre, wie vorsichtig man mit Reisebekanntschaften sein muß!“ Sein Gesicht verlängerte sich, sie bemerkte es mit heimlicher Genugthuung und verschärfte ihren Stachel: „Man trifft unterwegs Leute, die einen gefälligen, einschmeichelnden Eindruck hervorbringen, aber man ist thöricht, wenn man ihm ohne Weiteres vertraut; denn es stellt sich mitunter schon nach Kurzem heraus, daß die glatte Oberfläche uns betrogen.“

Halb stotternd warf er ein:

„Geht das auf mich?“

Sie überhörte die Unterbrechung scheinbar:

„Selbst klassische Bildung können dergleichen Leute sich angeeignet haben, doch an Gemüthsbildung mangelt es ihnen, sobald sie aus sich herausgehen, total!“

Jetzt zuckte er auf:

„Kein Zweifel, diese Anspielungen gelten mir!“

Ein feines Lächeln glitt um Amanda's Mund:

„Ich bin so erzogen, daß ich Niemand widerspreche. Sie haben ein Ansinnen an Mama gestellt, das uns in seiner Sonderbarkeit nur lächerlich erscheinen kann.“

Steinert trat, immer frappirter, einen Schritt zurück:

„Wie sagen Sie?“

„Andere, mein Herr, würden vielleicht sagen: beleidigend! Doch wir wollen mit einer Empfindungsweise nicht rechten, die es eben nicht fühlt, wenn sie beleidigt. Mama in ihrer unendlichen Seelengüte gewinnt es schwer über sich, eine noch so dreiste Zumuthung rundweg abzuweisen; sie geräth bei ihrer zarten Natur leicht in Bestürzung und bewilligt die verwegensten Ansprüche. Ich, die nicht so weich konstruirt ist, verliere auch nicht so leicht die Fassung und habe meiner guten Mutter schon öfter mit der Entschiedenheit zu Hülfe kommen müssen, die ich von meinem Vater geerbt. Die Erklärung, hoffe ich, wird Ihnen genügen.“

„Mehr als das!“ stieß er hervor. „Ich bedaure im Tiefsten, eine Sylbe an die Frau Professorin vergeudet zu haben. Seien Sie überzeugt, mein gnädiges Fräulein, daß die nämliche Lehre, die Sie durch mich empfangen haben wollen, mir noch ungleich gründlicher von Ihnen zu Theil wird. Ich suchte Herz, wo keins zu finden ist!“

„Mein Herr!“

Ebenso stolz wie sie hob er den Kopf:

„Jetzt mag mein Wort beleidigend klingen, ich nehme es nicht zurück! Spitze Redensarten zu hören, wo man wenigstens Mitleid und Theilnahme erwarten dürfte, wenn schon die Hülfe versagt bleibt, das, mein Fräulein, thut weh! Und Sie sprechen von Gemüthsbildung? Mir und meinem Freunde Lobeck, den ich wahrhaftig mehr beklage als mich, hat noch nie Jemand Mangel daran vorgeworfen; was wären die klassischen Studien auch werth, wenn sie nicht mit auf die Seele wirkten wie auf den Geist? Doch zu wem rede ich? Die meisten Anderen an Ihrer Stelle würden uns zum mindesten beklagen, Sie hingegen verhöhnen unsere Lage förmlich, obgleich ihr Jeder verfallen kann. Ich will Ihnen nicht wünschen, daß Sie auf Ihrer Reise noch dasselbe Unglück trifft wie uns.“

„Uns dasselbe Unglück?“ rief Amanda entrüstet.

„Warum denn nicht? Liegt's etwa außer dem Bereich der Möglichkeit? Dann sehen Sie zu, wie Sie nach Hause kommen! Wir sind Männer von Ehre, Sie hätten nichts riskirt, wenn Sie uns vertraut. Durchgegangen wären wir Ihnen unter keinen Umständen. Regte sich aber ungeziemender Argwohn gegen unsere Gewissenhaftigkeit in Ihnen, wie leicht hatten Sie es nicht, unser Gesuch auf mildere, schonendere Art abzuweisen!“

Das Mädchen konnte ihren Unwillen nicht mehr zügeln, ihre Stimme bebte:

„Mein Herr, Ihre ganze Haltung beweist mir, wie richtig es war, Sie nicht zu schonen; denn ein empörenderes Benehmen ist mir schlechterdings noch nicht vorgekommen! Ein Mann, der einige Meilen mit uns gefahren, postirt sich mir gegenüber, als hätte er das Recht, zu erzwingen, was der geringste Bauer in seiner Sphäre nicht mit so roher Zudringlichkeit begehren würde. Ihr Verlangen streift an Wahnsinn!“

„Donnerwetter!“ platzte Steinert in seinem kochenden Grimm heraus.

„Adieu, Herr — Doktor! Reisen Sie glücklich!“

„Das ist zu viel!“ knirschte er mit geballter Faust.

Amanda kehrte ihm majestätisch den Rücken und suchte die Thür, prallte jedoch an der Schwelle erschrocken rückwärts vor dem hereinstürzenden Lobeck, der eine Brieftasche hoch in die Luft hielt und athemlos jubelte:

„Leo — Leo, da — ist sie!“

Der Angerufene schlug die Hände zusammen:

„Mensch!“

„In meinem Ueberzieher — die Brusttasche hatte ein Loch — sie war — in's Unterfutter gerutscht!“

Steinert hob beide Arme:

„Und ich möchte auf Knieen nach Rom rutschen vor Dankbarkeit gegen das Schicksal! - Ihnen aber, Fräulein Heimburg,“ wandte er sich ironisch um, „danke ich nun aus vollem Herzen für den genußreichen Einblick, den Sie mir in Ihre schöne Seele gegönnt!“

Amanda entfärbte sich:

„Großer Gott, was ist denn das?“

„Unsere verloren geglaubte Brieftasche,“ versetzte Steinert gelassen, „die uns genöthigt, an Ihre Großmuth zu appelliren. Wie Sie sehen, bedürfen wir jetzt keines Darlehens mehr, um unsere Heimreise zu bewerkstelligen.“

Die Bläße des Mädchens stieg:

„Das wollten Sie?“

„Ja, was denn sonst?“ fragte er ruhig.

Da schoß plötzlich tiefe Glut in Wangen und Stirn der Belehrten.

„Leo!“ rief Lobeck, der sich nicht zu enträthseln wußte, was er sah.

Die Verwandlung in Amanda's Wesen war zu auffällig, als daß Steinert nicht sofort die Vermuthung fassen mußte, zwischen ihm und seiner Gegnerin habe ein Mißverständniß obgewaltet. Er trat ihr einen Schritt näher:

„Dachten Sie etwas Anderes?“

„Lassen Sie mich fort!“

Sie wollte hinaus.

„Nicht doch!“ protestirte er. „Ich sehe Ihnen an, daß uns ein Irrthum entzweit. Ich bin Ihnen und mir schuldig, die Aufklärung zu erbitten.“

„Ich kann sie Ihnen nicht geben,“ zitterte es von ihrer Lippe.

„Sie sagen genug,“ erwiederte er, „ich finde sie nun allein!“ Und während Lobeck offenen Mundes daneben stand, fuhr er fort: „Aber enteilen Sie mir nicht, wir müssen Ihrer Frau Mama eine Verlegenheit ersparen! Nicht sie trägt Schuld an ihrer falschen Auffassung unserer Lage, sondern meine ungeschickte Ausdrucksweise. Die Supplikantenrolle, zu der unser abhanden gekommenes Geld mich verurtheilte, fiel mir nicht leicht, daher die Unklarheit meiner Expektorationen.“

„Es bedarf keiner weiteren Erörterung!“ lispelte Amanda, ohne den Blick vom Boden zu erheben.

Er unterdrückte mit Mühe ein Lächeln:

„Doch, doch! Der Doppelsinn meiner Jeremiade erschreckt mich jetzt selbst, und Sie waren vollkommen berechtigt, mein Verlangen als an Wahnsinn streifend zu bezeichnen.“

„Wie?“ fragte Lobeck gedehnt.

„Denke Dir, Ernst —“

„O, Herr Doktor!“ rief Amanda hastig mit einer Geste, die um Schweigen bat.

Steinert kehrte sich ihr wieder zu:

„Die Sache ist unschwer zu redressiren, gnädiges Fräulein! Sie dürfen nur die Gefälligkeit haben und der Frau Mama erklären, Sie selbst hätten mich beim ersten Wort richtig verstanden, daß ich lediglich auf einen Vorschuß zur Heimreise ambirt, den wir mit tiefgefühltem Dank umgehend zurückerstattet haben würden, wenn Freund Lobeck das verhängnißvolle Loch in seinem Ueberzieher nicht entdeckt. Ich muthe Ihnen zwar hiemit eine kleine Nothlüge zu, die der große Philosoph Kant unter allen Umständen verdammt, indeß ich nehme das Unrecht gern auf mich, das Sie begehen.“

Er sprach mit so viel Laune und Herzlichkeit, daß ihre Beklommenheit schwand und sie ihn anzusehen wagte:

„Ich danke Ihnen für den Ausweg. Nicht wahr, Sie vergeben meiner Mama?“

Er ward immer heiterer gestimmt:

„Meine Schuld soll ich ihr vergeben? Ich denke jetzt mit Entzücken daran, wie würdevoll Sie, meine Gnädige, mir den Text gelesen.“

„Kann man nicht endlich erfahren, wofür?“ mischte Lobeck sich ein.

Amanda machte eine Bewegung nach der Thüre. Steinert hemmte geschwind ihre Flucht:

„Erfahren muß er's, und zu meiner vollständigen Reinigung geschieht es am besten in Ihrer Gegenwart; erlauben Sie ihm, als Entlastungszeuge zu dienen! So wisse denn, Ernst, daß meine Stoßseufzer uns in den Verdacht der Vermessenheit gebracht, den jungen Damen Herz und Hand offeriren zu wollen!“

Ein unwillkürliches „Ha!“ entrang sich der Brust Lobeck's, während Amanda abermals bis in die Schläfen erröthete.

Steinert deutete auf den Kollegen:

„Sehen Sie, Freund Lobeck sieht so betroffen, er kann es gar nicht fassen, daß Sie so schlecht von unserem Anstandsgefühl gedacht, und eigentlich wären Sie zu einer Satisfaktion verpflichtet.“

Sie nahm ihre Festigkeit zusammen:

„Ich kann eben nur den irrthümlichen Argwohn aufrichtig bereuen.“

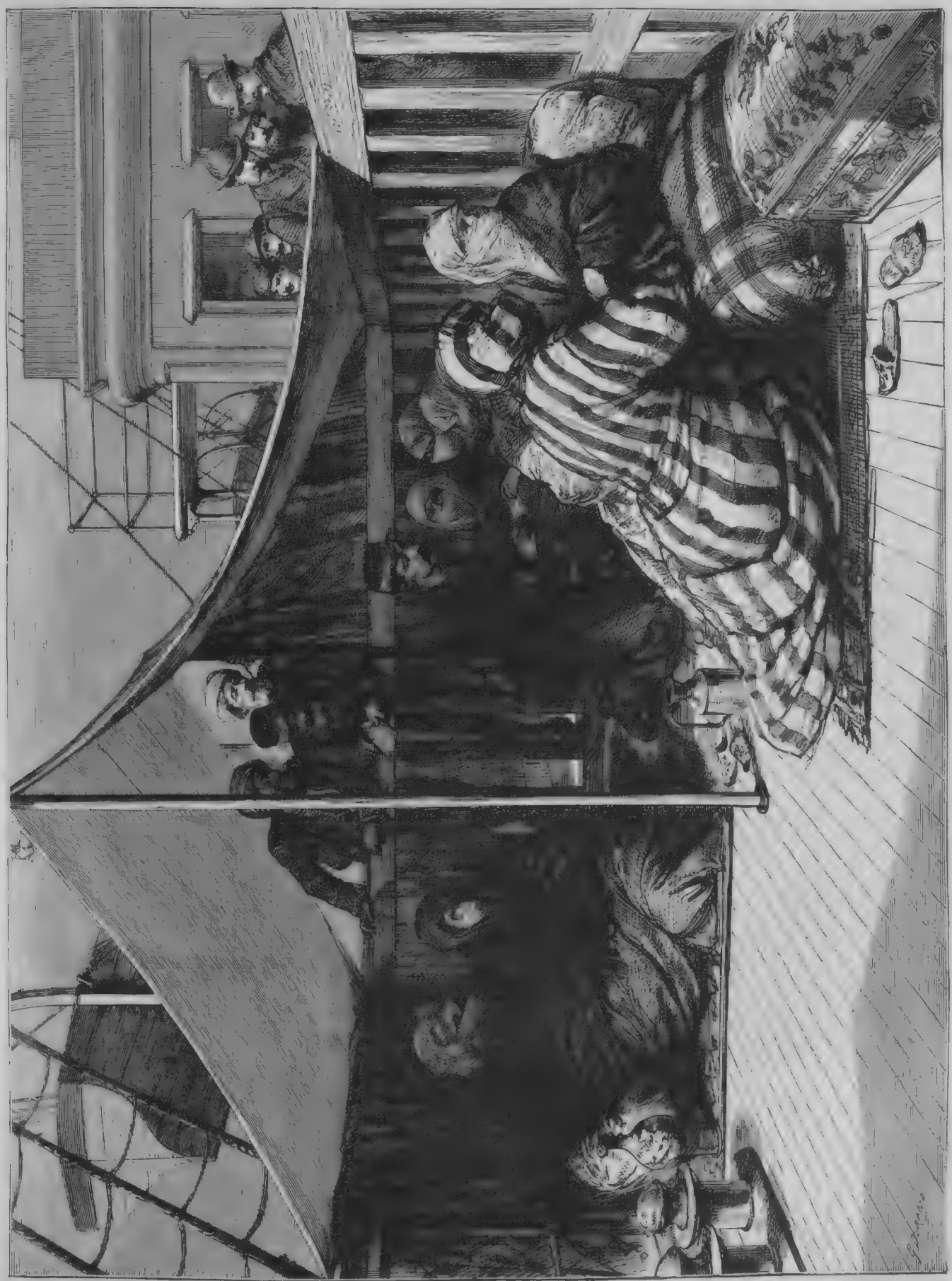
„Das ist wenig,“ entgegnete er halb scherzend, halb ernst, „aber vielleicht gesteht Ihre Liebenswürdigkeit mir morgen, wenn ich mich verabschiede, etwas mehr zu. Um kein neues Mißverständniß herbeizuführen,“ knüpfte er sehr schnell an, „ich meine: vielleicht entlassen Sie mich mit der Genehmigung, daß ich Ihnen, wenn Sie Ihr ersehntes Rom nach Monaten wieder mit Göttingen vertauscht, einmal von Hannover aus meine Aufwartung mache und Erkundigung einziehe, ob Ihnen noch andere fatale Reiseabenteuer nach dem heutigen aufgestoßen.“

„Die Gewährung steht bei meiner Mama!“ sagte sie, sich leicht verneigend; doch durch ihre Zurückhaltung drang ein Schimmer von Freundlichkeit, der ihrem gespannten Beobachter nicht entging. Mit weltmännischer Reverenz gab Steinert jetzt Raum, und die Thür fiel hinter Amanda zu.

„Leo,“ ergriff Lobeck den Gefährten lebhaft am Arm, „wenn Du nach Göttingen gehst, gehe ich mit!“

„Ah!“

Kein Brief für mich? Gemälde von Ricardo Balaca. (S. 615.)



Harem auf einem Dampfer. Zeichnung von G. Durand. (S. 615.)

„Gewiß! Ich muß Dir nur bekennen, daß mir die jüngere Heimburg schon unterwegs ganz ungemein gefallen."

Mit fast strenger Miene erwiederte der Andere:

„Denkst Du, ich will die Aeltere heirathen?"

Lobeck spreizte die Finger seiner Rechten und schielte hindurch:

„Mir machst Du doch kein X für ein U? Die Mädchen sind beide ja reizend, und die Geschichte, die Dir hier passirt, ist geradezu klassisch! Du hättest auch jetzt zuletzt nicht so mit der Amanda geredet, wenn Du nicht wirklich schon, wie der Engländer sagt, in love wärst."

Leo lachte: „Möglich ist Alles!" Im Nu jedoch ward er wieder ganz ehrbar und deklamirte:

„Eingehüllt in feierliches Dunkel
Sind die Wege, Zeus, die du uns führst,
Unerforschlich ist der Plan, nach welchem
Du die Sterblichen —"

„Höre," interpellirte Lobeck, „ich werde der Zweiten — Malwine heißt sie — bei Tische fürchterlich den Hof machen!"

„Das laß gefälligst bleiben," mahnte der Freund ab, „Bescheidenheit ziert den Jüngling, verprudle nichts! Steht es in den Sternen geschrieben, daß wir die Schwiegersöhne unseres verehrten seligen Heimburg werden, so geschieht's doch, und nach dem Intermezzo verbietet sich jedes hastige Zutappen auf's Strengste, sonst wären wir, was wir geschienen!"

Er endete seine Predigt, da er die Professorin, begleitet von beiden Töchtern, eintreten sah.

Amanda mußte Steinert's Anweisung treu befolgt haben; denn die Mama zeigte sich völlig unbefangen und wünschte aufgeräumt den Herren Glück, daß die wiedergefundene Brieftasche ihnen alle Sorgen genommen; im entgegengesetzten Fall — fügte sie hinzu — wären ihre Kinder ganz ihrer Ansicht gewesen, daß man Landsleute nicht im Stiche lassen dürfe.

Da tönte die Tischglocke, der Wirth kam, die Professorin forderte fünf Plätze um eine Tafelecke herum und erhielt sie zugestanden. Auch die „langweiligen" Engländer stellten sich mit Töchtern Albions ein, wurden in einer Reihe an der Längsseite der Tafel untergebracht und beschäftigten, so lange die Mahlzeit währte, nur ihre Kau-, nicht ihre Stimmwerkzeuge, Keiner sprach mit seinen Nachbarn das kleinste Wort. Desto belebter ging es um die Professorin her zu, die deutsche Gesellschaft vergaß nach dem Dessert das Aufstehen, sie blieb vereint, bis es Zeit wurde, die Nachtruhe zu suchen.

Am andern Tag traten Steinert und Lobeck, dem unerbittlichen Gesetz der Pflicht gehorchend, ihre Rückreise in's Vaterland an. Die Erlaubniß, nach vier Monaten, gegen Weihnachten hin, in Göttingen anzuklopfen, hatten sie schon Abends zuvor erlangt, und zwar war es die Professorin gewesen, die aus freien Stücken die Einladung formulirt. Als der Wagen von der Pension zur Eisenbahn fuhr, wehten weiße Tücher den jungen Männern nach, so lange das Haus ihnen in Sicht blieb.

Drei Wochen später rollten die Damen Heimburg der Siebenhügelstadt entgegen. Im ebenen Hannover aber saßen die zwei Philologen emsig bei der Arbeit, um die wissenschaftlichen Entdeckungen zu verwerthen, die sie in römischen Bibliotheken gemacht. Ihr gemeinsames Werk rückte rasch vor, da die Autoren sich kein Vergnügen, keine Zerstreuung gönnten. Erst im Dezember erlitt ihr Fleiß eine Unterbrechung durch einen kleinen Brief aus Göttingen, worin die Professorin ihre unversehrte Rückkunft anzeigte. Da ging's den nächsten Sonntag flugs hinüber, und der Christabend führte die familienlosen Junggesellen zum zweiten Mal an den gastlichen Herd. Im Februar des neuen Jahres hieß es:

«libro completo
scriptores saltant pede lacto.» *)

im April, zum Osterfest, kam das Buch in groß Oktav auf Velinpapier aus dem Druck, und gleichzeitig verließ ein anderes Schriftstück die Presse. Das war kürzer gefaßt, begnügte sich, auf Zeitungspapier in die Welt zu fliegen, und lautete:

„Die Verlobung ihrer Tochter Amanda mit dem Oberlehrer Herrn Dr. Leo Steinert, und ihrer Tochter Malwine mit dem Oberlehrer Herrn Dr. Ernst Lobeck beehrt sich hiedurch, statt besonderer Meldung, anzuzeigen

die verw. Prof. Ernestine Heimburg."

*) Ist das Buch fertig, so tanzen die Schreiber vergnügten Fußes.

Max Maria v. Weber.

(Hiezu das Porträt S. 601.)

In Max Maria v. Weber haben wir eine eigenartige Natur vor uns, die wie Wenige ein spezifisches Produkt unserer Zeit und der ausgesprochene Repräsentant einer der leitenden Geistesströmungen derselben ist. Die heterogensten Elemente haben auf die Entwicklung dieser Individualität hingewirkt, die wir nur im universellsten Sinne einen „Eisenbahnfachmann" nennen können.

Als Sohn Carl Maria v. Weber's einer berühmten Künstlerfamilie entstammt, hat er eine Jugenderziehung genossen, die, von seiner Mutter, einer ebenso geistreichen wie gemüthstiefen Frau, sorgsam geleitet, vornehmlich auf die Entwicklung der gediegenen seelischen Eigenschaften abzielte. Unterstützt wurde diese Leitung durch den Rath des treuesten Freundes Carl Maria's, des berühmten Naturforschers Hinr. Lichtenstein, der die Neigung des Knaben zu den Naturwissenschaften pflegte. Dieser erhielt nach gründlicher klassischer Vorbildung seine fachliche Schulung auf der polytechnischen Schule seiner Vaterstadt Dresden und trat dann zu seiner praktischen Ausbildung als Eisenbahnfachmann zunächst als Eleve und Konstrukteur in die größte Lokomotivfabrik der Welt, die von A. Borsig in Berlin, ein. Gleichzeitig mit dieser seiner Thätigkeit hörte er bei Dove, Magnus, Mitscherlich u. A. naturwissenschaftliche und nationalökonomische Kollegien an der Berliner Universität und trat von da seine eigentliche Eisenbahnlaufbahn an, die ihn dann von unten auf (er hat ein Jahr lang Lokomotivführerdienste gethan) durch fast alle technischen und administrativen Funktionen des Eisenbahnwesens bis zur leitenden Stelle derselben hindurchführte. Nach Bethätigung als Bau- und Maschineningenieur bei verschiedenen Bahnen in Ost- und Westdeutschland studirte er bei längerem Aufenthalte in England unter Isambard Kingdom Brunel's spezieller Leitung das englische Eisenbahnwesen und schloß seine andauernden Verbindungen mit den Koryphäen desselben. Nach Deutschland zurückgekehrt, übernahm er zuerst die Leitung des Maschinenwesens, später der ganzen Niedererzgebirgischen Eisenbahn und trat dann als Direktor des Staatstelegraphenwesens, das er schuf und organisirte, in den sächsischen Staatsdienst über. Später übernahm er die seiner Entwicklung mehr entsprechende Funktion des technischen Mitgliedes der Direktion der sächsischen Staatsbahnen.

Seine in dieser Funktion dargelegte Thätigkeit, der das damalige sächsische Staatsbahnwesen seine werthvollsten und eigenartigsten technischen Einrichtungen verdankt, erhielt bald einen so weitgehenden Ruf, daß ihm junge Eisenbahnfachmänner aus den verschiedensten Ländern der Welt, aus Rußland, Frankreich, Holland, Schweden, Norwegen, Italien, ja selbst aus Peru zur Instruktion in der Praxis des Eisenbahnwesens zugesandt und seine Rathschläge bei Organisationen und Systemwahlen aller Art im Auslande gehört wurden. Auf Anlaß der französischen Regierung bereiste er Nordafrika zur Ertheilung von Gutachten über die Hinleitung der deutschen Auswanderung nach diesen Kolonieen (veröffentlicht in: „Algerien und die Auswanderung dahin." Leipzig) und Schweden und Norwegen bei Gelegenheit der Wahl der Spurweitensysteme für dortige Bahnen, und endlich als Mitglied eines technischen Schiedsgerichts die Bahnen der europäischen und asiatischen Türkei.

Aus dieser reichen Thätigkeit entführten ihn die glänzenden Anerbietungen der österreichischen Regierung mit dem hohen Range eines k. k. Hofrathes in das Handelsministerium in Wien, wo ihm aber bald die Unmöglichkeit, seine moralischen, wirthschaftlichen und fachlichen Ansichten mit denen eines Ministeriums Auersperg-Banhans zu identifiziren, die Wirksamkeit so erschwerten, daß er gern den Ablauf seines auf fünf Jahre mit der österreichischen Regierung geschlossenen Vertrages begrüßte und auf Anlaß des Ministers Achenbach in das k. preußische Handelsministerium übertrat, in dem er zur Zeit in ehrenvoller Ausnahmestellung thätig ist.

Die unmittelbaren Ausflüsse seiner über ein Menschenalter und fast alle Funktionen des Eisenbahnwesens umfassenden reichen Praxis in diesem Fache sind die Schriften Weber's, durch die er zum Theil epochemachend und richtunggebend auf dasselbe gewirkt hat.

Seine „Technik des Eisenbahnbetriebs" (Leipzig, Teubner. 1854) hat zuerst ordnend und organisirend auf die Ideen in dieser Branche Einfluß geübt, und seine Arbeiten „Ueber die Abnutzung des physischen Organismus der Eisenbahnpersonale" (Leipzig, Weber. 1858) haben zu den schützenden Maßnahmen für diese hart in Anspruch genommenen Menschenklassen geführt, für die ihn diese jetzt noch segnen. Seine praktischen Schriften „Ueber das Signalwesen der Eisenbahnen" führten die Läuterung der Anschauungen dieser lange Zeit ebenso verworrenen als wichtigen Branche des Eisenbahnwesens herbei, und den Systemen der Bahnen niederer Ordnung sind von keiner Seite her so gewichtige Dienste geleistet worden, als durch seine diesen Gegenstand behandelnden verschiedenen Schriften: „Die Praxis des Baues und Betriebes der Sekundärbahnen" (Weimar, Voigt. 1873), „Normalspur und Schmalspur" (Wien, Hartleben. 1876), „Der staatliche Einfluß auf die Gestaltung der Bahnen niederer Ordnung" (Wien, Hartleben. 1878) ꝛc. ꝛc.

Vielleicht das größte Verdienst um die Technik des Eisenbahnwesens erwarb sich Weber durch seine mit eigener Hand angestellten mehrtausendfältigen Experimente über „die Stabilität des Gefüges der Eisenbahngeleise", deren Resultate er in einer gleichnamigen Schrift (Weimar, Voigt. 1879) veröffentlichte und die durchaus reformatorisch auf die Oberbaukonstruktionen der Neuzeit fast in der ganzen Welt eingewirkt haben. Die eminentesten englischen und amerikanischen Fachblätter haben Uebersetzungen dieser Schrift in deren ganzer Ausdehnung abgedruckt.

Die weitaus energischste Thätigkeit Weber's, in der er bis jetzt keinen Rivalen gefunden hat und durch die er eine ganz neue Branche der Literatur geschaffen hat, besteht in der (im besten Sinne) „Popularisirung" seines Fachs, das längst das rege Interesse und die Wißbegier des großen Publikums auf sich gezogen hatte, ohne daß diesem Mittel geboten gewesen wären, denselben in gründlicher und zugleich angenehmer Weise Genüge zu leisten.

Diesem Bedürfnisse konnte nur durch einen so universellen Kenner und fertigen Meister des Eisenbahnwesens, der zugleich durch die Darstellungsbehandlung dem spröden Stoffe eine anmuthende Form zu geben versteht, wie Weber, abgeholfen werden.

In der That ist seine bereits in drei Auflagen erschienene, in fast alle civilisirten Sprachen übersetzte „Schule des Eisenbahnwesens" (Leipzig, Weber) zu einer unerschöpflichen Quelle der Belehrung nicht allein für das Publikum, sondern auch für die meisten jener Individualitäten geworden, welche, nach deutscher Sitte, ohne alle fachliche Vorbildung, zu maßgebender Leitung im Eisenbahnwesen berufen werden.

Würdig schließen sich hieran seine „Populären Erörterungen ꝛc." (Wien, Hartleben. 1877—78) an, die nicht allein das Verdienst haben, über die schwierigsten Fragen des Fachs: „Nationalität und Eisenbahnpolitik", „Werth und Kauf der Eisenbahnen", „Tarif und Konkurrenzwesen" helles Licht verbreitet, sondern auch kräftig dazu beigetragen zu haben, daß die Meinung des österreichischen Reichstages sich energisch gegen gewisse Maßnahmen des damaligen Kabinets wendete, die verderblich für das österreichische Eisenbahnwesen geworden wären.

Durch die populären Erörterungen, öffentliche Vorträge und andere Bestrebungen ist Weber auch, wie kein Anderer, dafür thätig gewesen, dem Fache, dem er mit fast leidenschaftlicher Hingebung zugethan ist, und seinen Genossen in demselben jene staatliche und soziale Stellung erringen zu helfen, die dem Techniker noch in Deutschland, wo es weder Namen noch Ruhm für ihn gibt, mehr vorenthalten ist als in irgend einem andern civilisirten Lande.

Weber ist Doktor der Philosophie, Ehren- und korrespondirendes Mitglied der hervorragendsten Fachgesellschaften in Europa und Amerika, Kommandeur und Ritter hoher Orden.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die belletristische Thätigkeit Weber's, so finden wir hier außer der Biographie seines berühmten Vaters („C. M. v. Weber. Ein Lebensbild." Leipzig, Keil. 3 Bände. 1864—66), einem monumentalen, für die Kunstgeschichte hochbedeutenden, im Speziellen für die bis dahin fast verschlossen gewesene Jugendgeschichte Carl Maria v. Weber's die wichtigsten Aufschlüsse gebenden Werke, — in seinen drei Bändchen: „Werke und Tage", „Aus der Welt der Arbeit" und „Schauen und Schaffen" eine Reihe von Skizzen auf einer Sphäre, die bisher die schildernde Feder des Schriftstellers noch nicht berührt hatte. Bilder aus der gesammten Welt der Technik gehen hier mit einer Sättigung des Lokalitons und einem Reiz der Darstellung an uns vorüber, die Weber's künstlerische Abstammung bekunden und einst einen berühmten Kritiker ausrufen ließen: „Max M. v. Weber hat die Poesie der Schiene entdeckt."

Prof. F. W. K.

Literatur.

— **Elise Polko's Ruf begründeten die „Musikalischen Märchen"**, eigenartige phantasievolle Arabesken, zierlich geschlungen um kunstgeschichtliche Daten und berühmte Persönlichkeiten aus dem Reiche der Tonkunst. Eine Fortsetzung dieser liebenswürdigen und fesselnden Gabe erhalten wir jetzt in den „Neuen Künstlermärchen" von Elise Polko (Leipzig, Barth), einem elegant ausgestatteten inhaltreichen Band Phantasieen und Skizzen, die sich in der bekannten duftigen Art dieser Autorin wie ein Regenbogenschimmer um Kunstwerke und Künstler unserer Tage weben. Hier unterhält uns Elise Polko jedoch nicht nur von Mustern, auch Bildhauer, Tänzerinnen, Dichter, Maler, Orgelbauer zieht sie in den Kreis ihrer farbenschillernden Darstellung und weiß uns durch die Anmuth und Poesie ihrer Feder zu fesseln, zu belehren und poetisch zu stimmen. Dieß Buch, das allerliebst ausgestattet ist, sei besonders jungen Damen warm empfohlen.

— **Der Dichter-Maler Moritz Blanckarts hat seine „Gedichte"** in einer zweiten vermehrten Auflage erscheinen lassen (Stuttgart, Greiner). Wir freuen uns, beim Durchblättern manch' begeistertem Dithyrambus, der uns bei öffentlichem Vortrag in gehobene Stimmung versetzt, manch' einfachem Lied, das uns durch seine frische, klare und anmuthige Form, seine tiefe Empfindung erfreute, wieder zu begegnen, aber auch manch' schönes Gedicht, das der liebenswürdige Poet aus neuerer Zeit hinzugefügt, hat uns von seinem frischgestaltenden Talente, das sich so leicht in allen Rhythmen bewegt, reiche Proben gegeben. Namentlich hat er in der Romanze und Ballade manch' ungemein glücklichen Wurf gethan.

— **Ernst Eckstein gehört zu der geringen Zahl deutscher Autoren,** die nie langweilig werden; sein durchdringender Scharfsinn, seine große Gestaltungskraft, sein geläuterter, feiner Formensinn verleihen auch jenen Produkten seiner Feder, welche die Strömung der Zeit stark beeinflußt, einen Zug von Gediegenheit, Frische und Munterkeit, der uns auch die Feuilletons dieses Autors mit Genuß und Interesse lesen läßt und ihnen eine längere Lebensdauer verspricht. Zu dieser Art Eckstein'scher Produktionen gehört ein neu erschienenes originell und hübsch ausgestattetes Büchlein, das den etwas absonderlichen Titel führt: „Guttae in lapidem, das ist Tropfen auf die Steinblöcke menschlicher Vorurtheile und Irrthümer" (Leipzig, R. Eckstein). Das Buch ist geharnischt und schießt spitze Pfeile, die überraschend treffen. Mit oft beißendem Humor behandelt diese Skizzensammlung literarische, philosophische, gesellschaftliche Fragen unserer Zeit in der geistsprühenden, farbenschimmernden, schlagfertigen Art, welche diesem Autor seine eigenartige Physiognomie verleiht. Das Buch ist amüsant, unterhaltend und in hohem Grade anregend.

— **Otto Hübner's „Statistische Tafel aller Länder der Erde"** (Frankfurt, W. Rommel) ist in 28. Auflage erschienen. Diese treffliche, überaus kompendiöse Tabelle, welche der Herausgeber mit minutiösester Sorgfalt aus den besten Quellen zusammengestellt und die durch das übersichtliche Arrangement rasch alles Gewünschte finden läßt, hat sich bereits, davon zeugen eben die Auflagen, überall eingebürgert, und wirklich sollte die billige Tafel (50 Pf.) nirgends fehlen, wo Zeitungen gelesen werden, in keinem öffentlichen Lokale, in keinem Privathause. Herausgeber und Verleger sind bemüht, die Tafel stets auf den neuesten Standpunkt zu stellen.

— **Der Name „Pius Alexander Wolff" ist mit der Geschichte** unserer klassischen Literatur und des deutschen Theaters in seiner glänzendsten Periode so eng verbunden, daß wir uns freuen, ihn zum Vorwurf einer Monographie gemacht zu sehen. Max Markersteig hat aus reichen handschriftlichen und gedruckten, wie mündlichen Quellen Alles zusammengetragen, was uns das Lebensbild dieses bedeutenden Mannes und Künstlers voll und umfassend vor Augen zu führen im Stande ist, und was zugleich auf die Zeit der Goethe'schen Theaterleitung in Weimar, der Brühl'schen in Berlin helle Lichter werfen kann. Wolff war ja der Träger der Goethe'schen Intentionen der dramatischen Darstellung, er und seine gleichgestimmte, gleich talentvolle Gattin haben diese Traditionen

auch nach Berlin verpflanzt, und so kann es kein Wunder nehmen, wenn dieser Beitrag zur Theater- und Literaturgeschichte nicht bloß die Geschichte eines einzelnen Künstlers, sondern einer ganzen Phase der Bühnenkunstgeschichte geworden ist. Gar Manchen wird das Buch auch ganz abgesehen davon als die Lebensbeschreibung des Dichters der „Prezjosa", in der er noch fortlebt, interessiren. Außer der Beigabe des Briefwechsels Wolff's müssen auch seine Vorträge über Stimme und ihre Ausbildung, über den Vortrag, in dem er ein so hoher Meister war, willkommen geheißen werden. Ein Bild des Künstlers schmückt das Buch.

— **Ein interessantes Werkchen ist das erzählende Gedicht: „Angioletta"** von Alfred Friedmann (Wien, Wallishauser). Der Autor hat Byron's „Don Juan" sich zum Vorbilde genommen in der fast übermüthigen Behandlung der Stanzen, welche in ihrer Keckheit zu dem tiefgefühlten leidenschaftlichen Inhalt des Gedichtes in reizvollem Gegensatz steht. Sprachgewandtheit, Originalität in der Erfindung einer spannenden Fabel, glutvolles Kolorit zeichnen diese zur Blütezeit Florenz' in Italien spielende Dichtung aus. Der Nebentitel „Die Feuerprobe der Liebe" hätte fortbleiben können; erstens ist er trivial und dann verräth er vom Inhalt zu viel.

— **Von „Matthias Claudius' Werken" ist jetzt die zehnte Stereotypauflage** erschienen (Gotha, Perthes), acht Theile in zwei stattlichen, schön gedruckten Bänden. Die Werke des alten Wandsbecker Boten sind von Dr. E. Nedlich revidirt, mit Anmerkungen versehen und durch eine Nachlese vermehrt worden, die viel Interessantes und Erklärendes bringt. Wie bei allen eigenartigen Humoresken muß man sich auch bei dem Asmus erst hineinlesen, dann ist aber die Lektüre dieser Schriften ein Genuß, der besonders Literaturkundigen eine vielbewegte klassische Zeitepoche unseres Schrifttums in wunderbarer Plastik und Farbenfrische vor Augen führt. Die Holzschnitte und Kupferstiche Chodowiecki's erhöhen vorzüglich nach dieser Seite hin den Werth des volksthümlichen, originellen Autors.

— **Die Feier des 24. April in Wien hat eine Reihe von Festschriften** veranlaßt, von denen wir bereits den Frommeschen Kalender genannt. Norbert Schmid schildert unter dem Titel: „Des Thrones Jubelfest" (Wien, A. Hölder) ausführlich die Hochzeitsfeierlichkeiten vor fünfundzwanzig Jahren, knüpft daran Bilder aus dem Familienleben des Kaisers und namentlich der kaiserlichen Kinder und schließt mit einer Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten seit dem sechzehnten Jahrhundert. Das elegant ausgestattete Buch liest sich angenehm und unterhaltend. Dr. Isidor Proschko bringt eine Festgabe unter dem Titel: „Strahlenfeste" (Wien, Sintenis). Auch hier werden die früheren Festlichkeiten, ein Meeresfest auf der Fregatte „Novara" und endlich der Festzug vom 24. April 1879 geschildert.

— **Der deutsche Musenalmanach, welchen Julius Mühlfeld in** Sondershausen unter dem Titel: „Unter Lebenden" herausgibt, befindet sich im Druck und die Dichter, welche dem Herausgeber Originalbeiträge versprochen, haben sich deßhalb zu beeilen.

— **Von dem bekannten Bearbeiter der Nibelungen, Wilhelm** Jordan, wird demnächst ein neues Werk: „Die Erfüllung des Christenthums", zur Ausgabe gelangen. Im Anschluß an die frühere religiösphilosophische Dichtung „Andachten" soll dieses Buch in Briefform allgemein verständlich eine Erläuterung und Ergänzung zu jener sein und die gleichen Gesichtspunkte entwickeln.

— **Die von Johannes Proelß mit feinem Verständniß redigirte** „Allgemeine literarische Korrespondenz" (Leipzig, Foltz) verdient die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums in hohem Grade als ein Rathgeber für die Auswahl auf dem Gebiete unserer Tagesliteratur. Alle irgendwie hervorragenden und sonst interessanten Erscheinungen im Roman, in der Novelle, in Vers und Prosa werden hier von scharfsinnigen Autoren kritisch gewürdigt und analysirt. Zeitgeschichtliche Mittheilungen vom inländischen und ausländischen Büchermarkt, aus Bibliotheken 2c., Notizen über Preßwesen, Kunst, Personalien und ein ausführliches Inhaltsverzeichniß unserer Journalliteratur machen dieß Blatt zu einem angenehmen und sehr brauchbaren Führer auf dem immer mehr sich ausdehnenden und kaum mehr zu übersehenden Felde der Literatur unserer Tage.

— **In der Schweiz erscheinen gegenwärtig 518 Zeitungen und** Zeitschriften, während 1877 nur 476 aufwies. Von diesen 518 Zeitungen erscheint 1 (Neue Züricher Zeitung) 12mal, 3 (Bund, Berner Intelligenzblatt und Fremdenliste in Baden, diese letztere jedoch nur im Sommer) 7mal die Woche; 58 erscheinen 6mal, 2 vier-, 55 drei-, 114 zweimal und 166 einmal die Woche, 121 Zeitschriften erscheinen in unbestimmten Zeiträumen.

Bildende Künste.

— **Ein „Wochenblatt für Architekten und Ingenieure" wird** vom 1. Mai ab in Berlin bei Oehmigke unter Redaktion von A. Böttticher erscheinen.

— **Die Ausstellung von Reisestudien, welche in Berlin eben er**öffnet wurde, ist glänzend ausgefallen. Die nahezu einen Kilometer Länge repräsentirenden Wände des „Salons" sind mit Zeichnungen, Aquarellen und Oelskizzen dekorirt, welche 160 Aussteller in einer Zahl von nahe an 5000 eingesandt haben.

Musik.

— **Max Bruch's „Lied von der Glocke" wird auf dem Birming**hamer Musikfest, das dieses Jahr stattfindet, zur Aufführung kommen. Der Komponist wurde zur Direktion eingeladen.

— **Ole Bull, der berühmte Geigenvirtuose, traf am 15. April,** von seiner längeren Kunstreise in den Vereinigten Staaten zurückkehrend, in England ein.

Bühne.

— **In München ist man von dem Resultat des Preisaus**schreibens, welches auf Anregung des Hoftheaterintendanten Baron Perfall durch den König Ludwig vor etwa Jahresfrist erlassen wurde, nichts weniger als entzückt. Bekanntlich wurde ein Preis auf das beste Trauerspiel, das beste Schauspiel und das beste Lustspiel ausgesetzt. Es sind nun nicht weniger als ungefähr achthundert Theaterstücke eingereicht worden, die alle durchgelesen werden mußten. Von allen diesen achthundert Stücken eignet sich kaum eines oder zwei überhaupt zur Aufführung. Aber man bezweifelt, ob sich dem einen oder dem anderen Stücke, das etwa aufgeführt werden wird, der Preis wird zuerkennen lassen, da die Preiszuerkennung davon abhängig gemacht ist, welcher Erfolg das Stück beim Publikum und der Kritik hat. So wird denn wahrscheinlich von einer weiteren Eventualität Gebrauch gemacht werden, welche das Programm des Preisausschreibens bietet. Es werden wahrscheinlich Stücke, die ohnehin in der betreffenden Periode in München aufgeführt sind und dort Erfolg gehabt haben, prämiirt werden. Ob unter solchen Umständen ein Preisausschreiben in Zukunft überhaupt noch wiederholt werden wird, ob es vor allen Dingen in dieser Form wiederholt werden wird, muß durchaus dahingestellt bleiben.

— **Das Stadttheater in Wien brachte noch knapp vor seinem** Saisonschluß zwei Novitäten sehr ungleichen Kalibers. Die erste, eine einaktige Causerie, ist von Ernst Legouvé und heißt: „Die Blume von Tlemcen". Eine junge verliebte Orientalin zu Tlemcen in Algier hat einst ihrem Ideal, einem hübschen Offizier, der die verschleierte Schöne niemals sehen konnte, das Geheimniß ihres Herzens einfach dadurch verrathen, daß sie ihm eine Blume zuwarf. Eine junge, verliebte Pariserin ahmt die algerische Blumensprache nach und wirft ihre Blume einem noch wohlerhaltenen Obersten an den Kopf. Das Stückchen hat ein Minimum von Handlung, aber eine Fülle jener feinen, bestechenden Dialogswendungen, welche die Essenz des echt pariserischen Proverbes ausmachen. Wäre sie nicht in der ersten Hälfte allzu redselig ausgesponnen, der Erfolg der graziösen Plauderei wäre noch intensiver gewesen. Nach dem Franzosen kam ein unbekannter Deutscher, Ferdinand Werner, als Autor eines dreiaktigen Schwankes: „Sein Mephisto". Dieser Mephisto ist ein guter Teufel, der für einen unentschlossenen Faust um ein schönes Gretchen wirbt und bei dieser Gelegenheit, wie dieß auf allen Theatern landesüblich, sich selbst zu einer Frau verhilft. Das Publikum lachte über einige Verwickelungen von robustester Possenfaktur, ohne sich besonders für die mitunter in beneidenswerther Naivität aufgerollte Komödie der Irrungen zu erwärmen.

— **Das Hoftheater in Dresden brachte Julius Wolff's „Jung**gesellensteuer" als Novität, und das Sonntagspublikum, schreibt man von dort, ist durch die Unordnung im Studirzimmer Rittberg's, wie durch die pietistische Köchin Hanna und die alten Jungfern Schneegans und Lerche in ganz so gute Laune versetzt worden, wie der anwesende und auf der Bühne erschienene Verfasser es nur wünschen konnte. Das Stück war bis jetzt nur in München gegeben worden. Die Junggesellensteuer wird zwar im ersten Akt durch den im Laufe des Abends durchfallenden Reichstagswahlkandidaten Drehwitz auf's Tapet gebracht und am Schlusse des Stücks von demselben Drehwitz als die wahrscheinliche Ursache erwähnt, um deren willen sich der Bildhauer Rodeck zur Ehe bekehrte, sie bildet aber im Uebrigen nicht den Inhalt des Stücks. Dieser beruht vornehmlich auf dem Räthsel, ob ein von M. R. unterzeichnetes Liebesgedicht von dem Dichter Manfred Roland oder dem Privatdozenten Max Rittberg oder dem Bildhauer Moritz Rodeck herrühre, so daß der richtige Titel für das Stück wohl M. R. gewesen wäre. Die oben schon erwähnten wirksamsten Partieen des Stücks gehören zu den öfter schon mit Glück bewährten Mitteln, um den Lachreiz zu kitzeln, und wenn ein Autor die Sprödheit der Bühnendirektoren mit vornehmer gehaltenen Werken nicht zu überwinden vermag, so darf man einige Konzessionen an die Mittelmäßigkeit ihm nicht verübeln.

— **In Wiesbaden gelangte „Ambrosius", Schauspiel in vier** Akten von Chr. Molbech (deutsch von Adolph Strodtmann), zum ersten Male zur Aufführung. Die Handlung des wirksamen und mit wahrhaft poetischen Schönheiten reich ausgestatteten Stückes fand eine recht freundliche Aufnahme. Wie die Dichtung, so erntete auch die Darstellung gerechten Beifall.

— **Am Hoftheater in Hannover wurde Lord Byron's „Marino** Faliери" aufgeführt. Diese Bühne ist wohl in Deutschland die erste, welche den Versuch der Aufführung mit dem Werke gemacht hat; Byron selbst wünschte bekanntlich nicht, daß das Stück auf die Bühne gebracht werde, und äußerte sich sehr ungehalten über die 1821 erfolgten Aufführungen am Drury-Lane-Theater in London. Trotzdem hat es sehr interessirt, dem großen Dichter, dessen „Manfred" in Hannover Repertoirestück geworden ist, bei dieser Gelegenheit zum zweiten Male auf der Bühne zu begegnen, und das Publikum gab seinem Beifall bei jeder Gelegenheit Ausdruck. Wahrscheinlich würde die Wirkung bedeutend erhöht werden, wenn man die Kürzungen energisch ausbehnte; es wird viel zu viel gesprochen und zu wenig gehandelt, und so schön die Worte sind, ermüden sie auf die Dauer doch. Die Aufführung dauerte mit kurzen Zwischenakten 3½ Stunden.

— **An der Karlsruher Hofbühne kam die neue Oper: „Meister** Martin der Küfer und seine Gesellen", nach E. T. A. Hoffmann von A. Schricker, Musik von W. Weißheimer, zum ersten Mal und zwar mit dem günstigsten Erfolge zur Aufführung. Das Werk charakterisirt sich als ein in Text und Musik einheitliches und bringt das kernig-bürgerliche Wesen der Blütezeit der alten deutschen Reichsstädte (die Oper spielt in Nürnberg) zur wohlverstandenen künstlerischen Anschauung. Durch die ausgesprochene Hervorhebung des melodiösen Elements unterscheidet sich die Komposition wesentlich von der Richtung der neudeutschen Schule, an welche wir sonst durch die Führung des Orchesters stellenweise erinnert werden. Dabei spricht sich in den Aufgaben der Sänger, wie auch in der Instrumentation hinlängliche Originalität und Selbstständigkeit des Schaffens aus.

— **Die neue Oper von Viktor Nessler: „Der Rattenfänger von** Hameln" wurde am Leipziger Stadttheater in kurzer Zeit siebenmal gegeben; die Theilnahme des Publikums hat sich dauernd gesteigert, Dichter (Fr. Hofmann) und Komponist wurden wiederholt gerufen. Das Urtheil faßt sich in der Anerkennung zusammen, daß diese Novität von Akt zu Akt immer tiefer zu Herzen spreche und durch den sinnigen Schluß, der die Kinder in ein sonnig schönes Land fahren läßt, ein wohlthätig versöhnendes Gefühl hinterlasse und ganz dazu angethan sei, das zu werden, was in Deutschland nicht überreich vertreten ist: eine allenthalben willkommene und immerfrische Volksoper im besten Sinne dieses ja nicht zu unterschätzenden Wortes. Möge sie bald ihren Rundgang in Deutschland antreten!

— **Die Lecocq'sche Operette: „Der große Casimir", hat bei** ihrer ersten Aufführung am Wiener Karltheater trotz einiger wirksamer Szenen beinahe einen Mißerfolg erzielt. Eine längere Repertoirdauer wird derselben von den Wiener Blättern nicht prognostizirt. Der fruchtbare Komponist hat übrigens wieder eine neue Operette auf die Bühne gebracht, die freilich auch nur einen mäßigen Erfolg hatte. So rächt sich die Ueberproduktion.

— **München hat zur 100jährigen Feier des Abschlusses des** Druckes von Lessing's „Nathan" eine festliche Aufführung des Stückes mit neuen Dekorationen im k. Hoftheater am Ostersonntag veranstaltet und zwar zu Gunsten der Nothleidenden im Spessart.

— **Minnie Hauk wird in der kommenden Frühjahrssaison aber**mals den „Star" von Her Majesty's Opera in London bilden. Die Künstlerin wurde von Colonel Mapleson für die „London Season" mit doppelter Gage engagirt und ihre Bezüge belaufen sich deßhalb auf 12,000 Fr. per Monat. Minnie Hauk wird in London die Rolle der Katherine („Der Widerspenstigen Zähmung") in deutscher Sprache kreiren und außer ihren bisherigen Rollen noch in „Mignon", „Aida", „Lohengrin", „Fliegenden Holländer" und „Die lustigen Weiber" auftreten. Die Künstlerin hat am 25. April die Londoner Saison mit Carmen eröffnet.

— **Aus den dem französischen Budgetausschusse für die Opern**frage vorliegenden Akten kann der „Rappel" folgendes Budget der Großen Oper zu Paris im Jahre 1877 mittheilen, welches auch außerhalb Frankreichs interessiren dürfte. Man wählte das Jahr 1877 als ein normales, weil in den Jahren 1875 und 1876 der Reiz der Neuheit des Prachtgebäudes und im Jahre 1878 die Weltausstellung auf die Einnahmen einen außerordentlichen Einfluß übten. Das Budget der Oper für 1877 hatte also folgende Hauptziffern: Ausgaben. Personal: Administration 39,984,75 Franken, Bühnenarbeiter 57,820,25 Franken, Gesangskünstler 862,494,65 Fr., Ballet 239,419,25 Fr., Chöre 168,449,85 Fr., Corps de Ballet 110,438,80 Fr., Orchester 279,509,35 Fr., Bedienung des Saals und Theaters 40,418,55 Fr., Costümiers 103,367 Fr., Dekorateurs 217,980,06 Fr., Figuranten 39,054,55 Fr., Direktor Halanzier 38,000 Fr. Material: Theaterzettel und Straßenanschläge 42,389,60 Fr., musikalische Instrumente und Notenabschreiber 17,745,15 Fr., Dekorationen 111,983,07 Franken, Kostüme 205,727,80 Fr., Requisiten 77,166,05 Fr., bauliche und Mobiliar-Reparaturen 82,148,08 Fr., Polizei und Sicherheit 42,894,20 Fr., Armensteuer 275,000,13 Fr., Honorare der Autoren 195,317,85 Fr., Heizung 54,999,00 Fr., Beleuchtung 306,230,47 Fr., Versicherungen und Abgaben 44,223,05 Fr., Balle und ein Konzert 210,223,08 Fr., verschiedene Ausgaben 30,571,55 Fr., Anzüge der Angestellten 4,189,05 Fr., Bureaukosten 5,791,65 Fr. Summe der Ausgaben 3,903,036,80 Franken; dem gegenüber standen an Einnahmen: die Subvention des Staates 800,000 Fr., die Abonnements 1,122,038 Fr., die Tageseinnahmen 1,872,062 Fr., die Maskenbälle 330,589 Fr., Miethen und Verschiedenes 20,658 Fr. Die Summe der Einnahmen betrug somit 4,145 347 Fr., so daß das Jahr 1877 einen Ueberschuß von 242,311 Franken ergab.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **Mexiko wird nun auch seine Ausstellung haben: am 15. Ja**nuar 1880 soll eine internationale Ausstellung von Gegenständen der Agrikultur, Industrie, Wissenschaft und Kunst eröffnet werden und drei Monate dauern.

— **Der Konsul Sahl wird Deutschland auf der Ausstellung in** Sidney (Neu-Südwales) vertreten.

— **Zwei Industrielle Wiens beabsichtigen Privatmuseen zu er**richten, und zwar R. v. Waldheim für Typographie, Hofschlosser Milde für Eisengewerbe.

— **In Dresden wird eine zweite allgemeine „Ausstellung von** Erzeugnissen der Kunst, Wissenschaft und Industrie für die Jugend" vom 1. Juli bis 31. August veranstaltet, nachdem die erste vor zwei Jahren so glänzende Resultate geliefert hat. Die Direktion (Kaufmann Heintze in Dresden-Altstadt, 11 Breitestraße) versendet auf Wunsch das Programm, das alle näheren Bedingungen enthält.

— **Die Besitzer der Bernsteinbergwerke in Palmnicken, Stantien** und Becker, erlassen eine Warnung an Raucher gegen falschen Bernstein. Es wird in letzter Zeit eine dem Bernstein täuschend ähnliche Komposition hergestellt, welche ebenfalls durch Reiben auf Tuch elektrisch beziehungsweise anziehend wirkt. Diese Nachahmung, die äußerlich schwer erkennbar ist, wird aus Kopal, Kampher, Terpentin u. s. w. hergestellt, schadet nach ärztlicher Untersuchung der Gesundheit und verhält sich wie eins zu zwanzig im wirklichen Werthe zum echten Bernstein. Daraus gefertigte Gegenstände werden, auf eine heiße Platte gelegt, nach einigen Minuten schmelzen, während Bernstein der Hitze bedeutend größeren Widerstand leistet; ferner werden aus dieser Komposition hergestellte Artikel, in Schwefeläther getaucht, schon nach einigen Augenblicken die Politur verlieren. Echter Bernstein wird von Schwefeläther absolut nicht angegriffen.

— **Amerika ist und bleibt unerschöpflich an Erfindungen und** merkwürdigen Experimenten, die, wenn sie auch nicht immer der Industrie und Handelswelt Vortheil bringen, doch stets den Reiz der Originalität für sich haben. So hat neuerdings der Chef-Ingenieur der Northern Pacific Railway trotz Abrathens von Seiten aller Fachleute und trotzdem ihm kein Präcedens zur Seite stand, nach welchem er sich richten konnte, den Versuch gemacht, den zugefrorenen Missourifluß mit Eisenbahnschienen zu überbrücken und über diese Schienen mit Eisenbahnzügen zu fahren. Der erste Versuch geschah mit einer Lokomotive und zwei mit Eisen beladenen Lowries. Als dieser Versuch glückte, wurden an die Maschine drei mit Eisen beladene Lowries und außerdem ein Waggon mit Gästen, die zu dem Schauspiele geladen waren, gehängt. Auch dieser Versuch fiel durchaus günstig aus. Der Fluß ist gegenwärtig nur ein Drittel so breit, als im Frühling und Sommer, aber doch 3300 Fuß. Das Eis war zur Zeit des Experiments 42 Zoll dick. Der Sicherheit halber darf kein Zug auf dem Eise halten, denn die Tragkraft ist selbstverständlich größer, wenn der Zug nur über das Eis dahin gleitet, als wenn er eine Zeitlang auf demselben ruht.

— **Die Bahn Jagstfeld-Neckargemünd, welche eine neue Verbin**dung zwischen Stuttgart und Heidelberg herstellt, wird am 15. Mai eröffnet.

— **Unsere Mittheilungen über die Hauptursache der Kollisionen** der großen Dampfschiffe im Oktober 1878 (Nro. 4) haben eine wichtige Anregung gegeben. Stettiner Schiffskapitäne haben selbstständige Versuche mit den gleichen Manövern gemacht, über welche Reynalds im Namen der britischen Gesellschaft für Steuerung der Schraubendampfer Bericht erstattet und Kapitän Schwarz hat beim Nautischen Kongreß im Februar 1879 zu Berlin darüber Bericht erstattet und dabei Reynalds' Satz bestätigt: „Wenn ein Schraubendampfer, während er noch vorwärts geht, seine Schraube zurückschlagen läßt, so wirkt das Ruder nach wenigen Rückwärtsbewegungen der Schraube so, als ob das Schiff bereits rückwärts durch das Wasser ginge." Der Nautische Kongreß hatte selbst an einem kleinen Modell Experimente mit diesem Manöver im Kaiser-Wilhelmsbade zu Berlin angestellt. Dieser Moment ist es gerade, welcher in Nro. 27 von „Ueber Land und Meer" abgebildet ist. Mit besonderer Anerkennung muß noch erwähnt werden, daß der Chef der deutschen Admiralität, v. Stosch, in Folge einer im Kongreß geg-henen Anregung angeordnet hat, daß von den Schiffsführern der deutschen Marine jene Manöver wiederholt, deren Resultate gesammelt und die Ergebnisse zu einem „Lehrbuch der Steuerkunst" verarbeitet werden sollen, welches zur Ausbildung der Steuerleute und Offiziere dienen soll. Unsere Leser werden sich nämlich erinnern, daß Reynalds nachgewiesen hat, daß der Untergang des „Großen Kurfursten" sowie manch englischen Schraubendampfer vorher aus der Unbekanntschaft der Schiffsführer mit obigem Vorgange herrührt.

— **Die französische Gesellschaft zur Legung eines unterseeischen** Kabels zwischen Frankreich und Amerika hat sich gebildet und nennt sich «Compagnie française du télégraphe de Paris à New-York». Sie verfügt vorläufig über ein Kapital von 42 Millionen Franken. Die beiden Linien würden von Brest über Saint-Pierre und Kap Cod nach New-York und von Brest über die Scilly-Inseln nach Saint-Pierre und Tor-Bay gehen. Die in Sachen der Telegraphie bekannte Firma Gebrüder Siemens in London hat das Geschäft der Legung des Kabels und der Herstellung eines Repairing Steamer übernommen.

— **Das wiederholt aufgetauchte Projekt, die Luftschifffahrt den** arktischen Expeditionen dienstbar zu machen, soll demnächst zur Ausführung gelangen. In 25 Städten Englands wird gegenwärtig für eine Polarexpedition unter dem Kommando Cheyne's subskribirt, die im Monat Mai ihre Reise antreten und von dem äußersten, zu Schiffe erreichbaren Punkte aus in Ballons, die man selbstverständlich erst dort füllt, fortgesetzt werden soll.

— **Die japanische Regierung hat den Vertretern einiger Bank**häuser von San Franzisko die Ermachtigung zur Legung eines Kabels zwischen letzterer Stadt und Japan verliehen. Man hofft, dasselbe späterhin bis Tientsin und Peking verlängern zu können.

Sport.

— **Die neuesten Festsetzungen der Wettrennetermine sind folgende:** Mai: Berlin: 4., 11., 18.; Pest: 4., 6., 8.; Mannheim: 4., 5.; Paßewalk 9.; Frankfurt a. M.: 11.; Münster: 14.; Wien: 18., 20., 22., 25.; Gotha 18.; Breslau 22.; Leipzig: 24., 25. Juni: Berlin: 2., 3., 12., 15., 17., 18.; Cannstatt: 22.; Hannover: 28., 29., 30. Juli: Hamburg: 4., 6., 7.; Königsberg: 13.; Münster: 16., 17. August: Doberan: 2., 4., 5.; Königsberg: 3.; Frankfurt a. M.: 23., 24., 25.; Baden-Baden: 28., 31. September: Baden-Baden 2.; Königsberg 7.; Kaschau: 7., 8.; Debreczin 14., 15.; Klausenburg 19., 21.; Insterburg 20., 21.; Gotha 21., 22.; Oedenburg 27., 28., 29. Oktober: Wien: 4., 5.; Baden-Baden: 6., 8.; Pardubitz 12.; Pest 19., 20.

Gestorben.

— Albert Ebner, Verlagsbuchhändler, in Stuttgart, am 7. April.

— K. Horn, Kirchenrath, Stifter der allgemeinen deutschen Burschenschaft in Jena, 84 Jahre alt, in Neubrandenburg, am 8. April.

— E. F. Richter, Prof. am k. Konservatorium der Musik in Leipzig, am 9. April, 71 Jahre alt.

— Sir Anthony Panizzi, erster Custos des Brit. Museums, 82 Jahre alt, in London, am 10. April.

— Ernst Kaufmann, Kriegsrath a. D., Senior des eisernen Kreuzes, am 10. April, in Berlin.

— Wilhelm Riedmüller, Landschaftsmaler, in Wien, 79 Jahre alt, am 12. April.

— Jean Hippolyte de Villemessant, Begründer und Herausgeber des „Figaro", in Paris, am 12. April, 66 Jahre alt.

— Dr. Pfeiffer, Bürgermeister von Bremen, am 12. April.

— Hein, vormaliger Direktor des k. Hoftheaters in Berlin, am 13. April.

— Graf Eulenburg, Präsident der preußischen Staatsschuldenkommission, Vater des Ministers des Innern, 74 Jahre alt, in Berlin, am 17. April.

Dichterstimmen
aus der Gegenwart.

Gesammelt von

Friedrich Bodenstedt.

Aus einem Idyll in Liedern.

Von Otto Roquette.

Der Nachtwandler.

Ist verstummt denn jeder Quell,
Und versiegt in Sommergluten?
Bringt die Nacht auch, sternenhell,
Nichts von den ersehnten Fluten?
Garten dürstet, Blüt' und Baum,
Und, um Ruhe zu gewinnen,
Schreit' ich, halb mit wachen Sinnen,
Halb in angsterfülltem Traum.

Von der Linde senkt der Duft
Kaum bewegt zum Thal sich nieder,
Doch die Stelle, die mich ruft,
Treibt mich schnell von hinnen wieder.
Ach, mit Neid und Ungemuth
Hör' ich leises, loses Lachen,
Und die Glücklichen sie wachen,
Unbekümmert um die Glut.

Mir auch schwände wohl die Last
Und das Bangen im Gemüthe,
Fänd' ich nur bei dir die Rast,
Die mich scheuchet sonder Güte!
Ach, du wußtest mit Bedacht
Mich zu höhnen, mich zu strafen!
Aber du kannst ruh'n und schlafen,
Da mir endlos ist die Nacht!

Das alte Lied.

Es geht eine Sage vom tiefen See,
Wo die Nixe taucht aus den Wellen:
Alljährlich erfaßt es mit Angst und Weh
Einen jungen Mühlengesellen.
Ihn schauert's im Haus, erst drunten entflieht
Sein Schmerz in der bläulichen Kühle.
Mir liegt im Sinne das alte Lied
Von dem Müller und seiner Mühle!

Ich mag nicht mehr der Menschen Weis',
Und all' ihr Höhnen und Fragen,
Wie ich verlassen den alten Kreis
Aus wilden, thörichten Tagen?
Sie meiden mich, da ich sie mied;
Und kühl' ich die lastende Schwüle,
Sie werden sagen: das alte Lied
Von dem Müller und seiner Mühle!

Du dunkle Tiefe, du lockst so süß
Hinab zu deinen Gründen!
O rausch' empor, meine letzten Grüß'
Und Alles ihr zu verkünden!
Und wenn sie stumm hinunter sieht
In die wellenkräuselnde Kühle,
Dann denkt sie wohl an das alte Lied
Von dem Müller und seiner Mühle!

Der Pilot.

(Aus Franz von Holstein's poetischem Nachlaß.)

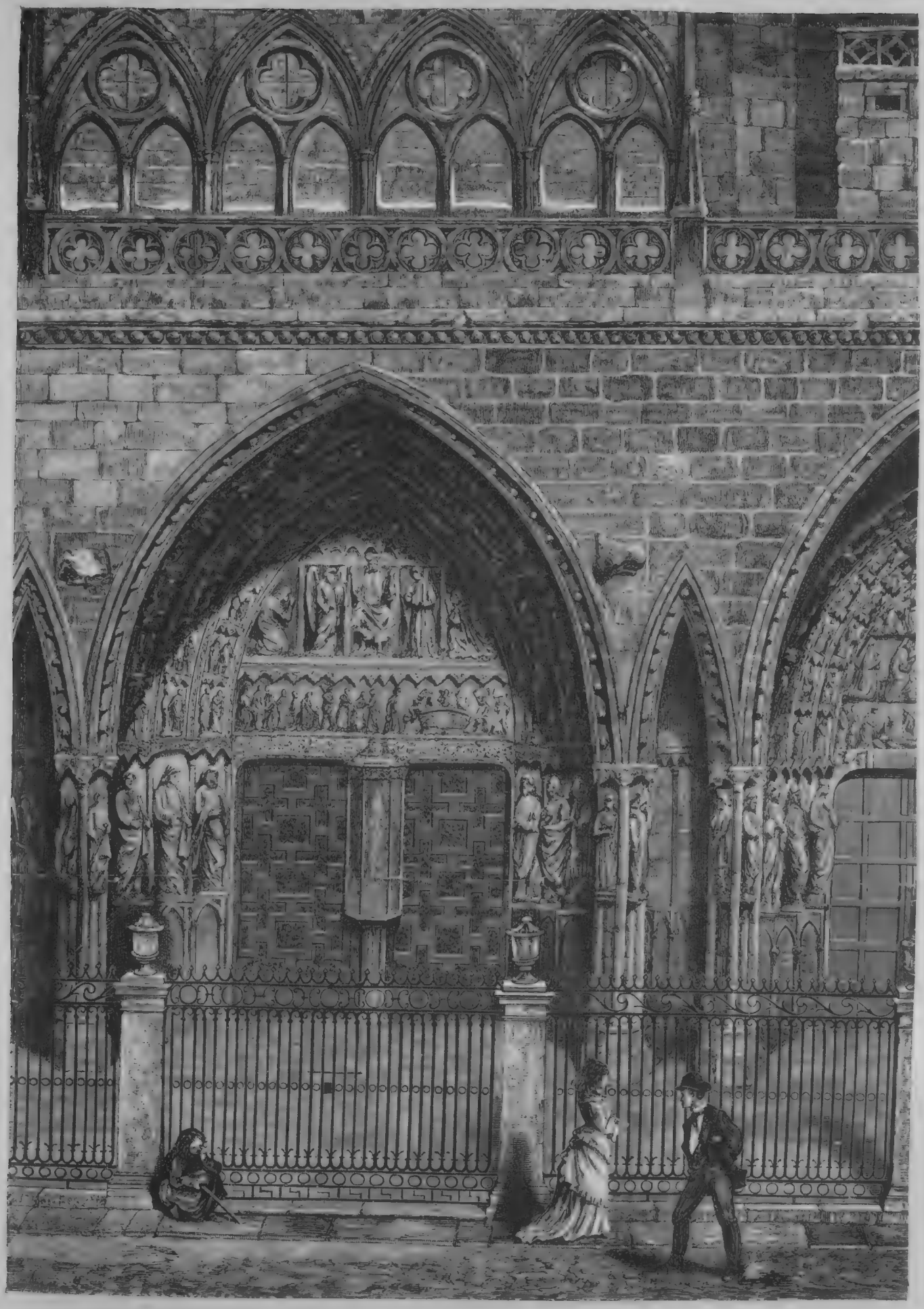
Treibe, mein Boot, dem Sturm entgegen!
Schneide, mein Kiel, durch die brandende Flut!
Wild wie der Sturm, wie die Woge verwegen,
Wogt mir im Herzen ein trotziger Muth.

Bist du verweht in des Wetters Wüthen,
Du meiner Jugend rosiger Traum?
Seid ihr geknickt, meiner Hoffnung Blüten?
Treibet dahin in der Wellen Schaum!

Mag auch das Wetter den Mast mir zerschellen,
Mag er auch brechen, der schwankende Kiel!
Nimmer doch beugt ihr den Muth mir, ihr Wellen,
Und wer beharrt, er ringt sich an's Ziel.

Einst, wenn gesänftigt die dräuenden Wogen,
Ueber der Wolken schwarzjagendem Flor
Wird er sich wölben, der farbige Bogen,
Lieblich dann tönt's in der Seligen Chor:

„Jenseits der tanzenden, schimmernden Wogen
Winkt ein glückseliges, sonniges Land;
Frieden verheißt's, wenn die Hoffnung gelogen,
Ruhe, wer friedlos die Heimat nicht fand.



Hauptportal der Kathedrale von Leon. (S. 615.)

Ein ehrlicher Mann.

Erzählung

von

Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

VIII.

Als der Major am Nachmittage bei seiner Braut erschien, um bei ihr den Kaffee zu nehmen, fand er sie in erregter Stimmung in der Geisblattlaube seiner harrend. Sie war so hübsch mit ihrem glückstrahlenden Gesicht, und so hübsch hatte sie Toilette gemacht, und so heiter neckte sie ihn, daß er den schönen Strauß, den er ihr brachte, so ungefüge zusammengebunden habe. „Wenn Sie die Rosen und anderen Blumen, die Sie mir in's Leben flechten wollen, nicht stimmungsvoller zusammengruppiren und nicht fester verbinden, so wird die Sache auseinander fallen — sehen Sie, wie die Blumen hier!"

Sie hatte die zusammenhaltende Schnur gelöst, um die Blumen neu zu ordnen.

Der arme Major! Ihm war, obwohl er das lächelndste Gesicht von der Welt machte, doch ganz schrecklich zu Muthe. Nun sprach sie noch gar von Auseinanderfallen! Das Herz krampfte sich ihm zusammen. Er konnte nicht so vor ihr sitzen und sich in anscheinender Heiterkeit in harmloses Geplauder mit ihr verlieren — nein, es war ihm unmöglich — sie, diese gute, edle Frau, auch nur einen Augenblick länger zu täuschen, sie zu hintergehen, er konnte es nicht!

„Wissen Sie, daß Sie eigentlich heute gar nicht schön sind, Major?" sagte die junge Frau nach einer Pause. „Sie sehen aus, als kämen Sie von einer Ihrer Tigerjagden, hätten nichts geschossen natürlich, und aus Verdruß darüber sich den Staub nicht einmal abgewaschen!"

„So sehe ich aus?" versetzte der Major, schwer aufseufzend. „Was wollen Sie! der Mensch ist ein schwaches Gefäß und auch des Glückes kann ihm leicht zu viel werden! Manchem, dem eine tüchtige Tigerjagd keine Strapaze ist, fühlt sich doch aus dem Geleise geworfen, wenn ihn plötzlich und auf einmal Fortuna mit zu viel Gaben aus ihrem Füllhorn überschüttet . . ."

Die Sonne warf ihm einen ganzen Guß zärtlicher Strahlen zu.

„Sehen Sie, das ist nun die erste eigentlich wohlgesetzte galante Rede, die ich von Ihnen zu hören bekomme, Major!" rief sie heiter aus.

„O weh," sagte sich im Stillen der Major, „da habe ich die unrichtige Wendung genommen" . . . und laut fuhr er fort: „Um aufrichtig zu sein, Marie, ich habe dieß nicht so sehr gesagt, um galant zu sein — es war ein ganz aufrichtiger Stoßseufzer — das Glück hat mir seit gestern ein wenig wunderlich mitgespielt, wirklich, so daß es einen die Dinge ein wenig schwerfällig nehmenden Menschen schon aus den Geleisen werfen kann — wir sind Alle des Glückes Narren, sagt Claudius oder Schiller . . ."

„Shakespeare," korrigirte nachsichtig lächelnd die junge Frau.

„Nun ja — auch möglich — in der Oost, wissen Sie, verlernt sich so was — aber was die Thatsache angeht, so hat sie ihre Richtigkeit, und zum Narren gehalten werden, das ist gewöhnlich schon ärgerlich und verdrießlich genug, aber vom Glück zum Narren gehalten zu werden, das ist schlimmer als Alles."

„Aber ich bitte Sie, Sie reden, als ob Sie's wirklich ernst meinten!" sagte Frau Marie aufhorchend.

„Ernst? Wahrhaftig, es ist ernst genug! Marie, Sie haben mich nie nach meiner Vergangenheit, nach meinem früheren Leben, nach allen Verhältnissen, in welche ich darin gerathen sein kann, gefragt . . ."

„Nein," sagte sie, die Augen niederschlagend und eine seitwärts neben ihr liegende Arbeit heranziehend, „das habe ich nicht und werde es auch nicht. Ich will auch absolut nichts davon wissen. Sie sind ein grundehrlicher Mann, Major; darin liegt mir die beste Bürgschaft für Ihr früheres Leben. Was aber alles Einzelne angeht, davon will ich nichts, gar nichts erfahren. Nichts Einfältigeres als die Passion, welche die Männer haben, ihren Bräuten, ihren Frauen ihre Vergangenheit zu erzählen — sie mögen sie darstellen, wie sie wollen, es sind immer Episoden darin, welche auf diese erkaltend und kränkend wirken . . ."

„Darin mögen Sie Recht haben; aber leider kann ich Sie nicht ganz und gar mit der Erzählung meiner Vergangenheit verschonen, denn . . ."

Frau Marie fuhr in erheucheltem Schrecken schelmisch mit ihren beiden Händen zum Kopfe und legte die Flächen auf ihre beiden Ohren.

„Nichts, nichts, nichts," rief sie aus, „ich höre auf nichts, Major — ich sage Ihnen ja, mir genügt, daß Sie ein so ehrlicher Mann sind — wäre das nicht, so würde ich vielleicht erst eine kleine Beichte fordern, nun aber, Gott Lob und Dank, kann und will ich mir das schenken!"

Der Major sah sie in hohem Grade betroffen und verdutzt an.

„Also wieder einmal, weil ich ein so ehrlicher Mann bin! Diese Ehrlichkeit bringt mich wahrhaftig noch um! Es ist rein zum Verzweifeln! Nun macht sie mir auch noch unmöglich, Ihnen Aufschlüsse, Erklärungen zu geben, ohne die ich doch gar nicht wagen darf, weiter zu sprechen!"

Er sprang unwirsch auf und schritt in großer Aufregung in der Laube auf und ab.

„Was haben Sie denn eigentlich?" fragte Frau Marie jetzt aufhorchend. „Was ist es denn mit dem Glück, das Sie zum Narren hat? Sagen Sie mir es doch ohne Umschweife und autobiographische Einleitung oder, wenn Sie das nicht können, schweigen Sie davon — bin ich denn neugierig?"

„Also Sie wollen die Schilderung meines Lebens in Surabaja . . ."

„Ich weiß nicht, was Surabaja ist, nicht, wo es liegt, nicht, wem es gehört, ich will auch nichts von Surabaja hören, sondern von Ihrem närrischen Glück oder Ihrer glücklichen Narrheit, Major! Also unmittelbar heraus damit, auch ohne geographische, historische, ethnographische Einleitung! Was ist damit?"

„Was damit ist? Daß ich — ich, der arme Teufel, der ohne Kind und Kegel mutterseelenallein stand auf der Welt, ohne weiteres Hab und Gut als einige mörderische Waffen, um damit die Felle von ein paar ermordeten Tigern zu vertheidigen, daß ich — innerhalb vierundzwanzig Stunden ein glücklicher, reicher Mann bin, der hat: erstens eine Frau — zweitens ein schönes Landgut und drittens . . ."

„Drittens, Major, drittens?"

„Eine liebenswürdige und hübsche Tochter!"

Dem Major schlug der kalte Schweiß aus allen Poren, als er mit einem ganz unbeschreiblichen Gesichte dieß letzte Wort ausgerufen hatte. Seine Züge wetterleuchteten ordentlich von Spannung und Wehmuth und doch auch wieder freudigem Stolze.

Die Sonne aber sah ihn mit großen Augen an. Die Sonne verfinsterte sich. Aber sie schaute ihn noch immer an — schaute — und schwieg.

Der Major schwieg auch.

Frau Marie senkte endlich ihren Blick. Sie blickte auf die Arbeit, welche sie herbeigezogen hatte, und dann machte sie einen Versuch, sich damit zu beschäftigen. Da dieser nicht gelang, gab sie es auf.

„Wie ist das mit dem Gut?" fragte sie endlich, mit einer halblauten, ganz veränderten Stimme.

„Mit dem Gut? Es ist das Schliefen'sche Gut. Der Mann, den ich nie gesehen habe, der Bruder unseres Herrn Schliefen, wissen Sie, hat ein Testament gemacht — darnach bin ich der Erbe seines Guts."

„Das ist freilich wunderlich!" antwortete Frau Marie, wie geistesabwesend. „Wunderlich!" wiederholte sie, mit einem Tone, als ob ihr dieß Wunder doch nicht im geringsten etwas zu denken gäbe. „Und wie ist das mit der Tochter?" sagte sie nun, ein wenig mühsam, schien es, die halblauten Worte hervorstoßend und dann gleich wieder mit den Händen hastig in die Arbeit fahrend.

„Nun, mein Gott — Sie kennen ja das junge Mädchen — es ist gestern bei Ihnen eingekehrt — wir hörten es so hübsch auf Ihrem Piano spielen — Aleide heißt sie — nicht wahr, sie ist wirklich ein liebes Geschöpf? Finden Sie nicht?"

Frau Marie antwortete mit keiner Sylbe darauf.

„Also dieß Fräulein!" sagte sie nur mit einer ganz eigenen Betonung, welche aber gar nichts von Beistimmung mit dem Urtheil des Majors enthielt.

„Sehen Sie, in der Oost," hub nach einer Pause der Major zaghaft wieder an, „da sind so andere Sitten wie hier. Und in die fügt man sich denn — man ist jung — ein junger Gelbschnabel — was wollen Sie — man macht's wie die Anderen alle — das heißt, wie die ordentlichen, soliden Anderen, die auf sich etwas geben — verheirathet sich so nach Landessitte, die Ehe dauert auch getreu und fest, so lang sie eben dauert . . . so machen's Die, welche ein Gemüth, ein Bedürfniß solider und anständiger Häuslichkeit haben, an dem wilden Junggesellenleben, an der ‚Meß' und an den Hotels einen Ekel bekommen . . . gewiß, Marie, Sie verstehen das, und es kommt ja jetzt nur darauf an, daß Sie auch im Einklange mit diesem Verständniß handeln, daß Sie mit großem und edlem Herzen . . . aber Sie wollen doch nicht . . ."

Frau Marie war aufgestanden — sie packte rasch ihre Arbeiten zusammen, sagte ziemlich hart und gebieterisch: „Lassen Sie mich allein — mir selber — ich bedarf dessen," und schritt mit hastigen, fast fluchtähnlichen Schritten zur Laube hinaus und durch den Garten dem Hause zu.

Seinem flehenden Blick war sie dabei ausgewichen, und auch den Strauß des Majors hatte sie verachtungsvoll liegen lassen. Der Major stand und blickte ihr sehr niedergeschlagen nach. Es war ein schwerer, schmerzlicher Seufzer, der sich dann seinen Lippen entrang.

„Da hätten wir's!" sagte er. „Ich wußte es ja! O die Ehrlichkeit, die Ehrlichkeit! Das hab' ich von der Ehrlichkeit! Nichts als faule Eier und — am Ende — nun ja, am Ende doch das Kind, das gute, brave Kind!"

IX.

Er hatte das Kind, das brave, gute Kind, das so schüchtern zu ihm aufsah, und so oft er sie sah in den folgenden Tagen, immer nur bestrebt schien, ihm Alles an den Augen abzusehen; es war in der That ein wahrer Herzenstrost für ihn, mit ihr zu plaudern, ihr alte Geschichten „von da drüben" zu erzählen und ihr zuzuhören, wenn sie erzählte — von ihrer Mutter, von ihren Erlebnissen, ihren Reisen, ihrer Rückkehr nach Europa, von hundert Dingen und Leuten, die der Major gekannt oder nicht gekannt — das heißt, zumeist doch nicht gekannt. Aber, ach — einen schweren, grausam schweren Stein ließ es ihm doch auf dem Herzen; wenn Frau Marie nicht ihren harten Sinn wendete, wenn sie nicht durch irgend ein Zeichen der Güte ihm zu verstehen gab, daß sie in nicht zu ändernde Dinge sich geduldig und christlich zu fügen wisse — dann war es ihm doch, als ob er vor Verzweiflung aus der Haut fahren müsse, und — Spötter hätten gesagt, in eines seiner Tigerfelle hinein, um irgend ein blutiges Unglück anzustiften und dann in irgend einer stillen Urwaldeinsamkeit sich hinzulegen, um zu sterben.

Er war wirklich in einer Leidenschaft, der arme Major, deren er selber sich früher niemals hätte fähig geglaubt. Er hatte Stunden, wo er hätte weinen können wie ein Kind. Und andere wieder, wo er in heller Verzweiflung halbe Tage lang in seinen vier Wänden auf und ab lief. Er schlief nicht mehr und aß nicht mehr — in der „Sonne" sah ihn Niemand mehr — er hatte dort immer unter den Stammgästen gespeist, aber jetzt hatte er hinüberfagen lassen, er sei unwohl.

Unwohl! Die Stammgäste wußten, was sie davon zu halten hatten. In solch' einer kleinen Stadt wissen die Leute Alles, erfahren Alles, das heißt, was den lieben Nächsten angeht — eigene Angelegenheiten bleiben ihnen oft ebensogut wie den Großstädtern schleierhaft. Der Major hatte Fräulein Aleide Tersteegen als die Waise eines Kameraden, der jüngst in Holland gestorben, und der ihr nichts hinterlassen können, als seinen Segen und die Freundschaft des ehrlichen Majors, in einer sehr anständigen, wohlhabenden Bürgerfamilie untergebracht. Sie lebte in der Familie, hatte aber ein paar recht hübsche Zimmerchen für sich und wünschte nun, Klavierstunden für Anfängerinnen ertheilen zu können. Daneben ging sie der Hausfrau zur Hand, um Beschäftigung zu haben, bis sich Schülerinnen einstellten, und eroberte unterdeß in dieser Familie alle Herzen durch ihre Anspruchslosigkeit und ihr offenes, natürliches Wesen. Was es aber mit ihrer Verwaistheit, mit dem Kameraden des Majors, der ihr Vater sein sollte, auf sich hatte — darüber waren diese edlen Thebaner von Millfurih bald im Reinen! Und weßhalb war denn auch der Major ein so entsetzlich schlechter Diplomat — er stieß ja die Leute förmlich mit der Nase darauf, wenn er nun so gar nichts that, den plötzlichen Abbruch seines Verhältnisses zur „Sonne" zu maskiren — wenn er so auf einmal sich vollständig verwandelt zeigte — das heißt sich gar nicht und vor Niemandem mehr zeigte?

Vor Allen war es Herr Schliefen, der über die Sache absolut nicht im Dunkel war. Man mußte, wenn die Rede auf die Sache kam — und sie kam natürlich sehr oft darauf — nur sein Schlaukopflächeln sehen und man wußte genug. Er war in dem Hause, in welchem Fräulein Aleide lebte, recht gut bekannt — seitdem sie da lebte, war er täglicher Gast darin und hatte alle möglichen Aufmerksamkeiten für das Fräulein. Es war offenbar, ihre Erscheinung, welche ihn ja im ersten Augenblick, als sie aus dem Omnibus stieg, so betroffen gemacht, hatte ihn mehr und mehr bezaubert. Aleide war freundlich gegen alle Welt — weßhalb nicht auch gegen den redegewandten Weinreisenden, der sich mühte, alle Fassetten seiner Bildung vor ihr glänzen zu lassen, um ihr an den Tag zu legen, welch' ein Edelstein er sei. So hörte sie ihm denn gern und aufmunternd zu. Ein kluger Mensch, ein durch und durch gescheidter Herr war er ja auch, der Herr Schliefen, der immer noch im blühenden Alter der dreißig Jahre stehende Reiseonkel. Er gehörte zu jenen Virtuosen in der praktischen Lebensklugheit, im Einfädeln und Durchführen eines Geschäfts, im Retten desselben, wenn es gefährdet erscheint, im Erfinden einer Maske, wo diese nothwendig wird, im klugen Ablenken eines unseligen Dritten, welchen man plötzlich auf dem Wege zu demselben Vogel, den man auf dem Nest fangen will, erblickt — zu jenen Virtuosen gehörte der wackere Herr Schliefen, zu den Diplomaten der kleinen Mache, welche das Privilegium der kleinen Stadt sind — nirgends bildet sich solch' ein Talent so aus, als in der Stille, wo die Luft absolut keinen schädlichen, beirrenden Beigeschmack von Idealität mit sich führt. So sagte er sich denn jetzt auch, daß er dem jungen Mädchen Zeit lassen müsse, sich zu besinnen, in seine vollständig veränderte Lage sich zu finden, über ihr Gefühl für den Tigermajor sich klar zu werden; daß er sie mit direkten Werbungen noch verschonen müsse, um sie nicht zu erschrecken; daß bei ihr die Sache überhaupt eine ganz besondere Wendung erhalten müsse; und unterdeß plauderte er harmlos und unbefangen mit ihr und lobte vor Allem den Tigermajor und pries ihm alle möglichen Tugenden nach, so daß Aleide gerührt wahrnehmen mußte, welch' treuen Freund ihr Vater an Herrn Schliefen habe, und welch' warmes Herz dieser besitze.

Eines Nachmittags kam er und fand Aleide allein im Hausgarten. Sie saß da in frischer Schattenkühle auf einer sehr unbequemen Bank aus „Naturholz“ und nähte an einem Jäckchen für das zweijährige Jüngste der Hausfrau. Mit dem jungen Manne ein Tête-à-tête zu haben, schien Aleide nicht ganz behaglich zu sein — sie blickte sich um, ob denn gar Niemand von den Hausbewohnern in der Nähe — aber nein, es war in Haus und Garten Alles still. Schliefen nahm unterdeß unbefangen an ihrer Seite auf dem Naturholz Platz — und weßhalb auch nicht? Begann er doch auch gleich sehr harmlos zu plaudern — nur ein wenig abgebrochen — von Einem zum Andern übergehend — wie zerstreut; er mußte heute etwas haben, was ihn innerlich drückte oder aufregte.

Nach einer Pause, worin er endlich schweigend auf Aleide geblickt hatte, daß diese die Augen gesenkt hielt, sagte er:

„Der Zufall spielt doch wunderlich mit den Menschen! Aber doch wohl öfter ihnen zum Glück, als zum Unglück. Er ist eigentlich ein gutmüthiger Patron, der Zufall, und gar nicht boshaft. Er hat seine ganz abscheulichen Mücken und Tücken, das ist richtig — aber im Ganzen ist er ein wunderlich braver Geselle. Die Romanschriftsteller wissen das — der Zufall ist bei ihnen der pure heilige Nikolaus.“

„Wie kommen Sie darauf, Herr Schliefen?“

„Sie bringen mich eben darauf, Fräulein Aleide.“

„Ich — hab' ich denn von Ihrem heiligen Nikolaus ein Geschenk erhalten? Daß ich nicht wüßte —“

„Nun — eine ganz merkwürdige Rolle spielt er in Ihrem Leben jetzt doch, eine wirklich merkwürdige!“

„Das müssen Sie mir doch erklären!“

„Ich muß es Ihnen erklären — freilich — es ist ja auch gut, daß Sie um die Sache wissen. Die absonderliche Gunst, welche Sie dem Zufall verdanken, besteht darin, daß Sie gerade jetzt, just noch im richtigen Augenblick, hier angekommen sind bei Ihrem — Herrn Vormünder!“

„Im richtigen Augenblick? Hätte ich ihn später etwa hier nicht mehr getroffen?“

„Getroffen hätten Sie ihn noch wohl — aber es ist sehr die Frage, ob Sie ihn getroffen hätten in der Gesinnung gegen Sie, als den Mann, wie Sie ihn jetzt getroffen haben ... Umstände, wissen Sie, verändern die Sache ...“

„Sicherlich, aber Umstände verändern ein so braves, gütiges Herz wie das des Majors nicht, sollt' ich denken,“ entgegnete das junge Mädchen, das doch beunruhigt aufhorchte.

„Das Herz nicht, aber sie beeinflussen das Handeln.“

„Wollen Sie nicht fortfahren?“

„Der Major,“ hub wie zögernd und nachdenklich Schliefen an, „hat im Grunde — ich weiß das als sein Freund — eine weiche, kindliche Seele — trotz allen Durstes nach Tigerblut! Damit hat er sich natürlich sehr einsam und alleinstehend gefühlt. Und ist dieß Gefühl in einem Menschen da, so fehlt auch nicht ein zweites, die Sehnsucht nach einem Herzen, das uns gehört, nach einem Heim, nach einem trauten, von lieblichen Kindern umspielten häuslichen Herde. Zuweilen wird diese Sehnsucht recht lebhaft, recht heiß, und geht bis zur verzehrenden Leidenschaft, wenn man ein solches Herz gefunden zu haben glaubt. Ich könnte Ihnen Beispiele davon nennen, Fräulein!“ fuhr Schliefen, indem er einen schwärmerischen Blick in Aleidens Augen zu senken beflissen war. „Was aber den Major angeht, Ihren wackern Major, so — hatte er eben ein solches Herz gefunden!“

Aleide antwortete nicht, aber sie hing mit Spannung an seinen Lippen. Ihre groß gewordenen Augen lagen fragend auf ihm — das Jäckchen für das Zweijährige lag am Boden.

Schliefen hob dieses mit einer Art langsamer, zerstreuter Galanterie auf und nachdem er es zwischen sie Beide auf die Bank gelegt, fuhr er fort:

„Sie kennen die junge Frau, bei welcher Sie Ihr Absteigequartier nahmen — die Hausfrau in der ‚Sonne‘. Eine hübsche, liebenswürdige, gescheidte Frau. Sehr gebildet — sie ist die Tochter eines geschickten Landarztes, der aber sieben Kinder hatte, und deßhalb — du lieber Gott, wenn dann ein alter Geselle wie der verstorbene Besitzer der ‚Sonne‘, der außerdem seine Grundstücke, seine Kapitalien hat, kommt und freit, so nimmt solch' ein sechstes oder siebentes Töchterchen ihn schon. Da wird dann auch nicht viel gefragt. Das Fragen beginnt erst, wenn er glücklich aus seiner Sonne in den Schatten gebracht ist und aus dem armen Sechsten oder Siebenten eine reiche, hübsche, kinderlose junge Wittwe geworden — dann beginnt das Fragen — dann kommen die Bewerber. Unsere liebenswürdige Frau Marie kann davon nachsagen! Sie ist aber standhaft geblieben — lange standhaft, bis — der Major gekommen ist. Der Major hat nicht um sie geworben wie die Anderen, nicht sie bestürmt, nicht sie taktlos bedrängt; aber er hat sie sehen lassen, was sie ihm und seinem vereinsamten Leben geworden — er hat sie dadurch gerührt, sie sind sich näher und näher getreten und — um es kurz zu machen, es sollte in diesen Tagen die Verlobung der zwei braven Leute, an welcher die ganze Stadt den herzlichsten Antheil nahm, stattfinden — da kamen Sie ...“

„Da kam ich ... trennend dazwischen?! O mein Gott!“ rief Aleide in dem Tone des tiefsten Erschrockenseins aus.

„Was soll ich Ihnen das vorenthalten, liebes Fräulein?“ versetzte Schliefen. „Sie kamen — und des Majors Glück in der ‚Sonne‘ lag natürlich in Scherben. Sie — seien wir einfach offen gegen einander — Sie standen dem Major zu nahe, um durch Ihre Erscheinung nicht eine gründliche Veränderung der Sachlage hervorzurufen — das müssen Sie begreifen. Die Frau Marie stand im Begriff, ihre Hand zu verschenken an einen einsam stehenden, von allen Banden freien Mann, der ganz und mit seinem ganzen Wesen ihr gehört hätte — nur ihr — Eifersucht steckt ja in allen Frauen — und — aber Sie müssen es ja begreifen!“

„Ich begreife es!“ sagte Aleide, die wie halb vernichtet in ihre Bank zurückgesunken war und wie ganz verzweifelnd über diese Aufschlüsse vor sich hin starrte.

„Sehen Sie, darum,“ fuhr Schliefen, der diese niederschmetternde Wirkung seiner Worte gar nicht wahrzunehmen schien, ruhig zu sprechen fort, „darum sagte ich, daß der Zufall Ihnen doch merkwürdig beigestanden hat, indem er Sie just im richtigen Augenblick hieher führte, in der elften Stunde, bevor es zu spät war. Jetzt war der Major noch frei, konnte, bevor er anderen bestimmenden Einflüssen Gehör gegeben, dem ersten Impuls seines ehrlichen Herzens folgen, Sie anerkennen, Sie als — eine Tochter aufnehmen, für Sie sorgen, ohne irgend Jemand auf der Welt fragen zu brauchen — ein paar Tage später, und Frau Marie hätte wahrscheinlich der Sache schon eine Wendung gegeben, die ... aber, mein Gott, was haben Sie, Fräulein, Sie sehen ja ganz geisterhaft blaß aus ... Sie braucht das doch nicht anzugreifen!“

„Wenn Sie mir da plötzlich enthüllen,“ stammelte halblaut, mit schwerem Athem, mit einem Ton, als sei ihr ein Fels auf die Brust gewälzt, und in's Leere starrend, mit der Miene der Verzweiflung, Aleide, „wenn Sie mir plötzlich enthüllen, daß der Major eben im Begriffe war, glücklich zu werden, als ich dazwischen kam und ihm Alles, Alles raubte, vernichtete, ihm die schöne Zukunft, die sich eben vor ihm aufthat, verschloß — das soll mich nicht außer mich bringen?“

Schliefen schwieg. Er nahm das Jäckchen auf und strich mit dem Zeigefinger nachdenklich über die rothen Litzen, womit es besetzt wurde, dann sagte er:

„Wenn Sie es so aufnehmen, Fräulein — nun ja, Sie haben Recht — aber es ist ja dann nicht Alles verloren. Es ließe sich am Ende doch noch Alles arrangiren ...“

„Was ließe sich arrangiren?“

„Sie selbst könnten Ihre Hand irgend einem Glücklichen ... schenken ... wären alsdann versorgt, der Frau Marie in die Ferne gerückt, es könnte in dieser kein Gefühl von Eifersucht mehr bleiben ...“

Schliefen hatte diese Worte ein wenig zögernd, ein wenig beklommen vorgebracht. Aleide hatte dabei langsam ihre Augen ihm zugewandt — sie sagte, während diese noch offen und aufrichtig auf ihm ruhten:

„Glauben Sie, daß das Alles wieder gut machte, daß, wenn nur ich ...“

„O gewiß!“ unterbrach Schliefen sie lebhaft. „Das scheint mir doch klar!“

„Dann!“ sagte Aleide jetzt, wie tief nachsinnend und in ihren Schooß blickend. „Was liegt ja auch an mir!“ hauchte sie mit einem Schliefen unverständlich bleibenden Flüstern nach einer Weile vor sich hin und seufzte tief, tief schmerzlich dabei auf.

Schliefen schwieg. Er wußte nicht recht, ob er schon heute weiter gehen dürfe, und wagte es nicht gleich. Darüber verlor er die Gelegenheit, weiterzugehen; die Hausfrau kam in den Garten herein und machte dem Tête-à-tête ein Ende.

Schliefen erhob sich. Es war ihm ja auch eigentlich ganz recht, in diesem Augenblick unterbrochen zu werden, und den Samen, den er ausgestreut, in dem Gemüth des jungen Mädchens erst Wurzel treiben zu lassen — er sprach noch einige gleichgültige Worte mit der Frau, dann reichte er Aleide die Hand und drückte sie warm und innig — es lag ein ganzes Vorspiel dessen, was er noch nicht gesprochen und was er noch zu sprechen vorhatte, in diesem Händedruck und dann ging er. —

X.

Er ging und ließ eine verzweifelnde Tochter hinter sich, und schritt über das zerklüftete Pflaster der kleinen Stadt — er selber innerlich durchaus nicht zerklüftet, sondern im Gegentheil außerordentlich wohlgemuth und selbstzufrieden — einem verzweifelnden Vater zu. Denn für die Stimmung, in welcher der Major sich befand, in welcher er eben jetzt, in eine leichte sommerliche Nankinjacke gekleidet, einen erloschenen Tschibuk neben sich, träumerisch auf seinem Kanape ruhte — den einen Stiefel rücksichtslos auf ein zierlich besticktes Kanapekissen seiner Hauswirthin gestreckt, denn was kümmerten ihn in diesem Augenblick die zarten Sinngrün und Epheuranken auf weißem Stramingrunde — für diese Stimmung wäre irgend ein anderes Eigenschaftswort schal, matt und unrichtig gewesen — er war wirklich in Verzweiflung. Er wußte nicht, was beginnen! Frau Mariens Bild hatte sich nun einmal seiner Seele mit einer Gewalt bemächtigt, gegen welche er keine Widerstandskraft mehr besaß. Und Frau Marie war ihm verloren. Darüber konnte er sich keiner Täuschung mehr hingeben — es war so. Er vernahm von ihr nichts — gar nichts — keine Sylbe, kein Sterbenswort — und zu ihr gehen, um vor ihr seinen Schmerz auszuweinen, zu winseln — nein, das konnte er auch nicht, dazu war der ehrliche Tigermajor nun auch wieder nicht der Mann.

Und dann, dann kam noch etwas hinzu, was ihn quälte. Weßhalb fühlte er sich nicht mehr entschädigt durch den Besitz seiner Tochter? Weßhalb fühlte er sich nicht reich, nicht glücklich durch sie, weßhalb war sie ihm so gar kein Ersatz für das, was er verloren? War es nicht ein großer Mangel an Gemüth in ihm? ...

Schliefen stand vor ihm. Schliefen — hatte es denn geklopft, hatte er hereingerufen? Es mußte wohl so sein, er stand da, vor ihm, die Augenbrauen, wie

um sich ein wichtiges Ansehen zu geben, in die Höhe gezogen, die Mundwinkel ein wenig gesenkt, kurz ganz wie ein Doktor, der einen Schlimmkranken beobachtet.

„Major," sagte er, „wie ist's mit Ihnen — Sie machen ja ein trübsinniges Gesicht! Sie kommen nicht zum Speisen in die ‚Sonne', Sie sehen kläglich blaß aus — Major, Sie gefallen mir nicht!"

„So, gefalle ich Ihnen nicht? Glauben Sie denn, Sie gefielen mir? Was wollen Sie, Schliefen?"

„Mich Ihrer annehmen. Ich sehe ja, daß es nicht anders geht, daß Jemand Ihnen zu Hülfe kommen muß . . ."

„Ich bitte Sie, Schliefen — Ihre Hülfe brauche ich wahrhaftig nicht!"

„Ein wenig doch! Wüßt' auch nicht, welchen andern Freund Sie hier hätten, und welch' ein anderer Mann die Sache so in die Hand nehmen könnte, wie gottlob ich es kann!"

„Sie?"

„Ja, ich!"

„Ach, bah — Sie sind zudringlich, Schliefen, dafür sind Sie . . ."

„Bitte, keine Beleidigung meines Standes, Major," fiel Schliefen, indem er ruhig, ohne jede Einladung, auf einem Stuhle Platz nahm, ein, „beleidigen Sie mich, das rührt mich wenig oder gar nicht . . ."

„Das sehe ich," sagte der Major.

Panzerthurm für ein 28-Centimeter-Geschütz. Aeußere Ansicht. Originalzeichnung.

„Aber meinen Stand lassen Sie aus dem Spiele. Hören Sie lieber, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich komme von Ihrer — Tochter, — Sie verlangen nicht, alter Freund, daß ich sage ‚Mündel' — in der Stimmung, Komödie gegen einander zu spielen, sind weder Sie noch ich. Nun also, von Ihrer Tochter komme ich. Ich hatte ein sehr inhaltschweres Gespräch mit ihr. Sie waren Zeuge, alter Freund, wie gleich im ersten Augenblick die Erscheinung dieser jungen Dame mich frappirte. Dieß Gefühl hat sich nur verstärkt und vertieft, seit ich sie sprechen und näher kennen lernen konnte. Ich habe sie mehrmals gesprochen — täglich — so oft ich konnte — im Kreise der Familie, worin sie eine Zuflucht gefunden hat. Und soeben habe ich ihr auch die Stärke und Leidenschaftlichkeit meines Gefühls für sie angedeutet; sie hat mich mit Güte angehört, und — um's kurz zu machen, Major, ich will Ihre Tochter heirathen und Sie werden sie mir geben."

Der Major hatte sich bei diesen Worten Schliefen's erhoben; seine Rechte hielt den Tschibuk umfaßt, und wie er nun so dasaß und mit großen Augen Schliefen anstarrte, sah es aus, als ob er im nächsten Augenblick mit dem Rohre einhauen werde auf den kühnen Werber.

„Sie wollen — die Aleide heirathen — Sie?"

„Ich, nun ja — bin ich ihrer etwa nicht würdig? Wenn die junge Dame — die, das müssen Sie eingestehen, auf sehr hohe, glänzende Partieen sich doch wohl nicht gerade Rechnung machen darf, mich will . . ."

„Wenn sie Sie will!" sagte nach einer Pause gedankenvoll der Major, „wenn sie Sie will . . . nun ja, das gibt der Sache natürlich die bestimmende Richtung. Ich werde ihr in einer solchen Angelegenheit immer ganz ihren freien Willen lassen — das versteht sich. Ganz und völlig. Aber will sie Sie denn wirklich? Ich kann das ja gar nicht glauben, denn mir, Schliefen, mir gefielen Sie gar nicht!"

„Thut mir leid — werde mich aber darüber trösten müssen. Ich lege durch meine Liebe für solch' ein anmuthiges junges Kätzchen, wie Ihre Tochter ist, eine große Leidenschaft für alte Tiger ja auch noch nicht an den Tag! Aber lassen wir uns durch solche wechselseitige Komplimente nicht von der Sache abbringen. Also Sie sind einverstanden — Sie segnen unsern Herzensbund — und ich bin dann bereit, auch noch ein Uebriges zu thun — den Vermittler bei Frau Marie zu machen, falls Sie dessen zu bedürfen glauben oder noch wünschen sollten. Denn nun wäre ja Alles applanirt, sobald nicht mehr zwischen ihr und Ihnen die Tochter steht; sobald diese versorgt und aufgehoben und aus ihrem Gesichtskreis getreten ist, wird Frau Marie sicherlich nicht die geringsten Bedenken mehr haben, Ihnen das wieder zu werden, was sie Ihnen war, bis sie plötzlich so kopfscheu vor dem Gedanken zurückfuhr, zwischen Sie und eine erwachsene Tochter zu treten . . ."

„Sollte es das nur gewesen sein, nur das?" sagte der Major, der jetzt in großer innerlicher Erregung ganz aufgesprungen war.

„Bei einer so edel und vorurtheilslos denkenden Frau? Nur das — darauf will ich schwören!"

„Dann will ich doch lieber selber sie darum fragen!" rief der Major, dessen Gesicht sich geröthet hatte und dessen Augen vor wiederkehrender Hoffnung und Zuversicht freudig aufleuchteten, aus.

„Wie Sie wollen; jedenfalls sehen Sie, daß sich jetzt mit einem Schlage Alles für Sie geändert hat."

„Das ist wahr, Schliefen — und wahrhaftig, wären Sie mir nicht so unausstehlich, ich würde Ihnen jetzt um den Hals fallen."

„Beruhigen Sie sich, wenn das nur Ihre Tochter thut, bin ich zufrieden. Auch sind wir mit der geschäftlichen Seite der Sache noch nicht so zu Ende, um schon zu der gemüthlichen übergehen zu können."

„Was wollen Sie sagen?"

„Sie geben mir Ihre Tochter — ohne jede Mitgift?"

„Mein Gott, ich habe ja nichts — die Tigerfelle und — was Sie vielleicht wollen von den schönen Waffen da . . ."

„Danke — Tigerfelle passen mir nicht, sie werden mich immer zu sehr an den leichtsinnigen Schwiegervater erinnern, der sich nichts Besseres aus Indien mitzubringen wußte. Also ohne Mitgift, ohne Aussteuer — ohne Alles? Wir müssen aber doch leben!"

„Das ist Ihre Sache. Bringt Ihnen denn Ihr Geschäft . . ."

„Mein Geschäft! Damit schlag' ich mich durch, eine Frau, eine Familie zu ernähren, reicht das aber nicht. Also, Major, es bleibt jetzt nichts Anderes übrig, als daß Sie, was Sie aus Freundschaft für mich nicht thun wollten, um Ihres Kindes willen thun! Sie müssen die Erbschaft meines Bruders annehmen und dieselbe alsdann — Sie können ja dadurch am besten Ihre Uneigennützigkeit bethätigen — an Fräulein Aleide Tersteegen, die Tochter Ihres verstorbenen Kriegskameraden, übertragen und cediren . . ."

„Ah — Fuchs, der Sie sind!" fuhr der Major zornig auf.

„Dann haben wir das hübsche Landgut, das natürlich Ihrer Tochter völlig zu eigen bleibt, und — sind geborgen!"

Der Major sah ihn stirnrunzelnd an.

„Da also liegt die Schlinge," sagte er, noch immer mit dem Tone der Entrüstung.

„Von einer Schlinge ist keine Rede! Nur davon, ob Sie als ehrlicher Mann für ihre Tochter, um die

Küstenbefestigung der Weser. Panzerthurm für ein 28-Centimeter-Geschütz. Durchschnitt. Originalzeichnung. (S. 614.)

Wiener Kindertypen. Originalzeichnung von K. Žádnik.

Sie sich schändlicherweise früher nie in Ihrem Leben gekümmert haben, Sie Rabenvater, sorgen, und deren Zukunft sicher stellen — ob Sie dabei auch an Ihr eigenes Glück denken wollen? Oder ob Ihnen mehr meine Gläubiger, die sich längst getröstet haben werden, am Herzen liegen? Darüber aber machen Sie sich keine Illusionen: lehnen Sie hartnäckig die Erbschaft ab, so ist keine Aussicht für mich da, auf die hin ich mich verloben, heirathen könnte; ich muß auf die Hand Ihrer Tochter, auf mein Lebensglück verzichten — und was Sie und Frau Marie angeht, so bleiben die Sachen auch beim Alten, ganz, wie sie bis zu dieser Stunde waren . . ."

Der Major war längst aufgesprungen; er stand, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt und starrte tief nachdenklich vor sich hin.

„Sie schnüren mir vollständig die Gurgel zu mit Ihrer Schlinge, Schliefen," sagte er endlich mit schwerem Seufzer. „Wenn Sie mir versprächen, aus den Einkünften des Vermögens Ihres Bruders Ersparnisse machen zu wollen — ich würde dann meine Pension, die ich als Herr in der ‚Sonne' auch nicht mehr so nöthig hätte, dazu legen — und so würden wir Ihre Gläubiger nach und nach in jährlichen Raten so gut wie möglich befriedigen . . ."

„Gewiß," rief Schliefen aus, „dem stände ja nichts im Wege!"

„Sie müßten mir zu dem Ende ein genaues Verzeichniß Ihrer Gläubiger vorlegen!"

„Daran soll es nicht fehlen! Es ist auch eigentlich nur ein Hauptgläubiger da . . ."

„Nun dann: Topp! Ich will thun, was Sie verlangen."

„Die Erklärung vor Gericht abgeben, daß Sie die Erbschaft meines Bruders nach Inhalt von dessen Testament annehmen — und sodann das Ganze Fräulein Aleide Versteegen cediren?"

„Gleich, wenn Sie wollen. Da es einmal sein muß . . ."

„Es ist für heute Abend zu spät — aber ich will den Kreisrichter avertiren, daß Sie morgen Vormittag dazu Termin wünschen."

„Thun Sie das, Schliefen, ich will dann . . ."

Er vollendete nicht. Schliefen ergänzte den Satz; lachend rief er aus:

„Sie wollen die alte Geschichte erleben gehen, wie die Sonne, die drüben untergegangen ist, im Osten wieder aufgeht — ich wünsche Ihnen Glück, Major! In der Ost — das ist nun einmal Ihre Gegend!"

(Schluß folgt.)

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

Zweite Serie.

XII.

Der Schutz unserer Seeküsten.

(Hiezu die Bilder S. 612.)

Während wir dieses schreiben (15. März), beginnen mit einer neuen Riesenkanone Proben, welche Krupp zu Meppen in Westphalen veranstaltet und zu welchen er die militärischen Vertreter verschiedener Staaten, insbesondere auch das britische Kriegsministerium eingeladen hat. Mittelst dieses neuen Rüstzeuges will der Herrscher auf dem Gebiete des Stahles mit den gigantischen schmiedeeisernen Kanonen in die Schranken treten, welche in neuerer Zeit die englische Admiralität hat bauen lassen und welche durch ihre Leistungen zwar das allgemeine Erstaunen erregt, aber doch in mancher Hinsicht nicht ganz befriedigt haben. Krupp's neuestes Riesengeschütz wird gleich der früher in diesen Blättern besprochenen Panzerkanone seinen Hauptnutzen bei der Vertheidigung unserer Festungen und Küsten entfalten. In dieser Beziehung ist soeben ein der letzteren Konstruktion analoges Schutzwerk zur Deckung der Wesermündung vollendet worden, welches so wirksam ist, daß es als Vorbild für den Schutz sämmtlicher Küsten des deutschen Reiches zu dienen bestimmt scheint und daher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Nach den günstigen Experimenten, welche vor einigen Jahren von der deutschen Kriegsverwaltung mit einer besonderen Komposition von Panzerplatten gemacht worden waren, hatte dieselbe beschlossen, solches Material zur Konstruktion von Panzerthürmen beim Festungsbau zu verwenden. Der erste Versuch damit wurde bei der Errichtung der Befestigungen zum Schutze der Wesermündungen gemacht. Diese Forts sind fertiggestellt, einer mehrwöchentlichen Probe unterworfen und seit wenigen Tagen als ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen befunden worden. Dieselben umfassen zehn Panzerthürme mit fünfzehn Stahlgeschützen großen Kalibers und eine Batterie für neun Kanonen, welche von einem deutschen Eisenwerke bei Magdeburg geliefert worden waren. Ein Fort befindet sich auf dem rechten und eins auf dem linken Ufer der Weser. In unzugänglichem Sumpfterrain, welches bei Hochwasser überschwemmt wird, gelegen, sind die Forts so weit als möglich an die Wesermündung vorgeschoben, während die Batterie schon seit längerer Zeit näher bei Bremerhaven sich befindet. Jedes dieser Forts enthält fünf Panzerthürme, welche ihre Front der See zukehren. Die Thürme am Fort auf dem rechten Ufer der Weser sind stärker gebaut, als die auf dem linken Ufer. Dieselben enthalten, je nach ihrer Stärke, zwei Geschütze von 15 Centimeter Durchmesser oder ein Geschütz von 28 Centimeter Durchmesser oder zwei 28-Centimeter-Geschütze. Im Innern sind die Thürme mit Krahnen und allen möglichen mechanischen Vorkehrungen ausgerüstet, um sowohl die Munition rasch zur Hand zu schaffen, die Kanonen zu handhaben, als sie, wenn sie beschädigt sind, auszuwechseln und zu dem Behuf herab und hinauf zu lassen. Bei den leichteren Thürmen wird der Mechanismus durch Handbetrieb, bei den stärkeren durch Maschinenbetrieb bedient. Die Thürme selbst können um ihre Achse gedreht werden. Es war staunenswerth, mit welcher Leichtigkeit der Mechanismus funktionirte bei den soeben angestellten umfassenden zehntägigen Proben, bei welchen alle Experimente in voller Stärke wie beim wirklichen Kriegsgebrauch ausgeführt wurden. Die mit ihren Geschützen ungefähr 12,000 Centner wiegenden Thürme wurden nach einem fachmännischen Bericht in der „Weserzeitung" durch zehn Mann in 5—6 Minuten vollständig um ihre Achse gedreht. Mit Hülfe der Drehmechanismen kann dieß aber auch durch zwei Mann bewerkstelligt werden. Die Geschütze werden ohne besondere Anstrengung der Mannschaften leicht in ihren Lafetten hinauf und herab gelassen. Die Maschinerie für die Förderung der Munition arbeitet so schnell, daß in je 1¼ Minute ein Schuß abgegeben werden kann. Bei den vorgenommenen Proben wurden auf dem Fort auf der rechten Seite der Weser zu gleicher Zeit drei Thürme, jeder im Gewicht von ungefähr 12,000 Centnern, gleichzeitig innerhalb einer Minute um 360 Grad gedreht, während die in denselben befindlichen Geschütze, im Gewicht von je 540 Centnern, innerhalb einer halben Minute um 17 Grad gehoben wurden — Alles mit Hülfe einer Dampfmaschine, welche den ganzen, mit der Genauigkeit einer Uhr funktionirenden Apparat in Bewegung setzt. Die Panzerthürme an den Weserforts zeichnen sich vor ähnlichen Konstruktionen in anderen Staaten dadurch aus, daß die Mannschaft, durch den Panzer vollständig gedeckt, die Geschütze, wenn sie beschädigt sind, sogar unter dem Feuer der feindlichen Kanonen ohne Gefahr auswechseln kann. Zu diesem Behuf werden Reservegeschütze in Bereitschaft gehalten. Bei den englischen und belgischen Konstruktionen dagegen muß das Ersatzgeschütz von außen in den Panzerthurm eingebracht werden. Da dieß unter dem Feuer einer feindlichen Flotte schwer möglich ist, so kann ein solcher Panzerthurm während des Gefechts völlig zum Schweigen gebracht werden. Die Weserthürme dagegen sind vor dieser Gefahr sicher. Während die ganze Manipulation des Auswechselns der Geschütze im gesicherten Raume vor sich ging, waren die Zuschauer gleichzeitig erstaunt über die Leichtigkeit, mit welcher die zwei großen Geschütze eines Thurmes sammt ihren Lafetten, im Gesammtgewicht von 2400 Centnern, mittelst hydraulischen Winden gehoben und gesenkt wurden.

Ebenso interessant wie die Proben mit den funktionirenden Apparaten waren die Schießversuche mit den riesigen Stahlkanonen. Dieselben bestehen aus Krupp'schen 28-Centimeter-Geschützen, zu deren Ladung 58 Kilo prismatisches Pulver verwendet wird. Beim Feuern bedient man sich eines elektrischen Zündapparates, welcher es zugleich erlaubte, die Bedienungsmannschaft aus den Thürmen zu entfernen, um etwaigen Unglücksfällen vorzubeugen. Schon nach den ersten Salven hatte sich die Dauerhaftigkeit der Einrichtung so bewährt und zugleich war die Erschütterung innerhalb des Thurmes so unbedeutend, daß die Bedienungsmannschaft gefahrlos und unbelästigt im Thurme bleiben konnte, obwohl die Wirkung dieser kolossalen Geschütze gegen außen eine furchtbare ist; denn da die Mündung der Kanonen ganz genau in die Panzeröffnung paßt, so hat die Lufterschütterung nach rückwärts keine Wirkung. Auch der Rückstoß der Geschütze ist durch geeignete Vorkehrungen gelähmt. Es muß nach der Schilderung der Augenzeugen dieser Experimente ein erschütterndes Schauspiel gewesen sein, wie unter dem Donnerkrachen der Geschütze die riesigen Projektile mit heulendem Sausen durch die Luft schwirrten, um in einer Entfernung von einer deutschen Meile drei-, vier-, fünfmal auf dem Spiegel des Meeres aufzuschlagen, ehe sie in den Wogen verschwanden. Ein seltenes Gefühl der Sicherheit beschlich die Zuschauer, als sie bei diesem Anblick an die Zeit zurückdachten, wo die französische Flotte die deutschen Häfen blokirte. Bei der außerordentlichen Treffsicherheit der Krupp'schen Kanonen und bei der vollständigen Sicherheit der Bedienungsmannschaft ist gegenüber solchen Einrichtungen der Angriff einer fremden Flotte auf die Flußmündungen und Häfen künftig vollständig wirkungslos oder gereicht dem Angreifer selbst zum Verderben. Es ist daher zu erwarten, daß dieser gelungene Versuch auch an den übrigen Theilen der Küste der Ost- und Nordsee Nachahmung finden wird. —

Trotz der gewaltigen Erfolge, welche Krupp mit seinen 28-Centimeter-Geschützen erzielt hat, hält derselbe sich noch nicht am Ziel seiner Leistungen. Die vielbesprochenen Erfolge mit der englischen 80-Tonnen-Kanone, welche die britische Artillerie in den letzten Monaten des verflossenen Jahres erreicht hat, haben denselben nicht ruhen lassen, zumal die Engländer sich dabei auch des von der deutschen Artillerie mit so vielem Erfolg eingeführten prismatischen Pulvers bedienten. Dieses Pulver, dessen Prismen sechseckig sind, läßt sich enger zusammenpacken und macht die Patrone dadurch solider und nachhaltiger, obgleich die nothwendigen Zwischenräume darin sich befinden, um den Funken rasch der ganzen Masse mitzutheilen. Gleichzeitig erlaubt es den größtmöglichen Luftraum in der Pulverkammer. Bei den Versuchen, welche um die Mitte November 1878 in Woolwich mit der 80-Tonnen-Kanone angestellt worden sind, bestand die Ladung aus 450 Pfund prismatischen Pulvers. Und der Erfolg war vollständig. Bei dem oben erwähnten Versuchsschießen in Meppen in Westphalen, welches am 15. März angesetzt war, führte Krupp der englischen 80-Tonnen-Kanone, welche aus Schmiedeeisen gemacht ist, eine 72-Tonnen-Stahlkanone gegenüber, das größte Stahlgeschütz, welches bis jetzt noch erzeugt worden ist und gegen welches sogar die vielbewunderte und gefürchtete Krupp'sche Riesenkanone (50 Tonnen) auf der Pariser Ausstellung bescheiden in den Hintergrund tritt, bei deren Anblick ich einen französischen Arbeiter ausrufen hörte: «Ça sent la Prusse!» Das englische 80-Tonnen-Geschütz hat ein Kaliber von 16 Zoll, eine Totallänge von 26 Fuß und eine Bohrlänge von 24 Fuß. Die Krupp'sche 72-Tonnen-Kanone hat ein Kaliber von 40 Centimeter oder 15¾ Zoll, eine Gesammtlänge von 32 Fuß 8 Zoll und eine Bohrlänge von 28 Fuß 6 Zoll. Sie ist also bei fast gleichem Kaliber bedeutend länger als das englische Riesengeschütz. Die englische 80-Tonnen-Kanone ist ein Vorderladungsgeschütz, die Krupp'sche, wie immer, ein Hinterlader und deßhalb zu größerer Kraftentwicklung befähigt. Wegen der außerordentlichen Länge des neuen Krupp'schen Geschützes ist das Rohr aus zwei Theilen gemacht, welche in eigenthümlicher Manier sicher aneinander befestigt sind. Das Rohr ist noch durch vier Ringe von verschiedener Länge geschützt, doch sind diese Cylinderringe weit weniger massiv als die bei den englischen Geschützen. Das Krupp'sche Geschütz ist nach dem vielfach canellirten System gezogen mit einer einförmigen Windung, durch welche die Ladung beim Schuß gedreht wird mit Hülfe eines Kupferrings, welcher an der Basis in die Circumferenz des Zuges eingesetzt wird. Der Verschluß der Hinterladung ist ein Keilverschluß, der so sinnreich ist, daß es unmöglich ist, das Geschütz abzufeuern, so lange der Verschluß nicht vollständig gemacht ist.

Diese Riesenkanone wird mit 385 Pfund prismatischen Pulvers geladen, welches bei dem festeren Verschluß der Hinterladungsvorrichtung stärkere Wirkung zu äußern im Stande ist, als bei der 450pfündigen Ladung der englischen 80-Tonnen-Kanone. Das Projektil selbst, aus Hartguß bestehend, ist ein Hohlgeschoß von 1660 Pfund (das Geschoß der Krupp'schen Kanone auf der Pariser Ausstellung und der zwei ähnlichen, wovon die eine jetzt in Kronstadt und die andere in Konstantinopel sich befindet, wog nur 1000 Pfund) mit einer Sprengladung von 22 Pfund Pulver. Man schätzt, daß die Schnelligkeit, mit welcher dieses Geschoß die Mündung der Kanone verläßt, 500 Meter in der Sekunde sein muß, was einer Explosionskraft von nahezu 31,000 Fußtonnen entspricht. In schlichten Worten ausgedrückt, soll das Geschütz auf zwei deutsche Meilen weit tragen, ohne zu einem übertriebenen Elevationswinkel genöthigt zu sein.

Um Geschütze von so ungeheurer Tragweite zu erproben, gibt es wohl nirgends einen geeigneteren Schießplatz als den Krupp'schen in Meppen. Derselbe ist 17,000 Meter lang und 4000 Meter breit, also vollkommen für alle praktischen Experimente ausreichend. Es wird zwar geschätzt, daß wenn man aus Kuriosität die volle Tragweite des Geschützes erproben und dessen Winkel auf 43 Grad zum Horizont erheben wollte, es seine Geschosse bis auf eine Entfernung von drei deutschen Meilen entsenden würde. Ein solcher Versuch wäre indessen nutzlos. Auch bei der von der Schießstätte bedingten Entfernung von 17,000 Meter ist die Bedienungsmannschaft genöthigt, zum Zielen anderer Mittel sich zu bedienen als ihrer bloßen Augen. Indem wir den Resultaten der am 15. März gemachten Versuche mit Spannung entgegensehen, erwähnen wir noch, daß in England neuerdings auch Versuche mit einer fahrbaren Panzerkanone nach dem System von Moncrieff gemacht werden, bei deren Erfindung wohl die Mauerbrecher der Alten zu Gevatter gestanden haben mögen. Dieser Kanonenwagen ist nach dem pneumatischen Prinzip konstruirt und sämmtliche Bewegungen und Manipulationen werden mit Hülfe solcher Triebkraft auf mechanischem Wege bewerkstelligt.

Es liegt ein wichtiger Kulturfortschritt in allen diesen Neuerungen, weil dieselben die Vertheidigung mehr begünstigen als den Angriff, weil sie noch wirksamer zum Schutze als zum Trutze sind, weil sie Menschenleben sichern und die Früchte des Menschenfleißes in ihre Obhut nehmen.

Neue Welten.

Geographische Skizzen

von

C. Frhr. v. d. Goltz.

IV. *)

Die Zulukaffern und ihr Land.

1.

Die Vernichtung einer englischen Kolonne durch die kriegerischen Zulukaffern am 22. Januar d. J. hat die allgemeine Aufmerksamkeit von Neuem auf das Fortschreiten der Kolonisation am Kap, sowie auf die Schwierigkeiten gelenkt, mit denen dieselbe zu kämpfen hat. Von Bedeutung sind die englischen Kolonieen in Südafrika namentlich geworden, seit die letzten großen Entdecker in Innerafrika ein Land von ungeheurem Reichthum gefunden haben. Der dunkle Kontinent, den seit Livingstone's, Cameron's und Stanley's Fahrten mehr und mehr das Licht zu durchdringen beginnt, ist wohl geeignet, der großen Kolonialmacht im Laufe der Jahrhunderte ein zweites Indien zu liefern.

Betrachtet man, wie die Geschichte dieß an die Hand gibt, die Loslösung der Kolonieen vom Mutterlande im Wesentlichen als eine Zeitfrage, so müßte eine weitsichtige Politik thatsächlich schon jetzt darauf Bedacht nehmen, durch Erwerbungen in Afrika das zu ersetzen, was künftig in Asien verloren gehen könnte.

Bis aber einmal die englische Machtsphäre sich nur nach dem Zambesi erstreckt, der ersten Station zu dem un-

*) III. siehe Bd. 40, S. 879.

geheuren Kongogebiete im Innern, sind zahllose Hindernisse zu besiegen.

Zuvörderst handelt es sich um die noch unabhängigen Reste der Kaffernstämme, vor Allem die Zulu unter ihrem Soldatenkönige Cetywayo (Ketchwayo). Bevor dieselben nicht bestraft und botmäßig gemacht sind, kann an weitere Unternehmungen gar nicht gedacht werden. Größere Erfolge der wilden Nachbarn würden die Existenz der Kapkolonieen ernstlich gefährden; denn auch unter englischem Szepter leben zahlreiche Kaffern, welche sich bei einem Einfall gegen die Herrschaft der Weißen erheben möchten. Noch 1875 mußte bekanntlich in der Kolonie Port Natal ein ernster Aufstand des Kafferhäuptlings Longalibalele mit Waffengewalt niedergeschlagen werden. Die Gährung hat insgeheim fortgedauert.

Ehemals nahmen die holländischen, seit 1806 englischen Kolonieen nur die dem Kap der guten Hoffnung zunächst gelegene, von den Hottentotten bevölkerte Südspitze von Afrika ein. Die Grenze gegen das Gebiet der Kaffernstämme an der Ostseite des Kontinents bildete lange Zeit hindurch der große Fischfluß. Seit 1830 begannen die Einfälle der Kaffern in die nördlichen Theile der Kolonie, die zu einem mit Unterbrechungen fortgeführten Vertilgungskriege gegen die räuberischen Stämme führten. Während dieser Kämpfe dehnte sich die englische Herrschaft allmälig in nördlicher Richtung bis an und über den Orangefluß aus. Die ersten Fortschritte an der Ostseite wurden erheblich später gemacht. Die Durchführung der schon ein Jahrzehnt früher beschlossenen Emanzipation der kolonisirten Hottentotten und freien Farbigen brachte es zum Konflikt zwischen dem englischen Gouvernement und den alten holländischen Ansiedlern (den Boers), welche sich beeinträchtigt glaubten. Diese wanderten aus und gründeten um 1839 in dem jenseits des großen Fischflusses gelegenen Kaffernlande die isolirte Republik Port Natal. Ebenso besetzten sie das Land zwischen dem Orangefluß und seinem Nebenstrome Vaal.

Port Natal wurde im Sommer 1842 vom Gouvernement der Kapkolonie, welches die Boers als britische Unterthanen betrachtete, gewaltsam wieder besetzt, dasselbe übernahm aber dafür auch den Schutz der Kolonie.

Von 1846—1848 wüthete nun auf dieser Seite der Kaffernkrieg, der damit endete, daß Britisch-Kaffraria, das Land zwischen Port Natal und der Kapkolonie, gleichfalls unter englische Kontrole kam. Sodann nahm England auch das Gebiet der Boers zwischen Orange und Vaal in Anspruch, brachte dieselben aber dadurch zum offenen Widerstande. Es kam zum Kampfe, in welchem die Boers am 29. August 1848 bei Bloem Plaats geschlagen wurden. Die Mehrzahl von ihnen zog nordwärts über den Vaal in's Kaffernland hinein und gründete dort die weit ausgedehnte, aber nur schwach bevölkerte Transvaal'sche Republik. Als staatlicher Organismus hatte dieselbe von Hause aus keine rechte Lebensfähigkeit; sie bildete nur den Vortrab für die englische Kolonisation. Seit zwei Jahren ist auch das Transvaalgebiet von England annektirt worden, denn seine Ansiedelungen schwebten stets in der Gefahr, von der hereinbrechenden Flut irgend eines schwarzen Stammes vernichtet zu werden.

Mit den zurückgebliebenen Boers versöhnte sich das englische Gouvernement und erkannte ihr Gebiet zwischen Orange und Vaal 1854 als Orange-Freistaat an. Die Veranlassung hiezu hat der Kaffernaufstand von 1850—1853 gegeben, der die gesammte Kapkolonie bedrohte, und der es sehr wünschenswerth erscheinen ließ, daß sich alle Weißen Südafrikas bei künftigen Gelegenheiten zu gemeinsamer Abwehr vereinigten. Seit 1854 besitzt die Kapkolonie eine freie Verfassung und ein eigenes Parlament. Ihre Entwicklung ist seitdem rüstig fortgeschritten. In neuerer Zeit folgte eine Annexion nach der andern, so 1868 die des Basutolandes westlich von Natal, 1871 und 1874 die der Gebiete West- und Ost-Griqualand in den goldreichen Distrikten nördlich des Orangeflusses. 1875 wurden die letzten unabhängigen Kaffern-distrikte, die noch an Natal und Britisch-Kaffraria stießen, der Herrschaft des Gouvernements einverleibt.

Gleiches steht nunmehr dem Zululande bevor; doch wird sich dessen Geschick erst nach schweren Kämpfen vollziehen. Noch beherrscht der Zulukönig das Gebiet zwischen Natal, der Transvaalrepulik und der Küste, ein ganz stattliches Reich.

Wenden wir uns diesem wichtigsten Gegner der vorwärtsstrebenden Civilisation in Südafrika zu. In neuerer Zeit hat sich das geographische Material über diesen entlegenen Erdwinkel, dem dereinst vielleicht eine große Zukunft beschieden ist, erheblich gemehrt. In England, wo natürlich das Interesse jetzt besonders lebendig ist, erschien im Januar d. J. in offizieller Veranlassung ein Abriß zur Information über das Zululand, der in sehr übersichtlicher Weise das Wissenswerthe zusammenfaßt und der mit einer guten Karte ausgestattet ist.*) Deutschen Lesern, welche sich gründlicher orientiren wollen, sind vor Allem die in Breslau erschienenen trefflichen Werke des Professors Fritsch: „Drei Jahre in Südafrika" (1868) und „Die Eingeborenen Südafrikas" (1873) zu empfehlen.

Die Bezeichnung der im östlichen Südafrika ansäßigen Völkerfamilie mit dem Namen „Kaffern" ist portugiesischen Ursprungs. Er rührt von dem arabischen Kafir (Ungläubiger) her. Die Kaffern selbst nennen sich Abaniu. Von den zahlreichen Stämmen, welche sich nordwärts bis zum untern Zambesi ausdehnen, sind in der Geschichte früher die Swazi und Kosa und erst in neuerer Zeit die Zulu und weit im Norden die Tebele (oder Matebele, Amatebele) hervorgetreten. Die Letzteren haben zwischen dem Limpopo und dem mittleren Zambesi ein ausgedehntes Reich begründet. Die Präponderanz der Zulu stützt sich nicht so sehr auf ihre Zahl, wie auf ihre eigenthümliche kriegerische Organisation. Die höchsten Schätzungen nehmen sie nur zu 300,000 Seelen an.

Der erste ihrer Herrscher, der sie zu bedeutender Macht erhob, war König Tschaka, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts mit furchtbarer Härte regierte, einen den Zulus benachbarten Stamm nach dem andern unterwarf, sein Heer durch ihre Krieger vermehrte und schließlich über eine ungeheure Macht verfügte. Endlich (1828) unterlag er indessen seinem Bruder Dingaan, der ganz in die Fußstapfen seines Vorgängers trat. Dingaan wurde 1840 durch einen dritten Bruder Panda, den Vater Cetywayo's, gestürzt. Cetywayo selbst gelangte 1872 nach Panda's Tode zur unbedingten Herrschaft, hatte indessen schon lange zuvor an seines Vaters Statt regiert, seinen älteren Bruder geschlagen, gefangen und auf die unmenschlichste Weise hingerichtet. Schlächtereien und Blutvergießen sind bis auf den heutigen Tag etwas Gewöhnliches im Zululande, und auch die Gegner der englischen Politik müssen derselben im Interesse der Humanität einen baldigen und vollständigen Sieg wünschen. Dieser würde ein kulturfähiges, nicht unbegabtes Volk von einem finstern und blutigen Despotismus befreien.

*) Précis of information, concerning the Zulu Country, with a map—prepared in the intelligence branch of the Quartermaster-Generals Department, Horse Guards, War office. Corrected to January 1879. London.

Kein Brief für mich?

Gemälde von Ricardo Balaca.

(Hiezu das Bild S. 604.)

Hier, wie so oft, hat der Künstler gezeigt, daß sein Griffel nicht bloß ein Griffel ist, der zeichnet, sondern auch ein Griffel, der schreibt und uns selber die Feder aus der Hand nimmt.

Spricht sich nicht Verlangen, Angst und Hoffnung, von zarter Scham verhüllt, so deutlich auf dem Gesicht des lieblichen Mädchens aus, daß man ihr Herz unwillkürlich pochen zu hören meint, während der Postbote bedächtig unter den Briefen nach dem Namen der bescheidenen Fragerin sucht, die fast schon das Geheimniß ihres Herzens verrathen zu haben glaubt? Was sollen wir der Worte mehr darüber verlieren. Das Bild sagt Alles.

Ein Harem auf dem Dampfer.

(Hiezu das Bild S. 605.)

Eines der hübschesten Bilder des Konstantinopeler Lebens außerhalb der vier Wände ist der Harem oder das Damendepartement auf den verschiedenen Dampfern, welche den Bosporus und das Marmorameer auf und nieder fahren. Der Harem liegt gewöhnlich am äußersten Ende des Schiffes und der einzige Mann, der dort sich aufhält, ist der Steuermann, für den es ja Gesetz ist, mit Niemanden zu sprechen. Sommers ist die Szene ungemein malerisch; die hellen rothen, blauen und orangefarbenen Trachten der Phanums glänzen wie Juwelen im Sonnenlicht, während die leichten Gazeschleier gerade so viel von dem Gesichte verbergen, um die Neugierde des Franken rege zu machen. Ist er geduldig, so wird sein Wunsch befriedigt, denn die Damen befehlen nicht selten Kaffee und geben sich dem Genuß einer Cigarrette hin, um sich für die Strapazen der Reise zu entschädigen. In manchen Fällen, namentlich wenn die Dame jung und hübsch ist, ist ihr Yaschmak (Schleier) so leicht und dünn, daß er nicht nur nicht verbirgt, sondern sogar den Reiz erhöht, wie das Glas über manchen Gemälden. Unsere Damen auf dem Bilde haben sich für eine längere Reise auf einem Lloyddampfer eingerichtet und sind, da die Witterung etwas rauh, in dichtere Kleider gehüllt. Eben übergibt ihnen der Kapitän die Billets, die für sie gelöst worden sind, während die Neugierde einen Blick von ihnen zu erhaschen sucht.

Das Hauptportal der Kathedrale von Leon.

(Hiezu das Bild S. 609.)

Die stolzen Leonesen, die sich rühmen, die echtesten Christen Spaniens zu sein, weil kein Tropfen maurischen Blutes in ihnen fließe, haben auch eine der herrlichsten Kathedralen des kirchenreichen Iberien: sie ragt unter den vierzehn Kirchen und elf Klöstern, welche mit ihren vielen Thürmen der Stadt ein großartiges Ansehen geben, mächtig hervor, ein architektonisches Juwel des dreizehnten Jahrhunderts, das nur in den herrlichen Kirchen von Burgos und Toledo seinesgleichen hat. Der Pracht und Berühmtheit dieser Kirche angemessen, haben die Chronisten es sich angelegen sein lassen, ihren Anfängen nachzuforschen und ihr künstlerisches Lob zu singen. Aber selbst der Name des Architekten, der den Plan entwarf, ist verloren gegangen. Mehrere Jahrhunderte lang wurde daran gebaut und erst Juan de Badajoz, einer der ausgezeichnetsten Meister Spaniens, vollendete die Kathedrale im sechzehnten Jahrhundert. Obwohl sie an Größe denen von Toledo, Burgos und Sevilla nachsteht, übertrifft sie doch alle an Feinheit und Schönheit; da man aber drei Jahrhunderte an ihr gearbeitet hat, so ist sie ungleich im Charakter, und die Stylverschiedenheiten fallen sogleich an den Außenseiten in die Augen. Doch bringt diese Vielartigkeit keine unangenehme Wirkung hervor.

Auf einer großen, solide und verständig angelegten Esplanade aus Mörtel und großen Steinen, die mit Steinpflaster belegt und mit Gittern und Pfeilern umgeben ist, erhebt sich der majestätische Bau der Kathedrale von Leon in wohlgruppirten symmetrischen Massen wie ein Blumenstrauß in einer kostbaren Porzellanvase. Die Außenwände ganz aus Quadern, die reichen, mannigfaltigen Zinnen, die großen, schöngezeichneten Fenster, die kühnen Strebebögen, die schöne Bekrönung, der Wechsel der Formen und die reizende Harmonie der ganzen Anlage geben ihr ein wahrhaft malerisches Ansehen, welchen Standpunkt der Beschauer auch wählen mag. Luftig und phantastisch, als wenn ein Nebelschleier ihre feinen Umrisse umhüllte, erweckt diese Saint-Queen Spaniens, wie Richard Ford sie nennt, ein banges Staunen gerade durch ihre Leichtigkeit und Schlankheit.

Die Hauptfassade der Kathedrale ist vollständig erhalten und von malerischer Wirkung. Von zwei ungleichen Thürmen flankirt, steigt sie in drei Geschossen empor, die, nicht aus derselben Zeit stammend, in verschiedenem Geschmack gebaut sind, aber alle drei leicht und elegant. Das erste, mit einer fortlaufenden Brüstung gekrönt, mit durchbrochener Arbeit, Sockeln und Pyramiden, die mit Zackenwerk eingefaßt sind, scheint dem dreizehnten Jahrhundert anzugehören. Es enthält drei Eingänge mit gedoppelten Bögen, der mittelste höher und breiter als die beiden anderen, sämmtlich mit schlanken Säulen, Statuen, reichen Zieraten und Stufenwerk, welche die Archivolten und Rundstäbe der Spitzbögen einfassen, sorgfältig dekorirt. Strebepfeiler mit schmalen Nischen und gothischen Verzierungen stehen zwischen den Portalen, gleichsam um ihre Trennung zu markiren und die Arbeit an ihnen noch ansehnlicher und zierlicher erscheinen zu lassen. Ein Pfeiler, an den die Statue der heiligen Jungfrau angelehnt ist, theilt die Oeffnung des letzten und kleinsten Bogens am Hauptportal, und durch zwei rechtwinklige Thüren zu beiden Seiten tritt man in das Innere ein.

Helm und Schild.

Von

Benno Reden.

I.

Der Adel ist in unseren Tagen als politischer Stand nahezu verschwunden — er bedeutet nur noch entweder eine historische Erinnerung, welche großen Geschlechtern stolzes Pflichtbewußtsein gibt und pietätvolle Achtung sichert, oder eine fürstliche Auszeichnung, welche ähnlich einem Ordensbande oder einer Titelverleihung der Eitelkeit schmeichelt. Trotzdem aber unsere Zeit, um einen parlamentarischen Ausdruck zu gebrauchen, über den Adel als politischen Stand zur Tagesordnung übergegangen ist, wird derselbe immer seine hohe Bedeutung für die kulturhistorische Entwicklung der Völker behalten und die Bedeutung des Adels in den verschiedenen Jahrhunderten wird für alle Zeiten ein Gegenstand ernsten Studiums nicht nur des Historikers, sondern auch des Juristen bleiben, da auch für unsere heutige Zeit, in welcher Alles vor dem Gesetze gleich ist, noch mannigfache Erb- und Besitzrechte von alten Adelsstatuten abhängen können.

Um vor Allem nicht bei dem Beginn unserer Betrachtung mißverstanden zu werden, möchten wir hervorheben, daß die obige Bemerkung über das Verschwinden der Bedeutung des Adels nicht im modern demokratischen Sinne gemacht sein soll — wir würden eher geneigt sein, die Thatsache, daß der alte, wirkliche Adel seine politische Bedeutung verloren hat, zu bedauern. Nichtsdestoweniger bleibt die Thatsache bestehen, und der neue Adel, welcher als eine reine Salonauszeichnung wie diese oder jene Ordensklasse hie und da verliehen wird, ist wahrlich am wenigsten im Stande, der schwindenden Bedeutung des alten Adelsstandes wieder eine Grundlage zu geben, - es gehört vielmehr nach unserer Ueberzeugung dieser neue Adel, welcher sich größtentheils nicht auf das Sein, sondern auf das Haben stützt, als ein charakteristisches Symptom zu der Krankheit unserer Zeit, welche wesentlich darin besteht, daß überall die Verwirrung in das soziale Leben Eingang gefunden und daß die Namen und die Dinge sich nicht mehr decken. Wir haben so bei uns in Deutschland einen Adel, der keine Aristokratie ist — und eine Aristokratie, die kein Adel ist, — die jüngeren Söhne vornehmer Familien führen große Titel, ohne die Mittel zu besitzen oder ohne die nöthige Bildung, um diesem Titel entsprechend in der Gesellschaft aufzutreten — ebenso führen Personen, welche sich nur durch den Erwerb großer Mittel ausgezeichnet haben, hochklingende Adelstitel. Beide Kategorieen gehören nicht zur Aristokratie, während umgekehrt die höchsten Staatsbeamten, ausgezeichnete Generale, Gelehrte und Dichter keine Art von Titel vor ihren Namen setzen, obschon sie unzweifelhaft zur Aristokratie gehören und nicht nur im öffentlichen Leben, sondern auch in den Salons der Gesellschaft den ersten Platz einnehmen. Es ist dieß eine Krankheit der sozialen Zustände — eine Krankheit, welche man in England in kluger und geschickter Weise vermieden hat, indem man dort den eigentlichen Adel, die Nobility, nur Denen zugesteht, welche mit alten Namen großen Besitz verbinden oder welche durch ganz hervorragende Verdienste um den Staat sich ausgezeichnet haben, — dafür aber hat man dort eine Gentry, welche, mit der Nobility vereint, die Aristokratie des Landes bildet.

Doch diese Bemerkungen nur beiläufig — sie bilden nicht den Gegenstand unserer gegenwärtigen Betrachtung, wir haben vielmehr uns an dieser Stelle vorgesteckt, einen Blick

auf die historischen Abzeichen des Adels zu werfen, wie sie aus der Geschichte erwachsen sind und wie sie bei den wirklich alten oder historisch entstandenen Adelsgeschlechtern eine tiefe Bedeutung haben, während sie den Gegenstand einer oft an's Komische grenzenden Nachahmungssucht bei den neu entstandenen Adelstitulirten bilden.

Wir verbinden in vorstehenden Zeilen absichtlich die alten mit den historisch entstandenen Adelsgeschlechtern, denn es kann einen ganz neuen und dennoch dem ältesten vollkommen ebenbürtigen Adel geben. Die Basis des Adels sind nämlich unzweifelhaft die durch hingebende Aufopferung erworbenen Verdienste um den Staat und die Nation — es ist für die Adelsberechtigung dabei gleichgültig, ob diese Verdienste vor tausend Jahren oder heute erworben wurden. Wenn ein Unteroffizier durch eine eminent tapfere und ritterliche That einen großen, für seine Nation wichtigen militärischen Erfolg erringt und dafür geadelt wird — wie zum Beispiel jener Unteroffizier Pförtner, welcher den Engpaß „die Hölle" vertheidigte und dafür von Friedrich dem Großen unter dem Namen „Pförtner von der Hölle" in den Adelsstand erhoben wurde — so beruht sein Adel auf demselben Grunde wie der der Paladine Karl des Großen, — wenn dagegen ein Bankier, welcher nichts gethan hat, als große Reichthümer zu sammeln, einen Freiherrntitel erhält, so wird er darum dem Wesen des wahren Adels stets fremd bleiben und gewiß niemals zur Aristokratie seiner Nation gehören, wenn er nicht, wie zum Beispiel die Fugger, zu gleicher Zeit seinen Reichthum in aufopfernder Weise für das Wohl des Landes nutzbar macht.

Für die Geschichte und die Bedeutung des alten und historischen Adels sind nun die Wappenzeichen, welche sich auf dem Helm und dem Schild der Adelsgeschlechter finden, von einer hochinteressanten und historisch wie juristisch wichtigen Bedeutung, und wir glauben vielleicht manchem unserer Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihm einen übersichtlichen Einblick in die Wissenschaft der Heraldik zu öffnen versuchen. Man sieht heutzutage auf manchen Visitenkarten Kronen und Wappen, bei welchen ein Kenner der Heraldik sich des Lächelns nicht erwehren kann, und es wird vielleicht nicht unzweckmäßig sein, die Fähigkeit zur kritischen Prüfung solcher Zeichen durch eine kurze Darstellung der wirklich historischen heraldischen Zeichen zu unterstützen.

Schon in ältester Zeit wählten die Fürsten und edlen Herren, welche ja in der damaligen Waffenrüstung im Kampfe vermummt und unkenntlich erschienen, gewisse Zeichen, welche sie dennoch den Ihrigen kenntlich machen sollten. Diese Zeichen, welche sie an ihren Helmen und ihren Schilden führten, wurden dann auch auf den Bannern ihres Heergefolges angebracht und entwickelten sich auf diese Weise zu erblichen Familienwahrzeichen und auch — wenn die Familien eine vollständige oder beschränkte Landeshoheit gewannen — zu Landesabzeichen. Auf diese Weise gewannen die Helm- und Schildzeichen in Farbe und Bild historische und juristische Bedeutung und wurden der Gegenstand einer besonderen Wissenschaft, welche man Heraldik nannte, weil sie zunächst besonders von den Herolden gekannt und geübt sein mußte, denen die Pflicht oblag, bei den Turnieren und ritterlichen Spielen die Berechtigung der Wappenführenden zu prüfen und festzustellen. Man nannte diese Wissenschaft lateinisch ars heroica, ars armoralis, theoria insignium, aspilogia und ars heraldica. Diese Wissenschaft als solche wurde zuerst in Frankreich ausgebildet. Man nannte sie dort art du blason, von blasonner — blasen, denn ein Ritter, der einen anerkannten Wappenschild führte, wurde nicht nur von dem Burgwart bei seinem Einreiten in das Schloß eines Gastfreundes oder eines Fürsten, sondern auch an den Schranken des Turniers durch Trompetenschall begrüßt, und wir finden deßhalb auf dem Helm alter Familien vielfach die Büffelhörner als ein Zeichen, daß ihre Wappen das Recht hatten, durch Trompetenstöße begrüßt zu werden. Leibnitz leitet zwar das Wort „blason" von dem deutschen Wort „Bläße" ab, welches wie heute noch bei den Pferden ein Abzeichen bedeutet, — allein bei allem Respekt vor des großen Philosophen Gelehrsamkeit, möchten wir uns doch dieser Etymologie nicht anschließen, sondern dieselbe vielmehr für ein Spiel seiner Phantasie erklären. Die erste heraldische Schrift, welche wir kennen und welche über die damals üblichen Abzeichen und die turnierfähigen wappenführenden Familien handelt, wurde im Jahre 1185 dem Könige Philipp August von Frankreich von seinem obersten Herold übergeben. Die erste Druckschrift über die Heraldik nach Erfindung der Buchdruckerkunst gab Honoré Bonner heraus. Von da an häufte sich die Literatur über die Heraldik und zahllos sind die Schriften, welche über diesen Gegenstand erschienen sind, von Philibert Monné und Gilbert de Varennes (1640) bis zu Henry Symons' „Armorial général", welches zu Paris im Jahre 1812 erschien.

In Deutschland wurde die Heraldik erst nach dem Vorgange der Franzosen in späterer Zeit wissenschaftlich behandelt. Das erste deutsche Wappenbuch schrieb Jakob Köbel, Stadtschreiber zu Oppenheim, im Jahre 1555, und unendlich ausgedehnt ist die deutsche heraldische Literatur von jener Zeit an bis auf die neuesten bedeutenden Werke in dieser Richtung von Berndt und Dorst, welch' Letzterer ein allgemeines Wappenbuch im Jahre 1843 herausgab. Wir wollen uns hier auf die gelehrten Erörterungen und Kontroversen nicht einlassen, sondern nur die unbestrittenen Sätze und Resultate der heraldischen Wissenschaft zusammenstellen. Der erste Ursprung einer geregelten Heraldik geht auf die Kreuzzüge zurück. Zu jener Zeit, in welcher die Ritter oft ungeordnete Banden anführten, war es um so nöthiger, unveränderliche Zeichen auf ihrem Schilde und auf ihrem Banner festzuhalten, um ihre suivants d'armes um sich zu sammeln, und nach ihrer Rückkehr aus dem gelobten Lande bildeten sich diese Feldzeichen immer mehr zu Ehrenzeichen der Familie heraus. Daher erklären sich auch die vielfachen, dem Orient und den Kämpfen um die heiligen Städte entnommenen Wappenzeichen — wie Mohrenköpfe, rothe Kreuze, Palmenzweige u. s. w., welche man oft in den Wappen der ältesten nordischen Familien findet. Das Recht der Wappenführung gebührte ursprünglich, wie sich aus dem Obigen ergibt, nur dem Adel, indeß der Geburtsadel deckte sich zu jener Zeit nicht mit der Ritterschaft — auch ein nicht geborener Edelmann konnte die Ritterwürde erwerben und er gewann dadurch ebenfalls das Recht, ein Wappen auf seinem Schilde zu führen. Auch hervorragende bürgerliche Familien nahmen Wappenzeichen an, doch bedurften sie, um dieselben mit öffentlicher Geltung zu führen, fürstlicher Wappenbriefe, welche auch als eine besondere Auszeichnung für Verdienste um das Gemeinwesen schon in früherer Zeit ertheilt wurden. So zum Beispiel verlieh der König Karl V. von Frankreich durch eine Ordonnanz vom 13. August 1378 allen Bürgern von Paris das Recht, Wappenzeichen zu führen, wodurch ihnen durchaus nicht die Adelsrechte verliehen wurden, denn die späteren Könige nobilitirten trotz dieses jedem Pariser Bürger zustehenden Rechts durch besondere Diplome, und Heinrich III. erließ im Jahre 1571 ein Edikt, welches der Kaufmannschaft in den Städten und den Schöffen der Bürgerschaft den Adel beilegt. Ludwig XIV. erließ im November 1696 ein weiteres Edikt, welches allen Personen des Königreichs, die eine „ehrenvolle Profession" betrieben, das Recht gab, vor dem obersten Wappenrichter von Frankreich, d'Hozier, zu erscheinen und gegen eine Gebühr von zwanzig Livres ihre Wappen in das amtliche Register aufnehmen zu lassen — und ein großer Theil der französischen Bürgerschaft in den bedeutenderen Städten machte von diesem Rechte Gebrauch, so daß es in Frankreich wenige Personen in der vornehmeren Bourgeoisie gibt, welche nicht seit zwei Jahrhunderten das offizielle Recht besitzen, ein Wappen zu führen, ohne darum dem Adel anzugehören. Die Wahl der Wappenzeichen war sowohl bei den Fürsten und dem hohen Adel, als bei den niederen Rittern und den Bürgern meist von reiner Willkür — vielfach von zufälligen Ereignissen abhängig. In wenigen Fällen nur hingen die Wappenzeichen mit den Namen, mit bestimmten Eigenschaften der Wappenträger oder mit bestimmten Schicksalen ihrer Familien zusammen. Die Wappen, deren Zeichen mit den Namen zusammenhängen, nennt man „redende", diejenigen, welche auf einzelne Ereignisse deuten, „symbolische" Wappen. Mit Ausnahme dieser Wappen wäre es also vollkommen überflüssig, eine Erklärung der Zeichen zu suchen. Allerdings gibt es solche redenden und symbolischen Wappen schon in der ältesten Zeit. Die alte französische Familie de Mailly führte zum Beispiel in ihrem Wappen drei hölzerne Klöppel (maillets), die Créquis führten einen wilden Kirschbaum (créquier) in ihrem Schilde, ebenso die Chabots drei Kottfische (chabots). Wir finden ferner in manchem alten Wappen den Anfangsbuchstaben der Familiennamen — so führen die Montargis ein M, die Peronnes ein P, die Riom ein R und die Yssondun ein Y in ihren Schilden. Ebenso finden wir sehr alte halbredende Wappen, welche ein Bild zeigen, das mit dem Namen der Familie im Zusammenhang steht. Die englische Familie Archez zum Beispiel, welche eines Ursprungs mit der Familie L'Archer in der Bretagne ist, führt drei Pfeile in ihrem Wappen (l'archer heißt der Köcher). Die Familie David d'Allons in der Dauphiné hat eine Harfe zum Wappenzeichen, als Erinnerung an den König David. Die du Prat führen drei Kleeblätter, welche auf der Wiese (lateinisch pratum) wachsen, — die Blanchet einen Schwan wegen seines weißen Gefieders. Die Herzoge von Lothringen führten in ihrem Wappen drei kleine Adler, welche in der altfranzösischen Sprache alerion hießen und welche man später irrthümlich als Amseln bezeichnet hat. Alerion ist zugleich das Anagramm von Lorraine, Lothringen. Man trieb in Frankreich zuweilen mit diesen redenden Wappen geradezu Spielerei — so zum Beispiel ertheilte der König auf den Vorschlag des Oberwappenrichters Charles d'Hozier der Familie Pontamis, welche sich ein Wappen von ihm erbat, dasselbe in Gestalt von zwei Brücken, welche durch zwei ineinander geschlungene Hände verbunden waren (Ponts-amis), wobei also das Wappen geradezu ein Rebus auf den Namen bildete.

Auch in der deutschen Heraldik haben wir solche redende Wappen mehrfach. Die fürstliche Familie der Hohenlohe führt eine Flamme (Hohe Lohe), die Grafen von Voß einen Fuchs (plattdeutsch Foß — Fuchs). Das Wappen der Grafen von Hahn ist ein rother Hahn im silbernen Schilde — die Grafen von Haslingen führen einen goldenen Hasen im blauen Schilde — die Grafen von Mülinen ein Mühlenrad im goldenen Felde mit der Devise: Pura me movent — die Grafen Einsiedel einen schreitenden Einsiedler im goldenen Schilde — die Grafen von Dillen einen grünen Dillkrautstengel im silbernen Felde — die Grafen Coronini-Cronberg eine goldene Krone über einem grünen Hügel im rothen Schilde — die Grafen Bülow, wie die ganze Familie von Bülow, den Vogel Bülow — die Grafen und Herren von Bothmer ein silbernes Boot im blauen Felde — die Grafen von Arco zwei blaue Bogen im goldenen Felde, und so finden sich namentlich bei den alten Familien die redenden Wappen in großer Zahl.

Nächst den redenden Wappen haben eine besondere und vielleicht noch größere historische Bedeutung die symbolischen Wappen, welche in ihren Zeichen an irgend eine glänzende That oder ein ruhmvolles Ereigniß erinnern. So führt das alte Haus der Montmorency, welches sich die ersten Barone der Christenheit nannte, in seinem Schilde sechzehn Adler, um anzuzeigen, daß zwei Sprößlinge dieses Hauses den kaiserlichen Armeen sechzehn Fahnen abgenommen haben. Karl VII. verlieh den Brüdern der Jeanne d'Arc als Wappen einen silbernen Degen mit einer Krone darüber und zwei Lilien zur Seite, um an den Degen der Jungfrau zu erinnern, welcher die Krone des Hauses Valois gerettet hatte. Der Wappenschild von Portugal hat fünf kleinere Schilder, um an die fünf maurischen Könige zu erinnern, welche Heinrich von Burgund in der Schlacht von Urica besiegte. Der Wappenschild von Aragon war ursprünglich einfach golden, ohne jedes Abzeichen. In einem Kampfe gegen die Normanen that sich Geoffroy von Aragon unter den Augen des Kaisers Karl des Kahlen durch eine ungeheure Tapferkeit hervor und häufte Leichenhaufen aus den Reihen der Feinde um sich her, wobei er selbst stark verwundet wurde — der Kaiser tauchte die vier Finger seiner rechten Hand in das Blut, das aus den Wunden des Prinzen Geoffroy floß und fuhr damit über den goldenen Schild desselben hin. Von dieser Zeit an führt Aragon vier rothe Streifen auf seinem goldenen Schilde. Geoffroy von Chateaubriand, welcher mit dem heiligen Ludwig in den sechsten Kreuzzug gezogen war, drang mit den fliehenden Ungläubigen in die Stadt Massuri ein, wo er dann gefangen genommen wurde, nachdem besonders durch seine Tapferkeit die Schlacht gewonnen war — bei seiner Rückkehr verlieh ihm der König zur Erinnerung an diesen ruhmvollen Kampf als Wappen einen rothen Schild, auf welchem man die goldenen königlichen Lilien erblickte und dazu die Devise: „Mon sang teint les bannières de France."

Auch unter dem deutschen Adel gibt es nicht wenige solcher symbolischen Wappen. Die preußischen Könige haben zum Beispiel vielen Familien, meist bei Erhebung in den Grafenstand, den königlichen Adler mit den Kleestengeln auf den Flügeln in das Wappen verliehen, und ebenso auch andere Zeichen, welche an die Thaten hervorragender Mitglieder des Geschlechts erinnern. Die Fürsten und Grafen von Blücher-Wahlstadt zum Beispiel führten außer dem ursprünglichen Blücher'schen Stammwappen (zwei Schlüssel) den preußischen Adler, einen grünen Lorbeerkranz, durch welchen ein Schwert und ein Marschallsstab gelegt sind, und das eiserne Kreuz — hochehrenvolle Symbole der Thaten des berühmten Marschall Vorwärts. Die Grafen Hardenberg führen in ihrem Wappen zur Erinnerung an die Dienste des Staatskanzlers ebenfalls den preußischen Adler, das eiserne Kreuz und eine Mauerkrone in einem Kranz von Lorbeeren und Eichen. Aehnliche Zeichen führen die Grafen Gneisenau, York, Tauenzien und andere Familien, deren Mitglieder sich in den großen Befreiungskriegen ausgezeichnet haben. Die Grafen von Alten haben zur Erinnerung an den im hannöverisch-englischen Dienste ausgezeichneten Feldmarschall zu Schildhaltern ihres Wappens rechts einen Schützen vom ersten leichten Bataillon der englisch-deutschen Legion, links einen Soldaten des kurhannöverischen Fußgarderegiments mit der Devise: Pro patria. Die österreichischen Grafen Czernin von Chudenitz führen im blauen Schilde auf drei silbernen Querbalken die Buchstaben F. — M. — R. — zur Erinnerung an die drei Kaiser Ferdinand, Matthias und Rudolph, unter denen sich das Geschlecht besonders auszeichnete.

Es mag der symbolischen Wappen wohl noch viele geben, deren Zeichen heute nicht mehr verständlich sind und deren Entstehungsgeschichte sich in längstvergessener Vorzeit verliert. Die symbolischen Wappen sind nicht immer alten Ursprungs, meist aber hochehrenvolle Erinnerungszeichen an Verdienste und Großthaten früherer Mitglieder der Familie.

Für das Album.

Von **Wilhelm Emmer**

Es zeugt von einem demüthigen Mann,
Der menschlichen Schwäche zu huldigen;
Doch so lange ich mich vertheidigen kann,
Will ich mich nicht entschuldigen.

•

Ein Wort des Trostes sag' ich dir und mir:
In ew'ge Schranken ist gebannt das Thier;
Mensch! du bist nur
Erster Versuch der Schöpfernatur,
Ein Wesen vom Zwange zu befreien;
Wie sollte der gleich vollkommen sein?

•

Thu' dieß und trag den schönen Sieg davonn';
Und dieß thu' nicht und sei ein größrer Mann!

•

Das Wenn und Aber ist ein schlimmer Hort;
„Entweder — Oder" sei dein Heldenwort!

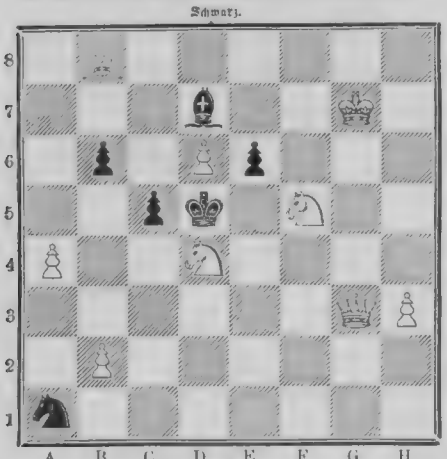
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 30.

Aus dem Pariser Problemturnier. Motto: „Le monde marche".

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 26:

Weiß.	Schwarz.
1) S. E 3 — D 5	1) K. E 4 nimmt D 5 od. A) u. B).
2) L. C 8 — B 7 setzt Matt.	
A)	
1)	1) E 6 nimmt D 5.
2) L. C 8 — F 5 setzt Matt.	
B)	
1)	1) S. beliebig.
2) S. setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 22 erhalten von Hrn. C. U. in Dorf Jter, H. P. in Holzminden, F. in Kassel v. St. (past.) in Badbergen, E. H. in Ebersbach, C. B. in Breslau. Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 23 erhalten von Mad. Ada J. in Brüssel, Ed. G. in Stuttgart, E. St. in Schwetzingen, J. F. P. und H. T. in Hedewigenkoog. Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 24 erhalten von Hrn. S. M. in Leipzig, R. H. in Berlin, v. K. in Eberswalde und F. P. in Meran (Großes Handbuch des Schachspiels von J. Dufresne und J. H. Zukertort. Potsdam, Verlag von Gustedt). Hrn. F. W. in Ahlten. Nro. 16—20 R. Aufg. erhalten. — G. S. in Breslau, Em. Fr. in Lyon, Dr. F. L. in Fiume. Nro. 21 R. - Hrn. H. und G. R. in Stapleton. Nro. 12 15 R. Freundlichen Gruß. - E. B. G. in Pfullingen und J. R. in Altona. Zu Nro. 21 wurde auf 1) B 7 — B 8 D †, K. D 8 nimmt D 7; 2) L. H 4 nimmt G 5 durch L. E 5 nimmt G 7 † das Matt verhindert. F. K. in Wien. R. Lösungen und Aufg. erhalten. — W. R. in Hannover. Nro. 22 R. Zu Nro. 23 wurde auf 1) T. C 3 - D 3, S. D 2 — C 4 und auf 2) T. D 3 — D 5 nach S. C 4 — E 5 kein Matt folgen. — Hrn. R. H. in Berlin. Nro. 19 R. A. in Segeberg Nro. 20 R. — H. Fortriede in San Francisko. Nro. 11 und 12 R. Bemerkung wohlbegründet. - M. in Pfungstadt, St. in Ellwangen, W. M. in Lalendorf, F. P. in Abad-Szalok. W. B. in Boorde. Nro. 22 R. Es fehlt jedoch das Hauptziel E 3 nimmt F 2. — El. v. K. in Bochum. Sie spielen in Nro. 22 A 6 — A 7 während sich dort kein Stein befindet. — F. v. K. in Kruge. Zu Ihrer Lösung von Nro. 21 fehlt gerade die Hauptsache 1) B 7 - B 8 S., K. D 8 — E 7. Ueber Nro. 22 und 23 vergleichen Sie gefl. die Widerlegungen im Briefwechsel. - Hrn. H. in Dülmen. Sie überlesen in Nro. 24, daß auf 2) D. C 2 — D 2 † durch S. F 2 — D 3 das Schach gedeckt werden kann. — P. in Stolberg und W. K. in Pfungstadt. Die Lösung von Nro. 23 durch 1) T. C 3 — E 3 ist falsch wegen S. F 5 nimmt H 6. — L. L. in Berlin, E. T. in Hannover, S. p. p. in Fürstenberg. In Nro. 22 würde auf 1) S. H 7 — F 6 die Antwort L. C 5 — E 7 erfolgen. Geschieht dann 2) T. D 3 — D 5, so verhindert L. E 7 — F 8 das Matt. — C. H. W. in Eilbeck. In Nro 23 wird auf 1) T. C 3 — C 8, S. D 2 nimmt F 3, 2) L. C 8 — E 8 z. W. durch S. F 5 nimmt H 6 das Matt unmöglich. Pöstdr. W. G. in Beuthen. Nro. 19 R. Briefschl erledigt. - E. S. in Roßwein. In Nro. 22 wurde auf 1) S. H 7 - G 5 durch L. C 5 — E 7 das Matt in 3 Zügen verhindert. F. K. in Kraplau. Sämmtliche Lösungen richtig. Den übrigen Inhalt mit Vergnügen gelesen. Die Beschäftigung mit der Lösung der Schachprobleme ist dem praktischen Spiele förderlich. — **Schachklub in Rorschach. Nro. 20 — 23 R. — Dr. C. S. in Potsdam, G. S. und W. L. in Heiligenhafen. Nro. 23 und 24 R. — O. H. in Ingolstadt.** Nro. 19 und 20 R. - E. D. in Zabrze. Andersen's Lehrbuch können Sie durch die Verlagsbuchhandlung von Veit & Co. in Leipzig beziehen. — W. in Erfurt. Nro. 15 R. Ihre Lösung von Nro. 16 mehrfach im Briefwechsel widerlegt. G. B. in Magdeburg und S. in Stuttgart. Nro. 22 R. Ueber Nro. 23 siehe vorher. — A. G. M. in Nieuferke. Ueber Ihre Lösungen von Nro. 22 und 23 bitte diesen Briefwechsel zu vergleichen. Auch Nro. 25 unrichtig. — M. in Gulau. Nro. 21 bis 24 R. — Schachklubs des bürgerl. Kas. in Brody. Nro. 21 u. 23 R. In Nro. 22 setzt E 3 nimmt F 2. — Hrn. v. W. in Schigiswalde, v. St. in Bruchsal, S. in Guttentag, E. St. in Schwetzingen, J. B. und H. T. in Hedewigenkoog. Nro. 23 und 24 R. - Lieuten. S. in Torgau und Ed. E. in Stuttgart. Nro. 22 und 23 R. — C. P. in Straubing. Nro. 19 und 22 R. Mit Genugthuung gelesen. — W. v. G. in Schluchtern. Nro 21 u. 22 R. - Hauptm. F. in Gunnersdorf. Nro 21 23 R. — W. in Erfurt. Nro. 15 R. In Nro 16 geschieht auf 1) D. A 8 — A 7 † K. D 4 nimmt E 5; 2) D. A 7 nimmt D 7, L. E 4 nimmt B 4 †.

Räthsel.

Die Erste wird dir jede Gegend schmücken:
Die Zweit' und Dritte mag den Lehrling öfmals nicht beglücken,
Und würzest mit dem Ganzen du die deinen Wein,
So wird es dir im Sommer wohlig sein.

Rösselsprung
Nro. 10.

heult	ken	duckt	und	re-	ben	reb-	das
sich	rohr	mit	wol-	huhn	ich	gen	trü-
schwärz-	wind	stehn	ter's	dräu'n	her-	herz	das
sie	un-	gen	sturm-	von	moor	die	schnell
schwer	lich	ü-	der	lang	bricht	ein	vom
her	jä-	sen	sor-	der	sin-	ent-	nacht
nach-	geh'	wan-	den	höhn	sam	heim	die
ger	die-	ten	ein-	dert	ayr	stre	hier

Bilderräthsel 31.

Auflösung des Bilderräthsels 30:

Josephine.

Briefmappe.

Hrn. Dr. Stub. Bezüglich des P. wollen Sie sich direkt an Hrn. Prof. Ebers in Leipzig wenden. Ueber Sch finden Sie in Gastren's Vorlesungen über Finn. Mythologie, Petersb. 1853, Auskunft.

Hrn. Ger.-Ref. K. F. in A. Kann wegen der großen Konsequenzen leider nicht entsprochen werden.

Hrn. Aug. Sch. in Plettenberg. An allen deutschen Hochschulen finden Sie Spezialärzte für Kehlkopfkrankheiten. Wenden Sie sich daher nach der Ihrem Wohnorte zunächst gelegenen Universitätsstadt.

Hrn. Hauptamtsass. F. in E. D. Nein, man grüßt dann nicht, weil man ihnen nicht vorgestellt ist. 2. Immer den Bekannteren dem weniger Bekannten, den Niederen dem Höheren, den Herrn der Dame.

Hrn. L. F. in Cb. Eine solche Grammatik, wie Sie sie wünschen, nicht eigentlich, vielleicht noch am ehesten Bröder, Kl. lat. Gr., Lpz., Vogel

Hrn. E. O. F. in Iglau. Die Karbolsäure ist zur Heilung langwieriger eiternder Wunden unter Umständen ein vorzügliches Heilmittel. Dasselbe muß, um eine rasche, radikale Heilung zu erzielen, in Form des sogenannten Lister'schen Verbandes angewendet werden.

Hrn. M. M. in P. Aehnliche Erklärungen haben wir schon früher gebracht.

Abonn. in Harb. Rötscher, Kunst der dramatischen Darstellung, und Benedix, Der mündliche Vortrag, verglichen mit den älteren Werken von Engel und Lessing's Dramaturgie.

Hrn. J. A. in Frankfurt a. M. Gelbe Gesichtsfarbe ist gewöhnlich die Folge eines Leberleidens und muß die Ursache von einem untersuchenden Arzte bestimmt werden um die richtigen Heilmittel zur Entfernung der Farbe bezeichnen zu können.

Hrn. J. B. in M. Wir bringen von Zeit zu Zeit derartige Sujets und werden auch damit fortfahren.

Frl. Mercedes in Essen. Weder poudre de riz noch Benzoëtinktur sind der Haut schädlich.

Hrn. E. v. R. in Wien. In Meyer's großem Konversationslexikon Bd. 16, wie im kleinen Handlexikon finden Sie auf besonderem Blatt ein vollständiges Verzeichniß aller gegenwärtig verliehenen Orden nebst Stifter, Stiftungstag und Graden.

Hrn. M. G. in Amsterdam. Als bestes und erfolgreichstes Mittel gegen Rheumatismus hat die neue Medizin die Salicylsäure und das salicylsaure Natron erkannt, letzteres wird in Dosen von 1—4 Gramm pro Tag verabreicht, muß jedoch unter Leitung eines Arztes eingenommen werden.

Fr. Margarethe K. in D. Vergleichen Sie die von uns gegebene Lösung.

Hrn. Alb. A. G. in A. Die Mnemonik gewährt allerdings große Vortheile für das Behalten von Daten und kann bei fleißiger Uebung große Resultate erzielen, wovon wir uns vielfach überzeugt haben. Sie finden das Nähere in Nevenius, Mnemotechnik, Stuttgart, Gotta.

Hrn. Edmund K. in Iglo. Die geeignetste Methode, Warzen zu entfernen, ist die chirurgische. Entweder müssen die Warzen abgeschnitten oder abgebunden werden. Erst nach dem Abschneiden ist der Grund der Warze auszubrennen; letzteres kann man mit Höllenstein vornehmen.

Hrn. R. S. in Rizza. Leider nicht für uns geeignet.

Doctor Satakundensis in Fennia. Nach allen uns zu Gebote stehenden Quellen ist das Modell von reinem Golde, was auch wahrscheinlich ist. Hrn. R. in Altenburg. Wir haben schon sehr oft mitgetheilt, daß es überhaupt keine Haarerzeugungsmittel gibt.

Hrn. A. W. in B. Kamnitz. An das Abonnement auf den laufenden Jahrgang unserer „Deutschen Romanbibliothek" können Sie auch jetzt noch eintreten; die erschienenen Nummern werden Ihnen nachgeliefert.

Oesterreicherin in Serbien. Eine Polka über Ohrfeigen in dem Artikel: „Portraitskizzen und Erinnerungen", der in Bd. 41 S. 271 wand, Näheres mitgetheilt. — „Verschollen" können Sie allein bekommen. Es sind Bruder.

Hrn. W. in Wien. Das aus Paonienwurzeln und kohlensaurem Kalk bestehende und in unserer Zeitung unter „Gesundheitspflege" erwähnte Mittel der Großherzogin von Mecklenburg gegen Epilepsie haben wir an der betr. Stelle nicht als ein radikales Heilmittel, sondern als ein Kuriosum erwähnt. Der Paonienwurzel schrieb man in früheren Zeiten eine geheime Heilkraft gegen Epilepsie wohl zu. Der wirksame Bestandtheil der Wurzel wirkt narkotisch, d. h. betäubend, jedoch nur die frische Wurzel enthält diesen Stoff, die getrocknete Wurzel, welche gewöhnlich in den Apotheken vorräthig ist, enthält nur Zucker und Eiweiß, in demnach ein vollkommen indifferentes Mittel. Unter dem Namen pulvis antiepilepticus Marchionis wurde die Paonienwurzel mit gepulverter Mistel und gebranntem Hirschhorn vermischt, als Heilmittel, in alten Zeiten vielfach gegen Epilepsie verordnet. Das Präparat ist aber ebenso unwirksam wie das gegen das gleiche Leiden berühmt gewordene Heilmittel eines hochgestellten Herrn Grafen Duplessis, welches in der Hauptbestandtheile mit pulvis antiepilepticus Comitis Duplessis - Parscau verzeichnet ist. Dieses Mittel hat sogar in einem bekannten medizinischen Werke, „Aschenbrenner's neue Arzneimittel", Aufnahme gefunden; es besteht aus mit Haut und Haar gedörrten und dann gepulverten Maulwürfen. Gegen Epilepsie kennen wir eben bis jetzt kein radikales Heilmittel. Den größten Ruf genießt das in großen Dosen zu verabreichende Kalium bromatum, welches von einem Arzte, der die Patienten beobachten kann, verordnet werden muß. Ebenso kann unter Umständen eine rationelle Elektrizitätsbehandlung das Leiden bessern.

Hrn. W. K. in Kobl. Sie wenden sich am besten mit Ihrem Wunsche an eine Kunsthandlung.

Langjahr. Abonn. in Elberfeld. Das Stattspiel. Leipzig 1858.

Hrn. C. St. in Heidelb. Soviel wir wissen, besteht eine solche Steuer dort nicht.

Fr. A. B. in Memel. Mehrere freundliche Leser unseres Blattes hatten die Güte, Ihre Frage zu beantworten, daß die Verse aus Anwari Soheili, der pers. Bearbeitung der Fabeln Bidpais, seien.

Einer Lungenleidenden zu Neuwied. Das Schlafen bei offenem Fenster ist wohl in der milden Jahreszeit, wenn kein Genzug entsteht, empfehlenswerth, während des Winters aber können wir dazu nicht rathen. Dagegen empfehlen wir Ihnen, das Schlafzimmer während des Tages auch im Winter gehörig zu lüften und nicht im gleichen Raum den Tag zu verbringen, woselbst Sie während der Nacht schlafen.

Sorgsamer Hausvater in Sv. An die Marinedirektion in Triest.

Hrn. O. L. A. Fischer in Pr. E. Von Fachmannern ist die Vorzüglichkeit der Erfindung Sprenger's anerkannt.

Neugieriger in B. G. Wenn Ihnen der Spradgebrauch nicht bekannt, so ist das noch kein Beweis, daß es unrichtig ist. Hatten Sie zuvor, ehe Sie das horrible deutsch hinausschleuderten, eine gute Grammatik oder das Wörterbuch der deutschen Sprache von Sanders zu Rathe gezogen, so wurden Sie etwas vorsichtiger gewesen sein. Dort finden Sie, daß auch der Dativ üblich ist. So lange wir keine gesetzgebende Akademie haben und unsere Klassiker sowohl wie die besten modernen Schriftsteller sich im Gebrauch oft strikt gegenüberstehen, hat solch' Schulmeistern, wie das Ihrige, keine Berechtigung.

Hrn. C. H. in Köln. Die Nervenschwäche, welche aus dem Leiden hervorgegangen, dessen Sie sich bewußt sind, ist allerdings heilbar und zwar ganz besonders durch Kaltwasserbehandlung. Nähere Auskunft läßt sich über diesen Gegenstand in der Briefmappe nicht ertheilen und wollen Sie sich deßhalb unter verschlossenem Couvert mit Angabe Ihrer Adresse direkt an unsern ärztlichen Korrespondenten durch unsere Vermittlung wenden.

Abonnent in Kreibitz. Der Jahrgang 1865 von „Ueber Land und Meer" kann Ihnen von der Verlagshandlung noch komplet broschirt zum ermäßigten Preis von ℳ. 4. — geliefert werden.

Hrn. R. in A. Nicht ganz gelungen, obgleich der Anfang gut.

Hrn. Bahnm. F. K. in B. Hrn. C. in Koich. Tora S. und Rob. B. in Mgd. Hrn. S. S. in Frkf. Richtig.

Frl. E. F. in E. Nicht zu scharf urtheilen wie, wenn wir's vorderhand noch nicht dudeln.

Frau M. in P. Die in den Zeitungen angepriesenen Mittel gegen chronischen Blutkatarrh beruhen meistens auf Schwindel. Wir raten Ihnen, einen tüchtigen Arzt zu konsultiren und sich von demselben die geeigneten Mittel verordnen zu lassen.

Minne und Emma A. in M. Freut uns, daß wir die trüben Tage verscheucht.

Abonn. in Brünn. Wir haben leider noch keine Literaturgeschichte dieses Volkes. Sie müssen sich deßhalb mit dem begnügen, was Sie in Scherr's Allg. Literaturgeschichte oder im Konversationslexikon finden.

Hrn. M. Jo in Berlin. Die fraglichen Heilmittel nützen nichts.

Der lustige Backfisch aus K. In Süddeutschland genießt man sie am Charfreitag; einen Grund dafür haben wir nicht finden können.

M. in H. In dem neuesten Verzeichniß des Reichspostamts von den Zeitungen, welche im Bereich der Reichspost geliefert werden, steht das genannte Journal noch. Diese Quelle scheint uns eine sichrere, als die Ihrige. Lassen Sie sich es von der Post liefern.

Hrn. W. M. in Wien. Da alle Haarfärbemittel, welche auf die Dauer die Haare dunkel oder schwarz farben, schädliche Bestandtheile enthalten so ist von denselben entschieden abzurathen.

Hrn. Sekr. Br—sch in D. „Schwind's Märchen von den sieben Raben" (6 Blätter in Couvert), das i. J. als Prämienzugabe zu „Ueber Land und Meer" zu haben war, will Ihnen die Verlagshandlung auf besonderen Wunsch gerne noch für den Ausnahmepreis von 7 ℳ 50 ₰ liefern. Machen Sie Ihre Bestellung darauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

Hrn. R. H. in Dortmund. Die Angelegenheit läßt sich ohne persönliche ärztliche Untersuchung der Patientin nicht beurtheilen.

Irrlicht. Wir glauben, daß die Eingabe form umgangen werden kann: ein Quartbogen Post genügt. Sie ist Baronesse geworden und wird die Anrede an eine solche zu richten sein.

Hrn. C. M. in Br. Der Gebrauch der gestempelten Briefmarken zu solchen Zwecken scheint uns unwahrscheinlich.

Hrn. P. in Neunmagen. Erfahrungen über das betr. Zahnwasser stehen unseren ärztlichen Ratgebern nicht zur Seite.

Hrn. A. Sch. in L. Kannes von beiden ist ganz korrekt. Wir würden eben ein anderes Wort als ausfallen brauchen, z. B. Ihrer Zufriedenheit sich erfreuen werde, Sie zufriedenstellen werde.

Hrn. M. H., Musterl, Prag. Richtig.

A. G. in Pr. A. wird benützt werden.

Hrn. M. H. in M. Derartige Anfragen können in der Briefmappe keine Erledigung finden. Ueberdies in Ihr Leiden durchaus nicht genug kennen. Wenden Sie sich darüb unsere Vermittlung direkt an unsern ärztlichen Ratgeber.

Hrn. M. v. U. in Prag. Das gibt man am besten einem Bleichschmied.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verschollen.

Sozialer Roman

von

Gregor Samarow.

4 Bände. Preis broschirt ℳ. 12. ; fein gebunden ℳ. 14. —

Gregor Samarow hat sich durch seine Romane, die Gesellschaft von 1866 bis 1871 behandelnden Romane-Cyklus „Um Zepter und Kronen" einen neuen Roman-Cyklus folgen, der an Interesse den früheren nicht nachsteht, noch übertrifft.

Die **soziale Frage**, welche zu gegenwärtig alle Welt beschäftigt, ist das Thema, welches er in dem neuen Cyclus „**Höhen und Tiefen**", werden der Roman „**Verschollen**" die erste Erzählung bildet, mit bewunderter Meisterschaft und großer Detailausführung behandelt. Er schildert in diesem packenden Roman die hervorragendsten Fragen aller Gesellschaftskreise, wie deren Gegensätze und Leidenschaften, Freuden und Leiden, Hoffnungen und Enttäuschungen, Tugenden und Laster, Ideale und Realitäten, Alles gewährt dem Leser Interessante und Spannende in reicher Fülle und Mannichfaltigkeit.

Der Verfasser hat in seinem Roman jene Verhältnisse in der ansprechendsten Form geschildert, sowie den spannenden Faden durch das ganze Werk bis zum Schluß mit dem größten Interesse zu führen.

Bekanntmachungen aller Art.

Patent 66 Pulver SEYDLITZ

von Hockin Wilson & Co
38 Duke St. London W.

Allbekanntes englisches Brausepulver, altbewährtes Mittel gegen Verstopfung, Kopfweh, Blutandrang, Migräne etc. etc. Von den ersten Aerzten empfohlen. Vollkommen ohne Geschmack, in Flaschen beide Ingredienzien zusammen enthaltend, ungefähr 25 Pulver nebst Maass und Glasstöpsel à 3 Mark pr. Flasche, zu haben bei allen Apothekern und Droguisten.

Ein Stück für die Ewigkeit.

Wissenschaft und Industrie haben sich vereint, um die Welt in Erstaunen zu versetzen. Der elektrische Funke ist nämlich für jeden Privaten nutzbar gemacht. Die Erfindung besteht in einem kleinen **elegant ausgestatteten Kästchen** in Taschenformat mit dem Inhalte einer completen elektro-galvanischen Batterie, verbunden mit einem ungemein sinnreichen Mechanismus (welcher keiner Reparatur unterliegt), sammt einer kleinen niedlich gearbeiteten Lampe, welche blos mittels eines leisen Druckes **durch den elektrischen Funken sich entzündet** und dann zur Beleuchtung oder zu anderen Zwecken verwendet werden kann. Obiges kann belehrig jeder Herr oder jeder Fridrus ꝛc ohne die mindeste Gefahr entzündet werden, viel rascher und sicherer sogar, als durch Zundholzchen, die schon so viel Unheil angerichtet haben, und die durch diesen Apparat ganz entbehrlich werden. Dieser ebenso practische wie zierliche k. k. patentirte Zundotapparat sollte auf keinem Rauch- oder Nachttische fehlen, denn die geringe Ausgabe ist ein- für allemal geschehen. Ein Apparat sammt Gebrauchs-Anweisung mit franco Zusendung **8 Mark.**

En gros entsprechenden Rabatt. Alleiniger Verkauf

im grossen Magazin zum Liebling,
Wien, 26 Praterstraße 26.
Versandt gegen Baar oder Nachnahme.

Bad Homburg
eine halbe Stunde von Frankfurt a/M.

Warm- und Brunnenkuren bei Magen- und Unterleibsleiden (Leber, Milz, Gelbsucht, Gichtstoff), Mineral-, Sool-, Kiefernadel-Bäder. Molkenkur.

Wegen d. frischen, Berglufft empfehlenswerter Aufenthalt für **Nervenleidende.** Vorzügl. Orchester, Theater, Réunions etc.

Besorgung und Verkauf von Patenten aller Länder.
Lenz & Schmidt
Genthinerstr. 8.
Berlin W.

Maiwein-Essenz,

aus frischem **Waldmeister u. Apfelsinen** bereitet, lang. u haltbar. Ein Theelöffel voll genügt auf 1 Flasche Wein, um zu **jeder Jahreszeit** eine angenehme

= Mai-Bowle =

herzustellen. — 1 Dtzd. Glaser, jedes zu ca. 8—10 Pf. Wein verbindet gegen Franko-Einsendung od. Nachnahme von 70 Mark, 1/2 Dtzd. die zu 6 Mark, 1/4 Dtzd. dto. zu 3 Mark 50 Pf. franko bis ins deutsche Reich

die Apotheke zu Tingelstädt,
Reg.-Bez. Erfurt. 678

Simili-Diamanten.

Natürliche Größe.

Diese wahrhaft prachtvollen Steine besitzen ein rein wie Krust, sind wasserklar und nur durch die Probe vom echten zu unterscheiden. Wir versenden vorteilhaft:

Ringe, massiv doubl. Gold, das Stück 10 Mark,
Ohrringe, dergl., das Paar 15 Mark
gegen franko Zusendung des Betrages. Bei Ringen gebe man die Weite an. 728

Lutzé & Kitzing. Paris,
62 rue de Sainttonge.

Künstliche Brillanten,
prachtvolle Steine in echt Gold, à 15 M., Ohrringe 10—15 M., Broschen 21 M. empfiehlt **Schröter,** Goldarbeiter **Dresden, Jakobsstraße 16.** — Illustr. Preiscourant franko. 757

Norddeutscher Lloyd.

Kaiserlich deutsche Postdampfschiffahrt.

I. Zwischen Bremen und New-York,
ausgehend und einkommend via Southampton.
Von Bremen jeden Sonntag, von Southampton jeden Dienstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag Abend nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.
Direkte Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.
Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und Baltimore.
Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs nach Baltimore. Donner vaas

III. Zwischen Bremen und New-Orleans,
via Havre und Havanna.
Von September bis April ein oder zwei Mal monatlich.

IV. Zwischen Bremen und Bahia und Rio de Janeiro,
via Antwerpen und Lissabon.
Von Bremen am 10., von Antwerpen am 15. jedes Monats.

V. Zwischen Bremen und Montevideo und Buenos-Ayres,
via Antwerpen direkt.
Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1 jedes Monats. 282

Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

1879. XI. Jahrgang.

erscheint jeden Sonntag, 12 Seiten stark, **illustrirt.** Preis pro Quartal ö. W. fl. 1. 50 = Rmk. 3. — mit Postzusendung. Man abonnirt bei der **Administration** in **Klosterneuburg** bei Wien.

Das zweite Quartal begann am 1. April. Alle Nummern von 1879 werden nachgeliefert. Probenummern gratis und franko. 703

Meine Seidenstoffe

674

versende ich **porto-** und **zollfrei in's Haus.** Ich bin bis jetzt der Erste und Einzige, der gegen das **Speckglänzendwerden** der Stoffe eine vollständige Garantie übernimmt. Ich verpflichte mich, Alles zurückzunehmen, was den Erwartungen nicht entspricht. **Nur** wer wirklich rein gefarbte, solide Seidenstoffe wünscht, wolle gefälligst um Muster schreiben. Briefporto nach der Schweiz 20 Pfge. = 10 Kr. ö. W.

Zürich. **G. Henneberg,**
Fabrikdépôt reingefärbter Seidenstoffe.

Auf Wunsch füge ich jeder Robe einen eigenhandig unterschriebenen **Garantieschein** bei.

HEKTOGRAPH

Unübertroffen & ausschliesslich privil. **Vervielfältigungs-Vorrichtung.** Der Hektograph eignet sich vorzüglich für **Advokaten, Notare, Aemter, Militär- u. Schulbehörden, Assekuranzgesellschaften, Eisenbahn- u. Gutsverwaltungen, Musiker, Ingenieure, Gemeindevorstände, Geschäftsleute etc.,** wurde vielfach erprobt, von den bedeutendsten europ. Journalen gerühmt, empfohlen u. als höchst praktisch anerkannt. Die Manipulation zur Vervielfältigung ist höchst einfach: man benöthigt keine Kopirpresse, weder präparirtes Papier, und wird dieses auch nie angefeuchtet.

Von einem Original, Schriftstück, Zeichnung, Musiknoten etc. kann man auf eine höchst einfache, überraschende Weise binnen 10 bis 15 Minuten 50—80 vollkommen deutliche **Exemplare,** gleichzeitig in **verschiedenen** Tintenfarben, auch **schwarzblau** vervielfältigen.

Warnung! Der Apparat ist im **deutsch. Reiche** u. in den europäisch. Staaten patent.; jede Kassette des Apparates ist mit einer angenieteten Hochdruck-Messingetikette K. & K. k. k. ausschliessl. Privileg versehen. Vor Verkauf imitirter, täuschend ähnlicher, werthloser Apparate von unbefugten Individuen wird das P. T. Publikum **gewarnt.**

Wiederverkäufer u. solide Vertreter werden gesucht. Schriftliche Anfragen werden sofort beantwortet. Kopiren als Muster versende ich gratis und franko. 576

Josef Lewitus,
Wien I., Babenbergerstrasse 9.

Wenig bekannt

ist es noch, daß unser tägliches Getränk, „der Kaffee", einen viel feineren Geschmack und eine schönere Farbe bekommt, wenn bei der Bereitung desselben dem Bohnenkaffee eine Kleinigkeit **Otto E. Weber's Feigen-Kaffee*)** zugesetzt wird.

*) Ihrer Rücksicht empfohlen vom „Bazar", „Ueber Land und Meer" u. s. w. als das gesunde Fabrikat dieser Art. — Preis à Pfd. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zusendung franko. — Zu haben in der Fabrik von **Otto E. Weber** in **Berlin** SW., Lindenstraße 18. 208

SOMMER

Die Grands Magasins du
PRINTEMPS IN PARIS
beehren sich hiermit anzuzeigen dass der GENERAL-KATALOG DER SOMMER-SAISON soeben erschienen ist.
Um dies reizende kleine Moden-Album, GRATIS und FRANCO, zu erhalten beliebe man zu schreiben an
HERRN JULES JALUZOT
Grands Magasins du Printemps
PARIS

1879

641

Heil-Anstalt

vom Staate kons. **Ganz besonders günstige Erfolge** bei Rheumatismus, Gesichtsschmerz, Asthma, Unterleibsbr., Schwäche, Nervenzerrüttung, Rückenmarksreizung ꝛc. Dirigirender Arzt **Dr. Rosenfeld** in **Berlin,** Friedrichstraße 189. Auch brieflich. Prospekte über die sehr günstigen Erfolge gratis. 820

Griechische Weine.

1 Probekiste derselben mit 12 ganzen Flaschen enthält 12 Sorten: 669

Camarite, Corinther, Elia, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra, Achaja Malvasier weiss und roth, Vino Rose, Moscato und Mavrodaphné,

und kosten Flaschen und Kiste frei **M. 18.**

Ich habe die Weine an den Erzeugungsorten in Griechenland persönlich angekauft und verbürge deren Reinheit und Echtheit. Preisverzeichniss auf Wunsch frei.

Neckargemünd. **J. F. Menzer.**

Neugebaur & Lohmann
in Emmerich a. Rh.

bringen ihre **Chokolade und Cacaopräparate,** welche durch Reinheit, billigen Preis und vorzügliche Qualität eine allseitige Anerkennung und Beliebtheit erlangt haben, in empfehlende Erinnerung. 676

PATENTE aller Länder und event. deren Verwerthung besorgt **C. Kesseler,** Civilingenieur u. Patentanwalt. BERLIN W, Mohrenstr. 63. Prospekte gratis

Verlag von **Wilh. Nitzschke** in **Stuttgart.**

Das Schmetterlingsbuch. Anleitung zum Sammeln und Aufbewahren der Raupen, Puppen und Schmetterlinge und zur Aufzucht derselben. Von **Franz Strässle.** Zweite verb. Aufl. Mit 16, dabei 14 fein kolor. Tafeln. Eleg. geb. 4½ M.

Kleine Naturgeschichte für die Jugend. Von **Franz Strässle.** 4. Aufl. Mit 12 Taf. nach der Natur gez., fein kol. Abbildungen, sowie 50 Text-Illustr., im Ganzen mit ca. 400 naturgesch. Darstellungen. Eleg. geb. 3 M. 25 Pf.

Für die Brauchbarkeit des Buches spricht am besten der Umstand, dass binnen wenigen Jahren bereits eine **vierte** Auflage nöthig geworden, und ausserdem, dass es bereits in **sechs fremde** Sprachen übersetzt wurde.

Handbuch der Naturgeschichte aller drei Reiche für die Jugend und das Volk. Von **Franz Strässle. Dritte** Aufl. Mit über **500** Abbildungen auf 34 fein kolor. Taf. und 4 Textbildern, sowie vielen Text-Illustrationen. In Prachtband 14 M.

Die **Strässle**'sche Naturgeschichte ist in populärer Sprache geschrieben und ein Buch der Unterhaltung und Belehrung für Jung und Alt. Dieselbe ist ganz auf die Höhe der Zeit gebracht, sowie wesentlich verbessert und vermehrt.

Atlas der Naturgeschichte der drei Reiche, für Schule und Haus. Von **Dr. Ed. Wendt.** In 52 nach der Natur gezeichneten und fein kolorirten Tafeln. Eleg. geb. 15 M.

Derselbe bietet über **1000** der prachtvollsten Abbildungen. Dieselben sind von einem auf den Atlastafeln gedruckten erläuternden Text begleitet, in welchem immer je das Interessanteste hervorgehoben ist.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 709

Über Land und Meer.

№ 32.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Das Modell. Novelle von George May. — Notizblätter. — An der Moiel. von Emil Dominik. — Das Bismarck-Denkmal in Köln. — Ein ehrlicher Mann. Erzählung von Levin Schücking. Schluß. — Heinrich Schliemann. — Die historische Jagdgruppe im Festzuge zu Ehren der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares in Wien, nach den Originalskizzen von Hans Makart. — Studientag, römischer Brief von Gunther v. Freiberg. — Die deutsche Reichsbank, von Erdmann Auer. III. — Aus meinem Album, von Max Ring. VII. Die Rache. — Schach. — Bilderrathsel № 32. — Auflösung des Bilderrathsels № 31. — Auflösung des Rosetsprungs Nro. 10. — Auflösung des Rathsels in Nro. 31. — Briefkasten.

Illustrationen: Dr. Heinrich Schliemann. — Die historische Jagdgruppe im Festzuge zur Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares in Wien, von Hans Makart. — Das Bismarck-Denkmal in Köln, von Th. v. Gosen-brecher. — An der Moiel, von Wilhelm Geißler. — Eine Idylle aus der Vogelwelt, von H. Giacomelli. III. Die ersten Eier. — Ein unersetzlicher Verlust, von C. Stauber.

Das Modell.

Novelle
von
George May.

(Nachdruck verboten.)

I.

Die Boulevards waren überfüllt. Die Menge drängte aneinander vorbei, lachend, plaudernd, eilend. Junge Leute, die duftende Havanna im Munde, spazierten über das Pflaster; Arbeiterinnen, welche aus den Fabriken heimkehrten, huschten an ihnen vorüber, blasse, kaum erschlossene Blüten, viele vor der Zeit gewelkt, von Krankheit oder Lastern gestreift, und manchmal eine stolze Schönheit unter ihnen, geschmückt mit der unnachahmlichen Grazie der Pariserin. Blousenmänner mischten sich mit ihnen. Andere gingen ihren schweren, eckigen Gang, einsam inmitten der Menge. Es waren Familienväter, die heimkehrten, ihre Taschen, aber auch den Verdruß des Tages im Kreise der Ihrigen auszuschütten. Fremde aller Nationen sahen dem Treiben zu; Soldaten jeden Ranges und jeder Waffengattung musterten die Frauen, die mit Päckchen unter dem Arme sich mühsam ihren Weg bahnten; wieder Andere warfen sehnsüchtige Blicke in die verführerischen Auslagen und trafen während des Gehens eine Wahl. Es war einige Tage vor dem ersten Januar, dem Tage, da ganz Paris schenkt und empfängt. Ein großes Tauschen geht da vor sich: ein Jeder, der gibt, erwartet zu bekommen, das „Was" nur erregt die Einen wie die Anderen.

Paris überlegt stets lange, ob es den Winter bei sich empfangen soll; gewöhnlich erst mit dem neuen Jahre zieht der rauhe Gast ein in die schöne Stadt. Der milde Dezemberabend lockte Tausende in's Freie, und was sich kannte oder sich fremd war, was sich liebte oder haßte, arm oder reich, vornehm oder gering, geehrt oder verachtet, flutete aneinander vorbei. Der Strom riß mit fort, die Welle trug hierhin oder dorthin — der Wille des Einzelnen schien für einige Stunden aufgehoben, es sei denn, man flüchtete in eine der Nebenstraßen.

Das that denn auch Raymond de Villefranche. Nach einem guten, aber einsamen Diner im Café Anglais hatte er zu seiner Cigarre gegriffen, um, im Verein mit ihr, so gedankenlos und langsam zu promeniren, als es einem Manne ziemt, der etwas auf seine Verdauung hält. Aber seinem bedächtigen Schritt widersetzten sich die Spaziergänger um ihn her. „Man läuft beinahe Gefahr, den Schleier einer Frau mit seiner Cigarre anzuzünden," dachte er, „meiden wir diese Gefahr. Paris ist heute wieder einmal toll, als ob das zum Vergnügen gehörte, sich auf die Füße treten zu lassen; die Taschendiebe machen gewiß reiche Beute." In zwei Minuten geht Raymond durch die einsame Straße, allein mit seinen Gedanken; und wie jedes Ding auf Erden doch eine angenehme Seite hat, so haben Fußtritte und Rippenstöße das Gute, den Strom unangenehmer Gedanken zu unterbrechen. Raymond merkte dieß bald. Er wäre gern geflohen vor seinen eigenen Gedanken. Gestern erst hatte ihm Laure einen Brief geschrieben, folgenden Inhalts:

Dr. Heinrich Schliemann. Originalzeichnung. (S. 634.)

„Mein lieber Raymond! Wenn Du jetzt bei mir wärest, würde ich Dir das prächtigste Rubinencollier zeigen, welches in Paris zu haben ist. Du würdest dann selbst zugestehen, wie vortrefflich es zu meiner weißen Haut steht, so vortrefflich, daß ich es für einige Zeit nicht mehr ablegen will. Da aber Don Esperanza zum Collier gehört, wie der Schlüssel zum Schloß, so will ich ihn gleich dazu behalten. Du kannst heute Abend in den Variétés Loge 6 selbst beurtheilen, wie sehr der Glanz der Rubinen meinen Teint belebt.

Laure.

P. S.

„Solltest Du vielleicht doch den Perlenschmuck entdecken, von welchem ich Dir sprach, so weißt Du ja — ich bin gut und ich liebe Dich."

Welcher Affront! Ihm, der Laure binnen sechs Monaten ein Vermögen geopfert hatte, ihm einen Don Esperanza vorziehen! Ein kleines, gelbes, dürres Männchen, mit einem Schnurrbart, der so spitz gedreht war, daß es in der Gesellschaft scherzweise hieß, Esperanza könnte damit bei einem Duell seinen Gegner durchbohren, und die Augen: glühende Kohlen? Nein! trostlos schwarz sahen sie in die Welt, das Feuer war verzehrt, die Kohlen waren geblieben. — Aber freilich die Rubinen! Raymond hatte Muth bewiesen. Er war im Theater gewesen, er hatte Laure gesehen, er hatte sie sogar freundlich gegrüßt. In ihrem rabenschwarzen Haar funkelte ein herrliches Diadem, um den marmorweißen Hals lag der gleiche Schmuck. Aller Augen richteten sich auf sie. Hipolyte Sermage kam nach dem ersten Akt in die Loge Raymond's.

„Höre einmal," sagte er, „der Schmuck, den Laure trägt, muß Dich wohl Dein schönstes Gut gekostet haben? Verlaß Dich drauf, Die bleibt Dir treu! Denn es wird sich nicht leicht Jemand finden, der ähnliche Thorheiten für sie begeht."

„Dein Rath — denn gestehe es, Du kleidest Deinen Rath in die Form der Bewunderung — kommt nicht an den Rechten, mein Lieber; ich wollte sehen, wie Esperanza der kühnen Laure zu Gesicht steht, darum bin ich hier."

„Wie? so hast Du . . ."

„Ihr versprochen, mein Urtheil darüber abzugeben. Ich finde gleich Dir die Steine königlich. Sie soll es auch gleich erfahren."

Er nahm eine Visitenkarte aus seinem Portefeuille und schrieb darauf:

„Ich finde, daß Ihnen Rubinen so herrlich stehen, meine liebe Laure, daß es Schade wäre, dieselben durch Perlen zu ersetzen.

Villefranche."

Dann gab er das Billet der Logenschließerin zur Besorgung, er wartete bis Laure gelesen hatte, er beobachtete den zornigen Ausdruck, mit welchem sie die Karte wegwarf; dann ergriff er den Arm Hipolyte's und verließ, Offenbach's neueste Melodie pfeifend, das Theater.

Laure's Brief war also die Ursache, weßhalb Raymond so einsam gespeist hatte, wie der Einsiedler in der Klause. Doch beschäftigten ihn eben keine klösterlichen Gedanken. Man hatte ihn um den Besitz Laure's viel beneidet; nun war etwas von seinem Nimbus dahin. Er fürchtete die Fragen und Bemerkungen seiner Freunde; seine Eitelkeit hatte in den letzten vierundzwanzig Stunden empfindlich gelitten. Er vermied es, sie weiteren Angriffen auszusetzen und hatte Nachsicht mit seiner Schwäche, wie die Mutter mit ihrem verzogenen Kinde. Ihm war die Welt ein schöner Salon, in welchem er die schönste Tänzerin wählen, die besten Gerichte kosten und sich die schönste Melodie aufspielen lassen konnte. Laure hatte an dem Gebäude seiner Eitelkeit gerüttelt, ein Stein war herausgefallen. Es galt, ihn rasch zu ersetzen; aber wie? durch wen? Es galt aber noch mehr! Man hatte ihn verletzt, man hatte ihn getäuscht, wohlan denn, zeigen wir dem Feinde nicht nur, wie rasch die Bresche ausgebessert ist, sondern setzen wir an Stelle des frühern Steins einen von besserem und größerem Werth. Paris war groß, es galt suchen.

Seine Hand fühlte ein Papier in der Tasche des Paletots. Er zog es an den Schein einer Laterne. Es war Laure's Brief; zornig warf er ihn zu Boden und trat darauf herum. Da ertönte ein silbernes Lachen, eine Frauengestalt ging an ihm vorbei, aber so rasch, daß Raymond ihre Züge nicht wahrnehmen konnte. Sonst war die Straße vereinsamt. Die Frau war die Lacherin. Der Aerger des jungen Mannes war angefacht; sein Ehrgeiz aufgestachelt; man hatte ihn kindisch gesehen, eine Frau, jung und schön — denn er zweifelte nicht, daß sie beides war — hatte ihn ausgelacht, die Neugierde regte sich, vielleicht lag da ein Abenteuer, eine Entdeckung, eine Unterhaltung vor ihm? Am Ende aller dieser Reflexionen angelangt, folgt Raymond auch schon den Spuren der Unbekannten, die leicht und anmuthig weiter schreitet. Sie geht den gleichmäßigen Schritt einer Person, die nichts zu versäumen hat, noch zu erwarten, doch die sicher ist, wohin sie gehen soll, und die weiß, wenn sie heimkommt, wird sie Alles finden, wie sie es verließ. Das sagt sich ihr Verfolger. Anfangs ist er ihr nachgeeilt wie Jemand, der fürchtet, daß ihm die Beute entgehen kann. Bald jedoch hält er inne. Sie geht so lässig, so ruhig dahin, sie weiß sich nicht verfolgt, es ist also keine Ursache vorhanden, daß sie ihm entfliehen sollte. Wer mag sie sein? Ihr Kleid, ihr Gang sagt ihm nichts, ihm, dem großen Frauenkenner. Endlich entschließt er sich dafür, daß es die Frau eines kleinen Geschäftsmannes sei, die von einem Besuche heimkommt.

Raymond kombinirte im Weiterschreiten. Es mußte Hindernisse geben, um ihn anzulocken. Er erfand eine alte Tante mit engen, kleinstädtischen Grundsätzen, bei der die Nichte pflichtgetreu allabendlich erschien, währenddem der Mann Strümpfe verkaufte oder Handschuhe zuschnitt und seiner Frau den Spaziergang nur in der Idee gestattete, dereinst die Tante zu beerben, denn er war eifersüchtig wie Othello; die Frau blond, denn schon hatte er ein Löckchen ihrer Haare erschaut, mit einem Lachen, das die heiße Stirn kühlte wie der junge Morgenwind — waren das nicht Hindernisse und Anziehungspunkte genug, um gekränkter Eigenliebe neue Bahnen zu eröffnen?

Der Lärm der Boulevards lag längst schon abseits. Nur spärlich rollten die Wagen auf dem Pflaster; die Läden lockten nicht mehr durch zauberhafte Beleuchtung, die Fußgänger gingen vereinzelt, man war in einem stillen Stadttheile angelangt. Raymond merkte es nicht; er baute an seinem Eroberungsplane. Da hielt die Fremde. Sie trat in ein schmales Haus, dessen Höhe nicht mit der schmächtigen Breite harmonirte. Es sah aus, als hätten die mächtigen Nachbarn rechts und links das Gebäude gezwungen, nach jener ungewöhnlichen Höhe zu streben, die es dem Vorübergehenden bemerkbar machte. Nun rächte es sich für den Zwang, indem es hochmüthig auf die anderen Häuser herabsah. Aber dieses Haus war älter als jene, an welche es sich lehnte. Offenbar hatten Laune oder andere Umstände demselben die auffallende Gestalt gegeben. Die Front zeigte große Fenster. Im ersten Stock las man: „Armand, Perrückenmacher." Guter Gott! war die Fremde vielleicht Frau Perrückenmacherin? Schon öffnete sich für Raymond das Thor, welches sein Räthsel verschlungen hatte. Er war entschieden im Glück: kaum im Hausflur, vernahm er von der Stiege herab eine Stimme, die niemandem Anderem gehören konnte, als der Lacherin. Es war derselbe klare, reiche Klang, voll Weichheit und Kraft.

„Nein, nein," sagte sie, „ich muß selbst hinauf gehen, geben Sie mir nur den Schlüssel. Sie thun ja, als ob ich fremd im Atelier wäre. Ich weiß schon, wo die Lampe steht, ich werde Licht machen. O, ich kann gut damit umgehen, die gemalten Herren und Damen werden mich loben."

Ein leises Brummen antwortete, dann kamen langsame Schritte herunter. Ein alter Mann erschien auf der letzten Stufe, und ging an Raymond vorüber, nicht ohne ihm einen forschenden Blick zuzuwerfen. Raymond gehörte zu Jenen, welche den Weg der Entdeckungen allein gehen; er setzte einen Stolz darein, keine Helfer zu haben. Das war einer der Gründe, weßhalb seine Freunde zu ihm empor sahen. Das Geheimniß kleidet so gut und erst allein stehend kennt der Mann seine ganze Kraft. Die Frau war für unsern Helden das vollendetste Spielzeug der Schöpfung und jenes, mit welchem der Herr der Schöpfung am liebsten spielte. Doch im Punkte der Frau war er von unerschütterlichster Schweigsamkeit.

Es ist wahrscheinlich, daß ihm wegen dieser Verschlossenheit mehr Erfolge angedichtet wurden, als er aufzuweisen hatte; sicher aber, daß die Frauen diesen loyalen Zug seines Herzens herausfühlten: denn die Frau schätzt nichts so sehr, als was sie selbst so wenig besitzt, die Verschwiegenheit, sie liebt nichts so sehr als das Mysterium.

Darum zog Villefranche auch nicht den Wächter des Hauses in sein Vertrauen. Er wußte vorläufig genug: „Gemalte Herren und Damen!" Er erinnerte sich, daß in diesem Stadtviertel die Maler ihre Ateliers mit Vorliebe aufschlugen. Sie hatte von Atelier gesprochen; war sie ein Modell?

Er steigt die Treppe hinauf. Im ersten Stock starrt ihm das Wort „Atelier" entgegen. Schon hat er die Hand an der Klinke; da erinnert er sich, daß dieses wohl das Atelier des Perrückenmachers, doch nicht dasjenige eines Malers sein konnte. Er steigt höher, im zweiten Stockwerk liest er: „Legrand, Atelier für Kunststickerei". Im dritten wieder: „Atelier des M. Normand für Kravaten". Im vierten Stock nichts, was ihm als Wegweiser dienen könnte, aber es geht noch höher. Endlich ist er im sechsten Stockwerk angelangt, höher geht es nicht. Die Treppe endet auf einem schmalen Korridor, auf den fünf Thüren münden. Auf der zweiten gegen Osten stand mit weißer Kreide das Wort „Atelier" geschrieben. An der Thür daneben klebte eine Visitenkarte. Man las den Namen „Adrien", und drunter in eigenthümlich schiefen, großen Buchstaben: „Ist sicher zu sprechen, wenn er zu Hause ist." Dann noch derselbe Name und daneben die Worte: „Sklave der Kunst und der Liebe." Raymond schritt auf die mittlere Thür los. Er vermuthete nicht mit Unrecht, dieses sei bereits der Dachboden des Hauses und der Maler habe sich hier, seinem Zweck entsprechend, eingerichtet. Die Thür, welche in das Atelier führte, war bloß angelehnt. Offenbar fühlte man sich sicher vor jedem Ueberfall. Dieser geringfügige Umstand verursachte in dem jungen Mann eine Veränderung. Sein Gefühl war rein geblieben, und nichts schützte so sehr vor ihm, als das Vertrauen. Er hatte vorgehabt, einzudringen in seiner wahren Gestalt als junger, vornehmer Mann, der von einer hübschen Frau Rechenschaft fordert für ihr spöttisches Lachen; nun änderte er den Plan. Er würde zuerst unter angenommenen Namen rekognosziren, dann erst wollte er das Gelingen erwägen. Die Nichte und die Tante, den Strumpfwirker dazu, hatte er sich schon längst aus dem Sinn geschlagen.

Auf sein Klopfen antwortet die bekannte Stimme: „Seid Ihr es, Adrien? Kommt herein."

Raymond fühlte sich nicht genöthigt, die Frage zu beantworten, leistete aber der Aufforderung Folge. Er trat in ein richtiges Atelier. Gemeinhin bezeichnet man dieses bunte Durcheinander mit „malerischer Unordnung". Aber es ist keine Unordnung. Nur das Ungewöhnliche der Zusammenstellung verwirrt uns. Alle Zeiten, alle Trachten umfassen wir mit einem Blick; die Künstleratmosphäre, der Duft eines genialen Geschmacks liegt über all' die Dinge ausgebreitet. Im Hintergrunde des langen, schmalen Vierecks war der Kamin, doch kapriziös, wie ein jedes Möbel des Ateliers, hatte er die Form eines marmornen Altars. Zwei antike fünfarmige Leuchter standen angezündet auf der rothsammetnen Kaminbegleitung; die Lampe, offenbar jene, von welcher man gesprochen hatte, hing an schweren Bronzeketten von der Decke, aber sie brannte nicht. Die letzten Reste eines Feuers glimmten in der Asche. Auf einem Tischchen aus Ebenholz lag ein rundes Hütchen. Es gehörte der Frauengestalt, die daneben stand. Sie drehte den Kopf über die Achsel dem Eintretenden zu. Er sah die Fülle blonder Locken, er sah die dunklen Brauen über den klaren grauen Augen. Die Augen sprachen statt des kleinen Mundes, sie frugen: „Wer bist Du, was willst Du, warum kommst Du?" aber sie frugen es hochmüthig, herausfordernd, gebieterisch, nicht neugierig, noch schüchtern. Die aufgestülpte Nase paßte wohl nicht ganz zu dem vollen Kinn und zu der kurzen Oberlippe, aber gerade dadurch hatte das Gesicht etwas so Anziehendes, so Eigenthümliches. Und übrigens, wer fragt, ob die Linien eines Gesichts regelmäßig sind, wenn man nur fühlt, es sei gut, sich in seinem Anblick zu versenken. Die Schönheit läßt sich nicht immer definiren, sie spottet aller Regeln, sie thront oft so hoch, daß wir ihr nicht folgen können, um zu erfahren, woher sie ein eigentlich unschönes Gesicht überstrahlt.

Als Raymond der Verfolgten gegenüberstand, wünschte er beinahe, nicht gekommen zu sein, aber es war zu spät, nun galt es geschickt steuern. Er trat vor und sagte:

„Ich sehe, Sie nehmen mich für Adrien, daher er wohl nicht zu Hause ist?"

„Sehr richtig," war die Antwort, dann ließ sie sich vor dem hohen gothischen Lehnstuhl nieder, der unweit stand. Dort lagen übereinander bunte gestickte Gewänder; alle Stoffe waren vertreten, vom stolzen Brokat bis zum naiven Waschkleid. An den Wänden bemerkte Raymond Waffen, Schilde, Kränze. Was suchte sie in den bunten Lappen so aufmerksam? Sie drehte eins nach dem andern um und um, sie versenkte sich förmlich in das Studium einer jeden Falte, sie schien die Anwesenheit eines Zweiten gänzlich vergessen zu

haben. Er stand hinter ihr. Der Goldglanz ihrer Haare funkelte vor seinen Augen, bewundernd verfolgte er die schimmernden Wellen, wie sie über Nacken und Schulter floßen. Die Ruhe und der Adel ihrer Bewegungen, die schöne Neigung des Kopfes entzückten ihn, ihre Kühle und Gleichgültigkeit fachten seine Wünsche nur noch mehr an. Der erste Eindruck hatte nicht gelogen. Das Schicksal hatte ein bezauberndes Wesen auf seinen Weg geführt. Aber war sie wirklich, wofür er sie hielt, ein Modell? Man kannte sie im Hause, man gab ihr ohne Weiteres den Schlüssel zum Atelier. Sie nannte Adrien bloß beim Namen, den wüsten Adrien, von dessen Streichen Paris voll war. Gleich seinen großen Vorgängern Rubens und Raphael hätte er fürstlich leben können, aber so gesucht sein Pinsel war, so haushälterisch war er mit seiner Kunst. Herzoginnen und Fürsten antichambrirten bei ihm und baten um die Gunst, gemalt zu werden, aber er malte nur dann, wenn er nicht mehr genug Geld hatte, um den Wünschen einer seiner Mätressen zu genügen. Er wohnte in einer Dachkammer frei wie der Vogel in der Luft und fröhlich wie dieser. Doch wußte man, daß er nur selten in seinem Nest hauste. Bald zeigte er sich hier, bald dort mit einer neuen Geliebten. Er war ein schöner Bursch mit dunklen Augen und Haaren, mit einem weichen Blick, der ihm sofort die Herzen der Frauen gewann.

Warum sollte diese kühle Blondine nicht vom Modell zur Geliebten befördert worden sein? Doch Adrien's Geliebten fuhren in seidengepolsterten Coupés, sie ging zu Fuß! Eine Arbeiterin, eine Näherin war sie nicht. Ihre Hände waren tadellos, die Finger zart und schmal, die Haut fein, matt schimmernd im weißen Glanz, marmorirt mit zarten, kleinen Adern, in denen das Blut bläulich floß. Diese Hand war an Arbeit nicht gewöhnt, diese langen rosigen Nägel hatte keine Nadel geritzt, die Fingerspitzen nie ein Stich verletzt. Eine Schwester besaß Adrien nicht, warum sollte Raymond's Vermuthung nicht die richtige sein? Er biß die Enden seines Schnurrbarts. Der Schlüssel aller Erfahrung ist die Sprache, sagte er sich; warum schwieg er?

„Sie scheinen etwas zu suchen?" begann er endlich.

„Ja wohl," erwiederte sie, ohne aufzusehen, „ganz wie Sie, mein Herr. Nur mit dem Unterschiede, daß Sie Den nicht finden werden, den Sie suchen, ich hingegen gewiß bin zu finden, was ich suche."

„Sie meinen also, daß es unnütz wäre, länger auf Adrien zu warten?"

„Sie sind das Echo meiner Gedanken!"

Die Kleine hat Geist, dachte Raymond, das ist mehr als ich zu hoffen wagte.

„Sie scheinen genau zu wissen, was mein Freund Adrien in diesem Augenblicke thut?" fuhr er fort, als verstände er nicht den Wink, welcher in ihren Worten lag.

„Gewiß. Es kommt daher, weil ich nicht Adrien's Freund bin."

Ah, sie kennt Adrien's Freunde, dachte Raymond, sie weiß, ich gehöre nicht zu ihnen; vortrefflich, so weiß sie, ich komme ihretwegen.

„Nun, und was thut Adrien jetzt?"

„Interessirt es Sie so sehr?"

„Allerdings."

„Er promenirt auf den Boulevards."

Abermals ein Wink, aber Raymond blieb und sagte: „Weil er gewiß nicht ahnt, daß Sie hier sind." — Sie blieb stumm. — „Und was thun Sie hier, wenn die Frage gestattet ist?"

„Ich sagte es Ihnen doch schon — ich suche. Halt! ich habe eine Idee. Ich bin müde, ich kann nicht mehr. Wollen Sie vielleicht das Suchen für mich besorgen?"

„Mit tausend Freuden, sagen Sie mir nur wo und was?" Er legte Hut und Handschuhe auf einen persischen Divan, der einen schwerfälligen Bauernsessel zum Nachbar hatte; entledigte sich seines Paletots und stand erwartungsvoll der schönen Gestalt gegenüber, die sich langsam erhob, wie Jemand, der die Stellung nicht gewohnt war.

„Sehen Sie," sagte die Blonde, „ich habe heute einen Ring verloren, der mir sehr theuer ist. Merkwürdigerweise habe ich meinen Verlust erst vor einer Stunde bemerkt und bin sofort hergeeilt, um zu suchen. Der Ring muß hier sein, ich kann ihn nirgends anders verloren haben. Es wäre eine schlimme Vorbedeutung, sollte ich ihn nicht finden."

Also — abergläubisch, dachte Raymond, indem er niederkniete. Er begann gerade so wie sie, jedes Fleckchen, jede Schleife, jedes Kleidungsstück in die Hand zu nehmen, er drehte die seidenen Röcke, die Federbarets, die sammetnen Spenser hin und her, er sah in alle Taschen, guckte in jeden Aermel, drang in jede Falte — umsonst. Seine Gefährtin rührt sich nicht. Er macht es so andächtig, es war ihm etwas so Neues, daß die Sache anfing ihn zu belustigen. Mit einem Male drehte er sich um. Im Fauteuil aus Purpursammt ruht das Modell, sie betrachtet ihn unverwandt; es zuckt um ihren Mund. Raymond ahnt ein Geheimniß, aber seine Gedanken tragen ihn nach der falschen Fährte. Wie er sich so plötzlich umwendet, kommt ein lachender Ausdruck in das schöne Gesicht, nur die Augen bleiben kalt.

Da erhebt er den Blick von ihr zu dem marmornen Altarkamin und macht eine Entdeckung. Statt des Spiegels hängt ein Bild ober dem Kamin. Es ist das Bild einer blonden Frau. Perlen verlieren sich auf dem goldenen Grund ihrer Haare; eine breite Spitzenkrause umgibt den Hals, das dunkle Sammetkleid umschließt eng die schlanke Gestalt, sie blickt sinnend auf die Rose, welche sie in der Hand hält; Kostüm van Dyck.

Und dort auf der Staffelei ein angefangenes Bild. Im himmelblauen Atlaßkleide abermals eine blonde Frau, einen Falken auf der Hand. Es sind dieselben Züge wie auf dem Bilde ober dem Kamin, es ist dieselbe Frau, wie die, welche nun spricht. Sie weist auf das halbvollendete große Gemälde und sagt:

„Agnes Sorel. Finden Sie mich getroffen?"

„Vorzüglich. Die Idee, welche Sie vorstellen, kleidet Sie vortrefflich!"

„Können Ideen auch kleiden?" Und sie lacht hell auf.

„Warum nicht? Kleidet den stolzen Mann nicht die Idee des Gelingens, mit welcher er seinen Weg fortsetzt? Schmückt den Jüngling nicht die Begeisterung, mit welcher er dem Frühlingsruf der Freiheit gehorcht? Ziert die Frau nicht der Gedanke: der Liebe Quell zu sein in alle Ewigkeit? Sie sind die Richterin des Liebeshofes. So mußte sie auch aussehen. Diese Augen richten und begeistern zu besserem Streben, dieser Mund lehrt die Wissenschaft der Liebe!"

Sie sah ihn an, dann lehnte sie das schöne Haupt zurück.

„Sehr gut, mein Herr! Doch mein Ring, wo ist mein Ring?"

„Unmöglich, ihn zu finden."

„Suchen Sie nur in der Umgebung des Kamins. Ein Gefühl sagt mir, hier muß er sein."

Abermals begann Raymond zu suchen, abermals vergebens.

„Vielleicht ist er in die Asche gefallen?" meinte sie endlich.

„Jedenfalls will ich suchen."

Es war keine Feuerzange, noch Schaufel da. Künstler vergessen mitunter solche Kleinigkeiten.

Alles Holz war verbrannt, kein weiteres Stückchen zu entdecken. Womit sollte er die Asche umdrehen. Die alten Waffen an der Wand hätten allenfalls dazu dienen können, doch ein Kenner, wie Raymond einer war, versündigt sich nicht auf diese Weise. Er griff nach einem Malstock, aber da stieß er auf Widerstand.

„Nein, nein!" rief sie. „Die Hand hat ein feineres Gefühl als das Holz, zudem ist Adrien sehr böse, wenn man seine Sachen zu anderen Zwecken benützt, greifen Sie nur hinein."

Gut, dachte er, und sich die Hände beschmutzen, vielleicht gar die Finger verbrennen. — —

Sie sah ihn an. Es durchzuckte ihn. Ohne ein Wort zu sagen tauchte er die wohlgepflegten Hände in die warme Asche. Nichts Hartes fühlte er unter seinem Griff. Der Ring war nicht da.

„Es ist umsonst," sagte er beinahe betrübt.

„Haben Sie überall nachgesehen, gut nachgesucht?"

„Mein Gott, man kann nicht besser suchen. Sehen Sie doch nur meine Hände an. In der That, ich weiß nicht, wie ich mit solchen Händen auf die Straße kann."

„Vielleicht habe ich den Ring mit meinem Kleide unter jenes Sopha gekehrt, wollten Sie so gut sein, auch dort nachzusehen?"

Es wird immer besser, dachte Raymond, aber schon streckte er die Hand unter das Sopha, dann schaute er darunter, es stand in einem Winkel, man konnte nichts sehen, endlich kroch er der Hand nach. Sämmtliche Spinngewebe, die unter dem Sitz ein unbewegtes Dasein führten, streiften seine Haare, der Staub vieler Jahre regnete auf sein Haupt. Wie er den Kopf hervorzog, war er grau geworden, so braun er auch gewesen, als er ausging, das Kleinod zu suchen. Ein helles Lachen, neckend, empörend, aufregend und doch so erfrischend, bewillkommnete ihn. Aber Raymond war in einer Stimmung, in welcher so ein Lachen gefährlich wird. Sein erster Impuls war, sich für die Mühe und für den Spott durch einen Kuß bezahlt zu machen. Er hatte zu diesem Zwecke das Atelier zu durchschreiten; die blonde Erscheinung besänftigte wieder sein erregtes Blut. Je näher er ihr kam, je mehr kühlte sich sein Aerger; die Weiblichkeit und Sanftmuth der schönen Frau legten sich wie Ketten um seine Wünsche.

„Ich begreife, daß ich nicht vortheilhaft aussehe," sagte er, „aber es ist grausam, mich durch Ihren Spott fühlen zu lassen, wie sehr lächerlich ich bin."

„Es war wirklich komisch, wie Sie von dort hervorkrochen, aber ich schweige schon. Uebrigens bin ich durch die Heiterkeit der letzten Minuten Ihre Schuldnerin geworden. Nie hätte ich geglaubt, daß ich in dem Augenblicke lachen könnte, wo es mir zur Gewißheit wird, ohne meinen Ring einschlafen zu müssen."

Sie hob die zarte Hand, warf einen melancholischen Blick auf dieselbe und ließ sie langsam auf die Lehne zurückfallen.

„Der Ring war also ein Talisman?"

„Etwas dergleichen."

„Wissen Sie, daß ich auch von Ihnen etwas verlangen könnte?"

„Auch? Ich habe nicht verlangt. Ich bat. Jeder hat das Recht zu bitten, doch nicht ein Jeder muß ..."

„Gewähren! wollen Sie sagen?"

„Errathen."

„Nun denn, so bitte ich. Das Recht zu verweigern steht Ihnen frei. Ich hatte den Wunsch auf dem Herzen, von Ihnen die Geschichte Ihres Talismans zu erfahren. Zuvor aber — Adrien muß sich doch auch hie und da waschen. Wo finde ich das nöthige Instrument?"

„Dort hinein," sagte sie, und wies auf eine Tapetenthür. Es war Adrien's Schlafgemach.

Das Atelier schien für den Maler die Dreifaltigkeit des Wohn-, Speisezimmers und Salons in sich zu schließen. Das Schlafzimmer oder die Schlafkammer vielmehr war streng, kahl, keusch. Es glich eher der Zelle eines Klosterbruders, als dem Kabinet eines Menschen vom Schlage Adrien's.

In zwei Minuten war Raymond wieder auf der Schwelle des Ateliers. Er hatte sich während der kurzen Pause gestanden, daß er es nicht geschickt angefangen, um das Herz der Schönen zu erobern; zudringlich und lächerlich, konnte sie anders als kalt und hochmüthig sein? Noch eines beunruhigte ihn. Hatte sie ihn erkannt? So erschien er denn mit gerötheten Händen und mit neuen Plänen.

Man schien ihn vergessen zu haben, und den Ort, wo man war. Nichts regte sich an dem Modell — die Augen hefteten sich auf die Asche im Kamin, als blitzte ihnen der Stein entgegen.

„War es ein Diamant?" frug er endlich.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ein Rubin."

„Schon wieder ein Rubin," sagte er halblaut.

Aber sie hatte es doch gehört.

„Was haben Sie gegen Rubinen?"

„O nichts; im Gegentheil. Verdanke ich doch denselben die Bekanntschaft mit Ihnen."

„Das verstehe ich nicht."

„Wollen Sie mir sagen, von wem Sie den Ring haben?"

„Warum denn?"

„Weil ich Sie bitte."

„Können Sie rathen?"

„Ja! Der Ring ist von ihm."

„Von wem?" frug sie gedehnt.

„Von ihm. Von Adrien. Als Sie zur Agnes Sorel saßen, hat er denselben an Ihren schönen Finger gesteckt. Die Hand, welche den Falken trug, wollte erlahmen. Der Ring hatte Zauberkraft."

Sie stützte beide Hände auf die Lehne ihres Fauteuils, erhob sich halb und senkte den forschenden Blick tief in Reymond's Augen. Er fühlte sich etwas beschämt vor diesem Blick, aber er schüttelte es sofort ab.

„Doch Ringe können ersetzt werden!" fuhr er fort.

„Dieser nicht."

„O doch, wenn Sie es gestatten, will ich Ihnen morgen den herrlichsten Rubin zu Füßen legen, der in Paris zu haben ist, und das gleiche Collier dazu."

Schon überlegte er, ob Laure ihm nicht den Schmuck überließe, wenn er ihr die Perlen böte, nach denen sie so lüstern war.

Währenddem dachte sie: Wofür hält er mich?

„Und die Zauberkraft des Steins?" sagte sie langsam.

„Wohnt sie nicht in der Erinnerung an den Geber?"

„Kann einer sein gleich dem andern?"

Die hiſtoriſche Jagdgruppe im Feſtzuge zur Feier der ſilbernen Hochzeit

…erpaares in Wien. Nach den Originalskizzen von Hans Makart. (S. 635.)

„Wenn Sie es wollen, so kann es sein," antwortete er rasch. „Lassen Sie Adrien. Er liebt seine Kunst, er liebt zu viel, um Einer allein zu gehören."

„Ich weiß es, Adrien liebt mich nicht."

„Aber er malt Sie in tausend Gestalten, er gibt Ihnen die Rose in die Hand, den Falken auf den Finger, den Ring als Pfand. Er wird Sie mit seinem Blick bezaubern; er wird Sie gleich anderen Blumen in seinen Kranz flechten!"

„Wer sind Sie denn," unterbrach sie ihn zornig, „daß Sie so zu mir sprechen? Wer gibt Ihnen das Recht, hier einzudringen, um mir zu rathen?"

„Wer ich bin? Ein Sklave Ihrer Schönheit."

„Das ist viel und wenig," antwortete sie gelassener, wie Jemand, der seine Aufregung bereut und den das Gespräch anfängt zu interessiren. „Viel — denn meine Schönheit ist gering; wenig — denn was ist ein Sklave? Ein Mann, den ich unterworfen hätte, wäre mir lieber."

„Ich dächte, das sei einerlei."

„O nein, der Unterschied ist groß; so groß wie von dem gewöhnlichen Rubin bis zu meinem Ring. Ein flammendes Herz war meinem Steine eingeritzt. ‚Schweigend und glühend gleich der Flamme, die gen Himmel strebt, so sei Dein Herz. So lange Du es frei von Leidenschaft hältst, so lange streben Deine Gedanken, der Flamme gleich, nach oben, bist Du ihr aber verfallen, so verzehrt das Feuer Dein Herz!' Das waren die Worte, mit welchen ich den Ring empfing."

„Und Adrien soll das gesagt haben?"

„Das behaupten Sie."

„Er war es also nicht?"

Sie schwieg. — Raymond fuhr fort:

„Und glauben Sie an die Worte?"

„Gewiß!"

„Und halten Sie sich durch den Ring gegen Leidenschaft gefeit?"

„Warum nicht? Ist eine stete Mahnung nicht schon viel?"

„Fühlen Sie sich so schwach, daß Sie deren bedürfen?" sagte er, näher kommend.

Sie sah ihn an mit den klugen, tiefen Augen. Es war, als hielten diese Augen Wache über das liebreizende Gesicht. Es gab keine besseren, treueren Wächter. Hatte der Mund zu unbedacht gesprochen, lag in den Zügen ein zu verführerisches Lächeln, gleich waren die grauen Hüter bereit, Demjenigen abzuwehren, der sich von den friedlichen Zeichen täuschen ließ.

„Nun denn," fuhr Raymond fort, „wer immer diese Bedeutung dem Ringe gegeben hat, die richtige war es nicht. Wie das Gewitter die Luft reinigt, so reinigt die Leidenschaft das Herz."

„Die Liebe vielleicht, doch nie die Leidenschaft."

„Ist denn die wahre, große Leidenschaft nicht die wahre, große Liebe? Gibt es eine reinere Leidenschaft, als eine tiefe Liebe? — Der Geber Ihres Ringes hat nur an Liebe gedacht. Liebe und Leidenschaft war ihm eins; wollen Sie der Liebe auf ewig wehren?"

„Kann es etwas Besseres geben als, ferne aller Aufregungen, aller Stürme, ein friedliches, helles Leben zu führen?"

„Wie!" rief der Graf. „Eine Frau, jung und schön, spricht Solches aus? Doch ich verstehe; Sie sind stolz, Madame, und Sie fürchten herabzusteigen, wenn Ihr Herz je lieben würde. Wer Ihnen den Talisman gab, war ein Egoist. Der Liebe wehren, heißt: nie an ein anderes Herz glauben. Nun gut, seien Sie weise, seien Sie klug, lassen Sie sich nicht hinreißen gleich der Menge — wenn Sie es können — aber wehren Sie es nicht den Anderen, Sie anzubeten." Er war warm geworden, ohne es zu wissen.

„In diesem Punkte bin ich eine große Zweiflerin!"

„Was kann man thun, um Sie zu überzeugen?"

„Ein Mann muß immer wissen, wodurch er überzeugt."

„Nicht immer, wenn er, wie ich, Ihnen gegenüber ein Neuling ist. Lebten wir zu den Zeiten des Liebeshofes, Sie müßten mir selbst die Proben diktiren, welche zu Ihrer Gunst führen."

„Hüten Sie sich, mein Ritter. Auch heute gibt es Proben!"

„Mein sehnlichster Wunsch verlangt nach solchen."

„Ja, wenn Sie die Bedingungen nicht morgen schon vergessen hätten! Doch ich glaube," sagte sie aufstehend, „wir Beide vergessen, daß wir hier nicht zu Hause sind."

„Sie meinen mich?" frug Raymond.

Sie erröthete bei dieser Frage, faßte sich aber schnell, und sagte, indem sie das Hütchen in die Hand nahm:

„Gewiß, Sie müssen gehen."

„Und wann werde ich Sie wiedersehen?"

„Vermuthlich niemals."

„Können Sie so unbarmherzig sein?"

Sie zuckte die Achseln.

„O Madame, eine Probe, eine einzige!"

„Nicht eine."

„Fürchten Sie etwa, an einen Andern glauben zu müssen?"

„Das hieße zu sich selbst wenig Vertrauen haben."

„Warum versuchen Sie es nicht?"

„Nun gut," sagte sie nach kurzem Besinnen, „es sei. Sie wollen mich wiedersehen — es gibt nur ein Mittel. Morgen komme ich wieder in das Atelier. Adrien malt mich. Aber es ist noch eine Figur auf dem Bilde, Karl VII., welcher seiner Geliebten knieend einen Kranz überreicht. Das Modell für Karl ist krank, darum sehen Sie auch die Figur nur angedeutet, Agnes Sorel hingegen beinahe vollendet. Wollten Sie vielleicht?"

Raymond wich zurück. Er Modell stehen! Am Ende gar ausgestellt werden im Salon? Alle Welt würde ihn erkennen, denn Adrien war unbarmherzig im Punkte der Aehnlichkeit.

„Sie sehen," sagte die Blondine spöttisch, „Proben haben in der Nähe nichts Verlockendes. Adieu, mein tapferer Ritter!"

„Nein, bleiben Sie, seien Sie nachsichtig. Ich zauderte bloß, weil ... wo soll ich das Kostüm herbekommen, und dann — eigne ich mich denn für Karl, den Wievielten, sagten Sie?"

„O, Sie eignen sich vortrefflich. Gerade wie mir Adrien meinen Karl schilderte, und was das Kostüm betrifft, — da liegt es ja," auf das Pack Kleider weisend.

„Nun denn, so sei es. Ich werde mich zwar steif halten, aber ..."

„O, das gibt sich."

„Und wie soll ich mich bei Adrien vorstellen?"

„Ganz einfach als Karl VII."

„Aber der ist ja schon lange todt!"

„Nun, als sein Schatten, der heraufbeschworen ward aus der Unterwelt!"

„Den Sie beschworen haben," sagte er galant; „und nun?"

„Nun gehe ich."

„Und ich darf Ihnen meinen Arm anbieten?"

„Sie gehen voraus; Sie sehen nicht rechts, noch links; Sie gehen in Ihren Klub, in Gesellschaft, in die Oper, was weiß ich ..."

Raymond stand mit offenem Munde, seine Augen schienen die Sprecherin durchbohren zu wollen. Woher wußte sie, daß er in den Klub, in Gesellschaft ging? Und er? seit einer Stunde sprach er mit ihr. Noch wußte er weder ihren Namen, noch ihren Stand, er behandelte sie, als wäre sie das, wofür er sie hielt, währenddem ihn leise Zweifel durchzogen, ob er sich nicht geirrt habe. Es waren so viel Widersprüche in ihr gepaart, Kühnheit und Bescheidenheit, das Lächeln eines Kindes und der Blick eines Diplomaten, die Sicherheit der Weltdame und das Erröthen eines jungen Mädchens. Vertrauen, Unbefangenheit und ein strenges Fernhalten von Raymond, Bildung und Naivität, Geist und Aberglaube — wer war sie denn?

„Das klingt ja wie im Märchen," antwortete Raymond endlich; „sieh' nicht rechts, nicht links, was du auch hören und sehen magst. Sind Sie vielleicht eine Prinzessin, die ich durch meine Folgsamkeit erlösen kann?"

„Ich bin eine einsame Frau," sagte sie stolz, „die Sie wohl nicht vergebens bitten wird, sich zu entfernen."

Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er, sich ehrfurchtsvoll verneigend:

„Ich gehorche; aber ich stelle eine Bedingung."

„Die Folgsamkeit, welche Bedingungen stellt, ist nicht von jener Art, die uns zu Heiligen macht."

„Ach, lassen wir die Heiligen. Wer weiß, ob sie hier unten folgsam gewesen wären, hätte man ihnen im Jenseits nicht den Himmel versprochen. Mir genügt das irdische Paradies."

Sie lächelte.

„Ich sehe schon, daß ich mit Ihnen unterhandeln muß; nennen Sie mir Ihre Bedingung."

„Ihren Namen!"

„Das ist unmöglich."

„Unmöglich nicht; soll ich ihn morgen von Adrien erfragen, oder noch besser, soll ich im Vorbeigehen in die Portierloge eintreten?"

„Das wäre unedel."

„Nur Fürsten ist ein Inkognito erlaubt. Und selbst diesen nicht einmal. Man weiß doch immer, wer unter dem angenommenen Namen steckt."

„Ich bin kein gekröntes Haupt."

„Warum verbergen Sie sich denn? Aus Bescheidenheit, aus Größe?"

„Aus Laune."

„Dann weiche ich keinen Schritt von hier."

„Nun gut," sagte sie zornig, „so sollen Sie meinen Namen wissen. Ich heiße Susanne!"

Er nahm seinen Hut, verbeugte sich tief und ging. — Kaum auf der Straße, trat ihm das Bizarre der Szene erst recht lebhaft vor die Augen. Er schalt sich ungeschickt, aller Erfahrung bei schönen Frauen bar; wie ein Sklave war er herumgekrochen, wie ein Schuljunge war er abgezogen. Bald aber wich der Unmuth, er war zu ehrlich, um sich zu verhehlen, was bis dahin in ungewissen Umrissen vor ihm stand. Mögen Jene, die Falsches von Echtem nicht scheiden können, anders auftreten, ich konnte nicht anders, dachte er; selten hat mich eine Frau so in Bann gethan, nie noch hat eine Frau mich so gefesselt. Was war Laure's dunkle Schönheit gegen diese vornehme Gestalt. Wie schmeichelte dem Ohr der Ton ihrer Stimme, wie ergötzte sich das Auge an dem ausdrucksvollen Mienenspiel. Doch wer war sie? Unnütze Frage. Hatten ihre Worte es ihm nicht gesagt? Hatte sie ihn nicht für morgen bestellt? Sollte er nicht neben ihr Modell stehen? Sein Gefühl sträubte sich bei dem Gedanken, ja es schmerzte ihn sogar, aber ihre eigenen Worte zwangen ihn dazu. — „Morgen sitze ich Adrien!" — Hätte Raymond gefunden, was er erwarten konnte, er hätte geglaubt, seinen Abend gut ausgefüllt zu haben, so aber hinderte ihn etwas, fröhlich zu sein, er wußte selbst nicht was. Und doch freute ihn wieder die Hoffnung, sie morgen zu sehen. Vielleicht war es noch jetzt möglich, einen Blick auf sie zu werfen, trotz Verbot und Marschroute. Die Versuchung war groß, aber schon stand Raymond an einer Straße, welche auf die Boulevards mündete. Noch wogte die Menge auf und nieder.

Er zog die Uhr. Was Teufel, schon halb Elf! Hatte eine Fee die Zeit mit ihrem Zauberstabe gekürzt? Die Fee war ohne Zweifel blond. Die Augen grau, merkwürdige Lichter spielten in ihnen, und lange schwarze Wimpern bewachten sie.

Es war noch Zeit zum letzten Akt des Ballets. Ach, wie langweilig! Nichts als Nymphen, Teufel, Götter, tanzende Blumen, springende Vögel und Unholde. Da ist Agnes Sorel doch ein anderes Wesen!

Und Raymond eilte heimwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Notizblätter.

Literatur.

— **Zur Eröffnung der Moselbahn begrüßt uns Otto Hausmann** mit einem heiteren Büchlein: „Nach der Mosel" (Elberfeld, Löwenstein). Es ist eine Trinkfahrt in den verschiedenen Stadien, die den Verfasser zu alle den guten Weinen des gesegneten Flußthales führt und die er uns in ihren herrlichen Eigenschaften recht anschaulich in Prosa und Vers zu Gemüthe zu führen weiß. Eine neue Art von Bädeker, aber auch eine berechtigte und eine recht erquickliche, die jedem Freunde der Moselblümchen willkommen sein wird.

— **Der Mainzer Dompräbendat J. M. Reich hat die „Briefe** von und an Wilhelm Emmanuel Frhr. v. Ketteler, Bischof von Mainz" gesammelt und in einem stattlichen, mit dem Porträt des Bischofs geschmückten Bande herausgegeben. Der geistvolle, stets zum Kampf für die Kirche gerüstete und des Wortes in seltenem Grade mächtige Kirchenfürst tritt uns hier noch eindrucksvoller und imponirender entgegen, als in seinen Streitschriften. Wir lernen ihn in seinem innersten Leben kennen, verfolgen seinen Entwicklungsgang von frühester Jugend bis in seine letzten Tage und stehen, das läßt sich nicht leugnen, vor einer gewaltigen Persönlichkeit, die ihre Ueberzeugung mit größter Unerschrockenheit und eiserner Konsequenz verfolgt, für ihre „Kirche" das Letzte, Höchste einsetzt. Anfangs sind es nur Briefe an die Familie, aber mehr und mehr erweitert sich der Kreis bis zu den Höchsten und Mächtigsten. Zu dem Interessantesten zählen die Briefe, in welchen er seine inneren Kämpfe schildert, bis er sich für den geistlichen Stand entschieden hat. Später bieten sie dann um so reicheres Material für die Zeit- und Personengeschichte der Mitte dieses Jahrhunderts. Bedauert haben wir nur, daß der Herausgeber die Briefe nicht durch biographische Mittheilungen verbunden oder ihnen eine kurze Biographie vorangeschickt hat, dadurch wäre für das Verständniß eine bessere Handhabe gegeben gewesen; um so dankbarer darf man für das Register sein.

— **„Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker** alter und neuer Zeit", gezeichnet und beschrieben von Fr. Hottenroth (Stuttgart, G. Weise), ist der Titel eines Werkes, das in erster Linie dem Künstler und Kunsthandwerke in Bild und Wort eine reichhaltige Sammlung von Material aus dem weiten Gebiet der Völkertrachten an die Hand gibt, dann aber Alles, was geeignet erscheint, die Völker und Rassen von den frühesten Ueberlieferungen bis auf die Gegenwart im Bilde zu

zeigen, sozusagen in ihrer Lokalfarbe vor Augen stellt. Tracht ist im weitesten Sinne des Wortes genommen, denn wir erhalten auch ein vollständiges Bild von Einrichtung, Geräth, Transportmitteln u. s. w. Das Leben und Treiben der Völker in ihrem Aeußern soll uns voll zur Anschauung kommen. Wir haben damit eine Art illustrirter Kulturgeschichte auf dem Gebiet des Kostüms. Der Verfasser und Zeichner hat, wie schon aus den ersten Lieferungen des überaus geschmackvoll ausgestatteten und mit ansprechend klar gezeichneten und vorzüglich kolorirten Tafeln geschmückten Werkes ersichtlich, fleißig gesammelt und den Stoff textlich wie bildlich vortrefflich geordnet. Ein handliches Quartformat macht das Werk, das in 16 Lieferungen vollendet sein wird, zu einem bequemen Nachschlagebuch, das in jeder Bibliothek seinen Platz würdig ausfüllen wird.

— **Reinhold Baumstark, dem wir zwei hübsche Monographieen** über Cervantes und Isabella von Castilien verdanken, hat nun auch eine solche über den großen Staatsmann „Thomas Morus“, dessen vierhundertjähriges Jubiläum demnächst gefeiert wird, herausgegeben (Freiburg, Herder). Der Verfasser, welcher frisch und anschaulich erzählt, weiß uns für den von ihm Geschilderten lebhaft zu interessiren: er weiß die großen Staatsaktionen, das spezifisch Politische auch für größere Kreise verständlich darzustellen und zu entwickeln und in dem Lebensbild das volle Bild der Zeit zu geben — hier das Bild einer so großen, bewegten Zeit, in der alle wichtigen Fragen zu Tage treten. Der Kanzler Heinrich VIII., von dem wir bis jetzt in Deutschland nur eine vor 50 Jahren erschienene Biographie besaßen, hätte seiner Bedeutung in der englischen Geschichte nach längst eine umfassende monographische Behandlung verdient: hier haben wir einen populären Vorläufer für eine größere Arbeit.

— **Das prächtigste Kochbuch, das bis jetzt erschienen:** „Die feine Küche“, von Julius Gouffé, dem ersten Mundkoch des Pariser Jockeyklubs, erscheint nun in zweiter Auflage (Leipzig, Schäfer) nach den Lehren der größten Meister und Meisterinnen durchaus neu bearbeitet. Das systematisch gut angelegte Buch, das sich durch große Klarheit auszeichnet, ist ganz auf deutsche Verhältnisse übertragen und trägt auch der bürgerlichen Küche Rechnung. Die ungeübteste Hand kann leicht darnach kochen, und die Einleitung, welche als „Vorschule der Kochkunst“ bezeichnet werden kann, ist ganz dazu angethan, auf dem schwierigen Terrain zu orientiren. Zahlreiche Holzschnitte erläutern den Text, die Farbendrucke aber auf besonderen Tafeln geben neben der eleganten Ausstattung dem Ganzen das volle Gepräge eines Prachtwerks.

— **Rudolph Springer hat „Hundert Cartuschen verschiedener** Style“ (Berlin, Alb. Frisch) zusammengestellt, welche uns ein Bild dieser zierlichen Randverzierungen um einen mittleren Schild, wie sie sich im Laufe der Zeiten in der Kunsthandlung verändert und gestaltet haben, vor Augen führt. Vorzüglich sind es Bücher- und Prachtwerktitel, Buchdruckerzeichen, Wappeneinfassungen u. s. w. Die Renaissance ist in vorzüglichen Exemplaren vertreten. Es ist ganz interessant, einmal auch diesen Zweig des Ornaments in seiner Entwicklung zu verfolgen, eine Entwicklung, die im scheinbar Willkürlichen doch auch Konsequenz aufzeigt. Die Tafeln sind in Lichtdruck sorgfältig ausgeführt und geschmackvoll arrangirt; der Text nennt die Quellen.

— **Der sechste Band der „Blätter für Kunstgewerbe“ von** B. Teirich, redigirt von Joseph Stork, ist jetzt vollendet (Wien, R. v. Waldheim). Das herrliche Werk, von größtem Werth für Künstler, Kunsthändler, Liebhaber und Handwerker, dann aber auch von allgemeinem Interesse für jeden Gebildeten, ist somit wieder um ein Bedeutendes weiter gediehen und dadurch, daß jeder Band, ja jedes Heft ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet, die Brauchbarkeit und Wichtigkeit dieser klassischen Vorlagen für unser Kunstgewerbe und unsere Kunstindustriellen noch erhöht. So enthält das Heft 1 beispielsweise eine geistvolle Abhandlung: „Die Möbel des Mittelalters“ von Alois Hauser und an Tafeln in Bunt-, Schwarz- und Golddruck, je nach der Beschaffenheit des Gegenstandes, Bucheinband aus dem 15. Jahrhundert, Säbelgriffe und Beschläge von Hans Macht, Fayencegefäß von Hans Macht, Wandarm aus Schmiedeisen von A. Milde und eine herrliche stylvolle Kredenz von H. Irmler, das Heft 8 einen Artikel: „Das hämmerbare Eisen in der Kunstindustrie“ und Tafeln, Schmuckkästchen von Prof. Fr. v. Miller, Fayence-Blumentopf von Macht, Tafelaufsatz von Sy und Wagner, Basrelief von Prof. O. König, Altarleuchter von Krumholz und Bronzeleuchter aus dem 16. Jahrhundert. So wechseln die Erzeugnisse der neuesten Kunst mit Abbildungen klassischer Muster vergangener Jahrhunderte ab und gestalten in Verbindung mit den kunstgeschichtlichen und technischen Notizen dieses Kunstjournal zu einem Werk, das unserer Typographie zur größten Ehre und unserem Kunstgewerbe zum höchsten Nutzen gereicht.

— **Das „Athenäum“ schreibt: „Mr. Tennyson empfing, wie** gerüchtweise verlautet, 350 Pfd. Sterl. für das im Aprilheft des «Ninetenth Century» erschienene Gedicht «The Defence of Lucknow» sammt dessen Widmung.“ Ein schönes Honorar, das wieder den Neid unserer Dichter diesseits und jenseits des Kanals erregen wird. Aber wir fragen, ob es in Deutschland z. B. wegen eines Gedichtes Jemand einfallen wird, das Heft einer Revue zu kaufen, während in England Tausende und Abertausende ein solches Heft kaufen, weil es das topic der Salons und der gebildeten Welt ist.

— **Brachvogel's sämmtliche Werke werden von der Costenoble'**schen Buchhandlung in Jena in 60 Lieferungen herausgegeben werden. Einleitung und Biographie wird Max Ring schreiben, der den Verewigten auch in unseren Blättern geschildert.

— **Von dem berühmten Technologen Prof. Dr. Karmarsch in** Hannover wird in nächster Zeit eine Selbstbiographie erscheinen.

Bildende Künste.

— **Ueber die Baufortschritte des Kölner Doms berichtet man: Der** vergangene strenge Winter hat den Fortbau an den beiden Domthürmen fast fünf Monate lang unterbrochen. Erst zu Anfang vorigen Monats konnten die Arbeiten an den Thurmhelmen wieder aufgenommen werden, vorerst zur völligen Herstellung einer weiteren Gerüstetage. Dann begann die Arbeit des Versetzens der behauenen Steine, womit der südliche Thurm stets voran ist. Die Thurmhelme sollen die Höhe von 200 Fuß erreichen und sind zur Zeit weit über die erste Hälfte gefördert. Wenn man berücksichtigt, daß die Thürme sich nach oben bedeutend verjüngen, und daß das Steinwerk zum größten Theile gestellt ist, so ist an der Vollendung im künftigen Jahre nicht mehr zu zweifeln. Im Spätherbst wird man bis zu dem Anfangspunkt der riesigen Kreuzblumen, zu welchen das Steinmaterial auch schon zur Stelle ist, gelangt sein. Die Restauration der im Laufe eines halben Jahrtausends sehr verwitterten unteren Etagen des südlichen Thurmes, der vor einigen Dezennien noch den Krahnen trug, schreitet rasch vor und wird zugleich mit der Vollendung der Thurmspitzen zum Abschluß gelangen. Das Jahr 1880 wird also, 630 Jahre nach der Grundsteinlegung, das Fest der Vollendung des größten Denkmals der mittelalterlichen deutschen Baukunst bringen. Auch der bildliche Schmuck im Innern des Domes wird rasch gefördert. Die aus dem Atelier des Bildhauers P. Fuchs hervorgegangenen Statuen für die Thurmhalle sind fast sämmtlich aufgestellt, manche noch fehlende Baldachine über den heiligen Standbildern im Innern werden angebracht, und am Nordportal sind die Gerüste zur Aufstellung der Bildwerke, die dasselbe zieren sollen, bereits aufgeschlagen. Von den noch fehlenden 25 Figuren aus gebranntem Glase in den Fenstern des Hochschiffes und 5 Steinfiguren an den Säulen sind einige schon gestiftet worden. Wir erwähnen nochmals, daß die Herstellungskosten einer Figur in gebranntem Glase nebst Wappen und Inschrift sich nur auf 350 Thaler und die einer Figur aus Stein auf 300 Thaler belaufen. Beträge, welche auch in der jetzigen schlechten Zeit nicht unerschwinglich sind, wenn für die Stiftung einer Figur mehrere Dombaufreunde sich vereinigen.

— **In Gotha ist das neue Museum eröffnet worden. Es ist** dasselbe nach Außen eine hervorragende monumentale Zierde für die Stadt; auch die innere Einrichtung ist prachtvoll, die Anordnung geschmackvoll und praktisch.

Bühne.

— **Im Wiener Stadttheater wurde zum ersten Male aufgeführt:** „Der natürliche Sohn“, Komödie in 4 Akten und einem Vorspiele von Alexander Dumas Sohn. Diese ältere Komödie Dumas' wurde vor Kurzem vom Théâtre français mit großem Erfolge aufgenommen, und nun ist sie in Wien im Stadttheater in einer sehr gelungenen, dem Geiste und Worte gleich gerecht werdenden Uebertragung von E. v. Bukovics mit vielem Glücke gegeben worden. Die ersten Akte des Stückes, in dem er das Loos seiner Klienten verbessern will, sind dramatisches Lehrgedicht und literarisches Gerichtsverfahren. Glücklicherweise erinnert sich Dumas, daß er eine Komödie schreiben wollte und durch Lachen die Unsitte geißeln müsse. Mit einem Rucke dreht sich, als ob es auf einer Scheibe stünde, das Werk, man erblickt die Reversseite, die Frage von einer andern Seite aufgefaßt, schneidig, satirisch, mit Geist und Witz beleuchtet. Die Lustspielhälfte hat weitaus mehr gefallen als das traurig-ernste Antlitz der Exposition. Sie hat das Publikum interessirt, gewonnen und bis an's Ende gefesselt.

— **Im Mannheimer Hoftheater ist nun ebenfalls der „Nibe**lungencyklus“ von R. Wagner gegeben worden, um dessen glänzende Aufführung sich namentlich Hofrath Dr. Werther und Kapellmeister Fischer verdient machten. Die Oper fand die wärmste Aufnahme.

— **Das von Augsburg preisgekrönte Trauerspiel: „Der Bürger**meister von Breslau“ von Hugo Kretz ist nun auch in Köln mit Beifall in Szene gegangen.

— **Scheffel's „Ekkehard“ ist von Siebenhoff in Darmstadt nun** auch dramatisirt worden, nachdem derselbe Stoff schon zweimal als Unterlage für eine Oper gedient.

— **Schiller's Ballade „Der Handschuh“ ist in eine Operette** verwandelt worden. „Die schöne Kunigunde“, Text von Mendl, Musik von Haberzettl, kam in Prag mit gutem Erfolg zur Aufführung.

— **Die Aufführung von de Swert's Oper: „Albigenser“ im** Stadttheater in Magdeburg unter seiner eigenen Leitung hatte einen günstigen Erfolg.

— **Im Vaudevilletheater zu London hat das populäre Lustspiel** Byron's: „Our Boys“ (Unsere Jungen), nachdem es 1362 hintereinanderfolgende Aufführungen erlebt, nunmehr einem neuen ähnlichen Produkte desselben Dichters Platz gemacht. Das Stück führt den Titel: „The Girls“ (Die Mädchen) und hat vermöge seiner aus dem modernen bürgerlichen Leben gegriffenen Handlung und des stellenweise äußerst witzigen Dialogs Aussicht auf einen ähnlichen Erfolg wie „Our Boys“.

— **Das Pariser Vaudevilletheater gab zum ersten Male: „Les** Tapageurs“ (Die Geräuschvollen oder etwa: Die Welt des Scheins), Lustspiel in 3 Akten von E. Gondinet. Das Stück, in der Intrigue sehr schwach, ist ein an witzigen Zügen reiches Sittenbild, in welchem der Dichter nach dem Vorgange so vieler anderer Meister der modernen Komödie, von denen nur Augier mit seinen „Effrontés“ und anderen Stücken genannt sein mag, die in der heutigen Gesellschaft nur allzu häufig vorherrschende Neigung geißelt, dem Schein zu huldigen und sein Glück nicht im eigenen Busen, sondern in dem Beifall, dem Neide oder selbst der üblen Nachrede seiner Mitmenschen, kurz in dem Auffehen zu suchen, welches man, gleichviel mit welchen Mitteln und in welchem Sinne, unter seinen Bekannten oder im weiteren Kreise unter seinen Landsleuten erregt. In diesem dankbaren Rahmen brennt Gondinet das Feuerwerk seiner Satire auf Pariser Persönlichkeiten und Zustände ab; man lacht über das eine, man zuckt die Achseln oder ärgert sich sogar über das andere Epigramm, und ehe man sich wieder auf die Handlung besinnt und gewahr wird, daß man die ganze Zeit eigentlich nur mit Allotrien unterhalten worden ist, fällt der Vorhang schon zum dritten und letzten Male. Von den ersten Kräften des Vaudeville vortrefflich dargestellt, hat die Novität reichen Beifall geerntet.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die Kaiserin von Deutschland hat einen internationalen** Preis für die beste Schrift über Diphteritis gestiftet, welche innerhalb Jahresfrist herauskommen wird und mit der Ausführung des Auftrags den Vorsitzenden des Chirurgenkongresses in Berlin, Prof. v. Langenbeck, beauftragt.

Erfindungen.

— **Nach jahrelangem Stillstande ist auf dem Gebiete der Photo**graphie endlich wieder ein Fortschritt zu verzeichnen. Seit Einführung des Negativ- und Kollodiumverfahrens bemühten sich die Photographen und Chemiker vergeblich, ein Mittel zur Abkürzung der Expositionsdauer, besonders für Porträtaufnahmen, ausfindig zu machen; trotz aller lichtstarken Instrumente und empfindlichen Präparate ist die Belichtungszeit in der Camera heute wie vor 30 Jahren dieselbe und beträgt bei sonst günstigen Verhältnissen mindestens 20—30 Sekunden, eine selbst für phlegmatische Naturen verhältnißmäßig viel zu lange Dauer, um während derselben die nothwendige absolute Ruhe und den freundlichen Gesichtsausdruck rein bewahren zu können. Dieser Uebelstand, der nicht nur das Mißlingen unzähliger Aufnahmen, den Verderb von Chemikalien und Zeitverschwendung im Gefolge hat, sondern auch der leidigen, oft in unsinniger Weise gehandhabten Retouche Thür und Thor öffnet, ist nun angeblich mit Einem Schlage beseitigt, da es einem Wiener Photographen, Namens Kroh, gelungen ist, ein Rapidverfahren zu entdecken, mittelst dessen im Salon und selbst bei bedecktem Himmel die brillantesten und bis in die kleinsten Details durchgearbeiteten Matrizen in einer Sekunde hergestellt werden. Die Firma Eisenschimi und Wachtl in Wien hat die neue Methode vom Erfinder um den Preis von 10,000 fl. erworben und macht dieselbe im Wege einer Subskription allen Photographen zugänglich. Wien und München haben schon ein stattliches Kontingent von Subskribenten geliefert.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **In Paris findet vom 24. Juli bis 25. November eine inter**nationale Ausstellung der Wissenschaften in ihrer Anwendung auf die Industrie statt. Der Anmeldungstermin endet am 20. Mai. Die Ausstellung wird 73 Klassen umfassen.

— **Der zweite internationale landwirthschaftliche Maschinen**markt in Leipzig, welcher im Juni stattfindet, verspricht nach den Anmeldungen ein großartiger zu werden.

— **Die in Wien erscheinenden „Freien Künste“, Fachblatt für** Lithographie und Steindruckerei, haben einen Preis von 6 Dukaten für den Entwurf eines Wappens der Lithographen und Steindrucker ausgeschrieben. Der Konkurs ist ein internationaler; Bewerber wollen ihre Arbeiten bis 1. September l. J. an die Redaktion der „Freien Künste“ gelangen lassen.

— **Einem interessanten, eben in New-York erschienenen Werke:** „Die Handelsprodukte der See“, entnimmt die „B. B.-Ztg.“ folgende statistische Daten, welche beweisen, welchen großen Antheil das Meer an der Ernährung der Menschen hat: Die Handelsbedeutung des Stockfisches, des Härings, der Makrele und des Lachses, die man in allen Theilen der Welt in frischem, geräuchertem oder gesalzenem Zustande antrifft, ist eine allbekannte, und doch wirken die nachstehenden Daten überraschend. So werden z. B. in der Umgegend von Neufundland allein jährlich 137,500,000 Stockfische gefangen. So hat man in Lochurn in Schottland im Laufe von vierzehn Tagen einen Werth von sechs Millionen Gulden an Häringen aus der See gezogen. Von Halifax allein exportirt man alljährlich 150,000 Barrels Makrelen. Das Gesammtergebniß der Lachsfischereien auf den Britischen Inseln bezissert sich jährlich auf 3,450,000 Dollars. Diese Summen werden geradezu imponirend, wenn man bedenkt, daß sie nur winzige Bruchtheile jener Gesammtwerthe sind, die den salzigen Fluten der Erdoberfläche entnommen werden oder doch werden können. Am anschaulichsten wird die überwältigende Fruchtbarkeit des Meeres, wenn wir den Buchausweis eines großen Lobsterhauses, das in Shippeganam Golf St. Lawrence etablirt ist, wiedergeben; er lautet: „Der heftige Wind im August 1873 trieb uns auf fünf Meilen im Umkreise mehr Seekrebse an's Land, als wir trotz vermehrter Arbeitskräfte bewältigen konnten. Wir machten täglich gegen eine Million Seekrebse ein und mußten die übrigen ihrem Schicksal überlassen.“ Dabei unterliegt es keinem Zweifel, daß noch hunderterlei Delikatessen ungenützt in den Tiefen des Meeres ruhen, deren sich der Handel noch nicht bemächtigt hat, weil das Rezept, sie civilisirten Gaumen mundgerecht zu machen, noch nicht gefunden ist. Manche darunter, die in China, Japan, Afrika, ja selbst an den Küsten des mittelländischen Meeres genossen werden, hätten ihrer Vorzüglichkeit wegen alle Berechtigung, in Oel gelegt zu werden und den Rang der französischen Sardine einzunehmen. Interessant sind auch die unglaublichen Quantitäten Oel, welche man dem Walfischfang dankt. Man erhält annähernd einen Begriff davon, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Leber eines ausgewachsenen Walfisches allein fünf Tonnen Oel enthalt. Wo bleiben Austern, Perlen, Schildpatt, Perlmutter, Ambra, Sepia, Fischbein, Fischblasen, Korallen, Schwämme, Seegras?! Und das sind nur die allerlandläufigsten Kontributionen der See. Wilde und halbwilde Volker wissen ihr noch ganz andere abzuringen. In vielen Gegenden der Erde werden z. B. getrocknete Fische zu Mehl gerieben und dienen anstatt Reis und Erdäpfeln.

— **Die Berlin-Wetzlarer Staatsbahn wird am 15. Mai für den** Güterverkehr eröffnet; die Posen-Schneidemühler Bahn am gleichen Tage.

Sport.

— **Deutschlands Fortschritte im Sport werden jetzt auch von** England anerkannt: die „Pall Mall Gazette“ sagt in einem von sachkundiger Hand geschriebenen Artikel, daß Deutschland im Verein mit Oesterreich-Ungarn bald England den Rang abgelaufen haben werde.

— **Die berühmten Herbstwettrennen zu Iffezheim bei Baden-**Baden, welche in ihrem Fortbestand bedroht waren, sind nun durch eine Lotterie gesichert.

Denkmäler.

— **Eine Anzahl angesehener Männer des oberen Voigtlandes** hat sich zusammengethan, um dem Dichter Julius Mosen in seinem Geburtsdorfe Marieney bei Adorf ein bescheidenes Denkmal zu setzen. Bei der tiefgreifenden, nachhaltigen Bedeutung, die sich Mosen, allerdings weniger durch seine epischen und dramatischen Werke großen Styls als vielmehr durch seine in den Mund des Volkes übergegangenen Lieder und Balladen, erworben, verdient dieser Akt der Pietät gegen den im Jahre 1867 in Siechthum gestorbenen Dichter die Antheilnahme auch weiterer Kreise.

— **Die Enthüllung des Denkmals der Königin Luise von** Preußen ist auf den 3. August, den Jahrestag der Geburt ihres Gemahls, verschoben worden.

Gestorben.

— Finanzrath L. A. Riedinger, Fabrikbesitzer, bekannt durch seine Kunstsammlungen und seine große Wohlthätigkeit, in Augsburg, am 20. April.

— Pierine, Baronin v. Neupurg, Gemahlin des Prinzen Gustav von Sachsen-Weimar, 32 Jahre alt, am 22. April, in Wien.

— Frhr. v. Kellersperg, k. Geheimerrath, vorm. Statthalter von Böhmen, 58 Jahre alt, am 22. April, in Graz.

An der Mosel.

(Hiezu das Bild S. 629.)

Das Moselthal von Trier bis Koblenz ist reich an malerischen Schönheiten. Die Mosel besitzt noch jenen Zauber stiller Einsamkeit, welcher dem Rhein entschwunden ist, seit eine Flotte von Dampfschiffen die gesammte Touristenwelt an seinen Ufern entlang führt. Ob mit der neuen Moselbahn, deren Betrieb am 15. Mai eröffnet werden soll und welche das bisher fast unzugängliche Moselthal bei Cochem durch einen Felsendurchbruch dem Weltverkehr erschließt, auch der festtägliche Ernst verschwinden wird, welcher bis dahin auf dem ganzen Thale ruhte und welcher dem Gemüthe so wohlthuend ist, muß die Zeit lehren. Für jeden Fall ermöglicht die neue Bahn, welche ein Glied der großen eisernen Weltstraße Metz-Berlin-Königsberg ist, einen bequemeren Genuß der reizenden Mosellandschaften, als es die bisherigen Wegeverbindungen vermochten, wenn auch von den zum Vergnügen Reisenden immer die Dampfschiffahrt bevorzugt werden wird. Hoffentlich wird die neue Bahn nicht die Wohlfeilheit des Lebens in den hübschen Moseldörfern und Städtchen zur Theurung umschaffen. Bis dahin war es auch Touristen mit bescheidenen Mitteln möglich, gut und billig längs der Mosel zu wandern.

Geschichtliche Erinnerungen und landschaftliche Schönheiten, Burgtrümmer, Römerbrücken, alte Kirchen und liebliche Rebengelände, waldbewachsene Hügel wandern vor unserem Auge still vorüber. Sie erzählen von Deutschlands Jugendzeit, als römische Offiziere und Beamte, sowie die großen Familien der unterworfenen Grenzstämme prächtige Villen an den Abhängen der Mosel bewohnten; von der Herrschaft alter Adelsgeschlechter, von denen nur wenige noch blühen, und vom Szepter geistlicher Kirchenfürsten. Sie erzählen aber auch von der ewig jungen Natur, von ihrer Kraft und Schönheit und von ihrem Dufte, wenn uns die Namen der Moselberge und Städtchen genannt werden, die würzigen Weinnamen: Brauneberg, Schayberg, Berncastel, Piesport, Laurentiusberg, Trarbach, Zeltingen und viele andere, die man alle trinken darf, auch wenn nicht die liebe Sonne uns ausgedörrt und der Wegestaub von Cues nach Berncastel unsere Kehlen getrocknet hat.

Keine deutsche Stadt hat so viel Spuren römischer Herrschaft aufzuweisen, als Trier. In keiner deutschen Stadt trinkt man so gute Moselweine als in der schönen Hauptstadt der Trevirer, der „ältesten Stadt Europas“, wie eine poetische Inschrift am „rothen Hause“ zu Trier besagt, der Hauptstadt von ganz Gallien zur Zeit Konstantin des Großen. Denn dort hatte der Präfekt der drei Diözesen Gallien, Spanien und Britannien seinen Sitz. Die Erzbischöfe von Trier nannten sich Erzkanzler des Reichs in Gallien und Arelat, und ihre Kirchenprovinz umfaßte unter den fränkischen und schwäbischen Kaisern noch die Sprengel von Metz, Toul und Verdun und reichte südlich bis an die Kirchenprovinz von Besançon. Es ist eine beneidenswerthe Eigenthümlichkeit des Mosel- und Rheinlandes, daß die Geschichte fast jedes, auch des kleinsten Ortes uns die Freuden und Leiden der großen deutschen Geschichte in seinen eigenen Schicksalen wiederspiegelt. Die Geschichte von Trier, die ich hier nur andeuten konnte, ist die Geschichte Deutschlands.

Wir fahren von hier stromabwärts „zu Thal“ nach Koblenz. Reste grauen Alterthums, von Krieg und Zeit zerstört, wechseln mit emporkommenden volksbelebten Städtchen. Ueberall begleitet uns mannigfaltige Abwechslung, Ernst und Heiterkeit, Zerstörung und junges Leben. Stolze Kirchthürme streben aus der Tiefe hinauf, Glockenklang hallt von den Felsen zurück. Lieder geschäftiger Winzer ertönen von den Rebenhügeln, welche die freundlichen Dörfer umgeben.

Zunächst erscheint am linken Ufer das anmuthig gelegene Pfalzel, wo König Dagobert's Tochter einst ein Frauenkloster errichtete und wo der heilige Bonifazius verweilte, ehe er zur Bekehrung der Friesen auszog. Wir schauen Trittenheim, den Geburtsort des gelehrten Trithenius, des Freundes des brandenburgischen gelehrten Kurfürsten Joachim I., der der ärgste Widersacher Luther's war. Neumagen mit seiner reizenden Umgebung, Piesport (Pipini portus), ein ehemaliges Allod des karolingischen Hauses, der Brauneberg bei Kösten und Cues mit seinen Erinnerungen an den gelehrten Kardinal Cusanus tauchen auf.

Endlich Berncastel mit seinem frischen, kühlenden, würzigen Doktorwein. Dann fuhrt der Strom uns vor dem angenehmen Traarbach vorbei auf Traben mit seiner berühmten Veste Montroyal, dem kunstsinnigen Werke Meister Vauban's, der Zwingburg des schönen Moselandes. Wir passiren den großen Flecken Enkirch, Zell, Alf, Senheim und erreichen Pottersdorf.

Diesem gegenüber erhebt sich die herrliche Ruine Beilstein. Die Burg war im zwölften Jahrhundert Reichslehen und kam 1363 in den Besitz des Erzstiftes Trier. Von diesem empfingen sie die Wunnebergs zu Lehen und nach dem Erlöschen derselben die Freiherren und heutigen Fürsten von Metternich.

Weiter stromabwärts gelangen wir zu der prachtvollen, in jüngsten Tagen wieder aufgebauten Burg Cochem, der schönen Besitzung des Geheimenraths Ravene. Stadt und Schloß besaß einst 1056 Pfalzgraf Heinrich von der Laach als Geschenk der Polenkönigin Richeja. Dann wurde Cochem Reichsgut und kam durch Verpfändung 1294 an das Erzstift Trier. Nach den Leiden des dreißigjährigen Krieges brach 1688 jener Mordbrennerkrieg aus, der die Pfalz und das schöne Mosselland vernichtete. Auch Stadt und Schloß Cochem wurden verbrannt, die Besatzung und die Bürger getödtet. Unter Boufflers Oberbefehl war es der junge Graf von Grignan, die Herren de la Bretèche, Montal und der Lieutenant de Sagis, welche diese Plünderer befehligten. Fast gleichzeitig mit dem Siegeszuge der Deutschen in Frankreich erhoben sich auch die Ruinen der alten Trierschen Veste zu neuer glänzender Schöne. Mit der ersten Befahrung des gewaltigen Tunnels, welchen die Berlin-Metzer Staatsbahn durch das Gebirge hinter Cochem getrieben hat, war auch der Burgbau vollendet. Die Wiederherstellung der durch den französischen Raubet Louis XIV. zerstörten Burg und die Fertigstellung der großen strategischen Linie Metz-Koblenz konnten in Gegenwart der höchsten preußischen Staatsbeamten im schönen Festsaal von Burg Cochem gefeiert werden.

Flußabwärts bis Clotten verengt sich das Mosselthal immer mehr, schroffe Felsmassen drängen sich zum Ufer. Die hochgelegene Kirche des alterthümlichen Dorfes bietet eine treffliche Aussicht abwärts bis Treis, etwas seitwärts liegen die malerischen Ruinen der alten Reichsburg. Treis gegenüber liegt das alte Carden mit seinen Thürmen und wohlgebauten Häusern, zwischen denen sich noch Trümmer römischer Befestigungen befinden. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts lebte hier der heilige Castor und erbaute am Moselufer ein Gotteshaus, welches ihm zu Ehren im zwölften Jahrhundert in eine prachtvolle Stiftskirche mit drei Thürmen verwandelt wurde. — Ueber Münstermayfeld weg, etwas abseits von der Mosel, bei einer Flußinsel liegt das freundliche Hatzenport (Hattonis porta) mit seiner schönen, alterthümlichen Kirche. Weiterhin über das sich fortwindende Thal hinaus ragen die Trümmer der benachbarten Burg Schöneck hervor. Auf dem rechten Ufer liegt der ansehnliche Flecken Alken, vom Pfalzgrafen Heinrich von der Laach im Jahre 1093 der Abtei Laach geschenkt. Von der Höhe herab drohen die beiden gewaltigen Thurme der Burg Thurang.

Das Bismarck-Denkmal in Köln. Originalzeichnung von Th. v. Eckenbrecher.

Von Alken abwärts bieten sich dem Auge die schauerlich schroffen Felsenecken der Alkener Ley dar, dann tritt auf dem linken Ufer Gondorf hervor, das Stammschloß der Grafen und Fürsten von der Leyen. Es erhebt sich oberhalb des Dorfes am Ausflusse eines reißenden Bergwassers und schaut mit der Hauptseite nach der Mosel, deren Wasser die Grundmauern des Schlosses bespülen. Der größte Theil der Gebäude wurde 1560 von dem Kurfürsten Johann von der Leyen aufgeführt, das Verfallene 1814 wieder hergestellt. Die Familie gehört zu den ausgezeichnetsten der alten Geschlechter an der Mosel, denn drei Kurfürsten von Trier und Mainz, mehrere kaiserliche Heerführer gingen aus ihr hervor. Gegenwärtig sind die Fürsten von der Leyen, deren jüngster Sproß mit einer Prinzeß Thurn und Taxis vermählt ist, nicht mehr Besitzer des alten Schlosses, sie leben in Süddeutschland.

Ueber den weinreichen Flecken Winningen, am alten Pfarrdorf Lay, dem freundlichen Vergnügungsorte der Koblenzer, an Moselweis und Dorf Metternich vorbei, erreicht unser Dampfer Koblenz das Ende unserer Moselfahrt. Wir haben inzwischen auch die neue Moseleisenbahnbrücke passirt, welche die Moselbahn vom rechten zum linken Ufer hinüberleitet.

Die Zinnen der Veste Ehrenbreitstein und einzelne Thürme und Häuser von Koblenz steigen vor uns auf und wir landen an der mächtigen, 1344 von dem ritterlichen Erzbischof Balduin gebauten Bogenbrücke, die über den Strom führt, dessen dunkle Wogen sich hier bei dem alten Confluentia mit den grünen Fluten des stolzen Rheins verschmelzen.

Emil Dominik.

Das Bismarck-Denkmal in Köln.

Vom Wetter begünstigt, fand am Geburtstag des Fürsten, dem 1. April, die Uebergabe des Bismarck-Denkmals an die Stadt Köln in einfacher, aber durchaus würdiger Weise statt. Der Platz gestattete keine große Massenansammlung, war aber von einer dichten Menge umsäumt. Die Häuser hatten geflaggt, alle Fenster waren besetzt. Vor dem Denkmal war ein Platz frei gehalten, auf dem sich die Spitzen der Behörden, die Angehörigen der Stifter des Denkmals und wenige geladene Gäste eingefunden hatten. Punkt 11 Uhr fiel die Hülle und die Statue des eisernen Kanzlers stand frei vor uns auf dem rothen Granitsockel, welcher als Inschrift das einzige Wort „Bismarck“ trägt. Das Denkmal, das Werk des Bildhauers Schaper, das wir früher schon ausführlich besprochen und das nun lebendig vor uns steht, so einfach es ist, macht einen großen Eindruck. Das ist der eiserne Fürst, wie er leibt und lebt; ähnlich zum Sprechen, charakteristisch und schön in allen Linien ist die Statue eine Zierde der Stadt. Der Baumeister Pflaume, als Vollstrecker des Willens der Stifter, trat nun vor das Denkmal und übergab dasselbe mit wenigen Worten dem Oberbürgermeister. Er wies darauf hin, daß es nicht der Zweck der Stifter gewesen, dem Fürsten wegen seiner Verdienste ein Denkmal zu errichten. In erster Linie habe man der eigenen Dankbarkeit, die man dem Einiger des Reiches zolle, Ausdruck geben wollen. Dann trat der Oberbürgermeister Becker vor und begann, bevor er das Denkmal übernahm, damit, den Angehörigen des verstorbenen Stifters, den Künstlern, der Jury, in erster Linie dem Bauinspektor Pflaume zu danken. Er wies auf die Verdienste Bismarck's hin und wie es eine eigene Bedeutung habe, daß ihm gerade auf dieser, der linken Seite des Rheines, ein Denkmal errichtet würde. Er schloß mit einem Hoch auf Denjenigen, dessen man stets gedenken müsse, auf den Repräsentanten des deutschen Reiches und der deutschen Einigkeit, auf unsern Kaiser! Jubelnd und begeistert stimmten die Anwesenden in diesen Ruf ein, der sich brausend über den Platz und die anliegenden Straßen fortwälzte. Endlich traten zwei kleine Knaben, die Enkel des eigentlichen Gründers des Denkmals, Christoph Andreä's, des großen Fabrikbesitzers zu Mühlheim a. Rh., dem sich später Freiherr v. Diergardt durch ein gleich großes Legat anschloß, vor und legten einen Lorbeerkranz zu Füßen der Statue nieder. Damit schloß die Feier.

Originalzeichnung von Wilhelm Geyster. (S. 627.)

Ein ehrlicher Mann.

Erzählung

von

Levin Schücking.

(Schluß.)

XI.

Als der Major am andern Tage mit Schliefen vom Gericht kam, wo er Alles glücklich in Ordnung gebracht und man ihn mit der Bemerkung entlassen hatte, daß man eine Abschrift des Testaments, sowie seiner Uebertragung der Erbschaft an Fräulein Aleide Tersteegen übersenden wolle — er selbst verbat sich, weiter irgend mit der Sache zu thun haben zu müssen — da mußte er nun doch im Herzen Schliefen Abbitte thun. Er hatte am gestrigen Abende noch seine Tochter gesehen und Frau Marie gesehen und den Schmerzen beider weiblicher Herzen ein Ende gemacht. Fräulein Aleide hatte er in Thränen gefunden, weil das Schicksal in so unseliger Weise sie in diese ihr so fremde Welt, worein sie plötzlich geworfen, bloß zu seinem Unglück gesendet — er hatte sie getröstet, er hatte ihr gesagt, wie ja nun Alles wieder gut werden könne und müsse, wenn Schliefen ihm die Wahrheit gesagt, wenn dieser Mann ihr gefalle, und sie, sie hatte heftig, leidenschaftlich betheuert, daß sie Alles, Alles thun und über sich ergehen lassen wolle, was in ihrer Macht stehe, um ihren Vater glücklich zu wissen. Und Frau Marie — in Thränen hatte er sie nicht gefunden, freilich aber in sehr weicher und resignirter Stimmung, sehr geneigt, des Lebens ernste Seiten mit einer milden Trauer aufzufassen; und in dieser Stimmung hatte sie dann viel Sinniges und viel aus einem tiefen Gemüthe Quellendes gesprochen, bis sie alle Beide sehr gerührt und dem ehrlichen Major die Wimpern feucht geworden waren. Und bei dieser gegenseitigen Rührung — was liegt der Rührung näher als die Versöhnung, die die sehnsüchtigen Seelen wieder in ihre tiefe Harmonie aufnimmt und mit nun doppelt festen Banden umschlingt! So war denn das Ende der Sache, daß der Major, nachdem er Frau Marie von dem Entschluß seiner Tochter, Schliefen's Gattin zu werden, Kunde gegeben, der bezaubernden jungen Frau feierliches Jawort erhielt und als „der glücklichste aller Sterblichen" heimgegangen war.

Und das war doch nur diesem geriebenen, an Auskunftsmitteln reichen Schelm, dem Schliefen zu verdanken. Wirklich, der Major mußte ihm im Stillen Abbitte thun. Was half alle gerade ausgehende Ehrlichkeit, die nicht rechts noch links sieht, im Leben — was half sie weiter, als um einem armen Teufel alle möglichen Beschwernisse, Zumuthungen und üblen Lagen auf den Hals zu laden — während solch' ein gewandter, lebenskluger, überall seinen Weg sehender und gründlich „den Platz" kennender, in allen Gewässern die richtige Fahrtstraße witternder Reiseonkel immer zum Ziel zu kommen verstand! Wahrhaftig, dieser Schliefen gehörte eigentlich zu jenen Leuten, von denen man sagt: „Er ist im Grunde ein guter Mensch, man kann's ihm nur nicht beweisen." Und was Aleide anging, sein Töchterchen, das Schliefen liebte — der Major glaubte ihm das Kind mit bester Zuversicht anvertrauen zu können; er werde sich und sie schon klug und verständig durch's Leben zu bugsiren wissen.

Vom Gerichtsgebäude hatten sich die beiden Herren in die „Sonne" begeben; es war die Tafelstunde herangekommen und der Tigermajor erschien zur Mittagstafel wieder in der „Sonne", zur großen Freude und unter herzlichen Glückwünschen „zu seiner Genesung" von Seiten der Stammgäste. Es war eine sehr heitere Mittagsgesellschaft heute — der Major wurde geneckt mit seinem Eremitenthum, das er so lange getrieben, es wurden ihm alle die kleinen und großen Tagesereignisse, welche er in seiner Abgeschlossenheit verpaßt habe, vorgerückt, und dabei wurden ihm dann immer abenteuerlichere Dinge erzählt, bis glücklicherweise die Zeit kam, wo diese übermüthigen Kleinbürger wieder hinter ihre Bureaux kriechen oder ihren täglichen Spaziergang zum Kaffeehause vor dem Thore antreten mußten. Nur ein Gast, der am untersten Ende der Tafel Platz genommen, blieb noch eine Weile sitzen. Es war ein hübscher junger Mann, ein völlig Fremder — er hatte sich auch an der Konversation durchaus nicht betheiligt, sondern nur den aufmerksamen Beobachter gespielt. Er hatte es hauptsächlich, schien es, auf Schliefen abgesehen — denn fast immer, so oft es unbemerkt geschehen konnte, lagen auf diesem seine großen, blauen, ausdrucksvollen Augen.

Schliefen bestellte, als die Anderen gegangen waren, in der Freude seines Herzens Sekt; als er gebracht wurde, erhob sich der fremde junge Mann und ging ebenfalls.

„Hübscher Mensch das!" sagte der Major, ihm nachschauend. „Ist es nicht derselbe, welcher damals zugleich mit meiner Tochter ankam, aus demselben Omnibus stieg?"

„Ich habe ihn nicht darauf angesehen," versetzte Schliefen, — „und nun kommen Sie, Major, theurer Schwiegerpapa in spe, die Gläser schäumen — stoßen wir an auf unsere beiderseitige glückliche Zukunft — zunächst natürlich, à tout seigneur tout honneur, auf die Ihrige — auf Ihr ungetrübtes, ewig schattenloses und unumwölktes Glück im Lichte der Alle erwärmenden, Alle erquickenden Sonne — Sie beneidenswerther Inhaber des richtigen Reichs, in welchem die Sonne nicht untergeht, Sie, der größer ist als der Schaheddin Schah, der König der Könige — der ist dort nur der Sohn der Sonne, und Sie, Sie werden ihr Herr und Gebieter sein . . ."

„Ah, hören Sie auf, Schliefen, mit diesem abgedroschenen Witzeln über die Sonne — ich werde noch die goldene Sonne über dem Hausthore wegstreichen und . . ."

„Einen Tiger dahin malen lassen? Das wäre eigentlich auch jetzt passender," fiel lachend der Reiseonkel ein. „Wenn der Souverän an Deck kommt, wird seine Flagge aufgezogen; und wenn der Tiger vor das Haus gesetzt ist, so hat der Gast die Beruhigung, so leicht nicht im Innern einem zu begegnen — namentlich wenn Sie, wie natürlich, die Lieferung der Weinsorten nach wie vor mir überlassen. Aber trinken Sie aus, Major!"

Der Major leerte sein Glas und während er es neu füllte, fuhr Schliefen fort:

„Apropos, Major, Eines ist doch nun verdrießlich für Sie und wird Sie hart ankommen. Wenn Sie nun der Herr und regierende Tiger in der Sonne selber sind, werden Sie nicht mehr, wie bisher, immer über die darin verzapften Getränke räsonniren dürfen. Sie werden die Stammgäste nicht mehr boshafterweise gegen meine edelsten Jahrgänge mit den elendiglichsten Vorurtheilen erfüllen dürfen. Denn darin waren Sie abscheulich, und haben mich oft in stille Wuth versetzt. Sie, der in Ihrer gottverlassenen, vermaledeiten ‚Oost' da drüben so oft dem Himmel für einen Schluck flauen Sumpfwassers mit einigen darin umherschwimmenden Miniaturkrokodilen und Salamandern drin gedankt, Sie machten mir hier die feinsten Moselsorten schlecht — ich war oft so giftig . . ."

„Wie Ihr grüner Erbacher?"

„Ach — Sie sind unverbesserlich! Aber gut ist's wahrhaftig, daß Ihnen nun der Mund geschlossen ist! — Und nun, nach dem Vater — die Tochter! Stoßen wir an auf Fräulein Aleide! Wissen Sie, Major, daß sie Ihnen auch nicht im allergeringsten ähnlich sieht? Keine Spur! Sie hat keinen Zug von Ihnen!"

„Möglich! Schadet ihr das in Ihren Augen?"

„Nicht im mindesten, Major. Also Fräulein Aleide soll leben, und . . ."

„Was wollen Sie mit Ihrem und?"

„Sie sagen nicht: und der Schwiegersohn daneben?"

„Meinethalb auch der Schwiegersohn!"

Der Major stieß mit ihm an, und nachdem er sein Glas geleert, stellte er es zur Seite.

„Nun ist's genug!" sagte er.

„Noch Eines, Major, wir müssen doch auch noch das schöne Gut, die Erbschaft leben lassen!"

„Ist nicht nöthig, Schliefen — wenn Sie so in der Laune sind, Alles leben zu lassen, so lassen Sie doch lieber Ihre Gläubiger leben, die haben's am nöthigsten!"

Schliefen lachte, aber ein wenig gezwungen.

Das Programm, welches die beiden Herren für den Tag gemacht, bestand eigentlich darin, daß sie jetzt am Nachmittage sich zu Fräulein Aleide begeben wollten, wo der Major seinem Töchterchen Schliefen als Bräutigam zuführen wollte; am Abende hatte dann der Major vor, den Schwiegersohn als solchen Frau Marie vorzustellen und bei ihr zum Thee zu bleiben — dieß Programm aber erfuhr eine wesentliche Umgestaltung dadurch, daß jetzt der Kellner eintrat und die Botschaft ausrichtete, die Frau Marie habe für die beiden Herren den Kaffee im Garten in der Laube serviren lassen und erwarte sie jetzt dort eben.

Einer solchen Einladung mußte denn freilich entsprochen werden. Der Major ließ sich Stock und Hut reichen, während Schliefen den Rest seines Sekts vertilgte. Dann begaben Beide sich in den Garten.

XII.

Frau Marie, welcher nun die vollste Helle und Heiterkeit des Gemüths zurückgekehrt schien, empfing sie mit herzlichster Freundlichkeit. Sie hatte in den Vormittagsstunden, in welchen die beiden Herren auf dem Gerichte beschäftigt gewesen, den Besuch ihres verehrten Beichtvaters, des Pfarrers, gehabt und in einer vertrauensvollen Unterredung ihm ihr Herz ausgeschüttet. Der gute, die menschlichen Verhältnisse mit klaren, wohlwollenden Blicken durchschauende Geistliche hatte ihr durch seine Reden unendlich wohl gethan. Er hatte ihr gezeigt, wie innerhalb einer mehr oder minder verwildernden Gesellschaft, in Sittenzuständen, wie sie in solch' einer fernen Kolonie sich bilden müssen, ein Verhältniß wie das, worin vor vielen Jahren, als blutjunger Mensch, der Major gelebt, etwas vergleichungsweise Ehrenhaftes, für seinen soliden Charakter Zeugendes sei. Und dann waren Beide auf den Charakter des Majors überhaupt zu reden gekommen und auf die mancherlei Züge einer merkwürdigen Redlichkeit, einer unbestechlichen Ehrlichkeit, dieser schönsten aller Tugenden, sagte der Pfarrer, auf welcher, wie auf einem sichern Grundpfeiler, jede andere männliche Tugend ruhen müsse, und ohne welchen auch die größte und leuchtendste andere ohne Weihe, ohne rechten Werth sei. Kurz, Frau Marie war sehr glücklich und herzensberuhigt geworden durch Alles das, was der würdige und gütige Priester zu ihr gesprochen, und zeigte das jetzt durch ihre heitere Gesprächigkeit; und bei der glücklichen Stimmung, worin die beiden Herren sich befanden, war es natürlich, daß sich in der reizenden, von wenig hellen Sonnenstrahlen durchbrochenen Gaisblattlaube die belebteste Unterhaltung entspann, bei der die Stunden wie Minuten dahin schwanden. Und so kam es, daß bereits die letzten jener, die grünen Ranken und duftigen weißgelben Dolden vergoldenden Strahlen verschwunden waren — aufgefangen von den Dächern der den Garten umschließenden Nachbarhäuser und Baulichkeiten, als endlich der Major und Schliefen — Schliefen hatte schon längst unruhig daran gemahnt — aufbrachen, um sich zu Fräulein Aleide zu begeben.

Sie nahmen Abschied von Frau Marie — Schliefen ging — der Major blieb noch einen Augenblick hinter ihm zurück, er hielt noch Frau Mariens Hand von der seinen umschlossen, er schien durch den Blick seiner ehrlichen blauen Augen, welche er tief in die ihren senkte, ihr so unendlich viel sagen zu müssen . . . da flüsterte sie:

„Sie kommen also am Vormittag morgen, Major?"

Der Major nickte.

„Wohl, so — so bringen Sie mir — Aleide, als meine Tochter!"

„Sie sind ein Engel, Marie — ein Engel an Güte!"

Er küßte warm und feurig ihre Hand — aber sie entzog sie ihm, indem sie ihn fortdrängte:

„Jetzt gehen Sie aber, gehen Sie — sehen Sie, wie ungeduldig Schliefen an der Thüre steht und auf Sie wartet!"

Der Major eilte Schliefen nach und Beide schritten nun hastig davon — draußen auf der Straße schob Schliefen seinen Arm vertraulich unter den des Majors und Beide marschirten nun im Gleichtakt über das entsetzliche Pflaster, aber mit jugendlich elastischen Schritten, förmlich wie mit dem Siegerschritt von Eroberern. Was speziell den Major anging — seit zwanzig Jahren hatte er nicht mehr dieß Gefühl, diese die Brust schwellende Empfindung von jugendlichem Schwung in sich gefühlt, von einem plötzlichen, vor seinem Nahen sich Aufwerfen und Oeffnen aller Thore der Welt, von einem berauschenden Etwas, das in allen Dingen, Verhältnissen, Zukunftsgestaltungen lag, worauf er nur seine Augen und seine Gedanken warf. Aber auch Schliefen schien es nicht anders zu gehen — er fing wenigstens plötzlich mitten auf der Straße laut zu singen an:

„Wenn der Muth in der Brust seine Spannkraft übt . . ."

„Aber ich bitte Sie, Schliefen!" rief der Major aus, indem er hastig seinen Arm aus dem seines Begleiters zog. „Ich bitte Sie — denken Sie wenigstens daran, daß Sie in Trauer sind . . ."

„Ach ja, Verzeihung, Sie haben Recht, Schwiegerpapa. Und da wären wir auch ja schon in der Brandstraße . . ."

Noch einige Augenblicke und sie waren in der That an dem Hause, in welchem Aleide Tersteegen wohnte, angelangt.

„Ich mache mir jetzt doch bittere Vorwürfe, daß wir das arme Kind so lange haben warten lassen!“ sagte der Major.

„Dazu haben Sie auch allen Grund,“ fiel Schliefen ein, „meine Schuld ist's nicht, ich habe Ihnen oft genug einen Wink gegeben — sehen Sie nur Ihren Stiefel an, Sie können noch die Spur meines Tritts darauf sehen — aber wer sich nicht losreißen konnte aus der bezaubernden Nähe, das waren Sie, Rabenvater . . .“

Schliefen hatte, während er dieß sprach, sehr lebhaft die Klingel an der Hausthüre gezogen.

„He, nicht so stark!“ sagte der Major. „Sie machen ja einen furchtbar indiskreten Lärm in dem ruhigen Hause.“

In der That schwang die Klingel sehr heftig und lange nach. Dieß hatte jedoch keineswegs zur Folge, daß die Thüre sich darum rascher geöffnet hätte. Im Gegentheil — die Augenblicke verrannen — nicht das geringste Lebenszeichen wurde im Innern des Hauses vernehmbar — Schliefen mußte noch einmal klingeln und nun erst hörte man im Hausflur ein Mädchen heranschlürfen, das öffnete und einen von halb aufgelösten Flechten umwirrten Kopf zur Thüre herausstreckte — sie mußte irgendwo oben auf einer Speicherkammer mit einer kosmetischen Prozedur im Interesse ihres Haarwuchses beschäftigt gewesen sein.

„Zu wem wollen die Herren?“ sagte sie verdrossen. „Es ist Niemand zu Hause.“

„Niemand?“ fragte Schliefen.

„Nein — die Herrschaft macht mit den Kindern eine Landpartie.“

„Und Fräulein Tersteegen — ist mit hinaus?“

„Fräulein Tersteegen? Die ist ja abgereist!“

„Abgereist?!“

Dieß riefen aus einem Munde sowohl der Major wie Schliefen aus, während die Magd wie mißtrauisch von Einem auf den Andern schaute und ruhig fortfuhr:

„Nun ja, abgereist. Sie ist am Nachmittag mit dem jungen Herrn, der am Morgen gekommen ist, sie zu besuchen, zur Eisenbahn gegangen und abgereist.“

„Das ist überraschend! Mit einem jungen Herrn?“ rief Schliefen aus, während der Major erstaunt fragte: „Weiß das Ihre Herrschaft?“

„Die Herrschaft? Nein, ich denke nicht, die Herrschaft ist schon um ein Uhr ausgezogen, die junge Dame ist bis zwei Uhr daheim geblieben — sie hat ihren Koffer gepackt — und dann ist der junge Herr gekommen . . .“

„Aber ich bitte Sie, welcher junge Herr?“ fiel Schliefen ihr in's Wort.

„Wie er heißt, weiß ich nicht,“ antwortete das Mädchen, „ein hübscher, schlanker junger Herr in dunkelbraunem Rock und einem braunen leichten Sommerhut — der ist nach zwei Uhr oder ein wenig später gekommen und sie hat mir den Auftrag gegeben, ihren Koffer auf die Bahnstation zu schicken, und dann ist sie mit ihm fortgegangen und hat nur hinterlassen: wer käme und sich nach ihr erkundige, der möge sich an Herrn Justizrath Feldhaus wenden.“

„An den Justizrath Feldhaus?“ fragte der Major, in ein immer grenzenloseres Erstaunen vollständig wie versinkend.

„Ja an den Justizrath. Damit ist sie gegangen. Sie und der junge Herr, der ihren Plaid und ihre Reisetasche getragen hat. Sie gingen zur Bahn, haben sie gesagt, aber erst noch zu Feldhaus. Den Koffer hat unser Laufbursche auf die Station getragen.“

„Aber dieser junge Herr,“ rief hier Schliefen wieder aus, „ist der schon öfter dagewesen, woher kommt er?“

„Davon weiß ich nichts,“ sagte das Mädchen, „er ist hier im Hause noch nicht gewesen — diesen Morgen um zehn Uhr ist er gekommen und ist bei Fräulein Aleide geblieben bis um Eins, wo er zum Essen gegangen ist . . .“

„Sehen Sie, das ist unser Fremder, der heut unten am Tische saß, der mit Aleide neulich auch angekommen war!“ rief der Major aus.

„Major, haben Sie jemals etwas Tolleres erlebt?“ sagte Schliefen, der ganz blaß geworden war.

„Was kann es uns helfen, daß wir hier stehen und Glossen darüber machen! Kommen Sie zu Feldhaus,“ erwiederte der Major in der höchsten Aufregung und schritt schon die Straße wieder hinab.

Schliefen folgte ihm — sie hasteten schweigend, schweren Athems durch die Straße, bis sie in dem Flure des immer geöffnet stehenden Hauses des Justizraths standen.

„Mein Haus ist der Tempel der Bellona,“ sagte der Justizrath, „es muß immer offen stehen — einladend für alle Prozeßkrämer, Quärulanten, Sykophanten — treten die Herren nur näher! Ich habe Sie erwartet!“

Der Justizrath war ihnen nämlich aus einer Seitenthüre entgegengetreten, in Hemdsärmeln, eine lange Pfeife in der Hand und eine Mütze auf dem Kopfe. Er hatte ein spitzes, gelbes, ledernes Gesicht, der Justizrath, und sah aus wie ein Schakal; wie der Schakal, der hinter dem Löwen dreintrabt; der Justizrath trabte hinter dem grimmen Leun Gesetz drein.

Als die beiden Herren in seine sehr räucherig und verwahrlost aussehende Aktenhöhle getreten waren, sagte er, ehe sie noch ein Wort der Frage an ihn gerichtet: „Bitte, lassen Sie sich nieder. Ich will Ihnen gleich die Sache erklären. Sie kommen zu mir, weil Sie Fräulein Tersteegen abgereist gefunden haben? Sehen Sie, damit hat es eine eigene Bewandtniß. Zu der Abreise habe ich ihr gerathen, ich selber, denn, wissen Sie, Herr Schliefen, mit Ihnen sich zu verloben, davon ist das Fräulein vollständig zurückgekommen — und was Sie angeht, Herr Major . . .“

„Aber, Herr,“ fuhr der Major hier dazwischen, „Sie haben ihr gerathen, so ohne mich erst mit einer Sylbe zu befragen . . .“

„Was sollte sie Sie erst fragen? Wozu? Das arme Kind! Nein, bester Herr Major — die Beschämung, Ihnen selber Erklärungen geben zu müssen, habe ich ihr ersparen wollen — fort — weg — mit der Bahn — auf dem nächsten Zuge, habe ich ihr gesagt — diesem Herrn Major werde ich schon klar machen — ‚diesem guten, braven Tigermajor!‘ ist sie mir dabei mit einem schweren Seufzer und hochroth werdenden Wangen in's Wort gefallen — nebenbei gesagt, sie ist wirklich ein herziges Geschöpf, und ich kann mir denken, wie es Ihnen jetzt wirklich nahe geht, daß es so nichts ist mit Ihrer Vaterschaft . . .“

„Was — was sagen Sie da, Justizrath?!“

„Ich sage, daß es nichts damit ist — Komödie — oder wenn Sie wollen, Schwindel — Schwindel wird der richtigere Ausdruck sein — daß Sie ihr Vater seien, ist Ihnen ganz einfach vorgeschwindelt worden, sie ist gar Ihre Tochter nicht, ist es gar nicht!“

„Ist es gar nicht? Aber ich bitte Sie . . .“

„Wird Ihnen nicht viel helfen, das Bitten —“

„Nun, zum Henker,“ fiel hier der Major, vollständig außer Fassung gerathen, ein, „dann bitte ich mir wenigstens einen gründlichen Aufschluß aus . . .“

„Sollen Sie haben, Major, sollen Sie haben — es gehört zu dem mir hinterlassenen Mandat der jungen Dame, Ihnen einen gründlichen Aufschluß zu geben, nebst Einblick in die Akten, so viel bis jetzt ihrer vorliegen — Folio I., bestehend aus einem Briefe von Frau Tersteegen zu Breda an ihre Tochter, und Folio II., bestehend aus einer Vollmacht der Letzteren für den Justizrath und königlichen Notar Dr. Juris Feldhaus dahier, als Mandatar derselben aufzutreten. Hier ist der Brief von Frau Tersteegen, mir von Fräulein Aleide übergeben, um ihn zu Ihrer Instruktion zu verwenden.“

Er übergab dem Major einen Brief, den er aus einem blauen Aktendeckel hervorzog — Schliefen entging dabei nicht, daß dieser Aktendeckel bereits mit einem ganz vorschriftsmäßigen Schwanz versehen war, auf dem groß geschrieben stand: „Schliefen'sche Nachlaßsache.“ Der Major aber entfaltete das Schreiben und las, so gut er es in seiner gründlichen Betroffenheit vermochte:

„Liebstes Kind — wie der Menschen Schicksale wunderlich geleitet werden und unser Leben an seltsam verwickelten Fäden hängt — ich weiß nicht, soll ich meines Entschlusses für Deine Zukunft, so gut ich's vermochte, zu sorgen, mich freuen oder soll ich mir in bitterer Reue Vorwürfe darüber machen; denn sieh', als ich Dich zu dem guten Major van der Bruck schickte, da that ich es nicht ohne große Unruhe des Herzens und schwere Gewissenslast, weil Du seine Tochter gar nicht bist, sondern des Majors und meine Tochter, mein erstes Kind, schon gestorben ist, als es noch nicht drei Monate alt war. Aber was sollt' ich machen, wer sollte in Zukunft, wenn ich nicht mehr bin, für Dich sorgen, wer sollte sich Deiner annehmen, wer Dich vor all' den Schrecken behüten, die ein so schönes Geschöpf, wenn es arm und verwaist dasteht, bedrohen und rettungslos zu Grunde gehen lassen? Es war das mein einziger Gedanke bei Tage und in meinen schlaflosen Nächten, wenn mein böser, schmerzhafter Husten mich wach daliegen läßt bis der Morgen graut; und immer wieder mußte ich mir sagen: dieser Major van der Bruck, das wäre der Mann, dem ich sie an's Herz legen könnte, dieser gute, brave van der Bruck, der der ehrlichste und aufrichtigste Mensch ist, den du dein Leben lang hast kennen lernen. Und dann sagte ich mir auch: bist du nicht hundertfach im Leben auch betrogen und belogen worden von den Menschen und sollst du nicht ein einziges Mal der Welt mit gleicher Münze zahlen und sie wieder betrügen? Um eines guten Zweckes, um deines Kindes willen, dessen Vater, dieser leichtsinnige Spanier, sich nun auch um alles Seinige beschwindelt hat?

„Sieh', liebstes Kind, so ist es denn gekommen und ich habe es auf mich genommen und über mein Gewissen gebracht, und was ich mit schwerem Herzen Deinetwegen gethan, darum darfst Du keinen Stein auf Deine arme, kranke Mutter werfen. Und nun denke Dir, in welche Gemüthsverfassung ich gerathen, als kaum, wo Du fort und abgereist bist und ich Dich mit blutendem Herzen von mir gesendet, dieser junge Mann erscheint und mir eröffnet, er habe mit Dir zusammen die Fahrt auf der Eisenbahn gemacht und dabei Dich kennen lernen und habe sein ganzes Herz an Dich verloren, und er glaube, daß Du ihm auch gut seiest, und er sei eines angesehenen Kaufmanns Sohn, und obwohl er eigentlich Lust zu den Studien gehabt, sei er doch seinem Vater zuliebe in das Geschäft eingetreten und er habe sich nun direkt nach Breda aufgemacht, um die Deinigen kennen zu lernen, um bei mir um Deine Hand zu werben, und er könne nie mehr glücklich werden, wenn ich sie ihm nicht bewillige, und was er sonst noch Alles aus seinem aufrichtigen Herzen heraus zu mir gesprochen hat . . . und sieh', Kind, da habe ich weinen müssen vor Freude, denn nun ist ja Alles gut, und da er Dich nehmen will, ohne daß Du einen Heller ihm mitbringst, so ist ja all' mein Sorgen und Aengstigen unnütz gewesen, und dem guten Major van der Bruck kannst Du's ja auch erklären, wie es sich eigentlich verhält, und er wird es uns ja nicht weiter verdenken, dieweilen ich ja so nur gehandelt habe in Anbetracht seiner großen Bravheit und Ehrlichkeit . . .“

Als der Major bis so weit gelesen hatte, lachte er mit einer grimmigen Bitterkeit auf und warf die Epistel zornig auf den Tisch.

„Ehrlichkeit!“ rief er aus. „Da hätten wir sie denn glücklich einmal wieder mit einem ganz vermaledeiten neuen Streich, den ich mir um ihretwillen spielen lassen muß! — Da, Schliefen, wollen Sie selber lesen, was dieses verwetterte, von Krankheit und Alter konfus gewordene Frauenzimmer schreibt? Es ist ein rührendes Bekenntniß einer schönen Seele!“

„Aber Sie begreifen, Major,“ fiel der Justizrath ein, „daß das junge Mädchen sich die Pein zu ersparen suchte, das Alles Ihnen selber persönlich zu eröffnen, zu erklären . . .“

„Das begreife ich vollständig,“ rief der Major, „zürne ihr auch nicht im mindesten, sondern wünsche ihr alles Glück mit ihrem jungen Herrn . . . wie heißt er denn, dieser energische Freier, der sich gleich an die Mutter gewandt hat . . .“

„Er heißt Merwing, Adolph Merwing . . .“

„Merwing!“ rief Schliefen dazwischen. „Alle Teufel, Merwing heißt der Mensch?“

„Zu dienen, Herr Schliefen,“ versetzte mit einem überaus sarkastischen Gesicht der Justizrath, „und ist der Sohn meines alten Klienten und guten Freundes Theodor Merwing, von der Firma Merwing und Naus, Kolonialwaaren- und Importgeschäft, welches Ihnen bekannt sein dürfte, Herr Schliefen. Er kam ursprünglich wenigstens hieher, um sich zu erkundigen, wie es mit der Erbschaft Ihres Bruders stehe, Herr Schliefen, und war deßhalb bei mir — und heute kam er zurück, erzählte mir, daß er unterdeß in Breda gewesen und mit der Mutter von Fräulein Aleide gesprochen, einer ‚Offizierswittwe‘, die dort bei einer ältern Verwandten wohne, und wie er deren Einwilligung zu seiner Verlobung mit Fräulein Aleide eingeholt, und wie er heute Morgen das Fräulein gesprochen und wie das Fräulein ihm denn eingestanden — nun, Sie können's sich ja denken — es wird Sie hauptsächlich wohl nur die Thatsache interessiren, daß sich die beiden jungen Leute verlobt haben, und daß Fräulein Aleide mir die zwei Aktenstücke hinterlassen hat, Folio I., diesen Brief zur Aufklärung für den Major, und Folio II., eine Vollmacht für mich, die Fräulein Aleide cedirte Erbschaft Ihres Bruders vor Gericht zu acceptiren und in Besitz zu nehmen, und nach weiterer Instruktion des Herrn

Merwing damit zu verfahren. Herr Merwing war um seines Vaters willen höchlich erfreut, daß nun auf diese friedliche und glimpfliche Weise diese Erbschaft an ihn kommt, wird Ihnen auch dagegen Quittung über die Schuld, womit Sie, Herr Schliefen, Merwing und Naus verhaftet sind, bereitwillig aushändigen!"

Es war ein vollständig diabolisches Mienenspiel, womit jetzt der kleine Justizrath das in allen Farben spielende Gesicht Schliefen's betrachtete.

„Verdammte Geschichte," murmelte dieser, mit den Zähnen knirschend. „Es kann doch aber nicht Ihre Absicht sein, Justizrath, mich, den einzigen richtigen Erben, um den ganzen Nachlaß meines Bruders zu prellen?"

„Prellen! Hoho! Davon ist nicht die Rede. Aber sehen Sie, bester Schliefen — Sie sind einmal wieder zu schlau gewesen — haben Ihren Bruder vermocht, für den Herrn Major zu testiren — um Merwing und Naus, Ihren Gläubigern, ein Schnippchen zu schlagen — der Herr Major hat cedirt zu Gunsten des Fräuleins Aleide, und das Fräulein Aleide sollte Sie heirathen. Sie hat es mir erzählt, das gute, liebe Ding — nun ja, eingeleitet und abgekartet war die Sache so weit ganz verständig und ganz wohl überlegt, aber, wissen Sie, ‚zwischen Lipp' und Kelchesrand' und ‚auch das klügste Huhn legt einmal in die Nesseln', und was das Schnippchenschlagen angeht, so schlagen Merwing und Naus jetzt Ihnen . . ."

„Hol' Sie der Teufel, Justizrath!" brach jetzt Schliefen in nicht mehr zu bezähmender Wuth heraus. „Ich glaube, Sie haben noch Ihre Freude daran, wenn ich auf diese Art auf das Schändlichste um meines eigenen leiblichen Bruders Erbe gebracht werde! Wollen Sie wirklich auf das Gericht gehen und im Namen von Aleide Tersteegen . . ."

„Annahme der Erbschaft erklären? Freilich, denn so lautet mein Mandat. Und Freude daran? Das hab' ich sicherlich! Denn ich sehe es Ihnen an, Sie werden jetzt mit wüthender Hartnäckigkeit dagegen prozessiren — und Sie werden mir doch nicht übel nehmen, wenn ich mich über einen guten Prozeß, den ich gewinnen werde, freue? Dafür bin ich Priester der Bellona, Freundchen, Priester der Bellona!"

Schliefen ergriff den Arm des Majors.

„Kommen Sie, Major," sagte er, „denn wenn ich noch lange diese höhnischen Reden des Justizraths anhöre, so bleib' ich meiner Wuth nicht Herr und bringe den Menschen um."

Er wandte sich zum Gehen — der Justizrath rief ihm laut lachend nach:

„Umbringen möchten Sie mich? Besorgen Sie mir doch einen Ohm von Ihrem grünen Erbacher, Schliefen!"

XIII.

Als sie draußen auf der Straße waren, sagte, jetzt schon mit großer philosophischer Gefaßtheit, der Major:

„Beruhigen Sie sich, Schliefen; denn, sehen Sie, da, wie sich jetzt herausstellt, das Mädchen nicht Sie, sondern einen Andern liebt, so ist es doch auch besser, daß Sie sie nicht geheirathet haben. Und da die Erbschaft nun einmal nicht Ihnen, sondern Ihrem Gläubiger gehörte, so ist es doch auch besser, daß Ihr Gläubiger sie auf diese Art bekommt. Mir ist durch die Wendung, welche die Sache genommen hat, das Herz erleichtert worden, denn eigentlich und im letzten Grunde war es doch eine ganz spitzbübische Transaktion, in welche Sie mich hineingezogen hatten! Und wenn ich jetzt auch bei dieser neuen Wendung der Dinge leider um eine Tochter gekommen bin, so fasse ich mich doch in christlicher Ergebung und sage: der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen — Erbe, Gut, Tochter, Schwiegersohn — es hat sich Alles in einen beschaulichen blauen Dunst aufgelöst . . ."

„Ach," fiel ihm hier Schliefen heftig in's Wort, „Sie haben gut reden, Major — Sie, Sie haben Alles gerettet, während ich Alles verloren habe — thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich allein — ich weiß nicht, was mir in diesem Augenblick schrecklicher ist anzuhören, Ihre philosophischen Redensarten oder Ihre Tigergeschichten . . . ich will zum Advokaten Erzenbrecher gehen, gehen Sie in Ihre — Sonne!"

Damit wandte sich Schliefen brüsk ab und wanderte allein seine Straße weiter.

Der Major sah ihm mit einem milden Lächeln nach.

„Man muß ihm schon etwas nachsehen!" sagte er für sich. „Es mag selbst für solch' einen Reiseonkel kränkend sein, wenn man sich auf ein Mädchen, wie diese Aleide war, Rechnung gemacht hat, sie mit einem Andern auf und davon flattern zu sehen! Ist mir doch selbst ganz eigenthümlich melancholisch zu Muthe! Es war das einmal wieder eine böse Geschichte, die mir wieder ganz allein die vermaledeite Ehrlichkeit, womit die Leute mich verfolgen, eingebrockt hat! Mir diese Ehrlichkeit durch solch' erlogene Vaterfreuden zu lohnen! Infam! Aber freilich, besser ist besser: wäre sie wirklich deine Tochter und sie wäre mit dem betreffenden Jüngling durchgegangen, so hätte solch' ein Streich am Ende doch dich fuchsteufelswild machen müssen; jetzt — was geht's dich an? Du hast keine Verantwortlichkeit für sie und brauchst zu der ganzen Geschichte jetzt nur philosophisch den Kopf zu schütteln! Wahrhaftig, fast könnte ich lachen! Ich denke auch, Frau Marie wird, wenn sie den ganzen Zusammenhang erfährt, darüber nur lachen. Die liebe, herzige Frau! Wie gut das war, mir zu sagen, ich solle Aleide ihr morgen zuführen — als Tochter. Beim Himmel, man kann kein besseres Herz haben! Nun kann ich ihr den Willen freilich nicht mehr thun! Aber ich glaube nicht, daß sie mich darum mit kälteren Augen ansieht . . . schwerlich! Ich will ihr ein schönes Bouquet bringen statt der Tochter — ein großes, schönes, über das sie sich nicht wieder soll moquiren können, und darum hinaus zum Gärtner gehen!"

Der Major ging hinaus vor's Thor und bestellte sich das Bouquet, und bald nachdem er heimgekommen, begab er sich zur Ruhe, um sich nach allen Ereignissen dieses inhaltreichen Tages dem Schlafe des Gerechten hinzugeben.

Er fand ihn auch, diesen Schlaf, fand ihn so fest und dauerhaft, daß er hineinschlief bis tief in den folgenden Morgen. Kurze Zeit nachdem er erwacht war und noch während er sich mit seiner Toilette beschäftigte, trat schon das Dienstmädchen mit dem Frühstück ein und hinter ihr drein die Hauswirthin mit einem großen, riesenhaften Strauße — er war wie ein Wagenrad, der Strauß!

„Das hat der Gärtner für den Herrn Major geschickt," sagte sie schmunzelnd, „man darf dem Herrn Major ja wohl gratuliren — wirklich gratuliren — solch' ein Ausbund von einer Frau — durch's ganze Land könnte man reisen, ehe man eine fände, die ihr gleich käme."

„Ah, Sie wissen schon, daß ich verlobt bin — das wissen Sie schon, gute Frau?"

„Nun, wie sollt' ich das nicht wissen — das weiß die ganze Stadt und Jedermann freut sich darüber, Herr Major, und wenn ich's auch noch nicht gehört hätte, ich säh's ja schon — hier, Herr Major, da hab'

Eine Idylle aus der Vogelwelt.

Von H. Giacomelli.

III. Die ersten Eier.

Was seh' ich hier? es liegen ja
Zwei Eier schon im Neste,
So zierlich, wie ich wen'ge sah,
Und buntgefleckt auf's Beste.

Doch machen zwei das Nest nicht voll,
Drum gilt es mehr zu legen,
Wenn sich der Spruch erfüllen soll:
Viel Kinder und viel Segen.

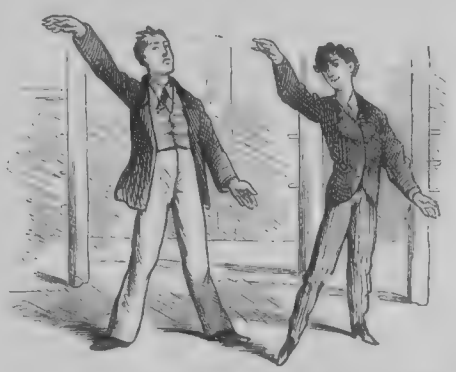
Ein unersetzlicher Verlust. Originalzeichnungen von C. Stauber.

Der Herr Kapellmeister Effmoll hört aus einer höhern Region eine wundervolle Tenorstimme ertönen.

Er entdeckt in dem Sänger den Kaminkehrer; prüft den Umfang seiner Stimme und sein Gehör.

Schaut ihm in den Hals und entdeckt, daß er eine Million in seiner Kehle habe. Vor Entzücken umarmt er ihn, zum großen Nachtheil seiner Wäsche.

Der Herr Kapellmeister läßt den Kaminkehrer ein Bad nehmen und paukt ihm die Skala ein.



Der Ballelmeister lehrt ihn den Bühnenschritt und graziöse Bewegungen.

Der Herr Kapellmeister hat ihn so weit gedrillt, daß er in einer kleinen Rolle zum ersten Male die Bühne betritt. Das Publikum ist entzückt von dem Glockenklang seiner Stimme und spendet ihm großen Beifall.

Die Intendanz engagirt ihn mit 1600 Mark. Der Kaminkehrer ist im siebenten Himmel

Der Intendant von Nordheim hört von dem neuen Gestirn am Sängerhimmel und macht trotz Sturm und Kälte die Reise zu dem Wunderkind

Zu seinem Erstaunen aber trifft er schon den Intendanten von Westheim, der dem Heldentenor 6000 Mark anbietet.

Der Intendant von Nordheim, der ihn im Tell gehört hat, bietet ihm 12,000 Mark. Schon ist er im Begriffe, den Kontrakt einzugehen, da —

Da erscheint der Intendant von Südheim und bietet ihm 30,000 Mark. Aber im Moment, als er zuschlagen will, kommt der Intendant von Ostheim und bietet ihm 60,000 Mark.

Zuletzt aber kommt Miß Trampelston, fällt ihm zu Füßen, bietet ihm ihr Herz und eine Revenue von 80,000 Pfund, und — Deutschland hatte seinen ersten Tenor verloren.

ich ja schon ein Briefchen von der Frau Liebsten — der Heinrich, der Kellner, hat's eben gebracht . . ."

Die Hausfrau zog ein zierlich gefaltetes, rosenroth schimmerndes Billet hervor.

„Einen Brief haben Sie — aber weßhalb sagen Sie das nicht gleich?" rief der Major ungestüm aus und griff in freudiger Hast nach dem duftigen Brieflein.

Es war das erste schriftliche Liebeszeichen von Frau Mariens Hand, welches der Major erhielt.

Während die Hauswirthin ging, löste er behutsam das kleine, einen blühenden Rosenzweig zeigende Siegel, öffnete das Billet und las — las folgende erstaunlichen Zeilen:

„Ich schreibe mit fliegendem Athem, mit zitternder Hand! Aber es muß geschrieben, es muß gesagt sein: Major, ich kann, ich will nie die Ihre werden. Unmöglich! Machen Sie auch keinen Versuch, diesen meinen festen Entschluß umzustürzen. Ich habe Ihnen meine Zukunft anvertrauen wollen, ich wollte vor vielen Bewerbern Sie wählen um Ihres ehrlichen Herzens willen. Das, das allein war es, was mich zu Ihnen zog! Und nun muß ich am gestrigen Abende durch Frau Justizrath Feldhaus die abscheulichste Schwindelgeschichte von Ihnen erfahren! O die Männer, die Männer — muß eine arme, vertrauende Frau denn immer Lug und Trug auf dem Grunde ihres Herzens finden! Ich bin zerschmettert! Von Ihnen hätte ich es nicht erwartet! Schliefen's Gläubiger betrügen zu wollen, indem Sie, der wildfremde Mann, sich zum Erben machen ließen! Und dann das arme junge Mädchen, das einen Andern liebte, mit diesem Schliefen gewaltsam zu verkuppeln, um ihm auf diese Weise — doch wozu dabei verweilen! Es ist eine abscheuliche Intrigue. Und das ist genug. Also leben Sie wohl, Major. Diese Zeilen sind das Ergebniß einer schlaflos verbrachten Nacht, sind unwiderruflich! Gott vergebe Ihnen, daß Sie mir meinen letzten Glauben an die Menschheit zerstört haben! Ich bin so außer mir — o wenn nicht diese hundert Bande irdischer Beziehungen mich an meine wie die Ketten einer Gefangenen auf mir drückenden Verhältnisse fesselten, würde ich in ein Kloster gehen, darin Heilung für mein wundes Herz zu suchen! Noch einmal, leben Sie wohl! Nicht mehr die Ihre

Marie Haßlacher."

Als der Major die ersten Worte dieses unerwarteten Briefes gelesen hatte, war er wie von einem Schlage getroffen zurückgewankt, und dann war er in einen Sessel gesunken und hatte so, mit zitternden Händen das Blatt haltend, es bis zu Ende gelesen, um es endlich, wie aus ganz kraftlos gewordenen Fingern, auf das Tigerfell unter seinen Füßen sinken zu lassen.

Er faltete jetzt die Hände zusammen, und ein Mal über das andere schwer Athem holend, stammelte er:

„Davon soll einen armen Menschen nun nicht der Schlag treffen! Bei Gott — nun ist Alles aus — Alles zu Ende! Sie will in's Kloster gehen, und dir — dir bleibt nichts übrig, als zurückzugehen nach Atschin und dich da todtschießen zu lassen! Vorausgesetzt, du verlierst nicht, ehe du hinkommst, den Verstand über allem dem! Denn wahrhaftig — das Alles durchzumachen — Verlobung, Erbschaft, Tochter, Entführung der Tochter, die nun wieder nicht deine Tochter ist, Entlobung — dazu gehört ein festerer Kopf, als der meine ist! Armer, armer Tigermajor — du dauerst mich!"

Der „arme Tigermajor" ließ den Kopf auf die Brust sinken und seine Arme schlaff an dem Sessel niederhängen.

Er saß lange, lange so. Dann stand er auf und schritt nachdenklich in seinem Zimmer auf und ab. Auf den Strauß, der neben dem unberührten Frühstück auf dem Tische lag, fiel endlich sein Auge. Er nahm ihn auf und drückte sein Gesicht darein. Als er es wieder erhob, schimmerten in dem Kelch einer der Rosen ein paar Tropfen — vielleicht waren es noch Reste des Morgenthaus, — der Major aber legte den Strauß wieder hin, kreuzte die Arme auf dem Rücken und starrte, still wie eine Bildsäule stehend, auf den Boden.

Und dann, wie wieder lebendig werdend, ging die Bildsäule auf's Neue still auf und ab. Der Major hatte früher wohl in heillos scheinenden Situationen die Gemüthsruhe wiedergefunden, indem er sich irgend eines der schönen, tiefsinnigen holländischen Sprüchwörter, welche solch' einen Schatz phlegmatischer Lebensweisheit enthalten, zurief. Zum Beispiel: „Aergere dich nie, verwundere dich nur." Aber heute half das nicht. Gegen diesen Sturm der Verzweiflung, der immer höher und höher schwellend seine Seele schüttelte, kam der kühlste Extrakt kühler holländischer Lebensweisheit nicht auf. Es war ja auch zum Erbarmen, das Spiel, welches das Schicksal mit ihm trieb! Es hielt ihn zum Narren, wie, ja, wie er es damals, als er zu Frau Marie von den „Narren des Glücks" sprach, noch gar nicht ahnte, daß ein Mensch vom Schicksal zum Narren gehalten werden könne! Es war wirklich, um sich ein Leids anzuthun — um einen Menschen zu morden — um sich an diesem Schliefen, der ihn doch allein in die ganze, dreimal vermaledeite Geschichte gelockt, zu vergreifen — um aus der Haut zu fahren!

Und bei diesem Gedanken gerieth der Major plötzlich in einen wahren Zorn — in eine wahre Raserei — mit einem lauten Fluch riß er das Billet Mariens vom Boden auf, las es rasch und flüchtig noch einmal, zerknitterte es, schleuderte es dann, zu einem Ballen ineinander gedrückt, in die Ecke — und stand wieder eine Weile sinnend, zu Boden starrend — bis er auffuhr, leise Worte vor sich hinmurmelnd, sich auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch und hastig einige Zeilen auf das daliegende Papier warf.

Diese Zeilen lauteten:

„Liebe Marie! Wie können Sie mir einen so häßlichen Brief schreiben? Ich erwiedere ihn, indem ich Ihnen zum Morgengruß ein schönes Bouquet überreiche. Was Ihnen Frau F. vorgeschwatzt hat, ist eine ganz einseitige, falsche Darstellung der Sache. Ich habe mich in der betreffenden Angelegenheit ehrlich benommen. Wie leider nur viel zu sehr die ganze Welt davon spricht, daß ich ehrlich bin. Das hat mir ja, wie ich Ihnen geklagt habe, schon Verdruß genug bereitet. Jetzt aber werde ich auch einmal einen Vortheil von der Ehrlichkeit haben. Lassen Sie sich das gesagt sein. Nicht von der meinen, sondern von der Ihren. Sie werden nämlich als ehrliche Frau Ihr mir gegebenes Wort halten. Darnach kann gar keine Frage mehr sein — aber um Ihnen die Aufklärungen über meine Handlungsweise zu geben, welche Sie wünschen können, werde ich nach einer halben Stunde bei Ihnen erscheinen. Für immer und ewig Ihr

Bernhard van der Bruck."

Der Major siegelte diese Epistel, klingelte und übergab sie nebst dem Strauß dem eintretenden Mädchen zur sofortigen Bestellung an Frau Marie.

Als das Mädchen zurückkam, meldete es, daß Frau Marie ihr Beides selbst abgenommen, aber ihr kein Wort zur Antwort mitgegeben.

„Thut nichts — die Antwort hol' ich mir selber!" sagte sich im Stillen unverzagt der Major, und nach kurzer Zeit wanderte er in die „Sonne".

Als er hier sich durch Heinrich, den Kellner, bei Frau Marie melden ließ, wurde er auch ohne lange Zögerung in ihr Wohnzimmer eingeführt; dann schloß Heinrich die weißlackirte Thüre hinter ihm zu — was die Beiden dahinter gesprochen haben mögen, weiß Millfurth deßhalb nicht. Es muß aber eine Wendung genommen haben, daß der Major mit seiner energischen Behauptung: er werde jetzt auch einmal einen Vortheil von der Ehrlichkeit haben, glorreich oben blieb. Denn als die Stunde der Table d'hôte gekommen war, erschien der Major unten im Eßsaal mit einem strahlenden Gesichte, nahm würdevoll wie nie seinen Ehrenplatz ein, unterhielt die Gäste in heiterster Weise, ohne eine einzige Tigergeschichte zu erzählen — und beim Nachtisch, als einer der paar noch zurückgebliebenen Stammgäste über den verzapften Erbacher spöttelte, sagte er:

„Das ist wahr, die Weine ließen zuweilen in der ‚Sonne' zu wünschen übrig, indessen kann ich den Herren die Versicherung geben, daß binnen Kurzem hierin eine glänzende Aenderung eintreten wird. Uebrigens ist der Sekt doch immer sehr gut gewesen, — Heinrich, bringen Sie ein paar Flaschen — die Herren würden mich verpflichten, wenn Sie darin mir Bescheid thun wollten auf einen kleinen Toast, worin ich mich heute gedrungen fühle, diese edle ‚Sonne', diesen Mittelpunkt unseres freundschaftlichen Verkehrs, recht herzlich leben zu lassen!"

„Es lebe die ‚Sonne'!" riefen die Gäste — Herr Schliefen war heute nicht unter ihnen, aber ein Anderer, der ein ebenso guter Ethnograph war, setzte lachend hinzu:

„Es lebe das persische Wappen — die Sonne und — der Tiger!"

„Löwe, Löwe!" riefen die Anderen verbessernd.

„Ach was, ein Wüstenkönig ist so gut wie der andere, und ich, ich lasse mit diesem schäumenden Pokale neben der Sonne den Tiger leben. Neben dem Urquell der Wärme das kräftige Gebilde heißer Zonen, für welches unser allverehrter Major durch seine ausgezeichnete Erzählergabe so erfolgreich unsere Sympathieen zu gewinnen verstanden hat. Also die Sonne und der Tiger — mögen Beide uns immer das Symbol der Stätte sein, wo warme Gastlichkeit den müden Wanderer in ihre erquickende Hut nimmt!"

Und mit einem lauten: „Sie leben!" fielen einstimmig die Uebrigen ein. Der Major aber sprach würdevoll:

„Ich danke Ihnen, meine Herren — denn allerdings darf ich ja Ihren gütigen Trinkspruch auch auf mich beziehen — ich bin in der That mit Frau Marie Haßlacher seit gestern verlobt!"

Heinrich Schliemann.

(Hiezu das Porträt S. 621.)

Die Ausgrabungen bei Troja und Mykene, welche Heinrich Schliemann gemacht, zählen unbedingt zu dem Merkwürdigsten und Interessantesten unserer Zeit. Daß die Gelehrten in der Erklärung der großen Funde uneinig sein würden, ja daß sie sich sogar anfangs ablehnend gegen dieselben verhielten und sie belächelten, war leicht verständlich; die Wissenschaft scheint sich indeß besonnen zu haben und in diesem Augenblicke weilt der berühmte Physiologe Virchow auf den Aufgrabungsfeldern. Es scheint somit, daß auch die deutsche Wissenschaft, die sich anfangs der Sache ganz ferne hielt, sich die großen Entdeckungen zu Nutze machen will. Schliemann's Wirksamkeit ist eine glänzende Illustration von dem, was man „die neue Art, die Klassiker zu lesen", nennt. Schliemann ist kein Philolog von Fach, aber wenn die Philologen so lange studirt und nichts gefunden und er, nicht durch den Zufall, sondern nach einem bestimmten Plan an die Stätte reisen und Schätze in solcher Zahl und von solchem Werthe an das Tageslicht ziehen konnte, so mußte ihm zuletzt auch der Philolog vom reinsten Wasser seine Bewunderung zollen. Der erste Schritt ist geschehen, hoffentlich verschließt man sich der Sache nicht länger. Man denkt sich den heute Berühmten schon in früher Jugend auf einem Gymnasium und später auf einer Universität: vertieft in das Studium der griechischen Klassiker, dem ist aber nicht so. Seine Begeisterung für Homer wurde allerdings frühzeitig geweckt: er war erst acht Jahre, als er den Vater, welcher Geistlicher war, den Homer in der Uebersetzung lesen hörte, und schon damals prägten sich Trojas Ruinen seiner Phantasie ein, um nicht mehr ausgelöscht werden zu können. Aber bald erhielt sein Leben eine völlig andere Richtung. Von Neubülow in Mecklenburg, wo er 1822 geboren war, wurde er in seinem neunten Jahre zu einem Oheim gesandt, der als Pastor in der Nähe von Lübeck war, und besuchte später die Realschule in Neustrelitz. Damit hatten seine Studien ihr Ende erreicht. Er kam in die Lehre zu einem Kaufmann und blieb in dieser Stellung sechs Jahre. Der Zufall führte ihm eines Tages einen alten Schulkameraden zu, der ihm im Laden Verse aus Homer vordeklamirte, und das weckte die unwiderstehliche Lust in ihm, Griechisch zu lernen; aber nur ein unglücklicher Zufall half. Er hatte sich durch Heben eines Fasses eine ernstliche Brustkrankheit zugezogen und mußte den Dienst quittiren. In der Verzweiflung ließ er sich als Schiffsjunge anwerben; aber schon vierzehn Tage später strandete er am Texel, begab sich von dort mit wenigen Schillingen nach Amsterdam, wo er auch nach mancherlei Fährlichkeiten eine Anstellung in einem Handelshaus erhielt und seine übrige Zeit zur Erlernung der neueren Sprachen verwandte. Bald konnte er Französisch, Englisch, Holländisch, Spanisch, Portugiesisch und Italienisch. Aber da man nicht zwei Herren dienen kann, erhielt er hier seinen Abschied, bald jedoch eine andere Anstellung als Korrespondent. Er lernte nun auch Russisch und war nach sechs Wochen im Stande, einen russischen Brief zu schreiben. Sein Haus schickte ihn 1846 als Agenten nach Petersburg, wo ihm wenig Zeit zum Studium blieb. Erst 1854 nahm er diese Studien wieder auf. Er lernte nun Schwedisch, Polnisch, Neu- und Altgriechisch und konnte endlich den in seinen Jugendjahren gehegten Wunsch erfüllen, Homer im Original zu lesen. Er machte dabei große Reisen, die ihn vom hohen Norden bis nach Griechenland führten, setzte jedoch später seine Handelsthätigkeit fort, bis er im Besitz eines großen Vermögens war, und nun unternahm er eine Reise um die Welt und ließ sich 1866 in Paris nieder, wo er seinen archäologischen Studien oblag. So ausgerüstet führte er endlich seinen lange gehegten Lieblingsplan aus: er suchte zunächst den klassischen Boden des alten Ithaka auf und wandte sich nach der kleinasiatischen Küste, wo er in dem Hügel von Hissarlik die Stätte des alten Troja vermuthete und im April 1870 die ersten Ausgrabungen veranstaltete, die nun in größerem Maßstabe fortgesetzt wurden. Die Ausbeute, die allerdings nur durch seine und seiner Gattin, einer geborenen Griechin, Ausdauer möglich wurde, war eine erstaunliche. Schliemann glaubte schon das alte Troja aus seinen Trümmern auferstanden. Die nüchternen Forscher meinten, das Mittelalter werde das Meiste zu diesen Schätzen beigesteuert haben. Die Pforte strengte einen Prozeß wegen der Ausgrabungen an, sie wurden ihm jedoch gegen 50,000 Franken als Entschädigung zugestanden. Er blieb alleiniger Besitzer. Noch großartiger gestaltete sich das Resultat der Ausgrabungen in Mykene, die er 1876 begann, und zwar zunächst in der Akropolis, in der sogenannten Schatzkammer des Atreus. Er entdeckte eine Menge der prächtigsten und werthvollsten Waffen und Schmuckgegenstände, die vorderhand in der Bank von Ithaka untergebracht sind. Schliemann ist nicht bloß glücklicher Entdecker so manchen Schatzes, er hat sie auch archäologisch verwerthet durch seine Beschreibungen in den Werken: „Ithaka, der Peloponnes und Troja" (Leipzig 1869), den „Trojanischen Alterthümern" (1874) und „Ancient Mycenae" (London 1877).

Die historische Jagdgruppe

im Festzuge zu Ehren der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares in Wien.

Nach den Originalskizzen von Hans Makart.

(Hiezu das Bild S. 624 und 625.)

In die Stille des Gewerbelebens in Wien hat der Festzug zu Ehren des Kaiserpaares eine ganz außerordentliche Regsamkeit gebracht. Die Dimensionen wuchsen von Tag zu Tag mit der Zahl der zu kostümirenden Theilnehmer und den gesteigerten Anforderungen, welche die Gruppen an sich selbst stellten.

Die ruhigen Hallen der Weltausstellungsrotunde und deren Annexe belebten sich mit Wagnern, Schlossern, Bildhauern, Tischlern, Zimmerleuten, Malern, Vergoldern, Anstreichern, Tapezierern, kurz mit allen erdenklichen Hülfsgewerben, als gälte es einer neuen Weltausstellung. Nicht weniger als siebenundzwanzig kolossale Wagen wurden erbaut, mußten mit Krahnen gehoben, auf Schienen gestellt werden und derlei mehr.

In der Nähe von Makart's Atelier, im kaiserlichen Gußhause, wurde ein Annex aus Holz und Glas errichtet für Schneider und sonstige Gewerbe. Die einzelnen Gruppen mietheten in den Vorstädten die geräumigsten Fabriklokale zur Vollendung ihrer Toilettenbedürfnisse, Standarten 2c.

Im Palais des Fürsten Schwarzenberg wurde der Jagdgruppe der Kavaliere ein großer Festsaal, der sogenannte Marmorsaal, eingeräumt und darin saß eine Kompagnie von Schneidern, Zurichtern, unter Leitung eines der Kostüme des Mittelalters kundigen akademischen Künstlers. Ueberhaupt waren die Maler überall zu Rathe gezogen, die Kostümzeichnungen der mittelalterlichen Künstler wurden aus allen Bibliotheken und Archiven geholt. Der historische Jagdzug dürfte seinesgleichen nicht haben, obschon die Jagdherren noch einen abgesonderten modernen Jagdzug ausrüsteten.

Die Grundlagen zu allen Zügen waren Makart's mit erstaunlich rascher Konzeption überaus gefällig gemalte Skizzen. Es wuchsen allerdings die einzelnen Züge und Gruppen weit über den zuerst bemessenen Rahmen hinaus.

So bringen wir denn hier zwei und wohl die schönsten Skizzen Makart's, jene für die historische Jagdgruppe der Kavaliere. Der Farbensinn Makart's hat sich glänzend in den Skizzen bewährt. Die Masse der Kavaliere und ihrer Umgebung wird größer sein; aber ein gewisser übersichtlicher Kern ist in dem hier Gegebenen. Zur Erklärung mag die Ordnung des Zuges dienen, sie ist wie folgt: Die Reis- oder Niederjagd, an der Spitze ein Reiter mit der Hubertusfahne, dann der Anführer, Knechte mit Hunden und die aus zwanzig Mann bestehende Jägerrotte; die Gemsjagd, Anführer Graf Wilczek sen., Jägerrotte; Hirschjagd, Jägerknechte mit Leit- und Schweißhunden, Anführer Graf Breuner, Jägerrotte; der von Zumbusch gebaute Triumphwagen, vorn mit der Figur der Diana. Vor diesem Wagen fährt der leichte Wildwagen, mit Jagdbeute beladen und von Trabanten begleitet. Dem Wagen folgt die Saujagd mit der charakteristischen Figur des kolossalen Rüdenmeisters an der Spitze, dann Rüdenknechte, Jägerrotte. Hierauf kommt die Bärenjagd, eröffnet von Jägerknechten mit schweren Hunden, denen die Anführer und die Rotte folgen. Den Schluß bildet die Falkenjagd, wenn nicht die farbigste, doch die heiterste der Gruppen; voraus Jägerknechte mit Stöberhunden, dann Falkenknechte mit Falken, der Anführer, die Partie der Falkoniere und schließlich die Piqueure, Alles zu Pferde.

Estudiantina.

Römischer Brief

von

Günther v. Freiberg.

„Klinge, klinge, mein Pandero,
Doch an Andres denkt mein Herz."
(Spanisches Volkslied.)

Man hatte Fenster und Balkonthüren geöffnet; der nervenerschlaffende Sirokko zog ein auf den Schwingen der lauen, schwülen Märzluft; narkotisch duftende Blumen, Tazetten, Heliotrop, Hyazinthen durchhauchten den blauen Salon des spanischen Palastes mit fast betäubendem Wohlgeruch; die unvermeidlichen klimatischen Einflüsse des römischen Vorfrühlings stimmten sogar die Lebensgeister der Gesellschaftselite herab, so zahlreich dieselbe herbeigeeilt war, um die Nachmittagsstunden bei der Botschafterin der „sehr katholischen Majestät", Gräfin Coello, zuzubringen; manch' hübsches Gesicht sah müde und angegriffen aus hinter schwarzpunktirtem oder goldbeflittertem Schleier . . . nur leise wurde das Gespräch geführt, während man Thee, Moscatello aus Xeres und Malaga nippte . . .

Da bewegte sich ein Zug schwarzbemäntelter Musici über den Platz, unter dem Portale des Gesandtschaftshotels verschwindend . . .

Fünf Minuten darauf öffneten sich die vergoldeten Flügelthüren des Ballsaals, und in Reih' und Glied aufmarschirt stand die aus zwanzig Mann bestehende Estudiantina von Salamanka, welche seit Kurzem Rom in Aufregung versetzt. Ein freudig überraschtes „Ah!" der Anwesenden begrüßte die fahrenden Schüler; bisher hatten sie sich nur bei Hofe und in einem Konzert mit sehr hohem Eintrittspreise hören lassen. Nachdem Hörer und Hörerinnen voller Spannung in dem kühlen, luftigen Saale Platz genommen, bedeckten sich die spanischen Musensöhne und begannen auf Violinen, Flöten und Guitarren „La Jota" (sprich: Chota!), eine schmachtende, herzaufwühlende Tanzweise, von der Chateaubriand sagt, daß sie aus leidenschaftlichen Seufzern zusammengewebt sei; zwei Jünglinge ließen dazu das famose Pandero (kleines Tambourin mit Schellen und Klapperblechen) ertönen; zwei andere die Kastagnetten und Triangel; man muß sehen, wie sie mit dem Pandero hantiren, um von spanischer Agilität einen Begriff zu haben: sie rühren diese komplizirte Handpauke nicht mit den Fingern allein, sondern mit dem Ellenbogen, dem recht eigentlichen „Musikantenknochen", schlagen sich damit gegen das Knie, die Schulter, den Kopf, — Alles blitzartig, unerwartet, mit stolzestem, traurigstem Gesichtsausdruck. Alle Typen sind in dem ambulanten Orchester vertreten: da sehen wir Don Basilio, den kleinen gelben Schleicher; dort Figaro, heiter, blühend, selbstbewußt; hier den sinnreichen Junker von La Mancha, ausgemergelt, mit visionärem Blick; auch Cherubino fehlt nicht, Beaumarchais' durchtriebener page infernal, den man sich im Sinne des französischen Dramatikers denken muß, nicht weiß und rosenroth, wie die jugendlichen Sängerinnen ihn sich anschminken. Sämmtliche Provinzen Spaniens scheinen ihr Kontingent gestellt zu haben: der Violinvirtuose — offenbar aus den Alpuxarrasbergen, wo ein mohrenhafter Menschenschlag sich erhielt, — besitzt ein glattes Mulattengesicht mit wulstigen Lippen . . . Monostato, wie er leibt und lebt; neben ihm flötet ein Asturier, der wie ein Kabyle ausschaut; den Damen gefällt vorzugsweise ein sympathischer Andalusier mit regelmäßigen Zügen, tiefmelancholischen, sammetschwarzen Augen, recht ein Held des Lope de Vega, etwa wie man sich dessen „Don Maçias, den Verliebten", denkt, den auch Uhland in der „Sängerliebe" verewigte. Der Kapellmeister, ein Kastilianer, ist blond, helläugig, nicht gerade hübsch, doch von einnehmenden Manieren. Wer Goya's, des spanischen Hogarth's, Gemälde und Karrikaturen sah, dem geht durch den Anblick dieser Estudiantina förmlich ein neues Licht auf über dieses gewaltige Talent; auch an Velasquez und Murillo, diese in ihrer Art Unübertroffenen, erinnert mehr als eine Physiognomie. Schön im klassischen Sinne des Wortes ist kein Einziger, aber individuell anziehend fast ein Jeder. Alle befestigen rothgelbe Schleifen, Troddeln und Bänder an ihren Instrumenten, was ungemein lustig aussieht. Den schwarzen Hut (den Kopfbedeckungen unserer norddeutschen Leichenbitter nicht unähnlich), den der traditionelle elfenbeinerne Löffel ziert, setzen sie verwegen auf . . . „als wären sie versoff'ne Kupferschmiede," meinte flüsternd mein deutscher Nachbar. Ein Zipfel ihrer langen schwarzen Mäntel ist über die linke Schulter geschlagen; übrigens ist ihr Anzug leider ganz europäisch; zu ihren zart hingehauchten oder toll herausgewirbelten Melodieen gehört das kleidsame Majokostüm mit der Schärpe aus Schillertaffet oder meinethalben der malerisch zerlumpte Kittel des Mañolo (Gamin) von Madrid.

Die „Jota" wurde stürmisch da capo verlangt; den Schönen brannten die Wangen vor Lust; Niemand klagte mehr über Sirokko und Kopfschmerzen; ich — eingedenk meiner oft unterbrochenen spanischen Sprachstudien — drechselte in Gedanken an einer passenden Phrase; aber ach, es war fruchtlos, ich mußte mich begnügen, dem Kapellmeister ein „Muy hermoso!" (Sehr schön!) zuzurufen und dafür ein gnädiges Lächeln entgegenzunehmen. Hierauf folgte ein göttlicher Walzer: „La noche de estrellas" (Die Sternennacht), d. h. es war eine Art Serenade mit Walzereinlage; sie spielen mit einer Reinheit, Präzision und Empfindung ohnegleichen, mit einem Wort: echt musikalisch instinktiv. Anfangs sind die Rhythmen zögernd, schüchtern, noch wagt das volle Thema sich nicht hervor, es bleibt beim Präludiren; dann setzt stürmisch das Crescendo ein, steigert und steigert sich, ruft wollüstige Sehnsucht hervor, ja völlige Erkrankung des Herzens . . . Mir kam das spanische Lied: „Tango vos el mi pandero", was Geibel so schön übersetzte, nicht aus dem Sinn:

„Klinge, klinge, mein Pandero,
Doch an Andres denkt mein Herz!"

Da wirft der Tamburroschwinger, ein bartloser Jüngling, Mantel und Hut zur Erde und beginnt auf beschränktestem Raume einen Tanz . . . er trägt einen schlichten Ueberrock, hässliche, bestaubte Stiefeln, — trotzdem sah ich nie etwas Hinreißenderes! Kein Wunder, wenn uns ein blendend schönes Weib, wie Pepita de Oliva und die unwiderstehliche Petra Camara, in Atlaß und Spitzen gekleidet, von der Bühne herab bezehrte; wenn der einbeinige Tänzer Donato durch sein Mantelspiel und allen erdenklichen Theater-Hokuspokus den Zuschauer in Taumel versetzte, — doch daß ein schlecht gekleideter, nicht besonders hübscher Mensch bei nüchternem Tageslicht, ohne alles szenische Beiwerk, eine womöglich noch größere Wirkung erzielt, ist doch beispiellos!! Rahel spricht in ihren Briefen (erste Ausgabe 1834) von einem Italiener, „einem Halbgott von Tänzer", der durch die Lüfte flattert, als wolle er eine Nymphe haschen . . . nein, der Pandero-Jüngling tanzt ganz anders: nicht aus Lust, auch nicht wie ein schwärmender Bacchant zu Ehren des Gottes der höheren Begeisterung, bewahre! sein Tanz war durchweg die Illustration jenes Liedes:

„Klinge, klinge, mein Pandero,
Doch an Andres denkt mein Herz!"

Es war die Verzweiflung, die nach Betäubung haschte . . . er warf sich zu Boden, schnellte empor wie von Furien gepeitscht, kniete nieder auf dem Podium, stampfte es, als ob die Sohlen unter ihm brannten, gegen sich selbst wüthend, indem die Schellentrommel in seinen Händen zitterte . . .

„Bei des Tanzes Drehn und Reigen
Schlag' ich wild den Takt zum Reigen,
Daß nur die Gedanken schweigen,
Die mich mahnen an den Schmerz."

Théophile Gautier, welcher mehr Südländer als Franzose an Geschmacksrichtung und Empfindungsweise war, sagt in seiner spanischen Reise „Tra los montes" von einer Ballerina: „Sie tanzte gebrochenen Auges, als trüge sie einen Dolch in der Brust." So grausenhaft schön, so unheimlich bestrickend war dieses Schauspiel, originell, wie nur irgend ein Sommernachtstraum, den man unter Jasmin und Geranium träumt . . .

Und dann tritt der Tänzer unter die Musiker zurück und steht still wie das Steinbild des Komthur, scheinbar ohne zu athmen. In Spanien selbst tanzen diese Kautschukmänner und Quecksilberdamen auf den Tischen der Kaffeehäuser zwischen Tellern und Tassen, ohne das Geringste umzustoßen.

Der Beifall wollte nicht enden; Gesandtinnen, Ladies und römische Prinzessinnen winkten mit Fächern und Schnupftüchern, ich sah manch' Füßchen in seidenen Strümpfen und koketten Atlaßschuhen zucken; wir waren Alle ganz Tanzlust vom Scheitel bis zur Zehe. Wie viel enthusiastischer und demonstrativer sind übrigens bei solchen Gelegenheiten die Deutschen und Engländerinnen als die Italienerinnen! Letztere empfanden sogar ein bischen Eifersucht hinsichtlich ihrer Mandolinata, welche durch die Estudiantina allerdings in Schatten gestellt wird. Wem würde es einfallen, die Leistungen der römischen Saitenschläger auf Kosten der Spanier herabzusetzen? — am wenigsten mir selber, nachdem ich die Mandolinata in gebundener und ungebundener Rede feierte! Aber wer parteilos ist, muß Folgendes eingestehen: nimmt man der römischen Nachtmusik die bezaubernde Mondscheinszenerie, beurtheilt man sie überhaupt vom kritischen Standpunkte aus, so bleibt nicht viel übrig, um mit den Studenten vom Ufer des Tormes zu konkurriren; die Mandoline ist nun einmal der Violine und Flöte untergeordnet.

Zum Schlusse sangen die Spanier einen Chor, betitelt „Olè!" (Hollah!), nach jeder Strophe rufen sie ein herausforderndes „Olè!", wobei sie jedesmal ihre Hüte schwenken wie die Tyroler Jodler. Ob diese schwarzbemäntelten Spielleute echte Scholasten oder höhere Barbiere und Glücksritter sind, dafür kann ich nicht einstehen, finde es auch sehr gleichgültig, da sie sich sehr bescheiden verhalten und nur als Musiker auftreten. Wie mir schien, sprach Keiner von ihnen italienisch; doch verstehen sich Spanier und Wälsche gegenseitig ohne allzu große Schwierigkeit. Ein Herr fragte sie, wie ihnen Rom behage. „Per Dios," antworteten sie, „eine wundervolle Stadt! Aber daß man den schönen Damen auf der Straße keine Artigkeiten sagen darf, ohne Anstoß zu erregen, das — offen gestanden — mißfällt uns und beweist, daß unsere Sonne heißer brennt als die italienische." —

Ritterlich großmüthig erwies sich der in Rom anwesende Herzog Amadeo von Aosta, der einst den schweren Traum gehabt, König von Spanien zu sein: er nahm hundert Billets zum ersten Konzerte der Estudiantina, zahlte dafür tausend Lire, schenkte dann seinerseits den Studenten die Eintrittskarten (à Stück 10 Lire) zurück und gab ihnen noch ein sehr bedeutendes Geldgeschenk. So rächt sich der Sohn Viktor Emanuel's!

Die deutsche Reichsbank.

Von

Erdmann Auer.

III.

Nachdem die gewaltigen Ereignisse des Jahres 1870 das deutsche Reich wieder hatten erstehen lassen, verschwand vor Allem zunächst die Hemmung des Wirthschafts- und Handelsverkehrs an den Grenzen der bisher vollkommen selbstständigen Einzelstaaten — das ganze deutsche Reich wurde ein einziges ökonomisches Gebiet, und es mußte daher nahe liegen, auch das für den Handels- und Wirthschaftsverkehr so wichtige Bankwesen zu allgemeinen, gleichen Grundsätzen zu regeln und zugleich ein Institut zu schaffen, welches für den ganzen nationalen Geldverkehr den regulirenden Mittelpunkt bildet, wie dieß bei den großen Banken von England und Frankreich der Fall ist. Bald nach dem Friedensschlusse wurde diese große nächstliegende Aufgabe des neuen deutschen Staatslebens in Angriff genommen, und schon am 14. März 1875 wurde das Reichsbankgesetz erlassen, welches die in unseren früheren Artikeln geschilderte Verwirrung des deutschen Bankwesens zu einer festen, allgemein gültigen Ordnung führte und zugleich die deutsche Reichsbank in's Leben rief, welche jetzt bereits den Banken von England und Frankreich ebenbürtig an die Seite getreten ist.

Die Reichsbankgesetzgebung hält an dem Prinzip staatlicher Beschränkung der Bankfreiheit unbedingt fest und sucht durch eine Reihe sichernder Garantieen das geschäftstreibende Publikum vor Beschädigung durch die Banken zu bewahren.

Was die Reichsbank betrifft, so hat man bei der Gründung derselben die in England und Frankreich gemachten Erfahrungen benützt, indem man einerseits das ganze Institut völlig unter die Leitung der Regierung stellte und ihm dadurch eine bedeutende Garantie der Solidität und des festen Kredits gab und indem man andererseits eine Ausbeutung

der Bank durch den Staat im Wege direkter Anleihen oder Anleihevermittelungen ausschloß. Zugleich zeigt die Reichsgesetzgebung das unverkennbare Streben, der Reichsbank gegenüber nach dem Beispiel Englands den Notenverkehr der Privatbanken immer mehr einzuschränken und den letzteren, wie sich das in England auch allmälig herausgebildet, mehr das Depositengeschäft zuzuweisen. Man fand sich bei der Regelung der Bankverhältnisse in Deutschland einer Anzahl von wohlerworbenen Rechten gegenüber, welche die Freiheit des Handels nach den als richtig erkannten Prinzipien nicht unerheblich beschränkten, denn die zahlreichen Banken, welche bei der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches bereits von den früheren Einzelstaaten rechtsgültige Konzessionen erhalten hatten, konnten in diesen Rechten nicht beschränkt werden. Man hat deßhalb die Bestimmung getroffen, daß in Zukunft Privatbankinstituten die Erlaubniß zur Notenausgabe nur unter Zustimmung der Gesetzgebung des Reiches zu ertheilen sei, wobei entschieden die Absicht vorliegt, solche Notenemission von Privatbanken künftig überhaupt nicht zu gestatten. Die bei dem Erlaß des Gesetzes bereits bestehenden Institute aber dürfen auf Grund der ihnen ertheilten Konzessionen ihre Geschäfte fortsetzen. Man hat indeß zur Sicherung ihres Notenumlaufs gewisse Bedingungen gestellt, denen sie sich zu unterwerfen haben — die hauptsächlichste dieser Bedingungen ist diejenige der Einwilligung, daß ihnen am 1. Januar 1891 ihre Notenkonzessionen mit einjähriger Frist gekündigt werden dürfen, so daß das Reich mit dem genannten Zeitpunkt die Möglichkeit hat, alle Privatzettelbanken aufhören zu lassen und den ganzen Bankbetrieb auf dem nationalen Verkehrsgebiet allein in seine eigene Hand zu nehmen. Außerdem müssen sie einen vollkommen genügenden Reservefonds schaffen und ein Drittel ihrer Noten durch Deckung in Metall sicherstellen, auch muß jede von ihnen in Frankfurt a. M. oder in Berlin eine Einlösungsstelle halten und die Noten jeder anderen anerkannten Bank an Zahlungsstatt annehmen. Denjenigen Banken, welche sich diesen Normativbestimmungen des Reichgesetzes unterwerfen, wird die Cirkulation ihrer Noten auf dem ganzen Gebiete des deutschen Reiches gestattet, — diejenigen, welche jene Bedingungen nicht annehmen, bleiben zwar im Besitz der ihnen früher von ihren Landesregierungen ertheilten Konzessionen, doch wird die Cirkulation ihrer Noten außerhalb des Gebietes des Einzelstaates, in welchem sie konzessionirt sind, nicht gestattet. Die meisten der bedeutenderen Banken haben die Normativbestimmungen des Gesetzes angenommen — unseres Wissens hat nur eine einzige, die braunschweigische Bank, diese Annahme verweigert und sich dadurch mit ihrer Notencirkulation selbst auf das enge Gebiet des Herzogthums Braunschweig beschränkt. Mehrere andere Banken, wie zum Beispiel die neuerdings zusammengebrochene ritterschaftliche Privatbank in Stettin, haben auf ihr früheres Recht der Notenemission völlig Verzicht geleistet.

Die preußische Bank, welche ebenfalls wie alle anderen unter die Normativbedingungen des Gesetzes fiel, wurde nun aber durch einen besonderen Vertrag dem deutschen Reich als Eigenthum überlassen und durch ein besonderes Statut zur Reichsbank umgeschaffen. Diese Reichsbank ist gegründet mit einem Grundkapital von 120 Millionen Mark, welches in 40,000 Antheilen zu je 3000 Mark getheilt ist, die auf den Namen des Inhabers ausgestellt sind. Die Reichsbank hat die volkswirthschaftliche Aufgabe, für die Geldcirkulation in dem ganzen Reichsgebiet Regel und Norm zu bilden, die Zahlungsausgleichungen zu vermitteln und für die nutzbare Verwendung disponibler Kapitalien Sorge zu tragen. Deßhalb sind ihr als besondere Geschäfte zugewiesen: der An- und Verkauf von Gold und Silber in gemünztem und ungemünztem Zustande, der An- und Verkauf, sowie die Diskontirung kurzer Wechsel und sicherer Schuldokumente, das Lombardgeschäft, das Inkassogeschäft, der Kauf und Verkauf von Effekten und Metall in fremdem Auftrag und für fremde Rechnung, der Depositen- und Giroverkehr, sowie die Verwahrung und Verwaltung von Werthgegenständen. Die Annahme von verzinslichen Depositen ist ihr nur bis auf die Höhe des eingezahlten Grundkapitals nebst Reservefonds gestattet, um durch diese Einschränkung des Depositengeschäfts Verlegenheiten auszuschließen, wie sie die englische Bank bei der in unserem vorigen Artikel erwähnten Gelegenheit betrafen. Die Notenausgabe der Reichsbank, wie der dem Reichsbankgesetz unterworfenen Privatbanken ist nur bedingungsweise eine unbeschränkte — nach dem Gesetz soll für jede Bank ein bestimmter Notenbetrag festgesetzt sein, über den dieselbe der Regel nach nicht hinausgehen darf. Der Gesammtbetrag dieser Notenausgabe ist auf 385 Millionen Mark bestimmt, wovon auf die Reichsbank 250 Millionen Mark kommen sollten. Jede der Banken hat nun, wenn sie eine Ueberschreitung des ihr gestatteten Maximalbetrages ihrer Noten vornimmt, von dem Ueberschuß, so lange die höhere Notencirkulation dauert, eine Steuer von 5 Prozent zu zahlen. Durch diese Bestimmung sind die Banken an einer zu großen und unwirthschaftlichen Ausgabe ungedeckter Noten gehindert, dagegen ist ihnen aber auch im Falle eines wirklichen Bedürfnisses eine größere Freiheit gestattet, als dieß zum Beispiel bei der Bank von England der Fall ist, welche über die Summe von circa 15 Millionen Pfund Sterling hinaus keine ungedeckten Noten ausgeben darf, auch wenn ein wirkliches Bedürfniß dafür vorliegt. Es ist ferner dabei bestimmt, daß wenn die Befugniß einer Privatbank zur Notenausgabe erlischt, das Notenkontingent derselben der Reichsbank zuwächst.

Die Reichsbank ist, wie schon bemerkt, in ihrer Verwaltung vollständig ein unter dem Bundesrath und dem Reichskanzler stehendes Staatsinstitut — durch das Reich werden alle Beamten ernannt, die Reichsregierung vertheilt die Kapitalien der Bank auf die verschiedenen Comptoirs, setzt die Bedingungen der Kreditgewährung fest und ist nicht verpflichtet, für die Entscheidungen über Gewährung oder Versagung von Krediten Gründe anzugeben. Jeder Besitzer einer Bankaktie hat zwar das Recht, an den Abstimmungen in den Generalversammlungen theilzunehmen, indessen hat die Vertretung der Aktionäre nur eine berathende Stimme. Dafür tritt das Reich freilich mit seinem vollen Kredit für die Bank ein, indem es gesetzlich verpflichtet ist, die Noten der Bank bei allen seinen öffentlichen Kassen zum Nennwerth als Zahlung anzunehmen — die Reichsbank selbst ihrerseits ist verpflichtet, ihre Noten, — und zwar an der Hauptbankkasse sogleich, bei allen Zweiganstalten auf Präsentation, soweit die Bestände hinreichen, einzulösen, ebenso auch die Noten aller anderen dem Bankgesetz unterworfenen Banken an ihrer Hauptkasse und bei den Filialen in Städten über 80,000 Einwohner zum Nennwerthe in Zahlung zu nehmen, soweit und solange jene Banken ihrer eigenen Einlösungsverpflichtung pünktlich nachkommen. Die Reichsregierung hat sich endlich das Recht vorbehalten, nach dem 1. Januar 1892 die Reichsbank aufzuheben — sie muß dann jedoch sämmtliche Aktienantheile für sich erwerben, und zwar zum Nennwerthe. Durch diese Bestimmung ist die Möglichkeit gegeben, zu dem bezeichneten Zeitpunkte das ganze Bankwesen nach den dann gemachten Erfahrungen, wenn es nöthig sein sollte, zu reformiren und neu zu organisiren, oder auch die Reichsbank unter Ausschluß aller Privatbetheiligung in ihrem Kapitalfonds zu einem ausschließlichen Staatsinstitut zu machen.

Diese Bestimmung scheint uns von einer besonderen Bedeutung für die weitere Entwicklung des öffentlichen Lebens zu sein. Mit dem Verschwinden aller scharfen Abgrenzungen der kleinen Einzelstaaten und mit der dadurch bedingten rapiden Steigerung der wirthschaftlichen Bewegung über weit ausgedehnte Gebiete hin scheint sich immer mehr die Nothwendigkeit herauszustellen, die Staatsomnipotenz auch in der Leitung dieser Wirthschaftsbewegung ausschließlicher und unumschränkter zu machen, da die konzentrirte Macht des Staates allein im Stande sein möchte, die stets mächtiger steigende Flut des Verkehrslebens zu beherrschen, zu regeln und zu leiten. Wie sich in der Reichsregierung das entschiedene Bestreben zeigt, allmälig mehr und mehr den Eisenbahnverkehr in ihrer eigenen Hand einheitlich zusammenzufassen, so scheint auch durch die Entwicklung der Konsequenzen des Bankgesetzes der Weg geöffnet zu sein, um allmälig alle Privatzettelbanken verschwinden zu lassen und einem Reichsbankinstitut, das auch in seinem Kapital nur vom Staate abhängt, die ausschließliche Leitung und Regelung des Geldverkehrs zu überweisen. Der Zeitraum, welchen man für diese Entwicklungsperiode offen gelassen hat, ist geräumig genug gewählt, um alle Erfahrungen zur Berücksichtigung und Geltung kommen zu lassen. Allerdings würde, wenn die in der Gesetzgebung und Verwaltung eingeschlagene Richtung zu dem augenscheinlich vorgesteckten Ziele hinführt, der Staat demnächst in seiner Hand eine Alles überwältigende, jeden Widerstand erdrückende Macht vereinigen und auf dem Wirthschaftsgebiete der Nation eine so unumschränkte Herrschaft herstellen, wie sie kaum jemals im politischen Leben bestanden hat. Die Bedenken, welche gegen eine solche Staatsallmacht sich erheben können, werden nun freilich dadurch entkräftet, daß die Staatsgewalt ihrerseits an die verfassungsmäßige Mitwirkung der Volksvertretung gebunden ist, in welcher alle Interessen des Volkes selbst Ausdruck und Berücksichtigung finden, — wohl ist es ja nicht zu leugnen, daß auch in den Volksvertretungen sich möglicherweise zeitweise einzelne einseitige Strömungen geltend machen können, — wie wir ja zum Beispiel seit lange die unbedingte Freihandelstheorie an der Herrschaft gesehen haben, während jetzt die entgegengesetzten Prinzipien zur Geltung zu kommen scheinen, — allein solche Strömungen, welche in ihrer Ausschließlichkeit und Einseitigkeit falsch und nachtheilig sein können, werden immer im Zuge der Zeit liegen und als solche Ausflüsse der Zeitentwicklung auch ihre Berechtigung haben — jedenfalls wird ein willkürlicher Mißbrauch der sich stetig steigernden Staatsomnipotenz durch den Einfluß der parlamentarischen Kontrole von denjenigen Bedenken entlastet, welche einer solchen konzentrirten Allmacht in dem früheren absoluten Staat hätten entgegengesetzt werden können. Die parlamentarische Kontrole aller Gewalt und Autorität liegt im Zuge unserer politischen und wirthschaftlichen Entwicklung und wird, wie wir glauben, in den nächsten Jahrzehnten immer mehr entwickelt werden — um später dann vielleicht nach dem ewigen Gesetz der Pendelschwingung, welches das Leben der Völker regelt, wieder anderen Grundsätzen Platz zu machen. Für jetzt ist die Reichsbank, deren Geschäftsverkehr sich in dem prachtvollen Palast der Jägerstraße konzentrirt, bereits der Mittelpunkt der deutschen Geldwirthschaft geworden, und dieser Mittelpunkt wird, dem Magnet ähnlich, immer mehr alle noch außer ihm bestehenden Faktoren an sich ziehen. Es ist dieß zum Theil schon geschehen, denn viele der bisherigen Zettelbanken, wie noch ganz neuerdings die Rostocker Bank, welche überhaupt nur einen Notenumlauf von 21,000 Mark besaß, haben auf ihr Privilegium verzichtet und sind unter die einfachen Handels- und Diskontobanken getreten. Andere Institute aus der Zahl der Zettel- und auch der Handelsbanken sind zu Filialen der Reichsbank geworden und also bereits dem aufsaugenden Zuge des Centralinstituts gefolgt. Zu den letzteren gehört unter anderen die Hamburger Bank, welche wir in unserem ersten Artikel als eine derjenigen bezeichnet hatten, die am längsten bis in die heutige Zeit ihren ursprünglichen Charakter der Girobank und ihre eigene Rechnung nach der imaginären Markbankomünze behalten. Die Konzentration des deutschen Reiches und vor Allem die allgemeine deutsche Münzeinheit machten die Fortexistenz jenes eigenartigen Instituts unmöglich, so ist denn die alte Hamburger Bank in eine bedeutende Filialstelle der Reichsbank verwandelt. Wir sind überzeugt, daß ähnliche Prozesse sich mehr und mehr wiederholen werden. Heute bestehen, soweit uns bekannt, außer der deutschen Reichsbank nur noch folgende Zettelbanken:

Die hannöversche Bank mit einer Notencirkulation von ca. 6 Millionen Mark — die sächsische Bank mit ca. 45 Millionen — die bayerische Notenbank mit ca. 66 Millionen — die württembergische Notenbank mit ca. 20 Millionen — die Bremer Bank mit ca. 6 Millionen — die Bank für Süddeutschland in Darmstadt mit ca. 14 Millionen — die badische Bank in Mannheim mit ca. 11 Millionen — die braunschweigische Bank mit ca. 3 Millionen — die städtische Bank in Breslau mit ca. $2^1/_2$ Millionen — der Leipziger Kassenverein mit ca. 3 Millionen — die Lübecker Kommerzbank mit wenig über 1 Million — die Magdeburger Privatbank mit fast 3 Millionen — die Danziger Privat- und Aktienbank mit ca. $2^1/_2$ Millionen — die Frankfurter Bank mit ca. 17 Millionen — die Kölnische Privatbank mit ca. $2^1/_2$ Millionen — die Posener Provinzial-Aktienbank mit nur ca. 2 Millionen und endlich die Chemnitzer Stadtbank mit dem geringen Betrage von nur 500,000 Mark Notenumlauf.

Von allen diesen Banken nimmt eine isolirte Stellung außerhalb des Reichsbankgesetzes, wie früher schon bemerkt, ausschließlich die braunschweigische Bank ein.

Um nur eine Idee von dem Umfange der Reichsbankgeschäfte zu geben, wollen wir zum Schluß noch einige Zahlen anführen, welche ein Maß für die Beurtheilung der gewaltigen Werthe des nationalen Reichthums gewähren, welche in der Bank zusammenfließen.

Der Geschäftsumsatz der Reichsbank betrug nach dem Bericht für 1877: 47,541,619,800 Mark; an Banknoten waren ungefähr 695 Millionen Mark im Umlauf und davon waren 95 Prozent durch Metallwerth gedeckt, der Werth der Grundstücke der Bank betrug 16 Millionen Mark, der Reservefonds über 14 Millionen Mark, deponirt waren bei Ablauf des Jahres 1877 an Werthpapieren im Nominalwerth 555,406,414 Mark. Der Reingewinn der Bank betrug 10,770,230 Mark.

Ein solcher Geschäftsverkehr wird, wie wir wiederholen, aufsaugend auf alle noch übrigen Zettelbanken wirken, und nach aller Wahrscheinlichkeit wird in nicht langer Zeit die deutsche Reichsbank ein Institut sein, welches alle ähnlichen der Welt, insbesondere auch die Banken von England und Frankreich überragt. Hoffen wir, daß alle anderen Institute des Reiches, welche zum Theil noch in unfertiger Entwicklung ringen, bald im Einverständniß zwischen der Regierung und dem Volke einer ähnlichen Vollendung zugeführt werden mögen.

Aus meinem Album.

Von

Max Ring.

VII.

Die Rachel.

Beim Durchblättern meines Albums erblicke ich eine alte Photographie, ein weibliches Porträt mit einem länglichen, von glatt gescheitelten Haaren umgebenen Kopf; feine, mehr interessante als eigentlich schöne Züge, eine klassische Stirn, wie sie die Bildhauer lieben; kühn geschwungene Augenbrauen, lange Wimpern, unter denen die unergründlichen, gewitterschwülen Augen hervorblitzen; eine feine griechische Nase, schmale, leicht zusammengepreßte Lippen und ein energisches Kinn; das Profil scharf wie eine antike Gemme geschnitten, die magere, etwas eingefallene Büste mit einem griechischen Gewand bekleidet. Unter dem Bilde befindet sich die eigenhändige Unterschrift des Originals: Rachel Felix.

Ich selbst hatte die berühmte französische Tragödin bei ihrem Gastspiel in Breslau kennen gelernt und mehrere Mal im Zetlitzhotel, in der Nähe der Promenade, besucht, wo sie mit ihrer Familie die ganze erste Etage bewohnte. Die geniale Künstlerin, die damals auf der Höhe ihres Weltruhms stand, empfing mich mit echt französischer Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit, die ich wohl allein meiner Stellung als Theaterkritiker an einer bekannten Zeitung verdankte. Sie mochte damals über dreißig Jahre alt sein und sah etwas angegriffen und leidend aus. Auch klagte sie öfters über Abspannung und leichte Ermüdung. Sie war einfach, mit bewunderungswürdigem Geschmack gekleidet. Gewöhnlich trug sie im Hause einen bequemen, blousenartigen Rock von dunkler Seide und das schöne schwarze Haar in

einen Knoten gewunden. In der Unterhaltung erschien sie mir geistvoll, durchaus natürlich und ungesucht. Weder in Worten noch in ihren Manieren erinnerte sie an die — Schauspielerin. Sie machte vollkommen den Eindruck einer feinen, taktvollen Dame, die sich stets in der besten Gesellschaft bewegt hat. Nur zuweilen verrieth sich unwillkürlich ihre dämonische Leidenschaftlichkeit, das jüdische Blut und ihre zigeunerhafte Vergangenheit.

Gleich bei meinem ersten Besuch erkundigte sie sich sehr angelegentlich bei mir, ob es ihrer Einnahme nicht schaden könnte, daß sie am jüdischen Versöhnungstage als „Phädra" auftreten müßte, weil sie bereits in Berlin erwartet wurde und nur wenige Tage in Breslau verweilen durfte.

„Es ist mir doppelt unangenehm," bemerkte sie, „da ich, wie Ihnen bekannt, selbst Jüdin bin und die Juden die eifrigsten Theaterbesucher sind. Ich fürchte, daß ich ein leeres Haus haben und ein schlechtes Geschäft machen werde."

„Um die Rachel zu sehen," erwiederte ich, „werden unsere Glaubensgenossen etwas zeitiger den Tempel verlassen und sich mit ihren Gebeten beeifern. Der liebe Gott wird ihnen die Sünde gewiß verzeihen."

„Das freut mich," sagte sie, „daß die hiesigen Juden so tolerant sind und auch am Versöhnungstag das Theater besuchen. Glauben Sie wirklich, daß sie kommen werden?"

„Ich zweifle nicht daran. Sie werden ein drückend volles Haus haben."

In der That war das Theater bis auf den letzten Platz gefüllt und, wie ich ihr gesagt hatte, drängten sich besonders ihre Glaubensgenossen, um die Rachel zu sehen und zu bewundern. Ich selbst werde nie diesen Abend und den großartigen Eindruck vergessen, den das Spiel der genialen Künstlerin auf uns Alle machte, die so glücklich waren, sie in dieser Rolle zu sehen. — Ihre eigenthümliche Erscheinung, der wunderbare Klang ihres sonoren, das Herz erschütternden Organs, die vulkanische Glut der Leidenschaft, die jedes Glied ihres Körpers zu durchzittern schien, der Zauber ihres Blicks und ihrer Mimik, das Alles war so neu und überraschend, so genial und überwältigend, daß ich nie einen ähnlichen Eindruck empfunden, nie einen annähernden Erfolg wieder erlebt habe.

Voll Begeisterung eilte ich am nächsten Tag zu der berühmten Künstlerin, um ihr meine höchste Bewunderung über diese geniale Leistung auszusprechen. Sie war über ihren Triumph erfreut, noch mehr über den glänzenden Kassenbericht, der alle ihre Erwartung übertraf. In bester Laune lud sie mich ein, an ihrer Seite auf dem Sopha Platz zu nehmen und unterhielt sich mit mir über die französischen und deutschen Theaterverhältnisse, welch' letztere sie jedoch wenig oder gar nicht zu kennen schien.

Im Laufe unseres Gespräches nannte ich zufällig den Namen ihrer italienischen Nebenbuhlerin, der berühmten Ristori. Fast bereute ich meine Unvorsichtigkeit; denn ich sah, wie sich plötzlich ihre Stirn verdüsterte, ihre Augen dämonisch blitzten und ihre bleichen Wangen sich mit jener verdächtigen Röthe überzogen, wie man sie gewöhnlich an Schwindsüchtigen zu bemerken pflegt. Ich ließ deßhalb den ihr unangenehmen Gegenstand schnell fallen und bemühte mich, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, was mir auch gelang.

Bald plauderten wir wieder mit der früheren Unbefangenheit; sie erzählte von ihrer Jugend, von ihrem Leben, ihrem ersten Auftreten, von Jules Janin und anderen mit ihr befreundeten Schriftstellern, für welche ich mich interessirte. Während dieser angenehmen Unterhaltung kamen und gingen ihre Verwandten, mit denen sie zusammenwohnte, ohne daß sie sich von ihnen stören ließ. Ab und zu richtete sie eine Frage an ihren jüdisch aussehenden und auch etwas mauschelnden Vater und an ihren Bruder, der ihre Geldgeschäfte besorgte, oder gab ihrer älteren Schwester, einer ihr nur wenig ähnlich sehenden, ziemlich starken Dame mit rundem, freundlichem Gesicht einen Auftrag wegen ihrer Garderobe zu der nächsten Vorstellung. Trotz des Ansehens, das sie in der von ihr abhängigen Familie genoß, schien sie äußerst liebevoll gegen ihre Angehörigen zu sein und in hohem Grade die den Juden eigenthümliche Pietät und Anhänglichkeit für die Ihrigen zu besitzen.

In der Nähe des Fensters stand ihr jüngster Bruder, damals noch ein Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren, und spielte mit einem zahmen Papagei, der, gereizt durch die Neckereien des kleinen Felix, ein lautes Geschrei ausstieß. So oft dieß geschah, wendete Fräulein Rachel ihren Kopf nach dem Fenster und warf ihrem Bruder einen verweisenden Blick zu. Da dieser aber darauf nicht zu achten schien, befahl sie ihm leise, den Papagei in Ruhe zu lassen; worauf der Knabe sich auch einige Minuten still verhielt und uns nicht weiter störte.

Kaum aber, daß er uns wieder in unsere ununterbrochene Unterhaltung vertieft sah, fing er von Neuem an, den Vogel zu necken. Die sichtlich nervös aufgeregte Künstlerin gebot ihm laut, das Zimmer zu verlassen. Dießmal schien ihre von einem finsteren Blick begleitete Drohung den gewünschten Erfolg zu haben. Der kleine Felix ging zwar nicht, aber er zog sich scheu in eine Ecke zurück, ohne zu mucksen.

Als er jedoch sich unbemerkt glaubte, wiederholte er das frühere Spiel mit dem Vogel, der laut aufkreischte. Plötzlich sprang die an meiner Seite sitzende Rachel gleich einer gereizten Tigerin vom Sopha auf, faßte den Knaben mit ihren mageren Händen wie eine Furie am Kragen und warf ihn mit wahrhaft erschreckender Gewalt und Schnelligkeit zur Thüre hinaus. Zugleich verwandelte sich ihr vorher noch lächelndes Gesicht in ein furchtbares Medusenhaupt; ihre Augen rollten, daß man nur das Weiße derselben sah, die schmalen Lippen zischten eine nichts weniger als feine Verwünschung gegen den kleinen Taugenichts, ihre Brust wogte vor Aufregung und der ganze Körper zitterte vor wilder Wuth. Ich glaubte eine Medea, eine Klytämnestra, eine Lady Macbeth vor mir zu sehen, voll finsterer, blutiger Mordgedanken, und unwillkürlich überlief mich ein kalter Schauer bei dem Anblick des dämonischen Weibes. Aber noch mehr entsetzte ich mich, als im nächsten Moment die vollendete Künstlerin wieder an meiner Seite saß, lächelnd, voll bezaubernder Liebenswürdigkeit, als ob nicht das Geringste geschehen wäre. „Pardon, Monsieur!" sagte sie, sich entschuldigend und nahm das Gespräch mit bewunderungswürdiger Ruhe wieder auf, ohne eine Miene zu verziehen, ohne die geringste Bewegung zu verrathen.

Ich gestehe, daß ich mich nicht so schnell wie sie von meiner Ueberraschung zu erholen und die eben stattgefundene Szene zu vergessen vermochte, weßhalb ich auch meinen Besuch abkürzte. Selbst nicht in ihren bedeutendsten tragischen Rollen hat mir die Rachel ein solches Grauen eingeflößt; nie habe ich weder auf der Bühne noch im Leben etwas Aehnliches gesehen und nie, selbst nicht in ihren großartigsten Leistungen, die Rachel als Schauspielerin mehr bewundert.

Bald darauf verließ die berühmte Künstlerin Breslau. Zum Abschied schenkte sie mir ihre Photographie, die ich zum Andenken an die größte Tragödin und an jene interessante Episode in meinem Album als einen kostbaren Schatz aufbewahre.

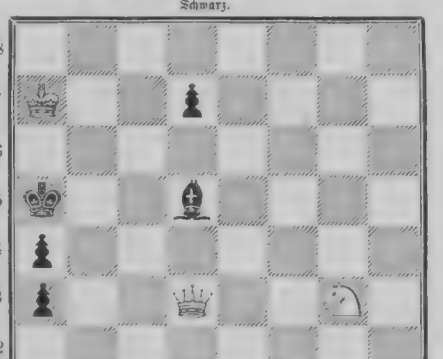
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 31.

Von Frau Sophie Scheit in Unterwaltersdorf.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 27:

Weiß.	Schwarz.
1) T. G 3 — G 2	1) K. D 4 — C 4 oder A).
2) S. F 2 — D 3	2) K. C 4 — B 3 oder — D 4.
3) L. E 4 — D 5 oder T. A 5 — A 4 setzt Matt.	
A)	
1)	1) K. D 4 — E 5.
2) T. A 5 — A 4	2) K. E 5 — F 4 oder — F 6.
3) S. F 2 — D 3 oder — G 4 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Zur Aufgabe Nro. 25. Hrn. Dr. Emil Schartow in Potsdam. Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie Nro. 25 als ein Problem ersten Ranges bezeichnen. Die Schönheit beruht im Hauptspiel, in welchem Schwarz zwei Damen hat, Weiß aber durch das Preisgeben der eigenen Dame das Matt im nächsten Zuge erzwingt. Richtige Lösungen erhalten von Herren von Stockhorn in Bruchsal, Baron von Brodorf in Aschaffenburg, Schonfeld in Guttentag und Leo Neumann in Erfurt.

Hrn. Jr. in Straßburg und H. Sch. in Landau. In Nro. 25 spielen Sie 1) T. E 2 nimmt D 2 †, K D 4 nimmt E 5; 2) G 3 nimmt F 4 †, K E 5 — E 6; 3) L. A 2 nimmt C 4 †, worauf nach T. D 7 — D 5 das Matt erst im vierten Zuge möglich ist. Nro. 26 R. — Schachfreund in Braunschweig. Ihre Lösung von Nro. 25 durch 1) T. E 5 nimmt E 8 scheitert nach C 4 — C 3; 2) L. E 2 — E 3 an C 5 — C 4. Nro. 26 R. — Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 26 erhalten von W. K. in Saalfeld, Prb. in Kaiserslautern, Ostermann in Spiegg, S. in Stuttgart, G. R. in Dresden, Dr. E. B. in Benrath, Baurath St. in Ellwangen, H. B. in Eisbergen, Dr. J. J. in Rathenow, R. Bar. v. K. in Brody. Hrn. J. L. in Breslau und H. Sch. in Landau. In Nro. 26 würde auf 1) L. C 8 nimmt E 6 durch S. G 8 — E 7 das Matt im nächsten Zuge verhindert. Hrn. F. P. in Kassel und E. G. in Hannover. Nro. 22 und 23 R. — Bürgerl. Karino in Brody und L. R. in Erfurt. Nro. 24 R. Der Bauer A 2 ist zur Vermeidung eines sogenannten double coup da, indem, wenn er fehlte, in Varianten 2) D. C 2 - B 3 † oder auch A 2 † erfolgen könnte. — Hrn. H. F. in Krotoschin. Ueber Nro. 22 und 23 siehe früheren Briefwechsel. Die ehemalige Berliner Schachzeitung erscheint seit vielen Jahren in Leipzig im Verlage von Veit & Co. unter dem Titel „Deutsche Schachzeitung". Der jetzige Redakteur ist der rühmlichst bekannte Schachkünstler Johann Minckwitz. — Hrn. Maj. v. E. in Rastatt. Nro. 20 — 24 R. Danken erhalten und berichtigt. Fernerer Willkommen. — G. B. in Wiedenbrück, F. B. in Kassel. In Nro. 24 wird 1) S. D 7 - F 8 durch S F 2 — D 3 widerlegt. — Mad. Ada J. a Bruxelles. Solution de Nro. 24 n'est pas juste à cause de C F 2 — D 3. — R. K. in Bobrowsk. Nro. 22 R. — E. K. in Maclawek. Nro. 24 R. — J. B. in Hedwigenkoog. Nro. 24 R. — H. D. in Wien und P. M. in Wareburg Ausgabe erhalten. — M. D. in Przemysl. Nro. 24 R. Wir empfehlen Ihnen v. Bilguer's Handbuch des Schachspiels. Leipzig, Veit & Co. — Hrn. Oberreg.-R. K. in Erfurt. Wir beantworten jede Anfrage; die erwähnten nicht erhalten. — Mr. Em. Fr. à Lyon. Votre Solution de Nro. 22 est juste. — G. B. in Leipzig. In Nro. 27 würde auf 1) B 7 — B 8 S., 2 D 8 — L 7 2) S A 7 — C 8, durch K E 7 — E 6 das Matt im nächsten Zuge verhindert. — G. A. S. in Riga. Nach Ihrer „Ansicht" kann Weiß in Nro. 24 unter „allen Umständen" schon im zweiten Zuge matt sein, und zwar nach 1) K. A 4 — B 3, K D 5 — E 6 durch T C 2 - F 5. Der schwarze König schlägt aber die Dame unter „allen Umständen". — J. P. in Stolberg. Lösung von Nro. 24 unrichtig, weil auf 2) D. C 2 — D 2 † S. F 2 — D 3 decken würde.

Bilderräthsel 32.

Auflösung des Bilderräthsels 31:

Nichts halb zu thun ist edler Geister Art.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 10:

Die finstre Nacht bricht schnell herein,
Der Sturmwind heult mit Regen dräu'n
Die trüben Wolken; schweifend sieh'n
Sie über diesen wachen Hohn.
Der Jäger wandert heim vom Moor,
Das Rebhuhn duckt sich unter's Rohr,
Und ich, das Herz von Sorgen schwer,
Geh' einsam hier entlang den Ayr.

Robert Burns.

Auflösung des Räthsels in Nro. 31:

Waldmeister.

Briefmappe.

Abonn. in Mühlh. Sie werden am besten thun, sich ein Sammelbuch anzuschaffen, z. B. Schilling, Hand- und Lehrbuch für Naturaliensammler. Weimar Voigt.

Hrn. H. B. in Lub. Der Vorstand der Belleidungsakademie Klemm in Dresden dürfte darüber die beste Auskunft geben.

K. in H. Den Doctor ganz kann man in absentia, soviel wir wissen, auf keiner Universität machen. Das Zweite wird wohl ebenfalls nicht möglich sein, da das gen. Studium auf eine andere Facultät hinweist. Nach den preuß. Gesetzen nicht.

Hrn. B. C. A. F. in Norrköping. Die höhere Handelsschule in Stuttgart.

Hrn. Dr. A. P. in F. Hat doch außer in Fachkreisen kaum in Deutschland Interesse.

Hrn. M. A. in L. Wir müssen eben zuvor gelesen haben.

Hrn. L. in Kiff. Erbitten Sie bei J. André's Musikverlag in Offenbach a. M. den Prospekt von Köhler's „Klavierlektionen in Briefen" der Sie über den Inhalt gewiß genügend belehrt und gratis gegeben wird.

Frl. Emma El. in St. Wir verweisen Sie auf unsere jüngst erlassene Ankündigung, wornach der zweite Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek", so lange der kleine Vorrath noch reicht, von unseren Abonnenten zu sehr ermäßigtem Preis bezogen werden kann, und zwar komplet in zwei Bänden broschirt für nur 3 M., fein gebunden in zwei Bänden für 7 M. Wenn Sie sofort bestellen, kann Ihnen dieser Jahrgang noch zu diesem Ausnahmspreis geliefert werden.

Hrn. C. B. in L. Von H. Schmid ist noch keine vollständige Gesammtausgabe vorhanden, dagegen von Hackländer (Stuttgart, Krabbe, 6 Bde., 72 M.). Jede Buchhandlung versichert Ihnen Prospekte derselben, meistens die einzelnen Werke und Preise nennen. Für die beiden anderen Fragen möchten wir Ihnen Nutz' Hauswirthschaftslexikon empfehlen.

Fr. L. Sp. in P. A. Wir danken für Ihre Freundlichkeit, werden es uns überlegen.

Hrn. L. E. in Prag. Flügel's Engl. Wörterbuch (Leipzig, Brockhaus) können wir aus täglichem Gebrauch als sehr gut und handlich empfehlen.

Lothar in Ungarn. Die Antwort in Nro. 28 hat einen Satzfehler. Nicht 1 Gramm sondern nur 0,1 Gramm.

G. P. B. in Florenz. Simon & Söhne in Kirn a. d. N. und Meier, Michel & Demminger in Mainz liefern solches Schaftleder zu Buchbindereibänden.

Abonnent in Pakarest. Das ist wahrscheinlich eine Verwechselung mit Gustav Freytag welcher jüngst die Dame geheirathet, die seit Jahren seinem Hauswesen vorsteht.

„Schwensen" Hamburg. Ganz hübsch im Gedanken, für uns jedoch nicht geeignet.

Hrn Postg. H. in Sch. Es fehlt die Zeichnung; doch gar zu leicht für den Löser.

Hrn. O. Frh. Gr. in P. Besten Dank.

Hrn. H. S. in Fiume. Wir haben für dergleichen keine Rubrik.

Hrn. H. Gh. in L. Alexander Waldow in Leipzig besorgt große und kleine Druckereieinrichtungen.

Hrn. F. K. in T. Wenden Sie sich auf dem Wege der Privatkorrespondenz durch unsere Vermittlung an unsern ärztlichen Mitarbeiter.

Hrn. E. P. in Sch. Wir werden gerne bei Gelegenheit auf Sie hinweisen.

Hrn. K. K. in W. Köln.

Frau Justiz-Räthin S. in W. Wir können auch Ihnen zum Bezug von rein gefärbten Seidenstoffen das Seidenhaus G. Henneberg in Zürich empfehlen. So viel uns bekannt, fügt es auf Wunsch zu den bezogenen Stoffen Garantiescheine bei.

Hrn. S. M. in Pest. Theilen Sie uns mit deutlicher Schrift unter der Bemerkung „Aerztliche Korrespondenz" Ihre Adresse mit und es soll Ihnen nähere Auskunft ertheilt werden.

Fr. Thiem. R. in W. Bei Mechanikus Fuchs in Cannstatt.

Hrn. K. A. in M. Leider für uns nicht geeignet.

Hrn. Fr. St. in G. Wir werden unsern militärischen Berichterstatter darum ersuchen.

Neuer Abonnent in Hamburg. Chronische Bindehautentzündung ist allerdings heilbar und wird durch örtliche Behandlung beseitigt. Wenden Sie sich deßhalb an einen Augenarzt.

Hrn. A. S. in Boj. Die Verse sind so klar, daß sie keines Kommentares bedürfen.

„Unwissende Rumänin". Von zwei Seiten erhalten wir die freundliche Auskunft, daß „das erste und letzte Bild" von Seidl (Bitolien) ist.

Hrn. Adolf P. in Prag. Ein geschickter Zahnarzt ist im Stande, manche Zahnwurzel zu entfernen, welche einem weniger geübten Chirurgen zu beseitigen unmöglich ist. Daß das Zahnfleisch geschwollen sein muß, um eine Zahnwurzel auszuziehen, beruht jedenfalls auf einem Mißverständniß, denn gerade das Umgekehrte ist der Fall.

Hrn. Oberst L. in P. Als Pendant zur Stahlstichprämie „Die ersten Flüchtlinge" können wir Ihnen von unseren früheren Prämien am besten empfehlen „Gang zur Kirmeß" von Karl Böser. Dieses sehr hübsche Bild stellen wir Ihnen noch zum Prämienpreis von 1 Mark gerne zur Verfügung.

Schriftstellernde Dame in Hamb. Wenn Sie keinem Autor befreundet sind, der Sie berathen könnte, müssen Sie's eben mal mit Einsenden an eine Redaktion versuchen.

Hrn. Studiosus in Leyden. Sie können als Ausländer an jeder deutschen Universität Medizin studiren und genügen dieselben Papiere zum Nachweis der Vorstudien wie in Ihrer Heimat.

Hrn. J. M. in C. Ihnen, wie noch sehr Vielen, welche Fragen an uns richten, zur Nachricht, daß wir unmöglich auf alle Fragen eingehend antworten können, und grundsätzlich eigentlich nur solche Fragen unserer Abonnenten beantworten, von denen wir annehmen daß die Fragenden nicht wohl anderswoher eine Antwort erlangen können. Ihre Frage war eine solche, die Ihnen jeder Bankier beantworten kann, wozu dann uns belästigen? Wir werden auf solche und ähnliche Fragen künftig nicht antworten.

Hrn. Franz B. in Zürich und Frl. Magdalena in Berlin. Zur Entfernung lästiger Haare haben wir schon in vielen Nummern Professor Bürger's Depilatorium, zu beziehen von J. H. Roth, Bezugsq Nro. 11 in Frankfurt a. M., empfohlen; wenn Sie also wirklich eifrige Leser unseres Blattes sind, so müßten Sie diese Adresse schon oft gefunden haben.

Ludw. Eman. in S. Die Prämiengabe „Die Wandermappe", ein Künstler- und Familienalbum, können Sie auch jetzt noch zum Ausnahmspreise von 18 M. beziehen.

Hrn. B. B. C. in St. Louis. Cyrim, das Bäckergewerbe der Neuzeit, Weimar, Voigt.

Frau v. R. in Hamburg. Das Rezept des Kummerfeld'schen Waschwassers lautet folgendermaßen: Camph. I, 2; Gummi S_{100}; Sulph. praecip. — Calc. solut. — Aquas Rosarum ana 60,00. M. D. S. Aeußerlich. — Ihre zweite Anfrage läßt sich nicht öffentlich beantworten und wollen Sie sich dieserhalb mit Angabe Ihrer genauen Adresse durch unsere Vermittlung privatim an unsern ärztlichen Korrespondenten wenden.

Hrn. M. H. in Bochum. Das letzte Fehmgericht wurde 1578 in Celle gehalten. Die Statistik der silbernen Hochzeiten ist uns unbekannt. Schleier wohl, schwarzer Frack nicht mehr nöthig. Brautkleider sind gewöhnlich weiß. Strohgelbe oder derbgrane Handschuhe. Die Einschmelzung ist wohl zulässig.

Hrn. v. H. in A. Schreber. Aerztl. Zimmergymnastik, Lpz. Fleischer.

Hrn. P. L. in Konst. Wenn Sie unsere Antwort nicht gefunden haben, so sind wir nicht schuld daran. Der „Landwirthschaftliche Hausschatz" von Voigt in Leipzig dürfte Ihnen dienen. Lassen Sie sich ein Verzeichniß desselben kommen. Zunächst empfehlen wir: Rost, Die Milchwirthschaft, 2 Mark.

Hrn. M. H. in E. (Nassau). Wenden Sie sich durch unsere Vermittlung mittelst eines verschlossenen Briefes unter Angabe Ihrer Adresse direkt an unsern ärztlichen Korrespondenten.

Hrn. O. G. P. auf R. Lesen Sie Vogel, Korpulenz, Lpz.

Hrn. S. B. in Hamb. Der Irrthum, der in Folge der Fassung der Bemerkung über die Hamb. Bank entstehen konnte, wird sich lösen, wenn Sie den dritten Artikel über die Reichsbank lesen. Im ersten und zweiten ist der Zustand vor der Aufrichtung des Reichs behandelt.

Den Auskunftgebern betreffs Anwari Soheili besten Dank.

Hrn. H. H. T. 100. Hartenstein. Daß alle Erscheinungen, über die Sie sich beklagen, Folgen eines Wandwurms sind, ist nicht nur wahrscheinlich, sondern sicher, nachdem einige Glieder schon abgegangen sind. Das beste Mittel z. m Entfernen des Bandwurmes ist die Granatwurzelrinde, welche in geeigneter Form von einem Arzte Ihnen zu verordnen ist.

Langj. Abonnent in Hochh. Allerdings ist Goldregen giftig. — Zwischen den Beiden ist kein Unterschied.

Hrn. K. H. in Karlsr. Es gibt dafür keine feste Norm. Das müssen Sie durch einen Chirurgen besorgen lassen.

Langj. Abonn. in Magdeb. Wir haben es nicht eruiren können.

Meyer Abonnentin. 1) Den Titel „Lachquartett" führt offiziell keine Komposition von Haydn oder Mozart; derlei Bezeichnungen entstehen zumeist in dilettantischen Kreisen. 2) Ihre Streichcharade ist wahrscheinlich schon bekannt, doch senden Sie ein. 3) Gluck's Ouvertüre zu „Iphigenie in Aulis" geht, wie so manche andere (Entführung, Don Juan), unmittelbar in die erste Szene der Oper über, und bedurfte für isolirte Aufführung im Konzert gleichfalls eines förmlichen Schlusses. Der ältere Schluß soll von Mozart herrühren; neuerdings hat auch R. Wagner einen geschrieben.

Miß Dora in K. Alle Einreibungen werden zur Beseitigung der Anschwellungen, welche auf Fettablagerung beruhen, nichts nützen. — Einzig und allein eine strenge Diät, unterstützt durch eine rationelle Kaltwasserkur, kann zum Ziele führen. Alle mehlhaltigen und kartoffelartigen Speisen, Hülsenfrüchte und dergleichen sind streng zu vermeiden.

Hrn. A. S. in T. (Ohio). Journa. für Möbel-, Bautischler und Tapeziere (Berlin, Grieben). Für S. kennen wir keine Zeitschrift.

Ferner Abonn. (in St. Louis). G. Henckels in Solingen.

Hrn. Aloys Kr..... in Trautenau. Das andauernde Pfeifenrauchen ist jedenfalls schädlicher als der Genuß von Cigarren, weil der in den Pfeifenröhren sich ansammelnde Saft Nikotin enthält und man oft nicht vermeiden kann, solchen durch das Einsaugen des Tabakrauches dem Körper zuzuführen.

Abonn. A + B + C. in P. (Port.). Den Preis kennen wir nicht. Lesezirkel. — In München mit 800 M.

Langj. Abonnentin in Bresl. Wir wissen leider keine derartige lukrative Beschäftigung.

Frl. W. S. de C. in Berlin. Hrn. D. G. in Neus. Hrn. G. Druckwitzer & Bleigen in Düss. Hrn. S. Berquier in Triest. Frl. Emmy Mendelssohn. Hrn. H. Witte in Meppen. Hrn. Rich. P. in Landsberg. Hrn. F. Haasein Stettin. Richtig.

Hrn. H. H. in Görl. Hrn. L. M—y. Hrn. Jul. L. in Wien. Hrn. H. F. J. in Kass. Hrn. Bikt. St. in Bresl. Hrn. J. R. in Zür. Leider nicht zu verwenden.

Hrn. Moritz B.....kin Wien. Wenn Sie auf Ihre delikate Anfrage eine Antwort haben wollen, so müssen Sie sich auf dem Wege der Privatkorrespondenz mit genauer Angabe Ihrer Adresse durch unsere Vermittlung an unsern ärztlichen Berichterstatter wenden.

Hrn. Th. A. Br. in Pot. Klappt noch nicht ganz!

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Amuletmann.

Siebenbürgischer Roman

von

Mariam Tenger.

2 Bände. Preis broschirt M. 6. —; fein gebunden M. 7. —

Mariam Tenger hat schon mit ihrem ersten Roman „Anna Delsy" einen so glücklichen Wurf gethan, daß ein so feiner Kenner wie Adalbert Stiffter rühmen konnte, sie habe eine solche Tiefe und Dichterkraft darin entfaltet, daß er sich auf's Stärkste ergriffen gefühlt. Mariam Tenger hat seit jener Zeit neben Josika, Eötvös und Jokai einen beachtenswerthen Platz unter den ungarischen Romanschriftstellern errungen, und der Amuletmann gehört zu ihren besten Leistungen. Ihren Charakteren liegen hier, wie fast immer, wirkliche Persönlichkeiten zu Grunde. Man fühlt auch, daß die Verfasserin inmitten der Ereignisse stand, welche sie schildert, und daß wirkliche Familienbegebenheiten das Gewebe der Erzählung bilden, welche dadurch nicht an Spannung verliert, daß das Szekler thum und Sachsenthum in ihrem Wechselverhältniß charakteristisch gezeichnet werden. Die Frauen- und Mädchengestalten M. Tenger's tragen den Stempel jener Weiblichkeit, welche sich in den von Schiller auch theoretisch so schön definirten Grenzen bewegt, und die wir Alten im Gegensatz zu dem Amerikanismus unserer Tage mit dem Namen edler Weiblichkeit bezeichnen. Und was die Männer und die Gestalten aus dem Volke betrifft, welche Tenger aus eigener Lebensanschauung schildert (denn sie befand sich offenbar inmitten der Begebenheiten, die im Amuletmann sich ereignen), so sind es politische oder Stammesleidenschaften, welche sie beherrschen und die dem ganzen Roman ein so farbenvolles, fesselndes Gepräge verleihen.

Ankündigungen

pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.

Die P. T. Familienmitglieder **von Fleckenbühl** genannt **Bürgel** männlicher und weiblicher Abstammung werden um die Einsendung ihrer Adressen unter Chiffre B. 157 an die Expedition von „Ueber Land und Meer" in Stuttgart höflichst ersucht. 892

„Ein Familienmitglied".

— Schönheits-Wasser — Kosmetisches Waschwasser. —

Ein vortreffliches Toilettemittel,

da es alle Gesichtshautunreinigkeiten, schlechten Teint vertreibt und hinwegnimmt. Als: Mitesser, schwarze Punkte mit fettiger Haut, Finnen, Mimmeln, Blüten, Stippen, Linsen, festsitzende rothe, harte oder in Eiterung übergehende Knötchen, Röthe, besonders der Nase. Es wirkt kühlend, reinigend und klärend.

Mit Gebrauchsanweisung, Verhaltungsmaßregeln und wissenschaftlicher Behandlung à Flacon 3 Mark. Bei Einsendung von 3 M. 50 Pf. in Briefmarken franko Zusendung, auch postlagernd. 742

Römhild in Thüringen.

J. Rottmanner, Apotheker, Chemist Cosmetique

Die besten u. billigsten Uhren der Welt.

Nur 18 Rmk. kostet eine hocheine englische **Prince of Wales-Remontoir-Uhr** aus echtem gediegenem **Talmigold,** beim Bügel ohne Schlüssel zum Aufziehen, abgezogen, auf die Sekunde richtig gehend, mit dem besten Patentwerk, in welchem die feinsten Rubis eingelegt sind. — Das Gehäuse ist aus dem feinsten gediegenen Talmigold, elegant und solid gearbeitet, und wird für richtigen Gang und vorzügliche Qualität jeder Uhr garantirt. — Zu jeder Uhr geben wir eine elegante **Talmigold - Uhrkette** mit **Medaillon** gratis. — Adresse: 521

Blau & Kahn, Uhrenlager en gros, Wien.

Versendungen gegen Postvorschuß oder Kassaeinsendung. Engros-Abnehmer erhalten Rabatt.

Graines de beauté du Dr. Penelle Paris

verleihen schon nach kurzem Gebrauch schwächlichen, mageren Personen ein blühendes Aussehen, gestalten Brust und Arme plastisch voll und rund, verhindern jede Erschlaffung der erwähnten Körpertheile u. sind von Autoritäten als der Gesundheit zuträglich vielseitig anerkannt worden. Preis 10 Frs. — 8 M.

General-Depot in **Berlin** NW. **30 Luisenstr.** 855 **Alex Kördel.**

Heyer's 322

Patent-Trittleiter

für jeden Haushalt und jedes Ladengeschäft. Leicht und stabil. Von Jedem transportabel ohne Hülfe der Dienstboten. Zu beziehen durch **Albert Heine, Leipzig,** Markt 14, und **Karl Heyer, Potsdam.**

250 **echte,** verschiedene **Briefmarken,** z. B **Cap, Peru etc.** 3 M. R. Wiering, **Hamburg,** Amalienstrasse 8

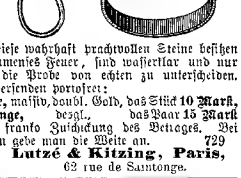
Echte Briefmarken

empfiehlt zu den billigsten Preisen 842

A. Bestelmeyer, Hamburg.

Neueste Preisliste gratis & franko.

Simili-Diamanten.



Natürliche Größe.

Diese wahrhaft prachtvollen Steine besitzen ein immenses Feuer, sind wasserklar und nur durch die Probe von echten zu unterscheiden. Wir versenden porosfrei:

Ringe, massiv, doubl. Gold, das Stück **10 Mark,**

Ohrringe, desgl., das Paar **15 Mark** gegen franko Zusendung des Betrages. Bei Ringen gebe man die Weite an. 729

Lutzé & Kitzing, Paris, 62 rue de Samtonge.

Künstliche Brillanten,

prachtvolle Steine in echt Gold, Ringe zu 6 bis 15 M., Ohrringe 10 – 15 M., Knöpfchen St. 7 M. empfiehlt **Schröter,** Goldarbeiter, **Dresden,** Jakobsstraße 16. — Illustr. Preiscourant franko. 758

Soeben erschienen, in allen Buchhandlungen vorräthig oder durch dieselben zu beziehen:

„Die Erfüllung des Christenthums"

von **Wilhelm Jordan.**

21 Bogen 8°. brosch. 5 M., geb. 6 M.

Im Anschlusse an die „Andachten" gibt der bekannte Dichter in diesem Werke eine **positive** Antwort auf die jetzt so **lebhaft erörterte Frage** nach der Neubelebung des religiösen Lebens. In der zwanglosen Form von Briefen wird klar, tiefeindringlich und vorurtheilsfrei der Werth des Christenthums für die wissenschaftliche Weltanschauung und der Werth der **wissenschaftlichen Weltanschauung** für das Christenthum dargestellt. Die Schrift wird für jeden Gebildeten von hohem Interesse sein. 813

Frankfurt a. M., April 1879.

W. Jordan's Selbstverlag.

(Leipzig, **F. Volckmar.**)

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig: 878

Die feine Küche.

Ein Lehr- und Handbuch der **Kochkunst, Küchenbäckerei und Einmachekunst** in allen ihren Theilen, von

Julius Gouffé.

Zweite, durchaus neu bearbeitete Auflage. Erste Lieferung 50 ₰.

Leipzig, April 1879. **Moritz Schäfer.**

ebensgrosse Porträts

in **Kreide** gezeichnet o. in **Oel** gemalt nach **jed. eingesandten Photographie.** Garantie getr. Aehnlichkeit. — Schönstes Andenken an Verstorbene. Feinste Referenzen. 870

Artist. Institut von

C. Hommel in Halberstadt.

Hydraulische, Hand- etc.

Aufzüge

F. Witte Berlin, S.W. Neuenburgerstr. 12.

Einladung zur Subscription auf die **zweite Auflage** des Prachtwerkes

AEGYPTEN

IN BILD UND WORT

DARGESTELLT

VON

UNSEREN ERSTEN KÜNSTLERN

BESCHRIEBEN

VON

GEORG EBERS.

Von diesem mit so grossem und einstimmigem Beifall von der Kritik und dem Publikum aufgenommenen Prachtwerke, welches jetzt schon in einer *englischen, französischen, spanischen* und *italienischen Ausgabe* erscheint, ist bereits eine **zweite Auflage** nöthig geworden, noch ehe es in erster Auflage vollendet ist.

Diese **zweite** Auflage erscheint in **ca. 20 Heften à 4 Mark,** wovon alle 2—3 Wochen ein Heft ausgegeben wird, so dass sie zugleich mit der ersten Auflage **noch vor Weihnachten dieses Jahres vollständig** vorliegt.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen auf diese neue Auflage an und sendet auf Wunsch das erste Heft zur Ansicht in's Haus.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:

Eduard Hallberger.

Urtheile der Presse:

Deutsche Rundschau, Berlin. Ein Werk, durch literarischen Werth, künstlerischen Schmuck und Pracht der Ausstattung eine der grossartigsten Leistungen des deutschen Büchermarktes . . . Ein feiner Sinn zeigt sich ebensowohl in der Anordnung wie in der Ausführung; und Alles zusammen macht einen reichen und würdigen Eindruck.

Kasseler Tageblatt. Für die Vortrefflichkeit des Textes bürgt schon der Name des Verfassers, welcher mit warmer poetischer Begeisterung eine tiefe wissenschaftliche Kenntniss verbindet. Und mit ihm vereinigten sich die namhaftesten Künstler, um durch ihre Werke die Schilderungen Ebers' zu illustriren und zu vervollständigen. Von Seiten der Verlagshandlung ist Alles aufgewendet, um ein wahres „Prachtwerk" zu schaffen. Die Ausführung der Holzschnitte ist meisterhaft, Papier und Druck ausgezeichnet.

Neues Wiener Tagblatt. Das Unternehmen mit seinem reichen und schönen Bilderschmuck zeigt sich der allgemeinsten Theilnahme würdig. Das Werk verbindet mit der angenehmsten poetischen Anregung die gründlichste Unterrichtung. Die Käufer erwerben sich damit einen kostbaren literarischen und künstlerischen Schatz.

Züricher Tagblatt. „Aegypten in Bild und Wort" gehört zu den schönsten Erzeugnissen deutscher Kunst und Literatur. Der Preis ist bei dieser brillanten Ausstattung ein sehr billiger zu nennen.

Pester Lloyd. Aegypten hat in Georg Ebers einen Kommentator gefunden, der seinen vollen Beruf, uns einzuführen in jene Wundergefilde, uns das Land und das Leben, welches unseren Gefühlen so vertraut, für unsere Erkenntniss aber gleichwohl so mystisch verschleiert ist, kennen zu lehren, — wiederholt und neuestens wieder in dem vorliegenden Werke glänzend dokumentirt. Und wie Ebers selbst der berufenste Kommentator der ägyptischen Welt im Worte ist, so haben sich ihm zur Herstellung dieses Werkes auch die besten lebenden Meister der darzustellenden Kunst zugesellt. Alles, was der Orient Malerisches besitzt, in Bildern zu veranschaulichen. Es ist ein Ensemble von Malern, das sich um ihn schaart, wie es sich kaum jemals zu einigem Zusammenwirken konzentrirt hat. Die äussere Form und Ausstattung des Werkes in künstlerischer wie in typographischer Hinsicht steht auf der erreichbar höchsten Stufe moderner Vollendung.

Neue und gebrauchte

Mineralwasser- u. Champagner-Apparate,

Ausschankcylinder u. Gegenstände für **Trinkhallen,** nach eigener vieljähriger Praxis besonders zweckmässig construirt. 809

Die **Fabrikation** überhaupt aller **„Getränke"** wird in unserer Fabrik gründlich gelehrt.

Wilh. Schiller & Co., Berlin O., Raupachstr. 12.

Mineralwasser- und Spirituosenfabrik.

Verlag von **B. Gärtner** in **Berlin.**

Wredow's Gartenfreund. 15. Aufl. nach den neuesten Erfahrungen vermehrt von **Gaerdt** und **Zeide.** Geh. 7 Mark, geb. 8 Mark 20 Pf.

Zurückgebliebene 720

Schwäche u. Erschlaffung,

Rückenmarksleiden wird durch Anwendung der Dr. Grant'schen Stahlbäder schnell beseitigt. Broschüre 1 Mark durch **Verlag der Union Dresden.**

„Erwerbskatalog"

für Jedermann — versend. gratis 784

W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.

Rothe Nasen

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske in Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Patent Pulver SEYDLITZ

von Hockin Wilson & Cie

38 Duke St. London W.

Abführende englische Brausepulver, altbewährtes Mittel gegen *Verstopfung, Kopfweh, Blutandrang, Migräne* etc. etc. Von den ersten Aerzten empfohlen. Vollkommen ohne Geschmack, in Flaschen beide Ingredienzien zusammen enthaltend, ungefähr 25 Pulver nebst Maass und Glasstöpsel à **3** Mark pr. Flasche, zu haben bei allen Apothekern und Droguisten.

100 Bogen feinstes, dickes englisches Billetpapier nebst 100 dazu passenden Couverts, **mit beliebigem Monogramm,** in prachtvoller englischer **zweifarbiger** Prägung (nicht einfarbig wie bisher), in elegantem Kästchen verpackt, für 6 M. Dasselbe auf ff. englischem farbigen Billetpapier (6 Farben sortirt) 9 M. (Das passendste Geschenk für Damen.) 789

August Thilo, Berlin, Unter d. Linden 45.

Papierhandlung und Kunstprägeanstalt.

Neu erfundene Methode der **„Essigfabrikation",** passend für alle Länder und Zonen. Es fallen dabei die bei den bisherigen Methoden vorkommenden Schwierigkeiten, Unsicherheiten und Störungen gänzlich weg. Das Resultat ist stets ein sehr günstiges. Neue Einrichtung oder Umrichtung bestehender Fabriken einfach und billig. — Ebenso ertheilen wir für **Wein-, Bier-, Liqueur-, Hefen-** u. andere **chem.-technische Fabrikationen** praktischen Unterricht oder schriftl. Anleitungen, **Spezialrezepte,** Rath u. Auskunft. — Näheres, Wegramm und Katalog gratis. 132

W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.

Landw., chem.-techn. Lehrinstitut. Etabl. 1850.

In allen Buchhandlungen zu haben:

(Beste Anweisung, Briefe in fließendem Styl schreiben zu können.)

Campe's vollständiger

Briefsteller

enthält die gründlichsten **Anweisungen, Familien-** und **kaufmännische Briefe** nach **230 Musterbriefen** in bestem Styl schreiben und einrichten zu lernen. Ferner **100 Formulare zu Eingaben, Gesuchen** und zur Einklagung von **Buchschulden.** 9

24. Auflage. 1 Mrk. 50 Pf.

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

! Hühneraugen-Bürste!

Entfernt gefahr- u. schmerzlos jedes Hühnerauge, pr. Stck. 70 ₰. frko. (Briefm. all. Länd.) Wiederverkäuf. Rab. **H. Reukling, Stuttgart.**

Mineralwasser-Apparate.

Eugen Gressler, Halle a. S.

Fahnen für Vereine

liefert preiswürdig 687

Franz Reinecke, Hannover.

Über Land und Meer.

№ 33.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Rezensent. Novelle von Victor Blüthgen. — Notizblätter. — Nonne und Weltkind, Gemälde von L. Passini. — Von der deutschen Korvette „Prinz Adalbert", mit Bildern des Malers C. Saltzmann. IV. — Das Modell, Novelle von George Man. Fortsetzung. — Für das Album, von Wilhelm Emmer. — Oberon, von Chr. M. Wieland, illustrirt von Gabriel Max und Gustav Glück, neunter Gesang. — Gute Nacht, Herr Rentmeister! eine Episode aus meinem Soldatenleben, von L. v. W. — Neue Welten, geographische Skizzen von C. Frhr. v. d. Goltz. IV. Die Zulukaffern und ihr Land. 2. — Im salzburgischen Pinzgau. — Schach. — Bilderrathsel 33. — Auflösung des Bilderrathsels 32. — Briefmappe.

Illustrationen: Nonne und Weltkind, Gemälde von L. Passini. — Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt. Die Taufe unter der Linie, nach Skizzen von C. Saltzmann. — Pferdemarkt im Pinzgau (Salzburgerland), von J. Schönberg. — Wieland's Oberon, neunter Gesang. Sklavenmarkt in Tunis, von G. Max. — Schwarzes Allerlei, Skizzen von P. F. Messerschmitt.

Der Rezensent.

Novelle

von

Victor Blüthgen.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Macbeth" war mit mächtigen Buchstaben auf den Theaterzetteln zu lesen, welche an den beiden Mittelsäulen vor dem Theater einer großen Provinzialstadt klebten.

Equipagen rollten vor und setzten ihre Insassen so dicht wie möglich bei der Treppe ab, damit die Damenfüßchen den dicken Schnee davor nicht zu betreten nöthig hatten; zahlreiche andere Besucher, welche in diesem Punkte weniger heikel waren, strömten zu Fuß aus der Gasdämmerung der hier einmündenden Straßen wie Motten zu dem hellbeleuchteten Eingang des Theaters hin. Es schien, als sollte es dießmal ein „volles Haus" geben.

„Spielt die Rupprecht?" fragte ein Lieutenant, der mit einem andern die Treppe zu den Säulen hinaufstieg und einem der Zettel zusteuerte.

„Wer soll denn sonst die Lady geben? Du kannst Dir die Mühe des Nachsehens getrost ersparen," war die Antwort.

„Nun, dann finden wir wenigstens den Osten sicher in der Loge, denn wenn seine Angebetete spielt, halten ihn keine zehn Pferde vom Theater weg."

„Lupus in fabula! Da ist er. Guten Abend, Osten!"

Ein dritter Offizier war dazu gekommen, als die beiden anderen im Begriff waren, sich in den Menschenstrom zu werfen, welcher den Eingang forcirte. Es war ein langer Mensch von ziemlich eckigem Körperbau und unverhältnißmäßig entwickelten Gliedmaßen. Sein Gesicht, soweit sich dasselbe in der zu physiognomischen Beobachtungen immerhin nicht ganz genügenden Beleuchtung erkennen ließ, hatte etwas hager Vorspringendes. Unter einer starken Adlernase zog sich ein martialisch langer Schnurrbart hin. Buschige Brauen überwölbten ein Paar tief eingelagerter, umschatteter Augen von brauner Farbe, denen die matten Lider einen schläfrig-melancholischen Ausdruck verliehen. Die Stirn trat hinter den Augenbögen ziemlich zurück, während das Kinn eine gewisse Fülle und der Teint eine stark röthliche Färbung zeigte. Eine Schönheit war sonach der Lieutenant von Osten gerade nicht; aber die eigenthümliche Mischung von Kraft und etwas Nachdenklich-Schwärmerischem, verbunden mit einer Dosis Gutmüthigkeit, welche sein Gesicht ausdrückte, entbehrte dennoch nicht eines gewissen Reizes.

Er begrüßte die beiden Anderen ein wenig nachlässig, aber mit wohlwollendem Lächeln, und bald war die Gruppe zwischen Frauenmänteln und Herrenpaletots verschwunden; nur die Mütze des Lieutenants von Osten mit dem breiten Deckel und den rothen Streifen ragte über die Menge hervor, und an ihrer schlangenartig schwankenden Bahn konnte man die Schwierigkeiten ermessen, mit denen ihr Träger bei Durchsteuerung der Menschenflut zu kämpfen hatte.

Der Zuschauerraum im Innern des Theaters brannte von der Lichtflut des großen Kronleuchters, welcher aus der freskengeschmückten Decke niederhing. Auf der Galerie stieß und drängte es sich. Ein Gewirr von Menschenstimmen durchschwirrte die Luft, Thüren schlugen auf und zu und ließen dann und wann das Licht von den Korridoren in die transparente Dämmerung der Logenreihen fallen. Theaterzettel flatterten wie weiße Fahnen, und blitzende Operngucker beschrieben Kreisbahnen vor den Augen ihrer Besitzer und Besitzerinnen, deren Toiletten bunt zwischen den dunklen Gestalten der Herren hervorglänzten.

Nonne und Weltkind. Gemälde von L. Passini.
Nach einer Photographie von Gustav Schauer in Berlin. (S. 647.)

Allmälig beruhigte sich der Wirrwarr. Der große Vorhang mit der rothen, goldbefransten Faltenlage über dem weißen Atlaßgrunde schwankte und die Augen des Bühnenpersonals erschienen fragend an dem kleinen Ausguck im Schatten der größten Falte.

Ein junger Mann, der im Parket an einem der riesigen Logenpfeiler in nächster Nähe des Orchesterraumes saß, hing seinen grauen Filzhut an einen Nagel und blickte prüfend nach seiner Uhr; sie zeigte kurz vor Sieben, und der Beginn der Vorstellung war somit nahe. Er wischte die Gläser einer Lorgnette sorgfältig ab und probirte die Durchsichtigkeit des Glases, worauf er ein paar Worte zu seinem Nachbar hinüberflüsterte. Eine gewisse vornehme Sicherheit lag in der Bewegung seiner Arme, in der Haltung seines Kopfes. Und ein interessanter Kopf war es, der auf dem geschmeidigkräftigen, über mittelgroßen Körper des etwa dreißig Jahre zählenden jungen Mannes ruhte, mit gut gewölbter Stirn und scharfgeschnittenen, leuchtenden Augen, welche ruhig und sicher den Punkt fixirten, auf den ihr Blick fiel. Von der breiten Nasenwurzel senkte sich die Nase gerade und edel geformt hinab bis dahin, wo unter einem Anflug von Bart die schmale Oberlippe sich ausschweifte. Das ganze, brünett, aber lebendig gefärbte Gesicht war eigenthümlich energisch und geistig zugleich entwickelt. Der junge Mann, welcher sich vor ein paar Jahren als Arzt in der Stadt niedergelassen hatte, hieß Martius. Er war nicht allein um des zu erwartenden Genusses willen in das Theater gegangen; er hatte dem befreundeten Redakteur der vielgelesenen Provinzialzeitung zuliebe, welche in der Stadt erschien, seit wenigen Monaten die Verpflichtung übernommen, den Rezensenten für das Schauspiel abzugeben, und die Schauspieler kannten den gefürchteten Kritiker ebensogut, wie die regelmäßigen Theaterbesucher im Publikum.

„Medicus," sagte sein Nachbar, ein ungewöhnlich junger Assessor mit übermuthsprühendem, frischem Gesicht, welcher fast täglich in der Gesellschaft des Doktors gesehen wurde, „ich bitte Dich, mir zu sagen, ob unter den Offizieren dort in der Proszeniumsloge wieder der gute Esel von Osten zu finden ist. Der Teufel weiß, meine Hornhaut wird von dem Aktenstaub alle Tage undurchsichtiger; ich glaube, ich muß mir nächstens eine Brille anmessen lassen."

„Natürlich ist er da, und die beiden Stückradts mit ihm. Die Anderen kenne ich nicht."

„Nun, dann hat ja die Rupprecht ihr Bouquet sicher. Ich hoffe, er wird ihr die Nachtlampe todtwerfen, denn in der Nachtwandlungsszene wird jedenfalls das Bombardement losgehen."

„Was ist zu machen?" sagte Martius achselzuckend. „Er ist nun einmal ihr Heulieferant. Wenn sie nur wenigstens das Bouquet verdiente; ich möchte ihr auch gern einmal etwas Angenehmes sagen, denn sie ist wahrhaftig kein unbedeutendes Talent, aber verdorben in den Grund hinein. Es ist ein altes Unglück, daß die Weiber sich nichts sagen lassen."

„Sie brächte Dich um, wenn sie könnte, das weiß die Welt!" lachte der Andere.

„Uebrigens, hast Du schon gehört, Könen, daß Osten sich ernstlich um sie bewerben soll? Er ist so närrisch verliebt, daß er zu jedem Opfer fähig ist."

„Wahrhaftig, das wäre nicht übel. Ich kenne den alten Osten; er raufte sich sämmtliche zweiundfiebenzig Haare aus, die er noch übrig hat. — Aber still! Initium fidelitatis!"

Die Klingel erscholl und der Vorhang rollte langsam empor.

Der erste Akt verlief erträglich, wenn auch der Assessor leise behauptete, der gute König Duncan sähe einigermaßen wie ein doppelwüchsiger Rettig aus, dem man eine Papierkrone aufgesetzt und einen rothen, mit Kaninchenpelz besetzten Lappen umgehangen hätte, und bezüglich der Zauberschwestern eine bedenkliche Aehnlichkeit mit drei bejahrten Viehmägden entdeckte, welche um einen Milcheimer tanzen. Der Höhepunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit kam begreiflicherweise mit dem Auftreten der Lady.

„Jetzt muß ich nothwendig Osten beobachten," zischelte der Assessor. „Wenn ich nur erst einen Operngucker hätte."

Sein schlaues Gesicht mit der kecken Stülpnase suchte ziemlich ungenirt in der Nachbarschaft herum und sein Auge blieb endlich auf dem Instrument haften, welches er in der Hand eines schüchtern aussehenden jungen Mannes in seiner Nähe erblickte. Er erhielt dasselbe auf seine höfliche Bitte und gab es bis zum Ende des Aktes nicht wieder von sich.

Die Lady war eine blühende Gestalt mit wundervoller Haltung und einem Gesicht von seltener Schönheit. Es lag in Wahrheit etwas Königliches darin, etwas von der klassischen Regelmäßigkeit einer antiken Juno. Aus der künstlichen Bläße der Schminke blitzten ein paar dunkle Augen von so wunderbarem Feuer, wie es kaum die Steine des Diadems besaßen, welches in dem schwarzen, leicht gewellten und in griechischer Art zwischen die Ringe eines rothen Bandes aufgesteckten Haar glänzte. Sie trug ein Schleppkleid von dunkelrothem Sammet, welches vorn in einem metallenen Gürtelgehänge aufgenommen war und zwischen den aufgeschlitzten Puffen der Aermel die weiße Seide durchschimmern ließ.

Der junge Arzt konnte nicht umhin, einen Moment den Rezensenten zu vergessen und mit bewunderndem Wohlgefallen die erste Heldin der mit weiblichen Schönheiten sonst nicht eben glänzend ausgestatteten Bühne zu mustern.

„Er verschlingt sie," flüsterte der Assessor neben ihm, welcher Osten nicht aus dem Auge verlor; „sie kommt wahrhaftig nicht lebendig von den Brettern!"

„Nimm sie lieber selbst in Augenschein; sie ist es werth."

„Ich will gehangen sein," sagte Könen plötzlich, den Doktor leise anstoßend, „wenn sie nicht immerfort Dich anstarrt."

Die Gattin des Siegers von Fores, des neugeprägten Than von Cawdor hatte inzwischen mit tückischer Wonne den Brief ihres Gatten gelesen und von der Ankunft des alten Königs gehört.

„Kommt, ihr Geister,"

deklamirte sie mit satanischem Pathos —

„Die ihr den Mordgedanken dient, entweibt mich,
Füllt mich vom Scheitel bis zur Sohle voll
Mit wilder Grausamkeit; macht dick mein Blut,
Versperrt die Bahn, den Zugang zum Gewissen,
Daß keine Reuemahnung der Natur
Am blut'gen Vorsatz rüttle, noch ihn friedlich
Von seinem Ziele trenne." —

Ihr Auge aber, das vorher unstät umhergeflackert war, richtete sich in der That bei diesen von der geballten Faust begleiteten Worten mit dem Ausdruck vollsten Hasses nach jenem Pfeiler hin, wo der Doktor in scharfer Aufmerksamkeit saß und mit der Lorgnette vor den Augen ihren Bewegungen folgte. Auf die letzte Bemerkung des Assessors hin blickte er ihr genauer in das dämonisch-schöne Gesicht, und ihre Augen brannten einen Moment ineinander.

„Sie ist toll, rein toll," murmelte er zwischen den Zähnen, und seine feingeschweiften Lippen mit den eingesenkten Mundwinkeln zuckten verächtlich.

„Wer einem Weibe die Wahrheit gesagt, daß lauert die Rache bei Tag und bei Nacht," reimte der Assessor, vor sich hinlachend. „Der Spaß ist göttlich."

Lady Macbeth hatte sich inzwischen bereits dem eingetretenen Gatten zugewandt. Wie ein blutdürstiges Raubthier stand sie vor ihm, das den Körper zum Sprunge neigt, und spann verlockend den Mordgedanken vor dem Zaudernden aus. Dieser vorgebogene Hals, dieß Krümmen des Körpers stand in keinem angenehmen Gegensatz zu der früheren stolzen Haltung, und der Doktor schüttelte den Kopf, als der Vorhang gefallen war.

„Ich fürchte, sie übertreibt! Es wird wieder Künstelei, aber keine vernünftige Auffassung der Rolle."

„Nun, so sage es ihr in Deiner Rezension; tiefer, als Du in ihrer Gunst stehst, kannst Du nicht sinken. Aber ich glaube, Du riskirst, daß sie eines schönen Abends irgend eine wüthende Apostrophe an Dich improvisirt und dabei mit dem Finger auf Dich zeigt. Der Himmel gebe nur, daß ich gerade dabei bin, um den Spektakel mit anzusehen. Ihre Blicke waren Dolche für Dich!"

Der zweite Akt brachte die Lady wieder auf die Bühne, in jener Mordnacht, welche dem König Duncan das Leben kostete. Unheimlich hastig schlich sie aus dem Portal in den Schloßhof. — „Horch'! — Stille!"

„Die Eule schrie, der unheilvolle Glöckner,
Der grausig gute Nacht ruft. — Nun vollbringt er's!"

Wieder neigte sie den Oberkörper, die Falten des Ueberwurfs durcheinander schüttelnd. Ihr Auge war weit geöffnet und stier, und ihr Mund stieß die halblauten Worte in abgebrochenen Sätzen heraus. Macbeth, der die Treppe aus des Königs Schlafgemach herabkam, bemühte sich offenbar, sie zu kopiren. So schlichen die Beiden flüsternd, mit marionettenhaft eckigen Bewegungen über die Steinplatten des Hofes. Nur an einer Stelle fiel die Lady aus ihrer Zeichnung heraus; als sie dem Zögernden zurief:

„Gib mir die Dolche! Schlafende und Todte
Sind Bilder nur, und nur der Kindheit Auge
Scheut den gemalten Teufel —"

richtete sie sich in ihrer vollen Größe auf und jener dämonisch-kräftige Zug kehrte in ihrem Gesicht wieder, mit dem sie begonnen hatte. Gleich darauf sank sie auf's Neue zusammen und schlich wie ein Marder die Treppe hinauf, um die unglücklichen Kämmerer mit Hülfe der Dolche und Blutflecke als Mörder zu verdächtigen.

So rollte das Stück weiter ab. Auf den Mord des Banquo folgte die Geistererscheinung beim Königsmahle. Die Szenerie war reich, die Anordnung geschmackvoll, die schöne Königin in üppigster Toilette; wogegen die Gespenster in der Hexenbefragung Könen wieder zu Glossen Veranlassung gaben, welcher sie ihrer unzuverlässigen Gliedmaßen halber beklagte und den Doktor ersuchte, die Armen, welche sich ihr Erscheinen sichtlich sauer werden ließen, dieserhalb mit einer gnädigen Kritik zu bedenken.

In der Pause vor dem fünften Akt öffnete sich die Loge der Offiziere und ein Mädchen mit hochgehobenem Korbe ward sichtbar.

„Er wird roth," bemerkte der Assessor ziemlich laut, indem er das wieder in Beschlag genommene Perspektiv auf die Loge hielt. „Es sind wahrhaftig ein paar Kolosse von Bouquets. Der Mensch ruinirt sich; ich taxire sie auf fünf Thaler. Wenn er wirklich heirathen will, soll er das Geld lieber sparen. — Apropos," fuhr er plötzlich fort, indem er das Glas sinken ließ, „kommst Du nachher auf ein Stündchen mit in die Theaterrestauration? Der arme Osten dauert mich. Wenn Du nämlich wieder auf die Rupprecht schiltst, wird sie übellaunig; das hat natürlich Osten auszubaden. Du setzest mir daher auseinander, was Du an ihr heute auszusetzen findest, und ich will dabei ihr advocatus dei werden."

„So paß' auf," entgegnete der Doktor, während der Vorhang sich zum letzten Akt emporhob, „sie wird hübsch, aber falsch spielen."

— „O seht, da kommt sie!"

sprach die Kammerfrau. Und sie kam, in weißem, übergeworfenem Nachtkleide, gespenstisch blaß, das reiche schwarze Haar aufgelöst und mit starren, offenen Augen, welche den Eindruck des Irrsinns machten. Das Nachtlicht in ihrer Hand ließ das Gesicht noch geisterhafter und unheimlicher erscheinen.

Sie rieb sich die Hände, während es ihren ganzen Körper wie im Krampf zusammenzog und ihre Züge sich zum Ausdruck unterdrückten Schmerzes verzerrten.

— „Hier ist noch ein Fleck!"

„Brillant," sagte Könen, während der Doktor lächelte, ohne sich der Wirkung dieser Mimik ganz entziehen zu können.

„Wer aber hätte gedacht, daß der alte Mann
So viel Blut in sich haben würde!"

fuhr sie fort, langsam, halb mit weinender Stimme, halb im Ton der Verzweiflung; und bei dem:

„Alle Wohlgerüche Arabiens werden diese
Kleine Hand nicht süß duftend machen,"

klang ein Laut kindischer Zärtlichkeit durch die kläglich gedehnte Deklamation.

Das Publikum war athemlos. Kein Laut war vernehmbar, als das Rascheln eines irgendwo über die Brüstung niederflatternden Zettels. Jedenfalls war die Schauspielerin ein hervorragendes Talent und das endlose Klatschen bei ihrem Abgehen kein ganz unverdientes. Die Dame erschien auf den Ruf ihrer Bewunderer ohne großes Zögern wieder in der Szene; der lärmende Beifall steigerte sich, und Lieutenant von Osten feuerte seine beiden Bouquets ab, welche mit einem siegesfrohen Lächeln nach der Loge in Empfang genommen wurden. Die Gestalt im weißen Nachtkleide verneigte sich und ging endlich, um der Fortsetzung des Stückes ihr Recht zu gönnen.

„Heilige Kunst," murmelte der Doktor ärgerlich, „das darf eine echte Künstlerin nun und nimmer thun, oder sie verdient dieß Prädikat nicht."

„So laß ihr doch das Vergnügen," entgegnete der Assessor gutmüthig; „sie machen's Alle so."

„Sie sind Alle Narren, Alle Routiniers, Alle Bagage," meinte Jener mit verbissenem Tone. „Und so lange ich über sie schreibe, will ich's ihnen sagen." —

Das Stück war endlich zum Schlusse gelangt, der Vorhang gefallen. Während ein Theil des Publikums sich Mühe gab, die Hauptdarsteller nochmals zum Erscheinen zu veranlassen, benützte der Doktor und sein Freund die Gelegenheit, dem Gedränge voraus zu entschlüpfen. Sie entnahmen der Garderobe rasch ihre Ueberkleider und eilten durch die Vorhalle auf die Straße. Dort gingen sie seitwärts einige Schritte die

Fassade entlang, an der Reihe der Droschken vorüber, welche wie große schwarze Käfer die Linie der Straße markirten, bis zu einem Anbau, in dessen unteren Räumen sich die Theaterrestauration befand; übrigens enthielt das Theatergebäude selbst eine solche, die aber nur während der Vorstellung geöffnet war, wogegen diejenige, welche die beiden Freunde aufsuchten, den Erholungspunkt für die Bühnenmitglieder und Leute, welche aus mit dem Theaterbesuch zusammenhängenden Gründen in der Nähe des Theaters verkehrten, außerhalb der Vorstellungszeit zu bilden pflegte.

Die Beiden durchschritten den in seiner ursprünglichen Anlage vielleicht eleganten, gegenwärtig stark verräucherten und für Manche ebendarum gemüthlichen Raum, suchten sich Platz in einer Nische und ließen sich zu trinken geben. Der Menschenfluß draußen gab Tropfen auf Tropfen herein und bald summte und klapperte es in der geräumigen Zelle wie in einem Heuschreckenschwarme.

Auch die Offiziere aus der Prosceniumsloge, übrigens sämmtlich die Dragoneruniform tragend, kamen herein. Sie ließen sich an einem Tische unweit des Platzes nieder, wo der Doktor mit dem Assessor saß, und der Lieutenant von Osten begann alsbald eine Ananasbowle zu brauen, welche Beschäftigung die Uebrigen mit ermunternden Bemerkungen zu beschleunigen suchten, ohne daß es ihnen doch gelungen wäre, die langen Arme des Ganymed aus ihrer gleichmäßig ruhigen Bewegung zu drängen. Neben ihm saßen die beiden Stückradts, wie Martius sie genannt hatte, dieselben, welche mit ihm zugleich in das Theater gelangt waren.

„Spielen wir eine Partie Schach?“ fragte der Doktor seinen Nachbar. „Ich will mich etwas sammeln.“

Der Assessor holte ein Schachbrett herbei und das Spiel begann. Aber wenn Könen schon für gewöhnlich vermöge seines unruhigen Temperaments nichts Besonderes darin leistete, so wurde seine Aufmerksamkeit heute auf eine doppelt harte Probe gestellt, denn am Offizierstische wurde es immer lebhafter, und es fielen dort Reden, welche ihn mehr interessirten, als der Gewinn einer Schlacht auf den Brettfeldern.

„Osten, Deine Dulcinea war magnifique heute. Sie hat ein Paar Augen wie schwarze Diamanten und eine Figur —“

„Wie eine Tonne schlank,“ intonirte ein jüngerer Lieutenant.

Ein mißbilligender Blick traf den Verwegenen.

„Wahrhaft junonisch,“ ergänzte der erste Sprecher. „Ich möchte nicht unter ihr Kommando gehören; ich würde mich fürchten.“

„Es wird wohl auch Niemand glauben, daß Osten bei ihr auf Rosen wandelt.“

„Hier sitz' ich auf Rosen mit Veilchen bekränzt,“ fiel der unverbesserliche Sänger etwas leiser brummend ein.

„Osten, ist es wahr, daß sie Dir neulich mit der Polizei gedroht hat, als Du darauf bestandest, ihr bei ihrer Toilette zu helfen? Und daß sie ihren Papagei dressirt hat, Dich zu beißen, wenn Du ihr auf mehr als drei Schritte nahe kommst?“

„So schweigt endlich,“ sagte dieser verdrießlich, indem er den Bowlenlöffel auf den Tisch warf.

„Laßt ihn in Ruhe,“ sprach der ältere Stückradt, indem er der heiter angeregten Gesellschaft beschwichtigend zublinkte. „Er wird ernstlich böse und wir kommen um die Bowle.“

„Der Teufel und ein böses Weib, wo kommen die zusammen?“ sang der jugendliche Orpheus, indem er leise dazu auf den Tisch trommelte. —

„Könen, nimm die Königin noch einmal zurück, wenn Du sie nicht geradewegs in's Verderben stürzen willst!“ rief der Doktor in der Nische.

„Ja so,“ sagte dieser, „entschuldige, ich hatte den niederträchtigen Springer nicht gesehen.“ —

Am Offizierstische schenkte Osten inzwischen die Gläser voll und die Unterhaltung kam auf andere Themata, was dem Assessor Gelegenheit gab, die Lage seiner Partei ein wenig zu bessern. Aber es dauerte nicht lange. Die ersten rasch hinuntergestürzten Gläser thaten drüben ihre Wirkung.

„Meine Herren!“ rief ein baumlanger Dragoneroffizier, „es gibt gewöhnliche Sonnen, welche dem Westen zueilen; diese gehen mich nichts an; dagegen lasse ich die ungewöhnliche Sonne leben, welche dem Osten zuzueilen pflegt und die Prophezeiung des großen Propheten Mohammed wahr macht, daß das Paradies auf die Erde käme, wenn die Sonne vom Westen zum Osten laufen würde!“

„Bravo, Zitzeritz! Fabelhaft gelehrter Kerl! Sie soll leben!“

Man stieß an und Osten verzog den Mund zu einem behaglichen Lächeln. Die Gesellschaft that sich um so weniger Zwang an, als die Gäste der Restauration an Zahl rasch abgenommen hatten. Die Meisten waren ohnehin bloß gekommen, um flüchtig eine Erfrischung zu sich zu nehmen, bevor sie den Heimweg antraten.

„Nebenbei gesagt, Osten, wie weit bist Du mit der Donna eigentlich?“ fragte der jüngere Stückradt. „Hier bei einer ehrlichen Bowle und — wir sind ja so ziemlich unter uns, wie ich sehe,“ fügte er hinzu, nachdem er sich umgesehen hatte. — „Also heraus mit der Sprache.“

„Bis zum Heirathen noch nicht,“ entgegnete Osten, der mehr trank als alle Uebrigen und dessen ohnehin schon röthliche Gesichtsfarbe immer tiefer und dunkler ward. Er kniff die Augen zusammen und beobachtete, welche Wirkung seine Worte auf die Anwesenden äußerten.

„Darauf hat wohl Niemand gerechnet.“

„Wieso?“ entgegnete Osten rasch. „Ist ein durch und durch solides Frauenzimmer, eine Schönheit, hat Geist und Tournüre; sehe nicht ein, warum ich sie nicht heirathen sollte, wenn ich Geschmack dran fände.“

„Hm! Aber wir verlören Dich im Korps nicht gern; und Deine Familie würde doch verteufelte Gesichter dazu schneiden.“

„Assessor,“ sagte drüben Martius in diesem Augenblicke, „wenn Du noch einen solchen dummen Zug machst, bist Du hinüber.“

„Laß es gut sein,“ raunte ihm dieser zu; „drüben gibt's höchst interessante Erörterungen; laß mich einen Moment aufpassen.“

„Würde mich verdammt wenig kümmern,“ bemerkte Osten trotzig; „bin oft genug mit dem Kopf durch die Wand gegangen. Habe bei solcher Heirath sehr respektable Antezedenten, Prinzen von Geblüt und regierende Fürsten. Also,“ fuhr er aufspringend fort, „frage hier, ob Einer von euch mir wegen solcher Heirath die Freundschaft aufkündigen würde?“

„Bravo,“ murmelte der Assessor, „ein Schwan unter den Gänsen. Er wird gleich Einen fordern.“

„Gott, so laß doch die Sache fallen, Osten,“ lenkte der ältere Stückradt ein. „Denken wir an die Bowle und nicht an solche kasuistische Erörterungen.“

„Wer hat sie auf's Tapet gebracht? Ich nicht. Möchte doch Den kennen lernen, der mir dann aus dem Wege gehen würde.“ Er war heftig und aufgeregt und besaß offenbar ein reichlichem Trinken nicht eben günstiges Temperament.

„Um's Himmels willen, es sind Leute hier, und Du siehst ja, alter Freund, daß sich Keiner meldet,“ mahnte Stückradt dringender, und bemühte sich, ihn zum Niedersetzen zu bringen. Das gelang ihm denn auch, und es ward wieder ruhiger bei der duftenden Ananasbowle, welche trotz ihrer anfänglichen Mächtigkeit bereits stark auf die Neige ging.

In diesem Moment erhob sich ein Herr, der mit Anderen am entgegengesetzten Ende des Saales gesessen hatte und dessen Blick, durch das lebhafte Gespräch der Offiziere herübergelenkt, zufällig auch die Nische gemustert hatte, in der die Schachspieler saßen. Er besann sich ein wenig und lenkte dann seinen Schritt unverkennbar den Letzteren zu.

„Wer kommt dort, Martius?“ fragte der Assessor aufblickend. „Mir scheint's, als ob der Mann auf uns zusteuert.“

„Wenn ich nicht irre, so ist's der Theaterdirektor Saubert,“ entgegnete der Doktor leise, da der Ankommende bereits in ihrer Nähe war. Ein paar Offiziere wandten sich um, als er um den Offizierstisch bog und Osten eine Verbeugung machte, welche dieser leicht erwiederte. Man befragte sich leise und kümmerte sich dann auf dieser Seite zunächst nicht weiter um das, was in der Nische geschah.

„Mein Name ist Saubert, und die Herren kennen ihn wohl als denjenigen des Direktors der hiesigen Truppe. Sie, Herr Doktor, sind mir bekannt, und ich darf wohl in dem andern Herrn einen Ihrer Freunde vermuthen?“

„Assessor Könen,“ nickte dieser.

„Darf ich die Herren einen Augenblick stören? Ich möchte gern ein paar Worte mit Ihnen sprechen, Herr Doktor.“

„Ich gebe das Spiel auf,“ sagte der Assessor zu Martius.

„Somit stehe ich zu Ihrer Verfügung.“

Das sorgfältig rasirte Gesicht des Direktors hatte in diesem Augenblick etwas Gespanntes und Unruhiges. Er preßte den überwiegend langen Oberkörper steif auf einen Stuhl und wie er, sich auf den Anfang seiner Auseinandersetzung besinnend, mit raschem Blick den Doktor streifte, zog sich die hohe, kahle Stirn flüchtig in das Faltenspiel des Grolles.

„Sie liefern ja wohl die Theaterreferate in die Zeitung?“

„Allerdings,“ sagte Martius ruhig, aber nicht ohne Ueberraschung.

„Mein verehrter Herr, ich habe lange gewünscht, Ihnen sagen zu können, daß mich diese Referate jedesmal in Verzweiflung bringen. Ich will keineswegs leugnen, daß Sie vom idealen Standpunkte aus die Leistungen der Truppe im Ganzen richtig beurtheilen; aber mit so schonungsloser Schärfe, daß ich kaum im Stande bin, die Schauspieler mehr zum Spiele zu bewegen. Läßt sich das nicht ändern?“

„Gewiß,“ sagte der Doktor, „sobald ich sehe, daß die Leute sich bemühen, es einer korrekten Kritik zu Dank zu machen. Wenn sie aber statt dessen, wie es heute von Ihrer Heldin geschehen ist, die Worte der Drohung und Verwünschung mit nicht mißzuverstehenden Gesten nach meinem Platze zu in Verbindung bringen, statt den Anforderungen eines gebildeten Publikums, als dessen Vertreter ich mich betrachte, Gehör zu schenken, habe ich keinen Grund, meine Referate zu ändern. Nur ein ersichtlicher guter Wille kann auf schonende Beurtheilung der Leistungen Anspruch machen.“

„Wenn Sie das erwarten, so kennen Sie die Schauspieler wenig. Vom Tadel hat noch nie ein Schauspieler profitirt.“

„Leider,“ meinte der Doktor trocken, „ausgenommen einige Fälle, die ich aus Selbstbekenntnissen großer Mimen kenne.“

„Mein Gott, die wären auch ohne Tadel groß geworden, und schwächere Geister werden immer nur erbittert, wenn man ewig an ihren Leistungen mäkelt.“

Der Doktor sah den Sprecher groß an.

„Beabsichtigen Sie, mir als Schulmeister eine Lektion zu geben, so sind wir fertig, mein Herr Direktor. Wollen Sie eingehender mit mir reden, so bedienen Sie sich gefälligst einer weniger anzüglichen Sprache.“

„Verzeihen Sie, der Ausdruck fuhr mir so heraus. Aber Sie können sich selbst denken, daß man, wenn das Publikum im Ganzen mit den Leistungen zufrieden ist — und an Zeichen dafür fehlt es nicht — sich an die Stimme der öffentlichen Meinung hält und böse Rezensionen nur als Zeichen galligen Mißwollens ansieht. Andererseits haben Sie selbst zugegeben, daß der Rezensent Vertreter des Publikums ist.“

„Des gebildeten, vergessen Sie das nicht, ich habe es ausdrücklich hinzugefügt, das heißt desjenigen, welches im Stande ist, eine Vorstellung nach richtigen ästherischen Gesetzen abzuwägen.“

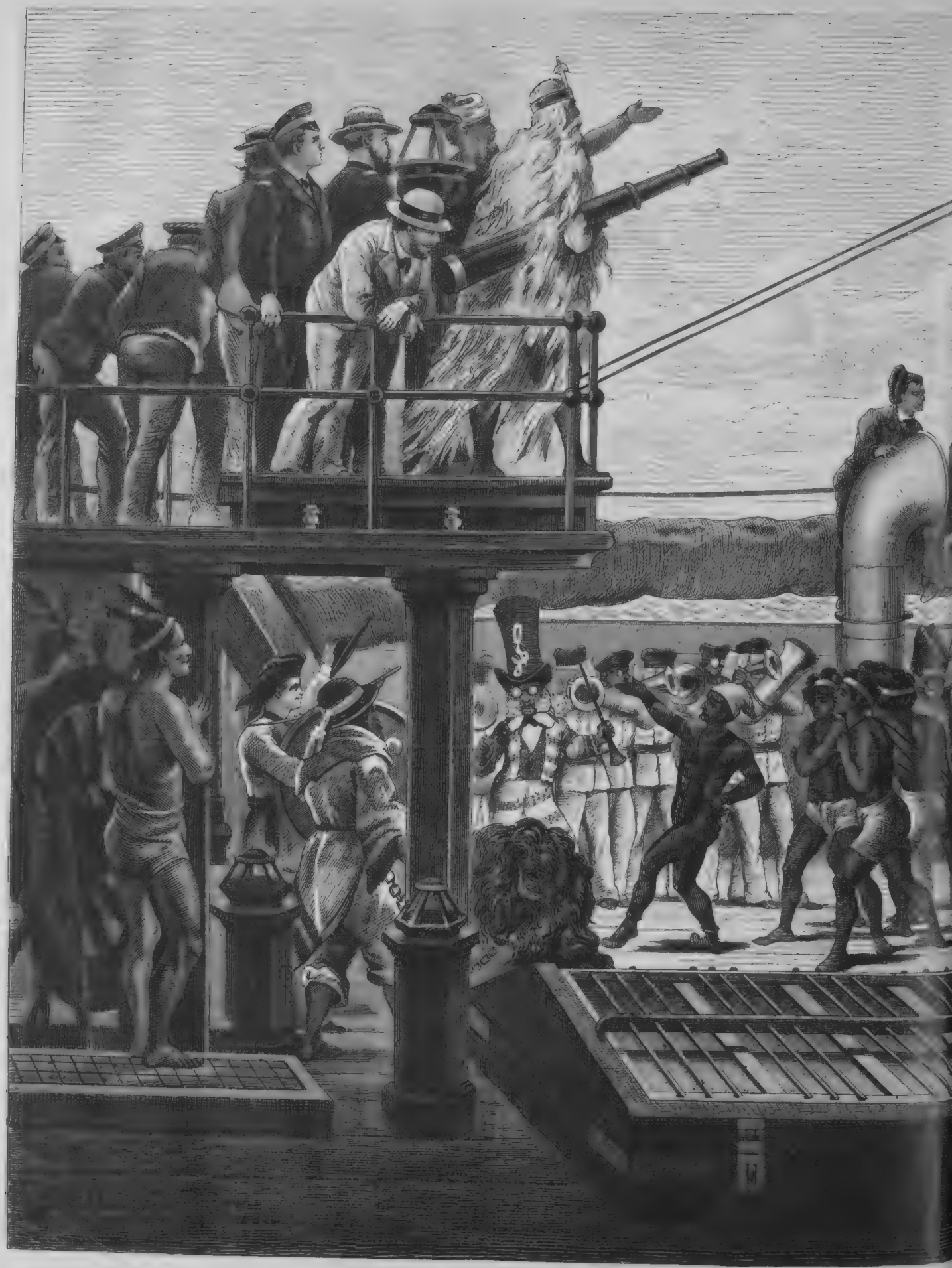
„Mich dünkt, ein Theaterreferat müßte, um als gerecht gelten zu können, so abgefaßt sein, daß der Leser, welcher der Vorstellung nicht beigewohnt hat, einen richtigen Eindruck der gesammten Leistung erhält. Aber wenn Sie bloß das Unbefriedigende herausgreifen und kritisiren, so muß das Publikum nothwendig zu dem Glauben kommen, daß es sich gar nicht lohne, eine Vorstellung aufzusuchen, weil es das Gefühl gewinnt, als ob ihm gar nichts Gutes geboten würde.“

„Darauf kann ich nur erwiedern, daß mir die Zeitung nicht Raum genug für eine solche Behandlung zur Verfügung stellt. Sie vergessen, daß ästhetische Beurtheilungen zugleich den Zweck haben, bildend auf das große Publikum zu wirken. Darum ziehe ich es vor, es auf Mängel aufmerksam zu machen. Und Sie können überzeugt sein,“ — er machte dabei eine Bewegung der Ungeduld — „daß ich morgen dem Publikum zeigen werde, wie eine Lady Macbeth aufgefaßt werden muß, und wie sie Fräulein Rupprecht trotz allen Glanzes der Darstellung nicht aufgefaßt hat.“

Das Gespräch war lauter geworden und am Nebentische begannen auch die Offiziere aufzumerken, während der Assessor sich in seinen Stuhl zurücklehnte und behaglich wie ein gestreichelter Kater die Augen schloß. Der Direktor warf die Nüstern auf und bemerkte spitz:

„Ich dachte, gerade angesichts dieser gelungenen Vorstellung könnte ich mit Ihnen in der Sache sprechen; aber es scheint, als ob auch diese keine Gnade vor Ihren Augen gefunden hätte.“

„Ich habe keinen Grund, mich in lange ästhetische Erörterungen einzulassen. Ich will Ihnen nur so viel sagen, daß es meiner Ansicht nach zwei Arten von Verbrechernaturen gibt, die Einen sind die gewöhnlichen Zuchthauskandidaten, die Anderen sind die Dämonen



Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt: Die Taufe

er der Linie. Nach einer Skizze von C. Saltzmann. (S. 647.)

der Geschichte. Jene wirken einfach ekelhaft, im Leben wie auf der Bühne, und dürfen hier nur ganz untergeordnete Rollen spielen; diese sind die großen, satanischen Mächte der Tragödie und erregen Grauen, aber ein ästhetisches, sie wirken für das Gefühl wie große zerstörende Naturmächte sittlich indifferent; sie erscheinen übermenschlich und darum gleichsam den Forderungen des Sittengesetzes entnommen. Eine Lady Macbeth zum Beispiel muß so souverän über dem Gewissen stehen, daß man ihr ein gewisses Recht zugesteht, sich um jenes nicht zu kümmern. Nur im Schlafwandeln der Nacht darf sie die Spur davon zeigen, daß sie auch Mensch ist, denn irgendwie muß daran erinnert werden, daß wir auf der Bühne nicht Götter, sondern Menschen agiren sehen. Aber wie sie im wachen Zustande nicht sehen und mit blutgierigen Mardersprüngen umherfahren darf, sondern mit bewußter, stolzer Ruhe und Sicherheit einherschreiten soll, so darf sie sich im Schlafwandeln nicht wie eine Irre geberden, sondern das Königsgewand des unerschütterlichen Selbstbewußtseins darf nur an wenigen Stellen sich vorsichtig aufschlitzen und die nackte Haut des Menschenthums durchschimmern lassen. Das wirkt tragisch, aber nicht, wie das Gebahren der Rupprecht, gespenstisch und abstoßend. Sie übertreibt, sage ich Ihnen; es fehlt ihr jede tiefere ästhetische Anschauung und darum jede Einheit in der Zeichnung. Nur an einzelnen Stellen drängten die Verse sie von selbst zur richtigen Auffassung, im Uebrigen war sie eine Zuchthäuslerin und beleidigte. Sie hat bei allem Talent bloß Routine. — Sehen Sie, mein verehrter Herr Direktor, das ist's, was ich morgen dem Publikum sagen werde."

Der Doktor hatte sich in's Feuer hineingesprochen und seine kräftige, tönende Stimme war zuletzt fast im ganzen Saale vernehmbar. Der Direktor hatte ihm, die Stirne runzelnd, aber mit Aufmerksamkeit zugehört und war eben im Begriff, etwas zu entgegnen, als ihm der Lieutenant von Osten zuvorkam. Mit hochgeröthetem Gesicht stand er auf und ging, ehe es Jemand verhindern konnte, auf die Nische zu.

„Wem wollen Sie das sagen, Herr? Wer ist die Dame, die Sie so in der Zeitung vor dem Publikum ohrfeigen wollen?"

In diesem Augenblick erhob sich Könen, der sich rascher als sein Freund in die Situation hineinfand.

„Wer sind Sie, mein Herr Lieutenant? Wir haben nicht das Vergnügen, Ihnen vorgestellt zu sein, und daher kaum Veranlassung, Ihre Frage zu beantworten."

„Habe nichts mit Ihnen zu schaffen, Herr; schweigen Sie gefälligst."

„Nun," sagte Martius langsam und mit blitzenden Augen, „ich frage mit meinem Freunde: wer sind Sie und was gibt Ihnen das Recht, in so kategorischer Weise mich zu interpelliren? Wenn Sie recht höflich fragen und eine bescheidene Bitte hinzufügen, so wäre es möglich, daß ich Ihnen Antwort stände."

Ein paar Offiziere drängten sich rasch zu Osten vor und versuchten seinen Arm zu erfassen, um ihn zurückzuziehen.

„Um Gottes willen," sagte der ältere Stückradt, „mach' hier keine Szene, Osten; schlaf' über die Sache und verspare Deine Anstände auf morgen!"

„Laßt mich!" schrie der Wüthende, bei welchem der Weinrausch plötzlich mit unglücklichster Wirkung zum Ausbruch kam. „Ich vertrete diese Dame, die, wie ich glaube, genannt worden ist. Dulde nicht, daß sie mit solchen Spitzfindigkeiten immerzu gemißhandelt wird. Will wissen, ob Sie von Fräulein Rupprecht gesprochen haben, Herr?"

Der Direktor war rasch außerhalb des Kreises getreten und entfernte sich, die Szene weiter beobachtend. Könen trat näher an Martius heran, der jetzt in kaltblütigster Haltung ebenfalls aufstand und die Arme über die Brust kreuzte.

„Meine Herren," sagte er, „haben Sie die Güte, sich Ihres Kameraden anzunehmen, „er darf in dieser Verfassung keine Handlungen begehen, die er nüchtern bereuen würde."

Stückradt trat auf Könen zu und flüsterte diesem hastig zu, er möchte mit seinem Freunde sich zu entfernen suchen, es würde ihnen schwer werden, den Erbitterten zu bändigen. Sie wollten seine Aufmerksamkeit für einige Momente abzulenken trachten. Der Assessor nickte schweigend.

„Herr!" schrie Osten außer sich, „wollen Sie damit sagen, daß ich betrunken wäre? Wollen Sie das wagen?"

„Ja," versetzte Martius laut und deutlich, indem er den Gegner scharf in's Auge faßte. Dieser riß sich mit jähem Ruck von den ihn haltenden Armen los und machte Miene, sich mit geballter Faust auf den Doktor zu stürzen, an dem jede Muskel sich stahlfest spannte. Aber im Nu rissen kräftige Hände den seiner nicht mehr mächtigen Osten zurück, der sich flammenden Auges zu den unwillkommenen Hütern umwandte und drohende Worte ausstieß. Inzwischen gab Könen dem Doktor einen raschen Wink, worauf dieser mit ihm die Nische verließ. Osten schäumte vor Wuth, als er den Gegner vor sich verschwunden sah; und da er denselben in der Nähe der Ausgangsthür nach seinen Ueberkleidern greifend erblickte, schien er nicht übel Lust zu haben, demselben nachzueilen. Aber die Kameraden bildeten einen Wall, der sich nicht so leicht durchbrechen ließ, und einen Moment später waren Martius und dessen Freund aus seinem Gesichtskreise verschwunden.

Es war merkwürdig, wie rasch der Paroxismus des Erhitzten sich legte, als es gelungen war, ihn wieder auf seinen Platz zu bringen, wenn er auch noch eine Weile fortgrollte und finstere Blicke in dem Kreise umher warf. Man bemerkte endlich wie beiläufig, daß es Zeit sei, sich auf den Heimweg zu begeben, und er ließ es sich gefallen, daß die beiden Stückradts ihn in Aufsicht nahmen und auf die Straße bugsirten. Die Anderen folgten.

„Zitzewitz," sagte der Sänger von vorhin zu dem langen Dragoner, „es ist doch schade, daß sich Osten das von dem Scribifax mußte gefallen lassen. Er steckte eine so unverschämte Miene auf, daß er eine gehörige Züchtigung verdiente."

„Warte nur," entgegnete Dieser, „es ist noch nicht aller Tage Abend."

„Du Schwert an meiner Linken, was soll dein heitres Blinken?" trällerte der hoffnungsvolle junge Vaterlandsvertheidiger und bog mit einem „Gute Nacht" seitwärts in eine Straße ein. —

Der Doktor und sein Freund waren inzwischen ein gut Stück Wegs vorausgeschritten. Der Schnee flimmerte zu ihren Füßen im Mondlicht und des Assessors Havelock flatterte wie die Flügel eines Nachtvogels von der Bewegung des Gehens.

„Jedenfalls war es eine Aufregung, die sich der Mühe lohnte," bemerkte Könen. „Ein Teufelskerl, der Osten. Es ist merkwürdig, was der Wein für Muth macht. Er sieht sonst so melancholisch aus wie ein Moorsumpf, und heute fehlte nicht viel, so machtest Du intimere Bekanntschaft mit seinen Fäusten. Siehst Du, mein Bester, das sind die Freuden des Rezensententhums. Ich habe Dir schon lange dergleichen prophezeit."

„Ich weigere mich keinen Augenblick, es in Kauf zu nehmen."

„Schön; das ist Geschmacksache. Ich meinerseits ziehe eine gemüthlichere Lebensweise vor. — Es ist zu spät," fügte er, nach der Uhr sehend, hinzu, „als daß ich Dich noch inkommodiren möchte. Ich suche mein eigenes Asyl für Obdachlose auf."

„Ich mache ohnehin noch einen Krankenbesuch. Mein Hausgenosse, der Theaterdiener, ist noch nicht aus aller Gefahr. Gute Nacht, Könen!"

(Fortsetzung folgt.)

Notizblätter.

Literatur.

— **Die amerikanische Literatur ist nicht reich an guten und behaglich sich lesenden Familienromanen und deßhalb dürfen wir ein Werk dieser Art, das Max v. Weißenthurn uns übersetzt hat, wohl willkommen heißen.** Der zweibändige Roman „Auf einsamem Felsenriff" (Stuttgart, Hallberger) entwickelt ein farbenreiches Bild amerikanischen Familienlebens mit echt transatlantischen Charakteren und transatlantischen Situationen. Die Handlung spielt in den besseren Kreisen und ist frei von krasser Sensation, dabei jedoch keineswegs ohne Spannung und sogar aufregend durch das dramatische Leben, das sie enthält. Die Uebersetzung hier ist Ueberarbeitung, Vieles, was uns Deutsche unangenehm auffallen könnte, hat der Uebersetzer ausgelassen oder gemildert, so daß dieser Roman sympathisch anmuthet, indem er uns höchst angenehm unterhält. — Eine völlig andere Luft weht uns aus Mariam Tenger's „Amulettmann" (Stuttgart, Hallberger) entgegen. Hier werden wir hineingeführt mitten in das gesellschaftlich und politisch so eigenartig leidenschaftlich bewegte Leben Ungarns. Der spannende, interessante Roman spielt in den höchsten Gesellschaftskreisen, von denen er viele Porträts nach der Natur gibt, zieht aber auch Gestalten aus dem Volke in das Bereich seiner Darstellung. Das glühend Farbenschillernde, Originelle, oft Seltsame des spezifisch ungarischen und des siebenbürgischen Lebens, das Szeklerthum dem Sachsenthum gegenüber, die echt ungarischen Frauen- und Männergestalten verleihen diesem Roman einen Werth, der weit über das gewöhnliche Maß der üblichen Unterhaltung hinausgeht. Wir können diesen Roman warm empfehlen.

— **„Die Geschichte der europäischen Staaten", welche von Heeren** und Ukert begonnen und unter ihrer Leitung schon zu einer stattlichen Zahl von Bänden gediehen, zählt zu den gewichtigsten Unternehmungen des deutschen Buchhandels und der Perthes'sche Verlag in Gotha hat ihr stets seine besondere Sorgfalt angedeihen lassen, wohl wissend, welchen Dienst er der deutschen Literatur damit leiste, welches Lustre er aber auch seinem Verlag damit bereite. Durch die neue Redaktion des berühmten Geschichtsforschers W. v. Giesebrecht ist neues Leben in das Unternehmen gekommen, das einerseits durch die Bearbeitung der noch nicht behandelten Stoffe, andererseits durch Neubearbeitung veralteter Theile oder Ergänzung durch völlig neue Behandlung der Geschichte einzelner Länder auf der Höhe der Zeit erhalten werden soll. Neununddreißig Lieferungen je zu zwei Bänden waren bislang erschienen: die vierzigste hat soeben mit dem ersten Bande der „Geschichte Bayerns" von Siegmund Riezler begonnen, welche bis zum Jahre 1180 reicht und durch die große Gründlichkeit, wie durch die anziehende Darstellung sich gleich sehr auszeichnet und zeigt, wie auch dem scheinbar sprödesten Stoffe ein fesselnder Reiz abgewonnen werden kann, wenn man ihn so vollständig beherrscht und der Form gleiches Recht wie dem Inhalt zugesteht. Der Verfasser hat namentlich auch der Kulturgeschichte ihre berechtigte Stellung angewiesen. Als Ergänzungsband liegt der erste Band der „Geschichte der Niederlande" von R. Th. Wenzelburger vor, welche an die Stelle der veralteten Rampen'schen Geschichte tritt. Das riesige Material, das hier zu verarbeiten war, mußte, um übersichtlich zu sein, stark gesichtet werden: die Geschichte der Niederlande konnte nur in großen Zügen gegeben werden, alles Detail bleibt den monographischen Arbeiten überlassen. Dieß berücksichtigend ist das Werk als ein meisterlich klares und übersichtlich orientirendes zu bezeichnen, das vorzüglich versteht, uns zu eingehenden Studien der Geschichte dieser Länder anzuregen.

— **Moritz Busch, der Verfasser des Bismarckbuches, hat sich in** seiner neuesten Arbeit, die er „Wunderliche Heilige" (Leipzig, Grunow) betitelte, eine Reihe von religiösen und politischen Geheimbünden und Sekten zum Vorwurf genommen, deren Entstehungsgeschichte er mit großem Eifer nachgeforscht und die er nun in abgerundeten Essays zur Darstellung bringt. Diese seltsamen Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Kirchengeschichte, diese bizarren Orden, Sekten und Gemeinden, wie sie namentlich der Orient mit Einschluß Rußlands und Nordamerikas aufweisen, bieten eine überaus interessante psychologische und kulturhistorische Seite, und geben für die politischen und sozialen Bestrebungen der Gegenwart die markantesten Beurtheilungshandhaben. Der Verfasser hat diesen Stoff so eingehend, wie es einem weiten Kreisen zugänglichen Essay erlaubt ist, behandelt. Die Drusen, Derwische, Shaker, Wiedertäufer, Chiliasten, Skopzen, Spiritisten auf der einen, die Fenier, Carbonari, Mafusi und Hetäria auf der andern Seite, werden nicht nur scharf in ihrem Wesen gekennzeichnet, sondern uns auch in lebensvollen Bildern vorgeführt, indem der Verfasser seine Beobachtungen durch Erlebnisse und Erzählungen angenehm zu würzen versteht. Die Ausstattung des Buches ist besonders elegant.

— **„Die Klassiker der Malerei", welche Dr. P. F. Krell im** Verlage von P. Neff in Stuttgart herausgegeben, haben in ihrer ersten Serie (Die Italiener) einen so außerordentlichen Erfolg gehabt, den sie allerdings auch um ihrer artistischen wie textlich gleich vorzüglichen Ausführung reichlich verdient hatten, daß der Verleger an eine zweite Serie gehen konnte und zwar an die Spanier und Niederländer, die bildlich und textlich in der gleichen Ausstattung erscheinen werden. Alfred v. Wurzbach hat die Bearbeitung des Textes übernommen. Bekannt durch seine biographischen Arbeiten hat er auch den Lebensbildern niederländischer Meister, welche die ersten Hefte bringen, einen ganz eigenthümlichen Reiz durch die anziehende Darstellung zu verleihen gewußt, und es will dieß bei dem seit Houbraken und Sandward nicht wenig breitgetretenen Vorwurfe etwas heißen. So verspricht denn bei der splendiden Ausstattung, die der Verleger dem Werke angedeihen läßt, diese neue Serie würdig in die Fußstapfen der ersten zu treten. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die Klassiker in dem gleichen Verlag auch in einer französischen Ausgabe erscheinen.

— **Edmund von der Becke-Krüchzner hat unter dem Titel: „Der** Adel des Königreichs Württemberg" (Stuttgart, Kohlhammer) ein neues Wappenbuch der edlen Geschlechter des genannten Landes herauszugeben begonnen, das in sechs Lieferungen erscheinen, soll und außer den lithographischen Tafeln, welche die Wappen enthalten, die Geschichte und Genealogie dieser Geschlechter geben wird. Neben Cast und Dorst, Tyroff, Siebmacher und Hefner hat das vorliegende Werk seine vollständige Berechtigung, da die Genannten einerseits nicht Wappen und Genealogie verbinden, andererseits seit dreißig Jahren vielerlei Veränderungen stattgefunden haben. Das schöne Werk, das mit dem Königshause beginnt und die Entwicklung seines Wappens in zahlreichen Bildern gibt, ist sowohl in den Zeichnungen als im Texte überaus sorgfältig ausgeführt und bekundet den gewiegten Heraldiker und Genealogen. Die schöne Ausstattung, die der Verleger dem Werke hat zu Theil werden lassen, macht es zu einem Schmucke jedes adeligen Hauses.

— **„Der Malayische Archipel" von C. B. H. v. Rosenberg (Leip**zig, G. Weigel) ist in seiner ersten Abtheilung von uns bereits angezeigt worden; nun liegen auch die zweite und dritte vor, welche Selebes und den Molukkischen Archipel, Neu-Guinea und Java umfassen. Der Verfasser hat auch hier unsere Kenntniß dieser Länder um ein Wesentliches erweitert, namentlich was das reiche Thier- und Pflanzenleben dieser holländischen Besitzungen betrifft, auch das häusliche Thun und Treiben der Bewohner ist mehr als im ersten Bande zu seinem Rechte gekommen. Die Leser, welche bloß touristisches Geplauder und angenehme Unterhaltung erwarten, dürften sich in dem etwas trockenen Buche getäuscht fühlen; dagegen wird Jeder, der gründliche Kenntniß von Land und Leuten der interessanten Inseln sich erwerben will, vollauf Genüge finden: der Verfasser spricht aus dreißigjähriger Erfahrung. Zahlreiche Holzschnitte beleben und erläutern den Text, dem Professor Veth in Leyden ein Vorwort vorangeschickt hat.

— **Leo Woerl, von dem wir eine „Statistik der katholischen Zeit**schriften in der ganzen Welt" (Würzburg, Woerl) haben, welche sämmtliche Zeitungen und Zeitschriften, politische wie unpolitische, die der katholischen Kirche zugethan sind, mit der Zeit ihres Erscheinens, der Auflage und dem Preis verzeichnet, hat nun unter dem Titel: „Die Publizistik der Gegenwart" eine in Heften erscheinende Rundschau über die gesammte Presse der Welt (Würzburg, Woerl) begonnen, welche mit Hessen und Baden im ersten Hefte beginnt und Inhalt, Tendenz und Form des Erscheinens jedes, auch des kleinsten Blättchens des betreffenden Landes darlegt und dadurch ein Material zusammenträgt, wie es bis jetzt nirgends gegeben war. Der Herausgeber, welcher auf streng katholischem Standpunkt steht, faßt auch jede Zeitschrift in erster Linie von diesem Gesichtspunkt aus auf. Das Unternehmen bleibt aber abgesehen davon ein sehr verdienstliches, da wir bis jetzt nichts Aehnliches über die zeitgenössische periodische Literatur besaßen.

— **Georg Ebers' in fast alle europäische Sprachen übersetzter** Roman „Eine ägyptische Königstochter" hat in Dänemark so viele Freunde gefunden, daß der Verleger H. Andreas Schou jetzt eine vortreffliche Uebertragung durch H. O. Borchsenius in einer neuen Volksausgabe herausgibt.

— **Die Berichte des schweizerischen Genieobersten G. Ott vom** russisch-türkischen Kriegsschauplatz werden mit 7 Plänen und 1 Karte bei Orell, Füßli & Co. in Zürich erscheinen.

— **Dem „Athenäum" zufolge erscheint in diesem Monat im** Verlage von Blackwood and Sons, London, ein neues Werk von George Eliot, betitelt: „Impressions of Theophrastus Such".

— **In Paris erscheint eben ein „Dictionnaire universel des eaux** minérales et des bains de mer et des stations hivernales de la France et de l'Etranger" von Emile Badoche, welches auch in Deutschland interessiren dürfte.

Bühne.

— In Dessau hat der Landtag die von der Regierung geforderte Zuschußsumme in Höhe von 50,000 Mark zur Erhaltung der Dessauer Hofkapelle abgelehnt.

— Nachdem das Projekt der Leipziger Monatsoper für die Zeit vom 6. Juni bis 6. Juli im Carolatheater bereits vor einem Monat durch ein Vorabonnement von 24,000 Mark vom Leipziger Publikum enthusiastisch begrüßt worden ist, hat der Impresario Hofmann ein zweites nicht minder interessantes Projekt in Angriff genommen. Derselbe beabsichtigt nämlich, vom 10. bis 25. Juli, also noch während der Leipziger Kunst- und Gewerbeausstellung, 15 Mustervorstellungen des guten, feinen deutschen Lustspiels und zwar in einer Personalbesetzung ersten Ranges aufzuführen. In Berlin und Hamburg sind bereits Engagementsverhandlungen eingeleitet und es steht außer allem Zweifel, daß auch diese Unternehmung großes Aufsehen machen wird.

— Im Berliner Residenztheater hat eine Novität, welche von der Gattin eines dortigen Theaterrezensenten, Frau Nahida Remy, herrührt: „Konstanze", angesprochen. Wir begegnen in demselben einer Fürstin Lohenstein mit ihren zwei Söhnen, einem Major von Artow mit seiner Tochter und einer Dame Namens Konstanze, die sich als die Frau des Majors und daher Mutter seiner Tochter allmälig in dem Stücke entpuppt. Sie hatte ihrem Mann wenige Jahre nach dessen Verheirathung verlassen, ein abenteuerliches Leben geführt und die Fürstin Lohenstein hat in dem Stücke die edle Aufgabe übernommen, sie wieder nach einer Reihe von Jahren zu ihrem Gatten zurückzuführen und den Familienfrieden des Majors herzustellen, sowie das Glück ihres Sohnes, der in die Tochter verliebt ist, zu begründen. Letztere war nun der Mutter nach deren Flucht als todt gemeldet worden und so ergibt sich nach deren Rückkehr ein recht spannender Konflikt, der durch einige wirksame Scenen eine hübsche Lösung findet. Während die Exposition in den beiden ersten Akten daher eine etwas langwierige ist, steigert sich in den drei folgenden Akten die Spannung in genügendem Maße, um an dem Schauspiel bis zum Schlusse ein stärkeres Interesse nehmen zu können.

— Das Stadttheater in Reichenberg ist drei Stunden nach der Festvorstellung für das silberne Hochzeitsjubiläum abgebrannt.

— Einen glänzenden Triumph hat Björnstjerne Björnson mit seinem neuen Schauspiele „Leonarda" in Christiania davongetragen. Bei dem Glück, das seine Stücke in Deutschland gemacht, wird man sich dafür interessiren. Leonarda, die Titelheldin, ist eine Frau in den sogenannten besten Jahren, welche eben nicht mehr die besten sind; sie hat sich indessen den Reiz jugendlicher Anmuth bewahrt, so daß sie selbst neben ihrer jungfräulichen, eben herangeblühten Nichte, welche sie als Tochter auferzogen, eine stattliche Erscheinung macht. In diese Nichte nun verliebt sich ein junger Mann, der jedoch, nachdem er durch sie die Tante kennen gelernt, sich von der reiferen Schönheit gefangen nehmen läßt und dieselbe mit Liebesbewerbungen bestürmt. Leonarda bleibt von diesem leidenschaftlichen Feuer nicht unberührt, aber der Gedanke an die geliebte Nichte und deren Kummer wie an die Ungleichheit der Verhältnisse bringt sie zum Verzicht auf eigenes Glück, so daß sie den Ungetreuen zu seiner ersten Liebe zurückführt. Ueber Schönheit der Sprache und Innigkeit der Empfindung braucht man bei Björnson kein Wort weiter zu verlieren; hier waren beide Vorzüge vereint mit einer packenden, elastisch fortschreitenden Handlung, welche, getragen von kraftvollem edlem Ausdruck, das Haus zu enthusiastischem Beifall hinriß. Nicht minder warm als beim Publikum war die Aufnahme bei der Kritik. „Es ist lange, sehr lange her," ruft begeistert das „Dagblad" aus, „daß das Theater am Bankplatze Zeuge einer solchen Stimmung, eines solchen Jubels der Zuschauer, eines solchen hinreißenden Spieles der Darsteller und einer so edlen Schönheit des Stückes war. Das Erscheinen des Dramas ist ein Ereigniß von seltener Bedeutung in unserer Literatur." Das Sujet selbst klingt an den Damenkrieg von Scribe an.

Kultur und Wissenschaft.

— Der Shakespearetag 1879 in Stratford war seit dem Jubelfeste 1864 gewiß der bedeutsamste für die liebliche warwickshirer Landstadt durch die Feierlichkeiten zu Ehren der Eröffnung des neugebauten „Shakespeare Memorial Theatre". Der Energie und Freigebigkeit des Lord-Mayor ist die rasche und glückliche Vollendung dieses Unternehmens zu danken, welches (nach Absicht der Stifter) weit höhere als rein lokale Bedeutung haben soll, und in diesem Sinn auch von der deutschen Shakespearegesellschaft in Weimar aufrichtig beglückwünscht wurde. An den Ufern des Avon, nahe der Kirche, in welcher Shakespeare's Grabdenkmal sich befindet, erhebt sich der neue, noch nicht ganz vollendete Bau, in welchem — außer dem Schauspielhause — auch Raum für eine Shakespearebibliothek und ein Shakespearemuseum geschaffen werden soll. Shakespeare — so lautet der Kehrreim aller offiziellen Kundgebungen der Association — bedarf keiner Monumente: aber Stratford, der Ort, in dem dieser Unvergleichliche geboren wurde, lebte und starb, schuldet seinem größten Sohn eine Huldigung, die seiner würdig ist: ein Theater, in welchem von Zeit zu Zeit Mustervorstellungen Shakespeare'scher Werke vorgeführt werd.n sollen. Eine liebevolle Interpretation Shakespeare'scher Dramen, vielleicht die Verpflanzung einer Schauspielschule nach Stratford, die Meinung, daß die Schaubühne als Schwester der Kirche zur Volkserziehung mithelfen müsse, alles dieß und noch viel mehr soll die Aufmerksamkeit des Staates neuerdings auf offizielle Förderung edler theatralischer Bestrebungen lenken, und im Lande des „größten dramatischen Dichters" eine Musterbühne, würdig Shakespeare's und Garrick's, mit heraufführen helfen. Beim Festbankett in der Town-Hall, dem über 200 Gäste anwohnten, herrschte durchaus zuversichtliche Stimmung: man kennt die Menus dieser Mahlzeiten; jedes Gericht trägt Shakespeare'sche Namen und Citate („Der Süßen Süßes" heißt es bei Kuchen und Puddings; „Keep a good tongue in thy head" bei geräucherter Zunge u. s. w.). Während des Bankets langte die Gratulationsdepesche der deutschen Shakespearegesellschaft ein, welche mit herzlichen Cheers aufgenommen wurde. Der Abend im Theater fand allgemeine Anerkennung. Das Haus ist akustisch, niedlich und trefflich eingerichtet.

— Die englische Gesellschaft zur Erforschung Palästinas (Palestine Exploration Fund) beabsichtigt, nachdem sie das ganze Westjordanland hat aufnehmen lassen, eine spezielle Expedition nach Galiläa zu senden, um die Lage der Städte Kapernaum, Bethsaida und Chorazin, wenn möglich, endgültig festzustellen. Als Arbeiten der Expedition sind in Aussicht genommen: Ausgrabungen in Chân Minje (welches Manche für Kapernaum halten), Tell Hûm (wahrscheinlich Kapernaum), Keraze (wahrscheinlich Chorazin) und an der Mündung des Jordans in den See Genezareth, in zweiter Linie an anderen dazu geeignet erscheinenden Punkten der Westküste des Sees; Vermessung und Aufnahme der Ostküste; Untersuchung und Sammlung der Ueberreste der „weißen Synagoge" zu Tell Hûm, in welcher wahrscheinlich Jesus oft gelehrt hat; naturwissenschaftliche, besonders geologische Untersuchung der Gegend, photographische Aufnahmen und Pläne. Die Kosten sind auf die runde Summe von 2500 Pfd. St. berechnet und sollen durch besondere Sammlung aufgebracht werden. Gleiche Zwecke mit jener englischen Gesellschaft verfolgt bekanntlich der deutsche Palästinaverein; sobald er über die nöthigen Mittel verfügt, wird er eine ähnliche Aufgabe in Palästina in Angriff nehmen.

— Das Schiff, welches den Professor Nordenskjöld aufsuchen soll, ist am 17. April von Malmö ausgelaufen; es führt den Namen des Forschers.

— Dr. G. Schweinfurth in Kairo veröffentlicht in der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient" eine gedrängte Darstellung der Ergebnisse der jüngsten Expedition Burton's, des bekannten ehemaligen englischen Konsuls in Triest, nach dem Nordwesten der arabischen Halbinsel. In einem Zeitraume von vier Monaten hatte diese, im Auftrage des Khedive im vergangenen Jahre unternommene Expedition ein Territorium in der Länge von 2500 nautischen Meilen durchforscht und im Gebiete von Midian nicht weniger als 18 Ruinen alter Städte, darunter solche von ganz bedeutendem Umfange, aufgedeckt. Die Expedition hatte in erster Linie mineralogische Forschungen zum Zwecke und brachte eine reiche Ausbeute an Gesteinproben im Gewichte von 25 Tonnen heim, die zuerst in Kairo exponirt und später an verschiedene chemische Laboratorien in Europa zum Behufe der Untersuchung vertheilt wurden. Eine Anzahl bemerkenswerther Analysen liegt bereits vor, und gedenkt Burton seine Forschungen in Midian nächstens wieder aufzunehmen.

— Der Berliner „Lessingverein" läßt soeben die Aufforderung zur Begründung eines allgemeinen „Lessingbundes" zur Versendung gelangen, welcher die Hebung der vaterländischen dramatischen Kunst zum Ziele haben soll. So häufig nun auch bereits ähnliche „Hebungen" schließlich mit einem „Bruch" endeten, wäre es doch ein Zeichen von Engherzigkeit oder hochgradigem Pessimismus, wollte man sich diesem jungen Unternehmen gegenüber passiv oder gar feindlich verhalten, umsomehr als eine Anzahl von Namen besten Klanges bereits Beitritt und Unterstützung durch Rath und That zugesagt haben. Mögen alle echten, wahren Freunde deutscher Kunst mindestens die Mühe nicht scheuen, sich mit dem (durch den Schriftführer H. de Grousilliers, Kirchstraße 16, zur Versendung gelangenden) Geschäftsplan des neuen Bundes bekannt zu machen.

Erfindungen.

— Die chinesische Tusche ist bekanntlich eine schwarze Wasserfarbe, welche in China aus sehr sorgfältig bearbeitetem Ruß hergestellt werden soll, deren nähere Zusammensetzung und Herstellung jedoch noch immer ein Geheimniß ist. Schon verschiedene Versuche, diese für das Zeichnen unentbehrliche Tinte zu ersetzen, sind mißlungen. Dem Maler Joh. Hirrlinger ist es geglückt, eine Tusche herzustellen, welche in jeder Beziehung mit ihrer Schwester aus dem himmlischen Reiche konkurrenzfähig ist. Die Thatsache, daß die wohlbekannte Aquarellfarbenfabrik von Günther Wagner (Karl Hornemann's Nachfolger) in Hannover und Eger das ausschließliche Fabrikationsrecht erworben und diese Tusche in den Handel gebracht hat, ist ein erfreulicher Beweis dafür; einmal auf das Papier aufgetragen und trocken läßt sich die neue Tusche — das charakteristische Merkmal des chinesischen Fabrikats — mit einem in das Wasser getauchten Pinsel nicht mehr verwischen.

Industrie und Verkehr.

— In Arnheim soll eine Ausstellung von Gewerbeerzeugnissen des Landes und der Kolonieen eröffnet werden. Namentlich wird dabei die Kapelle eines indischen Fürsten, welche auf dessen Kosten nach Arnheim eingeschifft wurde, um javanesische Konzerte zu geben, eine große Anziehungskraft ausüben.

— Die Eröffnung der Eisenbahn Arnheim-Nymwegen findet am 15. Juni statt.

— Der Bau der Bahnstrecke Düsseldorf-Hagen der rheinischen Eisenbahn ist so weit vorgeschritten, daß für Mitte Juli die Eröffnung derselben in Aussicht genommen ist.

— Die englische Regierung hat das Angebot der Eastern Telegraph Company und der Telegraph Construction Company zur Legung eines Telegraphenkabels von Aden nach Durban in der Hauptsache angenommen. Zu dieser Strecke sind im Ganzen nicht weniger als etwa 4000 Meilen Kabel nöthig. Die Kosten werden auf etwa 1,500,000 Pfd. St. geschätzt. Die Legung verspricht sich ohne allzu erhebliche Schwierigkeiten ausführen zu lassen, da die Küste dazu im Allgemeinen günstig geschätzt wird. Die erste Strecke, von Durban bis Zanzibar, soll bis Mitte Juli fertig werden. Es bleibt zunächst die Lücke von Aden bis Zanzibar, welche schnelle Dampfschiffe in etwa sieben Tagen zurücklegen vermögen. Von Durban geht ein Landtelegraph weiter nach der Kapstadt und anderen wichtigen Punkten in Südafrika. Während die Strecke bis Zanzibar gelegt wird, soll an der Herstellung der fehlenden Kabellänge fleißig gearbeitet werden, so daß die ganze Strecke spätestens bis Mitte November fertig werden kann. An den wichtigsten Punkten, unter anderen Zanzibar, Mozambique, Sofala und Delagoabay, sollen Stationen errichtet werden.

— Die Linie Stanislau-Husiatyn, welche Oesterreich mit den fruchtbarsten Provinzen Rußlands verbindet, geht ihrer Vollendung entgegen. Sie ist auch in strategischer Beziehung sehr wichtig.

Gesundheitspflege.

— Eine in neuerer Zeit in Amerika vielfach zur Anwendung gelangende Kur ist die Blutkur. In St. Louis allein sollen sich nach den Berichten dortiger Blätter zwei- bis dreihundert Personen dieser Kur schon unterzogen haben. Sie trinken täglich, je nach den Umständen, ein halbes bis ein ganzes Seidel Blut, wie es noch warm und rauchend den Adern der geschlachteten Thiere entströmt. Das Blut der Thiere wird als das heiligste betrachtet, und September und Oktober gilt als die beste Zeit, sich der Kur zu unterziehen. Meistens wird das Bluttrinken Altersschwachen und Schwindsüchtigen empfohlen, doch muß die Medizin warm und in dampfendem Zustande genossen werden; zur Erhöhung der Wirkung bleiben die Patienten nach stattgefundener Einnahme der Arznei noch einige Stunden im Schlachthause, um die ausströmenden Blutdämpfe einzuathmen.

Denkmäler.

— An dem Geburtshause des genialen Künstlers F. Preller zu Eisenach haben einige Verehrer eine aus karrarischem Marmor bestehende Gedenktafel mit der Inschrift: „In diesem Hause wurde Friedrich Preller geboren am 25. April 1804" anbringen lassen.

— In Renchen (Baden) beabsichtigt man dem Dichter Hans Jakob Christoph v. Grimmelshausen ein Denkmal zu setzen. Grimmelshausen hat ungefähr die letzten 15 Jahre seines Lebens als Straßburgischer Schultheiß in Renchen verbracht und während dieser Zeit seine berühmtesten Schriften herausgegeben. Er ist daselbst gestorben und begraben. Im Kirchenbuch zu Renchen ist die Urkunde seines Todes verzeichnet: die Stadt Renchen hat ein Recht darauf, Grimmelshausen den Ihrigen zu nennen. Bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts war der wirkliche Name des Dichters verschollen und vergessen, der mit urkräftigem Humor und kühn realistischer Feder deutsches Land und Volk zur Zeit des 30jährigen Krieges geschildert und als warmer Freund des Volkes deutsche Sprache und Sitte gegen hereinbrechende Verwälschung vertheidigt hat. Damit sein Gedächtniß nicht wieder verloren gehe, soll auf dem Kirchenplatz in Renchen — wo seine Gebeine ruhen — ein einfaches, aber würdiges Denkmal errichtet werden. Das Renchener Komite: O. Behrle, Vorsitzender, Alois Brandstetter, Rechner, Paul Behrle, Bürgermeister, nehmen Gelder in Empfang.

— In Glasgow wurde auf dem George-Square eine bronzene Kolossalstatue Livingstone's enthüllt. Zugegen waren die zwei Töchter des Forschers und Dr. Stewart aus Livingstonia. Der Lord-Provost (Bürgermeister) der Stadt nahm das Standbild im Namen der Bürger Glasgows an. Livingstone, dessen Standbild auf dem George-Square das dreizehnte ist, trägt in der einen Hand die Bibel, in der andern seine Mütze. Der Bildner heißt Mossman.

— In Thorn will man zum Andenken an Copernicus durch internationale Sammlungen eine Sternwarte errichten.

— Das dem Komponisten Balfe zu Ehren errichtete Denkmal in der St. Patrickskirche zu Dublin besteht in einem gemalten Fenster in Medaillonform. Die Inschrift lautet in deutscher Uebersetzung: „Zum Andenken an Michael William Balfe, geboren in Dublin am 15. Mai 1808, gestorben zu Rowney Abbey, Herefordshire, am 2. Oktober 1870, den berühmtesten, genialsten und verehrtesten aller irischen Musiker. Errichtet im April 1879 von H. B. Stewart Ruhler, Dr. der Musik, einer vom Chor des Vikars".

— Aus Eger wird mitgetheilt, daß daselbst im Garten des Gasthofes „Kronprinz Rudolph" durch den Besitzer desselben ein Goethe-Denkmal errichtet wird. In diesem Garten, der ehedem dem „Rath Grüner", der mit Goethe befreundet war, dem Vater des Generalkonsuls v. Grüner, gehörte, pflegte Goethe, wenn er auf Besuch bei Grüner war, unter den schönen Bäumen zu sitzen. An dieser Stelle wird das Denkmal errichtet werden. Eine Schrift, die bei der Enthüllungsfeier des Denkmals unter dem Titel: „Goethe in Eger" erscheinen soll, dürfte manche interessante Mittheilung bringen.

Gestorben.

— Geheimer Kommerzienrath Meckel, Chef des größten Seidenetablissements, in Elberfeld, 64 Jahre alt, am 17. April.

— Wilh. Ed. Drugulin, Buch- und Kunsthändler, Kupferstichsammler, 57 Jahre alt, am 20. April, in Leipzig.

— General Dix, vormals Gesandter der Vereinigten Staaten in Paris, zu Washington, am 21. April.

— Herzog von Roxburghe, englischer Peer, am 23. April, in Genua, 62 Jahre alt.

— Contessa Fiorini-Mazzanti, berühmte Naturforscherin, am 23. April, 89 Jahre alt, in Rom.

— Jegor v. Sivers, Dichter und Reisender, 56 Jahre alt, am 24. April, in Riga.

— J. Schoberlechner, vorm. Oberregisseur der k. Hofoper, berühmter Sänger, 74 Jahre alt, in Wien, am 26. April.

— Kardinal Morichini, Bischof von Albano, am 26. April, in Rom, 73 Jahre alt.

— Infantin Christine, zweite Tochter des Herzogs von Montpensier, Schwester der jüngst verstorbenen Königin von Spanien, am 28. April, 26 Jahre alt, in Sevilla.

— Rudolph Schwanthaler, Bildhauer, Neffe von Ludwig Schwanthaler, in München, am 28. April.

— Karl Schunke, k. preuß. Kammermusikus und Lehrer an der k. Hochschule für Musik, berühmter Hornvirtuose, in Berlin, 68 Jahre alt, am 28. April.

— Michael Etienne, Eigenthümer und Gründer der „Neuen freien Presse", in Wien, am 29. April, 52 Jahre alt.

— Durand-Brager, Marinemaler, 65 Jahre alt, in Paris, Ende April.

Nonne und Weltkind.

Gemälde von L. Passini.

(Hiezu das Bild S. 641.)

Der Künstler, dem wir das reizende Bildchen an der Stirnseite unseres Blattes verdanken, das keiner Illustration durch die Feder bedarf, so lebendig spricht es für sich selbst, Ludwig Passini, ist ein Wiener und 1832 als der Sohn des Kupferstechers Passini geboren. Unter Kupelwieser, Führich und Ender gebildet, siedelte er nach Triest und Venedig, später nach Rom über, wo er sich unter H. Werner fortbildete, und anfangs Architekturen, später Genrebilder aus dem römischen Volksleben und Porträts malte. Sein Wandertrieb führte ihn wieder nach Deutschland und zuletzt nach Spanien. Viermal wurde er durch Medaillen ausgezeichnet, auch von den Akademien Wiens, Berlins und Venedigs zum Mitglied ernannt. Seine Bilder verbinden die höchste Grazie mit feinem Geschmack in der Wahl und Anordnung der Stoffe.

Von der deutschen Korvette „Prinz Adalbert".

Mit Bildern des Malers C. Saltzmann.

IV.

(Hiezu die Bilder S. 644, 645 und 648.)

Die Tage auf der Insel Madeira waren uns nur kurz gezählt. Schon am 9. November beobachtete man auf der Rhede von Funchal Anzeichen stürmischen Wetters, eine lange Dünung lief vom Süden her aus dem Atlantic und brach sich an den nahen Ufern der Küste. Lauter wie sonst erklang die eintönig dumpfe Stimme der Brandung, als wenn sie von fernen, gewaltigen Naturkräften Kunde bringen wollte.

Auf dem deutschen Schiff blieb die Mahnung nicht ungehört, denn der „Prinz Adalbert" suchte beim Einbruch der Dunkelheit als das Barometer gefallen und allenthalben sich dicke Luft auf dem Wasser gelagert hatte, die offene See, um frei von Klippen und Untiefen dem erwarteten Unwetter zu begegnen. Ueber Nacht und am nächsten Morgen brach es los, aber Sturm und See wurden von dem sich in freiem Wasser bewegenden Schiff glücklich überwunden.

Dann folgten viele freundliche und sonnige Tage. Ein kurzer Aufenthalt auf San Vincente, einer der Inseln des grünen Vorgebirges, die Breiten des Nordostpassats sind passirt und die zweifelhaften Segnungen des äquatorialen Calmengürtels sind mit Geduld ertragen, als der „Prinz Adalbert" am 2. Dezember den Aequator erreichte.

Vorbereitungen zur Linientaufe waren schon längst in der Stille betrieben. Man hatte bemerkt, daß der junge, von dem Kap Werden gebürtige und seither sehr melancholisch dreinschauende Ochse zuweilen an eine Kanonenlaffette gekettet und mit ernsthaften Liebkosungen zum Ziehen angetrieben wurde. Bei schlingerndem Schiff aber in gleichmäßigem Tempo das kriegerische Vehikel über Deck zu geleiten, schien weder in des Thieres Absicht, noch in allgemeiner Möglichkeit zu liegen, und so gestaltete sich die Zumuthung für den trauernden Ochsen zu einer neuen, nie geahnten Prüfung, gleich seinem ganzen Leben auf hoher See. Andere Vorbereitungen blieben profanen Blicken verborgen, bis am Abend des 1. Dezembers, als es dunkel geworden, das Vorspiel zur Taufe mystisch und phantastisch in Szene gesetzt wurde. Ein scheinbar von Außen kommender Ruf: „Schiff, ahoi!" verursacht lebhafte Bewegung unter der Besatzung. Der Bootsmann pfeift die Seite und unter den Klängen des Präsentirmarsches kommt Triton — zweifellos den Wassern soeben entstiegen — über das Fallreep, ein würdiger Bote des Herrschers der Meere. Seine lange Gestalt ist offenbar nur in Schiff gekleidet, denn es rauscht bei jedem gewichtigen Schritt, den äußerst würdigen Kopf ziert ein langer, semmelblonder Bart. Der Besuch der Meeresmajestät ist angekündigt und damit der Zweck der Sendung erfüllt. Unter gleichen Ehrenbezeugungen schreitet Triton das Achterdeck zurück, einen dunklen Körper sieht man in das Wasser gleiten, dann ist die Meereserscheinung wieder verschwunden.

Nächsten Tages, gegen 1 Uhr Mittags, ertönt Musik; auf den Decksbooten und auf dem Quarterdeck füllt sich's und Heiterkeit

ist auf allen Gesichtern zu lesen. Der erste Fremdling, welcher erscheint, ist wiederum Triton. Ein riesiges Feurohr trägt er unter dem Arm, sein Schritt ist rascher und geschäftiger, denn er muß sich die Leitung des Schiffes erbitten um Segel zu kürzen, damit sein Gebieter an Bord steigen kann. Ein ungemein kräftiges Getöse — das durch das Riesensprachrohr merkwürdig beeinflußte Resultat Tritonischer Stimmanstrengung — bedeutet: „Ruder und Posten ablosen!" Vier wilde Indianer, braune, kernige Gestalten, springen an's Ruder und ersetzen dort die der Taufe bedürftigen Matrosen. Ein alter Seefahrer in klassischem Kostüm übernimmt als Unteroffizier die Wache. Mit beiden Händen trägt er eine riesige Bootsmannspfeife, korrekt in der Form, in Größe aber der mächtigsten Tuba nicht nachstehend. Neue Marschklänge bedeuten, daß der Hauptzug nun heranrückt, unser Künstler hat ihn im Bilde wiedergegeben. Die Musikbande ist kostümirt, ihr Anführer im notenübersäten Frack dirigirt mit komischem Eifer. Sechs Neger, unter Anführung eines Häuptlings, ziehen — mit einem gelegentlichen Wuthblicke auf den gleichgültig dreinschauenden Ochsen — einen schwer fahrbaren Wagen, auf welchem Neptun und seine hohe Gemahlin Platz genommen haben. Neptun, mit enormem Bart, hält in gewichtiger Faust den Dreizack, seine erhabenen Lippen befeuchtet er des Oefteren mit einem Labetrunk, wie er sonst auch auf der Erde wohl üblich ist. Amphitrite trägt enorme blonde Zöpfe und schaut ungemein kalt auf das sie umgebende Getriebe. Meist mit dem Fächer beschäftigt, vernachlässigt auch sie den irdischen Labetrunk nicht. Ihr dienstbar zur Seite steht die Hofdame, eine äußerst robuste weibliche Gestalt mit ebenfalls recht starkem Haar und vor Allem: mit äußerst gesunden Händen ausgestattet. Es war nicht leicht, sich gerade solch' eine Seejungfrau vorzustellen. Ein Aktuar mit riesigem Heft, ein Astronom mit gewaltigem Instrument, ein Hofbarbier mit sogenanntem Rasirmesser und ein Hofnarr bildeten das übrige Gefolge. Wahrscheinlich aus arktischen Regionen herbeigeschwommen, erschien ein zottiger weißer Bär, sein gut gearbeiteter Pelz war für die Tropen kaum geeignet, im Uebrigen machte er seinem Charakter als Bär alle Ehre.

Als die Bewegung und laute Heiterkeit zu momentanem Stillstand gekommen, begrüßte Neptun mit lauter und gehobener Stimme die alten Bekannten und die Täuflinge, unter den letzteren vor Allem den jungen Prinzen Heinrich von Preußen.

Als Ausdruck eines allseitig warm nachempfundenen Wunsches erklangen die Worte für ihn:

Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt: **Die Taufe unter der Linie.** Nach einer Skizze von C. Saltzmann. (S. 647.)

„Nehmt drum auch jetzt mein königliches Wort,
Der starke Arm beschützet euch,
Wohin ihr auch geht in meinem Reich."

Auch sonst spricht Neptun in gebundener Rede, doch muß man sagen, daß sich auf dem 0ten Grad Mancherlei reimt, was sonst die Grenzen dichterischer Licenz schwer passirt haben würde.

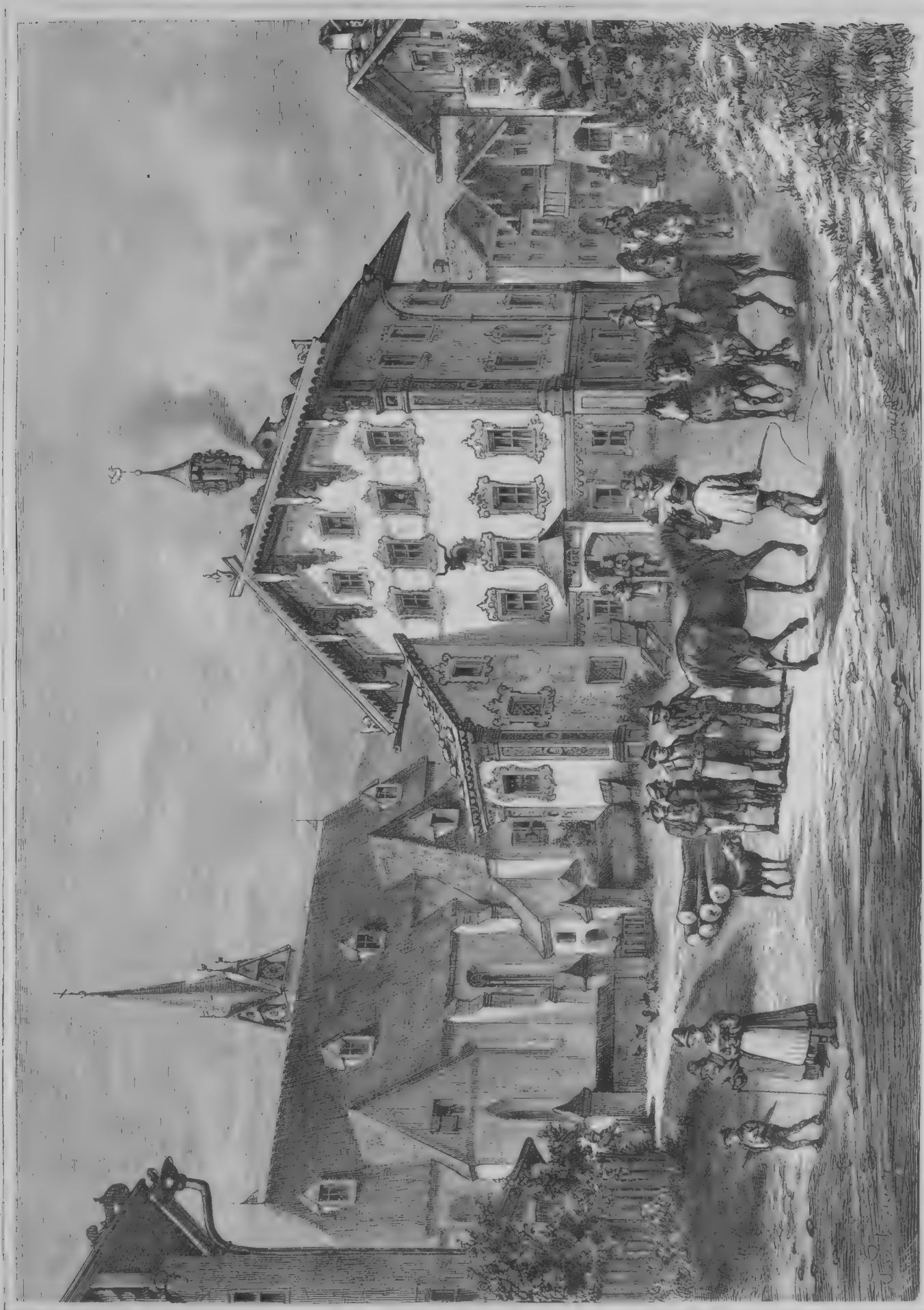
Freudig stimmt die Besatzung ein, als Neptun zum Schluß über das Schiff und weit über die Wasser ruft:

„Zu seiner Ehre will ich mich erheben,
Als Meeresgott laß ich den Kaiser leben!"

Der Besuch Neptun's ist nun beendet. Eben will er — das Weitere seinen Trabanten überlassend — von dannen ziehen, als sich ungeahnte Schleusen in der Höhe der Takelage öffnen, um das zum ersten Mal diese Breiten befahrende Schiff zu taufen — in Wirklichkeit, um die zuschauende Menge gründlich zu durchnässen. Grüßend rollt Neptun in seinem schwerfälligen Wagen von dannen, wiederum gezogen von Negern, die aber in Folge des Sturzbades nun etwas verblaßt sind. Es folgte dann der persönliche Taufakt, wie ihn unser zweites Bild zeigt. Der große Scheuerprahm hat auf dem Achterdeck eine Stelle gefunden, er ist voll Wasser, das aus einer Pumpe beständig nachströmt. Ein horizontal über das Fahrzeug liegendes Brett bietet eine wenig verführerische Sitzgelegenheit, und auch der große Quast, in merkwürdig zusammengesetztem Schaum, und das baumartige Rasirmesser sind sehr ehrfurchtgebietende Requisiten. Der Aktuar zitirt die Opfer der Reihe nach vor, sie alle empfangen mit großer Wasserverschwendung die Linientaufe. Nach und nach wird auch das Aeußere der Meeresbeamten sehr verworren, die Farbenmittel fangen an, sich zu lösen, denn die große Pumpe wirkt in unberechenbarer Richtung. „Neger und Indianer können sich waschen. Perrücken aber abgeben," ruft der momentan gänzlich aus seiner Rolle fallende Aktuar mit Stentorunteroffizierstimme. — Die Zahl der Täuflinge neigte sich ihrem Ende zu.

Nach und nach greift eine normale Trockenheit im Schiff wieder Platz. Abends spielt die Musik zum Tanz, beim Grog wird das Ereigniß des Tages noch einmal durchlebt, nicht nur von Täuflingen, sondern Neptun und seine Trabanten spielen auch hiebei wieder die Hauptrolle.

Der „Prinz Adalbert" aber, der am 2. Dezember alten seemännischen Brauch geübt hat, segelt nun auf der südlichen Halbkugel, um erst nach Wochen in seinem Lauf inne zu halten.



Piesendorf im Pinzgau (Salzburgerland). Originalzeichnung von J. Schönberg. (S. 656.)

Das Modell.

Novelle

von

George May.

(Fortsetzung.)

II.

Des andern Tages zur festgesetzten Stunde schritt Raymond de Villefranche die Stufen zum Atelier empor. Bei jeder Stufe sagte er sich: Du bist verrückt, wenn deine Freunde dich sähen, wenn deine Schwester wüßte, was du jetzt vorhast? — Aber diese Gedanken kamen zu spät. Schon stand er oben und schon hörte er eine klare Stimme drinnen:

„Seien Sie unbesorgt, Adrien, er wird kommen!"

Man erwartete ihn, man rechnete auf ihn. Warum sollte er umkehren? Uebrigens, hatten nicht vornehme Maler aller Zeiten ihre Mitbürger in den Personen ihrer Bilder verewigt? Geizten nicht Fürsten und große Herren darnach, in dem Atelier eines Rubens als stumme Person zu figuriren, malte nicht Titian die edlen Frauen seiner Zeit als Göttinnen, als allegorische Figuren?

„Ah, da sind Sie endlich!" rief ihm Agnes Sorel entgegen.

Auf einem Schemel vor der Staffelei saß Adrien, das Sammetbaret auf dem Kopfe. Als er die Begrüßung vernahm, drehte er sich auf dem beweglichen Sitz herum und bot dem jungen Manne guten Tag.

Der peinliche Moment des Selbstvorstellens wurde Villefranche erspart; ohne dieß abzuwarten, kam der Maler auf ihn zu und sagte verbindlich:

„Ich bin Ihnen, mein Herr, in Wirklichkeit sehr dankbar für den Dienst, welchen Sie mir leisten wollen; ebenso für Ihre Pünktlichkeit. Mein bestellter Karl ist krank geworden und wie ich bemerke, hat Madame Agnes das Richtige getroffen. Lassen Sie 'mal sehen."

Er trat einige Schritte zurück, schob das Mützchen von der Stirn und fuhr fort, indem er seine Augen beschattete:

„Ganz die Gestalt, wie ich sie brauche, schlank, doch männlich. Ein weicher Zug um den Mund. Vollbart dunkelbraun, Haare etwas lichter, hohe, gewölbte Stirn —"

„Genug, mein Herr," fiel Raymond nervös ein, „ersparen Sie mir die Aufzählung aller Eigenschaften, welche Sie für die Gestalt Ihres Bildes brauchen, die aber bis heute an meiner Person ein ungeahntes Dasein führten."

Doch mit unerschütterlichem Ernst sprach Adrien weiter:

„Nase an der Wurzel von der Stirn im Winkel von . . ."

Nun begann Susanne zu lachen.

„Sollen wir wohl vorher Anatomie studiren?"

Der Maler verbeugte sich stumm und führte sie zu ihrem Platz. Ueber einer Erhöhung von mehreren Stufen lag ein kostbarer persischer Teppich gebreitet; auf der Estrade stand ein alterthümlicher Thronsessel mit Purpursammet gepolstert. Susanne ließ sich darauf nieder, mit großem Geschick die Falten ihres Kleides ordnend. Sie trug das wasserblaue, schimmernde Gewand, welches man auf dem Bilde sah.

Das Licht fiel durch einige Glasscheiben von oben ein; bei dieser Beleuchtung sah sie noch zarter aus als Abends vorher. Ihre Schönheit gewann in dem Tageslicht; die Züge waren so fein, das Kolorit so hingehaucht, daß es einer großen Helle bedurfte, um diese marmorhafte Schönheit in all' ihren Einzelheiten bewundern und würdigen zu können. Doch wie im Marmor selbst ein kühler Hauch liegt, so lag es vornehm und abwehrend auf dem blassen Gesicht; es lag wie Duft darauf, man kann ihn nicht sehen, aber doch erfüllt er die Luft. Raymond sah es und die Zweifel kehrten wieder, ob er sein Ziel erreichen würde.

Adrien wies ihm die nöthigen Kleidungsstücke an, ein Baret von violettem Sammet, ein violettes Wamms mit Gold gestickt, eine goldene Kette, einen Degen, dessen Scheide und Griff Meisterstücke der Waffenschmiedekunst waren.

„Das genügt," sagte der Maler, „gehen Sie in das Kabinet, um sich zu verwandeln."

In zwei Minuten war Raymond metamorphosirt; als er einen Blick in den Spiegel warf, gestand er sich nicht ungern, wie gut ihn das Kostüm kleide. Es gab kaum größere Gegensätze als Raymond und Adrien.

Der Letztere, mit seinen schwarzen, unstäten Augen, verleugnete keinen Augenblick, daß er ein Kind des Südens sei, mit glattem Kinn und schwarzem Schnurrbärtchen, eine kleine, bewegliche Gestalt, kapriziös, feurig, lebhaft; sein Teint war dunkel, seine Bewegungen rasch. Heute arbeitend wie ein Leibeigener, morgen faul wie ein Sybarit; heute in der Dachkammer, morgen auf seidenen Polstern; bei der Arbeit ernst, unverdrossen, beim Vergnügen ausgelassen, unersättlich, verrückt. Mäßig und unmäßig, nachdenklich und toll, gutmüthig und jähzornig, so war der Maler.

Raymond dagegen war stets gleichmäßig, ruhig in Allem, was er that. Sein Leben hatte Stürme nie gekannt, vom sichern Hafen sah er auf Jene, welche auf dem Meer der Leidenschaft hin und her trieben. Die Dachkammer reizte ihn nicht, das Vergnügen um jeden Preis widerte ihn an, nur jenes, welches sich mit seiner Stellung vertrug, sagte ihm zu. Arbeit hatte er nie gekannt, Launen hatten wenig Macht über ihn, die Gegensätze durchzukosten, lockte ihn nicht. Die Liebe hatte ihn wohl verschiedene Male gestreift, aber sie war als Zugvogel gekommen, der seinen Weg bald weiter nahm. Er hatte sich ihr gegenüber wohl Schwachheiten, aber keine Dummheiten vorzuwerfen. Er lebte das Leben eines vornehmen jungen Mannes der Gesellschaft. Seine hohe, männliche Gestalt, sein langsamer, vornehmer Gang, die aristokratische Schönheit seiner Züge, seine gewählte, ruhige Sprechweise, die vererbte Gewohnheit im Befehlen, die den Mann so gut kleidet, die offene Hand, das treue, sorglose Herz, die Ritterlichkeit gegen die Frauen, der feste Wille, der kühne Sinn machten ihn zu dem, was er war, zu einem wahren Gentleman. In dem dunkelblonden Haar, das über der hohen Stirne schlicht zurückgestrichen lag, schwamm ein röthlicher Schimmer, als läge beständiges Morgenroth darauf, sein Teint hatte ein lebhaftes Kolorit, welches unter den Augen zu dunklen Schatten wurde, der leicht gekräuselte Bart war um einige Schattirungen gesättigter als die Haare, an den Seiten spielte der gleiche goldrothe Glanz. Trotz seiner Neigung zu lachen, trug das Gesicht den Ausdruck großer Ruhe. Es war ein schönes, leises Lachen, das mehr in den Augen lag. Ein stiller, ironischer Zug ging durch seine Worte:

„So, mein Herr, beugen Sie dieses Knie, stellen Sie den andern Fuß auf die obere Stufe, — so, sehr gut. — Die Haltung ist vortrefflich. Nun nehmen Sie diesen Kranz. Sie bieten ihn Agnes Sorel. Ich gehe sofort an's Werk; die Minuten sind kostbar."

Anfangs ging Alles gut. Karl VII. hielt den Kranz, kniete und blickte seine Geliebte an. Er konnte gerade ihr kleines Ohr sehen, in welchem, gleich dem Thautropfen auf dem Rosenblatt, eine Perle glänzte. Eine hohe Spitzenkrause diente den goldenen Locken als Unterlage. Das Kleid öffnete sich vorn, so züchtig, so bescheiden, wie es der schüchternen Geliebten ziemte. Sie sah ihren Karl nicht an. Aufmerksam folgten ihre Augen dem Pinsel Adrien's. Es war die erste Wolke in der Stunde des Wiedersehens. Fühlte sie den stummen Vorwurf in Raymond's Blick, oder wirkte sein Blick auf sie, wie jedes Fixiren auf Personen von leichter Erregbarkeit?

Sie erröthete bald darauf tief und lange bis unter die Spitzen ihrer Krause. Es war ein leichter Triumph für Raymond, er half ihm das Ermüdende seiner Stellung lindern. Aber, nachdem auf Susanne's Gesicht die frühere Blässe zurückgekehrt war, drehte sie langsam den Kopf gegen Raymond. Dem Löwen sieht der Wanderer so in's Auge, dem er in der Einsamkeit der Wüste begegnet. Er ist wehrlos dem wilden Instinkt des Thieres preisgegeben, denn er hat keine Waffe. Nichts kann ihn retten als der feste Blick, in welchem sich alle Energie, Kraft, Entschlossenheit und Ueberlegenheit konzentriren, die dem Menschen gegeben sind. Lange sahen sie sich so in's Auge. Es zuckte Keines mit der Wimper, sie suchten einander nicht die Gedanken abzulesen, sie maßen ihre Kraft.

Endlich lehnte sich Susanne zurück, ihre Brust hob sich in tiefem Athemzuge; der Sieg war ihrer.

Unterdessen wanderte Adrien's Pinsel über die Leinwand, er vervielfältigte sich, der Arm schien aus eisernen Muskeln. Raymond's Knice begannen zu schmerzen, aber er fürchtete lächerlich zu scheinen, so kniete er schweigend weiter. Er hatte es ganz anders gedacht: Susanne's Mund würde plaudern, die Stimme, nach welcher sein Ohr lechzte, würde er ein, zwei, drei Stunden lang hören. Nun schwieg sie.

Wie sollte er ein Gespräch beginnen? Wie sollte er es anfangen, um sich nicht vor Adrien zu verrathen, auf welche Weise er gestern Abends eingedrungen war? Nach dem Ring fragen, ob die böse Vorbedeutung schlimme Träume gebracht habe, das wagte er nicht. Ihr fester Blick hatte ihn belehrt — es galt, sich keine Feindin aus ihr zu machen, sie war ungezähmt, kühn und stolz. Wie leicht konnte ein Wort von ihm mißfallen, sie war ihm noch ein unbekanntes Land. Hätte sie wenigstens gesprochen, man hätte sich in das Gespräch einmischen können. Man hätte endlich etwas über sie erfahren. Wo wohnte sie, wie war ihr Familienname? Sollte sie ewig für Raymond Susanne bleiben?

Er bewegte sich ungeduldig hin und her, er drückte den Kranz so fest, daß das Laubwerk rauschte.

„Aber was thun Sie, um Gottes willen!" rief Adrien. „Das ist nicht die Stellung. Ich war im besten Zuge, erlauben Sie . . . so . . . Nun muß ich schon bitten, noch ein Viertelstündchen ruhig zu bleiben."

Jetzt begann auch Raymond's Arm zu ermatten. — Der Teufel auch, dachte er, sie sprach gestern von Proben, das ist doch eine, die etwas beweist. — Sie beweist mir, daß ich ein Dummkopf bin und meine Muskeln nicht aus Stahl.

Er sah Adrien an, dieser malte unerbittlich weiter. Allen Ausdruck, dessen er fähig war, legte Raymond in seine Augen, er blickte bald auf Susanne, bald auf den Maler. Niemand verstand ihn. Dann sah er wieder zu Boden. Er studirte das Teppichmuster, es grollte in ihm, sein Zorn wuchs. War das ein Wiedersehen? Warum hatte sie ihn gestern bestellt? Sehen und nicht sprechen? Oder fürchtete sie Adrien's Eifersucht? Es schien dem jungen Mann, als behandle der Maler sein Modell sehr aufmerksam, sogar sehr ehrerbietig. Wollte dieser erst eine Eroberung machen und sagte ihm sein Künstlerinstinkt, daß dieses stolze Herz durch Ehrfurcht fällt? Denn Raymond wußte es nur zu gut, daß die ehrbaren Frauen durch die Ehrerbietung der Männer viel mehr gewonnen werden, als durch Liebesversicherungen und Schmeichelei.

Man fühlt sich so sicher dem Mann gegenüber, welcher es kaum wagt, den Saum des Kleides zu berühren; man gefällt sich so wohl in dem stummen Gehorsam, der den leisesten Wink versteht und befolgt, — so sicher und wohl, bis es zu spät ist. Raymond's Gefühl reihte Susanne in diese Klasse von Frauen ein.

„Madame," sagte mit einem Male Adrien zu Susanne, „Sie sind blässer als sonst, es ist genug für heute."

Sie neigte den Kopf und stand auf. Der Maler holte einen großen Pelzmantel von dunkler Farbe und hüllte sie darin ein. Sie zog die Kapuze über den Kopf, nahm die Schleppe ihres Kleides auf, ergriff den Arm, welchen Adrien ihr bot und verließ mit einem flüchtigen Gruß gegen Villefranche das Atelier.

Das Alles geschah so schnell, daß dieser nicht recht wußte, was vorging. Er hatte eben Zeit, sich zu erheben — es war ein ziemlich saures Geschäft — und schon war Susanne verschwunden.

Was soll das heißen? dachte der junge Mann, hat man mich zum Besten? Das ist schändlich! Er schleuderte den Kranz weit von sich. Die Mütze flog unter die Staffelei. Mit möglichster Schnelligkeit entledigte er sich des goldgestickten Wammses, in zwei Minuten war Raymond der Raymond aller Tage. Nur die Ruhe seines Innern, das sorgsam bewahrte Gleichgewicht war gestört. Es galt zu entkommen, womöglich Adrien zu vermeiden, man hatte ihn genarrt und der Maler schien im Einverständniß.

Das war ein lustiges Abenteuer, wo war ihr Witz, ihr Geist, ihre Lebhaftigkeit von gestern?

Vor dem Kamin hielt Raymond stille. Dort hatte sie gestern gekniet, dort hatte er für sie gesucht. War der Ring gefunden? Wie er den Blick nach abwärts senkt, funkelt ihm aus einem Spalt, knapp vor dem Messinggitter, etwas entgegen. Er bückt sich, ein vorsichtiger Griff unter das losgelöste Holz des Fußbodens und Raymond hält das Kleinod zwischen seinen Fingern. Es ist ein schmaler Reif, offenbar ein Alterthum, welches im Laufe der Jahre abgewetzt wurde. Ein herrlicher Rubin schmückt den Reif und in den Stein ist kunstvoll ein Herz eingeschnitten, aus welchem eine Flamme emporlodert. Es ist ein Kunstwerk schönster Art. Wie es ihr zustellen?

Im selben Augenblick, als Raymond der Unbekannten nacheilen will, erscheint Adrien wieder in der Thüre.

„Halt da!" ruft er, „keinen Schritt weiter. Verläßt mich denn Alles; was soll aus meinem Bilde werden?"

„Was Sie wollen, mich kriegen Sie nicht mehr dazu. Meine Kniee schmerzen, mein Arm ist steif..."

„Und die arme Agnes Sorel?"

„Hören Sie, Adrien, der Spaß war zu ernst! Was ist Ihnen Agnes Sorel?"

Statt aller Antwort schob der Maler beide Hände in die Hosentaschen und stellte sich vor den Frager hin:

„Was kümmert das Sie?" sagte er.

„Eine Frage ist keine Beleidigung," antwortete Villefranche.

„Ich bin nicht beleidigt, aber Ihre Frage könnte die Dame verletzen."

„Sind Sie beauftragt, diese zu vertheidigen?"

„Ich vertheidige die Damen immer."

„Selbst dann, wenn sie nicht angegriffen werden?"

„Selbst dann."

Es erfolgt eine kleine Pause. Adrien's Augen begannen zu funkeln, sein südliches Blut kam leicht in Wallung.

Raymond überlegte: was hatte sie ihm eigentlich gethan? Nichts, das seinen Aerger rechtfertigte. Trotzdem er sich das wiederholte, kochte es nur mehr in ihm. Um jeden Preis mußte er sie wiedersehen und wäre es nur, um ihr die Gleichgültigkeit heimzuzahlen, mit der sie ihn behandelte.

„Mein Herr," sagte er dann, „Sie fühlen es wohl, daß man sich mit mir einen Scherz erlaubt hat; doch nehme ich es Ihnen nicht übel, daß Sie ein Mitschuldiger waren."

„Wie so?"

„Ich hoffe doch, Sie glauben nicht — und meine Ungeduld vorhin hat es Ihnen gewiß bewiesen — daß es mein Lebensberuf sei, Modell zu stehen?"

„Aber ich versichere Sie, daß Sie sich ganz gut dazu eignen. Das Ausdrucksvolle Ihrer Züge, Ihre biegsame Gestalt..."

„Ich danke, mein Herr!" fiel Raymond ihm in's Wort; „ich habe das von früher noch im Gedächtniß behalten. Doch — eine Idee — ich passe Ihnen also. Wollen Sie mir nun mein Honorar geben?"

Mit größter Seelenruhe zog Adrien die Geldbörse aus der Tasche.

„O," murmelte er, nachdem er hineingesehen hatte, „ich vergaß; heut Nacht wurde bei Mimi hoch gespielt! Wissen Sie, wenn das Bild verkauft sein wird, will ich Ihnen Ihren Antheil geben."

Der Graf lächelte:

„Ich will ja nicht durch Geld bezahlt sein."

„Mensch," rief der Maler in komischem Entsetzen, „haben Sie das Bewußtsein in Ihren Worten?"

„Sagen Sie mir, wo die Dame wohnt und wir sind quitt."

„Dazu bin ich nicht berechtigt."

„Aber es gilt, ihr einen Dienst zu erweisen. Sehen Sie her." Er hielt den Ring in die Höhe.

„Ihr Ring! Wieso kommen Sie zu ihrem Ring?"

„Ich fand ihn."

„Wo?"

„Hier."

„Und wieso wissen Sie, daß es ihr Ring ist?" fuhr der Maler fort.

„Das zu sagen bin ich nicht berechtigt."

„Also sind wir quitt," versetzte Adrien mit unerschütterlicher Ruhe.

Raymond steckte den Ring wieder ein. Schließlich, wozu bedurfte er ihrer Adresse. Ich finde sie doch morgen wieder im Atelier, dachte er. Noch einmal muß ich mich einfinden, dann aber sei die Erinnerung dieses Abenteuers für immer aus meinem Gedächtniß gestrichen. Währenddem er sich das sagte, fühlte er, wie dieß doch gewaltiger Anstrengung bedürfen würde. Des Malers unruhiger Geist errieth seinen Gedankengang.

„Ach ja, ich vergaß es Ihnen zu sagen. Morgen verreise ich."

„Und warum sagen Sie mir das?"

„Weil Sie sich das merken sollen."

„Wäre es denn schlimm, nachzufragen, ob die Blässe Ihres reizenden Modells ohne Bedeutung gewesen?"

„Schlimm nicht — doch überflüssig."

Er ist eifersüchtig, dachte Raymond.

„Was soll aber aus Ihrem Bilde werden?" frug er.

„Was kümmert das Sie? Sie haben ja das Modell stehen satt."

„Hören Sie, Adrien," lenkte Raymond ein, „seien Sie gut, seien Sie liebenswürdig, sagen Sie mir, wohin ich den Ring schicken soll?"

Er schüttelte den Kopf.

„Ich werde nicht selbst hingehen, ich werde schicken."

„Geben Sie her!" rief Adrien und streckte die Hand aus.

Der Andere wich zurück:

„Sollen Sie den süßen Dank ernten? Es ist ein theures Andenken."

„Auch das wissen Sie? O Susanne, wer hätte das gedacht," murmelte Adrien. „Ach was," rief er dann, „thun Sie, was Sie wollen! Ich werde den Wohnort von Frau Agnes nicht angeben, ich kann schweigen, wenn man mich bittet. Und nun lassen Sie mich in Ruhe. Ich verreise nicht morgen, nein, heute noch... in Mimi's Armen," sagte er leise zu sich.

„Adieu denn, Herr Adrien, ich hoffe, der Zufall wird vernünftiger sein als Sie."

„Hoffen Sie meinetwegen!" rief ihm der Maler nach.

III.

Als Raymond das Atelier verließ, war er so unzufrieden mit sich, mit ihr, mit Adrien, mit der ganzen Welt, daß er gar nicht darauf achtete, wohin ihn seine Schritte trugen. Sein Aerger führte ihn vorwärts, immer vorwärts und mit einem Male befand er sich an der Barrière St. Ouen. Der Marsch hatte ihn ermüdet, aber nicht von seinen Gedanken befreit. Er winkte einem Fiaker und befahl, ihn in die Gegend von St. Denis zu fahren. Durch die Spazierfahrt in der freien Luft wollte er seine Stirne kühlen und dann ohne Aufenthalt heimkehren; doch der Herr vom Kutscherbock schien anders zu bestimmen.

Der Kutscher hatte ein geübtes Auge. Im Dezember trotz Schnee auf das Land fahren? Das konnte nur Zweierlei bedeuten. Entweder es galt ein Duell oder ein Rendezvous. Er erkannte in Raymond de Villefranche sofort einen Menschen, welcher sowohl Waffen zu handhaben, als eine Frau zu gewinnen verstand. Für ein Duell, so schloß nach längerem Nachdenken der Rosselenker, ist es zu spät am Tage; solche Dinge pflegt man zeitlicher abzumachen, man weiß dann gleich am frühen Morgen, ob der Tag noch zählt oder nicht. So wird es ein Rendezvous sein. Doch anstatt Raymond's Weisungen, wenn und wo zu halten sei, abzuwarten, brachte er eigenmächtig sein Gespann zum Stehen, als er das Schild des besten Hotels in St. Denis erblickte.

Raymond sah verwundert auf, als der Wagen hielt, schließlich aber fand er den Einfall des Kutschers gut.

So stieg er aus und trat in den verödeten Saal. Er ließ sich ein köstliches Frühstück vorsetzen. Im Wein ertranken die Mißtöne der letzten Stunden. Er warf einen Blick durch's Fenster. Wie sonderbar, daß er den Winter nie bei sich aufgesucht hatte? Wie war das schön! Es funkelte um ihn her, als seien die Diamanten zu Hunderttausenden vom Himmel gefallen. In Paris sah man nie den Schnee. Aus den Tagen seiner Kindheit erinnerte sich Raymond an die weiße Hülle, welche Berg und Thal zur Winterszeit bedeckte. Aber das war so lange her, so lange...

Mit der Erinnerung an die Kinderjahre öffnete sich seinen Gefühlen eine neue Thür; er holte, einen nach dem andern, seine Jugendeindrücke hervor. Er sah seinen Vater todt in den Schloßhof tragen, ein Sturz vom Pferde während der Jagd hatte ihn getödtet, er segnete das Andenken seiner blassen Mutter, die kurz darauf dem Vater folgte, und mit dankbarer Liebe gedachte er seiner energischen Schwester, welche ihn aufgezogen, welche statt seiner die Zügel führte, die Güter verwaltete, die Einkünfte anlegte, Verbesserungen vornahm, die Leute beschäftigte, währenddem er in Paris lebte — zu seinem Vergnügen! Aus einem Jahr waren Jahre geworden, fünf Jahre, seitdem er in Paris war.

Aber es war nicht mehr derselbe Reiz in seinen Vergnügungen, Paris fing an ihn zu ermüden; er sagte sich, was seine Freunde ihm schon oft gesagt hatten — jene, welche ihn genauer kannten, nicht die Zuckerfliegen der Freundschaft — er sei eigentlich für ein ruhiges Leben geschaffen; ruhig im Vergleiche zu dem Wirbel, im Gegensatz zu dem reißenden Strome des Pariser Lebens, ruhig — doch nicht ohne Abwechslung — für das Leben eines großen Herrn, wie er einer war. Von dem Schlosse seiner Ahnen eine kleine Welt regierend, der Jagd obliegend, reitend, ein gastliches Dach seinen Freunden bietend und in dem Schlosse als Gefährtin eine schöne Frau. Sonst hatte er stets gelacht, wenn solche Worte sein Ohr trafen, und hatte in seiner stillen Weise eine neue Thorheit begangen, von welcher Paris drei Tage lang sprach; aber es war mehr um sich selbst, als den Anderen glauben zu machen, daß er für ein freies, ungebundenes Leben tauge. Doch in letzterer Zeit fühlte er sich müde, müde etwas zu beweisen, woran er selbst nicht glaubte.

Raymond liebte die Ruhe, das heißt, er haßte die Aufregungen. Aber allein auf dem Schlosse in der Normandie zu leben, allein mit seiner Schwester, davor scheute er sich. Sie war eine große, starkknochige Frau, mit gebieterischem Blick und strenger Geberde, jedoch im Grunde des Herzens seelengut; der Pfarrer des Ortes, einige alte Gutsfrauen aus der Umgebung, der Maire des Dorfes waren ihre ganze Gesellschaft. Der junge Mann seufzte, als er sich daran erinnerte. Wäre er sicher gewesen, um seinen Tisch in der Normandie etwas von der Anmuth und Liebenswürdigkeit, von dem Geiste und dem Witz versammeln zu können, denen er hier überall begegnete, Eigenschaften, die ihren Zauberschimmer über das königliche Paris ausgestrahlt haben und in deren Bereich das Leben allein verlockend schien, so hätte er nicht gezaudert, seinen Aufenthalt in der wilden Schönheit seines Heimatlandes zu nehmen. Noch wenn er ein Weib hätte mitnehmen können, ein Weib, wie es in seinen Gedanken lebte. Eine Frau, welche seine Einsamkeit theilte und verschönte, welche, auf seinen Arm gelehnt, in lauen Sommernächten mit ihm durch den Park wandelte — den Park, dessen majestätische Bäume beinahe so alt waren, als der Stammbaum der Grafen von Villefranche. Eine Frau, welche durch ihr liebliches Geplauder die Winterabende kürzte — bis in den Morgen hinein. Keine Karten, keine Schachpartie, diese armseligen Behelfe, für welche ein Jeder Partner sein kann, der zu zählen weiß und zu rechnen, nein, ein liebendes, reizendes Weib, blond von Haaren...

Verdrießlich warf Raymond die Cigarre fort. Er hatte sich bei einem Wunsch ertappt, den er nach dem Erlebten am allerwenigsten für möglich hielt.

Aber nun trat die Sophistik an seine Seite: Du willst dir eine Frau suchen, bevor du Paris verlässest, sagte sie, jung, blond, geistvoll, wer denkt an die Andere! Es wäre ja auch Tollheit. Ein Modell! zwar schön und klug, aber heute Dem, morgen Jenem gehörend. Dieser Gedanke sollte Balsam sein für seine Wunde — aber die Wunde brannte darum doch fort. Der Ring funkelte an seinem Finger. Die Strahlen der Sonne fielen darauf. Die Sonne ging so dunkelroth unter, als wäre sie ein Rubin des Himmels und ihre Strahlen waren kalt gleich seinem Glanz. Der Wirth brachte Licht.

Raymond hatte vergessen, wo er war. Er wunderte sich nicht wenig über das fremde Gesicht, über die ungewohnte Umgebung, in der er sich befand.

Er zahlte und fuhr den Kutscher barsch an, als er ihm seine Wohnung angab.

Dort angelangt, überreichte ihm der Diener eine Karte, der Name Oktave von Menilly stand darauf mit den Worten: „Meine Mutter hofft Dich noch heute zu sehen, morgen reisen wir nach Nizza."

„Der Herr Herzog war schon zweimal hier," sagte der Diener.

„Was Teufel!" murmelte Raymond. Dann warf er sich in Toilette, dinirte und eilte zur Herzogin.

(Fortsetzung folgt.)

Für das Album.

Von Wilhelm Emmer.

In höchster Wonne, was weint dein Herz?
Es ahnet schon den künftigen Schmerz.

•

Wenn trübe Gedanken dich beschleichen,
Die dich nur quälen und nichts erreichen,
Mach's ihnen wie dem Störer im Haus:
Nimm sie am Kragen und wirf sie hinaus.

•

Ein Licht und Milliarden Prismata,
So lösen sich der Welt Aenigmata.

•

Du kannst die Menschen am Ohre fassen
Und an der Nase auch;
Aber die Zunge mußt du ihnen lassen
Zum ungehinderten Gebrauch.

•

Entschuldigung! Es entschuldigen sich Herrn und Knechte;
Gib deinen Fehler zu, das ist die einzig rechte.

•

Die Zeit geht ewig fort und altert nie;
Geh' du mit ihr, so bleibst du jung, wie sie.

Oberon.

Von Chr. M. Wieland. Illustrirt von Gabriel Max und Gustav Closz.

Neunter Gesang.*)

Rezia hatte sich mit Huon ins Meer gestürzt und Fatme allein auf dem Schiffe zurückgelassen, allen Rohheiten der seegewohnten Mannschaft ausgesetzt, die ihres Jammers lohnend, mit frechem Blicke nahm, zum Feuerwein bestimmte, ihren Raub mit den Augen verschlangen. Zum Glück erbarmte sich des alles Schutzes Beraubten in der zweiten Nacht ein Sturm, der die See hoch aufthürmt und das Schiff hin und her jagt, bis es endlich nach sieben furchtbaren Tagen an den Strand von Tunis verschlagen wird. Der Hauptmann beschließt, den Zufall in Vortheil verwandelnd, sofort Fatme als Sklavin zu verhandeln. Fatme war noch immer ein hübsches Mädchen; obgleich der Mai ihr schon vierundreißigmal gelacht, hielten „viel Feuer im Blick, viel Grübchen im Gesicht" sie für den Rosenglanz der Jugend schadlos. Des Königs Gartner kam durch Zufall auf den Platz, wo er rasch die Hübscheste herausgefunden, die auch durch die fremde Tracht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte; das Gold ward vorgewogen und Fatme duldete still, was sie nicht andern konnte.

Wieland's Oberon. Neunter Gesang. **Sklavenmarkt in Tunis.**
Zeichnung von G. Max.

Indeß verfolgt mit stets gewognem Winde
Der treue Scherasmin den anbefohlnen Lauf
Kaum nahm Massilens Port ihn wohlbehalten auf,
So setzt er sich zu Pferd und eilt so schnell, als stunde

Sein Leben drauf, zum Kaiser nach Paris.
Er hatte schon den Montmerberg erstiegen
Und sah im Morgenroth die Stadt noch schlummernd liegen,
Als plötzlich sich sein Kopf an einen Zweifel stieß.

„Halt," sprach sein Geist zu ihm, „und eh' wir weiter traben,
Bedenke wohl, was du begannst, mein Sohn!
Zwar hatte das dein weiser Schädel schon
Zu Askalon erwogen haben,
Obgleich der Wind, der dort in Huon's Segel blies,
Dir wenig Zeit zum Ueberlegen ließ.
Doch, wenn wir ehrlich mit einander sprechen wollen,
Du hättest damals dich ganz anders sträuben sollen.

„Denn, unter uns gesagt, es ist doch offenbar
Kein Menschensinn in dieser Ambassade.
Den Kaiser, der vorhin uns nie gezwogen war,
Erbittert sie gewiß im höchsten Grade.
Am Ende war' es nur um's reiche Kästchen schade!
Denn, wahrlich, mit der Hand voll Ziegenhaar
Und mit den Zähnen da, Gott weiß aus welchem Rachen,
Wird deine Exzellenz sehr wenig Eindruck machen."

Scherasmin kehrt um und eilt nach Rom, aber auch hier findet er seinen Herrn nicht. Zuletzt, als sein Geld aufgezehrt war, zieht er weiter.

Von einem Pilgersmann wird weder Gold begehrt
Noch Silbergeld; er kann mit Muschelschalen
Und Litanei'n die halbe Welt bezahlen.

So bettelt nun zwei Jahre lang und mehr
Der treue unverdrossne Alte
Sich durch die Welt, die Länge und die Quer',
Und macht an jedem Port, auf jeder Insel Halte,
Fragt überall vergebens seinem Herrn
Und seiner Dame nach — bis ihn zuletzt sein Stern
Und ein geheimer Trieb, der seine Hoffnung schüret,
Nach Tunis vor die Thür des alten Gärtners führet.

Er setzt sich dort auf eine Bank von Stein,
Um, müd' und schwach von langem Fasten,
Im Schatten da ein wenig auszuraften;
Und eine Sklavin bringt ihm etwas Brod und Wein.
Sie sieht dem Mann im braunen Pilgerkleide
Erstaunt in's Aug', und er der Sklavin ebenfalls,
Und sich mit einem Schrei des Schreckens und der Freude
Erkennend, fallen sie einander um den Hals.

„Bist du es, Fatme?" ruft an ihrer nassen Wange
Der Pilger freudig aus: „ist's möglich — Ach, schon lange
Ließ Scherasmin die Hoffnung sich vergehn! —
Ist's möglich, daß wir uns zu Tunis wiedersehn?

Was für ein Wind hat Euch in diese Heidenlande
Verweht? Und wo ist Huon und Amande?" —
„Ach, Scherasmin," schreit Fatme laut und bricht
In Thranen aus, „sie sind — Ich Arme! — Frage nicht!" —

„Was sagst du?" ruft der Alte. „Gott verhüte!
Was sind sie? sprich!" — „Ach Scherasmin, sie sind —"
Mehr bringt sie nicht heraus; das stockende Geblüte
Erstickt die Red' in ihrer Brust. — „Sie sind? —
O Gott!" schluchzt Scherasmin und weinet wie ein Kind
An Fatmens Hals, „in ihrer vollen Blute!
Das ist zu hart! Allein nur schwanke lang' vorher
Nichts Gutes! Fatme — ach, die Probe war zu schwer!"

Sobald die gute Frau zum kläglichen Berichte
Nur wieder Athem hat, erzählt sie Stück für Stück —
Von seiner Abreis' an bis auf den Augenblick
Der Schreckensnacht, da beim auffackelnden Lichte
Der Blitze Rezia durch alles Volk, das dichte
Auf Huon drängt, sich stürzt, den Arm in Liebeswuth
Um den Geliebten schlingt und in die wilde Flut
Ihn mit sich reißt — die traurige Geschichte.

Drauf sitzen sie wohl eine Stunde lang
Beisammen, sich recht satt zu klagen und zu weinen
Und Beide sich aus treuem Liebesdrang,
Zum Preis des schönsten Paares zu vereinen,
Das je die Welt geziert. „Nein," ruft sie vielmals, „nie,
Nie werd' ich eine Frau wie diese wiedersehen!" —
„Noch ich," ruft Scherasmin in gleicher Melodie,
„Je einem Fürstensohn wie er zur Seite stehen!"

Zuletzt, nachdem er sich wohl dreimal sagen lassen,
Wie Alles sich begab, geht ihm ein schwacher Schein
Von Glauben auf und laßt ihn Hoffnung fassen,
Sie könnten Beide doch vielleicht gerettet sein.
Je mehr er es bedenkt, je minder geht ihm ein,
Daß Oberon auf ewig sie verlassen
In allem Dem, was er für sie gethan,
War Absicht, wie ihn dünkt, und ein geheimer Plan.

Bei diesem schwachen Hoffnungsschimmer,
Der wie ein fernes Licht in tiefer Nacht ihm scheint,
Entschließt er sich, von Fatmen nun sich nimmer
Zu trennen und, mit ihr durch gleichen Schmerz vereint
Des Schicksals Ausschluß hier in Tunis abzuwarten.
Durch ihren Vorschub tauscht er Pilgerstab und Kleid
Mit einem Sklavenwamms und einem Grabescheit
Und dient um Tagelohn im königlichen Garten. —

Huon und Rezia, die einen schonen Knaben geboren hatte, leben indeß still und heiter bei Alfonso bis zu dessen Tod. Nun aber beginnen neue schwere Prüfungen. Mit dem Tode

*) Siebenter und achter Gesang siehe Nro. 18, S. 348.

Schwarzes Allerlei.

Skizzen von P. F. Messerschmitt.

des frommen Einsiedlers war die Insel wieder öde und wild geworden und Titania, welche das kommende Unglück voraussah, hatte den Knaben geraubt! Die trostlosen Eltern suchen ihn lange, lange vergebens. Rezia

Schwanet nichts von größerer Gefahr,
Ihr einziger Gedank' ist ihres Sohnes Leben;
Und plötzlich, da sie kaum um einen Hügel neben
Dem Wasserfall herumgekommen war,
Sieht sie bestürzt von einer rohen Schaar
Schwarzgelber Männer sich umgeben,
Und hinter einem hohen Riff
Erblickt sie in der Bucht ein ankernd Ruderschiff.

Sie hatten kurz zuvor, um Wasser einzunehmen,
Vor Anker hier gelegt und waren noch damit
Beschäftigt, als mit schnell gehemmtem Schritt
Auf einmal eine Frau vor ihre Augen tritt.
Gemacht, beim ersten Blick die schönsten zu beschämen.
Erstaunen schien sie Alle schier zu lähmen.
An diesem öden Ort, den sonst der Schiffer fleucht,
Ein junges Weib zu sehn, die einer Göttin gleicht.

Der Schönheit Anblick macht sonst rohe Seelen milder,
Und Tiger schmiegen sich zu ihren Füßen hin;
Doch diese fühlen nichts. Ihr stumpfer Räubersinn
Berechnet sich den Werth der schönsten Frauenbilder —
Von Marmor oder Fleisch, gleichviel! — mit kaltem Blut
Bloß nach dem Marktpreis, just wie andres Kaufmannsgut.
„Hier," ruft der Hauptmann, „sind zehntausend Sultaninen
Mit Einem Griff so gut wie hundert zu verdienen.

„Auf, Kinder, greifet zu! So ein Gesicht wie dieß
Gilt uns zu Tunis mehr als zwanzig reiche Ballen;
Der König, wie ihr wißt, liebt solche Nachtigallen'
Und dieser wilden hier gleicht von den Schönen allen
In seinem Harem Nichts. Ihr reicht Almansaris,
Die Königin, so schön sie ist, gewiß
Das Wasser kaum. Wie wird der Sultan brennen!
Der Zufall hätt' uns, traun! nicht besser führen können."

Indeß der Hauptmann dieß zu seinem Volke sprach,
Steht Rezia und denkt zwei Augenblicke nach,
Was hier zu wählen ist. „Sind diese Leute Feinde,
So hilft die Flucht mir nichts, da sie so nahe sind;
Vielleicht daß Edelmuth und Bitten sie gewinnt.
Ich geh' und rede sie als Freunde,
Als Retter an, die uns der Himmel zugesendet.
Vielleicht ist's unser Glück, daß sie hier angelandet."

Dieß denkend geht mit unschuldsvoller Ruh'
Im offnen Blick und mit getrosten Schritten
Das edle, schöne Weib auf die Korsaren zu;
Allein sie bleiben taub bei ihren sanften Bitten.
Die Sprache, die zu allen Herzen spricht,
Rührt ihre eisernen, entmenschten Seelen nicht.
Der Hauptmann winkt; sie wird umringt, ergriffen,
Und Alles läuft und rennt, die Beute einzuschiffen.

Auf ihr erbärmliches Geschrei,
Das durch die Felsen hallt, fliegt Hüon voller Schrecken
Den Wald herab zu ihrer Hülf' herbei.
Ganz außer sich, sobald ihm, was es sei,
Die Bäume länger nicht verstecken,
Ergreift er in der Noth den ersten knot'gen Stecken,
Der vor ihm liegt, und stürzt, wie aus der Wolken Schooß
Ein Donnerkeil, auf die Barbaren los.

Sein holdes Weib zu sehn, die mit blutrünst'gen Armen
Sich zwischen Räubertatzen sträubt,
Der Anblick, der zu Tigerwuth ihn treibt,
Macht bald den Eichenstock in seiner Faust erwarmen.
Die Streiche fallen hageldicht
Auf Köpf' und Schultern ein mit stürzendem Gewicht;
Er scheint kein Sterblicher, sein Auge spritzet Funken;
Und sieben Mohren sind schon vor ihm hingesunken.

Bestürzung, Scham und Grimm, von einem eing'gen Mann
Den schönen Raub entrissen sich zu sehen,
Spornt alle Andern an, auf Hüon loszugehen,
Der sich, so lang' er noch die Arme regen kann,
Unbändig wehrt, bis, da ihm im Gedränge
Sein Stock entfällt, die überlegne Menge,
Wiewohl er rasend schlägt und stößt und um sich leißt,
Ihn endlich übermannt und ganz zu Boden reißt.

Mit einem Schrei gen Himmel sinkt Amande
In Ohnmacht, da sie ihn erwürgt zu sehen glaubt.
Man schleppt sie nach dem Schiff, indeß das Volk am Strande
Auf den Gefallnen stürmt, und tobt und Rache schnaubt.
Ihm einen schnellen Tod zu geben,
War's auch der blutigste, däucht sie Gelindigkeit.
„Nein," ruft der Hauptmann aus, „um desto läng're Zeit
Der Tode grausamsten zu sterben, soll er leben!"

Sie schleppen ihn tief in den Wald hinein,
So weit vom Strand, daß auch sein lautstes Schrein
Kein Ohr erreichen kann, und binden ihn mit Stricken
Um Arm und Bein, um Hals und Rücken,
An einen Baum. Der Unglückselige blickt
Zum Himmel auf, verstummend und erdrückt
Von seines Elends Last; und laut frohlockend fahren
Mit ihrem schönen Raub nach Tunis die Barbaren.

Gute Nacht, Herr Rentmeister!

Eine Episode aus meinem Soldatenleben

von

L. v. W.

Das Jahr 1848 hatte mich aus meiner ruhigen Beschäftigung als junger Rechtsbeflissener herausgerissen und bei der Mobilmachung im Herbste dieses denkwürdigen Jahres war aus dem strebsamen Appellationsgerichtsauskultator, der sich nach Kräften, wenn auch bisher stets vergeblich, bemühte, die lieben, flotten Studentenjahre zu vergessen, ein ganz stattlicher Landwehrlieutenant geworden, dem es jedoch sein Körperumfang nicht gerade wünschenswerth machte, auf Taille zu schwören. Nach Beendigung der Mobilmachung traf mich und noch einen älteren Kameraden das Schicksal, an dem Sitze des Bataillonskommandos, einem kleinen Städtchen der Provinz Sachsen, mit einer halben Kompagnie Landwehr zum Wachtdienst für den Winter zurückbleiben zu müssen. Angenehm war mir, der ich erst kurze Zeit vorher die Residenz verlassen und an ein freies, amüsantes Leben gewöhnt war, dieses Kommando nicht, indessen getreu der schon damals von mir erfundenen Theorie des Aergerns, nach welcher man sich nie über Sachen ärgern darf, die man nicht ändern kann, ärgerte ich mich nicht weiter, sondern versuchte mir mit meiner neuen Stellung, meinen Vorgesetzten, dem kleinen Städtchen und seinen Bewohnern einen leidlichen modus vivendi zu bilden. Bald fand ich Faktoren, welche mich bereitwilligst unterstützten.

Eine Hauptperson in einer kleinen Stadt, in der ein gänzlich unverheiratheter Mensch leben muß, ist und bleibt der Gastwirth, bei dem er seine Mittage und Abende zubringen muß. Mit diesem Faktor ließ sich in meinem Falle rechnen. Herr Meyer, so wollen wir ihn nennen, war lange Jahre Reisender in Rothweinen gewesen und hatte sich, eingedenk des alten Sprüchworts: „Was du nicht willst, daß man dir thu', das füge keinem Andern zu", eine recht gute Küche und einen ausgezeichneten Weinkeller auch als Wirth zu erhalten gewußt. Da man nun in seinem Gasthofe frühstückte, zu Mittag aß und seine Abende zubrachte, so waren die ersten Vorbedingungen eines behaglichen Lebens schon gegeben.

Auch an Gesellschaft mangelte es nicht, da einige unverheirathete Kreisrichter, mehrere recht umgängliche Referendarien und mein Kamerad einen ganz gemüthlichen Kreis bildeten, der das Wirthszimmer des Herrn Meyer als sein fast ausschließliches Eigenthum betrachtete und ihm selbst den Aufenthalt in demselben zuweilen sehr verleidete. Denn so gut er auch Spaß verstand, so wurde sein Humor doch sofort getrübt, wenn die Hausglocke als Zeichen der Ankunft eines Reisenden ertönte und dann Einer von uns vor allen Gästen ihm zurief: „Herr Meyer, es fängt sich Einer!"

Mit meinem hohen Vorgesetzten, dem Bataillonskommandeur, stand ich mich sehr gut, er hatte eine sehr nette Tochter und eine gute Frau, und so wurde ich denn von Zeit zu Zeit zum Whist befohlen und spielte mit ihm, seiner Frau und Tochter manchen Robber. Meine Kollegen behaupteten zwar, wir spielten zwölf Points einen Knopf und zwölf Knöpfe einen Pfennig, aber es war dieß purer Neid und schändliche Verleumdung, denn ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß ich an einem Abend einmal $2^1/_2$ Silbergroschen verloren hatte und von der ganzen Familie wegen meines Unglücks im Spiel bedauert, von der Mutter jedoch so leise, daß es die Tochter nicht hören konnte, mit einem alten Sprüchworte getröstet wurde.

Mein älterer Kamerad war ebenfalls ein liebenswürdiger, jovialer Mann. Zuweilen dachte er an Frau und Kinder, die er zu Hause zurückgelassen, allein vermöge einer Flasche guten Rothweins konnte ich ihn auch über diesen Kummer hinwegbringen. Wir theilten uns unsern Dienst sehr bequem ein, ich wollte mich nämlich zum zweiten juristischen Examen vorbereiten und deßhalb gern freie Vormittage zum Studiren haben, und er ging Abends gern zeitig nach Hause, um an die liebende Gattin zu schreiben, und was war daher natürlicher, als daß er Vormittags unsere kleine Truppe exerzieren ließ, während ich dagegen allnächtiglich die Ronde und Revision der Posten übernahm. Letzterer Dienst wurde mir sehr leicht, denn der eine Posten stand fünfzig Schritte vom Gasthofe und der andere ganz in der Nähe meiner Wohnung.

Bei dieser Gelegenheit muß ich aber auch noch eines Wesens gedenken, welches mir den Aufenthalt in der kleinen Stadt viel erträglicher machte. Eine moderne englische Schriftstellerin beginnt einen ihrer gelungensten Romane mit den Worten: „Ich bin nur ein Hund!" und die Selbstbiographie dieses Hundes erregt die Theilnahme eines großen Leserkreises. Er war auch nur ein Hund, mein guter „Lump", aber ein Hund von überhündischen Geistes- und Gemüthsgaben. Er stammte aus der altberühmten Familie der Pudel von der schwarzen Linie, war klein und zierlich von Gestalt und von einer fast übertriebenen Reinlichkeit. Nach Absolvirung einer ziemlich stürmischen Studentenzeit in Halle, wo er oftmals seinen Herrn wechselte und zeitweise nur auf die Rinnsteine abonnirt war, kam er in meine Hände und führte von da bis zu seinem leider frühen Tode — er mußte als muthverdächtig erschossen werden — ein behagliches, seinen Neigungen völlig entsprechendes Stillleben. Ich quälte ihn nicht viel mit neuen Kunststücken, er konnte ja deren eine große Anzahl, aber es freute mich doch, wenn ich ihn einmal ein neues Stück gelehrt hatte, durch das Schlüsselloch zu sehen, wie fleißig er während meiner Abwesenheit dasselbe repetirte, bis er es, zum Beispiel das Holen des Stiefelknechts und der Pantoffeln, auf das Eleganteste und Graziöseste exekutiren konnte. Aber die Rührung übermannt mich, und ich bin doch dem Leser die Erklärung schuldig, weßhalb ich von der Revision der Wachtposten plötzlich auf meinen Pudel kam, und doch liegt nichts näher; Lump hatte nämlich bei seinem hervorragenden Verstande den Wachtdienst rascher begriffen als mancher Rekrut. Sobald ich daher Abends den „Preußischen Hof", so hieß unser Gasthof, verließ, galoppirte Lump in einer großen Volte vor den Wachtposten und bellte ihn so energisch an, daß die gesammte Wachtmannschaft bereits in schönster Ordnung war, wenn des Pudels Herr eine Minute später erschien.

So lebten wir denn vergnügt in den Winter hinein, Politik kümmerte uns nur, soweit sie uns direkt berührte und etwa eine fernere Mobilmachung oder einen Feldzug in Aussicht stellte, und im Uebrigen tanzten und amüsirten wir uns, so gut es gehen wollte. Denn so klein auch der Ort selbst war, so hatte er doch seine Kasinobälle, auf denen aus Stadt und Umgegend eine ganz erkleckliche Anzahl hübscher, blühender Mädchen sich zu versammeln pflegte. Ich selbst war ein eifriger, gerngesehener Tänzer, und daß ich etwas blasirt und mit meinem Herzen auswärts ziemlich tief engagirt war, machte mich um so beliebter, da es mir ziemlich gleichgültig war, ob das Mädchen, welches ich vom Sitzenbleiben erlöste, ein hübsches Gesicht hatte oder nicht. Eine junge Dame jedoch erregte mein Interesse in höherem Grade als die übrigen, nicht weil sie ein schönes, schlankes Mädchen mit üppigem kastanienbraunem Haar und einem Paar herrlicher blauer Augen war, sondern weil ich bald bemerkte, daß derjenige meiner Kollegen, der mir am sympathischsten war, ein Referendar Ottmar, sterblich in Fräulein Marie Thossen verliebt war. Sie war die einzige Tochter des reichen und, wie man sagte, sehr geldstolzen Kaufmanns Thossen, des Besitzers des alten, schönen Hauses an der Ecke des Marktes.

Da Ottmar bald bemerkte, daß ich ihm in keiner Beziehung Konkurrenz machte, so schenkte er mir sein Vertrauen, und wie das so zu gehen pflegt, war ich auch bald der Vertraute der schönen Marie. Beide liebten sich zärtlich und hatten sich ihre Liebe gestanden, leider aber waren ihre Aussichten auf eine Vereinigung sehr gering, denn der alte Thossen hatte ein unerklärliches Vorurtheil gegen den allerdings nicht wohlhabenden Ottmar und hatte dieß scheinbar ohne jede Veranlassung seiner Tochter oft schon zu hören gegeben. Er hielt ihn für einen lüderlichen Menschen, der dem Spiele und Trunke ergeben sei und es niemals dazu bringen würde, sein großes Examen zu machen.

Ich war im höchsten Grade überrascht, als ich von Fräulein Marie diesen Grund seiner Abneigung erfuhr, denn mein nüchterner, fleißiger Freund war jedenfalls einer der Solidesten von uns, und wenn er auch kein Spielverderber war und von Zeit zu Zeit auch einmal mit uns Skat bis Mitternacht spielte und dazu Herrn Meyer's Rothweine trank, so saß er doch jedenfalls am andern Morgen rechtzeitig auf dem Gerichtszimmer und referirte und protokollirte fleißiger als jeder seiner Kollegen. Außerdem aber intriguirte es mich, zu erfahren, aus welcher Quelle wohl der alte Thossen, der sonst nie mit uns zusammenkam, diese Nachrichten bekommen haben möchte. Ottmar's äußere Erscheinung gab dazu gar keine Veranlassung. Er war ein großer, schlanker Mensch mit einem sehr intelligenten, ansprechenden Gesicht. Ein kleiner blonder Schnurr- und Backenbart und ein Urwald von schönen blonden Haaren, welche jeden Scheitel verachteten, gaben dem etwas mädchenhaften Gesicht ein männlicheres und fast geniales Aussehen, und hätten nicht einige schmale, lange Narben auf seinem linken Backen gezeigt, daß er deutsche Hochschulen besucht hatte, so hätte man ihn wohl für einen jungen Maler halten können. Auch seine Kleidung war zwar einfach, denn seine Mittel waren mäßig, aber stets elegant, oder wie die Studenten in Göttingen, wo er zuletzt studirt hatte, zu sagen pflegen, patent. Kurz, sein ganzes Aeußere ließ ebensowenig wie seine feinen Manieren auf einen verkommenen oder lüderlichen Menschen schließen.

Ein Zufall ließ mich endlich auf die Spur kommen. Wenn wir Nachts aus dem Gasthofe nach Hause gingen, so pflegten wir uns in der übermüthigen Laune der Jugend wenig um die Nachtruhe der Einwohner zu kümmern, wir sangen und lärmten nicht gerade, aber unser Gespräch wurde ziemlich laut fortgeführt, und die beiden einzigen Wächter der Nacht, welchen die Sicherheit des Städtchens anvertraut war, störten die zukünftigen Kreisrichter gewiß nicht in ihren Unterhaltungen, sondern zogen es vor, ruhig weiter zu schlafen. Namentlich pflegten wir an der Ecke des Marktes vor dem Hause des alten Thossen, wo sich unsere Wege trennten, uns ziemlich laut „gute Nacht" zu wünschen und eine solche auch einem älteren Herrn unserer Gesellschaft, dem Rentmeister — seinen Namen habe ich, trotzdem wir fast ein halbes Jahr zusammenlebten, nie erfahren, er war eben „der Rentmeister" — zu sagen, welcher von hier aus seinen Weg nach dem alten Schlosse, in welchem seine Dienstwohnung war, antrat. Der Rentmeister war nach unseren damaligen Begriffen ein älterer Herr von einigen vierzig Jahren, war Junggeselle und hatte neben beträchtlichem eigenem Vermögen eine sehr gute Einnahme von seiner Stelle. Schön war er nicht; eine ziemlich gut gearbeitete Perrücke deckte sein Haupt und ein ganz kurzer, dünner Backenbart war die einzige Zierde seines gelben, faltigen Gesichtes. Er kam jeden Abend ziemlich spät in den Gasthof, denn sein Abendbrod nahm er aus Sparsamkeitsrücksichten zu Hause ein, blieb dann aber bei einem einzigen Glase Bier so lange sitzen, als überhaupt noch ein Gast vorhanden war. Am Gespräch nahm er nie Theil, aber er hörte mit vieler Geschicklichkeit zu, er spielte auch nie, aber er konnte stundenlang zusehen, und sein größtes Vergnügen war, zu kontroliren, wie viel ein Jeder gewonnen oder verloren hatte. Ich erinnere mich noch seines Gesichtes, als wir, seines Spionirens müde, ihm eines Abends den Zettel, auf dem die Berechnung des Whistes stand, durch Durchstreichen der Minusstriche so zurechtgemacht hatten, daß alle Spieler Plus, also gewonnen hatten. Nachdem er einige Zeit um den verlassenen Spieltisch herumgeschlichen war, bemächtigte er sich endlich, als er sich unbemerkt glaubte, des Zettels und sah ziemlich verblüfft das unerwartete Resultat an. Wir hatten lange auf diesen Augenblick gewartet und ich sagte ihm mit der einem jungen Lieutenant eigenen Unverfrorenheit: „Nicht

wahr, Herr Rentmeister, das war heute eine nette Partie, Jeder hat eine Kleinigkeit gewonnen." Er lächelte verlegen und verfuhr von da an noch vorsichtiger bei seinen Nachforschungen. Im Uebrigen aber hielten wir ihn für ein ungefährliches altes Möbel und behandelten ihn kühl, aber artig, und allabendlich ertönte, wenn wir uns an der Marktecke trennten, unser lautes, höfliches: „Gute Nacht, Herr Rentmeister!" und seine Antwort: „Gute Nacht, meine Herren!"

Ich war daher nicht wenig erstaunt, als er mich eines Abends beiseite nahm und mich bat, da ich großen Einfluß auf meine Kollegen hätte, sie doch zu veranlassen, ihm nicht mehr Abends oder Nachts so laut „gute Nacht" zu wünschen, es würde dieß von den Bürgern gehört und es müsse ihm in seiner amtlichen Stellung schaden, wenn man erführe, daß er häufig so spät erst nach Hause ginge. Ich versprach ihm dieß ohne Weiteres und sein Wunsch wurde von uns Allen pünktlichst erfüllt.

So waren wir schon in die ersten Monate des Jahres 1849 gekommen; der politische Horizont im Westen Deutschlands verfinsterte sich und man prophezeite für das Frühjahr Mobilmachung und Krieg, mir eine ganz erwünschte Aussicht. Merkwürdigerweise verfinsterten sich aber auch die lieblichen Züge der hübschen Marie, obgleich Ottmar nicht Soldat war und mit in's Feld mußte, und auch er erschien mir immer gedrückter, theilte mir aber seinen Kummer nicht mit. Die Zeit der Bälle war vorüber, ich sprach Marie daher fast nie, denn Gesellschaften oder Theater gab es in der kleinen Stadt nicht. Da führte mich ein eigenthümlicher Zufall mit ihr zusammen. In einer bitterkalten Märznacht ertönte plötzlich die Sturmglocke und am Markte, nicht weit vom Thossen'schen Hause, brannte ein Hinterhaus lichterloh. Ich war mit meinem Wachtkommando sehr schnell zur Stelle, und da ich in Berlin zu ziemlich vielen Feuern gelaufen war, die dortige Praxis also kannte, so wurde ich, da in der kleinen Stadt alle Welt ob dieses ungewöhnlichen Ereignisses den Kopf verloren hatte, bald der eigentliche Dirigent der Löscheinrichtungen.

Nach einigen Stunden harter Arbeit war das Feuer gedämpft, ich wollte eben meine Mannschaften bis auf einige Posten entlassen und mich auch nach meinem Quartier zurückbegeben, als der alte Thossen, der mir sonst nicht sehr grün war, sehr höflich auf mich zukam, mich bedauerte, daß ich so lange hätte in der Nässe und Kälte stehen müssen, und mich schließlich einlud, trotz der frühen Morgenstunde bei ihm eine Tasse warmen Kaffee zu trinken und ihm zu gestatten, auch meinen Leuten einen Kessel voll dieses wärmenden, in der Provinz Sachsen so beliebten Getränkes anzubieten. Dankbar nahm ich für mich und meine Leute dieses menschenfreundliche Anerbieten an und bald saß ich sehr behaglich in einer warmen Stube, der hübschen Marie, welche ein sehr eilig angezogenes Negligé durch ein gewaltiges Umschlagetuch ihrer Mutter zu verdecken suchte, gegenüber. Da der Vater noch mehrfach nach der Brandstelle, welche dicht neben seinem Vorrathshause lag, sah, so waren wir bald längere Zeit allein und ich benützte diese Augenblicke, um sie zu fragen, weßhalb sie denn in letzter Zeit immer so traurig gewesen wäre. Sie schaute mich mit ihren großen, treuherzigen Augen eine Zeitlang zweifelnd an und schüttete mir dann ihr ganzes Herz aus. Und was mußte ich hören! Der Rentmeister, dieser trockene Schleicher, hatte sich schon lange die Gunst ihres Vaters, den er in einem kleinen Weinstübchen des Morgens zu treffen pflegte, zu erwerben gewußt, er hatte seine günstige finanzielle Lage in das rechte Licht zu setzen verstanden, hatte viel von den liederlichen jungen Referendarien und dem noch viel schlimmeren Lieutenant erzählt, die jede Nacht mit Spielen und Trinken zubrächten, hatte namentlich Ottmar, den er mit Recht für seinen gefährlichsten Konkurrenten hielt, gründlich verklatscht und hatte vor einigen Wochen endlich um Mariens Hand bei ihrem Vater angehalten. Hier war er jedoch, bei aller Voreingenommenheit des alten Herrn für sein Vermögen und seine sichere Stellung, auf einen merkwürdigen Widerstand gestoßen. Der alte Thossen hatte ihm nämlich gesagt, das sei Alles recht schön, allein er, der doch viel älter und gesetzter sei als die jungen Leute, ginge ja auch alle Nächte sehr spät aus dem Wirthshause nach Hause, und er höre fast jede Nacht, wie ihm von seinen Zechkumpanen gute Nacht geboten würde. Der Rentmeister hatte zwar seine Unschuld betheuert, allein der alte Herr, oft genug zu seinem Aerger in seinem Schlafe gestört, war bei seiner Ansicht geblieben und hatte ihm vorläufig Mariens Hand noch nicht in Aussicht gestellt. „Leider," fügte sie hinzu, „wird dieß nicht lange dauern, denn seit einiger Zeit ist Vater wieder viel besser auf den Rentmeister zu sprechen und hat mir erst gestern wieder von seiner einflußreichen und einträglichen Stellung erzählt."

Der Wiedereintritt des alten Thossen unterbrach unser Gespräch, ich dankte nochmals für die freundliche Aufnahme, wurde eingeladen, einmal wieder vorzusprechen, was ich auch zusagte, und da jede Feuersgefahr vorüber war, lag ich bald am hellen Tage in Morpheus' Armen. Gegen Mittag erwachte ich und noch vor dem Mittagessen wußte Ottmar, der seine Marie auch lange nicht hatte sprechen können, Alles. Schnell hatte ich meinen Plan entworfen, einige nähere Bekannte wurden eingeweiht, und schon an demselben Abend waren wir so ausgelassen heiter und erzählten so viele Schnurren und Späße, daß es fast zwei Uhr war, als wir nach Hause wanderten. An des Marktes Ecke aber, als uns der an jenem Abend sehr gut behandelte Rentmeister verlassen wollte, da tönte es wieder wie früher, nur noch lauter und vernehmlicher: „Gute Nacht, Herr Rentmeister!" Und so ging es trotz seiner Protestation drei, vier Abende fort. Da erschien eines Abends der Rentmeister nicht mehr. So unangenehm es ihm auch, wie wir wohl wußten, war, den Abend allein in seinem alten Schlosse zuzubringen, so wollte er doch seinem Rufe dieses Opfer bringen. Allein er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn da es das Lebensglück eines von ihm so schmählich verleumdeten Kollegen galt, so ertönte jede Nacht, auch wenn der Rentmeister nicht dabei war, vor Thossen's Haus in vollem Chor der Abschiedsgruß: „Gute Nacht, Herr Rentmeister!" Und unglücklicherweise für ihn waren die politischen Nachrichten aus dem Westen Deutschlands immer aufregender geworden, das Parlament in Frankfurt war aufgelöst, das Rumpfparlament nach Stuttgart übergesiedelt und wir erwarteten täglich die Ordre zu einer neuen Mobilmachung. Was Wunder daher, daß wir allnächtiglich die um Mitternacht erfolgende Ankunft der Schnellpost abwarteten, um noch neue Zeitungen zu bekommen, daß wir also immer sehr spät die Nachtruhe des alten Thossen störten.

Ungefähr vierzehn Tage nach dem Brande machte ich dem alten Herrn einen Besuch, um mich zu erkundigen, wie ihm und seiner Familie der Schreck bekommen und um nochmals für seinen Kaffee zu danken, in Wahrheit aber ging ich nur hin, um von Neuem das Terrain zu sondiren. Fräulein Marie, welche mich hatte kommen sehen, kam mir sehr vergnügt im Hausflur entgegen und flüsterte mir zu, daß ihr Vater sich ernstlich mit dem Rentmeister, der sein liederliches Leben entschieden in Abrede gestellt, gezankt hatte und vorläufig von dessen Werbung keine Rede mehr sei. Die Eltern empfingen mich sehr freundlich, sie wußten, daß ich ihre Tochter zwar sehr gern mochte, aber keine Absichten auf ihre Hand hatte, waren also nicht verlegen, und so waren wir bald im lebhaftesten Gespräche. Ich benützte diese Gelegenheit, um dem Vater die Geschichte eines viel Aufsehen machenden Prozesses zu erzählen, welcher eben beendet war, und ließ dabei nicht unerwähnt, daß mein Freund Ottmar das sehr komplizirte Referat und Erkenntniß in demselben gemacht, allgemeines Lob dafür geerntet und in Folge dessen zur großen Prüfung präsentirt worden sei. Thossen erwiederte mir schüchtern, er habe immer gehört, der Herr Referendarius sei sehr leichtsinnig und wenig fleißig, und war sehr erstaunt, als ich ihm erklärte, Ottmar sei ein ebenso fleißiger als solider und talentirter junger Mann, der jedenfalls eine sehr gute Carrière als Jurist machen werde. Ein dankbarer, warmer Blick aus Mariens schönen Augen belohnte mich für meine Vertheidigung, und auch der Mutter schienen meine Worte eine innere Befriedigung zu gewähren. Vater Thossen jedoch, ein eigensinniger, aber redlicher Charakter, schien seine eigenen Gedanken über meine Worte zu hegen, und ich vermuthe fast, daß des Rentmeisters Aktien in diesen Augenblicken um mehrere Prozente fielen. Ich verabschiedete mich von der Familie, nicht ohne dringend eingeladen worden zu sein, recht bald wiederzukommen, und wollte eben nach meiner Wohnung zurückkehren, als ich das damals noch wohlbekannte Staffettensignal hörte und eine Staffette die Straße herabtraben sah. Sofort eilte ich nach der Post und wurde hier schon mit der Mittheilung empfangen, daß die Mobilmachung befohlen sei. Es begann nun ein reges Leben, mein Major nahm mich vielfach mit schriftlichen Arbeiten in Anspruch, ich mußte meine Equipirung vervollständigen, dann trafen die Mannschaften ein und mußten eingekleidet und exerziert werden, kurz, ich behielt wenig Zeit, mich um fremde Herzensangelegenheiten zu kümmern.

Nach vierzehn Tagen erhielten wir Befehl zum Ausmarsch und wie verlautete, sollten wir nach Baden marschiren, wo die Revolution schon ziemlich keck ihr Haupt erhob. Ich sah Ottmar jetzt seltener, er war mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, da er seine schriftlichen Examenarbeiten, wie gebräuchlich, in Berlin machen wollte, und ich lebte fast ausschließlich in dem jetzt zahlreichen Kreise meiner Kameraden. So kam der Tag unseres Ausmarsches heran, ich salutirte, als wir Morgens früh vom Marktplatze abmarschirten, mit meinem Säbel nach einem Fenster hinauf, an dem ich Fräulein Marie zu erblicken glaubte, und bald zeigte mir ein wehendes Tuch, daß ich mich nicht getäuscht hatte. So leicht mein Herz indessen auch beim Abschied war, so sollte mich doch auch noch ein Trennungsschmerz betreffen. Mein getreuer Lump sollte natürlich den Feldzug mitmachen, er kannte ja den Dienst so gut, daß er nie das Pferd des Majors anbellte und sich immer geschickt zu drücken wußte, wenn Hunde beim Exerzieren nicht gewünscht wurden. Allein gerade sein allzu großes Verständniß sollte sein Unheil werden. Bei dem Exerzieren des Bataillons durfte er natürlich nicht auf dem Platze erscheinen und ich hatte ihm daher gelehrt, wenn wir zum Exerzieren ausrückten, am letzten Hause der Stadt zurückzubleiben und mich dort bei der Rückkehr wieder zu erwarten. Dieß hatte er die letzten vier oder fünf Tage pünktlich befolgt. Nun wollte aber das Unglück, daß die Chaussee, auf welcher wir ausmarschirten, dieselbe war, welche zum Exerzierplatze führte, und als wir an das verhängnißvolle letzte Haus kamen, blieb Lump stehen und all' mein Rufen und Locken vermochte den streng gewissenhaften Hund nicht, von dem abzugehen, was er für seine Pflicht hielt. So blieb Lump in der Heimat und ich marschirte nach Baden.

Nach fast sieben, sehr interessanten und in vielen Beziehungen genußreichen Monaten kehrten wir in die Heimat zurück. Ich hatte aus der Garnisonsstadt sehr wenige Nachrichten erhalten, mein Major hatte mir aber mitgetheilt, daß Lump lebe, bei meiner Wirthin wohnen geblieben sei und von meinen Tänzerinnen fleißig gefüttert werde, sich auch der besonderen Freundschaft des Herrn Meyer erfreue, der sich, wie ich vermuthete, bei seinem Anblicke an den Vers Schiller's erinnern mochte: „Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen." Unser Empfang in unserem Stabsquartier war sehr feierlich; man war damals mit Kriegen noch nicht so verwöhnt als jetzt, und schon vor der Stadt wurden wir von Magistrat und Stadtverordneten begrüßt, wegen unserer Tapferkeit gepriesen und mit Lorbeeren geschmückt, und so ritt ich denn – ich war inzwischen Adjutant geworden — stolz an der Seite meines Majors der Stadt zu. Kaum war ich überrascht, als ich meinen getreuen Lump genau an derselben Ecke des letzten Hauses stehen sah, an welcher er mich vor sieben Monaten verlassen, denn ich hatte das von meinem klugen Hunde nicht anders erwartet. Ich rief ihn an und nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, mich zu Pferde vor dem Bataillon, anstatt an dem rechten Flügel des ersten Zuges, wie er es gewohnt gewesen, zu sehen, suchte er zunächst die Bekanntschaft meines Braunen zu machen und eilte dann, unserer Musik durch sein Bellen eine gefährliche Konkurrenz machend, in langen Sprüngen vor uns her dem Markte zu.

Hier postirte er sich vor die Thür des Thossen'schen Hauses, wo er von einem Herrn und einer Dame geliebkost wurde, und als ich näher herankam, erkannte ich meinen Freund Ottmar, welcher Arm in Arm mit Fräulein Marie, Beide vor Glück strahlend, in der Thür standen und uns zuwinkten. Kaum waren wir entlassen, als ich zu ihnen eilte und von ihm mit den Worten: „Meine Braut seit gestern," empfangen wurde, denen sie mit sichtbarem Stolze hinzufügte: „Mein Bräutigam, Herr Assessor Ottmar." Ich reichte ihnen die Hand vom Pferde, ihnen herzlich Glück wünschend, wurde auch sofort vom Vater Thossen, der hinzukam, zum andern Abend zur Verlobungsfeier freundlichst eingeladen. Beim Mittagessen, bei dem sich unser braver Herr Wirth sehr angestrengt hatte und um seine klassische Bildung zu beweisen, die Ovation wenigstens durch einen Hammelsbraten zur Darstellung brachte, begrüßte mich mit einer grinsenden Freundlichkeit der Rentmeister, der womöglich noch gelber und häßlicher geworden war und dem ich die dargebotene Rechte schüttelte, daß ihm alle Knochen im Leibe knackten.

Am andern Abend aber erzählte mir Fräulein Marie, neben der ich saß, daß sie von ihren Eltern, welche durch meine Mittheilungen sehr zu Ottmar's Gunsten umgestimmt worden waren, die Erlaubniß erhalten hatte, eine alte Tante auf dem Lande zu besuchen und daß sie dort, um den Anträgen des Rentmeisters zu entgehen, fast fünf Monate geblieben war. Erst als sie von Ottmar gehört hatte, daß er in nächster Zeit sein Examen machen würde, sei sie zurückgekehrt, und als nun vor drei Tagen der junge Assessor freudestrahlend zu dem Vater gekommen und um ihre Hand angehalten, habe ihr Vater, der des Rentmeisters Manöver nach und nach durchschaut gehabt, sehr bereitwillig sein Jawort gegeben.

Ich aber ergriff mein Glas, gefüllt mit Thossen's bestem Rheinwein, und alle Gäste stimmten lachend und jubelnd ein in den Toast: „Das junge Brautpaar lebe hoch! Gute Nacht, Herr Rentmeister!"

Neue Welten.

Geographische Skizzen

Von

C. Frhr. v. d. Goltz.

IV.

Die Zulukaffern und ihr Land.

2.

Die Zulu sind ein stark und wohlgebauter Menschenschlag, und Cetywayo's wildes Heer mißt im Durchschnitt an Größe seiner Krieger zwei Zoll mehr als das englische. Tapferkeit, Selbstvertrauen und unermüdliche Ausdauer zeichnen jene ebensosehr aus, wie Blutdurst und Grausamkeit die Schattenseiten ihres Charakters bilden. Das Alter soll sie überlegend, klug und politisch machen. Von ihrer Intelligenz und namentlich ihren Fähigkeiten für geschickte Ausnützung aller Kampfmittel geben sie zahlreiche Beweise.

Die Natur ihres Landes begünstigt einen zähen und energischen Widerstand. Vor allen Dingen ist die ganze von ihnen beherrschte Küste zwischen der Tugelamündung und der Delagoabai vollständig unzugänglich. Es fehlt an Landungsplätzen*), und der Küstenstrich ist eine theils sumpfige, theils sandig-hügelige, unwirthliche und ungesunde Wildniß. Eine Kommunikation mit dem Meere hat das Zululand nur durch die unter portugiesischer Herrschaft stehende Delagoabai. Von dort her, freilich auch aus dem

*) Der einzige Hafen des Zululandes, die Santa Lucia-Bai, soll oft durch Sandbarren verschlossen sein und wird daher gar nicht benutzt.

englischen Natal, hat neuerdings die Einführung zahlreicher Gewehre stattgefunden.

In Stufen steigt das Land nach dem Innern an. Eine erste niedrige Terrasse ist gesunder und fruchtbarer als die Küste und zum Theil schon angebaut. Sie soll sich namentlich für Zuckerkultur und Zuckerindustrie eignen. Dann folgt ein mittleres Bergland von 3000 engl. Fuß Meereshöhe, und endlich eine Gebirgsstufe, deren aufgesetzte Tafelberge bis über 5000 engl. Fuß ansteigen. Die Gruppe der Inhlazatheberge zwischen der Hauptstadt Ulundi und dem in Transvaal gelegenen Utrecht wird für die höchste gehalten und soll an 6000 engl. Fuß messen.

Ausgedehnte Waldungen, vor Allem aber dichtes Gestrüpp, bedecken das Land und machen es ebenso unzugänglich, wie die zahlreichen, tief eingeschnittenen Flußthäler, in welchen die Wasser der Gebirgsterrassen dem Meere zuströmen, um dann an der flachen Küste zu versanden. Nur einer dieser Flüsse, der die Nordgrenze des Zulugebietes bildende Pongola, ist eine Strecke weit schiffbar. Alle wechseln mit der Jahreszeit sehr erheblich in ihrem Wasserstande, liegen in der Dürre zum Theil ganz trocken und schwellen in der Regenperiode zu mächtigen Bergströmen an.

Nur drei Straßen, welche von den Karren der innerafrikanischen Händler durch die Wildniß gebahnt worden sind, führen in's Zululand hinein. Die beste läuft von Utrecht in Transvaal, den Blood-River durchschreitend, über die Inhlazatheberge nach Ulundi. Sie soll mit Ausnahme der durch's Gebirge führenden Strecke sogar breit genug sein, um zwei Wagen einander ausbiegen zu lassen. Geschütz kann darauf vorwärts gebracht werden. Die beiden anderen Straßen gehen von Natal aus, und zwar die eine durch die nahe der Mündung des Tugela gelegene Furt (Lower Tugela Drift) nach Unodwengo, dem früheren Hauptort, die andere von Rorkes Drift an der Südwestecke des Zulugebietes ebendahin. Unodwengo liegt dicht westlich Ulundi; beide, nebst zahlreichen, ringsum erbauten Kraals, bilden geographisch und politisch den Mittelpunkt des Landes.

Die Dörfer (Kraals) unterscheiden sich als Sitze der Könige und Häuptlinge, als Militär- und gewöhnliche Kraals. Die Fürstensitze sind sammt und sonders mit hohen Pallisadirungen umgeben, in welchen sich wenig schmale Eingänge für je einen einzelnen Mann befinden. Die Militärkraals bilden ein Mittelding zwischen Feldlager und Dorf, ausschließlich für die Unterkunft des Heeres bestimmt, aber ohne feste Umschließung, der Rest sind Ackerbaudörfer.

Alle diese Orte bestehen aus großen, bienenkorbähnlichen Hütten für je 10 bis 15 Menschen. Sie bilden innerhalb ihrer Pallisaden oder Zäune einen Kreis, in dem wieder ein runder, freier, aber eingefriedigter Platz für das Vieh gelegen ist. Ulundi, die Königsstadt und zugleich der größte der Militärkraals, hat 500 Yards*) Durchmesser und 3000 Mann Garnison. Außer Ulundi gibt es noch etwa 20 kleinere Militärstationen. Nahe östlich der Hauptstadt, inmitten dichter Dornbuschwildniß, am Zusammenfluß des schwarzen und weißen Umlatoosi, hat Cetywayo neuerdings einen großen Magazin- und Arsenalplatz angelegt, der Amanzekanze („der Feind mag kommen") benannt wird. Es scheint, daß er im Falle einer Invasion dort einen letzten festen Zufluchtsort besitzen wollte.

Jeder kräftige Zulu ist Soldat; der Landbau und alle übrigen Arbeiten, selbst die Verpflegung der Armee, fallen den Weibern zu. Die gesammte männliche Bevölkerung wird nach Altersklassen in Regimenter zusammengestellt, deren es 33 gibt. In kurzen Intervallen von zwei bis zu fünf Jahren findet eine Aushebung statt. Alle jungen Zulu, welche in dieser Zeit wenigstens 14—15 Jahre geworden sind, werden versammelt und bilden ein oder mehrere neue Regimenter. Nach einem Probejahr der Entbehrung und Abhärtung betrachtet man sie als vollgültig, und der König weist jedem Regiment seinen Kraal an. Entweder wird dieser erst neu erbaut oder ein junges Regiment erhält mit einem alten gemeinsam seine Garnison, um von jenem zu lernen und es zu ersetzen, wenn es ausstirbt. Mehrere Regimenter bilden Korps von einigen tausend Mann; jedes ist in Kompagnieen zu 50—70 Mann getheilt und in ganz bestimmter Weise mit Offizieren besetzt. Die Kompagnieen haben einen Kommandeur des rechten, einen des linken Flügels (der erste ist zugleich Chef), und ferner noch zwei andere Offiziere.

Kein Zulu darf ohne des Königs Genehmigung heirathen, und dieser schreitet in der Regel dazu, ganze Regimenter gleichzeitig zu beweiben; doch geschieht dieß erst, wenn die alten kriegerischen Junggesellen das vierzigste Jahr überschritten haben. Welche Schwierigkeiten dieß Ehestiften en gros auch bei den Zulus mit sich bringt, beweist Cetywayo's Beispiel, der noch in neuerer Zeit dazu hatte schreiten müssen, eine große Anzahl junger Weiber hinschlachten zu lassen, weil sie sich weigerten, seine bejahrten Soldaten zu beglücken. Im Ganzen soll er unter seinen 33 Regimentern 18 verheirathete haben, was sich durch die geringe Stärke der ältesten erklärt. Am Kopfputz, der Art des um die Hüften geschlagenen Fells, der Farbe der Schilde unterscheiden sich die Regimenter, namentlich die verheiratheten von den unverheiratheten.

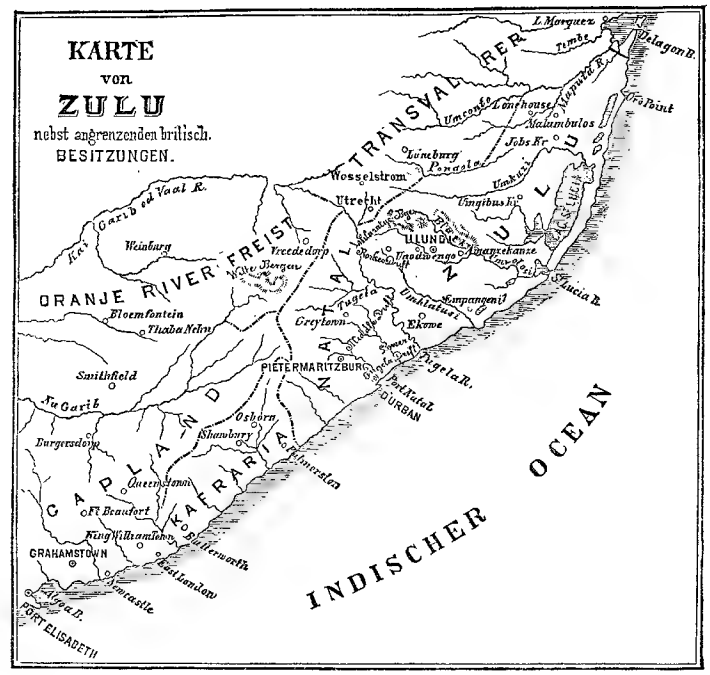
Bricht ein Krieg aus, so eilen die Boten des Königs in die verschiedenen Distrikte, die Regimenter versammeln sich, und die Armee konzentrirt sich bei dem Kraal ihres Herrschers, um von da den Marsch anzutreten.

Im Kampfe sollen die Zulu eine bestimmte Taktik haben. Bei Isandula griffen sie in dichten Massen von acht Gliedern Tiefe an. Ehedem war es ihre List, in einer langen, aber zugleich viele Glieder tiefen Linie gegen den Feind vorzurücken, dieselbe aber für den Augenblick des entscheidenden Kampfes in drei Theile zu brechen. Das Centrum begann zum Schein einen Rückzug, um den Feind hinter sich her zu ziehen, die beiden Flügel wichen zu den Seiten aus. Plötzlich aber machten alle drei wieder Front und fielen den unvorsichtigen Verfolger, auf drei Seiten umfassend, an. Die Einführung der Feuerwaffen hat mit König Panda's Zeit begonnen, der durch dieselben das Uebergewicht über Dingaan erlangte. Bei Ulundi soll sogar eine Pulverfabrik errichtet sein, Cetywayo auch schon Hinterlader erworben haben, zu denen vorläufig nur noch die genügende Munition fehlt.

Im Ganzen wird das Zuluheer auf über 40,000 Mann geschätzt. Das Ansehen und der Einfluß des muthigen Volkes, den der neueste Sieg noch vermehrt haben wird, reichen weit über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, bis an den Lumpopo oder selbst zum Zambesi hin.

Der gegenwärtige Krieg ist eine Erbschaft, welche die Engländer von der Transvaalrepublik gemacht haben. Diese lag mit den Zulus wegen eines Gebiets am linken Ufer des Blood-River in Streit. Cetywayo hatte 1861 für die ihm bewilligte Auslieferung seiner nach Utrecht geflüchteten Brüder, Umtonga und Umgihlana, die Abtretung jenes Gebiets zugesagt, die Zusage aber nicht gehalten. Der Streit darum zog sich bis zur Annexion von Transvaal hin und nahm 1878 eine schärfere Form an, als Cetywayo einer englischen Grenzkommission gegenüber ganz neue, weitreichende Ansprüche auf Transvaal- und Swaziland erhob. Zwar bewilligte man ihm englischerseits einen Theil seiner Forderungen, aber Einfälle der Zulu in britisches Gebiet und ihres Königs Rüstungen zeigten alsbald, worauf es abgesehen sei. Die bis dahin unangefochten gebliebenen Missionäre wurden bedroht und verjagt.

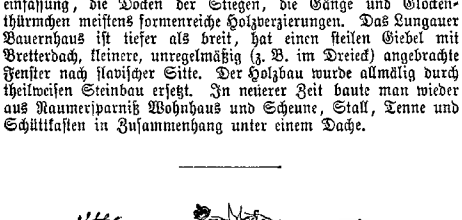
Die Folge war ein Ultimatum vom Dezember 1878 und da es fruchtlos blieb, die Ueberschreitung des Tugela durch drei englische Kolonnen unter Oberbefehl des Lord Chelmsford am 11. Januar d. J. Sie gingen: die erste von Durban am Port Natal über Lower Tugela Drift, die zweite von Pietermaritzburg über Greytown und die sogenannte Middledrift bei Fort Buckingham vor, die dritte, die Hauptkolonne, über Rorkes Drift. Bei der letzten befand sich der Oberbefehlshaber. Alle drei sollten sich vor Ulundi treffen. Eine vierte Kolonne unter Oberst Wood rückte von Utrecht her in das Zulugebiet ein, nachdem sie am 7. Januar den Blood-River überschritten.


KARTE
von
ZULU
nebst angrenzenden britisch.
BESITZUNGEN.
TRANSVAAL
ZULU
NATAL
ORANJE RIVER FREIST
CAPLAND
KAFFRARIA
INDISCHER OCEAN
Utrecht
Wesselstrom
Lüneburg
Ulundi
Umgihbus R.
Weinburg
Bloemfontein
Thaba Nchu
Smithfield
Fu Garib
Burgersdorp
Oshorn
Rhamsbury
Queenstown
Ft Beaufort
King Williamstown
GRAHAMSTOWN
Kaffraria
Somerset
Port Elisabeth
Pietermaritzburg
Greytown
Tugela
Umhlatuse
Umvoti
Durban
Port Natal
Zululand
Umsinga
Umsinga
Umsinga

Pinzgau hatten von jeher einen besonderen Ruf. Der kleinen Alpenrasse des nordischen Hornviehs gedachte schon der Ostgothenkönig Dietrich. Und noch heute werden die robusten pinzgauer Pferde und die schönen pinzgauer Rinder allenthalben geschätzt.

Die Bevölkerung Pinzgaus ist schlank und groß; der Kretinismus weniger häufig als im Pongau; jedoch ist die Kropfbildung nicht selten. Das weibliche Geschlecht pflegt mit Vorliebe seine schönen langen Haare, die in herabhängenden Zöpfen gebunden werden, und erfreut sich in der Regel blendend weißer Zähne. Gasselgehen und Schnaderhüpfeln sind hier in besonderem Schwange. Der junge Bursche nennt sein Liebchen „die Bösdirn“ oder „das Mensch“, und das Mädchen ihren Geliebten „Bua“, „Naar“ oder „Glotsch“. Der Pinzgauer ist im Allgemeinen verständig, etwas zurückhaltend, fast verschlagen, gefällig, dienstfertig und gutmüthig, aber auch kühn und verwegen. Er spricht langsam im singenden Tonfalle und betont besonders stark die Kehllaute. Raufereien sind ziemlich häufig. Das „Rötteln, Hosenrecken und Rangeln“ sind beliebte Ringerspiele, die noch heute an bestimmten Tagen und auf bestimmten Plätzen als Volksbelustigungen geübt werden. Ein solcher beliebter Rötteloder Hosenreckplatz ist noch heute bei der Fürther Brücke unweit Piesendorf.

In den ältesten Zeiten hatte das Bauernhaus ein auf Holzsäulen ruhendes Geschoß und einen einzigen Raum, welcher über sich das Dach hatte, ähnlich der heutigen Sennhütte. Das Dach ragte über die Wände des Geschosses vor und war manchmal auch am Rande von Säulen gestützt. Die Thüröffnung war nach Art der Bergwerksstollenmundlöcher aus drei Balken gezimmert (Trischgwi, d. i. Thürschwelle). Die Thüre selbst bestand aus Flechtwerk von Weiden. Als das Erbrecht und der Erbpacht, d. i. das erbliche Nutzeigenthum, sich Bahn brach, wurde auch das Bauernhaus wesentlich verbessert, denn nun konnten die Bauern mit Beruhigung dauerhafte Häuser aufbauen. Scheune (Stadel), Kornboden (Speicher), Schüttkasten, Back- und Badstube (Brechelbad) und die Stallung (Viehhöfel) befanden sich auf größeren Gütern zerstreut oder im Viereck um den Hofraum gebaut, wie man dieß noch heute hie und da in den altsalzburgischen, nunmehr bayerischen Gerichtsbezirken beobachten kann. Alles dieß wurde von dem Zwinger (Hofzaun) umschlossen. In ältester Zeit wohnte der hörige und leibeigene Bauer meistens mit dem Vieh in einem finstern Raume. Allmälig wurde der Hausbau regelrechter. Das Haus ruhte auf einer Stufe (Gred), durch die Hausthüre gelangte man in den Küchenraum, von da in die heizbare „Stube“, rechts in das „Kammerl“, nach rückwärts auf den „Flötz“; außerdem gab es noch die „Mägdekammer“, das „Bubenkammerl“, das „Firktkammerl“: das „Wärmekammerl“, das „feiernde Kammerl“. An der Stirnseite oder an zwei Seiten des Hauses über dem Erdgeschoß lief ein „Gang“ herum. Kleine Häuser hatten nur eine „Feuer- und Futterbehausung“, ein „Häusl und Zimmerl“ (d. i. gezimmerter Raum mit Stall und Stadl), oder eine „Behausung und Holzzimmer mit Stadl und Stallung unter einem First“. Charakteristisch für den Salzburggau, Pongau und Pinzgau sind die niederen Hausgiebel, die weit vorspringenden, gewöhnlich steinbeschwerten Schindeldächer, die außen herumlaufenden Gänge. Besonders im Pinzgau haben Fenstereinfassung, die Docken der Stiegen, die Gänge und Glockenthürmchen meistens formenreiche Holzverzierungen. Das Lungauer Bauernhaus ist tiefer als breit, hat einen steilen Giebel mit Bretterdach, kleinere, unregelmäßig (z. B. im Dreieck) angebrachte Fenster nach slavischer Sitte. Der Holzbau wurde allmälig durch theilweisen Steinbau ersetzt. In neuerer Zeit baute man wieder aus Raumersparniß Wohnhaus und Scheune, Stall, Tenne und Schüttkasten in Zusammenhang unter einem Dache.



Schach.

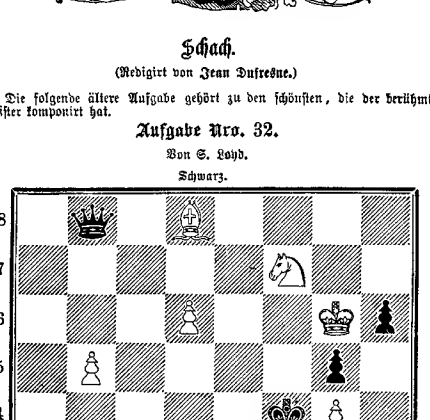
(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Die folgende ältere Aufgabe gehört zu den schönsten, die der berühmte Meister komponirt hat.

Aufgabe Nro. 32.

Von S. Loyd.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

XLII.

Auflösung der Aufgabe Nro. 28:

Weiß.	Schwarz.
20) T. E 1 nimmt E 7 . . .	20) S. C 6 nimmt E 7.
21) D. A 4 nimmt D 7 † . .	21) K. E 8 nimmt D 7.
22) L. D 3 — F 5 †. Man sieht jetzt, weßwegen Anderssen 19) T. A 1 — D 1 spielte.	22) K. D 7 — E 8. Wenn der König nach C 6 geht, so setzt L. F 5 — D 7 Matt.
23) L. F 5 — D 7 †	23) K. beliebig.
24) L. A 3 nimmt E 7 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 26 erhalten von W. S. in Danzig, L. L. in Lalendorf, Sch. in Guttentag, Ab. in Waslin, Schachklub in Norschach, Dr. J. J. in Rathenow, F. K. in Eberswalde und J. B. in Hedewigenkoog.

G. K. in Kraplau. Nro. 24, 26, 27 R. — H. T. in Barmen. In Nro. 7 scheiterte Ihre „einfachere“ Lösung 1) S. D 5 — B 6 †, K. C 4 — C 3; T. D 8 — D 2 an T. A 5 — A 4 †. — R. H. in Berlin, M. D. in Przemysl. Nro. 21 R. — Hrn. C. Klaholt in Wiedenbruck und v. Wilucki in Schirgiswalde. Nro. 25 R. — W. v. G. in Schlüchtern. In Nro. 25 wird 1) T. E 5 nimmt E 8 durch C 4 — C 3 widerlegt. Nro. 24 R. — P. F. in Teterow. Nro. 27 und 28 R. — M. L. in München. In Nro. 27 würde auf 1) C 5 — C 6, K. D 4 — C 4, 2) L. E 4 — D 3 †, K. C 4 — B 4 kein Matt möglich sein. — R. v. H. in C. Nro. 26 R. In Nro. 24 würde auf 2) D. G 2 — D 2 †, C. F 2 — D 3 decken. Auch Nro. 25 unrichtig. — H. M. in Osterby. Wir empfehlen Ihnen das ABC-Buch des Schachspiels von Minkwitz, Leipzig, Veit'sche Buchhandlung. — W. S. in Kaudnitz. Falsch wegen L. C 5 — E 7. — A. G. in Jönköping. Nro. 20—23 R. — R. R. in Fulda. In Nro. 27 würde auf 1) T. G 3 — D 3 † nach K. D 4 — C 4 kein Matt im dritten Zuge möglich sein. — E. M. in Dresden. Sie glauben in Nro. 27 matt zu setzen, es ist aber nicht der Fall; der König kann ja den Thurm A 5 schlagen. — F. K. in Eberswalde und Ed. E. in Stuttgart. In Nro. 25 würde auf 1) T. E 5 nimmt E 8, C 4 — C 3; 2) T. E 8 — E 3, C 5 — C 4 das Matt verhindern. Nro. 26 R.

Hrn. E. M. in Dresden, E. v. M. in Magdeburg und mehreren Herren Korrespondenten. In Nro. 26 scheitert 1) L. C 8 — E 6 an S. G 8 — E 7. — H. D. in Wien. Aufgabe zu leicht. — G. M. in Dresden, G. M. in St. Petersburg, F. R. in Meran. In Nro. 25 würde auf 1) L. G 5 nimmt F 4; B. D 2 — D 1 D. folgen. Nro. 26 R. — H. H. in Dülmen. In Nro. 27 würde auf 1) C 5 — C 6, K. D 4 — C 4; 2) S. D 1 — B 2 †, K. C 4 — B 4 kein Matt möglich sein. — Frl. Lydia S. in Frankfurt a. M. In Nro. 26 kann nach 1) S. E 3 — D 1 S. G 8 — F 6 kein Matt gegeben werden. — L. R. in Erfurt. Nro. 22 und 23 R. Nro. 26 soll in zwei Zügen gelöst werden. In Nro. 27 würde auf 1) T. G 3 — A 3, K. D 4 — E 5; 2) S. F 2 — D 3 † der König den Laufer schlagen. — E. St. in Schwetzingen. Nro. 27 und 28 R. In Nro. 21 würde bei Ihrer Spielweise 3) G 7 — G 8 D. der weiße König in das Schach des schwarzen Läufers E 5 gestellt. Unsere Erwähnung der Spielregeln bezog sich auf diesen Umstand, nicht auf die Bauernverwandlung. — Hrn. v. W. in Schirgiswalde, S. in Guttentag, F. R. in Meran, v. St. in Bruchsal. Nro. 27 R. — G. S. und W. L. in Heiligenhafen. Nro. 25—27 R. — H. W. in Eisbergen. Tafs Trazimayr in Linz. Nro. 28 R. Mit Vergnügen gelesen. — A. G. in Budapest. Deutsche Schachzeitung, Leipzig, Veit'sche Buchhandlung. — R. M. in Bex. In Deutschland wird der auf die feindliche Randlinie gelangte Bauer sofort in eine Figur verwandelt. Nach den Bestimmungen des Londoner Schachkongresses von 1862 kann er unverwandelt bleiben, aber bleibt es dann für immer. — O. S. und H. S. in Brügge. Nro. 26 falsch. Siehe vorher. In Nro. 27 würde auf T. G 3 — D 3 †, K. D 4 — C 4 folgen. — H. F. P. in Hedewigenkoog. Nro. 22 R. — J. E. in Ruhrort. Nro. 23 R. Ueber Nro. 26 siehe vorher. — S. in Schweinfurt. Nro. 26 R. In Nro. 27 geschieht auf 1) T. G 3 — C 3, K. D 4 — E 5 2) S. F 2 — D 3 †, K. E 5 nimmt E 4. — A. und R. W. in Darmstadt. In Nro. 27 würde auf 1) T. G 3 — D 3 †, K. E 4 — C 4 2) D. D 1 — E 3 nach S. C 4 — B 4 kein Matt möglich sein. — F. M. in Apolda. Nro. 22 und 23 R. — Quidam in Wesselburen. Sie spielen in Nro. 25 1) T. E 5 nimmt E 8, C 4 — C 3 2) D. A 8 — A 4, D. D 7 nimmt A 4 und glauben nun mit T. E 8 — D 8 matt zu setzen, während D. A 4 auf D 7 decken kann. In Nro. 26 wird 1) S. E 3 — F 1 durch S. B 5 — D 4 widerlegt. — Hrn. Lieut. F. E. in Klein-Wanzleben. Ihre Lösung von Nro. 27 ist die beabsichtigte. Unsere Bemerkung sollte nicht bedeuten, daß die Lösung keine Varianten habe.

Bilderräthsel 33.

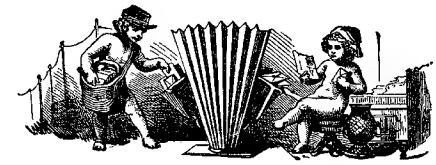
Auflösung des Bilderräthsels 32:

Zwei stumme Zeugen treuer Liebe.

Quadraträthsel.

1	2
3	4

Bei 1, 2 sieht man oftmals frohe Kinder scherzen,
Und welches 1 erhascht, das freuet sich von Herzen.
Auf 1 treibt unter Maske manch' 1, 4 heitern Schwank;
Bewund'rung mancher Künstlerin in 4, 2 ward zum Dank.
Viel machen harmlos 2 allein zum Zeitvertreib,
Doch flücht'ger Laune 2, 1 ward schon manches Weib.
Ein jeder Wirth sieht 4 bei sich sehr gern erscheinen
Und Viele sieht er gern an 4, 3 sich vereinen;
Doch, lieber ist es ihm, wenn 3, 4 munter zecht,
Da macht er sich im Kopfe schon den Profit zurecht.
Mit Hoffnungsfarbe endlich ist 2, 3 meist überzogen,
Doch um die letzte Hoffnung ward gar Mancher dort betrogen.



Briefmappe.

Tiefgehende Fahrzeuge. Die Lösung: „Dann hat es fünf Räder“ will einfach besagen, daß etwas nicht richtig sei, gerade wie wenn ein Wagen fünf Räder hätte. — Lassen wohnt in Weimar. — Ob Dr. Niemeyer in Leipzig im Winter stets in einem Pelze im Bette liegt, wissen wir nicht.

Hrn. C. D. in Zür. Die Adresse des engl. Autors ist uns nicht bekannt. Wenden Sie sich an die Redaktion des Athenäums in London.

Fr. M. A. in Sch. Senden Sie ein.

Hrn. F. H. in Tr. Gar zu bombastisch; einfacher und natürlicher wäre besser.

Cito in W. Ameisen sind aus Zimmern nur durch starke Gerüche, wie Moschus, Petroleum, Guano, zu vertreiben. Auch Schwefel, Aloe, Hirschhorn wird empfohlen. Der Volksglaube sagt, daß sie einen Kreidestrich nicht überschreiten.

Hrn. A. E. in Hanau. Wenn die Schwerhörigkeit eine Folge chronischen Katarrhs ist, hat das Einpumpen von Luft schon bedeutende Erfolge gehabt. Wenden Sie sich an Hrn. Dr. Wolff, Ohrenarzt in Frankfurt a. M.

Frl. L. in P. Das von uns schon mehrere Male mitgetheilte Rezept zur Stärkung des Haarbodens lautet: Tinct. Cantharid. 8,0. Spir. Sinap. gutt. 5. Spir. vini rectificat. 50. Ol. Neroli. Ol. rosar. ana gutt. 6. 8. Einen Tag um den andern einen Theelöffel voll mit einem Schwämmchen in die Kopfhaut einzureiben.

Hrn. E. v. Goslar. Nicht verwendbar. Wohnen „thut“ ist nur im Knittelvers zu brauchen.

Hrn. F. E. in Köln. Disponiren Sie über Ihr Manuskript.

Hühnerfreund in Gr. J. Mill's Thiergarten in Stuttgart liefert Ihnen Eier guter Hühnersorten.

Hrn. Dr. J. D. in W. Wenden Sie sich mit Ihrer Anfrage an die Göschen'sche Buchhandlung in Stuttgart. Dort erschien das Werk.

Frl. L. St. War schon einmal da; wir wollen indeß sehen. Vielleicht erfinden Sie etwas Anderes, Schwereres.

L. + K. in A. Neumann, Lehrb. der Allgem. Arithmetik und Algebra. Barmen, Langewiesche.

H. H. in Str., Galizien. Das Knirschen mit den Zähnen während des Schlafes ist eine üble Angewohnheit, welche man bei vielen Menschen, besonders bei jungen Leuten, findet. Das einzige Mittel dagegen ist, während des Schlafes Jeden derartige Individuen zu wecken, wenn man das Uebel bemerkt. Auf diese Weise wird solches abgewöhnt.

Abonnent in Oesterreich. L. lebt in Cambridge (Am.). Hillebrand's Italia erscheint noch.

Hrn. E. Sch. in Brody. Richtig.

Hrn. K. jun. in Pes. Hofphotograph Albert in München dürfte Ihnen darüber Auskunft geben können.

X. in Neapel. Wenn Sie nicht 'mal den Muth haben, Ihre Angaben mit Ihrem Namen zu vertreten, können wir auf dieselben absolut keinen Werth legen. Auch den Namen der Buchhandlung müßten wir wissen, um die Sache zu untersuchen. Unsererseits wird Alles pünktlich besorgt.

F. B. Regensburg. Eine Schriftstellerin.

Frl. Johanna H. in Ch. Uebler Geruch aus der Nase wird durch Ausspülen derselben mit einer Lösung von 1 Theil Salicylsäure auf 300 Theile Wasser, lauwarm angewandt, beseitigt.

S. in B. Sie wünschen nachträglich noch in den Besitz des zu einem früheren Jahrgange unseres Journals gebotenen Prämienbildes: „Der deutsche Kaiser und seine Heerführer“, nach dem Gemälde von F. Kaiser, in Photographiedruck von F. Albert in München, zu gelangen. Die Expedition von „Ueber Land und Meer“ ist bereit, es Ihnen zum Prämienpreis von 2 M. 50 ₰ und 50 ₰ für Porto direkt per Post franko zu übersenden.

Fr. M. v. B. in —orf. Jede Briefmarkenhandlung. Die Preise sind sehr verschieden.

Hrn. F. A. in Pirna. Osterkant und Westerkant von Smidt ist sicher als Buch erschienen; vielleicht unter anderem Titel, unter diesem finden wir's im Kataloge nicht.

Hrn. M. R.....s in Regensburg. Beide Arten der fraglichen Pillen sind durchaus nichts werth und gehören in das Gebiet des Medizinalschwindels.

Rolf in Danzig. Beides dürfen Sie nicht.

Hrn. Joh. H. in K. Wir haben großen Vorrath und müssen deßhalb danken.

Hrn. A. G. in Wien (Nußd. Str.). Nein, wird nicht gedruckt; von J. G. Cotta in Stuttgart.

Hrn. M. Edler von R. in P. Fräulein L. v. R. gibt Ihnen den Rath, wenn Sie Ihr rebellisches Herz absolut den Pfeilen Amor's verschließen wollten, in den geistlichen Stand zu treten.

Hrn. C. H. in A. Die Versicherungsanstalten sichern sich bei zu großen Summen selbst wieder durch Rückversicherungen bei anderen ähnlichen Instituten.

Frl. Elsa v. B. in N. In den deutschen Fürstenhäusern ist das nicht Sitte. Ein Handbuch darüber gibt es nicht. Sie könnten sich höchstens in dem Ceremonialbuch des preuß. Hofes von Graf Stillfried (Berlin, Decker) etwas orientiren. Wegen der anderen Fragen wollen Sie Makortie's „Hofmarschall“ nachschlagen.

Hrn. A. in Holland. Wir begreifen nicht, wie Sie zu der Ansicht kommen, man könne eine derartige Anfrage öffentlich beantworten.

A. Z. Post O. Von Gregor Samarow ist der historische Roman-Cyklus „Um Scepter und Kronen“, „Europäische Minen und Gegenminen“, „Zwei Kaiserkronen“, „Kreuz und Schwert“ und „Held und Kaiser“ in den Jahrgängen 1872, 73, 74, 75, 76 von „Ueber Land und Meer“ erschienen. Von dem sozialen Zeitroman Samarow's „Höhen und Tiefen“ sind die Unterabtheilungen „Verschollen“ und „Gold und Blut“ in den Jahrgängen 1877 und 1878 der „Deutschen Romanbibliothek“, die dritte und letzte Abtheilung „Sühne und Segen“ im laufenden Jahrgang desselben Journals veröffentlicht. Die angeführten Jahrgänge können zum gewöhnlichen Preise noch bezogen werden. Von dem historischen Roman-Cyklus sind ebenso die jetzt von der ersten Abtheilung von „Höhen und Tiefen“ sind auch Separat-Buchausgaben erschienen. Auf Verlangen sendet Ihnen die Verlagshandlung ein Preisverzeichniß derselben gratis und franko zu.

Hrn. C. v. B. in St. P. Hopf's historisch-geneaolog. Atlas. Gotha, 1858—62, und Camill von Behr's Genealogie der in Europa regierenden Fürstenhäuser. 2. Aufl. Leipzig 1870. Wappenbuch dazu. 1871.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Im Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Auf einsamem Felsenriff.

Roman.

Deutsch bearbeitet von

Max von Weißenthurn.

2 Bände. Preis broschirt M. 6. —; fein gebunden M. 7. —

„Auf einsamem Felsenriff“ ist einer jener modernen amerikanischen Musterromane, die so charakteristisch sind für das Gesichtsleben der so ahead Nation jenseits des Ozeans. — Können diese Romane auch nicht unbedingt den klassischen Poesien eines Walter Scott und Dickens an die Seite gestellt werden, so haben sie vor den Werken dieser Klassiker des Romans das Eine voraus, daß sie auf jeder Seite, von der ersten bis zur letzten, spannen und fesseln, nicht sich in ermüdender Breite ergehen. Realistisch durch und durch, versteht es die modernen amerikanischen Erzähler und versteht es der Autor des „Auf einsamem Felsenriff“, die Gefühle des menschlichen Herzens mit warmer Empfindung, die mannigfach verschlungenen Situationen, in welche er seine Helden und Heldinnen verwickelt, mit packender Anschaulichkeit darzustellen. Dem talentvollen Bearbeiter des Romans ist es gelungen, jene Partieen des anglo-amerikanischen Romans, welche eine dem deutschen Geschmack wenig zusagende Tendenz zum Ausdruck brachten, so umzugestalten, daß dadurch der Roman an edler Wirkung und künstlerischem Werth viel gewonnen hat und doch dabei das echt Amerikanische des Originals in voller Kraft und Frische erhalten worden ist.

Ankündigungen

pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.

Verlag von Paul Neff in Stuttgart.
I. Serie: Italienische Renaissance.
II. Serie: Niederländer und Spanier.

Die I. Serie ist mit 24 Lieferungen, die II. Serie mit 23 Lieferungen vollständig. Preis der Lieferung (a 2 Blatt Lichtdruck gr. Folio) Mark 2. 50 Pf.

Jede Serie komplet geb. in eleg. Original-Prachtband ℳ 10.—.

(NB. Jede Serie kann auch lieferungsweise in Zwischenräumen bezogen werden.

Eine III. Serie erscheint z. Z. unter dem Titel:

Die französischen Maler des XVIII. Jahrhunderts.

Jede Serie bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes und ist apart käuflich!

Ein ausführlicher Prospekt ist in jeder Buchhandlung gratis zu haben. 938

Villa-Verkauf.

In der durch ihr mildes Klima und reine Luft bekannten **Lößnitz** bei **Dresden** (dem sächs. Nizza) haben wir stets eine Anzahl von uns selbst gebauter, herrschaftlich und mit allem Comfort eingerichteter Villen zu verkaufen. Gegenwärtig haben wir noch zu verkaufen:

1 Villa für 9.500 Thaler,
1 „ „ 12,500 „
1 „ „ 13,500 „
1 „ „ 18,000 „
1 „ 20,000 „

Sämmtliche Villen sind von schönen Gärten umgeben, haben außer guten Brunnen noch ausreichendes fließendes Wasser, Wasserleitung in den Gebäuden, in den Gärten mit Sprengvorrichtung und Springbrunnen, schöne Fernsicht, bequem nach der Eisenbahn. Von Station Weinträube der Leipzig-Dresdner Eisenbahn täglich (binnen 10 Minuten) 12mal von und 14mal nach Dresden. 920

Gebr. Ziller, Baumeister.
Postation: **Oberlößnitz-Radebeul.**

Graines de beauté du Dr. Penelle Paris

verleihen schon nach kurzem Gebrauch schwächlichen, mageren Personen ein blühendes Aussehen, gestalten Brust und Arme plastisch voll und rund, verhindern jede Erschlaffung der erwähnten Körpertheile u. sind von Autoritäten als der Gesundheit zuträglich vielfeitig anerkannt worden. Preis 10 Frs = 8 ℳ.

General-Depot in Berlin NW. 30 Luisenstr.
856 **Alex Kördel.**

Neu! Elektrische Zündmaschine.

Durch einen leisen Druck auf den Messingknopf dieses elektr. Feuerzeuges entzündet sofort der elektr. Funken das nebenstehende Liegrois-Lämpchen, welches dann zur Beleuchtung od. zu anderen Zwecken dienen kann; auch kann man jeden Fidibus od. Kerze direkt entzünden. — Meine Apparate bedürfen keiner Reparatur und funktioniren ganz vorzüglich. Dieselben sollten auf keinem Rauch- od. Nachttische fehlen, **unentbehrlich für jeden Raucher.** Preis kompl. M. 10. — Wiederverkäufer gesucht. 904

H. Hurwitz, Halberstadt.

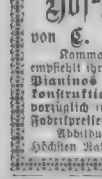
Hof-Pianofabrik

von C. Pohl, Berlin,

Kommandantenstraße Nro. 29,

empfiehlt ihr reichhaltiges Lager von **Pianinos amerikanischer Eisenkonstruktion,** in kreuz- und gradsaitig, vorzüglich im Ton u. präz. Spielart, zu Fabrikpreisen. Garantie 10 Jahre.

Abbildung mit Preisverzeich. gratis. Höchsten Rabatt für Wiederverkäufer.



Lebensgrosse Porträts in **Kreide** gezeichnet o. in **Oel** gemalt nach **jed. eingesandten Photographie.** Garantie getr. Aehnlichkeit. — Schönstes Andenken an Verstorbene. — Feinste Referenzen. 871

Artist. Institut von
C. Hommel in **Halberstadt.**

Zurückgebliebene 721

Schwäche u. Erschlaffung,

Rückenmarksleiden wird durch Anwendung der Dr. Grantschen Stahlbäder schnell beseitigt. Broschüre 1 Mark durch **Verlag der Union Dresden.**

Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, 9 Neumarkt, Leipzig.

Schwarzseidene Cravatten für Herren.

Es ist an uns von vielen Seiten die Aufforderung ergangen, namentlich zur Bequemlichkeit derjenigen unserer Herren Abnehmer, welche in kleinen Städten oder auf dem Lande leben, und die gute schwarzseidene Cravatten sehr schwer und oft unverhältnissmässig theuer nur erhalten können, ein Lager in diesem so nothwendigen Artikel zu halten. Wir haben uns mit einem leistungsfähigen Fabrikanten in diesem Artikel in Verbindung gesetzt, und offeriren nachfolgend abgebildete Façons zu den beigesetzten ausserordentlich billigen Preisen. **Die Waare ist eine gute haltbare Qualität.** Der Specialcatalog über Cravatten enthält über 40 Façons und wird gratis und franco versandt. Aufträge von einer Cravatte an werden ausgeführt. **MEY & EDLICH,** 9 Neumarkt, Leipzig.

Rabatt kann auf Cravatten nicht gewährt werden.

Aufträge von einer Cravatte an werden gegen Einsendung der Casse oder gegen Nachnahme ausgeführt.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Versandt-Geschäft **MEY & EDLICH, 9 Neumarkt, Leipzig.**

Seidenstoff-Fabrik von Jakob Zürrer,

gegründet 1825.

Indem ich meine **garantirt** solidest gefärbten **schwarzen** und **farbigen Stoffe** in Erinnerung zu bringen mich beehre, bitte ich **meine Firma** nicht mit denjenigen **gewisser Zwischenhändler** zu verwechseln. Als **Fabrikant** bin ich im Stande, meinen verehrten Geschäftsfreunden **vollste Garantie** für **meine Stoffe** zu geben, und stehen den verehrten Damen ausführliche Erläuterungen über die Solidität der verschiedenen Nuancen meiner farbigen Stoffe stets zu Gebote. Wie bis anhin, versende nach Deutschland franko Fracht und Zoll! **Muster stehen jeder Zeit zur Verfügung.**

Zürich, 1879.

902 **Jakob Zürrer.**

Ueberrascht

wird Jeder von dem feinen Geschmack und der schönen Farbe des Kaffeegetränkes sein, welches mit einem kleinen Zusatz von Otto E. Weber's Feigenkaffee*) bereitet ist.

*) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar", „Ueber Land und Meer" etc. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Pfund 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zusendung franko. — Zu haben in der Fabrik von **Otto E. Weber** in **Berlin** SW., Junkerstr 18. 121

Zur **„Hefenfabrikation"** in Verbind. mit Brennerei, Brauerei, Essigfabrikation oder — **für sich allein** — sowie den damit zusammenhangenden Maisch- u. Gährungsmitteln, als **chemische Trockenhefe,** Backpulver Hefennahrung u. dergl. trockene und flüssige **Hefensurrogate,** geben wir Anleitungen, Spezialrezepte, Rath u. Aust. nach neuester, rationeller Praxis der Gährungskunde. — Ebenso für **Wein-, Bier-, Liqueur-, Essig-** und andere **chemisch-technische Fabrikationen.**

Näheres, Programm u. Katalog gratis.

W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12 Landw., chem.-techn. Lehrinstitut. Etabl. 1850.

Mineralwasser-Apparate.

Eugen Gressler, Halle a. S.

Besorgung und Verkauf von Patenten aller Länder.

Lenz & Schmidt
Genthinerstr. 8.
Berlin W.

PATENT

Brandt & G. W. Nawrocki
Berlin W.
Leipziger Str. 34.

Stuttgart.

Aus meiner Züchterei sind abzugeben: 2 **löwengelbe Bernhardiner,** 1 Jahr alt, 2 dto. 1/2 jährig, 2 Monate alte, **junge deutsche Doggen,** 1/2 u. 1/4 jährig, **6 Stück** 7 Wochen alt, grösster Abstammung, ferner einige **Bulldoggs,** schw. **Pudel,** ein langhaariger russischer **Windhund,** schw. **Spitze** u. fl. Sorte **Salonhündchen.**

931 **J. Scheer,** Mohringerstr. 33.

Bücher-Ankauf.

Größere und kleinere Büchersammlungen kauft zu höchsten Preisen 827

L. M. Hogan Sohn, Hamburg.

Aeolsglocken,

harmonisch abgestimmt, zum Aufhängen in die Bäume und für chinesische Glockentempel, pr. Stück Rm. 1. 50 = fl. — 90, empfiehlt 605

Adolf Klinger,
Reichenberg in Böhmen.

Fahnen,

gestickte, für alle Arten von Vereinen, sowie Ausstattungen für christliche und israelitische Kirchen liefert 184

J. A. Hietel in **Leipzig,** königl. Hoflieferant.

Import. ital. Rasshühner,

jung, in vorzügl. Qualität, breit à 3½ ℳ, in ausgezeichneten Farben à bis 5 ℳ., liefert jederzeit sofort die Geflügelanstalt **„Oberursel"** bei Frankfurt a. M. 799

Rothe Nasen

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Mouyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske in Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Patent Pulver SEYDLITZ

von Hockin Wilson & Co
38 Duke St. London W.

Abführende englische Brausepulver, altbewährtes Mittel gegen *Verstopfung, Kopfweh, Blutandrang, Migräne* etc. etc. Von den ersten Aerzten empfohlen. Vollkommen ohne Geschmack, in Flaschen beide Ingredienzien zusammen enthaltend, ungefähr 25 Pulver nebst Masse und Glaslöffel à 3 Mark pr. Flasche, zu haben bei allen Apothekern und Droguisten.

Verlangen Sie gratis Proben für die briefliche

Gründliche Ausbildung zum tüchtigen Geschäftsmann

Eleganter und doppelter Buchführung.

Aneignung gründlicher kaufmännischer **Kenntnisse** durch **FERD. SIMON'S** bewährten und prämiirten brieflichen **Unterricht.** Prospecte, Nachrichten u. Probebriefe gratis VON

Correspondenz, Rechnung, Schönschrift u. s. w.

Ferdinand Simon
Lehrer der Handelswissenschaft
Vereidigter Sachverständiger und gerichtlicher Bücher-Revisor
MAGDEBURG

M M

100 Bogen feinstes, dickes englisches Billetpapier nebst 100 dazu passenden Couverts, **mit beliebigem Monogramm,** in prachtvoller englischer **zweifarbiger** Prägung (nicht einfarbig wie bisher), in elegantem Kasten verpackt, für 6 ℳ. Dasselbe auf ff. englischem farbigen Billetpapier (6 Farben sortirt) 9 ℳ. (Das passendste Geschenk für Damen.) 790

August Thilo, Berlin, Unter d. Linden 45. Papierhandlung und Kunstprägeanstalt.

Für Kunstfreunde. 924

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- u. Galeriewerke etc.) mit 4 Photographieen nach Knaus, Schirmer, Rafael, Holbein ist durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Glasey-Nachtlichte, bewährt seit 1868, 4mal prämiirt. Besser als Petroleumlämpchen weil geruchlos u. nicht feuergefährlich. Zu haben in jedem besseren Geschäfte

Wegen Krankh. sehr billig zu verk. eine **„Tagesconsumartikel-Fabrik"** in **Berlin,** gut einger., vorzügl. Lokalität, herrsch. Wohnung, billige Miethe. Fabrikation wird gründlich gelehrt. Papiere zum verginsl. Werth, auch anst. Betheiligung w. in Zahlung genommen. Näh. **Wilh. Schiller & Co., Berlin O.**

! Hühneraugen-Bürste !

Entfernt gefahrlos u. schmerzlos jedes Hühnerauge, pr. Stck. 70 ₰ franco (Porto all. Länd.) Wiederverkauf. Rab. **H. Reuling, Stuttgart.**

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Anstalt eine auf vieljährige Erfahrung sich gründende gewissenhafte und sorgfältige Pflege, Erziehung und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.

Dresden-N., Oppellstr 22 b.
832 **W. Schröter,** Dir.

Gemüthskranke

finden jederzeit Aufnahme in der 628
Dr. Erlenmeyer'schen Anstalt
zu **Bendorf** bei Coblenz.
Näheres durch Prospekte.

Praktischer Unterricht

in der **Mineralwasser-, Champagner- und Limonadefabrikat.** Kursus 2- 4 wöchentl. Honorar nach Uebereinkunft. 645

A. Zudersleben, Apoth. 1. Kl., **Berlin S.,** Louisenufer 27.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Toast-Büchlein

oder **300 der entsprechendsten Toaste** bei **gesellschaftlichen Mahlen,** bei **Staatsbeförderungen,** bei **Familienfesten, Geburtstagen,** bei **Abschiedsmahlen, Erntefesten, Einweihungsfesten** u. s. w. Von **Akensleben.**

Dritte Auflage. 1 ℳ. 12
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

„Erwerbskatalog"

für Jedermann versend. gratis 785
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.

Über Land und Meer.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Rezensent, Novelle von Victor Blüthgen, Fortsetzung. — Fürst Alexander I. von Bulgarien. — Ein Fuchsbau. — Luftkuren und Luftkurorte, von Dr. H. Reimer. — Notizblätter. — Gesuchtes und Gefundenes aus Berlin, mit Illustrationen von H. Luders. I. — Das Modell, Novelle von George May, Fortsetzung. — Eine Syrierin, von R.-B. — Photographie und Kunst. Altdeutsche Trinkstube. — Eine amerikanische Prinzessin, von Udo Brachvogel. — Für das Album, von Wilhelm Emmer. — Lotteriezeichnungen im Monat Juni. — Astronomisches Tagebuch, Juni. — Schach. — Bilderräthsel 34. — Auflösung des Bilderräthsels 33. — Rösselsprung Nro. 11. — Auflösung des Quadraträthsels in Nro. 33. — Briefmappe.

Illustrationen: Fürst Alexander I. von Bulgarien. — Ein Fuchsbau. Zeichnung von K. Bodmer. — Gesuchtes und Gefundenes aus Berlin, vier Bilder von H. Luders. I. — Eine Syrierin, Gemälde von Chr. L. Müller. — Altdeutsche Trinkstube, komponirt und nach dem Leben photographirt von Otto van Bosch in Frankfurt a. M. — Sommervakanz-Träume, von Erdmann Wagner.

Der Rezensent.

Novelle

von

Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

II.

Die schöne, gefeierte Tragödin, Klara Rupprecht, der Liebling des Publikums, lag in bequemer Morgentoilette auf einer Chaiselongue und spielte mit ihrem Papagei. Ein türkisch gemusterter Schlafrock umschloß in großen Falten ihren prächtigen Bau; an den weißstrümpfigen, fein geformten Füßen hatte nur einer der zierlich gestickten Pantoffeln sich zu behaupten vermocht, während der andere zu Boden gefallen war und dort wie ein Hecht auf dem Trockenen den Mund aufsperrte. Das blauschwarze Haar der Schauspielerin war in einfachen Flechten über den Kopf gelegt; es würde in Verbindung mit den dunklen, an der Nasenwurzel nahe zusammenlaufenden Brauen und den fast schwarzen Augen, deren Glanz der lässigen Ruhe des Körpers widersprach, ihr einen südländischen Anstrich gegeben haben, wenn nicht ihr Teint von seltener Weiße und — etwas bei ihren Kunstgenossinnen nicht eben Häufiges — Frische gewesen wäre.

Der Papagei, ein Jacko, von jener graugefiederten, rothgeschwänzten Art, welche die besten und gelehrigsten Sprecher liefert, saß auf ihrer erhobenen Hand und beugte sich zu ihr nieder, um sie auf den gespitzten Mund zu küssen; er wiederholte diese Prozedur von Zeit zu Zeit mit sichtlichem Vergnügen, während er dazwischen Gelegenheit fand, mit rauher Kehle die fremdartig klingenden Wörter und Redensarten auszustoßen, die man ihm beigebracht hatte.

Fürst Alexander I. von Bulgarien. Originalzeichnung. (S. 663.)

Dasjenige, was am meisten in dem mit viel Comfort ausgestatteten Raum, der das Wohnzimmer der Schauspielerin bildete, in's Auge fiel, war ein offenstehender Flügel von prachtvoller Arbeit. Bunt durcheinander lagen auf demselben Noten, Rollen und einige Garderobestücke, zwischen denen die Hand einer kräftigen, hübschen Blondine Ordnung zu schaffen bemüht war. Diese, die jüngere Schwester der Schauspielerin, mochte gleich der Letzteren im Anfange der zwanziger Jahre stehen und hatte eine entschiedene Aehnlichkeit in Gesichtsschnitt und Körperbau mit jener, nur ohne das wunderbare Ebenmaß und die geschmeidige Grazie der Schauspielerin und ohne den Reiz ihrer Farben. Es war jedenfalls gefährlich für die — übrigens ein wenig salopp gekleidete — junge Dame, sich in der Nähe der dunklen, sprühenden Schönheit ihrer Schwester zu bewegen, neben welcher sie dem matten Abbild glich, welches von der Sonne im Auge bleibt, wenn man die Lider schließt. Vielleicht daß sie selbst unter diesem Bewußtsein lebte und davon den etwas verdrießlichen, unzufriedenen Zug im Gesicht erhalten hatte, der ihr die schwellende Unterlippe herabdrückte und die grauen Augen noch matter und glanzloser machte, als sie ohnehin schon waren.

„Joly," sagte die Schauspielerin, indem sie eines der prachtvollen Bouquets aus seiner Vase hob, welche von der grünen Ripsdecke eines

niedrigen Tisches zu ihr niederdufteten, „das ist von Deinem guten Freund Osten, und Du sollst auch eine Blume daraus erhalten. Du weißt, wie freigebig er ist.“

„Dummes Zeug,“ schnarrte der Vogel, mit der Pfote nach dem Bouquet schlagend und mit flatterndem Flügel balancirend.

„Siehst Du, Mathilde,“ lachte die Schöne zwischen den elfenbeinweißen Zähnen hindurch, „er ist unverbesserlich. Er riecht gleich, daß der Strauß von Osten kommt und das regt ihm die ganze Galle auf.“

„Er liebt ihn so zärtlich wie Du.“

„Im Gegentheil, er macht es gleich Dir und ist eifersüchtig wie alle Papageien. Uebrigens, wer sagt Dir, daß ich Osten nicht gut bin? Er ist Kavalier, benimmt sich sehr anständig, schwärmt derart für mich, daß er mich an den unwirthlichen Strand des Eskimolandes begleiten würde, wenn ich darauf bestände, und hat Charakter genug, mich nirgendwo zu verleugnen. Solche seltene Tugend weiß ich zu schätzen.“

„Mein Gott, warum benimmst Du Dich dann beständig gegen ihn, als ob Du ihm die Augen auskratzen wolltest? Von besonderer Zuneigung auf Deiner Seite habe ich wahrhaftig noch nichts wahrgenommen.“

„Prüfungen, meine Beste,“ entgegnete lachend die Schauspielerin; „ich werde mich ihm doch nicht gleich an den Hals werfen? Eine Festung darf nur nach anständiger Vertheidigung kapituliren. Uebrigens sieh' gefälligst einmal nach, wer draußen ist. Mich dünkt, ich höre seinen Schritt.“

Die Blondine ging halb widerwillig, nachdem sie ein Paket Papiere auf den nächsten Stuhl geworfen hatte und öffnete die Thür.

„Guten Morgen, Mathildchen,“ klang die Stimme des Lieutenants; „gnädige Fräulein Schwester zu sprechen?“

„Nur herein, Herr von Osten,“ rief die Schauspielerin, indem sie sich mit halbem Leibe emporrichtete und den Papagei auf seine Stange setzte. „Oder warten Sie lieber einen Moment, ich will erst Ihren alten Widersacher unschädlich machen.“ Und sie schloß einen Messingring um den Fuß des Vogels, welcher sich beim Anblick des Offiziers scheu zurückzog und boshaft mit den Augen zwinkerte.

Osten begrüßte die Schöne, indem er seinen langen Körper neigte und ihr die Hand küßte. Dann legte er den Mantel ab und die Mütze beiseite; er schien in diesen Räumen durchaus heimisch zu sein. Er zog sich einen Sessel in die Nähe der Chaiselongue, schlug die Beine übereinander und sah wahrhaft verklärt auf das stolze, blühende Weib vor ihm.

„Sie sehen stark angegriffen aus, Osten,“ sagte Klara Rupprecht, ihn flüchtig musternd; „sind Sie krank gewesen? Ich habe Sie ohnehin gestern nicht zu sehen bekommen. Sind Sie im Begriff, mir untreu zu werden?“

„Tolle Geschichte, mein gnädiges Fräulein; haben da vorgestern Abend etwas stark der Bowle zugesprochen, und kann das Zeug den Kukuk nicht vertragen, mußte aber doch mithalten. Hatte sie in einer Wette verloren.“

„Ein schöner Kunstenthusiast! Erst spiele ich ihm die Lady Macbeth vor und eine Stunde nachher braut er Bowlen und trinkt sich krank!“

„Bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein, ging aber auf Ehre nicht anders. Verteufelter Abend das! Habe mich zuletzt für Sie mit Menschen von Doktor herumgezankt, der auf Ihre Lady Macbeth — war beiläufig ganz süperbe! — zum Saubert räsonnirte, und hätte ihn beinahe geprügelt. Ist, glaube ich, Derselbe, welcher immer das ungewaschene Zeug in die Zeitung schreibt; nennt sich Martius.“

„Ganz recht. Das ist aber einzig von Ihnen, daß Sie eine Lanze für mich gebrochen haben, Osten!“ rief die Schauspielerin, sich neugierig aufrichtend. „Also hat der Saubert mit ihm gesprochen? Wo trafen Sie ihn denn?“

„Unten in der Theaterrestauration; saß dort mit anderem Subjekt und spielte Schach.“

„Was für ein Gesicht machte er denn? Gewiß weise wie eine Eule! Ich hasse den Menschen wie keinen zweiten auf der Welt. Sehe ich ihn von der Bühne aus dasitzen mit seinem süffisanten Gesicht, — ich könnte ihm Alles an den Kopf werfen, was mir zur Hand ist. In alle Freude, die mir meine Kunst bereitet, tröpfelt er seine giftigen Redensarten. Was ich am besten gemacht zu haben glaube, reißt er in Stücke und kritzelt seine ekelhaften kritischen Striche darauf. Ich bin gern hier; das Publikum folgt mir mit Begeisterung, mein Verhältniß zu meinen Kolleginnen ist erträglich, der Direktor zahlt die Gage anständig. Aber ich könnte dieses Menschen halber weggehen, sähe es nicht zu lächerlich aus, einem solchen Narren den Platz zu räumen.“

„Soll übrigens nicht dumm und geschickter Arzt sein, nur dreist und vorlaut. Hat aber Privatvermögen und drängt sich nicht sehr nach Praxis.“

„Gleichviel, loben Sie ihn, so viel Sie wollen,“ sagte die Schauspielerin heftig und empfindlich. „Wenn Sie sich aber bei mir in Gunst setzen wollen, so thun Sie besser, ihm den Rücken zu drehen, sobald Sie seinen Schatten erblicken. Ist die Zeitung da? Das gestrige Abendblatt, Mathilde? Ich möchte doch wissen, was der gute Mann eigentlich zu meiner Lady meint.“

„Sie ist längst da,“ entgegnete die Angeredete, „aber ich wollte sie Dir nicht geben, um Dich nicht wieder rabiat zu machen, sonst wirfst Du abermals, wie neulich, unsere besten Vasen entzwei. Wir haben so keinen Ueberfluß mehr davon.“

„Ah bah! Ich bin heute kaltblütig genug und genügend an diese einfältigen Redensarten gewöhnt.“

„Meinetwegen,“ sprach die blonde Mathilde, „hier ist sie; ich werde ja sehen, was es wieder gibt!“

Osten erhob sich, während die Schauspielerin mit zusammengezogenen Brauen die Kritik des Doktors, wie er sie in den Hauptzügen an jenem Abend entwickelt hatte, überlas, ging an den Flügel und begann mit einer Hand eine Melodie zu klimpern. Aber er hörte rasch damit auf, denn von der Chaiselongue herüber klang es wie das Zischen einer getretenen Natter. Ein unterdrücktes Fluchwort ausstoßend, knitterte die Tragödin das Blatt in der geballten Faust zusammen und warf es dem Papagei an den Kopf, der schreiend auf die oberste Spitze seiner Stange flüchtete und von dort ein paarmal: „Hülfe! Du Schafskopf!“ herunter rief.

Mathilde lachte laut auf und selbst Osten verzog den Mund. Klara Rupprecht aber sprang aus ihrer liegenden Stellung empor; flammenden Auges, wie eine gereizte Göttin schritt sie in die Stube; ihre ohnehin ungewöhnlich große Gestalt dehnte sich und ihre Zähne bissen sich auf einander.

„Das mag der Henker wissen, was diesem Herrn Professor recht ist. Da wird mir ja wohl nichts übrig bleiben, als vor jedem Auftreten mir über meine ästhetische Auffassung der Rolle erst sein Placet zu erbitten.“

„Ich kann mir nicht denken, daß der Mann immer Unrecht hat,“ sagte etwas schadenfroh die blonde Mathilde.

„Unrecht oder nicht, Jeder hat seine Ansicht,“ fuhr die Schauspielerin auf. „Aber das Wie! — wie er mir das Alles sagt; so ausgesucht boshaft, so bitter beleidigend: ‚Coulissenreißerei, Routine, einstudirte Manier!‘ — Pfui! — Mathilde, ich will mich anziehen, ich will zu ihm gehen. Wo wohnt der Mensch? Sie haben sich ja nach ihm erkundigt, Herr Lieutenant von Osten!“

„Aber, Klara,“ fiel Mathilde ein, „Du blamirst Dich doppelt! Du wirst ihm in Deiner Heftigkeit Dinge sagen, daß er Dir einfach die Thür weist, und dann hast Du das Vergnügen, ruhig abziehen zu müssen.“

„O mein Gott!“ stieß die Zornglühende aus tiefster Brust hervor, indem sie die Hände vor das Gesicht schlug, „warum bin ich nur ein schwaches Weib, das keine Waffen hat, um sich zu wehren, als Haß und Verachtung; und was für Waffen! Solche, die niemand Anderes verwunden, als Den, der sie gebraucht. Was kümmert es diesen Menschen, der so selbstgefällig und kaltblütig über mich den Stab bricht, ob ich ihn hasse! Hat mein Haß Arme, um ihn zu züchtigen? Kann ich meine Verachtung zu seinem Zimmergenossen machen, daß sie ihn bis in seinen Schlaf hinein quält? Er schneidet mir so ruhig in's Herz, wie in's Fleisch seiner Patienten: ‚Verehrtester, es thut nicht sehr weh, nur ein bischen Bein absägen!‘ O, es ist, um wahnsinnig zu werden!“

Sie schritt durch die Stube mit fliegenden Nüstern, stoßweise athmend. Sie preßte die Hand auf die volle Brust, und schleuderte sie im nächsten Augenblick mit Heftigkeit von sich; sie sah aus wie eine Walküre, prächtig, aber schrecklich zugleich. Die beiden Zuschauer verhielten sich schweigend; Mathilde warf mit einer verächtlichen Bewegung den Kopf auf die Seite und wischte mit kaltem Lächeln über die Politur des Flügels, während Osten mit halb scheuem, halb berauschtem Blick der stolzen Gestalt folgte.

„Da schweigt ihr nun Beide,“ fuhr die Schauspielerin endlich auf; „kein Mensch nimmt sich meiner an; es ist gerade so, als ob ich hier auf der Bühne stände und eine besonders pikante Szene spielte. — Haben Sie für einen Pfennig Muth, Osten?“

Dieser zuckte zusammen.

„Verdammt ehrenrührige Frage, mein gnädiges Fräulein. Denke, ich schlage mich mit dem Teufel herum, wenn's sein muß.“

„Wohlan,“ sagte sie, mit raschem Schritt vor ihn hintretend, „so schlagen Sie sich mit diesem Menschen. Sie dürfen sich auch mit ihm schießen, es läuft auf dasselbe hinaus und ist vielleicht noch sicherer. Ich setze voraus, daß Sie gut schießen.“

Osten prallte vor dem Brand dämonischen Hasses in ihren Augen zurück.

„Gnädiges Fräulein meinen, ich soll den Mann todtschießen?“

„Machen Sie ihn unschädlich, weiter verlange ich nichts.“

„Bedaure; könnte als Kavalier nur Eins thun, für Ehre von Dame ein paar Kugeln wechseln.“ Hinter der traditionellen Offiziersmaske des Lieutenants stak doch ein richtiger Edelmann.

Die Erregte blickte etwas betroffen drein.

„Nennen Sie das, wie Sie wollen. Sie haben Veranlassung, für meine Ehre einzutreten, denn dieser Mensch beleidigt mich. Aber Sie dürfen eine Dame auch vor dem Zudringlichen schützen, der darauf besteht, ihr fast Tag für Tag Herzeleid zuzufügen. — Oder bin ich zu schlecht für — Ihre Dame? Bin ich doch nur Ihr Zeitvertreib? Eine — Schauspielerin?“ Sie sprach das letzte Wort langgezogen und mit dem Ausdruck der Verachtung. „Osten, wollen Sie bloß eine Liaison mit mir, oder was wollen Sie?“

„Habe dafür zu viel Achtung vor Ihnen.“

„So halten Sie mich nicht für eines jener Geschöpfe, welche meinen Beruf in Verruf gebracht haben?“

„Denke, daß Sie so rein sind, wie meine Ehre.“

„Osten, für das Wort will ich Ihnen danken!“ Sie flüsterte hastig ihrer Schwester ein paar Worte in's Ohr, worauf diese mit kurzem Lachen das Zimmer verließ. Dann schritt sie ein paarmal nachdenklich auf und nieder. Eine ihrer Flechten hatte sich vom Knoten gelöst und fiel geschmeidig in den glänzenden Nacken, und die Farbe ihres Ueberrocks leuchtete blendend auf, wenn sie den goldigen Schein der Morgensonne passirte, der über die schneebedeckten Dächer in's Zimmer blickte.

„Ich habe keine Ursache, mich meiner Vergangenheit zu schämen,“ begann sie endlich ruhiger, indem sie die Arme über die geschnitzte Einfassung einer Fauteuillehne kreuzte, so daß der Offizier nur den wundervollen Kopf und die schwellende Büste zu sehen bekam. „Ich bin von guter Herkunft, Tochter eines hohen Justizbeamten in der Residenz, in Glanz und Comfort aufgewachsen und nach der Schablone des höheren gesellschaftlichen Lebens zurechtgepreßt. Mein Herr Lieutenant, die meisten Menschen schwimmen als Wellen in einem großen Strom, und es kostet sie wenig Mühe, vorwärts zu kommen, weil sie geschoben werden und sich schieben lassen. Aber es gibt trotzige Waldbäche, denen es nicht so bequem geboten wird, denen sich Steine und Baumstämme in den Weg werfen, und welche gezwungen werden, krumme Wege einzuschlagen, sich ihre Bahn zu wühlen und zu graben, und aufzugischen und aufzuzischen, wenn wieder ein neues Hinderniß kommt. Meine Mutter starb, als ich, halb erwachsen, in's Leben hinaustreten sollte. Da bekam ich eine Stiefmutter von der schlimmen Sorte, die Sie aus den Märchen kennen, welche ihre Stiefkinder in die Apfelkiste riechen lassen und den Deckel zuschlagen, daß die armen Würmer den Kopf verlieren. Ich war schön, Herr von Osten, und sie selber jung, eitel, eifersüchtig und boshaft. Sie bestand darauf, mich mit dem Nebel der Unscheinbarkeit zu verhüllen und in Klosterhaft zu halten; und sie beherrschte meinen Vater. Ich aber warf ihr den trotzigen Trieb entgegen, gesehen und gefeiert zu werden; ich nahm meinem Vater in einer guten Stunde das Versprechen ab, mein mimisches Talent ausbilden zu lassen und nahm den Unterricht so heimlich, daß er selbst nichts davon gewahr wurde, bis mein Kursus aus war und er die Rechnung erhielt. Wider Erwarten erhielt ich in meiner Stiefmutter eine Unterstützung, welche mich auf dieser Bahn bald aus ihrem Gesichts- und Umgangskreise entfernt zu sehen hoffte und sie wirkte selbst dahin, daß mein Vater mich die Bretter betreten ließ.“

Sie hielt nachdenklich einen Moment inne; dann fuhr sie fort:

„Als ich die ersten Triumphe feierte, starb er; — es ist noch kein Jahr her. Ich nahm meine einzige Schwester zu mir, überließ jener Frau den größeren Theil des Erbes und habe mich nun fast zwei Jahre lang durch die Klippen dieses Lebens hindurchgewunden,

das ich mir gewählt. Ich habe Anbeter die Menge gehabt und alle vertrieben, denn sie hatten den Muth nicht, bei mir auszuhalten. Sie, Osten, sind mir treu geblieben. Sie wagen viel. Was wollen Sie von mir?"

Ihr dunkles Auge ruhte mit ungewöhnlich weichem Ausdruck auf dem Dragoner, welcher abwechselnd erröthete und erblaßte. Er ging auf die schöne Verführerin zu, welche ihm ihre weiche, volle, rosige Hand reichte; diese führte er an seine Lippen und sprach mit leicht vibrirender Stimme:

„Bin ein Edelmann, gnädiges Fräulein, trage aber keinen Augenblick Bedenken, Ihnen meine Hand anzubieten. Wird zwar voraussichtlich noch harte Kämpfe geben, denn meine Familie ist unvernünftig stolz. Aber — habe im Nothfall genug mütterliches Vermögen, um auszukommen, und wäre Ihrethalben im Stande, mit meinem Vater zu brechen."

Ueber das Gesicht der Schauspielerin glitt ein leises Lächeln des Triumphes.

„Nun, das nenne ich ehrliches Spiel," erwiederte sie, indem sie dem von Glück Durchbebten die Hand leise wieder entzog. „Aber wir wollen die Sache nicht übereilen, mein lieber Freund. Ich kann nicht beurtheilen, wie weit Sie Ihr Herz mit Ihrem Kopf auseinandergesetzt haben, — bitte, machen Sie keine Einwendungen," unterbrach sie ihn rasch, als er die Lippen zu einer Entgegnung bewegte. „Zunächst halte ich die Saison aus, und bin auch für den Sommer halb und halb entschlossen, mir die Freiheit zu wahren. Sie haben also vollkommen Zeit, Ihren Entschluß zu prüfen und ausreifen zu lassen. Vorderhand gebe ich Ihnen das erste Anrecht an meine Person, wenn Ihnen damit gedient ist, und ernenne Sie zu meinem Kavalier."

„O," stammelte Osten mit leuchtendem Auge, — „gnädiges Fräulein machen mich zum glücklichsten Sklaven —"

„Nicht so," unterbrach sie ihn hastig, „ich brauche keinen Sklaven; das ist eben die Art, die ich aus meiner Nähe verjagen wollte. Gegen Sklaven bin ich Tyrann. Ich will einen Kavalier, einen Mann, der mein Beschützer ist, — hören Sie, Osten, einen Mann, der mich vor solchem Natterngift da behütet" — und wieder blitzte ihr Blick in auflodernd Zorn und ihr Fuß stieß den Zeitungsknäuel, der neben ihr auf dem Boden lag, gewaltsam auf die Seite. „Erkaufen Sie mich, Osten; schaffen Sie mir Genugthuung für die Stunden des Ingrimms und Aergers, welche mir durch diese bedruckten Lumpen geworden sind. Wollen Sie das, Osten?"

Ihre Lippen zuckten wie in verhaltenem Weinen und ihre Wangen färbten sich mit warmer Röthe. Mit unbeschreiblichem Lächeln reichte sie wieder dem glücklichen Offizier die Hand, der sich in glühender Erregung ihr zu Füßen warf.

„Gnädiges Fräulein sind ein Engel; will Alles thun, was Sie wollen —"

„Nur nicht übertreiben, mein Freund," sagte sie schalkhaft warnend, indem sie ihn emporzog. „Noch Eins," fügte sie plötzlich hinzu. „Sie sollen sehen, daß ich nicht blutgierig und rachsüchtig bin. Wenn Sie den Herrn bewegen können, ein Versprechen abzugeben, daß er seine bisherige Art, mich zu traktiren, künftig umwandeln will, so will ich ihm ohne Genugthuung verzeihen oder vielmehr jenes Versprechen als eine solche betrachten. Es wäre ja möglich. Es gibt solche Maul- und Federhelden, die den Muth nicht haben, ihr Gewäsch mit männlicher Hand zu vertreten, vielleicht gehört er dazu. Nun aber adieu, mein Freund, und der Himmel segne Ihre gute Sache. Gießen wir Beide zunächst etwas Oel über diese Wellen der Aufregung, indem wir uns trennen. Ich will Ihnen einen Lorbeerkranz bereit halten, wie er schöner nur wenigen Siegern auf das Haupt gedrückt wurde."

Zum letzten Male beugte sich die lange Gestalt des Dragoners auf ihre Hand zum Kusse nieder, noch einmal sah er ihr in die verführerisch glänzenden Augen, deren Lider sich vor seinem Blicke leicht senkten. Dann griff er in halbem Traume nach Mantel und Mütze und ging nach der Thür.

Im Augenblicke, wo er diese öffnete, schwirrte ein graues Etwas mit Blitzgeschwindigkeit durch die Luft auf ihn zu. Der Offizier vernahm ein Kreischen und Flattern auf seiner Schulter und spürte einen empfindlichen Schmerz am Kopfe und rechten Ohre. Es war der Papagei, der bisher unbeobachtet auf seiner Stange die geschicktesten und mit Erfolg gekrönten Bemühungen gemacht hatte, seinen Fuß aus dem Ringe zu befreien, der ihn umschloß. Der so unerwartet Angegriffene schüttelte erschreckt mit dem Kopfe und schlug mit der Faust hinter sich. Die Schauspielerin eilte mit dem Rufe: „Joly! Du Nichtsnutz!" herbei und zog den sich sträubenden Vogel vom Gegenstande seiner Abneigung fort, wobei derselbe, in ihrer Hand zappelnd, unaufhörlich und mit gellender Stimme schrie: „Spitzbube! Du Narr! Schafskopf! Ich bin der schöne Joly!"

Draußen im Vorzimmer scholl ein helles Auflachen und die blonde Mathilde eilte mit kurzem Gruße an dem eilig sich entfernenden Offizier vorüber in die Stube.

„Das ist doch ein einziger Abschied! Wenn darnach ein Anbeter, und wenn er selbst ein erhörter wäre, noch Muth behält, so hat er wahrhaftig Ueberfluß daran!"

„Hast Du wieder gehorcht?" fragte die Schauspielerin scharf, indem sie sich bemühte, den Vogel zu besänftigen.

„Nun, und wenn ich gehorcht hätte?" sagte keck die blonde Mathilde. „Das Vergnügen wirst Du mir doch bei Deinen Liebschaften gönnen! Du sorgst ja dafür, daß ich von eigenen Genüssen in diesem Punkt verschont bleibe."

„Du bist herzlos und boshaft. Ich habe noch Niemand verhindert, Dich zu sehen und sich in Dich zu verlieben."

„Natürlich. Sie gehen von selbst lieber bei Dir zu Gast, und darnach schmeckt es ihnen freilich aus meiner Hand nicht mehr."

„Schweig'!" rief Klara Rupprecht mit Heftigkeit. „Du weißt so gut wie ich, daß Du mir nichts vorzuwerfen hast. Aber daß Du ein undankbares Geschöpf bist, laß Dir von mir sagen."

„Verzeihe, gütige Wohlthäterin!" war die spöttische Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Alexander I. von Bulgarien.

(Hiezu das Porträt S. 661.)

Zum dritten Male gedenkt ein Prinz aus deutschem Fürstenhause südostwärts zu ziehen, um als Pionnier nationaler Bildung und Gesittung einem lang geknechteten Lande und Volke der Freiheit und des Friedens Segnungen zu bringen und zu bewahren. Dem Wittelsbacher und dem Hohenzoller reiht ein Prinz aus dem großherzoglichen Hause von Hessen sich an, die durch den Vertrag zu Berlin neugeschaffene Fürstenkrone von Bulgarien anzunehmen, welche durch die Wahl des Landes, vollzogen am 29. April 1879, dem Geburtstage des Kaisers Alexander von Rußland, ihm zugefallen ist.

Fürst Alexander I. von Bulgarien, bisher Prinz Alexander von Battenberg, ist am 5. April 1857 in Verona geboren als der zweite Sohn, das dritte Kind, des damaligen österreichischen Generals Prinzen Alexander von Hessen, Bruders der Kaiserin von Rußland, und dessen Gemahlin, der Prinzessin Julie von Battenberg, geborene Gräfin von Hauke, deren Vater seinerzeit als letzter königlich polnischer Kriegsminister ermordet worden war. Die erst zwei Jahre alte Tochter wurde auf kaiserliche Kosten erzogen, kam später an den Hof und fesselte, als Hofdame der Kaiserin durch Geist und Schönheit besonders geschätzt, ihren nachherigen Gemahl, welcher bis 1851 in russischen Diensten stand und am 28. Oktober desselben Jahres als Gattin sie heimführte. Prinz Alexander von Hessen focht 1859 mit Auszeichnung im österreichischen Heere; er gehört zu den wenigen bevorzugten Fürstlichkeiten, die gleichzeitig deutscher, österreichischer, russischer General und Ritter der militärisch hohen Orden pour le mérite, Maria-Theresien- und Georgen-Orden sind. Alle diese hier erwähnten Verhältnisse, die Geburt auf österreichisch-italienischem Boden von einer slavischen Mutter und einem deutschen Vater, die nationalen Neigungen des fürstlichen Elternpaares, sowie später die an den ersten Unterricht im Vaterhause sich anschließende Erziehung im k. sächsischen Kadettenkorps zu Dresden und der Eintritt als Offizier 1875 in ein hessisches Dragonerregiment, — all' dieses gab dem Prinzen Alexander von Battenberg eine gewisse Internationalität des Empfindens, die ihn den Werth jeder Nationalität doppelt schätzen lehrte.

Zu Bulgarien, dem nun von ihm zu beherrschenden Lande, trat Prinz Alexander zuerst während des russisch-türkischen Krieges 1877 in direkte Beziehungen. Der Prinz war in seiner Eigenschaft als Lieutenant à la suite des russischen Ulanenregiments, dessen Chef sein Vater ist, in das Hauptquartier seines kaiserlichen Pathen, des Kaisers Alexander von Rußland, berufen worden, wo er sich durch sein ruhiges, würdevolles Wesen Aller Beifall, vornehmlich den der Generaladjutanten Fürst Wittgenstein und v. Werder, errang, welche in ihren Berichten an ihren Monarchen zuerst dem Gedanken Ausdruck gaben, daß der junge Prinz wohl geeignet sein könnte, eine Fürstenkrone im Orient zu tragen. Prinz Alexander nahm bald thätig an dem Feldzug Theil. Namentlich drei Episoden waren es, bei denen sein Name mit Auszeichnung genannt, sein Benehmen gerühmt wurde. Er machte den Uebergang über die Donau mit und errang sich den Wladimir-Orden mit Schwertern; er war unmittelbar betheiligt am Sturm von Tirnowa, der bulgarischen Krönungsstadt, in der nun seine Wahl zum Fürsten d.s Landes erfolgt ist; und nachdem er längere Zeit im Hauptquartier des seitdem eng ihm befreundeten Fürsten von Rumänien geweilt und dort den Fall von Plewna gesehen hatte, zeichnete er sich aus als Ordonnanzoffizier des Generals Gurko, speziell bei dem Aufheben der Eisenbahnverbindung Adrianopel-Philippopel, bei welcher Gelegenheit der deutsche Prinz die h.ssische Familie eines dortigen Bahnhofsbeamten in wohlwollendster Weise rettete. Mit dem Georgenkreuze geschmückt, kehrte der Prinz in das deutsche Vaterland zurück, um hier sogleich die höhere Klasse einer preußischen Kriegsdekoration zu erhalten.

Gleichzeitig trat Prinz Battenberg aus dem hessischen Dragonerregiment in das Regiment der Gardes du Corps des deutschen Kaisers und Königs von Preußen über, in welchem er, wie in der Hofgesellschaft von Potsdam und Berlin, sehr bald zu den beliebtesten Erscheinungen gehörte. Eine edle Gestalt, ein kühner und doch wohlwollender Blick, ein auch schwierigen Verhältnissen gewachsener Verstand, große Liebenswürdigkeit, der Frohsinn der Jugend, das sind die Eigenschaften, die bisher den Prinzen auszeichneten, der die Aussichten auf eine sorgenfreie, glückliche Zukunft mit dem ungewissen Schicksal eines Fürsten von Bulgarien vertauscht.

Fürst Alexander I. tritt in seinen fürstlichen Beruf auf der Basis des Vertrages zu Berlin 1878, auf dem er rückhaltslos steht, mit dem festen Willen, sich nicht durch eine Propaganda beirren zu lassen, welche seinem Lande den innern Frieden rauben könnte, ohne denselben nach außen zu befestigen. Fürst Alexander will die Konsolidirung aller Verhältnisse des Landes, er will dessen Wohlfahrt und Gedeihen, will Recht und Gesetz in dem Lande wieder zu Ehren bringen, damit es aufathme im Gefühle des Wiederbesitzes seiner Nationalität, die es in jahrhundertelanger Knechtschaft fast verloren hatte. Nationale Bildung und Gesittung sind das Endziel des Strebens, dem Fürst Alexander I. von Bulgarien von nun an seine Zukunft und sein Leben zu weihen gedenkt.

Ein Fuchsbau.

(Hiezu das Bild S. 664 und 665.)

Reinecke, dieses Symbol aller thierischen Schlauheit, von dem alle Grünröcke und Dichter erzählen und dessen Treiben viele Maler und Zeichner verherrlicht haben, dieser Schelm hat soeben ein argloses Haselhuhn überlistet und trägt dieses Opfer einfältiger Kurzsichtigkeit sein.n am Eingang des Baues lungernden Sprößlingen zu. Gewöhnlich fünf bis sechs an der Zahl, macht diese saubere Gesellschaft, je größer sie werden, der alten Füchsin viel zu schaffen und sie hat mit dem „Kampf um das Dasein" alle Hände voll zu thun, was sie aber auch mit musterhafter Mutterliebe auszuführen weiß, denn kein Hase, kein Rehkalb oder Vogelnest an der Erde ist vor ihrer feinen Spürnase sicher. Ganze Haufen abgenagter Beine umgeben nicht selten die Eingänge solcher Baue, während sie selbst sich mit Mäusen, Fröschen und Gewürm aller Art begnügt, die sich natürlich für den Transport bis zum Bau kaum verlohnen. — Es ist ein überaus anziehendes Unternehmen, wenn man sich in Abwesenheit der Mutter, in lautloser Stille bis in die Nähe eines solchen Baues anschleichen kann, um diese kleinen Kobolde in ihrem Treiben zu beobachten, welche, wenn alles ruhig erscheint, eines nach dem Andern ihre schlauen Köpfe mit den blitzenden blaugrauen Augen aus der Röhre hervorstrecken, bei jedem Nicken eines Blattes zurückfahren und im nächsten Augenblick wieder erscheinen. Wenn sie glauben, daß Alles sicher ist, wagen sie sich denn auch weiter heraus, um mit einander zu spielen, aber jeden Augenblick fahren sie bei der geringsten Veranlassung wieder blitzschnell in ihren dunklen Bau zurück, kommen dann wieder heraus und werden immer sorgloser und drolliger, bis ein langunterdrücktes Lachen des Beobachters sie auf Nimmerwiedersehen hineinzaubert in ihren unterirdischen Palast. — Wenn die jungen Füchse ihre graue Farbe verlieren und sich dieß mehr und mehr in das Gelb der Alten verwandelt, was etwa in der sechsten Woche stattfindet, so verweilen sie viel länger vor dem Baue und fangen an, die Alte auf einige Schritte zu begleiten, von welchem Vorhaben sie anfangs strafend zurückgehalten werden. Später jedoch hilft diese Sorgfalt der Mutter nicht mehr und die stärkeren unter ihnen schleichen sich gern derselben nach, während die schwächeren noch das Haus hüten. Jetzt beginnt das freie Vagabundenleben und die Sorge der Mutter verdoppelt sich, denn sie muß die ihr Folgenden im Fangen von Insekten, Fröschen und Mäusen unterrichten und die Daheimgebliebenen mit Futter versorgen. Ihre Arbeit reibt sie beinahe auf und macht sie fast zum Skelett, das nur mit Haut und Haaren bedeckt ist, während ihre Kinder kräftig gedeihen. Sobald alle Jungen den Bau verlassen können, beginnen die Exkursionen, welche anfangs in kleinen Umkreisen des Baues stattfinden und sich später immer weiter ausdehnen. Um diese Zeit hört man denn nicht selten die alte Füchsin bellen, was fast wie das Gebell eines Spitzerhundes klingt, und entweder dem Zusammenhalten der kleinen Familie gilt oder aber um ein junges Häschen den versteckt liegenden jungen Strolchen zuzutreiben, die es dann mit schon geübter Räubermanier überfallen und verzehren, und so lebt diese Rotte den Sommer hindurch fort, bis aus jedem dieser kleinen Taugenichtse ein wohlgeschulter Fuchs hervorgeht, der sich und seinem Geschlecht im „Kampf um das Dasein" alle Ehre macht.

Luftkuren und Luftkurorte.

Von

Dr. H. Reimer.

Unter den Existenzbedingungen des Menschen behauptet bekanntlich die atmosphärische Luft die wichtigste Stelle. Mit den ersten Athemzügen führt sie uns in unser Dasein ein, noch in den letzten Zügen begleitet sie uns; in ihr leben und weben wir, und nur wenige Minuten braucht sie uns zu fehlen und wir sind dem Tode verfallen. Luft in genügender Menge und von immer gleicher Güte anhaltend einzuathmen, das wäre die sicherste Grundlage einer unerschütterlichen Gesundheit. Und doch ist gerade in dieser Hinsicht in Folge unserer klimatischen und sozialen Verhältnisse Verkümmerung und Verfälschung das Gewöhnliche. Seitdem wir aus Nomaden

Ein Fuchsbau. Zeichnung von K. Bodmer. (S. 663.)

feßhafte Stämme geworden sind, die sich in Gegenden niederließen, wo ein langer und rauher Winter herrscht, seitdem verleben wir den größeren Theil des Jahres und Tages innerhalb unserer vier Wände, in einer Luft, die wir künstlich erwärmen müssen, um in ihr auszuhalten, und die häufig genug schon theilweise verbraucht und in ihren Bestandtheilen verändert ist. Nur wenige Stände können, wie der Landmann und Förster, fast stetig ihrem Berufe unter freiem Himmel nachgehen und nähern sich deßhalb nicht selten in ihren Vertretern dem idealen Bilde vollkommener Gesundheit. Wir Anderen alle sind mehr oder weniger dem Stubenklima verfallen, jenem unnatürlichen Zustande, dessen extreme Wirkung schon in den Gesichtszügen Solcher sich ausspricht, welche tagtäglich fast anhaltend in abgeschlossenen Räumen zu verweilen gezwungen sind. Wie Viele von uns müssen sich nicht damit begnügen, nur ihre Erholungspausen dem Luftgenuß zu widmen und werden auch daran noch durch die Ungunst der Witterung häufig verhindert!

So bedeutet denn der Beginn des Sommers für die Meisten von uns die Rückkehr zu normaleren Verhältnissen, und diese Jahreszeit nach Kräften auszunutzen, um das Versäumte so viel wie möglich wieder einzuholen, liegt in Aller wohlverstandenem Interesse. Wer auf dem Lande wohnt oder in der Vorstadt, in einem freistehenden, vom Garten umgebenen Hause, dem strömt zur Sommerszeit reine Luft von allen Seiten zu, und so mag er schon am offenen Fenster oder in nächsten Nähe der Wohnung eines erfrischenden Luftbades sich erfreuen können. Im Innern der Städte aber wird jahraus jahrein durch das enge Beisammenwohnen so vieler Köpfe, durch die Anhäufung von Auswurfstoffen, durch Straßenstaub und rußspeiende Essen die Reinheit der Luft erheblich beeinträchtigt. Der Stubengelehrte, der Bureaubeamte, der Comptoir- und Werkstättenarbeiter, sie Alle fühlen sich wie von einem drückenden Alp befreit, wenn sie, auch nur auf eine Stunde die verdorbene Luft der Häuser und Straßen hinter sich lassend, in Gottes freier Natur das reine Element in tiefen Zügen schlürfen dürfen.

Wenn so die Luft des Lenzes uns angenehm und wohlthuend fächelt, wenn sie uns fast eine geradezu belebende Kraft zu haben scheint, so ist unser eigentlicher Sommer dagegen häufig durch Hitzegrade ausgezeichnet, die auch in der reinsten Luft eine erschlaffende Wirkung ausüben, und zwar um so stärker, wenn die Luft nur wenig bewegt ist. Diese heißeste Periode des Jahres ist in Deutschland zugleich die Zeit der Sommerferien und Beurlaubungen. Wer sie benützen will, um den Luftgenuß in ausgedehntem Maße zu betreiben, der wird bemüht sein müssen, einen Ort ausfindig zu machen, wo er nicht nur eine reine, sondern auch eine kühlere und mäßig bewegte Atmosphäre vorfindet. Diese drei Bedingungen können an verschiedenen Punkten vereinigt gefunden werden: am Meere, auf den Bergen und im Walde. Zwischen Meeresufer und hoher See, zwischen Berg und Thal, zwischen Waldessaum und Feld finden nach physikalischen Gesetzen Strömungen der Luft hin und her statt, welche eine fortlaufende Abkühlung und Reinigung der Atmosphäre bewirken. Solch' sanftes Umspülen des Körpers, solch' mildes Luftbad kühlt das Blut, begünstigt den Stoffwechsel und versetzt das Nervensystem in die angenehmste Spannung. Neben dieser Gleichmäßigkeit in der Wirkung zeigen Meeresstrand, Höhe und Wald aber auch Unterschiede, welche auf der Verschiedenheit im Drucke der Luft und in ihrem Feuchtigkeitsgehalt beruhen und Kranken gegenüber im Einzelfalle bei Auswahl eines Aufenthaltsortes durchaus nicht bedeutungslos sind. Das Meerwasser erwärmt sich weit langsamer als das feste Land, wirkt daher im Hochsommer abkühlend auf den Strand und schützt ihn vor zu hoher Lufttemperatur. Das „trockene Seebad", wie man den längern Aufenthalt am Strande ohne zu baden genannt hat, bedeutet eine Luftkur in einer dichten, das heißt unter hohem atmosphärischem Druck stehenden, gleichmäßig kühlen, lebhaft bewegten, feuchten und zur Zeit der Seewinde mit Salztheilen geschwängerten Atmosphäre. Der beschleunigende Einfluß des Strandklimas auf den Stoffwechsel gibt sich Jedem bald durch starke Vermehrung des Appetits zu erkennen, und es gehört deßhalb ein guter Magen dazu, um diesem Anspruch des Klimas auf ergiebigere Nahrungszufuhr Genüge zu leisten. Die Luftkur auf hohen Bergen dagegen (1000 bis 1800 Meter überm Meere) unterscheidet sich von der am Strande hauptsächlich durch ihren anregenden Einfluß auf die Thätigkeit von Herz und Lungen, eine Eigenschaft, welche der Höhenluft in Folge ihrer auf vermindertem atmosphärischem Druck beruhenden Dünne zukommt. Auch Trockenheit der Luft, wie sie sich durch Aufspringen der Lippen und Zunahme des Durstes bemerklich macht, ist an sehr hohen Orten, wie im Engadin in der Schweiz, eine Eigenthümlichkeit des Bergklimas. Im Uebrigen theilt die Höhe alle Eigenschaften des Strandes: Reinheit der Luft, lebhafte Ventilation und endlich Kühle, denn beim Besteigen von Bergen pflegt in Deutschland auf je 200, in der Schweiz schon auf je 170 Meter eine Temperaturverminderung von ein Grad Réaumur zu erfolgen. Das Waldklima nähert sich dem Strandklima, ist aber durchschnittlich milder in seiner Wirkung. Eine wesentliche Differenz zwischen beiden beruht auf der Verschiedenheit des psychischen Effekts. Hier die ewig bewegte, oft stürmisch unruhige Meeresfläche, dort die sanfte Wellenlinie des Waldgebirges, das dem Auge wohlthuende Grün, das gleichmäßige Rauschen der Wipfel, Eindrücke, welche auf Stimmung und Befinden des Einzelnen von maßgebender Bedeutung sein können. Eine Kombination von Wald- und Bergklima findet sich an vielen Punkten des deutschen Mittelgebirges, sowie im Odenwald und Schwarzwald. Dieses reich bewaldete Hügelland mit Höhen von 300 bis 500 Meter Erhebung ist deßhalb mit den beliebtesten Sommerfrischen so dicht besetzt, weil es in seiner milden Anspannung des Stoffwechsels einer großen Zahl unserer Erholungsbedürftigen gerade das genügende Maß zu bieten vermag.

Der Gesunde und Rüstige, der die Luftkur wesentlich als Vorbeugungsmittel gegen Krankheit gebrauchen will, hat überhaupt nicht nöthig, bei der Auswahl eines klimatischen Sommerkurortes allzu ängstlich zu Werke zu gehen. Er wird an hundert Plätzen seinen Zweck erreichen und kann bei der Auswahl eines solchen noch andere persönliche Rücksichten mit in Anschlag bringen. Aber die Luftkurorte sind für viele Kranke direkte Heilstätten, vorausgesetzt, daß der richtige Ort für sie ausgesucht wird*). Für Patienten, welche wegen eines chronischen Leidens zur Trink- oder Badekur an eine Mineralquelle geschickt werden, ist es in der Regel bedenklich, wenn sie unmittelbar nach der eingreifenden Brunnenwirkung in ihre häuslichen Verhältnisse zurückkehren. Hier ist ein dem Badeort nahe gelegener ruhiger Ort im Waldgebirge, zum Beispiel für die böhmischen Bäder im Elbsandstein-, Erz- oder Fichtelgebirge, für die rheinischen im Odenwald, im Schwarzwald oder in der Haardt der Nachkur am günstigsten. Von dort wird der Kurgast wieder neu gestärkt in seine Heimat zurückkehren. Kinder gehören nur ausnahmsweise an die Trinkquellen; für die unter dem Namen Skropheln bekannte und so weit verbreitete mangelhafte Blutbildung des kindlichen Alters sind aber neben den Soolbädern die Seeluft eines der stärksten, die Waldgebirgsluft ein milderes, aber gleichfalls vortreffliches Heilmittel. Wir treffen an der Ostsee manche Badeorte, wie Misdroy, Heringsdorf, Saßnitz, welche eine für Kinder sehr gut verwendbare Verbindung von See- oder Strandklima mit dem Waldklima darstellen, und ebenso begegnen uns im deutschen Mittelgebirge wieder andere, welche ihre günstige Wirkung einer Kombination des Waldklimas mit einer Soolquelle verdanken, wie im Harz Thale, Suderode und Harzburg, in Thüringen Sulza, Arnstadt, Salzungen, Schmalkalden u. a. Eine fernere Krankheitsform, bei welcher die Luftkur der Blutverbesserung den größten Vorschub leistet, ist die Bleichsucht. In manchen Fällen ist hier das Klima mittlerer Erhebungen von 400 bis 700 Meter genügend, die Heilung einzuleiten, in anderen muß man die höchsten Punkte der Schweiz oder einen Aufenthalt an der Meeresküste zur Hülfe nehmen. Flinsberg und Reinerz in den Sudeten, Lobenstein im Frankenwald, die Kniebisbäder im Schwarzwald vereinigen die günstigen Bedingungen des Waldgebirges mit der Heilkraft der Stahlquellen. Es ist leicht verständlich, daß allen Lungenkranken die Wohlthat einer gründlichen Luftkur am meisten zu Statten kommt. Hier, wo die Stubenluft so oft den Keim zu langwierigem Siechthum legt, beseitigt die Gymnastik der Lunge, am richtigen Orte ausgeführt, die Schwäche der Konstitution, bringt die Rückstände entzündlicher Krankheiten zur Auffaugung und versetzt selbst den Schwerkranken unter die verhältnißmäßig günstigsten Bedingungen. Die Rücksicht auf die vorhandenen Reizungserscheinungen und auf den Kräftezustand müssen dem Arzt die Entscheidung der Frage an die Hand geben, ob es im Einzelfalle zweckmäßiger ist, den Patienten nach einem geeigneten Platz unseres bewaldeten Hügellandes zu schicken, oder ihn zu ermuthigen, höher hinauf zu steigen nach einem der Alpenluftkurorte, etwa bis nach Beatenberg, Churwalden, Klosters oder noch höher bis in's Davoser oder Engadiner Hochthal. Für manche Lungenkranke ist strenge ärztliche Aufsicht und Leitung unerläßliche Bedingung der Heilung. Hier sind Görbersdorf, Reiboldsgrün, Falkenstein oder Davos-Dörfli die geeigneten Plätze. Bei Kranken mit Lungenemphysem können Höhen mit etwa 800 Meter als das äußerste Maß der zuträglichen Luftverdünnung bezeichnet werden. Weit vorsichtiger noch muß man in der Wahl eines Luftkurortes für Herzkranke verfahren, welche sich zumeist in dem bewaldeten Terrain niederer Regionen am wohlsten befinden. Einen außerordentlich günstigen Erfolg hat die Luftkur bei Solchen, welche durch sitzende Lebensweise an verlangsamtem Stoffwechsel und unregelmäßiger Verdauung leiden oder welche durch einseitige und angestrengte Gehirnthätigkeit erschöpft sind. Unsere Hypochonder und Staatshämorrhoidarier befinden sich auf den höchstgelegenen Plätzen, zum Beispiel auf dem Rigi oder im Engadin, besonders wohl. Die bisher langsame Blutcirkulation wird beschleunigt, die Verdauung ohne Arzneimittel geregelt, die bleischweren Glieder werden wieder geschmeidig und die melancholischen Stimmungen und hysterischen Grillen gehen unter in der Hingabe an die Schönheiten der Natur. Bei anderen Kranken dieser Klasse ist der Aufenthalt im Hochgebirge nicht unbedenklich, so bei Anlage zum Schlagfluß, zu Gelenkrheumatismus oder bei Schlaflosigkeit. Hier ist die wärmere, weniger stark bewegte Luft und der stille Frieden des Waldgebirges das Zweckmäßigere.

Aus diesen kurzen Andeutungen möge der Leser entnehmen, daß die Wahl eines passenden Luftkurortes im einzelnen Falle wohl überlegt sein will und daß ohne den Beirath des Arztes hier so gut Fehler begangen werden können, wie bei der Selbstverordnung von Mineralquellen. Für diese wie für die Luftkurorte gibt es eine Gegenanzeige, welche leider immer noch nicht genügend berücksichtigt wird: Kranke, welche anhaltend fiebern und so leidend sind, daß sie fortgesetzter ärztlicher Hülfe bedürfen, finden nirgends so gute Bedingungen wie im eigenen Hause; man sollte sich deßhalb wohl hüten, sie auf Reisen zu schicken.

Von Wichtigkeit für die Behaglichkeit des Kurgastes sind auch die sozialen Verhältnisse des Kurortes. Viele unserer Luftkurorte haben den Vorzug, daß sie in geselliger Beziehung weniger Rücksichten und Einschränkungen verlangen als die eigentlichen Badeorte. Doch gibt es auch hier wieder Abstufungen, welche den verschiedenen Anschauungen und Gewohnheiten Rechnung tragen. Wer wohlgepflegte Wege, saubere Ruheplätze und schöne Gartenanlagen liebt, wird sich auf der Wilhelmshöhe bei Kassel, auf der Phantasie bei Baireuth oder im Parke zu Fischbach ebenso behaglich fühlen, wie Andere vielleicht in den urwüchsigen Waldorten Thüringens oder des Schwarzwaldes. Die in Bezug auf leibliche Pflege Verwöhnten werden in denjenigen Luftkurorten, welche zugleich Badeorte sind, wie in Warmbrunn, Liebenstein, Baden, Badenweiler ꝛc., am meisten befriedigt sein. Schließlich sei noch daran erinnert, daß der Aufenthalt selbst im vorzüglichsten Klima für einen Kranken nutzlos, ja schädlich sein kann, wenn er dabei die Grundsätze der Hygiene und Diätetik vernachlässigt. Bei der Wahl der Wohnung keine Uebereilung! Neubauten und überhaupt feuchte Wohnungen sind ganz zu verwerfen, Parterreräume, die nicht unterkellert sind, nur da statthaft, wo sich das Treppensteigen durchaus verbietet. Die Ufer der Landseen, welche im Frühsommer überschwemmt waren, bergen oft bedenkliche Fieberkeime. In Bezug auf die Güte des Trinkwassers, der Milch, sowie überhaupt aller Lebensmittel sind Voruntersuchungen sehr zu empfehlen, ehe man auf längere Zeit sich bindet. In seiner Lebensweise suche man den Aufenthalt im Freien so viel wie irgend möglich auszudehnen, in seiner Wohnung sorge man für reichliche Ventilation. Mäßige Bewegung, aber nicht Laufen und Klettern bis zur Uebermüdung, ist das Richtige. Wer in allen Dingen Maß zu halten weiß und ohne hypochondrische Aengstlichkeit auf sein Wohlbefinden achtet, bei dem wird der gute Erfolg der Luftkur nicht ausbleiben, und er wird sie mehr und mehr als eine der wesentlichsten Grundlagen zur Erreichung und Erhaltung der Gesundheit zu schätzen wissen.

*) Näheres hierüber findet der Leser in des Verfassers Buch: Klimatische Sommerkurorte, Berlin 1877.

Notizblätter.

Literatur.

— **Von Gregor Samarow ist jetzt ein neuer Roman: „Verschollen"** erschienen (Stuttgart, Hallberger). Dieses Autors hervorragendes Talent, die Zeitgeschichte in der Art eines großartigen Wandelbildes an uns vorüberzuführen, ist bekannt. Ebenso seine Kenntniß intimer Vorgänge an den Höfen, welche er mit seltenem Geschick und feiner Darstellung zur Geltung zu bringen weiß. Dieser Roman nun entrollt vor unseren Blicken ein Bild unseres sozialen Ringens und Kampfes und wir werden geführt in die Gemächer der Vornehmsten wie in die unheimlichsten Schlupfwinkel der Verkommenheit. Mit wahrhaft glänzenden Farben, ebenso resolut wie fein, gestaltet hier der berühmte Erzähler. Er entfaltet wieder eine staunenswerthe Kenntniß des Lebens aller Berufsklassen und Lebenskreise und weiß uns immer zu unterhalten, in Spannung zu versetzen und mit tiefernstem Geist auf einen Ausgang aus diesem Labyrinth unserer Zeit hinzuweisen. Der Roman wird deßhalb nicht verfehlen, Aufsehen zu erregen.

— **Karl Hartwig Gregor v. Meusebach zählt nicht nur zu unseren** verdienstvollsten Sammlern alter literarischer Schätze, er hat sie auch in werthvoller Weise ausgebeutet und seine „Fischartstudien" liegen nun, von Cam. Wendeler herausgegeben (Halle, Niemeyer), in einem stattlichen Bande vor uns, der durch eine anziehend geschriebene Skizze der literarischen Bestrebungen des Freiherrn, welche sich so innig mit seinem Leben verbinden, bereichert ist. Wir bewundern die Gelehrsamkeit dieses Kenners der deutschen Literatur von Blatt zu Blatt und freuen uns der zahlreichen Lichter, die er auf die Schriften unseres großen Satirikers wirft, dem die neueste Zeit erst seine hohe Stellung angewiesen; für weitere Kreise als die der Literaturforscher wird aber die Biographie des Autors willkommen sein, indem hier zum ersten Male in ausführlicher Weise ein hochverdienter Mann, dessen riesigem Sammlerfleiß die deutsche Literatur so unendlich viel verdankt, — in's volle Licht gestellt und nach allen Seiten gewürdigt worden ist.

— **Von Hermann Allmer's „Römische Schlendertage" ist jetzt** die vierte Auflage (Oldenburg, Schulze) erschienen. Die jugendfrische Begeisterung dieses Nordländers, der die eigenartige Schönheit Roms außerordentlich fein empfand und farbenschimmernd wiederzugeben verstand, hat dem Buche den Weg gebahnt und ihm viele Freunde erworben. Das heutige Rom ist freilich viel weniger poesievoll und originell, das Königreich Italien hat Rom zu einer hochlichst civilisirten Stadt gemacht, zur Freude der Touristen in Lackstiefeln, aber zur Verzweiflung der Poeten, Maler und sonstigen Reisenden, die für das Nationale Sinn und Auge haben.

— **Fritz Reuter, der Liebling von Nord und Süd unseres Vaterlandes,** ist vielfach auch von Künstlerhand illustrirt worden; in wahrhaft würdiger Weise geschieht dieß aber erst in der „Fritz Reuter-Galerie", welche der um die Kunst vielfach verdiente Bruckmann'sche Verlag in München veröffentlicht. Es sind 30 Photographieen nach Originalgemälden von Konrad Beckmann, welche das volle, innige Verständniß des berühmten Humoristen zeigen, ganz nur ihn gebend, nichts hineinlegend, als was er selbst gesagt und geschaffen. So tritt uns die Liebenswürdigkeit des Autors durch die bildliche Verdolmetschung des Zeichners in ganzer Frische und Unmittelbarkeit entgegen. Wie uns der Dichter selbst auf dem ersten Blatt entgegenlacht, so heimeln uns die übrigen Bilder lebendig an und unwillkürlich deutet unser Finger von Figur zu Figur mit einem: Ja das ist der, die ... Die Bilder, in groß Folio-Format

erscheinend, eignen sich ebensosehr als Wandschmuck wie für die Salonmappe und werden den Freunden Reuter's manche heitere Stunde bereiten.

— **Der Direktor der Berliner Akademie, Anton v. Werner, hat** seine reiche Sammlung von „Studienköpfen", die er nach und nach für seine großen ceremoniell-historischen Bilder, wie namentlich die Kaiserproklamation gefertigt, dem großen Publikum unter obigem Titel (Berlin, Bette) zugänglich gemacht. Es sind treue Kopieen nach den Originalen in photolypischer Aufnahme und auf graue Kartons aufgezogen. Die Sammlung macht vollständig den Eindruck von Originalen und das eminente Talent des Künstlers für Charakterauffassung tritt uns hier in glänzendster Weise entgegen; die Porträtirten, obwohl nur flüchtige Skizzen, stehen in voller Lebendigkeit vor uns und so bietet uns die Kollektion eine überaus werthvolle Erinnerung an eine große Zeit und ihre hervorragenden Männer, eine Sammlung, aus der jeder seine Lieblinge wählen mag, um seine Wände damit zu schmücken, oder in der er, der großen Tage gedenkend, gerne wieder und wieder blättern wird.

— **Die Diät bildet den Grundstein jeder Heilkunst und man** hat mit Recht der Diätetik im letzten Jahrzehnt die größte Aufmerksamkeit zugewendet, um einer natürlichen Lebensweise die Bahn zu öffnen. Ein ganzes System der Heilung nur durch Diät hat sich daraus gebildet und ein Büchlein, das recht klar und einleuchtend diesen Gegenstand behandelt, ist Dr. Kles' Schrift: „Diätetische Kuren. Nebst Erörterungen über Arzneibehandlung. Schroth'sche Kur und diätetische Heilkunst" (Dresden, Selbstverlag). Der Verfasser, welcher seine Arbeit auf eine große Summe von Erfahrungen in seiner Anstalt gründet, zeigt mit ungemeiner Bewcisktaft, welche Vorzüge die diätetische Methode in sich schließt, und bezeugt durch eine Menge von Kuren, wie sie, richtig durchgeführt, zum erwünschten Ziele führen müsse und geführt habe. Aber auch Der, der sich einer solchen strengen Kur nicht unterwerfen wollte, wird aus dem Buche werthvolle Winke für eine vernünftige Einrichtung seiner Lebensweise schöpfen.

— **Das „Allgemeine deutsche Reichsadreßbuch" (Straßburg,** Mondt) hat sich als ein sehr brauchbares Handbuch bewahrt und erscheint deßhalb im vierten Jahrgang. Voran stehen die Reichsbehörden, die Gesandtschaften, Konsulate, der Quartierstand der Reichsarmee ꝛc., dann folgen in alphabetischer Ordnung nach den Branchen geordnet die Adressen der hervorragendsten Industriellen und zuletzt die Leipziger Messfirmen nebst einem Zeitungsverzeichniß. Daraus ergibt sich der große Reichthum des Buchs, das für jeden in größerem Verkehr Stehenden höchst werthvoll ist.

— **Die Frauenarbeit, die ohne Zweifel durch unsere Mode**zeitungen wesentlich gefördert wird, hat ein „Handbuch für Frauenarbeiten", welches systematisch in dieselben einleitete und Anweisung zu Anfertigung verschiedenen Arten der Stickerei, Strickerei, Häkelei, Passementerie, sowie zur Verfertigung von Kleidern und Konfektionen gäbe, zur Nothwendigkeit gemacht, und ein solches bietet uns das von Math. Clasen-Schmid nach dem Französischen bearbeitete Buch unter obigem Titel (Leipzig, Hoffmann & Ohnstein), das mit 350 Holzschnitten illustrirt eine vollständige und, was das Wichtigste, sehr verständliche, durch die Bilder deutlich veranschaulichte Darstellung aller in obige Branchen einschlagenden Arbeiten gibt, so daß bei fleißiger Durcharbeitung des Werkes die Hand zu Allem, auch des Kunstvollsten und Verwickeltsten, fertig und geübt sein wird. Der angeborne praktische Sinn unserer Frauen thut dann das Uebrige.

— **Eine reizende Gabe sind „Die Provençalischen Geschichten"** von Alphonse Daudet, übersetzt von St. Born (Basel, Schwabe). Jene reizenden Idyllen, Dorfgeschichten, thaufrischen Träumereien, Gedichte in Prosa, wie man diese Skizzen nennen kann, tragen eigentlich den Titel: „Lettres de mon moulin" und sind mit Daudet's Ruhm zugleich weltbekannt geworden. Sie geben ein wahrhaft klassisches Bild liebenswürdig angeschauten und wunderbar fein und stimmungsvoll wiedergegebenen südfranzösischen Landlebens und sind eine ebenso anziehende wie erquickende Lektüre nach der übermäßig gewürzten literarischen Kost, an welche wir uns jetzt haben gewöhnen müssen.

— **Der bekannte Shakespeareforscher in Bonn, Dr. Nikol. Delius,** hat seinen Abschied als Universitätsprofessor genommen und wurde zum Regierungsrath ernannt.

— **In Paris erscheint nun eine ausschließlich Molière gewid**mete Zeitschrift: „Le Moliériste", an der auch deutsche Autoren mitarbeiten. Ein ähnliches Journal hat in Spanien schon vor längerer Zeit der Verein der Cervantisten für Cervantes begründet, das zu prosperiren scheint.

— **Edmund Clarence Stedman schreibt die Biographie Bayard** Taylor's, der kürzlich als amerikanischer Gesandter in Berlin gestorben und einer der besten Kenner deutscher Literatur gewesen ist.

Bildende Künste.

— **Bekanntlich findet die Internationale Kunstausstellung vom** 20. Juli bis Ende Oktober in dem Glaspalaste in München statt. Dieses gänzlich aus Eisen und Glas hergestellte Gebäude wird zum Zwecke der Aufnahme von Kunstwerken im Innern nach den Plänen eines Münchener Architekten umgestaltet werden, wobei die malerische und plastische Ausschmückung des Vestibüls und sonstiger wichtigen Räume zum Theil von hervorragenden Künstlern übernommen worden ist. Im Ganzen wird eine möglichst breite Anlage angestrebt, um der störenden Ueberhäufung der Wände mit Kunstwerken entgegenzuarbeiten. Der Mittelpunkt der Anlage, das Vestibül, soll in freier, kühner Architektur die Stimmung des Beschauers schon beim Eintritt entsprechend vorbereiten. Um den auswärtigen Künstlern die Beschickung und Pflege ihrer jeweiligen Interessen im Ausstellungsraume möglichst zu erleichtern, ist eine Erweiterung des Programms dahin gehend beschlossen worden, daß Kollektivausstellungen zugelassen werden. Dieser Beschluß ist hauptsächlich auf Veranlassung der österreichischen und französischen Künstler, welche die Ausstellung sehr reich zu beschicken gedenken, gefaßt worden.

— **Die Stadt Florenz hat auf Anregung mehrerer einflußreicher** Kunstfreunde und Sammler beschlossen, im Monat November d. J. eine große retrospektive Ausstellung zu veranstalten, auf welcher in möglichst reicher Vertretung sämmtliche transportable Kunstschätze Toskanas von den antiken Zeiten an bis einschließlich zum 17. Jahrhundert der öffentlichen Besichtigung zugänglich gemacht werden sollen. Diese — im Palazzo Pitti stattfindende — Ausstellung, welche eine in ihrer Art einzig dastehende zu werden verspricht, wird nach dem festgesetzten Plane nicht bloß Gemälde, Statuen, Zeichnungen, antike und moderne Medaillen, Intaglien, Cameen ꝛc. umfassen, sondern auch Glasmalereien, Erzeugnisse der Goldschmiedekunst, Glasarbeiten, Emails, Mosaiken, Möbel, Marquetereien, Modelle in Wachs, Elfenbeinschnitzereien, Terracottagegenstände, emaillirte Thonarbeiten von Lucca della Robbia, Majoliken, Seiden- und Sammetstoffe, Brokate, Teppiche, Spitzen; ferner Musikinstrumente, Bücher, Manuskripte, Buchbinderarbeiten; endlich gestickte Polster, Wagen, Tragsessel, bemalte Koffer, optische und physikalische Instrumente, Uhren, Nielloarbeiten, Tabatièren und schließlich kunsthistorische Merkwürdigkeiten jeder Art. Nur Eines wird dieser bedeutsamen Ausstellung fehlen: die Fresken, welche seit vier Jahrhunderten gemalt worden und in allen Städten und Städtchen Toskanas zerstreut sind. Aber auch dieser Entgang soll möglichst wettgemacht werden, indem die Absicht besteht, das Vorhandensein der betreffenden Fresken und die Orte, wo sich dieselben befinden, durch Maueranschläge den Besuchern der Ausstellung in Erinnerung zu bringen, welche Orte dann durch ad hoc arrangirte Vergnügungszüge von Florenz aus besucht werden können. Diese Züge werden dem Fremden den Besuch all' jener Kirchen, Paläste, Häuser ꝛc. erleichtern, welche große Künstler ausgeschmückt haben. Die Absicht des Initiativkomites für diese Ausstellung besteht, wie erwähnt, darin, in dieselbe Kunstgegenstände einzureihen, welche vorerst die antike Kunst, dann jene des Mittelalters und der Renaissance bis zum 17. Jahrhundert einschließlich desselben repräsentiren. Man wird demnach u. A. etruskische Antiquitäten aus Volterra, Cortone, Arezzo, Pisa, Fiesole und anderen Orten vertreten finden. In Bezug auf das Mittelalter glaubt man einer reichen Vertretung desselben gewärtig sein zu können. Was aber die Werke des 14., 15. und 16. Jahrhunderts betrifft, so besitzt Toskana von denselben noch eine derart erstaunliche Menge, daß selbst die gewaltigen Räume des Palastes Pitti nicht hinreichen dürften, dieselben vollständig zu beherbergen.

— **Der Abbruch der Tellskapelle am Vierwaldstädtersee hat be**gonnen, nachdem die in derselben befindlichen Wandgemälde mit verhältnißmäßig günstigem Erfolge abgehoben worden waren. Bekanntlich sollen dieselben in der neuen Kapelle, deren Bau sofort vorgenommen werden wird, wieder einen Platz finden. Das Glocklein auf der Kapelle trug die Jahreszahl 1590 und außerdem war der Grütlischwur auf ihm eingegraben.

— **In Upsala wird ein neues Universitätsgebäude errichtet, zu** dem der König in diesen Tagen den Grundstein gelegt hat.

— **Der Centralbauverein in Köln hat einen Aufruf zu Stif**tung von Standbildern und Fenstern aus gebranntem Glas ergehen lassen, in Folge dessen Straßburg einen Moses, Köln einen Abraham und Elias, Koblenz ein Fenster gestiftet haben.

— **Die Ausstellung von Reisestudien, welche gegenwärtig in** Berlin stattfindet, umfaßt nahezu 5000 Zeichnungen und Aquarellen, welche von 150 Ausstellern eingelandt worden sind.

— **Piloty's großes, für den neuen Münchener Rathhaussaal** bestimmtes Bild, das zu Zwecken der Vervielfältigung durch Hofphotograph Albert photographirt wurde, kommt dieser Tage durch den Münchener Kunsthändler Aumüller, der hiezu das Recht käuflich erworben hat, in vier Ausgaben, nach Format und Größe wesentlich verschieden, in den Kunsthandel.

— **Der Wiener Festzug wird von der dortigen Buchhandlung** Moritz Perles herausgegeben und zwar in 40 Blättern in Farbendruck, porträttren unter Leitung Makart's ausgeführt von E. Stadlin, der bei dem Arrangement mit dem Kostüm betraut war.

— **Die „Fr. Ztg." gibt eine interessante Zusammenstellung der** Bilderzahl der einzelnen Galerieen: Rom, Vatikan 37, Kapitol 225; Bologna, Akademie 280; Mailand, Brera 503; Turin, Museum 569; Venedig, Museum 688; Neapel, Museum 700 (ohne die alten); Berlin, Nationalgalerie circa 1250; München, Pinakothek 1280, neue Pinakothek 200; Wien, Belvedere 1550 (ohne die modernen); St. Petersburg, Museum der Hermitage 1631; Florenz, Uffizien 1200, Palazzo Pitti 500; Amsterdam, Museum 386; Haag, Museum 304; Antwerpen, Museum 606; Brüssel, Museum circa 550; Paris, Louvre mehr als 1800, ohne die Galerie Campana und die 275 Nummern der Galerie Lanaze, Luxemburg über 250; Versailles, Museum etwa 4000; London, Nationalgalerie 1046; Madrid, Prado 1883; Dresden, 2200. Die Privatgalerieen figuriren mit folgenden Ziffern: Liechtenstein in Wien 713; Burghley-House in London 600; Borghese in Rom 526; Sutherland in London 323; Bridgewater in London 318; Grosvenor in London 192. Nach dieser Aufzählung ist Versailles am reichsten; trotzdem nimmt es keinen ersten Rang ein — in der Kunst macht es eben nicht die Menge.

Musik.

— **Breitkopf & Härtel in Leipzig veranstalten von Palestrina's** Werken eine kritisch durchgesehene Ausgabe in 29 Bänden; jährlich erscheinen zwei Bände.

— **Die internationale Mozart-Stiftung beabsichtigt, in diesem** Jahre das zweite große Musikfest in Salzburg abzuhalten, und zwar in den Tagen vom 16. bis 18. Juli.

— **Die klassische Musik der Deutschen findet in Italien immer** mehr Anklang. Martin Roeder in Mailand, der an der Spitze der „Società del Quartetto vocale" steht, ist ein eifriger Forderer und Vorkämpfer für dieselbe. Er hat jüngst den Elias, wie vor zwei Jahren den Paulus, mit glänzendem Erfolge zur Aufführung gebracht.

Bühne.

— **Der Frankfurter Theaterausschuß hat die Intendantur des** dortigen Theaters ausgeschrieben.

— **Das Hamburger Stadttheater, das unter Pollini einen neuen** Aufschwung genommen und den Traditionen durch Aufführung von klassischen Werken, namentlich durch die Feier großer Gedenktage, wie kürzlich Lessing's, gerecht geworden, laborirt schwer unter den gegenwärtigen geldlosen Zeiten. Es hat sich jetzt sogar ein „Verein zur Förderung des Besuchs des Hamburger Stadttheaters" bilden müssen, da die Herabsetzung der Eintrittspreise wohl den Besuch, aber nicht die Einnahmen gesteigert hat.

— **Laube ist mit seiner ganzen Truppe nach Pest gegangen, um** dort Vorstellungen zu geben. Sie fuhren sämmtlich auf einem Dampfboot dahin. Man glaubt sich in die „guten alten Zeiten" des deutschen Theaters versetzt.

— **Das Berliner Ostendtheater brachte ein neues Schauspiel:** „Oranien" von Albert Boelckerling, zur Aufführung. Das Stück hatte namentlich durch den Vergleich mit dem Goethe'schen „Egmont" einen schweren Stand. Sonst, sagt die Kritik, läßt sich der Arbeit weder Talent noch Fleiß absprechen. Handlung wie Charaktere sind streng historisch und die Sprache ist von edlem Schwung. Auch fiel manches zündende Wort, das die Gegenwart in scharfes Licht setzte. Das Stück erntete lebhaften Applaus.

— **Die Leipziger Theaterschule (Direktor Werner) hat mit ihren** Eleven im Altenburger Hoftheater eine Gastvorstellung gegeben und glänzend reüssirt, so daß bereits auch von anderen Theatern ihr Anträge in dieser Richtung gemacht wurden.

— **Die Operette „Fatinitza", von Suppé, hat jetzt auch endlich,** nachdem sie ihren Triumphzug über die meisten deutschen und französischen Bühnen des Kontinentes zurückgelegt, den Weg über das große Wasser gefunden und kürzlich ihre Première auf der Bühne des Germaniatheaters in New-York erlebt. Das deutsche Theaterpublikum New-Yorks hatte diesem Ereigniß mit großer Spannung entgegengesehen, und so war es denn schließlich auch nicht wunderbar, daß die erste Vorstellung vor einem wohlgefüllten Hause stattfand.

Kultur und Wissenschaft.

— **In seiner Eigenschaft als Präsident der Pariser Schriftsteller**gesellschaft hat Edmund About im Verein mit dem portugiesischen Gesandten Mendès Leal und dem Advokaten Frederic Thomas als Präsidenten der Association littéraire internationale und mit Blanchard Jerrold als Präsidenten der englischen Kommission soeben die Einladungen zu einem zweiten internationalen literarischen Kongreß erlassen, welcher am 9., 10., 11. und 14. Juni in London bei der dortigen Royal Institution of Great Britain abgehalten werden und der sich wiederum mit den Fragen des literarischen Eigenthums beschäftigen soll. Den Vorsitz wird Victor Hugo führen und als offizielle Sprache soll die französische dienen, wenngleich es den Rednern unbenommen bleibt, ihre Heimatsprache zu gebrauchen. Der Lord-Mayor von London wird den Mitgliedern des Kongresses ein Bankett geben und der Bürgermeister von Stratford am Avon die Gäste zu einem Besuche der Geburtsstadt Shakespeare's einladen.

— **Am 21. April fand in Rom das 50jährige Jubiläum des** deutschen archäologischen Instituts statt, zu welchem bei Asher & Co. in Berlin eine Festschrift von Prof. A. Michaelis erschienen ist, welche die Geschichte des Instituts gibt.

— **Kapitän A. H. Markham hat, dem „Athenäum" zufolge,** soeben eine arktische Sommer-Erforschungstour an Bord der Yacht „Ysbjorn" angetreten. Er beabsichtigt, die physische Beschaffenheit des Eises zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja zu untersuchen und womöglich Franz Josephsland zu erreichen oder in Sicht zu bekommen, hauptsächlich zu dem Zwecke, um zu erwägen, welche Aussichten auf Erfolg eine Nordpolexpedition in dieser Richtung haben würde.

Erfindungen.

— **Bekanntlich hat man die phosphoreszirenden Salze benützt,** um mit deren Lösung papierne Uhrzifferblätter zu tränken, so daß solche während der Nacht leuchten und eine Nachtlampe dadurch ersetzt wird. Mit phosphoreszirenden Salzen gefüllte Glasröhren, welche, nach der Beleuchtung in einen dunklen Raum gebracht, die Farben des Sonnenspektrums zeigen, eignen sich zu ähnlichen Anwendungen. Die Pariser Weltausstellung brachte eine recht hübsche Verwendung dieser Erscheinung in Form von Thür- oder Klingelschildern, welche aus buchstabenförmig gebogenen derartigen Glasröhren bestehen. Wenn man eine starke viereckige Glasplatte durch ein mit einem blauviolett phosphoreszirenden Salze getränktes Papier bedeckt, das durch ein verziertes Metallröhrchen festgehalten wird, kann man dasselbe erreichen. Befestigt man auf der Glasplatte eine undurchsichtige Schablone mit Namenszug und setzt sie dem Tageslichte kurze Zeit aus, so erscheint im Dunkeln der Namenszug leuchtend violett auf weißem Grunde, wenn man die Schablone entfernt. Solche Schilder sind für Nachtklingeln bestimmt.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **Geh. Regierungsrath Neuleaux hat als deutscher Reichskom**missar der australischen Ausstellungen die offizielle Bekanntmachung für Sidney erlassen. Das Reich wird einen Theil der Kosten tragen, dagegen aber auch die Erzeugnisse zuvor prüfen und das Ungeeignete für den Wettkampf zurückweisen.

— **Die Theeausfuhr Chinas im Jahre 1877 zeigt nach den vor**liegenden offiziellen Statistiken die höchste Quantitätsziffer seit 1868, dieselbe betrug 1,909,088 Piculs (à Picul = 121 Pfund); es entfielen hievon 1,552,450 Piculs auf schwarzen, 197,410 Piculs auf grünen Thee, der Rest auf Staub- und Ziegelthee und Theeblätter. Als größter Abnehmer figurirt wie alljährig England, und zwar mit 1,069,437 Piculs, daran reihen sich Nordamerika mit 270,708, Rußland mit 214,229, Hongkong (was wohl ebenfalls zum größten Theile England bedeutet) mit 190,650, Australien mit 102,525, Java mit 12,955, Neu-Seeland mit 8240, Indien mit 6962, Süd-Afrika mit 6644 und die russische Mandschurei mit 4385 Piculs; der europäische Kontinent bezog auf direktem Wege nur 2288 Piculs. Von der englischen Einfuhr entfallen 1,006,068 Piculs auf schwarzen Thee. Die Vereinigten Staaten konsumirten 143,782 Piculs schwarzen und 126,895 Piculs grünen Thee. In Australien und Neu-Seeland wird fast ausschließlich Congon (schwarz) getrunken; in Rußland und Sibirien entfallen 145,117 Piculs auf Ziegelthee und 69,112 auf Congon.

— **Man beabsichtigt eine direkte unterseeische Verbindung zwi**schen Deutschland und Norwegen herzustellen; dazu finden gegenwärtig Verhandlungen zwischen den Telegraphenverwaltungen beider Länder in Christiania statt.

— **Die sächsische Staatsbahnlinie Stolberg-St. Egidien wird am** 15. Mai eröffnet.

— **Die Eröffnung der ersten Strecke der Eisenbahn von Tunis** nach der algerischen Grenze hat Mitte April stattgefunden.

— **Zur direkten Verbindung zwischen Berlin und Brüssel und** Paris soll nun auch die unterirdische Linie mitbenützt werden, und da diese bloß bis Straßburg und Köln geht, so hat man sie mit der oberirdischen in Verbindung gesetzt, was sehr gut gelungen ist. Das ganze geplante unterirdische Kabelnetz soll in anderthalb Jahren fertig gestellt sein. Es sind dann durch das deutsche Reich zwei Diagonalen gelegt, Königsberg mit Straßburg, und Hamburg mit Ratibor verbindend. Diese beiden Kabel laufen in Berlin zusammen. Zwei Bogenkabel laufen von Köln nach Hamburg und von Ratibor nach Königsberg. Ein weiteres Kabel soll Süddeutschland durchziehen, so daß alle wichtigen Handelsplätze und Festungen unter sich verbunden sind.

Gesundheitspflege.

— **Die derzeit Jedermann so sehr interessirende Frage über** Schutz gegen Lebensmittelverfälschung hat schon zu vielen Abhandlungen und Vorschlägen Veranlassung gegeben, jedoch wurde bis jetzt am wenigsten der Punkt der Selbsthülfe berührt, was gewiß der einzig richtige Weg hiegegen ist. Um diesen Zweck zu erreichen, hat in letzter Zeit der Mechaniker Theodor Geiger in Stuttgart eine Zusammenstellung der wichtigsten Apparate sowie Chemikalien nebst einer mit Hülfe eines praktischen Chemikers leicht faßlichen Beschreibung zum Untersuchen folgender Lebensmittel gemacht. Die heutzutage wichtigste Untersuchung des Schweinefleisches und der Wurst gegen Trichinen geschieht vermittelst eines circa 80fach (linear) vergrößernden Mikroskopes und ist zur Vergleichung ein trichinöses Fleischpraparat beigegeben. Das für jede Haushaltung so wichtige Nahrungsmittel, die Milch, welche leider so sehr der Verdünnung ausgesetzt ist, kann vermittelst der Quevenne'schen Milchwage auf das spezifische Gewicht und somit auch Wassergehalt, ferner mit dem Rahmmesser von Chevalier auf den Prozentgehalt von Rahm untersucht werden. Um die Gewürze, Chokolade, Zucker, Wurst ꝛc. auf Beimischung zu untersuchen, sind theilweise reine Präparate zur Vergleichung als auch Chemikalien beigegeben. Die schädlichste Fälschung des Weines geschieht vermittelst Fuchsin und sind zur Untersuchung der kleinsten Spur derselben Chemikalien dabei. Um die Gute eines Weingeistes oder Branntweins zu erkennen, ist eine Beck'sche Wage beigegeben. Zur Vervollständigung ist das Ganze in einem Karton mit Thermometer, Reageuzgläschen ꝛc. versehen. Durch den gewiß annehmbaren Preis von 25 Mark ist dieser Apparat für kleinere Gemeinden sowohl, als Privaten, welche keine Chemiker in der Nähe haben, bestens zu empfehlen und haben auch in dieser Hinsicht das kaiserliche Gesundheitsamt und die königlich württembergische gewerbliche Centralstelle empfehlende Gutachten abgegeben.

Feste und Versammlungen.

— **In diesem Jahre sind 1800 Jahre verflossen, daß die Städte** Pompeji und Herculanum durch den furchtbaren Ausbruch des Vesuvs unter der vulkanischen Asche begraben wurden. Die Direktoren der königlich italienischen Ausgrabungen beabsichtigen aus diesem Anlaß, in dem aus seinem Grabe wiedererstehenden Pompeji eine wissenschaftliche Feier zu veranstalten, zu welcher die hervorragenden Archäologen Italiens bereits Einladungen erhalten haben. Auch auf berühmte auswärtige Alterthumsforscher sollen diese Einladungen ausgedehnt werden. Die Feier soll im November stattfinden.

Denkmäler.

— **Die Stadt Chinon schreibt einen Konkurs für ein Rabelais-**Denkmal aus. Der Kostenvoranschlag darf 30,000 Franken nicht überschreiten; Skizzen sind am 6. August d. J. an die Ecole des beaux-arts in Paris abzuliefern. Ob nichtfranzösische Künstler sich an dem Konkurs betheiligen dürfen, wird in der Preisausschreibung nicht gesagt.

— **In Cannes wurde Lord Brougham's Denkmal aus Marmor** enthüllt. Er war der Wohlthäter der Stadt. Das Denkmal ziert den schönen Platz am Hafen.

Gestorben.

— General F. C. Stjernholm, Chef des Generalstabs der dänischen Armee, 57 Jahre alt, in Kopenhagen, am 25. April.

— Dr. Karl Otto, Etatsrath und Universitätsprofessor, bekannt als Apostel der Phrenologie und der Mäßigkeitsvereine, 84 Jahre alt, Anfang Mai, in Kopenhagen.

— Dr. Löw, Prof. der Zoologie an der Universität Halle, bekannter Entomolog.

— Joseph Maria Wagen, k. k. Bibliothekar, bekannter Germanist, 41 Jahre alt, am 3. Mai, in Wien.

— Dr. Anton Wilhelm Scheel, k. dänischer Justizminister a. D., ausgezeichneter Jurist, 78 Jahre alt, in Kopenhagen.

Gesuchtes und Gefundenes aus Berlin.

Mit Illustrationen von H. Lüders.

I.

Es sind etwas kapriziöse und seltsame Sprünge, die ich mit dem Beschauer der Bildchen und dem Leser des Textes mache. Nichts systematisch Geordnetes, nichts Abgerundetes und Geglättetes, sondern ein buntes Allerlei, wie es sich einem auf das Sehen und Beobachten Angewiesenen darbietet, führe ich vor. Die Bilder sind Kinder des Augenblicks und des Zufalls, wie sie sich beim Leben und Weben in der geräuschvollen deutschen Kaiserstadt nur aufdrängen, und wollte ich versuchen, sie zu einer saum- und fadengerechten Hintorie zusammenzuflicken, so würde das wahrscheinlich nur eine sehr zweifelhafte Verbesserung sein und ich hatte außerdem die Mühe, etwas zu erdichten und zu erdenken, während ich so frischweg nur über Wirkliches und Echtes zu plaudern habe.

Die kleine Geschichte, die zu dem ersten unserer Bildchen Veranlassung gegeben hat, ist eigentlich keine ganz neue, sie trage sie schon lange mit mir herum, so lange als es her ist, als auch ich einst im schweren Wachmantel die heilige Wilhelmstraße mit meinen nägelbeschlagenen Stiefeln erdröhnen machte. Es stand damals noch kein Pinkheim'sches Haus in der Wilhelmstraße, noch dachte man nicht an Verbreiterung der Burgersteige, noch ahnte die stille Straße keinen Bismarck und noch viel weniger einen Strousberg; aber Eines war damals schon wie heute: der losgelassene Schuljunge mit seiner Durchtriebenheit und seiner unverwüstlichen Neigung zu boshaften und wenn möglich zu gesetzwidrigen Streichen. Das hat an einem kalten Wintervormittage ein alter Freund und ehemaliger Alexandergrenadier erfahren. Nichts ahnend steht der Tapfere da, mit jenem Gefühl der Abspannung, der gänzlichen Wurschtigkeit, das Jeden beschleicht, der seine letzte dritte Nummer absitzt. Da fuhrt sein böser Geist einen jener verschmitzten Buben vorüber.

Ein anscheinend gleichgültiger, aber doch vigilirender Blick überzeugt den Bösewicht von der Verfassung, in welcher sich der Vaterlandsvertheidiger befindet. Ein schneller Ruck – und gleich darauf erschallt von der nächsten Straßenecke das Hohngelächter des Buben, während er zugleich den uniformlichen Fausthandschuh des Grenadiers in die Höhe hält. Wer einen Wachmantel getragen hat oder ihn auch nur daran sieht, der wird sich das Ende der Geschichte wohl denken können. Bube, Handschuh und Grenadier sind nicht wieder zusammengekommen.

*

Alle großen Städte haben ihr Proletariat, ihre Lungerer und Bummler, aber keine Großstadt hat wohl etwas, was sich dem Berliner Bummler, genannt „Pennbruder", ebenbürtig an die Seite stellen ließe. Der Unterschied liegt zumeist darin, daß der Berliner Pennbruder kein Leben auf eigene Faust ohne alle Verbindung führt, sondern gesellschaftlichen Banden angehört, die eine gewisse Disziplin über ihre Mitglieder ausüben, dann aber auch darin, daß man sie nie oder doch höchst selten eigentlich betteln sieht. Wovon diese „Zeitgenossen" leben, hat so recht wohl noch Niemand ergründet, aber daß sie noch leben, davon kann man sich bei einem Spaziergange tagtäglich überzeugen. Dem physischen und moralischen Sinken von Individuen leisten nach meinem Dafürhalten jene Unzahl von Kellerwirthschaften, sogenannten Boutiquen, Vorschub. Oft recht tief in die Erde vergraben, den Blicken und dem Ohr der Außenwelt entzogen, verleiten sie förmlich zu Ausschreitungen und Verbrechen aller Art, und wenn irgendwo, so wäre hier ein Feld, wo gebessert und gereinigt werden könnte. Täusche ich mich nicht, so ist die Zunft der Pennbrüder jetzt zahlreicher wie je. Die Zeit, wo Maurer- und Zimmergesellen mit Droschken vom Bauplatz nach Hause fuhren, ist vorüber. Arbeitslose Leute sind zu Tausenden vorhanden. Daß das so bleibt, wird Niemand wünschen, aber das andere war Uebermuth.

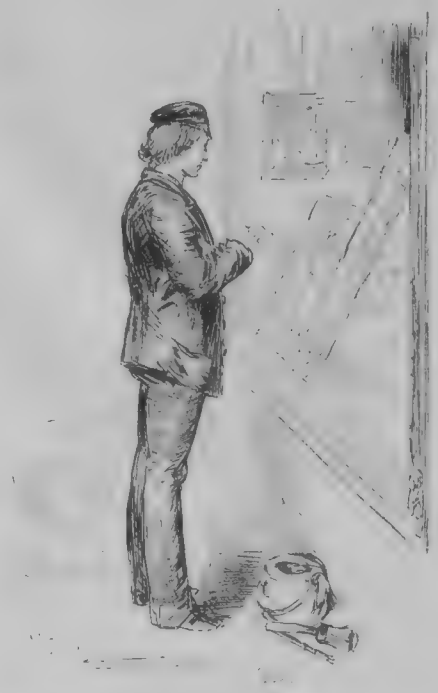
Der Zumüler, der mir den Stoff zum nebenstehenden Bildchen gab, war, vom Standpunkt des Malers aus, ein wahres Prachtexemplar. Vor mir schreitend und im Begriff, eine eben gefüllte Kümmelflasche seiner weiten Rocktasche anzuvertrauen, denkt er nicht daran, daß in Folge stoischer Grundsätze sich große Lücken in dem Taschenfutter befanden. Ein helles Klirren der herunterfallenden Flasche und — das Weitere sehe sich Jeder auf dem Bilde an.

*

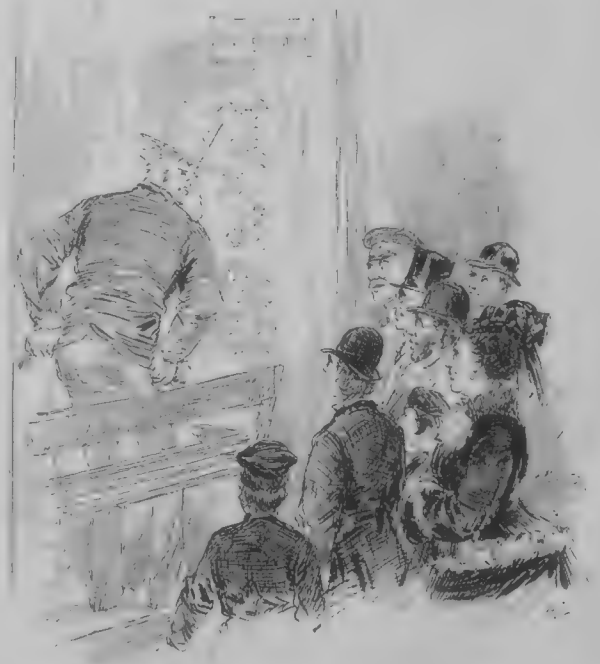
Schon gar mancher Meister in der Kunst der Malerei hat seine Laufbahn begonnen, indem er den Pinsel ergriff, um Thüren, Fenster, ganze Häuser, Zäune, Wagen ꝛc. anzustreichen, und wenn's hoch kam, Zimmerdecken zu bemalen. Wollen sie ehrlich sein, so werden sie, diese Meister, gestehen müssen, daß sie dieser Vorschule ein gut Theil ihres Könnens verdanken. Ob der von mir hier skizzirte Bursche ein Meister in der Kunst wird, will ich dahingestellt sein lassen, aber mit Vergnügen betrachtete ich neulich einen solchen vor einem Bilderladen in der Königgrätzerstraße. Den schweren Topf mit Oelfarbe sammt dem handfesten Pinsel an die Erde setzend, machte er sich daran, eine Ritterfigur auf einem im Schaufenster befindlichen Bilde zu kopiren. Mit der Unverfrorenheit des geborenen Großstädters ließ sich der angehende Raphael durch nichts stören, und wenn sein Meister nur ein wenig Verständniß für das Höhere hat, so wird er ihm die Zeitversäumniß gewiß nicht bös anstreichen.

*

Wenn ich von dem Bilderladen der Königgrätzerstraße bis zum Panoptikum in der Kaisergalerie springe, so ist das wohl eine wesentliche Veränderung der Oertlichkeit, aber ich kann getrost in den geistreichen Ergüssen über Kunst fortfahren. Auch hier wird in Kunst gemacht, und wenn sich der Werth derselben nach der Menge der Gaffenden bemessen ließe, so wäre es so-



gar besonders viel, was da geleistet wird. Ich für meine Person will den Leuten nicht gerade die Schaulust verübeln, aber wenn die wächsernen Schaustücke in einem weniger glänzenden Stadttheile sich befänden, wäre mir's lieber. Ein sicherer Beweis für die Sicherheit unserer politischen Zustände und für die Ordnung in unseren staatlichen Verhältnissen scheint mir darin zu liegen, daß man keine Größen herausfinden kann, die als Charakterfiguren demonstrativ zu verwerthen wären. Ein wächserner Don Carlos und ein ebensolcher Graf Lebochowski sind versuchsweise aufgetreten, haben aber immer schnell harmlosen Genredarstellungen nach Bildern von Lüben ꝛc. weichen müssen. Gegenwärtig zieht die hierbei wiedergegebene Figur die Lach- und Schaulust der großen Menge an. Findet einer oder der andere der lieben Leser und liebenswürdigen Leserinnen die Aesthetik nicht genügend gewahrt, so wolle man mir verzeihen und mit dem Besitzer des Panoptikums abrechnen, ich wollte nur ein kleines Stückchen aus dem Treiben unserer Zeit wiedergeben, das soll ja mitunter ganz interessant sein.



Eine Lyrierin. Gemälde von Chr. L. Müller. Nach einer Photographie im Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin. (S. 671.)

Das Modell.

Novelle

von

George May.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Herzogin von Menilly bewohnte auf ihrer Durchreise stets das alte, ernste Hotel im Quartier St. Germain, welches seit Jahrhunderten ihrer Familie angehörte. Für wenige Tage öffnete sich dann die Reihe der glänzenden Gemächer; die Pracht von früheren Tagen belebte sich auf's Neue. Durch das hohe, stille Portal rollten Equipagen auf Equipagen, die breite Marmortreppe füllte sich mit Besuchern, welche kamen, der Herzogin ihre Hochachtung zu Füßen zu legen.

Sie berührte Paris nur, wenn sie nach dem Süden ging, wo sie in Begleitung ihres Sohnes den Winter verbrachte. Sie floh Paris; ihre Grundsätze, ihr Glaubensbekenntniß, ihre Gewohnheiten machten es ihr, so wie es war, verhaßt. Sie erkannte die Gesellschaft nicht wieder; fremde, nach ihren Begriffen unlautere Elemente hatten sich derselben beigemengt. So wenig sich die alte Dame in den Straßen von Paris zurechtfinden konnte, so wenig fand sie sich in den Menschen zurecht. „Es ist Alles erweitert worden," pflegte sie zu sagen; „die Straßen, die Quais, die Boulevards, die Ansichten, die Prinzipien und die Klassen. Hingegen sind die Ideen, das Gefühl und die Religion eingeengt worden, ich kann die Menschen nicht verstehen und ich verirre mich in den Straßen."

Von der mächtigen und großen Familie der Herzoge von Menilly war die alte Frau und ihr Sohn Oktave der letzte Zweig. Die Beiden lebten sieben Monate des Jahres auf ihren Gütern und fünf Monate in Nizza. Die Herzogin gab an, ihre Gesundheit erheische dieß, in Wahrheit geschah es aus überriebener Angst um ihren Sohn. Sie hatte nach fünfjähriger glücklicher Ehe ihren Mann durch ein zufällig erworbenes Brustleiden verloren. Entgegen der Ansicht der berühmtesten Aerzte, fürchtete die zärtliche Mutter, ihr Sohn könnte die Disposition zu dem Leiden geerbt habe, und alljährlich entführte sie ihn deßhalb an die Gestade des mittelländischen Meeres. Dort vermißte er nicht das Leben der großen Stadt. Der Kreis war enger gezogen, aber das Treiben dasselbe. Oktave ahnte nichts von der Angst seiner Mutter und nichts von ihrer List. Raymond und er waren im gleichen Kolleg erzogen; Ersterer hatte mit dem Freunde die Ferien oft bei der Herzogin verbracht, sie liebte den Grafen wie ihren zweiten Sohn und bewahrte dem Andenken seiner Mutter eine treue Freundschaft. Als Raymond die Salons betrat, fand er sie gefüllt. Auf die Kunde ihrer Anwesenheit in Paris drängte sich Alles herbei, was je mit der weitverzweigten Familie bekannt oder verwandt gewesen war, um die Herzogin zu begrüßen. Er fand sie, wie es ihre Gewohnheit war, vor dem Kamine sitzend, ein Kreis von Herren und Damen um sie, im eifrigen Gespräch.

Ihr edles Gesicht, in welchem die braunen Augen in unverwüstlicher Jugend leuchteten, und welches die weichsten weißen Löckchen an Stirn und Schläfen einrahmten, hellte sich freudig auf, als sie Raymond erblickte.

„Ich fürchtete schon, abreisen zu müssen, ohne Sie gesehen zu haben," sagte sie, als der junge Mann ehrfurchtsvoll ihre Hand an seine Lippen führte.

„Und warum eilen Sie immer so durch Paris?"

„Sie wissen ja, mein lieber Villefranche," antwortete die Herzogin mit einem trüben Lächeln, „ich und Paris, wir verstehen uns nicht mehr; ja, was noch trauriger ist, wir kennen uns kaum mehr. Doch davon wollen wir nicht sprechen. Und Ihnen gefällt es hier immer noch so gut, daß Sie gar nicht auf Ihre Güter zurück wollen?"

„Ich? — nun ich sammle Erfahrungen, um sie dereinst zu verwerthen."

„Das ist schön — aber überall macht man Erfahrungen, nur ihr Werth ist verschieden. Wie wird Oktave sich freuen, Sie zu sehen."

In diesem Augenblicke theilte sich eine Gruppe junger Leute in der andern Ecke des Salons. Oktave eilte seinem Freunde entgegen. Er hatte das dunkle, lebhafte Auge und die hohe, schlanke Gestalt mit der Mutter gemein, aber ihm fehlte die vornehme Ruhe und Hoheit, welche die Herzogin so sehr auszeichneten.

„Da bist Du ja!" rief er, Raymond's Hand erfassend. „Weißt Du, daß ich zweimal im Laufe des Tages bei Dir gewesen bin? Auch im Klub war ich Deinetwegen, man hatte Dich dort seit vorgestern nicht gesehen. Sage mir, wo weiltest Du?" schloß er und schob seinen Arm unter den des Grafen.

„Ich finde Dich sehr besorgt um die Wege, welche ich gehe, mein lieber Oktave."

„Du hast Recht," erwiederte dieser offenherzig, „aber im Klub hörte ich eine Geschichte: — Rubinen, Laure, Esperanza — was weiß ich Alles, ich fürchtete, Du könntest Dir die Sache zu Herzen genommen haben."

Raymond lachte hell auf.

„Ah! so ist es, dann entschuldige meine Neugier."

Sie hatten sich der Gruppe junger Leute genähert, die um ein Bouquet von Palmen und anderen exotischen Gewächsen standen. Dort um die grüne Insel in dem dunkelrothen Salon lief im Halbkreis ein niedriger Divan; kostbares Kaschmirgewebe bedeckte ihn, Polster aus demselben Stoff dienten den Armen zur weichen Stütze. Es war der Lieblingsplatz der Jugend, welche an den wenigen Gesellschaftstagen das Hotel der Herzogin von Menilly besuchte.

„Ich will Dich einer reizenden Frau vorstellen," flüsterte Oktave, als sie sich dem „orientalischen Winkel", wie er genannt wurde, näherten.

Der lebende Zaun, welcher den Divan von dem andern Theil des Salons schied, theilte sich. Raymond kannte die meisten der Anwesenden. Er grüßte rechts und links und stand im nächsten Moment vor den Damen. Auf dem Divan saß die dunkle Schönheit, Gräfin de la Montagne, welche Jene, die sie nur vom Sehen kannten, zur Anbetung zwang, doch die ihre Anbeter zur Verzweiflung trieb. Die arme Frau kannte am nächsten Tage Keinen von Allen mehr, welche sich vierundzwanzig Stunden vorher in Liebesbetheurungen für sie erschöpften. Sie war stolz aus Vergeßlichkeit, schweigsam aus Dummheit, kalt aus Unverstand.

„Spare Dir die Mühe, ich kenne sie zu gut," sagte Raymond leise zum Herzog.

„Thor, sieh' dorthin!" erwiederte Dieser. Nicht weit von der schönen Dummen saß — war es möglich — Susanne, das Modell.

Ihr lichtes Kleid schimmerte, ihre goldenen Haare schmiegten sich um Stirne, Hals und Schläfen; ihre Wangen waren leicht geröthet, wie sie im hellsten Gesprächsfeuer die Witzworte ihrer Umgebung auffing und erwiederte.

Raymond preßte den Arm des Freundes, eine Frage, die sich nicht zurückdrängen ließ, auf seinen Lippen, doch Oktave zog ihn weiter und rief, das belebte Gespräch unterbrechend:

„Hier, ma cousine, ist Derjenige, von dem ich Ihnen schon oft gesprochen; — mein Freund Raymond de Villefranche, bereit, sich Ihrem Szepter zu unterwerfen."

Ein blitzartiges Aufleuchten des Auges, für Niemanden bemerkbar als für den Grafen, sagte ihm, daß er sich nicht geirrt habe. Aber es blieb keine Zeit, sie anzusprechen, denn sie erhob sich und sagte:

„Sie scherzen, Oktave, nicht Jeder trägt Fesseln willig."

Raymond wollte antworten, doch schon hatte die Unbekannte einige Schritte gemacht, welche sie von ihm entfernten.

„Sie gehen doch nicht!" rief man ihr von allen Seiten zu. Ihr allein folgte die Schaar der Herren, man drängte sich um sie, die arme Gräfin war vergessen.

„Sie wissen doch," antwortete Susanne auf alle Fragen, „daß Melanie heute ihren Geburtstag feiert, ich habe versprochen, hinzukommen; versprochen ist halten!"

Raymond hatte Erbarmen mit der von aller Welt einsam gelassenen Gräfin de la Montagne. Er reichte der dummen Schönheit seinen Arm und führte sie zu dem Sitz der Herzogin, um welchen die Gesellschaft versammelt war. Die Herzogin bedauerte gleichfalls lebhaft, daß ihre liebe Nichte sie schon verlasse, aber sie hoffte, Susanne werde sie in Nizza entschädigen.

„Können Sie zweifeln!" sagte Susanne mit zärtlichem Ausdruck.

„Oktave," wandte sich die Herzogin zu ihrem Sohne, „hast Du Raymond vorgestellt?"

„Ich hatte das Glück," fiel Letzterer ein, „bisher wußte ich nicht, Madame, daß Sie eine so bezaubernde Nichte besäßen."

„Und warum nicht?" sagte lächelnd die Herzogin. „Susanne . . ."

„Pardon, Madame, wenn ich kühn genug bin, Sie zu unterbrechen." Er sprach leise, währenddem die Nichte mit Oktave und den Umstehenden plauderte. „Aber seitdem ich hier bin, spricht Alles von der blonden Dame als Susanne und immer Susanne. Wie heißt sie noch? Wer ist sie?"

„Wer sie ist? Ihr voller Name lautet Louise Susanne Marquise von Chatillon. Sie ist eine der liebenswürdigsten, geistvollsten Frauen unserer Tage," fügte die Herzogin neidlos hinzu.

„Darf ich mir erlauben, die Frau Marquise zum Wagen zu geleiten?" sagte Raymond, einem plötzlichen Impulse folgend, als die Marquise ihre Spitzenmantille über die blonden Haare warf.

„Danke," erwiederte sie kühl. „Oktave wird sich dieses Vorrecht wohl nicht nehmen lassen."

Der junge Herzog stand schon bereit. Lächelnd und grüßend verließ die Marquise von Chatillon an seinem Arm den Salon.

Raymond war wie verzaubert. Sein Gefühl hatte also Recht behalten. Sie war nicht nur eine Frau von ungewöhnlicher Schönheit und Begabung, sie war auch eine Frau von hohem Range; Patrizierblut rann in ihren Adern, Patrizierstolz war ihr Erbtheil, der vornehme Hauch, der sie umgab, war nicht abgelauscht, nicht nachgeahmt; der edle Ton, die noble Geberde, sie waren ihr Eigenthum.

Es hatte ihm gleich so geschienen, als paßte sie nicht zu ihrer Umgebung, wie er sie im Atelier . . .

Himmel, das Atelier! Das Atelier, in dem Adrien sie malte. Kostüm van Dyck, Agnes Sorel! Wie lächerlich hatte er sich benommen, doch wie hatte man ihm mitgespielt! Je mehr er aber über seine Begegnung mit ihr nachdachte, je mehr trat das Lächerliche seiner Rolle zurück und das Sonderbare der Begegnung mit der Marquise hervor. Wieso kam sie zu später Abendstunde allein in das Atelier des Malers? Was war ihr Adrien? Wußte dieser, wer ihm saß? Kannten sie die Leute im Haus? Und sie saß Adrien; sie, die hier im Salon unbestritten herrschte, sie, vor der sich Alle wie vor einer Königin verneigten, sie saß dem wüsten Gesellen. Er konnte ihre Schönheit studiren, Zug für Zug, er konnte sich an dem herrlichen Gesicht ergötzen . . .

Es war kein Porträt, das Adrien von ihr machte, wozu hätte es eines Karl VII. bedurft, sie war sein Modell . . .

Der junge Mann hielt inne, der Schmerz, welchen er bei diesem Gedanken empfand, war nur mit dem machtlosen Zorn zu vergleichen, der ihn gegen die Marquise erfüllte.

Wüßten Die im Salon, was er wußte! Aber im nächsten Augenblick schalt er sich wieder, es war nicht möglich, es konnte nicht möglich sein. Hatte sie nicht den Besuch zur Abendstunde mit dem Verlust des Ringes begründet; zwar, daß Adrien sie malte, mit einem andern Modell zusammen . . .

Vielleicht war sie romantischen Geistes, vielleicht war sie excentrisch . . . Warum litten das Jene, die sie behüten sollten? Was that ihr Mann, währenddem sie im Atelier des Malers saß. Ihr Mann? Er ballte die Faust.

„Wer war ihr Mann?"

„Wessen Mann?" frug die Herzogin.

Raymond stand hinter ihrem Stuhl und hatte die letzten Worte laut wiederholt, ohne es zu wissen.

Das war ein Fingerzeig. Neben seiner alten Freundin stand ein leerer Fauteuil. Der junge Mann ließ sich darauf nieder und die Beiden vertieften sich in ein leises, langes Gespräch.

Als es beendet war, erhob sich Raymond. Sein Gesicht strahlte.

„Also sie ist Wittwe," sagte er, und bei diesen Worten küßte er die Hand der Herzogin.

„Wittwe und freien Herzens," wiederholte Diese.

Er hatte Vieles über die Marquise erfahren, was ihn beglückte, aber noch hatte er eine Frage auf dem Herzen. Doch wagte er sich nicht mit dieser an die Herzogin. Er kannte sie zu gut; er wußte, daß sie strenge auf die Form hielt und um nichts auf der Welt wollte er ihr in dem Augenblick allzu kühn erscheinen, in welchem sie ihn ihrer Hülfe versicherte.

Die Salons hatten sich allmälig geleert, nur noch einige junge Leute, Intime Oktave's, waren geblieben. Die Herzogin zog sich zurück und Raymond durchschritt den Saal, geradewegs auf Oktave zu. Er zog ihn ungestüm in eine Fensternische, und sagte rasch:

„Straße und Nummer des Hotels der Marquise von Chatillon?"

„Wie Du drauf los gehst," erwiederte Oktave verwundert. „Willst Du ihr vielleicht heute noch ein Ständchen bringen?"

„Oktave, ich bitte Dich, ich beschwöre Dich!"

Aber Oktave wurde nur um so kühler.

„Ich wüßte nicht," sagte er, „daß die Marquise Dich aufgefordert hätte, sie zu besuchen."

„Das nicht, doch — ich muß ihr etwas übergeben."

„Du?"

„Ja."

„Was denn?"

„Das ist mein Geheimniß."

„Nun, wie Du willst," sagte Oktave, im Begriff zu gehen.

Raymond hielt ihn zurück.

„Ungläubiger Freund," sagte er, „sie hat hier einen Ring verloren, den ich fand."

„Gib her," erwiederte Oktave lakonisch, gerade so wie Adrien.

Aber Raymond hatte den Ring nicht bei sich. Er fuhr fort, als hätte er die Worte nicht vernommen:

„Es ist ein Rubin. Ein Herz ist darin eingeschnitten, eine Flamme lodert aus demselben empor, als wäre es ihr Altar."

„Den Ring, welchen ihr meine Mutter gab," sagte Oktave erstaunt, „sie hielt unendlich viel darauf."

„Du siehst also . . ." In diesem Augenblick durchfuhr Raymond ein eigenthümlicher Verdacht. Wenn Oktave sie liebte! Seine Mutter schien davon nichts zu ahnen, aber wenn es so wäre! Und warum sollte es nicht so sein? War Oktave weniger jung, weniger reich, weniger vornehm als Villefranche, knüpften nicht ohnehin verwandtschaftliche Bande die Beiden aneinander. War sie nicht begehrenswerth genug, die Liebe anderer Männer zu erwecken? Fühlte nicht sogar Adrien ihren Zauber, der den wilden Mann zu stiller Ehrerbietung zwang? Was war er, daß er sich einbildete, sie zu erringen? Hatte er nicht gestern noch ihr Gefühl beleidigt, ihren Stolz verletzt, ihre Einsamkeit benützt, um sich ihr aufzudringen. Hatte er ihr nicht deutlich gezeigt, wofür er sie hielt. Für eine Frau, welcher er nur dann das Recht sich zu verschenken zugesteht, wenn er selbst dabei nicht leer ausginge.

„Und wenn sie Adrien's Geliebte wäre," sagte er sich bitter, „ist sie nicht frei?" Alle Qualen der Eifersucht stürmten auf ihn ein. Die Selbstanklagen erhoben ihr Haupt und die Liebe wuchs in ihm. Er lehnte sich an den Pfeiler, um nicht zu taumeln.

Oktave sah die Schwäche und verwechselte den Grund.

„Ich wußte nicht, daß Dich eine Weigerung so zornig machen würde."

„Es ist nicht das," erwiederte Raymond, „mich kränkt Dein Mißtrauen. Sage doch, wie wäre es, wenn sie den Ring auf der Straße verloren hätte? Der erste beste Vorübergehende, welcher ihn fände, hätte doch das Recht, denselben bei ihr niederzulegen? Wahrlich, ich verstehe Deine Weigerung nicht. — Warum hast Du mich überhaupt vorgestellt, wenn Du mich nicht würdig erachtest, ihre Schwelle zu betreten? — Oktave," rief er plötzlich — mit einem Male war es helle geworden in ihm — „gestehe es, sie hat es Dir verboten, sie will nicht, daß ich ihre Adresse erfahre; sag', ist es so?"

Oktave lachte.

„Errathen!" sagte er. „Da man mir nicht verboten hat, diesen Befehl auszuplaudern, so magst Du es wissen."

„Gut," erwiederte Raymond, „ich ahnte es; Du siehst, wir kannten uns schon, wenn auch nicht unter unserem Namen."

„Vermuthlich von einem Maskenball," forschte Oktave weiter.

„Gleichviel woher, doch sicher ist, daß ich den Ring gefunden habe, und sicher, daß ich ihn selbst überreichen will, trotz Verbot und Geheimniß."

Er schwieg und sann. Der letzte Rest der Gesellschaft empfahl sich von dem jungen Herzog. Auch Raymond griff zu seinem Hut.

„Auf ein Wort," sagte Oktave; „meine Cousine läßt Dich fragen, wie es Dir in Rheims gefiel?"

Raymond sah den Freund groß an. Dann nahm er die Flucht, ohne ein Wort zu verlieren.

V.

Zwei Tage später, zur üblichen Besuchsstunde, stieg Raymond de Villefranche langsam die Treppe des Hotels hinan, welches die Marquise bewohnte. Die letzten achtundvierzig Stunden hatte er zu nichts Anderem benützt, als ihren Wohnort auszukundschaften. Er fand dieß schwerer, als er hoffte; denn einmal galt es, keinen Verdacht zu erregen, und zweitens die Dame nicht zu kompromittiren. Zwar war es leicht, das Gespräch auf die blonde Marquise zu lenken, aber Villefranche merkte bald, daß man sie wenig kannte, und daß keiner seiner Freunde sich rühmen durfte, in ihrem Hause empfangen zu werden.

Man sah sie wohl im Theater, sonst aber lebte sie ziemlich zurückgezogen. Doch rühmten Jene, die sie in Gesellschaft trafen, ihren funkensprühenden Witz und ihre liebenswürdige Anmuth. „Ich Thor," sagte sich Raymond, „wenn es anders wäre, wenn sie mehr in der großen Welt lebte, müßte ich sie nicht schon längst kennen? Hat denn die Herzogin nicht erzählt, sie sei erst seit drei Monaten bleibend in Paris?"

Den Marquis von Chatillon kannte man besser als seine Frau, trotzdem er schon zwei Jahre todt war. Er hatte stets in Paris gelebt, und wie gelebt! Jetzt erinnerte sich Raymond, daß er ihn ein-, zweimal gesehen hatte. Er war in einem Duell gefallen, welches er wegen einer Schauspielerin fünften Ranges einging.

Das erfuhr Raymond an diesem Morgen. Er erfuhr es mit allen Einzelheiten, die in dem Gedächtniß des Erzählers — einem langen, mageren Kavallerieoffizier — einen unvertilgbaren Eindruck gemacht hatten.

Dieser schloß seinen Bericht mit den Worten: „Wir brachten ihn schwer verwundet in sein Haus Rue St. Honoré, und ehe die Marquise ankam, welche der Haushofmeister telegraphisch verständigte, war er todt. Bis zu seiner Sterbestunde wußten wir nicht, daß er verheirathet sei. Aber, was Teufel, interessiren Sie sich so für den todten Marquis und die lebende Marquise?"

„Nicht im geringsten," sagte Raymond, „nur wollte mir die Herzogin von Menilly nie Aufklärung über den Tod des Marquis geben. Er war ihr Neffe."

„So, so," schnarrte der Offizier, „das greift sie wahrscheinlich an. Man sagt, sie habe die Heirath zwischen ihrem Neffen und Fräulein von Banliene gemacht."

Der Offizier erzählte gerne von Abenteuern, in denen er eine Rolle gespielt. Mitunter lebten Rolle und Abenteuer bloß in seiner Phantasie, dießmal war aber beides Wirklichkeit. An dem nebligen Dezembermorgen fand er in den vereinsamten Klubzimmern einen sehr aufmerksamen Zuhörer an Raymond, und er nützte diesen Glücksfall bis auf den Grund aus.

Als sich die Beiden trennten, war ein Jeder zufrieden. Der Kavallerieoffizier hatte einen neuen Bewunderer seiner Heldenthaten und Villefranche besaß die Adresse der Marquise. —

Im Vestibül kein Laut und wie Raymond vermuthete auch keine Seele. Die Stille hob nicht seine Zuversicht.

Seltsam! Der Feige ist in der Einsamkeit noch feiger und sogar der Muthige hört in der Stille um sich her das Schlagen seines Herzens, es ist, als wüchse in dem schweigenden Nahen der Ausführung unseres Vorhabens der Zweifel am Gelingen, den Abendschatten zu vergleichen, die gigantisch werden, wenn die Sonne sich dem Ziel ihres Tagewerks nähert.

Dreierlei hatte Raymond vor: den Eindruck seines ersten Zusammentreffens mit der Marquise zu verwischen, — die Erklärung ihrer oftmaligen Anwesenheit im Atelier zu erhalten, — und sich den Weg zu ihr in Zukunft zu bahnen.

Noch immer stand er im teppichbelegten Vestibül. Zwei Vorhänge bedeckten zwei Eingänge, welchen Weg sollte er nehmen? Endlich schob sich die eine Draperie beiseite, ein alter Diener erschien. Raymond übergab ihm seine Karte, doch zögerte der Diener eine Sekunde lang, bevor er ging.

In wenigen Augenblicken kam er zurück, die Karte Raymond's in der Hand.

„Madame empfängt den Herrn Grafen nicht," sagte er, dabei sah er ihn mit einem Ausdruck an, der deutlich meinte: Was hindert mich, Sie die Treppe hinabzuschmeißen?

Dem jungen Mann stieg die Röthe auf die Stirn. Aber hier konnten nur Beharrlichkeit und eigensinnige Ausdauer siegen. Er griff in die Tasche und holte ein Goldstück hervor.

„Madame irrt sich gewiß im Namen, hier, gehen Sie, mein Braver, sagen Sie der Frau Marquise, daß ich ihr einen Ring überbringe, welchen sie vor wenigen Tagen verloren hat."

Der Diener rührte sich nicht. Da holte Raymond ein zweites Goldstück hervor. Madame hat gute Wächter, dachte er, sie sind nicht durch Wenig zu gewinnen.

Dießmal schwankte der Alte.

„Aber ich versichere, Herr Graf, Madame la Marquise wird sehr unwillig sein, sehr unzufrieden mit mir."

„Versuchen Sie es nur noch einmal. Wenn die Frau Marquise hören wird, um was es sich handelt, so wird sie nicht böse sein. Weit entfernt davon, sie wird sich darüber freuen."

Achselzuckend verschwand der Diener auf's Neue.

Einige Minuten darnach — Raymond schien es eine endlose Zeit — hielt er den Vorhang schweigend empor; der Graf schritt über einen Korridor; nicht der leiseste Schall seiner Tritte hallte in dem Raum.

Der Diener geleitete ihn in einen kleinen Salon, winkte auf die nächste Thür und nachdem die schwere Portière hinter Villefranche zurückgefallen war, stand er in Gegenwart Susanne's.

Er konnte sich nicht gleich Rechenschaft geben, wie das Gemach aussah. Nur an den Wohlgerüchen, welche es durchzogen, wußte er, daß viele Blumen es schmückten, sonst fühlte er nur eins: Susanne war da.

Sie stand aufrecht in der Mitte des Zimmers, die Arme verschränkt, als wäre sie zum Kampf bereit. Ihr Gesicht zeigte den Ausdruck hochmüthigen Stolzes, noch mehr aber lag dieser in der Haltung des Kopfes, welcher, hoch erhoben, in den Nacken zurückgebeugt war. Alles an ihr war Ruhe, nur die feinen Nasenflügel zuckten. In dem dunklen Atlaßkleide sah sie noch schlanker aus als sonst, und die Bewunderung dieser klaren Schönheit, mehr noch als die feindliche Stellung und der unfreundliche Empfang hemmten die Schritte Raymond's, so daß er ehrfurchtsvoll bei dem Eingange stehen blieb. Einige Sekunden lang sprach Keines von Beiden, doch endlich fühlte der Graf, es sei an ihm, die Stille zu unterbrechen.

„Entschuldigen Sie, Madame, wenn ich trotz Ihres Verbots hier eindringe. Glauben Sie mir, ich hätte es nie gewagt, Ihren gerechten Unwillen auf diese Weise zu erregen, trüge ich nicht einen Talisman bei mir, welcher die Wogen Ihres Unmuths glätten dürfte."

„O mein Herr, es ist mir nur zu gut bekannt, mit welcher Beharrlichkeit Sie in fremde Wohnungen eindringen," sagte sie mit einem feindlichen Blick.

Er biß sich in die Lippen und verbeugte sich.

„Ich habe das verdient — aber trotzdem scheint die Strafe hart. Seien Sie überzeugt, daß nur der Wunsch mich herführte, Ihnen Ihr Kleinod einzuhändigen."

Indem zog er den Ring aus der Tasche, legte ihn auf ein Tischchen in der Nähe und wollte sich entfernen. Doch kaum hatte die Marquise den Ring erblickt, als sich ihr Gesicht belebte, die verschränkten Arme lösten sich; mit einem freudigen Ausruf eilte sie auf das Tischchen zu und steckte den Ring an den Finger.

„Bleiben Sie, Herr Graf," sagte sie rasch und wies auf einen Fauteuil. Sie selbst ließ sich ihm gegenüber in der Sophaecke nieder. Ihre linke Hand spielte mit dem Ringe, in den durchsichtigen Zügen kämpfte es, endlich löste sich das Wort von der Zunge. Sie sah Raymond voll an und sagte erröthend:

„Ich fühle, daß ich Ihnen eine kleine Genugthuung schuldig bin, nur muß ich, um mein Vergehen zu erklären, rücksichtslos offenherzig sein. Ich gehöre zu Jenen, welche eben durch ihre Offenherzigkeit mißtrauisch geworden sind. Man findet schließlich, wie schlecht das wahre Wort angeschrieben ist, so daß man schweigsam, verschlossen, mißtrauisch wird, um nicht — lügen zu müssen. Doch heute muß ich wieder in meine alte Gewohnheit verfallen und rücksichtslos offenherzig sein — würde ich nur nicht fürchten, Sie zu verletzen!"

„Fürchten Sie nichts dergleichen, Madame," antwortete Raymond, Bewunderung und Anbetung im Blick, „diese Angst genügt, mich für alles Kommende zu entschädigen, sagt sie mir doch, daß Sie es nicht gern thun und nicht in böser Absicht."

„Nun denn, vor Allem entschuldigen Sie meine Worte von vorhin. Wissen Sie, ich glaubte es nicht, daß Sie wirklich meinen Ring gefunden hätten."

„Ah, das ist stark!" rief Villefranche.

„Nicht wahr? Aber ich hatte Ursache, es nicht zu glauben. Ich erinnerte mich, wie Sie zu Adrien gekommen sind, unter dem Vorwande, sein Freund zu sein."

„Sie haben Recht," erwiederte er. „Aber ich hoffte auf größere Nachsicht; nur der Zauber Ihrer Schönheit,

nur der Wohllaut Ihres Lachens sind die wahren Schuldigen, welche mich in das Atelier zogen. Warum wollten Sie mich ein zweites Mal strafen? Hatten Sie mir nicht genug mitgespielt am nächsten Tage?"

Ein muthwilliges Lächeln glitt über ihre Züge.

„Wer hieß Sie wiederkommen?"

„Der Wunsch, Sie zu sehen und dann — war es nicht eine Probe?"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich sehr mißtrauisch bin, und was die Probe betrifft, so war es eigentlich eine Tollheit, die mir durch den Kopf fuhr. Erzählen Sie mir lieber, wo und wie Sie meinen Ring fanden?"

Raymond erzählte. Als er geendet hatte, sagte er: „Nun weiß ich auch, von wem der Ring kommt und bitte Ihnen meinen wahnsinnigen Verdacht ab, Adrien könnte Ihnen denselben geschenkt haben. Darf ich nun meinen Finderlohn beanspruchen? Sie sehen, Frau Marquise, ich bin nicht so uneigennützig, um Ihnen Ursache zum Mißtrauen zu geben."

„Den Finderlohn kann ich nicht verweigern, — lassen Sie hören, was Sie fordern."

„Die Antwort auf zwei Fragen," fuhr Raymond kühn fort.

„Und die sind?"

„Erstens, wann gab Ihnen die Herzogin den Ring?"

„Als ich sie, sechs Monate nach meiner Verheirathung, besuchte."

„Sollten die Worte ein Rath für das Leben sein?"

„Ich denke es, denn ich bedurfte damals sehr guten Rathes und treuer Freundschaft." Sie seufzte und wie ein Schleier legte sich der Ernst über ihr Gesicht. Der Graf schwieg so lange, daß die Marquise ihn aus seinem Nachsinnen aufscheuchen mußte. „Was will Ihre zweite Frage, Herr von Villefranche?"

Er fuhr mit der Hand langsam über seinen Bart. Wie sollte er die Frage stellen? Er war auf dem besten Wege, den Widerstand zu lösen, welchen Susanne ihm entgegen brachte, wie sollte er die Worte einrichten, um sie nicht zu beleidigen?

„Ich warte, mein Herr," sagte sie, ihn mit neugierigem Blick betrachtend.

„Es ist nun an mir die Reihe, Sie zu bitten, das Kommende möge Sie nicht verletzen."

„Wieso? Ich hoffe doch nicht?" Dabei zog sie sich in die Sophaecke zurück.

„Sehen Sie mich nicht so stolz an, Madame, fürchten Sie nichts. Alles, was ich wissen möchte, ist eine Aufklärung darüber, warum Sie die geselligen Freuden fliehen und im Atelier Herrn Adrien's so gerne weilen, warum Sie sich Ihren Bewunderern aus der vornehmen Welt, aus der besten Gesellschaft entziehen und einem Maler, nicht vom besten Rufe, gönnen, Sie in den verschiedensten Stellungen und Kostümen zu

Altdeutsche Trinkstube. Komponirt und nach dem Leben photographirt von Otto van Bosch in Frankfurt a. M. (S. 674.)

porträtiren? Glauben Sie nicht, daß ich so engherzig bin, Künstler nicht zur vornehmen Welt des Geistes, nicht zur besten Gesellschaft zu zählen, aber für eine Frau von Ihrer Stellung und von Ihren Grundsätzen ist gerade Adrien, von dessen Streichen Männer nur leise sprechen, kein Umgang."

„O, das ist es? Ich hätte es denken können. Sie stellen ja ein ganzes Verhör mit mir an, doch es sei. Also erstens — Adrien malt mich nicht . . ."

„Wie? Ich habe doch selbst gesehen . . ."

„Einen Scherz, mein Herr, sonst nichts. Ich bin es, die malt. Ich bin Adrien's Schülerin. Das Bild, welches Sie über dem Kamin gesehen haben, ist mein Selbstporträt. Die Gruppe auf dem historischen Bilde zeichnete ich und gab der Frauengestalt nach meinem Bild die Züge. Karl VII. fanden Sie selbst noch ohne Anstiz. Um den Spaß durchzuführen, hat Adrien Sie an dem bewußten Vormittag porträtirt. Niemand von meinen Bekannten weiß, daß ich der Kunst täglich einige Stunden im Atelier Adrien's widme. Was Sie mir über die Persönlichkeit des Malers sagen, über seinen Charakter, ist mir neu; ich fand ihn stets ehrerbietig, zartfühlend und voll Respekt. Uebrigens," schloß sie, indem sie stolz den Kopf hob, „hätte ich ihn auch mit Ihren Augen gesehen, es hätte mich nicht abgeschreckt. Seine Bilder, seine Methode zogen mich an, und ich glaube wohl, ich hätte ihn immer in Entfernung halten können. Die Beschützten sind nicht die Starken, und die Reinheit einer Frau ist ihr stärkster Schutz."

Sie schwieg und Raymond blieb stumm. Was hätte er auch darauf sagen können? Nichts, als daß er eine klägliche Rolle gespielt hatte und daß er den leisen Vorwurf in ihren Worten verdiente. Adrien, der sonst Zügellose, hatte sich ihr gegenüber nichts vorzuwerfen, währenddem er selbst Vieles gegeben hätte, wenn sein Benehmen ein anderes gewesen wäre.

„Nicht wahr," unterbrach die Marquise seinen nichts weniger als schmeichelhaften Gedankengang, „Sie hielten mich für ein Modell, deßhalb boten Sie mir Ersatz . . ."

„Gnade, Madame, Gnade!" rief Villefranche in höchster Verlegenheit.

„Bitte, haben Sie den Muth Ihrer Gedanken; wären Sie mir gefolgt, wenn Sie gewußt hätten, wer ich bin?"

„Und doch sind nur Sie die Urheberin meiner Kühnheit gewesen; warum lachten Sie so berauschend, so empörend, so verlockend?"

„Und warum traten Sie mitten in der Straße wüthend auf einem Stückchen Papier herum, das Ihnen gewiß nichts gethan hatte?"

„Sie irren, Madame, der Brief hat meine Eitelkeit verletzt."

„O, dann allerdings, das ist etwas, was ein Mann nie verschmerzt. Doch Frage um Frage. Von wem war dieser Brief?"

„Von einer Person, welche ich Ihnen nicht nennen will."

„Doch jedenfalls von einer Frau? Beleidigungen, Kränkungen von anderer Seite pflegt man anders abzumachen."

Er schwieg.

„Und," fuhr sie fort, „können Sie mir sagen, wieso es kommt, daß ein Wesen uns verletzen kann, welches

Originalzeichnung von Erdmann Wagner.

wir so gering achten, um seinen Namen nicht einmal nennen zu wollen?"

„Wie es kommt? Das läßt sich erklären. Uns ärgert eine Vernachlässigung, ein Aufgeben von dieser Seite ebenso sehr, als wenn wir unser bestes Rennpferd einem Andern überlassen müssen; gerade so, als wenn unser bester Freund beim Ankauf einer kostbaren Waffe uns zuvorkommt. Der Verdruß ist gering, aber wir neiden dem Andern einen Besitz, der uns selbst zu Vielbeneideten macht. Der Neid ist eine Auszeichnung, wie eine andere, und jede Unterscheidung von unseren Mitmenschen thut uns wohl in dieser nivellirenden Zeit."

„Und worin liegt die Anziehungskraft solcher Wesen, daß Männer von Werth um ihren Besitz streiten?"

„In der Unbeständigkeit, Frau Marquise. Die Unbeständigkeit nicht zu fesseln — nein, zu ketten, das ist unser Verdienst, die Ungewißheit, auf wie lange, das ist ihre Macht!"

Eine leichte Wolke flog über ihre Augen, dann erhob sie sich und sagte:

„Ich sehe, es ist immer dasselbe."

Raymond grübelte nicht über den Sinn ihrer Worte. Er wußte nur eines: sie deutete ihm, zu gehen. Nach und nach war er in alle Einzelheiten des Gemachs eingedrungen, er fühlte die vornehme Einfachheit der Ausstattung, der Duft der Blumen, die Wahl der Albums auf den Tischen, die Bilder an den Wänden, die zahllosen Kunstgegenstände, welche den Raum verschönten, Alles ergänzte ihm die Richtung der Marquise. Sie war in Allem und Jedem, fein und geschmackvoll, vornehm und liebenswürdig, schalkhaft und bewundernswerth klug. Dabei lag über ihrem Wesen etwas Kindliches. Kein Wunder, daß dem Grafen die Minuten verflogen und daß er immer mehr und mehr gefangen wurde in dem goldenen Netzwerk der Liebe. Schwer fiel es ihm auf's Herz, daß er gehen sollte, gehen, ohne eine Sylbe von dem zu erwähnen, was ihn beinahe erdrückte. Doch der erste Schritt war geschehen, warum sollten die weiteren nicht folgen?

„Darf ich bald nachfragen, ob die Frau Marquise ihr Bild vollendet hat?" sagte er. „Oder besser noch: darf ich mich wieder als Modell im Atelier einfinden?"

„Nein, nein," rief sie lachend, „ich erlasse Ihnen das Weitere. Uebrigens" — ein leichtes Roth färbte ihre Wangen — „ich verreise in einigen Tagen."

„Wie, Sie verreisen? Verläßt denn Alles Paris, was würdig wäre, es zu schmücken! Sie selbst, Madame, die Herzogin, Adrien . . ."

„Adrien verreist?"

„So sagte er mir."

„O, ich verstehe," sagte sie leise.

„Und ist der Winter darnach angethan," fuhr Raymond fort, „Reisen zu unternehmen?"

„Ein guter Pelz schützt vortrefflich."

„Allerdings, doch so meinte ich es nicht. Im Winter gleichen die schönsten Gegenden einander, die weiße Decke ist ein wahrer Zerstörer der Unterschiede, ein wahrhafter Demokrat. Keine Eigenthümlichkeiten, kein schönes Spiel von Licht und Schatten, keine Schluchten, keine Farben, kein Leben, kein Glanz, keine Pracht, Alles gleich schweigsam, gleich kalt, gleich weiß — —"

Er vergaß, wie er selbst gestern erst im Anblick des kalten, schweigsamen weißen Winters geschwelgt hatte.

„Ihre Schilderung trifft nicht für den Süden zu."

„Sie gehen nach Italien?"

„Ich reise nach Nizza zur Herzogin. Ich versprach es ihr. Oktave hat eine allerliebste Yacht aus England kommen lassen, wir wollen zusammen die Küsten befahren."

Oktave — Yacht — — es flimmerte vor den Augen des jungen Mannes.

„Und wie lange gedenken Sie in Nizza zu bleiben?"

„O, sehr lange. Nachher gehe ich gleich auf meine Güter. Doch nun, Herr von Villefranche, leben Sie wohl und nehmen Sie nochmals meinen besten Dank für den gefundenen Ring."

Sie bot ihm ihre schöne Hand, an welcher der Rubin glänzte. Er drückte einen zitternden Kuß auf die zarten Finger und wollte sich schweigend entfernen. Doch plötzlich wallte es auf in ihm. Hatte ihn die Berührung mit ihrer Hand elektrisirt, gab ihm die Gewißheit des Abschieds Muth, oder war der Gedanke an Oktave die Ursache der nervösen Waghalsigkeit, welche sich seiner bemächtigte? Genug, er ging nicht; er ließ die Hand, welche er hielt, nicht los, ja, als könnte sie ihm Jemand rauben, behielt er sie noch in der seinen.

Er sah nicht den Ausdruck des Unwillens im Antlitz der Marquise, den stolzen Blick, womit sie ihn maß, noch die Ungeduld, mit welcher sie wartete, daß er sie frei gebe. Er heftete die Augen auf den Ring und sprach heftig, leidenschaftlich:

„Ich kann so nicht gehen, es hieße Sie und mich betrügen. Wissen Sie es noch nicht, so will ich es Ihnen jetzt gestehen. Ich hätte mir auch ohne jenen nichtigen Vorwand den Weg zu Ihnen gebahnt, ich hätte ihn gefunden, wären auch Hunderte von Meilen zwischen uns gewesen. Denn ich liebe Sie, Susanne, ich liebe Sie seit dem Augenblick, da Ihr Lachen an mein Ohr gedrungen. Wie eine Offenbarung hat es mich durchschauert: dort ist ein reines Herz, dort ist, was allein das Leben werth macht und verschönt, dort ist deine Seligkeit, so rief es mir mit Flammenworten zu. Und ich folgte. Ich eilte den Tönen nach. Ich war ein leichtsinniger Mensch. Seit jenem Augenblick bin ich verwandelt, gereinigt, geläutert. Ich denke nichts, ich sehe nichts als Susanne, wachend und träumend glaube ich Ihre Stimme zu vernehmen und ich fasse den Gedanken eines Abschieds nicht.

„Ich habe nichts gethan, um Ihre Liebe zu erringen," fuhr Raymond erregt fort, „ich habe mich lächerlich, unwürdig gezeigt; ich habe Sie erzürnt, gelangweilt; durch einen niederen Gedanken vielleicht beleidigt. — Ich fühle das Alles. Und Sie ermessen, wie groß mein Vertrauen in Ihre Güte, meine Hochachtung, meine Verehrung für Sie ist, wenn ich trotz alledem nicht davonschleiche, sondern hier vor Ihnen stehe und Sie frage: wird es mir vergönnt sein, durch ein ganzes Leben voll Treue, Liebe und Zärtlichkeit zu beweisen, wie sehr ich meinen Fehler berene? O Susanne, wie liebe ich Sie!"

Er hielt inne und wartete auf eine Antwort. Als diese nicht kam, ließ er ihre Hand aus der seinigen gleiten und wollte gehen.

„Hören Sie mich, Herr von Villefranche," sagte Susanne zögernd, aber im Verlauf ihrer Antwort belebte sich ihre Stimme; „ich bin nicht unempfindlich für die Worte, welche ich soeben vernahm. Allein sie ähneln zu sehr solchen, die ich dereinst — schon vor Jahren — vernommen. Das ist weder ein Tadel, noch ein Vorwurf. Derjenige, welcher ähnlich zu mir sprach, war in dem Augenblick gewiß ebenso aufrichtig wie Sie es sind. Damals war ich jung und ohne Erfahrung, heute weiß ich, daß nichts mehr täuscht, als ein leicht erregbares Blut, als ein rasch empfindendes Herz. Zu seiner Ehre sei es gesagt, denn es täuscht nicht allein die Anderen, es täuscht sich selbst in Allem, was es bewegt. Ich bin in meiner ersten Ehe viel zu unglücklich gewesen, um die Erfahrungen zu unterschätzen, welche mir als einziges Gut daraus geblieben sind. — Ich denke jetzt nicht daran, mich ein zweites Mal zu verehelichen. Sollte dieß dennoch späterhin geschehen, so gelobe ich mir, nur demjenigen Mann meine Hand zu reichen, der so wenig an den Umgang mit Frauen zweideutigen Rufes gewöhnt ist — so wenig, daß er nicht jede Frau, die allein ausgeht, für das hält, was er von ihr wünscht — um sie zu besitzen — für käuflich."

Damit verneigte sie sich und verschwand hinter der Portière, welche in die inneren Gemächer führte.

Raymond aber kehrte traurig in seine Wohnung zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Syrierin.

(Hiezu das Bild S. 669.)

Die orientalische Frauenschönheit wird auf uns Nordländer stets eine wunderbare Anziehungskraft ausüben, wie das Farbentiefe, Glänzende, in üppiger Naturkraft Sprossende des Südens überhaupt. Die südliche Frauenschönheit ist der Ausdruck einer heißeren Sonne, einer glücklicheren, naiveren Existenz, in welcher Alles, was die Natur dem Weibe gegeben, in blühenderem Grade als im Norden zum Ausdruck kommt. Freilich malt unsere Phantasie hier mit dichterischen Farben. Das Fremdartige muß die seelischen Mängel dieser Schönheit decken, denn wie die Früchte des Südens, je prächtiger entwickelt sie sind, um so mehr des Aromas entbehren, so ist es auch bei den Schönheiten südlicher Himmelsstriche. Es mangelt Geist und Gemüthstiefe, und wenn der Reiz, den das Südliche und Fremdartige hervorgebracht, sich verliert, scheinen uns diese schönen, glücklichen Geschöpfe keineswegs mit unseren weniger frappirenden und beranschenden Frauen den Vergleich aushalten zu können. Unter allen Völkerschaften Asiens nehmen die Frauen arabischer Abstammung den höchsten Rang hinsichtlich ihrer edlen Formenbildung ein. Sie haben, wie unsere syrische Schönheit hier zeigt, ein etwas dunkel angehauchtes und scharfgeschnittenes Gesicht, die Stirn ist nicht hoch, aber fein, die Augenbrauen, schmal und scharf gezeichnet, erheben sich wenig über dem Auge, dieses aber ist groß, mandelförmig geschnitten, sehr dunkel, von verschleiertem Glanz, dem die etwas schweren Augenlider einen seltsam fremdartig berückenden Zauber verleihen; die gebogene Nase und der geschweift geschnittene, nicht zu kleine Mund sprechen von Leidenschaft, der ja die Frauen der Beduinen zum Beispiel in hohem Grade fähig. Von Gestalt sind die Syrierinnen wie ihre nomadischen Schwestern schlank, geschmeidig, kraftvoll, an Gazelle und Tiger zugleich erinnernd, — mit einem Wort, die Schönheit der Syrierinnen hat etwas Heroisches, das an merkwürdige, großartig leidenschaftliche Frauengestalten des Alten Testaments mahnt. Erhöht wird die Schönheit der Syrierin durch ihre Tracht, die den faltigen Weiberrock verschmäht und den Oberkörper zwanglos und phantastisch umgibt; das Stirnband mit Gold- und Silbermünzen verdeckt sehr geschickt die Grenzen einer gar zu kleinen Stirn. — Ch. L. Müller, der eine besondere Begabung hat, nationale Schönheiten zu malen, hat uns auch in dieser Syrierin eine poesievolle, charakteristische Schönheit jenes Landes, das der Jordan durchfließt, glänzend und geistvoll auf die Tafel gezaubert. R.-B.

Photographie und Kunst.

Altdeutsche Trinkstube.

(Hiezu das Bild S. 672.)

So enorme Fortschritte die Photographie in technischer Hinsicht und in wissenschaftlicher Anwendung auch in den jüngsten Jahrzehnten gemacht haben mag, so sind doch ihre Beziehungen zur Kunst, abgesehen von trefflichen photographischen Reproduktionen der Gemälde alter und neuer Meister, nicht in dem Grade gepflegt worden, wie man solches bei der naheliegenden Verwerthung derselben in erwähnter Richtung erwarten konnte. Diesem Umstand vornehmlich ist es zuzuschreiben, daß der photographische Stand bis jetzt sich nicht zu dem Ansehen einer Künstlergilde emporschwingen konnte. Der Photograph gilt nicht nur in den Augen des Künstlers, sondern auch in dem Begriffe des Publikums als ein Handwerker, welcher die Naturkräfte zwingt, ihm in mechanisch-automatischer Weise zur Schöpfung seiner Werke dienlich zu sein. Der Unterschied der Arbeit des Porträtmalers und derjenigen des Photographen beruhte seither vornehmlich darin, daß Ersterer mit Hülfe seines sichtenden Geistes dem durch Stift und Pinsel auf der Leinwand zu entwerfenden Originale die günstigste Seite ablauscht, um durch mehr oder weniger geniale Geschicklichkeit dem Porträt dasjenige ab- und zuzugeben weiß, was die Natur dem zu Porträtirenden zu viel verliehen oder versagt hat, und alles das mit möglichstem Erreichen der Porträtähnlichkeit. Licht und Schatten, an geeigneter Stelle angewandt, zaubert er aus seinem unerschöpflichen Pinsel auf die nackte Fläche. Der Photograph dagegen, von der Naturkraft abhängig, ist in der Meinung des Publikums nur der mechanische Leiter der Lichtstrahlen; gute Objektive, die er sich käuflich erwirbt und die nicht sein Verdienst sind, sowie ein helles Atelier sind nach der Meinung seiner Besucher Alles, was er nöthig hat.

So war es allerdings bis vor mehreren Jahren und ist es heute noch bei den meisten Lichtbildkünstlern. Vergleichen wir aber die Resultate guter Firmen mit den Leistungen aus früheren Jahren, so können wir uns nicht verhehlen, daß auch in der künstlerischen Auffassung der hervorragenden Photographen vom Fach ein bedeutender Umschwung zum Besseren erzielt worden ist, und daß man jetzt nicht mehr mit einem photographischen Handwerker, sondern mit einem wirklichen photographischen Künstler zu rechnen hat. Die Kunst beruht, abgesehen von den Fortschritten der chemischen und technischen Anwendungen, welche der Photograph von dem Wissenschaftsmann erborgt, in der künstlerischen Auffassung der Position, vornehmlich aber in der Art und Weise der Beleuchtung des aufzunehmenden Originals. Der künstlerisch denkende Photograph bemüht sich in neuerer Zeit, bei seinen Aufnahmen die Anschauungen hervorragender Männer auf dem Gebiete der Malerei aus der alten und neuen Schule zu verwerthen, und hat man es in dieser Richtung durch Nachahmung der Porträtgruppen und Beleuchtungsauffassung eines Rembrandt, eines van der Helst, eines van Dyk in der That zu bedeutenden Resultaten gebracht. Die sogenannten Rembrandt-Effekte, welche in der dunklen Haltung der seitlichen Gesichtsflächen und in einem mäßigen, allmäligen Uebergange von Licht und Schatten bis zur Vorderkante der Physiognomieen beruhen, woselbst der höchste Lichteffekt dem Bilde einen eigenthümlichen Reiz verleiht, werden heute von vielen Photographen trefflich erreicht und bieten den auf diese Weise angefertigten Bildnissen eine Fülle von Beleuchtungseffekten, wie der geschickteste Maler sie nicht besser zu erreichen vermag.

Unter günstigen Umständen ist die Photographie im Stande, neben der richtigen Verwendung von Licht und Schatten auch durch die Komposition der das Original heraushebenden Umgebung ein wahres künstlerisches Bild zu schaffen. Kommt nun noch dazu, daß man die Kostümkunde als Unterstützungsmittel zur Schöpfung eines abgerundeten photographischen Bildes herbeizieht, so kann man in der That sagen, daß die photographische Kunst auf den Standpunkt gelangen kann, ein wirkliches, allen Anforderungen eines durchdachten Genrebildes entsprechendes Gemälde zu schaffen.

Einen Beweis, wie leistungsfähig die photographische Kunst in der Hand eines von wahrem künstlerischem Interesse beseelten Photographen ist, gibt uns unsere photographisch auf Holz übertragene und dann in Holzschnitt ausgeführte Abbildung, welche der rühmlichst bekannte Hofphotograph Herr O. van Bosch zu Frankfurt a. M. komponirt und photographirt hat. Derartige Aufnahmen lassen sich nicht in jedem Atelier darstellen, denn nicht nur die geeignete Umgebung, sondern vornehmlich Einrichtungen sind dazu nothwendig, welche den Grundlehren der Optik entsprechende und auszuführende Lichteffekte gestatten. Herr van Bosch hat neben seinem für feinere Porträtaufnahmen bestimmten Atelier, um der künstlerischen Seite der Photographie mehr Eingang und Anerkennung zu verschaffen, ein besonderes und höchst sehenswerthes Kunstgebäude in der Nähe des zoologischen Gartens zu Frankfurt a. M. mit großen Opfern erbauen lassen, welches zur Schöpfung solcher Kunstwerke bestimmt ist. Das betreffende Gebäude, in altdeutschem Styl erbaut, ist mit einem riesenhaften Glassaale versehen, der sich besonders durch Höhe und Lichtstärke

auszeichnet, wodurch es dem Künstler vergönnt ist, die Lichtstrahlen je nach der nöthigen künstlerischen Auffassung zu seinen wesentlichsten Dienern zu machen. Neben der Einwirkung des Lichtes ist es auch die künstlerische Ausstattung selbst, welche die Aufnahme von Genrebildern in gedachter Weise ermöglicht, und ist die in unserer Abbildung ersichtliche Umgebung der Personen — die sogenannte Staffage des Bildes — eine natürliche Wiedergabe des gleichsam in eine theatralische Schaubühne umgewandelten Ateliers selbst.

Unser Bild stellt eine altdeutsche Trinkstube dar. Die lebhafte Szene führt uns vier Wallenstein'sche Offiziere vor, von denen zwei mit Würfelspiel sich unterhalten, während die beiden anderen dem Humpen wacker zusprechen. Das hübsche Schenkmädchen rechnet dem Wirthe die Zehrung der Gesellen vor, welch' Letzterer mit behaglichem Schmunzeln die nicht unbedeutende Zeche auf die Kreide nimmt.

Möge diese Art der Verwendung photographischer Kunst nach dem Vorbilde des Künstlers, welcher nun solche in die praktische Photographie eingeführt hat, viele Nachahmer und Verehrer finden. Bis jetzt meinen die meisten Photographen Alles gethan zu haben, wenn sie ihr Modell günstig beleuchtet, scharf auf der Visirscheibe des Apparates eingestellt und mit Hülfe der Natur auf die Platte festgebannt haben. Alles übrige Bemühen überlassen sie der Sonne und ihren Chemikalien. Ebensowenig wie es zur musikalischen Künstlerschaft genügt, nur die Tasten eines Klavieres, in welchem die Töne schlummern, nach Vorschrift der Noten anzuschlagen, um ein musikalisches Gemälde dem lauschenden Ohre zu bieten, ebensowenig entspricht es den heutigen Anforderungen, die photographische Aufnahmemaschine einfach in Gang zu setzen und mit ihr der Natur die Bilder zu entlocken. Mit genialem Sinne muß auch diese Kunst sich paaren, sonst bleibt sie nur eine trockene Technik und verfehlt ihre künstlerischen Ziele!

Eine amerikanische Prinzessin.

Von

Udo Brachvogel.

Eine amerikanische Prinzessin! In dem Wort liegt ein Widerspruch, wenn nicht gar eine Art Verrath. Und doch schließt es eine unantastbare Thatsache in sich. Eine Thatsache, die nicht nur für alle Zeiten durch die Geschichte aufrecht erhalten werden wird, sondern die auch durch volle vier Fünftel eines vierundneunzigjährigen Lebens von Derjenigen aufrecht erhalten wurde, welche während dieser Zeit — man weiß nicht recht was — die Trägerin oder das Opfer dieser eigenthümlichen Würde war.

Ein vierundneunzigjähriges Frauenleben! Es war in den Mittagsstunden des 4. April, daß dieses selbst über den höchsten Psalmistenpreis hinausreichende Dasein seinen Abschluß fand. Das romantische Drama aber, welches seit Beginn dieses Jahrhunderts seinen Hauptinhalt bildete und dessen Theilnehmer nun sämmtlich nach dem unentdeckten Lande, von dessen Ufern kein Wanderer wiederkehrt, versammelt sind, ist mit dem Tode seiner Heldin vor der Gegenwart in neuer Frische und neuen Antheil heischend emporgestiegen.

„Madame Elisabeth Patterson-Bonaparte," so meldete an dem genannten Tage der Telegraph von Baltimore aus über die ganze Union, „starb um ein Uhr dreißig Minuten nach einer Krankheit von mehreren Wochen. Seit drei Tagen war sie bewußtlos und wurde nur durch die Verabreichung stimulirender Mittel am Leben erhalten. An ihrem Sterbebette befanden sich ihre Enkel, Oberst Jerome Napoleon und Charles Joseph Bonaparte. Madame Bonaparte hinterläßt einen auf anderthalb Millionen Dollars geschätzten Besitz."

Um dieses Telegramm und die darin erscheinenden Namen ganz zu verstehen, haben wir sechsundsiebenzig Jahre zurückzugehen. Europa und Amerika waren damals wirklich zwei verschiedene, durch einen Ozean getrennte Welten. Keine Dampfer und keine atlantischen Kabel liehen sich Denen, die ein Gewaltwort über das Weltmeer zu sprechen oder eine Gewaltthat darüber hin zu thun vermochten, zu willigen und schleunigen Helfern. Selbst Napoleon, damals noch erster Konsul, aber schon ein Cäsar in Allem, was er sann, plante und vollendete, hatte diese Grenze seiner Machtfülle anzuerkennen. Denn als sich im Jahre 1803 plötzlich ein achtzehnjähriges amerikanisches Mädchen seinem Willen in den Weg stellte, und zwar gerade dort, wo dieser Wille am eisernsten und unbarmherzigsten war, in seiner Familiendiktatur, da hatte er einen regelrechten diplomatischen Krieg gegen sie zu führen und schließlich sogar die Häfen seines Landes gegen sie zu blokiren. Dieses Mädchen war Elisabeth Patterson von Baltimore im Staate Maryland, und der Preis des Kampfes zwischen ihr und dem mächtigsten Manne der alten Welt war Jerome Bonaparte, des ersten Konsuls jüngster Bruder und seit dem 24. Dezember 1803 Miß Patterson's Ehegatte. Ihr wirklicher und echter Gatte! Erzbischof John Caroll von Baltimore hatte die Beiden in Gegenwart der Gesellschaftsauslese der Stadt und selbst des französischen Konsuls getraut. Die Pakten der bürgerlichen Eheschließung aber hatte Alexander J. Dallas, der spätere Finanzminister der Vereinigten Staaten unter der Präsidentschaft Madison's, aufgesetzt. Es konnte nichts Regelrechteres und Unanfechtbareres von Ehebündniß geben.

Wie der französische Prinz nach Amerika gekommen? Er war damals noch nicht der König „Morgen wieder lustik!" Er war jung, kaum ein Jahr älter als die Marylander Rose, die er eroberte; der Träger des liebenswürdigsten unter jenen Monumentalköpfen, welche Lätitia Rammolini ihren Söhnen vererbt hatte; toll verliebt, glaubte er zweifelsohne im vollsten Ernst, hier ein lebenslanges Glück begründet zu haben. Im Uebrigen war er Lieutenant der französischen Marine, und der erste Konsul hatte ihm ein Schiff gegeben, um fern von dem lockeren Paris eine Zeitlang in den westindischen Gewässern zu kreuzen und sein rosiges Gesicht ein wenig an der Tropensonne zu bräunen. Aber englische Fahrzeuge geriethen ihm auf die Spur, und ehe er die Tropen erreichen konnte, war er genöthigt, vor seines Bruders Erzfeinden eine Zuflucht in einem Hafen der Vereinigten Staaten zu suchen. Er selbst hat in seinen Denkwürdigkeiten Norfolk in Virginien als diesen Hafen bezeichnet. Doch wollen die Untersuchungen amerikanischer Geschichts-Schliemanns den überzeugendsten Beweis geführt haben, daß New-York der erste amerikanische Platz war, dem die Ehre zugefallen, von einem Napoleonidenfuß betreten zu werden. Die erste Sorge des in eine ihm so neue Welt Verschlagenen war die, recht bald wieder von ihr hinweg zu kommen. Die zweite die, sich die Zeit dieses, doch immer rettenden Exils auf's Beste zu vertreiben. Eines der Mittel dazu bestand in der Annahme einer Einladung nach Baltimore, welche ihm Kapitän Joshua Barnay, der früher gleich ihm in der französischen Marine gedient hatte, zukommen ließ. Die Reise — denn was heute ein kleiner Ausflug ist, war damals eine regelrechte Expedition — wurde gemacht, und im Herbst 1803 hatten diejenigen der Baltimorer jungen Damen, welche Französisch gelernt hatten, das Vergnügen, einen der prominentesten Söhne von La belle France in seiner Muttersprache zu unterhalten.

Baltimore ist heutigen Tages vor allen Städten der Union wegen seiner schönen Mädchen berühmt. Wer selbst in Amerika gewesen ist, weiß, was das heißt. Es ist aber kaum denkbar, daß die Mütter und Großmütter dieser vorzugsweisen Schönheiten so sehr aus der Art geschlagen gewesen seien, daß sie nicht schon damals die Reise von New-York auf's Reichlichste gelohnt hätten. Für Jerome Bonaparte wenigstens sollte sie sich jedenfalls lohnen. Sein Name öffnete ihm schnell alle Thüren des halbsüdlichen high life der Marylander Hauptstadt. Auch diejenigen zum Hause William Patterson's, der als armer Junge von Irland herübergekommen war und sich seitdem zu einem der ersten Kaufherren und Rheder der Stadt emporgeschwungen hatte; zu seinem Hause und dem lieblichsten Schatz desselben, der Tochter dieses Hauses.

Jerome neunzehn Jahre alt, Elisabeth achtzehn — war das nicht allein schon eine Idylle? Und Beide „wie von den Tauben für einander gemacht". Es sind Bilder von ihnen aus jener Zeit aufbewahrt, — so holde Bilder, daß man es noch heute für ein Verbrechen halten müßte, wenn sie sich nicht in einander verliebt hätten!

Nur wenige Tage, und dieses Verbrechen war ihnen erspart. Was half es, daß der amerikanische Handelsherr — wohlunterrichtet wie er von Allem war, was in der alten Welt vorging — allerlei Unheil als die Folge einer Verbindung seiner Tochter mit dem Bruder jenes Mannes voraussah, in welchem er längst den Mann des europäischen Schicksals erkannt hatte? Was half es, daß er warnte, zürnte, drohte? Was selbst, daß er seine glühende Juliet bei Nacht und Nebel zu Freunden nach Virginien verbannte? Nach sechs Wochen war sie doch wieder in Baltimore, lag in den Armen ihres Romeo, und der Ansturm Beider auf das Herz des Vaters war so gewaltig, daß demselben kein anderer Ausweg blieb, als die nicht zu verhindernde Verbindung wenigstens so stark und unauflöslich zu machen, daß kein französischer Diktator zu lösen vermöchte, was auf amerikanischem Boden in allen Formen und für alle Zeiten geschlossen und besiegelt war.

Die Flitterwochen des jungen Paares flossen ohne Störung von Außen dahin. Miß Patterson, die reichste und schönste aller jungen Marylanderinnen, hatte einen Mann, der nicht nur der hübscheste Schiffsoffizier war, den man noch in Baltimore gesehen, sondern der auch schon damals so gut wie ein Prinz war und einst ebensogut irgend eine Königskrone mit ihr zu theilen haben konnte. Vielleicht hatten diese goldenen Gespenster mit ihrer Liebe zu thun. Ihr späteres Leben und Treiben wenigstens legt die Annahme nicht gar zu fern. Nicht so bei Jerome. Er war nur verliebt, nur glücklich, nur stolz auf das entzückende junge Weib an seiner Seite. Man hat behauptet, daß er schon damals auf nichts als schnelles Büßen seiner Lust und nachfolgenden Verrath gesonnen. Warum das? Lassen wir ihm ruhig diese Tugendapotheose unangetastet.

Die Neuvermählten waren die Löwen der Gesellschaft von Baltimore und jener von Washington. Zu der letzteren gehörte auch der französische Gesandte Tuerreau, der ihnen besonders wohlgesinnt war und offenbar nicht den geringsten Zweifel hegte, daß der erste Konsul über den raschen und ohne seine Einwilligung gethanen Schritt des jüngeren Bruders ebenso denke wie er. Um so weniger sicher nach dieser Seite hin fühlte sich der Vater der jungen Frau. Er entsandte sofort nach der Vermählung auf einem seiner Schiffe einen Vertrauensmann an Robert Livingstone, den damaligen Vertreter der Vereinigten Staaten bei der französischen Republik, mit einer genauen Darlegung des Sachverhalts. Zugleich beorderte er seinen Sohn, Robert Patterson, der in Amsterdam Handelsinteressen des Hauses wahrnahm, nach Paris, um im Verein mit Livingstone die etwaigen Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich seitens des ersten Konsuls der Anerkennung der Jerome Bonaparte'schen Ehe entgegenstellen möchten. Beide gaben sich denn auch für's Erste den besten Hoffnungen hin. Aber während ihre Briefe noch durchaus verheißungsvoll lauteten, hatte Napoleon bereits sein erstes Gewaltwort gesprochen, welches alle jene Hoffnungen und Verheißungen mit einem Schlage zertrümmern sollte. Unter dem 20. April 1804 hatte der französische Marineminister Dacres den New-Yorker Generalkonsul Pichon benachrichtigt: daß Lieutenant Jerome Bonaparte auf Befehl des ersten Konsuls mit dem ersten von New-York abgehenden französischen Kriegsschiff nach Frankreich zurückzukehren habe, und daß gleichzeitig allen französischen Kapitänen auf's Strengste verboten sei, „mit dem Bürger Jerome das junge Frauenzimmer, an welches sich dieser gehängt habe, an Bord zu nehmen, wie es auch auf's Strengste untersagt sei, dieselbe im Falle eines Dawiderhandelns in Frankreich an's Land zu lassen". Um diesen Familienukas noch nachdrücklicher zu machen, wurden gleichzeitig alle Geldsendungen an Jerome sistirt. Und damit dem jungen Paar auch ja der letzte Zweifel betreffs einer möglichen Wendung ihrer Angelegenheit zum Bessern genommen werde, folgte der Ordre an den französischen Generalkonsul das nachstehende, vom französischen Senat passirte Dekret auf dem Fuß: „Durch ein Gesetz vom 11. Ventose wird hiemit allen Civilbeamten des Landes verboten, den Akt einer sogenannten Heirath, welche Jerome Bonaparte im Auslande, während seiner Minderjährigkeit ohne Zustimmung seiner Mutter und ohne vorhergehende öffentliche Ankündigung in seinem Geburtslande vollzogen hat, in die französischen Amtsbücher einzutragen."

Hatte schon der erste Konsul einen so entschiedenen Widerwillen gegen die amerikanische Heirath seines Bruders gezeigt, so sollte sich der Kaiser noch unerbittlicher gegen Alles erweisen, was gewöhnliche Sterbliche mit den Worten Herz, Menschlichkeit und Brudergefühl bezeichnen. Noch mitten im Rausch der Feste, welche seiner Erhebung zum Kaiser folgten, diktirte der neue Kronenträger dem Minister Dacres das Folgende: „Ich will Jerome mit offenen Armen empfangen, wenn er die junge Person, um die es sich hier handelt, in Amerika läßt und hieherkommt, um sein Schicksal mit dem meinigen zu verknüpfen. Wagt er es, sie mit sich zu bringen, so soll er keinen Fuß auf französischen Boden setzen. Kommt er allein, so sei der begangene Fehltritt mit seiner Jugend entschuldigt und als die rasche That eines unbesonnenen Moments vergeben. Er ist im Irrthum, wenn er auf Gefühle in mir rechnet, die seine Thorheit begreifen oder gar ihr nachgeben könnten. Das Verwandtschaftsverhältniß, in welchem ich zu ihm stehe, schließt väterliche Schwäche und elterliche Milde aus. Da ich nicht die Autorität eines Vaters über ihn besitze, weiß ich auch nichts von der Empfindsamkeit und Nachgiebigkeit eines Vaters. Ein Vater ist von Haus aus blind und fühlt es als eine Art Vergnügen, sich selbst zu blenden und zu täuschen, da er und sein Sohn Eins sind. Was aber ist mir Jerome? Ganz allein der Schmied meines Glückes, wie ich es bin, — was schulde ich meinen Brüdern? Um so größer ist die Gelegenheit, goldene Ernten einzuheimsen, welche sie in meinen Erfolgen finden mögen. Aber dann dürfen sie auch nicht frech und muthwillig das Feld verlassen, auf welchem allein diese Ernten reifen. Sie haben kein Recht, mich allein zu lassen und der Mithülfe zu berauben und der Dienste, die ich von ihnen verlangen muß!"

Was Wunder, daß dieser Mann mit seinen Drohungen vollkommen Ernst machte, als Jerome's junges Weib es seinem kaiserlichen Zorn in die Zähne hinein wagte, im März 1805 mit dem Gatten nach Europa in See zu gehen? Es lag sogar etwas Fürstliches in dieser Ueberfahrt, denn sie vollzog sich an Bord des „Erin", eines der verschiedenen Schiffe, die ihr Vater eignete und dessen eigentlicher Kommandeur die junge Frau war. Dennoch ging ihre Kühnheit nicht so weit, die Landung in Frankreich selbst zu versuchen. Sie wendeten sich nach Lissabon, welches sie am 2. April erreichten. Von hier aus sollte Jerome nach Paris gehen, um persönlich ein Aeußerstes bei dem Jupiter tonans zu versuchen, vor dessen Donnern Europa nicht weniger zitterte als seine Familie. Elisabeth sollte zu Schiff nach Bordeaux und dort das Weitere abwarten. Aber Napoleon kam ihr zuvor. Während er durch eine erneute Ordre seinen Marineminister anwies, die „Mätresse" Jerome's weder in Bordeaux noch sonst einem Hafen des Kaiserreichs landen zu lassen, schickte er selbst einen Abgesandten zu ihr, um zu erfahren: „womit er Fräulein Patterson dienen könne". Derselbe empfing die Antwort: „Sagen Sie Ihrem Gebieter, daß Frau Bonaparte nach Europa gekommen ist, um ihre Rechte und ihre Stellung in der Familie des Kaisers zu fordern!"

Damit war denn der regelrechte Krieg zwischen diesen beiden Mächten erklärt, — ein Krieg, der nicht so sehr deßhalb ein wunderlicher war, weil er auf der einen Seite von einer hülflosen jungen Frau geführt wurde, als vielmehr deßhalb, weil diese junge Frau zugleich die glühendste Bewundererin ihres übermächtigen Erzfeindes war. Sie hat weder damals noch jemals später ein Hehl aus dieser Bewunderung gemacht. Ebensowenig wie aus der Verachtung für den eigenen Gatten, welcher auf des Kaisers Befehl allein nach Paris ging, um nie mehr zu seiner Frau zurück-

zukehren. Damit fällt er auch aus unserer Geschichte heraus. Die amerikanische Idylle des jungen Schiffslieutenants hat ihr Ende erreicht.

Da ihr Frankreich verwehrt war, wendete sich Elisabeth an Bord des väterlichen Schiffes nach Holland, um von hier aus den Boden des Kaiserreichs zu erreichen. Sie sah der Stunde entgegen, da sie Mutter werden sollte und es lag ihr Alles daran, ihren Napoleoniden auf französischer Erde zu gebären. Aber auch in dem ihm botmäßigen Holland starrten ihr die Kanonen des kaiserlichen Feindes entgegen, wie an den Gestaden Frankreichs selbst. Die Beschwerden der Reise, die Hoffnungslosigkeit ihres Unternehmens, endlich die Natur selbst zwangen sie, die Waffen zu strecken. Sie landete im Juni an der englischen Küste und gebar am 7. Juli in Camberwell bei London ihr erstes und einziges Kind, dem sie in der Taufe den Namen Jerome Napoleon Bonaparte gab. Sie zeigte das Ereigniß sowohl dem Kaiser, wie ihrem Gatten an. Von dem Letzteren erhielt sie erneute Versicherungen ewiger Liebe und Treue, und gleichzeitig — das dringende Ersuchen, nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren. Das reimte wunderlich genug zusammen. Der Kaiser, der ihr gar nichts Direktes antwortete, war wenigstens nicht zweideutig. Er betrieb offen die Scheidung seines Bruders von der unstandesgemäßen Amerikanerin und sprach sie auch schließlich auf den Grund hin aus: daß „die Patterson" eine Protestantin, mithin die Ehe mit dem katholischen Jerome ungültig sei. Der einzige Widerstand, auf den er dabei stieß, war derjenige des Papstes. Derselbe weigerte sich, auf die Thatsache gestützt, daß der Erzbischof von Baltimore die Trauung vollzogen habe, diesen Gewaltakt zu sanktioniren.

Die junge Mutter, welche unterdessen mit ihrem drei Monate alten Säugling nach Baltimore zurückgekehrt war, sah sich dort von ihren ehemaligen öffentlichen und geheimen Neiderinnen mit Hohn empfangen. Selbst zwischen ihr und dem Vater trat ein Bruch ein, der zu vollständiger Entzweiung führte. In diesem Zerwürfniß und dem daraus gezeitigten Wunsch, unabhängig von der eigenen Familie zu sein, ist wohl auch der Grund zu erblicken, welche es dem durch ihre Erfahrungen bis zur Querköpfigkeit gesteigerten Stolz der jungen Frau möglich machte, von ihrem kaiserlichen Verderber ein Jahresgehalt von zwölftausend Dollars anzunehmen. Es lag eben doch auf dem Grunde des Hasses, den diese beiden ungewöhnlichen Menschen für einander zur Schau trugen, etwas wie die unwillkürliche Erkenntniß von geistiger Verwandtschaft. Denn als der inzwischen zum König von Westphalen beförderte und mit einer deutschen Prinzessin vermählte Jerome seiner geschiedenen amerikanischen Gattin den Titel einer Fürstin von Schmalkalden und eine Jahrespension von vierzigtausend Dollars anbieten ließ, lehnte sie dieß mit dem Bescheid ab: „Westphalen mag ein ganz hübsches und großes Königreich sein, aber für zwei Königinnen ist es denn doch noch lange nicht groß genug!" Dieser nicht bescheidene Bescheid gefiel dem Kaiser dermaßen, daß er die Sache selbst in die Hand nahm und durch seinen Gesandten in Washington die „Dame Patterson" fragen ließ, was er für sie thun könne. Das Ergebniß der daraus entspringenden Unterhandlungen bestand in der Annahme der erwähnten Pension aus des Kaisers Privatschatulle, sowie eines gleichzeitigen Geschenks von weiteren zwanzigtausend Dollars. Die Pension wurde regelmäßig bis zu Napoleon's Sturz ausgezahlt, obgleich die für den Kaiser selbst bestimmten jedesmaligen Quittungen von festester Hand die Unterschrift „Elisabeth Bonaparte" trugen. Als Jerome den Muth fand, der verrathenen Frau darüber Vorwürfe zu machen, hatte er eine zweite amerikanische Antwort einzuheimsen, die für ihn persönlich noch viel empfindlicher war, als die animose, bereits mitgetheilte. Sie lautete: „Da ich meiner Verheirathung mit Jerome Bonaparte halber mit meinem Vater gebrochen habe und keine eigenen Mittel besitze, das Kind besagten Jerome Bonaparte's zu erziehen, habe ich das Jahresgehalt des Kaisers der Franzosen angenommen. Ueberdieß ziehe ich den Schutz unter den Fittigen des Adlers demjengen unter den Flügeln des Gänserichs bei Weitem vor."

Nach dem Sturz Napoleon's begab sie sich nach Europa, theils um dort ihren Sohn erziehen zu lassen, theils um auf dem Schauplatz, auf dem sich soeben das riesige Napoleonidendrama abgespielt hatte, auch ihre Ansprüche auf den Namen Bonaparte nicht in Vergessenheit sinken zu lassen. Sie hatte, von jeher zur Sparsamkeit geneigt, von den Geldern, die ihr der kaiserliche Schwager ausgezahlt, ein hinreichendes Vermögen erübrigt, um in Europa selbstständig und standesgemäß auftreten zu können. Sie fand denn auch überall eine würdige Aufnahme, und eine Menge Aussprüche bedeutender und leitender Persönlichkeiten jener Tage über die durch Schönheit wie schneidigen Geist gleich merkwürdige und überdieß durch ein so ungewöhnliches Schicksal geadelte Amerikanerin sind aufbewahrt worden.

Lady Morgan sagte von ihr in ihren Denkwürdigkeiten: „Sie war nicht aus dem Teige geknetet, aus dem man Opfer und Märtyrer macht, sondern sie behauptete ihre schwierige Stellung mit weltverachtendem Muth. Ihre Briefe machen den Eindruck eines verödeten Lebens. Sie sind vortrefflich geschrieben, beißend und beluftigend — aber das bittere Gefühl des Unrechts, das sie erlitten, bleibt in keiner Zeile verborgen. Mit ihrer stolzen Haltung, ihrer Schönheit, ihrem Witz würde sie eine echte Fürstin abgegeben haben, obgleich sie nur eine Amerikanerin war." In Paris wurde sie allgemein ausgezeichnet, und ein vielgenannter französischer Schriftsteller, der sie dort in der besten Gesellschaft sah, vollendet das geistige Porträt der Lady Morgan durch die nachstehende Schilderung der äußeren Erscheinung Elisabeth Bonaparte's: „Ein geistreicher Kopf, von reichen, dunkelblonden Locken umflossen; lebhafte, in feuchtem Glanz schwimmende braune Augen, welche eine zarte Sinnlichkeit andeuten, die jedoch thatsächlich nicht vorhanden ist; griechische Nase; stolz geschnittener Mund; rundes Kinn und Grübchen in den Wangen; dazu Arme und Büste, welche das Entzücken jedes Bildhauers sind!" In Wien wurde sie von dem allgewaltigen Metternich vielfach ausgezeichnet. An seiner Tafel kam sie mit Frau Trollope, der bekannten Verfasserin des bösartigen Buches über Amerika, zusammen. Gefragt, ob sie das Buch kenne und ob sie sich namentlich jenes Satzes desselben erinnere, in dem Frau Trollope alle Amerikaner „gemein" nenne, erwiederte sie: „Gewiß, und es ist das kein Wunder, denn die Amerikaner stammen ja von den Engländern ab. Man könnte sich über ihre Gemeinheit nur wundern, wenn die Indianer oder Eskimos ihre Stammväter wären." Wie Metternich, war auch Talleyrand ganz Bewunderung für sie. „Wenn sie eine Königin wäre, mit welcher Anmuth würde sie regieren!" rief er aus, als er ihr zum ersten Mal begegnete. Ein englischer Staatsmann aber erklärte von ihr: „Sie bezaubert mit ihren Augen und sticht mit ihrer Zunge!"

Auch mit ihrem Gatten sollte sie während dieses europäischen Aufenthalts noch einmal zusammentreffen. Es war in der Galerie des Palazzo Pitti in Florenz. Jerome hatte die Königin am Arm. Er erkannte die mit vernichtendem Blick an ihm vorüberschreitende Elisabeth und flüsterte seiner Begleiterin erschrocken zu: „Das ist meine amerikanische Frau!" Gleich darauf verließ er den Saal.

Das Ziel ihres Lebens war und blieb, die Anerkennung ihrer Familie als rechtmäßigen Zweiges des Hauses Napoleon durchzusetzen. Stillschweigend gelang ihr dieß auch, als sie gelegentlich eines spätern Besuchs in Europa mit den meisten Mitgliedern des Hauses in persönliche Verbindung trat. Aber sie wollte mehr. Obgleich ein gutes Stück Republikanerin in ihr steckte und sie in Baltimore mit fast spartanischer Einfachheit und vornehmlich der Vermehrung eines Vermögens lebte, zu welchem Napoleon's Dotationen den Grund gelegt, hielt sie doch auf's Strengste darauf, daß die Welt in ihr und ihrem Sohne (er ist seitdem neun Jahre vor der Mutter in Baltimore gestorben) Mitglieder der Familie Bonaparte anerkannte. Als ihr einmal unter Präsident Tyler eine Einladung zu einem glänzenden Empfang im Washingtoner Weißen Hause übersandt wurde, die nur die Adresse „Madame Elisabeth Patterson" trug, lehnte sie dieselbe als nicht ihr geltend ab. Von ihrem Vater war sie so gut wie enterbt worden. Ein paar Häuser und sein Weinkeller war Alles, was er von seinem handelsfürstlichen Vermögen einer Tochter hinterließ, von welcher es in seinem Testament wörtlich hieß: „Das Betragen meiner Tochter Betsy war während ihres ganzen Lebens so ungehorsam, daß sie in keinem Fall meinen Rath gesucht oder auch nur die geringste Rücksicht auf meine Gefühle genommen hat. Ihre Thorheit und ihr unkindliches Betragen haben mich sehr viel Kummer und Geld gekostet." Sie begnügte sich damit, den Gestorbenen „einen reichen und ungerechten Vater, der sie um ihr Erbe betrogen", zu nennen und fuhr fort, aus eigener Kraft ein Vermögen anzuhäufen, dessen sich keine europäische Prinzessin hätte schämen dürfen.

Und auf dieses Vermögen und ihre alten, unveräußerlichen Rechte gestützt, erschien sie auf's Neue vor der Familie ihres Mannes, als der Stern derselben in Napoleon III. noch einmal über dem europäischen Horizont erschien und schnell zu einem zweiten Zenith emporstieg. Der Neffe hegte ähnliche Gefühle für die amerikanische „Prätendentin" wie einst sein kaiserlicher Oheim. Er setzte ihr oder vielmehr ihrem Sohne sofort ein erneutes Jahrgehalt von vierzehntausend Dollars aus, zog dieses jedoch zurück, als nach dem 1860 erfolgten Tode Jerome Bonaparte's Frau Patterson-Bonaparte das Testament desselben anfritt. Der daraus resultirende Prozeß endete unglücklich für die Klägerin. Was hätte sie auch, obgleich kein Geringerer als Berryer ihre Sache führte, von den Richtern und Gerichtshöfen des zweiten Kaiserreichs Anderes erwarten können? Der Nachlaß Jerome's fiel ungeschmälert seinen Kindern aus seiner zweiten königlichen Ehe, dem Prinzen Napoleon und der Prinzessin Mathilde, zu. Aber es wurde für die amerikanischen Bonapartes doch schließlich wenigstens so viel erreicht, daß ihnen von dem europäischen Familienhaus förmlich gestattet wurde, den Namen Bonaparte zu führen.

Damit hatte die „kampfliche" Frau, wie Richard Wagner zweifelsohne Elisabeth Bonaparte nennen würde, nach einem Ringen, das nahezu die Zeit von zwei Menschenaltern umfaßte, endlich doch gewonnen, was überhaupt zu gewinnen war. Dennoch ist sehr zu bezweifeln, ob sie zufrieden gestorben ist. Trotz ihrer fünfundneunzig Jahre machte sie dem Tode weidlich zu schaffen, und mit der Welt als solcher stand sie auf einer Art Kriegsfuß, so lange ihr noch Kraft dazu blieb. Besonders verhaßt waren ihr Neugierige, die sich in ihre Zurückgezogenheit drängen wollten. Kaum ihre beiden Enkel*) durften dieselbe theilen. Eine vornehme europäische Dame, welche sie vor einigen Jahren besuchen wollte, empfing die Antwort: „Heute sei die Schaubude nicht geöffnet." Und ein Berichterstatter, der eine Audienz von ihr erbat, bekam dieselbe, aber zugleich eine der schärfsten Strafpredigten über die journalistische Zudringlichkeit des heutigen Tages, welche jemals gehalten worden ist. Daß sich Geistliche an ihr Sterbebett drängten, war nicht ihre Schuld. Sie hatte nie viel vom Himmel oder, richtiger gesagt, von dessen irdischen Vertretern gehalten, und ihr Testament weist keine Schwäche zu Gunsten irgend einer Kirche oder kirchlichen Institution auf.

Drei Frauen sind es gewesen, welche dem ersten Napoleon gerade in jener Zeit, da er gewöhnt war, daß sich Alles vor ihm neigte, was die Erde an Männerstirnen hatte, die Stirne geboten haben. Eine deutsche Königin, eine französische Dichterin und eine amerikanische Kaufmannstochter. Jenen Beiden, Luise von Preußen und Anna Germaine von Staël, hatte er Auge in Auge gegenüber gestanden, ehe er der Einen die Hälfte ihres Landes und der Andern die französische Lebensluft nahm. Die Dritte hat er nie gesehen, hinter den Kanonen seiner Häfen verschanzte er sich vor ihr. Wären sie je zusammen getroffen, wer weiß, wie Vieles sich — und nicht nur für die amerikanische Frau seines Bruders — anders, ganz anders gestaltet hätte!

*) Der Aeltere, jetzt siebenundvierzig Jahre zählende, ist Oberst Jerome Napoleon Bonaparte, der in Westpoint seine militärische Ausbildung erhielt und im französischen Heere den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 mitmachte. Der Andere, einige Jahre jüngere, lebt als Rechtsgelehrter in Baltimore.

Für das Album.

Von Wilhelm Emmer.

Erstreben mußt du ohne Ruh' und Rast;
Verlassen mußt du dich auf das nur, was du hast.

*

O Mensch! urtheil' bedächtiglich;
Dein Urtheil, es verurtheilt dich.

*

Spazieren geh': wie froh, wie leicht trittst du einher!
Thu' einen Botengang: wie wird das Geh'n dir schwer!

*

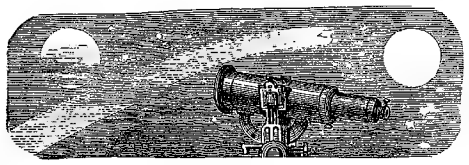
Die Güter schätzt man, welche die Menschen höchste nennen;
Doch die es wirklich sind, wer möchte die erkennen?

*

Durchzieh' die Welt; und wenn du inne bist,
Daß allenthalben Müh' und Sorge ist,
Und daß das Einz'ge, was des Lebens lohnt,
In deinem eignen Innern wohnt:
Dann senke deinen Stab und gründe dir ein Haus
Und ruf' ein freudiges Heureka! aus.

Lotterieziehungen im Monat Juni.

Am 1. Oesterreichische 100-Gulden-Loose vom Jahre 1864, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. September 1879 (71. Ziehung). — Kurhessische 40-Thaler-Loose vom Jahre 1845, 2000 Stück, Prämienziehung am 1. Juli 1879. — Stadt Neapel 150-Franken-Loose à 4½ % vom Jahre 1868, 600 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 150 Fr., zahlbar am 1. November 1879 (36. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose vom Jahre 1870, 400 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1879 (56. Ziehung). — Gothaer Prämienpfandbriefe à 5 % vom Jahre 1869/1871, I. und II. Abtheilung, 1340 Stück, Prämienziehung am 1. Oktober. — Gothaer Prämienpfandbriefe à 5 % vom Jahre 1873, III. Abtheilung, 72 Stück, höchster Preis 1100, niedrigster 110 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1879 (7. Ziehung); IIIa. Abtheilung, à 5 %, 204 Stück, höchster Preis 1650, niedrigster 330 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1879 (5. Ziehung); IV. Abtheilung, à 4½ %, 216 Stück, höchster Preis 1100, niedrigster 110 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1878 (7. Ziehung). — Badische 100-Thaler-Loose à 4 % vom Jahre 1867, 1600 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 1. August 1879 (12. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose vom Jahre 1867, 660 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. September 1879 (37. Ziehung). — Stadt Triest 100-Gulden-Loose à 4½ % vom Jahre 1855, 484 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 8. Juni 1879 (24. Ziehung). — Köln-Mindener E.-B. 100-Thaler-Loose vom Jahre 1870, 200 Stück, Prämienziehung am 1. August. — Amsterdamer Industriepalast 2½-Gulden-Loose vom Jahre 1869, 1000 Stück, jedes Loos 3 fl., zahlbar am 2. Juni 1879 (11. Ziehung). — Am 10. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose vom Jahre 1872, 261 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. April 1880 (39. Ziehung). — Am 15. Stadt Paris 500-Franken-Loose vom Jahre 1865, 912 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. August 1879 (56. Ziehung). — Ansbach-Gunzenhausen Eisenbahn 7-Gulden-Loose vom Jahre 1857, 1900 Stück, höchster Preis 14,000, niedrigster 10 fl., zahlbar am 15. Dezember 1879 (45. Ziehung). — Stadt Ofen 40-Gulden-Loose vom Jahre 1859, 600 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Dezember 1879 (26. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Loose vom Jahre 1866, 500 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 10 Fr., zahlbar am 15. Dezember 1879 (51. Ziehung). — Am 30. Stadt Venedig 30-Franken-Loose vom Jahre 1869, 4600 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 30 Franken, zahlbar am 1. November 1879 (38. Ziehung). — Badische 35-Gulden-Loose, 2000 Stück, höchster Preis 1000, niedrigster 59 fl., zahlbar am 1. Oktober 1879 (134. Ziehung).



Astronomisches Tagebuch.

Juni.

Am 30. Juni werden Mars und Saturn einander so nahe kommen, wie seit 18. April 1817 nicht mehr der Fall war, nämlich bis auf eine Minute. Es findet dieß Abends 8 Uhr statt, ist aber deßwegen in Europa nicht zu beobachten, da beide erst gegen Mitternacht aufgehen. Immerhin wird die Annäherung am Morgen des 30. Juni und 1. Juli eine sehr große sein.

Von der letzten totalen Sonnenfinsterniß vom 29. Juli, welche insbesondere in Nordamerika beobachtet wurde, kommt noch eine Nachricht über die Corona, den eigenthümlichen Lichtschein, der die Sonne umgibt, wonach es wahrscheinlich erscheint, daß ein Meteorschwarm in sehr excentrischer Bahn die Sonne umkreist und durch das von ihm zurückgeworfene Licht die Erscheinung hervorbringt. Kommen die kleinen Körper in die Nähe der Sonne, in's Perihel, so drängen sie sich näher zusammen, gegenseitige Zusammenstöße finden statt, es wird das Fallen gegen die Sonne begünstigt. Durch das Hineinfallen entstehen an der Sonnenoberfläche Strömungen und Wirbelwinde, welche Anlaß zu Sonnenflecken geben.

Wenn die Meteore eine Periode haben, so daß alle elf Jahre eine größere Menge durch das Perihel geht, so wird sich eine große Zahl Sonnenflecken bilden.

Das ist die neueste Theorie von A. Schuster. Es wäre damit die elfjährige Periode der Sonnenflecken erklärt und die Aenderung des Aussehens der Corona, die bei den letzten acht Sonnenfinsternissen beobachtet worden ist, indem sie sich zu beiden Seiten der Sonne mehr oder weniger ausbreitete.

Schach.

(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

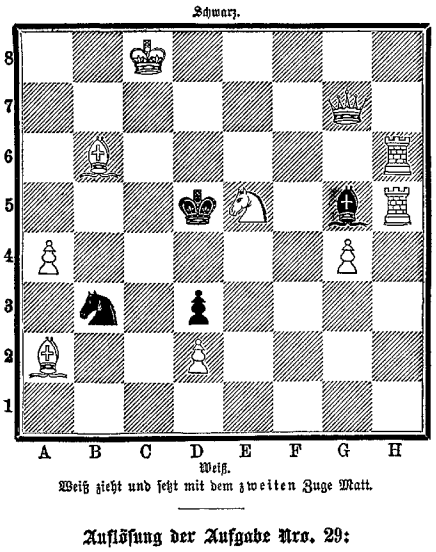
Allgemeiner deutscher Schachbund.

Der erste Kongreß wird vom 13. bis zum 19. Juli dieses Jahres in Leipzig tagen. Bei dieser Zusammenkunft wird ein Meisterturnier stattfinden, in welchem Jeder mit Jedem eine Partie spielt. I. Preis 600 *M.*, II. Preis 300 *M.*, III. Preis 150 *M.*, IV. Preis 100 *M.* Jeder Mitkämpfer hat 10 Mark Einsatz zu zahlen. Daran schließen sich ein Hauptturnier mit vier Preisen (200, 120, 80 und 50 *M.*) ohne Einsatz, ferner Nebenturniere, endlich ein Problemturnier. Für das Problemturnier wird je eine direkte Originalaufgabe in 3, 4 und 5 Zügen gefordert. Die Bewerbungen sind mit Motto und versiegelter Adresse (ausführliche Lösungen ebenfalls versiegelt beigefügt) versehen, deutlich auf Diagrammen verzeichnet, bis spätestens 12. Juli 1879 an Herrn L. Zwanzig in Leipzig, Alexanderstraße 20, einzusenden und die Diagramme in doppelten Exemplaren, nicht von der Hand des Komponisten geschrieben, auszufertigen. — Die Sendungen werden in der „Deutschen Schachzeitung" veröffentlicht und zwar derart, daß stets mindestens je drei in einem Monatshefte erscheinen, bis dieselben sämmtlich zum Druck gelangt sind. Erst zwei Monate, nachdem dieß geschehen, wird das Urtheil in dem genannten Organ bekannt gemacht. Wenn von den drei Problemen einer Sendung eines sich als fehlerhaft erweist, bleibt dieselbe dessenungeachtet konkurrenzfähig. Als Preisrichter fungiren die Herren J. Minckwitz in Leipzig und Dr. C. Schwede in Dresden; in streitigen Fällen gibt die Stimme des Herrn Richard Mangelsdorf in Leipzig den Ausschlag. Einsatz 3 Mark. I. Preis 120 *M.*, II. Preis 60 *M.*, III. Preis 40 *M.*

Aufgabe Nro. 33.

Von J. C. Andrews.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 29:

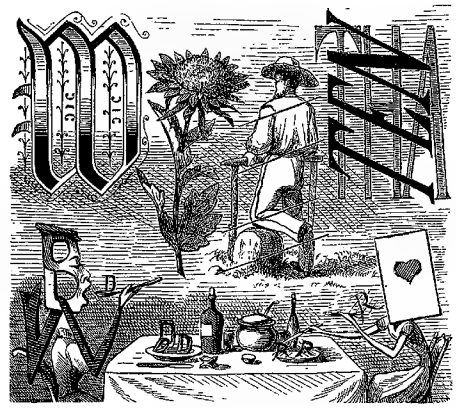
Weiß.	Schwarz.
1) B 2 — B 4 †	1) K. C 5 nimmt B 4 am besten.
2) S. C 3 nimmt D 5 † . .	2) K. B 4 — C 5 oder A).
3) S. D 5 — B 6.	

Dieser entscheidende Zug ist von außerordentlicher Schönheit; denn wie Schwarz auch ziehen mag, er muß entweder die Dame einstellen oder verliert dieselbe durch ein Schach des Springers auf D 7 oder C 4, worauf Weiß mit Leichtigkeit gewinnt.

A)

2)	2) K. B 4 nimmt A 4.
3) S. D 5 — C 3 †	3) K. A 4 — A 3 oder B 4.
4) S. E 5 — C 4 oder C 6 † und gewinnt.	

Bilderräthsel 34.



Auflösung des Bilderräthsels 33:

Bitter dem Mund, dem Herzen gesund.

Rösselsprung Nro. 11.

nug	die	schön	viel	lieb'	ne	von	die
hat	tau-	ge-	weht	des	mag	und	brust
nie	so	gott	lings	fort	singt	klei-	ver-
send	früh-	gen	früh-	ge-	lang's	wig	lust
nacht	lings	jah-	so	sin-	und	macht	auch
des	keit	ihr	sän-	re	e-	ben	singt
herz-	und	von	tet	fort	lein	ihr	ihr
singt	könn-	lich-	tag	get	lie-	nur	vög-

Auflösung des Quadraträthsels in Nro. 33:

Ball	Spiel
Tisch	Gast

Briefmappe.

Langj. Abonn. in Düss. Die Besprechung des Hektographen finden Sie in Bd. 41, Nro. 13.

Hrn. F. C. in Br. Wir konnten von dem Eingesandten keinen Gebrauch machen.

Hrn. H. A. in M. Grammatiken der beiden Sprachen, welche besonders zum Selbstunterricht bestimmt und eingerichtet wären, kennen wir nicht. Sie müssen deßhalb zur nächsten besten Schulgrammatik greifen.

Hrn. L. M. in Berl. Wir hoffen, Ihren Wunsch erfüllen zu können.

Fr. Math. H. in H. (Alm.). Wir können leider keinen Gebrauch von Ihrer Einsendung machen und hatten eben in der angedeuteten Richtung angeknüpft.

Hrn. G. R., Abonnent in Erfurt. Solche Adressen theilen wir nicht aus. Alle für Laien geschriebenen Bücher, welche dieses Thema behandeln, sind verwerflich.

Hrn. Rich. M. in T. Sie haben den Starnbergersee vielleicht nicht auf Ihrer Karte gefunden, weil er dort seinen eigentlichen Namen „Würmsee" führt.

Fr. Frieda W. in Bogh. Die Entstehung des Gedichtes von Seidl kennen wir nicht.

Den Vorst. des Männ.-G.-V. in G. Schön Rohtraut heißt die Ueberschrift.

Junger Abonn. in Elb. Der muthige Retter ist seinen Anstrengungen nicht erlegen; er lebt.

Hrn. H. in N. Diese Frage ist schon oft in diesen Blättern erörtert worden; Ihr Oberförster gehört dem vorigen Jahrhundert an.

Hrn. L. K. in L. „Die Baumwollspinnerei" von Nieß und desselben „Führer des Baumwollspinners". Beide Weimar, Voigt.

Hrn. A. in Pest. Der Termin ist längst abgelaufen, wie Sie jüngst aus einer Notiz dieser Blätter hätten ersehen können, wo die Zahl der eingelaufenen Stücke angegeben war.

Hrn. Heinr. W. in Meppen. Hrn. E. L. in Cz. Hrn. Fr. Sch. in Br. Richtig.

Hrn. Karl H. in Leipnik, Mähren. 1) Jedes grelle Licht, also auch das elektrische, ist schädlich für das Auge, sobald es nicht durch matte Gläser gedämpft wird. 2) Ein Mann ist gewöhnlich im 24. Lebensjahr ausgewachsen. 3) Ueber den Ursprung Ihres Familiennamens ist nichts bekannt.

Hrn. R. W. in Heilb. Die Frage betr. des C. gehört nicht vor unser Forum. Das Andere verschafft Ihnen die Hofkunsthandlung von Autenrieth in Stuttgart.

Unwissende in N. N. Die Fabrik befindet sich in Amerika, ihr Agent ist Friedr. Conradi in Stuttgart, Kronprinzstr.

A. W. G. Roumanie. Danken. Mit unserer Verlagsbuchhandlung ist kein Sortiment verbunden. Das Gedicht verschafft Ihnen jede Wiener Buchhandlung.

Hrn. Kurt v. St. in H. Wenden Sie sich an Hrn. Major v. Scheibert in Stuttgart, der jenes Fach am Polytechnikum liest und Ihnen den besten Rath ertheilen kann.

Hrn. L. Sch. in C. Meyer kostet per Bd. 10 *M.*, Brockhaus 7 *M.* 50 ₰. Der erstere hat 16, der letztere 15 Bände.

Ein „dummer Schwede" in Gothenburg. Wenn Sie die Frage nicht lösen können, brauchen Sie noch nicht dumm zu sein. Er bleibt liegen, aber wie lang muß die Treppe sein?

Mehrere Abonn. an den Grenzen der Bolackei. „Der Einjährigfreiwillige" (Leipzig, J. J. Weber) und „Der Einjährigfreiwillige" (Oldenburg, Schulze) werden Ihnen das Nöthige besagen und an die Hand geben. Das Büchlein über Nebenverdienst ist uns leider nicht bekannt.

Hrn. A. C. in H. Allerdings haben Sie Recht, wenn Sie auch die in den Zeitungen angepriesenen Magenmittel zu den Quacksalbereien rechnen. Es ist immer das Beste, sich an einen tüchtigen Arzt zu wenden und den öffentlichen Anpreisungen nicht zu trauen.

Hrn. L. Sch. in Marb. Wir danken für Ihre Mittheilung, daß Schurz doch der einzige in Deutschland Geborene sei, der je im amerikanischen Senate saß. Also hätte unser amerikanischer Mitarbeiter doch Recht!

Nevite velis. Der Name der Erfragten war nicht zu lesen: Hamani, Homoni; wir finden keine Frau dieses Namens in Oettinger's Moniteur des Dates.

Hrn. Dir. G. in U. Eine Adresse kann Ihnen die Serre'sche Buchhandlung in Leipzig verschaffen.

Hrn. H. H. in F. „Die Mühle", Leipzig, Schäfer, und „Die Allgemeine Müllerzeitung", Leipzig, Schulze & Comp.

Hrn. Fr. St. in E. Ihre Frage werden Sie demnächst in einem „Der Sonnentelegraph" betitelten Aufsatz beantwortet finden.

Alte Abonnentin in Memel. Nein, auch dort gibt es noch keine reifen Aepfel.

Neidenburgerin. Die erste Frage finden Sie in der Briefmappe der letzten Nummer erörtert. Die andere können wir leider nicht beantworten.

Hrn. W. D. in Schlesien. Leider nicht verwendbar für unsere Blätter. Frankiren ist eine schöne Uebung.

A Ω Prag. Wir haben großen Vorrath.

Hrn. Oberst M. in B. Die Villa des Gutsbesitzers von Schwarzenberg in Freudenstadt.

Abonnentin in Florida. Das Daumenlutschen von Seiten der Kinder ist eine üble Angewohnheit, welche nur durch Erziehung abgewöhnt werden kann. Lassen Sie sich den „Struwelpeter" von Hofmann kommen und lesen Sie Ihren Kindern die Geschichte vom Daumenlutscher vor.

K. K. Das Büchlein ist uns unbekannt. — Wien, Schulhofstraße 4. — Gegen jene Damen ist nichts zu thun.

Hrn. M. G. in C. Wir wissen wohl, daß es: „Du hast den Sänger Rizzio beglückt" heißt. Vergleichen Sie jedoch über solche Aenderungen Büchmann's „Geflügelte Worte".

Frl. A. P. in M. Was ist eine Hasin, wenn sie an der Wand hängt?

Mehrere Reiter in Asch. Aufwärts oder geradeaus.

Hrn. B. T. in G. Leo, Der Hund, Stuttgart 1875. Nolte, Galerie edler Hunderassen, Leipzig 1876.

Abonn. in S. In G. Freytag's „Ahnen" finden Sie eine Menge solcher Namen; ebenso in Kurtz, Geschichte der deutschen Literatur, wo er die alte Sagendichtung bespricht.

Korpulenzia in Lupow in Pommern. Ein Mittel zum Befördern des Wachsthums der Wimperhaare gibt es nicht. — Rauh gewordene Hände werden unter Einstellung schwerer Arbeit mit flüssiger Glycerinseife täglich zweimal gewaschen und vor Kälte geschützt, um die frühere Weichheit wieder zu erlangen.

Fr. v. H. in M. Die Maiweinessenz der Apotheke in Dingelstädt dürfte Ihnen sehr zu empfehlen sein. Sie ist gut und billig.

Hrn. Postbeamt. G. S. in C. Ihr Buchhändler kann Ihnen das leicht in Leipzig in Erfahrung bringen; auch können Sie sich selbst an Herrn Graubauer daselbst wenden.

Frl. B. in L. In das Abonnement auf den laufenden Jahrgang unserer „Deutschen Romanbibliothek" können Sie auch jetzt noch eintreten; die erschienenen Nummern werden Ihnen nachgeliefert.

Nomen et omen. Für uns nicht verwendbar.

Czipre in Ungarn. Belgier und Niederländer müssen ihn Grès aussprechen. — Am Typhus. — Louise de la Ramée (Ouida) in London ist 1830 geboren.

Aus Wissensdurst in Brünn. Perty, Der jetzige Spiritualismus, Leipzig 1877. Fichte, Der neue Spiritualismus, Leipzig 1878. Die Schriften des Staatsraths Aksakow, welche in Leipzig deutsch erschienen sind, werden Ihnen zu eigenem Studium dienen.

Hrn. A. L. R. in Bukarest. Allerdings ist die Hebung des Augenübels, mouches volantes genannt, möglich und zwar durch Blutentziehung an den Schläfen. Sie müssen sich übrigens zu diesem Behufe von einem Augenarzt mittelst des Augenspiegels genau untersuchen lassen.

Hrn. Chr. St. in Wandsbeck. Besten Dank für Ihre Aufmerksamkeit, aber das können wir nicht selbst bringen.

Prophet. Kl. O. Wir werden Einiges davon bringen.

Hilda C. v. St. T. W. in Oss. Lehr. H. L. in C. N. N. in Greiz. Leider nicht für uns geeignet.

Hrn. Ing. C. L. in St. Sehr hübsch, wird gebracht.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Gegenwärtig erscheint die

Dritte Subskription

auf

Hallbergers illustrirte Pracht-Ausgabe von

Schillers Werken.

Mit

etwa 600 Illustrationen erster deutscher Künstler

herausgegeben von

Prof. Dr. J. G. Fischer.

Vollständig in 16 Viertelsbänden à 2 Mark.

Durch Veranstaltung dieser Ausgabe kommt die Verlagshandlung zahlreichen Wünschen entgegen.

Sehr Vielen, welche sich diese schönste aller Schiller-Ausgaben für ihre Haus- oder Familienbibliothek gleich beim Beginn ihres Erscheinens vor nun nahezu zwei Jahren gerne anzuschaffen wünschten, war der Bezug in den kleinen Lieferungen zu umständlich und zu weitaussehend. So wird das Erscheinen dieser Abtheilungs-Ausgabe, von der jede Abtheilung den vierten Theil eines Bandes bildet, auch gewiß Vielen willkommen sein, um so mehr, als die Subskribenten auf diese Ausgabe noch vor Weihnachten dieses Jahres in den Besitz des ganzen Werkes kommen.

Unsere illustrirte Pracht-Ausgabe umfaßt die poetischen, dramatischen und historischen Werke Schillers und erscheint in 16 Abtheilungen zum Preise von à 2 Mark.

Alle 2 bis 3 Wochen wird eine Abtheilung ausgegeben.

Bestellungen nehmen alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, sowie jeder mit einer solchen in Verbindung stehende Bücheragent entgegen.

☞ Die erste Abtheilung wird von jeder Buchhandlung auf Verlangen zur Ansicht in's Haus gesandt.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:

Eduard Hallberger.

Ankündigungen

pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.

Ich suche eine **Dame**, resp. nicht unerfahrene **Malerin**, aus guter Familie für Herbst **als Begleitung nach dem Süden** auf gemeinschaftliche Kosten u. Studien. Adr. sub C. 158 an die Exped. von „Ueber Land und Meer". 952

Offiziers-Aspiranten,

auch solchen aus dem Auslande, bietet dermalen schnelles Avancement die k. k. österr. Armee.

Näheres im Programme der autorisirten **Militär-Privatschule Gischler (Wien, Stefansplatz, Jahnmirgottasse 5)**, welche bereits mehr als 300 junge Herren **direkt zur Offiziersprüfung** vorbereitet hat.

Daselbst auch Vorbereitung zum Einjährig-Freiwilligen, Reserve-Offizier und für laufende Militärbildungsanstalten. 994

Plissé-Apparat.

Für den Geschäfts- und Privatgebrauch anerkannt bestes System zum Herstellen von **gewöhnl. Fältes, Messer- u. Durchschlag-Plissés** in wenigen Minuten. Dauert bis 18 Ctm. Breite. Preis des kompleten App. einschl. Verpackung u. Gebrauchsanweisung M. 6. —. Vers. per Post. Maschinenfabrik **Bernh. C. Reutlinger in Frankfurt a. M.** 13

Liegende, freistehende und Wand-

Dampfpumpen

in ca. 60 verschiedenen Grössen und in den neuesten Konstruktionen, zum Speisen und zum Pumpen der verschiedenartigsten Flüssigkeiten liefert unter Garantie ab Lager die *Maschinenfabrik* von 963

Weise & Monski,

Halle a. S.

Unübertrefflich! Bewährt!

Geschmiedete Glanz-Wäscheplätten

mit 2 geschmiedeten Bolzen, inkl. Gebrauchsanweisung u. Verpackung in Kiste, versendet frei gegen Einsendung oder Nachnahme von 10 M. nach allen Orten Deutschlands und Oesterreichs

955 **M. Hoffmann, Leipzig.**

Grimmaischer Steinweg 11 u. 12.

Neu Praktisch. Billig.

Geruchlose

Closets

mit selbstthätig. Streu-Apparat u. Desinfektions-Einrichtung.

Deutsches Reichspatent.

Patent-Nro 2912.

Alleinverkauf für Deutschland durch

A. Toepfer, Hoflieferant

Ihrer Kaiserl. und Königl. Hoheiten des Kronprinzen und der Frau Kronprinzessin.

Closet-Fabrik Stettin.

Vorzüge: Sofortige Selbst-Desinfektion nach jeder Sitzung ohne Beihülfe. — Keine verbrechlichen Gefässe. Keine Reparatur. Keine Mechanik. Bequeme Entleerung. Leicht transportabel. Bei Epidemieen und vor Krankenbetten unentbehrlich. Im Zimmer ohne Belästigung.

Preise inkl. Verpack. gegen Nachnahme: Ficht. Holz roh 33, pol. 36, eich. pol. 42 M. Kinderklosets jedes 5 M. billiger. Desinfektion inkl. Kiste 2 M.

Wiederverkäufer und Agenten gesucht.

Jeder Auftrag wird sofort ausgeführt.

Auf Wunsch Preiscourant und Beschreibung gratis und franko. 295

Villa-Verkauf.

In der durch ihr mildes Klima und reine Luft bekannten **Lößnitz** bei Dresden (dem sächs. Nizza) haben wir stets eine Anzahl von uns selbst gebauter, herrschaftlich und mit allem Comfort eingerichteter Villen zu verkaufen. Gegenwärtig haben wir noch zu verkaufen:

1 Villa für 9.500 Thaler,
1 „ „ 12,500 „
1 „ „ 13,500 „
1 „ „ 18,000 „
1 „ „ 20,000 „

Sämmtliche Villen sind von schönen Gärten umgeben, haben außer guten Brunnen noch ausreichendes fließendes Wasser, Wasserleitung in den Gebäuden, in den Gärten mit Sprengvorrichtung und Sprengbrunnen, schöne Fernsicht, bequem nach der Eisenbahn. Von Station Weintraube der Leipzig-Dresdener Eisenbahn täglich (Linien 10 Minuten) 12mal von und 14mal nach Dresden. 921

Gebr. Ziller, Baumeister.

Postadr. an **Oberlößnitz-Radebeul.**

Die Meerschaum- u. Elfenbeinwaaren-Fabrik von **C. W. Möller,** Hofl., **Berlin,** Alexandrstr. 40, versi. nur geg. Einsend. v. 50 Pf. in Marken aller Länder das große Musterralbum über Cigarrenspitzen, Stöcke, Pfeifen etc. franko nach allen Himmelsgegenden der Welt. 624

Norddeutscher Lloyd.

Kaiserlich deutsche Postdampfschifffahrt.

I. Zwischen Bremen und New-York,
ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen jeden Sonntag, von Southampton jeden Dienstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag Abend nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.

Direkte Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.

Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und Baltimore.

Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs, von Baltimore Donnerstags.

III. Zwischen Bremen und New-Orleans,
via Havre und Havanna.

Von September bis April ein oder zwei Mal monatlich.

IV. Zwischen Bremen und Bahia und Rio de Janeiro,
via Antwerpen und Lissabon.

Von Bremen am 10., von Antwerpen am 15. jedes Monats.

V. Zwischen Bremen und Montevideo und Buenos-Ayres,
via Antwerpen direkt.

Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1. jedes Monats. 285

Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

Regelmäßige Dampfschifffahrt

zwischen

Stettin - Kopenhagen - Gothenburg,

einmal wöchentlich,

durch den schnellsegelnden, mit vielen Separatkajüten comfortabel eingerichteten Schraubendampfer „Aarhuus".

Abfahrt von Stettin	jeden Dienstag	Nachmittags	2 Uhr,
Ankunft in Kopenhagen	„ Mittwoch	Morgens	6½ „ *)
Abfahrt von „	„ Donnerstag	Nachmittags	5 „
Ankunft in Gothenburg	„ Freitag	Morgens	6 „
Rückfahrt von „		Nachmittags	6 „
„ Kopenhagen	„ Sonnabend	„	2 „
Ankunft in Stettin	„ Sonntag	Morgens	6½ „

*) Passagiere, welche sich nach **Christiania** richten, können mit dem **unten** erwähnten Dampfer noch um 9 Uhr Vormittags weiter reisen.

Zwischen

Kopenhagen - Gothenburg - Christiania.

Das bekannte große, aufs Bequemste und Eleganteste eingerichtete

Räderdampfschiff „Christiania"

fährt vom 7. Mai bis Ende Juni wie folgt:

Nordwärts gehend:

von Kopenhagen	jeden Mittwoch	9 Uhr	Vormittags,
„ Gothenburg	„	8 „	Abends,
in Christiania	„ Donnerstag	10 „	Vormittags.

Südwärts gehend:

von Christiania	jeden Sonnabend	2 Uhr	Nachmittags,
„ Gothenburg	„ Sonntag	6 „	Morgens,
in Kopenhagen	„	5 „	Nachmittags.

Von **Ende Juni bis Mitte September** wird diese Fahrt **zweimal wöchentlich** stattfinden.

Zwischen

Stettin - Kopenhagen - Drontheim,

mit Anlaufen von

Christiansand, Stavanger, Bergen, Aalesund, Christiansund

vermittelst der für Passagiere und Güter bequem eingerichteten Schraubendampfer „Arcturus", „Alfa", „Arkelhuus", „Bergenhuus".

Abfahrt von Stettin	jeden Freitag	Mittags	12 Uhr,
„ „ Kopenhagen	„ Mittwoch	Vormittags,	
„ „ Bergen	„ Montag		
Ankunft in Drontheim	„ Dienstag	Abends,	
Rückfahrt von Drontheim	„ Donnerstag	„	10
„ „ Bergen	„ Dienstag	„	
„ „ Kopenhagen	„ Montag	Mittags,	
Ankunft „ Stettin	„ Dienstag	Vormittags.	

Güter nach sämmtlichen obigen Plätzen zu billigen Frachtsätzen. Näheres bei

Det forenede Dampskibs Selskab in Kopenhagen.

Proschwitzky & Hofrichter in Stettin.

Gesetzlich geschützt!

Neu! **Neu!**

Eiserne, leicht transportable **Hängematten-Gestelle,** à 36 M. und mit Hängematte à 42—46 M. verwendbar als angenehmes, elastisches Lager in Garten und Haus, liefern gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme

Uestler & Breitfeld in **Erla** bei Schwarzenberg in Sachsen.

Wiederverkäufern Rabatt! 914

Topfrosen,

jeder Zeit versendbar und verpflanzbar, sowohl zum Treiben als für's freie Land, in schönen, kräftigen Exemplaren, 796

10 Stück 6½ Mark,
25 „ 15 „
100 „ 57 „

zusammengestellt aus **Remontant-, Thea-, Noisett- und Bourbonrosen.**

Preise exklusive Emballage.

Oskar Knopff & Co.,

Erfurt,

Samenhandlung, Kunst- und Handelsgärtnerei.

Primaner, welche Offiziere werden wollen,

werden unter Garantie in 6—8 Wochen f. d. Fahnd.-Ex. vorbereitet. Neue Kurse am 1. und 15. jeden Monats. 14 **Dr. Killisch (Stuttgart,** Gaisburgstr. 6).

Im Verlage von **Hoffmann & Ohnstein** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch für Frauenarbeiten.

Anweisung der hauptsächlichsten Arten der Stickerei, Strickerei, Häkelei, Passementerie etc., sowie in der

Verfertigung von Kleidern und Konfektionen.

Illustrirt mit 350 in den Text gedruckten Holzschnitten.

Aus dem Französischen von

Mathilde Clasen-Schmid.

8°. 17 Bogen. Preis 3 Mark.

Das Handbuch für Frauenarbeiten, **welches in der Originalausgabe in kurzer Zeit bereits die 5. Auflage erlebte,** ist äußerst zweckmäßig eingerichtet und in seinen Erklärungen bei möglichster Kürze allgemein verständlich und leicht faßlich. Die in den Text gedruckten Holzschnitte erläutern jedes Stadium der Arbeit in anschaulicher Weise, und dürfte das Werk seiner Gründlichkeit wegen ebensowohl für Fachleute **als für Familienkreise** eine willkommene Erscheinung sein. 25

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Eckhaus an der Albanskirche.

Eine historische Erzählung

aus den letzten Tagen von Kur-Mainz

von 968

Konrad Kraus.

Mit 30 Original-Illustrationen von Walh. Ohaus.
In Holz geschnitten von Emil Stinger, Xylogr. Anstalt in Leipzig.

8°. Geheftet M. 4. —, in Gallico-Einband M. 5 50.

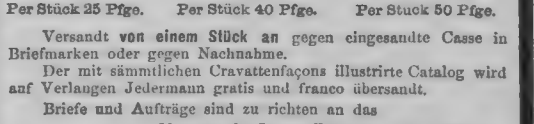
Dieser Roman ist auf das Günstigste bereits besprochen in der „Germania", „Niederrhein. Volkszeitung", „Kölnischen Zeitung", „Frankfurter Zeitung", „Vossischen Zeitung", „Neuen Freiung", „Schlesischen Volkszeitung", „Frankfurter Presse" etc.

Mainz, 1879. **Franz Kirchheim.**

Versandt-Geschäft Mey & Edlich

9 Neumarkt Leipzig

liefert circa 50 **schöne Façons schwarzseidene Herren-Cravatten** von **vorzüglicher** Güte und Haltbarkeit zu den billigsten Preisen, da es Thatsache ist, dass in kleinen Städten und auf dem Lande Herren schwarzseidene Cravatten weder in genügender Qualitäts-Auswahl, noch zu entsprechenden normalen Preisen erhalten können.



No. 3.	No. 7.	No. 43. Satin.
Per Stück 25 Pfge.	Per Stück 40 Pfge.	Per Stück 50 Pfge.

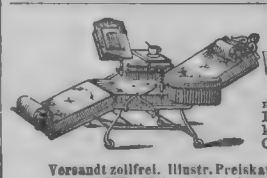
Versandt **von einem Stück an** gegen eingesandte Casse in Briefmarken oder gegen Nachnahme.

Der mit sämmtlichen Cravattenfaçons illustrirte Catalog wird auf Verlangen Jedermann gratis und franco übersandt.

Briefe und Aufträge sind zu richten an das

Versandt-Geschäft Mey & Edlich,

9 Neumarkt, Leipzig.



F. Eckermann's weltberühmter Patent-Stuhl

— patentirt in allen Ländern —

mit über 30 Positionsveränderungen: **Salonstuhl, Lehnstuhl, Chaiselongue, Bett, Kinderkrippe, Kranken-, Rauch-, Veranda-, Garten-, Reisestuhl etc. etc. Alles in EINEM.**

Versandt zollfrei. Illustr. Preiskataloge in deutscher und französischer Sprache **gratis.**

NB. Ueber 1200 Stuhle in 10 Monaten verkauft.

General-Agenturen:

für **Italien:** Carlo Sigismund, Mailand, Corso Vittorio Emanuele 37;
„ **Holland** u. dessen Kolonieen: Louis Herschel, Esq., **Amsterdam.**
„ **Südrussland:** P. Anding & Co., **Odessa;**
„ **Rumänien:** A. B. Boehme, **Bukarest;** 24
„ **Sachsen:** P. C. Körner, Leipzig, Peterstrasse 6;
„ **Schlesien:** Adolf Sturm, Breslau, Albrechtsstrasse 14 u. 35/36.

En gros — Export — En détail — **Hamburg, Neuerwall 47.**

Dampf-Strassenwalzen

liefert

G. Kuhn,

Maschinen- & Kesselfabrik,

Stuttgart. 341

Am 28. Septbr. 1875 in Leipzig eingetragene Marke.

Echte Jönköpings Sicherheits Zündhölzer

Am 14. Decbr. 1876 in Leipzig eingetragene Marke.

Haupt-Niederlage f. Deutschland: Wm Winckler Hamburg.

Versandt in **Berlin, Köln, Hamburg, Mainz, Stettin.**

Ferner Lager: in **Halle a. S.** bei **Voeckler & Liesche, Leipzig,** „ **Leipzig** „ **A. Behn & Sohn,** „ **Lübeck** „ **Heinr. Bronberger,** Thal 7, „ **München** „ **F. W. Fleischer.** „ **Stralsund** 46

Wartburgsdecken,

gesetzlich deponirt,

in hochfeinem Leinendamast, in verschiedenen Farben und Größen, mit eingewebtem Bild der Burg und Wartburgsprüchen. 743

Abbildung mit Preis u. Kreuzband franko.

C. H. Hossommer, Eisenach.

Anleitungen, Spezialrezepte 140 zur Fabrikation von **Wagen- u. Maschinenfett,** Glanzwichse, Lack, Firniß, Farben, Tinten, Leim, Kitt, Cement, Seifen, Parfüms, Zündreq., Desinfektion, Konserven etc. etc. — ebenso zu anderen dergl. chemisch-technischen Fabrikationen. **Katalog gratis.**

W. Schiller & Cie., Berlin, Naunhofstr. 12. Landw., chemisch-techn. Lehrinstitut. Etabl. 1850.

Über Land und Meer.

№ 35.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Rezensent, Novelle von Victor Blüthgen. Fortsetzung. — Neue Welten, geographische Skizzen von C. Frhr. v. d. Goltz. V. Afghanistan. I. — Die Berliner Gewerbeausstellung, von Dr. Julius Wagner. I. — Notizblätter. — Zwiegespräch. — Damaskus, von E. K. — Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt. Frühling, Im Schloßgarten, Herbstag, neue Gedichte von Hermann Lingg; Allein, von Alfred Mureberg. — Das Modell, Novelle von George May, Fortsetzung. — Gesuchtes und Gefundenes aus Berlin, mit Illustrationen von H. Lüders. II. — Andrew Dickson White. — Die Universitäts-Bootwettfahrten, University Boat Races. von Leopold Kaiser. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth, zweite Serie. XIII. Der Sonnentelegraph. — Streitfragen und Hypothesen, Feuilletons von Karl Emil Franzos. VII. „Bildung" — Von Haydn bis Liszt, Skizzen aus der neueren Musikgeschichte von Ludwig Nohl. 4. Die neuere Oper (1820—1840). — Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender, von C. E. Freiherrn von Thüngen, Juni. — Schach. — Auflösung des Rösselsprungs Nro. 11. — Bilderräthsel 15. — Auflösung des Bilderräthsels 34. — Aufgabe — Briefmappe.

Illustrationen: Mutterglück, nach einem Gemälde von J. Munsch. Zwiegespräch, Gemälde von Antonie Volkmar. Hof des Hotel Dimetri in Damaskus, nach einem Gemälde von Ernst Körner. — A. D. Whites, Gesandter der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Berlin. — Haupteingang zur Berliner Gewerbeausstellung von G. Theuerkauf. — Randverzierung zu „Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt". — Gesuchtes und Gefundenes aus Berlin, acht Bilder von H. Lüders. II.

Der Rezensent.

Novelle

von

Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

III.

Es war ein dunkles Mansardenstübchen, unter dem Dache desselben Hauses belegen, welches der Doktor Martius bewohnte. Vor dem Bett in der einen Ecke stand auf einem schmalen Tischchen ein brennendes Nachtlicht, dessen Schein das ärmliche, mit wenig dürftigem Hausrath ausgestattete Zimmer schwach beleuchtete, während ihm nach dem Bette hin der Zugang durch einen grünen Pappschirm verwehrt war. Neben dem Glase, in welchem das Nachtlicht schwamm, standen ein zweites Glas nebst Wasserkaraffe und ein paar Medizinflaschen, letztere den Eindruck der Krankenstube, welchen der ganze Raum machte, besiegelnd.

Am Kopfende des Bettes saß der Doktor Martius auf einem Holzstuhle, von dem aus er in diesem Augenblicke die beiden Flügel des Fensters zu schließen bemüht war, durch welches er der dumpfen Schwüle des Zimmers frische Luft zugeführt hatte. Draußen dunkelte es bereits, und einzelne Sterne blitzten an dem winterlich klaren Himmel. Der Doktor ließ noch den groben dunkelgrünen Vorhang über die halb blinden Scheiben niederrollen und wandte sich dann dem Bette zu, aus dessen Kissen die mageren, spitzigen Züge eines Menschenantlitzes hervorschauten. Der unrasirte Bart, dem die Krankheit ausnahmsweise Zeit vergönnt hatte,

Mutterglück. Nach einem Gemälde von J. Munsch.

sich zu entwickeln, und das spärliche Haar über der schmalen, aber hohen Stirn waren bereits grau. Das ganze Gesicht trug jenen unverkennbaren Stempel, der die Physiognomie Verwachsener zu kennzeichnen pflegt, nur daß in diesem Augenblick noch die Spuren kaum überstandener schwerer Krankheit dazu kamen. Unter der pergamentblassen Stirn aber blickten zwei große, in hektischem Glanze leuchtende graue Augen hülfeheischend auf den willkommenen Besuch.

„Halten Sie sich um Gottes willen ruhig, Schmücke, und ängstigen Sie sich nicht darüber, was das Theater ohne seinen Theaterdiener anfängt, und ob der Direktor über Ihre Krankheit schimpft oder nicht. Wir sind Beide keine Leute, ohne welche die Welt nicht bestehen kann, und Krankwerden ist keine strafwürdige Handlung. Ein Blutsturz ist kein Kinderspiel und wenn Sie das Licht der Lampen wiedersehen wollen, so vermeiden Sie gefälligst jede Aufregung, alter Freund, und schlafen Sie so viel wie möglich. Aus dem Schlimmsten sind Sie zwar glücklich heraus, aber die geringste Aufregung kann einen Rückfall bringen und dann stehe ich für nichts."

„Ach, Herr Doktor," sagte der alte Mensch mit schwacher Stimme, „Sie sind wie der Herr, da er den armen Lazarus von den Todten auferweckte, denn ich dachte nicht, daß ich das Leben behielte. Gott vergelte Ihnen tausendmal, was Sie an mir Gutes gethan haben."

„Schmücke, Sie sind unverbesserlich, und wenn Sie den Mund nicht halten, gehe ich. Sie dürfen ein für allemal nicht sprechen, bis ich

es Ihnen ausdrücklich erlaube. Wenn ich Ihnen etwas vorplaudere, dann hören Sie zu, aber schließen Sie dabei die Augen; ich werde so langweilig sprechen, daß Sie einschlafen sollen."

„Wenn mir nur die Brust nicht wehe thäte," sprach der Kranke und begann leise zu hüsteln.

„Warten Sie, wir wollen abhelfen."

Der Doktor nahm etwas Wasser aus der Karaffe in die hohle Hand, bis es ein wenig erwärmt war, rückte den Stuhl näher an das Bett und strich mit der feuchten Hand so sacht wie möglich über die wunde Brust des Kranken.

„Ist Ihnen jetzt wohler?"

„Ach ja," flüsterte der Alte.

„Nun also. Die Sache mit dem Hauswirth ist geordnet; Sie bleiben ruhig wohnen, so lange Sie wollen, und während des Sommers erhalten Sie wieder an der Zeitung Arbeit. Ihren Dienst am Theater versieht jetzt Meier nebenbei. Heute ist Oper, man gibt ‚Dinorah'. Im Uebrigen denken Sie sich einmal, Schmücke, wir säßen am Strande der Ostsee, — aber schließen Sie jetzt die Augen. Es ist nebelig, so daß Sie kaum den Uferwald hinter sich und an den Seiten zu erkennen vermögen. Sie sehen nur Sandhaufen, — Alles ein Gelb, Gelb und wiederum Gelb. Oben hängt ein grauer Himmel; malen Sie ihn sich ordentlich aus, er muß ganz gleichförmig grau sein. Drunter sehen Sie stahlgraues Wasser, auf dem weithin der Nebel liegt; es kommen lange Wellen herangeschoben, immer eine auf die andere, ganz langsam, auf und nieder, auf und nieder. Immer denken Sie nur an die Wellen und wenn Sie dann noch nicht einschlafen können, will ich Ihnen ein Wiegenlied singen."

Er hatte das mit eintöniger Stimme gesprochen und hielt einen Moment inne, als sich die Thür leise öffnete und das Gesicht des Assessors in der Thürritze erschien.

„Komm' herunter, Martius; es ist Jemand da, der Dich sprechen will."

Der Angeredete blickte auf seine Uhr.

„Ich will hier gleich noch Medizin eingeben, dann komme ich sofort," flüsterte er zurück.

Die Thür schloß sich wieder, er mischte den Trank und flößte ihn dem Kranken ein.

„Nun versuchen Sie durchaus zu schlafen, Schmücke; ich komme nachher wieder, um mich zu überzeugen, ob Sie folgsam gewesen sind."

Der Doktor ging hinaus und stille ward es in dem kleinen Mansardenstübchen bis auf eine Taschenuhr, welche irgendwo pickte, und das eiserne Oefchen, in welchem dann und wann die Glut aufknisterte.

Unten in seiner Wohnung traf Martius zu seinem nicht geringen Erstaunen den ältern Stückradt, welcher sich bei seinem Eintritt mit ziemlich ernstem Gesicht erhob. Könen stellte die Beiden einander vor.

„Ich bedaure, Herr Doktor," begann der Dragoner, nachdem sie Platz genommen hatten, „als Abgesandter in einer sehr wenig erfreulichen Angelegenheit hier erscheinen zu müssen. Indeß tröste ich mich mit der Hoffnung, daß sich zwischen uns jene Verständigung erzielen läßt, welche ich von Herzen wünsche. Ich bin im Augenblick Vertreter meines Freundes, des Lieutenants von Osten," — er überreichte bei diesen Worten dem Doktor eine Karte mit Osten's Namen, — „den Ihnen jenes fatale Rencontre in der Theaterrestauration feindlich gegenübergeführt hat. Vielleicht ist Ihnen auch meine Person von dieser Affäre her in der Erinnerung."

Der Doktor nickte und ihm ahnte, was kommen würde.

„Und womit kann ich Ihrem Auftraggeber dienen?" fragte er mit kühler Höflichkeit. „An die Gegenwart meines Freundes stoßen Sie sich gefälligst gar nicht," fügte er auf einen fragenden Blick des Offiziers hinzu, welcher Könen galt. „Wir haben keine Geheimnisse vor einander."

„Wohlan," fuhr der Offizier fort, „mein Freund glaubt, sich bei dem Ausgange jenes Streites nicht beruhigen zu dürfen. Er wünscht eine ganz spezielle Genugthuung."

„Wofür?" fiel Könen mit beleidigendem Auflachen ein. „Etwa dafür, daß er meinen Freund an öffentlichem Orte auf die gröbste Weise sozusagen angefallen hat?"

Der Dragoner blickte mit künstlicher Kälte von dem Assessor auf Martius und sagte nach einer peinlichen Pause zu Letzterem:

„Vielleicht wäre es doch besser, wenn wir unsere Verhandlungen unter vier Augen fortsetzten, denn sie gehen in der That ausschließlich uns Beide an."

„Fahren Sie fort," entgegnete der Doktor verdrießlich, „mein Freund wird Sie nicht wieder unterbrechen, wenn ich ihn darum ersuche."

Könen erhob sich in vollem Unmuth und trat an das Fenster, ohne die Anderen weiter zu beachten, während der Offizier fortfuhr:

„Da es sich indessen bei der ganzen Differenz im Wesentlichen um die Behandlung gedreht hat, welche Sie in Ihren Kritiken eine bewußte Dame, — für die mein Kamerad von Osten sich nun einmal interessirt, — erfahren lassen, so würde derselbe von der ihm persönlich zu Theil gewordenen Kränkung absehen und eine Zurücknahme derselben darin erblicken, falls Sie sich zu dem Versprechen entschlössen, Ihre Zeitungsreferate einzustellen."

Während der Assessor am Fenster unartikulirte Laute von sich gab, fragte der Doktor noch immer scheinbar ruhig:

„Und wenn ich dieß Versprechen nicht gäbe?"

„Dann würde sich Herr von Osten auf die zwischen Kavalieren übliche Art zurückziehen, Differenzen zu begleichen, welche auf friedlichem Wege sich nicht lösen lassen."

Die Stirnader des Arztes schwoll auf und ein Zug herben Spottes legte sich um seinen Mund.

„Also das ist des Pudels Kern! Sie kamen, um mir ein Duell anzutragen! Denn das Andere war doch nur Spiegelfechterei; ich hoffe nicht, daß Sie mein Zimmer in dem Glauben betreten haben, ich könnte mich einem Verlangen fügen, wie Sie es zuerst an mich gestellt haben?"

Stückradt fuhr einen Moment auf, besann sich aber und sagte so höflich wie vorher:

„Fassen Sie es auf, wie Sie wollen. Ich bitte Sie, nicht zu vergessen, daß ich nur im Namen meines Kameraden spreche. Ich sage mich ausdrücklich von jeder Verantwortlichkeit für seine Handlungsweise los. Ich füge hinzu, daß die Ablegung jenes Versprechens selbstverständlich strengstes Geheimniß bleiben würde."

„Das ist in der That eine äußerst civilisirte Manier, eine kritische Stimme todt zu machen. Ist der Mann überhaupt todt, so ist er unzweifelhaft auch mundtodt. Haben Sie die Güte, Ihrem Kameraden mitzutheilen, daß ich dieß Duell nicht sowohl als im Interesse seiner gar nicht verletzten Ehre herbeigeführt, denn als einen Mordversuch betrachte, um mich in majorem gloriam der Rupprecht unschädlich zu machen. Könen, ich ernenne Dich zu meinem Sekundanten. Thue mir den Gefallen und mache mit dem Herrn Lieutenant das Uebrige ab. Ich fühle, daß ich gut thue, nicht länger hier zu bleiben. Du findest mich drüben in der ‚Traube'."

Das Blut war ihm in das Gesicht gestiegen; er verbeugte sich kurz und ging. Draußen hörte man ihn langsam die Treppe hinabschreiten.

Er ließ sich im Gastzimmer des Hotels eine Zeitung geben und versuchte zu lesen, aber die Buchstaben tanzten vor seinen Augen. Er sagte dem gesprächigen Kellner einige Grobheiten, um sich denselben ein- für allemal fern zu halten. Dann und wann blickte er durch das Fenster auf die thauig schmutzige Straße und sah endlich den Offizier aus dem Hausflur treten. Als dieser einen Moment das Gesicht dem Hotel zuwandte, wich er ein wenig zurück; er hatte ein Gefühl, als ob dessen Augen ihn erreichen könnten.

In seiner Stube oben erlosch das Licht und kurz darauf erschien der Assessor.

„Das ist eine so schauderhafte Niederträchtigkeit, daß ich Lust habe, mich nach Dir mit diesem Menschen zu schießen. Denn es soll geschossen werden," sagte der Ankommende mit verhaltener Stimme, indem er sich mit verbissener Wuth neben Martius niederließ. „Uebermorgen früh, auf Pistolen, zehn Schritt Distanz, drei Kugeln a tempo auf den Mann. Sie bringen den Regimentsarzt und die Pistolen mit. Kannst Du überhaupt schießen?"

„Ich habe einst eine Passion dafür gehabt und schoß für mein Alter nicht übel."

„Dann ist noch nichts verloren. Es ist immer sicherer, wenn man dem Glücke die Hand bieten kann. Von Zeugen haben wir abgesehen."

„Ich wollte, das Duell fände morgen früh statt," sagte Martius heftig. „Es ist langweilig und marternd, sich zuvor einen Tag und zwei Nächte lang aufzuregen. Uebrigens ist es mir zweifellos, daß die Rupprecht dahinter steckt. Osten wird seinen Lohn wohl in Aussicht haben. Nun, in Gottes Namen, eine Familie, die ich in Rücksicht zu nehmen hätte, besitze ich zum Glück nicht. Gibt's eine Erbschaft, so bekommst Du die Hälfte, die andere der Theaterdiener, für dessen weitere Pflege Du gütigst Sorge tragen wirst. Er soll auf den Rest seiner Tage noch etwas vom Leben haben."

„Sehr verbunden," entgegnete Könen. „Ich hoffe, Du sollst das Deinige in Frieden verzehren. Ohnehin weiß ich nicht, ob ich im entgegengesetzten Falle nicht nach Dir zur Pistole greife. Bist Du aber glücklich, so mußt Du mir Eines gestatten: dieser guten Dame ein kleines Billetdoux zu schicken, worin ich ihr den Ausgang des Kampfes auf meine Art melde."

„Laß dieß Geschöpf aus dem Spiel, Könen."

„Hm!" brummte der Assessor, mit den Augen zwinkernd, „ich will sehen, ob ich mich mäßigen kann!"

*

Was ist ein Leben? Viel und wenig. Die Menschen sind wunderlich inkonsequente Geschöpfe. Sie hüten ein solches Leben mit der unendlichsten Sorgfalt; sie pflegen es im Kinde mit Zittern und Bangen; sie rufen alle Mittel der Wissenschaft zu Hülfe, um das Bedrohte zu retten. Sie würden Jeden für gewissenlos erklären, der bei einer gefährlichen Krankheit es unterließe, den zweifelhaften Rath des Arztes einzuholen und den Säckel des Apothekers zu füllen, und klammern sich, um einigermaßen ein Gegengewicht gegen die Todesangst zu erhalten, an den Unsterblichkeitsglauben. Und doch geht auf der andern Seite Niemand freigebiger mit dem Leben um als eben diese Menschen. Sie opfern es dem augenblicklichen Genusse, sie schleudern es im Rausch vor das blinkende Messer eines gereizten Feindes, sie setzen es ohne Bedenken an die Befriedigung einer aufwallenden Eitelkeit oder ihrer Neugier; die Mordwaffen des Krieges dürfen es tausendfach zerstören; und um Beleidigungen auf gebildete Weise zu sühnen, konservirt man einen Ueberrest jener barbarisch abergläubischen Gottesgerichte, welchen man „Duell" nennt.

Wiegt eine Beleidigung so schwer wie ein Menschenleben?

Es liegt ein Akt der Gerechtigkeit in jedem unglücklichen Ausgang eines solchen Zweikampfes. Entweder büßt die Schuld oder der Frevel, der eine Genugthuung auf diesem Wege suchte, — beides freilich oft allzuhart.

Hart oder nicht? — Was ist ein Menschenleben! Eine Seuche, welche darüber kam, hätte es ebenso leicht in seiner Blüte knicken können, ein vom Dach fallender Ziegel jeden Augenblick es auslöschen, ein ausbrechender Krieg es als Opfer in den feindlichen Kugelregen führen. Ob es so oder anders dem Tode in den allezeit offenen Rachen sinkt, — was liegt daran? —

Der Morgen der Entscheidung kam, ein nebeliger, frostiger Wintermorgen, welcher gerade noch gestattete, auf zehn Schritte Distanz einander scharf ins Auge zu blicken. Als Ort des Zweikampfes hatte man eine Nadelholzpartie ausersehen, welche sich in dem eine gute Viertelstunde weit von der Stadt beginnenden Walde befand. Hier erhob sich ein niedriges Plateau, mit hohen Kiefern bestanden, über die gleichmäßig ebene Fläche des umliegenden Waldbodens, worauf durch Ausroden etlicher einmal im Sturm zerbrochener Bäume eine freie Stelle entstanden war, die heute nicht zum ersten Male so traurigem Zwecke dienen mußte.

Zwischen den beschneiten Spitzen eines niedrigen Tannendickichts waren von dem beschriebenen Platze aus die oberen Umrisse eines Wagens erkennbar, und man konnte die Dampfwolken aufsteigen sehen, welche beim Aufschnauben den Nüstern der Pferde entquollen. Auf dem Plateau war augenblicklich ein Diener in Uniform bemüht, die Standplätze der Gegner vom Schnee zu säubern, während die Lieutenants von Osten und Stückradt nebst dem Regimentsarzt drunten beim Wagen standen. Martius und der Assessor fehlten noch. Osten war tief in einen Pelz gehüllt und seine Hände staken in dicken Fausthandschuhen, damit die Wirkung der Kälte ihm die Sicherheit der Hand nicht beeinträchtige. Stückradt hielt das polirte Kästchen mit Pistolen und Munition; der Arzt legte das nothwendigste Verbandzeug zurecht.

„Wir sind die Pünktlicheren gewesen," sagte Stückradt; „übrigens dünkt mich, ich höre den andern Wagen schon. Bei der Temperatur wäre es gut, wenn die Sache rasch hinter einander abgewickelt würde."

Er affektirte ein wenig Humor, den er in diesem Augenblick wahrscheinlich nicht besaß.

„Also hörst Du, Eduard," entgegnete die beklommen rauhe Stimme Osten's, „nicht die Instruktion vergessen. Die Geschichte möglichst vertuschen. Kameraden erfahren höchstens, daß Duell wegen jenes Abends stattgefunden und darf Niemand weiter dabei erwähnt werden. Kann darin hoffentlich ebenso auf Sie rechnen, Doktor?"

Dieser nickte und Osten fuhr fort:

„Weiß nicht, ob es nicht das Beste wäre, gleich stattgefundenes Duell in Zeitung auszuposaunen; Duellanten wären aber Ausländer gewesen und gleich wieder abgefahren. Ueberlege das, Eduard. Korrespondenzen lies und erledige, und nach Hause wird von Duell nur geschrieben, wenn ich falle."

„Was Gott verhüte. Du sprichst ja wahrhaftig, als ob Dir die Kugel schon in den Rippen säße."

„Denke, so weit sind wir doch noch nicht," lachte Osten gezwungen. „Die Bewußte bekommt sofort Nachricht, wenn es schlecht abläuft. Weiß, daß Dir das unangenehm ist, Eduard, aber mußt mir die Liebe erzeigen. Im Fall einer Verwundung muß täglich Bulletin an sie abgehen. Aha! Nous voilà!"

Der Wagen des Gegners bog in diesem Moment um die Ecke der Tannen. Könen sprang zuerst heraus, ihm nach stieg der Doktor, welcher äußerst ernst aussah und sich gleich dem Lieutenant gut verwahrt hatte. Die Herren tauschten förmliche Grüße aus, der Regimentsarzt wurde vorgestellt, die üblichen Versöhnungsversuche kurz abgemacht. Die Sekundanten begaben sich unverzüglich auf das Plateau, luden nach ihrer Rückkunft die Pistolen und halfen den Kämpfern, sich ihrer Hüllen zu entledigen. Im Hinaufsteigen blickte Martius nach seiner Uhr, sie zeigte ein paar Minuten über Sieben.

Einen Moment später standen die Gegner, sich mit den Augen messend und die Finger am Drücker, einander gegenüber. Irgendwo in der Nähe hörte man Schnee von den Bäumen niederrieseln und eine Krähe flog in tiefen Tönen krächzend über den Platz.

Die Sekundanten traten zur Seite und Stückradt gab das Zeichen.

Vor den Läufen blitzte es auf und der Doktor zuckte unmerklich. Die Kugel hatte ihm leicht das rechte Ohr gestreift. Ein trübes Lächeln lief über sein Gesicht.

Wieder luden die Sekundanten.

„Könen," sagte der Doktor laut, „frage gefälligst, ob der Herr unter allen Umständen auf ernste Verwundung besteht."

Osten nickte etwas verwundert.

Zwei weitere Schüsse fielen. Osten erblaßte und griff mit der Hand flüchtig auf die rechte Seite der Brust. Stückradt blickte ihn von der Seite an und fragte:

„Bist Du verwundet, Osten?"

„Gleichviel! Du wirst laden," war die Antwort.

Der Dragoner versuchte sich aufrecht zu halten, aber ein Schwindel überfiel ihn und er wankte. Stückradt sprang hinzu und der Arzt ebenfalls. Die Uniform war etwa zwei Zoll unter der muthmaßlichen Lage des Schlüsselbeins durchbohrt.

„Wir müssen aufhören," sagte der Arzt. „Die Lunge dürfte etwas abbekommen haben. Ich bitte, nur rasch in den Wagen, damit wir aus der Kälte kommen."

Osten behielt so viel Besinnung, daß er, von seinem Sekundanten und dem Arzt gestützt, an sein Gefährt gehen konnte.

„Gott gebe, daß wir Dich ohne Aufsehen in Deine Wohnung schaffen, armer Freund," brummte Stückradt.

Martius stand zögernd; aller Groll war plötzlich aus seinen Gesichtszügen verschwunden und hatte trauernder Theilnahme Platz gemacht. Endlich ging er wortlos neben Könen den Dreien nach. Als er den Wagen derselben passirte, blieb er stehen.

„Ich bedaure, daß ich mich gezwungen meiner Haut habe wehren müssen, Herr Lieutenant," sprach er in herzlichem Tone. „Sie sind vermuthlich mein persönlicher Feind so wenig, als ich der Ihrige. Vielleicht gestatten Sie mir, dem Arzt, an der Heilung Ihrer Wunde wenigstens soweit Antheil zu nehmen, als es mein Herr Kollege hier zufrieden ist. Darf ich kommen?"

Der Verwundete warf einen zweifelnden Blick auf Stückradt, welcher die Achseln zuckte. Dann nickte er bejahend, worauf der Doktor, sichtlich erfreut grüßend, mit Könen auf das eigene Fuhrwerk zuschritt und dem langsam nachfolgenden Wagen des Gegners vorauffuhr.

Zehn Minuten später war der Platz leer und still. Wo der Doktor gestanden hatte, färbten ein paar feine Blutströpfchen den weißen Schnee; sie blieben neben dem aufgedeckten Erdboden als einzige Zeugnisse für das Geschehene zurück. Die stumme Waldeinsamkeit und die grauen Nebel brüteten darüber.

Als der Wagen des Doktors in die Stadt gelangte, hielt der Kutscher auf ein gegebenes Zeichen. Martius schien den Mann nach der Art, wie er mit ihm sprach, zu kennen. Die beiden Freunde setzten ihren Weg zu Fuß fort.

„Wird er nicht schwatzen?" fragte Könen.

„Der hat Ursache, mir dankbar zu sein. Er gehört in das Kapitel meiner stillen Wohlthaten und schweigt wie das Grab. Hätte ich Osten übrigens erschossen, so befände ich mich in diesem Augenblick auf dem Wege zum Richter."

„Gott sei Dank," sprach Könen, indem er die Hand des Freundes ergriff, „es ist Alles leidlich abgegangen. Du hast gestanden wie eine Mauer. Ich bekomme wieder Muth, an eine Gerechtigkeit in der Welt zu glauben."

„Ich wünsche nur Eines," entgegnete Martius ernst, „daß die Verwundung so abläuft, wie ich hoffen darf. Für gefährlich kann ich den Schuß dem äußern Anschein nach nicht halten. Ich hatte eigentlich auf den Arm gezielt."

Sie bogen um eine Ecke. Als sie ein paar Schritte gegangen waren, sprang der Assessor mit flüchtigem: „Ich bin gleich wieder da!" noch einmal zurück. Er hatte auf der andern Seite der Ecke, welche sie passirt waren, einen Briefkasten bemerkt und zog, als er diesem gegenüberstand, ein Couvert aus der Rocktasche, welches er mit triumphirender Miene hineingleiten ließ. Dann rieb er sich die Hände mit äußerst zufriedenem Gesicht und beeilte sich, den Freund wieder einzuholen.

„Was hattest Du vor?"

„Nichts von Wichtigkeit. Ich benützte die Gelegenheit, dem Kasten dort einen Brief einzuverleiben. Heute Nachmittag sehe ich Dich jedenfalls? Ich bin nach fünf Uhr zu Hause."

„Gut. Bis dahin denke ich Näheres über den Zustand Osten's zu wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Neue Welten.

Geographische Skizzen

von

C. Frhr. v. d. Goltz.

V.

Afghanistan.

1.

Die Kämpfe, in welche sich England, seitdem es die Wege einer aktiveren äußeren Politik eingeschlagen, an den Grenzen seines Kolonialbesitzes verwickelt sieht, machen außer über das Zululand eine Orientirung über Afghanistan wünschenswerth. Vielleicht tritt in Kürze Birma als drittes interessantes Territorium hinzu.

Afghanistan hat schon im grauesten Alterthum seine Rolle in der Völkergeschichte gespielt. Wenn es aber dereinst unter der Herrschaft eines europäischen Volkes der Kultur wieder eröffnet werden sollte, so würde es dennoch für diese eine neue Welt sein. In vieler Beziehung ist es heute noch terra incognita. Bei dem großen Argwohn, welchen die Afghanen jedem Fremden entgegenstellen, sind die Nachrichten über ihr Gebiet, ihre politische und soziale Entwicklung im Allgemeinen sehr spärlich, ja mit Bezug auf einzelne Theile, wie das unabhängige Kafiristan im Nordosten, fast vollständig dunkel.*) Erst die in neuerer Zeit eröffnete Perspektive auf die Möglichkeit eines Zusammenstoßes zwischen England und Rußland gerade in diesen Gebieten hat beide Parteien zu einer Reihe von Forschungen veranlaßt. Dieselben beschäftigten sich jedoch, wie alle im Hinblick auf kriegerische Ereignisse unternommenen Rekognoszirungen, vorzugsweise mit der Wegbarkeit des Landes. Sie wendeten sich auch nur dem Nordosten Afghanistans zu, dem zwischen den Ebenen von Buchara und dem oberen Indusgebiete liegenden Plateau von Pamir, dem „Beherrscher der Ebene", dem „Dach der Welt". Dort liegen die Forschungen des Inders Mirsa und diejenigen Forsyth's, ebenso Fedtschenko's Reisen und Skobeleff's Expedition. Das Plateau von Pamir ist auch der Wurzelstock für die gewaltigen, Afghanistan erfüllenden Gebirgszüge.

Das Land gehört seiner orographischen Gestaltung nach zu den von der Natur geschaffenen Völkerfestungen, in welchem sich, wie vordem im Kaukasus, trotziger Freiheitssinn sowohl gegen die anstürmende Eroberungslust, als auch gegen die allmälig vordringende Kultur lange zu behaupten vermag.

Im Norden, Westen und Süden sind seine Gebirgsmassen theils durch Wüste, theils von kahlen Bergzügen umschlossen. Im Osten stürzt es mit schroffen Hängen zum indischen Tieflande ab. Dadurch wird es auf allen Seiten schwer zugänglich und leicht zu vertheidigen.

Wenn es dennoch wiederholt von gewaltigen Heeren durchzogen wurde, so verdankt es dieß Schicksal allein der Nachbarschaft Indiens. Die Sage von den Schätzen dieses Eldorados, die märchenhaften Wunder, die dasselbe an Reichthum, Pracht und Luxus enthalten sollte, lockten zuerst den Assyrer Salmanassar herbei. Sie zogen Alexander und die Scythen an, dann den Ghasnawiden Mahmud (997—1030), ferner im dreizehnten Jahrhundert Dschingiskhan und zum Ende des vierzehnten den furchtbaren Schlächter Timur. Alle Invasionen Indiens, die von Westen und Norden herkamen, haben Afghanistan berührt und die Geißel der Eroberer fühlen lassen.

Diesen wiederholten Störungen ist es auch zuzuschreiben, daß sich kein festes, einheitliches Reich in dem afghanischen Berglande gebildet hat, sondern daß es trotz mehrfacher gewaltsamer Vereinigungen immer wieder zerfiel und mit seiner politischen Gestaltung im Innern, sowie mit seiner Begrenzung nach außen hin fast ununterbrochen wechselte. Nach den vom Oktober 1872 bis zum Ende des Januar 1873 zwischen England und Rußland gepflogenen Verhandlungen reicht Afghanistan im Norden bis zum oberen Oxus, so daß es jetzt ein bedeutendes Gebiet am Nordabhange des Hindukusch umfaßt, dessen Zugehörigkeit bis dahin sehr zweifelhaft war, gewonnen hat, welches früher nicht dazu gerechnet wurde. Bei Chodschah Salih wendet sich die afghanische Grenze vom Oxus scharf nach Süden und dann am Fuße des Ghurgebirges und des Sefid-Kuh, das Turkmenenland von Merw umgehend, im rechten Winkel westlich zur persischen Grenze hinüber *). Diese ist freilich ziemlich unsicher, und nur in ihrem südlichen Theil, wo Afghanistan an die Provinz Seistan stößt, neuerdings fest bestimmt. Gegen Süden hin ist das Land durch Beludschistan vom Meere getrennt. Im Osten folgt die Scheide vom englisch-ostindischen Reiche dem Fuß der Gebirge parallel mit dem Indus. Allein diese Grenze hat an manchen Stellen nur wenig Bedeutung, weil auf ihren beiden Seiten unabhängige Afghanenstämme wohnen. Von denselben weiß im Fall eines Krieges kein Theil mit Sicherheit, ob er sie als Feinde oder Freunde zu betrachten hat. Die zweideutige Haltung der Afridis im gegenwärtigen Kriege hat dieß erst unlängst von Neuem erwiesen.

Das historische Afghanistan ist nicht der gegenwärtig interessante und wichtige Nordosten, sondern der Westen und Süden des Landes. Dort erhoben sich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert auf dem Hochlande von Ghur zeitweise mächtige Dynastieen, die bis zum Indus herrschten, dort lag auch das alte Ghasna **), dessen Straßen von Mahmud mit den Idolen indischer Heiligthümer gepflastert wurden. Ueberall findet man in jenen Gebieten die letzten Reste großer Städte, mächtiger Aquädukte und Straßenanlagen, die Spuren blühender Kultur, welche erst von der zweimaligen Verwüstung durch die Mongolen vernichtet worden ist. Hat sich doch keines jener Länder, welche von dem verheerenden Sturme der nordischen Barbaren betroffen wurden, im Laufe der Jahrhunderte auch nur zu einer annähernd so hohen Blüte wie vordem wieder erhoben.

Die Gebirge des Nordostens, in deren Mitte Kabul, die neue Hauptstadt, liegt, bilden erst seit jüngerer Zeit das politische Centrum des Landes.

Die heutigen Afghanen sind im achten und neunten Jahrhundert vom Südwesten her in das von ihnen beherrschte Land eingedrungen. Sie brachten die Stammesorganisation mit, die noch bis auf diesen Tag besteht. Jeder Stamm zerfällt in eine Anzahl Unterabtheilungen, diese in die Familien. Jede Gruppe gehorcht ihrem Aeltesten oder einem Häuptlinge, welcher die inneren Angelegenheiten nahezu uneingeschränkt beherrscht. Der größere staatliche Verband ist ein lockerer. Nur für die Heeresfolge hat er wirksame Bedeutung. Der Emir von Kabul gilt als der oberste der afghanischen Häuptlinge und als Führer des gemeinsamen Heeres. Er ist nicht Souverän in unserem Sinne. In manchen Distrikten wird seine Autorität kaum dem Namen nach anerkannt. Dost Mohammed, Schir Ali's Vater und Vorgänger, hat freilich zu Zeiten in den inneren Kriegen bis an 50,000 Mann Infanterie und 12—13,000 Pferde in's Feld gestellt.

Die Afghanen sind beinahe durchweg von großem und schlankem Körperbau, kräftig und zäh, ausdauernd und unerschrocken, dem kriegerischen Leben zugeneigt. Mit diesen Eigenschaften verbinden sie List und Verschlagenheit und eine vor keinem Verrath zurückschreckende Treulosigkeit. Im Hange zur Betrügerei sollen sie Perser und Armenier weit hinter sich lassen.

Neben dem herrschenden Volke stößt man auf Trümmer aller angrenzenden Familien, auf Kurden, Perser, Armenier, auf Turkmenen und Hindu, im äußersten Nordosten sogar auf die alten Arier indischen Stammes. Diese haben sich vor den Afghanen dorthin zurückgezogen und ihre Unabhängigkeit behauptet.

Das Innere Afghanistans ist durchweg Gebirgsland. Wie vom Plateau von Pamir, dem gewaltigen Centralhochlande ***) aus nach Südosten die Ketten des Kisiljart, Karakorum, Kuenluen und Himalaya an der indisch-tibetanischen Grenze hinziehen, so gegen Südwesten nach Afghanistan der Hindukusch, riesige, von ewigem Schnee bedeckte Kämme, deren Gipfel bis zu 18,000 Fuß aufsteigen. Seine

*) Zur Orientirung in der afghanischen Frage hat F. v. Stein in „Petermann's geographischen Mittheilungen", Bd. 24, Heft XII, einen vortrefflichen Aufsatz geschrieben, der den Lesern von „Ueber Land und Meer" zu eingehenderem Studium empfohlen wird. Eine Anzahl der hier gemachten Angaben sind demselben entnommen.

*) Zur Orientirung reicht jede Karte aus einem guten Handatlas hin. Eine Uebersichtsskizze von Afghanistan bringen wir mit einem folgenden Aufsatze: „Afghanistan und die künftige Westgrenze Indiens".

**) Eine Stunde von dem heutigen Ghasni oder Guznee entfernt.

***) Dasselbe erhebt sich im Mittel 15,000 Fuß über das Meer.

Zwiegespräch. Gemälde von Antonie Volkmar. Nach einer Photographie von Gustav Schauer in Berlin. (S. 687.)

Hof des Hotel Timotti in Damaskus. Nach einem Gemälde von Ernst Körner. (S. 687.)

Parallelzüge, Aeste und Ausläufer füllen das Gebiet zwischen Kabul und Indus vollständig mit den wildzerrissenen Alpen von Kafiristan aus. Am Südfuße dieser Landschaft rauscht in schmaler Schlucht der Kabul dahin, ein wilder Gebirgsstrom, der auf die Meile mehr als 40 Fuß Gefälle hat und der sich, das Gebirge nach Osten durchbrechend, in den Indus ergießt. Südlich des Kabul erhebt sich steil vom Flußbette aus die mehr als 20 deutsche Meilen lange, dem Hindukusch nahezu ebenbürtige Kette des Sefid-Kuh in einer gleichmäßigen Höhe von 12,000 und mit Gipfeln von über 15,000 Fuß. Im Osten nach dem Indus hin ist der Sefid-Kuh durch die niedrige Kette der Cheiber- (oder Kyber-) Berge fortgesetzt. Dort liegt auch der in letzter Zeit so oft genannte Cheiber- oder Kyberpaß, durch den im Herbst die englische Hauptkolonne nach Afghanistan eindrang.

Dieß ganze nordöstliche Afghanistan am Kabul zwischen Hindukusch und Sefid-Kuh ist von großartiger, wilder Schönheit. Ketten und Massen werfen sich durcheinander, Joch thürmt sich auf Joch, Klippe auf Klippe. Der Glanz des ewigen Schnees bedeckt die höchsten Zacken. Ueber Dschellalabad soll sich eines der riesigen Häupter an 20,000 Fuß erheben. Der Sefid-Kuh ist noch dazu waldreich. Nadelhölzer und Mandelbäume mischen sich dort. In den schmalen, fruchtbaren Thälern drängt sich die Kultur üppig zusammen: Getraidefelder, Obstgärten, Gemüsebeete.

Wie dem Sefid-Kuh nach Osten, so hängt sich dem 60 deutsche Meilen langen Hindukusch nach Westen gegen Persien hin die weit kürzere, aber fast gleich hohe Kette des Kuhi-Baba an. Ihre Spitzen reichen, wie die des Hauptgebirges, in den ewigen Schnee. Sie steigen bis zu 17,000 Fuß an. Noch mehr gegen Westen folgen dann ähnliche Bergzüge, nämlich ein zweiter Sefid-Kuh (weiße Berge), das Ghurgebirge und der Kuhi-Kaitu, der mit seinem westlichsten Ende die persische Grenze erreicht. Andere Kämme wenden sich gegen Südwesten und nach Süden. Plateaux füllen die Räume zwischen ihnen aus bis zum Hilmend hin, dem größten Flusse Afghanistans.

Auf der Ostseite dagegen liegt die genau von Nord nach Süd an der indisch-afghanischen Grenze hinstreichende Suleimankette mit ihrem jähen Abfall zum Industhal. Sie schließt sich am rechten Kabulufer, unfern Pischawur, dem Ostende des Sefid-Kuh und der Cheiberberge an. Ihre Spitzen, wie der Piryhul und der Tukht-i-Suleiman, erreichen nur zwischen 11,000 und 12,000 Fuß. Aber unvermittelt vom Tieflande zum Himmel emporstrebend, bieten sie einen um so gewaltigeren Anblick dar. Nach dem Innern Afghanistans verflacht die Suleimankette sich allmälig in das Plateau von Siwistan. Doch auch dieses ist nicht durchweg eben, sondern Kämme, Ketten und Züge von 7000, 8000, 9000 Fuß Höhe sind auch hier, nach verschiedenen Richtungen laufend, aufgethürmt.

Solche Gebirgsmassen, solche Alpenlandschaften muß man sich arm an Kommunikationen denken, meist nur durchzogen von schmalen Saumpfaden, welche himmelhohe Joche ersteigen, und man hat den englisch-afghanischen Kriegsschauplatz. Die Schwierigkeiten, auf welche unter solchen Verhältnissen die Verpflegung und Versorgung einer Armee stößt, sind sehr große. Sie haben schon einmal nach einer ersten glücklichen und leichten Besetzung des Landes, wie sie auch gegenwärtig vor sich geht, später noch ein großes Unglück über England gebracht und erfahren jetzt doppelte Rücksicht. Daher die Langsamkeit aller Bewegungen.

Am ehesten ließe sich der afghanische Kriegsschauplatz mit dem armenischen vergleichen, auf welchem Achmed Muhktar Pascha im Juni 1877 die russischen Kolonnen zur Umkehr zwang. Doch übertrifft das Gebiet von Kabul Armenien noch bei Weitem durch die Wildheit und Großartigkeit seiner Alpennatur.

Die Berliner Gewerbeausstellung.

Von

Dr. Julius Wasner.

I.

(Hiezu das Bild S. 688.)

Der Aerger ist kein erfreuliches Gefühl, allein er hat oft erfreuliche Thaten gezeugt. Zahlreiche Reformen, energische Fortschritte sind aus Aerger über die Mängel und Verkehrtheiten bestehender Zustände unternommen worden; und auch die Idee der Berliner Gewerbeausstellung entkeimte einem ärgerlichen Grunde. Der Industriegelehrte Reuleaux hatte als Kommissar des deutschen Reiches auf der Centennial-Weltausstellung in Philadelphia (1876) einen überaus harten Spruch über die deutsche Industrie gefällt. Dieses Urtheil war nur zum Theil berechtigt, und soweit es berechtigt erschien, weder am rechten Platze, noch zur rechten Zeit gesprochen, aber man fühlte, daß es patriotischem Aerger entsprungen war, und deßhalb mußte der Aerger, den es erregte, die nationale Thatkraft anspornen. Das deutsche Gewerbe fing an, strenger auf sich zu achten; nicht nur der Fabrikherr und der Techniker, sondern auch der kleine Handwerker und der Arbeiter bemühten sich, dem strengen Lehrmeister jeden Grund zu nehmen, sein Urtheil aufrecht zu erhalten, und indem die deutsche Industrie sich ärgerte, verbesserte sie ihre Leistungen.

Der Geheime Regierungsrath Reuleaux ist vor einigen Wochen zum Kommissar des deutschen Reiches für die bevorstehenden Weltausstellungen in Australien (Sidney und Melbourne) ernannt worden, er gehört zu jenen Männern, welche eifrig dafür wirken, daß die deutsche Industrie sich an den gewerblichen Wettkämpfen in jener fernen Welt betheilige, und man darf daraus folgern, daß der kritische Direktor der Berliner Gewerbeakademie heut eine recht günstige Meinung von der deutschen Produktion gewonnen hat, sonst würde er schwerlich wünschen, sie mit den Industrieen der anderen Kulturvölker in Wettbewerb gebracht zu sehen.

Die Berliner Industrie wird auf der dießjährigen Ausstellung in Australien, für welche die Verschiffung schon im Monat Juni beendet werden muß, nur sehr spärlich vertreten sein, denn sie hat ein näherliegendes Feld gefunden, wo sie ihre Leistungsfähigkeit darthun kann. Nicht nur die zahlreichen Fabrikanten Berlins, welche von der Weltausstellung am Delaware-Bay zurückkehrten, sondern auch diejenigen, welche daheim geblieben waren, konnten sich des Gefühls nicht erwehren, daß die heimische Industrie einen Makel erhalten habe, der wieder ausgemerzt werden müsse. Und mit der wohlgemuthen Thatkraft, die dem Berliner Charakter eigen ist, ging man sogleich daran, Mittel und Wege zu suchen, um die Scharte von Philadelphia auszuwetzen. Die beste Gelegenheit, das deutsche Gewerbe in's rechte Licht zu stellen, konnte auf einer Weltausstellung gefunden werden. Bisher hat die deutsche Nation ein solches Industriefest noch nicht geboten, sie war stets nur der Gast anderer Kulturvölker, welche sich drängten, derartige Schaustellungen zu veranstalten. Diese Erscheinung ist um so auffallender, als ein deutscher Mann es war, welcher zuerst die großartige Idee einer internationalen Ausstellung offenbart und die Verwirklichung derselben durchgesetzt hat. Denn der Gedanke, alle Völker zu einem Wettstreit auf gewerblichem Gebiete einzuladen, ging von dem Prinzen Albert, dem verstorbenen Gemahl der Königin von England, aus und wurde durch die Londoner Weltausstellung von 1851 in's Leben geführt.

Doch die internationalen Ausstellungen sind in den letzten Jahrzehnten etwas ausgeartet und hinter dem bestechenden, kostspieligen Pomp solcher Völkerfeste findet der ruhig erwägende Deutsche manchen dunklen Punkt, der Bedenken einflößt. Meist aus politischen Motiven unternommen, bringen diese Schaustellungen Kräfte und Mittel in Bewegung, welche in dem Erfolg keine ausreichende Deckung finden, besonders deßhalb, weil sie zu rasch auf einander folgen. Die Völker waren noch nicht von der prunkvollen Centennialfeier im Fairmountpark heimgekehrt, so plante schon wieder die Republik Frankreich eine internationale Exposition, um den Beweis zu liefern, daß die französische Nation trotz des äußeren Krieges und der inneren Umwälzungen an ihrem Prestige nichts verloren habe. Deutschlands Völker besitzen nicht den Ehrgeiz, ihre politische und wirthschaftliche Macht durch solch' glänzende Unternehmungen zu dokumentiren. Das Uebermaß der Weltausstellungen mit seinen nachtheiligen Folgen hat vielmehr in weiten Kreisen, besonders Norddeutschlands, die Meinung erzeugt, daß die Zeit der internationalen und universalen Ausstellungen wenigstens für die nächsten Jahrzehnte in Europa vorüber sei; eine weitergehende Ansicht ist sogar zu dem entgegengesetzten Extrem gelangt, wonach nur lokale und Fachausstellungen berechtigt seien.

Die Männer, welche hier zu Ende des Jahres 1876 zusammentraten, um den Gedanken einer Ausstellung in vertraulicher Besprechung zu erörtern, kamen bald zu der Einsicht, daß weder die Zeit, noch der Ort Berlin für eine Weltausstellung geeignet sei. Man hatte höchstens die Wahl zwischen einer allgemeinen deutschen und einer Lokalausstellung. Indessen zeigten anfangs weder die Berufsgenossen, noch die Behörden dem Projekt irgend welche Geneigtheit, und man fand es deßhalb gerathen, sich zu beschränken. Auch bot eine Stadt mit einer Million Einwohner, mit einem großartigen Gewerbebetrieb und einer hochentwickelten Kunsttechnik alle Bedingungen für eine würdige Ausstellung. Diese Ansicht verschaffte sich innerhalb Jahresfrist immer mehr Geltung, so daß am 28. Januar 1878 in einer Versammlung von Gewerbetreibenden Berlins die Ausführung des Unternehmens beschlossen und ein Centralkomite von zwanzig Mitgliedern eingesetzt werden konnte. Diese zwanzig Männer und einige Freunde derselben verbürgten sich für das Risiko des Unternehmens und entsagten andererseits jedem Gewinn, indem sie einen etwaigen Ueberschuß der Einnahmen zu gemeinnützigen Zwecken bestimmten. Zunächst brachten sie zur Ausführung des Plans einen Garantiefonds von etwa 200,000 Mark unter sich auf, und nun begann eine Thätigkeit voll Eifer und Selbstaufopferung, aber in aller Stille, während zu gleicher Zeit das glänzende und geräuschvolle Industriefest in Paris die Blicke der Welt auf sich zog.

Es ist dem deutschen Gewerbe versagt gewesen, an dem wirthschaftlich-technischen Wettkampfe der Völker auf dem Marsfelde von Paris theilzunehmen. Frankreich hat durch das Nichterscheinen der Deutschen einen Denkzettel erhalten, der hoffentlich die Folge haben wird, daß kein europäischer Staat mehr eine internationale Ausstellung ankündigen wird, ohne vorher eine internationale Verständigung erzielt zu haben, eine Rücksicht, welche die Nationen wohl verlangen können, da ihnen durch die Theilnahme an einem derartigen Unternehmen große Opfer zugemuthet werden. Besagter Denkzettel war recht nützlich, aber — was ich nicht verschweigen will — er ist uns nicht billig zu stehen gekommen, denn nach der Schlappe von Philadelphia hat das Fernbleiben von Paris für den Ruf der deutschen Industrie recht üble Folgen gehabt. Man empfand dieß auch in den gewerblichen Kreisen Berlins, und dieses mehr oder minder dunkle Gefühl war ein neuer Ansporn für die Betheiligung an der Berliner Gewerbeausstellung. So wuchs das Unternehmen zu immer größeren Dimensionen an, die bald den kleinen Grundriß überragten. Hatte man anfangs nur auf Hunderte von Ausstellern gerechnet, so kamen im Verlauf der Ausführung Tausende von Meldungen, doch konnte trotz aller allmäligen Erweiterungen des ursprünglichen Planes nur für etwa 2000 Aussteller Raum geschaffen werden. Als die staatlichen und kommunalen Behörden diese rüstige und ernste Vorbereitung wahrnahmen, fingen auch sie an, diesem Werk bürgerlicher Thatkraft ihre Gunst zuzuwenden.

Die Gewerbeausstellung ist pünktlich, wenn auch nicht vollständig vollendet, am 1. Mai feierlich eröffnet worden und soll bis Ende September bestehen bleiben, so daß also Deutschen und Fremden eine weite Gelegenheit geboten ist, sich von der Leistungsfähigkeit der Berliner Industrie zu überzeugen. Wir glauben, daß alle Besucher, auch diejenigen, welche die großen Weltausstellungen gesehen haben, einig sein werden in dem Gefühl einer gewissen bewundernden Ueberraschung über die Resultate des Berliner Gewerbfleißes: die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der in fünfzehn Gruppen vertheilten Industrieen, die Gediegenheit und Schönheit der gewerblichen Produkte, die Großartigkeit vieler Leistungen müssen in der That selbst Denjenigen überraschen, welcher den technischen Bestrebungen seither einigermaßen Beachtung geschenkt hat.

Ebenso wie diese Vorzüge müssen aber auch die Mängel der Ausstellung allgemein bemerkt werden. Selbst dem Auge des Laien fällt die äußere Unscheinbarkeit der Stätte, die Enge des Raumes, welche in einzelnen Partieen eine dekorative Entfaltung hindert, und ein gewisser Mangel an Einheitlichkeit des Bauplans auf. Diese Mißstände finden ihre Erklärung in der geschichtlichen Entstehung des Werks und in lokalen Schwierigkeiten. Die Regierung gewährte unentgeltlich — und darin besteht die einzige Staatsunterstützung, welche dem Unternehmen zu Theil wurde — für die Ausstellung ein fiskalisches Grundstück, welches dankbar angenommen wurde, obwohl es nicht allen Forderungen entsprach. Die Auswahl geeigneter Plätze ist hier nicht groß und ein anderer hätte vielleicht große Opfer erfordert, die man gern vermieden hat. Der Ausstellungsplatz bildet eine tiefliegende Sandmulde, welche von hoch aufgeschütteten Straßendämmen begrenzt wird; noch über diesen hinweg zieht sich in hohen Mauerbogen der unvollendete Fahrdamm der Stadtbahn hin und kolossale Gebäude, wie der Lehrter Bahnhof und die Gardeulanenkaserne, flankiren den weiten Raum, aus dessen Tiefen der Ankömmling die halbverborgenen Hallen und Pavillons auftauchen sieht. Mit dieser Umgebung betrachtet, nehmen sich die hölzernen, wenn auch geschmackvollen Bauten nicht stattlich aus. Auch eine symmetrische Eintheilung läßt der Raum, der ein sehr verschobenes Fünfeck bildet, nicht zu. Obendrein zieht sich mitten hindurch der Eisenbahnviadukt mit siebenzehn weiten Bögen und diese hat man — aus der Noth eine Tugend machend — mit dem Gesammtbau organisch verbunden. Endlich ist die Einheitlichkeit des Plans noch durch nachträgliche Erweiterungen und Vermehrungen der ersten Anlagen gestört worden.

Die organisatorische Durchführung ist auf den Weltausstellungen mehrfach als die schwache Seite der deutschen Leistungen bemängelt worden. Indessen bei einem Unternehmen, welches aus der freien bürgerlichen Thätigkeit hervorwuchs, wird man bewundern müssen, daß trotz der Wandelbarkeit des Plans, trotz aller Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, eine so großartige, schöne Schöpfung erzielt worden ist, welche als Monument deutschen Geschmacks und deutscher Tüchtigkeit erscheint. Es ist hier ein Ort geschaffen, welcher Belehrung, Schönheit und Annehmlichkeit zugleich bietet. Wer durch die Gartenanlagen der Vorplätze wandelt, bald an blühenden Sträuchern und plätschernden Fontänen sich erquickend, bald die Schönheit einer Statue und die Zierlichkeit eines Kiosk bewundernd, der wolle sich erinnern, daß dieser reizvolle Ort aus einem Sandflecken hervorgezaubert worden ist, und dann mag er an der Tüchtigkeit des deutschen Gewerbfleißes zweifeln!

Notizblätter.

Literatur.

— **Das „Allgemeine Künstlerlexikon" von A. Seubert (Stuttgart, Ebner & Seubert)** in drei Bänden liegt nun vollendet vor, und wir dürfen dem Herausgeber das Zeugniß geben, daß er eifrig und umsichtig bemüht war, das überreiche Material gleichmäßig zu verwerthen, nirgend zu viel zu geben, um das Werk möglichst vollständig zu machen und namentlich die neueste Zeit in ausgiebigster Weise zu berücksichtigen. Freilich gesteht der Herausgeber, daß er mehr als tausend fertiger Biographieen habe zurücklegen müssen, um das ganze Material auf die versprochenen drei Bände zu beschränken, was wir sehr zu bedauern haben, wenn auch die Kompendiosität ein großer Vorzug des Werkes ist. Auf der andern Seite haben wir den großen Sammlerfleiß des Herausgebers anzuerkennen, der trotz der Indolenz unserer Künstler, namentlich des Auslandes, uns doch so viel über die moderne Kunst bieten konnte. Und namentlich erfreulich ist es, daß wir so rasch in den Besitz dieses unentbehrlichen Nachschlagewerks kamen, dessen Preis (41 Mark) es auch weiteren Kreisen zugänglich macht.

— **„Schiller's Leben" von Emil Palleske (Stuttgart, Krabbe,** 2 Bde.), das durch seine lebensvolle, warme und klare Darstellung, durch die innige Verbindung, in die der Verfasser Biographie und Werke setzt, wie durch die vollständige Beherrschung des reichen, sich täglich mehrenden Materials auszeichnet, ist nunmehr in zehnter Auflage erschienen, ein Beweis, daß alle diese Vorzüge volle Anerkennung gefunden, daß das Buch in's Volk gedrungen und gewissermaßen als eine Ergänzung seiner Werke angesehen wird. Die neueste Auflage hat die neuesten Forschungen treulich benützt. Dem Wunsch eines Registers, da das Buch eben doch auch Nachschlagewerk ist, wollen wir nicht versäumen, hier Wort zu geben. — Der Freundin Schiller's, Charlotte v. Kalb, der Ernst Köpke vor mehr als zwanzig Jahren und später Urlichs ein Denkmal gesetzt, hat der Biograph des Dichters durch die Herausgabe ihrer „Gedenkblätter" unter dem Titel: „Charlotte" (Stuttgart, Krabbe) ein noch schöneres Denkmal gesetzt. Hier haben wir sie ganz und voll, wie sie sich selbst gibt. Die Besten ihrer Zeit haben ihr das Zeugniß einer Frau von hohem Geist und tiefem Gemüthe gegeben und noch jüngst hat Gödecke sie neben Hölderlin gestellt. Diese Memoiren werden einen Glanzpunkt der Schillerliteratur bilden.

— **„Christian Lammfell" ist jetzt eine neue** billige Volksausgabe (Breslau, Trewendt) hübsch ausgestattet und gut gedruckt erschienen. Der Roman vermeidet bekanntlich all' jene Feuerwerkskünste der Beleuchtung und die psychologischen Kunststücke, überraschenden Verschlingungen und Lösungen, welche der Roman unserer Tage verlangt. Es ist ein breit und behaglich, gemüthvoll und feingestimmt ausgeführtes Zeit- und Seelengemälde, das uns eine historisch merkwürdige Epoche des verflossenen Jahrhunderts anschaulich vor Augen führt, in der Form etwas ungebunden, aber anziehend und anregend durch gesunde, wahre Menschenschilderung und jenes gewisse, wehmüthig-lustige Etwas, das allen Holtei'schen Romanen eigen. Der Roman ist auch heute noch lesenswerth und nicht nur literarhistorisch interessant.

— **Unter dem etwas seltsamen Titel: „Und sie kommt doch!"** (Berlin, Paetel) veröffentlicht Wilhelmine v. Hillern einen dreibändigen Roman, der in einem Kloster in Tyrol im 13. Jahrhundert spielt. Es ist hier mit der bekannten Gewandtheit der Autorin im fesselnden und

fließenden Romanstyl der Kampf zwischen den Satzungen des klösterlichen Lebens und der Liebe geschildert. Der Mönch Donatus, schön und blühend wie das Leben, steht hier dem ascetischen Correntian gegenüber. Die Gegensätze sind vortrefflich geschildert, ebenso das Leben an den Höfen und in den Klöstern damaliger Zeit. Schließlich siegt die klösterliche Erziehung und scheint die Liebe aus der Welt verbannen zu wollen, aber diese ist eine Naturmacht, die gegen alle Weisheit und Strenge rebellirt und wiederkommt. Der Roman wird besonders die Frauenwelt anziehen.

— **Beim Beginn der Reise- und Kursaison wird es unseren** Lesern willkommen sein, wenn wir sie auf einen Wegweiser aufmerksam machen, der die letztere besonders im Auge hat: es ist der 17. Band der Grieben'schen Reisebibliothek: „Die Brunnen- und Badeorte Deutschlands, Oesterreichs, Belgiens und Hollands, mit Berücksichtigung der Seebäder, Sommerfrischen und klimatischen Kurorte" (Berlin, Goldschmidt). Das Büchlein bietet auf seinem engen Raum ungemein viel, der Bade- und Kurbedürftige kann sich in jeder Richtung orientiren, auch ist dasselbe mit einer Reisekarte von Mitteldeutschland ausgerüstet, auf welcher bei einer künftigen Auflage die Kurorte durch eine Farbe hervorgehoben werden dürften.

— **Karl Braun-Wiesbaden wird bei Herbig in Berlin eine** „Deutsche Bibliothek volkswirthschaftlicher Klassiker" erscheinen lassen, welche die volkswirthschaftliche Wissenschaft Jedermann zugänglich machen soll. Die Sammlung wird theils vollständige Schriften, theils Auszüge geben, endlich auch durch Erzählungen (wie die von Miß Harriet Morkineau) anregend wirken.

— **Heinrich Düntzer, dessen Erläuterungen zu den deutschen** Klassikern jetzt schon eine kleine Bibliothek für sich ausmachen, hat diese werthvollen Arbeiten vermehrt durch „Uhland's Balladen und Romanzen" (Leipzig, Ed. Wartig). Die Vorzüge der Düntzer'schen Erklärungen finden wir auch in diesem Werke: geistvolles Eindringen in die Intentionen des Dichters, Erforschung der historischen Grundlage, der Zeit, in welcher die Poesieen entstanden, und des Zusammenhangs, in welchem sie mit des Dichters innerem und äußerem Lebensgang stehen. Daran schließt sich eine literaturgeschichtliche und ästhetische Würdigung, die besonders für jüngere Leute ungemein belehrend und anziehend ist. Dieses Werk wird allen Freunden Uhland's — und wer zählt nicht zu diesen — willkommen sein.

— **Metternich's „Nachgelassene Papiere" erscheinen zum Herbst** dieses Jahres. Zu gleicher Zeit wird eine französische Ausgabe vorbereitet.

— **Dem „Printers Register" zufolge erscheinen in Großbritan**nien und Irland gegenwärtig 143 tagliche Zeitungen gegen 151 im vorhergehenden Jahre. Von dieser Gesammtzahl werden 18 in London, 85 in den Provinzen, 2 in Wales, 21 in Schottland, 16 in Irland und 1 in Jersey veröffentlicht. 87 sind Morgenblätter und 65 Abendblätter; 70 werden zum Preise von 1 Penny, 63 zu einem halben Penny, und die übrigen (10) zu Preisen von 1½ d. bis 3 d. veröffentlicht. Ihrer Tendenz nach sind 64 liberal, 37 konservativ und 42 unabhängig oder neutral. Wie gering sind diese Zahlen im Vergleiche mit den analogen für Deutschland!

Bildende Künste.

— **Das neue Universitätsgebäude in Marburg wird mit Fest**lichkeiten, welche drei Tage dauern (28.—30. Mai), eingeweiht werden.

— **Die alljährlich im Mai stattfindende Kunstausstellung in** Paris, offiziell „der Salon" genannt, welchem auch Heine's Buch den Namen verdankt, unterscheidet dieß Jahr sich in mancher Beziehung nicht unvortheilhaft von ihren Vorgängerinnen; sie steht jedenfalls, sowohl was die hervorragenden Werke, als auch was das Niveau des Durchschnitts betrifft, hinter den glänzendsten derselben nicht zurück. Numerisch aber übertrifft die diesjährige Ausstellung alle vorhergehenden. Man denke sich in einer Flucht von 29 weitläufigen Sälen die enorme Zahl von 3040 Oelgemälden, 1707 Zeichnungen, 429 Gravirungen und Lithographieen und in der zu einem reizenden Blumenparterre umgestalteten ebenerdigen Riesenhalle 715 Skulpturen vereinigt, im Ganzen also 5891 Kunstobjekte, d. i. um 1000 mehr als im vorjährigen Salon ausgestellt waren. Eine andere Eigenthümlichkeit der diesjährigen Ausstellung ist die große Betheiligung ausländischer, namentlich englischer, belgischer, österreichischer und italienischer Künstler. Andererseits vermißt man unter den Ausstellern einige hervorragende Namen, wie Gérôme, Meissonier, Munkacsy, Chaplin und Ribot.

— **Der Bildhauer R. Dietelbach, der das Mörike-Denkmal auf** dem Stuttgarter Pragfriedhof ausgeführt, hat nun auch das Denkmal für den berühmten Naturforscher Rob. v. Meyer für den Heilbronner Friedhof gefertigt. Die Pyramide aus Syenit ist mit dem Medaillonbildniß Meyer's in Marmor geschmückt und wir dürfen wohl sagen, daß wir selten ein Porträtbildniß gesehen haben, das die Züge so treu, so lebenswahr wiedergibt und doch den Charakter des Monumentalen so klar ausprägt. Der junge Künstler hat sich dadurch auf's Neue ein glänzendes Zeugniß seines schönen Talentes ausgestellt, dem es an reicher Gelegenheit, sich zu bethätigen, nicht fehlen wird.

— **Das Makart'sche Gemälde: „Karl V. Einzug in Antwerpen"** hat, wie wir hören, der Hamburger Kunstverein für seine Kunsthalle angekauft.

— **Dr. Wolfgang Müller von Königswinter besaß eine sehr** schöne und umfangreiche Gemäldesammlung, welche am 26. und 27. Mai bei J. M. Heberle in Köln zur Versteigerung kommt.

Bühne.

— **Das Stadttheater in Breslau, dem man mit Wirsing's Ein**tritt eine neue glänzende Aera prophezeite, ist nun abermals verkracht. Interessant ist, aus den Akten zu erfahren, daß Wirsing sein Unternehmen mit einem Baarkapital von 423 Mark begann.

— **Das Hamburger Thaliatheater brachte an einem Abend drei** neue Einakter, von denen der erste: „Station Elm", ein Lustspiel nach Guillemot von L. Herhold, sich als eine „dramatische Kleinigkeit" erwies, welche trotz einiger Derbheiten im Dialog und der stark verbrauchten Motive doch die Zuschauer zu unterhalten vermochte. Die darauffolgende Novität „Zwei Diebe", ein Lustspiel, welches den als Novellisten geschätzten Schriftsteller Maximilian Bern zum Verfasser hat, verdient der geschickten psychologischen Motivirung der Charaktere und des formgewandten Dialogs wegen eine besondere Beachtung und wird voraussichtlich den Weg über die deutschen Bühnen mit Glück machen. Es ist ein stylvolles dichterisches Produkt, an dessen Zustandekommen auch O. Leitenberger betheiligt ist. Den Schluß der Vorstellung machte ein Schwank von Paul Perron: „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?" Das Stückchen zeigt eine gefällige Struktur und ist hochst amüsant; dem Publikum hat es sehr gefallen.

— **Im Karlsruher Hoftheater ging Bürger's „Frau ohne Geist"** zum ersten Male und mit glücklichstem Erfolg in Szene. Nach allen Akten wurde der Dichter gerufen, nach dem zweiten und dritten wiederholt.

— **Das historische Schauspiel: „Der Bürgermeister von Breslau"** von Hugo Krebs, hat nun auch in Breslau sehr angesprochen. Der Dichter wurde wiederholt gerufen.

— **Die erste Aufführung von Genée's komischer Operette: „Die** letzten Mohikaner" im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin hatte sowohl textlich als musikalisch keinen besondern Erfolg. Die Mitglieder eines Ruderklubs bedienen sich der Verkleidung von Wilden zu einer sehr abenteuerlichen und etwas abgeschmackten Maskerade, welche die Verwicklung des Stückes bildet. Die Musik von R. Genée, sagt die Kritik, ist die eines gewandten und gebildeten Komponisten, der den Mangel an eigenartiger Erfindung durch einen gewissen Geschmack in der Wahl und der Behandlung der Themen zu paralysiren weiß. Für ein großes Publikum fallen aber seine Melodieen nicht gleich so in's Ohr, daß man sie mit nach Hause nehmen kann. Das ist kein Vorwurf, denn in der Regel werden solche Melodieen, wenn sie nicht der Ausfluß einer hervorragenden musikalischen Begabung sind, auf Kosten der Schönheit und des guten Geschmacks geschrieben, damit sie die Menge gleich fesseln.

— **Die neue komische Oper: „Die Karabiniers des Königs" von** Emil Kaiser, hat in Salzburg sehr gefallen; man bezeichnet die Musik als originell und melodiös.

— **Die Suppé'sche Operette: „Boccaccio" hat auf dem Neuen** Theater in Leipzig keinen sonderlichen Erfolg gehabt.

— **Die neue Oper Rubinstein's: „Der Kaufmann von Moskau"** kommt im Herbst in Petersburg zur Aufführung.

— **Der „D. Z." zufolge trägt der berühmte italienische** Tragöde Ernesto Rossi sich mit dem Plane, in Wien ein „Internationales Theater" zu errichten. Er begibt sich nächstens nach Brasilien zu einem Gastspiele; sobald er aber aus Südamerika zurückgekehrt ist, will er an die Realisirung seines Planes gehen. Das von Rossi geplante Theater soll international sein durch das Repertoire, international durch die Personen der Darstellenden. Es soll ein Theater sein, das keine festengagirte Truppe hat, aber allen Truppen, die theatralische Siege zu erfechten verstehen, offen ist. Einen Monat lang will Rossi selber spielen, mit einer italienischen Truppe will er die großen Gestalten Shakespeare's vorzaubern, seinen „Ludwig XI.", seinen „Corrado" oder „Kean". Dann mag die Patti mit ihren Trillern und Läufern entzücken. Sie wird vielleicht abgelöst durch die Gesellschaft des Théâtre français. Was in Europa gut Theater spielt, das mag als Wandervogel sich für kurze Zeit im „Internationalen Theater" niederlassen; nur für kurze Zeit — nach ein paar Wochen soll eine neue Gesellschaft kommen, ein neues Repertoire das alte ablösen.

— **Im Théâtre des Nations in Paris spielt man gegenwärtig** als „Novität" Kokebue's lustige, wenn auch etwas veraltete Posse „Kleinstädter" unter dem Titel: „Les Gros Bonnets de Kroehwinkel" und . . . die „Novität" hatte einen recht hübschen Erfolg.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die Geschwister Grimm (zwei Söhne und eine Tochter Wilh.** Grimm's) haben der Berliner Universität die Summe von nominell 6000 Mark viereinhalbprozentiger konsolidirter Anleihe, welche aus den Sammlungen für die 1837 aus Göttingen vertriebenen sieben Professoren auf ihren Vater gefallen ist, geschenkweise mit der Bestimmung übereignet, daß dieses Kapital zu einer „Grimmstiftung" angelegt und die Zinsen desselben zu Preisen für Arbeiten aus dem Gebiete der neueren deutschen Literatur- und der neueren Kunstgeschichte verwandt werden sollen.

— **Dr. Schliemann ist in seinen Ausgrabungen in Hissarlik fort**während glücklich. Er untersucht jetzt die angeblichen Gräber des Achilles, Patroklus 2c., und wird die Reste des Hügels von Hissarlik genau durchgraben lassen. Ebenso wird er Kumkale untersuchen, um zu sehen, ob unter dieser Stadt nicht Reste eines alten Hafens von Troja vorhanden seien. Professor Virchow begleitet ihn hiebei. Burnouf und Gladstone werden erwartet.

— **Auf den 20 Universitäten Deutschlands studirten im ver**gangenen Winter 18,738 Jünglinge. Weibliche Studirende gibt es in Deutschland nicht. Von jenen gehörten den theologischen Fakultäten, die Akademie zu Münster (97) mit eingerechnet, 2438 an, den juristischen 5106, den medizinischen 3537, den philosophischen (theol. Münster) 7657. Ueber 200 Studirende zählten in den theologischen Fakultäten: Tübingen (419), Leipzig (379) und Halle, die geringste Zahl findet sich in Gießen (18), Heidelberg (21) und Kiel (29). In den juristischen Fakultäten hatten über 200 Berlin (1211), Leipzig (1018), München (469), Breslau (402), Göttingen (277) und Bonn (227), hingegen die geringste Anzahl Kiel (27), Rostock (30), Erlangen (50), Freiburg (78). Medizin studirten über 200 in Würzburg (449), Berlin (433), Leipzig (383), München (362), Greifswald (223). Den philosophischen Fakultäten, die naturwissenschaftlichen mit eingerechnet, gehörten an über 400 Berlin (1393), Leipzig (1281), Breslau (610), Halle (501), Göttingen (493), München (452); unter 100 Rostock (92), Freiburg (94), Kiel (94). In Preußen befanden sich am 1. Januar 1876 männliche Individuen im Alter von 15—19 Jahren 1,251,013, im Alter von 20—24 Jahren 1,061,224. Die meisten Studirenden haben das Alter von 19—22 Jahren. Aus diesen Ziffern geht hervor, daß ein bedeutender Bruchtheil unserer Jugend an Universitäten studirt.

— **Der Wiener Thierschutzverein hatte einen Preis für eine** populäre Abhandlung über den Thierschutz ausgeschrieben. Prediger Otto Kannegießer in Soltnitz bei Neustettin hat ihn mit der Schrift: „Seid Menschen und schützet die Thiere" gewonnen, welche bei A. Hölder in Wien erscheint.

— **Die Hauptstadt des vergrößerten Fürstenthums Montenegro,** Cetinje, hat nun auch eine Buchhandlung (Joh. Pavlovics) erhalten, welche in den deutschen Börsenverein eingetreten ist.

Industrie und Verkehr.

— **Das Projekt einer Weltausstellung in New-York im Jahre** 1883 soll in Washington großen Anklang gefunden haben, ja selbst einen größeren als zur Zeit das der Centennialausstellung.

— **Die Konzession zur Legung eines Kabels zwischen San** Franzisko und Jokohama ist ertheilt und man hofft es bis Ostern fortsetzen zu dürfen.

— **Mit der Moselbahn wird auch die Strecke Lahnstein-Guls er**öffnet werden. — Die Strecke Arnstadt-Ilmenau kann Ende August fertig gestellt werden.

— **Die Strecken Groß-Strelitz-Tost der oberschlesischen Bahn und** Posen-Schneidemühl-Neustettin der preußischen Ostbahn sind am 15. Mai eröffnet worden.

— **Der bekannte englische Riesendampfer Great Eastern, der** einst so viel von sich sprechen machte, wurde jüngst von einer Gesellschaft zum Transporte von Vieh zwischen Texas und London angekauft. Er wird in Milford Haven für seine Bestimmung ausgerüstet, erhält neue Kessel und Maschinen für 500,000 Dollars, wird mit den erforderlichen Kältemaschinen versehen und soll 2200 Stück Rindvieh und 36,000 Stück Schafe aufnehmen können.

Feste und Versammlungen.

— **Die Einladungen zu dem bevorstehenden deutschen Städtetag** in Berlin sind seitens des Magistrats an die betreffenden Städte versendet worden, deren Zahl sich auf ungefähr 250 beläuft, d. h. 170 preußische und 80 andere deutsche Städte. Seitens der Stadt Berlin werden 15 Mitglieder deputirt werden, 5 ernennt der Magistrat und 10 die Stadtverordnetenversammlung.

— **Der deutsche Droguistenverband hält seine diesjährige General**versammlung vom 14. bis 17. Juni in Leipzig ab.

— **Der Verein der deutschen Zeichenlehrer versammelt sich am** 4. und 5. Juni in Leipzig.

— **Der Blindenlehrerkongreß findet vom 28. bis 30. Juni in** Berlin statt.

— **Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hält die** diesjährige Generalversammlung am 9. und 10. Juni in Danzig.

— **Die zwölfte ordentliche Generalversammlung des Verbandes** deutscher Müller findet vom 21. bis 25. Juni in Berlin statt und es ist damit eine internationale Ausstellung von Erzeugnissen der Müllerei, Teigwaarenfabrikation u. s. w. verbunden.

Statistik.

— **Bertillon behandelte kürzlich die Geburten in Frankreich und** Deutschland. Er weist darauf hin, daß die französischen Bauern und die Bourgeoisie ihr ganzes Bestreben auf Ansammeln von Kapital richten, Deutschland dagegen mehr Menschen hervorbringt, nämlich jährlich an 1,600,000 lebendig Geborener (jährlich 40 pro Mille, während in Frankreich nur 26 pro Mille entfallen). Nach dem französischen Satze würden in Deutschland jährlich nur 1,040,000 geboren werden, welche Zahl aber in der That um 560,000 übertroffen wird. Von diesen 560,000 Kindern erreichen 343,500 das zwanzigste Jahr. Bis zu diesem Alter hat jeder Mensch einen durchschnittlichen Kostenaufwand von 4000 Franken verursacht, was für jene 343,500 zwanzigjährigen eine Summe von 1,376,000,000 Franken macht. So viel kostet Deutschland jährlich sein Ueberschuß an Geburten über die Frankreichs. Letzteres seinerseits wurde jährlich 1,240,000,000 Franken aufwenden müssen, um von den ihm im Verhältniß zu Deutschland abgehenden 560,000 Kindern die im zwanzigsten Jahre noch lebenden 310,000 aufzuziehen. Frankreich kapitalisirt also jährlich 1¼ Milliarde zum Schaden seiner (möglichen, aber nicht seiner wirklichen) Nachkommenschaft, und Deutschland wendet jährlich 1⅛ Milliarde zur Vermehrung der Seinigen auf.

— **In London sind etwa 12,000 Droschkenkutscher und die für** Fahrten ausgegebene Summe beträgt zwischen 4—5 Mill. Pfd. Sterl. alljährlich. Dem Verein zur Unterstützung dienstunfähiger Cabmen gehören etwa 1000 Personen an. Jede zahlt einen Jahresbeitrag von 5 Sh. Davon werden Pensionen im Betrage von 12 Pfd. Sterl. gezahlt, ferner Vorschüsse ohne Zinsen gegeben und unverschuldete Gerichtskosten bestritten. Das jetzige Kapital macht 3000 Pfd. Sterl. aus, man hofft es so zu vermehren, daß eine Pension von 12 Pfd. Sterl. auf 16 Pfd. Sterl. erhöht werden kann. Auf Anregung des bekannten Philanthropen Lord Shaftesbury sind seit vier Jahren etwa 20 sogenannte „Cabmen's Shelters" errichtet worden, wo die Leute einen Schutz gegen Unwetter und eine Tasse Thee finden können.

Denkmäler.

— **Dem berühmten Schachspieler Professor Anderssen in Breslau** soll ein würdiges Grabdenkmal errichtet werden, zu dem ein Aufruf von einer Anzahl Breslauer ergangen ist. Beiträge sind an den Bauführer Franz Bocke, Fischergasse 4 in Breslau, zu senden.

Gestorben.

— Gustav Kuntz, bekannter Genremaler, 36 Jahre alt, am 2. April, in Rom.

— Frau L. A. Paschkow, Schriftstellerin („Erlebnisse im Orient", die Romane: „Israelite", „Die Fürstin Vera Klinskaja"), in Odessa, am 16. April.

— Generallieutenant Thiebault, vorm. Kriegsminister, in Brüssel, 76 Jahre alt, am 6. Mai.

— Dr. Franz Moth, Professor der Mathematik an der Wiener Hochschule, 77 Jahre alt, am 7. Mai.

— Geh. Regierungsrath Dr. Grisebach, Professor der Botanik an der Universität Göttingen, Begründer der Pflanzengeographie, am 9. Mai, 65 Jahre alt.

— Dr. Bernh. Wolff, Begründer des Telegraphenbureaus und Besitzer der „Nationalzeitung", in Berlin, am 12. Mai.

— Dr. Samuel Gobat, Bischof von Jerusalem, 80 Jahre alt, am 12. Mai, in Basel.

— Ludwig Angerer, berühmter Photograph, am 12. Mai, in Wien.

Zwiegespräch.

(Hiezu das Bild S. 684.)

Die Staare sind ganz besonders kluge Vögel, sie verstehen mehr, als nur Würmer zu fressen; sie sind sich dessen auch bewußt und laufen mit einer Miene umher, die an vielbeschäftigte Juristen erinnert. Dieses scharfsinnige, streng logische Aeußere hat auch wohl das junge Mädchen hier auf unserem Bilde verlockt, mit dem seltsam rastlosen Hausgenossen sich in ein Zwiegespräch einzulassen. Der Staar ist auf einen Teller gesprungen und schickt sich eben an, von einem Fleischrest zu naschen. Das Mädchen ruft ihm zu: „Was thust du da?" — Der Staar antwortet, indem er seinen Disputirkopf mit dem spitzen Schnabel in den Teller hinein bewegt. — „Du Dieb!" ruft das Mädchen ihm zu, „hast du nicht deinen Futternapf?" — Der Staar sieht aus scharfen Augen das Mädchen prüfend an und mißt die Entfernung, welche ihn von ihrem Arm trennt, darauf macht er „Wirr!" und haut wieder blitzschnell in das Fleisch. — „Wirst du niemals wohlerzogen werden?" macht ihm das Mädchen Vorwürfe. — „Wirr!" erwidert der Freche knarrend und hüpft wie in keckem Trotz auf den Tellerrand. Jetzt schielt er sogar nach dem Weinglase hinüber und scheint sich nicht im geringsten vor dem strafenden Blick der Magd zu fürchten. Ob er seine kecke Herausforderung noch weiter treiben wird? Ob das Zwiegespräch zwischen Recht und Unrecht und nutzlos verschwendeter Erziehungsmaßregeln noch längere Zeit fortgesetzt wird? Es hat den Anschein, als ob ein schnelles Erheben der jungen Pädagogin und ein plötzliches Flüchten des Zöglings in die höchsten Winkel der Küche dieser Unterredung ein Ende machen werde. Diese reizende Idylle in der Küche, der wir hier Worte zu verleihen suchten, hat die talentvolle Antonie Volkmar ungemein liebenswürdig vor unseren Augen hier verkörpert.

Damaskus.

(Hiezu das Bild S. 685.)

Die Reiselust treibt so Manchen in die Ferne, und der schnelle Weltverkehr läßt selbst das Wunderland der Kunst, Italien, nicht mehr als ein beschwerliches Ziel erscheinen. Nachdem ich zwei Sommer auf dem sonnigen Sireneneiland Capri verlebt hatte, das mit seinen Palmen, seinen Myrten und Kaktusbäumen einen ganz südlichen Eindruck macht, und dessen Häuser mit den flachgewölbten Dächern lebhaft an das Morgenland erinnern, da sehnte ich mich, den Orient selbst kennen zu lernen. Um einen schnellen Ueberblick zu gewinnen, schloß ich mich Karl Stangen an. Ueberall, in Aegypten, Palästina und Syrien, fand ich Zeit und Gelegenheit, Studien zu machen.

In Jerusalem ward eine vollständige Karawane mit Zelten und allem Zubehör für den Ritt nach Damaskus ausgerüstet. Unter anderen interessanten Punkten berührten wir auch Sichem, woselbst wir an Kaisers Geburtstag eintrafen. Mit einem Lebehoch auf den Sieggekrönten setzten wir am nächsten Morgen unsern Zug, mit der deutschen Fahne voran, durch das gelobte Land fort, wie einstens die Kreuzfahrer. Auch an einer feierlichen Illumination fehlte es am Abend nicht. Ein Kaiserbild, das nach einem noch vorhandenen Zwanzigmarkstück mit Kohle entworfen war, wurde, von mächtigen Palmzweigen umweht, bengalisch beleuchtet, während die Araber unter Freudengeschrei ihre Fantaseja tanzten. Der letzte Lagerplatz vor Damaskus war Cäsarea Philippi, umweht den von Oleanderbüschen um-

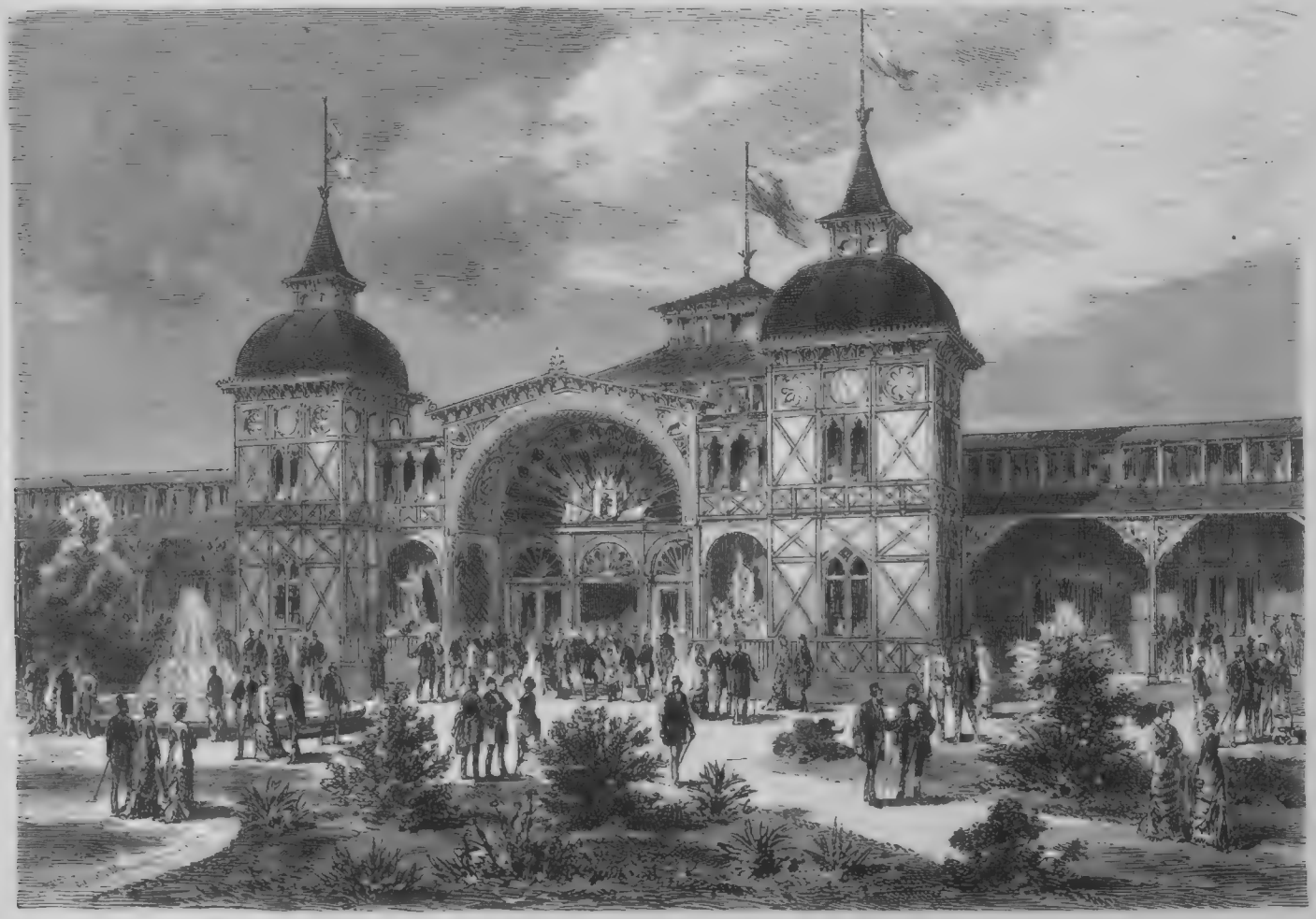
gehenen Jordanquellen. Die alte Römerveste liegt auf steiler Höhe, an deren Fuß uralte Eichen über verfallenen Grabern rauschen.

Der letzte Marsch war der anstrengendste über die Paßhohe des großen Hermon. Von dort führte der Weg durch enge, öde Felsschluchten, einzig durch mächtige Adler belebt, bis uch Maggia del schems. „Das Sonnenthal von Damaskus", uns erschloß. Hier windet sich ein kleiner Bach zwischen schlanken Pappeln dahin, bald sind auch fruchtbare Felder sichtbar, und Damaskus, die Paradiesesduftige, wie es der Araber nennt, liegt, unabsehbar von blühenden Garten umkranzt, vor unseren Blicken. Wir jagen dem rauschenden Barrada und ritten zwischen Lehmmauern, welche die Garten umgeben, an der kuppelgewölbten Pilgermoschee vorüber in das Innere der Stadt. Mit der sinkenden Sonne kamen wir am sogenannten Pferd.markt an. In einer Nebengasse befindet sich das Hotel Dimetri, welches, von außen unscheinbar, im Innern arabische Pracht entfaltet. Inmitten plätschert ein kühlung spendender Springbrunnen, von schattigen Orangen und Myrten umgeben, eine hochgewölbte Nische bildet den Speisesaal, und phantastische Treppen führen von außen zu den oberen mit Galerieen umgebenen Gemachern. Hier pflegte Jeder der Ruhe. Auch unsere Dienerschaft, mit reichem Bakschisch belohnt, zerstreute sich, um sich einen vergnügten Abend zu bereiten. Besonders ein Neger, den Allah begünstigt hatte, wußte gar nicht, was er sich für Schätze kaufen sollte. Wir sehen ihn auf unserem Bild rechts mit seinem Esel davonreiten. Sein hochtönender Name war Rehan, d. h. „der Wohlduftende".

Am nachsten Tag wurden außer einer Moschee, in der das Grab des Johannes gezeigt wird, den auch die Mohammedaner zu ihren Heiligen rechnen, die köstlichen Bazare besichtigt. Sie verleiten wohl Jeden mit ihren prächtigen Waffen, den goldgestickten seidenen Gewandern und Tüchern, mit ihrem duftenden Rosenol und den Schatzen aus Bagdad zum Einkauf. Als wir zurückkehrten, hatte sich im Hotel ein Kaufherr etablirt, dessen schwarzer Sklave die wunderbarsten Teppiche, Stickereien und Waffen auspackte. Inzwischen skizzirte ich mich mit dem Skizzenbuch hinaus und fand gleich vor der Thur den Stoff zu unserem Bilde, dessen Original sich im Besitz des Geheimen Kommerzienraths W. Conrad in Berlin befindet. Eine gaffende Menge umdrangte den Fremdling, der es wagte, trotz des Korans Menschen und Moscheen abzuzeichnen, doch hatten sie bald ihre Freude daran, wenn sie die Gegenstande auf dem Papier wieder erkannten. Beduinen und Drusen hielten ihre Rosse an, und selbst das schöne Geschlecht konnte es sich nicht ganz versagen, ein wenig den Schleier zu lüften, um das Ungesehene zu betrachten. Auf dem Pferdemarkt draugte sich ein buntes Gewirr von Kauflustigen und Verkaufern. Ueber die Moschee und das irtze Dach, welches einen Bazar uberdeckt, ragt in der Ferne die Citadelle, die mitten in der Stadt liegt. Besonders auffallend waren die vergitterten Fenster und Erker, welche eine machtige Platane uberschattete. Diese Raume sind der Aufenthalt der Frauen, die wir nur vor dem Thor der Stadt entschleiert sahen. Daselbst ist ein wunderlicher Vergnügungsort, wo europaische Gaukler durch ihre mangelhaften Leistungen die staunende Bevölkerung entzücken. Unweit von dort zeigt man den Ort, an welchem Paulus bekehrt wurde und welcher noch unlangst der Schauplatz einer grausamen Christenniedermetzelung war. Auch befindet sich bei Damaskus die rothe Erde, aus der Gott den ersten Menschen formte.

Nach einigen Tagen ritten wir nach Baalbek, den mächtigen Ruinen von Heliopolis, dessen assyrische Unterbauten Monolithe von siebenzig Fuß Lange aufzuweisen haben. Dann reiste die Gesellschaft uber den Libanon von Beirut nach Smyrna und Athen der Heimat zu. In Konstantinopel hielt ich mich noch einen Monat auf und fand Gelegenheit, mit dem liebenswurdigen Professor Hackel aus Jena den Olymp von Brussa in Kleinasien zu besteigen. Dann reiste ich, als dort der Frühling schied, unserem nordischen Frühling entgegen. E. K.

A. D. White, Gesandter der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Berlin. (S. 693.)



Haupteingang zur Berliner Gewerbeausstellung. Originalzeichnung von G. Theuerkauf. (S. 686.)

Dichterstimmen aus der Gegenwart.

Gesammelt von

Friedrich Bodenstedt.

Neue Gedichte von Hermann Lingg.

Frühling.

Frühling! Der Glücklichen Wünsche gewährst du,
Stürmischer du, von Stürmen geboren,
Aber mit Thränen nur verklärst du
Jenen die Tage, die Alles verloren.

Lächelnd zu Tänzen der Fröhlichen siehst du;
Hoffend richten sich auf aus Schmerzen
Auch die Verlass'nen, aber da fliehst du,
Nimmermehr heilst du gebroch'ne Herzen.

Dennoch wie bist du so wonnig, so schön!
Welche melodische Klagen singst du
Ueber den Wellen und dunkelnden Höh'n!
Jahre den Kindern und Blumen bringst du!

Im Schloßgarten.

Zierlich aus dem Brunnenbecken
Nippt die Taube perlend Licht,
Das, umgrünt von dunklen Hecken,
Quillt aus einem Steingesicht,
Und des Vogels Glanzgefieder
Spielt der Welle Farben wieder.

Oben rauscht das Laub der Eiche,
Und der Marmorlarve Mund
Murmelt fort und fort das Gleiche.
Um der Augen hohles Rund
Zittern Schatten, und sie schwanken
Um die Stirn wie Traumgedanken.

Herbsttag.

I.

Blumensamen, Zwiebel, Knollen
Schmücken meinen Gartentisch,
Ueberragt von traubenvollen
Rebgezweigen duftig frisch.

Hie und da ein Blatt vom Hage
Jagt der Herbstwind rasch vorbei,
Angedenken schöner Tage,
Traum und Bild vom holden Mai.

Alles wieder ihr zu legen
Nächstes Frühjahr in den Schooß,
Lös' ich ihres Jahres Segen
Von der alten Erde los.

Und so schein' ich selbst als alter
Demiurgos hier zu steh'n,
Ein Bewahrer und Erhalter
Zwischen Welken und Vergeh'n.

II.

Still harren, ihres Schmucks entkleidet,
Die Buchenhöh'n der Abendruh',
Die Wiese liegt schon abgeweidet,
Den Weiher deckt der Nebel zu.

Vor Jahren unter diesen Bäumen
Mit meinem Freunde saß ich froh,
Wir bauten uns in Jugendträumen
Der Zukunft schönes Irgendwo.

Mich zieht zurück ein stilles Sehnen,
Ich möcht' so sorglos wohl noch heut
An jenen Baum mich wieder lehnen;
Nur liegt zu vieles Laub verstreut.

Du treuer Wald, bei dir blieb Alles
Noch wie es war, und stiller auch
Verweht im Wehn des Blätterfalles
Der eignen Wehmuth leiser Hauch.

„Allein!" Von Alfred Mürenberg.

Du meiner Meerfahrt fröhlichster Gefährte —
Dein denk' ich heut: Wir standen Nachts am Bug
Und blickten nieder, wo die Woge gährte,
Die brausend unsres Schiffes Planken schlug.
Da — Meeresleuchten! Gold'ne Sterne zogen,
Den Bord umglühte Zauberflammenschein!
— Du sprachst: „O könnt' ich dieses Lebens Wogen
Durchstreifen so — ein freier Bursch — allein!"

Im Westen drauf — im fernen, schönen Westen —
Dort traf ich dich — du bautest still dein Feld,
Und zeigtest jubelnd deinen selt'nen Gästen
Dein Weib — die Kinder — deine ganze Welt!

Und in des Urwalds feierliches Rauschen
Riefst du beglückt das stolze Wort hinein:
„Ich möchte nicht mit Gott im Himmel tauschen,
Denn ich bin mehr — ich bin ja nicht allein!"

Dann in New-Yorks betäubendem Gewühle
Sah ich zuletzt dich — den gebroch'nen Mann —
Auf deiner Stirne lag's wie Wetterschwüle —
Ich grüßte dich — du fingst zu weinen an.
Da, mitten in den volkdurchwogten Gassen,
Schnitt deine Kunde tief in's Herz mir ein:
„Die Kinder starben — dann hat mich verlassen
Mein Weib — nun bin ich wieder ganz allein."

C. Schick exech.

Das Modell.

Novelle

von

George May.

(Fortsetzung.)

VI.

Die Pariser Gesellschaft war nicht wenig überrascht, als man einige Tage später erfuhr, der Graf von Villefranche sei auf seine Güter gereist. Am Vorabend des Karnevals! Er, der so oft die Auszeichnung genoß, den Cotillon auf den Hofbällen anzuführen, er, der ein eifriger Besucher der Opernbälle war, er, dessen Picknicks während der Saison berühmt waren, er vergrub sich mitten im Winter auf seinen Besitzungen?

Anfangs glaubte man, seine Abwesenheit würde nur kurze Zeit währen, aber als es ruchbar wurde, daß er Wagen und Pferde verkaufen lasse und seine Diener verabschiedet hatte, wußte man das nur so zu deuten: Villefranche sei beinahe ruinirt und müsse sich einschränken. Zwei Tage lang bedauerte man ihn, — dann wurde er vergessen. Etwas, worin Paris es allen anderen Städten zuvorthut.

Mittlerweile hatte Raymond das Schloß seiner Väter betreten. Er hatte die aufrichtige Freude seiner Schwester empfunden und hatte es versucht, sich recht heimisch zu machen. Er hoffte, sich ganz einzuleben in das idyllische Beschützerthum, welches ihm in Anbetracht seiner gutsherrlichen Stellung zukam; er trachtete, sich bei den Bauern beliebt zu machen, er bewunderte den dicken Jüngsten des Einen, die feiste Kuh des Andern. Dem alten Großvater der Margot schüttelte er die dürre Faust; der heiligen Jungfrau auf dem Altar der Dorfkirche versprach er eine goldene Krone, dem fleißigsten Jungen in der Schule stellte er ein herrliches Bilderbuch in Aussicht.

Aber stets wanderten seine Gedanken zu Derjenigen zurück, die ihn vertrieben. Wie Adam dereinst, die Sehnsucht im Herzen und die Reue im Gemüthe, Blicke voll heißen Verlangens in jenes Eden sandte, welches er durch eigene Schuld eingebüßt, so kehrten seine Gedanken immer und immer wieder zu jenem Gemach zurück, welches er voll keimender Hoffnung betreten hatte und welches er zerschmettert verließ.

Sein voriges, sorgloses, unbedachtes Leben erschien ihm mit einem Male in anderem Lichte; was ihm früher voll rosiger Freude winkte, stieß ihn jetzt durch seine fahle Farbe ab. Er war eben vor eine andere Scheibe getreten. Die Dinge blieben sich gleich, nur die Beleuchtung war verschieden.

So weit ging seine Zerstreutheit, daß, als er in der zweiten Woche seines Aufenthalts zu Villefranche bei dem siebenten Kinde des Verwalters Pathenstelle vertrat und ihn der Pfarrer frug, unter welchem Namen das Kind in die Gemeinde aufgenommen werden sollte, er sagte: „Susanne soll es heißen.“ Nun war es aber ein Knabe und die Verlegenheit seiner Schwester sehr groß. Sie räusperte sich so laut, daß Raymond nicht nur zusammenfuhr — er war seit letzterer Zeit leicht erregbar, — sondern auch beinahe das Kind fallen gelassen hätte. Das erinnerte ihn, um was es sich handle, und so wurde denn das Kind, wie es bestimmt gewesen, auf den Namen des heiligen Petrus getauft, gewiß ein mächtiger und berühmter Schutzpatron.

Am Abend desselben Tages, nachdem seine Schwester mit der Durchsicht ihrer Bücher und Rechnungen zu Ende war, sagte sie plötzlich:

„Höre, Raymond, ich hoffte immer, Du würdest aus Paris eine Frau mitbringen. Ich weiß wohl, daß ich dann abdanken muß, aber wie gerne thäte ich es, könnte ich dafür Deine Kinder warten und sie auf meinen Knieen schaukeln!“

„Du gute Marthe!“

„Ja, ja; du gute Marthe, das ist Alles, was ich statt dessen bekomme. Du verbringst Deine schönsten Jahre in der Hauptstadt, Du brauchst Summen auf, mit denen Du Deinen Besitz hättest königlich arrondiren können — ich sage nichts weiter — sei stille — es war ja Dein Geld. — Plötzlich kommst Du zurück; mitten im Winter, unerwartet, unangekündigt, schweigsam, zerstreut ... weißt Du, daß dieß sehr einer Flucht ähnlich sieht?“

„Mache Dir keine falschen Gedanken, Schwester.“

„Wieso falsche Gedanken? Das Lügen ist nicht Deine Sache. Merke ich denn nichts? Habe ich nicht Augen und Ohren? Wie soll ich Deine Schweigsamkeit deuten und Dein zerstreutes Wesen? Hast Du Dich nicht heute in der Kirche verrathen? Du liebst, Raymond, und sie heißt Susanne.“

Der junge Mann zuckte leicht zusammen, doch antwortete er nicht. Er starrte hinaus in die Winternacht.

„Mein armer Bruder,“ sagte Marthe sanfter, „Du dauerst mich. Du liebst — mir kannst Du es nicht verbergen — ein Frauenauge sieht tief und ich fürchte, Du liebst unglücklich. So ist es immer, dort, wo wir können, wollen wir nicht, und wo wir lieben, will man uns nicht. Aber warum traurig sein, warum nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, — gibt es nicht schöne Mädchen genug in unserem Frankreich, die mit tausend Freuden Gräfin von Villefranche würden? Es müßte doch sonderbar zugehen, wenn ich nicht Eine fände, würdig unsern Namen zu tragen. Lasse mich Brautschau für Dich halten, lasse mich morgen schon ...“

Raymond dämpfte den Eifer seiner guten Schwester. Er kannte ihre Energie und er fürchtete sie beinahe. Indem er sich zu einem Lächeln zwang, erwiederte er:

„Warum predigst Du mir die Ehe und hast mir doch kein Beispiel gegeben? Du könntest heute schon eigene Kinder erziehen und brauchtest nicht zu warten, bis ich welche habe.“

„Raymond, ist es möglich! Ich jemals heirathen! Wer denkt heute an mich! Es wäre lächerlich, ich, eine vierzigjährige Frau. Auch vergißt Du mein Aeußeres. Ich habe es nie vergessen, mein Lieber, und wenn Einer kam, meine Hand zu verlangen, so wußte ich, er sähe meinen Buckel nicht wegen meines Geldes und wegen meiner Ahnen.“

„Aber, Schwester, das Wenige, was Deine rechte Schulter höher steht, ist noch kein Buckel, und übrigens warst Du nicht auch einmal jung? Deine Augen, die heute noch im dunklen Glanze strahlen ...“

„Halt' ein, Du Schmeichler, der einzige Mann, dem ich das geglaubt hätte, ruht lange schon auf dem Meeresgrunde.“

Raymond wollte fragen, aber sie schnitt ihm das Wort ab.

„Uebrigens wozu sollten mir Mann und Kinder? Hatte ich Dich nicht, warst Du nicht meine Familie? Hatte Dich unsere gute Mutter nicht mir allein auf dem Todtenbette anvertraut? Warst Du nicht zehn Jahre jünger als ich? Hatte ich es nicht zugeschworen, Deine Mutter zu sein, Deine Pflegerin? Laß mich ...“

Aber Raymond ließ sie nicht, er fiel ihr um den Hals und preßte sie in seine Arme.

„Du braves, gutes Herz!“ sagte er gerührt.

Marthe gehörte nicht zu Jenen, welche den Ausbrüchen des Gefühls viel Geduld entgegen bringen. Sie machte sich los und fuhr mit aller Kraft ihrer tiefen Stimme fort:

„Und nun, nachdem ich mein Kind groß gezogen, nun soll ich nicht die Freude haben, Großmutter zu werden; nun verweigert mir mein großer Sohn dieses Glück. Er ist blind für die Vorzüge Anderer, weil er eine Susanne kennen lernte, die von ihm nichts wissen will. Bedenke, Raymond, das Leben ist zweifach schön, wenn wir Jemanden haben, der uns liebt und den wir lieben.“

Die Worte seiner Schwester hatten den jungen Mann mehr bewegt, als er zeigen mochte. Sie fanden lebhaften Wiederhall in seinem Innern, aber sie trugen nicht dazu bei, das Bild Susanne's zu bannen. Im Gegentheil, die Sehnsucht nach ihr wuchs zu solchem Verlangen während der schlaflosen Nächte, daß er ihre Stimme fort und fort zu hören glaubte, bis es schmerzte und er des Morgens abgespannt und müde aufstand. Er hatte Marthe mit der Versicherung beruhigt, ihre Worte zu überlegen und allmälig darnach zu handeln. Aber dem liebenden Auge Marthens entging die gesteigerte Unruhe seines Wesens nicht, ebensowenig als die Gleichgültigkeit, welche er Allem entgegenbrachte. Sie athmete auf — denn ihre Zärtlichkeit für ihn war stets voll Sorge — als er eines Tages sagte, daß er nach Paris zurückkehren wolle und dießmal trachten, eine Frau mitzubringen.

Die schlaflose Nacht brachte Rath.

Sein Entschluß war am Morgen gefaßt. Er täuschte Marthe, als er Abschied nahm, um bald wiederzukommen, sein Weg führte ihn weiter als bloß nach Paris. —

*

Der „Ozean“ lag zur Abfahrt bereit.

Ein Schiff mehr oder weniger, das geht oder kommt, erregt sonst in dem bewegten Hafen von Marseille keine Aufmerksamkeit. Dießmal aber war es anders. Entführte doch der „Ozean“ Hunderte von Frankreichs Söhnen nach der Küste Afrikas — unter ihnen Raymond von Villefranche. Darum stand eine unabsehbare Menge von Zuschauern im Hafen; Mütter, Bräute, Schwestern unter ihnen, die voll Wehmuth auf die Männer blickten, welche die Wellen bald südwärts tragen sollten.

Horch! Das Zeichen. Die Anker werden gelöst, tausendfältige Rufe erschallen, man schwenkt die Mützen, man weht mit Tüchern; Die auf dem Schiffe stimmen ein jauchzendes Hurrah an, in welches das Echo Derer vom Ufer einfällt.

In diesem Augenblick rudert ein kleines Boot auf den Dampfer zu. Trotz Zeichen des Lootsen, trotz der Rufe der Matrosen nähert es sich tollkühn, es drängt sich an das große Schiff; ein Mann steht aufrecht in dieser Nußschale, einen Brief in der erhobenen Hand. Jetzt ist das Boot hart an den „Ozean“ gedrückt, behend wie eine Katze schwingt sich der Mann mit dem Briefe auf die Strickleiter und klettert schnell daran empor.

„Für den Grafen von Villefranche!“ so ruft er, wirft das Papier auf das Verdeck, ist im Nu wieder die Strickleiter herabgeglitten, springt in das Boot und rudert mit seinen beiden Gehülfen unter den Bravos der Zuschauer davon. Doch nun setzt sich der „Ozean“ in Bewegung, langsam, allmälig, aber unwiderruflich. Mit jeder Sekunde wächst die Entfernung, ein Jeder blickt nach der heimatlichen Küste und sucht das Bild des Vaterlandes getreu mitzunehmen. Noch unterscheidet man die Leute am Ufer, noch kann man die Häuser, sogar die Fenster zählen, noch erkennt man die wehenden Flaggen. Und wie das Schiff langsam und feierlich vorübersegelt, grüßen die Leute auf den anderen Schiffen, winken die Fahnen ihr buntes Lebewohl, donnern die Kanonen der Forts ihren Abschiedsgruß. Kein Wunder, daß der Brief vergessen blieb. Als endlich der Matrose, welcher ihn aufgehoben hatte, sich dessen erinnerte, lag die Küste von Frankreich nur mehr wie ein graues Nebelland vor den Augen der Abfahrenden.

Raymond erbrach hastig das Papier. Von wem? Woher? Er hatte den Schiffer im Hafen gesehen, doch ahnte er nicht, daß die Eile, mit welcher sich die Leute näherten, ihm gelte. Seine Finger fühlten einen harten Gegenstand; wie er ihn von der Hülle befreit, schimmert ihm ein Rubin entgegen, ein flammendes Herz ist darauf eingeschnitten.

Raymond glaubt zu träumen, aber nein, es ist der Stein, ihr Stein, es ist nicht daran zu zweifeln. Wie er auch das Papier durchforscht, keine Zeile, kein Wort, welches ihm das Räthsel löste. Nur sein Name sieht ihm auf der Außenseite entgegen.

Die Sonne geht purpurn und golden unter, in ihren Strahlen blitzt es geheimnißvoll und leuchtend rauscht das Meer.

Raymond preßt den Ring an seine Lippen und starrt dem Nebellande nach. Er bleibt die ganze Nacht auf dem Verdecke und immer sieht er nach einer Richtung.

Hat er vielleicht aus den feuchten Schleiern eine glückliche, selige Insel auftauchen gesehen?

Auf seinem Herzen liegt warm gebettet ein funkelndes Geheimniß und in seiner Seele dämmert das Glück.

VII.

Die Herzogin von Menilly
an den Grafen Raymond von Villefranche:
„Mein lieber Villefranche!

„Schwer wird es mir zu sagen, wie sehr mich Ihr Brief überraschte, in welchem Sie mir mittheilen, nach Algier als Kämpfer für Frankreich gehen zu wollen.

„Zu meiner Zeit war der Mann beharrlich, ausdauernd, muthig, um schließlich siegreich zu sein; das Weib floh und vergrub seinen Schmerz. Heute ist es anders. Der Mann flieht, die Frau aber weicht nicht, sie wartet, sie bleibt, sie hofft, sie blickt muthig vorwärts. Noch hoffe ich, wird Alles sich zum Guten wenden, und weil ich Sie liebe wie eine Mutter ihren Sohn, so will ich Ihnen nichts von dem verschweigen, was sich hier zutrug.

„Susanne ist angekommen, es mögen drei Wochen her sein. Ich fand sie sehr verändert, sie, die sonst Freude am Gespräche hat wie die Lerche am Gesange, sie war still und nachdenklich. Anfangs dachte ich,

es sei die Folge der Reise. Susanne ist zart und nicht geschaffen, Anstrengungen zu ertragen. Die Veränderung in ihrem Wesen war so auffallend, daß sogar Octave, der sich nicht leicht beunruhigen läßt, theilnehmend nach der Ursache frug. Ich stellte keine Frage, ich begnügte mich zu beobachten und im Stillen die Möglichkeit ihrer Umwandlung zu ersinnen. Ich hoffte, sie würde mir unaufgefordert Alles anvertrauen, was sie bedrückte, sobald der Raum des eigenen Herzens zu enge ward; war sie doch gewiß, in meiner Brust Verständniß und Theilnahme zu finden.

„Ich sagte Ihnen in Paris, die Marquise sei stolz und zurückhaltend und behüte eifersüchtig ihre Freiheit. Nicht, daß sie von ihrer Stellung als Wittwe einen schlechten oder allzufreien Gebrauch mache, — dazu ist sie zu vornehmen Geschmacks, aber sie sieht in jedem Bewerber einen Störer ihres Friedens, Denjenigen, welcher das Gift des Mißtrauens in ihre harmlosen Freuden träufelt, und scheu weicht sie allen Prätendenten aus dem Wege. Um dieses zu verstehen, will ich all' dasjenige erwähnen, was für Sie wissenswerth ist und wozu es mir in Paris an Zeit gebrach.

„Früh verwaist, von altem Adel, wurde Susanne de Banlieue im Kloster erzogen. Eines Tages bemerkt sie der Marquis von Chatillon, als sie in Begleitung einer Freundin Einkäufe besorgt. Er folgt ihr, erkundschaftet ihren Namen, ihren Rang, und da er auf keine andere Weise zum Ziele gelangen kann, bietet er ihr seine Hand. Sie hatte keine andere Familie als einen alten, entfernten Verwandten. Der Marquis war jung, schön, reich, kühn, er hatte feurige Augen, ein gewandtes Benehmen, ein melodiöses Organ; er war der erste Mann, der ihr je von Liebe gesprochen; ihr blieb nur die Wahl zwischen dem Kloster und ihm — sie heirathete ihn in gutem Glauben. Sie brachte ihm ihre Schönheit mit, ihre Unschuld, ihre Tugend, einen ganzen Schatz von Illusionen, ein warmes Herz voll Liebe für ihren ritterlichen Befreier und den Glanz ihrer achtzehn Jahre. Lassen Sie mich schweigen, wie nach und nach die Illusionen schwanden, die Schönheit zu welken begann, das warme Herz erkaltete und die Liebe floh, traurig ihr Haupt verhüllend.

„Ich lernte Susanne kennen, als es zu spät war, — unter dem Traualtar. Trotzdem ich den Marquis nicht vor mir sehen wollte, trotzdem ich jahrelang nichts von ihm gehört hatte, konnte ich doch dem einzigen Sohn meiner verstorbenen Schwester nicht die Bitte verweigern, bei seiner Hochzeit anwesend zu sein.

„Sie haben keinen Begriff, wie er bitten konnte, die Natur hatte ihm diese Gabe verliehen, um seine Laster zu bedecken. Auch mußte ich den Entschluß loben, endlich einmal sein wildes Leben aufzugeben, ich hoffte das Beste, wenn eine gute, reine und kluge Frau ihm zur Seite stände. Als die Trauung vorüber war, fing ich einen Blick des Marquis auf, den er auf seine junge Frau warf. Es war der Blick des Geiers, bevor er sein Opfer ergreift, — ich hatte verstanden.

„Kurz nach ihrer Heirath nahm ich Susanne bei mir auf. Sie wurde mir die Tochter, welche der Himmel mir versagt hatte. In dem vertrauten Umgang lernte ich bald sie innig lieben und die schönen Eigenschaften schätzen, welche sie zieren. Durch liebevolle Zärtlichkeit trachtete ich sie die Heimatlosigkeit vergessen zu machen, unter der sie schweigend litt.

„Ihr Stolz hinderte sie, je eine Klage zu äußern, die Welt wußte nichts von ihr. Man kannte den Marquis von Chatillon, aber nur Wenige ahnten, daß er eine Gattin habe, welche ihn floh. Ich muß es nochmals betonen, mein lieber Villefranche, die Charaktereigenthümlichkeiten Susannens sind nur die Folge ihrer Erfahrungen.

„Sie sahen Susanne und sie lieben war eins. Aber begreifen Sie nun, warum ich so sehr zur Vorsicht rieth und warum ich den Erfolg so lebhaft wünsche?

„Da mir jeder Anhaltspunkt fehlte, die Schweigsamkeit der Marquise zu deuten, so gerieth ich endlich auf den Gedanken, auch Sie hätten den gleichen Eindruck auf Susanne gemacht. Endlich kam Ihr Brief, ich fand ihn beinahe ebenso unverständlich als Susannens Benehmen, nur Eines sah ich klar: Sie hatten Ihr Schiff sehr bedenklich gesteuert. Des Abends, als Octave seine Yacht besichtigte, die mit der Bemannung aus England gekommen war und wir zwei Frauen am Fenster saßen, gab ich Susanne Ihren Brief. Wenn der Brief gelesen sein würde, hoffte ich zu wissen, ob ich Ihren Vorsatz, in Algier gegen Kabylen zu fechten, bestärken oder ob ich Sie lieber nach Nizza bitten sollte, um unter meinen Augen einen lohnenderen Feldzug zu unternehmen. Denn ich dachte nicht, daß Vorsatz und Ausführung eins sein würden, ich meinte — noch sei es Zeit, Sie her zu berufen — ich habe Ihnen Unrecht gethan und — ich gestehe es ein.

„Susanne nahm zögernd Ihren Brief, mir schien, als sollte ich Alles erfahren, aber noch drängte sie die Worte zurück, steckte das Schreiben ein und sah hinaus in den dämmerigen Abendhimmel. Die Nacht brach an und mit ihr kam Octave. Er war voll Freude über das schöne Schiff und lud seine Cousine für den folgenden Tag zu einer Spazierfahrt ein. Sie sagte zu und war den ganzen Abend wie umgewandelt, so umgewandelt, daß ich bereits für Sie, mein lieber Villefranche, zu fürchten begann.

„Wie durch ein geheimes Machtwort lösten sich die Fesseln, welche ihr Gemüth gefangen hielten; sie scherzte, sie lachte, die Witzwörter sprühten hin und zurück, es war die ganze Susanne von früher. Wir blieben länger auf als gewöhnlich und trennten uns in bester Laune. Eine halbe Stunde nachher, die Kammerfrau hatte mich eben verlassen, klopft es leise an meine Thür.

„‚Kann ich Sie sprechen?'

„Ich erkenne Susannens Stimme. In großer Aufregung kommt sie an mein Bett. Auf meine Frage, was ihr fehle, deutet sie auf Ihren Brief und sagt leise und schnell:

„‚Das darf nicht sein, lassen Sie ihn nicht abreisen, die Kabylen würden ihn tödten.'

„‚Susanne,' rief ich erstaunt, ‚liebst Du ihn denn?'

„Sie antwortete nicht gleich, dann sagte sie gefaßter:

„‚Ich weiß es nicht, ich weiß nur eins, daß ich Schuld bin, wenn er Paris, wenn er Frankreich verläßt, wenn er in Algier krank, verwundet, getödtet wird. Wie könnte ich fernerhin einen Moment der Ruhe genießen, wenn Solches auf meiner Seele lastet, darum beschwöre ich Sie, Madame, schreiben Sie, telegraphiren Sie, nein, besser noch, schicken Sie Octave selbst nach Paris . . .'

„Ungeachtet ihrer Aufregung mußte ich lächeln. War das nicht Liebe? Aber sie wollte sich nicht geben; nun gut! Gehen wir blind an der Bresche vorüber.

„‚Ich werde das Feld räumen, sobald er kommt,' fuhr sie fort; ‚ich weiß, daß es nicht gut ist, wenn wir zusammentreffen, aber das soll kein Grund sein, Sie nicht zu besuchen, dann bin ich doch sicher, daß er in Frankreich bleibt!'

„Als sie ruhiger ward, setzte ich ihr auseinander, wie Ihr Entschluß noch nicht gefestigt sei; ich suchte zu beweisen, daß Sie vorläufig nur davon sprechen und daß Niemand so leicht ein Leben voll Vergnügungen und Bequemlichkeit gegen ein Leben voll Mühsal und Entbehrungen eintauscht; ich schmeichelte mir, Susanne zu überzeugen, doch sie schüttelte den Kopf und sagte seufzend: ‚Ich wollte, Sie hätten Recht, aber ich fürchte, ihn besser zu beurtheilen.' Nur als ich versprach, in aller Frühe Ihren Brief zu beantworten, gab sie sich zufrieden.

„Am andern Morgen kam Octave zur bestimmten Stunde, seine Cousine zur Meerfahrt abzuholen, sie war so bleich, so matt, so durchsichtig, möchte ich sagen, daß Sie übermüthig glücklich hätten sein können, denn es waren Zeichen der Angst um Sie.

„Susanne wollte der Einladung Octave's nicht folgen; ich drohte, Ihnen nicht zu schreiben, wenn sie bliebe. Das half, die Beiden wandelten zum Hafen hinab und bald darauf flog das Schiff an mir vorüber." — —

*

„Ich setze mich an meinen Schreibtisch, allein kaum hatte ich die Feder eingetaucht, als meine alte Freundin, die Vicomtesse de Septpoints, eintrat. Sie war eben erst in Nizza angelangt, kam, um mich nach einer Pause von fünf Jahren wieder zu sehen, denn seit fünf Jahren lebt sie bei ihrer verheiratheten Tochter in England. Die Stunden verflogen mit Auffrischung alter Erinnerungen; ach! ein trauriger Zeitvertreib, denn an dem vielen Traurigen, was wir erlebten, an dem wenigen Freudigen, was wir uns mittheilten, sahen wir, wie lang und unfruchtbar das Leben ist. — Als Susanne und Octave heimkehrten, war die Vicomtesse noch bei mir und der Brief an Sie war nicht geschrieben. Mein alter Benoit erscheint mit der Post und Octave vertieft sich in die Zeitung.

„‚Schöne Cousine,' ruft er plötzlich, ‚Ihre Bekanntschaft vom Maskenball, mein Freund Raymond, wird Sie wohl für einige Zeit nicht in der Oper treffen, denn morgen segelt er auf dem „Ozean" nach Afrika!'

„‚Mein Sohn hat es sich in den Kopf gesetzt, daß Ihnen eine Intrigue im Domino Susannens Interesse zuzog. Sie erbleicht bei seinen Worten, im nächsten Augenblick jedoch faßt sie sich, nimmt die Zeitung zur Hand und liest die Stelle zweimal durch.

„‚Sie zwingt sich sogar zu einem Scherz und sagt: ‚Herr von Villefranche hat sich nicht einmal das quart d'heure de grâce gegönnt, um Abschied von seinen Freunden zu nehmen.' Ich bin eine alte Frau und habe auch früher nie verstanden, Zeichen zu deuten. Das gehört der Jugend zu, der enthusiastischen, stürmischen Jugend. Aus einer kurzen Andeutung schöpft sie Nahrung für große Thaten, aus einem leisen Wort bläst der Nordwind der Entmuthigung!

„‚So stehe ich vor Susannens Worten, wie der Stumme vor der verschlossenen Thüre, er möchte hinein, doch ihm fehlt die Macht, sich öffnen zu lassen. Der Aerger, welcher sich in den Worten kundgibt, kann ebensowohl Aerger über sich selbst, über die eigene Angst und Schwäche bedeuten, als Aerger gegen Sie. Ich gebe Ihnen dieselben zur Deutung.

„‚Als uns die Glocke zum Diner rief, fehlte Susanne. Ihre Kammerfrau brachte uns Botschaft, sie werde erst später vom Spaziergange heimkommen; wir sollten sie entschuldigen, ihr böser Kopfschmerz habe sich wieder eingestellt. Die Angst hielt mich lange wach, endlich gegen zehn Uhr kommt Susanne zurück, sie ist erhitzt, lebhaft aufgeregt. Auf meine Frage, wo sie so lange war, gibt sie nur ausweichende Antwort. Ich kann mich der Idee nicht erwehren, daß dieses Ausbleiben mit Ihrer Abreise zusammenhing, nur frage ich mich selbst, wieso?

„‚Am nächsten Tage war die Befahrung der Küste nach einer andern Richtung projektirt, doch als Octave die Yacht besuchte, fand er zu seinem Verdruß das Schiff ohne Steuermann.

„‚Dieser allein war ein Einwohner unserer Stadt, die übrige Mannschaft war aus England gekommen. Ich würde des geringfügigen Umstandes nicht erwähnen, hätte er nicht dazu gedient, dem Geiste Susannens eine neue Richtung zu geben.

„‚Ungeduldig, in seiner Lieblingsunterhaltung gehindert zu sein, schwor Octave, den Mann sofort zu entlassen. Aber auch zum Entlassen muß man die Leute haben und Baptiste blieb sechsunddreißig Stunden lang verschollen. Susanne aber nahm sich seiner so warm an, als er zurückkam, sie bat Octave so lange, bis er, dessen Groll ohnehin stärker tobt als er von Dauer ist, endlich den Mann wieder in Gnaden aufnahm.

„‚Seitdem ist Baptiste der Leibeigene Susannens, es gibt nichts, was er für sie nicht vollführte, und ich glaube, seinem Einflusse ist theilweise die abgöttische Verehrung zuzuschreiben, welche die Landbevölkerung der Marquise von Chatillon entgegenträgt. Nur theilweise sage ich, denn ihr gebührt dieses Zutrauen. Sie ist ein gütiger Engel der Bedürftigen, Helferin und Trösterin in der Noth. Sie spielt mit den Kindern der Armuth, mit ihrem Gelde erfreut sie die Herzen der Kummervollen, den Alten und Kranken spendet sie freundlichen Zuspruch. Und sie thut wohl daran. Für Baptiste hat sie eine besondere Zuneigung, vielleicht weil er ihr den Weg zeigte, auf welchem sie Ersatz für verlorene Freuden findet.

„‚Seinen Erstgeborenen hob sie aus der Taufe, und als der Sturm der letzten Woche seine Hütte empfindlich beschädigte, ließ sie eine neue, größere für ihn beginnen.

„‚Sie hat nie wieder nach Ihnen gefragt, noch ob ich den versprochenen Brief schrieb. Wenn ich Ihnen trotzdem Alles, was hier vorgegangen, so genau berichte und Ihnen das Herz dieser ausgezeichneten Frau bewahre, so ermessen Sie daraus, wie viel Freundschaft ich für Sie habe. Denn Sie sollen es wissen: Octave beginnt den Zauber von Susannens Schönheit zu empfinden. Ich hoffe, er bleibt dabei stehen, ich wünsche es mit aller Kraft meiner Seele und bitte täglich Gott, ihn vor den großen Leidenschaften zu bewahren.

„‚Bestätigen Sie durch eine Zeile an mich oder an Octave, wie Lust nach Abenteuern und Thatendrang Sie über das Meer zogen. Ich hoffe, mein lieber Raymond, daß Sie den Entschluß nicht so rasch bereuten, als Sie ihn faßten; ich segne Sie aus mütterlichem Herzen. Mögen Sie ruhmbedeckt heimkehren, von feindlichen Kugeln verschont!

Ihre alte Freundin

Clemence de Meuilly."

(Schluß folgt.)

Gesuchtes und Gefundenes aus Berlin.

Mit Illustrationen von H. Luders.

II.

Fast ertappe ich mich nun dabei, meine Plaudereien doch nach einem gewissen Faden zu dirigiren, und zwar nach einem geographischen. Ich bin Königgrätzerstraße, Wilhelmsstraße und Unter den Linden gewesen und steige nun hinüber, um in der Reitbahn der Tattersallgesellschaft einige Studien an schönen Pferden, eventuell auch Menschen zu machen. Als ich vor einiger Zeit in den Vormittagsstunden dort war, war die Bahn besonders belebt. Der kronprinzliche Marstall benützt dieselbe, wie mir scheint, auch, denn eine Menge der schönsten und herrlichsten Thiere des betreffenden Marstalls stampfte den weichen Boden. Der schöne Goldfuchs „Worth", dem man nicht im Geringsten ansieht, daß er schon vor sieben Jahren seinen Herrn über die blutgetränkten Gefilde von Worth getragen hat, die eleganten Reitpferde der Frau Kronprinzessin und die niedlichen Thierchen, die den jüngeren kronprinzlichen Kindern zu ihren

Reitübungen dienen, tummeln sich da im bunten Durcheinander umher, wer ein Freund schöner Pferde und der edlen Reitkunst ist, wird sicherlich gern ein Stündchen auf der Estrade zubringen, um mit seinen Augen den Bewegungen der Reiter und öfters auch Reiterinnen zu folgen. Lust und Liebe zur Sache, das heißt in diesem Falle zum Sport, mit dem Bewußtsein, die entsprechenden Mittel dazu zu haben, scheinen allein das gesellschaftliche Bindemittel für die Tattersallgesellschaft zu sein, sonst sieht man wohl nicht jüdische Bankiers mit Trägern alter Grafen- und Adelstitel im intimsten Verkehr.

*

Jetzt muß ich meine Leser bitten, mir zu einem hohen Standpunkte zu folgen, zu keinem niedrigern, als zur Kuppel des stolzen Königsschlosses an der Spree.

Es ist der erste Tag des neuen Jahres, und an diesem Tage feierte unser allgeliebter Kaiser sein siebenzigjähriges Dienstjubiläum. Welch' seltene hohe Feier! Zu welchem Gedankenspiel wird man herausgefordert, wenn man von der hohen Galerie hinabschaut in das Gewirr von Uniformen aller Art, die alle vertreten sind, von der des Feldmarschalls bis zu der des einfachen Trainsoldaten. Da sitzen die ernsten und würdigen Minister, die Generalität und hohen Würdenträger, sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses und an ihrer Spitze der so elastisch munter sich bewegende kaiserliche Jubilar, daß man unwillkürlich der Gnade Gottes gedenkt, die so sichtbar über diesem greisen Haupte schwebt.

Was mich außer dem Jubilar am meisten interessirt, ist die Reihe der Feldmarschälle*), die ihm gegenüber ihren Platz

*) Das Bild datirt vom Jahre 1878.

am Altar haben. Wo ist ein Land, das eine gleiche Reihe von in Krieg und Frieden erprobten Männern, gleich ruhmgekrönte Säulen des Staates hat? Kein jugendlicher Glücksritter nach Art der ehemaligen französischen Marschalle ist darunter, alle sind sie hochbetagt in Waffendienst und Pflichterfüllung, vom greisen Wrangel bis zum schneidigen Manteuffel. Von der Höhe der Galerie erschallt ein volltönendes „Ehre sei Gott in der Höhe", die geistlichen Herren am Altar verrichten das Schlußgebet und die imposante Feier ist zu Ende.

Den Tag über haben dann noch die weiten Schloßhöfe gedröhnt vom Klirren der Sporen und dem Rasseln der Karossen; Gratulationscouren und Galadiners haben die übrige Zeit des Tages ausgefüllt. Bis in das Innere der glänzenden Säle aber wage ich mich heute nicht, nur der Zufall ermöglicht wohl zuweilen einen Blick in das glanzende Getriebe. Des Interessanten und Malerischen ist da genug noch zu finden, und vielleicht mache ich ein anderes Mal eine Wanderung durch die Raume des Schlosses; für heute will ich hier nur ein Mitglied der sogenannten Krongarde wiedergeben, die gleich dem ersten Garderegiment noch die Fridericianischen Grenadierblechmützen tragt.

*

Meinen geographischen Faden muß ich nun doch wieder zerreißen, ich muß wieder zurück zur Kaisergalerie oder wenigstens dicht daneben zu einer Reichspostexpedition, auf welcher ich das Bildchen „Am Postschalter" erhaschte.

Zwei junge, wirklich hübsche Damen fragen den betreffenden Beamten, ob schon Jemand auf die von ihnen abgegebene Adresse hin dagewesen sei. Die Frage wird etwas verschamt und schuchtern abgegeben und das legte wohl mir die Vermuthung nahe, daß die beiden Schönheiten unsere braven Briefträger zu ihren

Postillons d'amour benützen. Ein artiges, verneinendes Lächeln des Beamten, ein gleiches auf meinem Gesicht und dem einiger Umstehenden, ein leichtes Erröthen der schönen Köpfchen und — husch! — ist ein charakteristisches Bildchen unserer Jetztzeit verschwunden. Ja, ja! so was hat man früher nicht gekannt. Die wunderlichsten Blüten menschlichen Lebens und Treibens schießen in dem Jahrhundert der Eisenbahnen, Posten, Zeitungen und Annoncen hervor; habe ich doch neulich in dem Inseratentheil der alten Berliner Tante Voß gelesen, daß sich Jemand unter strengster Diskretion zum Ausziehen einzelner grauer Haare empfiehlt.

*

Im Weiterwandern kommen wir auf der Straße zu dem nächsten Bildchen: „Der Stiefelputzer und sein jugendlicher Kunde", dessen Anblick in der Wirklichkeit mir ein fast wehmüthiges Interesse abnöthigte. Ein gebeugter, greisenhafter Mann und der dessen Dienste in Anspruch nehmende Bube. Auch das wäre

in den alten Zeiten der allgemeinen Disziplin nicht vorgekommen. Die Zeit der sozialen Umwälzungen ist schon dagegen abgestumpft, man sieht es, man lacht womöglich, das ist Alles.

*

Die Stätten, in denen noch ein Stück alten, echten Berlins gepflegt und gehegt wird, sind die wenigen guten Weißbierkneipen, die nicht im Strom des bayerischen Bieres versunken sind. Hier gibt es noch jene Kerngestalten des Philisterthums, die dem vormarzlichen Berlin ein so eigenthümliches Gepräge gaben und den Berliner Witz zu einer Weltberühmtheit erhoben. Einer der Haupttempel dieser Heiligen des Weißbieres ist wohl die sogenannte Geheimerathskneipe, ehemals in der Markgrafen- und jetzt in der Jerusalemerstraße gelegen, wohin der Umzug in mitternächtlicher Stunde beim Scheine von Stocklaternen ernst und würdevoll von den Stammgästen ausgeführt wurde. Von der Masse der witzigen Einfalle, von den riesigen Ka-

lauern kann man sich nur einen Begriff machen, wenn Einen ein glücklicher Zufall in die Nähe eines Stammtisches bringt. Es ist ein eigenthümlicher Zug im Charakter des echten Berliners, daß er vor nichts Respekt hat. Im Grunde ein warmer Patriot, der sein Vaterland und seine Heimat über Alles

liebt, schimpft er doch gern auf Alles, was sich ihm als Autorität gegenüberstellt, sei es Regierung, sei es Magistrat, Polizeipräsidium oder sonst eine Behörde. Aber nicht allein den Behörden gegenüber geberdet er sich so, auch dem Individuum gegenüber imponirt ihm nicht Rang, Titel, Orden oder sonst etwas, daneben aber zahlt er ruhig seine Steuern und läßt sich auch ganz gern einen rothen Adler- oder Kronenorden vierter Klasse anhängen. Für den Fremden oder neu Hinzugezogenen hat dieser Zug der Rücksichtslosigkeit in den ersten Zeiten seines Aufenthalts viel Abstoßendes an sich, ich habe schon viele bittere Klagen darüber gehört; aber wer länger in Berlin lebt, wird unter dieser unangenehmen Außenseite viel offenes, deutsches, ehrliches Wesen finden und wird, falls er will, sich mit der Zeit einen Kreis von Bekannten und Freunden bilden, wie er ihn interessanter so leicht an keinem Orte finden dürfte.

*

Wie ein Ueberrest aus Ritterzeiten berührt es uns, wenn wir die riesigen Leiber der Garde du Corps und Gardekürassiere in blitzenden Kürassen im Frühling zu dem vielgenannten Kreuzberg ziehen sehen, die stolzesten und schönsten Regimenter der nunmehrigen deutschen Armee. Viel und oft hört man selbst in militärischen Kreisen den Werth dieser kostspieligen Waffe debattiren und ihre Existenz als unberechtigt den weittragenden fürchterlichen Schußwaffen gegenüber schildern. Ich habe nicht den Beruf und das hinreichende Verständniß, um mich in militärwissenschaftlichen Fragen zu ergehen, als Maler wird man es mir verzeihen, wenn ich immer und immer wieder meine Freude an diesen glänzend uniformirten kriegerischen Gestalten habe. Es gibt nichts Imposanteres als diese beiden eisernen Regimenter der preußischen Garde, und wenn sie im letzten französisch-deutschen Kriege nicht zur Aktion kamen, so beweist das weiter nichts, als daß wir nie in die Lage kamen, in großer Feldschlacht die letzten Kräfte zur Rettung der Ehre daranzusetzen. Noch heute steht es mir lebhaft in der Erinnerung, wie im österreichisch-preußischen Kriege Anno Sechsundsechzig, am Tage von Skalitz, die schwere Gardekavalleriebrigade im scharfen Trabe das Dorf Kosteletz passirte. Die hohen Reitergestalten überragten fast die niedrigen Hütten des Dorfes und ließen diese bis in ihre Grundvesten unter dem Getöse der Rossehufe erdröhnen, ängstlich krochen die Bewohner bis in die entferntesten Winkel ihrer Wohnungen zurück, dem Anblick der dahinstürmenden gewaltigen Reitermasse waren ihre Nerven nicht gewachsen. Aehnliche Momente könnte ich mehr erzählen, und deßhalb möge man mir verzeihen, wenn ich dem Leser ein Blättchen mit Trägern dieser Truppe, die ich am Kasernenthor der Gardekürassiere gefunden habe, vorführe.

*

Für heute komme ich zum Schluß, nur noch jener in Berlin besonders stark vertretenen Zunft der Leierkastenmänner will ich in Begleitung meines Bildchens mit ein paar Worten gedenken. Sind sie auch eine Plage der Stubengelehrten und nervöser Menschenkinder, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sie für den ärmeren Theil der Bevölkerung, für Hinterhäuser- und Kellerbewohner, für Dienstboten, Kutscher, Köchinnen und was sonst Alles in einem großen Berliner Zinshause lebt und webt, die einzigen Vermittler zur Verbreitung volksthümlicher Melodieen sind, denn jenen stehen doch nur selten die Räume des Opernhauses und der Singakademie offen. Man blicke nur an den Fenstern eines Berliner Hofes umher und sehe die fettigen Gesichter der Küchenheldinnen erglänzen, wenn die Töne des Leierkastens den Hofraum erfüllen, und man wird eingestehen, daß auch in dieser Form die Kunst erquickend und beseligend wirkt.

Das sonnige Italien schickt wohl die Meisten dieser Träger — des Leierkastens, und im Ganzen müssen die Erträgnisse dieses Berufs nicht so schlecht sein, denn die Zahl Derer, die davon leben, ist Legion.

Andrew Dickson White.

(Hiezu das Porträt S. 688.)

Taylor hat einen würdigen Nachfolger in Berlin erhalten: die Berufung des Vorstandes der Cornell-Hochschule, Andrew Dickson White, zum Gesandten der Vereinigten Staaten beim deutschen Reiche hat diesseits und jenseits des Ozeans allseitige Freude hervorgerufen. Ebenso durch Gelehrsamkeit wie durch echt: Gesinnung und feine gesellschaftliche Formen ausgezeichnet, vertritt White auf's Würdigste den besten Theil der in der Oeffentlichkeit stehenden hervorragenden Männer der Republik. Außerdem hat er verschiedene Jahre in Europa zugebracht, wo er Gelegenheit hatte, Land und Leute kennen zu lernen, mit denen er jetzt verkehren soll.

White steht im siebenundvierzigsten Jahre und ist aus Syracuse gebürtig. Er machte seine Studien auf den Colleges von Hamilton und Yale. Von letzterem Institute wurde er

graduirt. Ueberall trug er die ersten Preise davon. Nach seiner Universitätszeit lernte er das soziale und diplomatische Leben als Attaché der Gesandtschaft von St. Petersburg kennen und legte hier den Grund zu seiner prächtigen Büchersammlung. Bei seiner Rückkehr erhielt er die Professur der Geschichte an der Michigan-Universität zu Ann Arbor, mußte aber seiner Gesundheit wegen diese Stellung 1863 aufgeben. Im folgenden Jahre in den Senat gewählt, lernte er Ezra Cornell kennen, welcher die nach ihm benannte Hochschule mit einer Stiftungssumme von 760,000 Dollars gründete und dem er dabei mit seinem Rathe beistand. Im Jahre 1866 wurde er Präsident dieser Universität und machte dann eine Reise nach Europa, um dort die modernen Erziehungssysteme kennen zu lernen und Bücher und Apparate für sie einzukaufen. Er selbst steuerte aus eigenem Vermögen Beträchtliches dazu. Er bekleidete zugleich den Posten des Dozenten der modernen Geschichte. Aber auch im politischen Leben hat er sich tüchtig umgethan und mehrfach ehrenvolle Missionen gehabt. 1871 war er Präsident der Syracuse Convention. Stets ein eifriger Parteigänger Grant's, wurde er von diesem nach San Domingo gesandt, um über die Annexionsfrage zu berichten. Später kam er abermals nach Europa und war einer der Kommissäre bei der Pariser Ausstellung. So darf sein Vaterland wie Deutschland die besten Hoffnungen auf ihn setzen, daß er die Verbindung der beiden Länder fördern und dauernd kräftigen werde.

Die Universitäts-Bootwettfahrten.

University Boat Races.

Von

Leopold Katscher.

Wer hat nicht schon von dem berühmten Derby-Wettrennen gehört, das alljährlich zu Epsom in England stattfindet und nicht mit Unrecht als die „Isthmischen Spiele" der Briten bezeichnet worden ist? Seit einer Reihe von Jahren erfreut sich England eines zweiten Nationalfestes verwandter Natur; hier aber hängt der Erfolg von Menschen ab, die Boote rudern. Spielen sich die Derbies auf trockenem Boden ab, so gehen die University Boat Races auf der nichts weniger als trockenen Wasserfläche der stolzen Themse vor sich; man hat sie deshalb auch oft „Wasser-Derbies" genannt. Schon heute läßt sich kühn behaupten, daß das große Publikum an den Londoner Bootwettfahrten zwischen den Universitäten Oxford und Cambridge ein ebenso großes Interesse nimmt, als an den Epsomer Rennen; in den ungeheuren Menschenmassen, die alljährlich um Ostern an den Ufern des «Father Thames» zwischen Putney und Mortlake erscheinen, sind so ziemlich sämmtliche Schichten der Gesellschaft vertreten.

In keinem andern Lande wird so viel gerudert wie in England, aber nicht erst seit neuester Zeit, denn schon vor hundertundfünfzig Jahren wurden große Regatten abgehalten. Bereits im zehnten Jahrhundert ließ sich König Edgar von acht ihm tributpflichtigen Königen auf dem Flusse Dee umherrudern. In der angelsächsischen Zeit galt es für eine Schande, wenn ein Edelmann kein geschickter Ruderer war. Das Rudern scheint also von jeher ein Lieblingssport der Bewohner Albions gewesen zu sein — kein Wunder das, wenn man die seeumflossene Lage ihrer Heimat und die Beschaffenheit ihrer Flüsse und Seen in Betracht zieht. Im neunzehnten Jahrhundert steht der Rudersport in ganz besonderer Gunst bei den Studenten Englands. Die erste beachtenswerthe Bootwettfahrt zwischen Studenten fand Anno 1818 statt; damals hatten die besten Ruderer der großen Westminsterschule diejenigen der Templeschule (Rechtslyzeum) herausgefordert und die Herausforderer blieben Sieger. Von dieser Wettfahrt datirt nach maßgebenden Quellen das goldene Zeitalter des Ruderwesens. Während der nächsten zwei Dezennien maßen sich die Westminsterschüler mit ihren Kollegen von Eton-College, der wichtigsten Knabenmittelschule Englands. Erst 1829 veranstalteten die beiden größten und ältesten Universitäten des Landes — Oxford und Cambridge — das erste Ruderwettfahren auf dem Hauptstrome Großbritanniens; an jenem schönen Junitage war weder die Menschenmenge noch die Begeisterung für das Ereigniß so groß, wie sie heute zu sein pflegen, aber schon damals hieß es: „Die ernstesten, gesetztesten Männer wurden reitend oder selbst fahrend an den Ufern gesehen; man bemerkte Kabriolets, Sandläufer, Zweispänner, sogar einen Viererzug." Sogar einen Vierspänner! Und heute? Heute sind bei jeder solchen «race» die Vierspänner schockweise anwesend.

Im Laufe der Zeit hat sich die Sitte herausgebildet, daß diese «races» nur bei London in Szene gehen, und damit sind sie zu einem derjenigen Vorkommnisse geworden, die die Aufmerksamkeit und das Interesse des Engländers alljährlich in ganz hervorragendem Maße in Anspruch nehmen. Wochenlang vor der Abhaltung der Wettfahrt vergißt das große Publikum, vornehmlich das Londons, die in England üblichen politischen Parteiunterschiede und theilt sich in zwei andere große Parteien: Guelphen und Ghibellinen, pardon — Oxfordianer und Cambridgianer; England ist in dieser Zeit weit mehr oxfordisch und cambridgisch gesinnt, als torystisch und whiggistisch oder konservativ und liberal, und in jener Stunde macht sich an den Themseufern zwischen Putney und Mortlake (bei London) mehr Begeisterung geltend, als in beiden Häusern des Parlaments während der Amtswirkung eines halben Dutzends Minister. Tag für Tag pilgern kleine Schaaren zum Schauplatz der Probeübungen, die sie mit einem Eifer beobachten und besprechen, als waren die beiden Mannschaften wirklich politische Parteien, von deren Wettstreit in seinem Ergebniß die Ehre und das Schicksal der Nation abhinge.

Ehe der große Tag hereinbricht, sieht es in ganz London mehrere Tage hindurch sehr blau aus. Rümpft ein tadelsüchtiger Ausländer die Nase über den Mangel an Blau am Firmament, so weisen die „Eingeborenen" triumphirend auf die Fülle von Himmel- und anderem Blau hin, die sich bei ihnen um jene Zeit auf Erden breit macht. Lichtblau ist nämlich die Farbe Cambridges, Dunkelblau die Oxfords. Man scheint an gar nichts Anderes zu denken, als an diese zwei Namen. Blau an allen Ecken und Enden! In allen Handlungen blaue Stoffe, blaue Kravaten, blaue Bänder, blaue Kleider, blaues Porzellan; die Zuckerbäcker stellen Bootsmannschaften aus blauem Pfefferkuchen zur Schau, während die Schuhe in den Fenstern der Schuhmacher mit blauen Bändern geziert sind. Wer jetzt einer Dame das Schimpfwort „Blaustrumpf" in's Gesicht schleudert, darf der Verzeihung im Voraus sicher sein. Jeder Miethwagenkutscher, jeder Omnibuskondukteur ziert seine Peitsche oder seinen Hut mit einer der Tagesfarben; die Einspännerdroschken lassen blaue Vorhänge lustig flattern; die Geschäftslehrlinge, die in der Regel kaum wissen, ob Oxford und Cambridge Bäume oder Thiere sind und die vielleicht nie ein Boot betreten oder eine Wettfahrt mit angesehen haben, schmücken ihre Knopflöcher mit Rosetten. Am Tage des Ereignisses gibt es nur wenige Fußgänger oder Fuhrwerkspassagiere — von den Insassen der Vierspänner bis hinab zu dem wandernden Obsthändler, der mit seiner ganzen Familie in der von einem Esel gezogenen Karre sitzt — die nicht ein oder das andere blaue Abzeichen an einem oder dem andern Kleidungs- oder Toilettenstück zur Schau trügen, um die Richtung ihrer Sympathieen zu bekunden.

Für die angenehme Stimmung, die sich an die «University Boat Races» knüpft, darf sich London bei der schöneren Hälfte seiner Bewohner bedanken, die bei diesem unschuldigen Feste eine große Rolle spielt und sich in ihrem anziehendsten Lichte zeigt. Die Wettfahrt könnte weder so populär, noch so genußreich oder so in Mode sein, würden die Damen sie nicht in ihrer liebenswürdigen und enthusiastischen Weise unter ihren wirksamen Schutz nehmen. Tausende von Wetten auf Handschuhe eingehen, neue Roben zu Grunde richten, die prächtigst arrangirten Hüte riskiren — Alles für die gute Sache, und dabei betheuern, es habe das nichts auf sich, — sich dem schneidenden Luftzuge, der kalten Ausdünstung des Flußwassers aussetzen, kaltes Fleisch essen, wenn dafür kein Bedürfniß vorhanden, starke geistige Getränke nehmen, die man nicht leiden mag, vor Aufregung schreien, schwatzen, lachen und erröthen und dann wieder vor Besorgniß erbleichen; den Siegern Beifall, den Besiegten Beileid zollen; — all' dieß ist par excellence Sache der Frauen und sie füllen ihren Platz vollkommen aus, sie sind — mit Einem Worte — die Seele der ganzen Sache.

Auf dem Trottoir wie auf dem Fahrweg bewegt sich die Menschenmasse vorwärts, ohne auf das Rollen der Räder und das Trappeln der Hufe zu achten; ein endloser Strom von Fahrzeugen, Pferden und Menschen ist erpicht darauf, die Universitätsbootfahrt mitzumachen. Man möchte fast sagen, daß der Hauptreiz des ganzen Festes in dem allgemeinen Interesse liegt, das es hervorruft. Das Derby-Pferderennen ist seit langer Zeit nur noch ein bloßer Volksfesttag; wer demselben beiwohnt, dem liegt in der Regel wenig daran, welches Pferd den Sieg davonträgt, es sei denn, daß er speziell (materiell oder sonstwie) dabei interessirt sei. Anders die Bootfahrt; in jeder englischen Familie, die einen Vater, einen Sohn, einen Bruder oder einen Vetter auf einer Universität hat oder hatte, sieht man, wenn man nicht selbst anwesend sein kann, dem Ergebniß mit höchster Spannung entgegen. Die betreffenden Studenten und Exstudenten hinwiederum fühlen eine gewisse Genugthuung in dem Bewußtsein, daß sie oder doch wenigstens ihre Kollegen in den Booten Euripides im Original ebenso leicht lesen können, wie einen dreibändigen Roman, und daß sie im Abfassen von Hexametern ebenso bewandert sind, wie im Handhaben eines Ruders.

Auch die Eisenbahnen stellen ein beträchtliches Kontingent zum Strandpublikum; die Zahl der dieses Lokomotionsmittel Gebrauchenden nimmt von Jahr zu Jahr zu, so daß an dem betreffenden Tage die Bahnhöfe dicht gefüllt sind; Viele wollen eben Zeit ersparen, rasch an ihren Bestimmungsort gelangen, „das Ding" ansehen und ebenso rasch wieder zurückdampfen; Andere bedienen sich dieses schnellsten aller Verkehrsmittel, weil sie für die romantische Seite der Geschichte, für das ungeduldige Warten inmitten der Menge, für das Verfolgen der Bootbewegungen auf einem Extradampfer keinen Sinn haben. Unleugbar ist die ungeheure Zunahme des Besuches der nationalen Sportübungen weitaus zum größten Theile den großen Eisenbahnen Englands mit ihrer ausgezeichneten Organisation zu verdanken.

Am anziehendsten ist der Wasserweg. Man schifft sich in London beim Temple oder bei Charing-Croß oder bei der Westminsterbrücke ein und kann alsbald die Wahrnehmung machen, daß man auf dem breiten Flusse nicht allein ist, sondern von zahllosen anderen Dampfern, Booten u. dergl. begleitet wird; jedes in London und Umgebung auftreibbare, wenn auch noch antediluvianische Wasserfahrzeug macht sich auf den Weg zum Wettfahrtschauplatz. Jedes dieser Fahrzeuge scheint von dem Wunsche durchdrungen, allen übrigen zuvorzukommen, damit die Insassen einen je besseren Aussichtspunkt auf die Wettfahrt erlangen; selbst die schwerfälligsten Kohlenbarken eilen mit staunenswerther Schnelligkeit dahin. Jener Dampfer mit der großen neutralblauen Flagge und der Inschrift «Press» präsentirt sich auf den ersten Blick als die Herberge der Zeitungsberichterstatter, die an ihren Chronometern und Notizbüchern leicht zu erkennen sind. Auf diesem Boote fehlt es, da Unparteilichkeit der Presse erste Pflicht ist, gänzlich an den Tagesfarben oder sonstigen Anzeichen von Parteinahme, wenn auch mancher Reporter im Grunde seines Herzens der Universität, der er einst angehört, Erfolg wünschen mag.

Bei der Brücke von Putney — von wo aus der Kampf seinen Anfang nimmt — angelangt, finden wir den Fluß, mit Ausnahme der für die Universitätsboote reservirten Mitte, von Kanoes, Booten, Dampfern, Kähnen, Schaluppen und Barken jeder erdenklichen Gattung erfüllt und die ganze Szene außerordentlich lebhaft. Auf ähnliche Weise sind auf dem ganzen Wege bis Mortlake beide Ufer mit Menschen, Reitpferden, Karrossen, Landwagen, Phaëtons u. s. w. hageldicht besetzt. Dieser ganze bunte Haufe wird, sobald die Boote mit ihrem Gefolge vorbeisausen, unbarmherzig getauft, denn der Streifen Landes, auf dem er steht, ist sehr eng und ein Zurückweichen beim Spritzen des Wassers unmöglich, weil eine Steinwand hinter der Menge steht. Aber Niemand denkt an diese Unannehmlichkeit, sondern ausschließlich an die Wettfahrt. Kurz nachdem die für die Abfahrt der Boote festgesetzte Zeit verstrichen, geht das dumpfe Gerücht durch die Massen, die Boote seien davongeschossen, was unmittelbar nach Abfeuerung des letzten Kanonenschusses geschieht. Während die Boote die vorgeschriebene Strecke nicht unter zwanzig Minuten zurücklegen können, durcheilt die Nachricht von der Abfahrt derselben, wie Julian Hawthorne einmal nach persönlicher Anschauung berechnete, dieselbe Strecke in weniger denn fünf Minuten, — ein merkwürdiger Beleg zur Raschheit von Fama's Flügelschlag. Die Polizei drängt die vielen den Weg verrammelnden Fahrzeuge möglichst nahe an's Ufer zurück. Je näher die Boote kommen, desto gewaltiger werden Geschrei und Aufregung; endlich kommen sie vorbei und schließlich erreichen sie das Ziel; bald trifft Oxford, bald Cambridge früher ein; bisher hat jede Universität siebenzehnmal gewonnen, während einmal (1877) keine Entscheidung getroffen werden konnte. Ein Pistolenschuß verkündet das Ende der Fahrt, der «umpire» (Schiedsrichter) spricht das Urtheil aus, welches Boot gesiegt habe, das Publikum zerstiebt in alle Windrichtungen und — die University Boat Race ist vorbei. Am Abend nach der Fahrt vereinigen sich Sieger und Besiegte zu einem gemeinschaftlichen Mahl und anderen Unterhaltungen.

Die Vorbereitungen zur großen Jahreswettfahrt geschehen jährlich mehrere Monate hindurch auf den Flüssen der beiden Universitätsstädte (die Isis in Oxford, die Cam in Cambridge) unter der Aegide der Hauptuniversitätsruderklubs, sowie der zahlreichen Collegeruderklubs. Die Mannschaft jedes Bootes besteht aus einem Befehlshaber und acht Ruderern.

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

Zweite Serie.

XIII.

Der Sonnentelegraph.

Seit geraumer Zeit hat man die Neuerungen in der Telegraphie nur auf dem Wege des Elektromagnetismus gesucht, und in dem Telephon ist nach den Verbesserungen, welche Edison und Andere neuerdings an diesem sinnreichen Instrumente angebracht, so daß der Schall in seiner vollen Stärke an der Endstation anlangt und im ganzen Zimmer gehört werden kann, ohne daß man das Instrument an das Ohr zu halten braucht, — der echte Bruder des elektrischen Telegraphen erstanden.

Es war daher eine große Ueberraschung, als durch die Kriegskorrespondenten in Indien die Nachricht zu uns drang, daß die Expeditionsarmee in Afghanistan mit einem neugearteten Zeichenapparat ausgerüstet sei, durch welchen sie im Stande wäre, bei hellem Wetter Botschaften in direkter Linie und ohne Zwischenstation bis auf die Entfernung von 100 englischen oder 20 deutschen Meilen zu versenden. Da bei einer solchen Entfernung die Rundung der Erde schon als ein wesentlicher Faktor in Betracht zu ziehen ist, so kann diese Telegraphie natürlich nur von erhöhten Punkten, beziehungsweise von Bergen aus geschehen. Diese Entfernung ist weit beträchtlicher als diejenige, welche bei dem Zeichentelegraphen eingehalten werden konnte, der vor der Einführung der elektrischen Telegraphie namentlich in Preußen und in Frankreich gebraucht wurde und bei dem von Kirchthurm zu Kirchthurm gesprochen wurde, in ähnlicher Weise, wie es heute noch bei den Kriegsschiffen geschieht. Der Leser erinnert sich wahrscheinlich aus der Jugendzeit, ein oder das andere Mal seinen Nachbar damit geoppt zu haben, daß er, sei es mit der Scheibe des hin und her bewegten Fensters oder mit einem kleinen Spiegel, Sonnenstrahlen auffing und mit deren Reflex den Arglosen zu blenden versuchte. Dieser Unfug in System gebracht, ist der Gedanke, welcher der neuen Spiegeltelegraphie zu Grunde liegt. Zu dessen Ausführung genügen zwei kleine Spiegel von je 6 Zoll Durchmesser, wovon der eine den Reflex der Sonnenstrahlen in angemessene Bewegung versetzt, in gewisse Entfernung versendet und der andere sie auffängt. Der Gedanke ist auch für praktische Zwecke kein neuer mehr, denn schon Alexander der Große soll seiner Flotte den Weg durch den persischen Meerbusen mittelst Spiegeln haben zeigen lassen. Die Indianer Nordamerikas gebrauchen schon seit Jahrhunderten Sonnenblitze zum Signalisiren und die Russen bedienten sich einer ähnlichen Methode bei der Belagerung von Sebastopol. Wahrscheinlich ist unser regnerisches Klima und der Umstand, daß die erfinderischen Nationen hauptsächlich im Norden wohnen, daran schuld, daß dieses Telegraphirsystem nicht schon früher zur praktischen Einführung gekommen ist, weil es vor der Einführung der elektrischen Telegraphie eine bedeutende Wohlthat gewesen wäre. Jetzt muß dasselbe natürlich vor dem elektrischen Telegraphen weichen und ist nur da am Platze, wo der elektrische Draht noch nicht gelegt ist oder noch nicht gelegt werden kann. Auch sogar im nebeligen England ist aber schon bei der Anfertigung der Generalstabskarte ein ähnliches Instrument, der Heliostat, mit Vortheil verwendet worden, indem durch eine sinnreiche Kombination eines beweglichen Spiegels mit Teleskopen Dreiecke mit Schenkeln von 2u deutschen Meilen erzielt wurden. Es scheint, daß die ersten praktischen Versuche mit regelrechter Spiegeltelegraphie vom Ingenieur-Lieutenant Parott in Neu-Südwales angestellt worden sind. Demselben gelang es, von einem 1500 Fuß hohen Berge in eine Entfernung von 8 deutschen Meilen bis zu den 400 Fuß über dem Meeresspiegel befindlichen Leuchtthurm des Hafens Jackson nicht bloß einzelne Zeichen zu geben, sondern die Lichtblitze so systematisch zu ordnen, daß ganze Worte und Sätze verständlich wurden.

Das erste praktische Instrument für die Spiegeltelegraphie, ein tragbarer Heliograph, wurde von einem Beamten des persischen Regierungstelegraphenamtes, H. Mance, konstruirt, welcher systematisch für die Uebersendung von Sonnenstrahlen durch Reflex eingerichtet ist. Die durch dieses Instrument gegebenen Signale sind bei reiner Atmosphäre und unter den entsprechenden Voraussetzungen gerade so weit sichtbar, als es der gegebene Horizont zuläßt. Sie sind, wie bemerkt, schon auf die

Entfernung von 20 deutschen Meilen gesehen und gelesen worden. Der Heliograph besteht aus einem eigens präparirten Spiegel mit einem sinnreich konstruirten Mechanismus, mittelst dessen die Sonnenstrahlen mit absoluter Sicherheit auf jeden gewünschten Punkt zurückgeworfen werden, trotz der scheinbaren Bewegung der Sonne. Durch den Druck einer Taste können die Spiegelblitze von kurzer oder langer Dauer gemacht werden, so daß das Instrument sich ganz dem Morse'schen Telegraphenalphabet anpaßt. Ein zweiter Spiegel ist zu dem Zweck angebracht, um das Signalisiren ohne Rücksicht auf die Stellung der Sonne zu ermöglichen. Ein für den Felddienst ausgerüstetes Instrument wiegt nur 6—8 Pfund und wird auf einem leichten dreifüßigen Gestell benützt und der ganze Apparat kann von einer einzigen Person bedient werden.

Dieser Apparat ist in Indien schon seit mehreren Jahren bekannt und von englischen Generalen vielfach mit vollkommenem Erfolg probirt worden. Einer der kommandirenden Generale der afghanischen Expeditionsarmee, Generalmajor Roberts, hatte, als er noch Generalquartiermeister in Bengalen war, einen sehr günstigen Bericht darüber erstattet, und auf seine Empfehlung hin hatte Lord Napier von Magdala eine Anzahl von Instrumenten angekauft, welche sich bei den Manövern vollständig bewährten. Erst die Jowaki-Afridi-Expedition gab der indischen Regierung die Gelegenheit, den Heliograph im Winter 1877/78 zuerst im Krieg zu erproben, und die Instrumente haben sich als von so unschätzbarem Nutzen bewährt, die Gutachten der Fachmänner lauteten so außerordentlich günstig, daß die Regierung sich bei Beginn des afghanischen Krieges entschloß, jede Division des afghanischen Heeres mit Heliographen auszurüsten Durch dieses Instrument war es, daß die Nachricht von der Einnahme des Forts Ali Musjid von dem Berge über demselben an die Garnison nach Peschawer telegraphirt wurde. Durch eine merkwürdige Fügung ist die heimische englische Armee in Folge eines ungünstigen Berichtes nicht mit diesen Spiegeltelegraphen ausgerüstet, und deßhalb spricht die „Times" die Ueberzeugung aus, daß die Niedermetzelung der englischen Truppenabtheilung von den Zulukaffern am 22. Januar hätte verhütet werden können, wenn die Truppen Lord Chelmsford's, mit dem Heliographen ausgerüstet, zeitig Hülfe hätten herbeitelegraphiren können. Die Genietruppen, welche nach dem Kap zu Hülfe geschickt wurden, sind daher mit einer genügenden Anzahl dieser Instrumente von verschiedener Größe ausgerüstet worden.

Kürzlich haben auch die Vereinigten Staaten, Frankreich und Belgien den Heliograph bei der Armee eingeführt und Spanien hat angefangen, die Spiegeltelegraphie zum Sprechen mit Tanger, Tarifa, Ceuta und Algeciras zu verwenden, weil das Telegraphenkabel in der Meerenge von Gibraltar zu oft beschädigt wird, sowie auf einer Anzahl seiner westindischen Inseln, welche durch das Kabel noch nicht verbunden sind.

Streitfragen und Historien.

Feuilletons

von

Karl Emil Franzos.

VII.

„Bildung!"

„Sie gehen nicht mit hinauf, Baronin?"

„Nein, liebe Clarisse. Diese Frau Schreiner — der Name paßt vortrefflich, denn Sie wissen ja wohl, daß ihr Gatte früher Tischlermeister war? — ist mir gar nicht sympathisch. Die Spießbürgerlichkeit würde ich ihr verzeihen — woher sollte auch die Gute Takt und Manieren haben? — aber ihre affektirte Bescheidenheit muthet mich immer an wie versteckter und darum doppelt empörender Hochmuth!"

„Gewiß — aber sie ist nothwendig! Reich, wohlthätig und von großem Einfluß! Eine Sache, für welche sich die Schreiner ausgesprochen, hat in unseren begüterten Bürgerkreisen gewonnenes Spiel!"

„Ein nothwendiges Uebel — das gebe ich zu! Darum habe ich auch nichts gegen ihren Eintritt in's Komite. Aber erlassen Sie es mir, liebste Clarisse, diese Frau um etwas zu bitten! Wenn sie uns ein Refüs gäbe, ich würde meine Selbstbeherrschung verlieren!"

„Ein Refüs? — die Schreiner? — uns? Aber, theuerste Baronin, das ist ja ganz unmöglich! Sie muß sich unsere Einladung zur höchsten Ehre schätzen — und dann, wer einen solchen Zweck nicht unterstützt, macht sich ja für immer unmöglich!"

Die ältere Dame zuckte die Achseln. „Da sind wir ja wohl schon," sagte sie. „Versuchen Sie Ihr Glück — ich warte!"

Das elegante Coupé hielt vor einem großen stattlichen Hause der Vorstadt. Der Diener trat an den Schlag, empfing eine Karte und trug sie in's Haus. „Clarisse von Würzburger" stand darauf und ein großes, sehr merkwürdiges Wappen — die junge Bankiersfrau war erst kürzlich geadelt worden. „Frau Schreiner läßt bitten," meldete er gleich darauf und geleitete seine Herrin in's erste Stockwerk.

Der Salon, in den sie geführt wurde, konnte ihr nicht imponiren. „So wohnen Millionäre?" dachte sie, während sie das schlichte, behagliche Gemach überblickte, und das Näschen rümpfte sich unwillkürlich. Aber gleich darauf breitete sich über das lebhafte Gesicht der Ausdruck unendlicher Liebenswürdigkeit. Die Dame des Hauses trat ein, eine schlanke, hochgewachsene Frau von etwa fünfzig Jahren, sehr einfach gekleidet, mit stillem, klugem Antlitz, welches wohl nie hübsch gewesen.

„Sie verzeihen mir den Ueberfall, liebste Frau Schreiner! Aber ich komme in einer Sache, um derentwillen mir Ihr edles Herz gewiß verzeihen wird!"

„Ich stehe zu Diensten," erwiederte Diese sehr freundlich, aber sehr kurz. Man sagt dieser Frau das Unglaubliche nach, daß sie nie ein überflüssiges Wort gesprochen.

„Wir stiften einen neuen Verein," begann Frau Clarisse, „einen Verein, der in der That einem tiefgefühlten Bedürfnisse entspricht und darum auch in jüngster Zeit an verschiedenen Orten, zum Beispiel in Wien, in Angriff genommen wird. Das Gründungskomite ist bereits zusammengetreten" — sie nannte einige Namen der Aristokratie, der Finanz, der höchsten Beamtenkreise — „wir bitten Sie, uns durch Ihre Mitwirkung zu unterstützen. Es ist ein ‚Mädchenbildungsverein', den wir gründen — schon der Name präzisirt den edlen Zweck genügend."

Frau Schreiner schien nicht ganz dieser Ansicht. „Verfolgt nicht schon unser ‚Frauenerwerbverein' dieselben Ziele?"

„Nein, verehrte Frau, durchaus nicht! Ich will diesem Verein, der ja überaus segensreich wirkt und glänzende Resultate aufzuweisen hat, gewiß nicht zu nahe treten — im Gegentheil, ich werbe ihm Mitglieder, wo ich kann — aber er macht den neuen Verein keineswegs überflüssig, beweist vielmehr gerade die Nothwendigkeit desselben! Machen wir uns das Wesen beider klar! Der ‚Erwerbverein' sucht eben nur die Erwerbfähigkeit der Töchter minder gut situirter Familien zu erhöhen — nichts weiter! Er hat zu diesem Zwecke eine Reihe von Fachschulen gegründet, in welchen seine Schützlinge gratis irgend eine Fertigkeit, irgend einen Beruf erlernen. Die Einen werden als Kindergärtnerinnen ausgebildet, die Anderen als Buchhalterinnen, die Dritten als Telegraphistinnen, die Vierten als Setzerinnen, die Fünften als Kleidermacherinnen u. s. w. Alles recht brav und löblich! — aber es bedarf keines Beweises, daß diese spezielle Ausbildung nur denjenigen Mädchen zugute kommt, welche nicht heirathen können und nun in die Lage versetzt werden, selbst für ihr Fortkommen zu sorgen. Mit einem Worte: der ‚Erwerbverein' verfolgt nüchterne, praktische, prosaische Ziele. Gut! — aber hat nicht neben der Prosa auch die Poesie ihre Berechtigung, neben der Nützlichkeit die Schönheit, neben dem Acker der Blumengarten?! So einen Blumengarten wollen wir durch den ‚Mädchenbildungsverein' pflanzen, indem wir den Töchtern der Kleinbürger, Handwerker ꝛc., welche dazu bestimmt sind, die Gattinnen von Männern derselben Berufskreise zu werden, eine höhere allgemeine Bildung zuführen, als sie in den öffentlichen Schulen erreichen können! Wozu? Bildung ist Selbstzweck — erwiedern wir — und selbst von diesem idealsten Standpunkt abgesehen, Bildung nützt auch! Je gebildeter der Mensch ist, desto besser und glücklicher wird er; nur gebildete Mütter können ein bildungsfähiges Geschlecht erziehen. ‚Mehr Licht!' diese Mahnung des sterbenden Goethe soll das Motto unseres Vereins sein!"

„Gestatten Sie mir eine Frage!" erwiederte Frau Schreiner. „Gewähren die öffentlichen Schulen in der That nicht genug Bildung für die Töchter dieser Stände? Der Staat leistet nach dieser Richtung heute sehr viel. Das Mädchen lernt in der Volks- und Bürgerschule das Lesen, Schreiben und Rechnen, das Wichtigste aus der Geschichte und Naturkunde, sie lernt unsere edelsten Dichter kennen und würdigen. Ist dieß nicht genügend?"

„Nein!" rief Frau von Würzburger lebhaft und erhob sich. „Nur höhere Bildung macht glücklich und erhebt das Herz! Sollen solche Mädchen bloß deßhalb von diesem Segen ausgeschlossen sein, weil sie arm sind? Wir denken anders und edler! Können wir auch das Elend auf Erden nicht ausrotten, so doch die Rohheit und Unwissenheit!"

„Aber das geschieht ja in den Schulen . . ."

„Nur höhere Bildung macht glücklich!" wiederholte die junge Dame begeistert. „Soll ein Mädchen deßhalb nie ihre Seele in den Tonfluten eines Beethoven oder Wagner baden, weil sie arm ist? Soll sie deßhalb nie an jenen Schätzen, welche unsere Dichter und Denker aufgehäuft, ihr Theil haben? Wäre dieß gerecht?"

„Gestatten Sie mir eine Gegenfrage," bemerkte Frau Schreiner. „Sie denken wohl ein großes Kapital anzusammeln, ehe ihr Verein seine Thätigkeit beginnt?"

„Warum?"

„Weil ein solches Kapital sehr nöthig wäre, sofern der Verein nicht Unheil stiften, sofern er seine Schutzbefohlenen nicht auf Lebenszeit unglücklich machen soll."

„Ich gestehe, ich . . ."

„Sie verstehen mich nicht! Und doch ist die Sache so einfach! Wollen Sie in der That die Tochter eines armen Schusters, welche wieder nur einen Schuster heirathen soll, im Klavierspiel unterrichten lassen, so müssen Sie ihr auch dann zur Ausstattung ein Klavier bescheren — denn was würde ihr sonst die erworbene Kunstfertigkeit nützen? Wollen Sie einem solchen Mädchen in der That die Kenntniß fremder Sprachen und der Literaturgeschichte vermitteln, so müssen Sie ihr auch als Mitgift eine Rente bescheren, von der sie eine Köchin und ein Dienstmädchen entlohnen kann. Denn wenn Sie dieß nicht thun, so muß die Frau selbst ihren Haushalt in Ordnung halten, und wo bliebe ihr dann die Zeit, zu lesen?"

„Auf solche Utopien lassen wir uns nicht ein!" erwiederte Frau von Würzburger etwas scharf. „Wie gesagt, nicht die Armuth wollen wir aus der Welt schaffen, sondern die Unwissenheit! Sollten unsere Schützlinge in der That nicht in der Lage sein, im späteren Leben viel Gebrauch von jenem Wissen zu machen, das wir ihnen zuführen, so wird ihnen doch die Erinnerung und das Bewußtsein ihres Wissens das ganze Leben durchleuchten. Auch gibt es ja Fälle," fügte sie anscheinend sehr harmlos hinzu, „wo auch Handwerker reich werden!"

„Ja!" erwiederte Frau Schreiner trocken, „solche Fälle gibt es, mein Mann zum Beispiel, er war noch in seinem dreißigsten Jahre Tischlergeselle. Aber das sind Ausnahmen. In der Regel bleiben Eheleute dieser Schichten in denselben sozialen Verhältnissen, in welchen sie begonnen!"

„Was liegt daran?"

„Sehr viel! Daß eine Bildung, die über den Stand hinausgeht, ihren Einfluß auf das ganze Leben übt, bestreite ich durchaus nicht. Aber dieser Einfluß ist schädlich, und nur wenige Naturen sind tüchtig genug, um ihn ohne Schädigung zu verwinden! Sie glauben mir nicht? Und doch bietet das Leben auf Schritt und Tritt Belege für meine Ueberzeugung! Gestatten Sie mir, Ihnen eine Geschichte zu erzählen, eine schlichte, durchaus nicht romantische Geschichte, die aber den Vorzug hat, wahr und lehrreich zu sein."

Frau von Würzburger wurde unruhig.

„Meine Geschichte ist sehr kurz," bemerkte die Hausfrau lächelnd und begann:

„Als ich heirathete, war mein Mann, wie bemerkt, noch Geselle. Er arbeitete in einer großen Möbelfabrik und sein Lohn reichte hin, uns ein bescheidenes Leben zu fristen. Ich war in der Stadt fremd, mein Mann kaum seit einem Jahr hier, wir hatten wenige Bekannte und nur zwei Freunde: ein junges Ehepaar, welches fast gleichzeitig mit uns getraut worden war — Handtke hießen sie, der Mann stammte aus Norddeutschland, war gleichfalls Tischler und Vorgesetzter meines Mannes, Aufseher der Fabrikabtheilung, wo dieser arbeitete; die Frau aus hiesiger Stadt, die Tochter einer armen Beamtenwittwe. Ihre drei älteren Schwestern waren sämmtlich unverheirathet geblieben und verdienten sich ihr Brod durch Unterricht; die älteste war Lehrerin an einer hiesigen Schule, die beiden anderen lebten als Gouvernanten in Ungarn und Rußland. Schon schickte sich die Jüngste, Amalie, an, gleichfalls eine solche Stelle anzunehmen, als der gute Handtke um sie anhielt. Was ihn dazu bewog, waren gewiß keine äußeren Gründe und Vorzüge — denn sie war arm wie eine Kirchenmaus, etwas älter als er und durchaus nicht hübsch — sondern sein großer, ja rührender Respekt vor der Bildung. Eine Frau zu besitzen, welche französisch und ein vornehmes Deutsch sprach, schien ihm die Krone des Glückes — nebenbei liebte er sie auch ganz rechtschaffen. Sie mochte dieß in ihrer Art erwiedern, gleichwohl hatte sie das Jawort nur nach harten Kämpfen gegeben, denn damals war das Vorurtheil gegen den Handwerkerstand womöglich noch größer als heute, und sie gehörte ja durch ihre Geburt zur ‚guten Gesellschaft'. Aber die Briefe ihrer Schwestern enthielten wohl wenig Verlockendes — sie gab sich drein und die Ehe wurde geschlossen. Das Verhältniß ließ sich auch ganz gut an — bis auf Dieß und Jenes, Kleinigkeiten, die im Grunde mehr komisch als peinlich waren. Amalie korrigirte den Dialekt ihres Gatten, berichtigte seine Ansichten bei jeder erdenklichen Gelegenheit und suchte ihm Geschmack für Bücher, Bilder, Konzerte und dergleichen beizubringen. Der gute Handtke hatte gewiß auch den redlichen Willen, etwas zu profitiren, nur hielt sein Können mit dem Wollen nicht immer gleichen Schritt, und da Amalie leicht ungeduldig wurde, so hatte der Brave bald schwere Stunden durchzumachen. Noch peinlicher fiel es ihm, daß sich die Frau seiner Freunde schämte — auch wir waren ihr nicht gebildet genug, was ich ihr auch nicht übel nahm, ich verstand damals wirklich kein Wort Französisch. Und da andererseits ihre Bemühungen, sich Verkehr in Beamtenkreisen zu schaffen, an dem Vorurtheil scheiterten, so waren die beiden Eheleute bald ganz isolirt, was natürlich auch nicht zu ihrem Glück beitrug. Es wäre ungerecht, zu behaupten, daß die Frau allein die Schuldige gewesen; sie fühlte sich unglücklich genug. Denn wenn die Frau dem Manne an geistigen Gaben überlegen ist, so ist das schlimm und verhängnißvoll, weil es sie des besten Frauenglücks beraubt: den Gatten zu respektiren, sich ihm zu beugen und vertrauensvoll seiner Führung zu überlassen. Selbst eine außergewöhnlich angelegte Natur kommt schwer darüber hinaus und eine solche war Amalie nicht. So gestaltete sich diese Ehe sehr düster und würde wohl zu Beider Heil wieder getrennt worden sein, wäre ihnen nicht ein Kind geboren worden, ein Mädchen. Das Vatergefühl machte den guten Mann ganz selig, aber leider auch unfähig, seiner Frau irgend etwas abzuschlagen: der Haushalt wurde stattlicher geführt, als es das Einkommen erlaubte, die Ersparnisse schwanden nach und nach. Amalie schien dieß nicht zu bemerken, sie übte fleißig am Klavier und las sich durch die ganze Leihbibliothek durch. Inzwischen ging die Lebenshoffnung ihres Mannes in Trümmer; er und mein Mann hatten verabredet, ihre Ersparnisse zusammenzuschießen und ein Compagniegeschäft zu begründen: wir mußten nun auf eigene Faust daran gehen, Handtke hatte kein Kapital mehr einzulegen. Er mußte abhängig bleiben und blieb es sein Lebenlang. Von Sorgen gebeugt, durch den Unfrieden seiner Ehe im tiefsten Herzen gequält und verwundet, schleppte der unglückliche Mann eine jämmerliche Existenz fort und starb früh."

„Das ist traurig — aber —"

„Das Traurigste kommt noch! Freunde sorgten für Weib und Kind, aber sie konnten nicht hindern, daß die Tochter dieselbe unpraktische und darum geradezu verderbliche Erziehung erhielt wie die Mutter. Das Mädchen war sehr hübsch; an Verlockungen fehlte es nicht und sie fielen auf günstigen Boden, weil sie über ihren Stand hinaus erzogen war und jedes Mittel begierig ergriff, um aus dem Kreise zu kommen, in den sie durch ihre Geburt gebannt war. Sie ist auf schlimme Wege gerathen, verdorben und gestorben."

Frau Schreiner sagte dieß ruhig, aber es zuckte im Antlitz der wackeren Frau. „Ich habe das Kind sehr lieb gehabt und es doch nicht retten können," fügte sie leise hinzu.

„Das war ein einzelner Fall," meinte Frau von Würzburger.

„Einer für Tausende," war die Antwort. „Und eben darum werde ich weder Vorsteherin noch Mitglied Ihres ‚Mädchenbildungsvereins' werden . . ."

Und du, geneigte Leserin?

Von Haydn bis Liszt.

Skizzen aus der neueren Musikgeschichte

von

Ludwig Rohl.

4. Die neuere Oper (1820—1840).

Mehul. — Cherubini. — Spontini. — Boieldieu. — Weber. — Auber. — Rossini. — Meyerbeer. — Marschner. — Wagner's Jugendwerke.

Die Epoche, in welche wir jetzt eintreten, ist nach ihren einzelnen Meistern weniger entscheidend und wesentlich nur Uebergangsepoche, daher gleich derjenigen der alten Opernkomponisten, wie Carissimi und Scarlatti, mehr nur von historischem Interesse. Doch rinnt hier immerhin eine solche Menge an sich eigenartiger und neuer produktiver Quellen zusammen, daß der schließliche Zusammenfluß in unserer Zeit doch von Neuem wie ein gewaltiger Strom erscheint.

Die Einwirkung des großen Gluck erwies sich zuerst bei dem Franzosen Mehul (geb. 1763). Er hatte sich bei der Generalprobe der tauridischen „Iphigenie" in Paris am 18. März 1779 in einer Loge versteckt, um nur der ersten Aufführung des Werkes, das uns noch heute durch seine antike Hoheit zu fesseln vermag, beiwohnen zu können, und war durch den darüber entstandenen Lärm dem Altmeister der Oper selbst persönlich bekannt geworden, der denn dem sechzehnjährigen Jüngling auch bei seiner höheren Ausbildung väterlich zur Hand ging. Eine gewisse gehobene Deklamation und dramatische Wahrheit des Styls war es, was noch im Jahr 1838 in einem Werke wie „Joseph und seine Brüder" in Riga unsern R. Wagner von der faden Tageskunst der herrschenden Italiener und Franzosen, wie Bellini und Adam, zu dem Begriff der Würde der musikalisch-dramatischen Muse zurückführte und ihn selbst auf's Neue auf die hohen Ziele eines Gluck und Beethoven wies. Er fühlte sich, wie er gesteht, unter dem Einflusse dieses Werkes „ganz gehoben und veredelt".

Umfassender war jedoch die Thätigkeit und allgemeine Einwirkung des um drei Jahre älteren Cherubini. In Italien an derselben Oper gebildet, die bald darauf durch Mozart eine universale Physiognomie erhielt, fand er erst zu Paris, wohin er im Jahr 1785 kam, seine eigentliche künstlerische Heimat und dieß ebenfalls durch einen Deutschen, unsern Joseph Haydn. Eine Symphonie dieses Schöpfers der Gattung hatte ihn so sehr ergriffen, daß es ihn gewaltsam vom Stuhle riß und sein ganzer Körper erstarrte, die Augen gebrochen schienen. Nach einiger Zeit erst hatte sich der krampfartige Zustand zu einer Erschlaffung gelöst, die sich in Thränen Luft machte, und von da an war seine Richtung ganz für die ernstere und reichere Art deutscher Tonkunst bestimmt. Sein Orchester blieb nicht mehr die bloß begleitende „große Harfe" der Italiener, und wie er wahrhaft orchestral zu schreiben wußte, so war die Selbstständigkeit der Nebenstimmen, das, was man „obligat" zu nennen pflegt, sowie ihre Führung von jener Reinheit, Mannigfaltigkeit und Sicherheit, die eben aus der deutschen Instrumentalmusik auch in die Oper übergegangen ist. Seine Deklamation ist scharf, treu und wahr, darin ist er Franzose. Doch erinnert seine Melodieführung zu oft an die rücksichtslose Selbstständigkeit der reinen Musik in Instrumentalwerken. Die lebhaftere Gemüthserregung in der Zeit der Schreckenstage und der ersten Kriege der Revolution gab zumal im „Wasserträger" (1800) auch seiner Tonsprache eine gewisse edlere Sentimentalität, und hier hat sogar Beethoven mit seinem „Fidelio" angesetzt, da er nach seinem eigenen Geständniß aus dem Jahre 1823 Cherubini's Werke „über alle anderen theatralischen seiner Zeit schätzte". Von der unmittelbar ergreifenden Seelenkraft oder gar dem mächtigen tragischen Pathos dieses deutschen Meisters dagegen ist seine innerlich kühle und mehr bloß italienisch passionirte Art eben so fern wie von dem „göttlichen Ideenschwunge" und dem unerschöpflichen Phantasiereichthum unserer eigentlichen Klassiker.

Einen wirklich für das Kraftvolle angelegten Sinn besaß der vierzehn Jahre jüngere Gasparo Spontini (geb. 1784), ebenfalls Italiener. Von dem berühmten Theoretiker Padre Martini in Bologna gebildet, gewann er neben tüchtiger Schulbildung die sichere Handhabung auch der komplizirteren musikalischen Technik und war zudem durch Cimarosa, den Komponisten der „Heimlichen Ehe", in den praktischen Gebrauch des Bühnengesangs eingeführt worden. Doch gab erst der größere Gehalt seiner dramatischen Aufgaben auch seinen Lauten die tiefere Resonanz, und entflammt von Gluck's „Iphigenie in Aulis" legte er das Hauptgewicht auf das Dramatische selbst. Er hat im Grunde an dem Bestande der vorhandenen Oper nichts geändert, so wenig wie Cherubini: die Arie und mit ihr die Musik als besondere Kunst und Komposition herrschen bei ihm wie bei jedem Opernkomponisten seiner Tage vor. Aber es ist ein gewisser Hall in seinen Tönen, eine gewisse feste Haltung in seinen Rhythmen, die uns unwillkürlich selbst gerader aufrichtet, weil wir an mächtige Bewegungen und kühne Thaten gemahnt werden. Es waren die großen Tage des Konsulats, wo Beethoven selbst noch diesen fränkischen Eroberer mit den größten Konsuln Roms verglichen und solchem mächtig weltbefreienden Thun sein unsterbliches Heldendenkmal in Tönen errichtet hatte, — es waren die Zeiten des ersten Kaiserreichs, wo Spontini in Paris weilte, und in der That, seine 1807 dort aufgeführte „Vestalin" hat etwas von dem unerbittlichen Ernst und der eisernen Selbsthingabe der alten Römerzeiten, es ist stolze Mannessprache, gegründet auf die unmittelbarste lebendige Gegenwart und dadurch selbst zu einer gewissen drastischen Kraft erhoben. „Ferdinand Cortez" (1809) theilt noch diesen gehobenen Ton, und „Olympia" entfaltet die ganze herrische Pracht des napoleonischen Kaiserthums: am geschichtlichen Leben der Zeit selbst war dieses vielgeliebte Zwitterding der Oper über Nacht zu einer Erscheinung gediehen, die solche Bedeutung der Zeit theilte und auch selbst zum deutlicheren Bewußtsein erheben half. Wir werden sie noch sogar bei dieser geschichtlichen Fortbewegung thätig mit eingreifen sehen. Ist Spontini's Styl auch mehr theatralisches als eigentlich dramatisches Pathos — der hochtoupirte Italo-Franke wußte doch den kraftvollen Geschichtsschritt seiner Tage sicher zu treffen, und es war ferner nicht wohl möglich, der „großen Oper" anders als mit lebendig großen Stoffen beizukommen. Wir werden die Früchte davon bald erkennen.

Der deutschen Oper gab diesen unmittelbar packenden Ton des wirklich Lebendigen also zuerst Beethoven in seinem „Fidelio", und zwar mit der Bearbeitung vom Jahr 1814, in welcher das Werk überhaupt erst Boden gewann. Völlig durch schlug es aber erst, als mit dem Jahr 1822 die edle Wilhelmine Schröder-Devrient sich der Partie der Leonore bemächtigte und solches echt tragische Pathos in Tönen auch auf der Bühne verwirklichte: es hat den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck wie auf C. M. v. Weber, so auch auf unsern R. Wagner gemacht. Die Stelle: „Tödt' erst sein Weib!" ist wie ein Wendepunkt in der deutschen musikalisch-dramatischen Kunst gewesen und hat auch den ersten ausschließlich deutschen bedeutenden Opernkomponisten C. M. v. Weber zu seinem besten Schaffen, zu „Euryanthe" und „Oberon", begeistert.

Gleichwohl ist der „Fidelio" so gut wie die „Zauberflöte" dem Grundcharakter nach nur ein Singspiel. Denn der Dialog wird noch vorwiegend gesprochen statt gesungen und stört also die Stilreinheit des Werkes wie die Illusion des Zuschauers. Allein die Vortheile des Singspiels und der französischen komischen Oper, die größere Natürlichkeit und einfache Wahrheit des Ganzen bekundet das jüngere Werk wie das ältere. Die französische komische Oper war aus dem Vaudeville hervorgegangen, sowie das deutsche Singspiel ursprünglich ebenfalls nichts war, als ein leichtes Schauspiel mit eingelegten Liedern und einigen anderen Musikstücken. Allein der Umstand, daß hier also einerseits das Dramatische durchaus vorherrschte, andererseits aber vor Allem in diesen Liedern auch der Musik selbst der natürlichste Anhalt geboten war, ihr eigenes melodisches Leben zu enthalten, gab diesem Genre, im Gegensatz zu dem Kothurn der Oper, eine Art sinniger Gemüthssprache, unmittelbarer Lebendigkeit und wieder unbefangener Rezitation, die neben dem Pathos der großen Oper ganz neue Quellen des musikalischen Lebens erschloß. Dazu kam die Opera buffa der Italiener, deren höchstes Ideal sich in Mozart's „Figaro" darstellt und in Rossini's spielender Melodik im „Barbier von Sevilla" (um 1817) zu einer bloßen heiteren Süßigkeit verdünnt erscheint, aber immer noch die leichte Beweglheit und Anmuth ihrer Herkunft aus jenem scherzhaften Zwischenspiel (Intermezzo) verräth, das gleich dem Satyrdrama der Alten den tragischen Ernst der großen Oper (Opera seria) mildern sollte. Von den Franzosen nennen wir hier Boieldieu (geb. 1775). Wer kennt nicht seinen „Johann von Paris" (1811), seine „Weiße Dame" von 1825? Und gibt es eine liebenswürdigere Natürlichkeit oder ebenso eine natürlichere Liebenswürdigkeit, als diese Melodieen sie zeigen? Man merkt freilich, daß diesen Franzosen — denn Auber, Herold, Adam gehören mit hieher — unser unsterblicher Rafael-Mozart gelebt.

Der aber dieser Weise des natürlichen Lebens den vollsten Ausdruck des Gemüths nicht ohne einen dunkel geahnten, geheimnißvollen, tieferen Hintergrund gegeben hat, das war C. M. v. Weber mit seinem „Freischütz". Obwohl ebenfalls keine große Oper und nur ein deutsches Singspiel, hat dieses Werk dennoch in gewissem Sinne epochemachende Bedeutung und war von entscheidender Einwirkung auf die Erweckung des spezifisch deutschen Genius in der dramatischen Musik. Denn wie für das deutsche Volk, so aus dem deutschen Volk ist dieses Werk geschrieben, und kein Wort ist wahrer als das R. Wagner's vom Jahr 1845 bei Ueberführung von Weber's Leiche: „Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt als Du! Nun läßt der Brite Dir Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert Dich der Franzose, aber lieben kann Dich nur der Deutsche. Du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben!"

(Schluß folgt.)

Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender.

Von

C. E. Freiherrn von Thüngen.

Juni.

Der warme Monat Juni macht
Von Schonungszeit zur rechten Jagd
Den Uebergang. Noch wenig jetzt das Jagen lohnt,
Der Juni ist der Rasenmond,
Doch wächst im Wald und Feld dabei
Die Nahrung für die Jägerei.
So halt' die Büchse nur in Stand,
Die gute Zeit ist nah' zur Hand.

Max Haider.

Mit dem Beginne dieses Monats vollzieht sich allmälig der Uebergang des Frühlings in den Sommer. Noch wird die milde, würzige Luft keineswegs durch lästige Hitze beeinträchtigt, doch die Zeichen der kräftigeren, volleren Gestaltung des Sommerlebens treten uns überall allmälig immer mannigfaltiger entgegen. Den schwächer werdenden Gesang der Vogeleltern ersetzt das Gezwitscher der Jungen. Tief im Dickicht verborgen saugt das Wildkälbchen an der Mutter, die gespannt nach jedem Geräusch lauscht. Unter Blumen und Gräsern liegt ein zierliches Reh mit seinen beiden Kitzchen, dieselben liebkosend. Der stattliche Rehbock präsentirt sich im schönsten Farbenschmuck und dem edlen Hirsch ist mächtig das zackige Geweih emporgeschossen, mit dem er die schwachen Bäume schlägt.

An einem milden Abende „zieht" der Waidmann, mit der viel erprobten Pürschbüchse gerüstet, „zu Holze", um daselbst, während die befiederten Sänger des Waldes ihr Abendlied singen, auf einen starken Rehbock „anzustehen". Oder er zieht eim Grauen des Tages, wenn noch im Westen die Sterne funkeln, hinaus in den dunkeln Wald, um die Pürsche auf den Rehbock auszuüben. Gerade dem Pürschgang gibt der deutsche Waidmann vor allen anderen Jagdmethoden den Vorzug. Es ist eine eigenthümliche Weise, dieses schattenhafte Schleichen durch die Pfade und Steige des stillen, grünämmernden Palastes, wie sie nur einem beschaulichen deutschen Gemüthe, einem ruhig beobachtenden Geiste gefallen mag.

Leis rauscht des Sommerwaldes Grün,
Der Jäger pürscht darunter hin.

Der Anstand und die Pürsche auf Rehböcke beschäftigt in diesem Monat den Waidmann am meisten. Vom Edel- und Damwilde können Spießer und geringe Schmalthiere geschossen werden, doch die eigentliche Hirschjagd beginnt erst im nächstfolgenden Monat. Alles übrige nützliche Haarwild mit Ausnahme der Kaninchen wird geschont. In den Fasanerieen fallen die Jungen aus, mit deren Aufzucht der Jäger die folgenden acht Wochen vollauf zu thun hat. Im Schilf und Rohr müssen Schußlinien gemähet werden, um das Bejagen der Wildgänse und später der Stockenten zu begünstigen. Die jungen Wildgänse werden meistens gegen Ende dieses Monats flugbar und man muß die Entwicklungsstadien dieses Wildes, wie auch später der Stockenten, genau beobachten, um den richtigen Zeitpunkt für die Jagd nicht zu versäumen. Gegen Ende des Monats sind schon frühzeitig ausgekommene Stockenten schießbar, doch die eigentliche Zeit für die größeren Entenjagden ist der Juli. Die Entenvögel befinden sich in der Mauser, können nicht gut fliegen und sind daher zur Jagd geeignet. Auf junge Gänse und alte Mausergänse kann schon von Mitte dieses Monats an Jagd gemacht werden. Die „Setzzeit" von Roth-, Dam- und Rehwild geht zu Ende. Die Hasen „rammeln" und „setzen". Jetzt schon junge Hasen, wenn auch bei gutem Hasenstande, für die Küche zu schießen, ist nicht zu empfehlen. Dem Raubwilde wird fortwährend nachgestellt. Die Jungen der schädlichen Raubvögel, die Hühnerhabichts, Wanderfalken, Sperbers, Uhu, welche auf und neben die Horste treten, werden erlegt. Das Reviviren der Baue nach jungen Füchsen wird fortgesetzt, letztere werden noch gegraben oder beim Spielen vor dem Bau geschossen, wobei es auch oft gelingt, die Alten zu erlegen, wenn sie den Jungen die Beute zutragen. Junge Wildtauben können geschossen werden. Alles übrige nutzbare Federwild genießt unbedingte Schonung. Der junge Schweißhund soll nun auch genarbeitet werden.

Eine besondere Art der Wilddieberei, bestehend in dem Aufsuchen der frisch gesetzten Wild- und Rehkälber, findet in diesem Monat zuweilen statt, weßhalb man die im Walde umherstreifenden Menschen, besonders auch die Erdbeerensucher, scharf beaufsichtigen muß. Ebenso sorgfältig müssen die Schlingensteller und Raubschützen sowie die Landleute beim Abmähen der Wiesen-, Klee- und Oelsaatfelder überwacht werden, damit sie der Jagd durch Zerstören der Rehbühnernester und Fangen junger Hasen keinen Schaden zufügen. Die Salzlecken müssen aufgefrischt werden; da, wo Wildheu gemacht wird, ist dieses wo möglich Ende des Monats einzubringen.

Der Forstmann setzt die Sommerfällungen im höhern Gebirge fort nebst Fichtenrindennutzung. Die Eichenrindenschläge werden beendigt, Reifsigdurchforstungen und Läuterungshiebe, Trockenästungen, Stockrodungen vorgenommen. Ulmensaat, die Saatkämpe werden gereinigt. Zu Anfang des Monats wird der Ulmensamen gestreifelt. Die Köhlerei dauert fort. Grabenräumungen und Grabenneuanfertigungen beginnen bei niedrigem Wasserstande. Wege- und Brückenbauten werden fortgesetzt. Die Vertilgung der schädlichen Forstinsekten wird fleißig betrieben. Die Ameisen müssen geschützt werden. Wegen der Waldbrände sowie wegen des Grasdiebstahls und der Hutungskontraventionen ist fortwährende Aufmerksamkeit nöthig.

Der Landwirth beschäftigt sich mit Pflügen der Sommergewächsfelder, Dungfahren auf Kopfkohl- und Sommerrübsenfelder. Zu Anfang des Monats pflanzt man Runkelrüben und Kohlrüben, gegen Johanni Kopfkohl. Auf zweischürigen Wiesen findet die Heuernte statt. Gegen Ende des Monats werden die Kartoffeln gehackt. Waide- und Stallfütterung ist die nämliche wie im Mai. Im Februar geborene Lämmer werden abgesetzt. Die Schafe werden gewaschen und geschoren. Die jungen Truthühner sind ferner noch zu pflegen. Zu Anfang des Monats kann man noch glückende Hennen setzen. Die alten Gänse werden zum zweiten Male gerupft.

Gegen Ende des Monats, zur Zeit der Sommersonnenwende, erstirbt allmälig das klangreiche Konzert der befiederten Sänger. Ehe- und Elternglück herrscht in der Natur, und wenn auf diese Weise die höchste Wonne in alle Herzen und in die ganze Natur eingekehrt ist, dann schläft die Königin der Sänger ein und die Fürstin der Blumen erhebt ihr stolzes, schönes Haupt.

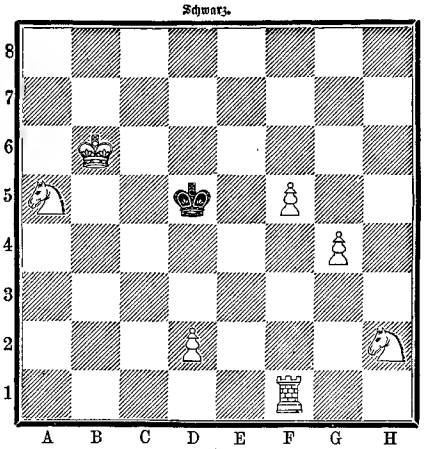
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 34.

Von Herrn Baron von Brockdorff in Aschaffenburg.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 30:

Weiß.	Schwarz.
1) S. D 4 — C 6	1) K. D 5 — E 4 oder A) B) C).
2) D. G 3 — G 2 †	2) K. E 4 — D 3 oder — nimmt G 4 oder — F 4.
3) S. C 6 — E 5 oder D. G 2 — G 4 setzt Matt.	
A)	
1)	1) L. D 7 nimmt C 6.
2) D. G 3 — D 3 †	2) K. D 5 — E 5.
3) D 6 — D 7 setzt Matt.	
B)	
1)	1) E 6 nimmt F 5.
2) D. G 3 — D 3 †	2) K. D 5 nimmt C 6 od. — E 6.
3) D. D 3 — F 3 oder — C 4 setzt Matt.	
C)	
1)	1) C 5 — C 4.
2) S. C 6 — E 7 †	2) K. —
3) D. setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Hrn. G. S. in Mount Vernon. Nro. 21 R. — Fernando in Spremberg. In Nro. 22 würde auf 1) T. D 3 — D 5, L. C 5 — D 4; 2) S. H 7 — F 6 folgen und im nächsten Zuge den Thurm mattsetzen; „vermeintlich" richtig, in der That aber falsch ist nur Ihre Widerlegung. — Hrn. K. M. in Wien, J. B. in Hoevenschaloog, F. K. in Krugg. Nro. 28 R. — Fr. W. in Barth. Sie müssen Schwarz die besten, nicht die schlechtesten Gegenzüge machen lassen. Bitte daher noch einmal zu prüfen. — Bürgerl. Kasino in Brody. Nro. 25, 26, 27 R. — Fr. R. in Berlin. Sie beginnen Ihre Lösung von Nro. 24 mit 1) S. D 7 — F 6 † und lassen den schwarzen König ziehen. Kann denn der Bauer E 7 den Springer nicht schlagen? Eben so falsch Ihre Lösung von Nro. 25. — Hrn. R. S. in Gmunden. In Nro. 28 könnte auf Ihren sonst fein berechneten Zug 1) L. D 3 — G 6 Schwarz D. F 3 n. F 6 spielen. Bitte mit dem wirklichen Schluß der Partie zu vergleichen. — Mad. Ada J. à Bruxelles. Vos solutions de Nro. 25 et 26 sont justes. — A. L. in Wiesbaden. In Nro. 28 würde auf 1) T. E 1 n. E 7 †, K. E 8 — D 8; 2) T. E 7 n. D 7 †, K. D 8 — C 8; 3) T. D 7 — D 8, T. G 8 n. D 8 (am besten; auf K. C 8 n. D 8 gewinnt L. D 3 — E 2 † und auf S. C 6 n. D 8, D. A 4 — D 7 †); 4) G 2 n. F 3, den Sieg für Weiß entscheiden. — Hrn. Prof. K. E. in Wien. Ihre freundlichen Zeilen nebst persönlichen Mittheilungen mit lebhaftem Interesse gelesen. Nro. 28 R. — Hrn. M. Fr. in Waldau, W. v. G. in Schlüchtern, E. G. in Frankfurt a. M., E. in Moskau, W. S. in Wien, N. A. W. in Iller. Nro. 26 R. — W. (?) in Erfurt. Nro. 19 und 20 R. Anfangsbuchstabe Ihres geehrten Namens unerkennbar. — W. Hechler und G. Reuß in Stapleton. Nro. 21, 22, 23 R. Sie bezeichnen Nro. 21 mit Recht als ein lehrreiches Unicum. — E. K. in Wiedenbruck und Dr. Gr. in Wien. Nro. 27 R. — F. M. in Ahlten. Nro. 24 R. In Nro. 25 fehlt das Hauptspiel. — A. P. in Ulm. Nro. 22 R. — A. S. in Wien, S. in Guttentag. Nro. 28 R. — Hrn. B. in Wallhausen und R. F. K. in Konstappel. Sie sehen in Nro. 28 die Hauptsache nicht. Auf 1) T. E 1 n. E 7 †, S. C 6 n. E 7 macht Weiß keinen vorbereitenden Zug, sondern opfert sofort die Dame auf D 7. — W. W. in München. R. — Sz. in Posen. Nro. 29 R. — Dr. E. S. in Potsdam. Nro. 27, 28, 29 R. — S. in Neukirchen. Nro. 30 R. — Fr. B. in Lauenburg. Nro. 26 falsch wegen S. G 8 — E 7. Auch Ihre übrigen Lösungen finden Sie bereits widerlegt. — O. S. in Jerzykowo. Nro. 26 R. In Nro. 27 würde auf 1) T. G 3 — C 3, K. D 4 — E 5; 2) S. F 2 — D 3 † der König den Läufer schlagen. Aufgabe als Nro. 9 in der „Illustrirten Welt" abgedruckt. — Mr. Em. Fr. à Lyon. Solutions de Nro. 26 et 27 justes. — Hrn. F. J. K. in Wien. Nro. 26 und 27 R. Aufgaben willkommen. — v. St. in Bruchsal. Nro. 28 und 29 R.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 11:

Ihr lieben Vöglein, singt nur fort,
So lang's vermag die kleine Brust,
Singt von des Frühlings Herrlichkeit,
Singt von des Frühlings Lieb' und Lust!

Und sänget ihr auch ewig fort,
Viel tausend Jahre Tag und Nacht,
Ihr könntet singen nie genug! —
So schön hat Gott die Welt gemacht!

„Amaranth" von Oskar v. Redwitz.

Bilderräthsel 35.

Auflösung des Bilderräthsels 34:

Was der Mensch nicht durch Thaten beweist, das ist er nicht.

Aufgabe.

	A	B	C	D	E	F	G	H
1	A	A	A	A	A	A	A	A
2	A	B	B	E	E	E	E	E
3	E	F	G	G	G	H	H	H
4	I	I	J	J	K	L	L	L
5	M	N	N	N	N	O	O	O
6	O	P	P	R	R	R	R	R
7	R	R	R	R	S	T	T	T
8	T	U	U	V	W	Z	Z	Z

Diese Buchstaben geben richtig vertheilt und zusammengesetzt auf den Feldern des Schachbretts Folgendes:

In den äußersten Reihen AB und AC1 die Bezeichnung einer Person, welche in einer Republik nicht vorkommen kann, die aber in monarchischen Staaten die erste nach dem Throne ist.

In den äußersten Reihen BD8 und CD die Tage, welche allen Arbeitern die liebsten sind in ihrer Arbeit.

Von links nach rechts, in der zweiten Reihe: ein indisches Heldenepos.

In links nach rechts in der dritten Reihe: eine Schlacht, durch welche das Haus Tudor den Thron Englands erkämpfte.

In der vierten Reihe: ein Held, der als das Ideal des Ritters dasteht in der Sage vom heiligen Gral.

In der fünften Reihe: die Bezeichnung eines Mannes, der über einen bestimmten Gegenstand seine Meinung zur Besprechung vorlegt.

In der sechsten Reihe: ein Enkel des Masinissa, der den Römern viel zu schaffen machte.

In der siebenten Reihe: eine Sache, die dem Lebenden nicht zu Theil werden kann und die dem Gestorbenen oft unverdienten Weihrauch streut.

Briefmappe.

Hrn. J. K. in M. Wir haben dem Werk Ihre Bemerkungen mitgetheilt; derselbe beharrt jedoch auf seiner Behauptung. In jenem Artikel ist weniger der Ort, als die Behandlung in's Auge gefaßt.

Hrn. Ing. K. Br. in W. Lange, Gesch. des Materialismus, Iserlohn 1876, wird vielleicht Ihren Wünschen entsprechen.

Hrn. E. J. in E. Wir danken. Die Mittheilung brachten wir schon früher.

Hrn. W. E. in K. Eine deutsche wüßten wir nicht; aber die Sidney News dürften Ihnen das wünschenswerthe Material bieten. Doch kann das Postamt leicht Erkundigungen einziehen; auch Reg.-R. Neuleaux in Berlin wird Auskunft geben können.

Blumenfreund. Maschinen zur Anfertigung von Blumentöpfen aus Kuhmist liefert P. Lehmann in Marklissa, Schlesien. Dieser wird auch einen Verfertiger wissen.

„Dumme Leserin" in Köln. Ganz gewiß kann man das, sonst wäre ja überhaupt alles Lernen bloß ein Mechanismus.

Hrn. Papst in Leipzig. Entstehung von Plattfüßen ist immer auf die kindliche Wachsthumsperiode zurückzuführen, aber durch geeignete Einlagen in die Schuhe zu verhüten. — Fußschweiße werden am besten durch eine Mischung von Salicylsäure, Talk und Amylum, welche Sie in jeder Apotheke anfertigen lassen können, beseitigt.

Hrn. H. Beeg in H. Wir sind Ihnen für die Mittheilung dankbar, daß die Hartgußpanzer für die Küstenforts in der Wesermündung (Nro. 31 unserer Zeitung) nach einem neuen System des Ingenieurs Hermann Gruson geschaffen sind und daß ihre Anfertigung, sowie die sämmtlicher Eisentheile dieser Forts in dem Etablissement des Kommerzienraths Herm. Gruson in Buckau-Magdeburg geschah.

Abonn. H. in C. Lassen Sie sich einen Prospekt von der Direktion der Anstalt kommen.

Eine wettende Abonnentin. Frau Emma Bely und Frau Levy sind nicht ein und dieselbe Person. Die Erstere lebt im Harz, die Letztere in Eßlingen.

Ein Reiselustiger. Sie werden keinen Paß brauchen. Ein Ausweis ist immer gut. Ein Waffenpaß ist unnöthig. Für die Sehenswürdigkeiten müssen Sie sich eben einen Bädeker anschaffen, sonst haben Sie ohnedem keinen Nutzen. Ein Reisehandbuch ist das Billigste und sich reichlich Ersetzende bei einer Reise; aber daran sparen die meisten Leute, selbst solche, die sonst das Geld zum Fenster hinauswerfen und an Hotellakais für einen Tag fast so viel bezahlen, als ein Reisehandbuch kostet.

Albion in Ungarn. Eine Dame: Eugenie John.

Frau M. v. W. in St. Wollten wir Ihnen, wie Sie wünschen, alle Aerzte in Deutschland und Oesterreich nennen, welche sich mit der Behandlung der sogenannten Hysterie beschäftigen, so müßten wir Ihnen ein ärztliches Adreßbuch in unsere Briefmappe hereindrucken. Bei engerer Anfrage sind wir gern bereit, Ihnen Auskunft zu ertheilen.

Hrn. S. P. in L. Wir erhalten von einem gefälligen Abonn. in Tarnow die nachfolgende Mittheilung über den Ausdruck: „Mit dem polnischen Abschied abgehen": In Polen, wo die Gastfreundschaft mitunter die Grenzen überschritt, kam es nicht selten vor, daß man seinen Gästen alle Schwierigkeiten in den Weg legte, daß Haus des Gastgebers vor Ablauf einiger Tage zu verlassen. Zu derartigen Hindernissen zählte auch der Umstand, daß man ein oder zwei Räder von den Wagen der Gäste ohne „m und dieselben verwahrte. Kein Wunder, wenn es darunter Gäste gab, die aus dringenden Rücksichten sich Verlegenheiten nicht aussetzen wollten — und deßhalb sich still aus der Gesellschaft auf und davon machten.

Hrn. Post-Eleven M. L. in G. Senden Sie das Gedicht Ihrem Chef in Berlin; er wird sich Ihrer Gesinnungen gewiß freuen.

Gabriele in St. Petersburg. Schwedische Werke sind nicht geschützt; wir müssen deßhalb darauf verzichten.

Hrn. B. S. in Wien. Unter Umständen können Waschungen mit Kali seife auch im Gesicht vorgenommen werden. Eine geeignete Mischung nach Prof. Hebra's Angabe erhalten Sie unter dem Namen Kalicrême in der Elephantenapotheke zu Wien.

Hrn. A. L. in Göt. Wir haben Ihre Mittheilung dem Verf. übersandt.

Langjähriger Abonnenten-Tochter. Freude, Jugend, Bescheidenheit sind in Beständigkeit gehüllt.

Hrn. Th. in H. Geeignet. Wird gebracht werden.

B. H. 11 in Dess. Das Seubert'sche Künstlerlexikon kennt keinen Bildhauer dieses Namens.

Langj. Abonnentin in Hamb. Wir haben die Erklärung von Vielliebchen so oft gebracht. Lesen Sie Freytag's „Soll und Haben".

Brustleidender Abonnent in Berlin. Auskunft finden Sie in dem Werke von Prof. Hirsch über medizinische Geographie. Solches ist in der Hirschwald'schen Buchhandlung in Berlin zu haben.

Meyer Abonnentin. Wir erhalten aus Würzburg die Mittheilung, daß der dortige Komponist Valentin Eduard Becker ein „Lachquartett" komponirt habe, das zwar nicht im Stich erschienen sei, aber vom Komponisten leicht zu bekommen sein werde.

F. X. H. Schwarzbad flamm.

Hrn. Past. Beyer in L. Ein zusammenfassendes Buch gibt es unseres Wissens nicht; dagegen finden Sie bei dem Artikel „Afrika" in Brockhaus' Konversationslexikon die betreffenden Schriften.

Hrn. R. H. in Brünn. Wir haben in den Londoner Wegweisern nichts darüber finden können.

Den zwei Verehrerinnen in Löbau. 1) Der Schriftsteller, für den Sie sich interessiren, Wilhelm E., lebt in Afrika. — Was die Unreinlichkeiten der Haut, gegen welche Sie ärztlichen Rath suchen, anbelangt, so rathen wir Ihnen, die Stirn und alle Stellen, in welchen sich diese kleinen Pöckchen befinden, mit Seife und feinem Sand abzureiben; nach der täglich einmal zu wiederholenden Abreibung das Gesicht gut abzutrocknen und mit Reispuder zu betupfen.

Wandervogel. Eine Annonce, durch eines der Annoncenbureaux in die zweckentsprechendsten Zeitungen eingerückt, wird am dienlichsten sein.

Hrn. A. v. H. in H. Unsere kurzlebige Zeit muß 25jährige Jubiläen feiern, zu 50jährigen reicht es so selten mehr. Nur die Offiziere können es leicht dahin bringen, weil sie den Eintritt in's Kadettenhaus als Anfangspunkt nehmen, während man eigentlich den Antritt einer selbstständigen Stellung, einer Anstellung für den Ausgangspunkt nehmen sollte.

Hrn. Dr. F. B. in Brsch. Sie wenden sich am besten an eine Maschinen- und Patentagentur, wie die von Wirth in Frankfurt a. M.

Miete in Wiesb. Der Sinn ist in einer der letzten Nummern angegeben.

Hrn. E. K. in Danzig. „Des Kronprinzen Regiment" wurde zu umfangreich, um noch in diesem Jahrgang gebracht werden zu können. „Auf schiefer Ebene" begann soeben.

Hrn. M. Z. in M. Schicklicher wäre es, die E. wegzulassen, wenn er sich auch auf der einen Seite geschmeichelt fühlen könnte, solche verdiente Männer unter sich zu haben.

Knospe in Riga. Wenn man die Handspitzen erfaßt, ergibt sich das Uebrige von selbst.

Dornröschen. 1. Nein, es gibt keine Uebersetzungen. 2. 1877 erschien seine letzte Schrift bei Bertelsmann in Gütersloh, welche Ihnen nähere Auskunft wird geben können. 3. Von F. wissen wir's gewiß, daß es ein Pseudonym ist, von H. nicht. 4. G. v. L. dürfen wir nicht sagen. 5. Schukowsky — ja. 6. Zu haben bei Decker in Berlin, Michaelis bei Köhler in Leipzig.

L. G. in Kochau. Eine solche Heilanstalt für Stotternde und Stammelnde hat Herr Emil Denhardt senior in Burgsteinfurt bei Münster (Westphalen).

Fr. F. S—i in Cr. Sollten Sie sich nicht zu viel von dem Talente versprechen?

Abonnent N. N. in Stettin. Vor allen Dingen ist es nöthig, daß Sie durch täglichen Genuß von Bitterwasser Ihren Stuhlgang regeln und Mund und Hals durch Gurgeln mit salicylsaurem Mundwasser von üblem Geruche befreien. Gegen Blutarmuth sind Stahlpillen dreimal täglich zwei Stück, am besten die sogenannten Blaub'schen Pillen, welche aus jeder Apotheke erhältlich sind, empfehlenswerth.

Alter Abonn. in Breslau. Gottschall, Poetik. Ueber D. nein.

Hrn. F. W. in B. Röhrich, Die Volkswirthschaft in Lehre und Leben. Leipzig, Brockhaus.

Squire. Wir danken für Ihre Mittheilung. Pfingsten kennen wir nicht.

Lector Sk. in Stodh. A. Petermann, Australien, Gotha 1871. Mit einer Spezialkarte. Trollope, Australia, Lond. 1873.

Hrn. Dr. John W. in Berl. Ihre Erklärung von Bacchisch scheint uns nicht so berechtigt als die von Sanders, obgleich wir auch diese nicht für die einzig mögliche halten.

Meyer Abonnentin. Die Streckcharade ist eine Mystifikation, an der Sie sich nicht unnöthig den Kopf zerbrechen wollen. Die R. lebt in Cincinnati.

Hrn. H. in Schl. Leider nicht geeignet.

Hrn. A. Z. in D. Paris.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Einladung zur Subskription auf die **zweite Auflage** des Prachtwerkes

AEGYPTEN
IN BILD UND WORT
DARGESTELLT
VON
UNSEREN ERSTEN KÜNSTLERN
BESCHRIEBEN
VON
GEORG EBERS.

Von diesem mit so grossem und einstimmigem Beifall von der Kritik und dem Publikum aufgenommenen Prachtwerke, welches jetzt schon in einer *englischen, französischen, spanischen* und *italienischen Ausgabe* erscheint, ist bereits eine **zweite Auflage** nöthig geworden, noch ehe es in erster Auflage vollendet ist.

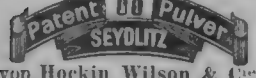
Diese zweite Auflage erscheint in ca. 20 Heften à 4 Mark, wovon alle 2—3 Wochen ein Heft ausgegeben wird, so dass sie zugleich mit der ersten Auflage noch vor Weihnachten dieses Jahres vollständig vorliegt.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen auf diese neue Auflage an und sendet auf Wunsch das erste Heft zur Ansicht in's Haus.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Ankündigungen

pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.



von Hockin Wilson & Co
38 Duke St. London W.

Abführende englische Brausepulver, altbewährtes Mittel gegen *Verstopfung, Kopfweh, Blutandrang, Migräne* etc. etc. Von den ersten Aerzten empfohlen. Vollkommen ohne Geschmack, in Flaschen beide Ingredienzien zusammen enthaltend, ungefähr 25 Pulver nebst Maass und Glaslöffel à 3 Mark pr. Flasche, zu haben bei allen Apothekern und Droguisten.

Personen.

besonders Damen, welche viel in den besseren Kreisen verkehren und welche Alles sind, sich kann den **Verkauf** von **Leinen-, baumwoll.** u. **Strumpfwaaren**, sowie **Tischzeug** in **Dr. Jaeg., Damast** und **Wäsche** gegen entsprechende Remuneration zu verbinden belieben ihre Offerten mögl. mit Referenzen unter K. P. 450 an **Haasenstein & Vogler** in **Dresden** zu richten. Gratis unnöthig. 110

Geschäfts-Verlegung.

Restaurant

Franz Pfordte,

Wilkens' Keller,

jetzt: **Plan Nro. 10,**

Ecke vom Rathhausmarkt,

Hamburg.

106

Ein Stück für die Ewigkeit.

Wissenschaft und Industrie haben sich vereint, um die Welt in Erstaunen zu versetzen. Der elektrische Funke ist nämlich für jeden Privaten nutzbar gemacht. Diese Erfindung besteht in einem kleinen **elegant ausgestatteten Kästchen** in Taschenformat mit dem Inhalte einer completen elektrogalvanischen Batterie, verbunden mit einem außerordentlich sinnreichen Mechanismus, welcher keiner Reparatur unterliegt, sammt einer kleinen zierlich gearbeiteten Lampe, welche blos mittels eines leisen Druckes **durch den elektrischen Funken sich entzündet** und dann zur Beleuchtung oder zu anderen Zwecken verwendet werden kann. Ebenso kann beliebig jede Kerze oder jeder Zündholz etc. ohne die mindeste Gefahr entzündet werden, viel rascher und sicherer sogar, als durch Zündhölzchen, die schon so viel Unheil angerichtet haben, und die durch diesen Apparat ganz entbehrlich werden. Dieser ebenso practische wie zierliche k. k. patentirte Zündapparat sollte auf keinem Rauch- oder Nachttische fehlen, denn die gewiss Ausgabe ist ein- für allemal geschehen. Ein Apparat sammt Gebrauchs-Anweisung mit franco Zusendung **8 Mark.**

En gros entsprechenden Rabatt. Alleiniger Verkauf

im grossen Magazin zum Liebling, Wien, 26 Praterstraße 26.

Versandt gegen Baar oder Nachnahme.

Hof-Pianofabrik

von **C. Pohl, Berlin,**

Kommandantenstraße Nro. 20,

empfiehlt ihr **reichhaltiges** Lager von **Pianinos amerikanischer Eisenconstruction**, in kreuz- und gradsaitig, vornehmlich im Ton u. prat. Spielart, zu Fabrikpreisen. Garantie 10 Jahre.

Abbildung mit Preisverzeich. gratis. Höchsten Rabatt nur Wiederverkäufer.

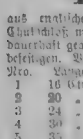
Kassetten

88

aus englischem starkem Stahl, vorzüglicher Churschloß, mit 2 Schlüsseln, höchst elegant und dauerhaft gearbeitet. Passen sich in jedem Möbel befestigen. Verpackung gratis.

Nro.	Länge.	Breite	Höhe.	Preis.
1	16 Ctm.	12 Ctm.	8 Ctm.	13 M.
2	20 "	15 "	8 "	16 "
3	24 "	18 "	10 "	25 "
4	30 "	20 "	11 "	31 "
5	35 "	25 "	12 "	39 "
6	40 "	30 "	14 "	50 "

A. Meyer. Berlin. Unt. d. Linden 68a.



Blitzableiter

neuester, bewährtester und billigste Konstruktion. Kupferleitung und Platinspitzen. Attest von wissenschaftlichen Blättern anerkannter Güte. **Barometer** zum Unterschied alter Blitzableiter. Kostenanschlag u. Preiscourant gratis.

Gebr. Mittelstraß, Magdeburg.

---

ebensgrosse Porträts in **Kreide** gezeichnet o. in **Oel** gemalt nach jed. **eingesandten Photographie.** Garantie gute, ähnliche. Schönstes Andenken an Verstorbene. — Feinste Referenzen. 873

Artist. Institut von **C. Hommel** in **Halberstadt.**

Sachen begann zu erscheinen und ist durch all. Buchhandlungen zu beziehen, vorräthig bei **A. Hartleben** in **Wien** I., Wallfischgasse Nro 1:

Illustrirte Geschichte der Schrift.

Populär-wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde.

Von

Karl Faulmann.

Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck und vielen in den Text gedruckten Schriftzeichen, Schriftproben und Inschriften.

In 20 Lieferungen à 20 Kreuzer österr. Währ. = 40 Pf.

Jede Lieferung enthält zwei Bogen Text in schöner und geschmackvoller Ausstattung, hergestellt durch die k. k. Staatsdruckerei in Wien. Monatlich erscheinen zwei Lieferungen.

Wie Lesen, Schreiben und Rechnen die Elemente alles Wissens sind, welche das Kind auf seiner ersten Bildungsstufe erhält, so ist auch die **Geschichte dieser Wissenszweige die interessanteste Kulturgeschichte der Menschheit** und innig mit dem sociellen Thun des Volkslebens verbunden. Diese Geschichte war bisher selbst von Gelehrten wenig beachtet, das Studium der alten Schriften wurde nur als Hilfsmittel der Sprachkunde betrachtet und der auffallende Wechsel der Schriftzeichen dem Zufalle zugeschrieben, zumal unsere ältesten Lehrbücher uns an eine gedankenlose Uebernahme derselben gewöhnt hatten. Sehr mit Unrecht! Denn in diesen Zeichen herrschte einst **Leben und Sinn**; gerade so, wie die ägyptischen Mumien einst Menschen von Fleisch und Blut waren, welche heiße Zonen bargen und bewohnten wie wir. **Dieser uralten Bedeutung der Schriftzeichen nachzuspüren, ihre Verzweigung in fast allen Ländern der Welt zu verfolgen und die Vervollkommnung der Schrift bis in die jetzige Zeit dem gebildeten Publikum aller Stände vorzuführen**, ist die Tendenz dieses Werkes.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

109

England via Harwich.

Kürzeste, billigste und angenehmste Route.

Die Dampfer der **Great-Eastern-Bahn** gehen von **Rotterdam täglich** (mit Ausnahme Sonntags) um 9 Uhr Abends, von **Antwerpen Montags, Mittwochs** und **Freitags** um 4 Uhr Nachmittags nach **Harwich** ab. Expresszug von Harwich nach London nach Ankunft der Boote. Direkte Passagier-, Reisegepäck- und Güterbeförderung von allen grösseren Stationen des Continents. Weitere Auskunft ertheilt **E. A. Osswald**, Generalagent, 12 Domhof, **Köln.** 942

Pakete für England werden zu den niedrigsten Taxen befördert, wenn dieselben mit der Vorschrift **„via Rotterdam"** bei den deutschen Postämtern aufgegeben werden. Auskunft ertheilt jedes Postbureau.

Norddeutscher Lloyd.

Kaiserlich deutsche Postdampfschifffahrt.

I. Zwischen Bremen und New-York,

ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen jeden Sonntag von Southampton jeden Dienstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag Abend nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.

Direkte Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.

Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und Baltimore.

Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs, von Baltimore Donnerstags.

III. Zwischen Bremen und New-Orleans,

via Havre und Havanna.

Von September bis April ein oder zwei Mal monatlich.

IV. Zwischen Bremen und Bahia und Rio de Janeiro,

via Antwerpen und Lissabon.

Von Bremen am 10., von Antwerpen am 15. jedes Monats.

V. Zwischen Bremen und Montevideo und Buenos-Ayres,

via Antwerpen direkt.

Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1. jedes Monats. 286

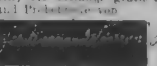
Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

ZU

beachten!

Gratis:

Wem daran liegt, sich gründliche kenntnisse und eine schöne Handschrift anzueignen, der verlange gratis die Prospekte und Probeblätter von



prämirter und erfahrener, brieflicher Ausbildung zum tüchtigen Geschäftsmann

oder des prämirten, brieflichen

Schönschrift-Kursus.

Guter Erfolg garantirt. — Stellenvermittlung gratis.

Ferdinand Simon,

Lehrer der Handelswissenschaft und gerichtlicher Bücher-Revisor,

Magdeburg.

111

Wichtig für Torfinteressenten.

Bis im deutschen Reich unter Nro. 4645 pat. **Mundstück für Torfmaschinen** ermöglicht die vortheilhafte Verarbeitung auch der holz- und wurzelreichen Moore mittels Maschinen. Bei Anlage wird Garantie geleistet. Nähere Anfragen unter J. Z. 11. 7062 befördert: **Rud. Mosse, Berlin** SW. 43

Aeolsglocken,

harmonisch abgestimmt, zum Aufhängen in die Bäume und für chinesische Glockentempel, pr. Stück Rm. 1. 50 fl. — 90, empfiehlt 006

Adolf Klinger,

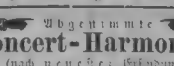
Reichenberg in Böhmen.

Abgestimmte

! Concert-Harmonika !

(nach neuester Erfindung), 16

En gros.



En detail.

deren umfangreiche Tonation alle bis jetzt existirenden ähnlichen Instrumente übertroffen hat und auf denselben **von jedem** auch nicht musikalisch Gebildeten **sofort** die schönsten Melodieen hervorgebracht werden können.

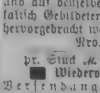
Nro.	I.	II.	III. feinste
pr. Stück M.	3. —	5. 50.	7. 50.

Wiederverkäufer Fabrikspreise.

Versendung per Nachn. oder Postvorschuß. Einzig und allein nur zu beziehen von

Klingl & Baumann,

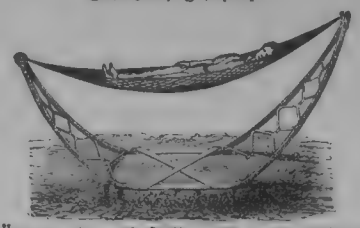
Wien I., Tegetthoffstrasse Nro. 8.



Künstliche Brillanten,

prachtvolle Steine in echter Goldfassung (auch Double) als massive Ringe, 6–15 M. **gold. Ohrringe** 10–15 M. dto. **Manschettknöpfe** St. 7 M. 2c. Garantie jedem Ringe ein echter **Turkis**, Almandin 2c. von 10–30 M. empfiehlt unter Garantie **Schröter**, Goldarbeiter **Dresden, Jakobstraße** 16. — Zusendung des Betrages franko durch ganz Europa. Illustr. Preiscourant franko. 761

Gesetzlich geschützt!

Neu!  **Neu!**

Eiserne, leicht transportable **Hängematten-Gestelle,** à 6 M. und mit Hängematte à 42—46 M., verwendbar als angenehmes, elastisches Lager in Garten 2c. Nros. liefern gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme

Nestler & Breitfeld in **Erla** bei Schwarzenberg in Sachsen.

Wiederverkäufern Rabatt! 915

Offerte über Topfpflanzen

zur Dekoration des Gartens und der Teppichbeete

nach unserer Wahl, bestehend in:

Chrysanthemum, Fuchsien, Lantanen, Heliotrop, einfachen, gefüllten und buntblättrigen **Pelargonien, Verbenen** etc. in dekorations-Blattpflanzen, als: **Alternantheren, Canna, Coleus, Trecinen, Lobelien, Pyrethrum, Ricinus, Solanum** etc.

Billige Wünsche der Herren Abnehmer werden nach Möglichkeit berücksichtigt.

Kollektion				
"	I.	1000	Pflanzen, obiger,	200 Mark,
"	II.	500	" "	110 "
"	III.	100	" "	25 "
"	IV.	50	" "	15 "
"	V.	25	" "	10 "

20

Preise exklusive Emballage.

Erfurt. **Oskar Knopff & Cie.,**

Samenhandlung, Kunst- u. Handelsgärtnerei.

Glutbügeleisen und Glutbolzen,

preiswürdig und ausgezeichnet namentlich **für den Sommer**, da **nur 1/4 Stunde** der **Ofen nöthig zu 5—6stündigem Bügeln,** wobei **weder Hitze noch Dunst belästigen** und **schaden.** — Da nach **einmaliger** Erwärmung **der Bolzen die Glut anhält**, auch nach 1 oder 2 Stunden gedämpft und dann wieder benützt werden kann, so ist eine **Unterbrechung** oder **Einstellung des Bügelns nach Belieben thunlich.** Der Bolzen liegt nicht direkt auf dem Boden, daher **Versengen der Wäsche kaum möglich.**

Bewährt gefunden laut Attesten von vielen Aerzten, Privaten und Fachleuten.

Zu haben in renommirten Handlungen von Eisenwaaren und Hausgeräthen.

Den **En gros Allein-Verkauf** hat für: Königreich **Bayern, Württemberg, Baden, Pfalz, Hessen, Nassau, Frankfurt a. M.**

Emanuel Vohs in Solingen,

Fabrik von Tafelmessern und Gabeln 2c.

Für **Sachsen** (Königreich und Provinz), **Thüringen, Altona, Hamburg, Lübeck, Bremen, Oesterreich-Ungarn** und die **Schweiz:**

D. Kraushaar in Unter-Barmen, Rheinpreußen,

131 Fabrik von Sagen, Handlung en gros in Eisenwaaren 2c.

Für Gartenbesitzer etc.

Karl Schließmann,

Hoflieferant, Gartenetablissement, Spalier- und Jalousieenfabrik

in **Castel-Mainz.**

Export nach Belgien, England, Finnland, Holland, Italien, Oesterreich, Rußland, Schweiz 2c.

Gartenbesitzer, welche die Verschönerung und Ausstaffirung ihres Gartens beabsichtigen, belieben sich mein illustrirtes Preisverzeichniß (franko und gratis) zu bestellen. Es enthält **Spalierarbeiten** (auerkannt schönste Gartendekoration) aus geriffenem Eichenholz verfertigt und mit verzinntem Draht gebunden, als: Einfriedigungen, Einfassungen, Wand- und freistehende Spaliere, Epheukasten, Gartenhäuser, Lauben, Pavillons, Bogengänge, Verandas, sodann Schattendecken für Glashäuser, **eiserne Gartenmöbel,** Garten- und Treibhausspritzen, Hand-Grasmaschinen, Gartenwalzen, Schirmgerüste, Statuen aus Terra cotta, **Jugjalousien, Holzrouleaux,** Pflanzenkübel aus geriffenem Eichenholz, Springbrunnen aus Zinkguß, Vasen aus Gußeisen, Tuffsteine für Grotten 2c. (**Agenten gesucht.**) 127

Prämiirt

mit dem ersten Preis von **Mainz, Darmstadt, Baden-Baden, Bonn, Köln, Verviers, Maastand, Berlin, Amsterdam, Hamburg, Wien, Mannheim, Bremen, Antwerpen.**

Wir versenden gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme

Doppel-Feldstecher

achromatisch für Theater- und Reisegebrauch in besonderer Schärfe und Reinheit der Gläser, mit festem Etui zum Umhängen **Mark 20.**

Reisefernrohre,

3—4 Meilen klar zeigend, mit 6 Gläsern achromatisch **Mark 10.** 116

Aneroïd- (Metall-) Barometer,

vorzüglich gut gehend, nach der Höhe des pp. Ortes genau regulirt, **Mark 12.**

Seidelmaier & Schultz,

Optisches Institut, **Augsburg.**

PATENTE aller Länder und event. deren Verwerthung besorgt **C. Kesseler,** Civilingenieur u. Patentanwalt, BERLIN W., Mohrenstr. 62. Prospekte gratis

---

53

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt.

Dresden-Antonstadt, Bachstr. 8.

Aufnahme zu jeder Jahreszeit. Besonders empfehlen in allen Nervenleiden, Herz-, Nieren- und Hautkrankheiten, Magen-, Unterleibsleiden, Scrofeln, Frauenkrankheiten, den sogen. Medicinalkrankheiten, d. i. schädliche Folgen des Medicamentengebrauches 2c. — Neueste Schrift: Dr. Kles, Diätetische Kuren. Pr. 2 Mk.; dieser oder durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Spezialarzt Dr. med. Meyer,

Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt auch brieflich alle Arten von **Unterleibs-, Frauen-** und **Hautkrankheiten,** sowie **Schwäche, Rückenmarksleiden, Nervenzerrüttung,** selbst in den hartnäckigsten Fällen mit sicherem und schnellem Erfolge. 85

Über Land und Meer.

№ 36.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Zur goldenen Hochzeitsfeier des deutschen Kaiserpaares

Wilhelm und Augusta

11. Juni 1829—1879.

„Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein."
Schiller.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Würdig das herrliche Paar zu verehren,
Schickliche Opfer zum Feste zu weih'n;
Goldene Aehren, zum Kranze gebunden,
Bringt man zur goldenen Feier ja gern,
Aber mit blauen Cyanen durchwunden,
Freuen sie doppelt den Kaiser und Herrn.

* * *

Lorbeern braucht ihr nicht zu pflücken,
Reich ist **Seine** Stirn umlaubt,
Fürstendiademe schmücken
Längst der **hohen Herrin** Haupt;
Doch zu allen Kronjuwelen,
Aller Erdenwürden Glanz
Soll das Köstlichste nicht fehlen:
Dieses Tages gold'ner Kranz!

Schön ist's in der ärmsten Hütte,
Wenn gerührt, im Silberhaar,
In beglückter Enkel Mitte
Steht ein würdig Jubelpaar,
Das der langen Wallfahrt Pfade
Leise sinnend überblickt,
Und verehrend Gottes Gnade
Seinen Dank zum Himmel schickt.

Aber auf des Thrones Höhen,
Wenn das **erste Paar** im Reich
Darf sein Jubelfest begehen:
Welch' ein Tag ist diesem gleich?
Welche Wunder heil'ger Führung
Gibt es da zu überschau'n,
Welche Thränen frommer Rührung
Müssen da vom Auge thau'n!

Als die **Braut** des **Zollernsohnes**
Von der schönen Heimat schied,
Sang die Ilm prophet'schen Tones
Segnend **Ihr** das Hochzeitlied;
Freundlich winkten alle Sterne,
Aber solch' ein Glanzgeschick
Ahnte in der Zeiten Ferne
Keines Dichters Seherblick.

Stiege Schiller heut' hernieder:
Er mit seinem Adlerschwung
Brächt' im Vollklang seiner Lieder
Euch die rechte Huldigung;
Dürfte Goethe festlich walten:
Zum bewegten Maskenzug
Würd' er sinnvoll heut' gestalten
Eures Glücks erhab'nen Flug.

Doch es ist kein bunt Gedichte,
Das **Euch** heut vorüberschwebt:
Wahrheit ist's, es ist Geschichte,
Was **Ihr** Hand in Hand durchlebt;
Dankbar gebt **Ihr** Gott die Ehre,
Preisend blickt **Ihr** himmelan,
Und vom Fels erschallt's zum Meere:
Großes hat der Herr gethan!

Denn beglückend wie beglücket
Waltet **Ihr** im weiten Reich,
Rings in deutschen Gauen blicket
Segnend alles Volk auf **Euch**,
Zu dem **Kaiser**, stark und milde,
Deutsch in Sitte, That und Wort,
Zu dem **Hohen Frauenbilde**,
Aller Armen Trost und Hort.

Der **Dich** treu bis heut' geleitet,
Der die Flügel gleich dem Aar
Schirmend über **Dich** gebreitet,
Gott mit **Dir**, **erhab'nes Paar!**
Väterlich auf allen Wegen
Geh' er mit **Dir** ein und aus,
Und sein allerreichster Segen
Bleib' auf **Dir** und **Deinem Haus!**

* * *

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Würdig das herrliche Paar zu verehren,
Schickliche Opfer zum Feste zu weih'n;
Goldene Aehren, zum Kranze gebunden,
Bringt man zur goldenen Feier ja gern,
Aber mit blauen Cyanen durchwunden,
Freuen sie doppelt den Kaiser und Herrn!

Karl Gerok.

Der Rezensent.

Novelle

von

Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

IV.

Die schöne Klara Rupprecht kam gegen Mittag am selben Tage, in dessen Frühe das Duell stattgefunden hatte, aus der Probe zurück. Ihre Zimmer waren leer, denn Mathilde und ein Dienstmädchen hatten in der Küche Beschäftigung. Sie warf Muff und Handschuhe auf den Flügel, und als sie den Schleier zurückschlug, erschien ihr kältefrisches Gesicht so blühend wie ein jungfräulich überreifter Apfel.

Der Papagei flog ihr auf die Schulter und sie hatte Mühe, sich seiner so lange zu erwehren, bis sie ein Hauskleid angezogen und ein rothes gehäkeltes Tuch über die Schultern genommen hatte. Dann nahm sie den Vogel zu sich, setzte sich an das Fenster und begann ihre Possen mit ihm zu treiben. Hinter ihr ragten die Blätter gewaltiger Gummibäume, und seitwärts stand ein Blumentisch, aus dessen üppigem Grün farbige Blüten dufteten und saftige Epheuranken über den Rand hernieder fielen. Gleich einer vollen Päonie saß sie in dem Stück künstlicher Sommerwelt, welches sie einrahmte. Dann und wann lachte sie hell auf über die drolligen Bewegungen und Einfälle des schwerfällig geschmeidigen Zweifüßlers. Sie wußte ja nichts davon, daß zur selben Zeit ein wundes Menschenkind um ihretwillen auf seinem Schmerzenslager unter der Sonde des Arztes stöhnte.

Mathilde trat einen Augenblick in's Zimmer und zeigte auf zwei Briefe, welche in einem geschnitzten Körbchen über Visitenkarten lagen.

„Da sind zwei Stadtpostbriefe für Dich."

„Gib sie her!"

Die Schauspielerin besah die Handschrift der Adressen und schüttelte den Kopf. Dann riß sie rasch den einen auf. Während des Lesens erblaßte sie und um ihren Mund zuckte es halb ärgerlich, halb bedauernd.

„Das ist eine schöne Bescherung. Der Lieutenant Stückradt — ich weiß nicht, welcher von den Beiden — schreibt mir, daß Osten sich meinetwegen duellirt hat und daß sein Gegner ihn in die Brust getroffen. Die Kugel war noch nicht gefunden, als der Brief abging. Osten ist sehr schwach. Die malitiöse Bemerkung, ob ich nun zufrieden wäre, hätte der Herr Lieutenant sich sparen können. Da lies den Bettel!"

Sie reichte der Schwester den Brief.

„Mein Gott," rief sie dann plötzlich in auflodernder Heftigkeit, indem sie den Papagei von sich ab auf den Boden schüttelte, „soll ich denn wirklich keine Ruhe erlangen! Soll dieser entsetzliche Mensch mich weiter quälen dürfen! Meinen besten Freund habe ich geopfert und nichts damit erlangt, als daß man am Ende mit Fingern auf mich zeigen wird, wenn die Geschichte je in die Oeffentlichkeit bringt, und daß mich in den Stunden, wo der Verhaßte mich in Ruhe läßt, fortan das blutige Bild Osten's quält! Ich erfahre nicht einmal, ob die Wunde gefährlich ist."

„Der arme Osten," sagte mit viel Betonung die blonde Mathilde, indem sie auf ihre Schwester blickte. „Ja, ja, Deine Anbeter müssen sich's etwas kosten lassen. Du wirst im Preise steigen!"

Klara Rupprecht hörte nicht auf die bissigen Worte. Sie hatte das zweite Billet erbrochen und es mußten darin wohl noch schlimmere Dinge als in jenem stehen, denn sie riß es mitten durch und sprang mit lautem Aufschrei in die Stube.

„Mathilde," sagte sie hoch aufathmend und mit bebenden Lippen, „diese Menschen sind Teufel! Allmächtiger Gott, habe ich nicht Kraft im Arm, um eine Pistole zu halten, und Augen zum Zielen? Warum muß ein Weib sich schlagen lassen, Beschimpfungen und Beleidigungen erdulden, wenn es so gut wie ein Mann im Stande ist, ihrem Peiniger die Schmach heimzuzahlen? Dulden, leiden, resigniren, — der Kukuk hole die Narren, die uns heute noch so elende Pflichten in unsern Katechismus schreiben! Die Männer wissen wohl, warum sie es schön finden, daß wir diese langen Kleiderfetzen umhängen. Sie sind das Symbol unserer Schwäche, unserer Fesseln. Warum ahmt man nicht noch jenen Orientalen nach, welche die Füße ihrer Weiber mit Kettchen zusammenbinden ließen, damit sie ja nicht zu rasch ausschritten! O, es ist schändlich!"

Und das schöne, stolze Weib brach in Thränen aus, Thränen des Zornes, wie sie ihr nur der Wespenstich tödtlicher Beleidigung entlocken konnte.

Aber diese Exaltation dauerte nicht lange; ihr weißes Batisttuch trocknete die Thränen und plötzlich richtete sie sich auf, warf den Kopf in den Nacken und auf die letzten Tropfen des Gewitterregens blitzte der Sonnenschein eines hellen Lachens.

Aber es war kein gesundes Lachen, es klang kalt und schneidend, daß die blonde Mathilde ihr verblüfft nachblickte, als sie raschen Schrittes aus dem Zimmer stürmte.

„Gott weiß, was das wieder zu bedeuten hat," sagte diese kopfschüttelnd, indem sie sich bückte, um den zerrissenen Brief aufzuheben.

Sie paßte die beiden Hälften des Billets an einander und las:

„Insonderheit verehrtes Fräulein!

„Wir sind in der angenehmen Lage, Ihnen die traurige Mittheilung machen zu dürfen, daß der Himmel sich gegen Sie entschieden hat und daß es uns gelungen ist, Ihren Adonis für einige Zeit in das Reich der Unschädlichkeit zu befördern. Ihrem ausgezeichneten tragischen Talente dürfte dieser Fall vielleicht zu tieferer Ausbildung gereichen. Die Lücke, welche dadurch zunächst für Ihr Bedürfniß an zärtlichen Beziehungen entstanden ist, werden Sie hoffentlich unschwer auszufüllen vermögen. Die Forderung des bewußten Versprechens betreffend, so können wir diese commentmäßig leider nur dahin beantworten: ‚§ 11. Es wird fortrezensirt'.

„Mit aller einer so gefährlichen Dame gebührenden Hochachtung Dr. Martius.

J. V.:

Könen, sekundirender Assessor."

„Das ist ein unverschämter Brief," sagte die blonde Mathilde, „aber wer kann den Leuten das verdenken? Das hat sie von ihrem Hochmuth. Endlich hat sie ihren Meister gefunden!"

Sie hörte die Schauspielerin draußen mit dem Mädchen reden und unmittelbar nachher trat dieselbe wieder in die Stube.

„Gib her den Brief, Du Neugier," sprach sie hastig, riß Jener mit heftigem Griff die Papierhälften aus der Hand und öffnete ihre Schreibmappe, um das Schriftstück darin aufzubewahren.

Dann nahm sie einen der rosa überhauchten, duftenden Bogen, ließ sich auf einem Stuhle nieder und begann zu schreiben.

„Mache Dich darauf gefaßt, den Herrn Doktor heute hier zu sehen," wandte sie sich einen Moment um.

„Das wird eine schöne Komödie geben. Nimm doch auch einmal auf mich Rücksicht und lade den Sekundanten gleich dazu. Sie werden sich hüten, zu kommen."

„Dann gehe ich zu ihm. Ich muß ihn persönlich sprechen. Ich sage Dir, Mathilde, wir sind doch nicht waffenlos," rief sie mit gerötheten Wangen und glänzenden Augen, indem sie vor die Schwester hintrat. „Wenn er ein Mensch ist wie andere und nicht Eis oder Tinte statt Blut in den Adern hat, so hoffe ich, ihm einen Streich zu spielen, an den er sein Lebtag gedenken soll. Ich will sein Herz nehmen und ein Trauerspiel damit aufführen. Ich will ihn an mich ketten, langsam, aber sicher, und jeden Blutstropfen in ihm zur Leidenschaft entzünden, bis er mir verkauft ist mit Leib und Seele. Ich kann das, denn ich bin eine Schauspielerin, und ich bin schön, Mathilde, das weiß ich, schön und begehrenswerth wie Wenige. Zoll um Zoll will ich ihm zu Füßen sinken, bis jeder Blick ein Kuß für ihn wird, bis er das Klopfen meines Herzens durch die Luft fühlt. Dann, wenn ich der Gedanke seiner Tage und der Traum seiner Nächte werde geworden sein, dann soll der Zeitpunkt kommen, wo er seine Hände nach mir ausstrecken wird; und dann will ich lachen wie der Teufel, wenn er einen guten Fang gemacht hat, und ihm sagen: ‚Mein theurer Herr, gehen Sie gütigst zum Geier oder an einen ähnlichen empfehlenswerthen Ort; wir Beide sind quitt!' Und nun laß mich schreiben."

„Sehr schön ausgedacht, das muß ich sagen. Ich wünsche Dir nur, daß Osten nicht eifersüchtig dabei wird. Uebrigens — die Nürnberger henken Keinen, sie hätten ihn denn. Wenn der Doktor so dumm ist, in Deine Falle zu gehen, so verdient er's nicht besser."

„Ah! Denkst Du, daß ich mich selber gleich als Köder an die Angel binde? Das machen wir feiner, meine dumme Schwester. Zuerst muß man immer auf die Eitelkeit der Menschen spekuliren, dann hat man sie sicher. Alle Schriftsteller sind eitel, und Kritiker am allereitelsten. Er hat es ja fertig gebracht, sich zu duelliren, bloß um seinen wohlweisen Urtheilen die Verbreitung in der Welt zu sichern. Ich will seine Schülerin werden; ich lasse jede Geste von ihm dressiren. Du begreifst, wie viel er da in meiner Nähe zu thun findet! O! ich will ihn zollweis vergiften! Und nun denke, wie er in der Zeitung plötzlich mein Lob singen wird! Die Spatzen auf den Dächern müssen es ihm nachpfeifen."

Und sie glitt wieder auf den Stuhl und schrieb, bald langsam und sinnend, bald mit fliegender Hast, während Mathilde inzwischen das Zimmer verlassen hatte. Ihr Antlitz glühte wie ihm Fieber auf, und um ihren Mund spielte ein paarmal ein Lächeln, so anmuthig und glücklich, daß der Inhalt des Briefes ein verführerisch reizender sein mußte, wenn dieß Lächeln der Widerschein desselben war. Es schien in der That, wie sie das Billet noch einmal überlas, als sei sie mit ihm zufrieden. Das Dienstmädchen kam und brachte die Adresse des Doktors, welche sie unschwer erfahren hatte, und Klara Rupprecht gab ihr den Brief, damit sie denselben sofort persönlich an seine Adresse zu befördern ginge.

„Kommt er nicht zu mir, so komme ich zu ihm und, so wahr ich lebe, ich lasse mich nicht abweisen. Ich will ihn so hoch heben, daß sein Sturz ihm an's Leben gehen soll."

So murmelte das schöne gekränkte Mädchen, als sie allein im Zimmer zurückblieb. Und sie ging wieder zu ihrem Papagei und gab ihm Zucker und Schmeichelworte.

„Du wirst einen neuen Nebenbuhler bekommen, armer Joly. Aber ich kann dir nicht helfen."

*

Ein paar Stunden nachher wanderte der Doktor Martius das breite Trottoir der Hauptstraße hinab, ernst und nachdenklich wie gewöhnlich. Er war keine jener leichtlebigen, glücklichen Naturen wie sein Freund, der Assessor, welcher beständig die Welt anlächelte, weil er behauptete, daß diese ihm zuerst lächle und daß er keine Veranlassung hätte, diese Artigkeit unerwiedert zu lassen. Ueberdieß hatte er jenen merkwürdigen Brief seiner, wie er gemeint hatte, bittersten Feindin empfangen, welcher aller Erwartung in's Gesicht schlug und nichts enthielt als rosenrothe, duftige Schmeichelworte und Bitten in einem schönen, kräftigen Styl und tadellos korrekter Schreibung, ohne gesuchten und gekünstelten Theaterpomp; und er war im Begriff, seinen verwundeten Gegner aufzusuchen, der ihm am Morgen noch toddrohend gegenüber gestanden hatte. Dieser Morgen lag wie ein Traum hinter ihm; die nebelverschleierten Bäume, die einsame Lichtung, die fröstelnd feuchte Morgenluft und die aufregenden Empfindungen jener Stunden. — Alles das hatte die nachfolgende Erschöpfung und Abspannung in der Erinnerung derart gedämpft, daß ihm zu Muthe war, als habe er das Ereigniß vor langer Zeit nur einmal schildern und erzählen hören.

Um so frischer haftete der Eindruck des Briefes.

War es denn möglich, daß Klara Rupprecht von dem, was sich in der Frühe ereignet, keine Ahnung hatte? Und doch war nicht anzunehmen, daß sie im entgegengesetzten Falle so hätte an ihn schreiben können. Was aber bezweckte sie, indem sie ihn zu einem Besuche aufforderte? Wollte sie sein Urtheil bestechen? Hatte Osten den Weg der Gewalt in der That auf eigene Faust betreten, während es vielmehr in ihrem Plane lag, in Güte eine Verständigung zu suchen?

Er fand keine Antwort auf diese Fragen, und er schwankte, ob er gehen und sich die Antwort an jener Stelle holen sollte, wo er sie zu finden erwarten durfte. Er dachte jetzt mit einem Male daran, daß Klara Rupprecht schön sei, und wahrscheinlich ebenso interessant wie schön.

Er war so in Gedanken versunken, daß er an dem Hause vorübergegangen war, in welchem der Verwundete wohnte; er wandte sich um und öffnete zögernd die Hausthür. Auf der Treppe kam ihm der lange Zitzewitz und der jüngere Stückradt entgegen, welche ihn mit erstaunten Blicken maßen und Lust bezeigten, wieder umzukehren. Oben im Zimmer Osten's fand er nur den ältern Stückradt und den Regimentsarzt; sie begrüßten ihn artig, doch ging der Erstere sofort bei seinem Eintritt zur Kammerthür und schloß dieselbe.

Martius fragte ein wenig verwirrt, wie der Kranke sich befände und was es mit seiner Wunde auf sich habe, worauf der Arzt kurz von den Schwierigkeiten berichtete, welche das Auffinden der Kugel gemacht habe, da der Kranke unter der Sonde aus einer Ohnmacht in die andere gefallen sei. Erst gegen Mittag sei es ihm gelungen, des Geschosses habhaft zu werden. Gegenwärtig liege Osten in heftigem Wundfieber. Es habe sich zwar herausgestellt, daß die obersten Spitzen der Lunge mit betroffen seien, doch sei eine wirkliche Gefahr bei normalem Verlaufe der Heilung kaum zu fürchten.

„Ob es thunlich sei, daß er sich vom Zustande der Wunde überzeuge?“ fragte Martius weiter.

Der Regimentsarzt zuckte die Achseln.

„Ich möchte Sie ersuchen, auf eine persönliche Berührung mit dem Kranken zu verzichten,“ sagte Stuckradt höflich. „Mein Freund hat sich in einem Moment des Bewußtseins Ihrer Bitte erinnert, an seiner Pflege Antheil zu haben, und seine Einwilligung bestimmt zurückgenommen. Ihre Gegenwart muß mit Nothwendigkeit peinlich auf ihn wirken und würde ihn wahrscheinlich nur aufregen.“

„Ich begreife das,“ sagte Martius nach kurzem Besinnen. „Vielleicht gestatten mir die Herren wenigstens das Eine, von Zeit zu Zeit vorzusprechen, um zu erfahren, wie der Verlauf der Kur sich gestaltet. Ich habe ein herzliches Interesse daran, Gewißheit zu erlangen, ob die günstige Prognose meines geehrten Herrn Kollegen sich rechtfertigt.“

Stuckradt blickte zur Seite.

„Vermeiden Sie es, hier zu erscheinen, Herr Doktor,“ sprach er endlich mit gedämpfter Stimme. „Wir bekommen häufigen Besuch von Kameraden, deren Gesinnung Ihnen, wie zu erwarten, nicht gerade günstig ist. Ich weiß die Motive sehr wohl zu würdigen, welche Ihren Wunsch bestimmt haben, aber — wie gesagt, die Situation ist dem letzteren zu ungünstig. Ich selbst habe mich vorläufig hier einquartiert und werde, so viel meine Zeit erlaubt, nach Kräften sorgen, daß die Wirkungen Ihrer Kugel nicht allzu schwer in das Leben und die Gesundheit meines Kameraden eingreifen. Ich glaube, unser geschätzter Arzt hier“ — er deutete auf den Regimentsarzt — „würde sich gern dazu verstehen, Ihnen von Zeit zu Zeit eine Frage nach dem Zustande der Wunde zu beantworten.“

Der Arzt verbeugte sich, der Doktor ließ sich dessen Adresse geben und empfahl sich ziemlich kühl. Er fühlte, daß der Offizier im Recht war und daß er mehr gutherzig als taktvoll gehandelt hatte; aber die Abweisung verdroß ihn dennoch.

Er schritt wieder hinab in die feuchtkalte, dämmernde Straße und schlug den Weg zu der Wohnung des Assessors ein.

„Willkommen, siegreicher Held des Tages,“ empfing ihn der, indem er von einem Apparate, in welchem über Spiritus eine ziemliche Quantität Wasser siedete, ihm entgegentrat und in der einen Hand eine Flasche mit Rum schwenkte.

Er stak in einem weiten grauen Schlafrock mit rothen Aufschlägen und hatte einen Fez mit langer Troddel auf dem Kopfe.

„Ich habe in der Freude meines Herzens bedacht, daß Du frieren könntest, und bin im Begriff, uns Beiden einen steifen Grog zu brauen. Was macht das unglückliche Opfer seiner ritterlichen Tugend?“

Trotz seiner guten Laune vermied es der Assessor, dem Ankommenden offen in das Gesicht zu blicken und in seinen Augen flimmerte etwas wie Verlegenheit. Wäre der Doktor weniger innerlich beschäftigt gewesen, so würde er leicht auf die Vermuthung gerathen sein, daß Könen kein ganz reines Gewissen habe und es wäre ihm nicht schwer geworden, hinter das Geheimniß des am Morgen an die Schauspielerin gesandten Briefes zu kommen. So erwiederte er einfach:

„Ich habe Osten nicht selber gesehen, erfuhr aber vom Arzt, daß die Kugel heraus und die Wunde nicht schlimm sei.“

„Schön; so kann er die Lehre, die er sich hoffentlich aus der Sache gezogen haben wird, in diesem Leben noch verwerthen. Uebrigens siehst Du ziemlich tiefsinnig aus und gar nicht, wie es sich für einen glücklichen Sieger gebührt. Was geht Dir in Deinem weisen Kopfe herum?“

„Eine ganz sonderbare Geschichte,“ lachte der Doktor gezwungen, indem er sich mit dem Rücken an den Kachelofen lehnte. „Hältst Du es für möglich, daß mir die Rupprecht einen Brief geschrieben hat, worin sie mich in der verbindlichsten Weise um einen Besuch bittet?“

„Der Tausend!“ rief der Assessor im Tone des höchsten Erstaunens, setzte die Rumflasche hin und blickte den Freund halb ungläubig, halb betreten und forschend an. „Nach diesem Duell?“

„Ja, es scheint fast, als hätte sie von diesem gar nichts gewußt; wenigstens erwähnt das Billet keine Sylbe davon.“

„Wann hast Du den Brief erhalten?“

„Ihr Mädchen brachte ihn kurz vor Tische. Eine bestimmte Antwort habe ich nicht darauf gegeben.“

Könen wandte sich ab und band nachdenklich die Schnur des Schlafrocks zusammen. Wahrscheinlich hatte sie sein Schreiben noch nicht in Händen gehabt, als sie das ihrige abgefaßt hatte. Wenn Martius zu ihr ging und sie unter dem frischen Eindruck seiner Bosheiten traf, so konnte das eine böse Szene geben.

„Hm!“ sagte er endlich, indem er den Spiritus löschte, „daß Osten ohne ihre Mitwirkung vorgegangen, ist mir kaum denkbar; ihr Schweigen über das Duell scheint mir eine Finte zu sein, um Dich hinzulocken

und Dir dann im höhern Megärenstyl den Text zu lesen. Du wirst doch wahrhaftig nicht so von Gott verlassen sein, Dich freiwillig ihrer Wuth in die Hände zu liefern?“ — Und sein Auge ruhte mit einer gewissen Spannung auf dem Doktor.

„Ich werde wohl gehen. Du begreifst, daß für mich doch ein gewisser Reiz darin liegt, dieser Dame einmal Aug' in Auge gegenüberzustehen, und ich würde es mit um so größerem Vergnügen thun, wenn sie Lust haben sollte, mit mir persönlich anzubinden. Ist sie unschuldig an dem Duell, um so besser für sie. Ich möchte Niemandem auch nur in Gedanken Unrecht thun. Noch besser, wenn sie die Absicht hat, sich zu meiner Kritik vernünftig zu stellen. Zweifellos bin ich zuweilen härter gegen sie gewesen, als vielleicht nöthig war. Wenn man den Schauspieler nicht kennt, sträubt sich die Feder viel weniger, einen derben, stacheligen Ausdruck niederzuschreiben, als wenn Einem der Mensch, den er treffen soll, im Geiste über die Schulter blickt. Auf jeden Fall ist sie eine nicht uninteressante Person, und sie soll in der Nähe und bei Tage besehen noch schöner sein als bei Lampenlicht. Was kann ein Besuch schaden? Daß sie mir nicht über den Kopf wächst, davon bist Du hoffentlich überzeugt.“

„Nicht so ganz, wie Du glaubst. Du bist noch mit keiner richtigen Intrigantin zusammengekommen. Ich sage Dir, die Art hat verteufelte Mucken im Kopfe, und Weiberlist geht über Männerverstand. Ich rathe Dir, laß Dich nicht mit ihr ein. Du weißt nicht, welchen Gebrauch sie von diesem Besuch macht!“

Er schenkte die Gläser voll und kostete.

„Hast Du vielleicht den Brief bei Dir?“

„Nein; Du kannst ihn gelegentlich bei mir daheim lesen. Uebrigens bleibt mir nicht viel Zeit, wenn ich sie noch sehen will, bevor das Theater beginnt, wie sie das wünscht. Ich treffe Dich jedenfalls nachher in der Vorstellung?“

„Du mußt Nerven wie Schiffstaue haben. Wo nimmst Du die Spannkraft her, heute Abend in's Theater zu gehen, nachdem Du früh vor der Mündung einer Pistole gestanden hast?“

„Bah! Ich bin Arzt!“ entgegnete Martius, indem er das heiße Getränk möglichst rasch hinunterschlürfte.

Der Assessor blickte in sichtlichem Schwanken bald auf sein Glas, bald auf den Freund. Sollte er nicht doch lieber von dem Billet an die Schauspielerin sprechen? — Aber ehe er recht zum Entschlusse kommen konnte, war Jener mit einem „à revoir!“ zur Thür hinaus.

V.

Klara Rupprecht befand sich, seit mit Eintritt der Dunkelheit die Möglichkeit, daß Martius kam, in nächste Nähe gerückt war, trotz ihrer Entschlossenheit in einiger Unruhe. Sie bedachte sich, ob sie ihn allein oder in Gegenwart Mathildens empfangen sollte, und gab dieser mehrmals entgegengesetzte Weisungen, bis dieselbe ungeduldig darauf bestand, zugegen zu sein und damit die Frage entschied. Sie hatte eine Weile unter ihrer Garderobe gewählt über dem Anzuge, in welchem sie ihn empfangen wollte, und bald sich für ein möglichst reiches, bald für das einfachste Kostüm entschieden; sie suchte schließlich ein enganliegendes schwarzes Mohairkleid mit reichem Ausputz hervor, welches am Hals ein gefältelter weißer Streif abschloß, und nahm ihr gewöhnliches rothes Tuch um die Brust. Zuletzt ging sie überlegend auf und nieder und bedachte, was sie sagen wollte. Der entsetzliche Brief, der ihr jedesmal das Blut in's Gesicht trieb, wenn er in ihren Gedanken auftauchte, durfte mit keinem Wort erwähnt werden. Sie beschloß, überhaupt jede Aeußerung zu meiden, die ihm unangenehm sein konnte. Die Erwähnung des Duells war nicht gut zu umgehen, aber eben diese wollte sie benutzen, um jede Mitschuld an dieser Affäre in Abrede zu stellen und Osten thunlichst zu verleugnen, so sehr das gegen ihre Natur ging. Wenn sie erst auf dem Punkt der Kritiken angelangt war, so war sie in ihrem Fahrwasser. Es mußte gelingen.

Der Papagei saß träumerisch auf seiner Stange, den Kopf halb unter die Flügel gesteckt, nur zuweilen auf seine Herrin herniederblinzelnd. Sie hatte sich zuletzt bequem in einem Sessel ausgestreckt und spielte mit den Füßen auf dem Zimmerteppich. Die Lampe warf ihren vollen Schein auf das nachtschwarze Haar und das wundervoll gemeißelte, blühende Antlitz, in welchem bereits die Ungeduld leise Fältchen zu ziehen begann. Unter der Lampe lag eine kleine goldene Uhr, zu der sie sich manchmal hinüberneigte. Die blonde Mathilde packte mit ihrem gewöhnlichen, verdrießlich kalten Gesicht Garderobestücke für die abendliche Vorstellung zusammen.

„Das ist er, Mathilde! Empfang' ihn; so beeile Dich doch!“ rief die Schauspielerin plötzlich mit gedämpfter Stimme, nachdem sie schon einige Sekunden aufsteigenden Männertritten gelauscht hatte. — „Ah, mein Herr Doktor, jetzt habe ich doch den Beweis, daß Sie den Krieg nicht um des Krieges willen führen!“

Sie hatte doch ein Herzklopfen zu überwinden, als sie dem Schrecklichen gegenüberstand und seine Verbeugung erwiederte.

Er sah zwar nicht gerade schrecklich aus in diesem Moment, aber doch ernst und ein wenig spöttisch, als er mit ruhiger Sicherheit entgegnete:

„Und das weiße Blatt, welches ich von Ihrer Hand erhielt, sah ebenfalls ein wenig wie die bekannte weiße Fahne im Kriege aus, gnädiges Fräulein.“

Sein Blick war nicht scharf genug, um das düstere

Aufleuchten ihres Auges zu bemerken, halb triumphirend, halb unheilverkündend, welches so schnell wieder erlosch, wie es gekommen war. Sie nannte ihm den Namen ihrer Schwester, die ihn seitwärts vom Kopf bis zu den Füßen gemustert hatte, dann aber nur verstohlene Blicke zu ihm hinüber wagte, als er, der Einladung seiner schönen Gegnerin folgend, dicht neben ihrem Sessel Platz genommen hatte.

Er musterte flüchtig das Zimmer und sein Auge kehrte befriedigt zu der Herrin dieses Raumes zurück, und die zwei stolzen, forschenden Augenpaare trafen einen Moment in einander, bis die Schauspielerin die Wimpern senkte und in reizender Verwirrung lächelte.

„Nun aber, mein gnädiges Fräulein, womit kann ich Ihnen dienen? Meines ärztlichen Rathes werden Sie schwerlich bedürfen; aber vielleicht Ihre Fräulein Schwester?“

Und der Doktor Martius lächelte auch ein wenig, aber nicht zu seiner Bemerkung; er kam sich lächerlich vor, denn es war ihm in diesem Augenblick plötzlich fatal, daß er keine weißen Handschuhe angezogen hatte.

„Sie haben den Schalk im Nacken, Herr Doktor. Hinter meinem Wunsch, Sie bei mir zu sehen, steckt ein wenig Neugier. Ein so hartnäckiger Feind, welcher mir Verfolgung bis auf's Blut geschworen hat, muß nothwendig den Wunsch wecken, ihn aus nächster Nähe zu betrachten. Bitte, sehen Sie nicht finster drein. Ich habe heute Morgen nachträglich erfahren — das wie? mag unerörtert bleiben,“ schaltete sie mit etwas seltsamem Lächeln ein, welches freilich dem Doktor unverständlich blieb — „daß ein Herr, welcher sich um meine Gunst bemüht, den thörichten Versuch gemacht hat, mich auf die gewaltsamste Weise von der Welt vor Ihrem kritischen Stachel zu sichern. Dieß letztere ist in einem Moment geschehen, wo ich, wie Sie sehen, einen bessern und hoffentlich sicherern Weg einzuschlagen mich entschlossen hatte, zu demselben Ziel zu gelangen; ich bedaure den Vorfall von Herzen!“

Sie reichte ihm mit warmem Ausdruck die Hand, und er ergriff dieselbe nicht ohne tiefe Regung der Freude über die Wahrnehmung, daß sie an der Herausforderung Osten's schuldlos sei. Unter dem Banne dieser feuchten, brennenden Augen und dieser lächelnden Lippen erstarb jeder Verdacht einer Unwahrheit im Keime.

„Unsere wohlwollendsten Freunde sind nicht immer die ersprießlichsten,“ fügte sie zweideutig hinzu. „Jetzt bekennen Sie aber, böser Mann, warum Sie so eigensinnig darauf bestehen, mich zu quälen? Warum Sie so unbarmherzig alle Kränze zerreißen, welche man meiner Kunst auf's Haupt setzt? Was bleibt uns armen Mimen, die wir von der Zukunft keinen Lohn zu gewärtigen haben, wenn uns jeder Becher gegenwärtigen Beifalls, aus dem wir Kraft für das Weiterstreben trinken könnten, durch solche Wermuthzusätze ungenießbar gemacht wird? O, es ist furchtbar, wenn einem Künstler auf Alles, was er leistet, das Mal der Unzulänglichkeit aufgedrückt wird!“

Martius zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Man kann das beklagen,“ erwiederte er, „aber man hat keine Ursache, darüber zu zürnen. Die Kritik vertritt eben das Ideal und das Ideal wirkt mit Naturnothwendigkeit vernichtend auf dasjenige, was ihm nicht entspricht, wie die Sonne den Schnee thaut, wie der stürzende Fels den Baum knickt. Wenn man auch dem Ideal eine gewisse ‚Humanität‘ zugeschrieben hat, insofern es Erscheinungen, welche zu weit von ihm entfernt oder allzu unbedeutend sind, mit heiterem Lächeln übergeht, so findet das auf Leistungen wie die Ihrigen, mein gnädiges Fräulein, keine Anwendung. Denn Sie leisten so Hervorragendes, daß man die Forderung an Sie stellen muß, Vollendetes zu leisten!“

„Das klingt sehr ernsthaft und sehr gelehrt. Das Liebste für mich, was ich daraus gelernt habe, ist, daß Sie doch im Stande sind, Komplimente zu machen, wenn Sie wollen.“

„Sie sind wie Ihr ganzes Geschlecht,“ entgegnete der Doktor, verdrießlich lachend; „aus dem, was man Ihnen sagt, suchen Sie sich nur das aus, was Ihnen schmeichelt.“

„Und Sie sind ein Brummbär, wie alle gelehrten Herren, die ordentlich Gewissensbisse empfinden, wenn sie einmal galant gewesen sind. So will ich Sie denn lieber fragen, ob wir Alle wirklich mit dem Ideal so vertraut sind, daß wir genau wissen, was es beansprucht? Ich weiß doch, daß Rollen in sehr verschiedener Auffassung wiedergegeben worden sind und in jeder die Kritik für sich gewonnen haben.“

„Es gibt berufene und unberufene, bestechliche und ehrliche Kritiker. Uebrigens haben Sie Recht, daß die Forderungen des Ideals nicht mathematisch klar vorliegen. Wo ich sie aber als solche mit Sicherheit erkennen und mit Gründen erweisen kann, vertrete ich sie, und weiter habe ich nichts gethan.“

„Das Unglück ist nur, daß Ihre Belehrung allemal die Form des Tadels annehmen muß, weil sie erst nach der Vorstellung kommt. Das ist bitter. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Doktor. Wie wäre es, wenn Sie mir Ihre Auffassung der Rollen vor der Aufführung entwickelten statt nach derselben, und mündlich statt durch die bösen schwarzen Kobolde von Druckbuchstaben. Ich setze voraus, daß Sie sich so viel Zeit abmüßigen können. Sie schreiben mir Talent zu; muß es Ihnen nicht Freude machen, sich eine Schülerin an mir zu erziehen, — oder ist Ihnen mehr daran gelegen, mich pikant vor den Leuten zu schelten!“ Ihr Blick streifte mit leiser Bitte den seinigen. „Sie sollen eine gelehrige Schülerin haben.“

Martius schaute mit eigenthümlicher Bewegung und voller Ueberraschung auf das entzückende Weib, welches mehr als alle, die er kannte, zur Unterstützung ihres lockenden Vorschlags in die Wagschale zu werfen hatte.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er, „auf einen so liebenswürdigen Empfang war ich nicht vorbereitet.“

„Nicht wahr,“ lachte sie heiter auf, „Sie hatten auf zornige Deklamationen, auf bittere Vorwürfe, auf ein Zankduett gerechnet und alle Waffen dagegen in Bereitschaft gehalten; ich habe es Ihnen angemerkt, als Sie eintraten. Sie sehen, daß die Menschen um so besser erscheinen, je näher man sie kennen lernt.“

„Finden Sie das bei mir auch?“ fragte er lächelnd, aber mit forschendem Blick.

Sie schlug die Augen nieder.

„Das darf ich Ihnen jetzt noch nicht verrathen. Sagen Sie mir lieber, ob ich Sie zuweilen hier erwarten darf? Sie sehen, ich will Ihr Urtheil nicht bestechen, ich will es auf die loyalste Art nöthigen, sich zu ändern. Verzeihen Sie, daß ich auf Ihre Entscheidung dränge, ich muß fort; man erwartet mich zur Vorstellung. Sagen Sie ‚Ja‘!“

Sie stand auf und reichte ihm mit dem bezaubendsten Lächeln auf's Neue die Hand.

Er schlug auch dießmal ein.

Der Knoten war geschürzt. Die Arglose fühlte es wie eine Vorahnung kommenden Glückes aufdämmern; er konnte nicht sehen, wie sie innerlich frohlockte, wie die Schlange in ihr züngelte.

„Mein Fräulein, Sie haben einen Akt der Selbstüberwindung geübt,“ sagte er zum Abschied, „dessen nur wirkliche geistige Größe fähig ist. Ich gratulire Ihnen und mir.“

Er ging und Klara Rupprecht begleitete ihn bis zur Thür. Wie sie stattlich aussah neben dem kräftigen jungen Manne, der sie nur ein Weniges an Größe überragte! Mathilde folgte ihm mit Licht bis zur Treppe und wie sie dem Hinabsteigenden, der sie kaum beachtet hatte, nachblickte, schien es, als sei der Glanz ihrer kalten blassen Augen um ein paar Grade wärmer geworden.

„Mathilde, ich habe ihn!“ frohlockte die Schauspielerin. „Der Narr mit seiner hochmüthigen Weisheit! Jetzt will ich dafür sorgen, daß er so tief in die Aalreuse geht, bis er sich an den Kopf stößt.“

„Es ist schade um ihn,“ sagte nachlässig die blonde Mathilde; „ich wünschte, er fände einen Ausweg und Du hättest das Nachsehen.“ —

Können empfing den Doktor im Theater mit einiger Beklemmung. Er erwartete jeden Augenblick einen Vorwurf über den eigenmächtig geführten Streich. Aber es fiel kein Wort nach dieser Richtung und er athmete auf. Entweder hatte sie den Brief nicht empfangen oder, was wahrscheinlicher, es vorgezogen, denselben im Interesse der neu angeknüpften Bekanntschaft zu ignoriren.

„Ich werde sie öfter sehen, Können; sie will sich von mir schulen lassen. Sie ist ein geistreiches Weib und wirklich bezaubernd schön. Ihre Bekanntschaft mit Osten scheint nicht weit her zu sein; an dem Duell wenigstens ist sie unschuldig. Im Uebrigen ist sie zu klug und reif, um mir gefährlich zu werden.“

„Nous verrons!“

(Fortsetzung folgt.)

Notizblätter.

Literatur.

— **Gustav zu Putlitz hat in Berlin bei Gebrüder Paetel eine** zwei Bände starke Novelle: „Eisen“ erscheinen lassen. Wir haben es hier mit einem kleinen Roman zu thun, der in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, in der Postkutschenzeit spielt und den gemüthlichen Ton des damaligen Bürgerlebens zum Ausdruck bringt. Wie nicht anders von diesem Autor zu erwarten, ist die Erfindung hübsch und spannend, die Hauptfigur, ein Antiquitätenhändler und Trödler, sehr originell und charakteristisch, vor Allem aber der ganze Ton der Erzählung, der Dialog, fein und geistreich. Mehr den Novellencharakter trägt Adolph Stern's Sammlung: „Aus dunklen Tagen“ (Leipzig, Schlicke). Das Buch enthält fünf Novellen, von denen die erste: „Stilles Glück“, eigenartig in dem Stoff und stimmungsvoll in der Ausführung ist, überhaupt zeigt dieser Autor das sehr schätzenswerthe Talent, eine gut erfundene Fabel liebenswürdig, sinnreich und spannend zu erzählen. Die erstgenannte, dann „Die Sängerin von Santa Maria dell Orto“, „Die Puritaner in Vevey“ und „Erkenne dich selbst“ sind vortreffliche, anziehende Geschichten, die einen tiefen Eindruck hinterlassen. Weniger muthet uns das Novellenbuch: „Licht und Schatten“ von H. v. Brehmer an (Breslau, Schottländer). Der Autor versteht zwar hübsche Stoffe zu finden, was keineswegs zu unterschätzen ist. Er schildert jedoch Menschen und Szenen so flach und leichthin, so hergebracht und, wie in „Marat's Tauben“, „Die Glöcknertochter von Wittenberg“, so schablonenmäßig, daß die Wirkung auf den Leser auch nur eine oberflächliche sein wird. Aber auch dieß Buch zeichnet sich durch ein originell gedachtes Stück aus: „Von der sixtinischen Madonna“, trotz der Phrasenhaftigkeit des Vortrags eine geistvolle Künstlernovelle. Einige Stunden angenehmer Unterhaltung kann auch diese Sammlung gewähren.

— **Man hat sich Mühe gegeben, mit Claude Tillier's „Onkel** Benjamin“ größere Theilnahme im deutschen Publikum zu erwecken. Jetzt erhalten wir auch die Novelle: „Zwei Brüder“ des originellen französischen Autors, durch Eduard Prätorius vortrefflich übersetzt (Leipzig, Wartig). Das ist ein im hohen Grade interessantes Buch. Wer jedoch eine Novelle erwartet, dürfte nicht völlig befriedigt werden. Allerdings stellt der Autor zwei Charaktere, einen Idealisten und einen Realisten, in dem Kampf um den Besitz eines schönen Mädchens gegenüber. Beide Figuren jedoch sind entschieden keine Menschen, sondern satirische Karrikaturen im großen Style. Das ganze Buch überhaupt ist eine humoristisch schneidend scharfe Verhöhnung der Niedrigkeit in Gesinnung und Handlung der krassen Realisten. Der Idealist jedoch ist ein genialer Unmensch, ein Ariel. Wir haben mit großem Interesse diese „Novelle“ gelesen und glauben, daß sie originell, geistsprühend, fesselnd durch prachtvolle Einzelheiten und dazu literaturhistorisch merkwürdig genug ist, um auch Freunde sich zu erwerben.

— **Von der großartig angelegten, auf archivarische Forschungen** gestützten „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ von Anton Gindely (Prag, Tempsky) ist jetzt nach langer Unterbrechung der zweite Band, welcher bis zum 6. Juni 1620 geht, erschienen. Der Band hat hauptsächlich die Erweiterungen des böhmischen Aufstandes über sämmtliche Länder der Krone Böhmens und über das Erzherzogthum Oesterreich zum Inhalt, den Krieg in Böhmen im Sommer 1619, die Frankfurter Kaiserwahl, die böhmische Königswahl, Bethlen Gabor, Unionstag in Nürnberg, die Verhandlungen in Preßburg und ihre Folgen, die Entwicklung der kaiserlichen Allianzen und reicht bis zum Konvent von Mühlhausen. Gindely hat hauptsächlich die Archive von Prag, Dresden und München benützt. Wir begrüßen in diesem zweiten Bande die Fortführung eines Werkes, das durch Tiefe und Umfang der Forschung, durch den historischen Geist des Autors und die klare, schöne Form des Vortrags nicht allein sehr viele dunkle und bisher noch recht unwissenschaftlich behandelte Partieen des großen Krieges erschöpfend darstellt, sondern seiner gesammten Anlage und Form nach ein Geschichtswerk ersten Ranges von wahrhaft monumentalem Werth zu werden verspricht.

— **Das große Publikum beschäftigt sich jetzt auffallend viel mit** der Lektüre philosophischer Schriften. Es ist das auch ein Zeichen der Zeit, der unruhigen Bewegung, in der sich unsere sozialen Verhältnisse befinden. Die große Armee der deutschen Schriftsteller ist bestrebt, allen Bedürfnissen des Publikums schleunigst entgegen zu kommen; natürlich läuft da viel Fabrikarbeit aus der Feder, um so mehr halten wir es für unsere Pflicht, auf gediegene und gut geschriebene philosophische Werke hinzuweisen. Robert Prölß gibt uns in dem Buche: „Vom Ursprung der menschlichen Erkenntniß“ (Leipzig, Schlicke) eine durchaus interessant ausgeführte psychologische Untersuchung. Das Werk ist zugleich auch eine außerordentlich scharfsinnige Kritik aller bedeutenderen philosophischen Systeme, besonders Kant, Hume, Schopenhauer kommen vortrefflich und klar zur Darstellung. Der Autor, welcher über eine tüchtige naturwissenschaftliche Bildung gebietet, zieht auch diese fortschrittlichste Disziplin sehr lebhaft in seine Betrachtungen und hat hiedurch dem Werke eine Grundlage gegeben, die ihn fern von Phantasterei hält und dem Leser weite Perspektiven eröffnet. Das Buch ist für das gebildete große Publikum eine gewiß erwünschte Leistung.

— **Die biographische Literatur über den deutschen Kaiser ist be-**reits eine ganz stattliche und wir zählen treffliche Monographieen darunter. Eine neue, bei dem Zusammentreffen mit dem Hochzeitsjubiläum des Gefeierten fast eine Festschrift zu nennen, ist die des Professors der englischen Sprache an der k. preußischen Ingenieurschule George Boyle: „William I., German Emperor and King of Prussia.“ (Wiesbaden, Gesterwitz), welche einen doppelten Zweck erfüllt, eine gedrängte Geschichte des Lebens des Kaisers zu geben, die den englisch redenden Ländern das Bild des Fürsten in kurzen Zügen zeichnet, andererseits aber auch als Lehrmittel für die englische Sprache dienen soll, indem der Verfasser sie für Schulen eingerichtet, und im Anhang für jede Seite die wichtigsten Worte deutsch erklärt. Wir zweifeln nicht, daß patriotische Lehrer gerne zu dieser vorzüglich geschriebenen Biographie, welche zweierlei Zwecke so trefflich verbindet, greifen werden.

— **Das „Kleine Konversationslexikon“ von Brockhaus**, dessen erster Band jüngst abgeschlossen wurde, ist nunmehr beim K angelangt und verspricht bei dieser raschen Förderung bald in den Händen der Abonnenten zu sein und bei der fleißigen Durchführung des Planes ein recht brauchbares Nachschlagebuch für den Handgebrauch zu werden.

— **H. Schusser und E. Luke haben unter dem Titel: „Bäder-**lexikon“ (Marienbad, Ehrlich) einen Badeter der Kurorte Karlsbad, Teplitz, Marienbad, Franzensbad, Elster, Gießhübl, Eichwald, Königswart, Sangerberg herausgegeben, welcher sowohl die balneologische Seite, die von den Badeärzten bearbeitet ist, als die topographische ausführlich behandelt und dem Kurgast beim Betreten des gewählten Kurorts Alles an die Hand gibt, was ihn in den Stand setzt, sich vollständig zu orientiren. Eine Neuigkeit für solche Wegweiser ist das merkantil-gewerbliche Adreßlexikon in- und ausländischer Industrie, welches den Besuchern der böhmischen Bäder manche wichtige Weisung bietet.

— **E. H. Schröder's Kunsthandlung in Berlin, welche sich na-**mentlich auf dem Gebiete des Porträts einen Namen gemacht, gibt soeben einen „Porträtkatalog“ heraus, welcher eine Sammlung von über 3000 seltenen und schönen Porträts zur Geschichte der Literatur, der Musik

und des Theaters in sich vereinigt, die von dem Lager der genannten Handlung zu mäßigen Preisen zu beziehen sind. Der gut gearbeitete Katalog wird Jedem etwas bieten; es ist der fünfte in der Serie.

— **Den Freunden des Sport wird eine Zusammenstellung der** „Deutschen Literatur auf dem Gebiete der Pferdekunde von 1850 bis 1879", welche O. Gradlauer in 30 Rubriken systematisch bearbeitet hat, willkommen sein. Der Herausgeber, zugleich Verleger, ist als Bibliograph bekannt und das Büchlein scheint auch ziemlich vollständig zu sein.

— **Fr. v. Hellwald, der unermüdliche Forscher auf dem Gebiete** der Geographie, hat eine Geschichte der Nordpolfahrten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart geschrieben, welche unter dem Titel: „Im ewigen Eis" erscheint.

— **Von Stroußberg erscheint bei Guttentag in Berlin eine** Schrift, welche die europäischen Staatsverfassungen mit einander vergleicht, ihre Vorzüge und Nachtheile abwägt. Interessant soll namentlich sein, was Stroußberg über Rußland und den Nihilismus sagt.

— **Der russische Flüchtling Lowitschow in London hat soeben ein** Werk über die geheimen Gesellschaften in Rußland erscheinen lassen, zu dem ihm sehr reiches Material zu Gebote gestanden haben soll.

Bildende Künste.

— **In der internationalen Kunstausstellung in München haben** bis jetzt schon etwa 1600 Künstler mit über 3000 Werken ihre Betheiligung zugesichert, eine weit größere Zahl, als sie die letzte internationale Ausstellung 1869 aufzuweisen hatte. Alle Nationen werden darauf vertreten sein, und schon jetzt treffen täglich Sendungen von Werken der Malerei und der Plastik von allen Seiten ein; auch eine reiche Vertretung der Architektur durch Entwürfe, sowie zahlreiche graphische Werke sind zu erwarten.

— **Die Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens bringt zur** allgemeinen Kenntniß, daß die Verleihung der von dem Erzherzog Karl Ludwig, Protektor des Künstlerhauses, gestifteten goldenen Preismedaillen an die besten Werke der diesjährigen großen Ausstellung bereits stattgefunden hat. Eine goldene Medaille, bestimmt für ein Werk eines ausländischen Künstlers, wurde dem Oelgemälde: „Christus", von E. v. Gebhardt in Düsseldorf, zuerkannt. Zwei goldene Medaillen, bestimmt für Werke inländischer Künstler, erhielten das Oelgemälde: „Laudon", von Sig. Vullemand in Wien, und das Modell: „Kunst-Industrie", von C. Kundmann in Wien.

— **Der Kunsthändler Ernst Arnold in Dresden veranstaltet eine** Raphaelausstellung und richtet an alle Besitzer Raphael'scher Werke in Oel, Aquarell, Zeichnung und von seltenen Blättern der vervielfältigenden Künste die Bitte, diese ihm leihweise zum Besten des sächsischen Künstlerunterstützungsvereins zu überlassen.

— **Die belgische Regierung soll in Verhandlung sein wegen An**kaufs des Museums Torlonia in Rom. Bekanntlich besitzt diese Kunstgalerie bedeutende Meisterwerke der Antike, Studien von Diana, Bachus, Venus, Aphrodite, Herkules, Minerva ꝛc. aus der besten Zeit der griechischen und römischen Skulptur. Diese bedeutenden Kunstschätze sollen für das Brüsseler königl. Museum angekauft werden.

— **Zu Münster in Westphalen findet vom 1. bis zum 15. Juni** d. J. eine große Ausstellung westphälischer Alterthümer und Kunstwerke statt, welche der dortige Alterthumsverein zu seiner 50jährigen Jubelfeier veranstaltet hat. Es sind nahezu 3000 Nummern angemeldet, darunter die noch nie zuvor vereinigten Schätze der vier westphälischen Dome: Münster, Minden, Paderborn und Osnabrück. Besonders reich ist die Waffensammlung und die kirchliche Abtheilung ausgestattet. Erzeugnisse des 19. Jahrhunderts bleiben ausgeschlossen. Die ganze Ausstellung wird unfraglich alle bisher auf westphälischem Boden abgehaltenen weit überragen und sich der bekannten Kölner Ausstellung von 1876 mindestens ebenbürtig zur Seite stellen.

Musik.

— **Fritz Mauthner's rasch berühmt gewordenes parodistisches** Buch: „Nach berühmten Mustern", hat — musikalische Nachahmung gefunden. Im Verlage von H. Erler in Berlin ist nämlich die Klavierausgabe der Humoreske über das Volkslied „Kommt ein Vogel geflogen" von Ernst Scherz erschienen. Dieselbe parodirt diverse Kompositionen der Meister Bach, Mozart, Beethoven, Weber, Wagner ꝛc. Das Werk erzielt in den Konzerten Bilse's großen Erfolg in Berlin.

Bühne.

— **Am Münchener Hoftheater wurde Massenet's Oper: „Der** König von Lahore" zum ersten Male aufgeführt. Den Erfolg, den dieselbe fand, galt, wie von dort geschrieben wird, weniger dem weder melodiösen noch durch besondere Eigenartigkeit sich auszeichnenden musikalischen Theil, als vielmehr der überwältigenden Pracht der äußeren Zuthaten und dem hiedurch erhöhten, verklärenden und unwiderstehlichen Zauber orientalischer Poesie und Phantasie, wovon das Ganze durchdrungen ist, sowie den Leistungen Aller, die dabei mitzuwirken hatten. Durch die sämmtlich — nicht weniger als sechs — neuen, von den Hoftheatermalern Döll, Starl und Quaglio nach französischen Entwürfen, da ja die Oper zuerst in Paris aufgeführt wurde, gemalten Dekorationen, namentlich durch die des dritten Aktes, welche den Hain der Seligen im Paradiese des Gottes Indra auf dem Berge Meru darstellt, glaubt man sich wirklich nach Indien versetzt, und mit der Pracht der Szenerie vereinen sich der blendende Glanz der Kostüme, sowie Aufzüge, Tänze und Tableaux, von elektrischen Lichtern in allen Farben magisch überstrahlt, zu gewaltig fesselnden, berückenden Bildern. Die Aufführung war in allen Theilen vollkommen gelungen.

— **Die Oper „Golo" von Bernhard Scholz hat bei ihrer neu**lichen ersten Aufführung in Hamburg einen vollen, durchschlagenden Erfolg gehabt. Allerdings war die Besetzung eine ganz vorzügliche: das Ehepaar Vogl sang die Partieen des Golo und der Genovefa, Eugen Gura den Pfalzgrafen Siegfried. In jedem der drei Akte wurde mehrere Male stürmisch nach dem Komponisten gerufen, ebenso am Schlusse der Oper.

— **Im Thaliatheater in Hamburg ist die Jacobson'sche „Lach**taube" bei einer brillanten Darstellung (Emil Thomas, Formes, Frau Thomas) mit durchschlagendem Erfolge in Szene gegangen. Die dortigen Blätter konstatiren übereinstimmend, daß die Posse zu den lustigsten Schöpfungen ihres Genres gehört. Namentlich finden auch in Hamburg die Couplets die günstigste Beurtheilung.

— **Im Landestheater in Graz hat ein dreiaktiger Schwank:** „Der Attentäter wider Willen" von Hans Kraus sehr angesprochen.

— **Im August 1881 wird Richard Wagner's „Parzival", der** jetzt vollendet ist, in Bayreuth zur Aufführung kommen.

— **„Die Kameliendame" und „Demi-Monde", diese zwei Pa**riser Dramen, waren bisher in London verboten. Für das bevorstehende Gesammtgastspiel der Gesellschaft des Théâtre français wurde „Demi-Monde" freigegeben, dagegen das Verbot der „Kameliendame" aufrechterhalten.

Kultur und Wissenschaft.

— **Das italienische Bautenministerium hat die Errichtung eines** Observatoriums auf dem Aetna, ähnlich dem auf dem Vesuv, beschlossen.

— **In Deutschland bestehen zur Zeit 276 Stenographenvereine** der Stolze'schen Schule mit über 5000 Mitgliedern.

Erfindungen.

— **Bis jetzt sind die Versuche, die in London mit der Beleuch**tung durch elektrisches Licht angestellt wurden, zu größter Zufriedenheit ausgefallen. Dieser Tage kamen zum ersten Male sämmtliche elektrische Lampen auf dem Viktoria-Embankment, von der Waterloobrücke bis nach Westminster, in Gebrauch. Es unterliegt jetzt keinem Zweifel, daß die Experimente auf's Augenscheinlichste bewiesen haben, daß sich dieses neue Licht zur Straßenbeleuchtung außerordentlich eignet. Was jedoch den Kostenpunkt anbelangt, müssen erst Versuche zeigen, ob dieses Licht oder das Gas die billigere Beleuchtungsart ist. Obgleich das Embankment für gewöhnlich durch drei Reihen von Lampen erleuchtet ist, war dennoch die Mitte des Fahrweges in ein gewisses Dunkel gehüllt. Das elektrische Licht hingegen warf ein so helles, klares Licht sowohl auf die ganze Breite des Embankments als auch auf die Themse, daß sich die Gaslaternen wie Oellämpchen dagegen ausnahmen. Ebenso erfolgreich ist die Beleuchtung des Holborn-Viadukts mit dem elektrischen Lichte. Sämmtliche Gaslampen sind dort abgedreht, von Holborn bis Newgate-Street. Sechzehn elektrische Lampen, zu beiden Seiten des Viadukts vertheilt, und je eine am oberen und unteren Ende der Brücke, verbreiten ein viel brillanteres Licht als die 48 Gaslaternen, mit welchen für gewöhnlich der Viadukt erleuchtet ist, trotzdem die elektrischen Flammen mit einer Opaqueglobe versehen sind, die deren Leuchtkraft um 60 Prozent vermindern.

— **Der „M.-Conr." bringt Beschreibung und Abbildung des** von Ant. Lutz in Wien erfundenen Cellerino, eines Instrumentes, das die Form des Violoncells hat, bezüglich der Größe zwischen letzterem und der Bratsche liegt, mit den vier mit Draht übersponnenen Saiten A, D, G und C bespannt ist, wie die Violine gespielt wird und die Tonfarbe des Violoncells, nur etwas schwächer klingend, haben soll. Dieses neuerfundene und patentirte Musikinstrument soll beim Quartettspiel das Violoncell ersetzen, ein Violoncellspieler ist nach der Meinung des genannten Blattes bei der Quartettpflege nunmehr „gar nicht mehr nothwendig".

— **Das schon früher von uns erwähnte Megaphon ist ein für** die Hörbarmachung schwacher, von entfernten Punkten kommender Laute bestimmtes doppeltes Hörrohr von riesigen Dimensionen, für die Kommunikation zwischen zwei Megaphonstationen mit einem großen Sprachrohr verbunden. Zwei konische Schalltrichter aus Papiermasse, jeder 2 Meter lang und von 0,67 Meter Durchmesser an der Basis, sind, nach Dingler's Journal, mit horizontalen, parallelen Achsen neben einander auf einem Stative angebracht; die weiten Mündungen werden der Schallwelle zugekehrt, die kleinen Oeffnungen an der Spitze sind mit angesetzten (nicht zu weichen) Schläuchen verbunden; die an ihren freien Enden passende Röhrchen zum Einsetzen in den Gehörgang tragen. Das Sprachrohr, von gewöhnlicher Form, aber auch ziemlich groß, etwa 2 Meter lang, liegt zwischen den beiden Schalltrichtern; seine Axe ist den Axen der Trichter ebenfalls parallel und alle drei Theile sind auf einem starken Brette gegen einander unverrückbar befestigt, während das Brett auf dem Stative drehbar ist, so daß das Instrument bequem in jede beliebige Richtung gebracht werden kann. Das Megaphon dient also nicht zur Unterstützung Schwerhöriger, wohl aber leiten seine Trichter von einer ankommenden Schallwelle weitaus größere Stücke dem Ohre zu, als sonst in das Ohr gelangen. Beim Gebrauche des Instrumentes ist es äußerst störend, daß nicht nur der Schall, dessen Wahrnehmung gerade bezweckt wird, und auch nicht nur der, welcher aus der Richtung kommt, in welcher das Instrument aufgestellt ist (wenn auch dieser vorzugsweise), sondern daß jedes Geräusch ganz bedeutend verstärkt gehört wird; setzt man die beiden Schläuche an die Ohren, so hört man das an bewohnten Orten nie ganz fehlende, für gewöhnlich aber kaum zur bewußten Wahrnehmung gelangende Geräusch in einer geradezu unangenehmen Stärke.

Industrie und Verkehr.

— **In Halle soll Mitte des Jahres 1880 eine Gewerbe- und** Industrieausstellung stattfinden und zwei Monate dauern.

— **Die Industrieausstellung in Stuhlweißenburg (Ungarn) ist** am 17. Mai vom Erzherzog Johann eröffnet worden.

— **„Western Morning News" melden, daß sich eine Gesellschaft** gebildet habe zur Legung eines neuen Telegraphenkabels durch den atlantischen Ozean. Anregung dazu soll die Eifersucht der Franzosen gegeben haben, denen es nicht recht ist, daß die transatlantischen Kabel sämmtlich in Händen der Engländer sind. Es heißt, das neue Kabel werde von St.-Pierre bis zu den Scilly-Inseln reichen, dann einerseits bis Lands End, anderseits bis Brest abzweigen. Als Unternehmer werden die Herren Siemens genannt.

— **Die Bahn Neckargmünd-Jagstfeld, welche Heilbronn mit** Heidelberg noch kurzer als bisher verbindet, ist am 24. Mai eröffnet worden.

— **Der erste große indische Dampfer ist kürzlich durch den** neuen Kanal von Amsterdam in die Nordsee ausgelaufen. Früher mußten die großen Schiffe den Umweg über den Helder machen und konnten erst dort volle Ladung einnehmen.

— **Am 1. Mai trat der einheitliche Paketportotarif zwischen** Deutschland und den Niederlanden ein.

Feste und Versammlungen.

— **Der erste Verbandstag des Centralverbands zur Förderung** des kaufmännischen Bildungswesens tritt am 1. Juni in Berlin zusammen.

— **Der dreißigjährige Kongreß der Britischen Association zur För**derung der Wissenschaft wird in Sheffield vom 20.—27. August abgehalten werden.

— **Der Delegirtentag deutscher Gewerbekammern findet vom** 3.—5. Juni in München statt.

— **In Berlin findet vom 5.—12. Juni eine Spezialausstellung** der Seilerei statt.

Denkmäler.

— **Lanner's Geburtshaus in Wien wurde unter entsprechender** Feier mit einer Gedenktafel geschmückt.

— **Das Komite zur Errichtung eines Lessing-Denkmals in Ham**burg hielt kürzlich eine Sitzung, in welcher der erfreuliche Fortgang der Sammlungen konstatirt werden konnte, welche noch durch die bevorstehende, zu diesem Zwecke veranstaltete Gemäldeausstellung erheblich anwachsen dürften. Professor Schaper hat den Kostenanschlag für das Denkmal eingesendet und auf 79,000 Mark berechnet. Das Komite beschloß zunächst, von Schaper ein Modell anfertigen zu lassen, und bewilligte zu diesem Zweck 1000 Mark.

— **Im Hofe des Taubstummen-Instituts in Paris wurde die** Statue des Abbé de l'Epée, des Begründers dieser Anstalt und des Taubstummenunterrichts, enthüllt. Sie ist von einem Taubstummen, der die Ehrenlegion dafür erhielt.

Gestorben.

— Kap. E. W. Shaw, Vize-Gouverneur von Malacca.
— Der Herzog von Medina-Celi, am 14. Mai, in Madrid.
— Ferd. v. Lafeyrie, berühmter Kunst- und Alterthumsforscher, 69 Jahre alt, in Paris.
— Gottfried Semper, der berühmte Erbauer des alten Dresdener Theaters, Verfasser des Werkes „Der Styl", am 15. Mai, 75 Jahre alt, in Rom.
— Frhr. v. Scholl, Landesvertheidigungsminister im Ministerium Hohenwart, am 15. Mai, in Görz, 65 Jahre alt.
— Altbundespräsident, Nationalrath Stämpfli, 59 Jahre alt, am 15. Mai, in Bern.
— Franz Diener, k. preußischer Kammersänger, in Dessau, am 16. Mai.
— Dr. Ludwig v. Diestel, Professor der Theologie an der Universität Tübingen, 50 Jahre alt, am 16. Mai.
— Dr. Plessing, Senator und Vertreter Lübecks im Bundesrathe, in Berlin, am 19. Mai.
— C. W. Schnars, bekannter Reiseschriftsteller und Verfasser von Reisehandbüchern, 73 Jahre alt, in Baden-Baden, am 20. Mai.

Neue Welten.

Geographische Skizzen

von

C. Frhr. v. d. Goltz.

V.

Afghanistan.

2.

Die Bedeutung Afghanistans für England ist lediglich eine politische. Für den so oft schon prophezeiten Zusammenstoß der englischen und russischen Macht in Asien besteht zwar keine innere Nothwendigkeit, denn beiden Mächten ist ihre Sphäre auf das Bestimmteste vorgezeichnet. Rußland findet dieselbe nach völliger Unterwerfung von Turkestan in den unermeßlichen Hinterländern des chinesischen Reichs, England hat keinen Vortheil außerhalb der natürlichen Grenzen Indiens zu erwarten.

Aber Konflikte beider Mächte in Europa oder in anderen Theilen ihrer weiten Reiche können leicht auf indirekte Weise einen Kampf um die asiatische Herrschaft herbeiführen. Drohte ein solcher Konflikt doch bereits sehr ernsthaft während des russisch-türkischen Krieges. Für solche Fälle muß England der indischen Grenze und ihrer Nachbargebiete sicher sein. In dieser Beziehung tritt Afghanistan besonders in den Vordergrund. Nur durch dieses Land oder über das Pamirplateau vermag dereinst eine russische Invasion sich Indien zu nähern. Der begründete Argwohn Englands gegen den russischen Einfluß in Afghanistan hat bekanntlich auch die gegenwärtige Invasion herbeigeführt.

In merkantiler Hinsicht besitzt Afghanistan als Durchgangsgebiet für den persischen und türkischen Handel mit Indien Bedeutung. Kabul ist die große Zwischenstation für denselben *). Auch diese Stadt und ihr Verkehr sind indessen im Sinken begriffen, obgleich sich hier noch immer die Karawanenzüge von Herat und Kandahar, selbst von Balch vereinigen. Trotz unleugbar hoher Intelligenz sind die Afghanen doch nicht geeignet, selbstthätig eine Kultur im modernen Sinne anzubahnen. Die gesammte Bevölkerung, einst von Elphinstone auf 14 Millionen **), später auf deren $10^1/_2$, neuerdings auf 7 bis 8, ja auf 5 bis 6 Millionen und noch geringer geschätzt, ist weder dem Ackerbau noch der Industrie geneigt. Der Handel ruht in den Händen der Fremden. Der Afghane liebt ferner die großen Gemeinwesen, volkreiche, ausgedehnte Städte nicht, und nur Kabul besitzt an 60,000 Einwohner. Herat, dessen Bevölkerung zu Anfang dieses Jahrhunderts 100,000 Seelen überstieg, ist in fortwährenden inneren Wirren, bei Belagerungen und Eroberungen fast völlig zur Ruinenstadt geworden. Aehnlich ist es Kandahar ergangen. Balch und Ghasni (oder Guznee) können nur historisches Interesse beanspruchen.

Die im vorigen Herbst begonnene englische Invasion ist bekanntlich die zweite.

Die erste fand 1839—1842 statt, endete indessen höchst unglücklich. Sie knüpfte sich an die Kämpfe des von der ostindischen Compagnie unterstützten Sikhfürsten Rundschit Singh mit den Afghanen. Der Erste hatte afghanische Gebietstheile an sich gerissen und selbst den Versuch gemacht, durch die Cheiberpässe gegen Kabul vorzudringen. Die Emirs der Afghanen setzten sich damals, von England, an das sie sich zuvörderst gewendet, abgewiesen, mit Persien in Verbindung, um einen Rückhalt zu gewinnen. Sie traten somit, da am persischen Hofe der russische Einfluß dominirte, zum ersten Male auch unter russische Einwirkung. England hielt es an der Zeit, zu handeln. Es nahm sich in Verbindung mit Rundschit Singh des vertriebenen afghanischen Thronprätendenten Schah Schudschah an und ließ ihn am 13. September 1838 zum Herrscher der Afghanen proklamiren.

Ein englisches Armeekorps unter General Keane drang alsbald vom unteren Indus über Kandahar und Ghasni gegen Kabul vor, schlug den Emir von Kabul, den später so berühmten Dost Mohammed, mit leichter Mühe und okkupirte das östliche und mittlere Afghanistan vollständig. Eine persische Armee von 40,000 Mann erschien zwar bei Herat, um sich dieses Punktes zu bemächtigen, wurde indessen durch die Anwesenheit einer englischen Flotte im persischen Meerbusen alsbald zur Umkehr gezwungen.

Nach gethaner Arbeit kehrte das Gros der Invasionsarmee durch das Kabulthal und die damals noch sehr unbekannten Cheiberpässe zurück, gegen die von Pischawur her ein Hülfskorps der Sikhs unter General Wade vorgegangen war. Eine Garnison von etwa 9000 Mann mit zahlreichem Troß blieb in Afghanistan zurück.

Allein schwieriger wie die Besetzung sollte sich die Behauptung des Landes gestalten. Politische Mißgriffe zu Gunsten des im Lande äußerst verhaßten Schah Schudschah brachten die Afghanenhäuptlinge im Herbst 1841 zum Aufstande gegen die verhältnißmäßig nur geringe Macht der Fremden. Durch die Erhebung der Bergbewohner wurde diesen die Verbindung mit Indien und damit die Möglichkeit

*) Vor Zeiten besaß Kabul auch den berühmtesten Pferdemarkt des Orients.

**) Das heißt mit Einschluß der jetzt unter englischem Szepter stehenden Afghanen.

abgeschnitten, dauernd in Afghanistan zu existiren. Die Stadt Kabul ging am 2. November 1841 durch einen von Mordthaten an hohen englischen Funktionären begleiteten Aufruhr verloren. Mit der Stadt fiel aber das Hauptmagazin und das Arsenal, Proviant und Munition den Rebellen in die Hände. Schah Schudschah wurde in dem Kastell Bala Hissar, das englische Hauptkorps von etwa 5500 Kombattanten in seinem Lager bei Kabul formlich belagert. Zwar hatte sich Dost Mohammed nach einem vergeblichen Versuch, die Engländer zu vertreiben, schon am 3. November 1840 den englischen Residenten ergeben. Allein in seinem verschlagenen und thatkräftigen Sohne Akbar Khan fand die Erhebung einen kräftigen Leiter. Die Situation der Engländer wurde besonders schwierig, weil dieselben sich zuvor im Lande vollkommen häuslich eingerichtet und ihre Familien herangezogen hatten. Viele Frauen und Kinder, ein Troß von 12,000 Menschen und zahllose Lastthiere befanden sich bei ihnen. Der Oberkommandant General Elpinstone aber lag krank darnieder.

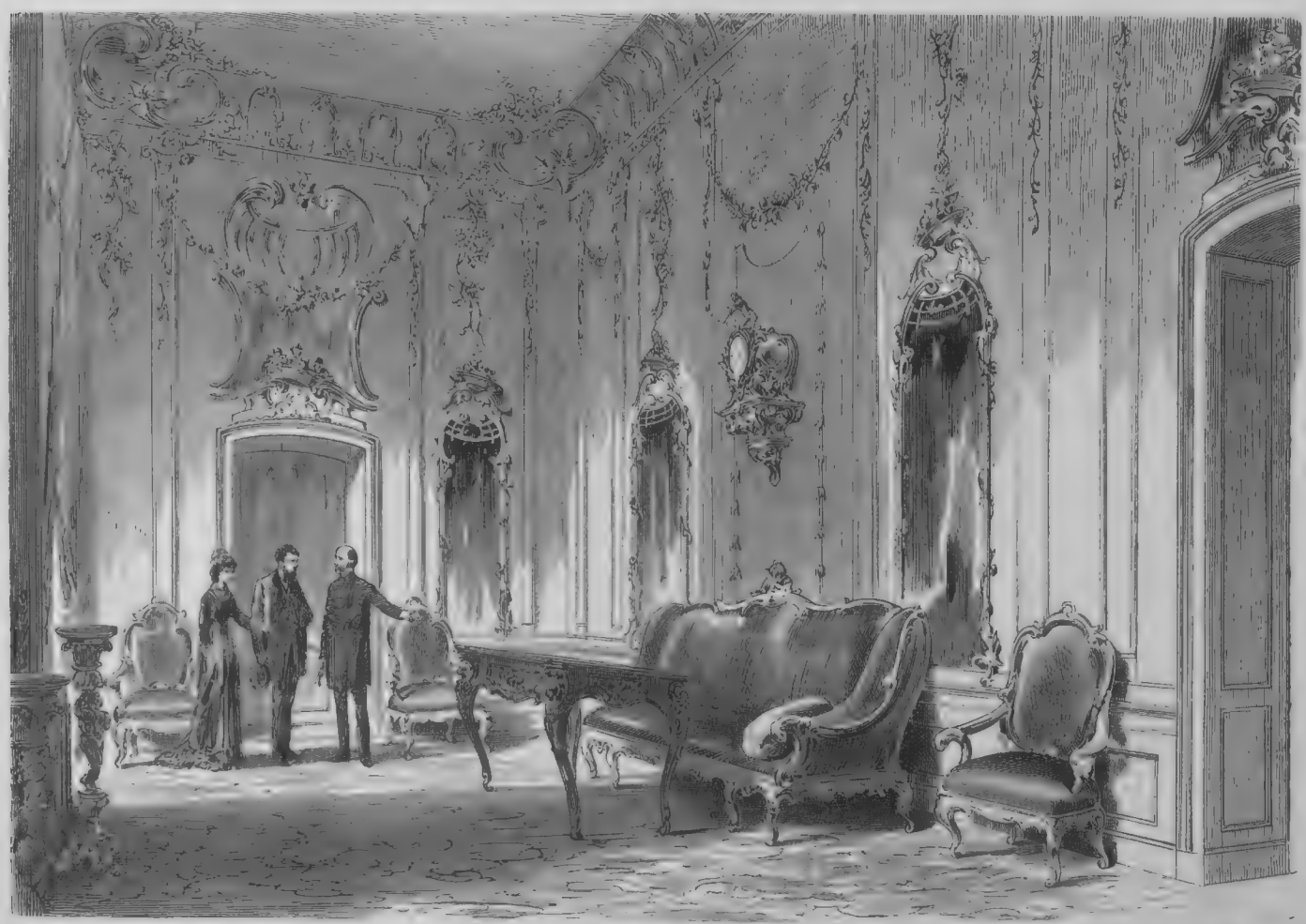
Am Weihnachtstage kam eine Art von Konvention zu Stande, welche den Engländern freien Abzug gewährte. Zu ihrem Unglück hatten sie sich durch Akbar Khan nur allzu lange hinhalten lassen. Der Winter machte den Rückzug schon unmöglich. Von allen Seiten sah sich die schwerfällige englische Kolonne angefallen, als sie endlich am 8. Januar aus dem Lager von Kabul aufbrach. Furchtbare Kälte, der Mangel an allen Subsistenzmitteln, tiefer, die Gebirgspässe füllender Schnee hielten sie auf. In wenig Tagen ward sie vollständig vernichtet. Nur ein verwundeter Arzt, Dr. Brydon, und etwa 20 Kombattanten erreichten Dschellalabad, wohin sich im Herbst ein kleines Detachement unter General Sale geworfen hatte und das den ganzen Winter über behauptet wurde. Kleineren englischen Garnisonen ging es ähnlich wie der von Kabul. Außer der Besatzung von Dschellalabad retteten sich nur 270 Soldaten mit etwa 2000 Mann Troß auf indischen Boden.

Noch im Jahre 1842 drang allerdings eine frische englische Armee in das Land, aber nur, um dasselbe zu strafen. Kabul wurde am 16. September 1842 wieder genommen und ebenso wie viele andere Orte zum Theil zerstört. Die Verwüstung begleitete die Märsche der Engländer, welche alsbald ihr Rachewerk vollendet hatten und dann durch die Cheiberpässe zurückgingen. Im November standen sie wieder am Indus.

Dieser Epoche folgte in Afghanistan die merkwürdige Regierung des aus seiner Haft entlassenen Dost Mohammed, dem es unter fortwährender Mühsal und nie endenden Kämpfen gelang, die bis dahin unabhängigen Herrschaften von Balch, Kandahar und endlich auch die von Herat zu unterwerfen. Als er im Mai 1863 diese damals noch bedeutende Stadt, den alten Zankapfel zwischen Afghanistan und Persien, eben genommen und er sich so auf den Gipfel seiner Macht geschwungen, starb er. Ihm folgte sein zweiter Sohn Schir Ali, der im vorigen Jahre durch seine Hinneigung zu Rußland, die kühle Abweisung einer englischen Gesandtschaft und seine feindselige Haltung im Allgemeinen ein neues Einschreiten Englands heraufbeschwor.

Den Zwecken, welche dieses verfolgt, den Konsequenzen, die sich muthmaßlich an die Gegenwart knüpfen werden, wenden wir uns demnächst zu. Es handelt sich um die Neugestaltung der Westgrenze Indiens, um die Besetzung der sogenannten „wissenschaftlichen" Grenze des englischen Kolonialreichs.

Die Bittschriftenlinde vor dem Stadtschloß in Potsdam. Originalzeichnung von G. Theuerkauf.



Arbeitszimmer Friedrich des Großen im Stadtschloß zu Potsdam. Originalzeichnung von G. Theuerkauf. (S. 715.)

Friedrich der Große in Sanssouci. Gemälde von A. Borckmann. (S. 715.)

Das Modell.

Novelle

von

George May.

(Schluß.)

VIII.

Auf diesen langen Brief bekam die Herzogin keine Antwort. Raymond hat ihn nie erhalten, und als er zwei Jahre später, an einem stürmischen Märztage, im Hafen von Marseille einfuhr, war seine Seele ebenso freudig bewegt, wieder Frankreichs Boden zu betreten, wie durch die Ungewißheit traurig gestimmt, was das Schicksal seit der langen Zeit mit der Marquise von Chatillon vorgenommen hatte.

Das Glück, welches ihm sonst lächelte, es hatte ihn auch nach Afrika begleitet. Mit Ausnahme einer leichten Schußwunde am Fuß kam er unverehrt zurück. Aber die Sonne der Palmen hatte ihn gebräunt, der Wüstenwind hatte ihn gekräftigt, es war nicht mehr der Raymond von einst.

Die Einsamkeit hatte sein Gemüth durchschauert und währenddem seine Freunde von früher ihn bedauerten, hatte er einen kostbaren Schatz entdeckt: sich selbst zu bezwingen und das zu schätzen, was uns das Leben bietet. Man muß nicht den Tod im Herzen fühlen, um das Leben als höchstes Gut zu betrachten und seinen Werth zu begreifen.

Raymond war nicht mehr der verzogene Günstling des Glücks, welcher das Vergnügen als seine Pflicht betrachtete, er war ein Mann geworden, stark im Wollen und zart im Fühlen.

Dinge, die ihm sonst kaum einen Blick ablockten, gewannen dauernden Werth durch die Entfernung.

So liebte Raymond seine Schwester Marthe nie mehr, als wenn er ferne von ihr weilte, Alles, was ihre allzu zärtliche Liebe in der Nähe Aufdringliches hatte, über dem Meer war es vergessen, und in seinen Gedanken malte er die Heimkehr nie anders aus, als im engen, vertraulichen Zusammenleben mit Marthe. Er war zu sehr ihr Schuldner, er hatte sein Lebenlang zu viel von ihr empfangen, sich von ihr sorglos, leichtsinnig, gedankenlos lieben lassen, um sich nicht gestehen zu müssen, daß ihm diese starke Liebe so unverdient geworden war, wie dem Wanderer der Klumpen Gold, an den sein Fuß im Gehen stößt; er sagte sich, daß diese selbstlose Liebe wohl werth sei, ihr den Rest seines Lebens zu weihen, aber er wußte, Marthe würde nie ein Opfer annehmen. Er entwarf hundert Pläne, wie er seine Schwester über die Ursache seiner Zurückgezogenheit auf dem väterlichen Schloß täuschen wollte, aber er fürchtete, seine Diplomatie wäre zu fadenscheinig, um Marthe zu überzeugen. Das Einzige, was sie wahrhaft überzeugt hätte, das wußte er, war ihm unmöglich. Wenigstens für jetzt. Er sagte es sich beinahe freudig.

Susannens Bild stand zwischen ihm und jeder andern Frau. Aber er hoffte nichts mehr von ihr. Die Einsamkeit läutert, wie das Unglück. Er war mit sich zu Gericht gegangen und hatte Urtheil über sich gefällt. Die Marquise mußte ihn für einen kühnen Frauenjäger halten, den bloß der Widerstand reizt; die Stimme der Wahrheit hörte sie wohl aus seinen Worten, aber sie hatte es auf seine Erregung, auf die Macht des Augenblicks geschoben; noch jetzt erröthete er bei dem Gedanken, wie wenig Anlaß er gegeben, anders beurtheilt zu werden, und voll Ergebung senkte er das Haupt.

Das Frohlocken seiner Seele, als er Susannens Ring an die Lippen drückte, war bald nüchterner Ueberlegung gewichen.

Die Herzogin, so sagte er sich, hat meine Ungeschicklichkeit erfahren; sie ist eine Frau von Geist und Herz, als solche hat sie mich in dem belohnt, womit sie mich straft, und mich bestraft, indem sie mich belohnt.

Der Ring kam von ihr, er war Susanne theuer — er dachte nie „die Marquise", nur immer „Susanne". Ich fand ihn und forderte mehr als mir gebührte; man war mir dankbar, aber man vergaß, es durch ein kleines Zeichen zu beweisen. — Große Verlegenheit. — Die Herzogin hat den Knoten durchhauen. Auf ihren Rath schickte man mir den Ring: Ursache und Folge, Anfang und Ende meines Romans. — Indem man sich des Kleinods beraubte, zeigte man gleichzeitig — nichts sollte mehr an das Geschehene erinnern.

Der Ring lag nicht mehr an Raymond's Herzen, aber da er ihn an die Tage seines kurzen Rausches erinnerte, da sie ihn getragen hatte, so funkelte er an seinem Finger.

Währenddem Villefranche so dachte, näherte sich das Schiff dem Ufer. Der Tag war stürmisch, kalt und nebelig. Die Marseiller frösteln schon bei einem kühlen Hauch, sie sind weit mehr Kinder des Südens, als ihre Lage es bedingt. Die Sonne hat sie verwöhnt, die Palmen haben es ihnen eingeredet. Sobald ein kalter Luftstrom sie berührt, ziehen sie sich frierend in die Häuser zurück und hüllen sich in warme Decken. Kein Wunder daher, wenn an diesem nordischen Märztage der Hafen leer war. Leer im Verhältniß zu sonnigen Tagen, wo es dann kaum einen Hafen der Welt gibt, der ein farbenreicheres, belebteres Bild bietet, als der Hafen von Marseille. Nur Jene, die von den Abfällen des Treibens leben, die Hafenschmarotzer, Alle, die keine warme Decke ihr eigen nennen, die kein schützendes Dach besitzen, welches sie vor den Unbilden des Wetters rettet, waren anwesend und riefen dem Schiff ihr Hurrah zu. Die Matrosen antworteten, die Kanonen grüßten dumpf, einige Vorübergehende blieben stehen, aber trotz alledem war es kein Empfang, der erfreut. Raymond dachte an den Abschied vor zwei Jahren und mußte lächeln bei dem Vergleich.

Die Trennung von Frankreich brachte ihm eine verklärende Hoffnung und die Zukunft lächelte hold, — das Wiedersehen war grau und blaß und traurig, hoffte er doch nicht — erwartete er doch nichts mehr.

Als Raymond auf dem Platze nach einem Wagen zum Hotel verlangte — am nächsten Morgen erst wollte er weiterreisen — näherte sich ihm ein alter Mann, mit dem bescheidenen, leisen Tritt und dem aufmerksamen Blick der Diener aus großen Häusern. Ehrerbietig zog er den Hut und sagte:

„Ihr Wagen steht hier, Herr Graf von Villefranche."

Raymond stutzte, aber sein nächster Gedanke war Marthe. Sie ist hier, ihre treue Liebe ist ihm entgegengeeilt. Er lächelt wehmüthig, wie arm ist doch, was er ihr bieten kann!

Der alte Diener hat das Gepäck bereits aufladen lassen, schon sitzt der Graf im Wagen und fährt durch die Straßen Marseilles. Im Weiterfahren lichtet sich seine Erinnerung. Er donnert dem Kutscher ein „Halt" zu. Schon sind sie bei den Außenwerken der Stadt, dort wird Marthe schwerlich wohnen. Und dann — Raymond hat die Zeit bemessen, der Brief, welcher ihr seine Ankunft anzeigt, kann kaum noch in ihren Händen sein. Das Gesicht des Dieners aber ist ihm so bekannt. Der alte Mann erscheint beim Wagenfenster.

„Benoit," so ruft Villefranche, „sind Sie es nicht? Oder täusche ich mich?" Und wie Benoit erfreut bejaht, erkundigt er sich eifrig nach der Herzogin und nach Oktave. Dann lehnt er sich zurück und sagt: „Nun begreife ich! Lassen Sie weiterfahren, Benoit, damit ich bald bei Ihrer Herrin sei!"

Der Wagen hält vor einer Gitterthür. Schlinggewächse winden sich um die eisernen Stäbe und hängen neugierig über die Gartenmauer. Durch die Stäbe sieht Raymond im Hintergrunde des Gartens ein zierliches zweistöckiges Häuschen, mit grünem Laubwerk bedeckt, stehen. Einige Stufen führen hinauf, zwei marmorne Säulen tragen den Balkon und beschützen die Eingangsthür. Die Fahrt muß lange gedauert haben, so schließt Raymond, denn sein Fuß schmerzt, als er dem Wagen entsteigt. Die Luft hat sich verdunkelt; schon dämmert es und in den Fenstern neben dem Balkon glänzen Lichter. — Raymond geht langsam die Treppe hinauf. Benoit ist stumm wie das Grab, das ganze Haus scheint in Schlaf versunken.

Schon hat Raymond eine Frage auf den Lippen, da hebt der Diener einen Vorhang, deutet auf die Thür dahinter und verschwindet. Der junge Mann tritt ein. Im Kamin brennt ein Feuer hell und lustig; auf der Sammetverkleidung vor dem Spiegel stehen zwei vielarmige Leuchter. Von dem vielen Licht auf einem Punkt fühlt sich Raymond heimisch angezogen, um so mehr als der übrige Theil des Gemachs in Dunkelheit getaucht ist.

Er wirft einen Blick in den Spiegel und weicht erschrocken zurück. Ein anderes Gesicht sieht ihm daraus entgegen, und wie er sich umwendet, steht leibhaftig vor ihm: die Marquise von Chatillon. Seine erste Bewegung ist, sich zurückzuziehen, aber dann fühlt er, wie ihm die Röthe auf die Stirne steigt. Würde die Marquise nicht glauben, er habe sich abermals eingeschlichen?

All' sein Stolz bäumt sich auf bei dem Gedanken, er muß bleiben, um sich zu rechtfertigen. Benoit muß ihn irregeführt haben. Anstatt ihn in die Gemächer der Herzogin zu bringen, hat er ihn zu Susanne gewiesen. Doch wie kam es, daß sie wieder bei der Herzogin wohnte?

Er ringt nach Worten; er sieht nicht, wie verlegen sie selbst ist und mit welch' leuchtendem Ausdruck ihre Augen auf ihm ruhen.

Endlich sagt er: „Benoit ist schuld, er hat mich erwartet, er hat mich zur Herzogin, seiner Herrin, bringen wollen. Ich bin fremd hier, vor einer Stunde erst bin ich an's Land gestiegen, verzeihen Sie, Madame. Ich gehe jetzt zur Herzogin."

Seine Augen suchen die Thür, doch seine Füße rühren sich nicht.

„Die Herzogin wohnt hier nicht," antwortet leise die Marquise.

Raymond greift sich an die Stirne.

„Wie ist mir denn? — Benoit sagte doch . . . ich verstehe nicht . . . ‚zu meiner Gebieterin,' sagte er . . . wäre es möglich . . . sollten Sie? . . . Doch nein, nein, es kann nicht sein. — Madame," fügte er mit gepreßter Stimme hinzu, „reißen Sie mich aus dieser Ungewißheit, denn wahrlich — Sie spielen grausam mit mir."

Ein Schluchzen unterbricht ihn. Susanne ist in einen Fauteuil zurückgesunken, und indem sie das Gesicht mit ihren Händen bedeckt, weint sie leise und heftig.

„Susanne . . . Frau Marquise, beruhigen Sie sich, ich gehe ja schon, es war ein Irrthum, verzeihen Sie . . ."

Doch anstatt sich zu beruhigen, weint sie nur noch heftiger, und anstatt zu gehen, kniet er vor ihr, rathlos, hülflos und überselig. Endlich läßt sie die Hände sinken und erröthet, weil Raymond vor ihr kniet.

„Ja," sagt sie, „so mußte es kommen, zuerst trieb ich Sie von mir und dann, wenn ich . . ."

„Wenn Sie?"

„Wenn ich in namenloser Angst und Unruhe die zwei tödtlich langen Jahre Ihrer warte; dann, wenn ich Ihre Verzeihung erflehen will, dann wenden Sie sich stolz ab und mir bleibt ewig der Vorwurf meines Herzens."

„Halten Sie ein, ich beschwöre Sie. Spielen Sie nicht ein zweites Mal mit mir. Sie brauchen keinen Vorwurf mit sich zu tragen, Frau Marquise, ich — habe Ihnen nichts zu verzeihen. Nicht Sie sind schuld, wenn ich Frankreich verließ. Sie gingen an mir vorüber, wie der Mahnruf meines bessern Ichs. — Den Ruf habe ich verstanden und bin ihm gefolgt. Ich war müde meines Lebens, ich verlangte nach besserem, nach ernstlichem Streben, nach thätigem Ringen. Glauben Sie mir, ich bin genug und übergenug durch diese Minute für das Vergangene belohnt, denn wenn ich den Sinn Ihrer Worte recht verstehe, so, so . . ."

„Nun?" frug sie aufhorchend.

„So liegt Ihnen etwas an meiner Freundschaft," sagte er, sich bezwingend.

Sie streckte ihm ihre beiden Hände entgegen. Noch glänzten ihre Augen feucht, aber schon theilten sich die Lippen zu einem berauschenden Lächeln. Er aber legte seine Hand nicht in die ihre. Wie war ihm denn? Welche Stimme sprach aus ihm? In welchem Wirbel drehten sich seine Gedanken?

„Nein," sagte er ernst und traurig, „so kann es nicht sein. Gebieten Sie über mich, befehlen Sie mir die Ausführung Ihrer leisesten Launen, aber verbannen Sie mich aus Ihrer Nähe. Ich kann Sie nicht täuschen, ich . . ."

Er wollte aufstehen und sich entfernen.

Doch sie antwortete mit schüchternem Erröthen:

„Muß ich denn all' meinen Stolz beiseite lassen, stolzer und ehrgeiziger Mann? Fühlen Sie es denn nicht, daß auch ich . . ." Sie unterbrach sich plötzlich, beugte sich gegen den jungen Mann und sagte lächelnd: „Küsse mich, Raymond!"

*

Benoit klopfte schon zum dritten Mal an die Thüre. Das Diner war fertig und noch immer erschien die Dame des Hauses nicht mit ihrem Gast. Den Beiden waren die Stunden zu Minuten geworden.

Raymond erfuhr, die Marquise habe den braven Benoit unter dem Vorwande von der Herzogin aus-

gebeten, daß er als alter Mann ihr Beschützer sein könne, nachdem sie zum ersten Male ein alleinstehendes Haus bewohne, anstatt wie üblich ein elegantes Hotel.

„Benoit ist verschwiegen und kennt Sie. Seitdem Schiffe mit Soldaten aus Algier ankommen, fährt er des Morgens in den Hafen und kehrt erst Abends heim. Er hat diese letzten Wochen wenig Ruhe gehabt," sagte sie schelmisch, „aber nun wollen wir ihn ausruhen lassen."

„Das wollen wir," erwiederte Raymond, „und wenn die Herzogin einwilligt und es ihm recht ist, so soll er mit uns nach Puy-Verdon, wo wir ihm die Tage seines Alters zu glücklichen machen werden."

„Doch nun," sagte die Marquise, „müssen Sie mir erzählen. Sie sind mir zwei ganze Jahre schuldig und ich schenke Ihnen nicht einen Tag."

Raymond preßte sie an sich. Er hatte Alles vergessen. Für den Augenblick dachte er nichts, fühlte er nichts, wußte er nichts als das Eine: Susanne liebte ihn. Der Ring gab nicht wenig Anlaß zum Gespräch. Sie schalt ihn, nicht errathen zu haben, daß sie es war, die ihm denselben geschickt hatte, und sie erzählte, der Ueberbringer sei eben jener Baptiste gewesen, dessen jüngstes Kind sie aus der Taufe hob und dessen Haus sie neu aufbaute. Doch Raymond gestand, von Baptiste nichts zu wissen, und so erfuhr er, daß die Herzogin ihm geschrieben und lange vergebens auf Antwort gewartet hatte.

Dann sprachen sie von der Herzogin. Sie war wie gewöhnlich in Nizza. Oktave's erwähnte man nicht, und obwohl Villefranche sich wegen seines unsinnigen Verdachts schalt, so freute es ihn doch, daß Susanne mit keinem Wort des schönen und begabten jungen Mannes gedachte.

Benoit schüttelte mehr als einmal den Kopf, währenddem er die Herrschaft bei Tisch bediente.

Die Marquise aß und trank wie eine gewöhnliche Sterbliche, dazwischen plauderte und lächelte sie wie ein Engel.

Raymond begnügte sich, ihr zuzuhören und sie anzusehen.

In diese ungetrübten Stunden tönte auf einmal der Schlag der mitternächtigen Stunde wie ein Mahnruf.

Die Marquise erhob sich, läutete und sagte:

„Ich mache mir Vorwürfe, daß ich Sie nicht früher zu Bette schickte. Sie müssen müde sein."

„Susanne! Ein Soldat ist nie müde, schicken Sie mich nicht so früh fort; es stürmt draußen und heute ist ja der Geburtstag unseres Glücks."

„Morgen ist wieder ein Tag, mein Freund. Ich will in der Einsamkeit Ihrer gedenken, und Sie?"

Die Antwort war wohl überzeugend — doch nur Susanne konnte sie verstehen.

„Benoit," sagte die Marquise zu dem eintretenden Diener, „führen Sie den Herrn Grafen auf sein Zimmer."

Doch rasch trat Villefranche dazwischen.

„Entschuldigen Sie, Madame, wenn ich Ihre liebenswürdige Gastfreundschaft nicht annehmen kann, mein Zimmer im Hotel ist bereits bestellt."

„Doch Ihr Gepäck ist hier."

„Es war ein Irrthum Benoit's."

„Sie werden doch nicht so spät und so weit . . ."

„Ein Soldat scheut weder Weg noch Stunde. Gestatten Sie nur, Frau Marquise, daß Benoit meine Handtasche aus dem Gepäck sucht und meine übrigen Habseligkeiten irgendwo hier unterbringt. Gehen Sie, mein Braver, und sorgen Sie für einen Träger."

Kaum hatte der Diener die Thüre geschlossen, als Villefranche auf zärtlichste Weise der Marquise Vorstellungen über ihre Unbesonnenheit machte.

Ihr offener Blick war eine Frage.

„Darf ich meinen Freunden nicht Gastfreundschaft bieten?" sagte sie verwundert.

„Gewiß, nur dann nicht, wenn der Freund, welcher die Nacht unter Ihrem Dache schlief, am nächsten Morgen Ihr Bräutigam heißt."

In Susannens Gesicht flammte es dunkel auf, dann lächelte sie. Sie mochte wohl das Einst und Jetzt vergleichen.

„Ich danke Ihnen, Raymond," war Alles, was sie erwiederte, indem sie ihre herrlichen Augen entschleierte.

Dann schieden sie. —

Als sich am andern Morgen gegen elf Uhr der Graf von Villefranche bei seiner schönen Braut einfand, sagte sie: „Ich weiß nicht, ob es trotz alledem nicht besser gewesen wäre, Sie im Hause zu behalten, wenn auch die bösen Zungen darin Stoff für ihre müßige Zeit gefunden hätten."

„Warum, Geliebte?"

„Warum? Der arme Benoit hat eine schlaflose Nacht gehabt. Kurz nachdem er Sie der Obhut Martin's übergeben hatte, sah er einen Schatten um das Haus schleichen. Der Schatten verschwand, wenn Benoit der Gitterthür sich näherte, aber sobald dieser von seinem Mansardenfenster die Gegend überschaute, tauchte der unheimliche Gast wieder auf. Natürlich gebrauchte Benoit die Vorsicht, das Licht auszulöschen, bevor er den Kopf zum Fenster hinausstreckte. Heute früh war es sein Erstes, mich von dem Ereigniß zu benachrichtigen. Auch meinte er, ich sollte es Ihnen mittheilen. Was halten Sie davon?"

„Ich? . . . ich meine, daß Sie viel zu lange Licht gebrannt haben, meine liebe Susanne, und wenn schon die Fliegen dem hellen Scheine zueilen, die Menschen noch weit mehr dem Feuerzauber Ihres Lichts erliegen."

„Also habe ich richtig errathen!" rief die Marquise; „armer Benoit, wüßtest Du!"

*

Acht Tage darauf ward die Marquise von Chatillon Gräfin von Villefranche.

Susanne hatte die Herzogin selbst zu dem feierlichen Akt aus Nizza geholt, sie gönnte es Keinem, der Tante diese Freudenbotschaft mitzutheilen, nicht einmal ihrer Feder.

„Auch bin ich der guten Frau eine kleine Rücksicht schuldig, und da ich sie bitten will, die letzten Tage meiner Freiheit" — hier sah sie Raymond schelmisch an — „mit mir zu theilen, so will ich selbst versuchen, ob ich sie dazu bewegen kann."

Die Herzogin kam allein. „Wozu Oktave in seiner Reise durch Italien stören?" sagte sie zu Raymond, es sei besser so.

Dieser sah seine Braut fragend an. Ihre Züge färbten sich für einen Moment, aber sie hielt seinen Blick aus. Raymond war zufrieden.

Die gute Marthe kam nicht zur Hochzeit. Keine Mutter konnte das Glück ihres Lieblings tiefer empfinden und heißere Segenswünsche für die Zukunft des jungen Paares vom Himmel erflehen, als Marthe. Ihr Brief war eine ganze Heimat, und Susanne liebte Raymond's Schwester, bevor sie dieselbe kannte.

Marthe schrieb, daß sie die Neuvermählten auf dem Schloß Villefranche zu Puy-Verdon erwarte, wo dieselben gewiß den Honigmond verleben würden. Ihre Aufgabe wäre es, das Schloß würdig zum Empfange der jungen Frau vorzubereiten.

So heirathete denn das Paar in aller Stille, früh Morgens in der Kapelle des kleinen Orts, in welchem die Marquise wohnte. Es war eine Hochzeit ohne Thränen. Nur die Augen der Herzogin feuchteten sich bei dem Gedanken an Oktave.

Als die Ceremonie zu Ende war, bestieg der überglückliche Raymond mit seiner schönen Frau den Reisewagen.

IX.

Die Abendglocken läuteten, als das junge Paar etwa zehn Tage später in Puy-Verdon einfuhr.

Der letzte Reisetag war so mild gewesen, schon begann die Sonne nicht nur zu leuchten, sondern auch zu erwärmen, schüchtern guckten zwischen dem dürftigen Graswuchs einige Blümchen hervor, und wenn die Vögel auch nicht tausendstimmig sangen, so zwitscherten die neugierigen Spatzen doch lustig in die Welt hinein und eine einsame Amsel flötete ihr Lied. In der sonnengetränkten Luft lag das süße Sehnen, das duftende Ahnen kommender schöner Frühlingstage. Darum zögerten auch die Beiden, den stillen, lieblichen Tag abzukürzen.

Villefranche ließ aus Rücksicht für seine Bauern langsam fahren, denn er ahnte die Dinge, welche bevorstanden. Und sie spielten sich auch ganz programmmäßig ab. Die Schuljugend, welche Feiertag hatte, schrie Vivat aus vollem Halse, ein kleines Mädchen überreichte der schönen Gräfin einen mächtigen Blumenstrauß, der Maire sammelte rasch die Brocken seiner Rede und war hocherfreut, als Raymond ihn versicherte, er erinnere ihn durch Art und Vortrag an Thiers. Dann begrüßte der Pfarrer das Paar. Der Schulmeister konnte nicht unterlassen, origineller als die Anderen zu sein, indem er hoffte, daß der Ort bald einem neuen Grafen zujubeln werde — Schulmeister haben gewöhnlich so viele Kinder und beschäftigen sich stets mit solchen, daß nur ihm so ein Passus entschlüpfen konnte — wobei Susanne ihr Gesicht tief in die Blumen drückte.

Und nun fuhr der Wagen in den Schloßhof ein. Der Postillon schmetterte sein Lied; Susanne schaute erwartungsvoll ihr neues Heim. Umgeben von allen Dienern, Benoit unter ihnen, stand Marthe im Hofe. Ihre Augen strahlten.

Sie hatte sich wohl auch ausgedacht, mit welchen Worten sie ihre neue Schwägerin begrüßen wollte, aber als Susanne aus dem Wagen stieg und frug: „Wollen Sie mich auch ein wenig lieben, Marthe?" da küßte sie statt aller Worte die junge Frau auf beide Wangen und um ihre Rührung zu verbergen, griff sie nach einem mächtigen Schlüsselbund, den auf rothem Sammetpolster ein Diener hinter ihr hertrug.

Susanne, die bereits ihre Eigenthümlichkeiten kannte, fiel ihr in's Wort:

„Meine liebe Marthe, behalten Sie die Schlüssel und die liebgewordene Beschäftigung; unserem Hause wird es gewiß nur von Vortheil sein, wenn Sie nach wie vor darin schalten. Nicht wahr, Raymond?"

Doch Dieser erwiederte ernst: „Marthe hat Recht. Du bist die Frau und Gebieterin, welche hier einzieht, und gewiß hat sie nicht ohne Ursache diesen öffentlichen Moment gewählt, um Dir des Hauses Schlüssel zu überreichen. Die Beamten und Diener unseres Hauses sehen seit dreißig Jahren in Marthe die alleinige Herrscherin; es sind alte Leute darunter, die ihr sehr zugethan. Jetzt hat Marthe ihnen gezeigt, wer mit den Schlüsseln das Szepter des Hauses übernimmt.

„Hier, meine Freunde," sagte er, sich zu den Versammelten wendend, „stelle ich euch eure Herrin, die Gräfin von Villefranche vor!"

Die Vivatrufe begannen auf's Neue, währenddem das junge Paar, gefolgt von Marthe, das Schloß betrat.

Noch war der festliche Tag nicht zu Ende, so sehr die Beiden es auch gewünscht hätten.

Die ganze Umgebung war eingeladen. Seit drei Dezennien wieder zum ersten Male sah der Festsaal des Schlosses Hunderte von Gästen versammelt.

Die Kronleuchter flammten, die Becher erklangen. Die Toaste jagten sich, geschäftig eilten die Diener hin und her. Aber das Schönste im Saale war die junge Frau, deren Lieblichkeit einstimmig als das Kostbarste des reichen Schlosses gepriesen wurde, und die in ihrem weißen Kleide, wie der königliche Schwan inmitten eines Gartens von buntfarbiger Blumenpracht, ruhig und hoheitsvoll die Wogen berauschender Lust zertheilte.

Die ländliche Musikkapelle spielte heitere Weisen und bei den Klängen drehten sich die Dorfbewohner im Schloßhofe.

Aber das rauschende Fest war nicht nach dem Geschmack der Gefeierten.

Auf Susannens blasser Schönheit lag ein Hauch der Ermüdung. Dem Auge des besorgten Gatten entging es nicht, und während die Gäste von den Erkern, Thürmen, Fenstern und Balkonen des alterthümlichen Schlosses das Feuerwerk bewunderten, führte er seine Frau nach dem Flügel des Schlosses, welchen sie bewohnen sollten. Sie gingen durch eine Reihe kostbar eingerichteter Gemächer, jedoch von solch' vollendetem Geschmack, daß ihre Kostbarkeit sich bescheiden barg. Die Pariser Dekorateure und Tapezierer, welche Marthe auf das Schloß berief, hatten ihr Bestes im kurzen Zeitraum zweier Wochen geleistet.

In dem Schlafzimmer jedoch hatten sie sich selbst übertroffen. Es war ein Nest von blauem Atlaß und weißem Musselin. An den herabgelassenen Vorhängen und Portièren aus schwerstem Stoff, an der weichen Polsterung der Wände brach machtlos der Lärm der Außenwelt. Kein Laut drang herein, kein Lichtstrahl bahnte sich den Weg, nur die Ampel aus milchweißem Glase leuchtete in dieser Kapelle der Liebe.

Dankbar sah Susanne ihren Gatten an, der, wie es oft geschieht, dort erntete, wo Andere gesät hatten.

Ob er wohl ihren Blick den Pariser Dekorateuren gegönnt hätte?

Noch erwartete die Beiden eine neue Ueberraschung. Auf einem der Tische lag eine flache Kiste. „Für den Grafen und die Gräfin von Villefranche" stand darauf. Weiter unten las man: „Nur von dem Grafen selbst zu öffnen." — Hammer und Stemmeisen lagen daneben bereit.

„Was meinst Du, Geliebte, sollen wir diese Arbeit Anderen überlassen?" frug Raymond. „Oder für morgen?"

„Laß uns heute noch sehen, was es sein mag," erwiederte Susanne.

Er griff nach dem Werkzeug und enthüllte in wenigen Minuten das Geheimniß.

Es war ein Bild von Meisterhand, umrahmt von kostbarem Schnitzwerk. In einem Thronsessel von alter-

Wiege des Kaisers.

thümlicher Pracht eine Frauengestalt. Auf ihrem Haar zittert ein goldnes Licht, das graue Auge schaut aus unergründlichen Tiefen, doch löst der Mund anmuthsvoll das Räthsel ihrer Blicke. Die schmale linke Hand vergräbt sich in die blauen Falten ihres Kleides, die Rechte streckt sich aus zum Empfangen. Ein Ritter kniet vor der Dame, er reicht ihr einen Kranz und der stolze Ausdruck seiner Züge sagt es, wenn es nicht schon aus der vornehmen Haltung, aus dem freien Adel seiner Geberde klar geworden wäre, daß keine Macht der Welt ihn zur kniefälligen Stellung gebracht hätte, es sei denn die mildeste und stärkste Macht zugleich: die Liebe.

Dem Rahmen war ein Blatt Papier angeheftet, darauf stand in großen Schriftzügen, kapriziös und genial wie Der, welcher die Worte geschrieben:

„Der Maler Adrien dem Grafen und der Gräfin von Villefranche:

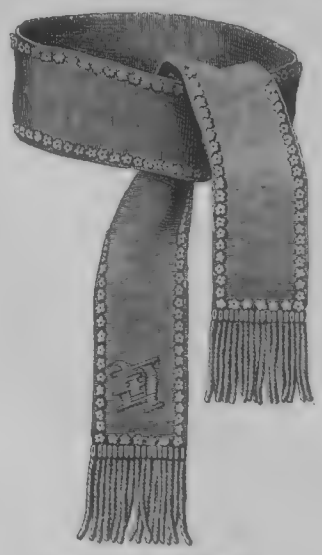
„Entweder als Bereicherung ihrer Ahnengalerie, denn es ist zu hoffen, daß sie dereinst auch zu den Ahnen ihrer Nachkommen gezählt werden, oder — wenn sie es vorziehen — als Memento einer Stunde, da Beide, um einander zu täuschen, es nicht verschmähten, Modelle eines Sklaven zu sein, — Sklave der Kunst und der göttlichen Liebe!"

Des Kaisers goldener Jubeltag.

(Hierzu die Bilder S. 701, 705 und 712.)

Wenn es je ein menschliches Leben gegeben hat, das während seines außergewöhnlichen, fast die Grenzen zweier Jahrhunderte berührenden Laufs alle großen, den Geist und das Herz in Freude und Leid bewegenden Erdenschicksale in sich schließt, so ist es das unseres deutschen Kaisers Wilhelm I., dessen Jubeltag das deutsche Volk in inniger und freudiger Theilnahme festlich begeht.

Im zarten Alter sah der junge Prinz, der damals als der zweite Sohn seines königlichen Vaters nach menschlicher Berechnung nicht bestimmt war, den Thron zu besteigen, den jähen und erschütternden Zusammenbruch der preußischen Monarchie, welche Friedrich der Große auf eine von ganz Europa bewunderte und gefürchtete Höhe heraufgeführt hatte; — er, der von Jugend auf sich vorzugsweise mit zum Soldaten bestimmt hatte, sah die preußische Armee, auf welcher nach Friedrich des Großen Wort der Thron und das Reich so sicher ruhen sollten wie die Welt auf den Schultern des Atlas, zersprengt und vernichtet durch den gewaltigen Erben der französischen Revolution, — er sah, wie der königliche Vater sich vor dem rücksichtslosen Sieger demüthigen mußte — er stand an dem Sterbelager der Mutter, welcher der Gram



Strumpfband der Kaiserin.

um die Schmach und Noth des Volkes das Herz brach, und in seinem jungen Leben schon empfand er das schwerste Leid, das den Sohn in seiner kindlichen Liebe und den fürstlichen Sprossen der Hohenzollern in seinem Stolze treffen konnte. Nach der dunklen Nacht tiefer Erniedrigung, welche auch den Treuesten und Muthigsten den Glauben und die Hoffnung nahm, stieg dann der junge Prinz an der Hand seines Vaters und unter dem lauten Jubelruf des ganzen Volkes mit

Schnitzeljagd. Originalzeichnung von G. Krickel. (S. 715.)

1. Obstmosten. 2. Flachsbrechen. 3. Die Gänsewaide. 4. Auswanderer. 5. Wäsche.

Aus einem schwäbischen Dorfe. Originalzeichnung von W. Gröszer. (S. 716.)

empor zu der neuen, glänzenden Höhe, zu welcher treue Aufopferung und todesmuthige Hingebung sein königliches Haus und sein Vaterland wieder heraufführten. Mit doppeltem Eifer widmete er nach so schmerzlichen Erfahrungen seine ganze Kraft dem militärischen Beruf, er wollte als der zweitgeborene Sohn der erste Soldat seines Königs und seines Landes werden, und damals schon keimte in ihm der Gedanke, die schlagfertig-straffe Form der Armee Friedrich des Großen mit dem lebendigen, ewig jungen Geist der Volkswehr zu erfüllen, welcher in den Befreiungskriegen den Sieg errang, um auf diese Weise für immer ein zweites Jena unmöglich zu machen. Der Prinz, welcher den Geist des ganzen Heeresgefüges mit ebenso weitem Blick erfaßte, als er die Wichtigkeit des kleinsten Rades der dienstlichen Maschine erkannte, ahnte damals nicht, daß er seine Arbeit einsetzte, um einst Alles, was er langsam schaffen half und selbst schuf, als königlicher Feldherr zu erproben, — er arbeitete eben im Dienste des Königs für den Dienst des Landes — die niemals ruhende Pflichterfüllung war die Triebfeder seiner Thätigkeit in den langen Jahren des Friedens. Schwerer Schmerz trat abermals an ihn heran, als er im Jahre 1848 die Revolution im eigenen Vaterlande ihr Haupt erheben sah und als der verirrte Geist der damaligen Zeit von innen heraus den Bau des königlichen Preußens zerstören wollte, den im Jahre 1806 der Anprall von außen niedergeworfen hatte. Noch schmerzlicher aber als dieser kurze revolutionäre Taumel berührten ihn dann die unseligen und demüthigenden Folgen der unklaren Politik, welche aus jener Zeit wilder Bewegung hervorging. Die von Preußen angebahnte Reform Deutschlands mußte aufgegeben werden, weil mit Oesterreich sich ihr alle europäischen Mächte entgegenstellten — die preußische Armee stand marschfertig da, aber Friedrich Wilhelm IV., ein Fürst des Friedens, zu kühnem Wagen nicht geartet, senkte das halbgezogene Schwert wieder in die Scheide und die Demüthigung von Olmütz lastete schwer auf der Seele des Prinzen von Preußen, welcher ebensoviel Vertrauen in die Kraft des Heeres als in den nationalen Beruf seines Hauses und seines Landes hatte. Aber wie auf Jena Waterloo folgte, so sollten die Tage von Warschau und Olmütz gesühnt werden durch die gewaltige nationale Entwicklung Deutschlands, welche vor Sedan ihren militärischen und in der Spiegelgalerie von Versailles ihren politischen Abschluß fand. Der Prinz von Preußen war in einem Alter, in welchem so viele Menschen ihre Lebensarbeit abschließen, König geworden — er bildete das Heer nach den Erfahrungen seines Dienstlebens zu neuer Organisation aus, mit scharfem Blick fand er für jeden Platz die Männer, welche den Geist, den Willen und die Kraft vereinigten, um mit ihm sein großes Ziel zu verfolgen, und heute steht der greise Fürst an der Spitze des neugeeinigten Deutschlands, geschmückt mit der glänzenden Krone Karl des Großen und der Hohenstaufen.

Auf dieser glänzenden Höhe, wie sie kaum jemals vor ihm ein Fürst erstiegen, traf den greisen Herrscher noch einmal ein schwerer Schmerz, der bitterste vielleicht, den er in seinem ganzen Leben empfunden. Verkommene und verirrte Söhne des eigenen Volkes trachteten nach dem Leben des nationalen Helden, des Wiedererbauers des geeinigten, mächtigen deutschen Reiches. Lange hat der Kaiser an den äußeren Wunden gelitten, welche des Meuchelmörders Schuß seinem ehrwürdigen Haupte und seinem für das deutsche Volk stets siegreichen Arme beibrachte, schmerzlicher aber noch waren die Wunden, die diese bittere Erfahrung seinem Herzen schlug, und gewiß hätte er gern schwerere Körperschmerzen ertragen, wenn sie ihm von feindlichen Geschossen auf dem Schlachtfelde gekommen wären. Aber auch dieser Schmerz wurde verklärt durch die allgemeine innige Theilnahme seines Volkes, und von Neuem läßt die Vorsehung hohe und reine Freude auf Gram und Leid folgen: das kaiserliche Haupt, das die Lorbeeren in reicher Fülle umwinden, schmückt sich mit dem goldenen Myrtenkranz des fünfzigjährigen Gedenkfestes einer reichgesegneten Ehe, und wie die Regierung Kaiser Wilhelm's dem preußischen und dem deutschen Volke hoch über alles Denken und Berechnen, über alles Hoffen und Wünschen hinaus Ehre und Ruhm gebracht, so soll ihm auch in seinem Hause und seiner Familie das Höchste zu Theil werden, was einem vollen Menschenleben die schönste Weihe verleiht. Der Kaiser feiert das Fest seiner goldenen Hochzeit an der Seite der Gemahlin, welche alle guten und bösen Tage mit ihm durchgemacht, welche das Füllhorn unerschöpflich wohlthuender Barmherzigkeit über das Volk ihres Gemahls ausgießt, und welche unermüdlich, ganz Europa ein Vorbild, daran arbeitet, überall die Wunden zu heilen und die Leiden zu mildern, die als unausbleibliche Folgen mit den großen Kämpfen um des deutschen Reiches Wiedergeburt verbunden sein mußten.

An einem solchen Gedenkfeste ziemt es sich wohl, einen Rückblick zu werfen auf jene Tage, da die heute greisen Häupter des Kaisers und der Kaiserin sich in jugendlicher Kraft und Frische mit dem grünen Myrtenreis schmückten, auf jene Tage, welche den Ausgangspunkt bildeten eines so wunderbaren Weges durch die Geschichte der Welt und der Völker. Wir geben unseren Lesern die Bildnisse des Brautpaares aus jener Zeit, in welcher wohl Niemand daran dachte, daß dieses fürstliche Paar bestimmt sein sollte, unter der kaiserlichen Krone, umgeben von dem zum Ziel seiner sehnsüchtigsten Träume emporgeführten deutschen Volke, die goldene Hochzeit zu feiern.

*

Der damalige Prinz Wilhelm von Preußen hatte das zweiunddreißigste Lebensjahr überschritten — die Prinzessin Augusta Herzogin von Sachsen-Weimar das achtzehnte noch nicht erreicht, als am 13. Februar 1829 der wirkliche Geheimerath von Jordan als königlich preußischer Gesandter bei Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog Karl Friedrich von Sachsen und dessen Gemahlin der Großherzogin und Großfürstin Maria Paulowna in feierlicher Audienz die Werbung im Namen des Königs Friedrich Wilhelm III. anbrachte, welche um so freudiger angenommen wurde, als bereits die jüngere Tochter des Großherzogs mit dem Prinzen Karl von Preußen vermählt war, die junge Braut mithin in ihrem neuen Vaterlande eine ihr ebenso durch Geist und Gemüth wie durch das Blut verwandte Schwester finden sollte. Am nächsten Tage schon traf der Prinz Wilhelm in Weimar ein, — es begleiteten ihn der Generalmajor von Brause, der Oberst von Lützow, der Major von Gerlach und der Hofrath Bork, der Vater des heute noch bei dem Kaiser fungirenden Kabinetsekretärs. Am nächsten Tage traf auch der damalige Kronprinz von Preußen, von dem Major von Brandenstein begleitet, in Weimar ein, um den König bei der Verlobung seines Bruders zu vertreten. Die feierliche Verlobung fand am 16. Februar, dem Geburtstag der Großherzogin Maria Paulowna statt, und zwar in den Zimmern der Großherzogin-Mutter, der Wittwe Karl August's, des fürstlichen Mäcen unserer nationalen Dichterheroen, in Gegenwart der fürstlichen Verwandten des regierenden Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha und des ganzen Hofstaates, unter dem sich auch der damalige Botschafter des Königs Karl X. von Frankreich am Hofe zu St. Petersburg, der Herzog von Mortemart, befand, so daß auch das königliche Frankreich, welches im nächsten Jahre schon für immer zusammenbrechen sollte, bei dieser so hoch bedeutungsvollen fürstlichen Verlobung noch vertreten war. — Glänzende Feste folgten und der Prinz Wilhelm blieb bis zum 28. März in Weimar, feierte auch am 22. März seinen Geburtstag im Kreise der großherzoglichen Familie. Dann folgte eine Zeit eifriger Vorbereitungen für die Ausstattung der Prinzessin. Am 25. Mai wurde der Trousseau der Prinzessin Braut ausgestellt. Am 3. Juni erschien die Prinzessin im Theater, um von den Bewohnern von Weimar Abschied zu nehmen, — man gab „Preziosa", aber das ganze Publikum blickte zu der großherzoglichen Loge hinauf, wo die Prinzessin zum letzten Male, wehmüthig bewegt, zwischen den geliebten Eltern saß. Am 7. Juni, dem ersten Pfingsttag, sollte die Abreise stattfinden. Tags vorher war Cour auf dem Schlosse und vierzehn junge Mädchen, zwei Bräute an der Spitze, brachten der Prinzessin Augusta einen Kranz von Myrten und Rosen dar. Am 6. Juni war der Prinz Wilhelm angekommen, um seine Braut abzuholen, er erschien am ersten Pfingsttage mit der ganzen großherzoglichen Familie in der Stadtkirche zum Gottesdienst, und unmittelbar darauf verließ die Prinzessin das elterliche Schloß, durchschreitend ein Spalier von Bürgerstöchtern in weißen Kleidern mit rothseidenen Schärpen, welche Blumenguirlanden in den Händen hielten. — Ihr jüngerer Bruder, der damals elf Jahre alte Erbgroßherzog, der jetzige Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, führte sie bis zum Wagen hinab, — ihr Weg wurde dicht mit Rosen bestreut und auch der sechsspännige Reisewagen war mit Rosen bekränzt. Zur Stadt hinaus geleitete sie eine Ehrenseskorte von Husaren und die reitende Bogenschützenkompagnie, welche vierundfünfzig Mann stark war und schwarze Kleidung mit gelb-grün-schwarzen Schärpen trug. Die Prinzessin begleiteten ihre Oberhofmeisterin Frau von Hopfgarten und ihre Hofdame und Freundin Fräulein von Spiegel, — als Kommissäre des Großherzogs zur Uebergabe der Prinzessin begleiteten den Brautzug der Staatsminister von Fritsch und der Generalmajor Freiherr von Egloffstein.

Der Prinz Wilhelm fuhr auf der ganzen Reise seiner fürstlichen Braut eine halbe Stunde voraus, — bei Reisdorf berührte man die preußische Grenze. Die Prinzessin stieg aus und betrat zu Fuß den Boden ihres neuen Vaterlandes, auf welchem sie ihr künftiger Gemahl erwartete, — hier empfing sie der Kommissär des Königs von Preußen und der preußische Ehrendienst: der Staatsminister von Klewitz, General von Jagow und Major Freiherr von Reitzenstein. Man hielt auf der Reise Nachtlager in Merseburg und in Wittenberg. Ueberall war feierlicher Empfang. Die fürstlichen Eltern der Braut waren inzwischen bereits in Potsdam angekommen. Der König Friedrich Wilhelm III. und der Kronprinz waren der Prinzessin Braut bis Michendorf bei Potsdam entgegen gefahren, wo auch die Leibeskadron der Gardes du Corps als Ehrenseskorte sich dem Zug anschloß. Vom Brauhausberge bei Potsdam begrüßten die Prinzessin hundertundein Kanonenschüsse, die Potsdamer Schützengilde bildete Spalier bis zur langen Brücke, wo sich eine mächtige Ehrenpforte erhob. Im Marmorsaale des Stadtschlosses zu Potsdam war die ganze königliche Familie, der Kaiser Nikolaus von Rußland, seine Gemahlin Maria Feodorowna (Prinzessin Charlotte von Preußen) und der damals elfjährige Thronfolger, jetziger Kaiser Alexander II. von Rußland, versammelt, um die Prinzessin in ihrer neuen Heimat zu begrüßen. Am 10. Juni fuhr die Prinzessin nach Charlottenburg und hielt von dort aus ihren feierlichen Einzug in Berlin, wo ihr die Krone der Königin von Preußen und der deutschen Kaiserin von der Vorsehung vorbehalten war. Am 11. Juni fand dann im königlichen Schlosse zu Berlin die Vermählungsfeier statt. Die höchsten Herrschaften versammelten sich gegen sieben Uhr Abends im rothen Zimmer Königs Friedrich I., während die Hofstaaten in der boiserirten Galerie warteten und die übrige Gesellschaft sich in dem Rittersaal und den daranstoßenden Zimmern bis zur Kapelle hin aufstellte. — Unter der Bedeckung eines Offiziers und zweier Unteroffiziere der Gardes du Corps wurde die Krone durch den Geheimen Hofrath und Tresorier Siefert hereingebracht und der ersten Hof- und Staatsdame Fräulein von Viereck übergeben. Die Kronprinzessin von Preußen, spätere Königin Elisabeth, setzte diese Krone, welche die königlichen Prinzessinnen nur bei ihrer Vermählung tragen, der fürstlichen Braut auf das Haupt, — die Kaiserin von Rußland und Großherzogin von Sachsen-Weimar befestigten unter Assistenz der Hofdame dieß Zeichen der königlichen Würde auf dem Kopfputz der Prinzessin und dann begab sich die fürstliche Gesellschaft unter Leitung des Oberceremonienmeisters von Buch in die Kapelle, voran trat der Obermarschall Graf von der Goltz mit dem großen Obermarschallsstabe in der Hand, dann folgten alle Kammerherren paarweise, hierauf der Hofstaat des Prinzen Wilhelm, dann die Kammerherren der Braut, Herr von Jasmund und Graf von Königsmarck, unmittelbar vor dem Brautpaar. Die Schleppe der Prinzessin trugen die Fräuleins von Borstell, von Jasmund, von Spiegel und von Heister, — unmittelbar hinter der Prinzessin folgte die Oberhofmeisterin Frau von Jagow. Nach den Oberhofchargen folgten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen mit der russischen Kaiserin, — der Großfürst-Thronfolger und der Kronprinz mit der Großherzogin-Großfürstin, — der Großherzog von Sachsen-Weimar und der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz mit der Kronprinzessin, — der ältere Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, und der Prinz Friedrich der Niederlande mit der Prinzessin Karl, — Prinz Karl mit der Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, jetziger Großherzogin-Mutter, Schwester des Kaisers, — der Prinz Albrecht mit der Prinzessin Friedrich der Niederlande, der zweiten Schwester des Kaisers, — es folgten dann die übrigen preußischen Prinzen und Prinzessinnen, — hierauf der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, — der regierende Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, — der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, — der Herzog von Braunschweig-Oels, — der Prinz Georg von Hessen und der Fürst von Anhalt-Köthen-Pleß.

Der Bischof Eylert, assistirt von sämmtlichen Hofpredigern, empfing das Brautpaar beim Eintritt in die Kapelle, begleitete dasselbe vor den Altar und vollzog die Trauung, — im Augenblick des Wechsels der Ringe wurden im Lustgarten vor dem königlichen Schloß zweiundsiebenzig Kanonenschüsse abgefeuert. — Nach einer Spielcour im weißen Saal fand das Souper statt, bei welchem unter dem Thronhimmel im Rittersaal die königliche Ceremonientafel servirt war, an der die Generallieutenants von Rauch und von Müffling zum Vorlegen der Speisen kommandirt waren. In der Mitte der Tafel saß das neuvermählte Paar, neben der Prinzessin der Kaiser Nikolaus, neben dem Prinzen Wilhelm die Kaiserin von Rußland, neben dieser der König Friedrich Wilhelm III. An den übrigen fünf Tafeln machten der Generalfeldmarschall Graf von Gneisenau, der Obermarschall und Staatsminister Graf von der Goltz, der General der Infanterie und Kriegsminister von Hacke, der Oberkammerherr Fürst zu Sayn-Wittgenstein und der Generaladjutant General von dem Knesebeck die Honneurs. Der Oberschenk Graf von Egloffstein reichte dem Könige den Wein, — derselbe brachte die Gesundheit des hohen Brautpaares aus und unmittelbar darauf die des Kaisers und der Kaiserin von Rußland. Nach dem Souper begaben sich die sämmtlichen höchsten Herrschaften und die ganze Gesellschaft wieder in den weißen Saal, woselbst die versammelten Staatsminister unter Leitung des Obermarschalls Grafen von der Goltz mit dem großen Stabe den Fackeltanz, diese alte Vermählungsceremonie des preußischen Königshauses, begannen. Die Minister, welche denselben ausführten, waren: der Minister von Motz, der Minister Graf von Dankelmann, der Minister von Hacke, der Minister von Klewitz, der Minister Graf von Lottum, der Minister Fürst zu Sayn-Wittgenstein, der Minister von Schuckmann, der Minister von Beyme, der Minister Brockhausen.

Die neuvermählte Prinzessin machte zuerst den Umgang mit dem Kaiser von Rußland, dann mit dem Könige, ihrem Schwiegervater, und darauf mit allen anwesenden Prinzen, — ebenso Prinz Wilhelm mit der Kaiserin von Rußland und allen Prinzessinnen.

Nach beendigtem Fackeltanz begaben sich die Herrschaften unter Vortritt der Hofstaaten wieder nach den Zimmern Friedrich I., — dort wurde der Prinzessin die Krone abgenommen und dem Geheimenrath und Tresorier Siefert wieder übergeben. Die Oberhofmeisterin Frau von Jagow vertheilte das blauseidene, silbergestickte Strumpfband der neuvermählten Prinzessin, dessen Bild wir unseren Lesern nach einem von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. aufbewahrten Original ebenfalls mittheilen, dann wurde der Hof entlassen.

So verlief die Verlobungs- und Vermählungsfeier des fürstlichen Brautpaares, dessen Bildnisse uns heute wie eine Mahnung an längst vergangene Zeiten anschauen und das dennoch heute im goldenen Jubelkranz frisch und lebendig zur Freude der ganzen Nation vor uns steht, in dankbarer Rührung an jenes Fest zurückdenkend. Damals sprießte im lichten Grün die junge Saat des Lebens auf, — sie hat auch im Hause und der Familie des Kaisers goldene Aehren

in reicher Fülle getragen: neben dem Jubelpaar steht in männlich voller Kraft der fürstliche Sohn, der Kronprinz, der so ritterlich mitgewirkt hat zur Herstellung des Reiches, das einst sein Erbe sein wird, den lorbeerumwundenen Marschallstab in der Hand, — die Tochter, welche nach dem Vorbilde des Elternhauses dem badischen Lande eine treue und geliebte Herrscherin ist, — eine Reihe blühender Enkel, — und, als ob der Himmel das Maß seines Segens ganz erfüllen wolle, hat die letzte Zeit dem kaiserlichen Jubelpaar noch die Freude gebracht, das erste Urenkelkind in seinen Armen zu halten.

Möge lange noch der goldene Kranz die theuren und ehrwürdigen Häupter schmücken, und möge das erhabene kaiserliche Paar für alle vergangenen Schmerzen das erhebende Gefühl entschädigen, daß die Frucht ihres Lebens des unter ihrem Szepter geeinigten deutschen Volkes innige, ungetheilte Liebe ist.

Friedrich der Große und das Potsdamer Stadtschloß.

(Hiezu die Bilder S. 708 und 709.)

Wenn bedeutungsvolle Abschnitte in dem Leben großer Fürsten überhaupt dahin führen, sich auch ihrer Ahnen und Vorfahren auf dem Thron zu erinnern, so ruft die Jubelfeier unseres Kaisers ganz vorzugsweise die Gestalt seines großen Ahnherrn Friedrich II. in's Gedächtniß zurück. Denn der große König legte nicht nur in der innern Organisation und in der äußern Stellung Preußens den Grundstein des Baues, den Wilhelm I. so herrlich und glänzend vollendete, so daß dadurch beide Regenten gewissermaßen die Marksteine einer großen Geschichtsepoche bilden, sondern auch das Jubelfest selbst, das die deutsche Nation heute mit ihrem Kaiser feiert, erinnert in eigenthümlichen Analogieen an den großen König. Auch Jenem war es bestimmt, das goldene Hochzeitsfest zu erleben, welches seitdem kein Regent des Hohenzollern'schen Hauses wieder gefeiert hat, und auch Friedrich II. nächster Bruder war mit der Schwester der Königin vermählt. War auch des großen Königs Ehebund nicht aus Neigung geschlossen, so beruhte derselbe doch auf hoher Achtung, — und wenn auch die Geschichte die Königin Elisabeth Christine wenig kennt, so nahm sie zu jener Zeit dennoch eine hochgeachtete Stellung ein und Friedrich II. ahndete mit seiner schärfsten Ungnade jeden Mangel an Rücksicht gegen seine Gemahlin.

Der Tag seiner goldenen Hochzeit war der 12. Juni 1783, nur um einen Monatstag unterschieden von dem Datum des kaiserlichen Jubelfestes, und in der Kupferstichkammer des Museums zu Berlin befinden sich noch auf jenes Fest bezügliche Erinnerungsblätter, welche die Theilnahme des Volkes an demselben bekunden. Die bevorzugte Residenz Friedrich des Großen, das Stadtschloß in Potsdam, welches der König vor der Fertigstellung von Sanssouci fast ausschließlich bewohnte und später im Winter zu beziehen pflegte, war die Stätte des ersten Empfangs der jetzigen Kaiserin von Seiten der erhabenen Verwandten ihres damaligen Bräutigams, und so mag sich denn wohl bei dem gegenwärtigen Jubelfeste ein Blick auf jenen Wohnsitz des großen fürstlichen Feldherrn und Gesetzgebers ziemen, der nicht nur durch das Blut, sondern auch durch den Geist seiner Thaten der Ahnherr unseres Kaisers ist.

Das Potsdamer Stadtschloß wurde zuerst durch Kaiser Karl IV., König von Böhmen und Regent der Mark Brandenburg, erbaut und zwar weniger als Residenz, denn als ein Kastell zur Vertheidigung gegen die räuberischen Wendenstämme und die unbotmäßigen großen Lehensleute. — Später ließ es der große Kurfürst Friedrich Wilhelm durch seine Baumeister Meinhardt, Nehring und de Chiese im Wesentlichen in seiner jetzigen Gestalt aufrichten. Um diese Zeit wurde die neben dem Schloß herführende Schloßstraße mit Lindenbäumen bepflanzt und Gartenanlagen rings umher gemacht. Friedrich Wilhelm I. verwandelte den Lustgarten zu einem Parade- und Exerzierplatz für sein Riesenregiment und ließ das Orangeriehaus zu einem Pferdestall einrichten; die Lindenallee aber wurde erhalten. Friedrich der Große ließ dann durch seinen genialen Baumeister von Knobelsdorf das Schloß, ohne es in seinem eigentlichen Bau zu verändern, verschönern, die Kolonnaden erbauen, die heute noch vorhandene Neptunsgrotte errichten und die inneren Räume künstlerisch ausschmücken. Zu der Wohnung des Königs gelangte man vom Schloßhof aus über eine Marmortreppe mit einem kunstvollen Geländer von Verdeuil. Aus der Vorhalle, deren gewölbte Decke ein Bild der Minerva von Antoine Pesne zeigt, geht man durch eine Galerie in den großen Marmorsaal, das Marschalltafelzimmer und in den großen Speisesaal, an den sich dann des Königs Privatspeisezimmer mit kunstvollen Boiserieen und mit zahlreichen Kunstwerken aus Porzellan anschließt, dessen Herstellung der König einführte, nachdem das Geheimniß der Porzellanmanufaktur durch den Kaufmann Gotzkowsky von dem Bildhauer Reinhardt in Gera erworben war. An das Speisezimmer schloß sich das Konzertzimmer, in welchem noch heute des Königs Notenpult von Schildpatt mit vergoldeten Bildwerken von Kambly, sowie ein Klavier von Silbermann sich befinden. In diesem Zimmer werden noch jetzt die sämmtlichen Noten von des Königs Konzerten und die Fernröhre, welche er auf seinen Feldzügen brauchte, aufbewahrt. An das Konzertzimmer schloß sich des Königs Arbeitskabinet, dessen Bild wir unseren Lesern vorführen. — Dasselbe ist ein Eckſalon, von dem zwei Fenster nach dem Lustgarten und eins nach der Schloßstraße hinausgehen. Das Zimmer ist weiß getäfelt, mit geschnitzten und bemalten Blumengehängen und Vergoldungen geziert. Vor einem Kanape steht des Königs breiter, schräger Schreibtisch, — die Möbel und Gardinen waren zur Zeit Friedrich des Großen mit blauem Sammet überzogen, der heute durch blauen Seidenstoff ersetzt ist, dagegen liegt auf dem Schreibtisch noch die blausammetne Decke, welche der große König selbst benützte. Auf dieser Decke finden sich viele Spuren von Wachs und Siegellack, — es fehlt ein Stück derselben, welches Napoleon I. selbst herausschnitt, um es nach St. Cloud bringen zu lassen. Wie Friedrich der Große es in allen seinen Wohnzimmern thun ließ, waren auch hier verschiedene Spiegel in der Art angebracht, daß der König an seinem Schreibtisch sitzend nicht nur jeden Eintretenden sofort sehen, sondern auch durch die Spiegelbilder auf die Schloßstraße und den Lustgarten hinausblicken konnte. Auch der Schah von Persien, Nasr-Eddin, besuchte das Arbeitszimmer des großen Königs, dessen Ruhm schon zu seinen Lebzeiten weit hinaus unter die orientalischen Völker gedrungen war. Der Schah entließ seine ganze Begleitung und blieb eine Stunde lang in dem historischen Raum, — und vielleicht werden die von dem Selbstherrscher Asiens beherrschten Völker dennoch hin und wieder die Lichtstrahlen des großen Geistes empfinden, welche der Schah in ehrfurchtsvollem Nachdenken an dessen Wohnstätte in sich aufnahm. Die Zimmer des großen Königs sind nur in neuester Zeit einmal bewohnt worden und zwar durch den König der Niederlande bei der Hochzeitsfeier der Prinzessin Marie von Preußen, der Tochter des Prinzen Friedrich Karl, jetzt leider zu früh verwittweten Prinzeß Heinrich der Niederlande. Bei dieser Gelegenheit waren die Wände dekorirt mit den Porträts der Fürsten und Fürstinnen, welche die mehrfachen Verbindungen der Häuser Hohenzollern und Oranien vermittelt haben, und es wurde auch das silberne Schreibzeug Friedrich des Großen zur Unterzeichnung der Ehekontrakte der Prinzessin Heinrich der Niederlande, der Erbprinzessin von Oldenburg und der Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen benützt.

Draußen vor den Fenstern dieses Zimmers steht als ein Ueberbleibsel von der durch den großen Kurfürsten gepflanzten Allee die berühmte Bittschriftenlinde. An diesem vom Fenster des Königs aus sichtbaren Baum stellten sich zur Zeit seiner Anwesenheit in Potsdam die Supplikanten auf und hielten ihre Bittschriften in die Höhe, worauf dann meist der König einen Kammerhusaren heraussendete, um ihnen die Supplik abzunehmen. Der Grundsatz des großen Königs, jeden seiner Unterthanen zu hören und jedem gerecht zu werden, soweit das in menschlicher Macht liegt, lebt auch heute noch in dem königlichen Hohenzollern, und wie einst an die Bittschriftenlinde in Potsam, so stellen sich heute die Supplikanten an dem Denkmal Friedrich des Großen vor des Kaisers Fenster auf, — wie damals werden ihnen auch heute die Bittschriften auf Befehl des Kaisers abgenommen und meist in rührend gnädiger Weise erledigt. Eine Potsdamer Sage erzählt auch, daß an diesen Baum das bekannte Pasquill geheftet war, welches Friedrich der Große, damit es Jedermann besser lesen könne, niedriger hängen ließ, — doch ist diese Tradition unrichtig, denn jene Schmähschrift war an das Berliner Schloß geklebt, während der König sich zum Karneval daselbst befand — und dort an der Ecke nach dem Schloßplatz hin befindet sich die Stelle, an welche der König die beleidigende Schrift zur Einsicht des Publikums niedriger herabhängen ließ.

Unser großes, drittes Bild zeigt uns den König Friedrich, wie er, neben seinem Schreibtisch stehend, sich von den so vielfach verschiedenen Arbeiten der Regierung, deren oberste Leitung er sich stets ganz allein vorbehielt, durch die Beschäftigung mit seiner geliebten Flöte erholt und erfrischt. Das Bild stellt den König, wie auch die noch jugendlichen Gesichtszüge beweisen, vor dem siebenjährigen Kriege dar, denn nach demselben hatte er wegen des Verlustes der Vorderzähne dem Flötenspiel entsagen müssen und von dem Instrument, dem er oft in freien, vom Augenblick eingegebenen Phantasieen seine Sorgen anvertraut, einen wehmüthigen Abschied genommen. So wie wir den König vor uns sehen, stand er oft in seinen Arbeitszimmern zu Potsdam und Sanssouci, und wohl möchten wir glauben, daß während er seiner Flöte die von allen Zeitgenossen so oft bewunderten Melodieen entlockte, vor seinem Geist große und erhabene Bilder aufgestiegen sein mögen von der künftigen Größe Preußens und Deutschlands, zu welcher er in unermüdlicher Arbeit den Grundstein legte*).

Mit doppeltem Stolz und doppelter Befriedigung kann die Nation auf den großen Ahnherrn ihres heutigen kaiserlichen Schirmherrn blicken, — denn was Jener begann und erstrebte, ist in unseren Tagen herrlich vollendet, und Kaiser Wilhelm ist nicht nur der Nachkomme seines Ahnen und der Erbe von dessen Ruhm — er ist auch der ruhmvolle Ahnherr seiner spätesten Enkel. Ebenbürtig steht er in der Geschichte neben dem großen Könige da, der seinen Großneffen und in demselben allen seinen Nachfolgern einst, auf den Obelisk von Sanssouci deutend, das bedeutungsvolle Wort zurief: „Sa droiture est sa force!“ (In seinem Geradeaufwärtsstreben liegt seine Kraft!)

Der Blick auf die Vergangenheit gibt uns die Zuversicht, daß die künftigen Geschlechter der hohenzollern'schen Fürsten dem deutschen Reich ebensoviel Ruhm und Segen bringen werden, als sie dieß in unabläßiger Regentenarbeit ihrem preußischen Stammlande gebracht haben, daß die Devise des preußischen Adlers: „Nec soli cedit!“ (Nicht der Sonne soll er weichen!) auch den Flug des deutschen Reichsadlers bestimmen und daß ebenso im deutschen Reich der preußische Wahlspruch: „Suum cuique!“ (Jedem das Seine!) allezeit eine Wahrheit sein werde.

*) Unserem Bild liegt eine Photographie des Gemäldes zu Grunde, die in verschiedenen Formaten im Verlag der Photogr. Gesellschaft in Berlin erschienen ist.

Des Kaisers Wiege.

(Hiezu das Bild S. 712.)

An dem Tage, an welchem der mit grünen Lorbeeren und goldenen Myrten gekrönte Kaiser an der Seite seiner erhabenen Gemahlin segnend auf die Wiege des Urenkelkindes blickt, das der Himmel ihm als das schönste Geschenk zu seinem Jubel- und Ehrentage gegeben, mag sich der Blick seines Volkes wohl ernst und gedankenvoll auf die kleine, unscheinbare Wiege richten, in welcher vor dreiundachtig Jahren der heutige kaiserliche Urgroßvater als neugeborener Prinz Wilhelm ruhte. Im Hohenzollernmuseum des Schlosses Monbijou steht diese einfache Wiege von dunklem Mahagoniholz mit einer Gardine von grüner Seide und kleinen Behältern im Fußgestell, welche bestimmt waren, die kindlichen Bekleidungsstücke für den unmittelbaren Gebrauch stets zur Hand zu haben. Diese Wiege stand im alten Kronprinzenpalais Unter den Linden, in welchem Friedrich Wilhelm III. mit seiner unvergeßlichen Gemahlin als Kronprinz seine stille und beglückende Häuslichkeit gründete und in welchem er während seiner ganzen Regierung bis zu seiner letzten Stunde wohnen blieb. An dieser Wiege stand die Königin Luise, damals noch umstrahlt vom lichten Sonnenschein des reinsten Glücks, und blickte, leise die grüne Gardine aufhebend, auf das kleine, schwächliche Kind, dessen damals überaus zarte Konstitution ihr oftmals ernste Sorgen machte; diese Wiege ging auch nach dem einfachen Sommersitz des damaligen kronprinzlichen Paares zu Paretz an der Havel mit und in ihr wurde der junge Prinz unter Aufsicht der alten Oberhofmeisterin Gräfin Voß in den blumenduftenden Garten getragen, um mit der sonnenwarmen Luft neue Lebenskraft einzuathmen. Die Gesundheit des Prinzen war so schwach, daß die königlichen Eltern und selbst der berühmte Hufeland häufig ernstlich beunruhigt waren, — erst nach dem französischen Feldzuge kräftigte sich seine Konstitution und er hatte selbst in seinen jungen Jahren in Folge fortwährender Kränklichkeit Zweifel an einer langen Lebensdauer. Es waren also keine politischen Hoffnungen in irgendwelcher Richtung, welche sich an diese Wiege knüpften — nur die treue Liebe der Eltern blickte auf den kleinen fürstlichen Säugling herab, der unter diesem grünseidenen Vorhange schlummerte, — und doch — wie ist dieses so schwach athmende Leben aus der unscheinbaren Lagerstatt, die damals seine Welt war, so gewaltig und wunderbar hereingewachsen in die Weltgeschichte, wie eine königliche Eiche, die, aus winzigem Samenkorn entkeimt, ihre Wurzeln tief in den Boden ihres Vaterlandes schlägt und mit ihrer mächtigen Krone den Wetterstürmen trotzt. Statt des kleinen Betthimmels wölbt sich heute über dem Haupte des damals Neugeborenen der kaiserliche Thronhimmel, unter dem die deutsche Nation Einigkeit und Macht gefunden und dessen Glanz weit über die Meere zu allen Völkern hinstrahlt; — die damals so kleinen und schwachen Arme haben das deutsche Schwert zu unerhörten Siegen geschwungen, und alle Ehrenzeichen der Welt ersetzen heute die kleine Garderobe, welche die Fächer des Wiegenfußes in sich schlossen — Eines aber ist geblieben auf des Kaisers fürstlichem Haupt alle jene Jahre hindurch: das ist der Segen der frommen, reinen und edlen Mutter, welcher der Gram um des Vaterlandes Noth das Herz brach und deren Seele dennoch mit der festen Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu Gott emporstieg — der Segen, den sie auf das Haupt des schwachen Kindes niederlegte und der das Haupt des greisen Kaisers unverletzt durch alle Schlachten hindurchführte und mit seiner himmlischen Kraft vor dem Geschoß des Meuchelmörders bewahrte. Möge dieser Segen, der auf Deutschlands erstem Kaiser ruht, dereinst vererbt bleiben auf das deutsche Volk, das er zu neuer Macht und Herrlichkeit emporgeführt und das seine Wiege allezeit bis zu den spätesten Enkeln hin als eine theure Reliquie verehren wird.

Schnitzeljagd.

(Hiezu das Bild S. 712.)

In der Umgebung der schönen Havelstadt Potsdam finden sich eine Menge weiter, ebener Flächen, die sich vorzüglich für den Reiterdienst eignen. Nicht nur der große Exerzierplatz der Garnison, das bekannte Bornstedter Feld, sondern auch die im Herbst kahlen, langgestreckten Niederungen der Havel, eingeschränkt von hohem, dunklem Kiefernforst und dem blauen, segelbedeckten Flusse, bieten kecker Reiterlust durch Busch und Wiese, Berg und Thal und Gräben angenehme Abwechslung. Und die kecken, muthigen Reiter sind in Potsdam zu Hause. Offiziere sämmtlicher Truppengattungen, zum Theil im Besitz herrlicher oder Pferde, sind zugleich die eifrigsten Sportsmen, welche keine Gelegenheit versäumen, ihrer Reiterlust zu genügen; je tollkühner es dabei zugeht, desto besser. Eine der beliebtesten Arten, seine Reitkunst zu zeigen und an der Geschicklichkeit der Anderen zu messen, ist die sogenannte „Schnitzeljagd“, von der unsere Abbildung eine Augenblicksszene darstellt. Allwöchentlich ein- oder mehreremale wird eine solche unter Betheiligung zahlreicher Offiziere, denen sich auch oft muthige Damen anschließen, abgehalten. Ihren Namen hat diese Reitbelustigung bekanntlich davon, daß einer der Theilnehmer, der natürlich einer der geschicktesten und bestberittensten sein muß, zum „Fuchs“ ernannt und durch eine Schleife oder dergleichen kenntlich gemacht wird, auf den die Anderen fahnden. Der

Fuchs erhält einen gewissen Vorsprung und führt einen Sack mit Papierschnitzeln mit sich auf dem Sattel, von denen er von Zeit zu Zeit eine Handvoll verstreut, um seinen Verfolgern eine Spur zu hinterlassen; dabei ist er, besonders in coupirtem Terrain, eifrig bemüht, die Anderen in die Irre zu führen, um, während sie glauben, ihm dicht auf den Fersen zu sein, ihnen in ganz anderer Richtung zu entwischen. Bald bricht er hier unversehens aus dem Gebüsch, führt seine Verfolger auf eine Reihe schwieriger Hindernisse, die er mit Leichtigkeit nimmt, bald fliegt er in langem Galopp über eine weite Ebene, jedem sich ihm Nahenden geschickt ausweichend. Nun nimmt aber ein langbeiniger Renner die Verfolgung des tüchtigen Springers auf, im Nu sind sie bei einander, schon glaubt der Reiter die Schleife in seiner Hand, da eine kurze Wendung und frei ist der Fuchs, um von Neuem attakirt zu werden. Gewöhnlich wird bei diesem außerordentlich anregenden, aber auch große Gewandtheit erfordernden Jagen ein Preis ausgesetzt, den Derjenige erhält, der den Fuchs erhascht, oder der, wenn dieß Keinem gelingt, diesem selbst zufällt. Da sieht man sie, die flinken Reiter, draußen auf dem Felde in tollem Jagen dahinfliegen, ein fröhlicher, wagemuthiger Schwarm, der sich gleich einer Schaar pfeilgeschwinder Schwalben bald weit auseinander streut, bald wieder sich dicht zusammenfindet. Es ist dieß in der That ein Vergnügen, das so lange seine begeisterten Anhänger finden wird, als der frische Jugendmuth noch nicht erstorben und die Freude an edlen Rennern nicht erloschen ist.

Aus einem schwäbischen Dorfe.

(Hiezu das Bild S. 713.)

Schwaben war lange nur durch seine eigenen Dichter besungen, von seinen eigenen Malern illustrirt worden. Die Kunde der malerischen Trachten und eines ungebrochenen Volkslebens ist aber im letzten Jahrzehnt weit über die engen Grenzen gedrungen und die bedeutendsten Künstler des größeren Vaterlandes — wir nennen statt Vieler nur Knaus und Vautier — sowie des Auslandes, namentlich Englands, haben die schwäbischen Gauen mit Blei und Palette besucht und dem Volksleben die schönsten Momente abgelauscht. So hat auch unser Künstler aus dem Leben des Volkes einige treue Skizzen zusammengestellt, welche uns recht lebendig in das schwäbische Dorf versetzen: oben ist es Herbst, die Obsternte ist im vollen Gang und das steinerne Rad zermalmt das frische Obst im Mahltroge zu Most; weiter unten wird Hanf gebrochen, die Gänseheerde auf's Feld getrieben, am Bache gewaschen — und damit dem heitern Bilde auch die ernste Seite nicht fehle, sehen wir eine Familie, welche über den Ozean nach Amerika ziehen will, von Verwandten und Freunden Abschied nehmen. Doch vorüber, düsterer Schatten, wo so viel Licht ist!

Von Haydn bis Liszt.

Skizzen aus der neueren Musikgeschichte

von

Ludwig Nohl.

4. Die neuere Oper (1820—1840).

(Schluß.)

C. M. v. Weber ward 1786 in Eutin geboren. Allein nicht diesen fernen Norden hat er seine Heimat zu nennen, so wenig wie den von ihm so treu geliebten „kaiserlichen" Süden: — das ganze Vaterland war sein. Denn sein Vater zog als Schauspieldirektor durch ganz Deutschland, und da es durchweg kleinere Bühnen waren, die er übernahm, so drang mit dem nothwendig hier vorwiegend gepflegten Singspiel auch durchaus der deutsche Lied- und Gemüthston in des Knaben Ohr. Die Singspiele „Peter Schmoll" und „Sylvana" waren denn auch die ersten Bühnenversuche Weber's. Seine Melodie repräsentirte von vornhinein den eigentlichen Volkston des Deutschen nach seinem nächsten natürlichen Dasein und verlor ihn auch nie an irgendwelche andere künstlerische Erfordernngen. Aber tiefer horchte sein Herz, und die geheimnißvoll innige Verbindung unseres Daseins mit den waltenden Mächten der Natur, so uralt in unserem germanisch-deutschen Blute steckend, blieb ihm nicht fremd. Vom dämonisch Grausenhaften bis zum lieblichen Elfentanz vernahm er ihr wunderbares Tönen, und dieß war eine bedeutsame Erweiterung des Darstellungsgebietes unserer Kunst. Die erste tiefe Erweckung dieses Gefühls für das Eigene und Heimische war bei ihm patriotischer Natur: die große Bewegung des Befreiungskrieges von 1813/14 gab auch seinem Innern sozusagen eine höhere Existenz, er fand sein eigenes ganzes Herz als deutscher Patriot und sang dieser schönen Begeisterung sein „Leyer und Schwert" mit „Lützow's wilder, verwegener Jagd". Ebenso für Berlin ist 1820 der „Freischütz" geschrieben. Der ganze Zug der Zeit ging auf Wiedergewinnung unseres tiefsten Innern, und in dem damals so überinnig gepflegten „Romantischen" lag im Grunde nichts als diese heiße Sehnsucht nach der Rückkehr aus einer fremdartig kalten, vornehmen Bildung zu unserer traut warmen heimischen Stätte der Natur. Daher traf der gemüthreiche Ton und andererseits die Berührung der dämonischen Seite unserer Existenz, wie beides so völlig neu und charakteristisch der „Freischütz" hat, auch mit einem fast unerhörten Eindruck die Herzen der Zeit und vor Allem des Volkes: ja es erfüllte lebhaftere, tiefere Gemüther, wie den jungen R. Wagner, der in Dresden noch 1822 Weber selbst das Werk dirigiren sehen sollte, mit „schwärmerischem Ernst". Es war der innig schöne Gefühlston Mozart's auf weitere, mit tiefen Ahnungen eines Höheren erfüllte Lebensgebiete ausgedehnt, und so auch in Deutschland, wenngleich in ganz anderer Beziehung als in Paris, der Oper eine größere Bedeutung und eine volle Zukunft gesichert worden.

In der 1823 für Wien geschriebenen „Euryanthe" erstrebte Weber den Ton der eigentlichen großen Oper und ihre stete Einheit in Wort, Ton und Aktion. Wenn nun allerdings nicht zu leugnen ist, daß auch hier dem Komponisten immer noch zu sehr der Musiker „im Leibe steckt" und „schöne Melodieen" das letzte Sehnsuchtsziel des gefühlvollen Herzens dieses edlen deutschen Meisters sind, so ist doch ebenso bestimmt auszusprechen: ohne die „Euryanthe" hätten wir keinen „Lohengrin"! Die wirklich freie und höchst ausdrucksvolle Weise dieser Recitative, wie sie die ganze Oper hat, war die erste vollständige Ausführung jener wichtigen Ansätze eines wahren musikalisch-dramatischen Deutsch, die wir bei den klassischen Meistern der Oper und der Instrumentalmusik konstatiren. Und wenngleich die Idealität und Tiefe Mozart's, wie das machtvolle Pathos Beethoven's hier keineswegs erreicht sind, so geschah doch durch die Styleinheit und durchgehends sichere Haltung dieser Euryanthen-Erscheinung ein bedeutungsvoller formeller Fortschritt auch im deutschen musikalischen Bühnenleben, und der im Jahr 1825 für London geschriebene „Oberon" zeigt diese musikalische Recitation sogar bis zu Zügen einer gewissen Größe gesteigert. In der Geschichte der Oper darf dieser Weber nicht fehlen: seine Partituren enthalten, zumal in dem rein instrumentalen Theile, Einzelnheiten der dramatischen Charakterisirung, die völlig neu und höchst treffend sind. „Der Kaspar, das Unthier, steht da wie ein Haus," sagte im Sommer 1822 der große Beethoven in Wien zu Rochlitz, und so ist in Weber's Oper überhaupt ein Stück deutscher Innerlichkeit wie des Dämonischen der Natur und des Menschenherzens dargestellt, das zu ganz neuen Eroberungen auf dem Gebiete der Oper leitete.

Jetzt bereitete sich denn jene erste politische Volksbewegung dieses Jahrhunderts vor, die auch uns Deutsche endlich völlig zu uns selbst wie zu Kaiser und Reich geführt hat, die französische Julirevolution von 1830.

Auber's „Stumme von Portici" hatte im Jahr 1828 den Reigen von musikalischen Bühnenwerken eröffnet, die das innerste Wünschen des Volks und die Bewegungen der Masse darstellten. Masaniello war der französische Volksgeist, der sich auf's Neue erhob, und wenn auch nicht eigentlich Größe und Würde, so war doch Leben und Schwung in diesen Weisen, die da sangen: „Uns zu befreien von Sklavenketten!" und wirklich wie in Brüssel die Erhebung der Massen hervorrufen halfen. Die Stimme des Volks hat aber selbst in solchem nicht völlig entsprechenden Wiederhall noch einen größeren, freieren, weiter hallenden Ton als die des Individuums. Rossini's „Tell" folgte im Jahr 1829. Wer konnte erwarten, daß der Sänger der schweigerischen Restaurationszeit Freiheits- und Mannestöne erschallen zu lassen vermöchte? Und doch ist selbst an diesem Werke, vor Allem in so manchen wirksamen Rhythmen und Orchestereffekten, die hochgehende Woge der Zeit wieder zu erkennen.

Meyerbeer's „Hugenotten" vom Jahr 1836 steigerten dieses Pathos der Massenbewegung in's Drastische, seine deutsche Schulung gab ihm dazu die nöthigen harmonischen und instrumentalen Mittel. Die Opernbühne begann jetzt sozusagen der andere Tummelplatz des öffentlichen Lebens zu werden, wo trotz Byron „verhaltene Parlamentsreden" der eindringlichsten und gefährlichsten Art gehalten werden konnten. Wenige Jahre später, im Jahr 1839—1840, ward in eben diesem Paris und ursprünglich für eben diese große Opernbühne bestimmt, R. Wagner's „Rienzi" vollendet, und wer die Anrede dieses römischen Volkshelden an den Adel, wer sein Wort hört von dem „Volke, das ich zu diesem Namen erst erhob!" und daß er nicht ruhen will, als bis er seine stolze Roma gekrönt sehe als „Königin der Welt", — wahrlich, der ahnt einen tiefen Zusammenhang zwischen jenen künstlerischen Bestrebungen und den mächtigen Bewegungen der Zeit, die das Wiedererstehen der Nation auf ihrem eigensten Gebiete erstrebte. Wie wir ohne diese nachfolgende große nationale Bewegung keinen „Tannhäuser", „Lohengrin" und „Siegfried" hätten, so wieder nicht ohne jene große Pariser Oper deren Komponisten. Schon durch diese Pariser Darstellungen bekam die Oper Bedeutung über die bloße gewohnte Kunstproduktion hinaus: sie ward ein Stück des großen öffentlichen Lebens und erweckte die Vorstellung, daß hier größte Geschichts- und Menschheitsbilder aufgestellt werden müßten. Dieß wirkte höchst fruchtbar auf den deutschen Geist ein und konnte es mit Erfolg im Grunde auch nur da, wo für das Dramatische Lessing, Goethe und Schiller, für das Musikalische Gluck, Mozart und Beethoven gewirkt hatten.

Auber (geb. 1780) und Rossini (geb. 1792), denen noch manch' kleineres Licht sich anschloß, hatten zwar keinen großen Wurf und Ton in ihrer Musik selbst, es ist vielmehr die kurzathmige und manchmal gar zerhackte Melodie der neueren Franzosen, und so wirkte hier mehr bloß der Stoff und die allgemeine Situation und Stimmung. Meyerbeer (geb. 1791) und Halevy (geb. 1799) aber sind nicht ohne eine gewisse distinguirte Haltung und den gehobenen Ton ihrer hochbewegten Zeit in der Deklamation und wissen diesen Ton auch zu souteniren. Dazu kommt freilich störend bei Meyerbeer noch das Sammelsurium aller möglichen Style und Effekte der modernen Opernbühne, und er gibt in seiner stark gewürzten Musik oft mehr den Schein und das Surrogat als die wirkliche Sache. Halevy andererseits hat gar zu oft auch bloß aufgeputzte Deklamation und hohles Pathos. Allein das Packende und Bedeutende der Situationen selbst und die Art, wie Alles als ein großer Geschichtsvorgang auf der Bühne da in Szene gesetzt wird, gaben diesen „Hugenotten" und dem „Propheten", wie Halevy's „Jüdin" den drastischen Anschein wirklicher Größe und bereiteten ihnen einen noch heute wirkenden Succeß über ganz Europa.

Mit „Robert dem Teufel", seinem im Jahr 1831 geschriebenen ersten entscheidenden Werke für Paris, hatte Meyerbeer zu ungemeinem Erfolg auch das dämonische Revier Weber's beschritten. Und wenn auch das Ganze ungleich weniger innerlich wahr und charakteristisch schön ist, als bei dem Komponisten von „Freischütz" und „Euryanthe", ja sogar wie in dem berüchtigten Ballet aus den Gräbern erstehender Nonnen fratzenhaft scheußlich, so ward hier doch der allgemeine Sinn mehr und mehr neben dem zunächst allein herrschenden Politischen und Geschichtlichen auf das tiefer Poetische, die waltenden Mächte der Natur und des Lebens gelenkt. Verfolgen konnte dann diese Spur in das geheimnißvoll dunkle Land der Träume, Ahnungen, Gesichte und Mythen ohne Frivolität und fratzenhaften Effekt nur das deutsche Gemüth, der deutsche Geist. Im Anschluß an Weber that dieß auf ebenso eigenartige wie eindringliche Weise Heinrich Marschner (geb. 1795) in seinem „Vampyr" und ungleich idealer im „Hans Heiling". Das Grauenhafte der dämonischen Nachtseiten der Natur und unserer eigenen Leidenschaften wich in dem letzteren schönen Werke jenem edlen Herzenszuge, womit der an die dunkle Natur gefesselte sinnliche Trieb sich an das Licht menschlichen Bewußtseins und friedlicher Harmonie drängt, und R. Wagner's „Fliegender Holländer" hat nicht bloß in seinem äußeren Kostüm oder auch dem bleichen Ernst seiner Züge, sondern ungleich mehr noch in den tiefen Sehnsuchtsklauten dieses so innerlich menschlich Leidenden sein Vorbild und seine Quelle. Sehnsucht nach der Ruhe des Todes aus den Stürmen des Lebens erfüllt diesen gespenstischen Holländer, wie den gespenstischen Heiling die Sehnsucht aus seiner einsamen unterirdischen Tiefe nach der irdischen Glückseligkeit. Aus der inneren Poesie dieser Mythik des Volks entnahm Marschner das Material zu einer noch mannigfaltiger und tiefer ausgebildeten charakteristischen Sprache, und seine dämonischen Gesichte haben wirkliche Physiognomie und packende Lebendigkeit in Wort, Stimmung und Haltung.

So erkennen wir, daß eine überaus reiche Anzahl der verschiedenartigsten Elemente vorlag, um von Neuem eine künstlerische Welt von eigengearteter Gestalt zu bilden, und sie ließ nicht auf sich warten. Beethoven's Symphonie hatte auf die freie poetische Gestaltung instrumentaler Schöpfungen gelenkt, die von Gluck und Mozart begründete Oper war durch den lebendig thätigen Sinn der Franzosen auf die großen Fragen der Zeit und des geschichtlichen Lebens hingewiesen worden, und Deutschland, der Sitz der denkenden Betrachtung und sich vertiefenden Empfindung, hatte sich diese Lebensgebiete unendlich weiter gesteckt und die Aufgaben der Kunst fast mit den höchsten Problemen des Lebens selbst identifizirt. Dazu das jach erwachende nationale Bewußtsein! Größte Dichter hatten das Vermögen der deutschen Sprache in's Ungeahnte gesteigert, und unsere großen Tonmeister waren in Ausbildung einer neuen harmonischen und melodischen Kunst nicht zurückgeblieben. Ueberall drängt sich neben den Einzelleistungen der Künste die Frage nach einer universalen Kunst, nach einem Nationaldrama hervor. Die Wissenschaft entfernt die Trümmer der Geschichte von den neuen Quellen unseres urheimischen Lebens und mannigfach neu, nein uralt eigen und verwandt gearbeitet erscheint dieses Antlitz des Heimischen, das uns zuerst wieder Schiller in seinem echt deutschen Jüngling gezeigt und dessen Typus wir jetzt in unserer fernsten Vergangenheit erkennen. Die Gestalten des Tannhäuser, Lohengrin und gar dieser Siegfried im „Ring des Nibelungen", sie sind wir selbst. Und wenn wir daneben an Berlioz' wie Liszt's große instrumentale Neuschöpfungen und des letzteren Meisters Renovation der katholischen Kirchenmusik denken, so haben wir die Hauptresultate angedeutet, die sich aus dieser Uebergangsepoche der neueren Kunst herleiten, und damit den entscheidenden Gegenstand unserer nächsten, letzten Skizze sicher bezeichnet.

Der Pflicht, auch hier den wißbegierigen Leser durch Angabe von näheren Quellen zu befriedigen, ist nicht leicht zu genügen, weil die ganze Sache noch zu neu und wegen der verschiedenen Parteistellung „der falsche Weg so schwer zu meiden ist". Doch kann man reichlichen historischen Stoff in F. Brendel's „Geschichte der Musik" finden, die bis auf die heutige Zeit geht und durch eine große Anzahl von Auflagen ihre sachliche Brauchbarkeit selbst bezeugt hat. Von dem Verfasser dieser Skizzen selbst würde ich „Gluck und Wagner, über die Entwicklung des Musikdramas" nennen, wenn das im Jahr 1870 in München erschienene Büchlein nicht gar manche einseitige Uebertreibung aufwiese und so der Eindruck der darin gegebenen historischen Entwicklung unseres Nationaldramas vielfach gestört erschiene. Eine Hauptquelle näherer Erkenntniß dieser ganzen Epoche namentlich der Oper vor der selbst epochemachenden Erscheinung R. Wagner's sind aber seine eigenen „Gesammelten Schriften", Leipzig 1871—73.

Schach.

(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Im vorjährigen italienischen Problemturnier ist Herrn M. N. Sardotsch in Triest der erste Preis zuerkannt worden. Die folgende Aufgabe gehört zur Zahl der preisgekrönten.

Aufgabe Nro. 35.

Von Herrn Sardotsch in Triest.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 31:

Weiß.	Schwarz.
1) S. G 3 — E 2	1) L. D 5 — C 4 oder A).
2) D. D 3 — D 6	2) L. C 4 — B 5 oder beliebig.
3) D. D 6 — D 2 oder D. D 6 — B 6 setzt Matt.	
A)	
1)	1) Beliebig anders.
2) D. D 3 — C 3 †	2) K. — B 5.
3) S. E 2 — D 4 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 31 erhalten von Hrn. G. R. in Bonn, L. in Berlin, Lieuten. S. in Torgau, C. K. in Dresden, L. K. in Posen, Stud. K. in Berlin, P. F. in Teterow, v. St. in Bruchsal, Sch. in Schweinfurt, B. R. in Gießen, L. R. in Erfurt, St. in Ellwangen. — Hrn. v. St. in Bruchsal und G. R. in Bonn. Nro. 30 R. — Hrn. C. B. in Straubing. Nro. 30 R. In Nro. 31 fehlt die Variante 1) L. D 5 — C 4. — Hrn. H. H. in Düsmen. Siehe vorher. — Hrn. F. B. in Lauenburg. Nro. 29 R. — E. B. in Leipzig, L. L. in Lalendorf, S. in Stuttgart. Nro. 30 und 31 R. — G. G. in Hannover Nro. 26 R. Es vergehen mehrere Wochen, ehe die gedruckte Antwort erscheint. W. v. G. in Schlachtern. Nro. 28 R. — S. und S. in Graudenz, L. R. in Erfurt und R. in Hasenweiler. Nro. 29 R. — Hrn. St. in Schwebingen. Nro. 29 und 30 R. — Dil. in Oret. Ueber Nro. 26 siehe früheren Briefwechsel. In Nro. 27 ist 1) C 5 — C 6 1) K. D 4 — C 4, 2) L. G 3 — A 3 falsch wegen K. C 1 — B 4, alsdann ist kein Matt im nächsten Zuge möglich. — B. in Smigin skt. Antwort erfolgt brieflich. — Dr. Dr. in Sadraja. In Ihrer Lösung von Nro. 24 mit 1) L. G 5 — H 6, L. A 8 — B 7; 2) D. C 2 — F 5 † lassen Sie K. D 5 — C 4 folgen während E 7 — E 5 geschehen kann. — G. G. in Brüssel. In Nro. 26 wird 1) L. C 8 nimmt E 6 durch S. G 8 — E 7 widerlegt. In Nro. 27 kann auf 1) L. E 4 — B 1, B. K. D 4 - D 5 folgen. — C. S. in Rendsburg. In Nro. 29 spielen Sie richtig 1) B 2 — B 4 †, K. C 5 nimmt B 4; 2) S. C 3 nimmt D 5 †, lassen jedoch die Antwort K. B 4 — C 5 unberücksichtigt. — E. K. Ans. in Greenbay (Wisconsin). Ihre Lösung von Nro. 22 mit 1) K. F 7 — G 6 scheitert an L. C 5 — E 7. — R. l'H. in Magdeburg. Nro. 28 und 29 R. — S. in Guttentag. Nro. 29 und 30 R. — Ed. E. in Stuttgart. Nro. 27, 28, 31 R. — H. L. und J. B. in Hedewigenkoog, G. S. und W. L. in Heiligenhafen, v. W. in Schirgiswalde. Nro. 30 und 31 R.

Zweisylbiges Räthsel.

Es ist ein Wort
Von seltner Sort':
Der Sylben hat es zwei
Und Lettern doch nur drei;
Weil zwei derselben doppelt stehen,
Kann dennoch es zweifzig gehen.
Die Sach' ist eine Kunst,
Meist aber eine Gunst
Natürlicher Begabung,
Manch heit'rer Stunden Labung.

Bilderräthsel 36.

Auflösung des Bilderräthsels 35:

Wenn auch Alle, ich nicht.

☞ In der gleichzeitig mit dieser Nummer zur Ausgabe gelangten Nummer 36 unserer

„Deutschen Romanbibliothek"

zu

Ueber Land und Meer

beginnt der **neueste Roman** von

Joh. van Dewall,

Auf schiefer Ebene.

☞ In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek" (Preis in Wochen-Nummern **2 Mark** vierteljährlich, in 14tägigen Heften **35 Pf.** das Heft) kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dieß am besten bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt**, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen nachgeliefert.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Briefmappe.

Hrn. J. O. in B. Bei rufen sind beide Fälle richtig; Sie haben ja selbst vollgültige Autoritäten dafür angeführt. Bei dem „Zweifeln wird das Gericht entscheiden; wir würden uns in dem einzelnen Falle kaum besinnen müssen.

Hrn. J. B. in R. Ihre Bemerkung, daß die Bank jetzt Oesterreichisch-Ungarische Bank heißt, ist notam genommen.

Hrn. S. S. in Memel. Schmidlin's Gartenbuch. 4. Aufl. Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey.

Hrn. A. W. in Berlin. Wenn Sie nur einigermaßen die Briefmappe des letzten Jahrgangs unserer Zeitschrift genau durchsehen, so werden Sie gewiß das gesuchte Heilmittel mehrfach antreffen.

Hrn. K. W. in L. Wenn Sie „sofortige, dringende (!) Antwort verlangen und uns mahnen, nicht durch vorgeschobenen vermeintlichen Andrang von Fragen dieselbe hinauszuschieben", so vergessen Sie nur das Eine daß unsere Antworten in der Briefmappe eine Gefälligkeit, nicht eine Pflicht sind. Die Lektüre eines Buches über „guten Ton" würde Ihnen nöthiger sein, als das Studium der Philosophie.

Abonn. in Wien. Wir haben ja ein Bild aus dem Festzug gebracht.

Eine für Viele. Wir werden uns Ihren Wunsch gerne überlegen und wohl auch zur Ausführung bringen können.

Ein Leidender in Chemnitz. In einer unserer jüngsten Nummern werden Sie in der Briefmappe ein genaues Rezept gegen das Ausfallen der Kopfhaare vorfinden. Wir können nicht immer das Gleiche wiederholen und müssen einzelne Leser, wenn ihnen diese oder jene gewünschte Rathsertheilung in der Briefmappe entgangen ist, ja gefälligst durch unsere Vermittlung an unsern ärztlichen Berather direkt wenden.

Hrn. L. S. in Richmond. Wenn Sie die Einwilligung der deutschen Behörden nicht nachzusuchen haben, nicht.

Hrn. S. B. in Danz. In Aufg. „Warenkunde für die Frauenwelt" werden Sie beide Mittel und ihre Ingredienzen finden, auch im „Parfumeur", Weimar, Voigt.

Hrn. E. T. in G. Wenden Sie sich an Herrn O. von Arend in Hamburg, der Ihnen mit seinem Rathe beistehen wird.

Curiosus In Goethe's Sylvester zur Glocke.

Modesta in Z. 1 Ammonshörner sind vorweltliche Kopffüßler, welche Versteinerung sehr häufig und in sehr schönen Formen gefunden werden. 2. Die geographische Meile verhält sich zur Seemeile wie 1 zu 0,85. 3 Eine der cykladischen Inseln. 4. Apollo von Belvedere heißt er, weil er unter den Antiken im Belvederehof des Vatikan aufgestellt ist. — Nicht weil wir nicht gerne Ihre Fragen beantworten, sondern in Ihrem besten Interesse rathen wir Ihnen, ein Konversationslexikon zu erwerben, mindestens das kleine Handlexikon von Meyer, das Ihnen alle derartigen und hunderttausend andere Fragen beantwortet.

Frau Eugenie von G. in Krakau. Ihr nervöser Zustand scheint eine Folge von Verdauungsbeschwerden zu sein, und rathen wir Ihnen, in dieser Richtung durch Konsultirung Ihres Hausarztes heilend und kräftend auf sich einzuwirken. Aber empfehlen Ihnen außerdem die nervenstärkenden Chinawein des Apothekers C. H. Burk in Stuttgart.

Hrn. A. S. in Hannov. Ihr Wsk. steht zu Ihrer Verfügung.

Hrn. v. B. in W. (Westph.) Das wurden Sie im Nobilitaire français, den Sie sich von Paris kommen lassen müssen.

Emphysematikus in Breslau. Um die Adresse der betreffenden Apotheke in Halberstadt zu ermitteln, müssen Sie sich an einen dortigen Arzt wenden, unser ärztlicher Berather ist zu seinem Bedauern nicht in der Lage, Ihnen die gewünschte Auskunft zu ertheilen.

Mith und Jadwiga In fran zösischer Sprache. Die Provenienz des Verses kennen wir nicht. Pezholdt. Zimmermann (Dresden, Meinhold, Kummler, Zimmergartner; (Berlin, Wiegandt).

Hrn. A. G. in Augsb. Das bei Brockhaus in Leipzig erschienene „Reimlexikon".

Hrn. B. Sch. in N.-). Wir bringen Aehnliches nie.

M. L. in Darmstadt. Mäßig kalkhaltiges Trinkwasser ist der Gesundheit nicht schädlich.

Junger Emporkömmling in A. „Wie die verschiedenen Fakultäten" im Preise „sich steigern", ist uns unverständlich.

Fr. H. M. in G. Es bedarf keiner Antwort, auf eine solche wird der Diener auch gar nicht warten. Karten genügen statt Briefe.

Abonnent H. G. in Berlin. Das fragliche Nasenmittel gehört in das Gebiet des Schwindels und der Medizinalpfuscherei.

Hrn. K. G. in Sch.-H. Kam zu spät für die Pfingstnummer.

Jagdfreund in Dresden. Wir bringen gerade diese Branche, von der Sie behaupten, daß so wenig am Flecke sei", sehr häufig.

Abonn. in Hamburg. 1. Würde hier zu viel Raum in Anspruch nehmen; wenden Sie sich daher gef. direkt an unsere Verlagshandlung, welche Ihnen ein Verzeichniß von noch vorräthigen Jahrgängen ihrer Journale, die zu ermäßigten Preisen abgegeben werden, übersenden wird. 2. Ein guter Puder, den Sie in jeder Apotheke haben können.

Hrn. Max B., Abonnent in Hagen. Derartige Anfragen können keine öffentliche Beantwortung finden. Wenden Sie sich an einen Arzt in Ihrem Orte. Die betreffende Vernachlässigung des Leidens kann gefährliche Folgen haben.

Hrn. L. R. in B. Die Bibliothek kaufm. Wissenschaften (Stuttg., Maier) bietet Ihnen für die gewünschten Fächer gute Werke.

Hrn. Ing. E. R. in St. Wir werden gerne darauf Rücksicht nehmen.

Grazziella. 1. Mukart. 2. Nein, sobald Sie diese Frage sich nicht vor dem Bilde vorlegen Die sieben Weltwunder waren. 1) Die drei großen Pyramiden bei Gize; 2) die Mauern und hängenden Garten von Babulon. 3) der Dianentempel in Ephesus. 4) der Zeus von Phidias; 5) das Mausoleum der Artemisia, 6) der Koloß von Rhodus. 7) der Leuchtthurm von Alexandria.

Hrn. O. W., Abonnent in Stuttgart. Das Bepudern der Hände mit salicylsaurem Zinkweißpulver, welches aus jeder Apotheke erhältlich ist, wird die Feuchtigkeit bald beseitigen.

Eifriger Leser in E. Studieren nicht, aber hospitiren, und damit hängt das Erhalten der akademischen Grade zusammen. Solche Anstalten kennen wir nicht.

Hrn. G. W. in Batavia. Stuttgart, Pension Horwitz. — Circa 240 M. für alle Bedürfnisse. Bei Angabe Ihrer Adresse das Nähere.

Hrn. H. St. in Hundt. Es läßt sich aus der Schilderung Ihres Leidens kein genaues Urtheil über dasselbe bilden und daher ist auch eine Beantwortung Ihrer Anfragen nicht möglich.

Hrn. A. H. in Hamb. Jul. Andre, Kurzgef. Harmonielehre, Offenbach, Andre. 1 M. 80 ₰.

Hrn. F. G. L. in Wien. Sie haben uns nur das Daß, nicht das Wie mitgetheilt.

Seladonus in Budapest. Ihre Anfrage kann nicht in der öffentlichen Korrespondenz der Briefmappe beantwortet werden; wenden Sie sich daher gefl. durch unsere Vermittelung auf dem Wege der Privatkorrespondenz mit Angabe Ihrer genauen Adresse direkt an unsern ärztlichen Mitarbeiter.

Hrn. H. R. in A. Wie Sie aus der heutigen Nummer ersehen, hatten wir dafür schon gesorgt.

Hrn. F. W. E. in W. (Rußl.) Das Geschäftliche ist brieflich behandelt. Die P. enthalten viele hübsche Gedanken, zeigen auch oft ganz gewandte und ansprechende Formen, doch sind sie noch nicht druckreif. Für Ihre poetische Huldigung danken wir freundlichst.

Hrn. P. in Berlin. Die braunen Flecke, welche sich am Körper gezeigt haben, werden am raschesten durch Bepinselung mit einer Lösung von Karbolsäure (1 Gramm Karbolsäure auf 50 Gramm Wasser) beseitigt. Diese Bepinselungen müssen ca. 14 Tage lang täglich wiederholt werden, ohne daß das den Tag vorher Aufgepinselte weggewaschen wird.

Abonn. in Flensburg. Palmer, Die Moral des Christenthums, Stuttgart 1864. Schwarz, Das Wesen der Religion, Halle 1847.

Ungarischer Abonnent. Krohen's Handb. der Erdkunde. Seubert, Lehrbuch der Botanik. Kraus, Zur Kenntniß der Chlorophyllfarbstoffe, Stuttgart 1872.

Ein Abonnent für Viele. Das Heilmittel des Moskauer Arztes ist unserem ärztlichen Mitarbeiter schon längst bekannt, jedoch theilt derselbe nicht Ihre Ansicht in Bezug auf dessen Wirksamkeit.

Hrn. Kummer und Meyer in Gotha. Hrn. Jos. Wadenweiler in Dresden. Hrn. Eduard Schnobrich in Brody. Hrn. C. in Koschnin. Richtig.

X. Y. Z. in Ungarn. Unterstehen Sie die Anwendung des Bitterwassers durch täglich zu applizirende Klystiere.

Hrn. A. P. in S. Graclauer's Literarisches Auskunftsbureau in Leipzig wird Ihnen dienen können.

Hrn. E. in B. Unser ärztlicher Mitarbeiter hält durchaus nichts von den angepriesenen Präparaten gegen das Ausfallen der Haare.

Hübsche frische Blondine und Brunette in R. L. Wir haben gerade, weil wir Sie hübsch voraussetzen — die Ungarinnen haben ja den Ruf großer Schönheit — jenen Ausspruch gethan. Wir wollen Ihnen auch gerne das Versinnigen gönnen, dem Sie nur in tiefster Einsamkeit huldigen. Neugierig haben Sie uns aber doch gemacht, und wir sind zum Tausch mit Vergnügen bereit.

F. F. Animalisches Pergament bei Karl Wildbrett in Augsburg, vegetabilisches P. bei Flender & Schlüter in Düsseldorf.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Zur goldenen Hochzeitfeier des deutschen Kaiserpaares Wilhelm und Augusta 11. Juni 1829—1879. Gedicht von Karl Gerok. — Der Regenbogen, Novelle von Victor Blüthgen, Fortsetzung. — Notizblätter. Neue Welten, geographische Skizzen von G. Frhr. v. d. Goltz. V. Afghanistan. 2. — Das Modell, Novelle von George May. Schluß. — Des Kaisers goldener Jubeltag. — Friedrich der Große und das Potsdamer Stadtschloß. — Des Kaisers Wiege. — Schnitzeljagd. — Aus einem schwäbischen Dorfe. Von Hayden bis Liszt. Skizzen aus der neueren Musikgeschichte von Ludwig Nohl. 4. Die neuere Oper (1820—1840). Schluß. — Schach. — Zweisylbiges Rathsel. — Bilderräthsel 36. — Auflösung des Bilderrathsels 35. — Briefmappe.

Illustrationen: Initiale und Randverzierung zu: „Zur goldenen Hochzeitfeier des deutschen Kaiserpaares Wilhelm und Augusta 11. Juni 1829—1879." von R. Schuster. Portrait Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta. — Der Bittschriftenlinde vor dem Stadtschloß in Potsdam; Arbeitszimmer Friedrich des Großen im Stadtschloß zu Potsdam; von G. Theuerkauf. — Friedrich der Große in Sanssouci, Gemälde von A. Borckmann — Wiege des Kaisers. — Strumpfband der Kaiserin. — Schnitzeljagd, von G. Krickel. — Aus einem schwäbischen Dorfe, von W. Grögler.

Ankündigungen
pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.

Heilanstalt für Lungenkranke,
Bad Reiboldsgrün in Sachsen,
2120' hoch. Billige Pension. Eminente Erfolge.
Prospekte franko. Dr. Driver.

250 echte, verschiedene Briefmarken, z. B. Cap, Peru etc. 3 M. R. Wiering, Hamburg, Admiralitäts-Str. 8.

Nervenkranke
u. Rückenmarkleidende finden jederzeit Aufnahme in meiner Villa zu Benndorf a. Rhein, Stat. d. rechtsrhein. Bahn. Elektrotherapie, alle Bäder.
62 Dr. Erlenmeyer.

Rothe Nasen
werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Mensl., ein vorzügl. Präparat des Chem. A. Nieske in Dresden. Garantirt. Preis 5 M.

Für Offiziere.
Aus der Wachtstube eines Reiters.
Zwei heitere Klausurgeschichten.
Preis M. 1 198
Verlag von Gebrüder Müdling, Alm.

Warme Sandbäder,
sehr kräftige Sool-, Fichtennadel- und andere Bäder im 854
Bad Koestritz.
Saison wegen Neubau des Sandbades in diesem Jahre nur vom 1. Mai bis 15. September.
Prospekte gratis durch das Direktorium.

Zauber-Apparate
eigener Fabrik für Künstler, Dilettanten und Kinder. Illustrirte Preislisten gratis.
8 Wilh. Bethge, Magdeburg.

„Erwerbskatalog"
für Jedermann — versend. gratis 179
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.

! Hühneraugen-Pürste!
Unfehlbar gefahrlos schmerzlos jedes Hühnerauge, pr. Stk. 70 ₰ franko (Briefm. als Land) Wiederverkauf. Rab. H. Feuling, Stuttgart.

Wichtig für Torfinteressenten.
Das im deutschen Reich unter No. 1649 pat. **Mundstück für Torfmaschinen** ermöglicht die vortheilhafte Verarbeitung auch der holz- und wurzelreichsten Moore mit-ist Mindestens bei Anlage wird Garantie geleistet. Nähere Anfragen unter J. Z. # 7062 befördert Rud. Mosse, Berlin SW. 44

Mineralwasser-Apparate.
Eugen Gressler, Halle a. S.

Patent 60 Pulver SEYOLITZ

von Hockin Wilson & Co
38 Duke St. London W.

Abführende ergotische Brausepulver, altbewährtes Mittel gegen *Verstopfung, Kopfweh, Blutandrang, Migräne* etc. etc. Von den ersten Aerzten empfohlen. Vollkommen ohne Geschmack, in Flaschen beide Ingredienzien zusammen enthaltend, ungefähr 25 Pulver nebst Maass und Glasstöffel à 3 Mark pr. Flasche, zu haben bei allen Apothekern und Droguisten.

Das Bankhaus
Sachs & Co. in Frankfurt a. M.
empfiehlt sich zu
Ankauf, Verkauf und Umtausch
aller Gattungen
Staatspapiere, Prioritäten, Aktien, Anlehensloose etc.,
zu Zeit- resp. billigsten Tagespreisen
Börsen-Aufträge
„per Kassa" und „auf Zeit"
zu Tageskursen
auch gegen Deponirung einer Kaution in Baar- oder Werthpapieren.
Einlösung von Coupons
ohne Absug, resp. z. Tageskurse, schon 14 Tage vor Verfall.
Besorgung neuer Couponsbogen gratis. 32
Baarvorschüsse auf Werthpapiere
auf beliebige Dauer zu soliden Bedingungen.
Auskunft in allen Börsen-Angelegenheiten ertheilt prompt.

Hans Maier in Ulm a. D.,
Import italienischer Produkte,
empfiehlt unter Garantie lebender Ankunft, Packung frei 193
Italienische Zuchthühner u. Hahnen,
ausgewachsene, m. dunkeln Füßen, zu M. 2.50,
" " gelben " " " 3.—,
junge " " dunkeln " " " 1.60,
" " gelben " " " 1.80,
ferner ital. Enten, ital. Gänse, Perlhühner, feine Tauben und Truthühner. Preisverzeichniß postfrei.
Ital. Eier, listen- und waggonweise, bei Hans Maier in Ulm a. D.

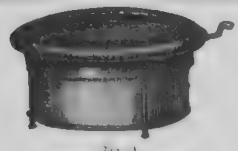


Fig. A
Feststehend zum Gebrauch.
Neue patentirte Gummi-
Reise-Nachtgeschirre
mit festem Sitz zum Zusammenlegen u. Feststellen. Preis pro Stück Mk. 12. — Versandt nur gegen Nachnahme, oder vorherige Einsendung des Betrages. Abbildung bei
Martin Schiff, Kassel.

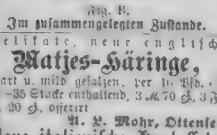


Fig. B.
Im zusammengelegten Zustande.
Delikate, neue englische
Matjes-Häringe,
sehr zart u. mild gesalzen, per 10 Pfd.-Faß, ca. 30—35 Stücke enthaltend, 3 M. 70 ₰, 3 Fässer 10 M. 20 ₰, offerirt
196 A. L. Mohr, Ottensen.
Neue italienische Kartoffeln
in vorzüglicher Qualität, per Sack à 99½ Pfd. netto 2 M. 50 ₰, 3 Säcke 7 M. (Verpackung gratis), offerirt A. L. Mohr, Triest.
Alles zollfrei u. franko gegen Postnachnahme.

Ueberrascht
wird Jeder von dem feinen Geschmack und der schönen Farbe des Kaffeegetränkes sein, welches mit einem kleinen Zusatz von Otto E. Weber's Feigenkaffee*) bereitet ist.
*) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar", „Ueber Land und Meer" etc. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Packet 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Versendung franko. — Zu haben in der Fabrik von Otto E. Weber in Berlin SW., Junkerstr. 18. 122

Wer an Gicht, Rheumatismus oder Erkältungskrankheiten leidet, versehe sich mit dem Buche
Die Gicht.
Preis 7 Sgr. 50 Pfg.*
Ausführlichen Prospect versendet gratis u. franco Ch. Bodemeister, Leipzig u. Basel.
* Vorräthig in W. J. Peiser's Buchhandlung in Berlin, Friedrichstr. 105, welche dasselbe gegen Einsendung des Betrages in Briefmarken überall hin versendet.

I. Preise auf den Weltausstellungen
Paris 1867, Wien 1873, Brüssel 1876, Philadelphia 1876.
Eduard Lipowsky in Heidelberg,
langjähriger Associé und nunmehriger Inhaber des altbegründeten Geschäfts vormals *Friedr. Fischer & Comp.*
Fabrik und permanentes Lager von
Apparaten zu Sanitätszwecken.
Geräthschaften zur Krankenpflege.

Preiscourante, Zeichnungen, Kataloge und Atteste stehen zu Diensten.
Da meine Apparate, sowie die Zeichnungen meines Kataloges von verschiedenen Seiten nachgebildet werden, so bitte ich auf genaue Angabe meiner Geschäftsfirma zu achten.
EDUARD LIPOWSKY,
985 Nachfolger von Friedrich Fischer & Comp. in Heidelberg.

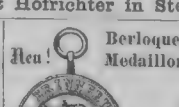
197
Seidenstoffe, per Meter 1 Mk. 35 Pf.,
versende franko Porto und Zoll in's Haus nach Deutschland und Oesterreich. Dieser Posten ist mir wegen verspäteter Lieferung retournirt worden und besteht aus schwarz und grau, schwarz und weiß, schwarz und couleurt gestreiften Dessins. Muster umgehend franko. Briefporto 20 ₰ = 10 Kreuzer öst. W.
Anfragen von Zwischenhändlern bleiben unberücksichtigt.
Zürich. G. Henneberg,
Fabrikdépôt reingefärbter Seidenstoffe.

Regelmäßige Dampfschifffahrt

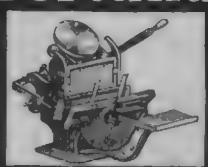
zwischen
Stettin - Kopenhagen - Gothenburg,
einmal wöchentlich,
durch den schnellsegelnden, mit vielen Separatkajuten comfortabel eingerichteten
Schraubendampfer „Harlhuus".
Abfahrt von Stettin jeden Dienstag Nachmittags 2 Uhr,
Ankunft in Kopenhagen " Mittwoch Morgens 6½ " *)
Abfahrt von " " Donnerstag Nachmittags 5 "
Ankunft in Gothenburg " Freitag Morgens 6 "
Abfahrt von " " Nachmittags 6 "
Ankunft in Kopenhagen " Sonnabend " 2 "
Abfahrt von " " Nachmittags 6 "
Ankunft in Stettin " Sonntag Morgens 6½ "
*) Passagiere, welche sich nach Christiania richten, können mit dem unten erwähnten Dampfer noch um 9 Uhr Vormittags weiter reisen.
Zwischen
Kopenhagen - Gothenburg - Christiania.
Das bekannte große, aufs Bequemste und Comfortabelste eingerichtete
Räderdampfschiff „Christiania"
fährt vom 7. Mai bis Ende Juni wie folgt:
Nordwärts gehend:
von Kopenhagen jeden Mittwoch 9 Uhr Vormittags,
" Gothenburg " " 8 " Abends,
in Christiania " Donnerstag 10 " Vormittags.
Südwärts gehend.
von Christiania jeden Sonnabend 2 Uhr Nachmittags,
" Gothenburg " Sonntag 6 " Morgens,
in Kopenhagen " " 5 " Nachmittags.
Von Ende Juni bis Mitte September wird diese Fahrt zweimal wöchentlich stattfinden.
Zwischen
Stettin - Kopenhagen - Drontheim,
mit Anlaufen von
Christiansand, Stavanger, Bergen, Aalesund, Christiansfund
vermittelst der für Passagiere und Güter bequem eingerichteten Schraubendampfer
„Arcturus", „Asso", „Arelhuus", „Bergenhuus".
Abfahrt von Stettin jeden Freitag Mittags 12 Uhr,
" " Kopenhagen " Mittwoch Vormittags,
" " Bergen " Montag "
Ankunft in Drontheim " Dienstag Abends,
Rückfahrt von Drontheim " Donnerstag "
" " Bergen " Dienstag "
" " Kopenhagen " Montag Mittags,
Ankunft " Stettin " Dienstag Vormittags.
Güter nach sämmtlichen obigen Plätzen zu billigen Frachtsätzen. Näheres bei
Det forenede Dampskibs Selskab in Kopenhagen.
Proschwitzky & Hofrichter in Stettin.

Heil-Anstalt
vom Staate konz. Ganz besonders günstige Erfolge bei Rheumatismus, Gesichtsschmerz, Asthma, Unterleibsk., Schwäche, Nervenzerrüttung, Rückenmarksreizung c. Dirigirender Arzt Dr. Rosenfeld in Berlin, Friedrichstraße 189. Auch brieflich. Prospekte über die sehr günstigen Erfolge gratis. 163

Künstliche
Brillanten,
prachtvolle Steine in echter Goldfassung (12 Double), als massive Ringe, 6—15 M. gold. Ehrringe 11—15 M. dto. massive St. 7 M. 2c. Elegante goldene Ringe m. echt Turkis, Almandin 2c. von 10—30 M. empfiehlt unter Garantie Schröter, Goldarbeiter, Dresden, Jakobstraße 16. — Bei Einsendung des Betrages franko durch ganz Europa. Illustr. Preiscourant franko. 157


Neu! Berloques, Medaillons Neu!
der goldenen Hochzeit unseres allverehrten Kaiserpaares. Stark vergoldet Nr. 6 M. 1, Nr. 1 50 ₰, bronzirt Nr. 2 25 ₰ pr. Stück sowie
Jubiläums-Manchettenknöpfe,
stark vergoldet, mit den Bildnissen der kaiserl. Majestäten jetzt und vor 50 Jahren, à Paar 1 M. 50 ₰. Agenten verlangt. Grosse und Wiederverkäufer erhalten bedeutenden Rabatt.
Otto Wolff, Patentbureau, Dresden.

100 Bogen feinstes, dickes englisches Billetpapier nebst 100 dazu passenden Couverts, mit beliebigem Monogramm, in prachtvoller englischer zweifarbiger Prägung (nicht einfarbig wie bisher) in elegantem Kästchen verpackt für 6 M. Dasselbe auf ff. englischem farbigen Billetpapier (6 Farben sortirt) 9 M. (Das passendste Geschenk für Damen.) 138
August Thilo, Berlin, Unter d. Linden 45.
Papierhandlung und Kunstpraganstalt.

Fortuna
selbstfärbend

Druckfläche 7,5—13 Ctm. Mrk. 96,00.
" 14,5—22,5 Ctm. " 185,00.
Starke Construction
MAX KRAUSE
Berlin, SW. Bernburgerstr. 7.

Aeols-Harmonika.
Verbessertes System!

Ertönt schon bei schwachem Winde in harmonischen Akkorden, bei starkem Winde weithin hörbar. Ornamentale Zierde für Garten, Anlagen, Parke, Balkone, Terrassen und für Gartenrestaurationen. Pr. Stück M. 8. = fl. 4. 75; mit vergoldeter Windfahne mehr pr. St. M. 4. = fl. 2. 40.
Adolf Klinger,
Reichenberg in Böhm.

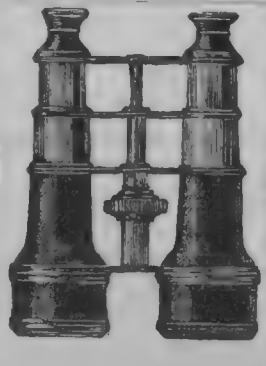
Krumrein & Katz,
Stuttgart.
Spezialität: Holzbearbeitungs-Maschinen neuester u. bester Konstruktion. Garantie für höchste Leistung.
Stoß-, Kreis- und Dreiseitfräser, Hobel-Eisen, Fräs- u. Hobelmesser, Modelle für Pianofortes u. Harmoniumfabrikation.

PATENT
Technisches Bureau
J. Brandt & G. W. Nawrocki
Berlin W.
Leipziger Str. 6

Damen
guten Charakters, mit Vermögen, im Alter von 20—30 Jahren, vorurtheilsfrei genug, um zur Gründung eines glücklichen Hausstandes mit einem jungen Kaufmann aus achtbarer Familie in Korrespondenz zu treten, wollen ihre Adresse gut. mittheilen an Chiffre O. Z. 12,500 poste rest. Zürich. — Die Offerte ist reell, geachtete Referenzen werden gegeben. 194

Norddeutscher Lloyd.
Kaiserlich deutsche Postdampfschifffahrt.
I. Zwischen Bremen und New-York,
ausgehend und einkommend via Southampton.
Von Bremen jeden Sonntag, von Southampton jeden Dienstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag Abend nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.
Direkte Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.
Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.
II. Zwischen Bremen und Baltimore.
Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs, von Baltimore Donnerstags.
III. Zwischen Bremen und New-Orleans,
via Havre und Havanna.
Von September bis April ein oder zwei Mal monatlich.
IV. Zwischen Bremen und Bahia und Rio de Janeiro,
via Antwerpen und Lissabon.
Von Bremen am 10., von Antwerpen am 15. jedes Monats.
V. Zwischen Bremen und Montevideo und Buenos-Ayres,
via Antwerpen direkt.
Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1. jedes Monats. 287
Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

Chirurg.-Orthopädische Heilanstalt zu Breslau,
Tauentzienstraße 67, Aufnahme von Kranken, die chirurgischer, insbesondere operativer Behandlung bedurfen, 2) von Kindern und Erwachsenen, die an Verkrümmungen und Verunstaltungen des Körpers leiden. Meldungen bei Medizinalrath Prof. Dr. Kloysch, Claasenstr. 19.


Wir versenden gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme
Doppel-Feldstecher
achromatisch für Theater- und Reisegebrauch in besonderer Schärfe und Reinheit der Gläser, mit festem Etui zum Umhangen Mark 20.
Reiseferurohre,
3—4 Meilen klar zeigend, mit 6 Gläsern achromatisch Mark 10. 117
Aneroïd- (Metall-) Barometer,
vorzüglich gut gehend, nach der Höhe des pp. Ortes genau regulirt, Mark 12.
Seidelmaier & Schultz,
Optisches Institut, Augsburg.

Über Land und Meer.

№ 37.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die kleine Marina. Novelle von Elise Polko. — Adolf L'Arronge. von Emil Dominik. — Notizblatter. — Von der deutschen Korvette „Prinz Adalbert", mit Bildern des Malers C. Saltzmann. V. – Der Rezensent, Novelle von Victor Blüthgen, Fortsetzung. – Neue Welten, geographische Skizzen von C. Frhr. v. d. Goltz. V. Afghanistan. 3. — Wiener Ringstraßen. 4. Der Franz-Josephs-Kai, von A. S. Pariser Frühling, von Georg Horn. – Schach — Rathsel. – Auflösung des zweizügigen Rathsels in Nro. 36. — Bilderräthsel 37. Auflösung des Bilderräthsels 36. – Auflösung der Aufgabe in Nro. 34. Briefmappe.

Illustrationen: Adolf L'Arronge. Wiener Ringstraßen. 4. Franz-Josephs-Kai, von A. Kronstein. Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt Ausgebrannter Wald bei Punta Arenas (Magellanstraße); „Prinz Adalbert" in der Porsy-Bai (Magellanstraße). Pelikanbad im Tauchhandel (Magellanstraße) nach Skizzen von C. Saltzmann. — Eine Idylle aus der Vogelwelt, von H. Giacomelli. IV. Das Brüten. — Aus unserer humoristischen Mappe, sechs Bilder.

Die kleine Marina.

Novelle

von

Elise Polko.

(Nachdruck verboten.)

„Vive la joie."

Vor etwa vierzehn Jahren machte in dem damals noch glänzenden Luxusbade P. eine aus deutschen und französischen Elementen gemischte Schauspielertruppe viel Aufsehen, die sich besonders durch elegante Damen und talentvolle, schöne Darsteller auszeichnete. Die Mitglieder kehrten schon seit geraumer Zeit zu jeder Saison wieder, und es hatte sich in Folge dessen zwischen ihnen und dem Publikum ein lebhaftes gegenseitiges Interesse entwickelt. Man kultivirte damals auf jenen niedlichen Brettern, welche bekanntlich „die Welt bedeuten", weniger das Drama und die Tragödie, als vielmehr das feine deutsche und französische Lustspiel und vor Allem die Posse. Das kleine, aber vornehm eingerichtete Haus war an all' jenen Theaterabenden, die der heitern Muse geweiht waren, stets ausverkauft, es gehörte geradezu zum guten Ton der fremden und einheimischen beau monde, sich dann ein Rendezvous dort zu geben. Der politische Himmel konnte eben im Moment glücklicherweise auch dem schärfsten Beobachter keine Veranlassung zu besonders dunklen Wetterprophezeiungen geben. Das leicht aufsteigende Gewölk vom Meere her mußte sich ja ohne Zweifel gar bald auflösen und zerstreuen, und so überließ man sich in einer ungewöhnlich schönen Sommer- und Herbstsaison voll und ganz all' jenen Genüssen, durch welche die aufmerksame und umsichtige Badeverwaltung in P., begünstigt durch die herrliche Lage des Orts, ihre Kurgäste so sehr zu fesseln verstand. Zu eben diesen Genüssen nun gehörte in erster Reihe das französisch-deutsche Theater.

Um die Schauspieler und besonders um die allerliebsten Schauspielerinnen hatte sich sehr rasch ein konservativer Kreis von Bewunderern und Kunstfreunden gezogen, welcher freilich in seiner Mehrzahl aus Männern bestand, vorwiegend aus Kavalieren aller Nationen, de par sang, — und zu seinen Mitgliedern nur eine verschwindend kleine Zahl von Damen zählte. Man zischelte sich in die Ohren, daß eben jener Kreis — heimlich von bösen Zungen mit dem Namen: „die Theaterbande" belegt — von Zeit zu Zeit die glänzendsten Feste veranstalte, welchen beizuwohnen sogar der allgemein geachtete Badearzt und Sanitätsrath Doktor Roderich keineswegs verschmähte. Er war freilich ein alter Junggeselle und hatte somit das Recht, zu thun und zu lassen, was ihm beliebte, auch bekleidete er zugleich das Amt eines Theaterarztes. Ohne Scheu bestätigte er aber auch lächelnd seinen vornehmen Patientinnen, wenn sie ihn fragten, daß bei eben jenen Festen eine Pracht entwickelt werde, die nahezu an die märchenhaften Schilderungen aus „Tausend und eine Nacht" streiften, und daß es bei solchen Ge-

Adolf L'Arronge. Originalzeichnung. (S. 726.)

legenheiten lustiger hergehe, als bei irgend welcher offiziellen fête denkbar sei. Wie manche wohlbehütete Mädchenblume aus irgend welchem stolzen Schloßgarten hätte Gott weiß welches Opfer gebracht, wenn man ihr nur ein einzig Mal gestattet haben würde, dabei zu sein. Die besorgten Mütter und Tanten und mit ihnen jene Schaar privilegirter weiblicher und — männlicher Klatschhasen, die in allen Regionen, allen Altersklassen und aller Orten nie aussterben und sich immer neu rekrutiren, so lange nämlich noch Frauen zu athmen wagen, die man aus irgend welchen Gründen zu beneiden Ursache hat, — schlugen zwar die Augen gen Himmel und wehrten jedes Gespräch über jene Zauberfeste und deren Theilnehmer ab in Gegenwart jüngerer Schutzbefohlenen, desto eifriger aber beschäftigten sie sich im Stillen mit ihnen und vor Allem mit den dabei zur Schau getragenen extravaganten Toiletten der Schauspielerinnen.

Die stattlichste Erscheinung, aber zugleich leider auch das geringste Talent unter allen den Bühnendamen war in jenem Sommer die deutsche erste Liebhaberin Fräulein Celeste mit ihrer stolzen Figur und dem schön geschnittenen Gesicht im Rahmen und Schmuck des üppigsten Cendréhaars und im Besitz eines blauen, schmachtenden Augenpaars, dessen effektvollen Gebrauch sie dem on dit zufolge täglich stundenlang vor dem Spiegel studirte. — An reizenden Kammerkätzchen, wohlkonservirten Müttern und zungenfertigen französischen komischen Alten war kein Mangel, — das Herrenpersonal zeichnete sich durch besondere körperliche Vorzüge, edle Gestalten, ausdrucksvolle Köpfe und große Gewandtheit aus, — der allgemeine Liebling unter Allen aber war und blieb die Vertreterin der eleganten Posse — die Coupletsängerin par excellence — die etwa zweiundzwanzigjährige Marina, ein Schauspielerkind, deren Vater ein Deutscher und deren Mutter eine Polin gewesen. Vielleicht sind nie zierlichere Füße über die Bühne getrippelt, ist nie ein frischeres, originelleres Talent vor dem Publikum aufgetaucht, als die Füße und die ganze kleine Person der Marina. Wunderbar beanlagt von der Natur, mit einem Gesichtchen, das, mehr pikant als hübsch, sein Licht von zwei prachtvollen braunen Augen mit den schönsten dunklen Wimpern und Brauen empfing, einem Munde, der nur zum Lachen und Küssen geschaffen schien, einer leichten, graziösen Gestalt, zeigte sie sich in allen Rollen ihres Fachs als der personifizirte Uebermuth. — Hart an der Grenze des Erlaubten in der Darstellung hergehend, keck wie noch Keine vor ihr, sprudelnd vor Lebenslust und Laune, entwickelte sie in der französischen und deutschen Posse und deren Blüte, im Couplet, eine wahrhaft hinreißende Verve und ein Genie ohnegleichen. Man nannte sie scherzweise eine Miniaturausgabe der Dejazet oder eine kleine Mars, — alle ihre Kollegen waren verliebt in sie, und alle ihre Kolleginnen — verziehen ihr das, der beste Beweis, wie sehr sie die Herzen auch des weiblichen Bühnenpersonals unterjochte. Die kleine Marina wurde mit Recht als das enfant gâté der Gesellschaft wie des Publikums bezeichnet. Wenn sie mit ihrer silberhellen Kinderstimme, in Begleitung der tollsten Gesten, ihre Couplets sang, von denen die meisten in ihrer Keckheit in jenes Genre gehörten, das der Franzose mit: „couleur de rose“ bezeichnet, wenn sie das niedliche Stupnäschen in die Luft streckte und die Töne aus dem reizenden Munde zwischen den blendenden kleinen Zähnen so frisch und fröhlich in die Luft flatterten wie Lerchen, wenn sie die schweren dunklen Flechten mit einer nur ihr eigenen Bewegung zurückwarf und sich in den Hüften wiegte, da rang sich aus dem Beifallssturm, der das Haus durchbrauste, immer zuletzt der Ruf: „Hoch die kleine Marina, vive la joie!“

Einer ihrer größten Bewunderer nämlich, der jugendliche französische Komiker, eine der schönsten Erscheinungen der Truppe, hatte ihr den Namen: „la joie“ gegeben, den die übrigen Mitglieder sofort adoptirten, und sie schien es ganz besonders gern zu hören, wenn man sie auch öffentlich so nannte.

„Sie müssen vor Allem ‚la joie‘ sehen und hören,“ rieth man damals zuerst den Neuangekommenen in P., sowie allen Passanten, — die Aerzte, Doktor Roderich an der Spitze, verschrieben sogar scherzweise ihren Anblick und ihren Gesang trübsinnigen Patienten, — mit einem Wort, nichts war mehr in der Mode und mehr gefeiert als — die kleine Marina.

Auf der Promenade und überall, wo sie öffentlich erschien, sah man übrigens die junge Schauspielerin nie ohne die Begleitung einer Anstandsdame, einer bescheidenen ältlichen Person, eines grauen Schattens, es war die Schwester ihres verstorbenen Vaters, die von der Marina scherzend als „Frau Sorge“, „Madame Souci“, vorgestellt und seitdem auch überall so genannt wurde. ‘La joie und Madame Souci gehörten zu den bekanntesten Figuren des Parks von P. und die Kleine sorgte auch schelmischerweise durch elegante und extravagante Toiletten in den heitersten Farben dafür, den Kontrast zwischen ihr und der schlichten, stets dunkel gekleideten Gestalt möglichst in die Augen fallend darzustellen.

So sehr nun auch die kleine Marina, wie alle genialen Frauen, den Verkehr mit Männern liebte, so gern sie sich den Hof machen ließ, so konnten doch selbst die schärfsten Augen und Zungen kein eigentliches Liebesverhältniß feststellen, im Gegentheil erzählte man von ihr, daß sie über nichts in der Welt mehr spotte und lache, als über das Gefühl der Liebe mit seinem traditionellen Gefolge von Seufzern und Thränen. — Sie pflegte einen kleinen, kunstvoll ciselirten Dolch aus dem Nachlaß ihrer Mutter, den sie immer im Gürtel trug, scherzend mit drolligen Geberden zu schwingen unter der pathetischen Versicherung, daß sie ihn sich eher in's Herz stoßen würde, als eben diesem Herzen jemals zu erlauben, um eines Mannes willen sich in Gram zu verzehren. — Es schien in der That noch Keinem gelungen, dieß leichte, flatterhafte Herz zu fesseln, — ein Falter an einem hellen Sommermorgen konnte nicht wählerischer und flüchtiger von Blume zu Blume gaukeln, als la joie sich in dem Kreise ihrer Verehrer bewegte.

„Amour — que me veux tu?“ fragte sie lachend immer wieder allen zärtlichen Bitten gegenüber, „ich will frei sein und bleiben, bis ich anfange alt und häßlich zu werden, dann könnt ihr Alle wiederkommen und ich will mir den Reichsten unter euch aussuchen, denn ich brauche vor allen Dingen Geld, viel Geld, fragt nur meine gute, ängstliche Madame Souci!“ —

*

In dem großen Salon einer mit dem raffinirtesten Luxus eingerichteten Villa am Eingange des Parks von P. wanderte in der Dämmerung ein hochgewachsener, schlanker Mann langsam auf und nieder. Der weiche türkische Teppich dämpfte das Geräusch der regelmäßigen Schritte bis zur Unhörbarkeit. Die schweren, grünseidenen Fenstervorhänge waren schon zugezogen und die verschleierten Kuppeln des Lüstre hatte man bereits angezündet. Auf dem mit Papieren bedeckten Schreibtisch brannte eine Lampe. Draußen aber war die Sonne kaum untergegangen, — ein warmer, rosiger Schimmer, weich wie der Farbenton auf der Wange eines schlafenden Kindes, lag auf der Erde und auf den Blumen des breiten Balkons, der sich vor den Salonfenstern hinzog. — Einen Moment blieb auch der Hinundherwandelnde dort stehen, eine feine weiße Hand schlug langsam den Vorhang zurück, ernste, etwas tiefliegende graue Augen unter dunklen, düstern Brauen überflogen noch einmal das Gewühl der Spaziergänger auf der gegenüberliegenden Promenade, — dann schlugen die Falten wieder zusammen und der Einsame setzte seine monotone Wanderung fort.

Es war ein Männerkopf von einem eigenthümlichen Reiz, der jetzt, von einem Lichtschimmer getroffen, immer wieder auftauchte, — der Ausdruck des kranken Gesichtes erschien melancholisch und schwärmerisch zugleich, — der Schnitt des Profils, die Form der Stirn verrieth den russischen Typus. Das Haar war kurz geschnitten und den dichten Vollbart hatte schon der leichte Reif eines frühen Ergrauens getroffen. — Die etwas vollen Lippen verstanden zwar sehr anmuthig zu lächeln, aber eben dieß Lächeln tauchte sehr selten auf, um dann, auf einen Moment nur, jenen Zug tiefer Trauer und Ermüdung zu verwischen, der dort seinen Thron aufgeschlagen.

Der Fürst Iwan W. gehörte erst seit drei Jahren zu den liebsten, eigensinnigsten und leider — hoffnungslosesten Patienten des Sanitätsraths Roderich. Schwer krank hatte er sich einst zu ihm nach P. geflüchtet. — Die Lunge litt seit Jahren, P. bekam ihm besser als jemals ein Bad und so hatte er, zu dem alten Arzte großes Vertrauen fassend, für seine Besuche in P., die er alljährlich in Aussicht stellte, die schöne Villa Stern angekauft.

„Vielleicht geht mir hier ein Stern auf,“ hatte er damals scherzend gesagt. Aber alle Pflege, alle milden Lüfte einer Sommerkur in P. vermochten doch jenen Tourbillon einiger Wintermonate in Petersburg und einiger gelegentlicher Bärenjagden und Schlittenfahrten in der Heimat nicht unschädlich und eine halb zerstörte Lunge gesund zu machen. Seit dem Tode der Fürstin, — seit fast vier Jahren also — schonte sich der Fürst in keiner Weise nach seinem eigenen Geständniß. „Wozu auch?“ pflegte er immer wieder allen Bitten gegenüber zu fragen. „Habe ich doch keine Kinder, also auch keinerlei Pflichten, mich zu irgend welchen Wesens Nutzen und Frommen zu erhalten! Ich bin mir selbst allein verantwortlich und finde das Leben, das ich zu führen verurtheilt bin, durchaus nicht so kurzweilig und beneidenswerth, als daß ich mir besondere Mühe geben sollte, es ungebührlich zu verlängern. Sie wissen, ich habe obendrein eine unglückliche Liebe zur Dichtkunst, — ich stelle ihr unverdrossen heimlich nach mit den Netzen dramatischer Versuche, aber — — sie ist spröde wie kein Weib auf Erden. Ein Lächeln von ihr könnte mich, ich fühl's, gesund machen, — — sie versagt es mir! Ich verstehe nämlich unter diesem Lächeln die gewonnene Ueberzeugung, daß ich wirklich eine Wirkung auf irgend ein Menschenherz zu erzielen im Stande wäre, mit einem Wort: die gelungene Aufführung irgend einer meiner Arbeiten und zwar hier in Ihrem kritischen Deutschland. — — Vielleicht versuche ich's in der nächsten Saison in Ihrem P.“ — — so hatte er noch im vergangenen Sommer gesprochen; „ich bin eben mit einem einfachen Haus- oder, wie Sie es nennen würden, Liebesdrama beschäftigt. Ich gab ihm auch den Titel: ‚Aus Liebe‘. Sobald ich fertig bin, erzähle ich Ihnen mehr davon. — Bis dahin überwinde ich mich auch und besuche mit Ihrer ärztlichen Erlaubniß einmal Ihr hiesiges Theater. Bis jetzt haben Sie meiner Lunge und meinen Augen zu meiner heimlichen Freude dieß gewaltsame Zerstreuungsmittel noch nicht verschrieben!“

„Ich hoffe, daß Sie nicht nur ein fertiges Drama im nächsten Sommer mitbringen, Durchlaucht, sondern daß ich auch die Ehre und Freude haben darf, eine neue Fürstin zu begrüßen. Die Sorge und wachsame Liebe einer Frau würde eine bessere Wiederherstellerin für Sie sein, als alle Aufführungen und alle Aerzte zusammengenommen. Einer Frau würden Sie gehorchen und — wir sprechen Ihnen, wie so manchem andern Patienten gegenüber, doch nur mehr oder weniger in den Wind. — Und jene Arbeiten schaden Ihnen obendrein — behaupte ich.“

Ueber das Gesicht des Fürsten glitt ein melancholisches Lächeln.

„Wenn mein Drama aufgeführt wurde und gefiel,“ sagte er, „wer weiß, ob ich dann vor Vergnügen nicht zu Allem bereit wäre, — zu jeder Medizin und Kasteiung, auch zum Heirathen. Warten wir also bis zum nächsten Sommer, bester Doktor! Aber in Bezug auf die sogenannte Arbeit haben Sie's mit einem wunderlichen Menschen zu thun, der wohl aufhören könnte zu ‚trachten‘, das heißt, irgend etwas Besonderes für sich zu verlangen, wie etwa Glück und dergleichen, — der aber nimmermehr von der süßen, wenn auch vielleicht schlechten Gewohnheit zu lassen vermag: zu dichten.“

*

Und in dieser eben begonnenen Saison nun, wo der Sanitätsrath seinen Patienten zu seinem Kummer nervöser und kränker als zuvor fand, war denn auch das Drama, die verbotene Arbeit, die erste Frage des Arztes gewesen. Er hatte so oft mit lebhaftem Interesse und tiefer Besorgniß an jene Leidenschaft eines Mannes gedacht, die so gar nicht in die glanzvolle Welt des Scheins und sorglosen Lebensgenusses zu passen schien, in der er aufgewachsen und zu leben bestimmt war. Wie oft hatte er den Fürsten an seinem Schreibtisch überrascht mit fieberhaft glühenden Wangen und glückstrahlenden Augen, und dann aus seinem Munde mit dem Ton tiefinnerster Ueberzeugung die Versicherung entgegen genommen, daß eben diese Arbeitszeit das einzige Glück seines Lebens einschließe. Wenn der alte Herr sich immer wieder von Neuem aus zahllosen Beispielen überzeugen mußte, wie werthlos für seinen seltsamen Patienten alle jene Genüsse geworden waren, die nach allgemeiner Annahme doch nur der Reichthum und eine vornehme Geburt dem Sterblichen zu gewähren im Stande sind, wie einfach er vielmehr schon seit Jahren sein Leben eingerichtet hatte, ja wie freudig er auf Alles verzichtet haben würde um einen einzigen Zweig jenes Lorbeers, der doch nur:

„Kalt und duftlos drückte manches Haupt“ —

um jenen Rausch öffentlicher Anerkennung des Dichters, — so fragte sich der gewissenhafte Arzt zuweilen ernstlich, ob durch eine Erfüllung dieser Sehnsucht sich nicht ein Mittel darbiete, das Leben des Kranken zu verlängern — vielleicht gar zu retten.

„Wie, wenn er ihn nun wirklich kostete, jenen berauschenden Trank, und das Fieber, das ihn jetzt verzehrt, das heimliche, wilde Verlangen, dadurch gestillt würde?! Der Versuch verdient gewagt zu werden!“ entschied er endlich.

„Also wirklich fertig ist Ihre Arbeit, — aber wahrscheinlich wurde schon wieder eine neue begonnen?“ fragte seufzend Doktor Roderich.

„‚Aus Liebe‘ ist hier sauber abgeschrieben,“ lautete die Antwort, „und ‚aus Liebe‘ geht denn auch die Arbeit weiter. — Es ist mit mir nun einmal nichts zu machen. Geben Sie mich nur endlich auf, Doktor! Ich bin in jeder Beziehung ein unverbesserlicher Patient. Aber dießmal ließ ich sogar schon die Rollen ausschreiben. Lachen Sie mich doch aus! Es fehlt also nur eine Kleinigkeit: Schauspieler, Bühne und — Publikum!“

„Und wenn sich dazu nun wirklich Rath fände?“

„Sie scherzen!“

„Ganz und gar nicht. Sie brauchen dießmal nur die Hand auszustrecken und tüchtige Darsteller würden glücklich sein, Ihnen dienen zu dürfen! Entschließen Sie sich nur endlich einmal und sehen unsere jetzige Truppe spielen! Unser hübsches Haus würde gewiß kein gar zu unpassender Rahmen für Ihre Dichtung sein. Wo könnten Sie's denn bequemer haben als hier! Und an einem eleganten und empfänglichen Publikum fehlt es doch auch nicht! — Man muß nur nicht zu anspruchsvoll sein, den Großstädter vergessen und den Verhältnissen Rechnung zu tragen versuchen. Sie verschmähten bis jetzt ja Alles bei uns, und kennen nicht einmal la joie!“

„Ja — ja, ich erinnere mich, — die kleine Chansonettensängerin, von der Sie mir früher erzählten!“

„Wie schade, daß Sie keine Lustspiele schreiben, kein Weib der Erde könnte sie glänzender zur Geltung bringen, als la joie, unsere kleine Marina!“

„Das kann nun nichts helfen,“ lächelte der Fürst, „wir müssen mit den gegebenen Zahlen rechnen und uns also eben deßhalb nach einer andern Trägerin meiner melancholischen Ideen umsehen. Ich will wirklich Ihr Theater besuchen und die Liebhaberinnen vorerst par distance studiren.“

„Aber auch die Marina!“

„Ich liebe das Chansonettenmetier nicht!“

„Die Marina singt nur dann und wann Couplets. Sie ist, nebenbei gesagt, ein wirkliches Schauspielergenie, gleich brillant in der deutschen wie in der französischen Komik. Ich bin fest überzeugt, dieß wunderbare Ding würde Sie lebhaft interessiren!“

„Doktor, mir sind kecke Frauen in allen Schichten der Gesellschaft zuwider!“

„Aber doch nicht ‚par distance‘!?“ lächelte der alte Herr. „La joie verdient gesehen zu werden. Auf mich zum Beispiel wirkt sie belebend und erfrischend, wie etwa, c'est à dire sans comparaison, die reizende kleine Euphrosyne auf den Dichterfürsten in Weimar wirkte, oder wie ein Trunk feurigen Weines.“

„Dann darf ich sie also keinenfalls sehen, denn Sie selber haben mir allen Wein streng verboten!“

„Nun, für die Unschädlichkeit dieses Labetrunkes will ich einstehen!“

„So erkläre ich mich feierlich für überwunden. Wollen Sie mich also an irgend einem Tage abholen, wo ich Beides, ein feineres Lustspiel oder eine Art Drama und — la joie sehen kann?“

„Mit Freuden!“ —

Und als Fürst Iwan in seinem Salon in der Abenddämmerung auf und nieder ging, erwartete er eben den Arzt, der seinen vornehmen Patienten in die heutige Vorstellung begleiten wollte. Man gab Goethe's „Geschwister“ und die Marina sollte hierauf als „Picarde“ auftreten. —

Fürst Iwan hegte keinerlei sanguinische Hoffnungen trotz der Schilderungen des Arztes in Bezug auf den heutigen Theaterabend, und die Möglichkeit, sein Drama diesen Schauspielern anvertrauen zu können, erschien ihm sehr gering. Wenn seine Verwandten in der Heimat wüßten, daß er an eine solche Möglichkeit überhaupt zu denken wagte, sie, die ein kaiserliches Privattheater höchstens für würdig befunden hätten, die Geistesprodukte eines Repräsentanten seines und ihres Namens einem ganz besonders dazu eingeladenen, hocharistokratischen Kreise vorzuführen! Wie fern hatte auch die verstorbene Fürstin seinem eigentlichen geistigen Leben, diesem heimlichen, ernsten Dichten und Trachten gestanden! — Sie würde überhaupt wie alle die Anderen das Verlangen eines Dichters nach einem Publikum, das Entrée bezahlt, empörend gefunden haben. Verse niederschreiben und in einer Gesellschaft im eigenen Hause vorlesen, das war nicht nur verzeihlich, sondern auch in gewisser Weise bewundernswerth und standesgemäß, — aber nur keinerlei Berührung mit der Menge, — fi donc! Er hatte denn auch schon längst vor ihrem Tode aufgehört, zu ihr und allen Uebrigen von seiner seltsamen Passion zu reden. Um die Welt hätte er ihnen Allen keine Zeile vorgelesen! Kein schüchternes Mädchen konnte seine erste Herzensneigung ängstlicher verbergen, als Fürst Iwan seine Dichtungen vor Denen, die sich zu seiner Familie rechneten. Und es war auch süß wie eine verbotene Leidenschaft, dieß Denken und Träumen bei verschlossenen Thüren, dieß stille Schaffen, von dem er mit keinem Menschen reden konnte und durfte. Ach, sie waren ihm eine so entzückende Gesellschaft, alle die werdenden Gestalten seiner Dichtungen, — wie abgeblaßt und alltäglich traten ihm neben ihrer wonnigen Frische jene stereotypen Erscheinungen der vornehmen Welt entgegen, die mit ihm redeten, dinirten, soupirten, jagten und — kokettirten. Der Kontrast war beseligend und beklemmend zugleich. — Nur wenn er eine Arbeit vollendet hatte, versanken die geliebten Gebilde in das Reich der Schatten, — sie waren gewissermaßen ausgelebt und abgethan, — wie er ja auch jene Menschen nur zu bald auslebte, mit denen er zu verkehren pflegte, — es gab nichts mehr an ihnen zu erforschen, zu formen, zu studiren, er kannte sie auswendig, — er war fertig mit ihnen. Weiter — weiter! — So stellt der schaffende Maler sein Bild beiseite, der geniale Komponist überliefert der Welt sein tönendes Werk, — — sie sind für ihn mit dem letzten Pinselstrich, mit der letzten Note vergangen, — — vorwärts nun mit drängender Kraft, mit loderndem Feuer zu neuen Schöpfungen. — Wie er sie liebte, jene duftigen Phantasiegestalten, die dann wie aus Wolken immer näher und näher schwebten und denen er nun Blut und Leben geben durfte, denen er Gedanken und Worte auf die Lippen legte, die nun vor seinen Augen handelten, litten, liebten — — wie er sie anbetete in dieser Schöpferzeit, wie er von ihnen träumte, von ihnen erfüllt war Tag und Nacht.

„Comme il est distrait,“ sagte man zu tausend Malen von ihm drüben in seiner nordischen Heimat, „comme il est ennuyant! — Beichten Sie doch, prince, — was ist's, das Ihnen eben in Kopf und Herzen steckt?“ flüsterten neckisch zuweilen rosige Lippen, und ein leiser Fächerschlag berührte seinen Arm und ließ ihn auffahren aus tiefem Sinnen. — „Wer anders als une beauté aux abîmes,“ — lautete dann wohl die scherzende Antwort und — man war zufrieden.

Erst in Deutschland, in jenem Lande, wo jede Art von ernster Arbeit eine Ehre ist für den Schaffenden und für eine Ehre gilt, in dieser Atmosphäre des Fleißes, die ihn umgab und die er empfand, trotz des dolce far niente eines Badelebens, von der ihm seit Jahren seine Bücher und sein deutscher Hofmeister in so eindringlicher und rührender Weise erzählt — kam ihm zuerst der brennende Wunsch, seine eigenen Gedanken verkörpert vor sich zu sehen und ihre Wirkung auf die Menge zu beobachten. Er sagte sich, daß doch nur der dramatische Autor den Lohn seines Schaffens und Dichtens voll und ganz von der Mitwelt zu empfangen vermöge, er ahnte die beseligende Genugthuung, den berauschenden Zauber eben dieses unmittelbaren Dankes und sehnte sich leidenschaftlich und immer leidenschaftlicher, ihn zu kosten. Wie fern standen, im Vergleich zu solchem Glücklichen, all' jene anderen Dichter und Denker, die der Welt ihre Seele und ihren Geist hingegeben und hingeben Tag für Tag. Die Rührung, die Begeisterung, die glühende Bewunderung des einzelnen Lesers, — wer trägt sie zur Erquickung dem einsamen Dichter zu? Hie und da flogen vielleicht Briefblätter oder die warmen Worte eines Kritikers in seine Hände, ein Freund kam und dankte ihm, — — — aber wie gering und kalt erschien das Alles gegen die unmittelbaren Ueberlieferungen des Verständnisses, gegen jene ungezählten strahlenden Augen und Laute der Freude, gegen einen Jubelruf der Begeisterung von Hunderten bei einer zündenden Stelle auf der Bühne oder am Schluß eines Aktes.

Nur ein einziges Mal solchen Lohn empfangen dürfen, — dieß allein erschien allmälig dem Fürsten Iwan als jenes: „Ziel auf's Innigste zu wünschen“. Nur einmal sehen, hören, erleben zu dürfen, daß ihm, wenn auch nur vorübergehend, die Macht verliehen wurde, zu binden und zu lösen, — — jene Gewalt, eine ihm fremde Menge zu ergreifen, zu erregen — dann möchte der Vorhang seines Lebens fallen, dann wollte und konnte er nur noch mit der Geliebten Egmont's sagen: „Die Welt hat keine Freuden mehr auf diese!“

Und nun — von all' jenen schon vollendeten und still im Arbeitsschrein begrabenen dramatischen Arbeiten war seinem Dichterherzen diese seine jüngste nach sorgfältiger Prüfung als die würdigste erschienen, sie einem fremden Publikum vorzuführen. Er hatte dieß Familiendrama vom ersten bis zum letzten Wort in eben jener brennenden Sehnsucht, deren Flammen über ihm zusammenschlugen, niedergeschrieben. —

In der einfachen Fabel war die Liebe und der Stolz einer jungen Gattin, — einer gefeierten Schauspielerin, die ihre glänzende Laufbahn und ihre geliebte Kunst „aus Liebe“ dem Grafen Edwin geopfert hatte, dem Stolz und der Liebe der Gräfin Mutter, die „aus Liebe“ zu ihrem einzigen Sohne die unwillkommene Tochter empfangen und dulden will, gegenüber gestellt. — Graf Edwin stand zwischen den beiden hell lodernden Flammen, denn er liebt sein Weib und betet seine Mutter an. Die Unbeugsamkeit der beiden Frauen führt die verzweifeltsten Konflikte herbei, und doch versuchen Beide, diesen Kampf vor dem geliebten Manne zu verbergen. Aber er ahnt ihn und kämpft im Stillen mit, — wird düster und ungleich in seinen Stimmungen. — Man drängt ihn immer mehr zu einer entscheidenden Wahl: — nur Eine kann im Schlosse bleiben. — — Da siegt endlich, seinem sichtlichen Leid gegenüber, die Liebe des Weibes — — sie will ihn befreien — sie will ihn Derjenigen zurückgeben, die ja die ältesten, heiligsten Rechte an ihn hat, und will scheiden für immer. In der blumengeschmückten Veranda — seinem Lieblingsplatz — schreibt sie unter namenlosen Qualen den letzten Gruß für ihn nieder. Da belauscht sie unfreiwillig ein erschütterndes Gespräch ihres Gatten mit der Gräfin, seiner Mutter, das plötzlich alle Konflikte löst und ihr die volle beseligende Gewißheit seiner Liebe zurückgibt: — — — wohl wählte er zwischen Beiden, aber es ist sein junges Weib, das er schützend an sein Herz nehmen wollte. Da stürzt sie der Mutter zu Füßen, ganz Demuth, ganz Liebe und sagt: „Bleibe bei uns, — ich will Deine Magd sein — aus Liebe — denn Du hast ihn geboren, für den ich sterben wollte ‚aus Liebe‘!“ —

*

Der Diener meldete dem Fürsten den Arzt. — Er empfing ihn mit großer Herzlichkeit. „Nehmen Sie zuerst ein Glas Wein, bester Doktor,“ bat er, „und dann stecken Sie sich, bitte, hier eine Abschrift meines Dramas ein, um sie einmal gelegentlich in diesen Tagen in einer ruhigen Stunde zu lesen. — Wollen Sie?“

Der alte Herr nahm mit sichtlichem Vergnügen das zierliche Heft in Empfang. „Sie glauben nicht, wie neugierig ich bin und welche Pläne sich in meinem Kopfe in Bezug auf diese mir nun endlich anverrraute Arbeit herumwälzen,“ sagte er, behaglich in dem weichen Lehnstuhl Platz nehmend. „Aber zuerst müssen Sie mir sagen, daß Ihnen irgend Jemand von unserer Truppe gefällt!“ —

Der Diener brachte Wein und Erfrischungen.

„Ich bin selber ganz unruhig geworden, Doktor,“ antwortete der Fürst, „und ginge mit viel ruhigerem Pulsschlag in eine Bärenhatz daheim, als jetzt in Ihr kleines Theater zur — Truppenschau.“ —

Der Sanitätsrath lachte. „Andiamo,“ sagte er, „es ist besser, wir brechen etwas früh auf, dann haben Sie Zeit, sich dort an Ort und Stelle etwas zu beruhigen!“ — Und der Wagen fuhr vor.

Das Haus machte auf den Fürsten einen überraschenderen Eindruck als er erwartet, durch die blendende Beleuchtung, reizende Toiletten und ein offenbar gewähltes Publikum.

Die Herren nahmen ihre Balkonplätze in der ersten Reihe ein.

„Ein andermal aber lieber in einer versteckten Loge,“ flüsterte der Fürst.

„Ich wollte heute mit meinem Theater vor Ihnen und zugleich mit Ihnen selber prahlen,“ antwortete der Sanitätsrath scherzend.

„Sie setzen mir auch gleich ein pikantes tutti frutti vor: Goethe's Geschwister und — pour la bonne bouche — die Picarde.“

„Zur Strafe, weil Sie so lange unser Haus und unsere, bald hoffentlich Ihre Truppen verschmähten!“ —

Die Operngläser richteten sich wiederholt auf den Fürsten — die Erscheinung des vielbesprochenen Kranken war offenbar ein Ereigniß. —

Der Vorhang flog endlich auf, — das rührende Drama Wilhelm's und Mariannens begann und zog vorüber, — Fräulein Celeste that indessen ihr Bestes, um keine Rührung aufkommen zu lassen.

„Sie paßt für nichts in der Welt weniger mit ihrem

Wiener Ringstraßen. 4. Franz-Joseph

inalzeichnung von A. Kronstein. (S. 735.)

affektirten Wesen, als für diese Rolle," sagte der Fürst, „aber sie hat eine gute Figur und ein gutes Organ für meine Gräfin Mutter. Die Männer sind beide vortrefflich für mich zu gebrauchen! Es fehlt also nur — eine Magdalena!"

„Warten Sie auf la joie!" versicherte Doktor Roderich ganz ernsthaft.

Und die kleine Picarde erschien denn auch, von dem gewohnten lebhaftesten Jubel begrüßt, für den sie leichthin mit einem kindlichen Kopfnicken dankte. Dann plauderte la joie, die allerliebste fermière Marie, wie vorgeschrieben, lief hin und her, — trieb das übermüthigste Spiel mit dem braven Kurmärker, sang und tanzte „à ravir", wie der Fürst später zugab, reichte schließlich ihrem Partner die runde Wange zum Kuß hin, — und das Spiel war aus.

Beifallsruf ohne Ende wie immer, und brausender, wiederholter Hervorruf, bis dann la joie halb lachend, halb ungeduldig bat, sie zu entlassen, da sie — müde sei. —

Der Fürst hatte inmitten allen Jubels das Haus mit seinem Begleiter verlassen. Der Lärm folgte ihnen aber noch lange in die schöne mondhelle Nacht hinaus, als sie unter den schattigen, leise rauschenden Bäumen der Villa zuschritten.

„Nun, was denken Sie von unserer joie?" brach Doktor Roderich endlich das Schweigen. „Aber aufrichtig!"

„Ich denke vor Allem, daß Sie Recht haben und man das Mädchen sehen muß. Sie ist offenbar ein Genie in ihrem Genre!"

„Nicht wahr?" rief der alte Herr vergnügt, „aber nicht nur in ihrem Genre, meine ich; solche offenbare Begabung hält sich nicht in eng abgesteckten Grenzen. Ich glaube, sie könnte Alles, was sie ernstlich wollte."

„Leider wird sie aber nie meine Magdalena wollen!"

„Cela depends. Es käme auf einen Versuch an. Darf ich ihr das Drama zum Lesen geben?"

„Ja, aber nur ihr allein."

„Desto besser — eine derartige Bevorzugung wird sie reizen. — Und Fräulein Celeste?"

„Wir wollen beim Souper über die Sache weiter sprechen. Es versteht sich von selbst, daß Sie heute bei mir vorlieb nehmen, Doktor!"

*

Es war Sitte geworden unter der damaligen französisch-deutschen Truppe, nach allen Vorstellungen gemeinsam in einem kleinen Saal des Theatergebäudes unter dem Vorsitz des Direktors und seiner Frau zu soupiren. Für auserwählte Freunde wurden dann immer Plätze reservirt, die auch selten oder nie leer blieben, und es herrschte gewöhnlich die ungezwungenste Heiterkeit in diesem sogenannten „engsten" Kreise. So denn auch nach jener heutigen Vorstellung. — Die Damen erschienen dem Uebereinkommen gemäß in sogenannter Haustoilette, die Herren im Promenadenanzug. — Die Marina trug dießmal eine rothseidene Blouse mit breitem Gürtel — der Griff des kleinen Dolches, ohne den man sie nun einmal nie sah, blitzte an ihrer linken Seite.

„Nichts steht ihr so gut als roth," versicherte der erste deutsche Liebhaber, während der französische gefeierte Komiker ihr eben mit einem leise geflüsterten neckischen Coupletvers ein Glas Champagner einschenkte, zur Feier seines Namenstages, wie er sagte.

„Aber das Kind soll nicht Champagner trinken," rief Madame Souci jetzt ängstlich über den Tisch herüber, „sie kann dann am andern Morgen nicht lernen, und vier neue Rollen liegen doch bei uns!"

„Noch drei Monate und wir sind frei, und dann — — auf nach Paris!" flüsterte eben Fräulein Celeste dem französischen zweiten Liebhaber zu.

„Silence!" bat er kaum hörbar, mit ängstlichem Blick auf den Direktor, und legte den Finger auf die Lippen.

Seine Furcht war unbegründet. Wer hätte sie in diesem Moment hören sollen, die Liebenden, Niemand achtete auf sie. Eine kleine Gruppe unweit von ihnen war in einen so heftigen Nollendisput gerathen, daß der Direktor sich schlichtend in's Mittel legen mußte. Dazu sang der französische „père sérieux" dem deutschen Naturburschen eben eine bekannte Chansonette mit halber Stimme vor, eine komische deutsche Alte und eine kleine französische Zofe hatten sich in ein lebhaftes Toilettengespräch verwickelt, so daß die zweite sentimentale Liebhaberin vergebens mit einer Frage bei ihnen Gehör zu verschaffen sich mühte. Ein junger, eleganter Husarenoffizier, ein enragirter „Kunstfreund", trabte endlich sporenklirrend um die Tafel, einen Haufen großer und kleiner Bouquets in den Armen und jeder Schauspielerin mit einem Scherzwort eines überreichend. — „Die Marina hat wieder das schönste," murmelte die Goethe'sche Marianne mit bitterbösem Gesicht.

„Ich würde auch nie wieder spielen, wenn ich es einen Abend erleben müßte, daß Herr von Lerchen mir das schlechteste brächte," antwortete die Marina nachlässig und brannte ihre kleine Cigarrette an, — denn man war schon beim Dessert angekommen.

„Aber sagt doch, Messieurs," rief sie jetzt französisch in das allgemeine Stimmengewirr hell hinein, „wer war denn der blasse, kranke Herr auf dem Balkonplatz neben unserem lustigen Doktor? Das war ein Unterschied wie etwa la joie und la tristesse! Ich sah ihn noch nie hier. Unsere Damen wollen ihn nicht bemerkt haben, und ich wette doch, sie sahen ihn Alle nur zu gut und zerbrechen sich jetzt heimlich den Kopf über ihn."

„Es ist nur ein Stückchen Juchten," antwortete der Husarenlieutenant mit komischem Ernst. „La joie hat offenbar den Geschmack einer alten Dame der kleinen Millionenstraße in Petersburg. Jener Gelbsüchtige ist nämlich der russische Fürst Iwan W. — Er ist schon im dritten oder vierten Sommer hier, besuchte aber noch nie das Theater. Soll herzkrank sein und — — dichten. Kann man sich so etwas denken?!"

„Gelbsüchtig sah er nicht aus, nur krank," bemerkte die Marina. „Ich möchte aber doch lieber so bleich aussehen wie er, als — so roth wie der Lieutenant von Lerchen."

Alle lachten. Der Beleidigte schaute einige Augenblicke etwas verdutzt darein, dann stand er auf, verbeugte sich mit scherzhafter Grandezza vor der jungen Schauspielerin und hielt ihr die Wangen hin.

„Danke für den Hieb, ersehne aber, wenn schon geschlagen werden soll, einen Handschlag!"

„Eh bien, tu l'a voulu George Daudin," — lachte sie und berührte mit ihrer niedlichen Hand seine Wange.

(Fortsetzung folgt.)

Adolf L'Arronge.

(Hiezu das Porträt S. 721.)

L'Arronge, wer kennt diesen Namen heute nicht, wer hat den „Doktor Klaus" nicht gesehen, nicht von ihm gehört? Dieß hübsche Stück, das alle Welt gesehen haben muß, konnte nur ein Dichter schreiben, der von frühester Kindheit mit dem Theater verwachsen war, der seine Kinderschuhe auf den Brettern ausgetragen, und ein solcher ist L'Arronge, der am 8. März 1838 zu Hamburg als der Sohn des rühmlichst bekannten Komikers und Theaterdirektors L'Arronge geboren ward.

In Berlin und Aachen besuchte L'Arronge das Gymnasium und widmete sich dann in letzterer Stadt unter Leitung des Musikdirektors Richard Genée der „edlen Frau Musika". Zu weiterem Studium dieser heitersten Kunst ging er nach Leipzig. „Wissen Sie denn" — so schrieb L'Arronge an Dr. Förster, den Direktor des Leipziger Stadttheaters, bei Gelegenheit der fünfzigsten Aufführung seines „Doktor Klaus" — „wissen Sie denn, daß ich in Leipzig auf dem Konservatorium unter Rietz und Moscheles drei Jahre lang Musik studirt und von dort meine Theaterlaufbahn als Kapellmeister begonnen habe? Habe ich die Musik oder hat mich die Musik schlecht behandelt, kurz eines Tages warf mich Euterpe Thalien in die Arme, und mit letzterer führe ich nun schon seit Jahren eine recht einträchtliche und segensreiche Ehe. Wir haben wenig ungerathene Kinder zu beklagen, dagegen aber viele — Buben und Mädchen — die wir mit Freude und Stolz die unseren nennen können. Noch keiner aber ist uns besser eingeschlagen, als der Mediziner Klaus, und daß mir der Junge gar aus Leipzig, Euterpens Heimat, eine so gute Censur gebracht hat, freut mich doppelt. Ich erinnere mich mit Vergnügen meiner Jugendliebe und der Stadt, wo ich mit bleichen Wangen und langen Haaren — Dame Musika im Herzen — durch die Straßen wandelte."

Nach tüchtiger musikalischer Durchbildung also begann die Wanderzeit im Leben des Dichters. Als Opernkapellmeister lernte L'Arronge Danzig, Königsberg, Köln und Würzburg kennen. Von dort ging's nach Pest zu dem liebenswürdigen Landvogt und dann nach Berlin an das Kapellmeisterpult des Kroll'schen Theaters.

Für dieses Theater schrieb er eine Posse: „Das große Loos". Als er einmal Geschmack am Stückeschreiben bekommen, folgten schnell: „Gebrüder Bock", die mit Hugo Müller zusammen gearbeitete „Spitzenkönigin", „Kläffer", die er mit Wilken, und den „Registrator auf Reisen", den er mit Moser zusammen verfaßte, und endlich das kleinere „Papa hat's erlaubt".

Alle diese Stücke, ganz besonders der vortreffliche „Registrator" sind noch heute bekannt und beliebt und lassen sich dann und wann, und immer gern gesehen, auf deutschen Theatern erblicken.

Nun aber, am 23. September 1873, erschien „Mein Leopold" und erhob L'Arronge mit einem Schlage zu einem der besten Lustspieldichter Deutschlands. Es gibt wohl keine deutsche Bühne, auf welcher dieses Volksstück vom gesundesten Schlage mit dem Herrn Schuhmacher „Gottlieb Weigelt" und „seinem Leopold" nicht gerührt und erheitert und wo es nicht immer neue Freunde gewonnen hat. L'Arronge, bis dahin noch in den etwas ausgefahrenen Geleisen der alten Posse mit den „sogenannten" politischen Couplets, hatte mit ernstem und ehrlichem Eifer und mit Glück in seinem „Leopold" ein echtes Volksstück und ein gutes Lustspiel geschaffen.

In dieser Zeit etwa übernahm L'Arronge die Leitung des ehemaligen Lobetheaters in Breslau, nicht zum Vortheil seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Während der ganzen Jahre seines „Direktoriums" schrieb er nur ein einziges, wenn auch sehr tüchtiges Stück: „Hasemann's Töchter".

Um sich aber ungestört seiner liebsten Beschäftigung hingeben zu können, hing er „den Direktor an den Nagel", siedelte nach Berlin über und schrieb „Doktor Klaus" und darinnen den „sogenannten" Kutscher Lubowsky. Nun, wenn dieses Blatt erschienen und die Sommerbühnen ihre Holztempel eröffnet, dann wird es wohl keine deutsche Stadt mehr geben, in der dieser „tüchtige Arzt" nicht praktizirt hätte, in der man nicht die Bekanntschaft dieses polternden, ernsten Menschenfreundes gemacht hätte, der in „jener Stunde, am Todtenbette eines kleinen Mädchens, den Fahneneid des Soldaten schwur, seiner Pflicht zu leben und zu sterben; in jener schweren Stunde, die ihn so hart strafte, daß er ein einziges Mal in seinem Leben zu Gefallen der bittenden Augen seiner schönen Frau in den Ballsaal eilte, statt an das Bett der schwer erkrankten Tochter einer armen Wittwe".

Dann kennt man allüberall auch das Töchterchen des Doktor Klaus, die nur „einen Arzt" heirathen will, und das „sogenannte Faktotum", den Kutscher Lubowsky, der seltener freilich, aber doch dann und wann, die „sogenannte" Liebe kennen gelernt hat, der sich aber niemals eine Frau nehmen würde, der, wenn schon, denn schon lieber mit einem „sogenannten" Mädchen in die Ehe gehen würde.

Das Stück hat allüberall gefallen. Es wurde in Berlin hundertundfünfzigmal, in Städten wie Hamburg, Breslau, München, Leipzig fünfzigmal aufgeführt, und in Wien wie in Berlin und München gleich gern gesehen. Ein solcher Erfolg kann nur einem wahrhaft guten Dichtwerke zu Theil werden, und das ist „Doktor Klaus" gewiß.

Als bei der hundertsten Wiederholung des Stückes im Berliner Wallnertheater auch Kaiser Wilhelm von Anfang bis zu Ende der Vorstellung beiwohnte und sowohl dem Verfasser wie den Spielenden, vor Allem dem tüchtigen Klaus des Lebrun und dem Lubowsky des humorvollen Engels seinen ganzen Beifall zu erkennen gegeben hatte, da bedankte sich der „Doktor Klaus" beim Kaiser von Deutschland mit diesem Verse:

„Als hundertmal ich ordinirt,
Hat mich mein Kaiser konsultirt
Und meine Medizin probirt.
Und wenn sie auch nur auf Sekunden
Der Sorge Schatten überwunden,
Hab' ich den höchsten Lohn gefunden.
Ich preise laut Fortuna's Segen!
O gönnt den Platz in Kaisers Haus,
Ihr grimmig lauernden Kollegen,
Dem ‚sogenannten' Doktor Klaus."

Gegenwärtig arbeitet der Dichter an einem neuen Lustspiele, das zum Spätsommer das Lampenlicht erblicken soll und das den Titel führt: „Wohlthätige Frauen". **Emil Dominik.**

Notizblätter.

Literatur.

— **Wilhelm Jensen hat bei Sylvester Frey in Berlin einen** zwei Bände starken Roman: „Nach Sonnenuntergang" erscheinen lassen. Jensen ist ein Stimmungsmaler ersten Ranges und mit diesem speziellen Talent ist seine Begabung, Kinderleben und die Jugend überhaupt zu zeichnen, verwandt. Hier in diesem Roman werden wir vor Allem in die Gymnasialzeit junger Leute versetzt, die auf's Ergötzlichste geschildert werden. Diesen Typen schließen sich allerliebste Backfische an, dann geht die Erzählung in die ernstere Zeit des Ringens und Strebens nach dem Lebensberuf über, die Liebe macht ihre wahrhaft dämonische Macht geltend und der Roman endet ergreifend. Wir finden alle Vorzüge der Jensen'schen phantasievollen, feinen Darstellung auch in diesem Werke. — Ganz anders angelegt und durchgeführt ist Theodor Schiff's Roman: „Ritter vom Gelde" (Wien, Manz). Dieser Autor führt uns eine dramatisch sich zuspitzende Handlung resolut und kraftvoll entwickelt vor. Die Geschichte spielt in der Krachzeit und die schneidige Feder Schiff's hat eine geradezu vernichtende Kraft. Der Baron Wachenstein, der Präsident der Runkelrüben-Rückversicherungsgesellschaft, ist jedenfalls nach dem Leben gezeichnet, wenn auch die Farben etwas dick aufgetragen sein mögen. Das Liebespaar ist sympathisch und der Zehnjährige, eine Art Gnom, und die „Kinder aus dem Cirkus" zeigen, daß Schiff Boz mit Fleiß studirt hat und Geschick in der Nachbildung besitzt. Der Roman wird ein nicht sehr wählerisches Publikum gewiß anziehen und angenehm unterhalten, auch durch seine gesunde, kräftig ausgesprochene Tendenz gut wirken.

— **Eduard Anthor, der bekannte Direktor der Geraer kaufmännischen Hochschule,** der sich manchem unserer Leser durch seine trefflichen Tyroler Führer als ein lieber Wandergenosse bewährt hat, feierte den fünfundzwanzigsten Jahrestag der Uebersiedelung seiner Handelsschule von Hildburghausen nach Gera durch die Herausgabe seiner „Selbstbiographie" (Gera, Anthor), welche ein Leben voll Müh' und Arbeit, voll seltsamer Wandelungen — der Autor war anfangs Orientalist — und bunter Schicksale an uns vorüberführt, dem wir gerne auf Stunden unsere volle Theilnahme zuwenden. Mag auch Manchem das Selbstvertrauen des Autobiographen vielleicht ein wenig Eitelkeit in sich zu bergen scheinen, uns hat er gerade bewiesen, wie man nur durch Vertrauen in sich und seine Kraft Bedeutendes leisten kann und sich von keinem Mißgeschicke beugen läßt. So wird diese Biographie des Sprachforschers, Bibliographen, Kaufmanns, Reiseschriftstellers, Buchhändlers und Handelsschulvorstehers — denn das war er im Laufe der Zeiten Alles — auf jeden Leser muthstärkend und erfrischend wirken und Jeder sich freuen, einen tüchtigen Menschen mehr kennen gelernt zu haben.

— **In zierlichster Renaissance-Ausstattung liegt uns aus dem** Spamer'schen Verlag in Leipzig ein Buch vor, das den geheimnißvollen Titel „Ehestandsbrevier" trägt, herausgegeben von H. Berndt. Das Buch ist ein schönes Geschenk für eine Frauenbibliothek — dürfte sich vorzüglich zu Braut- und Hochzeitsgeschenken eignen. Die 23 Abschnitte des Werkchens geben Winke über Einrichtung der Wohnung, Budget, Dienstboten, Hausherren- und Hausfrauenthum, Verwandtschaft und Bekanntschaften, Familienfeste und Gedenktage, Gesellschaftsleben, Hoffnungen des ersten Jahres und ähnliches mehr. Ein verständiger, seiner Sinn spricht sich aus diesen belehrenden Betrachtungen und erfahrungsreichen

Anweisungen. — Hübsche Vignetten, anziehende Illustrationen und der Anhang „Familiengedenkbuch für alle Tage des Jahres" nebst dem geschmackvollen Einbande geben dem Buche den Charakter eines allerliebsten Festgeschenkes.

— **Die Junisonne mahnt uns an die Zeit der Rosen und läßt** uns ein Buch willkommen erscheinen, das sich speziell mit diesen süßduftendsten Kindern des Sommers beschäftigt. Es führt den Titel: „Der Rosenfreund" von J. Wesselhöft (Weimar, Voigt) und gibt uns vollständige Anleitung zur Kultur der Rosen im freien Lande und im Topfe, sogar zum Treiben der Rosen im Winter, sowie Beschreibung und Verwendung der schönsten neuen und alten Arten der systematisch geordneten Gattungen. Der Autor, ein praktischer Kunst- und Handelsgärtner, hat verstanden, sein sorgsam ausgearbeitetes und mit reichhaltigem Material versehenes Buch klar und einleuchtend zu halten, eine Anzahl in den Text eingestreuter Illustrationen treten da ein, wo das Wort nicht mehr ausreicht. Das Buch ist für Gärtner, Gartenbesitzer und Botaniker werthvoll. — Gleichfalls für die Sommerzeit will ein kleines Büchlein gelesen sein, das „Waldbüchlein für Waldspaziergänger" heißt (Leipzig, C. F. Winter). Der Autor, Moritz Willkomm, hat hier in Anlehnung an Roßmäßler ein überaus liebenswürdiges und brauchbares Werkchen geschaffen, das ein interessanter, orientirender Begleiter für Waldpromenaden ist und durch Bild und Text uns Anregung und kenntnißreiche, belehrende Unterhaltung über die Pflanzen- und Baumwelt des Waldes darbietet.

— **Das Soldatenleben scheint eine unerschöpfliche Quelle humo**ristischer Anregung zu sein, denn wir erhalten jetzt in den „Losen Skizzen aus dem österreichischen Soldatenleben" von L. N. Zimmermann (Graz, Leykam-Josephsthal) ein gar lustiges, amüsantes Buch, das zu den besten Erscheinungen auf diesem Gebiete gehört. Abgesehen von den tiefen Einblicken, die es uns, ohne es zu beabsichtigen, in das intime österreichische Militärleben gewährt. Diese Skizzen bringen eine wahre Prachtsgalerie von österreichischen Militärcharakterköpfen und urkomischen Situationen und Vorkommnissen, welche sicher nicht allein in der Phantasie des Autors entstanden sind. Der übermüthige „Kadett" Moriz, der blitzdumme Matthias, der Feldwebel, die böhmische Köchin, der Major Schleicherle und der Oberst Strengau sind ohne Zweifel Abbilder lebender Originale. Das illustrirte Büchlein ist interessant und amüsant nicht nur für militärische Kreise.

— **Max Jähns, durch seine kriegsgeschichtlichen und kulturhisto**rischen Arbeiten — wir erinnern nur an „Das französische Heer" und „Roß und Reiter" — als Autorität in diesen Zweigen der Wissenschaft bekannt, hat für seine Vorlesungen an der Kriegsakademie in Berlin einen „Atlas zur Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zum Ende des 16. Jahrhunderts" zusammengestellt, der nun auch durch die Buchhandlung von Grunow in Leipzig dem Publikum zugänglich gemacht wird. Der Atlas erscheint in überaus sorgfältiger lithographischer Ausführung mit einem begleitenden Texte, der die Bewaffnung, Marsch- und Kampfweise, Befestigung, Belagerung und das Seewesen aller Völker in klarer, auch für den Laien anprechender Form zur Darstellung bringt und damit gewissermaßen eine „Geschichte des Kriegswesens" bietet. Beide Bild und Wort — ergänzen sich in vorzüglicher Weise und wir wüßten kaum, welchem wir den Vorzug geben sollten. Jede Seite des Buches gibt Zeugniß von den umfassenden Studien des mit Recht geschätzten Kulturhistorikers, der hier sein reiches Wissen zu einem großen Werke zusammengefaßt, das seinen Namen dauernd mit der Kulturgeschichte verbinden wird.

— **Ebers' „Aegyptische Königstochter" ist zweimal in's Holländ**ische übersetzt worden; in die gleiche Sprache fanden auch Hackländer's „Roman meines Lebens" und die in unserer Romanbibliothek erschienene Erzählung „Alteneichen" von Cl. v. Glümer Eingang.

— **Die berühmte Malerin Elisabeth Jerichau hat ihrem früh** verstorbenen Sohne Harald Jerichau, der ebenfalls ein hervorragendes Malertalent bekundete, ein schönes Denkmal gesetzt, indem sie ein sehr hübsch geschriebenes Buch: „Til Erindring om Harald Jerichau" (Kopenhagen, Schou) herausgab. Wie unsere Leser wissen, ist die Mutter eine ebenso gewandte Schriftstellerin als Malerin.

— **Auf der Grenzscheide Oesterreichs, im Banat, hat sich vor** fünf Jahren eine Buchhandlung etablirt, welche in dieser kurzen Zeit sich große Verdienste um die Literatur erworben, theils durch Schaffung serbischen Buchhandels und namentlich durch die Schulliteratur, um die sie sich besonders mühte, theils durch eigenen Verlag, und so haben die Brüder Jovanovics in Pancsova im Hinblick auf diese segensreiche Thätigkeit einen überaus prächtig ausgestatteten Katalog ihres Verlags, der eben das 100ste Werk veröffentlicht, herausgegeben — zugleich ein glänzendes Zeugniß der Leistungen ihrer Pressen.

Bildende Künste.

— **Auf der Münchener Jubiläumsausstellung im Jahre 1876** wurde der Gedanke angeregt, alle fünf oder sechs Jahre in verschiedenen Städten eine deutsch-österreichische Kunst- und kunstgewerbliche Ausstellung, und zwar zunächst in Berlin, zu veranstalten. Auf den Antrag des Geheimen Regierungsraths Lüders hat jetzt der Vorstand des deutschen Gewerbemuseums, dessen Sammlungen bis zum Frühjahr 1882 in das neue Gebäude werden translocirt werden, vor einigen Tagen unter dem Vorsitze des Herzogs von Ratibor die Ausführung dieses Gedankens berathen und eine Kommission beauftragt, dem Vorstand einen Plan für die Veranstaltung einer solchen Ausstellung im Jahre 1882 in Berlin zur Feier der Vollendung des Museums baldigst vorzulegen. In die Kommission wurden die Museumsdirektoren Grunow, Dr. Lessing und Professor Ewald, der Geheime Regierungsrath Lüders, der Historienmaler A. v. Heyden, der Bildhauer Sußmann-Helborn, der Architekt Professor Gropius und der Fabrikant Halske, gewählt. Die Versammlung sprach sich zugleich dahin aus, daß es nothwendig sein werde, bei dieser Gelegenheit das lange hier gefühlte Bedürfniß eines permanenten Ausstellungsgebäudes auf einem von mehreren Seiten durch die Pferdeeisenbahn und die Stadtbahn leicht erreichbaren, eine spätere Erweiterung des Gebäudes zulassenden Platze zu befriedigen.

— **Der Platz bei der Nationalgalerie in Berlin wird durch eine** Marmorgruppe der Charitas von Moritz Schulz geschmückt werden.

— **Die Maler Lünig und Struys in Weimar vollenden den von** Pauwels und Thumann begonnenen Cyklus von historischen Bildern für die Lutherzimmer der Wartburg.

— **Der Geschichtsmaler Alexander Liezenmayer in München,** der Zeichner des „Faust", ein Ungar von Geburt, ist von dem ungarischen Kultusminister v. Trefort beauftragt worden, ein großes Geschichtsgemälde für das Nationalmuseum zu Pest auszuführen. Der Gegenstand der Darstellung ist in die freie Wahl des Künstlers gestellt worden.

— **Aus dem Nachlasse Eduard Kurzbauer's ist eine seiner ge**feiertsten Schöpfungen „Ein ländliches Fest" für Bayern (man sagt zu 6000 Mark) angekauft worden. Es wird in der königlichen neuen Pinakothek aufgehängt werden.

— **In Wien ist gegenwärtig ein Künstler-Vorschuß-Verein im** Entstehen begriffen. Es handelt sich um die Gründung eines Fonds, groß genug, daß die Künstler hinfort die Inanspruchnahme „Fremder" entbehren können. Die Vertreter sämmtlicher Kunstgattungen wurden zur Theilnahme an dem Vereine eingeladen. Das provisorische Komite, welches aus den Herren Dr. August Bassermann, Sigmund Duz, Alexander Girardi, Moriz Kaßmeyer und Dr. Erwin Plowitz besteht, beantragte die Ausgabe von Antheilscheinen per 25 Fl., die mit 5 Prozent verzinslich sein sollen. Der ausgegebene Prospekt erwähnt nicht, wie viele solcher Antheilscheine ausgegeben werden sollen, doch ist bereits ein ansehnlicher Betrag zur Verfügung gestellt. Der offizielle Zweck des Vereins ist die Hebung der materiellen Wohlfahrt der Künstler; die Thätigkeit des Vereins soll durch Verleihung direkter Geldanlehen, Eskompte von Wechseln, Belehnung und Verkaufsvermittlung von Kunstwerken, Veranstaltung von Auktionen begrenzt sein.

Musik.

— **Eine musikalisch fast überreiche Saison liegt hinter uns:** Stuttgart hat seinen Ruf als eine der bedeutendsten Musikstätten glänzend bewährt, nicht nur was die musikalische Heranbildung der Jugend und der Kunstjünger betrifft — davon geben die Prüfungskonzerte des Konservatoriums und der Speidel'schen Musikschule beredtes Zeugniß, sondern auch die zahlreichen Künstler- und Virtuosenkonzerte, die alle volle Häuser erzielten, ein Beweis, wie hoch der Musikkultus in der schwäbischen Stadt steht. Von den Musikvereinen zu Aufführung klassischer und moderner Musik hat sich namentlich auch der unter Wilhelm Krüger's vorzüglicher Leitung stehende „Neue Singverein" auf's Neue rühmlich durch seine Leistungen im Chorgesang hervorgethan: der junge Verein darf sich bereits an die größten Aufgaben wagen und hat dem Freunde dieses schönen Zweiges der Musik diesen Winter große Genüsse bereitet, in hervorragender Weise namentlich durch die Aufführung der in Stuttgart lange nicht gehörten „Jahreszeiten", die nicht nur, von der sichern Hand Krüger's geleitet, durch die minutiöse Präzision, sondern vorzüglich durch das feine Verständniß, mit der Soli und Chöre vorgetragen wurden, in hohem Maße erfreute. Große Mühe und Hingebung ward durch volle Häuser und reichen Beifall würdig gelohnt.

— **Die Gesellschaft der Komponisten in Paris hat vier Preise** ausgesetzt: für eine Messe und eine Klaviersonate à 500 Franken, für ein Trio 300 Franken, für ein Rondo für Oboe und Piano 200 Franken.

Bühne.

— **Der Bühnenverein hat beschlossen, um dem Unfug der** Theaterzeitungen zu steuern, ein offizielles Blatt erscheinen zu lassen, das keinerlei Reklamen und Kritiken, sondern lediglich geschäftliche und sachliche Mittheilungen bringen soll, während man den Bühnenmitgliedern verbieten will, die Agenturenblätter zu halten, und die Intendanten sich verpflichten sollen, keine Verbindungen mit den Agenten zu unterhalten. Dieß Alles wurde seiner Zeit von Baron Gall ebenfalls mit großem Eifer betrieben, das „Centralorgan für die deutschen Bühnen" verfolgte den gleichen Zweck, aber die Bühnenvorstände verkehrten nach wie vor mit den Agenten, bezogen ihre Waare von ihnen und lasen in erster Linie die Agentenblätter. Die Schauspieler lesen ohnedem kaum andere dramaturgische Blätter als diese, obgleich sie den sehr relativen Werth ihres Lobes und Tadels genau kennen. Das wird schwerlich besser, namentlich nicht in einer Zeit, in der die Reklame die Welt beherrscht.

— **Der Großherzog von Hessen hat den seitherigen interimisti**schen Leiter der Darmstädter Hofbühne, Oberregisseur Winzer, mit Dekret zum Direktor des großherzoglichen Hoftheaters und der Hofmusik ernannt.

— **Gustav zu Putlitz' Schauspiel: „Rudolf Berndt", welches** an mehreren Theatern mit Beifall aufgenommen wurde, hat nun auch in München auf dem Hoftheater einen günstigen Erfolg gehabt. Das Stück, heißt es, wecke von Anfang bis zum Ende die Theilnahme der Zuschauer. Die Handlung sei gut erfunden und bei aller Durchsichtigkeit von kräftiger Spannung. Die Hauptfiguren seien mit sicherer Hand gezeichnet und mit liebevoller Sorgfalt ausgeführt.

— **Rudolph Gottschall's Lustspiel: „Der Vermittler" ist am** Hoftheater zu Weimar zur Aufführung gekommen und hat dort ebenso gefallen, wie bei den früheren Aufführungen in Braunschweig, Hannover und an andern Bühnen.

— **Ferdinand Dessoir ist von der Direktion des Dresdener Re**sidenztheaters zurückgetreten.

— **Gustav v. Moser hat schon wieder zwei neue Stücke vollendet,** ein vieraktiges Lustspiel „Kalte Seelen" und einen fünfaktigen Schwank „Nur amerikanisch".

— **Meilhac und Halevy's Posse: „Der Mann der Debütantin",** eine ziemlich inhaltsleere, aber sehr komische Posse, hat im Wiener Karltheater sehr angesprochen.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die historische Kommission der bayerischen Akademie der** Wissenschaften hat als Thema einer Preisaufgabe gestellt: „Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts". Der Preis ist 5000 Mark, der Termin 1. April 1880. Sechs Monate später erfolgt die Zuerkennung.

— **Man trägt sich mit der Idee, einen vollständigen Katalog** der etwa 1,300,000 Werke starken Bibliothek des britischen Museums in London herauszugeben. Der Druck des Katalogs wurde vor langer Zeit begonnen, seit fünfundzwanzig Jahren jedoch unterbrochen; nun hofft man, ihn binnen 6—7 Jahren zu beendigen. Der Katalog ist auf fünfundvierzig Bände zu tausend Seiten veranschlagt und soll auf Subskription edirt werden.

— **Ich hatte soeben, schreibt man den „Daily News", eine Unter**redung mit dem Afrika-Erforscher Senhor Serpa Pinto, dessen Reise zwanzig Monate in Anspruch genommen hat. Von seinem aus 400 Personen bestandenen Reisegefolge waren ihm bei seiner Ankunft in Durban nur 8 geblieben. Während des Jahres 1878 hatte die Expedition viel an Hunger zu leiden. Die auf der Route angetroffenen Eingeborenen waren meistentheils freundlich gesinnt und das bereiste Land schien an Hülfsquellen reich zu sein. Zwischen den Flüssen Cabango und Zambesi wurde keine hydrographische Verwandschaft gefunden, und ein neuer Strom wurde entdeckt, der den Namen Conudo führt und auf 600 Meilen schiffbar sein soll; es ist dieß derselbe Strom, den Dr. Livingstone unrichtig den Chobna nannte. Der große See Makarikari wurde einer vollständigen Vermessung unterzogen. Auf dem oberen Zambesi wurden 72 Kataraktte passirt, und in einem Orte, Namens Kangala, trank Senhor Pinto von dem Wasser vier verschiedener Flüsse, von denen einer sich in den indischen Ozean und zwei in den atlantischen ergießen, während der vierte sich in der Wüste Kalaari verliert. Senhor Serpa Pinto besitzt ein mit Landkarten und Skizzen illustrirtes reiches Tagebuch.

Verkehr.

— **Das Bureau des Weltpostvereins in Bern hat eine Statistik** des Postverkehrs verschiedener Länder der Erde vom Jahre 1877 herausgegeben. Laut derselben kamen im genannten Jahre auf den Kopf der Landesbevölkerung Briefe und Postkarten: in der Schweiz 20,2 Stück, in den Niederlanden 15,4 Stück, in Deutschland 14,5 Stück, in Belgien 13,8 Stück, in Frankreich 11,7 Stück, in Dänemark 10,6 Stück, in Oesterreich 9,2 Stück, in Italien 6,4 Stück, in Schweden 6,1 Stück, in Rußland 0,98 Stück ꝛc. Die Schweiz hat also einen verhältnißmäßig 21mal größeren Briefverkehr als Rußland und einen ca. doppelt so großen als Oesterreich (ohne Ungarn), Frankreich, Dänemark ꝛc.

— **Das Konsularwesen hat sich in Deutschland in engem An**schluß an den zunehmenden Handel und Wandel entwickelt und ist mit diesem gleichzeitig fortgeschritten. Im Jahre 1870 492 Vertreter in seinen Reihen zählend, hat es deren jetzt 616, entsprechend der bedeutend gesteigerten Frequenz der überseeischen Handels- und Schifffahrtsverbindungen. Im Jahr 1871 zählte die deutsche Handelsflotte 4519 Schiffe, darunter 147 Dampfer, mit 39,500 Mann Besatzung; im Jahr 1877 4809 Schiffe, darunter 318 Dampfer, mit 41,800 Mann Besatzung. Die Schiffszahl vermehrte sich mithin um 6 Proc., die Stärke der Besatzungen um 6 Proc. Die Zahl der Segler vermehrte sich um 2—3 Proc., die Dampfer vermehrten sich um 116 Proc. In regelmäßiger Fahrt gehende deutsch-transatlantische Dampfer gab es im Jahr 1870 28, im Jahr 1878 57. Nach den verschiedenen Häfen der Erde liefen von Schiffen deutscher Rhederei aus: im Jahr 1873 18,524 Fahrzeuge mit 6,130,876 Tonnen, im Jahr 1875 26,315 Fahrzeuge mit 7,274,928 Tonnen, was eine Vermehrung von 1,144,112 Tonnen ergibt. Der Schiffsverkehr deutscher Schiffe nahm dem Tonnengehalt nach zu: für Ostindien um 107,819 Tonnen, für China und Japan um 79,116 Tonnen, für Australien um 13,421 Tonnen, für Centralamerika und Westindien um 507,825 Tonnen. Diese Zahlen stehen mit der oben mitgetheilten Vermehrung der Konsulate im engsten Zusammenhang.

— **Nach dem vom kaiserlichen Statistischen Amte ausgearbeiteten** Bericht über die deutsche Auswanderung nach überseeischen Ländern in den Jahren 1871—1878 beträgt die Zahl der im Jahre 1878 ausgewanderten Deutschen 11,827, und zwar 3247 Landwirthe, 52 Bergleute, 2180 große und kleine Industrielle, freie Berufsarten 189, Arbeiter ohne spezielle Angabe des Arbeitszweiges und Dienstboten 1731, andere Berufsarten 236, ohne Beruf und Berufsangabe 2682.

— **Neue Bahneröffnungen fanden im Mai in ungewöhnlicher** Zahl statt: Hagen-Hördt (Rheinbahn), Hohenrhein-Niederlahnstein-Koblenz (nassauische Bahn), Berlin-Blankenheim; Niederbosen-Malsfeld (Frankfurt-Bebraerbahn); Weilheim-Murnau, Schweinfurt-Gmunden (Bayern), Ehrang-Koblenz (Moselbahn); St. Egidien-Stolberg (sächsische Staatsbahn), Posen-Neustettin (preußische Ostbahn); die Bahn Antwerpen-Gladbach wurde am Pfingstmontag, die niederländische Arnheim-Nymwegen wird am 15. Juni eröffnet.

— **Auf den Vesuv wird eine Zahnradbahn erbaut, zu welcher** das italienische Arbeitsministerium die Genehmigung ertheilt hat.

Haus- und Landwirthschaft.

— **Die internationale landwirthschaftliche Ausstellung in London** währt vom 30. Juni bis 7. Juli. Die Preisrichter für fremdes Vieh und fremde Geräthe werden im Ausland gewählt.

— **Die internationale Ausstellung von Hunden in Hannover** war mit 1000 Hunden beschickt, aus England allein kamen 200.

Statistik.

— **Nach Angaben des Sekretärs der auswärtigen Angelegen**heiten in Washington wurden in den Jahren 1860 bis 1870 in den Vereinigten Staaten für drei Milliarden Dollars Spirituosen konsumirt! 300,000 Menschenleben fielen diesem Konsum direkt oder indirekt zum Opfer; 100,000 Kinder wurden in die Armenhäuser aufgenommen; wenigstens 150,000 Leute brachte der Alkohol in's Gefängniß oder in's Armenhaus; 2000 Selbstmorde waren auf seine Wirkung zurückzuführen, sowie ein Verlust durch Sachbeschädigung (Feuer und Gewalt) von etwa 10 Millionen Dollars; 20,000 Wittwen und 100,000 Waisen verloren durch ihn den Ernährer.

Denkmäler.

— **Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin wird am Grabe** Theodor Körner's in Wöbbelin eine Porträtbüste dieses Sängers und Helden aufstellen lassen. Mit der Ausführung derselben wurde der Dresdener Bildhauer Hermann Hultzsch betraut, der sich bereits, namentlich durch die Statue Albrecht's des Beherzten im Schloßhofe zu Meißen, vortheilhaft bekannt gemacht hat. Auch das Modell zur Körnerbüste ist ihm auf's Trefflichste gelungen.

— **In Pest wurde am 25. Mai die Eötvös-Statue von Adolph** Huszar unter großen Feierlichkeiten enthüllt.

Gestorben.

— H. John, Konsul des deutschen Reichs in La Guayra, am 11. April.

— Eduard Spach, Konservator der botanischen Sammlungen des Jardin des Plantes, 77 Jahre alt, in Paris, am 17. Mai.

— Anspach, Bürgermeister der Stadt Brüssel, am 19. Mai.

— James Grant, Redakteur des „Morning Advertiser" und Verfasser der „Geschichte des Zeitungswesens", 77 Jahre alt, in London.

— Fr. August Kummer, k. sächsischer Kammervirtuos (Violoncellist), Nestor der Dresdener Tonkünstler, 82 Jahre alt, am 22. Mai.

— Bernhard Fries, bekannter Landschaftsmaler, in München, 59 Jahre alt, am 22. Mai.

— Dr. Franz Hotten, k. k. Ministerialsekretär, Kunstschriftsteller, am 22. Mai, in Wien.

— Rob. Ogilvie, Vertreter der britischen Regierung auf den Zollkonferenzen in Paris, Brüssel, Köln.

— P. J. Mêne, Bildhauer (Thierstücke), 68 Jahre alt, in Paris.

— Dr. Theodor Forstemann, juristischer und nationalökonomischer Schriftsteller, in Potsdam, 70 Jahre alt, am 24. Mai.

— Julius Moser, Historien-, Genre- und Porträtmaler, in Berlin, 75 Jahre alt, am 24. Mai.

— Admiral Saisset, in Paris, am 25. Mai.

— Dr. K. H. G. Koch, Professor der Botanik an der Universität Berlin, Direktor des botanischen Gartens, am 26. Mai.

— Joseph Schönmann, Historienmaler, 78 Jahre alt, in Wien, am 26. Mai.

— Deligiorgis, griechischer Finanzminister, am 27. Mai, in Athen.

— Dr. Hermann Uhde, Verfasser der Geschichte des Hamburger Stadttheaters, am 27. Mai, in Veytaux-Chillon.

— Hofrath v. Schön-Engelsberg, k. k. Sektionschef, bekannter Liederkomponist, in Deutsch-Jaßnig, am 27. Mai, 54 Jahre alt.

— Johann Classen-Kappelmann, Fabrikant, Stadtverordnetenvorsteher, in Köln, am 28. Mai.

— Louis Ravené, k. k. österreichischer Generalkonsul, geheimer Kommerzienrath, am 29. Mai, 56 Jahre alt, in Berlin.

Von der deutschen Korvette „Prinz Adalbert".

Mit Bildern des Malers C. Saltzmann.

V.

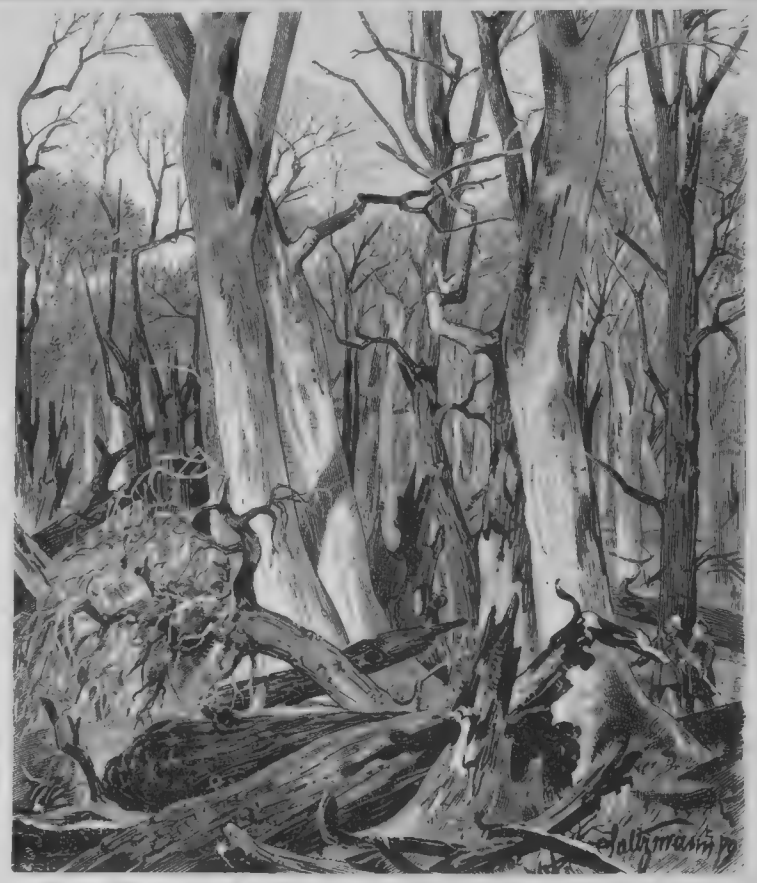
(Hiezu die Bilder S. 728 und 729.)

Die Wasser des mächtigen La Plata hatten während der Christwoche die deutsche Korvette getragen. Sie waren Zeuge gewesen, als Christbäume in jener kleinen Welt leuchteten, und hatten ihr Schiffe zugeführt von der Heimat mit freudvoller oder ernster Kunde und mit Weihnachtsgrüßen von jenseits des Meeres. Das große Getriebe von Montevideo, die weiten Flächen der Pampas hatten die deutschen Seeleute geschaut, deren reizvolle Bilder fremdartigen Lebens mit sich hinfortgenommen. Und als das alte Jahr zur Ruhe gehen wollte, war wie zum Abschied ein gewaltiger „Pampero" über das Schiff hinweggezogen, das seinen einsamen Kurs nach Süden bereits eingeschlagen hatte. Nun hatte die Korvette jene Breiten erreicht, wo „die See tobt und die Stürme heulen", und war eingetreten in das enge Gewirr der Straßen von Magellan. Am 17. Januar fiel der Anker vor der chilenischen Kolonie Punta Arenas.

Holzhäuser liegen am Strande, durch graue Holzpfähle in ihren Zugängen gesichert; ihren Bewohnern bieten sich wenig Erwerbsquellen in den Produkten des Landes. Wohl wird Holz nach den benachbarten Falklandsinseln verschifft, aber nicht ferne von der Niederlassung beginnen die weiten Flächen südpatagonischer Wüste, so öde und arm, daß nichts auf dem Boden gedeiht. Wanderende Indianerstämme berühren die Niederlassung von Zeit zu Zeit, sie bringen Felle vom Guanaco und nehmen Schießbedarf wieder mit fort, auch den Lohn für Anerkennung

chilenischer Herrschaft: Mehl, Zwieback und kleine Lebensbedürfnisse. Hinter Punta Arenas steigt das Land auf, bewachsen mit graustämmigen Bäumen. Bläulicher Rauch schwebt über diesem eigenartigen Wald, denn ein Feuer zehrt, von stetem Winde angefacht, am Holz, es ist zufällig geweckt, aber keine Hand hebt sich, es wieder zu ersticken. Blattlos und erstorben liegen verkohlte Stämme unter, übereinander sind sie häufig gestürzt und setzen dem Wanderer ein Ziel. Oft auch ragen sie noch empor, die Glut im inneren Kern, bis sie von dem nie ruhenden Sturm gefällt und ihrem Gefährten zugesellt werden.

An solcher Szenerie vorüber war die Korvette an einem engen, durch mehrere Inseln gesperrten Theil der Straße angelangt, als Pescheräh's, die wilden Bewohner des Feuerlandes, zum Schiff herangerudert kamen. Diese Begegnung hat der Zeichner skizzirt. Zwei Männer ruderten, während eine Frauengestalt mit einem flachen Holze steuerte. Ein dritter Mann schwang ein rohes Thierfell in der Luft und begleitete seine Bewegungen mit einem so durchdringenden Geschrei, daß man in der Ferne ängstliche Hülferufe zu hören glaubte. Die braunen häßlichen Gesichter waren von dunklem Haar eingerahmt, von den Mundwinkeln ausgehend, erschienen sie in zwei Streifen tätowirt, wohl um die Backenknochen mehr hervortreten zu machen. Hastig und doch auch ängstlich und lauernd gebärdeten sich diese niedrigen Menschengestalten. Alle waren mit lose umgehängten Fellen bekleidet, bis auf den Anführer, er hatte einen alten, bei früherer Gelegenheit erworbenen Rock über den braunen Körper gezogen. Sein Gesicht war von blasserer Farbe und so thierisch im Ausdruck, daß er als Urtypus des Bösen hätte gelten können. Für Tabak und Hartbrod wurden einige der primitivsten Waffen und ein aus Binsen geflochtener Korb eingetauscht. Als schließlich ein eben abgenagter Knochen als Handelsartikel von Seiten der Schiffsbesatzung dankend zurückgewiesen war, band einer der Unholde wieder sein lose flatterndes Gewand ab und streckte es grunzend als letzten Gegenstand kaufmännischer Spekulation in die Luft.



Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt: **Ausgebrannter Wald bei Punta Arenas (Magellanstraße).** Nach einer Skizze von C. Saltzmann.

Eine Strecke Wegs hatte das Schiff wieder zurückgelegt, als ein zweites Kanoe vom Lande abstieß und auf das Schiff zukam. Drei weibliche Wesen bildeten die Besatzung, von ihnen hätte kein Dichter singen können:

„Wüßt du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an."

Eine Pfeife erregte das lebhaft geäußerte Wohlgefallen der Einen, während eine Zweite den Besitz eines Taschenmessers durch geschicktes Einklemmen zwischen zwei Zehen zu sichern versuchte. Schnell waren auch von ihnen die wenigen Kuriositäten erworben. Als man das Kanoe am Schiff vorübergleiten sah, war das eine Weib mit äußerst komischen Geberden bemüht, in einen ihr dargebrachten Uniformsrock hineinzufahren, denn die Aermel stellten der Absicht große Hindernisse entgegen.

Gegen Abend ging der „Prinz Adalbert" in der Borja-Bai an der patagonischen Seite zu Anker.

Ueberaus großartig erscheint die Landschaft. Die Bergkuppen des Feuerlandes sind zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt und bläulich schimmernde Gletscher werden an ihren Abhängen beobachtet. An den Ufern der Bai stehen hohe Bäume, Gedenktafeln hat man daran befestigt von den wenigen Schiffen, welche in diesem Straßengewirr ihren gefahrvollen Kurs verfolgt und hier geankert haben. Neben den Bäumen liegt ein kleiner See mit bewachsenen Ufern und eingeschlossen von hochaufsteigenden Felsen. Nur das Leben auf dem Schiffe störte die tiefe Stille inmitten dieser erhabenen Natur, kein menschliches Wesen auf viele Meilen in der Runde, auch das Thierleben scheint erstorben, einige Eisvögel zogen, aus ihrer Abendruhe aufgescheucht, nach dem andern Küstenland hinüber.

Als sich am 20. Januar dichte Nebelschleier zertheilten, tauchte Cap Pillar als distere Pforte nach dem neuen Weltmeer auf, und die von der Abendsonne beleuchteten patagonischen Berge wanderten noch einmal als flüchtiges Bild vor dem entzückten Auge vorüber.

Seitdem segelt die Korvette im großen Ozean fernen, kulturfähigen Landen zu.

Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt: **„Prinz Adalbert" in der Borja-Bai (Magellanstraße).** Nach einer Skizze von C. Saltzmann. (S. 727.)

Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt. **Pescherähs im Tauschhandel (Magellanstraße).** Nach einer Skizze von E. Saltzmann. (S. 727.)

Der Rezensent.

Novelle

von

Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

VI.

Der kranke Hausgenosse des Doktors, der Theaterdiener Schmücke, war nach einiger Zeit im Stande, das Bett in der Ecke des kleinen, dumpfen Stübchens droben zu verlassen. Das faltenreiche, spitzige Gesicht des Mannes, der in vollem Anzuge einem aufgebauschten Storch glich, welcher den Hals eingezogen hat, war freilich noch ohne Blutstropfen. Aber er war glücklich wie ein Kind, daß er wieder auf seinen dünnen Beinchen stehen konnte, und verehrte seinen Wohlthäter, den Doktor, wie einen Gott. Dieser hatte sich seinerseits an den Alten gewöhnt, und als dieser kräftiger wurde und die Treppe hinabsteigen konnte, veranlaßte ihn Martius, ihm in seiner Etage Besuche abzustatten. Er ließ sich zwar anfangs sehr nöthigen, aber er that es doch, und als er erst ohne Beschwerden zu sprechen vermochte, ließ sich Martius aus den Theatererinnerungen des Alten vorplaudern, Ernstes und Komisches, wie es gerade im zähen Gedächtniß des Mannes auftauchte. Es ist eine bunte Welt, die Welt hinter den Coulissen, voller Intriguen, voll der abenteuerlichsten Verwicklungen, viel Schmutz und Elend, viel Leichtsinn und Thorheit. Das Leben hinter der Bühne spielt fast ab wie das Leben auf der Bühne, reich an Effekten, an ungewöhnlichen Thaten und Verhältnissen, komischen und tragischen. Dieß mit starken Empfindungen spielende Völkchen trägt dieselben in sein Alltagsdasein hinüber; Haß und Liebe sprudeln heftiger als in der geschnürten Welt der bürgerlichen Gesellschaft, und die Zwischenpausen füllt als selten fehlender Clown der Humor aus. Es amüsirt, es reizt, dieß Leben; es schließt nur Eins von sich aus: die Langeweile. Man kann es ein reiches Leben nennen. Darum finden sich Menschen, welche lange genug davon gekostet haben, schwer oder nie in die stille Gleichförmigkeit einer bürgerlichen Häuslichkeit.

Der alte Schmücke hatte nie im Vordergrund dieses Treibens gestanden, das verbot schon sein verkümmerter Körper. Aber die dunklen Existenzen, welche in der Rolle irgend einer Art von Dienern die schimmernde Pracht eines Theaterabends herbeizaubern helfen, gleichen Hohlspiegeln, welche die zerstreuten Strahlen des bunten Farbenspiels, Theaterleben genannt, auffammeln, sofern sie irgend das Zeug dazu haben; und wenn sie eine so reiche Erfahrungszeit hinter sich haben wie der Theaterdiener Schmücke, dann bedarf es einer geraumen Zeit, um sie auszuschöpfen. Am Doktor aber, der es bisher für unvereinbar mit seinem Rezensentenberufe erachtet hatte, hinter die Bühne zu gehen, fand der Alte einen um so aufmerksamern Zuhörer, als derselbe plötzlich und begreiflicherweise anfing, an den Schauspielern auch als Menschen Interesse zu nehmen.

Es war in den späten Nachmittagsstunden eines Februartages, als Schmücke, der Assessor und Martius, um den Ofen des Letztern sitzend, behaglicher Unterhaltung gepflogen hatten. Die Stube lag in tiefer Dämmerung, in welche nur der trauliche Schein des Holzes vom Ofen aus fiel, genügend, um der Dunkelheit ihr eintönig Lebloses zu nehmen und der Ermüdung vorzubeugen.

Der Doktor erhob sich von seinem Sitz, um einen Besuch bei seiner Schülerin zu machen, der er sonst meist den Abend zu widmen pflegte; heute hatte er die Absicht, späterhin mit dem Assessor ein Konzert anzuhören und jenen Besuch früher angesetzt.

Vor dem Fenster draußen hörte man das Rieseln des Wassers von den Dächern und das Speien der Rinnen. Es war Thauwetter eingetreten; ein häßlicher Wind schnob durch die Straßen und rüttelte die Fenster und jagte am Himmel graue Schemsale von Wolken, welche grämlich und geisterhaft aussahen und dann und wann Schauer von Regentropfen niederschickten.

„Ich bleibe hier mit Schmücke sitzen und erwarte Dich," sagte Könen zu dem Doktor, welcher sich ankleidete. „Ich verspüre bei diesem niederträchtigen Wetter keine Lust, noch inzwischen auszugehen und ziehe es vor, mir den Ofen auf Deine Kosten zu heizen. Ich beabsichtige, noch ein wenig von der Unterhaltung mit unserem würdigen Freund hier zu profitiren."

„Meinethalben," lautete die Antwort. „Ich hoffe pünktlich einzutreffen."

„Weißt Du, daß ich eigentlich alle Ursache habe, Deiner Donna gram zu sein? Man bekommt Dich fast keinen Abend mehr zu sehen; unsere Stammfeidel können wir ruhig pensioniren."

„So begleite mich."

„Jetzt noch nicht," sagte der Assessor mit Betonung. „Vielleicht kommt die Zeit, da ich Dich selber darum bitten werde, mich zum Zeugen Deiner Lehrstunden zu machen. Einstweilen begnüge ich mich damit, Dir eine höfliche Empfehlung an die Dame aufzutragen."

„Du bist thöricht."

„Apropos — hast Du neuere Nachrichten von Osten?"

„Er erholt sich langsam, obschon ihm das Fieber arg mitgespielt hat. Er hat erst vor Kurzem das Bett verlassen dürfen."

Der Doktor ging aus dem Zimmer und Könen horchte, bis er ihn drunten die Hausthür zuschlagen hörte.

„So," sprach er dann, „es ist gut, daß er weg ist. Ich muß Ihnen nämlich etwas sagen, Schmücke. Sie haben so viel mit Intriganten zu thun gehabt in Ihrem Leben, daß ich voraussetzen darf, Sie haben sich die Fähigkeit zum Intriguiren in hohem Grade erworben."

Der Alte schüttelte lachend mit dem Kopfe und erwiederte mit seiner etwas heisern, krächzenden Stimme:

„Ich glaube nicht, daß ich damit viel Ehre einlegen würde, geehrtester Herr Assessor."

„Nun, das thut nichts; so viel ich Ihnen aufgeben werde, dürften Sie zu leisten im Stande sein. Hat mein Freund Martius zuweilen mit Ihnen von der Rupprecht gesprochen?"

„Nur manchmal ein bischen. Er hat mir erzählt, daß er ihr jetzt immer zeigt, wie sie spielen muß, und daß sie es ihm ganz zu Danke macht."

„Ja wohl," murrte Könen; „das letztere explizirt er des Breitern dem Publikum in jeder Rezension und man weiß auch schon zur Genüge, woher das kommt, und schwatzt ungereimtes Zeug darüber; leider! Also weiter hat er Ihnen nichts gesagt?"

„Er hat mich auch gefragt," fuhr Schmücke nach einigem Besinnen fort, „was ich über sie wüßte und was man unter den Schauspielern über sie spräche."

„So? Das wird wohl nicht viel des Guten sein?"

„I nun, man kann ihr gar nichts nachsagen, denn wie weit sie mit dem Herrn Lieutenant von Osten war, wußte man nicht. Daß man ihr nicht besonders grün ist, das ist wahr; aber es kam daher, daß man neidisch war und daß sie gern räsonnirt, wenn die Anderen nicht gut spielen."

„Nun, abgesehen davon," fuhr Könen auf, „sie ist ein bösartiges und niederträchtiges Frauenzimmer, Schmücke, das kann ich Ihnen versichern. Sie hat den Teufel im Leibe. Wissen Sie schon, daß sie dem Doktor Martius Einen über den Hals geschickt hatte, der ihn womöglich todtschießen sollte, und daß die Beiden sich duellirt haben?"

„Meines Lebens, geehrtester Herr Assessor, wann denn? Er geht ja immer zu ihr und ich dachte gar in meinen dummen Gedanken, er hätte den Herrn von Osten verdrängt!"

„So? Also davon hat Ihnen der Doktor nichts gesagt? Zu derselben Zeit, wo Sie oben im Bett lagen und nicht mehr Blut im Leibe hatten als eine ausgelaufene Rothweinflasche, ist er eines schönen Morgens in's Holz gefahren und hat sich schießen müssen, und ich bin dabei gewesen."

Schmücke schlug sich vor Schrecken in die Hände.

„Mit wem denn aber?"

„Das thut nichts zur Sache, alter Freund. Jetzt dürfen wir noch nichts davon sagen und Sie werden darüber schweigen wie mein Stiefelknecht. Aber das ist mir gewiß, daß die Rupprecht schuld an seinem Tode gewesen wäre, wenn das Unglück ihn getroffen hätte, statt daß er den Andern verwundet hat. Nun ihr das Todtschießenlassen nicht geglückt ist, hat sie ihn zu sich gelockt, wahrscheinlich bloß, damit sie in der Zeitung gelobt wird. Aber sie hat ihn so fest gehakt, daß ich fürchte, er fängt eine Liebschaft an, und das ist sein Unglück, mag sie ihn nun später laufen lassen oder mag er auf den verrückten Einfall kommen, sie zu heirathen. Verstanden, Schmücke?"

„Ganz wohl, mein geehrtester Herr Assessor; aber was ist da zu thun? Nein! — wenn ich denke, daß er zu mir an das Bett gekommen ist, und kurz vorher war er draußen im Holze und wäre beinahe todtgeschossen worden! Er hatte einmal etwas Pflaster am Ohr kleben —"

„Ganz recht, dahin hatte ihn eine Kugel getroffen. Aber was wäre zu machen, um ihn vor diesem Vampyr von einem Weibe zu behüten? Zuerst, Schmücke, müssen wir wissen, was er bei der Rupprecht treibt und wie die Beiden in puncto der Liebschaft mit einander stehen. Nun hat sie doch ein Dienstmädchen, die ihr immer die Sachen in's Theater trägt, nicht so?"

„Ja, das ist die Marie."

„Sehen Sie, Schmücke, in ein paar Tagen gehen Sie wieder aus und kommen hinter die Coulissen. Ist das Mädchen gesprächig?"

„So viel ich sie kenne, ja."

„Sie werden ihr die Zunge lösen. Thun Sie nur, als ob alle Welt wüßte, daß der Doktor mit der Rupprecht auf zärtlichem Fuße steht. Wissen wir das erst von ihr sicher, dann wollen wir weiter berathen, wie wir den Bindfaden zerreißen. Sie müssen das übernehmen, Schmücke; es ist zu seinem Besten."

„Mit Vergnügen, ganz mit Vergnügen, geehrtester Herr Assessor; nach meinen schwachen Kräften."

„Schön. So bleiben Sie jetzt einstweilen ruhig hier. Ich will hinüber in die ‚Traube' und meine Lebensgeister mit einem Grog stärken; in einer Viertelstunde bin ich wieder da."

Könen ging und der Alte saß allein am Ofen. Nach einiger Zeit kam Ersterer zurück und man wartete auf Martius. Aber vergeblich. Der Assessor ward ungeduldig und verwünschte die Schauspielerin in nicht gerade sanften Ausdrücken. Erst spät kam deren Dienstmädchen mit einem Billet des Doktors: er könne nicht kommen. Warum, das wolle er dem Assessor am folgenden Tage expliziren.

*

Warum war der Doktor Martius ausgeblieben?

Wenn Könen ein zärtliches Verhältniß zwischen ihm und Klara Rupprecht argwöhnte, so war er, bisher wenigstens, entschieden im Irrthum. Die schöne Schauspielerin hatte mit außerordentlicher Vorsicht operirt und zunächst den Doktor an ihr Haus gewöhnt, ihm den Aufenthalt bei ihr so unentbehrlich gemacht, daß er eine peinliche Leere empfand, wenn er einmal einen Tag lang fern blieb. Sie war ihm immer mit dem gleichen Wesen entgegen gekommen, liebenswürdig, verbindlich, aufmerksam auf das, was er sagte, und sich geistig vor ihm entfaltend so sprühend und frisch, wie das in ihrem Wesen lag. Aber sie hatte die Gemüthssaite immer nur leicht gestreift, nie fester angeschlagen, und der Doktor war weit entfernt, die wohlthuende Wärme, welche er in ihrer Nähe empfand, für keimende Neigung zu halten. Er hatte keine Ahnung davon, daß sie tausend böse Haken in seine Seele gesenkt hatte und daß es nur eines festen Anziehens von ihrer Seite bedurfte, um ihm dieß klar zu machen. Sie hatte noch nicht einmal versucht, ob er eifersüchtig werden könne, und ihre feste Verbindung mit Osten sorgfältig vor ihm geheim gehalten. Wenn sie vor ihm übte, was sie in der letzten Zeit zuweilen im Kostüm gethan hatte — und es gab arge, gefährliche, verführerische Kostüme darunter! — und ihre graziösen Linien sich vor seinen Augen bewegten, bis ihm das Herz schwoll und der Kopf heiß wurde, dann freute er sich über den ästhetischen Genuß, den sie ihm bereitete. Am deutlichsten indeß war er sich dessen bewußt, daß er nirgends bis jetzt die Höhe seines Selbstbewußtseins, seiner geistigen Kraft in solchem Maße erklommen hatte, wie in ihrer Gegenwart; denn es bedurfte einer ungewöhnlichen Spannung seines Wesens, um ihr in jedem Augenblick nicht nur gewachsen, sondern überlegen zu bleiben. Und doch machte ihm diese Anspannung kein Unbehagen; sie ergab sich von selbst, ihre bloße Nähe war vermögend, die Flügel seines Geistes zum höchsten Fluge zu schwellen, eine Erfahrung, welche geistreiche Männer fast immer im Umgange mit bedeutenden Frauen machen.

Er hatte soeben Bruchstücke aus der Rolle der Goethe'schen „Iphigenie" mit ihr einstudirt, welche in Kurzem zur Aufführung gelangen sollte. Sie hatte sich nach seinen Angaben eine neue griechische Gewandung anfertigen lassen und ihn in derselben empfangen. Ein langes Untergewand floß zu den Knöcheln nieder, darüber lag in zierlichen Falten der reichgestickte, weitärmelige, vom Gürtel umschlossene Peplos, beide den Körper scheinbar völlig verhüllend, während sie doch da;

wo sie sich im Augenblick eng anschmiegten, seine Formen in verführerischer Deutlichkeit emportauchen ließen. Vor dem dunklen, geflochtenen Haar lag die weiße Binde wie ein Schneestreifen auf Kohlen. Noch leuchtete die Flamme der Begeisterung in ihren königlichen Augen und unter der zarten Haut ihrer Wangen schimmerte der Blutquell der Erregung.

„Bei Gott, Fräulein Klara," sagte der Doktor mit Enthusiasmus, „Sie könnten die Zierde jeder Hofbühne ersten Ranges sein. Sie werden mir Ehre machen."

Die schöne Schauspielerin biß ein wenig die Lippen auf einander.

„Ich bin keinen Augenblick in Zweifel, mein bester Freund, wie viel ich Ihren Bemühungen um mich ungehobelte Person zu verdanken habe," entgegnete sie. „Es war die glücklichste Stunde meines Lebens, als ich mich entschloß, mit Ihnen Frieden zu schließen; und wenn ich erst die Gage einer Hofbühne beziehe, werde ich unter Ihr Bild, sofern ich dieß in die Hand bekommen sollte, die Worte setzen: ‚Friede ernährt, Unfriede verzehrt'. Aber — was den Punkt der Ernährung betrifft — hast Du den Thee fertig, Mathilde? Du weißt, daß unser Freund uns nachher treulos verlassen will."

Martins ließ sich auf der Chaiselongue in der Nähe des Papageien nieder, welcher merkwürdigerweise gegen ihn von Anfang an sich äußerst zutraulich gezeigt hatte und welcher in diesem Augenblick, da der Doktor seine Hand zu dem Schlaftrunkenen hinauf reckte, halb unverständlich die Worte: „Bon jour, Herr Doktor!" schnarrte, eine neue Bereicherung seines Sprachschatzes, welche er dem Wunsche seiner Herrin dankte, ihrem Lehrer, wie sie sagte, einen Beweis in monumentaler Form zu geben, wie hoch willkommen er ihr sei. Die blonde Mathilde richtete den Tisch zu und einem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, mit welch' eigenthümlichem Blick sie den Doktor betrachtete, wie lange sie dabei verweilte, sein Couvert zu rüsten, wie nahe sie ihr Antlitz zu dem seinigen herniederbeugte. Auch zeigte ihr Aeußeres, daß sie auf ihre Toilette ein gut Theil mehr Aufmerksamkeit verwendete als früher. In der That war der klugen, scharfsichtigen Schwester die Idee keineswegs fremd, daß ihr Aschenbrödel, wie sie Mathilden zu deren Aerger manchmal nannte, ihren feindseligen Absichten gegen den Doktor nicht nur nicht zustimmte, sondern weit eher Lust zu haben schien, dereinst die Tröstung des schmählich Verabschiedeten zu übernehmen. Da indessen der Doktor von dieser Gemüthsstimmung der Blondine nicht die mindeste Notiz nahm, so hatte sie es bisher für überflüssig gehalten, ein Wort nach dieser Richtung hin zu verlieren.

Mathilde war eben im Begriff, dem Doktor den Thee einzuschenken, während dieser zu ihr aufblickte und ein scherzendes Wort sprach, als sich schwere Männertritte auf der Treppe hören ließen.

„Wer in aller Welt kann das sein?" sagte die Schauspielerin. „Weise Jeden ab, Mathilde; ich will jetzt ungestört sein."

Die Angeredete stellte die Theekanne auf den Tisch und ging auf die Thür zu. Aber sie kam zu spät. Als sie im Begriff stand, die Klinke zu erfassen, wurde die Thür aufgerissen und das junge Mädchen taumelte mit einem Aufschrei zurück. Ein zweiter Schrei erscholl von dem Sessel her, von welchem die Schauspielerin emporsprang, beide Hände vor sich hin streckend und leichenblaß, als sähe sie ein Gespenst. Auch der Doktor hatte sich mit peinlicher Ueberraschung erhoben.

In der Thür stand, in Wahrheit einem dem Grabe Entstiegenen gleichend, der Lieutenant von Osten.

VII.

Wir müssen ein paar Stunden zurückgreifen, um die unerwartete Erscheinung des Kranken an diesem Punkte zu erklären, welche bestimmt war, die ganze äußerliche Ruhe in dem uns bekannten Menschenkreise aufzuquirlen. Die Veranlassung zu dem peinlichen Ereigniß hatte die Unvorsichtigkeit Stückradt's gegeben, der seinen kranken Freund bisher mit treuester Aufopferung gepflegt, der ihn aber für weit mehr in der Genesung fortgeschritten erachtet hatte, als dieß in Wirklichkeit der Fall gewesen war.

Die Liebe des Kranken zu der schönen Schauspielerin war während seines Leidens unablässig durchgebrochen. In seinen Fieberträumen hatte er sich fast beständig mit ihr beschäftigt, und zwar war es seltsamerweise mehr Bangigkeit, mit welcher er in seinen Phantasieen ihrer gedachte, als Zärtlichkeit. Er bat sie flehentlich, ihn nicht so hart zu behandeln, ihm endlich für sein treues Ausharren zu lohnen; er gab ihr zärtliche Namen, aber er sprach dann allemal leiser als gewöhnlich. Zuweilen brach sogar ein Groll gegen die Geliebte aus, welcher den lauschenden Freund einen Einblick in die Vergangenheit dieser Neigung thun ließ, welche schwerlich eine sehr beglückte gewesen war.

Der Lieutenant Stückradt zog daraus den Schluß, daß es unmöglich so schwierig sein könnte, Osten von der Schauspielerin loszulösen. Er wußte nicht, wie tief die Wurzeln gerade einer unter Kampf und Ringen gegen sich selbst und den harnäckigen Widerstand des geliebten Gegenstandes festgehaltenen Leidenschaft treiben; daß solche Liebe der Baum ist, der im Sturm groß wächst und der mehr als andere sich an das Erdreich klammern lernt.

Nur mit Widerwillen hatte Stückradt, als Osten wieder bei Besinnung war, dem wiederholten Verlangen desselben entsprochen und die Verbindung mit der Schauspielerin gepflegt. Diese ganze Pflege beschränkte sich darauf, daß er ihr Osten's Grüße nebst einer kurzen Notiz über dessen Befinden zusandte und ihm kleine Billets vorlas, welche das Mädchen der schönen Klara überbrachte. Letztere waren freilich keineswegs besonders zärtlich und liebevoll, wahrscheinlich weil sie wußte, daß ein Fremder sie las. In jüngster Zeit hatte übrigens Osten selbst zu schreiben begonnen.

Dagegen war es Wasser auf Stückradt's Mühle, als die Familie Osten's, welche diesen für einfach fieberkrank hielt und von einem Duell in der That nichts erfahren hatte, sich an den Freund des Kranken wandte und, in voller Verzweiflung über das Ansinnen Osten's, daß man seine Heirath mit der Schauspielerin gestatte, Jenen bat, einen derartigen Schritt um jeden Preis zu hintertreiben. Es entwickelte sich daraus eine Korrespondenz zwischen Stückradt und der Familie, welche in ihm den Entschluß zeitigte, sobald es der Zustand des Kranken erlaube, in dessen Gemüth das säubernde Messer anzusetzen. Um nichts unbenützt zu lassen, wovon er sich Beihülfe für seinen Zweck versprechen durfte, hatte er seinem Bruder den Auftrag gegeben, das Leben der Schauspielerin möglichst zu überwachen, und auf diesem Wege war er in der That zu seiner Freude in den Besitz der Nachricht über die regelmäßigen und langdauernden Besuche des Doktor Martius bei Klara Ruprecht gelangt; er besaß von Zeit zu Zeit abgegebene Berichte über die in dieser Hinsicht gemachten Beobachtungen.

Zu derselben Zeit etwa, wo der Doktor in die Greuel des Thauwetters sich gewagt hatte, um die Schauspielerin aufzusuchen, saß Osten wieder wie seit einigen Tagen warm eingehüllt im Zimmer auf dem Sopha. Die Röthe, welche sonst für seinen Teint bezeichnend war, ersetzte noch immer die Blässe des Krankenlagers, und sein ohnehin mageres Gesicht war eingefallener denn je. Stückradt stand vor einem Schreibtisch und suchte bei dem Schein einer Kerze, welche das Gemach nothdürftig erhellte, in einer Schublade des Tisches herum, aus der er endlich einen kleinen Schlüssel hervorzog.

„Zünde die Lampe an, Eduard," sagte Osten mit matter Stimme; „verteufelt melancholisches Wetter heute. Licht macht lustig."

Der Angeredete entsprach diesem Wunsche und fragte wie beiläufig:

„Bist Du stark genug, ein paar unangenehme Briefe zu lesen?"

„Gib sie nur her. Kann mir denken, was dahinter steckt."

Der Mentor schloß ein polirtes Kästchen auf und brachte zwei Päckchen Briefschaften, welche mit verschiedenfarbigen Cigarrenbändchen zugebunden waren. Er öffnete eines der Bändchen und reichte Osten die Skripturen hin. „Von Deiner Familie," fügte er erläuternd hinzu.

Der Andere begann mit verdrossenem Gesicht zu lesen.

„War vorauszusehen," bemerkte er, nachdem er die ersten Briefe beiseite gelegt hatte. „Hätte mir aber den Schrecken nicht so groß vorgestellt. Sind ja ganz desperat."

Er las weiter und sein Gesicht verfinsterte sich immer mehr.

„Scheinst ja ziemlich fest mit im Bunde zu sein, Eduard; bin neugierig, was Du Alles aufbieten wirst, um mich von der Rupprecht loszuketten. Kannst Dir beiläufig die Mühe sparen."

„Ich bin noch nicht zu Ende, armer Kamerad," sagte Stückradt mit bedauerndem Tone. „Lies nur die anderen Briefe auch und Du wirst begreifen, warum ich keinen Anstand nahm, Deiner Familie meine Hülfe zuzusagen und auf Erfolg für meine Bemühungen zu rechnen."

„Von Deinem Bruder?" meinte Osten verwundert, den ersten Brief des zweiten Päckchens entfaltend.

„Ich habe ihn in Deinem Interesse zum Spion bestellt; lies nur."

Die Lektüre der Blätter, in welchen der jüngere Stückradt über den beobachteten intimen Verkehr des Doktors mit der Schauspielerin berichtete, hatten eine furchtbare Wirkung auf den Rekonvaleszenten. Sein Gesicht glühte, seine Lippen zitterten und seine Faust ballte sich. Auf seiner Stirn brach heller Schweiß aus und er griff endlich krampfhaft nach der Stelle, wo die vernarbende Wunde saß, und sank stöhnend zurück.

„Eduard," stammelte er, „das ist infam. Das glaube ich nicht. Ihr wollt mich täuschen, aber ihr täuscht euch selber. Lasse mich in der Falle wahrhaftig nicht fangen."

„Osten, Du bist krank und krankhaft gereizt," entgegnete der Andere, „sonst würdest Du nicht so Bitteres und Verletzendes reden. So wahr ich lebe, ich glaube, daß diese Blätter objektiv gehaltene Beobachtungen wiedergeben und daß Du hintergangen und abgedankt bist. Es ist, von Deinem Standpunkt aus gesprochen, schlimm, daß Du nicht über sie wachen konntest. Der Gegenwärtige hat Recht, das ist immer so im Leben. Nun suche Dich zu fassen und rege Dich nur nicht muthwillig auf, dann wirst Du das Unglück leicht ertragen. Denke, daß Du eben mit einer Schauspielerin zu thun hattest, welche ihre eigene Art besitzen, Liebesgeschichten zu behandeln. Du hast Dich von einer Kokette täuschen lassen, die Dich nur für ihren Zweck benützen wollte."

Osten lag mit schmerzlich verzogenem Gesicht und geschlossenen Augen da. Seine Stirn war marmorblaß und in dem scharfen Schatten der Lampenbeleuchtung machte er einen todtenähnlichen Eindruck.

„Magst Recht haben, Eduard," sagte er endlich, die Augen öffnend, welche seltsam stier blickten; „glaube, ich war ein verfluchter Dummkopf. Aber sie ist schön, Eduard, Du weißt nicht, wie bezaubernd sie ist! — Nur glaube ich, hättest mir das jetzt noch sparen können; greift mich sehr an, mehr wie die Kugel. Denke, ich werde besser thun, zu Bett zu gehen."

Dem Urheber dieser Szene war angesichts der Wirkungen seines Coups doch nicht recht geheuer zu Muthe.

„Du siehst in der That schlecht aus, Kamerad," sagte er mit etwas unsicherer Stimme. „Ich bedaure, daß ich Dich für stärker hielt, als Du bist. Leg' Dich nieder und versuche zu schlafen. Wenn Du eine Nacht über der Sache hinter Dir hast, siehst Du sie schon mit anderen Augen an."

Osten stand schwankenden Fußes auf und ließ sich in die Kammer geleiten. Stückradt half den Freund betten, zündete ein Nachtlicht an und begab sich, da Jener alsbald regungslos und mit geschlossenen Lidern liegen blieb, in's Zimmer zurück, wo er die Unglücksbriefe zusammenpackte. Darnach griff er zu einem Buche und begann ziemlich zerstreut darin zu lesen. Sein Ohr haftete an den unregelmäßigen Athemzügen, die aus der Kammer vernehmbar waren.

So mochte er eine Stunde gesessen haben, als er plötzlich den Kranken sprechen hörte, rasch und hastig wie im Delirium:

„Dumme Geschichte das! Habe mir's gleich gedacht. Er konnte es ganz gewiß nicht sein; habe ihn ja todtgeschossen, auf Ehre; fiel um wie ein Klotz, man konnte es am Schnee sehen. Nicht wahr, Eduard, was so roth aussieht, ist immer Blut. Es könnte freilich auch Hundeblut sein, — hm!"

Während die Stimme einen Moment in unverständlichem Murmeln erstarb, erhob sich Stückradt erbleichend vom Sopha und trat an die Kammerthür.

„Herr Gott," sagte er leise, „das ist eine schöne Bescherung!"

„Er soll sie mir abspenstig gemacht haben?" fuhr Osten heftig fort. „Er? Wer ist Er? Der Papagei ist's. Er sieht bloß so aus wie der verdammte Doktor. Hat mich schon ein paarmal gebissen. Lacht nur; seht doch her, da könnt ihr euch überzeugen —"

Und der Kranke richtete sich jäh im Bett empor, riß sein Hemd auf und zeigte auf die tiefrothe Narbe des Schusses.

„Osten," rief Stückradt verzweifelnd, „lege Dich nieder. Ich gehe, den Doktor herbeizuschaffen."

Der Unglückliche schlug bei Nennung seines Namens die Augen auf. Er schien völlig zum Bewußtsein zu kommen.

„Willst Du den Doktor holen, Eduard? Ich habe Dich so verstanden," sagte er schwach.

„Um Gottes willen, sei ruhig und lege Dich nieder, mein armer Kamerad. Der Regimentsarzt wird gleich kommen; ich werde dem Burschen klingeln, der ihn holen soll."

Und er ging und schellte. Es kam aber Niemand und er wiederholte das Manöver einige Male mit nicht besserem Erfolg.

„Halt' Dich munter, Osten, ich gehe Jemand rufen. Es ist zum Verzweifeln; sonst haben wir die Stube voll Menschen und in diesem Augenblick, wo ich hundert Thaler um einen gäb', sind wir allein gelassen."

„Weißt Du was, Eduard," sagte der Kranke plötzlich mit ungewöhnlich klarer Stimme, „geh' Du nur selber zum Doktor; kann mich bis dahin schon bei Vernunft erhalten. Ist ja nur ein Katzensprung Weges."

Stückradt blickte ihm etwas verblüfft in das Gesicht und es schien ihm in der That, als könne er den kurzen Gang wagen.

„Nun gut also, ich fliege."

Kaum war der Offizier zur Thür hinaus, so rieg der Kranke mit triumphirender Miene aus dem Bette, kleidete sich hastig vom Kopf bis zu den Füßen an, freilich in sichtlicher Unordnung, schlug darauf den Mantel um, setzte die Mütze auf und ging leise durch Kammer und Stube und die Treppe hinunter auf die Straße.

Der Wind schlug ihm in's Gesicht und er taumelte vor Schwäche; aber ein plötzlich gefaßter Entschluß gab ihm doch die Kraft, welche nöthig war, um sich so weit aufrecht zu halten, als er wollte. Er achtete nicht darauf, daß ihm das Wasser auf den Mantel und hinten in den Nacken troff, und daß der Straßenkoth ihn überspritzte.

Einige Minuten später stand er im Zimmer der schönen Schauspielerin, vor dem Schwesternpaare und dem Doktor.

Die Aufregung, welche er hervorrief, war nach seinem Aussehen berechtigt genug. Von seinen Kleidern lief das Wasser in die Stube; sein abgemagertes Gesicht, aus welchem zwei Augen, in der Glut des Fiebers leuchtend, mit irrem Blick über die Gruppe schweiften, glänzte von rinnender Nässe. Die Mütze saß ihm weit im Nacken und ungeordnete Haarsträhne hingen tief in die geisterhaft weiße Stirn. Er war sichtlich nur mit Mühe im Stande, sich aufrecht zu erhalten, denn seine Hand erfaßte krampfhaft den Thürpfosten, und als er vorschreiten wollte, rettete ihn nur ein Stuhl, der bei der Thür stand, vor'm Niederstürzen. Er sank hinein und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„O Klara," sagte er mit einer Stimme, welche dem Jammern eines Schwerverwundeten glich — „es ist Alles, Alles wahr, was sie mir gesagt haben. Du hast mich aufgegeben, weil ich im Kampf unterlag, und hast Dich dem Sieger überliefert, wie es die Löwinnen der Wüste auch machen. Warum hast Du nicht so lange gewartet, bis ich todt war; dann warst Du Wittwe und Niemand hätte Dir einen Vorwurf daraus machen können. Es hätte ja nicht lange mehr gedauert!"

Und der Arme begann aus tiefster Brust zu stöhnen und gleich darauf brach er in Schluchzen aus, so verzweifelt und herzbrechend, daß die festen Nerven des Arztes wankend wurden und seine Arme, welche er auf den Tisch gestemmt hielt, zitterten. Die blonde Mathilde sank vor einem Stuhl in die Kniee und verbarg ihr Gesicht.

In der Schauspielerin, welche einer Ohnmacht nahe war, kämpften Grausen und das tiefste Mitleid mit einander. Von Einem aber, das empfand sie deutlich, regte sich kein Atom in ihr: von einer wirklichen Liebe zu dem Unglücklichen; hatte sie je dergleichen gefühlt, so war es in diesem Moment wie ausgelöscht. Sie gewann endlich die Kraft, vorzugehen, aber nur zögernd und langsam, und sie blieb ein paar Schritte vor ihm stehen.

„Osten, mein lieber Freund," stammelte sie, „was haben Sie gewagt! Sie werden den Tod davontragen. Wer hat Sie in diesem Zustand aus dem Zimmer gehen lassen?"

„Niemand!" rief er, im jähen Wechsel der Stimmung emporspringend und sich an der Stuhllehne festhaltend. „Niemand! Ich bin ihnen entlaufen; wollte bloß wissen, ob sie infame Lügner waren oder nicht. Sie haben nicht gelogen, Klara; es waren gute, ehrliche Leute und meine besten Freunde. Wünschte selbst, ich wäre bei ihnen geblieben."

Er hielt einen Augenblick inne und fuhr mit der Hand ein paarmal über die Stirn.

„Denn hier ist der verfluchte Papagei," fuhr er fort und seine Stimme steigerte sich zum Schreien, „der an meinem Unglück schuld ist. Wenn ich ihn nur packen könnte, ich drehte ihm den Hals um. Sie, Doktor, rechne ich nicht; haben mich honett behandelt," flüsterte er, die Stimme dämpfend, „nur angeschossen, sozusagen bloß gekitzelt" — und der im Fieber Redende begann leise vor sich hin zu lachen. „Aber der dort ist's, die Graujacke, der Rothschwanz. Ich bringe ihn um. Denn Dir kann ich keinen Vorwurf daraus machen, Du bist bloß die Verführte, Klara. Ach Gott, was ist ein Weiberherz!" —

Plötzlich schrie er zu dem Papagei hinüber: „Schafskopf!"

Der Vogel, der mit gesträubten Federn und tückischen rothen Augen auf der Stange saß, erwiederte diesen Ruf, und der Kranke hatte das kaum gehört, als er den Stuhl losließ und auf den verhaßten Vogel losstürzte. Der Doktor sprang hinter dem Tische hervor und fing den Wüthenden auf, während die entsetzte Schauspielerin an diesem vorbei und zur Thür hinaus eilte, um das Mädchen nach einer Droschke zu schicken.

Inzwischen hatte Martius die größte Mühe, den Kranken zu halten, welcher heftig um sich schlug. Zum Glück war der Mantel den Bewegungen desselben hinderlich und gewährte so dem Doktor Unterstützung. Zuletzt sagte der Letztere mit fester Stimme:

„Herr Lieutenant, Sie müssen sich auf jenen Stuhl setzen, ich, der Arzt, gebiete es Ihnen."

Osten stutzte.

„So?" sprach er. „Aber wer soll dann die Bestie todt machen?"

Martius beugte sich zu ihm nieder und flüsterte ihm allerlei Sinnloses in's Ohr, so leise, daß eben noch die Nerven des Kranken von dem Ton berührt wurden. Dieser, dem im Ringen die Mütze entfallen war, hatte sich richtig auf den Stuhl niederdrücken lassen und horchte mit schläfrigem Ausdruck zu, während der Doktor ihm zugleich langsam über die nasse Stirn strich. Die gleichmäßige Bewegung und die Kühle des verdunstenden Wassers schienen eine besänftigende Wirkung auszuüben, denn Osten schloß bald nachher die Augen und verhielt sich ganz ruhig; es war selbst, als zucke sein Mund zuweilen mit leisem Lächeln. Mathilde hob den Kopf empor, was ein leichtes Geräusch verursachte; aber der Doktor winkte ihr sofort, und sie verstand ihn und blieb schweigend und regungslos in kauernder Stellung sitzen.

So vergingen bange Minuten, bis auf der Straße das Rasseln eines Wagens erscholl, der vor dem Hause hielt. Die Schauspielerin öffnete leise die Thür und

Eine Idylle aus der Vogelwelt.

Von H. Giacomelli.

IV. Das Brüten.

Ich suchte weit umher im Land
Auf Feldern und in Hagen,
Bis ich das Federchen hier fand,
Um dir's an's Nest zu tragen. —

Ach, Feder bin und Feder her!
Du weilst am Nest nur flüchtig,
Und singst mir keine Lieder mehr
Und machst mich eifersüchtig.

Martins flüsterte zu ihr hinüber, sie solle den Kutscher herauf holen.

Oben lag noch immer still und keine Wimper des Auges rührte sich. Als der Mann so leise wie ihm möglich in's Zimmer trat, bedeutete ihm der Arzt, den Kranken unter dem einen Arm zu stützen, während er unter dem andern hindurchgriff. So trugen sie ihn, dessen Füße mechanisch die Bewegung des Gehens ausführten, die Treppe hinab in den Wagen. Er stotterte zwar unterwegs wieder unzusammenhängende Worte, ohne indessen die Kraft des Fieberbewußtseins wieder zu finden.

Martins setzte sich zu ihm, nachdem er den Kutscher über das Ziel der Fahrt instruirt und ihm die Weisung ertheilt hatte, sofort nach der Ankunft das

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.

„Der Herr Lehrer Schade wunscht, daß ihm alle Schuler, welche aus seiner Klasse treten, etwas zur Erinnerung in sein Album schreiben; wenn ich nur etwas Passendes wußte!"

„Du mußt halt etwas von Dank erwähnen fur das Viele, was Du von ihm gelernt hast."

„Jetzt hab' ich's: kurz und bündig, war immer sein Wahlspruch, ich schreibe: ‚Durch Schaden wird man klug'!"

Arzt: I, meine Herren, den Menschen brauchen wir doch erst gar nicht zu untersuchen, der Knirps hat ja kaum vier Schuh!

Gestellungspflichtiger: Ach, wo denken der Herr Generol hin, vier Schuh, kaum en Paar alte zerrissene Stiebel.

Kleiner Knabe: Liebe Mama, Du hast uns doch schon lang versprochen, mich und Willy 'mal mit in's Theater zu nehmen wenn' ein Stück zum Lachen gegeben wird, und heute, das scheint so eins zu sein.

Mama: So, nun, zeig' 'mal den Zettel, was wird denn gegeben?

Knabe: Fidelio!

„Vater, wo liegt denn Glogau?"

„Das weiß ich nit! — Wenn ich nur überhaupt wüßt', für was ihr Mädercheu die vill' Geographie lerne dhut! — Du kannst ja doch kein Postilion wer'n!"

Lieutenant: Ich melde mich ganz gehorsamst krank!

Major: Auf wie lange denn?

Lehrer: Warum bitten wir um unser tägliches Brod, nicht um's wochentliche oder monatliche?

Schülerin (schelmisch): Es würde sonst schimmlig werden

Zimmer des Lieutenants aufzusuchen, wo er jedenfalls Hülfe finden würde. In der That kamen Stückradt und der Regimentsarzt in höchster Aufregung heruntergeeilt und halfen den Kranken in möglichster Schnelle aufwärts schaffen. Da das Wetter elend und die Straße nicht gerade eine der belebten war, so sammelten sich nur drei oder vier Neugierige, welche bald genug keine weitere Veranlassung fanden, stehen zu bleiben. Die Hausthür schloß sich hinter den Trägern, der Doktor berichtete oben mit fliegender Hast über die Szene, deren Zeuge er gewesen war, tauschte mit dem Regimentsarzt ein paar Worte über zu ergreifende Maßregeln aus und bestieg dann auf's Neue den Wagen.

Kurze Zeit darauf trat er wieder in das Zimmer der beiden Frauen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Welten.

Geographische Skizzen

von

C. Frhr. v. d. Goltz.

V.

Afghanistan.

3.

Die Bedeutung der englischen Expedition nach Afghanistan läßt sich nur richtig beurtheilen, wenn man die allgemeine Lage der indischen Westgrenze und ihre Beziehungen zu den Verkehrswegen mit Europa in Betracht zieht. Zumal ist es nothwendig, den inneren Zusammenhang des großen Unternehmens mit den neuesten Errungenschaften Englands in Türkisch-Kleinasien und mit der überraschenden Besetzung von Cypern klar zu legen. Dann erst läßt sich erkennen, welche Folgen sich dereinst vielleicht daran knüpfen werden, und daß des Earl of Beaconsfield äußere Politik der hohen Ziele durchaus nicht entbehrt.

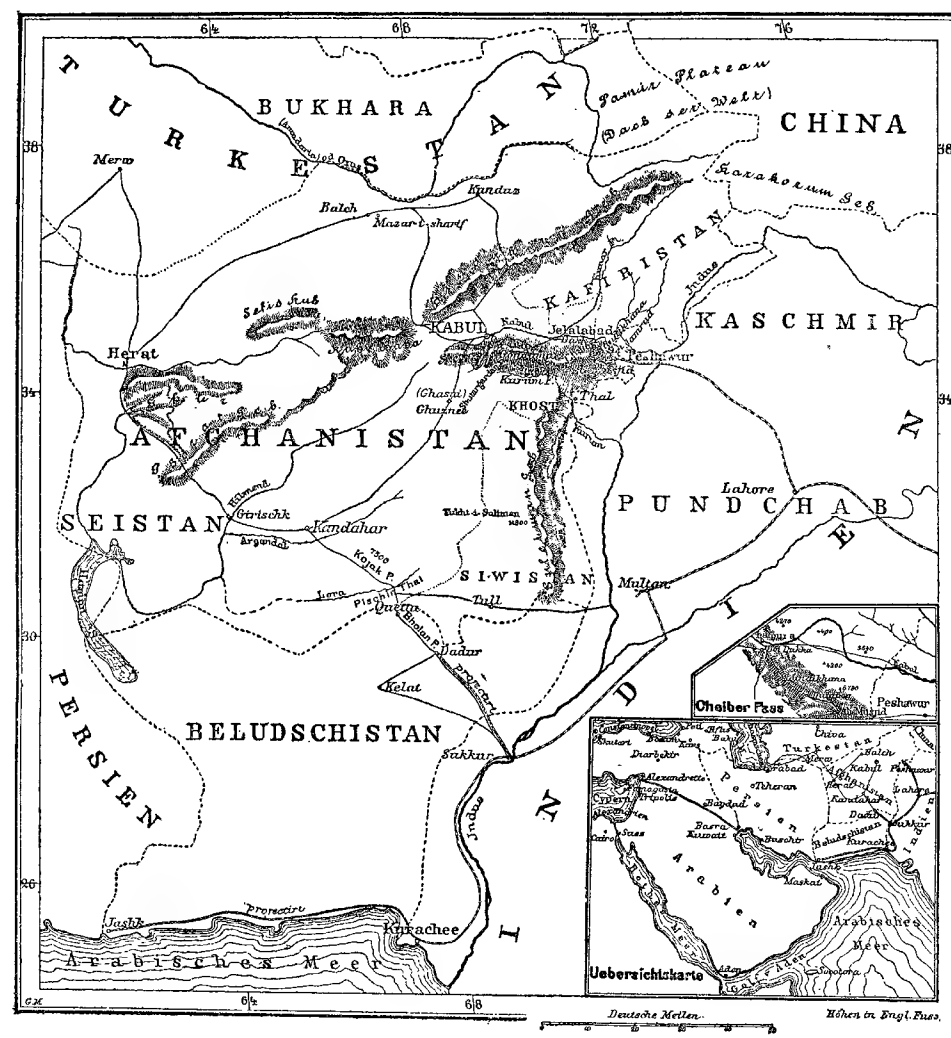
Ist die Westgrenze Indiens einmal gegen einen jeden Angriff wohl verwahrt, so kann das ganze ungeheure Kolonialreich von Hindostan als gesichert gelten; denn weder zur See, noch im Norden vom Himalaya her oder gar aus dem Osten hat England etwas zu fürchten. Die Gefahr droht nur vom Westen oder Nordwesten her.

Hier ist sie um so bedenklicher, als auf dieser Seite zugleich die Kommunikationen mit dem Mutterlande am wirksamsten bedroht würden. Unter den neueren Verhältnissen, namentlich wenn das südrussische Eisenbahnnetz sich mehr und mehr ausbildet, Schienenstränge dermaleinst Turkestan und Persien durchziehen, kann der Weg um das Kap und selbst durch den Kanal von Suez als unbrauchbar angesehen werden. Er ist zu weit, um von England, von Malta oder Cypern her dem bedrohten Indien wirksame Unterstützung zu bringen, sei es auch nur an Waffen und Kriegsmaterial. Weit günstiger würden sich die Verhältnisse gestalten, wenn eine neue Kommunikation durch Syrien und Mesopotamien nach dem persischen Meerbusen gelegt und von dort an der Küste von Beludschistan bis zum Indus fortgesetzt würde. Einen passenden Ausgangspunkt für diesen Weg hat England gewonnen, als es vor einem Jahre seine Hand auf Cypern legte.

Vom Hafen von Famagusta auf Cypern, der großen Zukunftsmarinestation der Briten im östlichen Mittelmeer, soll zunächst das nahe Alexandrette oder das Famagusta gegenüber gelegene Tripolis an der syrischen Küste gewonnen werden. Sodann vermag man einen Schienenstrang ohne allzu gewaltige Hindernisse über den Wadi-Khalidpaß im Libanon zu führen und so das erste Glied der 170 Meilen langen Euphratthalbahn herzustellen, die in ziemlich gerader Linie bei Bagdad vorüber nach Basra (oder Bassohra) und Kuwait*) am persischen Golf projektirt ist. Auf diesem jederzeit ruhigen Becken wird in 120 Meilen betragender Strecke das für England unsichere, dem russischen Einfluß ganz ergebene Persien zu Schiffe umgangen und die Küste von Beludschistan im Hafen von Jashk**) gewonnen.

Die Beludschenstämme haben sich in neuerer Zeit England stets freundlich erwiesen, und wenn auch dem Namen nach frei, so stehen sie doch thatsächlich unter der Gewalt des englischen Szepters und des englischen Geldes. Der Bau einer Bahn von Jashk an der Küste hin nach dem 140 Meilen entfernten Kurachee in Indien wird jedenfalls auf keinerlei Schwierigkeit stoßen. Dort ist der Anschluß an die Indusbahn gewonnen. Der ganze Weg von der syrischen Küste bis dahin beträgt 430 Meilen.

Welche Vorzüge diese Linie vor jeder andern besitzt, lehrt ein Blick auf die Karte. Der Transport vom Mittelmeer bis zur Indusmündung würde dadurch auf sieben Tage abgekürzt werden, während er durch den Suezkanal nach den im vorigen Jahre gemachten Erfahrungen noch immer über drei Wochen in Anspruch nimmt. Zu unterbrechen aber ist diese neue Kommunikation nicht, so lange England Herr der Meere ist. Die Euphratthalbahn findet den besten Schutz in der Unwegsamkeit des Geländes, welches sie von den äußersten russischen Grenzen trennt. Eine Expedition gegen dieselbe entweder durch Persien oder durch Armenien möchte auf unübersteigliche Hindernisse stoßen, da gerade in dieser Richtung keine Straßen führen.



Freilich ist alles dieß jetzt nur ein Projekt, das bei näherer Untersuchung sicherlich noch mancherlei Modifikationen unterliegen möchte. Indessen die außerordentliche Zähigkeit, welche England in der Verfolgung seiner handelspolitischen Interessen stets bewiesen hat, wird die Ausführung gewiß in der einen oder andern Art ermöglichen.

Ist es aber einmal so weit, so muß auch die Indusbahn, die nahe der jetzigen Westgrenze Hindostans liegt, vollkommen gesichert werden. Mit ihrer Durchbrechung würde die so glücklich ersonnene neue Verbindung immer noch am Ende unterbunden und werthlos gemacht werden. Bedenklich ist dabei besonders, daß eine an 60 deutsche Meilen weite Strecke der Indusbahn auf dem rechten Stromufer liegt, unfern der Debouchéen aus den Grenzgebirgen.

Freilich ist sie ziemlich sicher, soweit Beludschistan reicht. Dieß Verhältniß aber ändert sich weiter nördlich, und das Erscheinen dreier russischer Kolonnen in Turkestan während des Winters von 1877/78, welche sich dem nördlichen Afghanistan bedrohlich näherten, mahnte, mit Schir Ali's Haltung vereint, England daran, sein indisches Reich auch auf dieser Stelle unverwundbar zu machen.

Für das Verständniß des Weiteren ist zunächst die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß die große Verkehrsader von Westen her auf dem Landwege nach Indien nicht, wie viele Karten angeben, von Herat direkt östlich über Kabul nach Peschawur führt, sondern daß gerade hier zwischen Herat und Kabul die Kommunikationen gänzlich abreißen. Die Karawanenstraße macht vielmehr den weiten Umweg nach Süden bis Girischk am Hilmend und über Kandahar, um sich von da wieder nordwärts nach Kabul zu wenden. Auch die so oft genannte zukünftige Operationslinie der Russen von dem Südostwinkel des Kaspischen Meeres über Merw setzt sich von da ab nicht in östlicher Richtung fort, sondern wendet sich gleichfalls nach Herat. Diese Stadt ist überhaupt der Centralpunkt für alle Binnenstraßen von Iran und Turan, woraus sich ihre Wichtigkeit und die große Zahl der Kämpfe erklärt, welche um ihren Besitz im Lauf der Geschichte ausgefochten wurden.

Auch von Balch her führt der bessere Weg nach Herat und nur schlechtere über die Pässe des Hindukusch nach Kabul. Hier sowohl wie von Kundus nach Kabul können, der Schwierigkeit der Bergpfade halber, jedesmal nur schwache Transporte als Karawanen vordringen. Eine russische Armee wäre somit genöthigt, sich in zahllose kleine Echelons zu zerlegen, wollte sie diese Richtungen wählen. Es würde dem Vertheidiger ein Leichtes sein, dieselben bei ihrer Ankunft zu vernichten. Die Wege über das Plateau von Pamir führen sämmtlich durch die Alpen von Kafiristan und Kohistan, d. h. durch die Gebiete der unabhängigen Afghanen, in denen England in neuester Zeit festen Fuß zu fassen beginnt. Eine stärkere Truppenmacht, fähig ernste Angriffe zu unternehmen, kann, ehe nicht großartige Straßen- oder Eisenbahnbauten ausgeführt sind, immer nur über Herat-Kandahar marschiren.

Am sichersten möchte England daher sein, wenn es Herat stark besetzte. Allein dieser Punkt, der 125 deutsche Meilen vom Indus bei Sukkur entfernt ist, läßt sich nicht füglich von hier aus sichern und in dauernder Kommunikation halten. Es wird dort nur ein englischer Resident mit militärischen Berathern eingesetzt werden können, der jede nahende Gefahr rechtzeitig zu signalisiren vermag.

Die dauernde Besetzung dagegen muß sich auf Kandahar beschränken. Die verhältnißmäßig fruchtbare und wasserreiche Umgebung dieser Stadt läßt sie auch als ganz geeignet für eine größere Militärstation erscheinen. Wie weit auf dem Wege nach Herat vielleicht kleinere Posten vorgeschoben werden sollen, ob bis Girischk am Hilmend, oder nicht so weit, wird hauptsächlich von der lokalen Beschaffenheit der dort gelegenen größeren Orte abhängen.

Die hier skizzirte Gestalt des afghanischen Straßennetzes und die darauf beruhende Wichtigkeit von Kandahar erklärt es, daß der Einmarsch der Engländer im letzten Herbste in den zwei Hauptrichtungen auf Kabul und gleichzeitig auf Kandahar erfolgte. Im Ganzen setzten sich etwa 34,000 Mann in Bewegung, begleitet von einem wahrhaft ungeheuren Troß, den die Sicherung der Verpflegung nothwendig machte.

Zwei Kolonnen brachen von Peschawur und Thall nach Kabul auf, um sich dieses politischen Centrums des modernen Afghanenreiches zu bemächtigen und den dort residirenden Emir zu demüthigen. Die stärkere dieser Kolonnen unter Generallieutenant Browne*) wählte den direkten Weg durch die in letzter Zeit so oft genannten Kyber- oder Cheiberpässe, welche von Peschawur zunächst nach Dschellalabad führen. Sie bilden das große nördliche Thor des afghanischen Hoch-

*) Kuwait liegt südwestlich der Euphratmündung an der Küste.

**) Jashk liegt an der Küste nahe der Grenze Beludschistans mit Persien.

*) Nominell wurde sie durch den Oberbefehlshaber des ganzen Expeditionskorps, Generallieutenant Haines, kommandirt, doch hat General Browne die Bewegungen an Ort und Stelle fast immer vollkommen selbstständig geleitet. Neuerdings hat er auch formell den Oberbefehl erhalten.

landes gegen Indien und sind von allen Völkerfluten hinüber und herüber benutzt worden. Eigenthümlicherweise bildet der Kabul da, wo er die Grenzgebirge gegen die indische Tiefebene hin durchbricht, keinen bequemen Paß, der sich zur Anlage einer Straße eignet. Im scharfen Bogen nach Norden hin sich um die Cheiberberge windend, strömt er in einer engen Felsspalte hin, die auf der Höhe des Gebirges umgangen werden muß.

Zehn englische Meilen südlich der Stelle, an welcher der Kabul bei Fort Mitschni die indische Grenze erreicht, liegt der Eingang der Cheiberpässe. Auf englischer Seite verschließt ihn das alte Fort Dschamrud. Von diesem aus führt die Straße, dem Bette eines Gebirgsbaches folgend, nach dem Afrididorfe Kadam. Dann tritt sie in eine enge Spalte zwischen Felsklippen, die sich erst nach 10 englischen Meilen erweitert. Gerade da, wo dieß stattfindet, wird sie indessen ganz von dem auf einem Felskegel gelegenen Fort Ali Mussdschid beherrscht. Zwischen senkrecht an 1500 Fuß hoch aufstrebenden Schieferfelsen, die bis zu 40 Fuß an einander treten, führt die Straße in das $2^1/_2$ englische Meilen westlich gelegene kleine Thal von Lalabeg. Dann folgt wieder eine Felspforte, die so eng ist, daß zwei Kameele sich in derselben nur mühsam ausweichen können. Ein steiler und felsiger Pfad klimmt nun zwischen Wänden und Klippen zum höchsten Punkte, dem Lundichanapasse hinauf (3373 Fuß). Dann erst wird der Weg bequemer und erreicht endlich bei dem Dorfe Loi Dukka, Lalpura gegenüber, das Kabulthal. Die ganze Strecke von Fort Dschamrud bis Lalpura beträgt 30 englische Meilen. Von Lalpura aus folgt die Straße dem rechten Ufer des Kabul aufwärts, steigt die Bergwände höher und höher hinauf und erreicht nach großen Schwierigkeiten über den Karkatschapaß die 6400 Fuß hoch in kleiner Plateauebene gelegene Landeshauptstadt.

Auf dieser jetzt bekanntesten aller Straßen von Indien nach Afghanistan ist General Browne im letzten Winter mit dem Gros seiner Streitkräfte bis Dschellalabad, mit der Avantgarde bis Gondamak vorgedrungen. Dort stand er auch beim Eintreffen der letzten Nachrichten noch, als Jakub Khan sich behufs Anknüpfung von Unterhandlungen den Engländern stellte.

Soweit haben die Engländer auf dieser Seite ihre Zwecke im Wesentlichen erreicht.

Die von Thall aus im Kurumthale vordringende Kolonne des General Roberts (die Kurumkolonne) hatte nur die Aufgabe, General Browne's Fortschritte indirekt zu fördern und seinen Vormarsch durch Bedrohung Kabuls von Süden her zu erleichtern. Sie gelangte noch im Dezember des vorigen Jahres mit der Spitze bis zum schwierigen Schatur-Gardanpaß, der nur wenige Meilen südlich Kabul liegt. Der hohe Kamm des Sefid-Kuh trennte die beiden Generale. Bei Gondamak vermittelt indessen der Paiwarpaß eine Verbindung. Um denselben wurde, wie bekannt, am 2. Dezember 1878 gekämpft.

Allgemein weniger bekannt wie die Engwege am Kabul, aber für die Zukunft vielleicht wichtiger als diese, ist die von Sukkur in Indien nach Kandahar führende Bergstraße. Sie läuft durch den Bolanpaß zunächst nach dem festen Quetta in Beludschistan, einem Orte, den die Engländer nach Unterhandlungen mit den lokalen Autoritäten in aller Stille schon 1876 besetzt haben. Von dort aus windet sich der Weg, das breite Pischinthal am Lorasluß überschreitend, durch den 7500 Fuß hohen Kojakpaß auf das Hochland empor und senkt sich dann nach Kandahar hinab. Dort traf am 8. Januar d. J. General Stewart mit der starken Quettakolonne nach unbedeutenden Gefechten glücklich ein. Zu Ende des Februar hat die Spitze seiner Truppen unter General Bidelulph den Hilmend bei Girischk erreicht, ohne dort einen Feind zu finden.

Ein weiteres Vordringen liegt auch hier nicht im Interesse der Engländer, sondern nur die Einrichtung und Sicherung von Kandahar. Für diese wäre es wichtig, eine zweite Straße von Kandahar rückwärts nach dem Indus zu gewinnen. Schon ist eine solche auch wirklich ermittelt worden, nämlich die vom Peischinthale aus durch Siwistan über Tull und das Sulimangebirge.

In England ist gegenwärtig viel von der „wissenschaftlichen Grenze" Indiens die Rede, deren Feststellung als Zweck der ganzen Expedition gilt. Sie enthält etwa folgende Punkte:

1) Die Besetzung von Dschellalabad oder eines andern Punktes am Kabul, welcher die Stadt Kabul bedroht, die Cheiberpässe für England sicher stellt und zugleich die Beobachtung der Hindukuschpässe ermöglicht.

2) Die Festhaltung des Kurumthales bis zum Schatur-Gardanpasse zu gleichen Zwecken.

3) Die Errichtung einer großen Militärstation in oder nahe von Kandahar, welche die Karawanenstraße von Herat nach Indien unterbricht und den Zugang zum untern Indus schließt.*)

4) Die Aufnahme einer englischen Residentschaft in Kabul und von militärisch-politischen Agenten in Balch und Herat.

Sind diese Dinge erreicht, so kann England in der That der Zukunft mit Ruhe entgegensehen. Durch sein entschlossenes Vorgehen im letzten Herbst hat es schnell Alles in seine Hand gebracht, dessen es zukünftig bedarf. Schir Ali, der seine Hoffnungen auf Rußland scheitern sah, als die turkestanischen Kolonnen in Folge des Berliner Vertrages wieder umkehrten, hat bekanntlich mit dem russischen Residenten gleichzeitig Kabul verlassen und ist seitdem auf der Flucht in Mazar-i-sharif, nahe von Balch, durch den Tod ereilt worden. Englands Sieg ist vollständig. Schir Ali's kleine reguläre Armee von sechzehn schwachen Infanterie-, einigen Kavallerieregimentern und einer Anzahl Batterieen war trotz der Hinterlader, die es von England zum Geschenk erhielt, augenscheinlich in der traurigsten Verfassung. Die Haltung Jakub Khan's, des zweiten Sohnes und Nachfolgers von Schir Ali, ließ es von Hause aus bezweifeln, daß ein weiterer offener Widerstand überhaupt geleistet werden würde. Seine Bitte um Frieden und seine Freundschaftsversicherungen sind gewiß für jetzt auch ernst gemeint.

Die Besetzung Afghanistans hat indessen 1839 ebensowenig Schwierigkeiten gemacht und erst an der Behauptung scheiterten die Engländer. Dieselbe wird auch dieses Mal der üblere Theil der Arbeit sein. Gehörige Verstärkung der in der wissenschaftlichen Grenze gelegenen Punkte, baldiger Ausbau der Bahnstrecken bis Peschawur und bis Dadur am Eingange des Bolanpasses in Beludschistan, der Bau guter Verbindungsstraßen zum Anschluß an diese Bahnen, dann aber namentlich die geschickte politische Organisation Afghanistans, so daß die englischen Interessen dauernd gewahrt bleiben, sind die wesentlichsten ferneren Aufgaben der englischen Expedition. Ob die Scheinherrschaft Jakub Khan's ein fester Ankergrund für die weiteren Maßnahmen ist, bleibt noch sehr fraglich. Mit einem vorsichtigeren und maßvolleren Einschreiten der englischen Agenten wird sie sich jedoch eher befestigen lassen, als einst vor vierzig Jahren diejenige Schah Schudschah's.

*) Vorläufig beabsichtigt England nur die „zeitweise" Besetzung Kandahars und schränkt seine Forderungen auch auf den anderen Punkten erheblich ein. Es ist dieß indessen nur durch vorübergehende Opportunitätsrücksichten hervorgerufen und bedeutet wohl keinen endgiltigen Verzicht.

Wiener Ringstraßen.

4.*)

Der Franz-Josephs-Kai.

(Hiezu das Bild S. 724 und 725.)

In früheren Zeiten reichte die alte Stadt nur mit einer breiten Bastion und dem in zweifacher Hinsicht berühmten „Schanzl" an den „Donauarm", welchen die „große Donau" hereinsendet, um ihn am Prateren wieder aufzunehmen. Das „Schanzl" (Verkleinerung von Schanze) ward von den Wiener Bürgern tapfer gegen die Türken vertheidigt, und später galt der Platz davor, „das Schanzl", als sprüchwörtlich berühmter Obstmarkt, und wehe Demjenigen, welcher hier einen Zungenkampf gegen die weiblichen Nachkommen der tapferen Türkenbekämpfer wagte! Da ging es „türkisch" her! Der heimische Sprachschatz ward hier unendlich bereichert, und heute noch klingen die dort erfundenen Metaphern und Spruchweisheiten im Volksmunde nach; die jüngste Generation hat einen heilsamen Respekt davor.

Die Bastei oder Stadtmauer fiel und somit war nicht nur für Neubauten, sondern sogar noch für einen Park zwischen Ufer und Häuserzeile, den „Franz Josephs-Park" (zum Unterschied vom Stadt- und vom Rathhaus-Park), Raum gegeben. Die Bewohner des Kai sehen also entlang dem Donauufer aufwärts zu den Bergen der Vororte, abwärts in die Richtung des Praters, haben frische Luft und den würzigen Duft des Gartens, dazu den Landungsplatz der Lokaldampfboote vor sich, sind also vortrefflich situirt, solange nicht etwa der kalte Wind einherbraust.

Dieser Kai, welcher noch nicht zwei Jahrzehnte alt ist, hat schon seine reiche Geschichte. Erstaunlich rasch wuchs die prächtige Häuserzeile empor. Vorne, wo wir das Gärtchen sehen, stand das erste neue freie Theater Wiens, das des Komikers Treumann, welcher sich kühn von allen Kollegen emanzipirte und ein reizendes „Treumanntheater" schuf, auch prächtig aufrecht erhielt, bis es eines Nachts nach beendeter Vorstellung ein Raub der Flammen wurde und bis auf den Grund niederbrannte. Dann sollte die Börse hieher kommen; aber die Aktiengesellschaft des Hotels „Metropol" ward sieghafte Gründerin und Grundbesitzerin. Eine Flanke des Hotels reicht in die „Gonzagagasse", gegenüber der Flanke des „Wickenburg-Palais, und die linke Flanke dieses Hauses mit der sehr schmalen Stirnseite eröffnet den berühmten „Salzgries". Dieser ist ein langgestreckter Markt unentwirrbarer Massen von alten und neuen Verkaufsgegenständen. Hier sind alte „Herbergen" und junge „Kojchergänse", frisch gefangene Vögel und längst befreite polnische Juden, trockene Hasenhäute und moderige Schnapsbuden, abgetragene Kleider und neueingekleidete Rekruten zu finden.

In keinem andern Stadttheile rollen wie hier die schweren Fracht- und Streifwagen mit Flachs, bedruckten Tüchern, Calicos, Pfeifen, Leder, Säcken, Leinwand u. s. w. So weit das Auge blicken kann: Firmen und „Compagnieen" und „Söhne", „Eidame", „Enkel", „Nachfolger", „Neffen", „Comptoirs", „Magazine". An Feiertagen, welche weder im katholischen, noch im evangelischen Kalender verzeichnet stehen, duftet es hier ganz eigenthümlich, und eine überraschende Anzahl von Frauen und Kindern bewegt sich im Putze auf und ab. Im Hintergrunde, am Ende des Kais, sehen wir die Rudolphskaserne mit ihren Thürmen und bastionartigen Dächern, sie bildet das eine Ende des Bogens vom Ringe, sowie die ebenfalls bombenfeste Franz Josephskaserne das andere Ende des Bogens, dessen Sehne eben die Donau und der Kai bilden.

Die etwas seltsame Brücke, welche wir im Bilde sehen, ist hier weit reinlicher und zierlicher als in der Wirklichkeit. Die Holzsparren ersetzen zwar „provisorisch", aber bereits sehr lange das Eisengefüge einer Kettenbrücke, und welche Konstruktion dieser „Schanzlsteg" in der Zukunft erhalten soll, ist noch nicht im Rathe der Gemeinde beschlossen. Die Verbindung leitet von der Stadtseite über den Donauarm in die Leopoldstadt, und dieser alte Theil derselben, welcher einst auch das Ghetto im „untern Werd" barg, hat eine starke Kommunikation mit den Firmen der neuen Häuserfront, dem Salzgries u. s. w. Die Kehrseite, die Blüte des ganzen massigen Häuserblockes, der bis an den „Schottenring" reicht, ist die Börse. Zwischen hier und dort sind wirklich kolossale, von Schönheit und Luxus strahlende Gassen und Zeilen, in denen sich ein eiliges, lautes Publikum zwischen Fracht- und anderen Wagen hin und her bewegt. Unser Bild reicht vorne gerade bis zur „Ferdinandsbrücke", und von da kann das Auge über den ganzen Kai, zu den leichten gothischen Thürmen der Votivkirche im Hintergrunde und den Bergen des Donaugeländes vor Wien schwärmen, wahrlich ein großstädtischer Anblick, wie wenige zu finden. — A. S.

*) S. siehe 41. Bd., S. 186.

Pariser Frühling.

Von

Georg Horn.

Auf Sie, mein Herr, und die Putzmacherinnen aus Deutschland kann ich in jedem Frühjahr um die österliche Zeit mit größerer Bestimmtheit rechnen, als der Pfarrer von St. Roch oder St. Sulpize auf seine Beichtkinder."

Mit diesen Worten empfing mich in diesem Frühling — sit venia verbo — der Besitzer des Hotels, in dem ich seit Jahren wohne. Es ist ein kleines Haus, wie ein deutscher Kellner sagen würde, aber bequem gelegen, fünfzig Schritte vom Boulevard des Italiens, in Morgenschuhen könnte man sich seine Journale von demselben holen, es hat nur vier Fenster Front, aber im Innern die behaglichsten Appartements, und ist nicht ganz so theuer als in den Hotels kleiner deutscher Städte. Diese haben sich von den Hotels an den großen Heerstraßen der Welt wohl die Preise abgesehen, aber nicht die Leistungen. Ich kann mir mein kleines Hotel in Paris allerdings nicht erinnern, ohne einen Berg von Kartons im Vorplatze, was auf die Anwesenheit der Putzmacherinnen hinweist. — Sie kommen im Jahre zweimal, im Frühling und im Herbst, — ich dagegen wie die Lerche nur einmal.

Dasselbe, was die Putzmacherinnen in die „capitale enchanteresso" führt, das läßt auch mich in jedem Frühjahr mein Billet für Paris lösen. Neues sehen, — Neues hören, — neue Pfade verfolgen, — sei es in Sachen des Geschmackes irgend welcher Kunstrichtung, sei es im Bereiche des Gedankens. Paris ist eine hohe Akademie für Alles, — ein einziger großer Hörsaal für Alles, was Hand und Geist und Seele bewegt. Das Leben ist zum feinsten System des Genusses ausgeprägt und nirgends — in keinem andern Lande kommt man zu so innigem, befriedigendem Bewußtsein des Lebens, als auf beiden Ufern der Seine. Nirgends auch kann man mit weniger Gewissensbissen sich dem süßen Nichtsthun hingeben. — Schauen - Hören gibt uns die Illusion eines Thuns — und die geistige Arbeit, die wir auf den Straßen, in den Theatern, den Museen, den Restaurants zu verrichten uns einbilden, wird uns zu einer Quelle des Genusses, aus der sich unser Gewissen und unsere Phantasie ihre Becher füllen. — Und darin, glaube ich, liegt der Zauber, den die mauerumgürtete Circe auf uns ausübt, namentlich auf uns Deutsche. Paris ist für uns Schiller's „Mädchen aus der Fremde", nur mit dem Unterschiede, daß wir zu ihm gehen, anstatt daß es im Gedichte zu uns kommt.

Und jede Saison bringt neue Blüten, nicht nur auf dem Blumenmarkt am Freitag an der Madeleine, auch in der Gesellschaft, in der Literatur, in der Kunst, der Malerei, Plastik, der Poesie jeder Gattung, — immer Neues — Ueberraschendes — zum wenigsten Anregendes, die leidige Politik nicht zu vergessen. Zuerst diese.

Früher aßen Napoleon und Eugenie und ihre Umgebung die Erstlinge der Gärten und Treibereien von Versailles — jetzt Herr Grevy mit Familie und die Minister und Herr Gambetta, der durchaus nicht Minister werden will. Das wird so ziemlich der Unterschied zwischen dem Frankreich von vor zehn Jahren und dem gegenwärtigen sein. Nur daß Paris zu jener Zeit amüsanter war als gegenwärtig in der besten der Republiken, wie die Journale dieser Couleur den momentanen politischen Zustand bezeichnen. Weiter ist diese Republik auch nichts. Natürlich haben die Journale alle Ursache, ihren Lesern das Glück derselben alle Tage zu predigen; sie haben sie ja doch gemacht, aber die Pariser werden es doch nimmer glauben. Sie lächeln verächtlich dazu, — und halblaut wird zwischen den Zähnen hie und da ein Wort vernehmbar, das ich hier um alle Welt nicht wiederholen möchte. Frankreich hat in der Republik jetzt die Staatsform gefunden, in der sich das höchste sittliche Bewußtsein der Nation ausprägt!! Allerdings die Gesellschaft, die jetzt in das Elysée geht, kommt in hohen Kleidern, — nicht mehr dekolletirt und so unelegant wie möglich, — eine Gesellschaft von gestern, die Niemand kennt, auch Niemanden interessirt, eine Gesellschaft von gestern, die aber nicht die von morgen sein wird. — O, Herr Grevy ist ein ehrenwerther Mann „und Alle — Alle sind sie ehrenwerth", — Frau Grevy ist jetzt seine Frau und Mademoiselle Grevy jetzt auch seine Tochter, — die ganze Familie hat ihren kleinen Roman mit Gedankenstrichen. Aber davon erfährt

man nichts in der Oeffentlichkeit, nur in der Gesellschaft zwischen zwei Fauteuils erzählt man sich davon, aber was man sich erzählt ist Wahrheit — historische Wahrheit — keine Médisance. Madame Grevy fühlt sich im Elysée unbehaglich, — sie empfängt nicht gern, — erscheint nicht gern in der Gesellschaft.

Mac Mahon hat jährlich aus Liebe zu Frankreich, um die Honneurs seines Vaterlandes zu machen, seine Einkünfte zugesetzt, — Herr Grevy spart, wie es ein guter Bürger auch thun muß. Man braucht keinen Grandseigneur mehr an der Spitze des Staates — Wirthschaft — Wirthschaft! Darauf soll sich die Gemahlin des Präsidenten der Republik vortrefflich verstehen. — Höchstens am Quai d'Orsay bei Waddington kann man noch eine Art von Illusion empfangen, daß man sich doch in Paris an der Spitze der Regierung befinde, bei den anderen Ministern wahrhaftig nicht. — Früher ging Herr Gambetta zu Fuß in die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers, wenn er seine Donner und Blitze gegen das Kaiserreich los ließ, jetzt fährt er in einem sehr eleganten dunklen Coupé, das vorzüglich bespannt ist, mit einem Kutscher in schwarzer diskreter Livrée. Eine der ersten Maßregeln des neuen Einwohners vom Palais Bourbon war, daß er den Koch des Herzogs von Noailles, den besten Koch von Paris, engagirte, der nun die Tafel des Präsidenten der Deputirtenkammer servirt. Mit hunderttausend Franken Appointements kann man wohl einen guten Tisch führen, um so mehr, als Gambetta keine Familie besitzt — keine offizielle wenigstens. Doch soll das Palais Bourbon seine petits soupers so gut kennen, als Versailles sie einst gesehen hat. — Was ist Geschichte? Ein Arrangement — ein Wechsel von Persönlichkeiten — ein Resultat von persönlichen Empfindungen — von Liebe, Haß, Ehrgeiz, Neid, Uebelwollen — Habsucht — Genußsucht. Die Republik unter Herrn Grevy theilt mit der Monarchie vor zwanzig — vor hundert Jahren alle Menschlichkeiten. — Als ob es nicht ganz natürlich wäre, daß Einer zum Andern, der zu lange im Rohre gesessen und Pfeifen geschnitten hat, eines schönen Tages sagt: „Du, geh' 'mal weg und laß mich an Deinen Platz!" — Das sagte eine der Regierungen, die in Frankreich seit neunzig Jahren sich abgelöst haben, zur andern, das sagte Herr Thiers zu Napoleon III., Mac Mahon zu Thiers, Grevy zu Mac Mahon, und wer wird es zu dem gegenwärtigen Einwohner vom Elysée sagen? Wer weiß? Vielleicht Herr Clemenceau — vielleicht ein Mann, der zur Zeit noch in einer obskuren Werkstätte arbeitet — und dieser Bourgeoisrepublik ebenso wüthenden Haß geschworen hat wie diese dem Kaiserreich. Aber die gegenwärtige Republik ist die Erfüllung der Grundsätze von 1789! Als ob sich die sogenannten Grundsätze, die nichts weiter als Hirngespinnste, jemals in einer Welt, wo Menschen, namentlich Franzosen, bei einander wohnen, erfüllen könnten! Paris sollte von der „Pest des Kaiserreichs" gereinigt werden, moralisch werden. Wie gesagt, die Damen gehen in das Elysée mit hohen Kleidern. — Kurzum, Paris fängt an, sich seines aristokratischen Charakters zu entkleiden, — das ist der Eindruck an einem der Empfangsabende im Elysée, den ich aus der Gesellschaft — aus dem Leben der Oeffentlichkeit in diesem Frühjahr in Paris erhielt. Eines Abends stand ich mit einem in Paris wohnenden Deutschen auf dem Platze vor der großen Oper mitten im Strahlenscheine des elektrischen Lichtes. In den imposanten Gebäuden, die sich rings um den Platz legen, waren die Appartements der ersten Etagen glänzend erleuchtet.

„Wissen Sie, was dort oben in jenen Sälen getrieben wird?" frug mich mein Begleiter.

„So viel ich weiß, sind es Klubs," sagte ich in meiner deutschen Unschuld.

„Ja wohl, Klubs," lachte der Andere, „Klubs, in deren jeden Sie gehen können, uneingeführt, wo Sie diniren, soupiren können, selbst Champagner trinken auf Herrn Duplessoir's Kosten, der diese Lokale hält und dort Baccarat auflegt."

„Aber das öffentliche Spiel ist in Frankreich doch verboten."

„Gewiß ist es, nur in Bezug auf Baccarat hat die oberste Justizbehörde das Präjudiz abgegeben, daß dieses kein Hazardspiel sei."

Man sieht dem Marschall Mac Mahon das innere Vergnügen an, das er darüber empfindet, der Bürde der Präsidentschaft los zu sein. Ich habe ihn mehrmals auf dem Boulevard gesehen mit seiner Marschallin, er im funkelnagelneuen olivengrünen Paletot und die Marschallin in einfachster Toilette. Er wurde von den Meisten erkannt und gegrüßt, und selbst die Arbeiter machten vor ihm Platz und hinter dem Paare her ging das Flüstern: „Voilà le maréchal!" Dann traf ich ihn im Vorzimmer der Familie eines Generals, den er zu besuchen kam, während ich eben den Salon verlassen hatte. Ich war an diese Familie empfohlen von einer ihrer nächsten Verwandtinnen in Deutschland. Ich hatte der Dame des Hauses sogar sehr wichtige Papiere zu überbringen. Dieselbe, der französischen Aristokratie angehörig, hat mehrere unserer modernen deutschen Schriftsteller in das Französische übersetzt, — sie versteht Deutsch, als wäre es ihre Muttersprache, und spricht es sehr fließend. Aber seit dem Jahre 1870 kam, wie ich schon von ihrer Cousine wußte, kein deutsches Wort mehr über ihre Lippen. Natürlich in unserer Unterhaltung erst recht nicht. — Ich blieb eine Stunde, weil mich die Konversation fesselte, weil ich Französisch hörte, wie es Bossuet und Chateaubriand gesprochen haben, ich machte mich unendlich liebenswürdig, in der Hoffnung, doch zum Wiederkommen aufgefordert zu werden. — Und wie gerne wäre ich wiedergekommen! Aber nichts davon. — Innigste Grüße an die Cousine — herzlichen Dank — eine Entschuldigung für den General, daß er nicht anwesend sei, weil er im Dienste. Das war der Abschied für mich. Der General war aber doch zu Hause, denn der Marschall Mac Mahon kam nicht herab, ich blieb eigens noch einige Zeit vor dem Hause in der Rue Bellechasse stehen. Kurz und gut, die Franzosen wollen immer noch nichts von uns wissen. Man ist ungeheuer höflich gegen uns — aber das ist auch Alles.

Es ist leichter, die Mauern und Vorhöfe des Palastes in Peking zu durchdringen und mit der Kaiserin von China aus den gelben Porzellantassen Thee zu trinken und dabei von der Philosophie des Unbewußten zu sprechen, als in einen französischen Salon vorzudringen — für einen Reichsdeutschen wenigstens, — den Oesterreichern ist das leicht — die werden cajolirt — Graf Beust obenan. Ich habe ihn gesehen — um einen Eintrittspreis von zwanzig Franken, das heißt, er ließ sich nicht für Geld sehen, aber er gab zum Besten der Verunglückten von Szegedin ein Konzert in den Sälen der Botschaft, Entrée zwanzig Franken. Die Gelegenheit, den früheren Premier, „unsern intimsten Feind", zu sehen, ließ ich mir natürlich nicht entgehen. Ach, er ist alt geworden, aber liebenswürdig, — das muß man sagen — Ritter der Damen — einnehmend und chevaleresk. Es war ein Kontingent von österreichischen Künstlern, welches die Nummern des Konzerts ausführte, Fräulein Krauß, die erste Sängerin der großen Oper, dieselbe, die man in Wien gehen ließ, weil sie keine Stimme mehr haben sollte, und welche die große Freischützarie mit einer Stimme, einer Kunst des Vortrags und einem Schmelz von innerer Empfindung sang, wie ich sie noch nie gehört hatte. Dann die frühere, namentlich in Paris berühmte Klavierspielerin Rosa Kastner, respektive Madame Escudier, weiter eine ungarische Klavierspielerin und Andere mehr. Von Franzosen wirkte Got mit, der unvergleichliche Darsteller vom Théâtre français. Er rezitirte ein Gedicht von Viktor Hugo: „La conscience" und mit einer seiner Kolleginnen an der ersten Schaubühne Frankreichs eine Szene aus einem ältern Lustspiele von Regnard. So bewundernswerth der Vortrag des ersten Stückes war, so sehr verfehlte die Szene ihre Wirkung. Derartige Vorträge vertragen das Tageslicht nicht gut, — dazu gehört das Licht der Lampen, das die Zuschauer von den Darstellern in einer angemessenen Entfernung hält, dazu gehört die Bühne — das Kostüm, wenn diese dramatisirten Nachbildungen des Lebens den Schein der Wahrheit behalten sollen. Gewisse Kunstübungen wirken eben nur durch die Ferne und nur durch ein erhöhtes Piedestal. Namentlich gilt das von der dramatischen. Durch den Smyrnaerteppich, der den Boden zwischen uns und dem Künstler vermittelt, theilen sich uns andere Anschauungen, andere Empfindungen mit. — Das Produkt des Dichters erscheint uns zu nahe gerückt — grell — outrirt. Aber die schönste Frau von Paris sah man in dieser Versammlung der vornehmsten Welt, — eine junge Gräfin von Montebello, — leuchtend von Jugend und Schönheit wie Aphrodite. Wie sieghaft ist doch das Bewußtsein, vor allen anderen Menschenkindern besonders geschaffen zu sein! Und noch dazu, wenn der Ausdruck des Glückes dazu kommt, wie bei dieser jungen Frau! Diesem herrlichen Frauenbilde gegenüber erschien die ebenfalls anwesende Gräfin Pourtales schon mehr wie eine Reminiszenz. Die schönen, feinen Züge sind noch erkennbar, aber der Schmelz der Jugend ist dahin. — Sie trug einen unglaublichen Hut von hellgrüner Seide, mit himmelblauer Feder und rothen Rosen, den ich darum mir gemerkt habe, weil er mein Farbengefühl tief verletzt hat. — Ich werde immer an diesen verwünschten Putz denken müssen, wenn ich von der Gräfin Pourtales und den Schönheiten des Kaiserhofes hören oder lesen werde. Immer wird sie vor meine Erinnerung wie eine Frau hintreten, in deren Leben etwas Disharmonisches ist. Eine Frau, die keinen Erfolg mehr hat, mit ihrem ganzen Wesen aber auf diesen angelegt ist, ist eine gebrochene Existenz. In der Pariser Gesellschaft haben die Frankfurterinnen immer eine Rolle gespielt. Nur an die Familie von Rothschild zu denken. Einige Damen der Dynastie des künftigen Jahrhunderts waren ebenfalls in dem Salon. Dann eine Madame Hottinguer oder Hottinger, wie der Name auf gut schweizerisch-deutsch heißt. Sie ist eine Bethmann aus Frankfurt a. M., die Tochter von dem frühern preußischen Generalkonsul Moritz von Bethmann. Madame Hottinguer hätte keine nach Paris transplantirte Frankfurterin sein müssen, um ihre Rancüne gegen ihr einstiges Vaterland oder vielmehr gegen dessen Kaiser und Regierung nicht zu markiren. Madame Hottinguer ist eine noch schöne Frau. Ob sie eine grande dame ist, kann ich nicht beurtheilen, aber dafür ihre Eigenschaft als dame grande nur bestätigen. So denke ich mir Chrimhild; nicht weit davon am Klavier stand Brunhild, Mademoiselle Krauß, in die österreichischen Farben gekleidet. Weit diskreter als andere Frankfurterinnen faßt die Baronin von Erlanger als Gattin eines Deutschen ihre Stellung auf, obwohl sie keine geborene Deutsche ist, trotz ihres goldenen Haares, sondern eine Amerikanerin, die Tochter des einstmaligen Vertreters der Südstaaten Slydel. Der Herr des Hauses erweist sich den Deutschen, die ihm empfohlen sind, stets freundlich, und darum ist der Salon der Baronin Erlanger nicht weniger besucht. Den Mittelpunkt des Gesellschaftsappartements bildet ein mit Glas überdeckter Hof, der halb Gewächshaus, halb Salon ist, von oben erleuchtet wird und mit allem Raffinement feinsten Kunstgeschmackes eingerichtet ist. Um dasselbe herum liegen die übrigen Gesellschaftsräume, darunter ein Musikzimmer, in dem sich von der Orgel ab alle Musikinstrumente befinden. In den großen Salons werden die alten Glasschränke unserer Urgroßmütter mit den Raritäten und Chinoiserieen wieder Mode. Auch hier gab es eine reizende Sammlung. Die Diplomatie besucht den Salon Erlanger mit Vorliebe, der Nuntius des Papstes mit seinen Sekretären obenan. Reizender Posten solch' eines päpstlichen Legaten! Dieser ist, wie Indra im Paradiese, stets von den reizendsten Frauen umgeben. Man hört in dem Salon der Baronin Erlanger viel Englisch mit dem Accent des amerikanischen Südens.

(Schluß folgt.)

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufruf

zur Stiftung eines **Anderssen-Denkmals.**

Getragen von den Gefühlen der Hochachtung und der Dankbarkeit für den großen deutschen Meister, sind die Unterzeichneten zusammengetreten, um seine zahlreichen Freunde und Verehrer zur Sammlung und Einsendung von Beiträgen anzugehen, die in erster Reihe zur Errichtung eines der Bedeutung Anderssen's würdigen Grabdenkmales verwendet werden sollen.

Beiträge zu diesem Zweck, über welche seinerzeit öffentlich Rechnung gelegt werden wird, bitten wir an den Schriftführer des Komités, Herrn Bauführer **Franz Beckers**, Fischergasse Nro. 4 hierselbst, oder an einen anderen der Unterzeichneten einsenden zu wollen.

Breslau im April 1879.

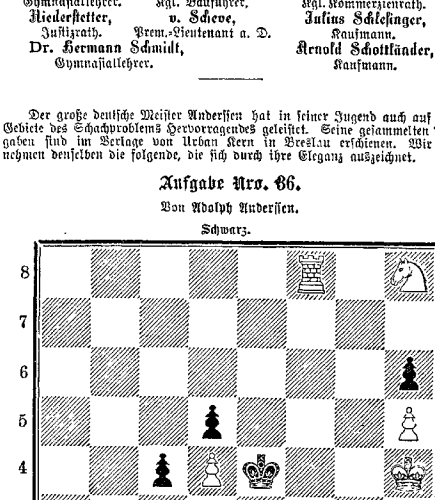
Dr. Kadt, Gymnasiallehrer.
F. Beckers, Kgl. Bauführer.
P. G. Friedenthal, Kgl. Kommerzienrath.
Riederstetter, Justizrath.
v. Scheve, Prem.-Lieutenant a. D.
Julius Schlesinger, Kaufmann.
Dr. Hermann Schmidt, Gymnasiallehrer.
Arnold Schottländer, Kaufmann.

Der große deutsche Meister Anderssen hat in seiner Jugend auch auf dem Gebiete des Schachproblems Hervorragendes geleistet. Seine gesammelten Aufgaben sind im Verlage von Urban Kern in Breslau erschienen. Wir entnehmen denselben die folgende, die sich durch ihre Eleganz auszeichnet.

Aufgabe Nro. 66.

Von Adolph Anderssen.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 32:

Weiß.	Schwarz.
1) S. F 7 — E 5	1) D. B 8 nimmt D 6 † od. A) u. L)
2) K. G 6 — H 5 . . .	2) Beliebig.
3) D. oder S. setzt Matt.	
	A)
1)	1) K. F 4 nimmt E 5.
2) D. G 1 — E 3 †	2) K. E 5 nimmt D 6.
3) D. E 3 — E 7 setzt Matt.	
	B)
1)	1) D. B 8 nimmt B 5.
2) D. G 1 — F 2 †	2) K. F 4 nimmt E 5.
3) D. F 2 — F 6 setzt Matt.	

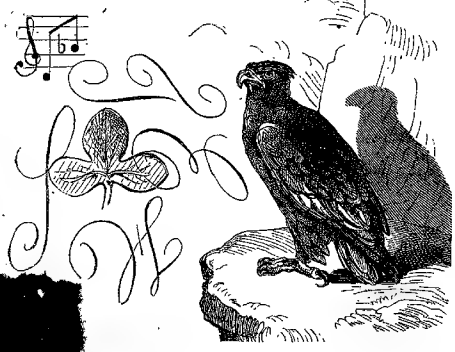
Räthsel.

Soll blühen das Ganze in reichem Segen,
Muß an die Zweite die Erste legen.

Auflösung des zweisylbigen Räthsels in Nro. 36:

Mimik.

Bilderräthsel 37.

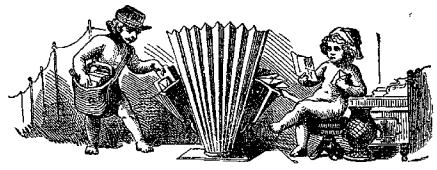


Auflösung des Bilderräthsels 36:

Alle Schuld rächt sich auf Erden.

Auflösung der Aufgabe in Nro. 35:

	A							C
1	E	R	B	P	R	I	N	Z
2	R	A	M	A	J	A	N	A
3	B	O	S	W	O	R	T	H
4	P	A	R	Z	I	V	A	L
5	R	E	F	E	R	E	N	T
6	J	U	G	U	R	T	H	A
7	N	E	K	R	O	L	O	G
8	Z	A	H	L	T	A	G	E
	B							D



Briefmappe.

Langj. Abonnentin in Breslau. Das Verfahren jenes B. ist durchaus nicht zu rechtfertigen; lassen Sie es ihm durch Ihren Advokaten abfordern. Der Ue. gibt es eben so gar viele in beiden Sprachen, so daß schwer etwas zu machen sein wird. Wir wüßten nur Annonciren im Buchhändler-Börsenblatt in Leipzig.

Hrn. Grafen P. in A. Wenn Sie Ihren Knaben eine dauernde Freude machen wollen, so halten Sie ihnen die „Isis", Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhabereien. Berlin, Gerschel. Sie unterhält, indem sie die naturwissenschaftlichen Kenntnisse spielend fördert, und gibt den Knaben Sinn für anregende geistige Beschäftigung.

Abonnentin in A. B. im Elsaß. Ganz hübsch; etwas kürzer, gedrängter wäre besser. Von dem Auge werden wir in der Romanbibliothek Gebrauch machen, wenn Sie uns den Namen nennen.

Stud. Miel. in L. Wir verweisen Sie auf die von der Verlagshandlung erlassene Ankündigung, wornach der zweite Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek", so lange der kleine Vorrath noch ausreicht, von unseren Abonnenten zu sehr ermäßigtem Preis bezogen werden kann, und zwar komplet in zwei Bänden broschirt für nur 3 ℳ, fein gebunden in zwei Bänden für 7 ℳ. Wenn Sie sofort bestellen, kann Ihnen dieser Jahrgang noch zu diesem Ausnahmspreis geliefert werden.

K. A. in St. Petersburg. Die Gedichte nicht zu brauchen. Der „Dämon" schon oft übersetzt.

Hrn. L. W. in Berl. Wie sollen wir nach Jahr und Tag bei den Tausenden von Einsendungen das im Kopfe haben! Sie interessiren sich für diese Spezialität und darum ist sie Ihnen gegenwärtig. Wie das Alles gekommen, ist nun nicht mehr zu eruiren.

Frau Baronin von R. in L. Eine solche Firma kann Ihnen ohne Zweifel die Buchhandlung von Serbe in Leipzig, welche den Adressenkalender verfaßt, namhaft machen.

Jul. Gr. in Leipzig. Unmöglich, die Gedichte noch unterzubringen.

Hrn. Paul F. in Berl. Bringen regiert in jenem Satze den Akkusativ, nicht den Dativ.

Zwei neugierige Russen. Das Sprüchwort hat nur den Sinn, daß dann etwas nicht richtig sei.

Hrn. B. B. in Steyr. Das Wiener Hoftheaterorchester.

Hrn. H. W. in Berl. Eine Korrespondenz mit solchem Alter kann ja von gar keiner Bedeutung, also auch wohl erlaubt sein.

Hrn. O. G. in L. Beide Namen wurden nur in einigen Exemplaren falsch gedruckt.

Pfarrer Moll in —städt. Die Verlagshandlung ist gerne bereit, Ihnen die zu einem früheren Jahrgange von „Ueber Land und Meer" gebotene Stahlstichprämie „Der Gang zur Kirmeß" noch zu dem Ausnahmspreis von ℳ 1. — zu liefern. Machen Sie Ihre Bestellung hierauf nur bei Ihrer Buchhandlung. Gegen Franko-Einsendung des Betrags sendet auch die Verlagshandlung das Gewünschte direkt.

L. M. in Wirtheim. Unmöglich!

Ein Abonn. in Ch. Der Einjährigfreiwillige" (Leipzig, J. J. Weber) 2 ℳ 50 ₰ und „Der Einjährigfreiwillige" (Berlin, Liebel) 1 ℳ 80 ₰.

Hrn. H. in Höchst. Richtig. In fremden Sprachen, das wird wohl für unsere Leser zu schwer sein.

Hrn. Apoth. H. K. in E. Das kann Ihnen wohl die Bartholomäusche Buchhandlung in Erfurt beantworten.

M. R. in Neapel. Zwei von den Sonetten werden erscheinen.

Fritz E. in Wien. Unmöglich.

Hrn. A. F. in L. bei K. Wir haben so großen Vorrath, daß wir vorderhand nicht auf Weiteres reflektiren können.

Fr. B. R. in Hamm. Das Eigenthumsrecht wird Ihnen Niemand streitig machen.

Hrn. C. S. in M. Um acht Tage zu spät.

Junger Korbmacher. Diese technische und merkantile Frage werden Sie besser an die Redaktion der „Industrieblätter" in Berlin richten.

Hrn. M. B. in Jar. Richtig.

Hrn. Stud. B. M. Wir sind leider nicht befugt, den Namen zu nennen.

N. n. Leer. Wir stehen natürlich in Sachen der Vivisektionsfrage auf dem Standpunkt der Humanität und werden auch Gelegenheit nehmen, dieser Ansicht Ausdruck zu geben.

Th. R. in Rappoltsweiler. Ein paar Gedichte werden erscheinen.

Abonn. in Worms. Wie die Deutschen.

Korrespondent 18. Feller und Odermann, Das Ganze der kaufmännischen Arithmetik.

Hrn. F. K. in Dresd. Wir können uns nicht erklären, was Sie darin finden; auch hat es uns Niemand bezeichnen können.

Hrn. C. B. in Düss. Graveur C. Hasert in Stuttgart kann Ihnen das besorgen.

Frau M. A. in O. Warum sollten wir Ihnen unsere Bezugsquelle verheimlichen? Jenes Bild des Kaisers in Nro. 36 stammt aus dem Porträtverlag der C. G. Lüderitz'schen Kunsthandlung in Berlin, Charlottenstraße.

Hrn. J. A. H. in S. Wir haben Ihre Adresse notirt.

Hrn. L. H. G. in Kass. Die Annoncenbureaux von Mosse, Haasenstein & Vogler, Daube & Co. u. s. w. haben in dieser Richtung die besten Verbindungen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Im Verlage von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig erscheint gegenwärtig in Lieferungen:

Höhen und Tiefen.

Sozialer Roman

von

Gregor Samarow.

Preis pro Lieferung 60 Pf.

Gregor Samarow läßt hier auf seinen berühmten, die Geschichtsepoche von 1866 bis 1871 behandelnden Roman-Cyklus **„Um Szepter und Kronen"** einen neuen Roman-Cyklus folgen, der an Interesse den ersteren wo möglich noch überragt.

Die **soziale Frage**, welche ja gegenwärtig alle Welt beschäftigt, ist das Thema, welches er in **„Höhen und Tiefen"** mit vollendeter Meisterschaft und vielfacher Detailkenntniß behandelt. Er schildert in diesem hochinteressanten Roman die hervorragenden Führer aller Einfluß habenden Parteien, wie deren Gehaben, mit photographischer Treue und Naturwahrheit und gewährt dem Leser überraschende Einblicke in das Treiben aller Gesellschaftsklassen.

Der Leser wird aus diesem Roman reiche Belehrung in der unterhaltendsten Form schöpfen und den ergreifenden Schilderungen des berühmten Verfassers vom Anfang bis zum Schluß mit dem lebhaftesten Interesse folgen.

Von diesem großen sozialen Roman mit seinen drei Unterabtheilungen: Verschollen — Gold und Blut — Sühne und Segen — erscheint alle 14 Tage eine Lieferung von je circa 4 Bogen zum Preise von nur 60 Pf. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie jeder mit einer solchen in Verbindung stehende Bücheragent entgegen.

Die erste Lieferung ist in allen Buchhandlungen vorräthig und wird von denselben auf Verlangen gern zur Einsicht in's Haus gesandt.

Ankündigungen

pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.

Schriftsteller,

die das Interesse der sozialen Stellung der Frauen vertreten, etwaige Vorschläge für geeignete Frauenbeschäftigung zu machen geneigt sind, sowie **Pädagogen**, die die zeitgemäße praktische Erziehung der Töchter zu ihrem Studium erhoben haben, **Aerzte**, die populär verständliche Aufsätze für die Gesundheits- und Ernährungslehre schreiben, werden gebeten, ihre Arbeiten nebst Angabe der Honorare zu senden an die **Expedition der Allgemeinen Hausfrauen-Zeitung, Köln.** 230

Alle Arten

Loose

sind zu haben bei

W. Wildemann,

Staatseffektenhandlung

in **Hamburg.**

Korrespondenz in allen Sprachen.

Prospekte franko und gratis.

231

Eine Erfindung von größter Wichtigkeit ist gemacht. **Dr. Wakerson** in London hat eine **Pomade** erfunden, die das Ausfallen der Haare sofort stillt; sie befördert den Haarwuchs auf unglaubliche Weise und erzeugt auf ganz kahlen Stellen neues, volles Haar, bei jungen Leuten von 17 Jahren an schon einen prächtigen Bart. Das Publikum wird dringend ersucht, diese Erfindung nicht mit den gewöhnlichen Schreiereien zu verwechseln. **Dr. Wakerson's Pomade** in Orig.-Metallbüchsen à 3 u. 6 Mk. ist echt zu haben im Hauptdepôt b. Apoth. **Peters** in **Berlin** SW., Solmsstr. 15, und bei **P. W. Jahn** in **Stuttgart.**

SCHUTZMARKE

Fahnen,

gestickte, für alle Arten von Vereinen, sowie Ausstattungen für christliche und israelitische Kirchen liefert 186

J. A. Fietel in **Leipzig,** königl. Hoflieferant.

Glasey-Nachtlichte,

bewährt seit 1808, 4mal prämiirt. Besser als Petroleumlämpchen, weil geruchlos u. nicht feuergefährlich. Zu haben in jedem besseren Geschäfte.

Als **„Neuestes bewährtes Mittel"** gegen **chronische Hautkrankheiten,** insbesondere gegen **„Mitesser, Leberflecken, Sommersprossen, trockene Flechten etc.",** wird gegenwärtig der gegrabene und nachher **präparirte Sand** von ärztlichen Autoritäten empfohlen und mit größtem Erfolge angewendet. Denselben versendet mit Gebrauchsanweisung franko gegen Einsendung von ℳ 3. — die Neckar-Apotheke von **C. Vögelen,**

Stuttgart. 184 die Kronen-Apotheke von **G. Kübler.**

? = Was wollen wir spielen = ?

Diese namentlich mit Eintritt des Frühjahrs von der **Kinderwelt** jedesmal lautwerdende Frage wird beantwortet durch die im Verlage von **Otto Spamer** in **Leipzig** erschienenen, reich illustrirten Beschäftigungsbücher:

Spiel und Arbeit. Nach Fröbel'schen Grundsätzen. Von H. Elm.

Zehn Schock Knacknüsse. Räthselbuch. Von H. Elm.

Spielbuch für Knaben. Sechste Auflage. Von Herm. Wagner.

Spielbuch für Mädchen. Siebente Auflage. Von Marie Leske.

Anleitung zu ernsterer Beschäftigung bietet:

Der gelehrte Spielkamerad. Dritte Auflage. Von Herm. Wagner.

Preis jedes dieser Bändchen elegant kartonnirt 4½ ℳ.

Der junge Mathematiker und Naturforscher. Von Dr. F. Braun. Elegant kartonnirt 5 ℳ.

Der Naturaliensammler. Von H. von Kiesenwetter und Th. Reibisch. Vier Abtheilungen in einem Bande. Elegant kartonnirt 5 ℳ.

Jede der vier Abtheilungen wird einzeln abgegeben, nämlich Abtheilung I. Der Insektensammler, 3 ℳ. II. Der Conchyliensammler, 1½ ℳ. III. Das Sammeln von Wirbelthieren, das Anlegen von Aquarien, Vivarien ꝛc., 1 ℳ. IV. Das Insektensammeln in fremden Erdtheilen, 50 ₰.

Der jugendliche Künstler in Laubsägearbeiten. Von Gebr. A. und G. Ortleb. Elegant kartonnirt 3 ℳ.

Die Spritzarbeit. Von H. Elm. Elegant kartonnirt 4 ℳ. 261

Der kleine Papparbeiter. Von H. Elm. Elegant kartonnirt 3 ℳ.

Die vorstehend angekündigten Bücher enthalten anregende Beschäftigungen und nützliche Spiele für Körper und Geist, im Freien sowie im Zimmer, und können durch jede Buchhandlung zur Einsichtnahme vorgelegt oder binnen kurzer Frist beschafft werden. Von denjenigen Orten, in denen sich keine Buchhandlungen befinden, wollen sich Bücherfreunde unter Franko-Einsendung des Betrags an die Verlagsbuchhandlung von **Otto Spamer** in **Leipzig** wenden, wogegen die Uebermittlung des gewünschten Werkes umgehend erfolgen wird.

Verlag von **F. Tempsky** in **Prag.**

Geschichte des dreißigjährigen Krieges

von

Anton Gindely,

ordentl. Prof. der Geschichte a. d. Universität in Prag.

Erste Abtheilung: **Geschichte des böhmischen Aufstandes von 1618.**

Band 1—3 à 8 Mark.

Dieses große Werk verbreitet vielfältig ein ganz neues Licht über die Ereignisse jener wichtigen Periode. Trotz des hier niedergelegten, auf den umfassendsten Quellenforschungen beruhenden Materials hat es der gelehrte Verfasser doch verstanden, Alles in so interessanter und fesselnder Weise darzustellen, daß jeder gebildete Laie, der an den Geschicken und der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes Antheil nimmt, mit ganz besonderem Interesse seinen Erzählungen und zum Theil ganz neuen Mittheilungen folgen wird. Die Verlagshandlung hofft die Fortsetzung noch in diesem Jahre herausgeben zu können.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. 263

12 Medaillen. 2 Motoren, 42 Hilfsmaschinen. **Stahlecker & Co.** in Stuttgart, **1858** gegründet.

Fabrik patentirter und deponirter Spezialitäten in Spiel- und Kurzwaaren. 199

Ankauf, Fabrikation & Vertrieb neu erfundener, patentirter oder patentfähiger Artikel.

Station **Wabern** bei Kassel. **BAD WILDUNGEN.** Saison vom 1. Mai bis 10. Okt.

Gegen **Stein, Gries, Nieren-** und **Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmuth, Hysterie etc.** sind seit Jahrhunderten als spezifische Mittel bekannt: **Georg-Viktor-Quelle** und **Helenen-Quelle. Wohnungen im Badelogirhause** und **Europäischen Hofe. — Bäder.** — Bestellungen von Wasser oder Wohnungen, Anfragen etc. erledigt: 978

Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktiengesellschaft.

Bad Cleve

102

am Niederrhein.

Stahlquelle. Wasserheilanstalt.

Römisch-irische, russische, Fichtenbäder. Elektro-Therapie.

Sanitätsrath Dr. W. Arntz. **Die Direktion.**

Heil-Anstalt

für hartnäckige Leiden. Ganz besonders günstige Erfolge bei Rheumatismus, Gesichtsschmerz, Asthma, Unterleibsbr., Schwäche, Nervenzerrüttung, Rückenmarksreizung ꝛc. Dirigirender Arzt: **Dr. Rosenfeld** in **Berlin,** Friedrichstraße 189. Auch brieflich. Prospekte über die sehr günstigen Erfolge gratis. 164

Allen Damen

sei die soeben erschienene, beachtenswerthe Winke enthaltende Broschüre:

Ein Wort

an alle Hausfrauen

angelegentlichst empfohlen. Dieselbe wird **gratis** und **franco** an jede, mittelst Postkarte anzugebende Adresse verschickt von **Th. Hohenleitner, Leipzig.**

Gemüthskranke

finden jederzeit Aufnahme in der 975

Dr. Erlenmeyer'schen Anstalt

zu **Bendorf** bei Coblenz.

Näheres durch Prospekte.

Zur **„Hefenfabrikation"** in Verbind. mit Brennerei, Brauerei, Essigfabrikation oder — **für sich allein** — sowie den damit zusammenhängenden Maisch- u. Gährungsmitteln, als: **chemische Trockenhefe,** Backmalzer, Hefenmehl u. dergl. trockene und flüssige **Hefensurrogate,** geben wir Anleitungen, Spezialrezepte, Rath u. Aust. nach neuester, rationeller Praxis der Gährungskunde. — Ebenso für **Wein-, Bier-, Liqueur-, Essig-** und andere **chemisch-technische Fabrikationen.**

Näheres, Programm u. Katalog gratis.

W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12. Landw., chem.-techn. Lehrinstitut. Etabl. 1850.

Heirathen

bewerkstelligt unter loyalen Maximen

Wilhelm Zimmermann, München,

41 A Louisenstraße 41 A. 233

ebensgrosse Porträts

in **Kreide** gezeichnet o. in **Oel** gemalt nach **jed. eingesandten Photographie.** Garantie getr. Aehnlichkeit. — Schönstes Andenken an Verstorbene. — Feinste Referenzen. 226

Artist. Institut von

C. Hommel in Halberstadt.

Dr. Ewich, herzogl. sächs. Hofrath in **Köln,** empfiehlt seine **Hämorrhoidal-** (Natron-) u. **Gicht-** (Natron-Lithion-) **Wasser.** Broschüre üb. Wirk. u. Gebr. m. ärzt. Gutacht. frk.

Rothe Nasen

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske** in **Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Sommersprossen,

Röthe, Runzeln, sowie alle Ausschläge der Haut entfernt meine seit langen Jahren mit sicherem Erfolg angewendete Gesichtspomade. Preis 1 Tiegel sammt franko Packung und Versendung 3 ℳ = 1 fl. 50 kr. ö. W. 201

Adresse: **Franz von Pillich,**

Apotheke zum König von Ungarn,

Budapest, Elisabethplatz.

Die Meerschaum- u. Elfenbeinw.-Fabrik von **C. W. Zöller,** Hofl., **Berlin,** Alexanderstr. 40, versendet nur geg. Einsendung von 50 Pf. in Marken aller Länder das große Musteralbum über Cigarrenspitzen, **Stöcke, Pfeifen** ꝛc. franko nach allen Himmelsgegenden der Welt. 69

! Hühneraugen-Bürste!

Entfernt gefahr- u. schmerzlos jedes Hühnerauge, pr. Stck. 70 ₰ frko. (Briefm. all. Länd.) Wiederverkäuf. Rab. **H. Zeuking, Stuttgart.**

Norddeutscher Lloyd.

Kaiserlich deutsche Postdampfschifffahrt.

I. Zwischen Bremen und New-York,
ausgehend und ankommend via Southampton.
Von Bremen jeden Sonntag, von Southampton jeden Dienstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag Abend nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.
Directe Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.
Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und Baltimore.
Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs, von Baltimore Donners tags

III. Zwischen Bremen und New-Orleans,
via Havre und Havanna.
Von Septembder bis April ein oder zwei Male monatlich.

IV. Zwischen Bremen und Bahia und Rio de Janeiro,
via Antwerpen und Lissabon.
Von Bremen am 10., von Antwerpen am 15. jeden Monats.

V. Zwischen Bremen und Montevideo und Buenos-Ayres,
via Antwerpen direkt.
Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1. jeden Monats 288
Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

Regelmäßige Dampfschifffahrt
zwischen
Stettin - Kopenhagen - Gothenburg,
einmal wöchentlich,
durch den schnellsegelnden, mit vielen Separatlogen comfortabel eingerichteten
Schraubendampfer „Marhuus".

Abfahrt von Stettin	jeden Dienstag	Nachmittags	2 Uhr,
Ankunft in Kopenhagen	„ Mittwoch	Morgens	6½ „ *)
Abfahrt von „	„ Donnerstag	Nachmittags	5 „
Ankunft in Gothenburg	„ Freitag	Morgens	6 „
Rückfahrt von „	„ Nachmittags		6 „
„ Kopenhagen	„ Sonnabend	„	2 „
Ankunft in Stettin	„ Sonntag	Morgens	6½ „

*) Passagiere, welche sich nach Christiania richten, können mit dem unten erwähnten Dampfer noch um 9 Uhr Vormittags weiter reisen.

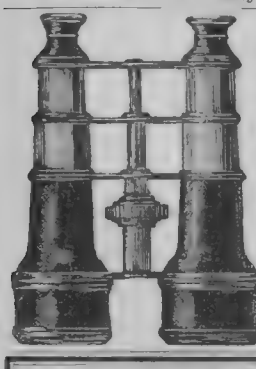
Zwischen
Kopenhagen - Gothenburg - Christiania.
Das bekannte große, mit allem Comfort und Eleganz eingerichtete
Räderdampfschiff „Christiania"
fährt vom 7. Mai bis Ende Juni wie folgt.

Nordwärts gehend
von Kopenhagen jeden Mittwoch 9 Uhr Vormittags,
„ Gothenburg „ „ 8 „ Abends,
in Christiania Donnerstag 10 „ Vormittags.
Südwärts gehend
von Christiania jeden Sonnabend 2 Uhr Nachmittags,
„ Gothenburg „ Sonntag 6 „ Morgens,
in Kopenhagen „ „ 5 „ Nachmittags.
Von Ende Juni bis Mitte September wird diese Fahrt zweimal wöchentlich stattfinde

Zwischen
Stettin - Kopenhagen - Drontheim,
mit Anlaufen von
Christiansand, Stavanger, Bergen, Aalesund, Christiansund
vermittelst der für Passagiere und Güter bequem eingerichteten Schraubendampfer
„Arcturus", „Ulfo", „Hjelthuus", „Bergenhuus".

Abfahrt von Stettin	jeden Freitag	Mittags 12 Uhr,
„ „ Kopenhagen	„ Mittwoch	Vormittags,
„ „ Bergen	„ Montag	„
Ankunft in Drontheim	„ Dienstag	Abends,
Rückfahrt von Drontheim	„ Donnerstag	„ 12
„ „ Bergen	„ Dienstag	„
„ „ Kopenhagen	„ Montag	Mittags,
Ankunft in Stettin	„ Dienstag	Vormittags.

Guter nach sämmtlichen obigen Plätzen zu billigen Frachtsätzen. Näheres bei
Det forenede Dampskibs Selskab in Kopenhagen.
Proschwitzky & Hofrichter in Stettin.



Wir versenden gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme
Doppel-Feldstecher
achromatisch im Theater- und Reisegebrauch in besonderer Schärfe und Reinheit der Gläser, mit festem Etui zum Umhängen **Mark 20.**
Reisefernrohre,
3—4 Meilen klar zeigend, mit 6 Gläsern achromatisch **Mark 10.** 118
Aneroïd- (Metall-) Barometer,
vorzüglich gut gehend, nach der Höhe des pp. Ortes genau regulirt, **Mark 12.**
Seidelmaier & Schultz,
Optisches Institut, **Augsburg.**

PATENTE aller Länder und event. deren Verwerthung besorgt
C. Kesseler, Civilingenieur u. Patentanwalt,
BERLIN W., Mohrenstr. 34. Prospekte gratis.

Für Gartenbesitzer etc.
Karl Schließmann,
Hoflieferant, Gartenetablissement, Spalier- und Jalousieenfabrik
in **Castel-Mainz.**

Export nach Belgien, England, Finnland, Holland, Italien, Oesterreich, Rußland, Schweiz 2c.

Gartenbesitzer, welche die Verschönerung und Ausstaffirung ihres Gartens beabsichtigen, belieben sich mein illustrirtes Preisverzeichniß franko und gratis zu bestellen. Es enthält **Spalierarbeiten** (anerkannt schönste Gartendekoration) aus gerissenem Eichenholz verfertigt und mit verzinntem Draht gebunden, als: Einfriedigungen, Einfassungen, Wand- und freistehende Spaliere, Epheulauben, Gartenhauer, Lauben, Pavillons, Bogengänge, Veranda's, runden Schattendächern für Glashäuser, **eiserne Gartenmöbel,** Garten- und Treibhausfenster, Hand-Grasmähmaschinen, Gartenwalzen, Schirmgelle, Statuen aus Terra cotta, **Zugjalousieen, Holzrouleaux,** Pflanzenkabel aus gerissenem Eichenholz, Springbrunnen aus Zinkguß, Vasen aus Gußeisen, Tuffsteine zur Grotten 2c. (Agenten gesucht.) 129

Prämiirt
mit dem ersten Preis von: Mainz, Darmstadt, Baden-Baden, Bonn, Köln, Verviers, Holland, Berlin, Amsterdam, Hamburg, Wien, Mannheim, Bremen, Antwerpen

Unübertrefflich! Bewährt!

Geschmiedete Glanz-Wäschplätten
mit 2 geschmiedeten Bolzen, inkl. Gebrauchsanweisung u. Verpackung in Jute versendet frei gegen Einsendung oder Nachnahme von 10 ℳ nach allen Orten Deutschlands und Oesterreichs
958 **M. Hoffmann, Leipzig,** Grimmaischer Steinweg 1 u. 12.

Geschäfts-Verlegung.
Restaurant
Franz Pfordte,
Wilkens' Keller,
jetzt: **Plan Nro. 10,**
Ecke vom Rathhausmarkt,
Hamburg.
108

Aeolsglocken,
harmonisch abgestimmt, zum Aufhängen in die Bäume und für chinesische Glockentempel, pr. Stück Nro. 1. 50 = fl. — 90, empfiehlt 147
Adolf Klinger,
Reichenberg in Böhmen.

Abgestimmte
! Concert-Harmonika !
(nach neuester Erfindung), 17

deren umfangreiche Tonation alle bis jetzt existirenden ähnlichen Instrumente übertroffen hat und auf welchen **von jedem** auch nicht musikalisch Gebildeten **sofort** die schönsten Melodieen hervorgebracht werden können.

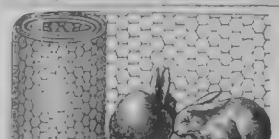
Nro. I.	II	III feinste
pr. Stück ℳ 3 —	5. 50.	7 50.

■ Wiederverkäufer Fabrikspreise ■
Versendung per Nachn. oder Postvorschuß. Gefällige Aufträge sind zu richten an
Klingl & Baumann,
Wien I., Tegetthoffstraße Nro. 3.

Kassetten 89
aus englischem starkem Stahl, vorzügliches Schubschloß mit 2 Schlüsseln, höchst elegant und dauerhaft gearbeitet. Lassen sich in jedem Möbel befestigen. Verpackung gratis.

Nro.	Länge.	Breite.	Höhe.	Preis.
1	16 Ctm.	12 Ctm.	8 Ctm.	13 ℳ.
2	20 „	15 „	8 „	16 „
3	24 „	18 „	10 „	25 „
4	30 „	20 „	11 „	31 „
5	35 „	25 „	12 „	39 „
6	40 „	30 „	14 „	50 „

A. Meyer, Berlin, Unt. d. Linden 68a.



Verzinkt Drahtgeflecht, 51 mm. 90 ₰ pr. □m.
Kallenberg & Feyerabend, Ludwigsburg, Württ.
Preis- u. Gelevanet sandwerkzeug frko.

Besorgung und Verkauf von Patenten
aller Länder.
Lenz & Schmidt
Genthinerstr. 8.
Berlin W.

PATENT
& technisches Bureau
J. Brandt & C. W. Hanssen
Berlin W.
Leipziger Str.

Künstliche Brillanten,
pr. schwefelsteine in echter Goldfassung, mit Traube 1, 0,5 maisige Ringe, 0,75 ℳ. gold. Ohrringe 0,75 ℳ. die knöpfe à 7 ℳ. 2c. Elegante goldene Ringe in echt Türkis, Almandin 2c. von 10—20 ℳ. empfiehlt unter Garantie **Schröter,** Goldarbeiter **Dresden,** Jakobstraße 16. — Bei Einsendung des Betrages franko durch ganz Europa. Illustr. Preiscourant franko. 158

England via Harwich.
Kürzeste, billigste und angenehmste Route.

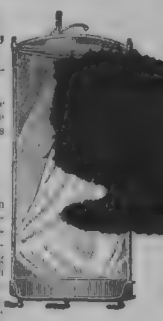
Die Dampfer der **Great-Eastern-Bahn** gehen von **Rotterdam täglich** (mit Ausnahme Sonntags) um 6 Uhr Abends, von **Antwerpen Montags, Mittwochs** und **Freitags** um 4 Uhr Nachmittags nach **Harwich** ab. Expresszug von Harwich nach London nach Ankunft der Boote. Direkte Passagier-, Reisegepäck- und Güterbeförderung von allen grösseren Stationen des Kontinents. Weitere Auskunft ertheilt **E. A. Osswald,** Generalagent, 12 Domhof, **Köln.** 943

Pakete für England werden zu den niedrigsten Taxen befördert, wenn dieselben mit der Vorschrift **„via Rotterdam"** bei den deutschen Postämtern aufgegeben werden. Auskunft ertheilt jedes Postbureau.

1. Preise auf den Weltausstellungen
PARIS 1867. WIEN 1873. BRÜSSEL 1876. PHILADELPHIA 1876.

Eduard Lipowsky in Heidelberg,
ältestes Geschäft zur Anfertigung von hydropathischen und mechanischen Heilgeräthschaften,
empfiehlt hiermit seine nach dem neuesten Stande der Technik konstruirten, durch verschiedene ärztliche Autoritäten und auf Ausstellungen als vorzüglich anerkannten

Zimmer-Douche-Apparate



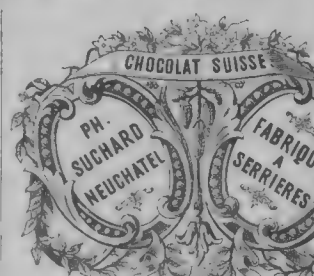
für kalte und warme Ueberströmungen des ganzen Körpers, sowie für einzelne Körpertheile eingerichtet, in beliebig kräftiger Wirkung mit verschiedenen Badeformen, als Regen-, Strahl- und Voll-Douchen. — Durch Beeinflussung des Stoffwechsels wohlthätigste Wirkung auf den menschlichen Organismus. Konservirung und Abhärtung der Haut gegen Einflüsse der Witterung.

Vorzüge: Leichte Handhabung, grosse Dauerhaftigkeit, geräumige Form, in jedem Zimmer aufstellbar, Bader von jeder Temperatur mit wenigen Liter Wasser herzustellen. Billige Preise. — Zahlreiche Gutachten und anerkennende Schreiben (siehe z. B. Niemeyer, Gesundheitslehre des menschlichen Körpers).

Da meine Apparate, sowie die Zeichnungen meines Kataloges von verschiedenen Seiten nachgebildet werden, so bitte ich auf genaue Angabe meiner Geschäftsfirma zu achten.

81 *Eduard Lipowsky,*
Nachfolger von Friedrich Fischer & Comp. in **Heidelberg,**
Fabrik von Apparaten zu Sanitätszwecken & Geräthschaften zur Krankenpflege.
Preiscourante, Zeichnungen, Kataloge und Atteste stehen zu Diensten.

Goldene Medaille in Paris 1878.

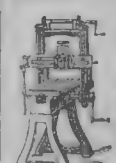


Die ausgezeichnete Qualität der **Chokolade** aus der rühmlichst bekannten
Fabrik von
Ph. Suchard
in **Neuchâtel**
(Schweiz)
findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; ihr grosser und stets steigender Absatz nach allen Gegenden und Ländern der Erde bietet dafür den besten Beweis.

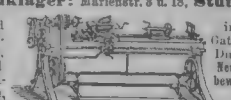
Derselbe bedingt überdiess eine namhafte Ersparniß in den Fabrikationskosten und ermöglicht so die Herstellung einer billigen und dennoch vorzüglichen Chokolade. 538

Entrepot Général à Paris 16 rue Montmorency,
„ „ **à Londres EC. 2 Mincing Lane.**

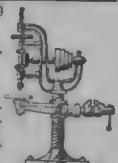
J. C. Eckardt, 79
Werkzeug-Maschinen-Fabrik.
Fabriklager: Marienstr. 3 u. 18, Stuttgart.



Frais- und Schrauben-Maschinen, Holz- und Blechdruck-Drehbänke, ganz in Eisen
Handhebelmaschine.

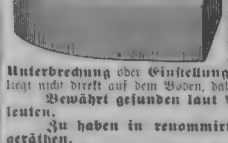


in allen Gattungen u. Dimensionen. Neueste und bewährte Ess-Einsätze in 3 Grössen etc.
16 Spindel-Drehbank.
Kopirdrehbank.
Cataloge gratis.



Bohrmaschinen für Handbetrieb

Glutbügeleisen und Glutbolzen,



preiswürdig und ausgezeichnet namentlich **für den Sommer,** da **nur ¼ Stunde** der **Ofen nöthig** zu 5—6stündigem **Bügeln,** wobei **weder Hitze noch Dunst belästigen** und **schaden.** Da nach **einmaliger** Erwärmung **der Bolzen die Glut anhält,** auch nach 1 oder 2 Stunden gedämpft und dann wieder benutzt werden kann, so ist eine **Unterbrechung** oder **Einstellung** des **Bügelns nach Belieben thunlich.** — Der Bolzen liegt nicht direkt auf dem Boden, daher **Versengen der Wäsche kaum möglich.**

Bewährt gefunden laut Attesten von vielen Aerzten, Privaten und Fachleuten.

Zu haben in renommirten Handlungen von Eisenwaaren und Hausgeräthen.

Den **En gros Allein-Verkauf** hat für: Königreich **Bayern, Württemberg, Baden, Pfalz, Hessen, Nassau, Frankfurt a. M.**
Emanuel Vohs in Solingen,
Fabrik von Tafelmessern und Gabeln 2c.

Für **Sachsen** (Königreich und Provinz), **Thüringen, Altona, Hamburg, Lübeck, Bremen, Oesterreich-Ungarn** und die **Schweiz:**
D. Kraushaar in **Unter-Barmen,** Rheinpreußen,
133 Fabrik von Sägen, Handlung en gros in Eisenwaaren 2c.

54 **Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt.**
Dresden-Antonstadt, Bachstr. 8.
Aufnahme zu jeder Jahreszeit. Besonders empfehlen in allen Nervenleiden, Herz-, Nieren- und Hautkrankheiten, Magen-, Unterleibsleiden, Scrofeln, Frauenkrankheiten, den sogen. Medicinalkrankheiten, d. i. schädliche Folgen des Medicamentengebrauches 2c. — Neueste Schrift: Dr. Kles, Diätetische Kuren. Pr. 2 Mk., direct oder durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Chirurg.-Orthopädische Heilanstalt zu Breslau,
Tauentzienstraße 67, Aufnahme von Kranken, die chirurgischer, insbesondere operativer Behandlung bedürfen, 2) von Kindern und Erwachsenen, die an Verkrümmungen und Verunstaltungen des Körpers leiden. Meldungen bei **Medizinalrath Prof. Dr. Klopsch,** Claassenstr. 19.

Über Land und Meer.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Zweiter Band.

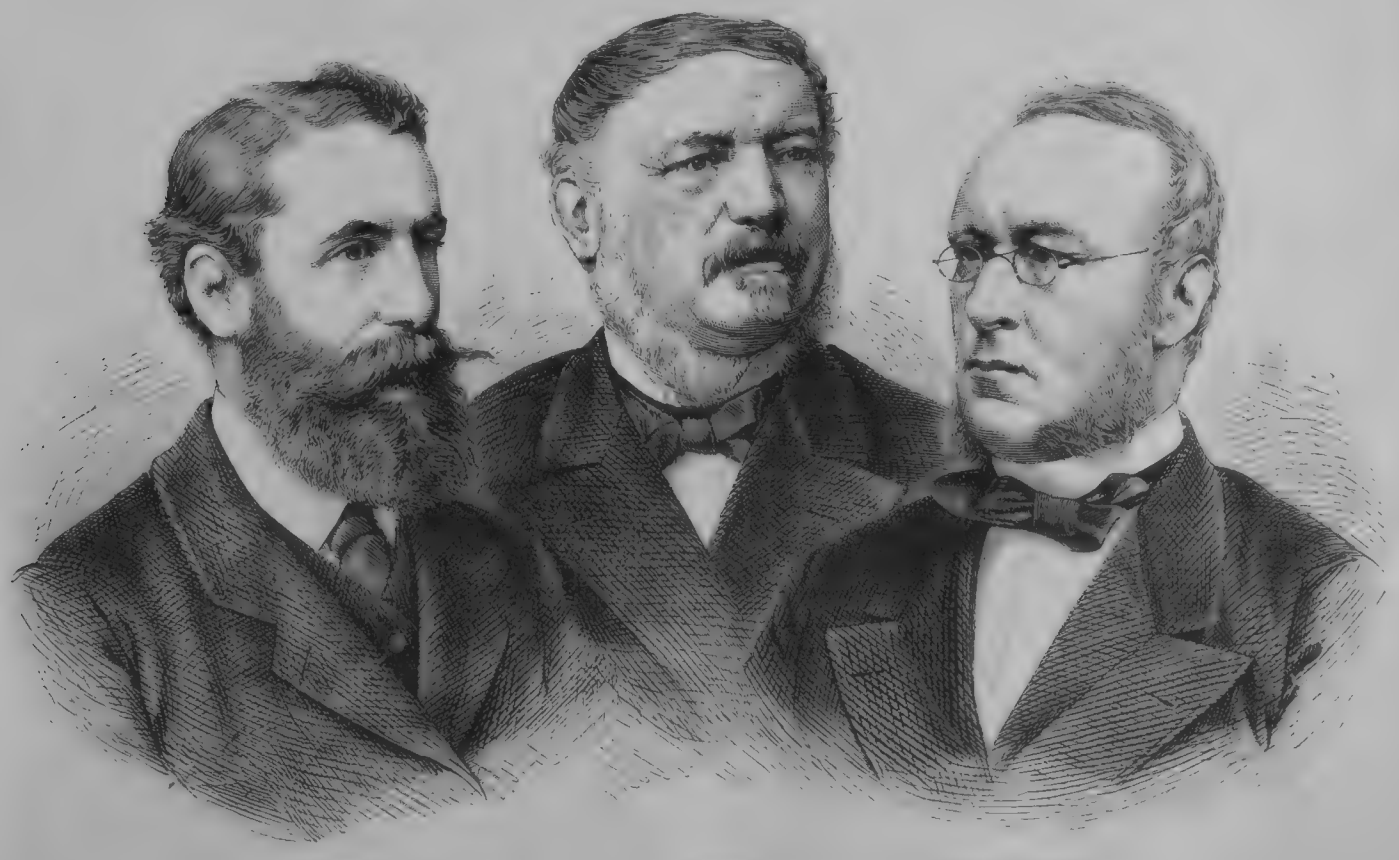
Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die kleine Marina. Novelle von Elise Polko, Fortsetzung. — Die Präsidenten des deutschen Reichstags. — Notizblätter. — Oberon, von Chr. M. Wieland, illustrirt von Gabriel Max und Gustav Closs, zehnter Gesang. — Eine Kabinetssitzung im Weißen Hause zu Washington. — Der Rezensent, Novelle von Victor Blüthgen, Fortsetzung. — Pariser Frühling, von Georg Horn, Schluß. — Der Kunst. — Helm und Schild, von Benno Reden, II. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth, zweite Serie, XIV. Eine immergehende Taschenuhr. — Gastein, von S. — Entstehungsgrund von deutschen Redensarten, von Friedrich Uwinger, 3. Serie. — Der schwarze Hanns, von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. — Schach. — Räthsel. — Bilderräthsel 38. — Auflösung des Bilderräthsels 37. — Auflösung des Räthsels in Nro. 37. — Briefmappe.

Illustrationen: Die Präsidenten des deutschen Reichstags. — Der Kunst, nach Skizzen von Franz Schreyer. — Wieland's Oberon, zehnter Gesang: Huon an den Baum gebunden, von Gabriel Max. — Sitzung des Kabinets der Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Gastein, von der Schillerhöhe aus. — Typen eines Kavallerieberitts, sechs Bilder von O. Fikentscher, I.



Dr. Lucius. v. Seydewitz. Freiherr v. Frankenstein.

Die Präsidenten des deutschen Reichstags. Originalzeichnungen. (S. 746.)

Die kleine Marina.

Novelle

von

Elise Polko.

(Fortsetzung.)

Von eben diesem Abend ab versäumte Fürst Iwan weder eine deutsche noch eine französische Theatervorstellung mehr. Er schien aus einer kleinen Loge mit wirklichem Interesse das Spiel aller Mitglieder zu verfolgen und die Marina hatte also sehr oft Gelegenheit, ihn von der Bühne herab, wie auch aus jenem kleinen Versteck der Schauspielerinnen, einer vergitterten Loge, zu beobachten. Es gefiel ihr, daß er im Gegensatz zu allen anderen Kunstfreunden sich so fern von ihnen hielt und immer einsam war und blieb, wenn Doktor Roderich nicht an seiner Seite auftauchte. Anfangs störte sie zwar der ruhig forschende, tiefernste Blick, der sie verfolgte, während sie spielte, sie fühlte ihn, ohne ihn zu sehen — die kecken Augen ihrer Bewunderer hatten sie doch nie gestört, — bald aber fing sein Beifall, sein Lächeln, eine schwache Bewegung der Hand an, für sie einen Werth zu gewinnen. Zum ersten Mal, seit sie spielte, dachte sie überhaupt beim Auftreten an eine bestimmte Persönlichkeit; für die sie spielen wollte, — früher hatte sie nur an einen Chorus ihrer Bewunderer gedacht, sie war stets so sicher gewesen, zu gefallen. Diesem ruhigen, kranken Fremden gegenüber war das nicht der Fall. Ihn blendeten und überraschten offenbar die starken Lichter und Schatten ihres Spiels nicht; jene Keckheiten, bei denen die Anderen jubelten, sowie ihre reizenden Koketterieen schienen ihn kalt zu lassen. Es kam allmälig eine gewisse Haltung und Stimmung in ihr ausgelassenes Spiel, ein Abtönen der sonst meist ziemlich unvermittelt aufgetragenen Farben, was ihre Freunde in Verwunderung setzte. Wenn sie noch so ausgelassen aus den Coulissen hervortanzte, so dämpfte sie ihren tollen Uebermuth unwillkürlich um eine Nüance, sobald ihre Augen ein gewisses müdes, schwermüthiges Gesicht in einer Loge ersten Ranges, dicht an der Bühne, streiften.

„Ich habe heute etwas Drolliges von jenem kranken, geheimnißvollen barbe bleu im ersten Rang erfahren," — rief eines Tags, während des gemeinsamen Soupers, der französische elegante und witzige Komiker Monsieur Alix; „ich kenne jetzt den Tages- und Wochenlauf seines Lebens und seine geheimsten Passionen. Wem soll ich Alles erzählen?!"

„Mir — mir!" riefen alle Damen durcheinander, nur die Marina, die ihm gegenübersaß, schwieg. Sie stützte den schönen Arm, von dem die breite Spitzenmanschette kokett zurückfiel, auf den Tisch, schlürfte langsam mit gleichgültiger Miene den Champagner aus dem Kelchglase, — man feierte wieder irgend einen Namenstag, der in keinem Kalender zu finden war, — und blinzelte nur wie zufällig einmal mit den dunklen Augen zu ihm hin.

„Also Alle wollen hören, nur die Marina nicht," fuhr der junge Franzose lachend fort. „Man verbinde ihr also die kleinen Ohren. Es ist auch ohnehin keine Geschichte für Kinder, die ich jetzt zum Besten geben will!"

Der père sérieux nahte sofort mit einer Serviette feierlich der Marina. Sie wehrte ihm auch nicht, als er sie nun behutsam über ihr Haar legte und unter dem runden Kinn in einen leichten Knoten schlang, — wußte sie doch nur zu gut, wie unwiderstehlich reizend ihr bräunliches Kindergesicht aus einem à la paysanne gebundenen Tuch herausschaute. Und zudem hörte sie selbstverständlich jedes Wort ihres Gegenüber.

„Also," hob Monsieur Alix mit schlauem Blick auf sein bezauberndes Gegenüber an, „jener Fürst Iwan Iwanowitsch gehört, dem on dit zufolge, zu der kleinen Schaar der Beneidenswerthen, deren Mittel ihnen gestatten, ihre Woche folgendermaßen zu besetzen und einzutheilen: —

Le lundi: on voit une femme — —
On fait l'aimable le mardi.
Le mercredi on pince sa flamme — —
On lui répond le jeudi.
Le vendredi on est heureux — —
On se quitte le samedi —
Le dimanche — tout est fini — — —
— Pour recommencer le lundi! —"

Alle lachten.

Die Marina verzog noch immer keine Miene. Sie zündete sich ihre Cigarrette an und blies blaue Dampfwölkchen.

„Continuez donc, cher Alix," befahl Fräulein Celeste, die keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ihren schlechten französischen Accent zu Gehör zu bringen, „c'est si amusant, je trouve!"

„Nun, ich denke, dem bereits Mitgetheilten wäre höchstens im Interesse der Damen hinzuzufügen, daß — im Augenblick Sonntag bei ihm ist. Außerdem ist er in der That heimlicher Dichter, wie Lieutenant von Lerchen neulich andeutete, und der Doktor Roderich soll sogar im Besitz eines Theaterstücks von ihm sein, jedenfalls wohl irgend eines Lustspiels."

„Unsinn," rief hier die Marina in all' ihrer Lebhaftigkeit, — „er und ein Lustspiel! Als ob so Einer aussehen könnte, der eine tolle Posse schreibt!"

Ihr Ausruf hatte eine allgemeine erhöhte Heiterkeit zur Folge.

„Tiens, tiens, wie scharf sie hört, wenn sie will!" jubelte der Komiker. „Beruhige Dich, ma joie, Du brauchst Dich nicht in seine Stücke hineinzuquälen, er dichtet wirklich nur, wie der Doktor mir gestand, ernsthafte Geschichten. Jetzt eben hat er ein Drama fertig, das den ominösen Titel führt: ‚Aus Liebe'. Das würde für unsere Marina passen, meint ihr nicht auch?"

Ein ausgelassenes Lachen und Hin- und Herreden folgte.

„Also auf unsere joie in ihrer nächsten ernsthaften Rolle!" rief Monsieur Alix, als es wieder ruhiger geworden war, und hob das Glas. —

Alle drängten sich nun um die junge Schauspielerin. Sie erhob sich hastig, riß die Serviette ab, warf sie ihrem Gegenüber in's Gesicht und antwortete in ihrem übermüthigen Ton, aber blitzenden Auges: „Meint ihr wirklich, ich könne nicht Alles, was ich fest und ernstlich wollte?! Eh bien — changeons les décorations: la joie hat Lust, einmal in der Maske der tristesse zu erscheinen. Ich wette also, daß ich ebenso gut, wie jede Andere, eine ernste Rolle spielen könnte! Wer schlägt ein? — Ich werde dann zum Fürsten gehen, ihn um sein Stück bitten, und gefällt es mir, so muß er mir erlauben, darin aufzutreten, — einzig euch zum Trotz!"

„Gut — werten wir, ma joie," rief Monsieur Alix. „Versuche eine ernste Rolle. Gewinnst Du, so fordere, was Du willst, — verlierst Du aber, so wirst Du — — mich heirathen!"

„Thu's nicht, Marina, Du verlierst," — warnte leise der hübsche deutsche Liebhaber.

„Ich will aber wetten und will spielen," antwortete Marina erregt. „Jeder weiß, daß ich mir aus Dir nicht so viel mache, cher Alix," und hier schlug sie ihm mit den Fingern ein allerliebstes Schnippchen, — „so lieb Du mir als Kollege bist, — also, daß ich meiner Sache tout bonnement sicher sein muß, ehe ich solchen Pakt mit Dir schließe!"

„Ihr Alle seid Zeugen," rief nun der Komiker mit vor Bewegung heiserer Stimme. — Leise und leidenschaftlich setzte er hinzu, gegen Marina's Ohr geneigt: „Marina, Du weißt, daß ich Dich auf Händen tragen würde!" — —

Die Anderen aber lachten und wetteten in allen Tonarten durcheinander. Welch' ein seltsames und pikantes Ereigniß! Wie folgenreich und unterhaltend in seiner nächsten Entwicklung! Sie war und blieb doch eine kleine Hexe, die Marina, — meinten die Männer, — eine Erzkokette, behaupteten die Frauen.

„Die Wette ist angenommen," tönte endlich die helle Stimme der Marina dazwischen, „aber von nun an auch kein Wort mehr über die Geschichte vor meinen Ohren, sonst nehme ich Alles zurück! Die äußerste Frist, die ihr mir gewähren sollt, ist — das Ende der Saison!"

Man gelobte Alles, — Monsieur Alix und die Marina reichten sich dann feierlich vor Aller Augen die Hände: die üblichen Formen waren erfüllt, die Sache war abgemacht.

*

Der alte Sanitätsrath und Theaterarzt empfing schon am folgenden Morgen ein duftendes Billet von der Marina, worin sie ihn bat, ihr, zur Besprechung einer Privatangelegenheit, einige Augenblicke zu schenken.

„Erschrecken Sie nicht, ich bin gesund, wie ein Fisch im Wasser oder wie eine Schwalbe in der Luft," schrieb sie, „aber ich habe plötzlich eine unüberwindliche Lust bekommen, meine Kollegen ein wenig zu ärgern, und dabei bedarf ich durchaus Ihres Beistandes, cher petit papa. In einem Viertelstündchen ist Alles unter uns Beiden abgemacht. Bitte, lassen Sie mich aber nicht warten, denn das ertrage ich nun einmal durchaus nicht, — es macht mich krank. Also: de grace, kommen Sie, schnell, schnell, cher ami und verehrtester unter allen Heilkünstlern, zu — Ihrer Marina."

Der verzogene Liebling des Publikums in P. und aller Welt empfing den jovialen Arzt und Bewunderer in ihrem allerliebsten, aber unordentlichen Boudoirnestchen mit lebhafter Freude. In ihrem rothen Kaschmirmorgenkleide, von dessen Gürtel das unzertrennliche Spielzeug, der kleine Dolch, an einer schweren Goldkette herabhing, das herrliche Haar lose niederflutend in einem Netz von Goldfäden mit rothen Schleifen, — erschien sie ihm, inmitten all' jener regellos umhergestreuten, theils kostbaren, theils kindischen Nippes und Luxusgegenstände, und in dem Wirrwarr von frischen Blumen und welken Kränzen, — Trophäen, die vor der Abreise von P. regelmäßig in's Feuer wanderten, — wie ein fremder, schöner Vogel in seinem Bauer. Sie reichte ihm die Hand, zog ihn neben sich nieder und sagte gleich nach der ersten Begrüßung ein wenig hastig: „Ohne alle Umschweife, lieber Rath, Sie wissen, ich bin keine Diplomatin, ich habe eine Bitte: — Können Sie mir das Drama des Fürsten Iwan, Ihres Patienten, auf eine Stunde verschaffen, damit ich es lese?"

„Ich habe es sogar schon für Sie mitgebracht! Les beaux esprits se rencontrent."

Sie sah ihn erstaunt an, als er das Heft aus der Tasche zog und in ihre Hände legte.

„Mein armer, liebenswürdiger Patient wünscht nämlich, daß die Marina sein Stück lese!"

„Ich? Ist das sein — und Ihr Ernst?" fragte sie mit dem Ausdruck naiver Verwunderung und eine leichte Röthe flog über ihre Wangen.

„Gewiß, mein Kind. Er möchte sein Stück gern hier spielen lassen — und ich wünsche es vielleicht noch mehr als er selber. Es hängt nämlich nach meiner Ueberzeugung gar viel von einer derartigen Aufführung ab. Entweder bringt sie ihm wirklich wieder ein Stück Leben und Gesundheit, — solche Dichternaturen sind eben unberechenbar, — oder doch im andern Falle sicher eine letzte Erdenfreude."

„Ist der Fürst wirklich so sehr krank?"

„Nach menschlichem Ermessen, fürchte ich, leider sogar hoffnungslos."

„Aber" — — und die Stimme der Marina klang seltsam weich, „was sollte ich mit seinem Drama? Etwa die Celeste bereden, daß sie eine Rolle übernehme — — oder —"

„Nein," unterbrach sie der Arzt, „etwas viel Wichtigeres, Liebenswürdigste. Ich rieth meinem Patienten, Sie selber für die jugendliche Frauenrolle zu interessiren, denn — auch die Marina ist unberechenbar. Vielleicht bekäme sie Lust, auch einmal eine ernsthafte Rolle zu spielen. Hatte ich Recht, liebes Kind?!"

„Doktor, Sie trauen mir also das Talent zu solchem Experiment zu!" jubelte sie und fiel ihm um den Hals. — Der Spitzenbesatz des Aermels blieb bei der raschen Bewegung an dem Fuß einer Blumenvase hängen und zerriß, die Vase stürzte um und ergoß ihren Inhalt auf den weichen, kostbaren Stoff. La joie achtete nicht darauf. „So glaubt doch Einer an mich!" rief sie frohlockend. „Ach, Doktor, warum sind Sie nicht fünfzig Jahre jünger! Ich hätte Sie gebeten, mich zu heirathen, dann wäre ich wohl berathen gewesen!"

„Hoho! — — fünfzig Jahre ist doch etwas gar zu voll gegriffen," lachte der Sanitätsrath. „Mais pourtant — es ist schade — ich habe mich recht unnützerweise beeilt, auf die Welt zu kommen."

„Souci — zu Hülfe!" rief nun die Marina und eilte von ihm weg der Thüre zu. „Sieh' her! Die Blumenvase — die Spitzen, im Grunde ist doch der Doktor an Allem schuld!" rief sie der Eintretenden heiter entgegen, „Alles ist verdorben!"

„Aber Kind," jammerte Madame Souci dazwischen, „das theure Kleid! Und bezahlt haben wir's noch nicht einmal! O, bester Sanitätsrath, sie ist so gleichgültig gegen all' dergleichen Dinge! Mit vollen Händen wirft sie das Geld zum Fenster hinaus, als ob man ewig jung und gefeiert bliebe. Ich wette, sie verschenkt morgen diesen theuren Anzug der ersten besten Bettlerin. Sie ist so thöricht gegen arme Leute und — — so unvorsichtig mit ihrer Toilette! Ach, wenn Sie dagegen doch auch ein Rezept verschreiben könnten, Herr Doktor!" —

Die Marina warf sich endlich in ihren Sessel zurück und lachte.

„Still, liebe Souci, verleumde mich jetzt nicht und ärgere mich nicht — ich bin so vergnügt! Morgen

kaufen wir etwas Neues! Ich will immer Weiß tragen, ich sagte Dir's ja schon!" — —

„Da hören Sie's selber!" seufzte die gute Frau und versuchte nun die Zerstörung auf dem Tisch zu beseitigen.

„Nun, und der Fürst — was meinte er?" — fragte Marina jetzt zögernd und ließ sich neben ihrem alten Freunde wieder nieder.

„Er fürchtete, carina, Sie würden keine Lust zu seiner Magdalena haben!"

„Sagen Sie lieber, er dachte von der Marina wie alle Anderen: sie sei eben nichts als eine Possenreißerin! Gestehen Sie mir's nur offen!"

„Nein, Marina, er nannte Sie ein Genie."

Sie athmete tief auf und lächelte. — „Nun denn," sagte sie nach einer Pause, „berichten Sie nur Ihrem Patienten, daß ich das Stück sofort lesen werde und — — — wenn ich heute Abend in der Vorstellung eine rothe Blume trage, so will ich die Rolle spielen!"

„Wirklich, Marina?! Das ist brav! Sie erhalten ihn vielleicht, wenn Alles gelingt, — wenn er sich Ihrer und seiner Schöpfung freuen darf — noch jahrelang am Leben, wie ich Ihnen schon vorhin andeutete."

„O, nicht für ihn thue ich's, Doktor," lächelte sie jetzt plötzlich mit dem übermüthigen Trotz um die Lippen, den er an ihr kannte, „ich will nur meine Kollegen strafen! Wir machten eine Wette. Ich erzähle Ihnen später davon. Und die Celeste, — wie wird sie sich ärgern! Ist für sie auch eine Rolle in dem Stück?"

„Ja, aber eine ältere, die Mutter des Helden, — also Ihre gräfliche Schwiegermama!"

„Ach, das wird lustig, Celeste meine Schwiegermutter!" — und la joie tanzte in ihren kleinen rothen, goldgestickten Schuhen vor Freude wie ausgelassen im Zimmer herum, alle möglichen Gegenstände herunter und durcheinander werfend.

„Also bis heut Abend, kleine Zauberin!" sagte nun Doktor Roderich lachend. „Ich hoffe mit dem Fürsten auf eine rothe Blume."

„Im Nichtfalle trage ich eine weiße!"

„Bon! Au revoir, ma joie! Glück auf für uns Alle! Nehmen Sie's aber nicht leicht, Marina," bat er noch einmal ernst beim Abschiede.

Sie antwortete nicht, nickte nur, warf ihm noch eine Kußhand zu, lief mit dem Manuskript in ihr Schlafzimmer und schloß sich ein.

Madame Souci begleitete den Arzt in den Hausflur. „Um Gottes willen, Herr Rath," flüsterte sie ängstlich, „Sie werden doch der Marina nicht zureden, künftig ernsthafte Rollen zu studiren?! Sie kann ja gar nichts machen mit ihnen! Und wie viele Schauspielerinnen gibt es auch schon in diesem Fach! In ihrem Genre aber ist das Kind bis zur Stunde einzig, das sagen alle Leute, und kann überall Gage verlangen, so viel sie will, man muß sie ihr geben, weil sie allein, unter uns gesagt, jedes Haus füllt. Wenn sie nur nicht so verschwenderisch wäre und nicht jedem Menschen glaubte, der bettelnd in ihre Nähe kommt! Sie ruinirt sich und mich dazu! Und dann," fuhr sie, vertraulich zu ihm hingeneigt, fort, — — „ein Kleid, das einen Flecken bekam oder einen Riß, das trägt sie ja nicht mehr, bester Doktor! Und Alles, was schön ist, kauft sie, nicht nur für sich, auch für mich und Andere! Ganze Kasten voll hübscher Sachen und Stoffe habe ich liegen, die ich nie trage, — — sie schenkt eben leider gar zu gern! Das ist und bleibt doch ihre höchste Freude!"

„Sie müssen ihr immer und immer wieder liebevoll und ernsthaft vorstellen, daß sie Ihre und die eigene Zukunft gefährde durch ihre Verschwendung —"

„Wenn Sie wüßten, wie oft ich das schon gethan habe! Erst neulich, als sie wieder einen schwarzen, kostbaren Seidenstoff, wie mit Gold bestreut, der so dick war, daß er allein stand, nach Hause brachte, glückselig wie ein Kind! — — Geschmack hat sie, das wissen Sie — ‚Sieh', Souci,' sagte sie, ‚das gibt ein Märchenkleid! Nie sah ich etwas Schöneres! Ich mußte es kaufen, sonst hätte es vielleicht irgend eine dicke, reiche Bankiersfrau gekauft und im Theater getragen, und der Anblick würde mich krank gemacht haben!'"

„Nehmen Sie sie, liebe Frau, wie sie einmal ist," — sagte der alte Herr, der Hausthür zuschreitend, „an solch' einer bezaubernden Persönlichkeit muß man sich kleine Schatten gefallen lassen. Und geizig — oder auch nur sparsam könnte und — ehrlich gestanden, möchte ich mir die Marina nicht denken. Also — getrost und — auf Wiedersehen!"

„Nur einen Moment noch — bester Doktor! Ach, es thut so wohl, sich einmal einem Freunde gegenüber aussprechen zu dürfen! Es dauert ja keine Minute! Ich habe seit Jahren, seit die Eltern der Marina todt sind und das Kind auf der Bühne Furore macht, keinen Menschen, dem ich mein Herz so recht ausschütten möchte! — — Ich hielt ihr also bei jener Gelegenheit, von der ich eben erzählte, ihre allzu theuren Einkäufe sehr ernst vor und bat sie sogar mit Thränen, sparsamer in ihrer Toilette zu werden und sich einfacher zu kleiden, denn hübsch genug bleibt sie trotzdem doch — bester Doktor, das werden Sie ja auch zugeben. — Nun, sie küßte mich, hielt mir den Mund zu, lachte und schmeichelte, — Sie kennen ja ihre Art — und versprach auch, wie schon oft, sich zu bessern. Am andern Tage bringt sie voll heller Freude ein Stück weißen Musselins, die Elle zu zehn Silbergroschen. ‚Tante Souci,' jubelte sie strahlend, ‚jetzt wirst Du mich nicht mehr schelten, von nun an trage ich nichts mehr als Weiß, spottbilligen weißen, frischen Musselin, — sieh' her! Zum Besatz habe ich mir Spitzen mitgebracht, natürlich echte, die sind freilich nicht billig, aber solche Spitzen hat man, sagen alle praktischen Damen, für's Leben, — wenn man sie nämlich nicht zerreißt. Und wegen des Waschens und Bügelns brauchst Du Dich nicht zu sorgen, Tantchen, — weißen Musselin trägt man nämlich nur so lange er eben frisch ist, — dann fort mit ihm! Wenn Du wüßtest, wie lächerlich billig solch' ein Musselinkleid ist!' — — Ach, Doktor, solch' ein Kleid dreimal anziehen und dann wegwerfen, — das nannte sie billig! — — — Weiß steht ihr freilich zum Entzücken, — aber —"

Hier unterbrach die Ankunft des Theaterdieners die Herzensergießungen der Madame Souci zu ihrem großen Kummer und Doktor Roderich entschlüpfte.

*

Am Abend im Theater trug die Marina im ersten Stück eine rothe Granatblüte in ihrem Haar. — Doktor Roderich rieb sich verstohlen die Hände, über das ernste, dunkle Antlitz des Fürsten Iwan aber glitt der Sonnenschein eines Lächelns, und die hohe Gestalt neigte sich ein wenig, wie zum dankenden Gruß.

Nach dem letzten Stück kamen beide Herren auf die Bühne und der Sanitätsrath bat um Erlaubniß, seinen Patienten dem gesammten Bühnenpersonal vorstellen zu dürfen. Der Direktor fühlte sich sehr geschmeichelt und führte seine Truppe mit einem gewissen Stolz dem vornehmen Kunstfreunde vor. Fürst Iwan hatte für Jede und Jeden ein verbindliches Wort und imponirte Allen durch die ruhige Freundlichkeit und elegante Sicherheit seines Wesens.

„Aber wo ist denn der tolle Gamin de Paris, den wir soeben bewunderten; wo ist Fräulein Marina?" fragte Doktor Roderich.

„Ich schickte nach ihr in die Garderobe," antwortete der Direktor bedauernd, „Mademoiselle Caprice hatte aber den Einfall, mit Madame Souci dießmal sofort nach Hause zu fahren. Durchlaucht müssen gütigst entschuldigen."

„Comme il est gentil et ravisant," — flüsterte Fräulein Celeste einer Kollegin in's Ohr, als der Fürst sich verabschiedet hatte.

*

Am nächsten Sonntag gab zum Erstaunen von P. der menschenscheue, kranke, unnahbare Fürst Iwan dem sämmtlichen Schauspielerpersonal in seiner Villa ein glänzendes Diner. Nur Doktor Roderich nahm außer den Mitgliedern der Truppe und ihrem Direktor noch Theil. Es geschah denn auch bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal, daß der Fürst und la joie einander gegenüberstanden, sich begrüßten und mit einander redeten.

Die Marina trug an jenem Tage einfachen blütenweißen Musselin — freilich mit kostbarem Spitzenbesatz, einen Korallenschmuck und frische Granatblüten im Haar. Die matte Bläße ihres südlichen Teints, das reiche Haar, das in kleinen, widerspenstigen Löckchen auf die Stirn herabfiel und bis tief auf den Nacken in schweren Flechtenmassen lag, das pikante Gesichtchen mit jenem Widerspruch der lachenden Lippen und dunklen Augen mit ihrer Mischung von Schwermuth und Feuer, die bald lässige, bald lebhafte Grazie ihrer Bewegungen, die elastische, weiche Gestalt, die feinen Hände und zierlichen Füßchen bildeten eine unendlich fesselnde Erscheinung. Der Fürst war überrascht von ihrer Frische im Tageslicht. Wie sie alle neben ihrer köstlichen Ursprünglichkeit verloren, jene anderen Frauen, die sich eben in reichster Toilette in den eleganten Räumen bewegten, — sie erschienen ihm so gemacht, gezwungen und berechnend, nur die Männer bewegten sich hier frei und unbefangen. Es gewährte ihm das lebhafteste Vergnügen, la joie in allen Zimmern herumzuführen, sie war so anmuthig und anregend in ihrem Interesse für jenen kleinen Schatz von Kunstgegenständen, ohne den er nicht leben zu können meinte, und den er immer mit sich führte, so voll naiver Bewunderung für alle seine kleinen Statuen und Büsten, kostbaren Luxusgegenstände und Waffen, und besonders für den reichen Schmuck der Stiche, meist nach Rafael'schen und Michel-Angelo'schen Zeichnungen, an den Wänden. Er hätte nie eine derartige ernste Neigung, ein so feines und sicheres Urtheil bei der übermüthigen Darstellerin eines Gamin de Paris für möglich gehalten. — — Je länger er mit ihr sprach, sie sah, hörte und beobachtete, je mehr befreundete er sich allmälig mit der Vorstellung, ihr seine Magdalena anzuvertrauen. — Zu wagen gedachte er es, nach einer längeren Berathung mit dem Doktor Roderich, in jedem Falle. Was würde denn auch im schlimmsten Falle verloren sein? Hier in der Villa selber wollte er eine elegante Bühne aufschlagen lassen — — und erst, wenn Stück und Darsteller vor ihm bestanden, sollte die Wiederholung auf der Bühne nach vorheriger Besprechung mit dem Direktor in Szene gesetzt werden. Es war und blieb also im schlimmsten Falle immerhin nichts weiter als — eine Caprice, ein interessantes Experiment.

„Und Sie wollen mir also erlauben, morgen Abend Ihnen und den übrigen von mir bereits auserwählten Darstellern mein Drama vorzulesen, und Ihre Rolle interessirt Sie wirklich?" fragte er später die Marina, als Beide eben in der tiefen Fensternische an seinem Arbeitstisch standen. „Sie glauben nicht, wie mich diese Mittheilung unseres guten Doktors aufgeregt hat!"

„Wohl kaum mehr, als mich Ihr Drama selbst. Ich hatte keine Ahnung, daß ich mich jemals für etwas Ernsthaftes interessiren könnte, — ich dachte immer, es müsse mich zu Tode langweilen. Ich hab's freilich auch noch nie versucht! Und darauf gebracht hat mich auch Keiner. — Aber erlaubt der Rath Ihnen denn ein Vorlesen?" setzte sie besorgt hinzu.

„Ich frage ihn nicht darum, die Sache ist für mich zu wichtig. Wohl weiß ich, daß er es mir streng verbieten würde, aber ich könnte ihm dießmal nicht gehorchen, ich möchte eben gar zu gern Ihnen Allen einige Andeutungen geben. Jeder Dichter und Autor ist nämlich eitel genug, zu meinen, daß Niemand besser seine Schöpfungen verstände, als er selber!"

„Nach meinem Gefühl ist er auch in vollem Recht, das zu glauben. Und ich besonders werde Ihnen doppelt dankbar sein, da es sich bei mir im Grunde um — — gestehe ich's Ihnen nur offen — einen ehrgeizigen Versuch, um Erfüllung einer Wette handelt, die ich um jeden Preis gewinnen muß. — Haben Sie sich aber Ihre Heldin nicht blond und hellängig gedacht?"

„Aufrichtig gesagt — nein! Dunkle, große Augen haben mich angeblickt, während ich schrieb."

Sie schwieg eine Weile nachdenklich und blickte hinaus in den blühenden Garten.

„Es muß schön sein, zu schaffen," sagte sie dann gedankenvoll.

„Ja — ungefähr so schön, als das Geschaffene darzustellen."

„O, tausendmal schöner! Das läßt sich gar nicht vergleichen, dichten und wiedergeben. — Das ist höchstens so, wie wenn ein Maler ein Bild malte und ein Anderer es ihm abnimmt, um es auszustellen, damit es recht viele Leute sehen!"

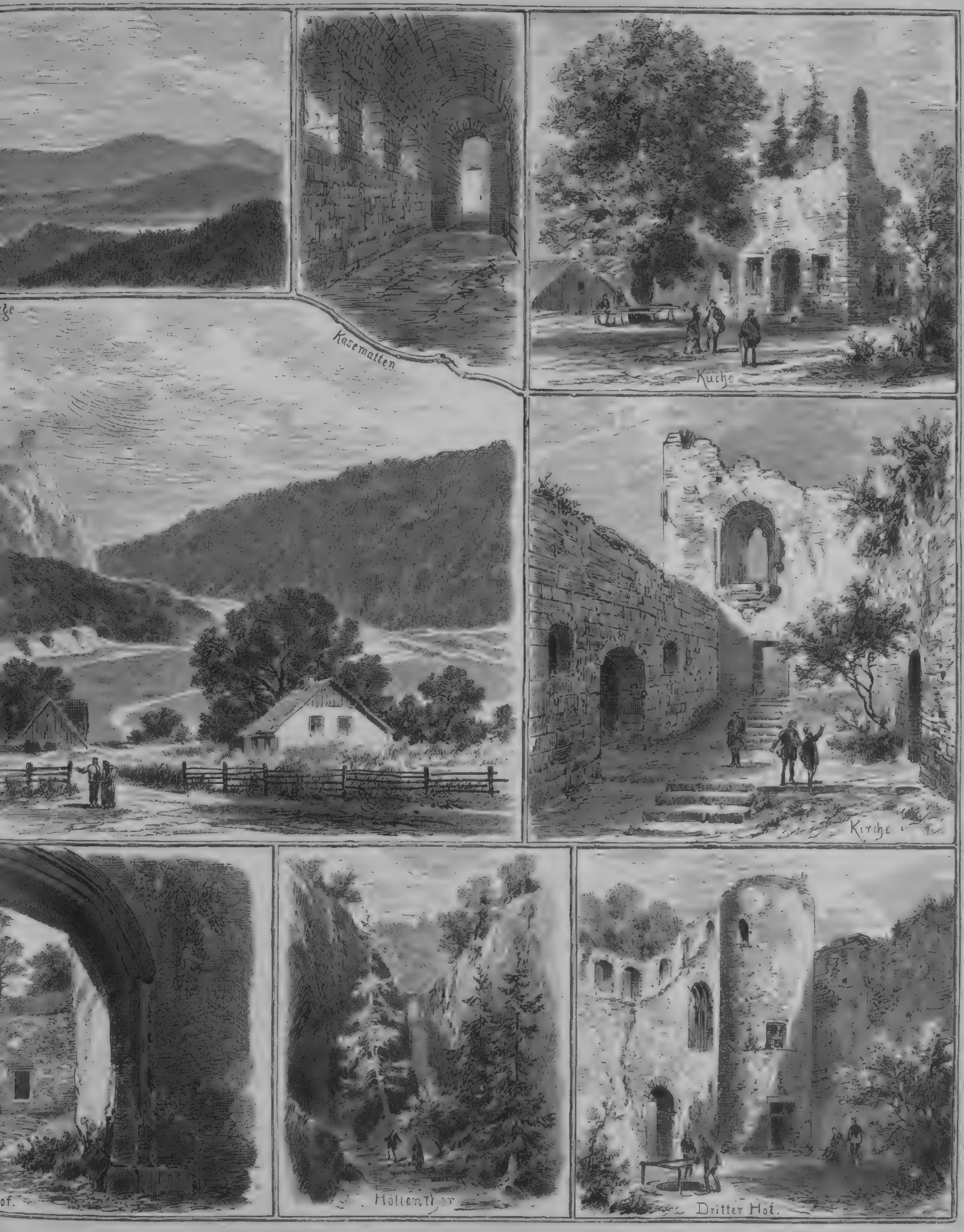
Der Fürst lächelte. „Der Vergleich scheint mir nicht ganz zu passen," antwortete er. „Solch' ein Bilderaussteller hat dabei immer nur ein Ziel im Auge, eine reiche Einnahme, — an diese denkt er, nicht aber an Den, dessen Schöpfung er da den Leuten zeigt! Der Schauspieler aber —"

„Machen wir's etwa besser auf der Bühne?" unterbrach sie ihn rasch, „Denken wir etwa an den Dichter, dessen Stück wir spielen? — Ich hab's wenigstens noch nie fertig gebracht, ehrlich gestanden! — Wir denken zuerst an uns, — und meist sogar nur an uns, — wie wir aussehen, wo wir Effekte erzielen, wie wir gefallen, — — kaum beim Einstudiren dachte ich jemals an den Dichter! Und unsere Einnahme heißt Beifall, — und je mehr davon, je lieber," schloß sie lächelnd.

„Denken denn wirklich die Schauspieler so wenig an Den, der ihnen vertrauensvoll sein Bestes in die Hände legte?"

„Ich fürchte, es ist nicht anders. Fragen Sie einmal Fräulein Celeste, ob sie bei einer ersten Vorstellung eines neuen Stücks nicht viel mehr an ihre neue, wirksame Toilette, als an den Dichter denkt, — oder fragen sie unsern primo amoroso, oder die zweite sentimentale Liebhaberin, ob sie alle nicht an einzelnen Effekten herumarbeiten, mit denen sie Furore machen wollen. Es fällt ihnen

Der Kynast. Nach Skizzen



anz Schreyer. (S. 754.)

nicht ein, weder im Geiste, noch persönlich den Dichter zu fragen, ob eben diese Effekte in seinem Sinne sind. — Und ich selber nun gar! Weiß ich doch oft kaum den Namen Dessen, der mich in's Narrenjäckchen treibt. — — Aber freilich," fuhr sie zögernd und leicht erröthend fort, „seit ich Ihr Drama las, begreife ich, daß uns der Dichter geradezu zwingen kann, ihm zu gehorchen — also beim Studiren wie beim Spielen an ihn zu denken. Ich gestehe, daß dieß einen eigenen Reiz hat, von dem ich bis jetzt keinen Begriff gehabt."

„Es ist sehr kühn von einem obskuren Poeten, daß er es wagen will, eine Marina zum Gehorsam zu zwingen, — aber mit dem Kühnen ist bekanntlich das Glück!"

„Das dachte ich auch," rief sie lebhaft, „als ich mit Monsieur Alix die Wette einging, eine ernste Rolle spielen zu wollen!"

„Voyons donc!" sagte der Fürst, „ich hoffe, wir Beide siegen!"

Fräulein Celeste hatte sich merkwürdigerweise sehr schnell bereit erklärt, die Rolle einer zwar älteren, aber doch, wie der Fürst ihr versicherte, immer noch wunderschönen Gräfin zu übernehmen, der Puder im Haar und die durch den Doktor Roderich im Namen des Fürsten in Aussicht gestellte schwarze, echte Sammettoilette und ein kostbarer Morgenanzug waren doch gar zu verlockend.

La joie hatte sich, auf die Anfrage ihres ärztlichen Freundes, für lichtgelbe Faille bestimmt mit schwarzer und weißer Spitzengarnitur und für einen Blumenschmuck von Theerosen, — außerdem für ein Morgenkostüm von lichtblauem Kaschmir und eine zweite Toilette in weißem Musselin.

Das Diner verlief an jenem Tage zu allseitiger Zufriedenheit. Die Bewirthung war äußerst reich, die Weine ausgesucht und der Champagner floß in Strömen. Von der beabsichtigten Aufführung wurde, auf Wunsch des Fürsten, dießmal noch kein Wort gesprochen. Erst beim Abschied sprach der Fürst die Marina einen Augenblick allein.

„Also morgen, zur Leseprobe, schicke ich meinen Wagen," sagte er, „Sie werden sich gütigst daran erinnern," bat er.

„Vielleicht bricht doch noch in der elften Stunde eine Palastrevolution aus," lachte sie, „und Sie finden schließlich, daß la joie zu nichts zu brauchen ist. Wer weiß, ob wir im entscheidenden Moment nicht noch tauschen, Fräulein Celeste und ich! Meinen Sie nicht, daß eine ehrwürdige Contessa mich besser kleiden würde, als — eine Magdalena?!" — Und mit ihrem alten, kecken Lachen huschte sie, ohne seine Antwort abzuwarten, davon.

*

„Nun, wie fiel die erste, gemeinsame Leseprobe aus?" fragte Monsieur François einige Tage später auf der Promenade seinen deutschen, im Drama des Fürsten beschäftigten Kollegen, den stattlichen und eleganten ersten Liebhaber.

„Das Stück ist wirklich sehr hübsch — ich bin mit meiner Rolle durchaus zufrieden, habe ein paar wundervolle Abgänge und kleintere Effekte in Massen. Der Fürst ist außerdem der splendideste Entrepreneur, den man sich nur wünschen kann, ich wollte, er schriebe jeden Monat ein neues Stück! Auch für die Celeste scheint die Rolle zu passen. Ich habe ihr immer gesagt, daß sie für das Fach der serieusen Heldinnen und dergleichen viel besser paßt, als für die zärtlichen Liebhaberinnen. Mein Gott, man kann doch nun einmal nicht immer sechzehn Jahre alt bleiben! Das wird eines Tages auch die Marina einsehen lernen!"

„Ah — bah! Da zeigst Du Dich wieder als der echte Deutsche, der alle Frauen der Welt und die liebenswürdigsten zuerst nach ihrem Taufschein fragen möchte. Pardon, mon garçon, aber nichts ist lächerlicher und unkluger, als eben diese eure Manie. Eine Frau ist nicht um eine Stunde älter, als sie eben aussieht, und nun gar eine Frau auf der Bühne! — Höflichkeit gegen alle diese reizenden Kreaturen müßt ihr erst von uns lernen! So lange eine Frau irgendwie gefällt, im Leben wie auf den Brettern, so ist sie eben noch jung, trotz des ungalanten Taufscheins und der eifrig nachrechnenden neidischen Schwestern. Eine Achtzehnjährige aber, die den Männern keinerlei Interesse einzuflößen vermag, ist selbstverständlich älter als eine Großmutter, die noch zu fesseln weiß. — Welche lange Reihe trotz ihres Alters noch bezaubernder und geliebter Frauen könnten wir euch vorführen, von der Marquise de Sevigné, Ninon de l'Enclos, Marion de Lormes an bis zur Mars und Dejazet! Man betete sie an trotz ihres Taufscheins, und sie erhielten sich jung und liebenswürdig, weil sie das wußten. — Euch fehlt solch' entzückende Wundertabelle, eine derartige Schönheitsgalerie, — eure alternden Frauen werden mürrisch und halten es nicht mehr für nöthig, Toilette zu machen, weil sie nur zu gut wissen, daß die deutschen Männer ihnen gegenüber nur mit Zahlen rechnen, anstatt, wie wir, mit Grazie, Geist und Liebenswürdigkeit. Der Vortheil ist in Folge dessen ganz auf unserer Seite — — denn unser Michelet hat ganz Recht, wenn er versichert: es gibt keine alten Frauen in Frankreich!" — —

Der elegante französische Komiker Alix trat eben zu den Beiden: „Eh bien," fragte er aufgeregt, „wie las die Marina?"

„Gar nicht!" lachte der deutsche Liebhaber. „Wir Andern lasen alle, — der Fürst las aber ihre Rolle, und sie hörte nur sehr aufmerksam zu."

„Redete sie nicht darein?!"

„Keine Sylbe. Ich sah sie nie so ernsthaft. Ma foi — sie ist und bleibt eine allerliebste Hexe, sie mag anfangen, was sie will!"

„Ist der Fürst nicht schon in sie verliebt?" fragte Monsieur François und sah schalkhaft zu Alix herüber.

„Es hat nicht den geringsten Anschein. Der ist eben ein echter Dichter, der neben der schönsten lebendigen Frau von Fleisch und Bein nur an seine selbstgeschaffenen Nebelbilder denkt!"

„Das wäre etwas Neues für die Marina," lachte jetzt Alix etwas gezwungen.

„Eine Weile wird sie's deßhalb auch gewiß interessiren, bis die Geschichte ihr langweilig wird, wie ihr bis jetzt Alles langweilig wurde, selbst mir, leider, — dann wirft sie plötzlich die Geschichte über den Haufen!" scherzte François.

„Si — si! Allen Respekt vor dem Genie der Kleinen, aber la petite folle in einer ernsten Rolle — — lächerlich!" — sagte Alix beistimmend.

„Geduld, Geduld, — bestelle Dir nicht gar so eilig den Hochzeitskuchen, Alix, — sie gibt Dir vielleicht doch noch Allerlei zu rathen auf!" schloß der deutsche primo amoroso. „Den Weibern ist bekanntlich nun einmal nicht zu trauen! und la joie erst recht nicht! Auf Wiedersehen heut Abend, ich muß jetzt in die Probe!"

(Schluß folgt.)

Die Präsidenten des deutschen Reichstags.

(Hiezu die Porträts S. 741.)

Die Veränderung in der Stellung und im Verhältniß der Parteien, welche durch die tiefgreifenden Zoll- und Steuerreformen des Reichskanzlers in dem deutschen Reichstage bewirkt worden ist, hat auch in einer wesentlichen Veränderung des Präsidiums dieser gesetzgeberischen Körperschaft ihren Ausdruck gefunden.

Der langjährige erste Präsident und gegenwärtige Oberbürgermeister von Berlin, Herr von Forckenbeck, hat in der Auffassung, daß der erste Reichstagspräsident stets die Majorität hinter sich haben müsse, sein Amt niedergelegt — zum großen Bedauern aller Parteien, denn sowohl seine reiche Geschäftskunde, wie seine vollkommen gerechte Unparteilichkeit, wie endlich sein Geschick, für scharf zugespitzte Konflikte ausgleichende Lösung zu finden, hatten ihm die Anerkennung und das Vertrauen aller Parteien ohne jede Ausnahme erworben. Auch der zweite Präsident, Freiherr von Stauffenberg, hat sein Amt niedergelegt, allerdings unter Motivirung dieses Entschlusses durch seinen in der That angegriffenen Gesundheitszustand, doch aber eigentlich auch von denselben Gründen geleitet wie Herr von Forckenbeck.

Die Veränderung des Präsidiums ist daher nicht eine ausschließliche Personalfrage, sondern es drückt sich in derselben das veränderte Majoritätsverhältniß im Reichstage aus. Wenn auch die gegenwärtige, bei den Präsidentenwahlen besonders in geschlossene Aktion tretende Majorität sich zunächst nur auf der Basis der wirthschaftlichen Fragen in Zoll- und Steuerangelegenheiten zusammengefunden und vereinigt hat, so kann doch ihr maßgebender Einfluß auch auf alle übrigen Fragen nicht ohne Wirkung bleiben, und ebenso wie Herr von Forckenbeck die Herrschaft der nationalliberalen Partei im öffentlichen Leben bedeutete, so ist das neue Präsidium des Reichstags das allgemein sichtbar hervortretende Zeichen, daß auf allen Gebieten der Gesetzgebung fortan andere Anschauungen als die bisherigen maßgebend sein werden und daß die Regierung künftighin mit Strömungen zu rechnen haben wird, welche bis jetzt keine Geltung erlangen konnten, welche nun aber, wenn sie durch die Majorität zum Ausdruck gebracht werden, die Berechtigung voller und ernster Berücksichtigung erlangen.

Wir führen unseren Lesern heute im Bilde die Männer vor, welche das Vertrauen der Majorität des Reichstags zu den höchsten Ehrenämtern der parlamentarischen Vertretung des deutschen Volkes berufen hat. Der erste Präsident, Otto Theodor von Seydewitz, wurde am 11. September 1818 zu Groß-Badegast im Anhaltischen geboren, — er erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Torgau, studirte dann auf der Universität zu Berlin und machte sein erstes juristisches Examen im Jahre 1840 beim Kammergericht in Berlin. Er fungirte dann als Auskultator beim königlichen Land- und Stadtgericht zu Görlitz, trat im Jahre 1842 in den Verwaltungsdienst über und arbeitete als Referendarius bei der königlichen Regierung zu Merseburg, wo er auch provisorisch das Landrathsamt verwaltete; 1855 wurde er von der Ritterschaft zum Landesbestallten der preußischen Oberlausitz gewählt und im Jahre 1858 auf die Präsentation der Stände zum Landrath des Görlitzer Kreises ernannt. Seit 1845 ist Herr von Seydewitz Mitglied des Provinziallandtags der Oberlausitz und seit 1851 des Provinziallandtags von Schlesien. In Folge der großen Geschäftskenntniß und des umsichtigen Eifers, welche er bei der Behandlung aller provinziellen Angelegenheiten bewährte, erwarb er sich das allseitige Vertrauen der Stände — er wurde Vize- und dann Landtagsmarschall des schlesischen Provinziallandtags und im Jahre 1864 fiel auf ihn die Wahl zum Landeshauptmann und Landesältesten der preußischen Oberlausitz, als Nachfolger des Grafen von Loeben, welcher lange Jahre segensreich das Amt verwaltet hatte. Er legte damals seine Stellung als Landrath des Görlitzer Kreises nieder und war seit 1867 Abgeordneter sowohl in dem konstituirenden wie in den folgenden Reichstagen. Herr von Seydewitz, welcher den Wahlkreis Rothenburg-Hoyerswerda vertritt, hält sich politisch zur deutschkonservativen Partei und gilt als ein besonders eifriger und kenntnißreicher Vertreter der wirthschaftlichen Interessen des ländlichen Grundbesitzes, denen er seine ganze Thätigkeit mit warmer Hingebung widmet, wie er denn auch das ihm angetragene Oberpräsidium von Schlesien ablehnte, um seine ihm so liebgewordene Thätigkeit als Landeshauptmann der Oberlausitz fortführen zu können. Auch die gegnerischen Parteien haben dem neuen ersten Präsidenten des Reichstags die Anerkennung seiner bewährten Geschäftskenntniß und das Vertrauen in seine Unparteilichkeit entgegengebracht, so daß die Verstimmung, welche sich in den liberalen Parteien über die neue Präsidentenwahl naturgemäß zeigt, nur der politischen Parteistellung, nicht aber der Person des Herrn von Seydewitz gilt.

An Stelle des ausgeschiedenen zweiten Präsidenten, Freiherrn Schenk von Stauffenberg, hat die Wahl des Reichstags ein Mitglied der Centrumsfraktion, den Freiherrn von Frankenstein, berufen.

Georg Heinrich Karl Arbogast Freiherr von und zu Frankenstein ist am 2. Juli 1825 zu Würzburg geboren — er besitzt die Herrschaften Ockstädt, Ullstadt und Bütgburg in Bayern, ist Kapitular-Großkomthur und Großkomthur des königlich bayerischen St. Georgordens, königlich bayerischer Kämmerer und erblicher Reichsrath der Krone Bayern und seit dem 18. Mai 1857 mit einer Prinzessin von Oettingen-Wallerstein vermählt. Er gehört also zum vornehmsten süddeutschen Adel. Herr von Frankenstein studirte auf der Universität München, widmete sich dann der Verwaltung seiner Besitzungen, ohne sich darum den öffentlichen Angelegenheiten zu entziehen, wie er denn, abgesehen von seiner Thätigkeit als erbliches Mitglied des bayerischen Reichsraths, von 1867 bis 1870 im Zollparlament saß. Er ist seit 1872 Mitglied des Reichstags und vertritt den Wahlkreis Lohr in Unterfranken. Herr von Frankenstein ist zunächst entschiedener und strenggläubiger römischer Katholik — er war in seinem politischen Leben bayerischer Partikularist und Autonomist und das deutsche Reich unter dem hohenzollern'schen Kaiserthum hat den Idealen, welche er früher für die Einigung Deutschlands in sich getragen, wohl nicht überall entsprochen. Dennoch hat er treu und aufrichtig ohne Rückhalt die Neugestaltung der Verhältnisse des deutschen Vaterlandes angenommen und arbeitet auf dem neugeschaffenen verfassungsmäßigen Boden an der Festigung des deutschen Reichs, natürlich nach seinen Auffassungen über die Rechte der Kirche und der Bundesstaaten. Der Freiherr von Frankenstein ist ein ritterlicher, hochehrenvoller Charakter, und so sehr er an seinen politischen Ueberzeugungen und an seinem religiösen Glauben festhält, so wird sein Patriotismus, sein edler und wahrheitsliebender Sinn und seine wohlwollende Versöhnlichkeit ihn vielleicht vor Allen erfolgreich an der Ausgleichung vorhandener und durch den Parteikampf erbitterter Gegensätze mitwirken lassen.

Der zweite Vizepräsident, welcher aus dem früheren Präsidium in dessen neue Zusammensetzung mit übernommen worden, ist der Dr. Robert Lucius, welcher am 20. Dezember 1835 in Erfurt geboren ist — er gehört der katholischen Religion an und hält sich zur deutschen Reichspartei. Dr. Lucius erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Erfurt, studirte in den Jahren 1855 bis 1858 zu Heidelberg und Breslau Medizin und widmete sich später der Bewirthschaftung seiner Güter Klein- und Groß-Ballhausen und Stoedten. Er ist Kreisdeputirter in seinem Kreise und Offizier der Landwehr-Kavallerie — seine Bildung ist eine ungemein vielseitige, nach den verschiedensten Richtungen ausgedehnte. Im Jahre 1860 machte er den spanischen Feldzug gegen Marokko mit, dann begleitete er die preußische Expedition nach Ostasien als Gesandtschaftsarzt und machte die Feldzüge von 1864, 1866 und 1870 als Landwehr-Kavallerieoffizier mit. Im März 1870 wurde er in den Reichstag gewählt und ebenso im November 1870 in das preußische Abgeordnetenhaus. Seine geschäftskundige und eifrige Thätigkeit für die Interessen seines Kreises als Kreisdeputirter erwarben ihm das besondere Vertrauen der Stände, welches ihn in den sächsischen Provinziallandtag berief. Er vertritt den vierten Wahlkreis des Regierungsbezirks Erfurt — Erfurt, Schleusingen und Ziegenrück. Auch der Abgeordnete Lucius dürfte durch seine vielseitigen Kenntnisse, durch seine parlamentarische Geschäftsroutine und durch seinen persönlich liebenswürdigen Charakter besonders befähigt sein, an einer wirksamen und fruchtbaren Verständigung der gegenwärtigen Majorität sowohl mit der Regierung als auch mit den nicht extremen oppositionellen Faktoren der Minorität zu arbeiten, wozu ihn noch ganz vorzugsweise das besondere Vertrauen befähigt, das er bei dem Fürsten Bismarck genießt.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß trotz der erregten politischen Kämpfe und trotz der scharf einschneidenden Veränderungen in den Majoritätsverhältnissen des Reichstags auch aus den Reihen der gegnerischen Parteien kein Angriff gegen die Personen des neuen Präsidiums erhoben wurde. Wir hoffen darin die Bürgschaft dafür finden zu dürfen, daß auch auf veränderten Bahnen die Vertretung der Nation unbeirrt durch vorgefaßte Meinungen an der Kräftigung des deutschen Einigungswerkes fortarbeiten und daß über dem Reichstage — hoch über den Fahnen der Parteien — allezeit das große nationale Banner wehen werde, unter dem alle Stämme in Nord und Süd einmüthig zusammenstehen gegen äußere und innere Feinde für die Macht und Größe des Vaterlandes.

Notizblätter.

Literatur.

— **Eine große, werthvolle, unserer Literatur Ehre machende** lexikographische Arbeit liegt vollendet vor uns: das „Musikalische Konversationslexikon", begründet von Hermann Mendel, vollendet von August Reißmann (11 Bände, Berlin, Oppenheim). Wir haben uns zu Beginn des Werkes wiederholt über die Trefflichkeit und die Vorzüge desselben ausgesprochen, jetzt freuen wir uns doppelt, sagen zu können, das Ganze ist mit dem gleichen Fleiße durchgeführt, mit dem es angelegt worden, und wenn wir einzelne Artikel herausgreifen, so werden wir sie überall von den besten Autoritäten mit dem einsichtsvollsten Verständniß, mit der gründlichsten Kenntniß des Vorwurfs und, was gerade hier so überaus wichtig, mit der größten Unparteilichkeit und Objektivität bearbeitet finden. Theorie und Praxis, Technik und Kunst der Musik sind gleich gründlich und eingehend behandelt, sämmtlichen Instrumenten ist, wie der Stimme, das gleiche Recht geworden und die Aesthetik in die ihr gebührende hohe Stellung eingewiesen, namentlich aber ist der biographische Theil wahrhaft musterhaft und zuverlässig, so daß diese Encyklopädie dem Musiker und Musikfreunde eine ganze Bibliothek ersetzt. Ueberall ist das richtige Maß von Kürze und Länge getroffen. Die beiden Herausgeber, von denen der Erste während der Ausgabe des Werkes gestorben, haben ihre Aufgabe vollständig gelöst und der Verleger für die gute Ausstattung, für rasches und pünktliches Erscheinen das Seine gethan, so daß in acht Jahren das Ganze in den Händen der Subskribenten war. Ein Ergänzungsband, der in Vorbereitung ist, fordert die thätigste Unterstützung des Herausgebers (Berlin, Ringstr. 10) durch Beiträge und Nachträge von Seiten aller Berufenen.

— **Ein Werk unendlichen Fleißes und gediegenster Art ist** «Roma Sotterranea, die römischen Katakomben", von J. Spencer Northcote und W. R. Brownlow, bearbeitet von Franz X. Kranz (Freiburg, Herder). Das umfangreiche Werk ist eine Darstellung der älteren und neueren Forschungen, besonders derjenigen de Rossi's, durch dessen großartige Thätigkeit die Erforschung der römischen Katakomben in den letzten Jahrzehnten gewissermaßen zu einer Art Wissenschaft erhoben wurde. 92 Illustrationen sind diesem höchstunterrichteten Führer durch diese geheimnißvoll anziehenden unterirdischen Gänge, welche die ewige Stadt unterminiren, beigegeben, ferner ikonolithographische Tafeln und ein Situationsplan der Katakomben. Das Buch ist für den Historiker wie aber auch für ein größeres gebildetes Publikum werthvoll und anziehend, wozu die gute farbige Darstellung des deutschen Bearbeiters viel beiträgt.

— **„Eine Segelfahrt um die Welt", so lautet der Titel eines** Reisewerks, das in England binnen Jahresfrist acht Auflagen erlebte und nun auch in deutscher Uebersetzung von Helms in einer der englischen ebenbürtigen prächtigen Ausstattung (Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn) vorliegt. Tom Brassey, einer der tüchtigsten Seeleute Englands, hat diese Fahrt um die Welt mit Frau und Kind unternommen und seine Gemahlin Annie Brassey schildert nun mit geschickter Feder alle die Abenteuer, welche diese kühne Fahrt begleitet, zeichnet Land und Leute, die sie gesehen, und fügt dem Texte manch' anschauliches Bild hinzu, das ihn erläutert oder belebt. Wir haben es weder mit einem wissenschaftlichen Werke, noch mit einer pikanten Reiseplauderei zu thun, aber mit einem guten Buch für die Familie, das namentlich auch die Frauen interessiren wird. Die geistvolle Verfasserin hat einen offenen Blick, ein klares Verständniß und versteht anziehend zu erzählen. Das Ganze ist in Tagebuchform abgefaßt und gewinnt dadurch den Reiz des Unmittelbaren, des frisch Erlebten. Die Tour ist die bei Weltumsegelungen übliche: aber das schöne Buch bringt mehr als das Uebliche.

— **„Dante Alighieri's Leben und Werke" im Zusammenhang** dargestellt von Franz Wegele (Jena, Fischer), anfangs in bescheidenem Gewande erscheinend, liegt nun in dritter und sehr stattlicher Ausgabe vor uns. Das Werk hat sich also in der überreichen Danteliteratur eine feste Stellung erobert und behauptet; mit Recht, denn der Verfasser hat es verstanden, Dante's Leben im großen Zusammenhang mit der Geschichte der ganzen Zeit darzustellen, seine Werke aus der Zeit zu erklären. Wir haben es auf Schritt und Tritt nicht mit dem Philologen, dem Erklärer des Worts, sondern mit dem Geschichtsforscher, dem Erläuterer des Geistes zu thun, und der große, weite Blick, den wir dadurch erhalten, ist der Gewinn, den uns das klar konzipirte und gut durchgeführte Buch bietet, gegenüber den kleinen und kleinlichen Deuteleien, die seine Erklärer so häufig für das Wesen der Sache halten. So sei dieses Buch namentlich Denen empfohlen, welche einen der größten und umfassendsten Geister des Mittelalters in seiner geschichtlichen Bedeutung erfassen wollen, das poetische Theil an ihm wird ihnen dann von selbst zufallen.

— **Eine charakteristische literarische Erscheinung unserer Tage ist** das bei Hartleben in Wien erschienene Werkchen — das Buch: „Technik der Schriftstellerei" von J. H. Mehle. Es handelt sich hier um alles das, was zur Herausgabe eines Buches nöthig ist. So die Beschaffenheit des Manuskripts, der Verkehr mit den Verlegern, Druckern, Büchermarkt, Sortimentsgeschäft, Bücherkritik und dann um die Regeln, nach welchen ein Werk wie ein Roman, Novelle, episches Gedicht 2c. geschaffen sein muß, um die Bezeichnung der Gattung zu rechtfertigen. Letztere Kapitel sind gar keine üblen, kurz und gut gefaßten Winke. Als Anhang bringt „das Buch" die deutschen Reichsgesetze, betreffend das Urheberrecht an Schriftstücken, Abbildungen, musikalischen Kompositionen, ferner das österreichische Gesetz über den Verlagsvertrag und die Verlagsgeschäfte, Darstellung der bestehenden schriftstellerischen Vereine, Verlegeradressen mit Charakteristik des Verlages, Regeln für die deutsche Rechtschreibung und Anderes mehr. Das Buch ist für angehende Autoren berechnet, dürfte aber auch für erfahrene Unglücksvögel der Art und auch für junge Verleger Werth haben.

— **Dr. J. Minopria, dessen Name in der Handelswelt einen** guten Klang hat, beginnt unter dem Titel: „Die Weltbildung des Kaufmanns" (Stuttgart, Maier) ein Werk erscheinen zu lassen, das anregende Betrachtungen für denkende Kaufleute über Beruf und Stellung im Geschäft und öffentlichen Leben geben soll und sich im allgemeinen Theil über alle großen kaufmännischen Fragen verbreitet, im besondern Theil den Kaufmann in seinem Berufe zeigt und ihm über alle wichtigen Punkte die richtige Handleitung geben will. Der Verfasser versteht es, seinen Vorwurf verständlich zu behandeln, ihm lebendiges Interesse zu verleihen und dadurch zu fesseln. Wir werden später des Näheren darauf zu sprechen kommen.

— **Die zweite Sammlung der dänischen Volksmärchen, von Svend** Grundtvig erzählt und von Adolf Strodtmann übersetzt (Leipzig, Barth), ist jetzt erschienen und somit dies interessante Werk vervollständigt. Dieser Band enthält 17 Märchen, die nicht nur durch originelles nordisches Kolorit und die Schilderung nordischen Lebens und Denkens anziehen und fesseln, sondern auch einen hohen Werth haben für die vergleichende Forschung auf diesem Gebiete. Ausgezeichnet sind diese Märchen durch blühende Phantasie und einen gewissen keuschen Ton des Vortrags, der vielfach an Andersen erinnert, die, wie man auch hier sehen kann, aus den Quellen der nationalen Volksdichtung schöpfte. Grundtvig hat die Märchen einfach, natürlich, volksthümlich-naiv aufgezeichnet und Strodtmann sie vortrefflich in's Deutsche übertragen. Diese Sammlungen dürften zu den besten Uebersetzungswerken dieses Autors gezählt werden.

— **Die „Karte von Mitteleuropa zur Uebersicht der Kurorte** und der Verkehrsstraßen", gezeichnet von Ludwig Ravenstein nach Angaben von Dr. Holzer in Franzensbad, dem Herausgeber derselben, ist auch dieß Jahr vielfach bereichert wieder erschienen und bildet eine werthvolle selbstständige Beilage zu dem ärztlichen Taschenkalender Holzer's. Die Unterscheidung der Luftkurorte von den Kurwassern und Seebädern durch Farben dürfte wohl angezeigt sein.

Bildende Künste.

— **Der Vorstand der Verbindung für historische Kunst hat be**schlossen, seine siebenzehnte Hauptversammlung, welche zu Anfang September in Kassel anberaumt war, wegen der gleichzeitigen internationalen Ausstellung in München am 28., 29. und 30. August in München im Lokale des dortigen Kunstvereines abzuhalten. Fertige Geschichtsbilder, sofern sie nicht in der internationalen Kunstausstellung ausgestellt sind, sowie Skizzen und Entwürfe sind bis zum 24. August an den Kunstverein zu München zu versenden. Das Programm zur Versammlung wird Ende Juni versandt werden. Nähere Nachricht ertheilt der Geschäftsführer der Verbindung, Schulrath Looff in Langensalza, bei welchem die zur Konkurrenz einzusendenden Kunstwerke anzumelden sind.

— **Das im Auftrag des Berliner Nationalmuseums von Franz** Adam gemalte Bild — vier Meter breit und zwei hoch — ist jetzt daselbst aufgestellt. Es stellt die Reiterattake bei Floing (Sedan) dar.

Bühne.

— **Die Direktion des k. Theaters am Gärtnerplatz in München** ist dem Direktor des Stadttheaters in Danzig, Lang, Sohn des Münchner Komikers, übertragen worden.

— **Viktor Hugo's „Hernani", der am Burgtheater in Wien** als Novität und damit auf der deutschen Bühne zum ersten Male gegeben wurde, hatte sich keiner sehr glänzenden Aufnahme beim Publikum zu erfreuen. Die Hugo'schen Ueberraschungskniffe wollten bei dem gewiegten Burgtheaterpublikum nicht verfangen, und die inneren Unwahrheiten brachten das Stück vollends zu Falle.

— **Die Gogol'sche Sittenkomödie: „Seine Excellenz", frei be**arbeitet von Lindner, fand im Germaniatheater in Berlin eine so glänzende Aufnahme, daß sie ununterbrochen gegeben wird.

— **In Leipzig ist L'Arronge's „Doktor Klaus" zum fünfzigsten** Male gegeben worden.

— **Professor Srakosch, der Vortragsmeister des Wiener Stadt**theaters, hat sich nun auch selbst als trefflicher Meister des Vortrags bewährt. In Pest las derselbe vor einem gewählten Publikum Stücke aus Dramen und hat sich namentlich auch die überaus schwierige Aufgabe gestellt, reinlyrische Partieen daraus, wie Gretchen's „Meine Ruh' ist hin", „Ach neige", zum Vortrag zu bringen. Beides, Lyrisches wie Dramatisches, zeigte, mit welcher Kunst der Vortragende sein klangvolles Organ beherrscht, wie tief er in den Geist der Dichtungen eingedrungen. Hatte das Publikum ihn bislange nur durch seine Schüler kennen zu lernen Gelegenheit, so haben wir jetzt in ihm einen neuen Rezitator gewonnen und einen Rezitator ersten Ranges, dem wir wohl bald auch anderwärts begegnen werden.

Kultur und Wissenschaft.

— **Der Journalistentagsausschuß, welcher in Dresden tagte, hat** beschlossen, die dießjährige Generalversammlung in Eisenach am 31. August zu halten.

— **Die Schweiz hat die Wiedereinführung der Todesstrafe** beschlossen und zwar mit 196,197 gegen 177,263 Stimmen. Interessant ist die Notiz, daß dagegen gestimmt haben: Zurich, Bern, Basel (Stadt und Land), Thurgau, Neuenburg, Genf.

Erfindungen.

— **Aus Amerika kommt die Kunde, daß Professor Loomis aus** Washington in Westvirginien Versuche angestellt hat, ohne Batterie und ohne Leitung zu telegraphiren. Diese Versuche sollen von Erfolg begleitet gewesen sein. Nach den Mittheilungen der New-Yorker „Tribüne", einem sonst ernsthaften Blatte, beruht die neue Erfindung darauf, daß der in bestimmten Höhen des Luftkreises vorhandene natürliche elektrische Strom zur Vermittlung von telegraphischen Zeichen benützt wird. Diesen Mittheilungen zufolge soll auf eine Entfernung bis zu 11 englischen Meilen mittelst Papierdrachen telegraphirt worden sein, welche man an Kupferdrähten hatte aufsteigen lassen. Sowie die Drachen sich genau in derselben Höhe befanden oder in denselben Strom geriethen waren, wurde auf einem dem Morse-Apparat ähnlichen Instrument leicht eine gute Verständigung erzielt, die jedoch aufhörte, sobald der eine Drache niedriger gestellt wurde als der andere. Professor Loomis hat auf zwei 20 Meilen von einander entfernten Hügeln Thürme erbaut und auf diesen stählerne Stangen aufgestellt, die in das Bereich des elektrischen Stromes hineinragen. Er versichert, neuerdings entdeckt zu haben, daß für die eben beschriebene Art der Uebermittlung das Telephon ebensogut gebraucht werden könne, wie telegraphische Apparate, und fügt hinzu, daß er in jüngster Zeit mit seinem 20 Meilen entfernten Assistenten ohne jede Verbindung, als die der Luft, mittelst Telephons verkehrt habe. Eine weitergehende Behauptung des Professors, die er auch noch zu beweisen gedenkt, ist die, daß man ohne Verwendung anderer Drähte, als der zur Erreichung des elektrischen Luftstroms erforderlichen, über das Meer hinaus telegraphiren könne.

Handel und Verkehr.

— **Bei der nächsten Goldausprägung der deutschen Münzstätten** im Betrag von 50 Millionen Mark sollen nur Kronen geprägt werden. Ebenso sollen vorläufig nur Fünfzigmarkscheine gedruckt werden, bis der Umlauf der Fünfmarkscheine auf 40 Millionen Mark reduzirt ist.

— **Das Zwillingsschiff Calais-Dover hat von Juni ab regel**mäßige Fahrten zwischen beiden Seestädten begonnen.

— **Die Ausführung des Panamakanals ist nun beschlossene** Sache. Ferdinand von Lesseps, der Schöpfer des Suezkanals, wird auch diesen ausführen und geht im September nach Panama ab.

Natur.

— **Der zoologische Garten in Berlin hat gegenwärtig einen** Thierbestand von: Raubthieren, Werth 57,867 Mark in 33 Arten; Affen, Werth 10,915 Mark in 13 Arten; Nagethieren, Werth 1690 Mark in 8 Arten; Beutelthieren, Werth 4370 Mark in 7 Arten; Dickhäutern, Werth 150,640 Mark in 13 Arten; Einhufern, Werth 17,300 Mark in 7 Arten; Wiederkäuern, Werth 120,200 Mark in 47 Arten; Zahnarmen, Werth 1500 Mark in 1 Art; Flossenfüßlern, Werth 3000 Mark in 1 Art; Raubvögeln, Werth 6141 Mark in 32 Arten; sperlingsartigen Vögeln, Werth 4842 Mark in 54 Arten; Paarzehern, Werth 9298 Mark in 47 Arten; hühnerartigen, Werth 25,587 Mark in 50 Arten; Stelzvögeln, Werth 18,974 Mark in 48 Arten; Schwimmvögeln, Werth 16,015 Mark in 45 Arten; Reptilien, Werth 640 Mark in 6 Arten. Im Ganzen repräsentiren die Thiere des Gartens einen Werth von 466,984 Mark.

Gesundheitspflege.

— **Eine besonders für diesen Zweck niedergesetzte Kommission** des Pariser Gemeinderaths hat sich dieser Tage über die Frage, ob auf dem Père Lachaise ein Leichenverbrennungsapparat nach der Siemens'schen Konstruktion anzustellen sei, schlüssig gemacht. Die Kommission hat sich entschieden, im Plenum zu beantragen, daß ein Kolumbarium nach dem System Siemens erbaut werden und daß es im Belieben jeder Familie stehen soll, ob sie den Modus der Verbrennung oder des Begräbnisses wahlen will.

Haus- und Landwirthschaft.

— **Um die Vögel im Winter bei hohem Schnee füttern zu können,** empfiehlt sich der Anbau der Sonnenblume (Helianthus annuus), welche in jedem Boden gedeiht. Man schneidet im Spätherbste die Stengel ab und bewahrt sie an einem trockenen Orte auf. Wenn hoher Schnee gefallen ist, stellt man eine Pflanze in den Schnee. Gestreutes Futter wird bald naß und verdeckt, aber die Stengel stehen immer aus dem Schnee heraus. Eine Unterhaltung kann man sich verschaffen, wenn man die Stengel vor's Stubenfenster steckt. So lange noch etwas Nahrhaftes daran ist, fliegen immer Vögel zu.

Feste und Versammlungen.

— **In Dublin ward am 28. v. M. das hundertjährige Jubiläum** der Geburt des Dichters der «Irish Melodies», Thomas Moore, gefeiert. Deputationen aus Cork und anderen Städten waren erschienen, und ein großer Festzug unter Leitung des Lord-Mayors der Stadt bewegte sich vom Mansion House nach dem Exhibition Palace. Lord O'Hagan hielt die Festrede.

Statistik.

— **In einem der letzten Hefte der „Mittheilungen aus Justus** Perthes' geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie" findet sich ein interessanter Bericht über die gegenwärtige Bevölkerung der Erde, dem wir Folgendes entnehmen: Die Bevölkerung auf der gesammten Erdoberfläche betrug im Jahre 1877 1,429,145,000 Menschen auf einem Flächenraum von 134,460,000 Quadrat-Kilometer; jonach treffen auf 1 Quadrat-Kilometer durchschnittlich 10,7 Bewohner. Auf die einzelnen Erdtheile vertheilen sich diese Bewohner also: auf Europa treffen 312,398,480, auf Asien 813,000,000, auf Afrika 205,219,500, auf Australien und dessen Inseln 4,411,300 und auf Amerika 86,116,000. Vom Jahre 1875 bis 1877 ist die Gesammtbevölkerung um 42 Millionen Menschen gestiegen. Dieser Zuwachs fällt jedoch nicht lediglich auf die weit größere Zahl der Geburten als der Sterbefälle, sondern rührt zum Theil von einer genaueren Zählung, vorzüglich in Indien und Europa her, sowie von einer größeren Kenntniß verschiedener Gegenden, die bisher mehr oder weniger unbekannt waren. Indem wir von einer speziellen Vertheilung der Erdbewohner auf die einzelnen Länder der übrigen Erdtheile absehen, geben wir nur die Bevölkerung der Staaten Europas an. Nach jenem Berichte zählte Belgien im Jahre 1877 5,336,185 Einwohner, die Niederlande 3,865,456, England 34,242,966, Italien 27,769,475, Deutschland 42,727,360, Frankreich 36,905,788, die Schweiz 2,759,854, Oesterreich-Ungarn 37,350,000, Dänemark 1,903,000, Spanien 16,526,511, Portugal 4,057,538, Griechenland 1,457,894, die europäische Türkei ohne die Tributstaaten 9,573,000, Rußland (das europäische) 72,392,927, Schweden und Norwegen 6,237,268 Einwohner. Vergleicht man die Anzahl der Männer mit jener der Frauen, d. h. der erwachsenen Personen männlichen mit denen des weiblichen Geschlechts, so treffen auf je 1000 Männer auf den Kanarischen Inseln 1208 Frauen, in Schweden 1064, in der Schweiz 1045, in England 1043, in Deutschland 1037, in Oesterreich 1024, in Rußland 1022, in Spanien 1016, in Frankreich 1007, in Italien 989, in Belgien 985, in Griechenland 983, am Aequator 1139, in Nordamerika 978, in Brasilien 938, in Aegypten 1025, in Japan 971, in Sibirien 934. Während in Afrika, Amerika, Asien und Australien die Anzahl der erwachsenen Personen weiblichen Geschlechts geringer ist, als die der Männer, findet in Europa das Gegentheil statt und treffen durchschnittlich auf 1000 Männer 1022 Personen weiblichen Geschlechts. Es bleibt dieß immerhin eine interessante Erscheinung, weil sich nach genauen statistischen Untersuchungen in Frankreich, Deutschland, England und Belgien ergibt, daß in Europa die männlichen Geburten zahlreicher sind als die weiblichen; es treffen nämlich auf 1000 weibliche 1066 männliche. Und diese Erscheinung steht nicht einzeln und zufällig da, sondern ist allgemein und beständig: sie wiederholt sich mit solcher Regelmäßigkeit, daß die Forscher sie als ein Naturgesetz erklären zu müssen glauben. Thomissen hat in seinem Werke: „Die Bevölkerung in ihrer Beziehung zu den Naturgesetzen" das Dasein eines solchen providentiellen Gesetzes mit großer Klarheit bewiesen, und gibt auch den Grund hievon an, der aus der natürlichen Ordnung hergenommen ist. Es ist nach Thomissen eine größere Anzahl männlicher Geburten nothwendig, weil eine bis jetzt noch unerforschte Ursache der Sterblichkeit besteht, welche mit Vorzug Knaben trifft.

Denkmäler.

— **Am 22. Juni wird zu Certaldo im toskanischen Elsathal** die Errichtung eines Denkmals Giovanni Boccaccio's stattfinden. Der Tag ist kein Centennialtag: am 21. Dezember 1875 waren es fünf Jahrhunderte, seit der Dichter des Decamerone, neun Jahre nach Petrarca geboren, siebenzehn Monate nach ihm gestorben, in diesem seinem Heimatsorte von der Erde abberufen ward. Die Feier beginnt mit einem Zuge (Corteggio) vom Gemeindehause zu dem im alten Theile des Ortes liegenden wohlerhaltenen Wohnhause Boccaccio's, wo der Präsident der Monumentskommission eine kurze Ansprache halten wird (der Kirche S. Jacobo, wo Boccaccio begraben ward, und die von ihm selber und Coluccio Salutati verfaßten Inschriften nebst dem Monument des 16. Jahrhunderts sich noch befinden, geschieht keine Erwähnung), um dann nach dem modernen Certaldo herabzusteigen, wo die Enthüllung des Denkmals auf der Piazza Solferino stattfinden wird. Vier Musikbanden von Certaldo und drei benachbarten Orten werden eine für den Tag eigens komponirte Symphonie zum Besten geben, der Cav. Attilio Hortis von Triest, um Boccaccio wie um Petrarca vielverdient durch umfassende Literaturkunde und feine Kritik, wird die Festrede halten. Dieser Haupthandlung soll sich manches Andere anschließen: Inauguration einer Büste König Viktor Emanuel's im Gemeindehause, Besuch eines neuen industriellen Etablissements, Bankett, Lokal- und Instrumentalkonzert im Teatro Boccaccio mit poetischen Vorträgen, Fackelzug durch den ganzen Ort und endlich Beleuchtung des Monuments mit elektrischem Lichte.

— **Die Stadt Emden hat beschlossen, ein Denkmal des Kaisers** Wilhelm in karrarischem Marmor auf einem ihrer Plätze aufzustellen.

— **In Schweden ist man im Begriff, den großen Lands**mann, den Botaniker Linné, zu ehren. In dem Staatsbudgetentwurf pro 1880 ist ein Betrag von 80,000 Kronen zur Erwerbung des in der Nähe von Upsala belegenen Besitzes Hammarby aufgeführt, welcher Linné gehörte, sowie einer Anzahl Mobilien, welche gleichfalls dem großen Naturforscher gehörten. Dieses sogenannte Linné'sche Museum wird nach erfolgtem Ankauf unter Aufsicht der Universität Upsala gestellt werden.

Gestorben.

— Dr. Rudolph Peiper, Orientalist, in Hirschberg (Schlesien), am 22. Mai, 82 Jahre alt.

— Admiral Frhr. v. Bourguignon von Baumberg, k. k. wirklicher Geheimerath, in Pola, 71 Jahre alt, am 28. Mai.

— Graf Alexander v. Keller, k. preußischer Oberschloßhauptmann und Intendant der k. Gärten, 78 Jahre alt, in Potsdam, am 30. Mai.

— Joseph Weniger, Grunder und Herausgeber des „Eisenbahn-Couriers", 66 Jahre alt, am 30. Mai, in Wien.

— Dr. G. K. J. Ulrich, Hofrath und Professor der Mathematik, Nestor der Universität Göttingen, 81 Jahre alt, am 30. Mai.

— Graf Rochechouart, französischer Gesandter bei der Republik Hayti, Ende Mai.

— Johannes v. Schraudolph, Historienmaler, 71 Jahre alt, in München, am 1. Juni.

— Eduard Bost, k. preußischer Hofschauspieler und Hofopernsänger, am 1. Juni, in Berlin.

— Dr. Giskra, vormaliger österreichischer Minister des Innern, in Baden bei Wien, 59 Jahre alt, am 1. Juni.

— Professor Dr. Karl Neubauer, berühmter Chemiker, in Wiesbaden, am 2. Juni.

— Eduard Pictet, bekannter Entomolog, in Genf, Anfangs Juni.

— Lionel v. Rothschild, Bankier, der Chef des Londoner Hauses, 71 Jahre alt, in London, am 3. Juni.

Oberon.

Von **Chr. M. Wieland.** Illustrirt von **Gabriel Max** und **Gustav Closs.**

Zehnter Gesang *)

Huon, von den Seeräubern an einen Baum gebunden, während sie mit ihrer schönen Beute nach Tunis fuhren, hatte furchtbare Qualen erduldet. Sein Theuerstes war ihm entführt und er stand ohnmächtig da, vielleicht dem Tode preisgegeben, denn wer soll ihm in dieser finstern Wildniß zu Hülfe kommen. Aber Titania schwebt in diesem Augenblick über seinem Haupte hin: gerne hatte sie ihm ihren Beistand geboten; ein starker Zauber hält sie jedoch fest. Da sieht sie im Sande unter sich einen Goldreif glänzen: es ist der Ring, der Amanda im Ringen mit den Räubern abgestreift wurde; es ist der Talisman, dem alle Geister frohnen. Der Ring verspricht ihr, daß sie den Gatten sich versöhnen werde. „Geliebter," ruft sie, „dieser Ring verband uns einst: es soll zum zweiten Mal zu meinem Herrn Dich krönen." Inzwischen war Amanda auf dem Schiffe wieder in's Leben zurückgerufen worden und der Hauptmann verspricht der Unglücklichen die höchsten Ehren, nur Almansor sei werth, sie zu besitzen, er allein gleiche ihr an Schönheit, und Niemand werde es wagen, sich ihr zu nahen. „Betrachtet sie," ruft er seinen Leuten zu, „von diesem Augenblick als ein Juwel, das nur Almansor angehört." Aber Amanda achtet nicht auf seine Worte.

Wieland's Oberon. Zehnter Gesang. **Hüon an den Baum gebunden.** Zeichnung von Gabriel Max.

Ihr Jammer ist zu groß
Ihn auszusprechen, ihn zu tragen
Ihr starkes Herz zu zart. Ach! diesen letzten Stoß
Ertrug sie nicht. Sie fällt, doch sinkt sie ohne Klagen.

Da schaut nach Trost sich um und findet keinen; leer
Und schwarz ist Alles und Nacht, wo ihre Seele
Ist. Alles, alles um sie her,
Die ganze Welt verkehrt in eine Mörderhehle'
Sie starrt zum Himmel auf — auch der
Hat keinen Trost. Ihr keinen Engel mehr,
Im Abgrund der Verzweiflung, wo sie schwebet,
Steht noch der Tod allein, der nie im Sinken hebet.

Entladung reicht er ihr die abgezehrte Hand,
Der letzte, treuste Freund der Unglücklichen! Sie steiget
Hinab mit ihm aus ihrer Schattenland
Wo aller Schmerz, wo aller Jammer schweiget,
Wo keine Kette mehr die freie Seele reißt,
Die Scenen dieser Welt wie Nebelbilder schwinden
Und nichts aus ihr als tiefer Herz des Leids.
Da wird ihr Alles, was sie hatte, wiedersinden'

Wie ein verhallend Lamm, still bebend, liegt sie da
Und lechzt dem letzten Augenblick entgegen,
Als in der stillen Nacht sich ihr Titania
Trost bringend naht. Ein unsichtbarer Regen
Vom Schlummerdusten stärkt der schönen Dulderin
Matt schlagend Herz und schärft den äußern Sinn
Wunderlich an. Da zeigt sich ihr im Traumgesichte
Die Elfenkönigin in ihrem Rosenlichte

„Auf!" spricht sie, „süße Maid! Dein Sohn und dein Gemahl
Sie athmen noch und sind nicht für dich verloren.
Erkenne mich! Wenn du zum dritten Mal
Mich wieder siehst, dann ist, was Oberon geschworen,
Erfüllt durch eure Treu'. Ihr endet unsre Pein,
Und wie wir glücklich sind, so werdet ihr es sein."
Mit diesem Wort zerfließt die Göttin in die Lüfte;
Doch weben, wo sie stand, noch ihre Rosendüfte.

Amand' erwacht, erkennt an ihrem Duft
Und Rosenglanz, die nur allmalig schwanden,
Die göttergleiche Frau, die in der Felsengruft
Gleich unverhofft ihr ehmals beigestanden.
Gerührt, beschämt von diesem neuen Schutz,
Ergreift ihr Herz mit dankbarlichem Beben
Dieß Pfand von ihres Sohns und ihres Huon's Leben
Und beut mit ihm nun jedem Schicksal Trutz.

Inzwischen lost auf Oberon's Geheiß ein Sylphe die Bande Hüon's.

— — Beladet sich mit ihm
Und trägt ihn über Meer und Länder durch die Lüfte
Bis vor die Thür des alten Arabiers,
Da schüttelt er von seiner starken Hüfte
Ihn auf die Bank so sanft als wär auf Flaum.
Dem zarten Ritter däucht, was ihm geschieht, ein Traum.

Er schaut erstaunt umher und sucht sich's wahr zu machen:
Doch Alles, was er sieht, bestärkt seinen Wahn.
„Wo bin ich?" fragt er sich und fürchtet zu erwachen.
Indem beginnt nicht fern von ihm ein Hahn
Zu krähn, und bald der zweite und der dritte;
Die Stille flieht, des Himmels goldnes Thor
Eröffnet sich, der Gott des Tages geht hervor,
Und Alles lebt und regt sich um die Hütte.

Auf einmal knarrt die Thür und kommt ein langer Mann
Mit grauem Bart, doch frisch und roth von Wangen,
Ein Gradscheit in der Hand, zum Haus herausgegangen,
Und Beide sehn zugleich, was Keiner glauben kann:
Herr Huon seinen treuen Alten
In einem Sklavenwamms, der gute Scherasmin
Den werthen Herrn, den er für todt gehalten,
In einem Aufzug, der nicht glückweissagend schien.

„Ist's möglich?" rufen alle Beide
Zu gleicher Zeit — „Mein bester Herr!" — „Mein Freund!" —
„Wie finden wir uns hier?" Und außer sich vor Freude
Umfaßt der alte Mann des Prinzen Knie und weint
Auf seine Hand. Ihn herzlich zu umfangen,
Bückt Huon sich zu ihm herunter, hebt
Ihn zu sich auf und küßt ihn auf die Wangen.
„Gottlob," ruft Scherasmin, „nun weiß ich, daß Ihr lebt!

„Was für ein guter Wind trug Euch vor diese Schwelle?
Doch zum Erzählen ist der Ort hier nicht geschickt;
Kommt, lieber Herr, mit mir in meine Zelle,
Eh' Jemand hier versammen uns erblickt.
Auf allen Fall seid Ihr mein Neffe Hassan," flüstert
Er ihm in's Ohr, „ein junger Handelsmann
Von Aleppo, der die Welt zu sehn gelüstet,
Und Schiffbruch litt, und mit dem Leben nur entrann." —

„Ja, leider blieb mir nichts," seufzt Hüon, „als ein Leben,
Das keine Wohlthat ist!" „Das wird sich Alles geben,"
Erwiedert Scherasmin, und schiebt sein Kämmerlein
Ihm hurtig auf, und schließt sich mit ihm ein.
„Da," spricht er, „nehmet Platz:" bringt dann auf einem Teller
Das Beste, was sein kleiner Vorrathskeller
Vermag, herbei: Oliven, Brod und Wein,
Und setzt sich neben ihn und heißt ihn fröhlich sein.

Hüon tritt in die Dienste des Gärtners; aber nicht lange soll er die Beute peinlicher Selbstqualungen sein, schon nach wenigen Tagen bringt die Amme die Kunde, Rezia sei nicht ferne — so vermuthet sie wenigstens, indem sie berichtet:

„Kurz vor der Abendzeit
Sah auf dem hohen Meer sich eine Barke sehen;
Sie flog daher mit Pfeilschnelligkeit,
Die Segel schien ein frischer Wind zu blähen.
Auf einmal stürzt aus wolkenlosen Höhen
Zickzack ein feur'ger Strahl herab,
Und mit dem ersten Stoß, den ihm ein Sturmwind gab,
Steht man das ganze Schiff in voller Flamme stehen.

Kein Löschen denkt kein Mensch in solcher Noth.
Das Feuer tobt. Vom furchtbarsten Tod
Umfangen, springt aus seinem Flammenrachen,
Wer springen kann, und wirft sich in den Nachen.

*) Neunter Gesang siehe Nro 33, S 652

David M. Key, Generalpostmeister. George W. McCrary, Kriegsminister. Karl Schurz, Minister des Innern. Charles Devens, Generalstaatsanwalt. R. W. Thompson, Marineminister. John Sherman, Finanzminister. Präsident Hayes. Protokollsekretär.

William M. Evarts, Minister des Auswärtigen.

Sitzung des Kabinets der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Originalzeichnung. (S. 750.)

Der Wind macht bald sie von dem Schiffe los,
Treibt sie dem Ufer zu; doch eine Viertelstunde
Vom Strand ergreift den Kahn ein neuer Wirbelstoß
Und stürzt ihn um, und Alles geht zu Grunde.

„Die Leute schrei'n umsonst zu ihrem Mahom auf,
Arbeiten mit der angestrengten Stärke
Der Todesangst umsonst sich aus der Flut herauf;
Nur eine einz'ge Frau, die sich zum Augenmerke
Der Himmel nahm, entrinnet der Gefahr,
Wird auf den Wellen, wie auf einem Wagen,
Ganz unversehrt und unbenetzt sogar
Dem nahen Ufer zugetragen.

„Von ungefähr stand mit Almansaris
Der Sultan just auf einer der Terrassen
Des Schlosses, die hinaus in's Meer sie sehen ließ,
Erwartungsvoll den Ausgang abzupassen.
Ein sanfter Zephyr schien die Frau herbeizuwehn.
Doch um sich nicht zu viel auf Wunder zu verlassen,
Winkt ihr Almansaris, und hundert Sklaven gehn
Bis an den Hals in's Meer, der Schönen beizustehn.

„Man sagt, der Sultan selbst sei an den Strand gekommen
Und habe sie von einem Idschoglan,
Der aus dem strudelnden Schaum bis zur Terrass' hinan
Sie auf dem Rücken trug, selbst in Empfang genommen.
Man konnte zwar nicht hören, was er sprach,
Doch schien er ihr viel Höfliches zu sagen
Und, weil's an Zeit und Freiheit ihm gebrach,
Sein Herz ihr wenigstens durch Blicke anzutragen.

„Wie dem auch sei, dieß ist gewiß,"
Fährt Fatme fort, „daß sich Almansaris
Der schönen Schwimmerin gar freundlich und gewogen
Bewiesen hat und ihr viel Schönes vorgelogen —
Wiewohl der Fremden seltner Reiz
Ihr gleich beim ersten Blick Almansor's Herz entzogen —;
Und daß sie ein Gemach bereits
Im Sommerhaus der Königin bezogen."

Angst, Freude, Lieb' und Schmerz malt, während Fatme spricht,
Sich wechselsweis' in Hüon's Angesicht.
Daß es Amande sei, scheint ihm, je mehr er denket,
Je minder zweifelhaft. Es zeigt sich sonnenklar,
Daß Oberon, wiewohl noch unsichtbar,
Die Zügel seines Schicksals wieder lenket.
„Wohlan denn, Freunde, rathet nun,
Was meinet ihr? was ist nunmehr zu thun?"

„Dem Sultan mit Gewalt Amanden zu entreißen,
Das würde Roland selbst nicht wagen gut zu heißen,"
Erwiedert Scheasmin; „wiewohl es rathsam ist,
Uns insgeheim auf Alles, was geschehen
Und nicht geschehen kann, mit Waffen zu versehen.
Doch vorderhand versuchen wir's mit List!
Wie, wenn Ihr, da Ihr Euch doch nicht des Grabens schämet,
Bei Ibrahim als Gärtner Dienste nähmet?

„Gesetzt, er macht auch anfangs Schwierigkeit,
Er sieht Euch schärfer an und schüttelt
Sein weißes Haupt: mir ist dafür nicht leid;
Ein schöner Diamant hat Manches schon vermittelt.
Laßt diese Sorge mir, Herr Ritter! Zwischen heut'
Und morgen sehn wir Euch trotz aller Schwierigkeit
Zu einem Gärtnerschurz befördert:
Das Weit're überlaßt dem Himmel und der Zeit."

Der Vorschlag däucht dem Ritter wohl ersonnen
Und wird nun ungesäumt und klüglich ausgeführt.
Der alte Ibrahim ist bald so gut gewonnen,
Daß er den Paladin zum Neffen adoptirt,
Zu seinem Schwestersohn, der von Damask gekommen
Und in der Blumenzucht besonders viel gethan;
Kurz, Hüon wird zum Gärtner angenommen
Und tritt sein neues Amt mit vielem Anstand an.

Eine Kabinetsitzung im Weißen Hause zu Washington.

(Hiezu das Bild S. 749.)

Das Präsidialgebäude in Washington, gemeiniglich unter dem Namen „das Weiße Haus" bekannt, nimmt ein Areal von zwanzig Acres zwischen dem Schatzgebäude und den Ministerien des Innern, des Kriegs und der Marine an der Pennsylvania Avenue ein. Springbrunnen, Blumenbeete und Gesträuche schmücken die Umgebung, welche einen kleinen Park bildet. Das Haus ist einfach und aus Wertsteinen gebaut. Der weiße Anstrich gab ihm den Namen. Das Innere dagegen ist elegant und geschmackvoll eingerichtet. Der größte Saal, der East-Room, mißt 80 Fuß in der Länge, 40 in der Breite und ist 22 Fuß hoch. Der anstoßende Blue Room, geschmackvoll in Blau und Gold dekorirt, dient zu diplomatischen Empfangsfeierlichkeiten. Der grüne und rothe Saal, so genannt von dem Ameublement, ist je 30 Fuß lang und 20 breit. Das zweite Stockwerk enthält die Wohnzimmer des Präsidenten und die Kanzleien. Das Weiße Haus kostete zwei Millionen Dollars für Bau und Einrichtung.

Unser Bild läßt uns einen Blick in das Sitzungszimmer des Kabinets werfen. Hier empfängt der Präsident auch die Besuche. Die Minister waren zu einer wichtigen politischen Sitzung versammelt, nach deren Schluß der Präsident die Erlaubniß gab, daß ein Bild von derselben aufgenommen werde. Den Vorsitz führt der Präsident der Republik Rutherford Birchard Hayes, welcher am 4. März 1877 sein Amt antrat (Bild und Biographie Bd. 38, S. 529 und 534); zu seiner Rechten sitzt der Finanzminister John Sherman, der Bruder des berühmten Generals, früher Advokat, dann Bundessenator für den Staat Ohio; neben diesem der Marineminister R. W. Thompson und der Generalstaatsanwalt Charles Devens; links vom Präsidenten der Staatssekretär William Evarts, der Kriegsminister Mac Crary und der Generalpostmeister David Key, sämmtlich durch ihre politische Thätigkeit und als Parteiführer im Abgeordnetenhause bekannt. Am untersten Ende sitzt der Mann, der für uns Deutsche das größte Interesse hat, der Minister des Innern Karl Schurz, dessen bewegtes Leben unsere Blätter früher schon geschildert (Bd. 38, S. 589 und 591).

Der Rezensent.

Novelle

von

Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

VIII.

Ungewöhnliche Gemüthserschütterungen, welche die Tiefen des Herzens an die Oberfläche wühlen, bringen bei dieser Gelegenheit zuweilen plötzlich Dinge mit an den Tag, die ohne jene gewaltsame Bewegung noch lange im dunklen Grunde des Unbewußten weiter gekeimt wären, ehe sie von selber an das Licht empordrangen. Während bisher der souveräne Dünkel, mit welchem Martius auf die Schauspielerin herabgeblickt hatte und welcher durch deren absolute Unterwerfung in keiner seiner Aeußerungen gehemmt worden war, ihm das Gefühl gänzlicher Unabhängigkeit von dem schönen Mädchen bewahrt und seinem Verkehr mit ihr den Schein des Unbefangenen gegeben, war durch das Ereigniß der letzten Stunde dieser Täuschung mit einem Schlage ein Ende gemacht, und Martius wußte, daß seine Seele der ehemaligen Feindin verfallen war.

Anfangs hatte die Verzweiflung Osten's in ihm ein Hochgefühl des Glücks, des Triumphes geweckt. Es kam ihm so selbstverständlich vor, daß er jetzt ihrem Herzen am nächsten stand; er war ja daran gewöhnt, den Alleinherrscher über sie zu spielen, sie als Münze von seinem Gepräge zu betrachten. Aber je näher der Wagen ihn wieder zu ihr hintrug, desto peinigender malte ihm die Erinnerung gewisse Einzelheiten im Auftreten des Lieutenants, die er bemerkt hatte, aus, desto klarer wurde es ihm, daß Osten wahrscheinlich mehr Anrecht an sie besaß, als er bisher hatte vermuthen können.

Seine zuversichtliche Stimmung sank tiefer und tiefer. Der stolze Doktor war eifersüchtig auf den armen Fieberkranken, der bald daheim wieder in wilden Phantasieen auf seinem Lager tobte.

Er zwang sich, vor den Schwestern so kühl als möglich zu erscheinen.

„Gott sei gelobt," sagte er, „daß diese furchtbare Geschichte vorüber ist. Wenn der Unglückliche das Wagniß übersteht, so kann er an Wunder glauben. Sie dauern mich von Herzen, meine Damen. — Was mir bei dieser ganzen Erscheinung des Herrn von Osten nicht ganz verständlich ist, erklärt sich mir vielleicht gelegentlich," fügte er langsam hinzu, indem er einen forschenden Blick auf die Schauspielerin richtete, welche ihm mit völlig verstörtem Gesicht entgegen getreten war, während Mathilde am Tische saß und vor Aufregung geweint zu haben schien.

„Es ist lieb von Ihnen," sprach Klara Rupprecht, seinem Blick ausweichend, „daß Sie wiederkommen. Ich wäre krank geworden, wenn ich diesen Abend allein hätte zubringen müssen. Wie ist es möglich, einen solchen Auftritt zu erleben, ohne den Verstand zu verlieren! Bleiben Sie bei uns. Plaudern wir, damit das entsetzliche Bild vor mir verblaßt."

Ihr feuchtes Auge bat eigenthümlich scheu und auf ihren Wangen wechselte hohe Röthe mit tiefer Blässe ab. Uebrigens bemerkte der Doktor in diesem Moment erst, daß sie die antike Gewandung in der Eile mit einem Hauskleide vertauscht hatte.

„Mein Freund erwartet mich in meiner Wohnung, gnädiges Fräulein; es wäre Unrecht von mir, ihn dort auf's Gerathewohl sitzen zu lassen."

„Ich schicke das Mädchen zu ihm," entgegnete sie dringender; „schreiben sie ein Billet. Wenn er morgen hören wird, was die Veranlassung Ihres Ausbleibens war, so muß er uns verzeihen, wenn wir Sie hier festhalten."

Er zuckte die Achseln; es wandelte ihn die Lust an, sein Weggehen durchzusetzen gegen seinen heimlichen Wunsch. Sein verwundetes Gemüth unterstützte den ihm eigenen Starrsinn.

„Mein Gott, habe ich denn gar keine Gewalt über Sie?" rief die Schauspielerin fast weinend, indem sie mit dem Fuß aufstampfte. „Bin ich Ihnen so wenig, daß Sie mir dieses kleine Opfer versagen? Ich weiß, daß ich Ihnen den Freund nicht ersetzen kann; aber müssen Sie mir das so deutlich zeigen? — Nein," fuhr sie mit weichem Ton fort, dem Zögernden die Hand reichend, „ich will nicht schelten, ich will nur bitten: bleiben Sie hier!"

Er blickte sie zweifelnd an und hielt ihre Hand einen Moment in der seinigen.

„Es sei, gnädiges Fräulein, ich will ihm schreiben."

Und er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb die Zeilen, welche, wie erzählt, der ungeduldig harrende Knabe bekam.

„Ich danke Ihnen, gnädiger Herr," sprach die Schauspielerin mit Betonung, indem sie das Billet in Empfang nahm und sich cermoniös verneigte. Sie ging selbst hinaus, um es dem Mädchen zu übergeben, statt sich der Vermittlung der Klingel zu bedienen.

Der Doktor blickte ihr lächelnd nach und es durchrieselte ihn eine Empfindung wie von Rosenduft. Sie lehnte die fremdklingende Anrede, welche er länger schon mit dem vertrauteren „Fräulein Klara" vertauscht hatte, förmlich ab!

Er zog rasch einen Stuhl neben Mathilde und fragte hastig, als er Platz genommen hatte:

„Beantworten Sie mir schnell eine Frage, Fräulein Mathilde. Stand der Lieutenant von Osten in einem ausgesprochenen Verhältniß zu Ihrer Schwester?"

„Gewiß," sagte diese. „Sie ist so gut wie seine Braut; aber es scheint, man will die Beiden trennen und hat ihn darum eifersüchtig gemacht. Wahrscheinlich hatte sie ihm von Ihren Besuchen nichts geschrieben und er hat davon auf anderem Wege erfahren."

Der Blick des Doktors wurde starr und er biß sich auf die Lippen.

„So hat sie die Zeit her mit ihm korrespondirt?"

„Freilich, wir haben immer Nachricht von seinem Ergehen gehabt. Mich wundert nur," fügte sie scheinbar unschuldig hinzu, „daß Klara Ihnen das verschwiegen hat."

Martius sprang empor. Der Schlag traf allzu hart die kaum wieder auffeimende Hoffnung. Er hatte ein Gefühl, als ob sein Inneres plötzlich gelähmt sei, als ob der Schlag seines Herzens stockte. Er trat an den Blumentisch, wie um die Blumen zu betrachten, in Wahrheit überlegend, ob er nicht am besten thue, seinen ersten Vorsatz wieder aufzunehmen und das Haus zu verlassen. Aber sein Stolz sagte: „Nein!" Niemand durfte merken, was er innerlich litt. Er beschwor die äußerste Kraft seines Willens, um wenigstens nach Außen die Ruhe wieder zu gewinnen.

Eine unsägliche Bitterkeit überkam ihn. Nein, es war kein schuldloses, zufälliges Verschweigen von ihrer Seite. Ihre Aeußerungen über Osten waren derartig gewesen, daß sie in ihm den Wahn wecken mußten, als sei ihr derselbe fast so fremd wie irgend ein beliebiger Mensch von der Straße. Sie hatte ihn täuschen wollen. Wozu? Um sich günstige Rezensionen über ihr Spiel zu verschaffen. Sie wollte von seinem Unterricht profitiren, um ihn zu entwaffnen, und sie sicherte sich den Unterricht, indem sie ihn an sich fesselte und ihm Hoffnungen erweckte.

Aber hatte sie wirklich jemals auf sein Gefühl zu wirken gesucht? Mit ihm kokettirt? Er konnte nicht bestimmt „Ja" darauf antworten.

Die Rückkehr der Schauspielerin schnitt ihm weitere Reflexionen ab. Sie nickte ihm lächelnd zu, als sie ihm meldete, daß Alles besorgt sei, und man setzte sich wieder um den Tisch. Aber der Doktor war zerstreut und reizbar, und sein Auge blickte ernst, zuweilen düster, bis er sich wieder aufraffte und lustig ward.

Klara Rupprecht betrachtete ihn heimlich und mit unverkennbarer Besorgniß. Sein Wort „was mir bei der Erscheinung des Herrn von Osten nicht ganz verständlich ist" klang ihr in den Ohren nach. Es war doch fatal, daß Osten gerade in einem Moment erschienen war, wo sie den Doktor bei sich hatte, fatal um des Doktors wie um Osten's willen. Wenn Martius jetzt die Kraft besaß, sich von ihr loszureißen, was dann?

Sie wagte den Gedanken nicht auszudenken. Sie versuchte es, mit einem Scherz an die wunde Stelle in seinem Innern zu rühren.

„Ich weiß jetzt, mein hoher Meister," sagte sie, „was ich hätte thun sollen, um ihrem Wunsch zu begegnen. Ich hätte Ihren Freund einladen sollen, den Abend mit uns zu theilen."

„Ist Ihnen ein Gast nicht genug?" war die herbe Antwort.

„Pfui, wie ungezogen," sagte sie.

Es entstand eine verlegene Pause, welcher die Schau-

spielerin damit ein Ende machte, daß sie ihre Schwester aufforderte, den Tisch abzuräumen.

Diese nannte sie mit verdrießlicher Miene eine Quälerin, erhob sich aber doch und begann das Geschirr zu sammeln. Als sie hinter den Stuhl des Doktors trat und über dessen Schulter nach seiner Tasse griff, neigte sie das Gesicht so tief zu ihm hernieder, daß ihn ihr Haar berührte. Er konnte sich eines süßen Schauers nicht erwehren und wandte ihr sein Gesicht zu. In diesem Moment kam ihm der Gedanke, daß die übersehene Blondine sehr wohl Anspruch darauf hatte, für hübsch zu gelten, daß sie denselben stolzen Bau wie ihre blendendere Schwester besaß. Sein Auge begegnete dem ihren und sie lächelte so eigenthümlich, so nixenhaft verlockend.

Die Schauspielerin mochte etwas bemerkt haben, denn ihre Augenbrauen zogen sich näher zusammen und ihre Lippen schürzte der Unmuth.

Aber als Mathilde das Zimmer verlassen hatte, war Martius der Erste, welcher nach kurzem Schwanken den Bann des Schweigens brach.

„Ich habe gehört, gnädiges Fräulein, daß Herr von Osten Ihnen näher gestanden hat, als ich gewußt habe; daß er alte Ansprüche an Sie hat."

Die Schauspielerin, immer in dem guten Glauben, daß derartige Muthmaßungen des Doktors nichts als Schlüsse aus dem Benehmen Osten's seien, sah ihm klar in's Gesicht.

„Ich pflege meine Freunde nicht zu verleugnen, freilich auch nicht mit ihnen zu prahlen. Ich gestehe gern, daß Osten vor Ihnen der einzige Mann war, dem ich erlaubt habe, in näherer Berührung mit mir zu verkehren. Aber Sie würden die Intimität seiner Beziehungen zu mir überschätzen, wenn Sie dieselbe nach der Art, wie der Unglückliche mir in Ihrer Gegenwart begegnete, bemessen wollten. Wie er selbst sich sein Verhältniß zu mir zurecht gelegt hat, dafür bin ich nicht verantwortlich. Vergessen Sie es nicht, daß es ein seltenes Glück für uns Bühnenheldinnen ist, von ehrenhaften und tüchtigen Menschen in ein ehrlich gemeintes Freundschaftsbündniß gezogen zu werden. Ich habe keine Freunde zum Wegwerfen."

Mathilde kehrte mit sichtlicher Eile zurück und der Doktor blickte zweifelnd bald die eine, bald die andere der Schwestern an. Die geschraubte Erklärung der Schauspielerin besaß nicht die Kraft, die nüchternen Angaben Mathildens zu entkräften; im Gegentheil, sie gab nur einen neuen Beweis, daß sie ihr Verhältniß zu Osten vor ihm verheimlichen wollte. Aber war es nicht doch möglich, daß sie sich darum von diesem lossagte, weil — er ihn aus ihrem Herzen verdrängt hatte?

Die schöne Klara Rupprecht las allerlei Fragen in seinen Augen und es wurde ihr heiß unter seinem Blick. Es waren traurige Fragen darunter, zornige, bittere, vorwurfsvolle, aber auch eine süße, hoffende — Sie wollte nur diese beantworten. Sie war aufmerksamer, zärtlicher als sonst, um nicht zu sagen kokett. Sie setzte sich an den Flügel und sang die Schubert'schen Kompositionen zu den Gretchenliedern hinreißend anmuthig und ergreifend.

Aber der einsylbige Mann erschwerte ihr das Alles, wie er bisher nie gethan. Sie fühlte ihre Kraft nachgeben. Und als Mathilde boshaft genug war, wieder auf Osten zurückzukommen und die Wuth desselben auf den Papagei zu erläutern, schützte sie Müdigkeit vor und veranlaßte den Doktor, sich zu verabschieden.

„Mein lieber Herr, Sie haben Böses im Schilde," sagte sie lächelnd, aber mit einiger Beklommenheit in der Stimme, indem sie ihn forschend anblickte und leicht mit dem Finger drohte. „Ich fürchte, ich fürchte —" sie wandte sich ab, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen.

„Ich habe mehr Vertrauen zu Ihnen wie meine Schwester," flüsterte die blonde Mathilde draußen, indem sie sich dem schon auf den Treppenstufen Stehenden nachbeugte. „Ich sehe Sie wieder."

Martius nickte ein wenig verlegen. Das Blut trat ihr in die Wangen, und auf ihren vollen weißen Arm, von dem sich der Aermel zurückgestreift hatte, fiel das goldene Licht der Lampe.

Klara Rupprecht ging hastig im Zimmer auf und nieder, als die Schwester zurückkehrte.

„Wenn er heute den rechten Zeitpunkt gewählt und den Mund aufgethan hätte, wäre ich im Stande gewesen, einen dummen Streich zu begehen," sprach sie plötzlich mit den Fingern schnippend und ohne die Schwester anzusehen. „Wir Menschen sind doch schwache Geschöpfe. — Neugierig bin ich, ob er wieder kommt," zitirte sie gezwungen lachend. — „Wohlan, jetzt will ich an Osten schreiben und ihn beruhigen. Die Herren, welche um ihn sind und das Unglück angerichtet haben, werden begreifen, daß die Mittheilung des Briefes an ihn, den ich abzufassen gedenke, unter den vorliegenden Umständen das beste Heilmittel für den Armen sein wird!"

Und sie setzte sich an den Schreibtisch.

„Mir ahnt beinahe, wie Deine Sache auslaufen wird, meine Gute!"

Klara Rupprecht wandte sich auf ihrem Stuhle um und erwiederte kalt:

„Du hast keine Ursache, Dir auf Dein Ahnungsvermögen etwas zugute zu thun. Man kommt nicht alle Tage in Versuchung, mein theures Kind."

Am folgenden Tage kam der Doktor nicht zu der schönen Klara Rupprecht. Er erzählte Könen von der Erscheinung Osten's; er machte Andeutungen, daß er der Schauspielerin nicht traue, und der Assessor fand für seine Warnungen anscheinend das willigste Gehör. Der nächste Tag darauf fand Martius zerstreut, unruhig und still. Weder Könen's noch des alten Schmücke Gespräch vermochten seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Am dritten Tage sandte er früh ein Bouquet an die Schauspielerin, was er bisher noch nie gethan hatte, und am Abend ging er selbst zu ihr, „um sich weitere Gewißheit über seinen Verdacht zu holen," wie er dem Assessor versicherte. Dieser versuchte anzudeuten, daß er nicht übel Lust habe, mitzugehen. Aber Martius lehnte das Ansinnen ebenso beiläufig ab. Der Assessor, so meinte er, würde als neues Element zunächst nur ablenkend wirken und die Klärung der Sachlage würde sich auf längere Zeit hin vertagen.

IX.

Während Osten auf das Krankenlager zurückgeschleudert war und Tod und Leben sich um ihn stritten, wie der leidige Satan mit dem Erzengel Michael über dem Körper Mosis, wanderte der ehrliche Schmücke wieder in das Theater, um seinem bescheidenen Berufe obzuliegen, an welchem er nichtsdestoweniger mit ganzem Herzen hing, auch wenn er, dem Zwang der Verhältnisse nachgebend, ihn während des theaterlosen Sommers mit irgend einem andern, den Höhen der Kunst weniger nahestehenden zu vertauschen pflegte. Er war dann Einleger in irgend einer Druckerei, Zeitungsträger, Hausdiener oder was sich sonst für eine Beschäftigung bot. Aber sobald der Herbst seinen Einzug hielt und Thaliens Hallen sich festlich schmückten, dann stellte sich unfehlbar auch Schmücke ein, und es war schon seit manchem Jahre, daß Niemand mehr auch nur den Versuch machte, ihn aus seinem Posten als Theaterdiener zu verdrängen.

Sobald der Alte diese durch die Krankheit unterbrochene Thätigkeit wieder aufnahm, war es sein Erstes, die Gelegenheit zu benützen und dem Wunsch des Assessors gemäß mit der stumpfnasigen Marie anzubinden, welche die schöne Klara Rupprecht in das Theater begleitete.

Er traf sie während eines Aktes in der Coulisse, dem Spiel zusehend, und gesellte sich mit der unschuldigsten Miene von der Welt zu ihr.

„Ei, Herr Schmücke, sind Sie wieder gesund?" fragte das Mädchen überrascht.

„Sie haben wahrscheinlich schon die Trauerkleider angeschafft, Mariechen. Ja, ja, man verliert nicht gern einen alten, treuen Liebhaber."

„Sie können die Dummheiten nicht lassen und wenn Sie so alt würden wie Methusalem," lachte die Kleine.

„Mariechen," flüsterte Schmücke, „haben Sie schon die neue Windmaschine gesehen?"

„Nein."

„Dann kommen Sie einmal mit, damit Sie wissen, wie unser Herrgott den Wind macht."

Das Mädchen zögerte, folgte ihm aber dennoch neugierig in den Maschinenraum, welcher leer war.

„Sehen Sie, Schatz," sprach der listige Cicerone, als sie vor dem Apparat standen, „hier drehe ich das Rad und wenn das gegen die Leinwand reibt, geht ein Pfeifen und Heulen an, daß Alles im Theater zu frieren anfängt. Je rascher ich drehe, desto ärger quiekt es. Es ist nicht zu sagen, wie natürlich das klingt, und Alles kommt bloß vom Reiben und von der Leinwand. Der Doktor Martius sagt, es wäre die beste Windmaschine, die er gehört hätte. Sie kennen doch den Doktor Martius, Mariechen?"

„Den werde ich doch kennen, er ist ja alle Abende fast bei uns."

„Was Sie sagen!" meinte Schmücke in äußerster Verwunderung. „Was will er denn bei Ihnen?"

„Er zeigt meinem Fräulein, wie sie Komödie spielen muß."

„Aha!" blinzelte der Alte, „man kennt das. Sie werden schöne Komödie spielen. Da gibt's wohl tüchtige Trinkgelder?"

„Sie sind ein gottloser Mensch, Herr Schmücke. Was die Trinkgelder betrifft, so ist er in letzter Zeit wirklich splendid geworden."

„In allen Ehren, Kindchen, in allen Ehren. Ich gönne es Fräulein Klara von Herzen."

„Die ist's nun gerade nicht."

Schmücke wurde aufmerksamer.

„So? Wer denn?"

„Zu Ihnen gesagt, die Schwester meiner Herrschaft. Wenigstens hat sie mir's selber erzählt. Sie leuchtet ihm auch immer die Treppe hinunter. Aber sie schilt auf meine Herrschaft, weil diese ihr den Herrn Doktor nicht gönnen will."

„Ei, ei, das sind ja schöne Geschichten! — Wir wollen hinaufgehen, Mariechen, es zieht hier unten. Also die Schwester! Wie heißt sie doch gleich?"

„Mathilde."

Im Zwischenakt erschienen Martius und Könen hinter den Coulissen, und Schmücke war so erfüllt von der überraschenden Neuigkeit, daß er kaum die Zeit erwarten konnte, um damit herauszuplatzen. Endlich paßte er den Moment ab, wo der Doktor mit dem Theaterdirektor sprach, der ihm jetzt einen hohen Grad von Verehrung widmete, und übermittelte das Resultat seines angestellten Verhörs an den Assessor.

Indeß äußerte Könen keineswegs das Erstaunen, welches der Alte erwartet hatte. Vielmehr drückte derselbe entschiedene Zweifel über die Glaubwürdigkeit der Nachricht aus, wenngleich es verdächtig sei, daß Martins so wenig über diese Mathilde spräche. Jedenfalls wolle er erst den Doktor ausforschen, bevor auf die Aussage des Mädchens etwas zu geben sei.

Er führte seinen Vorsatz unmittelbar nach beendigter Vorstellung aus und erhielt auf seine beiläufige Frage, was für eine Art Kreatur denn eigentlich die Schwester der schönen Klara sei, die jeden Zweifel zerstreuende lakonische Antwort:

„Ein Menschenkind weiblichen Geschlechts, das dem Haushalt vorsteht, weiter ist nicht viel davon zu reden. Uebrigens ist sie, wie ich glaube, heirathslustig und nicht eben wählerisch. Wenn Du ihr einen Mann verschaffst, thust Du ein gutes Werk."

Der Assessor schloß aus diesen Worten, daß die Neigung seines Freundes zu jener Mathilde wahrscheinlich nur in deren Wünschen vorhanden war; aber er fand diese Bemerkung nicht unbrauchbar für weitere Maßregeln.

„Schmücke," sagte er bei nächster Gelegenheit zu dem Alten, „was Ihnen das Mädchen vorgefabelt hat, ist insofern nicht ganz Humbug, als meiner Meinung nach die Schwester der Rupprecht in den Doktor vernarrt ist und ihn gern für sich fischen möchte. Sie machen nun dem Mädchen weiß, Sie wüßten aus bester Quelle, nämlich aus dem Munde des Doktors selber, daß er wirklich Absichten auf diese Mathilde hat; nur getraue er sich ihrer Schwester wegen nicht recht heraus. Wenn der Küchenpudel plaudert, so gewinnen wir eine Bundesgenossin, denn Jene wird ohne Zweifel alsbald die dreifteste Mühe aufwenden, um den Doktor und ihre Schwester zu trennen, und das ist's, was wir wollen. Zwischen ihr und Martius hat es dann keine Gefahr."

Diese Deduktion leuchtete dem Alten ein, und am nächsten Tage schon vernahm die blonde Mathilde mit stillem Triumphe, daß sie glücklicher war, als sie in Wahrheit zu glauben gewagt hatte.

Freilich kam Martius der Getäuschten wenig genug entgegen.

Nachdem er einmal es versucht hatte, das Netz zu zerreißen, mit welchen die schöne Schauspielerin ihn umsponnen hatte, war er reumüthig zu ihr zurückgekehrt. Er hatte es aufgegeben, ihr zu entfliehen, gleichviel ob sie ihn betrog oder nicht; er begehrte nichts weiter, als ihre Nähe zu genießen, das süße Gift zu trinken, das sie ihm reichte. Er war in der Lage der Arsenikesser, welche krank werden, wenn sie aufhören wollen, sich täglich zu vergiften. Er krankte vor Sehnsucht nach der Stunde des Unterrichts, wo ihr Pathos, ihre wundervolle Grazie ihn berauschten, wo er sich vorkam wie ein Griechensohn der Mythe, vor welchen ragenden Hauptes eine Göttin getreten — vor Sehnsucht nach den Plauderstunden, in denen sie mehr noch als früher ihr berückendes Spiel mit ihm trieb.

Nicht daß er schwach geworden und zerflossen wäre

in dieser Leidenschaft. So lange er ihres Herzens nicht sicher war, durfte er ihr die Zügel über das seine nicht lassen, und er war ein zu adeliger und stolzer Geist, um sich überhaupt für einen andern Preis an ein Weib zu verkaufen als für den ihres eigenen Selbst. Wenn sie es wagte, einen Augenblick die Herrin zu spielen, dann zogen sich sicher seine Augen zusammen und um seinen Mund spielte jenes böse Zucken, welches wie der Blitz dem Schlag vorausging.

So führte er ein Leben in „schwebender Pein", voll Lust und Qual, das ihn innerlich zerrieb. Was sollte daraus werden? Er fragte nichts darnach. Die Stunde mußte es bringen.

Was ging ihn die blonde Mathilde an?

Wenn der Assessor Könen noch in Zweifel war, daß sein Freund unrettbar verzaubert worden, dann sollte er die völlige Gewißheit nur allzu rasch erlangen, auf eine Art, die ihm völlig unerwartet kam.

Seine freundschaftliche Sorge um Martius hatte ihn in der letzten Zeit immer häufigere und dringendere Mahnungen an Diesen richten lassen, deren Kern immer der war: daß die Schauspielerin trotz ihres Leugnens ganz offenbar die Schuld an Osten's Herausforderung trage, und daß ein Weib, welches dazu fähig sei, unmöglich etwas taugen könne. Diese Mahnungen mußten Martius um so auffälliger erscheinen, je seltener er mit dem Assessor zusammenkam, je ausschließlicher dieser demnach als lästiger Warner erschien. So kam es denn, daß der Doktor bei einer solchen Gelegenheit ungeduldig ward und Könen mit dürren Worten ersuchte, ihn gütigst mit seiner ewigen Predigt zu verschonen. Könen, verdrießlich über diese Aufnahme seiner aus herzlichster Freundschaft hervorgegangenen Bemühungen und ohnehin durch die Vernachlässigung seiner Person zu Gunsten der Schauspielerin ein wenig gereizt, erwiederte, daß er die weitere Entwicklung dieser thörichten und unsinnigen Leidenschaft von Weitem zu beobachten vorziehe, worauf er zur Antwort erhielt: er möge thun was er nicht lassen könne.

Sie schieden trotzig von einander, und wenn sie sich auch auf der Straße den freundschaftlichen Gruß nicht versagten, so vermieden sie doch fortan, in nähere Berührung mit einander zu kommen.

Der Doktor war anfänglich nicht ohne Reue, daß er es dahin hatte kommen lassen. Jetzt erst fühlte er, daß mit Könen ihm etwas zu seinem täglichen Brode fehlte. Eine Stelle in seinem Herzen war leer und klaffte wie der unbesetzte Platz neben ihm im Theater. War er bei den Frauen, dann schwieg freilich jeder Wunsch. Aber in mancher Nachmittagsstunde erschien ihm das kecke, lustige Gesicht des Freundes mit den übermüthigen Augen und dem glatten Blondhaar, an dem er jeden Bürstenstrich in der Erinnerung hatte, und er schüttelte die Täuschung nur von sich, um sich

Gastein, von der Schillerhöhe aus. Nach einer Photographie von Valdi & Würthle in Salzburg. (S. 756.)

in der Stille zu sagen, daß ein treuer Freund mehr werth sei, als eine zweifelhafte Geliebte.

Indeß sorgte Könen in seiner Gutmüthigkeit selbst dafür, daß der Doktor mit der Entfernung von ihm bald mehr als zuerst sich aussöhnte.

Eines Tages brachte die Post dem Letzteren einen Brief, welcher auf der Adresse die Handschrift des Assessors zeigte. Er könne es nicht über das Herz bringen, den Freund seinem Schicksal darum zu überlassen, weil derselbe seinen getreuen Eckart verstoßen habe, so schrieb der Assessor. Viel Tropfen höhlten am Ende den Stein aus, und er wolle in der Folge so viel Tropfen Tinte auf seine Seele träufeln, bis jene ihre Wirkung gethan hätten und die Steinhülle, welche die Verblendung darum gehärtet, durchbrochen sei.

Martius warf den Brief halb lachend, halb geärgert in's Feuer.

Der Assessor aber hielt Wort. Tag für Tag kam ein Brief von ihm, der schließlich nur die zwei einfachen Worte enthielt: „Caeterum censeo". — Der Doktor, welcher zuletzt ernstlich zornig wurde, verbrannte diese Schreiben bald ungelesen. Aber Könen, durch Schmücke davon benachrichtigt, fand Rath. Er ließ die Adressen von Anderen schreiben, und unter diesen Verkleidungen schlichen sich die schwarzen, stechenden Wespen von Buchstaben immer wieder vor die Augen des erbitterten Doktors. Erst als er dem Assessor durch Schmücke sagen ließ, er möge diese Korrespondenz unterlassen, wenn er sich nicht ernstlichen Unannehmlichkeiten aussetzen wolle, gab dieser nach, und wenn die beiden einstigen Freunde sich jetzt auf der Straße begegneten, blickten sie nach entgegengesetzten Seiten; der Assessor spitzte die Lippen zum Pfeifen und Martius zog die Brauen zusammen. Sie kannten sich nicht mehr.

„Es schadet nichts," sagte der Assessor zu dem alten Schmücke; „er kommt doch wieder."

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Frühling.

Von

Georg Horn.

(Schluß.)

Für einen Deutschen, der in Paris außer den Restaurants auch etwas Familiengeselligkeit genießen will, ist die Auswahl sehr beschränkt. Zwei Häuser dürfen darum an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben. Eines in der Rue Chateaudun, wo man von der Concierge bei der Frage nach Herrn Albert Beckmann in eine der oberen Etagen gewiesen wird. — Hier wohnt der bekannte und bewährte Pariser Korrespondent der „Nationalzeitung". Albert Beckmann ist derjenige Deutsche, der über Pariser Verhältnisse am besten unterrichtet ist, dabei von einer Dienstfertigkeit und Gefälligkeit, die in Paris geradezu die Bedeutung eines Opfers annimmt. An Seite seiner liebenswürdigen Gattin übt er in seiner eleganten Wohnung für die ihm empfohlenen Deutschen die charmanteste Gastfreundschaft. Den Salon Beckmann sucht man immer wieder

mit innerstem Behagen auf. Mit Beckmann, der bekanntlich auch zu unserer Botschaft in Beziehungen steht, wetteifert der erste Juwelier von Paris, der frühere Juwelier der Kaiserin Eugenie, Herr Kramer, ein Kölner. Er bewohnt ein Hotel in der Rue St. Honoré, das früher den Noailles gehörte. Herr Kramer hat als Geschäftsmann kein Magazin, sondern nur einen Salon in der ersten Etage. Wenn dieser geschlossen ist, öffnet sich des Abends der Salon für die Gesellschaft, der auch von hohen französischen Magistratspersonen besucht wird und wo der Mann vom Rhein seinen deutschen Landsleuten sein deutsch gebliebenes Herz kund gibt.

Ein Unterschied zwischen den Völkergruppen der Romanen und Germanen liegt darin, daß diese ihre großen Männer erst nach dem Tode feiern, jene im Leben. Die höchste Ehre, die England einem seiner Landeskinder erweisen kann, ist ein Grab in Westminster, Frankreich lohnt mit einem Sitze in der Akademie française. Die in grüner Seide mit Palmen gestickte Uniform ist sein höchstes Ehrenzeichen. Man kann als Franzose, wie bekannt ist, Mitglied des Instituts sein, aber noch darum nicht Mitglied der Akademie française. Man braucht, um einen der am heißesten begehrten Plätze auf dem Parnasse Frankreichs einzunehmen, gar keine Zeile geschrieben zu haben. Es genügt, als ein Typus des nationalen Geistes zu gelten, – die Akademie française ist der Ausdruck des gesammten Geisteslebens der Nation. So war es weniger der Gelehrte, der Schriftsteller, der in Renan aufgenommen wurde, als der geistige „type“ der Nation. Renan war seit dem Erscheinen seines epochemachenden Buches über das Leben Jesu Mitglied des Instituts. Die Palmen wurden ihm erst in diesem Jahre zu Theil.

So eine Aufnahme in die Akademie française ist, von unserem deutschen Standpunkte aus betrachtet, eigentlich eine große Komödie, wenn man darunter eine Reihe von Förmlichkeiten versteht, die sich unter dem Anschein von Spontaneität in voraus festgestellter Weise vollzieht, und heute im Wesentlichen noch wie vor mehr als zwei Jahrhunderten. Die Visiten, durch welche sich der Kandidat bei seinen glücklicheren Vorgängern um die Ehre der Aufnahme bewerben muß, die Reden, die von ihm und an ihn gehalten werden, die Theilnahme des Publikums, die Beifallsbezeugungen, die ihm von diesem zu Theil werden, die Komplimente und süßen Schmeicheleien, mit denen sich der Aufzunehmende und der aus dem Schooße der Akademie zu seinem Empfange beauftragte Akademiker gegenseitig regaliren, — es ist eine Komödie, die aber ihren Eindruck nie verfehlt, namentlich

Typen eines Kavallerieberitts.

Originalzeichnungen von **O. Fikentscher.**

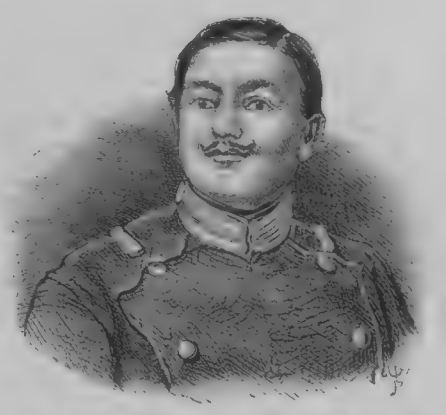
I.

Der sentimentale Vorputzkapitulant vom Gardes du Corps, singt immer: „Zerdrück' die Thräne“ und liebt nur platonisch auf's Heirathen.

Der Herr Wachtmeister in der gewöhnlichen Amtsbeschäftigung.

Der paket- und fettleibige altmarkische Landwirthssohn, hat unverkennbare Aehnlichkeit mit der Klasse der Wiederkäuer, er ist in seinem Lieblingsgeschäfte, dem des Verdauens oder Wiederkauens, begriffen.

Der Stubenälteste oder sogenannte ewige Kapitulant, über etwas aus dem theoretischen Unterricht nachdenkend.



Der unverwüstliche und zuverlässige pommer'sche Gefreite, geht häufig im Ertrakommiß, thut seinen Dienst und scheert sich um keinen Teufel.

Der Stuben-Don-Juan; er sinnt unaufhörlich auf neues Herzensunheil, weiß überhaupt immer, wo Bartel den Most holt, und schlaft in einer Oberklappe.

bei einer für derartige Aktionen so sehr empfänglichen Nation nicht, wie es die Franzosen sind.

Dießmal war es kein Romanschriftsteller, kein Dramatiker, auch kein Politiker, den man im Boudoir gelesen, den man von der Bühne oder aus dem Sitzungssaale kennt und dem man hier applaudiren will, wie man es dort gethan. Es fehlte unter dem Damenpublikum die Schönheit, die Grazie, die Eleganz, — man sah kein verführerisches Lächeln, keine neue Frühlingstoilette, nicht der Reiz des Lebens war unter diesen meist dem reiferen Alter angehörenden Frauen vertreten, in diesen brillenbewaffneten, kahlköpfigen, so skeptisch dreinschauenden Advokatengesichtern nur allein die geistige Arbeit des Lebens, und diese ist nicht dazu angethan, das Menschengeschlecht zu verschönen. Darunter ein einziger Priester — ein junger Mann, um ein paar Jahre älter als Ernest Renan es war, als dieser nach jenem berühmten Colloquium mit dem Abbé Dupanloup, seinem früheren Vorgesetzten, die Soutane auszog. Renan glaubte nicht mehr, — er hatte aufgehört Katholik zu sein. Jedenfalls war der junge Mann nur mit Erlaubniß seiner Oberen hier, – vielleicht als Berichterstatter. Oder nicht? Hob in seinem Innern vielleicht dieselbe Skepsis ihr Haupt empor, die Ernest Renan hieher geführt hatte? Das sechzehnte Jahrhundert hatte diesen verbrannt, das neunzehnte gab ihm einen Ehrenpreis. Wollte der junge Kritiker Den sehen, der, wie einst Bonifazius die Axt an den Baum im heiligen Haine gelegt hatte, so mit dem Messer der modernen wissenschaftlichen Kritik den geheiligten Leib Christi sezirt hatte? Da thaten sich die Thüren auf. — Sonst bewachen Engel den Zugang zu den himmlischen Unsterblichen, hier zu den irdischen thaten es Posten vom 104. Infanterieregiment. Das Bureau erschien, das heißt die amtliche Kommission der Akademie, Herr Mezières, begleitet von den Herren Caro und Camille Doucet, die Wachen präsentirten, — sie präsentirten dann vor dem neuen Akademiker. Mit Ernest Renan gingen Jules Simon, der Politiker, und Viktor Hugo, der Poet. Was Renan in der Hand trug, war nicht das „Leben Jesu“, sondern seine gedruckte Rede, die er nun vor der Akademie und deren versammelter Gemeinde halten sollte. Eine Figur, massiv mittelgroß, derb, leibreich, der ein bretonisches Bauernkostüm viel besser stünde als die neue Uniform des Akademikers, auf deren grüner Seidenstickerei das Kreuz der Ehrenlegion prangte — ein breiter Kopf auf breiten Schultern, wenig Hals, nur ein dünner Kranz von früher lockigem Haar umgibt wie eine verlorene Idealität den

untern Theil des Hauptes, — ein Rest ist noch über die kahlen Stellen des Kopfes gestrichen. Die Fleischtheile des Gesichtes sind bis zur Abundanz ausgebildet, — die Nase — gebogen, stark — beginnt jene Neigung nach den Lippen, die ein Anzeichen von strenger Arbeit des Geistes, von schweren inneren Prüfungen ist. Der Blick ist klein, wie bei allen kritischen Naturen, aber freundlich und von einer gewissen Bonhommie begleitet. Der neue Unsterbliche hatte an diesem seinem Ehrentage den Schnupfen und das merkte man seinem Vortrage an. Dieser litt an einer Monotonie, die dem Inhalt Eintrag that, und dabei hoben und senkten sich die dicken, in gelbe Glacéhandschuhe eingezwängten Hände mit dem Anfang und dem Ende der kunstvollen Perioden. Viktor Hugo schien am empfindlichsten davon berührt, „le vert vieillard“, mit dem kurzen Kopf- und Barthaar zu dem rosigen, frischen Gesicht. Er kam vielleicht eben aus der Probe seines „Ruy Blas“ im Théâtre français und die Musik der Stimme Sarah Bernhardt's lag ihm noch in den Ohren. Bekanntlich muß jeder Akademiker bei seinem Empfange in der Akademie die Lobrede Dessen halten, dessen Sitz er einnimmt. Renan's Vorgänger war derselbe Claude Bernard, der mit einer Tragödie nach Paris kam und dann einsah, daß er sich im Handwerkszeuge vergriffen hatte, daß nicht die Feder des dramatischen Autors, sondern das Sezirmesser des Anatomen oder Physiologen seine Lebensschwinge sein werde. Das ganze wissenschaftlich gebildete, am Kampfe der modernen Geister theilnehmende Paris war hier vor dem Redner versammelt, — die beiden Namen Claude Bernard und Ernest Renan, der Männer der exakten Wissenschaft und des kritischen Scharfsinnes, ließen etwas erwarten. In dem verstorbenen Akademiker und seinem Nachfolger waren die Schlagworte unserer Zeit gegeben — Glaube und Wissen — Geist und Materie, subjektive Ueberzeugungen und gebotene Autorität. Die Sorbonne gegen den Vatikan stand auf dem Kampfplatz und andächtig lauschte jedes Ohr hier im weiten Kreise moderner Bildung. Aber nichts von alledem. Renan sprach Feuilleton, das heißt von Allem und Jedem. Er sang das Lob der Akademiker aus vollem Halse, er erging sich in einem Hymnus auf die moderne Wissenschaft, auf den besten Styl, er streute vor der Stadt Paris einige Blumen hin, — aber vom Kampfe der großen modernen Gegensätze nichts — oder diese nur obenhin leicht berührt. Man applaudirte zwar einzelnen Passagen, — aber im Ganzen war dem Publikum, welches zu einer Exekution gegen den Autoritätsglauben hieher gekommen war, die Enttäuschung anzumerken. — Es begann kühl zu werden, bis dann der große Schwärmer in diesem Funkenwerke des Geistes vor ihm aufprasselte — die bekannte Boutade gegen Deutschland. Als wäre die ganze Gesellschaft von einem elektrischen Strome berührt worden, so brauste der Jubel durch den Saal — minutenlang — ohne Aufhören. Mehrmals suchte der Redner seinem Worte einen Weg zu bahnen, aber immer wieder wurde er unterbrochen, und der arme Mann hatte den Schnupfen.

Nach diesem Schlagworte des Tages hätte Renan nicht so viel Schönes, tief Empfundenes und edel und groß Gedachtes über Claude Bernard, über das Verhältniß der Theologie zu den exakten Wissenschaften und über eine ewige ideale Wahrheit zu sagen brauchen, die sich selbst in der scheinbaren Negation des Materialisten verberge, als er gesagt hatte, — er würde doch sein Publikum erobert haben. Der neue Akademiker sowohl als Herr Mezières, der im Namen der Akademie française mit seiner Aufnahme betraut war, gingen mit einer fast rührenden Vorsicht jeder prinzipiellen Erörterung, die zu dogmatischen Konsequenzen führen konnte, aus dem Wege. Der große, vom Publikum erwartete Appell der modernen Wissenschaften gegen jede Fesselung des Gedankens und der freien Forschung blieb aus, aber das Publikum war dafür hinreichend entschädigt. Es dünkte sich in der Verkleinerung Deutschlands, seiner Wissenschaft, die doch Renan so trefflich auszunützen verstanden hatte, seiner Gesellschaft, die seine Bücher aufmerksamer und zahlreicher las als die französische, seiner Feldherren, „denen die Gewalt der großen Schlagworte fehlt“, — die dafür aber den Feind zu schlagen verstehen, — es dünkte sich wieder der Repräsentant der großen Nation von früher. — Man kann ihnen die harmlose Freude gönnen. — Für mich war dieses fanatisch erregte Publikum nur ein Eindruck, ein Symptom mehr, die jedoch meine wie immer auch in diesem Frühling empfangene heitere Stimmung nicht zu beeinträchtigen vermocht haben.

Der Kynast.

(Hiezu das Bild S. 744 und 745.)

Der Stolz des Riesengebirges, die hoch aus Tannenwipfeln ragende, auf isolirtem Granitkegel ruhende Burg Kynast, ist das Hauptwanderziel der Besucher Schlesiens und der schlesischen Bäder. Die mächtigen Trümmer der niemals belagerten und niemals eroberten Burg ziehen unwiderstehlich an und der beschwerliche Aufstieg wird reichlich belohnt durch die das ganze Riesengebirge umfassende Aussicht. Der Südabfall des Burgbergs, „die Hölle“, ist am steilsten, doch führt ein etwas bequemerer Weg an dem Schweizerhäuschen vorüber. Auf der Mitte des Weges schon bietet sich beim „Hohlen Stein“, einem Tunnel aus zusammengestürzten Felsblöcken, eine prächtige Aussicht in's Thal; höher kommt man an den „Wachtsteinen“ vorüber, wo einst die Burg ihre Vorposten aufstellte. Oben angekommen, begrüßt uns Trommelwirbel und wir treten durch das alte Wachthaus in die Burg, die auch in ihren Trümmern mit den vielen Höfen und Thurmresten einen imposanten Eindruck macht. Sie fiel 1675 durch einen Blitzschlag. Nachdem wir uns beim Burgwart erfrischt, wandern wir durch die Ruinen, die überall herrliche Ausblicke auf das weit dahingestreckte Land und die waldbewachsenen Berge bieten. Am prächtigsten aber und weitesten ist der Ausblick vom Thurme, von dem man auf der einen Seite den Blick in das liebliche Hirschberger Thal, auf der andern Seite in die schauerliche, den Berg von dem Riesengebirge trennende Tiefe, die Hölle, hat. Am Fuße des Thurmes ist ein prächtiges Echo, das uns beim Heruntersteigen mit seinem sechsfach donnernden Rollen empfängt. Die Sage rankt sich ungemein üppig an dem Gemäuer dieser 1383 zuerst erwähnten Veste empor. Am bekanntesten ist jene von der stolzen Kunigunde, einer Erbin dieses Schlosses, welche Demjenigen Hand und Herrschaft geben wollte, der hoch zu Roß auf der äußeren Mauer die Burg umreiten würde. Eine Menge edler Herren büßten den tollkühnen Versuch mit dem Leben, bis es endlich einem stattlichen Ritter gelang und Kunigunde sich ihm besiegt ergeben wollte. Aber der Ritter lehnte kalt und stolz Hand und Herz ab, indem er erklärte, daß schon lange ein geliebtes Weib ihn fessele.

„Nur darum kam aus Thüringen her
Der Landgraf Albert gezogen,
Daß keiner der armen Ritter mehr
Zum Tode käme geflogen,
Zu zähmen Euren grausamen Sinn:
Und hoch über Alles ist dieser Gewinn.“

Das Fräulein aber

„Büßte den blutigen Frevel ab
Und welkte früh in's stille Grab.“

Helm und Schild.

Von

Benno Reden.

II.

Wenn wir uns nun von diesen allgemeinen Bemerkungen über die Wappenzeichen zu der speziellen Betrachtung der einzelnen Wappenkategorieen wenden, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet, so müssen wir bei jedem Wappen zunächst unterscheiden die äußeren und die inneren Zeichen. Unter den inneren fassen wir diejenigen zusammen, welche sich auf dem Schilde selbst befinden — unter den äußeren diejenigen, welche den Schild umgeben. Das vollständige Wappenbild oder die Wappenaufstellung, wie sie in älterer Zeit aus wirklichen Waffenstücken in den Hallen der Familienhäuser gemacht wurden, besteht aus einem Schilde, aus einem darüberstehenden Helm, an welchem vielfach, ja heutzutage fast immer, eine Krone angebracht ist, aus den sogenannten Helmdecken, welche verschiedenfarbig in Form von verschlungenen Bändern den Helm umgeben, und endlich aus den Schildhaltern, das heißt Figuren, welche neben dem Schilde stehen und denselben zu stützen scheinen. Außerdem findet sich bei vielen Wappen noch eine Devise in Form eines kurzen Spruchs, welche entweder auf einem Sockel oder auf einem unter dem Schild sich hinziehenden Bande geschrieben ist. Als allgemeine Regel — welche jedoch manche Ausnahmen hat, da, wie schon gesagt, die Wahl und Aufstellung der Wappen zunächst jedem Einzelnen überlassen blieb — glauben wir nun den Satz bezeichnen zu können, daß die inneren Wappenzeichen, das heißt diejenigen auf dem Schilde selbst befindlichen Bilder, die Geschlechter und Familien unterscheiden, während die äußeren, das heißt vorzugsweise der Helm, die Krone und zuweilen auch die Schildhalter, Rang, Titel und Würden des Geschlechts und der Familie oder auch des einzelnen Wappenführers ausdrücken. Die sogenannten Helmdecken bezeichnen wohl ursprünglich die Farbe der Fahnenbänder und Livréen, welche die Geschlechter führen und welche meist mit den im Schilde selbst vorkommenden Farben übereinstimmen, oft aber auch besondere Farben zeigen. Die Devisen sind vielfach willkürlich, oft erst in ganz später Zeit gewählt, zuweilen gehören sie auch, wie wir dieß oben zum Beispiel bei den Chateaubriands gesehen haben, zu den symbolischen Wappenzeichen. Doch ist, wie gesagt, diese allgemeine Regel nicht ohne Ausnahme — namentlich ist es allerdings erst in neuerer Zeit vielfach Sitte geworden, die Bildzeichen des Schildes auf dem Helm zu wiederholen, was in älterer Zeit nur in ganz einfachen Wappenzeichen, einem Greif, einem Drachen, einem Löwen und dergleichen und auch wohl nur bei fürstlichen Personen auf dem wirklichen Helme geschah, da die heute erscheinenden komplizirten Bildzeichen über den Helmen sich nur auf gemalten Wappen anbringen lassen.

Der Helm — französisch heaume — casque — ist nun das wichtigste der äußeren Wappenzeichen. Man nannte ihn in der alten Wappenkunde Tympanum, welches im Lateinischen eine tönende, feststehende Glocke bezeichnet — vielleicht wegen der glockenähnlichen Form des Helmes, vielleicht weil er bei der Berührung mit dem Schwert glockenähnlich hell klang. Daher hat die altfranzösische Heraldik die Bezeichnung „timbrer les armes“, welches bedeutet: einen Helm über sein Wappen stellen. Der Helm war die Kopfbedeckung in der alten Wappenrüstung der Ritterschaft. Da alle Ritter von edler Geburt sein mußten oder die Rechte der edlen Geburt durch den Ritterschlag erhielten, so wurde der Helm zugleich ein Wappenzeichen des Adels. Die Bürger, welche, wie oben erwähnt, Wappenrechte verliehen erhielten, durften daher keinen Helm auf ihrem Schilde anbringen — ihre Wappen waren nach dem alten französischen Sprachgebrauch non timbrées. Zugleich wurde der Helm ein Abzeichen der verschiedenen Rangunterschiede, wie sie sich in dem Adel ausbildeten, und zwar zunächst in Frankreich, wo sich, wie bereits bemerkt, die Heraldik zuerst nach festen Regeln zu einer Wissenschaft entwickelte. Nach den alten französischen Wappenregeln hatten die Könige allein das Recht, einen goldenen Helm zu führen — der königliche Helm war damaszirt, stand in der Front, das heißt von der vollen Vorderseite sichtbar, über dem Schilde und war an dem Halsstück von einer Stickerei umgeben. Sein Hauptzeichen war ein offenes, nicht vergittertes Visir, um zu zeigen, wie die alten Heraldiker sagen, daß der oberste Führer und Befehlshaber sein Auge überall haben soll, um ohne Hinderniße und ohne etwas zu übersehen, das Kommando führen zu können. Die Prinzen, die nicht souveränen Herzoge, die Kanzler, die Admirale, die Marschälle und die obersten Großoffiziere der Krone führten einen silbernen Helm, in ganzer Front aufgestellt — das Visir war geschlossen und hatte neun Gitterstäbe, die Beschläge und Nägel des Helms waren von Gold und das Halsstück schloß ein goldener Saum ab. Die Marquis führten einen silbernen Helm, in der Front über den Schild gestellt, ohne goldene Beschläge, das Visir mit sieben Gitterstäben geschlossen. Die Grafen und Vicomtes führten einen silbernen Helm, welcher zu zwei Dritteln schräg über den Schild gestellt war und an dem geschlossenen Visir sieben Gitterstäbe sehen ließ — die Barone einen ebenso zu zwei Dritteln seitwärts gestellten silbernen Helm, welcher fünf Gitterstäbe des Visirs zeigte. Der Helm der einfachen Edelleute war von polirtem Stahl, ganz seitwärts im Profil über den Schild gestellt und ließ drei Gitterstäbe des Visirs sehen. Der Helm der Geadelten, das heißt Derjenigen, welche nicht adelig geboren waren oder den Ritterschlag erhalten hatten, sondern durch königliche Patente in den Adelsstand erhoben worden, war von unpolirtem Eisen, stand im Profil über dem Schilde und das Visir war nicht durch Gitterstäbe gebildet, sondern vollständig geschlossen, um zu zeigen, wie die Heraldiker sagen, daß sie blind zu gehorchen und den Mund wie die Augen geschlossen zu halten hätten. Der alte Helm zeigt also ganz unbedingt den Rang der einzelnen Wappenführer an, während das Bild des Schildes die Geschlechter und Familien bezeichnet. Es können also über demselben Schilde verschiedene Helme erscheinen. Wenn zum Beispiel ein Graf zugleich Marschall oder Admiral war, so führte er über seinem Familienschilde den in die Front gestellten silbernen, goldbeschlagenen Helm mit neun Gitterstäben; — sein ältester Sohn, der Vicomte war, führte über demselben Schilde den zu zwei Dritteln schräg gestellten silbernen Helm mit sieben Gitterstäben, während seinen übrigen jüngeren Söhnen wieder über demselben Familienschilde nur der in's Profil gestellte Stahlhelm mit drei Gitterstäben gebührte.

Später brachte man auf den Helmen, deren oberer Theil in alter Zeit ganz glatt und abgerundet war, noch Kronen als Rangabzeichen an, welche man in noch späterer Zeit auch unter Weglassung des Helmes unmittelbar über den Schild stellte, was jedoch unserer Ansicht nach unbedingt ein heraldischer Fehler ist. Auch die Kronenzeichen bildeten sich in wissenschaftlicher Regelung und Abgrenzung zunächst in Frankreich aus und kamen erst ganz spät nach Deutschland, wo sie dann, da der deutsche Adel, selbst in seinen untersten Stufen, einen gewissen Grad der Souveränität behielt und nur unter dem Kaiser stand, den Gegenstand fortwährender Willkür und Usurpation bildeten. In Frankreich jedoch standen diese Zeichen fest. Die alte königliche Krone war ein goldenes Diadem, von goldenem Laubwerk (fleurons) überragt, nur der römisch-deutsche Kaiser führte eine geschlossene Krone als oberster Herr der Christenheit. Zum Zeichen, daß nur Gott über ihm sei, befand sich auf der Spitze dieser Krone eine Weltkugel und auf derselben ein Kreuz. Als der König Karl VII. von Frankreich im Jahre 1495 Neapel erobert hatte und die Würde eines Kaisers des Orients in Anspruch nahm, ließ er seine Krone durch perlenbesetzte Bügel schließen, umgab das Diadem mit Lilien und ließ auf der Spitze derselben ebenfalls eine Lilie, das Wappenzeichen seines Hauses, anbringen. Die Könige von Spanien, von Portugal, von Schweden und Dänemark ahmten dieß Beispiel nach und schlossen ihre Kronen ebenfalls, doch behielten sie an Stelle der Lilien das alte Laubwerk um das Diadem herum und setzten ebenfalls an die Stelle der Lilie auf der Spitze die von dem Kreuze überragte Erdkugel. Die Könige von England stellten die Bügel ihrer Krone, welche sie nun ebenfalls schlossen, abwechselnd auf ein Kreuz und eine Lilie, welch' letztere ihre Ansprüche auf den französischen Thron bezeichnen sollte. Diese Krone, bei welcher die französischen Lilien mit dem Kreuze abwechselnd die Fleurons ersetzen, findet sich auch heute noch über dem Wappen der vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland, obwohl aus dem Schilde selbst die französischen Lilien verschwunden sind. Später wurde die geschlossene Krone das allgemeine Abzeichen der königlichen Würde und es führen sie heute auch diejenigen Fürsten, denen die königlichen Ehrenrechte zugestanden werden, das heißt also die Großherzoge. Mißbräuchlich nehmen auch noch kleinere souveräne Staaten in neuerer Zeit diese königliche Krone an. Die Päpste schmückten ihre Tiara, die alte Bischofsmütze der Patriarchen, mit drei goldenen Kronreifen und brachten an den Spitzen des Kreuzes über der Weltkugel

auf der Tiara wieder je eine Weltkugel an, zum Zeichen, daß die päpstliche Gewalt sich über alle bekannten und unbekannten Welten ausdehne und daß das Kreuz der Mittelpunkt alles Geschaffenen sei.

Obgleich wir hier nur mit den Kronen als Wappenzeichen uns zu beschäftigen haben, so mag doch noch eine kurze Bemerkung über die historische Entstehung derselben Platz finden. Schon in den frühesten Zeiten war das goldene Diadem, ursprünglich eine Binde, das Zeichen der Herrscherwürde, und schon vom Könige Salomo wird erzählt, daß er eine Krone getragen habe. Die römischen Kaiser trugen ein ringförmiges goldenes Diadem mit Blättern (fleurons) geschmückt, welche wohl bedeuten sollten, daß die Krone ursprünglich ein Kranz gewesen — der Lorbeerkranz, welcher dem Cäsar votirt wurde. Die byzantinischen Kaiser trugen zuerst die geschlossene Krone mit Bügeln, und Karl der Große, nachdem der Papst ihn zum oströmischen Kaiser gesalbt hatte, ließ sich ebenfalls eine solche Krone nach byzantinischem Geschmack anfertigen, welche heute noch gezeigt wird — diese alte Kaiserkrone war noch dadurch bemerkenswerth, daß von ihr zwei Bänder herabhingen, wie von den Mitren der Erzbischöfe, zum Zeichen, daß die alte kaiserliche Würde zugleich eine mit gewissen oberbischöflichen Rechten ausgestattete Schirmherrschaft über die Christenheit in sich schloß. Nach dem Vorgange der Könige legten sich demnächst auch die übrigen Adelsstufen in Frankreich Kronen bei, welche sie auf ihren Helmen anbrachten und über welche bestimmte Regeln festgesetzt wurden.

Die Krone der Herzoge ist ein goldenes, mit Edelsteinen besetztes Diadem, auf welchem acht goldene Eppichblätter stehen. Da man auf den gemalten Wappen nur eine Hälfte der Krone sieht, so erscheinen auf dem Bilde derselben nur fünf Fleurons von Eppichblättern.

Die Krone der Marquis trägt auf dem Diadem ebenfalls acht Fleurons, und zwar abwechselnd immer ein Fleuron von Eppichblättern und eines von drei auf einer goldenen Spitze zusammengesetzten Perlen. Bei der gemalten Krone sind drei Fleurons von Eppichblättern und zwei von Perlen sichtbar.

Auf dem Diadem der Grafenkrone befinden sich sechzehn Spitzen, auf deren jeder eine Perle steht. Bei der gemalten Krone sind neun solcher Perlen sichtbar.

Die Krone der Vicomtes trägt vier Spitzen und auf jeder derselben eine Perle, so daß bei der gemalten Krone drei sichtbar sind. Die Vidames, das heißt Vicomtes, welche den Bischöfen oder Aebten zur Vertretung ihrer weltlichen Interessen beigegeben wurden, um die Prälaten in der Rechtspflege zu vertreten und ihre Interessen zu vertheidigen, führen auf ihren Kronen an der Stelle der Perlen Kreuze, so daß die gemalte Krone des Vidame drei Kreuze zeigt.

Die Krone der Barone ist ein goldener Reif, um welchen herum sich sechsmal eine Perlenschnur windet, so daß man drei solcher Perlenschnüre sieht.

Die unteren Adelsklassen führten keine Krone oder hatten wenigstens nicht das Recht dazu — freilich setzten sie häufig alle möglichen beliebig konstruirten und unheraldischen Kronen auf ihre Helme. Ludwig XIV. begann die Krone als besonderes Wappenzeichen an einzelne Personen zu verleihen, ohne daß sie berechtigt waren, den Titel des Ranges zu führen, dessen Krone sie auf ihrem Wappenhelme trugen. So gibt es verschiedene französische Familien, welche das wirkliche Recht haben, Marquis- und Grafenkronen im Wappen zu führen, ohne daß sie jemals Marquis oder Grafen gewesen sind. Es begannen jedoch schon in früherer Zeit in Frankreich zahlreiche Usurpationen dieser Wappenkronen — Jedermann hatte die Neigung, die Krone eines höheren Standes sich auf seinen Wappenhelm malen zu lassen, und mehrfache Edikte der Könige versuchten, meist mit nur kurzem Erfolge, diesen Mißbrauch zu beseitigen. In späterer Zeit nahmen die französischen Marschälle einen Helmschmuck an, welcher in einem mit einem Diadem und Perlen verzierten Baret von blauem Sammet bestand. Das Purpurblau vertrat überhaupt in der alten französischen Monarchie die Stelle des rothen Purpurs (auch der alte französische Königsmantel war blau) und auch die Herzoge führten dann zuweilen derartige Barets über ihren Wappen.

In Deutschland fanden die französischen Kronen wenig oder gar nicht Eingang, weil man eben keine zutreffende Analogie für die französischen Rangstufen hatte. Die deutschen Herzoge waren nur vom Kaiser abhängige Landesherren und führten den Fürstenhut von purpurnem Sammet, welcher, von dem Kurfürsten absteigend, von mehr oder weniger breiten Hermelinstreifen und Diademen umgeben war. Später fügte man diesem Fürstenhut zwei Bügel, welche mit einem Kreuz über einem Reichsapfel geschlossen waren, hinzu, so daß das heutige Rangzeichen der Fürstenwürde ein mit Hermelin besetztes Sammetbaret ist, über welchem zwei geschlossene Bügel die Kugel und das Kreuz tragen, ein Zeichen, das sich also in seiner äußeren Form der Königskrone nähert. Die deutschen Grafen haben die französische Krone mit sechzehn Perlen, von denen neun auf dem gemalten Wappen sichtbar sind, angenommen. Die deutschen Freiherren haben sich nach der Analogie dieser Grafenkrone eine ähnliche mit zwölf Perlen, von denen sieben sichtbar sind, beigelegt, und die einfachen Edelleute führen neuerdings in Deutschland eine analoge Krone mit acht Perlen, von denen fünf auf dem gemalten Wappen sichtbar sind, oder aber eine Krone, aus einem einfachen Goldreif mit fünf Fleurons bestehend, welche der alten französischen Herzogskrone gleicht.

Weitere Zeichen des Helmes sind die schon Eingangs erwähnten Büffelhörner, welche bedeuten, daß der Adel der Wappenführer die Turnierproben bestanden habe, und das Kleinod, welches an einer Kette um das Halsstück des Helmes hängt. Im Allgemeinen bezeichnet dieß Kleinod die edle Geburt und stellt einen Edelstein mit goldener Einfassung dar. Die alten Könige von Frankreich trugen an ihrem Helm das Kreuz des Heiligengeistordens, und neuerdings ist es eine Sitte, nach einzelnen Ordensstatuten auch ein Recht geworden, daß der Wappenführer den Orden, dessen Ritter er ist, als Helmkleinod führt — oder auch an dem Ordensbande um den Schild hängt. Von den weiteren äußeren Abzeichen haben nur noch in einigen Fällen die Schildhalter Bedeutung — vielfach sind dieselben ganz willkürlich gewählt, häufig allerdings bilden sie einen seit alter Zeit schon integrirenden Bestandtheil des Wappens oder sind als besondere Ehrenauszeichnung verliehen worden — wie zum Beispiel die altfranzösischen Könige die Engel, welche den Wappenschild der bourbonischen Monarchie hielten, einzelnen Familien als Schildhalter verliehen, und wie in dem Eingangs erwähnten Wappen der hannöverischen Grafen von Alten gerade die Schildhalter der symbolische Theil des Wappens sind. Ueberhaupt verliehen die Fürsten zuweilen Wappentheile als eine ganz besondere Auszeichnung. Wir haben in dieser Beziehung bereits die preußischen Adler erwähnt, mit welchen als Ehrenzeichen die Wappen hervorragender Staatsmänner und Feldherren geschmückt wurden. Die Habsburger verliehen ebenso einzelnen Familien die rothen Löwen im goldenen Felde — das alte Wappen des Hauses Habsburg —, welche dann, wie zum Beispiel bei den Grafen von Mülinen, als Fahnen neben den Schild gestellt und von den Schildhaltern gehalten wurden. Ein eigenthümliches heraldisches Bild bietet in dieser Beziehung der alte Wappenschild des deutschen Ordens, und obgleich derselbe eigentlich nicht zu den äußeren Wappenzeichen gehört, so mag er doch wegen der ganz besonderen Bedeutung, welche gerade sein Wappenbild durch die Entwicklung der Geschichte gewonnen hat, hier erwähnt werden. Dem Hochmeister Hermann von Salza nämlich, unter welchem das damals noch heidnische alte Preußen erobert und zu einem Gebiet der souveränen Ordensherrschaft gemacht wurde, verlieh der Kaiser mit der Reichsfürstenwürde den Reichsadler in das Ordenswappen, während zugleich der König von Frankreich die Spitze des Ordenskreuzes mit den französischen Lilien schmückte. Das Wappen des deutschen Ordens zur Zeit seiner Herrschaft in Preußen, wie es noch heute über dem Portal des alten Ordenshauptes Marienburg in Stein gehauen zu sehen ist, bestand darnach aus einem weißen Schild, auf welchem ein schwarzes Kreuz, das eigentliche Ordenszeichen, lag — an den Ecken sah man die goldenen Lilien von Frankreich und auf der Mitte desselben lag der damals noch einköpfige schwarze Reichsadler. Als im Jahre 1525 der Hochmeister Albrecht von Brandenburg den Orden auflöste und sich unter Uebertritt zur evangelischen Kirche zum weltlichen Herzog von Preußen erklärte, ließ er aus dem Wappenschilde des alten Ordenslandes einfach das Kreuz wegfallen, und so wurde der schwarze Adler im weißen Schilde, welcher der alte Reichsadler war, zum Wappen des Herzogthums Preußen. Dieß fiel demnächst an Kurbrandenburg, und als Friedrich I. die königliche Würde annahm, konnte er, da er als Markgraf und Kurfürst von Brandenburg Vasall des Kaisers war, nur König von Preußen — oder vielmehr wegen der damals noch bestehenden Abhängigkeit von Polen König in Preußen werden. Es wurde also das Wappen des Herzogthums Preußen nunmehr das des Königreichs Preußen, welches immer den alten schwarzen Reichsadler im weißen Felde führte. Dieser selbe heraldische Adler ist nunmehr nach Verlauf von sechshundert Jahren auf solchem Umwege wiederum zum deutschen Kaiseradler geworden.

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

Zweite Serie.

XIV.

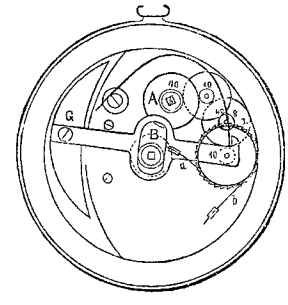
Eine immergehende Taschenuhr.

Seit vier Wochen trage ich eine Taschenuhr von neuer Konstruktion, welche, ohne daß ich genöthigt war, dieselbe aufzuziehen und ohne daß sie um mehr als zwei Minuten abwich, ihren Gang unverändert fortgesetzt hat. Voraussichtlich wird ihn dieselbe in der gleichen Weise jahrelang fortsetzen, ohne daß ich je zum Aufziehen oder einer Reparatur der Feder genöthigt sein werde. Die einzige Bedingung, welche ich dabei zu erfüllen habe, ist ein Spaziergang von einer Stunde täglich. Würde ich diesen mehr als zwei Tage unterlassen, dann wäre ich allerdings genöthigt, die Uhr schleunig durch angemessene Bewegung oder auch mit einem Schlüssel aufzuziehen, um deren Stillstehen zu verhindern.

Die Idee, eine Taschenuhr durch die eigene Bewegung des Trägers aufzuziehen, ist eigentlich keine ganz neue. Schon im vorigen Jahrhundert kamen Uhrtechniker auf den Gedanken, selbstaufziehende Zeitmesser — die sogenannten Schlageluhren — zu konstruiren. Napoleon I. war der Erste, welcher eine derartige, von Bréguet verfertigte Uhr mit Platinagewicht trug.

Diese Konstruktion verhielt sich aber zu der neuen Erfindung der Perpetuale, wie etwa ein „Nürnberger Ei" zur heutigen Ankeruhr. Man war früher von der Ansicht ausgegangen, daß man verhältnißmäßig wenige (einige hundert) tägliche energische Bewegungen benützen müßte, um solche Uhren in Bewegung zu setzen. Dieß bedingte einen sehr schweren Schlägel, ein verhältnißmäßig sehr kräftig dimensionirtes Werk, um dessen Stöße aufzufangen und auszuhalten, und dementsprechend eine umfangreiche, bauchige Wärmflaschenform und ein exorbitantes Gewicht der Uhr. Auch war die Feder stets in Gefahr, gesprengt zu werden, — daher man genöthigt war, ganz eigenthümliche komplizirte Apparate anzubringen, um diesem Schaden vorzubeugen. Diese heilen Schutzvorrichtungen gegen das Ueberaufziehen verursachten häufige Störungen und oft das Versagen der ganzen Konstruktion. Deßhalb haben sich die alten, wegen ihrer Komplizirtheit sehr theuren Werke (800 bis 1200 Mark) nicht bewährt und sind bald wieder aufgegeben worden.

Erst im Jahre 1875 kam der Wiener Maschineningenieur A. R. v. Löhr auf den Einfall, das jenen Werken zu Grunde liegende Prinzip wieder aufzugreifen, aber dessen Anwendung nach dem Vorbilde des bekannten Schrittzählers einer wichtigen Reform zu unterziehen. Derselbe wahlte vor allen Dingen eine leichte Konstruktion ohne Stöße, damit Umfang und Gewicht seiner Perpetuale diejenigen einer heutigen Taschenuhr nicht überschreite, und basirte die Konstruktion seines neuen Werkes auf die Beobachtung und Ermittlung des Umstandes, daß man — körperliche Gesundheit vorausgesetzt — täglich wohl durchschnittlich zehntausend kleine Bewegungen mache. Diese verhältnißmäßig große Zahl kleiner Bewegungen, von der Jedermann sich mittelst eines empfindlichen Schrittzählers selbst überzeugen kann, gibt nun das Mittel, die dadurch hervorgerufenen Schwingungen eines Pendels zu einer Bewegung oder Triebkraft zu summiren, mittelst deren die Feder einer Taschenuhr aufgezogen werden kann. Nach meinen eigenen Beobachtungen sind sogar nur ungefähr 6800 Stöße, welche durch einstündigen Spaziergang bewirkt werden, nöthig, um die Uhr für 24 Stunden, oder, da sie eine längere Feder hat, eine zweistündige Bewegung erforderlich, um sie für 48 Stunden aufzuziehen. Die Konstruktion des Uhrwerks selbst bleibt von der Neuerung ganz unberührt und kann der Aufziehapparat demnach auf Cylinder- und Ankeruhren oder andere Konstruktionen angewendet werden. Der Apparat funktionirt in der Art der bekannten Schrittmesser, nur wird das Schaltwerk nicht zum Registriren der Schwingungen des Gewichts, beziehungsweise



der Schritte benützt, sondern dazu, um mittelst entsprechender Uebersetzung den Federstift A der Uhr umzudrehen und so die Feder aufzuwinden. Die Schwingungen des Gewichtes G entstehen durch die unvermeidlichen Stöße, welche die Taschenuhr beim Gebrauche durch den Körper des Trägers empfängt, also beim Gehen, Reiten, Fahren und anderen Bewegungen. Die Uebersetzungs- und Konstruktionseinzelheiten sind so gewählt, daß den faktischen Verhältnissen möglichst Rechnung getragen und die tägliche Bewegung des Durchschnittsmenschen ihnen zu Grunde gelegt ist. Ein wesentlicher Punkt der Konstruktion ist die Wahl von sehr dünnen Federchen, a und b, für die Sperrklauen, deren Dimension zu der beabsichtigten Wirkung vollständig genügt, die aber bei stärkerem Widerstande, also bei vollständig aufgewundener Feder, durch Biegung ausweichen, so daß ein zu starkes Anziehen der Feder nicht erfolgen kann. Das Stellen der Zeiger erfolgt durch Drehen des gerippten Scheibchens B mittelst der eingelegten Fingerspitze.

Es liegen mir Zeugnisse von bewährten Uhrtechnikern über den neuen, immergehenden Zeitmesser vor, welche ich nach meinen eigenen Erfahrungen nur bestätigen kann. Wir wollen daher einige Beobachtungen derselben vorführen. Herr Ingenieur Karl Kohn, ein alter Uhrmacher, welcher seit fünfundzwanzig Jahren in diesem Fache thätig ist, in Uhrkunstwerken Erfahrungen gesammelt und in Folge dessen auch die alten Selbstaufziehwerke in Handen gehabt und seinerzeit rekonstruirt hat, versichert, nachdem er eine Perpetuale mit vorgefaßter ungünstiger Meinung kritisch untersucht, selbst repassirt und während längerer Zeit genau beobachtet hat, daß das Tragen der Uhr während des Gehens in der Dauer einer Minute einen Aufzug von 36 Minuten ergebe. Die kleinsten Schwankungen der vertikal getragenen Uhr dienen zu einer Schaltung beim Aufziehrade. Bei großen Schwankungen aber werden zugleich mit einem Stoße mehrere Zähne des Rades geschaltet. Die Feder, welche sieben Windungen hat (gegen die fünf Windungen der gewöhnlichen Taschenuhren), geht während einer ganzen Nacht von 12 Stunden nur um $1\frac{1}{2}$, d. h. auf $5\frac{1}{2}$ Windungen herab. Sie ist dann durch einstündige Bewegung wieder vollständig aufgezogen. Wenn man nun darauf sieht, daß die Uhr bei der Inbrauchnahme sofort durch Schlüssel oder Bewegung ganz aufgezogen wird, so bleibt die Spannung der Feder eine viel gleichmäßigere als bei den gewöhnlichen Taschenuhren und ihre Gangart eine richtigere. Herr Karl Kohn hat sein Exemplar bereits so regulirt, daß es täglich nicht um mehr als ± Sekunden abweicht. Ein ähnliches Zeugniß stellt der Direktor des Garantiebureaus der Uhrmacherschule zu Biel im Kanton Bern, Herr Brönnimann, der Perpetuale aus. Bekanntlich sind nämlich solche Uhrenzeugnisse von Beobachtungsstellen, wie sie auch z. B. vom Direktor der

Sternwarte in Neuenburg für die Chronometer im Jura ausgestellt werden, ein Hauptmittel, um den Ruf der schweizerischen Uhren aufrecht zu erhalten.

Die Vorzüge der Perpetuale bestehen also: 1) in genauerem Gang des Uhrwerks, 2) in der Beseitigung der unangenehmen und nachtheiligen Folgen des Vergessens des Aufziehens der Uhr, 3) in der Verhütung des Sprengens der Uhrfeder, 4) in seltenerem Erforderniß des Reinigens, da das Gehäuse fast immer geschlossen bleibt, endlich — last not least — hat die neue Uhr noch 5) einen hygienischen Nutzen, weil sie sowohl den Stubengelehrten wie den Bonvivant täglich daran mahnt, die für seine Gesundheit erforderliche Bewegung zu machen. Denn unterlasst er dieß, so bleibt seine Uhr stehen und dient zur wiederholten Warnung, lange bevor er Zeit gehabt hat, sich in Folge des Mangels an Bewegung eine Leberkrankheit, eine Herzverfettung oder ein anderes gefährliches Leiden heranzuziehen. Wir halten daher dafür, daß die Perpetuale die anderen Taschenuhren allmälig verdrängen wird. Ich selbst wenigstens habe bereits meine kostbare, auf fünfzehn Rubinen laufende Ankeruhr buchstäblich an den Nagel gehängt.

Gastein.

(Hiezu das Bild S. 752.)

Wildbad Gastein, sonst ferne der „Welt" gelegen, heute förmlich auf einer Luftfahrt durch die Alpen mittelst der westlichen und südlichen Bahnen zu erreichen, ist die Perle des Salzburger Landes. Das Bild ist zutreffend, weil die Muschel ringsum von 2000, 3000 und mehr Meter hohen Alpen gebildet wird, weil diese Schale an den Rändern weißglänzend von Schnee und weil auch die von den Alten der Perle zugeschriebene Heilkraft hier vorhanden. Der von 85 Meter Höhe stürzende, stetig donnernde Wasserfall enthält bloß Schnee und Regengüsse; die 37 Grad Réaumur warmen Heilquellen kommen still und überreichlich aus Spalten des Gneiß im „Reichengebirge". Die Luft ist überaus klar und würzig, sie kommt aus der Höhe des ewigen Schnees und streicht über endlose Nadelwälder, sie wird ruhig in der Mulde, welche an und über 1600 Meter hoch liegt; Gastein steigt darin terrassenförmig empor, der kleine Platz, einerseits vom „Hotel Straubinger", andererseits vom „Badeschloß" gebildet, welches der deutsche Kaiser alljährlich bewohnt und dem Landesfonds gehört, ist der hochgelegene originelle Mittelpunkt, jedoch führen Promenaden noch höher und über die „Schröckbrücke", welche schwindelerregend hoch über den glashellen „Schröckfall" leitet, nach Böckstein, von da an mehreren Wasserfällen vorbei und in einer Schlucht nach dem „Naßfeld", wo man sich an den „Tauern" und dem Gletschereise befindet. Anderweitige Promenaden geleiten an Berglehnen zur wundervollen Fernsicht in's Gasteiner Thal, wo „Hofgastein", welches, eine Meile entfernt, durch Röhren die Heilquellen zugeleitet erhält, ferner Dorfgastein ꝛc. Die „Wandelbahn", welche eine sehr lange Glasgalerie schützt, bietet Aussicht und Gesellschaftslokale. Die Zahl der Alpenfirnen, welche an mehreren Punkten gesehen werden, ist groß, die Thäler „Kötschachthal", „Anlauftthal" und mehrere andere haben wenig Vergleichbares in allen Alpenländern der Welt. Das Hochlandsleben entfaltet hier seine anziehendsten Kräfte, und jetzt kommt die Gelegenheit hinzu, die Wunder des Pinzgau und Pongau im Salzburger Lande, die „Klammen", Schluchten, Wasserstürze in kurzer Zeit mittelst Bahnen zu sehen, Jagden mitzumachen und leicht nach „Zell am See" zu gelangen, dem „Diamant" mit flüssigem Feuer. Hier mangelte es an Hotels; die umsichtige Generaldirektion der West- und Giselabahn baut eines und „Zell am See" wird ein Vorort von Gastein, würdig des Hauptorts. S.

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von

Friedrich Uwinger.

3. Serie.

Einem den Stuhl vor die Thüre setzen.

Alle Verbindung mit ihm aufheben. — Der Stuhl, im weiteren Sinne Thron und das Sitzen überhaupt, ist sowohl äußeres wie symbolisches Zeichen der Macht und Herrschaft. In anderer Weise deuten dieß schon die Worte Besitz und seßhaft an. Gott selbst thront auf dem Himmelsstuhl, der Papst nimmt den Stuhl Petri ein, man spricht vom Schöffenstuhl, Stuhlgericht, mythologisch von Wodan's Stuhl ꝛc. Auch sprichwörtlich ist der Begriff im Munde des Volkes. Es heißt: Es sitzen nicht alle weich, die hoch sitzen; Sitzest gut, so sitzest fest, alter Sitz ist stets der best'; Wer gut sitzt, laß' das Rücken; Er sitzt warm; Er sitzt wie die Perle im Golde; Er sitzt wie in Abraham's Schooß; Sie sitzen im Trockenen, u. s. w.

Ebenso geht mit dem Verluste des Stuhles, des Sitzes, die Gewalt, die Herrschaft verloren. So sagt man: Er ist vom Thron gestürzt, der Thron ist zertrümmert, der Stuhl wird neu besetzt; Er wird nicht lange sitzen bleiben u. s. w.

Im Zusammenhange hiemit galt als kleinster Grundbesitz im altdeutschen Recht ein Raum, auf dem ein dreibeiniger Schemel (Stuhl) Platz hatte. Der Stuhl war auch beim Erwerb eines Grundstückes ꝛc. ꝛc. nothwendig. Es gehörte zu den Formalitäten, daß der neue Besitzer sich auf einen Stuhl setzte und mit drei Stößen in das erworbene Eigenthum hineinrutschte, oder er ließ sich den Stuhl hineintragen und setzte sich dann erst. Dehnten sich dabei die Verkaufs- und Uebergabeverhandlungen aus, kam es leicht vor, daß tagelang gesessen werden mußte. In solchem Falle wurde die „Besitzung" durch einen Diener zu Ende geführt.

Die Ausweisung aus dem Besitz erfolgte obigem analog. Man setzte dem Besitzer den Stuhl vor die Thüre und gab ihm dadurch zu verstehen, daß er auf dem Grundstück keinen „Besitz" d. h. nicht das geringste Eigenthum mehr habe.

Der schwarze Hanns.

Von

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Ein Försterhaus. Herbstabend. Um die Giebel
Stößt der Novemberwind. Im niedren Saal,
Dem rauchgeschwärzten, saßen am Kamine
Mein Freund und ich. Das derbe Jägermahl
War just beendet, durch das Zimmer zog
Schon blauer Duft, und in den Gläsern blinkte
Das Kirschenwasser. Am Getäfel stand
Der alte Förster, aus dem Maserkopfe
Ingrimmig dampfend, dann und wann ein Wort
Still vor sich brummend. Lächelnd schob mein Freund
Das Glas ihm hin: „Trink', Alter, laß die Grillen
Für heute ruhn! Du hast kein Recht zu schmollen
Nach solchem Jagdglück. Grad' im letzten Triebe
Den rief'gen Wolf! Er blieb im Feuer, nicht?
Ja, Blattschuß — Grabschuß. Kam er durch's Gehege
Dir flüchtig an? Nun, so erzähl' doch endlich,
Wie war's damit?"

„Womit? Ah — mit dem Wolf? —
Ja, gnäd'ger Herr, den hat die Kugel leider
Zu gut gefaßt, denn gerne hätt' das Vieh
Ich erst gewürgt und ihm mit meinem Messer
Rasch ein paar Löcher in den Balg gemacht —
So war's zu spät. Der Teufelsbraten rollte
Im Knall kopfüber, schnellte sich durch's Laub
Blutübergossen, sah mich nahen, heulte
Zehn Worte noch, und streckte sich und starb,
Eh' ich herankam."

„Was? Ein Wolf ... zehn Worte?
Bedenk' Dich, Alter. Redest Du im Fieber?
Ein Wolf — zehn Worte!" — „Gnäd'ger Herr, verzeiht,
's ist reine Wahrheit." — „Gut, so laß uns wissen:
Was sprach der Wolf?" — —

Der Greis griff nach der Stirne
Und schwieg und sann. Sein wetterbrann Gesicht
Durchlief ein Schimmer. „Als jung ich war,"
Begann er leise, „stand im Waldrevier
Noch eine Mühle. Wo der Glimmerbach
Zum Teich sich breitet, war's. Jetzt wuchert Schilf
Und Unkraut drüber. An der Mühle lag
Ein Blumengärtchen, frisch von Wasserstaub
Und Bachgerieseł. In dem Gärtchen blühte
Ein Rosenstrauch, doch schöner blühte noch
Des Müllers Gretchen ...

„Ja, das war ein Kind,
Fromm, brav und herzig! Zöpfe hatte sie
Dick wie mein Arm, und was für Augen! Tief,
Ganz voller Sonne. Und wie lachte sie
So herzlich gern, wie klang ihr Lachen silbern
Und glücklich-hell! Kurzum — sie war mir gut,
Denn, gnäd'ger Herr, nicht immer war ich mürrisch
Und krumm wie jetzt! 's gab eine Zeit, da schauten
Die Mädchen mich nicht eben ungern an;
Ich aber lachte, denn im Herzen hielt
Ich Müllers Gretchen ...

„Damals lag ein Krug
Hart an der Straße, die den Wald durchschneidet,
Ein Krug, wo Grenzer, Händler, fahrend' Volk
Oft Einkehr suchten. Ein verruf'nes Weib
Führte die Wirthschaft, in der Schenke half
Ein Sohn ihr aus. Man nannte ihn im Lande
Den ‚schwarzen Hanns'. Herr, einen schlimm'ren Wild'rer
Gab es noch nie. Schlau wie die Wildkatz, tückisch
Wie hundert Marder, grausam, feig, ohn' Ehre
Und ohn' Gewissen. In der grünen Saat
Fing er das Rebhuhn sammt der Brut, der jungen,
Die noch nicht flügge. Auf die Wechsel warf
Er Draht und Schlingen, daß sich elend würgte
Zu Tod das Rehwild, sei es Bock, sei's Gais;
Das Mutterthier, das hochbeschlag'ne, knallte
Er ruhig nieder, beutegierig, einzig
Auf Geld bedacht. Dabei unfaßbar, listig,
Den Jägern Freund, die eig'nen Raubgenossen,
Wenn's immer ging, für guten Sold verrathend —
Den Burschen fing ich nun, als einen Bock
Im Morgengrau'n er aus der Schlinge löste,
Und lieferte, wie's meine Schuldigkeit,
Ohne Erbarmen ihn auf's Landgericht.
So weit war's gut, doch in den Städten sitzen
Am grünen Tische Herren, die das Recht
Aus Büchern lesen, die den größten Schuft
Oft schuldlos sprechen, und den Armen, der
Vor Hunger stiehlt, im Zuchthaus faulen lassen,
Die so viel fragen, daß das klarste Ding
Zuletzt ein Wirrsal wird voll Kniffen, Pfiffen,
Die's so weit bringen, daß das X ein U
Und ein Maulesel eine fette Kuh —
Die schickten richtig auch nach ein paar Wochen
Den Hanns zurück. Seit diesem Tag begann
Ein stummer Krieg. Da fand ich meine Hunde

Im Stall vergiftet, da die Roggensaat
Auf meinem Acker über Nacht zertreten,
Da glimmte Zündschwamm im Gebälk am Haus,
Da pfiff im Wald mir einmal eine Kugel
So nah vorbei, daß ich den warmen Hauch
Zu spüren meinte. Und dann endlich kam,
Was ich geahnt — im eigenen Reviere
Ein Hinterhalt. Die Hunde schnürten mich
An Kiefernäste, so, daß wie ein Kreuz
Gestreckt ich schwebte. Tage gingen so,
Da fand man mich, doch lange Wochen schwanden,
Eh' ich erwacht. Ein Gluthall zuckte kreisend
Mir im Gehirn, in den verrenkten Adern
Kochte das Blut. Doch ich war jung und nervig,
Kurz, ich genas. An einem Nachmittag,
Es war schon Herbst, schlich mühsam ich am Stabe
Hinab zur Mühle. Von den Bäumen fiel
Rothgelb das Laub. Das Gärtchen, drin so oft
Ich glücklich war, sah mich verwildert an,
Das Haus war still — kein Laut — die Räder standen
Schlafend im Bach. Am Thore kauerte
Der Müller selbst. Ein Lodenrock umfloß
Die hag'ren Glieder. Stumpf sah er mich an,
Ich aber lallte: ‚Gretchen — wo ist Gretchen ...'
Da sprang er auf: ‚Verflucht! mein einzig Kind ...
Der schwarze Hanns ... geh' weiter, Fremder, weiter
Und ber' für sie ...'

„So, gnäd'ger Herr, so hat
Sich Hanns gerächt. Wo einst die Mühle ragte,
Ist jetzt ein Teich. Verdorben und gestorben
Ist, was ich liebte. Ich — ward zeitig alt
Und mürrisch drum. Griesgrämig und langweilig
Ward ich dazu. Verzeiht mir, gnäd'ger Herr,
Haltet's zu Gnaden."

In dem Schlote fing
Sich jäh ein Windstoß. „Alter, laß die Sorgen
Begraben sein. Nicht wußt' ich, daß Dein Leben
So trübe war. Doch komme weiter nun,
Besinne Dich — Du wolltest von dem Wolf
Uns ja erzählen. Hier, trink' noch einmal
Und komm' zur Sache." — „Herr, ich blieb dabei,
Laßt mich nur reden. Seht, ich glaub' daran,
Daß jeder Mensch 'ner eignen Art von Thieren
Genau entspricht. 's ist ein geheimes Band,
'ne Blutsverwandtschaft, die sich nie verleugnet.
Ich glaub' drum fest an Seelenwanderung
Und an Vergeltung. Muth'ge Menschen werden
Zu Löwen einst. Feiglinge werden Mäuse,
Die sich verkriechen. Schlaue Winkelschreiber
Werden zu Füchsen. Keiner macht mir weis,
Daß unser Probst, der fett auf seiner Pfründe,
Nicht einst ein Dachs wird. Kommt mir da der Schmul,
Der Handelsjude, schen und bittend an,
So ruf' ich: ‚Hase!' Hase — ja, fürwahr
Ich wär' kein Jäger, kennt' ich nicht den Blick
Auf Schrotschußweit', den abgehetzten Blick,
Den angstverstörten! Keine Ruhe hat
Nicht Jud' noch Hase. Stündlich frischgehetzt
Von Groß und Klein, verhöhnt, verjagt, verprügelt,
Ohn' Schutz, ohn' Rast, ist seine beste Wehr,
Sich still zu ducken. Doch umsonst — die Ohren,
Die schlotternden, trübselig großen Ohren,
Verrathen ihn. Seht Euch den Schmul nur an,
Gnädiger Herr, und sagt ..."

„Beim Himmel, Alter,
Kommt nun zum Ziel! Vom Wolfe sprachen wir,
Hört Ihr, vom Wolf! Was that er, als die Kugel
Das Fell ihm schlitzte? Ernstlich, wollt' vom Weg
Nicht fürder schweifen." —

„Gott behüte, Herr,
Das that ich nimmer. Selbst bin nun beim Wolfe
Ich angekommen. Seht, es gibt kein Thier,
Das feig, so elend feig trotz seiner Stärke,
Als solch' ein Wolf. Tags schleicht er durch den Wald,
Blinzelnd und scheu, kaum, daß an eine Ratte
Er frei sich wagt. Was thut das Teufelsvieh?
Es spionirt! Wohin zur Rast sich setzte
Ein müdes Reh, das merkt er sich — wo immer
Ein wehrlos Thierchen weilt, da kreist im Bogen
Er rastlos hin. Und ist die Nacht gekommen,
Wird er zum Mörder. Lautlos hingestreckt
Am thau'gen Boden, kriecht er, schweißbegossen
Vor Angst und Gier, bis arglos er, im Bette,
Sein Opfer findet. Und er tödtet still,
Der schmutz'ge Würger! Kommt's 'mal, daß der Schrei
Der wunden Hinde jäh den Platzhirsch weckt,
Den braven Wächter — klemmt er scheu die Ruthe
Und läuft davon. Er mordet nur, was schüchtern
Und wehrlos ist. Hat er sich 'mal verritten
In blinder Gier, und droht ihm die Gefahr,
Wird seine Feigheit kläglich offenbar.
So heute auch — nach einer langen Hetze
Saß unser Wolf gefangen wie im Netze,
Ich sah ihn rathlos auf und nieder schleichen,
Das Haar gesträubt auf seinen mag'ren Weichen,
Ich sah, wie er in's Haidegras sich drückte
Und wie verzweiflungsvoll er um sich blickte,
Dicht hinter ihm mit Knütteln alle Treiber,
Er wagte nicht, sich über ihre Leiber
Den Weg zu bahnen, und auf meine Buche
Kroch scheu er zu, als ob er Gnade suche;
Er sah mich an, so demuthsvoll, so fragend,
Mit trüben Augen, die ganz menschlich klagend,
Und streckte, wedelnd, wie ein Hund die Zunge —
Ich aber schoß ihn grade durch die Lunge,
Und warf mich über ihn mit blankem Messer,
Damit er rascher stürbe, nur nicht besser.
Doch leider Gottes kam zu spät mein Eifer,
Er rollte über, ganz voll Blut und Geifer,
Und starb, und sprach zehn Worte, zehn an Zahl:
‚Ich bin der schwarze Hanns, der Dir die Grete stahl.'"

Schach.

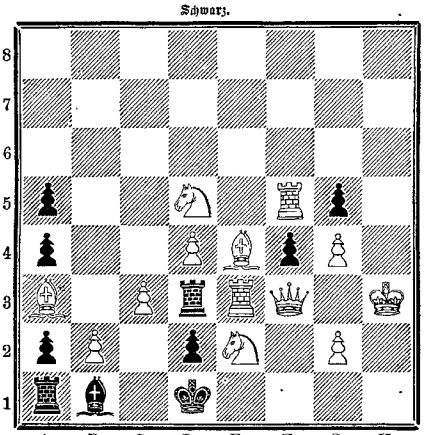
(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Im Pariser Problemturnier ist der erste Preis der Sendung Motto: „Quandoque bonus dormitat Homerus", der zweite der Sendung Motto: „Vertrauen" zuerkannt worden.

Aufgabe Nro. 37.

Quandoque bonus dormitat Homerus.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 33:

Weiß.	Schwarz.
1) S. E 5 — G 6	1) K. D 5 — C 6 od. — E 6 od. A)
2) S. G 6 — E 7 oder — F 4 setzt Matt.	
A)	
1)	1) Beliebig anders.
2) D. setzt Matt.	

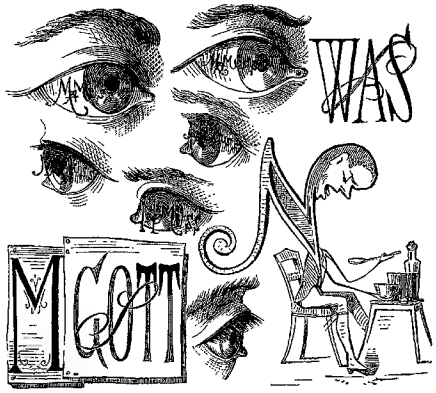
Schachbriefwechsel.

Hrn. M. G. in Rastatt und Em. Fr. in Lyon. Nro. 30 R. — G. Ob. in Peterswalde. Nro. 31 R., doch fehlt das Hauptspiel 1) S. G 3 — E 2, L. D 5 — C 4. — K. stud. jur. in Berlin, F. K. in Kruge, W. v. G. in Schlüchtern und ein Ungalanter in Friedberg, Nro. 31 R. — J. F. in Prag. Nro. 26 unrichtigwegen S. G 8 — E 7. In Nro. 27 folgt auf 1) S. D 1 — B 2, K. D 4 — E 5; 2) L. A 5 — A 4, K. E 5 - F 4 und das Matt ist im nächsten Zuge nicht möglich. — L. S. stud. jur. in Berlin. Nro. 26 R. Nur der Bauer darf en passant schlagen und zwar in der von Ihnen angegebenen Art. — A. K. in Liegnitz und R. H. in Leipzig. In Nro. 31 würde auf 1) S. G 8 — E 7, L. D 5 — C 4; 2) D. D 3 — D 4 durch K. A 5 — B 4 das sofortige Matt verhindert. — A. B. in Polen. Wir empfehlen Ihnen die fünfte Auflage von v. Bilguer's Handbuch des Schachspiels und die Deutsche Schachzeitung, Verlag von Veit & Comp. in Leipzig. Weiteres brieflich bei gef. genauer Angabe Ihrer Adresse. — L. L. in Lalendorf. Nro. 32 R. In Nro. 28 würde auf 1) L. E 1 nimmt E 7 †, K. E 8 — D 8; 2) L. E 7 — nimmt D 7 †, K. D 8 — C 8 durch 3) L. D 7 — D 8 † das Spiel gewonnen. — E. B. in Leipzig. Nro. 32 R. Ueber Nro. 31 siehe vorher. Cz. in Friedenau. In Nro. 27 geschieht nach 1) S. D 1 — B 2, K. D 4 — E 5; 2) C 5 — C 6 †, K. E 5 — D 6, nicht — F 6. — Fr. B. in Lauenburg. Wenn in Nro. 32 Weiß 1) K. G 6 — H 5 spielt, so verhindert allerdings D. B 8 — A 7 das Matt in drei Zügen. Die Lösung ist unrichtig, so bald das Matt in der aufgegebenen Zügezahl nicht erzwungen wird. In Nro. 29 fehlt der wichtigste Zug 2) K. B 4 — C 5, auf dessen Beantwortung der Werth der Aufgabe beruht. In Nro. 31 geschieht auf 1) D. D 3 — C 3 †, K. A 5 — B 5 und nach 2) S. G 3 — E 2 würde L. D 5 — C 4 die Lösung verhindern. — Fr. B. in Schadewitz. Ueber Nro. 31 siehe vorher. — Arth. Kr. in Liegnitz. In Nro. 21 ist 1) L. H 6 nimmt H 7 falsch z. B. wegen L. E 5 nimmt G 7 †. — Hrn. Gr. in Schalksmühle. Wie können Sie Bedenken über die Richtigkeit der Lösung von Nro. 15 aussprechen, wenn die Aufgabe selbst Ihnen nicht vorliegt? — J. L. in Breslau. Sie spielen in Nro. 32 nach 1) D. G 1 — F 2 †, K. F 4 nimmt G 4; 2) D. F 2 — H 2, worauf Schwarz D. B 8 — C 8 † antwortet. — P. W. in Hagen. Nro. 31 R. Sie finden Ihre Fragen in jedem Schachbuch beantwortet. Wir können nicht regelmäßig in jeder Nummer Auskunft über die Elemente des Schachspiels geben. — A. A. in Liegnitz. Ueber Nro. 28 siehe vorher. Nro. 32 R. — Hrn. G. A. in Wonna, S. in Neukirchen, G. S. und W. L. in Heiligenhafen, H. L. und J. B. in Hedewigenkoog, F. K. in Kruge. Nro. 32 R. — Hrn. S. in Guttentag, Dr. E. S. in Potsdam, Ed. E. in Stuttgart, v. W. in Schirgiswalde, v. St. in Bruchsal. Nro. 31, 32 und 33 R. — Oedipus in Linz, L. L. in Lalendorf E. B. in Leipzig, Sch. in Schweinfurt, St. in Ellwangen, H. W. in Eisbergen. Nro. 33 R. — E. H. in Ebersbach. Nro. 30 und 31 R. — L. in Reichenberg. In Nro. 28 würde auf 20) L. E 1 nimmt E 7 †, K. E 8 — D 8; 21) L. E 7 nimmt D 7 †, K. D 8 - C 8; 22) L. D 7 — D 8 †, L. G 8 nimmt D 8 durch 23) G 2 nimmt F 3 die Dame erobert und Weiß muß gewinnen. — A. in Hafenwinkel. Nro. 31 und 32 R. — A. E. in Offenbach. Als langjährigen Abonnenten verweisen wir Sie auf mehrfache Beantwortung Ihrer Frage in den diesjährigen Schachbriefwechseln. — B. R. in Gießen. Nro. 29 R. Aufgabe erhalten.

Räthsel.

Ein Blütenkelch voll zarter Pracht,
In Tagesfrüh erschlossen,
Daraus ein blauer Himmel lacht,
Von Morgenroth umflossen.
Doch auch ein rechter Grobian,
Mit Lärmen und Gebrülle
Durchziehn wir brausend unsre Bahn
Und sind oft plötzlich stille.

Bilderräthsel 38.



Auflösung des Bilderräthsels 37:

Das kleinste Haar wirft seinen Schatten.

Auflösung des Räthsels in Nro. 37:

Handwerk.

In den neuesten Nummern der

„Deutschen Roman-Bibliothek"

zu **„Ueber Land und Meer".**

Preis in wöchentlichen Nummern von ca. **4** Bogen nur 2 Mark pro Quartal, und in 14tägigen Heften von ca. **8** Bogen nur 35 Pf. pro Heft,

hat begonnen:

Die guten Freunde.

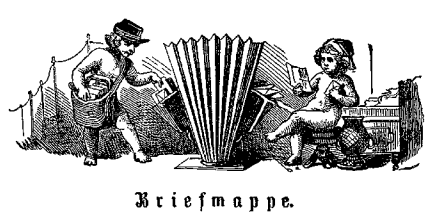
Roman von

L. Haidheim.

In das Abonnement auf die „Deutsche Roman-Bibliothek" kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dieß am besten bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt**, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen nachgeliefert.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.



Briefmappe.

B. Z. R. in Berlin. Da P. sehr zerbrechlich ist und daher nicht geschaukelt werden darf, was bei jener Situation auch sehr gefährlich wäre.

Fr. Gundel v. P. in M. Die Buchhandlung von Wallishauser in Wien, deren Spezialität dieß ist, kann Ihnen das Gewünschte verschaffen.

Nomen et omen. In Edstein's Dichterhalle (Leipzig, Hartknoch).

Frl. Adele in Penzig. Dürfen wir Ihnen eine Gouvernantenstelle besorgen?

Cara Cornelia angenommen.

M. K. P. in Berlin. Allerdings gibt es Mittel, das Leiden, über welches Sie sich beklagen, zu beseitigen, jedoch ist die fragliche Heilmethode nicht die richtige und wollen Sie sich dieserhalb mit Angabe Ihrer genauen Adresse durch unsere Vermittlung direkt an unsern ärztlichen Berather wenden, da wir in unserer Briefmappe Ihnen nicht so ausführlich antworten können.

Hrn. Kommerz.-R. W. in A. Die Erfahrung spricht gegen Ihre Ansicht: der G. hat keine direkten Nachkommen.

Frl. Joh. B. in A. Wir glauben kaum, daß Ihnen damit gedient wäre; sollten Sie nicht besser nach Schönmünzach gehen? Das verbindet alle gewünschten Eigenschaften.

Hrn. Oberst v. S. in A. In Holland gibt es einen Hooge Raad van Adel, der diese Streitigkeiten entscheidet.

A. T. in Berlin. Ein paar Gedichte werden erscheinen.

Einem Bergsteiger in Prag. Gegen Uebermüdung der Sehnen des Kniegelenks beim Bergsteigen gibt es nur ein Heilmittel und das ist die nöthige Ruhe. Salben oder Mixturen, um den ermüdeten Muskeln die Müdigkeit zu benehmen, existiren nicht.

Hrn. K. S. in Bochum. Wenden Sie sich an das Milit.-literar. Auskunftsbureau in Leipzig, Karlsstr. 5.

Abonn. in Hamm. Wir haben in unserer nächsten Nähe eine gegentheilige Erfahrung gemacht.

Hrn. E. K. in B. Das kürzlich gebrachte Bild aus Damaskus ist „Vor dem Hotel", nicht „Vor des Hotels" zu betiteln.

Treuer Abonn. in Ungarn. Bestreichen mit feuchtgemachter sogen. Pfeifenerde und Abreiben, wenn diese völlig getrocknet ist. — Grützmacher.

Sechzehnjähriges Fräulein von B. in Zechin. Das beste der fraglichen Waschmittel ist die flüssige Glycerinseife, welche Sie aus jeder besseren Apotheke in Originalverpackung beziehen können.

Mehrj. Abonn. in Bresch. Sebastian Brunner's humorist. Schriften sind bei Manz in Regensburg und Braumüller in Wien erschienen.

Alter Verehrer in R. bei Bresl. Swoboda, Anlegung und Benützung transportabler und stabiler Eiskeller. Weimar, Voigt. 2 M. 25 ₰.

Hrn. v. B. in W. Sie haben Recht, die Erklärung von „Vielliebchen" steht in Freytag's „Verlorener Handschrift", nicht in „Soll und Haben". Es wird jedoch nichts schaden, wenn der betreffende letzteren Roman auch liest.

Exulus in Kadenz. Die Talgdrüsen-Entzündung an den Nasenflügeln wird durch Ausdrücken der Talgdrüschen am raschesten beseitigt.

Titiana und Pnola in Pomm. Das geht so sehr in's Detail, daß wir Sie auf Creuzberg, Die Vertilgung der Raupen (Weimar, Voigt) verweisen müssen.

Else in Jugenheim. Die Vertreibung solcher Tintenflecke aus Leinen ist nur im allerersten Stadium möglich; dann ist es aber mit Weinsäure vorzüglich gelungen.

Frl. M. H. in Dr. Wollen Sie gef. über Ihr Mstr. disponiren.

Hrn. Louis R. in Wien. Kalliseife soll im Gesicht nicht angewandt werden, dagegen bekommen Sie in Wien ein nach Hebra's Vorschrift angefertigtes Waschmittel, Kali-Crême, welches auch im Gesicht Anwendung finden kann.

Frl. M. A. in P. Das Alles finden Sie ausführlich in Mendel's Musikal. Konvers.-Lexikon (11 Bände), Verlag von Robert Oppenheim in Berlin, das bis Herbst in einer Neuauflage und in 124 Wochenlieferungen à 50 ₰ erscheinen wird.

Hrn. E. E. in L. Nein, das geht ohne Vereinbarung mit dem fremden Autor oder Verleger nicht. Betreffs der beiden anderen Fragen wenden Sie sich an das Milit.-literar. Auskunftsbureau in Leipzig, Karlsstr. 5.

Hrn. Lehr. J. M. in M. Künstliche Glieder bei Mechanikus Seeger in Stuttgart.

Hrn. C. Sch. in Lübeck. Molière können Sie herausgeben so viel Sie wollen; auf ihn hat Niemand ein Verlagsrecht.

Hrn. C. L. in W. Wir glauben kaum, daß Edstein's Dichterhalle in Leipzig sich bereit finden lassen wird.

Hrn. Franz K. in W. Sauer's Konversationsgrammatik oder Zoller's Italien. Sprachbuch.

Rechts und Links in M. Dem zur rechten Hand C.

Mazurka in Cz. Wir empfehlen Ihnen B. Schwartz, Schönheitspflege, wo Sie auch noch manches andere Sie Interessirende finden werden. Heine hat kein Denkmal; es fand sich ja kürzlich nicht mal ein Käufer für das Geburtshaus eines der größten Dichter unseres Jahrhunderts. Ueber das Gut können wir Ihnen leider keine Auskunft geben. F. ist seit einem Jahr verheirathet. Schreiben Sie direkt: Wien. Mehr bedarf's nicht. Etwas weniger Patchouli wäre gut. Unsere ganze Briefmappe duftet darnach.

Hrn. F. H. L. in H. Brauchbar.

Hrn. H. S. in B. Schade, daß das Wort französisch ist.

J. R. G. in L. Instrumentenmacher Sprenger in Stuttgart und Ernst Placht, Musikinstrumentenfabrik in Schönbach bei Eger.

R. Matz in Stockholm. Auch nachträglich noch können Sie das zu einem früheren Jahrgange unseres Journals gebotene Prämienbild: „Der deutsche Kaiser und seine Heerführer", nach dem Gemälde von F. Kaiser, in Photographiedruck von J. Albert in München, zum Ausnahmspreis von 2 M. 50 ₰ beziehen. Jede dortige Buchhandlung wird Ihnen das Bild auf Wunsch gern besorgen.

Hrn. E. L. R. in Thun. Das ist eine Selbsttäuschung der allergröbsten Art.

Hrn. John A. in G. Schneider, Prakt. Handbuch der Schuhmacherei (Weimar, Voigt) dürfte Ihnen Alles sagen.

Hrn. J. St. in B. Diese Assignaten nimmt Ihnen Niemand mehr ab, namentlich die französische Regierung nicht.

Hrn. E. S. T. R. Wir haben dafür keine Verwendung, aber das „Romanmagazin des Auslands", Berlin. Machen Sie eine Anzeige im Leipziger Buchhändler-Börsenblatt.

Hrn. F. O. in S. Ueber Firmen und Personen Auskunft zu geben, ist nicht die Sache unserer Briefmappe.

Kickericki. Der „Einjährigfreiwillige" (Berlin, Liebel) gibt Ihnen Auskunft.

Abonnent in Wiesbaden. Richtig. Aber zu wenig Porto. Man darf in ein offenes Couvert keinen Brief legen!

Hrn. Lud. Fr. in Pr. Spaß in Mainz. Hs. in Eichsfeld. Alb. St. in Elberfeld.

K. Y. Z. 105. Nein. Benedix, Die Kunst des Vortrags.

Neugieriges Mädchen. Das ist freilich nicht schicklich. Sie brauchen uns von Ihren Bauvorhaben nichts zu schreiben.

Paulus in B. Schwimmgürtel wird Ihnen die Syring'sche Kautschuwaarenhandlung in Stuttgart liefern. Die Cornelia von Pilz (Leipzig, C. F. Winter) können wir Ihnen sehr empfehlen.

Hrn. J. A. in B. (Kalif.) Becker, Deutsche Sprache. Prag, Tempsky.

Zwei Backfische aus Insterburg. Doch etwas zu leicht, aber früher willkommen; jetzt zu spät.

Alter Abonn. in Oestr. Hillebrandt hält gegenwärtig Vorlesungen in England. Senden Sie's an den Verleger Hartung in Leipzig. — In Cambridge, Amerika.

Hrn. F. P. Wir bedauern, daß Sie reingefallen, haben aber mit diesem Theil nichts zu schaffen.

Hrn. M. R. in A. Den Elsässer Ausdruck „Mosilen" kennen wir auch nicht. Vielleicht weiß einer unserer Leser Bescheid.

Hrn. Dr. Sp. zu Mörbingen (Baden). Da unsere nächste musikalische Rundschau sich nur wieder auf Klavierliteratur beschränken dürfte, so empfehlen wir Ihnen auf diesem Wege für Ihre Zwecke: Instruktives Gesangalbum (Edition Peters) und für zwei Singstimmen: Die Litolff'sche Edition sämmtlicher Duette Mendelssohn's, Naff op. 114, Schumann's Mädchenlieder op. 103 und op. 43 (Simrock).

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart.**

Romane und Erzählungen

in wohlfeilen Ausgaben

für die Reise und für Daheim.

In dieser Sammlung sind bis jetzt erschienen:

K. Gutzkow, Die schöneren Stunden. Rückblicke. 2. Aufl. Preis eleg. brosch. *M.* 1. 50.

F. W. Hackländer, Nahes und Fernes. Die Spuren eines Romans. — Unter den päpstlichen Zuaven. 2. Auflage. Elegant broschirt *M.* 1. 50.

Georg Horn, Der Schatz von St. Himmelspfort. Roman. 2. Auflage. 4 Theile in 2 Bänden. Eleg. brosch. *M.* 3. —

Hans Wachenhusen, Des Herzens Golgatha. Roman. 2. Auflage. 2 Theile in 1 Band. Elegant broschirt *M.* 2. —

Julius Grosse, Maria Mancini. Roman. 2. Aufl. 2 Theile in 1 Band. Elegant broschirt *M.* 2.

F. W. Hackländer, Geschichten im Zickzack. Roman. 2. Auflage. 4 Theile in 2 Bänden. Elegant broschirt *M.* 3. —

Bret Harte, Gabriel Conroy. Roman. Deutsch von Udo Brachvogel. Einzige autorisirte Uebersetzung. 3 Theile in 1 Band. Preis elegant broschirt *M.* 1. 50.

Otto Müller, Roderich. Eine Hof- und Räubergeschichte a. d. Jahre 1812. 2. Aufl. 2 Theile in 1 Bd. Eleg. brosch. *M.* 2. —

H. Wachenhusen, Eine Geborene. Roman. 2. Auflage. Elegant broschirt *M.* 1. 50.

Emil Gaboriau, Der Strick um den Hals. Kriminalroman. 2. Auflage. 4 Theile in 2 Bänden. Eleg. brosch. *M.* 2. —

F. W. Hackländer, Nullen. Der Geschichten im Zickzack zweiter Theil. Roman. 2. Aufl. 3 Theile in 1 Band. Broschirt *M.* 3. —

A. Mels, Erlebtes und Erdachtes. 2. Auflage. 2 Theile in 1 Band. Broschirt *M.* 2. —

Wilhelm Raabe, Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge. Roman. 2. Auflage. 3 Theile in 1 Band. Elegant broschirt *M.* 2. —

Hans Wachenhusen, Im Bann der Nacht. Roman. 2. Auflage. Broschirt *M.* 1. —

Die Sammlung enthält, wie aus Vorstehendem ersichtlich, nur ganz gediegene Werke und zeichnen sich diese billigen Ausgaben außerdem noch aus

1) durch den für das Lesen im Eisenbahnwagen wünschenswerthen **guten Druck** und ihre **elegante Ausstattung** überhaupt, dann

2) durch ihre **außerordentliche Billigkeit**, weßhalb sie sich auch **vorzüglich zur Anschaffung für Haus- und Familienbibliotheken eignen.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und vorräthig auf **allen Bahnhöfen.**

Der rapide Seiden-Aufschlag.

Durch den anhaltenden Regen und die Nachtfröste, die wir beinahe in ganz Europa im April und Mai hatten, ist das Wachsthum der Maulbeerbäume, die einzige Nahrung der Seidenwürmer, nicht nur gehemmt worden, sondern das Laub wurde zum Theil **gelb**, zum Theil aber musste es von den Raupen in **nassem Zustande** verzehrt werden, was ein Abwerfen derselben zur Folge hatte; ja man zahlte an manchen Orten für einigermaßen gutes Laub Fr. 14—16 per Kg. In Folge dessen **stiegen seit 14 Tagen die Rohseiden-Preise um ca. 40 %**, und ist auch heute noch ein weiteres Steigen derselben zu erwarten. Dieser Aufschlag ist aber ein **krankhafter** zu nennen, da er hauptsächlich **von der Spekulation** begünstigt wird; er wäre ein **gesunder**, wenn die Konsumtion der Seidenstoffe die Ursache wäre, mit andern Worten, wenn **die Mode** sich wieder mehr **der Seide** zuwenden und der Bedarf darin eine größere Nachfrage nach Rohstoff bedingen würde. So lange dieß aber nicht der Fall ist, haben wir Rohstoff von früheren Jahren noch genugend, und ich glaube, daß dieser jahe Aufschlag von nicht allzu langer Dauer sein dürfte. Auf die Rückkehr der Mode aber warten wir schon seit Jahren vergeblich! — Wird sie je wiederkehren? Die Einen behaupten, „die schlechten Zeiten" trugen die Schuld, Andere sagen (und darin liegt ein großer Theil Wahrheit), seitdem die **Tonangeberin der Mode**, die **Kaiserin Eugenie**, vom Weltschauplatz sich zurückgezogen habe, wäre der Seidenstoff in Ungnade gefallen u. s. w. — Ich glaube fest, daß die schon oft von mir an dieser Stelle ausgesprochene Behauptung der richtige Grund ist, nämlich: die geradezu

strafbare Verfälschung der Seidenstoffe,

die in einem Grade überhand genommen hat und noch nimmt, daß, wenn nicht von **reellen** Hausern mit allen Kräften dagegen gearbeitet wird, der momentan verhältnißmäßig kleine Bedarf mit der Zeit noch mehr reduzirt werden wird; nicht Mode oder sonstige Entschuldigungen sind der Grund; übergeben wir dem Damenpublikum wieder **reine Seide**, keine Schwindelwaare, und das launenhafte Kind, **„die Mode"**, wird schnell genug wieder dem kostbaren Stoff ein freundliches Gesicht zeigen! —

Mich persönlich berührt momentan der Aufschlag wenig: ich habe schon vor 4 Wochen derartige Arrangements getroffen, daß ich **bis Ende Dezember ds. Js.** für meine **sämmtlichen** Seidenstoffe zu **alten billigen** Preisen gedeckt bin, und **erhöhe** meine Preiscourante bis zu obigem Termin **nicht.** Ich bringe

meine garantirt reingefärbten Seidenstoffe

in empfehlende Erinnerung und spedire an Private **porto- und zollfrei** nach: **Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Holland, England** und **Rußland.**

Muster versende umgehend. Briefporto 20 Pf. — 10 Kreuzer öst. W. 335

Zürich, 1. Juni 1879.

G. Henneberg,
Fabrikdépôt reingefärbter Seidenstoffe.

Norddeutscher Lloyd.

Kaiserlich deutsche Postdampfschifffahrt.

I. Zwischen Bremen und New-York,
ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen jeden Sonntag, von Southampton jeden Dinstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag Abend nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.

Direkte Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.

Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und Baltimore.

Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs, von Baltimore Donnerstags

III. Zwischen Bremen und New-Orleans,
via Havre und Havanna.

Von September bis April ein oder zwei Mal monatlich.

IV. Zwischen Bremen und Bahia und Rio de Janeiro,
via Antwerpen und Lissabon.

Von Bremen am 10., von Antwerpen am 15. jeden Monats.

V. Zwischen Bremen und Montevideo und Buenos-Ayres,
via Antwerpen direkt.

Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1 jeden Monats. 280

Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

Parfümerie „LA VIOLETTE"

SCHLIMPERT & Co.

LEIPZIG

Specialitäten:

Opoponax-, Veilchen-, Ylang-Ylang-Essenz für das Taschentuch.
Eau de Quinine zur Reinigung der Kopfhaut und Verschönerung des Haarwuchses.
Lotion & Pommade antipelliculaires, beste Mittel gegen Kopfschuppen.
Oster-Wasser beseitigt alle Unreinheiten des Teints und macht die Haut sammtweich und zart. Aerztlich empfohlen.
Salicylsäure-Mundwasser, parfümirt gegen, üblen Geschmack u. verschönert den Athem angenehmen Geruch.
Toilette-Fettseifen von billigsten bis feinsten Blumenseifen, vollkommen rein und mild.
Superfeine Blüthen-Pommaden & Blüthen-Oele.

Zu haben bei den meisten Coiffeurs und Parfümerichändlern und durch diese zu beziehen.

Die

Pianoforte-Fabrik

von

Lemcke & Ehrenberg

in **Schkeuditz** bei Leipzig

empfiehlt einem musikliebenden Publikum ihr in Europa und Amerika patentirtes Instrument **Ausgezeichneter Ton und solide Bauart, längste Garantie und billigste Preise.**

Besprechung des Patentes in seinen wesentlichen Theilen in Nro. 1869, 1879 der „Illustrirten Zeitung". 962

Dresden. Grosse Brüdergasse 13. **Dresden.**

Oskar Renner,

in nächster Nähe des neuen Hoftheaters,

empfiehlt sein **feines Restaurant**, Parterre und I. Etage. Eleganter Speisesaal. Reservirte Zimmer. Vorzüglicher Mittagstisch, Couvert von ℳ 1. 50 ₰ an und nach der Karte, in ganzen und halben Portionen. Ausserdem

Generalvertreter des

„Münchener Spatenbräu"

für das Königreich Sachsen,

Alleiniger Vertreter des

„Bürgerlichen Bräuhauses"

in **Pilsen** für die östliche Hälfte des Königreichs Sachsen.

Versandt in Gebinden und Flaschen. 336

Von 279

Karl Gerok's

neuestem Werk

„Hirtenstimmen"

Noch ein Jahrgang Epistelpredigten

komplet in ca. 15 Lieferungen à 50 ₰ gelangte soeben die erste Lieferung zur Ausgabe und erscheinen die weiteren Lieferungen in regelmäßigen Zwischenräumen von je 14 Tagen. Zu beziehen durch sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes

Stuttgart, im Mai 1879.

G. Greiner'sche Verlagsbuchhandlung,
Greiner & Pfeiffer.

Verlag von **Gustav Fischer,** vorm. Friedrich Mauke in **Jena.**

Soeben erschien: 332

Dante Alighieri's
Leben und Werke.

Im Zusammenhange dargestellt von **Dr. Franz Xaver Wegele,** Professor der Geschichte zu Würzburg.

3. theilweise veränderte u. vermehrte Aufl. mit einer Abbildung des Dante-Denkmals zu Florenz. — Preis 12 ℳ.

Lebensmittel-Untersuchungs-Apparat, für Jedermann zu gebrauchen, à ℳ 25. Näher beschrieben in „Ueber Land & Meer" Nro. 34. **Theodor Geiger,** Mech. und Optiker, **Stuttgart.**

!! Pulochrine !!

von Direktor Dr. **Werner** in Breslau begutachtet und als das unschädlichste und einzig sicherste Mittel empfohlen, heilt sicher: **Flechten, krebsart. Geschwüre, Pocken, Mitesser, rothe Nasen.** Leidende wollen vertrauensvoll nur 1/1 Flasche für 2 ℳ probiren, um dieses Mittel nach eigenem Urtheil zu würdigen

J. Bühler, Heilbronn a. N.

Heil-Anstalt

für hartnäckige Leiden. Ganz besonders günstige Erfolge bei Rheumatismus, Gesichtsschmerz, Asthma, Unterleibsk., Schwäche, Nervenzerrüttung, Rückenmarkserweichung &c. Dirigirender Arzt **Dr. Rosenfeld** in **Berlin,** Friedrichstraße 189. Auch brieflich. Prospekte über die sehr günstigen Erfolge gratis. 165

Keine Geheimmittel!

In Kürze erscheinendes Verzeichniß empfehlenswerther Bücher über **Gesundheitspflege, Naturheilkunde, Homöopathie** 2c. versende gratis und franko. **A. Moerlin,** Kreuz a. d. preuß. Ostb.

Heilanstalt für Lungenkranke,

Bad Reiboldsgrün in Sachsen, 2125' hoch. Billige Pension. Eminente Erfolge. Prospekte franko. **Dr. Driver.**

Knabenpension, Leipzig.

Vorzügl. Lehranstalten. Gymnasium, Realsch., Konserv. d. Mus. u. a., liebevolle Behandlung und sorgfältige Ueberwachung. Gefl. Adress.: **Deutsch-Engl. Pensionat, Leipzig,** Brautstr. 3 I.

Herrn Karl Ade in Stuttgart.

In der Nacht vom 16./17. Mai d. J. wurde in meinem Amtszimmer in Rottweil sehr gewaltsamer Einbruch vorgenommen und versucht, den Kassenschrank, den ich von Ihnen im vorigen Jahre bezogen habe, mit Einbruchwerkzeugen zu eröffnen, wobei die Thüre abgemürzt oder abgeschlagen wurde. Doch gelang dem Einbrecher die Absicht nicht, und ich habe es diesem Kassenschranke zu verdanken, daß die Werthe in solchem nur erhalten wurden. Auch muß ich anerkennen, daß das Innere des Schlosses, wie die Untersuchung zeigte, durch die gewaltsame Einwirkung keinen Schaden erlitten hat, somit dieses ihr neuestes Patentschloß mit versetzbarem Schlüssel mit Recht als sicherster Kassenschluß empfohlen werden kann, wozu ich mit Veröffentlichung dieses einverstanden bin.

Hochachtungsvoll

Rottweil, den 20. Mai 1879. **Gerichtsnotar Uhland.**

Vorstehendes beehrt sich die Fabrik ihren geehrten Abnehmern und Interessenten zur Kenntniß zu bringen.

Fabrik für feuer- u. einbruchsichere Kassenschränke, Patentschloß u. Kassenthürrahmen,

Karl Ade, Stuttgart,

königl württembergischer Hoflieferant. 246

Landes-Gewerbe-Ausstellung

des Grossherzogthums Hessen pro 1879

in **Offenbach** am Main

unter dem Protektorat S. K. Hoheit d. Grossherzogs v. Hessen.

Eröffnung am 2. Juli 1879.

Ausstellung gewerblicher und kunstgewerblicher Gegenstände, Maschinen etc., sowie Kunstwerke und Alterthümer aus den berühmtesten Sammlungen des Grossherzogthums. 333

Chirurg.-Orthopädische Heilanstalt zu Breslau,

Zaunenstraße 67, Ausnahme von Kranken, die chirurgischer, insbesondere operativer Behandlung bedürfen, 21 von Kindern und Erwachsenen, die an Verkrümmungen und Verunstaltungen des Körpers leiden. Meldungen bei **Medizinalrath Prof. Dr. Klopsch,** Claassenstr. 19.

Nervenkranke

u. **Rückenmarksleidende** finden jederzeit Aufnahme in meiner Villa zu **Neudorf** a. Reichs-Stat. d. rechtsrhein. Bahn. Elektrotherapie, alle Bader.

63 **Dr. Erlenmeyer.**

Verlag von **Cæsar Schmidt** in **Zürich** und vorräthig in allen Buchhandlungen.

Koch v. Berneck,

In 30 Tagen durch die Schweiz.

Dritte Auflage. 1879. In Leinwand 3 ℳ.

Mit Eingangslinien von Leipzig, München, Stuttgart Frankfurt, Straßburg 2c aus. Stadtepläne und Karte. Ausgezeichnete handliche Form, praktische Fassung. Officielle Taxe. Strengste Zuverlässigkeit. 344

Die Schweiz

nebst Chamounix, Bozen und den italienischen Seen, sowie Eingangsrouten von Deutschland und Oesterreich

von **H. A. Berlepsch.**

Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage mit 1 Generalkarte, 9 Spezialkarten, 8 Plänen und vielen Panoramen. Gebunden Preis 7 ℳ.

! Hühneraugen-Bürste !

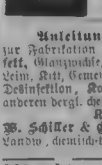
Entfernt gefahrlos & schmerzlos jedes Hühnerauge, pr. Stck. 70 ₰ fco. (Beim all. Landv.) Wiederverkauf. Rab. **G. Keuling, Stuttgart.**

Echte Briefmarken

empfiehlt zu den billigsten Preisen

A. Bestelmeyer. Hamburg.

Neueste Preisliste gratis und franko.



Lebensgrosse Porträts in **Kreide** gezeichnet o. in **Oel** gemalt nach **jed. eingesandten Photographie.** Garantirte Aehnlichkeit. Schönstes Andenken an Verstorbene. — Feinste Referenzen. 227

Artist. Institut von **O. Hommel** in **Halberstadt.**

Anleitungen, Spezialrezepte 141 zur Fabrikation von **Wagen- u. Maschinenfett,** Glanzputze, Lack, Firniß, Farben, Tinten, Leim, Kitt, Cement, Seifen, Parfums, Bunddrz., Desinfektion, Konserven 2c. 2c. — ebenso zu anderen dergl. chemisch-technischen Fabrikationen. **Katalog gratis.**

W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12. Landw., chemisch-techn. Lehrinstitut. Etabl. 1850.

---

250 echte, verschiedene **Briefmarken,** z. B. Cap, Peru etc. 1 ℳ. R. Wiering, Hamburg, Amelungstrasse 8.

Zauber-Apparate

eigener Fabrik, für Künstler, Dilettanten und Kinder. Illustrirte Preisliste gratis.

9 **Wilh. Bethge, Magdeburg.**

Zur Miterziehung ihres einzigen 13jährigen Töchterchens wünscht eine evang. lutz. Familie in einem freundl. Gebirgsstädtchen **1 oder 2 Mädchen** gleichen Alters **in Pension zu nehmen.** Vorzügl. Unterricht französ. u. engl. Konversation, Musik. Nähere Auskunfterthellt Oberst v. Clausewitz, **Berlin** NW., Marienstr. 27 I. 338

Rothe Nasen

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Mensl, ein vorzügl Praparat des Chem. **A. Nieske** in **Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Über Land und Meer.

№ 39.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die kleine Marina, Novelle von Elise Polko, Schluß. — Ernst Curtius. — Notizblatter. — Das Goethe-Denkmal in Düsseldorf von Otto Kienzle. — Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt. Das Meeresauge, von G. Schott. Das Abenteuer, von Herm. Heffmeister. Erloschen. — Verloren, von Laurin Amoeno. Ob dem ich denke? von Hans Grasberger. Der Rezenient, Novelle von Victor Blüthgen, Fortsetzung. — Zu den deutschen Alpen, mit Bildern aus Noe's Deutschem Alpenbuch von Th. Blätterbauer. — Von der Londoner Saison. Von den Antipoden. Plauderei aus Melbourne von H. Wettl. — Plaudereien am Kamin von Paul von Berlen, zweite Serie. VI. — Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender, von G. F. Freiherrn von Tunglen Juli. — Lotterieziehungen im Monat Juli. Astronomisches Tagebuch. Juli. Für das Album, von Wilhelm Emmer. Schach. — Rösselsprung Nro 12. — Anagramm. — Bilderräthsel 38. Auflösung des Bilderräthsels 38. Auflösung des Räthsels in Nro. 38. Briefmappe.

Illustrationen: Professor Curtius. — Bilder aus der Londoner Saison: Am Tag des Derby in Epsom. — Randverzierung zu „Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt". — Das Gutenberg-Denkmal in Mainz, von W. Gass. — Zu den deutschen Alpen: Das Ortler von der Tarscher Alpe. Schloß Forst. Der Weißkugel. Unter Langtaufers. Marktplatz in Taufers. Mosaikmuster, von Th. Blätterbauer. Aus meiner humoristischen Mappe, sechs Bilder.

Die kleine Marina.

Novelle

von

Elise Polko.

(Schluß.)

Es war doch ein seltsames Leben, was für die Marina mit dem Studium der neuen Rolle begonnen hatte; Madame Souci kannte ihren Pflegling gar nicht wieder. Was sollte das denn heißen, daß la joie vom frühen Morgen bis zum späten Abend in jedem freien Moment sich in ihr Schlafzimmer flüchtete mit ihrer Rolle und dort laut redend auf und nieder ging oder vielmehr lief?! — Wie verschieden war diese Art des Studiums von der früheren, wo die Marina singend und tanzend, die Cigarrette zwischen den Lippen, hin und her hüpfte, — irgend eine Stellung vor dem Spiegel probirte, oder einen zur Rolle gehörenden Kopfputz, zuweilen sich auch an das Pianino setzend, um ein tolles Couplet dermaßen keck hinauszuschmettern, daß Madame Souci erschreckt auffuhr. — Jetzt kam sie oft zum Schrecken ihrer Pflegerin mit verweinten Augen und trotzig zusammengezogener Stirn aus ihrem Versteck, und einmal war sie gar der Tante um den Hals gefallen und hatte schluchzend gerufen: „Ach, Souci, ich treffe den Ton nicht! Es wird nichts, ich bin eine armselige Stümperin!" — Sie hatte sie zwar zu trösten gesucht, die gute Frau, denn sie wünschte dem kranken Fürsten das Vergnügen und ihrer Nichte ganz besonders die reizenden Toiletten, die der Nabob des Nordens den Damen zu Füßen legte, — im tiefsten Herzen freute sie sich aber doch, daß es später nichts werden, könne und dürfe mit den ernsten Rollen. — Sie kam gar nicht aus der Verwunderung heraus, wenn sie jetzt la joie reden hörte, wie seltsam verändert die Stimme klang: voller, weicher, tiefer, so merkwürdig verschieden von dem hellen, durchdringenden Sopranton der lustigen, übermüthigen Marina. Aber sie schwieg wohlweislich darüber, wie über alles Andere, was ihr noch auffiel. Denn es war noch viel merkwürdiger, daß das Mädchen in dieser Ruhepause gar nicht wie sonst daran dachte, sich Alles zu kaufen, was ihr in die Augen fiel — die Marina kümmerte sich in jenen Tagen kaum um ihre Toiletten. Madame Souci segnete dafür im Stillen den fürstlichen Dichter.

Zuweilen ließ sich auch Fürst Iwan bei der Marina melden und dann saß die gute Frau zitternd vor Respekt in einer Fensternische und hörte und sah mit Verwunderung zu, wie la joie unbefangen wie mit ihresgleichen mit ihm sprach und ihm wohl auch eine Stelle vorlas, und wie er dann mit sonnigem Lächeln ihr zunickte. Denn so viele reiche und vornehme Bewunderer la joie auch überall hatte, ein ordentlicher Fürst, und nun gar ein russischer, war doch noch nicht darunter gewesen. — Und dann begannen in der schönen Villa da draußen die Proben zu dem Drama „Aus Liebe" und Madame Souci begleitete ihre Nichte in dieß Feenschloß. Bei „Königs" konnte es nicht glänzender sein, meinte Madame Souci, und die Art des Arrangements des Büffets versetzte sie stets

Professor Curtius. Originalzeichnung. (S. 706.)

in ein traumhaftes Entzücken. Der Fürst erschien auf seinen eigenen und der Spieler Wunsch immer erst am Schlusse, er wollte und sollte überrascht werden von dem Gelingen — ein Mißlingen aber wollte man ihm verbergen für immer. Nur unter dieser Bedingung hatte die Marina die Rolle der Magdalena übernommen. — Aber war denn das wirklich ihre kleine Marina, die da sprach und spielte? so fragte sich die einzige Zuschauerin, Madame Souci, halb athemlos vor Staunen, wieder und wieder. — Sie sah, daß auch die Mitspielenden sich zuweilen verwunderte Blicke zuwarfen. Oft war es auch, als ob die Andern sich sichtlich Mühe gaben, die Marina zu verwirren oder niederzudrücken, — aber es gelang nicht — wie eine fremde Blume, hoch und höher wuchs sie zwischen ihnen empor.

Fräulein Celeste sagte aber doch eines Tages beim Weggehen fast mit Zorn zu ihr: „Aber Marina, willst Du uns denn ausstechen für alle Zeiten?"

„Nein, ich möchte nur einem kranken Dichter eine Freude machen" — antwortete sie einfach.

*

„Ich weiß jetzt, wie es ist, beim Studiren einer Rolle an den Dichter denken zu müssen," gestand sie einst dem alten Arzt, — „und hätte ich gewußt, wie gut sich's dabei lernt und wie wohl solcher Zwang thut, so hätte ich vielleicht schon früher damit angefangen. Ich begreife zuweilen gar nicht, daß ich so lange Possenreißerin war, und doch, Doktor, — welcher Widerspruch! — stehe ich da oben und sie empfangen mich Alle lachend und jubelnd mit dem alten Ruf: vive la joie, da bin ich wieder zu den tollsten Streichen aufgelegt und vergesse die Magdalena. — Es wird mir aber trotzdem, wenn unser Drama glücklich vom Stapel gelaufen ist, etwas fehlen, fürchte ich, daß ich nicht mehr für Ihren Patienten lernen darf!"

„Wer weiß, wie sich Alles fügt," antwortete sorgenvoll der Arzt. „Hätte ich nur mehr Zuversicht auf Besserung für ihn! Ich fürchte, dieses mein sogenanntes letztes Mittel war noch immer nicht das rechte. Er regt sich jetzt leider so entsetzlich in der Erwartung auf, daß ich Tag und Nacht in Furcht bin vor einem Blutsturz. Und doch, jetzt ihm wieder diese Vorfreude nehmen, hieße ihn sicher tödten! Und dann erst die wirkliche Freude! Denn Sie gestehen ja selbst — wie alle die Andern — der Versuch gelingt glänzend!"

„Er wird und muß leben, bis wir ihm seinen Herzenswunsch erfüllten," rief die Marina mit leuchtenden Augen. „Und er wird und muß glücklich darüber sein! — Aber wär's denn so schlimm, wenn er nachher fortflöge, direkt in den Himmel?! Glücklicher könnte er dann doch nicht werden! Das wäre ein beneidenswerther Tod für Jeden, nach meinem Gefühl!"

„Um Gottes willen, Marina," schalt hier Madame Souci und legte erschrocken ihre Hand auf den Mund ihres reizenden Sorgenkindes.

*

Ja, sie dachte an den Dichter, — aber nicht nur, wenn sie lernte und jene tiefpoetischen, leidenschaftlichen Worte sprach, die er seiner jungen Heldin auf die Lippen gelegt, — — sie gedachte unablässig seiner, — im Wachen und Traum sah sie das kranke, müde Antlitz vor sich und hörte den Ton der verschleierten Stimme. Wie ein heimliches, brennendes Fieber rieselte es Tag und Nacht durch ihre Adern. Schwer und immer schwerer wurde es ihr unter den Kollegen und auf der Bühne, nach wie vor die tolle Marina zu spielen, und in eben diesem geheimen Zwang erschien sie vor ihnen ausgelassener denn je und — die hingerissene Menge jubelte ihr leidenschaftlich zu; ihre Mitspieler aber fragten sich zuweilen leise: „Was ist denn mit der Marina?"

Ja, was war mit der Marina? Das große Mysterium vollzog sich unter Wonne und Schmerz, unter Kämpfen und Ringen auch an ihr, — sie mußte sich's gestehen, jene vielgeschmähte, viel verspottete Liebe bezwang allmälig mit unwiderstehlicher Gewalt dieß trotzige Herz. — Es war vergebens, daß sie sich sagte, diese Glut sei hoffnungslos, — der Fürst denke keinen Moment anders an sie, als an die Trägerin seines Dramas, und daß jede Andere, die an ihre Stelle geschoben werden würde, für ihn genau das gleiche Interesse haben müsse, daß er endlich ja auch ein hoffnungslos Kranker sei — vielleicht krank um den Verlust seines Weibes, — kein einziger von all' diesen Gedanken hatte auch nur den geringsten besänftigenden Einfluß auf den wilden Sturm ihres Herzens. — Selbst die Frage: „Wie soll's enden?", die sie zuweilen sich selbst zum Hohne aufwarf, vermochte die Flammen, die sie umlohten, keinen Moment zu dämpfen.

„Wer kann mich zwingen, an ein Ende zu denken," sagte sie sich dann wohl zum Troste, „so lange ich ihn sehen und hören darf? Und was dann kommt und kommen muß, soll mich jetzt nicht kümmern." — — Ein Trost war da, die Gewißheit ihres künstlerischen Sieges; jenes so leichtsinnig verpfändete Wort, das sie zur Braut eines Ungeliebten machen mußte, im Fall einer künstlerischen Niederlage, hatte jetzt keine Bedeutung mehr. — — Dankte sie das nicht einzig und allein ihm?! Es war ja der erste Frühlingshauch der Poesie in der Schöpfung des Geliebten, der jemals zu ihr hingeweht, ein Hauch, der die festverschlossenen Knospen alles höheren Empfindens in ihrer Seele wach geküßt hatte — es waren die ersten Laute tiefer und reiner Leidenschaft, die sie hier vernahm — es hatte sie überflutet wie ein rosiges Licht. — — Wie für sie allein geschrieben, für sie allein erdacht erschienen ihr alle seine Worte der Liebe und Hingebung, — es war, als ob in diesen süßen Lauten ihr eigenes Herz zu dem Geliebten frei reden durfte, — deßhalb durchzitterte wohl auch eine so hinreißende Innigkeit den Ton ihrer Stimme, deßhalb erschien der Ausdruck so wahr, so aus den innersten Tiefen der Seele emporsteigend.

Der Theaterdirektor, der einer der letzten Proben beigewohnt, war außer sich vor Staunen. „Das Stück wird ein Zugstück werden," sagte er, sich die Hände reibend, „und ich werde dem Fürsten sagen, was wir Alle übrigens schon wissen, daß Sie eine Hexe sind, Marina! Und den Tag nach eurer Generalprobe führt ihr das Stück im Theater auf. Ihr seid im Ganzen zum Umarmen und im Einzelnen zum Küssen, Kinder!"

Fürst Iwan strahlte vor Freude bei der Nachricht des voraussichtlichen Sieges. „Ich hatte Sie richtig erkannt beim ersten Blick und bin stolz darauf," sagte er zu der Marina. „Sie sind eben ein Genie! Unter Hunderten würde nicht Einer dieß Wagstück geglückt sein — dieser kühne Sprung von der ausgelassensten Posse in das leidenschaftliche Drama. Durch Sie werde ich die höchste Erdenfreude kosten. Wie soll ich's Ihnen jemals danken?! — Ich kann den Tag kaum erwarten, wo ich Sie rückhaltlos bewundern darf."

Ach, er ahnte nicht, welche heimliche Antwort ihr wild schlagendes Herz gab.

Die Aufregung in P., als die nahe bevorstehende Aufführung eines Dramas von Iwan Fürst W. angezeigt wurde, zugleich mit der Besetzung der Rollen, war eine allgemeine, aber das größte Interesse rief doch der Name der Marina hervor. — La joie in einer ernsten Rolle — — es war unglaublich. Man verhandelte dieß Thema in allen Kreisen mit dem unglaublichsten Eifer und bestellte seinen Platz mit der heimlichen Hoffnung auf einen kleinen Theaterskandal. —

Die brillanteste Einnahme dieser Saison war vorauszusehen.

Der Tag der Generalprobe war endlich herangekommen. Nur ein kleiner Kreis von Zuhörern aus dem deutschen Bühnenpersonal, den Direktor der Truppe an der Spitze, hatte zu der Privatvorstellung und dem darauf folgenden Souper eine Einladung erhalten. — Die geräumige Bühne, im Parterresaal der Villa auf das Eleganteste hergerichtet und erleuchtet, gewährte einen anmuthigen Anblick. — Der Zuschauerraum dagegen blieb im Dunkeln, — die verschiedenen Sitze waren hinter einer Art von Hecke von blühendem Gebüsch angebracht. Der Fürst selbst verbarg sich mit dem Sanitätsrath in einem poetischen Versteck, das von zwei mächtigen Epheuwänden gebildet worden war.

Am Morgen hatte die Marina wie im Traum vor jenen Toilettenherrlichkeiten gestanden, die von der ersten Modistin P.'s auf Bestellung des Fürsten angefertigt worden waren. — Zum ersten Mal hatte sie zum Erstaunen der Tante kein Auge für diese Schätze, und Madame Souci selbst mußte sie darauf aufmerksam machen.

„Sieh' doch nur, sieh'!" rief sie, die kostbare gelbe Toilette vorsichtig mit den Fingerspitzen emporhebend, voll Begeisterung. „Wie schön und echt, und Alles mit Seide gefüttert, und Du, wunderliches Kind, freust Dich nicht einmal! — Das macht freilich die Angst vor dem heutigen Abend! Aber sei nur getrost, auf alle Fälle hat Dir Dein tolles Kunststück etwas Hübsches eingebracht!"

Ob die Marina das Alles hörte? — Sie hatte eben das frische Bouquet von Theerosen ergriffen, das der Diener des Fürsten zu gleicher Zeit gebracht mit seiner Karte, und drückte ihr Gesicht tief in die duftenden Blumen.

„Noch zwei Tage und Alles ist vorüber und für immer," dachte sie, — „er wird sich nicht mehr um mich kümmern! Seine letzte Freude ist mein erstes und — letztes Glück! Mag's so sein!" — — —

Die Lichter der glänzend erleuchteten Villa warfen ihren Schein auf die Wege des Gartens. Feine, unzählige Strahlen des Springbrunnens blitzten auf, wie mit goldenen Funken bestreut. Bunte Lampen waren in den Gebüschen angebracht — die schöne Statue des Schweigens in dem Rosenbosket war mit einem blaßrothen Schimmer übergossen.

Der Fürst empfing seine Gäste und Schauspieler trotz aller Mühe, die er sich gab, ruhig zu erscheinen, in sichtlicher Erregung. Marina fühlte die Kälte der schlanken Hand durch den Handschuh und blickte voll Angst in sein Gesicht, das die Farbe jeden Moment wechselte. Er lächelte ihr zu.

„Wie soll es mit mir stehen, wenn Sie schon so aufgeregt sind?" flüsterte sie, mit dem schwachen Versuch, zu scherzen. „Was schadet's Ihnen denn eigentlich, wenn wir unsere Sache schlecht machen? Sie jagen uns einfach fort und nehmen andere Schauspieler, — oder wenn wirklich das Stück selber nicht durchschlägt, bleiben Sie trotzalledem doch immer und überall der Fürst Iwan W. — — und schreiben gelegentlich ein anderes. — Aber ich — —"

„Nun Sie — — bleiben eben in allen Fällen die Marina! — Sie fangen da wieder an, wo Sie aufhörten, — das Publikum empfängt den reuig zurückkehrenden Liebling mit offenen Armen — ich aber?! Ja — ich bleibe allerdings der Fürst Iwan W., wenn mein Drama sich als matt und wirkungslos erweist, — aber nur für die Andern. Für mich selbst würde ich dann der Letzten einer sein, — ein armer elender Bettler. Sie ahnen nicht, was es für mich heißt, bei diesem geliebten Erstlingswerk den Muth verlieren und an sich verzweifeln!"

Die Vorstellung nahm unter der gespanntesten Erwartung des kleinen Kreises ihren Anfang. — Eine wunderbar gehobene Stimmung kam über die Spieler in dem Bewußtsein, nun zum ersten Mal vor dem Dichter selber aufzutreten.

Die Szenen wurden in Folge dessen auch nahezu vollendet wiedergegeben und spielten sich unter der höchsten Theilnahme der Hörer rasch und sicher ab.

Da auf die Bitte des Fürsten jedes Beifallszeichen unterblieb, so drangen nur unterdrückte Seufzer, einzelne Laute und erregtes Geflüster zu den Spielern hin, sie erhöhten nur ihre Begeisterung und mit ihr die Weihe der Darstellung. — Jeder gab mit wirklichem Feuereifer bis zum Schlusse sein Bestes, — — es war im wahren Sinne des Wortes eine Mustervorstellung und die Marina bildete die unbestrittene Krone. Die eigenen Mitspieler waren ergriffen von ihrem Ton, — ihrem Wesen, — ihrem Ausdruck.

„Als sie von dem Geliebten Abschied nahm," erzählte später der Darsteller des Grafen, — „als sie jenen Brief an ihn schrieb, der ihn freigab, als sie in den Tod gehen wollte — ‚aus Liebe,' — da sprach sie so hinreißend, schlug solche wunderbare Töne tiefsten Seelenleidens und glühendster Leidenschaft an, daß ich hätte vor dem Weibe hinknieen und ihre Füße küssen mögen. — Nur Eins war mir immer undenkbar, daß es la joie sein solle, die da sprach!"

*

Der Vorhang war zum letzten Male gefallen — nach den jauchzenden Worten Magdalena's — „Ich halte dich auf ewig — nie, nie wieder Trennung!" — da tönte aus dem kleinen Kreise der Hörer ein Jubelruf, der sich nicht mehr zurückhalten ließ, weil er aus vollem Herzen brach. Und wenige Sekunden später war Doktor Roderich auf der Bühne, — lachend und doch Thränen in den Augen. — Er streckte seine Hände Allen entgegen — — „Kinder, ihr habt euch selber übertroffen," rief er in heller Begeisterung, „aber dieß Kind hier," er zog die Marina in väterlichem Entzücken an sich, „ist und bleibt doch ein Wunder. Erkläre es, wer da kann!"

„Aber der Fürst, Doktor, ist er zufrieden?!" drangen die Spieler auf ihn ein — — nur die Marina schwieg, zitternd stützte sie sich auf den Arm des alten Freundes.

„Zufrieden?! Glückselig ist er, aber ich habe ihm auf das Strengste verboten, jetzt mit euch zu sprechen — — ich schickte ihn gewaltsam fort, um eine Weile auszuruhen. So hat er denn mich zum einstweiligen Verkündiger seines Dankes gemacht. Er war zu tief erschüttert. Wir finden uns Alle oben im Balkonzimmer zusammen! — — Und Sie, Madame Souci, sorgen, daß dieß Kind hier sich auch zu erholen versucht. Sie braucht Ruhe, um nachher wieder das sein zu können,

was sie in allen Gestalten für uns war und für alle Zeiten bleiben wird: la joie! Fort also in die Garderobe mit der Kleinen und ein Brausepulver genommen!"

Er verschwand und machte dem Direktor und den Anderen Platz, die jetzt heranstürmten, — aber die Marina entschlüpfte in dem allgemeinen Wirrwarr. Das Herz war ihr übervoll, die Worte der Bewunderung, mit denen man sie überschüttete, erschienen ihr in diesem Moment unerträglich, eine Entweihung. Sie öffnete die Thür, die auf die Veranda führte und entfloh tief aufathmend in den stillen Garten. — — Mit durstigen Zügen sog sie die erquickende Nachtluft ein. Im vollen Mondlicht schliefen Bäume und Blumen, rothe Kugeln schwankten in den Büschen und Zweigen. Die breiten Kieswege waren so hell erleuchtet, daß man jedes Steinchen sehen konnte. Fern, wie blitzende Pünktchen nur, schimmerten die Lichter der Stadt. — In der Nähe der plätschernden Fontaine schlug eine Nachtigall, — — von der Statue des Schweigens her antwortete eine andere. Marina eilte ihr entgegen. Wild schlugen ihre Pulse, aber eine unendliche Seligkeit durchströmte ihre Brust. „Glückselig ist er!" wiederholte sie leise. „Und ich bin es, die ihm dieß Glück gebracht hat!" — Verworrene, entzückende Bilder und Träume stiegen vor ihr auf. „Er muß mich lieben — morgen, morgen, wenn die Menge ihm zujauchzt, — o, warum ist es nicht schon morgen!"

Aber was war das? — — Der kleine Fuß stockte plötzlich — — die Marina bebte zurück. Von der Bank vor der Statue erhob sich eine Gestalt: der Fürst stand vor ihr.

Er streckte ihr die Hände entgegen mit einer leidenschaftlichen Bewegung. „Marina!"

„O, noch kein Dankeswort," bat sie, „nicht jetzt — erst morgen!"

„Nun denn kein Dankeswort," flüsterte er bebend, „ich wüßte auch keines, das mir nicht armselig erschiene in diesem Augenblick, aber nur das Wort — daß Sie mich glücklich machten!"

„Noch nicht ganz glücklich — — erst morgen, morgen!" wiederholte sie hochaufathmend, hastig und unruhig.

Er sah sie wie berauscht an.

„Wissen Sie, wie Sie eben aussehen in Ihrem Goldkleide?" klang die geliebte Stimme zu ihr hin, — — „wie Prinzessin Aschenbrödel, als sie zum Feste des Prinzen kam und dann verschwand — um ihm Glück und Verzweiflung zu bringen."

„Sie kam ja wieder," lächelte sie jetzt mit dem alten Uebermuth und senkte die Augen vor seinem Blick.

„O, wenn Sie wüßten, wie mir zu Muth war," fuhr er fort, — „es war fast zu viel, ich meinte, das Herz müsse mir zerspringen!"

„Aber wie sollen Sie dann das entscheidende Morgen ertragen?"

„Was werden Sie von mir denken, Marina, wenn ich Ihnen beichte, daß ich das Morgen gar nicht herbeiwünsche?! — Mein thörichtes Herz sagt mir, daß mir heute das Schönste geworden, was einem Dichter werden könne. — Entzückenderes, Weihevolleres, kann meine Seele nicht empfinden, als sie heute empfand. Da war kein roher Klang, kein kühler Hauch, der sie verletzte. Es ist mir, als ob der Beifall der großen Menge werthlos sei, — die Weihe des Dichters habe ich empfangen, und wessen Hand war es, die mir den Lorbeer reichte?! O, lassen Sie mich diese Hand küssen, tausend und abertausend Mal!"

Sie entzog ihm zitternd die Hände: „Morgen, morgen! Ich bin abergläubisch — Sie dürfen sich noch nicht freuen!" rief sie wie außer sich.

„Was kümmert mich das Morgen," antwortete er glühend „das Heute mit seinem vollen Glück will ich fassen und halten. — — Marina, kennen Sie nicht das Dichterwort: ‚Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit dir je zurück!'"

Sie blickte wie trunken zu ihm auf. Eine wilde Sehnsucht nach einer Minute des Glücks stand jetzt in ihrem wildklopfenden Herzen auf. Schwer und berauschend strömten Rosendüfte zu ihnen hin — — schmelzend und verlockend klang der Wettgesang der Nachtigallen. Geheimnißvoll schaute die Statue des Schweigens auf jene Beiden und drückte den weißen Finger auf die Lippen.

Und als er sich nun niederbeugte über ihre kleinen Hände, als sein Haar ihre heiße Wange streifte, da füllten sich ihre Augen mit Thränen, ein jähes Schluchzen brach aus ihrer Brust.

„O höchste Lust — o höchstes Leid,
Wie seid ihr euch so gleich!" — —

Diese Strophen eines Liedes, das sie einst vor Jahren hatte singen hören, kamen ihr plötzlich in den Sinn und sie mußte sie leise, leise, mit gebrochener Stimme vor sich hersagen.

Ueberrascht blickte er in ihr glühendes, reizendes Gesicht. Ihre Augen begegneten den seinen in einem langen, tiefen Blick. — Aber nur durch zitternde Thränenschleier hindurch sah sie das geliebte Antlitz.

„Nein, nicht höchstes Leid — — nur Lust - nur Glück, Marina," flüsterte er überwältigt, umschlang die schöne Gestalt und drückte einen brennenden Kuß auf ihre verlangenden Lippen.

„Marina, Kind, wo bist Du!" ertönte in diesem Moment von der Veranda her die ängstliche Stimme von Madame Souci. — „Sie wird sich erkälten, Doktor, und ihre Toilette für morgen verderben im feuchten Grase. Marina, Marina, wir suchen Dich Alle!"

Das Mädchen schauderte zusammen und athmete tief auf. Sanft drängte sie den Geliebten von sich.

„Barmherzigkeit, verlassen Sie mich, gehen Sie ihnen entgegen — einen Moment nur der Ruhe für mich hier allein!" bat sie zitternd mit kaum hörbarer Stimme.

Und er verließ sie.

*

So schön und übermüthig war die Marina noch nie erschienen, als an diesem Abend während des glänzenden Soupers an der Seite des Gastgebers, darüber waren Alle einig. Ganz und gar wieder la joie, nur noch sprudelnder, leuchtender, berückender denn je.

Die Damen fanden in den prachtvollen Bouquets auf ihren Tellern zu ihrer lebhaft geäußerten Freude und Ueberraschung reizende Schmuckgegenstände als Erinnerungszeichen. Die Marina ein kostbares Armband mit dem eingravirten Motto: „Aus Liebe". — — Sie streifte es langsam auf ihren schönen Arm; — Fräulein Celeste entdeckte ein reiches Medaillon an goldener Kette mit demselben Motto, — die Herren werthvolle Ringe. Alle Anwesenden waren offenbar in glänzendster Laune, — Trinkspruch folgte auf Trinkspruch — bis dann endlich — auf Anregung des strahlend heiteren Sanitätsraths — der Jubel sich gipfelte in dem allgemeinen Ruf: „Vive la joie!"

Doktor Roderich war es aber auch, der endlich im Interesse seines Patienten und der morgigen „großen Schlacht", wie er scherzend sagte, zum Aufbruch mahnte.

Man reichte sich die Hände — sprach und lachte noch hin und her während des allgemeinen Abschieds, — der Theaterdirektor prophezeite für morgen den glänzendsten Sieg, den je ein Drama errungen, und die Gesellschaft verließ die fürstliche Villa, um sich morgen wieder nach der Aufführung hier zusammenzufinden.

„Auf Wiedersehen morgen hier bei mir!" sagte der Fürst zu Marina, wie zu allen Anderen, als ihre Hand in der seinen lag.

„Auf Wiedersehen!" wiederholte sie wie im Traum. —

„Solch' schönes Fest werden wir nie wieder feiern und keine Gastrolle wird uns je so viel eintragen," sagte Fräulein Celeste behaglich und schläfrig zugleich, ihren hübschen Kopf in die weichen Wagenpolster drückend. „Ich freue mich wirklich über die schönen Sachen! Ein echtes Sammetkleid habe ich mir immer gewünscht! Und ein Medaillon in Blau fehlte mir noch. Aber auch Marina's Toiletten sind süperb!"

„Ich fürchte immer, Marina, mein Kind," seufzte Madame Souci, „daß Du Dir irgend einen Fleck oder Rand gemacht, oder gar die Spitzen zerrissen hast. Ich werde gleich morgen in aller Frühe nachsehen! Bei Licht erkennt man dergleichen nicht. Du bist und bleibst eben gar zu nachlässig in diesen Dingen, ma joie, und meinst, Du seiest zur Prinzessin geboren!"

„Wirst Du Dein Armband morgen im Stück tragen, Marina?" fragte Celeste; „ich will mein Medaillon jedenfalls umhängen, schon um Mademoiselle Zephirine zu ärgern!"

Keine Antwort.

„Sie schläft!" flüsterte Madame Souci. „Lassen wir sie, das arme Ding hat sich sehr angestrengt. Und so rührend sie's auch gemacht hat, liebe Celeste, — im Vertrauen gesagt — so paßt doch dergleichen nun und nimmermehr auf die Dauer für sie. Meinen Sie nicht auch?"

„Natürlich! Es wäre mehr als gewagt von ihr, dabei zu bleiben. Sie ist und bleibt für uns Alle doch ewig nur la joie. Es ist nichts als ein kühnes Experiment, das sie in irgend welcher unbegreiflichen Laune gewagt hat. Man muß, wie ich, zu dergleichen Magdalenenrollen geboren sein, liebe Madame Souci."

„Sie haben Recht. Ach, ich bin so müde, Fräulein Celeste. Man hat immer so viel zu denken für das Kind! Und Sie müßten's doch eigentlich auch sein?!"

„So ist's auch. Trotz des Champagners schlafe ich schon halb," antwortete Celeste gähnend. „Die Marina hat, wie gewöhnlich, das beste Theil erwählt!"

Es wurde nun still im eleganten fürstlichen Wagen, der durch die wunderbare Mondnacht rasch der Stadt zurollte, die schon längst in tiefem Schlafe lag. —

„Aber so entsetzlich verschlafen warst Du noch nie, Marina," versicherte wiederholt Madame Souci, als Marina sich mit geschlossenen Augen entkleiden ließ und endlich nur ganz leise ein „gute Nacht!" murmelte.

Ach, die besorgte Tante lag schon längst in jenem tiefen Schlummer, den man den „Schlaf des Gerechten" nennt, als la joie noch mit großen, wachen Augen in das Dämmerlicht des Schlafzimmers schaute. — — Sie preßte die Hände wieder und wieder auf ihr wild schlagendes Herz und flüsterte im Aufruhr aller Empfindungen und Erinnerungen nur unzählige Male das eine Wort: „Wiedersehen!"

Die ersten Sonnenstrahlen liefen schon über den Himmel, als sie in den ersten, fieberhaften Schlummer sank. — — Wie aus weiter Ferne hörte sie die Tante noch ängstlich rufen: „Es hat wahrhaftig einen Rand, — das Goldkleid! Ich sagte es ja, das Gras war feucht, — das tolle Ding ist im Garten gewesen!"

*

Das Theater in P. war gefüllt wie noch nie. Eine unruhige Bewegung gab sich in der Menge kund. Die Nachricht, la joie habe sich allen Ernstes entschlossen — im Falle sie heut dem Publikum gefalle, — zum Schauspiel überzugehen, erregte die lebhafteste Unzufriedenheit. Die Menge wollte den heiteren Liebling nicht ohne Kampf hergeben. Man redete und stritt eifrig hin und her darüber, — um sich schließlich in allen Parteien zu einigen. Nein, nein, es durfte nicht sein, dieser Quell des Vergnügens sollte nicht versiegen, die köstlich pikante joie sich nicht in eine langweilige tristesse verwandeln! Jeder Einzelne fühlte sich geradezu beraubt in diesem Gedanken. Gute Schauspielerinnen und Tragödinnen konnte man ja alle Tage sehen, aber nur Eine Marina war über diese Bretter gegaukelt! Diese sentimentalen Dichter verdarben nun einmal allen Spaß in der Welt und alle ursprünglichen jungen Talente. Man war im Stillen von vornherein gegen eine Dichtung eingenommen, welche la joie veranlaßt hatte, jenen verwerflichen Gedanken zu fassen, die Posse zu verlassen. Wie oft war man durch ihre glänzenden Augen, durch ihr frohes Lachen, durch ihre Lerchenstimme allen Alltagssorgen entrissen worden, — und das sollte nun ein Ende haben für immer?! Hoch und immer höher stieg die Flamme des Zornes gegen jenen Fremden, der hier den Dichter spielen wollte, auf.

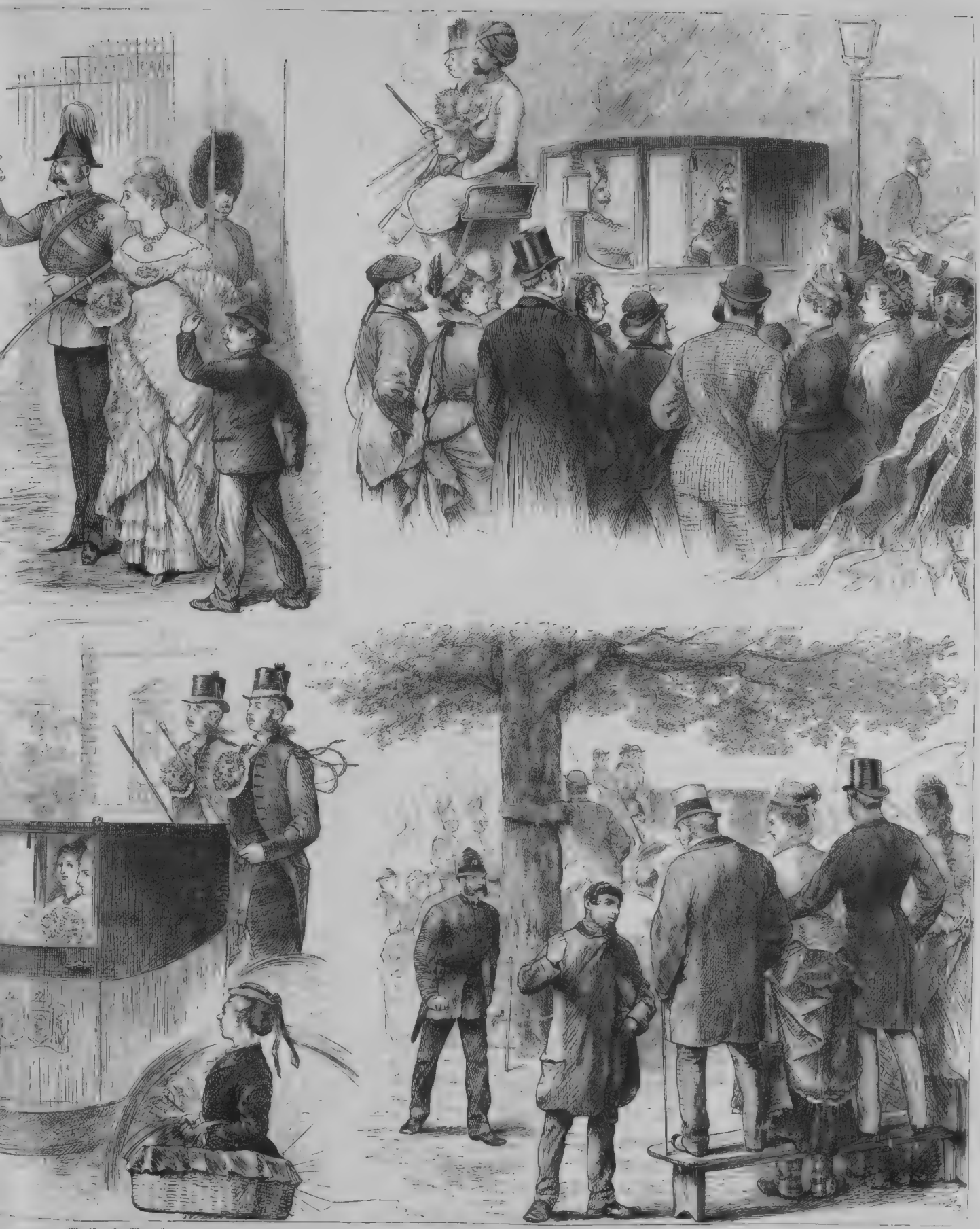
Aber nicht allein das große Publikum, auch die übrigen nichtbeschäftigten Mitglieder der Truppe waren durch das Gerücht des glänzenden Sieges der Marina in der Generalprobe alarmirt. Die Erzählungen der deutschen Kollegen ließen sie im höchsten Grade gespannt der Vorstellung und — der Entscheidung der Wette entgegensehen. Monsieur Alix war begreiflicherweise in fast besorgnißerregender Art aufgeregt. „Sie übertreiben Alle!" rief er, „es ist nicht möglich — ich glaube an dieß Wunder nicht eher, als bis meine eigenen Augen es sahen!" Liebte er doch das geniale Geschöpf mit aller Leidenschaft seines Wesens und hoffte von einem gütigen Geschick, daß ihm die bezaubernde Uebermüthige durch eben dieß Wagniß endlich in die Arme getrieben würde. Seine Freunde theilten freilich nur seine Unruhe, nicht aber seine Hoffnung. — „Sie kann in der That Alles, was sie will!" flüsterte man hinter seinem Rücken. „Armer Alix!"

Fürst Iwan hatte sich mit dem Sanitätsrath in eine vergitterte Parterreloge in den tiefsten Schatten zurückgezogen. — Die Spieler standen noch plaudernd hinter den Coulissen, in zehn Minuten sollte das Zeichen zum Anfang gegeben werden. Die Marina war in ihrer Garderobe geblieben. — In süße Erinnerungen versenkt schreckte sie endlich empor. „Marina, komm!" hörte sie Celeste ungeduldig rufen. Ein seltsames Gefühl kroch jetzt fröstelnd heran. — Eine Todesangst fiel ihr plötzlich auf's Herz bei dem Gedanken, in kurzer Zeit vor dem Publikum zu stehen — — nicht mehr die siegesgewisse, lachende Marina, — nein, die fremde, verwandelte Trägerin einer Schöpfung des Geliebten. Es war ihr, als solle sie zusammenbrechen unter der Centnerlast einer ungeheuren Verantwortung, die sie freventlich zu übernehmen gewagt. — Ihr Körper bebte, ihre Zähne schlugen wie im Fieberfrost aneinander. Noch nie hatte sie die lähmende Empfindung der Furcht gekannt. Und das war doch

Ein Moment der Erholung.

Das Cab der Attachés.

Bilder aus der Londoner „Saison"



Wo ist unser Wagen?
Vorüber!

Der Maharadschah.
Ein hoher Stand.

des **Drawing-Room.** (S. 774.)

eben Furcht, was sonst, so sagte sie sich, — — tödtliche, martervolle, sinnverwirrende Scheu, hinzutreten vor jene Menge, die sie erwartete, wie ein hungriger Löwe, der seine Beute erwartet. Aber weßhalb denn eben jetzt?! Sollte sie nicht hell auflachen über sich selber — daß sie, die gefeierte Marina, la joie, jetzt hier bebend mit eiskalten Händen und glühender Stirn dastand, wie die armseligste Anfängerin, die ihre Rolle vergaß! — Sie legte die Hand auf die Brust — war sie's denn wirklich, deren sonst so muthiges Herz so wahnsinnig schlug, daß es ihr den Athem zu rauben drohte?!

Fräulein Celeste steckte jetzt den Kopf in die Garderobe.

Marina schwankte auf sie zu.

„Wo bleibst Du? Bist Du nicht wohl?" fragte Celeste halb ärgerlich, halb erstaunt.

„Nein. Ich wollte, wir spielten heute nicht" — murmelte la joie. — „Mir ahnt nichts Gutes. Die Aufregung gestern — —"

„Das wäre ein schlechter Dank für den Fürsten!" antwortete die hübsche Schauspielerin und trat näher. „Nimm Dich zusammen und lege etwas mehr Roth auf, Kleine."

„Ja, Du hast Recht, es muß bekämpft werden!" antwortete die Marina tief aufathmend. „Aber — findest Du nicht, daß sie merkwürdig unruhig da draußen sind!" flüsterte sie, stehen bleibend.

„Nun ja, das ist zuweilen so, Du weißt's doch, dann und wann ‚rast der See und will sein Opfer haben!'" lachte Fräulein Celeste.

„Sein Opfer!" — wiederholte Marina und starrte mit weit geöffneten Augen vor sich hin. — —

Die Klingel schrillte durch das Haus, — wenige Minuten später flog der Vorhang auf. — Die ersten Szenen vor dem Auftreten der Marina spielten sich ruhig ab — die Menge schien sich wider Willen für den geistvollen und eleganten Dialog zu interessiren. Fräulein Celeste als Gräfin sah zudem vortheilhafter aus als jemals in einer jugendlichen Rolle, in Puderfrisur und schwarzem Sammet, spielte auch animirter als sonst, und der erste Liebhaber war ohnehin eine bevorzugte Erscheinung und von allen Theaterbesucherinnen auffallend gefeiert. — Man spendete also jenen Beiden gegenüber den lebhaftesten Beifall ohne jeden Rückhalt.

Da trat Magdalena Marina auf, die junge Frau in der eleganten Morgentoilette, hastig und blaß. — „Wo bist Du, Alfred — das Herz ist mir so schwer nach Dir!" hatte sie zuerst zu sagen. — — — Wie rührend doch die Stimme klang! Und trotzdem lachte man im Parterre und Jemand rief: „Charmante petite joie, die neue Maske steht Dir nicht!"

Das Zeichen zum Skandal war mit diesen Worten gegeben, — — man sprach, rief und lachte und gebot Ruhe in wildem Durcheinander — — es währte eine Weile, ehe es den energischen Bemühungen einer kleinen Partei gelang, die Ordnung zwar, aber nicht die ruhige, vorurtheilsfreie Aufmerksamkeit wieder herzustellen.

Die Marina warf einen raschen, hülfesuchenden Blick in die Loge des Fürsten. Wie eine Eishand legte es sich fest und fester auf ihr Herz. Dieser wetterwendischen, frivolen Menge also sollte sie den Schatz ihres Innern und zugleich die heilige Poesie des Geliebten preisgeben?

O, wie glücklich wäre sie gewesen, wenn sie jetzt sich erhoben hätte, die vornehme Männergestalt, um ihr zuzurufen über all' diese unruhigen Häupter hinweg: „Marina, höre auf, sprich nicht weiter! Ich gebiete es Dir!" — — Aber Alles blieb still — er trug sein Martyrium schweigend, wie durfte sie also zusammenbrechen?! Und so sprach sie denn auch weiter, aber nur wie im Traum — der Herzenston war verloren gegangen — — die Kehle war wie zugeschnürt, wie Blei hing es an ihren Füßen, ihre Arme waren wie gelähmt, es flimmerte vor ihren Augen. —

Hinter den Coulissen stand händeringend der Direktor. „Was machen Sie, Unglückskind!" rief er ihr zu, als der erste Akt sich zu Ende geschleppt hatte unter einem wirren, wilden Rufen, am Schluß halb Beifall, halb Zischen. „Um Gottes willen, kleine Marina, nehmen Sie sich zusammen!" hörte sie irgend einen mitleidigen Kollegen sagen. Sie warf einen verwirrten Blick um sich: Madame Souci saß schluchzend in einer Ecke, auch das ängstliche, blasse Gesicht des Sanitätsraths erschien ihr wie durch einen Nebel, — — er sprach wohl zu ihr, — sie verstand aber die Worte nicht. — Die Klingel hatte wieder gerufen. Mechanisch betrat la joie von Neuem die Bühne und bewegte sich hin und her wie eine Schlafwandelnde. — — Der zweite Akt ging matt vorüber, — im dritten, in der großen Szene der Marina, entschied sich das Schicksal des Stücks: — — es fiel rettungslos durch.

Ein Lärm ohnegleichen erhob sich noch vor dem Schlusse. — Der Vorhang fiel. Die Spieler waren außer sich. „Die Marina hat uns mit Fleiß Alles verdorben," schrie Fräulein Celeste, „nicht einmal meinen letzten, prachtvollen Abgang hat sie mir gegönnt, das boshafte Ding! So war sie immer. Ich hoffe, der Fürst nimmt ihr Alles weg, was er ihr schenkte! Sie darf nichts behalten. Was fiel ihr nur ein?! Was deines Amtes nicht ist, laß deinen Fürwitz — Schuster bleib' bei deinem Leisten. Und doch — — hört nur dieses tolle Publikum, — es ruft sie wahrhaftig heraus! Lohnt es sich, vor solchem Volk jemals wieder zu spielen?!"

„Nun, nur nicht gar so erbittert," beruhigte sie der erste Liebhaber, „Dein Sammetkleid bleibt Dir ja! Das arme Ding hat sich eben doch in der neuen Rolle nicht sicher gefühlt, — freilich, warum ging sie auch die tolle Wette ein. Nun wird sie Monsieur Alix heirathen müssen! Dem gönne ich sie auch nicht. Aber sie wird dann doch wieder — la joie! Das ist das Ende der Geschichte!"

„Vive la joie!" rief man draußen. „Alle heraus!"

„Kommt heraus — man ruft uns! Wo ist die Marina?" — Die Marina war nicht zu finden. „Wo ist meine arme kleine Marina!?" fragte Alix, blaß und bewegt hereinstürzend. „Sie ging in ihre Garderobe," antwortete man ihm. — Er klopfte — die Garderobière öffnete. „Wo ist die Marina?" — „Schon seit einer Weile fort. Sie schrieb noch an ihrem Tische. — Dann ging sie rasch hinaus. Wohin, weiß ich nicht," lautete die in bestürztem Tone gegebene Antwort. — — Das Publikum rief aber so lange nach ihr, bis der Direktor stotternd und verwirrt erklärte, la joie sei krank geworden und deßhalb sofort nach Hause gefahren.

Man jubelte trotz alledem hartnäckig noch eine Weile „vive la joie!" — dann war Alles vorüber.

Morgen, in der schon festgesetzten neuen Posse, wollte man die Marina mit der alten Wärme empfangen, — die heilsame Lehre war gegeben, zugleich aber auch volle Verzeihung ertheilt. Man ging beruhigt nach Hause. — An den Dichter dachte Niemand mehr.

*

Fürst Iwan war vor dem Schluß der Vorstellung unbemerkt nach seiner Villa zurückgekehrt und hatte nur den Sanitätsrath, anscheinend ganz ruhig und ohne jede Erregung, gebeten, Marina nach Beendigung der Aufführung mit Madame Souci zu ihm zu bringen. — — — „Ich schicke Ihnen sofort den Wagen. Jetzt brauche ich nur einen Moment stiller Sammlung," hatte er ihm versichert — „sorgen Sie sich nicht um mich! Gott sei Dank, daß Alles vorüber ist."

Er schickte denn auch den Wagen schon am Eingang des Gartens zurück und lenkte unwillkürlich langsamen, müden Schritts in jenen Weg ein, der zu der Statue des Schweigens führte, wo er gestern einen Moment die blühende, lebenswarme Gestalt in den Armen gehalten. — Jener Zug tiefer Verachtung, der um seine Lippen sich gelagert — er wurde verwischt durch ein Lächeln. Es flog plötzlich wie eine Verklärung über sein Gesicht — — er blieb stehen. „Marina!" hauchte er. Nein, es war keine Täuschung, dort drüben schimmerte ihr goldgelbes Gewand zu den Füßen der Statue durch das Gebüsch. War es möglich — sie wartete auf jener Bank auf ihn! — „O, Marina, — Wiedersehen!" flüsterte er. — — Im Nu war er zur Stelle.

Ein Schrei des herzzerreißendsten Jammers nur durchschnitt die Luft.

Ja — sie hatte Wort gehalten, sie war gekommen zum Wiedersehen — — aber eine schöne Leiche war es nur, die vor ihm lag. Das Kindergesicht mit jenem Ausdruck der Verzückung, wie ihn wohl das Antlitz Arria's getragen, als sie ihrem Pätus zurief: „Es schmerzt nicht!" — dem hellen Monde zugewandt, die kleine Hand erstarrt um den Griff des Dolches, den sie sich in's Herz gestoßen, das war Alles, was übrig geblieben von der reizenden, lachenden Marina. — — Aus den noch weichen Fingern der linken Hand löste Iwan ein beschriebenes Blatt, das seinen Namen trug. — — Es enthielt die fast unleserlich geschriebenen Worte:

„Bewahre mein Geheimniß, wie ich es zu bewahren versuchte. — — Ich sterbe — ‚aus Liebe'. Ich ertrage es nicht, Dir Deine höchste Erdenfreude genommen zu haben und — — eines Andern Weib zu werden. Du mußt mir verzeihen — denn ich liebte Dich! Das ist des Räthsels Lösung, warum ich Alles konnte und — nichts. — — Der Rest sei Schweigen. O, mein Geliebter, hoffe mit mir auf ein Wiedersehen!"

*

Am nächsten Morgen war ganz P. in unbeschreiblicher Bewegung und Aufruhr. — — Zwei Schreckensnachrichten durcheilten zu gleicher Zeit die Stadt. Die „ehrgeizige" Marina, wie man sie jetzt nannte, hatte sich den Tod gegeben, und der Fürst Iwan lag in Folge eines Blutsturzes im Sterben. — Doktor Roderich wußte sich nicht zu retten vor Nachfragen und wich nicht vom Bette seines Patienten. Er selber war mit einem Schlage ein gebeugter alter Mann geworden unter den Schrecken dieser Nacht.

Der Todtkranke kam nur zum Bewußtsein, um noch seine letzten Verfügungen zu treffen, und sein einziger Vertrauter und Testamentsvollstrecker war eben — der ärztliche Freund der Marina. In Folge dieser Verordnungen ging denn die Villa Stern in den Besitz des Doktor Roderich unter gewissen geheimen Bedingungen über.

Die kleine Marina wurde eines Morgens in aller Stille in dem Garten eben dieser Villa begraben, zu Füßen der Statue des Schweigens. — Fürst Iwan W. überlebte sie nur drei Tage. Man erzählte sich zwar später in P., daß unter der Obhut eines herbeigeeilten Verwandten seine Leiche nach Rußland gebracht worden sei, — im Stillen aber glaubte man doch, daß er sich bei nächtlicher Weile neben der Marina zur letzten Ruhe betten ließ, und jener einen leeren Sarg in die Fremde entführte. — Jetzt ist die Villa längst in anderen Händen und jene geheimnißvolle Grabstelle ganz von Epheu und wilden Rosen überwuchert und zugedeckt, aber wenn man diese Decke ein wenig zurückzuschieben versuchte, so würde man einen Stein finden, der die goldene Inschrift trägt:

„Aus Liebe."

Darunter schläft denn jener reizende und noch heute unvergessene Liebling von Tausenden — la joie, die einst so fröhlich lachende Marina, die so plötzlich und entsetzlich von ihren Freunden schied. Und wenn man ihnen glauben darf, jenen geheimnißvollen Blüten und Ranken, die sich über dem stillen Plätzchen neigten und verzweigten, — so ruhten allda:

Zwei Liebende.

Ernst Curtius.

(Hiezu das Porträt S. 761.)

In den erlauchten Kreis der Ritter des Ordens pour le mérite ist jüngst auch der berühmte Alterthumsforscher Geheimrath Dr. Ernst Curtius berufen worden, welcher neben seiner hohen wissenschaftlichen Bedeutung für uns Deutsche noch ein ganz besonderes Interesse dadurch hat, daß er der Erzieher des deutschen Kronprinzen war. Curtius ist ein Lübecker und wurde am 2. September 1814 als der Sohn wohlhabender Eltern geboren, unter deren Augen er eine vorzügliche Erziehung und Vorbildung für seine künftigen Studien erhielt. Zuerst auf dem Catharineum seiner Vaterstadt, später auf den Universitäten Göttingen, Bonn und Berlin widmete er sich philologischen Studien und ging 1837 mit dem Professor Brandis nach Athen, wo er die „Klassischen Studien" schrieb, die er mit Geibel herausgab. 1840 durfte er seinen Lehrer O. Müller auf dessen Reisen durch Griechenland begleiten und damit war für ihn die Richtung seines ganzen Forschens und Lebens gegeben. Nach einem längern Aufenthalt in Italien promovirte er 1841 in Halle mit einer Schrift über „Die Seehäfen der Athener" und lehrte eine Zeitlang am Joachimsthaler Gymnasium das Französische, worauf er sich 1843 an der Berliner Universität als Dozent habilitirte und schon im nächsten Jahre zum Professor ernannt wurde. In dieser Zeit erschienen eine Reihe gelehrter Arbeiten, wie „Anecdota delphica", „Inscriptiones atticae" und ein Werk über die Akropolis in Athen. Der damalige Prinz von Preußen berief ihn im Oktober 1844 zum Erzieher seines Sohnes Friedrich Wilhelm, den er auch auf die Universität Bonn begleitete. Dieses Verhältniß dauerte bis zum Jahre 1849, eine Reihe von Jahren, in der er reichlich Gelegenheit fand, auf Geist und Gemüth des empfänglichen Prinzen wohlthätigen Einfluß zu gewinnen. 1850 nach Berlin zurückgekehrt, nahm er sein akademisches Lehramt wieder auf und erhielt 1856 einen Ruf an die Universität Göttingen als ordentlicher Professor der klassischen Philologie und Archäologie, sowie als Direktor des philologischen Seminars. Aber sein Name hatte in kurzer Zeit einen solchen Ruf erlangt, daß ihn Berlin wieder zurückrief. Schon 1855 war er Mitglied der Akademie geworden, nun wurde er beständiger Sekretär derselben, Professor an der Universität und Direktor des Antiquariums. Seinen Ruf hatte er sich namentlich durch den „Peloponnesos" (Gotha 1851—52), eine anschauliche und wissenschaftliche Darstellung des Bodens der griechischen Halbinsel mit Bezug auf Geschichte, Sage und Denkmäler, erworben, nicht minder aber durch seine „Griechische Geschichte", die bereits in fünfter Auflage erschienen ist. Er hat es darin verstanden, die Ergebnisse ernster gelehrter Forschung einem größern Publikum zugänglich zu machen. Zahlreiche kleinere Arbeiten in den „Abhandlungen der Berliner Akademie", namentlich Beiträge zur

Kunde der Topographie Griechenlands, haben das Interesse der gelehrten Welt rege erhalten. Wiederholte Reisen nach Griechenland und Kleinasien boten reiches Material, und so war er es auch, der die Aufmerksamkeit der Regierung auf Ausgrabungen lenkte; in Folge dessen ging er 1874 im Auftrag des deutschen Reiches nach Athen und schloß mit der griechischen Regierung einen Vertrag wegen der Ausgrabungen zu Olympia ab, welche im Oktober 1875 begannen und ununterbrochen bislang fortgedauert haben. Mit den Professoren Adler und Hirschfeld gab er die Resultate dieser Forschungen in einem dreibändigen Werke heraus, wie er denn fortlaufend in der von ihm mit Schöne herausgegebenen „Archäologischen Zeitschrift" über das Erforschte Kunde bietet. Die großartigen Erfolge dieser Ausgrabungen, welche eine Reihe der kostbarsten Denkmale des Alterthums zu Tage gebracht, werden unvergänglich mit seinem Namen verknüpft sein, der mit Recht ein Stolz der deutschen Nation geworden.

Notizblätter.

Literatur.

— **„Erinnerungen aus dem Leben eines Natur- und Seelenforschers** des neunzehnten Jahrhunderts" ist der Titel, den Maximilian Perty seiner Autobiographie (Leipzig, C. F. Winter) gibt. Der gelehrte und feinsinnige Berner Professor hat nicht den gewöhnlichen Weg der Biographie beschritten: er gibt zuerst ein Bild der geschichtlichen Ereignisse seines Jahrhunderts, nennt, und schildert auch zum Theil, die berühmten und verdienten Personen desselben in allen Zweigen des Lebens, läßt die Vorgänge der Natur an uns vorüberziehen und kommt dann erst auf das äußere, das wissenschaftliche und das innere Leben zu sprechen, indem er die genannten drei auseinanderhält. Im äußeren Leben gibt er uns vermuthlich seine Tagebücher in der fast zu dürftigen Kürze und mit der unzusammenhängenden Aneinanderreihung der Thatsachen, wie sie eben notizenhaften Tagebüchern eigen. Hier hätte uns eine reichere, breitere Darstellung für die wärmere Antheilnahme an dem Leben eines so bedeutenden Naturforschers und Menschen geeigneter geschienen. Sehr rühmenswerth ist die Offenheit, mit der sich der Verfasser über Thatsachen und Personen ausspricht. Gibt er uns keine Biographie in üblicher Form, so muß dafür der Reichthum an Notizen entschädigen, die für die Zeitgeschichte von Werth sind — aber gerade darum vermissen wir doppelt ein Register.

— **Das Hochzeitsjubiläum des deutschen Kaiserpaares hat der** literarischen Produktion wieder Flügel geliehen, und so ist eine ziemlich große Gelegenheitsliteratur erschienen. Müller von der Werra hat als Dichtergabe eine Serie von Gedichten zum „Hohenzollernpreis", die zu verschiedenen Zeiten in denkwürdigen Momenten entstanden und von warmer patriotischer Empfindung getragen sind, zusammengestellt (Berlin, H. Voigt), welche in einer doppelten, einer Pracht- und einer Volksausgabe erschienen. — Von Nitol. Hocker ist unter dem Titel: „Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck" seine Doppelbiographie dieser beiden engverbundenen großen Männer in einer Volks- und einer Prachtausgabe (Berlin, Grieben) als zweite Auflage erschienen. Das Buch, das bei seiner ersten Ausgabe durch die einsichtsvolle Behandlung des reichen Stoffes und durch die klare, nirgends überschwengliche, sondern Alles ruhig abwägende Darstellung angesprochen, wird in dieser neuen Auflage neue Verbreitung finden. — Auch die „500 Jahre Berliner Geschichte vom Fischerdorf zur Weltstadt" von Adolph Streckfuß (Berlin, Brohl) mögen von den Festtagen in ihrem neuen Gewande den Anlaß genommen haben. Die Geschichte des großen Centrums der deutschen Macht gewinnt natürlich mehr und mehr auch für die weiteren Kreise Interesse und so wird das Buch gerade jetzt wohl am Orte sein.

— **Ein historischer Roman, der jetzt besonderes Interesse hat, ist** Maurus Jokai's neuestes Werk: „Die Freiheit unter dem Schnee". Jokai schildert hier das Rußland von 1825 und zeigt, wie unterwühlt von Verschwörungen das große nordische Reich auch damals schon war. Verwebt ist in die Darstellung das Leben des nationalsten russischen Poeten Puschkins, dessen seltsames Verhältniß zu Sophie Narischkin und zur Fürstin Ghedemin. Den Schluß des Romans bilden der Tod Alexander I., die Thronbesteigung Nikolaus' und die erstickte Insurrektion in dem Interregnum der 25 Tage. In der bekannten geistreich-phantastischen Art Jokai's geschrieben, voll Leben, Bewegung und sarmatisch-magyarischer Derbe, ist dieser Roman eine sehr pikante und unterhaltende Lektüre; freilich ist der Parteistandpunkt des Autors sehr stark in der Färbung der Charaktere und Ereignisse ausgepr...

— **Unter dem etwas seltsamen Titel: „Ein Blätterbuch" erhalten** wir von Dr. Gustav Biedermann eine Sammlung Aphorismen (Prag, Tempsky), welche sich durch eine gewisse drastische Originalität auszeichnen. Der Autor hat sein Buch dem Nachwuchs zur Anregung und den Gereisten zur Unterhaltung gewidmet, — man muß sagen, daß mit dieser Unterhaltung eine sehr gediegene Beschäftigung gemeint ist, denn der Autor bleibt in seinen Sentenzen durchaus nicht auf der Oberfläche und das oft glänzend geschliffene epigrammatische Gewand lockt zwar, den Kern zu ergründen, erleichtert jedoch nicht das Verständniß, wie eine künstlerische Form das sollte. Dr. Biedermann steht auf einem vermittelnden Standpunkt; er ist weder ganz Idealist, noch geschworener Materialist. Es spiegelt sich in diesen Aussprüchen eine glückliche, gereifte Weltanschauung eines hochgebildeten Mannes, eines klaren, präzisen Denkers, der sich wieder an die Gebildeten wendet, eine reiche Lebenserfahrung und das Studium vieler ernster Werke in Form kleiner, funkelnd geschliffener Edelsteine den Lesern für gute Stunden ausstreuend.

— **Ein Genrebild aus dem Berliner Leben, das mit jenem ge**sunden Realismus entworfen und ausgeführt ist, dem dichterische Anschauung der Menschen und Dinge als Grundlage dient, ist Fr. W. Ebeling's Erzählung: „Der Schalksknecht" (Leipzig, Mutze). Dieser Roman spielt nicht zur Zeit der Reformation, wie der Titel vermuthen lassen könnte. Wir haben es hier glücklicherweise mit dem modernen Leben zu thun, in dem wir wirken und weben, dessen Fühlen uns nahe liegt, dessen Gestalten unmittelbar zu uns sprechen. Vortreffliche Menschenschilderung, geistreiche und geschickte Führung der Handlung zeichnen diese Erzählung aus, die wir zu den erfreulichen novellistischen Erscheinungen dieser an unerfreulichen Produktionen so überaus reichen Zeit rechnen.

— **G. v. Glasenapp, dem wir so manchen werthvollen Beitrag** zur Geschichte und Statistik des preußischen Heeres verdanken, gibt nun als Ergänzung zum bekannten Generalstabswerk die „Biographieen, Porträts und Facsimiles der Führer der deutschen Heere bis einschließlich der Führer einer Division in den Feldzügen von 1848 bis 1871" (Berlin, Verlag der Militaria) heraus. Es ist die revidirte kleinere (groß 8°) Ausgabe des Werks: „Die Generale der deutschen Armee". Jedem General, Kaiser Wilhelm voran, welche in Photographieen, umgeben von Holzschnittrahme, mit der Unterschrift dargestellt sind, ist die in kurzen „Daten" geordnete Biographie desselben beigegeben und das Ganze auf's Eleganteste ausgestattet. Das Werk erscheint in 14 Lieferungsbänden mit 140 Biographieen und eben so vielen Porträts auf 400 Blättern. Diese kostbare Sammlung wird jedem Freunde des Militärs, aber auch jedem Patrioten, der die großen Tage in Ehren hält, ein willkommener Schatz für seine Bibliothek sein und zum Generalstabswerk eine anziehende bildliche Ergänzung werden.

Bildende Künste.

— **Der große Preis des diesjährigen Pariser „Salons" ist dem** Maler François Flameng für seinen „Aufruf der Girondisten" und die beiden großen Ehrenmedaillen sind dem Bildhauer Saint-Marceaux für seinen „Genius, über dem Geheimnisse des Grabes wachend" und dem Maler Carolus Duran für eines seiner Porträts zuerkannt worden. Der große Preis des Salons besteht in einer Pension von 4000 Fr. auf drei Jahre, von denen der Ausgezeichnete zwei in Italien zubringen muß; die Ehrenmedaillen haben einen Werth von 4000 Fr.

Bühne.

— **In Folge des von der k. Hoftheaterintendanz zu München vom** 25. August 1877 veröffentlichten Preisausschreibens liefen bis zum letzten August des abgelaufenen Jahres (als dem Schluß des Einreichungstermins) 436 dramatische Dichtungen ein — 192 Tragödien — 119 Schauspiele und 125 Lustspiele. Von diesen begutachtete die Beurtheilungskommission zur Aufführung: von den Tragödien: „Dankelmann" von Dr. Otto Girndt; von den Schauspielen: „Die Tochter des Herrn Fabricius" von Adolf Wilbrandt; von den Lustspielen: „Neue Verträge" von Alexander Hartmann. Die Aufführung dieser Stücke findet im Verlaufe der künftigen Herbstsaison statt, und unmittelbar darauf wird nach Maßgabe des Preisausschreibens die endgültige Entscheidung getroffen, welche dieser Werke zu prämiiren sind. Gleichzeitig werden die Namen der in der Beurtheilungskommission thätig Gewesenen veröffentlicht werden. Die Verfasser der zur Aufführung nicht begutachteten Stücke haben der k. Intendanz mitzutheilen, ob die von ihnen beigelegten Couverts eröffnet werden sollen. Wenn nicht, so bittet man um Angabe einer Adresse, unter welcher die Rückendung der Manuskripte erfolgen kann. Wenn der unterfertigten Stelle bis Ende September dieses Jahres hierüber keine Nachricht zugeht, werden die Couverts eröffnet.

— **Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die tüchtige drama**tische Produktion im Abnehmen steht. Die Zahlen der Preisausschreiben von München beweisen nur die Quantität nicht die Qualität. So ist das Schauspielhaus in Berlin mit Novitäten für die nächste Saison vorderhand noch nicht allzu reichlich versorgt. Während sonst eine stattliche Reihe von angenommenen Stücken zur Aufführung vorzuliegen pflegte, sind es in diesem Jahre bisher nur drei, und zwar ein Schauspiel, ein Lustspiel und ein Drama. Das Schauspiel ist Gustav zu Putlitz's „Rolf Berndt", das Lustspiel ist Wichert's „Freund des Königs" und das Drama Wilbrandt's preisgekrönte „Chriemhild".

— **Die Stücke, welche das „Repertoire des herzoglich Meiningen'**schen Hoftheaters" bilden, erscheinen jetzt (Dresden, Grumbkow) in einer offiziellen Ausgabe unter obigem Titel; bereits liegen 13 solcher Stücke vor und es wird die Freunde des Theaters interessiren, die Bearbeitung mit Muße studiren zu können.

— **Die Mitglieder des k. Theaters am Gärtnerplatze in München** sind gegenwärtig zu Gaste im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin und zwar mit ihrem ganzen Apparate, Kostümen, Dekorationen u. dergl. Sie haben mit Hermann Schmidt's „Zwiderwurzn" durchgegriffen und eine recht sympathische Aufnahme gefunden, die sie ihrem trefflichen Spiel und ihrem ausgezeichneten Ensemble verdanken. Alles war eben wie aus einem Guß.

— **Paul Perron (Oskar Riecke), der mit einigen Einakkern** Glück gemacht, hat nun auch mit dem dreiaktigen Schwank: „Ein aufrichtiger Lügner" auf der Hamburger Bühne einen vollständig durchschlagenden Erfolg erzielt. Auch in diesem Schwank läßt er namentlich eine hervorragende Begabung in der Schaffung von Situationskomik erkennen. Der „aufrichtige Lügner" ist ein junger Mann, der in Paris als lockerer Zeisig ein lockeres Leben geführt hat, seinen Gläubigern entwischt und sich auf dem Gute seines Onkels in der Vendée, eines gutmüthigen, beschränkten alten Herrn, dem er weis macht, seine Sehnsucht nach ihm habe ihn aus Paris fortgetrieben, zu verstecken sucht. Einer seiner hartnäckigsten Gläubiger aber, der nebenbei noch von den anderen Gläubigern mit dem Inkasso ihrer Forderungen betraut ist, folgt ihm dahin. Die Angst, den Onkel über die Größe und Art seiner Schulden zu täuschen, verführt den jungen Mann zu den unerhörtesten Lügen, während er seiner von ihm geliebten Cousine gegenüber nach und nach mit der Wahrheit herausrückt und schließlich durch deren List aus seiner fatalen Lage befreit wird. Der Onkel bezahlt die Schulden, und eine Heirath krönt das Werk. Wie Mojer in seiner jüngsten Novität, so hat auch Perron den Schauplatz seines Stückes nicht nur nach Frankreich verlegt, — er hat es auch, und nicht ohne Geschick, versucht, sich in „der Mache" des Stückes der Art der französischen Autoren anzuschließen. Viele Szenen des Stückes erwecken eine geradezu lärmende Heiterkeit.

— **Das Schauspiel „Ambrosius" von Molbech, aus dem Däni**schen übersetzt von Strodtmann, hat nun auch im Frankfurter Stadttheater eine sympathische Aufnahme gefunden. Früher wurde das hübsche Stück in Altona gegeben.

— **Die Oper: „Der Rattenfänger von Hameln" dürfte den** Weg über die meisten deutschen Opernbühnen machen. Die Oper ist in Wiesbaden, Stettin und Wien zur Aufführung angenommen worden.

Kultur und Wissenschaft.

— **Aus einer soeben veröffentlichten „Mittheilung über die** Tiedgestiftung" ergibt sich, daß im Jahr 1878 als Ehrengaben 14,100 Mark (seit 1863 zusammen 211,425 Mark) verwendet werden konnten, die sich in kleinen Summen auf 44 Personen vertheilen. Das in Verwahrung und Verwaltung des k. Kultusministeriums befindliche Stammvermögen der Tiedgestiftung betrug am Schlusse des vergangenen Jahres rund 60,500 Mark. Vorsitzender des Komites ist der Bürgermeister Dr. Julius Hertel.

Erfindungen.

— **In Wien hat man dieser Tage mit der Dampfkutsche** gelungene Versuche angestellt. Die Dampfkutsche ist eine neuerdings in England gemachte Erfindung, der, wenn sie sich bewährt, eine große Zukunft bevorsteht. Es ist eine Equipage ohne Pferd, ein mehr oder weniger elegant ausgestatteter Wagen, in welchem drei bis vier Personen Platz haben. Er wird durch Dampf in Bewegung gesetzt, aber ohne Geräusch, ohne unangenehmen Geruch und ohne Gefahr einer Explosion. Der Brenner besteht aus einer eigens konstruirten Petroleumlampe, und nur ½ Liter Wasser wird auf einmal erhitzt, so daß diese kleine Quantität keinen Schaden anrichten kann, selbst wenn es die starke halbzöllige Röhre sprengen sollte. Wenn einmal der Dampfapparat gefüllt und die Lampe angezündet ist, so bedarf es nichts weiter während der Fahrt, als den Wagen mittelst der Zügel, die vorne an dem beweglichen Mechanismus angethnüpft sind, zu lenken und mittelst einer Trittvorrichtung unter den Füßen des Lenkers das Gefährt in Gang zu setzen, anzuhalten und schneller oder langsamer gehen zu lassen. Die Kosten betragen für die Meile circa 85 Pfennig. Man soll das Gefährt besser in der Gewalt haben, als ein mit Pferden bespanntes. Bekanntlich werden gegenwärtig auch in Berlin Probefahrten mit einer für drei Personen eingerichteten Dampfkutsche gemacht.

Industrie und Verkehr.

— **An die Weltausstellung in Sidney (Australien) schickt Deutsch**land mehr Aussteller als selbst England und Frankreich.

— **Henry Bessemer, der Erfinder des nach ihm getauften Ver**fahrens zur Herstellung von Stahl, hat von der Königin von England die Ritterwürde erhalten.

— **Die Gotthardtunnelarbeiten schreiten energisch vor.** Man denkt, bis Ende November durchzubrechen.

— **Dem Erfinder des Penny-Portosystems, Sir Rowland Hill,** wurde kürzlich von dem Gemeinderathe der City von London das Ehrenbürgerrecht der Stadt verliehen. Es erfolgte die Ueberreichung des Bürgerbriefes in dessen Wohnung seitens einer Deputation der Korporation. Der 84jährige Greis war durch diese hohe Auszeichnung tief gerührt.

— **Die Feinde der unterseeischen Kabel macht das französische** Fachjournal „L'Electricité" zum Gegenstand einer Besprechung. Danach ist das Meer von kleinen Insekten bevölkert, welche sich auf dem Kabelstrang ansiedeln und die Guttaperchaumhüllung langsam zerstören. Der Teredo und die Immariaterebrans haben eine unglaubliche Zerstörungskraft. Aber nicht alle Feinde des Kabels sind mikroskopisch. Es ist, als ob alle Ungeheuer der Tiefe zur Vernichtung der Telegraphenleitung sich verbündet hätten. Die Linie von Cayenne nach Para wurde durch große Fische zerstört, deren scharfe Zähne Abdrücke auf der Isolirung hinterließen. Die Sägefische erprobten ihre Waffen an dem Kabel in der Nähe der Antillen. Die Schildkröten haben die Leitung von Key West nach der Havanna zerstört. Das Kabel im persischen Golf hat ein Walfisch zerrissen, welcher jedenfalls zu rasch schwamm, um dasselbe zu bemerken; denn er fuhr mit solcher Vehemenz gegen das Kabeltau, daß er sich selber den Tod gab. Das zerrissene Tau umschlang den Riesenleib des Walfisches und erwürgte ihn. Aber auch Elementargewalten erweisen sich als Feinde des Kabels. So hat im Mittelländischen Meere der Blitz zweimal die Kabelleitung zerstört, und in Südamerika unterbrachen Erdbeben die Leitung. Andere submarine Leitungen gingen zu Grunde durch die Meeresströmungen, welche das Tau so lange auf scharfen Felskanten rieben, bis es riß.

— **Vom Karl Stangen'schen Reisebureau, Berlin, Markgrafen**straße Nr. 43, sind seit seinem Bestehen die nachbezeichneten 127 Gesellschaftsreisen nach außerdeutschen Ländern wirklich ausgeführt worden: 44 Reisen nach Belgien und Frankreich. 33 nach Italien, theils inklusive Sizilien, 31 nach dem Orient nach allen Richtungen und mit verschiedener Ausdehnung bis Oberägypten, Syrien, Kleinasien, Türkei, Rumänien und Griechenland, 9 nach Schweden, Norwegen und Dänemark mit Besuch aller wichtigen Punkte bis Drontheim, 6 nach England (hauptsächlich London), 1 nach Spanien (bis Gibraltar), 2 nach Nordamerika und 1 um die Erde (Nordamerika, Japan, China, Ostindien und Aegypten). — Zusammen 127 Reisen mit circa 3000 Personen. Von Herrn Karl Stangen wurden davon 50 Reisen geleitet und in 12 Jahren 152,000 englische Meilen zurückgelegt (etwa siebenmal so viel, als der Umfang der Erde beträgt!).

Feste und Versammlungen.

— **Die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner** soll vom 24. bis 27. September zu Trier abgehalten werden. Eine vergleichende Ausstellung von Lehrmitteln wird den Schulmännern das Neueste und Beste aus allen Zweigen des wissenschaftlichen Unterrichts an höheren Lehranstalten vor Augen führen.

Denkmäler.

— **Der Ausschuß für die Errichtung des Moltke-Denkmals auf** dem Laurenzplatz in Köln veröffentlicht eine Preisausschreibung, wonach Künstler, die sich um die Ausführung des Bronzestandbildes des Feldmarschalls bewerben, eingeladen werden, ihre Modellskizzen in der Höhe von 0,50 Meter für die Statue und Plinthe bis zum 30. September d. J., mit einem Motto versehen, an den Oberbürgermeister Becker einzusenden. Das Standbild mit der Plinthe soll eine Höhe von 2,83 Meter erhalten und auf einfachem Granitsockel aufgestellt werden. Der Modellskizze muß in einem mit demselben Motto versehenen versiegelten Umschlage die Angabe des Preises für die Erfindung und Ausführung im besten Material beigegeben werden. Der Ausschuß hat drei Preise, einen zu 1500, einen zu 1000 und einen zu 500 Mark ausgesetzt. Als Preisrichter werden Historienmaler Professor Schrader in Berlin, Bildhauer Professor Wittig in Düsseldorf und Bauinspektor Architekt Pflaume in Köln fungiren. Die Entscheidung über das für die Aufführung zu wählende Modell hat sich der Ausschuß vorbehalten.

Gestorben.

— Friederike Runeberg, Wittwe des Dichters, Dichterin, in Borgo, 72 Jahre alt, Anfangs Mai.

— Dr. Reinke, ordentl. Professor der Theologie an der Akademie zu München, 83 Jahre alt, am 4. Juni.

— Wilhelm Wander, Verfasser des Sprüchwörterlexikons, in Quirl bei Schmiedeberg, 76 Jahre alt, am 4. Juni.

— Dr. Eduard Ojenbruggen, Professor der Jurisprudenz in Zürich, Verfasser der schweizerischen „Kulturbilder", 69 Jahre alt, am 9. Juni.

— Louis Hallberger, Senior der württembergischen Buchhändler, vormals Chef der „Hallberger'schen Verlagshandlung" in Stuttgart, am 9. Juni, 82 Jahre alt.

— Wilhelm, Kronprinz der Niederlande, Prinz von Oranien (geb. am 4. September 1840), in Paris, am 12. Juni.

Das Cornelius-Denkmal in Düsseldorf.

(Hiezu das Bild S. 769.)

Als am 24. Juni 1869 zur fünfzigjährigen Jubelfeier der königlichen Kunstakademie Düsseldorf das Andenken jenes berühmten Akademiedirektors Wilhelm Schadow durch Aufstellung einer Kolossalbüste monumental verewigte, da war es nach vorheriger Anregung des damaligen Regierungspräsidenten von Kühlwetter ein sich dringend geltend machender und sofort von allen bei dieser Feier anwesenden Künstlern und Kunstfreunden lebendig aufgegriffener Gedanke, Schadow's unlängst verlebtem Vorgänger, Peter von Cornelius, ein würdiges Denkmal zu errichten.

Es hatte dieser Beschluß eine nationale Bedeutung, da es das erste Opfer war, welches den Manen des Altmeisters gebracht. Derselbe bethätigte sich rasch durch beträchtliche Beiträge des Königs von Preußen, des königlichen Ministeriums, Düsseldorfs und anderer Kunststädte, insbesondere Wiens, sowie vieler kunstsinnigen Geber, und wurde nur noch mehr durch den Umstand gefördert, daß Cornelius ein Düsseldorfer Kind und ein gut Theil seines reichen Wirkens seiner Vaterstadt zugefallen ist, deren bis dahin verwahrloste Malerschule in ihm, dem Sohne ihres Inspektors, den energischsten, von echtem deutschem Wesen und hellenischem Schönheitssinn erfüllten Regenerator fand.

Die nach namhafter weiterer Beisteuer seitens der städtischen Verwaltung und vor Allem des Düsseldorfer Kunstvereins für Rheinland und Westphalen, sowie des „Malkastens" ermöglichte Ausschreibung der Konkurrenz für das Denkmal ließ Professor Adolf Donndorf aus Dresden, jetzt in Stuttgart, über eine große Anzahl von Mitbewerbern den Sieg davon tragen, so daß nach Jahre erfordernder Arbeit jetzt endlich am 24. Juni unter erhebenden Feierlichkeiten seitens der Düsseldstadt und des „Malkastens" das Denkmal zur Enthüllung gelangt.

Es läßt sich von Donndorf's vielbewährter Meisterhand nicht anders sagen, als daß sie mit Liebe und Erfolg ihrer Aufgabe

Dichterstimmen aus der Gegenwart

gesammelt von

Friedrich Bodenstedt.

Das Meeresauge.

Von

G. Schott.

Fern von der Welt, umragt von jähen Felsen,
Die ewig schneebedeckt, eiszackig noch
Kein Menschenfuß erklomm, schläft einsam tief
Das Meeresauge.

Den dunkeln Spiegel kräuselt keine Welle,
Das eisige Wasser schweigt wie die Natur,
Kein Vogel singt in schwarzen Ufertannen
Am Meeresauge.

Ein arm' Goralen-Mädchen nur sitzt einsam
Am Felsenufer und schaut in die Flut. —
Lebst du, ein fühlend Wesen, hier allein
Am Meeresauge?

Du schweigest wie der See zu deinen Füßen!
Brennt dir ein Weh, das tiefer noch als er?
Willst du des Herzens Feuergluten kühlen
Im Meeresauge?

Arme Gorale! Schuldlos Kind der Berge,
Auch du kennst Liebe, kennst Verlangen — lernst
Entsagung. Ach, und deine Schmerzen heilt
Kein Meeresauge! —

Das Ilsethal.

Von

Herm. Hoffmeister.

Sabbathstille herrscht im Aether,
Ohne Regung schläft der Wald,
Einsam nur für fromme Beter
Aus dem Thal ein Glöcklein schallt.
Gottesfrieden haucht die Erde,
Ruhe lispelt Baum und Strauch,
Leise grast am Bach die Heerde,
Herz, mein Herz, nun ruhe auch!

Schweigend steht der Vater Brocken,
Ernsten Blicks der Ilsenstein,
Sonne webt auf gold nem Rocken
Um sein Antlitz Glorienschein,
Nebel stieben wie Gespenster
Aus der Schluchten Sagenreich,
Und des Schlosses Bogenfenster
Blinken im Forellenteich.

Heiligsanftes dumpfes Rauschen,
Abbild Strom der Ewigkeit,
Himmelhohe Felsen lauschen
Räthseln der Vergangenheit
Mitternächtige Fabelwände
Dranaen sehnend sich zum Licht
— Riesenleiber ohne Hände
Fassen ihren Schöpfer nicht!

Drunten leuchtet's aus den Zweigen,
Eilend sprang es von der Höh'
Jungfrau Ilse naht zum Reigen,
Als des Harzes gute Fee.
Ihre blendend weißen Glieder
Badet sie in kühler Flut,
Kehrt zum Felsenschloß dann wieder,
Wo des Märchens Zauber ruht!

Sabbathstille herrscht im Dorfe,
Nur das Mühlrad dreht sich laut,
Und im Tann, mit Moos und Schorfe,
Ruft der Heher seine Braut;
Alle Werktagsöfen rasten,
Lautlos steigt der Hütten Rauch:
Herz, wirf ab der Sorge Lasten,
Herz, mein Herz, nun ruhe auch!

Erloschen — Verloren.

Von

Laurin Amoeno.

Auf felsiger Klippe, wo die Wogen
An's Ufer brandend tosen, ragt
Ein Pharus, über dem im Bogen
Der Sturm die Wolkenballen jagt.

Im Sturm erzittern seine Glieder,
Hoch an die Mauer schäumt der Gischt;
Sein Feuer flackert auf und nieder,
Ein letztes Leuchten — es erlischt.

Und draußen auf dem wilden Meere
Jagt bang ein Schiff in höchster Noth,
Dem er ein Stern der Hoffnung wäre —
Es jagt in seinen sich'ren Tod.

Ob dein ich denke!

Von

Hans Grasberger.

Ob dein ich denke, kannst du fragen?
So denk' ich an der Berge gold ne Zinken,
An Firne so, die morgens rosig blinken —
Seit nimmer mich so hoch die Füße tragen.

Ob dein ich denke, kannst du fragen?
Das Weltmeer blaut, der ferne Urwald nachtet,
Der Ganges träumt, die Welt der Tropen prachtet
Doch kann dahin sich noch ein Müder schlagen?

Ob dein ich denke, kannst du fragen?
Schon gibt es Reif und ehstens folgen Flocken —
Darf meiner Tage Rest mich noch verlocken
Zu schöner Leidenschaft und süßem Wagen?

nachgegangen. In gefälligem Rhythmus baut sich das Ganze auf granitnem Sockel auf, und in der überlebensgroßen Statue selbst ist die geistige Bedeutung und schlicht charaktervolle Eigenart des Kunstheroen ebenso glücklich dargestellt, wie speziell in dem sprechend ähnlich durchgebildeten Kopfe die ausdrucksvollen Züge, das scharfe, durchdringende Auge, die kühne Stirn.

Donndorf hat den Altmeister der neudeutschen Malerei dargestellt in gewöhnlicher bürgerlicher Tracht, unter wesentlicher Hervorhebung der wirklichen äußern Erscheinung. Trotzdem nun Cornelius klein von Gestalt gewesen, ist doch die nicht leichte Aufgabe glücklich gelöst worden, neben treuer Wiedergabe der körperlichen Gestaltung die geistige Bedeutung des Verherrlichten in Haltung und Ausdruck frappant zur Geltung zu bringen, dem Standbilde einen künstlerisch abgerundeten, sympathischen Eindruck zu verleihen. In kraftigen Linien umschließt der von der Linken aufgefaßte, künstlerisch drapirte bürgerliche Mantel die gedrungene Gestalt, die Rechte hält in ausdrucksvoller Bewegung den Verkünder hehrer Gedanken, den Stift.

Das Postament zieren rechts und links in edelster Formenbildung zwei sitzende Figuren in Lebensgröße. Es sind dieß die Poesie und die Religion in hoheitsvollen Gestalten, die dem geschmackvoll harmonisch gegliederten Unterbau einen wirkungsvollen Abschluß geben und zugleich die Hauptrichtungen des künstlerischen Schaffens des monumental Verwigten verinnbildlichen. Begeistert schaut das lockenumrahmte schöne Haupt der Poesie aufwärts, während die Religion in angemessener, ernster Verkörperung jene nicht minder bedeutende Kunstrichtung des Altmeisters

Das Cornelius-Denkmal in Düsseldorf. Originalzeichnung von W. Gause. (S. 767.)

charakterisirt, welche zu den in Düsseldorf, Rom und München durch Verherrlichung der Poesie und Geschichte errungenen Ruhmeskranzen den unverwelklichen Lorbeer grandioser Schilderung christlicher Kunst und Weltanschauung fügte. Leider konnten kürzlich erst mit Errichtung der Berliner Nationalgalerie die Kartons zu den für den Campo santo in Berlin ausersehenen Malereien (die größten Schöpfungen des Künstlers seit seiner 1841 auf Königswort erfolgten Berufung nach Berlin eine würdige Placirung finden. Der Bildhauer hat es nicht versäumt, am Postament, da, wo ein Lorbeeren- und Eichenkranz die obere Schlußplatte umwindet, auf Täfelchen auch die Namen eben bewegter vier Städte anzubringen, in denen vorzugsweise Cornelius gewirkt. Auf einer mystischen Sphinx an der vordern Fläche des granitnen Postamentes sodann verkörpert sich bronzen, reliefartig schon sofortig die sinnende Gestalt der Malerei, den Pinsel und die Palette haltend, wogegen nachstehend im Relief sich die Gestalten der Italia und Germania erheben, erstere, die reifere, kraftvollere, der andern, jugendlichen, keuschen Maidenerscheinung den Kranz reichend. Ueber diesen herrlichen Frauentypen sind bezeichnend Michel Angelo und Albrecht Dürer in Medaillons angebracht, darunter zwischen beiden Figuren das Künstlerwappen.

Der Sockelfries zeigt nun noch „Faust und Helena", das romantisch deutsche Wesen und den Geist des Alterthums ebenso verschmelzend, wie Cornelius der Poesie, auf allen Gebieten mit germanischem Wesen in die klassische, den Geist des Hellenenthums erneuernde Formen kleidete. **Otto Firmse.**

Der Rezensent.

Novelle

von

Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

X.

Die Tage waren länger geworden und das Wetter hatte dem Kalender zuliebe, wie je zuweilen im März, ein Stück Frühling vorweggenommen. Der Schnee war geschmolzen, die Straße abgetrocknet, und in den Fenstern der Häuser standen frische Kinder der jugendlich aufglühenden Sonne: Tulpen und Hyazinthen, Veilchen und Krokus. Die Leute aber machten Frühjahrstoilette und gingen spazieren.

Als der Doktor eines Nachmittags das Haus der Schwestern aufsuchte, war die Schauspielerin ausgegangen. Sie hatte es nicht abschlagen können, den Geburtstag einer Kollegin feiern zu helfen, und das Ereigniß hatte die Festtheilnehmer in ein außerhalb der Stadt gelegenes Lokal entführt, dessen Garten in dieser Jahreszeit seines reichen Frühlingsflors halber viel besucht wurde. Mathilde war zu Haus geblieben.

Martius machte verdrießliche Augen, daß er nicht vorher etwas von dieser Exkursion erfahren hatte, ein Beweis, wie wenig er gewöhnt war, Klara Rupprecht ohne sein Mitwissen einen Schritt thun zu sehen. Er konnte nicht umhin, ein darauf bezügliches Wort fallen zu lassen.

„So ist sie von jeher gewesen," sagte Mathilde; „auf keinen Menschen nimmt sie Rücksicht, und wenn Sie ihr das nicht ein wenig abgewöhnt hätten, würde ich es schwerlich noch den Winter über bei ihr ausgehalten haben. Ich bin unabhängig und habe ohne sie zu leben. — Vielleicht versuchen Sie es heute einmal mit mir allein," fügte sie die Augen niederschlagend hinzu.

Martius sah einen Augenblick unzufrieden drein, faßte sich aber und warf die Handschuhe auf den Tisch.

„Sehen Sie zu, wie Sie mit mir fertig werden," sprach er, einen heitern Ton anschlagend. „Allzu lange habe ich freilich heute nicht Zeit; ich muß nothwendig später noch zu einem Patienten und habe den Abend zu schreiben."

„Wie ungalant Sie sind!" war die in schmollendem Tone gegebene Erwiederung. „Bin ich nicht im Stande, Sie einen Abend zu halten, da meine Schwester Sie Tag für Tag hier bindet? Wer weiß, zu wem Sie sich größerer Ehrlichkeit versehen dürfen, ob zu ihr oder zu mir."

Der Doktor stutzte.

„Teufel," sagte er, „das klingt ja ziemlich deutlich, als ob ich ein verrathener und verkaufter Mann wäre. Ich hoffe, es ist mit meinem Mangel an Galanterie so wenig weit her wie mit dem Schlimmen, was hinter Ihren Andeutungen steckt, meine schöne Freundin!"

Das Herz klopfte ihm. Stand er vor der Enthüllung des Räthsels, das noch über dem Verhältniß der Schauspielerin zu ihm schwebte?

Die blonde Mathilde, welche von der angeblichen Neigung des Doktors zu ihr bisher wenig inne geworden, war fest entschlossen, die seltene Gelegenheit ungestörten Alleinseins mit Martius so voll wie möglich für sich auszunutzen. Im Augenblick hatte sie sich bequem in einem niedrigen Streckstuhl niedergelassen. Sie war heute äußerst vortheilhaft gekleidet; ihre gelben Flechten trug sie hoch aufgesteckt, und das ein wenig volle Gesicht, jetzt mit leichter Röthe überzogen, zeigte mehr als sonst Ausdruck und Leben. In den Augen lag ein Glanz von reifer, verführerischer Sinnlichkeit und sie schimmerten beinahe blau.

Sie hatte die Entgegnung des Doktors angehört, ohne den Blick zu ihm zu erheben.

„Ich habe mehr Grund zu meiner Warnung, als Sie ahnen. Meine Schwester ist sehr unbeständig und launenhaft, und es könnte der Tag kommen, wo — doch ich will Sie nicht beunruhigen."

„Nun?" fragte er verdüstert und ungeduldig. „Haben Sie Lust, jenen Bauer zu spielen, der seinem Hunde die Ohren stückweis abhackte, damit es auf einmal nicht so weh thun sollte?"

„Mein Himmel, Herr Doktor, sie ist eine Schauspielerin und man weiß nicht recht, spielt sie, was sie scheint, oder ist sie es. Jedenfalls weiß ich, daß sie unberechenbar ist. Schelten Sie mich nicht, denn ich meine es gut mit Ihnen; ich möchte Sie vor Enttäuschungen bewahren."

Der Doktor nagte an seiner Unterlippe. Mit solchen Andeutungen war ihm nicht gedient, er mußte ihr die Wahrheit entlocken.

„Fräulein Mathilde, geben Sie mir Ihre Hand," sagte er und faßte die dargebotene vielleicht ein wenig fester, als nöthig war. „So, nun werde ich Sie festhalten, bis Sie mir sagen, was Ihre hingeworfenen Worte für ein Geheimniß andeuten. Sicher wissen Sie Bestimmteres."

Sie blickte ihn tiefer erröthend an und lächelte verschleiert, ohne ihre Hand in der seinigen zu rühren.

„Wenn ich es nun vorzöge, mich von Ihnen festhalten zu lassen?"

Der junge Mann empfand die Gefahr, in welcher er schwebte, und bezwang sich.

„Sie dürfen es mir ruhig sagen, Fräulein Mathilde," sprach er mit unsicherer Stimme.

„Sie sollen es wissen, wenn Sie schwören, mich nicht zu verrathen."

„Ich leiste den Eid."

„Nun, ich weiß, daß Klara Ihrer unwürdig ist und daß sie einen Triumph darin sehen würde, Sie zu ihren Füßen zu erblicken und lachend abzuweisen."

Der Doktor ließ ihre Hand los und erhob sich, aber wenn Mathilde gefürchtet hatte, er würde das Zimmer verlassen, so irrte sie sich. Er ging auf und ab und sie folgte ihm mit Blicken voll trunkener Leidenschaft.

„Sie kann boshaft sein wie der Teufel, sage ich Ihnen. Sie hat Ihnen Rache geschworen und ihr Interesse für Sie ist bloße Komödie. Sie hat von früher her einen unauslöschlichen Haß auf Sie, und weil das Duell, welches sie angestiftet hat, nichts half, will sie Ihnen das Herz vergiften. Aber ich durchkreuze ihren Plan, denn ich hasse sie. Tag für Tag muß ich ihre Launen tragen, die gehorsame Dienerin sein, mich tyrannisiren lassen, um dafür von ihr über die Achseln angesehen zu werden. Ich schmachte nach Erlösung und meine Knechtschaft soll am längsten gedauert haben."

Der Doktor griff plötzlich nach Hut und Handschuhen.

„Wollen Sie fort?" fragte sie ängstlich. „Sie kommen doch wieder?"

„Liebes Fräulein," sagte er weich, „ich muß gehen. Lassen Sie mich die gewonnene Einsicht erst innerlich verarbeiten. Ich bin Ihnen sehr — sehr dankbar."

Sie erhob sich, als er ihr die Hand reichte. Die ihrige war seltsam kalt und erwiederte heftig seinen Druck. Dann eilte er hinaus.

Es war ihm schwül geworden und die frische Luft draußen that ihm wohl. Der sinkende Tag spann seine goldigen Lichtfäden über die Dächer der Häuser, und wo die Straße sich seitwärts zu einem offenen Platz erweiterte, fiel auch über das Pflaster hin noch ein breiter Streif glühenden Sonnenscheins und verklärte die hindurchwandelnden Gestalten geputzter Menschen. Er schritt die Straße hinab bis zum Ende und durchwanderte eine knospende Kastanienallee, welche einen Theil der Stadt umschloß, ohne daß er auf die Welt um ihn achtete. Sein Geist versuchte die Frage zu beantworten: that er besser daran, auf die Mittheilung hin, welche ihm geworden war, plötzlich die Schauspielerin zu meiden und zu seinem getreuen Eckart Könen zurückzukehren, oder sollte er einstweilen die alten Beziehungen weiterpflegen? Warum sollte er nicht auch ein wenig schauspielern? Warum sollte er sich die Süßigkeit, welche für ihn in dem Verkehr mit der dunkeläugigen Göttin lag, die er anbetete, nicht auskosten bis auf die Neige? Er hatte ja nicht nöthig, ihr den Triumph zu gönnen und ihr zu Füßen zu sinken. War es nicht vielmehr sein Triumph, wenn er sie zu seinem Vergnügen alle Reize entfalten ließ, die sie so ungemessen besaß, und innerlich dabei lächeln konnte, daß sie sich so viel Mühe gab um eines gehofften Erfolges willen, dessen Ausbleiben er mathematisch sicher wußte?

Es war die urewige Art zu rechnen, mit welcher die Liebe das arme Menschenherz belügt, um ihre Existenz zu fristen. Sie ist der älteste Sophist, denn sie ist so alt wie das Menschengeschlecht.

Es würde wunderbar gewesen sein, wären dem Enttäuschten nicht auch Zweifel über die Wahrheit der Enthüllungen aufgestiegen, welche er Mathilde verdankte. Aber er mußte sie verwerfen, denn sein Verstand sagte ihm, daß die ganze Idee zu verwickelt für eine Lüge aus dem Stegreif sei, wenn auch Mathildens Gereiztheit gegen die Schwester und ihre Luft, Martius zu erobern, sie zu einer Lüge verleiten konnte. Es gab nur Eines, was sich einwenden ließ: wie, wenn jener vom Haß diktirte Plan — wenn überhaupt die Klara Rupprecht, welche ihre Schwester ihm zeichnete, einer frühern Zeit angehörte? Wenn der Umgang mit ihm ihr Inneres verwandelt hatte? Aber wer sollte ihm darüber Gewißheit geben?

Plötzlich blieb er stehen. An die Kastanienallee stieß jener Garten, in welchem die schöne Schauspielerin im nämlichen Augenblick weilen sollte, und er stand vor dem Eingang. Sein Blick flog über blühende Blumenbeete und ein Duft von Hyazinthen strich über sein Gesicht, süß wie die Wehmuth.

Hinten im Garten, an ein Gebäude gelehnt, schlossen hölzerne Kolonnaden die Aussicht ab. Er erblickte dort Menschengruppen an Tischen und vernahm fröhliches Lachen. Fast war es ihm, als vermöchte er ihre Stimme zu unterscheiden; aber es war wohl Täuschung. Einzelne Personen konnte er trotz der vorgehaltenen Lorgnette nicht erkennen. Er wandte sich ab und ging langsamen Schrittes weiter.

Er suchte den Patienten auf, von dem er zu Mathilde gesprochen; als er nach Hause kam, war es bereits dunkel. Er zündete die Lampe an und ließ Feuer in den Ofen legen, worauf er sich zum Schreiben niedersetzte. Ein Klopfen störte ihn nach einiger Zeit und er fand das Mädchen der Schauspielerin mit einem Briefe vor der Thür; diese verließ rasch das Haus wieder, während er die wenigen Zeilen, die das Couvert enthielt, durchlas.

Mathilde schrieb, daß ihre Schwester ihn sofort zu sprechen wünsche, und fügte ihren eigenen Wunsch bei, daß er nicht zögern möge, zu kommen.

Der Doktor war erstaunt, nicht die Schriftzüge der Schauspielerin selbst zu erblicken. Aber er widerstand, obwohl sich plötzlich tiefster Groll in seiner Seele regte, der Versuchung nicht, den wohlbekannten Weg heute noch einmal zu durchschreiten. Was mochte ihn erwarten?

Als er vor dem Hause der Schauspielerin anlangte, fiel es ihm auf, daß die Fenster ihrer Wohnung dunkel waren. Im Flur des Parterre brannte eine Gasflamme; sie gehörte zur Wohnung des Hauseigenthümers. Die Treppe verlor sich wieder in Dunkel. Er begann zu glauben, daß er trotz des Billets im Augenblick Niemand antreffen würde; aber er hörte droben innerhalb des durch eine Scheibenthür abgeschlossenen Korridors das leise Knarren einer Thür und stieg zögernd höher.

Als er in die Nacht des Korridors trat, fühlte er plötzlich seine Hand ergriffen. Ein starker Duft von Patchouli mischte sich berauschend in die Luft, die er trank.

Er fühlte sich mit schmeichelnder Gewalt vorwärts gezogen und vernahm eine flüsternde Stimme:

„Leise, um Gottes willen!"

Wer war das?

In diesem Augenblick klang drunten die Hausthür und er hörte die Schauspielerin, eine Melodie vor sich hin trällernd, die Treppe heraufkommen.

„Was Kukuk, ist denn da oben Alles ausgestorben? Licht, Mathilde!" rief die Schöne mit frischer Ungenirtheit.

Die Hand ließ den Doktor plötzlich los; eine Gestalt huschte mit leisem Aufschrei davon und verschwand in einer Thür, und sein an die Dunkelheit ein wenig gewöhntes Auge glaubte die blonde Mathilde zu erkennen.

Unmittelbar nachher betrat Klara Rupprecht den Korridor. Sie berührte den Doktor und trat hastig zurück.

„Hier ist ein Mann. Wer sind Sie? Antworten Sie oder ich rufe!"

„Ereifern Sie sich nicht, gnädiges Fräulein," sagte der Doktor und seine Stimme klang ein wenig spöttisch. „Ich kam ein paar Sekunden vor Ihnen hier an und war im Begriff umzukehren, da ich glauben mußte, die leeren Stuben zu finden."

„Ach, bleiben Sie, mein Freund. Ich weiß nicht, was meiner Schwester wieder ist, daß sie die Menschen im Stichdunkeln herauftappen läßt. Ich bin glücklich, nach diesem dummen Schnack und der mir gleichgültigen Kollegenschaft wieder ein vertrautes Menschengesicht zu sehen und ein vernünftiges, gesetztes Wort zu hören."

Sie drückte ihm gegen ihre Gewohnheit die Hand.

„Lassen Sie mich Licht anzünden. Nicht einmal dieß Geschöpf, die Marie, ist zu spüren."

Sie öffnete die Thür zum Wohnzimmer und er folgte ihr. Den gemeinschaftlichen Bemühungen Beider gelang es, eine Lampe herzurichten, und der Doktor fand inzwischen Zeit, sich zu sammeln. Aber ein schmerzliches Gefühl zog ihm das Herz zusammen, wie er wieder das in blühender Frische strahlende, ebenmäßig schöne, geliebte Antlitz sah. Es lag ein ganz besonderer Zug von Uebermuth heute darin, vermuthlich in Folge genossenen Weines. Sie warf mit scherzenden Worten die Ueberkleider von sich und ging, nachdem er das Gleiche gethan, hinaus, um die Zimmer nach der Schwester zu durchstöbern.

Der Papagei drüben auf seiner Stange war erwacht und schüttelte sich ein paarmal; dann kauerte er sich wieder zusammen. Martius lehnte sich gegen die warmen Kacheln des Ofens und horchte trotzigen Blickes auf das Geräusch der Schritte draußen. Er war einigermaßen begierig, wie sich der Spukgeist von vorhin bei Lampenlicht benehmen würde, während er seinerseits sich vornahm, völlig unbefangen auszusehen.

Aber Klara brachte die Nachricht, daß ihre Schwester sich drüben auf ein Sopha gelegt habe und unwohl sei. Das Mädchen sei auf einen Augenblick ausgegangen und werde bald zurückkehren. Etwas Theewasser stehe im Ofen und sie werde heute einmal selber den Thee aufgießen, damit er doch sehe, daß sie nicht ganz zur respektabeln Hausfrau verdorben sei.

Sie streifte ein wenig den Aermel zurück und begann in der That, das Getränk zu bereiten, wozu sie auf die Versicherung des jungen Mannes, daß er bereits zu Nacht gegessen habe, nichts als etwas Konfekt herbeischaffte.

„Sehen Sie, liebster Freund," fuhr sie fort, „alle die Menschen, mit denen ich heute zusammengekommen bin, sind außerhalb ihres Hauses verhältnißmäßig erträgliche Leute. Sie haben Humor und wissen Allem einen gewissen Schick zu geben. Aber Keiner, glaube ich, ist im Stande, sich eine gemüthliche Häuslichkeit zu schaffen und sich behaglich einzurichten. Sie sind meist ihrem Familienkreise entzogen worden zu einer Zeit, wo sie das häusliche Leben am wenigsten verstanden, sie haben vielfach eine abenteuerliche Existenz geführt und den Sinn für die hundert Kleinigkeiten verloren, auf deren Zusammenstellung und Anordnung schließlich der harmonische Eindruck eines gemüthlichen Heimwesens beruht. Ich möchte nie einen Schauspieler heirathen, der nach keiner solchen Umgebung verlangt, und nähme keine Schauspielerin zur Frau, wenn ich ein Mann wäre."

„Das ist sehr selbstlos gesprochen," entgegnete er mit herbem Ton.

„Glauben Sie nicht, daß ich mich selbst geschlagen habe; ich bin kaum zwei Jahre bei der Bühne, wie Sie wissen, und fühle keineswegs den unwiderstehlichen Drang, bei ihr zu bleiben. Wenn es einem Tollkopf einfiele, auf mich Irrlicht zu spekuliren — ah! der Himmel wird jeden Christen davor bewahren."

„Auch wenn er von Osten hieße?"

„Lassen Sie doch den unglücklichen Osten in Ruhe. Uebrigens höre ich, daß es ihm wieder besser geht."

„Er ist freilich ein kranker Mann, der immer ein Stück Siechthum behalten wird, und nicht ganz so begehrenswerth mehr wie früher."

Die Schauspielerin sah den Sprecher mit großen Augen an.

„Sind Sie gekommen, um mir Sottisen zu sagen, Doktor?"

„Brechen wir davon ab, mein gnädiges Fräulein."

„Nein," erwiederte sie heftig, „brechen wir nicht davon ab." — Sie stand auf. — „Ich habe schon seit länger bemerkt, daß Sie der Alte nicht mehr sind, daß zuweilen ein versteckter Groll gegen mich bei Ihnen hervorbricht und die verletzendsten Pfeile schärft. Sie kommen mürrisch, verdrießlich und voll Widerspruchs. Ich kann und will das nicht mehr ertragen, denn es kränkt mich in tiefster Seele. Ich will wissen, was Sie plötzlich gegen mich haben, ob Sie meiner satt sind und vom Mahle aufstehen wollen, um im geeigneten Moment davon zu gehen. Sie sind kein Mann wie die meisten anderen, keiner, den man ohne Bedauern scheiden sieht, wie man ihn gleichgültig empfangen hat, und ein Weib, welches Geist genug besitzt, um Sie zu würdigen, und sich für zu gut zum gewöhnlichen Spielzeug hält, darf die Kritik Ihrer Person, welche darin liegt, wenn sie von Ihnen über Seite geworfen wird, bitter empfinden und hat ein Recht, zu fragen, warum ihr diese Behandlung zu Theil wird."

Sie hatte sich in einen Affekt hineingesprochen, welcher schwerlich von bloßer Berechnung erzeugt war. Ihre Augen waren von feuchtem Schimmer verschleiert, ihre Wangen glühten und ihre Mundwinkel zuckten ein wenig.

Der Doktor hatte sein Gesicht in die Hände verborgen und sagte mit tonloser Stimme:

„Weil ich Sie liebe, Klara, und weil Sie mich verrathen werden."

Die Schauspielerin raffte sich mit fast übermenschlicher Kraft zusammen und klatschte in die Hände. Die Muskeln ihres Gesichts spannten sich energisch und ihre Augen leuchteten düster von unbändigem Stolze.

„Ja, Sie haben Recht, mein Herr Doktor; das will ich, denn ich habe es geschworen. Sie haben mich einst zur Verzweiflung getrieben und haben Ihrem Werk die Krone aufgesetzt durch einen Hohn, den ich Ihnen nicht besser vergelten konnte, als so, wie ich es gethan. Ja, mein Herr Doktor, ich habe Komödie mit Ihnen gespielt. Der Wechsel ist bezahlt; ich gebe Ihnen denselben zurück, und wenn Sie ihn noch einmal gelesen und meine Handlungsweise begriffen haben werden, dann zerreißen Sie ihn."

Sie ging stürmischen Schrittes zu ihrem Schreibpult, schloß die Briefmappe auf und warf dem Doktor, welcher aufgestanden war, den Brief des Assessors hin. Martius steckte ihn ungelesen zu sich.

„Wahrscheinlich kenne ich dieses Schriftstück gar nicht," sagte er mit finsterer Ruhe. „Aber das verschlägt nichts. Ein Weib, welches das zu thun vermag, ist gerichtet und nicht Blut noch Thränen waschen ihre Schuld ab. — Uebrigens," fügte er, ein kurzes Lachen ausstoßend, hinzu, „vielleicht ist der Schade so groß nicht, als Sie glauben. Ich habe mich ein wenig auf den Stoß vorbereitet; mir hat ein bischen so etwas geahnt, denn Sie sind — eine Schauspielerin."

Er wandte ihr den Rücken, nahm Hut und Ueberrock und verließ, ohne sich umzusehen, die Stube.

„Bon jour, Herr Doktor," schrie der Papagei, welcher munter geworden war und seinem Weggange mit den Augen folgte.

Einen Moment später brach die schöne Schauspielerin Klara Rupprecht ohnmächtig zusammen.

*

Der Assessor Könen saß in der bequemsten Lage von der Welt an seinem Ofen, hatte sich ein Tischchen mit der Lampe herzugerückt und schlenkerte mit den Füßen, während er den Rauch einer Cigarre von sich blies. Er stak wieder wie gewöhnlich daheim in seinem weiten Schlafrock und hatte den rothen Fez mit der Quaste auf dem lichtblonden Haar. Ein aufgeschlagenes Buch lag unter der Lampe, aber seine ganze Haltung verrieth, daß er wenig genug an's Lesen dachte. In der Ofenröhre stand ein Glas mit seinem Lieblingsgetränk, dem Grog, gefüllt, aus dem er dann und wann einen behaglichen Schluck zu sich nahm.

Er hatte sich leidlich in die Trennung von Martius gefunden, obwohl er nicht in der Art, wie dieser, Ersatz für den verlorenen Freund besaß. Er hatte die eine oder andere ältere Bekanntschaft mit mehr Kraftaufwand als früher kultivirt, befand sich aber im Nothfall allein leidlich gemüthlich und wartete des von ihm für wahrscheinlich gehaltenen Endes der „Lauferei" des Doktors, wie er es zu nennen pflegte, nämlich des endlichen Bruches zwischen diesem und der Schauspielerin.

Er wußte nicht, daß seine Erwartung sich im Laufe der letzten Stunde verwirklicht hatte. Seine Gedanken hatten auch in diesem Augenblick mit Martius und Klara Rupprecht gar nichts zu thun. Aber er vernahm plötzlich Tritte vor seiner Thür, welche ihn an den kräftigen, elastischen Schritt des Freundes erinnerten, und mit kurzem Anklopfen wie sonst trat dieser in das Zimmer.

„Guten Abend, Könen. Ich komme, um Dir in der Eile zweierlei anzuzeigen, erstens, daß Deine gutgemeinte Warnung endlich gerechtfertigt ist und daß die Rupprecht mich nur an sich gefesselt hatte, um mich zu blamiren, — was ihr heute, freilich nicht in dem Maße, als sie wünschte, gelungen ist; zweitens, daß ich heute Abend noch meine Sachen zusammenpacke, um eine Luftfahrt nach dem schöneren Süden zu machen. Morgen früh bin ich bereits unterwegs."

„Setze Dich her, armer Junge," sagte Könen, mitleidig auf das finstere, geröthete Gesicht des Freundes blickend. „Es thut mir ehrlich leid, daß ich Recht gehabt habe. Erzähle mir die Sache genauer. Willst Du etwas genießen?"

„Ich danke. Erspare mir auch das genauere Erzählen. Ich mag nicht in diesem Schmutz wühlen. Wahrhaftig, ein par nobile sororum! Ich will Dir später einmal, wenn ich erst über der Sache stehe, mit wünschenswerther Offenheit Bericht abstatten. Ich habe sonderbare Dinge erlebt. Uebrigens bist Du nicht ganz ohne Schuld, lieber Freund; ich könnte vielleicht sagen, Du hättest mir die Suppe eingebrockt. Indessen, Du hättest beim besten Willen diese Teufelei nicht voraussehen können."

„Ich?" fragte Könen mit einigem Erstaunen.

Der Doktor zog den Brief, welchen ihm die Schauspielerin gegeben hatte, aus der Tasche und überreichte ihn dem Assessor.

„Das ist die Rechnung, welche sie mir auf diesem etwas ungewöhnlichen Wege hat bezahlen wollen."

Könen wurde ein wenig blaß, als er die Handschrift erkannte.

„Ich habe mich genug hinterher über diese verfluchte Dummheit geärgert. Wenn Du nicht das Opfer dafür geworden wärest, so würde ich ihn immer noch für angemessen halten. Absolvire mich in Gnaden dafür, Doktor. Sie hat also wahrscheinlich doch den Osten zum Duell gehetzt?"

„Natürlich. Aber schweigen wir das Alles jetzt todt. Ich werde als gesunder Mensch wiederkommen, und ich habe nur die Bitte an Dich, mit mir zu gehen und bei mir zu bleiben, bis mich die Eisenbahn entführt. Wir können bei mir auch Grog brauen, damit Deine Lebensgeister durch mehr als gewöhnliches Nachtwachen keinen Schaden leiden. Wir wollen auch den alten Schmücke noch einmal zusammen aufsuchen, den ich in der letzten Zeit beinahe so wie Dich vernachlässigt habe. Einige Briefe zur Ordnung meiner Angelegenheiten, die ich schreiben werde, besorgst Du mir wohl."

Könen stand auf und kleidete sich zum Weggehen an.

„Es ist mir leid um Dich, mein Bruder Jonathan," sagte er nicht ohne Rührung. „Ich hätte Dich gern in der Noth trösten helfen. Aber mir sind die Reiseflügel noch zusammengebunden. Vielleicht hole ich Dich im Sommer irgendwo ab, wenn Du so lange bleibst."

Am andern Morgen begleiteten Könen und der alte Schmücke, welcher mit einer wahren Leichenbittermiene des Doktors Handtasche trug, den Letztern zum Bahnhofe. Als die beiden Getreuen allein zurückgingen, setzte der Assessor dem Alten auseinander, wie nach seiner Ergänzung der ihm von Martius gewordenen Andeutungen Alles gekommen war. Daß hierbei die schöne Tragödin nicht eben glimpflich wegkam, war begreiflich, und Schmücke, welcher den Doktor wahrhaft vergötterte, räsonnirte sich in eine solche Wuth gegen sie hinein, daß Könen die beweglichen Gesten desselben durch mehrfaches Zureden mäßigen mußte, um nicht in dessen Gesellschaft ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für die Vorübergehenden zu werden.

Schmücke schwieg darauf nachdenklich brütend.

„Mein verehrtester Herr Assessor," sagte er, als sie schieden, „ich will ihr nach meinen schwachen Kräften einen Streich spielen, der ihr mehr Aerger machen soll, als ein Schnupfen; verlassen Sie sich darauf. Sie gibt in ihrer Abschiedsvorstellung noch einmal die ‚Macbeth'. Sie müssen mir versprechen, daß Sie hineinkommen wollen. Der Spaß kann mich freilich meine Stellung für den nächsten Winter kosten, wenn wir den Direktor behalten. Aber vielleicht komme ich mit blauem Auge davon."

„Ich bin sicher unter den Zuschauern, Schmücke. Und daß Sie um eine Stelle nicht in Verlegenheit kommen, dafür lassen Sie uns sorgen."

(Schluß folgt.)

In den deutschen Alpen.

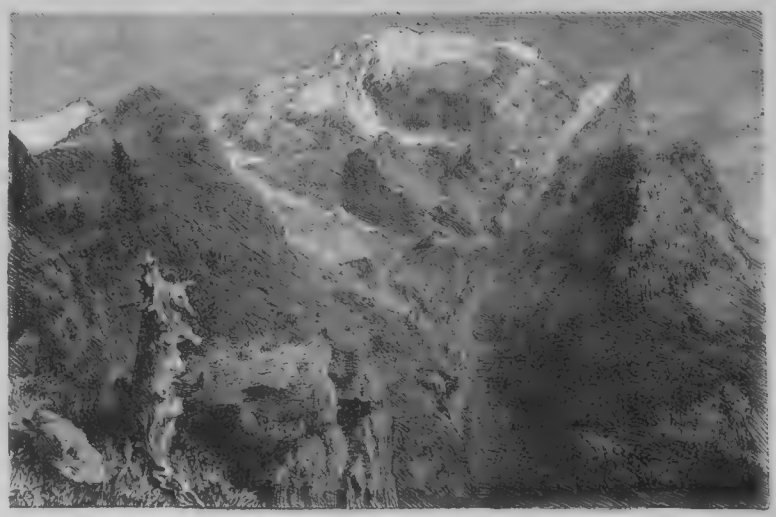
Mit Bildern aus Noé's Deutschem Alpenbuch

von **Th. Blätterbauer.** *)

Wer in den letzten zehn Jahren durch die deutschen Alpen gewandert, hat sicher auf dem einen oder dem andern Punkte einmal Heinrich Noé begegnet, oder er verdankt zum mindesten seinen trefflichen Büchern werthvolle Winke über die Touren, die er einzuschlagen, die Punkte, die er zu besuchen und — was nicht das Letzte — die Herbergen, in denen er sein Haupt geruhig niederlegen kann. Ein solches Buch ist eben wieder aus der Presse hervorgegangen, nämlich das „Deutsche Alpenbuch. Die deutschen Hochlande in Wort und Bild" (Glogau, Flemming. 2 Bände). In diesem umfassenden Werke ist es zum ersten Male unternommen worden, die Alpenwelt von den Ufern des Bodensees bis zu den zerrissenen Felsen des Cadorgebietes einheitlich von einer und derselben Feder schildern und die Worte von wenigen dem Verfasser nahestehenden Künstlern in engem Zusammenwirken begleiten zu lassen. Dieses Buch ist nicht für prunkvolle Ruhe auf den Tischen der Salons geschaffen und seine Sätze erscheinen nicht als Zuthat zu den Wiedergaben von Bildern, die ein kunstsinniger

*) Verlag von Karl Flemming in Glogau.

Verleger auf's Gerathewohl eingesammelt hat. Der Verfasser, der in den Bergen lebt, hat den ganzen Inhalt seines Werkes selbst gesehen, selbst empfunden, selbst erlebt. Darum mochten wir das Hauptverdienst des Buches in dessen realistische Treue verlegen. Auch das für die Illustrationen gewählte beschränkte Format gestattet nicht jene Kompositionen, die, zum Theil von hohem künstlerischem Verständniß eingegeben, doch ihren Hauptzweck, nämlich der Darstellung dieses und jenes namentlich bezeichneten Naturobjekts, nicht erfüllen, sondern es gestatten, statt dieses Sees oder Berges einen andern Namen auf den Rand zu schreiben. Sie zeichnen sich durch ihre mustergültige sachliche Genauigkeit aus, welche das darstellt, was dargestellt werden soll. Dieses Buch ist durch die Arbeit vieler Jahre zu Stande gekommen, welche der Verfasser ausschließlich darauf verwendete. Es kann deßhalb nicht in Erstaunen versetzen, wenn man darin eine fast unbeschreibliche Fülle von Stoff angelagert findet. In einer Weise, deren Anschaulichkeit nimmer überboten werden kann, werden wir durch alle Erscheinungen der Alpenwelt geführt. Sämmtliche Jahreszeiten bieten dem Verfasser Stoff für seine Bilder. Es gibt keine Woche des Jahres, in der, wie aus den Daten der Schilderungen und Erzählungen hervorgeht, der Verfasser nicht diese oder jene Höhe überschritten oder sich die eine und andere bezeichnende Besonderheit angeschaut hätte. Dieß erhellt schon bei einem oberflächlichen Durchblättern des Werkes. Das Wintermärchen von Mittenwald, der Ostertag in der Leutasch, die Fronleichnamsgänge des oberen Innthales aus der Voglschau, der Herbst des Innsbrucker Mittelgebirges, der Juliimittag auf dem Solstein, die Dezemberbeleuchtung der Partnachklamm,



Der Ortler von der Tartscher Alpe.

Kukuk in der Ferne — schleichende trage Wasser durch moorige Hügel: seltsame Welt und Kaleidoskop traumhafter Gestalten.

„Schneesturm! Vom Gebirg langen zerrissene Vorhänge in's Hochmoor hinaus. Noch singen die Lerchen, aber schon rauschen die Graupeln auf den gelbdürren Buchenblättern. Schwarz schauen die einen Berge drein, die anderen blenden in weißem Schneelicht wie brennendes Magnesium. Ein Raubvogel schreit über den Fichten, die verstreut, buschweise, hohen Sträußen vergleichbar, im Moore stehen. Braune Gräben voll Moorwasser und braunes Haidekraut werden überstreut. Butterblumen im Sumpf und Bretterpfade sind weiß geworden."

Aus solchen Stellen lernt man das Auge kennen, mit welchem der Verfasser die Natur betrachtet. Es fehlt uns der Raum, um aus den etwa 1400 Seiten der beiden glanzvoll ausgestatteten Bände Hunderte von Bildern herauszugreifen, welche mit gleicher Treue in die selten geschauten Szenen der Bergwelt blicken lassen.

Dabei kommt indessen der Mensch keineswegs zu kurz. Dem Verfasser kommt hiebei eine augenscheinliche Begabung für das Genrebild zu Statten. Wir möchten in dieser Hinsicht einmerken an seine Pinzgauer „Anglöckler", an die Weihnachtsszenen aus verschiedenen Einödhöfen des Hochgebirges, an die Gespräche im winterlichen Wirthshause des Königssees, an die „Götter neben der Eisenbahn" in der salzburgischen Leogang, an die Holzknechtabenteuer an der Loisach, an die Geschichte des Schneeschuhs auf dem Herzogstand, an die Spinnstube im Unterinnthal und an die Winterszenen im Wirthshause an der Ampezzaner Straße. Man übersieht kaum die Menge des Stoffes und es ist dieß sicherlich ein Werk, mit dem man sich durch ein einmaliges Durchlesen keineswegs abgefunden hat.

Die vorliegenden Abbildungen sind insgesammt dem zweiten Bande, „Tyrol", entnommen, von welchem uns die südliche Abtheilung, die Kapitel, welche die Meraner Gegend und den Gardasee behandeln, am meisten gefallen haben. Wir glauben — abgesehen von den Gemälden und den zur Unterbrechung der Eintönigkeit des Naturschilderns eingestreuten kleinen ethnographischen Erzählungen — den Charakter des Buches dadurch am besten zu kennzeichnen, daß wir an einige seiner Bilder anknüpfen und den Zeichner vom Darsteller unterstützen lassen.

So heißt es beispielsweise bei der Schilderung des Weißensees, der am Fernübergang vom Loisach- zum Innthal liegt:

„Es ist ein Apriltag. Ein Spaziergang zum nahe gelegenen See oder in den Wald unter der grauen Kalkwand zeigt uns die blauen Anemonen vor dem ein wenig schäbig gewordenen Grün des vorigjährigen Alpenrosenlaubes, die bewegliche Jugend vor dem ‚gut erhaltenen' Alter. Die Lärchen sind eben mit dem Wechseln ihres Gewandes beschäftigt. Sie sind nicht mehr fahl und noch nicht lichtgrün, seltsam gefärbte Pyramiden im erwachenden Wald."

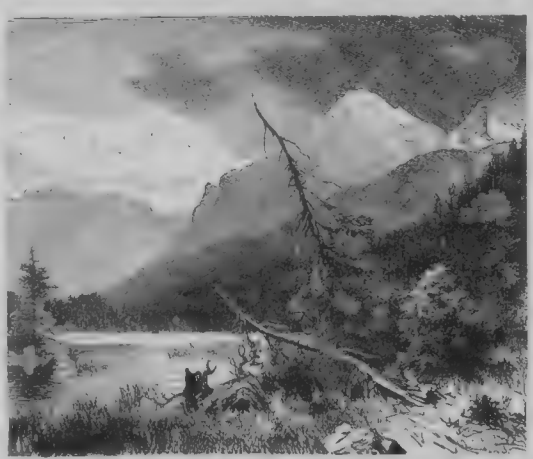
Von einem Sonnenaufgang am Gardasee wird gesagt:

„Jetzt rückt die Sonnenscheibe über den schiefblauen Monte Baldo herauf und es entbrennen grelle Farben dort, wo Duft die Umrisse verwob. Das Vorgebirge der Minerva hellt sich röthlich auf, aus dem See erscheint das Wiederspiel der rothen Dolomitflecke hoch oben an den Wänden. Im Gekläpp werden weißwollige, glanzvließige Schafe sichtbar, die Säulen der Citronengärten blenden — weiße Punkte am Gestade glitzern auf, die unsichtbar gewesen waren, die Ansiedelungen der den Oelbaum und die goldenen Früchte pflegenden Menschen."

Wie es hoch oben im Thale der Sarca aussieht, erfahren wir aus folgender Glosse:

„Es gibt im Berglande viele Oertlichkeiten mit unheimlichen Namen. Wir haben ein Höllenthal, einen Drachensee, ein Val dell' Inferno, einen Teufelsgrund, ein ‚Putzen'-Joch, eine Hundskirche und mehr als einen Sasso di Strega (Hexenfelsen). Aber die bleiche Versammlung dieser Monolithen ist einzig — nun kommt noch dazu das Brüllen der Sarca, die gerade beim ‚Salvanel' wieder aus einem furchtbaren Schlunde, in den sie einstürzt, herausraucht, das ferne Krachen des Eises, die Sage von den mystischen Altären vor dem Sanktissimum des Laresgletschers und der dunkle Teufelshaken auf ihm, die allgegenwärtigen, tosenden, wirbelnden Wasser, unter deren Druck die Luft in Bewegung gesetzt wird und der Boden zittert — dunkle Ueberlieferungen von Karl dem Großen, der mit seiner Tafelrunde durch die Eiswelt zog, die Wuth der Stürme und die Allmacht der feinsten Elemente, wie des Wassers und der Luft — die Einsamkeit, welcher

Schloß Tyrol.



Der Weißensee.

die Mondnacht unter der Zugspitze, die Schmuggler im Gaisthal, der November am Badersee folgen sich auf einem Raume von 70 Seiten.

Schauen wir uns mit dem Verfasser einen Tag der Charwoche in den Voralpen an:

„Draußen im Vorlande, im welligen Hügelschlag, grünen die Misteln auf unbelaubten Bäumen. Auf einem erratischen Block steht ein Kruzifix. Das metallene Bild des Mannes von Galiläa hangt über einem Felsen, den ein unbekannter Frühling aus unbekannten Höhen auf einer Eisscholle schwimmend dahergetragen hat. An den Block lehnt sich noch eine rothe Unglücksstaffel und über ihm scheint eine blasse Sonne durch den Frühlingsdunst.

Unter-Innthaler.

Schloß Taufers.

Montavonerin.

das Thal ein halbes Jahr lang überlassen bleibt, während welcher Zeit es von Niemandem bewohnt oder besucht wird — und man wird es leichter begreifen, daß hier die Belebung der Natur so weit ging, unter den zahllosen Felstrümmern einzelne zu bezeichnen und sie als Geisterkönige mit besonderen Kräften und Namen auszurüsten."

An alte Zeiten in der Umgegend des Schlosses Tyrol gemahnt unseren Schriftsteller der Spronserbach:

„Während man diesen Pfad aufsteigt, sieht man nach Kuens und zu seinem viereckigen Thurme hinüber und gedenkt vielleicht der Zeit, in welcher an der nämlichen Stelle der durch seinen Bäremitt unter die Wundenthäter aufgenommene heilige Korbinian seine ‚Basilica' erbaute, das Gotteshaus für die trotzigen Bajuwaren und Longobarden, deren Grenze einmal sich bei diesem Bache befand, aus dessen Strudeln gleichzeitig vielleicht irgend eine Walahild weissagte und an dessen Ufern ein longobardischer Farowarb heilige Bäume verehren mochte."

Einem Meraner Hochsommertag widmet er folgende koloristische Skizze:

„Wie schön ist an diesen Wassern die heiße Mittagsstille, zu welcher Zeit sich Niemand aus Meran herauswagt, sondern Alles hinter den geschlossenen grünen Fensterladen im dunklen Zimmer rastet! In unbewegter Ruhe sind die Blätter der Erlen und Weiden, ganz still wie die fernen Wolken im Flimmerlicht, als welche die Schneefelder der hohen Ifenser Gebirge sich darstellen. Kaum hörbar kreist und gurgelt die Flut in den winzigen Buchten, welche sie hier und dort in den grauen, feinsandigen Weg hineingerissen hat — auf den Bergen liegt der Himmel mit ungetrübtem, unergründlichem Blau, ein neues Mittel scheint in die Luft eingetreten zu sein, sie ist völlig verfeinert und durchklart, es ‚sommert'."

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.

Lieutenant (bei einem heftigen Schneesturm Einjährige im praktischen Felddienste examinirend): Einjähriger B., wo würden Sie in diesem Rayon Ihre Feldwachen logiren?
Einjähriger (auf eine Thalmulde zeigend): Dort, Herr Lieutenant!
Lieutenant: Warum dort?
Einjähriger: Weil es dort am — am „windstillsten" ist.

Civilist: Ei, guck' mich doch auch emal an, Liesche, ich hab' ja das ganze Bier bezahlt!

Rekrut (simulirend): Ach, Herr Stabsarzt, mich ist so schlecht, daß ich weder liegen noch stehen noch sitzen kann.
Stabsarzt: Nun, dann ist für Sie nur noch ein Mittel übrig: hangen Sie sich!

Arbeiter: Herr, ich suche Arbeit!
Fabrikant: Ich auch.

Lieutenant: Sag' mal, Strohmeyer, was blast denn der da eben?
Soldat: Trumpet, Herr Lieutenant.

„Was habe ich für diese Fahrt zu zahlen, Kutscher?"
„Drei Mark."
„Drei Mark? Aber hier im Baedeker steht ja nur zwei Mark!"
„Ja, dann hatte Er sich vorn Baedeker solle fahr'n lasse!"

Noch anziehender wäre die Wiedergabe von Genrebildern und geselligen Vorkommnissen, welche dieses Werk enthält. Diese würden uns jedoch zu viel Raum wegnehmen. Wir müssen uns hier auf Citate beschränken und führen beispielsweise die humoristische Geschichte an, die in Bd. I. von S. 412—440 mitgetheilt wird, oder auf das eigenthümliche Stimmungsbild in Bd. II. von S. 279—284. Für besonders merkwürdig halten wir auch den Abschnitt „Bergfluchtige" in Bd. I. von S. 353—366.

Bei alledem möchten wir nicht behaupten, daß Roé's Werk gerade das sei, was man ein „Buch für Alle" nennt. Es stellt gewisse Anforderungen an die Einbildungskraft und das eigene Mitempfinden und Nachdenken. Dagegen erscheinen diese Sachen als eine Feiertagslektüre für den Mann von wahrer Bildung und geläutertem Geschmack. Namentlich aber möchten wir sie den Bibliotheken von Gymnasien und höheren Lehranstalten empfehlen. Sie befördern den Sinn für das Körperliche und Anschauliche — dienen also einem vornehmen Zwecke der Pädagogik im höheren Sinne. Ueberdieß aber könnten diese Bücher auch mit vielem Vortheil als lebensvolle Kommentare zu den trockenen Angaben der gewöhnlichen „Führer" benützt werden. Mit ästhetisch-kritischem Sinn finden sich in ihnen so manche Licht- und Schattenseiten der Landschaften zwischen den oberbayerischen Vorbergen und dem Gardasee beleuchtet.

So möchte aus demselben manche Sommerfrische erspäht und mancher merkwürdige Gang entdeckt werden, den andere Bücher in einem Gewirre von Ziffern und Daten verbergen. Mit diesen Bemerkungen sei das „Alpenbuch" auf das Wärmste empfohlen.

Von der Londoner Saison.

(Hiezu das Bild S. 764 und 765.)

Die Londoner Saison ist im Gegensatz zum Kontinent der Sommer, nicht der Winter. In der „schönen Jahreszeit" entfaltet die Aristokratie, der beau monde, das Geld in der Hauptstadt Englands seinen Glanz, und die Drawing-Rooms der Königin sind die Glanzpunkte der Saison. Der Zeichner gibt uns lebendige Bilder von der Straße an einem solchen Empfangstag der Monarchin. Dort sehen wir zwei indische Fürsten in größter Gala, Kutscher und Diener mit riesigen Blumensträußen geschmückt, nach Buckingham Palace fahren, während hier zwei Attachés den billigeren Cab benützen und dem Volke Gelegenheit bieten, die Stickereien ihrer Uniformen zu bewundern, an deren Echtheit freilich einigen Straßenkehrern Zweifel aufzusteigen scheinen. Ein hoher Militär ruft nach seinem Wagen, freundlich unterstützt von einem Straßenjungen, der ihn treulich kopirt. Zwei Damen der höchsten Aristokratie mit dem Alliancewappen auf dem Schlag des Brooms lassen sich von der armen Couturière beneiden. Neugierige haben glücklich Posto auf einer Bank gefaßt, um das ganze Schauspiel zu genießen; aber das Vergnügen dauert nicht lange: nachdem sie kaum bezahlt haben, werden sie freundlichst aufgefordert, Anderen Platz zu machen, die nun schon lange genug gewartet haben, um auch endlich etwas zu sehen. Vor dem Buckingham Palace macht sich's indeß die Dienerschaft aller Klassen vom Kutscher hoch zu Bock bis zum kleinsten Groom herab bequem. Sie hat das ganze Gepräge des Rangs ihrer Herrschaft im Ausdruck ihrer Physiognomie; nur in ihrer Livrée liegt der Gegensatz zu Tage: je einfacher die Kleidung des Herrn geworden, um so glänzender, strotzender, üppiger ist die Livrée des Dieners, der an diesem Tage den Reichthum und den Rang der Herrschaft noch in weit eminenterer Weise repräsentirt als diese, und zur Pracht des Drawing-Room auf der Straße das Seinige beiträgt.

Von den Antipoden.

Plauderei aus Melbourne

von

H. Weill.

Als ich mich zur Abreise nach Australien rüstete, schrieb ich meiner Mutter: „Ich besuche jetzt ein Land, nach welchem nur solche Leute ziehen, die in der Heimat nichts zu beißen noch zu brechen oder durch eine unehrenhafte Handlung sich den Aufenthalt daselbst unmöglich gemacht haben." Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich, obgleich mir die größeren australischen Städte aus der Geographiestunde her bekannt waren, doch nur erwartete, aus Blockhäusern bestehenden Ansiedelungen zu begegnen.

Wer beschreibt daher mein freudiges Erstaunen, als ich in Melbourne eine Stadt erblickte, die den Vergleich mit keiner europäischen oder amerikanischen Großstadt zu scheuen brauchte.

Melbourne liegt an der Mündung des Yarra-Yarra (in der Ursprache der Ewigfröhliche), welcher sich in die Hobsonsbai, einen der geräumigsten Häfen der Welt, ergießt. An demselben liegen noch einige kleinere Städte in dichter Reihenfolge. Es ist ein ganz wunderbarer Anblick, den hier eine Seefahrt in einer Sommernacht dem entzückten Auge bietet. Das ruhige Element scheint rings umher von einem strahlenden Lichterkranze umschlossen, das Kreuz des Südens funkelt in märchenhafter Pracht, die Luft ist so klar, so würzig, so einschmeichelnd liebkosend. Die Stimmung wird eine gehobene, das prosaischste Gemüth kann diesem Zauber nicht widerstehen.

Melbourne hat gegenwärtig circa 300,000 Einwohner und bedeckt einen bedeutenden Flächenraum. Sämmtliche Straßen sind breit angelegt. Die Stadt wird von zahlreichen wohlgepflegten, parkähnlichen Gärten durchzogen. Privathäuser sind größtentheils nur für eine Familie berechnet.

Das eigentliche Melbourne, kurzweg town genannt, erstreckt sich nur über eine Quadratmeile. Hier konzentrirt sich der Großhandel, befinden sich die kolossalen Lagerhäuser, Fabriken und zugleich die großen Banken. In Collins- und einem Theil von Bourke-Street reihen sich die elegantesten Magazine und Modebazars an einander. Dieselben stehen an Reichhaltigkeit und solider Pracht ähnlichen Schöpfungen europäischer Hauptstädte vollständig gleich. Von Morgens bis Abends ziehen sie fortwährend Kauflustige an. Nachmittags hauptsächlich kann man hochfeine Equipagen anfahren sehen.

Fashionabel ist es, in Collins-Street zwischen 4 und 5 Uhr zu promeniren. Die Damen erscheinen in eleganter und, was mehr sagen will, äußerst geschmackvoller Toilette, to do the bloc, wie der Kunstausdruck heißt. Samstags wird der Bloc von 12 bis 1 Uhr „gethan". Nach englischer Sitte ist heute halber Feiertag. Alle großen Geschäfte schließen Punkt 12 Uhr, um ihren Leuten einen vergnügten Nachmittag zu verschaffen; denn Sonntagskonzerte ꝛc. gibt es hier nicht, und noch strenger als in England wird hier auf die Heiligthaltung des Ruhetages gehalten. Aber um so lustiger und ausgelassener ist man am Sonnabend. Der Bloc ist heute ganz besonders besucht, die Toiletten noch gewählter als gewöhnlich.

Die Schönheiten des auserwählten Volkes, die auch hier, wie überall, an der Spitze der Modecivilisation marschiren, haben große Gala angelegt, und verzeihlich ist es, daß die nicht Auserwählten in diesem Punkte keineswegs zurückstehen wollen.

Nach 1 Uhr nimmt man den Lunch ein und sucht alsdann den Nachmittag so angenehm wie möglich zu verbringen. Eine Ausfahrt nach St. Kilda (Seebad und zugleich aristokratischster Stadttheil) ist recht lohnend. Die dortige Esplanade ist um diese Zeit stets ein bewegter Tummelplatz. Ebenso interessant ist Sandridge, der Hafenplatz Melbournes.

Eine weitere Abwechslung bieten diverse Cricket- und Football-Matches. Man kann hier die vollendetsten Leistungen wahrnehmen. Wie bekannt, haben australische Cricketers erst kürzlich in England und Amerika sich zahlreiche Lorbeeren und Geld verdient.

Pferderennen sind gleichfalls ein äußerst beliebter Sport und werden fast immer Samstags abgehalten. Zu den großen, welche jedes Jahr im November stattfinden, strömen Besucher aus allen Theilen der Kolonie, um Zeuge des gewaltigen Kampfes auf dem Flemington-Rennplatze zu sein. Er ist anerkannt der praktischst eingerichtete und schönst gelegene der Welt. Die bei dieser Gelegenheit entfaltete Toiletenpracht ist fabelhaft. Letztes Jahr verschrieb sich eine Melbourner Firma extra eine Zuschneiderin von Worth aus Paris und diese Transaktion bezahlte sich glänzend.

Doch wir schweifen ab und haben auf die Hauptsache des Samstags, nämlich den Abend, zu kommen. Die Nacht vor Sonntag ist hier der Fröhlichkeit, Freude und Lust, häufig auch dem zügellosesten Treiben gewidmet. Schon um 7 Uhr strömt die Bevölkerung der Vorstädte massenhaft nach Bourke-Street, und bereits nach kurzer Zeit ist dieselbe derartig überfüllt, daß sich Wagen nur im allerlangsamsten Schritte Bahn verschaffen können. Es wogt förmlich auf und ab. Alles grüßt, neckt sich und kokettirt. Reizende Bekanntschaften knüpfen sich im Nu an. Es ist keineswegs das high life, das sich Samstag Abends hier bewegt, dagegen bietet sich die beste Gelegenheit, das Volk in seiner harmlosen Heiterkeit kennen zu lernen. Leicht knüpfen sich Gespräche an und nicht selten hat man Gelegenheit, den immer schlagfertigen, meist sehr treffenden Witz seiner liebenswürdigen Gesellschafterin zu bewundern.

In Bourke-Street befinden sich drei große Theater und eine Musikhalle dicht neben einander, diese sind alle zum Ersticken voll. Cigarrengeschäfte und Wirthschaften nehmen an dem einen Abend doppelt so viel ein als während der ganzen übrigen Woche. Es ist eine Riesenaufgabe, sich durch eine der drei großen Passagen durchzuwinden und ein goldener Tag für Handelsleute. Zahlreiche Orgeln, Violinspieler ꝛc. suchen durch die allerunharmonischsten Töne den Vorübereilenden Geld abzulocken. Obst- und Backwerkverkäufer bieten unermüdlich ihre Waaren an: sie Alle machen heute ein gutes Geschäft.

Es herrscht hier die Sitte, Dienerschaft, Beamte und Kaufleute wöchentlich zu bezahlen. Die Taschen sind daher Sonnabends immer gefüllt. Bis kurz nach Mitternacht herrscht dieß fröhliche Treiben. Dann verschwindet das respektablere Publikum.

Da ich vermuthe, daß der geneigte Leser gerne zu erfahren wünscht, welche geistige Genüsse die Stadt bietet, so führe ich ihn in die Perle Melbournes, die öffentliche Bibliothek ein. Dieses Institut oder besser dessen Institutionen stehen meiner Ueberzeugung nach einzig in ihrer Art da. Unzweifelhaft gibt es in Europa Bibliotheken, die eine größere Bändezahl und werthvollere Seltenheiten aufzuweisen haben, aber nicht eine einzige ist in solch' liberalster Weise dem Publikum geöffnet. Täglich von Morgens 10 bis Abends 10 Uhr ist die Bibliothek Jedermann zugänglich. Kein Erlaubnißschein noch sonstige Formalität erschwert den Eintritt. Das Gebäude liegt auf einer Terrasse, zu welcher eine prachtvolle breite Steintreppe hinaufführt. Durch einen griechischen Portikus tritt man in die Vorhalle und hat alsdann ein Tourniquet zu passiren, um in die inneren Räume zu gelangen. Aeußerst praktisch ist diese Einrichtung, jegliches Gedränge wird vermieden. Zugleich ist mit dem Apparate eine Zählmaschine verbunden. Die durchschnittliche Besucherzahl ist 2000 täglich. Das Erdgeschoß umfaßt die Bildergalerie, das plastische und das Gewerbemuseum. Auch das Zeitungszimmer und die Lokalitäten der Inspektoren sind hier untergebracht. Wenn man die außerordentliche Zugend dieser Museen bedenkt, so ist es erstaunlich, welche große Anzahl bedeutender Werke erster moderner Meister sich in der Sammlung vorfinden. Eine Kommission Kunstverständiger ist fortwährend bemüht, dieselbe durch Ankäufe zu bereichern. Eine Treppe führt uns in das obere Stockwerk, die eigentliche Bibliothek. Ein zweites Tourniquet wird passirt und man befindet sich in einem 200 Fuß langen und 40 Fuß breiten Saale, der durch Seiten- und Oberlicht erhellt wird. Geflochtene Matten dämpfen den Tritt. Dieser Raum ist durch von beiden Seiten vorspringende, sich jedesmal an korinthische Säulen anlehnende Bücherrepositorien in 23 kleinere Salons abgetheilt, so daß in der Mitte ein 15 Fuß breiter Gang den Saal seiner ganzen Länge nach durchzieht. Jeder dieser Salons repräsentirt eine einzelne Wissenschaft oder die Literatur eines einzelnen Landes. Bequeme Lehnstühle, um breite Tische gestellt, laden zum Studium ein. Zweckmäßig angebrachte Schildchen bezeichnen den Inhalt eines jeglichen Salons, so daß sich ein Jeder beim allerersten Besuche selbst ohne Mühe orientiren kann. Zur größern Deutlichkeit ist gleich am Eingange ein genauer Plan angebracht. Eine Anzahl Sekretäre, deren jeder eine bestimmte Ländergruppe oder Wissenschaft beaufsichtigt, die er gründlich kennt, geben auf alle Fragen bereitwilligst die verlangte Auskunft. Einer dieser Salons ist nur für Damen reservirt. In demselben befinden sich die bekannten englischen Romane, sowie eine bedeutende Anzahl belletristischer Journale ꝛc. Sämmtliche Räume werden bei anbrechender Dunkelheit von 200 Gasflammen großartig erhellt: Wahrlich, ihr stolzen, abgeschlossenen Bibliotheken Europas, ihr könnt bei eurer jugendlichen australischen Schwester viel des Guten lernen.

Zum Schlusse noch das, was von Rechtswegen den Anfang bilden sollte.

Melbourne wurde 1837 von tasmanischen Schafzüchtern gegründet. Sie kamen, um gute Waideplätze aufzusuchen. Bis 1851 blieb es nur dem Namen nach bekannt und zählte höchstens 10,000 Einwohner. Da wurden plötzlich die reichen Goldfelder entdeckt und Melbourne avancirte zur Hauptstadt der neuen Kolonie Viktoria. Seitdem blühte es mit einer einzig in der Welt dastehenden Raschheit empor. Melbourne besitzt eine Universität, die jeder englischen im Range gleich steht, und zahlreiche ausgezeichnete öffentliche und Privatschulen, Kirchen und Tempel für alle Konfessionen. Es gibt vier größere und mehrere kleinere Theater und eine Menge von Konzertsälen. Melbourne ist eine der musikalischsten Städte der Welt. Täglich finden verschiedene Konzerte statt. Kein Haus, kaum eine Hütte, in welcher nicht ein Pianino vorzufinden. Selbst die hart arbeitenden Klassen sind größtentheils musikalisch.

Kürzlich wurde unter großen Feierlichkeiten der Grundstein der für das Jahr 1880 projektirten Weltausstellung gelegt. Die Regierung setzt alle Kräfte daran, bei dieser Gelegenheit die enormen Hülfsquellen und Reichthümer des Landes aller Welt vor Augen zu bringen. Melbourne wird dem Wahlspruch: „Advance Australia" alle Ehre machen.

Noch erwähnt seien die zahlreichen Hotels für alle Klassen. Es gibt deren so viele, daß seinerzeit ein Gesetz erlassen werden mußte, welches das Bauen von Gasthäusern für eine Reihe von Jahren untersagte. Eines derselben verdient ganz besonders rühmliche Erwähnung. Ich meine das deutsche Hotel „Zum goldenen Vließ". Der Besitzer, F. Opitz, hat sich im fernen Lande eine echt patriotische Gesinnung bewahrt und sie nicht bloß durch leere Worte bethätigt. Mit Rath und That steht er und seine Frau allen Fremden zur Seite. So Mancher hat durch ihn lohnende Thätigkeit gefunden und so Mancher seine Gastfreundschaft unentgeltlich genossen. Das „Goldene Vließ" bildet den Vereinigungspunkt für fast sämmtliche Deutsche. Hier geht es immer heiter und gemüthlich zu; man fühlt sich von dem Geiste der Heimat angeweht.

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

Zweite Serie.

VI.

„Wir sind so weit umhergeschweift auf allen möglichen metaphysischen Gebieten," begann Frau von Ramberg die Unterhaltung, als der Thee im Salon der Gräfin Sternfeld servirt war, „daß wir wohl einmal auf unseren heimischen Sandboden von Berlin zurückkehren müssen, namentlich da uns die letzte Zeit hier so viel geboten hat, daß es Unrecht wäre, in die Ferne zu schweifen."

„Fraglich ist es dabei nur," sagte der Doktor Heilborn, „ob wir sagen können: ‚Sieh', das Gute liegt so nah'."

„Der Doktor spricht meinen Gedanken aus," sagte Frau von Ramberg, — „und das ist eine so seltene Anerkennung, daß ich mir den heutigen Tag in meinem Kalender mit einem rothen Strich bezeichnen möchte, — ich bin viel umhergefahren in der letzten Zeit, um Alles zu sehen, was unsere junge Weltstadt uns bot, aber die Frage, welche der Doktor aussprach, klingt auch in mir wieder, und ich bin, wie ich gestehen muß, sehr geneigt, sie mir in einem verneinenden Sinne zu beantworten. Da ist zunächst das Gebiet der Kunst, auf dem uns fast zu gleicher Zeit drei große und vielbesprochene Bilder vorgeführt worden sind, und ich muß aufrichtig gestehen, daß ich bei keinem derselben wirklichen Genuß und Befriedigung gefunden habe. Da war zuerst Jakob van Artevelde —"

„Entsetzlich!" rief der junge Graf Sterufeld, „ein solches Bild zu malen, sollte polizeilich verboten werden, denn es ist ein Attentat gegen den guten Geschmack."

„Der Gegenstand war schauerlich," bemerkte Doktor Landen, „allein man muß doch gestehen, daß die Kunstleistung eine sehr bedeutende war — die Morgendämmerung ist mit unendlicher Naturwahrheit gemalt."

„Darf aber ein Künstler," fragte Frau von Ramberg, „seine Geschicklichkeit mißbrauchen, um etwas Entsetzliches, Schauerliches und Widerwärtiges naturgetreu darzustellen?"

„Ich habe das Bild nicht gesehen," sagte der Oberst von Fernon, „kann also auch nicht urtheilen, doch muß es ja dem Titel nach die Darstellung einer tragischen Katastrophe aus der Geschichte der Niederlande sein."

„Das ist es ja eben," fiel der junge Graf Sternfeld lebhaft ein, „daß man von dieser tragischen Katastrophe

nichts erblickt. Denken Sie sich," fuhr er zu dem Oberst gewendet fort, „eine riesige Leinwand, auf welcher Sie nichts weiter sehen als eine von einem Bretterzaun eingeschlossene Wiese, im weiten Hintergrunde die Thürme einer Stadt, das Alles überhaucht von dem Nebel eines kalten Morgengrauens — auf der Wiese liegt ein verrenkter und geschundener Leichnam mit todtenfahlem, verzerrtem und blutigem Gesicht; — da haben Sie das ganze Bild — alle Details sind mit unendlicher Kunst und Naturwahrheit ausgeführt, aber nichts auf dem ganzen Bilde gibt die leiseste Andeutung, daß dieser im höchsten Grade widerwärtige, von der Verwesung schon halb berührte Leichnam dem kühnen und muthigen Vertreter der niederländischen Volksrechte gehört, welchen der verblendete Pöbel ermordete und zur Stadt hinausschleifte. Der todte Mann, der daliegt, kann ebensogut ein bei einer Kneipenprügelei erschlagener Trunkenbold als Jakob van Artevelde sein, und es ist eine in dem Bilde selbst durch nichts gerechtfertigte Willkür des Künstlers, ihm diesen Namen beizulegen und dadurch der häßlichen und abstoßenden Szenerie einen historischen Charakter aufdrücken zu wollen."

„Das ist auch mein Gefühl gewesen," sagte Frau von Ramberg, „die erste Frage, die fast unwillkürlich mir sich aufdrängte, als ich vor das Bild trat, war: warum soll denn dieser erschlagene Mensch Jakob van Artevelde sein — die verwesende Leiche zeigt doch nichts mehr von dem Charakter und den Lebenskämpfen der historischen Persönlichkeit."

„Das ist eben die Naturwahrheit," sagte Doktor Landen, „man kann doch niemals einen Erschlagenen handeln lassen und einem Todtengesicht Ausdruck geben — und wenn der Maler einmal diesen Moment wählte, so konnte er kein anderes Bild schaffen."

„Das aber scheint mir auch gerade der Fehler zu sein," sagte der alte Graf Sternfeld, „daß der Künstler einen solchen Moment wählte, und das ist ja die unglückselige Richtung unserer Zeit, welche darnach drängt, das Schauerliche darzustellen, ohne zu fragen, ob das Entsetzen, welches das Bild erregt, auch ein tragisches Moment in sich schließt. Der Dichter wie der Maler," fuhr er fort, „dürfen ja Schrecken und Entsetzen erregen, doch muß ein großer und bewegender Gedanke, deutlich erkennbar, ihrer Schöpfung zu Grunde liegen und aus derselben hervorleuchten. Vor allen Dingen muß man den tragischen Kampf sehen, nicht das niedergeschmetterte Opfer, denn in diesem liegt keine Tragik mehr. Hätte der Maler den Augenblick gewählt, in welchem das wahnsinnige Volk über den eifrigsten und treuesten Vertreter seiner Rechte herfällt und Jakob van Artevelde, mit einem Blick wie Cäsar den Brutus ansah, sein Haupt den tödtlichen Streichen seiner Feinde beugte, so wäre das tragisch-poetische Element zur Geltung gekommen, — der Maler hätte selbst den Leichnam darstellen können, den sie auf die Wiese hinausgeschleppt hatten, dann aber hätte eine Gruppe daneben stehen müssen, auf deren Gesichtern man die Reue und Verzweiflung über die wahnsinnige That gelesen hätte, — diesem einfach daliegenden entstellten Leichnam aber fehlt jeder ästhetische oder auch nur historische Gedanke. Der Maler ist in denselben Fehler verfallen, wie der große Holbein bei seinem in der Galerie zu Basel befindlichen Gemälde ‚Christus im Grabe'. Der verwesende Leichnam, den Holbein uns mit der ganzen Meisterschaft seines Pinsels in einer engen Höhle von Stein darstellt, ist nicht Christus, — aus diesem abgestorbenen menschlichen Körper, den alle abschreckenden Attribute des Todes umgeben, spricht nicht die göttliche, weltbewegende Idee des Christenthums, ebensowenig wie aus den zerbrochenen Gliedern auf dem Wiesenanger eine Spur jener Gedanken zu erkennen ist, welche Jakob van Artevelde in seinem Kampf für die Volksrechte bewegten. Der wahre Künstler, wenn er sich zu historischen Aufgaben erhebt, darf nicht ausschließlich die Materie darstellen, sondern man muß immer, und sei es auch in der erschütterndsten tragischen Form, den Geist erkennen, welcher jene Materie belebte, — ich muß gestehen, daß ich das Bild, welches mit so vieler Prätension die ganze große Wand in dem Ausstellungssaale der Kommandantenstraße einnahm, nur einen Augenblick betrachtet habe und daß ich mich im nächsten Augenblick schon mit Widerwillen und dem Bedauern abgewendet habe, einen so bedeutenden Künstler so schlimmen ästhetischen Abwegen folgen zu sehen."

„Aber," wendete Doktor Landen ein, „die größten Maler und Bildhauer haben ja Christus am Kreuze dargestellt — das klassische Alterthum hat uns das schreckliche Bild des Laokoon im Kampfe mit den Schlangen hinterlassen."

„Das ist etwas Anderes," sagte Graf Sternfeld, „und beide Darstellungen beweisen für mich. Wenn man Christus darstellt in dem Augenblick, in welchem er am Kreuz die Qualen des menschlichen Todes erduldet, so mag das erschütternd und schrecklich sein, aber dieß Bild zeigt zugleich das hocherhabene Opfer der göttlichen Liebe zur Entsündigung und Erlösung der Menschheit; — wenn man den Laokoon darstellt, wie er gegen die Schlangen kämpft, so sieht man eben den Kampf, das heißt die höchste Anspannung des Lebens — es ist das Ringen der menschlichen Kraft gegen das unerbittliche, langsam umschlingende Verhängniß der antiken Weltanschauung, denn so verstehe ich den tragischen Sinn der Laokoonsgruppe, — im Kampfe aber wie im opfervollen Leiden liegt hohe Poesie, beide können innige Theilnahme und höchste Anregung aller Empfindungen der Seele erwecken. Wenn man aber, wie dieß Holbein ja versucht, den bereits vollständig gestorbenen und von der Verwesung angehauchten Christus darstellen würde, oder den Laokoon, wie er von den Schlangen getödtet starr und bewegungslos am Boden liegt, so zeigt man nichts mehr, was die Empfindungen der menschlichen Seele theilnehmend und erschütternd erregen kann, sondern man zeigt nur eine träge, gleichgültige Materie, den todten Stoff, der nur so lange historische oder ästhetische Bedeutung hat, als der denkende Geist und die empfindende Seele ihn belebten. Nehmen Sie an," fuhr er fort, „der Maler hätte den Körper des Jakob van Artevelde unbekleidet gemalt und im Hintergrunde statt der mittelalterlichen Thürme altgriechische Mauern an den Horizont gestellt, so hätte im Uebrigen das ganze Bild dasselbe bleiben und er hätte es als Laokoon bezeichnen können: er hätte dann nur den Moment, in welchem der Priester des Apoll von den Schlangen wirklich getödtet war und die verblendeten Trojaner das hölzerne Pferd in ihre Stadt geführt hatten, wählen dürfen — der wirklich vollendete Tod ist sich überall gleich — einem Leichnam kann man jeden beliebigen Namen geben, selbst wenn man das Gesicht mit der Porträtähnlichkeit einer Todtenmaske zeichnet."

Doktor Landen schwieg.

Frau von Ramberg aber rief lebhaft:

„Es freut mich, daß mein Gefühl Recht hatte, denn da der Graf Sternfeld dieselbe Empfindung wie ich bei dem Bilde gehabt hat und da er so klare Gründe für dieselbe anführt, so darf ich wohl annehmen," fügte sie lächelnd hinzu, „daß mein kindlicher Geist in Einfalt geahnt hat, was der Verstand der Verständigen zuweilen übersieht. Mir fällt bei der letzten Bemerkung des Grafen übrigens ein, daß ich auch in anderer Beziehung schon oft den Abscheu vor dem Bilde des einfachen Todes ohne tragisches Moment empfunden habe — es gibt für mich nichts Widerwärtigeres und Abstoßenderes als die Todtenmasken, mit denen man in der heutigen Zeit ja fast einen Kultus treibt — ich habe ein einziges Mal die so vollzählige Ausstellung von den Todtenmasken großer Helden und großer Verbrecher im Panoptikum angesehen, aber ich bin schnell wieder hinausgegangen und habe lange den peinlichen Eindruck nicht überwinden können; — die Todtenmasken Friedrich des Großen und Napoleon I. zerstören mir vollständig das Bild jener großen Männer, wie es in meiner Einbildung gelebt hat, und wenn ich diese zusammengesunkenen, ausdruckslosen Züge öfter ansehen sollte, so würde ich vollständig die Fähigkeit verlieren, mir den Sieger von Marengo und den Gefangenen von St. Helena, oder den geistsprühenden Fürsten inmitten der Tafelrunde von Sanssouci vorstellen zu können. Eine einzige Todtenmaske," fuhr sie fort, „hat mich interessirt und ich habe sie lange angesehen, das ist diejenige Napoleon III. — er scheint zu schlafen, friedliche Ruhe liegt auf seinem Gesicht und man kann kaum glauben, daß diese sanften und freundlichen Züge dem Manne angehört haben sollen, welcher sein ganzes Leben über auf so dunklen, verschlungenen Wegen wandelte und ganz Europa in Unruhe versetzte."

„Und diesen Eindruck haben Sie gehabt," sagte Graf Sternfeld, „weil die Maske wahrscheinlich in einem Augenblick abgenommen worden ist, in welchem die erstarrende Verwesung des Todes noch nicht die Linien des Lebens vollständig zu verwischen im Stande gewesen war. Es ist psychologisch völlig erklärlich, daß Napoleon III., welcher wie kaum ein anderer Mensch alle Kämpfe des Lebens durchgekämpft und alle Leiden der menschlichen Natur erschöpft hatte, gerade im Augenblick des Todes ein wohlthuendes Gefühl friedlicher Beruhigung und freundlicher Erlösung von allen Schmerzen des Körpers und der Seele empfunden hat, den Ausdruck dieses Gefühls hat die Todtenmaske wiedergegeben, noch bevor in der zerfallenden Materie jede Spur des Geistes verloren ging, der dieselbe einst belebte, — das Gesicht zeigt also nicht den starren Tod, sondern noch den letzten Abglanz des Lebens und würde insofern auch für eine künstlerische Darstellung seine Berechtigung haben."

„Nun aber," sagte Frau von Ramberg, „muß ich bekennen, daß auch die beiden anderen großen Bilder, welche man uns vorgeführt, nämlich ‚Der Einzug Karl V. in Antwerpen' von Makart und ‚Milton und seine Töchter' von Munkaczy mir keine Befriedigung gegeben und keine rechte Freude gemacht haben, obwohl doch auf beiden Bildern nichts Abschreckendes und Widerwärtiges zu erblicken ist. Beide zeigen uns ja Momente, welche der edelsten Kunst würdige Vorwürfe darbieten, — um Karl V. webt eine so bedeutungsvolle Zeit und auf jenem Bilde treten viele Figuren jener Zeit so charakteristisch hervor, daß man gewiß nicht sagen kann, der Maler habe sich eine der Kunst nicht würdige Aufgabe gestellt. Ebenso ist es mit Milton, dem großen Dichter unsterblicher Werke, — auch die technische Ausführung auf beiden Bildern ist meisterhaft und dennoch bin ich von beiden unbefriedigt fortgegangen."

„Diese beiden Bilder habe ich gesehen," sagte der Oberst von Fernon, „ich habe dieselben Empfindungen gehabt wie die gnädige Frau, — ich habe nachgedacht, um mir diese Empfindung zu erklären — ich möchte wohl um die Erlaubniß bitten, meine Kritik dieser Bilder den Herrschaften mitzutheilen."

„O, ich bitte, ich bitte darum," rief Frau von Ramberg, „ich bin begierig, Gründe für das zu hören, was ich unwillkürlich empfunden habe, und mit dem Oberst von Fernon zur Seite werde ich," fügte sie scherzend hinzu, „die Diskussion mit dem Doktor Landen aufnehmen."

„Vorausgesetzt," bemerkte Doktor Landen lächelnd, „daß ich es versuchen sollte, dem Herrn Oberst zu widersprechen."

„Nun," sagte der Oberst von Fernon, „wenn es mein Metier wäre, Kunstkritiken zu schreiben, so würde ich in Betreff des Bildes von Hans Makart dem Künstler zunächst die Anerkennung aussprechen, daß er zwei der bedeutendsten Fehler seiner früheren Schöpfungen, nämlich die Unkorrektheit der Zeichnung und die Unnatur der Farben, vollständig vermieden und dadurch den Beweis seiner Meisterschaft in der Handhabung des Stifts und des Pinsels glänzend geliefert hat. Alle Gestalten auf diesem Bilde sind mit vollständiger Richtigkeit gezeichnet und die reiche, üppige Farbenpracht seines Bildes widerspricht nirgends der Natur, — die früheren Ungeheuerlichkeiten, welche sich Makart in seiner ‚Abundantia' und in seinen ‚Gaben des Meeres und der Erde' erlaubt hatte, waren also sozusagen nur eigensinnige Unarten und müssen deßhalb allerdings vielleicht um so schärfer verurtheilt werden. Bei all' den großen Schönheiten des nun ausgestellten Bildes, bei allem warmen Licht, das dessen Farben erfüllt, bei allem Leben, das in seinen Gestalten pulsirt, hat es doch meiner Ansicht nach einen Hauptfehler — den nämlich, daß es alles mögliche Andere darstellen kann, als den Einzug Karl V. in Antwerpen. Diese Stadt ist nicht Antwerpen — es ist überhaupt keine holländische Stadt, sondern ein Ort der Phantasie, etwa das versunkene Vineta oder eine andere traumhafte mittelalterliche Stadt, — diese Personen, welche sich in so massenhafter Fülle zusammendrängen, sind keine Holländer, und vor Allem ist der junge Kavalier, welcher durch die Volksmassen so dicht umdrängt wird, daß sein Pferd für keinen einzigen Tritt mehr Platz hat, nicht Karl V."

„Das ist richtig," sagte Doktor Landen, — „ich kann Allem, was der Herr Oberst sagt, nicht widersprechen, — das Gesicht Karl V. ist bekannt — man hat auch Porträts von ihm aus jener jugendlichen Zeit, in welche sein Einzug in Antwerpen fällt, aber das Bild, das uns Makart gegeben hat, entspricht keinem der historischen Porträts des Kaisers."

„Nun," sagte der Oberst von Fernon, „ich glaube, man wird es mir zugeben müssen, daß dieß ein Hauptfehler einer künstlerischen Darstellung ist. Der Ausdruck eines Kopfes, wie ihn die augenblickliche Situation des Bildes bedingt, gehört dem Maler und er muß sich denselben aus seiner Einbildungskraft konstruiren, die Züge einer historischen Persönlichkeit aber darf er nicht verändern, am wenigsten dann, wenn sie so notorisch feststehen und so allgemein bekannt sind, wie dieß bei Karl V. der Fall ist. Wenn ein Maler den Cyrus und den Kambyses, selbst Alexander den Großen, von dem wir doch geprägte und geschnittene Köpfe haben, so darstellt, wie jene Helden der grauen Vorzeit in seiner Phantasie leben, so mag das seine Berechtigung haben und wird den historischen Charakter des Bildes nicht beeinträchtigen, sofern dasselbe im Uebrigen den Charakter der Zeit treffend darstellt. Aber Karl V. darf nicht der Gegenstand einer so phantastischen Willkür sein, — ebenso sind alle Gruppen willkürlich zusammengestellt — so unmittelbar vor dem Kaiser und so bunt durcheinandergewürfelt in ihrer Verschiedenheit der Waffen und Kostüme können bei jenem Einzuge die Landsknechte nicht marschirt sein, und was die unangekleideten, in weiße Gazeschleier kaum verhüllten Jungfrauen betrifft, deren Schönheit ja über allen Zweifel erhaben ist —"

„So würde ich," fiel Doktor Heilborn ein, „im Namen der Medizin gegen ein solches Kostüm protestiren, denn der Schnupfen, den die jungen Damen am Tage nach der Einzugsfeier gehabt haben müssen, würde ein Meer von Kamillenthee erfordert haben."

„Indessen," sagte der Lieutenant von Hochfeld, „würde ich doch über diese Kostüme das Urtheil fällen, welches neulich der ‚Ulk' unter die Statue der mediceischen Venus setzte: ‚Billig, aber nicht schlecht'."

„Ich finde die Idee abscheulich," rief Frau von Ramberg, „und würde das Bild ohne diese Gestalten schöner finden."

„Das Auffallende liegt nur im Gegensatz," bemerkte der Präsident Reimann, — „Niemand nimmt Anstoß an unbekleideten mythologischen Gestalten — das Gefühl sträubt sich nur gegen den Gedanken, daß junge Damen im Kostüm oder vielmehr in der Kostümlosigkeit der Natur unter einer solchen Volksmenge auf offener Straße erscheinen, — hierin liegt meiner Ansicht nach der unangenehme Eindruck, den diese Erscheinungen auf uns machen."

„Was diese Idee betrifft," erwiederte der Oberst von Fernon, „so muß ich den Künstler in Schutz nehmen, dieselbe stammt nicht von ihm, sondern ist allerdings historisch, freilich nicht in der Weise, wie er sie dargestellt hat. Bei dem Einzuge Karl V. waren auf einem tempelartigen Gerüst neben seinem Wege mythologische Gruppen aufgestellt, welche von den besonders durch Schönheit ausgezeichneten Töchtern vornehmer Patrizierfamilien in ganz leichter Schleierumhüllung gebildet wurden. Albrecht Dürer selbst, dessen porträtähnlicher Kopf sich allerdings auch unter den Zuschauern des Makart'schen Bildes befindet, beschreibt jenen Einzug als Augenzeuge und erzählt auch die Thatsache von den lebendigen Gruppen der schönen Patrizierstöchter."

„So wenig schön ich diese Huldigung auch finde," sagte Frau von Ramberg, „so ist das doch immerhin etwas ganz Anderes, als wenn jene Damen — denn Damen sind es doch gewesen — unmittelbar vor den Pferdehufen des Kaisers, inmitten der rohen Landsknechte, über das schmutzige Straßenpflaster hingehen, — das ist eine Entwürdigung des

Prinzips der Schönheit und des weiblichen Geschlechts zugleich, und kein Maler sollte sich dazu hergeben, Derartiges darzustellen, selbst wenn es wirklich genau so geschehen wäre. Mich erinnern diese Gestalten an die aller Sitte Hohn sprechende Schaustellung der Göttin Vernunft, unter deren Namen Theroigne de Méricourt durch die Straßen von Paris hinzog."

„Ich muß darin der gnädigen Frau Recht geben," sagte Doktor Lauden, „auch mich hat es peinlich berührt, und ich glaube, daß wenn Makart diese Epoche jener kaiserlichen Einzugsfeier darstellen wollte, er sich in diesem Punkte besser treu an die historische Wahrheit gehalten hatte."

„Nun," sagte der Lieutenant von Hochfeld halbleise, „so ganz übel finde ich die Sache nicht, und es wäre doch vielleicht zu erwagen, ob man nicht jene Sitte der alten Hollander bei künftigen Einzügen nachahmen sollte."

Frau von Ramberg warf ihm einen strengen Blick zu, und er versuchte es eifrig, die keimenden Haare auf seiner Oberlippe emporzuwirbeln, mit einer Miene, als ob er weder etwas gesagt, noch gedacht habe.

„Ich vermisse also mit einem Wort," fuhr der Oberst von Fernon fort, „bei diesem Bilde den historischen Charakter und die historische Wahrheit, — es ist eine Zusammenstellung schöner Gestalten in reicher Farbenpracht, aber wir sehen nicht das Ereigniß vor uns, welches das Bild uns darstellen will, ja wir sehen nicht einmal eine getreue Abspiegelung der Zeit, in welche jenes Ereigniß fällt, und hierin liegt nach meiner Auffassung der Grund, weßhalb das Bild trotz aller seiner Schönheiten uns kalt und unbefriedigt läßt."

„Ich widerspreche nicht," sagte Doktor Lauden, „denn ich stimme mit der Auffassung des Herrn Obersten überein."

„Es fehlt eben diesem Bilde," bemerkte der alte Graf Sternfeld, „jener Vorzug, den die lebenden Fackeln des Nero von Siemiradzky in so hohem Grade besaßen, bei denen jede Gestalt ein Typus ihrer Zeit war und wo man alle bewegenden Ideen jener Epoche wie in einem Zauberspiegel verkörpert vor sich sah. Die einzelnen Figuren auf diesem Einzugsbilde Karl V. haben ein individuelles, für sich selbst pulsirendes Leben, das ganze Bild als solches aber ist todt, eine Kombination von Gestalten, die mit einander nicht zusammenhängen, — ich möchte es, wenn solche Vergleiche nicht immer hinken, mit einem der modernen Gedichte von Viktor Hugo vergleichen, in welchen die französische Sprache mit wunderbarer Meisterschaft zu schönen und schwungvollen Versen geformt ist, in deren Kern aber keine objektive Wahrheit und keine Poesie liegt — es ist die pathetische Phrase auf Leinwand gemalt, allerdings von Meisterhand, und darum wird das Bild immerhin merkwürdig bleiben, aber Niemand wird es verstehen ohne die darunter gesetzte Unterschrift."

(Schluß folgt.)

Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender.

Von

C. E. Freiherrn von Thüngen.

Juli.

„Am Juli ist der Sonnenschein
Ein Segen für des Feldes Gedeihn,
Und freudig zieht mit leichtem Sinn
Der Jäger durch die Waldung hin.
Er trägt ja doch nun auch nicht mehr
Die Bürde bloß zum Staat umher."
Max Haider.

Täglich erglüht die Sonne heißer. Der Vogelgesang ist verstummt, nur dann und wann hört man noch einen heiseren Ruf schreien. Im Felde reifen die Kornerfrüchte. Im Schatten eines Stangenortes sieht oder sitzt der Rehbock, aber ihn flieht die Ruhe, denn der nachtigste aller Triebe, die Liebe, beherrscht ihn. In diesem Monat beginnt die Brunft des Rehwildes und diese Zeit benutzt der Waidmann, um den liebesentbrannten Rehbock vor die Büchse zu locken, indem er mit dem bekannten Lockinstrument oder bei engen Gesträuchlichkeit auf dem flachen Blatte von Birnbaum das „Fiepen" des weiblichen Rehes so täuschend als möglich nachzuahmen sucht, welches letztere man „Blatten" nennt. Außerdem werden auch noch auf dem Anstande und auf dem Pirschgange Rehböcke abgeschossen, da die eigentliche „Blattzeit" erst Mitte oder manchmal auch erst Ende des Monats beginnt.

Am 15. Juli erfolgt der Aufgang der hohen Jagd, beginnt die Jagd auf den Edelhirsch, den König der Wälder. Ein feierlicher Ernst kommt über den Waidmann, wenn er den „wohlgearbeiteten" Schweißbund am „Fang oder Hahnemen" und die Büchse über der Schulter „zu Holze zieht", um den jagdbaren Hirsch, den Feistirsch, zu erlegen. Abends, wenn es ruhig in Feld und Flur geworden ist, da bricht und knistert es im Holze — der edle Hirsch zieht hinaus in's Feld auf „Aesung" (Nahrung). Nicht weit davon, hinter Stammen wohl verborgen, steht der Waidmann und sobald der Hirsch auf Büchsenschußweite näher gekommen, durchhallt ein Schuß den Wald und der edle Hirsch stürzt im Feuer zusammen. Aber nicht nur auf dem Anstande, sondern auch auf der Pirsche am Morgen oder Abend wird der edle Hirsch erlegt, und wenn der Waidmann auf die eine oder andere Weise den Hirsch erlegt hat, dann jubelockt er ob seiner Beute, denn es ist die edelste, welche zu erlangen unter den heutigen Jagdverhältnissen allerdings nur wenigen Waidmannern vergönnt ist! Freidor Löwe singt:

„Wenn Sankt Hubertus, mir geneigt,
Den Hirschen hat gestellt
Und von dem breiten Blei erreicht
Die schlank' Beute fällt:
Dann hebt sich freudig meine Brust,
Leicht wird mein freier Sinn
Ich jubl' es leicht mit Herzenslust,
Daß ich ein Jager bin!"

Vom Damwilde kommen geringe Spießer abgeschossen werden. Alte gute Edelthiere können von sach- und revierkundigen Schützen auf dem Anstande und der Pirsche erlegt werden. Die Jagd auf junge und Mauserenten wird fleißig betrieben, ebenso auf Gänse, wo dieselben an größeren Teichen brüten. Junge Bekassinen und junge Wildtauben werden geschossen, ebenso wird in kurzer Zeit Wasser auf Pinkuhlochpfeifen und Wachtelkönig-Jagd gemacht, überhaupt werden bei Gelegenheit der Entenstreifjagden allerhand Sumpf- und Wasservögel erlegt. Junge Füchse findet man bisweilen in Rothbauen, wo man sie leicht graben kann, auch in's Getraide flüchten sie sich, wo sie geschossen werden können. **Die jungen Raubvögel werden auf und bei den Horsten geschossen. Die** Nester der Krähen und Elstern müssen von den Bäumen gerissen, Eier und Junge der zweiten Brut derselben vertilgt und womöglich auch die Alten niedergeschossen werden. Feldarbeiter und Mäher müssen bei der Ernte aufmerksam beobachtet werden, wobei oft ganze Familien von Mardern, Iltissen und Wieseln, die im Getraide zehrt worden waren, vernichtet werden können. Reiher werden auf und bei den Horsten geschossen. Bei **gutem Hasenstande können einzelne junge Hasen bei besonderen Gelegenheiten** für die Küche erlegt werden. Die Hasen und Kaninchen „rammeln" und „setzen". Die Fasanenhennen führen ihre Jungen an Orte, wo Ameisenerer sich finden. Die Wachtel und der Wachtelkönig haben **Junge, jedoch erst um die Mitte des Monats.** Gegen Ende des Monats findet man schon junge Birk- und Rebhühner, welche fliegen können. Die Hirsche fangen an zu „legen". Das Wild muß von den Feldern, besonders vom reifenden Roggen, abgehalten werden. Die Salzleden müssen visitirt und wenn nöthig ausgebessert werden. Der Schweißhund wird schon in diesem Monat zu beweisen haben, was er gelernt hat, und die Stubendressur des jungen Hühnerhundes muß vollendet sein. Das Aufmachen des Wildheues muß in jedem Falle in diesem Monat beendigt werden, da das Gras sonst zu hart wird.

Der Forstmann setzt die Sommerarbeiten im höheren Gebirge, die Reisigdurchforstungen, Lauterungshiebe, Trockenästungen, Einsammlung von Durchforstungs-, Stockrodungen fort. Der Boden wird für Frühjahrssaatsaaten bearbeitet, die Rampe werden gereinigt. Der Ernte wegen müssen in der Regel die Waldarbeiten beschränkt werden. Die Kohlerei dauert fort. Die Wege- und Brückenbauten werden fortgesetzt, ebenso die Grabenräumungen und Anlagen neuer Graben. In diesem Monat zeigen sich die meisten schädlichen Forstinsekten und müssen vertilgt werden. **Schutz der Ameisen, Vorsichtsmaßregeln gegen Waldbrände, Aufsicht gegen** Gras- und Streurentwendungen, sowie auf Hutungskontraventionen sind fortzusetzen.

Der Landwirth beschäftigt sich in diesem Monat mit Eggen, Pflügen oder Behacken der zu Winterfrüchten bestimmten Felder. Mergel, Schlamm und Erde wird gefahren. Bis zur Kornerndtezeit ausgebildete Wickenfutter ist zu mähen, ebenso früher Klee. Wo Heuraps wird geerntet und in leichtem Boden beginnt gegen Mitte und Ende des Monats schon die Roggenernte. Dem Umdrisch darf kein neues Heu, Stroh oder Getraide vorgelegt werden. **Zugochsen, hochtragende Kühe und Kälber werden besonders gut gefüttert. Das Belegen der Kühe findet wie im vorigen** Monat statt. Beide Geschlechter der Fruhlammer sind jetzt zu nennen. Jetzt noch gluckende Hennen laßt man nicht mehr brüten. Die Gänse werden gerupft und nach der Roggenernte auf die Stoppel getrieben. Die Enten sind großtentheils auf dem Wasser, die Truthühner treibt **man auf die Waide.**

Der Juli geht seinem Ende entgegen. Mit den heißer werdenden Tagen hat sich das frische Grün der Wiesen verfarbt und der Anblick aller jener Pflanzenwelt, welche man für gewöhnlich das Gras heißt, wird fahler, matt gelb und bräunlich. Auf manchen Getraidefeldern weht bereits der Wind über die Stoppeln. **In den Hundstagen wird die Hitze immer** unerträglicher und die ganze Natur lechzt nach Erquickung, welche derselben auch bald durch einen ergiebigen Gewitterregen zu Theil wird.

„Doch horch!' Es geht ein leises Mahnen,
Ein Rauschen so geheimnißvoll
Als sollte man im Voraus ahnen,
Was nunmehr hier geschehen soll ...
Die Wolken ziehen rasch am Himmel,
Die Winde rauschen voll durch's Thal,
Bald kommt des Wassers wild Gewimmel,
Bald wieder voll der Sonnenstrahl."

Julius Rodenberg.

Lotterieziehungen im Monat Juli.

Am 1. Oesterreichische Kredit 100-Gulden-Loose vom Jahre 1858, 1100 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 2. Januar 1880 (85. Ziehung). — Stadt Verdenux 100-Franken-Loose a 3%, vom Jahre 1863, 51 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 200 Fr., zahlbar am 1. November 1879 (32. Ziehung). — Stadt Mailand 45 Franken-Loose, 4700 Stück, höchster Preis 1000, niedrigster 47 Fr., zahlbar am 2. Januar 1880 (66. Ziehung). — Donau-Dampfschiffahrt 100-Gulden-Loose a 4%, 1305 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 2. Januar 1880 (25. Ziehung). — Hamburger 100-Mark-Banko-Loose, 2050 Stück, Prämienziehung am 1. September. — K. K. Oesterreichische 250 Gulden-Loose a 4%, vom Jahre 1854, 1800 Stück, Prämienziehung am 1. Oktober. — Schaumburg Lippe'sche 25 Thaler-Loose, 1600 Stück, höchster Preis 12,000, niedrigster 46 Thlr., zahlbar am 1. Oktober 1879 (33. Ziehung). — Kurhessische 40 Thaler-Loose vom Jahre 1845, 4000 Stück inkl. 2000 Loose vom 1. Dezember 1878., höchster Preis 56,000, niedrigster 75 Thlr., zahlbar am 2. Januar 1880 (68. Ziehung). — Stadt Wien 100 Gulden-Loose vom Jahre 1874, 1200 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 130 fl., zahlbar am 1. Oktober 1879 (21. Ziehung). — Sachsen Meiningen 7-Gulden-Loose vom Jahre 1870, 2500 Stück, Prämienziehung am 1. August — Stadt Graz E.-B. 100 Thaler-Loose vom Jahre 1871, 110 Stück, Prämienziehung am 1. Oktober. — Stadt Amiens 100-Franken-Loose vom Jahre 1871, 500 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1 November 1879 (22. Ziehung). — Braunschweigische 20 Thaler-Loose vom Jahre 1868, 2750 Stück, Prämienziehung am 31. August. — Am 2. Stadt Krakau 20-Gulden-Loose vom Jahre 1872, 125 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 2. Januar 1880 (21. Ziehung). — Stadt Schaerbeek 50 Franken-Loose vom Jahre 1873, 184 Stück, höchster Preis 7500, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 2. Januar 1880 (12. Ziehung). — Am 3. Stadt Innsbruck 20-Gulden-Loose vom Jahre 1871, 100 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 3. Januar 1880 (22. Ziehung). — Am 5. Stadt Salzburg 20 Gulden-Loose vom Jahre 1872, 130 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 5. Januar 1880 (21. Ziehung). — Am 10. Stadt Paris 100-Franken-Loose vom Jahre 1869, 165 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 10. Januar 1880 (41. Ziehung). — Stadt Paris 100 Franken-Loose vom Jahre 1871, 1350 Stück, Prämienziehung am 20. Juli. — Am 13. Russische 100 Rubel-Loose vom Jahre 1864, 3100 Stück, jedes Loos a 125 Rubel, zahlbar am 13 Oktober 1879 (29. Ziehung). — Russische 100 Rubel-Loose vom Jahre 1864, 300 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Rb., zahlbar am 13. Okt. 1879 (29. Ziehung). — Am 15. Fürst Salm-Reifferscheid 40-Gulden-Loose vom Jahre 1855, 700 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Januar 1880 (54 Ziehung). — Stadt Gent 100 Franken-Loose a 3%, vom Jahre 1868, 315 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 15. August 1879 (43 Ziehung). — Graf Waldstein-Wartenberg 20-Gulden-Loose, 1200 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 15. Januar 1880 (61. Ziehung). — Holl. Kommunalkredit 100-Gulden-Loose vom Jahre 1871, 225 Stück, höchster Preis 6000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 15. Februar 1880 (33. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose vom Jahre 1874, 466 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. August 1879 (29. Ziehung). — Stadt Paris 400 Franken-Loose vom Jahre 1869, 6712 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. August 1879 (41. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose vom Jahre 1874, 394 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1880 (33. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose vom Jahre 1871, 1350 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 5. August 1879 (31. Ziehung). — Am 30. Fürst Clary 10-Gulden-Loose vom Jahre 1856, 500 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 30. Januar 1880 (53. Ziehung).

Astronomisches Tagebuch.

Juli.

Am 19. Juli Vormittags findet eine ringförmige Sonnenfinsterniß statt, welche hauptsächlich in Afrika und im indischen Ozean, zum Theil noch im südlichen Asien und Europa zu beobachten ist. Das beiliegende Kärtchen gibt eine Uebersicht über die Erscheinung vermittelst der Grenzkurven für die Stadtmitte der Finsterniß.

Es ist eine südliche Grenzkurve eingezeichnet, welche das südliche Afrika durchschneidet. In alle Orte, die sich auf dieser Kurve befinden, kommt der untere Mondrand mit dem oberen Sonnenrand gerade noch zur Berührung; die Grenzkurve scheidet die Orte so auch, die gar nichts von der Finsterniß sehen, von den nördlicher gelegenen, die desto mehr

sehen, je weiter nördlich sie liegen. Die nördliche Grenzkurve geht durch Hinterindien, schneidet Südwestasien ab, läuft nördlich vom schwarzen Meer durch Rußland und durchschneidet Deutschland in der Breite von 50 Grad. In Süddeutschland wird also noch eine schwache Verfinsterung zu beobachten sein, indem der Mond einen Theil des unteren Sonnenrandes bedeckt (nach 8 Uhr Morgens).

Die westliche Grenzkurve, wo die Finsterniß bei Sonnenuntergang beginnt, fällt ganz in das atlantische Meer; die östliche, wo die Finsterniß mit Sonnenaufgang endigt, ganz in den ostindischen Ozean. Die nicht ausgezogene Kurve im Westen, welche das westliche Afrika schneidet, umfaßt die Orte, wo die Finsterniß mit Sonnenuntergang endet, die im Osten im indischen Ozean die Orte, wo die Finsterniß mit Sonnenaufgang beginnt. Alle Orte zwischen diesen zwei Kurven und der nördlichen und südlichen Grenzkurve sehen den Verlauf der ganzen Finsterniß, und es ist diese desto größer, je näher der Ort an der stärker gezogenen Kurve der centralen Verfinsterung liegt, welche durch die Mitte von Afrika sich hinzieht.

Da der Mond zur Zeit der Verfinsterung einen Halbmesser hat, der etwa um 1/3 Minute kleiner ist als der der Sonne, so erscheint den Orten mit centraler Verfinsterung im Augenblick der stärksten Verfinsterung ein glanzender Ring von einer Breite gleich dem hundertsten Theil etwa des Sonnendurchmessers.

Für das Album.

Von **Wilhelm Emmer.**

Die Ferne besteht aus lauter Nahen,
Du mußt nur unermüdet gehen,
So kommst du, wackrer Pilgersmann'
Auch endlich bei dem Fernsten an.

•

Der Knecht thut seines Herrn Geheiß;
So ist es eben recht.
Doch wer des Herren Launen weiß,
Das ist der liebste Knecht.

•

Mit festem Willen, Geduld und Nüchternheit
Kommst du an's Ziel, und war' es noch so weit.

•

Durch Vettern und durch einflußreiche Frauen
Erhebst du dich aus niedern Regionen;
Doch Energie und Selbstvertrauen
Das sind die besten Konnexionen.

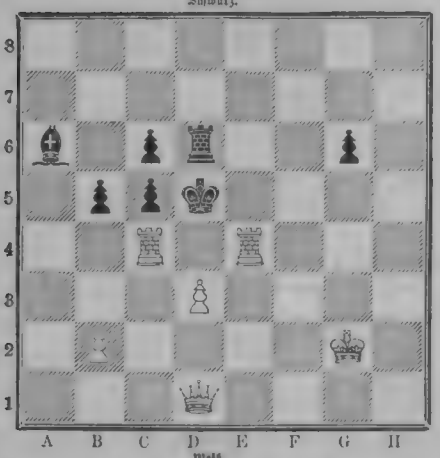
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 38.

Von M. A. Sardotsch in Triest.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 34:

Weiß.	Schwarz.
1) S. A 5 — C 6	1) K. D 5 — D 6 oder A).
2) T. F 1 — A 1	2) K. D 6 — D 7 oder B).
3) T. A 1 — A 8	3) K. D 7 — D 6.
4) T. A 8 — D 8 setzt Matt.	
A)	
1)	1) K. D 5 — C 4 oder E 4.
2) T. F 1 — F 3	2) K. — D 5.
3) T. F 3 — F 4	3) K. D 5 — D 6.
4) T. F 4 — D 4 setzt Matt.	
B)	
2)	2) K. D 6 - D 5.
3) T. A 1 — A 4	3) K. D 5 — D 6.
4) T. A 4 — D 4 setzt Matt.	

Rösselsprung

Nro. 12.

dein	vor	sonn-	bel	der-	ste-	wan-	was-
ter	ne-	pfet	kind	ter	te	um	gen
bei-	be-	strand	ne	so	ver-	ser	ge
den	dam-	leuch-	göt-	ten	ne	al-	jungt
ni-	ner	hüf-	wär-	tet	der	feuch-	land
re	beu-	kö-	ne	drei-	mein	bist	ur-
sich	ge	gott-	vom	ter	tel	das	plid
heit	mer-	gen	die	fer-	or-	sind	du

Arithmogriph.

1 10 13 15 9 5 7 10 1 8 13 15 deutscher Schriftsteller der Gegenwart.
4 6 5 10 11 Schrecken des Meeres.
6 9 15 14 biblische Persönlichkeit.
9 6 12 9 3 Landschaft am Niederrhein.
3 9 5 7 8 2 11 8 12 12 russischer Dichter.
15 10 10 5 3 9 7 holländische Stadt.
10 3 11 10 5 Bestandtheil der Gotteshäuser.
16 2 14 Antilopenart.
9 3 9 4 15 10 2 11 Vierfüßer der Viehheergattung.
2 10 5 1 9 1 berühmter Feldherr am Anfange des Mittelalters.

Die Anfangsbuchstaben dieser Reihe geben von oben nach unten gelesen einen berühmten deutschen Schriftsteller, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen eines seiner besten Werke.

Bilderräthsel 39.

Auflösung des Bilderräthsels 38:

Man muß in allen Augen sein, was man in Gottes Augen ist.

Auflösung des Räthsels in Nro. 38:

Winde.

Briefmappe.

Hrn. G. M. in Mem. Sie haben sich bezüglich der Bildung nicht ganz verständlich ausgedrückt. Die beiden L. sind gleich empfehlenswerth.

Hrn. Fried. K. T. in S. Sie werden, wenn Sie den ganzen Jahrgang ins Auge fassen, nicht die einzelne Nummer, gegen einen andern Resultate gelangen. Doch werden wir Ihre Wünsche gerne im Auge behalten.

Hrn. H. W. K. in H. Lasse sich dem wohl nicht so ermessen.

Hrn. Walter Sch. in W. Wiesbaden, Taunusstr. 4.

Hrn. W. R. in Landshut in Mähren. Coxitis oder Hüftgelenk-Entzündung ist nur durch genauest chirurgische Behandlung heilbar. Beruht das Leiden auf einer scrophulösen Anlage des Kindes, so ist der Gebrauch einer Badekur im Sommer empfehlenswerth. Vorzügliche jodhaltige Heilquellen sind Kreuznach (Rheinprovinz) und Nauheim (Hessen). Ein endendes Urtheil über das Leiden kann auf dem Wege der Korrespondenz ohne Untersuchung des Patienten nicht abgegeben werden.

Hrn. M. J. in Wien. Nicht geeignet für uns.

Hrn. W. G. Wir können immer nur auf unsere Erfahrung gestützt rathen. Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Freund Heine's. Das Bild, das uns am besten dekt, ist im Buchhandel nicht mehr zu haben, dagegen hat Herd. Finsterlin in München dasselbe in Photographie, Kabinets- und Visitenkarte-Format.

Abonnentin in Frankfurt a. M. Alle Haarfarbemittel, welche auf die Dauer das Haar dunkel färben, enthalten schädliche metallische Beimischungen.

Suomalainen taimo. Wir müssen Sie ersuchen, Ihre finnische Anfrage uns deutsch stellen zu wollen.

Frau Hutt in Amur. Wir können doch nicht einen Roman, der in unserer Romanbibliothek stand, in Ueber Land und Meer abdrucken. Auf den andern haben wir nicht mal ein Anrecht.

Abonnentin H's. in An. Die Schilderung Ihres Leidens deutet allerdings auf Anämie, was dasselbe wie Blutarmuth ist. Das einzige Mittel, welches hier wirkt, sind Stahlpräparate und empfehle wir Ihnen den Genuß des Eisenschwammes von Apotheker C. H. Burk in Stuttgart und Krapelen & Holm in Zeist, Holland.

Friedrich, Karoline und Friederike in Lübeck. Richtig.

Hrn. H. J. in G. Die Antiquariatsbuchhandlung von J. Scheible in Stuttgart hat das Buch.

Frl. M. K. in Berlin. Ganz recht!

Alter Leipziger Abonn. Von anderer Seite haben wir das gegentheilige Urtheil vernommen.

Abonnentin in Danzig. In das Abonnement auf den laufenden Jahrgang unserer „Deutschen Romanbibliothek" können Sie auch jetzt noch eintreten; die erschienenen Nummern werden Ihnen nachgeliefert.

Hrn. G. H. F. in Paris. Ueber das Heuricher finden Sie sehr ausführliche Mittheilungen in der Abhandlung von Dr. med. J. H. Knaffle in Meran, sowie in dem Werke von Dr Blakley in Manchester. Die Ursache des Heuschnupfens liegt darin, daß der Blüthenstaub (Pollen) der Gräser und Grasblumen, welcher in der Luft herumfliegt, eingeathmet wird und asthmatische Zufälle, welchen Reiz der Blüthenstaub in den Athmungswegen des Menschen hervorruft, veranlaßt. Nicht alle Menschen sind für das Heufieber „empfindlich". Solche, welche Stand nach dem Einflusse des betreffenden Blüthenstaubes ausgesetzt sind, müssen durch Ortswechsel sich der Schädlichkeit entziehen und ist ein mehrwöchentlicher Aufenthalt an der See das Beste. Beim Beginn der Krankheit und Empfindungen von Athmungsbeengungen, 1 Löffel Odorin auf 500 Theile Wasser, mittelst der Nasendouche in die Nase eingespritzt, wirkt. Radikale Heilung ist nur nach Vermeidung der Ursache des Pollenathmens zu erwarten.

Hrn. F. G. in Königswalde. Eine solche Anstalt ist uns nicht bekannt. Herr Elementarlehrer Feyer in Stuttgart ist unter Umständen zur Uebernahme geneigt, treten Sie mit ihm in Verbindung.

Abonnent in Bosnien. 1. Alt-Europäer. 2. Ebenso entstand aus dem griechischen Autonomos, unmündig, alter Gebieter, neugriech. ausgesprochen Awfent-. 3. Ja, der Staat hat ein Recht darauf.

Abonnent Peter in Bremen. Ein Urtheil über eine Lungenkrankheit kann auf dem Wege der Privatkorrespondenz ohne persönliche Untersuchung nicht abgegeben werden.

Langjähr. Abonn. in London. „Stratford-on-Avon in London" ist ein in's Auge fallender Drucksehler, den sich Jedermann selbst korrigirt und der eben durch eine Korr. entstand.

Hrn. E. F. in N. Dafür gibt es kein besonderes Rezept. Ein Seidenwascher besorgt das leicht.

Hrn. G. K. in Gotha. Nein, erst nach seinem Tode war davon die Rede daß ein unvollendeter Roman durch einen Andern ergänzt werden sollte.

Einem bedauernswerthen Kranken in W. Ihnen dient zur Nachricht, daß in derartigen Angelegenheiten in der Briefmappe kein Rath ertheilt werden kann. Auf dem Wege der Privatkorrespondenz kann solches durch zweite Vermittlung unter Angabe Ihrer genauen Adresse seitens unseres ärztlichen Berathers geschehen.

Hrn. R. J. Die Entstehung des Wortes Kiesel- hatten wir in der Romanbibliothek Bd. 40 gegeben. Sie nannt von einem Oesterreicher, der seinen Namen an den schwarzen Tafeln mit großen Buchstaben anzeichnete. Nennen Sie uns den Namen des Verfassers. Sie haben ein ganz gutes und vollkommen ausreichendes Buch in Händen. Die Vornotiz zu jener Carrière kennen wir nicht.

Hrn. C. B. Frl. J. E. H. in Hamb. Nicht geeignet für uns.

Egon in Fürth. Wir rathen Ihnen, die gerötheten Stellen augenblicklich mit Kollodium zu bepinseln, es entsteht hierdurch ein dünner Ueberzug auf der Haut, was erfahrungsgemäß das Eindringen der kalten Luft in die Hautporen verhindert.

Hrn. Karl Pater in Wien. V. d. Leyk. Settler'scher Stammtisch in Lübeck. Hrn. W. A. in S. bei H. Richtig.

Handelsbrauch. Auf Wunsch sendet Ihnen die Expedition unseres Blattes gern noch ein Exemplar der Prämienausgabe „Schwinds Märchen von den sieben Raben" in 10 Blatten in Quartformat zu dem Ausnahmepreis von 7 M. 50 Pf. Wollen Sie Ihre Bestellung gef. bei Ihrer Buchhandlung oder senden Sie den betreffenden Betrag franko an unsere Expedition, so erhalten Sie das Gewünschte direkt.

Dem eifrigen Leser in Horter. Es gibt allerdings Mittel gegen das erwähnte Leiden, solche sind jedoch auf dem Wege der öffentlichen Korrespondenz nicht mittheilbar.

Hrn. G. A. G. in M. Schach an den Schachredakteur abgegeben. Die Red. nicht verwendbar.

H. F. T. Ueber Loose können wir keine Auskunft geben. Das Dampfer Verloosungsblatt in Stuttgart gibt solche. Die zweite Abtheilung von Eb. Neapolis erscheint gegenwärtig und wird zu Weihnachten fertig.

Hrn. S. D. in München. Sie haben die Auflösung beizulegen vergessen.

Hrn. C. H. in Woende. Man kocht zum Zweck des Skelettirens die animalischen Körper, nachdem das Fleisch entfernt ist, in kaltem Wasser 24 Std. und legt die Knochen in Chlorwasser längere Zeit liegen, bis sich die Weichtheile leicht abwischen lassen.

Hrn. G. in Wurzb. Wir haben Ihre Adresse einem Kaufer von dergleichen mitgetheilt.

Z. in Wien. Wir glauben nicht, daß eine solche Universität in Deutschland existire. Die Programmen finden Sie in dem bei Weber in Leipzig erschienenen Akademischen Jahrbuch.

Gräfin P. zu P. in Ungarn. Ueber Geruch aus dem Munde wird man besten durch Ausspülen mit kalkhaltigem Mundwasser beseitigt. Sollte der Geruch im Hauche bemerklich sein, so räthen wir Ihnen, kalkhaltige Dämpfe einzuathmen und zwar mittelst eines dazu nöthigen Inhalationsapparates. Das hierzu nöthige Medikament hat alsdann aus 1 Gewichtstheil Salzsäure auf 300 Theile Wasser zu bestehen.

U. Leuten. in Bi. Der Verein dramat. Autoren und Komponisten. **Wenden Sie sich an die Redaktion der „Neuen Zeit" in Leipzig.**

Langjähr. Abonn. in H. Wir können uns leider damit nicht befassen und haben großen Verrath.

Hrn. L. P. Ohne einzusehen glauben wir nicht. Schmidt, Die Fabrikation der Glasmalerfarben (Weimar Voigt), gibt auch darüber Auskunft.

Abonnentin H. D. in Bochum. 1. Gegen chronische Kopfschmerzen hat sich der tägliche Gebrauch des schwefelsauren Chinins, dreimal täglich 0,05 Gramm, bewährt. 2. Das Jucken der Haut behandelt man mit verdünnt durch Waschungen mit Essig vermischtem frischem Brunnenwasser. 3. Gegen Mitesser wird Ausdrücken und Betreichen mit Kamillenthee oder Wasser mit Erfolg benutzt.

Hrn. G. St. in Gh. Darüber ist wohl schwerlich jetzt schon Auskunft zu erhalten; zahllose Bewerbungen sind bereits eingegangen, aber keine Resolution erfolgt.

Verzweifelnde. Leider herrscht durch Korruption, doch ist das bei Ihnen **schwer zu entscheiden. Mario-Einsiedeln.**

Hrn. N. R. in Riga. Derartige Adressen können nur auf dem Wege der Privatkorrespondenz mitgetheilt werden. Wir bitten daher um Angabe Ihres Namens und Ihrer Wohnung.

Frl. H. H. in B. Da ist schwer zu rathen; gerade in diesem Falle ist großer Reichthum an Kräften. Wenden Sie sich mal an Hartleben in Wien oder Günther in Leipzig und tragen Sie denselben Ihre Feder an.

Hrn. Geh.-R. H. in Berl. Wir können leider wegen der Konsequenzen nicht dienen.

Clementine R. S. in R. Wir glauben, daß eine Sommerreise zur Zerstreuung das beste Heilmittel für Sie sein dürfte. Unser ärztl. Berather theilt Ihre Befürchtungen durchaus nicht.

Frl. Minna P. in C. Wir haben Ihre liebenswürdige Ansicht der Betreffenden mitgetheilt.

Hrn. K. in Sagrg. Laube ist augenblicklich mit seiner Truppe auf der Reise. Adressiren Sie einfach Hr. Laube, Wien, das genügt.

Hrn. E. K. in N. Es empfiehlt sich, eine Zeit lang täglich ein Gramm pulverisirtes Jodkalium zu nehmen, welches Sie aus jeder guten Apotheke beziehen können. Es hat sich dieses Mittel in vielen Fällen gegen nervöse Kopfschmerzen trefflich bewährt.

Hrn. Gem.-R. A. H. H. Wir kennen kein solches Buch, erwähnen die Direktion des Germanischen Museums in Nürnberg wird Ihnen an die Hand zu gehen im Stande sein.

W. H. in Lothr. Diese Frage dürfte eher an die Redaktion einer forstlichen Zeitung, z. B. die „Forstlichen Blätter" in Leipzig, zu richten sein.

Hrn. E. F. in K. Da uns bekannt ist, daß das tragische Haarmittel ebenso wie alle anderen derartigen Künstleien nur darauf berechnet ist, den Geldbeutel des Publikums zu leeren, so rathen wir Ihnen von dem betreffenden Mittel ab.

Hrn. C. H. in Fr. Das ist wohl nur ein vom Verkäufer erfundener Name, um die Vorzüglichkeit anzuzeigen.

Hrn. H. B. in K. Das können wir nur nach Einsicht des Mstr. entscheiden.

Hrn. B. W. in W. Sehr zu empfehlen.

Hrn. L. A. in Brody. Große. Verrath. Lösung fehlt.

Arbeiter in Augsburg. London — Sidney 88 Pf. St.

Hrn. Ernst K. in Magd. 1. Das Militär-Literar. Auskunftsbureau in Leipzig wird Ihnen darüber Bescheid sagen. 2. An Schwarz' Stelle heilpflege finden Sie das Mehrere.

Fr. L. in Berl. Suchen Sie eine mit Salmiakgeist bestrichene Feder in die Löcher des Holzwurms.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

BIBLIOTHÈQUE FRANÇAISE

ou

Choix de livres intéressants destinés à la jeunesse allemande des deux sexes,

recueillis par

CHARLES ZOLLER,

Recteur de l'Institution Catherine, Chevalier de l'Ordre de la Couronne de Wurtemberg.

1re SÉRIE: TOME I—XII. 2de SÉRIE: TOME I—VI.

Preis pro Bändchen elegant broschirt 1 Mark. Je drei Bändchen in einem Band fein gebunden 3 Mark 50 Pfg.

Série I. Tome I. Graziella, par A. de Lamartine. — Tome II. Une soirée d'automne, par une vieille femme. Lydie ou la resurrection, par Charles Zoller. Boutades et bluettes, par J. Pétitdemin. — Tome III. L'ascension, par Mad. de Bawr. — Tome IV. Pascoula, par X. B. Saintine. — Tome V. Xavier de Maistre, Oeuvres choisies. — Tome VI. Choix de contes et nouvelles de C. Bellavigne. — Tome VII. Nouvelles genevoises, par R. Töpffer. — Tome VIII. Mademoiselle, par Jules Sandeau. — Tome IX. De l'Allemagne, par Mad. de Staël. — Tome X. Voyage en Orient, par Alexandre Dumas. — Tome XI. Mosaïque, contenant: Le dernier des Abencerages, par Chateaubriand; Les prisonniers du Caucase, par Xavier de Maistre; La grand'mère, par de Balzac; Mosaïque d'oeuvres de divers auteurs français, par une vieille femme. — Tome XII. Choix de poesies françaises. Poésies modernes.

Série II. Tome I. Les martyrs, par Chateaubriand. — Tome II. Quelques journées de l'Empereur Napoléon Ier en Provence, par Jouy. — Tome III. Le comte de Monte-Christo, nouvelles, souvenirs, episodes, par C. Millet. — Tome IV. Un philosophe sous les toits, par E. Emile Souvestre. — Tome V. Lectures choisies pour les autres personnes. — Tome VI. Le manoir de Kerlas, par Mad. Sureville, née de Perey.

Aus diesen mit der größten Sorgfalt und Sachkenntniß ausgewählten Sammlungen ist **Alles entfernt,** was nur irgend gegen **echte strenge Moral verstossen** könnte. Sie darf daher ohne Bedenken in die Hände unserer Töchter und besonders junger Mädchen, welche mit den Meisterwerken der modernen französischen Literatur bekannt machen wollen, gegeben werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Ankündigungen

pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.

Reeller Heirathsantrag.

Ein junger Kaufmann, Norddeutscher, von angenehmem Aeußern, Besitzer mehrerer Fabrik- und Villa, wünscht sich zu verheirathen. Junge Damen, ohne oder mit Vermögen, die Neigung mit seiner Bildung vereinen, womöglich gut Klavier spielen, und die ein sonniges Gemüth besitzen, wollen gefl. Fabrikbesitzer als höheren Glückes sichern, werden gebeten, Anträge, mit Photographie an die exp. d. Bl. unter Chiffre D. 159 b. 8 b. 20. Jahrgang zu senden. Discretion Ehrensache.

Allotria

vom Schwabenmaier.

Humoristische Gedichte mit 52 Bildern von Diez, Kaulbach, Lossow, Seitz u. A.

Preis 3 Mark. 422

Gegen Franko-Einsendung von 3 M. 10 Pf. in Briefmarken franko per Post!

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Fr. Bassermann's Verlag in München.

Café, Restaurant und Hôtel garni „ORIENT", München.

Große Café- und Restaurations-Säle mit 4 feinen Wiener Billards. Großartiger, nach orientalischer Art ausgestatteter Garten. Bierhalle und Kegelbahn im Souterrain. Elegante Fremdenzimmer und Salons. Gute Küche, ausgezeichnete Weine und Biere. Aufmerksame und flotte Bedienung.

Omnibus am Bahnhof. 255

Georg Mayr, Besitzer. Geschäftsführer Hermann Hofmann.

Fabrik englischer Biscuits

F. Krietsch in Wurzen i. S.

Neueste Kunstmühlen. Fabrik von Honig- und Lebkuchen.

Hoflieferant Sr. Maj. des Königs von Sachsen und Sr. Königl. Hoheit des Grossherzogs von Baden.

Gr. goldene Medaille, Moskau.

Preislisten über sämmtliche Fabrikate, sowie Beschreibungen über Beschaffenheit, Nutzen und Verwendung der **Biscuits** auf Wunsch franko. **Musterassortiments** von **Biscuits** à 3, 6 und 9 M. werden unter Nachnahme des Betrages gern übersandt. Wo die **Biscuits** bekannt wurden, fehlen sie nun in keinem Haushalte mehr, weil die einzelnen Sorten für die verschiedenen Gelegenheiten als eine angenehme und gesunde Speise zu Kaffee, Thee, Chocolade, Wein, neuem Bier, sowie als Dessert u. s. w. sich eignen. — Für **Kinder** und **Rekonvalescenten** sind **Biscuits** als sehr nahrhaft und leicht verdaulich ärztlicher Seits besonders empfohlen. — Der Nahrungswerth steht gegen denjenigen anderer Gebäcksorten ganz bedeutend höher, denn die hiermit empfohlenen **Biscuits** sind, weil vollkommener ausgebacken, frei von aller Feuchtigkeit und bestehen somit nur aus den werthvollsten Extraktion der dazu verwendeten ausgewählten besten Materialien. 431

Albert-Biscuits, unzerbrechliche Reisedose, neue elegante Blechpackung.

Norddeutscher Lloyd.

Kaiserlich deutsche Postdampfschifffahrt.

I. Zwischen Bremen und New-York,
ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen jeden Sonntag nach Southampton jeden Dienstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag Abend nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.

Direkte Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.

Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und Baltimore.

Von Bremen alle 14 Tage nach Baltimore Dauer 12 Tage.

III. Zwischen Bremen und New-Orleans,
via Havre und Havanna.

Von September bis April ca. alle vier Wochen regelmäßig.

IV. Zwischen Bremen und Bahia und Rio de Janeiro,
via Antwerpen und Lissabon.

Von Bremen am 10. von Antwerpen am 15. jeden Monats.

V. Zwischen Bremen und Montevideo und Buenos-Ayres,
via Antwerpen direkt.

Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1. jeden Monats. 364

Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

England via Harwich.

Kürzeste, billigste und angenehmste Route.

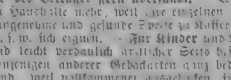
Die Dampfer der **Great-Eastern-Bahn** gehen von **Rotterdam täglich** (mit Ausnahme Sonntags) um 6 Uhr Abends, von **Antwerpen Montags, Mittwochs** und **Freitags** um 4 Uhr Nachmittags nach **Harwich** ab. Expresszug von Harwich nach London nach Ankunft der Boote. Direkte Passagier-, Reisegepäck und Güterbeförderung von allen grossen Stationen des Kontinents. Weitere Auskunft ertheilt **E. A. Osswald**, Generalagent, 12 Domhof, Köln. 941

Pakete für England werden zu den niedrigsten Taxen befördert, wenn dieselben mit der Vorschrift „via Rotterdam" bei den deutschen Postämtern aufgegeben werden. Auskunft ertheilt jedes Postbureau.

Zu beachten!

Gratis!

Wem daran liegt, sich gründliche Kenntnisse in doppelter Buchführung, Korrespondenz und Rechnen, Comptoir-Arbeiten etc. zu erwerben oder sich eine sichere Handelsstellung anzueignen, der verlange gratis die Prospekte und Probe-Lektion von



prämiirter und bewährter, brieflicher Ausbildungs-Anstalten (Handels-Akademien) der prämiirten, brieflichen

Schönschrift-Kursus.

Guter Erfolg garantirt. Stellenvermittlung gratis.

Ferdinand Simon,
Lehrer der Handelswissenschaft u. gerichtl. Buch-Revis.
Magdeburg.

115

Geschäfts-Verlegung.

Restaurant

Franz Pfordte,

Wilkens' Keller,

jetzt: **Plan Nro. 10,**

Ecke vom Rathhausmarkt,

Hamburg.

355

Ein Stück für die Ewigkeit.

Wissenschaft und Industrie haben sich vereint, um die Welt in Erstaunen zu versetzen. Der elektrische Funke ist nämlich für jeden Privaten nutzbar gemacht. Diese Erfindung besteht in einem kleinen **elegant ausgestattetenkästchen** in Taschenformat mit dem Inhalte einer completen elektrogalvanischen Batterie, verbunden mit einem außerordentlich sinnreichen Mechanismus (welcher keiner Reparatur unterliegt), kommt ein kleines zierlich gearbeitetes Kompendium, welche blos mittels eines leisen Druckes **durch den elektrischen Funken sich entzündet** und dann zur Beleuchtung oder zu anderen Zwecken verwendet werden kann. Ebenso kann beliebig jede Kerze oder jeder Feuerbrand ꝛc. ohne die mindeste Gefahr entzündet werden, viel rascher und sicherer sogar, als durch Zündhölzchen, die schon so viel Unheil angerichtet haben, und die durch diesen Apparat ganz entbehrlich werden. Dieser ebenso practisch wie künstlich k. patentirte Zündapparat sollte auf keinem Rauch- oder Nachttische fehlen, denn die geringe Ausgabe ist eine für allemal geschehen. Ein Apparat sammt Gebrauchs-Anweisung mit franco Zusendung 8 Mark.

En gros entsprechenden Rabatt. Alleiniger Verkauf

im grossen Magazin zum Liebling, Wien, 26 Praterstraße 26.

Versandt gegen Baar oder Nachnahme.

Unübertrefflich! Bewährt!

Geschmiedete Glanz-Wäschplätten

mit 2 geschmiedeten Bolzen, incl. Gebrauchsanweisung u. Verpackung in Kiste versendet frei gegen Einsendung oder Nachnahme von 10 ℳ nach allen Orten Deutschlands und Oesterreichs

960 **M. Hoffmann. Leipzig,**
Grimmaischer Steinweg 11 u. 12.

Rothe Nasen

werden schnell und dauernd natürlich weiss mit Monel, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Mieske in Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Goldene Medaille in Paris 1878.

539

Griechische Weine.

1 Probekiste derselben mit 12 ganzen Flaschen enthält 12 Sorten: 392

Camarite, Corinther, Elia, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra, Achaja Malvasier weiss und roth, Vino Rosé, Moscato und Mavrodaphne,

und kosten Flaschen und Kiste frei **M. 19. 20 Pf.**

Ich habe die Weine an den Erzeugungsorten in Griechenland persönlich angekauft und verbürge deren Reinheit und Echtheit. Preisbroschüre auf Wunsch frei.

Neckargemünd. **J. F. Menzer.**

Für Gartenfeste und öffentliche Belustigungen.

Luftballons (nach neuestem System), wovon jedes Exemplar mit einer Vorrichtung versehen ist, um dieselben sofort an jedem beliebigen Orte aufsteigen lassen zu können.

Buntfärbig, adjustirt.			Mit Goldverzierung.		
75	1.00	125 G.-h.	1.00	175	200 G.-h.
pr. St. ℳ 1. —	1. 40.	2. —	pr. St. ℳ 3. 50.	5. —	7. 50.

Ferner: Riesenballons mit Kessel, 300 Cm. hoch, ℳ. 15.

! Selbstfliegende Schmetterlinge, höchst interessante Neuheit! pr. Dutzend ℳ. 5. — Musterkollektionen zu 6 Stück ℳ. 3

Nähere Gebrauchsanweisungen werden jed. Gegenstand gratis beigegeben.

Wiederverkäufer Fabrikspreise.

Versendung gegen baar oder Postvorschuß. Zu beziehen von **Klingl-Baumann in Wien** I., Tegetthoffstraße Nro. 3. 426

Unerkannt vorzügliches Lehrbuch für den Klavier-Unterricht.

Verlag von **Eduard Ballberger** in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Klavierschule für Kinder

mit

besonderer Rücksicht auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang

bearbeitet von

Heinrich Reiser

vorm. Musterlehrer, Autor ꝛc.

In vier vollständig umgearbeiteten und bedeutend vermehrten Abtheilungen.

Die **erste Abtheilung,** zweiunddreißigste Auflage, Preis elegant broschirt M. 2. 50., und die **zweite Abtheilung,** dreiunddreißigste Auflage, Preis elegant broschirt M. 2. —

enthalten die eigentliche Schule, in welcher der Schüler vom Leichteren zum Schwereren in so lückenlos stetig fortschreitendem Stufengang geführt wird, daß man an den aufeinanderfolgenden Uebungsstücken kaum einen Fortschritt zum Schwereren wahrnimmt, nach Monaten aber sich darüber wundert, wie weit der Schüler bei gehörigem Fleiße, ohne abschreckende Plackereien, vorgerückt ist. Der Schüler bleibt nie zu lange an einem Stücke hängen. Was auswendig zu merken ist, existirt nur nach und nach, wie z. B. die höheren und tieferen Töne des Klaviers, die verschiedenen Schlüssel, Takt- und Tonarten, Ausdruckszeichen und Zeitmaßbezeichnungen. Alle Uebungsbeispiele der ersten Abtheilung sind in C dur, G dur und A moll und ohne Anwendung von Versetzungszeichen geschrieben.

In der zweiten Abtheilung kommen zunächst die verschiedenen Dur-Tonarten mit ihren Leitern und den erforderlichen Uebungsstücken zur Anwendung, worauf die Moll-Tonarten folgen. Vierhändige Stücke wechseln zur Gewöhnung an strenges Takthalten mit zweihändigen ab. Die dynamischen Zeichen gelangen nach und nach zur Kenntniß und Anwendung. Im zweiten, sowie in den folgenden beiden Theilen erscheinen Ausnahmen vom gewöhnlichen Fingersatze durch Nachziehen, Auslassen und Nachsetzen der Finger.

Die **dritte Abtheilung,** 9. Auflage, Preis elegant broschirt M. 3., und die **vierte Abtheilung,** 6. Auflage, Preis elegant broschirt M. 3.

haben den Zweck, die in den ersten Abtheilungen aufgestellten Regeln in weiteren und allmälig schwierigeren Uebungsstücken zur Anwendung zu bringen, um so das Gelernte mehr zu befestigen und zugleich die Schüler weiter zu führen.

Der dritte und vierte Theil enthalten demzufolge größere Uebungsstücke behufs der Geschmacksbildung und der Anweisung zu den verschiedenen Spiel- und Vortragsweisen. Der Zweck, dem irgend ein Stück vorzugsweise dienen soll, ist meistens durch bezeichnende Aufschriften angedeutet; der Sachverständige erkennt aber auch ohnedieß die Absicht des Verfassers. Zwischen den Uebungsstücken sind die zur Förderung der Fingerfertigkeit erforderlichen Fingerübungen vertheilt, jedoch nicht in der trockenen Weise, nach welcher ein und derselbe Takt hundertmal ohne Abwechslung wiederholt wird, sondern melodisch eingekleidet.

Das ganze Werk ist durch die vollständige Umarbeitung von Seiten des Verfassers, wobei er alle seine seit einer langen Reihe von Jahren auf dem Gebiete des Klavierunterrichts gesammelten Erfahrungen zur Anwendung gebracht hat, auf's Neue auf die Höhe der Zeit gestellt.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes.

Über Land und Meer.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Mit dem Leben versöhnt, Erzählung von Hans Warring. — Ein Erinnerungsblatt. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth, zweite Serie. XV. Ernte- und Gärtenbindemaschinen. — Notizblätter. — Das fürstlich hohenzollernsche Residenzschloß Sigmaringen, von E. — Mozartiana in Salzburg, von August Silberstein. — Der Rezensent, Novelle von Victor Blüthgen, Schluß. — Ein Pulvertransport, harmloser Bericht eines Lieutenants, von G. v. A. — Plaudereien am Kamin, von Paul von Weilen, zweite Serie. VI. Schluß. — Samuel Gobat, Bischof von Jerusalem. — Entstehungsgrund von deutschen Redensarten, von Friedrich Uwinger. 3. Serie, Fortsetzung. — Schach. — Auflösung des Rösselsprungs Nro. 12. — Bilderräthsel 40. — Auflösung des Bilderräthsels 39. — Auflösung des Arithmogriph in Nro. 39. — Räthsel. — Briefmappe.

Illustrationen: Samuel Gobat, Bischof von Jerusalem. — Reitunterricht der Kinder des deutschen Kronprinzen, von E. Henseler. — Schloß Sigmaringen, von Eulenstein. — Mozartiana in Salzburg, von A. Schubert. — Ein Pulvertransport, von G. v. A., fünf Bilder. — Frauen und Männer des 19. Jahrhunderts, aus der Aquarellensammlung von Herbert König.

Mit dem Leben versöhnt.

Erzählung

von

Hans Warring.

(Nachdruck verboten.)

Schwere Herbstnebel lagerten über dem See. Sie bildeten eine dichte, unbewegte Mauer, die jeden Ausblick in die Landschaft verschloß. Dumpf und gedämpft klangen die Schläge der Kirchenuhr, die vom Städtchen her die zehnte Stunde des Morgens verkündeten, durch die schwere, feuchte Luft. Sie erreichten nur noch schwach das Ohr des Reisenden, dessen Wagen eben die letzten Häuser hinter sich gelassen hatte und jetzt die Straße am Seeufer entlang rollte, die vom Städtchen nach dem Hofe führte. In den Mauern des kleinen, weltverlorenen, an der äußersten Ostgrenze des Reichs gelegenen Ortes, wo alle Begegnenden mit neugieriger Frage auf ihn geblickt, hatte er in gebeugter Haltung, wie in sich versunken, dagesessen. Jetzt aber, da kein anderes Geräusch als das schwache Branden des Sees an sein Ohr schlug, — da kein anderer Mensch in seiner Nähe war als der alte Kutscher vor ihm, der, in Halbschlummer versunken, die Pferde selbstständig die wohlbekannte Straße verfolgen ließ, jetzt richtete er sich empor und blickte um sich. Er hatte die Gegend als Knabe gesehen, — er hatte die glücklichsten Tage seines Lebens hier verlebt und kehrte jetzt als gebeugter, in seinen Hoffnungen getäuschter, aus seinem Berufe gerissener Mann zurück. Mit weit geöffnetem Auge blickte er der Gegend zu, wo das Haus lag, welches die Heimat seiner Kindheit gewesen war und das jetzt seine Zufluchtsstätte werden sollte für die Jahre, die noch vor ihm lagen. Er wußte, daß das Dach desselben von der Stelle, wo er sich befand, sichtbar sein mußte. Aber vergebens strengte er seine Augen an, — undurchdringlich dichte graue Schleier hüllten Alles ein, was vor ihm lag. Und als er zurückblickte, waren auch hier die Nebel hinter ihm zusammengeschlagen und hatten das Städtchen und jede Spur von Menschennähe verschlungen. Wie losgelöst von jeder menschlichen Gemeinschaft erschien er sich, — ein Einsamer, Verlassener auf öder, unbewohnter Insel. Es war das Bild seines Lebens, auf welches er hinblickte. Alles, was hinter ihm lag, war für ihn versunken und verloren. Er hatte mit seiner Vergangenheit und Allem, was ihm theuer gewesen war, gebrochen. Und jetzt ging er einer Zukunft entgegen, die ebenso grau und farblos vor ihm lag wie die Gegend rings umher, einer Zukunft, in welcher kein Stern leuchtete, deren Schwere er allein tragen, deren Ende er in Einsamkeit erwarten sollte.

Unaufhörlich und gleichmäßig schlugen die Wellen an das flache Ufer. Es war eine eintönige Musik, passend zu dem eintönigen Grau der Landschaft. Langsam und mühsam schleppte sich der Wagen in dem tiefen Ufersande weiter. Die beiden großen Braunen davor bewegten schwerfällig ihre altersteifen Beine und fielen aus dem mühseligen Trab, zu dem von Zeit zu Zeit

Samuel Gobat, Bischof von Jerusalem. (S. 795.)

die Peitsche ihres Führers sie ermunterte, bald wieder in ihren gewöhnlichen, beschaulichen Schritt zurück. Es schien, als wüßten sie, daß ihr Herr keine Eile hatte, an's Ziel zu gelangen, als wüßten sie gleich ihm, daß ihn Niemand in Ungeduld und Sehnsucht erwartete. Und trotz dieser Gewißheit klopfte dem Manne doch das Herz vor Bewegung, als jetzt, nachdem der Wagen sich durch ein Tannengebüsch gewunden hatte, auf der Anhöhe vor ihm das alte Herrenhaus mit seinen weißen Mauern und dem breiten, alterthümlichen holländischen Dache aus dem Nebel auftauchte. Wie mit einem Schlage standen bei seinem Anblick die Tage der Vergangenheit vor seinem Auge. Er sah sich wieder als Knabe. Er erinnerte sich der stolzen Hoffnungen, mit welchen er in die Zukunft geblickt, eine Zukunft, die ihm wie eine glänzende Verheißung erschienen war. Und von allen diesen Hoffnungen hatte sich keine erfüllt! Er, der sechsunddreißigjährige Mann, hatte mit dem Leben abgeschlossen und erhoffte nichts weiter für sich als Verborgenheit und Einsamkeit.

Die Räder knirschten auf dem Kiesplatz, der, von breiträstigen Kastanien beschattet, sich vor dem Hause ausbreitete, — der Wagen hielt vor der Treppe. Mit schwerem Schritte kam eine breitschultrige, athletische Gestalt — der Verwalter — die Stufen herab, den neuen Gebieter zu begrüßen. Dieser hatte schnell den Wagen verlassen und stand hoch aufathmend und um sich schauend unter den entlaubten Bäumen.

„Grüß Gott, alter Freund!“ sagte er nach einer Pause, dem alten Manne die Hand reichend, sie aber wieder hastig zurückziehend, als dieser sich darüber beugte. „Laßt das, mein Freund! — Ich mag das nicht! — Ein ehrlicher, herzhafter Händedruck ist mir lieber als ein demüthig-sklavischer Handkuß!“

„Seien Sie herzlich willkommen, Herr Major!“

„Laßt auch diesen militärischen Titel! — Es wird mir eine Erleichterung sein, ihn nicht mehr zu hören! Wie steht es mit Eurer Gesundheit? Ihr seid grau geworden, Ralf!“

„Bei schwerer Arbeit wird man früh alt, gnädiger Herr!“

„Und doch gibt es Dinge, Alter, welche den Menschen noch schneller verbrauchen als schwere Arbeit. — Meine Zimmer sind für mich bereit?“

„Wie Sie es befohlen haben, Herr Baron!“

„Laßt auch, ich bitte Euch, den Baron beiseite! Ich werde mich nicht schlechter dabei befinden, wenn Ihr mich einfach Herr Osten nennt.“

Der Alte riß verwundert die Augen auf.

„So ist es also wahr, Herr Ba— Herr von Osten, daß Sie den Adel aufgegeben haben?“ fragte er halb erstaunt, halb vorwurfsvoll. „Herr Gott, was würde die Gnädigste gesagt haben, wenn sie das an ihrem Enkel erlebt hätte!“

„Und doch war es gerade hier in ihrem Hause, wo der Grund zu den Gesinnungen gelegt wurde, die ich mein Lebenlang nicht habe verleugnen können!“ murmelte der Andere, die Worte mehr für sich als zu seinem Gesellschafter sprechend.

Beide Männer hatten die Stufen erstiegen, und als sie jetzt neben einander auf der Treppe standen, wurde es erst bemerkbar, von welcher stattlichen Größe John von Osten war, — er überragte die derbe Gestalt des Verwalters fast um Haupteslänge. — Es war nicht zu verkennen, daß er Soldat gewesen, — der Schnitt seines Bartes und sein fester, gleichmäßiger Schritt bekundeten es. Aber dennoch fehlten ihm manche charakteristische Merkmale, die dem höhern Offizier sonst eigen: die Haltung seiner Gestalt entbehrte der soldatischen Straffheit und seiner Stimme fehlte der schnarrende, rasselnde Ton, welcher stets an Kommandorufe erinnert. Sie klang leise und melodisch, als sei sie geeignet, freundliche, milde Worte zu sprechen. Er sah älter aus, als er war. Sein lockiges, braunes Haar war mit Silberfäden bereits reichlich durchzogen, und auf seiner Stirn zeigten sich jene Falten, die erst einem höheren Alter anzugehören pflegen.

„Ihr wohnt jetzt auch hier im Hause?“ fragte er, während er sich der Hausthür zuwandte.

„Ja, gnädiger Herr, seitdem ich meine Frau verloren! — Die verstorbene Gnädigste hat es so angeordnet.“

Sie traten in den Flur, wohin das Licht nur gedämpft durch das dicht verzweigte Geäste der Kastanienbäume fiel. Wie erinnerte ihn hier Alles an seine Knabenjahre — das Halbdunkel, das hier beständig herrschte — die Treppe mit dem dunklen Eichengeländer — die massiven, mit Schnitzwerk versehenen Schränke zwischen den Thüren — die alten Rüstungen in der Ecke! — Alles war so gleich geblieben, als hätte er das Haus erst gestern verlassen. In diesem Erdenwinkel schien das Leben stille zu stehen.

Auch im Wohnzimmer seiner Großmutter war Alles unverändert; hier in der Ecke das geradlehnige, hartgepolsterte Sopha, dessen Ueberzug unabänderlich aus einem Zeuge bestand, das im eigenen Hause von ihren Mägden verfertigen zu lassen, der Stolz der alten Dame gewesen war. Dort am Fenster stand noch der weite Lehnstuhl, in welchem der Enkel bei seinem Eintritte in's Zimmer sie so unfehlbar hatte sitzen sehen, daß er jetzt zusammenschreckte, als er ihn leer erblickte. — Wie ein Strom, dessen Schleusen plötzlich geöffnet werden, flutete bei diesem Anblicke die Erinnerung über ihn herein. Mit einer Plötzlichkeit, die ihn fast erschreckte, traten die Bilder der Vergangenheit klar und scharf vor seine Seele. Und vor allen anderen tauchte ein Gesicht vor seinem inneren Blicke auf, an das er während der erschütternden Kämpfe, der wilden Schmerzen der letzten Wochen nicht gedacht hatte. Und doch war es das Gesicht des einzigen Freundes, den er noch besaß, — des einzigen Menschen, von dem er hoffen durfte, daß er ihm in den Wirren, aus welchen er sich jetzt in die Einsamkeit rettete, treu bleiben werde. Seine Familie, seine Kameraden waren von ihm abgefallen — die Frau, welche er geliebt, von welcher er das Glück seines Lebens erhofft, hatte sich von ihm gewendet. Nur diese eine Seele durfte er hoffen, sein eigen zu nennen. Er wußte, daß er in dem Konflikte, in welchen seine innigsten Ueberzeugungen mit den Pflichten seines Berufs gerathen waren, auf das vollste Verständniß, auf die reinste Sympathie dieses seines ältesten und bewährtesten Freundes rechnen konnte.

Am Abende desselben Tages saß er vor dem alten, wohlbekannten Schreibsekretär seiner verstorbenen Großmutter, damit beschäftigt, Bücher und Papiere zu ordnen. Die Schirmlampe, welche neben ihm brannte, warf ihr volles Licht auf die Schriften, über welche er sich beugte, und ließ das weite Gemach in Dunkelheit. Draußen hatte sich der Nebel des Morgens in einen langsam und stetig fallenden Regen verwandelt. Er fiel plätschernd auf das Dach nieder, rauschte durch die Aeste der Kastanien und klatschte gegen die Fensterscheiben. Nur dieses Rauschen und Rieseln draußen und das monotone Ticken der großen Wanduhr drinnen unterbrach die tiefe Stille. Der einsame Inhaber des Zimmers hatte nach beendigter Arbeit lange Zeit dagesessen, die Stirn in die Hand gedrückt, starr vor sich hinblickend. Plötzlich richtete er sich in die Höhe, griff nach Papier und Feder und fing an zu schreiben. Der Brief aber, welcher ihn die ganze Nacht hindurch bis tief in den nächsten Tag hinein beschäftigte, lautete folgendermaßen:

Hof Steinbek, November 1866.

Es ist nie unsere Gewohnheit gewesen, Freund, einen lebhaften Briefwechsel zu unterhalten. Wir wußten zu wohl, was wir an einander besaßen, um darüber noch viele Worte zu machen. Oft, wenn das Leben seinen gewohnten ruhigen Verlauf nahm und keine äußeren Ereignisse den Gang desselben störten, haben wir viele Monde verstreichen lassen, ohne uns zu schreiben. Und doch — dessen bin ich sicher — hat keiner jemals an der treuen, aufrichtigen Freundschaft des Andern gezweifelt. Auch jetzt weiß ich, obgleich ich seit den wenigen Worten, die Du mir nach dem Tode meiner Großmutter schriebst, kein Lebens- und Freundschaftszeichen von Dir empfangen habe, daß ich auf Dich bauen kann, wie auf mich selbst — nein, mehr als auf mich selbst, wie auf eine Naturnothwendigkeit. Ich weiß, daß Du nicht aufgehört hast, an mich zu glauben, trotzdem die Kunde von dem, was geschehen, sicherlich auch bis zu Dir gedrungen ist, und zwar mit allen Verdächtigungen und Verleumdungen, mit allen Schmähungen und Beschuldigungen, mit welchen man mich überhäuft hat. Erlaß es mir, Dir zu sagen, wie sehr ich darunter gelitten! — Ich habe einen fürchterlichen Sturz gethan, Richard! — Verwundet und blutend liege ich am Boden, und selbst das Bewußtsein, daß ich folgerichtig nach meinen Ansichten gehandelt habe, gewährt mir keine reine, ungetrübte Befriedigung. Denn ich kann mich der Erkenntniß nicht verschließen, daß ich, wollte ich tadellos und gewissensrein aus dem Konflikte hervorgehen, der zwischen meinem Berufe als Soldat und meinen Ueberzeugungen herrschte, ich diesen Beruf früher hätte aufgeben müssen. Daß diese rasche Entschlossenheit mir fehlte, hat sich furchtbar an mir gerächt. Aber laß mich Dir das Geschehene in meiner Weise erzählen — schlicht und ungeschminkt, wie es der Wahrheit geziemt. Ehe ich es aber thue, möchte ich einen Blick rückwärts auf mein vergangenes Leben werfen. Zwar weiß ich, daß Du es kaum weniger gut kennst, als ich selbst. Wenn ich es aber dennoch thue, so geschieht es, um Dir darzuthun, daß das, was geschehen ist, folgerichtig geschehen mußte, daß ich Derselbe geblieben bin, der ich war, Deiner Freundschaft jetzt nicht unwürdiger als einst.

Du weißt, daß ich meine Mutter bei meiner Geburt verloren habe, und daß mein Vater, der gegen mich, die Ursache dieses schmerzlichen Verlustes, eine gewisse Abneigung gefaßt hatte, mich bald aus seinem Hause entfernte. Er erfüllte den sehnlichen Wunsch meiner Großmutter, der Mutter meiner Mutter, indem er mich ihr zur Pflege übergab. Ich glaube, daß er damals die Absicht hatte, mich ihr nur für die ersten Jahre meines Lebens zu überlassen. Da er aber durchaus kein Kinderfreund war, auch von den Pflichten seines Berufs als kommandirender General eines Armeekorps sehr in Anspruch genommen wurde; da ferner seit der Knabenzeit meiner beiden Brüder, die bedeutend älter waren als ich, sich die Einrichtungen meines väterlichen Hauses so verändert hatten, daß aus der Aufnahme eines jungen Kindes tausend Unbequemlichkeiten entstehen mußten, so kostete es meinen Vater wenig Ueberwindung, die Bitten meiner Großmutter zu gewähren und mich ihr bis zum Eintritte in das Kadettenkorps gänzlich zu überlassen. Du weißt, in welcher ungebundenen Freiheit ich aufwuchs. Du, der Du mein treuer Kamerad warst, hast sie mit mir genossen. Wir Beide werden sicherlich nie ohne tiefe Rührung an die theure Frau zurückdenken, deren warme, großherzige Menschenfreundlichkeit sich in allen ihren Handlungen offenbarte, der Du und ich und noch eine Menge anderer Menschen es verdanken, daß sie jetzt auf eigenen Füßen stehen. Ich weiß, daß wir einst die Zahl ihrer Pfleglinge, die sie in der Reihe von Jahren, da sie Herrin des Gutes war, erzogen hatte, zusammenaddirten. Ich entsinne mich, daß sie selbst über die stattliche Summe erstaunt war. Sie hat ihre Wohlthaten nie gezählt, und dennoch Keinen je vergessen, dem sie wohlgethan. Alle behielt sie im Auge — gegen Alle nahm sie das Recht in Anspruch, in ihr Leben mit fester Hand einzugreifen, wenn Hülfe noth that. Und die Art, wie sie es that, in halb despotischer, halb mütterlicher Weise, gab ihren Befehlen eine Gewalt, unter welche sich reife, starke Männer willig beugten. Wie oft habe ich bei solchen Gelegenheiten beobachtet, welche Fülle demüthiger, verehrungsvoller Liebe in den Herzen dieser schlichten Menschen wohnt! Wie oft habe ich gesehen, wie bedingungslos sie sich dem oft strengen Willen ihrer Herrin fügten, wenn nur ein Ton warmer Menschlichkeit durch deren Worte klang! Gerade die Mischung von Güte und Eigenmächtigkeit in dem Charakter meiner Großmutter hat mich das Volk von seiner liebenswürdigsten Seite kennen gelehrt: in seiner vertrauensvollen, kindlichen Demuth. Die Wirkung davon war, daß ich es inniger, wärmer, mitleidsvoller lieben lernte. Ich verstand es in seinen tiefsten, ursprünglichsten Regungen. Es nahm neben meiner Großmutter den ersten Platz in meinem Herzen ein. Denn meine Freundschaft zu Dir, Du mein ältester und bester Freund, ist ja von jeher kaum etwas Anderes gewesen, als meine Liebe zum Volke, aus dem Allgemeinen in's Individuelle übertragen. In Dir liebe ich Alles, was ich im Volke hochschätzen gelernt habe — — Du bist mir stets die Verkörperung des besten Theils der Volksseele in ihrer ganzen ursprünglichen Kraft und Reinheit gewesen!

In dieser Umgebung wuchs ich auf, und es that ihrer Wirkung auf mich keinen Eintrag, daß meine Großmutter neben ihrer echten, werkthätigen, stets bewiesenen Liebe zum Volke ein gut Theil naiven Stolzes auf ihren alten Adel besaß. Sie liebte es, wenn man ihr demüthig und unterthänig nahte. Wenn sie in ihrer niederen, kleinen Droschke, den gefürchteten Krückstock neben sich, auf ihre Felder fuhr, dann hatte sie es gern, wenn die „alte Gnädigste“ überall wie eine souveräne Königin begrüßt wurde. Und eine Art von Souveränität übte sie innerhalb der Grenzen ihres Reiches wirklich aus, eine Souveränität, welcher sich die halsstarrigsten, trotzigsten Burschen beugten. Nie habe ich gesehen, daß sich Einer von ihnen der raschen Justiz seiner Herrin widersetzte. Denn sie und wir Alle haben stets gefühlt, daß in der Hand, die zu rechter Zeit kräftige Püffe auszutheilen verstand, warmes Blut pulsirre, und daß diese Hand eben so schnell bereit war zum Geben und Wohlthun, als zum Züchtigen.

So wuchs ich heran, abgeschlossen von jedem Umgang mit meinen Standesgenossen. Du weißt, daß Steinbek auf viele Meilen in der Runde das einzige große Gut ist. Aber wenn wir auch nahe Nachbar-

schaft gehabt hätten, meine Großmutter würde dennoch jeden Verkehr abgelehnt haben. Sie fühlte, daß sie in ihre Zeit nicht recht paßte. So waren meine Spielkameraden die Kinder des Dorfes, mit denen ich ganz und gar auf gleichem Fuße verkehrte. Die meisten von ihnen standen meinem Herzen viel näher als mein Vater, von dem ich nur selten hörte, und als meine Brüder, die ich kaum kannte. Es muß viel Sinn für gute Kameradschaft in mir gelegen haben, denn ich entsinne mich, daß ich die Mahlzeiten im herrschaftlichen Speisezimmer oft im Stiche ließ, um am Tische der Dienstleute zu essen. Dann besonders that ich dieß gern, wenn ich draußen auf dem Felde ihre Arbeit getheilt hatte. Du weißt, daß ich in diesem Beginnen durch meine Großmutter niemals gehindert wurde. Sie hatte wahrscheinlich schon damals mich zu ihrem Erben bestimmt und wünschte den einstigen Herrn von Steinbek mit festen, unzerreißbaren Banden an Land und Leute zu knüpfen. Es that ihrem ehrlichen Herzen wohl, zu wissen, daß ihr Erbe den Bahnen folgen werde, die sie eingeschlagen. — So lernte ich das Volk lieben, — so wurde ich, was ich bin. Die Worte Brüderlichkeit und Gleichheit waren in meiner Seele kein leerer Klang. Niemals habe ich mich etwas Besseres gedünkt, als der Knecht in der Zwilchjacke, der das Feld pflügt, das uns Alle ernährt. Wie oft in späteren Jahren hat der treuherzige Blick aus dem hellen Auge solch' eines armen Burschen mir das Herz erwärmt, und der Ausdruck von Einfalt und Demuth in seinem Gesichte mich zu einem milden, humanen Vorgesetzten gemacht!

Als ich das Alter zum Eintritt in das Kadettenkorps erreicht hatte, kam mein Vater, um mich zu holen. Er traf unerwartet bei uns ein, Abends, gerade als ich nach beendeter Feldarbeit ein Viergespann in die Schwemme ritt. Ich saß ohne Sattel auf dem Gaul und jagte im schärfsten Trabe an dem Wagen vorüber, aus welchem zu meinem großen Befremden ein vornehm aussehender Mann mich scharf beobachtete. Meine Verwunderung wuchs noch, als ich sah, wie er den Wagen halten ließ, ausstieg und mir zum See hinab folgte. Ich ließ mich aber durch den Zuschauer nicht stören, ritt in den See hinein und badete mich und meine Pferde nach Herzenslust. Als ich wieder an's Ufer zurückkam, ließ er sich in ein Gespräch mit mir ein. Ich antwortete ihm offen und keck, während ich abstieg, um meine Stiefel, die ich im Ufersande zurückgelassen hatte, wieder an mich zu nehmen. Er sah mir zu, als ich aus der Tasche meiner triefenden Leinenhose ein Stück Bindschnur zog, sie zusammenband, über den Hals eines meiner Pferde warf, dann selbst auf dessen Rücken sprang und davonritt. Er blickte mir nach mit einem Lächeln und einem Blicke, in welchem das Wohlgefallen, das er an mir fand, deutlich zu lesen war. Ich dachte nicht viel darüber nach, wer der Fremde sein könnte, denn daheim gab es für mich noch Vielerlei zu thun. Erst, als ich geholfen hatte, das Futter zu rüsten und als alle Pferde fressend vor ihren Raufen standen, ging auch ich zum Abendessen in's Herrenhaus. Hier fand ich den Fremden neben meiner Großmutter sitzend, und hörte, daß er mein Vater sei. Wir blickten uns Beide scharf an. Er war ein schöner, stattlicher Mann — er gefiel mir nicht minder gut, als ich ihm.

Meine arme Großmutter konnte sich nur schwer zu einer Trennung von mir bewegen lassen, aber ich selbst entschied gegen sie. Die glänzende Uniform meines Vaters, die er am nächsten Tag anlegte, um dem Landrathe, einem alten Bekannten, einen Besuch zu machen, blendete meine Augen. Dazu erzählte mir sein alter Diener lustige Soldatenstückchen voll Frische und Leben. Ich glaubte die Klänge der Regimentsmusik zu hören — ich vernahm den Trommelwirbel — das Stampfen der muthigen Rosse. Der Ehrgeiz, hinter meinen Brüdern, die Beide Offiziere waren, nicht zurückzubleiben, regte sich in mir — ich sprach mit großer Entschiedenheit das Verlangen aus, ebenfalls Soldat zu werden.

„Die Fähigkeiten dazu hast Du!" sagte mein Vater. „Du bist kräftig und wohlgebildet. Du hast mir bewiesen, daß Kraft, Gewandtheit und praktischer Blick Dir eigen sind — Alles Dinge, die ein tüchtiger Offizier braucht. Aber Du hast wenig oder gar nichts gelernt. Diesem Uebelstande wäre allerdings noch abzuhelfen — wirst Du aber auch die Ausdauer und den Fleiß dazu besitzen?"

„Ja", sagte ich, „Du sollst sehen, daß ich das Versäumte bald nachholen werde."

„Wohl!" sagte mein Vater, „so wollen wir keine Zeit verlieren! Morgen reisen wir!"

Ich habe in späteren Tagen oft mit schmerzlicher Reue daran zurückgedacht, wie leicht mir das Scheiden von dem Schauplatze meiner Kinderfreuden wurde. Allerdings flossen beim Abschiede einige Thränen — aber sie waren bald getrocknet. Die Zukunft lag in goldenem Sonnenlichte vor mir. Als gefeierter, berühmter Held wollte ich zu meiner Großmutter zurückkehren und meine Lorbeeren ihr zu Füßen legen. Sie und ihr Alle, die ich zurückgelassen, sollten Theil haben an meinem Glücke, meinem Ruhme, meinem Glanze.

Es stellte sich bei genauer Prüfung heraus, daß ich weniger unwissend war, als mein Vater vermuthet hatte. Du weißt, daß wir mancherlei, wenn auch ungeordnete Kenntnisse unserem lieben, wunderlichen, gelehrten Doktor Pauli aus Prag verdankten, der, um die litthauische Sprache zu studiren, in unsere Provinz gekommen, mehrere Sommer zu uns zurückgekehrt war, und sich endlich in dem stillen, ihm lieb gewordenen Erdenwinkel ganz niedergelassen hatte. Du weißt, welchen Kultus er „der seltensten Frau" auf der Welt, meiner Großmutter, widmete, und wie er, um sich ihr für manche gute Gabe dankbar zu beweisen, sich abmühte, einen Theil seiner Gelehrsamkeit in unsere Köpfe zu verpflanzen. Nun, diesem lieben alten Freunde verdankte ich es, daß ich meine Laufbahn als Soldat früher beginnen konnte, als ich gewagt hatte, zu hoffen. Etwa neun Monate, nachdem ich Steinbek verlassen, war ich zur Aufnahme in das Kadettenhaus reif. Mit meinem Eintritte in dasselbe begannen die Enttäuschungen meines Lebens. Ich will über diese Zeit schnell hinweggehen — nur so viel muß ich sagen, daß Lehrer und Vorgesetzte mit meinen Leistungen zufrieden waren, ja, ich erinnere mich, daß ich sogar für einen ihrer besonderen Günstlinge galt. Vielleicht war meine Kraft und Gewandtheit die Ursache dieser Bevorzugung, vielleicht auch übte die Stellung meines Vaters einigen Einfluß aus. Vor einem immer wiederkehrenden Tadel aber konnte selbst diese mich nicht schützen, und dieser galt meinem Mangel an kameradschaftlichem Sinn, wie sie es nannten — Mangel an jeder Sympathie für meine Gefährten, wie ich es nannte. Ich, ich sollte keinen Sinn für Kameradschaft und Brüderlichkeit besitzen — ich, der ich ohne Bedenken mein ganzes Eigenthum mit den Kindern des Steinbeker Dorfes getheilt hatte, — der ich die wohlbesetzte Tafel des Herrenhauses freiwillig mit der groben Kost der Dienstleute zu vertauschen pflegte, um nichts vor ihnen voraus zu haben!

Die Sache änderte sich in späteren Jahren wenig. Hatte ich im Kadettenhause die Angriffe meiner Kameraden durch überlegene Körperstärke von mir abgewehrt, so versuchte ich später meine Verstandeskräfte an ihnen. Ich wurde ihnen ein Gegner, der scharfe, schneidige Waffen führte und dessen schnelle Repliken zu einer Art Berühmtheit am Offizierstische gelangten. Freunde konnte ich unter diesen Umständen natürlich nicht haben. Und doch, wie aufrichtig war mein Wunsch, wenigstens in Ruhe und Frieden mit Allen zu leben, da Liebe und Sympathie, wie ich schnell einsehen lernte, zwischen uns eine Unmöglichkeit war! Es verbesserte meine Stellung nicht, daß sich, je mehr ich bei meinesgleichen als querköpfiger, bissiger Bursche galt, bei meinen Untergebenen mein Ruhm als humaner, gütiger Vorgesetzter ausbreitete. Man wagte es, gegen Gebrauch und Herkommen, mir Beweise von Treue und Anhänglichkeit zu geben. Da aber meine Leute stets zu den besten gehörten, konnte man nicht einschreiten. Indessen konnte es mich kaum befremden, daß man mir nachsagte, ich buhle um Popularität, und daß man flüsternd hinzusetzte, mir sei zur Erreichung meines Zweckes jedes Mittel lieb, selbst das der Lockerung der Subordination.

Es waren mittlerweile Jahre verstrichen. Ich hatte sie in Oede und Herzenseinsamkeit hingebracht. Ohne geselligen Verkehr aufgewachsen, fehlte mir jene leichte, formgewandte Sicherheit, die man nur durch Uebung erlangt. Das Bewußtsein, daß der hohlköpfigste Bursche unter uns mir auf dem Parketboden unserer Salons den Rang ablief, machte mich noch steifer und ungelenker. So mied ich die Gesellschaft und blieb allein. Es war in jener Zeit, daß ich meine Geschichtsstudien begann, die ich bis zum heutigen Tage mit Eifer fortgesetzt habe. Und je tiefer ich in die Wahrheiten eindrang, welche die Vergangenheit uns lehrt, um so klarer und bewußter wurde in mir die Liebe zum Volke. Es war nicht länger ein dunkler Naturdrang, der mich zu ihm führte, — es war die Erkenntniß seiner reichen, unzerstörbaren Lebenskraft, seiner gesunden Blutwärme in Liebe und Haß, seiner hoffnungsreichen, zukunftsberechtigten Jugendfrische.

Ich komme jetzt zu den Ereignissen, welche meinem Leben eine andere Wendung gaben. Sie sind im Grunde alltäglicher Art — gewiß gibt es Viele, die Aehnliches erlebt haben. Aber ihre Wirkung war von Einfluß auf mein späteres Schicksal, denn ich wurde dadurch aus der großen Provinzialhauptstadt, in welcher ich bisher gestanden, in den regen Lebensstrom der fernen Residenz geführt — ich lernte die Frau kennen, deren Erscheinen in meinem Leben mir mehr Schmerz als Glück gebracht hat, und deren Verschwinden daraus dennoch eine Leere zurückgelassen hat, die niemals ausgefüllt werden kann. Denn die Jahre, in denen man Herzensbündnisse zu schließen pflegt, liegen hinter mir, — und nicht allein meine Jahre sind es, die mich skeptisch gemacht, mir jede jugendliche Illusion geraubt haben. Mehr noch haben zu diesem Resultate die Erfahrungen beigetragen, die jene Frau mich während zehn verlorener Jahre meines Lebens machen ließ. Die Ereignisse aber, welche mich zu dieser verhängnißvollen Bekanntschaft führten, waren folgende:

Unter den Kameraden, mit welchen ich in dem exklusiven Reiterregimente, welches nur Söhnen aus altadeligem oder sehr reichem Hause zugänglich war, diente, und von denen ich, wie ich Dir schon sagte, keinen liebte, war einer, der mir ganz besonders zuwider war. Es war dieß ein wüster, maßloser Bursche, ohne Charakter, ohne Achtung vor sich und Anderen, oberflächlich und zerfahren. Einer der ältesten und am meisten begüterten Familien der Provinz angehörig, spielte er in unseren Gesellschaftskreisen eine hervorragende Rolle. Er hatte den leichten Schliff, den man sich im Umgange mit der Welt aneignet, darunter aber stieß man auf gemeines Material — auf Brutalität und Dünkel. Dieser Held pflegte sich für den Zwang, dem er seine Natur Abends im Salon unterwerfen mußte, Morgens in der Kaserne oder auf dem Exerzierplatze schadlos zu halten. Er war bei seinesgleichen nicht beliebt — bei seinen Untergebenen aber war er geradezu verhaßt und mißachtet. Wir Beide standen stets auf Kriegsfuß mit einander. Man nannte uns im Regimente ‚die Antipoden' — und in der That kann man sich kaum zwei verschiedenere Naturen denken, Naturen, die so geeignet waren, einander abzustoßen, wie wir Beide. Die Abneigung, welche ich anfänglich gegen ihn gefühlt hatte, wurde bis zum unüberwindlichen Widerwillen gesteigert durch seine Rohheit im Verkehr mit seinen Leuten. Was ich darüber hörte, hätte ich für unglaublich gehalten, wenn mir Der, welcher es mir berichtete, nicht als zuverlässig und wahrhaftig bekannt gewesen wäre. Es war dieß ein Steinbeker Kind, Martin Rudet, der Spielgenosse unserer Knabenzeit, dessen Du Dich als einen unserer liebsten Gefährten gewiß auch noch erinnern wirst. Wenn wir uns früher geliebt hatten, so hingen wir jetzt in der Fremde doppelt an einander. Er zeigte mir bei jeder Gelegenheit eine Treue und Anhänglichkeit, die mich oft rührte. Seine größte Freude war es, wenn ich ihm erlaubte, mich zu besuchen. Wir plauderten dann von der Vergangenheit und durchlebten noch einmal mit einander jene glücklichen, harmlosen Zeiten, deren man sich im späteren Alter so gern erinnert. Solche Erinnerungen aber weben ein festes Band um Diejenigen, welche sie gemeinsam haben. Noch jetzt, nach so langer Zeit, kann ich nicht ohne tiefe Rührung an den treuen Burschen zurückdenken, den ich auf eine so jammervolle Weise verlieren sollte und zu dessen jähem Ende ich unbewußt die Veranlassung gab.

Ich hatte nämlich in der Hoffnung, Baron Z. in den Aeußerungen seiner rohen Natur dadurch etwas vorsichtiger zu machen, meinem Gedächtnisse eine Blumenlese der wunderbaren Namen und Redensarten eingeprägt, mit welchen er seine Mannschaft im Allgemeinen sowohl, wie auch im Einzelnen anzureden pflegte, und gab dieselbe im Kasino, ohne jedoch irgend eine Anspielung auf meinen Antipoden zu machen, zum Besten. Ich erregte dadurch stets schallendes Gelächter, das um so lauter und anhaltender wurde, je mehr man mit der Zeit der Wahrheit auf die Spur kam und den unbekannten Helden in der Person Lieutenant von Z.'s erkannte. Seine wüthenden Blicke ignorirte ich, und wenn er Streit mit mir anzufangen suchte, brachte ich rasch die Lacher auf meine Seite. Ich zeigte ihm, daß ich auf dem Felde scharfer Wortgefechte ihm überlegen war, und zwang ihn, wüthend und zähneknirschend den für ihn so unrühmlichen Kampfplatz zu verlassen. Ich ahnte nicht, daß er die Jugendfreundschaft, die zwischen Martin und mir herrschte, als Waffe benützen würde, mich tödtlich zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Reitunterricht der Kinder des deutschen Kron

Originalzeichnung von E. Henseler. (S. 786.)

Ein Erinnerungsblatt.

(Hiezu das Bild S. 781 und 785.)

Wir bringen heute unseren Lesern ein Erinnerungsblatt, das wir selbst nicht ohne Wehmuth zur Hand nehmen konnten. Es ist ein Bild voll Glück und Heiterkeit aus dem Leben der kronprinzlichen Familie.

In den Parkwegen am Neuen Palais bei Potsdam, dem Lieblingsaufenthalt des deutschen Thronfolgers und der Seinen lustwandelt das hohe Elternpaar. Ihm entgegen kommt eine allerliebste Kavalkade, voran Stallmeister Mehler, und neben ihm auf zwei krausmähnigen Ponies die beiden jüngsten Prinzessinnen Margarethe und Sophie, zwei reizende frische Gesichter im wallenden Lockenschmuck. Weiter zurück folgen Prinzeß Charlotte, ihr zur Seite als Kavalier der jüngst verstorbene Prinz Waldemar. Es war ein kräftiger, in bester Gesundheit blühender Knabe, reich begabt an Körper und Geist. Der Tod, der ihn jäh aus der Mitte der Seinen riß, hat die schönsten Hoffnungen vernichtet. Einen besondern Verlust hat dabei die Armee erlitten, deren Dienst Prinz Waldemar bestimmt war. Wie Prinz Heinrich, sein älterer Bruder, sich der Marine zugewendet hat, so sollte er seine Kräfte ganz dem Landheere widmen.

Hat nun aber auch ein unerbittliches Schicksal dieß Alles vernichtet, das liebliche Bild zerstört, welches unseres Malers Stift glücklicheren Tagen entnommen, so bleibt doch noch Hoffnung genug. Es blühen am alten Stamme stattliche Zweige, um dereinst kräftigen Schatten zu geben. Sie werden von treuer und umsichtiger Hand gepflegt und gedeihen sichtlich.

Die Frau Kronprinzessin hat von jeher bei ihren Kindern mit der Pflege der geistigen Anlagen die Ausbildung des Körpers Hand in Hand gehen lassen. Dahin gehört auch der Reitunterricht, den die kleinen Prinzen und Prinzessinnen von früh an genossen. Die Kronprinzessin selbst ist, wie bekannt, eine sehr tüchtige Reiterin. Bei allen Manövern tummelt sie ihr Pferd mit vollendeter Sicherheit im Gewühl der Truppen — eine Erinnerung an die unvergeßliche Königin Luise, die sogar die Armee in der Uniform ihres Dragonerregiments in's Feld begleitete.

„Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen" sagt ein altes deutsches Sprüchwort, und kühn und gewandt, wie die vom ganzen Volk geehrte und geliebte Mutter, wissen auch schon die kleinen Prinzessinnen sich im Sattel zu wiegen und die Zügel zu führen.

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

Zweite Serie.

XV.

Ernte- und Garbenbindemaschinen.

Die deutsche Landwirthschaft, welche bis vor Kurzem aktiv war, d. h. einen Theil ihrer Produkte an das Ausland abgeben konnte, ist seit neuester Zeit von zwei Seiten durch eine übermächtige Konkurrenz bedroht, welche sie nöthigt, auf neue Mittel und Wege zu sinnen, um bleibendem Schaden zuvorzukommen. Bereits seit einigen Jahren fangt vom Spatherbst an die Konkurrenz des amerikanischen und russischen Getraides am Rhein an sich fühlbar zu machen, und die Stunde naht heran, wo der Export in die westlichen Nachbarländer mit einer so günstig gestellten Konkurrenz zu kämpfen haben wird, daß die deutschen Landwirthe genöthigt werden, entweder die Getraideproduktion einzuschränken oder an den Erzeugungskosten zu sparen. Schon jetzt werden die Getraidepreise in Deutschland nach dem Zeugniß landwirthschaftlicher Autoritäten mit Ausnahme des Waizens von Rußland beherrscht, da überdieß die deutsche Eisenbahnpolitik durch Differentialtarife die russischen Interessen geradezu den deutschen gegenüber bevorzugt. Seit acht Jahren steigt die Ausfuhr russischen Getraides in ungewöhnlicher Weise, und sogar im letzten Jahre war die Roggenausfuhr so stark, daß der Preis in Deutschland fast unter die Produktionskosten gedrückt wurde. In den zehn Jahren von 1865 bis 1875 hat Rußland seine Eisenbahnen vervierfacht. Außerdem besitzt es ein weit ausgedehnteres Netz natürlicher und künstlicher Wasserstraßen wie Deutschland, denn bereits heute können Schiffe aus der Ostsee durch Kanäle über die Wolga und das kaspische Meer bis in's schwarze Meer gelangen. Nur der lange russische Winter hindert die volle Ausnützung des Wasserweges. Die fortgesetzte Erweiterung des Eisenbahnnetzes macht die russischen Landwirthe mit jedem Jahr zu gefährlicheren Konkurrenten.

In noch größerem Maßstabe wächst die Getraideproduktion in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nicht bloß in Folge der Vermehrung der Verkehrsmittel, in welchen dieses Land im Verhältniß zur Zahl seiner Bevölkerung geradezu den ersten Rang einnimmt, sondern auch durch die rasche Vergrößerung des dem Getraidebau gewidmeten Areals. Den größten Anstoß dazu hat die Krisis gegeben. Durch das seit fünfzehn Jahren herrschende Schutzzollsystem war die Fabrikindustrie außerordentlich rasch übermäßig ausgedehnt worden, so daß beim Hereinbruch der Krisis eine in Amerika noch nicht dagewesene Noth unter den arbeitenden Klassen ausbrach, welche bis auf den heutigen Tag dauert. Während in Europa viele Arbeiter, die vorübergehend von der großen Industrie angelockt worden waren, in Folge der Einschränkung und des Stillstandes der Geschäfte ihre Zuflucht wieder bei dem nur zu leichtsinnig verlassenen Landbau fanden, ging dieser Prozeß in den Vereinigten Staaten noch viel leichter vor sich, weil dort der Staat noch Hunderte von Millionen Acres fruchtbaren Landes zu ein paar Dollars den Acre zu verkaufen hat, welche zur Anlegung neuer Ansiedelungen verfügbar sind. So sind denn viele der beschäftigungslosen Arbeiter der Oststaaten Ansiedler der Weststaaten geworden und die Getraideproduktion hat, einestheils in Folge dieser Ausdehnung des Ackerlandes, anderntheils in Folge guter Ernten, in den letzten drei Jahren jährlich einen bedeutenden Zuwachs erfahren. Im Fiskaljahr vom 1. Juni 1877 bis 1878 sollen nicht weniger als 700,000 Menschen aus dem Osten in die Weststaaten übergesiedelt sein und der landwirthschaftlichen Beschäftigung sich gewidmet haben. Auch der Verkauf der Staatsländereien (14 Millionen Acres) war dieser kolossalen Auswanderung entsprechend. Man muß also darauf gefaßt sein, daß die amerikanische Getraideproduktion in den folgenden Jahren noch viel bedeutendere Ziffern aufweisen wird, weil die neuen Ansiedler in der ersten Zeit genug damit zu thun haben, ihren eigenen Bedarf zu sichern und erst allmälig zur Exportfähigkeit sich emporschwingen. Die amerikanischen Landwirthe sind aber nicht bloß durch ihr ausgedehntes Netz von Wasser- und Eisenstraßen in dieser Beziehung begünstigt, sondern auch durch die steigende Vervollkommnung und Anwendung landwirthschaftlicher Maschinen. Es wurden in den letzten Jahren in den ungeheuren fruchtbaren Ebenen des Westens Prärieflächen durch den Dampfpflug umgelegt, welche an Umfang einem kleinen deutschen Fürstenthum gleichkommen. Auch in Rußland beginnt der Dampfpflug sich mehr und mehr einzubürgern. Die Konkurrenz der Dampfkultur ist um so gefährlicher, weil in den russischen und westamerikanischen Ebenen derselben gar keine Terrainschwierigkeiten entgegenstehen, weil jene Ländereien auf Jahrzehnte hinaus reichliche Ernten ohne Düngung ergeben und weil, wenn diese Flächen endlich erschöpft sein sollten, noch bevor die rationelle Bewirthschaftung beginnt, noch jungfräulicher Boden in Menge unter den Pflug genommen werden kann.

In den amerikanischen Weststaaten ist es unter solchen Umständen nur der Mangel an Händen bei der Ernte, welcher der maßlosen Ausdehnung der Getraidegewinnung noch einigermaßen ein Ziel setzt. Schon vor mehr als vierzig Jahren ward indessen dieser Umstand die Veranlassung zur Erfindung der Getraidemähmaschinen, welche bereits seit fünfzehn Jahren in der wünschenswerthen Vollkommenheit auch in Europa eingeführt sind. Schon vor einigen Jahren waren in Großbritannien allein davon 60,000 Stück in Gang. Diese Erntemaschinen verrichten ihre Arbeit mit wahrhaft wunderbarer Reinlichkeit und Schnelligkeit und sie legen das geschnittene Getraide sogar in wohlgeordneten Haufen hin. Allein Eines fehlte den amerikanischen Landwirthen des Westens doch noch, um ihren Vortheil völlig auszunützen, daß jene Maschinen auch zugleich die Garben banden. Nach vieljährigen Versuchen ist nun endlich auch dieses Kunststück gelungen, und bereits bei der jüngsten Ernte haben die ersten Ernte- und Garbenbindemaschinen ihre Proben auch in England abgelegt. Schon seit Jahrzehnten ist in den Vereinigten Staaten eine Menge von Patenten auf solche Maschinen ertheilt worden, aber erst jetzt ist eine Konstruktion erfunden worden, welche sich in der Praxis vollkommen bewährt. Am 5. und 6. August v. J. fanden konkurrirende Versuche vor einer Kommission der englischen Ackerbaugesellschaft zu Bristol mit sieben neuen Maschinen statt, wovon drei amerikanischen und vier englischen Ursprungs waren. Nach dem Berichte der „Times" selbst haben sich nur die drei amerikanischen vollkommen bewährt und ist am zweiten Tage der Streit nur zwischen diesen ausgefochten worden, wobei eine Maschine von M'Cormick den ersten Preis mit der goldenen Medaille errang, während eine solche von Wood mit einer ehrenvollen Empfehlung wegkam. Die dritte Maschine von Osborne scheint nur deßhalb nachgestanden zu haben, weil der Erfinder ein Exemplar von der kleineren Sorte geschickt hatte. Die drei Maschinen wurden auf Waizen, Gerste und Hafer probirt. Bei allen drei Maschinen fällt das geschnittene Getraide rückwärts auf eine horizontale Plattform, die mit einem endlosen Netz ausgerüstet ist, welches mit kleinen Holzlatten ausgerippt ist und das Getraide nach der Hinterseite führt. Hier wird es, um das große Fahr- und Triebrad zu vermeiden, 4½ bis 5 Fuß senkrecht in die Höhe gehoben und fällt dann hinüber auf ein Seitenbrett, wo ein Bindearm nach einander einzelne Portionen hinwegnimmt, um jeden Bund einen dünnen Draht zieht und dessen beide Enden zugleich mittelst einer sinnreichen mechanischen Vorkehrung vier- bis fünfmal umeinander dreht, die Garbe somit festigt und sie dann von der Platte hinabwirft. In den einzelnen Vorkehrungen weichen die drei Maschinen indessen wesentlich von einander ab. Bei der M'Cormick- und der Osborne-Maschine wird das Getraide zwischen zwei endlosen Netzen gehoben, welche aus Hanf gemacht und mit Holzstäben gerippt sind; bei der Wood-Maschine ist der Elevator ein festes Brett, über welches Gürtel aus Kautschuk laufen, welche mit vorstehenden Läppchen ausgerüstet sind und unten durch eine sich umdrehende Walze geschoben werden. Dabei ist der aufsteigende Strom des Getraides gegen heftigen Wind noch durch eine aufgehängte Lattenrolle geschützt. Der größte Unterschied besteht in dem Apparat für das Binden der Garben. In der Wood-Maschine dreht sich die Kurbel des Bindearmes auf einer vertikalen Fläche rechtwinkelig von der Plattform auf einer Achse, welche sich stets in derselben Lage bewegt. Bei der M'Cormick-Maschine hebt und senkt sich der Bindearm, während seine Achse abwechselnd sich vor- und rückwärts bewegt. In der Wood-Maschine befindet sich die Vorkehrung, um die Enden der Drähte zu drehen und zu festigen, in dem Nadelende des Bindearmes; bei der M'Cormick-Maschine aber befindet sich diese Vorrichtung unten am Tisch und wird unabhängig vom Bindearm gehandhabt. Die außerordentlich sinnreichen und verwickelten Vorrichtungen, durch welche der Draht um den Garbenbündel geschlungen, während des Bindens festgehalten, dann abgeschnitten und gleich wieder für die nächste Garbe vorgerückt wird, die Vorkehrungen für die Aufrechthaltung des erforderlichen Grades von Spannung an dem Drahte und für die Zusammenpressung und Abschiebung der fertigen Garben spotten jeder Beschreibung und können nur von Mechanikern voll gewürdigt werden.

Zuerst versuchten sich die Maschinen auf einem Acker mit dünnem Hafer, dessen Stroh 3 bis 4 Fuß hoch und noch ziemlich grün war. Der Boden war grasig, in verfilztem Zustande und mit Steinen bedeckt. Auch waren einige Furchen zu kreuzen. Die Bedingungen waren also nicht die günstigsten. Gleichwohl schnitt M'Cormick's Maschine ½ englischen Acre (1 Acre = 40,467 Ar) in 24 Minuten ohne Aufenthalt, Binden und Abwerfen der Garben mit eingeschlossen. Die Zuschauer brachen in Bewunderung aus über die ununterbrochene glatte Arbeit der Maschine, wie sie das Getraide über einen breiten Strich hin schnitt, aufnahm, in Garben band und diese abwarf, ohne daß nur ein Strohhalm auf den Boden fiel. Die Wood-Maschine machte dieselbe Arbeit in 32½ Minuten, aber bei vier Garben riß ihr der Draht. Bei einem Acre von leicht stehendem Waizen von 3½ bis 4 Fuß Strohlänge, der noch nicht reif genug für den Schnitt war, lieferte die M'Cormick-Maschine alle 5 Yards (1 Yard = 3 Fuß = 0,914 Meter) eine dicht gebundene Garbe und beendigte das Stück in 48½ Minuten, wobei zwei Stockungen und ein Drahtbruch vorkamen. Die Wood-Maschine beendigte dieselbe Arbeit in 51 Minuten, hatte aber sieben Stockungen und bei sechs Garben riß der Draht. Aehnliche Resultate wurden auch bei einer dritten Probe mit Gerste und bei einer vierten mit schwerem, schwarzem tatarischem Hafer erzielt. Die Probe ist zur vollkommenen Zufriedenheit der Richter ausgefallen, und wenn auch, wie bei allen Maschinen, mit der Zeit wesentliche Verbesserungen daran werden gemacht werden, so kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß die Landwirthe auf den großen Ebenen der Weststaaten Amerikas dadurch einen wesentlichen Vorschub zur Massenproduktion von Getraide erhalten und daß ihre Konkurrenz von Jahr zu Jahr gefährlicher wird.

Die deutschen Landwirthe werden also, mehr und mehr dem Beispiele der englischen, französischen und schweizerischen folgend, vom Getraidebau sich zurückziehen und nach Ersatzkulturen sich umsehen, insbesondere die Veredlung der Viehzucht und der damit zusammenhängenden Erzeugnisse pflegen müssen.

Notizblätter.

Literatur.

— **Der verewigte König Maximilian von Bayern hat im Sommer** des Jahres 1858 in Begleitung von General von der Tann, den Grafen Pappenheim und Ricciardelli, Baron Leonrod, Franz v. Kobell, Bodenstedt und Riehl eine Reise um den Bodensee, durch den Bregenzer Wald und das ganze bayerische Alpenland gemacht, welche über fünf Wochen in Anspruch nahm. Einer der Reisegenossen, Bodenstedt, schildert sie nun nach zwanzig Jahren unter dem Titel: „Eines Königs Reise" (Leipzig, Albrecht), nach Tagebuchnotizen, Briefen an seine Frau und aus der Erinnerung. Wir glauben kaum, daß wir ein ähnliches Buch in der Literatur besitzen, da kaum eine ähnliche Reise gemacht worden sein wird, und, wenn je, eben nicht der richtige Chronist im Kreise der Gesellschaft gewesen wäre. Sie bietet des Interessanten in Hülle und Fülle – diese Reise unter so glänzenden Verhältnissen, Natur und Menschen überall gewissermaßen im Festschmuck und dazu eine so trefflich gewählte Gesellschaft, die alle Elemente in sich barg vom fürstlichen Haupte an, und diese geistig angeregt durch die herrlichen Eindrücke der erhabenen Natur, durch den geistigen Wechsel im Austausch der Gedanken, die vom Könige angeregt, namentlich Abends bei der Tafelrunde in einem wahren Brillantfeuer sprühten — von einer solchen Reise muß man zu erzählen mehr als genug haben und wir wundern uns, daß so lange nicht davon erzählt wurde. Es ist in hohem Grade interessant, den König so in seinen intimsten Gedanken und im Verkehr mit seinen „Freunden" wie mit seinem Volke zu belauschen, und der Chronist verstand es, der Reiseschilderung selbst wie den Symposien so warme Lichter aufzusetzen, daß wir uns von dem Buche vom Anfang bis zum Schlusse gefesselt fühlen.

— **Die Reclam'sche „Universalbibliothek" trägt diesen Namen** mit immer größerem Rechte. Abgesehen davon, daß sie jetzt die Literaturen sämmtlicher Kulturvölker in ihren Bereich gezogen, sucht sie auch durch populäre Schriften die große Menge heranzuziehen. Sehr glückliche Gedanken waren es neuerdings, durch den „Schlüssel der Gesundheit" von Reclam, die „Makrobiotik" von Hufeland, die „Macht des Gemüths" von Kant auf die Gesundheit von Körper und Geist zu wirken, in Joel's „Kochbuch der Frauen" für 80 Pfennig einen guten Wegweiser für die Küche zu geben; der glücklichste Gedanke jedoch ist es, ein „Französisch-deutsches und deutsch-französisches Lexikon" von Köhler, kompendiös, aber sehr hübsch gedruckt und alle nächsten Bedürfnisse befriedigend, für eine Mark dem Publikum zu bieten.

— **„Biographische Blätter aus deutscher Geschichte" ist der Titel** einer größeren Sammlung von Lebensbeschreibungen, welche G. v. Glasenapp (Berlin, Verlag der Militaria) in Bänden erscheinen läßt, die je sechs hervorragende Größen auf den Gebieten des Staatslebens, der Kunst und Wissenschaft behandeln sollen. Die Anlage dieses patriotischen Werkes scheint eine wohlüberdachte und gut vorbereitete: Kaiser Wilhelm wird fünf solcher Abschnitte beanspruchen, von denen der erste als Festschrift erschienen ist und „die fünfzig Jahre" behandelt, welche Otto v. Seemen geschrieben. Außerdem wird er nach seiner militärischen wie nach seiner politischen Wirksamkeit behandelt werden. Auch Friedrich II. sind mehrere Abschnitte gewidmet, sonst bringen die 6 ersten Bände: Kaiser Friedrich, Friedrich I., den Großen Kurfürsten, Karl den Großen, Derfflinger, Stein, Ludwig I. von Bayern, Kant, Seydlitz, Scharnhorst, Eugen von Württemberg, v. Hartmann, Zieten, Blücher, Wrangel, Götz von Berlichingen, deutsche Maler, Hardenberg, Friedrich Wilhelm IV., Johann von Sachsen, Hans Sachs, Walter von der Vogelweide, Freundsberg, York. Die Namen der Bearbeiter, die bis jetzt genannt sind, lassen auf eine vorzügliche Behandlung der Biographieen schließen; die vorliegende erste Arbeit liest sich sehr angenehm und gibt ein lebendiges Bild von Zeit und Personen.

— **Der bekannte Kulturhistoriker Dr. Otto Henne am Rhyn hat** die Sammlungen, welche sein Vater von Sagen und Mythen angelegt, unter dem Titel: „Die deutsche Volkssage" (Wien, Hartleben) organisch verarbeitet und zu einem Buch gestaltet, welches diesen Theil der Volksdichtung uns in einem klaren, anschaulichen Bilde vorführt und die dichterische wie die ethische Seite entwickelt. Von der Naturmythe schreitet er zur Dämonenwelt fort und erklärt zuletzt die Götter- und Heldensage. Die geistvolle Uebersicht und Deutung aller dieser Sagenkreise wird durch die Erzählung von mehr als tausend Sagen belebt und diese letzteren bilden an sich schon eine wichtige Fundgrube für den Sagen-Forscher und Freund; durch zwei Register wird das Werk aber auch ein zweckentsprechendes Nachschlagebuch.

— **Das beliebte Reisehandbuch: „In dreißig Tagen durch die Schweiz"** von M. Koch von Berneck (Zürich, C. Schmidt) hat sich als ein so praktisches bewährt, daß bereits eine dritte Auflage erscheinen konnte, die nun auch so hübsch ausgestattet worden, daß sie sich den anderen eleganten Reisebüchern ebenbürtig einreiht. Wer auf Schweizer Boden etwas bewandert ist, wird dem Buch das Zeugniß geben, daß es mit großer Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit gearbeitet ist und auch Dem, der mehr als einen Monat Zeit hat und sich da und dort aufhalten will, ausführlich genug Kunde über Sehenswerthes bietet.

— **Zu den schönsten Blüten der Renaissance Italiens zählen** die Werke der Bronzekunst, welche nicht nur den ganzen Reichthum der Phantasie jener Künstler, sondern auch die wunderbare Technik in ihrer ganzen Meisterschaft uns vor Augen führen. Ein verdienstliches, für unsere heutige Kunst sehr fruchtbares Unternehmen war es deßhalb, daß der bekannte Kunstforscher Valentin Teirich uns die mustergültigen Werke der „Bronzen aus der Zeit der italienischen Renaissance" in herrlichen Darstellungen und begleitet von einem alle Seiten, die künstlerischen wie die technischen, erschöpfenden Texte vorzuführen unternahm, und der Verleger (R. v. Waldheim in Wien) ihm in so munifizenter Weise dabei zur Seite stand. Das in Großfolio ausgeführte Werk gibt die Hauptwerke auf besonderen Kupferblättern, fügt da, wo die dargestellten Werke nicht in ihrer natürlichen Größe gegeben werden konnten, Detailblätter hinzu und illustrirt den Text durch zahlreiche mit großer Sorgfalt ausgeführte Holzschnitte. Dieses prachtvoll ausgestattete Werk, das dem Verlag alle Ehre macht, sei dem kunstliebenden, aber namentlich auch dem kunstübenden Publikum warm empfohlen, es birgt einen reichen Schatz herrlichster Vorbilder.

— **Die Brockhaus'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig hat die** großen Weltausstellungen stets in würdiger Weise illustrirt. Sie bringt nun auch einen „Illustrirten Katalog der Pariser Weltausstellung von 1878". Das Prachtwerk erscheint in eleganter Ausstattung in Quart und gibt eine reiche Auswahl von Werken der Industrie und Kunst in treuer Abbildung, umrahmt von beschreibendem Texte, während gewissermaßen in einem Feuilleton eine fortlaufende Geschichte der Entwicklung der Industrie und Kunst, wie sie die Ausstellung vor Augen gestellt, gegeben wird, so daß wir durch das schöne Werk ein vollständiges Bild der Weltausstellung selbst wie des Standes der gewerblichen Kunst gewinnen und dasselbe gerne unserer Bibliothek als Schmuck wie als Gewinn einreihen.

— **Es ist eine Freude, eine gute Arbeit auch wirklich in weiten** Kreisen anerkannt zu sehen: eine solche erfreuliche Erscheinung ist die Uebersetzung von „Tennyson's Enoch Arden" von Robert Waldmüller (Hamburg, Grüning). Kaum Einer dürfte aber auch so beanlagt sein, in den Geist englischer Dichtung einzugehen, sie uns so ganz und unverfälscht wiederzugeben, als R. Waldmüller, der uns hier ein Muster tief poetischer und treuer Nachdichtung gegeben. Das Buchlein fand deßhalb auch solchen Anklang, daß es bereits in 15. Auflage erscheinen konnte.

— **Ein künstlerisches Prachtjournal ersten Ranges besitzen wir** seit kurzer Zeit in den von der Gesellschaft für vervielfaltigende Künste herausgegebenen Heften: „Die graphischen Künste", redigirt von Oskar Berggruen. Das Blatt, in Hochquart erscheinend und auf Kupferpapier gedruckt, gibt historische und kritische Artikel über Kunst, sowie Mittheilungen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. Den Hauptreiz und Schmuck der Hefte bilden die künstlerischen Beilagen und Textvignetten, in welchen alle Zweige der vervielfältigenden Kunst, Holzschnitte, Zinkographie, Radirung, Photogravüre, Heliogravüre, Kupferstich, in ihren besten Leistungen vertreten sind. Das neueste Heft (III.) wird namentlich durch die reizenden Photogravüren interessiren. Wir können den Fortschritt auf allen Gebieten der Vervielfältigung mit einem Blicke übersehen und haben zugleich ein Album der besten Arbeiten unserer Zeit. Die große Sorgfalt, welche auf Druck und Ausstattung verwendet worden, ist nicht genug anzuerkennen.

— **Die Hauptstadt des deutschen Reiches ist in ganz anderer** Weise als bislang, so viel sie auch stets des Großen und Interessanten bot, Ziel der Reisen geworden und der Grieben'sche Wegweiser: „Berlin, Potsdam und Umgebung" (Berlin, Goldschmidt) darf als ein gutes Orientirungsmittel für diesen Zweck empfohlen werden. Das Ganze ist gut und übersichtlich geordnet und das Einzelne nach dem betreffenden Bedürfnisse leicht aufzufinden, was namentlich durch Karten und Register erleichtert wird. Das Büchlein hat bereits seine 27. Auflage erreicht.

— **Von der politischen Korrespondenz Friedrich's des Großen,** welche im Auftrage der Akademie der Wissenschaften von Droysen, Duncker und Sybel herausgegeben wird und deren erster Band allseitig lebhaftes Interesse hervorrief, ist soeben der zweite Band erschienen, welcher bis Ende des Jahres 1743 führt.

Bildende Künste.

— **Die neue Garnisonskirche in Stuttgart, erbaut von Professor** Dollinger, wurde am 15. Juni feierlich eingeweiht. Das Bild des Gebäudes haben wir früher (Bd. 40, S. 712) gebracht.

— **Der Kölner Dombau geht seiner Vollendung entgegen.** Bereits hat die letzte Generalversammlung (die 37. seit 1842) des Centraldombauvereins stattgefunden. Dieser hat im Lauf der Zeiten 7¾ Millionen Mark, meist durch Lotterieen, zusammengebracht. Im nächsten Jahr wird der Dom vollendet sein.

— **Die Vertheilung der Medaillen von der Cristal Palace Aus**stellung zu Sydenham (London) am 23. April 1879 hat wieder ein für die deutsche Kunst überraschend günstiges Resultat geliefert. Die goldene Medaille erhielten: B. Nordenberg in Düsseldorf, K. Kroner in Düsseldorf; die silberne: H. Sondermann in Düsseldorf, L. Vollmar, C. Kronberger, J. Banck, E. Weichberger, sämmtlich in München; die Bronzemedaille: C. Cederström und G. Meyer in München, O. Jernberg und H. Deiters in Düsseldorf.

— **Kaum hat Piloty, der Direktor der k. Akademie in München,** das vor drei Jahren für das neue Rathhaus um 50,000 Fl. bestellte großartige historische Bild vollendet — es bildet die Zierde des neuen Rathhaussaales — so ist der Künstler schon wieder daran, ein weiteres, ebenso großartiges Gemälde der Vollendung zuzuführen, betitelt: „Der letzte Gang der Girondisten". Am frühen Morgen des 31. Oktober 1793 besteigen sie auf dem Grèveplatz zu Paris das Blutgerüst, um ihren Führer Vergniaud gruppirt. Ueberaus figurenreich übt das Gemälde in Stimmung und Szenerie tiefen Eindruck aus.

Bühne.

— **Das Münchener Hoftheater gab noch vor Thorschluß drei** Novitäten. Aber die drei kleinen Novitäten waren just nicht sehr großen Geistes, schreibt die „Fr. Z."; die einaktige Plauderei von Max Bern: „Meine geschiedene Frau", schlägt glücklich den Ton echter französischer Causerie an mit ihren geistreichen Antithesen und Redeblumen, aber das ist auch Alles. Weniger Worte und mehr Handlung wäre uns lieber gewesen. Das folgende einaktige Lustspiel von M. Schleich: „Kraft und Stoff", hat zwar einen zum Theil possenhaften Stoff, mit der Kraft aber ist es leider nicht weit her; die beiden Gegensätze, der mystische Pietist und der radikale Darwinianer, stehen sich unvermittelt und schroff gegenüber, umsonst erwartet man zum Ausgleich die nöthige Vermittlung. Trotz mancher nicht übler Witze und Situationen dürfte dieser Lustspielstoff also nicht die Kraft haben, lange auf der Oberfläche zu schwimmen. Zuletzt erschien das bühnenbeherrschenden G. v. Moser Einakter: „Der Hausarzt". Das war, wenn auch nicht viel, so doch ein nett gearbeitetes, leichtgeschürztes Kind der jovialen Muse, das nicht bedauern ließ, den schönen Abend im schwülen Hause zugebracht zu haben. Gespielt wurden alle drei Einakter bestens.

— **Offenbach's komische Oper: „Madame Favart", hat im Leip**ziger Stadttheater eine freundliche Aufnahme gefunden.

— **Das Koburger Hoftheater gab zum ersten Mal des talent**vollen Gustav Wacht dreiaktiges Lustspiel: „Reisemasken" mit durchschlagendem Erfolg. Die gelungenen Verwicklungen übten eine zündende Wirkung, die bis zum Schluß vorhielt. Gustav Wacht's neulich in Mannheim höchst beifällig aufgeführtes Lustspiel: „Dolkrosse" geht jetzt auch am Darmstädter Hoftheater und anderen Orts in Szene.

— **Mrs. Wood, eine hervorragende Tragödin Englands, ist in** Berlin eingetroffen, um persönlich die landsmannschaftliche Protektion der Kronprinzessin für ein beabsichtigtes Gesammtgastspiel einer englischen Gesellschaft während der nächsten Saison in Berlin zu gewinnen. Das Publikum hiefür, meint die „B. B.-Z.", dürfte wohl kein allzu großes sein, allein was bei den Italienern recht, wäre bei den Engländern nur billig, falls sie mindestens mit einigen Künstlern ersten Ranges in's Feld rücken. Von den Bewohnern Berlins dürften pro Mille immerhin fünf Englisch verstehen, während kaum Einer die Sprache des Dante spricht.

Kultur und Wissenschaft.

— **Der Verein „Breslauer Dichterschule" hat, um das Interesse** für Poesie und Dichtkunst im Allgemeinen und für seine Bestrebungen im Besonderen anzuregen und zu fordern, die öffentliche Ausschreibung einer Preisbewerbung an alle deutschen Dichter für ein episches und ein lyrisches Gedicht unter nachfolgenden Bedingungen beschlossen: Die einzusendenden Gedichte dürfen bisher noch nirgends gedruckt oder veröffentlicht sein. Die Länge des epischen Gedichtes darf den Raum von vier Druckseiten (Oktav) nicht überschreiten und müssen an Ludwig Sittenfeld, Ring 52, I., spätestens bis zum 1. September a. c. eingesandt werden. Als Preis für das beste epische Gedicht werden 50 Mark, für das beste lyrische Gedicht 30 Mark ausgesetzt.

— **Das Schiff „Willem Barents" trat seine zweite Reise von** Amsterdam nach dem Nordpol an. Gegen den 5. nächsten Monats hofft der Befehlshaber Bardö zu erreichen und nach Einnahme des nöthigen Wasservorrathes bis zum Anfange des Monats August im Barentsmeer zu kreuzen. Unmittelbar darauf begibt sich das Schiff nach Novaja Semlja. Falls die Eisverhältnisse es erlauben, wird das Fahrzeug in das Karische Meer einlaufen, um dort, wo Barents überwinterte, einen Gedenkstein zu errichten. In den letzten Tagen des Monats September l. J. soll das Schiff die Rückreise antreten.

Industrie, Handel und Verkehr.

— **Die projektirte Ausstellung in Mexiko wird nicht stattfinden,** da die Gelder nicht zureichen. Die Arbeiten am Ausstellungsgebäude sind bereits eingestellt.

— **Ein Kunstwerk, welches der hamburgischen Industrie zur** hohen Ehre gereicht, ist in den letzten Tagen dort zur Vollendung gelangt. Es ist die Normalwage für das Bureau International pour les poids et mesures in Paris, welche die Bestimmung hat, die sämmtlichen Normalkilogramms aller Staaten mit dem im Besitze des vorgenannten Bureau International befindlichen Urkilogramm zu vergleichen, resp. deren Abweichungen festzustellen. Die an eine solche Wage gestellten Anforderungen mußten selbstredend sehr weitgehende sein, und ihre Anschaffung verzögerte sich aus dem Grunde, weil kein Kommissionsmitglied in der Lage war, einen passenden Verfertiger vorzuschlagen, da vor Allem das Problem zu lösen war, praktische Wägungen im luftleeren Raume vornehmen zu können. Paul Bunge ist es gelungen, eine solche Wage zu konstruiren, und nachdem er eine solche in kleineren Dimensionen für die Normaleichungskommission in Berlin angefertigt hatte, welche dort zur größten Zufriedenheit funktionirt, beschloß das Bureau International, Herrn Bunge mit der Anfertigung der für dasselbe bestimmten Wage zu betrauen. In der verhältnißmäßig kurzen Zeit von ca. 8 Monaten hat nun Herr Bunge die Arbeit ausgeführt, und Kenner und Nichtkenner bewundern ein Kunstwerk, welches bis jetzt einzig in seiner Art dasteht. Beispielsweise soll nur angeführt werden, daß der die Wägungen Ausführende zwei Meter von der Wage entfernt manipuliren muß, da bei einem kleineren Abstande durch die ausströmende Wärme des menschlichen Körpers die Wage beeinträchtigt würde.

— **Beim eigentlichen Betriebe sind im Jahre 1877 auf den** preußischen Eisenbahnen 14 Reisende getödtet und 62 verletzt worden. Sämmtliche Reisende scheinen zusammen 3750 Millionen Kilometer zurückgelegt zu haben; das Maß der Gefahr läßt sich also durch die Wahrscheinlichkeit bezeichnen: auf einer ununterbrochenen, mit der Geschwindigkeit von 30 Km. pro Stunde zurückgelegten Eisenbahnreise von 188 Jahren oder nach 1234maligem Umfahren der Erdkugel einmal verletzt, und nach 1014 Jahren oder nach 6696maligem Umfahren der Erdkugel getödtet zu werden. Größer als für die Reisenden ist die Gefahr natürlich für die Bahnangestellten; indessen tritt auch für diese erst nach 159 Jahren die Wahrscheinlichkeit einer Verletzung ein.

— **Dem Weltpostverein treten bis 1. Juli die Inseln Antigua,** Dominika, Montserrat, Nevis, St. Kitts und die Virginischen Inseln bei.

— **Die Fahrgeschwindigkeit der Eisenbahnzüge ist eine nach den** Ländern sehr verschiedene. Die englischen Züge legen auf einzelnen Verkehrsstrecken (z. B. London-Dover, London-Hastings, London-York) bis zu 80 Kilometern in einer Stunde zurück; in Belgien beträgt die Schnelligkeit bis zu 67 Km. auf die Stunde; die Orleansbahn in Frankreich (Paris-Bordeaux) macht 63 Km.; ebenso schnell fährt man auf der Linie Berlin-Stendal-Oberhausen-Köln (Magdeburg-Halberstadt, Hannover'sche Staatsbahn und Köln-Mindener Bahn); in Italien fährt man auf der Linie Bologna-Brindisi 50 Km.; die österreichischen Bahnen legen von 40—48 Km. zurück; in Rußland fährt man auf der Moskau-St.-Petersburger Linie 43 Km. die Stunde; ebenso rasch fährt man in der Schweiz von Romanshorn nach Zürich und von Genf nach Lausanne, langsamer geht's auf den übrigen Linien der Schweiz, indem nur 38 (Zürich-Basel), 34 (Basel-Bern), ja sogar nur 25 Km. (Solothurn-Burgdorf) zurückgelegt werden. Sogenannte unmittelbare Züge hat man in der Schweiz nicht. Auf der Linie Wädenswei-Einsiedeln (Maximalsteigung 50‰) legt man die Stunde 14½, auf der Rigibahn (250‰ Steigung) 6 bis 8 Km. zurück. Die Kulminationshöhe im Bau begriffener und ausgeführter Hochgebirgsbahnen beträgt in Metern: Apenninen 617, Schwarzwaldbahn 850, Semmering 895, Kaukasus 975, Gotthard 1154, Brenner 1367, Mont Cenis 1338, N. Pacific 1652, C. Pacific 2140, U. Pacific 2513, Anden 4769.

Feste und Versammlungen.

— **Die 33. Hauptversammlung der Gustav-Adolphs-Stiftung** wird in Magdeburg vom 9.—11. September, der deutsche Protestantentag am 7. und 8. Oktober zu Gotha stattfinden.

— **Der österreichische Kunstverein hat in seinen Lokalitäten eine** Festausstellung der zur Feier der silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaares eingelangten Widmungen und Huldigungsadressen veranstaltet. Es ist darüber ein interessanter Katalog erschienen.

— **Der Ausschuß des deutschen Journalistentags, welcher in** Dresden zusammentam, hat auf Antrag des Professors Dr. Biedermann von der Deutschen Allgem. Zeitung beschlossen, den Gedanken einer grundsätzlichen Umgestaltung des Journalistentags vorderhand ruhen zu lassen, dagegen sich mit einer Unterstützungskasse ernstlich zu beschäftigen. Diese wird den Hauptgegenstand der nächsten Versammlung am 31. August in Eisenach bilden.

— **Die siebente Jahresversammlung der internationalen ampe**logischen (Weinbau) Kommission wird vom 17.—19. September in Pest stattfinden.

— **In London wird 1880 eine Internationale Gartenbauaus**stellung stattfinden. In South Kensington werden der Ausstellung genügende und geeignete Plätze angewiesen werden.

— **Auf dem Kongreß der österreichischen Fischer und Fischinter**essenten, welcher in Kammer am Attersee am 2. und 3. Juni stattfand, waren auch Gäste aus Deutschland erschienen. Man berieth sich über den erforderlichen gesetzlichen Schutz und den rationellen Betrieb der Fischzucht und des Fischfangs, zu welchem Zweck ein Verband zu gründen beschlossen wurde.

— **Die Feierlichkeiten zu Begehung des 400jährigen Jubelfestes** der Universität Kopenhagen haben ihren glänzenden Verlauf genommen, nachdem sie am 4. Juni begonnen, wo der Rektor Magnificus Madvig, der bekannte bedeutende Philolog, die Festrede hielt.

— **In Leipzig fand ein Kongreß deutscher Zeichenlehrer statt,** welcher die Grundsätze feststellte, nach denen das Zeichnen in Deutschland gelehrt werden sollte.

— **Die Generalversammlung des deutschen und österreichischen** Alpenvereins wird vom 18.—20. August in Zell am See abgehalten werden.

— **Die Wanderversammlung ungarischer Naturforscher und** Aerzte findet in Pest vom 28. August bis 2. September statt.

— **Im Großen Rathe des Kantons Waadt gab die Regierung** Auskunft über den Stand der Simplonbahnfrage. Danach betragen die Gesammtkosten der Linie mit Inbegriff der Zinse 130 Millionen Franken. Von Italien hofft man 28 Millionen, von Frankreich 50 Millionen, von der Eidgenossenschaft, den Kantonen und den interessirten Bahngesellschaften 20—25 Millionen Franken an Beiträgen zu erhalten. Der Rest der Kosten würde durch Privatkapital gedeckt.

Denkmäler.

— **In Rom wurde in der Via delle Carrozze Nr. 63 zu Ehren** des Dichters Leopardi eine marmorne Gedenktafel mit folgender Inschrift angebracht: Giacomo Leopardi Poeta e filologo massimo dell' età nostra in Italia dimorato in questa casa oltra a due anni la face monumento onorando a noi ed ai posteri S. P. Q. R. MDCCCLXXIX.

— **Das Denkmal des Botanikers Braun wurde am 18. Juni in** Berlin feierlich enthüllt. Es steht auf dem Platze beim Viktoriahause des botanischen Gartens von Schaper. Mit gewohnter Meisterschaft gearbeitet, zeigt es uns die wohlgetroffene Büste des Verewigten auf einem Granitsockel, von Professor Adler gemeißelt, der vorn die Inschrift trägt: „A. Braun, errichtet von seinen Freunden und Schülern, 1879", während auf der Rückseite Geburts- und Todestag: „geb. 5. März 1810, gest. den 29. März 1877", angebracht sind. Das Denkmal macht in seiner reizenden Umgebung einen sehr wohlthuenden Eindruck und wird dem botanischen Garten zur bleibenden Zierde gereichen.

Gestorben.

— Gloy, Veteran der deutschen Bühne, vormaliges Mitglied des Hamburger Stadttheaters, am 31. Mai, 86 Jahre alt.

— Dr. theol. Kornelius Müller, vorm. Rektor des Johanneums in Hamburg, bekannter Philolog, in Wandsbeck, 86 Jahre alt, am 6. Juni.

— Dr. Siegfried Kapper, Arzt, Dichter und Reisebeschriftsteller, langjähriger Mitarbeiter dieser Blätter, in Pisa, am 7. Juni.

— Professor Wilhelm Mantel, Vorsitzender des Vereins für hansische Geschichte, Historiker, am 8. Juni, in Lübeck.

— Karl Ullram, k. preußischer Hofschauspieler, vielseitiger philosophischer, literarhistorischer und belletristischer Schriftsteller, 74 Jahre alt, am 14. Juni, in Konigsberg.

— Adolph Pecz, großh. hessischer Hofopernsänger, in Darmstadt, am 15. Juni.

— Oberforstmeister Bernhardt, Direktor der k. Forstakademie, am 15. Juni, in Munden.

— Fürst Charles Talleyrand-Perigord, Pair von Frankreich und spanischer Grand 1. Klasse, 91 Jahre alt, in Paris, Mitte Juni.

— Feldmarschall-Lieutenant Baron Bibra, Sectionschef im Reichskriegsministerium, in Szolnot, am 18. Juni, 55 Jahre alt.

Das fürstlich hohenzollern'sche Residenzschloß Sigmaringen.

(Hiezu das Bild S. 788.)

Wer den Lauf der oberen Donau durch ihr an Naturschönheiten so reiches Thal verfolgt, dem bietet sich am Schluß desselben, an einer Stelle, wo — nach einer lateinischen Inschrift — der Fluß von Menschenhand aus zwängender Enge befreit und dem Gestein die schönste Straße abgerungen wurde, ein überraschender Anblick. Auf steiler Höhe eines senkrecht abstürzenden, an seinem Fuß von der Donau bespülten Jurafelsen erhebt sich, ehrwürdig durch Alter und Geschichte, die Stadt gleichen Namens überragend und beherrschend, das fürstlich hohenzollern'sche Residenzschloß Sigmaringen.

Um den hochragenden Haupttthurm, der auf den Grundmauern eines römischen Kastells ruht, gruppiren sich malerisch die in verschiedenen Jahrhunderten entstandenen weitläufigen Schloßbauten. Mit Ausnahme der in den römischen Baureste redenden Zeugen fehlt uns über jenes Zeitalter, sowie über die weitere Vergangenheit des Schlosses und seiner Bewohner bis zum Ende des 11. Jahrhunderts jede Nachricht. In die Geschichte tritt dasselbe im Jahre 1077 ein mit der historisch verbürgten Belagerung durch Rudolph von Schwaben, Gegenkaiser Heinrich IV., welche mit dem Entsatz der Burg durch den in eigener Person heranrückenden Gegner und der Flucht Rudolph's endigte.

Aus diesem Vorfall darf auf eine gewisse Bedeutung der Burg und deren Besitzer schon in jener frühen Zeit geschlossen werden. — Die ersten Grafen von Sigmaringen übergehend, führen wir an, daß dasselbe um 1270—1290 im Besitz der Grafen von Montfort war und im letztgenannten Jahre durch Kauf an die Habsburger überging. — In fortdauerndem Wechsel des Besitzes kam Burg und Stadt im Jahre 1323 an Graf Ulrich von Württemberg, 1459 an die Grafen von Werdenberg und fiel endlich 1534 an das Haus Hohenzollern, bei welchem es bis heute verblieben ist.

Da eine detaillirte Geschichte des Schlosses außerhalb des Rahmens dieser Skizze liegt, so verweisen wir dieserhalb auf das Buch: „Sigmaringen und seine nächste Umgebung, dargestellt von Dr. Ziegeler, f. Archiv-Assessor, Sigmaringen 1877" und fügen nur die Bemerkung bei, daß, so malerisch auch das Aeußere des Schlosses sein mag, doch das Innere desselben den Hauptanziehungspunkt bildet und sowohl wegen der großartigen Kunstsammlungen, welche es birgt, als auch in Bezug auf wahrhaft fürstliche Pracht, Reichthum und ausgezeichneten Geschmack seiner Ausstattung unter den deutschen Schlössern seinesgleichen sucht.

Die Besichtigung aller dieser Schätze ist mit der größten Liberalität gestattet, und wenn wir in die von dem jetzigen kunstsinnigen Fürsten Karl Anton im Jahre 1862 für die Sammlungen eigens erbaute prachtvolle Halle eintreten, bleibt der bewundernde Blick nach der ersten Rundschau an einer Inschrift heften, welche wir zum Schluß hieher setzen wollen:

„Mit Gott hab' ich dieß Haus erbaut,
Manch' Kleinod hab' ich ihm vertraut,
Ich freu' mich deß, doch nicht allein,
Auch du sollst hier willkommen sein.
All' was du schaust, ist dein wie mein,
Auch mich kann ja das Schau'n nur freu'n.
Wohl nahmst du was, hätt' ich's nicht gern,
Doch nimm das Beste mit dir, lern'!"

E.

Mozartiana in Salzburg.

(Hierzu das Bild S. 789.)

Die Stadt im grünen Kranze der Berge und am wogenden, flimmernden Bande der Salzach sucht sich immer mehr nach innen zu einem kulturhistorischen Schatzkästlein auszubilden. Ihre mehr als tausendjährige christliche Kultur bietet eine ergiebige Fundgrube, und in neuester Zeit hat sie dem Stadtkinde Wolfgang Amadeus Mozart eine sehr nachdrückliche Aufmerksamkeit geschenkt.

Merkwürdig ist, daß das Verhältniß der Vaterstadt zu ihrem berühmten Sohne und dieses zu jener, anfänglich und lange kein sehr freundliches war. Otto Jahn, der vortreffliche Biograph, erzählt: „Obgleich Mozart's Schwester, Mozart's Wittwe und deren Schwester bis in die letzten Dezennien in Salzburg gelebt haben, ist es Niemand eingefallen, sie nach dem großen Landsmann auszufragen und den reichen Schatz einer Familientradition, die sein ganzes Leben umspannte, der Nachwelt zu erhalten; ich fand, wo ich nachfragte, Alles vergessen, spurlos verschollen wie sein Grab. So ist auch von allen Familienpapieren und Dokumenten aller Art außer jenen Briefen nichts dort aufbewahrt worden, unbeachtet hat man es verkommen lassen." — Ebenso finden sich in Mozart's Briefen, welche Nissen der Gatte von Mozart's Wittwe herausgab, eine Menge der unschmeichelhaftesten Urtheile und Ausdrücke gegenüber der Vaterstadt.

Dennoch hat diese ihre Pflicht und ihren Vortheil erkannt, das Andenken des Meisters zu wahren und zu pflegen, und abgesehen davon, daß ein „Mozarteum", ein musikalisches Bildungs- und Produktionsinstitut, eine „Internationale Mozartstiftung" zur Förderung musikalischer Kunst und Künstler besteht, existirt auch ein mit ersterem zusammenhängendes „Mozartarchiv", welches nun eine umfassende Reliquiensammlung enthält, die Ehrfurcht und hohes Interesse zugleich erweckt.

Schon die Straßen und Spaziergänge Salzburgs bilden ein offenes und öffentliches Mozartmuseum. Da steht in der Getraidegasse und gerade an dem Punkte, wo ein kleiner Platz sich ausweitet, Mozart's Geburtshaus durch eine goldene Leier und große Aufschrift gekennzeichnet. Dasselbe gehörte zu jener Zeit einer Handelsfrau Namens Theresia Hagenauer, deren in den Familienbriefen öfters freundlich gedacht ist, und der Platz heißt im Volksmunde noch „Hagenauerplatz". Im dritten Stockwerk des Hauses erblickte Mozart das Licht der Welt. Ferner steht auf dem Platze, nächst dem Eingang zum Mirabellgarten, „Mozart's Wohnhaus", ebenfalls als solches durch eine große Inschrift gekennzeichnet. Von hier fuhren Sohn und Mutter in die weite Welt, sah der Vater die Reisekalesche ziehen und seine Frau nimmer wieder einkehren; sie starb bekanntlich in Paris.

Schloß Sigmaringen. Originalzeichnung von Eulenstein. (S. 787.)

Ein eigener „Mozartplatz" umschließt das aus Bronze gegossene, von Schwanthaler modellirte Monument, welches 1842 enthüllt wurde. Dieser Platz hieß ehemals „Michaelsplatz" und eine Seite desselben wird von dem Palais gebildet, das ehemals jener Fürst bewohnte, welcher Mozart peinigte und erniedrigte, dessen Regierung aber jetzt durch die kaiserlich österreichische ersetzt ist, welche darin ihren Wohnsitz hat. — In neuester Zeit ist noch ein „Mozarthäuschen" oder das sogenannte „Zauberflötenhäuschen" hinzugekommen, welches auf einem Absatze des „Kapuzinerberges" steht. Dasselbe stand früher in einem der kleinen Gärten im „Freihause" in Wien, wo Schikaneder's Theater sich befand, für das die „Zauberflöte" komponirt wurde. Das kleine Bretterhaus, eine pietaterweckende Reliquie, ward sorglich hieher versetzt, nach den alten Traditionen eingerichtet und von der „Internationalen Mozartstiftung" überhaupt zu einem Anziehungspunkt für des Meisters Verehrer gestaltet. Schade, daß das beigegebene Monument sich „breiter", eigentlich weit höher macht als die bescheidene Hütte. Eine Flagge ladet im Sommer zum Besuch.

Die Reichhaltigkeit des Museums oder Archivs selbst hat am besten und nützlichsten Nohl dargethan, der erst vor wenigen Jahren einen ganzen Band Briefe daraus kopirte und herausgab. Von Notenmanuskripten ist ebenfalls eine große Menge da, auch befinden sich Originalinstrumente hier u. s. w. Besonders anziehend sind die Bilder. Hier findet sich der „kleine Wolfgangerl", damals sechs Jahre alt, in Oel gemalt und in jenem Galakleide, welches ihm die Kaiserin Maria Theresia nach seiner und seiner Schwester Produktion bei Hofe (S. Bd. 39, Nr. 1) geschenkt und zugesendet. In ihrem Galakleide ist ebenfalls „Nanerl", die damals elf Jahre alte Schwester, da. Und nächst einer markanten, für die Physiognomie Mozart's entscheidenden Silhouette ist ein großes Familienbild bemerkenswerth, weil es das ganze Haus Mozart umfaßt. Dasselbe ist von Della Croce, welcher damals in Salzburg für die Kirche beschäftigt lebte, gemalt, „zopfig", nach dem technischen Kunstausdruck, aber höchst ausdrucksvoll. An dem Klavier, horchend und doch wie zum Mitwirken, zum „Einfallen" an betreffender Stelle oder zum Dirigiren gerüstet, ist Mozart's Vater, der fürstbischöfliche Vizekapellmeister, der treffliche Violinspieler und Lehrer, dessen „Schule" noch heute in rühmlichem Andenken steht. An der Klaviatur sitzen der blühende dreiundzwanzigjährige Mozart und die achtundzwanzigjährige Schwester und von der Wand blickt wie segnend das Bild der Mutter. Die Zusammenstellung gibt ein schönes Familienbild jener Zeit, und jede Physiognomie, ja jedes Auge darin wird lebendig, wenn man die Geschichte der einzelnen Personen kennt. Ein reicher Schatz ist hier verwahrt, unschätzbar für jedes empfängliche Gemüth.

August Silberstein.

Mozartiana in Salzburg. Originalzeichnung von A. Schubert. (S. 788.)

Der Rezensent.

Novelle

von

Victor Blüthgen.

(Schluß.)

XI.

Klara Rupprecht erschien äußerlich nach dem Weggange des Doktors, von dem sie unter den Schauspielern hörte, ziemlich gefaßt, und die Blicke der Kollegen und Kolleginnen, welche lauernd und prüfend auf sie gerichtet waren, fanden nichts Ungewöhnliches an ihr, ausgenommen etwas blasse Wangen und eine größere Ruhe, als ihr sonst eigen war. Auch wollte man bemerken, daß ihr Spiel matter und gleichgültiger geworden war, und wenigstens das war Thatsache, daß sie sich um nichts kümmerte, was nicht ihre eigene Rolle betraf, während sie früher beständig an den Uebrigen herumzubessern hatte. Sie kam im letzten Augenblick und ging so früh, als sie abkommen konnte.

Man dachte auch an den kranken Lieutenant von Osten, den man früher mit ihr zusammenzustellen gewohnt war, und zerbrach sich den Kopf darüber, ob dieser nach seiner Genesung wieder neben ihr auftauchen würde. Leider war keine Aussicht, daß derselbe vor Schluß der Saison wieder ganz gesund wurde, und eine spätere Wiederaufnahme seiner Beziehungen zu Klara Rupprecht entzog sich der persönlichen Wahrnehmung fast sämmtlicher Bühnenmitglieder, welche sich mit dem Beginn des Sommerhalbjahrs in alle Welt zerstreuten. Man war um so neugieriger in dieser Richtung, als das Gerücht von der Nebenbuhlerschaft Osten's und des Doktors und dem zwischen Beiden stattgefundenen Duell inzwischen trotz aller Vorsorge sich verbreitet hatte, und zwar gerade zuerst unter den Schauspielern, wo durch die allerdings ziemlich konfusen Berichte des Mädchens der Klara Rupprecht, welche ihrerseits deren Schwester Mathilde als Quelle anführte, die Kunde von jenen Vorgängen aufgetaucht war. Selbst der abendliche Besuch des Schwerkranken wurde erzählt, wogegen seitens der Offiziere dieß konsequent in Abrede gestellt wurde. Ebenso gab sich der alte Schmücke, den man als Hausgenossen des Doktors kannte, alle Mühe, dessen Theilnahme an einem Duell zu verleugnen.

Wer aber durch alle die Vorberechnungen aufgestachelter Neugier einen Strich machte, war der Lieutenant von Osten selber. Während man ihn allerseits jeder Gefahr entzogen glaubte, während der Lieutenant Stückradt die beruhigendsten Versicherungen an die Familie des Patienten gerichtet hatte, während man den Tag berechnete, an welchem dieser im Stande sein würde, das Bett zu verlassen, — fand Stückradt eines schönen Morgens den armen Freund todt im Bette. Der Regimentsarzt schüttelte trübe den Kopf und meinte, es müsse eine innerliche Verblutung stattgefunden haben.

Stückradt war außer sich. Er klagte sich laut an, den Tod Osten's verschuldet zu haben, indem er ihn an jenem Abend allein gelassen, und die Versicherung des Arztes, daß ein Zusammenhang des Todes mit jenem Ereigniß keineswegs mit Nothwendigkeit anzunehmen sei, erwies sich zunächst wenigstens als völlig unvermögend, den Verzweifelten zu trösten. Zum wenigsten entschloß sich derselbe jetzt, den stürmischen Fragen der Offiziere nachgebend, Näheres über das Duell zu berichten, woraus einerseits die völlige Unschuld des Doktors, andererseits die direkte Mitschuld der Schauspielerin an dem ganzen unglücklichen Zweikampf konstatirt wurde. Die jüngeren Hitzköpfe unter den Offizieren bezeigten die größte Lust, eine Demonstration gegen Klara Rupprecht zu arrangiren; doch brachte die dringende Bitte Stückradt's, die Vorgänge im Interesse des Verstorbenen so wenig wie möglich öffentlich zu verhandeln, diesen Plan in Wegfall. Er selbst theilte der Schauspielerin den Tod Osten's in wenig dürren Worten mit; er schrieb nicht einmal, ob der Verstorbene von der überschickten Rechtfertigung ihres Verkehrs mit Martius Notiz genommen habe — denn seit dem zweiten Krankenlager des Offiziers war noch keine Zeile wieder aus des Letztern Hause an sie gelangt, und nur auf Umwegen hatte sie sich dann und wann Kunde über Osten's Zustand verschafft. Ebensowenig fand er den Muth, ein Wort des Vorwurfs hinzuzufügen, denn er war der bittern Ueberzeugung, daß seine unzeitigen Bemühungen, um Osten von der Schauspielerin zu trennen, welche zu dessen Entweichung vom Krankenlager Veranlassung gegeben, wahrscheinlich in höherem Grade die Schuld an dem unglücklichen Ausgang der ganzen Affäre trugen, als das Duell an und für sich.

Von diesen Bemühungen erfuhren selbst seine besten Freunde nichts. Einem einzigen Menschen schüttete er sein Herz völlig aus, und das war der Vater des Verstorbenen, welcher zum Begräbniß herüberkam. Er hatte eine geheime Unterredung mit diesem, und die Art, wie der alte Aristokrat seinen Bericht über Alles, was geschehen war, aufnahm, war sehr charakteristisch. Er absolvirte Stückradt völlig, er erklärte, es sei ihm lieber, daß sein Sohn todt sei, als daß er jene Mesalliance geschlossen habe, und er zeigte keine Spur von Groll gegen Martius, versprach vielmehr, den Letztern vor jeder Verfolgung der Justiz sicher stellen zu wollen. Hiezu hatte er insofern im Augenblick Veranlassung, als sich seit Kurzem die Behörden des Duellhandels bemächtigt und den Prozeß einzuleiten begonnen hatten. Sein Einfluß bei Hofe bewirkte in der That, daß der Spitze der Behörde von allerhöchster Stelle ein Wink zuging, den Prozeß niederzuschlagen, was Können nicht ermangelte, dem Doktor in einem jubelnden Schreiben mitzutheilen. Wie weit dabei freilich den Edelmann die Rücksicht auf die Familienehre geleitet hatte — das Verhältniß Osten's zur Schauspielerin wäre jedenfalls bei dem Prozeß in das schärfste Licht gestellt worden — das war eine andere Frage.

So schloß sich denn die Erde über dem Unglücklichen.

Dasjenige, was von diesen Vorfällen in die Oeffentlichkeit drang, hatte eine entschiedene Verurtheilung der Schauspielerin im Publikum zur Folge, und es war immerhin ein Wagniß, daß sie, mehr von dem Direktor gezwungen als auf eigenen Antrieb, am Schluß der Saison noch einmal die „Lady Macbeth" zu spielen sich entschloß, um so mehr, als die Rolle der blutigen Schottin sehr bedenklich zu Vergleichungen reizte. Sie selber hatte nach Osten's Tode gebeten, von weiterem Auftreten dispensirt zu werden; nicht mit dem Selbstbewußtsein ihres früheren Benehmens, sondern zaghaft und resignirt. Ihr hartes, sicheres Wesen erschien plötzlich wie aufgelöst und sie hatte die Pflicht, wenigstens einmal noch zu spielen, auf sich genommen wie etwas vom Schicksal Diktirtes, Unvermeidliches.

Sie lebte bis zu diesem Zeitpunkte still für sich, und da ihr der Direktor das Erscheinen in den Proben zu „Macbeth" erlassen hatte, so war es möglich, daß sie bis zur Aufführung selber Niemand zu sehen bekam, obgleich es Neugierige genug gab, welche sie gern betrachtet hätten, so wie man einen angeklagten Verbrecher zu Gesicht zu bekommen strebt, mit der instinktmäßigen Erwartung, seine That in seinen Zügen zu lesen.

Niemand wußte, was das stolze Weib in seiner Verborgenheit erduldete.

Endlich kam der Abend, welcher sie zum letzten Male auf die Bretter zu führen bestimmt war.

Wieder stand mit großen Lettern „Macbeth" an den Säulen des Theaters angeschlagen. Aber dießmal lag kein Schnee mehr um sie und statt des rußigen Gaslichtes glänzte der sinkende Tag über die bedruckten Zettel. Durch den luftigen Säulengang strich würzige Frühlingsluft. Die alte Kastanie, welche seitwärts vom Theater über die Mauer eines Hofes ragte, hatte ihre wunderlich zusammengeknäuelten saftgrünen Blätterbälle aus den Knospen gestoßen, und die Besucher der Vorstellung sahen einander so hell und lustig und dabei so verständnißvoll an, als hätten sie sich vor Minuten erst gegenseitig das Geheimniß mitgetheilt, daß es Frühling geworden.

Und dieser Besucher waren nicht wenige. Wenn der Direktor Saubert die schöne Klara Rupprecht um einer vollen Kasse willen noch einmal in Anspruch genommen, so hatte er nicht falsch gerechnet. Auf Hunderten von Lippen lag heute ihr Name, vor dem Theater, im Entrée, auf den Treppen und Plätzen wurde er gesprochen und geflüstert, boshaft, mitleidig, neugierig. Etwas, was Allen auffiel, war dieß, daß im ganzen Theater nicht eine einzige Offiziersuniform zu erblicken war.

Hinter der Bühne war die Erwartung nicht minder groß wie im Zuschauerraum; denn obschon der Anfang der Vorstellung so ziemlich vorbereitet war, fehlte die Hauptheldin noch immer im Kreise der Mitwirkenden. Nur ihr Mädchen war bis jetzt eingetroffen; viel umringt und ausgefragt, wußte sie über wenig Fragen Auskunft zu geben. Ihre Herrin sehe gar nicht gut aus, sagte sie; dieselbe sei wahrscheinlich krank und wolle schon des andern Tages abreisen, sie wisse aber nicht, wohin. Ihre Schwester werde nicht mitgehen und wahrscheinlich ganz in der Stadt wohnen bleiben.

Auch der alte Schmücke war unter den Fragern gewesen. Er zeigte heute eine merkliche Unruhe und bewegte sich besonders viel in der Nähe der mittelst Federdrucks zu handhabenden Versenkungen, die zum Zweck der Hexen- und Geistererscheinungen in Anspruch genommen werden sollten. Uebrigens sah der kleine Mann heute mißgestalteter als sonst aus. Er machte den Eindruck, als habe er ein ganzes Dutzend Westen über einander gezogen, um die Höcker, mit denen ihn die Natur geziert, bis zum Maße des Ungeheuerlichen zu erhöhen.

„Schmücke," sagte der Schauspieler, welcher den „Macbeth" zu spielen hatte, „Ihr tragt heute die ganze Geographie auf dem Leibe herum, hüben den Montblanc und drüben den Chimborasso. Ich werde nachher eine Bergbefestigung vornehmen."

„Schön, aber erst wenn Sie todt sein werden, Herr Macbeth," entgegnete der Alte lachend.

In diesem Augenblick entstand eine lebhafte Bewegung hinter der Bühne.

„Klingeln!" schrie der Regisseur, zu welchem der Direktor mit der Nachricht getreten war, daß der Wagen der Erwarteten vorgefahren und diese im Kostüm angelangt sei.

Man drängte sich zur Garderobe, vor welcher schon ein paar bevorzugte Coulissengäste aus dem Publikum Posto gefaßt hatten, während die Vorstellung draußen ihren Anfang nahm.

Klara Rupprecht erschien, in einen weiten Ueberwurf gehüllt, und ging rasch und mit flüchtigem Gruße durch die Harrenden, worauf sie in der Garderobe verschwand. Sie hatte sich stark geschminkt und nur der matte Glanz ihrer Augen und ein gewisser leidender Zug um den Mund verrieth, daß sie nicht mehr das kraftvolle, trotzige, übermüthige Weib von früher war.

Wider Erwarten verlief die Aufführung bis zum letzten Akt ohne irgendwelche Störung. Kein Zeichen des Mißfallens wurde im Publikum laut, nur die Spannung, mit der Aller Augen sich auf sie richteten, und eine ungewöhnlich lebhafte Bewegung, so oft sie erschien, bezeugten, daß man heute ein ganz besonderes Interesse an ihr nahm. Aber das gewöhnliche Beifallsklatschen fehlte, einige schwache und bald aufgegebene Versuche abgerechnet, gänzlich.

Der Direktor, welcher selbst etwas in Sorge war, athmete auf.

„Es scheint ja gut zu gehen," sagte er in der Pause vor dem fünften Akt zu dem Regisseur. „Es wäre doch schade, wenn die hübsche Vorstellung gestört würde. Aber die Leute halten sie geradezu für die Mörderin des Offiziers, und es ist ein halbes Wunder, daß es noch nicht zu einer Demonstration gekommen ist. Eilen wir, daß wir mit dem letzten Akt fertig werden."

Die Klingel erscholl und langsam rollte der mächtige Vorhang empor. Die große Bravourszene des Stückes nahm ihren Anfang. Wieder erschien Klara Rupprecht im weißen Nachtkleide mit der Lampe, und sie war in Maske und Spiel nie vollendeter gewesen, als in diesen Minuten. Es schien, als wolle sie zuletzt ihr Bestes geben, als wolle sie mit dem Zauber ihres Talentes alles Mißwollen ersticken. Sie spielte, wie sie es von Martius gelernt hatte.

Etwa die Hälfte der Szene war vorüber, da blickten der Arzt und die Kammerfrau plötzlich gleichzeitig auf eine leere Stelle im Hintergrunde der Bühne. Dort, wo die mittlere Versenkung mündete, vernahmen sie ein dumpfes Geräusch; der Boden that sich auf und langsam, Zoll für Zoll, tauchte von den Haarspitzen bis zu den Zehen die burleske Figur des alten Schmücke auf.

„Ach du mein liebes Herrgöttchen, wo bin ich da hin gerathen!" sagte er kläglich mit lauter, krähender Stimme, sah sich einen Augenblick um, als suche er die passendste Coulisse zum Entlaufen aus, und verschwand endlich mit ein paar tollen Sprüngen hinter einer derselben.

Donnerndes Gelächter brach im Publikum aus und schien kein Ende nehmen zu wollen. Die Galerie jauchzte, heulte und pfiff, man zischte, man schrie „Bravo!" — es war ein Höllenlärm.

In der Coulisse fluchten und wetterten Direktor und Regisseur auf den Missethäter, der Alles ruhig über sich ergehen ließ und endlich mit stolzem Gesicht sagte:

„Ich habe einen Freund und Wohlthäter gerächt, geehrtester Herr Direktor, an der Rupprecht, welche ihn unglücklich gemacht hat, nämlich den Doktor Martius, und wenn Sie mich wegjagen, so muß ich mir's gefallen lassen. Aber ich war es ihm schuldig."

„Der Teufel soll Sie holen," schrie der Direktor, „scheeren Sie sich nach Hause; Sie haben hier gar nichts zu rächen."

„Schön," entgegnete Schmücke, „der Himmel wird weiter für mich sorgen."

Und er schritt stolz von dannen.

Es war unmöglich, die Szene wieder aufzunehmen. Klara Rupprecht verließ gesenkten Hauptes die Bühne, sprach ein paar Worte mit dem herbeieilenden Direktor und begab sich in die Garderobe. Sie sah völlig verstört aus. Fünf Minuten später bestieg sie ihren Wagen und fuhr nach Hause.

Man spielte endlich das Stück zu Ende, aber unter äußerster Unruhe im Zuschauerraum, und nie hatten belebtere und lautere Gruppen von Menschen das Theater verlassen, als heute. Hier und dort brauste den langen Lauf der Straße hinunter noch einmal Gelächter in die Nachtluft empor, und die Nachtwächter schüttelten verwundert die Köpfe und tauschten gegenseitig die Bemerkung aus, es müsse heut in der Komödie sehr lustig hergegangen sein.

Der Assessor eilte spornstreichs zu Schmücke, den er stolz wie einen Helden nach gewonnener Schlacht auf seiner Stube umherstolzirend antraf.

„Kommen Sie, Schmücke; darauf müssen wir ein ganz besonderes Getränk gießen. Sagen Sie mir, was Sie am liebsten zu sich nehmen; wir gehen in die ‚Traube' und stoßen auf den Doktor an. Sie haben einen göttlichen Streich vollführt."

„Ehrensache, geehrtester Herr Assessor," versetzte würdevoll der Alte; „ich habe gethan, was in meinen schwachen Kräften stand."

XII.

Wenn der Tourist den ausgedehnten Gletscherfeldern des Großglockner zustrebt, so verläßt er dort, wo die Fusch, das sanfte Kind der Vorgletscher, in das wunderbare Salzachthal einfällt, die Salzburg-Tyroler Straße, um dem Laufe jener thalaufwärts zu folgen und, ihr Quellengebiet mit Alpenstock und Steigeisen überkletternd, an den Fuß des Schneeriesen zu gelangen.

Das Thal der Fusch trägt im Ganzen den Charakter einfacher, ruhiger Schönheit. Die mächtig aufstrebenden Wände, deren Gipfel sich wie ein langgezogener Wellenkamm über ruhiger Wassermasse kräuseln, lagern in steiler, nicht besonders bewegter Fläche zu beiden Seiten, während saftgrüne Wiesen sich zu ihren Füßen lagern. Durch die Windungen des Thales gehemmt, bleibt die Aussicht eine beschränkte, bis in der Ferne als Schlußriegel die eis- und schneegekrönten Wände auftauchen, welche den passirbaren Pfandelscharten-gletscher einzwängen. In der Hälfte des Weges, beim Dorfe Fusch, pflegt man von der nur wenig weiter fahrbaren, holperigen Straße abzubiegen, um, mit Benützung eines links abführenden, mäßig ansteigenden Bergpfades, einen Abstecher in ein Seitenthal zu machen, an dessen Ende das anmuthig gelegene, zur Nachtstation bequeme Bad St. Wolfgang gastliche Aufnahme bietet. Als Bad ist der Ort wenig besucht, er enthält außer einem Kirchlein fast nur noch zwei Logirhäuser mit sehr primitiver Einrichtung. Aber die Halle droben im Park weiß in Versen und Prosa Wundersames zu erzählen von den Menschen, die hier Hülfe für ihr Leiden gesucht, und die Chronik des „Leberbrünndel" hat manche Heldenthat zu verzeichnen, welche dasselbe gegen die bösen Plagen des Menschengeschlechts verrichtet hat. Die größte Merkwürdigkeit des Ortes indessen ist ein Wirth, welcher die Gäste mit immer gleicher patriarchalischer Gemüthlichkeit bewirthet und welchem nichts daran liegt, welche Höhe die Saisonnummer dieser Gäste erreicht.

Aber hübsch ist es dort zwischen den himmelhohen Bergen und den dunklen Tannen, wo die glashellen Wässerchen rinnen und die Bergkräuter duften, die dummen, schwerfälligen braunen Kühe auf sauberen, saftstrotzenden Wiesen mit den melancholisch eintönigen Glöckchen klingeln und vor dem satten Blick hoch oben der leuchtende weiße Schnee zwischen Himmelblau und Erdengrün scheidet. Wenn die Nebel sinken und die Gräser in Millionen Diamanttropfen das Licht brechen, dann füllt der Glanz des Tages freudiger als in der flachen verschwimmenden Ebene das Herz. Majestätischer rollen hier die Donner, wenn die grauen Wetterwolken sich um die Bergeshäupter ballen. Aber wehe, wenn diese Wetterwolken gefangen ihren trüben Dunst niedersenken und Himmel und Erde verschleiern, tagelang, wochenlang! Dann liegt die Atmosphäre bleiern auf der schwerathmenden Menschenbrust, und im Wechsel von Nacht und Dämmerung und wieder Nacht brütet der Alp der Langenweile seine häßlichen Kinder aus, finstere, dumpfe, melancholische Gedanken mit blöden Augen und gähnendem Munde. Und die gedrückte Seele seufzt: „Licht! Mehr Licht!"

An einem sonnig klaren Augusttage wanderte ein Mann den Pfad nach St. Wolfgang in die Höhe. Er balancirte einen Alpenstock in der Rechten, trug helle Sommerkleider, ein Plaid auf der Achsel und eine Tasche über der Schulter, und ein Strohhut beschattete sein männlich schönes, gebräuntes Gesicht. Es war der Doktor Martius, der, unähnlich den nordischen Wandervögeln, den Sommer im Süden verlebt hatte und jetzt eben zur Winterrast zurückkehrte in die rauhere Heimat.

Er hatte die Schweiz durchwandert und die Paläste und Dome und die Kunstschätze Norditaliens aufgesucht; er hatte sich in den heißesten Tagen des Sommers auf den Wellen der Adria geschaukelt, um die glühende Stirn von der feuchten Seeluft kühlen zu lassen. Die Fischer von Chioggia kannten ihn, mit denen er wochenlang in den blauen Morgenduft hinausgefahren war, um die seltsamen Fische des Südens im Netze zappeln zu sehen, bis sie müde darin wurden, wie seine Seele in einem andern Netze geworden war. Jetzt war seine Stirn klarer und sein Herz pochte nicht mehr so ungestüm, wenn er an das verlorene Paradies und die schöne, schillernde Schlange darin gedachte. Die Menschheit hat auch lernen müssen, sich ohne Paradies zu behelfen; was wollte er, der Menschensohn, mehr verlangen?

Er trank die Schönheiten des Spätsommernachmittags mit durstigem Auge, dann und wann die Eisenspitze des Alpenstocks in den Boden senkend. In dem Thalkessel nach Fehrleiten zu zogen sich bereits dünne blaue Duftschleier über die Thalabhänge. Sein Blick haftete an den Gletschern, bis sie dem tiefer in das Seitenthal Vordringenden entschwanden.

Er schlürfte aus einer Quelle, welche in ein hölzernes Rinnsal sprudelte, und setzte sich ein Stück weiter auf eine Bank, welche mit eingeschnittenen Namen bedeckt war. War es die aufglühende Abendsonne, was plötzlich sein Antlitz höher färbte, oder war es der deutlich mit großer Schrift eingekerbte Name Klara, auf den sein Blick fiel? Er schüttelte unmuthig den Kopf und erhob sich zum Weitergehen. Als er auf der nächsten Bank denselben Namen fand, mußte er lächeln. Irgend eine Schönheit dieses Namens mochte in dem unscheinbaren Bade Station gemacht und empfindsame Männerherzen entzündet haben. Etliche — ganz sicher; denn der Name befand sich auf jeder folgenden Bank und nicht immer von derselben Hand eingegraben. Uebrigens waren die Einschnitte frisch; die Dame mußte also wohl den dießjährigen Saisongästen zugehört haben.

Martius gelobte sich, nach dieser unbekannten Klara gelegentliche Erkundigungen einzuziehen.

Bis in die Häuser des Bades begegnete er keinem Menschen, ausgenommen einer Sennerin und einem Kinde in der wunderlichen Tracht des Pinzgaues. Er nahm dann in dem alten Logirhause Quartier, dessen Wirth zugleich als Badedirektor fungirt, machte ein wenig Toilette und ging durch das Gastzimmer des altersgrauen, unscheinbaren Holzbaues in eine an zwei Seiten offene Veranda — offenbar ein ehemaliges Zimmer, aus dem man zwei Wände herausgeschlagen. Viel Gäste saßen nicht da; die Saison neigte zum Ende, ein Theil der Fremden mochte auch ausgeflogen sein. Er ließ sich Erfrischungen reichen und saß eine geraume Zeit, ehe er sich entschloß, einen Gang zu den Quellen und Badeanlagen hinauf zu thun, welche sich eine Thalspalte hinaufzwängten und jenseits in ein abgeschlossenes Querthal zu münden schienen.

„Wo steckt denn unsere schwarze Dame heute?" hörte er einen glatzköpfigen Herrn an einem Tische sagen, welcher mit geckenhaft jugendlicher Lebendigkeit vier Damen unterhielt, von denen die jüngste jedenfalls die Mitte der Dreißig überschritten hatte. „Sie wird immer unsichtbarer und unhörbarer."

Martius vernahm nichts weiter von dem Gespräch; er hatte rasch den Tisch passirt, ohne sich um die neugierigen Blicke der vier Damen zu kümmern, welche dem „interessanten" Manne folgten. Er öffnete eine Lattenthür und trat in's Freie hinaus.

Ein schmaler, ausgetretener Pfad lief in der Senkung an einem Zaun entlang, über welchem Tannengezweig und Birkenlaub sich mischten. Von einem überbauten Gesundbrunnen führte er weiter über Treppenstufen in die Anpflanzung selber, wo er innerhalb des Zaunes sich fortsetzte. Eine Anzahl Ruhebänke, an das Moos und die Farrenkräuter eines Terrassenausschnittes sich lehnend und dicht überschattet, bildeten oben den Schlußpunkt der Anlage. Keine Schranke wehrte es hier, weiter hinaus in's Freie zu gehen, dorthin, wo die auseinandertretende Thalspalte sich zum querlaufenden Kessel erweiterte.

Es war lautlos still hier. Große Blöcke lagen umher, um welche rothe Preißelbeeren in üppiger Fülle wucherten. Ueber Thymian und Salbei summen die letzten Bienen, denn die Dämmerung war hereingebrochen und die Abendkühle machte sich bereits stark fühlbar.

Martius glaubte sich anfangs allein; aber er bemerkte bald, wie die linke Schlucht hinunter eine in tiefes Schwarz gekleidete Frauengestalt wandelte, eine hohe, stattliche, jugendlich elastische Figur, wie ihm schien. Das war muthmaßlich jene schwarze Dame, welche man in der Veranda vermißt hatte. Martius ging ein Stück in dem andern Thalflügel aufwärts und als er sich nach einiger Zeit zur Rückkehr wandte, war die Gestalt drüben verschwunden.

Er ging in Gedanken versunken und kam wieder bei den Bänken vorüber. Hier stutzte er einen Moment; er stand wenige Schritte von der Dame entfernt, welche sich eben von einer der Bänke erhob, um gleich ihm die Anlage zu verlassen. Martius ließ sie auf dem schmalen Pfade vorausgehen.

„Ich danke, mein Herr!" sagte sie kurz.

Dem Doktor fuhr es siedend heiß durch den Körper. War das Klara Rupprecht oder nicht? Gab es noch ein Weib, welches diese Stimme besaß, deren Klang ihn verfolgt hatte in die Sonnenglut Italiens und wieder zurück bis in die Region des Gletschereises? Er hatte das Gesicht im Baumschatten nur undeutlich zu erkennen vermocht, als es sich flüchtig ihm zugewandt hatte, und in der Erinnerung war es ihm bald, als habe er ihre Züge gesehen, bald wieder, als seien es ihm fremde gewesen. Aber die Größe, die Haltung —

„Unsinn!" unterbrach er seine Gedanken. „Ebensogut könnte ich hier meinem seligen Großvater begegnen, als jenem Weibe. Es wäre von allen Unwahrscheinlichkeiten die unwahrscheinlichste. Für so abgeschmackt, sie mir in den Weg zu führen, halte ich selbst den Zufall nicht."

Aber er dachte an die eingeschnittenen Namen. Hatte sie hier Quartier genommen — nun, dann war es so verwunderlich nicht, wenn ein halb Dutzend Männerköpfe aus dem Geleise gegangen waren. Er wußte das leider allzu gut.

Sie schritt langsamer, und er beeilte sich, um in ihre Nähe zu kommen. Aber sie verschwand in der dunklen Veranda, und als er ihre Silhouette beim Eintritt in das erleuchtete Speisezimmer zu sehen hoffte, ward er zu seinem Aerger gewahr, daß sie Beide gerade ein Geflecht von wildem Wein, welches zwei Säulen verband, zwischen sich hatten.

Er empfand eine seltsame Scheu, ihr in diesem Augenblick weiter zu folgen, und umging lieber das Haus, um vom Treppeneingang aus sein Zimmer aufzusuchen. Eine Kellnerin begegnete ihm und er schwankte, ob er sich nach dem Namen der Dame erkundigen sollte, zog es indessen vor, das Fremdenbuch zu fordern. Er las die Namen darin vom letzten Blatte rückwärts, aber er fand keine Klara Rupprecht darin, hingegen ein paar andere Personen desselben Vornamens. So zeichnete er denn seinen Namen zu den übrigen.

Er schalt seine Thorheit und entschloß sich, in den Speisesaal hinunterzugehen, wo er Essen bestellte. Die schwarze Dame befand sich nicht unter den Gästen und er athmete auf. Es war das Beste, wenn er sie gar nicht zu sehen bekam, mochte sie Klara Rupprecht sein oder nicht.

Aber es sollte anders kommen. Kaum hatte er sich niedergelassen und nach einer Zeitung gegriffen, so betrat sie den Saal, und er erhob sich im nämlichen Moment, denn vor ihm stand, schöner als je, die Schauspielerin. Sie ging völlig in Trauer, selbst das Kräuschen, welches ihren Hals umschloß, war schwarz. Ihr Antlitz erschien bleicher, ihr Auge größer. Ein Zug herben Stolzes lag um den tiefrothen, feingeschnittenen Mund.

„Nannerl, bringen Sie mir das Essen auf mein Zimmer!" rief der Doktor laut und deutlich zu der Kellnerin hinüber.

(Fortsetzung Seite 794.)

Ein Pulvertransport.

Harmloser Bericht eines Lieutenants.

Von

G. v. A.

Es ist lange her, aber es bleibt in meinem Gedächtnisse mein Lebenlang! An einem schönen Septembertage 18.. erhielt ich den Befehl, sechshundert Centner des schönsten Pulvers von Spandau nach Friedrichsort zu begleiten. Nimmt man diese beiden Orte in die Spannung eines Zirkels, so ergibt sich eine Entfernung in der Luftlinie von 300 Kilometer oder 40 Meilen, wie es damals noch hieß. Wird es Jemand glauben, wenn ich sage, daß ich zu dieser Reise ganz regelrecht vier Wochen gebraucht habe? Es trug sich nämlich so zu:

Nicht weit von der in Buschwerk und Parkanpflanzungen gelegenen Pulverfabrik von Spandau lag, dicht in Schilf und Röhricht versteckt, am Ufer des Flusses ein Fahrzeug, welches der Berliner mit dem Namen „Appelkahn" bezeichnet, und harrte meiner und meiner treuen Waffengefährten (1 Unteroffizier und 4 Mann), um „in See zu stechen". Es war beladen mit sechshundert Centnern Salpeter, Schwefel und Kohle, gerade in dem richtigen Verhaltniß gemischt, um allerlei Unheil anstiften zu können. Mein Bursche keuchte hinter mir her unter der Last eines Koffers, mehrerer Decken, Lese- und Rauchmaterialien, als ich mir auf unwegsamen Pfaden einen Durchgang nach dem Ankerplatz erzwingen mußte, stets dem sicht- und achtbaren Maste meiner Zukunft folgend. Wir langten endlich an und unterwarfen unsere neue Wohnung einer genauen Besichtigung, welche selbst meinem Burschen, der weniger im Comfort verwöhnt war als ich, die malitiösesten Bemerkungen entlockte.

Meine Soldaten hatten wenigstens Platz, insofern als sie ihr Lager direkt auf den mit Stroh belegten Pulverfässern aufschlugen, ich aber mußte meine bescheidene Kajüte von zwei Schritt im Quadrat mit dem Kapitän theilen und dessen Mutter, deren langbewährte, steuerkundige Hand schier vonnöthen war. Eine höchst sinnreiche Erfindung, diesen gemeinsamen Aufenthalt einer längeren Wasserfahrt zu parzelliren und zu regeln, bestand einestheils in einem Stück Zeug, welches vor mein Lager gezogen wurde, anderntheils in der Zeiteintheilung, das heißt, es wurde Abends vereinbart, wer von uns Dreien zu erst, zu zweit oder zu dritt die Stätte der Ruhe aufzusuchen habe. Verriethen tiefe Athemzüge das Einschlafen des Vorgangers, so schlüpfte zartfühlend der Nachfolger in die Kabine; in umgekehrter Reihenfolge sah die aufgehende Sonne uns auf dem Deck

erscheinen. Ich dachte: „Dienst ist Dienst," und richtete mich nach Möglichkeit ein, schnell Vertrauen fassend zu dem Schiffspersonal, welches aus dem Kapitän, dessen Mutter, einem vierzehnjahrigen „Aujust" und einem Manne bestand, der erst kurz vor der Abfahrt in den Buschen zum Ziehen oder „Treideln" engagirt war und der den Eindruck machte, als würde er diese Arbeit beim Anblick des ersten besten Gendarmen oder Schutzmannes schleunigst aufgeben.

So gingen wir unter Segel! Aber vorläufig nicht weit; nachdem wir etwa eine Viertelmeile zurückgelegt hatten, trat Windstille ein und wir standen auf spiegelglattem Wasser still an einer Stelle der Havelseen, wo kein Ruder Grund fassen konnte.

Die Antwort auf meine Frage, ob es nicht bald weiter ginge: „Des is keen Dampfer nich, Herr Leitnant," schien mir so einleuchtend und überzeugend, daß ich schwieg und mich vorläufig in Zeitungen und Romane vertiefte, damals noch ohne Ahnung davon, wie vorsichtig und sorgsam man dergleichen Geistesnahrungsmittel einzutheilen habe. Dieselben nahmen in staunenerregender Weise ab, so daß ich, achtundvierzig Stunden auf einem Flecke festgebannt, schließlich doch den Entschluß faßte, ein Landungskorps zu organisiren, um die noch immer sichtbare Bibliothek (Spandaus) theilweise ihres Inhaltes zu berauben. Doch ein Windstoß, ein zweiter, entführte diese Gedanken und schwellte unser Segel, das uns mächtig dem Kanale entgegendrängte. Ach, der lange Kanal, er erweckte in mir damals so recht die Erkenntniß, daß er mehr im Hinblick auf merkantilische als auf Vergnügungszwecke angelegt worden sei. Die Segel konnten nicht mehr benutzt werden, sondern nur höchst primitive Beförderungsmittel, wie Bootshaken, mit denen man sich vorwärts drückte, oder eine Leine, die sich unser düsterer Fremdling um die ächzende Brust legte und an der er, die gleichmäßigen Pfade am Ufer entlang wandelnd, die schwere

Last bewegte. Auf diese Weise wurden täglich eine oder zwei Meilen zurückgelegt, ein Vergnügen, welches wir uns zu vergrößern suchten durch den einzigen auf Pulvertransporten betreibbaren Sport, den Fischfang. Das viele Angeln ergab die überraschendsten Resultate und zwang mir am Schluß die interessante ichthyologische Notiz in meinem Tagebuche ab: „Im Finowkanale erreichen die Fische jeder Gattung im Maximum etwa die Länge einer Cigarre." Und trotzdem bildeten diese Ergebnisse des Forschens und Angelns die Hauptbestandtheile unserer warmen Mahlzeit; das Fischereigesetz, welches so zierlichen Thieren heutzutage schrankenlose Freiheit garantirt, existirte damals noch nicht.

Bei Dunkelheit durfte vorschriftsmäßig nicht gefahren werden, wir warfen also an irgend einer Stelle des Kanals, wo die untergehende Sonne uns gerade anhielt, Anker, schlugen sechshundert Schritte vom Kahne entfernt auf Wiesen oder Feldern eine Art Zigeunerlager auf, mit einem mächtigen Feuer als Mittelpunkt, um welches sich Alles malerisch gruppirte, und warteten sehnsüchtig die Zubereitung des warmen Mahles ab. Ich muß gestehen, daß ich früher sowohl als auch später häufig besser gegessen habe als zu diesen Zeiten; eine Art Trost war es für mich, zu beobachten, daß das jüngste Mitglied unserer „Equipage", mein Liebling Aujust, sehr viel schlechtere oder gar keine Nahrung erhielt, trotzdem der arme Junge Passion und entschiedenes Verständniß für gute Küche zu haben schien. Ich entsinne mich einer Szene, Abends am Feuer, die mich auf diese Vermuthung brachte. „Weeßte, Mutter, was mich verjangene Nacht jetreimt hat?" unterbrach der Sprößling die Stille. — „Nu?" fragte das zärtliche Mutterherz. — „Von Koteletten!" Schwabb, hatte der Junge seinen Hieb mit dem heißen Kochlöffel: „Ick wer Dir Koteletten!" Das waren so die Verkehrsarten unter dem schifffahrttreibenden Volke.

Während der langen Fahrt hatten wir auch mancherlei Abenteuer zu bestehen und manch' einen Wortkampf auszufechten, denn es ist ein gar rauhes Volk, das Schiffsvolk, mit harter Außenseite, und wenig geneigt, den Vorschriften einer Polizei nachzukommen, insonderheit aber solchen, als da sind: das friedliche Feuer zu löschen, sobald sie einem Pulver führenden Kahne begegnen, oder Abends weitab von ihm zu ankern. Aber auch mit Bewohnern des Landes, deren Kalk- und Ziegelöfen von den Wellen bespült wurden, war viel zu verhandeln, denn es ist ein hart Ding, wegen einem jungen Lieutenant und einem alten Kahne Feuer löschen zu müssen, deren Wiederbelebung so theuer ist. Und ich war hart und streng geworden und wäre nimmer vorbeigefahren an glutspeienden Essen und rauchenden Kratern, da ich auch nichts Wichtiges zu versäumen hatte.

Vierzehn Male sah ich die Sonne auf- und niedergehen, ehe die Thürme Stettins in Sicht kamen. Im Außenhafen der Stadt wurde umgeladen. Das seichte Fahrzeug des süßen Wassers sollte nun vertauscht werden mit dem sturmtrotzenden Segler des Meeres, den ich mir in der Einbildung allerdings anders vorgestellt hatte, wie er vor mir lag. Eine wahre Nußschale war's, ein Ewer, dem wir unser theures Staatsgut in personeller und materieller Beziehung anvertrauen sollten. Mein Mißtrauen, mit dem ich diese neue Heimat musterte, wurde noch genährt durch einen Fremdling — wie ich später erfuhr, war's ein neidischer Konkurrent — der mir mittheilte, dieses Fahrzeug wäre schon seit vielen Jahren „außer Kurs" gesetzt wegen Altersschwäche und nur durch einen neuen Oelanstrich, der allerdings noch naß war, für ungeübte Augen wieder zu Ehren gebracht. Wenn ich nun auch wußte, daß Wind und Wellen wenig Respekt vor einem Oelanstrich haben und sich in ihren harten Prüfungen mehr an Holz und Eisen wenden, so hatte die Kühnheit meines neuen Kapitäns doch etwas Verführerisches für mich, was nun gar zum festen Entschluß reifte, als ein ansehnlicher Korb vom Transportunternehmer gesandt wurde, aus welchem die verschiedenartigsten Weinflaschen anbietend ihre Hälse reckten. Eine edle Regung in mir, die einen Bestechungsversuch witterte, ließ mich anfangs etwas murmeln, wie „Frechheit, Herausschmeißen" 2c.; da mir aber der Ueberbringer lächelnd erklärte, das sei gar nicht für mich, sondern für den Herrn Kapitän — so kam das Fluidum an Bord.

Obschon der Raum auf unserem neuen Luftschiff noch beschränkter war als auf dem alten, so machte der Paragraph der Instruktion, welcher auf Seeschiffen das Rauchen und Kochen an Bord gestattet, bald alles Ungemach vergessen. Meine Kommilitonen besonders wollten sich tüchtig entschädigen für lange Entbehrungen, und es war ein Wunder, daß an diesem ersten Tage zur See, wo Cigarren- und Pfeifendampf dem Fahrzeuge den Anschein eines Steamers gab, das Pulver nicht plötzlich ganz wo anders hin befördert wurde, als bestimmt war.

Auch dieses Schiffes Besatzung war wiederum auf ein Minimum beschränkt: der Kapitän, welcher fünfundzwanzig Jahre lang alle Wasser der Welt als Schiffskoch befahren hatte, glaubte damit genug nautische Kenntnisse erlangt zu haben, um einen Ewer in der Ostsee herumzutummeln, wo man ja, wie er verächtlich meinte, doch alle Augenblicke auf Land stößt. Der Mann hatte sich in dieser Weise gewissermaßen selbst pensionirt, mit dem Schiffchen als Belohnung, dem zwar nicht die Zahl Fünfundzwanzig, wohl aber Fünfzig ganz gut hätte aufgeschrieben sein können. Des Kapitäns einzige Stütze war ein etwa siebenzehnjähriger Jüngling mit Namen Hansen, der außer Segelreffen und Umlegen, Steuern und Scheuern auch noch Kochen, Kartoffeln schälen und Bett machen mußte.

Vier Tage kostete es noch Zeit, ehe wir uns auf schmalen Wasserwegen bis zur offenen See hinauslavirten, und diese vier Tage habe ich meistentheils damit zugebracht, den Namen unseres Schiffes „Marie Anna" dem Hintertheile desselben zu imprägniren. Der Maler war nämlich nicht ganz fertig geworden mit diesem Kunstwerk, und da ich in irgend einem Winkel einen Topf Oelfarbe nebst prächtigem Pinsel entdeckte, so regte sich in mir die künstlerische Ader so stark, daß

ich alsbald frisch darauf losmalte. Wer hätte dieser biedern hölzernen Seele wohl je geweissagt, daß in ihrem späten Alter ein junger Gardelieutenant diese standesamtlichen Funktionen an ihr verrichten würde. Es war aber thatsächlich der Fall.

Daß wir uns auf dem schmalen Flußlauf so langsam vorwärts bewegten, lag hauptsächlich daran, daß wir uns gar zu häufig „festfuhren". Mit diesen verächtlichen Landwässern wenig vertraut, steuerte uns der offenbar mehr meerkundige Greis alle Augenblicke auf äußerlich nicht sichtbare Sandbänke, von denen wir uns auf folgende höchst ingeniöse Weise losbugsirten: Der Anker wurde in unsern kleinen

Handbahn gelegt, einige zwanzig Schritte vom Schiffe entfernt in den Flußgrund niedergelassen und dann von Bord aus mit Hülfe meiner kräftigen Artilleristen die Ankerkette aufgewunden; so zogen wir uns an den festliegenden Anker heran und von der Sandbank herunter. Das macht viel Vergnügen, hemmt aber sehr die Schnelligkeit beim Reisen.

Endlich kamen wir aber doch an das Meer! Eine frische Septemberbrise hatte das Wasser aufgeregt und drängte so entschieden nach der Küste zu, als wollte sie uns den guten Rath geben, dieselbe nicht zu verlassen; doch wir schnitten in bedenklich schräger Lage scharf durch die Wellen, welche mit den Köpfen oft neugierig auf das Verdeck schauten und, die weißen, wilden Locken schüttelnd, mein kostbares Pulver zu netzen trachteten. Doch dieses lag sicher und trocken im Bauche des Schiffes und durch meine Kriegsbesatzung insofern gedeckt, als dieselbe lang ausgestreckt darüber gebettet lag und sich dem ganzen Jammer einer ersten, jungfräulichen Seekrankheit — übergab. Es klang herzzerreißend aus dem dunklen Raum zu uns auf Deck herauf, aber ich erinnerte mit gewichtigen Worten die Jagenden an ihren Eid, der sie ebenso zu Wasser wie zu Lande verpflichtet hätte, und schloß füglich, da doch nichts Ernsthaftes von den bleichen Gesellen zu erwarten war, die Luke, sie zwar dem Lichte und der Luft, doch auch dem nassen Element entziehend. Inzwischen tobte der Wind oben über Deck nach Lust mit Segel, Steuer und Tauen und erschwerte unserem jungen, seekranken Matrosen das Umlegen des Segels so sehr, daß der Kapitän ihm zur Hand gehen und mir das Steuer vertrauensvoll in die Rechte drücken mußte. Es fing an ungemüthlich zu werden, und ein dichter Regen, sowie die einbrechende Nacht trugen nicht dazu bei, die Situation wesentlich zu bessern; ich aber, fest in meinen Regenmantel gehüllt, des Kapitäns Südwester auf's Haupt gedrückt, die Pfeife noch in Brand, hielt mein Steuer stramm nach Nordnordwest, wie es mir der Kapitän geboten. Unwillkürlich sah ich einmal nach rückwärts, in die Gegend hin, wo die Meinigen weilten, und blickte zu meinem Staunen in ein paar leuchtende rothe Augen, die trotz des strömenden Regens deutlich und scharf unser winziges Fahrzeug anglotzten.

„Kapitän, was ist das ‚achter' uns?" schrie ich meinem durch die Situation schnell geschaffenen Vorgesetzten zu.

„Das wird ja woll der Dampfer nach Kopenhagen sein," meinte der ruhige Pommer.

„Ja," replizirte ich, „wenn der seinen Kurs so beibehält, so wird er, bevor er nach Kopenhagen geht, erst einmal an unsern Kasten anlegen."

Der Kapitän hörte auf zu arbeiten, sah scharf nach dem sich nähernden Koloß und rief: „Hansen, die Laterne!"

Der Junge schlüpfte unter Deck, brachte eine alte Stallaterne herauf und strengte sich vergeblich an, eine Handvoll Schwefelhölzchen, an einem nassen Theile seiner Bekleidung einzeln anstreichend, in Flammen zu setzen. Da ich inzwischen entdeckt hatte, daß die Laterne keine Scheiben enthielt, wurde der auf die Erleuchtung zielende Versuch aufgegeben und ein neues Experiment, dem folgenden Ungethüm eine Ahnung von unserem Dasein beizubringen, dadurch angestellt, daß man einer alten dänischen Dragonertrompete Nebelhornsignale zu entlocken versuchte.

„Na, Kapitän, was wird nun?" unterbrach ich rauh das Wasserkonzert, da sich die Entfernung zwischen uns und unserem Verfolger stetig zu verringern schien.

„Ich werde Ihnen was sagen, junger Herr," erwiederte der Alte nach kurzem Nachdenken, auf eine Leiter zeigend, „wenn es schlimm wird, dann nehmen Sie man die Litter und stecken Sie zwischen zwee Sprossen den Kopp, und die Arme rechts und links in die Sprossen, so können Sie drei Dage treiben und in der Zeit kommt schon Eener und nimmt Sie uff!"

„Heiliger Boyton!" dachte ich, und auch der Dampfer schien ähnliche Gedanken über das Tragische dieses Beförderungsmittels zu haben, denn er schwenkte dicht vor uns ab und zog gen Norden. —

Doch wie Alles im Leben, hatte auch diese Nacht ihr Ende und das dämmernde Tageslicht ließ uns trotz des dichten Regens an der Backbordseite Land entdecken. Diese Entdeckung hatte für mich etwas sehr Anheimelndes und ich erlaubte mir die Frage, welchen Namen das Festland trüge und welche Menschen es bewohnten. Da mir des Kapitäns: „Des muß woll Fehmarn sein!" trotz des „muß" etwas unsicher klang, legte ich verschiedene bescheidene Zweifel ein: Fehmarn könne unmöglich so lang sein, da wir schon mehrere Stunden die Küste entlang führen und kein Ende abzusehen sei. „O Schlag, wenn das man nicht Langeland ist oder gar die mecklenburgische Küste," brummte mein alter Seebär, dadurch wenig Anerkennung für mein zehnstündiges nächtliches Nordnordweststeuern verrathend.

Wir studirten emsig die ergraute, narbenvolle Seekarte, doch konnte dieselbe uns schließlich auch wenig Aufklärung über dieses Eiland geben. Als ich aber endlich in nebelgrauer Ferne etwas entdeckte, was einem Hafen ähnlich sah, machte ich den energischen Vorschlag, dort einmal einzukehren, einerseits um die feuchten Kleider zu trocknen, andererseits die trockenen Kehlen anzufeuchten; die See wurde daneben unruhiger und meine fünf Patienten auf den Pulvertonnen schrieen erbärmlich nach festem Boden. Alles das bestimmte den alten Seefahrer, dem Lande zuzuhalten. Er that dieses aber anscheinend sehr ungern und mit einer gewissen Aengstlichkeit, die er mir mit seiner vollständigen Unkenntniß des dortigen Fahrwassers erklärte.

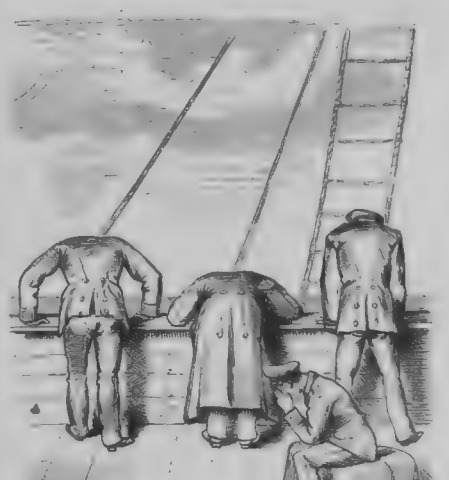
„Wollen wir dann nicht lieber eine Nothflagge aufhissen?" proponirte ich meinerseits, in dem Gedanken, daß ein heftiges Auffahren auf harten Grund möglicherweise auch ein Auffahren meines gesammten Pulvers nach sich ziehen könnte.

Damit hatte ich aber des Kapitäns zarteste Stellen hart berührt: den Geldpunkt und den Seemannsstolz. „Die Nothflagge kostet drei Thaler und — was sollen die Leute von einem alten Kapitän denken?" fügte er verschämt hinzu.

Ich beruhigte ihn wegen beider Bedenken, und bald flatterte ein früher roth gewesenes Taschentuch hoch oben am Maste. Endlich konnten wir im Angesicht einer lieblichen grünen Küste den Anker werfen.

Auf das Geräusch der Ankerkette hin entleerte sich auch der hölzerne Magen des Schiffes und lieferte endlich einmal wieder meine Krieger auf Deck — ein jammererregender Anblick! hauptsächlich was „die Propreté und das Ajustement" anbetraf.

Unsere Lootsen waren inzwischen auf Hörweite herangekommen und einer derselben theilte uns auf Befragen mit, daß der Hafen nebst zugehöriger Stadt den Namen „Heiligenhafen" führe; außerdem aber habe er uns noch zu verkünden, und hiebei entrollte er eine gelbe Fahne, — daß ein hochwohlweiser Magistrat obengenannter Stadt uns verbiete, unser Fahrzeug zu verlassen und das Land zu betreten, alldieweil wir aus einer Stadt kämen, so von der Cholera und Seuche arg heimgesucht sei (Stettin).

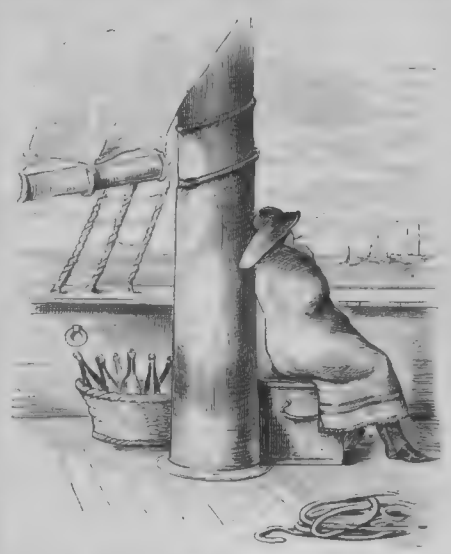


Der ganze Groll der Enttäuschung ward in mir rege und ich erhub mächtig meine Stimme und rief also zurück: Einmal nehme ich vom ersten besten Heiligenhafener Schiffer keine Befehle an, da mir ein altes gelbes Tuch nicht als Beamtenabzeichen gelte, zum Zweiten sei ich ein „königlich preußisches Dienstschiff" und hatte dringend am Lande zu thun, zum Dritten aber respektire ich einen Magistrat jedweder Stadt und thue in Folge dessen hiemit kund: Wenn innerhalb dreier Stunden keine mit gehöriger Vollmacht versehenen Mannen kämen, um den Gesundheitszustand meines Personals zu konstatiren, würde ich mit selbigem eine Invasion unternehmen und von da ab bis auf Weiteres in der besten Kneipe der Stadt anzutreffen sein. — Sprach's, hüllte mich stolz in meine durchnäßte Pferdedecke und beobachtete die vergeblichen Versuche meiner Leibwache, in Sturm und Regen auf schwankendem Deck sich zu adonisiren, um den Schönen des ersehnten Landes einigen Eindruck zu hinterlassen.

Mit der Uhr in der Hand schaute ich ungeduldig nach dem Ufer, meinen Befreiern entgegen, um so sehnsüchtiger, als der aus den Schornsteinen der Häuser aufwirbelnde Rauch mich an lang vermißte Genüsse mahnte. Endlich kamen sie an, die ehrsamen Mitglieder einer Sanitätskommission, zusammengepfercht in eine winzige Jolle.

„Wo ist der Kommandeur?" fragte mich einer der Herren, in meiner rauhen Hülle nicht so köstlichen Kern vermuthend. Ich präsentirte mich und später Cigarren, und nachdem die feuchten Stengel zu glimmen angefangen, wurde ein kurzes Examen über den Gesundheitszustand angestellt, welcher, bis auf die Seekrankheit, als ein glänzender konstatirt wurde. Eine weitere Unterhaltung wurde aber sehr plötzlich abgebrochen, als ich erzählte, ich hätte sechshundert Centner Pulver geladen. War es die Gefahr, waren es die schlechten Havannas? jedenfalls flogen alle Cigarren in die See und kopfüber ging es in den Kahn und bald war die Kommission meinen Augen entschwunden.

Nachdem ich eine Wache organisirt und meinem Kapitän versichert hatte, daß, so lange der konträre Wind daure, ich diesen „heiligen" Hafen nicht verlassen würde, ließ ich mich an Land gondeln und saß bald im „goldenen Stern" hinter gedeckter Tafel und ließ mir's wohl sein. Drei volle Tage



wehte der „konträre" Wind, und er hätte vielleicht noch länger geweht — denn es war gar zu hübsch dort im Städtchen! — wenn ich nicht gefürchtet hätte, in die heimatlichen Verlustlisten aufgenommen zu werden. Ich lichtete also den Anker, und nach so und so viel Stunden Fahrt kamen wir endlich in dem Hafen unserer Bestimmung, in Kiel, an. — Die Einladung eines Bekannten, die Nacht in seinem Hause zu verleben, nahm ich zwar dankbar an, doch zog dieser Leichtsinn die gesammte Besatzung successive mit an das Land, indem immer Einer dem Andern das Kommando und die Verantwortung übergab, bis schließlich ein einziger Kanonier übrig blieb, der Niemanden mehr fand zur Uebernahme, da selbst der Schiffsjunge ein „bischen" ausgegangen war. Mit dem Aufgang der Sonne gedachte ein Jeder wieder an Bord zu sein, allein es kam anders.

Als wir am nächsten Morgen zum Strande wandelten, um nach dem Kahn und seinen Insassen zu sehen, war die Stelle leer, an der wir Nachts geankert hatten, und ich entdeckte nach ängstlichem Umherspähen endlich in weiter Ferne mein Fahrzeug mitten unter den zahlreichen Kauffahrteischiffen, die dort vor Anker lagen. Der Sturm während der Nacht und vielleicht eine Neigung von früherer Zeit her hatte es in die Arme eines „Norwegers" geworfen und diesen auch gleich so mit Tauen und Raaen umarmt, daß eine Scheidung auf friedlichem Wege unmöglich schien. Jedenfalls sahen wir, wie Nordlandsrecken mit Beilen die Verschlingung zu lösen trachteten und wie mein einzig zurückgebliebener Wachtmann mit dem Schwerte sich diesem Ansinnen zu widersetzen schien. Unsere brave Marine, die gerade am Strande beschäftigt war, kam der Landmacht zu Hülfe: ein strammer Matrose wagte sich in die Brandung, schwamm mit einem Tau hinüber und unter herrlichem Seemannsgesang wurde die treulose „Marie-Anna" wieder in ihr altes Verhältniß gehißt.

Ein Stein war mir mit der endlichen Ablieferung der bösen Ladung vom Herzen gefallen, und dieses Gefühl machte mich kühn, so kühn, daß ich auf der Rückfahrt im Eisenbahncoupé den Entschluß faßte, mich und die Meinigen für all' die Mühsale in Hamburg zu entschädigen.

Ich versammelte das Kriegsvolk auf dem Perron des Bahnhofes in Hamburg und hielt folgende Ansprache: „Kameraden! Ich habe zu Lande oft Gelegenheit gehabt, euch zu bewundern, es ist mir nun auch vergönnt gewesen, dieß zu Wasser thun zu können. Ich spreche euch meinen Dank aus, Wasserhelden, für die Hingebung, mit der ihr das Pulver bewacht und behütet habt; ich will meinen Dank aber auch durch eine Thatsache konstatiren, ich werde euch ein Capua bereiten! Sechzig Stunden gönne ich euch, das schöne Hamburg zu genießen; gehet denn hin mit euren Ersparnissen und amüsirt euch! Genau über sechzig Stunden seid ihr wieder hier zur Heimfahrt! Ich logire im ‚weißen Schwan'! Adieu, Kameraden!"

„Adieu, Herr Lieutenant!"

Wie weise war es von mir, im letzten Augenblicke nach alter guter Soldatensitte noch mein Stabsquartier genannt zu haben! Denn es war in früher Morgenstunde, kurz vor der Abfahrtszeit, als es an meiner Thür klopfte und auf mein „Herein!" mein „einsamer Wachtmann" wieder erschien: „Ich, Herr Leitnant, der Herr Unteroffizier schickt mich her, der Wirth will uns nicht fortlassen." Eine Ahnung ließ mich dieß intime Attachement schon erklären und sie wurde bestätigt auf meine Frage mit dem schüchternen: „Mer kennen nich bezahlen!"

So mußte ich denn noch zu guter Letzt diese kostbaren, verpfändeten Staatsobjekte auslösen, um sie richtig wieder in der Heimat abliefern zu können. —

So war damals ein Pulvertransport, vor vielen, vielen Jahren.

— ——

(Fortsetzung und Schluß von S. 791.)

Er sah nicht, wie das schöne Weib zusammenfuhr, als sie diese Stimme vernahm, wie sie plötzlich schwankte, ob sie zurück oder vorwärts schreiten sollte, wie ihr Gesicht sich mit tiefster Blässe bedeckte. Es überkam ihn eine dämonische Lust, ohne sie anzusehen, sich von ihr betrachten zu lassen, bis sie ihm den Weg zur Thür frei gemacht haben würde.

Endlich trat sie hastig in den Saal und griff nach einem Stuhle. Er hörte das an der Richtung ihrer Schritte und verließ unmittelbar nachher den Raum.

Oben sah er, daß inzwischen sein Zimmer geordnet war; das Fremdenbuch war verschwunden. Er verwünschte die Raffinirtheit des Schicksals, das ihn noch einmal in längst überstanden geglaubte Kämpfe zurückschleuderte, hier in diesem Winkel der Erde, wo er Alles eher zu finden vermuthet hätte, als ein bekanntes Gesicht, und darunter wieder jedes eher als das ihrige. Alle Quellen der Lust und Qual brachen wieder in ihm auf, und wie er mit eisernem Willen stopfte und stopfte, sie ließen sich nicht dämmen. Bei aller Erbitterung, welche er empfand, wurde ihm so eigen weh zu Muthe, als quäle ihn die Erinnerung an einen geliebten Todten.

„Und ich kann nicht fort!“ murmelte er; „ich muß diese elende Nacht unter einem Dache mit ihr zubringen! — Muß ich wirklich? Es ist noch eine Wirthschaft hier. Ich werde mich ausquartieren.“

Er hörte Schritte die Treppe heraufkommen, die Tritte zweier Frauen. Nannerl, die Kellnerin, war dabei. Das Zimmer neben dem seinigen wurde geöffnet und die Kellnerin sagte:

„I wer' glei' a Wasser bringen, gnä' Fräulen.“

Bald nachher brachte sie ihm sein Essen.

„Die Rechnung, Nannerl, ich will weiter.“

„Jetzt noch, gnä' Herr?“

„Ja,“ entgegnete er kurz und wandte sich ab.

Sie nahm eine Wasserflasche von seinem Geschirr und er hörte sie diese in das Nebenzimmer tragen.

Er aß ein wenig, aber er hörte nach kurzer Zeit auf und schob den Teller von sich. Nebenan klang es wie unterdrücktes Schluchzen und sein Herz zog sich zusammen. Es war möglich, daß sie neben ihm weinte, und vor seinen Augen tauchte ihr Antlitz auf, wie es aussehen mußte, wenn diese stolzen Augen einmal weinten in wirklichem Jammer und Herzeleid. Er sah ihre Augenlider geröthet und die feuchten Thränenschleier darunter und die quellenden Tropfen.

Aber warum sollte sie gerade seine Nachbarin sein und warum hätte sie weinen sollen? Es fiel ihm jetzt erst wieder ein, daß sie trauerte. War ihr Jemand gestorben? Osten — ja, über den verstorbenen Offizier konnte sie trauern; sie war ja so gut wie verlobt mit ihm gewesen, hatte die blonde Mathilde gesagt. Es war seltsam, aber er empfand eine Regung von Eifersucht gegen den Todten, so gut wie einst gegen den Kranken.

Er raffte sich auf, nahm seine Effekten und ging hinunter. Die Rechnung konnte er ebensogut unten abtragen.

Der Frage über das Ziel seiner späten Wanderung wich er aus und bald befand er sich auf der Straße, auf dem Wege zu dem etwas seitab gelegenen Gasthause, in welchem er eine sehr unerquickliche Nacht verlebte. Er lag wie im Fieber, Stunde um Stunde, und als er endlich Schlaf fand, peinigten ihn häßliche Träume. Bald duellirte er sich mit Klara Rupprecht und sein Schuß traf sie in die Brust, daß ihr rothes Herzblut zur Erde floß, und die blonde Mathilde stand dabei und lachte aus vollem Halse. Dann kam der verstorbene Osten und sagte ihm eine lange lateinische Ode her, die er auf seinen eigenen Tod verfertigt hatte und welche er Martius drängte auswendig zu lernen; und wie er sie endlich hersagen konnte, standen plötzlich Könen und der alte Schmücke neben ihm und pfiffen dazu auf Rohrflöten. So quälte er sich, bis ihn der Morgen weckte. Er kam sich vor wie Einer, der berauscht gewesen.

Er kleidete sich hastig an, trank im Gastzimmer den Kaffee und ließ sich den Weg nach Fehrleiten zeigen. Dieser führte ihn in die Wiesen hinab, wo die Halme thauschwer niederhingen. Er passirte einen Baum, an welchem ein sehr mäßig poetisches Impromptu eines österreichischen Dichters auf einer Tafel zu lesen war. Dann stieg er die Berglehne hinan, einen feuchten, schmalen Weg. An seiner Seite blühten und wucherten hundert Arten üppiger Kräuter durcheinander, während sein Fuß über morsches Holz und Geröll stolperte. Endlich bog er um die Lehne in das sonnenbeschienene Thal der Fusch. Er blickte sich noch einmal um, dorthin, wo die grauen Holzwände mit den dunklen Fenstern ragten, welche ihren Schlaf umschlossen.

„Leb' wohl, Klara Rupprecht,“ sagte er, „für uns Beide hat ein Weg nicht Platz.“

Noch eine kleine Biegung, welche er nicht zu übersehen vermocht hatte, und — da stand Klara Rupprecht vor einer Bank, und er mußte ihr Kleid streifen, wenn er an ihr vorübergehen wollte. Sie hatte ihr Haupt geneigt und sagte:

„Sie haben Recht, Herr Doktor. Der Haß ist das Stärkste, er überwindet selbst die Liebe, die stärker ist wie der Tod. Nur der Haß macht glücklich; und Sie dürfen mich hassen, Sie müssen es um Ihrer Ehre willen.“

„Ja, mein Fräulein,“ sagte er finster. „Aber ich wollte, es wäre mir erspart geblieben, das aus Ihrem Munde jetzt noch hören zu müssen.“

„Das Schicksal hat es so gefügt. Wissen Sie, warum ich diese Trauerkleider trage?“

„Ich kann mir's denken. Er ist ja todt.“

„Er? Was hatte er für Theil an mir? Ich will es Ihnen sagen und außer Ihnen Niemandem weiter: weil ich zu wenig hassen konnte; weil ich ein armes, schwaches Weib war, wie sie alle sind; weil mein Haß nur stark genug war, mich elend, aber nicht mich zufrieden zu machen.“

„Wollen Sie die Sphinx spielen, welche dem Wanderer den schmalen Felsenpfad verlegt und Räthsel aufgibt?“ versetzte er spöttisch. „Ich verstehe Sie nicht!“

Aber er verstand sie doch und sein Herz zitterte heimlich.

„Sie wollen mich nicht verstehen,“ antwortete sie und blickte ihn mit umflorten Augen an. „Sie fliehen vor mir, und ich kann es Ihnen nicht verdenken. Ich bin selbst hieher in diese Einöde geflohen, um mich vor mir selber zu verbergen. — Ich wollte, ich wäre die Sphinx,“ sprach sie nachdenklich, „und Sie riethen mein Räthsel. Die Gelegenheit zum Hinunterspringen ist hier sehr günstig.“

Sie blickte die steile Berglehne hinab und wandte das Gesicht in einem Anfall von Schwindel auf die entgegengesetzte Seite.

„Um Gottes willen, gehen Sie zu der Bank hin!“

„Ist es Ihnen nicht gleichgültig, was geschieht?“ versetzte sie schwach lächelnd, und plötzlich brach es in heißen Tropfen aus ihren Augen und ihre Lippen zitterten.

Der Doktor aber breitete die Arme aus und einen Augenblick später hielt er die stolze Gestalt umschlungen, welche lautlos an seiner Brust zuckte wie im Krampf.

„Vor San Marco zu Venedig saß ein runzeliges Bettelweib, Klara,“ sagte der Glückliche mit bebender Stimme, „und sie nahm meine Hand, als ich ihr das Almosen reichte, und sprach ein Wort, das ich behalten habe: ‚Auf steilen Wegen, Herr, begegnet Ihr dem Glücke.‘“

*

Martius nahm in dem Gasthofe, in welchem er die Nacht zugebracht, für einige Tage Wohnung. Er bestand darauf, in dem Kirchlein von St. Wolfgang die Vermählung vollziehen zu lassen, was in der That nach Ordnung der äußeren Formalien an einem Sonntag Morgen geschah. Das Brautpaar gehörte der katholischen Kirche an.

Das ganze Ereigniß machte begreiflicherweise ungeheure Sensation in dem kleinen Kreise der Gäste. Indeß entzogen sich die Glücklichen rasch der neugierigen Theilnahme; noch am Hochzeitstage eilten sie der Schweiz zu, wo Könen mit dem Doktor in Interlaken hatte zusammentreffen wollen. Ersterer fand sich nur mit großer Mühe und nicht ohne Mißtrauen und heimlichem Verdruß in die Situation. Aber es blieb ihm nicht viel übrig, als sich mit der Gattin des Freundes vorläufig auszusöhnen.

Er hatte zwei überraschende Nachrichten aus der Heimat mitgebracht: die blonde Mathilde hatte sich mit einem Verwandten ihres Hauswirths, einem Kaufmann, verheirathet und wohnte am entgegengesetzten Ende der Provinz; dann aber war der ehrliche Schmücke aus dem Leben geschieden. Ein Lungenleiden war bei ihm ausgebrochen und hatte ihn rasch aufgezehrt. Das war ein wirklicher Wermuthstropfen im Wonnekelch des Doktors.

Könen beobachtete daheim noch längere Zeit das Glück der Beiden mit argwöhnischem Auge. Martius erwarb sich rasch eine ansehnliche Praxis; die ehemalige Schauspielerin dachte nicht mehr an eine Rückkehr zur Bühne, ja, sie besuchte grundsätzlich niemals das Theater. Sie arbeitete sich ohne Zweifel mit ernstem Willen in die Hausfrauenrolle hinein, und der Assessor befand sich in der That nirgendwo behaglicher als bei „Doktors“.

Er konnte es doch nicht unterlassen, den Freund nach einigen Monaten einmal auf's Gewissen zu fragen, ob er denn in Wahrheit glücklich sei.

„Wie ein Gott!“ entgegnete Martius lächelnd. „Sie hat das Einzige gefunden, was ihr einst fehlte, um vollkommen zu sein — ihren Meister!“

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

Zweite Serie.

VI.

(Schluß.)

„Etwas Aehnliches in anderer Richtung,“ sagte der Oberst von Fernon, während Alle stillschweigend den Worten des Grafen Sternfeld zustimmten, „habe ich bei Munkaczy's Bild empfunden, welches Milton darstellt, wie er seinen Töchtern das ‚Verlorene Paradies‘ diktirt.“

„Ja, ja,“ sagte Frau von Ramberg, „so ist es auch mir ergangen, und doch ist ja bei jenem Bilde die vollkommenste historische Wahrheit in den Gestalten und der Staffage vorhanden, die Kostüme, die Möbel, alles ist naturgetreu und im Geiste der Zeit —“

„Trotz alledem,“ fiel der Oberst von Fernon ein, „ist das ganze Bild, um das Urtheil einer Dame von hohem Kunstsinn zu wiederholen, poesielos.“

„Poesielos?“ fragte Frau von Ramberg, „ein Bild, welches den großen Dichter darstellt, während er sein unsterbliches Werk diktirt?“

„Gerade deßhalb vielleicht,“ erwiederte der Oberst, „weil er im Augenblick des Diktirens dargestellt ist, das heißt im Augenblick der peinlichen Arbeit, um die in seinem Innern durch einander drängenden Gestalten in das schwer anzupassende Gewand des Wortes zu kleiden. Diese Arbeit ist eine mühsame und widerwärtige und eignet sich nicht zur Darstellung. Der Dichter wie jeder schaffende Künstler empfängt zuerst, wie einen göttlichen Strahl der Begeisterung, die Idee zu seinem Werk, aber nur dem Jupiter ist es gegeben, die fertige Pallas aus seinem Haupt herausspringen zu lassen, der irdische Mensch muß das ideale Bild, das mit einem einzigen leuchtenden Strahl in seiner Seele aufblitzte, in langer, mühseliger Arbeit aus der Materie herausschälen, und diese langsame, durch alle Fesseln menschlicher Schwäche gehemmte Arbeit ist der Gegensatz der Poesie, ob auch ihr Endziel die edelste und höchste poetische Schöpfung sei. Wenn der Bildhauer die klassisch schöne Gestalt, welche seine Phantasie in einer glücklichen, begeisterten Stunde erschaut hat, aus dem ungefügen Marmorblock heraushämmert, so gehören die einzelnen Schläge seines Meißels dem Handwerk an, welches er der Kunst dienstbar macht, und Unmuth und Ungeduld wird ihn oft erfüllen und sich auf seinen Zügen malen, wenn eine widerspenstige Ader oder ein hartes und sprödes Korn im Gefüge des Steines seinem Meißel Schwierigkeiten entgegenstellt. Ebenso der Dichter — er sieht, wie ich mir vorstelle, das Ganze seiner Dichtung als ein harmonisches Bild vor sich und muß nun die idealen, leichtbeschwingten Gestalten dieses Bildes in die Form des Wortes zwingen, das oft noch spröder der bildenden Hand widerstrebt als der Marmor. Diese gestaltende Arbeit ist aber gewiß kein Vorwurf für den Künstler, der immer die Schönheit darstellen soll, denn das mühsame Ringen mit dem Stoff muß unschön sein, unmuthig und verdrießlich machen, da es in jedem Augenblick die Unzulänglichkeit der menschlichen Kraft zur Empfindung bringt und da sein endliches Resultat doch immer noch hinter dem ursprünglichen Ideal zurückbleibt. Gerade diesen peinlichsten Theil der Arbeit des Dichters aber stellt uns Munkaczy dar. Ich würde mir als ein schönes Bild denken können: Milton am Strande des Meeres oder unter rauschenden Baumwipfeln des Waldes, wie er, von seiner Tochter geführt, die Idee des ‚Verlorenen Paradieses‘ in sich erstehen fühlt und wie er in hingeworfenen Sätzen zum ersten Mal diese Idee ausspricht — oder auch, wie er das vollendete Werk begeisterten Zuhörern vorträgt. Hier aber zeigt uns der Maler den großen Dichter an einem der peinlichsten Punkte jener Arbeit, die oft daran verzweifeln möchte, die Inspiration, welche den inneren Sinn erleuchtet, in dem widerspenstigen Stoff wieder zum Ausdruck zu bringen. Man sieht, wie der Dichter, vornüber gebeugt, die Nerven und Muskeln gespannt, vergeblich das Wort sucht, das seinem Gedanken den rechten Ausdruck geben soll — seine Töchter hängen erwartungsvoll, aber nicht begeistert an seinen Lippen, diejenige, welche die Feder führt, hat ein Buch mit vielfach durchstrichenen und verwischten Zeilen vor sich, — in jeder Weise wird also ge-

rade die ringende Arbeit des Formgebens hier dargestellt, welche eigentlich dazu bestimmt ist, ein schmerzliches Geheimniß des schaffenden Künstlers zu bleiben."

„Ja, ja," rief Frau von Ramberg, „das ist es — man hat Mitleid mit diesem Milton, der nach dem Wort sucht und so mürrisch und fast verzweifelt aussieht, und mit diesen Töchtern, welche die Mühe des Vaters mit ansehen müssen."

Die Uebrigen, auch der Doktor Landen, stimmten dem Urtheil des Obersten ebenfalls völlig bei, und der Graf Sternfeld sprach das Bedauern aus, daß ein so bedeutendes, nach ernsten und hohen Zielen strebendes Talent wie Munkaczy in diesem Bilde einen Fehlgriff gethan habe, den die vollendetste Meisterschaft in der Pinselführung nicht wieder gut zu machen vermochte.

„Es ist nicht nur die Gestalt und die Person Milton's selbst, welche mir mißfällt," sagte Frau von Ramberg, „vor Allem sind mir seine drei Töchter unsympathisch — es sind hausbackene, prosaische Gestalten, von denen man nicht weiß, warum sie auf die Leinwand gebracht wurden, vor Allem diejenige, welche die Feder führt, das ist ein Wesen, halb Blaustrumpf, halb Köchin — es würde selbst schwer sein, zu bestimmen, in welchem Lebensalter sie steht."

„Dann besitzt sie ein Geheimniß, um welches sie viele junge Damen beneiden werden," sagte Doktor Heilborn, „vor Allem die noch unverheiratheten."

„Der Doktor will uns wieder eine Bosheit sagen," rief Frau von Ramberg, „aber das trifft mich nicht — ich bin bereit, Jedermann meinen Taufschein vorzulegen, und gestehe meine zweiundzwanzig Jahre offen ein."

„Zweiundzwanzig Jahre zählen nicht," sagte Doktor Heilborn, — „übrigens gehört die gnädige Frau durchaus nicht in die Kategorie, von welcher ich sprach — die verheiratheten Damen und die Wittwen sind aufrichtiger; außer ihnen theile ich aber die Damen ein in „noch nicht verheirathete" und „noch unverheirathete". Die noch nicht verheiratheten gehen ungefähr bis zum vierundzwanzigsten Jahre und sie sind häufig ganz aufrichtig in Betreff ihres Alters, — die noch unverheiratheten fangen dann später an, und die Undurchdringlichkeit des Räthsels der Sphinx ist nichts gegen die Sorgfalt, mit welcher sie ihr Alter verbergen — kein Oedipus würde dieß große Räthsel ihres Lebens zu lösen im Stande sein; — ich fordere die gnädige Frau heraus, mir zum Beispiel eine einzige noch unverheirathete Dame von vierzig Jahren zu zeigen, und ich würde unbesorgt den höchsten Preis auf den Kopf eines solchen Unicums setzen."

„Warum denn gerade vierzig Jahre?" fragte Frau von Ramberg lachend, — „welche Bewandtniß hat es mit dieser Zahl, von welcher doch neulich erzählt wurde, daß Cagliostro sie als die schönste Altersstufe im menschlichen Leben bezeichnet habe?"

„Im männlichen Leben, gnädigste Frau," sagte Doktor Heilborn, „im weiblichen muß das wohl anders sein, denn ich fordere die sämmtlichen Herrschaften hier heraus, mir eine noch unverheirathete Dame von vierzig Jahren zu zeigen — wo diese Altersstufe bleibt, mögen die Götter wissen, so viel steht fest, daß sie für die Welt völlig verloren geht. Das erste Achoppement," fuhr er fort, „findet bei der Zahl dreißig statt, — es ist unglaublich und medizinisch merkwürdig, wie lange oft jene Damen die Stufen auf der Leiter des Lebens, welche die Zahlen siebenundzwanzig, achtundzwanzig, neunundzwanzig tragen, herauf und wieder herab steigen, ohne jemals die ominöse dreißigste Stufe zu erreichen; endlich aber überschreiten sie dann dieselbe doch, mit besonderer Feierlichkeit wird der dreißigste Geburtstag begangen und dann bleibt längere Zeit wieder die Altersfrage der Gegenstand eines räthselhaften Dunkels, — vierzig Jahre alt aber werden solche noch unverheirathete Damen niemals — absolut niemals, — ganz urplötzlich und ohne jeden Uebergang sind sie dann, wenn jeder Widerstand gegen die verhängnißvollen Zeichen des Alters überflüssig wird, mit einem Male fünfzig Jahre alt und schreiten dann von da ab ganz ruhig und resignirt weiter auf ihrem Lebenswege fort. Es muß also," fügte er hinzu, „wohl in der Zahl vierzig etwas Ominöses, Besonderes und Antipathisches für das weibliche Geschlecht liegen, vielleicht weil mit vierzig Jahren selbst die Schwaben weise werden, während doch das Reich der Liebe, in welchem die Frauen herrschen, zugleich das Reich der Thorheit ist."

„Obwohl Sie das vielleicht nicht erwarten," sagte Frau von Ramberg, „gebe ich Ihnen darin Recht, — die Welt würde unendlich langweilig sein, wenn sie mit lauter weisen Menschen bevölkert wäre, und welcher Stoff würde uns übrig bleiben für unsere Plauderei hier, wenn uns die Schwächen und Unvollkommenheiten der Menschen fehlten. Ich nehme also für mein Geschlecht das Szepter im Reiche der Thorheit an und bin überzeugt, daß ich damit die Herrschaft über neun Zehntel der Welt antrete."

„Sagen Sie lieber über die ganze Welt," fiel der junge Graf Sternfeld ein, „denn jeder Mensch, mag er so ernst vor der Gesellschaft wie nur immer sein, hat seine Dosis Thorheit, — sagt man doch, daß es in jedem wohlgeordneten Geist ein Pförtchen gebe, durch welches der Wahnsinn seinen Einzug halten kann, und daß es die Aufgabe eines jeden Menschen sei, einen solchen schwachen Punkt seiner Geistesfestung ganz besonders sorgfältig zu vertheidigen —"

„Vorausgesetzt, daß er ihn kennt," bemerkte der Doktor Heilborn, — „bei vielen Menschen handelt es sich freilich nicht um ein kleines Hinterpförtchen, sondern ein großes Thor steht in ihrem Geist der Verrücktheit weit offen, ohne daß sie eine Ahnung davon haben und daran denken, sich in Vertheidigungszustand zu setzen."

„In Niedersachsen drückt man das," sagte der Lieutenant von Hochfeld, „durch das Sprüchwort aus: ‚Jeder Mensch hat seinen Vogel im Kopf, der oft lange und friedlich stillsitzt, bei passender Gelegenheit aber mächtig mit den Flügeln zu schlagen beginnt', — freilich soll es sehr schwer sein, in dieser Beziehung über sich selbst klar zu werden, und jeder Mensch ist eher geneigt, den Vogel, den ihm die Natur gegeben, sorgfältig zu pflegen und immer größer und größer zu ziehen, statt ihm ein Ende zu machen."

„Lassen wir also," sagte Frau von Ramberg, „jedem Menschen seinen Vogel — wie der Lieutenant von Hochfeld das nennt, den Männern die großen und uns Damen die kleinen — die griechische Mythologie weist ja schon dem Jupiter den Adler, der Venus aber die kleinen zierlichen Turteltauben und die goldgefiederten Sperlinge zu."

„Der Juno aber den Pfau," fiel Doktor Heilborn ein, „der ja ganz hübsche Dimensionen hat —"

„Jedenfalls aber schöner ist," sagte Frau von Ramberg, „als dieser häßliche Adler des Jupiter, der dem Menschen das Geisteslicht nicht gönnt und dem armen Prometheus, der die leuchtende Fackel am Lichte des Himmels entzündete, grausam und unbarmherzig die Eingeweide zerfleischt — da sind doch der Pfau und die Turteltaube harmloser und besser, — und so ist es auch in der That, die sogenannten Vögel der Männer sind auch heute noch bösartig, verhängnißvoll und ungefällig — sie haben Krallen und harte Schnäbel, während die unsrigen auf zierlichen Schwingen unschädlich einherflattern."

„Es sind Kolibris," sagte der Lieutenant von Hochfeld, „reizend, bunt und zierlich, — aber freilich," fügte er mit einem etwas scheuen Seitenblick auf Frau von Ramberg hinzu, „wenn uns eine ganze Volière solcher kleinen reizenden Flügelschläger um den Kopf saust, kann man doch ein wenig bange werden."

„Bleiben Sie also diesen Volièren vorsichtig fern," sagte Frau von Ramberg, — „die Gräfin winkt und wir müssen auf den Boden des körperlichen Materialismus zurückkehren, auf den ja auch die großen wie die kleinen Vögel sich herablassen müssen, um neue Kraft für ihren Flügelschlag zu gewinnen."

Aufstehend reichte sie dem Grafen Sternfeld den Arm.

Samuel Gobat, Bischof von Jerusalem.

(Hiezu das Porträt S. 781.)

Der erste Mai dieses Jahres war für die „heilige Stadt" ein besonders bewegter Tag; nicht nur das sich alle Stunden wiederholende feierliche Glockengeläute von den christlichen Kirchen deutete auf ein außergewöhnliches Ereigniß, welches die sonst so von einander abgeschlossenen Gemeinden verbindet, sondern auch die bunt wogende Menge, die sich auf der breiten Straße vor der „Davidsburg" drängte, gab Zeugniß, daß es heute eine Feier galt, welche nicht nur die Christen aller Konfessionen: Griechen, Römisch-Katholische, Armenier, sondern überhaupt alle Religionsgemeinschaften Jerusalems miteinander verbindet, denn auch Israeliten und Mohammedaner nahten sich dem Berge Zion. Sie wollten einen Mann zu Grabe geleiten, dem es, wie Wenigen, gelungen war, die Herzen Aller für sich zu gewinnen, ob sie nun seine Glaubensgesinnung theilten oder nicht.

Samuel Gobat, der evangelische Bischof, der ehrwürdige achtzigjährige Patriarch, der Vater und Freund der Armen und Nothleidenden Jerusalems, ja des ganzen heiligen Landes, war an diesem Sonntag Morgen, den 11. Mai 1879, von der Erde geschieden und wurde am Abend desselben Tages mit großer Betheiligung unter einem Oelbaum auf dem protestantischen Kirchhof Jerusalems beerdigt.

Samuel Gobat wurde am 26. Januar 1799 in dem damals französischen, jetzt schweizerischen Dörfchen Crémine geboren. Seine Eltern waren christlich fromme Leute, unter deren Obhut der kleine Samuel heranwuchs. Als der Knabe in das Jünglingsalter eintrat, wurde er diesen wohlthätigen Einflüssen entfremdet, aber von dem Prediger Bost wieder zum Ernst des Lebens zurückgeführt. Samuel hatte den stillen Wunsch, Missionar zu werden und er trat im Frühling 1821 in das Missionshaus in Basel ein. Als er sich behufs Erlangung der nöthigen Schriften an den Amtmann des Städtchens Montier wandte, schaute dieser den hochgewachsenen, stattlichen blonden Jüngling bewundernd an, indem er ausrief: „C'est dommage, vous auriez fait un beau grenadier!" Gobat erwiederte ihm: „Jésus a aussi besoin de bons soldats," und er hat unter dieser Fahne bis zum Ende wirklich treu gedient.

Als Knabe hatte Gobat nur die dürftige Dorfschule besucht und später war für seine Ausbildung gar nichts geschehen. Aber die Liebe zu seinem Beruf, die schönen natürlichen Anlagen und die ungeschwächte Kraft, die er mitbrachte, dienten seinen Studien zur Förderung. Bald zeigte sich bei dem Jüngling, der bis dahin nur des Französischen mächtig war, eine außerordentliche Begabung zur Erlernung fremder Sprachen, weßhalb man ihn im Herbst 1823 nach Paris sandte, wo er den Unterricht des ehrwürdigen Sylvester de Sacy, des trefflichen Lehrers der arabischen Sprache, genießen durfte. Im Jahre 1825 ging er in das Missionshaus nach Islington über und von dort wurde er durch die „Kirchliche Missionsgesellschaft" in London nach Abessinien gesandt. Es war dieses der protestantischen Mission früher völlig verschlossene Land ein sehr schwieriges Arbeitsfeld. Gobat hat die Erfahrungen, die er während seines dreijährigen Aufenthaltes in Gondar, der Hauptstadt der Provinz Amhara, machte, in einem Reisetagebuch (Journal of a three years residence in Abessinia. 2. Ed. London 1847) beschrieben. Wir lernen in diesem noch heute lesenswerthen Buch ein ursprünglich reichbegabtes, aber tief gesunkenes Volk kennen, dessen Christenthum in den widerlichsten Byzantinismus ausgeartet ist.

Zu seiner Erholung in Basel weilend, vermählte sich Gobat am 23. Mai 1834 mit Maria Zeller, der zweiten Tochter des Inspektors Christian Heinrich Zeller in Beuggen. Mit seiner Frau zum zweiten Male nach Abessinien ausgezogen, hatten Gobat und seine treue Gehülfin schwere Leiden durchzumachen. Er mußte das Land wegen Krankheit wieder verlassen, in welchem er höchst segensreich gewirkt hatte und das er nicht wieder betrat. Nach einigen Jahren der Erholung, die er in der Schweiz zubrachte, erhielt er von seiner Gesellschaft den Auftrag, nach Malta überzusiedeln, um den Druck der arabischen Bibel auf der Missionspresse zu leiten; später erhielt er die Direktion des protestantischen Kollegiums in Malta. Kaum hatte sich jedoch Gobat von England, wo er vom Bischof von London zum Diakon der englischen Kirche geweiht worden war, auf seinen neuen Posten nach Malta begeben, so erhielt er von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen durch die Vermittlung Bunsen's die ehrenvolle Anfrage, ob er sich dazu entschließen könne, das durch den Tod des Bischofs Alexander (1845) erledigte evangelische Bisthum Jerusalem zu übernehmen.

Es war dieses Bisthum, die Lieblingsschöpfung Friedrich Wilhelm IV., nach langwierigen und wenig erquicklichen Unterhandlungen zwischen Preußen und England im Jahre 1841 in's Leben gerufen worden. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte die evangelische Kirche im türkischen Reich gar keine gesetzliche Anerkennung, wie sie die griechische, lateinische und armenische Kirche von alters her besaßen und war demzufolge der Willkür der Paschas vollständig freigegeben. Diesem Uebelstand, der sich seit dem Jahre 1840 stark fühlbar machte, indem Mehemed Ali von Aegypten das ihm seit 1832 unterworfene Syrien wieder an die Pforte abtreten mußte, sollte durch die Gründung eines protestantischen Bisthums in Jerusalem abgeholfen werden. Ursprünglich hatte Friedrich Wilhelm IV. beabsichtigt, in Jerusalem ein anglikanisches und in Bethlehem ein deutsch-evangelisches Bisthum zu errichten. Schließlich einigte man sich jedoch zur Gründung eines anglikanischen Bisthums in Jerusalem, für welches von der Krone Preußen und einer Subskription in England ein Stiftungsfond im Betrage von 30,000 Pfd. St. aufgebracht wurde.

Mit seltener Weisheit, Treue und Hingebung verwaltete Gobat unter oft schwierigen Verhältnissen sein Bisthum nahezu 33 Jahre. Ausführlicher auf seine Wirksamkeit einzutreten, ist hier nicht möglich. Nur andeuten wollen wir, wie Gobat sein Hauptaugenmerk auf die Erziehung der Jugend richtete, die bei Antritt seines Amtes gar sehr darniederlag, so daß er nicht eine einzige evangelische Schule im heiligen Lande fand, während jetzt durch seine unermüdliche Thätigkeit und kräftige Unterstützung aller evangelischen Missionsarbeit, außer in Jerusalem, Gemeinden in Bethlehem, Jaffa, Nablus, Nazareth mit Schulen, Waisenhäusern und Krankenheilanstalten entstanden sind, deren Segen außer jeder menschlichen Berechnung liegt. Man zählt in Palästina jetzt 12 protestantische Gemeinden mit zusammen etwa 1200 Seelen und nicht weniger als 37 evangelische Schulen.

Aber die Wirksamkeit des Bisthums Jerusalem beschränkt sich nicht bloß auf Palästina. Sie umfaßt Aegypten, Arabien, Kleinasien, Mesopotamien. Der Protestantismus ist im Orient zur achtunggebietenden Macht geworden!

Gobat's Tod war ein würdiger Abschluß seines reichen Lebens. Der ehrwürdige Patriarch hatte das achtzigste Lebensjahr erreicht, als er in die ewige Ruhe des Volkes Gottes einging.

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von

Friedrich Unwinger.

3. Serie.

(Fortsetzung.)

Spinnefeind sein.

Ein Stadium der Feindseligkeit, die schon einen sehr hohen Grad erreicht hat.

Einer jüdischen Sage entlehnt. Die Spinne ist den Juden das verhaßteste Thier; sie soll bei der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem das Feuer hinzugetragen haben.

Ein Rädelsführer sein.

Die aufrührischen Bauern führten im Jahre 1525 eine Fahne, auf welcher ein Glücksrad gemalt. Daher der Name.

Da liegt der Hund begraben.

Das ist's, worauf es ankömmt, hier ist das Hinderniß, hier ist der Kern der Sache.

Es existirt eine ganze Reihe geschichtlich verbürgter Erzählungen, die den Ursprung des Sprüchworts begründen sollen. Meistentheils handelt es sich darin um einen absonderlich treuen oder klugen Hund, der auf eine feierliche Weise begraben wurde. Dem innewohnenden Sinn des Wortes stehen aber alle jene Historien fern und nur eine derselben ist berechtigt, das Dunkel zu lösen.

Dem Bau des Nürnberger Rathhauses war ein sehr kostspieliger Plan zu Grunde gelegt. Man mußte aber davon abweichen, weil die Mittel zu fehlen begannen. Der eine Flügel konnte deßhalb nicht massiv, sondern nur in Fachwerk errichtet werden und der Baumeister, welcher als Wappenthier einen Hund führte, ließ als Zeichen, daß seine Arbeit nur bis auf einen gewissen Punkt gelangt sei, über die letzte massive gothische Thür einen in Stein gehauenen Hund einmauern, der somit andeutete, daß hier der Sache ein unwiderstehliches Hinderniß entgegentrat. Diese Deutung hat jedenfalls mehr Anspruch, Quelle des Sprüchworts zu sein, als die übrigen Hypothesen.

(Fortsetzung folgt.)

Frauen und Männer des 19. Jahrhunderts. Aus der Aquarellensammlung von Norbert König.

Schach.

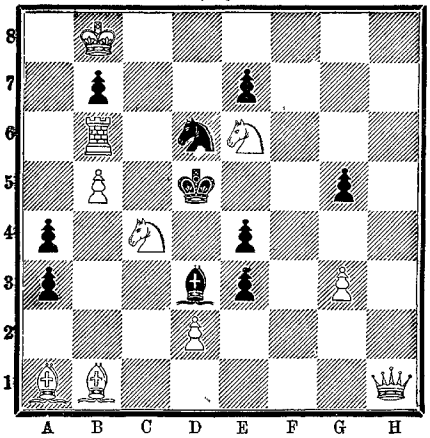
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 39.

Mit dem zweiten Preise im vorjährigen italienischen Problemturnier gekrönt.

Von Carlo Salvioli aus Venedig.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 35:

Weiß.	Schwarz.
1) E 6 — E 7	1) K. E 5 nimmt D 6 od. A) B) C) D)
2) L. C 7 — C 6 †	2) K. beliebig.
3) D. F 2 — B 6 oder — F 8 oder — E 3 setzt Matt.	
A)	
1)	1) L. nimmt C 7.
2) D. F 2 — F 6 †	2) K. E 5 — E 4.
3) L. D 6 — E 6 setzt Matt.	
B)	
1)	1) D 3 — D 2.
2) L. C 7 — C 4	2) K. E 5 nimmt D 6 oder D 5 nimmt C 4 (oder beliebig).
3) D. F 2 — F 6 oder — D 4 (oder — F 5) setzt Matt.	
C)	
1)	1) L. H 5 — F 7.
2) L. D 6 — F 6	2) Beliebig.
3) D. F 2 — F 4 oder — F 5 setzt Matt.	
D)	
1)	1) L. H 5 nimmt G 4.
2) D. F 2 — E 3 †	2) K. E 5 nimmt D 6 oder — F 5.
3) E 7 — E 8 S. oder S. H 2 — G 3 setzt Matt.	

(Andere Varianten leicht.)

Schachbriefwechsel.

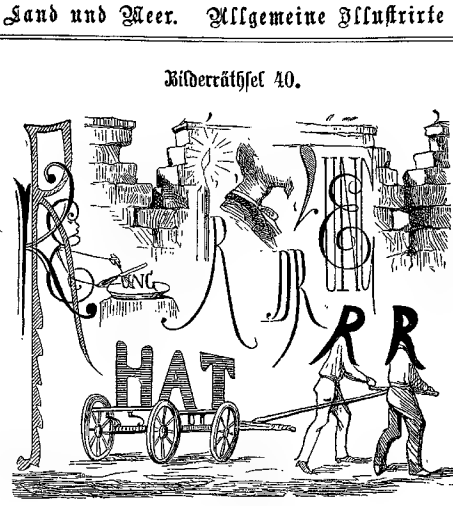
Hrn. D. R. in Hamburg. In Nro. 33 würde auf 1) D. G 7 — G 6, L. G 5 — F 6 das Matt im zweiten Zuge unmöglich machen. — B. in Lauenburg. Wenn in Nro. 33, wie Sie angeben, 1) D. G 7 — D 7 † geschieht, so vereitelt Schwarz durch K. D 5 — E 4 das Matt. — P. H. in Bernstadt. Es kommt in Schachaufgaben darauf an, daß das Matt bei keinem Gegenzuge früher, als aufgegeben, erzwungen werden kann. Diesen ersten Grundsatz haben Sie mehrfach nicht berücksichtigt. — S. in Stuttgart. Nro. 32 u. 33 R. In Nro. 34 würde auf 1) S. A 5 — C 6, K. D 5 — D 6, 2) L. F 1 — F 4, K. D 6 — D 7; 3) L. F 4 — E 4 durch K. D 7 — C 8 das Matt verhindert. — A. B. in Wettin. Bitte Ihre Lösungen noch einmal zu prüfen. — G. M. in St. Petersburg. Nro. 32 R. Sie spielen in Nro. 31 1) D. D 3 — D 4, K. A 5 — B 5; 2) S. G 3 — F 5 und glauben dann mit 3) S. E 5 — D 6 mattzusetzen, während der König nach A 5 zurückkehren kann. — Aj. in Hagen. Nro. 32 u. 33 R. In Nro. 30 würde auf 1) S. E 5 — C 6, K. D 5 — C 4; 2) S. F 5 — E 7 geschehen und 3) D. G 3 — C 3 mattsetzen. — A. L'h. in Magdeburg. Wenn in Ihrer Aufgabe auf B 6 und F 6 weiße Bauern stehen, so ist die Lösung nicht richtig; sind es aber Läufer, so befinden sich von vornherein 3 Läufer auf dem Brette, wodurch die Aufgabe entstellt ist. — J. P. in Budapest. Unsere Nro. 33 ist vollkommen richtig. — Br. in Gießen. Nro. 29 u. 31 R. Aufgabe ein wenig zu leicht. — L. N. in Erfurt. Nro. 32, 33 u. 34 R. Ueber Nro. 28 siehe früheren Briefwechsel. — C. St. in Schwetzingen, C. M. in Magdeburg und J. L. à Liège. Nro. 31, 32, 33 R. — J. M. in Schwanden. In Nro. 32 könnte auf 1) K. G 6 nimmt H 6 durch D. B 8 nimmt D 6 † das Matt in 3 Zügen verhindert werden. — F. K. in Krnze. Nro. 33 und 34 R. Ueber Nro. 30 siehe vorher. — Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 33 erhalten von Hrn. J. W. S. in Pola, A. S. bei Wien, R. H. in Leipzig (Biener'sche Blindenanstalt), L. in Hamburg, Ham. Schachgesellschaft in Kempten, G. N. in Dresden, Baron v. K. in Hrohy, C. W. (cand.) in Berlin, G. S. und W. L. in Heiligenhafen. — Em. Fr. à Lyon., C. K. in Stuttgart und H. in Freiwaldau. Nro. 31 R. — L. Br. in Hagen. Nro. 29 R. — C. G. in Hannover. Nro. 30, 31, 33 R. — H. H. in Neustadt. Nro. 30 und 31 R. — W. v. G. in Schlüchtern. Nro. 30 R. — C. B. in Straubing. Nr. 32, 33 und 34 R. — Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 34 erhalten von Hrn. S. in Guttentag, K. K. in Bonn, L. M. aus Korfu, Eb. E. in Stuttgart, G. S. und W. L. in Heiligenhafen. — Hrn. C. S. in Jerzyklowo. Nro. 30—34 R. Ihre Bemerkung zu Nro. 34 wohlbegründet. — Hrn. v. Stockhorn in Bruchsal. Nr. 34 und 35 R.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 12:

Du bist Orplid, mein Land! das ferne leuchtet;
Vom Meere dampfet dein besonnter Strand
Den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.
Uralte Wasser reigen verjüngt um deine Hüften, Kind!
Vor deiner Gottheit beugen
Sich Könige, die deine Wärter sind.

Eduard Mörike.

Bilderräthsel 40.



Auflösung des Bilderräthsels 39:

Die Biene zieht Honig aus jeder Blüte.

Auflösung des Arithmogriph in Nro. 39:

Sacher-Masoch.
Pirat.
Zehn.
Eifel.
Lermontoff.
Haarlem.
Altar.
Gnu.
Elephant.
Narses.

Räthsel.

Wenn, ach! die erste Sylbe krank,
Füllst du die zweite lieblich lang
Mit Vers und Reim,
Bis Lieb' zu dir das Ganze faßt
Und glücklich du's geführet hast
In's traute Heim!

Briefmappe.

Hrn. Grafen P. P. in A. Die Etikette erlaubt das allerdings im Allgemeinen nicht, doch gibt es auch hier in jedem Lande kleine Nüancen, welche das Verhalten bestimmen. M. ist nicht anzurathen.

Hrn. F. N. in B. Gegen chronischen Magenkatarrh ist eine rationelle Kur mit Karlsbader Wasser empfehlenswerth; dieselbe muß von einem den Kranken beobachtenden Arzte geleitet werden.

R. H. in Prag. F. Sch. in Barmen. Unmöglich.

Frl. Hertha K. in P. Mit Vergnügen gelesen und an die gewünschte Adresse weiter befördert, wo das F. große Freude machen wird.

Abonnent in A. und Abonnent Freiherr von H. in Osnabrück. Adressen derartiger reeller Spezialärzte können Sie nur unter Angabe Ihrer Adresse direkt von uns erhalten.

Hrn. Hofbaum. K. in L. Das Schloß ist uns wohl bekannt, wir haben es selbst früher mal in diesen Blättern gebracht.

W. v. H. in C. Zu ungleich ausgeführt.

Frl. F. K. L. M. 101. Wenn Sie einmal heirathen werden, so wird das Alles von selbst kommen. Nähere bezügliche Auskunft paßt wohl nicht in den Rahmen der Briefmappe.

Hrn. Dr. H. F. in S. Sein Wahlspruch lautet: „Byg paa dig!"

Frl. Em. P. in A. Les beaux esprits se rencontrent — von wem der Ausspruch ist, weiß man nicht; Büchmann hat ihn zuerst in Andreas Gryphius gefunden, wo er lautet: Les beaux esprits lernen einander durch dergleichen Rencontre kennen.

Hrn. R. W. in Stettin. Eines der besten Mittel, um chronischen Blutandrang nach dem Kopfe zu beseitigen, ist der Genuß ungarischen Bitterwassers, von welchem täglich Morgens nüchtern ein Glas voll, etwas angewärmt, genommen wird.

Ly. Eckart. J. Böttcher. Frhr. v. S. in Braunschweig. Siegfr. Gr. z. C. in Straßburg. Th. B. in Darmstadt. Nicht unterzubringen.

Fr. Baronin von R. in Dresden. Medizinische Weine sind allerdings besonders in der Kinderpraxis und bei Behandlung nervenschwacher Damen in vielen Fällen anderen Medikamenten vorzuziehen. Eine bewährte Firma zum Bezug von Medizinalweinen ist diejenige des Apothekers C. H. Burk in Stuttgart, welcher die Kultur und Behandlung südlicher, besonders griechischer Weine und deren Verwendung zu Sanitäts- und Arzneiweinen mit bedeutendem Erfolge als Spezialität betreibt und auch von ersten medizinischen Autoritäten empfohlen wird. Besonders ist der mit Malvasier dargestellte Chinawein für schwache Personen und Rekonvaleszenten empfehlenswerth.

Fr. Isabella Stephanie in Belgrad. Nein, die Großfürstin Marie Paulowna ist die Gemahlin des Großfürsten Wladimir. „Eine liebenswürdige Frau" kommt in einer der nächsten Nummern. „Des Kronprinzen Regiment" ist zu umfangreich geworden, um noch in diesem Jahrgang Raum zu finden. — „Hin ist hin und verloren verloren für alle Zeit." Den Autor des Jägers kennen wir nicht.

Fräulein A. Z. in N. und Abonnent in L. Böttger's Depilatorium erhalten Sie, wie schon oft in unserer Briefmappe angegeben, von Heinrich Roth, Bergweg Nro. 11 in Frankfurt a. M.

J. E. in Greiz. A. Rod. in Hamburg. Kommt, wenn noch Platz zu finden.

Wißbegieriger Australier. Beck's Logik und Psychologie, dann können Sie zu Schwererem übergehen.

Hrn. M. B. in Hannover. Die Professoren Langenbeck und Wilms zu Berlin sind die geeigneten Persönlichkeiten.

Hrn. A. B. in Heilbronn. Kleine Buchdruckerpressen liefern Stöffler, Schmittzehe & Comp. in Stuttgart, welche die Anweisung dazu geben. 300 bis 400 ℳ.

Hrn. P. H. in Glogau. Eine operative Behandlung, etwa das Abkratzen der kranken Theile vom gesunden Knochen und nachmalige Behandlung mit Karbolsäure-Umschlägen dürfte zum Ziele führen. Wenden Sie sich an den Professor der Chirurgie Dr. Fischer in Breslau.

Frl. F. D. in M. G. nicht so übel, doch wollen wir mit dem D. noch etwas verziehen.

Langjähr. Abonn. in M. Murray, Handbook for India. 2 Bde. London.

Hrn. Alexander H. in Elberfeld. Ohne persönliche Untersuchung kann keine genügende Auskunft auf Ihre Anfrage gegeben werden, indem vor Allem entschieden werden muß, ob es sich nur um ein Leiden der Schleimhaut der Nase oder um eine Vergrößerung der Nase durch einen sogenannten Nasenpolypen handelt, was sehr häufig der unerkannte Grund eines langjährigen Stockschnupfens ist; das tägliche Reinigen der Nase mittelst einer Nasendouche bei Anwendung einer lauwarmen Kochsalzlösung ist empfehlenswerth.

Angehende alte Jungfer. Die Färbenfrage werden Sie kaum selbst lösen können; schicken Sie das Kleid an eine gute Färbeanstalt, z. B. Darmstadt; Sie fahren dabei viel besser und billiger. — Nein, das kann er nicht und wird es nicht, wenn er ein gebildeter Mann ist.

Abonnent N. N. in Riesa. Das Küssen von Personen, welche mit der Lungenschwindsucht behaftet sind, ist entschieden abzurathen.

Junge Braut in R—lott. Die Braut wird den Bräutigam veranlassen, daß er ihr den betreffenden Herrn vorstellt, es sei denn, daß er auswärts wohnt, dann kann sie ihn auch ohnedieß einladen. — Blume — nein. — Eine junge Frau wird zunächst nicht an ihre alten Verehrer denken und die Sache mit ihrem Gatten berathen. — Die Gäste.

Taenia solium-Patient in Dortmund. Auf Ihre lange Epistel die kurze Antwort, daß unser ärztlicher Mitarbeiter von der radikalen Heilung Ihres Kindes gemäß Ihrer Schilderung überzeugt ist.

Hrn. Gym.-Ob. A. K. Wir können leider davon keinen Gebrauch machen.

Hrn. C. E. P. in Br. Wir wissen das Nähere nicht; wenden Sie sich an die Redaktion der „Signale" in Leipzig.

Hrn. P. M. in Moskau. Ein gutes salicylsaures Mundwasser bereitet man aus einem Theil Salicylsäure, 30 Theilen Alkohol und 10 Theilen Pfefferminztinktur. Bei jedesmaligem Bedarf nimmt man einige Tropfen auf das Spülwasser.

Hrn. L. A. J. in St. Miß Ouida beginnt ihren Roman „Puck" mit den Worten: „I am only a dog", daher das Citat.

N. N. Nicht druckreif.

Hrn. J. Christian K. in Norwegen. Die fraglichen Mittel zur Haarerzeugung beruhen alle auf Schwindel.

Hrn. Not. D. in Gr. Das würden wir selbst gern thun, aber das ist nun einmal ganz unmöglich.

„'s gilt 'ne Wett!" in Baden-Baden. Das nimm und wirf ist ebenso richtig.

Hrn. B. in Potsdam. Der fragliche Trank ist ein aus verschiedenen abführenden Essenzen zusammengesetztes Gebräu, dessen abführende Wirkung man ebenso durch ungarisches Bitterwasser erzielen kann. Eine sonstige Heilkraft besitzt der Trank durchaus nicht.

Roby H. in Prag. Tief empfunden, aber zu formlos ausgedrückt.

Hrn. K. K. in Leipzig. Wie man Trauben solcher Art versendet, erfahren Sie von der Red. der Weinlaube (Wien, Faehy & Frick); Tabakschneidemaschinen bei der Maschinenagentur von Wirth & Comp. in Frankfurt.

Hrn. Arthur B. in Frankfurt a. M. Den Namen eines für die fragliche Angelegenheit tüchtigen Arztes wollen wir Ihnen direkt mittheilen, wenn Sie uns Ihre Adresse genau angeben.

Hrn. L. Chr. B. in Gl. Quartijus, Die künstliche Darstellung der moussirenden Getränke (Weimar, Voigt).

Hrn. Adolf N. in Miskolcz. Sie leiden an Blutandrang nach dem Kopfe und dürfte der regelmäßige Gebrauch ungarischen Bitterwassers von Nutzen sein.

Hrn. Bildhauer D. R. in P. Die Direktion der Dresdener Akademie oder Dir. Gräfe daselbst sollten Ihnen Auskunft geben können.

Hrn. Richard D. in Wien. Das schon oft in unserem Blatte erwähnte Böttger'sche Depilatorium, zu beziehen durch H. Roth, Bergweg Nro. 11 in Frankfurt a. M., ist als Haarvertilgungsmittel durchaus unschädlich.

Hrn. M. H. in F. Post festum dürfte es doch nicht mehr am Platze sein.

Abonn. am Bodensee. Pözl, herald. Institut in Wien.

Hrn. Linden in Bremen. Wegen eines Herzleidens muß man immer einen Arzt befragen, welcher das Herz genau untersucht; Herzleiden hängen allerdings oft mit Rheumatismus zusammen. Von der innerlichen Anwendung des Jod halten wir hier nichts. Mehr ist ohne persönliche Untersuchung nicht anzurathen.

Romanfreund in Rast. Andrä. Die deutsche Uebersetzung besorgt Ihnen jede Sortimentsbuchhandlung.

Frl. Friederike Wilhelmine in L. Lesen Sie den Aufsatz über das Schnarchen in Nro. 18, 1878, Seite 397 unseres Blattes und Sie werden daselbst Abhülfe gegen die herzerreißenden Töne Ihres Nachbars verzeichnet finden.

Hrn. Dr. P. in Wien. Der bekannte C. Stangen in Berlin unternimmt am 10. Juli eine solche Reise nach Schweden, Norwegen und Dänemark. Wenden Sie sich an diesen zur Theilnahme.

Hrn. E. A. in Würz b. An den deutschen Geschäftsträger, Grafen Bray, in Belgrad.

Hrn. C., Dr. in Danzig. Die fraglichen sogenannten „Gichtketten" haben, selbst wenn in denselben ein elektrischer Strom bestünde, was wir jedoch bezweifeln, keinen Heilwerth. Wo ein elektrischer Strom auf den Körper heilend einwirken soll, da muß solcher durch einen vermittelnden Spezialarzt applizirt werden. Alles was unter dem Namen „Gichte und Rheumatismusketten" in den Annoncen der Tagespresse angeboten wird, beruht auf Humbug. Ihrem Wunsche, die Briefmappe mit größeren Lettern zu drucken, bedauern wir nicht willfahren zu können, da der beschränkte Raum Benützung kleiner Lettern gebietet.

Hrn. C. K. in Fr. Richtig. S. 714 berichtigen Sie, daß der jetzige Kabinetssekretär des Kaisers, Bork, der Sohn eines Vetters des alten Bork sei, dessen Sohn ebenfalls Sekr. des Kaisers gewesen, aber gestorben sei.

Hrn. J. H. in K. Ob ein Verein existirt, der den Namen einer Jahreszahl trägt, wissen wir nicht, wir zweifeln indeß nicht daran, da es sehr nahe liegt.

Hrn. J. W. B., alter Abonn. in Prag. Bersch, Die Hefe und die Gährungserscheinungen (Berlin Wiegandt, Hempel & Parey), 1879. 8 ℳ.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Now ready: Volume I., 1879
of
Hallberger's
Illustrated Magazine
founded by
Ferdinand Freiligrath,
conducted by
Miss Howard.

516 Pages. Price, handsomely bound in paper, M. 6. 50.
In cloth extra, gold and black, M. 9. 00.

Two volumes of HALLBERGER'S ILLUSTRATED MAGAZINE are published annually, each number appearing once in two weeks. Subscriptions to the second volume, at the rate of 50 Pfennigs per number, will be received by all Booksellers, Newspaper Agencies, and Post Offices.

A most beautiful and appropriate gift for English-reading Ladies.

Hallberger's "Illustrated Magazine" is a 50 Pf. magazine of considerable merit which has gained a high reputation on the Continent. Started by Ferdinand Freiligrath in 1875 it is now continued by Miss B. W. Howard, a lady of much literary judgment, in a style worthy of the founder of the "Magazine." It abounds in interesting reading, and the illustrations are of artistic value. The "Magazine" containing a great variety of amusing and instructive papers can justly be recommended to the attention of English readers. Stranger's Guide, Dresden.

This periodical containing the cream of current English magazine literature, both British and American, now so well known and deservedly such a universal favourite, for which the public is indebted to the enterprise of Mr. Edward Hallberger, appears in elegant guise, quite in the English style, and although increased in bulk still maintains its very reasonable price. This publication bids fair to maintain the high tone for which it has hitherto been distinguished, and we have much pleasure in heartily commending it to the notice of all friends of English literature. Old England, München.

Ankündigungen

pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.

Lebensgrosse Porträts in **Kreide** gezeichnet o. in **Oel** gemalt nach **jed. eingesandten Photographie.** Garantie getr. Angenehmes Schenk. Andenken an Verstorbene, feinste Referenzen. — Preiscourant gratis. Kunst-Institut von **C. Hommel** in **Halberstadt.**

Heil-Anstalt

für hartnäckige Leiden. Ganz besonders günstige Erfolge bei Rheumatismus, Gesichtsschmerz, Asthma, Unterleibsk., Schwäche, Nervenzerrüttung, Rückenmarksdarrung etc. Dirig. reeder Arzt **Dr. Rosenfeld** in **Berlin,** Friedrichstraße 189. Auch brieflich. Prospekte über die sehr günstigen Erfolge gratis. 462

Heilanstalt für Lungenkranke,

Bad Reiboldsgrün in Sachsen, 2120' hoch. Billige Pension. Eminente Erfolge. Prospekte franko. **Dr. Driver.**

Nervenkranke

u. **Rückenmarksleidende** finden jederzeit Aufnahme in meiner Villa zu **Bendorf** a. Rhein. Stat. d. rechtsrhein. Bahn. Elektrotherapie, alle Bäder.
386 **Dr. Erlenmeyer.**

Aeols-Harmonika.

Verbessertes System!

Ertönt schon bei schwachem Winde in harmonischen Akkorden bei starkem Winde **weithin hörbar.** Dieselbe ist für **Gärten, Anlagen, Parke, Balkone, Terrassen** und in **Gartenrestaurationen.** Per Stück ℳ 3. = fl. 4. 75; mit vergoldeter Windfahne mehr pr St. ℳ 4. — fl. 2. 40.

Adolf Klinger,
Reichenberg in Böhm.

Mycothanaton.

Schwammtod.
Mittel z. Vertilgen
Hausschwamm,
Stock und Fäulniß.
Prospecte gratis und franco.
Chemische Fabrik Berlin W.

Krumrein & Katz,

Stuttgart.

Spezialität: Polsterbefestigungs-Maschinen, ersetzen in voller Arbeit 8 Handarbeiter. Garantie für tadellose Leistung.

Bond-, Actien- und Documentendruck, Buch-, Accid.- u. Steindruck, Photolithographie, Buch- u. Steindruck in Farbendruck. Fabrik von Pianofortes u. Harmoniums-Spielwerken.

Vortheilhafte Kapitalsanlage.

Familienverhältnisse halber soll ein unter der Hand neue, vorzüglich gut eingerichtete

Chemische Fabriken

zur Bereitung von **Kunstdünger, Schwefel, Salpeter** und **Salzsäure, Glauberslalz, Leim** und **Knochenfabrikaten, Naps** und **Leinöl,** am Wasser und Bahn gelegen — **Norddeutschland** — **billig** und **unter sehr günstigen Bedingungen verkauft** werden. Uebernahme kann gleich geschehen. Gefl. Offerten sub **R. 695** befördert **Rudolf Mosse, Berlin** c.W. 538

Wenig bekannt

ist es noch, daß unser tägliches Getränk, „der Kaffee", einen viel feineren Geschmack und eine schönere Farbe bekommt, wenn bei der Bereitung desselben dem Bohnenkaffee eine Kleinigkeit **Otto G. Weber's Feigen-Kaffee***) zugesetzt wird.

*) Nachdrücklich empfohlen vom „Bazar", „Ueber Land und Meer" u. s. w. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Pfd. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zusendung franko. — Zu haben in der Fabrik von **Otto G. Weber** in **Berlin SW., Junkerstraße** 18. 308

Die neuesten und besten

Adress-Bücher

der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden etc. aller Länder sind von **C. Leuchs & Cie.** in **Nürnberg** (gegründet 1794) 275 zu beziehen. Preiscourante auf Verlangen grat.

Technicum Mittweida.

(Sachsen.) — Höhere Fachschule für **Maschinen-Ingenieure** und **Werkmeister.** Vorunterricht frei. Aufnahmen: Mitte April u. Oktober 401

Norddeutscher Lloyd.

Kaiserlich deutsche Postdampfschifffahrt.

I. Zwischen Bremen und New-York,
ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen jeden Sonntag, von Southampton jeden Dienstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag Abend nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.

Direkte Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.

Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und Baltimore.

Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs, von Baltimore Donnerstags

III. Zwischen Bremen und New-Orleans,
via Havre und Havanna.

Von September bis April ein oder zwei Mal monatlich.

IV. Zwischen Bremen und Bahia und Rio de Janeiro,
via Antwerpen und Lissabon.

Von Bremen am 10., von Antwerpen am 15. jeden Monats.

V. Zwischen Bremen und Montevideo und Buenos-Ayres,
via Antwerpen direkt.

Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1. jeden Monats. 365

Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

München 1879

Internationale Kunstausstellung

im königlichen Glaspalaste.

Eröffnung am 20. Juli. **Schluß am 31. Oktober.**

Zur Ausstellung gelangen Werke der Malerei, Skulptur, Architektur und der graphischen Künste.

Prospekte sind zu beziehen vom 375

Comité
der Internationalen Kunstausstellung 1879 zu München.

Mey's Stoffkragen

in allen Halsweiten

EARL — Per Dutz. 60 Pfge.
FRANKLIN double. — Per Dutz. 50 Pfge.
ALBERT. — Per Dutz. 60 Pfge.

sind vollständig mit **wirklichem, leinenappretirtem Stoff überzogen,** passen gleichmässig gut, da man immer neue Kragen trägt und sind von elegantestem Schnitt. Jeder Kragen kann mindestens 3 Tage getragen werden. Alle Aergernisse über schlecht gewaschene und geplättete Kragen sind durch Adoptirung von „Mey's Stoffkragen" beseitigt. Auf Reisen sind „Mey's Stoffkragen" ganz unentbehrlich.

Versandt von einem Dutzend an gegen eingesandte Casse in Briefmarken oder gegen Nachnahme.

Der mit über 200 Illustrationen versehene Preiscourant wird an Jedermann auf Verlangen franco und gratis versandt.

Briefe und Aufträge sind zu richten an das

Versandt-Geschäft Mey & Edlich, 9 Neumarkt, Leipzig.

Dresden. Grosse Brüdergasse 13. Dresden.

Oskar Renner,

in nächster Nähe des neuen Hoftheaters,

empfiehlt sein **feines Restaurant,** Parterre und I. Etage. Eleganter Speisesaal. Reservirte Zimmer. Vorzüglicher Mittagstisch, Couvert von ℳ 1. 50 ₰ an und nach der Karte, in ganzen und halben Portionen. Ausserdem

Generalvertreter des
„Münchener Spatenbräu"
für das Königreich Sachsen,
Alleiniger Vertreter des
„Bürgerlichen Bräuhauses"
in **Pilsen** für die östliche Hälfte des Königreichs Sachsen.
Versandt in Gebinden und Flaschen. 487

Deutsche Seemanns-Schule

auf Steinwärder bei Hamburg.

Theoretisch praktische Vorbereitung und Unterbringung seelustiger Knaben für Handels-, eventuell Kriegsmarine. Prospekte etc. bei der 530
Direktion der Deutschen Seemannsschule in Hamburg.

Landes-Gewerbe-Ausstellung

des Grossherzogthums Hessen pro 1879

in Offenbach am Main

unter dem Protektorat Sr. K. Hoheit d. Grossherzogs v. Hessen.

Eröffnet am 2. Juli 1879.

Ausstellung gewerblicher und kunstgewerblicher Gegenstände, Maschinen etc., sowie Kunstwerke und Alterthümer aus den berühmtesten Sammlungen des Grossherzogthums. 558

Knabenpension, Leipzig.
Vorzügl. Lehranstalten. Gymnasien, Realsch., Konserv. d. Mus. u. a.: liebevolle Behandlung und sorgfältige Ueberwachung. Gefl. Adressen: **Deutsch-Engl. Pensionat, Leipzig,** Brausir. 31

Monogramm-Briefpapier,
100 Bogen nebst passenden Couverts, mit farbigem Monogramm, offerirt für **3 M.** 543
(Wiederverkäufern Rabatt.)
Ulrich Kallenbach, Breslau, Ohlauerstr. 70.

R. Maschke's Kanarienvögel

(St. Andreasberg im Harz)
sind bei sonnen- und zugfreien Einrichtungen das ganze Jahr durch von vorzüglichem Gesange. 387

Hydraulische, Hand- etc. Aufzüge

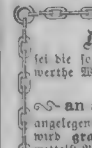
F. Witte Berlin, S.W. Neuenburgerstr. 12.

Allen Damen

sei die soeben erschienene, beachtenswerthe Winke enthaltende Broschüre:

Ein Wort
an alle Hausfrauen

angelegentlichst empfohlen. Dieselbe wird **gratis** und **franco** an jede, mittelst Postkarte anzugebende Adresse verschickt von **C. Hohenleitner, Leipzig.**



Heyer's 326
Patent-Trittleiter
für jeden Haushalt und jedes Ladengeschäft. Leicht und stabil. Von Jedem transportabel ohne Hülfe der Dienstboten. Zu beziehen durch **Albert Heine, Leipzig,** Markt 14, und **Karl Heyer, Potsdam.**

Dr. Rumler's Buch

über **Schwächezustände** befindet allen Männern, welche im Nervensystem geschwächt u. an schweren Zerrüttungen des Körpers und des Geistes leiden, Belehrung, Trost und Rath u. zeigt den Weg zur wahren Hülfe. — Dieses preisgekrönte mit vielen Abbildungen versehene Werk versendet für **1 M. 50 Pf.** der Verfasser **Dr. med. Rumler,** Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaft., st. anapprob. **Berlin,** Friedrichstraße 24

Künstliche
Brillanten,
prachtvolle Steine in echter Goldfassung (auch Double), als massive Ringe, à 15 ℳ. gold. Ohrringe à 15 ℳ. dto. Knöpfe St. 7 ℳ. etc. Elegante goldene Ringe m. echt. Türkis, Almandin etc. von 10–30 ℳ. empfiehlt unter Garantie **Schröter,** Goldarbeiter **Dresden,** Jakobstraße 16. — Bei Einsendung des Betrages franko durch ganz Europa. Illustr. Preiscourant franko 470

Patent

& technisches Bureau
J. Brandt & C.W. Nawrocki
Berlin W.
Leipziger Strasse

Neu erfundene Methode
der **„Essigfabrikation",** passend für **alle** Länder und Zonen. Es fallen dabei die bei den bisherigen Methoden vorkommenden Schwierigkeiten, Unsicherheiten und Störungen gänzlich weg. Das Resultat ist stets ein sehr günstiges. Neue Einrichtung oder Umrichtung bestehender Fabriken einfach und billig. — Ebenso ertheilen wir für **Wein-, Bier-, Liqueur-, Hefen- u. andere chem.-technische Fabrikationen** praktischen Unterricht oder schriftl. Anleitungen, **Spezialrezepte,** Rath u. Auskunft. — Näheres, Programm und Katalog gratis. 495
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr 12
Landw., chem.-techn. Lehrinstitut. Gegrl. 1850.

Eismaschinen

zur **Erzeugung** von **Roheis** bis 1000 Kilogr. die Stunde; ferner (H 54920.)

Mineralwasser-Apparate

zur Herstellung aller mousirenden Getränke empfehlen 476

Vaass & Littmann,
Maschinenfabrik in Halle a. S. (Preussen).
— Preiscourante auf frankirte Anfragen. —

Neu! **Zur Reise!** *Neu!*
Seidene Aequator-
Gummi-Regenröcke,

300 Gramm (18 Loth) schwer, in kleinem Taschchen mit Riemen zum Umhängen, sehr **haltbar,** pr Stück 45 ℳ. **Damenmäntel** aus feinem Stoff 60 ℳ. Dieselben wurden bereits von mehreren fürstlichen Höfen bezogen. 552

Ludwig Meyer,
Berlin W., Potsdamerstr. 9,
chir. u. techn. Gummifabrikate.

Für einen aktiven Offizier in einer der grössten Garnisonen Mitteldeutschlands, Hauptmann, angeh. 30er, wird eine **standesgemäße Partie gesucht.** Eltern und Vormünder wollen durch Vertrauenspersonen sich unter Chiffre **H. 2258 A** an die Annoncenexped. von **Haasenstein & Vogler** in **Zwickau** wenden. 551

Gut situirte **kinderl. Eheleute** wünschen ein **Kind** für ein einmaliges Pensionsgeld von 1000 Thalern zu **erziehen** und als **eigen anzunehmen.** Gute Referenzen, sowie Wenzelle Distr. zugel. Off. unter **E. 160** durch die Expedition d. Bl. erbeten. 539

„Erwerbskatalog"
für Jedermann versend. gratis 508
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.

100 Bogen feinstes, dickes englisches Briefpapier nebst 100 dazu passenden Couverts, mit **beliebigem Monogramm,** in prachtvoller englischer **zweifarbiger** Prägung (nicht einfarbig wie bisher), in eleganten Kästchen verpackt für 6 ℳ. Dasselbe auf fl. englischem farbigen Billetpapier (6 Farben sortirt) 9 ℳ. (Das passendste Geschenk für Damen.) 439
August Thilo, Berlin, Unter d. Linden 45. Papierhandlung und Kunstpraegeanstalt.

Verlag von **Albert Goldschmidt, Berlin** W., Kotbuserstr. 32.

(Grieben's Reisebibliothek Bd. 6.)

Berlin,

Potsdam u. Umgebungen.

1879. — **Preis 2 Mark. 27. Auflage.**
Mit vielen **Illustrationen,** mit einem großen und einem kleinen **Plane von Berlin, Plan von Potsdam** und Sanssouci, Karte der Umgegend von Berlin.

Das handliche Buch bringt alle neuen und neuesten Veränderungen, Verbesserungen, Ergänzungen und ist sorgsam gearbeitet, umfassend, leicht übersichtlich, praktisch. Es hat noch unter der Menge seinesgleichen bewahrt und verdient, jedem Fremden als Führer empfohlen zu werden. Die „Zeiteintheilung" und der „Stundenzettel" ersparen jede unnütze Zeitvergeudung und das Buch erweist sich in jeder Beziehung als ein vorsorglicher Cicerone für Berlin, Potsdam und Umgebungen. 554

Liegende, freistehende und Wand-
Dampfpumpen

in ca. 60 verschiedenen Grössen und in den neuesten Konstruktionen, zum Speisen und zum Pumpen der verschiedenartigsten Flüssigkeiten liefert unter Garantie ab Lager die *Maschinenfabrik*
von 284
Weise & Monski,
Halle a. S.

In herrlichster Lage Eisenachs, am Fusse der Wartburg, ist eine der schönsten **Villen** dringender Familienverhältnisse wegen **zur Hälfte des Werthes zu verkaufen;** gegen Nord- und Ostwinde fanatisch geschützt, an den schönen Goldbergwald angelehnt, mit entzückender Aussicht. Näheres durch den Besitzer **Dr. Beyer, Eisenach.** 557

Die Meerschaum- u. Elfenbeinw.-Fabrik von **C. W. Möller,** Hoflf., **Berlin,** Alexanderstr. 40, vers. nur geg. Einl. v. 50 Pf. in Marken aller Länder das große Musteralbum über **Cigarrenspitzen, Stöcke, Pfeifen** etc. franko nach allen Himmelsgegenden der Welt. 408

Dr. med. Baumgarten's
Diätetische Schroth'sche Heilstätte,

Dresden, Radebergerstraße 5.

Regenerationsverfahren. Erfolg bei allen chronischen Krankheiten ausgezeichnet. Prospekte frei. 403

! Hühneraugen-Bürste !

entfernt gefahr- u. schmerzlos jedes Hühnerauge, pr. Std. 70 ₰ franko. (Beim all. Land.) Wiederverkauf. Rab. **H. Beuling, Stuttgart.**

Rothe Nasen

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menzl, ein vorzügl Präparat des Chem. **A. Nieske in Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Auch billige Uhren können gut sein.

Nur 6 Mark feine gute **Taschenuhren** mit 3jähriger Garantieschein für gutes Gehen, pr. Stück 6 Mark.

Nur 8 Mark eine nette gepolirte Damen-Taschenuhr, die pünktlich geht, mit Garantie.

Nur 15 Mark Patent-Cylinderuhr, auf 4 bis 5 Rubinen laufend, mit flachgeschliffenen Krystallgläsern.

Nur 30 Mark eine echt englische Chronometer-Uhr, echt vergoldet, Silber mit Doppelmantel, schwer, mit Krystallgläsern.

Nur 20 Mark englische Patent-Remontoir-Taschenuhren, ohne Schlüssel zum Aufziehen.

Nur 5 Mark eine Patent-Kabinetuhr mit **Wecker,** auf die Minute regulirt. **5 Mrk.**

Nur 25 Mark eine prachtvolle Wiener Regulator-Wanduhr in Holzkasten, mit Nickelbeschlag und Zifferblatt, welches bei Nacht taghell beleuchtet. Fabriklager **Wien,** Praterstraße 16. Uhrendepôt **Anton Rig.** 556

!! Pulochrine !!

von Direktor Dr. **Werner** in Breslau langjährig erprobt und als das unschädlichste und einzig sicherste Mittel empfohlen, heilt sicher **Flechten, krebsart. Geschwüre, Pocken, Mitesser, rothe Nasen.** Leidende wollen vertrauensvoll nur 1/2 Flasche für 2 ℳ. probiren, um dieses Mittel nach eigenem Urtheil zu würdigen.

J. Bühler, Heilbronn a. N.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner konzess. Unterrichts- und Erziehungsanstalt die sorgsamste Behandlung und Ausbildung. **Foerster — Dresden — Blasewitz — Marschall-Allee 6.** 475

Über Land und Meer.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Karneval von Venedig, Novelle von K. A. Heigel. — Die historischen Fresken des Konziliumssaales in Konstanz. IV. Kaiser Maximilian in Konstanz, gemalt von Fr. Pecht. — Der Abend auf den Terrassen Marokko. — Neue Welten, geographische Skizzen von C. Frhr. v. d. Goltz. VI. Die Engländer in Centralafrika. I. — Notizblätter. Eisenzeit, Gemälde von A. Siegert. — Die internationale Kunstausstellung in München. — Mit dem Leben versöhnt, Erzählung von Hans Wärring, Fortsetzung. — Das kaiserliche Paris, von Leo Warren. XI. Die Gesellschaft und die Salons, Fortsetzung. — Eine Plauderei von der rothen Erde von Karl Braun-Wiesbaden. — Aus dem Leben und der Gesellschaft. Skizzen von Anna Gräfin Pongracz. V. Kontraste. — Für das Album, von Wilhelm Emmer. — Schach. — Bilderräthsel 41. — Auflösung des Bilderräthsels 40. — Auflösung des Räthsels in Nro. 40. — Räthsel. — Rösselsprung Nro. 13. — Briefmappe.

Illustrationen: Fresken aus der Geschichte der Stadt Konstanz im Konziliumssaale. IV. Kaiser Maximilian in Konstanz, von Fr. Pecht. — Eisenzeit, Gemälde von A. Siegert. — Abend auf den Terrassen in Marokko. Gemälde von Benjamin Constant. — Internationale Kunstausstellung in München. Durchschnitt der Ausstellungsräume. Durchschnitt des kleinen Pavillons. Durchschnitt des Hauptpavillons. Hauptvestibule. — Eine Idylle aus der Vogelwelt, von H. Giacomelli. V. Durch die Vorsehung bewacht. — Typen eines Kavallerieberitts, sechs Bilder von O. Fikentscher. II.

Fresken aus der Geschichte der Stadt Konstanz im Konziliumssaale: IV. Kaiser Maximilian in Konstanz. (S. 806.)
Von Fr. Pecht.

Der Karneval von Venedig.

Novelle

von

K. D. Heigel.

(Nachdruck verboten.)

I.

Der dießjährige Karneval versprach in Venedig besonders glänzend zu werden. Die begüterten und opfermuthigen Männer, welche die Leitung der öffentlichen Vergnügungen übernahmen, hatten das Wetter, das schließlich jedes Volksfestes Gelingen entscheidet, im Bunde. Im Februar schien die Sonne warm wie im Frühling, die Tage waren wolkenlos, die Nächte mild. So konnte denn König Karneval mit seinem Minister Pantalone am Nachmittag des Fünften, an einem Sonntag, glorreichen Einzug halten. Aber mit dem Mummenschanz, wobei das Außergewöhnlichste in der Lagunenstadt, Rosse und Reiter, nicht fehlten, war nicht die Lust vorüber. Auf dem Markusplatz, auf der angrenzenden Piazzetta und längs der breiten Riva de Schiavoni wogte die Menge — dicht, ohne Gedränge, fröhlich laut — ohne wüsten Lärm.

In dieser glücklichen Stunde stiegen zwei deutsche Reisende aus der Gondel, die sie vom Bahnhof durch enge und düstere Wasserstraßen, aber auf dem nächsten Wege zur „Pension Micks“ gebracht hatte.

Der mit Venedig vertraute Leser zucke über den ihm wahrscheinlich unbekannten, weder von Gsell-Fels noch Baedeker empfohlenen Gasthof nicht die Schultern. Es war eine wunderliche, aber liebenswürdige Laune des englischen Millionärs Mister Micks, sein an der Riva gelegenes, behäbig eingerichtetes Wohnhaus an Fremde zu vermiethen. Der Reisende, der sich bei seiner Ankunft auf dem Bahnhof dem steifen, einsylbigen Alten mit dem Schilde „Pension Micks“ an der Mütze anvertraute, fand ein Daheim, das er bei den höchsten Ansprüchen weder prächtiger, noch behaglicher wünschen konnte. Allein eben an der Vortrefflichkeit des Unternehmens scheiterten die persönlichen Absichten des Unternehmers. Mister Micks wünschte möglichst große Abwechslung, täglich andere Gesichter und neue Bekanntschaften; gleich die ersten sechs Passagiere jedoch fühlten sich bei ihm so wohl, daß sie sich häuslich niederließen. Namentlich verrieth die Geheime Rechnungsräthin Kräusel mit ihren drei sehr heirathsfähigen Töchtern eine unheimliche Ausdauer. Mister Micks fürchtete, daß er in dieser Gesellschaft sein Leben beschließen werde, und so geschah denn bald nach den Ereignissen, die wir erzählen wollen, das Merkwürdige: der Wirth ging seinen Gästen durch.

Eines schönen Morgens fuhr er mit einem Peninsulardampfer nach Alexandrien ab, nachdem er seinen Rechtsanwalt bevollmächtigt, das „Geschäft“ aufzulösen, die Einrichtung zu verkaufen und das Haus zu schließen. Die Pension Micks war zu schön für diese Welt.

Die oben erwähnten Ankömmlinge, ein Herr und eine Dame, konnten sich der angenehmen Gastlichkeit noch erfreuen. Beide waren in den Dreißigen, brünett, sehr hübsch, für eine Reise zweckmäßig gekleidet und kennzeichneten sich durch Sicherheit und feinen Schliff des Benehmens sofort als Angehörige der guten Gesellschaft. Sie schritten hinter dem Aufwärter die teppichbelegte, mit Pflanzengruppen und Statuen geschmückte Treppe zu den Fremdenzimmern empor und nahmen von den einzig noch freien Räumlichkeiten, einem Salon und zwei Schlafstuben, Besitz, ohne über die kostbare Einrichtung ein Wort zu verlieren. Der Zufall, dem sie sich überlassen hatten, fügte es gut — um so besser!

Nach ziemlich kurzer Zeit begab sich die Dame — nach den bei aller Zierlichkeit vollen, rundlichen Formen offenbar eine Frau — in aufgefrischter Kleidung aus ihrem Schlafgemach auf den Altan des Empfangszimmers. Der Anblick, den sie von dort genoß, mußte selbst kalte Herzen entzücken. Wie eine ungeheure Arena lag die Bucht vor ihr; in den Farben des Sonnenunterganges glühend die Lagune, der Halbring der profanen und heiligen Gebäude, mit schlanken Glockenthürmen und massigen Kuppeln. Schiffe aller Größen ankern an den Ufern, beleben die Flut, wo sie Paläste und Kirchen spiegelt, wo sie — im Südosten — meerartig sich ausdehnt. Hier gleißt die Abendlohe auf dem Kupferbauch eines Indiadampfers, dort auf den gelben Segeln griechischer Barken. Die rasch hingleitenden schwarzen Gondeln lassen im Purpur violette Streifen zurück. Warme, kräftige Töne, zauberhaftes Spiel von Licht und Schatten überall! Aber auch der breite, herrliche Kai zu ihren Füßen, die Riva, gewährte vom röthlich angehauchten Dogenpalast bis zum fernen Ostende, den Baumgruppen des öffentlichen Gartens, ein Bild ohnegleichen. Die Brücken, die über die Seitenkanäle sich schwingen, geben dem Gewühl noch mehr Bewegung und malerischen Reiz. Sorgt schon das geputzte schönere Geschlecht an gewöhnlichen Tagen dafür, daß der Menschenstrom gegen die Beleuchtungseffekte der Umgebung nicht zu traurig absteche, kommen nun die bunten Gestalten des Faschings hinzu, denen des Volkes harmlose Heiterkeit Schutz und Recht verleiht, auch im Sonnenlicht ihren Spuk zu treiben. Eben bewegte sich der Zug der Chiozzoten — eine Gesellschaft junger, wohlhabender Kaufleute in der Tracht der Fischer Chioggia's — vom Markusplatz her. Die Klänge des eigenthümlichen Marsches, den die ebenfalls maskirte Musikbande spielte, drangen im Jauchzen des Volksgeleites freilich nur bruchstückweise zu der Schönen auf dem Balkon empor.

Indem war der Reisegefährte, der mit mehr Gelassenheit als sie sich umgekleidet hatte, zu ihr getreten. Er nahm die Aeußerungen ihres Entzückens mit selbstgefälligem Lächeln hin.

„Ich war Deiner Zufriedenheit gewiß,“ erwiederte er. „Versetze Dich im Geist in die Schneewüste um Dürrenwalde, in euer windumsaustes Herrenhaus und das ärmliche Dorf zurück und freue Dich dann doppelt der Gegenwart.“

„Ich thu's von Herzen,“ sagte sie, „wenn ich auch nicht zugeben kann, daß unsere pommerische Winterlandschaft alles Reizes ermangle. Zum Beispiel der Blick aus meinen Fenstern auf die brandende Ostsee ist für Schwermüthige recht anziehend.“

„Für Schwermüthige mag sein, aber nicht für vernünftige, heitere Wesen wie Du. So lange Du arm und von Deinem Mann abhängig warst, ließ sich die Verbannung in ein weltverlorenes Strandddorf ertragen, — Muß ist der beste Schulmeister. Allein nachdem Tante Luise Dir einen Haufen Staatspapiere hinterlassen, so daß Du zehnmal so reich wie Dein Mann bist, war jeder Tag in Dürrenwalde und bei Deinem unliebenswürdigen Bären Sünde gegen Dich selbst.“

Das hübsche Gesicht der Frau nahm einen nachdenklichen Ausdruck an, doch als fühle sie, daß derselbe es älter mache, zwang sie sich alsbald zu einem Lächeln.

„Ein Bär,“ versetzte sie, „ja, das ist er, wenn auch ein harmloser Bär. Um ihn ist mir nicht leid, — wird er mich doch bald genug über seinen Wirthschaftsrechnungen vergessen, — nur daß ich meine kleine, süße Marianne zurücklassen mußte —“

„Ah bah, binnen Kurzem muß die Kleine ja doch in eine Erziehungsanstalt. Auch werden wir über diesen Punkt noch verhandeln. Vorläufig galt es, Dich frei zu machen. Das ist uns gelungen. Genießen wir den Karneval!“

„Du hast Recht und deßhalb bitte ich Dich: wecke die trüben Erinnerungen an Dürrenwalde nicht! Komm'! das Schauspiel ist entzückend.“ —

Es nachtete; die Schiffslichter glänzten wie Sterne auf dem dunklen Grund des Himmels und die weißen Flammen der Uferlaternen bildeten eine Strahlenkette, als unser Paar den Balkon verließ, um als Letzte dem Glockenruf in den Speisesaal zu folgen.

Mister Micks führte seine neuen Schützlinge mit einer gewissen Feierlichkeit an die reich gedeckte Tafel, auf der sich im Gegensatz zu den tiefdunklen Wänden alles Licht vereinigte. Die drei Fräulein Kräusel versenkten sich beim Eintritt des jungen Mannes sofort in die Betrachtung ihrer Teller, die allerdings Meisterstücke aus Minton's berühmten Werkstätten waren. Dagegen musterte die Frau Rechnungsräthin ihn und sie mit hundert Augen. Alessandro de Colombi, der so glücklich war, die schöne Fremde zur Nachbarin zu erhalten, strich unternehmend den kohlrabenschwarzen Schnurrbart. Die beiden Maler, der Däne Clasen und der Münchener Lauterbach hielten in ihrem Streit über Lufttöne inne, und das blasse Gesicht des schweigsamen Gastes, der im Hause allgemein nur „der kranke Herr“ genannt wurde, färbte sich; nur der Hamburger Kaufmann Oldenhoven schien mehr Hunger als Neugierde zu verspüren, indem er den Blick nicht auf die Zuzügler, sondern auf den gleichzeitig erschienenen Aufwärter mit der Suppenschüssel richtete.

Als die Dame, mit einer geschickten Wendung die lange, knisternde Seidenschleppe unterbringend, niedersaß, hatte sie sich von der Tischgesellschaft bereits eine Meinung gebildet und bezüglich des Umgangs Beschluß gefaßt. Nur der nächste Nachbar fand Gnade in ihren Augen. Und freilich war er ein schöner, ein „interessanter“ Mann. Wir würden ihn herkömmlicherweise einen Antinous nennen, wenn er nicht erwähnten Schnurrbart getragen hätte. Derselbe gab ihm einen soldatischen Anstrich. In der That hatte Chevalier de Colombi schon unter verschiedenen Fahnen gedient. Das letzte Mal in Frankreich gegen Deutschland. Das hielt ihn selbstverständlich nicht ab, seine Tischnachbarin in ein Geplauder zu ziehen, das sowohl sie wie ihren Begleiter angenehm fesselte. Beim Dessert war man bereits gut Freund; vorläufig für diesen Abend, weßhalb die Vorstellung bei Tisch noch unterblieb. Die Freimaurerzeichen der guten Gesellschaft waren zur Genüge gewechselt . . . Mit der Verabredung, auf dem Markusplatz, dem eigentlichen Reich König Karneval's, sich zu treffen, schied man von einander.

Die übrigen Gäste, deren Aufmerksamkeit heute zwischen den Schüsseln und den drei Gesprächigen getheilt gewesen, blieben zurück.

„Wahrhaftig, man kann sich hier vor Deutschen nicht mehr retten,“ machte die Rechnungsräthin, die Brauen hochziehend, eine allgemeine Bemerkung.

„Ich halte ihn für einen preußischen Offizier,“ sagte Maler Lauterbach.

„Möglich, doch jedenfalls nur außer Dienst. Denn ich wüßte nicht, was in diesen politisch unruhigen Zeiten ein Offizier im Ausland soll.“

„Der Chevalier war heute außerordentlich gesprächig,“ meinte eine der drei Parzen.

„Gesprächig ist er ja stets,“ warf die Zweite ein, „nur findet er nicht immer ein dankbares Publikum wie heute.“

„Ein sehr dankbares Publikum,“ sprach Nummer Drei, „besonders sie.“

Oldenhoven, der soeben einen neuen Angriff auf den Stiltonkegel unternahm, meinte, auf der Hochzeitreise sei man für Alles dankbar.

„Hochzeitreise?“ fragte die Rechnungsräthin scharf, dann wandte sie sich mit einem gebieterischen Augenwink an den Tafeldecker um das Fremdenbuch.

„Eine verdammt praktische Frau,“ dachte Mister Micks.

Sie jedoch legte den langen, dürren Zeigefinger auf die letzte Zeile der ersten, — ach, noch immer ersten Seite des Folianten und las feierlich:

„Graf und Gräfin Bruck aus Preußen.“

„Eine Gräfin?“ fragte die älteste junge Kräusel zweifelnd.

Aber Mama starrte auf die kecken Schriftzüge, als ob sie eine höhere Eingebung davon erwarte. Plötzlich verklärte sich ihr Gesicht.

„Minnchen, Malchen, Jette,“ wandte sie sich an ihre Töchter, „erwartet mich im Lesezimmer!“

Die Geschwister tauchten schweigend auf. Einander zum Verwechseln ähnlich, hatten sie jede das semmelblonde Haar, die harten Züge und das viereckige Kinn der Mutter, die gleiche Hagerkeit und gleiche Tracht. Man konnte sagen, sie seien aus einem Stück geschnitten. Ohne die Gesellschaft im Allgemeinen oder Jemand besonders anzublicken, nickten sie steifen Abschied und raschelten davon — Minnchen, Malchen, Jette.

Die Herren drückten ihre Dankbarkeit durch Aufstehen aus.

„Es gibt Verhältnisse,“ begann die Rechnungsräthin, „von denen Kinder nichts zu wissen brauchen. Und Erwachsenen bieten die Aussagen eines Fremdenbuches keine Sicherheit. Man beobachte selbst! Ich hab' es gethan und komme zur Ueberzeugung: der Graf und die angebliche Gräfin sind nicht Mann und Frau.“

Da die Rechnungsräthin in jeder Hinsicht als scharfe Beobachterin galt, erregte ihre Mittheilung Aufsehen.

„Gott bewahre!“ rief der Däne, der nach einem sechsmonatlichen Aufenthalt in Italien — Deutsch gelernt hatte.

Mister Micks wurde unruhig.

„Nun und wenn auch?!“ erholte sich der Münchener zuerst.

Ihn traf ein vernichtender Blick.

„Sie sagen das in süddeutscher Sorglosigkeit, die eine Mutter drei unerwachsener Wesen nicht theilen kann. Ich verwahre mich gegen unlautere Elemente.“

„Aber, verehrte Frau,“ entgegnete Lauterbach, von einem glücklichen Einfall erleuchtet, „könnten der Herr und die Dame nicht auch Geschwister sein?!“

„Und das sind sie," rief Clasen, zum ersten Mal mit seinem Kunstgenossen einig; „die Aehnlichkeit ist unbestreitbar."

„All right," sagte Mister Micks; „ich habe sie sogleich dafür gehalten."

Schon war die Rechnungsräthin überstimmt, aber noch nicht überzeugt.

Da geschah ein Wunder: der „kranke Herr" ergriff das Wort.

„Die Herrschaften verzeihen, wenn ich Ihnen mit Bestimmtheit sage: die neuen Gäste in unserem gemüthlichen Nestchen sind Geschwister. Ich bin aus Sachsen, komme indeß häufig in Geschäften nach Berlin. Unter Anderem hatte ich mit einer etwas sehr betagten, steinreichen Dame, Baronin und Excellenz, zu thun. Und bei eben der habe ich sowohl sie wie ihn wiederholt gesehen. Ich bin nicht neugierig, doch weiß ich direkt von der Kammerfrau, daß unser Paar Bruder und Schwester und sie eine Frau Gutsbesitzer Degenhart aus Hinterpommern ist."

Die Rechnungsräthin sah Land.

„Gutsbesitzer Degenhart," fragte sie, „nur Degenhart?"

„Degenhart, schlichtweg Degenhart."

„Und sie schreibt sich als Gräfin Bruck in Fremdenbücher ein, reist ohne Gemahl? Also ist sie eine geschiedene Frau!"

Es war eine alte Geschichte: die Rechnungsräthin behielt das letzte Wort.

II.

Frau Kräusel's Scharfblick streifte nahe an die Wahrheit. Zwar war Frau Stefanie Degenhart, geborene Gräfin Bruck, von ihrem Gatten noch nicht gesetzlich geschieden, doch hatte sie ihn verlassen, um die Scheidung zu erzwingen. Nach neunjähriger Ehe!

Die Geschichte dieses Bundes von der Werbung bis zur Trennung verlief einfach wie die meisten Schicksale. Denn nicht Leidenschaften, sondern Interessen regieren die Welt.

Er wurde seiner Zukünftigen und deren Familie auf einem Offiziersball in der Kreisstadt N. vorgestellt. Die älteste von fünf Töchtern einer Majorswittwe, war Stefanie durchaus nicht durch Kleiderpracht, sondern nur durch ihre Anmuth und natürliche Munterkeit die auffälligste Erscheinung jenes Abends. Degenhart, Gutsbesitzer und Reservelieutenant, suchte, wie sein Freund der Gräfin-Mutter vertraulich mittheilte, eine Frau. Zwar tanzte er mit mehr Ergebenheit als Hingebung, doch Stefanie hatte bereits die Erfahrung gemacht, daß die guten Tänzer nicht immer die besten Freier sind, und nahm sich daher in schweigendem Einverständniß mit Mama, die Herrn Degenhart mit Auszeichnung behandelte, vor, ihn zu bezaubern. Es gelang ihr vollständig.

Er, der bei ähnlichen Vergnügungen nicht aus dem Spielzimmer wich, schlug heute alle Einladungen zum Whist aus und wurde fortan nicht anders als mit einer der fünf Comtessen am Arm entweder tanzend oder promenirend gesehen, — ein Betragen, das eine ganz in Himmelblau gekleidete Dame — vierzigjährige Waise mit fünfzehnhundert Mark Leibrente, — die bisher der sichern Ueberzeugung gelebt hatte, für Degenhart der Gegenstand stiller Schwärmerei zu sein, weil er mit einer gewissen Absichtlichkeit ihre nähere Bekanntschaft zu vermeiden schien, so unbeschreiblich taktlos fand, daß sie den Ball schon vor Mitternacht verließ. Als um Eins die gräfliche Familie aufbrach, schloß sich der Gutsbesitzer und Reservelieutenant den Dragoneroffizieren an, welche die Damen nach ihrer gegenüberliegenden Wohnung über den Marktplatz begleiteten. Degenhart zog sich bei jener Gelegenheit eine unheilbare Abneigung gegen diese Waffe zu ... Er kehrte allerdings auf den Festplatz zurück, doch nur, um mit seinem Freunde sehr viel Rothwein zu trinken, wobei er eine ihm sonst nicht gewöhnliche Lust, Gesundheiten auszubringen, zeigte. Es war heller Tag, als er mit merkwürdig schweren Stiefeln dem Kellner die Treppe hinauf in's Zimmer folgte. Sein Kutscher, der Punkt acht Uhr unterm Fenster knallte, erhielt den Befehl, vorläufig wieder auszuspannen. Mittags machte Degenhart im Hause drüben Besuch und wurde auf Nachmittag zum Kaffee eingeladen. Ein Stückchen Zucker, das ihm Comtesse Stefanie auf seine Bitte nicht mit der Silberzange, sondern mit ihren Rosenfingern in die Tasse warf, machte den an sich schwachen Kaffee zum kräftigsten Zaubertrank, so daß der rosselenkende Martin, als er um Sieben unter den gräflichen Fenstern sich meldete, abermals auszuspannen geheißen ward. Am übernächsten Morgen jedoch führte Herr Degenhart selbst Zügel und Peitsche, während im Wagenfond die Frau Majorin und Stefanie saßen. Der Freund folgte in einem zweiten Gefährt mit den vier Schwestern. Die Fahrt ging nach Dürrenwalde.

Zwei volle Wochen verbrachten die Damen bei dem gastfreien Gutsherrn. Stefanie fand damals die Lage seines Wohnhauses „einzig", das Dorf eine Idylle. Dem Eigenthümer, der sich bisher über die heimische Scholle durchaus nicht zärtlich auszudrücken pflegte, erging's wie einer Mutter, deren ungerathenen Sohn man lobt. Obwohl er die Schwärmerei nicht begriff, schmeichelte sie ihm doch. Ueberhaupt konnte der Umgang mit fünf Grazien auf den Naturfohn nicht ohne Wirkung bleiben. Es war ein rührender Anblick, wie er den zwei jüngsten Comtessen im meerfeuchten Kies Bernstein suchen half; wie er der Gräfin-Mutter andächtig folgte, wenn sie sich in den tausendästigen Stammbaum derer von Bruck verstieg. Der Stammbaum, ach, der Stammbaum warf den einzigen Schatten auf seine Seele. Das Wohlwollen der Alten, die verschämt zärtlichen Blicke Stefaniens und die muntere Vertraulichkeit der Schwestern ließen ihn zwar Erfüllung der Träume hoffen, die beim Müßiggang jener Wochen nicht ausblieben, aber da war ein fünfzehnjähriger Bruder in der Kadettenschule der Residenz, allen Schilderungen nach ein Vollblutaristokrat und Tyrann von Mutter wie Schwestern. Bevor sich der nicht über die Werbung geäußert, war kein ernsthafter Antrag zu wagen. Degenhart zitterte vor dem letzten Sonntag, der Egon die Ferien und Degenhart und seinen Gästen Egon bringen sollte. Der gefürchtete Morgen brach an und Degenhart holte sein Schicksal selbst von der nächsten Bahnstation ab. Glücklicherweise erwarben sich die Mecklenburger Braunen das Wohlgefallen des jungen Standesherrn, was hinwieder auch für ihren Besitzer einiges Wohlwollen zur Folge hatte, und da Egon als Kadet für echte Cigarren und guten Bordeaux nicht unempfindlich war, gestaltete sich das Verhältniß günstiger, als man zu hoffen gewagt hatte.

Die Gräfin-Mutter willigte in eine weitere Woche Dürrenwalde. Während dieser streifte ihr Sohn mit dem Gastfreunde durch Feld und Wald, wie man sich denken kann, niemals ohne Flinte, oder fuhr mit ihm in's Städtchen, wie man sich denken kann, immer in Uniform, ritt den Ponyhengst und machte den Pastorstöchtern zahllose Fensterpromenaden. Am unwiderruflich letzten Abend hatte er zum Entsetzen der Mama und Ergötzen der Schwestern einen Rausch und trug in der Glückseligkeit desselben dem Hausherrn und Bowlenspender, der sein Vater sein konnte, Bruderschaft an.

„Denn, alter Junge," sagte er, ihn zutraulich auf die Schulter klopfend, „ich sehe ja doch kommen, wie es kommt. Auch habe ich gegen Dich als Schwager nichts einzuwenden."

Am folgenden Morgen hielt Herr Fritz Degenhart um die Hand der Gräfin Stefanie an. Sie wurde ihm zugestanden ...

Die Zeit zwischen den zwei verhängnißvollen Momenten: da Stefanie in den Wagen zur Trauung und in den Eisenbahnwaggon „Berlin — München — Verona" zur Flucht stieg, die lange Zeit ist kurz geschildert. Erst lebten die Gatten mit, bald nur noch neben einander. Keine Stürme, keine Szenen bewirkten die Entfremdung. Aufregungen kamen in ihrer Ehe selten vor. Ein Tag glich ziemlich dem andern; wenn das Jahr aber um war, war man doch sozusagen um dreihundertfünfundsechzig Meilen weiter aus einander. Wirklichen Kummer empfand Stefanie nur, als ihre Schwestern, eine nach der andern, sich standesgemäß verheiratheten. Ereignisse gab es drei: im ersten Jahr die Geburt eines Töchterchens; den Krieg, der Gatten und Bruder unter die Fahne rief, und die Aussöhnung mit Tante Luise, die über die Mißheirath empört gewesen. Die Folgen des ersten Ereignisses beschränkten sich schließlich auf die Vermehrung des Hausstandes. Man hatte eine Amme und später eine Bonne nöthig. Die kleine Marianne war ein lebendiges Beispiel für den kulturgeschichtlichen Erfahrungssatz, daß die rohe Kraft stets über die alte Kultur siegt: das Mädchen glich durchaus dem bürgerlichen Papa und hatte abscheulich dicke Gelenke und wahre Elephantenfüße. Das Wachsthum dieser und die Abnahme der mütterlichen Zärtlichkeit standen in geradem Verhältniß. Auch der Krieg lief, nachdem unserem Patriotismus Genüge geschehen, auf eine Enttäuschung hinaus. Fritz Degenhart kam ohne Wunden und Lorbeeren heim. Einem Etappenmajor zugetheilt, war er niemals im Feuer gewesen. Zwar hatte er auf seinem Posten redlich seine Pflicht gethan und somit auch seinen Theil am Gelingen des Ganzen und zum Siege beigetragen, allein Stefanie hatte wie sehr viele Frauen für Pflichterfüllung, welche einzig das eigene Bewußtsein belohnt, nur halbe Anerkennung ... Um so folgenreicher wurde der Brief der gekränkten Tante, der Stefanie — selbstverständlich ohne ihren Roturier — auf einige Wochen nach der Residenz einlud. Die alte Jungfer, nicht nur mit einem stolzen Namen, sondern auch mit Mammon gesegnet, bot zuerst die Hand. Konnte die Nichte einzuschlagen zögern, durfte der nüchterne Landwirth einer so werthvollen Tante ihre gesellschaftlichen Vorurtheile nachtragen und seiner Frau, die ihm ohnehin im Winter die alten Braunen zu sehr anstrengte, den Urlaub verweigern? Nein. Stefanie fuhr also nach der Residenz.

Dort athmete sie auf. Als habe ihr im meerumrauschten Dürrenwalde der Sauerstoff gefehlt! Freilich verkehrte im Haus der Tante nur die vornehme Gesellschaft. Da nun die Jugendzeit Stefaniens im pommerischen Kreisstädtchen auch ihre sehr bürgerlichen Seiten gehabt hatte, so fühlte sie sich zum ersten Male so recht daheim.

Aus den Wochen wurden Monate. Es war im Mai, als ihr Mann sie von der Bahn abholte, sie, die von den Anstrengungen der Saison nicht bleicher, sondern schöner denn je erschien. Das Wetter war trüb. Als sie durch die öde, beinahe noch winterliche Landschaft fuhren, wo die kaum knospenden Bäume an der schmutzigen Straße im Wind sich bogen, am Horizont die graue See mit dem grauen Himmel in Eins zerfloß, als das eintönige Getös der strandwärts hastenden Wellen laut und lauter wurde, hätte Stefanie weinen mögen, — doch nicht vor Freude. Fritz auf dem Kutschbock drehte sich zufrieden lächelnd nach seinem Weibchen um, das, eingemummt in Shawl und Kapuze, sich in die Wagenecke drückte.

„Andere Luft als in Berlin, he?!"

Das war eine Beleidigung der Residenz! ...

„Ich bemerke, Fritz," versetzte sie spitz, „daß Du eine rothe Nase bekommen hast. Von der Kälte oder vom Wein? ..."

War dieser wie vom Wind zusammengefegte Haufen verwitterter, niedriger Wohnhäuser und Schuppen ihr Dorf, inmitten das weißgetünchte, langgestreckte Gebäude, das nicht mehr poetischen Reiz besaß, als ein zum Trocknen ausgespanntes Handtuch, „Schloß" Dürrenwalde, das Daheim, in dem sie acht Jahre gelebt?! Ach, und diese „Unterthanen"! Aber das ungeschlachte Kind, das da mit fliegenden Zöpfen durch fußhohen Koth und Pfützen wild gesprungen kommt, ist ja kein Unterthan, sondern ihr eigenes Fleisch und Blut.

„Mama! liebe Mama!"

Einen Augenblick lang wallte auch das Mutterherz empor, — leider legte das unbesonnene Mädchen, nebenher laufend, eine Hand auf den Kutschenschlag, so breit, so roth — —

Auf der Schwelle des Herrenhauses stand die sauber herausgeputzte Bonne und machte der Wiederkehrenden einen zierlichen Knix und hieß sie in ihrem Schweizerfranzösisch willkommen.

Madame jedoch runzelte mit einem Blick auf die athemlose, über und über bespritzte Kleine ungnädig die Stirn.

„Mais Mademoiselle —"

Ueber dem Auspacken, wobei die Bonne für Fleiß und Geschicklichkeit wieder zu Gnaden kam, brach die Dämmerung herein und ging rasch in Finsterniß über.

Degenhart erwartete seine Frau im Speisezimmer, das nach seiner Meinung heute einen besonders gastlichen Eindruck machte. Eine neue Hängelampe ergoß reichliches Licht über den Theetisch, wo übrigens auch ein Paar Weinflaschen wie Kirchthurmspitzen über die Kannen und Tassen, Fleischschüsseln, Anchovisstönnchen und Käsekegel emporragten. Vor dem Gedeck der Hausfrau stand ein kleiner Blumenstrauß, des Gärtners Sorge während der ganzen Winterszeit.

„Und nun bekomme ich endlich einen Kuß," empfing der Gemahl die Eintretende.

Sie hielt ihm die rechte Wange hin, Degenhart jedoch faßte Stefanie trotz allen Sträubens kräftig um den Leib, um die schwellenden Lippen zu küssen.

„Pfui, Du bist nicht rasirt!" entwand sie sich und drückte das Batisttuch an den Mund.

Der Barbar strich lachend den Schnurrbart und streichelte sein nicht allzu glattes Kinn.

Nun musterte ihr Blick tadelnd die Tafel.

„Wer soll all' das essen?"

„Hoffentlich hat meine Maus guten Appetit mitgebracht."

„Gott, wie materiell!“ seufzte sie, nahm aber doch von allen Schüsseln.

Sie entwickelte, Dank ihrem herrlichen Gebiß und kräftigen Magen, eine große Fertigkeit in der Kunst, große Bissen schnell zu verschlingen und darum wenig zu essen zu scheinen.

Beinahe hätte sie sich behaglich gefühlt, wenn der aufwartende Martin minder nach dem Stall gerochen hätte und die kleine Marianne minder bärenhaft zärtlich gewesen wäre. Auch die Grafenkrone über den verschlungenen Buchstaben S. und B. auf den Theelöffeln — ein Dutzend Thee- und ein halbes Dutzend Eßlöffel waren die Glanzstücke ihrer Aussteuer gewesen — entlockten einen Seufzer. Außer dieser Pracht, die Wehmuth weckte, war Thee- und Eßgeschirr, war die ganze Einrichtung dieses Zimmers wie aller anderen in Stefaniens Augen dürftig, „mesquin“. Sie erzählte — weniger ihrem Gemahl als sich selbst — von den Abenden in der Residenz, wie Prinz Georg auf einer Soirée der Baronin Borsdorf, die sehr musikalisch sei, nach einem Klaviervortrag Rubinstein's — berühmter Pianist, Pro-

Essenszeit. Gemälde von A. Siegert. Nach einem Stich der E. G. Lüderitz'schen Kunstverlagsbuchhandlung in Berlin. (S. 808.)

tégé der Kaiserin — sich ihr habe vorstellen lassen, wie ritterlich Onkel Excellenz von Reissenstein — die Reissenstein und Bruck sind schon seit 1427 mit einander verschwägert — gegen sie gewesen sei, wie liebenswürdig die russische Gesandtin, Fürstin Katschubei, und so weiter und so weiter.

Etwa um Mitternacht fuhr Stefanie aus holdem Traum empor. Eben noch war sie bei Hof zur großen Cour geladen — und machte vor Majestät eine Verneigung, die den Neid sämmtlicher Damen erregte, und Majestät lächelte huldvoll und sagte: „Liebe Gräfin, sehr angenehm, daß Sie wieder —“ Da riß sie eine rohe Faust an der Schleppe zurück, die schimmernde Welt versank und Frau Degenhart fand sich im engen Schlafzimmer, das eine ölbedürftige Nachtlampe mit mehr Geruch als Licht erfüllte. Was aber war das für ein donnerähnliches, entsetzliches Geräusch? — Ach, die See!

„Unausstehlich!“ murmelte Stefanie und drehte sich auf die andere Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Abend auf den Terrassen in Marokko. Gemälde von Benjamin Constant. (S. 805.)

Die historischen Fresken des Konziliumsaales in Konstanz.

IV.

Kaiser Maximilian in Konstanz.

Gemalt von Fr. Pecht.

(Hiezu das Bild S. 801.)

Dieser Fürst, der oft und lange in der Stadt weilte, besuchte sie auch im Spätjahr 1506 mit seiner jungen Gattin, der Tochter des Herzogs Sforza. Um einen Reichstag zu halten, hatte er dann mehrere Monate, bis Frühjahr 1507, in Konstanz zugebracht, das ihm zu Ehren allerlei Festlichkeiten veranstaltete. Dann zog er ab nach Italien, ließ aber die Gemahlin zurück. Wir sehen ihn auf dem Bilde, wie er, im Begriff, zu Pferde zu steigen, die Kaiserin der Obhut seiner getreuen Bürger anempfiehlt. Der leichtsinnige Gatte ließ die schöne Frau volle zwei Jahre in derselben, und sie ist kurze Zeit nachher, wie man sagt, aus Lebensüberdruß gestorben.

Der Abend auf den Terrassen.

Marokko.

(Hiezu das Bild S. 805.)

Man muß die Luft eines milden Abends in den Ländern am mittelländischen Meere geathmet haben, um zu wissen, welch' wohlthuender Zauber in ihnen ruht; in jenen Gegenden, wo die Sonne bei Tag so versengend heiße Strahlen auf die Erde sendet, bringen die nächtlichen Stunden die heiß ersehnte kühlende Frische. Die Häuser sind meist so gebaut, daß die Bewohner nichts von dieser Wohlthat des Abends entbehren: jedes hat seine Terrasse, wo die orientalische Indolenz sich ganz in dem süßen Vergessen von Welt und Zeit wiegen kann.

B. Constant führt uns in seinem Bilde, das im dießjährigen „Salon" ausgestellt ist, auf die Zinne eines Harems, das die Stadt beherrscht. In der Ferne breiten sich die stillen Gebäude aus, die das blaue Meer umsäumt. Der Himmel ist rein, die Nacht verschwiegen. Die Frauen, deren Tag im Schatten der dichten Mauern verfloßen, können jetzt ihre Schleier lüften und mit voller Luft die Meeresluft einathmen, die eine Brise vom Hafen herüberträgt. Auf die weichen Teppiche ausgestreckt oder am Rande der Terrasse sitzend, lassen sie ihre Blicke in die Weite schweifen — ein echtes Bild des orientalischen Lebens, des geheimnißvollen Kismet.

Neue Welten.

Geographische Skizzen

von

C. Frhr. v. d. Goltz.

VI.

Die Engländer in Centralafrika. *)

1.

Die Fortschritte, welche die Erschließung von Innerafrika in neuerer Zeit gemacht hat, finden in England bereits eine aufmerksame Beobachtung vom rein praktischen Gesichtspunkte aus, wie sich dieß von dem Handelsvolk par excellence nicht anders erwarten ließ. Das geflügelte Wort: „Africa our second India", unter dem die „Times" seinerzeit den Bericht über das Afrika-Meeting in Manchester veröffentlicht hat, ist in England eine Art Parole für einen bedeutenden und unternehmungslustigen Theil des Publikums geworden. Von vielen Seiten wird energisch auf die Bildung einer allgemeinen innerafrikanischen Handelsgesellschaft hingearbeitet, die den dunklen Kontinent für merkantile Zwecke zugänglich machen soll, wie einst die ostindische Compagnie es mit Hindostan that.

Mr. Grafton, der Präsident des Meetings in Manchester, erklärte, daß England für den Absatz seiner Waare dringend neuer Märkte bedürfe, um die in verschiedenen Ländern durch deren anwachsende eigene Industrie verloren gegangenen zu ersetzen. Dafür, so soll er hinzugefügt haben, eigne sich Innerafrika ganz vortrefflich. Mr. Bradshaw, welcher sodann über die Mittel und Wege referirte, den großen Plan in's Werk zu setzen, wies darauf hin, daß England in Centralafrika dereinst ebensogut wie jetzt in Indien dreitausendsechshundert Millionen Ellen Calicot jährlich werde verkaufen können. Dadurch fänden allein in der Grafschaft Lancaster dreißigtausend Arbeiter Beschäftigung und die Fabriken von Sheffield, Birmingham und in Yorkshire würden einen ungeheuren Aufschwung nehmen. „Und welchen Unterschied müßte es für die Börse von Manchester ausmachen," rief der Redner ferner, „wenn ihre großen Fabrikanten über dreißig Millionen Konsumenten mehr disponirten, als jetzt!" An „hear! hear!" und anderen Beifallszeichen hat es nicht gefehlt, und während Deutschland vielleicht darüber nachdachte, welche idealen Aufgaben sich auf Grund der Entdeckungen Stanley's finden und lösen ließen, berechnete England mit gleichem Eifer die Ballen Baumwollenstoff, auf deren Mehrabsatz es rechnen könne. Mag man über die Motive denken, wie man will, das praktische Resultat ist und bleibt es, daß die Engländer allen anderen Nationen schon heute einen unschätzbaren Vorsprung für die Civilisation und die künftige Herrschaft in Centralafrika abgewonnen haben.

In der „Revue de Géographie" vom Mai d. J. widmet A. de Fontpertuis diesen Verhältnissen einen längeren und sehr interessanten Aufsatz: „L'Afrique équatoriale et les Anglais".

Eine der größten Schwierigkeiten, welche die beginnende Kulturarbeit in Innerafrika zu überwinden haben wird, bildet unstreitig die Theilung in zahllose unabhängige Gebiete, die sich meist mit erbitterter Feindseligkeit gegen einander abschließen. Allein es ist doch nicht der ganze Kontinent in solcher Weise politisch und ethnologisch zersplittert. Livingstone, Cameron und Stanley haben die Existenz ausgedehnter, in sich abgeschlossener Reiche festgestellt. Auf diese lenkt die Missions- und Civilisationsthätigkeit natürlich zunächst ihr Augenmerk; denn durch Bekehrung und Belehrung des Despoten, der über Millionen herrscht, läßt sich selbstredend mit einem Schlage mehr gewinnen, als durch den Einfluß bei einer ganzen Anzahl freier und wilder Tribus.

Im östlichen Centralafrika treten mehrere solcher Reiche in den Vordergrund, wie namentlich Uganda und dann Ruandi, Urundi, deren Einwohner auf Millionen geschätzt werden. Weiter westlich zwischen dem oberen Congo und der Westküste dehnt sich Muato Janvo's von Cameron besuchtes Land über Tausende von Quadratmeilen aus.

Die so vielfach herrschende Ansicht, als bilde die gesammte Bevölkerung Centralafrikas ihren Anlagen und Befähigungen, sowie der augenblicklichen Kulturstufe nach eine gleichförmige stumpfe und träge Masse, ist ein nicht berechtigtes Vorurtheil. Von den Waganda am Nordufer des Uekerewe-Sees (oder Viktoria Nyanza) sagt Stanley in seinem großen Reisewerke, sie dürften sich von ihren barbarischen Nachbarn ungefähr ebenso unterscheiden, wie die Engländer in Ostindien von ihren Afridimitbürgern, oder wie die weißen Amerikaner in Arkansas von den halbcivilisirten Choktaws. Ihren Kabaka, den „Kaiser" Mtesa, schildert der große Amerikaner ganz im Gegensatz zu Speke, der ihn vor zwanzig Jahren besuchte, als einen außergewöhnlichen Monarchen, welcher mit bedeutenden Gaben des Geistes einen offenen Sinn für die Vorzüge europäischer Kultur besitzt und der es liebt, Fremde an seinen Hof zu ziehen. Die Schilderung, welche Stanley von seiner Landung in Uganda, dem Reiche Mtesa's, gibt, entrollt ein höchst eigenthümliches und ganz unerwartetes Kulturgemälde aus diesem fernen Erdenwinkel, in dem man bis dahin nur den allernacktesten Barbarismus zu finden meinte.

Schon zwei Meilen vom Ufer sahen Stanley und seine Begleiter eine nach Tausenden zählende Menschenmenge, die sich auf sanft ansteigender Bodenfläche ordnete. Bald gab der Gesandte des Kabaka, der ihn begleitete und einführen sollte, seinen „Musketieren" den Befehl, das Nahen des merkwürdigen Fremden durch eine Salve anzukündigen. Die Volksmassen bildeten allmälig ein regelrechtes Spalier, an dessen Enden feingekleidete Männer in karmoisinrothen, schneeweißen und schwarzen Gewändern standen. Als die kleine Flottille sich der Hafenbucht näherte, krachten Flintensalven die langen, regelmäßigen Reihen hinab. Die begleitenden Kanoes bogen rechts und links seitwärts aus. Zahlreiche Kesselpauken und Baßtrommeln ließen ein lärmendes Willkommen erschallen. Flaggen, Fahnen und Fähnchen wehten und das Volk jauchzte laut auf.

Stanley, erstaunt über diesen pomphaften Empfang, schritt auf die große Standarte zu, neben welcher ein kleiner junger Mann in karmoisinrothem Oberkleide stand, das er über fleckenlosem weißem Anzug von gebleichter Baumwolle trug. Es war der „Katekiro" oder Premierminister des Reichs. Der Ankömmling machte demselben eine Verbeugung, die Jener sofort, nur „viel tiefer und stattlicher", erwiederte. Stanley selbst sagt: „Ich war betreten, verwirrt und verlegen, und ich glaube, daß ich innerlich über diesen königlichen Empfang erröthete, doch hoffe ich, daß ich meine Verlegenheit nicht merken ließ." Ein Dutzend gut gekleideter Personen umringten nun den Reisenden, ergriffen seine Hand und versicherten ihn in der Swahalisprache, daß er in Uganda willkommen sei. Dann führte ihn der Katekiro unter Paukenschlag und Trommelwirbel zu einem für ihn besonders hergerichteten Hause.

Bald folgten reiche Geschenke des Kabaka und dann die feierliche Audienz, zu der zwei Pagen des Hofes die Fremden abholten. Auch dort fand ein ceremonieller Empfang unter den höflichsten und würdigsten Formen statt. Mtesa, der Kabaka (Kaiser), mit langem weißem Hemde, das von einem Goldgürtel umschlossen wurde, und mit dunklem wollenem Obergewande angethan, mit Schnabelschuhen und einem knappen Fez, erwartete ihn, umgeben von seinen Großen, Ministern und Generalen. Er erhob sich vom Thron, ging dem weißen Gast entgegen, schüttelte ihm ausdrucksvoll die Hände und verbeugte sich anmuthsvoll. Dann entspann sich eine lange Unterredung und Stanley genoß geraume Zeit die Gastfreundschaft des hervorragendsten Mannes und mächtigsten Herrschers des äquatorialen Afrika.

Dieser förderte die anglo-amerikanische Expedition bekanntlich auf's Zuvorkommendste und der große Reisende that nun einen gründlichen Blick in das eigenthümliche Leben der schon genannten Waganda. Es ist dieß das Volk von Uganda, ein Volk, das reinlich und gut bekleidet geht, das Sitte, Klugheit und diplomatische Gewandtheit an den Tag legte, das eine militärische und politische Eintheilung, ein Heer von 150,000 Kriegern, eine zahlreiche Flotte großer Kriegskanoes besitzt, das Kunststraßen zu bauen versteht und bei welchem selbst eine Art von historischer Tradition, die bis auf den sagenhaften Ursprung der herrschenden Dynastie zurückgreift, erhalten wird. Die Schilderung, welche Stanley von den großen Wasserschlachten der Waganda und Wawuma entwirft, rufen Bilder aus den Kämpfen der alten Welt in uns wach.

Mtesa, der Kaiser, der durch einen arabischen Händler erst dem Islam zugewendet, dann durch Stanley zum Christenthum bekehrt wurde, zeigte sich begierig, die Vortheile europäischer Kultur kennen zu lernen und zu genießen. In ihm glaubte der kühne Reisende den Mann gefunden zu haben, durch den man Aequatorialafrika der europäischen Kultur eröffnen könne. Schon damals erließ er in seinen am 14. April 1875 für den „Daily Telegraph" und den „New-York Herald" geschriebenen Reiseberichten mit warmen Worten einen Aufruf zur Sendung einer christlichen Mission an Mtesa. „O daß doch irgend ein frommer, praktischer Missionär hieher käme!" hieß es darin. „Welch' ein Feld, welch' eine reiche Ernte bieten sich hier dar für die Sichel der Civilisation! Mtesa würde ihm Alles geben, was er nur wünschen möchte, Häuser, Ländereien, Rinder, Elfenbein u. s. w. Er könnte an einem Tage eine ganze Provinz sein Eigenthum nennen. Aber es ist nicht der bloße Prediger, der hier nöthig ist. Alle Bischöfe Großbritanniens zusammen nebst der klassisch gebildeten Jugend von Oxford und Cambridge würden durch bloßes Reden mit dem intelligenten Volke von Uganda nichts bewirken. Der praktische christliche Lehrer ist es, der den Leuten lehren kann, wie sie Christen werden mögen, der ihnen zeigen kann, ihre Krankheiten zu heilen, Häuser zu bauen und den Ackerbau zu verstehen, der wie ein Seemann Hand an Alles anlegen kann, ein solcher Mann wird hier gebraucht. Wenn ein solcher Mann sich auffinden ließe, so würde er der Erlöser Afrikas werden." Die Church Missionary Society hat in Uganda die erste größere Station errichtet. Seit Ende Juni 1877 ist dort Rev. Wilson thätig. Im letzten August folgten ihm von Chartum in Oberägypten über Dusli am Nil und Magungo am Albert Nyanza noch drei Missionäre, nachdem eine andere Sendung ein tragisches Ende gefunden. In Chartum trafen die drei Ersatzmänner schon eine Gesandtschaft Mtesa's, die dort bei Gordon Pascha, dem ägyptischen Gouverneur, verweilte. Ferner langte auf dem einst von Stanley gewählten Wege ein anderer Kollege Wilson's, Missionär Mackay, bei Kagehyi am Uekerewe-See an.

*) Zur Orientirung genügt jede neuere Uebersichtskarte von Afrika. Auch enthält Bd. 39, Nr. 22 von „Ueber Land und Meer" eine passende und ausreichende Skizze.

Notizblätter.

Literatur.

— **Adelheid v. Auer hat sich in verschiedenen Romanen, wie** „Achtzig Stufen hoch", „Modern", „Aufgelöste Dissonanzen", als eine tüchtige Schriftstellerin bewährt, jetzt beschenkt diese Autorin die Frauenwelt mit zwei neuen Werken, einem Roman: „Das Herz auf dem rechten Fleck", und einem Bande Novellen: „In der letzten Stunde" betitelt (Beides Leipzig. Schulze & Comp.). In dem Roman schildert die Autorin einen jungen, begabten Mann, der die Liebe als Mittel betrachtet, Carrière zu machen und zu Geld und Gut zu kommen. Ihm gegenüber steht eine scheinbar Kokette, Frau v. Salmar, ein resoluter Charakter, und ein stilles, echt deutsches Mädchen, Marianne. Die Entwicklung der Handlung befriedigt den Leser — Personen und Verhältnisse sind gesund und lebenswahr geschildert. Dieser Roman ist für die Frauenwelt eine sehr empfehlenswerthe Lektüre. Auch die oben erwähnten Novellen: „Ein Schloß und kein Herz", „Goldene Ketten" welche das hübsch ausgestattete Bändchen enthält, sie weisen dieselben guten Eigenschaften wie der oben erwähnte Roman auf; es fehlt allerdings die kühn erfundene Fabel, die überraschende neue Lösung, was für die Novelle charakteristisch ist; aber abgesehen davon erfreuen doch diese Erzählungen durch angenehme, hübsche Schreibart, jene Gesundheit der Weltanschauung und jene tüchtige Darstellungskraft, welche diese Autorin vor vielen ihrer Genossinnen auf dem Parnaß auszeichnen.

— **Zweiundzwanzig Jahre, von 1663 bis 1685, saß die Tochter** König Christian IV. von Dänemark im blauen Thurme des Kopenhagener Schlosses gefangen, zuerst um über die politischen Konspirationen ihres Gemahls, des Reichshofmeisters Corfiz Ulfeld, verhört zu werden, dann aber, um für diesen, dessen man nicht habhaft werden konnte, zu büßen. Die Gefangene hat während dieser langen Jahre ein Tagebuch geführt, das uns erhalten ist, und einer ihrer Nachkommen, Johann Graf Waldstein, in dessen Besitz es sich befindet, hat es durch Johannes Ziegler in splendidester Ausstattung unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein, Leonora Christina, vermählten Gräfin Ulfeld" (Wien, Gerold's Sohn) herausgeben lassen. Abgesehen davon, daß diese Denkwürdigkeiten ein wichtiger Beitrag zur Geschichte Dänemarks, wie jener Zeit überhaupt sind, lernen wir durch sie eine höchst interessante, liebenswürdige, in allen Leiden ungebrochene, durch echte Religiosität starke Frau kennen, deren feine Beobachtungsgabe die scheinbare Monotonie einer so langen Gefangenschaft durch ihre treffenden Bemerkungen fortzuzaubern versteht und deren Schilderungen von Zeit und Umständen darum nirgend etwas Ermüdendes haben. Auch ihre religiösen Dichtungen werden vielfach Interesse erregen. Ziegler hat das Buch durch eine gute Biographie

des Gemahls der Gefangenen eingeleitet und der Bilderschmuck — die Porträts Corfizen's und seiner Gemahlin, der ganzen Familie Ulfeld bei Tische und die in Farben ausgeführten Stammbäume — erhöhen den Werth des schönen Buches.

— **Ein spezielles Talent für glühende Stimmungsmalerei zeigt** Franz Engel in seinen „Studien unter den Tropen Amerikas" (Jena, Mauke). Wir haben hier eine Reihe von Skizzen, Beiträge zur Erd-, Völker- und Naturkunde, die in schönwissenschaftlichem Gewande auftreten. Es sind Genrebilder aus dem Volksleben mit landschaftlichem Hintergrund — oft voll Plastik und tiefgesättigter Farbengebung, am originellsten und anschaulichsten erschienen uns die Abtheilungen: „National- und Massentypen des tropischen Amerika" und „Nacht und Morgen unter den Tropen". Der Autor gibt hier sichtbar, obwohl mit Hülfe der dichterischen Anschauung, keine Phantasiebilder oder künstlerisch verarbeiteten Lesefrüchte. Er hat unzweifelhaft tropisch blendendes Licht gesehen und tropisch glühende Luft geathmet, deßhalb beruhren auch diese sorgfältig ausgearbeiteten Bilder durch ihre Frische und überzeugende Anschaulichkeit sehr wohlthuend, indem sie zugleich auf interessante Weise belehren und unterrichten.

— **Die Meyer'schen Reisebücher sind Musterbücher ihrer Gattung.** Die Verlagshandlung ist stets darauf bedacht, ihnen neue praktischere Formen zu geben, sie in allem Wichtigen und Interessanten zu ergänzen. Eine sehr zu rühmende Neuerung ist das Format, in dem sie eben die „Rheinlande" herausgibt, die sie aus ihrem dickleibigen Westdeutschland herausgenommen und nun als selbstständiges Buch in kleinstem Oktav, das gerade für die Rocktasche sich eignet und sich überall handlich bei sich führen läßt, dem Publikum bietet. Das hubsche Buch ist wieder mit der minutiösesten Sorgfalt gearbeitet; wo wir mit Ort und Verhältnissen vertraut sind, haben wir Alles genau und richtig befunden und dürfen daher auch auf die Zuverlässigkeit des Uebrigen schließen. Der Raum ist so sorgfältig ausgespart, daß man nicht mit Notizen zu kargen brauchte, und die Karten — eine Spezialität des Meyer'schen Bibliographischen Instituts — sind überaus sauber und anschaulich; mit Städteplänen und Panoramen ist das Buch überreich ausgestattet. — Die gleichen Vorzüge sämmtlich empfehlen eine Novität der Meyer'schen Reisebücher: „Norwegen, Schweden und Dänemark" von Ingvar Nielsen, aus einem andern Verlage herübergenommen, aber nun ganz im Style der neuen „Rheinlande" in Format und Arrangement behandelt. Das Buch erspart eine kleine skandinavische Bibliothek, die zur Vorbereitung auf die Reise nöthig wäre; Sprache, Geschichte, Land und Leute sind je in der Einleitung so gut und ausführlich behandelt, daß man den fremden Boden völlig orientirt betritt, und auch hier ist ein solcher Reichthum von Karten und Plänen beigegeben, wie eben nur ein so gut ausgestattetes Institut sie bieten kann. Auch Dem, dem es nicht vergönnt ist, diese Länder zu sehen, wird es Freude machen, das reichhaltige Buch über Skandinavien zu besitzen.

— **Ein sehr interessantes Werk, das im Laufe der Zeiten ganz** verschollen war, ist jetzt in modernem Gewande, gediegen und geschmackvoll ausgestattet, wieder veröffentlicht worden. Es ist das „Andachtsbuch Louise Henriettens von Brandenburg, Gemahlin des großen Kurfürsten, auf ihren Befehl zusammengetragen und herausgegeben von Christoph Runge im Jahre 1653. Neu bearbeitet und mit einem biographischen Vorwort versehen von C. Irenäus" (Berlin, Schleiermacher). Das Buch enthält Lieder von Luther, Spener, Joh. Frankl, Simon Dach, Joh. Heermann und Anderen mehr, die durch Tiefe der Empfindung und kraftvolle Sprache tief zum Herzen dringen. Der deutsche Kaiser hat die Widmung dieses ernsten und schönen Werkes zur Feier der goldenen Hochzeit entgegengenommen.

— **L. Brunier's Lebensbild der größten Schönheit Frankreichs:** „Julie Necamier", welche Brennecke vor einiger Zeit in unserer Romanbibliothek verherrlicht hat, fand so viel Anklang, daß nunmehr auch eine Volksausgabe (Preßburg, Heckenast) in schöner, elegenter Ausstattung erschienen ist, durch welche auf's Neue Viele sich mit dem Leben dieser berühmten Frau bekannt machen werden.

— **Die Gesammelten Werke des unlängst gestorbenen Dichters** Adolf Brachvogel werden mit Einleitung und Biographie von Max Ring in 10 Bänden, resp. 60 Lieferungen, bei Costenoble in Jena erscheinen.

— **Demnächst werden in Paris die Memoiren des Grafen** Walewski, des speziellen Günstlings Napoleon III. erscheinen, die aus den nachgelassenen Papieren sein Sohn Graf Charles Walewski herausgibt. Man weiß, daß Walewski den Pariser Kongreß vom Jahre 1856 präsidirt hat und man kann sich viel interessante Enthüllungen von diesen Memoiren versprechen.

— **„Heiteres aus dem Juristenleben, gesammelt von einem** Advokaturskandidaten" (Wien, Moritz Perles), ist der Titel einer Sammlung komischer Anekdoten aus dem Gerichtsleben und wird nicht nur juristische Kreise interessiren, sondern jedem Leser ein paar heitere Stunden bereiten. Begegnet man auch manchem Bekannten, so ist doch genug des Neuen da, um das Büchlein anschaffenswerth zu machen, namentlich als Reiselektüre.

Bildende Künste.

— **Die neue römisch-katholische Kathedrale des heiligen Patrick,** Irlands Schutzpatron, welche am 25. Mai mit großem Pomp in New-York eingeweiht wurde, ist das schönste Kirchengebaude in Nordamerika. Der Grundstein wurde vor genau 21 Jahren gelegt. Das Gebäude hat bereits 4 Millionen Dollars gekostet, und zur Vollendung sind 600,000 Dollars mehr nöthig. Die Kathedrale ist ein gothischer Bau aus weißem Marmor, 334 Fuß lang und 174 Fuß breit, mit zwei noch unvollendeten Thürmen, welche 334 Fuß hoch sein sollen. Der Flächenraum im Innern ist 38,500 Quadratfuß, mit Sitzplätzen für 14,000 Personen und Stehraum für 19,000. Die größten amerikanischen Kirchen außerhalb Mexikos waren bisher die Kathedralen in Philadelphia, mit 216 Fuß Länge und 210 Fuß Breite, und in Montreal, 255 Fuß lang und 144 Fuß breit. Das Werk bietet jetzt einen dem Kölner Dom ähnlichen Anblick. Im Innern ist die Länge 306 Fuß, das Schiff ist mit Einschluß der Seitenchöre 96 Fuß breit oder 48 Fuß von Säule zu Säule und je 24 Fuß Breite für jedes Seitenschiff, während die Höhe letzterer 54 Fuß, diejenige des Hauptschiffs 110 Fuß beträgt. Das Querschiff ist 140 Fuß lang. Die Front hat drei Portale, deren mittelstes mit prächtigem Kreisfenster 51 Fuß hoch und 31 Fuß breit ist; es hat ferner 35 bunte Glasfenster von großer Schönheit. Der Hochaltar ist sehr sorgfältig gearbeitet; er ist 12 Fuß 4 Zoll lang und 2 Fuß 8 Zoll breit und kostet 12,000 Dollars. Das Tabernakel ist von Mosaik und kostbaren Steinen bedeckt. Der Bau dieser großen Kathedrale ist ein Beweis für das Wachsthum der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten.

— **Ein neuer Verein, aus Künstlern und Kunstfreunden be**stehend, ist in Wien in der Bildung begriffen. Der Zweck dieses Vereins ist der, daß die Produktionen akademischer Maler auf dem Wege der Association mit Umgehung der Zwischenhändler zum Verkaufe gelangen. Hiedurch hofft man einem thatsächlichen Bedürfnisse zu entsprechen und dem vorzubeugen, daß die Kunst beiteln gehe und im Dienste der Kunsthändler stehe, von denen manche die prekäre Lage der akademischen Maler ausbeuten. Das Beispiel verdiente nachgeahmt zu werden.

— **Im dießjährigen „Salon" (Kunstausstellung), schreibt man** aus Paris, sind die deutschen Künstler, welche bisher fast ganz fortgeblieben waren, wieder einigermaßen vertreten. Freilich der größte Theil der ziemlich zahlreichen deutschen Namen des Katalogs gehört Franzosen oder Elsäßern an. Unter den deutschen Ausstellern finden sich einige bewährte Namen, wie Otto von Thorn, Paul Meyerheim, deren Werke beim Publikum die verdiente Beachtung finden. Besonders ist dieß mit den „Tyroler Kohlenbrennern" von Paul Meyerheim der Fall, vor dem fortwährend Gruppen von Bewunderern stehen. Das Bild ist unstreitig eines der hübschesten der ganzen Ausstellung. Anders ist es jedoch bei der bekanntlich aus Künstlern bestehenden Jury, welche weder diesem, noch einem anderen deutschen Bilde eine Auszeichnung zuerkannt. Ebenso verhält sich die Kritik: in keinem einzigen Blatte habe ich bisher eines der deutschen Bilder erwähnt gefunden, wogegen doch alle sonstigen Werke mit großer Sorgfalt, trotz oft sehr großer Mittelmäßigkeit, aufgezählt und belobt werden. Unter den musikalischen Künstlern besteht seit dem Kriege eine Verabredung zur Ausschließung aller deutschen Nebenbuhler. Unter den bildenden Künstlern und ihren Rezensenten ist offenbar dasselbe Uebereinkommen vorhanden.

Musik.

— **Die Tonkünstlerversammlung in Wiesbaden war dieß Jahr** besonders zahlreich besucht. Sehr großen Erfolg hatte die Oper „Melusine" von Grammen. Im ersten Konzert bewunderte man vorzüglich Liszt's „Faustsymphonie". Am zweiten Tage fanden zwei Konzerte, eine Kammermusikaufführung und ein Konzert geistlicher Musik, statt. Die Orgelsonate von Fink und die Weihnachtslieder von Peter Cornelius haben am meisten Anklang gefunden. In einem der zwei letzten Konzerte wurden namentlich Kompositionen jüngerer Muster aufgeführt.

Bühne.

— **Interessante Vergleiche lassen sich durch nachfolgende Mit**theilungen einer Wiener Zeitung anstellen. Das finanzielle Resultat des sich dem Ende zuneigenden Theaterjahres stellt sich für's Burgtheater günstiger wie im Vorjahre, es ist geschert, daß das Theaterjahr administrativ Ende August ohne Defizit schließen werde. Die Einnahmen des Burgtheaters belaufen sich auf circa 600,000 Gulden. Es ist von Interesse, daß sich die Einnahmen aus dem Abonnement und die Tageseinnahmen beinahe gleich hoch belaufen. Das Abonnement, welches sich unverringert erhalten, ergibt jahrlich 250,000 Gulden und um einen kleinen Betrag mehr die Tageseinnahmen. Die kaiserliche Subvention beträgt 84,000 Gulden. Das Institut, welches keinen Pensionsfonds besitzt, seinen Mitgliedern keine besonderen Leistungen für einen solchen auferlegt, bestreitet aus seinen eigenen Einnahmen ohne jeden Zuschuß die Pensionen im Gesammtbetrag von gegenwärtig 55,000 Gulden.

— **Die Burgtheaterintendanz in Wien bereitet für die nächste** Saison Hebbel's „Ring des Gyges", Gottschall's „Ami Robsart", ein Lustspiel von G. Sand, eines von Labiche, drei von Climar, Prinzen von Oldenburg, Bittong und O. Welten, sowie ein anonymes unter dem Titel: „Ein Anwalt" vor.

— **Die Münchener Hoftheaterintendanz läßt ausdrücklich erklären,** daß die Namen der Preisrichter nicht früher veröffentlicht werden, als bis die Stücke, welche zum Preis empfohlen sind, aufgeführt worden.

— **Hans Wachenhusen's Lustspiel in 3 Akten: „Prinz Otto",** ein im vorigen Jahrhundert spielendes Intriguenstück, hat bei seiner ersten Aufführung am königl. Theater in Wiesbaden einen durchschlagenden Erfolg gehabt. Von einem trotz der Junihitze doch zahlreichen Publikum wurden die Darsteller nach jedem Akt, der Verfasser am Schluß stürmisch gerufen. Die Kritik empfiehlt für einzelne Mängel des Stücks nur den Rothstift.

— **Die Mitglieder des Théâtre français, welche jetzt in London** Triumphe feiern, sind dort bekanntlich zum ersten Male seit Bestehen dieser Bühne mit einem Gesammtgastspiel auf fremdem Boden aufgetreten. Es besteht nun der Plan, diese Elitetruppe auch zu einem Gastspiel für Wien zu gewinnen, und es heißt, daß das Laube'sche Stadttheater darüber bereits Pourparlers mit den maßgebenden Personen des Théâtre français gepflogen habe. Ob dieses interessante Gastspiel schon für den Sommer des nächsten Jahres in Aussicht genommen wird, ist nicht bekannt.

— **Das Frankfurter Theaterkomite hat an Laube die Einladung** ergehen lassen, sich um die Intendanz ihres Theaters zu bewerben. Man werde ihm alle Mittel an die Hand geben, die Idee eines deutschen Nationaltheaters zu verwirklichen. Das Komite des Wiener Stadttheaters indeß hat ihm eben ein glänzendes Vertrauensvotum gegeben und wir können kaum glauben, daß er Lust haben sollte, nach Preußen überzusiedeln.

— **Die Suppé'sche Operette „Boccaccio" hat am Wiener Karl**theater bereits die 350. Aufführung erlebt.

— **Ignaz Brüll's Oper: „Der Landfriede", hat bei ihrer ersten** Aufführung in Prag großen Erfolg gehabt.

— **Der gefeierte österreichische Dichter Bauernfeld hat trotz seines** hohen Alters — er dürfte gegenwärtig etwa 79 Jahre zählen — noch eine fünfaktige Tragikomödie: „Alcibiades" vollendet und der Direktion des Burgtheaters eingereicht. Auch zwei seiner älteren Lustspiele aus den Fünfzigerjahren hat Bauernfeld neu bearbeitet: „Die Löwen von ehedem", worin Davison in der Rolle des in der Englischen Memoirengeschichte aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts herausgegriffenen Modekönigs Kapitän Brummel eine außerordentliche Leistung gab, und das unter Philipp von Orleans in Paris spielende „Unter der Regentschaft". Der Dichter hat aus beiden fünfaktigen Stücken zweiaktige gemacht.

— **Die Münchener Hoftheater werden, um den Tausenden Fremd**er, welche zur internationalen Ausstellung dahin kommen werden, einen Begriff von der Berechtigung des europäischen Rufes, den sie genießen, zu geben, ununterbrochen die ausersesensten Vorstellungen, in denen die allerersten Kräfte mitwirken, bringen. Vorläufig steht für den Juli und Anfang August auf dem Repertoire: Für die Oper: Der König von Lahore, Tell, Tannhäuser, Don Juan, Zauberflöte, Lohengrin und Freischutz. Im Schauspiel: Wie es Euch gefällt, Minna von Barnhelm, Die Valentine, Rolf Berndt, Götz von Berlichingen; Neu: Fürst von Trou.badour (von W. Jordan); Der Freund des Fürsten; Leonarda; Der Vermittler.

— **Lord Beaconsfield's Drama „Graf Alarcos" ist in London** bei der Aufführung glänzend durchgefallen und zurückgelegt worden.

Kultur und Wissenschaft.

— **Aus Zanzibar wird gemeldet, daß der Afrikareisende H. Stanley** mit zwei Booten den Fluß Lerkgi erforscht hatte. Er kehrte jedoch, nachdem er etwa 40 englische Meilen weit hinaufgegangen war, zurück, da der Kohlenvorrath ein Ende genommen hatte und kein Holz zu erlangen war, weil der Fluß die Ufer überschwemmt hatte. Seitdem war Stanley nordwärts gezogen, um Pangani, Mombasa, Lama, Brava und Mukdiahu zu besuchen, sowie den Fluß Juba zu erforschen. Von Zanzibar hatte er 64 Mann mitgenommen, ob er aber dorthin zurückkehren wollte, ist ein Geheimniß. Die allgemeine Ansicht war, daß er Handelszwecke im Auge hatte und als Agent einer ausländischen Gesellschaft handelte. Der Sultan hatte ihm Empfehlungen an die Küstengouverneure mitgegeben, kennt aber Stanley's weitere Pläne selbst nicht.

— **Auf Anregung des Königs von Griechenland wird an Ort** und Stelle, wo die Alterthümer von Olympia ausgegraben wurden, ein Museum für dieselben errichtet werden. Ein Privatmann hat bereits zu diesem Zwecke 100,000 Drachmen gestiftet.

— **Der internationale meteorologische Kongreß in Rom hat den** Meridian von Greenwich allgemein für meteorologische Karten angenommen und dadurch die störende Verschiedenheit der Lage des ersten Meridians glücklich beseitigt.

Industrie und Verkehr.

— **Die Kommission für die internationale Ausstellung in Mel**bourne hat beschlossen, die Anmeldetermine bis 31. Oktober 1879 auszudehnen. Dieselben haben im Londoner Generalagenturbureau zur Viktoria zu geschehen.

— **Lesseps hat sich dahin ausgesprochen, daß der erste Spaten**stich der Durchstechung der Landenge von Panama am 1. Januar 1880 stattfinden und das ganze Werk mit 30—40,000 Arbeitern in 7—8 Jahren vollendet sein werde.

Natur.

— **Die höchste wissenschaftliche Station in der Welt ist wohl die** Wetterbeobachtungsstation auf dem Pikes Peak, im Staate Kolorado der Nordamerikanischen Union. An dieser isolirten Stelle, 14,000 Fuß über der Meeresfläche, sind Männer stationirt, welche die Veränderung des Windes und die Beschaffenheit der Atmosphäre, die Fluktuationen des Thermometers und Barometers beobachten, um sie mittelst Telegraph nach der Central-Witterungsbeobachtungsstation nach Washington zu senden, wo sie mit einer Masse ähnlicher, von allen Seiten eintreffender Berichte die Basis bilden, aus der sich mit einiger Wahrscheinlichkeit die Witterung des nächsten Tages für die verschiedenen Gegenden des ausgedehnten Landes, zum Nutzen des Landwirths und des Schifffahrers vor Allen, zusammenstellen läßt. Die Szenerie des schneebedeckten Gipfels des Pikes Peak mit seinem einfachen Stationsgebäude ist äußerst malerisch und begreift eine panoramische Umschau in sich von einer 250 englische Meilen langen schneeigen Gebirgskette, von Longs Peak nördlich bis Spanish Peak im Süden.

Gesundheitspflege.

— **Aus Paris wird dem „W. Frembdl." geschrieben, daß der** Arzt Dr. Gerard v. Schmitt, ein geborener Holländer, welcher längere Jahre in China, Japan, wie auch auf Batavia und Borneo zubrachte, in den Säften der Micania Guaco, einer Pflanze, welche in Südamerika und in Indien heimisch ist, ein wirksames Mittel gegen den Krebs und krebsartige Krankheiten gefunden hat und dasselbe schon seit Jahren mit dem überraschendsten Erfolge anwendet. Obwohl das Guaco, welches die Eingeborenen Indiens schon seit den ältesten Zeiten gegen den Biß giftiger Schlangen benützen und ihm seiner Heilkraft wegen göttliche Verehrung zollen, bereits im 16. Jahrhundert nach Europa gebracht und von bedeutenden Aerzten, wie Mentoza, Matis, Reo Portez und Anderen, bei mancherlei Krankheiten angewendet wurde, so von Pritschard und Chabert gegen Cholera, von Pavola und Gomez gegen ansteckende Hautkrankheiten, hatte man sich doch bisher nie eingehender mit demselben beschäftigt und es gerieth, ohne recht gewardigt worden zu sein, wieder in Vergessenheit. Ein zehnjähriger Aufenthalt in den Tropen gab Dr. v. Schmitt Gelegenheit, sich mit dem Studium dieser Pflanze und ihrer Eigenschaften auf das Angelegentlichste zu beschäftigen, und es gelang ihm, aus gewissen Extraktivstoffen der Micania Guaco, in Verbindung mit anderen Substanzen, ein Heilmittel zu schaffen, das die glänzendsten Resultate bei seinen Kuren in Indien, Rußland und in den Pariser Spitälern bewirkte. Kapazitäten ersten Ranges, wie Blanchard Jessoh in London, Netaton, Ricord und Maisonneuve in Paris, O. Heiselter, A. Weinberg, Kühlewein und Andere mehr, haben sich in anerkennendster Weise über die überraschenden Erfolge des Dr. v. Schmitt ausgesprochen. Dr. v. Schmitt, welcher seinen bleibenden Aufenthalt in Paris genommen, steht im Begriffe, sein Hotel in der Avenue de Trocadero in eine Klinik und Privatheilanstalt umzuwandeln. Hoffentlich erfahren wir von anerkannten deutschen Aerzten bald Näheres, damit nicht falsche Hoffnungen geweckt werden.

Militär und Marine.

— **In der österreichischen Armee wird das Kropatschek'sche** Repetirgewehr allgemein eingeführt. Es soll von geradezu vernichtender Wirkung durch seine Schnelligkeit sein.

Feste und Versammlungen.

— **In diesem Jahre wird wegen der bevorstehenden Justiz**organisation kein Juristentag stattfinden.

— **Vom 11.—15. August findet in der Londoner Guildhall die** Versammlung des Vereins für Reform und Kodifikation des internationalen Rechtes statt.

— **Die 10. Generalversammlung der Deutschen anthropologischen** Gesellschaft findet vom 11.—13. August in Straßburg statt. Professor Georg Gerlandt ist Geschäftsführer zur Straßburg.

— **Der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen tagt am 28.** und 29. Juli in Salzburg; die Vergnügungen werden sich bis zum 31. erstrecken.

Statistik.

— **Nach den Uebersichten des k. Statistischen Amts über die** deutsche Auswanderung nach überseeischen Ländern im Jahre 1878 (Märzheft 1879 der Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reichs) betrug die Zahl der Auswanderer über die deutschen Häfen und Antwerpen im Jahre 1878: 24,217 Personen, d. i. 2253 mehr als im Vorjahre. Davon gingen 20,373 nach den Vereinigten Staaten von Amerika, 1048 nach Brasilien, 1718 nach Australien, die übrigen in kleineren Mengen nach anderen überseeischen Ländern. Das Statistische Amt bemerkt hiezu: „Nächst den Vereinigten Staaten hat die größte Menge von Deutschen Brasilien aufgenommen, wo nach dem neuesten Census dessen Ergebnisse im Jahre 1877 veröffentlicht worden sind, 44,000 Personen deutscher Nationalität lebten; nächstdem Australien, das ersichtlich eine immer größere Anziehungskraft auf die Deutschen ausübt."

Denkmäler.

— **Das Genfer Komite zur Errichtung eines Denkmals für** Dufour theilt in einem ersten Berichte mit, daß die Sammlungen bis jetzt die beträchtliche Summe von 66,838 Fr. ergeben haben. Als Platz für das Denkmal ist die Place neuve in Genf bestimmt. In Folge öffentlicher Ausschreibung gingen dem Komite 33 Modelle ein, sowohl für eine Reiterstatue, als für eine Statue ohne Pferd; eine Jury, zusammengesetzt aus schweizerischen Kunstcelebritäten, hatte dieselbe zu prüfen und Preise unter die konkurrirenden Künstler zu vertheilen. Diese erkannte Preise zu den Herren Alfred Lanz und Eduard Pechin, Bildhauer in Biel, und zwar fur je eine Reiterstatue und eine solche zu Fuß, und außerdem noch drei anderen Künstlern Ehrenmeldungen. Das Genfer Komite entschied nun in erster Linie für eine Reiterstatue. Die Modelle im größeren Maßstab sind bereits eingegangen und in Genf ausgestellt. Sie werden im Ganzen günstig beurtheilt, darunter scheint aber wieder das von Lanz und Pechin in Biel am meisten anzuprechen.

— **Der Ausschuß für das Nationaldenkmal auf dem Niederwald** hat eine Petition an den Reichstag gerichtet, in welcher er denselben bittet, 400,000 Mark zur Errichtung des Denkmals oberhalb Rüdesheim, dem Nahethal gegenüber, von dem die Germania mit der Krone in der erhobenen Rechten und die Linke auf das Schwert gestützt, emporragen soll, beizusteuern. Es sind bisher 700,000 Mark durch Sammlungen aufgebracht. Die Kosten haben sich aber in Folge des außerordentlich prächtigen Unterssatzes auf 1,100,000 Mark herausgestellt und nun handelt es sich darum, das große Defizit von 400,000 Mark zu decken. Der Ausschuß gibt sich der Hoffnung hin, daß der Reichstag seiner Bitte Folge leisten und die 400,000 Mark für das Nationaldenkmal, zu dem der deutsche Kaiser den Grundstein gelegt hat, bewilligen wird.

— **Das Denkmal für die Schlacht von Fehrbellin auf dem Kur**fürstenberg daselbst wird am 2. September eingeweiht werden.

Gestorben.

— Napoleon, Sohn des Kaisers Napoleon III. von Frankreich (geb. 16. März 1856), am 3. Juni, in Südafrika.

— General de Creuly, Verfasser der Geschichte des gallischen Kriegs, 85 Jahre alt, in Paris.

— Professor Dr. Aug. König, Begründer der neueren Gastheorie, am 5. Juni, in Berlin.

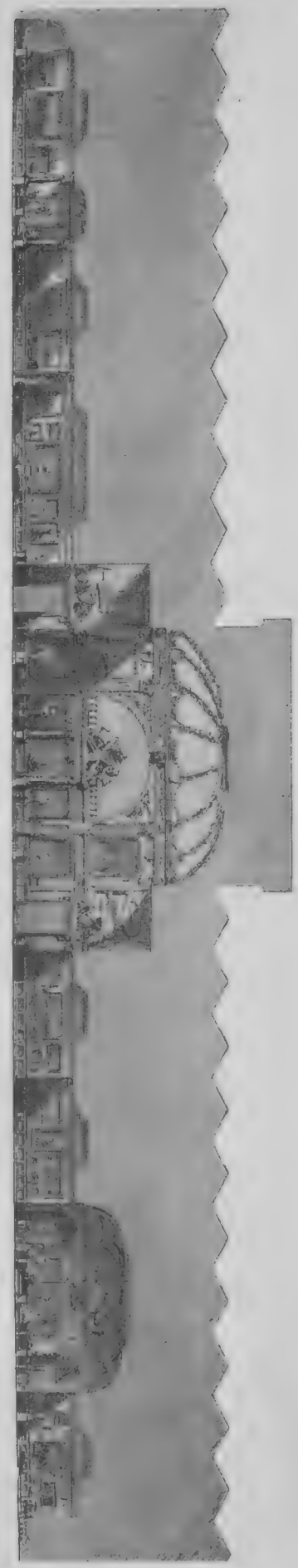
— Kardinal Dom. Carafsa di Traetta, Erzbischof von Benevent, in Neapel, 74 Jahre alt, am 17. Juni.

— Ferdinand Prevost, berühmter Sänger und Pensionär der großen Oper, 80 Jahre alt, in Paris, Mitte Juni.

— Patrice Larrogne, freisinniger Schulmann und Philosoph, Mitte Juni, in Paris.

— Bourgain, Redakteur des Journals „Amusant", Mitte Juni, in Paris.

— Rohlfs, Thiermaler, in Steglitz bei Berlin, am 19. Juni.



Internationale Kunstausstellung in München. Durchschnitt der Ausstellungsräume.

Essenszeit.

Gemälde von A. Siegert.

(Hiezu das Bild S. 804.)

Die Mittagsstunde hat geschlagen, die ganze Familie sitzt bereits beim Mahle. Da vermißt man die Großmutter. Sie ist im Nebenzimmer bei der Kunkel eingeschlafen und die Enkel kommen nun, sie zu wecken. Dieß einfache Sujet hat der Künstler zu einem reizenden Bilde gestaltet, in dem die Situation so ungemein lebendig charakterisirt, jeder Zug jede Miene so treu und wahr ist, daß wir nichts hinzuzuthun haben. Der Maler des Bildes, A. Siegert, ist ein Rheinländer, Neuwied ist seine Heimat, wo er 1820 geboren wurde. In Düsseldorf unter Hildebrandt und Schadow ausgebildet, malte er später in Antwerpen, München und lebt jetzt als Professor in Düsseldorf. Er ist einer unserer besten Genremaler, der mit tiefer, wahrer Empfindung auch die einfachsten Vorwürfe zu hoher Wirkung zu bringen versteht und durch die harmonische Färbung Allem eine wohlthuende Wärme zu verleihen weiß.

Durchschnitt des kleinen Pavillons.

Die internationale Kunstausstellung in München.

König Ludwig von Bayern hat in Folge der glänzenden Ergebnisse der letzten Ausstellung im Münchener Glaspalast die Veranstaltung internationaler Kunstausstellungen in einer regelmäßigen Wiederholung von vier zu vier Jahren gestattet und dieselben unter seine Protektion genommen. Wir hatten damit einen wenigstens alle vier Jahre sich wiederholenden „Salon".

Das ganze Unternehmen wurde mit größter Energie angefaßt und wie alle Aussicht ist, wird die erste dieser Ausstellungen Deutschland in hohem Maße zur Ehre gereichen. Das Ausland wird auf's Glänzendste neben dem Inlande vertreten sein. Doch wir wollen der Zeit nicht vorgreifen und heute nur vom Gebäude sprechen, das vom 20. Juli bis Ende Oktober die Kunstschätze aufzunehmen bestimmt ist.

Bei früheren Kunstausstellungen, wie sie der Münchener Glaspalast schon öfters geboten hat, wurde auf die Dekoration der dazu bestimmten Räumlichkeiten wenig Gewicht gelegt. Die Adaptirung bestand vielmehr lediglich darin, daß man einfarbige Wände anbrachte, an und zwischen welchen die Ausstellungsobjekte ihren Platz fanden. Erst bei der letzten derartigen Ausstellung im Jahre 1876 wurde der Versuch gemacht, durch die Folie einer sinn- und geschmackvollen Ausstattung des äußeren Raumes den Glanz der darin untergebrachten Kunstwerke noch zu erhöhen. Dieser Versuch gelang so vollständig, daß ein nicht geringer Theil des großen Erfolges jener Ausstellung dieser glücklichen Idee zuzuschreiben sein dürfte. Noch weit großartiger und glänzende soll nun dieselbe für die heurige internationale Kunstausstellung zur Ausführung gelangen, so daß die Besucher in die Räume eines mit allen Kunstmitteln der Architektur und Dekoration errichteten, monumental gehaltenen Festbaues treten werden.

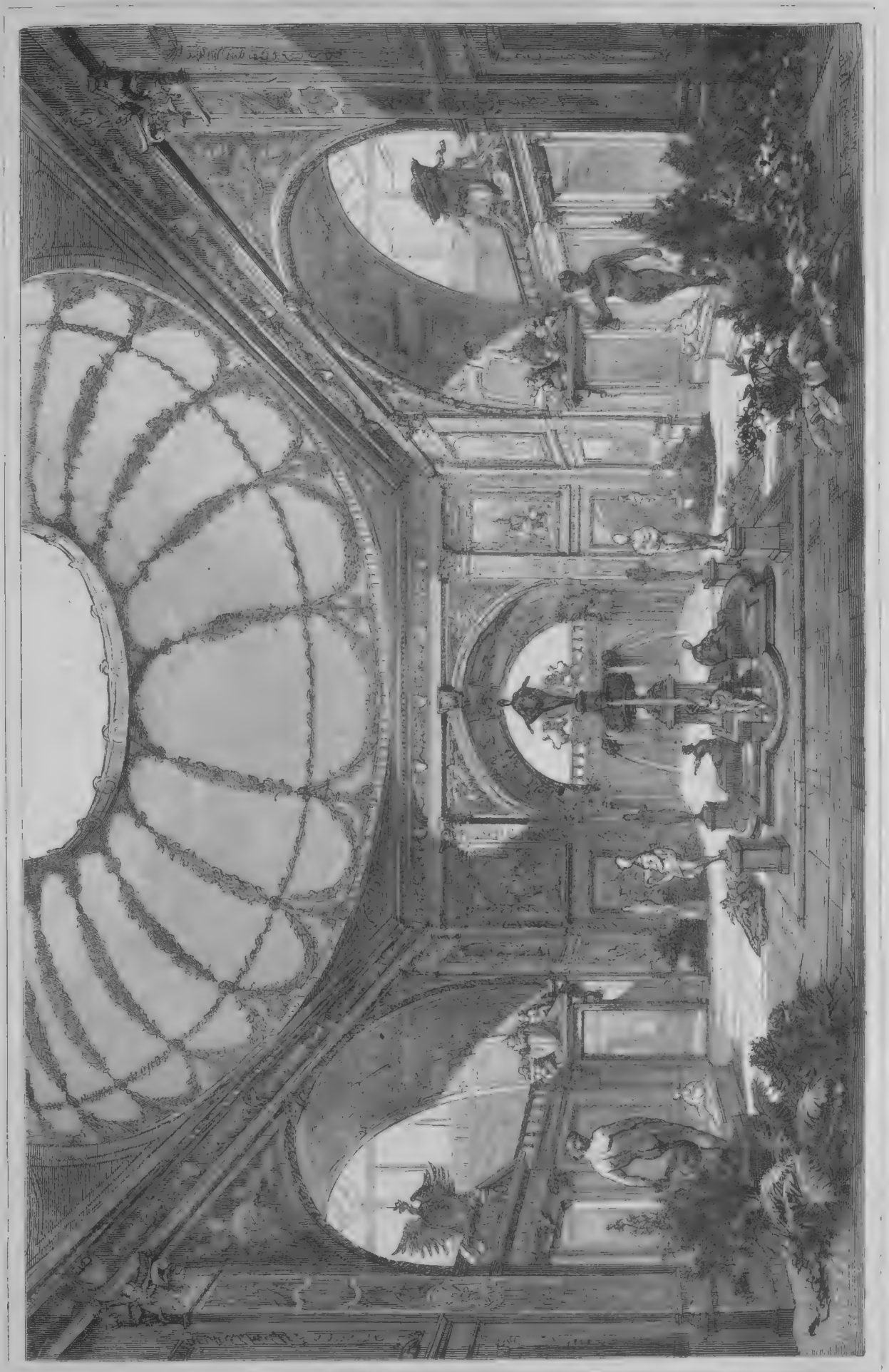
Nachdem man einen Vorraum mit den Lokalitäten für Kasse, Garderobe ꝛc. durchschritten, gelangt man zunächst in das große Vestibül von quadratischer Grundform, das nach oben durch eine Kuppel mit Oberlicht abgeschlossen ist. Jede der vier Seiten des

Durchschnitt des Hauptpavillons.

Vestibüls, welches gleichsam als Herz der Ausstellung ein allen Künsten geweihter Centralraum zu sein bestimmt ist, öffnet sich zu prachtvollen, je entsprechend symbolisch dekorirten Ausgängen in Form von Triumphbögen, von denen der eine den Haupteingang zur Ausstellung überhaupt und zum Vestibül speziell bildet, während der links davon das Portal für den Eintritt in die Säle und Kabinette der deutschen Kunst, der rechts in die der französischen und anderen Nationen bildet, und der vierte, dem Haupteingang gegenüberliegende Bogen in seiner Ausschmückung Bayern, als dem die Ausstellung unternehmenden Lande gewidmet in den Architektur- und Modellsaal führt.

Die Flucht der Hauptsäle rechts wird an der Stelle, wo die Seitenflügel des Glaspalastes sich anschließen, unterbrochen durch ein mit Kuppelbau erhöhtes und mit Oberlicht versehenes Oktogon, dessen Errichtung durch Nischen ꝛc. zur Aufnahme der plastischen Kunstwerke und zur Bildung eines durch die Mannigfaltigkeit des Gebotenen nothwendig gewordenen Ruhepunktes bestimmt ist. Zum gleichen Zwecke befindet sich in der linken Flucht der Ausstellungssäle ein kleiner, überdachter, mit plastischen Werken und Blumen ausgeschmückter Raum, wie denn überhaupt von dem ausführenden Architekten in höchst zweckentsprechender Weise und mit äußerstem Geschick und Geschmack den Bedürfnissen der Kunst und denen des Beschauers möglichst Rechnung getragen wurde. Die dekorative Vollendung der Anlage, d. h. die Figuren zur Ausschmückung des Vestibüls, die plastischen Gruppen für die Portale, die Wände und Dekorationsmalereien ꝛc., wurde mit dankenswerthester Opferwilligkeit von den ersten Kräften unserer Münchener Künstlerschaft übernommen, wodurch es möglich wurde, die Lokalität der Ausstellung an und für sich schon zu einem seltenen und schauenswerthen Kunstwerk zu gestalten, zu dessen glänzender Vollendung alle Künste, Architektur, Plastik und Malerei, in ihren bewährtesten Vertretern einträchtig und eifrig zusammengewirkt haben.

Möge solchem Aufwande an Mühe und Opfern der Erfolg entsprechend sein.



Internationale Kunstausstellung in München. Haupttreppe. (S. 808.)

Mit dem Leben versöhnt.

Erzählung

von

Hans Warring.

(Fortsetzung.)

In diese Zeit wurde mein einförmiges Leben durch ein Ereigniß unterbrochen, das mich für mehrere Monate von meiner Garnison entfernte. Auf Ansuchen meines Vaters wurde ich zu seinem Begleiter auf einer Dienstreise beordert, und nach Beendigung derselben wurden mir noch einige Wochen zu einer Urlaubsreise bewilligt. Es war dieß die schönste und genußvollste, die ich je gemacht. Ich sah den Rhein, die Schweiz und Oberitalien. Die letzten Jahre waren ermüdend gewesen, wie ein schwerer, langer Arbeitstag — nüchtern und monoton war mir das Leben dahingegangen. Jetzt war ich frei, wenn auch nur für wenige Wochen! Die drückenden Dienstpflichten hatte ich hinter mich geworfen und genoß meine Freiheit in vollen Zügen, wie nur Der genießt, der das Ende seiner Freuden voraussehen kann. — Und das Ende kam — ich mußte in mein Dienstverhältniß zurück. Mit schwerem Herzen machte ich mich auf den Heimweg — mit schwerem Herzen, denn noch niemals hatte ich so deutlich empfunden, daß der kurze Rausch der Begeisterung für meinen Beruf gänzlich verflogen war. Jetzt, da ich Mensch unter Menschen gewesen, — da frische, freie Bergluft mich belebend umweht hatte, jetzt fühlte ich um so deutlicher, wie die umschränkte Exklusivität meines Standes meinem innersten Wesen widerstrebte. — Verzagt und in gedrückter Stimmung kam ich Abends in meiner Wohnung an. Auf meinem Schreibtische fand ich unter anderen Briefen, die in den letzten Tagen für mich eingelaufen waren, einen, der meine Adresse in großen, ungeübten Schriftzügen trug, augenscheinlich von einer Hand geschrieben, welche mehr mit harter Arbeit, als mit der Feder vertraut war. Er war von Martin und in jener einfachen, treuherzigen Weise geschrieben, die mich um so mehr ergriff, je deutlicher ich den Ausdruck schlichter Wahrhaftigkeit darin erkannte. Ich sollte ihm nicht zürnen, wenn man mir Böses von ihm berichte, schrieb er. Ich möge nicht irre an ihm werden — er sei sich bewußt, derselbe geblieben zu sein, der er immer gewesen. Und dennoch sei er in den letzten Wochen öfter und härter bestraft worden, als in seiner ganzen zweijährigen Dienstzeit vorher. Anfangs habe er sich auf's Aeußerste angestrengt, jede Veranlassung zur Unzufriedenheit zu vermeiden. Aber seitdem er eingesehen, daß man ihn zu Grunde zu richten beabsichtige, lasse er es gehen, wie es eben gehen wolle. Schon mancher armer Bursche sei durch Ungerechtigkeit und Härte zu Verzweiflung und Verbrechen getrieben worden — auch er fühle gegen seinen Peiniger einen Haß, wie er nie geglaubt hätte, ihn empfinden zu können. Er sei wie umgewandelt. Die einzige Freude, die er für sich noch wünsche, sei die, dem Herrn von Z. Mann gegen Mann gegenüberzustehen. Und da er wisse, daß er ein verlorener Mensch sei, so wolle er vor dem Ende wenigstens Rache üben an seinem Verderber. Das, was er im Sinne habe, werde er in der nächsten Zeit ausführen, und da es daher fraglich sei, ob er mich noch wiedersehen werde, so nehme er Abschied von mir, danke für alles Gute u. s. w. — Ich hatte mir kaum Zeit genommen, den Brief zu Ende zu lesen. Hastig warf ich den Mantel um — ich mußte in die Kaserne, um den armen Burschen aufzurichten und ihn von unüberlegten Handlungen abzuhalten. Draußen rieselte ein feiner Regen herab. Glanzlos und mattäugig blickte das Gaslicht durch die nebelige Atmosphäre. Hastig drängten sich die Menschen an einander vorüber, unsicher auf dem schlüpfrigen Pflaster ausgleitend. In meinem Innern aber sah es noch grauer und trostloser aus, als um mich her. So war ich wieder eingespannt in's Joch — ich fühlte die Schwere desselben auf meinem Hirn, auf meiner Brust lasten. Die glückliche Feiertagsstimmung der letzten Wochen war vorüber — mit einem Schlag war ich wieder mitten in der Misère meines Lebens.

Ich glaube nicht, daß ich fähig bin, ein größeres Maß von Schmerz und Jammer zu ertragen, als die nächsten Stunden mir brachten. Von der Kaserne wies man mich in's Lazareth. Auf dem Wege dahin hatte ich Muße, das eben Gehörte zu überdenken. Man hatte mir gesagt, Martin habe sich in der letzten Zeit als ein halsstarriger, bösartiger Bursche gezeigt. Er habe sich mehrfacher, schwerer Vergehen schuldig gemacht und sei in Folge dessen wiederholt bestraft worden. Die letzten Wochen habe er in schwerem Arrest zugebracht. Vor einigen Tagen daraus entlassen, habe er sich bei einer abermaligen Rüge seines Vorgesetzten, Baron von Z., wie ein Rasender benommen. Mit einem Terzerol habe er dessen Leben bedroht, und als man ihm dasselbe habe entwinden wollen, die Waffe gegen sich selbst gekehrt. Schwer verwundet sei er in's Lazareth geschafft worden. Ob er noch lebe, wisse man nicht.

Es wurde mir nicht schwer, mir Eintritt zu dem Unglücklichen zu erwirken. Als mich einer der Wärter durch die hallenden, öden, schwachbeleuchteten Gänge des weiten Gebäudes führte, fragte ich nach dem Zustande des Kranken. Es sei nicht daran zu denken, daß er durchkomme, lautete die Antwort. Man müsse wünschen, daß es bald mit ihm zu Ende gehe, denn er leide furchtbar. Auch in anderer Hinsicht wäre wohl der Tod der beste Freund für ihn. Welches Loos stehe ihm bevor, wenn er genese! — So war ich auf einen jammervollen Anblick vorbereitet, aber was ich fand, war über alles Erwarten schrecklich. In dem ganzen, mir so lieben und bekannten Gesichte waren nur Stirn und Augen heil geblieben — der untere Theil eine einzige, fürchterliche Wunde. Er hatte sich zu der That eines kleinen Terzerols bedient, das ich von meinen Knabenzeiten her besaß, und das mehr Spielzeug als Waffe war. Dieß elende Ding hatte der vollen Ladung nicht Stand gehalten — erlaß mir, das Nähere zu schreiben! — Ich blieb die Nacht hindurch bei ihm. Ueber sein Lager gebeugt, seine Hand in der meinen, seine Augen mit dem Ausdrucke liebevollen Erkennens auf mein Gesicht gerichtet — so blieben wir beisammen bis zum Morgen. Sein Sprechen war nur ein unartikulirtes Lallen, aber es reichte hin, uns zu verständigen. Ich fragte, und er machte mit den großen, hohlen Augen Zeichen der Bejahung oder der Verneinung. Was ich erfuhr, war die Bestätigung dessen, was ich geahnt, es erfüllte mich mit Reue und Kummer, — als der Morgen anbrach, war die heiße, zuckende, arbeitsharte Hand in der meinen kalt und still geworden, die Augen hatten sich zur ewigen Ruhe geschlossen. Ich verließ das Haus in einer Erschütterung, wie ich sie bisher noch nie empfunden. Der Kopf war mir schwer — meine Gedanken schwirrten wild durcheinander. Erst nach und nach konnte ich sie sammeln und ordnen.

Die erste Empfindung, deren ich mir klar bewußt wurde, war die eines tiefen Schmerzes über die Thatsache, daß ich die Veranlassung zu dem Geschehenen gegeben hatte. Ich — ich war Schuld, daß ein tüchtiger, ehrenhafter Mensch, der seiner Heimatsgemeinde ein nützliches Mitglied hätte werden können, in einen vorzeitigen, jammervollen Tod getrieben worden war. Mein beißender Spott hatte einen gewissenlosen Schurken zur Rache gereizt und er mißbrauchte die Rechte eines Vorgesetzten, um einen Mann zu Verbrechen und Selbstmord zu hetzen, der berechtigt war zum Glücke, bestimmt und beanlagt zu einem Leben voll lohnenden, rüstigen Schaffens. Und Der, der dieses vollbracht, hatte sich keiner Ungesetzlichkeit schuldig gemacht — man konnte ihn keines Verbrechens zeihen — er lebte geschützt durch das Gesetz weiter und durfte dieselbe Schandthat an einem andern Unglücklichen begehen. Mein ganzes Gerechtigkeitsgefühl empörte sich gegen diese Thatsache. Ich fühlte, daß ich, der ich einen Theil der Schuld trug, auch die Sühne der That übernehmen mußte. Mir allein war der Zusammenhang der Dinge bekannt, mir allein fiel auch die Pflicht zu, mit Einsetzung des eigenen Lebens jenen Menschen für die Zukunft unschädlich zu machen!

Du wirst Dich erinnern, Richard, daß das Duell, welches ich in Folge dieser Angelegenheit hatte, damals viel von sich reden machte. Es verlieh meinem Namen einen populären, schnell vorübergehenden Glanz. Es war bis in die kleinsten Details bekannt geworden. Man erzählte sich, wie ich die Geschichte des armen Martin am Offizierstische vorgetragen hatte, als ein Reiseerlebniß mit anderen Namen und Daten versehen. Wie sich die allgemeine Entrüstung gegen den gewissenlosen Vorgesetzten gewandt. Wie ich diesen dann, immer ohne seinen Namen zu nennen, so gezeichnet hatte, daß ihn Jeder erkennen konnte. Wie ich auf diese Art Dinge über ihn gesagt, die ihn fast sinnlos vor Wuth gemacht hatten. Alles, Alles war auf unbegreifliche Weise in die Oeffentlichkeit gedrungen. Man schilderte die lautlose Stille, die in dem Gemache geherrscht, während ich gesprochen — das wuthbleiche Gesicht meines Gegners — die Hast, mit welcher er ein Glas Wein nach dem andern hinabgestürzt, und endlich meine bedächtige Ruhe seinem maßlosen Zorn gegenüber. Am Abende dieses Tages hatte ich meinen Zweck erreicht — Z. sollte mir am nächsten Morgen im Duell gegenüberstehen.

Ich muß noch von einem Abenteuer berichten, welches ich an diesem Tage erlebte, und welches, geringfügig an sich, doch von Einfluß auf mein späteres Leben geworden ist. Ich hatte gegen Abend meine Wohnung verlassen, um noch verschiedene Verabredungen mit meinem Sekundanten zu treffen. Wir machten zusammen einen Gang in's Freie und zurückkehrend wurde mein Begleiter durch einen Bekannten aufgehalten. Ich blieb, ihn erwartend, vor dem Schaufenster einer Kunsthandlung stehen, gedankenlos die ausgestellten Gemälde betrachtend. Es war ein stürmischer Herbstabend, ich hatte mich in meinen weißen, weiten Mantel gehüllt und stand in mich vertieft, wenig darauf achtend, was um mich her vorging. Da hörte ich plötzlich so deutlich, als seien sie dicht an meinem Ohr gesprochen, folgende Worte: „Wie ein Ritter der Vorzeit — nur das Kreuz auf der linken Schulter fehlt ihm." Und eine andere Stimme entgegnete schnell und etwas leiser: „Dein Wunsch wird erfüllt — betrachte ihn, denn er ist's!" — Jetzt wandte ich mich und sah zwei Damen aus einem Wagen steigen, der dicht neben mir hielt. Die Eine ging schnell, ohne den Kopf nach mir zu wenden, die Stufen hinan und trat in den Laden. Die Zweite aber, eine hohe, schlanke Gestalt, blieb stehen und blickte mich an. Ein feiner grauer Flor verhüllte halb ihr Gesicht, aber ihre Augen leuchteten daraus hervor, als sie mit einem Blicke, der mein Herz plötzlich heftig schlagen machte, zu mir aufschaute. In der nächsten Minute folgte sie ihrer Begleiterin. Mich aber holte mein Kamerad ein, faßte mich am Arm und zog mich mit sich fort.

Am nächsten Morgen zu derselben Stunde, als der arme Selbstmörder ohne Sang und Klang in die Erde gelegt wurde, fand das Duell statt. Du weißt den Ausgang desselben. Ich hatte mir das Wort gegeben, das Leben des Burschen zu schonen — ich wollte ihn nur dienstunfähig machen. Ich löste mein Wort. Meine Kugel zerschmetterte ihm das Knie und machte ihn für den Rest seines Lebens lahm. Ich selbst wurde am Oberarme leicht verwundet und verließ noch an demselben Tage die Stadt, um den Ovationen zu entgehen, die verschiedene Bürgervereine mir zugedacht hatten. Ich war, ohne es zu wünschen, der Held des Tages geworden.

Was nun folgte, darf ich Dir nicht erzählen — es ist bekannt genug. Du weißt von meiner Verurtheilung, meiner schnellen Begnadigung, meiner Versetzung nach Berlin. Ich glaubte in dieser günstigen Wendung den Einfluß meines an höchster Stelle sehr geachteten Vaters zu sehen. Allein ich erfuhr bald, daß ich sie Frauenseinfluß verdankte. Mit der Kenntniß dieser Thatsache war ich meinem Schicksale verfallen der Mund, der für mich gesprochen hatte, sollte fortan das Losungswort meines Lebens geben.

Die meisten Mitglieder unserer großen Familie lebten in Berlin und die Beziehungen, in welche ich zu ihnen trat, gewährten mir nach der Oede und Einsamkeit der letzten Jahre einen größeren Genuß, als ich für möglich gehalten hatte. Am liebsten und öftesten besuchte ich das Haus meines zweiten Bruders. Er war seit einigen Jahren verheirathet und lebte in den glücklichsten Verhältnissen. Seine Gattin war einer sehr angesehenen Familie entsprossen, einer Familie, deren bedeutendes Majorat vielleicht den größten Privatbesitz des an großen Gütern reichen Schlesiens bildet. Die Töchter dieses Hauses haben von jeher den Ruf großer Schönheit besessen und sind, obgleich verhältnißmäßig arm, doch stets begehrte Partieen gewesen. Von diesem traditionellen Rufe machte meine Schwägerin eine zwiefache Ausnahme. Sie hatte nicht die berühmte Schönheit ihrer Familie geerbt, dafür aber war ihr von ihrer verstorbenen Mutter, deren einziges Kind sie gewesen, ein bedeutendes Vermögen zugefallen, das sie von ihrer Familie unabhängig stellte, und sie in den Stand gesetzt hatte, nach eigenem Wunsche über ihre Hand zu verfügen. Sie hatte meinen Bruder aus Liebe gewählt und lebte in glücklicher Ehe mit ihm. Sie verstand es, sein Haus durch ihre Liebenswürdigkeit, sowie durch die einfache Eleganz, mit welcher sie sich umgab, zu einem der gesuchtesten zu machen.

Ihre um mehrere Jahre jüngere Stiefschwester Gabriele aber war in jeder Beziehung die echte Tochter ihres Hauses. Ich hatte durch meine neuen Kameraden

von ihrer berückenden Schönheit schon gehört, bevor ich sie noch gesehen. Und als ich sie sah, mußte ich mir gestehen, daß sie hundertfach das Bild überstrahlte, welches ich mir nach jenen begeisterten Schilderungen von ihr gemacht hatte. Ich war schon einige Wochen in Berlin, als ich sie zum ersten Mal traf. Meine Schwägerin, welche mir mit schwesterlicher Liebe zugethan war, hatte eines Abends die nächsten Freunde ihres Hauses eingeladen, um mich mit ihnen bekannt zu machen. Ich war von Geselligkeit so entwöhnt, daß ich schon beim Eintritte in das zum Empfange bereitete Haus mich einigermaßen feierlich gestimmt fühlte. Dieses aus Beklommenheit und Wohlbehagen gemischte Gefühl steigerte sich, als ich über die Schwelle des Saales trat und Kerzenglanz, Wohlgeruch, gedämpftes Lachen und Stimmengewirr mich umwogte. Bruder und Schwägerin kamen mir entgegen, mich zu begrüßen. Ich wurde einer Menge von Personen vorgestellt, — ich verbeugte mich, — ich wechselte höfliche Phrasen. Huldvolle Worte wurden mir zu Theil, — aber ich bewegte mich wie in einem Traum. Denn vor meinen Augen zerfloß Alles in Nebel — nur eine Gestalt trat deutlich und klar daraus hervor. Sie stand am jenseitigen Ende des Saales im Gespräche mit einem älteren Herrn, und während ich an der Seite meiner Schwägerin langsam vorwärts schritt, hatte ich Muße, sie zu betrachten. Niemals vorher und auch niemals nachher habe ich wieder ein so schönes Weib gesehen! — Es war damals die Zeit der Reifröcke und bauschigen Gewänder. Die hohe Frau aber, bei welcher sie Hofdame war, hatte die Krinoline aus ihrer Gegenwart rbannt, und so erschien sie eigenartig auch in ihrer Toilette. Eng umflossen von einem blauen Gewande, das schöne Goldhaar nicht in Locken, sondern in reichen, schweren Wellen bis zur Taille niederwallend, mit stolz erhobenem Haupte, aus ihren blauen, scharfen Augen klar und sicher um sich blickend — so stand sie vor mir, hoch, weiß und schlank — eine echte Tochter des Nordens. Als sie langsam zu mir aufblickte, durchzuckte mich beim Anblicke dieser leuchtenden Augen plötzlich eine Erinnerung. Waren es die Augen, welche mich an jenem Abende unter dem Schleier hervor angeschaut hatten? Damals fand ich keine Antwort auf meine Frage, erst mehrere Wochen später ward mir Gewißheit. — Wie oft, Freund, habe ich seitdem dieser Begegnung gedenken müssen! Zehn Jahre sind seit jener Zeit verstrichen — meine Jugendillusionen sind zu Grabe getragen — meine Ideale zertrümmert. Verheerend ist die Zeit über meine Hoffnungen, selbst über meine Wünsche dahingegangen — aber unauslöschlich meiner Seele eingeprägt ist der Augenblick, da zum ersten Mal ihre Stimme an mein Ohr klang.

Die nächsten Wochen verlebte ich wie in einem Rausche. Ich war in Wahrheit trunken vor Glück. Es konnte Niemand entgehen, daß Gabriele nicht gleichgültig gegen mich war. Mit stolzer Offenheit zeigte sie mir ihre Gunst. Du weißt, Richard, daß ich nie eitel war — aber die Sprache ihrer Augen konnte selbst mein bescheidener Sinn nur auf eine Weise deuten. Ich fühlte, daß ich geliebt wurde — ich las diese beglückende Gewißheit in ihrem Lächeln, in dem Ton ihrer Stimme. Ich ging umher wie auf Wolken. Die Erde mit ihrer Last gemeinen Elends war vor meinen Augen versunken, das Leben und seine nüchternsten, alltäglichsten Pflichten geadelt. Wir trafen uns fast täglich, am öftesten im Hause meines Bruders. Ich kannte genau die Zeit des Tages, wann sie ihre Besuche machte, und nie fehlte mir ein Vorwand, der dann auch meinen Besuch bei meiner Schwägerin nothwendig machte. Und stets war ich ein willkommener Gast. Mit jedem Male, daß ich sie sah, erschien sie mir reizender. Der Ernst ihres Wesens, ihre stolze Ruhe war von ihr gewichen und hatte einer anmuthigen, mädchenhaften Heiterkeit, einer neckischen Schalkhaftigkeit Platz gemacht, die um so bezaubernder wirkte, als sie ihr sonst fremd gewesen war. — Es war etwa drei Wochen nach unserer ersten Begegnung in Berlin, als ein kleiner Unfall, der mich in ihrer Gegenwart traf, sie zu dem Geständniß veranlaßte, daß sie sich für mich bereits interessirt habe, bevor sie mich noch kennen gelernt. — Eines Tages war sie besonders heiter und neckisch, und machte ihre Schwester und mich durch allerlei Kunststücke lachen, welche sie Koko, den Papagei, ausführen ließ. Man hatte dem Thiere beigebracht, meinen Namen zu sprechen und zu unserer großen Belustigung antwortete er ihr auf allerhand geschickt gestellte Fragen: „John von Osten", oder: „Großer John". Endlich mochte ihm die Sache langweilig geworden sein, denn plötzlich fuhr er von seiner Stange auf Gabrielens Schulter und zauste ihre Locken. Ich sprang herbei, sie zu befreien, aber das gereizte Thier wandte sich wüthend gegen mich und biß mich in den Finger, daß er blutete. Gabriele erklärte, daß sie die Wunde verbinden müsse, die ich ihretwegen empfangen habe. Mit geschickten Fingern legte sie mir den Verband an, und während sie damit beschäftigt war, sagte sie leise:

„Diese Hand hat sich einst für Recht und Menschlichkeit erhoben — damals habe ich mich gesehnt, sie herzlich und dankbar dafür zu drücken, und jetzt, da mir dieser Wunsch gewährt ist —"

Sie vollendete nicht, aber sie hob den Blick zu mir empor und ließ mich den Schluß des Satzes in ihren Augen lesen. Und was ich darin las, machte mein Herz wild und ungestüm pochen und trieb mir das Blut in die Schläfen. Das Herz trat mir auf die Lippen, — stammelnd begann ich Worte der Liebe und Leidenschaft zu sprechen. Aber das ruhige Lächeln, mit welchem sie mich anblickte, drängte meine Empfindung zurück.

„Es ist etwas Schönes darum," sagte sie, den Blick immer fest auf mein Gesicht gerichtet, „wenn starke, muthige Männer, — Männer, denen die Welt gehört, — sich so viel Frische und Bescheidenheit bewahrt haben, daß sie über die Bewunderung, welche man ihnen zollt, erröthen, wie Sie eben erröthet sind, John von Osten! Das ist eine Seltenheit in unserer Zeit! Ich habe auch sogleich, als ich Sie zum ersten Mal sah, mit richtigem Blick erkannt, daß Sie das Phänomen unserer Tage sind: ein Mensch, der seinen eigenen Werth nicht kennt."

Nun erzählte sie mir, daß sie schon lange, bevor sie mich gesehen, von mir gehört habe. Zu meiner Ueberraschung wußte sie mir kleine Züge aus meiner Kindheit und meinem Kadettenleben zu berichten, die meinem eigenen Gedächtniß fast schon entschlüpft waren, und aus welchen, wie sie sagte, sie mich in meiner Kraft und Treuherzigkeit kennen gelernt habe. Dann habe sie einer Freundin einen Besuch in meiner alten Garnisonsstadt gemacht, und durch den Sohn des Hauses, einen meiner Kameraden, Manches über mich erfahren, was ihren Wunsch, mich kennen zu lernen, noch erhöht habe. Aber man habe ihr gesagt, daß ich kalt und stolz sei, die Gesellschaft meide, und nur meinen strengen Dienstpflichten und meinen Büchern lebe. — Das Nächste, was sie über mich hörte, war mein bevorstehendes Duell und die Veranlassung dazu. Der Bruder ihrer Freundin war gleich nach jener Szene im Kasino nach Hause geeilt und hatte in der ersten Erregung den Vorfall bis in's kleinste Detail den beiden Mädchen geschildert. Als er sie verlassen, hatte sie nur mit Mühe Ruhe und Sammlung finden können, und ihre Gefährtin, welcher es ebenso gegangen, hatte eine Fahrt zur Besorgung kleiner Geschäfte vorgeschlagen. Da waren sie mir begegnet und mein Anblick hatte einen Plan, der bereits wirr in ihrem Kopfe geschwirrt, zur Reife gebracht. In der folgenden Nacht hatte sie einen Bericht über das Geschehene niedergeschrieben, den sie am nächsten Morgen in die Redaktion des bedeutendsten der in der Stadt erscheinenden Tagesblätter schickte. Sie wollte die öffentliche Meinung für mich gewinnen, denn als echtes Kind ihrer Zeit wußte sie die Macht derselben nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen. — Dann, als sie nach Berlin zurückgekehrt war, hatte sie ihre hohe Herrin für meine Angelegenheit zu interessiren gewußt, und auf diese Weise war meine Strafe eine so milde geworden, daß sie fast einer Belohnung glich.

Es lag eine köstliche Schmeichelei in diesem Bekenntnisse. Mir galt es als der Beweis einer starken, treuen Liebe, einer Liebe, auf welche ich das Glück meines Lebens bauen konnte. O, ich sollte erfahren, daß ich mich verrechnet hatte, Richard! Was ich für festen Ankergrund gehalten, war leichter Triebsand — wo ich tiefes Gefühl vorausgesetzt, sollte ich nur das Spiel einer schwärmenden Phantasie finden! Ich war ein Fremdling unter den Kindern der Welt, mit welchen ich lebte. Indeß sie sich spielend auf der Oberfläche hielten, stürzte ich mit der ganzen schwerfälligen Wucht meiner Natur in die Tiefe.

Ich entsinne mich, daß die nächsten Wochen mir rastlose Bewegung, aber auch großes Glück brachten. Ich war in die Strömung eines bewegten, geselligen Lebens gerathen und ließ mich willig von ihr tragen und leiten. Ueberall traf ich Gabriele — überall sah ich sie umschwärmt, bewundert und konnte lächelnd beiseite stehen, denn ich hatte beseligende Gewißheit im Herzen. Ich liebte, und meine Liebe wurde erwiedert, — ein solches Glück hatte ich kaum zu hoffen gewagt! Wie hatte ich mich nach Verständniß und Sympathie gesehnt! Jetzt hatte ich sie gefunden, und in der reizendsten Gestalt! Es waren meine Gedanken, die von ihren Lippen flossen — meine Ueberzeugungen, die sie in den beredtesten Worten kund that.

Wenn ich jetzt zurückdenke, muß ich mir sagen, daß ein schärferer Beobachter, als ich damals war, aus manchen kleinen Anzeichen das Kommende hätte voraussehen können — ich aber beobachtete nicht, denn ich liebte, — ich prüfte nicht, sondern glaubte.

Eines Abends befanden Gabriele und ich uns allein in dem Wohnzimmer meiner Schwägerin. Diese und ihr Gatte waren noch mit ihrer Abendtoilette beschäftigt, denn es sollte heute einer der großen Bälle stattfinden, deren gewöhnlich mehrere im Laufe des Winters von ihnen gegeben wurden. Wir waren früh gekommen, — das kleine Gemach war noch nicht erleuchtet — nur die Glut des Kamins erfüllte es mit rothem, warmem Lichte. Gabriele hatte mich veranlaßt, von Steinbek und meiner Großmutter zu erzählen, und in ihren Lehnstuhl zurückgelehnt, hörte sie mir sinnend zu. Zuweilen unterbrach sie meine Erzählung durch Fragen, ob Steinbek ein großes Gut sei, — ob meine Großmutter ein bedeutendes Vermögen besitze — ob ich Aussicht habe, schnell zu avanciren? Sie lauschte meinen Antworten mit niedergeschlagenen Blicken, tadelte meinen Mangel an Ehrgeiz und seufzte leise, während sie die Steine ihres Armbands im Lichte der Kohlenglut spielen ließ. Sie sah wunderbar schön aus. Ihr weißer Arm berührte den meinen, als sie ihn langsam hob und senkte. Ihr Seufzer weckte ein Echo in meiner Brust — dazu das Dämmerlicht des Zimmers, — ich umschlang sie und zog sie leidenschaftlich an mich. Sie aber entzog sich mir mit einer jener gleitenden, graziösen Bewegungen, die ihr eigen waren, und wehrte mich von sich ab.

„Wozu das? wozu das?" sagte sie mit einem leisen Anflug von Ungeduld in der Stimme. „Sie wissen, John, daß ich unsern Seelenbund für zu hoch, zu ideal halte, um ihn durch dergleichen leidenschaftliche Ausbrüche entweihen zu lassen. Erfahren Sie übrigens, daß eine der ersten Lehren, die man den Töchtern unseres Hauses einprägt, die ist, daß eine derartige Annäherung eines Mannes dulden, der nicht ihr Vater, Bruder oder Gatte ist, eine Sünde vor Gott und eine Schmach für den Namen ist, den sie tragen. Lassen Sie mich diesem Grundsatze treu bleiben, mein Freund!"

Sie trat, ohne mir Zeit zu einer Entgegnung zu lassen, rasch von mir hinweg und öffnete die Thür nach dem Saale. Heller Kerzenglanz drang herein, — das Rollen ankommender Wagen ließ sich hören. Bruder und Schwägerin gesellten sich zu uns — und wieder war eine Gelegenheit, das Gefühl, das sie mich ahnen ließ, auch in Worte gefaßt zu hören, vorübergegangen. Es war dieß übrigens die letzte, die sich mir bot. Gabriele war klug und weltgewandt und verstand es meisterlich, ohne jeden Schein von Absichtlichkeit einem Alleinsein auszuweichen. — Späteres Nachdenken belehrte mich, daß ihr Entschluß seit jenem Abende festgestanden hat. Sie hatte nachgedacht und sich geprüft, und gefunden, daß die Liebe keines Menschen, und mochte es auch die glühendste und aufopferndste sein, sie, das verwöhnte Kind des Genusses und des Glanzes, mit einem Leben der Beschränkung aussöhnen könne. Dieser Erkenntniß gemäß handelte sie.

Daß ich's kurz mache, Richard — kaum zwei Monate nach jenem Abende wurde sie die Gattin des Mannes, dessen Erklärung sie ein williges Ohr geliehen, dessen Antrag ihr Bruder mit Genugthuung angenommen hatte. Es war dieß ein Mann, der dem Alter nach ihr Vater hätte sein können, und der, wie allgemein bekannt war, ein stürmisches Leben hinter sich hatte. Aber er war ein Mann von seinem, aristokratischem Aussehen, führte einen alten, berühmten Namen und war von allen hochangesehenen Trägern desselben der reichste und angesehenste. Ich habe später gehört, daß die Braut am Hochzeitstage der Gegenstand allgemeiner Bewunderung gewesen sei. Schön, ruhig und stolz, sei sie in Haltung und Aussehen einer Fürstin gleich erschienen. Ich war nicht Zeuge des Trauaktes, obgleich ich als Verwandter des Hauses eine Einladung erhalten hatte. Als die Wagen zur Kirche fuhren, raste ich im wildesten Fieber, und während die Neuvermählten ihre Hochzeitsreise machten, lag ich lange Wochen hindurch auf dem Krankenlager, ohne Wunsch der Genesung, ohne den Willen, am Leben zu bleiben.

Meine Schwägerin nahm sich meiner mit der liebevollsten Sorgfalt an. Sobald ich das Zimmer verlassen konnte, siedelte sie mit mir und ihren Kindern auf ihre bei H... am Ostseestrande gelegene Villa über. Sie war von allen Bekannten und Verwandten vielleicht die Einzige, welche meinen Gemüthszustand und die Ursache meiner Krankheit richtig erkannt hatte, und noch jetzt

fühle ich eine herzliche Rührung und Dankbarkeit, wenn ich der zarten Schonung gedenke, die sie mir zu Theil werden ließ. Erst als ich fast völlig wiederhergestellt war, sprach sie mit mir über das Vergangene. Ich konnte ihr nichts Anderes erzählen, als daß ich Gabriele wie ein Wahnsinniger geliebt, — daß ich, ihrer Gegenliebe sicher, Hoffnungen gehegt und Zukunftsträume geträumt hatte. Sie blickte mich mit ihren klugen Augen ernst und sanft an und ließ mich sprechen, ohne mich zu unterbrechen. Und jetzt, als ich, um vor ihr nicht als eingebildeter Geck dazustehen, die Berechtigung solcher Hoffnungen durch Gabrielens Verhalten begründen wollte — jetzt stand es mir plötzlich klar vor Augen, daß ich in dieser Hinsicht eigentlich nichts zu berichten hatte. — Hatte sie mir erlaubt, ihr ein Geständniß zu machen? — Nein, sie hatte das Wort Liebe stets auf meine Lippen gebannt — hatte mir nie gestattet, es auszusprechen. — Hatte sie ein Wort gesprochen, welches mich zu der Hoffnung auf Gegenliebe berechtigte? — Niemals! Stets war sie das Muster zarter, mädchenhafter Zurückhaltung gewesen! — Meiner Leidenschaftlichkeit hatte sie beschwichtigende Ruhe, meinem Feuer kühle Freundschaft entgegengestellt. Dieß mußte ich der Wahrheit gemäß eingestehen, und über alle jene kleinen Zeichen, die oft deutlicher sprechen als Worte, durfte und wollte ich nicht sprechen. Aber meine kluge Schwägerin verstand auch das Schweigen zu deuten. Denn ich sah, wie ihre Augen trauriger und liebevoller auf mich blickten und wie sie ihre Sorgfalt für mich verdoppelte, als sehne sie sich darnach, ein mir angethanes Unrecht gut zu machen.

Nach meiner völligen Genesung kehrte ich in mein Dienstverhältniß zurück. Wunderbarerweise ahnte man in dem Kreise meiner Bekannten und Kameraden nichts von dem Zustande meines Herzens, selbst meinem Bruder war er unbekannt. Es war daher natürlich, daß man mich im Laufe der Zeit wieder mit Gabriele zusammenführte. Meine Schwägerin allerdings schüttelte anfangs bedenklich den Kopf, aber auch sie schien nach und nach zu der beruhigenden Ueberzeugung zu kommen, daß ich von meiner Schwäche genesen sei.

Es war im Spätherbste in einem Konzerte, als ich Gabriele zum ersten Male wieder sah. Sie war eben von ihrer Reise zurückgekehrt und schöner und blühender als je. Mein Herz zog sich krampfhaft zusammen, als ich sie erblickte. Sie saß neben ihrer Schwester und wandte den Kopf langsam nach mir um, als ich den Platz hinter ihnen einnahm. Als unsere Blicke sich begegneten, war meine Erregung so groß, daß sie mich starken Mann zittern machte und mir alles Blut nach dem Herzen trieb.

„Sie sehen noch immer bleich aus, lieber Freund," sagte sie mit ihrer leisen melodischen Stimme, „Sie sind es Denen, die Sie werth halten, schuldig, sich zu schonen."

Sie reichte mir ihr Flacon über die Schulter und mir war's, als fühlte ich dabei den Druck ihrer warmen, schlanken Finger. Wie ein elektrischer Schlag ging diese Berührung durch meinen Körper — und doch wußte ich in der nächsten Minute nicht, ob ich mich nicht getäuscht hatte. Solche Zweifel — solches Schweben zwischen peinvollem Verzagen und nicht minder peinvollem Hoffen war fortan mein Loos. Zu Zeiten erkannte ich klar das Unsinnige und Verbrecherische meiner Liebe, dann vermied ich sie — floh ihre Nähe und lebte, trübsinnig wie ein Einsiedler, nur meinen Geschichtsstudien und meinen Dienstpflichten. Zuweilen glaubte ich überwunden zu haben. Ich wagte freier aufzuathmen, den Kopf höher zu heben, wie ein Mann, der ein gutes Gewissen hat. Dann aber sah ich sie wieder — und unrettbar fiel ich in meine Schwäche zurück. Was ich litt, kann ich Dir nicht beschreiben. Ich fühlte mich gebrochen an Kraft, gebrochen in meiner Selbstachtung, elend und krank.

Man gewöhnt sich aber an Alles — allmälig wurde auch ich nachsichtiger gegen mich. Ich suchte mich durch Sophismen zu beruhigen. Ich sagte mir, daß die Leidenschaft, welche sich meiner bemächtigt hatte, eine von meinem Willen unabhängige, gewaltige Elementarkraft sei — daß ich folglich nicht mein Gefühl zu verantworten habe, sondern nur die daraus entsprungenen Handlungen. Und während ich mich auf solche Weise zu beruhigen und mich vor mir selbst wieder aufzurichten bemüht war, wußte ich ganz gut, daß ich, gebrochen und willenlos wie ich war, es nur Gabrielens kühler, überlegender Natur zu verdanken hatte, daß sie und ich nicht unrettbar in den Abgrund gestürzt waren, an dessen Rande wir wandelten.

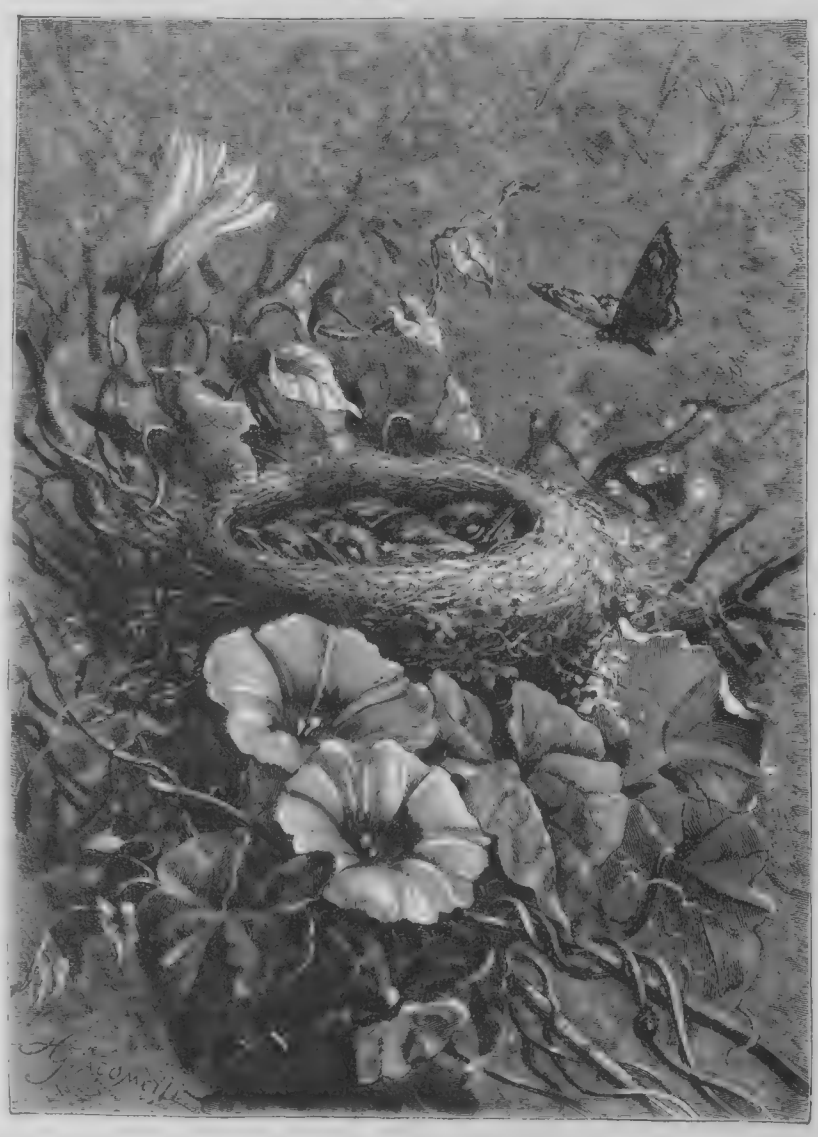
Ich möchte der Frau, die ich geliebt habe, wie man nur einmal in seinem Leben liebt — ich möchte dieser Frau selbst in meinen geheimsten Gedanken nicht Unrecht thun. Und dennoch kann ich mich der Erkenntniß nicht erwehren, daß sie, die Ruhige, Sichere, die an Jahren mir zwar zurückstand, mir aber an Reife des Urtheils und Erfahrung weit überlegen war, daß sie mich aus diesem furchtbaren Zwiespalte meiner Empfindungen hätte erretten können. Aber sie hatte sich an meinen Umgang gewöhnt und wollte ihn nicht missen. Vielleicht auch hatte die konventionelle Kühle ihrer Ehe ihr die Glut meiner Liebe doppelt anziehend gemacht — sie versäumte nie, mich zu sich zurückzurufen, wenn ich mich auch ferne hielt. Zwar hat ihre Lippe nie ein Wort gesprochen, welches einen Makel auf ihre stolze Tugend geworfen hätte — aber ihre Augen, ihr ganzes Verhalten gegen mich führten unausgesetzt eine Sprache, welche mich nie zur Ruhe kommen ließ.

„Sie haben die Macht, durch Ihre Freundschaft mein Leben zu schmücken — werden Sie zögern, es zu thun?" sagte sie. Oder: „Ich habe mich sehr einsam gefühlt, mein Freund, warum lassen Sie sich so selten bei uns sehen?" — Und ich ging hin und fuhr fort, ihr Alles zu geben, was ich besaß — Herz, Seele, Leben, Kraft — ohne von ihr mehr zu empfangen, als hin und wieder einen ihrer herzbethörenden Blicke oder ein leise geflüstertes Wort. Sie war eine tugendhafte Frau — war es ihre Schuld, daß ein Mensch an ihrer strengen Tugend fast zu Grunde ging?

Mittlerweile ging das Leben seinen ruhigen, gemessenen Gang fort. Ich rückte in meiner Carrière in hergebrachter Weise aufwärts, wurde Premierlieutenant, Rittmeister und Eskadronschef. Es söhnte mich etwas mit meinem Berufe aus, daß Gabriele die regste Theilnahme dafür zeigte. Sie war ehrgeizig für mich und bemühte sich, auch meinen Ehrgeiz wachzurufen. Für meine Geschichtsstudien interessirte sie sich lebhaft. Sie spornte mich an, wenn ich darin erlahmte — sie folgte mir Schritt für Schritt. Sie war es auch, die den ersten Impuls zu den Vorträgen gab, die ich mehrere Winter hindurch über verschiedene Epochen in der Geschichte und über große historische Charaktere hielt. Anfänglich waren sie nur für einen kleinen Kreis Bekannter bestimmt. Aber mit der Zeit vergrößerte sich mein Auditorium weit über meine Wünsche hinaus, bis es zu einer Art guten Tons wurde, ein Besucher dieser Vorträge zu sein. Sie fanden im Hause meiner Schwägerin statt und ihre Erträge wurden milden Stiftungen über-

Eine Idylle aus der Vogelwelt.

Von H. Giacomelli.



V. Durch die Vorsehung bewacht.

Ei, wie das Mutterherz gehüpft,
Als zur Geburtstagsfeier
An's Licht die Kinderchen geschlüpft
Und leer im Nest die Eier.

Nun suchen auch die Alten schon
Nach Räupchen an den Blüten;
Und will dem Nest ein Räuber droh'n,
Ein Engel wird's behüten.

wiesen, zu deren Vorständen Gabriele und sie gehörten. Ich aber gelangte, ohne es zu wünschen, zu einigem Rufe in unseren Gesellschaftskreisen und genoß den Ruhm, ein gelehrter Soldat zu sein.

Um diese Zeit begann der Gatte Gabrielens zu kränkeln. Mit Entsetzen denke ich heute an die wilde Freude zurück, mit welcher diese Wahrnehmung mich erfüllte. Nun war mein Leben nicht länger hoffnungslos. Auch die Augen, in welchen ich wie in einem offenen Buche zu lesen verstand, schienen mir Verheißung zuzuwinken. Zwar sind mir die Worte: ‚warte — hoffe' nie zugeflüstert worden, aber ich las sie auf der geschlossenen Lippe, auf der gesenkten Wimper. Mehr verlangte ich nicht — konnte nicht mehr verlangen! Früher hatte sie unser Verhältniß oftmals einen Seelenbund genannt — ich nahm wahr, daß sie jetzt diesen Ausdruck vermied. Auch glaubte ich zu bemerken, daß ihr Auge häufig von mir zu ihrem Gatten hinüberschweifte — meine strotzende Jugendkraft mochte wohl in seltsamem Kontrast zu dem siechen, abgezehrten Manne stehen.

Diese Zeit der Krankheit des Grafen war eine Zeit erhöhter Pein für mich. Ich war so lange als Freund des Hauses bei ihm aus und ein gegangen, daß ich jetzt nicht fortbleiben durfte. Aber jeder Besuch schärfte den Stachel in meinem Gewissen. Denn mit einem Grauen vor mir selbst nahm ich wahr, wie jede Veränderung zum Schlechteren in seinem Befinden meine Ungeduld, ihn den letzten Athemzug thun zu sehen, vergrößerte. Diese Erregungen wirkten so auf mich, daß meine Gesundheit darunter litt. Ich fühlte mich krank und matt, und mein Aussehen muß in dieser Zeit wohl deutlich meinen Zustand verrathen haben, denn als ich eines Tages meiner Schwägerin gegenüber saß, den Kopf müde an die Lehne des Stuhles zurückgelegt, bemerkte ich, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten. Ich hatte oft gesehen, daß ihre Blicke mit schwesterlicher Sorge auf mir geruht hatten gesprochen aber hatte sie nie wieder von meiner Liebe zu Gabriele.

Typen eines Kavallerieberitts.

Originalzeichnungen von **O. Fikentscher.**

II.

Der willige und strebsame westphalische Rekrut, im vorschriftsmäßigen Stalldienstanzuge, er hat keine andere Leidenschaft als Putzen, im Uebrigen immer: „Die Hosen voll" —

Der unvermeidliche, aber nöthige Pole, hat doppelte Menage, überhaupt reichliche Verpflegung, und erfreut sich sonst einer anspruchslosen Behandlung.

Der lodderige und grosschnäuzige Berliner Freiwillige, ist leichtsinnig und wohlhabend, meist nach Zapfenstreich nicht zu Hause und hat eine Braut.

Der unglückliche Unteroffiziersbursche, seine Tage verfließen auf der Stube oder auf dem Viktualienbums, außerdem ist er auf Wache, weßhalb er meist im kompleten Anzuge, selbst Nachts, erscheint.

Der eigentliche Faule und Maladrette, hier ausnahmsweise außer dem Arreste oder dem Krankenstalle, in welch' letzterem er sich vorzugsweise gern aufhält, aber natürlich im Halbschlummer und liegend dargestellt.

Der lustige und gesuchte, rechtschaffende Schuster von der Kommission, ist nur da oder hinter der Spindelthür, wo er sich häufig einen hinter die Binde gießt, zu finden, und grob.

Jetzt jedoch siegte ihr Unwillen über ihre Diskretion und er brach sich in entrüsteten Worten Bahn.

„Rütteln Sie sich auf, John!" sagte sie, meine Hände erfassend. „Fühlen Sie nicht, daß Sie zu Grunde gehen an dieser jammervollen Schwäche? — Und wem bringen Sie ihr Leben zum Opfer? — Einem Wesen, das weder Herz, noch Seele, noch Gewissen hat! Sehen Sie mich nicht so unwillig an — ich kenne Gabriele länger und besser als Sie! — Denken Sie nach — ist ihr Verhalten gegen Sie nicht Beweis genug von der Wahrheit dessen, was ich sage? — Sie hat sich jahrelang von Ihrem Herzblute genährt — und welchen Lohn hoffen Sie dafür?"

„Das fragen Sie mich jetzt, Magda?"

„Armer John! Sie hoffen auf den Tod des Grafen, der noch jahrelang in diesem Scheinleben hinsiechen kann! Und gesetzt auch, es käme anders — was haben Sie Gabrielen jetzt mehr zu bieten als früher? Glauben Sie, sie wird sich jetzt an dem bescheidenen Loose, das Sie ihr gewähren können, genügen lassen, nachdem sie Jahre hindurch eine große Rolle in der Welt gespielt hat? Ihr Wittum verliert sie bei einer zweiten Heirath, und das Vermögen, das ihr ihr Gatte sonst noch ausgesetzt haben mag, wird nicht so bedeutend sein, daß sie das gewohnte Leben damit fortsetzen kann."

Diese Worte trafen mich wie Keulenschläge. Ich preßte den Kopf zwischen die Hände und stöhnte.

„Verzeihung, John, wenn ich Ihnen wehe thue!" fuhr meine Schwägerin fort. „Aber es kann Ihnen nicht weher thun als mir, wenn ich sehe, wie Sie, auf den ich so stolz war, Sie, mein tapferer, starker, warmherziger Bruder, auf den Tod und die Hinterlassenschaft eines Mannes spekuliren, an dessen Stelle Sie je eher je lieber treten wollen. Es ist dieß Ihrem Charakter so entgegen, daß ich die Gewissensqual ahne, die Ihnen daraus erwächst. — Und für wen schädigen Sie sich in Ihrer Selbstachtung — in Ihrem gerechten Selbstgefühl? Für eine Frau, die nicht einmal im Stande ist, die Größe der Opfergaben zu fassen, die Sie ihr täglich und stündlich darbringen, die, weil sie selbst durchaus leidensunfähig ist, auch nicht begreift, welches

Leid sie Ihnen zufügt, und keinen Begriff davon hat, daß sie in einer ungeheuren Schuld gegen Sie steht!"

Die Worte meiner Schwägerin hatten mich aufgerüttelt. Ich wollte meinen Abschied nehmen, zu meiner Großmutter nach Hof Steinbek gehen und mich der Landwirthschaft widmen. Aber bei dem ersten Worte, welches ich bezüglich dieser Absicht fallen ließ, erregte ich einen wahren Sturm des Unwillens in meiner Familie. Hiezu käme ich noch nach Jahren früh genug, hieß es. Es wäre unverantwortlich, wollte ich meine guten Aussichten ohne Grund opfern. — Gabriele blickte mich einige Augenblicke starr an, als ich ihr von diesem Wunsche sprach, dann sagte sie langsam:

„Dieser Schritt in diesem Augenblicke läßt nur eine Deutung zu! Sie wollen frei sein — ich füge mich Ihrem Willen. Leben Sie wohl, John!"

Ihre Schwester hatte gesagt, daß sie kein Herz habe — daß sie unfähig sei, Schmerz zu empfinden. In diesem Augenblicke aber bebte ihre Stimme vor Bewegung. Ich prüfte nicht, ob dieselbe einem Gefühl beleidigten Stolzes oder einer tiefer wirkenden Seelenregung entsprang. Ich hatte dieser Frau gegenüber niemals an mich, immer nur an sie gedacht. Ich blieb auch jetzt dieser Gewohnheit getreu: ich ließ meine Absicht unausgeführt und lebte in den alten Verhältnissen weiter. Ich ahnte nicht, wie schwer diese Schwäche an mir heimgesucht werden sollte!

(Fortsetzung folgt.)

Das kaiserliche Paris.

Von

Leo Warren.

XI.

Die Gesellschaft und die Salons.

(Fortsetzung.)

Ungleich vornehmer als der Jockeyklub, wenn auch an luxuriöser und excentrischer Verschwendung hinter demselben zurückstehend, war der Unionklub in dem großen Hotel an der Ecke der Rue Royale und der Place de la Concorde. Dieser Klub, dessen hochelegante Räume ebenfalls allen Comfort des vornehmen Lebens boten, setzte sich ausschließlich aus dem in Paris akkreditirten Corps diplomatique zusammen; die Mitgliedschaft irgend einer europäischen Gesandtschaft berechtigte zur Aufnahme, und alle einmal aufgenommenen Mitglieder gehörten dem Klub sodann für immer an, so daß sie bei jeder späteren Anwesenheit in Paris, auch wenn dieselbe dann nicht in unmittelbar diplomatischer Stellung stattfand, sogleich wieder ihre Mitgliederrechte in Anspruch nehmen konnten, dafür dann aber freilich auch wieder sogleich die Beiträge zahlen mußten. Der ausschließlich von den Mitgliedern der in Paris so besonders zahlreich vertretenen Diplomatie gebildete Unionklub schloß die Elite der an Geburt, Stellung und Bildung vornehmsten und ausgezeichnetsten Gesellschaft der ganzen Welt in sich und bildete so eine Vereinigung, welche wohl nie wieder ihresgleichen finden kann und welche, wie wohl kaum je eine andere, ihre absolute Exklusivität bewahrte. Die ausgezeichnetsten Fremden aus allen Ländern der Welt wurden dort durch ihre Gesandtschaften eingeführt, konnten aber niemals selbst Mitglieder werden und es war daher das Element des bloßen Reichthums als solches völlig ausgeschlossen. So viel der Jockeyklub auch durch seinen äußeren Glanz und durch seine übermüthigen Excentrizitäten von sich reden machte, in der vornehmen Welt konnte er niemals die Bedeutung des dem großen Publikum weniger bekannten Unionklubs erlangen — der letztere übte einen wichtigen und tiefgreifenden Einfluß auf die Gesellschaft aus und bildete im eigentlichsten Sinne des Wortes den vornehmsten Areopag in allen Angelegenheiten des guten Tons und Geschmacks.

Die französische Gesellschaft besaß wieder einen Klub für sich, welcher ebenfalls seine Räume in einem Hause an der Place de la Concorde mit einem hübschen Garten nach den Champs Elysées hin hatte, — die Beamten der Ministerien gehörten vorzugsweise zu demselben und er gewann dadurch eine gewisse politische Bedeutung, ohne jedoch auf die Gesellschaft irgend einen Einfluß zu haben, wie ja das ganze Klubwesen in Frankreich überhaupt nur eine aus England importirte, dem eigentlich französischen Nationalcharakter fremde Sache ist.

Unter den verschiedenen sonstigen besonderen und sozusagen geschlossenen Gesellschaften möchten wohl nur noch der Deutsche Hülfsverein und der Polenklub zu erwähnen sein, weil beide, obgleich eigentlich landsmännische Unterstützungsgenossenschaften, doch auch eine gesellschaftliche Bedeutung hatten.

Der Deutsche Hülfsverein war gegründet, um nothleidende Deutsche in Paris und Frankreich zu unterstützen, ihnen die Wege ihres Fortkommens zu öffnen oder ihnen in Nothfällen die Rückkehr nach der Heimat zu ermöglichen. Die sämmtlichen regierenden deutschen Fürsten gehörten demselben an, so daß die ganze deutsche Diplomatie, welche ja vor der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches in Paris sehr zahlreich war, zu den Mitgliedern des Vereins zählte. In jedem Jahre gab derselbe ein Bankett und einen Ball, und namentlich bis zum Jahre 1866 gehörten diese Bälle zu den vornehmsten und gesuchtesten der ganzen Saison — die Fürstin Metternich und die ersten Damen der deutschen Diplomatie machten die Honneurs und die ganze vornehme Gesellschaft war vertreten. Von 1868 bis 1870 wurde der Deutsche Hülfsverein scharf in die politischen Kämpfe hineingezogen, — die österreichische Botschaft und Alles, was zur österreichischen Gesellschaft gehörte, hatte sich von dem Verein getrennt, nachdem der Prager Friede Oesterreich aus Deutschland ausgeschieden — außerdem aber entstanden delikate und peinliche Verhältnisse dadurch, daß die depossedirten Fürsten mit theilweise sehr hohen Jahresbeiträgen Mitglieder des Vereins geblieben waren und daß deßhalb in der Verwaltung und Repräsentation der Gesellschaft eine direkte Anerkennung der Ereignisse von 1866 zur Vermeidung von unangenehmen Reibungen umgangen werden mußte. Der sächsische Gesandte, Graf Seebach, war in dieser schwierigen Zeit Präsident des Vereins und oft gelang es ihm nur mit Mühe, Ausbrüche der politischen Parteigegensätze zurückzuhalten, — wir erinnern uns eines von dem Verein an seinem Stiftungstage veranstalteten Bankets, bei welchem alle Toaste und Reden ausgeschlossen werden mußten, um nicht durch Anspielungen auf den Norddeutschen Bund und die preußischen Erfolge Gegendemonstrationen hervorzurufen. Graf Seebach führte die so schwierige Leitung einer Gesellschaft, welche auf fremdem Boden alle gährenden Kämpfe der deutschen Entwicklung in verdoppelter Schärfe wiederspiegelte, mit großer Geschicklichkeit und feinem Takt, und wußte durch seine Autorität und seine persönliche Liebenswürdigkeit jeden Eklat zu vermeiden, obgleich sich bei den Festen des Deutschen Hülfsvereins Mitglieder der preußischen Botschaft mit den emigrirten hannöverischen Offizieren der Welfenlegion in demselben Saale begegneten. Mit dem Sturz des Kaiserreichs wurde dann auch die neue Einigung Deutschlands unter dem deutschen Kaiserthum zu einer unbestreitbaren, und wenn auch hie und da mit Widerstreben, so doch überall als vollzogen anerkannten Thatsache, so daß nun auch jene vielfachen Zerwürfnisse in dem Deutschen Hülfsverein aufgehört haben und dessen Feste, wenn sie noch stattfinden, dem französischen Volke auch ein Bild der wiedererstandenen und befestigten nationalen Einheit Deutschlands geben.

Die polnische Emigration fand ihren Mittelpunkt in dem Hotel des Fürsten Ladislas Czartoryski, welcher seinem Vater, dem Fürsten Adam Georg, in der Führerschaft der aristokratischen Partei der polnischen Emigration nachfolgte. Es galt sozusagen als ein öffentliches Geheimniß, daß er von dieser Partei zum König des wiederherzustellenden Polens bestimmt sei, und sein Haus bildete ein Art von Hofhaltung, in welcher die berühmtesten Namen des alten Polens vertreten waren. Man ließ dort keine Gelegenheit zu entsprechenden Demonstrationen vorübergehen; im Uebrigen aber fand man dort all' jenes sprühende, geistvolle Leben, allen Glanz und alle elegante Ritterlichkeit, welche die alte vornehme polnische Gesellschaft zu jeder Zeit ausgezeichnet hat. Auch durch seine Eheverbindungen zeigte der Fürst Ladislas Czartoryski deutlich seine Prätension auf den Königsthron: er war in erster Ehe mit einer Tochter der Königin Christine von Spanien vermählt und wählte nach deren Tode im Jahre 1871 zu seiner Gemahlin die Prinzessin Margarethe von Orleans, die Tochter des Herzogs von Nemours, so daß wenigstens seine Gemahlin immer königliche Ehren in Anspruch nehmen konnte. Die Gesellschaft des Hotel Czartoryski stand ursprünglich mit dem Kaiserreich sehr gut, weil man von der napoleonischen Tradition eine Unterstützung der Bestrebungen zur Wiederherstellung der polnischen Selbstständigkeit erwartete; der Kaiser nährte und benützte diese Sympathieen, aber als er, seinem stets schwankenden Charakter entsprechend, die von ihm und Lord Palmerston hervorgerufene Insurrektion des Jahres 1863 im Stiche ließ und der russischen Freundschaft opferte, wendete sich die Partei des Fürsten Czartoryski von ihm ab und bildete eine fast isolirte Gesellschaft, welche sich zugleich mehr und mehr den Orleans näherte und das Bündniß mit denselben durch die Ehe ihres Führers mit der Prinzessin Margarethe besiegelte. Wir halten es kaum für denkbar, selbst in dem an Ueberraschungen so reichen Frankreich, wo oft das Unwahrscheinlichste schnell zur Wirklichkeit wird, daß die Orleans jemals wieder den Thron ihrer Familie aufrichten möchten, wenn dieß aber auch der Fall sein sollte, so wird die Sache Polens wohl nur um eine Täuschung reicher werden in der Reihe der Erfahrungen, welche sie von Heinrich III. bis zu Napoleon III. mit den französischen Regierungen gemacht hat. In geselliger Beziehung war das Hotel Czartoryski der reizvolle Sammelplatz einer geistig angeregten und künstlerisch anmuthig bewegten Gesellschaft — seine glänzenden Räume werden allen Fremden, welche dort Zutritt fanden, noch in freundlicher Erinnerung sein.

Von den einzelnen Persönlichkeiten, welche in den Salons der verschiedenen Gesellschaftskreise eine hervorragende Rolle spielten, haben wir die meisten schon bei der einen oder der andern Angelegenheit erwähnt. Unter der Welt der Künstler und Schriftsteller möchten wir noch einige charakteristische Figuren hervorheben, welche nur hie und da in den Salons erschienen, ohne im Allgemeinen sich der Gesellschaft anzuschließen oder einen Mittelpunkt in derselben zu bilden.

Hieher gehörte vor Allen der unerschöpflich witzige, geistsprühende Feuilletonist des „Petit-Journal", Leo Lespez, mit seinem nom de plume Timothée Trimm genannt. Er war eine eigenthümliche, breit untersetzte Gestalt, der etwas schwere Kopf mit dem dichten, lang herabfallenden Haar saß ziemlich tief in den Schultern, unter dem starken und groben Gesicht erschienen beim ersten Anblick nur die kleinen, leuchtenden Augen bemerkenswerth. Es war eine große Auszeichnung, wenn er bei einem Diner oder in einem Salon erschien — die Gesellschaft mußte sich so stellen, als ob sie ihn gar nicht bemerkte, wenn er in einem weiten und unmodischen Frack, ein breites weißes Halstuch mit großem Knoten um den Hals geschlungen, eintrat — er setzte sich auf einen Stuhl neben die Thür, antwortete verlegen und fast unhöflich auf jede Anrede, und war im Stande, wenn man sich zu viel um ihn kümmerte, sogleich wieder fortzugehen. Auch bei Tische mußte man seine Anwesenheit völlig ignoriren, wenn er aber dann in dem Bewußtsein, unbeobachtet zu sein, seine ruhige Sicherheit wieder erlangt und einige Gläser Wein getrunken hatte, so begann er ganz von selbst sich in das Gespräch zu mischen — in kürzester Frist beherrschte er die Unterhaltung, seine früher gleichgültigen, mürrischen Züge belebten sich, seine Augen sprühten nun Feuer und sein großer und breiter Mund nahm einen unendlich anmuthigen Ausdruck lebendiger Beredsamkeit an. Die Fülle seiner ewig neuen Gedanken war unerschöpflich, jedem Gegenstand des Gesprächs wußte er Reiz zu geben, mit feiner Ironie spottete er über Gegenbemerkungen, ohne jedoch jemals zu verletzen, und Derjenige, gegen welchen sein Spott sich richtete, lachte zuerst und am herzlichsten über denselben. Einmal aufgethaut, blieb er dann gern lange in der Gesellschaft, und wenn er aus derselben schied, schien es einem Jeden, daß Timothée Trimm einer seiner allen guten Bekannten sei.

Aehnlich schwer zugänglich war Emil Gaboriau, der unerschöpfliche Romancier der Verbrecherwelt, welcher in seinen Romanen so meisterhafte Schilderungen der Schattenseiten des Pariser Lebens geliefert hat — auch er war, wenn er in einem Salon erschien, ein ungemein liebenswürdiger und geistvoller Gesellschafter, wenn er auch nicht über eine ebenso große Fülle attischen Salzes gebot wie Timothée Trimm — er führte ein eigenthümlich bewegtes Leben, welches ihn fast mit Sicherheit einem frühen Tode zuführen mußte. Am Tage durchstreifte er Paris, um Studien für seine Sittenschilderungen zu machen — er hatte Verträge mit großen Journalen, für deren Feuilletons er gegen überaus hohe Honorare täglich eine bestimmte Anzahl von Zeilen zu schreiben übernommen; am späten Abend begann er sein Werk und mit Tagesanbruch hatte er meist sein Pensum vollendet, worauf er sich dann zur Zeit, in welcher Paris zu erwachen begann, zum Schlummer niederlegte, unwissend und unbekümmert, wie er am nächsten Tage seinen Roman fortsetzen werde. Diese Art der Arbeit bei steter künstlicher Aufregung seiner Phantasie erschöpfte seine Gesundheit, und um diese wieder zu kräftigen, trank er fortwährend Mineralwasser aus den verschiedensten französischen und deutschen Brunnen, welches er sich selbst verordnete und mit dem er nach kurzer Zeit immer wechselte, um, wie er sagte, sich nicht an ein Medikament zu gewöhnen. Seine an sich schon nicht starke Konstitution hat einer solchen Behandlung nicht widerstanden, er ist vor einigen Jahren gestorben, — auch Timothée Trimm ist todt — mit diesem ist vielleicht einer der letzten Repräsentanten jenes stets schlagfertigen, treffenden und und doch gutmüthigen Humors verschwunden, welchen die Franzosen den esprit gaulois nennen und welcher immer mehr von der Strömung des Alles überflutenden politischen Treibens hinweggespült wird.

Eine Plauderei von der rothen Erde.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

Westphalen hat mit der Insel Korsika eine Eigenthümlichkeit gemein: es hat dem Auslande viel große oder wenigstens berühmte Männer gegeben. Es gab Livland den Deutschordens-Heermeister Walther von Plettenberg, welcher zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts das gesunkene Ansehen des Ordens wieder herstellte und den ihm an Truppen mehr als zehnfach überlegenen Zaren Iwan Wassiljewitsch wiederholt auf das Haupt schlug. Und wie Korsika den Franzosen den Kaiser Napoleon, so gab Westphalen in der Person des Barons Neuhoff von Pungelscheidt den Korsen den König Theodor. Leider hatte der Letztere, der an Unternehmungsgeist und Unbedenklichkeit in der Wahl seiner Mittel mit dem Ersteren wetteifern konnte, weniger Glück. Er fließ schon am Anfang seiner königlichen Laufbahn auf eine mächtige Koalition der Franzosen und Genueser, welcher er beim ersten Angriffe unterlag. Der zweite und der dritte mißlangen, weil der erste mißlungen war; denn ein Abenteurer kann nicht auf die treue Anhänglichkeit seiner

Leute rechnen; der erste Mißerfolg genügt, ihn zu werfen. Napoleon I. dagegen gewann den ersten Wurf und damit die Möglichkeit, alle folgenden Chancen auszubeuten. Er rächte den korsischen König Theodor an seinen Feinden, an den Franzosen und den Genuesern, indem er sich die ersteren unterwarf und die Republik Genua für immer aus den Reihen der Lebendigen ausstrich. Indessen auch Napoleon I. unterlag zuletzt einer Koalition und er hatte mit dem korsischen Könige Theodor auch das Ende gemeinsam. Beide geriethen nämlich schließlich in englische Gefangenschaft, Napoleon auf die ozeanische Felsenklippe Sankt Helena, Theodor in den insularen Schuldthurm zu London, aus welchem er nur dadurch, daß er seinen Gläubigern bonis cedirte, d. h. daß er ihnen seine königlichen Phantasierechte auf Korsika abtrat, erlöst ward, um dann in dem Kämmerlein eines armen Schneiders zu sterben.

Die Männer von Dortmund haben Hamburg und die Männer von Soest haben Lübeck begründet. Das Soester Stadtrecht hat halb Deutschland erobert und die westphälischen Hansen haben sich im Norden Europas in Furcht und in Achtung zu setzen verstanden. Sie waren unter Denen, welche Wisby in Gothland gründeten und ihre Handelsbeziehungen bis zu dem russischen Nowgorod (Neustadt) ausdehnten. Die Soester Kaufmannsgilde wurde nach dem wichtigen Markt, den sie sich erobert, die „Skleswicker" (Schleswiger) genannt.

Die „Alte Schraa von Soest", ein plattdeutsches Gesetzbuch aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, das die alten lateinischen Rechtsbücher in der Muttersprache codifizirt und erweitert — Schraa heißt nicht, wie man überall liest, die Sprache, die Schrift oder dergleichen, sondern der Absatz, der Artikel und hat also seine Bedeutung darin, daß das Gesetz in einzelne kurze Artikel oder Paragraphen abgetheilt ist — zeichnet sich vornehmlich aus durch klare Definitionen und unzweifelhafte Thatbestände.

So heißt es z. B. in der Schraa oder dem Artikel siebenundzwanzig:

„Wer faulen Wein zu gutem Wein thut und wird deß überwiesen, für Den ist es Rechtens, daß er Leib und Leben verwirkt hat."

Wenn man damit das neueste deutsche Reichsgesetz über Fälschung der Nahrungs- und Genußmittel vergleicht, mit seinen unsicheren und zweifelhaften Thatbeständen, so muß man die gesetzgeberische Kunst unserer Altvordern wahrhaft bewundern.

Sie sagen ganz einfach: Guten und schlechten (faulen, verdorbenen, gefälschten) Wein darfst du nicht mischen. Mische guten mit gutem, schlechten mit schlechtem, aber nur nicht guten mit schlechtem. „Faul" ist ein bewundernswerther Ausdruck, welcher alles Verworfene in sich begreift und klar ist für Laien wie für Gelehrte. Wenn wir einmal unser Reichsgesetz revidiren, werden wir darauf zurückgreifen müssen.

„Er hat Leib und Leben verwirkt!" Das lautet fast grausam. Aber es ist nicht so bös gemeint, wie es lautet. Was bloß verwirkt, aber noch nicht definitiv aberkannt ist, das kann man noch lösen; und so wurde auch hier gelöst, und zwar durch Brüche, d. h. durch Geldstrafen, und durch Wein. Unter einem „Voeder", d. i. Fuder Wein ging es nicht ab, und dieses Fuder mußte rein und klar sein, denn das tranken die Richter, und die verstanden sich auf dergleichen.

Das Getränke spielt eine merkwürdige Rolle in der Geschichte dieser westphälischen Städte. Die Patrizier, die Richter und Magistrate trinken Wein, und zwar vorzugsweise Rheinwein, die Zünfte, die Gilden und das übrige Volk trinken Bier. Der Wein der Patrizier ist das Nämliche wie der Purpur bei den byzantinischen Kaisern. Nach den alten Rechten der freien Hansestadt Bremen, die sich auch mit Stolz auf ihren westphälischen Ursprung beruft, waren die vortrefflichen Weine des Rathskellers, welche ja durch Wilhelm Hauff's „Phantasieen" Jedermänniglich bekannt sind, nur den Rathsherren und Patriziern vorbehalten. Es waren die Weine des Rheingaues, und sie sind es noch, welche den Inhalt der „Rose" und der „Apostel" bilden.

Das Volk trank Mosel- und kleine außerdeutsche Weine. In der Regel aber Bier. Das alte niederdeutsche oder hanseatische Bier hatte aber einen ganz andern Charakter als unser heutiges „Bayerisch", „Pilsener" oder „Schwechater". Es war obergährig und stark gebraut. In Westphalen hat es sich in seiner ursprünglichen Vortrefflichkeit bis zum heutigen Tage erhalten. Man nennt es mit Stolz das „Altbier", d. h. das Bier, das nach Sitte der Väter, more majorum, in der Weise der „Alten", gebraut ist. Ich habe es in Soest und in Münster getrunken. Der Bierschank von Lewe in Münster, in welchen mich Herr de V. einführte, ist so durch und durch echt- und altwestphälisch, daß ich gedenke, demselben ein besonderes Kapitel zu widmen, um die reisenden Fremdlinge, welche dergleichen weder aus ihrem „Führer", noch in ihrem Gasthaus erfahren, darauf aufmerksam zu machen. Dieses obergährige „Altbier" erinnert an das „Faro" in Brüssel und an den Porter in England, beide offenbar auch niederdeutschem Boden entsprossen. Es hat einen säuerlichen Geschmack, welcher bei großer Hitze doppelt erfrischt, und wärmt den Magen, ohne den Kopf zu erhitzen.

Ich kann, da ich der westphälischen Rechtsbücher gedenke, nicht umhin, auch eine Soester Gerichtsordnung aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zu zitiren, in welcher es heißt:

„Der Richter soll im Gerichte sitzen als ein griesgrimmiger Leu; er soll den rechten Fuß schlagen über den linken; er soll sich, bevor er spricht, die Sache ein-, zwei-, dreimal überlegen, und soll gedenken an das gestrenge Urtheil und an das Gericht, so Gott über ihn selber zu richten gedenkt an dem letzten der Tage."

Auch Jakob Grimm zog diese Gerichtsordnung in den Bereich seiner gelehrten Forschungen. Allein es passirte ihm dabei ein kleines Unglück. Er benützte eine mit geringer Sorgfalt gefertigte Handschrift, in welcher so geschrieben stand:

„Der Richter soll, bevor er spricht, sich die Sache 123 Mal überlegen."

Der große Gelehrte verstand so, wie es geschrieben stand: „Er soll sich die Sache hundertdreiundzwanzigmal überlegen." Und was that er? Er stellte die tiefsinnigsten Betrachtungen über die kabbalistische Bedeutung dieser Zahl an.

„Die Zahl Hundertdreiundzwanzig ist dreimal Vierzig mit dreimaliger Zugabe" u. s. w. schreibt er in der ersten Auflage seiner „Deutschen Rechtsalterthümer" (Bd. II., S. 764).

Irren ist menschlich. Man soll deßhalb nicht schlechter denken von dem großen Gelehrten, wenn er einmal von einer leichtfertigen Handschrift in die Irre geführt wird. Jedenfalls hat sich Jakob Grimm nicht rechthaberisch darauf gesteift, in seinem Irrthum zu beharren. Vielmehr hat er denselben später berichtigt und, wie mir einer seiner besten Freunde erzählte, hat gerade er selbst sich am meisten darüber lustig gemacht, wie er sich da einmal habe anführen lassen.

Nirgends athmet man mehr die klassische Luft germanischen Rechtes, als auf dem Rathhause in Soest, zumal wenn man von so unterrichteten Männern, wie von dem Rektor Göpner und dem Justizrath Lenze, geführt wird. Da liegt an der Kette eine alte Handschrift des „Sachsenspiegels" und das Original der „Alten Schraa", welche nach Anrufung des „allmächtigen Vaters und Schöpfers aller Dinge" anhebt mit den Worten:

„Nun soll hören die Gemeinschaft der Bürger das alte gekürte und geprüfte Recht:

„Zum Ersten: Wenn ein Erzbischof zu Köln erkürt und bestätigt ist und wenn er dann zum ersten Mal kommt in die Stadt Soest, so soll man ihn allda aufrichtig empfangen. Und er soll der Stadt anerkennen alle die Freiheiten und Rechte, so die Stadt von allen seinen Vorfahren verliehen und anerkannt erhalten hat. Nachdem er das also verrichtet (nicht früher), soll ihm der Rath huldigen und soll ihm geben zum Willkomm hundert Mark solchen Geldes, wie es zu Soest gäng ist und gäbe. Und darzu zwölf Ohm Wein."

Eine solche Vorsicht war nur zu sehr gerechtfertigt. Denn das Bestreben der damaligen Territorial- und Landesherren ging dahin, „allem freyen Gemeinwesen den Garaus zu spielen", und die schlimmsten Feinde der Städte waren gerade die geistlichen Herren: die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier und die Bischöfe von Regensburg, Augsburg, Bamberg, Münster, Paderborn, Osnabrück u. s. w. Der Kampf zwischen den Bisthümern und den Städten endigte dann an dem Wendepunkt der beiden letzten Jahrhunderte damit, daß man beide, die Bischöfe und die Erzbischöfe, die zugleich Reichsfürsten waren, und die freien Reichsstädte um die Wette säkularisirte und mediatisirte. Tertius gaudet.

Ein alter Vers meldet uns, daß der hohe Rath von Soest diese Rechtsbücher deßhalb an Ketten gelegt habe, weil sie Gegenstand eines Diebstahls geworden. Ein Beamter der Stadt, genannt Meister Jasper von der Burg, hatte sie beiseite geschafft, und da man keinen Zugang mehr hatte zu der Urschrift des Gesetzes, so entstanden Streitereien über dessen Inhalt, die sogar zu Aufständen und Unruhen führten. Dadurch gewitzigt, legte man das Recht an eine schwere Kette, nachdem es gelungen, dasselbe „wieder zu Stande zu bringen". Der alte Vers aber heißt:

„Die Schraa woll'n wir haben, der Bürger Recht,
Verklagen den Jasper, der Stadt Diener und Knecht,
Daß er uns vorenthalten so lange Zeit
Der Stadt Privilegia und Selbstherrlichkeit."

Außer dem Sachsenspiegel und der Schraa existirt in der guten alten westphälischen Stadt Soest noch ein drittes Rechtsbuch, welches ihrem Archiv zur Zierde gereicht. Man nennt es schlechtweg das „Nequam", was auf Deutsch so viel wie „schlecht" oder „nichtswürdig" bedeutet. Das Manuskript fängt nämlich an mit diesem Worte und deßhalb wird es der Kürze halber so genannt. Dieß erinnert mich an meinen Buchbinder in Mottenburg. Ich gab ihm ein Buch, betitelt: „Kurzer, jedoch gründlicher Unterricht in den Geschäften der freiwilligen Gerichtsbarkeit". Als ich das Werk gebunden zurückerhielt, prangte auf seinem Rücken in goldenen Lettern die sinnreiche Inschrift: „Kurzer Jedoch."

Das Nequambuch datirt von 1320 und will, was seinen Text anlangt, an und für sich nicht viel sagen. Denn es enthält nur ein Verbrecherverzeichniß, d. h. eine Aufzählung Derjenigen, welche haben Urfehde schwören, das städtische Weichbild verlassen oder andere Strafen erleiden müssen. Das Buch erhält seinen Werth durch die Illustrationen, welche in dreizehn fein ausgeführten Miniaturen alle Leibes- und Lebensstrafen säuberlich darstellen, vom Köpfen und Rädern bis herunter auf das „Wippen", und da außerdem in demselben Raume auch das Soester Halseisen, Richtschwert und die übrigen Marterwerkzeuge, deren sich unsere biederen Altvordern „um der Gerechtigkeit willen" zu bedienen pflegten, aufbewahrt werden, so läge es nahe, mit diesen Instrumenten und nach jenem Rezeptenbuch wieder einmal einen praktischen Versuch zu machen in dieser unserer Zeit, wo man z. B. in der Schweiz die Todesstrafe durch Plebiszit wiederherstellte.

Die „Wippe" bedarf noch einer kurzen Erklärung. Sie ist ein sinnreiches Instrument, eine Art Schwungbrett, nur daß der Gewippte nicht freiwillig, sondern unfreiwillig abspringt, auch nöthigenfalls noch abgestoßen wird, um ein gründliches Bad in dem „groten Dyke" (dem großen Teiche) zu nehmen, der mitten in der Stadt liegt. Das Miniaturbildchen, welches diese Strafe darstellt, ist mit besonderer Sorgfalt ausgeführt. Es zeigt nicht nur die Wippe und den Gewippten, Letzteren durch die Luft fliegend, sondern auch das verehrliche Publikum mit seinen charakteristischen schadenfrohen Gesichtern. Zur Strafe des „Wippens" wurden Männlein und Weiblein verurtheilt, so sich gegen Ehrbarkeit, Zucht und Sitte vergangen, und nach den Ueberlieferungen dieser ehrwürdigen Stadt soll das mit Grazie in infinitum wiederholte unfreiwillige Bad in dem großen Teich zur Abkühlung der heißen Liebesleidenschaften viel beigetragen haben.

Man sieht an dem Beispiel der Stadt Soest, wie sehr in Westphalen die Rechte und die Rechtswissenschaft gepflegt werden und welch' reiches Material sich da für die deutsche Rechtsgeschichte findet.

Vielleicht hängt es damit zusammen, daß die Provinz Westphalen dem preußischen Staate die besten Juristen liefert. Wie es Livland den Heermeister von Plettenberg und Korsika den König Theodor geliefert, so lieferte es Preußen seinen Waldeck, der nicht nur eine Zierde des obersten Gerichtshofs, sondern auch eine solche des deutschen und des preußischen Parlaments war.

Nicht minder fruchtbar als an scharfsinnigen Juristen ist Westphalen an streitbaren Theologen, katholischen natürlich. Ich könnte hier ein langes Verzeichniß derselben anlegen, beschränke mich aber, um das bescheidene Schifflein dieses Feuilletons nicht zu sehr mit Ballast zu belasten, darauf, nur Einen zu nennen. Es ist der kürzlich verstorbene Mainzer Bischof Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler. Dieser Mann war gottesfürchtig und tapfer, schlau und zähe wie ein echter Westphale. Sein bischöflicher Sekretär, Dr. J. M. Raich, hat kürzlich seinen Briefwechsel (Mainz, Franz Kirchheim, 1879) herausgegeben. Diese Briefe verdienen gelesen zu werden. Sie gewähren uns nicht nur Aufklärung über Mancherlei in dem Streit zwischen dem Staat und der Kirche, sondern auch einen Einblick in das Familienleben des hochkonservativen, streng katholischen westphälischen Adels.

Wie sehr Westphalen Juristen und Theologen auf den Export produzirt, dafür nur noch ein kleines Exempel.

Das Städtchen Arnsberg, das noch vor einem halben Jahrhundert nichts als eine Burgruine mit ein paar Häusern gewesen, war durch den Reichsdeputationsschluß sammt dem Herzogthum Westphalen dem Hause Hessen-Darmstadt zugetheilt worden. Es blieb darmstädtisch bis 1816, wo es an Preußen gelangte. Während dieser wenigen Jahre hatte sich aber im Darmstädtischen schon eine ganze Kolonie von Westphalen angesiedelt, welche dort als eine aparte Spezies Menschen betrachtet wurden, weil sie das S säuselten und nicht zischten und weil sie das Sch eigenthümlich aussprachen, was sich am besten an Uhland's Ballade: „Der weiße Hirsch" darstellen läßt, welche von einem wahrhaft westphälischen Munde gesprochen so lautet:

„Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsk,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsk.
Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busk,
Da rauschte der Hirsk heraus, husk, husk!"
u. s. w.

Ich will auch hier nur einen typischen Repräsentanten dieser westphälischen Darmstädter, welche sich in Hessen, da sie zufällig der Mehrzahl nach Stützen der starren Reaktion waren, keiner großen Popularität erfreuten, erwähnen. Es ist der großherzoglich hessische Geheime Staatsrath, Kanzler der Universität Gießen, Direktor des Oberstudienraths in Darmstadt ꝛc. ꝛc. Timotheus Balthasar Linde, später geadelt, von Haus ein armes Proletarierkind aus dem Arnsberger Walde, zuletzt Bundestagsgesandter und eifriger Verfechter der Rechte des Fürsten von Thurn und Taxis, dem er jedoch trotz aller von Gelehrsamkeit strotzenden Streitschriften 1866 sein „Postfürstenthum" nicht zu retten vermochte.

Außer seinen Juristen und Theologen exportirt Westphalen auch noch Hausirer.

Aus der rauhen und hohen Gebirgsgegend von Winterberg ziehen seit uralten Zeiten alljährlich Hunderte armer Leute aus, welche nicht nur in Deutschland, sondern auch in Oesterreich, Ungarn, Rußland, Polen und Dänemark mit hölzernen Löffeln, Wetzsteinen, Schaufeln, Sensen, Sicheln und anderen westphälischen Erzeugnissen hausiren. Der neckische westphälische Volkswitz hat sich diese armen Proletarier zum Opfer erkoren. Er behauptet, als Christoph Columbus Amerika entdeckte, habe er dort schon Winterberger angetroffen, welche mit Sensen hausirten.

Aus dem Leben und der Gesellschaft.

Skizzen

von

Anna Gräfin Pongrácz.

V.

Kontraste.

Ein kleines Mädchen in Lumpen gehüllt und ein kleines Mädchen von Seide umrauscht traten zu gleicher Zeit in dasselbe Hausthor. Das Kind in Seide war Comtesse Editha, die an der Hand ihrer Bonne die Großmama zu besuchen kam, welche im ersten Stock des großen Gebäudes wohnte; die andere Kleine hieß Regina und stand im Begriff, zu ihrer Mutter zurückzukehren, die in einer Kellerwohnung des nämlichen Gebäudes schwer krank darniederlag. Editha hüpfte fröhlich die breiten, teppichbelegten Stufen hinauf. Oben wurde sie mit zärtlichen Küssen empfangen und mit Kuchen und Bonbons bewirthet. Dann brachte man ihr wunderhübsches Spielzeug, das die gute Großmama stets bei sich aufbewahrt hielt, damit für die Unterhaltung ihrer lieben Enkelchen bei deren häufigen und immer gern gesehenen Ueberfällen gesorgt sei. Editha behauptete, daß es sich nirgends so gut spielen lasse, als bei „bonne maman", und bald saß sie auch jetzt, eine große Puppe im Arm, mit strahlendem Gesichtchen auf dem Kissen neben der freundlich lächelnden alten Frau.

Regina war indessen auf ihren nackten Füßchen durch den Hof gehuscht und hatte sich dann mühsam die dunkle, feuchte Kellertreppe hinabgetappt. Scheu und zögernd öffnete sie die Thür ihrer Behausung; — sie war zum ersten Male botenhalber geschickt worden und — ihre Hand war leer geblieben! . . .

Der Raum, den das etwa neunjährige Kind betrat, wurde durch ein niederes, schmales Fenster bloß schwach erhellt. In diesem halben Dämmerlichte lag, mit dem Antlitz gegen die Wand gekehrt, auf Lumpen und halbverfaultem Stroh eine Frau, deren erdfahlen Zügen das Zeichen des Todes bereits deutlich aufgedrückt war.

Die Kleine ging nicht zu ihr. Sie schlich in den finstersten Winkel, kauerte sich dort nieder und legte die mageren Händchen vor das Gesicht. Sie weinte nicht, sie war sich ja auch nicht bewußt, wie grenzenlos unglücklich sie sei. Um das Bewußtsein des Unglücks zu haben, muß man den Begriff des Glückes kennen. Regina kannte ihn nicht, sie besaß deßhalb auch das erstere nicht. Sie empfand bloß, daß sie sehr müde, sehr erfroren und sehr hungrig sei und sich vor den Scheltworten der Mutter fürchte, trotzdem ihr kleines Gewissen ihr nichts vorwarf. Aber dieß war immer so gewesen, seit sie denken konnte, sie wußte es nicht anders; warum also hätte sie weinen sollen?

Doch fühlte sie sich heute noch müder und noch geängstigter als sonst. Sie hatte das dunkle Verlangen, niemals wieder aus ihrem Winkel hervorkommen zu müssen.

Der Kranken war jedoch das durch das Oeffnen der Thür verursachte leise Geräusch nicht entgangen. Nach einer Weile, während welcher sie wahrscheinlich mit ihrer Schwäche gekämpft, machte sie einen Versuch, sich herumzuwenden.

„Regi, bist Du's?" klang es matt.

„Ja, Mutter."

„Endlich! Hast Du etwas mitgebracht?"

Einen Augenblick erfolgte keine Antwort. Die Leidende wurde ungeduldig:

„Hörst Du nicht?! Ob Du etwas gebracht hast?"

„Nein!"

Es war ein so zitterndes „Nein", es schien, als wolle sich das Wort nicht aus der Kehle des armen Kindes losringen.

Die Frau gerieth außer sich, Schmerz, Wuth und Verzweiflung verzerrten ihr von Krankheit und Hunger eingefallenes Gesicht. Die Aufregung gab ihr scheinbare Kräfte; wilde, rohe Flüche ausstoßend, griff sie sich in die zerzausten Haare und machte Miene aufzuspringen, sank aber beim ersten Versuch doppelt erschöpft zurück. Regina stand zitternd und bebend; endlich schlich sie leise an den Rand des Lagers und legte ihr Köpfchen schüchtern liebkosend zu Häupten desselben. Doch eine rauhe, knochige Hand stieß sie hinweg.

„Geh' mir aus den Augen, Dummkopf!" kreischte die Kranke zornig, „ich will Dich nicht sehen!"

Es war ihre Tochter, ihr einziges Kind! Mutterliebe, Mutterzärtlichkeit, wo seid ihr?! . . . Alles untergegangen in Elend, Schmutz und Laster.

Und doch — gänzlich läßt sich das natürlichste und heiligste der Gefühle in der menschlichen Brust nicht vernichten; durch alle Nacht und Finsterniß bricht es dennoch manchmal hindurch. In solchen Momenten konnte das sterbende Weib wohl ihr Kind in die Arme reißen und es glühend an sich pressen:

„Armer Wurm! armer Wurm! Am besten wär's für Dich, ich nähme Dich mit mir!" — —

Als einige Tage später die kleine Comtesse wieder zur Großmama ging, trugen gerade einige Männer einen ärmlichen schwarzen Holzsarg über den Hof. Die Gräfin, die ihr Töchterchen dießmal selbst begleitete, winkte ihnen, mit ihrer Last ein wenig zurückzubleiben, und lenkte die Aufmerksamkeit der Kleinen rasch auf ein eben die Treppe herabspringendes Kätzchen. So bewahrte zärtliche Liebe Editha vor einem traurigen Anblick.

Hinter dem Sarge aber ging ein barfüßig Kind im verblichenen Röckchen und blickte mit seinen großen, dunklen Augen sterbensmatt in die Welt. Regina verstand nicht, was vorging, aber sie fühlte, daß sie nun vollends verlassen war, daß sie das Letzte verloren, was sie im Leben besessen. Sie empfand, wie ein Kind empfinden mag, das sich im Walde verirrt hat. —

Eine entfernte Verwandte nahm die Waise zu sich. Sie hieß Frau Müller, besaß eine Kaffeesiederei und war eine dicke, runde Frau mit gemeinen Zügen. Einige Leute von ihren Bekannten sagten, sie sei sehr fromm und thue das gute Werk aus purer christlicher Nächstenliebe; Andere freilich, die sich wohl daran erinnerten, daß die Frau früher niemals liebevoll gegen ihre Verwandten gewesen war, vielmehr Regi's Mutter jede, selbst die kleinste Unterstützung verweigert hatte, meinten, sie finde bei ihrer jetzigen Großmuth ganz wohl ihre Rechnung, indem Regina ihr ein Dienstmädchen erspare. Auch was den ersteren Punkt betrifft, schüttelten Jene die Köpfe; es sei wohl richtig, daß die Müller sehr pünktlich zur Kirche gehe, aber ob es trotzdem mit ihrer Heiligkeit weit her sei, das wisse man nicht bestimmt. Ihr Lokal stand jedenfalls nicht im Geruche derselben, es gingen manche sonderbare Gestalten da aus und ein und die Spuren der Polizei hatten sogar einmal hiehergewiesen, als in der Stadt ein Diebstahl vorgefallen war, allerdings ohne Resultat.

Das Kaffeehaus der Frau Müller befand sich zufälligerweise neben dem Gebäude, in welchem Editha mit ihren Eltern wohnte. So geschah es, daß die beiden Kinder sich öfters begegneten. Einmal bemerkte die kleine Comtesse bei einer solchen Gelegenheit die Barfüßigkeit der Waise.

„O sehen Sie nur das häßliche Mädchen!" sagte sie zu ihrer Begleiterin und wandte sich ab, „sie hat bloße Füße!"

„Wahrscheinlich besitzt sie kein Geld, um sich Schuhe zu kaufen," belehrte die Bonne.

Editha's Abscheu verwandelte sich augenblicklich in Mitleid. „Ach, die Arme! Ich will ihr meinen neuen Gulden schenken."

Und die kleine behandschuhte Hand holte hastig das Portemonnaie aus der Tasche und streckte der Waise die Banknote hin. „Kaufe Dir dafür hübsche Schuhe."

Regina nahm das Geld blöde und halb wie unbewußt. Ihr scheuer Blick glitt über die zierliche Gestalt, die elegante Kleidung der Grafentochter und verweilte auf ihrem frischen, rosigen Gesichtchen mit dem fröhlichen, unbekümmerten Ausdruck. Vielleicht zog sie in diesem Momente zum ersten Male einen Vergleich, der sich ihr später noch oft und noch viel schärfer aufdrängen mußte.

Regina erhielt jetzt eine bessere Kost; sie hungerte nicht mehr und fror auch nicht mehr so viel, denn wenn es nichts für sie zu thun gab, so durfte sie in den Ofenwinkel kriechen und sich dort wärmen. Schläge und Scheltworte setzte es dagegen jetzt noch mehr als je früher. Frau Müller war der Ansicht, daß sie sich durch Aufnahme der Waise unter ihr Dach das Recht erkauft habe, sie zu mißhandeln, so viel sie wollte, und sie pflegte demnach jeden Aerger und all' ihre Galle — und die „fromme Frau" besaß ziemlich viel davon — an dem jungen Geschöpfe auszulassen. Auch mußte Regina ziemlich viel leisten; sie hatte bei der Bedienung im Laden zu helfen, sich in der Küche nützlich zu machen und sämmtliche Räume allmorgendlich in Ordnung zu bringen, überdieß alle Botengänge zu besorgen. Wann immer man etwas benöthigte, und wenn es noch so spät des Abends war, wurde Regina geschickt. „Sie muß ja doch einigermaßen das Brod abdienen, womit ich sie füttere, das unnütze Ding!" sagte Frau Müller.

Was die Schuhe betrifft, so hätte Regi den ihr geschenkten Gulden sehr gern zu diesem Zwecke verwendet; aber die Muhme, wie sie die Kaffeesiederin nannte, meinte, jetzt brauche sie noch keine, und nahm ihr ihn weg, um ihn „aufzuheben".

Zur Schule wurde die Kleine nur einen einzigen Winter hindurch geschickt, um nothdürftig schreiben und lesen zu lernen. Da sie aufgeweckt und lernbegierig war, so vervollkommnete sie sich indeß später in letzterer Kunst mittelst alter Zeitungsblätter, welche im Kaffeehause auflagen.

Niemals fühlte die Waise eine weiche, liebkosende Hand auf ihrem Scheitel, niemals hörte sie ein herzliches Wort!

*

Droben im ersten Stock des Nachbarhauses lebte die Comtesse indessen ein fröhliches Kinderleben und später eine ebenso fröhliche Studienzeit. Sie hatte zärtliche Eltern, eine gütige Großmama, Brüder, Freundinnen, Verwandte und eine freundliche Erzieherin. Eine Atmosphäre von Liebe, Reinheit, friedlicher Heiterkeit umgab sie. Alles Häßliche, alles Störende ward sorgfältig von ihr ferngehalten und Alles gethan, um ihr eine freie, harmonische Entwicklung zu sichern. Ihre Eltern waren nicht bloß zärtliche, sondern auch kluge und verständige Eltern; sie besaßen Beide einen edlen Charakter, die feinste Bildung, reiche Kenntnisse, lebhaften Kunstsinn; sie sorgten dafür, daß ihre Kinder eine wahrhaft gute und gediegene Erziehung erhielten. Alles, was das Leben schmückt, erhöht und bereichert, was die Quelle der edelsten und dauerndsten Genüsse bildet, ward Editha gelehrt, ihrem Geiste das Verständniß dafür erschlossen, ihr Auge empfänglich gemacht für alles Schöne in Kunst und Natur. Sie mußte fleißig lernen, aber es fiel ihr nicht schwer, denn man hatte von frühester Jugend an die Lust dazu in ihr geweckt und die Natur hatte sie mit guten Anlagen ausgestattet. Waren aber die Lernstunden vorüber, dann tollte und sprang sie wie ein junges Reh mit ihren Altersgenossinnen in munteren Spielen umher, des Winters in den hellen, geräumigen Zimmern der Stadtwohnung, des Sommers in dem schönen Park des elterlichen Landhauses oder des großmütterlichen Schlosses.

So wuchs Editha auf, beschützt, behütet und geliebt! Im vollsten Sinne des Wortes im Sonnenschein des Lebens.

Es kam die Zeit, wo sie die Kinderschuhe auszog, bald darauf eine Abendstunde, in der das junge Mädchen, umwogt von den weißen Wolken ihres ersten Ballkleides, vor dem Ankleidespiegel stand und lächelnd mit hochgerötheten Wangen hineinsah. Es war ein sehr liebliches Bild, welches das Glas zurückstrahlte, denn Editha hatte sich körperlich ebenso vortheilhaft entfaltet, als geistig. Sie war der Stolz und die Freude ihrer Familie.

Welche Fülle von süßen Gedanken, Träumen und Hoffnungen erfüllten die junge Menschenknospe, während sie so in den Spiegel blickte, dann die weißen Handschuhe über die feinen Finger zog und das reizende Ballbouquet ergriff, das einer ihrer Cousins ihr verehrt. Welche Welt rosiger Bilder zog an ihrem innern Auge vorüber, in dieser Stunde, wo sie im Begriff stand, in das Leben zu treten, das ihr so verheißungsvoll und glänzend entgegenwinkte, das vor ihr lag wie ein goldenes Märchen!

Ihre schönen, lebhaften Augen sprühten in Lebensfreudigkeit und Jugendglanz, und in dem dankbaren Vollgefühle ihres glücklichen Daseins beugte sie sich über die Hand der geliebten Mutter und drückte einen innigen Kuß darauf.

Als die junge Gräfin — in ihrer duftigen, schneeigen Toilette einer Fee gleichend — die Treppe herabkam, um den Wagen zu besteigen und, gefolgt von ihren Eltern, auf ihren ersten Ball zu fahren, der bei ihrer Großmama stattfand, huschte aus dem nächsten Thorweg eine dunkel gekleidete Gestalt hervor und, dicht an der Equipage vorbei, ohne Mantel und Hut in die bitterkalte Winternacht hinaus. Es war Regina, die aus der Wohnung ihrer Muhme entfloh.

Sie war ohne alle Leitung und Bildung aufgewachsen, sie hatte nie ein gutes Beispiel gesehen, ja sie war förmlich für das Laster erzogen worden; — aber — obwohl sie es auch nicht ererbt haben konnte — es war in ihr von Natur aus etwas Gutes, etwas, das sich gegen das Schlechte, Gemeine sträubte, es instinktiv verabscheute, und dieses Etwas hatten alle Einflüsse ihres Lebens und ihrer Umgebung nicht zu ersticken vermocht.

Darum floh sie.

Sie eilte in der späten Nacht durch viele Straßen, ohne sich zu fragen, ohne sich bewußt zu sein, welchen Weg sie nahm; erst als sie weit von dem Hause ihrer Muhme entfernt war, athmete sie auf und blieb stehen. Der Sturm umtoste sie, machte ihre Kleider flattern, zerzauste ihr Haar und streute Schneegerieſel, das er von den Dächern fegte, über sie. Erschöpft lehnte sie sich an eine Mauer und sann nach, wohin in der ungeheuren Stadt sie sich wenden solle. Die Erinnerung an eine Frau tauchte in ihr auf, eine Feinwäscherin, die früher in ihrer Nachbarschaft gewohnt und zu der sie als Kind in freien Augenblicken manchmal geschlüpft war, weil die Frau sie freundlich bei sich geduldet, ihr hie und da ein Butterbrod oder einen Bratapfel geschenkt und ihr erlaubt hatte, mit ihren kleinen Händen am Waschtrog mitzuthun — für Regi damals ein großes Vergnügen. Zu diesem Weibe, das unlängst in einen andern Stadttheil gezogen war und dessen Wohnung sie kannte, beschloß die Flüchtende zu gehen und sie zu bitten, als ihre Gehülfin bei ihr bleiben zu dürfen. Regina war geschickt und flink; sie wußte, daß sie die Arbeit bald erlernen und ihr Brod nicht umsonst verzehren werde.

Frau Riedl erschrak erst sehr, als in so später Stunde an ihre Thür gepocht wurde. Vorsichtig streckte sie den Kopf mit der weißen Nachthaube zu dem kleinen Fenster hinaus, um zu sehen, wer da sei. Dieß war nun zwar in der Dunkelheit nicht gut möglich, doch da sie Regina an der Stimme erkannte, öffnete sie und ließ die halb Erfrorene ein, ihr vorderhand für die eine Nacht Obdach gewährend. Am andern Morgen, nachdem sie des Mädchens Bericht gehört und überlegt, erklärte sie sich bereit, es bei sich aufzunehmen und bot ihm an, ihre Gehülfin zu werden. Sie war ein braves, ehrenhaftes Weib und sie kannte Frau Müller; sie fühlte Mitleid mit Regina.

So fand die Waise wenigstens eine Stätte, wo sie ihr Haupt hinlegen konnte. Es schien sogar, als sollten endlich freundlichere Tage für sie anbrechen, denn wenn sie auch vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein angestrengt zu arbeiten hatte, so war doch Frau Riedl eine gutmüthige, heitere Frau und Regina befand sich zum ersten Male in freundlicher und wohlwollender Umgebung.

Die Muhme unternahm, wie vorauszusehen gewesen, keinen Verfolgungsversuch; sie wußte wohl, daß das Mädchen sie wegen mehrfacher körperlicher Mißhandlung verklagen konnte und sie zog es vor, mit der Polizei nicht in Berührung zu kommen.

Regina war sehr fleißig und wußte die feinen Spitzensachen bald ebensogut zu behandeln, wie Frau Riedl; daher nahm die Kundschaft der beiden Feinwäscherinnen mit jeder Woche zu. Manchmal, wenn Regina die feinen, duftenden Taschen-

tücher, die reizenden Spitzengarnituren unter den Händen hatte, um ihnen ihre Reinheit und Frische wiederzugeben, erinnerte sie sich unwillkürlich der kleinen Comtesse, die ihr einst den Gulden geschenkt, damit sie sich Schuhe kaufe, um ihre „häßlichen bloßen Füße“ zu bedecken, und die gewiß derlei Sachen trug, wie diese zarten Gewebe.

Eines Tages wurde sie in ein vornehmes Haus bestellt, und als sie dort anlangte, ließ man sie in das Vorzimmer treten und sagte ihr, sie möge dort warten, weil die Frau Baronin selbst mit ihr über eine zu reinigende Spitzenhaube zu sprechen wünsche. Regina stellte sich demnach an ein Fenster und harrte geduldig. Sie war ihrem Stande gemäß sehr einfach, aber nett und reinlich gekleidet, und ihre schlanke und dabei doch volle Gestalt, ihr frischblühendes Gesicht mit den tiefblauen Augen machten, wie sie so ruhig im hellen Tageslichte dastand, einen sehr anmuthigen, ja überraschenden Eindruck.

Eine Weile verging. Drunten auf der Straße rasselten die Wagen, einer um den andern, drängte, trieb und hastete das gewöhnliche Gewühl einer großen Stadt; hier oben aber in dem kühlen, abgeschlossenen Vorzimmer herrschte tiefe Stille.

Als sie das Oeffnen einer Thür vernahm, wandte die Harrende sich um und machte einige Schritte vom Fenster weg; doch nicht die zu den inneren Gemächern, sondern die zur Treppe führende Thür war aufgegangen, und anstatt der erwarteten alten Dame sah sich Regina einem jungen, eleganten und hübschen Manne gegenüber. Sie erschrak und ohne daß sie wußte warum, übergoß Purpur ihre Wangen. Der Eingetretene blieb einige Augenblicke frappirt von der Schönheit des Mädchens, das er da so unvermuthet fand, mit der Klinke in der Hand stehen und blickte ganz erstaunt nach ihr; dann schloß er die Thür, ging leicht grüßend vorüber und verschwand im Nebenzimmer.

Bald darauf kam die Baronin heraus, besprach freundlich die Spitzenangelegenheit, lobte die Geschicklichkeit der Wäscherin und entließ sie sodann mit zahlreichen Aufträgen.

Als Regina sich wieder auf der Straße befand, ging sie eilig dahin. Hinter ihr aber erklangen gleichfalls eilige Schritte. Sie blickte nicht um; trotzdem wußte sie, wer es war, der ihr folgte. Da sie, daheim angelangt, in ihr Hausthor treten wollte, stand der junge Mann neben ihr.

„Sie sind Wäscherin in dem Hause, in welchem ich Sie traf,“ sprach er sie an; „ich bin dort Hauslehrer und hätte gleichfalls einige feine Wäsche zum Reinigen. Wollen Sie die Arbeit übernehmen?“

Regina blickte zu dem eleganten „Hauslehrer“ auf. Aber was wußte sie von der Welt und von Eleganz?! was wußte sie, wie ein Hauslehrer und wie ein reicher Baron aussieht?! Sie dachte auch nicht daran, daß selbst zwischen einem einfachen Hauslehrer und einer Wäscherin noch eine tiefe soziale Kluft besteht; Alles, was sie wußte und dachte, war, daß der Mann, der da vor ihr stand, ihr sehr gefiel, daß seine einschmeichelnde Stimme in ihr innerstes Herz drang, daß sein freundliches, warmes Auge ihr wohlthat, wie einer Blume der erste Strahl der Sonne.

Halb wie im Traum, unter der Macht seines Blickes, bejahte sie seine Frage.

Sie wollte diese Stimme noch öfters hören, diese Augen noch öfters sehen, diesen weichen, warmen Ton noch öfters vernehmen; es schien ihr, als könne sie nicht darauf verzichten.

Sie war niemals glücklich gewesen, niemals! nicht einen Augenblick lang! sie wollte es endlich auch einmal sein.

Arme Regina! Der erste süße Tropfen, den ihr das Leben kredenzte, es war ein Giftstropfen! — — —

Der Erdball hatte eine Drehung mehr um die Sonne vollendet; ein Jahr, ein einziges, kurzes Jahr war vorübergerauscht. Aus Comtesse Editha hatte dieses Jahr eine glückliche Braut gemacht und heute fand ihre Trauung statt. Eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Menschen stand vor der Kirche versammelt, um den rückkehrenden Hochzeitszug zu sehen. Es waren jedoch nicht lauter Neugierige, sondern zum Theil auch Passanten, die durch die in Folge des Gedränges entstandene Verkehrsstörung aufgehalten wurden.

Die Ceremonie war vorüber, eine lange Reihe glänzender Equipagen rollte davon. Als die vier feurigen Rappen des letzten Wagens, der zufällig etwas zurückgeblieben war und in dem sich ein Herr, der Cousin der Braut, an der Seite eines der Brautfräuleins befand, eben anzogen und durch doppelt rasches Tempo den anderen nachzukommen suchten, löste sich plötzlich eine bleiche Frauengestalt von der Zuschauermenge ab und warf sich, ehe es Jemand hindern konnte, quer über den Weg. Die Insaßen des Wagens erblaßten, das Volk schrie laut auf und der Kutscher riß mit aller Gewalt die Pferde zurück. Doch die ungeduldigen Thiere waren zu sehr im Laufen gewesen und auch von der geschicktesten und kräftigsten Hand nicht mehr rasch genug aufzuhalten. Eine Sekunde später standen sie wie eine Mauer und der Herr sprang entsetzt auf die Straße, aber — das Unglück war bereits geschehen! — —

„Die Wahnsinnige!“ sagte die erschreckte Dame im Wagen zu ihrem Begleiter, als dieser zurückkehrte, nachdem er dem herbeigeeilten Polizeimann eine Summe Geldes für etwaige Verwandte oder zur Beerdigung der Unglücklichen übergeben; „wie sündhaft! Man kann kaum Mitleid mit einem solchen Geschöpfe fühlen!“

Editha hätte wahrscheinlich doch Mitleid gefühlt.

Der junge Mann antwortete nichts. Er war sehr bleich und stieg stumm ein.

Selbstverständlich beschloß man, dem Brautpaar und der übrigen Hochzeitsgesellschaft den unangenehmen Vorfall zu verschweigen, um keinen Mißton in das Fest zu bringen. —

Regina war auf dem Rückweg vom Friedhof begriffen gewesen, als sie unversehens in das Gewühl vor der Kirche gerieth. Apathisch blieb sie stehen, da sie sah, daß sie nicht gut weiter konnte; es war ihr gleichgültig, wo sie sich befand und was mit ihr geschah. Es war ihr Alles gleichgültig. Ein einziger Gedanke beschäftigte sie. Seit Tagen klangen ihr immerfort dieselben Worte im Ohr, als sei Jene, welche diese Worte einst gesprochen, wieder lebend geworden, um sie ihr zuzuflüstern: „Armer Wurm! armer Wurm! Am besten wär's für Dich, ich nähme Dich mit mir!“

„Warum hat sie mich nicht mitgenommen?“ fragte sich Regina unaufhörlich. Der Kopf schmerzte sie, ihre Schläfe pochten und durch ihr Gehirn ging es wie ein glühendes Rad, aber sie konnte nicht aufhören, immer das Eine zu denken, sie grübelte fort und fort über der einen Frage.

„Warum hat sie mich nicht mitgenommen?! Sie, die voraussehen, so gut voraussehen konnte, wie Alles kommen würde?!“

Es war die Hoffnung, Regina! Für sich hatte das in der Kellerwohnung hinsiechende Weib längst jede aufgegeben; aber für ihr Kind glaubte sie trotz Allem an die Möglichkeit eines besseren Looses, als ihr zu Theil geworden.

Es ist etwas Wunderbares um die Hoffnung! Was immer wir auch erfahren mögen, sie verläßt uns nicht bis zu unserem letzten Athemzuge, und sobald sie uns verläßt, so sterben wir: — es kann nicht anders sein! Sie allein ist die Erhalterin des Lebens.

Sage Keiner, der lebt, daß er nicht mehr hofft; denn es ist eine Lüge. Es kann sein, daß er die Hoffnung auf ein Ding aufgegeben hat, vielleicht seinen liebsten Wunsch — dafür hofft er auf zehn andere. Er hofft, sonst würde er nicht leben! Die Erde wäre längst entvölkert, wurzelte dieß Gefühl nicht so unausrottbar im menschlichen Geschlechte.

Hie und da aber gelangt ein Einzelner an den dunklen Abgrund, wo die Hoffnung aufhört und mit ihr — das Leben.

Regina's sterbende Mutter hatte auf ihrem vermodernden Lager noch in einem Anderen zu hoffen vermocht; Regina besaß nichts, wofür sie hoffen konnte. Man hatte heut ihr Kind auf den Kirchhof getragen. Sie beweinte es nicht. — Sie dankte dem Himmel, wenn sie noch an den Himmel zu denken vermochte, daß er es so gefügt; sollte das kleine, unschuldige Wesen dieselbe Bahn durchlaufen, die sie gegangen?! — Sie sagte sich, daß, wenn es nicht so gekommen wäre, eine Stunde hätte erscheinen können, in der sie es mit ihren eigenen Händen erwürgt haben möchte, um ihm das Leben zu ersparen, das sie selbst durchlebt. —

Aber mit seinem Tode war das letzte Band gerissen, das sie an das Leben knüpfte. — —

Die bewundernden Ausrufungen der sie umgebenden Menge störten Regina in ihrem Hinbrüten und ließen sie unbewußt aufblicken, als der Hochzeitszug sich in Bewegung setzte. Vielleicht erkannte sie Editha, vielleicht auch nicht! Jedenfalls sah sie eine glückstrahlende Braut, sah eine Reihe fröhlich blickender, vergnügter Menschen, sah Glanz, Pracht und Herrlichkeit. Und jedenfalls erkannte sie den Herrn im letzten Wagen, der an der Seite des Brautfräuleins saß.

„Was bleibt uns denn Besseres übrig, als uns von den Pferden der Reichen zertreten zu lassen! Unser ganzes Leben ist ja ein ‚Zertretenwerden'!“ war ihr letzter Gedanke. „Ihnen alles Licht, uns aller Schatten!“ — — —

Bah, Regina, du wußtest es nur nicht: auch unter Sammet und Seide birgt sich mitunter Elend!

Editha allerdings kannte den Begriff davon nicht! Ihr war Alles, was diesen Namen trägt, stets fern geblieben.

An dem Abende, wo man in aller Stille die Selbstmörderin begrub, lag sie an dem Herzen des geliebten Gatten, der sie in seinen Armen die letzten Treppenstufen seines Schlosses hinauftrug, zum Zeichen, daß er sie so auf seinen Händen schützend und schirmend durch das Leben tragen werde.

Und als auf Regina's einsamem Grabe längst hohes Gras wuchs und den verfallenen Hügel bedeckte, stand auf einer blumengeschmückten Gartenterrasse eine schlanke, blühende Frauengestalt im reichen Gewande, umgeben von rosigen, an Gesundheit, lachender Frische und Lieblichkeit der kleinen Editha von einst gleichenden Kindern, und spähte mit ihren schönen Augen den Parkweg entlang nach dem heimkehrenden Gemahl. Bald stand er, umjubelt von den Kleinen, in der Mitte der Seinen und sein Blick flog in freudigem Stolze von einem zum Andern, während die feste Männerhand in treuem Drucke Editha's weiche Finger umschloß.

Für das Album.

Von Wilhelm Emmer.

Du hast es trefflich ausgedacht,
Und einen feinen Plan gemacht;
Du hast das Allerfernste ermessen
Und leider! das Allernächste vergessen.

•

Lädst du den Teufel in dein Haus,
Er zieht so bald nicht wieder aus.

•

Bedenk', o Pädagog, mein Lieber!
Es stellt das Kind sich einst als Mann dir gegenüber.

Schach.

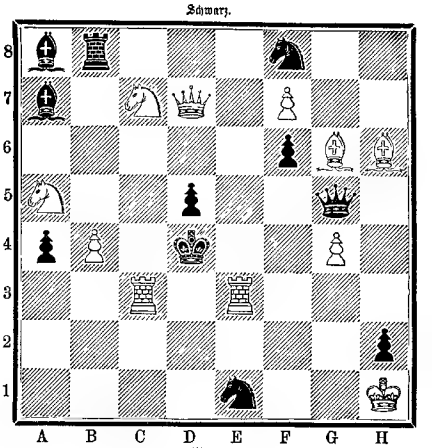
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Die folgende Aufgabe gehört zur Zahl derjenigen, denen im vorjährigen italienischen Problemturnier der zweite Preis zuerkannt worden ist.

Aufgabe Nro. 40.

Von Carlo Salvioli in Venedig.

Schwarz.



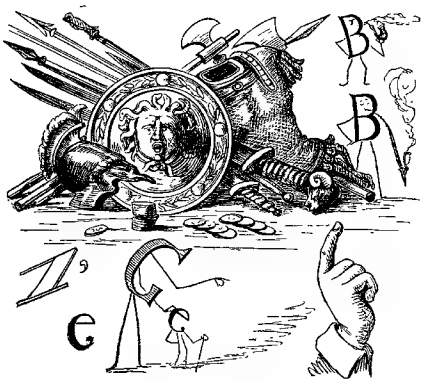
Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 36:

Weiß.	Schwarz.
1) D. A 1 — H 1	1) G 2 nimmt H 1 D.
2) S. D 8 — F 7	2) K. E 4 — F 5 od. F 4 od. A).
3) S. F 7 — G 5 setzt Matt.	
A)	
2)	2) Beliebig anders.
3) S. F 7 - D 6 setzt Matt.	

Bilderräthsel 41.



Auflösung des Bilderräthsels 40:

Keiner ist unglücklicher, als der nie ein Unglück erfahren hat.

Auflösung des Räthsels in Nro. 40:

Herzblatt.

Räthsel.

Errathe mir ein vielgeschätztes
Und vielbesung'nes Gut,
Auf dem von Alten wie von Jungen
Das Wohlgefallen ruht;
Der Jugend ist damit gelungen
Schon manche Siegesthat,
Man freut sich dessen noch im Alter,
Nur freilich, so man's hat.
Der Wind auch liebt's, damit zu buhlen,
Und treibt damit sein Spiel;
Am Himmel ist's; — doch auf der Zunge
Da ist es leicht zu viel,
Und find'st du gar am falschen Orte
Davon ein Theilchen nur,
Gleich ekelt, wie vor Gift und Galle,
Dir's vor der kleinsten Spur.

L. M.

Rösselsprung
Nro. 13.

ist	sa-	tö-	was	her-	kann	wür-	sa-
ist	wie	zen	gen	den	gen	im	nicht
nicht	ne	es	sen	kann	wie	nicht	den
mir	könnt'	sein	kann	zen	wis-	re-	mir
kun-	kann	kann	nicht	mir	nicht	le-	kann
ich	ist	ist	ernst	nicht	scher-	es	den
den	de	nur	gen	nicht	den	len	bis
kann	sin-	schrei-	ge-	fühl-	lie-	kann	wie

Briefmappe.

Frl. El. P. in W. Laube sagt irgendwo: Es gibt Momente, wo es Gesetz wird, das Gesetz zu verlassen, ein solcher Moment ist für Sie gekommen. Sie können sich nicht mehr an das Herkommen halten und müssen nach Ihrem Gutdünken handeln.

Fr. R. W. G. Wir haben in dieser Beziehung nichts zu vergeben, das Fach ist sehr überfüllt.

Abonnent aus S. j. J. in L. Das einzige ganz sichere Präservativ gegen Diphtheritis ist, falls irgendwo eine Epidemie eintreten sollte, Abspertung der gesunden Kinder von der Krankenstube. Dann ist stete Reinhaltung des Mundes und des Rachens durch Ausspülung mit salicylsaurem Mundwasser, welches die Diphtheritis-Kontagien im Keime vernichtet, empfehlenswerth.

Abonn. in H. Das ist nicht wohl möglich, höchstens durch starkes Wässern.

Hrn H Gr. in M. Wenden Sie sich mal an Hrn. O. v. Arend in Hamburg und bitten Sie ihn um Auskunft.

Hrn. W. K. in Lud. Noch nicht druckreif.

Dem Badenser die Mittheilung, daß ein Mittel gegen die betreffende Hautkrankheit nur nach persönlicher Untersuchung des Patienten angegeben werden kann.

Frl. L. T. in Bornh. Leider nicht geeignet.

Hrn W. B. in L. Meyer — Cherry-Tooth-Paste von Gosnell in London in den Apotheken zu haben. — Wir wußten nicht anders als durch Liebeswundheit, so lange es keine Liebesträne gibt.

Hrn. Friedrich D. in K. Das fragliche Buch dient nicht zur Belehrung, sondern nur als Köder, um die in demselben angepriesenen Geheimmittel dem hilfesuchenden Leser aufzuschwindeln.

Hrn. W. in Berlin. Kornthal bei Stuttgart.

Hrn. J. P. v. P. Zwar sehr sinnlich ausgedacht, aber eben kein Arithmogriph im üblichen Sinne.

Hrn M. W. in Mosbach. Lassen Sie sich in der Apotheke salicylsaures Fuchsinweißpulver anfertigen, ein Mittel, welches Wesen schon radikal geholfen hat.

Abonnentin in Bergen. Man hält die innere Seite des Sammets über einen dampfenden Topf.

Hrn. K. G. in C. Die Buchhandlung von Scheible in Stuttgart besorgt es Ihnen billig.

Dem vorsichtigen Maschinenbauer in Hamburg zur Nachricht, daß ein Brustleiden nur nach objektiver Untersuchung von Seiten eines Arztes Beurtheilung finden kann; keinesfalls aber ist das lange Leiden des Abends zuträglich.

Hope and comfort. Wenden Sie sich an die Buchhandlung von H. Steneberg in Genua.

Hrn. P. Hbg. in Berlin. Der 1. Jahrgang der „Romanbibliothek" ist in unserer Verlagshandlung nicht mehr vorräthig; vielleicht erlangen Sie denselben durch Vermittlung einer dortigen Buchhandlung auf antiquarischem Wege.

Livonia, M. H. in Wien. 1) Gegen das Rothwerden der Nase empfiehlt sich Bepinselung mit Kollodium und Betupfen mit Reispuder gegen Transpiriren der Hände Waschungen mit einer Lösung von 1 Theil Salicylsäure auf 300 Theile Wasser.

Frl. W. H. in G. Wir kennen die uns genannte Schriftstellerin nicht; Buchhändler Hoffmann dürfte aber wohl im Stande und bereit sein, Ihnen Auskunft zu geben.

Hrn. A. M. in Berlin. Ueber diese Dressur steht uns leider kein Rath zu. Haben Sie nicht Gelegenheit, einen Jäger darüber zu befragen?

Dem Abonnenten in Osnabrück die Nachricht, daß wir ärztliche Adressen nur auf dem Wege der Privatanfrage mittheilen.

Emma Louise in Ratzeburg. Nein, zu dieser Artigkeit sind sie berechtigt und verpflichtet.

Abonnentin in Unteritalien. Rothwell, Grammatik der franz. Sprache. München.

Frl. Hbkf. in K. Das viele Cigarrettenrauchen ist keinesfalls zuträglich genuß nicht für Damen, welche im Allgemeinen empfindlichere Athmungsorgane besitzen als die Männer.

Frl. E. M. in Wien. Der Aesthetiker Vischer lebt in Stuttgart.

Hrn Alb. M. in Frkf. Eisenlohr, Lehrbuch der Physik.

Graf — y — in E. Das Waschen der Kopfhaut mit lauwarmem Wasser ist entschieden kalten Waschungen des Kopfes, wenn man an Schuppenbildung leidet, vorzuziehen.

Langj. Abonn. in B. Sollten sich nicht Fischotttern in jener Gegend heimisch gemacht haben, welche ihre größten Feinde sind? Die Frage wäre dem löbl. Fischereivereine vorzulegen, für den sie von hohem Interesse ist.

Hrn. Dr. E. in J. Dem Zeichner zu etwaiger Benutzung gegeben.

Abonnent C. C. in A. Ueber die fragliche Angelegenheit kann unser ärztlicher Berather ohne persönliche Besichtigung nicht urtheilen.

?. Diese Frage richten Sie besser an das Literarisch-militärische Bureau, Leipzig, Karlstr. 5.

Alter Abonnent bei Marche. Vorstehende Adresse.

Hrn. T., Stations-Chef in G. Ihr Kind scheint an einem leichten Bruche zu leiden, das einzige Mittel, solchen zur Verwachsung zu bringen, ist eine geeignete Bandage.

Frl. J. H. in Porzy. Das ist nicht Sitte, sondern eine abgeschmackte Unsitte, die man nur selten mal trifft.

Hrn Inz. J. P. in Leyh. Dr. L. Eger's Naturalien-comptoir, Wien, Krugergasse 8.

Einem Kurzsichtigen. Einfache Kurzsichtigkeit befreit nicht vom Militärdienst, sondern nur sehr hohe Grade derselben, für welche eine gewisse Brillenstärke vorhanden ist.

Hrn. E. v. H. in P. Das käme Sie sehr kostspielig gegenüber dem Preis, den Sie in der Papierfabrik Heijenberg bei Pillnitz (Sachsen) bezahlen, welche Fliegenpapier fabrizirt.

Hrn. F. B. in B. bei Genua. Vierdruck-Apparate fertigt W. Noll in Preuß.-Minden, auch W. Prikt. Nähmaschinenfabrik, Wien, Neumarkt 65.

Ungarischer Freund in Ungarn. Die fragliche Broschüre stammt nicht von unseren großen Aerzte, sondern von einem Medizinalpfuscher, welcher in den Reihen der Gesammtschwindler obenan steht.

Meidinger. Wer kann Alles, was er schon einmal gelesen, im Kopfe behalten?

Abonn. in Kiel. Sachs's großes franz. Worterbuch weiß nichts von Agnes.

Hrn. A. B. in G. Wir haben keine Verwendung dafür.

Theoretisch-praktische Dame in R. Den fraglichen Stoff können Sie bei Hofmann & Engler, Kronprinzstraße in Stuttgart, erhalten. Gegen Verschämung im Halse hat sich der Genuß von Emser Wasser mit Milch gut bewährt.

Donnerstagsklub in Lindenau. Recht.

Margott in Hamburg. Wir haben die sieben Wunder der Welt erst kürzlich genannt.

D. in C. Weil uns die Engländer diese Kenntniß vermittelt haben und sie ein- zu brauchten, um den Laut zu versinnbildlichen. Von oben nach unten, die Zehen von der Rechten zur Linken.

Hrn. G. G. in Luxemburg. Wir haben leider keine besondere Schrift darüber ertheilen können.

Frln. M. Jedes Wort von deinen Lippen,
Die so rosig leuchtend blühen,
Jeder Blick aus deinen Augen,
Die von innerm Feuer glühen,
Muß das Herz des Mannes beglücken,
Der dir Liebe voll Entzücken"

singt der Dichter — hat er recht?

Hrn. S. in Genf. Wachsperlen fabrizirt J. Müller & Comp. in Igelschied bei Koburg

P. R. J. in Naumburg. 1) Kopfschuppen werden durch Waschungen mit virtuoser Flußsäure und durch Einreibung mit dem Inhalt eines Hühnereies während vier Wochen, von 5 zu 5 Tagen wiederholt, beseitigt. 2) Ungeziefer können nur durch persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes Beurtheilung finden.

Hrn. A. v. H—g in Jequn (Frankr.) Die Expedition unseres Blattes würde auf Wunsch dasselbe gern in Ihrem Auftrage an eine beliebige Adresse schicken. Für die direkte wöchentl. Versendung jeder Nummer unter Kreuzband franko innerhalb der Staaten des allgemeinen Postvereins waren an Abonnementspreis nebst Porto ꝛc. ℳ 20. — zu entrichten. Soll die „Romanbibliothek" gleichzeitig mit in demselben Kreuzband effektuirt werden so erhöht sich der Gesammtpreis auf ℳ 30. 40 ₰. Im Uebrigen ersuchen Sie auf frankirte Anfrage jede gewünschte diesbezügliche Auskunft von unserer Expedition. Die Einsendung des betreffenden Abonnementsbetrages erfolgt am sichersten durch Mandat de poste.

B..... Lesevereins in Philippsburg. Die Ansicht, daß gewisse Mineralwasser in den Eingeweiden bei längerem Gebrauch einen Niederschlag steiniger Bestandtheile hinterlassen würden, ist eine Fabel.

Hrn. E. D. in Schwann. Nicht geeignet für uns.

Abonn. in Dresden. Der Besuch einer der landwirthschaftlichen Akademieen wird hier am zweckdienlichsten sein, oder wenn Sie als Volontär auf ein großes Gut gehen.

Alter Abonnent in Hildesh. Die Holzschneiderschule in Brienz liefert dergleichen am besten.

Alberloni. Zweitletzter Finger der linken Hand. Ein Marmalien-Ring.

Hrn. A. B. in Dresden Unzählige Male haben wir schon mitgetheilt, daß das Böttger'sche Depilatorium unschädlich und in Frankfurt bei H. Roth, Berlweg Nro. 11, zu haben ist.

Langjähriger Abonnent in Danzig. Hrn. W. F. in Sch. in Westphalen, Hrn. A. R. in Görlitz. Ihr Leiden kann ohne persönliche Untersuchung nicht beurtheilt werden.

Abonnent H. St. in H. Das ist historisch. Karl V. Klosterleben in St. Just von Stirling oder von Gachard wird Ihnen Weiteres sagen.

Nervenleidende in Ch. Die Sellerie mag wohl eine ähnliche, wenn auch nicht so starke Wirkung haben. In Württemberg und Bayern wird sie viel gepflanzt.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten,
welche in nächster Zeit noch auf eine oder mehrere unserer

Prämien-Gaben

reflektiren und denen daran gelegen ist, daß sie **möglichst bald** in den Besitz des Gewünschten kommen, werden ersucht, ihre bezügliche Bestellung **jetzt sofort** zu machen, damit für **rechtzeitige** und **tadellose** Herstellung der erforderlichen Anzahl von Exemplaren des betreffenden Kunstblattes Sorge getragen werden kann.

Diese Herstellung nimmt besonders bei den **Oelfarbendruckprämien** sehr viel Zeit in Anspruch und könnte, wenn sich die Mehrzahl der Bestellungen erst gegen den Schluß des Jahrgangs zusammendrängen würde, unmöglich auf sofortige Lieferung mehr gerechnet werden.

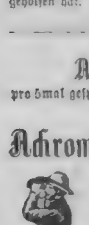
Im Uebrigen verweisen wir auf den dieser Nummer beiliegenden **Prämien-Schein.**

Stuttgart.

Die Verlagshandlung: **Eduard Hallberger.**

Ankündigungen
pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.

Achromatische Fernrohre



mit 2 Meßingzügen, 12mal. Vergrößerung, für jede Entfernung brauchbar, mit 6 Gläsern 7 ℳ, dto mit genähtem Lederzug 8 ℳ. Große Reise-Fernrohr, mit Lederzug 12 zu 12 bis 30 ℳ.

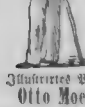
Doppelperspektive

für **Theater-, Marine-** u. **Feldgebrauch**, mit Etui zum Umhängen, sehr praktisch, 20 bis 22 und 25 ℳ.

Versandt per Nachnahme, resp. Einsendung.

Illustrirtes Preisverzeichniß gratis u. franko.

Otto Moewig's Nachf., C. Radau,
Optisches u. mechanisches Institut
Königsberg i. Pr. 602



Künstliche Brillanten,
prachtvolle Steine in echter Goldfassung à 1 Dublon als massive Ringe, à 1 Imp. gold. Diamant 10–15 ℳ dto. Anopie à 7 ℳ ꝛc. Elegante goldene Ringe mit 3 Türkis, Almandin ꝛc. von 10–20 ℳ empfiehlt unter Garantie **Schröter, Goldarbeiter Dresden,** Jakobstraße 16. — Bei Einsendung des Betrages franko durch ganz Europa. Illustr. Preiscourant franko. 471

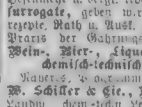
Behufs Einrichtung eines eigenen Ateliers für Xylographie suche ich **tüchtige,** im **Illustrationsfach** und **anderen Genres geübte**

Holzschneider.

Ebenso reflektire zur **Leitung des Ateliers** auf einen **erfahrenen,** nicht zu jungen Herrn. **Bewährte, tüchtige Kraft.** Es können nur ganz tüchtige, möglichst auch im Zeichnen bewanderte Xylographen Berücksichtigung finden. Offerten zu richten an die Verlagsbuchhandlung des Herrn **Hermann Hoppe, St. Petersburg,** Große Sadowaja Nro. 16, Haus Korowin.

Fruguriem
und **Zimmerfontänen-Fabrik.**
Sämmtliche lebende Thiere für Aquarien und Terrarien, Muscheln, Fontainenaufsätze
Neueste illustr. Preisliste gratis und franko.
Gebr. Sasse, Königl. Hoflieferanten,
Berlin W., Friedrichstraße 178.

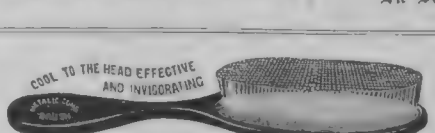
Zur **„Hefenfabrikation"** in Verbind. mit Brennerei, Essigfabrikation oder — **für sich allein** — sowie den damit zusammenhängenden Maisch- u. Gährungsmaterialien, als **chemische Trockenhefe,** Backpulver, Hefenmehl ꝛc. vergl. trockene und flüssige **Hefensurrogate,** geben wir Anleitungen, Spezialrezepte, Rath u. Ausk. nach neuester, rationeller Praxis der Gährungskunde. Ebenso für **Wein-, Bier-, Liqueur-, Essig-** und andere **chemisch-technische Fabrikationen.**
Rauchfr. Prospectus u. Katalog gratis.
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.
Landw., chem.-techn. Lehrinstitut. Etabl. 1850.



Glasey-Nachtlichte,
bewährtestes, total prämirtes, besser als Petroleumlampen, weil geruchlos u. noch feuergefährlich. Zu haben in jedem besseren Geschäfte.

Heil-Anstalt
für hartnäckige Leiden. Ganz besonders günstige Erfolge bei Rheumatismus, Gesichtsschmerz, Asthma, Unterleibsbr., Schwäche, Nervenzerrüttung, Rückenmarksentzündung ꝛc. Dirigirender Arzt **Dr. Rosenfeld** in **Berlin,** Friedrichstraße 189. Auch brieflich. Prospekte über die sehr günstigen Erfolge gratis. 463

Rothe Nasen
werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Mooyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske** in **Dresden.** Garantirt. Preis 5 ℳ



Ashworth's patentirte amerikanische Stahl-Kopfbürste.
Die wunderbar glatt geschliffenen Stahl-Borsten verursachen beim Gebrauch ein wohlthuendes, erfrischendes Gefühl, reinigen den Kopf à perfection von Schuppen und Schinnen, regeneriren die Kopfhaut und kräftigen den Haarwuchs. Wer einmal mit dieser Bürste einen Versuch gemacht, wird sich nie wieder einer andern bedienen wollen. Die wissenschaftlichen sowie Fachblätter sprechen sich in der anerkennendsten Weise über den vortheilhaften Gebrauch dieser Bürste aus.
Preis ℳ 2. 50 gegen Einsendung oder Nachnahme.
Albert Neumann, Steinstr. 75, **Altona.**
Wiederverkäufer hohen Rabatt. 605

Dr. Ewich, herzogl. sächs. Hofrath in **Köln,** empfiehlt seine **Hämorrhoidal-** (Nation-al-) u. **Gicht-** (Nation-Lithion-) **Wasser.** Broschür. üb. Wirk. u. Gebr. m. ärzt. Gutacht. frei.

L. Kalkmann.
Cigarren-Fabrik
Bremen. 533
Cigarren im Preise von 40 bis 400 R.-Mark. Preis-Courante auf Verlangen gratis u. franko.

SCHUTZMARKE
Fahnen,
gestickte, für alle Arten von Vereinen, sowie Ausstattungen für christliche und israelitische Kirchen liefert 292
J. A. Gietel in **Leipzig,**
königl. Hoflieferant.

Knabenpension, Leipzig.
Vorzügl. Lehranstalten Gymnasien, Realsch., Konserv. d. Mus. u. a.; liebevolle Behandlung und sorgfältige Ueberwachung. Gefl. Adress. **Deutsch-Engl. Pensionat, Leipzig,** Braustr. 31.

Gesichts-Haare 594
zu entfernen bei Damen; neuestes Präparat, giftfrei u. ganz unschädlich, greift blos die Haare an u. reizt nicht die zarteste Haut. 1 Flac. ℳ 2. 50. frko. Betrag in Briefmarken einsenden.
Römhild in Thür. **J. Rottmanner,** Apoth.

Die neuesten und besten
Adress-Bücher
der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden etc. aller Länder sind von
C. Leuchs & Cie. in Nürnberg
(gegründet 1794) 276
zu beziehen. Preiscourante auf Verlangen grat.

In **Friedr. Mauke's** Verlag in **Jena** erschien und in jeder Buchhandlung zu erhalten:
Studien
unter den
Tropen Amerikas.
Von 589
Dr. Franz Engel.
Gr. 8°. Broschirt 6 Mark.
Obiges Werk sind die Erlebnisse, Forschungen und Erfahrungen während eines mehrjährigen Aufenthaltes unter den Tropenregionen Amerikas in letzterer Zeit, die Dr. Engel in anziehender und fließender Sprache dem gebildeten Publikum darbietet.

ebensgrosse Porträts
in **Kreide** gezeichnet o. in **Oel** gemalt nach **jed. eingesandten Photographie.** Garantie per. Abmalen. Schmuck. Andenken **an Verstorbene.** Feinste Referenzen. — Prospectus gratis.
Atelier Institut von
C. Hommel in **Halberstadt.**

Eine reiselustige **Hamburger** Firma sucht **die Vertretung einer deutschen Bierbrauerei** für den Export. Prima-Referenzen. Offerten sub **H. 02815** befördert die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in **Hamburg.**

„Erwerbskatalog"
für Jedermann — versend. gratis 509
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.

Damen
finden liebevolle, billige und discrete Aufnahme. **L. Glaser,** prakt. Hebamme, 576
Salach, Station Süßen, Württemberg.

! Hühneraugen-Bürste !
Entfernt gefahrlos schmerzlos jedes Hühnerauge, pr. Stck. 70 ₰ excl. Porto (Briefe all gänd.) Wiederverkauf. Rab. **G. Reuling, Stuttgart.**

Vom Verfasser (in **Triest,** Via della Santa Nro. 150 II. Stock links) direkt, am besten mittelst Anweisung des Betrags bei der Post — ist folgendes interessante Buch zu beziehen: 565
Haschischgenuss im Abendland.
Anleitung zur Kenntniss und Gebrauch des feinsten und merkwürdigsten Genussmittels.
Von **Ferdinand Amersin.**
Preis: 1 Exemplar kostet 75 kr., 2 W.-der 1½ ℳ.; 4 Exemplare, auf einmal bestellt, kosten das Dreifache.

In **Ernst Grauhn's** Verlag, **Danzig,** ist soeben erschienen
Hildebrandt, Otto, Praktisches Lehrbuch für junge Seeleute der Kriegs- und Kauffahrtei-Marine. 4. vollständig umgearbeitete und verbesserte Auflage mit 10 lithographirten Tafeln. Preis 7 ℳ. geb., fein geb. 8 ℳ. 586

Über Land und Meer.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Karneval von Venedig, Novelle von K. A. Heigel, Fortsetzung. — Der kleine Plagegeist, Skizze von R. Wimmer. — Er heißt an! Gemälde von Ed. Rudaux. — Gerona, von Heinrich Noe. — Der Cellovirtuose Joseph Diem, von Fr. Xav. Seidl. — Notizblätter. — Oberon, von Chr. M. Wieland, illustrirt von Gabriel Max und Gustav Closs, elfter Gesang. — Mit dem Leben versöhnt. Erzählung von Hans Warring, Fortsetzung. — Denkendorf, von Rosenthal-Bonin. — Streitfragen und Historien, Feuilletons von Karl Emil Franzos. VIII. Originalt. — Von der politischen Warte, von Benno Reden. — Schach. — Bilderräthsel 42. — Auflösung des Bilderräthsels 41. — Auflösung des Rösselsprungs Nro. 13. — Auflösung des Räthsels in Nro. 41. — Briefmappe.

Illustrationen: Der kleine Plagegeist, von R. Wimmer. — Er heißt an! Gemälde von E. Rudaux. — Der Markt in Gerona, Gemälde von J. Sans y Cabot. — Wieland's Oberon, elfter Gesang. Garten des Serails, von G. Closs, Huon und Almansaris, von Gabriel Max. — Joseph Diem. — Denkendorf bei Eßlingen, von H. Nestel. — Barfstudien, von Rudolph Wimmer.

Der kleine Plagegeist. Originalzeichnung von R. Wimmer. (S. 826.)

Der Karneval von Venedig.

Novelle

von

K. A. Heigel.

(Fortsetzung.)

III.

Während Stefanie in Dürrenwalde einen an traurigen Regentagen überreichen Sommer verbrachte, unternahm ihr Bruder Lieutenant, zum Ulanenregiment nach der Residenz versetzt, einen Sturm auf das Tantenherz. Mit Erfolg. Leider nur bewies er mehr Bravour im Angriff als im Behaupten. Er war nämlich so unvorsichtig, so viel er selbst an Herz besaß, an die erste Soubrette eines Theaters zu verlieren, dessen künstlerische Aufgabe in der Unterhaltung eines Harems für die alten und jungen Lebemänner der Residenz bestand. Fräulein von Battrawitz — von Hause aus hieß sie schlichtweg Lenchen Strohhorer — besaß nicht Schönheit, nicht Gemüth und beinahe so wenig Geist wie Tugend. Dennoch wurde sie wie weiland Lais umbuhlt. Eine nicht seltene, doch seltsame Erscheinung. Bei den alten Griechen standen diese Damen an Bildung hoch über den ehrbaren Frauen, bei uns ist es umgekehrt. Um so weniger sollte der Staat Kunsttempeln der erwähnten Art die Steuer erlassen, die der hellenische Staat von den Priesterinnen der Aphrodite Pandemos erhob.

Altjüngferlich, hegte Tante Luise gegen alle Theaterprinzessinnen unversöhnlichen Haß. Als sie erfuhr, daß ihr flotter Neffe nicht, wie er vorgab, Unglück im Spiel, sondern in der Liebe hatte, insofern die schöne Helene dem Grundsatz „Kein Geld, kein Herz" huldigte, daß also ihre, der Tante, Freigebigkeit und der Soubrette Zärtlichkeit mit einander wuchsen, mit einander starben, verschloß sie ihm nach heftigen Erörterungen ihren Geldschrank und ihr Haus. Doch nicht ungestraft beruft das Alter solche Stürme. Im Spätherbst, der der Gesellschaft Frühling ist, empfing ihr „Hotel" keine Gäste mehr. Wohl fuhren noch Tag für Tag herrschaftliche Wagen vor, aber nur der Livréebediente schlüpfte durch die geräuschlos sich öffnende Pforte, um stets mit der gleichen Nachricht an den Kutschenschlag zurückzukehren: daß es Excellenz nicht besser gehe. Gegen den Neffen blieb Tantchen auch auf dem Schmerzenslager unversöhnlich. Dagegen berief sie die Einsiedlerin von Dürrenwalde zu sich. Stefanie gehorchte gern.

Glücklicherweise wurde ihr Talent zur Krankenpflege auf keine zu harte Probe gestellt. Noch bevor das Jahr um war, segnete Tante Luise das Zeitliche, mit der fröhlichen Zuversicht, daß Damen von Geburt auch droben gern gesehen seien. Im letzten Willen setzte sie ihre Nichte Stefanie, die durch Verhältnisse und nicht ohne Schuld der Erblasserin in unwürdige Abhängigkeit gerathen sei, zur Universalerbin ein. Die anderen Verwandten erhielten kostbare Andenken, nur Egon ging leer aus. Er hegte darum, wie der Leser bereits erfuhr, gegen die Glückliche keinen Groll. Da er unterdessen vom Regimentskommando zur Ordnung seiner Verhältnisse Urlaub auf unbestimmte Zeit und von Lenchen Strohhorer den Abschied erhalten hatte, schlug er Stefanien die italienische Reise vor, und sie, noch im ersten Uebermuth wegen des unerwarteten Segens, willigte ohne Zaudern ein. Und war solch' ein unabhängiger Schritt nicht auch im Sinn der theuren Seligen!? Die Erbschaftsangelegenheiten führte ein Rechtsanwalt zu Ende; Stefanie selbst widmete ihre Zeit den Vorbereitungen zur Reise, das heißt Schneidern und Modemagazinen. In der Fremde konnte man sich Halbtrauer gestatten, und welche Feinheiten, wie viel Geschmack vertragen sich mit gedämpftem Schmerz! Wenn die schöne Frau Abends ihre Einkäufe musterte, sprach sie allerdings von ihrem Töchterchen — Marianne war dann klein und süß — und die Augen wurden ihr feucht. Gerade am Tage der Abreise aber hatte Frau Degenhart den Kopf so voll, daß ihr Herz nicht zum Worte kam.

Vorläufig reiste man ohne Dienerschaft.

„Die besten Kammerdiener sind Italiener," sagte Egon, „und eine französische Zofe bekommt man überall."

Bis Bozen fuhren die Geschwister ohne Aufenthalt. Dort stiegen sie in der „Kaiserkrone" ab, und während Stefanie in ihrem Zimmer die gerüderten Glieder ausruhte, schickte sich Egon in dem seinigen an, den verdammt unangenehmen Brief an Schwager Degenhart zu schreiben. Er brannte eine Cigarre an, trat an's Fenster, wo er auf die schimmernden Zacken und tiefverschneiten Gründe des Dolomitengebirges sehen konnte, — erboste sich über das unermüdliche Bimbam vom Thurm der nahen Pfarrkirche, — in Bozen läutet es immer, — um endlich doch am Schreibtisch Platz zu nehmen.

Die Kerzen brannten, die Federn schrieben schlecht. Der Brief fiel daher sehr lakonisch aus. Möge der Empfänger ihn auch wie ein Spartaner aufnehmen!

Stefaniens körperliches Befinden habe plötzlichen Aufbruch nach dem Süden nöthig gemacht. Das nordische Klima, namentlich das in Dürrenwalde, sei, wie der Sanitätsrath versichere, für ihre Nerven und Lungen durchaus unzuträglich. Sie selbst fühle sich zum Schreiben zu schwach und beauftrage daher ihn und so weiter und so weiter. Er hoffe vom praktischen Sinn des Schwagers, daß derselbe die Würfel nehme, wie sie fallen, und keinen Unsinn unternehmen werde ...

„Ist der bewußte Brief geschrieben?" fragte eine Viertelstunde später Stefanie mit einem Blick auf das vergnügte Gesicht des Bruders.

„Geschrieben und besorgt!"

„Gott sei Dank! Nun laß uns aber sofort soupiren!" — —

Wie schildern wir Fritz Degenhart, ohne ihm die Gunst der Leserinnen zu verscherzen! Denn der Frauen Vorliebe für den schönen Mann beruht auf einem Naturgesetz, dem auch die eifrigste Verfechterin der Frauenrechte auf Parlamentssitz und Ministerportefeuille nicht sich entzieht. Und unser Fritz war kein schöner Mann; trotz der Seeluft und täglichen Bewegung, aber auch unbeschadet der massigen Entwicklung der Knochen dick geworden, kurzhalsig, breitschulterig. Den kürbisrunden Kopf schmückt röthliches Haar, nur Brauen und Wimpern und der buschige Schnurrbart stechen in's Strohgelbe. Weder im Profil noch von vorn gesehen zeigt das Gesicht einen auffallenden oder kühnen, am wenigsten einen klassischen Schnitt. Was von der Haut sichtbar ist, hat den mannigfach schattirten Ton einer angeräuchten Meerschaumpfeife. Wie er sich jetzt, angethan mit einem kurzen Pelzkittel und weiten Lederhosen, die in ungeheuren Wasserstiefeln stecken, aus dem Schlitten wälzt, in dem er neben seinem Kutscher gesessen, die erstarrten Arme rührt und stampfend den Schnee abschüttelt, verdient er wirklich den Namen, der ihm zur selben Stunde fern in der sonnenheitern Riva de Schiavoni von seiner schöneren Hälfte gegeben wird.

Doch paßt die Erscheinung zu ihrer Umgebung. Rings dehnt sich der verschneite Plan. Wo im Sommer zwischen den Dünen die See blaut oder blitzt oder schäumt, wallen verdrossene Nebel, denn weit hinaus ist das Gewässer vereist. Da und dort ragen schwarze Kiefernwälder aus dem Schnee, in der Ferne soldatischen Marschkolonnen nicht unähnlich. Die Häuser und Hütten und Wirthschaftsgebäude von Dürrenwalde scheinen vor Kälte einander näher gerückt zu sein; sie hocken rauchend um das Herrenhaus. Ein Krähenschwarm umkreist eine Windmühle, die wie eine gestrandete und verwitterte Arche den nächsten Hügel krönt. Jetzt aber bewegt dieselbe langsam die Flügel, denn vom Meere her beginnt's mit schrillem Laut zu wehen. Das Freudengeheul des herrschaftlichen Jagdhundes weckt den Chorus der Dorfköter; im Hause fallen Thüren krachend in's Schloß, und Mariannchen, in ihrer Zärtlichkeit laut und täppisch wie der Hund, stürzt die Stufen herab, gleitet aus und fällt in den Schnee, springt unverletzt und unverdrossen wieder auf und hängt sich Papa Petz liebkosend an den Hals. Die freie Schweizerin hält es gegenwärtig nicht der Mühe werth, ihre Stube zu verlassen.

Da man zu Dreien beim Abendbrod saß, heulte draußen der Wind und tobte die See, doch wurde die Wohlthat eines warmen und hellen Zimmers um so inniger empfunden. Dem Hausherrn hatte sein Lieblingsgericht, „Königsberger Fleck", vortrefflich gemundet und er lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück, als der Landbriefträger, mit bereiftem Bart und blaurother Nase, einen eingeschriebenen Brief überbrachte.

„Von Onkel Egon," sagte Degenhart nach der Aufschrift schielend, während er den Empfang bescheinigte.

Marianne blickte enttäuscht.

Nachdem er den verschlossenen Brief ein Dutzendmal hin und her gedreht, also ebensoviele Hypothesen über den Inhalt gemacht hatte, — auf alle Fälle braucht der Schwager Geld; wie zum Kukuk nur kommt er nach Bozen! — öffnete er ihn bedächtig und las ...

„Vater, was ist?" fragte die Kleine, über die Veränderung seiner Miene erschrocken.

„Hoffentlich keine traurige Nachricht," sagte Mademoiselle nur neugierig.

Die fremde Stimme mahnte Degenhart, sich zu fassen.

„Erbschaftsangelegenheiten," versetzte er ausweichend, nicht traurig, aber verdrießlich ... „Sie dürften mich auf einige Zeit von hier abrufen," fügte er zaudernd hinzu, und versank so sehr in Nachdenken, daß Mariannens Frage, ob dafür Mutter nach Dürrenwalde kommen werde, ohne Antwort blieb.

Bald darauf saß Degenhart in seiner Arbeitsstube und las, studirte wieder und wieder den Brief.

Er rieb sich die Stirn, nicht als ob er dort schon gefühlt hätte, was manchem ebenso wackern Ehemann vor ihm Kopfweh verursacht hat, sondern weil er vor Nachdenken über die wahren Gründe schwitzte, die Stefanie zu diesem tollen Streich bewogen hätten. Denn an die kranken Nerven und Lungen glaubte er nicht. Dahinter steckte kein Sanitätsrath, viel eher der Briefschreiber. Wie aber gewann der Windbeutel plötzlich solche Teufelsmacht über die sonst so vernünftige Frau? Zumal jetzt, wo eigener Besitz sie doppelt vorsichtig gegen den Bruder Leichtsinn machen mußte! Und hatten die Gatten bisher denn nicht glücklich mit einander gelebt! Sehr gelassen, sehr ruhig, allein darin besteht ja das Glück. Zwar hatte sie von jeher gewisse aristokratische Nücken, doch darum Mann und Kind — ihr Kind, ihr Fleisch und Blut! — zu verlassen und mitten im Winter abenteuerlich in der Welt umherzuziehen, das hat keinen Sinn. Das schickt sich nicht. Das darf nicht sein.

Nun war er auf das rechte Wort gerathen. Erst war er kummervoll, jetzt zornig.

„Das darf sie nicht!" sagte er laut und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Was nun thun? ... Ich reise ihr nach." Und wenn sie bis an's Ende der Welt vor ihm davon liefe, — übrigens gibt's das nicht mehr, — Fritz Degenhart wird sie finden und nach Dürrenwalde zurückholen. Und wenn sich die ganze adelige Sippe mit ihr wider ihn verbände, er holt sie zurück. Denn das Weib gehört zum Mann.

„Martin," sagte er zu seinem Leibdiener, der auf den Glockenruf stalldustend eintrat, „Punkt zwei Uhr früh einspannen zur Bahn!"

IV.

Während Degenhart im eisigen Schlafzimmer zu Dürrenwalde unter die Decken kroch, lustwandelte seine Frau mit dem Chevalier und Egon auf der herrlichen Piazza. Der Uhrthurm, unter dem hindurch man vom Markusplatz in die Merceria, eine schmale Straße lebendigsten Verkehrs, gelangt, zeigte die Transparentziffer X, doch so milde war die Nacht, daß Alt und Jung, Vornehm und Gering zum glänzend erleuchteten Forum eilte, wo das Orchester des luftigsten und lustigsten Tanzsaals Walzer, Polkas und Quadrillen spielt. Ein nur für die Faschingszeit, doch solid gezimmertes Gerüst, räumig für Hunderte von Paaren, im Schmuck der Blattguirlanden und beweglichen Gassterne, unbedeckt, ist die „Piattaforma" von acht Uhr Abends bis Mitternacht mit Tanzlustigen bevölkert. Die meisten davon sind maskirt, freilich nicht prächtig, denn wer dort unter freiem Himmel sich dreht, hat mehr Gesundheit als Geld zuzusetzen.

Um den Tanzboden bilden sie, denen auch der geringe Obolus unerschwinglich ist, einen Ring; die zahlreichste Menge aber spaziert auf und ab, von den Flaggenmasten vor der Markuskirche bis zum Querflügel, der, alte und neue Prokuratien verbindend, die Piazza im Westen abschließt.

In den Arkaden ist jedes Café gedrängt voll, doch gibt man gern den Masken Raum, wenn sie paarweise oder zu mehreren von Zimmer zu Zimmer schwärmen, um Bekannte zu necken und Freunde wie Fremde freigebig mit Zuckerwerk zu überschütten.

Stefaniens Augen funkelten durch den Halbschleier, ihre Lippen, voller als die feingeschnittenen der venetianischen Schönen, doch nicht weniger verführerisch, lächelten beständig. Auf Colombi's Frage, ob sie nicht müde sei, erwiederte sie mit Aufrichtigkeit, daß sie bis zum Morgen hier promeniren könnte, so gelind sei die Luft, so anziehend Schauplatz wie Schauspiel, ein so süßer Pöbel hier selbst der Pöbel.

Doch Bruder Egon überredete sie schließlich, das Treiben auch von oben anzusehen. Ihn gelüstete nach

einem Trunk. So nahmen sie in einem Prachtsaal der alten Prokuratien Platz; denn der ungeheure Palast der weiland höchsten Würdenträger der Republik ist jetzt zu Miethwohnungen und Restaurants eingerichtet.

Sie tranken Cypernwein und setzten das Geplauder, das an keinem Gegenstand haftete, niemals sich vertiefte, eben darum unsere Weltkinder unterhielt, munter fort. Artgenossen waren sie, die sich zufällig an fremdem Orte trafen, und ließen daher mit dem Recht alter Bekannter zwanglos sich gehen.

Da der Italiener nicht wie der Deutsche — der Leser ist immer ausgenommen — nach Tische kleben bleibt, war in Quadri's Speisesaal außer unseren Dreien und ihrem Aufwärter Niemand anwesend. Nun heißt es zwar, daß Kellner besonders scharfe Beobachter seien. Doch haben wir noch keinen getroffen, der in den Ruhepausen etwas Anderes gethan, als geschlafen oder heimlich getrunken oder Fliegen gefangen hätte. Der Kellner bei Quadri that das erstere. Nur als beim Aufbruch Egon einen Franken, Colombi dagegen gar kein Trinkgeld gab, schloß er als Italiener, daß dieser Herr ein Landsmann sei.

„Wie gefällt Dir der Chevalier?" fragte Egon, bevor sich die Geschwister im Hotel Micks gute Nacht sagten.

„Ganz amüsant und leidlich amüsabel," antwortete sie ohne Zögern. „Er erzählt sehr hübsch."

„Er hat kolossal viel erlebt und mit den besten italienischen Familien Beziehungen. Er wird uns von Nutzen sein."

„Jedenfalls ist er zunächst hier der Einzige, mit dem man umgehen kann ..."

Damit war das Gespräch über den schönen Alexander beendigt und Stefanie dachte weder an ihn, noch träumte sie von ihm, indessen er selbst mit der süßen Ueberzeugung, das Herz der Contessa unheilbar verwundet zu haben, sich niederlegte.

Stefanie träumte überhaupt nicht; nicht von Venedig, nicht vom Daheim, sondern schlief fest und ohne ein einziges Mal aufzuwachen, obwohl nach Eins die Stille der Riva oft genug durch Singen und Schäkern, Plappern und Plärren vom Ridotto heimkehrender Masken gestört, einmal sogar von mehreren Verdi-Enthusiasten unmittelbar unter Stefaniens Fenstern ein ganzes Opernfinale mit Solis und Chor aufgeführt wurde. Mit ruhig-tiefen Athemzügen, mit wahrhaft kindlichem Ausdruck des Gesichts lag sie da, während in Hinterpommern der Schlitten mit ihrem beleidigten Gemahl und verlassenen Töchterchen durch Schneegestöber und Nebel jetzt sachte über die weiße Bahn glitt, jetzt über windgefegte Erdbeulen holperte. Eine Strecke weit wird das Gefährt vom Geräusch der See begleitet, dann klingt eintönig das Schellengeläut. Nur selten schlägt in Dörfern und Weilern am Weg ein Hofhund an, ein junger Tolpatsch; die meisten kennen den Trab der Dürrenwalder Braunen genau. Die Hähne krähen, aber Herrschaft und Gesinde feiern ihren Winterschlaf.

Nach zweistündiger Fahrt hält der Schlitten vor dem Stationshaus, wo rothe und grüne Lichter durch das traurige Grau blinken. Vater und Tochter trippeln dann in schweigsamer Eintracht vor der Halle auf und ab; nur das Flackern der Petroleumflammen verkündigt den Morgen. Martin wartet mit den dampfenden Gäulen hinter dem Schlagbaum.

Bald rollt der Zug heran. Degenhart herzt die schluchzende Kleine, die eine Trennung vom Vater schmerzlicher als jemals eine von Mama empfindet, zum letzten Mal und klettert und schiebt sich mit Nachhülfe wohlwollender Stationspackträger in ein matt erhelltes Coupé zweiter Klasse. Die Wagenthür klappt zu; ein Pfiff, ein Ruck, — „Au!" schreit Einer, dem unser dicker Herr auf den Fuß trat. Mit Rütteln und Schütteln bezwingt er das gequollene Fenster und lehnt sich hinaus. Marianne läuft neben dem Zuge her, winkt mit ungeheuren Pelzfäustlingen und trägt ihm laut weinend Grüße an Mama auf. Doch er versteht sie nicht mehr im Chaos von Klappern und Klirren, Rollen und Brummen ...

War Degenhart bisher einer Eisenbahnfahrt abhold gewesen, so segnete er nun den wundervollen Mechanismus, das windschnell bewegte Gespann, das ihn Tagereisen in Stunden zurücklegen ließ. Die harten Schwingungen des Wagens schienen seine langsamen Pulse zu beschleunigen, seine träge Seele aufzurütteln. Ganz im modernen Geiste verwünschte er jede Pause im Flug, wünschte er nur vorwärts.

Mittags war er in Berlin, am folgenden Morgen um Sieben in München, um fünf Uhr Nachmittags in Bozen.

Das Reisehandbuch, das er während der kurzen Rast in Berlin erworben, nannte an erster Stelle die „Kaiserkrone". Also stieg Degenhart in der „Kaiserkrone" ab.

Im Zimmer angelangt, bestellte er ein Glas Grog und fragte — mit diplomatischer Zurückhaltung — nicht nach den Fremden, sondern nach dem Fremdenbuch. Letzteres wurde ihm gebracht, noch ehe er sich ausgeschält hatte.

Er brauchte nicht weit zurückzublättern. Unterm zweiten Februar stand von seines Schwagers Hand:

„Graf und Gräfin Bruck."

Degenhart biß sich in die Lippe. Stefanie verleugnet seinen ehrlichen Namen!

Er ließ den Telegraphen spielen.

Der „Krock" werde sofort servirt werden, platzte der Kellner herein.

„Zum Kukuk den Grog! Da" — Degenhart legte den Finger auf die Stelle — „sind sie zu Haus? wo sind ihre Zimmer?"

Der Kellner, nach einem Blick in's Buch, zuckte die Schultern. Er bedaure, die Herrschaften seien bereits am Dritten wieder abgereist.

„Abgereist?!" rief Degenhart, als ob er das nicht erwartet hätte.

„Abgereist nach Verona."

„Verona? Wann geht der nächste Zug?"

Da es für heute keinen nächsten Zug mehr nach Italien gab, konnte Degenhart den befohlenen Trostbecher mit Muße schlürfen.

„Tyrol," drückte er seine Erfahrung in dieser Beziehung aus, „Tyrol scheint ein schönes, ein fruchtbares Land zu sein, aber Grog zu machen versteht man dort nicht."

Nicht beim ersten Schritt wie in Bozen, doch immer noch bald genug fand er die Spur der Flüchtlinge in Verona.

In der „Torre di Londra" hatten ein Herr und eine Dame gewohnt, die nach der Beschreibung des deutschsprechenden Portiers Egon und Stefanie sein konnten. In's Fremdenbuch hatten sie sich nicht eingetragen, waren am nächsten Mittag abgereist — nach Venedig.

„Wann geht der nächste Zug nach Venedig?"

Der Befragte zog seine Uhr.

„Sie haben noch eine Stunde Zeit; um Zwölf."

In aller Eile drückte ihm Degenhart einige österreichische Zwanziger in die Hand und schrie dem Kutscher, der mit dem Gepäck vor dem Gasthof wartete: „Strada ferrata!" zu.

Dieß und noch einiges andere Italienisch war die Frucht der Lektüre im Reisehandbuch.

Zwar hatten schon im Thal des Adige die Lüfte milder als an den Ufern des Inn geweht, doch aus dem Gewölk, das unserem Reisenden die weißen Firnen entzog, begann fein, doch mit Ausdauer ein Regen zu rieseln. Cypressenumstandene Landhäuser mit schmalen Fenstern und geräumigen Veranden, stadtähnlich geschlossene Dörfer flogen vorüber; der Himmel indeß war so grau wie in Hinterpommern. Die Gefährten im überfüllten Coupé redeten alle in fremden Zungen für Degenhart, doch ihre Erscheinung —? Es erging ihm zwischen der Etsch und der Brenta, wie ein großer welt- und menschenkundiger Gelehrter*) vom Ankömmling in Neapel schreibt:

„So trägt der deutsche Reisende, ehe er die Alpen überschreitet, eine bestimmte Vorstellung vom italienischen Gesichtsschnitt und Körperwuchs in sich. Er erwartet, in Neapel überall Männern zu begegnen, denen er nur eine phrygische Mütze aufzusetzen braucht, um in ihnen bekannte Operngestalten wieder zu erkennen, oder er denkt, einem jeden Mädchen dürfe man nur einen silbernen Teller mit dem abgeschlagenen Männerhaupt in den Arm geben, um sie in eine Judith zu verwandeln. Die Enttäuschung läßt nicht warten und zuletzt gesteht sich der Hintergangene, daß das, was er als italienischen Typus sich vorgebildet hatte, nur an der spanischen Treppe in Rom herumlagert, wo die unter Tausenden herausgemusterten Modelle sich dem Künstler feilbieten."

Wenn rings die Flut, während der Zug über die dreitausendsechshundert Meter lange Lagunenbrücke rasselt, azuren sich ausbreitet und am Horizont Venedig, eine Fata Morgana, in den Aether hingehaucht erscheint, fühlt der nüchternste Reisende eine poetische Wallung. Bleibt dagegen wie beim Einzuge unseres Helden die Sonne versteckt, nimmt tückischer Regen der Perle der Adria den Glanz und wandelt die Adria zum Tümpel, wird auch der reisende Schwärmer ernüchtert sein.

*) Oskar Peschel.

„Ob ich meine Frau dort finden werde?" dachte Degenhart.

Ach, welche lange Doppelkette von Lohndienern!

„Hotel New-York!" — „Danieli!" — „Bellevue!" — „Grand Hotel!" und so fort klang es wirr durch einander.

Doch ein flinkes Männchen, zudringlicher als die Abgesandten der bekannten Hotels, überhob ihn der Wahl. Indem er dem dicken Herrn vertraulich das Handgepäck entwand, sagte er auf Deutsch mit böhmischer Aussprache:

„Gasthof zur Goldenen Gans, — deutsche Wirthin, — deutsche Bedienung, — deutsche Kuchel, — nix Oel!"

Da widerstehe ein Deutscher!

Am Fuß der breiten Bahnhoftreppe lag Gondel an Gondel, alle schwarz gestrichen, das Kämmerchen mit schwarzem Tuch bezogen, einer Ausstellung von Katafalken ähnlich.

Degenhart schüttelte den Kopf.

Beim Eintritt in die Gondelkammer stieß er sich den Hut bis über die Nase; beim Platznehmen fiel er in den ungeahnt niedrigen Polstersitz und als er endlich saß, unbeholfen und ganz in Schweiß, war es ihm in der dunklen Koje unheimlich wie dem Karpfen im Fischkasten.

Nicht wohler wurde ihm während der Fahrt. Durch die offene Thür hatte er die Rückenansicht von Wenzel Maschek, dem Lohndiener der „Goldenen Gans". Derselbe stand, den Schirm aufgespannt, auf dem Vorderdeck beim Gepäck. Durch die Seitenfenster blickte das grünliche, vom Regen getüpfelte, träge Gewässer; von den Palästen aber hüben und drüben am Großen Kanal war nur das untere Geschoß zu erspähen, schwarzgewordenes Quaderngefüge, vergitterte Fenster mit meist blinden Scheiben, die wasserbespülten Aufgangsstufen, und links und rechts davon die Gondelpfähle, die in den Wappenfarben des Hausbesitzers spiralförmig gestrichen, manche vom Alter krumm und schief, aus der Flut emporragen.

Nun bog die Gondel in einen Seitenkanal. Eng ist die Bahn und auf der öligen Fläche schwimmen Gemüsereste, Fruchtschalen und mancherlei anderer Schlamm. Zuweilen wird es um Degenhart völlig finster: der Kahn fährt unter einer der zahlreichen Brücken durch, welche den Verkehr der Fußgänger in den nahezu zweitausend Straßen und Gäßchen über die Wasserstränge hin vermitteln.

Bei solchem Wetter machen die vorübergleitenden Gondeln einen düstern Eindruck, wir würden sagen, einen gespenstigen, wenn wir nicht vom Gondoliere das realistische Unterste sähen.

Auch die Stille in den Kanälen wirkte auf Degenhart bedrückend. Wohl war er an ländliche Ruhe gewöhnt, doch mit der Vorstellung einer großen Stadt verband er bisher viellautigen Lärm, Wagengerassel und Peitschenknall. Wie hatte doch in Berlin von Bahnhof zu Bahnhof das öffentliche Leben seine Droschke umbrandet! Hier in Venedig vernahm er nur den hohlen Warnungsruf des Gondoliere, bevor er um eine Ecke bog, den Ruderschlag und des Wassers Plätschern am Gemäuer.

Wiederum schüttelte er mißmuthig das Haupt. Es war Zehn gegen Eins zu wetten, daß seine lebenslustige Stefanie nach der ersten Gondelfahrt das Weite gesucht haben werde.

Der deutsche Gasthof zur „Goldenen Gans" lag am Ende der Riva de Schiavoni, unweit der Napoleon'schen Schöpfungen, der Strada nuova bei Giardini — jetzt Via Garibaldi — und des Volksgartens. Auch ihn würde der Leser heute wie die Pension Micks vergeblich suchen. Die Wirthin hatte das Haus nur gemiethet. Nach Ablauf der Pachtzeit zog sie mit ihrem letzten Gast, einem Tyroler Bierbrauer, sammt dem Wirthsschild zur „Goldenen Gans" in's kühlere Zillerthal.

Aber bei Degenhart's Ankunft in Venedig hatte sie von dieser Schicksalswende kaum noch ein Ahnen.

Sie war von hagerer Gestalt, doch starken Knochen. Als unbeschützte Jungfrau bemüht, möglichst würdevoll und streng auszusehen, trug sie eine blaue Brille und redete in tiefstem Alt.

Ihr Gesicht wurde um einen Schein heller, als mit Wenzel der Gast erschien. Wenzel selbst blickte triumphirend. Er bekam für jeden eingelieferten Kopf fünfzig Pfennige.

Sie verneigte sich steif, winkte einer bloßarmigen Furlanerin, die eine Treppe höher neugierig über das Geländer spähte, und sprach:

„Nummer Sechsunddreißig."

Ueber die hohe Ziffer erschrocken, fragte Degenhart, ob das Haus sehr besetzt sei?

„Immer," versetzte sie streng.

Das war ihm unangenehm. Uebrigens machte er am nächsten Tage die Erfahrung, daß es im ganzen Haus nur zwölf Gastzimmer gab; dafür hatte jede Thür — — und verschloß sie auch nur einen Speiseschrank — eine Nummer.

Auf der dritten Stufe wandte sich Degenhart nochmals an die Wirthin.

„Ist die Table d'hôte schon vorbei?" forschte er nicht ohne Beklommenheit.

„Meine Gäste können zu jeder beliebigen Stunde im Speisesaal dejeuniren, diniren, soupiren, — Excellenz von Reissenstein, — Ihnen zweifelsohne bekannt, — Excellenz speisen um Sechs."

Der Dispens von der Table d'hôte war unserem Fritz wieder lieb, sehr lieb. Er folgte also der lächelnden Furlanerin. Sein Köfferchen und eine Handtasche hatten die unvermeidlichen Facchini — ungefähr ein halbes Dutzend — inzwischen schon hinauf befördert.

Der Name Reissenstein ging Degenhart durch den Kopf. Könnte, sollte das Stefaniens Onkel sein? Warum nicht? Excellenz, ihm nicht persönlich bekannt, fährt immer in der Welt umher. Eine seltsame Liebhaberei!

„Eine seltsame Liebhaberei," dachte er wieder und sah sich seufzend in seiner Kabuse um.

V.

Um Sechs begab sich Degenhart nach dem Speisesaal. Die Zeit inzwischen hatte er mit unfruchtbarem Grübeln in muthloser Stimmung verbracht. Als er aus seinem Fenster die stattliche Reihe von Schiffen sah, die an der Riva und Gindecca vor Anker lagen, freute sich seine Seele. Doch alsbald ließ sie die Flügel wieder hängen. Denn kein fröhlicher Wind kräuselte die Flut und trieb Wolken von Segeln vor sich her. Schwerfällig und faul lagen die schwarzen Schiffsrümpfe auf grauem Grund. Nur die Fischerbarken hoben und senkten sich ein wenig und ihre grell bemalten Steuerruder knarrten . . . Ebbe war: den Gebäudemassen der nachbarlichen Inseln fehlte das reizende Spiegelbild, nicht märchenhaft schwammen sie im Azur, sondern standen sehr merkbar auf realem Grund und Boden. Oestlich zog sich eine breite Schlammbank hin; die Wegweiser für den Schiffsverkehr, Pfähle und Pflöcke, ragten hoch aus dem Wasser.

Noch weniger lohnend war der Blick auf die Riva. Das breite Asphaltparket zwischen den zwei nächsten Brücken blieb öde. Ein paar Schiffer wandelten am Rande des Kai auf und ab; unter der Kapuze ihres braunwollenen, mannigfach geflickten Ueberwurfs guckte nur die qualmende Gypspfeife vor. Ein armes Weib, den verschlissenen Shawl über den Kopf gezogen, ein Kindchen auf dem Arm, schlich einher, blieb aber, als sie den Herrn am Fenster gewahr wurde, sofort angewurzelt und drückte durch Augenverdrehen und Mundaufsperren das übliche: „Molto fame!" — „Großen Hunger!" — der venetianischen Bettler aus. Dann jagten sich einige zerlumpte Jungen — einer war barfüßig — durch die Lachen in den Pflastersenkungen. Auch ihnen entging der Zuschauer nicht, doch versuchten sie durch Purzelbäume auf sein Herz zu wirken. Um so eiliger hatten es die Wenigen, die durch doppelte Sohlen, warme Kleider und Regenschirme gegen das Unwetter gewaffnet erschienen. Kam eine Dame, so war von ihr gewiß nichts zu sehen, als die feuchtglänzende Schirmwölbung, das geschürzte Unterkleid und die flüchtigen Füße. Eine Stimme von der Häuserseite her rief dann jedesmal: „Gondola! Gondola, Signora!" Doch die Damen hüpften, die Herren patschten davon, — stiegen vorsichtig die glitscherige Brückentreppe hinauf und tauchten jenseits unter.

An Nebel und Regen war Degenhart von Dürrenwalde her weidlich gewöhnt, doch hier standen sie in Beziehungen zu seiner Herzensangelegenheit. Mit dem Barometer fiel seine Hoffnung, Stefanie in Venedig zu finden. Sie wird nach schöneren Klimaten geflohen sein, nach Rom, vielleicht gar nach Neapel.

Er fragte sich, ob sein Entschluß auch ebenso klug wie rasch gewesen sei, ob er nicht besser einen zweiten Brief abgewartet, ob er den ersten nicht zu schlimm gedeutet hätte. Doch diese wohlthuenden Zweifel wurden von Unlust verdrängt. So wenig Selbstbewußtsein eine Kreatur besitzen mag, des Selbstgefühls ermangelt keine. Sicherlich unterscheidet der getretene Wurm sein eigenes Leid von der übrigen Welt.

Weil Degenhart „eine treue Seele" war, konnte er Stefaniens Handlungsweise nicht begreifen, empfand er das gegenwärtige Verhältniß als eine Störung seines Wesens. Er drückte das freilich nur durch die unaufhörlich wiederholte Frage: „Wie war's ihr möglich? war's ihr möglich?!" aus.

Er war aufrichtig überzeugt, daß ihn nur der Tod von ihr geschieden hätte. Beiläufig gesagt, denken die Vedda auf Ceylon, die nackt gehen und verfaultes Fleisch als Nahrung nicht verachten, von der Ehe ebenso hoch. Es ist sprüchwörtlich bei ihnen, daß allein der Tod Mann und Weib scheiden könne.

Wenzel's Ruf zu Tische erlöste den Einsamen aus dumpfer Qual. Geduldig folgte er durch enge, nach Petroleum riechende Korridore, kleine Treppen hinauf und andere hinab, an zwanzig Thüren vorbei in den „Salle à manger". Derselbe, im Erdgeschoß gelegen, konnte nur auf Umwegen erreicht werden, weil zwischen ihm und der Hausflur der „Goldenen Gans" eine Barbierstube, eine Schneiderwerkstätte und eine Kaffeeschenke eingekeilt waren. Je höher die Erwartungen vom Speisesaal durch die Schwierigkeit, zu ihm zu gelangen, gesteigert wurden, desto bitterer war die Enttäuschung, wenn man ihn endlich betrat — ein wenig geräumiges, trotzdem schlecht erleuchtetes Gemach mit drei schmalen Tischen und zwölf Rohrstühlen als Geräth, den Büsten des deutschen und italienischen Kronprinzen zur Zier. Im Hintergrunde der eiserne Ofen spie Feuer und Flammen, doch da der rußige Unhold ebenso rasch, wie er in Hitze gerieth, auch wieder erkaltete, ging kein Tischgast fort, ohne die anfangs erhaltene Wärme da zu lassen und einen Schnupfen davon zu tragen.

Ein alter Herr, unverkennbar Militär, obwohl er Civilkleidung und Augengläser trug, saß bereits am Tisch. Hinter ihm wie eine Bildsäule der ernsten Minerva, den Krieger beschirmend, ragte die Wirthin.

Wenzel hing eine Serviette über den Arm, — so war er jetzt Kellner.

Ein zweites letztes Gedeck wies Degenhart an den nächsten Tisch. Reisen und Kummer hatten ihn so hungrig gemacht, daß er vorläufig nur von der Suppe Notiz nahm. Der alte Herr blickte ihn mißbilligend über die Brille an.

„Ich bedaure, daß Excellenz heute kein besseres

Er beißt an! Gemälde von E. Rudaux. Nach einer Photographie von Lecadre. (S. 826.)
(B. Schlesinger in Stuttgart.)

Der Markt in Gerona. Gemälde von J. Sans y Cabot. Nach einer Photographie von J. Laurent (B. Schleſinger in Stuttgart). (S. 826.)

Weiter haben," begann die Hausfrau mit ihrem tiefsten Register.

„O," erwiederte Jener mit einem pfiffigen Aufblick, ohne sich umzudrehen, „über Dinge, die ich nicht ändern kann, verliere ich kein Wort."

Beim Titel Excellenz faßte Degenhart nun seinerseits den Mann in's Auge. Derselbe konnte sechzig, aber auch mehr Jahre haben. Ruine war er, und das schmeichlerische „wohlkonservirt" ist eben doch nur ein Trost. Sein semmelblondes Haar hatte er — oder der Perrückenmacher? — sorgfältig gescheitelt, aus der Stirn gestrichen und über den Ohren dann in zierlichen Schrauben wieder nach vorne gedreht. Ein grauer Kinnbart gab dem Gesicht Aehnlichkeit mit einem Ziegenbock. Doch fehlte ihm keineswegs das Gepräge der Intelligenz und die grüngrauen Augen waren von mäuschenartiger Beweglichkeit. Was seine Figur betrifft, so bestand er nur noch aus Knochen und Sehnen. Wenn er sprach, waren ein besonders helles A, ein schneidiges R und sonores Eu das Charakteristische.

„Aber sagen Sie 'mal, die Rinderbrust ist nicht zu genießen," wandte er sich an Wenzel.

„Sag' ich auch immer zum Fleischhacker, wenn kommt er, aber alle Reden ist umsonst."

„Das letzte gute Rindfleisch aß ich in Bozen an der erzherzoglichen Tafel."

„Waren Excellenz in Bozen?" fragte Degenhart pochenden Herzens.

Wieder traf ihn ein scharfer Blick.

„Sind Sie aus Bozen?"

„Das nicht, — doch — haben Excellenz vielleicht in der ‚Kaiserkrone' gewohnt?"

„Ich vermeide grundsätzlich Gasthöfe ersten Ranges. Große Rechnungen und kleine Schüsseln, viele Kellner und schlechte Bedienung. Ich habe dort wohl einem alten Freund, Baron Reichenau, zulieb an der Table d'hôte gespeist —"

„Kennen Excellenz einen Grafen Bruck?"

„Von den Dreiunddreißiger-Ulanen? Mein Neffe. Sind Sie mit ihm bekannt?"

„Er ist mein Schwager. Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle: Fritz Degenhart aus Dürrenwalde."

Stefaniens Onkel machte ein langes Gesicht, doch faßte er sich mit weltmännischem Takt sofort.

„Vergebung, daß ich vorhin —, spreche grundsätzlich mit keinem Fremden, der sich mir nicht vorstellt. Freue mich sehr, — hätte eigentlich längst Ihre Bekanntschaft machen sollen, — Dürrenwalde soll sehr hübsch liegen, — doch meine Zeit ist mit Reisen und genealogischen Studien so ausgefüllt. — Aber wie kommen Sie nach Bozen und hierher? Ist Stefanie bei Ihnen?"

„Nein," erwiederte Degenhart und blickte verlegen auf die aufhorchenden Zeugen.

„Verstehe. Eine Geschäftsreise. Unsere pommerischen Produkte kommen durch die ganze Welt. Als ich im Herbst 1874 beim Bey von Tunis speiste, gab es mir zu Ehren pommerische Gänsebrüste mit Tellower Rübchen. Stefanie wohlauf? Habe Luisens Tod erst durch die Zeitung erfahren; war eben beim Herzog Mombello am Comersee. Was macht Ihr Aeltester?"

„Wir haben nur ein Kind — ein Mädchen."

„Richtig; erinnere mich jetzt. Bei meiner kolossalen Verwandtschaft ist ein Irrthum leicht möglich. Habe nicht weniger als achtundfünfzig Neffen. — Die Kleine wohlauf? — Das Gemüse nicht zu genießen," wandte er sich von Degenhart zum Aufwärter. „Wenn ich an unsere Brandenburger Gemüse denke —"

„Ich auch," seufzte die Wirthin, „aber Brandenburg ist weit."

„Sollten die Gemüse aus Mori beziehen! Aß dort beim Präsidenten von Tschurtschenthaler — trat 1859 in italienische Dienste — Broccoli von einer Zartheit —"

„Der Zoll auf Gemüse ist hier so hoch."

„Ja, ja, der Zoll. — Sonderbare Schwärmer, diese Italiener. Ich bin kein Freund Oesterreichs, doch thatsächlich —. Aber lassen wir das. Ich spreche grundsätzlich bei Tisch nie von Politik."

Bis zum Dessert wurden fortan keine Worte gewechselt; Excellenz ließ nur noch Thaten sehen. Die Kritik that seinem Appetit keinen Abbruch.

(Fortsetzung folgt.)

Der kleine Plagegeist.

Skizze von A. Wimmer.

(Hiezu das Bild S. 821.)

So zerrt und reißt er nun schon seit langer Zeit an dem zottigen Pelz Marco's, der unbeweglich daliegt und der unschuldigen Quälereien nicht achtet. Der Kleine kennt die Gewalt des Riesen nicht, der sich doch mit einem Schlag der Pfote, mit einem Biß seiner mächtigen Zähne des Plagegeistes entledigen könnte: im stolzen Bewußtsein seiner Uebermacht läßt er ihn ruhig gewähren und achtet seiner nicht mehr, als der Mücke, die über seinen Rücken läuft. Wir können ihn ruhig in seiner Nähe lassen, er wird sich nicht reizen lassen, auch wenn der Kleine ihm den Polichinell unter den Füßen wegzöge, was vielleicht schon lange seine Absicht ist. Der Künstler hat diese heitere Situation mit glücklichem Blicke belauscht und mit dem Stifte dem Papier anvertraut.

Er beißt an!

Gemälde von Ed. Kudaux.

(Hiezu das Bild S. 824.)

Ein prächtiges Sommerbild voll behaglicher Stimmung. Der Künstler hat auf einen Augenblick — vielleicht einen sehr langen Augenblick — den Stift aus der Hand gelegt, um die anmuthige Bäuerin, bei der er sich einquartiert hat und die wohl nicht ganz unabsichtlich hier vorübergekommen, zu begrüßen. Er hat seine Angel ergriffen und beugt sich nun in leisem Geflüster über die Brüstung des Stegs; Beide sind scheinbar nur mit den Fischen beschäftigt, die da unten die Angel umtanzen, aber dann und wann begegnet sich doch ihr Blick. Die Wangen der hübschen Frau werden roth und rasch beugt sie sich wieder hinab und deutet auf einen Fisch. „Er beißt an!" ruft sie endlich, — da wird auch er roth, denn er fühlt sich durch ihr Wort getroffen. Sie brauchte gar nicht so lange die Angel auszuwerfen, er hatte schon lange angebissen.

Gerona.

Von

Heinrich Noé.

(Hiezu das Bild S. 825.)

Bis zur Erbauung der Eisenbahn, welche nahe am atlantischen Meere bei Irun den spanischen Boden erreicht, war die Straße von Perpignan über La Junquera und Gerona der beliebteste Eingang in das hesperische Land. Erst allmälig wird derselbe mit der vollendeten östlichen Eisenbahn es abermals werden. In den letzten fünfzehn Jahren aber hatte sich der Strom der Reisenden dem Schienenwege im Westen anbequemt, so wie beispielsweise der Brenner den alten Verkehr des St. Gotthard angezogen hat. Alle älteren Bücher und Reisenden wissen uns dagegen von den klingelnden Maulthieren zu erzählen, mit denen sie am gelb und rothen Grenzpfahl des Königreiches vorüberzogen, von der Wüstenei auf dem südlichen Abhang des unbedeutenden Passes und von den Quälereien der hispanischen Zöllner zu Figueras.

In neueren Berichten sind diese Dinge von flüchtigen Eisenbahnerinnerungen verdrängt, die sich auf die Eindrücke des kantabrischen Schienenweges beziehen. Es ist aber, wie gesagt, kein Zweifel, daß sich mit der Bahn auch der Verkehr, wenigstens derjenigen Reisenden, die aus beschaulichen Gründen unterwegs sind, wieder sein altes Bett aufsuche und man wieder von allen Königreichen Spaniens Katalonien zunächst erreichen wird.

Die Natur unterscheidet sich allerdings in diesem Küstenstriche wenig vom Aussehen der Landschaft jenseits der alberesischen Berge, im Hügellande des französischen Departements der östlichen Pyrenäen. Dagegen sind aber Häuser, Menschen und Leben urplötzlich fremdartig geworden. Schon tauchen überall die Erinnerungen an den Orient auf, in den Städten findet man Uebrbleibsel maurischer Bauart, und um die alten Schlösser, die aus den Olivenhainen hervorragen, weben sich die wundervollsten Ueberlieferungen des Mittelalters, klingt es wie eine endlose Romanze von Königen der Mohren und kastilischen Rittern, von Sultaninnen und Khalifen.

Gerona ist 94 Kilometer von Perpignan entfernt. Das ist eine geringe Weite, um so größer aber der Abstand zwischen den Schaustücken der Straße. In der sauberen, glatten und weißgetünchten Stadt Südfrankreichs erblickt man jenen internationalen Styl im Aussehen der Häuser und der Menschen, welcher Jemanden, den man mit einem Zauberschlage dorthin versetzte, ganz und gar im Unklaren darüber ließe, wohin ihn sein Geschick verschleppt habe. Man kann sich dort in Frankreich, in der Schweiz, in Süddeutschland glauben. Das wäre in Gerona Alles nicht möglich.

Die Stadt ist so spanisch wie irgend eine. Der Ostastuß theilt sie in eine obere und untere Stadt, von welchen die erstere sich amphitheatralisch über die Ebene erhebt. Dunkle Gassen, enge Plätze, vielfarbiges Gewühl, schwarze Schleier, Fächer, Balkone, Sängerinnen, Wasserträger, Guitarrenspieler, Schafmilchverkäufer, Heiligennamen auf den Läden, pyramidenförmig aufgehäufte Orangen, Bettler, fromme Bilder, vor welchen Lämpchen angezündet sind und Betende knieen. Das Alles ist sehr weit von dem reinlichen und nüchternen Treiben der französischen Stadt entfernt.

Von diesem fremdartigen Leben abgesehen, welches hier doppelt bedeutsam wirkt, weil es sich zum ersten Male diesseits der Pyrenäen zeigt, gibt es in Gerona eigentlich nur drei sehenswerthe Sachen. Zuerst die prachtvolle Aussicht von der oberen Stadt, welche zugleich die beschneiten Pyrenäen, die kahlen Berge von Monseni und die blaue Fläche des Mittelmeeres einschließt; sodann die herrliche gothische Kathedrale mit den Gräbern des Don Ramon Berengar und des heldenmüthigen Albarez, welcher die Stadt nur als Schutthaufen den Franzosen übergab und, wie die Spanier mit Recht behaupten, den Ruhm von Numantia und Saguntum verdunkelte; dann die maurischen Bäder im Kapuzinerkloster.

In Spanien findet man natürlich keine Stadt, welche sich nicht eines besonderen Schutzheiligen erfreute. Für Gerona ist es der heilige Narzissus, der Sage nach einer der siebenzig Jünger, welchen die Bürger als solchen betrachten. Sie besitzen seinen Leichnam, welcher in der Kirche San Felix ruht, über welche sich ein hoher Thurm mit pyramidalem durchbrochenem Dachwerk erhebt. Noch bis in die neuere Zeit herein bethätigte der Heilige die Gunst, mit welcher er seinem alten Bischofssitze zugethan ist. Zu den zahlreichen Belagerungen und Verheerungen, mit welchen die unruhigen Nachbarn, die Franzosen, auch diese Grenzstadt nicht verschonten, gehört die vom Jahre 1653, bei welcher der Marschall Hoquiticourt die Bewohner zweiundsechzig Tage lang drangsalirte. Plötzlich sah man von den Wällen aus, wie ungeheuerliche Schaaren von Stechfliegen wolkengleich sich unablässig auf die französischen Peiniger stürzten. Es wurde ihnen von diesen Blutsaugern unmöglich gemacht, länger zu verweilen, und ihr Rückzug befreite die Stadt. Noch heute sind die Bewohner von Gerona darüber einig, daß niemand Anders als der heilige Narzissus ihnen diese Mückenschwärme zur Hülfe geschickt habe.

Wohl ein Dutzendmal wurde Gerona, eines der nördlichsten Bollwerke der Halbinsel, welche das Kriegsunwetter immer zuerst traf, belagert oder erstürmt. So im Jahre 1809, wo sich Gerona als ein zweites Saragossa vom Mai bis zum September gegen Saint Cyr und Augereau schlug. Allerdings gerieth es endlich in die Hände der Franzosen. Es war aber keine belebte Stadt mehr, worauf der Sieger seine Fahnen aufpflanzte, sondern eine Anzahl von Trümmerhaufen, Gräber der darunter gebetteten Leichen.

Der Cellovirtuose Joseph Diem.

(Hiezu das Porträt S. 832.)

Vor ungefähr vierzig Jahren wurde armen Bauersleuten Namens Diem in Kellmünz, einem Dorfe bei Memmingen, ein Knabe geboren. Derselbe wuchs frisch heran, besuchte die Ortsschule und wurde schon in dem zartesten Alter dazu angehalten, die Eltern in den ländlichen Beschäftigungen zu unterstützen. Zehn Jahre alt, hütete er bereits auf der Waide die Kühe, und schon damals glomm in ihm jener Funke des göttlichen Geistes, der in ihm immer lebendiger wuchs und wuchs, bis der vollendete Künstler hervortrat, der Alle mit Bewunderung erfüllen sollte.

Diem hat vorher alle musikalischen Instrumente gelernt, bis er zu dem Cello kam, das seinen Ruhm begründete. Von dem kargen Lohne des Hirtenknaben kaufte er sich eine Flöte, nachdem er früher schon seinen Schullehrer bei den ländlichen Festen aller Art auf der Violine begleiten gelernt. Später machte er sich an die Trompete und an die Klarinette. Und das Alles übte er, während er nebenbei als Senne in Kellershausen auf einer Alm Käse machen mußte und seine Uebungen oft nur im Kuhstalle vornehmen konnte. Aber der Drang nach freier künstlerischer Vollendung ließ nicht nach in ihm und er entbehrte und sparte, bis er sich von seinem Lohne und von den Einnahmen bei ländlichen Tanz- und Kirchweihfesten ein kleines — allerdings recht kleines — Sümmchen erübrigt hatte. Da zog er fort von den heimatlichen Bergen des Allgäus nach Augsburg, um Musik zu studiren. Allein die Alles bezwingende Noth trieb ihn auch da bald fort, und so durchzog er, einer böhmischen Musikbande sich anschließend, die Schweiz, um kurze Zeit darauf ärmer, als er ausgezogen war, wieder heimzukehren. Aber trotz des Spöttelns und Lachens der Allgäuer Bauern ließ er den Muth nicht sinken; sein Schicksal hatte ihn zum Künstler bestimmt und führte ihm einen wohlwollenden Gönner Namens Kaula in den Weg, der ihn vier Jahre am Konservatorium in München unterrichten ließ. Hier erst erkannte Diem, daß das Cello dasjenige Instrument sei, das ihm die Laufbahn des Ruhmes eröffnen sollte.

Und er kehrte wieder heim, aber ausgestattet mit musikalischem Wissen und wohl bewußt, daß er jetzt überall zeigen dürfe, was er gelernt. So gab er denn im Jahre 1862 sein erstes Konzert in Memmingen. Seine Zuhörer waren größtentheils seine Landsleute in ihrer bäuerischen Tracht, die aus Neugierde auf ihren Bernerwägelchen herangefahren kamen. Sein erstes Auftreten war von brillantem Erfolge gekrönt, und besser als alle eingehende Kritik mag die Thatsache sprechen, daß ein ehemaliger Dienstherr Diem's nach dem Konzerte die Aeußerung that: „Hätt' ni glaubt, daß mer auf der Baßgeige Flöte blasa ka!"

Und nun begann die Kunstreise. Von einem edlen Gönner mit einem prächtigen Guarneri beschenkt, durchzog er die Schweiz, fast ganz Deutschland und Rußland, spielte fast an allen Höfen und sicherte seinem Namen den unvergänglichen Klang eines Cellovirtuosen ersten Ranges. Auch die neue Welt zu sehen, stand ihm bevor, denn in Leipzig empfing er einen Ruf in's berühmte Thomas'sche Orchester in New-York. Diem acceptirte und machte sich reisefertig, um als erster Solocellist dem Rufe zu folgen. Nachdem er auf der See einen gefährlichen Sturm glücklich überstanden hatte und auch von den Blattern, die auf dem Schiffe ausgebrochen waren, verschont geblieben, betrat er Amerika. Er durchreiste Troy, Albany, Buffalo und Cleveland, machte den großen Brand in Chicago mit, bei welchem er, in hoher Lebensgefahr schwebend, nichts rettete als sein Cello. Nachher spielte er zum ersten Male Cello im neuen Saale zu St. Louis. In Kansas lernte er einen Württemberger kennen, der mit den Indianern Handel trieb und der Diem den Vorschlag machte, im Sommer, wenn die Konzertsaison vorüber wäre, den Indianern auf dem Cello vorzuspielen. Der Vorschlag wurde angenommen und Diem ritt auf einem Maulesel und von vier schwarzen Dienern begleitet mit dem Württemberger Freunde vier Tage lang durch die Prärieen, um die Wirkung des Cellos auf die Indianer beobachten zu können. Sie kamen an das Lager, und der Häuptling, nachdem er von Diem's Freund benachrichtigt worden war, reichte Diem die Friedenspfeife, und auf einer erhöhten Bretterbude sitzend, begann Diem das Cello zu spielen. Die Indianer horchten schweigend zu, später aber gaben sie ihren Beifall durch lautes Grunzen zu erkennen und schenkten dem Künstler nach dem Vortrage zwanzig Büffelhäute. Welch' ein Gefühl mag Diem beseelt haben, als er, weit über dem Meere

und seiner Heimat fern, das schwäbische Volkslied: „Mädele, ruck, ruck, ruck“ vor den Indianern spielte.

Die technische Virtuosität Diem's ist von allen Größen und Kennern längst anerkannt. Sein Spiel zeichnet sich aus durch ungemeine Reinheit des Tones, namentlich in der Flageoletregion, durch virtuose Ueberwindung aller Schwierigkeiten, leichten Bogenstrich und wunderbares Staccato. Er weiß seinem Instrumente liebliche Klänge des reinsten Gesanges zu entlocken, die noch niemals ihre Wirkung auf die ihm andächtig lauschenden Zuhörer verfehlt haben.

Auch als Komponist ist Diem mehrmals aufgetreten. Seine lieblichsten Kompositionen sind „Alpenlieder“, voll Innigkeit und Tiefe des Gemüths, die man freilich auch von ihm selbst vorgetragen hören muß. Ferner komponirte er eine „Toccata“ und eine größere „Fantasie“. **Fr. Fav. Seidl.**

Notizblätter.

Literatur.

— **Es ist eine hübsche Sitte, die Tage durch einzelne Kernsprüche** zu bezeichnen und ihnen damit eine gewisse Weihe zu geben, auf den Charakter bildend zu wirken. Wie das in früherer Zeit durch fromme Sentenzen geschah — wir erinnern an den bekannten Bogatzky — so heute durch Aussprüche der Dichter, und das Neueste hat einen Dichter von Gottesgnaden dazu ausersehen, jedem unserer Tage einen Spruch auf den Weg zu geben. „Das Shakespeare-Geburtstagbuch“ (Dresden, Pierson) heißt das Buch. Der Titel ist nicht ganz glücklich gewählt und sollte wohl eher Shakespeare-Tagebuch heißen. Immerhin aber ist die Wahl der Sprüche und Gedanken aus sämmtlichen Dichtungen Shakespeare's im Ganzen eine sehr glückliche und wird wohl auch manchen Anlaß zu weiterem Blättern und Studiren in den Werken des Dichters geben. Zu jedem Tag ist noch besonders leerer Raum gegeben, um selbst Einzeichnungen machen zu können.

— **In die Marschen und nach Holstein führen uns schwungvolle** Verse Wilhelm Röseler's, „Nordische Eichen“ (Berlin, Weile) betitelt. Das originelle Buch besteht aus einer Anzahl Balladen: die nordischen Helden, wie Graf Rodolph auf der Bökelnburg, die Schlacht bei Bornhöved, theils in epischen Versen, die Geschichtliches aus dem Marsen- und Holstenlande uns veranschaulichen, theils in Lyrik, dann auch in mehr oder minder dramatischen Dichtungen. Es weht uns aus dem Buche ein kräftiger, klarer, gesunder Geist entgegen, der wohl gestaltungsfähig ist und den Leser mit Sympathie für die unförmige Gestaltigkeit der nordischen Landschaft und Geschichte erfüllt.

— **Als eine gute historische Erzählung möchten wir unseren** Lesern das „Eckhaus an der Albanskirche“ von Konrad Kraus (Mainz, Kirchheim) empfehlen. Der Roman spielt in den letzten Tagen von Kurmainz und gibt das buntfarbige, vom Rokoko noch stark überhauchte Leben jener Tage in allen Volksschichten vortrefflich wieder; fügen wir noch hinzu, daß die Begebenheiten spannend geschildert sind, die Figuren interessiren, die Handlung bis zum Erschütternden sich steigert und doch dabei des Verbindlichen nicht entbehrt, so haben wir hier alle jene Bedingungen erfüllt, die einem Roman zu dem Erfolg verhelfen, einen großen Leserkreis zu unterhalten und tieferes Interesse zu erwecken. Eine sehr werthvolle Zugabe hat diese Erzählung in den dreißig vortrefflichen Originalillustrationen von Wilhelm Ohaus erhalten; sie helfen uns Kurmainz in seiner schnörkelhaften Eleganz mit dem tiefleidenschaftlichen Hintergrund des Parteitreibens vor Augen führen.

— **„Biedermänner und Konsorten, eine zwanglose Gesellschaft“,** ist der Titel einer neuen Bildersammlung, welche die thätige artistische Buchhandlung von Adolf Ackermann in München in einer überaus glänzend ausgestatteten Mappe herausgegeben. Es sind 34 Originalzeichnungen von Hugo Kaufmann, einem unserer talentirtesten jüngeren Genremaler, welcher namentlich mit großem Glücke die humoristische Seite des Genrebildes kultivirt und eine überraschende Beobachtungsgabe an den Tag legt. Es sind Skizzen aus dem Alltagsleben, von der Straße, vom Wirthshaus, aus unserer nächsten Umgebung, kurz lauter Szenen, wie wir sie selbst beobachtet, wodurch uns aber gerade die Sammlung besonders anheimelt. Auch die einzelnen Köpfe sind voll Charakteristik der Typen, die sie repräsentiren. Die Vervielfältigung ist durch den unveränderlichen Lichtdruck hergestellt und nicht nur im Aeußern, auch im Innern präsentirt sich diese Mappe als des feinsten Salons würdig.

— **Der englische Dichter John Milton ist durch das Bild Munkacky's,** das gegenwärtig die Reise durch die Hauptstädte macht, wieder lebendig in die Erinnerung des Gebildeten gebracht und vielleicht hat Mancher in Folge dessen zu seinem „Verlorenen Paradies“ gegriffen. In diesem Augenblick kommt deßhalb doppelt erwünscht eine neue Prachtausgabe der Dichtung in der Uebersetzung von Adolf Böttger und mit Illustrationen von Gustav Doré (Leipzig, J. G. Bach). Wir haben an dieser Stelle kaum nöthig, von Doré's Behandlung der Illustration zu sprechen, sie ist unsern Lesern aus zahlreichen Bildern zur Genüge bekannt. Auch dieses neue Werk des berühmten Zeichners zeigt uns wieder die riesige Erfindungsgabe desselben, die sich an einem scheinbar etwas monotonen Stoffe doppelt bewähren konnte, und wir staunen, mit welcher Vollendet der Griffels er immer von Neuem Interesse für den Stoff zu gewinnen versteht. Dabei läßt er seine Gewandtheit in der technischen Behandlung des Holzschnitts für die malerische Wirkung in glänzendster Weise leuchten und wird Den, der das Gedicht noch nicht kennt, sicher demselben zuführen. Wir begrüßen deßhalb die Dichtung in dieser neuen Gestaltung als eine willkommene Gabe.

— **Als die Redaktion der „Modenwelt“ und „Illustrirten Frauenzeitung“** in den letzten Jahren damit begann, die in alten Stickbüchern verborgenen und vergessenen Muster aus der Blütezeit altdeutscher Handarbeit hervorzuziehen und in einzelnen Proben und Extrablättern der handarbeitenden Frauenwelt zugänglich zu machen, hat sie sich jedenfalls ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst um die Sache des Geschmackes erworben. Sie ist seitdem durch jede Art von Anregung unermüdlich thätig gewesen, der neuen Kunstweise Eingang und Verbreitung zu verschaffen, und ihre Bemühungen sind derart vom Erfolge belohnt worden, daß die Stylllosigkeit und die Monstrosität, welche bis dahin auf dem Gebiete der weiblichen Handarbeiten herrschten, nunmehr für abgethan gelten dürfen. Gibt es denn auch etwas Reizvolleres, wir möchten sagen Anheimelnderes als diese graziös gemusterten und arabeskirten Borten, Eckstücke, Füllstücke und allerlei Ornamentwerke, mit denen in allerneuester Zeit die Hausfrau ihre Wäsche zu verzieren sich verpflichtet fühlt, die sogar in dem Salon immer mehr Herrschaft gewinnen: denn die jedem Stoffe und jeglichem Zwecke sich anschmiegende Mannigfaltigkeit dieser Muster ist es, welche denselben zu immer weiterer Verbreitung und Beliebtheit helfen muß. — In der von der genannten Buchhandlung herausgegebenen Mappe, betitelt: „Muster altdeutscher Leinenstickerei“, gesammelt von Julius Lessing. Erste Sammlung. 3. Auflage (Berlin, Franz Lipperheide), welche ebenso elegant als stylgerecht ausgestattet ist, liegen nun die zerstreut und gelegentlich ausgegebenen Muster gesammelt vor uns. Ein sachgemäßes Vorwort von Dr. Julius Lessing gibt uns interessanten Aufschluß über Herkunft, Behandlung und Verwendung der einzelnen Muster, und so möchten wir nicht anstehen, das verdienstvolle Werk als eine Art Nachschlagebuch des guten Geschmacks jedem deutschen Hause angelegentlich zu empfehlen.

— **Von Brockhaus' „Konversationslexikon“ hat nun der vorletzte** Band (14.) die Presse verlassen, welcher die Artikel Stablo bis Vera enthält und auf's Neue den Beweis der großen Sorgfalt und Gründlichkeit gibt, mit der das Ganze angelegt und im Einzelnen durchgeführt ist. Es sind namentlich die Artikel, welche im Augenblick von erhöhtem Interesse sind und Fragen des Tages berühren, ganz besonders eingehend behandelt, wir erinnern z. B. nur an Steuer und Tabak: aber auch alles Andere ist von den ersten Autoritäten und in umfassender Weise bearbeitet, ohne daß die Vielseitigkeit darunter litte. Wir finden im Gegentheil, daß das Lexikon in dieser Auflage die Zahl der Artikel wesentlich erhöht hat. Einer Spezialität desselben, der Biographie, ist auch diesmal ihr volles Recht geworden. So darf man der Vollendung des Werkes mit Interesse entgegensehen.

— **In Wien sind im Jahre 1877 70 neue Zeitschriften ent**standen, 59 eingegangen.

— **Die Académie Française hat den großen Preis, den soge**nannten Monthyonpreis, von 25,000 Franken einem Roman des bisher mindestens außerhalb Frankreichs nicht sehr bekannten Schriftstellers, Hektor Malot, beitelt: «Sans famille», verliehen. Durch diese Preise werden, wie man weiß, häufig die Namen von Romanschriftstellern gemacht. Das erste Werk von Alphonse Daudet, das Aufsehen erregt hat, „Fromont jeune und Risler aîné“, hat gleichfalls diesen Preis erhalten.

Bildende Künste.

— **Bei der internationalen Kunstausstellung in München werden** goldene Medaillen erster und zweiter Klasse vertheilt werden.

— **Bei Gelegenheit des am 23. Juni in Düsseldorf gefeierten** 50jährigen Bestehens des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen überwies der Verein laut Beschluß seines Ausschusses dem Kölner städtischen Museum das auf der Versammlung der Verbindung für historische Kunst im Jahre 1877 für 10,000 Mark erworbene Oelgemälde: „Aus der Sage Wieland der Schmied“ von Grönwald.

— **Die Jury des Pariser „Salon“ (Kunstausstellung) hat ihre** Entscheidung gefällt. Der Malerpreis (je 4000 Fr. auf drei Jahre) fiel dem Maler François Flameng für seinen «Appel des Girondins» zu, die Ehrenmedaillen dem Porträtmaler Carolus Duran und dem Bildhauer de St. Marceaux. Flameng's Bild findet ungetheilte Anerkennung. Ein Jeder weiß, wie die Girondisten nach ihrer Verurtheilung am 29. Oktober 1793 im Gefängniß der Conciergerie bei einem bescheidenen brüderlichen Mahle die Nacht hindurch philosophirten und sich durch patriotische Gesänge auf ihre Hinrichtung vorbereiteten. Der Maler zeigt das Ende dieses tragischen Gelages, den Augenblick, in welchem die Verurtheilten zum Gang nach der Guillotine aufgerufen werden. Ein Gerichtsschreiber ruft die Namen auf, der Henker nimmt die Todeskandidaten in Empfang. Viele sind noch auf ihrem Platze an der Tafel, aber aufrecht stehend, mit bleichen, entschlossenen Gesichtern. Ein grelles Licht fällt schief durch die Gefängnißfenster auf die Szene. Im Vordergrunde liegt auf einer Tragbahre die Leiche Balayé's, der sich während der Gerichtsverhandlung erdolcht hat. Die Komposition des Bildes ist ein wenig unbeholfen; nach der Thüre hin zu viel Personen, nach der andern Seite zu viel Accessorien, Geschirr u. s. w. angehäuft. Dieser Mangel an Erfahrung jedoch wird durch das Temperament, das sich in dem ganzen Werke ausspricht, reichlich aufgewogen. Ein eigenthümliches Zusammentreffen ist es, daß zu gleicher Zeit das Werk eines deutschen Künstlers, das denselben oder doch fast denselben Gegenstand behandelt, seiner Vollendung entgegengeht, ein Bild von Karl v. Pilotty nämlich, das dieser Künstler für den Münchener Rathhaussaal verfertigt und das den letzten Gang der Girondisten, die Besteigung des Schaffots am Morgen des 31. Oktober 1793, darstellt. Das kolossalste Bild der Ausstellung (im räumlichen Sinne genommen) hat wieder G. Doré geliefert; aber sein Anblick ist betrübend für alle Diejenigen, welche das reiche Talent seines Schöpfers bewundern. Bei der Rückkehr aus dem Salon fühlt man den lebhaften Drang, einen jener Bände aufzuschlagen, die Doré mit seinen genialen Zeichnungen geschmückt hat. Die immense Leinwand stellt den „Tod des Orpheus“ dar. Inmitten einer phantastischen Waldlandschaft, auf einem jäh aufsteigenden Wiesenplan die Hauptgruppe: eine Mänade, welche mit der rechten Hand den blutlosen Kopf des Sängers triumphirend in die Höhe hebt; die linke Hand stützt sich auf die Brust des Leichnams. Rechts und links im Vordergrund Gruppen liegender oder halbliegender Mänaden zu Dutzenden, alle weit über Lebensgröße; im Hintergrunde eilt eine andere Schaar von Nymphen herbei. Das Alles ist unglaublich prätentiös, dabei unfertig, von falschem, grellem Kolorit, Auge und Geschmack verletzend.

Bühne.

— **Die große Frankfurter Theaterfrage ist entschieden. Nachdem** in letzter Zeit mit großer Sicherheit v. Stranz, v. Gottschall, v. Bodenstedt, Wehl, Lindau, Haase, Müller als Bewerber für den Intendanzposten genannt worden, ist nunmehr auf fünf Jahre der Direktor des Berliner Residenztheaters, Emil Claar, vom Frankfurter Komite gewählt worden.

— **Im Oktober feiert das Mannheimer Hoftheater, das bekannt**lich eine klassische Vergangenheit hat, indem es einst Männer wie Dalberg, Iffland, Beck, Beil zu den Seinen zählen durfte und in unmittelbarer Verbindung mit Schiller stand (erste Aufführung der „Räuber“ 1782), den Gedenktag seines hundertjährigen Bestehens. Das Fest wird drei Tage lang dauern: am ersten ein Goldoni'sches Stück, mit dem das Theater begonnen hat, am zweiten die „Räuber“, am dritten eine Oper aufgeführt werden. Es soll bei dieser Gelegenheit ein schon früher in Anregung gebrachter Plan Verwirklichung finden und als Festgabe eine Stärkung der Theaterpensionsanstalten durch freiwillige Beiträge bewirkt werden, um verdienten Künstlern ein sorgenloses Alter zu sichern und zugleich dem Kunstsinn der Freunde des Mannheimer Theaters ein Denkmal zu errichten.

— **Klapp's „Rosenkranz und Güldenstern“ hatte bei der ersten** Aufführung im Berliner Wallnertheater einen glänzenden Erfolg. Die Wiener Hofschauspieler trugen zu demselben wesentlich bei.

— **An den Magistrat der Stadt Wien, der sich vor Kurzem mit** der Frage beschäftigte, in wie weit eine Subvention der Theater aus städtischen Mitteln statthaft sei, wurde auf sein Ersuchen von dem Präfekten des Seinedepartements zuvorkommend ein Bericht eingesendet, aus dem hervorgeht, daß keines der Pariser Theater aus städtischen Mitteln subventionirt wird. Die drei der Stadt Paris gehörigen Theater (Théâtre du Châtelet, Théâtre de la Gaîté, Théâtre Lyrique), welche einen Baukostenaufwand von 11,130,054 Franken erfordert haben, sind an Unternehmer verpachtet, wofür ein jährlicher Gesammtzins von 296,643 Franken 38 Centimes erzielt wird, ein Betrag, der mit Rücksicht auf die Verzinsung des Baukapitals allerdings eine indirekte Subvention dieser Bühne involvirt. Direkt unterstützt die Stadt Paris die Komponisteure musikalischer Werke durch Preisausschreibungen, wofür ein jährlicher Betrag von 10,000 Franken im Budget eingestellt erscheint. In hervorragender Weise betheiligt sich aber der Staat an der Unterstützung der Theater. Das Budget des Ministeriums für öffentlichen Unterricht und schöne Künste weist nachstehende Beiträge auf: 800,000 Franken für die große Oper, 240,000 Franken für das Théâtre Français, 360,000 Franken für die Komische Oper, 60,000 Franken für das Odeontheater, 30,000 Franken für populäre Konzerte. Die Mittheilungen des Präfekten Herold langten in Wien erst an, nachdem der Fall, welcher zu der Enquête Anlaß gab, erledigt war, und wandern somit vorläufig in die — Registratur des Magistrats. Die Freigebigkeit der französischen Regierung für die schönen Künste wäre sehr der Nachahmung zu empfehlen.

— **Die berühmte Schauspielerin Sarah Bernhardt, die auch in** anderen Künsten excellirt, ist aus dem Verbande der Mitglieder der Comédie Française geschieden, um die neue Welt mit ihren Talenten zu entzücken. Die Künstlerin hat ein glänzendes Engagement unterzeichnet, zwei Jahre hindurch in Amerika aufzutreten. Sie erhält dafür die enorme Gage von 80,000 Pfd. Sterl. und überdieß werden ihr alle Unkosten gezahlt.

— **Alexander Dumas, der bekanntlich eine Russin zur Frau** hat, schreibt eine große Komödie aus dem russischen Leben, und zwar aus der haute volée. Aehnliche Stücke, wie das namentlich die Komödie «Les Danischeffs» beweist, finden in Paris immer großen und andauernden Erfolg.

Industrie und Verkehr.

— **Die Landesgewerbeausstellung für das Großherzogthum** Hessen in Offenbach wurde am 2. Juli in feierlicher Weise durch den Großherzog eröffnet, in dessen Gefolge der Erbgroßherzog, die Prinzen Heinrich und Wilhelm, der Ministerpräsident, sowie die Mitglieder der Ministerien dem feierlichen Akt beiwohnten. Nach dem Absingen einer von E. Pirazzi gedichteten Festhymne durch die vereinigten Männerchöre der städtischen Gesangvereine ergriff Kommerzienrath Becker, Vorsitzender des Ausstellungskomites, das Wort, um nach Rückblicken auf die Weltausstellungen und die seither im Großherzogthum veranstalteten Gewerbeausstellungen die Geschichte der Entstehung der gegenwärtigen Ausstellung zu entwickeln und dem Großherzog für die Förderung des für die Stadt Offenbach schwierigen Unternehmens mit einem dreifachen Hoch, in das die sehr zahlreiche Versammlung jubelnd einstimmte, zu danken. Nach der hierauf auf Befehl des Großherzogs vollzogenen Eröffnung des Hauptportals der Halle begab sich derselbe zur Besichtigung der Ausstellung, deren höchst gelungene Anordnung und überraschende Reichhaltigkeit den allgemeinen vollsten Beifall fanden. Die Ausstellung, welche den ursprünglichen Plan an Ausdehnung weit übersteigt, bietet ein sehr vollständiges Bild der zum Theil für den Weltmarkt in zahlreichen Richtungen thätigen Industrie des Großherzogthums und Offenbachs.

— **Der Manufakturausstellung in Moskau, welche im Sommer** des nächsten Jahres stattfinden soll, wird, da die Eröffnung derselben mit der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Kaisers zusammenfällt, eine größere Ausdehnung gegeben werden. Man hat, wie der Köln. Ztg. gemeldet wird, beschlossen, der Ausstellung von Gegenständen der Manufakturindustrie eine besondere Abtheilung für Landwirthschaftliches und Kunst hinzuzufügen. Ein geeigneter Platz für die Ausstellung ist außerhalb der Stadt auf der sogenannten Chadinki-Ebene dem Petrow'schen Park gegenüber gewählt, eine Fläche von 100,000 Quadratfaden für das aus Eisen zu errichtende Gebäude abgesteckt und die Vorarbeiten sind schon begonnen.

— **Am 16. Juni ist die Eisenbahnstrecke Goch-Wesel in Betrieb** gesetzt worden.

— **Der Vertrag der Gotthardbahn zwischen Deutschland, Italien** und der Schweiz ist am 17. Juni zu Baden in der Schweiz ratifizirt worden.

— **Peru ist nunmehr auch in den Weltpostverein eingetreten.**

— **Der Fabrikbesitzer Küchlin in Thann im Elsaß hat die** Erlaubniß erhalten, mit einem Dampfwagen nach dem System von A. Bollée die öffentlichen Straßen und Wege im Oberelsaß zu Privatzwecken befahren zu dürfen, und man ist höchst gespannt, wie es sich mit dem übrigen Verkehr vertragen wird.

Feste und Versammlungen.

— **Am 27. und 28. Juli wird in Berlin ein deutscher Turn**tag abgehalten werden.

— **Der 6. deutsche Gastwirthstag, welcher in München abgehalten** wurde, fand zahlreiche Betheiligung. Man hat sich namentlich über die Stellung der Bedürfnißfrage bei Ertheilung von Schankwirthschaften und gegen die Einführung einer besondern Branntweinsteuer ausgesprochen. Die Abschaffung der Trinkgelder wurde nicht befürwortet.

— **Die deutschen Taubstummenvereine versammeln sich am 30.** und 31. August in Berlin.

— **Der internationale Kongreß der Amerikanisten findet dieses** Jahr in Brüssel vom 23.—26. September statt. Er beschäftigt sich namentlich mit dem Fortschritt der Forschungen auf dem Gebiete der Völkerkunde, Sprachwissenschaft und Geschichte Amerikas.

Sport.

— **Die Zwietmeyer'sche Buchhandlung in Leipzig überrascht uns** mit einer Neuerung, mit „ovalen Spielkarten“, welche ein bequemeres Mischen und Halten sowie ein leichteres Ordnen der Karten im Auge haben. Der Versuch mit diesen eleganten Karten wird sich immerhin lohnen und vielleicht eine Aenderung im ganzen Kartenwesen dadurch hervorgerufen werden. Der Herausgeber war dabei auf eine elegantere Ausstattung überhaupt bedacht und hat die Ausführung derselben einem Künstler — Fedor Flinzer — übergeben. Dieser ging dabei auf den Ursprung der Karten zurück. Die vier Farben der französischen Karten bedeuten die vier alten Stände, ebenso ist den deutschen Kartenbildern eine erhöhte Bedeutung gegeben. Beiderlei Kartenspiele, französische und deutsche, sind in dieser neuen Form erschienen.

Statistik.

— **Der Chef des statistischen Bureau zu Washington gibt über** die Einwanderung im Hafen von New-York während des verflossenen Monats Mai folgende offizielle Daten: Es landeten während des besagten Monats 21,597 Passagiere, von denen 18,109 Einwanderer waren. Während der entsprechenden Zeit des Vorjahres landeten hier 15,271 Personen, darunter 12,213 Einwanderer. Die Gesammtzahl der im genannten Monat gelandeten Personen vertheilt sich auf die einzelnen Länder wie folgt: England 2533, Schottland 901, Wales 150, Irland 3142, Deutschland 4420, Oesterreich 710, Schweden 2501, Norwegen 1058, Dänemark 724, Frankreich 286, Schweiz 503, Spanien 51, Italien 471, Holland 151, Belgien 22, Rußland 162, Polen 104, Ungarn 158, verschiedene Länder 62.

Denkmäler.

— **Am 22. Juni wurde in Certaldo bei Florenz das neue** Standbild des berühmten Dichters und Schriftstellers Giovanni Boccaccio enthüllt, der, 1313 zu Paris geboren, 1375 in Certaldo, dem Stammsitze seiner Familie, starb.

Gestorben.

— Favre, Professor der Botanik, Dekan der naturwissenschaftlichen Fakultät, Uebersetzer von Goethe's naturwissenschaftlichen Schriften, am 25. Juni, in Lyon.

— Hereau, Landschaftsmaler, in Paris, am 26. Juni, 48 Jahre alt.

— Lord Lawrence, vormaliger Vizekonig von Indien, in London, am 27. Juni.

— Fidelis Butsch sen., bekannter verdienstvoller Antiquar, in Augsburg, am 29. Juni, 75 Jahre alt.

— Bezirksbauptmann Rudhart, Verfasser der „Geschichte der Oper am Münchener Hof“, in München, am 29. Juni.

— G. W. M. Reynolds, Gründer und Redakteur des bekannten Sonntagsblatts «Reynold's Newspaper», in London, 70 Jahre alt, Ende Juni.

— M. de Kontsky, Violinvirtuos, in Warschau, Ende Juni.

— Heinrich Leuthold, Dichter, in der Irrenanstalt Burghölzli (Schweiz), am 2. Juli, 52 Jahre alt.

— Sir William Fothergill-Cooke, der berühmte Elektriker, 73 Jahre alt, Anfangs Juli.

— Julius Kossarski, Dichter und Novellist, 67 Jahre alt, am 2. Juli, in Bromberg.

Oberon.

Von Chr. M. Wieland. Illustrirt von Gabriel Max und Gustav Closs.

Elfter Gesang

Die Hoffnung, seine Geliebte wiederzusehen, gibt Huon bald auf's Neue den vollen Glanz der Jugend wieder: die Luft, die sie mit ihm athmet, die Blumen, die ihr Auge berührt, rufen ihr Bild beständig vor seine Seele. Die heiße Tageszeit vertritt in diesem Lande das Amt der Nacht und wird verschlummert und verträumt. Sobald der Abendwind erwacht, erwacht auch Huon's Sehnsucht; überall sucht er sie dann im weiten Bereich des Harems; er weiß, daß die Nacht mit Wachen zugebracht wird, doch darf sich in den Garten und auf die Terrassen nach Sonnenuntergang kein männliches Wesen zeigen; fände man ihn, es wäre sein Tod. Denn sobald die Nacht hereinbricht, erscheinen die Damen des Harems in den blühenden Gängen des Gartens und ziert die Fürstin selbst den schönen Kranz der holden Nymphen, dann kürzt Gesang und Tanz und Saitenspiel die träge Nacht, und auf Spiel und Tanz folgt in stillen Grotten gewöhnlich noch ein Bad, zu dem Almansor selbst — so scharf gilt hier des Anstands Pflicht — sich niemals nähern darf. Er hat freilich, des Gebotes nicht achtend, ein paarmal in einem Busch versteckt die Damen des Harems an sich vorüberziehen lassen, aber Amanden niemals unter ihnen gefunden. Ibrahim und Scherasmin haben ihn auf's Dringendste gewarnt, sein Leben nicht solcher Gefahr auszusetzen, aber um seiner Geliebten willen glaubte er es wagen zu dürfen, zu sollen, und so stand er an einem Abend eben an seinem gewohnten Platzchen, als plötzlich, wie er sich um eine Hecke dreht, Almansaris ganz nahe vor ihm steht.

Wieland's Oberon. Elfter Gesang. **Garten des Serails.**

Zeichnung von Gustav Closs.

Sie kam, gelehnt an ihrer Nymphen eine,
Um, lechzend von des Tages strengem Brand,
Am frischen Duft der Pomeranzenhaine
Sich zu ergetzen. Ein leichtes Nachtgewand,
So zart, als hätten Sylphen es gewebet,
Umschattet ihren Leib, und nur ein goldnes Band
Schlingt's um den Busen zu, der durch die dünne Wand
Mit schöner Ungeduld sich durchzubrechen strebet.

Natürlich lüstet die schöne Königin,
In ihrem Weg' hier auf einen Mann zu treffen.
„Was machst du hier?" fragt sie den Paladin
Mit einem Blick, der jedem andern Affen
Des alten Gärtners tödtlich war.
Doch Huon, unterm Schirm gesenkter Augenlider,
Läßt auf die Kniee sich mit edler Ehrfurcht nieder
Und stellt den Blumenkorb ihr als ein Opfer dar.

Er hatte — sprecht er — bloß, es ihr zu überreichen,
Die Zeit verträumt, die allen seinesgleichen
Die Garten schließt. Hat er zu viel gethan,
So mag sein Kopf den raschen Eifer büßen. —

Allein die Göttin scheint in einen mildern Plan
Vertieft, indeß zu ihren Füßen
Der schöne Frevler liegt. Sie sieht ihn gütig an
Und scheint mit Mühe sich zum Fortgehn zu entschließen.

Den schönsten Jüngling, den sie jemals sah — und schön,
Wie Helden sind, mit Kraft und Wunde, fremde
Der Farbe nach, in einem Gärtnerkleide —
Dieß schien ihr nicht natürlich zuzugehn.
Gern hatte sie mit ihm sich näher eingelassen,
Hielt' nicht der strenge Zwang des Wohlstands sie zurück.
Sie winkt ihm endlich weg; doch scheint ein Seitenblick,
Der ihn begleitet, viel, sehr viel in sich zu fassen.

Sie schreitet langsam fort, stillschweigend, dreht sogar
Den schönen Hals, ihm hintennach zu sehen,
Und zurnt, daß er dem Wink so schnell gehorsam war.
War er, den Blick, der ihn exklärte, zu verstehen
Zu blöde? Fehlt's vielleicht der reizenden Gestalt
An Seele? Trugt das ungeduld'ge Feuer
In seinem Auge? Macht Gefahr ihn kalt?
Wie, oder sucht' er hier ein andres Abenteuer?

Wieland's Oberon.

Elfter Gesang.

Hüon und Almansaris. Zeichnung von Gabriel Max.

Ein andres? — Dieser Zweifel hüllt
Ihr plötzlich auf, was sie sich selber zu gestehen
Erröthet. Unruhvoll, verfolgt von Hüon's Bild,
Irrt sie die ganze Nacht durch Lauben und Alleen,
Horcht jedem Lüftchen, das sich regt,
Entgegen, jedem Blatt, das an ein andres schlägt.
„Still", spricht sie zur Vertrauten, „laß uns lauschen;
Mir däucht, ich horte was durch jene Hecke rauschen." —

Allein vergebens lauscht' ihr Blick, vergebens pochte
Ihr Busen Ungeduld, der schöne Gärtner ließ
Sich nicht mehr sehn, was auch die Ursach' heißen mochte.
Unglückliche Almansaris!

Almansor hatte inzwischen sich von Amandens Reizen bezaubern lassen, und obgleich sie ihm auch nicht den leisesten Schimmer von Gunst bezeigte, drohte doch das Szepter, das Almansaris bislang geführt, ihr von dieser Fremden aus der Hand gespielt zu werden. Da faßt Almansaris den schlauen Plan, um ihrer Liebe zu dem Fremden zu fröhnen, Almansor's Neigung scheinbar zu begünstigen, und läßt ihr in einem andern Flügel des Harems prächtige Gemächer anweisen. Dann sendet sie Hüon einen Strauß, darin ein Lorbeerblatt, auf dem ein A und H verschlungen stehen. Was konnte Hüon anders denken, als Amande sende ihm den Strauß, den man überdieß schlauer Weise durch die Amme gesandt?

„Herr Ritter", raunt sie ihm in's Ohr, „was gebt ihr mir,
So öffnet heute noch sich euch die Himmelsthür?

Mit einem Wort, ihr sollt Amanden sehen!
Noch heut', um Mitternacht, wird euch die kleine Thür
In's Myrtenwäldchen offen stehen;
Der Sklavin, die euch dort erwartet, folget ihr
Getrost, wohin sie geht, und fürchtet keine Schlingen;
Sie wird euch unversehrt an Ort und Stelle bringen."
Das gute Weib, dem nichts von Arglist schwant,
Verläßt sich auf den Weg, den sie ihm selbst gebahnt.

„Wie hoch, o Fatme, bin ich dir verbunden!"
Ruft Hüon aus. „Ich soll sie wiedersehn!
Noch diese Nacht! Und wär's, durch tausend Wunden
Unmittelbar von ihr in meinen Tod zu gehn,
Kaum würde weniger die Nachricht mich erfreuen!" —
„Mein bester Herr, ich habe guten Muth;
Die Sterne sind uns hold, ihr werdet sie befreien!"
Spricht Scherasmin, „und Alles wird noch gut!

„Gebt mir' drei Tage nur, um heimlich eine Yinke
Zu miethen, die nicht fern in einer sichern Bucht
Vor Anker liegen soll, bereit, beim ersten Winke,
Sobald der Augenblick zur Flucht
Uns günstig wird, frisch in die See zu stechen.
Noch läßt's das Kästchen uns an Mitteln nicht gebrechen;
Nur Gold genug, so ist die Welt zu Kauf;
Ein goldner Schlüssel, Herr, schließt alle Schlösser auf!"

Als die Nacht hereinbricht, wird er von einer weichen Hand an der verabredeten Stelle empfangen und nach dem Schlosse fortgeführt. „Wo sind wir?" flüstert er und tappt mit beiden Händen. Auf einmal öffnet sich die Thür.

Er steht getroffen und geblendet
Von einer Pracht, die Alles, was er je
Gesehn, beschämt: so sehr ist Gold und Lapis Lazuli,
Und was Golkond und Siam Reiches sendet,
Mit stolzer Ueppigkeit hier überall verschwendet.
Doch unbefriedigt sucht sein liebend Auge — sie.
„Wo ist sie?" seufzt er laut. Kaum ist sein Ach! entflogen,
So wird in einem Blitz ein Vorhang weggezogen.

Zu beiden Seiten rauscht der reiche Goldstoff auf,
Und welch' ein Schauspiel zeigt sich seinen starren Blicken!
Ein goldner Thron, und eine Dame drauf,
So wie ein Bildner sich, verloren in Entzücken,
Die Liebesgöttin denkt. Zwölf Nymphen, jede jung
Und voller Reiz, wie Amor's Schwestern, schweben
In Gruppen ringsumher, um, gleich der Dämmerung,
Den steigenden Triumph der Sonne zu erheben.

Von rosenfarbner Seide kaum
Beschattet, schienen sie zu ihrer Dame Füßen
Wie Wölkchen, die in einem Dichterraum
Um Cytherceens Wagen fließen.
Sie selbst, im reichsten Putz und mit Juwelen ganz
Belastet, zeigt ihm bloß, daß all' dieß bunte Funkeln
Nicht fähig ist, den angebornen Glanz
Von ihrer Schönheit zu verdunkeln.

Herr Hüon — der sich nun der Gärtner Hassan nennt —,
Sowie sein Auge sich zu ihr erhebt, erkennt
Almansaris, erschrickt, verwirrt sich, wankt zurücke.
Dieß allverblendende wollüst'ge Traumgesicht,
Was soll es ihm? — er sieht Amanden nicht!
Sie suchte hier sein Herz, sie suchten seine Blicke.
Almansaris, die sehr verzeihlich irrt,
Glaubt, daß ihr Glanz allein ihn blendet und verwirrt.

Sie steigt vom Thron herab, kommt lächelnd ihm entgegen
Und nimmt ihn bei der Hand, und scheint bereit, für ihn
Die Majestät, vor der ihm schwindelt, abzulegen
Und allen Vortheil bloß von ihrem Reiz zu ziehn.
Unmerklich wird ihr Anstand immer freier;
In ihren Augen brennt ein lieblich lodernd Feuer
Und spielt elektrisch sich in seinen Busen ein;
Sie drückt ihm sanft die Hand und heißt ihn fröhlich sein.

Halb unentschlossen scheint sein Blick ihr was zu sagen.
Sie winkt die Nymphen weg, und weg ist auch sein Muth;
Er scheint zu furchtsam, nur die Augen aufzuschlagen.
Die Szene ändert sich. Ein zweiter Vorhang thut
Sich auf. Almansaris führt ihren blöden Hirten
In einen andern Saal, wo ringsumher die Wand
Bekleidet war mit Rosen und mit Myrten,
Und mit Erfrischungen ein Tisch beladen stand.

Beim Eintritt werden sie mit Sang und Klang empfangen,
Aus Saiten und Gesang ertönt der Freude Geist;
Und Hassan setzt, wie ihm's die Dame heißt,
Ihr gegenüber sich. Erröthendes Verlangen
Und schöne Ungeduld bekennet, furchtsam dreist,
In ihrem schwimmenden Blick, auf ihren glühenden Wangen
Ihm seinen Sieg; allein, aus seinen Augen bricht
Wie aus Gewölk ein traurig düstres Licht.

Almansaris sucht ihn durch das Spiel der Saiten, in dem sie Meisterin ist, zu bezaubern.

Im Uebermaß von dem, was sie empfand,
Fällt ihr zuletzt die Laute aus der Hand.
Die Arme öffnen sich — doch Hüon, dem es graute,
Greift eilends noch im Fallen nach der Laute,

Wie ein Begeisterter, und stimmt mit mächt'gem Ton
Die Antwort an, gesteht, daß eine Andre schon
Sein Herz besitzt, und daß im Himmel und auf Erden
Ihn nichts bewegen kann, ihr ungetreu zu werden.

Fest war sein Ton, und unbestechlich streng
Sein edler Blick. Die Zauberin, wider Willen,
Fühlt seine Obermacht. Sie blaßt, und Thränen füllen
Ihr zürnend Aug'; die Luft kommt in's Gedräng
Mit ihrem Stolz. Sie eilt sich zu verhüllen;
Verhaßt ist ihr das Licht, der weite Saal zu eng;
Mit einem kalten Blick auf ihren
Rebellen, winket sie, ihn schleunig abzuführen.

Die Gipfel glänzten schon im ersten Purpurlichte,
Als unser Held, die Stirn in finstern Gram
Gehüllt, zurück zu seinen Freunden kam.
Erschrocken lasen sie in seinem Angesichte
Beim ersten Blick die Hälfte der Geschichte.
„Unglückliche", spricht er zu Fatmen, die vor Scham
Zur Erde sinkt, „wohin war dir dein Sinn entflogen?
Doch — dir verzeih' ich gern, du wurdest selbst betrogen."

Und als er drauf, was ihm in dieser Nacht
Begegnet war, erzählt, faßt er den guten Alten
Vorn an der Brust und schwört, ihn soll die ganze Macht
Von Afrika nicht länger halten,
Mit Schwert und Schild, wie einem Rittersmann
Geziemt, in den Palast zu dringen
Und seine Rezia dem Sultan abzuzwingen.
„Du siehst nun," spricht er, „selbst, was ich mit List gewann!"

Zu seinen Füßen sieht ihn Scherasmin, und lange
Vergehens, nur drei Tage noch dem Zwange
Der nöthigen Verborgenheit
Sich in Geduld zu untergehen,
Und nicht durch einen Schritt, den selbst die Tapferkeit
Verzweifelt nennt, sein und Amandens Leben
Zu wagen; bittet nur um diese kurze Zeit,
Um jedes Hinderniß von seiner Flucht zu heben.

Auch Fatme steht auf ihren Knieen, streckt
Ihr Haupt der Rache dar, wofern sie zu Amanden
Ihm binnen dieser Frist den Zugang nicht entdeckt.
Sie schwört, zum zweiten Mal soll kein Betrug zu Schanden
Sie machen; kurz, der Ritter selber fühlt,
Daß ihm sein Unmuth nicht den besten Weg empfiehlt;
Er gibt sein Wort, und kehret in den Garten
Zurück, um seines Diensts und des Erfolgs zu warten.

Mit dem Leben versöhnt.

Erzählung

von

Hans Warring.

(Fortsetzung.)

Die Krankheit des Grafen zog sich mehr in die Länge, als man vermuthet hatte. Es war ein grauenhafter Zustand dieses Nichtleben- und Nichtsterbenkönnen. Von jedem Besuche ging ich bis in's innerste Herz erschüttert hinweg. Ich bewunderte Gabrielens Muth und Seelenstärke, die sie befähigten, bis an's Ende in der Pflege des Kranken auszuharren. Niemals habe ich sie niedergebeugt oder gar fassungslos gesehen. Gleichmäßig ruhig, in steter Sammlung erfüllte sie Tag für Tag die übernommene schwere Pflicht. Ihr Lob war in Jedermanns Munde — man erzählte sich, daß die hohe Frau, in deren Dienst sie gestanden und die ihr nach wie vor ihre Gunst bewahrt hatte, sie eine Heilige genannt habe. Sie wurde von des Kranken Familie in der That wie eine solche verehrt.

In der letzten Woche des vorigen Jahres starb der Graf. Sein Testament bewies, daß auch er den Werth seiner Gattin zu schätzen gewußt hatte. Außer dem bedeutenden Wittum, welches er ihr bei der Vermählung ausgesetzt hatte, hinterließ er ihr ein reiches Erbe zu freier Disposition. So schien es also, daß ich an das Ziel meiner Wünsche gelangt war — aber ich konnte dieser Hoffnung nicht froh werden. Ich fühlte mich beklommen und gedemüthigt und fand es nicht nur begreiflich, sondern wünschenswerth und nothwendig, daß Gabriele und ich uns eine Zeit lang fern von einander hielten. Ich billigte es, daß sie die Trauerzeit fern von der geräuschvollen Stadt auf dem Gute ihres Bruders verleben wollte. Als sie abgereist war, wurde es mir erst fühlbar, wie unentbehrlich ihr Umgang mir geworden war. Ihretwegen hatte ich jeden andern Verkehr vernachlässigt — jetzt stand ich einsam da, losgelöst von jeder Gemeinschaft, außer der dienstlichen. Selbst bei meiner Schwägerin konnte ich nicht Trost und Ermuthigung holen, denn auch ihr Haus war ein Trauerhaus geworden. Ein jäher Tod hatte den Eltern ihren Erstgeborenen entrissen.

So vergingen die ersten Monate dieses Jahres. Der Frühling kam heran und mit ihm stiegen die drohenden Wolken auf, die wir Alle langsam näher und näher heranziehen sahen. Wir sahen das Ungewitter — aber wohl Wenige unter uns haben nicht bis zuletzt gehofft, daß irgend eine Gegenströmung noch in der zwölften Stunde den Ausbruch verhindern würde. Selbst als die Mobilmachungsordre durch alle Provinzen flog — als wir kriegsbereit unter Waffen standen — selbst da erwartete ich noch eine friedliche Lösung.

Meine Bekenntnisse nähern sich ihrem Ende. Ich bin bis zu dem Punkte gelangt, wo ich Dir von dem erschütterndsten und gewaltigsten Kampfe zu berichten habe, den ein Mann kämpfen kann, von dem Kampfe der persönlichen Ueberzeugung mit den Pflichten des Berufs. — Als ich an der Spitze meiner Eskadron in's Feld rückte, gab es in der ganzen Schaar, die ich führte, wohl kein so gebeugtes und sorgenschweres Herz, wie das meinige. Ich sagte Dir schon, daß die Begeisterung für meinen Beruf sehr rasch bei mir verflogen war. In den letzten Jahren hatte ich meine Dienstobliegenheiten mit jener mechanischen Regelmäßigkeit verrichtet, mit welcher man Dinge thut, die abgethan werden müssen, die aber unsern Geist weder beschäftigen, noch befriedigen. Ich hatte mich durch die ganze Reihe meiner Dienstpflichten hindurchgeschleppt, froh, wenn ich sie hinter mir hatte und wieder zu meinen Büchern zurückkehren konnte. Und dennoch hatte ich bis zuletzt nicht an eine Aenderung gedacht. Denn, das wußte ich, den Dienst quittiren hieß zugleich auch Gabrielen entsagen.

So hatte ich fortgelebt, nicht ahnend, daß die schwerste und härteste Prüfung, die meinen Gesinnungen nach mich treffen konnte — ein Krieg — mir auferlegt werden sollte. In dem quälenden Zwiespalte aller meiner Seelenkräfte hatte ich den Moment verpaßt, wo noch Rettung möglich gewesen wäre. Jetzt war es zu spät. Ich stand am Abgrunde und durfte nicht zurück. Ein Soldat, der vor den letzten Konsequenzen seines Standes, dem er jahrelang angehört hat, zurückbebt — durfte ich wagen, dieses entehrende Bekenntniß auszusprechen? — Abschied nehmen angesichts eines Krieges — gibt es etwas Schmachvolleres für einen Offizier?

Du weißt ebensogut, wie ich, daß der Krieg dieses Jahres, der so rasch beendet ist und dessen Folgen sich für die nationale Entwicklung Deutschlands sicherlich segensreich erweisen werden, in seinem Anfange kein populärer Krieg war. Mir erschien er in seiner schrecklichsten Gestalt, ein Krieg Deutscher gegen Deutsche. Nach meinen Ansichten war dieß gleich Brudermord!

Wir kamen nach unserem Einrücken in Feindesland für's Erste nicht zur Aktion. Diesen Umstand, der die ungeduldige Thatenlust meiner jungen Kameraden zum Unwillen reizte, empfand ich als ein Glück. Auch das, was man in soldatischen Kreisen für die schwerste Probe des Muthes und der Hingabe an die Pflicht erklärt: ruhiges, passives Ausharren inmitten eines vernichtenden Kugelregens, wirkte in mir, im Gegensatze zu den Anderen, ein Gefühl der Befriedigung und Genugthuung. Ich vollbrachte diese Aufgabe mit einer Ruhe und Gelassenheit, welcher man allgemeine Anerkennung zollte. Und als wir, ohne zum Angriff gekommen zu sein, uns langsam zurückziehen mußten, stets umpfiffen von den Kugeln der feindlichen Infanterie, da war ich der Letzte, welcher den Platz räumte, und ich that es zu Fuß, weil ich auf meinem Pferde zwei arme, verwundete Bursche mit mir führte, welche hülflos zurückgeblieben wären, hätte ich mich ihrer nicht angenommen. — Verzeih', mein Freund, daß ich bei diesen Dingen verweile! Aber angesichts der Verdächtigungen und Anschuldigungen, die man gegen mich geschleudert und die auch Dir bereits zu Ohren gekommen sein werden, laß mich selbst das Wenige, was ich zu meinen Gunsten anführen kann, nicht unterdrücken!

Ich hatte früher stets gehört, daß der Soldat im Getümmel der Schlacht, unter den Klängen der Musik, beim Stampfen der Rosse das Bewußtsein von dem Gräßlichen verliere, das er zu thun gezwungen ist. Mir wurde dieß auch von Denen bestätigt, die in diesem Feldzuge schon im Gefecht gewesen waren. Auch den Humansten, erzählten sie, befalle eine Art von Rausch oder Wuth, die zum rücksichtslosen Vorwärtsdringen und zum erbarmungslosen Niederwerfen alles dessen reize, was sich hindernd in den Weg stellt. Man vergesse, daß es Menschen unseresgleichen seien, die man vor sich habe — Wesen, dem Schmerze und der Pein unterworfen wie wir selbst. Alles Nachdenken — jedes Mitleid und Erbarmen gehe in einem Rausche unter, der unabhängig von unserem Willen über uns komme und der alles andere Denken, als das eine: „Vorwärts! Vorwärts!" ausschließe. So hatte man mir berichtet,

und so hoffte ich es bestätigt zu finden, wenn die furchtbare Blutarbeit auch von mir verlangt werden würde. Aber an meiner nüchternen, jeder Begeisterung baren Beobachtung sollte jeder äußere Einfluß scheitern. Die Stunde, welcher ich mit Grauen entgegengesehen hatte, kam heran. Wir waren in die Vorhut geschoben und standen von einem Wäldchen gedeckt im Hinterhalte, des Augenblickes gewärtig, wo die heranrückenden feindlichen Infanteriekolonnen vor uns aus einer Thalsenkung auftauchen würden. Wir sollten uns ihnen entgegenwerfen und sie niederreiten. Ja „niederreiten" lautet der technische Ausdruck für einen derartigen Kavallerieangriff. — Du bist ein Mann des Friedens und kannst daher nicht wissen, wie gerade ein Reitergefecht zu den gräßlichsten der in der Kriegskunst gebräuchlichen Waffengängen gehört. Es ist die grausige Unmittelbarkeit, die fürchterliche Nähe des Gegners, welche den Kampf so über alle Maßen entsetzlich macht. Man fühlt das zuckende Fleisch unter dem Hiebe seines Säbels, den sich windenden Leib unter den Hufen seines Rosses. — Wir hielten regungslos — kaum das Schnauben eines Pferdes ließ sich hören. Da begann es sich unter uns zu regen. Erst in der Ferne, dann näher und näher hörten wir den taktmäßigen Schritt marschirender Kolonnen. Dann sahen wir sie vor uns auftauchen, die dem Verderben geweihte Schaar. Mit einem Gefühle, das ich Dir nicht beschreiben kann, sah ich sie näher herankommen. Ich habe scharfe Augen, wie Du weißt, und früher als die meisten Anderen konnte ich daher den Einzelnen erkennen. Mann für Mann blickte ich die Vorderreihe entlang. Ueberall sah ich blonde Köpfe — Gesichter von echt germanischem Schnitte. Und diese Menschen, zu denen mein Herz mich in Bruderliebe hinzog — diese jungen, frischen Gestalten, die Hoffnung und der Stolz manches Mutterherzens — sie sollten in der nächsten Minute niedergemäht werden, und ich — ich mußte es sein, der das Signal dazu gab!

Laß mich über das, was nun folgte, schnell hinweggehen! Ich glaubte, meine Stimme müßte mir versagen, als ich das Kommandowort endlich sprechen mußte. Mit Sturmesgewalt brachen wir über sie herein. Die armen Jungen waren so sorglos geführt worden und kamen so ahnungslos daher, daß ihnen die Zeit zu einem geregelten Widerstande gebrach. Dennoch wehrten sie sich wie die Löwen, zu meiner Pein. Ich hätte mit Freuden Jahre meines Lebens dahingegeben, wenn sie früher die Waffen gestreckt hätten. — Endlich war die Arbeit gethan — wir waren Sieger. Aber der Siegesjubel der Kameraden weckte kein Echo in meiner Brust. Ich starrte auf das Bild der Verwüstung um mich her. Das edelste Werk der Natur war zu einem Anblicke des Grauens und Entsetzens geworden — und ich hatte geholfen, es dazu zu machen! Der Entschluß stand fest in mir: nie wieder soll meine Hand sich zu einer gleichen Blutarbeit erheben!

Ich habe diesen Entschluß ausgeführt und die Folgen auf mein Haupt genommen. Ich glaubte sie im Besitze eines reinen Bewußtseins leichter tragen zu können — aber ich hatte mich geirrt. Was eine geachtete Stellung, ein angesehener Name, der Ruf des Muthes und der Ehrenhaftigkeit werth sind, habe ich erst einsehen gelernt, als ich sie verloren. — Man hat schwere Verdächtigungen, schmachvolle Anschuldigungen gegen mich ausgesprochen! Selbst die Wohlwollenden sind angesichts der Thatsachen an mir irre geworden. Mein Oberst, ein Mann, der mir stets ein Musterbild hoher Gerechtigkeit und fleckenloser Ehre sein wird, starrte mich an, als hätte ich den Verstand verloren, als ich vor ihm stand und ihm meinen Entschluß mittheilte.

„Sie haben sich heute vor dem Feinde in einer Weise gezeigt, die Sie vor Mißdeutungen schützen sollte," sagte er endlich in einem ruhigen, beschwichtigenden Ton, als rede er zu einem Fieberkranken. „Aber trotzdem bitte ich Sie, Osten, vorsichtig in Ihren Aeußerungen zu sein! Sie sind in der aufgeregten Stimmung, die nach dem furchtbaren Anblick der ersten Schlacht jeden Neuling überkommt. Sie sind verwundet — ich sehe, daß Sie bluten. Gehen Sie, lassen Sie sich verbinden, — versuchen Sie zu ruhen — dann kommen Sie wieder. Ich werde dann bereit sein, Sie anzuhören."

Vielleicht schwerer als alles Andere, was ich zu überwinden hatte, war mir der drohende Verlust der guten Meinung dieses trefflichen Mannes. Ich hatte bisher nie ein Wort des Tadels von ihm vernommen, das achtungsvolle Wohlwollen, das er mir stets gezeigt, hatte mich mit Stolz und Befriedigung erfüllt. Hätte es in meiner Macht gestanden, anders zu handeln — um mir seine Freundschaft zu erhalten, hätte ich es gethan! Ich sagte ihm dieß, als ich unveränderten Entschlusses wieder vor ihm stand. — Ich weiß nicht, ob sein Zorn oder sein Schmerz größer war, als er sich von mir wandte.

„Man wird Ihnen nachsagen, daß Sie feige sind," sagte er dumpf, „und Ihre Freunde werden dazu schweigen müssen!"

„Sie, Herr Oberst, wissen, daß ich es nicht bin, — das wird mich trösten!" entgegnete ich. — Wie unzulänglich hat sich dieser Trost erwiesen! — Ich kann Dir nicht beschreiben, was ich fühlte, als mein Regiment vorwärts rückte und ich zurückblieb. Mein gütiger Oberst hatte, um jedes Aufsehen zu vermeiden, mir für's Erste nur einen mehrwöchentlichen Urlaub ertheilt, „zur Heilung meiner Kopfwunde". Aber unter den Kameraden waren die Thatsachen bekannt und sie mieden mich wie einen Pestkranken. Ich fühlte, daß ich nicht unverdient litt — ich warf keinen Groll auf sie, aber ich konnte Menschennähe nicht länger ertragen. Ohne Berlin zu berühren, flüchtete ich mich in die wilde, rauhe Einsamkeit der norwegischen Gebirge. — Von hier aus schrieb ich an meinen Vater, an meine Großmutter und an Gabriele. Ich entschuldigte mich nicht, aber ich erklärte das Geschehene. Die Antwort meines Vaters kam zuerst. Sie bestand aus wenig Zeilen, worin er mir sagte, daß er einen Menschen, der seinen ehrlichen Namen gebrandmarkt habe, ferner nicht als Sohn anerkenne. Eine Woche später schrieb Gabriele. Es war dieß ein Brief, der als ein Muster unausgesprochener und dennoch nicht mißzuverstehender Zurückweisung gelten konnte. Kein Wort erinnerte an die Liebe, die uns verbunden, keine Sylbe berührte die Hoffnungen, die wir gehegt. Glatt und gewandt ging die Schreiberin über die Vergangenheit hinweg und löschte mit einem Federstriche zehn opfervolle Jahre meines Lebens.

Ich habe keine rechte Erinnerung davon, wie ich die Zeit verlebt habe, welche auf den Empfang dieser Briefe folgte, es war ein Chaos in mir, aus welchem ich mich nicht herausfinden konnte. Nur das Eine stand fest: ließ auch meine Großmutter mich fallen, dann war ich ein Unnützer, Ueberflüssiger in der Welt — mein Entschluß, was ich in diesem Falle zu thun hatte, war gefaßt.

Ich mußte lange auf die Entscheidung meines Schicksals warten, so lange, daß ich mehr als einmal im Begriffe war, ein Ende zu machen, ehe noch das letzte Wort gesprochen. Endlich erhielt ich Nachricht. Aber nicht die wohlbekannten Schriftzüge meiner Großmutter blickten mir von der Adresse entgegen. Mit bangen Ahnungen öffnete ich den Brief. Er war von dem alten Verwalter Ralf und enthielt die Todesnachricht seiner Herrin. Und einliegend in diesem Schreiben fand ich das Blatt Papier, welches mich wieder zurückführte unter die Lebenden. Nur wenige Zeilen standen darauf, die meine Großmutter kurz vor ihrem Ende geschrieben. Mit dem wunderbaren Hellblick, der oft den Sterbenden eigen, hatte sie meinen Gemüthszustand erkannt und noch über das Grab hinaus für mich gesorgt. Mit ernsten, liebevollen Worten zeigte sie mir den Weg, den ich gehen mußte, wenn ich wieder zu Harmonie mit mir und der Welt gelangen wollte. Sie legte Pflichten auf meine Schultern — sie zeigte mir, daß ich zur Weiterführung ihres Werkes der allein Geeignete sei. Warm legte sie mir Alle an's Herz, für die sie ihr Lebenlang gesorgt hatte, und endete damit, daß sie mir sagte, sie scheide ruhig, denn sie hege die feste Ueberzeugung, daß sie die Arbeit ihres Lebens keinen würdigeren Händen hinterlassen könne.

Einem Lebendigbegrabenen, wenn er nach Verzweiflung und Todesnoth wieder zu Licht und Leben gerettet wird, mag zu Muthe sein, wie mir in jener Stunde, als ich den Brief gelesen. Zum ersten Mal seit langen, trüben Tagen fühlte ich mich wieder als ein zum Leben berechtigter Mensch unter meinesgleichen. Als ich aus meiner niederen, dumpfen Stube in's Freie trat, blickte ich zum ersten Male wieder mit Bewußtsein um mich. Ich war seit Wochen Tag für Tag, oft bis in die Nacht hinein, auf den Klippen am Meere herumgestrichen — jetzt blickte ich in die Gegend, als sähe ich sie zum ersten Male. Ich erinnerte mich, daß die Thalgründe grün gewesen, als ich gekommen — jetzt starrte ich auf eine in weiße Schneedecken gehüllte Landschaft. Die Wandlung hatte sich vollzogen, ohne daß ich es, in mein düsteres Hinbrüten versunken, bemerkt hatte. Und auch den Winter, der über mein Haupt gekommen war, hatte ich bis jetzt nicht wahrgenommen. Als ich an diesem Tage mit erhobenem Haupte in mein Zimmer trat, blickte mir aus dem Spiegel ein fremdes Gesicht entgegen: ein gramdurchfurchtes, hohläugiges Antlitz aus einem Gestrüppe grauer Bart- und Haupthaare.

Meine Bekenntnisse sind beendet — was ich noch hinzuzufügen habe, konnte mich nur oberflächlich berühren. Mein Oberst hatte sich bis zuletzt als mein Freund bewiesen: seinem hohen Ansehen und seiner allbekannten Gerechtigkeit habe ich es zu verdanken, daß mein Abschied ein ehrenvoller wurde. Er meldete mir dieß zugleich mit meiner Rangerhöhung. Ich sei ihm keinen Dank schuldig, schrieb er; er habe nur die Wahrheit über mich zu berichten gehabt, um mir an höchster Stelle Anerkennung zu verschaffen. Er werde stets und überall meiner Pflichttreue und meinem Muthe das günstigste Zeugniß ausstellen.

Ich legte das Blatt still beiseite — es kam zu spät, die zerrissenen Bande wieder zu schürzen. Mein Entschluß stand fest: für meine Familie wollte ich fortan ein Fremder sein. So reiste ich hieher, ohne Berlin zu berühren, und hier will ich ferner leben. Die theure Entschlafene soll nicht vergebens an meine Liebe und die Erinnerungen meiner Kinderzeit appellirt haben! Ich will ihr meinen Dank beweisen, indem ich pietätvoll in ihrem Geiste weiter arbeite. Ich will mich selbst vergessen und für Andere wirken — so hoffe ich mit dem Leben fertig zu werden."

*

Er hatte mit fieberhafter Hast geschrieben, die ganze Nacht hindurch, ohne Ruhe und Schlaf zu suchen. Am Tage hatte er nur eine Pause gemacht, als man ihn zur Mittagsmahlzeit in's Speisezimmer gerufen. Jetzt, als er die Feder niederlegte und sich vom Schreibtische erhob, war der frühe Herbstabend bereits hereingebrochen. Er trat an's Fenster und blickte in die dämmerige Gegend hinaus. Die schwere, feuchte Atmosphäre war von einem starken Winde gelichtet worden, der pfeifend das alte Haus umsauste und die Wipfel der Bäume schüttelte. Er trieb die weißgrauen Wolkenmassen, die am fernen Horizonte gelagert, schnell über den See herauf, der in ihrem Schatten sich von Minute zu Minute dunkler färbte.

„Wir bekommen Schnee," hatte der alte Verwalter heute bei Tisch gesagt, „und Schnee im November bedeutet einen langen, strengen Winter!"

Der Alte hatte richtig prophezeit. Denn während der einsame Beobachter noch am Fenster stand, wirbelten die ersten Schneeflocken durch die Luft.

„Also möglicherweise sechs Monate unter Schnee und Eis!" murmelte er vor sich hin, während er auf die immer schneller und dichter fallenden Flocken starrte, die im Verein mit dem Abenddunkel jeden ferneren Ausblick in die Gegend unmöglich machten. „Sechs Monate Winter — und in dieser Einsamkeit!"

Er trat vom Fenster zurück und durchmaß mit starken Schritten das Zimmer. Er konnte es sich nicht verhehlen, daß das vor ihm liegende Leben an Entbehrungen reich sein werde. Seit einer Reihe von Jahren hatte er in einer großen, an Kunstinstituten reichen Residenz gelebt, deren Genüsse ihm durch Gewohnheit fast zum Bedürfniß geworden waren. Er hatte den Umgang hochgebildeter Menschen genossen — er hatte in Kreisen verkehrt, die sich aus der Blüte der Gesellschaft zusammensetzten, und die sich ebenso durch reiche Bildung wie durch die Anmuth ihrer geselligen Formen auszeichneten. Für Alles, was er empfand und dachte, hatte er Verständniß und Theilnahme gefunden. — Und jetzt mußte er Verzicht leisten auf Alles, was sein Leben bisher geschmückt hatte — Verzicht leisten auf jeden ihn fördernden, seinem Geiste ebenbürtigen Umgang! Ihm war es, als müßte er mit Mühe das Verständniß für das lallende Stammeln der frühesten Kindheit suchen, nachdem ihm der Verkehr mit reifen Geistern zu Theil geworden. Und doch mußte es geschehen — er mußte diese Aufgabe lösen, selbst wenn es ihm noch so schwer werden sollte! Er wußte, daß er sich seiner Umgebung anbequemen mußte, da er sie nicht zu sich erheben konnte. Ihre Interessen mußte er zu den seinen machen — durch ihre Augen mußte er lernen, das Leben und die Welt anzuschauen. Nur so konnte er die übernommenen Pflichten erfüllen, nur so hoffen, den Menschen, deren Wohl und Wehe in seine Hand gelegt war, mit der Zeit mehr zu werden, als nur der Spender der gemeinsten Bedürfnisse des Lebens.

Er sollte in den nächsten Wochen die Erfahrung machen, daß diese Aufgabe ihm noch schwerer fiel, als er sie sich gedacht hatte. Seine feinorganisirte, ästhetische Natur wurde oft von Dingen verletzt, die von Menschen gewöhnlichen Schlages unschädlich abgleiten. Zwar hatte er als Kind mit diesen Leuten auf dem Fuße der Gleichheit verkehrt — aber er hatte nicht in Rechnung gebracht, daß er seit jener Zeit fortgeschritten war, während

sie noch auf demselben Standpunkte standen, den sie damals eingenommen. Welche Respektsperson war der alte Verwalter Ralf einst für ihn gewesen! Mit welcher Bewunderung hatte seine überlegene Weisheit ihn einst erfüllt! Jetzt mußte er oftmals strenge Selbstbeherrschung üben, um der beschränkten Anschauungsweise des Alten gegenüber seine ruhige, gleichmäßige Nachsicht zu bewahren. Und wieder und immer wieder mußte er sich vergegenwärtigen, auf welche Weise der Alte zu dieser starren, zähen Einseitigkeit gelangt war, um dieselbe stets von Neuem entschuldigen zu können. Seit länger als dreißig Jahren hatte er seinen Posten inne, und während dieser ganzen Zeit hatte er nur ein Interesse gehabt — nur einen Zweck verfolgt: die Vergrößerung des Eigenthums seiner Herrin. So völlig hatte diese Aufgabe ihn in Anspruch genommen und sein gesundes Urtheil getrübt, daß es ihn ganz unangefochten ließ, wenn er dabei die Interessen Anderer verletzte, oder doch wenigstens ihre gerechten Ansprüche ignorirte. Während der letzten Jahre der zunehmenden Kränklichkeit und Schwäche seiner Herrin hatte er in jeder Beziehung freie Hand gehabt. Jetzt konnte er seine Empfindlichkeit nicht verbergen, wenn der neue Gebieter andere Ansichten aussprach, als er, oder zu der egoistischen Einseitigkeit des Alten mißbilligend den Kopf schüttelte. Es gehörte zu seinen unliebenswürdigen Eigenthümlichkeiten, niemals nach der ersten Forderung eine Zahlung zu leisten, selbst wenn er die Berechtigung derselben anerkennen mußte.

Joseph Diem. Originalzeichnung. (S. 826.)

Stets erst nach mehrmaliger Mahnung, und dann nie ohne Schelten und Poltern bequemte er sich zu einer Ausgabe, mochte sie nun in einer auf dem Gute lastenden Abgabe, oder in irgend einer anderen nothwendigen Leistung bestehen. Die Arbeiter des Gutes nahten ihm nur mit Zagen, um ihren Lohn, der ihnen theils in baarem Gelde, theils in verschiedenen Naturalien ausgezahlt wurde, von ihm zu erbitten. Jedes Maß Getraide, das sie verlangten, erregte einen Sturm des Unwillens, und John fühlte sich mehr als einmal veranlaßt, einzuschreiten, wenn er wahrnahm, daß der Alte in einem eigenmächtigen Strafverfahren sich allerlei kleine Abzüge gestattete. Selbst den Bedarf des Herrenhauses konnte die alte Wirthschafterin nie ohne harten Kampf mit ihm erlangen. Es war dieß eine Methode, die dem großmüthigen, freigebigen Charakter des neuen Gebieters geradezu entgegengesetzt und ihm unaussprechlich widerwärtig war.

Noch etwas gab es, was seine Selbstüberwindung Tag für Tag auf eine harte Probe stellte, und wogegen er doch nicht einschreiten mochte, da er allein es war, der darunter litt. Es waren dieß die täglichen Mittagsmahlzeiten. Seine Tischgenossenschaft bestand aus der alten Haushälterin, Frau Heß, dem Verwalter und noch zwei jüngeren Wirthschaftsbeamten. Früher hatte er mit gutem Appetit an dem Tische der Knechte gespeist, jetzt bereiteten die drei paar Thranstiefel unter dem Tische mit ihrem, an durchwanderte Stallungen erinnernden Odeur ihm ein Mißbehagen, das ihm

Denkendorf bei Eßlingen. Originalzeichnung von H. Nestel. (S. 834.)

Bartstudien.

Originalzeichnungen von **Rudolph Wimmer.**

oftmals die Eßlust raubte. Er konnte sich diese Empfindlichkeit seiner Nerven nicht fortdemonstriren, so oft er es auch zu thun versuchte, aber er sagte sich, daß er sie überwinden müsse — und es gelang ihm. Er selbst blieb unverändert der einmal angenommenen Gewohnheit, sich vor Tische umzukleiden, treu. Und wenn er in's Speisezimmer trat und mit höflicher Verbeugung gegen seine Beamten seinen Platz am oberen Ende des Tisches einnahm, dann hätte ein feiner Beobachter aus dem Kontraste, den seine feine, etwas gebeugte Gestalt mit den derben, breitschultrigen Gesellen um ihn her bildete, auf die ungeheure Verschiedenheit ihres inneren Wesens schließen müssen. Einem solchen Beobachter wäre die Ueberzeugung gekommen, daß der Hausherr im Zusammenleben mit diesen, ihm so wenig ebenbürtigen Menschen eine Leere empfinden, einen Mangel erleiden müsse, die eine Verkümmerung des Besten in ihm zur Folge haben mußten. Aber einen solchen Beobachter gab es in Hof Steinbek nicht und John von Osten fuhr fort, den schweren Kampf des fein Empfindenden gegen die grob organisirte Natur, d. h. des Waffenlosen, leicht Verletzbaren gegen den derb Bewehrten zu kämpfen, ohne daß ihm ein Blick der Sympathie oder des Verständnisses zu Theil geworden wäre.

Die Tage vergingen und der neue Besitzer lebte sich nach und nach in die Pflichten des Gutsherrn ein. Er beschränkte seine Beamten in ihren Rechten nicht, aber er hielt darauf, daß auch die der Gutsarbeiter und Häusler respektirt wurden. Zuweilen gab es darüber einen Zusammenstoß mit dem alten Ralf — das sollte und durfte ihn aber nicht hindern, seiner besseren Erkenntniß gemäß zu handeln. Unbeirrt verfolgte er den einmal eingeschlagenen Weg, trotzdem er es sich nicht verhehlen konnte, daß Niemand, selbst Die nicht, welchen seine Bemühungen zugute kamen, ihm Dank dafür wußten. Oft fühlte er ein schmerzliches Befremden darüber. Dann aber sagte er sich, daß er eine Aenderung ihrer Gesinnung in Geduld abwarten müsse. Er kannte diese Leute von früher — er wußte, daß ein schwer zu überwindendes Mißtrauen gegen Alles Fremde, Neue in ihrem Charakter wurzele. Und fremd war er ihnen, nicht nur seiner Person, sondern vielleicht mehr noch seiner ganzen Art und Weise nach, fremd und befremdend zugleich. Daß er bei verschiedenen Gelegenheiten mehr auf ihren, als auf seinen eigenen Vortheil bedacht gewesen war, ganz entgegen der lange befolgten Methode des Herrn Verwalters, ließ ihn in ihren Augen als unpraktischen Mann erscheinen, der den rechten Schick noch zu lernen habe. Selbst sein Aeußeres erschien ihnen befremdend. John merkte bald, daß die anderen Herren, der alte Verwalter nicht ausgeschlossen, viel mehr nach ihrem Geschmacke waren, als er. Eines Abends war er der ungesehene Zeuge eines Gespräches zwischen den jungen Mägden des Hauses. Sie übten eine scharfe Kritik gegen ihn und sprachen sich besonders mißfällig über sein graues Haar aus. Er hörte, wie sie ihm in dem plattdeutschen Dialekt der Gegend den Spottnamen „der Wittkopp" gaben. „Sie sind grausam wie Kinder — sie sehen wie diese nur die Wirkungen, nicht die Ursachen," sagte er sich, als sich eine peinliche Empfindlichkeit in ihm regen wollte. Er lächelte, als er weiter schritt — aber das Gefühl der Vereinsamung und Verlassenheit wurde mit jedem Tage stärker in ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Denkendorf.

(Hiezu das Bild S. 832.)

„Kennen Sie Denkendorf?" fragte mich ein alter Stuttgarter Habitué, der es als Lebensaufgabe betrachtete, alle Feinheiten der schwäbischen Landschaft herauszufinden und bekannt zu machen.

„Nein," antwortete ich lächelnd, „obwohl mir der Name fast wie historisch in der Erinnerung schwirrt."

„Fast wie historisch," rief der Frager entrüstet, indem er mich beinahe mitleidig ansah. „Denkendorf," fuhr er mit Nachdruck fort, „ist eines der interessantesten, historisch merkwürdigsten Klöster Deutschlands und wunderhübsch gelegen. Ich will Ihnen etwas von dem Kloster erzählen."

Ich schwärme nicht sehr für Klosterhistorien, sie sind sich alle so gleich. Andere Zeiten, andere Verhältnisse; einst Ruhm, jetzt Verfall; einst eigenartiges, reiches Leben, jetzt Stille und Steingebröckel und Epheugewirr. Aber ich konnte dem freundlichen alten Herrn nicht gut einen Korb geben, sein weißer, militärischer Bart, seine feurigen blauen Augen, sein liebenswürdiger, voller Mund und seine von vortrefflichem Rothwein blühenden Wangen — Alles war zu liebenswürdig. Das Ende war, daß ich einen der schönen Julitage benützte, um einen Ausflug nach Denkendorf zu machen.

Hinaus dampfte der Zug aus Stuttgarts Weinbergkessel in's Neckarthal hinein. Der Fluß blieb rauschend an der Bahn; Weinberge im üppigsten Grün, hier sanft und dort hoch und steil sich erhebend, wollen den Zug in den Fluß drängen, er windet sich tapfer an den Reben vorbei, uns jenseits des Neckars einen herrlichen Thalgrund von Wiesen mit Obstbäumen, gartenähnlichen Feldquadraten, begrenzt von einem waldigen Bergzug, zeigend. Hineingestreut hier sind Villen und Bauernhäuser, hervorragen aus dem lauschigen Grün rothe Ziegeldächer und bescheidene Kirchthurmspitzen. Da kommt Untertürkheim, ein Dorf, wie es im Bilderbuche steht, und dort Obertürkheim, umkränzt von hohen Rebbergen und überschattet von unzähligen Apfel-, Birn- und Kirschbäumen. Dort tauchen die stattlichen Kirchen Eßlingens, die eigenartigen Festungsthürme und alterthümlichen Mauern an hohen Weinbergen aus Rauch und Dunst und Sonnenlicht auf. Hier streitet sich die Industrie mit der Landwirthschaft um die Herrschaft, das Steinkohlenfeuer der Fabriken glüht hier um die Wette mit der südlichen Sonne, welche den Rebensaft kocht und feine Gemüse reift, und hier in der einstigen alten freien Reichsstadt wird auch die Eisenbahn verlassen, um nach Denkendorf zu pilgern. Vor uns erhebt sich der Berggzug, welcher uns von Stuttgart aus begleitet, zu beträchtlicher Höhe und dort hinauf geht der Weg nach Denkendorf. — Wie die Vögel sangen, das Getraide am Berghang sich in den Aehren wiegte, die Obstbäume mit Früchten beladen die Zweige streckten, das Gras duftete! -Wiesen, Fruchtfelder und Obst, üppige Hecken, Treppen, die auf Wiesen führen, auf- und absteigende lockende Feldwege säumen die breite Fahrstraße, die im Zickzack sich zur Höhe hinauf windet. Weit unter uns bleiben jenseits des blitzenden Neckars die altersgrauen Thürme und die rußschwarzen Schornsteine Eßlingens. Vor uns breiten sich Kornfelder aus, winken Wiesen und Obstgärten und diese überragt in der Ferne blaudustig die langgezogene Linie der Alb. Wir sind auf einer Hochebene. Kein anderer Laut, als Vogelgezwitscher, tief unter uns liegt das Getreide der Welt. Doch plötzlich stehen wir vor einem Thal, in die Tiefe hinein ziehen sich eine Reihe von Häusern, und dort drüben an den Berghang lehnt sich ein prächtiges Gebäude mit hohem Thurme, machtvoll, ernst, düster und doch friedlich aus dieser Stille und dörflichen Weltabgeschiedenheit emporragend.

Das ist Denkendorf, einst Kloster Denkendorf, — jenes so wunderbar friedlich sich hoch erhebende Getraidefeld, jene Obstbaumhalde, jener Waldzug, die den Gebäudekomplex fast ganz wie hohe Wälle umschließen, sie haben schon Mancherlei gesehen, sie sind beinahe welthistorischer Boden. In dieses uralte, dem heiligen Pelagius einst geweihte Gotteshaus bestellte Gottfried von Bouillon, wenige Jahre nach der Eroberung von Jerusalem, 15. Juni 1099, als er Schirmherr des heiligen Grabes geworden war, Chorherren und bestimmte deren Einkünfte. Bald wurde Denkendorf ein sehr berühmter Wallfahrtsort des Ordens vom heiligen Grabe zu Jerusalem, und eine Pilgerfahrt nach Denkendorf ward einer Wallfahrt nach dem heiligen Grabe gleichgerechnet. Das Kloster hatte Besitzungen in siebenundfünfzig Ortschaften und war weitberühmt in der ganzen katholischen Welt. Aber schon 1489 wurde der Orden aufgehoben und seine Güter den Johannitern zugeschlagen, und weder Graf Eberhard von Württemberg, noch Kaiser Maximilian I. konnten dieß Schicksal von Denkendorf wenden. Zehn Jahre später widerrief Papst Alexander die Aufhebung und auch Denkendorf fing wieder an zu blühen. Nun wurde diese stille Klause in die Händel des Städtekrieges hineingezogen. 1535 wurde das Kloster reformirt, der Konvent aufgelöst u. s. w. Dann kam der dreißigjährige Krieg und Denkendorf in den Besitz des Obersten Ossa, der die katholische Lehre dort wieder einführte, welche jedoch nur ein Jahrzehnt in den altersgrauen Mauern herrschte. Der westphälische Friede brachte Denkendorf an Württemberg zurück und um 1650 finden wir wieder einen evangelischen Abt in dem alten Klostergebäude. 1693 wurde das Kloster von den Franzosen ausgeplündert und um 1713 blühte in seinen Mauern eine Klosterschule, ein Seminar, bis 1810. Von der Klausur des Ordens vom heiligen Grabe bis zu einer württembergischen Vorbildungsanstalt für evangelische Geistliche — welch' ein Schritt, — aber dieser Boden, der einst an Weihekraft dem heiligen Grabe gleichgeachtet wurde, sollte noch seltsamere Wandlungen erleben und ein wundersames Bild von dem Walten der kulturgeschichtlichen Entwicklung der letzten Jahrhunderte geben.

1837 ging das Kloster in den Privatbesitz eines originellen Denkendorfer Bürgers über. Ein Herr Friedrich Kaufmann, weit bekannt als Denkendorfer Liederkranz (der Verein bestand nämlich einzig und allein nur aus seiner Person), erwarb dieß, um eine Senffabrik dort einzurichten; langjährige Mitarbeiter Kaufmann's, die Herren August Keller und Jan v. Lebensztein betreiben jetzt in dem Bauwerk, das einst in so naher Verbindung mit dem gelobten Lande stand, eine Senf-, Chokolade- und Liqueurfabrik, die in ganz Süddeutschland ihre gesuchten Produkte versendet. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man in den alten Kreuzgang, dessen hochgewölbte Räume durch bunte Glasfenster verschlossen sind, tritt und man wird hier umweht von dem Duft von Weinsenf und sieht in dem buntfarbigen Licht Senfmühlen laufen und Fässer füllen und wiegen. Dort in den hohen Hallen des Refektoriums duftet es nach Ananaspunsch, hier liegen aufgestapelt große Fässer mit Inhalt für die Liqueurfabrikation. Ein anderer Raum birgt die Chokoladefabrikation, er enthielt vielleicht die Bibliothek, den Schriftensaal des Klosters. Daneben pufft und rauscht die Dampfmaschine, deren helles Rauchwölkchen in seinem hastig stoßenden Athem wundersam mit dem altersgrauen Thurm kontrastirt. Ein Turbinenrad dreht sich rauschend und brausend, es empfängt sein Wasser von dem großen Weiher im stillen, tiefernsten Klostergarten. Eine uralte Allee, die einst wohl die ehemals schön weißbekleideten Ordensritter gesehen, bildet jetzt den Balkon der Privatwohnung des Fabrikherrn. Alterthümliche Truhen mit Engelsköpfen und wunderschönen Guirlanden, in erhabener Arbeit geschnitzt, stehen auf Fluren und an Treppen, — sie würden das Entzücken von Antiquitätenhändlern bilden — hier dienen sie dem Gebrauche der Industrie und dem stillfleißigen Wirken einer liebenswürdigen deutschen Hausfrau. Dicht an Chokoladefabrik und Senfmühlen grenzt die uralte Kirche, deren Gruft, Krypta, nur Zugang durch ein großes romanisches Fenster hat. Alles spricht hier noch von der Zeit, wo das Wort Jerusalem in heiliger Andacht in diesen Mauern im Munde geführt wurde. Aber jetzt schallt hier hinein das Rollen der Frachtwagen, welche den Senf, die Chokolade, den Liqueur und den Weinessig fortführen, hinauf auf das Plateau und dann hinunter zur Eisenbahnstation, welche diese Industrie des einstigen Klosters direkt an die große Welt knüpft.

Ich muß gestehen, daß mein behäbiger alter Freund wahr gesprochen; — ja, dieser einsame Ort hat eine ähnliche Macht auf mich wie auf meinen Freund ausgeübt, so daß ich wie dieser nicht unterlassen konnte, auch Andere an diesem Ausflug theilnehmen zu lassen.

Rosenthal-Bonin.

Streitfragen und Historien.

Feuilletons

von

Karl Emil Franzos.

VIII.

Originale.

Der Staatsmann im Bettlerkleide und der alte Hauptmann, der die sixtinische Madonna durch farbige Zündhölzchen nachbilden wollte, sind, wie ich erfahre, dem Leser nicht ohne Interesse geblieben. Vielleicht läßt er es sich darum gefallen, wenn ich ihm heute zwei verwandte Gestalten aus meiner Erinnerung vorführe.

In der guten Stadt Czernowitz am Pruth, der freundlichen Hauptstadt der Bukowina, wo etwa 30,000 Menschen verschiedensten Glaubens und verschiedenster Nationalität im tiefsten Frieden beieinander wohnen, lebte vor nicht allzu vielen Jahren ein alter, kleiner, buckliger, steinreicher Junggeselle, Rosenheim mit Namen, der mit Recht von sich sagen durfte, daß er nach einer bestimmten Richtung nicht seinesgleichen auf Erden habe. Denn der Mann hatte fast alle Formen des Glaubens, welche unter den Menschen zu finden sind, durchgeprobt, nicht etwa theoretisch, sondern praktisch, indem er in den betreffenden Religionsverband eintrat, eine Zeitlang seinen Geboten genau und mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit nachkam und nach einigen Jahren das Verhältniß mit aller Energie und trotz der größten Hindernisse wieder löste, um ein neues einzugehen. Fast alle Formen, wiederhole ich, denn es ist schwer, eine ausfindig zu machen, der er gänzlich ferne geblieben. Er hehlte dieß auch durchaus nicht, betonte es im Gegentheil mit vielem Stolze, erzählte gern von seinen Wandlungen und nahm es gar nicht übel, wenn man ihn mit der Frage empfing: „Welcher Religion sind Sie jetzt?" Er pflegte darauf ruhig die Auskunft zu geben, welche zur Zeit die richtige war, und auf die weitere Frage: „Wie lange bleiben Sie dabei?" entweder zu erwiedern, das wisse er noch nicht, oder mit dem ernstesten Gesicht von der Welt: „Noch drei Monate." Was ihn zu solchem Treiben bewog, blieb Allen, die mit ihm verkehrten, räthselhaft, gewiß ist, daß die gewöhnlichen Erklärungsgründe nicht ausreichten — der Mann war weder verrückt, noch frivol, noch ein Schwärmer. Aber hievon später, hier seien vor Allem seine Wandlungen gewissenhaft registrirt, so weit mein Erinnern reicht. Ist eine Lücke in dem Register, so wird man sie bei dieser Sachlage verzeihlich finden.

Rosenheim war als Jude geboren, sein Vater hatte durch den Branntweinhandel ein großes Vermögen erworben und der kleine Arthur, recte Aaron, erhielt eine Erziehung, so gut, als sie eben in einem elenden galizischen Dorfe zu erzielen war. Der einzige Sohn, seit seiner frühesten Kindheit kränklich und mißbildet, durfte er thun und lassen, was ihm beliebte, und machte von dieser Freiheit größtmöglichen Gebrauch. Bald warf er sich mit Heißhunger auf die Bücher, bald waren sie ihm ein Greuel. Trotz dieses unstäten Wesens erwarb er sich gleichwohl, von einem trefflichen Gedächtniß unterstützt, ein reiches, wenngleich ungeordnetes Wissen. Aehnlich trieb er's auch in praktischen Dingen, im Geschäfte seines Vaters, in welches er mit siebenzehn Jahren eingetreten war. Es gab Monate, wo er fieberhaft schaffte und durch kluge Energie großartige Resultate erzielte, und wieder Zeiten, wo ihn keine Macht der Welt hätte bewegen können, einen Federstrich zu thun oder auch nur das Comptoir zu betreten. Der Vater sah dieß mit schwerer Sorge, und als er zum Sterben kam, beschwor er den jungen Mann, die großen Brennereien zu verkaufen und in irgend einer größeren Stadt als Privatmann von seinen Renten zu leben, denn zum Chef eines Unternehmens, welches konstante Aufsicht und Arbeit erfordere, tauge er nicht. Aus Pietät, vielleicht auch aus richtiger Einsicht, fügte sich Arthur in diesen Wunsch, realisirte nach dem Tode des Vaters sein großes Vermögen und ließ sich in Czernowitz nieder, um da ein ebenso behagliches als vernünftiges Leben zu führen. Ohnehin reich genug, betheiligte er sich nur zuweilen, und dann immer glücklich, an irgend einer Spekulation, die meiste Zeit aber verwendete er dazu, die Lücken seiner Bildung auszufüllen, ohne darüber ein Bücherwurm zu werden; er war ein Freund und Pfleger heiterer Geselligkeit. So gab es Viele, die ihn trotz seiner körperlichen Mißbildung für einen beneidenswerthen Menschen hielten, und Niemand, der nicht den heiteren, liebenswürdigen, gebildeten Mann gern gesehen hätte. Um diese Zeit begann er, sich auch mit Geschichte und Wesen der Religionen zu beschäftigen, nicht aus Herzensdrang, sondern um seinen Wissenstrieb zu befriedigen. Nun trat er zum ersten Male dem Judenthum näher, dem er bisher fast nur dem Namen nach angehört. Diese genauere Bekanntschaft mit den Dogmen des angestammten Glaubens machte ihn jedoch keineswegs frömmer; im Gegentheil behauptete er, an dem Judenthum scheine ihm für seine Person nur Eines schätzbar: die absolute Meinungsfreiheit, welche in aufgeklärten Gemeinden dem Einzelnen gegönnt sei. Alle Religionen, versicherte er oft, seien ihm gleich ehrwürdig, weil in ihrem ethischen Kern so ziemlich gleichwerthig, — freilich vermöchten sie ihn nur insoweit zu interessiren, wie andere Objekte wissenschaftlicher Erkenntniß. Da er dieß Jedermann offenbarte, welcher es hören wollte,

so war er bald bei allen Gläubigen als Freigeist verschrieen, dem nichts heilig sei.

Und nun male man sich das namenlose Erstaunen, die tiefgehende Aufregung der kleinen Stadt aus, als sich plötzlich die Kunde verbreitete, daß Arthur Rosenheim Christ geworden, Protestant. Man wollte es nicht glauben, bis der kleine Mann selbst ruhig und freundlich, wie immer, erzählte, daß er von dem ehrwürdigen Pastor Jenkner in der That in den Schooß der Augsburgischen Konfession aufgenommen und auf den Namen Friedrich getauft worden. „Warum haben Sie es gethan?" schrieen Christen und Juden auf ihn ein; worauf er lächelnd die Achseln zuckte und erwiederte: Der Protestantismus interessire ihn und er wünsche ihn genauer kennen zu lernen, dieß könne er aber nur, wenn er innerhalb dieser Konfession stehe. „Er ist verrückt geworden!" klagten seine Verwandten und lachten die Uebrigen — aber Friedrich Rosenheim betrug sich ebenso ehrbar und vernünftig, wie es Arthur gethan. Die Protestanten waren sehr mit ihm zufrieden; er versäumte keinen Gottesdienst und gab sich auch sonst alle erdenkliche Mühe, ein treuer Sohn der neuerwählten Kirche zu werden. Hiezu gehörte auch, daß er den Pastor allwöchentlich einmal besuchte, um sich mit ihm über Glaubensdinge zu unterreden. „Seine innersten Gedanken," äußerte dieser würdige Mann, „vermag ich natürlich nicht zu errathen, aber ich glaube, er meint es ehrlich — weil mir sonst dieser heilige Eifer nach Erkenntniß unerklärlich wäre."

Zwei Jahre später trat Rosenheim eine längere Reise an, nach Deutschland und der Schweiz, und als er heimkehrte, erwiederte er auf die Frage, was er mitgebracht, kurz und bündig: „Eine neue Konfession." Er war noch Protestant, hatte sich aber von dem Augsburgischen Bekenntniß abgewendet und war in Genf Calvinist geworden.

„Warum?" fragten Alle.

„Diese Konfession ist sehr interessant," erwiederte er, „besonders die Prädestinationslehre."

„Das ist ein unwürdiges Spiel," rief man ihm entgegen, „jede Religion ist schon deßhalb ehrwürdig, weil ihr Millionen Trost und Stütze verdanken."

„Genau so denke auch ich," erwiederte er, „darum nehme ich auch keine Religion zum bloßen Scheine an, sondern suche ihren Geboten nach Kräften nachzuleben."

So hielt er es in der That auch mit dem Calvinismus. Da in Czernowitz keine Gemeinde dieser Konfession besteht, so reiste er zweimal im Jahre, zu Ostern und Weihnachten, nach Klausenburg, um dort die hohen Festtage mit seinen Glaubensgenossen zu verbringen.

Er hat im Ganzen sechs solche Reisen gemacht, denn nur drei Jahre ist er Calvinist geblieben. Dann trat er zur katholischen Kirche über, und es schien fast, als ob ihn diese sein Lebenlang festhalten sollte. Denn Jahr um Jahr verstrich und er ließ nichts von neuen Abenteuern hören, lebte still und fromm vor sich hin und ging jeden Sonntag zur Messe in die kleine katholische Kapelle in der Lemberger Gasse. Ob er da mehr zu „studiren" fand als früher, ob ihn nur äußerer Zwang festhielt (denn vor 1860 war in Oesterreich der Abfall von der katholischen Kirche durch Hindernisse erschwert), muß unentschieden bleiben. Freilich ist dieß Letztere wahrscheinlicher, denn unmittelbar nach Verlautbarung der Februarverfassung nützte er deren freisinnige Bestimmungen, sagte sich vom Katholizismus los und trat zur griechisch-orthodoxen Kirche über. Da dieselbe in Czernowitz die mächtigste ist und viel auf ihre Würde hält, so mußte er manches Opfer bringen, bis sein Wunsch erfüllt war. Ein prächtiges Weihgeschenk, welches er einem der Basilianerklöster des Landes machte, rührte endlich des Bischofs Herz und Rosenheim ward zum dritten Male getauft, dießmal nach byzantinischem Ritus. Dieser letztere aber scheint sehr leicht ergründet werden zu können, denn schon nach einem Jahre sagte sich Rosenheim von ihm los, verkaufte Haus und Gut und verließ Czernowitz. Er wendete sich nach der Türkei und bekehrte sich in Varna zum Islam. Ob er in der That, wie Viele erzählen, Derwisch geworden und eine Pilgerfahrt nach Mekka mitgemacht, weiß ich nicht, möchte es aber glauben, da es nicht in dieses Mannes Art lag, etwas halb zu thun. So viel jedoch steht fest, daß ihn auch Allah und sein Prophet nicht auf die Dauer zu fesseln vermochten; 1869 kam das kleine Männchen, jählings gealtert und morsch geworden, in seine Heimat zurück. Er nützte die Wohlthat der ein Jahr vorher erlassenen Gesetze, indem er sich konfessionslos erklärte. Bald darauf verließ er Czernowitz wieder, angeblich um nach Amerika auszuwandern. Ob er dieß gethan und es vielleicht gerade jetzt ein wenig mit den Mormonen versucht, ob er überhaupt noch lebt, weiß ich nicht zu sagen.

Die Erklärung dieses sonderbaren Lebens läßt sich natürlich nicht mit der Sicherheit einer arithmetischen Deduktion geben. So viel kann ich verbürgen, daß Aaron-Arthur-Friedrich nicht verrückt war, auch nicht partiell verrückt. Er war ein geschäfts- und lebenskluger Mann, ruhig, bedächtig und scharfsinnig. Ich habe mit ihm über alle erdenklichen Dinge gesprochen und nie auch nur die leiseste Störung seines Denkvermögens gewahren können. Auch dann nicht, wenn wir über Religionen sprachen, sein Urtheil blieb auch darüber klar, mild und — so weit ich's beurtheilen konnte — gerecht, fern von aller Gehässigkeit und allem Fanatismus. Schon daraus geht hervor, daß Rosenheim kein Schwärmer war; er war Theist, aber ohne konfessionellen Zug. Ebensowenig läßt sich seinem soliden, ernsten Wesen nachsagen, daß er sein Lebenlang ein frivoles Spiel mit dem inszenirt, was Anderen theuer. Er war kein Betrogener, aber auch kein Betrüger; seine verschiedenen Metamorphosen haben ihn schweres Geld gekostet und keinen Heller eingebracht. Und so bleibt nur Eines zur Erklärung übrig: der Mann war wirklich der Ueberzeugung, daß man das Wesen jeder Religion nur dann zu erkennen vermöge, wenn man ihr selbst angehöre, und handelte darnach, indem er eine nach der andern durchnahm. Er gehörte in die Kategorie der Sammler unter den Originalen: wie Andere Pfeifenköpfe, Dosen oder Münzen sammeln, so legte er sich eine Kollektion von Religionen an. —

Minder sonderbar, aber rührender und sympathischer mag die folgende Gestalt den Leser anmuthen.

Es sind nun elf Jahre her, daß ich den Mann kennen gelernt. Dieser Zeitraum ist nicht allzu beträchtlich, aber heute will er mir sehr groß erscheinen, und fast wehmüthig wird mir zu Muthe, wenn ich daran denke, wie Vieles sich seitdem gewandelt. Denn damals war ich ein glücklicher, sorgloser neunzehnjähriger Mensch und hatte ein sorgloses und doch sehnsüchtiges Herz, das auch so recht neunzehnjährig war. An einem nebeligen, fast winterlichen Oktoberabende hatte mich der Zug der Nordbahn nach Wien gebracht, ein Comfortabel in einen Gasthof, und am nächsten Morgen, der gleichfalls winterlich war, da standen nun wir Beide auf dem Stephansplatze und schauten — es war ein Sonntag — die vielen, vielen geputzten Menschen an, von denen sich keiner um uns kümmerte, und wußten nicht, wo aus noch ein und wurden fast verzagt — ich und mein Herz.

Mein Herz blieb's, aber ich faßte mich. Ich erinnerte mich, was ich thun müsse — zuerst eine Stube suchen — „auf der Landstraße, denn da wohnen alle Juristen". So hatten mich die Herren Studenten belehrt, die vor Jahren, gleich mir, als schüchterne Abiturienten ausgezogen und dann alljährlich zu den Ferien immer längere Pfeifen, immer größeren Durst und immer kuriosere Mützen zurückgebracht in das stille Heimatstädtchen im Osten. So erfragte ich denn meinen Weg durch die düsteren Gassen mit den himmelhohen alten Häusern und kam zum Stadtpark. Hier wehte der Wind schärfer als in den Gassen — viel zu scharf für mein dünnes Röcklein — und just eben begann auch der Regen, fein, faul, langweilig, ein echter Spätherbstregen. Die armen vergilbten Blätter zitterten nur so an den Aesten, vielleicht vor Frost, vielleicht aus Furcht, niedergeworfen zu werden in den Schlamm der Beete. Auch dieser Anblick war nicht tröstlich und doch trat ich erfreut, tief aufathmend in den Garten — auch in der Großstadt sahen die Bäume nicht anders aus als daheim, und hier gab es kein Gewühle. Immer weiter lockte mich die Einsamkeit auf die bekiesten Pfade, bis mir jählings wieder meine schwere Aufgabe in den Sinn kam und ich bestürzt stillstand, — hier kannte ich mich nicht aus und weit und breit war Niemand zu sehen, den ich um den Weg hätte fragen können. Da kam zu meinem Trost ein Mann daher, eben derselbe, von dem hier erzählt werden soll — ganz sachte kam er daher, den Schirm sorglich aufgespannt, obwohl der Regen wieder aufgehört hatte, die feine, schlanke Gestalt in saubere Sonntagskleider gehüllt. „Kommen Sie mit mir!" erwiederte er freundlich auf meine Frage und wir gingen plaudernd neben einander her, und von Schritt zu Schritt gefiel mir der liebenswürdige Greis besser. Denn obwohl er ungebeugt und stramm einherschritt, erkannt' ich doch gleich, daß er wohl sehr alt war, denn das Haar blinkte silberweiß und das bleiche, vornehme Antlitz wies tausend Furchen. Nur die Augen blickten so träumerisch freundlich und hell wie die eines Jünglings. „Das muß wohl ein Dichter sein," dacht' ich, so hatte ich mir immer einen Poeten vorgestellt, und war fast enttäuscht, als er mir seinen Namen und Stand nannte: „Rechnungsrath P." Dieß that er aber erst, nachdem ich ihm so ziemlich Alles mitgetheilt, was überhaupt von mir zu berichten war.

„Das trifft sich gut," sagte er lächelnd, „ich habe selbst ein Stübchen zu vermiethen, und wenn Sie nicht sehr verwöhnt sind . . ."

„Nein!" durft' ich der Wahrheit gemäß betheuern, begleitete freudig den alten Herrn und pries mich im Herzen glücklich, mein Ziel so rasch erreicht zu haben. Dieß behagliche Gefühl steigerte sich, als er mich in sein hübsches, spiegelblankes Heim einführte und mich seiner Gattin vorstellte, einer kleinen, rührigen, redseligen Dame. Und da sich das Stübchen meinen Wünschen völlig genügend und obendrein sehr billig erwies, so bezog ich's noch am selben Tage und habe ein Jahr lang bei den lieben Leuten in dem stillen Hause der Reisnerstraße gewohnt.

Aber so herzlich sie mir entgegenkamen, zu einem rechten Verkehr kam es nicht, weil dieß schon durch ihre Lebensweise unmöglich wurde. Von zehn bis drei Uhr war der Rechnungsrath im Bureau, dann wurde gespeist, ein größerer Spaziergang gemacht und um acht Uhr ging das alte Paar zu Bette. Eine Ausnahme machten nur jene Abende, wo an einer Bühne ein neues Stück ernsterer Richtung gegeben wurde — da fehlten sie nie und nahmen innigsten Antheil an dem Geschicke des Dichters. Ein Mißerfolg ging ihnen immer sehr nahe und in beweglichen Worten beklagten sie den armen Poeten, der nun für seine Mühe nur Spott und Kränkung ernte. Das waren fast die einzigen Anlässe, wo sie sich ein wenig ereiferten, im Uebrigen floß ihr Leben heiter und ruhig dahin.

„Meine Arbeit erhält mich jung und macht mich glücklich," pflegte der Rath zu sagen. Ich bezog dieß auf sein Amt und war daher erstaunt, als er mir eines Tages tief aufathmend sagte: „Heute ist mein neunundsechzigster Geburtstag. Gottlob! in einem Jahre ist die Qual zu Ende und ich kann mich pensioniren lassen."

„Aber ich dachte, daß die Arbeit Sie freut!"

„Nicht diese," erwiederte er lächelnd, „sondern jene freiwillige Arbeit, der ich seit meinen Jünglingsjahren täglich in den frühesten Morgenstunden von vier bis neun Uhr obliege."

„Was schaffen Sie da?" fragte ich.

Der Greis erröthete wie ein Knabe und blickte verlegen vor sich hin.

„Dem darfst Du's schon sagen!" ermunterte ihn seine Gattin.

„Ich schreibe Dramen," sag'te er endlich zögernd.

„O!" rief ich, „so habe ich mich denn doch nicht getäuscht. Ich hielt Sie schon bei unserer ersten Begegnung für einen Poeten."

Er lächelte traurig.

„Ich selbst halte mich nicht immer dafür," sagte er.

„Haben Sie wenig Ermunterung erfahren?"

„Gar keine, aber ich habe sie auch nie gesucht!"

„Ist keines Ihrer Dramen aufgeführt?"

„Nein! Ich habe sogar nie den Muth gefunden, meine Manuskripte einer Direktion einzureichen!"

„Ist auch nichts gedruckt?"

„Nein, wozu?! Nur die Bühne kann ein Drama lebendig machen!"

„Und wie viele solcher Stücke haben Sie geschrieben?"

Er lächelte.

„Sie werden über die Zahl staunen! Ich bin seit einundfünfzig Jahren thätig, seit meinem neunzehnten Jahre, und war immer sehr fleißig. Selbst als Bräutigam und während der Flitterwochen habe ich täglich fünf Stunden geschrieben. Und da ich bei aller Gewissenhaftigkeit sehr leicht produzire, so bin ich jetzt bei meinem dreihundertundzwölften Stück!"

„Wie?" rief ich, ich traute meinen Ohren nicht.

„Dreihundertundelf Stücke liegen fertig! Sehen Sie her!" Er trat zu einem mächtigen Wandschrank und öffnete ihn. Alle Fächer waren mit Manuskripten gefüllt, die fein gebunden und sorgsam geschichtet übereinander lagen. „Wie gesagt, dreihundertundelf Stücke mit zusammen eintausenddreihundertundneunzig Akten! Denn meine Stücke sind sämmtlich vier- oder fünfaktig, kürzere Dramen liegen außer der Richtung meines Talents!"

„Dreihundertundelf Stücke," dachte ich, „der Mann ist ja ein —" Aber ich zwang den schlimmen Gedanken nieder. „Wo haben Sie nur die Stoffe hergenommen?"

„O!" rief er, „das war stets meine geringste Sorge. Die Geschichte bietet so viel — und dann das Leben! Ich notire mir jeden Stoff, der mir einfällt, in diesem Buche," — er wies auf ein unmäßig dickes Heft — „sehen Sie her — über vierhundert Stoffe harren noch der Ausführung!"

Ich bat, eines der Manuskripte lesen zu dürfen. Er war wenig erfreut darüber.

„Vielleicht, wenn das Drama fertig ist, an dem ich jetzt arbeite: ‚Marino Falieri', ein vielbehandelter Stoff, den ich jedoch in ganz origineller Weise aufgefaßt. Von diesem Drama hoffe ich, daß es meine übrigen Arbeiten weitaus übertrifft, und verläßt mich diese Ueberzeugung auch nach der Vollendung nicht, so will ich es Friedrich Halm übergeben und bitten, daß er es an der Hofbühne zur Aufführung bringe."

„Aber ‚Erich XIV.' ist auch sehr gut!" rief seine Gattin. „Und ‚Heinrich IV.', ‚Ottokar', ‚Bar Cochba', ‚Saul', ‚Ludwig von Ungarn'; dann die modernen Stücke: ‚Herz und Pflicht', ‚Der Dämon der Ehre', ‚Seelenkämpfe'. Leider fehlt es Dir an Muth, damit hervorzutreten, aber unserem Gaste kannst Du doch eins anvertrauen."

Nach längerem Besinnen reichte er mir endlich eins der Hefte: „Ottokar". Ich las das Drama aufmerksam, aber ohne viel Genuß. Mein kritisches Urtheil war damals wahrlich kein sonderlich gereiftes, gleichwohl mußte ich erkennen, daß mir hier Dilettantenarbeit gewöhnlichsten Schlages vorlag. Der gute Rechnungsrath motivirte den Fall des unglücklichen Böhmenkönigs in recht kurioser Weise, und ließ ihn auch im Unglück so spießbürgerlich sprechen, als wäre er irgend ein behaglicher Vorstadtbürger von Prag. Die Einheit des Ortes und der Zeit war auf Kosten der Vernunft festgehalten. Nur im Dialog schimmerte zuweilen ein poetischer Funke, aber er ward ertränkt von den Fluten dieser platten Redseligkeit.

Diese wenigen Stellen hob ich hervor, als ich ihm das Manuskript zurückbrachte. Ueber das Ganze fällte ich kein Urtheil. Aber er verstand mein Schweigen.

„Ich sagt' es Ihnen ja," sagte er melancholisch lächelnd, „das Ding taugt nichts! Vielleicht gelingt mir der ‚Marino Falieri'. Aber auch darüber gehe ich mich kaum mehr einer Hoffnung hin. Sie hat mich zu oft schon betrogen. Sobald eine Arbeit fertig ist, sehe ich ihre Schwächen klar ein, aber dann reizt mich doch wieder ein neuer Stoff, ich fasse Muth und gehe begeistert an die Arbeit. Das ist nun einmal mein Schicksal!"

Auch mit dem venetianischen Dogen war es nichts, ich bekam noch das Stück zu lesen, ehe ich meine Ferienreise antrat. Dann bezog ich eine andere Hochschule und sah den guten Mann nie wieder. Im Sommer 1873 ist er gestorben . . .

Von der politischen Warte.

Von

Benno Reden.

Von der fernen Südspitze Afrikas, aus dem Lande der Kaffern, wohin sich sonst im civilisirten Europa höchstens die Blicke frommer Missionare oder nach Abenteuern lüsterner Reisenden richteten, ist eine Nachricht herübergedrungen, welche alle politischen Kreise erschüttert und alle Höfe Europas in Trauer versetzt hat. Der Prinz Ludwig Napoleon Bonaparte, welcher als enfant de France und kaiserlicher Prinz von Frankreich, als der Erbe des damals glänzendsten Thrones in Europa, geboren wurde, hat unter den Stichen der Assagais wilder Kaffern in einem einsamen Maisfelde an den Ufern des Blutflusses sein Leben ausgehaucht, und nichts als ein kleines Medaillon mit den Haaren seiner Eltern und dem Bilde der Muttergottes blieb dem entkleideten Leichnam des verbannten Kaisersohnes übrig, dem einst alle Herrlichkeit der Welt entgegenzuwinken schien.

Selten hat ein so früh beendetes Leben so viel tragische Erschütterungen und Katastrophen in sich geschlossen, als das des eben gestorbenen Prinzen. Selbst der Herzog von Reichstadt war vielleicht weniger schwer vom Verhängniß getroffen als der Sohn Napoleon III. Denn Jener war noch ein ahnungsloses Kind, als die Katastrophe von 1814 den Thron seines Vaters zertrümmerte, und er starb am Hofe seines Großvaters, der ihn, persönlich wenigstens, mit liebevoller Sorgfalt umgab. Der kaiserliche Prinz aber erlebte die Tage von Sedan und den Zusammenbruch des zweiten Kaiserreichs in einem Alter, in welchem die persönliche Empfindung und auch das politische Verständniß bereits entwickelt waren, er stand an dem Todtenbette seines in der Verbannung sterbenden Vaters, und er starb endlich in einem Augenblick, in welchem die Wiedererwerbung seiner Geburtsrechte nahegerückt schien, in einem fernen Welttheil unter den Händen wilder Barbaren.

Welche politische Bedeutung dieses tragische Ereigniß hat und wie nahe der Moment sein möchte, an welchem Napoleon IV. seinen Einzug in Paris hätte halten können, das beweist am besten die tiefe Sensation, welche sein Tod in ganz Frankreich hervorgerufen hat. Paris hatte sich mit Flaggen geschmückt, um den Beschluß zur Rückkehr der Kammern von Versailles zu feiern, und für den Abend war eine allgemeine Illumination angesagt, von welcher aus Furcht vor dem Terrorismus der Gambettisten sich kaum Jemand auszuschließen gewagt hätte. Als die Nachricht von dem Tode des Prinzen anlangte, füllten sich die Boulevards mit bestürzten Menschenmassen, und in weniger als einer halben Stunde waren alle Fahnen von den Häusern verschwunden — am Abend brannte kein Licht in den Fenstern, so tief war das allgemeine Gefühl der Bestürzung und der Trauer. Die Empfindung, welche Paris beherrschte, trat in den Provinzen noch sichtbarer hervor, und wenn der Prinz Louis Napoleon als wirklicher Kronprinz von Frankreich, während sein Vater noch auf dem Thron saß, plötzlich gestorben wäre, so hätte kaum sein Tod eine größere Theilnahme und ein tieferes Gefühl banger Unsicherheit hervorrufen können. Es ist dieß ein Beweis dafür, wie unendlich viele laut ausgesprochenen oder still gehegten Hoffnungen mit einem Schlage vernichtet sind; — man steht vor der Ungewißheit, — die Fahne, welche man der etwa auf's Neue andrängenden Kommune hätte entgegentragen können, ist verloren, und die Armee, die Bourgeoisie und die Landbevölkerung Frankreichs blicken bange und verstört in das Ungewisse hinein. Für den Augenblick freilich ist das bonapartistische Gefühl im ganzen Lande so hoch gesteigert, wie es vielleicht selbst zur Zeit des Kaiserreichs nicht der Fall war. Die bonapartistischen Blätter sprechen offen ihren Schmerz um Denjenigen aus, den sie binnen Kurzem als Kaiser erwarteten, und dekretirten in offiziellem Ton eine sechsmonatliche Trauer um den Erben des Thrones der Napoleoniden; die Blätter aller übrigen Farben, selbst die Organe Gambetta's nicht ausgenommen, wagen der allgemeinen Stimmung gegenüber nicht anders, als wenigstens mit persönlicher Sympathie von dem Tode des Prinzen zu sprechen. Hätte er einen zweifellosen und überall sympathisch anerkannten Nachfolger in seinen Rechten, so würde sein Tod die Sache des Kaiserreichs in einer ganz unberechenbaren Weise gefördert haben, jetzt aber sehen sich die Führer der bonapartistischen Partei, obwohl sie im Augenblick die Situation beherrschen, dennoch in einer großen und schwer lösbaren Verlegenheit, denn wenn auch die gegenwärtige tiefe Bewegung des ganzen Landes deutlich zeigt, daß dasselbe in seiner großen Mehrheit dem Kaiserreich innerlich anhängt, so muß doch das Kaiserreich, wenn es thatsächlichen Erfolg haben soll, sich an eine überall sympathisch anerkannte und zu seiner Wiederaufrichtung befähigte Person knüpfen, — eine solche ist aber unendlich schwer zu finden.

Nach dem napoleonischen Hausgesetz, welches der Kaiser Napoleon III. bei seiner Thronbesteigung erließ, sollte im Falle seiner Kinderlosigkeit oder des Erlöschens seiner direkten Nachkommenschaft sein Vetter, der Sohn des einstigen Königs von Westphalen, der Prinz Jérôme Napoleon und dessen Descendenz den französischen Thron besteigen. Der Prinz Jérôme Napoleon aber, welcher auch gleich nach dem Bekanntwerden der Nachricht von dem Tode des kaiserlichen Prinzen in Paris eintraf, scheint zur Führung der bonapartistischen Partei und zur Wiederaufrichtung des Kaiserreichs, sowie zu jeder politischen Aktion überhaupt vollkommen unfähig, — er ist ein unstäter, exzentrischer und dabei in hohem Grade unliebenswürdiger Charakter, — er hat dem verstorbenen Kaiser während dessen Regierung nur Verlegenheiten bereitet, sich dabei durch eine Reihe unerhörter Taktlosigkeiten ausgezeichnet, und entbehrt vollständig aller Eigenschaften, welche erforderlich sind, um den Franzosen zu imponiren und dieselben zu regieren, — insbesondere aber der wichtigsten von allen diesen Eigenschaften, nämlich des persönlichen Muthes. Sowohl während des Krimkrieges, als während des italienischen Feldzuges hat er vor dem Feinde sein Kommando verlassen, und die tiefe Unpopularität, welche ihm in Folge dessen bei der ganzen Nation und besonders bei der Armee zu Theil wurde, war so groß, daß die kaiserlichen Garden ihn als ihren Kommandeur zurückwiesen und bei dieser Gelegenheit von ihrem alten Rechte, dem Souverän direkte Vorstellung zu machen, Gebrauch machten. Unter der Anführung eines solchen Mannes, der auch durch viele Skandale seines Privatlebens das öffentliche Gefühl verletzte, an der Wiederaufrichtung des Kaiserreichs zu arbeiten oder ihm jemals die Regierung Frankreichs anzuvertrauen, ist unmöglich, und selbst der enragirteste Bonapartist, Paul de Cassagnac, hat laut und öffentlich erklärt, daß er jede politische Thätigkeit des Prinzen Jérôme Napoleon mit allen seinen Kräften bekämpfen werde. Nach ihm würde das kaiserliche Hausgesetz seinen ältesten Sohn aus der Ehe mit der Prinzessin Clotilde, der Tochter des Königs Viktor Emanuel und der Schwester des jetzigen Königs von Italien, zur Thronfolge berufen, — nach der kaiserlichen Erbfolge würde aber dieser Prinz, der jetzt in seinem siebenzehnten Jahre steht, nur dann succediren können, wenn sein Vater auf seine eigenen Rechte Verzicht leistete, und ob der Prinz Jérôme dazu geneigt sein möchte, steht bei seinem unberechenbaren Charakter dahin. Dem Prinzen Napoleon Viktor Jérôme würden indeß auch, selbst wenn sein Vater ihm die kaiserlichen Erbrechte übertragen sollte, zwei sehr ernste Hindernisse entgegenstehen.

Erstens ist er der Enkel des Königs Viktor Emanuel, welcher den Papst seiner weltlichen Herrschaft entsetzte und er soll von seinem Vater ganz in dessen eigenen Grundsätzen, in der Feindschaft gegen Religion und Priesterthum, erzogen sein; — aus diesem Grunde würde die katholische Kirche, die in Frankreich so unzerstörbar einflußreich ist, seiner Kandidatur die Unterstützung versagen und derselben muthmaßlich sogar entgegenwirken, — die bonapartistische Partei fand aber bisher gerade in der katholischen Kirche einen der mächtigsten Hebel ihrer Thätigkeit und ihres Einflusses, und durch den Verlust eines so bedeutungsvollen Verbündeten würde sie in verhängnißvoller Weise geschwächt werden.

Dazu kommt zweitens, daß die italienische Nation und die italienische Politik bei allen Franzosen verhaßt sind, sowohl wegen der alten Eifersucht unter den romanischen Rassen, als auch in der Erinnerung an die Rolle, welche Italien während des Krieges 1870 gespielt hat. Der Enkel des Königs Viktor Emanuel würde daher in Frankreich eine mißliebige Persönlichkeit sein, oder wenigstens einer seiner Thronbewerbung höchst nachtheiligen Kälte begegnen, so daß auch, wenn der Prinz Napoleon Viktor als Führer der kaiserlichen Familie und als Prätendent auftreten sollte, seine Chancen um wenigstens zwei Drittheile gegen diejenigen des kaiserlichen Prinzen zurückstehen würden; dazu tritt endlich noch eine fernere Schwierigkeit: die bonapartistische Partei hat sich offiziell die Partei des Appells an das Volk genannt und jederzeit den Grundsatz verfochten, daß die Frage über die künftige Regierungsform Frankreichs einer allgemeinen Volksabstimmung unterbreitet werden soll. So lange der kaiserliche Prinz lebte, konnte sie diesen Grundsatz, gegen welchen ja selbst die entschiedensten Republikaner ihrem eigenen Standpunkt nach nichts einzuwenden vermochten, unbeschadet der legitimen Erbfolge in der kaiserlichen Familie aufrechthalten und verfechten, denn wenn einer allgemeinen Volksabstimmung in Frankreich die Frage über eine künftige definitive Regierungsform vorgelegt worden wäre, so hätten ohne Zweifel alle Diejenigen, welche die Wiederherstellung des Kaiserreichs wünschten, für niemand Anders gestimmt, als für den Sohn Napoleon III., der bereits bei seiner Geburt vom ganzen Lande wie von allen europäischen Mächten als Thronfolger der napoleonischen Dynastie anerkannt war. Nun aber ist dieses Zusammenfallen der Frage der Person und des Prinzips nicht mehr so natürlich und selbstverständlich, denn man wird für das napoleonische Kaiserreich votiren können und dennoch über denjenigen Prinzen des Hauses Bonaparte, welcher das Kaiserreich wieder aufrichten und vertreten soll, verschiedener Meinung sein können; auch werden vielleicht viele Derjenigen, welche bisher der ungetheilten kaiserlichen Partei angehörten, weil sie vorzugsweise die Wiederherstellung der Monarchie wünschten und für die Monarchie die größte Wahrscheinlichkeit und Sicherheit in der Thronbesteigung des kaiserlichen Prinzen erblickten, nunmehr sich dem Grafen von Chambord oder den Orleans zuwenden. Jedenfalls steht die bonapartistische Partei in Frankreich, welche gerade in diesem Augenblick so hoffnungsvoll war, vor der ernsten Gefahr einer inneren Spaltung, und ob es Herrn Rouher bei allem seinem Geist und aller seiner Geschicklichkeit gelingen wird, diese Spaltung zu verhüten, wenn er nicht mehr auf den von aller Welt zweifellos als Chef des Hauses und der Partei anerkannten Prinzen hindeuten kann, möchte sehr zweifelhaft sein.

Die übrigen Mächte haben zunächst durch die offizielle Trauer (selbst der Berliner Hof hat dieselbe für acht Tage angelegt, wie für den Kronprinzen eines regierenden Hauses) ihre Theilnahme an dem tragischen Todesfall ausgedrückt. Aber auch die Kabinette werden sich ernstlich mit der Beobachtung der weiteren Entwicklung der Dinge in Frankreich zu beschäftigen haben, denn in allen Ländern Europas ist der revolutionäre Zündstoff hoch aufgehäuft, und selbst in Deutschland haben die Führer der Sozialdemokratie ja offen ihre Sympathie und Bewunderung für die französische Kommune ausgesprochen und dieselbe als ein Exerzieren im Feuer bezeichnet. Es kann also kaum einem Zweifel unterliegen, daß wenn in Frankreich die immer weiter links drängende Republik bei der Kommune anlangen sollte, auch die gesellschaftliche Ordnung in Deutschland leicht durch einen revolutionären Versuch bedroht werden möchte. Die deutsche Regierung wird deßhalb alle Ursache haben, auf der Hut zu stehen. So lange der kaiserliche Prinz da war, durfte man voraussetzen, daß es im letzten Augenblick ihm gelingen würde, das Kaiserreich an die Stelle der drohenden Kommune zu setzen, — jetzt aber ist es sehr zweifelhaft, ob es im gegebenen Augenblick gelingen wird, die verschiedenen monarchischen Parteien unter einer Fahne und zu einer gemeinsamen Aktion zu vereinigen, — wenn dieß aber auch der Fall wäre, so würde sowohl die legitimistische als die orleanistische Monarchie niemals Deutschland so viel Garantieen des Friedens bieten, als es ein drittes Kaiserreich gethan hätte, denn schwerlich hätte der Sohn Napoleon III. ein Abenteuer versucht, an dem seine Dynastie einmal so bittere Erfahrungen gemacht. Jede andere Regierung aber, republikanische wie monarchische, möchte vielleicht durch ihren Gegensatz zu dem Bonapartismus dahin gedrängt werden, den Revanchegelüsten zu schmeicheln und von Neuem die Würfel des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland rollen zu lassen. Der plötzliche Tod des kaiserlichen Prinzen an der Südspitze Afrikas hat daher auch für das deutsche Reich seine ernste politische Bedeutung, und so wenig es eine Aufgabe der deutschen Politik sein kann, sich irgendwie in die innere Entwicklung Frankreichs zu mischen, so werden wir doch jetzt noch aufmerksamer und schärfer Wacht an unseren Grenzen halten müssen, um bereit und gerüstet zu sein, wenn die innere Gährung Frankreichs überschäumen sollte.

Schach.

(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Literatur.

Der internationale Schachkongreß zu Paris im Jahre 1878 Bearbeitet von Emil Schallopp. Leipzig, Verlag von Veit & Co.

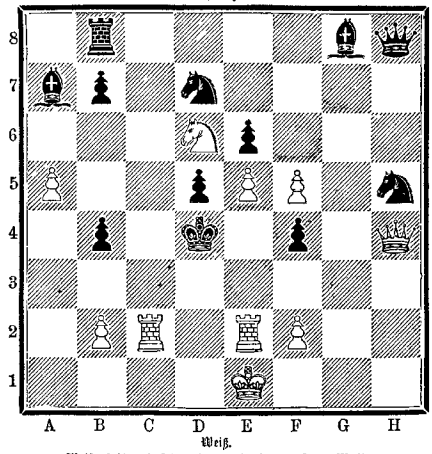
Dieses Buch enthält sämmtliche im Pariser Schachturnier von 1878 gespielte Partieen, welche von dem Herausgeber, einem der ausgezeichnetsten Theoretiker und Praktiker, mit ebenso gründlichen als lehrreichen Anmerkungen versehen sind. Daran schließen sich die preisgekrönten Probleme, von denen wir die hervorragendsten in unserem Schachabschnitt bereits veröffentlicht haben. — Das werthvolle, gut ausgestattete Buch (Preis 4 ℳ.) wird allen Schachfreunden willkommen sein, welche Kenntniß von der hohen Ausbildung der modernen Schachspielkunst nehmen wollen. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß im Problemturnier der erste Preis Herrn Emile Pradignat (Motto: „Aliquando bonus dormitat Homerus"), der zweite unserem Landsmann, dem berühmten Problemkomponisten Herrn Johann Berger in Graz (Motto: „Vertrauen"), der dritte Herrn Fritz af Geyerstam in Upsala, der vierte einem Anonymus (Motto: „mea culpa") zuerkannt worden ist.

Aufgabe Nro. 41.

Von **Johann Berger** in Graz.

Aus dem Pariser Problemturnier. Motto: „Vertrauen". Mit dem zweiten Preise gekrönt.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

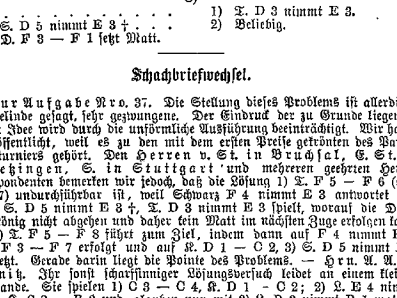
Auflösung der Aufgabe Nro. 37:

Weiß.	Schwarz.
1) T. F 5 — F 8	1) F 4 nimmt E 3 oder A) B) C).
2) D. F 3 — F 7	2) Beliebig.
3) D. F 7 — F 1 oder S. D 5 nimmt E 3 setzt Matt.	
A)	
1)	1) K. D 1 — C 2.
2) L. E 4 nimmt D 3 †. . .	2) K. C 2 — B 3 oder — D 1.
3) T. F 8 — B 8 oder D. F 3 — F 1 setzt Matt.	
B)	
1)	1) K. D 1 — E 1.
2) S. E 2 — G 3 †. . . .	2) Beliebig.
3) D. F 3 — F 1 setzt Matt.	
C)	
1)	1) T. D 3 nimmt E 3.
2) S. D 5 nimmt E 3 †. . .	2) Beliebig.
3) D. F 3 — F 1 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Zur Aufgabe Nro. 37. Die Stellung dieses Problems ist allerdings eine, gelinde gesagt, sehr gezwungene. Der Eindruck der zu Grunde liegenden schönen Idee wird durch die unförmliche Ausführung beeinträchtigt. Wir haben es veröffentlicht, weil es zu den mit dem ersten Preise gekrönten des Pariser Schachturniers gehört. Den Herren v. St. in Bruchsal, E. St. in Schwetzingen, S. in Stuttgart und mehreren geehrten Herren Korrespondenten bemerken wir jedoch, daß die Lösung 1) T. F 5 — F 6 (oder — F 7) undurchführbar ist, weil Schwarz F 4 nimmt E 3 antwortet und auf 2) S. D 5 nimmt E 3 †, T. D 3 nimmt E 3 spielt, worauf die Dame vom König nicht abgehen und daher kein Matt im nächsten Zuge erfolgen kann. Nur 1) T. F 5 — F 8 führt zum Ziel, indem dann auf F 4 nimmt E 3, 2) D. F 3 — F 7 erfolgt und auf K. D 1 — C 2, 3) S. D 5 nimmt E 3 matt setzt. Gerade darin liegt die Pointe des Problems. — Hrn. A. A. in Liegnitz. Ihr sonst scharfsinniger Lösungsversuch leidet an einem kleinen Uebelstande. Sie spielen 1) C 3 — C 4, K. D 1 - C 2; 2) L. E 4 nimmt D 3 †, K. C 2 — B 3 und glauben nun mit 3) L. D 3 nimmt B 1 mattzusetzen, was nicht der Fall ist, da der schachbietende Thurm durch den Bauer F 4 geschlagen werden, auch K. B 3 nimmt C 4 geschehen kann. — E. B. in Leipzig. Die Aufgabe soll in 3, nicht in 4 Zügen gelöst werden. Nro. 36 R.

Bilderräthsel 42.



Auflösung des Bilderräthsels 41:

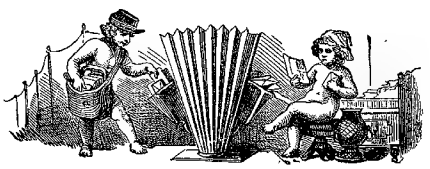
Waffen und Geld brauchen eine geschickte Hand.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 13:

Kann nicht reden, kann nicht schreiben,
Kann nicht sagen, wie mir ist,
Kann nicht ernst sein, kann nicht scherzen,
Kann nicht wissen, wie mir ist;
Kann nur fühlen, kann nicht sagen, was es ist.
Könnt' ich singen, liebes Leben,
Würden Töne Kunde geben
Wie es mir im Herzen ist. —

Auflösung des Räthsels in Nro. 41:

Das Haar.



Briefmappe.

Langjährige Abonn. in Ballenstedt. Wir erinnern uns zweier Dramen, die den Titel „Dido" führen, das eine von W. Jensen, das andere von Agnes Le Grace.

Fünfzehnjähr. Abonn. in Sch. Er kommt allerdings in katholischen Ländern häufiger vor, ist aber kein spezifisch katholischer Name. Einen Namenstag haben wir nicht finden können.

H. M. in St. Petersburg. Wenden Sie sich an den Spracharzt Denhardt in Burgsteinfurt in Westfal. Derselbe wird Ihnen die nöthigen Schriften über die Heilung des Stotterns zugehen lassen.

Hrn. Graf A. in F. Behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst und wer ist vor Schlägen sicher? Das Wort Shakespeare's (Hamlet) dürfte Sie etwas milder in dem allerdings peinlichen Falle stimmen.

Hrn. W. S. F. in B. Schmidt, Die Tapetenfabrikation. Weimar, Voigt. Neueste Auflage.

Abonnent in Wiesbaden. Der Titel des betreffenden Büchleins lautet: „Geschlossener Mund erhält gesund", Verlag von Quandt & Händel in Leipzig.

Kunstfreund in D. Zum Theil richtig. Bei der Ungefälligkeit mancher Künstler eben oft nicht ganz exakt zu erreichen, so in diesem Falle; doch nicht eigentlich wesentlich.

Abonnent aus Amerika. Das wird wohl wegen der Militärpflicht einige Schwierigkeiten bereiten, doch scheint jetzt in Beziehung auf H. eine mildere Luft zu wehen. Kennen Sie keinen Advokaten in Wien, der Ihnen das besorgt?

Hrn. M. in K. b. W. Die Seife macht allerdings die Haut geschmeidig und weich, während das Mittel, rothe Nasen weiß zu färben, einzig und allein in einer weißen Schminke besteht.

Abonn. P. in Aachen. Die Kurlisten kann Ihnen jede Buchhandlung besorgen, auch wird die Post Abonnements auf dieselben annehmen. Die Hallberger'sche Buchhandlung hat kein Sortiment.

Mütterliche Freundin in Brüssel. Wir werden darauf bedacht sein, aber wir müssen in erster Linie Ihre Adresse haben.

Hrn. A. G. S. in Riga. Das Buch von Dr. R. verdient durchaus kein Vertrauen.

Marguerite in L. Den Wohnort der beiden Damen kennen wir nicht. W. E. lebt in Australien.

Frl. Marie Tegeler in Meran, Hrn. Cy in Friedenau, Frl. F. S. in Wien, Frl. Jos. Kalfuß in Wien, Dilldöppchen in Berlin, Hrn. Benno Bischoffsheimer in Nördlingen, Hrn. Gustav Lüpke in O., Hrn. L. M. in München, Adonn. in Apolda, Hrn. Edw. Beyer in Torgau, Hrn. G. H. S. in Hamb., Hrn. Lank. Frauenstein in Braunschweig. Richtig.

Hrn. Dr. M. S. in L. Der Ausdruck ho galantuomo soll vom Marchese Azeglio herrühren.

A true Subscriber in England. Kalte Waschungen, sowie regelmäßiges Einnehmen eines abführenden Mineralwassers dürften zum gewünschten Ziele führen.

Hrn. L. M. in K. Eine solche Adresse können wir Ihnen nicht verschaffen. Vielleicht die Buchhandlung in Bukarest.

Hrn. Dr. R. L. H. in H. Etwas viel auf einmal! Jede Prager Buchhandlung legt Ihnen solche Briefsteller vor. Die St.-Bürsten sind schon mehrmals aufgetaucht und wieder verschwunden. Gegen rh. Z. hilft eine spanische Fliege hinter's Ohr. Ueber H. müssen Sie ein medizinisches Werk nachleken; das läßt sich nicht in der Briefmappe abmachen. Wenn Sie in solcher Weise mit R. behaftet sind, so werden Dampfbäder sehr angebracht sein.

Hrn. E. D. in R. Das Institut wird von der dortigen Regierung unterstützt. Die st. Bücher sind so billig, daß es kaum nöthig ist, sie antiquarisch zu suchen.

Die wißbegierige hübsche Brünette in N. L. Wenn die Eltern nichts dagegen haben, warum sollen Sie sich nicht Du nennen?

Hrn. A. L. in Leipzig. Das Leiden ist nur durch chirurgische Operation radikal zu beseitigen; wenden Sie sich an Professor Thiersch in Leipzig.

Hrn. E. D. in Riga. Wir haben großen Vorrath.

Frl. S. in L. Hermes ist der Verfasser von „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen". Leipzig, 1778.

Hrn. Apoth. L. in L. Wir werden Erkundigungen einziehen.

Hrn. J. W. in Böhm. Die Prägung jener Münzen kennen wir nicht. G. wurde 305 enthauptet.

Hrn. Jos. L. Wenden Sie sich an die Redaktion der „Blätter für Münzfreunde" in Leipzig.

Hrn. K. S. in Z. Unten auf dem Avers unserer deutschen Münzen finden Sie einen Buchstaben, aus welchem Sie ersehen können, in welcher Münzstätte die Münze geprägt worden. A bedeutet Berlin, B Hannover, C Frankfurt, D München, E Dresden, F Stuttgart, G Karlsruhe, H Darmstadt, J Hamburg.

Hrn. E. W. in Danz. In jedem Reisehandbuch durch die Schweiz, z. B. Bädeker, Berlepsch und Tschudi, finden Sie in der Einleitung die gewünschte Anleitung für die genannten Zwecke. - Illustrirt — nein; sonst sind die Schnars'schen Bücher über den Schwarzwald und das kleine vom Bibliogr. Institut sehr empfehlenswerth. Wegen A. müssen Sie sich an einen Spezialarzt wenden.

Hrn. Joseph E. in Offenbach. Betupfen mit rauchender Salpetersäure zerstört und entfernt nach einigen Wochen jede Warze.

Hrn. R. B. in K. Zoller, Die Bibliothekwissenschaft, und Petzhold Die Bibliothekenkunde, geben ausführlich über den Beruf Auskunft. Brand, Archivwissenschaft.

Hrn. L. B. H. in Dresden. Ritter v. Ofenheim in Wien dürfte Ihnen darüber nähere Auskunft zu geben im Stande sein.

Hrn. E. K. in Stettin. Rückenmarksleiden können in jedem Alter auftreten; wie sich solche zeigen, kann in dem geringen Raum unserer Briefmappe nicht geschildert werden. Dieserhalb müssen Sie sich direkt mit unserem ärztlichen Berather in Verbindung setzen.

Hrn. Dr. A. St. in N. Wir werden nach Erscheinen selbst aus Ihren G. wählen.

Hrn. A. N. in B. Wenden Sie sich an den Sprachmeister des Wiener Stadttheaters, Strakosch, der Ihnen mit bestem Rath dienen wird.

A. B. C. 101. Solche Mittel und Heilmethoden gibt es allerdings, jedoch lassen sich dieselben nicht auf dem Wege der öffentlichen Korrespondenz beschreiben.

Hrn. L. M. F. A. G. in Cz. B.'s Apparat wird nur in England zu bekommen sein, dagegen Korkacken bei August Sartori in Kiel, Schwimmgürtel bei H. H. Hansen in Kiel.

Hrn. R. H. 19 in Gr. Die beiden bei Jügel in Frankfurt erschienenen Ollendorf'schen Grammatiken. Wenn es Ihnen wirklich Ernst ist.

Praktische Dame in Rees. Zu so ausgiebigen Vorlesungen reicht der Raum unserer Briefmappe nicht aus. Sie müssen sich schon bequemen, einen Arzt persönlich zu Rathe zu ziehen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Ankündigungen

pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.

Schweiz. **Giessbach.**
Hôtel **Beau-Site-Giessbach,** Pension.
Idyllisch-schönes Plätzchen auf dem östlich der untersten Wasserfälle zunächst gelegenen Plateau. Prachtvolle Aussicht. Jeder nöthige Comfort. **Anständige Preise.** — Täglich 8mal Dampfschiffverbindung mit Interlaken (1 Stunde) und für Luzern. Name genau beachten!! 614

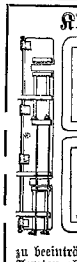
Soolbad Nauheim
b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn
Naturwarme, kohlensäurereiche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge; ozonhaltige Gradirluft; Ziegen-Molke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit. Grossh. Hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger, Bergrath.

325 **Knabenpension, Leipzig.**
Vorzügl. Lehranstalten: Gymnasien, Realsch., Konserv. d. Mus. u. a.; liebevolle Behandlung und sorgfältige Ueberwachung. Gefl. Adressen.: **Deutsch-Engl. Pensionat, Leipzig,** Brausir. 31.

Herzogl. Baugewerkschule
zu **Holzminden** a. d. Weser.
Gegründet 1831.
a) **Schule für Bauhandwerker, Baubeflissene etc.**
b) **Schule für Maschinen- und Mühlenbauer, Schlosser etc.**
Das Wintersemester beginnt **am 3. Novbr.,** der Vorbereitungsunterricht für III. u. II. Klasse **am 6. Oktober.**
Verpflegungsanstalt mit Casernement.
Programm kostenfrei. 618
Der Direktor: **C. Haarmann.**

Rothe Nasen 445
werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyrl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske** in **Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Behufs Einrichtung eines eigenen Ateliers für Xylographie suche ich **tüchtige,** im **Illustrationsfach** und **anderen Genres geübte**
Holzschneider.
Ebenso reflektire zur **Leitung des Ateliers** auf einen **erfahrenen,** nicht zu jungen Herrn, **bewährte, tüchtige Kraft.** Es können nur ganz tüchtige, möglichst auch im Zeichnen bewanderte Xylographen Berücksichtigung finden. Offerten zu richten an die Verlagsbuchhandlung des Herrn **Hermann Hoppe, St. Petersburg,** Große Sadowaja Nro. 16, Haus Korowin.

Kleider-Erweiterer.

Höchst wichtig für Damen! Neueste Erfindung von **Ed. Ebner,** Damenkleider-Modist, Mauerstr. 5. **Patentirt** deutsches Reich, Frankreich und angem. Oesterreich-Ungarn, Amerika. Eine nützliche Erfindung, um Damenkleider von jedem Schnitt während des **Tragens** bei jeder **Gelegenheit** mit **Leichtigkeit** u. **unbemerkt** von 2 bis 8 Ctm. zu erweitern, ohne die Taille in der Fasson zu beeinträchtigen. Von den berühmtesten **Aerzten,** als dem Hrn. **Sanitätsrath Dr. Ring** und dem Hrn. **Sanitätsrath Dr. Mayer,** als praktisch und der Gesundheit dienlich anerkannt, gewährt sie namentlich Leidenden eine außerordentliche Erleichterung. 542

Sprenger's Tonschraube
für Streichinstrumente,

neue pat. Erfindung, besteht in der Einfügung eines weiteren Stimmstocks, verbunden mit Regulirschraube. Der Ton gewinnt an Volumen, wird veredelt, auf allen Saiten gleichmäßiger u. spricht viel leichter an. Aenderung alter Instrumente ist ohne Nachtheil möglich und kostet an Violinen u. Violas 10 M., Cellis 20 M., Contrabässen 40 M. Prospekte mit Zeugnissen berühmter Künstler stehen zu Diensten.
A. Sprenger,
kgl. Hof-Instrumentenmacher,
Stuttgart. 623

Naturgraue, echte
Strauß-Federn, 626
40 Centimeter lang, tadellose Waare, liefert das Stück für M. 7. — franko unter Nachnahme die
Blumen- u. Federnfabrik
A. Wolz, Frankfurt a. M.

Technikum **Buxtehude** b. Hamburg
Programme gratis durch den Director **Hittenkofer.**

Mycothanaton.
Schwammtod.
Mittel dagegen
Hausschwamm,
Stock und Fäulniß.
Von Prospecte gratis und franco.
Offene Gesellschaft für Berlin W.C.

Die Geflügel-Anstalt Oberursel
bei
Frankfurt a. M.
empfiehlt
Italien. Racenhühner
Vorjähr. von M. 3½-6, diesjähr. 3 Monate alt v. M. 2 pr. Stück
Schlachtgeflügel
Poulards, Capaunen, junge Gänse, Enten, Hühner u. frische Eier. Kisten- u. Waggonsweise.
Brutapparate Racen-Hühner. Jeder Art.

PATENT
& technisches Bureau
von
J. Brandt & G. W. v. Nawrocki
Berlin W.
Leipziger Str. 124.

Künstliche
Brillanten,
prachtvolle Steine in echter Goldfassung (nicht Double), als massive Ringe, 6—15 M. gold. Ohrringe 10—15 M. dto. Knöpfe St. 7 M. ꝛc. Elegante goldene Ringe m. echt. **Türkis,** Almandin ꝛc. von 10—30 M. empfiehlt unter Garantie **Schröter,** Goldarbeiter, **Dresden,** Jakobstraße 16. — Bei Einsendung des Betrages franko durch ganz Europa. Illustr. Preiscourant franko. 472

R. Maschke's
Kanarienvögel
(St. Andreasberg im Harz)
sind bei seinen unübertroffenen Einrichtungen das ganze Jahr durch von vorzüglichem Gesange 388

Aeols-Harmonika.
Verbessertes System!

Ertönt schon bei schwachem Winde in harmonischen Akkorden, bei starkem Winde **weithin hörbar.** Originelle Zierde für **Gärten, Anlagen, Parke, Balkone, Terrassen** und für **Gartenrestaurationen.** Pr. Stück M. 8. = fl. 4. 75; mit vergoldeter Windfahne mehr pr. St. M. 4. = fl. 2. 40.
Adolf Klinger,
Reichenberg in Böhm.

Heyer's 327
Patent-Trittleiter
für jeden Haushalt und jedes Ladengeschäft. Leicht und stabil. Von Jedem transportabel ohne Hülfe der Dienstboten. Zu beziehen durch
Albert Heine, Leipzig,
Markt 14, und
Karl Heyer, Potsdam.

pr. Stück 75 ₰, 50 ₰, 25 ₰.
En gros billiger.
A. Rohr,
Breslau,
Junkernstraße 14—15
(Japan. Waaren und Thee).

ebensgrosse Porträts
in **Kreide** gezeichnet o. in **Oel** gemalt nach **jed. eingesandten Photographie.** Garantie gelr. Aehnlichkeit. Schönst. Andenken an Verstorbene. Feinste Referenzen. — Preiscourant gratis. Artist. Institut von
C. Hommel in Halberstadt.

Der **Oelfarbendruck-Gemäldeverein „Viktoria", Berlin** W., **Leipzigerstrasse 100,** liefert anerkannt von allen derartigen Vereinen die **besten Oelfarbendruck-Gemälde** zu den billigsten Preisen mit coulantesten Zahlungsbedingungen. Illustr. Katalog gratis u. franko.

Heil-Anstalt

für haematogene Leiden. Ganz besonders günstige **Erfolge** bei Rheumatismus, Gesichtsschmerz, Asthma, Unterleibstr., Schwäche, Nervenzerrüttung, Rückenmarkreizung ꝛc. Dirigirender **Arzt: Dr. Rosenfeld** in **Berlin,** Friedrichstraße 139. Auch brieflich. Prospekte über die sehr günstigen Erfolge gratis. 464

Ueberrascht
wird Jeder von dem feinen Geschmack und der schönen Farbe des Kaffeegetränkes sein, welches mit einem kleinen Zusatz von **Otto E. Weber's Feigenkaffee*)** bereitet ist.
*) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar", „Ueber Land und Meer" ꝛc. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Pfund 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zusendung franko. — Zu haben in der Fabrik von **Otto E. Weber** in **Berlin SW.,** Junkerstr. 18. 304

„Erwerbskatalog"
für Jedermann — versend. gratis 510
W. Schiller & Cie., Berlin, Kaupachstr. 12.

Die neuesten und besten
Adress-Bücher
der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden etc. aller Länder sind von
C. Leuchs & Cie. in **Nürnberg**
(gegründet 1794) 277
zu beziehen. Preiscourante auf Verlangen grat.

Sommersprossen,
Röthe, Runzeln, sowie alle Unreinheiten der Haut entfernt meine seit langen Jahren mit sicherem Erfolg angewendete Gesichtspomade. Preis 1 Tiegel sammt franko Packung und Versendung 3 M. = 1 fl. 50 kr. ö. W. 206
Adresse: **Franz von Pilich,**
Apotheke zum König von Ungarn,
Budapest, Elisabethplatz.

! Hühneraugen-Bürste!
Entfernt gefahr- u. schmerzlos jedes Hühnerauge, pr. Stck. 70 ₰ frko. (Briefm. all. Länd.) Wiederverkäuf. Rab. **H. Beuking, Stuttgart.**

Anleitungen, Spezialrezepte 502
zur Fabrikation von **Wagen- u. Maschinenfett,** Glanzwichse, Lack, Firniß, Farben, Tinten, Leim, Kitt, Cement, Seifen, Parfüms, Zündrequ., Desinfektion, Konserven ꝛc. ꝛc. — ebenso zu anderen dergl. chemisch-technischen Fabrikationen.
Katalog gratis.
W. Schiller & Cie., Berlin, Kaupachstr. 12.
Landw., chemisch-techn. Lehrinstitut. Etabl. 1850.

Oskar Kropff

in Nordhausen am Harz

empfiehlt

Eismaschinen bis zu einer Leistungsfähigkeit von **2000 Kilo pro Stunde** (bis jetzt **236 Stück** im Betriebe). **Patentirte Luftkühl-Apparate** bis zu einer Leistungsfähigkeit von **24,000 Kubik-Meter** kalter Luft pro Stunde (auch ohne Eismaschine zu verwenden).

Mineralwasser-Apparate (gegen **1000 Stück** im Betriebe).

Bierwürze-Kühlapparate patentirt. (Flächenberieselungssystem.)

Prämiirt auf allen größeren Ausstellungen.

Preisverzeichnisse **gratis**. 609

Am 28. Septbr. 1875 in Leipzig eingetragene Marke.

Am 14. Decbr. 1876 in Leipzig eingetragene Marke.

Echte Jönköpings Sicherheits Zündhölzer

Haupt-Niederlage f. Deutschland: Wm Winckler Hamburg.

Versandt ab **Berlin, Köln, Hamburg, Mainz, Stettin.**

Depot-Lager: in Halle a. S. bei Voeckler & Liesche, Leipzig,
„ Leipzig „ Löbeck „ A. Behn & Sohn,
„ Löbeck „ München „ Heinr. Bronberger, Thal 7,
„ München „ Stralsund „ F. W. Fleischer. 613

KINA KRAEPELIEN & HOLM

Apotheker in **Zeist**, Niederlanden. 622

Niederländischer Kina-Wein.

Ohne Eisen gegen Schwäche, Appetitlosigkeit, schlechte Verdauung, Fieber, Nervenkrankheiten und ihre Folgen. Das beste Erholungsmittel nach schwerer Krankheit.

Mit Eisen gegen Bleichsucht, Blutmangel, alle daraus entstehenden Krankheiten, grosse allgemeine Schwäche etc. Beide Weine sind empfohlen von angesehenen Aerzten der Niederl. med. Fakultät, der Königl. Charité und dem Augusta-Hospital zu Berlin. Analysirt durch den gerichtlich vereidigten Chemiker Dr. Ziurck.

Generaldépôts: **Frankfurt a. M.: Elnain & Co.**, Friedensstr. Nro. 2; **Berlin: R. Hohensee**, Leipzigerstr. Nro. 34; **Wien: C. Haubner's** Apotheke „zum Engel" am Hof Nro. 6; **Budapest: Josef v. Török's** Apotheke; **Prag: Josef Fürst's** Apotheke. Generaldépôt für ganz Skandinavien: **Kopenhagen: G. Hegelund**, Niels Juulsgade 7. Ausserdem in den Apotheken zu beziehen.

Um Verwechslungen zu vermeiden, bittet man nur den **Niederl. Kina-Wein** zu fordern und auf die Unterschrift der Fabrikanten **Kraepelien & Holm** zu achten.

Griechische Weine.

1 Probekiste derselben mit 12 ganzen Flaschen enthält 12 Sorten: 395

Camarite, Corinther, Elia, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra, Achaja Malvasier weiss und roth, Vino Rosé, Moscato und Mavrodaphné,

und kosten Flaschen und Kiste frei **M. 19.20 Pf.**

Ich habe die Weine an den Erzeugungsorten in Griechenland persönlich angekauft und verbürge deren Reinheit und Echtheit. Preisbroschüre auf Wunsch frei.

Neckargemünd. **J. F. Menzer.**

Dresden. Grosse Brüdergasse 13. **Dresden.**

Oskar Renner,

in nächster Nähe des neuen Hoftheaters,

empfiehlt sein **feines Restaurant**, Parterre und I. Etage. Eleganter Speisesaal. Reservirte Zimmer. Vorzüglicher Mittagstisch, Couvert von *M.* 1.50 *₰.* an und nach der Karte, in ganzen und halben Portionen. Ausserdem

Generalvertreter des

„Münchener Spatenbräu"

für das Königreich Sachsen,

Alleiniger Vertreter des

„Bürgerlichen Bräuhauses"

in **Pilsen** für die östliche Hälfte des Königreichs Sachsen.

Versandt in Gebinden und Flaschen. 489

Hofrath Dr. Steinbacher's **Naturheilanstalt Brunnthal (München).**

Dr. Steinbacher's Heilverfahren, eine glückliche, auf streng wissenschaftliche Grundsätze und Erfahrungen gestützte Kombination der Priessnitz'schen Wasser- und Schroth'schen Diät-Kur mit Beiziehung aller neueren Naturheilfaktoren, bei vollständigster Berücksichtigung des Krankheitsfalles und der strengsten Individualisirung erzielt bei vielen, namentlich auch bei Herz-, Magen-, Leber- u. Rückenmarkskrankheiten, Gicht, Hautleiden, Skropheln, Nervosität, Schwächezuständen gewisser Art, Medizinvergiftung, ausserordentliche Heilerfolge. Steinbacher's Schriften geben Auskunft und sind wie auch der Anstalts-Prospekt von der Anstalt zu beziehen. — Krankenaufnahme stets. — 624

Brunnthal bietet durch seine idyllische Lage, sowie die unmittelbare Nähe des kunstreichen Münchens für Jeden einen wahrhaft angenehmen Aufenthalt.

Landes-Gewerbe-Ausstellung

des Grossherzogthums Hessen pro 1879

in **Offenbach** am Main

unter dem Protektorat Sr. K. Hoheit d. Grossherzogs v. Hessen.

Eröffnet am 2. Juli 1879.

Ausstellung gewerblicher und kunstgewerblicher Gegenstände, Maschinen etc., sowie Kunstwerke und Alterthümer aus den berühmtesten Sammlungen des Grossherzogthums. 570

Gartenzelte

von regendichtem Segeltuch, ca. 3 Meter Durchm., elegant gestreift u. leicht aufzustellen, inkl. Tisch Stck. 160 *M.* — ohne Seitengardinen 115 *M.*; **Gartenstühle, Gartentische** in Pilzform, **Hängematten, Manöverzelte** etc. empfiehlt 627

Albert Dittmar,

vormals **C. L. Schwerdtmann,**

Leipzigerstraße 35, **Berlin** W.

Spezial-Preiscour. auf Wunsch grat. u. frko.

Reiselektüre.

Bei **A. Ackermann** in **München** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Nach berühmten Schablonen.

Feuilletonistische Karrikaturen

von

Eberhardt Gustav Schack.

Dritte Auflage. Ausstattung, Grösse und Stärke wie „Mauthner". Nach berühmten Mustern.

Preis 1 *M.* 50 *₰.*

Inhalt:

1) [Paul Heyse.] Das verlorene Paradies. Eine Kitsjternovelette.
2) [Johannes Scherr.] Der Aberglaube im Kulturkampf mit der Weltgeschichte.
3) [Friedrich Bodenstedt.] Der Hosenschneider von Kaschmir.
4) [Die Gartenlaube.] Instinkt oder Ueberlegung.
5) [E. Marlitt.] Im Hause des Dompfaffen.
6) [Fr. Gerstäcker.] Ein Kampf mit Beutelthieren.
7) [F. Lassalle.] Aus dem Musterbriefsteller für Verliebte.
8) [W. von Hillern.] Alpenröschen.
9) [Fritz Reuter.] Krischan Piependeckel un Oll Bratzig sien Katt.

Der Verfasser sagt in seiner klassischen Vorrede: „Die nachstehenden Dummheiten haben der Fahrt in einem Schnellzugcoupé erster Klasse zwischen Neustadt-Eberswalde und Pasewalk ihren Ursprung zu verdanken und sind unter den beseligenden Wirkungen einer exquisiten Waldmeisterbowle in Gesellschaft überwüthiger Gesinnungsgenossen diktirt und niedergeschrieben worden." Im Hinblick auf Mauthner's parodistische Studien behauptet er dann sehr kühn: große Ereignisse würfen ihre Schatten voraus. 625

Dr. Rumler's Buch

über **Schwächezustände** bietet allen Männern, welche im Nervensystem geschwächt u. an schweren Verirrungen des Körpers und des Geistes leiden, Belehrung, Trost und Rath u. zeigt den Weg zur wahren Hilfe. — Dieses preisgekrönte, mit vielen Abbildungen versehene Werk verbreitet für **1 M. 50 Pf.** der Verfasser **Dr. med. Rumler**, Mitglied verschiedener gelehrt. Gesellschaft.; st. unaprob. **Berlin**, Französische-Straße 24.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen (auch direkt g. vorherige Einsendung von *M.* 1.10. inkl. Porto): 428

לוח לשנת תר"מ לפ"ק

Illustrirter Jüdischer Kalender für 5640 (1880).

Herausgegeben von **Julius Meyer.**

200 Seiten 8°. Preis: Elegant geb. 1 Mark.

Halberstadt. **H. Meyer's** Verlag.

Die wegen ihres Melodienreichthums so ganz ausserordentlich beliebten

Piano- u. Zither-Kompositionen

von **L. Zeise**

werden in kompl. Sammlungen mit bis 60% Rab. von jeder Buch- u. Musikalienhandlg. geliefert, in allen besseren auch vorräthig. Katalog versendet franko

529 **L. Zeise** in **Weimar.**

Fortuna

selbstfärbend

Druckfläche 7,5-13 Ctm. Mrk. 96,00.
„ „ 14,5-22,5 Ctm. „ 185,00.
Starke Construction.
MAX KRAUSE
Berlin, S.W. Beuthstr. 7.

Blitzableiter

neuester, bewährtester und billigst. Konstruktion, Kupferleitung und Platinspitzen. In von 40 wissenschaftlichen Blättern anerkannter Güte. **Galvanometer** zum Untersuchen alter Blitzableiter. Kostenanschläge u. Preiscour. gratis.

Gebr. Mittelstraß, Magdeburg.

Station **Wabern** bei Kassel. **BAD WILDUNGEN.** Saison vom 1. Mai bis 10. Okt.

Gegen **Stein, Gries, Nieren- und Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmuth, Hysterie etc.** sind seit Jahrhunderten als spezifische Mittel bekannt: **Georg-Viktor-Quelle und Helenen-Quelle. Wohnungen im Badegirthause und Europäischen Hofe.** — Bäder. — Bestellungen von Wasser oder Wohnungen, Anfragen etc. erledigt: 407

Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen-Aktiengesellschaft.

Naturheilanstalt „Obere Waid" bei St. Gallen, Schweiz.

Sommer und Winter geöffnet. Sehr günstige Lage. Sichere Heilung in allen Fällen von **Nerven-, Haut- u. Gelenkleiden, Magen- u. Verdauungskrankheiten, Gicht, Rheumatismus, Lähmungs- u. Schwächezuständen**, an der Hand 32jähriger Erfahrung des dirigirenden Arztes. Siehe „Hausarzt, populär. med. Briefe, Abh. u. Rathschläge". Zürich, Cäsar Schmidt. Preis 5 *M.* Prospekte gratis und franko durch den 358 Besitzer **Ludwig Hahn.**

Bad Cleve 449

am Niederrhein.

Stahlquelle. Wasserheilanstalt.

Römisch-irische, russische, Fichtennadelbäder. Elektro-Therapie.

Sanitätsrath Dr. W. Arntz. **Die Direktion.**

Taxen für Quartiere, Bäder etc. **Nordseebad Norderney.** Frequenz 6-7000 Badegäste.

Eröffnet 15. Juni, geschlossen 30. September.

Von **Emden** und **Norddeich** (Norden) **täglich**, von Geestemünde und Wilhelmshaven **3 Mal** in der Woche **Dampfschiffverbindung.**

Quartiere vermittelt die **Königl. Bade-Inspektion.**

406 **Königl. Preuß. Badekommissariat.**

Kais. u. Königl. Allerhöchste Anerkennung. Goldene Medaille Paris 1878.

KURORT GLEICHENBERG

in Steiermark, Station Feldbach der ungar. Westbahn.

Saisoneröffnung: 1. Mai. 900

Wasser- und Wohnungsbestellungen bei der Direktion in Gleichenberg.

Technicum Mittweida.

(Sachsen.) — Höhere Fachschule für **Maschinen-Ingenieure** und **Werkmeister.** Vorunterricht frei. Aufnahmen: Mitte April u. October. 402

München 1879

Internationale Kunstausstellung

im königlichen Glaspalaste.

Eröffnung am 20. Juli. **Schluß am 31. Oktober.**

Zur Ausstellung gelangen Werke der Malerei, Skulptur, Architektur und der graphischen Künste.

Prospekte sind zu beziehen vom 376

Comité

der Internationalen Kunstausstellung 1879 zu München.

Norddeutscher Lloyd.

Kaiserlich deutsche Postdampfschiffahrt.

I. Zwischen Bremen und **New-York,**

ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen jeden Sonntag, von Southampton jeden Dinstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag Abend nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.

Direkte Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.

Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und **Baltimore.**

Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs, von Baltimore Donnerstags.

III. Zwischen Bremen und **New-Orleans,**

via Havre und Havanna.

Von September bis April ein oder zwei Mal monatlich.

IV. Zwischen Bremen und **Bahia** und **Rio de Janeiro,**

via Antwerpen und Lissabon.

Von Bremen am 10., von Antwerpen am 15. jedes Monats.

V. Zwischen Bremen und **Montevideo** und **Buenos-Ayres,**

via Antwerpen direkt.

Von Bremen am 25., von Antwerpen am 1. jedes Monats. 367

Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

Als förderliches **Insertions-Fachorgan** ersten Ranges ist Interessenten zu empfehlen die älteste deutsche Brauerzeitung:

Der Bierbrauer.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Berichte über die Fortschritte des gesammten Brauwesens. Unter Berücksichtigung der Malzbereitung, sowie des Hopfenbaues. Mit zahlreichen Abbildungen. Begründet 1859 von **G. E. Habich.** Herausgegeben von **Dr. Victor Grießmayer** in Berlin und **Dr. Conrad Schneider**, Direktor der Brauakademie in Worms.

In Bänden von 24 Nummern. Pränumerationspreis pro Halbjahr 4½ *M.* — Preis der 1mal gesp. Petitzeile oder deren Raum **30 Pf.**

Dieses weit verbreitete Blatt ist besonders allen Denen zu empfehlen, welche die für den Betrieb einer Brauerei nothwendigen Maschinen, Apparate, Geräthe und andere technische Hülfsmittel herstellen und auf dem Wege der Insertion vertreiben wollen, dann aber auch den Produzenten und Verkäufern der bei der Herstellung des Biers verwendeten Rohmaterialien, sowie den Stellesuchenden, Stellevergebenden etc. Eine **Probenummer** des „Bierbrauer" steht auf Wunsch zu Diensten. 620

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Soeben erschien:

Andachtsbuch

Luise Henriettens von Brandenburg,

Gemahlin des großen Kurfürsten.

[Eleg. geh. Preis 5 *M.* Auf ihren Befehl Eleg. geb. 6 *M.* 50 *₰.*]

herausgegeben von **Chr. Runge** i. J. 1653.

Mit einem biographischen Vorwort von **C. Irenäus.**

Sr. Maj. dem Deutschen Kaiser gewidmet.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie durch die Verlagsbuchhandlung von **L. Schleiermacher** in **Berlin**, Leipzigerstraße 109. 616

Über Land und Meer.

№ 43.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Karneval von Venedig, Novelle von K. A. Heigel. Fortsetzung. — Dr. Jakob Heinrich v. Hefner-Alteneck, von Karl Albert Regnet. — Glückliche Stunden, Gemälde von L. Thierich. — Notizblatter. — Ein griechischer Lehrer, Gemälde von Aler. Wida. — Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt. Das Aehrenfeld, von O. Engelhardt. Das Schloßfräulein: Sutti, von E. Peters. Alt und verlassen, von Hermann Gräfer; Kurzes Glück, von G. v. Tyhern. — Mit dem Leben versöhnt, Erzählung von Hans Warring. Fortsetzung. — Das königlich bayerische Nationalmuseum, von Karl Albert Regnet. — Neue Welten, geographische Skizzen von G. Fehr. v. d. Goltz. VI. Die Engländer in Centralafrika. 2. — Aus Berlins Vergangenheit, von Adolf Brennecke. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth. zweite Serie. XVI. Zeitzeichen. — Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender. von H. E. Freiherrn von Thungen. August. — Astronomisches Tagebuch, August. — Lotterieziehungen im Monat August. — Schach. — Rösselsprung Nr. 14. — Für das Album, von Wilhelm Emmer. — Bilderräthsel 13. — Auflösung des Bilderräthsels 12. — Viersilbige Charade. — Buchstabe.

Illustrationen: J. H. v. Hefner-Alteneck. — Das königlich bayerische Nationalmuseum in München, von Hermann Ziebland. — Randverzierung zu: „Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt". — Glückliche Stunden, nach dem Gemälde von L. Thierich. — Ein griechischer Lehrer, Gemälde von A. Wida. — Bacchus-Ouverture oder Jeder auf seine Weise, nach einer Skizze von A. v. Fischern.

Der Karneval von Venedig.

Novelle

von

K. A. Heigel.

(Fortsetzung.)

Es war ihm nicht lieb, als Degenhart nach Tisch um Erlaubniß bat, ihn auf einige Minuten in seinem Zimmer sprechen zu dürfen. Er sah eine Verdauungsstörung voraus und wünschte den Notürier, der sich in eine der ältesten Familien gedrängt hatte, zum Kukuk. Laut aber bat er mit dem verbindlichsten Lächeln um die Begleitung.

„Mir sehr angenehm!"

Sobald sie unter vier Augen waren, legte Degenhart dem alten Herrn das Schreiben Egon's vor. Excellenz rückte das Licht näher, schob die Brille auf die Stirn und las.

Der Unterkiefer hing müde herab, wodurch das Gesicht plötzlich uralt erschien. Nachdem er gelesen, legte er den Brief vor sich, glättete mit dem Fingernagel die Papierbrüche und sah einige Sekunden lang tiefernst vor sich hin.

„Das sind merkwürdige Geschichten," sagte er sodann. „Ich brauche Ihnen nicht erst zu versichern, daß ich von — von Stefaniens Reise nicht das Geringste bis zu diesem Augenblick gewußt habe. Ich war am Zweiten längst nicht mehr in Bozen, hielt mich dem Prinzen Radschinsky zulieb mehrere Wochen in Riva auf; bin seit drei Tagen hier, aber durch meinen verwünschten Rheumatismus im Knie an's Haus gefesselt ... Fatale Geschichte das! — Sie reisen ihr nach?"

„Bis an's Ende der Welt."

Excellenz blinzelte nach dem stiernackigen Mann, der wirklich zu einer Jagd um die Welt entschlossen schien, und sah dann wieder, mit den Fingern trommelnd, auf den Tisch.

„Im Prinzip haben Sie Recht. Ob sich Stefaniens Schritt wird juridisch vertheidigen lassen, weiß ich heute, wo in Preußen das Oberste zu unterst gekehrt wird, wahrhaftig nicht zu sagen. Nur mache ich Sie darauf aufmerksam, daß der Eigensinn Derer von Bruck historisch ist. Ich erinnere mich, daß ein Bruck im sechzehnten Jahrhundert gehenkt wurde, einzig weil er aus Widerborstigkeit den Reinigungseid verweigerte. Apropos vom Henken. Im Sommer 1865 gerieth ich mit General von Rögnitz bei seinem Bruder auf Klein-Rögnitz in einen genealogischen Diskurs. Da stellte sich denn heraus, daß vom Geschlecht der Rögnitze zwei gehangen und einer geköpft, von den Reissenstein aber fünf geköpft und drei gehangen worden."

Unser bürgerlicher Degenhart zeigte für dergleichen genealogische Denkwürdigkeiten nicht den geringsten Sinn. Er blieb bei seiner Sache.

„Glauben Sie wirklich," fragte er, „daß Stefanie es zum Aeußersten kommen läßt?"

„In ehelichen Zwistigkeiten gebe ich grundsätzlich kein Urtheil ab. Ich gestehe Ihnen als Kavalier freimüthig, daß ich gegen Stefaniens Heirath war. Doch da Sie nun 'mal ein Paar geworden — und Stefanie, so viel ich weiß, über Sie niemals Klage führte,

J. H. v. Hefner-Alteneck. Originalzeichnung. (S. 846.)

Das königlich bayerische Nationalmuseum in Mün

Originalzeichnung von Hermann Ziebland. (S. 854.)

Lauter Bekannte, liebe Leute, doch wenn man mit einem Herzog fährt — —

Eine Viertelstunde früher hatte Fritz Degenhart den Ponte della Paglia zwischen dem Dogenpalast und dem alten Kriminalgefängniß verlassen.

„Ein Kerker links und ein Palast zur Rechten," murmelte hier einstmals Byron, den schwermüthigen Blick auf die nahe, hoch überm Wasser schwebende Seufzerbrücke heftend. Doch unser Fritz kehrte allen historischen Erinnerungen den breiten Rücken und behielt nur die Gegenwart im Auge, den ununterbrochen an ihm vorüberwallenden Menschenstrom. Schon mischten sich die bunten Faschingsgestalten darunter; ihm freilich waren sie, ob maskirt oder unmaskirt, sämmtlich Larven nur. Wieder legte sich ein eiserner Ring um die Brust, wieder erschien ihm die Suche nach dem schönen Flüchtling eitel und endlos, wie die Jagd nach dem Glück.

Des schwarzen oberitalienischen Weins hatte er genug genossen. Er fühlte ihn in den Adern und hatte trotzdem Durst. Er forderte daher von Wenzel, als letzten Liebesdienst für diesen Tag, daß er ihm den Weg zur Wiener Bierhalle zeige.

Dieselbe liegt hinter dem Markusplatz, an einem kleinen, hafenähnlichen Kanalbecken und ist im Sommer und Winter von Leuten aller Nationen bevölkert. Denn wo ginge man heutzutage nicht zu Biere!

Unser Strohwittwer suchte die düsterste Ecke auf, wo er, als Küstenländer an kräftigere Tränke gewöhnt, ungeheure Mengen Stoff vertilgte, so daß ihn der wohlgenährte Hausherr, der freundlich würdevoll die Räume durchmaß, mit steigender Hochachtung betrachtete. Leider blieb der tapfere Zecher unnahbar. Fast grauste Degenhart, wenn er den Wirth mit den verschiedenen Gästen wohl in fünf Sprachen sprechen hörte. Denn ihm selbst löste alles Bier die Zunge nicht; im Gegentheil, sie wurde ihm allmälig für den einfachsten deutschen Satz beinah so schwer wie das Herz.

Inzwischen waren Lust und Lärm draußen mit der Dämmerung gewachsen. Der Beginn des Schauspiels war auf Acht festgesetzt, doch schon lange vorher füllte den Markusplatz das Gedränge. Wie vom Wiederschein einer Feuersbrunst lohte der Himmel über ihm und zeigte der Neugier den Weg. Kaum hatte unser Freund den Biertisch, der in der Wirre des Kommens und Gehens der ruhende Pol war, verlassen, ward er von der Bewegung ergriffen und weiter bis auf den Markusplatz gewirbelt. Dort bot ihm der nächste Pfeiler Halt und Schutz, und vor Ueberraschung jappend blickte er hinauf und hinab.

Und wohl war der taghell erleuchtete Platz mit der vieltausendköpfigen, regen Menge, mit allem Saus und Braus eines Maskenfestes, des Staunens werth.

Glock Acht verstummte der Lärm. Die Lichter erloschen, nur auf der Piattaforma unter einer ungeheuren Kufe, dem Hexenkessel, waberten röthliche Dämpfe.

Nun nahte vom neuen Flügel der Zug mit Musik und Gesang, doch konnte Degenhart, wie sehr er sich recken und strecken mochte, von den Masken nur unheimlich flimmernde Dreizacke und flammenzüngelnde Helme erspähen. Dann aber schoß plötzlich hoch vom Campanile eine breite Welle elektrischen Lichtes herab und sah man ungestalte Teufel und leichtgeschürzte, schöne Teufelinnen rasend um den Kessel tanzen.

Wieder verschlang Finsterniß das Ganze und die gellende Walpurgis-Dithyrambe sank zur dumpfen Klage verdammter Seelen herab.

Auf's Neue schwoll der Gesang, doch dießmal entsprach dem Crescendo aufwallende Glut.

Sie wanderte die Procuratien entlang, die Komposition und architektonische Gliederung eigenthümlich belebend, umfing den gewaltigen Glockenthurm und zuckte über die schon bei ruhigem Lichte phantastische Fassade der Markuskirche hin. Bald standen die kühngeschwungenen Hallen und ehernen Portale, die goldgrundigen Mosaiken, Statuen und Büsten, Giebel und Kuppeln, Säulen und Zinken durchglüht, und die antiken Rosse vor dem Mittelfenster sprangen aus dem Höllenbrodem, ein Lucifer's würdiges Viergespann, empor.

Ueber dem märchenhaften Farben- und Formenspiel vergaß Degenhart seinen Schmerz. Inzwischen hatte er den Standpunkt gewechselt und bis zu den neuen Procuratien, dem königlichen Palast, sich durchgekämpft. Dort ließ er, während auf der Bühne Dämonen und Hexen wer weiß welchen Hokuspokus trieben und halbes Licht den Schauplatz gleichsam in Morgendämmerung versetzte, den Blick hüben und drüben die mächtigen Fassaden entlang wandern. Sämmtliche Fenster waren hell und von Zuschauern besetzt, nur mit dem Unterschied, daß aus den Sälen des Königspalastes ein sehr spärliches — jedenfalls sehr vornehmes — Publikum niederschaute. Plötzlich fühlte Degenhart einen stechenden Schmerz. Am Fenster unmittelbar über ihm saß eine Dame, im Gespräch mit drei Herren, wovon der eine ihr gegenüber am Fensterrahmen lehnte, die zwei anderen tiefer im Schatten standen, eine Dame, die — ah, jetzt wandte sie den Kopf und ein gleichzeitiger Schwall elektrischen Lichtes überhob Degenhart aller Zweifel: Stefanie!

Und ob es nun Zufall oder magische Wirkung in die Ferne war: ihre Blicke begegneten einander, Beide erkannten sich . . .

Mit einem Ruck warf sich Degenhart auf den lebendigen Wall, da dröhnte ein Kanonenschuß, prasselten Hunderte Raketen an allen Ecken und Enden empor — aufschreit, aufbäumt sich die Menge und wie von Meeresbrandung wird Degenhart dreimal zurückgeworfen. Endlich bringt er durch und bis in die Arkaden. Wo aber ist der Aufgang? Lustige Masken stellen sich dem Dahinstürmenden in den Weg; ein paar Deutsche, die er gestoßen, fluchen hinter ihm her; und als er endlich ein palastwürdiges Portal gefunden, vertritt ihm ein breitschultriger Thürhüter den Weg.

„Cosa comanda?" (Sie befehlen?)

„Lassen Sie mich durch," schreit Degenhart, „meine Frau ist hier oben, ich will zu meiner Frau."

„Mi spiace," entgegnet der Andere höflich, „ma non comprendo niente." (Es thut mir leid, aber ich verstehe nichts davon.)

„Hol' der Düvel dat Wälsch!" sagte unser Pommer verzweiflungsvoll.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Jakob Heinrich v. Hefner-Alteneck.

(Hiezu das Bild S. 841.)

Es war erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als Einzelne begannen, dem geistigen Bildungsprozeß ihres Volkes zunächst und weiterhin, immer größere Kreise ziehend, der gesammten Menschheit ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und die Summe des Wissens und Könnens, des Gesetzes und der Sitte zu erforschen und wissenschaftlich darzustellen, welche sich ein bestimmtes Volk, die gesammte menschliche Gesellschaft angeeignet hat. Sie faßten die Anlagen wie die äußeren Verhältnisse der Völker in's Auge und erkannten bald die Bedeutung, welche deren Verschiedenheit für die Entwicklung derselben besitze, wie wichtig die Grade der geistigen Begabung, Klima und Bodenbeschaffenheit, Lage und Gestaltung der Länder, Nahrungsverhältnisse, Familien- und Stamm-, Völker- und Staatsleben im Krieg und Frieden für jene sind. Sie lernten Gewicht legen auf Sprache und Schrift, auf Sage und Dichtung, auf Wissenschaft und Kunst, auf Unterricht und Erziehung, auf Moral und Religion, als auf hochwichtige Faktoren für die Entwicklung der Menschheit, und stellten sie als gleichwerthig neben die Kenntniß der Herrscher, ihrer blutigen Kriege und ihrer Friedensschlüsse.

So ward die Kulturgeschichte geboren. Und heute, nach noch nicht hundert Jahren, sehen wir sie den ihr mit gutem Rechte gebührenden Platz zur Seite ihrer älteren Schwester, der politischen Geschichte, einnehmen.

Wie ihr Ziel ein anderes ist, so sind es auch die Quellen, aus denen sie schöpft, und die Mittel, mit deren sie jenes anstrebt. Nicht nur Staatsverträge und Gesetze, geschriebene und in Erz und Metall gegrabene Urkunden sind es, aus denen die Jünger der neuen Wissenschaft schöpfen: der Völker Sprache und Tracht, Wohnungen und Geräthe, Waffen und Lieder, Speise und Trank, Kunst und Gewerbe, Alles, was ihr Leben wahrt und verschönt, ihre Eigenart von der ihrer Nachbarn, ihrer Freunde und Feinde unterscheidend trennt, was sie in Leid und Freud erhebt und beugt, dem Forscher ist es ein mehr oder minder schätzbares Material.

In dieser unendlichen Reichhaltigkeit der Quellen und des aus ihnen fließenden Materials der Kulturgeschichte liegt auch der Grund weitgehender Arbeitstheilung bei ihrem Studium. Das Wort des Altmeisters, daß sich Eines nicht für Alle schickt, bewährt sich hier auf's Glänzendste. Nicht bloß, daß Verschiedene die verschiedenen Kulturländer der Welt gewissermaßen unter sich vertheilen und zu Domänen ihrer Forschung machen, oder aber verschiedene Perioden in's Auge fassen, auch die Natur der Quellen scheidet ihre Thätigkeit von der anderer Mitstrebender. Wenigstens im Einzelnen, denn im Ganzen verbindet sie ja ein und dasselbe Ziel.

Unter den nach demselben Mitstrebenden nimmt der Mann, dessen Porträt wir dieser Besprechung voranstellen, eine hervorragende Stelle ein.

Dr. Jakob Heinrich v. Hefner-Alteneck, dermaliger Direktor des bayerischen Nationalmuseums in München, das wir in seiner heutigen Gestalt als seine eigenste Schöpfung bezeichnen dürfen, wurde am 20. Mai 1811 in Aschaffenburg geboren, wo sein Vater als früher kurfürstlich Mainzischer, nachmals königlich bayerischer Staatsrath lebte. Den Beinamen „Alteneck" ließ sich der Sohn erst im Jahre 1852 geben, einer störenden Verwechslung zu entgehen. Angeregt durch eine ausgezeichnete Gemäldesammlung seines Vaters, wie durch die werthvolle Sammlung von Kupferstichen und Handschriften im königlichen Schlosse seiner Vaterstadt, verlegte er sich früh auf das Zeichnen, Radiren und Aquarellmalen und erwarb sich darin eine große Sicherheit, obwohl er in früher Jugend durch einen Sturz vom Pferde den rechten Arm verloren. Den ersten Unterricht im Zeichnen und besondere Aufmunterung in seiner speziellen Richtung für Kunst und Poesie des Mittelalters erhielt Hefner durch den großherzoglich hessischen Galeriedirektor Dr. Franz Müller, den Herausgeber der „Katharinenkirche zu Oppenheim".

Da Hefner stets die Kunst als Sprache der Geschichte und als geistigen Ausdruck der Zeiten und Nationalitäten betrachtete, konnte es nicht fehlen, daß er sich von den verschiedenartigen Kunstwerken der Vorzeit ganz besonders angezogen fühlte. Der Einfluß der Künste auf die Gewerbe, wie auf das ganze menschliche Leben und Weben erschien ihm allzeit als ein Moment von höchster Wichtigkeit, und von diesem Gesichtspunkte ausgehend, entwickelte er frühzeitig eine Thätigkeit, die ihm im Auslande viele Zeichen ehrenvoller Anerkennung und im Vaterlande Stellungen eintrug, die seiner Wirksamkeit ein weites Gebiet erschlossen. So verdankte er 1835 seinen Verdiensten um den technischen Zeichnungsunterricht den Titel eines königlichen Professors, 1844 verlieh ihm die Universität Gießen den Doktorhut der Philosophie, 1852 ward er Konservator der damaligen „Vereinigten Sammlungen" in München, 1863 Konservator des königlichen Kupferstich- und Handzeichnungskabinets und Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften, 1868 Generalkonservator der Kunstdenkmale Bayerns, und noch im selben Jahre Direktor des bayerischen Nationalmuseums, um dessen Entstehung er sich schon die wesentlichsten Verdienste erworben hatte.

Seine zum Theil sehr umfangreichen Werke erhalten besonderen Werth dadurch, daß er fast alle Zeichnungen dazu selbst fertigte und unter seiner persönlichen Leitung in Kupfer stechen ließ. Sie vollständig aufzuführen, fehlt hier der Raum, doch mögen folgende genannt sein: „Trachten des christlichen Mittelalters nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen"; „Die Kunstkammer des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern"; „Entwürfe deutscher Meister für Prachtrüstungen der Könige von Frankreich". Das letztgenannte Werk entstand in der Zeit, als Hefner Konservator des Kupferstich- und Handzeichnungskabinets war, in welchem er das für die deutsche Kunstgeschichte hochwichtige Material dazu fand. In diesem Kabinet befindet sich auch die von ihm hergestellte Uebersicht der peintres-graveurs von der Zeit der Inkunabeln bis auf die neuere Zeit, unter zweiundvierzig Glastafeln aufgestellt, das zumeist Charakteristische belehrend chronologisch geordnet. Die beiden erstgenannten Arbeiten erscheinen dermal unter dem Titel vereinigt: „Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften vom frühen Mittelalter bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts". Als ein Unicum mag auch noch das nicht in die Oeffentlichkeit gekommene Geschlechtsbuch der Freiherren v. Fechenbach-Lautenbach, in etwa vierhundert Miniaturen bestehend, erwähnt werden, das im Archiv zu Lautenbach aufbewahrt wird.

Karl Albert Regnet.

Glückliche Stunden.

Gemälde von L. Thiersch.

(Hiezu das Bild S. 849.)

Glückliche Stunden hüben und drüben, am Ufer wie in dem Kahne, der von kräftigen Händen auf dem spiegelglatten See zwischen den hohen Felswänden hingesteuert wird. Es sind des Malers Flitterwochen. Gar oft führt ihn die junge Gattin an ihr Lieblingsplätzchen, das, von der hohen Pinie beschattet, eine so reizende Aussicht über die anmuthige Bucht des Sees bietet. Hier kann sie den Blick in die Ferne schweifen lassen, ihren seligen Gedanken nachhängen oder sich in ihren Lieblingsdichter versenken, umfächelt von der kühlenden Luft des Sees, während ihr Gatte in sein Skizzenbuch zeichnet, über das sein Blick nur zu oft nach ihr hinüberschweift. Bricht dann der Abend herein, so zieht auch er den Kahn an's Ufer und hinaus geht es mit der Geliebten auf den See, in dessen hellen Fluten sich ihr Gesicht so anmuthig spiegelt, während er mit kräftiger Hand das Steuer führt. Glückliche Stunden, die nur zu rasch verrauschen!

Notizblätter.

Literatur.

— **Zu den glücklichen Uebersetzertalenten hat sich ein weiteres** gesellt in Edmund Dove, der uns in seinem „Cancionero" (Leipzig, Weigel) eine Sammlung vorzüglicher Uebertragungen spanischer Gedichte bietet, die sich durch leichten Fluß der Rhythmen, enges Anschließen an den spanischen Versbau und, soweit uns die Originale zur Hand waren, auch durch Treue auszeichnen. Die meisten der Dichter gehören dem älteren Spanien an. Die Coplas und Sequidillas sind der Volkspoesie entnommen. Die Coplas namentlich haben uns viele Freude gemacht, sie zeugen von der großen Spruchweisheit der Spanier, die durch den Uebersetzer ganz meisterlich wiedergegeben ist. Möge uns der treffliche Dolmetscher spanischer Dichter nun auch aus der neueren spanischen Poesie, die wahrlich nicht arm ist, eine so gelungene Blumenlese geben! Der Verleger hat das Buch durch elegante Ausstattung geschenkfähig gemacht.

— **Ein großes psychologisches Gemälde entrollt vor uns Hans** Hopfen's neuester Roman: „Die Heirath des Herrn von Waldenberg" (Stuttgart, Hallberger). Des Autors Begabung hat ihren Schwerpunkt in der Menschenschilderung. Die Hopfen'schen Romanhelden interessiren nicht nur durch ihre äußere Erscheinung, welche der Autor mit bewundernswürdiger Kunst uns anschaulich zu machen versteht, sondern vor Allem durch die Fülle des Reichthums ihres seelischen Lebens, das den Leser so gefangen nimmt, daß er mit diesen Figuren lebt, hofft, wünscht und strebt, mitkämpft, mitsinnt oder mitunterliegt. Wenn ein Autor dieß erreicht hat, so ist ihm viel gelungen, und diese große Macht besitzt auch dieser neue Roman. Er ist eine fein und farbig ausgearbeitete Galerie von Charakterköpfen, von Originalen männlichen und weiblichen Geschlechts, die in den Sturm und Strudel des Lebens gezogen werden, hassen und lieben, leiden und wirken. Seltsame Wandlungen von Charakteren erleben wir da, eigenthümliche Handlungen werden uns hier überzeugend vorgeführt und des Autors Erzählungskunst führt uns durch die verschlungenen Pfade seiner Fabel zu einem überraschenden, befriedigenden Ziele.

— **Ernst Eckstein's „Humoristischer Hausschatz" hat einen so be**deutenden Erfolg gehabt, daß er den Herausgeber veranlaßt hat, eine

neue Folge jetzt in's Leben zu rufen. Der erste Band dieser zweiten Serie ist nun erschienen (Leipzig, R. Eckstein) und rechtfertigt das Vertrauen, welches der Leser ihm entgegenbringt, auf erheiternde, geistvolle Weise gediegen und interessant unterhalten zu werden, in vollem Maße. Dieser Band enthält „Knigge's Reise nach Braunschweig", eine originelle, durchaus ergötzliche Schöpfung aus der Zeit der Talglichte und langen Tabakspfeifen; von Glasbrenner „Drastisch-komische Bilder aus dem Berliner Volksleben", ferner eine echt moderne, fein humoristische Novelle: „Die Philosophie des Kusses"; Adolph Wilbrandt's „Reise nach Freienwalde", welche dramatisch lebendig bewegt ist, und von Franzos ein ätzend humoristisches Kulturbild: „Wladislaw und Wladislawa". Vielerlei Humore und sämmtlich mit feinem Verständniß für das Eigenartige und Widmungsvolle ausgewählt. Die literarischen Charakteristiken und Biographieen der Autoren geben vortreffliche Fingerzeige.

— **Die orientalische Frage, welche Europa jahrelang ununterbrochen in Athem erhalten**, bietet der dunklen Punkte noch so viele, daß eine völlige Lösung noch lange nicht zu erwarten. Ein Buch, das auf viele dieser Punkte Licht zu werfen im Stande ist, weil es auf langjährigem Aufenthalt im Orient, namentlich in der Hauptstadt am Bosporus, und auf genauer Kenntniß der Personen und Verhältnisse beruht, ist das eben erschienene, den Titel: „Serail und hohe Pforte" (Wien, Hartleben) führende. Es sind tief in die Geheimnisse des kaiserlichen Palastes eindringende Enthüllungen über die jüngsten Ereignisse in Stambul. Dem Verfasser, welchem neben seinen reichen Erfahrungen in allen Kreisen der Hauptstadt, neben seinen reichlich fließenden mündlichen Quellen aus dem Serail, namentlich auch zahlreiche Originaldokumente zu Gebote standen, hat uns die drei letzten Herrscher am Bosporus, Aziz, Murad und Hamid, die Leiter der Politik, die Günstlinge, die Heerführer, welche im letzten Kriege sich hervorgethan, in einer Weise geschildert, wie wohl kaum ein ähnliches Memoire bis jetzt: alle Fäden dieser wirren Intriguen sind bloßgelegt, namentlich hat er auch den Reformbewegungen, für welche uns die Handhaben fast ganz fehlten, klargestellt. Das Buch ist überdies frisch und flüssig geschrieben und bietet eine ebenso anziehende als reich belehrende Lektüre.

— **Karl Ruß arbeitet mit unermüdlichem Fleiß fort, die Ornithologie** zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen, ihr immer neue Freunde zuzuführen. Sein neues, stattliches Werk: „Die fremdländischen Stubenvögel", das der Verleger, Karl Rümpler in Hannover, so überaus glänzend ausgestattet und das in drei Bänden in Groß-Lexikonformat mit 30 Tafeln, in prachtvollstem Farbendruck, gemalt von Emil Schmidt und ausgeführt von Th. Fischer in Kassel, erscheint, ist bereits bis zum dritten Bande gediehen, deren erster die körnerfressenden, der zweite die kerbthierfressenden Vögel enthält, während der dritte die Papageien behandelt. Der Schluß des Werkes wird der gesammten Vogelpflege und Zucht gewidmet sein. Der Verfasser, selbst ein tüchtiger und erfahrener Züchter fremdländischer Vögel, hat die einschlägige Literatur mit bienenhaftem Fleiß für seine Zwecke studirt und seine eigenen wie fremde Erfahrungen, für die seine Zeitschrift: „Die gefiederte Welt", ein Sammelplatz ist, damit verbunden, um ein ebenso vollständiges als wohlgeschichtetes Handbuch herzustellen, das sowohl zur Lektüre als zum Nachschlagen sich eignet, und durch die geschickte Anordnung des Textes, durch den verschiedenen Druck nicht nur ermöglicht, Vielerlei und viel zu geben, sondern auch sich rasch zu orientiren. Die Bilder, von einem anerkannten Zeichner und aus einer in dieser Spezialität geübten Anstalt hervorgegangen, sind ein ungemein anziehender und belehrender Schmuck, das Ganze aber ist wohl geeignet, dem Namen des Verfassers neue Ehren zu bereiten.

— **Robert Prölß, dem wir eine „Geschichte des Dresdener Hoftheaters"** verdanken, hat dieser nun einen Band „Beiträge zur Geschichte des Hoftheaters zu Dresden in aktenmäßiger Darstellung" (Erfurt, Bartholomäus) folgen lassen, welcher eine Reihe von Exkursen über in der ersten Schrift kürzer berührte Punkte und Themate behandelt und nicht minder interessant ist als der erste Band, ja in mancher Beziehung einen noch tiefern Blick hinter die Coulissen thun läßt, und namentlich die Künstlereiteltkeit und Anmaßung in grellem Lichte zeigt. Wir haben es hier durchaus mit einer aktenmäßigen Darstellung zu thun, was um so werthvoller ist, als bei des Verfassers „Geschichte des Theaters" Mancher vielleicht glauben mochte, der Verfasser trage etwas zu schwarz auf. Freilich wird dabei mancher Nimbus zerstört und manches Gorienbild in Fetzen gehen. Die einzelnen Kapitel behandeln: C. M. v. Weber, das Virtuosenthum (Emil Devrient, Schröder-Devrient, Dawison), Richard Wagner, Eduard Devrient, Lutschau. Namentlich sind die Kapitel Wagner und Emil Devrient von höchstem Interesse. Es ist nicht mehr als billig, daß man uns auch die Kehrseite der Medaille zeigt, und Prölß hat sich keine Mühe verdrießen lassen, um ein gerechtes Urtheil auf der Basis der Akten zu gewinnen. Das Buch ist ein unendlich werthvoller Beitrag zur Theatergeschichte. Warum das wunderliche, unhandliche Klein-Quartformat?

— **Grieben's Reisebibliothek (Berlin, Goldschmidt) hat sich ungestört** neben den zahlreichen Reisehandbüchern behauptet, und es ist nicht zu leugnen, sie ist mit vieler Sorgfalt bearbeitet und sucht stetig und unablässig an ihrer Vervollkommnung nicht nur, sondern namentlich auch an ihrer Fortführung auf den neuesten Standpunkt zu arbeiten. Davon zeugt die dritte Auflage ihres „Deutschland und Oesterreich", welcher Band eine Anzahl von Bänden anderer Reiseführer so eng zusammenfaßt, daß man in einem mäßigen Volumen (für 5 Mark) den Führer für einen riesigen Ländertompleg beisammen hat. Der Druck ist dabei sehr sauber, die Karten sind klar und die Städtepläne sehr groß. Zur Seite geht diesem Buch das Goldschmidt'sche „Coursbuch", das, auf offizielle Quellen basirt, sehr zuverlässig ist und namentlich durch seine zahlreichen Spezialkarten sich auszeichnet.

— **„Das befreite Bosnien"**, so lautet der Titel eines hübsch ausgestatteten Buches, in dem uns P. v. Radics die Geschichte des Landes erzählt, Land und Leute schildert und endlich eine ausführliche Geschichte des letzten Feldzugs gibt, durch den Bosnien und die Herzegowina vom türkischen Joche befreit wurden. Der Verfasser hat es verstanden, den richtigen Ton für ein solches Buch zu treffen, in dem so Vieles auf so wenig Seiten stehen sollte. Die Verlagshandlung (Karl Prochaska in Teschen) hat das Buch mit zahlreichen Porträts, Sitten- und Kriegsbildern ausgestattet.

— **Der neue preußische Finanzminister Bitter hat sich als her**vorragender musikalischer Schriftsteller bekannt gemacht. Der klassischen Richtung huldigend, verfaßte er dem „Musikalischen Konversationslexikon" von Julius Schubertz zufolge das hochgeschätzte Werk: „Joh. Seb. Bach" (1865). Außerdem schrieb er: „Mozart's Don Juan und Glud's Iphigenie" (1866), „Karl Phil. Em. und Wilh. Friedr. Bach" (1868), „Ueber Gervinius, Händel und Shakespeare" (1869), „Beiträge zur Geschichte des Oratoriums" (1872), „Verbesserte Uebersetzung des Don Juan" (1872). Anzunehmen ist sonach auch nicht, daß Herr „Bitter" Zukunftsmusik in den Finanzen üben wird.

— **Ein verständiges und für ein größeres gebildetes Publikum** verständliches Buch ist: „Mehr Licht" von E. Last, jetzt schon in dritter Auflage erschienen (Berlin, Grieben). Der Autor hat sich zum Ziel gesetzt, die Hauptlehren Kant's und Schopenhauer's populär darzulegen, — die Philosophen sind gut charakterisirt und ihre Hauptsätze klar ausgearbeitet und dem Verständniß des Publikums nahe gebracht. Eine elegante, anziehende Vortragsweise zeichnet dieses Werkchen, dem der Verleger eine geschmackvolle Ausstattung gegeben, noch besonders aus.

— **Sacher-Masoch gibt vom 15. Juli an im Verlage der Buch**druckerei Zu Gutenberg in Graz Monatshefte satirischen Inhalts unter dem Titel: „Schwarze Punkte" und illustrirt von U. v. Stuhr, dem Zeichner des Wiener „Figaro", heraus.

— Die **„Orgelbauzeitung", welche unter der Redaktion des** Dr. M. Raiser seit einem Vierteljahr in Berlin (W. Peiser) erscheint und deren erste neun Nummern uns vorliegen, bewährt sich als ein ganz zeitgemäßes und die Gesammtinteressen dieser Technik vollauf berücksichtigendes Unternehmen, das nicht nur den Technikern, sondern überhaupt den Musikfreunden zu empfehlen ist.

Bildende Künste.

— **Für die k. Akademie der bildenden Künste in München wird** mit 1. Oktober der Lehrplan dahin abgeändert, daß von diesem Zeitpunkt an jeder Eleve nicht wie bisher sechs, sondern acht Jahre an der Anstalt zu verbringen hat, und zwar die ersten fünf Jahre in den Vorbereitungsschulen, die letzten drei in den Komponirklassen oder sogenannten Meister-Verlängerung gestatten, letztere aber nicht über zehn Jahre.

— **Der Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen hat** sein 25jähriges Bestehen gefeiert und bei dieser Gelegenheit eine Festschrift vom Sekretär des Vereins, Dr. Kuhnke (Düsseldorf, Voß), herausgeben lassen, welche die Geschichte des Vereins darstellt.

— **Der schwedische Bildhauer P. Hasselberg, welcher seit vier** Jahren in Paris ansässig ist, hat an der Konkurrenz zur Errichtung eines Denkmals für den Dichter Runeberg theilgenommen und für seine Skizze die erste Prämie erhalten.

— **Im Münchener Kunstverein sind zur Zeit zwei Kolossal**statuen zu sehen, modellirt von Professor Chr. Roth und bestimmt, in Marmor ausgeführt, seinerzeit den neuen k. Justizpalast in Nürnberg zu schmücken; es sind die Statuen von Anselm v. Feuerbach, dem berühmten Kriminalisten, und von Frhr. v. Holzschuher, einem Nürnberger Patrizier und gleichfalls hervorragendem Juristen. Die Porträts sind äußerst gelungen, es werden beide Statuen eine Zierde des dortigen Justizpalastes bilden.

— **Das Hummel-Denkmal wird von Franz v. Pönniger, Direktor** der Erzgießerei in Wien, modellirt und gegossen werden.

— **Frankreich hat in der letzten Stunde durch seinen aus**wärtigen Minister erklären lassen, daß es die internationale Kunstausstellung in München nicht beschicke. Nur wegen Frankreichs hatte man den Eröffnungstermin hinausgeschoben.

— **Der Dresdener Kunstgewerbeverein erläßt ein Konkurrenz**ausschreiben zu den Entwürfen: 1) einer weißen Tischdecke von Leinen mit farbiger Stickerei, 2) eines Chronometergehäuses in Ebenholz oder Birnbaum, und 3) eines Balkongitters für Kunstschlosserei. Für die drei Entwürfe werden je zwei Preise von 90, beziehungsweise 60 Mark ausgesetzt.

Bühne.

— **Laube hat sein Gesuch um Enthebung von der Direktion** des Stadttheaters in Wien nachgesucht und erhalten.

— **Im Mannheimer Hoftheater ist jüngst Björnstjerne Björn**son's neuestes vieraktiges Schauspiel „Leonarda" zum ersten Male in Deutschland zur Aufführung gelangt. Die fesselnde Handlung, die treffende psychologische Entwicklung, die geistreiche Sprache werden besonders gerühmt. Die Kritik hält die Novität für eine der talentvollsten, geistig anregendsten Arbeiten des nordischen Autors.

— **Das in Wien vielfach angefeindete Stück M. Klapp's: „Rosen**kranz und Güldenstern" hat wahrhaft sensationelle Erfolge in Berlin erzielt. Die Burgschauspieler spielen im Wallnertheater vor ausverkauftem Hause.

— **In Berlin wurde (am Viktoriatheater) die Operette von** C. A. Raisa: „Die Königin von Golconda", zum ersten Male gegeben. Viel höher als der Text, der von Unwahrscheinlichkeiten wimmelt, steht die Musik. Der junge Komponist ist entschieden talentvoll, versteht gut zu charakterisiren, behandelt die Singstimmen eben wie das Orchester mit Geschick und Verständniß und nimmt mitunter Anläufe, sich aus der seichten Operettensphäre in höhere Regionen aufzuschwingen und sich der komischen Oper zu nähern. Aber es bleibt leider bei solchen Anläufen, einerseits wohl, weil sein Geschmack zu wenig geläutert, andrerseits, weil seine Erfindungsgabe für Musik in edlerem Style nicht auszureichen scheint.

— **Die Wiener Hofoper bringt als erste Novität der Winter**saison Verdi's „Don Carlos", welcher vom Komponisten eigens dafür umgearbeitet worden ist.

— **Erckmann-Chatrian, die Verfasser des friedlichen „Freund** Fritz", haben ein Drama geschrieben, das sich „Der Krieg" betitelt.

Kultur und Wissenschaft.

— **Der internationale literarische Kongreß, welcher sich dieses** Jahr zum zweiten Male und zwar in London versammelte, hat sich ausschließlich mit der Frage des literarischen Eigenthums beschäftigt. An den zwei Kongreßsorten Paris und London im Vor- und im heurigen Jahre wurden als Mitglieder des Ehrentomites der internationalen literarischen Association unter der Präsidentschaft Viktor Hugo's die Nachfolgenden aufgestellt und ernannt: Für Nord- und Südamerika: George Bancroft, Longfellow, Emerson, Saldivar, Torrès, Caicedo und Peralta; für Belgien: König Leopold II.; für Brasilien: Kaiser Pedro d Alcantara, Manuel de Macedo, Vicomte de Rio Branco und Baras de Penalva; für Dänemark: Holz; für Deutschland: Berthold Auerbach, Paul Heyse und die Buchhändler Cotta und Hallberger; für England: der Prinz von Wales, Disraeli Lord Beaconsfield, Tennyson, Froude, Anthony Trollope, Horm, Gladstone, Mac Cullagh Torrens, Leslie Stephen, Blanchard Jerrold und Edward Jenkins; für Frankreich: Präsident Jules Grévy, Fr. Thomas, Auguste Maquet, Graf Ferdinand v. Lesseps, Edmond About, Gonzales, Jules Simon und Baron Taylor; für Italien: Mauro Macchi, Cesare Cantù und Andrea Maffei; für Oesterreich: Johannes Nordmann, Minister Dr. Joseph Unger, Ludwig Speidel und Dr. Joseph Bayer; für Polen: Kraszewski; für Portugal: König Dom Luis de Braganza und da Silva Mendes Leal; für Rußland: Iwan Turgenjew, Graf Leon Tolstoi und Fedor Dostojewsky; für Spanien: Emilio Castelar und de Rancès, Marquis de Caja Iglesias; für Ungarn: Moriz Jokai und Arany. In das Exekutivkomite der Association wurden gewählt: für Deutschland: Baty, Conrad, Ludwig Kalisch, W. Löwenthal und Robert Schweichel; für Oesterreich: Hugo Wittmann, Regnier und Ritter v. Weilen; für Ungarn: Max Nordau, Em. Glaser und Julius Fred.

— **Die große Maillinger'sche Kunst- und Antiquitätensammlung,** welche kürzlich vom Münchener Stadtrath angekauft wurde, soll im Zeughause der Landwehr zur Aufstellung kommen und zwar in Partieen und in chronologischer Ordnung, da der Umfang — 40,000 Nummern — zu viel Raum in Anspruch nimmt.

— **Graf Münster, der deutsche Botschafter, eröffnete kürzlich in** Windham-Place, Bryanston-Square, in London eine Heimstätte (Home) für deutsche Gouvernanten, die von der seit einem Jahre hier bestehenden Association of German Governesses gegründet worden ist. Das «Home» vermittelt seinen Mitgliedern Stellen und bietet denselben Aufenthalt, bis sie ein neues Engagement gefunden, sowie Unterstützung in Krankheitsfällen. Es befinden sich in demselben Schlafräumlichkeiten für 18 Insassen, ein großes Bibliothekzimmer, ein Speisesaal und ein Comptoir.

Erfindungen.

— **Edison hat einen Dynamometer von hinreichender Feinheit,** um jedes Hundertstel der Pferdekraft zu messen, hergestellt. Mit diesem Instrument kann er die Kosten des elektrischen Lichts bis in das genaueste Detail berechnen. Er hat demonstrirt, daß 80 bis 90 Prozent Kraft in Licht verwandelt und daß sechs elektrische Lichte aus einer Pferdekraft zu einem Drittel des Kostenpreises von Gas bezogen werden können. Er behauptet, das Problem der Anwendung des elektrischen Lichts für den Hausgebrauch sei thatsächlich gelöst; er räumt indeß ein, daß noch eine große Menge Details der Ausarbeitung bedürfen. Er hat sich überzeugt, daß Platina in großen Quantitäten zur Verringerung der Unkosten geliefert werden kann. Jüngst arbeitete er an dem elektro-chemischen Telephonen-Austauschsystem, welches nunmehr vervollkommnet wird, um in London eingeführt zu werden. Er wird nun seine Zeit ausschließlich dem elektrischen Lichte widmen und gibt sich der Zuversicht hin, daß sein System sich bald in vollkommener Ordnung befinden wird.

Handel und Verkehr.

— **Der Verein zur Förderung überseeischer Handelsbeziehungen** in Stettin, dessen verdienstliches Wirken wir schon öfter zu rühmen Gelegenheit hatten, gab soeben seinen siebenten Jahresbericht heraus, der neben dem Rechenschaftsbericht eine Reihe von Briefen und Berichten von Kaufleuten aus überseeischen Handelsplätzen enthält, welche sehr interessante Mittheilungen über den Handel und die Ansiedelung an solchen Plätzen aus allen Himmelsgegenden bringen.

— **In einem Artikel über den Großhandel mit wilden Thieren** finden wir folgenden interessanten Preiscourant: Löwen und Tiger kommen durchschnittlich auf 800 fl. per Stück zu stehen, ein gefleckter Panther auf 300 fl., ein Leopard auf 200 fl., dagegen bringt der schwarze Panther einen Preis von 1500 fl. ein und der gefleckte Tiger mitunter sogar 3000 fl. Jaguare bewegen sich zwischen 300 bis 500 fl., amerikanische Pantherkatzen zwischen 30 bis 100 fl., Hyänen 120 bis 300 fl., Zibethkatzen 20 bis 100 fl. Ein Ichneumon hat den Durchschnittswerth von 250 fl., ein Wolf jenen von 50 bis 100 fl., der Silberfuchs 100 fl. Die Bären beziffern sich ungefähr wie folgt: der Waschbär 80 fl., der Polarbär 250 fl., der braune Bär 100 fl., der syrische oder schwarze Bär 120 fl., der japanische oder Himalayabär 150 fl. Das Faulthier repräsentirt durchschnittlich 100 fl., das Paar Biber 40 fl., das Stachelschwein 60 fl., das Ferkelkaninchen 20 fl. Der Preis eines Rhinozeros variirt zwischen 4000 und 10,000 fl. Elephanten sind bei Jamrach billiger als in Indien, da sich ein afrikanischer Elephant auf nur 600 fl. bewerthet, der indische hingegen 1500 bis 3000 fl. kostet. Ein indischer Tapir steht durchschnittlich auch im Preise von 1500 fl., während die südamerikanischen nur 300 bis 400 fl. kosten. Ein Lama kostet gleichfalls durchschnittlich 300 bis 400 fl., ein Zebra aber 1000 bis 1500 fl., Känguruhs bewerthen sich zwischen 100 bis 600 fl. Ungemein verschiedenartig ist der Preis der Affen, vom kleinen Aeffchen zu 10 fl. bis zum Schimpanse oder Orangutang zu 1000 fl.

— **Die Eisenbahn Duisburg-Quackenbrück wurde am 1. Juli** eröffnet.

— **Die Bahn von Kopenhagen nach Frederiksund ist am 17. Juni** dem Verkehr übergeben worden.

— **Die unterirdische Telegraphenverbindung zwischen Metz und** Köln ist am 24. Juni vollendet worden. Die Länge beträgt 310 Kilometer und ist in drei Monaten hergestellt worden. Nun nimmt man eben die Strecke Metz-Straßburg vor.

— **Die internationale Telegraphenkonferenz in London hat** sich, wie von dort gemeldet wird, im Prinzip für die Annahme des Worttarifs mit einer Grundtaxe, welche dem Preise von fünf Worten gleichkommt, ausgesprochen. Ueber den Preis des Wortes ist noch keine Entscheidung getroffen worden.

Feste und Versammlungen.

— **Der zweite deutsche Gabelsberger Stenographentag wird in** den Tagen vom 15.—17. August d. J. in Frankfurt a. M. abgehalten werden, um über Systemfragen und Vereinsangelegenheiten zu berathen.

— **Der internationale Kongreß für Gefängnißwesen wird sich** im Herbst in Bern versammeln.

— **Die achtzehnte Jahresversammlung des Centralvereins deut**scher Zahnärzte findet vom 4.—6. August in Bremen statt.

— **Vom 22. bis 25. September d. J. wird in Wien der zweite** österreichische Weinbaukongreß abgehalten werden. Wie bei allen ähnlichen Versammlungen, wird auch mit diesem Kongresse eine Ausstellung verbunden sein, auf welcher sowohl die verschiedenen Produkte der Rebe, als auch alle mit dem Weinbau und der Kellerwirthschaft zusammenhängenden Geräthe, Maschinen, Lehrmittel und sonstigen Gegenstände vertreten sein werden. Es wird dadurch den Besuchern des Kongresses die Möglichkeit geboten, neue Verbesserungen und Erfindungen kennen zu lernen, andererseits sich durch persönliche Ueberzeugung die Kenntniß der besten Bezugsquellen vortheilhafter und schon bewährter Geräthe und Utensilien zu verschaffen.

Denkmäler.

— **In Nancy wird am 3. August ein Denkmal Thiers' enthüllt.** An diesen Akt knüpfen sich viertägige Festlichkeiten, welche am 1. August, als am Jahrestage des Abzugs der deutschen Okkupationstruppen, ihren Anfang nehmen sollen. Die Minister Lepère und Jules Ferry werden gewiß, die Herren Waddington, Léon Say und Freycinet wahrscheinlich zu diesen Festen in Nancy erscheinen.

— **In Roveredo wurde dem Philosophen und Staatsmann** Anton v. Rosmini-Sarbati (geb. 1797, gest. 1855) ein Denkmal errichtet. Es steht auf dem Rosminiplatz und ist von einem Florentiner Bildhauer in karrarischem Marmor gearbeitet. Man rühmt die große Aehnlichkeit.

Gestorben.

— Franz Chwatal, beliebter Komponist, in Elmen, 74 Jahre alt, am 24. Juni.

— Dr. Hermann v. Nathusius, k. preuß. Geheimer Oberregierungsrath und Vorsitzender des Landesökonomiekollegiums, 70 Jahre alt, am 29. Juni, in Berlin.

— Vacca, königlich italienischer Admiral, 69 Jahre alt, bei Portici, am 2. Juli.

— Friedrich Engelken, vormaliger Direktor der Stadttheater in Augsburg, Regensburg, Zürich, 76 Jahre alt, in der Isar ertrunken, Anfangs Juli.

— General Renard, vormaliger Kriegsminister, in Brüssel, am 3. Juli.

— Karl G. Peschel, Historienmaler, Professor an der Dresdener Akademie, 81 Jahre alt, in Dresden, am 3. Juli.

— Professor Dr. Wilhelm Hertzberg, Vorstand des Bremer Gymnasiums, ausgezeichneter Uebersetzer, am 7. Juli, 66 Jahre alt.

— Baron Wentheim, k. ungarisch. Minister, am 7. Juli, in Pest.

— Hofkommissionsrath Friedrich Tietz, vormaliger Theaterdirektor, zuletzt Theater-, namentlich Balletkritiker, in Berlin, 79 Jahre alt, am 7. Juli.

— Dr. Ludwig Malling, Dirigent der Ohrenklinik, in Kiel, 34 Jahre alt, am 8. Juli.

Ein griechischer Lehrer.

Gemälde von Alex. Bida.

(Hiezu das Bild S. 852.)

Der berühmte Illustrator der Bibel, Alexander Bida, der ein so feiner und bewanderter Kenner des Orients ist und diese Kenntniß in seinen alt- und neutestamentarischen Bildern so glücklich verwerthet hat, schildert ebenso meisterhaft Modernes aus dem Orient. So hat er uns in dem griechischen Lehrer, der seinen Zöglingen die Dichtungen Homer's erläutert, ein treffliches Bild aus dem heutigen Griechenland gegeben. Die Tracht des Alten und der Zöglinge, die Umgebung bis auf die Wasserpfeife hinaus, vor Allem aber der Ausdruck in Haltung und Miene von Lehrer und Schülern sind, so einfach die Situation, von wahrhaft ergreifender Wahrheit und von höchster Charakteristik.

— auch hinreichende Subsistenzmittel vorhanden, — was zum Kukuk will sie denn eigentlich? Sie ist doch auch nicht mehr in den Jahren. — Eine fatale Geschichte!"

„Mir bricht sie das Herz."

„Das kommt in unserer materiellen Zeit nicht vor. Wenn Sie mich zwingen, Ihnen zu rathen: lassen Sie meine Nichte laufen, bis sie müde wird. Entweder war's nur eine tolle Laune, dann kehrt Stefanie von selbst zurück, oder sie verzichtet ernstlich auf die Gemeinschaft mit Ihnen: wie wollen Sie dann als Gentleman eine Dame zwingen? Wir haben nur den Degen, nicht den Kantschu."

Nach einer Pause fragte der gekränkte Gatte, ob Excellenz längere Zeit in Venedig zu bleiben gedenke? Doch gab Letzterer keine bestimmte Antwort.

Es hinge von seinem Rheumatismus ab.

„Falls ich nun meine Frau hier antreffe, darf ich — wenn Sie noch hier sind — auf Ihre Vermittlung rechnen?"

Excellenz begann ächzend das rheumatische Knie zu reiben.

„Offen gestanden, nein!" erwiederte er. „Eine derartige Pression auf eine durchaus mündige Verwandte ist wider meine Grundsätze. Machen Sie das mit ihr selbst oder mit Ihrem Schwager ab —"

„Mein Schwager ist —"

„Ist Kavalier," fiel Reissenstein dem Erregten kühl in's Wort. „Dafür bürge ich Ihnen."

Abermals trat peinliche Stille ein.

Da gegenüber die Küche lag, erfüllte das Arom des heutigen Mahls das Gemach. In der Küche selbst wurde geräuschvoll abgerüstet, und Wirthin und Köchin hatten einen Wortwechsel.

„Wenn Sie so große Portionen geben," hörte man deutlich Erstere sagen, „wo bleibe ich!"

Der Köchin Antwort ging im Lärm des Blechputzens, Tellerwaschens und Gläserschwenkens verloren.

„Larifari," tönte das Organ der Gebieterin wieder; „in meinem Hause verkehren nur feine Gäste, und feine Gäste sind kleine Portionen gewohnt."

Unterdessen hielt Degenhart die Augen auf das Johanniterkreuz geheftet, das Herr von Reissenstein en miniature in einer Rosette im obersten Knopfloch trug. Er stellte bittere Betrachtungen an.

Als unter der Herrschaft eines andern politischen Systems Frömmigkeit Mode und — Klugheit war, gebahrte sich Reissenstein, damals noch im Dienst — er hatte das Unglück, Anno 1813 zu jung und 1866 zu alt befunden zu werden — als einer der Frömmsten. Jeden Sonn- und Feiertag sah man ihn, das Gesangbuch unterm Arm, die militärische Straammheit durch eine andächtige Miene gemildert, zweimal zur Kirche gehen. Auch heute noch führte er das Wort „christlich" oft und nachdrücklich an, wenn es die Klasseninteressen vor den Adlergriffen der neuen Zeit bergen galt. Und dieser Mann verweigerte ihm in gerechter Sache seine Hülfe, wagte für Zucht und Sitte nicht einzustehen!

„Sie sehen auf meine Dekoration?" unterbrach Reissenstein die Stille; „diese trage ich immer, — weniger weil ein Ordensstatut es sogar bestimmt, als um sofort charakterisirt zu sein. Man könnte sie höchstens mit dem Malteser verwechseln. In der That fragten mich auf einer Soirée des Duca Malatesta vorigen Winter in Rom mehrere Franzosen: ‚Vous avez la croix de Malte?' Doch — was ich fragen wollte — ja: wen hat meine Cousine Luise in ihrem Testament bedacht? Mich gewiß nicht. Ich war bei ihr in Ungnade, seit . Eine lange Familiengeschichte! . . . Glücklicherweise bin ich nicht eigennützig."

„Meine Frau ist die Universalerbin."

„Stefanie? Saperlot, da begreife ich Ihren Aerger über die Reise ohne Urlaub . . ."

Excellenz lachte, bis ihm die Thränen kamen.

Degenhart blickte wüthend.

Schließlich entschuldigte sich der lustige alte Herr.

„Die Welt amüsirt sich immer auf Kosten der Ehemänner," sprach er; „obwohl ich seit zwanzig Jahren Wittwer bin, zähle ich mich auch dazu. Meine Nichte ist ein Racker."

Er mußte wieder lachen; kurzum, war in heiterster Stimmung, als Degenhart aufbrach.

„Werden Sie heute Abend in ein Theater gehen?" fragte er an der Thür.

„Nein, ich bin nicht in der Stimmung."

„Aber wenn meine Nichte hier ist, finden Sie sie sicherlich in der Oper."

„Meinen Sie?"

„Das Fenice-Theater ist das Rendezvous der vornehmen Welt. Ich würde auch hingehen, doch strengt Musik meine Kniekehlen an. Außerdem, wer wie ich Abend für Abend Gast der Gräfin Rossi-Sontag gewesen, bleibt zeitlebens verwöhnt."

„Wenn wir uns nicht mehr sehen sollten —" sagte Degenhart zwischen Thür und Schwelle.

„O, ich hoffe noch oft den Vorzug zu haben. Machen Sie den schönen Flüchtling dingfest und kommenden Herbst besuche ich Sie in Dürrenwalde."

„Bitte darum." — — —

Um seine Stimmung zu verbessern, machte Degenhart einen Spaziergang. Wie er aus dem Hause trat, löste das Wachtschiff, das am nahen Fondamento Ca' di Dio vor Anker lag, den üblichen Kanonenschuß; von der Kaserne bei Sepolcro klangen die letzten Töne des Zapfenstreichs: es war acht Uhr.

Ein wenig hatte das Wetter sich geändert, insofern jetzt ein ungestümer Nordostwind blies und die Regenschnüre in wirbelnde Flöckchen zerfaserte, vor denen kein Regenschirm und Mantelkragen schützte.

„Wahrhaftig, es schneit!" sagte Degenhart.

Freilich war, was den schwarzen Grund bedeckte, kein rechtschaffener, reinlicher Schnee, sondern ein dünner, glitscheriger Brei.

Wind, Nebel und Finsterniß im Bunde machten die Straßenbeleuchtung eitel. Dabei klatschten die Wellen unheimlich nahe an den Steindamm. Sie schaukelten die Schiffe, so daß das Plätschern und Gurgeln des Wassers unterm Bug, das Rasseln der Ankerketten, Knarren der Maste und Aneinanderkrachen von Schiffswänden längs der Bucht kein Ende nahm.

„Tempo brutto," sagte ein Vorübergehender zu Degenhart.

Dennoch strebte dieser vorwärts und ging muthig über die nächste Brücke. Noch war er keinen Büchsenschuß weiter, hieß es abermals treppenauf, treppenab, und nach einem andern Dutzend Häuser wiederum.

„Sachte!" rief er auf der vierten Brücke, rechtzeitig seinen Hut vorm Windstoß rettend, — da saß er auch schon unfreiwillig auf dem Boden.

„Und hier soll ich meine Frau finden? — glaub' ich nicht!" brummte unser Held, nachdem er mühsam sich aufgerafft.

Um neuen Athem und frischen Muth zu bekommen, genoß er vom Brückengeländer die Aussicht auf den Seitenkanal. Dort und da fiel zitternd ein Lichtschein aus den angrenzenden Häuserzeilen auf das Wasser. Nah' ein Glockenthurm schien vom Winde schief gelegt; eine flackernde Gasflamme zeigte den Ansatz des nächsten Brückenbogens, darüber hin flossen die finsteren Massen unkenntlich in einander.

Aber das Haus Degenhart zur Linken, das seine Front noch nach der Riva kehrte, bot einen freundlichern Anblick. Alle Fenster waren hell und im ersten Stock klang munterer Gesang.

Dieß Haus war die Pension Micks und der Sänger Alessandro de Colombi. Er stand im Musikzimmer und trug, von der „schönen Gräfin", von Stefanie auf dem Klavier begleitet, die berühmte Buffoarie aus dem „Barbier" vor, nicht wie ein deutscher Salontyroler mit rundlich geöffnetem Mund, aufwärts verdrehten Augen und hölzernen Gliedern, sondern mit feurigem Ausdruck und drastischer Beweglichkeit der Mienen und Geberden.

Auch die anderen Gäste, wie Mister Micks, waren anwesend und dankbare Zuhörer. Nur den Münchener hielt weder die Macht der Töne, noch Wind und Wetter vom Bierhaus zurück. Sogar die Damen Kräusel, Mutter und Töchter, horchten mit Wohlwollen auf den Gesang und überhörten mit Nachsicht die Mißgriffe der Klavierspielerin. Denn der schneidige Ulan, Egon, hatte schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft diese vier Herzen gestürmt und genommen. Der Bariton aber war sein Freund, und das Klavier die Schwester . . .

Von allem dem hatte der mürrische Mann auf der Brücke keine Ahnung. Kein inneres Gesicht verrieth ihm „die Nähe der Geliebten". Selbst das erfuhr er nicht, daß das einladende Haus ein Gasthaus sei, denn da Mister Micks seine Räumlichkeiten alle von so standhaften Gästen besetzt wußte, ließ er Tags vorher das Wirthsschild herabnehmen. Der Portier aber, Italiener, also Musikfreund, schloß die Hausthür zu und lauschte im Korridor droben dem Sänger.

So horchte denn Degenhart einige Minuten lang auf das: „Figaro là, Figaro qua," ohne dabei an etwas Anderes zu denken, als an die Frage, ob er weitergehen oder umkehren solle.

Nahebei drohte eine fünfte Brücke.

Das stimmte ihn für die „Goldene Gans".

Zwanzig Minuten später hatte er sich's auf seinem Zimmer so bequem als möglich gemacht. Zwar brachte er vom Spaziergange keine anderen Resultate als nasse Füße heim, auch rauchte der Ofen; doch die dickbauchige Flasche Chianti, die feierlich zwischen dem brennenden Kerzenpaar stand, gab seinem Körper Wärme und seiner Seele anstatt lahmen Mißmuths feurigen Zorn.

VI.

Wie im lebendigen Körper jede chemische Veränderung früher nicht vorhandene Kräfte hervorruft, andere in Ruhe setzt, — während die Maschine mit stets denselben Kräften und denselben Massen die Erscheinungen nur wiederholen, nicht steigern kann, — bringen in der Seele neue Zustände neue Eigenschaften zur Entfaltung. Doch abgesehen davon, daß alles Werden äußerer Reize und zahlloser Vermittlungen bedarf, vermag der Lebenserscheinungen reichhaltigeres Spiel die Summe, in der schon am Anfangspunkt die Bedingungen der Weiterentwicklung niedergelegt sind, nicht zu vergrößern. Und ebenso umzirkelt, ebenso abhängig ist die Ausbildung unserer moralischen Eigenschaften. Jene Erkenntniß mahnt den „Herrn der Schöpfung" zur Bescheidenheit, diese Erwägung legt uns Vorsicht in der Beurtheilung Anderer auf. Bedenkt, bevor ihr Jemands Werth bestimmt, wie viel zufällige Förderungen und Störungen oft nur verstohlen an seiner Bildung mitwirkten, bedenkt, wie häufig die grobkörnige Materie an die zarten Gefühlsfäden sich hängt und das feine Maschenwerk zu völlig anderen Figuren verschiebt.

Nehmen wir als Beispiel unsere Heldin. Ohne die Erbschaft wäre sie nimmermehr eine „Heldin", wäre im stillen Dürrenwalde alt, und alternd eine leidlich gute Gemahlin und Mutter geworden. Bei ihrem Tode hätte ihr der Pastor mit gutem Gewissen einen rühmlichen Nachruf gewidmet und der überlebende Gemahl sie aufrichtig beweint, ohne im geringsten zu ahnen, daß die Verstorbene überhaupt nicht gelebt, das heißt zu der Persönlichkeit sich entfaltet habe, welche sie kraft ihrer innern Anlage unter günstigen Bedingungen hätte werden müssen.

Und auch in dem Fall wäre sie keine Romanheldin geworden, wenn ihr die Erbschaft dreißig Jahre früher zufiel. Dann würde sie Fritz Degenhart nicht geheirathet, also nicht das natürliche Verhältniß von Mann und Frau als ein unnatürliches, also nicht jene „Leere" empfunden haben, die dem weiblichen Herzen so gefährlich und dem Versucher so günstig ist. Der Sprosse irgend eines durch Rang, Reichthum und Ruhm mächtigen Geschlechts hätte sie geehelicht und ihr ein Feld würdiger aristokratischer Thätigkeit eröffnet. Selbst hochgestellt, schön und klug, würde sie auf die Machthaber, also in gutem oder schlechtem Sinn auf das Schicksal von Hunderten, vielleicht sogar auf den Gang der innern und äußern Politik Einfluß gewonnen haben. Als Frau eines Pairs, — doch verlieren wir uns nicht in Hypothesen!

Nur noch in der Oper läßt sich eine solche Dummheit anhören, daß das Gold Chimäre sei. In unseren sehr realistischen Erzählungen aber sollten wir endlich auf das heuchlerische und eitle Bemühen verzichten, Armuth als ein Himmelsgeschenk und Reichthum als das größte Unglück darzustellen. Reichthum verleiht Macht und die Mächtigen geben dem Leben die Richtschnur, entscheiden über Gut und Böse, bestimmen die Ideale.

Der Mammon! der Mammon! Seht, wie er Stefanie verjüngt hat, wie er ihren Augen Feuer, ihren Bewegungen Elastizität verleiht. Sie fängt an, die Welt zu lieben, und die Welt liebt dafür sie. Eine Menge Eigenschaften, die bisher in ihr schlummerten, entfalten sich. Sie ist nicht mehr nur gesprächig, sondern auch gelehrig. Der Besuch von Museen langweilt sie nicht mehr. Sie studirt täglich in einem prächtig gebundenen, schön illustrirten französischen Werke „Venedigs Kunstgeschichte". Morgens hat sie einen weichen Zug zur Andacht, zur Schwärmerei in weihrauchdurchdufteten Kirchen, vor Bellini'schen Madonnen; Abends schwelgt sie in Musik und Causerie.

Ach, die Erbschaft dreißig Jahre früher! Denn nun erinnert uns dieß Maienblühen und Knospen tief im Juli an das Wort Tocqueville's, „daß der gefährlichste Augenblick für eine schlechte Regierung gewöhnlich der ist, wo sie anfängt sich zu bessern".

Wir haben Stefaniens Leben in Venedig mit dem Obigen skizzirt. Im Hotel Micks war sie längst nicht mehr der Gegenstand gehässiger, sondern zärtlichster Aufmerksamkeit. Der Schatten, den die Enthüllungen des „kranken Herrn" auf sie geworfen, schrumpfte auf ein Tüpfelchen zusammen. Es war nicht der häßliche Fleck,

den der jüngere Dumas in seinem berühmten Gleichniß von den theuren und billigen Pfirsichen erwähnt; höchstens ein pikantes Schönheitsmal, eine mouche. Der sächsische Herr selbst that gar nicht, als ob er sie jemals anders als Gräfin habe tituliren gehört. Aber auch der moralisch strengen Geheimräthin nahm die Liebenswürdige den Wind aus den Segeln. Zum Sieg über die Damen rief sie freilich den Bruder zu Hülfe.

Sie raubte der Verleumdung und Scheelsucht die Gelegenheit, indem sie allgegenwärtig war. Man bewerkstelligt dieß große Wunder durch kleine Aufmerksamkeiten. Versäumte Stefanie die Mahlzeit und das folgende Plauderstündchen in Person, so war sie in Bändern und Schleifen am Busen Minnchen's, Malchen's, Jettens da, in Blumensträußen auf der Tafel, in Schalen mit Fruchtgelées, die als Gemeingut die Runde machten, und so weiter. Kein Tag ohne anmuthige und mit Takt ausgeführte Ueberraschungen. Sie war auch im Rauchzimmer in den himmelblauen Wölkchen der Habannas, die der Bruder an Nord- und Süddeutschland mit vollen Händen spendete.

Geben wir uns keiner Täuschung hin! Mutatis mutandis, unter anderen Umständen, in normalen Verhältnissen wäre Stefanien eine so hochgradige Liebenswürdigkeit in solchem Kreise lächerlich erschienen. Als Frau eines adeligen Grundherrn und Pairs hätte sie im Geleise des ersten Abends sich fortbewegt, und die Oldenhoven und Lauterbach wären für sie auch nach Jahr und Tag nicht auf der Welt gewesen.

Frau Degenhart kapitulirte mit der bürgerlichen Gesellschaft so bald, weil sie dieselbe fürchtete, und sie lebte in Furcht, weil sie im Unrecht lebte.

Ihr Benehmen gegen den Chevalier verdiente keinen Tadel. Augenscheinlich war sie gegen Mister Micks und den „kranken Herrn" ungleich wärmer als gegen Colombi. Daß sie aber auf ihren Spaziergängen ihn und nicht den Münchener oder Hamburger zum Begleiter wählte, war diesen selbst ungeheuer lieb, denn neben der eleganten Dame wurde ihnen die urbequeme Touristentracht sehr unbequem. Auch fand es Jedermann natürlich, daß Colombi als Italiener die Honneurs des Landes machte. Endlich sah man Beide nie ohne Egon als Dritten im Bunde — und dieser Umstand mußte sie sogar vor dem Gerichtshof Kräusel entlasten.

Aber wie stand es mit ihrem Herzen?

Alessandro's männliche Schönheit, der Wohlklang und die Modulationsfähigkeit seiner Stimme, der ritterliche Anstand, bei diesen Südländern mit Lebendigkeit der Mienen und Geberden so gut vereinbar, thaten ihr sinnlich wohl; seine Unterhaltungskünste reichten zur Befriedigung ihres nicht verwöhnten Geistes hin, das nie täuschende Gefühl der Macht über ihn und die Sicherheit, daß es nur der Ermuthigung von ihrer Seite bedürfe, um ihn von stummer Huldigung zur feurigen Erklärung hinzureißen, erfüllte sie mit süßem Behagen; allein alle diese Reize störten ihr keinen Augenblick die Beobachtung und Ueberlegung.

Beobachtung und Ueberlegung jedoch sind mit der Liebe, die uns so viele Romane — namentlich Romane von Frauenhand — schildern, unverträglich.

Der Wahrheit zulieb müssen wir sagen, was uns manche Leserin entfremden wird: Weltklugheit und schwärmerische Liebe schließen sich gegenseitig aus. In Jahren der Reife ist Liebe entweder sinnliche Entflammung, Wunsch, der mit der Besitzergreifung erlischt, oder aber die wachsende Erkenntniß, durch Verbindung mit dem Andern das zu erlangen, was uns zur möglichst besten Gestaltung unserer Lebensumstände fehlt.

Erkenntniß setzt Erwägung voraus.

In den Bereich der letztern kann, ja, soll die Vermögensfrage gehören. Diese unsittlich, das heißt der gesellschaftlichen Ordnung widerstrebend zu finden, ist eine Albernheit jener Romantiker, die mit ihren allerdings farbigen, aber phantastischen Sittengemälden die Begriffe verwirren und die Wahrheit verschleiern.

Was Stefanie über Colombi's Verhältnisse theils von ihm selbst, theils durch Dritte erfuhr, erhöhte ihre Theilnahme für ihn. Sproß eines alten Geschlechts, war er mit den vornehmsten italienischen Häusern verwandt. Allerdings legten die Eltern zu den Erinnerungen wenig für die Zukunft, so daß er bald nichts als sein Wappen und seinen Degen besaß. Jenes hielt er fleckenlos, diesen führte er mit Ehren. Für drei hohe Orden konnte er noch einmal so viel Narben aufweisen. Nur 1870 trieb ihn mehr abenteuerlicher Hang als Ueberzeugung dazu, den Abschied zu nehmen und mit Garibaldi nach Frankreich zu gehen. Persönlich tapfer war er auch dort, — dennoch sprach er von dieser Campagne nicht gern.

Daß er bei Frauen Glück habe, schien jedem Frauenkenner gewiß. Je verschwiegener er selbst war, desto mehr wußte und wisperte die Welt davon. Ein solcher Ruf dünkt selten einer Frau bedenklich. Die züchtigste traut sich am ersten die Macht, Don Juane zu bekehren, zu.

Alles in Allem, — zuweilen ertappte sich Stefanie auf dem Wunsch: Hätte ich den Chevalier doch früher gekannt, — das hieß genauer „vor neun Jahren", und aber damals war sie noch keine Erbin. Doch auf Details läßt sich der Wunsch bekanntlich nicht ein. Fritz Degenhart war der Sündenbock.

Inzwischen steigerte sich die Karnevalslust von Tag zu Tag und das Wetter machte selten den Störenfried. An einem Sonnabend war großer Hexensabbath auf dem Markusplatz anberaumt. Schon Nachmittags lockte der Sonnenschein Fremde wie Einheimische aus den Häusern. Vor den Kaffeeschenken der Procuratien waren Tische und Stühle in's Freie gerückt. Wer da keinen Platz fand oder suchte, schloß sich dem auf und ab wogenden Korso an oder mischte sich unter den kritisirenden Haufen der Spalierbildenden. Von zwei bis vier Uhr fand das übliche Nachmittagskonzert statt, aber auch nachher lockerten sich die Reihen nicht; die Piazza glich, vom Glockenthurm gesehen, einer Honigwabe, alles Kommen und Gehen verursachte im schwarzen, kribbelnden, krabbelnden Knäuel keine Lücke. Sogar die sonst so zuversichtlichen Tauben merkten sich in ihrem Sitz bedrängt und flohen auf die Simse.

Das war Degenhart's zweiter Tag in Venedig. Er spürte von früh bis spät, in Gasthöfen und Restaurants, auf der Piazza und auf der Riva. Da es seinem Gefühl widerstrebte, die Polizei anzurufen, verließ er sich auf seine guten Augen und Wenzel Maschecks Ortskenntniß. Den raschen Witterungswechsel betrachtete er als günstige Vorbedeutung.

In Wahrheit war eben der Schuld daran, daß Degenhart erfolglos suchte. Die sonst nie auf der Piazza fehlte, Stefanie, schlug dem Bruder und Colombi eine Wasserfahrt vor, denn nach dem trüben Gestern wurde auch sie vom Sonnengold verlockt, das dort, wo der Natur Grünen und Verblühen kaum sichtbar wird, doppelt gleißend ist.

Wenn der Canal grande bei dräuschendem Regen glum und verlassen liegt, mag die schwermüthige Stimmung, die Byron's Strophen an Venedig athmen, auch uns beherrschen, doch nun lag unter südlich heiterem Firmament auf den herrlichen Palastfassaden ein warmer Ton; offene Fenster mit Neugierigen zeugten für das Leben im Innern, und es wiederhallte die Bahn vom fröhlichen Ruderschlag der Hunderte Barken und Gondeln. Da erweitert sich unsere Brust, welcher Hoffen unendlich leichter als Verzweifeln fällt, da übertragen wir den eigenen kräftigen Pulsschlag in die Marmorwelt und glauben, daß der künstlerische Genius unsterblich und seine Werke unvergänglich seien.

Colombi machte wie immer den Cicerone; indeß erzählte er mit Rücksicht auf sein Publikum mehr Histörchen als Historie. Wo auf Erden böte sich auch mehr Stoff für beide, als auf einer Fahrt durch den Canalazzo, der in der Linie eines lateinischen S dreitausendachthundert Meter lang die Stadt durchschneidet.

Unsere Drei glitten mit der offenen Gondel — senza felze — sachte dahin. Stefanie lehnte neben ihrem Bruder im bequemen Polstersitz, aufhorchend wie Desdemona bei Othello's ethnographischen Schilderungen. Der Improvisator saß auf dem Seitenbänkchen, der schönen Frau gleichsam zu Füßen.

Nur einmal wandte er den Blick von ihr hinweg und ließ ihn lange an einer besonders stattlichen Fassade haften.

„Diesen Palast," sagte er mit schmerzlich zuckenden Lippen, „hat Pietro Lombardo für einen meiner Vorfahren gebaut, hat unsere Familie Jahrhunderte hindurch bewohnt, — das Wappen über dem Portal ist noch das der Colombi."

Der Palazzo, hinter der Rialtobrücke gelegen, entfernt genug, um weder vom Lärm, der auf ihr von früh bis spät nicht verstummt, noch von den Gerüchen der angrenzenden Fisch- und Fleischmärkte erreicht zu werden, war ein edler, harmonisch gegliederter Bau der Frührenaissance, drei Stockwerke mit zweitheiligen Rundbogenfenstern, korinthischen Säulen und reichen Gesimsen. Die Düsterkeit des istrischen Steins milderte der weiße Marmor der Pilaster- und Fenstereinfassungen, Brüstungen und Balkone.

An der Freitreppe hielt eine Gondel. Zwei Gondoliere, ähnlich, nur zierlicher als unsere Marinematrosen gekleidet, mit blauseidenen Schärpen um die Hüften und silbernem Wappenschild am rechten Arm, schauten lungernd zum Portal empor; ein Livréebediener auf den untersten Stufen sah ebenfalls nach oben.

„Und wem gehört der Palast jetzt?" fragte Stefanie. Ihr Blick streifte die Fassade, dann richtete unwillkürlich auch sie ihr Augenmerk auf den Eingang.

Beide Gondeln befanden sich jetzt dicht neben einander.

„Der verwittweten Duchessa San Vitale," erwiederte der Chevalier. „Ungeheuer reich, lebt sie nach Gefallen bald in Rom, bald in Florenz oder Neapel. Ueberall hat sie ein prächtiges Daheim. Venedig sieht sie nur selten . . . Da kommt ihr Sohn!"

Ein etwa achtzehnjähriger Jüngling stieg langsam, einen Schweif von Lakaien hinter sich, die Stufen nieder. Dem feinen, schmalen Gesicht sproßte kaum der erste Flaum über den Lippen, doch unterm Hut quoll das aschblonde Haar in dichten Ringeln. Er warf einen neugierigen Blick auf die Insassen der offenen Gondel, erkannte Colombi und sprang alsbald, zur Verzweiflung der Dienstfertigen, mit einem Satz auf das fremde Deck.

„Ist's möglich, Alessandro?! Wie freue ich mich!" rief er auf Italienisch und schüttelte dem Chevalier, der sich ihm rasch entgegenbewegte, beide Hände. Dann aber über sein Ungestüm vor Fremden, zumal vor einer Dame, erschrocken und erröthend, zog er tief den Hut. Dabei verlieh die lebhafte Färbung, der scheue Blick, das verlegene Lächeln seinem Gesicht einen fast mädchenhaften Reiz. Stefanie konnte sich keine Rechenschaft geben, warum ihr Herz plötzlich rascher schlug.

Colombi stellte den jungen Duca seinen Freunden vor. „Und nun," fuhr er französisch fort, „erklären wir Sie als gute Beute und lichten die Anker. Oder haben Sie ernste Geschäfte vor, mein theurer Lorenzo?"

Dieser nahm die Einladung freudig an, doch einigte man sich, die Fahrt in der viel geräumigeren fürstlichen Gondel fortzusetzen.

Als Stefanie beim Uebersteigen leicht des Jünglings Arm berührte, fühlte sie, daß er zitterte. Lorenzo, bis vor Kurzem in strenger Zucht, war neben dem zuversichtlichen Chevalier ein Knabe, ohne darum das Merkmal vornehmer Naturen, unbewußte Anmuth, vermissen zu lassen. Die Nähe einer schönen Frau benahm ihm noch den Athem. Doch eben dieß Gemisch von Schüchternheit und Galanterie, Scham und Verlangen machten ihn zu einer überaus lieblichen Erscheinung.

San Vitale's Gondoliere zählten zu den gewandtesten Venedigs. Bald schoß das Fahrzeug, das schwarz wie alle, aber durch Schnitzwerk, silbernen Zierat und kostbare Stoffe ausgezeichnet war, pfeilschnell dahin.

„Meine Mutter erwartet Sie mit Sehnsucht," wandte sich Lorenzo an den Chevalier; „ihre Vorliebe für große Gesellschaften ist Ihnen bekannt; sie will in künftiger Woche ganz Venedig bei sich sehen und rechnet dabei wie immer auf Ihren Rath."

„Das trifft sich ja herrlich," rief Colombi. „In keinem Winter war die gute Gesellschaft hier vollzähliger, als in diesem. Die Veglione in der Fenice wird es der Gräfin beweisen. Aber das Ereigniß, der Glanzpunkt des Karnevals wird das Fest im Palazzo San Vitale sein."

„Wo ich Sie hoffentlich schon früher begrüßen darf," fiel Lorenzo lebhaft ein; „ich schwärme für Preußen Sie müssen aus Preußen sein," setzte er, wieder bis in den Hals roth, hinzu; „o, ich habe ein Ohr für die deutsche Sprache!"

„Errathen," lachte der Chevalier; „und ich liebe die Preußen auch, seitdem sie uns so liebenswürdige Vertreter schicken."

Egon schnarrte etwas von schmeichelhaftem Vorzug und natürlicher Allianz. Dann gab er dem Gespräch eine Wendung, denn ihm bangte, daß man den „Kulturkampf" zur Sprache bringe, und der Kulturkampf war sein Gespenst.

Wie vielen anderen kleinen Herren fehlte Egon der Sinn für große Politik. Die in Klasseninteressen wurzelnde Gehässigkeit verschiedener Vettern und Standesgenossen schüchterte ihn ein. Freudig bereit, für die Krone in die Schlacht, in den Tod zu gehen, war e. in diesem geistigen Kampf der Regierung um ihr Dasein schwankend und unschlüssig, ob er für die unheimlichen Mächte Roms oder für die deutsche Nation sich entscheide.

Seine Schwester fühlte beinah ein vollkommenes Glück. Bei solchem Wetter, angesichts einer immer wechselnden, immer malerischen Szenerie, auch in solcher Gesellschaft so strengstens „unter sich" zu sein — das war göttlich, war ein Heilbad für ihre vielgekränkte Seele.

Als die Gondel an der Riva entlang glitt, blinzelte Stefanie nach der Pension Micks, wo Damen und Herren auf dem Balkon standen.

Dichterstimmen aus der Gegenwart

gesammelt von

Friedrich Bodenstedt.

Das Aehrenfeld.

Von

G. Engelhardt.

O horch', wie dort durch's Aehrenmeer
Der Abendwind leis webt,
Das ist ein Neigen hin und her!
Ein grüßend Flüstern geht!

Und jede Aehre niedersenkt
Ihr Haupt von Thau benetzt —
Mich dunkt, des nahen Todes denkt
Sie unter Thränen jetzt.

Sie singt vom Abendstrahl beglüht
Ihr Sterbelied im Wind —
O horch', wie klingt s so todesmüd
In Tonen leis und lind:

Uns Aehren, ach, welch' Dulderloos
Beschiedest du, Natur!
Wir wachsen auf, wir werden groß
Und für die Sichel nur!

Man schlägt uns Armen, ach, zu Hauf
In Fesseln mitleidslos.
Und bringt vom Heimatboden drauf
Uns in der Scheuer Schooß.

Hier tritt des Menschen harter Sinn
Erst recht nun an den Tag:
Uns auf den Boden wirft er hin
Und gibt uns Schlag auf Schlag.

Bis er uns vom zerquetschten Rumpf
Gelöset Glied auf Glied.
Ach, wie so schauernd, wie so dumpf
Die Ahnung uns durchzieht!

Auf uns're Glieder wartet schon
Das Mühlrad, das dort treibt,
Nicht lange und zu Staub voll Hohn
Es uns zermalmt, zerreibt!

Uns Aehren, ach, welch' Dulderloos
Beschiedest du, Natur!
Wir wachsen auf, wir werden groß,
Um Staub zu werden nur!

Doch wieder eine Ahnung spricht
In uns bei Schnitters Raub.
Der jetzt uns Aehren grausam bricht,
Auch er, auch er wird Staub!

Das Schloßfräulein.

Kommt der Morgensonne Schimmer
Hell aus blauer Luft geflossen,
Harret vor dem Schloßportale
Still ein Jüngling mit zwei Rossen.

Und nicht lang, so eilt die Stufen
Eine holde Maid hinunter,
Und sie grüßt mit Feuerblicken
Dann den Jüngling keck und munter.

Freudevoll in stiller Ehrfurcht
Hält er ihr bereit den Bügel
Und sie nimmt in ihre kleine
Alabasterhand die Zügel.

Sieh'! nun geht es fort im Trabe,
Immer ist er ihr zur Seite —
Ja wenn mich nicht Alles täuschet,
Gibt Cupido das Geleite.

Fährt die Beiden hin zum Walde,
Wo die Wipfel heimlich rauchen,
Wo auf Kuß und Liebgeflüster
Nur die frommen Reke lauchen,

Und hier folgt die stolze Dame
Zwanglos ihres Herzens Triebe —
Sie ist Herrin in dem Prunksaal,
Hier im Walde herrscht die Liebe!

Sutti.

Von

E. Peters.

In der alten Stadt Benares
Durch die Gassen kommt und enge
Zu dem heil gen Gangesstrome
Wälzt sich eine dichte Menge.

Denn nach altgeweihter Sitte
An des Stromes gelben Fluten
Wird ein Weib des Gatten Leichnam
Folgen heut' in Todesgluten.

Zu gewalt'gem Scheiterhaufen
Hat man Pech und Holz geschichtet,
Drüber hangend ist zum Sprungbrett
Haushoch ein Gerüst errichtet.

Unten lodern wild die Flammen,
Angefacht vom Windeshauche,
Oben kniet vor dem Priester
Noch das Weib nach heil gem Brauche.

Ihre Seele aus den Flammen
Fortzutragen himmelan,
Setzet eine weiße Taube
Ihr auf's Haupt der greise Mann.

Tiefes Schweigen hält die Menge;
Oben spricht sie ihr Gebet —
Ob sie wohl so gottergeben,
Wie es scheinet, aufwärts sieht?

Jetzt erhebt sie sich vom Boden,
Stehet da ein stolzes Weib
Dem der Jugend heißes Feuer
Noch durchglüht den upp gen Leib.

Läßt ihr dunkles Auge schweifen
Durch das weite Ganges thal
Schaut die Welt zu ihren Füßen
Goldgetränkt vom Sonnenstrahl.

Einmal noch in vollem Zauber
Winket ihr der Erde Glück
Bis zum fernen Himalaya
Eilet der entzückte Blick

Und sie denkt der Jugendzeiten,
An der Heimat stillen Frieden —
Warum, ach! zu solchem Ende
Ward das Dasein mir beschieden?

Um mein Liebesglück betrogen,
Folgend einem fremden Gatten
Warum sendet man durch Qualen
Mich so jung in's Reich der Schatten?

Höher schwellen jetzt die Flammen —
Treibt es zwingend sie zurück?
Aus der weiten, finstren Menge
Fragt es drohend jeder Blick.

Sie bemerkt's — ein stolzes Zucken
Und ein Laut so inhaltsschwer!
Ueber einem dunklen Körper
Schlägt empor das Flammenmeer!

Alt und verlassen.

Von

Hermann Gräfer.

Auf dem Feldrain, dicht am Walde,
Ruht ein altes Mütterlein
Neben einer großen Garbe
Holz, im Wald gesammelt ein.
Diesen Reichthum hält umschlungen,
Dürr wie s Holz, der braune Arm,
Während 's Auge, traurig sinnend,
Schier zerschmilzt vor lauter Harm. —

Tiefe Furchen sind gegraben
In das herz ge Angesicht —
Und aus jedei dieser Furchen
Eine Welt voll Kummer spricht. —
Nicht beachtend zieh n vorüber
Menschen an dem armen Weib,
Nur der Abendsonne Strahlen
Schenken freundlich ihm Verbleib. —

So verlassen treibt's die Alte
Nun schon manches liebes Jahr;
Seit der letzten Kriegesschauer
Ward kein Tag ihr wieder klar.
Der Gedanke zehrt wie Feuer,
Daß im jungen Frühlingslaub
Ihre letzte treue Stütze
Wurde jäh des Krieges Raub. —

Dem, der's letzte Kind geopfert
Auf des Vaterlands Altar
Und mit ihm sein Ein und Alles —
Werd' ein heil res Loos, fürwahr! —
Fragst du, wo die Hartgeprüfte
Ihren traben Aufenthalt
Nun, so thu' nur auf die Augen
Und — du findest ihn gar bald!

Kurzes Glück.

Von

G. v. Dyherrn.

Im Wald das Försterhäuschen liegt
In hoher Bucken Schatten —
Sieh', wie jetzt zärtlich dem sich schmiegt
Das Weibchen an den Gatten.

„Ade, mein Lieb, ade!" muß nun
Im Wald sieh n nach dem Rechten,"
Und seine Hand lagt legnend ruh n
Er auf den goldnen Flechten.

Dann schreitet in den Waldesraum
Er tuftig keck und heiter,
Und seine singend traumt den Traum
Der Liebe er noch weiter.

Da plötzlich blinkt ein Flintenlauf! —
Ein Wilddieb hinterm Strauche
Und horch'! der Hahn knackt gleich darauf,
Ein Schuß, ein Blitz im Rauche!

Und hastig stürmt der Mörder fort,
Der Jäger liegt erschossen.
Dem Lieb, ach, galt sein letztes Wort —
Das Glück ist ausgenossen.

Glückliche Stunden. Nach dem Gemälde von C. Thieriot. (S. 846.)

XLII.

Mit dem Leben versöhnt.

Erzählung

von

Hans Warring.

(Fortsetzung.)

Der November und die erste Hälfte des Dezember waren vergangen und Weihnachten rückte näher und näher. Frau Heß hatte vollauf mit Vorbereitungen zum Feste zu thun und feierte einen Triumph gegen ihren alten Widersacher Ralf, der „das viele Gethue und Gebacke, wie es zur Zeit der alten Gnädigen Sitte war", hatte abschaffen wollen. Der neue Gebieter aber hatte erklärt, daß Alles beim Alten bleiben solle, und hatte eine Liste über die Einkäufe des vorigen Jahres verlangt. Dann hatte er ihr eine sehr ansehnliche Summe Geldes übergeben mit der Weisung, das Nothwendige nach ihrem Ermessen zu besorgen. „Und mit der Bescherung soll es auch so gehalten werden wie früher? Im Saale die Dorfkinder — im Speisezimmer die Knechte und Mägde — und im Wohnzimmer die Wirthschaftsbeamten und die beiden Pauli'schen Kinder?" — so hatte sie gefragt. Aber der Herr hatte hierauf keine Antwort gegeben. Rasch hatte er sich zu ihr gewandt: „Hat mein alter Lehrer, Doktor Pauli, Kinder hinterlassen?" — Wie ein belebender Strahl der Hoffnung war es bei Bejahung dieser Frage durch sein Gemüth gezogen. Das Bild seines alten, gütigen, stets sanften und nachsichtigen Lehrers war vor ihm aufgestiegen, — wenn seine Kinder keine Verwandten hatten, so sollten sie sein werden — er wollte für sie sorgen! Vielleicht, ach, vielleicht lernten sie ihn mit der Zeit lieben — wenigstens würden sie auf ihn angewiesen — abhängig von seiner Liebe sein! Wie ein warmer Strom zog es durch seine Brust, während er dastand und dem Berichte der Haushälterin lauschte.

Der alte Herr habe noch spät geheirathet und zwar die kleine Justa, deren er sich wohl noch aus seiner Kindheit erinnern werde, erzählte sie. Die Kleine sei zwar reichlich dreißig Jahre jünger gewesen — aber die verstorbene Gnädige habe gemeint, es würde für Beide gut gesorgt sein, wenn man sie zusammengebe. Und das war denn auch der Fall gewesen. Der alte Herr habe seine junge Frau auf Händen getragen, und die Kleine sei munter und rührig in ihrem eigenen Hause gewesen und habe oft zu ihr, Frau Heß, gesagt, daß sie sich kein anderes Leben wünsche. Sie hatte keine leichte Schule hier im Hause bei der Gnädigen durchgemacht und das Zusammenleben mit dem stillen, sanften, geduldigen Manne mochte ihr nun wohl wie der Himmel vorkommen. Aber das Glück währte nicht lange. Im zweiten Wochenbette starb die kleine Justa, und als ein paar Jahre darauf auch der alte Doktor die Augen zumachte, nahm die verstorbene Gnädige die Kinder zu sich in's Haus. „Wir Alle hatten die beiden munteren Dinger von Herzen lieb," erzählte Frau Heß weiter, „besonders das Mädchen, die kleine Rosa. Stets war sie munter und lustig wie eine Lerche und dabei doch wie ein rechtes Mütterchen gegen ihren jüngeren Bruder. Sie wartete ihn ab wie das beste Kindermädchen, und griff dabei überall an, wo es etwas zu helfen gab. Die alte Gnädige hielt große Stücke von dem Kinde und sagte oft, daß es umsichtiger und zuverlässiger wäre, als mancher Erwachsene. Sie hätte die Kleine gern zu einer tüchtigen Wirthschafterin, meiner Nachfolgerin, erzogen, aber Rosa hatte andere Pläne im Kopfe und sie setzte sie bei der Gnädigsten durch. Sie wolle viel lernen und Lehrerin werden, sagte sie, und dann von ihrem Verdienste Justus zum Manne erziehen, daß er einst ein gelehrter Doktor werde, wie sein Vater gewesen. So wurde sie denn auf die Schule nach Königsberg geschickt und die Gnädige hat Pension und Schulgeld für sie bezahlt, denn das kleine Vermögen, das der alte Doktor hinterlassen, sollte für Justus verbleiben. Sie hat den klugen Kopf ihres gelehrten Vaters geerbt, denn ihre Zeugnisse haben immer gut gelautet und sie ist rasch vorwärts gekommen. Vor ein paar Jahren ist auch Justus auf das Gymnasium nach Gumbinnen gegeben und seitdem sehen sich die Kinder nur zweimal im Jahre wieder, zu Weihnachten und in den Sommerferien. Die Gnädigste schickte ihnen das Reisegeld und acht Tage darauf waren sie richtig hier und erfüllten das ganze Haus mit Lachen und Jubel. Das Abschiednehmen ging freilich nie ohne viele Thränen vorüber, denn sie hängen sehr an einander und auch an dem alten Hause, das doch eigentlich ihre einzige Heimat ist. Aber in der Jugend trocknen Thränen schnell und in S., wohin ich sie auf die Bahn zu bringen pflegte, nickten sie mir schon wieder ganz vergnügt aus dem Coupé zu, wenn der Zug sich in Bewegung setzte."

„Und wer sorgt jetzt für die Kinder — wer ist ihr Vormund?" fragte John.

„Ach, mein Gott, zu bevormunden ist nicht viel vorhanden," lautete der Bericht der Alten weiter. „Die paar hundert Thaler, die noch da sind, hat der alte Ralf in Verwahrung, und er und ich haben der Gnädigen versprochen, ein Auge auf die Kinder zu haben. Die Rosa steht schon auf eigenen Füßen. Es wird nicht lange mehr dauern, dann kann sie auch für den Bruder sorgen. Bis dahin wird das Geld für Justus schon reichen, und wenn nicht, so —"

„So wird es natürlich meine Sache sein, zu vollenden, was meine Großmutter begonnen," setzte John den angefangenen Satz der Alten fort. „Und damit es auch mit dem Kommen der Kinder so bleibe, wie es bisher gewesen, bitte ich Sie, Frau Heß, ihnen Reisegeld zu schicken und sie in meinem Namen einzuladen. An ihre Bescherung bitte ich ebenfalls in gewohnter Weise zu denken."

Seit diesem Gespräche hatte für John das kommende Weihnachtsfest eine freudigere Bedeutung gewonnen. Mit dem zu erwartenden Weihnachtsbaum tauchten vor seinem inneren Blick zwei Paar lachende Kinderaugen auf, die begehrlich und bewunderungsvoll nach den bunten Herrlichkeiten schauten, mit denen er behangen war. Er lächelte vor sich hin, wenn er überlegte, welche Künste er anwenden könne, um die Kinder zu kirren und an sich zu fesseln. Er ließ seine kleinen Kunstfertigkeiten Revue passiren. Am meisten war seiner Zeit die Geschicklichkeit bewundert worden, mit welcher er Figuren, namentlich Pferde, aus Papier zu schneiden verstand. Auch die Kunst, aus Gänseknochen Springböcke und aus Kartenblättchen Schlitten zu fertigen, schien ihm einigen Erfolg zu versprechen. — Im Walde bezeichnete er eine schlanke junge Tanne als den für das Wohnzimmer bestimmten Weihnachtsbaum und legte der alten Haushälterin zu verschiedenen Malen an's Herz, für einen glänzenden Aufputz zu sorgen.

Ihm selbst stand vor dem Feste noch eine Aufgabe bevor, an deren Lösung er nicht ohne einige Unbehaglichkeit denken konnte. Er sollte zum ersten Male seit seiner Flucht aus dem Kreise, der sich den stolzen Namen „die Welt" beilegt, öffentlich erscheinen. Als Besitzer von Steinbek war er in die Regierungsstadt berufen, wo er und noch verschiedene andere Besitzer des Kreises über Bodenabtretungen zum Zwecke eines Chausseebaus verhandeln sollten. Aus der ihm zugestellten Zuschrift ersah er, daß man die von seinem Verwalter in seinem Namen gestellte Forderung unverhältnißmäßig hoch gefunden hatte. Die Verhandlungen hatten vor seiner Ankunft stattgefunden und waren ihm unbekannt geblieben. Als er auf seine Frage von Ralf darüber Auskunft erhielt, mußte er der Ansicht der Regierung beipflichten, denn die Forderung des Alten stand in der That in keinem Verhältnisse zu dem wirklichen Werthe des Terrains, das man von ihm zu kaufen wünschte.

„Wie haben Sie einen so unsinnigen Preis fordern können!" sagte er halb entrüstet, halb belustigt über die naive Unverschämtheit des Alten. „Setzen wir den Fall, man hätte Ihnen die Forderung bewilligt — Sie hätten das Geld mit gutem Gewissen gar nicht nehmen können!"

„Nicht? — die Chaussee wird ja auf Staatskosten gebaut," erwiederte der Alte behaglich. „Wem thut es Schaden, wenn der Fiskus ein bischen tief in die Tasche greifen muß? — Niemand thut es Schaden — Ihnen aber erwächst aus dem Geschäft ein hübscher Vortheil. — Von Privatleuten hätte ich auch weniger verlangt."

Als John sich zu der kleinen Reise rüstete, gab ihm der Alte die Ermahnung auf den Weg, auf dem einmal geforderten Preise zu bestehen. „Die anderen Grundbesitzer werden es auch thun — und sie haben Recht! Denn wenn der Fiskus nicht zahlen soll — wer soll dann zahlen?"

Die Pferde zogen bereits an, als der Alte, die Hand auf dem Schlittenrand, noch immer neue Beweismittel gegen seines Gebieters Widerstreben in's Feld führte. Dieser lächelte wieder. Als er sich aber in dem schnell dahingleitenden Schlitten zurücklehnte und in die weiße, monotone Schneelandschaft hinausblickte, war das Gefühl der Vereinsamung stärker in ihm, als je vorher. „Wird dieses Alleinsein, diese Einsamkeit bis an's Ende aller Tage dauern?" fragte er sich. Und die Antwort kam ihm in Gestalt einer Gegenfrage: „Wie willst du es ändern? — Was hast du noch zu erwarten?"

Und wieder klammerte sich seine Hoffnung an die beiden Kinder, die beiden alleinstehenden, einzig auf ihn angewiesenen Waisen, die ein günstiges Geschick ihm als kostbarstes Geschenk zuführte. War es nicht ein Unrecht, jetzt noch muthlos in die Welt zu schauen? — Es mußte und sollte ihm gelingen, diese beiden jungen Seelen für sich zu gewinnen! Er wollte sie sich zu eigen machen — sein sollten sie werden — mit aller Liebe seines Herzens wollte er um sie werben! — Wieder und immer wieder rief er sich die Worte seiner alten Haushälterin in's Gedächtniß zurück. Lächelnd und doch gerührt dachte er an das kleine, muthige Mädchen, das so tapfer den Kampf mit der Welt auf sich nehmen und seinen Bruder zum Manne erziehen wollte. Er fragte sich, welche Umstände in der Seele eines Kindes diesen Entschluß wachgerufen haben konnten? — Hatte sie bereits die Bitterkeit des Almosennehmens empfunden? Wollte sie ihren Bruder frei erhalten von dieser Last, unter deren Schwere sie selbst litt? — Das arme Kind! — Man war vermuthlich rauh mit ihr verfahren, — die arbeitsharten Hände dieser Leute hatten das zartbesaitete Instrument dieser Kinderseele zu roh angefaßt! Und auch seine Großmutter — war sie bei all' ihrer Güte wohl das Wesen gewesen, sich die Liebe und das Vertrauen eines Kindes zu erringen? — Wie oft mochte die Kleine durch ihre Umgebung verletzt worden sein! Dadurch war der Wunsch nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit in ihr entstanden. An ihm war es jetzt, ihr das Gefühl der Abhängigkeit wieder lieb zu machen — sie zu versöhnen mit der väterlichen Autorität, die er zu ihrem eigenen Wohle über sie ausüben wollte!

Er hatte lange Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen, denn ein drei Meilen langer Weg lag bis zur nächsten Bahnstation vor ihm, und dann hatte er noch eine Fahrt mit der Bahn von mindestens einer Stunde zu machen. Er war schon vor Tage von Hause fortgefahren, denn noch Vormittags mußte er sein Ziel erreicht haben. Das Wetter, das die Tage vorher still und freundlich gewesen, hatte sich mit Sonnenaufgang geändert. Ein heftiger Ostwind, strenge Kälte verheißend, hatte angefangen zu wehen. Die klare Luft verdunkelte sich allmälig, und über den weiten weißen Schneefeldern rechts und links vom Wege begann sich eine Wolke kreiselnder Schneeatome zu erheben, die sich von Minute zu Minute verdichtete, bis sie die ganze Gegend in einen undurchdringlichen Schleier hüllte und kaum eine zehn Schritte weite Aussicht gewährte.

„Das hab' ich gedacht!" sagte der alte Christian in dem platten Deutsch der Gegend, indem er sich gegen seinen Herrn umwandte. „Das ist eine gute Bescherung! Da haben wir das verfluchtigste Stünnwetter, das ich jemals gesehen!"

„Hoffentlich läßt es bis zum Abende nach," entgegnete John. „Bis dahin bist Du mit den Pferden in S. gut untergebracht. Und sollte wider Erwarten das Schneetreiben länger anhalten, als bis zu meiner Rückkehr von G., dann müssen wir die Nacht über in S. bleiben und erst morgen früh nach Hause zurückkehren."

„Und der Herr Verwalter? Er wird immer fuchswild, wenn die Pferde über Nacht nicht im Stalle sind," meinte Christian bedenklich. John lächelte.

„Du kannst ruhig sein, Alter," sagte er mit einem leisen Anflug von Humor, „ich werde es auf mich nehmen, den Herrn Verwalter zu beruhigen, wenn es nöthig sein sollte."

Trotz der dicken Pelze, in welche John sich gehüllt hatte, und trotz der Decken und Fußkissen des Schlittens wurde ihm der schneidende Wind mit jeder Minute empfindlicher. Er trieb seine Eiskörper, scharf wie Glas, den Reisenden in's Gesicht und durchkältete sie bis in's Herz hinein. Vor dem Bahnhofe in S. war der Schnee bereits zu so hohen Wällen zusammengeweht, daß die Pferde sie nur mit Anstrengung durchbrechen konnten. Der von der Grenze kommende Kurierzug aber langte noch pünktlich an und lieferte auch pünktlich seine Passagiere in der Regierungsstadt ab. Wie es aber zum Abende werden würde, wenn das Treiben so anhielte, könne man sich schon denken, meinten die Beamten.

Die Straßen der kleinen, aber regelmäßig gebauten Stadt waren öde und menschenleer, als John von seinem Gasthause nach dem Regierungsgebäude, wo die Versammlung gehalten werden sollte, schritt. Er hatte in der letzten Zeit so einsam gelebt, daß die Aussicht, mit vielen Menschen zusammenzukommen, ihm ein Gefühl des Unbehagens verursachte, das er nur mit Anstrengung überwinden konnte. Als er in's Zimmer trat, fand er die Verhandlung schon im Gange. Er hatte im Vorzimmer seinen Pelz abgelegt, und Aller Augen wandten sich bei seinem Eintritte auf ihn, dessen aristokratische Erscheinung, mit dem feingeschnittenen Gesicht unter dem grauen Haar, der dunklen Kleidung und feinster weißer Wäsche, wohl einen seltsamen Kontrast bilden mochte zu den derbkostümirten Gestalten, die laut sprechend und lebhaft gestikulirend bereits das Zimmer füllten. Es entstand eine plötzliche Stille im Raume, als er zum Vorsitzenden trat und leise seinen Namen nannte. Die Art, wie man ihn schweigend anstarrte, erregte die Ueberzeugung in John, daß auch hier seine Vorgeschichte bereits bekannt war, und daß man ihn mit Mißtrauen empfange. Und im Laufe der Verhandlung sollte er den Beweis erhalten, daß er sich nicht geirrt. — Ihm wurde übrigens sehr bald klar, daß die außer ihm an der Frage Betheiligten — meist bäuerliche Besitzer — demselben Grundsatze huldigten, wie der alte Ralf. Auch sie hatten enorm hohe Vergütungen beansprucht und beharrten mit der ganzen Zähigkeit dieser kernigen Naturen auf ihrer Forderung. Sie schienen einig zu sein, nicht um Haaresbreite nachzugeben, und bildeten eine festgeschlossene Phalanx, die den Herren von der Regierung wenig Aussicht eröffnete, durch Vernunftgründe Bresche zu schießen. — Als sich der Vorsitzende an John von Osten mit der Frage wandte, ob auch er Willens sei, die gestellte Forderung aufrecht zu erhalten, und er ruhig antwortete, daß diese Forderung nicht von ihm, sondern in seiner Abwesenheit von seinem Verwalter gestellt worden sei, daß er die unverhältnißmäßige Höhe derselben mißbillige und gerne bereit sei, auf annehmbare Vorschläge der Regierung einzugehen — da erhob sich ein Gemurmel der Entrüstung unter den Anwesenden. Man schien ihn als einen Verräther an der allgemeinen Sache zu betrachten, und mancher zornige Blick wandte sich auf ihn. Der Vorsitzende aber schüttelte ihm erfreut die Hand und sprach seine Befriedigung aus, einen Mann kennen zu lernen, dessen gerechte, billige Denkart hoffentlich auf die anderen Herren nicht ohne Einfluß bleiben werde. Dieser Ermahnung folgte eine kurze Pause des Schweigens. Dann erhob sich einer der Herren, augenscheinlich der Hauptsprecher der Schaar, und wandte sich gegen den Tisch der Regierungsbeamten.

„Herr Präsident," sagte er, „wenn es Herrn von Osten beliebt, sein Land der Regierung zu schenken, so ist das seine Sache und Niemand hat in diesen Entschluß hineinzureden. Aber auch Niemand kann billigerweise verlangen, daß wir uns das Verhalten jenes Herrn zum Beispiel nehmen. Denn wir sind, Gott sei Dank, in einer weniger prekären Lage. Keiner von uns hat es nöthig, durch Geldopfer, die er seinem Beutel auferlegt, gewisse geschehene Dinge in Vergessenheit zu bringen. Wir Alle haben der Regierung und dem Könige gegenüber stets unsere Pflichten erfüllt, und haben daher ein Recht, zu erwarten, daß man seine Pflichten auch gegen uns erfüllen werde. Wenn daher —"

Der Präsident stand rasch auf und bewegte abwehrend die Hand.

„Ich bitte, meine Herren, keine Persönlichkeiten in unsere Geschäftsverhandlungen zu bringen!" rief er laut. „Es ist dieß der in jeder gebildeten Gesellschaft herrschenden Sitte so zuwider, daß ich mich wundere, Männern von Ihrem gesunden Urtheil dieß in's Gedächtniß zurückrufen zu müssen! Ich bedaure, daß ich dazu gewungen worden bin — da es aber einmal geschehen ist, so soll es mir zur Genugthuung gereichen, hier öffentlich zu erwähnen, daß Herr John von Osten mir durch den ehemaligen Obersten seines Regiments, den beim Friedensschlusse zum General avancirten Herrn, — er nannte einen Namen, der jetzt einen weltberühmten Klang hat und auch in jenen Tagen bereits ruhmvoll von sich reden gemacht hatte —, als einer seiner liebsten Kameraden empfohlen worden ist. Herr John von Osten hat Jahre hindurch in makelloser Ehre die Uniform seines Regiments getragen. Er hat —"

„Ja," ließ sich eine Stimme aus der Schaar vernehmen, „der bunte Rock hat ihm gefallen, aber als es zum Klappen kam, salvirte er sich!"

„Pfui, pfui!" tönte es von verschiedenen Seiten durch den Raum. Der Präsident aber rief entrüstet:

„Bin ich hier in einer Gesellschaft von Männern von Bildung und Selbstachtung?" — Er konnte nicht weiter sprechen, denn John von Osten hatte sich erhoben und stand hoch aufgerichtet der bewegten Menge gegenüber. Sein Gesicht, das bei der ihm zugefügten Beleidigung geisterbleich geworden war, wurde, als er zu sprechen begann, von einer heißen Blutwoge übergossen. Sein Auge leuchtete in dunklem Glanze und seine Stimme erhob sich zu mächtigem Klange. Todtenstille herrschte in dem weiten Gemache und nicht ein lauter Athemzug unterbrach den Redenden. Diesem war's, als werde mit jedem Worte, das er sprach, eine beengende Fessel von seiner Brust genommen. Ohne zu überlegen — einem mächtigen Impulse folgend, hatte er seine Rede begonnen; erst im Verlaufe derselben überkam ihn das Bewußtsein von der Wichtigkeit des Schrittes, den er so unvorbereitet unternommen. Und zugleich empfand er es als eine Wohlthat, daß ihm endlich — endlich einmal Gelegenheit zu einer Rechtfertigung geboten wurde. Zwar hatte die Beleidigung, die man ihm hier öffentlich angethan, ihn bis in's Innerste seines Herzens erbeben gemacht; zwar war er im ersten Augenblicke fast zusammengebrochen unter der Schmach, die man auf ihn gehäuft. Aber nach den ersten Augenblicken tiefer Erregung war er geneigt, seinem rohen Beleidiger für seinen Angriff zu danken. Denn er hatte ihm etwas Positives geboten, gegen das er ankämpfen konnte — es waren nicht länger leere Schatten, unbestimmte Gerüchte, die in Nichts zerfloßen, sobald er die Hand darnach ausstreckte.

In der Persönlichkeit Osten's lag etwas ungemein Sympathisches, auch seine Stimme hatte einen tief zu Herzen gehenden Klang. Die rauhen Gesellen, zu denen er sprach, waren sich dieser Thatsache sicherlich nicht bewußt, aber sie konnten sich der Wirkung derselben nicht erwehren. Dazu war seine Rede ohne jeden rhetorischen Prunk — einfach und schlicht. Als er ihnen in wenig Worten ein Bild seiner Kindheit entwarf, war es ihnen, als schildere er ihre Kinderzeit. Seine Erlebnisse waren die ihrigen — wie aus ihrer eigenen Erinnerung herauf klangen seine Worte in ihr Ohr.

Als er ihnen sagte, daß, obgleich er schon lange gefühlt, wie der Beruf eines Soldaten nicht der rechte für ihn sei, ihm dennoch erst in dem grausigen Blutbade der Schlacht, durch das furchtbare Leid, das er Anderen habe zufügen müssen, die Ueberzeugung gekommen sei: du kannst und darfst nicht ein zweites Mal die Hand gegen deine Brüder erheben — da nickten sie verständnißvoll einander zu. Und als er mit den Worten schloß: „Wenn ich unter allen Anwesenden auch nur zwei oder drei habe überzeugen können, daß nicht Furcht vor der eigenen Lebensgefahr, sondern nur unüberwindlicher Abscheu vor der rohen Blutarbeit des Soldaten mich aus den Reihen der Krieger trieb — dann will ich die Anschuldigung, die man mir hier zugeschleudert, segnen und die Hand Desjenigen, der sie aussprach, wie eine Freundeshand drücken!" — da folgte eine Pause tiefster Stille diesen Worten, und erst allmälig erhob sich ein Gemurmel, das von Minute zu Minute lauter anschwoll.

„Wenn ich Ihr Vater gewesen wäre, Herr von Osten," ertönte endlich aus dem Stimmengewirr der tiefe Baß des ersten Sprechers, — „ich hätte mich, obgleich ich nur ein schlichter Mann bin, in der Wahl Ihres Berufes nicht so arg getäuscht. Ich hätte schnell herausgefunden, daß Sie zum Landwirth geboren sind! Denn nicht das Zerstören und Niederreißen, sondern das Schaffen und Bauen ist Ihre Sache!"

Osten hörte diese Worte, die ihm nach der bekannten Anschauungsweise des Sprechers und seiner Genossen, den Bauernstand als den ersten der Welt zu betrachten, einen Wechsel in ihrer Gesinnung angedeutet hätten, nicht mehr. Er hatte, nachdem er geendet, schnell das Zimmer verlassen. Mit bebenden Händen hatte er draußen den Pelz übergeworfen und stand eine Minute später in der menschenleeren, öden Straße. Er achtete es nicht, daß der Schneesturm ihn mit einer Gewalt packte, die ihm zu einer andern Zeit das Weiterschreiten fast unmöglich gemacht hätte. Er fühlte es nicht, daß sein Gesicht wie von scharfen Nadeln geritzt wurde. So ausschließlich war seine ganze Denkkraft von der Pein der eben erlebten Szene eingenommen, daß alles Andere daneben zu Schatten und Schein herabsank. Als er seinen Gasthof erreicht hatte und durch die Vorhalle seinem Zimmer zuschritt, hätte er sich vor den Blicken der ihn ehrfurchtsvoll begrüßenden Kellner verbergen mögen. Er warf sich in einen Stuhl und verbarg sein Gesicht in den Händen. Nicht mehr den Tag — nicht mehr die Menschen sehen dürfen! — das war der einzige Gedanke, dessen er fähig war.

Er wußte nicht, wie lange er so dagesessen — nach der Pein, die er durchlebt, konnte es eine Ewigkeit sein. Als er sich erhob, war auch die letzte Spur des Wunsches nach persönlichem Glücke in ihm abgestorben. Nur in dem gänzlichen Aufgeben seines Selbsts, in dem Vergessen der Individualität lag für ihn die Lösung der Lebensfrage. — Was war daran gelegen, wenn in der großen Maschinerie der Welt, welcher er als kleiner Bruchtheil eingefügt war, dieser kleine Theil unter dem Drucke des arbeitenden Räderwerks litt? War er doch dazu da, so lange auszuharren an seinem Platze, als er noch brauchbar war! Hatte die Reibung ihn abgenutzt — dann wurde er entfernt und ein anderes Atom trat an seine Stelle. Dieß war sein Loos — damit mußte er sich bescheiden.

Ein helles Kinderlachen im Nebenzimmer unterbrach sein selbstvernichtendes Brüten. Er fuhr empor und lauschte. Ein anderes Lachen, das gedämpfter, leiser klang, antwortete dem ersten. Dann folgte lebhaftes Wechselreden zweier jugendlicher Stimmen, die eine in lauter, rückhaltsloser Lust jubelnd, die andere maßvoller, wie in freudiger, aber beherrschter Erregung sprechend. Wie liebkosend schlugen die Töne an sein Ohr — sie rissen ihn aus seiner dumpfen Resignation empor und zeigten ihm den einzigen Sonnenstrahl, der seinem Leben verblieben. Nur wenige Tage noch, dann wird in seinem Hause auch so heiteres Lachen erschallen — dann werden zwei junge, hoffnungsreiche Herzen unter seinem Dache schlagen!

Ein Diener des Hotels kam, sich nach seinen Befehlen zu erkundigen. Er verlangte schnell einen Imbiß — er wolle mit dem nächsten Zuge zurück, sagte er, denn je länger er verweile, desto größer würde die Wahrscheinlichkeit, die Bahn verschneit zu finden. Man brachte ihm rasch das Verlangte. Der gnädige Herr müsse sich beeilen, sagte der Kellner, denn der nächste Zug nach der Grenze passire die Stadt in einer halben Stunde. — Nebenbei schien man sich auch zur Abfahrt zu rüsten, was John in seiner Vermuthung, seine jugendlichen Nachbarn seien auf der Fahrt von der Schule zur Heimat begriffen, bestärkte. Er hörte, wie sich zwischen ihnen ein kleiner Streit erhob. Der Eine schien sich heftig gegen etwas zu sträuben, was der Andere mit großer Bestimmtheit verlangte. Endlich mußte wohl ein Vergleich zu Stande gekommen sein, denn in demselben Augenblicke, als er sein Zimmer verließ, traten auch die jungen Reisenden auf den Korridor heraus. Mit Interesse blickte Osten sie an. Er hatte sich getäuscht, denn von den beiden Gestalten, die vor ihm die Treppe hinabeilten, war nur die eine noch ein Kind — ein kleiner Knabe, bis zur Unförmlichkeit in Plaids und Tücher gehüllt. Die andere war ein schlankes junges Mädchen, das leise ermahnende Worte zu ihrem trotzigen kleinen Begleiter sprach, der unwillig über seine unbequeme Verpackung grollte.

„Der kleine Herr hat sich gut versehen!" sagte unten im Flur ein lachender Kellner, der sich die komische kleine Figur von oben bis unten betrachtete.

„Siehst Du — siehst Du! · ich habe es ja gesagt, daß Alle über mich lachen werden — ich will aber nicht über mich lachen lassen!" rief der Kleine halb weinend. „Nimm mir die Tücher ab — ich will so nicht über die Straße gehen!"

Statt jeder Antwort öffnete das junge Mädchen, welches die in ungenirt vertraulichem Ton gehaltene Bemerkung des Kellners mit tiefem Schweigen, ohne auch nur eine Miene ihres Gesichtes zu verziehen, hingenommen hatte, die Thür nach der Straße. Ein heftiger Windstoß fuhr ihr entgegen und trieb eine Schneewolke in's Haus. Die Thür wurde ihr aus der Hand gerissen und mit Heftigkeit gegen die Wand geworfen.

„Das Fräulein sollte wirklich den Hotelwagen benützen," fuhr der Kellner in gleich familiärer Weise fort, „das Wetter ist zu einer Promenade für eine Dame nicht geeignet."

„Ich danke — ich ziehe es vor, zu gehen," entgegnete sie, indem sie den Mantel fester um sich zog, die Hand ihres Bruders ergriff, und gefolgt von einem Gepäckträger, der einen kleinen Koffer trug, auf die Straße hinaustrat. Osten, seine Reisemütze tief in's Gesicht gedrückt und den Kragen seines Pelzes emporgeschlagen, folgte ihr. Der Ton, in welchem sie gesprochen, hatte ihn eigenthümlich sympathisch berührt. Keine Spur von Aerger oder Hochmuth war darin erkennbar gewesen — nur ruhige, sichere Abwehr unberechtigter Vertraulichkeit. Die so sprach, war kein Kind mehr, so kindlich sie auch aussehen mochte. Sie mußte bereits Erfahrungen gemacht haben, welche sie über ihre Jahre hinaus gereift hatten. Er betrachtete sie genauer, als

sie vor ihm herging. Sie schritt ruhig und gleichmäßig vorwärts, ihre schmächtige Gestalt etwas vornübergebeugt, dem Sturm tapferen Widerstand bietend. An der einen Hand führte sie ihren kleinen Begleiter, den sie durch ihren eigenen Körper vor dem Sturme zu schützen suchte, mit der andern hielt sie ihr Mäntelchen fest um sich gezogen. Osten war kein Kenner derartiger Dinge — allein selbst seinem ungeübten Auge schien es, daß dasselbe, so zierlich, fast elegant es auf der anmuthigen Gestalt auch aussah, dennoch nur sehr leicht und von geringem Stoffe war, nicht geeignet, die Trägerin dauernd gegen die Winterkälte zu schützen.

Durch diese Begegnung waren die Gedanken an seine Pflegekinder wieder in ihm lebendig geworden. Er hatte schon Morgens die Absicht gehabt, selbst ein Weihnachtsgeschenk für sie zu wählen, ein Geschenk, das nicht wie die von Frau Heß eingekauften, einzig den Nothwendigkeiten des Lebens abhalf, sondern eins, das einen kleinen Schimmer des Glanzes und des Luxus der Welt in ihr junges Dasein tragen — ihnen nicht Nutzen, sondern Freude gewähren sollte. Jetzt war es Zeit, diese Absicht auszuführen — rasch trat er in einen Spielzeugladen.

„Spielzeug für einen etwa achtjährigen Knaben und für ein etwas älteres Mädchen," verlangte er. Die Verkäuferin legte vor, und da er nur nach den hübschesten Dingen griff, merkte sie schnell, daß der Kostenpunkt ihm Nebensache war. Für den kleinen Knaben war bald gewählt: ein Bahnzug, dessen Lokomotive durch ein Uhrwerk in Bewegung gesetzt wurde. Schwieriger war die Wahl für Rosa.

„Eine Puppe ist für kleine Damen immer das liebste Spielzeug," meinte endlich die Verkäuferin, als sie seine Rathlosigkeit sah.

„Aber sie ist gewiß schon zwölfjährig," wandte er ein.

„Das ist gerade das rechte Alter — es muß freilich schon eine elegante Puppe sein, an welcher das kleine Fräulein Geschmack und Geschicklichkeit üben kann."

Das entschied. Fünf Minuten später verließ er den Laden, die hübscheste Puppe des Geschäfts unter seinem Pelze verborgen. Und wieder fünf Minuten später saß er den beiden jungen Reisenden gegenüber in einem Coupé dritter Klasse, an dessen Fenster er das hübsche Gesicht des kleinen Burschen erblickt hatte. Die Schwester hatte ihn zuerst mit ernsten Augen prüfend angeschaut, dann aber seinen höflichen Gruß freundlich erwiedert. Auch auf eine Bemerkung, die er leicht

Ein griechischer Lehrer.

Gemälde von A. Vida. Nach einer Photographie von Adolf Braun & Comp. (Hugo Grosser in Leipzig). (S. 847.)

hinwarf, ging sie bereitwillig ein und antwortete ihm offen und unbefangen. Er sagte sich lächelnd, daß er dieses zutrauliche Begegnen wahrscheinlich seinem grauen Haare und dem umfangreichen Spielzeugkarton in seiner Hand zu verdanken habe. Sie hielt ihn augenscheinlich für einen alten Familienvater, der in der Stadt Weihnachtseinkäufe für seine Kinderschaar besorgt hatte und jetzt auf der Heimreise begriffen war. Er versuchte, sich zu beweisen, daß er diesem Irrthum dankbar sein müsse, denn ohne ihn würden zwei junge helle Mädchenaugen ihn wahrscheinlich weniger unbefangen und freundlich angeblickt haben. Aber die Befriedigung darüber war doch mit einiger Bitterkeit versetzt. Zu seiner eigenen Ueberraschung wollte sich sogar ein Gefühl schmerzlicher Resignation in ihm regen, das ihm zuflüsterte: „Jugend und Hoffnung liegen hinter dir!"

Das Wetter war mittlerweile stets das gleiche geblieben. Nach wie vor trieb der Sturm dicke Schneewolken vor sich her und rüttelte an dem vorwärts sausenden Zuge, als habe er sich die Aufgabe gestellt, ihn zu entgleisen. Kaum zehn Schritte weit konnte man vor sich blicken. Man fuhr in ein wüstes Chaos wirbelnder Schneemassen hinein, über welche der Abend bereits hereinzubrechen begann. In dem schlecht verwahrten Wagen wurde die Kälte mit jedem Augenblicke empfindlicher. Mit leisen, begütigenden Worten sprach die Schwester dem Kleinen zu und rieb ihm die erstarrten Finger. Mit ihrem dürftigen Mäntelchen suchte sie ihn zu schützen, als er weinend über Kälte klagte. Liebevoll umschlang sie die kleine, bebende Gestalt, sorgenvoll auf das bleiche Gesichtchen niederblickend.

„Treten Sie mir den Kleinen ab — mein Pelz ist weit genug, um uns Beide bequem einzuhüllen," rieth Osten.

„Aber er wird Ihnen lästig fallen, mein Herr, — er wird einschlafen und sich mit seiner ganzen Schwere an Sie lehnen," erwiederte sie bedenklich.

„Ich werde das ertragen können," sagte er lächelnd, während er jetzt ohne weitere Frage die schon einmal angebotene Pelzdecke über ihre Kniee breitete und ihre Füße einhüllte.

„Komm' her, kleiner Mann, hier wirst Du es warm haben!"

Er hatte den Kleinen an sich gezogen und seinen weiten Reisepelz um ihn geschlagen.

„Sie sind sehr gütig, mein Herr," sagte das Mädchen leise mit dankendem Blick.

Die Fahrt ging nur langsam vorwärts — hin und

wieder stockte sie ganz, da an manchen Stellen die Bahn erst frei gemacht werden mußte. Schon seit einer Stunde hätte man S. erreicht haben sollen, und noch waren kaum zwei Drittel des Wegs überwunden. Es war bereits völlig Nacht geworden. Auch im Coupé verbreitete die Flamme der kleinen Lampe nur ein zweifelhaftes Licht. Es reichte gerade hin, um Osten seine junge Reisegefährtin erkennen zu lassen, wie sie still und geduldig in eine Ecke geschmiegt saß. In den benachbarten Coupés ließen sich bei jedem neuen Aufenthalte klagende, weinerliche Stimmen hören, welche die hin und her eilenden Beamten mit Fragen und Bitten bestürmten. Sie hatte noch kein Wort der Klage ausgesprochen, obgleich ihre schmächtige Gestalt vor Frost bebte, und die Worte, welche sie auf Osten's besorgte Fragen antwortete, nur leise und undeutlich über ihre zitternden Lippen kamen. In diesem muthigen, selbstlosen Ertragen des Uebels lag etwas unaussprechlich Rührendes. Die, welche es übte, stand noch auf der Grenze der Kindheit, also in einem Alter, das in naturgemäßem Egoismus von den Opfern Anderer lebt. Aber in ihrem jungen, zarten Körper wohnte die starke, opferwillige Seele des reifen Weibes. Osten sah dieß mit der feinfühligen Beobachtungsgabe, die ihm eigen war.

„Wenn doch einst meine kleine Pflegetochter ihr gliche!" dachte er. Aber im nächsten Augenblicke schon fragte er sich: „Was würdest du davon haben? Je liebenswürdiger sie wird, desto früher kommt ein Anderer, sie dir zu entführen!" — Er erschrak über seinen väterlichen Egoismus und machte sich Vorwürfe darüber.

Endlich hatte man S. erreicht. Der Kleine, welcher alles Ungemach verschlafen hatte und warm und frisch aus Osten's Pelz zum Vorschein kam, wurde von ihm aus dem Wagen gehoben. Dann reichte er der Schwester die Hand zur Hülfe. Die Starrheit und Eiseskälte der ihrigen zeigte ihm, daß hier belebende Pflege dringend nöthig war. Nur langsam und mit Anstrengung vermochte sie sich zu bewegen. Mit dankbarem Lächeln nahm sie seinen Arm an, als er sie durch die schreiende, hastig durcheinander flutende Menschenmenge, in welcher jeder Einzelne nur an sich dachte, in das Wartezimmer führte. Hier gab es wildes, rücksichtsloses Drängen — Jeder hielt sich für den der Hülfe am meisten Benöthigten. Schüchtern wollte sie sich in eine ferne Ecke drücken. Aber Osten's starker Arm brach sich Bahn durch das Gedränge und eroberte ihr einen guten Platz in der Nähe des Ofens. Sie ließ sich dankbar seine Vorsorge gefallen und nippte mit Behagen von dem Glühwein, den er sich mit Mühe verschafft. Es war unzweifelhaft, daß er ihr Vertrauen in hohem Grade gewonnen. Er aber fühlte sich glücklich, für Jemand sorgen zu können — Jemand zu haben, der auf ihn angewiesen war. Er konnte nur mit Unbehagen daran denken, von diesen Beiden auf Nimmerwiedersehen zu scheiden — sie sich jetzt selbst zu überlassen. Aber endlich mußte es doch geschehen.

Sie war die Erste, welche an den Aufbruch dachte. Sie stand vor ihm, ihr kleines, sehr kleines Geldtäschchen in der Hand, wahrscheinlich in der Absicht, den Imbiß, den er ihnen hatte vorsetzen lassen, zu bezahlen. Als sie aber zu ihm aufschaute und seinem Blicke begegnete, ließ sie es langsam und zögernd wieder in ihre Tasche gleiten. Mit feinem weiblichem Takt mochte sie fühlen, daß in den Augen dieses Mannes die Annahme dieser Gefälligkeit als ein Beweis größeren Vertrauens und größerer Dankbarkeit gelten würde, und sie wollte ihm diesen Beweis geben.

„Sie sind sehr gütig gegen uns gewesen," sagte sie, kindlich und offen in sein Gesicht blickend, „ich werde Ihrer großen Güte noch lange gedenken! Erlauben Sie, daß wir jetzt, da wir Abschied von Ihnen nehmen, Ihnen herzlich dafür danken!"

„Sie haben Ihr Reiseziel noch nicht erreicht - haben Sie noch eine weite Fahrt vor sich?" fragte er.

„Nur noch ein paar Meilen mit der Post, die morgen früh abgeht. Für diese Nacht sind wir bei Bekannten gut aufgehoben."

„So behalten Sie für die bevorstehende Fahrt wenigstens die Decke — ich werde Ihnen sagen, wohin Sie sie gelegentlich schicken können."

„Sie sind sehr gütig — ich danke Ihnen, aber ich kann Ihre Güte nicht länger in Anspruch nehmen! Wir haben hier Bekannte, die, wenn es noth thut, sich unserer annehmen werden. Leben Sie wohl, mein Herr, und empfangen Sie nochmals unsern innigsten Dank!"

Er reichte ihr die Hand zum Abschied und zuckte zusammen, als sie sich schnell darüber beugte und sie leicht mit den Lippen berührte.

„Sie hätten für Ihre eigenen Kinder nicht väterlicher sorgen können, als für uns, die wir Ihnen doch ganz fremd sind!" sagte sie, hell zu ihm aufblickend, der unbeweglich, mit einer Empfindung im Herzen, die ihm selbst räthselhaft war, dastand. Der Knabe hatte seine andere Hand ergriffen und sie geküßt.

„Verleben Sie recht frohe Feiertage," sagte er, „und vergessen Sie nicht die Eisenbahn" — er hatte mit glänzenden, begehrlichen Augen die Etikette auf der Pappschachtel studirt — „und die Puppe für Ihre Kinder."

„Möchtest Du die Eisenbahn haben, mein Junge? — nimm sie, es ist einerlei, wem sie Freude macht."

„Nein, nein," wehrte entschieden die Schwester, „Sie hatten sie für Ihren kleinen Sohn bestimmt — er darf nicht zu Gunsten eines fremden Kindes beraubt werden."

Zwei Paar helle Augen blickten zu ihm auf — dann noch einmal, ehe die Thüre sich schloß — dann waren sie fort, und ihm schien es, als sei das Zimmer plötzlich kalt und dunkel geworden.

(Schluß folgt.)

Das königlich bayerische Nationalmuseum.

(Hiezu das Bild S. 844 und 845.)

Der Gedanke, ein Museum vaterländischer Alterthümer zu gründen, scheint in König Maximilian II. von Bayern spätestens im Frühling des Jahres 1852 entstanden zu sein, denn am 14 März des genannten Jahres sprach er ihn bereits dem dermaligen Vorstand des königlich bayerischen Nationalmuseums, Dr. J. H. v. Hefner-Alteneck, gegenüber aus, und im November des nächstfolgenden Jahres legte der Geheimerath Freiherr v. Aretin dem Könige, seinem Auftrage gemäß, die ersten darauf bezüglichen Anträge vor, um am 6. Juli 1854 mit der Gründung und Einrichtung des Museums betraut zu werden, dessen ursprünglicher Name „Wittelsbacher Museum" ein Jahr später in „Bayerisches Nationalmuseum" umgeändert wurde.

Das erste Material dazu lieferten die Kunstschätze, welche die beiden genannten Kulturhistoriker aufgefunden hatten, als sie im Auftrage des Königs zu Aretin's „Alterthümer und Kunstdenkmale des bayerischen Herrscherhauses" Stoff zu sammeln, Bayern theils einzeln, theils zusammen bereisten.

Die Sammlung wurde zunächst in den Räumen der Herzog-Max-Burg aufgestellt, nach Vollendung des hiefür an der Maximilianstraße aufgeführten monumentalen Baues in diesen übergeführt und dort am 28. Oktober 1867 eröffnet. Der hochherzige Stifter war leider bereits am 10. März 1864 aus dem Leben geschieden. Aretin aber überlebte das Resultat jahrelanger, rastloser Thätigkeit, geistiger und körperlicher Anstrengungen nur um wenige Monate; er starb am 29. April 1868, und alsbald wurde v. Hefner-Alteneck, der schon seit dem Jahre 1853 den Auftrag hatte, das Nationalmuseum durch Nachforschen und Auffinden zu unterstützen, zu seinem Nachfolger ernannt, nachdem ihm kurz vorher die Stelle eines Generalkonservators der Kunstdenkmale Bayerns übertragen worden war. Zugleich ward er angewiesen, möglichst dahin zu wirken, daß das Nationalmuseum immer mehr eine Bildungsanstalt für Künstler und Gelehrte, insbesondere aber für Kunsthandwerker werde, und zwar in Verbindung mit einer Gypsformatorei, photographischen Anstalt, Fachbibliothek und einem Kopirzimmer.

Der von dem damaligen Hofbaurath Riedel durchgeführte Plan beruhte auf dem Gedanken, daß der ganze, dreißig Säle umfassende Mittelstock mit den (in künstlerischer Beziehung theilweise höchst unbedeutenden) Wandgemälden aus der Geschichte der zum heutigen Königreich Bayern vereinigten Gebiete ganz leer bleiben sollte. Die Folge davon war eine den Genuß der Sammlung schon vor zehn Jahren wesentlich erschwerende Ueberfüllung der übrigen Räume des Hauses, und das Uebel wuchs mit jedem Tage, der dem Museum neue Schätze zuführte.

Vor Allem that hier Abhülfe noth und wurde zu diesem Zwecke der Mittelstock für die näheren Zwecke des Museums nutzbar zu machen beschlossen.

Aber die Verwaltung blieb bei dieser mehr äußerlichen Reform nicht stehen, sie nahm eine innerlich durchgreifende Reorganisation in Angriff, welche jetzt in der Hauptsache durchgeführt erscheint.

Das Museum zerfällt nunmehr in zwei große Gruppen: die allgemeine kunst- und kulturhistorische Sammlung und in eine Anzahl von Separatsammlungen.

Die erste beginnt mit der ältesten christlichen Zeit, zeigt in ununterbrochener chronologischer Reihenfolge die Ergebnisse der verschiedenartigsten Zweige menschlichen Schaffens bis zur neueren Zeit herab, und bildet so, meist zu ganzen Zimmereinrichtungen malerisch geordnet, den eigentlichen Kern des ganzen Museums.

Galt es, in dieser Abtheilung des Museums Blicke in die Kulturgeschichte zu ermöglichen, so stellte sich die Direktion dagegen bei der Anlage von Separatsammlungen die Aufgabe, die wichtigsten Zweige des Kunsthandwerkes gruppenweise zur Anschauung zu bringen und so einen Ueberblick ihrer Entwicklung zu ermöglichen, der nicht gewonnen werden konnte, wenn die betreffenden Arbeiten der allgemeinen Sammlung einverleibt blieben. Ebensowenig zulässig erschien es, jene Zweige zwischen die allgemeine Sammlung räumlich einzuschieben, wollte man nicht den Gedankengang, der ihr zu Grunde liegt, in störendster Weise unterbrechen.

Die Anzahl der Separatsammlungen ist jetzt schon auf siebenzehn angewachsen und deren Vermehrung nichts weniger als unwahrscheinlich.

Die erste umfaßt in zwölf Sälen Waffen aller Art, Männer- und Frauentrachten, Schmuck und weltliche und geistliche Ornate aus der Zeit vor unserer Zeitrechnung bis auf unsere Tage herab, Alles in chronologischer Reihenfolge systematisch geordnet.

In der zweiten Separatsammlung finden wir in nicht weniger als acht Sälen systematisch geordnet, was seit zehn Jahrhunderten die menschliche Hand unter Zuhülfenahme der Nadel und des Webstuhles geschaffen, und zur Ergänzung dessen noch eine hochinteressante Sammlung Spitzen in Leinen und Seide, in Gold und Silber, echt und falsch.

Die dritte in der Reihe ist die keramische Separatsammlung. Sie enthält, mit der altgriechischen Kulturperiode beginnend, zur römischen und germanischen Töpferei übergehend, weiterhin die mittelalterlichen Thonarbeiten, denen die Fayencen und Majoliken und schließlich die besten Porzellane der berühmtesten Fabriken des In- und Auslandes folgen. Und so reichhaltig ist diese Sammlung, daß sie fünf Säle in Anspruch nimmt.

An sie schließt sich eine verwandte, die Sammlung der Erzeugnisse der Hohlglasfabrikation, an. Auch sie beginnt mit der Zeit des klassischen Alterthums, mit altrömischen Gläsern. Dann folgt, was das Mittelalter, die Neuzeit geleistet und die Gegenwart noch leistet. Und dabei findet der Beschauer keine Art der Technik unvertreten: neben einfach geblasenen Gläsern sieht er künstlich geschliffene und bemalte, farblose und mannigfach gefärbte Gläser von allen Formen und Größen.

Die fünfte führt ihm in zwei Sälen die Werke der Schmiedekunst und deren Ornamentik vom fünfzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage herab vor.

Als sechste Separatsammlung folgt jene der Holzskulpturen in vierzig Hauptgruppen, vom Jahre 1450 anfangend. Obwohl zu ihrer Aufstellung nur ein einziger Saal nothwendig war, wetteifert sie doch mit der vorausgehenden an Reichthum des brauchbarsten Materials für das Kunstgewerbe, wie selbst der Baukunst.

In der siebenten findet der Besucher des Museums bedeutende Werke der Kunst, das Leder zu pressen, vom dreizehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage herab systematisch zusammengestellt. Es ist das eine gar bunte Gesellschaft, die wir da beisammenfinden: Panzer und Schilde, Zaum und Sattel, Tapeten und Büchereinbände, aber immer interessant und immer lehrreich.

In der achten Separatsammlung ist vereint, was vom vierzehnten Jahrhundert an bis zur neueren Zeit an vielgestaltigen Musikinstrumenten geschaffen wurde, und die neunte umfaßt eine beträchtliche Anzahl von Schiffsmodellen von 1540 bis 1820.

Eine eigenartige Spezialität der ebenso rührigen als kunstgewandten Nürnberger Industrie vergangener Zeiten war die Wismuthmalerei, jene Technik, welche verschiedenartige Holzarbeiten mit mancherlei Malerei schmückte und sich anstatt der kostbaren Edelmetalle des wohlfeileren Wismuths bediente. Was das Museum an solchen Arbeiten umfaßt, gehört der Zeit von 1500 bis 1680 an und bildet die zehnte Separatsammlung.

Die elfte besteht aus einer interessanten Sammlung anderer Nürnberger Arbeiten, nämlich solcher der weitberühmten dortigen Beckenschläger, die sich gar trefflich auf die getriebene Arbeit verstanden. Die im Museum gesammelten Messingbecken mancherlei Form und Größe entstammen der Zeit vom Anfang des fünfzehnten bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Einem verwandten Gebiete gehört die zwölfte Separatsammlung der kulturhistorisch überaus werthvollen Holzmödel für Backwerk und Wachsarbeiten, namentlich Votivgegenstände, von dem Anfang des sechzehnten bis zum Schluß des siebenzehnten Jahrhunderts reichend, an.

Dasselbe gilt von der, Werke der Zinngießerei vom Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit umfassenden dreizehnten Separatsammlung.

Hatten wir es in den letzten Separatsammlungen insbesondere mit Arbeiten für den häuslichen Gebrauch zu thun, so befinden wir uns in der vierzehnten hauptsächlich auf dem Gebiete des Schmuckes: sie enthält werthvolle Originalmodelle für Goldschmiede und andere Metallarbeiter in etwa 3000 Nummern aus der Zeit von 1550 bis 1820.

Die fünfzehnte Separatsammlung zeigt dem Beschauer die Ornamentik in Kupfer, Bronze und Messing, von der Zeit der alten Römer bis in das neunzehnte Jahrhundert herein.

Den Schluß der Separatsammlungen endlich bildet eine werthvolle Sammlung von Gypsabgüssen von im Nationalmuseum nicht befindlichen Originalerzeugnissen der Kunst und des Kunstgewerbes.

Bei einer Anzahl von mehr als zweimalhunderttausend Gegenständen ist die Aufgabe ihrer Aufstellung eine begreiflicherweise außerordentlich schwierig zu lösende, zugleich aber auch von der größten praktischen Bedeutung. In ihrer glücklichen Durchführung liegt eines der Hauptelemente der segensreichen Wirksamkeit des Museums: haben doch die von dem dermaligen Direktor desselben konstruirten Glasbehälter und Gestelle zum Aufstellen und Ordnen der einzelnen Gruppen bereits in einer langen Reihe von Museen, wie im South Kensington Museum in London, in den Museen in Philadelphia, Cincinnati, Moskau, Stockholm, Frankfurt a. M., Darmstadt, Dresden ꝛc. Anwendung gefunden. Ihre Einrichtung gestattet, die darin, beziehungsweise daran befindlichen Gegenstände an Ort und Stelle zu kopiren. Gleichwohl besteht noch ein eigenes Kopirzimmer, in das die bezeichneten Gegenstände auf Verlangen gebracht werden.

Mit gleicher Liberalität ist der Eintritt in das Museum gestattet. Dasselbe ist nur einen Tag in der Woche geschlossen.

Uebrigens wurde die Wirksamkeit des Nationalmuseums schon von der Jury der Wiener Weltausstellung des Jahres 1873 nach jener des South Kensington-Museums in erste Linie gestellt, und hätte das Museum damals den ersten Preis erhalten, wäre es nicht hors concours gewesen, da sich dessen Vorstand unter den Jurors befand.

Namhafte Faktoren zur Nutzbarmachung zog die heutige Verwaltung durch Errichtung einer Gypsformatorei und Benützung der Photographie, beziehungsweise des unveränderlichen Lichtdruckes für Zwecke der Nachbildung herbei. Zahlreiche Museen und Lehranstalten des In- und Auslandes erwarben so schätzenswertheste Lehrmittel, von denen im Museum eine permanente Ausstellung besteht, von den Tausenden von Privaten ganz abgesehen, welche derartige, von der Verwaltung des Museums überwachte Nachbildungen erwarben.

Mit rühmenswerther Liberalität wird dem Publikum die Benützung einer schätzbaren, nach Völkerkunde, Kostüm, Architektur, Heraldik, Ornamentik ꝛc. geordneten Fachbibliothek zugänglich gemacht.

Der Besuch einer so umfangreichen Sammlung wie des Nationalmuseums ist selbst für Den, der bloß des Schauens wegen kommt, mit Anstrengung verbunden, die sich namentlich an heißen Sommertagen fühlbar macht. Da bietet dann der große, freie, vormals öde gelegene, von der jetzigen Verwaltung in eine Blumenanlage im Style alter fürstlicher und fürstbischöflicher Gärten umgewandelte Raum mit seinen mannigfachen Statuen und Denkmalen und kühlen Lauben willkommene Erholung.

Werfen wir nun zum Schlusse einen Blick auf unsere Illustration, so sehen wir zu oberst das von dem königlichen Hofbaudirektor Riedel erbaute Nationalmuseum, das bei unleugbar großartiger Anlage doch an einem auffälligen Mangel an energischer Profilirung und an kleinlicher Dekoration leidet. Darunter hat uns der Künstler das Bildniß des großherzigen Stifters des Museums gezeigt, dessen edle Absichten sich in den Worten: „Meinem Volk zu Ehr' und Vorbild" aussprechen, die an der Front des Gebäudes prangen.

In der Mitte der unteren Hälfte des Blattes zeigt sich ein Abguß jener ursprünglich wohl unter dem Kreuze gestandenen Holzstatue der Madonna, welche, aus Altdorf nach Mühldorf gekommen, als eines der hervorragendsten Werke mittelalterlicher Plastik bezeichnet werden muß und von keinem andern dieser Art an Tiefe und Innigkeit der Empfindung erreicht, geschweige übertroffen wird. Und doch ist uns der Name des Meisters dieses in der Kunstgeschichte epochemachenden Werkes, das an der Grenzscheide des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts entstanden sein mag, nicht bewahrt geblieben.

Rechts im Bilde sehen wir einen eigenthümlich gestalteten Uhrkasten aus dem Kloster Heilsbronn in Franken. Er trägt den auf einem Löwen reitenden Tod, welche Darstellung mit den in damaliger Zeit allgemein beliebten Todtentänzen zusammenhängt. In Folge des Mechanismus schlug der Tod jede Stunde mit einem Schenkelknochen auf eine auf dem Haupt des Löwen liegende Stahlplatte, worauf dann dieser ein lautes Gebrüll ausstieß. Unten und nebenan ein Reliquienbehälter und mancherlei anderes Kirchengeräthe; dahinter ein Grabstein und das Mittelstück eines Flügelaltars mit einer plastischen Gruppe. Darüber einer jener zierlichen Hängeleuchter mit einer in ein Hirschgeweih auslaufenden Frauenbüste, bekannt unter dem Namen „Hausfrau", wenn nämlich die Figur die Züge der Hausfrau trug; das war freilich nur eine Ausnahme, in der Regel endete die weibliche Figur in einen Fischschwanz aus und davon hieß das Ganze dann Sirenenleuchter.

Damit hat unser Künstler die „mittelalterliche Abtheilung" der allgemeinen kunst- und kulturhistorischen Sammlung angedeutet und führt uns linker Hand oben in die Zeit der Renaissance ein: wir befinden uns in dem trefflich erhaltenen Gemach der gräflich Fugger'schen Hausfrau aus dem Schlosse zu Donauwörth. Die Wände und die kuppelförmige Decke des in sehr kleinen Maßverhältnissen durchgeführten Gemaches zeigen in ihrer reichen Täfelung und Holzschnitzarbeit eine stylvolle Eleganz, wie kaum die besten venetianischen und Florentiner Werke dieser Periode sie aufzuweisen haben.

Der Raum unten links von der Altdorfer Madonna repräsentirt die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, welches mit seinen Kriegsschrecken zu schwer auf Deutschland lastete, als daß ein begeisterter Flug nach Idealen möglich gewesen wäre. An ihre Stelle trat die Freude an Pomp und Prunk. Diese Signatur trägt denn auch die mächtige Bettlade der Kurfürstin Adelheid, einer geborenen Prinzessin von Savoyen, mit dem weit vorspringenden, silberdurchwirkten Baldachin, dessen Innenseite ein schöner Gobelin mit dem leierspielenden Orpheus zwischen lauschenden Bestien bildet, während ein reich mit Gold und Silber durchwirkter Teppich aus verschiedenfarbigem Plüsch als Bettdecke dient. Globus und Planetarium weisen auf gewisse wissenschaftliche Liebhabereien jener Zeit hin.

Einer wenig späteren Zeit gehören die Möbel an, welche der Künstler in der oberen Abtheilung rechter Hand zeigt. Die geschweiften Beine der Tische und Tabourets weisen auf die Herrschaft des Rokoko hin. Die gepanzerte Minerva sticht von der polirten Bettlade nebenan sonderbar genug ab: sie bildete das Gallionbild des dem berühmten venetianischen „Bucentoro" nachgebildeten Prachtschiffes, auf dem Kurfürst Ferdinand Maria (1651 bis 1679) und seine Gemahlin Adelheid von Savoyen, von einer ebenso zahlreichen als glänzenden Flottille kleinerer Fahrzeuge begleitet, den Starnbergersee befuhren. Ein Bild an derselben Wand stellt eine der beliebten Hirschjagden vor, bei denen das edle Thier von der wüthenden Meute in den See gejagt und vom „Bucentoro" herab erlegt wurde. Von der ganzen Herrlichkeit aber ist nichts mehr übrig als die Minerva mit ihrer halb erblindeten Vergoldung. Sic transit gloria mundi!

Karl Albert Regnet.

Neue Welten.

Geographische Skizzen

von

C. Frhr. v. d. Goltz.

VI.

Die Engländer in Centralafrika.

2.

Die neue Mission in Uganda verfolgt nicht ideale und wissenschaftliche Zwecke allein, sondern auch praktische Ziele, wie sie Henry Stanley in seinem Aufruf angedeutet hatte. Sie verfügt über einen kleinen Dampfer, der von Kagehyi aus die dorthin geschafften Vorräthe an Handwerkszeug aller Art, an Drehbänken, Schmiedevorrichtungen, Schneidemühlen u. s. w. nach der Wagandaküste hinüberzuführen bestimmt ist. Mit Hülfe dieser Geräthe soll Mtesa's Volk zunächst in verschiedenen Industriezweigen unterrichtet werden, um Verständniß für die Vortheile europäischer Kultur zu gewinnen. Mtesa's Reich umfaßt nach Stanley's Angabe die gesammten Küstenlandschaften im Norden und Westen des Ukerewe-Sees bis zum Albert-Nyanza und dem Muta-Nzige. Der Reisende schätzt dieselben auf zusammen 3300 Quadratmeilen mit 2,775,000 Einwohnern*). Eine solche Macht kann, wohl geleitet, vollständig genügen, um durch sie nach und nach einen dauernden Einfluß auf das gesammte Seengebiet von Aequatorialafrika zu gewinnen. Fördernd für die Bestrebungen der Missionäre wirkt das allem Anschein nach ganz berechtigte Mißtrauen Mtesa's gegen die am oberen Nil mehr und mehr Boden gewinnende ägyptische Herrschaft. Er hat sich in Folge dessen ganz dem englischen Einflusse zugewendet, von dem er die Erhaltung seiner Unabhängigkeit erhofft. Neuerdings beabsichtigt er sogar eine Gesandtschaft an die Königin von England abzuordnen**). Ebenso hat sich der Kaiser von Uganda der Einwirkung der Araber entzogen, die ihre Interessen, namentlich den Sklavenhandel, durch die Fortschritte der Missionen gefährdet sehen und diese daher mißtrauisch überwachen oder ihr Gedeihen hemmen, wo sie es vermögen. Die arabischen Sklavenjäger sind die bösen Dämonen des dunklen Welttheils. Sie tragen den Kampf und Streit überall hin und erzeugen durch Raub und Erpressung die unbezähmbare Feindseligkeit der Eingeborenen

*) Stanley, „Durch den dunklen Welttheil", Bd. I, S. 437.

**) Siehe „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" von Dr. W. Ermann, Heft II, S. 99.

gegen alles Fremde. Noch heute blüht der Sklavenhandel auf dem rothen und persischen Meere. Mr. Hunter von der Residentschaft in Aden hat nach der „Revue de Géographie“ neuerdings festgestellt, daß auf den ägyptischen, türkischen, arabischen und persischen Märkten ein gewöhnlicher erwachsener Negersklave nur 200 bis 500 Franken koste, eine Sklavin 250 bis 500 oder bei hohem Preise 400 bis 900 Franken. Lediglich die Eunuchen, die gesuchteste Waare, erreichten hier höhere Preise, nämlich bis zu 1250 Franken, während der Sklavenmarkt in Bahia in Brasilien noch 1876 das Drei- und Vierfache davon erzielte.

Wie in Kubaga, Mtesa's Hauptstadt von Uganda, so bestehen gegenwärtig bereits Missionsstationen in Udschidschi (oder Ujiji) am Tanganyika-See, ferner in Mpuapua *) und am Nyassa-See. Für Nyangwe am Congo ist eine Mission der großen internationalen Afrikagesellschaft unterwegs. Die Gründung einer zweiten Station an dem langgestreckten Tanganyika wird bereits vorbereitet, ebenso ist eine neue Zwischenstation zwischen diesem Becken und der Küste in Aussicht genommen.

So tauchen in der neueröffneten Welt von Innerafrika bereits überall die ersten Vorposten der Kultur auf. Die große Schwierigkeit für die weitere Entwicklung aber besteht noch in der Herstellung geeigneter Verbindung zwischen denselben.

Mr. Bradshaw löste auch diese Frage bei dem Meeting in Manchester, und zwar auf scheinbar sehr einfache Weise **). Er schlug eine 800 Kilometer lange Bahn von der Ostküste nach Kageyyi am Uekerewe vor, um zunächst die Küsten dieses großen Binnensees dem Handel zu eröffnen. Von dort sollte später eine 240 Kilometer messende Linie zum Tanganyika gebaut werden. Auf diesem sind dann abermals 528 Kilometer Wasserstraße eröffnet. Sein Südende sollte ferner durch eine weitere Bahn von 320 Kilometer mit dem Nyassa in Verbindung gesetzt werden. Vom Südende des Nyassa wieder könne man, so entwickelte Mr. Bradshaw, mit Leichtigkeit den schiffbaren Shire und Zambesi und das Meer erreichen. Freilich würde das ganze Bahnsystem die Kleinigkeit von 2500 Millionen Franken kosten, indessen es möchte auch England jene gewünschten 30 Millionen neuer Konsumenten zuführen und der Absatz von 3600 Millionen Ellen Calico in Centralafrika wäre kein Traum mehr. Mr. Bradshaw und seine Freunde von Manchester sind es gewöhnt, mit Millionen zu rechnen, und einige Hunderte davon betrachten sie als eine Summe, die sehr wohl noch im Bereiche ihres Kalküls liegt.

Der Sultan von Zanzibar, bezüglich dieser neuen Projekte sondirt, hat sich bereits erboten, einer europäischen Handelsgesellschaft 2½ Millionen Franken Zuschuß als ersten Obolus zu spenden. Er übersieht es klar, daß sein Gebiet, als der beste Ausgangspunkt für alle Straßen nach dem Innern, den größten Vortheil haben müßte, wenn eine solche Gesellschaft sich bildete.

Auch Cameron hält es für möglich, das Seensystem Aequatorialafrikas durch Tramways mit der Ostküste in Verbindung zu setzen und andererseits den Congo und den Zambesi durch einen Kanal von 50 bis 58 Kilometer im flachen Lande zu einem einzigen System zu vereinigen. Freilich blieben dann immer noch die Kataraкte durch Sprengung zu beseitigen. Aber auch das könnte für die Ingenieure unserer Zeit kein unlösbares Problem mehr bilden.

Dr. Atherstone ist mit dem Vorschlage an die Oeffentlichkeit getreten, die Schienenwege der Kapkolonie bis zu den Zambesifällen zu verlängern und das Telephonnetz jener Kolonie, das schon bis zu den Diamantenfeldern von Kimberley reicht, zur Anknüpfung eines großen Ueberlandstelegraphen durch das Seengebiet nach Chartum in Oberägypten zu benützen. Das Projekt eines solchen Ueberlandstelegraphen nach dem Kap ist in England bereits vielfach und in ernstester Weise erwogen worden. Erst neuerdings scheint es dem eines unterseeischen Telegraphen von Aden aus weichen zu sollen, da der Krieg mit den Zulus die baldige Ausführung in irgend einer Art wünschenswerth macht.

Ein anderes englisches Projekt läuft zunächst auf die Verbindung des Nordendes des Nyassa-Sees mit dem Hafen von Quiloa an der Ostküste durch einen Schienenstrang hinaus.

Zu den Bradshaw'schen Eisenbahnprojekten machen Dr. Ermann's „Mittheilungen“ die sehr treffende Bemerkung, welche mehr oder weniger auf alle Pläne ähnlicher Art passen wird, daß es, ganz abgesehen von der Frage der Ausführbarkeit, zweifelhaft erscheine, „ob die unvermittelte Herstellung des vollkommensten Verkehrsmittels, der Eisenbahn, bei einem für die Wirkungen desselben noch in keiner Weise vorbereiteten, beinahe auf der tiefsten Stufe gesellschaftlicher und staatlicher Zustände befindlichen Volke irgend Ersprießliches nicht nur für dieß Volk selbst, sondern auch für die Erbauer bieten kann“.

Von größerer Bedeutung wird vorerst vielleicht die Verwerthung der afrikanischen Elephanten zum Transportdienste werden. Gordon Pascha in Chartum verwendet gegenwärtig bereits sechs Elephanten für seine Zwecke, von denen jedoch fünf indische sind und nur der sechste ein afrikanischer. Dieser letzte soll weniger leisten als die anderen. Allein ein solcher Fall spricht noch kein Urtheil über die ganze Rasse. Die Zähmung und Abrichtung der jetzt um des Elfenbeins willen mit Erbitterung überall verfolgten Thiere könnte vom größten Nutzen sein, denn die meisten Expeditionen scheitern in Afrika gerade an der Trägerfrage. Wenige Elephanten schleppen so viel Waaren fort, wie Hunderte von Negern, die sich dazu noch mit den Tauschartikeln zur Beschaffung des eigenen Proviants belasten müssen und von deren gutem Willen schließlich Alles abhängt.

Ein Zug von wenigen Elephanten ist außerdem leichter beweglich. Er kann sich den Erpressungen der Eingeborenen eher entziehen als eine Trägerkarawane. Die Neuheit solcher Züge würde den imponirenden Eindruck nicht verfehlen. Freilich hat sich mit Bezug auf bestimmte Distrikte Afrikas auch gegen dieses Mittel schon eine gewichtige Stimme erhoben. Ein Urtheil darüber wird indessen erst nach hinreichender praktischer Erfahrung gefällt werden können.

Vor allen Dingen wird über alle diese Pläne Stanley's Urtheil abzuwarten sein, der sich gerade jetzt anschickt, seine große Reise, mit reicheren Mitteln ausgestattet, gestützt auf die erworbene Kenntniß und mit mehr Muße zu wiederholen.

Mag es damit kommen, wie es will. Die ungeheuren Reichthümer, welche in Innerafrika durch die großen Reisenden der Gegenwart entdeckt worden sind, enthalten eine sichere Garantie, daß dieß Land dem Handelsverkehr auf eine oder die andere Weise eröffnet werden wird. England schreckt vor der Größe der Aufgabe gewiß nicht zurück, nachdem einmal der erste schwere Schritt gethan ist. Es wird sie sogar um so schleuniger angreifen, als es in second India jetzt noch auf keine Konkurrenz stößt. Frankreich findet für seinen geringen Kolonisationstrieb ein hinreichendes Feld in Algier, am Senegal und in dem neuerdings von Savorgnan de Brazza und Dr. Ballay bereisten Ogowegebiet, in welchem es schon am Kap Gabon festen Fuß gefaßt hat. Die Portugiesen besitzen freilich seit Jahrhunderten die Mündungen beider Riesenströme von Südafrika, des Congo und des Zambesi, aber der Umstand, daß es ihnen trotzdem nicht gelang, in einem so großen Zeitraume das reiche Binnenland hinlänglich zu eröffnen, beweist schon den Mangel an Kraftüberschuß des Mutterlandes zu weiterer, erfolgreicher Kolonisationsarbeit. England dagegen verfügt über die Menschen, das Geld, die Intelligenz und Energie für das große Werk. In der That kann es am Uekerewe, am Tanganyika und am Congo sein zweites Indien finden. Selbst an denjenigen Gestaden des Riesenstromes, welche bis dahin noch niemals der Fuß eines arabischen Händlers oder gar eines Weißen betreten hatte, entdeckte Stanley Spuren von verhältnißmäßig bedeutender Entwicklung der schwarzen Stämme, von großer Geschicklichkeit im Schmieden der Waffen und Geräthschaften, künstlichem Bau der Canoes, der Zäune, Tempel und Dörfer. Die Fähigkeiten der schwarzen Rasse, an der allgemeinen Kulturentwicklung theilzunehmen, können nicht mehr bezweifelt werden. Noch fehlte nur die Hand, die sie dazu anleitet, oder die sie auch, wenn nöthig, dazu zwingt.

*) Mpuapua liegt auf dem Wege von Zanzibar nach Udschidschi, beim Eintritt in das Land Ugogo, das etwa in der Mitte zwischen der Ostküste und dem Tanganyika-See liegt.

**) «Revue de Géographie», Mai 1879, S. 346.

Aus Berlins Vorzeit.

Von

Adolf Brennecke.

Die englischen und noch mehr die französischen Romanschriftsteller verlegen mit Vorliebe den Ort der Handlung in die Hauptstadt ihres Landes: sie wissen ganz genau, daß das vielseitigste Interesse ihrer Landsleute an diesem Orte weilt, daß eine Schauerszene am Londoner Strand oder ein Liebesabenteuer auf den Pariser Boulevards sich doppelt so spannend liest als dieselbe Geschichte, wenn sie etwa in Manchester oder in einem entlegenen Landstädtchen der Touraine sich abspielte. Ein Dickens, ein Balzac, ein Dumas kannten die Voreingenommenheit ihrer Leser für die großen Kulturstätten der Nation; der Schimmer vergangener, geschichtlicher Größe und das buntschillernde Treiben der Gegenwart umwebt die geringfügigsten Ereignisse mit dem Schleier der Romantik, denn tausend Erinnerungen knüpfen sich unwillkürlich an das Bild der engen Gassen und altersgrauen, reich ornamentirten Fassaden der Vorzeit, wie an die heiteren, prunkvollen Paläste des gegenwärtigen Tages. Berlin dagegen ist wie ein poesieloses Häusermeer, wie eine ohne Sang und Sage emporgeschossene Großstadt bisher von den meisten Schriftstellern unberücksichtigt gelassen worden, namentlich das sogenannte alte Berlin, wie es der fruchtbare W. Alexis in seinen vaterländischen Romanen und in neuester Zeit J. Rodenberg in den sorgfältig geschriebenen „Grandidiers“ geschildert haben.

Allerdings ist der erste und meist auch bleibende Eindruck, welchen Berlin in seiner Gesammtphysiognomie macht, der einer durchaus modernen Stadt. Besonders in den Stadtvierteln zwischen Schloßplatz und Kreuzberg, Köpnickerfeld — wie es noch heute bezeichnend im Volksmunde heißt — und Thiergarten sucht man vergeblich nach alten Thürmen oder steinernen Erkern; hell und geradlinig, ja vielfach kahl und nüchtern dehnen sich die meisten Berliner Straßen in die Länge. Aber ein geübteres Auge wird dennoch in der innern alten Stadt, etwa zwischen dem Spittelmarkt und dem Alexanderplatze, manch' steinernes Zeugniß auffinden für die Thatsache, daß Berlin eine nach Jahrhunderten zählende Entwicklungsgeschichte hinter sich hat, ja, daß wenige Großstädte Europas so charakteristisch in ihrem Aeußern den Geist widerspiegeln, der das wendische Fischerdorf sich zur Kaiserstadt des großen deutschen Reiches hat emporschwingen lassen.

Selbst der eingehendsten geschichtlichen Forschung ist es bis heute nicht gelungen, irgend welche Daten oder Thatsachen aus jener grauen Vorzeit zu überliefern, in welcher sich die heidnischen Anwohner der Spree in eine staatliche Gemeinschaft zusammenthaten; nicht einmal eine schöne Sage führt uns in das vorgeschichtliche Berlin zurück. Nur so viel erhellt aus dem ältesten Plane der Spreeufer, welchen der verdiente Stadtarchivar Fidicin in das Jahr 1319 setzt, daß auf der Spreeinsel die ersten Anfänge des Ortes Kölln an der Spree zu suchen sind. Hier führte die Straße von Magdeburg nach Frankfurt a. d. O. über den damals recht breiten Fluß; die hügelartigen Ufer und die Theilung des Stromes durch eine Insel gewährten weithin den besten Uebergang für Handels- und Kriegszüge. Auch der wendische Name „Kollen“ spricht für jene Annahme, da die Spreewäldler noch heute einen aus Wasser oder Sumpf sich erhebenden Hügel so nennen.

Dort also, wo jetzt der höchste Thurm Berlins über das Dächermeer des Petriplatzes emporragt, rauchten ehemals die Steinaltäre des Belbog und Zernebog, bis unter Albrecht dem Bären deutsche Kolonisten, von tapferen christlichen Rittern angeführt, in das Wendenland eindrangen, den wichtigen Flußübergang besetzten und sich durch Ansiedelung und Heirath mit dem heidnischen Volke vermischten. Historisch beglaubigte Nachrichten fehlten jedoch noch lange: die älteste noch vorhandene Berliner Urkunde stammt erst aus dem Jahr 1237, von jenem Jahr ab datirt das geschichtliche Leben Berlins. Während Kölln auf der Insel lag, hatte sich die Nachbargemeinde Berlin auf dem rechten, nördlichen Spreeufer entwickelt; sie heißt in vielen Urkunden „der Berlin“, welches Wort entweder (nach Killisch) den Waideplatz für das Federvieh oder (nach P. Kassel) den Brühl, das heißt den Thiergarten der ältern Stadt Kölln bezeichnete. Beide Orte waren schon im dreizehnten Jahrhundert mit Umwallungen versehen. Eine gewisse Rivalität machte sich immer mehr zwischen ihnen geltend. Auf dem Berlin erbaute man dem Patron der Schiffer und Kaufleute die Nikolaikirche: ihr massiger Quaderbau nimmt sich heute gar seltsam zwischen den leichten Ziegelbauten der Neuzeit aus. Bald folgte die Marienkirche; dann bauten die Grauen Brüder 1271 ihr „graues Kloster“, dasselbe Haus, in welchem genau dreihundert Jahre später, nach dem Tode des letzten Bruders, „die neue Schule zu Berlin im Kloster solemniter eingeweihet“ ward, und in welchem wiederum fast dreihundert Jahre nachher unser großer Reichskanzler den letzten Theil seiner Schulbildung erhielt. Es bildete sich die Bäckergilde als die älteste Berlins; die Kürschner, Schuhflicker, Schneider, Wollenweber und Schlächter folgten; mitten in die Spree (auf dem heutigen Mühlendamme) wurden vier Mühlen gebaut, ein neues Rathhaus wurde für die wachsende Gemeinde nöthig. Die Kölner blickten wohl manchmal von ihrer Insel aus neidisch zu der aufblühenden Stadt hinüber:

„Heil'ger Petrus, sieh' darein,
Die sind groß und wir sind klein!“

flehten sie zu ihrem Schutzpatron, während sie ihre Netze auswarfen.

Da Kölln das Spandauer und Berlin das Brandenburger Stadtrecht hatte, bedurfte es vieljährigen Hin- und Herdisputirens, bis am 20. März 1307 ein Vertrag zu Stande kam, kraft dessen Kölln an der Spree und Berlin fortan eine Gemeinde bildeten, sich als eine Stadt gemeinschaftlich befestigen und vertheidigen sollten, auch gemeinschaftliche Kommunal- und Gerichtsverfassung hatten, Kölln jedoch nur ein und Berlin zwei Drittel Gewinn und Verlust an dem gemeinschaftlichen Kämmereivermögen haben sollte. Aber erst 1709 — und das ist für die Geschichte Berlins höchst charakteristisch — also volle vierhundert Jahre nachher, wurden durch eine Verordnung des ersten preußischen Königs die Sondernamen aufgehoben. Der gemeinsame Namen „Berlin“ bürgerte sich jedoch nur langsam ein: beispielsweise findet sich noch in Schulprogrammen aus den zwanziger Jahren unseres — des neunzehnten — Jahrhunderts der Berlinische Tertianer X. von dem Köllnischen Tertianer Y. unterschieden.

Berlin ist zufolge seiner flachen Lage und seiner breiten, sich in's freie Feld verlaufenden Straßen heutzutage mehr als irgend eine andere europäische Residenz als eine offene Stadt zu betrachten: eine Belagerung mit nachfolgenden Kommunegreueln würde aus diesem Grunde unmöglich sein. Vom vierzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert war Berlin indeß eine recht ansehnliche Festung. Eine sechs Fuß dicke Mauer, unten aus Feld-, oben aus Backsteinen bestehend, zwar ohne den kunstvollen Zinnenbau der reichen süddeutschen Städte, aber mit zahlreichen Schießlöchern versehen und von manchem Thurm mit ellendicken Mauern flankirt, zog sich rings um die Doppelstadt. Auch die Spree war allerwärts durch eingerammte eichene Pfähle für etwaige feindliche Schiffe gesperrt. Das blieb so bis in's siebenzehnte Jahrhundert. Jeder neue Zeugwart mußte immer noch schwören, „Niemandem etwas über die Beschaffenheit der Befestigung mitzutheilen“, als schon längst der gewaltige Umschwung in der Kriegskunst und der Jammer des dreißigjährigen Krieges die mehrhundertjährigen Werke bedenklich in's Wackeln gebracht hatten. Da griff der große Kurfürst mit schöpferischer Kraft den Neubau der Festungswerke an.

Die italienische Mauerbefestigung verschwand, an ihre Stelle traten die niederländischen geradlinigen Erdwälle und nassen Gräben. Anfangs widersetzten sich die Bürger der neuen Befestigung, da man über die vor den Thoren gelegenen Gärten und industriellen Anlagen meist ohne Entschädigung verfügte. Aber Friedrich Wilhelm besiegte jeden Widerspruch. Fast täglich ritt er zu den neuen Werken hinaus: seine eigenen Diener mußten an den Schanzen mitarbeiten. Die Bauern durften nicht anders wieder zum Stadtthor hinaus, als wenn sie ein Fuder Schutt mitnahmen: der darüber ausgestellte Schein kostete sie obendrein noch einen Dreier! Dafür konnte denn auch schon 1660 eine Medaille auf das neue Berolinum munitum geprägt werden, und es ist geschichtlich nachweisbar die neue Festung Berlin-Cölln gewesen, welche bald darauf die Schlacht von Fehrbellin beeinflußt und diesen Sieg zu einem so herrlichen für unser Vaterland gestaltet hat. Als dann im achtzehnten Jahrhundert durch die Ausdehnung der Stadt die Festungswerke zu bloßen Verkehrsschranken geworden waren, ließ sie Friedrich Wilhelm I. einebnen. Den dadurch gewonnenen Raum schenkte er an baulustige Bürger, — leider! rufen wir heutzutage aus, denn durch diese Schenkung ist Berlin um seine Boulevards und seine alleengeschmückten Ringstraßen gekommen: nur der Dönhofsplatz und der Gendarmenmarkt wurden als nothwendige Exerzierplätze den Nachkommen erhalten.

Streitbarer als nach außen hin waren die Bürger der Doppelstadt gegen einander; auch mancher Zwist zwischen Bürgerschaft und Geistlichkeit, zwischen Magistrat und Markgrafen wird im Chronicon Berolinense berichtet. So wurde 1335 der Probst von Bernau „in einem öffentlichen Jahrmarkt aus seiner Herberge mit Gewalt genommen und in rasender Wuth auf den neuen Markt geschleppet und allda mit einem großen angesteckten Feuer verbrannt". So weigerten sich die Köllnischen 1381 bei Gelegenheit eines großen Brandes in Berlin, das Ihrige zum Wiederaufbau beizutragen. Bald darauf machten sie gegen die überhandnehmenden Räuberbanden gemeinschaftliche Sache mit den Berlinischen; in der Blütezeit der Quitzows jedoch halfen sich die klugen Berliner auf eine bequemere Art, indem sie sich der Adeligen durch Festlichkeiten zu erwehren wußten, bei denen, wie die Chronik sagt, „köstlicher Wein, allerlei Saitenspiel und was dergleichen mehr zur Freude und Fröhlichkeit dienen möge, gewesen. Abends geleitete man die Gäste mit Laternen, Fackeln, Gesängen und anderen Freudenbezeugungen nach Hause".

Trotzdem nahm bekanntlich das Raubwesen in den Marken derart überhand, daß man die Ankunft des ersten Hohenzollern mit Freuden begrüßte. Das Chronicon Berolinense meldet bezeichnend als einziges Datum aus jenem Jahre, daß „der Rath zu Berlin Markgrafen und Kurfürsten Friedrich zu Zollern zu seiner Ankunft eine Tonne Bernauisch Bier verehrt, so damals siebenzehn Groschen gekostet". — „Hat ein Scheffel Weitzen gegolten drei Groschen", heißt es gleich darauf vom glücklichen Jahr 1415. Trotz der Tonne Bernauisch Bier geriethen die Städter bald mit dem Kurfürsten in Streit, und erst nach mehr als dreißig Jahren gelang es Friedrich II. dem Eisernen, die Herrschaft über Berlin und Cölln für immer den Hohenzollern zu sichern. „Beide Parteien hat er bezwungen," sagt der Chronist, „den Rath und auch die Gemeinde, da sie zuvor frei waren und wohl mochten frei geblieben sein." Im Herzen von Alt-Cölln begann dann Friedrich II. den Bau des Hohenzollernschlosses, einer festen Burg mit Thürmen, Thoren und Zugbrücken, „ringsum durch Wasser und freie Plätze von den Städten geschieden, und ihnen doch nahe genug, um sie bis in ihre letzten Enden nöthigenfalls mit Geschoß zu bewerfen". — Frenum antiquae libertatis, einen Zügel für die ehemalige Freiheit, nennt der Chronist jene Zwingburg. Hundert Jahre später ward die Burg in ein Schloß umgebaut, aber erst im achtzehnten Jahrhundert wurde das Riesenbauwerk in seiner heutigen Gestalt vollendet.

Die wendisch-christlichen Landstädtchen Cölln und Berlin gewannen im Laufe der Jahrhunderte immer mehr ein äußeres Ansehen. Die Nachrichten über die Bürgerhäuser reichen etwa bis 1500 zurück. Zwar waren, wie der alte Geograph Merian bemerkt, die Häuser meist schlechte Gebäude, mit den Giebeln nach vorn und mit Bänken vor den Thüren, aber einige hatten schon gemauerte Keller; auf den ungepflasterten Straßen standen offene Ziehbrunnen, und Abends wurden in hohen Feuerbecken Kienspäne angezündet. Man zählte mehr als 1300 Häuser und Buden mit etwa 12,000 Einwohner am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, trotz mehrerer Pestepidemieen, von welchen die Chronik des Jahres 1576 berichtet: „Im Monat Junio hat die pestilentzische Seuche zu Berlin greulich zu rumoren angefangen und ist vollends auch gen Cölln kommen, und hat fast bis zu Ende des Jahres regieret, also daß in beiden Städten beinahe in die viertausend Menschen, Jung und Alt, plötzlich gestorben." Auch 1598 werden dreitausend an der Pest Verstorbene erwähnt. Dennoch stieg der Wohlstand durch die Blüte von Handel und Gewerbe derart, daß Adel und Bürgerschaft bald zum Luxus neigten. Den Bürgern mußte unter Anderem verboten werden, bei Hochzeiten mehr als zwölf Tische, jeden zu zwölf Personen, zu decken, indeß der Adel „in Kutschwagen einherfuhr, mit Sammet sich kleidete und mit goldenen Ketten behängte", auch dem Spiel so weit ergeben war, daß, wie die Chronik sagt, „die Stadtjunker und Merkanten von Cölln und Berlin sich nicht geschämet, zu zwei-, drei- oder mehr hundert, auch letzlich etliche tausend Thaler auf einen Satz zu verspielen und dadurch sich und Andere an den Bettelstab zu bringen".

Traurig sah es, wie überall in Deutschland, so auch in Berlin am Ende des dreißigjährigen Krieges aus. In einer der vielen Jeremiaden, welche der „Rath und sämmtliche Einwohner von Berlin und Cölln" am 27. Juli 1640 an den Kurfürsten richteten, heißt es unter Anderem: „Alle Handlungen, Nahrungen und Gewerbe hören auf; Städte, Flecken und Dörfer stehen wüste, und auf viele Meilen Weges ist weder Mensch noch Vieh, weder Hund noch Katze zu finden, — Summa, das ganze Land, beide Städte und derselben Einwohner, sind theils durch die Pest, theils durch Feuer, Raub und Plünderungen in Berlin und Cölln so sehr verringert und in solche äußerste Armuth gebracht worden, daß theils aus Verzweiflung zum Wasser, theils zum Strange, theils zum Messer ... geeilet, die Uebrigen alle aber meistentheils endlich gedrungen worden ... mit Weib und Kindern in's bittere Elend zu gehen und, wie schon von Etlichen geschehen, hiesige Städte zu verlassen."

Aber als die Noth am höchsten, war die Hülfe am nächsten: der Große Kurfürst kam an's Ruder, und fast ein halbes Jahrhundert hindurch führte er es mannhaft zum Heile Preußens und Deutschlands. Bei seinem Regierungsantritt zählte Berlin etwa sechstausend „ruinirte und verdorbene Leute", wie sich die Einwohner zu tituliren beliebten, und von den achthundert armseligen Häusern stand noch der vierte Theil leer. Aber gleichwie der Große Kurfürst die Einigung der verschiedenen Bestandtheile Preußens erfolgreich durchführte, so daß er neben der eben erst auf märkischen Boden verpflanzten Kartoffel gleichzeitig Bernstein und Rheinwein zu seinen Landesprodukten zählte, so durchschaute er auch ahnungsvoll die Zukunft seiner Hauptstadt. Aus ihrer centralen Lage zwischen den Stromgebieten der Elbe und Oder, des Rheins und der Weichsel, zwischen Deutschlands Bergen und Deutschlands Meeren schloß er auf ein unberechenbares Wachsthum in ferneren, besseren Zeiten. In sicherer Zuversicht unternahm er die großen Stadterweiterungen, welche das kleinbürgerliche Berlin zu einer wahren „Haupt- und Residenzstadt" umgestalten sollten. Er legte den Friedrichswerder und die Dorotheenstadt an: immer weiter nach Westen drang die Stadt in die waldbewachsene Haide, den spätern Thiergarten, vor, welcher sich damals bis an die heutige Schloßbrücke erstreckte. Der Kurfürst verbot die Stroh- und Schindeldächer; das Kehricht wurde kraft der „Berlinischen Brunnen- und Gassenordnung" vom 14. August 1660 nicht mehr auf die Straßen geschüttet; es ward befohlen, die Schweine abzuschaffen, deren Ställe aus Bequemlichkeit vielfach an der Straßenseite der Häuser angebracht waren, und nachdem unter dem 15. August 1680 der Chronist gemeldet hat, daß mit „den großen Laternen ein Anfang gemacht", werden von 1683 ab regelmäßige „Abendleuchten auf den Gassen" angeordnet. Auch der erste Buchhändler und die erste Zeitung kamen noch unter dem Großen Kurfürsten nach Berlin, und vollends verbreiteten die aus Frankreich vertriebenen Protestanten viel Anregung für das geistige und gesellschaftliche Leben der Residenzstädte Cölln-Berlin, welche beim Tode Friedrich Wilhelm's schon 20,000 Einwohner zählten.

Auf dem vom Großen Kurfürsten in schwerer Zeit gelegten Grunde bauten seine Nachfolger glücklich und erfolgreich weiter. Der prachtliebende Friedrich III. fügte zum Bedürfnißbau seines großen Vaters den Kunstbau, gerade wie er zu der politischen Macht durch Annahme des Königstitels den Glanz gesellte. König Friedrich Wilhelm I., der haushälterische Soldatenkönig, „der Drillsergeant des preußischen Volkes", wie ihn Carlyle drastisch genannt hat, griff wieder zum Bedürfnißbau zurück. Die regelrechten, prunklosen Häuserviertel der heutigen Friedrichstadt wuchsen nüchtern empor, nur hin und wieder von Palästen unterbrochen, mit denen sich der reiche Adel oder die höheren Beamten die Gunst des Königs „erbauten". Wer irgendwie als Kapitalist bekannt wurde, mußte sich nach Maßgabe seiner Mittel „sonder Räsonniren" anbauen. Manches der Häuser jener Zeit hat seine Geschichte. So sollte die Tochter des reichen Barons von Vernezobel auf Befehl des Königs seinen Kapitän von Forcade heirathen, trotz der „unwiderstehlichen Abneigung" der jungen Dame gegen den tüchtigen Offizier. Nur ein Prachtbau konnte in diesem schwierigen Falle den Willen des Königs beugen: der Baron von Vernezobel baute 1737 das heutige Palais des Prinzen Albrecht in der Wilhelmsstraße — und die Baronesse von Vernezobel wählte sich einen Gemahl nach ihrem Geschmack.

Was die nachfolgenden preußischen Könige für ihre Hauptstadt gethan haben, gehört nicht mehr zur Vorzeit Berlins. Unser gegenwärtiges Geschlecht und wohl noch manche Reihe unserer Nachkommen werden auf Friedrich's des Großen, Friedrich Wilhelm's III. und dessen kunstsinnigen ältesten Sohnes Schöpfungen voller Bewunderung blicken. Um Haupteslänge überragt jedoch alle seine Vorgänger auf dem preußischen Königsthrone Wilhelm I., unser vielgeliebter Kaiser. In fast noch höherem Grade wie für das Reich ist er für die Stadt Berlin ein Mehrer geworden: die halbe Million Einwohner, welche Berlin Anfangs 1860 zählte, ist auf mehr als eine ganze Million angewachsen; auf allen Gebieten menschlichen Schaffens tritt Berlin kühn in den Wettkampf mit anderen Weltstädten ein, und wenn erst Riesenwerke wie die Stadtbahn, das Pferdeeisenbahnnetz, die Kaiser-Wilhelmsstraße, die Gebäude für die Reichsbehörden, Museen und wissenschaftlichen Institute, die Kanalisation, die neuen Schifffahrtskanäle und vieles Andere zum vollständigen Abschluß gelangt sein werden, dann wird das kaiserliche Berlin durch seinen Glanz und seine Machtfülle die wendischen Fischerdörfer, aus welchen es hervorgegangen ist, in immer romantischere Fernen entrückt erscheinen lassen, dann werden unsere Schriftsteller mit Vorliebe die Parteikämpfe der Berlinischen und Köllnischen behandeln, und unsere Verehrung für das ritterliche Hohenzollerngeschlecht wird einen thatsächlichen Untergrund erhalten durch die nach hohen und doch greifbaren Zielen strebende Thatkraft der meisten preußischen Regenten, welche sich wie ein rother Faden durch die Entwicklungsgeschichte unserer Reichshauptstadt zieht. Das alte Anagramm von Berolinum, daß es dereinst ein Lumen orbi sein werde, — vielleicht erfüllt es sich in späteren Jahrhunderten, und wie unseren westlichen Nachbarn ihr Paris schon längst als ein Centre du monde erscheint, so werden unsere Kindeskinder dereinst von Berlin aus eine „Leuchte für den Erdball" erglänzen sehen: die „Spreeathener" werden ihre geistige Regsamkeit den besten Besitzthümern der Menschheit zuwenden, und Berlin wird sonan auch ohne einen leisen Anflug von Spott die „Metropole der Intelligenz" heißen.

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

Zweite Serie.

XVI.

Zeitsignale.

Es ist eine ebenso alte als zweckmäßige Einrichtung, daß öffentliche Uhren an Thürmen oder anderen hochgelegenen Gebäuden angebracht und auch mit Schlagwerk versehen wurden, um den Bewohnern eines Ortes oder einer Stadt weithin den Wandel der Zeit zu verkünden oder wahrnehmbar zu machen. Je größer die Stadt, um so schwieriger wird indessen diese Aufgabe und für unsere heutigen Großstädte ist sie geradezu zur Unmöglichkeit geworden, weil die Häuser in der Regel so hoch sind, daß die Kirchthürme in den Straßen nur auf eine geringe Entfernung sichtbar bleiben. Und doch weiß man nur in den Großstädten den Werth der Zeit erst voll zu schätzen! Wenn man früher gesagt hat: Pünktlichkeit sei die Höflichkeit der Könige, so kann man jetzt sagen: Das erste Gebot der Lebensart des Großstädter ist die genaue Kenntniß der Zeit nicht bloß nach der Stunde, sondern nach der Minute. Bei den großen Entfernungen der Großstädte müssen Verabredungen von Zusammenkünften auf die Minute eingehalten werden, weil die nächste Stunde vielleicht wieder nach einem eine Meile von dem Stelldichein entfernten Orte ruft und weil Geschäfte von großer Wichtigkeit versäumt werden können, wenn das Zusammentreffen verfehlt wird. Ein Pariser Gelehrter, welcher sein Leben durch Stundengeben fristete, obwohl er sehr tüchtige physikalische und astronomische Kenntnisse besaß, versicherte mir, sein Lebensglück verscherzt zu haben, weil er bei dem Rendezvous, das ein berühmter englischer Astronom ihm anberaumt, der sich gerade in Paris aufhielt und geneigt war, ihn zum Assistenten anzunehmen, dreimal um fünf Minuten zu spät gekommen war. Der Engländer war dreimal auf den Schlag der Stunde erschienen und hatte nicht mehr als zwei Minuten gewartet. Das dritte Mal erklärte er dem vermittelnden Freunde, daß er einen Mann nicht brauchen könne, der sich dreimal diese Unpünktlichkeit habe zu Schulden kommen lassen. Mit dieser Strenge der Anforderung an das pünktliche Einhalten der Minute stehen indessen die Einrichtungen der Uhren und der Zeitsignale nicht allenthalben im Einklang, obwohl der Eisenbahndienst längst mit gutem Beispiel vorangegangen ist und die Uhren der Nebenstationen von der Hauptstation aus telegraphisch richten läßt. In Frankreich, wo der Fahrtenplan der Eisenbahnen nach der Pariser Zeit sich richtet, werden die Uhren auf sämmtlichen Bahnhöfen von Paris aus mittelst des Telegraphen gerichtet. Die Uhren in sämmtlichen Bureaux des Bundesrathhauses zu Bern werden um 12 Uhr Mittags auf einen Schlag telegraphisch von der Sternwarte aus gestellt. Leider stehen solche Einrichtungen selbst in den Großstädten noch vereinzelt da. In Wien z. B. ist nicht einmal die Uhr am Stephansthurm ganz zuverlässig, und der Taschenuhrbesitzer, welcher es genau mit der Zeit nimmt, begibt sich in der Woche wenigstens einmal vor die Aula, um seinen Zeitmesser nach der Universitätsuhr zu richten, welche von der Sternwarte aus bedient wird. Der dadurch verursachte Zeitverlust kann zuweilen recht empfindlich werden, wenn man einmal an einem recht beschäftigten Tage vergessen hat, die Uhr aufzuziehen.

Diesem Uebelstand ist nun in neuester Zeit einigermaßen gesteuert, einerseits durch die Einrichtung der pneumatischen Uhren, andererseits durch die Erfindung der Perpetuale oder der sich selbst aufziehenden Zeitmaschine, welche wir unseren Lesern bereits vorgeführt haben. Obwohl also vielerorts noch Manches in der Verbesserung der Zeitsignale zu wünschen übrig bleibt, so ist doch das Bestreben, sowohl die öffentlichen Uhren genau nach kosmischen Vorgängen zu richten, sowie die richtige Stunde auf einen weiten Umkreis hin sichtbar zu machen, keineswegs neu. Während die Sternwarten ihre Chronometer nach dem scheinbaren Gang der Sterne richten, weil dieser zuverlässiger ist als der scheinbare Gang der Sonne, hat man sich schon sehr frühe der Sonnenuhren bedient, um die Zeitmaschinen nach dem Zenithstand des Tagesgestirnes zu richten, und hat auch gewisse, für das Auge oder das Ohr bestimmte Zeichen angenommen, um die Mittagsstunde zu verkündigen. In neuester Zeit hat das Bedürfniß der Schifffahrt, welche sich der telegraphischen Mittheilungen nicht bedienen kann und welche mit so weiten Entfernungen zu rechnen hat, daß auch das Zifferblatt einer Uhr nicht mehr durch das Fernrohr

abgeleiten werden kann, eine neugeartete Vorkehrung zur Zeitverkündigung hervorgerufen — die auf einer Art hohen Leuchtthurmes bewegten Zeitbälle.

Der „Scientific American" hat im verflossenen Jahre eine Schilderung des in New York errichteten Zeitballes, welcher von der Sternwarte zu Washington aus bedient wird, gebracht (diese Mittheilung hat auch bereits in Heft 16 der „Illustrirten Welt" Jahrgang 1879 Beachtung gefunden) und diese Einrichtung als eine amerikanische Erfindung in Anspruch genommen. Nach den Mittheilungen, welche uns von befreundeter Seite aus Bremerhaven zugehen, müssen wir indessen Amerika die Ehre der Priorität streitig machen, denn ähnliche Zeitbälle sind bereits seit drei Jahren sowohl dort als in Cuxhaven von Reichswegen errichtet worden. Statt der Form einer Tonne, welche der New-Yorker Zeitball besitzt, der auf eine Höhe von 315 Fuß über den Boden aufgezogen wird, haben die deutschen Einrichtungen die Form einer Kugel. Der New-Yorker wird beim Niederfallen von einer Anzahl von Pulvern aufgefangen, welche wie ein Luftkissen wirken, bei den deutschen Zeitbällen wird der gleiche Dienst durch Springfedern versehen.

Der Zeitball in Bremerhaven untersteht der Sternwarte in Berlin und wird in folgender Weise bedient: Von Seiten der Berliner Sternwarte ist auf dem Telegraphenamt zu Bremerhaven eine astronomische Pendeluhr aufgestellt, welche jeden Morgen 8 Uhr von Berlin aus auf Hundertstelsekunden regulirt wird. Der Ball, welcher seine Zeichen durch Herabfallen von seinem hohen Standpunkte gibt, fällt täglich zweimal, und zwar nach Bremerhavener Zeit zuerst um 12 Uhr Mittags und sodann um 12 Uhr 34 Minuten und 16½ Sekunden, um damit die Mittagsstunde für den Meridian von Greenwich anzuzeigen, welche bekanntlich die Normalzeit für die Seefahrer ist. Letzteres geschieht, um dem eigentlichsten Zwecke des Zeitballes zu genügen, d. h. um den Schiffern Gelegenheit zum Vergleichen und zum Regultiren ihrer Chronometer zu geben. Zehn Minuten vor der Fallzeit wird der Ball aus der Lage, welche er auf der beigegebenen Zeichnung einnimmt, an der Maststange auf halbe Höhe gezogen und zwei Minuten vorher ganz hoch gebracht. Der den Ball auslösende Beamte steht im Telegraphenbureau vor der astronomischen Uhr und schließt $^{4}/_{10}$ Sekunden vor dem Fall den Strom, so daß der Ball präzis um die Sekunde die Plattform erreicht. Durch sein Aufschlagen gibt der Ball sein Signal zurück, daß er zur rechten Zeit funktionirt hat.

Die ganze Anlage ist ohne Rücksicht auf die Kosten mit außerordentlicher Genauigkeit durchgeführt. Die Säule ist ein Rohr aus Eisen von bedeutender Höhe und innen mit einem Aufstiege versehen. Die Fallhöhe des Balles selbst beträgt ungefähr 5 Meter. Dieser Zeitball, welcher ausgezeichnet funktionirt, ist an der Einfahrt des neuen Hafens aufgestellt und kann sowohl von den Schiffen in den Häfen und auf der Rhede, sowie weit in die See und in's Land hinein gesehen werden. Zur Vorsicht ist auch noch eine kleine Kugel, die rothe Signale gibt, neben dem Zeitball angebracht, welche gezogen wird für den Fall, daß Störungen im Betriebe eintreten sollten. Dieselbe wird durch den kleinen Punkt neben dem Zeitball auf der Abbildung angedeutet.

Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender.

Von

C. C. Freiherrn von Thüngen.

August.

Das ist des Jägers Wonnemond,
Da wird ihm Müh' und Fleiß belohnt,
Und mit dem frischen Bruch am Hut
Schmeckt ihm sein Pfeifchen doppelt gut.
Max Haider.

Sobald der Wind einmal bereits über leere Stoppelfelder fegt, geht der Sommer seinem Ende entgegen und bald treten die ersten Herbstmahnungen an uns heran. Gottfried Kinkel singt:

In Ahnung bin ich schon begnadet,
Mein Gottestempel ist die Flur:
Zu ihrem Abendmahle ladet
Mit Brod und Wein mich die Natur.

Der Blätterschmuck an Baum und Strauch erscheint immer matter grün, immer fahler das noch stehengebliebene Getraide und immer mißfarbiger der allgemeine Anblick von Feld und Wald, während auch das nach dem Mähen noch einmal frisch hervorsprießende Grün der Wiesen doch nicht mehr zur vollen, saftigen Farbenentwicklung gelangen kann. Aber nicht minder schön, nur in anderer Weise geschmückt, tritt uns die Natur jetzt entgegen. Und ebenso wie die Pflanzenwelt sich uns in einem andern Schmucke zeigt, so beginnt auch die Thierwelt ein anderes Kleid anzulegen.

Diese Zeit, wo der Sommer sich allmälig anschickt, in den Herbst überzugehen, bringt dem Waidmanne eine Fülle waidmännischer Freuden. Die Jagd auf Rothwild wird fortgesetzt und ist jetzt eigentlich die richtige Zeit dazu, da der edle Hirsch sich in der besten Feistzeit befindet. Der Rehbock steht in der Brunst und springt in der ersten Hälfte dieses Monats, namentlich an warmen, windstillen Tagen, gut „auf's Blatt". Sehr rathsam ist es jedoch, die Anzahl der Böcke, welche zur Blattzeit abgeschossen werden können, schon Ende vorigen Monats, zu Anfang der Blattzeit, abzuschießen, dann aber, um den Wilddieben das Handwerk zu verderben, bis zu Ende der Brunst mit dem „Blatten" fleißig fortzufahren und jedes anspringende Stück Rehwild, Bock oder Geis, durch Blindschüsse aus Doppelflinten zu „verprellen". Gegen Ende des Monats nach der Brunst wird der Rehbock schlecht an Wildpret. Der Damhirsch fängt an feist zu werden, man schießt jedoch erst gegen Ende des Monats die stärkeren Schaufler. Vom Schwarzwilde werden die Keiler, wenn sie in den Feldern Schaden thun, oft jetzt schon geschossen. Die Enten sind gegen Mitte des Monats schon flugbar, und es können nur noch verspätete Bruten auf der Suche mit dem Hühnerhunde geschossen werden, dagegen kann man ihnen auf dem Einfalle und auf nassen Wiesen des Abends bedeutenden Abbruch thun. Die Trappen liegen mit ihren Jungen in Hafer- und Maisäckern und können vor dem Hunde geschossen werden. Die großen Brachvogel treten ihren Herbstzug an und werden gelegentlich die Beute des Jägers. Die Bekassinenjagd wird den ganzen Monat hindurch betrieben; zuerst trifft die Pfuhlschnepfe bei uns auf dem Durchzuge ein, dann die stumme Bekassine und zuletzt die große Bekassine. In den Gegenden, wo der Birkwildstand besonders vorzüglich ist, können in dem Haidekraut junge Birkhahne vor dem Hühnerhunde geschossen werden, die Hennen aber sind sorgfältig zu schonen. Die jungen Haselhuhner sind leicht mittelst der Lockpfeife zu erlegen. Die Krebitze schaaren sich mit ihrer fluggen Brut und liegen gerne am Rande nasser Wiesen und in Kartoffeläckern. Die wilden Tauben fallen jetzt schaarenweise auf die nahe gelegenen Felder, auf den Tränken und auf den Salzleckes ein, sind jetzt am fettesten und wohlschmeckendsten und können nun geschossen und gefangen werden. Die Wachteln werden mit dem Tiraß gefangen.

Gegen Ende dieses Monats geht die Gemsenjagd auf, eine für den passionirten Hochgebirgsjäger sehr anziehende, jedoch auch sehr beschwerliche Jagd. Dem Gebirgsjäger bietet sich aber in diesem Monate noch ein anderes Ziel für seine Jagdlust dar nämlich das Alpenschneehuhn, welches er in den nämlichen Gegenden findet, wo das scheue Geschlecht der Gemsen sein Asyl hat. In den Moorgegenden der nördlichsten Provinzen Preußens, in Liv-, Kur- und Esthland, wird in diesem Monate mit dem Vorstehhunde die Suche auf Moorschnehühner betrieben.

An vielen Orten geht mit dem 24. August, oft schon früher, auch die Niederjagd auf Hasen und Hühner auf. Rechtzeitig ausgefallene Rebhühner sind bereits des Bejagens werth, ebenso können auch einzelne junge Hasen für die Küche geschossen werden, im Allgemeinen jedoch rathen wir, die Hühnerjagd nicht vor dem 1. September, die Hasenjagd nicht vor dem 1. Oktober zu beginnen. Die Hasen und Kaninchen „rammeln" und „setzen". In Bezug auf die Arbeiter im Felde ist unausgesetzte Wachsamkeit nöthig und sind ihre Hunde aus dem Felde ernst zurückzuweisen. Dem Raubzeuge muß fortwährend flotzig nachgestellt werden. Das Schneiden und Trocknen des Futterlaubes ist vorzunehmen. Das Wild wechselt stark auf die Felder, muß daher von denselben abgehalten werden. Der Vogelherd wird in Stand gesetzt und der Dohnensteig frisch ausgehauen und aufgeputzt. Neue Dohnen werden angefertigt und Vogelbeeren geerntet.

Der Forstmann beschäftigt sich in diesem Monate mit Auszeichnung der Licht- und Besamungsschläge, Reisigdurchforstungen, Läuterungshieben, Trockenästungen u. dgl. Die Sommerfällung im höheren Gebirge wird beendet. Für die nächsten Herbst- und Frühjahrskulturen wird der Boden bearbeitet. Im höheren Gebirge findet Ende des Monats Fichtenpflanzung statt. Die Saat- und Pflanzlampe werden gefüllt. Gegen Ende des Monats kann bisweilen der Birkensamen schon gesammelt werden. Das Vorhandensein von Mast ist zu untersuchen. Die Köhlerei wird fortgesetzt. Die Wege- und Brückenbauten, sowie die Grabenräumungen sind möglichst fertig zu stellen. Die schädlichen Forstinsekten müssen vertilgt, die Ameisen geschützt werden. Die Vorkehrungen gegen Waldbrände sind bei anhaltender Dürre fortzusetzen, ebenso die Aufsicht auf Gras- und Streudiebstahl, Hutungsfrevel. Die Grenzrevisionen sind zu beenden.

Der Landwirth beendigt die Wintergetraideernte, welche in leichtem Boden schon Ende Juli begann. Wickenfutter, Erbsen, Wicken, Bohnen, Klee werden gemäht, Lein wird gezogen. Die Ernte aller nach und nach reifenden Früchte, wie Sommerraps, Hirse, Gerste, Weizen und zuletzt Hafer, findet statt. Die einschürigen Wiesen, die später zur Waide dienen sollen, werden gemäht. Das Pflügen der zu Wintergetraide bestimmten Felder findet statt. Das Austreiben des Viehes findet wie im vorigen Monat statt. Belegen der Kühe. Soll die Lammzeit in den Januar und Februar fallen, so sind die Schafe jetzt und im September zu belegen. Gänse und Truthühner läßt man auf die Stoppeln gehen. Die Eier der legenden Hühner werden jetzt sorgfältig gesammelt, da sie zum Aufbewahren für den Winter am tauglichsten sind. Den noch glückbrütenden Hennen wird die Brut hitze vertrieben.

Der August naht seinem Ende. Völlige, lautlose Stille ist in der sonst so sang- und klangreichen Vogelwelt eingetreten. Viele Vögel sammeln sich in großen Schaaren bereits zur Abreise und mit dem Bartholomäustage sind fast plötzlich auch die Störche von hinnen geschwunden. Die meisten Felder sind leer und abgeerntet, immer fahler und matter grün erscheint der Blätterschmuck an Baum und Strauch, die Früchte sind gezogen, die Blüten sind dahin und dieß ist der Uebergang in den nächstfolgenden Monat und das Zeichen, daß nun auch der Herbst nicht mehr ferne ist:

Früchte hat der Baum getragen
Und du schaust sie mit Behagen;
Aber, zuckt dir durch den Sinn
Nicht ein schmerzliches Beklagen,
Nicht ein hoffnungsloses Fragen:
Ach, wo sind die Blüten hin?

Astronomisches Tagebuch.

August.

Die Venus erreicht am 18. August ihren höchsten Glanz als Abendstern und steht am 20. August über dem Mond, nicht einmal um einen Monddurchmesser entfernt.

Im Tagebuch des Juni vorigen Jahres wurden die kleinen Planeten aufgeführt, die im ersten Drittel des Jahres entdeckt worden sind, und die Vermuthung geäußert, daß bald das zweite Hundert voll sein werde. Jetzt ist Nro. 198 entdeckt, die Zahl der gefundenen hat also nicht so rasch zugenommen. Nro. 187, Lamberta, ist noch in dem genannten Tagebuch angegeben; seitdem wurden gefunden:

188. (Menippe) von Peters in Clinton am 18. Juni 1878,
189. (Phthia) von Peters in Clinton am 9. September 1878,
190. (Ismene) von Peters in Clinton am 22. September 1878,
191. (Kolga) von Peters in Clinton am 30. September 1878,
192. von Palisa in Pola am 19. Februar 1879,
193. von Coggia in Marseille am 1. März 1879,
194. von Peters in Clinton am 22. März 1879,
195. von Knorre in Berlin am 11. Mai 1879,
196. von Peters in Clinton am 17. Mai 1879,
197. von Palisa in Pola am 21. Mai 1879,
198. von Borelly in Marseille am 14. Juni 1879.

Nro. 197 ist vielleicht ein schon bekannter, nämlich Nro. 145, Adeona. Weitere Beobachtungen und Rechnungen haben darüber zu entscheiden.

Lotteriezichungen im Monat August.

Am 1. Stadt Florenz 250-Franken-Loose vom Jahre 1868, 152 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 250 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1879 (16. Ziehung). — Belgische 3% Kommun-Loose à 100 Franken vom Jahre 1868, 263 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. April 1880 (46. Ziehung). — Städte Roubaix und Tourcoing 50-Franken-Loose vom Jahre 1860, 376 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 1. November 1879 (38. Ziehung). — Graf Pappenheim 7-Gulden-Loose, 3500 Stück, Prämienziehung am 1. September. — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Loose, 2500 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 3 fl., zahlbar am 1. November 1879 (28. Ziehung). — Finnländische 10-Thaler Loose 3000 Stück, Prämienziehung am 1. November. — K. K. Oesterreichische 500-Gulden-Loose à 5% vom Jahr 1860, 2000 Stück, Prämienziehung am 2. November. — Stadt Augsburg 7-Gulden-Loose vom Jahre 1864, 800 Stück, Prämienziehung am 1. September. — Stadt Lille 100-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1863, 580 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1880 (33. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1870, 450 Stück, höchster Preis 600,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. Februar 1880 (57. Ziehung). — Stadt Verviers 100-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1873, 76 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1879 (26. Ziehung). — Stadt Paris 500-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1855/60, 1862 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Franken, zahlbar am 1. September 1879 (49/37. Ziehung). — Stadt Bukarest 20-Franken-Loose vom Jahre 1869, 10,600 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. Septbr. 1879 (50. Ziehung). — Köln-Mindener E.-B. 100-Thaler-Loose vom Jahre 1870, 200 Stück, höchster Preis 60,000, niedrigster 110 Thlr., zahlbar am 1. Oktober 1879 (17. Ziehung). — Am 5. Stadt Paris 500 Franken-Loose à 3% vom Jahre 1875, 34 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 1000 Fr., zahlbar am 25. August 1879 (18. Ziehung). — Am 10. Stadt Paris 500-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1876, 309 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 25. August 1879 (11. Ziehung). — Stadt Brüssel 100 Franken-Loose à 3% vom Jahre 1872, 262 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. April 1880 (40. Ziehung). — Am 15. Stadt Lüttich 100-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1874, 99 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1880 (23. Ziehung). — Stadt Neapel 250-Franken-Loose à 4% vom Jahre 1871, 207 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 250 Fr., zahlbar am 1. Februar 1880 (32. Ziehung). — Stadt Stanislau 20-Gulden-Loose vom Jahre 1869, 300 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 25 fl., zahlbar am 15. Dezember 1879 (27. Ziehung). — Ungarische 100-Gulden-Loose vom Jahre 1870, 1300 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 140 fl., zahlbar am 15. Februar 1880 (35. Ziehung). — Stadt Brüssel 100 Franken-Loose à 3% vom Jahre 1867, 494 Stück, höchster Preis 12,500, niedrigster 115 Fr., zahlbar am 2. Januar 1880 (47. Ziehung). — Stadt Amsterdam 100-Gulden-Loose vom Jahre 1874, 220 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 2. Januar 1880 (15. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, 50 Stück, jedes Loos à 100 Fr., zahlbar am 20. Februar 1880 (44. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, 160 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 20. Februar 1880 (44. Ziehung). — Am 31. Badische 35-Gulden-Loose vom Jahre 1845, 8000 Stück. Prämienziehung am 30. September. — Stadt Lüttich 80-Franken-Loose à 2½% vom Jahre 1853, 1045 Stück, höchster Preis 60,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1879 (27. Ziehung). — Braunschweigische 20-Thaler-Loose vom Jahre 1868, 2750 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 23 Thlr., zahlbar am 30. November 1879 (42. Ziehung).

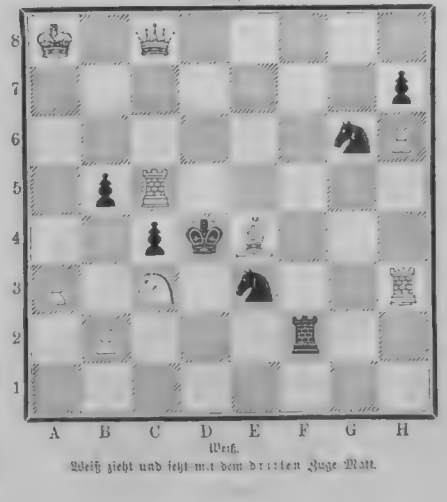
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 42.

Von Herrn B. in Berlin.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 38:

Weiß.	Schwarz.
1) D 3—D 4	1) K D 5 nimmt E 4 oder — nimmt C 4.
2) D. D 1 — F 3 oder D 4 — D 5 setzt Matt.	
	A)
1)	1) Beliebig anderes.
2) D., L. oder D 4 nimmt C 5 (durch Abzugsschach) setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Hrn. F. K. in Kruge. In Nro. 35 wurde auf 1) D 6 nimmt D 7 nach L A 7 nimmt C 7 das Matt in 3 Zügen verhindert — W. u. K. in Freiburg. Auf 1) T 1 — F 5 † wurde der König den Thurm schlagen, wodurch die Lösung unmöglich wird.

Hrn. C. J. in Kopenhagen. Nro 32 und 33 R. Wir empfehlen Ihnen Handbuch der Schachaufgaben von Dr. Max Lange. Leipzig, Wigand'sche Buchhandlung. — A. Str. in Gr. Becker. Sie übersehen in Nro. 36, daß Ihre Spielart wegen H 2 — H 1 D, unausführbar ist.

Oedipus in Linz. Bei Angabe Ihrer Adresse erfolgt deutliche Auskunft. Hier nicht gut am Platze. — W. Führ v. Sch. in Wien. Nro 31 R. Ob Zukertort in Leipzig mitspielen wird, wissen wir nicht. Ausgabe erhalten. — G. R. und E. K. in Berlin. In Nro. 35 wurde 1) L. C 7 nimmt D 7 durch L. A 7 nimmt D 7, ebenso 1) S. H 1 — G 3 durch K. E 5 nimmt H 6, widerlegt. — E. J. K. in Moskau. Bedauern, von der bereits anderweitig abgedruckten Aufgabe keinen Gebrauch machen zu können.

Richtige Lösungen der Aufgabe Nro 36 erhalten von Hrn. Sch. in Schweinfurt, G. S. in Kattowitz (Bemerkt begrandet), H. W. in Eisbergen, L. L. in Falkendorf, O. K. in Bonn, W. K. in Hannover, v. St. in Bruchsal, J. K. in Kruge, L. P. in Hagen, S. in Stuttgart, J. K. in Posen, C. W. (cand.) in Berlin, J. B. in Hedewigenkoog.

Hrn. A. L'h. in Magdeburg, G. E. und W. L. in Heiligenhafen, L. M. in Erfurt. Nro. 35 R. — E. St. in Schwetzingen, C. B. in Straubing (Frage wird später beantwortet), S. in Guttentag, G. S. in Zeitzkowo. Nro. 35 und 36 R. Hrn. Dr. E. S. in Polsdam Nro 33 u. 36 R. — Prof M. G. in Rastatt. Nro. 32 und 33 R. E. Gr. in Hannover. Nro. 32 R. — F. J. K. in Wien. Nro. 34, 35, 37 R. Das Bonmot des Herrn H. Lehner über Nro. 37 sehr treffend. Aufg. erhalten. — W. in Gelting. Nro. 34 und 35 R. — M. Em. Fr. a Lyon. Votre solution de Nro. 33 est juste.

Rösselsprung
Nro. 14.

sam	tanzt	den	an-	den	wer-	dern	wie
sucht	selb-	ein-	den	lei-	den	wel-	den
sie	o-	dern	an-	auf	schei-	nen	an-
nicht	und	auch	der	vor	len	le-	der
der	lie-	ge-	wellt	der	an-	dem	ei-
liegt	det	le-	und	a-	ben	ei-	ter
heus-	sel-	be	un-	ge	mit	ein-	lie-
let-	sie	wo-	len	nach	ter	un-	ner

Für das Album.

Von **Wilhelm Emmer.**

Gib ganz und voll das Glück, willst du beglücken;
Doch willst du Fesseln, gib's in Stücken.

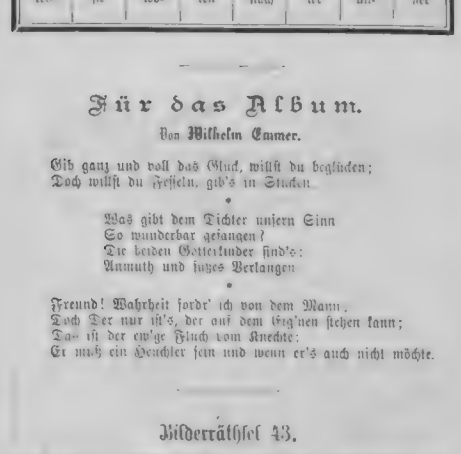
•

Was gibt dem Dichter unsern Sinn
So wunderbar gefangen?
Die beiden Götterkinder sind's:
Anmuth und süßes Verlangen.

•

Freund! Wahrheit fordr' ich von dem Mann,
Doch Der nur ist's, der auf dem Eig'nen stehen kann;
Das ist der ew'ge Fluch vom Knechte:
Er muß ein Heuchler sein und wenn er's auch nicht möchte.

Bilderräthsel 43.



Auflösung des Bilderräthsels 42:

Der Wage gleicht die große Welt,
Das Leichte steigt, das Schwere fällt.

Viersylbige Charade.

1 und 2.

Ich bring' der Blumen viel und reif' der Aehre Gold.
Ich lock' zum Wald, zum Gang durch Flur und Haide,
Der Landmann ist mir gut und jeder Kranke hold,
Ich spende manchem armen Herzen Freude.

3.

Ist still mein Reich und dunkel, bin ich doch ein Freund
Der Wunden, und schon manch' geheimer Kummer
Ward mir vertraut und heimlich bei mir ausgeweint,
Ich geb' ersehnte Ruh' und süßen Schlummer.

4.

Bald mach' ich glücklich dich, und bald gar tief betrübt,
Laß dich die schönsten Wunderdinge sehen,
Hab' oftmals nächtlich dich in der Gedruld geübt,
Bald dich getragen auf des Lebens Höhen.

1 2 3 4.

Mein Leben dank' ich eines Dichterfürsten Geist,
Mein zweites Ewern, groß im Reich der Töne,
Ob richtig du verstehn, mich zu empfinden weißt,
Bedingt in dir dieß Doppelleben Schöne.

Briefmappe.

Hrn. Oberzollinsp. A. in B. Wir werden gelegentlich von Ihrer Notiz Gebrauch machen.

Hrn. M. v. W. in Frankfurt a. M. Mittel, Kopfhaare künstlich zu bleichen, gibt es nicht.

Hrn. Pf. A. K. in J. Echten Rohrzucker wird Ihnen jedes solide Materialwarengeschäft liefern, insbesondere können Sie denselben aus Holland beziehen, nur müssen Sie eben mehr als für den Rübenzucker bezahlen. Schmidt, Handbuch der Zuckerfabrikation (Weimar, Voigt).

Hrn. A. K. in Bamberg. Wenden Sie sich an einen praktischen Arzt. Ohne persönliche Untersuchung ist ein ärztlicher Rath nicht denkbar.

Hrn. M. R. in B. Im Augenblick ist an ein Weiteres noch nicht gedacht, da das Lautende alle Kraäfte in Anspruch nahm.

Eine Thüringerin. Bepudern der Achselhöhle mit salicylsaurem Schwerspulver wird bald zum gewünschten Ziele führen.

Hrn. W. v. R. Das Literarische Auskunftsbureau, Leipzig, Karlsstraße 5, wird Ihnen darüber die nöthigen Erklärungen geben.

Hrn. A. L. Gutsbesitzerssohn in W. Herzleiden lassen sich ohne persönliche Untersuchung nicht beurtheilen.

Treuer Ab in Sch. q. Sanders oder Heyse, Fremdwörterbuch.

Hrn. B—o in Wien. Wir erinnern uns nicht, ein solches Lied gebracht zu haben.

Neue Abonnentin in J. 1) Gegen sogenannte Hautunreinheiten hat sich das Kummerfeld'sche Waschwasser, welches in jeder Apotheke erhältlich ist, trefflich bewährt. 2) Für den Inhalt der Annoncen hat sich die Redaktion bekanntlich schon oft als nicht verantwortlich erklärt.

Hrn. R. K. in K. Die Direktionen der Akademieen von Düsseldorf und München werden Ihnen Prospekte senden, wenn Sie sich an dieselben wenden.

J. B. in Graz. Wenn Sie sich vorzugsweise für romisch-katholische Kunstprodukte interessiren, so empfiehlt Ihnen unser Musikreferent Dr. L. St. vor Allem Schlecht's „Geschichte der Kirchenmusik" (Regensburg, bei A. Coppenrath) als ein äußerst lesenthaltes, gediegenes Werk, dessen zweiter Theil in einer Sammlung der seltensten, werthvollsten alten Orgelmusiken besteht.

Nirwana in A. Berühmte Augenärzte in Deutschland sind: Professor Schweigger in Berlin, Professor H. Cohn in Breslau, Professor Goccius in Leipzig, Professor Leber in Gottingen. In Süddeutschland sind zu nennen: Professor Becker in Heidelberg, Professor Berlin in Stuttgart, Professor Nagel in Tubingen und Hofrath Dr. Pagenstecher in Wiesbaden.

Frl. H. v. G. in J. Sie haben ganz Recht. Die Hitze nicht ertragen zu können, zeugt von gerade so viel Schwäche, als die Kälte nicht ertragen zu können. Wer die Kälte, aber die Hitze nicht ertragen kann, hält sich fälschlicherweise für einen großeren Helden.

Eine junge Frau in Bohmen, M. M. 20., N. N. N. in Königsberg und Hrn. B. in E. Das fragliche Mittel (Depilatorium) ist ganz unbedenklich anzuwenden, wie wir schon zum Oefteren in unserer Briefmappe mitgetheilt haben. Bezugsquelle und Gebrauchsanweisung. H. Roth, Bergweg Nro. 11 in Frankfurt a. M.

Hrn. Oberl. R. M. in Br. Hrn. H. G. in St. Petersburg. Hrn. M. R. L. in R. (Kanst.) Hrn. L. G. 70. Hrn. L. in L. Die in Nro. 38 besprochenen Taschenuhren verfertigt der Erfinder A. v. Lohr, Maschineningenieur in Wien, Praterstr. 42.

Hrn. A. B. in H. Angeborene Röthe der Wangen ist ein Zeichen von Vollblütigkeit und ist der Grund dieser Erscheinung nur durch strenge diätetische Maßregeln zu beseitigen.

Hrn. H. K. in R. Auch Ihnen obige Antwort. — Wir wüßten keinen Unterschied, jedenfalls nicht den mit dem Staat oberhaupt - da wäre jedes Jahr von seinem Leben eine neue Qual für die Verbrecher.

Hrn. Oskar W. in Konigsberg. Die Ursache von Zahnschmerzen kann so mannigfaltiger Natur sein, daß ein allgemeines Mittel gegen solche nicht angegeben werden kann. Wenden Sie sich an einen tüchtigen Zahnarzt zur Untersuchung der Zahne.

Wagnerianer. Da werden Sie sich doch am besten an Schott in Mainz wenden; wie sollen wir wissen, was dieser Verleger in petto hat?

Treue Abonnentin in Bielitz. Schon zum Oefteren haben wir mitgetheilt, daß es unschädliche Haarfarbemittel, welche auf die Dauer graue Haare schwarz farben nicht gibt.

Hrn. Hugo Sp. Wie sollen wir gerade jetzt dazu kommen, das Porträt St.'s zu bringen?

Frau L. W. v. W. in Altsteinbach. Eine vorzügliche Heilanstalt für Nervenleidende, auch für an hochgradiger Hysterie leidende Damen, ist die Heilanstalt des Dr. Erlenmeyer in Bendorf bei Koblenz.

B. Leipzig. Diese Fragen richten Sie lieber an ein Leipziger Blatt. Uns liegen beide Sachen fern.

Frau J. P. in Berlin. Derartige delikate Angelegenheiten können in der Briefmappe keine Erledigung finden.

Ein Leser in Gott. Wir freuen uns, Ihnen so angenehme Stunden bereitet zu haben.

Abonnent in Niederolm. Die Anwendung von Lustgas bei Zahnoperationen ist in der Hand eines erfahrenen Zahnarztes durchaus unschädlich. Die bei Genuß des Lustgases zu beachtende Vorsichtsmaßregel besteht darin, neben der Einführung der betäubenden Gasart auch einen Theil atmosphärischer Luft den Lungen zuzuführen, damit die Sauerstoffzufuhr zum Körper nicht beeinträchtigt werde. Es gibt zu diesem Zwecke eigene Vorrichtungen, durch welche eine Mischung von atmosphärischer Luft und Lustgas gleichzeitig eingeathmet wird.

Angehender junger Literat. Jede Buchhandlung wird Ihnen das Gewünschte sagen.

Fr. H. v. W. Meyer.

Hrn. B. in P. Gegen Schweißfüße ist das in den Apotheken vorräthige Schweißpulver, bestehend aus Salicylsäure, Talg und Veilchenwurzelpulver, empfehlenswerth.

Fr. H. H. in Breslau. Auf die erste Phrase antworten man nichts; auf das Zweite wird es sich ganz hübsch machen, wenn Sie anmuthig Ihr hübsches Köpfchen senken und erröthen. Eine kleine Verbeugung mit dem Kopfe genügt.

Mutter Anna in Mosbach. Wem der liebe Gott ein rundes, volles Gesicht bescheert hat, dem kann die Kunst kein schmachtenderes Aussehen verleihen. Ihr rundwangiges Töchterchen wird sicher doch einen Mann bekommen.

Hrn. G. D. in Köln. Die Masse ist, so viel wir wissen, Geheimniß. Wenden Sie sich mal an Wirth & Comp. in Frankfurt a. M.

Hrn. A. G. Abonnent in Homburg. Aus einem Magenkatarrh kann bei nicht streng eingehaltener Diät allerdings manche schwere Krankheitsform entstehen.

Hrn. Jul. Pfeifer in B. Wir danken für Ihre Mittheilung.

Hrn. M. M. 100 Hoida in B. Wenn die Haare an der Spitze sich spalten und leicht abbrechen, so beruht dieses Haarleiden meistens auf einer mikroskopischen Pilzbildung. Das beste Mittel ist alsdann Abschneiden der Haare sowie als möglich und Waschen der Kopfhaut mit feingeistigen Flüssigkeiten.

A. U. in B. 1. Woher die erste Redensart kommt, wissen wir unsern Redensartenlexikaten befragen. 2. Die Komp. ist von Weber selbst. 3. Ist eine Mutter. 4. Nein.

Abonnent in Mont. Um in einem hohlen Zahn bloßliegende Zahnnerven zu tödten, benutzen die Zahnärzte eine Mischung von Arsenik und Kreosot, womit man ein kleines Stückchen Baumwolle tränkt, das in den hohlen Zahn hineingedrückt wird.

Hrn. Cafetier A. in L. Wir können Ihnen leider über diese technische Frage keine Auskunft geben. Vielleicht finden Sie das Nöthige in Schmidt, Das Beizen des Eisenbeins (Weimar, Voigt).

Hrn. F. K. in P. B. Die Schmerzen sind rheumatischer Natur; wenn die bisherigen Mittel nichts genutzt haben, so dürfte eine von Ihrem Arzte anzuwendende Morphium-Einreibung unter die Haut zum Ziele führen.

Hrn. P. P. B. in München. Wir haben nicht erraten können, welcher Staat die Dummheit zuerst als nicht Instrument anwandte.

Abonnent in G. Schuppenbildung auf dem Kopfe kann nur durch eine kunstgerechte Pflege der Kopfhaut beseitigt werden, allwöchentliches Einreiben derselben mit dem Inhalte eines Fläschchens und nachmaliges Waschen mit spirituosen Flüssigkeiten dürfte zum gewünschten Ziele führen.

Hrn. L. M. in W. Das neueste Stück Bronsart's ist bereits in Mannheim gegeben, also übersetzt. Die beiden Maler stehen noch nicht im Künstlerlexikon.

Hrn. P. F. in M. Einpudern der schweißigen Stellen mit einer Mischung von Salicylsäure, Talg, Stärkemehl, -oder und Veilchenwurzelpulver.

Hrn. M. H. Es sind zwei Prachtwerke mit prachtvollen Gärten.

Hrn. J. B. in Rhönfahl und Arthur B. in Posen. Der Begriff „Flechten" ist ein in der medizinischen Namensbezeichnung so allgemeiner, daß unser ärztlicher Mitarbeiter sich über das Leiden Ihres Kindes nach ihrer Schilderung keine richtige Vorstellung machen kann. Die meisten Hautkrankheiten können überhaupt nur nach persönlicher Untersuchung eine genaue Beurtheilung finden.

Abonnent in Hild. Liegt uns zu fern, werden Sie besser von der Red. der Gwent-Zeitung erfahren.

Hrn. K. P. J. Leberflecken im Gesicht können mannigfache Ursache haben; entweder sind solche örtlicher Natur, dann kann man dieselben durch Bepinselung mit einer von einem Arzte zu verschreibenden Sublimatlösung entfernen, oder die Flecken sind Folgen der Erkrankung irgend eines inneren Organes, dann muß das Grundleiden beseitigt werden und damit schwinden dann auch die betreffenden Flecke.

Hrn. P. J. 41. Bei großer Konsequenz und Ausdauer werden Sie es mit dieser Methode allerdings zu etwas bringen, aber auch jede andere Grammatik, die einen Schlüssel zum Selbstkontrolliren hat, hilft zum Zwecke.

Hrn. L. J. Lehrer in Toledo. Sie wollen sich zur Beurtheilung Ihres Augenleidens an einen Augenarzt wenden. Auf dem Korrespondenzwege kann man in dieser Angelegenheit keinen Rath ertheilen.

Sechsundzwanzigjährige Blonde. Mit Seidenkleidern ist es eine gefährliche Sache und die Gefahr großer denn der Nutzen. Sie schicken das Kleid besser in eine renommirte Seidenwascherei.

Neuer Abonnent in Siegburg. 1) Kunstliche Unterdrückung der Sekretion der Schweißdrüsen ist nicht rathsam. 2) Kantharidentinktur ist giftig.

Hrn. Em. M. in R. Nichtig.

Alter Abonnent in Loetzen. Der Begriff „Nervenleiden" ist ein so allgemeiner und schließt so viele Einzelkrankheiten in sich, als daß es möglich wäre, auf Ihre schriftliche Anfrage genügend Rath zu ertheilen. Im Allgemeinen ist der Aufenthalt in Gebirgsgegenden für Nervenleidende rathsam, ebenso Kaltwasserbehandlung.

Rudolphe in Tib. Wir haben keine Verwendung dafür. Eckstein's Dichterhalle in Leipzig, Fahnenrath's Dichterhalle in Heilbau.

Abonnent S. in Elberfeld. Die fraglache Heilmethode gehört zu den größten Schwindelprodukten. Aufenthalt in Bergluft ist Ihnen jedenfalls dienlicher.

Hrn. G. S. in Breslau. Gegen Nesselsucht haben sich bis jetzt noch keine Radikalmittel gefunden.

Fr. Baronin K. in H. Wir haben noch großen Vorrath für das kleine Bedürfniß.

J. H. 42 in Erlangen. Ein Urtheil über Lungenaffektionen kann nur durch persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes abgegeben werden.

Hrn. A. G. in S. Allerdings sind Sie ganz gehörig beschwindelt worden.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Reise-Lektüre!

Billige Romane

aus dem Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Karl Gutzkow, Die schöneren Stunden. Rückblicke. Zweite Aufl. Preis elegant broschirt ℳ 1. 50.

F. W. Hackländer, Nahes und Fernes. Die Spuren eines Romans. Unter den pyramiden Juanen. Zweite Auflage. Elegant broschirt ℳ 1. 50.

Georg Horn, Der Schatz von St. Himmelsport. Roman. Zweite Aufl. 4 Theile in 2 Bänden. Elegant broschirt ℳ 4.

Hans Wachenhusen, Des Herzens Golgatha. Roman. Zweite Aufl. 2 Theile in 1 Band. Elegant broschirt ℳ 2. —

Julius Grosse, Maria Mancini. Roman. Zweite Auflage. 2 Theile in 1 Band. Elegant broschirt ℳ 2.

Bret Harte, Gabriel Conroy. Roman. Deutsch von Udo Brachvogel. Einzig autorisirte Uebersetzung. 3 Theile in 1 Band. Eleg. broschirt ℳ 1. 50.

Otto Müller, Roderich. Eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1812. Zweite Auflage. 2 Theile in 1 Band. Eleg. broschirt ℳ 2. —

F. W. Hackländer, Geschichten im Zickzack. Roman. Zweite Aufl. 1 Theile in 2 Banden. Preis elegant broschirt ℳ 3.

Hans Wachenhusen, Eine Geborene. Roman. Zweite Auflage. Elegant broschirt ℳ 1. 50.

Emil Gaboriau, Der Strick um den Hals. Kriminalroman. Zweite Auflage. 4 Theile in 2 Banden. Elegant broschirt ℳ 4.

F. W. Hackländer, Nullen. Der Geschichten im Zickzack zweiter Theil. Roman. Zweite Auflage. 3 Theile in 1 Band. Eleg. broschirt ℳ 3.

A. Mels, Erlebtes und Erdachtes. Zweite Auflage. Zwei Theile in 1 Band. Elegant broschirt ℳ 2.

Wilhelm Raabe, Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge. Humor. Zweite Auflage. 3 Theile in 1 Band. Eleg. broschirt ℳ 2.

Hans Wachenhusen, Im Bann der Nacht. Roman. Zweite Aufl. Elegant broschirt ℳ 1

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und vorräthig auf allen Bahnhöfen.

Über Land und Meer.

№ 44.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Karneval von Venedig, Novelle von K. A. Heigel, Fortsetzung. Die Gewohnheit und der Reiz des Neuen, eine harmlose Studie von Carl Stugau. — Notizblätter. — Ein Picknick. Gemälde von E. Boutibonne. Frauenleben in Marokko, Gemälde von B. Constant. — K. H. Bitter, königlich preußischer Finanzminister. — Ischl, von S. — Mit dem Leben versöhnt, Erzählung von Hans Warring, Schluß. — Geschichte von Einem, der sein Lachen verkauft hat, ein Märchen von A. Seyfried, illustrirt von Peter Kramer. — In den Hochlanden des Hudson. — Im Hinterhalt. — Helm und Schild von Benno Reden. III. — Was ist Malvasier und woher stammt er? Wein- und Reisestudien aus dem Südosten, von Karl Braun-Wiesbaden. — Das kaiserliche Paris, von Leo Warren. XI. Die Gesellschaft und die Salons, Schluß. — Entstehungsgrund von deutschen Redensarten, von Friedrich Uwinger, 3. Serie, Fortsetzung. — Schach. — Bilderräthsel 44. — Auflösung des Bilderräthsels 43. — Auflösung des Rösselsprungs Nro. 14. — Arithmogryph. — Auflösung der vierstilligen Charade in Nro. 13. — Briefmappe.

Illustrationen: Picknick, Gemälde von E. Boutibonne. — Frauenleben in Marokko, Gemälde von Benjamin Constant. — K. H. Bitter, königlich preußischer Finanzminister. — Ischl, von der Kaiservilla aus. — Im Hochlande des Hudson, von A. R. Waud. — Im Hinterhalt, von Josef Wolf. — Geschichte von Einem, der sein Lachen verkauft hat, sieben Bilder von Peter Kramer.

Picknick. Gemälde von E. Boutibonne. Nach einer Photographie im Verlag von Goupil & Comp. in Berlin. (S. 867.)

Der Karneval von Venedig.

Novelle

von

K. A. Heigel.

(Fortsetzung.)

VII.

Wir verließen Stefanie in der heitersten Stimmung, allein in der heitersten gleicht die Frauenseele einer Landschaft an schönem, aber windigem Sommertag: Busch und Baum, Kraut und Gras sind immer in zitteriger Bewegung.

San Vitale, der sich in Venedig als Durchreisenden betrachtete, überhaupt noch mehr Jüngling als Herzog war, speiste mit ihnen in einem nationalen Gasthause. Man saß bei Tisch, als im benachbarten Kirchlein Orgelspiel begann. Das Instrument zeichnete sich keineswegs durch schönen Ton aus; wie die Orgel in Dürrenwalde klapperte es in der Höhe und schnurrte in der Tiefe; gleichwohl war der musikalische Eindruck auf Stefanie hier ein anderer als dort.

Sie bat die Herren um Stille und lauschte, lauschte — — Zauberhafte Wirkung in die Ferne! Das alte, wurmstichige Pfeifenwerk in der Kapelle, der schrumpfige Organist, der beim Spiel an nichts als an die nächste Prise Schnupftabak dachte, und ein unverschämter Bengel, der, während er die Bälge trat, dem Küster unten Grimassen schnitt, — das Zusammenwirken dieser Drei machte hundert Schritte weiter ein braunes Augenpaar in Thränen schwimmen und verlieh einem sonst nur niedlichen Gesicht einen madonnenhaften Ausdruck.

Stefanie war nervös. Wer im Nerven die Erschütterung durch die Schallwelle von Atom zu Atom verfolgen und uns sagen könnte, wie sie zum rührenden Ton wird, den begrüßten wir als zweiten Erlöser. Das Wort „nervös“ hätte sein Geheimniß und damit seine Schrecken verloren!

Für den Duca war eine nervöse Frau noch nichts Fürchterliches; er sah Stefanie mit einfältiger Bewunderung an, die den klugen Colombi jedoch sehr gefährlich däuchte.

Bekanntlich können Frauen zugleich beten und die Toilettenkniffe ihrer Nachbarinnen studiren, wie also sollte Stefanien etwas, was sie persönlichst betraf, entgehen! Sie bemerkte Colombi's Eifersucht und wurde doppelt so andächtig.

Dann verstummte die Musik. Der Organist schnupfte und sein Gehülfe übte sich in einem andern Berufszweig, indem er in seinem dunklen Winkel kopfstand.

Im Gasthause zog das Klappern der Teller die Seele zur Erde. Stefanie seufzte leicht, dann aber griff sie beherzt in eine Pastete, die geschmorte Vögelchen enthielt, im Leben „süße“ Geschöpfe, in brauner Wildsauce dagegen entschieden pikant.

Aber die Nachwirkung der Töne zeigte sich, als man auf dem Festplatz war. Hier lärmte die Menge, zu profanem Schauspiel gekommen, dort in San Marco luden die weitgeöffneten Erzthüren, die aus der Vorhalle in die Kirche führen, zu einer Feier von nicht ernsterer Bedeutung, doch großartigerem Styl.

„Treten wir ein,“ sagte Stefanie, vom Geschrei der Früchte- und Getränkeverkäufer betäubt.

„Aber die Pantomime?“ warf Colombi, durch einen flehenden Blick Egon's ermuthigt, ein.

„Beginnt sie nicht erst um Acht?“

„Ja wohl, doch werden wir dann weder bei Quadri noch bei Florian Platz bekommen.“

„Wenn die Gräfin befiehlt, sehen wir uns das Schauspiel aus den königlichen Zimmern an.“

Stefanie warf dem Duca einen leuchtenden Blick zu. Colombi dagegen verwünschte jetzt das Zusammentreffen mit seinem Landsmann, über das er sich eine Stunde früher aufrichtig gefreut hatte.

„Ist es aber nicht frivol — aus der Kirche zu einer Karnevalsposse?“

Stefanie sprach so, während ihre Begleiter schon den Vorhang hoben.

Wie es uns häufig ergeht, sprach sie das bezeichnende Wort aus, ohne dabei etwas zu denken.

Ja, Stefanie und alle ihresgleichen sind leichtfertig in Religion und Kunst, in Liebe und Freundschaft, kurzum in allen gemüthlichen Beziehungen. Wenn wir dem frommen Schauder, der sie so plötzlich und so sehr ergreift, daß ihr Herz stärker klopft, daß ihre Augen abermals sich feuchten, mit der Sonde nachspüren, worin wurzelt er, wodurch ist er begründet? Blicken wir uns um:

Herrliche Räume, ein majestätisches Bauwerk, wenn auch etwas phantastisch und seltsam. Der gewaltige Kronleuchter, der in Gestalt eines griechischen Kreuzes im Längenhaus niederhängt, die armsdicken Wachskerzen und riesigen Silberampeln in den Seitenschiffen, all' die vielen Hunderte Flammen scheinen nur, um die Kuppeln in's Ungeheure zu wölben, dem Marmor der Wände und Säulen, dem Goldgrund der Decken mystischen Reiz, den Figuren der farbigen Mosaiken Wärme und Bewegung zu verleihen, als wohnten die Ueberirdischen selbst unserer Andacht und ihrem Triumphe bei. Auf dem Empor zu unserer Rechten braust die Orgel, auf dem gegenüberliegenden singt eine Sängerschaar in einer, der gnädigen Frau unverständlichen Sprache Hymnen — wenn auch in Rhythmen und Melodieen, die ihr von der Berliner Oper her bekannt sein dürften. Sie sieht die Sänger und ihren Dirigenten — es sind keine Engel, denn diese bedürfen schwerlich des Taktstocks. Was bewegt ihr Herz? Von der eigentlichen Handlung, der der Aufwand von Licht und Ton gilt, sieht sie vorläufig nichts, denn das Presbiterio unter der Chorkuppel ist dem Volk — und hier ist auch unsere Gnädige nur Volk — verschlossen. Die vierzehn Statuen auf der Marmorbrüstung — Maria, die zwölf Apostel und St. Markus — sind gleichsam als Wächter aufgestellt, die uns von den heiligen und heiligsten Räumen zurückscheuchen. Der Byzantinismus hält nur das Geheimnißvolle für feierlich.

Und selbst wenn wir uns durch die Menge bis an die Schranke drängen, bleibt uns der Vorgang innerhalb derselben ein Räthsel. Von Gold starrend sitzt der Patriarch von Venedig wie ein indischer Fürst unterm Purpurbaldachin; hundert Geistliche, an Jahren und Aussehen ebensosehr verschieden wie nach der Rangordnung, und gänzlich in Scharlach gekleidete Kirchendiener bilden den Hofstaat. Sie gehen hin und her, verneigen sich und knieen nieder. Auf dem Altar aber beim Schein unzähliger Kerzen schimmert und flimmert die Altarbekleidung aus Gold- und Silbertafeln mit Emailmalereien, Perlen und Edelsteinen, die berühmte Pala d'oro wie ein Prachtstück aus der Höhle Sesam.

Warum, gnädige Frau, rührt Sie dieser Prunk, rühren Sie diese Ceremonien mehr, als der Gottesdienst in Dürrenwalde, wo die kleine Gemeinde einstimmig und einmüthig die deutschen Lieder eines Luther und Paul Gerhard singt?!

Der fromme Leser wird uns nicht mißverstehen. „Entwurzelung der Religion ist ein thörichtes Beginnen“, sagt ein geistvoller Verfechter der realistischen Weltanschauung. Unsere Aufgabe ist nur, den Charakter Stefaniens zu zergliedern, und da finden wir keine Religion, wenigstens keine Spur der Religion, deren Kern und Wesen und Triumph die Auffassung Gottes als ein Geistiges ist. Nachweisen müssen wir, daß der ganz besondere Schauder, der Stefanie und ihresgleichen unter dem Kuppelgewölbe der Markuskirche oder unter den himmelanstrebenden Pfeilern eines gothischen Domes ergreift, nichts gemein hat mit der Sehnsucht des Weh- und Mühbeladenen, aus dem Kampf um das Dasein wenigstens eine Weile lang in das Nirwana der Andacht zu versinken. Was sie einzig bewegt, was sie beben, beten, schluchzen macht, ist nicht der Kultus, sondern sein Ceremoniel, die Zauberklapper des rothhäutigen Medizinmannes, das Muschelhorn des papuanischen Beschwörers — mit kurzen Worten: das Ritualwesen des Schamanenthums.

Sie haben — Stefanie und ihresgleichen — die Stelle in Jesaia nie gelesen, und wenn sie sie lasen, nie verstanden, das erschütternde Mahnwort, das heute für sie gilt: „Wenn ihr eure Hände aufhebt, kehre ich meine Blicke ab; mögt ihr eure Gebete noch so oft wiederholen, ich erhöre sie nicht ... Reiniget, säubert euch, beseitiget eure schuldvollen Gedanken vor meinem Antlitz, verabschiedet eure Verkehrtheiten, übt euch im Wohlthun, trachtet nach Gerechtigkeit, helft den Gedrückten, setzt die Waisen in das Ihrige und schützt die Wittwen. Dann kommt, mich anzurufen, spricht der Herr. Und wenn eure Versündigungen dem Scharlach glichen, sollten sie wie der Schnee leuchten, und wenn sie wie Purpur glühten, sollten sie wie Vliese erbleichen.“

Egon, eine viel rohere, aber sehr viel aufrichtigere Natur als seine Schwester, nannte, nachdem er wie ein Täuberich den Kopf hin und her gedreht hatte, die Markuskirche — einen old curiosity shop, einen Antiquitätenladen. Der Vergleich hätte besser auf das Herz seiner Schwester gepaßt. Es erfüllten es leise Reue wegen des verlassenen Gemahls, weiche Sehnsucht nach ihrer Kleinen und ein unbestimmtes Verlangen, daß irgend wer — der Chevalier oder San Vitale — betend die Hände auf's Haupt ihr legen sollte. Verschiedene zum Theil einander widersprechende Gefühle bewegten sie, die meisten davon so echt wie die Antiken unserer Händler. Daher war der Schritt von der Vesper zum Mummenschanz auch nur ein Katzensprung.

Als Stefanie aus dem Fenster im Königssaal auf die bald roth, bald grün beleuchtete, dann wieder tiefbeschattete Menge niederblickte, schwelgte sie wieder in der völlig irdischen Wonne, gesehen, bewundert, beneidet, mit einem Wort interessant zu sein. Bei aller Abwechslung des Programms und aller Beweglichkeit der Zuschauermassen blieb das Fenster mit dem Duca und der Fremden ein anziehender Punkt für das Parterre. Eine schöne Schauspielerin ist ein Schauspiel für sich.

Plötzlich — bei der brillantesten Nummer des Hexensabbaths — plötzlich gab es Stefanien einen Stich in's Herz: sie entdeckt unter den Zuschauern ihren Gemahl. Und was schlimmer ist: ihre Blicke begegneten sich; er hat sie erkannt, er drängt sich durch den Haufen; er will zu ihr.

Ihr Blut erstarrte. Kaum war sie fähig, sich nach dem Bruder umzusehen.

„Bring' mich fort,“ sagte sie, „ich bin einer Ohnmacht nahe — fort!“

Die Italiener sprangen bestürzt empor, doch sie nahm Egon's Arm und lispelte nur für ihn verständlich: „Degenhart!“

Ob zwar auch er erschrak, behielt er seine Miene in der Gewalt: er verbat sich die Begleitung der Freunde, verabredete mit San Vitale ein morgendes Stelldichein, sagte Colombi „auf Wiedersehen im Hotel“ und geleitete dann seine Schwester, der die Angst den Schritt zugleich beflügelte und erschwerte, durch Säle und Korridore und über Hintertreppen, mit einem Ulanenblick das Terrain beherrschend, in's Freie. Sie kamen richtig an der Südseite des königlichen Palastes heraus, huschten durch den stillen Giardino Reale, am Münzgebäude vorbei zur Piazzetta, wo Gondel an Gondel lag.

Auch in der dunklen Kammer drückte sich Stefanie so weit als möglich in die Polster zurück, doch seufzte sie erleichtert auf.

„War er's denn wirklich?“ brach Egon zuerst das Schweigen.

„Welche Frage! Glaube mir, er verfolgt uns.“

„Ah bah, in fünf Minuten sind wir bei Micks.“

„Aber nicht sicher vor ihm. Wir müssen heute noch abreisen.“

„Nur keine Ueberstürzung. Sicherlich wird auch er für diesen Fall seine Anstalten treffen.“

„Ich will nicht mehr zu ihm; will nicht, will nicht.“

„Du sollst auch nicht. Vor Allem behalt' ruhig Blut. Im Schlaf kommt Rath.“

Vor der Hausschwelle zauderte Stefanie. Wann uns Trennung bevorsteht, muthet auch die Fremde heimatlich an, wir vergessen die Mängel, entdecken dagegen neue Anziehungspunkte, sie zeigt sich von der schönsten Seite und ruft uns „Verweile“ zu. Und über welche Reize gebot dieser Erdraum, zumal da der Mond ihm mit seinen Schönrednerkünsten Licht zu verbreiten und doch Allerlei zu fälschen und zu verschweigen, zu Hülfe kam!

Unter dem dunkelblauen Himmel lag die Riva mit ihren Häuserfassaden bis zum Dogenpalast hin hell; die Lagune war eine Strahlenbahn, von der die Schiffe in scharfen Umrissen sich abhoben. Die Kuppeln der Kirche Maria della Salute aber tauchten wie eine Lufterscheinung bläulichen Glanzes aus der Nebelferne.

Frau Degenhart dachte, daß sie keine schönere Mondnacht je gesehen habe und daß es vom Schicksal — Fritz Degenhart?! — unverantwortlich sei, sie vor dem Fest der Fürstin San Vitale aus dem interessanten Venedig zu vertreiben.

Mit einem aufrichtigen Seufzer legte sie endlich ihren Arm auf den ihres Bruders und begab sich nach ihren Zimmern.

Indessen hatte ihr Gemahl in der Noth einen Freund gefunden. Ein Herr, von dem Wortstreit — denn ein Wortwechsel konnten die beiden Selbstgespräche des Portiers und des Fremden nicht genannt werden — wie viele Andere angezogen, löste sich aus der Gruppe der Gaffer und berührte beschwichtigend Degenhart's Schulter.

„Verehrter Landsmann, wenn Sie weiter nichts als hinein wollen," sprach er, „lassen Sie mich das besorgen."

„Signor!" wandte er sich sodann an den Thorhüter in dessen Muttersprache, „dieser mein Freund wünscht in die oberen Zimmer. Er hat am Fenster eine theure Verwandte, eine deutsche Fürstin entdeckt und sehnt sich, sie zu begrüßen. Wir würden Ihnen also den wärmsten Dank wissen," — er drückte dem Manne kaltblütig zwei Lire in die Hand — „wenn Sie uns den Weg zeigten. Mich kennen Sie, und ich bürge für meinen Freund."

Der Portier kannte zwar weder den Einen noch den Andern, aber Prinzipessa und Trinkgelder thaten ihre Wirkung.

„Verstehe, verstehe, Signor hat seine Eintrittskarte vergessen," schmunzelte er. „Ueber die große Treppe linker Hand die erste Flügelthür."

Fritz Degenhart wäre am liebsten sofort hinaufgestürmt, allein die Höflichkeit erforderte Dank, Vorstellung und Annahme des Geleits. Konnte er doch nicht wissen, ob nicht oben ein zweiter Cerberus lauerte. Da das Wiedersehen nun einmal vor Zeugen stattfinden mußte, war es ihm gleichgültig, einen Zeugen mehr zu haben.

Der Andere — kein Anderer als Kaufmann Oldenhoven aus Hamburg — stieg bedächtig neben dem Aufgeregten hinan und fühlte von Stufe zu Stufe mehr Wohlwollen für denselben, denn Degenhart war ihm verpflichtet, Norddeutscher und gutgenährt.

Da wir den Mißerfolg voraus wissen, brauchen wir dem Paar nicht durch die Säle zu folgen, wo unser Landsmann an sämmtlichen Fenstern erst durch Husten und Räuspern die Aufmerksamkeit, dann durch Musterung der Damen die Entrüstung der Anwesenden auf sich zog.

„Sie haben nicht gefunden, wen Sie suchten?" sagte der Hamburger, als sein Schützling mit verzweiflungsvoller Miene wieder zu ihm trat. „Am Ende hatten Sie sich getäuscht. Manche Physiognomieen sehen einander in der Entfernung ähnlich, in der Nähe gar nicht. Sie selbst zum Beispiel würde ich auf dreißig Schritt Distanz für meinen Onkel Hähnchen halten — E. F. Hähnchen und Compagnie."

„In diesem Gesicht konnte ich mich nicht täuschen."

„Ohne Ihrer Diskretion vorgreifen zu wollen, handelt es sich um einen Er oder eine Sie? um einen durchgebrannten Inspektor oder eine durchgebrannte —"

Oldenhoven hielt inne, denn dem Andern drohte, nach seinem Aussehen, ein Schlaganfall.

„Ruhig Blut!" sprach er dann und klopfte ihm zum Trost den Rücken. „Ich schlage eine Luftveränderung vor — oder behagt Ihnen diese hocharistokratische Atmosphäre? Wenn der betreffenden Person am Wiedersehen weniger als Ihnen liegt, ging sie zum Garten hinaus, während wir bei den Prokuratien hereinkamen."

„Wo hinaus?" rief Degenhart.

„Nach dem Giardino Reale, und schwimmt jetzt in einer Gondel. Den Weg will ich Ihnen zeigen, das Zauberfest hat ohnehin ein Ende."

Degenhart ließ sich willenlos hinaus und hinab führen; ihm war wind und weh. Auf der Piazzetta kam ihnen bereits der Strom der Heimkehrenden entgegen.

„Anstatt in diesem Gewimmel vergebens auf eine Spur zu hoffen," begann der Kaufmann, „sehen wir uns vernünftiger nach einem geeigneten Plätzchen und guten Trunke um. Es fragt sich nur: Wein oder Bier? Mein Stubennachbar in der Pension Micks — herrliche Pension, die ich Ihnen empfehlen würde, wenn nicht das letzte Zimmer vergeben wäre — mein Stubennachbar, ein Münchener, rühmt den Stoff und die Gesellschaft in der Wiener Bierhalle —"

„Kenne ich," sagte Degenhart, „aber des Biers habe ich für heute genug. Der Geist der Sprachen ist nicht im Gerstensaft, denn ohne den Trank im Leibe würde ich mich mit dem Portier ganz gut verständigt haben."

„Also gehen wir zum Wein," fiel Oldenhoven fröhlich ein, „doch müssen Sie sich nochmals meiner Führung überlassen. Vergebung, wie ist Ihr werther Name? Sie waren auf der Treppe in solcher Hast."

„Degenhart."

„Degenhart — Degenhart — habe ich den Namen doch schon früher mal gehört."

Er grübelte, konnte sich aber auf das Wo und Wann und Wie nicht besinnen.

„Vielleicht durch unsern Reisenden für Pommern," sagte er. „Sloman's wasserdichte Papiermaulbeerbaumrinden-Unterjacken sind Ihnen doch bekannt?"

„Nein."

„Wundert mich. Alle Leute von Bedeutung tragen unsere Unterjacken. Sloman ist nämlich mein Schwager und Compagnon. Ich reise für unser Haus. Flaue Geschäfte hier. Ohne die Pension Micks wär' ich längst über alle Berge. Aber dieser Mister Micks ist ein famoser Kauz. Trägt auch unsere Wasserdichten. Schade, daß er sein ganzes Haus besetzt hat ... Nun dicht bei, wir müssen nach der Ala nuova."

Aber die Gefahr, einander zu verlieren, war nicht groß; sie brauchten nur dem Zuge sich anzuschließen, der nach der Westseite des Markusplatzes, dem Durchgang im Neuen Flügel wanderte. Widerstrebende rohe Elemente gab es nicht. Fröhlich laut wogte der Menschenstrom durch die Frezzaria und ergoß sich in die engen Gassen des Quartiers von San Moisé.

Die meisten Magazine waren geschlossen, doch vor den Fruchtgewölben fiel der Laternenschein auf das zierlich geschichtete Obst, über dem frische Lorbeerreifer als Guirlanden schwanken, auf dampfende Kartoffeln und allerlei grüne gargekochte Gemüse; in anderen Läden hangen und langen zwischen den Gasflammen die schlanken Salamis von der Decke, dreht sich die rundliche Mortadella über ungeheuren Laiben Parmesankäse und klaffenden Säcken mit goldgelbem Türkischkornmehl. Durch die breiten Fenster der Garküchen sieht man das Herdfeuer um die Pfannen lodern, während im Fenster selbst Platten mit gebratenen Fischen, Krebsen und Krabben, Muscheln und mannigfachen, zuweilen sehr fragwürdigen Kopffüßlern die Kunden locken.

In der Nähe des Teatro Fenice bogen sie in ein stilleres Quartier. Oldenhoven führte seinen Genossen Brücken auf und ab durch ein Labyrinth schmalster Straßen — so schmal, daß man sie nicht mit aufgespanntem Schirm passiren kann. Dort war es einsam. Selten, daß eine Gestalt, trotz dem verwegen um die Schulter geworfenen Radmantel und funkelnden Blick ein harmloser Eingeborener, an Oldenhoven und seinem Hintermann sich vorüberdrückte; selten, daß sie beim Uebergang über die Kanäle eine Gondel sahen. An den Gebäuden war dort und da ein Fenster beleuchtet; es stach gegen die bleichen Fliesen und die weißflimmernde Flut röthlich ab ... Aus der Enge traten sie auf den Maninplatz.

Von wie großem oder geringem künstlerischem Werthe das Standbild des Mannes, der dem letzten Traum einer Republik San Marco Leben und Methode zu geben unternahm, sein mag, jedenfalls ist es ein bedeutendes Wahrzeichen der neuen Zeit und ein Beweis, daß der Umschwung des großen Rades nicht immer nur Zermalmung droht. Noch nicht lange ist's her, daß ein italienischer Dichter von den Beziehungen Luna's zu Rom im Besonderen, von Italien im Allgemeinen sang:

„— — reines Mondlicht — —
Du bist so still? Du sah'st ersteh'n die Sprossen
Lavinia's; die Zeiten,
Die gold'nen, sah'st du und die Lorbeerkronen
Und unverändert wirst du deine Strahlen
Ausgießen über Höh'n, wenn diese Weiten,
Die einsamen, zum Schimpf ital'schen Namens
Auf's Neu' in künft'gen Jahren
Verfallen sind dem Schritte der Barbaren." *)

Nun blinkt der schweigende Strahl auf dem Scheitel des weiland verfehmten Patrioten und der Leu von San Marco zu seinen Füßen ist nicht gefesselt, nur stylisirt. Wir aber müßten wirklich „Barbaren" sein, wenn wir uns des wiedergeborenen Italiens nicht freuten.

Während unsere Landsleute schweigend selbander schritten, hatte Degenhart an sein Weib, der Hamburger an's Geschäft gedacht. Der Anblick des nachtstillen, mondhellen Campo versetzte auch sie in eine poetischere Stimmung. Die herrliche Fassade eines Palastes leuchtete verklärt herüber und in das Dunkel einer Häuserecke brachte das melodische Felicissima notte, das eine Dame ihrem Begleiter vor Thorschluß zurief, freundliche Helle.

„Sie lieben doch auch Fritz Reuter?" machte Oldenhoven der stillen Betrachtung ein Ende.

Ohne Einsicht in die Ideenverbindung konnte der Rittergutsbesitzer mit gutem Gewissen versichern, daß Reuter sein liebster und einziger Dichter sei.

„Wir verstehen uns," versetzte Oldenhoven mit orakelhafter Kürze und drückte ihm die Hand.

Wenige Schritte vom Campo, in einer Sackgasse, erhebt sich ein alter Palast, gegenwärtig unten Weinschenke, oben Werkstätte. In ersterer hielt unser Paar Einkehr.

Von der ehemaligen Pracht waren dem Erdgeschoß — ach, dem ganzen Bau — nur die großartigen Raumverhältnisse geblieben. Wände und Balkendecke waren weiß getüncht. Garibaldi's Porträt und einige kolorirte Bilderbogen mit Phantasieschlachten nahmen sich auf den ungeheuren Flächen wie die Fettaugen auf einer Wirthshausbouillon aus. Man hatte sich bei der Wahl des Mobiliars auf das Nothwendigste in dürftigster Form beschränkt. Eine Lade mit Trinkgeschirr und dahinter einige Stückfässer, je nach ihrem Inhalt durch die mit Kreide über das Spundloch geschriebene Zahl 50 oder 60*) bewerthet, bildeten das Buffet. Der Wein kommt nicht in Flaschen auf den Tisch, sondern in weiß und blau glasirten irdenen Kannen verschiedener Größe mit der Maßbezeichnung und bleierner Eichmarke. Speisen werden nicht verabreicht, dafür folgen die Händler mit Früchten, Konfekt, Sellerie, Austern, Seespinnen, Sepien und so weiter einander auf den Fersen.

So sind ziemlich alle volksthümlichen Osterien in der Lagunenstadt, wenig einladend, aber sie bieten eine gute Gelegenheit zu Volksstudien und — die meiste Gewähr, daß man unverfälschte Weine trinkt. Dafür sprachen denn auch die stillen Gestalten, die gut gekleidet, gebürstet und gekämmt, unter den Alltagsgästen mit den immer ehrenvollen, aber selten reinlichen Spuren ihres Gewerbes saßen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Leopardi.

*) D. i. 50, resp. 60 Centesimi pr. Liter.

Die Gewohnheit und der Reiz des Neuen.

Eine harmlose Studie

von

Carl Stngau.

Ich weiß nicht, ist es La Bruyère oder La Rochefoucauld, welcher den Ausspruch thut: „Deux choses tout à fait contradictoires nous plaisent également bien: l'habitude et la nouveauté." Ist das wahr? Im Allgemeinen allerdings, doch gibt es Ausnahmen, die indessen der Regel nur zur Bestätigung dienen.

Ein Mann, der gewöhnt ist, jeden Abend zur bestimmten Stunde seine Whist- oder Tarokpartie zu machen, muß an dieser Gewohnheit wohl Gefallen finden, sonst würde er vermuthlich seine Mußestunden mit etwas Anderem ausfüllen. Ein Mann jedoch, der sich im Besitz eines häßlichen und zänkischen Weibes befindet, mag sich allerdings mit der Zeit an das Zusammenleben mit dieser Xanthippe gewöhnen, ob ihm aber diese Gewohnheit sehr ergötzlich sein wird, mag billig bezweifelt werden. Für einen Theaterenthusiasten ist es gewiß ein großes Vergnügen, der Première einer Oper, eines Dramas, eines Ballets beizuwohnen; aber es ist kaum anzunehmen, daß jener arme Teufel, an welchem im Jahr 1792 während des französischen Nationalkonvents die von dem Arzte Guillotin erfundene neue Köpfmaschine zuerst probirt wurde, von dem Reize der Neuheit dieses Instruments sehr erbaut war.

Doch lassen wir Scherz bei Seite und reden wir im Ernste. Je nach Alter, Geschlecht und Temperament ist die Empfänglichkeit für den Reiz des Neuen und das Wohlgefallen am Gewohnten bei den Menschen sehr ungleich vertheilt. In der Kindheit überwiegt die Lust am Neuen das Wohlgefallen am Gewohnten ganz entschieden. Und das ist sehr gut. Denn da dem Kinde Vieles neu ist, ist ihm auch Vieles interessant, und weil ihm Vieles interessant ist, merkt es sich viel. Das Wohlgefallen am Neuen ist die Quelle alles Fortschrittes, freilich auch vieler Thorheiten. Die Kindheit ist daher fortschrittsfreundlich par excellence. Das Festhalten am gewohnten Alten, die Freude am Stillstand, kurz, konservative Neigungen sind ihr fremd, wie alle Väter und Mütter, angesichts der alle Augenblicke des Ausbesserns oder Erneuerns bedürftigen Schuhe und Kleider ihrer lieben Kleinen, mir werden bezeugen können.

Der der Kindheit eigene Zerstörungstrieb ist ebenfalls nur eine Folge ihrer Begier nach dem Neuen und Unbekannten. Man beobachte ein kleines Mädchen, das die erste Puppe bekommt. In den ersten Tagen wird es die Puppe auf den Armen tragen, sie an- und ausziehen, zu Bett legen, wie eine Mama Gespräche mit ihr führen, sie ermahnen und ausschelten und dergleichen. Das Alles aber hat den Reiz der Neuheit für die Kleine bald verloren. Der befriedigte Trieb erwacht bald von Neuem. Eines Tages stellt sich das Kind die Frage, was wohl in der ledernen Hülle, welche gleichsam die Haut des kleinen Wesens bildet, stecken möge. Das Unbekannte reizt die jugendliche Einbildungskraft, wie die Schlange zu des Paradieses Zeiten Eva reizte. Es späht nach einer kleinen Lücke in der Naht, bohrt mit dem Fingerchen hinein und ruht und rastet nicht, bis es auf die Sägspäne kommt. Nicht eigentlich boshafte Vernichtungswuth verwandelt die schöne Puppe in wenig Tagen in einen fuß-

Frauenleben in Marokko.

…yamin Constant. (S. 867.)

und armlosen leeren Schlauch, sondern jener schon im Kinde sich regende Forschertrieb, dem die Kultur alle ihre Fortschritte verdankt.

Die Freude am Neuen bleibt dem schönen Geschlechte bis in das höchste Alter treu und überlebt sogar den Wunsch zu gefallen, was gewiß viel heißen will. Denn mit Recht sagt Bulwer: „No, not even at eigthy years of age is a compliment to a woman's beauty misplaced." Die Macht der Mode ist stärker als weibliche Eitelkeit. Nicht weil eine neue Frisur, eine neue Hut- oder Kleiderform schöner ist, als die vorhergehende, wird sie von unseren Mädchen und Frauen nachgeahmt, sondern bloß weil sie neu ist. Auf das bewährte Diktum: „Eines schickt sich nicht für Alle", wird keine Rücksicht genommen. Selbst die Gescheidtesten unter ihnen sind erfahrungsgemäß jeder vernünftigen Vorstellung in dieser Hinsicht unzugänglich. Umsonst sagt man ihnen: „Sieh', liebes Kind, dieser Kleiderschnitt steht einer großen und schlanken Person gar nicht übel, aber eine Kleine und Dicke sieht darin abgeschmackt, lächerlich, grotesk aus." Oder: „Dieses Hütchen, diese Frisur mag sich an einem Backfisch von vierzehn, fünfzehn Jahren recht neckisch machen, aber bei einer Frau in Deinen Jahren! Sieh' nur in den Spiegel, Kind, wie komisch, um keinen ungalanteren Ausdruck zu gebrauchen, das aussieht!" Umsonst, die neue Mode macht sie blind und taub gegen ihren eigenen Vortheil.

Die männliche Jugend ist dem Modeteufel etwas weniger tributpflichtig als die weibliche, und Modegecken sind wie männliche Kokketten glücklicherweise nur vereinzelte Erscheinungen. Immerhin ist die Freude am Neuen in Kleidern und ähnlichen Dingen auch ihr eigen. Dieß zeigt sich schon bei kleinen Knaben. Noch lebhaft erinnere ich mich, so weit dieß auch schon hinter mir liegt, mit welchem Jubel ich die ersten Höschen, die ersten richtigen Stiefel begrüßte, die ich bekam, und mit welchem Stolz ich darin einherschritt. Ja, ich gestehe, daß ich selbst später noch und bis in meine reiferen Jahre einen neuen Rock, eine neue Weste, eine neue Kravate nicht ohne ein gewisses Wohlgefallen anzog. Da ich nicht eitler zu sein glaube, als meine Geschlechtsgenossen, so denke ich, wird es Anderen wohl auch so gehen, wenn sie auch aus Rücksicht für ihre männliche Würde zu so kindlichen Schwächen sich nicht bekennen.

Nur neue Stiefel und Schlafröcke machen eine Ausnahme von der Regel; jene der leidigen Hühneraugen wegen, diese, weil man sie schonen muß. Bei beiden Bekleidungsstücken ziehen wir das gewohnte Alte dem ungewohnten und unbequemen Neuen vor.

Gerne suche ich in den ersten Weihnachtsfeiertagen verkehrsreiche Straßen und öffentliche Promenaden auf. Da werden von der männlichen und weiblichen Jugend die Christgeschenke in Gestalt von neuen Kleidern, neuen Muffen, neuen Hüten, neuen Shawls ꝛc. zur Schau getragen. Die Gesichter sehen alle so freudig erregt, so verklärt, so glücklich aus, und glückliche Menschen zu sehen, zumal wenn sie jung und hübsch sind, ist ein ganz eigenes Vergnügen; man fühlt sich selbst wieder verjüngt und lebensfrisch.

Neue Kleider werfen einen verschönernden Abglanz auch auf unser Inneres. Ein Mensch, der ein neues Kleid anhat, fühlt sich gehoben und glaubt sich verpflichtet, oder empfindet wenigstens den dunklen Drang, sein Betragen mit seiner reinlichen Außenseite in Einklang zu setzen. Auch wenn er den untersten Klassen angehört, gibt er sich weniger roh und gemein, ist höflicher, spricht gewählter, kurz benimmt sich anständiger als im Werktagsrock. Das bekannte Sprüchwort: „Kleider machen Leute", ist daher noch in einem andern Sinne wahr, als es gewöhnlich verstanden wird, und ich wage unbedenklich zu behaupten, daß im Sonntagskleid — den Fall der Trunkenheit ausgenommen — weniger Verbrechen begangen werden, als im Alltagsgewand. Wenn die Kriminalstatistik in dieser Richtung Erhebungen pflegen wollte, so bin ich gewiß, daß meine Behauptung ziffermäßig erhärtet werden könnte. Hebung der öffentlichen Prosperität, wodurch mehr Menschen in den Stand gesetzt werden, sich anständig zu kleiden, ist daher auch insofern ein Mittel zur Hebung der gesellschaftlichen Sittlichkeit.

*

In dem Maße, als wir im Alter fortschreiten, stumpft sich auch die Empfänglichkeit für den Reiz des Neuen ab und macht sich dagegen die Macht der Gewohnheit mehr fühlbar. Deßhalb sind alte Leute Neuerungen aller Art abholder als junge. Mit gutem Grunde haben daher Staatsorganisatoren alter und neuer Zeit einen Senat kreirt, der vermöge seiner Zusammensetzung ein Moderator des in den Unterhäusern herrschenden Neuerungstriebs und Reformeifers sein sollte.

Freilich treffen Jugend und Fortschrittsluft, Alter und Bedächtigkeit nicht immer zusammen. Es gibt auch junge Leute, welche ängstlich am gewohnten Alten kleben, und Greise, welche für Freiheit und Fortschritt glühen trotz einem Jungen. Das kommt auf das Temperament an. Deßhalb findet man Pedanterie, welche nur eine gewisse Erscheinungsform der Gewohnheitsluft ist, bisweilen auch bei jungen Leuten.

Bei normal angelegten Naturen pflegt sich Gewohnheitsluft erst ziemlich spät einzustellen. Dieß ist ein großes Hinderniß in der Erziehung. Alle Kinder, besonders aber die begabteren, haben den Trieb, sich eigenartig zu entfalten und darzuleben. Denn die Natur arbeitet nicht nach Schablonen; sie sucht im Gegentheil zu individualisiren, und es gelingt ihr so vortrefflich, daß selbst in der Pflanzenwelt nicht ein Baum, nicht ein Strauch dem andern gleich ist. Die Erziehung, welche nichts Anderes ist als Gewöhnung zur Tugend, hat daher dem eigenwilligen Entfaltungstrieb gegenüber, den sie nach ihrem Sinne bändigen und modeln will, einen schweren Stand. Wir wissen Alle, welcher energischen Hülfsmittel in Gestalt von Strafen aller Art es oft bedarf, bis das Gewöhnungswerk leidlich durchgeführt und aus dem wilden Schößling ein annähernd edles Reis geworden ist.

*

Bei dem schönen Geschlecht ist jene Form der Freude am Neuen, welche man gemeinhin Neugier nennt, stärker ausgeprägt als bei uns Männern. Daraus erklärt sich die Schwatzhaftigkeit und die Sucht, hinter Geheimnisse zu kommen, womit die Schwierigkeit, Geheimnisse zu bewahren, in einem erklärlichen Zusammenhang steht; daraus erklärt sich ferner die Lüsternheit nach Skandalgeschichten und die Neigung zur Medisance; daraus erklärt sich auch die Begier, den Hergang bei gewissen Gerichtsverhandlungen zu erfahren oder gar denselben beizuwohnen; daraus erklärt sich endlich das außerdem schwer begreifliche Herandrängen zu Stiergefechten, Hinrichtungen und dergleichen. Nicht Grausamkeit, nicht Gefühllosigkeit ist es, was die Frauen zu solchen Schauspielen lockt, sondern einfach Neugier. Das Unbekannte, Ungewöhnliche reizt sie; das immer erregungsbedürftige Herz sehnt sich darnach, auf eine neue Art erschüttert zu werden; sie weinen vielleicht die aufrichtigsten, bittersten Thränen dabei, dennoch bereitet ihnen das Gräßliche Vergnügen. Deßhalb sind auch Tragödien und Rührstücke in der Regel von Frauen stärker besucht als von Männern. Ja — Sie müssen mich aber nicht schelten, meine Damen — wenn sich mehr Frauen als Männer zu gewissen Predigten drängen, so ist nicht bloß größere Frömmigkeit die Ursache davon, sondern auch das Vergnügen am Gerührtwerden.

Hier war natürlich nur von Durchschnittsfrauen die Rede, eine Bemerkung, womit zugegeben werden soll, daß es glänzende Ausnahmen gibt, die über die gewöhnlichen Schwächen und Untugenden ihres Geschlechts hoch erhaben sind.

Bei den Männern äußert sich die Neugier mehr in der Form von Wißbegier. Ihr haben wir alle Fortschritte, alle wichtigen Erfindungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, der technischen Künste, der Industrie zu verdanken; sie spornte und beflügelte den Forschergeist eines Plato, Aristoteles, Leibnitz, Kant, Newton, Keppler, Humboldt, Darwin ꝛc., sie trieb Kolumbus über das Meer, sie trieb und treibt noch heutzutage kühne Reisende in das Innere wenig bekannter Erdtheile, wo sie unter Beschwerden und Entbehrungen aller Art und mit Lebensgefahr neue Länder und Völker, neue Verkehrswege, neue Thiere und Pflanzen aufzufinden suchen.

Hier mag die Bemerkung ihre Stelle finden, daß bei den Frauen die Wißbegier nicht leicht zu schöpferischen Thaten führt. Wenigstens ist meines Wissens noch niemals eine bedeutende Erfindung oder Entdeckung von einer Frau gemacht worden. Dieß ist um so auffallender, als die Leistungen der Frauen auf den Gebieten der Literatur und Kunst den Beweis liefern, daß es ihnen an dem Vermögen, Neues zu ersinnen, keineswegs gebricht.

Es bleibt abzuwarten, ob die in der neueren Zeit sich bemerklich machende Zuwendung der Frauen zu gelehrten Berufsarten in diesem Betracht eine Aenderung bringen wird.

*

Alle Erstlinge reizen, weil sie uns vollkommen neue Gefühle kennen lehren. Wir dürfen daher dem Fürsten de Ligne auf's Wort glauben, wenn er uns sagt, daß er nur vier Tage wahren Glückes gehabt habe: am Tage, da er zum ersten Mal seine Uniform angezogen; am Abend der ersten Schlacht, der er beigewohnt; am Tage, da man ihm zum ersten Male gesagt, daß man ihn liebe, und am Tage seiner Genesung von einer schweren Krankheit. Aehnliche Glückstage verschafft der Reiz des Neuen auch anderen Menschen. Der Schriftsteller, der sein erstes Buch gedruckt vor sich sieht; der Schauspieler, der Sänger, dem der erste Hervorruf zu Theil wird; der Maler, der Bildhauer, der den ersten Preis in einer Kunstausstellung davongetragen; der Architekt, der den Schlußstein zu seinem ersten Bau legen sieht; der Komponist, der sein erstes Lied singen hört oder der Aufführung seiner ersten Oper beiwohnt; der Ehrgeizige, welcher seinen ersten Orden bekommt; der freigesprochene Lehrling, der zum ersten Mal mit „Sie" und „Herr" angesprochen wird; das Mädchen, das seinen ersten Ball besucht; Eltern, welche den ersten Schrei ihres Erstgeborenen vernehmen, sie Alle und Andere, womit der Leser die Liste ergänzen möge, wissen und fühlen vielleicht noch jetzt in der Nacherinnerung, welches mit nichts Anderem zu vergleichende Hochgefühl in jenen seligen Stunden ihren Busen schwellte. Aber Erstlingsgefühle können sich ihrer Natur nach nicht wiederholen; dieselbe Situation, dasselbe Ereigniß mag wiederkehren, dieselben Gefühle rufen sie nicht mehr wach. Wie sagt doch Rückert?

„Nur einmal bringt das Jahr uns Frühlingslieder,
Nur einmal blüht die Rose düfteschwer,
Und blüht sie auch im hohen Sommer wieder,
Die schöne Blume ist sie doch nicht mehr."

Auch Erstlingen im Schmerz wohnt ein gewisser Reiz inne, wäre es auch nur deßhalb, weil der starke Eindruck, den wir davon empfangen, uns lebhafter empfinden läßt, daß wir sind. Wer Schmerz fühlt, der lebt. Der Scheintodte, der zuckt, wenn ihm heißes Siegellack auf die Brust geträufelt wird, die Ader, welche blutet, wenn sie von der Lanzette geritzt wird, gibt immer noch Hoffnung.

*

Vom Erhabenen zum Trivialen ist nur ein Schritt. Für Gourmands haben auch Erstlinge von Früchten, Gemüsen, Wildpret ꝛc. einen besonderen Reiz. Die ersten Kirschen, die ersten Erdbeeren, die ersten Pfirsiche, die ersten Spargel, die ersten Schnepfen schmecken ihm besser als alle nachfolgenden — in der Einbildung wenigstens. Wie käme es sonst, daß sie heute mit schwerem Gelde bezahlen, was sie in wenig Wochen zehnmal billiger und obendrein viel besser haben könnten? Nur weil jene Erstlinge ihnen wieder verhältnißmäßig neu sind.

Das Rauchen macht eine Ausnahme. Die erste Cigarre pflegt den Meisten ganz abscheulich zu schmecken, das Rauchen wird erst zu einem Genußmittel, wenn es Gewohnheit geworden. Mit narkotischen Getränken ist es nicht viel anders. Ein kleines Kind, dem man zum ersten Mal ein Glas Bier, Wein oder Schnaps an den Mund setzt, verzieht das Mäulchen und wendet sich mit der Miene des Abscheues davon weg. Erst nach und nach gewöhnt es sich an diese Getränke. In welchem Maße dieselben für viele Menschen zum Bedürfniß geworden sind, beweist der ungeheure Verbrauch. Ein müßiger Kopf hat berechnet, daß alle geistigen Getränke, welche im Laufe eines Jahres allein in Europa konsumirt werden, ein Bassin füllen würden, auf dem eine stattliche Flotte von Panzerschiffen schwimmen könnte.

Ist es nicht merkwürdig, daß Dinge, die anfangs unsern Ekel erregten, Dinge, die man ganz gut entbehren könnte, Dinge, für deren Genuß die ärmere Klasse einen namhaften Theil ihres Verdienstes aufwenden muß, Dinge, die im Uebermaß genossen notorische Gifte sind, so ungeheure Verbreitung finden konnten? Nur die Macht der Gewohnheit und, wollen wir beifügen, die Macht des Beispiels macht es erklärlich. Daß nur künstlich erzeugte, eingebildete und nicht natürliche Bedürfnisse zu solchen Genüssen drängen, beweisen die Tausende von Menschen, welche nicht rauchen, nicht Bier, nicht Wein, nicht Schnaps trinken und sich doch ganz vortrefflich dabei befinden.

(Schluß folgt.)

Literatur.

— **Ernst Pasqué's Begabung für den Bühnenroman ist bekannt.** Der Autor schöpft hier aus eigener Anschauung und deßhalb ziehen uns die Leistungen Pasqué's auf diesem Gebiete besonders an. Der Autor tritt jetzt mit zwei umfangreichen Romandichtungen auf, die jede für sich ein abgeschlossenes Ganze bildet, deren zweite jedoch als Fortsetzung der ersten betrachtet werden muß. Die Romane heißen: „Die Primadonna", 3 Bände, und: „Die Logenschließerin", gleichfalls 3 Bände (Berlin, Janke). Die Erzählung beginnt um das Jahr 1845 und gibt uns ein lebenswahres, buntfarbiges Bild des Bühnenlebens, besonders in den mannigfachen Residenzstädten unseres Vaterlandes, wie es vor 1866 war. Eine Fülle von originellen Figuren treten auf aus allen Ständen der großen Bühnenrepublik, und verknüpft ist dieß bunte Gewimmel durch eine stark spannende Handlung, wie Pasqué dieß zu machen versteht. Auf- und Niedergang eines Bühnensternes könnte man diesen großen Roman nennen, der ungewöhnlich viel realistisches Detail bringt und uns eine anziehende Galerie von Charakterköpfen aus dem Reiche der buntbemalten Leinwand vorführt, Köpfe, die sehr häufig getreue Porträts zu sein scheinen. Der Roman ist unterhaltend und interessant.

— **Der bekannte Genealog und Heraldiker Maximilian Gritzner** hat die „Standeserhebungen und Gnadenakte deutscher Landesfürsten während der drei letzten Jahrhunderte" nach amtlichen Quellen und staatenweis in chronologischer Reihenfolge geordnet. Das unter obenstehendem Titel in sauberer Ausstattung erscheinende Werk (Görlitz, A. Starke) ist mit größter Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt gearbeitet, das ganze reiche Material auf's Gedrängteste zusammengezogen und übersichtlich gedruckt, so daß wir ein treffliches Nachschlagebuch erhalten, das durch das Register wesentlich ergänzt wird.

— **Ueberaus flott und geistreich ist das politische Lebens- und** Charakterbild „Graf Julius Andrassy von Kalay Aranyos II." (Leipzig, Hässel) auf das Papier geworfen. Der Autor ist ein Meister prickelnden Anitheseństyles. Er ist vor Allem pikant und weiß das Persönliche mit großem Geschick zu verwerthen. Natürlich nimmt auch der Verfasser dieses Bildes, das man fast ein Augenblicksbild nennen könnte, einen Parteistandpunkt ein. Andrassy ist ihm die Sphinx, welche nach der Enträthselung (Bosnien) sich in die Tiefe stürzte. So schaute er Andrassy an vor einem halben Jahre — das Bild hatte auch einige Wochen Geltung — heute steht „die Sphinx" und hat den Sprung doch nicht gethan. Trotzdem ist dieß Werkchen eine der amüsantesten und geistvollsten Biographieen, welche wir über diesen Staatsmann gelesen.

— **Titus Tobler ist ein auch weit über seine Heimat — die** Schweiz — hinaus bekannter Name: ihm verdanken wir zum großen Theil unsere Kenntniß vom heiligen Lande, das er durchforscht und gekannt wie Wenige. Wir freuen uns, daß der Dekan H. J. Heim uns durch sein hübsches Buch: „Dr. Titus Tobler, der Palästinaführer" (Zürich, Schulthess) Gelegenheit gibt, auch den Menschen in dem Forscher kennen zu gewinnen. Sein „Appenzellisches Lebensbild", wie der Verfasser die Biographie nennt, ist eine treffliche Schilderung des Gelehrten wie des Menschen und zeigt uns ihn im Ringen um die Schätze der Wissenschaft, wie im Kampfe seiner Charakterbildung gleich lebendig, gibt zugleich ein Bild schweizerischen Lebens in Haus und Welt, im Privatleben wie im öffentlichen, führt uns in seine Gelehrtenstube, wie er uns an seinen Fahrten zum heiligen Lande theilnehmen läßt, das er nicht weniger als viermal besucht hat, die Heimat ob diesen Reisen in ferne Länder nicht versäumend, denn Tobler war einer der hervorragendsten Dialektforscher der Schweiz. Das Porträt zeigt einen echten Charakterkopf.

— **„Loreley" ist der Titel einer Sammlung auserlesener** Männerquartette, welche August Reiser in einem 600 Seiten umfassenden Bande (Köln, Tonger) herausgegeben und die nun schon in dritter Auflage erschienen. Die alten wie die neuen Liedermeister sind gleich sehr zu ihrem Rechte gekommen und es finden sich alle Repertoirestücke berühmter Vereine darin. Dabei ist das handliche Format, das das Buch leicht in der Tasche mit sich führen läßt, neben dem saubern Stich eine gute Empfehlung, so daß es kein Wunder, daß sich das Buch bereits überall eingebürgert hat, wo gesungen wird und echter deutscher Männergesang heimisch ist.

— **Professor Sachs, der Herausgeber des vortrefflichen französi**schen Lexikons, hat eine „Synchronistische Tabelle zur politischen Literärgeschichte Frankreichs und Englands", Berlin, Langenscheidt, herausgegeben, welche zum Studium der Geschichte und Literatur beider Länder eine ganz wesentlich fördernde Handhabe bietet. Möchte er sich entschließen, auch für andere Literaturen in dieser Weise seine gelehrte Feder zu verwenden!

— **Darwin arbeitet gegenwärtig an einem Werk über die Be**wegungsfähigkeit der Pflanzen und zu gleicher Zeit an einem andern über seinen Großvater.

Bildende Künste.

— **Als einen ebnso eigenartigen wie feinen und geschmackvollen** Zimmerschmuck möchten wir die von E. H. Ebell in Berlin hergestellten Reliefbilder aus Elfenbeinmasse empfehlen. Die Bilder, Szenen aus bekannten Opern oder klassischen Dramen: „Meistersinger", „Faust" 2c., in den zarten Linien und dem matten Gelb des Elfenbeins zeigend, heben sich sehr wirkungsvoll von einem altdeutsch schwarz und braunen Holzrahmen ab. Als besonders anziehend erscheinen uns Hans Sachs und Eva, ferner Faust und Gretchen in Marthe's Garten. Der billige Preis dieser Bilder wird dazu beitragen, sie allgemein einzubürgern. Auch die Reliefs deutscher Dichterporträts dürften auf diese Weise dargestellt allgemeinen Anklang finden — besonders für Privatbibliotheken und Lesezimmer, welche ja an derartigem wohlfeilem Schmuck bekanntlich Mangel leiden.

— **Ueber die Kabinetsstücke der Malerei, welche auf der inter**nationalen Kunstausstellung zu München paradiren sollen, wird von dort geschrieben: Aus Italien langte ein herrliches, auf 75,000 Mark bewerthetes Gemälde von Ussig an, den Vergiftungsversuch an Kardinal Medici durch seine Cousine darstellend. In Folge weiterer Aufnahmen durch die Prüfungsjury sah sich das Ausstellungskomite veranlaßt, zehn neue Salons anlegen zu lassen; auch ein „politischer" Saal wurde im Osten des Glaspalastes arrangirt, und an erster Stelle desselben prangt das um 120,000 Mark versicherte Werner'sche Bild: „Die Kaiserproklamation zu Versailles", das die Ursache gewesen sein soll, daß die französischen Künstler par ordre du Mufti von der Ausstellung sich fern halten wollten. Auch das große Gemälde von Professor Adolf Menzel: „Moderne Cyklopen" ist bereits an seinem Platze aufgehängt.

Musik.

— **Das „Konservatorium der Musik" in Paris hat im April** d. J., bei Gelegenheit der Auflösung der italienischen Oper, aus deren Archiv eine Menge von Partituren für kleinere und größere Musikstücke angekauft. In einem solchen „Lot", verkauft für 2 Franken 50 Centims, befand sich auch eine eigenhändige Partitur von Joseph Haydn, überschrieben: «Vera costanza». Es ist dieß eine dreiaktige Oper, welche nie aufgeführt und sogar niemals veröffentlicht worden ist. Sie wurde eigentlich für die Wiener Oper geschrieben, allein der Komponist zog sein Manuskript zurück in Folge von Streitigkeiten mit dem Impresario und offerirte es dem Fürsten Nikolaus Esterhazy, welcher die Oper auf seiner Schloßbühne in Eisenstadt im Jahre 1785 aufführen ließ. Am Ende dieser kostbaren autographen Partitur von Haydn stehen die Worte: «Fine dell' opera. Laus deo. 1785».

— **In London hat sich unter dem Titel: „London Musical** Society" ein neuer Musikverein gebildet, welcher bezweckt, Novitäten auf dem Gebiete der Musik in England einzuführen und Kompositionen aller vernachlässigter Meister wieder zu beleben. Prinz Leopold, der jüngste Sohn der Königin, ist Präsident; der Erzbischof von York und die Herzöge von Richmond und Westminster sind Vizepräsidenten des Vereins, Mr. Bamby leitet die Konzerte desselben. — Zu den neuesten Gründungen auf musikalischem Gebiet in London gehört auch die „Gluck Society" — ein Verein, der es sich zur Aufgabe gestellt, die Werke Gluck's und anderer alter Meister in England populär zu machen.

— **Der musikalische Nachlaß Engelsberg's in Wien soll, wie wir** erfahren, ein ungemein reichhaltiger sein. Derselbe dürfte gegen 180 Nummern enthalten, worunter eine große Anzahl Männerchöre, dann gemischte Chöre. Lieder und Klavierjonaten. Zu Erben dieses Nachlasses wurden bekanntlich von dem dahingeschiedenen Komponisten Professor Dr. Hanslick, Kremser und Weinwurm ernannt.

Bühne.

— **Adolf Wilbrandt hat in der kühlen Sommerfrische eine neue** Tragödie vollendet. Sie ist betitelt: „Robert Carr" und spielt am Hofe König Jakob I. Seine Gattin, Frau Auguste Wilbrandt-Baudius, hat inzwischen einen äußerst vortheilhaften Engagementsantrag angenommen. Sie ist von Direktor Pollini unter glänzenden Bedingungen für das Hamburger Stadttheater engagirt worden mit einer Gage, die ungleich höher ist als diejenige, die sie am Wiener Hofburgtheater bezogen. Dabei ist Frau Wilbrandt-Baudius nur für sieben Monate des Jahres an das Hamburger Stadttheater gebunden. Fünf Monate bleiben ihr zur Erholung und zu Gastspielen.

— **Fräulein Sarah Bernhardt, die demissionirende Künstlerin** der Comédie Française, hat, um sich jeden Rückzug abzuschneiden, mit dem Impresario Jarrett ein Engagement unterzeichnet, auf dessen Bruch von einer und der andern Seite ein Pönale von 300,000 Franken gesetzt wurde. Fräulein Sarah Bernhardt soll von Herrn Jarrett für eine sechsmonatliche Gastspielreise in Oesterreich und Rußland und eine zweijährige Tournée in Amerika mit einem Honorar von 300,000 Franken für erstere und zwei Millionen nebst kostenfreier Reise für letztere engagirt worden sein. Da Fräulein Bernhardt als Sociétaire der Comédie Française nur ein Jahreseinkommen von 50,000 Franken bezog, macht sie bei diesem Tausche offenbar ein brillantes Geschäft.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die kaiserlich Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie der** Naturforscher, beziehungsweise deren Fachsektion für Physik und Meteorologie, hat dem Geheimen Hofrath Professor Dr. Wilhelm Eduard Weber in Göttingen wegen seiner hervorragenden Verdienste um die Förderung der Physik, bei denen er auch in gemeinschaftlicher Arbeit mit Gauß auftritt, die Cothenius-Medaille zuerkannt.

— **Die Pariser Absage an die Münchener internationale Kunst**ausstellung schwächt sich bereits wieder ab. Nicht nur haben erste Künstler, wie Gerôme, Meissonier und Andere ihre Beschickung zugesagt, auch die Regierung hat bestimmt, daß zur Münchener Gemäldeausstellung mehrere aus dem Museum des Luxembourg entnommene Bilder, sowie zwanzig der besten von der Regierung bei der letzten hiesigen Gemäldeausstellung angekauften Gemälde gesandt werden; außerdem werden noch einige hervorragende Bilder aus hiesigen Privatsammlungen in München zur Ausstellung gelangen. Zum französischen Kommissär bei der Münchener Ausstellung ist Berger ernannt worden.

— **Die Vorarbeiten für die im nächsten Jahre in Düsseldorf** stattfindende Kunst- und Gewerbeausstellung nehmen einen günstigen Verlauf und ist in jeder Beziehung ein sehr befriedigender Fortgang des Unternehmens zu konstatiren. Nicht weniger als 30,000 Quadratmeter, d. h. 12 Morgen, von den Nebenbauten ganz abgesehen, soll das Hauptgebäude überdecken und wird dasselbe somit doppelt so groß werden, wie das der diesjährigen Berliner Ausstellung. Das Prinzip, nur Erzeugnisse von Rheinland-Westfalen und den streng abgegrenzten Nachbarbezirken zuzulassen, soll mit voller Konsequenz und Strenge durchgeführt werden, um ein getreues Bild dieser vielseitigen Industrie zu geben. Die mit der Gewerbeausstellung verbundene Kunstausstellung ist auf Wunsch der Düsseldorfer Künstler nicht auf die heimischen Provinzen beschränkt, wird sich vielmehr auf ganz Deutschland und Deutschösterreich erstrecken. Dieselbe wird jedenfalls sehr bedeutend werden, und sind die Aufforderungen zur Beschickung vor Kurzem seitens des Vorstandes der Deutschen Kunstgenossenschaft erlassen.

— **Die Kaiserin Augusta hatte kurz nach dem Tode des Prinzen** Waldemar eine größere Summe ausgesetzt für die beste Schrift über die Behandlung der „Diphtheritis" und hatte den Dr. v. Langenbeck beauftragt, im Verein mit anderen medizinischen Autoritäten die Frage zu formuliren. Das Preisrichterkollegium für die in Bezug auf die Diphtheritis ausgeschriebene Konkurrenz besteht aus den Herren v. Langenbeck, Virchow und Liebreich in Berlin, Thiersch in Leipzig, v. Nägeli und Oertel in München und Klebs in Prag. Die Formulirung der Preisaufgabe lautet nach der Publikation des Herrn v. Langenbeck wie folgt: „Ueber das Wesen der Diphtheritis und die aus der Erkenntniß derselben sich ergebenden Folgen für die Behandlung dieser Krankheit." Die Arbeiten können in deutscher, französischer und englischer Sprache abgefaßt sein und müssen bis zum 15. Dezember 1880 an Herrn v. Langenbeck eingesandt werden. Die Zuerkennung des Preises erfolgt in der ersten Sitzung des deutschen Chirurgenkongresses im April 1881. Hauptbedingung für die zu prämiirende Arbeit ist, daß wichtige neue Thatsachen über das Wesen und die Natur der Diphtheritis, namentlich aber über die Art ihrer Verbreitung und über die Mittel zur Verhinderung derselben beigebracht werden.

— **Während der ersten sechs Monate dieses Jahres sind in** Castle Garden 52,284 Einwanderer gelandet, 14,368 Personen mehr als in der entsprechenden Periode des Vorjahres. Am stärksten war die Einwanderung im Mai, in welchem Monat 18,328 Personen landeten — 6,777 Personen mehr als im Mai des vorigen Jahres.

Verkehr.

— **Die „Eisenbahnkarte von Europa", welche im Verlag von** Prochaska in Wien erschienen ist, zeichnet sich durch ihre große Klarheit und Uebersichtlichkeit aus. Sie hat nur drei Farben, aber gerade dadurch findet man sich leicht zurecht. Eine „Zeitvergleichungstabelle", sowie eine Zusammenstellung der Entfernungen und annähernden Fahrzeit einiger größeren Eisenbahntouren sind erwünschte Beigaben.

— **Die Linie Frankfurt-Mannheim, welche den Weg bedeutend** abkürzt, wird am 1. August, die württembergische Linie Stuttgart-Freudenstadt am 1. September eröffnet.

— **Im Kanton Wallis ist das höchste Telegraphenbureau der** Welt eröffnet worden. Dasselbe befindet sich im Hotel Nassel unterhalb des Ryffelhorns und liegt etwa 8500 Fuß über dem Meere.

Militär und Marine.

— **Die Schweizer Artilleriekommission unter Vorsitz des General** Herzog machte vom 28. April bis 2. Mai in Thun Versuche mit Mitrailleusen, nämlich mit einer von Albertini und einer andern von Humann aus Zirlau bei Freiburg in Schlesien. Diese letztere soll das vorzüglichste aller bis jetzt bekannten Modelle sein; sie zeichnete sich durch Einfachheit, Solidität und Treffsicherheit aus. Die Handhabung ist so leicht und einfach, daß sie Jedem, der auch nie eine derartige Waffe berührte, sofort geläufig wird. Bei den Versuchen in Thun wurde die Bedienung an jedem Versuchstage zweimal gewechselt, immer wieder andere uneingeübte Mannschaft dazu kommandirt. Es konnten trotz der uneingeübten Bedienung (zwei Mann sind dazu genügend) in der Minute 800 Schuß abgegeben werden. Die Waffe hat zehn Läufe, welche, damit sie nicht beschädigt, hauptsächlich verbogen werden können, zu einem Stück verbunden sind.

Feste und Versammlungen.

— **Das Programm der VIII. Versammlung deutscher Forstmän**ner, die vom 14. bis 17. September in Wiesbaden stattfindet, bezeichnet als Gegenstände der Berathung: 1) Wie weit soll sich der Einfluß des Staates auf die Bewirthschaftung der Privatwaldungen erstrecken? 2) Ist es zweckmäßig, der wirthschaftlichen Eintheilung in Gebirgsforsten die Projektirung eines den Wald in allen seinen Theilen aufschließenden Wegenetzes vorausgehen zu lassen, und in welcher Weise ist bei der Projektirung und Festlegung des Wegenetzes zu verfahren? 3) Ist, um der vermehrten Nachfrage nach Nutzholz Rechnung zu tragen, nothwendig, die Buchenhochwaldwirthschaft zu verlassen, oder verdient es den Vorzug, im Buchenhochwald möglichst viel Nutzholz eingesprengt zu ersziehen? 4) Mittheilungen über Versuche, Beobachtungen, Erfahrungen und beachtenswerthe Vorkommnisse im Bereiche des Forstwesens.

— **Im August findet in Leipzig eine Versammlung deutscher** Fischhändler statt. Anmeldungen sind an den Redakteur der „Deutschen Fischerzeitung" in Stettin zu richten.

Sport.

— **In Homburg kamen drei junge Engländer an, welche die** Reise von Calais nach Homburg auf dem Velociped in 8½ Tagen gemacht hatten. Die größte Strecke, welche sie an einem Tage zurücklegten, betrug 110 englische Meilen.

Statistik.

— **In einem soeben in London erschienenen Werke des Lord** William Lennox, das den Titel führt: „Mode jetzt und früher", befinden sich folgende interessante Angaben über das höchste Lebensalter gewisser Thiere. Ein Bär wird selten über 20 Jahre alt, auch ein Hund lebt nur bis zu 20 Jahren, ein Wolf ebenso 20 Jahre, ein Fuchs zwischen 14 bis 16 Jahre. Löwen werden sehr alt; ein solcher Löwe, der den Namen Pompey führte, erreichte das 70. Jahr. Das Durchschnittsalter der Katzen ist 14 Jahre, der Eichhornchen und Hasen 7 bis 8 Jahre, der Kaninchen 7 Jahre. Elephanten erreichen erwiesenermaßen das hohe Alter von 400 Jahren. Als Alexander der Große den Inderfürsten Porus besiegt hatte, nahm er ihm auch einen großen Elephanten ab, der tapfer den König vertheidigt hatte, benannte ihn hinfort „Ajax" und weihte ihn dem Sonnengotte, wobei ihm die Inschrift umgehängt wurde: „Alexander, der Sohn des Jupiter, weihte Ajax dem Sonnengotte." So ließ er den Elephanten laufen. Dieser selbe Elephant ist nach 354 Jahren lebend wieder gefangen worden. Schweine haben schon ein Alter von 30 Jahren erreicht, das Rhinozeros dagegen soll nur 20 Jahre alt werden. Ein Pferd hat einmal schon bis zu 62 Jahren gelebt, doch sind sonst 20—25 Jahre der Durchschnitt. Kameele leben bisweilen bis zu 100 Jahren. Auch Hirsche erreichen ein hohes Alter, wogegen Schafe wieder selten über 10 Jahre alt werden und Kühe bis etwa 15 Jahre leben. Der Naturforscher Cuvier hielt es für wahrscheinlich, daß die Wallfische bisweilen bis zu 1000 Jahre alt werden. Delphine werden dagegen bloß 30 Jahre alt. Ein Adler starb in Wien im Alter von 104 Jahren. Auch die Robben bringen es häufig bis zu 100 Jahren. Ebenso hat man das Alter von Schwänen auf 300 Jahre zuverlässig berechnet. Ein Engländer, Namens Mallerton, besitzt noch das Skelet von einem Schwan, der 290 Jahre alt geworden war. Auch die Pelikane erreichen ein hohes Alter. Ebenso hat man eine Schildkröte 107 Jahre alt werden sehen.

Denkmäler.

— **In Frankfurt a. M. fand am 14. Juli auf der Eschenheimer** Anlage die Enthüllungsfeier des Kirchner-Denkmals statt. Zu dieser Enthüllungsfeier, zugleich dem Säkularlag der Geburt Kirchner's, ist von dem Komite zur Errichtung des Denkmals auch ein literarisches Denkmal herausgegeben worden: „Erinnerungen an Anton Kirchner" von Dr. theol. Georg Ed. Steitz (Frankfurt, Sauerländer). In gedrängten Zügen ist hier dem Publikum ein Bild des Lebens und Wirkens vorgeführt, wie solches nach seinen drei Hauptrichtungen: als Geschichtsschreiber seiner Vaterstadt, als Geistlicher und als Förderer des Volksschulwesens, uns überkommen und plastisch auch auf den drei Reliefs des Postaments durch den Künstler (Bildhauer H. Petry) dargestellt ist.

— **Zu den vier Denkmälern, die die Vereinigten Staaten dem** Andenken ihres größten Mitbürgers errichtet haben — der Canova'schen Statue in Raleigh, der Chambrey'schen in Boston, einer dritten in Baltimore und seit 1860 der in Washington — soll jetzt ein fünftes kommen: das große Washington-Denkmal in Philadelphia. Mit der Einsendung eines Entwurfes hiezu ist, wie das „D. Mont.-Bl." meldet, auch ein Berliner Meister, Professor Siemering, beauftragt worden, und seine Arbeit wird in wenigen Tagen Europa verlassen, um jenseits des Ozeans mit den Mitbewerbern — drei amerikanischen, einem französischen und einem italienischen Künstler — in Konkurrenz zu treten.

Gestorben.

— Karl Ludwig Bernays, Veteran der deutschen Presse in Amerika (geb. 1815 in Mainz), am 22. Juni, in St. Louis.

— Dr. J. Reiff, Professor der Philosophie an der Universität Tübingen, am 6. Juli, 68 Jahre alt.

— Henry Smart, bekannter Komponist, in London, 67 Jahre alt, am 6. Juli.

— Blaziewicz, Metropolit von Czernowitz, am 9. Juli.

— Ritter Carlo Annoni, ausgezeichneter Archäolog, bei Mailand, am 10. Juli, 83 Jahre alt.

— Fr. Wilh. Wegener, Thier- und Landschaftsmaler, in Dresden, 67 Jahre alt, am 11. Juli.

— Generallieutenant v. Specht, vormaliger kurhessischer Kriegsminister, 77 Jahre alt, am 12. Juli, in Eisenach.

— Robert v. Schlumberger, einer der bedeutendsten Weinproduzenten Oesterreichs, in Böslau, am 13. Juli, 64 Jahre alt.

— Clement Duvernois, bekannter Journalist, namentlich unter dem Kaiserreich, in Paris, Mitte Juli, 43 Jahre alt.

— General Ducasse, der letzte französische Platzkommandant von Straßburg im Jahre 1870, 64 Jahre alt, in Ajaccio, Mitte Juli.

Ein Picknick.

Gemälde von E. Boutibonne.

(Hiezu das Bild S. 861.)

Der talentvolle französische Künstler, dem wir schon mehrere reizende Bilder verdanken und der, wie sein Meister Winterhalter, namentlich in der Darstellung moderner Frauen excellirt, läßt uns hier einen Blick in eine frohe Gesellschaft thun, die den Sommertag im Freien zubringen will und ein Picknick veranstaltet hat, zu dem Jedes die Mundvorräthe und Erquickungen in seinem Theile mitbringt. Eine Kollektion Frauengestalten, wie wir sie uns anmuthiger und verschiedener kaum denken können, hat sich hier unter einem Dache zusammengefunden, die in heiterem Geplauder dem schönen Tage entgegenfahren, und es scheinen sich bereits auch die Herzen zusammengefunden zu haben. Im vorderen Coupé lauscht die junge Schöne dem Liebesgeflüster, während im breakartigen Wagen die Blicke des Herrn seine Nachbarin verfolgen, die sich eben auf einen Augenblick abgewandt, um Erfrischungen nach vorne zu reichen. Ein strenger Blick fliegt über das Buch hinüber zu dem Ungetreuen, — wer mag prophezeien, in welcher Herzensstimmung sie heimkehren werden, die wir eben so fröhlich abfahren sahen?

Frauenleben in Marokko.

Gemälde von E. Constant.

(Hiezu das Bild S. 864 und 865.)

Der ausgezeichnete Künstler, welcher den Orient zu seiner Domäne gemacht zu haben scheint, füllte im dießjährigen „Salon" eine ganze Wand mit einem Gemälde aus, dessen Pendant wir erst jüngst in dem Bilde: „Auf den Terrassen" brachten. Dort erholen sich die Frauen des Harems von der Hitze des Tages auf dem platten Dache des Hauses, theils liegend, theils sitzend. Hier auf dem riesigen Gemälde führt er uns in's Innere eines marokkanischen Frauengemachs; inmitten von Frauen, welche auf Matten und Teppichen umhersitzen, kauert eine Negerin, welche die öde Einförmigkeit des Harems durch ihre Musik belebt, während ein Sonnenstrahl, der durch die halbgeöffnete Thür hereinbricht, das magische Halbdunkel durchleuchtet. Wir können nur einen Ausschnitt aus dem großen Bilde geben und haben die Hauptgruppe herausgenommen. Während eine Odaliske ihren Tambourin schüttelt, daß er laut zu klingen scheint, sind die Anderen, in leichte Gewebe von Brussa und buntfarbige Gewänder gehüllt, um sie her gruppirt oder liegen in müßiger Indolenz, den Tönen des improvisirten Konzerts lauschend, auf den weichen Teppichen.

K. H. Ritter,

königlich preußischer Finanzminister.

(Hiezu das Porträt S. 865.)

Der Systemwechsel, welcher eben in Preußen eingetreten, hat einen Mann an die Spitze der Finanzen gerufen, dessen Name bislang in weiteren Kreisen nur als der eines bedeutenden Musikkenners und hervorragenden Musikschriftstellers bekannt war, und hoffentlich wird er in seiner neuen Stellung die Dissonanzen in so leichter Weise zu lösen verstehen, wie in der Kunst, der er bisher all' seine Mußestunden gewidmet. Karl Hermann Bitter ist am 27. Februar 1813 zu Schwedt a. d. O. geboren, studirte an den Universitäten Berlin und Bonn und eröffnete in seinem zwanzigsten Jahre bereits seine Beamtencarrière als Auskultator, ward in Frankfurt a. d. O. 1846 Regierungsrath, welche Stellung er später auch in Minden einnahm. In den Jahren 1856—1860 fungirte er als preußischer Bevollmächtigter der europäischen Donaukommission in Galatz. 1858 zum Geheimen Regierungsrath ernannt, kam er zwei Jahre später nach Mannheim als Oberinspektor der Rheinschifffahrt und wurde 1869 nach Posen versetzt. Im Krieg von 1870 anfangs mit der Präfektur des Vogesen-

departements betraut, wurde er 1871 Civilkommissar in Nancy und erhielt 1872 die Stelle eines Regierungspräsidenten in Schleswig, 1876 in Düsseldorf, bis er zuletzt 1877 zum Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern ernannt wurde: — wir sehen, ein vielbewegtes Beamtenleben, das ihn die verschiedensten Ressorts und die verschiedensten Provinzen seines Vaterlandes kennen lernen ließ. Keinen Moment aber verlor er darüber sein Lieblingsstudium, die Musik, aus dem Auge und diesem verdanken wir eine Reihe der gehaltvollsten Werke, unter denen wir „Johann Sebastian Bach" (Berlin 1868), „Mozart's Don Juan und Gluck's Iphigenie" (1866), K. Phil. Emanuel und Wilh. Friedrich Bach" (1868), „Ueber Gervinus' Händel und Shakespeare" (1869), „Beiträge zur Geschichte des Oratoriums" (1872) und „Löwe's Selbstbiographie" (1870) hervorheben. Auch hat er die großen schleswig-holsteinischen Musikfeste in's Leben gerufen, deren erstes 1875 stattfand. Möge ihm sein neues, gewichtiges Amt der Kunst nicht ganz entfremden!

K. H. Bitter, königlich preußischer Finanzminister. Originalzeichnung. (S. 867.)

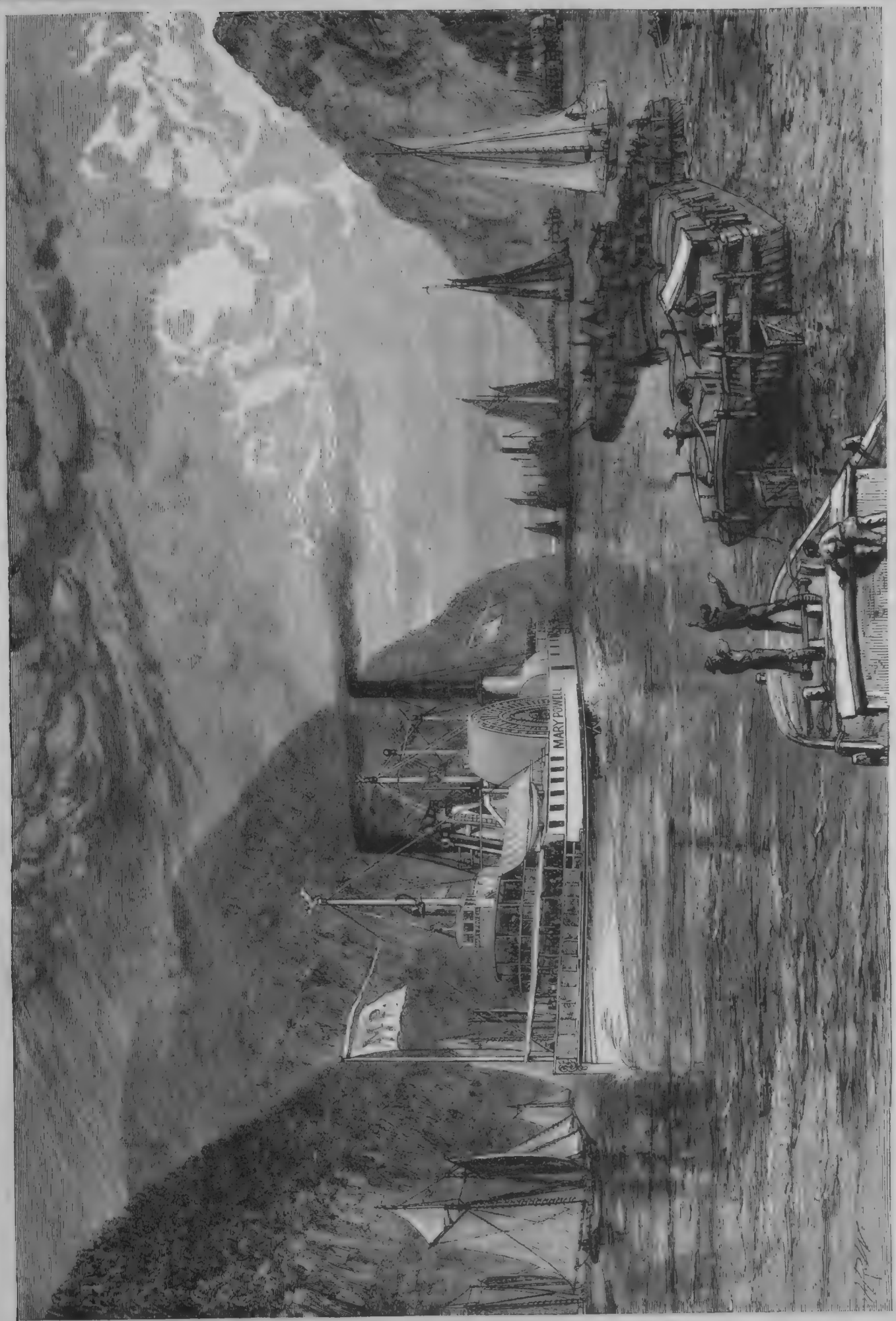
Ischl.

Ischl war bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts herein ein Ort, von welchem sich nur wenige über viel Zeit und Geld verfügende Reisende erzählten. Heute ist es die Sommerfrische des österreichischen Kaiserhauses, welches vormals fast nur die Wien zunächst gelegenen Lustschlösser Schönbrunn und Laxenburg, höchstens das einige Meilen entfernte Baden besuchte. Heute strömt die Welt hieher, um es, wenn auch nur kurze Zeit, zu sehen, denn die Bahnen, welche einerseits von den Knotenpunkten Salzburg-Attnang und Simbach, andererseits von Wien, Lambach oder Selzthal dahin führen, geleiten zu einer köstlichen Reihe von Seen, Alpenthälern und Naturschönheiten Oberösterreichs und Steiermarks, welche unauslöschliche Eindrücke hinterlassen.

Der kleine, unscheinbare Ort, an der Traun und Ischl gelegen, welche sich hier vereinigen, wuchs, sobald seine Soolenschätze Badenden zugänglich und bequem gemacht wurden, und seit der Zeit, da die Aerzte der neuen Schule ihren Klienten reine, würzige Luft als eine vorzügliche Medizin empfahlen. Aus dem kleinen Orte mit wenigen Hauern und einigen hundert Einwohnern wurde eine Villen- und Hotelstadt mit 7000 Einwohnern, die in der Sommersaison zu den von Passanten besuchtesten Orten Europas gezählt werden kann, obgleich sie noch immer „Markt" heißt. Ein Kranz von Bergen, die förmlich stufenartig emporsteigen bis zu den schroffsten Felsenformen, wie sie die hereinwinkenden Aussee Berge zeigen, oder Schneefirnen, wie sie der Dachstein herübergrüßend entfaltet, ein förmlich einschließender Kranz von Bergen würzt, reinigt, steigt die Luft so viel wie möglich.

Die bescheidenen Gassen, von Gärten unterbrochen und umsäumt, zeigen viele prachtige Villen und Hotels. Und wer etwa meint, daß der „Kaiserbau" sie überbietet, irrt. Dem ländlichen Style, einer gewissen patriarchalischen Bescheidenheit angepaßt ist die „Kaiservilla", welche die ehemalige „Schmollenau" in ihren begrenzten Raum zog. Hier wohnte durch vierzig Jahre allsommerlich Erzherzog Franz Karl; hier sahen sich sein Sohn, Kaiser Franz Joseph, und Prinzessin Elisabeth von Baiern zuerst — hieher kommen sie noch alljährlich, und wie für die große Welt, hat auch für sie Ischl seine stetigen Reize behalten. Hiezu gehören sein duftigen Bergwälder und die wilden Zuflüsse der grünen Traun, welche in Felsenschluchten selbst von vielen Wasserfällen gespeist werden, hiezu gehören die Menge der nahen Seen. Das Thal ist werth, seine Poeten zu haben, wie Silberstein in seiner „Alpenrose von Ischl" dargethan; und wer nicht bloß aus dem Buche, sondern auch aus der Natur die Reize holt, zu welchen jetzt aus dem Herzen Oesterreichs, wie von dessen Grenzen die Westbahn, die Rudolphsbahn, die Südbahn, die reizvolle Gisela- und Salzkammergutbahn, wie man sieht, eine Menge guter und rascher Wege führen, der wird zu den Anhängern des smaragdgrün leuchtenden Ischl gehören. K.

Ischl von der Kaiservilla aus.
Nach einer Photographie von Valdi & Wurthle in Salzburg.



Im Hochlande des Hudson. Zeichnung von A. R. Waud. (S. 874.)

Mit dem Leben versöhnt.

Erzählung

von

Hans Warring.

(Schluß.)

Am nächsten Tage — es war der dreiundzwanzigste Dezember — kam er gegen Mittag nach Hause. Frau Heß hatte seine Abwesenheit benützt, um, wie sie sagte, ein bischen aufzuräumen. In Folge dessen fand er sein Wohnzimmer in einem unbewohnbaren Zustande. Man hatte den Teppich fortgenommen und den Boden genäßt, die Vorhänge von den Fenstern entfernt und seine Bücher und Papiere in einen wirren Haufen zusammengeschoben. Sehr unangenehm überrascht blieb er an der Thüre stehen.

„Ich bin nicht ganz fertig geworden," entschuldigte sich die Alte, „aber in einer halben Stunde soll Alles fix und fertig sein. Das Schlafzimmer ist ganz in Ordnung — wenn der gnädige Herr eintreten wollen."

„Für die Zukunft, Frau Heß, lassen Sie mein Zimmer in Ruhe," sagte er in einem ungeduldigeren Tone, als er ihn je vorher angenommen, „ich wünsche nicht, jemals wieder mit einem ähnlichen Arrangement überrascht zu werden."

Sehr verstimmt und sich fremder und unbehaglicher daheim fühlend als je vorher, trat er in sein daneben befindliches Schlafzimmer. Auch hier hatte man aufgeräumt. Kein Ding befand sich an der Stelle, wo er es zu finden gewohnt war. Seufzend machte er sich daran, die alte Ordnung wieder herzustellen. Nebenbei wurde emsig hin und her gelaufen, gerückt und geflüstert. Er hatte mit seinem Verweis augenscheinlich imponirt — beflissener als je vorher war man darauf bedacht, ihn zufrieden zu stellen. In seiner jetzigen Stimmung wirkte diese Wahrnehmung niederbeugend auf ihn. Welche Welt ist es, in der nur harter Egoismus zum Ziele gelangt, während Güte und warmherzige Menschlichkeit unter die Füße getreten werden! — Er warf sich in seinen Lehnstuhl und stützte die Stirn in die Hand.

„Verleben Sie recht frohe Feiertage," hatte der Kleine gestern gesagt. Ach, Niemand kann ahnen, wie öde und einsam sie für ihn sein werden! — Freilich werden die Kinder kommen — sie werden das Haus mit ihren hellen Stimmen erfüllen, und er wird sich freuen über ihre Freude. Aber immer ist das doch ein Heraustreten aus sich, eine Hingabe des eigenen Ichs an Andere! Und ihm bringt Keiner diese Hingabe entgegen — für seine Freude, für sein Leid gibt es kein Verständniß!

Nebenbei ist es endlich stille geworden — kein Rücken und Gehen läßt sich mehr hören. Man scheint fertig zu sein und das Feld geräumt zu haben. Er öffnet die Thür, um von seinem Eigenthum wieder Besitz zu ergreifen. Es berührt ihn angenehm, daß sie leise aufgeht, nicht mit dem mißtönenden Kreischen, mit welchem sich alle anderen Thüren in ihren Angeln drehen. Ueberrascht bleibt er auf der Schwelle stehen. Ihm gegenüber ist ein Mädchen beschäftigt, weiße Mulldraperieen über den rothen, dicken Vorhängen in zierliche Falten zu ordnen. Es ist eine schlanke, graziöse Erscheinung, die, ihm den Rücken zuwendend, mit erhobenen Armen dasteht, mit feinen, flinken Fingern an dem durchsichtigen Stoffe auf und ab fahrend. Jetzt kniet sie nieder, um eine Schleife zu knüpfen — dann tritt sie zurück, ihr Werk betrachtend. Leise schließt er die Thür, aber regungslos bleibt er daneben stehen. Jetzt wird drinnen wieder gesprochen. Er erkennt die Stimme der Haushälterin, die sich leise erkundigt, ob Alles fertig ist.

„Gleich, gleich! Nimm nur den Hammer und das Kästchen mit den Nägeln mit, Tante! So — sieht es nicht hübsch aus?"

„Er wird es nicht bemerken, Kind! Er sitzt den ganzen Tag über den Büchern, ohne aufzublicken — er macht sich nichts daraus, wie es um ihn her aussieht. Du hast ja gehört, wie zornig er wurde, weil ich ein bischen Ordnung gemacht habe — nöthig genug war es."

„Wenn ich nur früher gekommen wäre," antwortet die junge, silberhelle Stimme, „dann hätten wir Alles fertig gemacht. Es war nur das Störende und Unschöne, was in allem Unfertigen liegt, was ihn reizte. — So, nun ist Alles in feiertäglichem Glanze!"

Die Stimmen schweigen und die Thür nach dem Flur wird leise geschlossen. Draußen aber huschen leichte, schnelle Schritte über den Korridor hin. Dann wird eine Thür geöffnet — es ist die zum Speisezimmer, er erkennt sie an ihrem lauten, schrillen Kreischen — dann ist Alles wieder still.

Noch mehrere Minuten stand er lauschend, die Hand auf dem Schlosse, ohne einzutreten. Hatte er sich getäuscht? War es wirklich das kleine, tapfere Mädchen, seine hübsche Reisegefährtin, die er eben gesehen? Sie also war Rosa Pauli! Er hatte die Kinder kennen gelernt, ohne zu ahnen, daß es die waren, für welche er sich bereits so warm interessirte! Und der braune Lockenkopf, der gestern an seiner Brust geschlummert — er hatte unbewußt die Stelle eingenommen, die für ihn bestimmt war! Wie hatte das helle Auge und das frische Kindergesicht warm zu seinem Herzen gesprochen! Er fühlte, daß er sein Eigenthumsrecht an dem Kinde bereits angetreten. — Wie aber wird sich sein Verhältniß zur Schwester gestalten? — Ein kleines Mädchen hatte er zu finden erwartet, und ein erwachsenes, völlig erblühtes trat ihm entgegen! — War er alt genug, ihr den Vater ersetzen zu können? Ein lauteres, heftigeres Pochen in seiner Brust wollte „nein, nein!" antworten, aber er hieß es zornig schweigen. Hatte sie nicht gestern selbst schon entschieden, ohne ihn zu kennen? Der Kuß auf seine Hand hatte seinem Alterszeugnisse das Siegel aufgedrückt. Er mußte sich darein ergeben, ein alter Mann zu sein — war ihm doch zum zweiten Male, wenn auch auf holdere Weise, ein „Graukopf, Graukopf!" zugerufen worden.

Er war mittlerweile in sein Arbeitszimmer getreten und hatte überrascht um sich geblickt. Welch' anmuthige Veränderung hatte sich in der kurzen Zeit hier vollzogen! Seine Bücher standen abgestäubt und in schönster Ordnung auf den Borden. Neben dem Cigarrenkasten und dem Rauchapparat lagen die Zeitungen auf dem runden Tische vor dem Sopha. Auf dem Schreibtische waren Papiere und Geräthschaften handgerecht geordnet. Kein Stäubchen war zu sehen, weder auf den Möbeln, noch auf dem dunklen Teppich des Zimmers. Seine unwirthliche, düstere Stube hatte sich in ein hübsches, heiteres Gemach verwandelt. Selbst die Sonne war heute wieder seit vielen Wochen zum Vorschein gekommen und stahl sich durch die Mullvorhänge, und flimmerte auf dem Bilde seiner Großmutter, das den Ehrenplatz über dem Sopha einnahm.

Ein leises Pochen störte ihn in seiner Betrachtung. Zögernd öffnete auf sein „Herein" sich die Thür und durch die Spalte schlüpfte sein kleiner Freund von gestern in's Zimmer. Auf dem Gesichte des Kindes lag eine Art ängstlicher Spannung, als fühle er sich eines freundlichen Empfanges nicht ganz sicher. Er blieb scheu an der Thür stehen, in der kleinen, festgeschlossenen Hand ein Papier haltend, das er Osten augenscheinlich überreichen wollte.

„Tritt näher, mein Junge — was willst Du von mir?"

Diese Worte, in dem freundlichen, herzgewinnenden Tone gesprochen, der Osten eigen, machten den gesenkten Kopf des Kindes plötzlich in die Höhe fahren. Mit weit geöffneten Augen starrte er den Sprecher an. Der Ton der Stimme mochte ihm bekannt erschienen sein, aber das Aeußere des hohen, schlanken Mannes im Lehnstuhl erinnerte ihn nicht an den großmüthigen, gütigen Reisegefährten.

„Was bringst Du mir da? — ah, Dein Zeugniß! Wer schickt Dich damit zu mir?" fragte Osten lächelnd.

„Onkel Ralf sagt, er will jetzt, da der Herr Baron mein Vormund ist, nichts mehr mit mir zu thun haben — und da sagte die Tante — und Rosa — mein Zeugniß —"

Seine Stimme hatte heftig gezittert, jetzt versagte sie ihm ganz. Große Thränen standen in seinen Augen, aber mannhaft bezwang er sich und stand stramm aufgerichtet wie ein kleiner Soldat vor ihm.

„Der alte Bär!" murmelte Osten unwillig, denn er erkannte wohl, daß die rauhe Weise des Kindes Herz verletzt hatte. „Sieh' mich an, Justus," sagte er, „willst Du mich zum Vormunde haben — werde ich Dir Onkel Ralf ersetzen können?"

Er hob das Gesicht des Kleinen empor und sah ihm lächelnd in die Augen. Und jetzt war jeder Zweifel vorüber — und in der Freude des Wiedererkennens ging alle Scheu unter, die man dem Kinde vor dem neuen Vormund, dem gestrengen Herrn und Gebieter, eingeflößt hatte. Sein Gesicht wurde von einer dunklen Freudenröthe übergossen. Mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen schlang er seine Arme um Osten's Hals und bedeckte seinen Mund mit stürmischen Küssen. Bei diesem zärtlichen Umschlingen flutete eine Empfindung warmen Glücks durch Osten's Brust. Er drückte den Kleinen sanft an sich — dann aber wehrte er ihn leise ab und griff nach dem Zeugniß. Auch Justus stand wieder straff und gesammelt vor ihm, erwartungsvoll zu ihm aufblickend.

„Nun, im Ganzen kann ich zufrieden sein," lautete endlich das Urtheil, „und der kleine Tadel, den ich hier — und hier — finde, wird in der Osterzensur fehlen — was meinst Du dazu?"

Er erinnerte sich, wie ihm einst hoffnungs- und erwartungsvoll das Herz geklopft hatte, wenn er so vor seinem Vater gestanden. Lächelnd zog er seine Börse. Er hatte die Absicht gehabt, ihm eine Silbermünze zu geben. Aber die freudig leuchtenden Kinderaugen sprachen beredt zu seinem Herzen — er nahm ein Goldstück hervor und reichte es ihm. Das Gesicht des Kleinen glühte vor Freude. In stürmischer Hast hatte er bereits die Thür erreicht, als es ihm einfiel, daß er den Dank vergessen. Beschämt kehrte er zurück und griff nach Osten's Hand. Dieser aber entzog sie ihm und fuhr leise und liebkosend über seinen Lockenkopf. Dann hörte er ihn den Korridor hinablaufen und mit einem lauten: „Rosa, denke Dir!" — hastig eine Thür öffnen. Osten aber blieb zurück mit einem Gefühl im Herzen, als stehe er plötzlich vor der Pforte eines neuen Lebens.

Und ein neues Leben war es wirklich, das sich in dem alten Hause entfaltete, die tiefen, schattigen Zimmer mit goldenem Sonnenlicht erfüllte, und auf jedem Antlitze, vielleicht am meisten auf dem des Hausherrn, einen hellen Wiederschein hervorrief.

Er war Rosa gegenüber getreten mit dem festen, in strenger Selbstkritik gefaßten Entschlusse, ihr einzig das sein zu wollen, was sie in ihm zu finden erwartete: ein milder, väterlicher, anspruchsloser Freund. Mit diesem Vorsatze trat er am ersten Mittage in's Speisezimmer, etwas früher als gewöhnlich, denn er wünschte die drei Paar Thranstiefel nicht zu Zeugen ihrer ersten Begegnung zu machen. Sie blickte bei seinem Eintritte lebhaft auf und erhob sich rasch. Lächelnd, mit ausgestreckten Händen kam sie ihm entgegen. Als sie aber vor ihm stand und zu ihm aufblickte, da ging eine Veränderung in ihrem Antlitze vor. Eine dunkle Röthe bedeckte ihre Wangen und ihr Auge verbarg sich schüchtern unter der Wimper. Er ahnte nicht, daß seine Erscheinung ihr ein Gefühl, gemischt aus Schreck und Scham, verursachte. — Diesem noch jugendlich aussehenden, ruhig und vornehm blickenden Manne hatte sie die Hand geküßt! — Wo hatte sie ihre Augen gehabt? — Was mußte er von ihr denken? — War er nicht berechtigt, sie für unweiblich und dreist zu halten? — Er ahnte nicht, was sie bewegte, aber er sah ihre Verwirrung. Er war nicht eitel genug, sie sich zu deuten, wie es ein jüngerer, sich seiner Vorzüge mehr bewußter Mann vielleicht gethan hätte. — „Graukopf!" rief er sich zu, um das raschere Klopfen seiner Pulse, das ihn selbst mit einer Art unwilligen Erstaunens erfüllte, zu beschwichtigen.

Und nun folgten Tage, wo er sich verwundert fragte, ist dieß dein melancholisches, düsteres Haus, und bist du der lebensmüde Geselle, der sein Dasein in ertödtender Gleichgültigkeit hinschleppte? — Wie mit einem Zauberschlage war frisches Leben und Regen in seinen tristen Haushalt gekommen. Leichte, junge Füße trippelten hurtig treppauf treppab, und frisches, silberhelles Lachen tönte durch Zimmer und Flur. Alles Störende, Unangenehme war leise und unmerklich beseitigt worden, und eine stille Harmonie, eine sonnige Heiterkeit erfüllte das Haus. Und alle diese Wunder brachte die Anwesenheit des holden jungen Gastes hervor.

„Ich habe gar keine Talente — nicht ein einziges nenne ich mein!" hatte sie am ersten Abend gesagt, als Osten in Erwägung seiner Vaterpflichten es für nöthig gehalten hatte, sich nach ihren Studien zu erkundigen, „ich mache mir darüber keine Illusionen — ich weiß, daß mir nichts als goldenes Schicksalsgeschenk in den Schooß fallen wird — daß ich mir Alles in angestrengter, nüchterner, ehrlicher Arbeit verdienen muß."

Sie hatte heiter und natürlich, mit offenem Aufschlag des Auges, nicht in trüber, schmerzlicher Resig-

nation gesprochen. Wie oft mußte er im Laufe der Tage an diesen Ausspruch denken! Sie kein Talent! — Sie, die das herrlichste ihr eigen nannte, das einem Weibe gegeben werden kann: die Gabe zarten Empfindens und unbewußter, anmuthsvoller Güte.

Osten war ein feiner Beobachter, und er entdeckte täglich neue Eigenschaften, die ihn mit Bewunderung erfüllten. Aber keine brachte sie absichtlich zur Geltung — sie war frei von jeder vorbedachten Koketterie, unbefangen und harmlos. Es war ihr eine große Macht gegeben über die Herzen der Menschen, aber sie fiel ihr zu ohne eine jener herzbethörenden Künste, unter deren Wirkung er einst gelitten. Ihr Wesen war einfach, schlicht und wahr, und muthete ihn an wie ein thaufrischer, kühler Abendhauch nach einem erschlaffenden, sonndurchglühten, staubigen Tage.

„Rosa hat das so angeordnet — Rosa meinte, daß Ihnen dieß besser gefallen würde, — Rosa hielt dieß für hübscher," — hörte er jeden Tag, wenn er seine Befriedigung über irgend eine anmuthige Veränderung im Hause aussprach. Wenn er jetzt in's Speisezimmer trat, blieb er oft überrascht an der Schwelle stehen und fragte sich verwundert, wie es möglich sei, so große Wirkungen durch so kleine Mittel zu erzielen? Der weite, öde Raum war bis zur Unkenntlichkeit verändert. In den glänzend gebohnten Eichenmöbeln schien sich die Sonne beständig zu spiegeln und ein nie endender Frühling auf den grünen Blattpflanzen in der breiten Fensternische zu liegen! Selbst die Herren der Wirthschaft beugten sich — so meinte Osten — in ihrer Weise dem Zauber zarter Weiblichkeit: sie ließen die ominösen Thranstiefel vom Mittagstische verschwinden. Schon am zweiten Mittage von Rosa's Anwesenheit machte sich ihr Fehlen Osten auf angenehme Weise bemerklich.

„Es ist vermuthlich des heiligen Abends wegen," sagte er sich, um sich nicht in schönen, aber trügerischen Hoffnungen zu wiegen. Als aber die Feiertage vergangen waren und sie nach wie vor vom Tische wegblieben, fragte er Rosa scherzend, ob sie auch die ihr dargebrachte Huldigung gebührendermaßen anerkenne? Sie blickte von ihrer Arbeit auf und lächelte schelmisch, wobei zwei Grübchen in ihrer schön gerundeten, sammetweichen Wange sichtbar wurden.

„Was Sie für eine Huldigung halten, ist nichts Anderes, als die Folge eines zarten Winkes, den ich nicht umhin konnte, den Herren zu geben," sagte sie. „Ich sagte ihnen, daß, wenn der Hausherr sich die Mühe des Umkleidens nicht verdrießen lasse, jeder Mann von Takt und Bildung ein Gleiches thun müsse. Das wirkte bei den Jüngeren — sie wollten mir beweisen, daß sie Männer von Takt und Bildung seien. Dem alten Onkel aber, der sich für dieses Mittel leider ganz unzugänglich zeigte, habe ich vorgestellt, daß die Morgenstiefel, die ich ihm zu Weihnachten gestrickt, ihm ganz besonders bequem zu seinem Mittagsschläfchen sein würden. Als ich ihn erst hievon überzeugt hatte, wurde es mir verhältnißmäßig leicht, ihn zum Anziehen derselben schon vor Tische zu bewegen."

„Liebe Rosa, Sie sind die klügste kleine Eva, die es jemals gegeben," sagte Osten. „Nicht allein, daß Sie unausgesprochene Wünsche von der Stirn zu lesen verstehen, — Sie finden auch Mittel und Wege, sie zu erfüllen."

„Das ist gewöhnlich leicht genug," erwiederte sie mit einem ernsteren Blick in ihrem hellen, offenen Auge. „Sie zum Beispiel würden nur nöthig haben, Ihren Willen offen auszusprechen, um ihn erfüllt zu sehen. Denn die hiesigen Leute sind gutgeartet und verlangen nichts Besseres, als ihrem Herrn zu gehorchen. Aber auf's Errathen oder auf ein selbstständiges Anordnen verstehen sie sich nicht. Sie sind auch ganz und gar nicht daran gewöhnt. Denn die alte gnädige Frau führte ein ganz autokratisches Regiment und hielt alles selbstständige Denken für eine Auflehnung gegen ihre Autorität. — Ich sage Ihnen das," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „weil ich weiß, Sie werden mich nicht für lieblos oder undankbar gegen meine Wohlthäterin halten, und weil ich Ihnen zeigen möchte, daß die Leute an eine andere Behandlungsweise gewöhnt sind, als die von Ihnen eingeschlagene. Wenn Sie sich entschließen könnten, Ihre Befehle unumwunden auszusprechen, so würde besser für Sie gesorgt sein."

„Liebe Rosa, jeder Mensch hat seine besondere Art. Der meinigen widersteht es, von mir und meinem Bedürfen viel Aufhebens zu machen. Ich muß verbraucht werden, wie ich eben bin."

Sie sah ihn an mit einem Ausdrucke in ihrem lieblichen Gesicht, der ihn eigenthümlich bewegte. Es war Bewunderung, gemischt mit einer Art zärtlichen Mitleids, wie es etwa eine Mutter für ihr leidendes Kind fühlt. An diesem Blicke erkannte er, daß man sie mit seiner Vergangenheit bekannt gemacht hatte, und daß ihn dieß in ihrer Achtung nicht geschädigt, erfüllte ihn mit dankbarer Freude.

Er grübelte zuweilen darüber nach, ob sie liebenswürdiger war, wenn sie ernst sprach oder wenn sie scherzte, aber er konnte darüber zu keiner Entscheidung kommen. Er fühlte nur, daß sie stets und überall dieselbe war — daß nie etwas Gemachtes oder Gekünsteltes in ihrem Wesen lag. Ihre Rede klang wie der in Worte gefaßte Pulsschlag ihres Herzens: wahr und natürlich, mochte sie nun tapfer und mit unverwüstlich guter Laune einen kleinen Strauß mit Onkel Ralf ausfechten, — für dessen Schwächen sie einen scharfen Blick hatte, ohne sich jedoch dadurch zum Zorne, sondern nur zur Entfaltung eines neckischen, liebenswürdigen Humors reizen zu lassen, — oder mochte sie, mit ernstem Blicke zu ihm aufschauend, verständnißvoll auf Osten's Gedanken eingehen, um ihn dann ganz allmälig in richtiger Erkenntniß dessen, was ihm noth that, auf das Zunächstliegende zurückzuführen.

Am Vorabende des Festes hatte er sie veranlaßt, von ihren Eltern zu sprechen. Sie erzählte ihm von ihrem Mütterchen, wie jung und heiter sie gewesen und wie liebevoll sie für den Vater gesorgt habe. Dann sprach sie von deren Tode, von dem tiefen Schmerze des Vaters, von seiner langen Kränklichkeit und von seiner großen Liebe zu ihr, seinem ältesten Kinde.

„In den letzten Wochen seines Lebens mußte ich beständig um ihn sein, und obgleich ich nur ein kleines, dummes zehnjähriges Ding war, sprach er mit mir wie mit einer Erwachsenen," fuhr sie in ihrer Erzählung fort. „Je mehr er sich dem Ende näherte, desto lebhafter wachte die Erinnerung früherer Jahre in ihm auf. Am liebsten sprach er von der Zeit, als er zuerst in diese Gegend gekommen. Ich entsinne mich, daß es mich immer eigenthümlich bewegte, wenn er klagte, daß die lithauische Sprache, diese Sprache, so reich und herrlich angelegt und einer so hohen Vollendung fähig, jetzt am Aussterben wäre und nach zehn oder zwanzig Jahren gewiß völlig von der Erde verschwunden sein würde. Auch von Ihnen, Herr von Osten, hat er oft, als von einem seiner liebsten Schüler, gesprochen. Ihr Name ist mir bekannt, solange ich zurückzudenken vermag. Die Linden vor unserem Häuschen, welche Sie als zwölfjähriger Knabe meinem Vater pflanzen halfen, haben oftmals zugehört, wenn er in ihrem Schatten saß und mir von Ihnen erzählte. Er hatte Sie sehr lieb, Herr Baron, und hielt Sie sehr hoch! O, wenn er noch lebte! Welch' ein treuer Freund würde er Ihnen sein — welcher Segen in Ihrer jetzigen Einsamkeit!" —

„Wer weiß, Rosa! Vielleicht hätte er sich auch von mir gewandt, wie — wie — wie die Anderen!"

„Er? Niemals! Er hätte sich in Ihre Seele versenken können — er hätte mit Ihnen gefühlt! Er würde es verstanden haben, Ihnen das Leben lieb zu machen — er hätte dazu den rechten Ton und die rechten Worte getroffen, die ich nur dunkel ahnen — aber nicht finden kann!"

Er hätte ihr sagen mögen, daß sie keiner Worte bedürfe — daß ihre Gegenwart schon genüge, ihn wieder mit dem Leben auszusöhnen. Aber sie stand so harmlos und unbefangen vor ihm — sie sah so jung, so kindlich aus, daß er davor zurückbebte, sie an sich und sein niedergehendes Leben zu binden.

„Für Sie, Rosa, habe ich kein Geschenk! Ihnen stehe ich mit ganz leeren Händen gegenüber!" sagte er, als sie unter dem brennenden Weihnachtsbaum standen und Justus die Eisenbahn mit einem jubelnden: „Ich bekomme sie doch — ich bekomme sie doch, Rosa!" in Empfang nahm.

„Und die Puppe?" fragte sie mit schelmischem Lächeln.

„Die Puppe war allerdings für Sie bestimmt — nun können Sie mich auslachen über mein verunglücktes Geschenk!"

„Haben Sie sie wirklich für mich bestimmt — haben Sie wirklich an mich gedacht, ohne mich zu kennen?" fragte sie, rasch zu ihm aufblickend. „O, wie mich das freut! — Wie soll ich Ihnen für Ihre Güte danken?"

„Und mittlerweile gehen Sie leer aus," sagte er lächelnd.

„Leer? ich hoffe, Sie haben nicht die Absicht, mir mein Geschenk vorzuenthalten! O, bitte! Geben Sie es mir — ich freue mich so sehr darüber!"

Er reichte es ihr hin, und sie nahm es in Empfang und hielt es mit ausgestrecktem Arme vor sich hin, es bewundernd betrachtend. Sie lächelte, aber sie hielt die Hand über die Augen, als ob das Licht sie plötzlich blende.

„Schade um das viele fortgeworfene Geld!" sagte Frau Heß, „ich aber trage keine Schuld daran. Ich habe Ihnen ausdrücklich gesagt, daß Rosa schon Stunden gibt — also ein erwachsenes Mädchen ist."

„Wenn Sie es mir gesagt haben, so habe ich es eben überhört. Ich war der Meinung, mein Pflegetöchterchen sei ein etwa zwölfjähriges Mädchen."

„Die Puppe wird hoffentlich umzutauschen sein, Rosa," fuhr Frau Heß fort. „Du kannst gewiß viele nützliche Sachen dafür bekommen! Band und Nadeln und vielleicht einige Pfund Strickgarn, und —"

„Ich will sie aber nicht umtauschen — ich denke gar nicht daran!" rief Rosa eifrig. „Ich gebe sie um alles Strickgarn der Welt nicht hin! Ich habe sie und werde sie behalten!"

Man lachte über Rosa's Eifer — die Alte kopfschüttelnd über das thörichte Mädchen. Osten aber fühlte sein Herz schneller und freudiger schlagen. Und hätte er sehen können, wie Rosa Abends in ihrem Stübchen, alle anderen Geschenke unbeachtet lassend, das seine mit feuchtschimmernden Augen betrachtete, und ehe sie es fortlegte, leise und verstohlen an ihre Lippen drückte — hätte er dieß sehen können, sein Herz hätte noch freudiger, noch hoffnungsvoller geklopft.

Das Weihnachtsfest war vorüber, die Arbeiten der Werktage wieder zur Hand genommen. Einem alten, in ganz Lithauen verbreiteten Brauche gemäß, der das Spinnen in „den Zwölften" als unheilbringend verbietet, schwiegen die Spinnrocken in der Mägdestube. Frau Heß ließ deßhalb aber nicht feiern. Sie hatte andere Arbeiten für die Mädchen bereit, Federn reißen und Säcke nähen, lauter Dinge, die ihrer großen Wichtigkeit wegen nur unter ihrer speziellen Aufsicht gethan werden durften. — Draußen pfiff der Wintersturm um die Ecken und Vorsprünge des alten Hauses und rüttelte an den geschlossenen Fensterläden. Drinnen im Wohnzimmer aber brannte die Lampe auf dem runden Tische vor dem Sopha. Und hinter dem singenden Samowar saß Rosa, eine zierliche Handarbeit in der Hand, hinauslauschend, ob sich der wohlbekannte Schritt auf dem Korridor nicht hören ließ. Und wenn er sich vernehmen ließ und sich die Thür öffnete, um den Erwarteten einzulassen, dann lächelten zwei glückliche Augen ihm ein seliges Heimatsgefühl in's Herz, und während der Schneesturm draußen tobte, erblühte drinnen ein neues Leben und tausend namenlose, liebliche Empfindungen schossen empor gleich Frühlingsblumen im Mai.

„Viel tausendmal Glück für dieses und jedes folgende Jahr!" sagte Rosa, als Osten am Morgen des Neujahrstages zu ihr in's Wohnzimmer trat. Sie reichte ihm die Hand, die er ergriff und leise drückte.

„Das Wort Glück ist sehr verschiedener Deutung fähig," sagte er lächelnd. „Seien Sie genauer in Ihrem Wunsche, liebe Rosa! Definiren Sie mir das Glück, das dieses Jahr mir bringen soll."

„Nun, das ist nicht schwer!" sagte sie schnell. „Freude im Hause und Friede außen — reiche Ernten — gesegnete Arbeit — treue Diener — gute Freunde und liebe Nachbarn!"

„Ich danke Ihnen, Rosa, für Ihren herrlichen Wunsch! Ich freue mich seiner, obgleich ich weiß, daß seine gänzliche Erfüllung sehr unwahrscheinlich, fast unmöglich ist. Sie wünschen mir gute Freunde und liebe Nachbarn. Ich will froh sein, wenn der einzige Freund, den ich besitze, mir treu bleibt. Und was meine Nachbarn anbetrifft, so ist nicht einer unter ihnen, der mir wohl will. Ich habe darüber Erfahrungen gemacht, und sie waren so bitter, daß ich in Zukunft, um mich vor Hohn und Beleidigung zu schützen, noch einsamer, noch zurückgezogener leben will!"

„O, thun Sie das nicht!" rief Rosa warm. „Gehen Sie unter Menschen — gestatten Sie, daß man Sie kennen lernt! Wenn Ihre Nachbarn Ihnen näher treten dürfen, dann werden sie Ihren Werth erkennen und Sie lieben und ehren, wie Sie es verdienen! Thun Sie ihnen und sich selbst nicht das Unrecht an, daran zu zweifeln!"

„Liebe Rosa, mir fehlt die Zuversicht des Glücklichen — ich bin nicht mehr jung, nicht mehr elastisch genug, um nach Erfahrungen, wie ich sie gemacht, noch Hoffnung hegen zu können."

Sie schaute ihn wieder mit dem Blicke an, den er schon mehrmals wahrgenommen — dem innigen, trauervollen Blicke, der ihm sagte, daß sie in seiner Seele zu lesen verstehe und seine Schmerzen mit ihm empfinde. Leise schüttelte sie das Haupt, als wollte sie andeuten,

daß sie diese hoffnungslose Resignation mißbillige, sich aber nicht die Kraft zutraue, mit Erfolg dagegen anzukämpfen.

„Wie soll ich das Leben ertragen, wenn sie fort ist?“ — Diese Frage beschäftigte fast unausgesetzt Osten's Gedanken und lastete auf seiner Seele mit dumpfem Druck. Wie ein Kind zählte er die Tage des Glückes, die ihm noch blieben: noch sechs — noch fünf — noch vier —

„Ich habe Nachricht bekommen — morgen muß ich reisen!“ sagte Rosa zu ihm und auch ihre Stimme bebte.

„Schon?“ fragte Osten tonlos. „Ich meine, Sie sagten, daß die Schule erst den Achten beginne.“

„So ist es auch — aber die Lehrerinnen sollen einige Tage früher kommen. Wir müssen eine Konferenz abhalten, um den Stundenplan festzustellen. Es gibt vor der Ankunft der Pensionärinnen immer Vielerlei zu besorgen.“

Eine lange Pause entstand, während welcher zwei Herzen bang und angstvoll klopften.

„Ich bin ihm nichts — er wird mich nicht vermissen!“ dachte Rosa und sie fühlte ein tiefes Weh im Herzen.

„Sie kehrt gern zurück zu dem ihr liebgewordenen Berufe — zu dem Leben im Kreise heiterer, hoffnungsvoller Jugend. Sie gehört zu ihr — sie sehnt sich zurück; wie sollte es auch anders sein!“

Er hatte schweigend neben ihr gestanden, düster vor sich hin blickend. Endlich raffte er sich empor:

„Sie gehen gern, Rosa! — Das ist natürlich, denn die Jugend liebt Wechsel und reges Leben. Man wird Sie dort mit Freuden empfangen! Werden Sie von Ihren Schülerinnen sehr geliebt?“

„Ja, sie haben mich lieb — sie sagen es mir und zeigen es auch. Aber das Gefühl des Fremdseins verliere ich doch niemals dort. Wenn die Ferien beginnen, flattert Alles jubelnd auseinander und kehrt nur zögernd und mit Widerstreben zurück. Dann, wenn sie das Liebste entbehren müssen, bin ich ihnen ein ganz angenehmer Nothbehelf. Aber unentbehrlich bin ich ihnen nicht! Wenn ich ginge, träte eine Andere an meine Stelle, und ich wäre nach kurzer Zeit vergessen.“

„Lassen Sie sich das nicht kränken, Rosa — das liegt in der Natur des Kindes! Eindrücke haften nicht lange in einem Kindergemüthe.“

„Das merke ich,“ entgegnete sie mit einem Lächeln, in dem er einen leisen Anflug von Schmerz erkannte, — „das merke ich, seitdem Justus Ihr Sohn geworden ist! — Seitdem Sie die Sorge für ihn übernommen haben, bin ich auch ihm entbehrlich geworden. Ich nehme nicht mehr die erste Stelle in seinem Herzen ein!“

„Ich erkenne, Rosa, wie groß das Opfer ist, das Sie mir gebracht — wie sehr Sie sich selbst beraubt haben, um mein Leben zu schmücken!“

„Ich bedaure es nicht,“ sagte sie entschlossen, die feucht gewordenen Augen trocknend. „Unbedenklich würde ich zum zweiten Male so handeln, wenn die Entscheidung noch einmal von mir verlangt würde. Wenn es ein Opfer ist, so habe ich es meinem großmüthigen Freunde gern gebracht!“ — Bei dem bewegten Klange ihrer Stimme hatte er rasch das Haupt erhoben und sie angeschaut. Aber bei den Worten „großmüthiger Freund“ ließ er es wieder langsam sinken.

„Sie sind mir keinen Dank schuldig, Rosa! Ich wiederhole Ihnen, daß ich durch das Wenige, was ich Ihnen leisten darf, eine größere Wohlthat empfange, als Sie zu ahnen im Stande sind. Ich bin der Empfangende — Sie die Gewährende! Sie haben mir mehr wohlgethan, als je ein Mensch vorher — und das Beste, was ich Ihnen dafür geben kann, ist, daß ich sage: Gehen Sie — suchen Sie sich Ihre Freuden auswärts! Ich habe Ihnen nichts zu bieten, was Ihrer Jugend gemäß ist.“

Im Hinterhalt. Zeichnung von Josef Wolf. (S. 874.)

Es ließ sich nicht verkennen, daß er nur mit Anstrengung eine schmerzliche Bewegung niederkämpfte. — Und seltsam! Je weniger ihm dieß gelingen wollte, desto muthiger schaute Rosa drein. Es war sogar, als ob aus ihrem eben noch thränenfeuchten Auge ein heller Strahl der Freude drang, als er, den Fensterplatz ihr gegenüber einnehmend, jetzt zu sprechen fortfuhr:

„Wenn Sie fort sein werden, kehrt trostlose Oede in mein Haus zurück — aber ich bin nicht egoistisch genug, dieß auf Ihre Kosten ändern zu wollen. Deßhalb sage ich: Gehen Sie, Kind! Aber vergessen Sie nicht, daß dieß Haus Ihre Heimat ist. Es ist keine heitere, freudvolle — aber es wohnt sich warm und sicher unter diesem breiten, festen Dache. Denken Sie daran, Rosa, daß es das Recht in Anspruch nimmt, Sie zu schützen, wenn Sie des Schutzes bedürfen! — Vergessen Sie es nicht und sagen Sie mir, daß Sie von Zeit zu Zeit zurückkehren werden.“

Rosa hob den Kopf empor und schaute auf. Ihre Blicke begegneten sich, und in Osten's Auge mochte das junge Mädchen lesen, was seine Lippe verschweigen wollte. Sie fühlte die Selbstlosigkeit seines Entsagens — sie ahnte die schauerliche Oede, die nach ihrem Gehen in ihm und um ihn zurückkehren würde. Sie erröthete nicht — sie zitterte nicht. Was sie in diesem Augenblicke empfand, war groß und tief — es brachte jede andere scheue Regung zum Schweigen.

„Sie sagen: Gehe! — und ich werde gehen,“ sprach sie mit leiser, klarer Stimme, der man trotz der Ruhe, zu welcher sie sich zwang, dennoch die tiefe Bewegung anhörte, — „ich werde gehen und unter Fremden leben, so gut ich kann. Ich werde meine Pflicht erfüllen nach wie vor, wenn auch stets mit dem Bewußtsein, daß jede Andere meinen Platz ebensogut, wenn nicht besser, ausfüllen kann. — Aber ich werde mich fühlen wie eine aus der Heimat Verbannte. Wie eine Schuld der Undankbarkeit wird es mir auf der Seele lasten, daß ich dem theuren Hause, das meine Kindheit geschützt, jetzt, da es meiner bedarf, den Rücken kehren muß. Alle meine Gedanken werden hier weilen und ich werde die Tage zählen, bis es mir vergönnt ist, wiederzukehren.“

„Und zu welchem Zwecke?“ fragte Osten, der sehr bleich geworden war, — „zu welchem Zwecke, Rosa? — Ist dieß der Ort, wo Sie glücklich sein können! Sie sind dazu geschaffen, andere Kreise zu schmücken, Sie mit Ihrer strahlenden Jugend — mit Ihrer reichen Bildung!“

„Wenn meine Jugend dieß alte, liebe Haus erhellt, dann halte ich sie für gut angewandt. Und an meinem bischen Wissen trage ich nicht schwer. Sollte es mich hindern, meine nächste und heiligste Pflicht zu erfüllen, dann wäre es ein elendes Ding! Je eher, je lieber müßte es über Bord geworfen werden!“

„Rosa! Rosa! Bedenkst Du auch, welcher Deutung Deine Worte fähig sind? — Wi..st Du sie erfüllen, so, wie mein Herz es ersehnt? — Willst Du bleiben und das Glück meines Lebens — die Herrin meines Hauses werden?“

Es währte einige Minuten, bis sie antwortete. Die Bewegung, welche sie bis dahin heldenmüthig bekämpft hatte, übermannte sie und raubte ihr die Fähigkeit des Sprechens. Als sie aber das Haupt von seiner Schulter, wo es geruht, emporhob, da schimmerte schon wieder das sonnige Lächeln in ihrem Auge, das seine kommenden Tage mit Glanz und Glück erfüllen sollte.

„Ich werde nicht bleiben!“ sagte sie zu ihm aufblickend, „denn ehe ich einen neuen Kontrakt eingehe, muß ich den alten erfüllen, und der fordert vierteljährige Kündigung von mir. Aber ich werde wiederkommen und Dein Haus — und auch ein bischen Dich selbst in Ordnung halten!“

Geschichte von Einem, der sein Lachen verkauft hat.

Ein Märchen von A. Seyfried.

Illustrirt von Peter Krämer.

Ein Handwerksbursche zog einmal
Durch einen grünen Wald,
Und pfiff ein Liedchen ganz vergnügt,
Das lustig weiter schallt.
Die Vöglein flogen ober ihm
Mit frohem Nachtgesang,
Und durch die dunklen Zweige hell
Die Abendröthe drang.
So ging es munter weiter fort,
Da fing's zu dunkeln an,
Der Wald, der nahm kein Ende mehr,
Und Sternlein rückten an.
Da wurd' er endlich müde doch,
Er ruht im Moos sich aus,
Und dachte jetzt so einsam, ruhig
Auch an sein Heimathaus.
Ihm war so sonderbar zu Muth,

Ganz alte Märelein,
Die ihm die Muhme einst erzählt,
Die fielen ihm jetzt ein.
Und weil da Manches drollig war,
So lacht er laut dabei:
„Was doch die Jugend Alles träumt,
Und meint, daß wahr es sei!" —
Da rauscht es plötzlich nah' vor ihm
Und Zweige theilen sich,
Und eine große Felsenschlucht
Zeigt sich gar schauerlich.
Ein graues Männchen trat heraus
Und kreischt ihn also an:
„Du hast wohl Hunger, heißen Durst,
Bist müde, armer Mann?
Du jagst nach deinem fernen Glück
Und wanderst durch die Welt,

Verfolgest nur ein einzig Ziel,
Nach Gütern und nach Geld!
Magst dich so plagen, hör' mir zu,
Ich mach' dich plötzlich reich,
Nimm hier den Beutel — reinstes Gold —
Der bleibt sich immer gleich
Gefüllt, so lange du mir folgst
Und hältst, was ich verlang':
Ich kauf' dafür dir's Lachen ab —
Gewiß ein leichter Zwang! —
Dafür schaffst du ein Leben dir
Voll Wonne und voll Freud',
Gold ist der Schlüssel zu dem Glück,
Er öffnet jederzeit.
Statt einer Hütte baust du dir
Paläste, herrlich, fein,
Dort finden sich beim Becherklang
Stets deine Freunde ein.
Und willst du dann erst eine Braut,
Dir fällt doch gar nicht schwer,
Ein ganzes Dutzend, wenn du willst,
Bist ja ein reicher Herr!" —

Der Handwerksbursche stutzt vorerst —
Er lachte gar so gern —
Doch einmal spielen auf der Welt
So einen reichen Herrn —
Das wär' fürwahr so übel nicht —
„Topp!" rief er, „ich schlag' ein!
Ich lass' dafür von heute an
Das dumme Lachen sein!" —
Doch eisig kalt lief's ihm dabei,
Als er des Männchens Hand
Erfaßt, er fühlte, daß sein Blut
Auf einmal stille stand. —
Der Berggeist reicht den Beutel hin:
„Hier hast du dein Begehr,
Vergiß nicht, was gelobet du,
Sonst ist der Beutel leer!" —
Und drauf verschwand er. — Stolz sieht jetzt
Der Bursche an sein Gold,

Doch darf vor Freud' nicht lächeln er,
Sonst schwände dieser Sold. —
Der Reichthum gab ihm neue Kraft,
So daß er endlich bald
Mit Plänen kühn und tausendfach
Durchzogen hat den Wald.
Ganz in der Nähe lag ein Dorf,
Das bald erreichet er,
's war Jahrmarkt eben und da ging's
Besonders lustig her.
Voll war die Schenke; es erklang
Die muntre Fiedel dort,
Die junge Bursche, Mägdelein

Zum Tanze riß mit fort.
„Hier wohnt die Lust! hier kehr' ich ein!"
So rief er; „komm', o Gold,
Schaff' mir Vergnügen, alles das,
Was meinen Wünschen hold!
Vor Allem such' ich Freunde hier,
Die finden sich schon ein,
Sie fehlen in der Regel nie,
Wo fließt ein guter Wein!" —
Drauf nähert er den Tischen sich
Und sprach sie an sogleich:
„Erlaubt ihr, Leute, daß ich mich
Lass' nieder hier bei euch?
Ich habe frohe Menschen gern,
Trinkt mit mir ein Glas Wein;
He, Wirth, bringt mir vom Besten, den
Ihr habt, ganz echt und rein!" —
Bald kreist das Glas, das Lied erschallt
Und heller Jubel war,
Der reiche Mann alleine sitzt
Dabei ganz kalt und starr.
Kein Lächeln brachte frohe Lust,
Kein Scherz fand Wiederklang,
Kalt ließ ihn And'rer Heiterkeit
Und munterer Gesang!
Und dieses ernste Angesicht
Und dieser kalte Blick
Gefiel den lustigen Leuten nicht —
Sie zogen sich zurück. —

Als bald darauf er saß allein,
Da sah er es wohl ein,
Daß wahre Freunde man sich nicht
Erkauft für ein Glas Wein.
So zog er in Gedanken ernst
Bald wieder weiter fort,
Da dacht' er an sein Liebchen auch
In seinem Heimatort:
„Ich brauche schnöde Freunde nicht,
Ich such' mir meine Braut,
Die werde mir für ew'ge Zeit
Als Weibchen angetraut.
Reich soll sie werden, wie kein Weib
Es je auf Erden war;
Will schmücken ihren zarten Leib
Mit Diamanten klar!" —
Bald trat er in ihr Kämmerlein,
Und als sie ihn erblickt,
Kam lächelnd sie entgegen ihm,
Vor Freude hoch entzuckt.

Doch kalt und starr stand er vor ihr,
So sehr er sich auch zwang
Zu einem heitern, frohen Blick,
Es dennoch nicht gelang.
Wohl trug er ihr die Ehe an
Und sprach von Reichthum, Glück,
Doch als er ihre Hand erfaßt,
Zog sie sie schnell zurück.
Es rieselte dabei so kalt
Das Blut im Leibe ihr,
So seltsam ward ihr jetzt zu Muth
Vor diesem Manne hier.
Dann sprach sie fest entschieden aus:
„Ich nehme keinen Mann
Mit kaltem, starrem Angesicht,
Das nicht mehr lachen kann!" —
Und traurig schlich er aus dem Haus,
Verlassen — ganz allein

Soll er mit seinem Reichthum jetzt
Fortan im Leben sein.
„Fluch diesem Gold!“ so rief er jetzt,
„Wo bist du, böser Geist,
Der mit dem Golde nur allein
Dem Menschen Glück verheißt?
O komm' — nimm deinen Beutel fort,
Nimm dieses Glückes Schein,
Will lieber lachen und dabei
Ein armer Teufel sein!“ —
Drauf warf er diesen Beutel hin,
Die Erde öffnet sich,
Und unter Rauch und Feuer schwand
Das Gold gar schauerlich.
Ein Knall — ein Schlag! — Verschwunden war
Der Schatz der Geistermacht;
Dem Burschen aber ward so leicht,
So daß er herzlich lacht.
Laut jubelt wieder er im Wald,
Und zieht zur Schenke hin,
Sind auch die Taschen wieder leer,
Ist fröhlich doch sein Sinn.
Bald saß als heiterer Kumpan
Er froh im Freundeskreis,
Sang seine Lieder, wie gewohnt,
Vergnügt in alter Weis'.
Und als er lächelnd seiner Braut
Entgegenkam voll Lust,
Da schloß sie selig wieder ihn
An ihre treue Brust.
Durch Arbeit schuf er sich gar bald
Wohl seinen eig'nen Herd
Und ward von seinem treuen Weib
Geliebt und hochgeehrt. —
Oft noch in langer Winterszeit
Erzählt er von dem Mann,
Der sich vom Gold verleiten ließ
Und nicht mehr lachen kann,
Und lachte herzlich dann dabei
Zu seinen Kindern hin:
„Merkt euch, das größte Glück das ist:
Ein fröhlich heitrer Sinn!“

In den Hochlanden des Hudson.

(Hiezu das Bild S. 869.)

Kein amerikanischer Fluß bietet dem Touristen so viel Reiz, so viel Genuß als der Hudson; ein tiefer, breiter, herrlicher Strom, 150 Meilen landeinwärts für die Schiffahrt zugänglich, durch ein reiches, schönes Land fließend, umsäumt von Ufern, welche ein beständig wechselndes, große Naturbilder entfaltendes Panorama bieten: Berge, kühne Felsenparticen, Hochlande, fruchtbare Thäler, Wälder, sanfte Ebenen mit kleinen Seen, rauschende Wasserfälle und anmuthige Eilande. Die Natur, freigebig genug mit ihrem Zauber, wird noch durch die Menschenhand unterstützt, den Hudson zu einem der interessantesten Ströme zu machen. Seine Ufer schmücken große Städte, zahlreiche Dörfer und die herrlichen Landsitze des Reichthums, kostbare Häuser von Marmor und Stein, welche den Millionären der Hauptstadt gehören, inmitten von wohlgehaltenen Parks, neben der einfachen, aber geschmackvollen Villa des berühmten Künstlers oder Schriftstellers. Riesige Hotels für den Sommeraufenthalt breiten sich an den Höhen aus; Cottages, Kirchen und Fabriken tragen das Ihrige zur Abwechslung bei und halten den aufmerksamen Touristen in Athem. Mehr denn dieß — der Strom selbst ist von jeder Art von Fahrzeugen überfüllt, von dem „schwimmenden Palast“, wie die Vergnügungsdampfer genannt werden, bis zu den Schoonern, Yachten und Flottillen von Kanalbooten, welche den Strom auf und ab schwimmen, beladen mit dem goldenen Korn des „fernen Westen“, das in alle Welt geht, oder mit den Kohlen von Pennsylvanien, die während des Winters Tausende von homes» wärmen. Der Künstler unseres Bildes hat mit geschickter Hand die Großartigkeit der Szenerie mit dem geschäftigen Treiben auf dem Strome zu verbinden gewußt. Eines der schönsten Tagesboote, die „Mary Powell“, durchfliegt eben die Wasser. Eine Fahrt auf dem Hudson mit diesem Boote ist ein herrlicher Genuß, der durch die Erzählungen des Kapitäns Anderson noch erhöht wird; er kennt die Geschichte und Sage des Ufers in allen Einzelheiten und ist mit der ganzen Elite der amerikanischen Gesellschaft bekannt. Die Indianer nannten den Hudson den „Fluß der Berge“ und er verdient diesen Namen mit vollem Rechte, denn diese geben ihm das Gepräge, den Charakter, wie dem Rhein.

Im Hinterhalt.

(Hiezu das Bild S. 872.)

Gar mancherlei sind die Arten, wie die wilden Thiere ihre Beute suchen. Einige, wie der Wolf, verfolgen ihr Opfer in ungestümer Hast, bis das arme Thier erschöpft zu Boden sinkt und in die Klauen seines Feindes fällt. Aber am liebsten liegen die meisten wilden Thiere im Hinterhalt und warten geduldig, bis ihre Beute harmlos herankommt, und strecken sie dann mit einem Sprunge zu Boden. Selbst einige Schlangen, wie die Boa Constriktor, bemächtigen sich auf diese Weise ihres Opfers. Von allen Rassen ist die der Katzen ganz besonders durch diese Praktik bekannt. Ihr leichter und geschmeidiger Körper, ihre sammetweichen Pfoten und ihre unermüdliche Geduld machen ihnen diese Verfolgungsart bequem. Hinter dichtem Gezweige, fest an den Boden geschmiegt, oder auf einem den Weg überhängenden Aste, die Beine fest an den Leib gezogen, harren sie zum Sprunge bereit auf die Beute. Unser Luchs, den wir in solcher Lage sehen, zählt zu den schwächeren Sippen des Katzengeschlechts, dessen glänzendste Repräsentanten der Löwe und der Tiger sind. Manche haben zwar eine ziemliche Größe, niemals aber sind sie für den Menschen gefährlich geworden. Sie gehen auf Ziegen, Schafe und kleinere Thiere aus und machen auch Hühnerhöfen ihre Besuche, nur müssen diese nicht zu nahe an den Häusern stehen, denn der Luchs ist scheu und feig. Erst bei Einbruch der Dunkelheit geht er auf den Raub aus. Größere Thiere greift er nur vom fürchterlichsten Hunger gequält an. Gewöhnlich geht er allein auf seine Raubzüge aus, wenige Sippen nur, wie der Caracal, verbinden sich zu ganzen Trupps und überfallen ihre Beute in Masse. Alle Bewegungen werden mit großer Vorsicht gemacht, jeder Schritt scheint überlegt, wenn er der Beute gilt; deßhalb wartet er am liebsten in einem Dickicht verborgen, auf dem Baumast, der nicht zu hoch über dem Wege hängt, zusammengekauert. Das ist auch die Lage unseres Luchses. Die Ziegen, des Feindes Nähe nicht ahnend, grasen näher und näher. Zu schlau, um sich vorzubeugen, wo er von seiner Beute gesehen werden könnte, verläßt er sich ganz auf seine Ohren; die grünen Augen sind halb geschlossen. Nur eine Pfote ist etwas vorgestreckt, wie zum Fange bereit. Nun kommt die Heerde dicht unter den Ast. Eines der armen Thiere erfaßt sein Blick und im nächsten Moment hat er den Sprung gethan, das Thier mit Zähnen und Klauen gepackt und nach dem Dickicht fortgeschleppt, während die erschrockene Heerde auseinanderstiebt.

Helm und Schild.

Von

Benno Reden.

III.

In späteren Zeiten begann man zuerst die königlichen und fürstlichen Wappen mit Hermelinmänteln zu umgeben, da der Purpur und der Hermelin sich als Zeichen des fürstlichen Ranges ausbildeten, und auch die Grafen und niedere Edelleute umgaben ihre Wappen mit Mänteln von verschiedenen Farben. Es sind jedoch diese Mäntel der alten Heraldik fremd, obgleich sie heute bei fast allen königlichen und fürstlichen Wappen erscheinen, — ebenso stellte man unter Weglassung des Helms die Krone unmittelbar über den Schild, was wir ebenfalls unbedingt für einen heraldischen Fehler halten müssen, da gerade der Helm, das Tympanum, das unerläßliche und ausschließliche Zeichen eines edlen Geschlechts ist. Ganz insbesondere ist die Weglassung des Helms heute bei den Wappen der fürstlichen Geschlechter Sitte geworden, welche zu gleicher Zeit bei den souveränen Fürsten die Wappen der von ihnen regierten Länder bilden. Unter den deutschen Fürsten- und Landeswappen zum Beispiel führen heute nur noch Preußen, Württemberg und das Fürstenthum Reuß den Helm. Preußen hat freilich das ganze Wappen mit dem Mantel und der darauf ruhenden Krone umgeben, ebenso Reuß, aber über dem eigentlichen Schilde steht der Helm, während Württemberg nur den Helm über dem Schilde des königlichen Hauses führt und auch den Schild in seiner ältesten ovalen Form zeigt. Der preußische Helm ist heraldisch vollkommen richtig, er ist golden, damaszirt und völlig offen, ohne Visir. Der württembergische Helm ist allerdings golden und trägt die Königskrone, aber er hat, wie das Wappen gewöhnlich und auch in offizieller Form erscheint, ein mit fünf Gitterstäben geschlossenes Visir, welches durchaus heraldisch unrichtig ist, denn es ist das wesentliche Abzeichen und ausschließliche Vorrecht des königlichen Helms, daß derselbe völlig offen ohne Visir über dem Schild steht. Es scheint, daß man bei Erhebung des Herzogthums Württemberg zum Konigreich die Berichtigung des Wappenhelms in diesem Punkt versäumt hat. Das Fürstenthum Reuß führt heraldisch ganz richtig den silbernen goldbeschlagenen Helm der Prinzen und Großherzoge mit der deutschen Fürstenkrone. Auch die freien Städte Hamburg und Bremen führen Helme über ihren Wappen, doch sind dieselben ebenfalls heraldisch richtig eisern, mit der städtischen Mauerkrone geschmückt. Es finden sich als äußere Wappenzeichen zuweilen noch Fahnen, entweder einfach in den Farben der Helmdecken oder mit eigenen Wappenbildern, welche meist allerdings aus dem Schilde entnommen sind. Diese Fahnen kommen kreuzweis hinter dem Schild gestellt vor, was wir jedoch nicht für richtig halten möchten, da sie eigentlich von den Schildhaltern gehalten werden müßten, im Allgemeinen sind sie aber auch ein neues, der alten Heraldik fremdes Zeichen.

Wir wenden uns nun von den äußeren zu den inneren Wappenzeichen, welche sich auf dem Schilde selbst befinden. Der Schild, die alte Vertheidigungswaffe, ehe man die aller Schutzmittel spottenden Schießgewehre erfand, war schon im frühen Alterthum ein Attribut und Zeichen der militärischen Ehre. Schon die alten Helden vor Troja hielten viel auf ihre Schilde und schmückten sie mit edlen Metallen. Vulkan selbst schmiedete den Schild des göttergleichen Achill und machte aus demselben ein Kunstwerk, welches die Hand der größten Bildner aller Zeiten wohl kaum wiederherzustellen vermöchte. Im alten Sparta war der Schild bereits ein so ausschließliches Zeichen der militärischen Ehre geworden, daß man dem ausziehenden Krieger zurief: „Komm' mit dem Schild oder auf demselben zurück!“ Den Schild zu verlieren, galt für die höchste Schmach — und lieber sollte der Soldat auf demselben, das heißt als Leiche zurückgetragen werden. Die alte Königswahl bestand darin, daß man den Erwählten auf den Schild erhob und ihn so dem Heere zeigte, und es war daher natürlich, daß diejenigen Zeichen, welche sich die Ritter als Ehrensymbole wählten, auf den Schild gemalt wurden, welcher sich auch durch seine Fläche dazu am besten eignete. Auf den alten Siegeln finden wir vielfach die Gestalt des geharnischten Ritters, welcher den Schild mit Wappenzeichen in der Hand hält. Die Form des Schildes war ganz ursprünglich wohl überall die ovale, abgerundete oder die viereckige, und diese Form ging ursprünglich auch auf die Wappen über. Der Wappenschild veränderte sich aber mit der Zeit und auch nach den verschiedenen Nationen. In England behielt man das Oval bei der Unterhälfte des Schildes und ließ den oberen Theil desselben in drei Spitzen auslaufen. In Frankreich und nach Frankreichs Vorbild auch in Deutschland veränderte man den ursprünglich viereckigen Schild dahin, daß man die beiden unteren Ecken desselben abrundete und zwischen dieselben eine Spitze stellte, auf welche also der gemalte Wappenschild sich stützte. Der alte viereckige Schild aus der Heraldik ist fast ganz verschwunden — man nennt ihn in der französischen Heraldik „l'écu en bannière“, weil er in seiner Form einer Standarte gleicht. Unseres Wissens führen diesen Schild heute nur noch die Gontaut-Biron mit vier in Gold und Roth getheilten Feldern. Der an der unteren Ecke abgerundete und in der Mitte zugespitzte Schild heißt in der französischen Heraldik „l'écu sammite“, weil er in solcher Form ursprünglich von den Sammitern geführt sein soll — er ist der heutzutage gewöhnlichste. Die französische Heraldik kennt außerdem noch den „écu en losange“, das heißt den rautenförmigen, auf der Spitze stehenden Schild. Dieser Schild war das Zeichen der unverheiratheten Edeldamen und Wittwen. Ein solcher Schild ist zum Beispiel derjenige der Jungfrau von Orleans, der, wie wir oben schon bemerkt haben, auf blauem Grunde ein Schwert, eine Krone und zwei Lilien zeigte. Ganz ursprünglich waren wohl die weißen Schilde nur mit Farben bezeichnet — die ersten Bilder mögen wohl redende oder symbolische Wappenzeichen gewesen sein, bis dann etwas später solche Bilder gleich bei der Wahl des Wappens auf den Schild gesetzt wurden. Wir finden daher bei den allerältesten Familien — freilich durchaus nicht als absolut feststehende Regel — sehr vielfach den einfachen Farbenschild, wie wir ihn schon bei den Gontaut-Biron gesehen haben. Die Montmorency hatten einen goldenen Schild mit einem rothen Kreuz — später erst nahmen sie in die durch die Balken des Kreuzes gebildeten vier Felder je vier Adler auf, über deren Ursprung wir bereits gesprochen haben und welche erst in das Wappen traten, als das Geschlecht bereits zu den vornehmsten in Frankreich gehörte. Auch unter den alten deutschen Familien finden wir viele solcher einfachen Farbenwappen. Die Grafen von Abensperg-Traun führen zum Beispiel einen nur der Länge nach von Silber und Schwarz getheilten Schild. Die Arnim haben im Roth zwei silberne Querbalken, — die Grafen Aspremont-Linden führen ein goldenes Kreuz auf rothem Schilde, in dessen Mitte erst später ein silberner Adler erscheint, — die Beust haben in ihrem später vielfach vermehrten Wappen als ursprüngliches Familienzeichen einen sechsmal von Silber und Roth quer gespitzten Schild, — die Grafen Coudenhove führen einen goldenen Schild mit wellenförmigen rothen Schrägbalken, — die Grafen Fürstenberg einen quadrirten Schild, im ersten und vierten Felde zwei rothe Querbalken in Gold, im zweiten und dritten zwei rothe senkrechte Balken in Gold, — die Grafen von Gallenberg eine silberne Spitze im rothen Schilde, — die Grafen von Gäller einen goldenen Schrägbalken im schwarzen Felde, — die Grafen von Gersdorff führen einen quer und in der unteren Hälfte der Länge nach getheilten Schild oben roth und unten schwarz mit Silber ohne Bild. Und so finden sich die bildlosen Wappenschilder sehr zahlreich gerade bei den ältesten Familien.

In der späteren Zeit kamen auch zwei neben einander gestellte Schilder vor, welche die französische Heraldik „écus accolés“ nennt. Zuerst trat diese Form des Wappens auf, als Heinrich IV. König von Frankreich wurde — er führte die Wappen von Frankreich und Navarra in accolirten Schilden, und seit jener Zeit führten die französischen Könige das Wappen in dieser Form bis zur Revolution. Auch die verheiratheten Frauen pflegen auf zwei accolirten Schilden ihr Geburtswappen neben dem ihres Mannes zu führen. Für den Schild selbst gilt noch als Regel, daß derselbe, wenn er nicht nur ein einziges Feld bildet, entweder durch eine Vertikallinie in zwei oder durch eine Kreuzlinie in vier Felder getheilt wird — selten kommen mehrere durch vertikale und horizontale Linien gebildete Felder vor. Bei der Kreuztheilung finden sich in der Regel nur vier Felder, wobei dann allerdings in den einzelnen auf diese Weise gebildeten Feldern wieder Theilungen vorkommen können. Man bezeichnet in der heraldischen Sprache als die rechte Seite des Schildes (altfranzösisch dextre) diejenige Seite, welche dem vor dem Schilde Stehenden zur Linken steht, weil man immer von der Ansicht ausgeht, daß der Wappenführende sich hinter dem Schilde befindet. Von den im Kreuz getheilten Feldern sind die beiden oberen von der Rechten des Schildes zur Linken das erste und zweite, die beiden unteren ebenso das dritte und vierte. Meist stimmen die Farben und Zeichen auf 1 und 4 und 2 und 3 überein. Man kann im Allgemeinen annehmen, daß der alte eigentliche Familienschild entweder ein einziges Feld hatte, oder zwei durch eine vertikale oder eine horizontale Linie gebildete

Felder, oder endlich eine Kreuztheilung durch vier Felder hat. Durch Ländererwerbung oder Familienverbindungen traten allerdings bei der späteren Entwicklung der Wappen oft noch eine große Zahl anderer Felder hinzu — oft auch liegt der ursprüngliche Familienschild in der Mitte der kreuzgetheilten Felder eines später vermehrten Wappens — so zum Beispiel haben sogar fürstliche Wappen vielfach den einfachen Schild behalten. Das Königreich Sachsen zum Beispiel und ebenso die sächsischen Herzogthümer führen den alten einfachen, in Schwarz und Gold gestreiften Schild mit der schräg darauf liegenden Rautenkrone, — England hat den viergetheilten Schild, — das Königreich Württemberg den durch vertikale Linie zweigetheilten, — das Königreich Bayern den viergetheilten mit dem alten Stammschilde, den blau und silbernen Rauten, auf der Mitte. Als Regel läßt sich feststellen, daß in der Haupttheilung des Schildes sehr selten ungerade Felder vorkommen. Doch ist auch diese Regel durch die im Laufe der Zeit entstandenen vielfachen Wappenvermehrungen und Wappenverbindungen nicht ohne Ausnahme. Die Farben, welche auf den Wappenschildern vorkommen und welche man in der alten französischen Heraldik „émail“ nannte, weil sie auf dem Schild emaillirt wurden, sind die folgenden: gelb oder Gold — weiß oder Silber, blau (französisch azur), roth (französisch gueules), schwarz (französisch sable, Sand) und grün (französisch sinople). Einzelne Heraldiker nehmen noch den Purpur an, welcher jedoch von Anderen als unheraldisch bestritten wird. Der altheraldische französische Ausdruck les gueules für roth wird nicht, wie einige Heraldiker irrthümlich annehmen, von gueule, der Rachen eines wilden Thieres, abgeleitet, sondern er stammt aus der Zeit der Kreuzzüge und ist abgeleitet von dem türkischen Worte ghiul, die Rose. Daher mögen wohl auch die ursprünglich mit diesem Namen bezeichneten Wappenbilder mehr rosenroth gewesen sein. Deßhalb hat man vielleicht in der alten Heraldik noch den Purpur dazu genommen, um zwei verschiedene rothe Farben zu unterscheiden, welches jetzt nicht mehr geschieht. Die englische Heraldik hat noch als Wappenfarbe das Orange aufgenommen, welches die französischen Heraldiker verwerfen und welches auch bei den alten Wappen wohl kaum vorgekommen sein mag, da die Herstellung der Schilder durch Emaillirung reine und helle Farben verlangt. Als Regel gilt nun, daß eine der genannten Farben den Grund des Wappenfeldes bildet, während in einer andern das Bild auf diesem Felde tingirt ist. Hiebei ist wieder festzuhalten, daß Gold und Silber nicht aufeinander stehen dürfen, sowie daß der Grund der Felder sehr selten schwarz oder grün ist. Außer diesen eigentlichen, für die heraldischen Bilder maßgebenden Farben finden sich aber, und auch auf alten Wappen, Bilder in Naturfarben: Bäume, Thiere, Menschenköpfe, welche dann selbstverständlich nicht an die heraldischen Grundfarben gebunden sind.

Es gibt nun unzählige, sehr komplizirte und vielfach bestrittene Regeln über die einzelnen Wappenzeichen und ihre Modifikationen, welche den Gegenstand umfangreicher Werke bilden und auf welche wir hier in dieser kurzen Betrachtung näher einzugehen uns versagen müssen. Besonders wichtig ist indessen noch die Bezeichnung der Wappenfarben in den nicht gemalten, sondern nur gezeichneten Wappen und in den Siegelabdrücken. Da man nämlich in den wissenschaftlichen Werken über die Heraldik die Wappen nicht immer mit Farben ausmalen konnte, und da dieß vorzugsweise auf den Siegelabdrücken ganz unmöglich war, so kam man schon in früherer Zeit darauf, die Wappenfarben durch gewisse Zeichen anzudeuten. Die in der Heraldik allgemein angenommenen sind die folgenden: Ein punktirtes Feld oder Bild bedeutet Gold (gelb), — ein einfaches Feld ohne jede Bezeichnung durch Linien oder Punkte zeigt das Silber (weiß) an, — von oben herab gezogene vertikale Linien bedeuten Roth, — Blau wird durch horizontale Linien bezeichnet, — Schwarz durch horizontale und vertikale sich kreuzende Linien, — Grün durch schräge Diagonallinien von der Rechten zur Linken des Schildes, während diejenigen Heraldiker, welche den Purpur zulassen, diesen durch schräge Linien von der Linken zur Rechten des Schildes bezeichnen. Diese Linien gelten sowohl für die Felder als für die auf denselben befindlichen Bilder, so daß zum Beispiel ein rother Löwe im goldenen Felde so dargestellt wird, daß das Feld punktirt ist, während man auf dem Löwen senkrecht herabgezogene Vertikallinien sieht.

Die ganz alten Heraldiker bezeichneten die heraldische Farbe durch Buchstaben, welche sie auf den Feldern und auf den Bildzeichen anbrachten, — ein o bedeutete Gold (or), — ein g Roth (gueules), — ein s Schwarz (sable), — ein ar Silber (argent), — und ein az Blau (azur). Diese Bezeichnung war indeß weitläufig und störte die Uebersichtlichkeit der Wappenbilder, und so schlug zuerst Franz Hureus, ein Doktor der Theologie von Louvain, in seinem Werke: „Les Annales du Brabant“, welches in der Druckerei von Moret in Antwerpen im Jahre 1623 erschien, die Bezeichnung der Farben durch die oben erwähnten Punkte und Striche vor. Christoph Butkens, welcher im Jahre 1641 „Die Annalen des Hauses von Lynden“ und „Die Trophäen von Brabant“ herausgab, nahm diese Farbenbezeichnung ebenfalls an und seit jener Zeit gilt sie als maßgebend in der Heraldik. Für diese Bezeichnung sowohl als für die eigenthümlichen, von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch abweichenden französischen Namen der Wappenfarben führen die alten Heraldiker noch ganz besonders als Grund an, daß die heraldische Wissenschaft eine so schöne, erhabene und beinahe göttliche sei, daß man sie durch eine gewisse Mystik von den „rustiques manants“ und den „gens de peu de mérite“ abschließen müsse. Auch hat man für die einzelnen Farben gewisse symbolische Erklärungen gesucht — man hat das Gold aufgestellt als ein Emblem des Reichthums und der höchsten Tugenden, der Gerechtigkeit, der Großmuth, der Gnade und der christlichen Liebe, wie sie sich bei den königlichen Rittern finden sollen. Das Silber sollte bedeuten die Schönheit, die Unschuld und den Freimuth; das Roth den Muth, die Tapferkeit und den Kriegsruhm; das Blau die Sanftmuth und die Wachsamkeit; das Grün die Hoffnung, die Freude und die höfische Umgangssitte; das Schwarz die Trauer, die Resignation und zugleich auch die Klugheit. Die Auslegungen haben aber entschieden keine Begründung in der Entstehungsgeschichte der Wappen, denn dieselben wurden, wie wir oben schon ausgeführt, entweder willkürlich oder nach bestimmten Ereignissen gewählt, und bei sehr wenigen späteren Wappen nur mag vielleicht bei der Farbenbestimmung diese von den Heraldikern erfundene symbolische Farbenbedeutung in Betracht gezogen worden sein.

Wir wissen sehr wohl, daß die vorstehenden heraldischen Mittheilungen keinen Anspruch auf wissenschaftliche Vollständigkeit machen können, indeß haben wir unseren Lesern und Leserinnen einige Anhaltspunkte für die Beurtheilung und das Verständniß heraldischer Zeichen und Bilder geben wollen, da die heraldische Wissenschaft, welche für die Geschichte so bedeutungsvoll und auch für den Verkehr in der vornehmen Gesellschaft sehr interessant ist, sich in unserer Zeit fast ganz in die Studirzimmer der Gelehrten zurückgezogen hat, während sie früher einen nothwendigen Bestandtheil der guten Erziehung bildete, so daß Jean Jacques Rousseau in seiner „Neuen Heloise“ die Julie sagen läßt, ihr Vater sei mit ihrer Erziehung sehr zufrieden gewesen, ausgenommen in der Heraldik, welche ihm ein wenig vernachlässigt zu sein schiene. Also selbst Rousseau erblickte in der ungenügenden Kenntniß der Heraldik einen Mangel der Erziehung einer jungen Dame seiner Zeit. Weiter in die heraldische Wissenschaft einzudringen, so viel Hochinteressantes dieselbe auch bietet, scheint uns hier nicht der Ort zu sein. Wir möchten zum Schluß nur noch der Merkwürdigkeit wegen einige Wappen erwähnen, welche nach Analogie der mittelalterlichen Gebräuche von neuentstandenen Staaten gewählt worden sind und welche die alten Heraldiker, wenn sie dieselben sehen könnten, in ein nicht geringes Erstaunen versetzen würden. So führen die Vereinigten Staaten von Nordamerika im blauen Schilde einen naturfarbenen Adler, der in seinem Schnabel ein rothes Band trägt mit der Devise: „E pluribus unum“, auf seiner Brust liegt ein horizontal getheilter Schild, auf dessen oberem blauem Felde man zehn silberne Sterne sieht, während das untere silberne Feld sechs schräge rothe Streifen zeigt, in der rechten Klaue hält er einen grünen Lorbeerzweig, in der linken drei silberne Pfeile; auf der Flagge wiederholt sich das Bild des Schildes, nur daß hier sieben rothe Streifen auf dem weißen Grunde horizontal liegen und in der oberen Ecke sich ein blaues Quadrat mit sechzehn weißen Sternen befindet. Das Wappen des Kaiserreichs Brasilien ist ein grüner, von der Kaiserkrone überragter Schild, in dessen Mitte befindet sich ein Globus mit goldenen Meridianen von einem rothen Kreuz durchzogen und um denselben herum ein blauer Ring mit silbernen Sternen. Der Wappenschild von Mexiko zeigt in Naturfarben ein Meer, darüber einen vom Morgenroth gefärbten Himmel, aus dem Meere steigt ein grüner Kaktus empor und auf demselben sitzt ein naturfarbener Adler, eine grüne Schlange im Schnabel. Der Wappenschild von Siam zeigt im blauen Felde einen weißen Elephanten, auf dessen Rücken ein Thurm ruht, von welchem zwei Fahnen herabhängen, auf denen im Roth wieder ein weißer Elephant sich befindet. Columbia führt einen horizontal in drei Felder getheilten Schild, das untere dieser Felder zeigt eine Landenge und auf jeder Seite derselben ein Schiff unter vollem Segel in Naturfarben, das mittlere Feld zeigt auf blauem Grunde eine rothe Freiheitsmütze und auf dem oberen goldenen Felde sieht man eine Ananas und zwei Füllhörner, aus deren einem Rosen, aus dem andern aber Goldmünzen quellen. Nicaragua hat ein sehr merkwürdiges Wappen: auf blauem Schilde sieht man ein goldenes, rechtwinkeliges Dreieck, die Hypotenuse nach unten, innerhalb dieses Dreiecks befinden sich auf silbernem Felde fünf feuerspeiende Berge, auf der Spitze des Dreiecks steht eine goldene Sonne, in der Mitte derselben sieht man die rothe Freiheitsmütze und hinter der Sonne einen Regenbogen in Naturfarben. Die Argentinische Republik führt einen horizontal zweigetheilten Schild, auf dem unteren silbernen Feld sieht man zwei verschlungene Hände, welche einen lorbeergekränzten Stab halten, dieser Stab reicht in das obere Feld hinein und trägt auf seiner Spitze eine rothe Freiheitsmütze. Der Schah von Persien führt im blauen Schilde einen naturfarbenen Löwen, der in seiner linken Pranke einen Säbel mit halb silberner, halb goldener Klinge trägt, während aus der rechten oberen Ecke des Schildes die Strahlen einer goldenen Sonne hervorschießen. Das englische Australien führt einen durch ein halb rothes, halb blaues Kreuz viergetheilten Schild, in dem ersten, goldenen Felde sieht man einen silbernen Anker und Pfeil, im zweiten, silbernen Felde ein goldenes Widderfell, im dritten, silbernen Felde einen goldenen Pflug und im vierten, goldenen Felde einen silbernen Merkurstab. Alle diese neueren Wappen sprechen zwar der von den alten Gelehrten so sorgfältig systematisirten Wissenschaft Hohn, sie beweisen aber, daß in unserer Zeit ebenso wie in den längstvergangenen Jahrhunderten die Völker für ihre gemeinsamen Interessen nach äußeren Zeichen suchten und daß sie für diese Zeichen Bilder wählten, welche symbolisch das andeuten, was ihnen Ehre oder Nutzen gebracht hat. Dieß Bestreben der Völker wird sich in dieser oder jener Form auch auf die einzelnen Geschlechter und Familien weiter übertragen, und so wird, wie wir glauben, auch die Heraldik, das heißt die Kenntniß der symbolischen Zeichen für Völker-, Standes- und Familieninteressen, wohl kaum jemals eine vollkommen todte Wissenschaft werden.

Was ist Malvasier und woher stammt er?

Wein- und Reisestudien aus dem Südosten.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

„Viele schwingen den Thyrsusstab, aber nur Wenige sind wahre Bachanten,“ sagten die Alten.

Heute können wir sagen:

Viele behaupten, Malvasier getrunken zu haben. Noch Mehrere lieben es, von demselben wenigstens zu sprechen.

Aber es sind nur Wenige, welche wissen, was Malvasier ist und noch Wenigere, die wissen, wo er herkommt. — —

Ich sehe mit den Augen des Geistes, was du thust, wenn du diese Zeilen liest. Du eilst nach deinem Bücherschrank, holst deinen „Brockhaus“ heraus, oder was du sonst für ein Konversationslexikon hast, und rufst, nachdem du nachgeschlagen, triumphirend:

Bah, hier steht's ja geschrieben:

„Malvasier, der ursprünglich bei Napoli di Malvasia in Morea wachsende, sehr süße und geistige rothe und weiße Wein. Jetzt liefert ihn Teneriffa, Sardinien, die liparischen Inseln u. s. w.“

Ganz recht, mein Freund, so steht es geschrieben. Aber ich, der ich die Frage des Malvasiers an Ort und Stelle studirt habe, ich sage dir:

Erstens: Es gibt auf der Halbinsel Morea überhaupt gar kein Napoli di Malvasia. Der Ort, den man fälschlicherweise so nennt, heißt in Wirklichkeit Monemvasia, auf Griechisch „Μονεμβασία“ (Monembasia), was auf Deutsch so viel bedeutet, als der einzige Punkt auf dieser Strecke der Küste, wo man bequem und direkt vom Lande in das Schiff einsteigen kann.

Zweitens: An diesem Ort, magst du ihn nun fälschlich Napoli oder richtig Monemvasia nennen, und weit und breit in der Umgebung desselben wächst kein Malvasier, wächst überhaupt kein Wein, ja wächst eigentlich sozusagen gar nichts; kahlere Berge, als hier, habe ich kaum noch gesehen, und das will viel sagen bei Jemandem, der Dalmatien, Montenegro, Albanien und Griechenland bereist hat.

Drittens: Es ist auch an diesem Orte niemals Wein und insonderheit Malvasier gewachsen, und es konnte und kann nichts der Art hier wachsen. Kurz, es ist kein wahres Wort an dem Allem!

Du mußt also dein Konversationslexikon berichtigen.

Komm' mit mir auf Reisen. Ich werde dir Alles zeigen, was du zu wissen nöthig hast.

Machen wir von Patras aus einen Ritt quer durch die Halbinsel, welche den südlichsten Theil des Königreichs Griechenland bildet und früher die Insel des Pelops, die Peloponnesos hieß, heutzutage aber Morea genannt wird, ein Wort slavischen Ursprungs, das so viel wie das Meerland oder „meerumschlungen“ bedeutet. Wir kampiren unterwegs bei griechischen Bauern und Hirten, welche uns eine wahrhaft rührende und klassische Gastfreundschaft erweisen, uns ein Zicklein am hölzernen Spieß braten, uns mit Pinienharz versetzten (resinirten) Weißwein aus ihrem Bockfell spenden und sich mit uns um die glimmende Asche des Herdes ihrer Hütte lagern. Vielleicht singt dir auch die Großmutter ein altes Klephtenlied, das eine merkwürdig schwermüthige Melodie hat, und nennt dich aus Freude darüber, daß du Neugriechisch kannst, „Mein Söhnlein“, Pädasti-mu, παιδάκι μου. Es sind prachtvolle Leute.

So kommen wir am fünften Tage, es geht langsam in diesen Bergen, nach Sparta. Am sechsten reiten wir von da am Eurotas hinunter, welcher zwischen zwei Bergketten nach dem Golf von Kokokythia hinabeilt. Diese zwei Bergketten sind alte Bekannte. Wir haben tausendmal von ihnen gehört und gelesen. Die im Westen hieß früher der Taygeton und die im Osten der Parnon. Nun haben sie diese klassischen Namen vertauscht mit den modernen Benennungen Pentedaktylon („die fünf Finger“ auf Deutsch; in Deutschland nennt man solche Berge „die Hand“ oder „die eiserne Hand“), wie jetzt der Taygeton, und Malevo, wie jetzt der Parnon genannt wird. Der weiland Taygeton entsendet einen Ausläufer gen Süden, welcher die südlichste Spitze der Balkanhalbinsel ist und heute das Cap Matapan genannt wird. Bei den Alten hieß es Tänaron. Der jetzige Name ist aber auch hellenischen Ursprungs. Von Rechtswegen heißt er Metopon, von dem Griechischen „τὸ μέτωπον“ (die Stirne, das Vorderhaupt, oder wie wir Deutsche sagen, die

wir immer noch so gerne uns ohne Noth französischer Ausdrücke bedienen, „die Tête“). Die Franken, d. h. die Westeuropäer, welche kein Griechisch verstanden, haben das in Matapan verkehrt. Das ist so das Geschick der hellenischen Worte. Sie werden entweder auf Fränkisch oder auf Slavisch verballhornt und kommen zu uns nur in dieser Verunstaltung.

Der östliche Gebirgszug, der Malevo, früher Parnon, sendet auch eine Spitze gen Süden. Sie hat ihren antiken Namen Malea sich bewahrt, wird aber von den Schiffern nach einem Kirchlein, das ihnen seiner blendenden Weiße wegen als Richtpunkt dient, auch San-Angelo geheißen. Die andere Anhöhe, welche mehr westlich liegt, trägt auch ein solches Kirchlein, das dem heiligen Elias geweiht ist, und die darunter liegende Landspitze heißt deßhalb „Hagios Ilia“. Dieses Cap ist berüchtigt wegen seiner Stürme. Das melden uns schon die alten Schriftsteller, und auch heute noch ruft der Segelschiffer, wenn er hier vorbeifährt, abwechselnd den heiligen Angelo und den Hagios Ilia um Beistand und Schutz an.

Wenn wir also zwischen diesen beiden Gebirgszügen am Eurotas hinunter gen Süden reiten, so bewegen wir uns anfangs in üppigen Gefilden, in welchen Mais und andere Getraidearten wachsen und uns Citronen-, Orangen-, Oliven-, Feigen- und Maulbeerbäume beschatten. Allein darnach wird die Gegend immer vegetationsärmer, rauher und kahler. Die Kultur verschwindet. Endlich verschwindet auch sogar der Fluß selber in einer engen und tiefen Schlucht und die Aussicht auf die Ebene von Helos, von den Eingeborenen Ilo genannt, bietet uns auch nur einen traurigen und einförmigen Anblick, bei welchem zerrissenes vulkanisches Gestein mit sumpfigen Strecken abwechselt.

Dann wenden wir uns östlich und kommen, nachdem wir über einen äußerst langweiligen und unfruchtbaren Berg hinübergeritten, an die Ostküste von Lakonika, an die Stelle, wo vormals Epidauros Limera gelegen. Das ganze Land ist hier eine sterile und steinige Wildniß; und sie ist dieß ohne Zweifel schon zur Zeit der Alten gewesen, sonst hätten sie diesem Städtchen nicht den Beinamen „Limera“ (λιμηρά), d. h. das hungrige, gegeben, um es dadurch von anderen Epidauren zu unterscheiden. Das arme, hungrige Nest konnte auf keinen grünen Zweig kommen. Während des peloponnesischen Kriegs haben es die Athener gründlich geplündert und verwüstet, und im Beginne des Mittelalters ist ihm dieß Schicksal noch mehrmals zugestoßen.

Die Einwohner wurden diese schlechte Behandlung überdrüssig und beschloßen auszuwandern nach einem nicht allzu weit entlegenen, aber Sicherheit gewährenden Orte.

Ein solcher bot sich auf der eine Stunde weiter südlich der Küste entlang gelegenen Halbinsel Minoa. Dort also siedelten sie sich an, indem sie den schon von Natur geschützten Ort auch noch durch Kunst nach Kräften befestigten. Den Namen des hungrigen Epidauros ließen sie zu Hause. Sie nannten den neuen Ort auf der alten Halbinsel Monemvasia, die gute Schiffsländе. Der Name Epidauros verschwand ganz aus der Gegend. Man nannte den alten Ort von nun an Paläa-Monemvasia, die alte Schiffsländе. Er gerieth gänzlich in Verfall und ist heute nur noch ein Trümmerfeld, aber ein recht malerisches. Man kann heute noch die Oberstadt und die Unterstadt unterscheiden. Die Akropolis zeigt schöne altpelasgische Konstruktionen, und in der Unterstadt findet man große Sturz- oder Stützmauern, über welchen ohne Zweifel Tempel gestanden haben. Kurz, man sieht hier

„— — jene Massen,
Die man der Pracht gehäuft und nun dem Schutt gelassen.“

Betrachten wir nun Neu-Monemvasia. Hier treten die Anforderungen der Kultur zurück hinter denjenigen der Sicherheit und des Schutzes gegen Gefahren des Krieges.

Mit der Halbinsel glaubte man sich noch nicht zur Genüge gedeckt. Man verwandelte sie in eine Insel, in eine Felsenklippe, welche mit dem Festlande nur durch eine jederzeit zerstörbare lange Brücke Zusammenhang hatte. Man verstärkte die Klippe durch hohe Bastionen und die Brücke durch Vertheidigungsthürme.

Als nun im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts eine Anzahl Edelleute aus fränkischen, d. h. westeuropäischen Landen sich zu einem Kreuzzuge nach dem gelobten Lande aufmachten, unterwegs aber unter dem Einflusse der Republik Venedig und des römischen Papstes, welcher das byzantinische Reich und den byzantinischen Patriarchen haßte, für einen Angriff auf Konstantinopel gewonnen wurden, dieses und einen großen Theil des oströmischen Reiches eroberten und unter sich theilten, da fiel auch dieß Monemvasia einem der fränkischen Großen zu, nämlich dem Fürsten Wilhelm von Villehardouin, der es nach einer schweren Belagerung von drei Jahren einnahm. Das geschah im Jahre 1205.

Allein die fränkische Herrschaft im Osten war nicht von Dauer. Ihre historische Bedeutung beschränkte sich im Wesentlichen darauf, daß dieser Streit unter den Christen der verschiedenen Konfessionen (der römischen und der griechischen, der westlichen und der östlichen) den Türken den Weg nach Konstantinopel und der Balkanhalbinsel gezeigt und gebahnt hat.

Monemvasia kam nach den Franken wieder an Thomas Paläologos, dann an den Papst, dann an die Venetianer und endlich, wie ganz Griechenland, an die Türken. In deren Händen ist es denn auch geblieben bis zum Jahre 1821, wo es die aufständischen Griechen nach großem Aufwand von Muth und Blut den Türken entrissen. Im folgenden Jahre, 1822, tagte hier die erste griechische Nationalversammlung.

Das heutige Monemvasia ist ein altes, unbedeutendes Steinnest, das bis zum Gipfel der Klippe hinansteigt und mit dem Festland durch eine etwa fünfhundert Fuß lange Brücke zusammenhängt, die von einem venetianischen Thurme flankirt wird. Die ganze Umgebung ist kahl, öde, vegetationslos, was jedoch nicht hindert, daß das Ganze in Verbindung mit dem griechischen Himmel, dem blauen Golf und der schneeweißen Brandung bei schönem Wetter einen recht malerischen Eindruck hervorbringt. Auch hat es noch einen Vorzug, man kann sich hier in einem der kleinen griechischen Küstendampfer einschiffen und um Morea herumfahren, wenn man das Reiten über die spitzen und steilen Felsgrate im Innern der Halbinsel satt hat. Nur ein Ueberbleibsel ist aus den fränkischen Ritterzeiten geblieben, nämlich eine fränkische, d. i. römisch-katholische Kirche, welche mit dem Villehardouin'schen Wappen geschmückt ist.

Doch nein, es gibt noch ein anderes, viel bedeutsameres Ueberbleibsel der fränkischen Herrschaft. Das ist der Malvasier, d. h. das Wort Malvasier. Den fränkischen Heeren, welche mit den unwissenden Mönchen sagten: „Auf Griechisch lassen wir uns nicht ein“ (Graeca sunt, non leguntur), war das Wort Monemvasia nicht mundgerecht. Sie verwandelten es in Malvoisie, Malvagia, Malvazia oder Malvaxia. Alle diese Schreibarten finden wir bei den Schriftstellern des Mittelalters, wie uns das Glossarium von Du Cange nachweist.

Und der so verunstaltete Name Malvoisie wurde die übliche Bezeichnung für den süßen, feurigen griechischen Weißwein.

Wie kommt nun der Wein mit diesem Orte zusammen? Daß hier auf dem Boden, den schon die Alten den „unfruchtbaren Hungerboden“ nannten, niemals Wein gewachsen, daran zweifelt kein Mensch, der das Land mit eigenen Augen gesehen. Dagegen ist es nach dem oben Mitgetheilten im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Monemvasia, damals ein ansehnlicher und wohlbefestigter Ort, eines der lokalen Centra der fränkischen Herrschaft gewesen, nicht nur für die Militaria, sondern auch für den Handel, und daß von hier aus die Franken, die Westeuropäer, ihre Levanteartikel bezogen, namentlich auch den feinen griechischen Wein, für den Monemvasia den Hauptstapelplatz bildet. Ein zweiter Hauptstapelplatz für Weine war später die Insel Kandia oder Kreta, nach welcher man diese Weinsorte auch Vino di Candia oder Vinum Creticum nannte, womit zuweilen auch Vinum Romanium, d. i. oströmischer oder griechischer Wein, synonym gebraucht wird. Die Erscheinung, daß der Wein nicht nach dem Ort seines Wachsthums, sondern nach seinem Hauptstapelplatze genannt wird, finden wir nämlich sehr häufig, auch in Deutschland.

Bei uns im deutschen Westen hat man seit Alters den Spruch:

„Zu Hochheim an dem Main,
Zu Würzburg auf dem Stein,
Zu Bacharach am Rhein
Da wächst der beste Wein.“

Letzteres ist nun eine handgreifliche Unwahrheit. Zu Bacharach ist niemals ein guter Wein gewachsen. Wohl aber war es lange Zeit, namentlich so lange, als jene Klippen, welche man das „Binger Loch“ nennt, den Rhein unterhalb Rüdesheim für große Schiffe unpassirbar machten, der Hauptstapelplatz für die feinen Rheingauer Weine, welche man daher mißbräuchlicherweise „Bacharacher“ nannte.

Ich könnte die eine ganze Unzahl ähnlicher Weinexempel aus Frankreich, Spanien und Italien vorführen, allein ich will mein leichtes Malvasierschifflein nicht schwerer mit gelehrtem Ballast beladen, als absolut noth thut, und begnüge mich daher damit, auf den Ausdruck „Bordeaux“ zu verweisen, worunter man nicht die Weine versteht, welche in dem Weichbilde der Stadt Bordeaux wachsen, sondern alle jene zahlreichen gascognischen und aquitanischen Weine, welche von dieser Stadt aus vertrieben werden.

Also in dem fälschlicherweise Napoli di Malvasia genannten Monemvasia ist niemals ein Tropfen Wein, geschweige denn ein so guter, ein wirklicher griechischer Malvasier gewachsen. Er ist wahrscheinlich von den Inseln, die lange Zeit die Hauptstätten der griechischen Kultur waren, während das Festland unter dem Drucke der türkischen Herrschaft zum Tummelplatz nomadischer Hirten herabsank, per mare nach Monemvasia gebracht, dort unter dem Schutze der Festungswälle aufgestapelt und von da, ebenfalls auf See, nach dem Frankenlande, d. h. nach Westeuropa verkauft und verfrachtet worden.

Der Malvasier spielt von nun an eine große Rolle in der Geschichte von Westeuropa. Als König Eduard IV. von England seinen leiblichen Bruder, den Herzog Georg von Clarence, von dem Oberhaus hatte zum Tode verurtheilen lassen, erwies er ihm die Gnade, sich die Todesart selbst wählen zu dürfen. Clarence entschied sich für Malvasier, und da es sich gerade so traf, daß er und dieser Wein nahe bei einander waren, denn er saß gefangen im Tower, wo sich auch des Königs Weinkeller befanden, so wurde er in dem Keller in einem großen Fasse Malvasier ertränkt. Solches geschah am 18. Februar 1478, und der Geschichtschreiber, welcher uns dieses Ende des Prinzen erzählt, fügt hinzu: „Eine seltsame Wahl, welche seine Liebe zu diesem Getränke beweiset.“

Shakespeare dagegen, der in seinem historischen Trauerspiel „König Richard III.“ auch das Ende des Herzogs von Clarence behandelt (I. Akt, 4. Szene), findet den Tod im Faß doch etwas zu grotesk für die Bühne. Er läßt den Prinzen durch einen gedungenen Mörder erstechen, jedoch um es nicht ganz mit der geschichtlichen Ueberlieferung zu verderben, läßt er den Mörder, welcher dem Herzog von hinten mehrere Stiche versetzt, dabei ausrufen:

„Nehmt das! — Und das! — Hilft alles das noch nicht,
So tauch' ich Euch in's Malvasierfaß dort!“

Eine andere Erwähnung des Malvasiers finde ich in den Predigten des Gabriel Barletti, der sich auf Lateinisch Bareletius nannte. Dieser Dominikanermönch, welcher am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Paris florirte, galt dort für einen großen Kanzelredner (à la Abraham a Santa Clara). Seine in lateinischer Sprache in macaronischem Styl, d. h. unter Einmischung von allerlei grotesk-modernen Wörtern und Redensarten, gehaltenen Predigten sind zum ersten Mal 1516 in Paris erschienen und seitdem wiederholt aufgelegt worden. In dem Sermone ad Dominicam quartam Adventus (in der Predigt auf den vierten Adventsonntag) fragt er:

„Würde man nicht Den für einen Narren halten, welcher Malvasier in ein schmutziges Gefäß gießt?“ (Nonne reputaretur insipiens, qui optimam Romaniam vel Malvaticum poneret in vase murulento?)

Gewiß aber ist, daß der Pater Bareletius, der den Malvasier besungen, ebensowenig wie der Herzog von Clarence, welcher in demselben seinen Tod fand, gewußt hat, wo der Wein und sein Name herstammen.

Der Name wurde aufgenommen in die „Lingua Franca“, d. h. in die Sprache des Lagers der Westeuropäer, wie sich solche in der Levante zunächst zur Zeit der Kreuzzüge ausgebildet. Ihre Grundlage bildet Latein und Italienisch, sie hat aber auch viel von der französischen und anderen romanischen Sprachen in sich aufgenommen, ja sogar auch einige Worte germanischen Ursprungs.

Auf Italienisch heißt der Wein Malvagia. Dieses Wort bedeutet aber auch die Ruchlosigkeit und die Schandthat, wie Malvágio einen Schelm (coquin) bedeutet. Man denkt dabei unwillkürlich daran, daß der richtige griechische Malvasier außerordentlich süß und lieblich, fast möchte ich sagen unschuldig schmeckt, dabei aber von solcher Stärke ist, daß er Jeden, der unvorsichtig mit ihm umgeht, meuchlings über den Haufen wirft, so daß man mit Recht von ihm sagen kann, er habe den „Schelm“ in dem Nacken.

Man war jedoch nicht damit zufrieden, diesen griechischen Wein zu beziehen, sondern man holte sich auch aus Griechenland, namentlich von der bereits erwähnten Insel Kandia oder Kreta, die Reben und pflanzte sie in den übrigen Weinländern an, namentlich auf dem italienischen Festlande, auf den Inseln Sizilien, Sardinien und Korsika, auf den balearischen Inseln, in Spanien, in Portugal, auf den canarischen Inseln und auf Madeira, wo der Prinz Heinrich von Portugal im Jahre 1421 die erste portugiesische Kolonie gründete.

Ein edler Venetianer, Alvise da Mosto, hat im Jahre 1455 Madeira und Afrika bereist und darüber einen Bericht erstattet, welchen wir bei Ramus., Viagg. I., 98 u. ff., abgedruckt finden.

„Der genannte Herr“ (nämlich der Prinz Heinrich), heißt es in diesem Bericht, „hat hier auch Malvasierreben angebaut, welche er von Torre auf Kandia hat kommen lassen und welche hier vortrefflich gedeihen. Da nämlich der Boden sehr gut und fett ist, so tragen diese Reben mehr Trauben als Blätter, und die Trauben sind sehr dick und von einer Länge von zwei bis drei Palmi, und ich wage es zu sagen, manchmal sogar von vier, so daß es die schönste Sache der Welt ist, sich das zu betrachten. Außer diesen weißen gibt es dort auch schwarze Trauben von großer Vollkommenheit.“

Heutzutage hört man nur noch selten von Malvasier. Namentlich in Deutschland, wo man gewöhnt ist, den Wein nur ausnahmsweise nach den Traubensorten, in der Regel aber nach dem Orte des Wachsthums zu nennen, spricht man nicht mehr von Malvasier, sondern von Madeira, Teneriffa, Lipari, Stromboli u. dergl.

Da aber, wo dieser vortreffliche Wein wächst, nennt man ihn zur Unterscheidung von den anderen dortigen Sorten noch immer Malvasier. In Italien, wo man den Wein nach den Rebensorten zu bezeichnen liebt, nennt man ihn noch heute Malvagia.

Auf der Insel Sardinien, wo ich im März 1879 meine Weinstudien machte, gibt es drei Rebensorten ersten Ranges. Das ist die Malvagia in Bosa, die Torbada in Alghero und die Vernaccia in Oristano.

Man nennt diese drei Sorten auch scherzweise „die heiligen drei Königinnen“ Ich habe denselben nach Kräften gehuldigt und werde dich wenn du es wünschest, bekannt mit ihnen machen.

Vorläufig mußt du dich mit diesem Versuch einer Genealogie der Königin Malvagia, der Schelmischen, begnügen, und wenn dieser Versuch so ausgefallen ist, daß du ihm gar nicht anmerkst, wie viel Arbeit und Anstrengung er mich gekostet, dann bin ich zufrieden.

Das kaiserliche Paris.

Von

Leo Warren.

XI.

Die Gesellschaft und die Salons.

(Schluß.)

Man muß übrigens der gesammten französischen Gesellschaft im Allgemeinen die Anerkennung gewähren, daß sich in ihren Salons ein unendlich freieres und anmuthigeres Leben bewegt, als dieß in Deutschland der Fall ist, — es ist ganz unmöglich, in Deutschland etwas Aehnliches zu finden, wie es der harmlos leichte Verkehr der französischen Salons bietet. Der erste Grund für diese Erscheinung, welchen wir nicht ausschließlich auf den verschiedenen Grundcharakter der beiden Nationalitäten zurückführen möchten, liegt wohl in dem freien Verkehr der nach eigener Wahl und ohne Fessel sich zusammenfindenden Gesellschaft. In Deutschland kennt man im Großen und Ganzen außer dem Verkehr ganz nahestehender Freundes- oder Verwandtenkreise nur feierlich zusammengeladene Gesellschaften, welche sich schon durch die ihnen vorgeschriebene Zeit unter einem gewissen Zwang befinden, — diese Gesellschaften müssen dann gespeist und getränkt werden und werden zu diesem Behufe in vorgeschriebener Reihenfolge meist in zu engen Zimmern an zu kleine Tische hingesetzt, wodurch dem Einzelnen die Möglichkeit genommen wird, sich mit irgend einer andern Person zu unterhalten, als mit derjenigen, welche sein Wirth ihm als Nachbar vorgeschrieben hat. In Paris ist das anders — die Dame des Hauses hat einen Empfangstag und alle ihre Bekannten kommen an diesem Tage nach freier Wahl und auf so lange, als es ihnen beliebt, in ihren Salon. Da die Empfangsstunden unmittelbar nach dem späten Diner stattfinden, so wird nichts weiter gereicht, als etwas Eiswasser mit Fruchtsäften und vielleicht eine Tasse Thee, — es fällt also der Zwang der vorgeschriebenen Zeit und der Unterhaltung mit vorgeschriebenen Nachbarn vollkommen weg und schon dadurch befindet sich die Gesellschaft, welche sich in einem französischen Salon zusammenfindet, in einer für freie und geistvolle Unterhaltung weit mehr disponirten Verfassung. Man kennt ja freilich in Frankreich auch bestimmt zusammengeladene Diners oder Soupers. Dieselben sind aber entweder nur Vereinigungen ganz naher Freunde oder große Bankets. Das eigentliche Leben der Gesellschaft pulsirt in den freien und zwanglosen Salons, welche man in Berlin zum Beispiel vollkommen vergeblich unter dem unerhörten, keiner menschlichen Sprache angehörenden Namen: „jour fix“ nachzuahmen versucht hat. In Deutschland, namentlich in Norddeutschland, findet die zwanglose gesellige Zusammenkunft keine Stätte — man verlangt dort die förmliche Einladung und wagt es nicht, Jemandem ohne eine solche in das Haus zu kommen, meist wohl in dem Gefühl, daß man bei sich selbst auch einen Besuch ohne förmliche Einladung nur mit großer Verlegenheit würde erscheinen sehen. In Frankreich bildet gerade die zwanglose Zusammenkunft in den Salons ohne jede materielle Bewirthung den Mittelpunkt der ganzen Geselligkeit — jedes Haus, von den Palästen der offiziellen Würdenträger bis in die einfachen bürgerlichen Kreise herab, hat seinen Empfangstag, und alle Diejenigen, welche in dem Hause durch ihre Stellung oder durch ihre Familienbeziehungen eingeführt sind, erscheinen an einem solchen Empfangstage, um wenigstens der Höflichkeit wegen acte de présence zu machen, — die Höflichkeitsrücksicht ist erfüllt, wenn man der Dame des Hauses ein Kompliment gemacht hat; amüsirt man sich und findet man angenehme Unterhaltung, so bleibt man länger — Niemand fordert dazu auf und Niemand bemerkt es, wenn man fortgeht. Die Freiheit der Anwesenheit und die Freiheit der Bewegung bildet das Lebenselement der Gesellschaft. — Zu dieser Freiheit der Bewegung tragen noch verschiedene Sitten der französischen Gesellschaft bei, welche dem französischen Salon seinen großen Vorzug geben — zunächst namentlich die ausgezeichnete Sitte, Niemand mit einem Titel anzureden. Jedermann läßt seine dienstliche Stellung, seinen Lebensberuf mit allen seinen Sorgen und Arbeiten vor der Thür des französischen Salons zurück und überschreitet die Schwelle desselben nur als Mensch — seine Geltung auf dem Parket des Salons beruht auch nur auf seinen menschlichen Eigenschaften — dadurch verliert die Unterhaltung jenen lästigen Zwang, durch welchen in Deutschland Jedermann auch in der Salonkonversation immer in den Kreis seiner täglichen Beschäftigung gebannt bleibt. Dieser allgemeinen Auffassung gemäß, nach welcher nur der Mensch mit seinen menschlichen Eigenschaften einen Platz im Salon einnehmen soll, erschienen auch in Frankreich zur Zeit des Kaiserreichs die Offiziere vom Marschall bis zum jüngsten Lieutenant niemals in Uniform in der Gesellschaft, außer bei offiziellen Festen des Hofes — man sah überall fast ausschließlich nur den schwarzen Frack, und obwohl vom militärischen Standpunkte gegen diese Sitte vielleicht Einwendungen erhoben werden möchten, so war sie dennoch für den geselligen Verkehr ungemein wohlthätig. Gerade zur Zeit des Kaiserreichs waren die Pariser Salons — auch diejenigen, welche sich nicht durch besonderen Glanz und besondere Berühmtheit auszeichneten — ungemein anziehend. Das französische Kaiserreich hatte vielleicht zum ersten und einzigen Male das Problem gelöst, eine wirklich gute Gesellschaft ohne abgegrenzte Schranken der Stände zu bilden. Das Kaiserreich hatte ja seinen auf die napoleonische Tradition gestützten Adel und auch seine Bureaukratie in allen ihren verschiedenen Abstufungen, aber weder der Adel, noch die Bureaukratie, noch die militärischen Kreise bildeten eine exklusive Gesellschaft oder nur abgeschlossene Gesellschaftskreise: — Eleganz, Bildung und gute Manieren waren für Jedermann auch ohne vornehmen Namen und Titel genügend, um den Zutritt zur besten Gesellschaft zu eröffnen, und dadurch bildete sich auf den Parkets der Salons ein bunt anmuthiges, geistig reichbewegtes Leben, das noch einen ganz besonderen Reiz durch die ungemeine Liebenswürdigkeit erhielt, mit welcher die ganze französische Gesellschaft jedem gut empfohlenen und von zuverlässiger Hand eingeführten Fremden entgegenkam. Auch die kleineren Privatsalons nahmen dadurch einen gewissen internationalen Charakter an und Fremde der verschiedensten Nationen fanden in dem kaiserlichen Paris schnell das Gefühl heimischen Wohlseins. Die Erbitterung über das große Unglück von 1870 und das Blutbad der Kommune haben auch den alten französischen Salon zerstört und ihm seinen Hauptreiz genommen; — der alte gute Ton ist verschwunden, die politischen Parteikämpfe übertragen sich auch in die Salons und das liebenswürdig höfliche und heiter natürliche Entgegenkommen gegen die Fremden hat sich den Deutschen gegenüber in düstere Feindseligkeit verwandelt, während auch anderen Nationen gegenüber die französische Gesellschaft, wenn auch nicht geradezu feindliche Abgeschlossenheit, so wenigstens eine größere Zurückhaltung angenommen hat.

Sollte eine feste Staatsform in Frankreich wieder aufgerichtet werden — sollte es einem Napoleon, wozu allerdings jetzt die Aussichten fast Null sind, trotz des immer weiter fortschreitenden Radikalismus der Republik und vielleicht gerade wegen desselben beschieden sein, noch einmal den Thron zu befestigen, so möchte es einer neuen Monarchie leichter sein, die zertrümmerten Säulen der staatlichen Ordnung wieder zusammenzufügen und zu befestigen, als jene so liebenswürdigen und anmuthigen Salons wieder herzustellen, welche mehr noch als der ganze übrige Glanz der kaiserlichen Hauptstadt das Entzücken der Fremden bildeten und Jedem unvergeßlich bleiben werden, der sich in ihrer duftigen, den Geist und die Sinne bestrickenden Atmosphäre bewegt hat.

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von

Friedrich Unwinger.

5. Serie.

(Fortsetzung.)

Ueber des Kaisers Bart streiten.

Sich um eine Sache streiten, die des Streites nicht werth. Entgegengesetzt dieser heutigen Anschauung gab es eine Zeit, in der in Wirklichkeit von Gelehrten eifrig darüber disputirt wurde, ob der Kaiser (Karl der Große) einen Bart getragen habe oder nicht. Die große, unverständige Masse spottete darüber, ihr erschien ein derartiger Streit unnütz und lächerlich. Und doch war dieß nicht der Fall. Bei der Prüfung wichtiger Urkunden ergab es sich, daß das Bildniß des Kaisers auf den Siegeln theils mit, theils ohne Bart dargestellt war. Die Echtheit der Dokumente wurde dadurch für und wider in Zweifel gezogen und die Rechtsgelehrten suchten mit Eifer für ihre Parteien daraus Kapital zu schmieden. — So ungerecht demnach der Spott war, ist er trotzdem in eine sprüchwörtliche Redensart übergegangen.

Etwas in die Schanze schlagen.

Etwas dem Zufall preisgeben, eine Sache dem ganz unentschiedenen Ausgang anheimstellen und damit auf's Ungefähr etwas wagen.

Die Schanze im Kriegsgebrauch hat mit obiger Schanze nichts zu thun. Der Nachweis ist zu geben, daß „Schanze“ in dieser Anwendung das französische «chance» ist, welches allmälig germanisirt wurde. Man sagt ähnlich: Ein Wort in den Wind schlagen.

Er ist blutarm.

Ist ganz arm, arm bis auf's Blut.

Blutarm, bluttarm, gleich bloßarm, so arm, daß er seine Blöße nicht decken kann. — Aus dem Niederdeutschen stammend. Bluit, blutig, bluttet ist identisch mit bloß, nackt, namentlich von Vögeln, daher auch blutjung. Blutten hieß unbekleidet oder mit wenig schützenden Kleidern bedeckt sein.

Klang überwindet Rang.

Um das Jahr 1367 standen Herzog Magnus (Torquatus) von Braunschweig und Bischof Gerhard zu Hildesheim in Fehde. Bei einem Treffen am 3. September ward Bischof Albrecht von Halberstadt, der auf Seite des Herzogs kämpfte, von Gerhard gefangen genommen. Beide Männer waren hochgelehrt. Gerhard galt für den gewandtesten Dialektiker, Albrecht war als vorzüglicher Redner bekannt.

Die Zeitgenossen sagten damals: Klang überwand Rang; die Logik überwand die Rhetorik.

(Fortsetzung folgt.)

Schach.

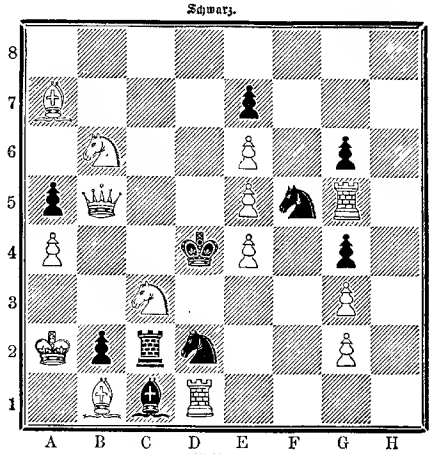
(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Aufgabe Nro. 43.

Von Emile Pradignat.

Aus der Zahl der im Pariser Schachturnier mit dem ersten Preise gekrönten Aufgaben.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 39:

Weiß.	Schwarz.
1) D. H 1 — H 7	1) K. D 5 nimmt E 6 oder A) B).
2) D. H 7 — G 8 †	2) K. E 6 — D 7 oder — F 5.
3) S. C 4 — E 5 oder nimmt E 3 setzt Matt.	
	A)
1)	1) K. D 5 nimmt C 4.
2) L. B 1 — A 2 †	2) K. C 4 — B 4.
3) L. A 1 — C 3 setzt Matt.	
	B)
1)	1) K. D 3 nimmt C 4.
2) L. B 1 nimmt E 4 † . . .	2) S. D 6 nimmt E 4 oder K. D 5 nimmt E 6.
3) D. H 7 — F 5 setzt Matt.	
	C)
1)	1) L. beliebig anders oder ein Bauer zieht.
2) S. C 4 — E 3 †	2) K. D 5 nimmt E 6.
3) D. H 7 — F 5 setzt Matt.	
	D)
1)	1) S. D 6 — F 5.
2) D. H 7 nimmt E 7 . . .	2) Beliebig.
3) D. E 7 — C 5 oder S. C 4 nimmt E 3 oder L. B 1 — A 2 setzt Matt.	

Pariser Schachturnier von 1878.

Partie Nro. 5.

Sizilianische Partie.

Weiß — Zukertort.	Schwarz — Anderssen.
1) E 2 — E 4	1) C 7 — C 5.
2) S. B 1 — C 3	2) E 7 — E 6.
3) S. G 1 — F 3	3) S. B 8 — C 6.
4) D 2 — D 4	4) E 5 nimmt D 4.
5) S. F 3 nimmt D 4 . . .	5) A 7 — A 6.
6) L. F 1 — E 2	6) S. G 8 — F 6.
7) S. D 4 nimmt C 6. . . .	7) B 7 nimmt C 6. Wenn Schwarz mit dem Damenbauer schlägt, taucht Weiß die Damen, spielt dann L. C 1 - G 5 und rochirt nach der langen Seite mit sehr günstiger Entwicklung.
8) E 4 — E 5	8) S. F 6 — D 5.
9) S. C 3 — E 4	9) F 7 — F 5. Schwarz hat keinen besseren Entwicklungszug.
10) L. E 2 — H 5 †.	Dieser Zug bildet die Einleitung einer sehr eleganten, aber nicht ganz richtigen Angriffskombination. Weiß konnte, wie es scheint, sicher 10) S. E 4 — D 6 †, L. F 8 nimmt D 6; 11) E 5 nimmt D 6 spielen und den Bauer auf D 6 durch späteres Vorrücken des C-Bauers behaupten . .	10) G 7 - G 6.
11) L. C 1 — G 5	11) D. D 8 — A 5 †.
12) S. E 4 - D 2. Weiß hat keinen besseren Rückzug für den gefährdeten Springer	12) L. F 8 — E 7.
13) L. G 5 nimmt E 7	13) S. D 5 nimmt E 7.
14) 0 — 0. Weiß rochirt mit Recht, weil der Bauer E 5 jedenfalls verloren geht, wenn der Läufer H 5 sich zurückzieht.	14) G 6 nimmt H 5. Schwarz hätte hier auf die gefährliche Eroberung einer Figur verzichten und mit D. A 5 nimmt E 5 den sichern Gewinn eines wichtigen Bauern vorziehen sollen.
15) S. D 2 — C 4. Man ersieht aus diesem und dem folgenden Zuge, daß Weiß mit guter Absicht den Läufer einstehen ließ.	15) D. A 5 — C 5.
16) S. C 4 — D 6 †	16) K. E 8 — F 8.
17) D. D 1 nimmt H 5 . . .	17) S. E 7 — G 6.
18) D. H 5 — H 6 †	18) K. F 8 — G 8. Am besten.
19) T. F 1 — E 1. Weiß hat zwar eine Figur eingebüßt; allein die Stellung des Gegners ist sehr ungünstig.	19) S. G 6 nimmt E 5.
20) T. A 1 — D 1	20) D. A 5 nimmt F 2 †. Gewiß ein glänzendes Damenopfer, das jedoch keinen Erfolg hat, weil Weiß die Dame nicht schlägt.
21) K. G 1 — H 1. Schlug Weiß die Dame, so gewann Schwarz durch S. E 5 — G 4 † die Dame zurück und das Spiel.	21) S. E 5 — F 7.
22) S. D 6 nimmt F 7 . . .	22) K. G 8 nimmt F 7.
23) D. H 6 — H 5 †	23) K. F 7 — E 7.
24) D. H 5 — G 5 †	24) K. E 7 — F 7. Wenn der König auf E 8 geht, so gewinnt Weiß durch 25) D. G 5 — F 6 das Spiel, da auf T. H 8 — F 8, 26) T. E 1 nimmt E 6 † und im nächsten Zuge das Matt erfolgen würde.
25) D. G 5 — H 5 † und macht das Spiel durch ewiges Schach unentschieden.	

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösung der Aufgabe Nro. 38 erhalten von Hrn. L. L. in Lalendorf, W. K. in Saalfeld (auch Nro. 36 R.), F. C. in Breslau, v. St. in Bruchsal, G. R. in Dresden, H. B. in Eisbergen, Sch. in Schweinfurt, Fr. S. in Ehrenbreitenstein, F. K. in Kruge, Reg.-R. J. Pf. in Wien, S. in Guttentag, L. B. in Hagen, O. W. in Berlin, Bar. Kl. Hrobby, Edw. P. in Hannover, L. R. in Erfurt.

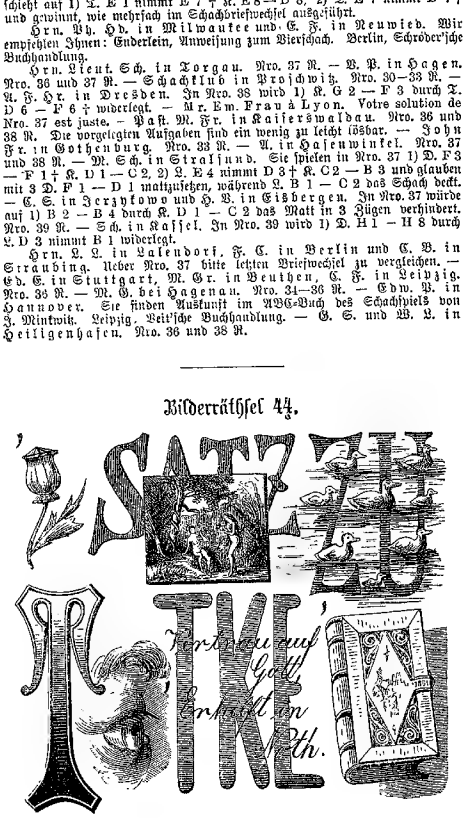
Hrn. A. v. B. in Majorenhof. In Nro. 17 würde auf 1) S. A 5 — C 6. E 3 — E 2 durch 2) S. C 6 — E 7 Matt erfolgen. In Nro. 28 geschieht auf 1) T. E 1 nimmt E 7 † K. E 8 — D 8. 2) T. E 7 nimmt D 7 † und gewinnt, wie mehrfach im Schachbriefwechsel ausgeführt.

Hrn. Wh. Hd. in Milwaukee und E. F. in Neuwied. Wir empfehlen Ihnen: Enderlein, Anweisung zum Blindschach. Berlin, Schröder'sche Buchhandlung.

Hrn. Lieut. Sch. in Torgau. Nro. 37 R. — B. P. in Hagen. Nro. 36 und 37 R. — Schachklub in Proschwitz. Nro. 30—33 R. — A. F. Hr. in Dresden. In Nro. 38 wird 1) K. G 2 — F 3 durch T. D 6 — F 6 † widerlegt. — Mr. Em. Frau à Lyon. Votre solution de Nro. 37 est juste. — Past. M. Fr. in Kaiserswaldau. Nro. 36 und 38 R. Die vorgelegten Aufgaben sind ein wenig zu leicht lösbar. — John Fr. in Gothenburg. Nro. 33 R. — A. in Hasenwinkel. Nro. 37 und 38 R. — M. Sch. in Stralsund. Sie spielen in Nro. 37 1) D. F 3 — F 1 † K. D 1 — C 2. 2) L. E 4 nimmt D 3 † K. C 2 — B 3 und glauben mit 3 D. F 1 — D 1 matt zu setzen, während L. B 1 — C 2 das Schach deckt. — C. S. in Jerzykowo und H. B. in Eisbergen. In Nro. 37 würde auf 1) B 2 — B 4 durch K. D 1 — C 2 das Matt in 3 Zügen verhindert. Nro. 39 R. — Sch. in Kassel. In Nro. 39 wird 1) D. H 1 — H 8 durch L. D 3 nimmt B 1 widerlegt.

Hrn. L. L. in Lalendorf, F. C. in Berlin und C. B. in Straubing. Ueber Nro. 37 bitte letzten Briefwechsel zu vergleichen. — Ed. E. in Stuttgart, M. Gr. in Beuthen, C. F. in Leipzig. Nro. 36 R. — M. G. bei Hagenau. Nro. 34—36 R. — Edw. P. in Hannover. Sie finden Auskunft im ABC-Buch des Schachspiels von J. Mintwitt. Leipzig, Veit'sche Buchhandlung. — G. S. und W. L. in Heiligenhafen. Nro. 36 und 38 R.

Bilderräthsel 44.



Auflösung des Bilderräthsels 43:

Kanevasunterfutter.

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 14:

Liebe leidet nicht Gesellen,
Aber Leiden sucht und hegt sie;
Lebenswoge, Well' auf Wellen,
Einen wie den andern trägt sie.
Einsam oder auch selbander,
Unter Lieben, unter Leiden,
Werden vor und nach einander
Einer mit dem andern scheiden.

Goethe.

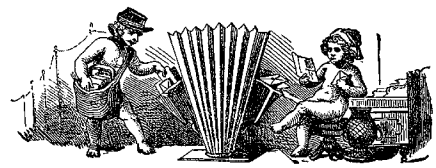
Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 eine Heeresabtheilung des Alterthums.
7 8 4 ein Kanton der Schweiz.
9 8 4 10 7 9 eine Steuer der Römer.
11 5 12 2 8 ein griechischer Dichter.
2 1 4 13 14 ein Prophet.
8 5 9 9 2 8 15 14 12 eine niederländische Stadt.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen geben den Namen eines großen Reformators; die Endbuchstaben von unten nach oben geben seinen Vornamen.

Auflösung der viersylbigen Charade in Nro. 43:

Sommernachtstraum.



Briefmappe.

Hrn. Fr. Ludwig in Cl. Wollen Sie gefälligst über Ihr Mstr. disponiren.

Nihilist. Turgenjew's Werke sind in deutscher Uebersetzung (Mitau, Behre, 10 Bände, 51 ℳ) erschienen. Frühere Bände der Romanbibliothek zu 3 ℳ sind noch immer zu haben.

Hrn. T. S. in B. Gedächtnißschwäche ist häufig die Folge der in Ihrem Briefe erwähnten Unregelmäßigkeiten. Näheres kann Ihnen in derartigen Angelegenheiten nur auf dem Wege der Privatkorrespondenz durch unsern ärztlichen Berather mitgetheilt werden.

Hrn. Heinrich W—n in Meppen. Richtig.

Hrn. K. Graf v. D. in R. Das Bild war im letzten Pariser Salon ausgestellt. Ob es schon im Stich erschienen, wissen wir nicht. Sie werden es durch eine Anfrage an die Kunsthandlung von Goupil & Comp. in Paris leicht erfahren.

A. M. 100 in Leitmeritz. Derartige Angelegenheiten können keine öffentliche Behandlung in der Briefmappe finden.

Hrn. Oberst v. W. in Dr. Wir danken Ihnen für Ihre freundliche Mittheilung und berichtigen darnach unsere Briefmappenmittheilung dahin, daß in Preußen der Termin des Austritts aus dem Kadettenhaus als Beginn der „Dienstzeit" gerechnet wird.

Hrn. stud. phil. Th. H. in D. Zur Beseitigung des fraglichen Leidens gibt es verschiedene Heilverfahren, welche wir Ihnen jedoch nicht in öffentlicher Korrespondenz mittheilen können. Wenden Sie sich unter Angabe Ihrer Adresse durch unsere Vermittlung direkt an unsern ärztlichen Berather.

Hrn. H. J in T. Der Einjährig-Freiwillige (Leipz. Liebel), 1 ℳ 80 ₰.

Barmherz. Schwester in O. Eignet sich leider nicht für uns. Wir danken herzlich.

Hrn. G. in Blankenburg. Für die Güte der in unserem Annoncentheil angepriesenen Medikamente ist die Redaktion nicht verantwortlich; dieselbe kann sich auch nicht damit befassen, solche durch den ärztlichen Konsulenten des Blattes untersuchen zu lassen.

Hrn. K. v. O. in W. Wir haben die Notiz nicht gelesen und auch sonst nicht davon gehört. Vielleicht weiß Ihnen die Redaktion des „Auslandes" in Stuttgart Auskunft.

L. C. K. 25. Wir bringen bereits Artikel über dieses Thema, mußten daher den Ihrigen zurücklegen.

Hrn. R. B. in Fr. bei B. Das Flimmern vor den Augen mit begleitenden Kopfschmerzen ist eine Folge von Blutkongestionen. Mehrwöchentlicher Gebrauch von ungarischem Bitterwasser, täglich Morgens ein kleines Glas voll nüchtern getrunken, wird günstig auf Sie einwirken.

Junge Braut in R—loff. Wir haben gewöhnlich nicht zwei Ringe für dieses Verhältniß, sondern nur einen und dieser ist ein Reif. Maisgelbe Handschuhe, weiße Handschuhe auf der Straße zu tragen ist ordinär. Seidenkleid. Betreffs der Schönheitsmittel verweisen wir Sie auf Schwarz, Schönheitspflege.

M. von B. in D. Professor Dr. Waldenburg in Berlin, Dorotheenstraße Nro. 78, lautet die gewünschte Adresse.

Th. H. in München. „Im wunderschönen Monat Mai" und in den nächstfolgenden Monden zieht man gern mit Gesang durch's Grüne und liebt dabei „bunte Reihe"; für „gemischten Chor" also gilt allgemein als bestes Liederbuch das bei Ed. Ebner in Stuttgart erschienene, betitelt „Stimmen der Heimat", jetzt in zwei Theilen komplet, äußerst handlich und wohlfeil, zumal partieenweise.

Hermann M..... in Köln. Eine Antwort können wir Ihnen nur geben, wenn Sie uns Ihre Adresse und die Ihrer Buchhandlung mittheilen, da dieselbe für die Briefmappe zu umfangreich würde.

Hrn. G. H. in Würzb. Sie wenden sich mit Ihrer Frage am besten an die Redaktion der „Industrieblätter" in Berlin.

Abonnentin H. Gegen Blasenkatarrhe werden in neuerer Zeit in erster Linie Mittel in Form von Einspritzungen angewandt. Die genaue Schilderung der Prozeduren würde uns in der Briefmappe zu weit führen und wollen Sie sich dieserhalb durch unsere Vermittlung mit unserem ärztlichen Berather in direkte Verbindung setzen.

E. Th. in St. Wollen Sie über Ihr Mstr. gefälligst verfügen.

Hrn. G. v. A. in Oporto. Ein Druckfehler, resp. ein Schreibfehler des Autors.

Hrn. Arthur Beg., Frankfurt a. M. Wenn Sie uns Ihre genaue Adresse angeben wollen, soll Ihnen die Mittheilung zukommen. In der Briefmappe werden Privatadressen nicht publizirt.

Hrn. Dr. E. in H. Wir würden Ihnen lieber rathen, bei einer der angesehenen Lebensversicherungsanstalten einzutreten.

N. Leider nicht geeignet.

„Warnbüler". Hildesheim. Das Sylbenräthsel ist leider unbrauchbar, da die Schriftstellerin Lewald, nicht Lewalt heißt.

Hrn. J. ..... G. in Graz. Die Stelle, welche der verstorbene Professor Romberg in Berlin einnahm, ist jetzt durch Professor Dr. Karl Westphal besetzt.

M. Bremer in Jarmen. Richtig.

Hrn. A. B. in W. Darüber können die „Industrieblätter" in Berlin am besten Auskunft geben.

X. Y. Z. 9/5. Die eben genannte Redaktion stellt solche Untersuchungen an.

Hrn. von Nord in Wien. Nicht ganz richtig.

Hrn. A. W. in Aegypten. In die Haut tätowirte Zeichen können nur durch Ausschneiden auf chirurgischem Wege beseitigt werden. Medikamente zum Auslöschen derselben gibt es nicht.

Frl. A. B. in D. Wir haben leider keine Verwendung.

Frl. O. B. in Schr. Das war Ironie, wir haben keine Stellen zu vergeben.

Frln. Marie R. in Danzig. Das Ausspülen des Mundes mit salicylsaurem Mundwasser ist ein gutes Mittel, um übelriechenden Athem zu beseitigen, ebenso das in jeder Apotheke erhältliche Eau de Botot.

Hrn. A. W. in Mölln. Wir können uns jener Verse nicht mehr entsinnen.

Hrn. A. B. a. B. Möhrich, Handb. des kaufmännischen Rechnens. Leipzig, Brockhaus.

Hrn. E. H. in Hamburg. Gegen starkes Nasenbluten empfehlen sich ruhige Lage und kalte Umschläge über den Nasenrücken, sowie, falls diese einfache Methode nicht genügen sollte, Aufsaugen von kaltem, mit einigen Tropfen Eisenchloridlösung versetztem Wasser.

Schlesische Grasmücke. Gewiß nicht ohne Talent, aber eben noch nicht druckreif.

Hrn. Ing. Car. R. D. in C. Gembs holl. Sprachlehre, Frankfurt, Jügel. Eben ist ein neues italien. Wörterbuch bei Brockhaus in Leipzig erschienen.

Hrn. A. W. in Berlin. Das lästige Jucken ist ein Zeichen von Hämorrhoidalbeschwerden. Es sind hier Abführmittel am Platze. Wegen des Haarleidens müssen Sie einen Arzt befragen. In Betreff der dritten Frage wenden Sie sich am besten an einen Tapezierer.

Hrn. O. R. in P. Ihre Fräulein Tochter. Die abgest. Briefmarken werden zu wohlthätigen Zwecken gesammelt, da aus ihrem Verkauf Geld erlöst wird. Die Chines. Geschichte ist ein Märchen. Haarfärbemittel ja, auch O. Wir haben in der Briefmappe schon so oft Mittel angegeben, daß wir nicht begreifen, wie diese Fragen immer und immer wieder aufkauchen können.

Hrn. Eduard Nr. 505 in Koblenz. Zurrüthungen werden Ihnen jedenfalls zuträglich sein. Wegen Eintritts in eine Unteroffizierschule oder in die Marine müssen Sie sich an die zuständigen Behörden wenden.

Alter Leser H. M. in P. Brühl, Geflügelzucht (Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey), 2½ ℳ. Ueber künstliche Brütung und Brüttapparate finden Sie Belehrung in den Druckschriften von Gruenhardt & Comp. in Oberlößnitz bei Dresden, die dort gratis abgegeben werden.

Hrn. C. S. in Kopenhagen. Lassen Sie sich in einer guten Apotheke eine Karbollösung anfertigen und bestreichen Sie damit Abends vor Schlafengehen die betreffende Stelle.

Hrn. Alb. B. in H. Sie müssen eben mal einsenden.

Hrn. H. St. in B. Die Zahl solcher Firmen ist Legion. Kaufen Sie das „Allg. Deutsche Adreßbuch" (Straßb., Mondsche Druckerei), das alle bedeutenden Geschäfte enthält.

Hrn. Fr. W. in B. 1. Wegen Gehörleidens wendet man sich an einen Spezialarzt für Ohrenkrankheiten. Gehöröl und dergleichen angepriesene Heilmittel haben noch keinem Tauben geholfen. 2. Zur Erlernung der Photo-Typographie ist die Firma Jakobi und Prager in Berlin zu empfehlen.

Gl. in Breslau. Prof. Dr. Karl Emil Ring hat eben eine Schrift über Anstrafen (Leipzig, Mutze) herausgegeben. Wenden Sie sich durch die genannte Verlagsbuchhandlung an denselben, wenn Ihnen das Buch nicht ausführlich genug ist.

Frln. Silvia in Frankfurt a. M. Beide Mittel, Belladonna und Arsenik, gehören zu den stärksten Giften und sind in jeder Form, wenn nicht ärztlich verordnet, dem Körper schädlich.

Ober-Pr. in Köln. Beginnen Sie mit dem Harz. Die Reisehandbücher des Bibliograph. Instituts werden Ihnen das Material vollständig bieten.

Frau P. K. in Port Elisabeth. Die Anwendung des salicilsauren Natrons, täglich zwei bis drei Gramm, hat sich gegen intermittirendes Fieber in neuerer Zeit bewährt.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Ankündigungen
pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60

Romane
von
Georg Ebers.
Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Eine ägyptische Königstochter.
Historischer Roman.
Achte Auflage.
Drei Bände. — Preis brosch. ℳ. 9. —; fein geb. ℳ. 12. —

Uarda.
Ein Roman aus dem alten Aegypten.
Siebente Auflage.
Drei Bände. Preis brosch. ℳ. 12. —; fein geb. ℳ. 15. —

Homo sum.
Siebente Auflage.
Ein Band. Preis brosch. ℳ. 6. —; fein geb. ℳ. 7. —
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Reise-Lektüre!

Billige Romane

aus dem Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig.**

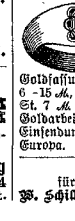
Karl Gutzkow, Die schöneren Stunden. Rückblicke. Zweite Auflage. Preis elegant broschirt Mark 1. 50.
F. W. Hackländer, Nahes und Fernes. Die Spuren eines Romans. — Unter den päpstlichen Zuaven. Zweite Auflage. Elegant broschirt Mark 1. 50.
Georg Horn, Der Schatz von St. Himmelspfort. Roman. Zweite Auflage. 4 Theile in 2 Bänden. Elegant broschirt Mark 3.
Hans Wachenhusen, Des Herzens Golgatha. Roman. Zweite Aufl. 2 Thle. in 1 Bd. Eleg. brosch. Mark 2. —
Julius Grosse, Maria Mancini. Roman. Zweite Auflage. 2 Thle. in 1 Band. Eleg. brosch. Mark 2. —
Bret Harte, Gabriel Conroy. Roman. Deutsch von Udo Brachvogel. Einzige autorisirte Uebersetzung. 3 Theile in 1 Band. Elegant broschirt Mark 1. 50.
Otto Müller, Roderich. Eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1812. Zweite Auflage. 2 Theile in 1 Band. Elegant broschirt Mark 2. —
F. W. Hackländer, Geschichten im Zickzack. Roman. Zweite Auflage. 4 Theile in 2 Bänden. Preis elegant broschirt Mark 3. —
Hans Wachenhusen, Eine Geborene. Roman. Zweite Auflage. Elegant broschirt Mark 1. 50.
Emil Gaboriau, Der Strick um den Hals. Kriminal-Roman. Zweite Auflage. 4 Theile in 2 Bänden. Elegant broschirt Mark 2. —
F. W. Hackländer, Nullen. Der Geschichten im Zickzack zweiter Theil. Roman. Zweite Auflage. 3 Theile in 1 Band. Elegant broschirt Mark 3. —
A. Mels, Erlebtes und Erdachtes. Zweite Auflage. 2 Theile in 1 Band. Eleg. brosch. Mark 2. —
Wilhelm Raabe, Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge. Roman. Zweite Auflage. 3 Theile in 1 Band. Elegant broschirt Mark 2. —
Hans Wachenhusen, Im Bann der Nacht. Roman. Zweite Auflage. Elegant broschirt Mark 1. —

Zu beziehen durch **alle** Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes** und vorräthig auf **allen Bahnhöfen.**

Trunksucht,
Magen- und Unterleibsleiden
heilt auch **brieflich** nach seiner 32jährigen bewährten **Originalmethode Dr. med. Heymann,** im Auslande **approbirt,** früher: London und New-York, **Berlin** W., Potsdamerstraße 106 B. 695

In ländlicher, gesunder Gegend,
nahe bei Hamburg, finden noch **einige Kinder mütterliche Pflege und gewissenhafte Erziehung.** Gute Schulen in unmittelbarer Nähe. Beste Referenzen. — Offerten unter **R. E. 100** beförd. Rudolf Mosse in Hamburg. 823

Die neuesten und besten
Adress-Bücher
der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden etc. aller Länder sind von
C. Leuchs & Cie. in **Nürnberg**
(gegründet 1794) 784
zu beziehen. Preiscourante auf Verlangen grat.



Heyer's 328
Patent-Trittleiter
für jeden Haushalt und jedes Ladengeschäft. Leicht und stabil. Von Jedem transportabel ohne Hülfe der Dienstboten. Zu beziehen durch **Albert Heine, Leipzig,** Markt 14, und **Karl Heyer, Potsdam.**

823
In gesunder Gegend,
nahe bei Hamburg, findet ein alleinstehender **Herr** oder **Dame** freundliche Aufnahme und **gewissenhafte Verpflegung.** Offerten unter **E. R. 100** beförd. **Rudolf Mosse** in **Hamburg.**

Herat (Ober y. 3, postl. fr. **Berlin,** weist fast Jedem Geschlechtswappen nach. 815

Praktisch für Postpaket-Adressen:
Soennecken's 706
Paketfeder,
Nro. 131 133 135 137 } Preis:
Breite 1½ 3½ 6½ 9½ mm. } d. Stück 60 ₰.
In Schreibmaterialien-Handlungen vorräthig, wenn nicht, erbittet man direkte Bestellung.
F. Soennecken's Verlag, **Bonn** und **Leipzig.**

Künstliche
Brillanten,
prachtvolle Steine in echter Goldfassung (nicht Double), als massive Ringe, 6—15 ℳ, gold. Ohrringe 10—15 ℳ, dto. Knöpfe St. 7 ℳ, empfiehlt unter Garantie **Schröter,** Goldarbeiter, **Dresden,** Jakobstraße 16. — Bei Einsendung des Betrages franko durch ganz Europa. Illustr. Preiscourant franko. 634

„Erwerbskatalog"
für Jedermann — versend. gratis 512
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.

Über Land und Meer.

№ 45.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1878—1879
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Karneval von Venedig. Novelle von K. A. Heigel. Fortsetzung. — Generalfeldmarschall Freiherr v. Manteuffel. — Abbasia, von Rudolf Gottschall. — Am Vogelnest. — Bazar in Damaskus. — Notizblatter. — Auf Waldwegen, Novelle von August Becker. — Porträtskizzen und Erinnerungen, lose Blätter von Elise Polko. III. Aus blauen Tagen. — Zeitvertreib auf Kapri. — Ein Erinnerungsblatt, von P. Dulot. — Die Gewohnheit und der Reiz des Neuen, eine harmlose Studie von Carl Stuzau. Schluß. — Für das Album, von Wilhelm Gmmer. — Schach. — Rebusprung Nro. 15. — Auflösung des Arithmogriphs in Nro. 44. — Bilderräthsel 45. — Auflösung des Bilderräthsels 44. — Viersylbige Charade. — Briefmappe.

Illustrationen: v. Manteuffel, Statthalter von Elsaß-Lothringen. — Am Vogelnest von Paul Geiwardo. — Bazar in Damaskus, nach der Aquarelle von E. Werner. — Zeitvertreib auf Kapri, Gemälde von J. Morera. — Drei Silhouetten von W. B. — Aus unserer humoristischen Mappe, drei Bilder.

Der Karneval von Venedig.

Novelle

von

K. A. Heigel.

(Fortsetzung.)

Es dauerte geraume Weile, bis zwischen unserem Paar eine Unterhaltung zu Stande kam. Degenhart hatte von den beiden schmerzlichen Empfindungen, die seit der Flucht seiner Frau abwechselnd sein Herz erfüllten, Zorn und Sehnsucht, nur noch die zweite. Der Anblick des erschrockenen Gesichtchens betäubte sein Gewissen; inmitten der lauten Trinkgesellschaft ließ er die Augen wohl umherwandern und sah doch nur die Abwesende. Die Vorwürfe, die er ihr machte, waren nur noch zärtlich; er wünschte vor Allem und über Alles die Wiedervereinigung.

Nicht ungestraft begibt sich ein besonnener Mann wie er aus des Alltagslebens geradem Geleise auf abenteuerliche Pfade. Mit seiner Einbildungskraft steigerten sich die Reize der Treulosen; sie erschien ihm plötzlich in einem andern Lichte, als ein geliebtes und doch fremdartiges Wesen, um das es neu zu werben galt. Er war wieder der Bräutigam, allein ein leidenschaftlicherer als weiland in Hinterpommern, und die Jagd nach ihr war das aufregende Kampfspiel, das noch heute unter Naturvölkern zwischen der Braut und dem Freier der Hochzeit vorangeht.

„Die Wasserdichten sind gut," sagte Oldenhoven, „aber die Goldberger'schen Rheumatismusketten waren besser. Finden Sie mir eine ähnliche Idee und ich verspreche Ihnen, wir werden Beide reich. Das Geld liegt heute noch auf der Straße, aber die guten Ideen sind selten."

Degenhart schüttelte unwirsch den Kopf.

„Geben Sie mir lieber eine Idee, wie ich die Dame von vorhin wieder finde."

„Denken Sie noch immer dran? Nichts ist leichter. Wenden Sie sich an die Polizei!"

„Ich suche keinen flüchtigen Verbrecher, sondern —"

Er brach ab und beugte sich mit finsteren Brauen über sein Glas.

„Die Polizei hat wie das Genie kein Geschlecht. Warum soll ein beleidigter Vater oder Vormund die Staatshülfe nicht beanspruchen?"

„Sie ist eine stolze, empfindliche Seele," murmelte der Andere düster vor sich hin, „sie würde mir diesen Bundesgenossen nie verzeihen."

„So geben Sie mir die genauen Personalien und innerhalb vierundzwanzig Stunden sage ich Ihnen, wo sie ist. Kaufleute — findige Leute."

Anfangs schrak Degenhart vor vertraulicher Mittheilung zurück. Er empfand zum ersten Mal, daß seine traurige Geschichte einen Haken für boshafte Randbemerkungen habe. Der betrogene Ehemann ist ein Löwe mit einem Ferkelschwänzchen. Er findet sein Recht, aber kein Mitleid. Doch war der Drang, sein Leid zu klagen, so groß, und der neue Bekannte schien so vertrauenswürdig, daß er zuletzt, wenn auch verschämt und stockend und mit Weglassung der Einzelheiten, seinen Fall vortrug. Statt des flotten

v. Manteuffel, Statthalter von Elsaß-Lothringen. (S. 883.)
Nach einer Photographie von Reichardt & Lindauer in Berlin.

Bruders gab er Stefanien auf die Reise ohne Urlaub eine würdige Verwandte mit.

Oldenhoven warf sich in die Brust.

„Und Sie reisen ihr nach?! . . ."

„Würden Sie's an meiner Stelle nicht auch?"

„Ich? Sie irren sich in mir, mein Lieber. Ich war zehn Jahre lang verheirathet. Im vergangenen Frühjahr wurde ich Wittwer."

„Die Ehe bekam Ihnen nicht schlecht."

„Meine Frau war auch eine Ausnahme, ein Engel! Trotzdem — heute Nacht träumte mir, daß ich wieder verheirathet sei; als ich erwachte, stand mir der Angstschweiß auf der Stirn."

„Da kam ich ja an die rechte Thür," dachte Degenhart, seine Vertrauensseligkeit bereuend. „Das sind Ansichten," versetzte er. „Sprechen wir von Anderem."

„Nun gerade! Wenn Jemand stracks zum Teufel will und ich weiß den Weg dahin, warum soll ich ihm nicht gefällig sein? Geben Sie mir die Personalien — um den Erfolg braucht Ihnen nicht zu bangen."

Allein Degenhart war durch die scherzhafte Behandlung des ernsten Themas verstimmt und entschlossen, lieber noch einmal Stefaniens Onkel anzurufen, als einem wildfremden Menschen sein Wohl und Weh anzuvertrauen.

„Wir sprechen morgen drüber," wich er aus. „Wo wohnen Sie?"

„In der Pension Micks, Riva de' Schiavoni."

Degenhart hatte während der letzten achtundvierzig Stunden so viele Gasthöfe, Pensionen und „möblirte Wohnungen" gesehen, daß er sich an die einzelnen nicht mehr erinnerte.

„So, so," sagte er gleichgültig.

„Ein sehr angenehmes Haus. Schade, daß alle Zimmer besetzt sind."

„Thut mir auch leid," erwiederte Degenhart, im Innern über die Dienstbeflissenheit des Hamburgers empört.

Dann sprachen sie von Anderem. Das heißt, Oldenhoven sprach. Zuerst ließ er sich über die Zukunft der Papiermaulbeerbaumrinde aus. Er hoffte stark auf Einführung der Sloman'schen Unterjacken in der Armee, die für die Firma wie für die künftige Kriegsgeschichte von gleich großer Bedeutung sein würde. Von Moltke und Gortschakoff, den Anwälten der Wasserdichten, kam er auf die Hotelpreise und das Corps du Ballet in Petersburg. Er fühlte sich in Nord und Süd zu Hause und war, wenn man ihm glauben durfte, der Glanz- und Mittelpunkt jeder Table d'hôte. Zur Bekräftigung gab er mindestens ein halbes Hundert „allerneuester" Börsenscherze zum Besten. Er unterhielt sich offenbar ausgezeichnet, obwohl sich Degenhart kaum die Mühe nahm, aufmerksam zu scheinen. Derselbe leerte Glas auf Glas, rauchte seine letzten Glimmstengel, wenn auch nicht pommer'schen, so doch vaterländischen Krautes, und dachte an seine Frau.

Seitdem er sie wiedergesehen, schwand sein Zorn mehr und mehr. Ihr Gesicht hatte im Schrecken einen kindlichen Ausdruck; nun dichtete er ihr plötzlich ein mädchenhaftes Wesen an. Nur in der ersten Angst vor Strafe sei sie vorhin davongelaufen. Morgen wird sie suchen, sie werden sich wiederfinden, versöhnen, werden über den abenteuerlichen Streich lachen und gemeinsam noch einige Tage in Venedig verleben, köstliche Tage!

Im Gedräng, Qualm und Lärm der Kneipe gab er sich dem ungewohnten Genuß des Träumens hin. Er wandelte mit Stefanien in herrlicher Gegend, unter einem milden Himmel. Ihre halbgeöffneten Lippen lächelten ihm; der verschleierte und doch leuchtende Blick, der ihr oft eigen war, traf ihn in jedem Nerv; er fühlte ihren schwellenden Arm —

Aller Schmerz und Groll schmolz dahin. Dabei sah er unschön und vierschrötig wie immer aus. Sein Gesicht spielte gegen das gelbe Haar bereits in's Blaurothe, er glänzte von Schweiß, schnaufte wie bei einer Bergpartie und machte kleine Augen. Aber in seinem Innern hatte er sozusagen ein Bellini'sches Bild von leuchtender Schönheit und göttlicher Heiterkeit, eine holde Madonna inmitten musizirender Engel.

Allmälig jedoch brachte der gleiche Stoff beim Träumer wie beim Schwätzer die ähnliche Wirkung hervor, verworren wurden die Reden des Einen und verschwommen die Phantasieen des Andern; zuletzt war der Moleculzustand der zwei Gehirne ein so gleichartiger, daß auch ihr Denken, Fühlen und Wollen in einem Geleise sich bewegte. Wie auf ein Kommandowort erhoben sie sich gleichzeitig und verließen die Weinstube. Arm in Arm passirten sie mit möglichst strammer Haltung und im Paradeschritt die belebteren Gassen, aber auf nachtschlafenden Plätzen blieben sie stehen und sangen den Kehrreim der „Wacht am Rhein" oder: „Es blasen die Trompeten: Husaren heraus!"

Auf der Piazza war dem Tanzvergnügen durch Aufbruch der Musikanten und Erlöschen der Gasflammen eben ein Ende gemacht, nur noch einige tarantelgestochene Paare hüpften auf der Bühne spukhaft herum. In den Kaffeehäusern dagegen waren noch alle Säle hell und sämmtliche Tische mit Gästen besetzt, die, von Bällen, Routs oder aus Theatern kommend, den landesüblichen Schlaftrunk, schwarzen Kaffee, schlürften.

Unser Paar jedoch hatte besseres Verlangen. Sie gingen schräg über die Piazzetta und bogen in die Riva ein. — —

Der Speisesaal der Pension Micks beherbergte an jenem Abend mehr Gäste als gewöhnlich. Die Maler und der „kranke Herr" waren mit den Damen Kräusel beim Schauspiel gewesen und von ihnen zur Heimkehr an den Theetisch verpflichtet worden. Dank der Bewegung in der Nachtluft regte sich die Eßlust auch beim zarten Geschlecht, man verzichtete daher auf das Lesezimmer und blieb bei einem Souper vereinigt. Egon und Stefanie wurden nicht sichtbar; dafür fand sich Colombi mit einem hübschen jungen Manne ein, den er Sämmtlichen sofort als Duca San Vitale vorstellte. Ein Duca! Wie die Frau Rechnungsrath sich in die Brust warf, Malchen, Minnchen, Jettchen den Mund spitzten! Zwar blieb der Duca wegen des Nichterscheinens Stefaniens verstimmt, ziemlich einsylbig, doch schon sich selbst mit einer Durchlaucht sprechen zu hören, war für Frau Kräusel und ihre Töchter Götterwonne.

Die Maler fanden den Kopf San Vitale's sehr interessant, leider geriethen sie mit einander in Streit, weil der Eine denselben auf dunklem, der Andere auf hellem Hintergrunde gemalt wissen wollte. Der kranke Herr dagegen war stillvergnügt. Er wartete nur auf eine Pause, um seinen Trumpf auszuspielen. „É stato a Dresda? é stato a Dresda?" wiederholte er unterdessen die Phrase im Stillen. Mister Micks erkundigte sich beim Chevalier auf's Genaueste nach den Familienverbindungen seines vornehmen Gastes und schien außerordentlich davon befriedigt zu sein.

Und nun denke man sich die Verlegenheit der Herren, die Entrüstung der Damen in dieser glänzenden Gesellschaft, als der weinselige Hamburger mit einem dicken, bäurisch aussehenden Unbekannten hereintrat, lärmend an einem Seitentisch Platz nahm und eine Flasche Roederer Carte noire forderte.

Die Grazien schauten verschämt in den Schooß, Maman Kräusel aber schoß einen Blick tödtlicher Verachtung auf die Eindringlinge ab und beklagte sich dann beim Duca über den mauvais ton der meisten Deutschen.

Allerdings nahm man von den weiteren Vorgängen im andern Lager keine Kenntniß, doch konnte man sich gegen das Klirren der Gläser, laute Schwatzen und rücksichtslose Lachen Oldenhoven's nicht betäuben.

Frau Kräusel litt darunter entsetzlich; wenigstens brachte sie das Fläschchen mit englischem Riechsalz nicht mehr von der Nase. Einmal athmete sie auf. Oldenhoven erhob sich, tastete nach seinem Hut umher, den er gar nicht hier, sondern im Vorzimmer gelassen hatte, und verließ das Gemach. Aber, ach! der zweite Wildling folgte ihm nicht, sondern blieb dick und breit hinter der Flasche sitzen und warf ihr — sie hätt' es beschworen — warf ihr verliebte Blicke zu . . .

„Ich bringe Ihnen unsern Preiscourant," hatte der Hamburger zu seinem Zechgenossen Degenhart gesagt, „in fünf Minuten bin ich wieder da."

Es verging eine Viertelstunde und er war noch nicht zurück. Indessen war Degenhart keineswegs beunruhigt. Er unterschied überhaupt Nahes und Fernes, Ort und Zeit, sich und Andere nicht mehr. So scheint der Granit dem Laien undurchdringlich zu sein, doch ist auch er nicht wasserdicht. Auch unser pommer'scher Hüne war sterblich. Der Augenblick trat ein, wo er sich vollgesogen hatte, daß kein Tropfen mehr in ihn hinein konnte. Eine Minute später ließ er den schweren Kopf zur Brust sinken und entschlief.

Ach, wenn er — angesichts eines Duca und vier schöner Damen! — nur geschlafen hätte, allein er schnarchte auch. Sogar Maler Lauterbach's Bierbaß konnte dagegen nicht aufkommen; der Italiener zierlichste Redensarten gingen verloren, alles Gespräch stockte — Waldesstille in der Nähe einer Sägemühle, und die Säge ging Frau Kräusel mitten durch's Herz.

Die Aufwärter machten ohnmächtige Versuche, den Schlummernden zu wecken; man schickte nach Oldenhoven, aber Oldenhoven, hieß es, schliefe auch. Empört rüstete man sich zum Aufbruch.

In diesem Augenblick war es, daß Egon von Bruck in den Speisesaal trat.

„Bricht denn Alles schon auf?" fragte er erstaunt, und Aller Blicke wiesen auf den lauten Schläfer aus der Fremde.

Stefaniens Bruder stand noch an der Thür. Indem Gäste und Kellner zurücktraten, bildeten sie bis zum Tisch mit dem Champagnerkühler ein Spalier. Am Ende des Spaliers zwischen Minnchen und Malchen wurde Egon einer unförmlichen Körpermasse gewahr. Er blickte schärfer hin und erkannte seinen Schwager Degenhart.

VIII.

Als Degenhart erwachte, befand er sich in einem großen, nur durch eine Lampe erhellten, aber, soweit er sehen konnte, sehr behaglich eingerichteten Saal. Er rieb sich Augen und Stirn.

In einem Lehnstuhl vor der Kaminglut regte sich Jemand und eine Stimme klang von dort:

„What do you want?"

„Wer da?"

Der Andere kam geräuschlos näher. Es war Mister Micks' Hausdiener. Degenhart musterte den dürren, schwarzgekleideten Alten halb mißtrauisch und verlegen; dann fiel sein Blick auf den Tisch, wo er geschlafen hatte, auf ein paar halbvoller Kelche, auf den Champagnerkühler, in dem das Eis längst geschmolzen war und Etikette und Kork schwammen, während die Flasche mit einem Weinrest daneben auf der Damastdecke stand. Trotzdem hatte unser Held eine deutliche Erinnerung nur an die Sitzung in der „Osteria", eine sehr unklare jedoch vom weitern Verlauf des Abends.

„Es scheint ja sehr spät geworden zu sein," sagte er mit gezwungenem Lachen.

„I do not understand."

„Zum Kukuk! spricht denn hier alle Welt ausländisch!" brummte der Uebernächtige.

Glücklicherweise konnten sie sich verständigen in einem Französisch, wegen dessen Güte Keiner dem Andern Vorwürfe zu machen brauchte. Auch verlangte Degenhart nur in's Freie.

„Wo ich wohl herauskommen werde?" dachte er, während sie die noch glänzend beleuchtete Treppe hinabstiegen.

Er athmete erleichtert auf, als sein erster Blick in's Freie auf Schiffe traf, als er die Riva erkannte.

Es war Tagesgrauen. Ein kalter Nordost blies über die Stadt und trieb zitterige Wellenstreifen bald da, bald dort über die Lagune. Ein Dampfer, der über Nacht unweit der Pension Micks vor Anker gegangen war, ließ einen tiefen, surrenden Ton vernehmen und hüllte sich in weiße Dampfwolken ein. Die Riva selbst lag noch öd und still; nur ein ausgesperrter Pudel, des Heulens müde, winselte vor einer Hausthür, und jetzt klapperte der Laternenmann über die Brücke. Klipp, klapp, war die nächste Glasflamme aus.

Degenhart warf noch einen Blick auf sein Nachtquartier. Ein stattliches, neues Haus mit Balkonen, ohne irgend ein Wahrzeichen des Gasthofs. „Pension Micks," schlüpfte ihm unwillkürlich der Name über die Lippen, und nun wußte er auch, wie er hineingekommen.

Eine Pension, von deren Dasein er keine Ahnung gehabt . . . Ob er nicht doch sich erkundigen sollte — ? Aber die Thür war bereits wieder geschlossen; es fröstelte ihn und die Weindünste im Kopf machten ihn schwindlig. So zog er den Paletotkragen über die Ohren und trollte nach der „Goldenen Gans".

Obgleich Wenzel, der Tausendsasa, vor Schläfrigkeit taumelte, empfing er den Nachtschwärmer mit wohlwollendem Lächeln.

„Haben sich Euer Gnaden gut unterhalten?"

Dann kniff er ein Auge zu, wies geheimnißvoll mit dem Daumen der rechten Hand die Treppe empor und sprach:

„Bitt' ich Ihnen, gehn Sie langsam die Stiegen hinauf. Ist die Wirthin eine sehr moralische Person und hat nicht gern, wenn man kummt so spät nach Haus."

Degenhart befahl Pan Wenzel, ihn Punkt Acht zu wecken und Excellenz Reissenstein, falls derselbe früher ausgehen sollte, zu sagen, daß der Herr aus Pommern wichtige Neuigkeiten für ihn habe. Dann tappte er nach Nummer Sechsunddreißig, unbekümmert — der Wüstling! — um die Moralität und die Morgenruhe der „Goldenen Gans".

Um Neun erschien er im Eßzimmer zum Kaffee — ein anderer Mensch. „Oft ist ein Fall das Mittel, desto kräftiger wieder aufzustehen," sagt Shakespeare.

Nach dem gestrigen Gelage war Degenhart heute um so nüchterner; mit den Weindünsten waren alle schwankenden Erwartungen und empfindsamen Träume verflogen. Er beurtheilte die Handlungsweise Stefaniens wieder, wie sie es verdiente, und war sich seiner Absichten bewußt. Entschlossen, sich nicht durch Redensarten zurückschrecken zu lassen, begab er sich alsbald zum General. Er betrachtete denselben gewissermaßen als das Haupt der Partei, mit welcher er um den Besitz Stefaniens rang.

Excellenz, auf den Besuch vorbereitet, empfing ihn mit glatter Miene.

„Nun, wie haben Sie den gestrigen Tag verbracht? Kirchen, Dogenpalast, Gemäldegalerie besucht?"

„Dazu bin ich nicht hergekommen. Ich suchte meine Frau."

„Sie sind ein hartnäckiger Schwärmer. Da machte es ein weitläufiger Verwandter von mir, Graf Engerling, den ich gestern unter den Procuratien traf, ganz anders. Die Gräfin, geborene Engerling-Rummelsdorf, ließ sich von einem russischen Gesandtschaftssekretär nach seinen Gütern hoch oben im Norden entführen: sofort brach Engerling nach dem Süden auf."

„Excellenz waren doch auch verheirathet?"

„Ja, aber das ist so lange her, daß ich mich heute als Junggesellen betrachten darf."

„Hätten Sie wie Engerling oder wie ich gehandelt, wenn Ihre Frau Gemahlin etwas zu weit nach Norden oder Süden abgewichen wäre?"

Excellenz warf dem Unzarten einen verweisenden Blick über die Brille zu.

„Da derartige Mißverständnisse zwischen der Generalin und mir nicht vorkamen, nicht vorkommen konnten, finde ich das Beispiel nicht passend. Verlassen wir das unerquickliche Thema! Ich wiederhole, daß ich mich grundsätzlich nicht in eheliche Zwistigkeiten menge. Lieber lege ich meine Hand zwischen zwei Mühlsteine. Finiamola! Hoffentlich verdanke ich einer andern Veranlassung das Vergnügen Ihres frühen Besuchs."

„Zu meinem Bedauern, nein. Doch ist die Lage wesentlich verändert, insofern ich heute weiß, daß Ihre Nichte, meine Frau, in Venedig ist."

Abermals blitzte es hinter der Brille.

„Glauben Sie?"

„Ich habe Stefanie gesehen."

„Nur gesehen?"

„Ja, denn sie war so feige, vor mir zu fliehen."

Das Wort „feig", gegen eine Verwandte geschleudert, trieb dem alten Militär das Blut in die Wangen. Er gab plötzlich die Zurückhaltung, die er sich zum Gesetz gemacht hatte, auf und sagte barsch:

„Nun denn, ich habe Stefanie auch gesehen."

„Ah!" machte Degenhart und rückte unwillkürlich mit seinem Stuhl näher. „Gesehen," fügte er hinzu, „vielleicht auch gesprochen!?"

„Noch nicht. Vielleicht finde ich heute Gelegenheit, — vorausgesetzt, daß sie hier bleibt. Ich saß gestern Nachmittag im Café Giardino Reale und las die ‚Pall Mall Gazette'. Mein Begleiter, Cagliari Bey, vierundfünfzigster Eskadronschef in der ottomanischen Armee, Enthusiast für weibliche Schönheit wie ich, — machte mich auf eine Dame aufmerksam, die in offener Gondel vorüberfuhr. Augenscheinlich gehörten die Gondoliere einem vornehmen Hause an. Doch muß ich zu meiner Schande gestehen, daß ich für die Farben nicht die Familie fand —"

„Nun und die Dame?" unterbrach ihn der Gemarterte.

„Die Dame war meine Nichte."

„Meine Frau."

„In Begleitung zweier Unbekannten — offenbar aus der Gesellschaft."

„Und ihres Bruders?" fiel Degenhart mit heiserer Stimme ein; „ihres Bruders doch auch?!"

„Selbstverständlich. — Mein Bester," setzte er ernst und nachdrücklich hinzu, „Ihre Besorgnisse hinsichtlich der Festigkeit Ihrer Frau zeigen mehr als alles Andere, wie richtig ich diese Verbindung taxirt hatte. Sie passen nicht für einander. Eine Ehe ohne gegenseitiges Vertrauen ist unmoralisch."

„Vertrauen? Mein Vertrauen war felsenfest. Eher hätt' ich an den Untergang der Welt geglaubt, als daß mich Stefanie hintergehen würde. Aber streiten wir uns darum nicht! Haben Sie Stefanie begrüßt?"

„Nein, sie war im tiefsten Gespräch mit ihrer Begleitung."

„Und Sie folgten ihr nicht? um ihrer, meiner Ehre willen, folgten ihr nicht? Beim Giardino Reale sind doch Gondeln!"

„Mit meinem Knie eine Wasserfahrt auf unbestimmte Zeit! Das können Sie nicht verlangen."

Degenhart sprang auf. Er war vor Aufregung ganz in Schweiß; lief wie ein Unsinniger im Zimmer umher und wiederholte:

„Zu spät! zu spät! zu spät!"

„Ich mache Sie darauf aufmerksam," sagte kaltblütig der Andere, „daß wahrscheinlich unsere gute Wirthin an der Thür horcht."

Dieser Wink hatte die Wirkung, daß eine Minute später in der Küche derartig mit Gläsern und Geschirren geklappert wurde, daß man im Zimmer sein eigenes Wort nicht mehr verstand.

Darüber gewann Degenhart seine Fassung wieder.

Sobald das Geräusch draußen nachließ, fragte er mit gedämpfter Stimme, ob der General auf Ehre keine Ahnung von Stefaniens Wohnung habe.

„Noch nicht. Doch war meinem Begleiter der eine Herr bekannt. Ein Chevalier de Colombi, den er heute zu sprechen hofft. Ich bin fabelhaft neugierig, ob er aus dem uralten Geschlecht der Colombi-Negroponte stammt."

„Wenn Sie Stefaniens Aufenthalt erfahren, werden Sie mir ihn mittheilen?"

„Hm." Der alte Herr sah unwirsch in den Schooß. Die Stimme der Wirthin, die soeben über die Flur rollte, erfüllte ihn mit Wuth.

„Das habe ich davon," sagte er zu sich, „in die Spelunke gezogen zu sein. Dieser fürchterliche Mensch läßt nicht los. Außerdem war der Kaffee wieder kaum zu genießen. Ein Cichorienaufguß. In einer Hafenstadt! — Laßt mich nur die Wochenrechnung sehen!"

„Sie antworten nicht?"

„Mein lieber Freund," erwiederte Jener dem Dränger, „verständigen wir uns! Ich verspreche Ihnen, spätestens heute Mittag Auskunft zu geben, dagegen verpflichten Sie sich, bis dahin alle Nachforschungen einzustellen."

„Das halt' ich nicht aus."

„Ah bah, lesen Sie! Ich habe da von meinem Freunde Carlo d'Arco eine sehr unterrichtende Broschüre: ‚Dell' Economia politica del municipio di Mantova'. Plaudern Sie mit der Wirthin oder, noch besser, gondeln Sie nach der Insel San Michele mit dem interessanten Kirchhof; bis Sie zurückkommen, ist es Zwölf."

„Unterdessen entwischt sie mir abermals. Der nächste Zug fährt um Zehn."

„Sie denken in der That von meiner Nichte zu gering. Wenn ihr mit der Trennung Ernst ist, bietet sie Ihnen die Stirn. In keinem Fall kann eine diplomatische Anfrage die Lage verschlimmern."

„Ich denke, Sie sind wider mich?"

„Im Prinzip, ja. Was meinen Körper anbelangt, fühle ich mich," der General machte eine Pause und rieb sein rheumatisches Knie, dann fuhr er unentwegt fort: „fühle ich mich Jüngling. Ich habe noch im vorigen Herbst den Vesuv bestiegen, Jerusalem und den Bey von Tunis besucht. Aber an Erfahrung bin ich ein Methusalem. Und alle meine genealogischen, politischen und sozial-ökonomischen Studien bekräftigen mich in meiner Ansicht, die eine mißleitete Menge Vorurtheile nennt. Sie sind doch selber Landwirth. Betrachten Sie die Natur! Ist sie nicht die größte Aristokratin, welche jedes Vergehen gegen die Reinheit des Blutes rächt? Nivellirung ist keine Veredlung des Geschlechts. Gleichartiges darf sich nur mit Gleichartigem verbinden . . ."

So saßen Beide sich gegenüber, unser Held, den Kopf in den Schultern, mit fast tückischen Blicken zuhörend und dabei an den Fingern kauend, während der würdige, weißhaarige Herr mit hochgezogenen Brauen, mit unnahbarer Sicherheit obige und andere ähnliche Sätze vortrug, die er freilich in Büchern aufgelesen hatte, die jedoch nichtsdestoweniger richtig waren.

Armer Degenhart! er griff zur letzten Ausflucht der Geschlagenen, zum Aufschrei des innersten Gefühls:

„Und Sie haben dennoch Unrecht! Wir wären ohne den Mammon der Tante heute noch glücklich!"

„Unterm Damoklesschwert gibt es kein Glück. Ihre Dürrenwaldener Klause war eine offene Pulvertonne. Ein Funke und sie flog auf. Stefanie ist zum Repräsentiren geboren. Die Natur läßt sich nicht unterdrücken."

„Wenn das Ihre Ueberzeugung, bin ich lieber mein eigener Anwalt."

„Warum? Vor neun Jahren hielt ich es für meine Pflicht, vor dem Unheil zu warnen; man hörte mich nicht. Nun haben Sie — hm — haben Sie Anspruch auf eine gewisse Berücksichtigung von Seite der Familie. ‚Mein Kind,' werde ich Stefanie sagen, ‚es läuft da ein junger Bengel' — oder — ich erinnere mich — Sie sprachen von einem Mädchen — ‚läuft da eine Kleine auf eurem Gut umher, die ein Recht auf Dein Herz, Deinen Schutz und — wenn auch in beschränktem Maß — auf Dein Vermögen hat!'"

Das Bild seines Töchterchens tauchte vor Degenhart auf, der immer nur die zärtlichsten Gefühle für es gehegt hatte, und machte ihn weich.

„Ja, sagen Sie ihr," rief er, „daß wir ihrer unabläßig gedachten; daß Marianne das beste Herz besitzt und gewiß daheim die Minuten zählt, bis wir zurückkehren. Sagen Sie ihr, wie schrecklich es für mich wäre, allein zurückzukehren! Marianne würde bald die Wahrheit ahnen, und diese Wahrheit würde eine entsetzliche Mitgift für's Leben sein. Oder denkt man etwa, mir auch die Tochter zu entreißen?! Das soll meinen Feinden — o, ich kenne sie! — das soll ihnen nie gelingen. Eher wollte ich —"

„Mein Theuerster," fiel Excellenz beschwichtigend ein, „Sie regen sich unnöthig auf. Ich bin meinen Verwandten eine Autorität; ich werde ein Machtwort sprechen. Je mehr ich den Fall überlege, desto räthlicher scheint es mir, daß Stefanie mit Ihnen nach Dürrenwalde zurückkehrt. Das Herumziehen mit ihrem leichtsinnigen Bruder kann zu nichts führen. Paßt nicht für ihre Jahre. Ich werde ihr den Kopf zurechtsetzen."

„Nein, überzeugen Sie Stefanie in Güte, daß der sicherste, der ehrenvollste Platz für die Frau an der Seite des Mannes. O, mein Herr, wie dankbar bin ich Ihnen schon jetzt! Ich fühle eine Last von meinem Herzen. Stefanie kann Ihren Vernunftgründen, meinen bewegenden Bitten nicht widerstehen. Sie kehrt mit mir heim und im Sommer kommen Sie nach Dürrenwalde, um Zeuge unseres neuen Glücks zu sein."

Der General entließ seinen Besuch mit viel wärmerer Freundlichkeit, als er ihn empfangen hatte, entließ ihn, als ob er ihm den Dienst bereits erwiesen habe. Das Bewußtsein, Jemand geholfen zu haben, ist Genuß. Excellenz war ein Lebenskünstler, der sich keinen Genuß entgehen ließ. Daher nahm er, wenn ihm die Wendung der Dinge nicht ganz sicher schien, seinen Willen für die That.

(Fortsetzung folgt.)

Generalfeldmarschall Freiherr v. Manteuffel.

(Hiezu das Porträt S. 881.)

Das im Jahre 1870 zurückeroberte alte Reichsland Elsaß-Lothringen tritt, nachdem die ersten und heftigsten Bewegungen, welche die Trennung seiner zweihundertjährigen Verbindung mit Frankreich hervorgerufen, vorübergegangen sind, in ein neues Stadium seines Verfassungslebens innerhalb des deutschen Reichsverbandes. Es wird von der unmittelbaren Regierungsführung von Berlin aus losgetrennt und erhält eine selbstständige Verwaltung unter einem mit den höchsten militärischen und administrativen Machtvollkommenheiten ausgerüsteten Statthalter, der im Namen des Kaisers in der alten Reichsstadt Straßburg selbst die Regierung führen und von eigenen Ministerialbehörden für die verschiedenen Ressorts umgeben sein soll. Der Wunsch nach einer autonomen Stellung, welcher innerhalb der neuen Reichslande bei allen ruhigen und gemäßigten Männern bestand, die nicht eine feindliche Unversöhnlichkeit zur Schau trugen, ist somit erfüllt, und gerade in dieser autonomen Stellung wird es möglich sein, die tief einschneidenden Veränderungen, welche das Jahr 1870 für Elsaß-Lothringen in seinem Gefolge gehabt hat, weniger empfindlich fühlbar zu machen. Man thut den Elsäßern unserer Ueberzeugung nach Unrecht, wenn man ihr anfängliches Widerstreben gegen den Anschluß an Deutschland, vom ausschließlichen Standpunkte des deutschen Patriotismus aus, hart beurtheilt und verurtheilt. Ein eigentlicher deutscher Patriotismus konnte bei den Bewohnern jener Länder kaum mehr existiren, — sie waren von Deutschland losgerissen zu einer Zeit, in welcher das deutsche Reich an äußerer Machtstellung und an innerer Wohlfahrt seinen Angehörigen wenig bieten konnte, — durch eine Reihe von Menschenaltern war das Land nun in seinen wirthschaftlichen Interessen und selbst in seinen geistigen und gesellschaftlichen Beziehungen mit Frankreich verwachsen und hatte in dieser Verbindung einen hohen Grad von Wohlstand erreicht, — es hatte während großer weltgeschichtlicher Epochen zu Frankreich gehört, hatte dessen Ruhm und dessen Leiden getheilt und die gegenwärtige Generation war als Franzosen geboren und als Franzosen erzogen. Die Elsäßer und Lothringer hatten die französischen Niederlagen von 1870 in französischem Nationalgefühl mitempfunden, und es wäre in der That unbillig gewesen, zu verlangen, daß die Elsaß-Lothringer nun sogleich eine zweihundertjährige Geschichtsentwicklung vergessen, gute Deutsche werden und sich über die deutschen Siege freuen sollten. Eine solche Umbildung kann nur vorsichtig und langsam sich vollziehen, indem man den Elsaß-Lothringern wirthschaftlich Ersatz für die im ersten Augenblick nachtheilige Veränderung schafft, indem man ihnen eine mustergültige Verwaltung bietet und indem man ihnen mit warmer, brüderlicher Herzlichkeit die Hand reicht, um sie auch zu der geistigen und idealen Interessengemeinschaft der deutschen Nation hinüberzuführen. Bei einem solchen Werke, welches sowohl unerschütterliche Festigkeit des Willens als klaren Blick für die Bedürfnisse und feines Verständniß für die Gefühle des Volkes verlangt, ist die Persönlichkeit, deren Händen die Durchführung derselben anvertraut wird, von höchster Bedeutung, da es gerade die Hauptaufgabe des Statthalters sein wird, überall die Verwaltungsformen den Bedürfnissen anzupassen, Quellen des Wohlstandes zu öffnen, Empfindlichkeiten zu schonen und die

Am Vogelneſt.

Zeichnung von Miß Edwards. (S. 887.)

Herzen des Volkes nach zweihundertjähriger Entfremdung dem alten Mutterlande seiner Vorfahren wieder zuzuführen.

Der Generalfeldmarschall v. Manteuffel, welchen der Kaiser auf den Vorschlag des Reichskanzlers für diesen so hohen und einflußreichen, in dem deutschen Reichsorganismus einzig dastehenden Posten ernannt hat, scheint nun nach seinem ganzen Vorleben der rechte Mann zu sein, um eine solche Aufgabe mit kräftiger Hand und warmem Herzen zu ergreifen und fruchtbar und segensreich durchzuführen.

Edwin Freiherr v. Manteuffel wurde am 24. Februar 1809 zu Dresden geboren als der Sohn des damaligen sächsischen Oberamts-Regierungspräsidenten der Niederlausitz und späteren preußischen Oberlandesgerichtspräsidenten Hans Karl v. Manteuffel. Er wurde im Hause seines Vaters in Gemeinschaft mit seinen Vettern Otto Theodor und Karl Otto erzogen, welche früh ihren Vater verloren hatten und von denen der Erstere später preußischer Ministerpräsident, der Zweite Chef des landwirthschaftlichen Ministeriums wurde. 1828 Sekondelieutenant im königlich preußischen Garde-Dragonerregiment zu Berlin, zeichnete sich Freiherr v. Manteuffel schon als junger Offizier durch ein ernstes, über die unmittelbaren Anforderungen des Dienstes weit hinausgehendes wissenschaftliches Streben aus. Er besuchte die Kriegsschule, ward noch als Sekondelieutenant 1837 Regimentsadjutant, dann Adjutant des damaligen Gouverneurs von Berlin, des durch seine Vermittlung bei dem Frieden von Adrianopel bekannten Generals v. Müffling, später Adjutant des Prinzen Albrecht, im Jahre 1842 Premierlieutenant und im Jahre 1846 Flügeladjutant des Königs Friedrich Wilhelm IV. Er entwickelte im Jahre 1848 eine lebhafte Thätigkeit, um die konservativen Elemente zum Widerstand gegen die überflutende Revolution zu sammeln, und wurde zugleich vom Könige mehrere Male zu ganz besonderen diplomatischen Sendungen in der damals so vielbewegten Zeit benützt, welche er sämmtlich mit außergewöhnlich feinem Takt, politischem Geschick, unverbrüchlicher Verschwiegenheit und Erfolg ausführte. Noch im Jahre 1848 wurde er Major, 1853 Oberstlieutenant und Kommandeur des 5. Ulanenregiments in Düsseldorf, um, wie es in der preußischen Armee für die königlichen Flügeladjutanten Sitte ist, auch den praktischen Dienst des Regimentskommandeurs als Vorschule für höhere Stellungen durchzumachen. Bald jedoch rief ihn König Friedrich Wilhelm IV. wieder in seine Nähe und er gewann in immer höherem Grade das Vertrauen desselben. Er vertrat den General v. Gerlach in den politischen Vorträgen beim König und wurde zugleich zum Vertreter des Generals v. Schöler in der Leitung des Militärkabinets bestimmt, zu dessen Chef er dann selbst im Jahre 1857 ernannt wurde.

In dieser Stellung trat seine Thätigkeit zum ersten Male öffentlich und weithin sichtbar hervor, — er brach mit dem alten, starren Ancienneitätssystem, reinigte die Armee von allen dienstuntauglichen Elementen und öffnete in einer bisher noch nie dagewesenen Weise jüngeren Kräften den schnellen Zutritt zu den höheren Stufen der militärischen Hierarchie. Diese reinigende und belebende Thätigkeit, welche Herr v. Manteuffel mit rücksichtsloser Energie durchführte, darf wohl mit Recht als vorbereitende Grundlage zu dem großen Reorganisationswerk betrachtet werden, welches sich der damalige Prinz von Preußen, unser jetziger Kaiser Wilhelm, als das Ziel seines Lebens zu jener Zeit vorgesteckt hatte, und Herrn v. Manteuffel gebührt ein nicht gering zu schätzendes Verdienst an der Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit der Armee, welche sich später in den Jahren 1866 und 1870 so glänzend bewährte und die Wiedereroberung der Reichslande möglich machte, an deren Spitze er jetzt als kaiserlicher Statthalter gestellt ist. Es war natürlich, daß seine Thätigkeit, welche so scharf in die alten Gewohnheiten und manche persönlichen Verhältnisse einschnitt, ihm viel Feindschaft erweckte; man hielt ihn damals für ein hauptsächliches Werkzeug politischer Reaktion, obgleich er gerade zu jener Zeit sich um politische Dinge eigentlich gar nicht kümmerte, — er wurde vielfach angegriffen und hatte mit dem bekannten damaligen Abgeordneten Twesten einen scharfen persönlichen Konflikt, der dann in ritterlichster und für beide Theile ehrenvollster Weise ausgefochten wurde, wie denn Herr v. Manteuffel zu allen Zeiten ohne Zögern bereit war, für seine Ueberzeugung und seine Handlungen furchtlos mit seiner Person einzutreten. In seiner Stellung als Chef des Militärkabinets avancirte Herr v. Manteuffel weiter, bis er im Jahre 1861 von dem jetzigen Kaiser zum Generaladjutanten und Generallieutenant ernannt wurde, und auch unter diesem Monarchen führte er bis zum Jahre 1865 die Leitung des Militärkabinets weiter, wobei er sich in hervorragender Weise auch an der Ausführung des Reorganisationswerkes der Armee betheiligte, das er durch seine frühere Thätigkeit vorbereitet hatte.

Im Juni 1865 schied er, nachdem seine Aufgabe erfüllt war, aus seiner Stellung, erhielt das Kommando über die preußischen Truppen in Schleswig-Holstein und wurde bald darauf Generalgouverneur von Schleswig. Hier war seine Stellung eine ungemein schwierige — er hatte die Empfindungen und Empfindlichkeiten einer Bevölkerung zu schonen, welche damals ganz gegen Preußen eingenommen und für den Herzog von Augustenburg gestimmt war, ohne daß er deßhalb doch die scharfen Zügel des preußischen Regiments lockern durfte, und er hatte außerdem alle die peinlichen Reibungen zu ertragen und auszugleichen, welche durch das unglückliche Verhältniß des Kondominiums und der österreichischen Verwaltung in Holstein entstanden und welche durch das dazwischenstehende Bundeskommissariat noch schwieriger gemacht wurden. Herr v. Manteuffel hielt unter diesen verwickelten Verhältnissen die Autorität seiner Verwaltung mit ebensoviel Festigkeit als Gewandtheit aufrecht und verstand es daneben, sich durch seine soldatische Offenheit und persönliche Liebenswürdigkeit Achtung und Vertrauen, ja sogar Popularität zu verschaffen.

Seine energische und erfolgreiche Thätigkeit auf verschiedenen Schauplätzen des unabwendbar gewordenen Krieges zwischen Preußen und Oesterreich im Jahre 1866 ist bekannt. Am Schlusse desselben trat aber dann für die preußische Politik ein sehr kritischer Moment ein. Das russische Kabinet, durchdrungen von den Prinzipien der Legitimität, welche der Kaiser Nikolaus über Alles gestellt hatte, und durch die französische Diplomatie in mißtrauische Besorgniß gegen die Verstärkung der preußischen Macht und die heraufsteigende Einigung Deutschlands versetzt, machte Miene, sich mit Frankreich und Oesterreich zu verbünden, um Preußen die Erfolge seiner Siege streitig zu machen, namentlich den damals schon beschlossenen Annexionen durch eine kategorische Erklärung entgegenzutreten. In diesem kritischen und verhängnißvollen Augenblick, im August 1866, wurde der General v. Manteuffel nach St. Petersburg gesendet, und es gelang ihm, sowohl den Kaiser Alexander wie den Fürsten Gortschakoff von der Nothwendigkeit eines innigen Zusammengehens Rußlands mit Preußen zu überzeugen, so daß jeder Widerspruch des Kabinets von St. Petersburg zurückgezogen wurde und daß gerade damals die Grundlage zu der festen und dauerhaften Allianz zwischen Rußland und Preußen sich bildete. Unmittelbar darauf wurde Herr v. Manteuffel zum General der Kavallerie und Kommandeur des IX. Armeekorps ernannt, bald jedoch bat Manteuffel um Enthebung von diesem Posten und lebte bis 1868 beurlaubt in Merseburg.

Im Kriege von 1870 führte er das I. Armeekorps in den Schlachten von Colombey-Neuilly und Noisseville, erhielt dann im Oktober den Oberbefehl über die erste Armee, führte dieselbe unter höchst schwierigen Verhältnissen und schlug die französische Nordarmee bei Amiens und an der Hallue. Im Jahre 1871 wurde ihm das Kommando der Südarmee — des II., VII. und XIV. Korps — übertragen. In dieser Stellung gelang es ihm, durch einen genialen Zug über die Côte d'or dem General Bourbaki bei Belfort in den Rücken zu kommen und ihn zum Uebertritt über die Schweizer Grenze zu zwingen. Er wurde für diese großen Verdienste durch das Großkreuz des eisernen Kreuzes belohnt, eine der höchsten Auszeichnungen der preußischen Armee, denn dasselbe darf statutenmäßig nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht einem Feldherrn verliehen werden, und es besitzen diese Dekoration außer Herrn v. Manteuffel nur der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl, der König von Sachsen, General v. Moltke, General v. Goeben und General v. Werder. Unmittelbar darauf erhielt er auch den schwarzen Adlerorden nebst einer Dotation, und am 20. Juni 1871 wurde ihm der Oberbefehl über die in Frankreich zurückgebliebene Okkupationsarmee übertragen. Auch diese Aufgabe, die schwierigste vielleicht von allen, die bis dahin in seine Hände gelegt worden, löste er mit ebensoviel Festigkeit als Geschick, und gerade in dieser seiner Thätigkeit liegt wohl die beste Vorschule für die ihm jetzt übertragene Statthalterschaft von Elsaß-Lothringen. Er wurde am 19. September 1873, nachdem die Okkupation der französischen Gebietstheile beendigt war, zum Generalfeldmarschall ernannt und steht nun heute im Begriff, die Reichslande, welche unter seiner ruhmvollen Theilnahme durch das deutsche Schwert wieder erobert wurden, auch moralisch der deutschen Nationalgemeinschaft wiederzugewinnen. Wenn ihm auch diese ebenso schwierige als zugleich dankbare und schöne Aufgabe gelingt, so wird er den Namen seiner Familie, der schon so bedeutungsvoll auf den Grundpfeilern des preußischen Thrones eingeschrieben ist, zu noch ruhmvollerer Bedeutung in der Geschichte der deutschen Nation erheben, und alle seine in einem reichbewegten Leben bewährten Eigenschaften sprechen dafür, daß er auch in diesem Falle das Vertrauen seines Kaisers rechtfertigen werde.

Aspasia.

Von Rudolf Gottschall.

Eine wetterschwere Wolke
Droht Athene's heil'ger Stadt.
Welch' ein Feind ist's, der im Volke
Diesen Sturm entfesselt hat?
Steht der Perser vor den Thoren?
Naht der Sparter siegsgewiß?
Haben einen Bund beschworen
Sparta und Persepolis?

„Nein, es ist des Volkes Wüthen,
Das nach hohen Kränzen greift,
Blinden Sinns des Lorbeers Blüten
Von geweihten Stirnen streift.
Krieg dem Großen und dem Schönen,
Am Gemeinen ist's ein Raub:
Alles, was die Götter krönen,
Zieht die Menge in den Staub."

Der Chariten Zauber schweben
Um dein Haupt, Aspasia!
Hoheitsvoll und reizumgeben
Steht sie vor den Richtern da,
Vor der Volksversammlung Schranken,
Mit dem Veilchenkranz umkränzt.
Welcher Adel der Gedanken,
Der von ihrer Stirne glänzt!

Hundert Sonnenlichter flimmern
Auf der Locken goldner Flut:
Aphroditens Sterne schimmern
Aus dem Aug' mit feuchter Glut,
Goldgelb leuchten die Gewande,
Die ein Purpursaum umgibt:
Stammt sie doch aus fernem Lande,
Das die bunte Zierde liebt.

„Darf sie unsre Götter lästern,
Diese Tochter von Milet?
Wandelt solch' ein Brauch von gestern,
Was Jahrtausende besteht?
Nicht die Glut am stillen Herde
Nähren unsre Frauen mehr:
Here's Szepter droht der Erde
Und Athene greift zum Speer.

„Fort aus ihrem stillen Kreise
Stürmt die Frau voll Leidenschaft.
Nur Beschränkung macht sie weise,
Stiller Zwang nur tugendhaft.
Reiches Wissen macht sie frecher,
Kühnes Wollen herzenskrank:
Jene leer' den Schirlingsbecher,
Wie einst Sokrates ihn trank."

So, als wär's der Götter Wille,
Tönt des Klägers strenges Wort.
Wie ein Sturm nach Meeresstille
Braust es durch die Menge fort,
Da erhebt von seinem Sitze
Perikles sich, sieggewohnt,
Der, wie Zeus, ein Herr der Blitze,
Ueber ihren Häuptern thront.

„Hör' es, edle Volksgemeinde,
Ihr, zu Richtern auserwählt:
Treffen will der Neid der Feinde
Mich im Weib, das mir vermählt!
Doch zu allen Göttern droben
Hätt' ich stets umsonst gefleht,
Wenn, wie Spreu im Wind zerstoben
Diese Klage nicht verweht.

„Stadt der Bildner und der Dichter,
Wie verblendet dich der Haß!
Schönheit kennt nur einen Richter:
Führt sie hin zum Phidias!
Und in euren Seelen tagen
Wird ihr unvergänglich Licht,
Und der Meister wird euch sagen:
O bewundert, richtet nicht!

„Könnte sie die Götter lästern,
Deren Glanz ihr Herz erfüllt,
Deren Macht sie ihren Schwestern
Mit bereidtem Wort enthüllt?
Diesen ward als Loos beschieden
Arbeit ohne Unterlaß;
Unglückselig'ge Danaiden
Schöpfen sie in's lecke Faß.

„Ihren Blick gesenkt zur Erde,
Sehn sie nicht der Sterne Schein;
Müde schläft am stillen Herde
Die geweihte Flamme ein,
Blind der Liebe Kette schleifen,
Heißt ihr Höchstes nicht verstehn;
Psyche muß zur Lampe greifen,
Will sie Eros' Schönheit sehn.

„Jene Göttin, die zu ehren
Unsrer Priester heilig Amt,
Die dem Schiffer auf den Meeren
Unsern Ruhm entgegenflammt,
Mit dem Goldhelm, mit der Lanze
Leuchtend hoch vom Parthenon,
Schmückt mein Weib mit ihrem Kranze
Und so trotzt sie eurem Droh'n.

„All' ihr Trachten, all' ihr Sinnen
Ist der Göttlichen verwandt;
All' ihr Wollen und Beginnen
Ist in ihren Kreis gebannt.
Die zu niedrem Dienst verloren,
Lehrt sie auf zum Licht zu schau'n,
Aus des Donnrers Haupt geboren
Ward die weiseste der Frau'n.

„Soll die hehre Aphrodite
Fremd dem Glück des Hauses sein?
Daß sie schrankenlos gebiete,
Zieh' sie durch die Pforte ein
Mit dem Reiz, dem anmuthvollen,
Die Chariten im Geleit!
Lieb' ist nur ein dumpfes Wollen,
Wenn's ihr Götterhauch nicht weiht,

„Denn der Dienst der Schaumgebor'nen
Ist kein Dienst der kalten Pflicht,
Und es winkt den Unerkor'nen
Freude, Freiheit, Himmelslicht.
Bot bisher bethörten Sinnen
Flücht'gen Rausch die Liebe dar,
Dauer wird das Glück gewinnen
Und der Herd wird zum Altar.

„Dieß nur lehrt sie unsre Jugend,
Gibt dem Herzen frischen Muth,
Gibt dem Schattenbild der Tugend
Adel, Leben, Farbenglut.
Sie beseelt das Seelenlose,
Leiht der Liebe geist'gen Glanz;
Nie entblättert sich die Rose
Dann in Aphroditens Kranz.

„Singt ein Todtenlied, Kamönen,
Dieser ruhmgekrönten Stadt,
Wenn das Gute mit dem Schönen
Hier ein Grab gefunden hat.
Der Böoter mag sich betten
Auf zerstörtem Heiligthum,
Und der Sparter führ' in Ketten
Zum Eurotas unsern Ruhm!

„Mag das Pantheon verröden,
Heimgesucht vom Tempelraub,
Und das Dreiblatt der Tragöden
Wehe welkend in den Staub.
Schling' der Erde Schooß gespalten
Nieder die Akropolis!
Wieder mag das Chaos walten
Und die ew'ge Finsterniß!"

Lauter Jubelruf verkündet,
Der empor zum Himmel steigt,
Daß der Rede Blitz gezündet;
Der besiegte Kläger schweigt.
„Wahrlich, göttergleich ist Jene,
Sie entweiht ein irdisch Maß!
Schlingt den Oelzweig der Athene
In's Gelock Aspasia's!"

Am Vogelnest.

(Hiezu das Bild S. 884 und 885.)

Die Barmherzigkeit ist ganz speziell eine Frauentugend, sie rührt und bezaubert unser Gemüth sofort, indem sie uns das Weib „ganz als Herz" zeigt. Diese und wohl auch ein bischen Neugierde — bekanntlich auch eine hervorragende Frauneneigenthümlichkeit — mögen das kleine Fräulein bewogen haben, zu diesem Vogelnest sich den Weg zu bahnen, um die armen verlassenen Thierchen einer unglücklichen Vogelmutter, welche vielleicht der Katze zum Opfer gefallen, zu füttern. Jenes mütterliche Fühlen und Sorgen, das auch in dem kleinsten Mädchen steckt, welches ihre Puppe bei windigem Wetter wärmer anzieht, macht sich jetzt bei der jungen Dame geltend, und so haben wir in dieser lieblichen Samariterin auf der Leiter die uns auf verschiedene Weise reizende Frauneneigenthümlichkeit vor Augen. Dieß ist der Grundgedanke, den die liebenswürdige Malerin dieses Bildes vor uns so zart und hübsch verkörpert und wodurch sie uns zu einer tieferen Auffassung des lieblichen Genrebildes anregt.

Bazar in Damaskus.

(Hiezu das Bild S. 888.)

Damaskus ist vielleicht die orientalischste Stadt. Konstantinopel und Kairo sind gewaltig von westländischer Kultur beleckt und die Mehrzahl der anderen türkischen Städte entbehren mehr oder minder den Charakter der Großstadt. Damaskus jedoch macht den Eindruck einer orientalischen Hauptstadt und ist doch dabei so durchaus national geblieben, daß jeder Schritt in den dämmerigen, winkeligen Gassen, auf den wüsten Plätzen interessant und fesselnd ist durch echt orientalischen Charakter in Farbe, Form und Leben. Der Bazar in Damaskus, von dem C. Werner ein herrliches Aquarell geschaffen, welches wir hier geschnitten unseren Lesern wiedergeben, ist durch die originelle Szenerie und das bunte arabische Volksleben der anziehendste Theil der seltsamen Stadt. Er erinnert an einen riesigen Trödelmarkt, nur daß die Waare: Kupfergeschirre, Teppiche, Pferdesättel, alte Kleider, Waffen und Seidenzeuge, meist von feinster Arbeit und aus kostbaren Stoffen hergestellt und wirklich orientalischen Ursprungs sind, und nicht — wie in Konstantinopel und Kairo — in Solingen und Chemnitz (Teppiche) verfertigt. Das Leben in und vor dem Bazar ist ein buntes und bewegtes. Herumziehende Händler rufen den letzten höchsten Preis, der ihnen für ihre Waare: ein Kameel, einen Säbel, ein Paar Pistolen, einen Kupferkessel, ein Paar Pantoffeln, ein Maulthier, einen gewirkten Rock u. dergl. m. geboten — fragend und forschend, ob Jemand mehr gibt. Wasserverkäufer schreien ihren frischen Trunk aus, Eselvermiether bieten ihre schöngesattelten „Grauchen", Kuchenverkäufer preisen in begeisterten Rufen ihre süßen, öligen Backwaaren an, Märchenerzähler hört man in den offenen Cafés, wo beturbante Mosleminen, schweigsam rauchend, um das Kohlenbecken mit den Kaffeeschalen kauern, eintönig ihre Phantasieen herplappern. Hunde, wilde Tauben und Hühner treiben sich um die Wette mit bettelnden Kindern und anderen ähnlichen Individuen vor den Gewölben umher, in ihrer Dreistigkeit, Trägheit und Verwahrlosung das echt Türkische des Bildes noch erhöhend.

Notizblätter.

Literatur.

— **Zwei hübsche Bände, welche C. Krabbe auf unsern Büchertisch legt,** erinnern durch ihren liebenswürdig unterhaltenden Inhalt wieder recht lebendig an einen langjährigen Liebling der deutschen Lesewelt — F. W. Hackländer. Un'er dem Titel: „Der alte Lehnsfuhl" und „Letzte Novellen" ist der literarische Nachlaß des Dichters, wie er sich in Zeitschriften zerstreut fand, gesammelt, und die Leser werden sich mit uns freuen, ihn ganz wieder in seinem Elemente lustigen, frischen Fabulirens, leichten, anmuthigen Plauderns zu finden — Vorzüge seiner Darstellung, die ihn eben überall beliebt gemacht. Kriegsgeschichten und Theatergeschichten erzählt er uns im „alten Lehnsfuhl" — und wir wissen, wie er auf beiden Terrains zu Hause ist; die „letzten Novellen" enthalten kleine Geschichten, wie er sie zuletzt so gerne schrieb; hier ist namentlich das „Märchen von der Eisfee" ein Kabinetsstück. Die Freunde seiner Muse aber wird sein erster literarischer Versuch: „Angelika", eine kleine Skizze aus dem Jahre 1833, interessiren.

— **Einen überaus günstigen Zeitpunkt hat Georg Rosen für** seine Uebertragung: „Bulgarische Volksdichtungen" (Leipzig, Brockhaus) getroffen. Rosen, der sich durch Schriften über Balkanvölker und Uebersetzungen aus dem Türkischen bekannt gemacht, bietet uns hier eine Sammlung nach Form und Inhalt interessanter Dichtungen des bulgarischen Volkes, daß jetzt in den Kreis europäischer Kultur gezogen ist und dessen Geschick wir mit Interesse folgen. Die Dichtungen haben theils sagenhafte und kirchliche Anklänge, theils sind es Romanzen, Balladen und Lyrik, poetische Erzählungen, Fabeln, Idyllen, sämmtliche in hohem Grade charakteristisch national gefärbt, slavisch dem düsteren Grundton nach, aber besonders anziehend und anregend durch eine spezifisch orientalische Beimischung und durch ein seltsam dämmerig glutvolles Lokalkolorit. Merkwürdig ist bei diesen Dichtungen die große Gestaltenfülle, welche dieser schmächtige Band uns vorführt.

— **„Pierer's Konversationslexikon" hat sich in demselben Jahr**hundert, das es hinter sich hat, im deutschen Hause eingebürgert und der Unsern, der über der sechsten Auflage beim Erscheinen der ersten Bände aufzugehen drohte, ist in Folge der Einsicht der Verlagshandlung längst wieder verschwunden: das fleißig angelegte und gut gearbeitete Buch steht nun wieder auf der Höhe, die es von je und mit Recht eingenommen. Die neue Auflage ist eine wirklich von Grund aus umgearbeitete, in allen Theilen bis auf die neuesten Daten fortgeführte, und so darf die große Arbeit, die von tüchtigen Kräften geschaffen worden, mit Fug und Recht empfohlen werden als ein zuverlässiges Nachschlagebuch, das namentlich durch seine Vielseitigkeit und den großen Reichthum an Artikeln sich von je ausgezeichnet hat und diese Spezialität auch in der vorliegenden Auflage auf's Glänzendste bewährt hat. Die einzelnen Fächer sind in gleicher Weise zu ihrem Rechte gekommen, keines ist bevorzugt, keines vernachlässigt. Der Druck, und das ist bei einem Nachschlagebuch von höchster Wichtigkeit, ist übersichtlich und klar, so daß man sich auch in den größten Artikeln leicht zurecht findet. Das Papier ist kräftig, und die Verlagshandlung hat es auch an Bilder- und Kartenbeilagen nicht fehlen lassen, so daß das „Pierer'sche Konversationslexikon" auch ferner seine geachtete Stellung unter literarischen Hülfsmitteln behaupten wird.

— **Etwas spät zwar, jedoch immer noch in die Reisezeit kommen** eine Reihe hübsch ausgestatteter Bücher des Verlages von W. Braumüller in Wien, die sicher einen Wunsch des Bäder besuchenden Publikums erfüllen. Es sind dieß vier stattliche Bände von Braumüller's Badebibliothek, Nr. 93—96. Der erste Band bringt die Heilquellen Böhmens von Dr. E. H. Kisch, Dozent in Prag und Brunnenarzt in Marienbad. Es werden in diesem Bande 25 Bäder in historischer, topographischer, physikalisch-chemischer und medizinischer Hinsicht abgehandelt, darunter berühmte, wie Bilin, Karlsbad, Franzensbad, Marienbad, Saidschütz, Püllna, Teplitz, Giesshübel und andere mehr. Band 94 unterhält und belehrt uns auf gleiche Weise von Karlsbad allein. Der Verfasser hier ist Dr. Emmerich Herzka. Band 95 bringt Fschl und Umgebungen in französischer Sprache von Dr. H. Kaan. Nr. 96 endlich macht uns näher bekannt mit Bad Vihnye in Ungarn, einer Therme im Barscher Komitate, aus der Feder des Dr. St. v. Boleman; sämmtliche dieser Bücher sind hübsch gedruckt, mit einem Titelbild auf dem Umschlag, ausführlichen Regiştern, was sehr nützlich ist, außerdem Nr. 93 und 94, ersteres mit einer Karte, letzteres mit einem Situationsplane versehen, und werden Aerzten wie auch besonders Kurgästen zur Orientirung in den wichtigsten Badefragen willkommen sein.

— **Ein ganz eigenthümliches Werk ist das im Charakter eines** Prachtwerkes ausgestattete Buch: „Schwimmkunst", von A. Graf v. Buonaccorsi di Pistoja (Wien, Gerold's Sohn). Der Autor hat mit Geist die Kunst des Schwimmens hier entwickelt auf den Grundlagen der Naturwissenschaften, den Gesetzen der Psychologie und Hygiene; vorausgeschickt hat er diesem mit vielen guten Illustrationen versehenen Hauptteil einen interessanten geschichtlichen Abriß. Für Aerzte, Freunde der Schwimmkunst und Schwimmlehrer dürfte dieß Werk werthvoll sein.

— **Im Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig erscheinen** demnächst: „Neue Beiträge zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther" von Max Kalbeck. Diese Monographie bringt eine Reihe hochinteressanter, bisher gänzlich unbekannter Inedita des berühmten Schlesiers und widerlegt einige über sein Leben verbreitete Grundirrthümer.

Musik.

— **Das Salzburger Musikfest, veranstaltet von der** „internationalen Mozart-Stiftung", in den Tagen vom 16. bis 19. Juli, zugleich eine Erinnerungsfeier an die hundertjährige Schöpfung des „Idomeneo" von Mozart, brachte Symphonieen von Mozart, Beethoven, Schubert, Ouvertüren von den zwei Erstgenannten, dann Schumann und Wagner, auch Quartette und Quintette wie Konzertstücke aus dieser Namenreihe zu Gehör. Das Wiener Hofopernorchester konzertirte unter seinem dermaligen Dirigenten, Hofkapellmeister Hans Richter. Als Solisten waren zu vernehmen die HH. Hellmesberger und Grün, erster und zweiter Konzertmeister, Violinisten aus Wien, Brüder Thern, Doppelklavierspieler, Hr. Kraus aus Wien, dermal in Köln, Frau Schuch-Proska aus Wien, dermal in Dresden.

— **Johann Strauß hat eine neue Operette komponirt, die sich** „Cervantes" betitelt und im September im Theater an der Wien zur Aufführung gelangt. Verfasser des Textes ist der Dichter Bohrmann.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die von der „Alma Mater" ausgeschriebenen Preise für das** beste Studentenlied haben große Betheiligung gefunden. Es gingen von 263 Einsendern 403 Lieder ein. Den ersten Preis erhielt Dr. Rudolf Baumbach, den zweiten Hr. Mennaberg, den dritten Hr. Wyplet.

— **Mr. Hormuzd Rassam ist nach Vollendung des Werkes** seiner zweiten assyrischen Expedition nach England zurückgekehrt und die Resultate seiner Forschungen sind für alle Welt, vornehmlich aber für die fleißigen Leser der Bibel von höchstem Interesse. Er bringt eine reiche Sammlung von Alterthümern mit. Die Ergebnisse der letzten Reise sind mannigfacher als die irgend einer Expedition, die seit den ersten Erforschungen unter der Leitung Layard's stattgefunden hat. Bald nach dem Beginn seiner Nachgrabungen in den Erdhügeln von Ninive gelang es Rassam, eine Stätte zu erforschen, die als verbotenes Terrain galt. Dieß war der Erdhügel Nebby Yunus, das angebliche Grab des Propheten Jonas. In diesem Erdhügel entdeckte er Ueberreste von Palästen, die von Esarhaddon und Sennacherib errichtet worden. Rassam's Arbeiten haben in der Auffindung einer großen Anzahl von Inschriften, darunter viele von sehr großem Interesse, resultirt. Nach dem Süden zu besuchte er Nimrud, wo er seine Arbeiten in dem Tempel der Venus fortsetzte. Dieses Gebäude, welches er während seiner früheren Expedition entdeckte, wurde nun gründlich untersucht, und es stellte sich heraus, daß es ein großer offener Tempel sei, der die Schreine verschiedener Gottheiten enthielt. Man fand auch eine Anzahl von Sitzen in parallel laufenden Reihen geordnet, einen Mittelflügel vom Hauptaltar aus bildend. Der jetzt wiedergefundene Plan scheint die Idee zu begünstigen, daß es eine Art Forum war, in welchem kirchliche und andere Berathschlagungen abgehalten wurden. Rassam dehnte seine Operationen nach Feldern aus, die seit der Layard'schen Expedition unberührt geblieben, und er war im Stande, eine Reihe von Erforschungen auf den Erdhügeln des alten Babylons auszuführen. Hier waren seine Entdeckungen höchst glänzend. In einem bisher unberührt gewesenen Erdhügel entdeckte er einen Palast Nebukadnezar's mit reichen emaillirten Säulen, Balken aus indischem Holz, und jedem Anzeichen, daß es ein äußerst prächtiges Gebäude gewesen. Seine Nachgrabungen in dem Erdhügel des Birs Nimrud, der muthmaßlichen Stätte des Thurms von Babel, haben erwiesen, daß die Zerstörung dieses großartigen Gebäudes nicht dem Blitz oder einem feindlichen Angriffe zuzuschreiben ist, sondern daß eine vulkanische Eruption das Gebäude zertrümmert hatte.

— **Wie die Chronik des Germanischen Museums meldet, hat** Hofrath Dr. E. Förster sen. in München den bedeutenden handschriftlichen Nachlaß Jean Paul's unter Eigenthumsvorbehalt dem Museum übergeben, demselben jedoch für den Fall eines Verkaufs das Vorkaufsrecht überlassen.

Erfindungen.

— **Edison hat das Hinderniß, welches sich seinem elektrischen** Lichte durch den hohen Preis des Platina entgegenstellte, theilweise überwunden. Seine Lampen, deren Kostenpreis anfänglich sich auf mehrere Dollars stellen sollte, können nun aus einer Mischung von Platina mit ordinärerem Metallen zum Preise von nur 56 Cents pro Stück hergestellt werden. Edison erklärt: er könne nun den spiralförmigen Draht für die Weißglühhitze zu einem Preis erzeugen, den Alle, die Gas benützen, leicht erschwingen können, und daß seine Bemühungen, Platina zu finden, nur durch den Wunsch veranlaßt werden, die Kosten der Brenner noch weiter zu verringern.

Verkehr.

— **In London hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche London** und dann ganz England mit einem Netze von Telephondrähten zu bedecken beabsichtigt. Im Mittelpunkt der Stadt soll ein Centralbureau errichtet werden, von dem aus in jedes Haus in der City ein Draht geht. Ebenso steht das Bureau in Verbindung mit jedem Handelshause oder sonst nur einigermaßen bedeutenden Privatgebäude des ganzen übrigen London. Die Drähte werden gelegt und die Telephone in jedem Hause angebracht, ohne daß es den Besitzern einen Penny kostet. Wenn nun A., der in London, aber einige Stunden von der City entfernt wohnt, eine Unterredung mit dem Kaufmann B. in der City wünscht, so gibt er in sein Telephon hinein dem Beamten der Centralstätte diesen Wunsch kund. Letzterer setzt die Drähte A. und B. miteinander in Verbindung, die Privatunterredung beginnt, und wenn sie beendigt ist, wird dem Beamten dieß mitgetheilt, der die Drähte in ihre gewöhnliche Lage bringt. Ein bestimmter Tarif, per Minute berechnet, wird für den Gebrauch des Telephons festgesetzt und der Betrag vierteljährlich erhoben. Für besondere Schwätzer oder große Handelshäuser wird ein bestimmter Preis festgesetzt, für welchen ihnen die Drähte dann stets zur Verfügung stehen.

Militär und Marine.

— **Ein neues Torpedoschiff läßt gegenwärtig der Monitorerbauer** Erickson in New-York bauen. Das Schiff ist 130 Fuß lang und in der Mitte 12 Fuß breit, hinten ganz lang und sein zugespitzt gleich der Schwanzflosse, vorn aber kürzer zugespitzt, gleich dem Kopfe eines Haifisches und wie dieser hinter den Augen plötzlich ausgebaucht, weil von hier die Torpedoentladung stattfinden soll. Der 10 Fuß tiefe Kielraum hat ein wasserdichtes eisernes Deck. Zwei sehr große Dampfcylinder speisen die kleine, aber tausend Pferdekraft starke Maschine. Die zu gebrauchenden Geschosse sind die gewöhnlichen cigarrenförmigen Torpedos, 16 Fuß lang und 2 Fuß breit, die mit Dynamit geladen und durch Röhren, welche in den vorspringenden Theilen des Bugs angebracht sind, mit der Geschwindigkeit von elf deutschen Meilen in der Stunde geschleudert werden. Eine dazu gehörige Schleudermaschine übt mittelst komprimirter Luft einen Druck von 250 Pfund auf jeden Zoll des flachen Rückens des Torpedo und treibt diesen in 6 bis 8 Fuß Tiefe unter dem Wasserspiegel in den Rumpf des feindlichen Fahrzeugs. Sobald die Operationen begonnen sollen, wird das untere Deck geschlossen und die ganze Bemannung mit Ausnahme eines Wachoffiziers im Bug zieht sich in den Kielraum zurück. Zwischen Haupt- und Unterdeck wird Wasser hereingelassen, der sonst 2 Fuß emporragende Bord sinkt und es bleibt sonst nichts sichtbar als der Schornstein und der schwer gepanzerte Bug mit dem Offizierslogis. Mit der Geschwindigkeit von fünf geographischen Meilen in der Stunde saust das Ungethüm unter Wasser auf die Panzerschiffe los bis auf 200 Fuß Entfernung, während inzwischen unten im Kielraum der furchtbare Torpedo in das pneumatische Schleuderrohr eingelegt wird. In wenigen Minuten, ehe noch die Bemannung des feindlichen Panzerschiffes an ihre Rettung denken kann, ist die ganze Arbeit gethan. Ohne viel Geräusch ist der Torpedo irgendwo an den Rumpf geprallt. Das Dynamit zersprengt und zerreißt, was ihm in den Weg kommt, und der Feind versinkt in den Wogen, indeß das unverwundbare Torpedoschiff sein Zerstörungswerk mit einem andern Torpedo unter der feindlichen Flotte fortsetzt. Erickson ist überzeugt, daß seine Erfindung allen Seekriegen ein Ende machen und das Meer „für den friedlichen Verkehr der Völker" freihalten werde.

Feste und Versammlungen.

— **Zur Organisation einer großartigen, würdigen Feier des** 50jährigen Jubiläums der nationalen Unabhängigkeit Belgiens im Jahre 1880 hat sich eine Festkommission gebildet, der nebst vielen hohen Persönlichkeiten auch die Bürgermeister der vier größten Städte Belgiens angehören. Die Kommission ist seit dem 17. April fast täglich zusammengetreten und hat folgende Sektionen unter je einem Präsidenten gewählt: 1) Sektion politisches Fest, 2) Sektion Volks- und Militärfeste, 3) Allgemeine Ausstellung, 4) Künstlerfeste, 5) Musikfeste, 6) Literarische und wissenschaftliche Feste. Diese Feierlichkeiten, zu welchen die Kammern vorerst einen Kredit von 1,800,000 Franken bewilligt haben, werden in Brüssel ihren Anfang und größte Ausdehnung nehmen und später in jeder Provinzialhauptstadt unter Leitung besonderer Kommissionen ihre Nachfeiern finden.

— **Nach Beschluß des „Internationalen Kongresses der Amerika**nisten" im Jahre 1877 zu Luxemburg ist die Stadt Brüssel für die dritte Sitzung desselben auserlesen worden. Der Kongreß wird vom 23. bis 26. September d. J. unter dem Protektorate des Königs der Belgier und dem Ehrenpräsidium des Grafen von Flandern abgehalten werden. Der Zweck des alle zwei Jahre zusammentretenden Kongresses ist, zum Fortschritt der Forschungen auf dem Gebiete der Völkerkunde, Sprachwissenschaft und Geschichte Amerikas, besonders aus der Zeit vor der Entdeckung dieses Welttheils, beizutragen, sowie auch die persönlichen Beziehungen der sich für diese Studien Interessirenden zu fördern. Der diesjährige Kongreß wird sich mit einer Anzahl wissenschaftlicher Fragen beschäftigen, die auf die Geschichte, Archäologie, Anthropologie und Ethnographie, sowie auf Linguistik und Paläographie Nord- und Südamerikas Bezug haben.

Sport.

— **Der jüngst gegründete „Allgemeine deutsche Schachbund" hat** Ende Juli seinen ersten Kongreß, der in Leipzig stattfand, beendet. Der erste Preis (600 Mark) ist von dem Delegirten der Wiener Schachgesellschaft, Berthold Englisch, gewonnen worden. Den zweiten Preis gewann der berühmte Match- und Blindlingsspieler Louis Paulsen, während der dritte Preis einem Wiener Spieler, A. Schwarz, zufiel.

Statistik.

— **Dem soeben veröffentlichten „Päpstlichen Jahrbuche für 1879"** zufolge belief sich die Zahl der mit der bischöflichen Würde bekleideten Prälaten der katholischen Kirche am 1. Juli l. J. auf 1143. Der Dekan aller Bischofe ist Msgr. Mac Hale, der Erzbischof von Tuam in Irland, welcher am 8. März 1825 von Leo XII. zum Bischof in part. infid. ernannt wurde. Der zweitälteste Bischof der Ernennung nach ihm ist sodann Msgr. Mercy d'Argentau, Erzbischof von Tyrus in part. infid., welcher ebenfalls noch von Leo XII. im Konsistorium vom 2. Oktober 1826 ernannt wurde. Von den übrigen 1141 Bischofen verdanken ihrer 61 ihre Würde Gregor XVI., 998 Pius IX. und 82 Leo XIII.

Denkmäler.

— **Allen Freunden und Verehrern des verstorbenen berühmten** Augenarztes Professor Dr. v. Gräfe dürfte die Nachricht von Interesse sein, daß das Modell des Denkmals, welches zur bleibenden Erinnerung an den Verewigten im Charitégarten in Berlin errichtet werden soll, seiner Vollendung entgegengeht. Dasselbe ist ein Werk des durch seine vorzüglichen Leistungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst hervorragenden Bildhauers Professor Siemering. Die Figur des Verewigten ist über lebensgroß gehalten und im Monumentalcharakter ausgeführt, daher die Züge ein wenig ernst gehalten sind, unbeschadet der liebenswürdigen Freundlichkeit, die den Mann in seinem Leben charakterisirte. Seine Rechte hält den Augenspiegel, während seine Linke sich auf den Katheder stützt. Das Monument erhält ein entsprechendes Postament in einer Nische, deren Hintergrund die Bäume des Gartens bilden. Der Guß in Bronze wird, wie wir hören, von Gladenbeck vollführt werden.

Gestorben.

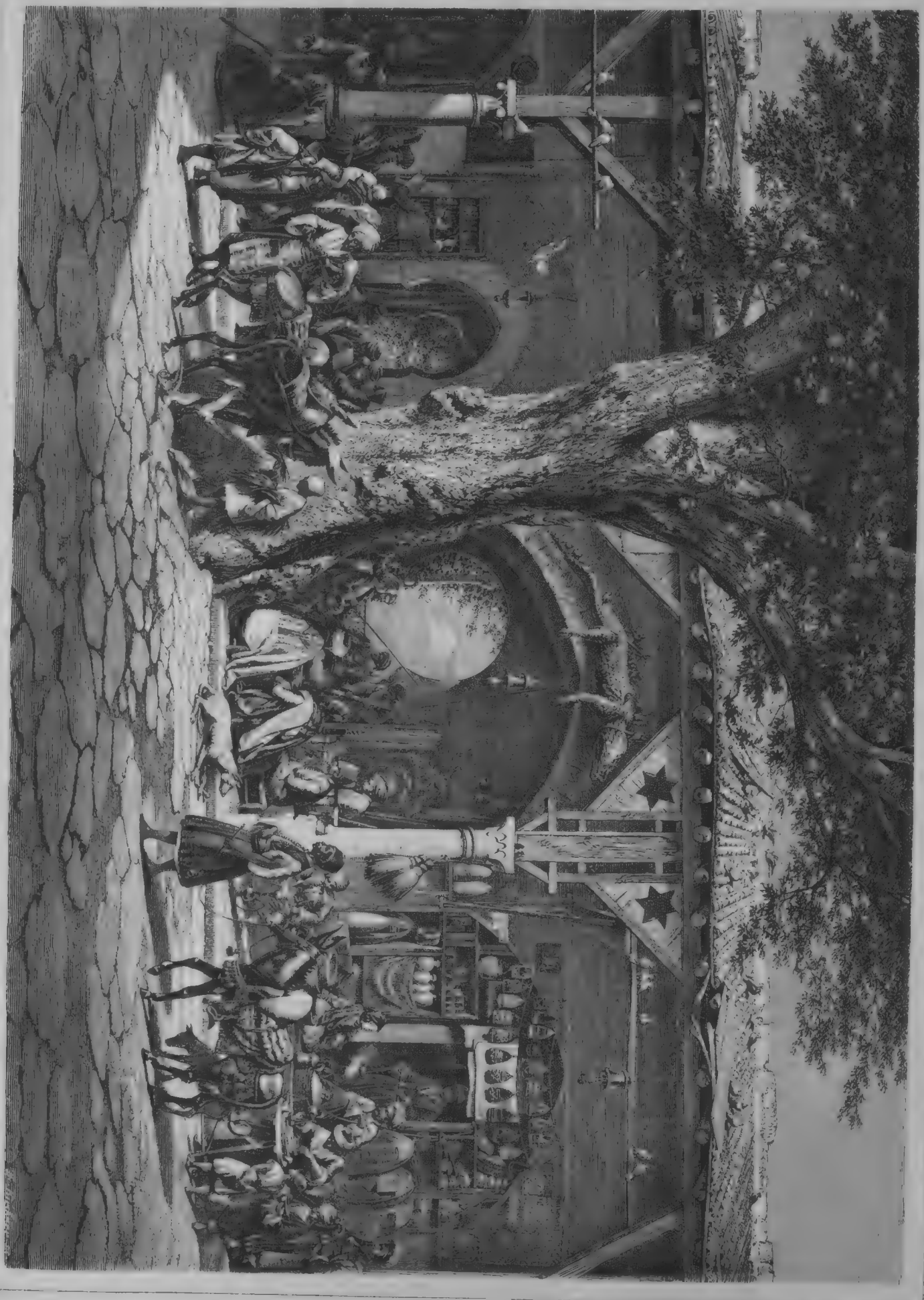
— Maria Theresia, Herzogin von Parma (Tochter Viktor Emanuel I.), am 16. Juli, auf San Martino Vicente bei Lucca.

— Moritz Gottlieb, genialer Maler jüdischer Volkstypen, am 17. Juli, in Krakau, 23 Jahre alt.

— Louis Favre, der bekannte Gotthardbahn-Unternehmer, am 18. Juli, zu Göschenen, 53 Jahre alt.

— Georg van Haanen, Mitglied der königl. Akademie in Amsterdam und Art. Sacr. in Rotterdam, berühmter Maler und Erfinder, 72 Jahre alt, am 18. Juli, in Aachen.

— Generalvikar Domdekan Dr. v. Oehler, 69 Jahre alt, zu Rottenburg, am 20. Juli.



Boger in Tomaschus. Nach der Aquarelle von C. Werner. (S. 887.)

Zeitvertreib auf Kapri. Gemälde von J. Morera. (S. 895.)

Auf Waldwegen.

Novelle

(Nachdruck verboten.)

von

August Becker.

1. Rasten und Wandern.

Wo der Thüringerwald nordwestlich schmal gegen den Werrawinkel ausläuft, bildet die Zusammenwirkung von Fels, Laub- und Nadelforst eine Fülle lieblicher oder pikanter Landschaftsbilder, deren reicher Wechsel den Wanderer überrascht, wo er nur den Fuß hinsetzt. Leicht zugängliche breite Kuppen gewähren unter den weitausladenden Aesten wetterharter Eichen hin von ihren steilen Rändern herzerfreuliche Blicke in die stillen Waldgründe der Nähe und auf die blauen Bergzüge der Ferne. Da wandelt man noch durch Buchenhallen, deren dämmernde Feierlichkeit den stimmungsvollsten Dom beschämt. Da recken noch vereinzelte Waldesriesen, von der Pietät einer naturfinnigen Forstwirthschaft geschont, die knorrigen Arme gen Himmel, der schon Jahrhunderte über ihnen blaut. Da ragt der Fels, warm angehaucht, mitten im grünen Forst schroff und hoch, und darüber schwingt sich die edle Linie des Bergwaldes in sanftem Bogen.

Enge, üppig unwucherte Schlüfte, von Buchen und Fichten überwölbte Grotten, über welche die Waldquellen rieseln, tiefbeschattete Felsenpfade im grünen Fahnenschmuck der Farrenwedel zwischen buntfarbigen Moosteppichen betten sich dort fast ungeahnt in die Falten des Gebirgs und geben diesem einen Charakter stylvoller Naturschönheit, während das Bild der fast überall hereinblickenden Wartburg die Landschaft zur historischen erhebt.

Mitten durch diese Fülle von Schönheit steigt die Straße von Eisenach südlich über den Wald, indem sie eine starke Wegstunde hinter der Stadt schon den Kamm des Gebirgs erreicht und den Rennsteig kreuzt, der den Rückgrath des Thüringerwaldes bezeichnet, von welchem die Berggruppen rechts und links auslaufen. Die Stelle ist eine bedeutsame, vielbesuchte. Auch die alte Weinstraße von Franken nach Thüringen kreuzt hier den Rennsteig und Heerweg; außerdem laufen wohl noch ein Dutzend Waldwege und Pfade von hier aus über das Gebirg, in die Waldschluchten und nach der fürstlichen Sommerresidenz Wilhelmsthal unten in grüner Wanne auf der Südseite des Gebirgs.

Der Platz selbst auf dem schmalen Kamme, der die Wetterscheide zwischen dem Süden und Norden Deutschlands bildet, hat zwar in der Nähe manchen schönen Punkt, ist aber selbst durch keinen besondern landschaftlichen Reiz ausgezeichnet. Der einengende Forst gestattet nach keiner Seite irgendwelche Aussicht; der Waldsaum läuft in zu gerader Linie, um schön zu sein, und auch die einzelnen Baumgruppen gestalten sich nicht besonders malerisch. Ebensowenig bieten die Anlagen selbst etwas Anziehendes. In einer Flucht, ohne freundliche Gruppirung, stehen da längs des Rennsteigs, durch Zwischenräume getrennt, drei Häuser, — hell angestrichen, nüchternen, kalten Ansehens. Es sind fürstliche Jagdhäuser aus dem vorigen Jahrhundert, von welchen zwei schon dem Verfall entgegen zu gehen scheinen. Das dritte, im Winkel des Rennsteigs und der Straße, wo diese, kaum hinaufgeklommen, schon wieder den Südhang des Gebirgs hinunterfällt, ist zu einem Wirthshause eingerichtet, „Zur hohen Sonne".

Auch hier findet sich außer dem alten eisernen Klopfer an der Thür, welcher einen Drachen darstellt, nichts Bemerkenswerthes. Die von einem Dach geschützte Freitreppe führt zum Hausflur, welcher durch eine Schenkbarrière von der dahinter liegenden Küche getrennt ist. Rechts ein schmuckloses, selten geheiztes Zimmer, links die eigentliche Wirthsstube, braun angeraucht und so eng, daß nur zwei kleine Wirthstische Raum haben. In einer durch einen Bogen davon getrennten Abtheilung hat gerade noch ein runder Tisch mit einigen Stühlen und einem schwarzen Ledersopha Platz, während an den Wänden verschiedene Stammgäste, Eisenacher Würdenträger, hängen, — nämlich im Bilde, wie wir ausdrücklich hinzugefügt haben wollen.

Alles das ist sehr eng und schmucklos. Doch läßt sich dort auf dem Ledersopha neben dem dunklen Kachelofen mit dem Blick auf Straße und Waldsaum gemüthlich sitzen und plaudern oder einsam seinen Gedanken nachhängen.

Jahraus jahrein, bei jeglichem Wetter bin ich da während meines Eisenacher Aufenthaltes jeden Mittwoch Nachmittag gesessen, oft mit Bekannten, öfters allein. Es war mein einziger Ausgang und Mittwoch der einzige Wochentag, wo man das trauliche Plätzchen frei zu finden hoffen durfte. Erst Abends sammelten sich dann freundliche Forstleute um den runden Tisch, langten ihre Pfeifen aus dem Wandschranke und sprachen über Wald und Waidwerk. Denn hier, wo noch Rothwild den Bergforst bewohnt und am Rennsteig wechselt, lebt noch die Jagd mit all' ihrer Poesie.

An allen anderen Wochentagen war der runde Tisch von Gesellschaften älterer Herren aus Eisenach besetzt, die hier oben auf dem Kamm des Gebirgs seit undenklichen Jahren Sommer und Winter ihre Zusammenkünfte halten, um sich von den Mühen und Sorgen ihres Berufs, von der lastenden Wucht ihrer Aemter und Würden zu erholen. Denn der Eisenacher lebt mit seiner Gebirgsnatur bei jeglichem Wetter auf freundschaftlichem Fuße. Kein Schnee noch Sturm hält ihn ab, am Gesellschaftstage die starke Wegstunde auf den Rennsteig nach der „hohen Sonne" hinanzusteigen. Selbst das schöne Geschlecht kommt im Winter zu Schlitten und Fuß, und oft ist der ganze Raum des gastlichen Hauses so mit Eisenacher Weiblein, alten und jungen, besetzt, daß ein Mann kaum noch Platz dazwischen fände, wenn man ihm zuliebe nicht zusammenrücken will. Und kommen noch die Schönen von Ruhla mit dem Schlitten auf dem Rennsteig daher, wird männliche Galanterie wohl in dem Fall sein, ihren Fuß weiter zu setzen.

Vielleicht zieht gerade die gemüthliche Enge des Wirthsstübchens in solcher Weise an. Mag man im Sommer aus den Schluchten erhitzt und dampfend die Buchenhallen hinansteigen, in deren grüne Nacht plötzlich das helle Häuschen blinkt; mag man im abendlichen Wintersturm endlich dessen rosig beleuchtete Fenster erblicken: der Eindruck ist einladend und erfreulich. Und wie lustig schneit es dann vor den Fenstern, wenn man innen sitzt! Wie glitzert hier oben schon der Wald im festlichen Silberglanz, wenn unten die Stadt noch im Novemberschmutze ihrer Straßen liegt!

Freilich, auch trübe Tage und finstere Nächte breiten sich über die Höhe des Gebirgs, — die Einsamkeit wird bedrückend. Aber selbst beim unfreundlichsten Wetter tritt noch ein Jäger mit seinem Hunde über die gastliche Schwelle, kehrt noch ein Last- oder Holzfuhrmann hier ein, während dessen Gespann draußen aushalten muß, oder es kommen — unverständlich schnatternd — heimkehrende Marktweiber mit den thüringischen Mänteln und Rückkörben, um hier auszuruhen und sich zu erquicken, bevor sie vollends im Wettersturm und Graus das Gebirg überschreiten.

So fehlt es hier nie an Gelegenheit zu Beobachtungen. Frisch gestärkt wendet dann auch der einsame städtische Gast auf den Heimweg in den Bergwald zurück, unter der Schneelast der Fichten oder bereiften Buchen hin, wenn der Mond zauberhaft den Pfad beleuchtet oder nordischer Nebel ihn deckt, wenn der Waldkauz ungeheuerlich aus der Felskluft durch das Lichtgrün des Laubforstes tutet oder der Brunfthirsch über die fallende Farbenpracht der Berghalde hin seinen Nachtruf anstimmt.

Am belebtesten ist es auf der „hohen Sonne" jedoch im Hochsommer, wenn der Wanderjubel der fremden Luftschnapper über Berg und Thal klingt und die Gäste auf allen Pfaden aus allen Richtungen hier oben zusammenströmen. Die Stammhalter des runden Tisches verlassen auch dann die enge Stube nicht, die übrige Welt jedoch sucht im Freien Platz. Am Waldrande unter Eichen sind dort Tische aufgeschlagen, wo man angenehm sitzt, während die Equipagen auf- und untertauchen und die schönen Hofgespanne von Wilhelmsthal heraufsteigen, um hinter dem Waldsaum des Rennsteigs wieder rasch zu verschwinden.

Zumeist sitzt man aber in dem Wirthsgarten, der das Plateau des Gebirgskammes einnimmt. Mit Hainbuchenlauben versehen und von einem Hagebuchenzaun eingehegt, bietet sein Rasen einen freundlichen Spielplatz für Kinder und junge Mädchen, allein keine Aussicht, nicht einmal auf die vorüberführende Straße. Nur die Baumwipfel der Waldsäume schauen herein auf das ab und zu strömende Touristenvolk, das hier Erquickung sucht und gefunden. Doch bildet eine erhöhte Stelle im nordöstlichen Winkel des Wirthsgartens eine Ausnahme, bei dem Tische unter junger Linde, freilich ein dem Luftzug etwas ausgesetztes Plätzchen, aber von jedem Fremden auf einen Augenblick besucht. Man übersieht von da alle heraufkommenden oder über den Rücken des Gebirgs ziehenden Wege und Pfadet, und hat außerdem durch einen Waldausschnitt in rundem grünem Rahmen den duftig-schönen Anblick der Wartburg.

Hier saß eines schönen Tags in der Höhe der Saison für sich allein ein junger Mann, während alle übrigen Plätze in den Lauben und längs des Zaunes von Fremden und Eisenachern — zumeist Damen — bereits besetzt waren. Ein junger Mann, sage ich, denn wenn man so stattlichen braunen Bart trägt, über welchen die Spitzen des Schnurrbarts zu beiden Seiten des Kinns noch beträchtlich hinausragen und dem Gesichte einen — wenn nicht martialischen, so doch entschiedenen Ausdruck geben, ist man kein Jüngling mehr. Er hat den Hut abgelegt, keinen modischen „Fingerhut", sondern einen hellen Filz von edlerer, weicher Form, — fährt sich dann mit der Hand durch das üppige braune Haar, rückt an dem Riemen, der das Etui eines Opernguckers trägt, und wischt sich mit dem Foulard die Stirn ab: Alles Zeichen, daß ihm warm ist. Das kann auch Niemanden Wunder nehmen. Denn der Nachmittag ist ungewöhnlich heiß. Ueber den dunklen Pyramiden der Fichten drüben zittert und flimmert die Luft; die Umrisse der Wartburg im Hintergrund der grünen Waldperspektive verschwimmen fast im weißbläulichen Duft der Ferne. Die lebhaften Blicke des jungen Herrn sind jedoch nur selten dahin gerichtet, sondern bewachen scharf die Waldwege, die hier zusammenlaufen, schweifen von einer Oeffnung derselben zur andern und dringen beobachtend in dieselben hinein, soweit sie von hier aus mit den Augen zu verfolgen sind. Tauchen dann zwischen dem Waldgrün der Pfade lichte oder dunkle Gewänder, menschliche Gestalten auf, so wird der Gesichtsausdruck des Beobachters scharf vor Spannung und Erregung, um dann immer wieder in eine Miene verdrießlicher Enttäuschung sich aufzulösen, sobald er in den Anlangenden nicht zu erkennen vermag, wen er zu erwarten scheint.

Der junge Herr, der offenbar fremd, von Niemandem gekannt ist und Niemanden kennt, behauptet so seinen Platz schon stundenlang. Ab und zu treten männliche und weibliche Touristen an die Stelle hin, ab und zu nähert sich auch die schöne Welt von Eisenach, um den Anblick der Wartburg im grünen Waldrahmen zu genießen, ohne daß er dessen besonders Acht hätte. Nur flüchtig streift sein Auge die jugendlichen Gestalten, weilt vielleicht augenblicklich, prüfend oder wohlgefällig, auf einem hübschen Antlitz, auf einer anmuthigen Figur, um sich dann immer wieder der Beobachtung der Waldwege zuzuwenden. — Allmälig drängten sich dort die Reisegesellschaften. Kein Fremder, der seinen rothen Bädeker mit sich führte oder vom Führer darauf aufmerksam gemacht worden, versäumte die Bewunderung der Wartburg durch die grüne Waldperspektive, — der junge Herr am Tische dorten blieb einsam nach wie vor. Unbekümmert um die Leute, sah er sie gehen und kommen. Wandte er den Kopf einmal um, so überblickte er gleichgültig den Gartenraum; selbst der Kinder frohes Spiel auf dem Rasen fesselte ihn nur auf Augenblicke.

Das fiel nachgerade auf. Was hatte er nur? Was ließ ihn doch wohl an jenem ausgesetzten, keineswegs angenehmen Platze so nachhaltig ausharren? An dem schönen Burgbild in der Ferne mußte er sich doch endlich satt gesehen haben, da er ohnehin gar nicht mehr darnach ausschaute. Seine Kaffeetasse stand geleert, ein Glas Bier, zur Hälfte ausgetrunken, schon eine halbe Stunde lang unberührt in der Sonne. Und siehe, jetzt schüttet er gar den Rest heimlich hinter die Bank gegen den Zaun hin und bestellt ein frisches. Aber auch dieses bleibt unberührt stehen, bis es schal und matt aussieht wie mißlauniger Humor.

Das Gebahren des jungen Mannes fiel also auf, damit auch sein Aussehen. Man begann, seiner Persönlichkeit einige Aufmerksamkeit zu schenken und glaubte die Beobachtung gemacht zu haben, daß er nicht ganz so gewöhnlich und nüchtern aussehe, als die Mehrzahl der Reisenden. Es lag etwas Distinguirtes in seiner Erscheinung. Eine besonders scharfsinnige Matrone in der rechten Hainbuchenlaube machte sogar — emsig an einem großen scheckigen Strumpfe strickend — die Bemerkung, daß solche junge Herren nicht bloß der Erholung wegen in den Thüringerwald kommen, nicht bloß aus Freude an der Natur oder um zu ihrer Gesundheit Gebirgsluft zu schnappen, sondern auch um etwas zu erleben, Erfahrungen zu sammeln, die Menschen-

kenntniß zu erweitern. Und obgleich der Fremde sich in Wahrheit doch wenig genug um das Treiben im Wirthsgarten kümmerte, glaubte doch ein älterer Herr, der sich dabei selbst ein unternehmendes Ansehen gab, darauf schwören zu dürfen, daß „der Herr da“ einem interessanten Abenteuer nicht gerade geflissentlich aus dem Wege gehen würde.

Worauf sich ein solches Urtheil gründete, läßt sich schwer bestimmen, besonders da der junge Mann nach wie vor von seinem Platze aus die Waldwege im Auge behielt, auf welchen der „hohen Sonne“ die Gäste zuströmten. Plötzlich erhob er sich etwas ungeduldig, ja mit dem Ausdrucke des Unmuths, nahm das noch volle Bierglas und reichte es über den Hagebuchenzaun einem Paar aufgeschossener Jungen, die draußen an der staubigen Straße umherlungerten. Ohne viel Wesens zu machen, leerten dieselben das unerwartet angebotene Glas und gaben es dem Spender mit sprödem Dank wieder zurück, worauf dieser damit nur so stark auf dem Tische trommelte, um einen rothhaarigen Kellner aufmerksam zu machen, welcher durch den Garten lief.

Möglich, daß der Fremde der Meinung war, sein Platz mache sich dem Pächter mit einer kleinen Bierzeche nicht bezahlt. So bestellte er eine Flasche Wein, bei der er beliebig lange sitzen konnte. Noch rang er mit dem Entschluß, der ihm allerdings Ueberwindung kostete, nämlich an den Kellner einige Fragen zu richten. Doch blieb ihm wohl kein anderer Ausweg, um zu einer Gewißheit zu gelangen. So erkundigte er sich denn, ob nicht schon am frühen Nachmittag eine Gesellschaft von sechs Personen hier gewesen sei.

Ja, war die Antwort, verschiedene Gesellschaften von mehr oder weniger Personen seien durchgekommen.

„Vier Damen in Begleitung von zwei Herren?“

„Möglich,“ erwiederte der Kellner leichthin, indem er auf den empfangenen Schein herausgab. „Die Frauenzimmer bilden jetzt meistens die Ueberzahl. Wenn sie nur immer jung und hübsch wären!“

„Ich meine eine bestimmte Gesellschaft,“ fuhr der Fremde mit einigem Nachdruck fort, „eine Familie, deren Haupt ein großer, schlanker Herr mit frischem Gesicht, grauem Bart und Haar, schwarzer Kleidung.“

„Ein solcher Herr ist Mittags hier durch,“ bemerkte der Aufwärter flüchtig. „Mit schwarzem Bart, grauem Rock.“

„Ich sagte, Bart grau, Rock schwarz.“

„Ist auch schon durch,“ war die Antwort des Kellners, der sich anschickte, seiner Wege zu gehen, als der Fremde keine Miene zu einem Trinkgeld machte. „Auch schon durch.“

„Sind Sie davon überzeugt?“ fragte Jener jetzt schärfer, eine Mark über seine Zeche hinschiebend. „Mir liegt daran, es bestimmt zu erfahren.“

Bedeutend geschmeidiger und gefügiger, erkundigte sich jetzt der spröde Rothkopf, wer jener Herr gewesen sein solle; er merke sich Namen besser als „Physiologieen“, wie er sich ausdrückte. Jedoch, seinen Mann scharf fixirend, zögerte der Fremde. Dann aber — nach augenblicklichem Bedenken — sagte er:

„Fabrikant Schmidt aus Krefeld.“

„Schmidt?“ wiederholte der Kellner. „Der Name ist mir allerdings nicht ganz unbekannt, den Namen sollte ich schon einmal gehört haben.“

„Bezweifle das gar nicht,“ bemerkte der Fremde etwas gereizt. „Mir kommt es jetzt darauf an, zu erfahren, ob er mit seinen Damen schon hier gewesen sei.“

„Will gleich nachfragen.“

Da einige Gäste bereits nach dem Aufwärter gerufen hatten, ließ ihn der Fremde laufen, nachdem er ihn noch beauftragt hatte, einen andern Weinbecher mitzubringen. Nun dauerte es eine gute Weile. Es gab hinreichend Zeit, die Beobachtung der Waldwege von dem Platz aus wieder aufzunehmen; allein mit demselben schlechten Erfolg. Der Fremde ward ungeduldig. Endlich, nach mehrmaligem Anruf, brachte der Kellner das Glas und die Auskunft, daß allerdings ein Herr Schmidt durchgekommen sein dürfte, ob aber aus Krefeld wisse man im Hause nicht genau.

Mühsam hielt jetzt der Fremde seinen Aerger zurück. Viel mochte ihm daran liegen, Bestimmtes zu erfahren, sonst würde er seine Erkundigungen wohl eingestellt haben. Als nun gar der Aufwärter seinerseits die Frage stellte, ob der Erwartete wohl ein Vetter sei, ward ihm für diesen Kellnervorwitz ein grimmiger Strafblick. Dennoch nickte der Fremde hierauf mit dem Kopfe: „Ja, gewiß, ein Vetter.“

Nachdem er mit dieser Nothlüge weiteren naseweisen Erkundigungen um den Grund seiner Nachfragen vorgebeugt hatte, fing er wieder an:

„Sehen Sie, Kellner, ein zweites Markstück blüht Ihnen, wenn Sie mir einigermaßen bestimmte Auskunft zu ertheilen vermögen. Erinnern Sie sich, entsinnen Sie sich, Mann, ob eine meiner Schilderung entsprechende Gesellschaft heute schon, heute, sage ich, hier eingekehrt sei. Noch ein zweiter Herr war mit, stark, gemästet, von Gesicht roth, glatt, bartlos, mit blöder, lächelnder Miene, schwarz von Haar —“

„Rock und Schuhwerk, ja,“ fiel der Kellner eifrig bestätigend ein, „der war dabei.“

„Nebst vier Damen —“

„Vier oder fünf,“ meinte der Aufwärter, dessen Erinnerungsvermögen glänzend hergestellt schien, indem er mit mehr Schlauheit, als sein Aussehen verrieth, sich auf's Errathen verlegte. „Nicht mehr ganz junge Frauenzimmer, so mittelalterlich —“

„Geben Sie Acht,“ fuhr der Fremde erläuternd fort. „Frau Schmidt selbst im braunen, schlichten Kleid — —“

„Eine bürgerlich dicke Person mit großer goldener Brosche —“

„Schlank!“ verbesserte der Fremde etwas reizbar. „Schlank!“

„Ganz richtig,“ stimmte der Rothkopf bei. „Wissen Sie, ich sah sie nur rückwärts. Die Zweite dagegen war — —“

„Eine kleine, magere, spitznäsige, nervöse Person, schwarz gekleidet, — Tante Träubchen, wenn Sie den Namen vielleicht gehört haben.“

„So, die böse Kleine war Tante Träubchen. Und nun die Dritte, wieder ganz anders, — nicht wahr, mein Herr? — wieder ganz anders —“

„Tante Elisabeth geheißen,“ fiel der Fremde ein, dem daran lag, die Bezeichnung der einzelnen Personen möglichst zu vervollständigen und kein Erkennungsmoment zu übergehen, um zur Gewißheit zu gelangen. „Eine große, stattliche, joviale Dame, noch nicht alt, doch —“

„Auch nicht mehr jung, aber noch ganz sauber!“ ergänzte der Aufwärter, dießmal mit einigem Glück, auf's Gerathewohl hin. „Es stimmt, mein Herr,“ fügte er voll Genugthuung hinzu, das Markstück freundlich anblinzelnd, welches der Fremde noch zwischen den Fingerspitzen hielt, indeß im Garten wieder vielfach nach dem säumigen Kellner gerufen ward.

Auch der Fremde schien zum Schlusse gelangen zu wollen. Zögernd, mit verändertem Ausdruck, doch scheinbar kalt begann er wieder, das Markstück leise hinschiebend:

„Noch eine vierte Dame befindet sich in der Gesellschaft, — eine Blondine in hellblauem Gewand —“

„Stimmt! Stimmt!“ fiel der Aufwärter ein, das Geldstück erfassend. „Eine hellblaue, blonde, dürre Tante, etwas Hopfenstange, aufgeschossen —“

„Fehlgeschossen!“ hätte er hinzusetzen müssen. Denn mit glühendem Kopf fuhr hier der Fremde auf:

„Was schwatzen Sie da! Ein junges, blühend schönes Mädchen, — reizend —“

Er hielt inne, ärgerlich, daß er sich hatte hinreißen lassen.

„Reizend? Nein, eine Reizende war nicht dabei,“ warf jetzt der Rothkopf mit großer Gemüthsruhe hin. „Es muß wohl Ihre Gesellschaft nicht gewesen sein. Vielleicht kommt diese noch, mein Herr!“

Und damit eilte er, seiner Pflicht gegen die übrigen Gäste nachzukommen. Der Fremde fühlte nicht geringe Lust, dem „Unverschämten“ nachzueilen und ihn am Kragen zu nehmen. Allein, was mochte es ihm viel helfen? Abgesehen von dem Skandal, den er erregt haben würde, hatte er nur seine eigene Leichtgläubigkeit anzuklagen, welche ihm diese Enttäuschung bereitete.

Innerlich empört über den „Schafskopf“, der ihn verschmitzterweise als überlegener Schlaukopf auszubeuten verstanden hatte, schenkte er sich ein Glas Wein ein, stürzte es hinunter und sah wieder mit gerunzelten Brauen in die Waldwege hinein, in welche die heiße Nachmittagssonne nach wie vor ihre goldenen Lichter warf.

*

An jenem Nachmittage, wo die Touristenschwärme von allen Seiten der „hohen Sonne“ zustrebten, wanden sich ganze Züge im Gänsemarsch durch die Enge der kühlen Drachenschlucht hinan unter die schattige Buchenwölbung des obern Annathals. Eigentlich ist es hier schöner als in dem schmalen, feuchten Felsengang. Da sich jedoch die Menge mehr vom Auffälligen als vom Schönen fesseln läßt, wandten sich nach kurzem Aufenthalt die Meisten wieder zurück in den moosigen, triefenden Schlund, unter welchem der Bach hinrauscht, nach den kaminartigen Aushöhlungen im Gestein eilend, welche ein gegenseitiges Ausweichen gestatten. Nur die Minderzahl schritt weiter am rieselnden Gewässer hinan durch das schöne Buchenthal, das sich oben noch einige Mal zur schmalen Felsschlucht verengert, um dann auf eine kurze Strecke mit der dunklen Fichtenbekleidung der schroffen Hänge seinen Charakter zu ändern.

Mit voller Kraft brannte die Sonne zwischen die steilen Wände des Thales hinein, aus welchem der Pfad auf Felsentreppen zur Höhe emporführt. Oben winkte wieder die Schattenkühle des Buchenforstes, — so tröstete wenigstens ein hochgestalteter Herr mit aufrechtem eisgrauem Haupte, welcher sich mit seiner Gattin an der Spitze einer schon ziemlich erschöpften kleinen Gesellschaft befand. Für's Erste half der Trost jedoch nur wenig. Man befand sich noch im schwülen, harzduftigen Bereich der Fichten vor dem steilen Anstieg.

Es war eine fast auflösende Hitze. Gleich sentimentalen Thränen rann es über die scharfe Nasenkante einer kleinen, blassen, gebeugten Dame mit etwas angegrauten Hyazinthenlocken, während das Antlitz ihrer bedeutend größern, etwas jüngern Gefährtin in einer Weise glühte, daß sie förmlich hübsch aussah, wie sie so über die Felsenstufen hinanschritt. Außer dem schlanken Herrn an der Spitze des Zugs befand sich noch ein anderer in der Gesellschaft, beleibter als jener, ein gewichtiger Herr, der sich beständig mit dem feinen Foulard über das rothe glatte Gesicht fuhr, pustend, aber mit Anstand pustend.

Ueberhaupt trug dessen ganze Erscheinung den Stempel feinster Anständigkeit und ausgesuchter Solidität. Das Kinn war peinlich glatt rasirt, das schwarze Haupthaar sorgfältig geschnitten und gekämmt; den Kopf bedeckte ein Hut aus feinstem Florentiner Stroh. Die Kleidung bestand aus dem kostbarsten Sommertuch, das Hemd mit dem hohen steifen Kragen aus bester holländischer Leinwand, die Brustknöpfe desselben aus echten goldgefaßten Smaragden und die Manschettenhalter aus massiven Goldplatten. Dagegen umspannte nur eine stählerne Uhrkette seine Taille, deren Stattlichkeit sich ebenfalls noch in den Grenzen feinen Anstandes hielt.

Kurz, an ihm war kein falscher Prunk, Alles fein und echt, selbst die kleinen weißen Zähne.

Der Großhändler Bertuch galt in seiner Heimat nicht bloß für einen sehr gewichtigen, sondern auch weithin im Lande in den Augen Vieler für einen sehr einnehmenden Mann. Seine Miene war freundlich, sein Gesicht trug einen wohlwollenden Ausdruck, der sich um den kleinen, fast mädchenhaft weichen Mund zu einem liebevollen Lächeln zuspitzte. Dieser hübsche Mund hatte sich denn auch auf der ganzen Tour nur immer zu Bemerkungen geöffnet, welche sich über das Gemeine beträchtlich erhoben. Wenn er etwa über die Beschwerlichkeiten des Weges sprach, so geschah es nicht, ohne mit lächelnder Salbung hinzuzusetzen: „Doch er ist des Schweißes der Edeln werth!“

Solche Aussprüche mit etwas ästhetisirender Färbung richtete er nun von Zeit zu Zeit nach bestimmten Pausen, — denn es bedurfte hiezu stets einiger Sammlung und diese einer geraumen Weile, — besonders an die jüngste Dame der Gesellschaft, ein Mädchen von ausnehmender Schönheit. Ob sie ihm Dank wußte für diese Auszeichnung, war für ihn nicht erkennbar, allein auch gar nicht fraglich. Wenn sie wirklich auch seine Aufmerksamkeiten mit einiger Kühlheit aufnahm, so konnte diese nur dem schüchternen Wesen entspringen, welches ein junges Mädchen den Huldigungen eines ausgezeichneten Mannes gegenüber immer ganz besonders hübsch kleidet und — so anziehend macht.

Daß aber Herr Bertuch ein ausgezeichneter Mann war, ja, daß Herr Großhändler Franz Seraph Bertuch ein sehr ausgezeichneter Mann war, unterlag nicht dem mindesten Zweifel. Denn er war nicht bloß der Chef eines bedeutenden Handlungshauses, sondern auch einer der vielvermögenden Direktoren einer großen finanziellen Gesellschaft. Ebenso unzweifelhaft war es aber auch, daß das junge Mädchen eine besondere Anziehungskraft auf den mehr als doppelt ältern ausgezeichneten Mann ausübte. Wo nur der enge Pfad auf seinen Wendungen um die Ecken und Kanten der Thalwände es gestattete, war Herr Bertuch an des schönen Mädchens Seite.

Wenn dann dasselbe, im lichtblauen Kleide, mit dem echten Blondhaar, in welchem der Sonnenglanz sich goldig fing, vor ihm über die schmalen Stege und Felsenstufen oder zwischen den herabsinkenden Baumästen dahinschwebte, hatte der Anblick etwas Berückendes für den gewichtigen Mann. Seine braunen Aeug-

lein hefteten sich an die anmuthige Erscheinung und sogen stets neues Wohlgefallen aus derselben. Und dieses Wohlgefallen fand noch einen besondern Grund in der Wahrnehmung, daß die junge Dame von den Mühen des Weges und der Hitze nur wenig angegriffen schien.

Zeigte sich doch ihr Antlitz in keiner Weise erhitzt, ja fast noch ein wenig blässer als gewöhnlich, ohne daß dieß von Erschöpfung herrühren konnte. Denn mit derselben jugendlichen Schwungkraft, wie im Beginn der Tour, schritt sie den Pfad hinan durch den steten Wechsel von Wald und Feld. Allein — sie war auffallend still und zurückhaltend, nahm selbst nie Anlaß zu einer Frage, gab nur kurze, bündige Antworten und verrieth immer wieder die Neigung, sich etwas von der Gesellschaft abzuschließen. Da und dort, wo eine Waldblume vom Felsenrand nickte, blieb sie stehen, ohne dieselbe zu pflücken. Oft unwillkürlich hing sie das Köpfchen, wie in Gedanken, oder als ob sie sich mit der klaren Wasserader beschäftige, welche den engen Thalgrund durchrieselte, bald unter dem Weg verschwindend, bald wieder hervortretend.

Vielleicht fühlte sich das junge Mädchen in dieser Gesellschaft von lauter älteren Personen etwas gelangweilt; ein Sporn mehr für den Großhändler, sich mit ihr zu beschäftigen, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Und wenn sie sich auch nicht besonders entgegenkommend bewies, beeinträchtigte das in seinen Augen ihre Liebenswürdigkeit keineswegs. Ja, diese scheinbare Gleichgültigkeit, dieser spröde, mädchenhafte Trotz gab ihr einen besondern Reiz. Daß sie sich überhaupt von seiner Unterhaltung nicht angezogen fühle, daß sie ihn lieber an der Seite ihres Vaters an der Spitze des Zugs gesehen hätte, mit demselben über Kreditive, Valuta, Agio, Courtage sprechend, Worte, mit welchen sie keinen Sinn zu verbinden nöthig hatte, — das fiel ihm gar nicht ein. Eher wollte er voraussetzen, daß ihre Gedanken von den wechselnden Waldbildern eingenommen, ihr Gemüth in den der Landschaft entsprechenden Stimmungen befangen sei.

„Aber, Fräulein Klara," fing er mit besonders verbindlichem, ja zärtlichem Ausdruck an, als ihm der Weg wieder erlaubte, neben ihr unter den Buchen hin zu schreiten, „Sie sind ja ganz versunken in die empfangenen Eindrücke und gewiß eine große Freundin poetischer Naturszenen."

„O ja."

„Schönheiten der Natur sind freilich ein großer Reiz der Landschaft."

„Allerdings," war die mit einem Lächeln begleitete Antwort.

„Wie wandelt es sich schön," fuhr er fort, „in diesen heiligen Hallen . . ."

„Wo man die Rache nicht kennt," ergänzte das junge Mädchen für sich, während er fortfuhr:

„Bei meinem Landhause findet sich Aehnliches, jedoch von Linden. Auch sind die Wege bequemer," fügte er schwer aufathmend hinzu, „Alles eben. Der Bach murmelt dort wegen mangelnden Gefälls zwar nicht wie dieser, jedoch er murmelt und zuweilen sehr ansprechend. Ein comfortables Landleben ist unstreitig ein Genuß."

Und nun summte er mit wohlklingender Stimme das nicht mehr ganz ungewöhnliche Citat:

„Wanderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baumes, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm."

Im Monat Mai.

Als ich zuerst dich gesehen
Bei lustiger Tänzerei,
Da war es um mich geschehen —
War's doch im Monat Mai.

Du blicktest so lieb, und nicht bin ich
Gegangen hast vorbei,
Wir liebten uns gleich äusserst innig —
War's doch im Monat Mai.

Nie sollte die Liebe erkalten,
So küssten und schwuren wir zwei:
Und Heines hat Wort gehalten —
Nicht 'mal im Monat Mai.

Gegen Herzensdiebstahl hat das allgemeine Strafgesetzbuch keinen Paragraphen; Stiehlst du mir das meine, stehl' ich dir das deine, anders lässt sich dies Vergehen nicht strafen

„Thun dieß die Kiesel — bei Ihnen?" fragte hier das junge Mädchen, einen ungläubigen Blick in das vorüberrieselnde, schmächtige Bergwasser werfend.

„Gewiß, mein theures Fräulein, gewiß, und man kann zu Hause den Stimmen der Natur bequemer lauschen als hier auf steilem Bergpfad. Finden Sie den Weg hier nicht ermüdend?"

„O nein!"

„Wirklich nicht?"

„Den Weg in der That nicht."

„So sehr ich schöne Natur liebe," äußerte jetzt der gewichtige Mann, „halte ich doch jeden Weg, der sich bergan in die Länge zieht, für ebenso angreifend als anstrengend."

„Dann hätten Sie im Wagen bleiben sollen, Herr Direktor."

„Wie dürfte ich fahren, wenn die Anmuth zu Fuße wandelt!" erwiederte Herr Bertuch mit süßem, fast zärtlichem Blick.

Das junge Mädchen hätte wohl einen minder gezierten, natürlichern Ton entsprechender gefunden. Es war ihr nicht entgangen, daß der ausgezeichnete Mann an ihrer Seite sehr gut und bei aller Nüchternheit eindrucksvoll über Dinge zu sprechen wußte, die im Bereiche seines Verständnisses und Interesses lagen, während er jetzt krampfhaft bemüht war, sich gewählt auszudrücken, was ihn zu Plattheiten verleitete. Ohne seine letzte Bemerkung zu erwiedern, eilte Klara voran in den Felsenspalt, durch welchen der Pfad führte. Aber auch Herr Bertuch drängte mit keuchender Eile, sorgfältig das Anstreifen am feuchten Gestein vermeidend, hindurch, um jenseits des engen Schlundes sich sofort, wenn auch etwas außer Athem, an das schöne Mädchen zu wenden.

„Fräulein Schmidt, — mein theures Fräulein, Sie eilen durch Gebirg und Klüfte mit leichtbeschwingtem Fuß wie Diana und lassen uns gewöhnliche Sterbliche weit dahinten. Allein, finden Sie nicht diese sich thürmenden Wände höchst poetisch?"

„Nein."

„Nicht, Fräulein Klara? Sie gefallen Ihnen nicht?"

„Die thürmenden Wände nicht, wohl aber die Bekleidung."

„Die Be— Bekleidung?"

„Ja, die Pflanzendecke," erläuterte das schöne Mädchen, „die Farrenwedel, das Moos, das wie weiche Polster, Teppiche, Tapeten von grünem Sammet die Felsen kleidet."

„Ach so!" fiel jetzt aufgeräumt und verständnißinnig der Großhändler ein. „Sie lieben Tapeten und Möbelüberzüge von grünem Sammet. Höchst schmeichelhaft und erfreulich für mich, daß Ihr Geschmack mit dem meinigen zusammentrifft. Zu Hause habe ich mehrere Säle ganz mit grünem Sammet ausstatten lassen. Es hat etwas Schönes, Beruhigendes, dieses Sammetgrün, besonders für die Augen."

Klara antwortete auf diese sammetgrünen Andeutungen nicht weiter, sondern verhielt sich nunmehr noch schweigsamer als seither. Auch ihr Begleiter schien sich in Gedanken zu verlieren. Als aber die Thalwände sich wieder schroffer erhoben und der Laub- und Nadelwald über dem Pfad zusammenschlug, der in den Fels eingehauen oder gleichsam in den engen Grund eingesenkt war, indem er das Rinnsal des schmalen Bergwässerchens der Länge nach überbrückte, da mochte sich Herr Bertuch poetisch angewandelt fühlen. Denn trotz der erschöpfenden Hitze summte sein Mund

etwas von des „Urwalds düsteren Gründen“, worüber ein flüchtiges Lächeln auf dem Antlitz des jungen Mädchens entstand und — schwand.

Allein zumeist blieb den reizenden Zügen, die nur zum Ausdruck des Glücks und der Freude geschaffen schienen, jetzt das Lächeln fern. Klara schaute ohne Frohsinn, ernst, fast trübe drein. Dabei zeigten ihre Züge, wenn sie wegen der Enge des Pfads den Begleiter hinter sich lassen konnte und sich unbeobachtet glaubte, etwas sonderbar Gespanntes, der Ausdruck dieses weichen, jugendlichen Antlitzes etwas gänzlich Abwesendes. Sie mochte Gedanken nachhängen, die sie in keiner Weise äußern wollte und deren sie sich doch ebensowenig entschlagen konnte.

Dennoch verlor sich in ihr nicht das Bewußtsein von der Nothwendigkeit, sich zu sammeln, so daß ihre Abwesenheit in Gedanken sich selten oder gar nicht durch zerstreute Reden verrieth.

Dieser Zwang, den das junge Mädchen willenskräftig gegen sich selbst übte, breitete jedoch eine gewisse herbe Jungfräulichkeit um ihr Wesen, dem sonst alle Herbigkeit fremd war. Dieser Zwang nöthigte sie nebenbei, ihre Aeußerungen auf das Nothwendigste zu beschränken. Verriethen dieselben keine Zerstreutheit, so doch unverholene Gleichgültigkeit, ein theilnahmloses Wesen, soweit es sich mit dem Gebahren einer wohlerzogenen jungen Dame vertrug.

So kühler Trockenheit gegenüber mußte auch die Quelle der sinnigen Bemerkungen des Großhändlers Bertuch endlich versiegen, und die Schwüle des Wetters trug das Ihrige dazu bei, sie so vollständig auszudörren, daß geraume Zeit zwischen ihm und Klara kein Wort mehr fiel.

Um so lebhafter ging das Gespräch zwischen den beiden älteren Damen, welche ihnen etwas voraus waren. Trotz der erschöpfenden Bergtour unterhielten sich Jene unaufhörlich, und besonders stand der schmalgeschnittene Mund der kleinen, schmächtigen Schwarzgekleideten mit den angereiften Hyazinthenlocken kaum stille. Als ob die Nachmittagshitze nicht bloß ihr unscheinbares Aeußere, sondern auch ihr inhaltreiches inneres Wesen aufgelöst, zum Schmelzen und in Fluß gebracht habe, so ergoß es sich jetzt in Worten.

Wie diese Blumen küsst der Thau,
So möcht' ich, holde junge Frau,
Sie küssen wann ich immer kann,
— Doch leider darf das nur Ihr Mann.

„Du siehst in Wahrheit mit den warm angehauchten, vielmehr angeglühten Wangen hübsch aus wie ein junges Mädchen, Elisabeth!“ sprach sie eben, zu ihrer stattlichen Gefährtin aufschauend, von welcher sie sich am Arme führen, wohl auch schleppen ließ, wenn der Anstieg etwas beschwerlicher wurde. „Du hast Deiner Persönlichkeit viel Einnehmendes bewahrt, Elisabeth. Wehre nicht ab, ich schmeichle nicht. Zur Schmeichelei ist mein Gemüth nicht fähig. Am wenigsten der Freundin gegenüber. Wie beglückt fühle ich mich, mit Dir Arm in Arm durch diese Naturpracht zu wallen! Ist es hier nicht wie in Eden, Elisabeth, wie in Eden?“

„Mag sein, mein liebes Träudchen,“ war die Antwort, „allein gewiß kann ich es nicht sagen, da ich noch nicht dorten war.“

„Du mußt es trotz des mühevollen Wegs mit mir empfinden hier, Elisabeth, — es ist voll Poesie, ein Paradies!“

„Auf ein Paradies mit dieser Bruthitze und steilen Steintreppen leiste ich Verzicht,“ meinte die hochgewachsene Gefährtin mit einem etwas bedenklichen Blick auf das poetisch gestimmte Träudchen.

„Laß nicht vorübergehende Beschwerden anfechten und ermatten Dich, Elisabeth,“ fuhr die kleine Dame fort, indem sie sich noch müder, aufgelöster und zerflossener an den Arm der Freundin hing. „Genießen wir die Poesie des Waldes, wo jene heilige Fürstin einst gewandelt, die Deines Namens war, Elisabeth!“

Und Träudchen hauchte den Namen so schmelzend verzückt, so aufgelöst gefühlvoll, sie sprach in so eigenthümlich elegischem Ton und Tonfall, daß Elisabeth aufmerksam ward und mit Kopfschütteln horchte, ob derselbe sich so regelmäßig wiederhole, wie sie gehört zu haben glaubte, als Träudchen fortfuhr:

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.

Oberst: Na, ist denn das Brod eben gut? —
Soldat: Ja wohl, Herr Oberst.
Oberst: Können Sie denn das Alles essen?
Soldat: Nein, Herr Oberst.
Oberst: Wirklich nicht?
Soldat: Nein, Herr Oberst.
Oberst: Na, was machen Sie denn mit dem, was Sie übrig lassen?
Soldat (nach einigem Besinnen): — Das ess' ich auch noch.

— „Fräulein, es muß endlich heraus! — Ich liebe Sie!“ — — „Um Gottes willen, Herr Meyer, so stehen Sie doch auf! — Warten Sie doch wenigstens, bis der Zug vorüber ist, — Sie blamiren uns ja Beide!“ —

— „Wer allen Dingen mußt Du hübsch folgsam sein und hören, was Papa und Mama sagen. Sieh', als ich so alt war, wie Du, da hatte ich schon keine Eltern mehr, ich wurde bei fremden herzlosen Leuten erzogen, mußte oftmals Abends hungrig zu Bette gehen und habe manche Nacht im Stallen geweint.“
„Aber nicht wahr, Papa, nachher kamst Du zu uns und da ging Du's doch viel besser, bei uns kannst Du Dich doch satt essen!?“

„O, herrlich ist's im Walde von Thüringen! Und dennoch, dennoch — trotz der Waldluft mischt sich Wehmuth in die Freude meiner Seele! Mein Busen schluchzt. Nur schwer entschloß ich mich, als Vetter Bertuch mir eröffnete: ‚Komm', Tante Träudchen, häng' jetzt an den Nagel die Haushaltung; mein einzig Kind, Alwinchen, ist aufgehoben in der Pension. Mir ist's gelegen jetzt. Auf nach Thüringen.' Es war ein überraschender Entschluß, der Grund mir noch nicht völlig klar. Jedoch vermuthe ich, Elisabeth, daß er von eurer Tour durch Thüringen gewußt. — Thüringen? Himmel, Himmel, nach Thüringen! — Wie gerne noch vor Jahren! Aber jetzt? Jetzt hier zu wandeln, — o Elisabeth, nach jener furchtbar schrecklichen Erfahrung!"

„Was ist Dir denn widerfahren, gutes Träudchen?"

„Elisabeth, ich trage seitdem ein gebroch'nes Herz im freudeleeren Busen."

„Ein gebrochenes — ein gebrochenes Herz —! Armes Träudchen," sagte Elisabeth, „wer vermochte das Unglaubliche zu thun, Dein Herz zu brechen!"

„Elisabeth! Sei theilnahmsvoller!" bat jetzt die kleine Dame mit den angereiften Schmachtlocken, indem sie wehmuthsvoll das Haupt senkte und mit dem Spitzentuch auf dem blassen Antlitz einige Zähren trocknete, welche mit den Schweißtropfen der scharfen Nasenkante innig zusammenflossen. „Du wirst zugeben," fuhr sie mit etwas geändertem, minder überschwenglichem Tone fort, „Bertuch ist noch immer der liebenswürdige, feine Mann wie damals, da auch Du für ihn geschwärmt, bevor er sich vermählte."

„Ich? Wie, Träudchen! Ich für ihn geschwärmt?" entgegnete jetzt Tante Elisabeth in glühender Verlegenheit, die sie übrigens um so besser kleidete, je dringlicher sie bemüht war, mit Unbefangenheit die Unterstellung zurückzuweisen. „Was fällt Dir denn ein! Ich habe für Deinen Vetter nie geschwärmt, Träudchen! Wie sollte ich auch! Zur Schwärmerei bin ich nicht gerade aufgelegt, dächte ich. Einbildungen!"

„Nun, heiß' es, wie Du willst, — ich sage Dir, er war Deiner heimlichen Thränen werth."

„Das wird mir doch zu toll," wandte jetzt Elisabeth ein. „Ich muß Dich bitten, mein liebes Träudchen, vernünftig zu reden oder — gar nicht."

„Ich spreche bei vollem Verstand," versetzte die Kleine, so lebhaft mit dem Kopfe nickend, daß die Hyazinthenlocken wie Medusen's Schlangenhaar um das blasse Gesichtchen gaukelten und tanzten. „Meinst, Bertuch habe Deiner je vergessen, im Wittwerstande Deiner nicht gedacht? Bevor wir diese Reise angetreten, gestand er mir, er habe in der Nacht von Dir geträumt, Elisabeth. Und sieh', er nahm es für ein gutes Omen. Und als wir euch so unvermuthet trafen in Friedrichsrode und in Reinhardsbrunn, war doch die Freude, Dich zu sehen, groß."

„Mich zu sehen!?" wiederholte Elisabeth, und über ihre zwar etwas starken, jedoch nicht unangenehmen Züge flog ein Ausdruck von Bitterkeit, während sie ihre stattliche, volle Figur aufrichtete. „Genug, sprechen wir nicht weiter davon. Ich bin über die Jahre hinaus, wo man sich Illusionen hingibt, und Du könntest es auch sein, liebe Freundin. Ohnehin scheinen Bertuch und mein Schwager anderen Ideen nachzuhängen. Stören wir sie nicht darin und sage mir, Träudchen, warum und wer Dein Herz gebrochen."

Träudchen seufzte tief aus „ödem Busen" auf, bevor sie begann:

„Du weißt, wie sehr ich stets für Freundschaft glühte. Auch hab' ich wohl bereits von Lina Beifuß, der Freundin meiner Jugend, Dir erzählt. Wir lebten fröhlich hin im Institut. Auch sie verschloß ihr Herz der Männerliebe, um ganz der Frauenfreundschaft es zu weih'n. Nie sollte unsere Brust für Männer schlagen. So war sie, meine Freundin Lina Beifuß."

„So war sie," wiederholte Elisabeth mit etwas spöttischer Beistimmung. „Ich habe sie ja selbst einmal zufällig kennen lernen und von Dir gegrüßt, Träudchen. Eine vortreffliche Person, vorzügliche Haushälterin, wie man hörte, gleich Dir selbst, aber — nimm mir's nicht übel — schrecklich überspannt, entsetzlich überspannt."

„Ueberspannt?!" fing jetzt Tante Träudchen mit förmlich auffliegendem Tone an, wobei sich ihre Locken wahrhaft gorgonisch schlangenhaft bäumten. „Ja wohl, ihr nennt das überspannt, was über der Gewöhnlichkeit sich hält. Und ihr habt Recht, ihr seid ja in der Mehrzahl."

„Das gebe ich zu, Träudchen," versetzte heiter beschwichtigend Elisabeth. „Wir sind häufig wie die Kartoffel, aber wohl auch ebenso nothwendig und oft recht nützlich. Allein berichte weiter, Träudchen."

„Nun gut, Elisabeth. So wallten wir einträchtig durch des Institutes Jugend. Die Freundschaft nur war unseres Lebens Glück. Und als wir schieden, — denn sie war aus Nürnberg, — da schenkten wir uns gegenseitig Ringe von gleicher Form zum steten Angedenken. — Und Lina Beifuß sah ich niemals wieder."

Tante Träudchen ließ hier eine große, inhaltsreiche Kunstpause eintreten, während Tante Elisabeth entweder zu ergriffen oder auch allzu tief in andere Gedanken versunken war, um das Schweigen zu unterbrechen. Ohnehin ging es jetzt wieder über einige rauhe Stufen hinan.

(Fortsetzung folgt.)

Porträtskizzen und Erinnerungen.

Lose Blätter

von

Elise Polko.

III.

Aus blauen Tagen.

„Chopin — doux et harmonieux génie!
Quel est le coeur auquel il fut cher, quelle est la personne a laquelle il fut familier qui, en l'entendant nommer, n'éprouve un tressaillement comme un souvenir d'un être supérieur qu'il eut la fortune de connaître?"
F. Liszt, „Chopin"

Vor Kurzem erschien in französischer Sprache bei Breitkopf & Härtel in Leipzig in zweiter Auflage, nachdem die erste seit Jahren vergriffen war, Liszt's wunderbares Buch über Chopin, dessen deutsche Ausgabe von der Hand La Mara's zu erwarten steht. Selten vielleicht ist einer idealen Künstlererscheinung ein vollendeteres Denkmal gesetzt worden, als es hier durch eine geniale Künstlerhand, durch Geist und Herz eines großen Meisters geschah. Es baut sich vor unseren Augen gleichsam Seite nach Seite auf, in so harmonischer Schönheit, feiner und kühner Gliederung, wie etwa der Steintraum des Sakramentshäuschens in der Kirche des San Lorenzo in Nürnberg. Ich möchte auch wiederum dieß Monument ein Andachtsbuch nennen für alle Mitglieder der Chopin-Gemeinde, für die wahren Freunde jenes zarten und unvergleichlichen Genius, die in Liebe, Bewunderung und ehrfurchtsvoller Scheu seine reiche Hinterlassenschaft empfingen. Die geistvollste Analyse der Chopin'schen Tonschöpfungen, die feinste Charakteristik dieser so unbeschreiblich edlen und glühenden Künstlernatur, die farbenprächtigen Bilder seines Vaterlandes, seiner Kompatrioten und verführerischen Kompatriotinnen, sowie verschiedener interessanter Zeitgenossen, all' dieser Schmuck des hochbedeutenden Werkes ist jenen kostbaren Initialen und Miniaturen zu vergleichen, die einst die Meßbücher des Mittelalters in so verschwenderischer Fülle zierten.

Als ich es — zögernd nur, — und dem Altmeister im Geiste wieder und wieder dankend — aus der Hand legte, da öffnete sich plötzlich unter ölsharfenartiger Begleitung des neckisch-heiteren Chopin-Präludiums Nr. 7 eines jener zahllosen Fächer des geheimnißvollen Reliquienschreins des Gedächtnisses, und auf der wunderbaren Platte dieser Camera obscura erschien ein Bild aus sorglosen blauen Mädchentagen, als E. P. noch als Schülerin Manuel Garcia's fils in Paris athmen und leben durfte. Ich sah mich in dem kleinen französischen Salon jenes gastfreien Hauses L., an dessen geistvollen Hausherrn mich der unvergeßliche Moscheles so warm empfohlen. Um den eleganten Kamin mit seinem Feuerberge saßen wir an grauen Winterabenden so oft: — ein kleiner Kreis verschiedenster Menschen, — — ich selber, die Jüngste, heftete aber meine Augen, trotz des lebhaftesten Geplauders um mich her, doch immer mit einer gewissen Andacht und Sehnsucht zugleich, auf jenen leeren Sessel, der seitwärts, halb verborgen von einem zierlichen grünen Kaminschirm, an die Wand geschoben war. Ein Kissen mit verblichenen Stickereien hing, von blauen Bändern gehalten, an der Rücklehne. „Das war Chopin's Platz," hatte man der kleinen Deutschen gesagt. Das L.'sche Haus gehörte nämlich zu jenen wenigen, wo Chopin dann und wann in der Dämmerung unangemeldet erschien; er wußte, daß sich ihm dort nie unsympathische Elemente aufdrängen würden und konnten. Durch ein Seitenzimmer unbemerkt in den Salon geleitet, hatte er — oft so bleich und matt — abgeschieden von den plaudernden Anderen, gesessen, um voll Antheil jenem reiz- und wechselvollen „Causer" heiterer, feinfühliger Freunde zu lauschen, als dessen Heimat der französische Salon genannt wird. Nicht selten huschte — so erzählte man — eine schöne Frau, ein blumenfrisches Mädchen, eine seiner Schülerinnen, die ihn ja alle anbeteten, hinter den Schirm, um ein paar frische Blumen — er liebte sie über Alles — in seine schlanke, durchsichtige Hand zu legen, oder den Sonnenstrahl eines lachenden Blickes zu ihm zu tragen. Zuweilen erbat er sich auch irgend ein Lied, — bis er endlich so leise wieder verschwand, wie er gekommen war, um nach Hause zu fahren.

Wie unzählige Male legte ich verstohlen meine Hand auf jene Stelle der hohen Lehne, die das müde Künstlerhaupt zu stützen bestimmt gewesen, und betrachtete eine kleine Bleistiftzeichnung, ein Geschenk Chopin's an den Hausherrn, sein Porträt, ein feines, durchgeistigtes Künstlergesicht mit großen, schwermüthigen Augen und dem Stempel des frühen Todes auf der herrlichen Musikerstirn. Es war und blieb der heißeste Wunsch meines enthusiastischen Herzens, nur ein einzig Mal dort in dem Winkelchen am Kamin mich verstecken zu dürfen, wenn eben jene hinschwindende Gestalt dort ruhte. Auf eine Erfüllung war nicht zu hoffen, denn schon damals erwartete man täglich den Tod Chopin's, — nie sah und hörte ich ihn, und doch umspannen seine Schöpfungen mich mit einem Zauber, seit ihr erster Ton vor mir erklang und hält mich fest bis auf den heutigen Tag, dessen Gewalt sich nicht beschreiben läßt.

Wie oft und stets mit neuem „tressaillement" lauschte ich jenen Schilderungen des Monsieur L., die das Spiel Chopin's darzustellen versuchten. Dann und wann war es ja geschehen, — in gesünderen Tagen, daß Chopin, in irgendwelcher Weise plötzlich besonders angeregt, leise an den Erard'schen Flügel glitt, die Hände auf die Tasten legte und in Tönen träumte. Die Art seines Anschlags, der hinreißende Vortrag ließen sich, trotz aller begeisterten Worte des Freundes, so wenig beschreiben, wie der Duft der Rose und der Gesang einer Nachtigall. —

Und in einem andern reizenden Pariser Salon war es, wo ich Chopin'sche Kompositionen nach Herzenslust hören durfte, von Meisterhand wiedergegeben, wo es über die Tasten zog, wie eine

„mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält — —"

Jacques Rosenhain, der liebenswürdige, glänzende Klaviermeister, spielte mir Chopin, so oft ich ihn bat und — — ich bat ihn eben sehr oft, aber eine dankbarere Zuhörerin konnte er sich dann wohl kaum wünschen. An der Seite der graziösen, freundlichen Hausherrin saß dann Henry Panofka (geb. 1819 in Breslau), der ausgezeichnete Violinspieler, der geistvolle Kritiker des großen Paganini und elegante Schriftsteller und Uebersetzer. — Er pflegte „das kleine Vögelchen" sehr viel, aber sehr anmuthig zu necken, weßhalb wir die besten Freunde waren und blieben. Einen seiner vielen Schelmenstreiche aber vergesse ich ihm doch nie.

Jacques Rosenhain hatte uns eines Tages eine Reihe Chopin'scher Nocturnes in einer so bezaubernden Weise vorgeführt, daß ich meinen Thränen nicht zu wehren vermochte und aus dem dämmerigen Winkel, in den ich mich zurückzuziehen pflegte während seines Spiels, noch nicht hervorwagte, als die Klänge längst verhallt waren, aus Furcht, mein verweintes Gesicht zu zeigen. Da trat Henry Panofka zu mir, — ich sehe die stattliche Gestalt noch so deutlich vor mir, den Kopf mit dem lockigen Haar, dem ironischen Munde und den klugen und — guten Augen, und begann in gewohnter Art sein neckisches Geplänkel, auf das ich ihm auch dießmal kein Wort schuldig blieb, so viel Mühe es mich auch in jenem Moment kostete, wo die heftigste Herzenserregung noch in mir nachzitterte. — — Ich weiß nicht mehr, wie es kam, aber — ich fragte ihn im Laufe des Gesprächs nach Chopin's Wohnung.

Einen Moment zögerte er mit der Antwort. „Chère enfant," sagte er dann, „das begeisterte Mädchenherz will gewiß unvorsichtigerweise wieder einmal Taschengeld opfern und einen kleinen, allerliebsten Streich ausführen. Ich weiß ganz genau, was in dem Köpfchen jetzt vorgeht. Man wünscht ein Prachtbouquet zu kaufen und es dem glücklichen Chopin zu bringen! Aber man trägt täglich ja von allen Seiten Berge von Blumen zu dem armen Kranken — er achtet gar nicht mehr darauf! Es gibt andere Leute, die sich weit mehr über einen Strauß freuen würden!"

Ich wiederholte trotz dieser kleinen, in humoristischem Ton gehaltenen Predigt, nur lachend und ärgerlich zugleich, weil er meine Träumereien unterbrochen, meine Frage, und mit schalkhaftem Augenblinzeln bezeichnete er mir nach einigem Hin- und Herreden eine Straße und ein Haus, zu meiner Freude und Verwunderung ganz in der Nähe meines Lehrmeisters Garcia.

„Sie können nicht fehlen, wenn Sie aus Ihrer Singstunde kommen, es ist in der dritten Straße linker Hand das zweite Haus — Nr. 40 — vergessen Sie die Nummer nicht, und au second! — Aber ich weiß schon im Voraus, daß ein gewisser Jemand auf der Treppe doch wieder den Muth verlieren wird, genau wie damals auf einer gewissen Treppe eines Hauses Rue Chabannais Nr. 6. Hätte da Jacques Rosenhain eine kleine Furchtsame nicht festgehalten, sie wäre ohne allen Zweifel davongelaufen und dürfte sich heute nicht mit Stolz Schülerin Manuel Garcia's nennen. Ich möchte wetten, daß Chopin, Ihr kranker Liebling, seinen Strauß niemals aus diesen Händen bekommen wird!"

„Nous verrons!" lautete die Antwort; „wetten aber möchte ich doch nicht mit Ihnen! Und vor Meister Garcia's Thür — da war es etwas ganz Anderes — da sollte ich geprüft werden und hatte in Folge dessen ungefähr ein Gefühl, als ob man mich zum Zahnarzt bringen wollte. Ich kann es meinem gütigen Führer, der mir so sanft und ruhig zuredete, nicht genug denken — unserem gemeinsamen Freunde, Herrn Jacques Rosenhain."

Eine Antwort gab Panofka nicht, denn unser halblautes Geplauder wurde hier durch hinzutretende Bekannte unterbrochen.

Am nächsten Morgen machte ich mit glänzendem Erfolg meiner treuen deutschen Hüterin begreiflich, daß sie bei dem scharfen Ostwinde, den ich beim Oeffnen des Fensters wehen zu fühlen vorgab, lieber erst in der Mittagsstunde ausgehen und mich vom Meister Garcia abholen solle, also — nicht mich hinbringen dürfe. Was konnte mir auch auf dem verhältnißmäßig kurzen, gewohnten Wege geschehen, — und wie oft war ich ihn schon allein gewandert! — — So eilte ich denn — früher wie gewöhnlich und innerlich bebend vor Erregung — ohne Begleiterin fort — — und kaufte an der Ecke der Rue Vivienne einen reizenden Veilchenstrauß, zu einem Prachtbouquet reichte mein Taschengeld nun und nimmer — Paris ist ja eine Veilchenstadt mitten im Winter, und — fort ging es mit diesem Schatz, glückselig, ohne Rast und Ruh'. Die bezeichnete Straße, das bezeichnete Haus waren bald gefunden: die erste Hälfte der Treppe wurde auch noch in fliegender Hast kühnen Muthes und freudig klopfenden Herzens erstiegen, — seltsam, bei der zweiten Hälfte verlangsamte sich der Schritt schon bei den ersten Stufen — Bleigewichte hingen sich an die sonst so flinken Füße — — der Athem stockte, ein Alp legte sich auf die Brust, schwer und immer schwerer und wilder schlug das Herz. An der bezeichneten Thüre stand ich freilich trotzdem endlich, aber — wie Nebelschleier legte es sich mir auf die Augen — der mit feiner Goldschrift eingegrabene Name verschwamm vor meinem Blick — kaum erkannte ich den Klingelzug. Die Hand streckt sich verschiedene Male nach der Klingel aus, aber nur, um sich rasch wieder zurückzuziehen, wenn die Finger sie berührten. — — Da war es mir in diesem seltsam traumhaften Zustand, als ob aus weiter Ferne geisterhafte, reizende Klänge daherzögen — — war's nicht eine Mazurka von Chopin? — — zugleich aber tappte unten im Hause Jemand mit gleichmäßigen schweren Schritten die Treppe hinauf. — —

Ach, wie gut er mich doch kannte, der Prophet Henry Panofka, und wie gut, daß ich nicht mit ihm gewettet! Aller Muth war urplötzlich ausgelöscht, wie ein Licht, über das der Windstoß fuhr — und spurlos verschwunden — — mit bebenden Fingern drückte ich den Strauß gegen den Draht des Klingelzuges, und wie gejagt huschte ich die Treppe hinunter, fast einen jungen langhaarigen Mann umstoßend, der einen Geigenkasten trug und mich verwundert ansah. —

In der ersten halben Stunde fragte an jenem denkwürdigen Morgen Meister Garcia wohl zehnmal während des gewohnten do — re — mi — fa — sol — la mit seinem anmuthigen Lächeln: „Mais qu'avez vous donc, Mademoiselle — der Athem ist so unruhig, wie nie zuvor?!" — Ja, wie sollte der auch ruhig sein in Erinnerung an das eben Erlebte, und während die Gedanken einzig und allein das Schicksal des Veilchenstraußes verfolgten. Wenn ihn nur der geigenkastentragende Jüngling nicht etwa gefunden und als sein Eigenthum betrachtet hatte! — — — Wehe! — Deßhalb diese leichtsinnige Ausgabe?! — —

Als wir am Abend desselben Tages in gewohnter Weise den lieben traulichen Künstlersalon Rosenhain's betraten, war Panofka schon anwesend. Er trug einen auffallend großen Büschel Veilchen im Knopfloch seines Fracks und seine Augen blitzten ganz besonders übermüthig, als er mich begrüßte.

„Mademoiselle Lisa — ich habe Ihnen eine allerliebste kleine Geschichte zu erzählen," sagte er leise, „wollen Sie mir wohl ein Weilchen gnädig zuhören?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, geleitete er mich mit einer gewissen Feierlichkeit in mein sogenanntes „Traumeckchen" und ließ sich dort neben meinem Sessel nieder.

„Ich danke zunächst für die unverdienten, entzückenden Veilchen, die ich hoch in Ehren halten werde" — hier wies er mit dem heitersten Lächeln auf den Strauß — „sie beweisen mir, daß Alles so gekommen ist, wie ich gedacht. — Wer weiß, ob sie dem enfant gâté der Pariser Aristokratie auch nur halb so viel Freude gemacht haben würden, als sie mir gemacht — und Freude haben Sie doch bereiten wollen, dieser Zweck ist also glänzend erreicht. Der unbegabteste von all' meinen Schülern brachte sie mir herein — — er gab vor, sie am Klingelzug gefunden zu haben. Nie verlebte er eine angenehmere Stunde bei mir, als an diesem Morgen. Ich war ein Engel an Nachsicht und Geduld seinen falschen und unreinen Tönen gegenüber. Aber ein andermal dürfen Sie nie wieder einen Henry Panofka, noch irgendwelchen Andern nach der Wohnung eines Mannes fragen, dem Sie, und das stand in Ihren Augen, eine Ovation zu bereiten im Sinne — das verträgt kein Herr der Schöpfung in seiner bekannten Eitelkeit. Vergessen Sie das zu Ihrem eigenen Besten nie wieder, Mademoiselle Lisa; daß ich mit Recht gewissen schwärmerischen Augen zutraute, im entscheidenden Moment den Namen auf dem Thürschild nicht zu erkennen, ist glänzend klargelegt worden, denke ich. Für alle anderen Menschenkinder steht nämlich dort mit merkwürdig deutlicher Schrift der unsterbliche Name Ihres ergebenen Henry Panofka."

Er versprach gegenüber meinem ausbrechenden Zorn übrigens feierlich das Geheimniß meines Veilchenirrthums streng zu bewahren und ich glaube, er hat redlich Wort gehalten. — —

Wie oft und dankbar gedachte ich später des Salons Rosenhain, dieser meiner traulichen Zufluchtsstätte und der Zufluchtsstätte aller Freunde der Musik, — aber die Wellen des Lebens, die mein Schifflein auf und nieder schaukelten, trieben mich leider nie wieder nach Paris zurück und niemals drang eine direkte Kunde von dem bewunderten Chopin-Spieler jemals zu mir. Da endlich nach langen Jahren — als ich eben Liszt's Chopin-Buch begonnen — flog zu meiner unaussprechlichen Ueberraschung und großen Freude ein zierlich geschriebenes Briefblatt aus Baden-Baden in meine Hände, mit der Unterschrift — Jacques Rosenhain. Wie wohl und weh wurde mir doch um's Herz, als ich las:

„Verehrte Frau!

„Neulich las ich einen reizenden Artikel in den ‚Signalen': ‚Bach in einem französischen Mädchenpensionat' von Elise Polko, von der ich so oft und stets mit Vergnügen gelesen. Da erfuhr ich nun zufällig, daß diese ‚Elise Polko' ein und dieselbe sei mit unserer ‚Lili Vogel', der liebenswürdigen, reizenden Sängerin, dem ‚Vögelchen', wie wir sie nannten, die uns in Paris so lieb gewesen und von der ich so gern gewußt hätte, was aus ihr geworden. — Nun aber kann ich es mir nicht versagen, ihr zuzurufen, daß wir, meine Frau und ich, ihr ein warmes Andenken bewahrt haben, und wenn wir von unseren Pariser Erlebnissen sprechen, des so lieben, poesievollen Mädchens unzählige Male gedachten und gedenken — —" u. s. w.

Wie mich diese Worte ergriffen, wie sie jene „blauen Tage" mit einem Schlage wieder wachriefen, wo die Welt für mich „in Veilchen" stand! Die Klänge jener Chopin-Melodieen, wie sie eine Künstlerhand damals so oft hervorgezaubert, zogen daher und mit ihnen der süße Duft des kleinen Straußes, den eine jugendliche Schwärmerin einst dem wunderbaren Tonträumer bringen wollte. — Fragen möchte ich nur heute jenen gütigen Pariser Freund und — unsern Altmeister Liszt selber — als unvergeßliche Interpreten Chopin's, — ob es denn kein Mittel gibt, der qualvollen, immer mehr um sich greifenden Chopin-Epidemie, die unter den Unberufenen in unseren Tagen ausgebrochen, ein Ziel zu setzen. Die heilige Cäcilia mag wissen, woher es kommt, daß sich jetzt alle klavierspielenden Hände — ach, und es sind ihrer leider Legionen — sans peur et sans reproche, vorzugsweise mit einem Künstler zu beschäftigen wagen, der in seiner komplizirten Eigenart, seiner Leidenschaft und Träumerei, Glut und Zartheit, ganz abgesehen von dem hohen Grade der Technik, welchen er beansprucht, doch nur von so Wenigen wiedergegeben zu werden vermag.

Kindische, täppische, harte und rohe Hände zerstören und zerreißen fort und fort jene mit bezaubernder Grazie gewundenen Kränze Chopin'scher Kompositionen immer wieder von Neuem. Schon vor Jahren klagte Louis Ehlert in seinen Briefen an eine Freundin: „Chopin hat das Unglück gehabt, so populär zu werden, daß es keinen Salon gibt, in welchem er nicht verfälscht oder mißverstanden würde. Der frivole Hang, sich diese geistreichen, seelenvollen Weisen auf's Willkürlichste auszulegen, in die eigenthümliche Welt des Tondichters mit den persönlichsten Gelüsten einzukehren, hat zu jener die Sinne und das Gemüth beleidigenden Art des Chopin-Spiels geführt, dessen Charakter sich am besten durch eine Mischung von Possenhaftigkeit und Unkeuschheit bezeichnen ließe. An die Stelle des Anmuthigen wird das Gefallsüchtige gesetzt, das Dreiste an die Stelle des Uebermüthigen, das Empfindungsvolle weichlich und das Geniale barock vorgetragen. Nur wer die Thräne und das Erröthen kennt, nur wer sein Herz bis in die Fingerspitzen schlagen fühlt, vermag Chopin zu spielen. Scheitern große Virtuosen an der Aufgabe, so kann man sich vorstellen, was die Dilettanten daraus machen." —

Seit jenem Schmerzensruf hat sich aber die Kühnheit gesteigert, — denn nicht nur im „Salon", in jedem klavierbesetzten Kämmerlein glaubt man mit einer Unbefangenheit sondergleichen Chopin, und fast ausschließlich, verarbeiten zu dürfen. Die jüngsten wie die ältesten Klavierdilettanten — vorzugsweise weibliche — setzen seinen geweihten Namen auf ihr armseliges Repertoire, ohne irgendwelche Ahnung von dem Charakter und der eigentlichen Bedeutung seiner Schöpfungen, Bach's „wohltemporirtes Klavier" kennen sie kaum dem Namen nach, — Haydn'sche, Mozart'sche Sonaten werden „langweilig" genannt, — über die Fingerübungen ist man rasch hinaus — — Beethoven und Schubert studirt man „nebenbei": der arme Chopin wird in allen Fällen „vorgeritten". Wenn sich derartige Hände an einer Beethoven-Sonate vergreifen, so erscheint das am Ende doch nur vergleichsweise wie etwa das Picken eines Spechts in die Rinde eines Eichenstammes, diesem Riesen ist nun einmal nichts anzuhaben, — — anders aber ist die Wirkung, wenn ein plumper Spatz auf einen Rosenbusch fällt — wenn man sich auf eine Komposition Chopin's stürzt: die Blumenblätter stieben auseinander — die zarte Schönheit ist vernichtet. — —

Ließe sich denn nicht zum allgemeinen Besten mit brillantem Erfolge in unserer Zollfragezeit ein „Zöllchen" erheben auf — unberufene Klavierfinger, — auf das Eigenschaftswort „musikalisch", das man sich unberechtigterweise mündlich und schriftlich in der unverzeihlichsten Weise beizulegen erlaubt — — und endlich: auf die Blütenpracht der Chopin'schen Muse, nach der solche Finger immer zuerst greifen? —

Seit jenen unvergeßlichen Stunden, wo meine jungen Augen voll schwärmerischer Ehrfurcht an dem leeren Sessel eines Sterbenden gehangen und Jacques Rosenhain vor mir Chopin spielte, habe ich im Geiste gar viele Kränze der Liebe und Bewunderung zu den Füßen jenes großen Todten niedergelegt. Heute nun, diese Zeilen schreibend, das Herz voll reizender Erinnerungen, — im gemarterten Ohr aber noch die kaum verhallten Klänge des Chopin-Nocturnes Nr. 6, der unbarmherzigen täglichen und kläglichen Musterleistung einer jener zahllosen „Unberufenen" und — „Zollpflichtigen", — möchte ich ganze Berge von Veilchen, statt jenes kleinen damaligen Straußes, auf das stille Lager des ewig Schlummernden häufen, damit er nur nimmer höre, wie man seine wunderbaren Träume über die Tasten ziehen läßt im Jahre des Heils 1879 — und wer es wagt. — Vielleicht wurde an keinem Komponisten jemals schwerer gesündigt, als an dem, neben dessen Namen für alle Zeiten mit Goldschrift das Motto leuchten wird:

„Doux et harmonieux génie!"

Zeitvertreib auf Kapri.

(Hiezu das Bild S. 889.)

Auf ödem Felsen, der weit hinaus in's Meer ragt, ruht der nackte Fischerknabe im heißen Sonnenbrande, die Angel, die er ausgeworfen, mit unermüdlicher Geduld beobachtend. Auch der Blick der Schwester, die neben ihm sitzt, ist unverwandt auf die Stelle gerichtet, wo der Faden in's Meer taucht. Sie hat das hohe irdene Gefäß, das die gefangenen Fische aufnehmen soll, neben sich stehen. Kein Gedanke beschäftigt sie, als der, ob der Fisch anbeißen werde. Es ist ein geschäftiges Nichtsthun, das diese edlen Nachkommen der Getreuen des Tiberius so ganz und gar in Anspruch nimmt, und ihre Art, Fische zu fangen, ist noch so ursprünglich, als zu den Zeiten ihrer römischen Vorfahren, während vielleicht auf einem nahen Felsen ein moderner Sohn Albions seine kunstvolle Angel in die See hinaushält. Wer weiß, ob nicht dieser Naturbursche mehr fängt, als der Brite, der die ganze Angelliteratur studirt hat. Der Künstler, dem wir diese Capristudie verdanken, ist ein junger Spanier, D. Jaime Morera y Galicia, der das Genrebild mit großem Glücke kultivirt.

Ein Erinnerungsblatt.

Von

B. Oulot.

Das war zur Zeit, als ich jung und reich und lebenslustig war. Ich stand an der Schwelle des Lebens, in jener frohen Jugendstimmung, die der Erwartung gleicht, mit welcher man im Theater dem Aufrollen des Vorhanges entgegen sieht, wenn ein gutes Stück auf dem Zettel steht. Selbstständig, ohne Berufspflichten, Besitzer bedeutender Einkünfte, Träger eines altadeligen Namens, dieß waren meine äußeren Verhältnisse; Enthusiast, Romantiker, Royalist, mit einem starken Anfluge poetischer Schwärmerei, dieß waren meine inneren Eigenschaften. Wie habe ich mich verändert! Aber das gehört nicht hieher. Ich muß mich eben noch zurückdenken in meine ganze damalige Persönlichkeit, um die Eindrücke nachzuempfinden, die ich zu jener Zeit empfangen habe.

Ich hatte den Entschluß gefaßt, eine mehrjährige Reise durch Europa zu unternehmen, mich in den verschiedenen Hauptstädten längere Zeit aufzuhalten, um die Welt kennen zu lernen. Meine erste Station war .... Es war eine königliche Residenzstadt, die dem Fremden viel des Sehenswerthen und des gesellig Anregenden bot. An meinen Gesandten empfohlen, ward ich durch diesen in die ersten Häuser eingeführt; aber von all' den Bällen und Diners und Routs sind mir nur verwirrte Bilder geblieben, die sich mit den ähnlichen Erinnerungen verwischen, welche mir in späteren Zeiten und an anderen Orten in derselben Großenweltroutine begegnet sind.

Uebrigens hatte die eigentliche Faschingssaison noch nicht begonnen, und bei Hofe fanden keine Empfänge statt. Doch ich will meine Gedanken zurücklenken zu einer niedlichen Vorstadtvilla, in der eine alte Dame wohnte, eine einstige Freundin und Cousine meiner Mutter, an die ich auch eine Empfehlung mitgebracht hatte. Eine liebe, freundliche alte Frau — ich denke gern an sie, denn bei ihrem Bilde steigt mir immer ein anderes lichtes Bild auf. Es gibt solche Erinnerungen, die immer doppelt anklingen, wie die Intervalle desselben Akkords. Gute Tante Dionyse! Die echte große Dame. Sie hatte ihre ganze Zeit an einem benachbarten Hofe zugebracht, zuerst als Ehrenfräulein, zuletzt als Obersthofmeisterin, doch jetzt lebte sie seit einigen Jahren zurückgezogen und selbstständig. Ich sehe noch ihren eleganten kleinen Salon voll Blumen und Nippes, und die nie fertig werdende Stickerei, die sie stets in Händen hielt. Sie hatte einen Empfangstag in der Woche, aber da war der kleine Salon von so vielen alten Hofdamen angefüllt, daß ich es vorzog, sie an den Tagen zu besuchen, an welchen sie allein war. Ich erzählte ihr von meiner Mutter, und sie unterhielt mich von den laufenden Stadtgeschichten, deren Chronik sie an ihren Montagen sammelte. So saß ich wieder einmal der guten alten Dame gegenüber und klagte ihr scherzhaft meine Herzensleere.

„Ich sollte glauben, lieber Karl," meinte sie, „daß bei

Deiner Stellung, bei Deinem Aeußern," — ich verneigte mich, — „Dir Intriguen und Aventüren nicht fehlen sollten."

„Ach, liebe Tante, was Sie meinen, erfüllt meine Sehnsucht nicht — ich dürfte nach einem Roman — nach einer Leidenschaft . . . ich wollte, daß irgend etwas Heftiges, Unerhörtes, Tragisches —"

Als ich so sprach, wurde die Thür geöffnet, und an der Schwelle standen zwei Damen. Die Tante erhob sich von ihrem Sitze und eilte freudig erregt den Eintretenden entgegen. Die eine der Damen hatte sich ihr in die Arme geworfen und küßte sie wiederholt.

„Meine gute — einzige — alte Dionyse!" rief sie.

Ich war aufgestanden und wußte nicht, ob ich mich entfernen solle oder nicht. Die Schönheit der Neuangekommenen hatte mich förmlich geblendet, und die herzliche Stimme, mit welcher sie der Gräfin Dionyse zwischen ihren Küssen die liebkosenden Worte wiederholte, klang mir eigenthümlich zauberhaft. Die zweite Dame — wahrscheinlich eine Gesellschafterin — stand schweigend beiseite.

„Meine gnädige Tante," sagte ich, meinen Hut nehmend und mich verbeugend, „ich will nicht stören."

Jetzt erst bemerkte mich die schöne Unbekannte. Sie musterte mich mit einem lächelnden Blick — und die Tante fortziehend, flüsterte sie ihr einige leise Worte zu. Dann sagte sie etwas zu ihrer Gesellschafterin, welche das Zimmer verließ.

Ich grüßte nochmals und wollte gehen. Aber die Hausfrau hielt mich zurück:

„Bleibe noch ein bischen, lieber Karl — die Baronin Maisdorf wird erlauben, daß ich ihr meinen lieben Neffen vorstelle."

Was nun nach dieser Vorstellung gesprochen wurde, dessen kann ich mich trotz aller Anstrengung nicht mehr entsinnen — wahrscheinlich die Banalitäten, die in solchen Fällen gewöhnlich ausgetauscht werden. Nur so viel ist mir erinnerlich, daß sich durch die ganze Unterhaltung bei uns Allen ein ungewöhnlicher Nebengedanke zog. Von meiner Seite war es eine heftig erwachende Leidenschaft, von Seite der Baronin Maisdorf endlich ein Gemisch von Zerstreutheit, Neugier und Amüsement. Bei mancher meiner an sie gestellten Fragen — die doch gar nichts Ungewöhnliches hatten — lachte sie, als sei ein besonderer Sinn dahinter versteckt, und wechselte verständnißvolle Blicke mit der Gräfin. Eine anmuthigere, fesselndere Erscheinung hatte ich nie gesehen. Sie war das Bild der ausgezeichneisten und dabei ungezwungensten Vornehmheit. Ihre Toilette war einfach, aber sehr reich. Sie trug ein dunkles Sammetkostüm mit blauem Fuchs besetzt. Sie war von zartem, hohem Wuchs, und mit unsäglicher Grazie lehnte sie in ihrem Fauteuil zurück, das atlaßchaussirte Füßchen auf den Polstern ruhen lassend, welche meine Tante in gastlicher Vorsorge herbeigeschoben hatte. Es hatte mich einen Augenblick choquirt, daß eine junge Frau sich so, ohne zu protestiren, von einer alten Dame ‚bedienen ließ . . . aber sie war wohl ein verwöhntes Kind.

Als ich nach einer Viertelstunde die beiden Damen verließ und raschen Schrittes durch die Straßen eilte — ich wußte nicht wohin — da war es um mich geschehen. Mein liebesehnendes Herz, mein romanhaftes Gemüth hatte ich lange genug als gefährliches Pulvermagazin mit mir herumgetragen. Aus den schwarzen Augen der Baronin Maisdorf war nun der Funke hineingefallen. Uebrigens ist solche Explosion zwar betäubend, aber sehr angenehm. Es ist wie eine plötzliche Vervielfältigung der Lebensgeister, eine Verdoppelung des Bewußtseins, denn neben dem gewohnten „ich lebe" empfindet man noch das ebenso wundersame „ich liebe".

Am folgenden Tage fand ich mich so frühzeitig bei meiner Tante ein, daß dieselbe noch schlief. Nach einer Stunde kam ich wieder und wurde dießmal vorgelassen. Gräfin Dionyse war im Schlafrock; sie schien ziemlich übler Laune.

„Warum so früh?" sagte sie. „Du weißt doch, daß ich vor zwei Uhr nicht empfange."

„Verzeihen Sie, liebe Tante, aber ich möchte Sie um so Vieles fragen . . ."

„Ich sage gar nichts."

„Aber Sie wissen ja noch nicht einmal, was ich fragen will . . ."

„Kann mir's denken, aber ich spreche kein Wort."

„Erzählen Sie mir nur, ich bitte: wer ist diese Baronin Maisdorf, — ist sie Frau oder Wittwe? — Ist sie mit Ihnen verwandt? — Wo wohnt sie?"

Tante Dionyse schwieg.

„Warum wollen Sie mir keine Auskunft geben?"

„Weil ich nicht will."

„So viel ist klar, meine Tante ist nicht liebenswürdig, wenn sie aus dem Bette steigt," dachte ich, und sagte nicht ohne Theilnahme: „Sie haben vielleicht etwas Kopfweh?"

Die Tante machte eine verneinende Bewegung.

„Diese Baronin Maisdorf scheint Ihnen sehr attachirt," nahm ich die Konversation wieder auf, „vermuthlich eine langjährige Freundin?"

Dionyse schwieg.

Ich wollte wissen, ob die Tante überhaupt um die Morgenstunde durch einen Trappistenid gebunden sei oder ob sie das Schweigen nur in Bezug auf die Baronin bewahre, und suchte nach einer andern Frage. Ein kreischender Papagei, der an seinem Käfiggitter kopfabwärts herumkletterte, bot mir einen willkommenen Gegenstand.

„Wie alt ist das liebe Thier?" fragte ich.

„Achtundneunzig Jahre."

„Tante, da hilft kein Verstellen — ich sage Ihnen lieber gleich — ich muß genau erfahren . . ."

„Ich versichere Dich, er war schon siebenzig Jahre alt, wie ich ihn bekommen habe . . ."

„Ich muß erfahren," fuhr ich unbeirrt fort, „wer diese reizende Frau ist, ob ich Hoffnung habe, sie zu erringen. Ich mache Sie zu meiner Vertrauten, gute Tante — ich habe mich rasend verliebt . . ."

„Karl, Du sprichst vielleicht im Scherz, aber ich sage Dir in tiefstem Ernste: denke nicht an diese Frau. Ich gebe Dir keinerlei Auskunft über sie, weil ich durch ein Versprechen gebunden bin, aber so viel kann ich Dir sagen: denke nicht an diese Frau — sie zu lieben wäre ein Unglück — sie zu erlangen ist eine Unmöglichkeit."

Solche Worte waren nur geeignet, mich noch mehr zu exaltiren, und ich gab mir alle Mühe, von der Tante Aufschluß zu erhalten, aber vergebens. Ich verließ dieselbe in heftiger Erregung, denn zu der gestern erwachten Schwärmerei hatte sich noch der Reiz des Schwererreichbaren, Geheimnißvollen gesellt, und mein romantisches müth war ganz Feuer und Flamme.

Meine nächsten Schritte waren selbstverständlich darauf gerichtet, Erkundigungen einzuziehen, überall nach dieser Baronin Maisdorf zu fragen, doch Niemand kannte eine Dame dieses Namens. Auf allen Promenaden, in allen Salons, im Theater, überall suchten meine Blicke das reizende Bild. Es füllte mein ganzes Denken, mein nächtliches Träumen aus, aber nirgends begegnete mir das ersehnte Original.

Zur Tante ging ich täglich; ich liebte das Zimmer, in welchem ich die flüchtige Erscheinung gesehen, und die Gräfin Dionyse selbst war mir jetzt nach meiner Unbekannten die interessanteste Persönlichkeit der Stadt. Auch war sie die unfreiwillige Vertraute meiner wachsenden Leidenschaft. Sie wollte meine Ergüsse zwar abwehren, aber ich ließ mich nicht zurückhalten. Ich theilte ihr die Gedichte mit, die ich an meine Holde richtete, denn — so unwahrscheinlich mir dieß auch heute scheinen mag — ich schrieb damals Sonette, Romanzen und Lieder. Ich weiß nicht, ob meine Poesieen gut waren, aber das Dichten war mir ein Bedürfniß.

So vergingen ungefähr vierzehn Tage. Ich saß wieder einmal in Tante Dionysens kleinem Salon, als diese mir plötzlich sagte:

„Weißt Du, Karl, ich habe Deine Gedichte die Frau von Maisdorf lesen lassen."

Ich fühlte mich erblassen.

„Sie haben sie also gesehen?"

„Ja, mehrere Male . . . und ihr von Deiner schwärmerischen Liebe erzählt . . . das amüsirt sie — aber, wie gesagt, es ist keine Hoffnung."

„Wie sagten Sie eben, Tante, ‚amüsirt sie', lacht Frau von Maisdorf über meine Liebe . . .?"

„Nein, aufrichtig gesagt, sie lacht nicht. Dafür ist sie ein viel zu edles, zartfühlendes Wesen. Sie hat Deine Verse mehrere Male überlesen — ja sogar mitgenommen — und mit Rührung gesagt: ‚Welch' ein poetisches, feuriges Gemüth!' und dabei seufzte sie. Ein Seufzer, welcher bedeutet: Ach, wenn ich dürfte! Denn wahrlich, sie darf nicht, Karl."

Tante Dionyse hatte mich ganz glücklich gemacht. Also die Geliebte wußte um meine Leidenschaft und hatte meine Gedichte mitgenommen! O, die holde, selige Narrheit, solch' ein Verliebtsein!

Am andern Tag ging ich natürlich wieder zur Tante. Im Vorzimmer wollte mich der Bediente zurückhalten.

„Die gnädige Gräfin haben heute Besuch und es soll Niemand vorgelassen werden," sagte er.

Aber ich schob ihn beiseite und ging eilends durch die Zimmerreihe bis zu dem kleinen Salon; ich ahnte, daß ich dort endlich „sie" wiederfinden sollte. Und in der That sie war es, die neben Tante Dionyse saß. Bei meinem Eintritt sprang Letztere auf.

„Wie kommst Du hieher — ich hatte doch verboten . . ."

Frau von Maisdorf machte eine beschwichtigende Bewegung.

„Lassen Sie doch, gute Dionyse, es freut mich sehr, Ihren Neffen wiederzusehen." Und sie reichte mir ihre Hand entgegen. Ich beugte mich über diese Hand und führte sie an meine Lippen. Die Elektrizität hat uns noch lange nicht alle ihre Geheimnisse enthüllt . . . im Telegraphenapparat und in Jablochkow'schen Kerzen lassen sich ihre Wirkungen erklären, aber in den Schlägen, die sie uns bei Berührung einer geliebten Hand ertheilt, hat man ihr Wesen noch nicht zu demonstriren versucht.

„Endlich — endlich finde ich Sie wieder!" begann ich.

„Um Gottes willen, Karl, schweige," sagte Tante Dionyse, „Du weißt nicht . . ."

„Liebe Gräfin," unterbrach die junge Frau, „ich erinnere Sie an Ihr Wort, thun Sie, als ob Sie auch nichts wüßten, und lassen Sie Ihren Neffen sagen, was er zu sagen hat — ich bin neugierig, es zu hören."

„Dann möchte ich es lieber nicht auch hören müssen . . ." sagte die Gräfin, indem sie zur Thüre ihres Kabinets schritt.

„Wie Sie wollen."

Wir blieben allein. Kann ich noch so recht mich in diese Stunde zurückversetzen? Es wird mir schwer. Ich bin jetzt ruhig und bei Sinnen — damals war ich von einem Hochgefühle emporgetragen, welches mir die ganze Welt verzauberte. Und was in meinem rasch klopfenden Herzen tobte, was in meinem halb delirirenden Geiste flammte, das habe ich Alles in eine begeisterte Rede gefaßt, die ich heute nicht mehr im Stande wäre zu ersinnen, die mir aber damals so übersprudelnd aus der Seele strömte, daß ich meinen eigenen Worten nicht nachzukommen glaubte. Ich war unwillkürlich auf die Polster hingesunken, die seitwärts zu ihren Füßen lagen, und kniete neben ihr. Sie hielt ihre Hand wie abwehrend vor mein Gesicht und lauschte mit einem eigenen — halberschreckten, halb frohen Lächeln. —

Sie stand auf und immer mit der ausgestreckten Hand sich vor meiner Annäherung schützend, sprach sie halblaut:

„Also das ist Liebe . . . das ist's, was in den Gedichten und den Romanen steht . . . welch' eine eigenthümliche, schwindelerregende Gewalt . . ." Dann wandte sie sich plötzlich gegen mich und sprach mit kaltem Tone: „Ich hätte Sie nicht anhören sollen, mein Herr. Das ist Wahnsinn . . . oder vielmehr eine Kinderei . . . ich will es vergessen. Dieß ist die beste Gnade, die ich Ihrer Vermessenheit gewähren kann."

Meine Miene mußte einen heftigen Schmerz ausdrücken, denn sie sah mich nun besänftigt und wie gerührt an. Sie stand in einiger Entfernung von mir, mit einer Hand an die Lehne eines Fauteuils gestützt; ihre hohe Gestalt hob sich in anmuthiger Plastik vom Tapetengrunde ab, die lange Schleppe lag in schweren Falten am Teppich. Sie winkte mir, näher zu kommen. Ich warf mich in den Fauteuil, an den sie lehnte, und beugte mich über die weiße, duftende Hand.

„So habe ich keine Hoffnung . . . keine?" frug ich mit schmerzzitternder Stimme, „nur vergessen wollen Sie . . .?"

„Ich habe Sie nicht kränken wollen," sprach sie leise und zog ihre Hand nicht zurück, „Sie werden bald erfahren, daß ich nichts Anderes zu geben habe, als das Vergessen dieser Stunde. Sind Sie bereit," fuhr sie mit plötzlicher Entschlossenheit fort, mir fest in's Auge sehend, „jeden meiner Befehle zu erfüllen?"

„Jeden," antwortete ich.

„Foi de gentilhomme?"

„Bei meiner Ehre und bei meinem Gott."

„Wohlan — so befehle ich, daß Sie morgen diese Stadt und dieses Land verlassen — damit auch Sie leichter vergessen können, was ich jetzt spreche. Es ist dieß ein Augenblick, den ich aus meinem Leben streiche . . . aber ich will doch sagen . . . ein einziges Mal . . ." Sie hielt zögernd inne.

„Ich habe geschworen," rief ich, von meinem Sitze aufspringend und ihre Taille umfassend, „morgen um diese Zeit bin ich fern von hier . . . aber diese Minute kann mir die Ewigkeit aufwiegen, wenn Du mir nur ein Wort der Liebe sagst . . ."

Sie ließ ihren Kopf an meine Schulter sinken und wehrte meinem Kusse nicht.

„Ich hätte Dich geliebt," flüsterte sie. Dann riß sie sich plötzlich aus meinen Armen. „Dionyse!" rief sie laut.

Die Gräfin trat ein.

„Ich will jetzt nach Hause fahren, liebe Gräfin. Meine Gesellschafterin soll erst in einer Stunde kommen. Haben Sie die Güte, mich zu begleiten . . . lassen Sie vorfahren, ich bitte — und bereiten Sie sich . . ."

„Wie Euere Majestät befehlen," antwortete Dionyse und ging in ihr Zimmer zurück.

Ich blieb wie versteinert stehen. Die Königin sah mich mit einem traurigen Lächeln an. In wenigen Sekunden erschien meine Tante wieder in Hut und Shawl.

„Ich bin bereit," sagte sie.

„Also gehen wir," lautete die seufzende Erwiederung. An der Schwelle wandte sich die hohe Frau noch um und nickte mir zu. „Leben Sie wohl," sprach sie.

Ich verneigte mich, wie man sich vor Königinnen verneigt. Als ich aufblickte, waren die beiden Frauen verschwunden.

Ich wartete die Rückkunft der Tante ab. In einer Stunde kam sie zurück.

„Also siehst Du nun ein, mein Lieber," sprach sie zu mir, „daß Deine Schwärmerei eine hoffnungslose war?"

„Hat sie noch von mir gesprochen," frug ich hastig — „und was?"

„Ja, sie hat von Dir gesprochen. Ich genieße ihr volles Vertrauen — sie hat als Kind gar oft auf meinem Schooße gespielt — und auch jetzt liebt sie es, mich öfters zu besuchen, von den alten Zeiten zu plaudern."

„Also, Tante, ich beschwöre Sie — wiederholen Sie mir jedes ihrer Worte . . ."

„Du sollst morgen abreisen, habe ich gehört. Sie hat mir Alles erzählt. ‚Und wie, wenn er nun nicht abreiste?' frug ich sie. ‚Dann wäre er als wortbrüchig meiner Verachtung werth, aber ich hege keinen solchen Zweifel,' antwortete sie."

„Nur sie selbst hätte mich meines Eides entheben können . . . aber es durfte nicht sein. Ich reise noch heute."

„Ich bringe Dir auch eine Botschaft, Karl. ‚Sagen Sie Ihrem Neffen, liebe alte Freundin,' dieß waren genau ihre Worte, ‚daß ich seine Gedichte aufbewahren werde. Ich gebe ihm für deren Widmung weder Orden noch Medaille; ich habe sie ihm mit einer Minute erlebter Poesie gelohnt.'"

Die Gewohnheit und der Reiz des Neuen.

Eine harmlose Studie

von

Carl Stugau.

(Schluß.)

Bei manchen anderen Untugenden, die durch Gewohnheit zu Lastern werden, kann man sich darauf berufen, daß sie im Grunde nur auf die Spitze getriebene Tugenden seien, so zum Beispiel der Geiz übertriebene Sparsamkeit und Vorsorge für die Zukunft, die Verschwendungssucht übertriebene Freigebigkeit und dergleichen. Die Pedanterie, welche zwar kein Laster, aber doch eine unliebenswürdige Gewohnheit ist, läßt sich, wenn man will, auf übertriebenen Ordnungssinn zurückführen. Die Spielwuth kann eine laxe Moral mit dem Bedürfniß nach aufregender Unterhaltung entschuldigen; zur Gewohnheit gewordene Ausschreitungen und Verirrungen auf dem Felde der Galanterie mit Jugend, heißem Blut und dergleichen. Manche üble Gewohnheiten, wie zum Beispiel das Nägelkauen, sind ganz und gar unbegreiflich, denn es läßt sich absolut nicht absehen, welchen Genuß es gewähren soll.

Die Gewohnheit ist in der moralischen Welt, was das Beharrungsvermögen in der physischen ist. Deßhalb findet man Gewohnheitsmenschen eher bei Personen von trägem, als bei solchen von feurigem und energischem Naturell. Da es leichter ist, betretene Pfade zu wandeln, als neue Wege zu bahnen, so verfallen mittelmäßige Künstler leicht in Manier und Manieriritheit. Die durch Uebung zu einer gewissen Fertigkeit ausgebildete künstlerische Verfahrungsweise wird geistloser Mechanismus, das heißt Handwerk, eine bedenkliche Klippe des Talents. Mechanismus ist alle Gewohnheit. Reizte nicht das Neue, würden wir in der Gewohnheit erstarren. Das Neue ist der Feind der Gewohnheit, und Gewohnheit die Feindin des Neuen, denn sie entkleidet das letztere seines Zaubers. Deßwegen spricht man in der Ehe auch nur von einem Honigmond und nicht von Honigjahren. „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier" und so weiter, wer kennt das Dichterwort nicht?

Sowie es unter den Menschen einzelne schöpferische Genies gibt, welche dem Kulturfortschritt neue Wege bahnen, so gibt es in der Pflanzen- und Thierwelt dann und wann Individuen von so starkem und eigenmächtigem Bildungstrieb, daß sie von dem Stammtypus abweichen und neue Bildungsformen annehmen. Sind diese Abweichungen zweckmäßig und werden sie durch eine Reihe von Generationen konsolidirt, so entsteht daraus eine neue Spezies. So lehrt Darwin. Wir sehen demnach in der Entwicklungsgeschichte der Organismen ähnliche Gesetze wirksam wie in der moralischen Welt. Was hier der Drang nach Neuheit, ist dort Variabilität, was hier Gewohnheit, ist dort Vererbung. Das, was man Instinkt nennt, ist wahrscheinlich nichts Anderes, als ererbte Gewohnheit und Fertigkeit.

Ererbte Gewohnheit und Fertigkeit ist es, was das kaum aus dem Ei geschlüpfte Küchlein befähigt, sonder Wanken auf seinen zwei kleinen Beinen einherzugehen, ein equilibristisches Kunststück, das unsere Kinder kaum in zwölf Monaten erlernen. Ererbte Gewohnheit ist es, was die jungen Entchen dem ihnen noch ganz unbekannten Element des Wassers zustreben macht, indem sie sich, ohne Anleitung durch einen Schwimmmeister, gleich so gewandt herumtummeln, als ob sie die Schwimmkunst schon jahrelang praktizirt hätten. Ererbte Gewohnheit ist es, was die Zugvögel in gewissen Jahreszeiten über Länder und Meere treibt und sie den rechten Weg finden läßt. Ererbte Gewohnheit ist es vielleicht, die in uns wach wird, wenn zur Zeit der sauren Gurken eine unwiderstehliche Wanderlust uns ergreift. Es sind möglicherweise dunkle Erinnerungen aus der Zeit, da unsere Vorfahren noch Nomaden waren.

Eine weniger mystische Erklärung des im Sommer grassirenden Reisefiebers liegt aber doch wohl darin, daß wir armen, von des Gedankens Blässe angekränkelten Stubenhocker, von der Monotonie gewohnheitsmäßiger Berufsarbeiten ermüdet und abgespannt, das Bedürfniß geistiger Erfrischung und Verjüngung empfinden, ein Bedürfniß, dem am besten durch zeitweilige Ortsveränderung abgeholfen wird. Neue Länder, neue Menschen, neue Sitten und Gebräuche, neue Luft, neue Lebensweise, neue Eindrücke bewirken eine heilsame Aufmischung unseres ganzen inneren und äußeren Wesens, erneuern und verjüngen uns daher.

Bis zu einem gewissen Grade wird diesem Zweck auch durch den Aufenthalt in Bädern gedient, weßhalb sich Patienten jeden Alters und Geschlechts Badekuren sehr gerne von ihrem Hausarzte verschreiben lassen, zumal wenn sie sich wegen der Mittel zum Zweck keine Sorgen zu machen brauchen. Denn — und das ist die weniger erfreuliche Seite der Sache — Bade- und andere Reisen haben mit dem Kriege das gemein, daß sie viel Geld kosten.

*

Nichts beweist so sehr, welche Macht der Reiz des Neuen auf die Gemüther übt und wie sehr wir nach Neuigkeiten dürsten, als der ungeheure Aufschwung, den in der neuesten Zeit das Zeitungswesen genommen hat. In erster Linie sind die Erzeugnisse der periodischen Presse ja doch nichts Anderes, als Mittel zur Befriedigung des Neuigkeitsdurstes, der in eben dem Maße sich steigert, als die Vervollkommnung des Kommunikationswesens die rasche Herbeischaffung des Neuigkeitsstoffes leichter macht. Daher steht denn auch die größere oder geringere Vermehrung und Verbesserung der Verkehrsmittel: Land- und Wasserstraßen, Eisenbahnen, Telegraphen ꝛc. eines Landes in einem direkten Verhältniß zur extensiven und intensiven Hebung der periodischen Literatur, insbesondere der Zeitungen.

Justus Liebig hat bekanntlich seiner Zeit den Verbrauch an Seife für den Gradmesser der Kultur der Völker erklärt. Mit größerem Rechte, glaube ich, könnte der Papierverbrauch als ein solcher Gradmesser benützt werden. Je kultivirter ein Volk ist, desto mehr wachsen seine geistigen Bedürfnisse, desto mehr wächst auch sein Interesse am öffentlichen Leben, desto mehr wächst seine Begier, von dem, was auf den verschiedenen Gebieten menschlicher Thätigkeit Neues auftaucht, rasch unterrichtet zu werden, desto mehr werden Zeitungen, Zeitschriften und Bücher gedruckt, und desto mehr wird Papier verbraucht, vorausgesetzt, daß die staatlichen Einrichtungen der literarischen Produktion durch hohe Kautionen, Zeitungsstempel, C[illegible]r und andere Plackereien keine übermäßigen Hemmnisse bereiten. Keine übermäßigen, sage ich, weil kein besonnener Mensch schrankenlose Preßfreiheit für ein wünschenswerthes Gut halten wird. Denn wie Schopenhauer (in seinen Parerga und Paralipomena) sich ausdrückt, kommt unbeschränkte Preßfreiheit der Erlaubniß gleich, Gift zu verkaufen. Immerhin bleibt es wahr, daß das Zeitungswesen dort am besten florirt, wo ihm eine mit der öffentlichen Ordnung verträgliche Freiheit der Bewegung gestattet ist, also in Kulturstaaten. Ein einziger Blick in die Zeitungsstatistik genügt, um diese Thatsache ziffermäßig erhärtet zu sehen. Man vergleiche die englische, amerikanische, französische, belgische, deutsche, russische Journalistik unter sich und mit jener halbbarbarischer Völker, und jeder Zweifel wird schwinden. Aus dem Papierverbrauch kann also nicht nur ein Schluß auf den Kulturgrad der Völker gemacht werden, sondern auch auf das Maß bürgerlicher Freiheit, deren sie sich erfreuen.

*

Der Reiz, den das Neue auf uns übt, ist positiver Natur; es gefällt wie das Schöne an sich und um seiner selbst willen. Was uns die Gewohnheit gefällig und werthvoll macht, hat einen mehr negativen Charakter; sie mindert zwar den Reiz des Schönen, Erhabenen, Bewunderungswürdigen, aber sie mindert auch das, was das Häßliche, Gemeine, Schmerzliche Widerwärtiges hat. Sie ist uns insofern eine wahre Wohlthäterin. „Denn," läßt Shakespeare seinen Hamlet sagen:

„Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
Den Uebermuth der Aemter und die Schmach,
Die Unwerth schweigendem Verdienst erweist,
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnt'
Mit einer Nadel bloß? Wer trüge Lasten
Und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh'?"

Hamlet fährt als Antwort auf diese Frage in seinem Monolog also fort:

„Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt, den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu den unbekannten flieh'n."

Mit Verlaub, Meister Shakespeare, so verhält sich die Sache nicht. Was uns verhindert, die Flinte in's Korn zu werfen und dem Leben den Rücken zu kehren, ist nicht die Furcht vor dem, was nach dem Tode kommen mag, sondern — die Gewohnheit. Sie ist es, die uns mit kaum zerreißbaren Banden an dem Leben festhält, sie ist es, die mit ihrer sänftigenden Gewalt allmälig uns auch mit dem Schmerzlichsten aussöhnt. Mit ihrer Hülfe erträgt der Arme Mangel und Elend, der Gefangene die Pein des Kerkers, der Liebende den Treubruch der Geliebten, die Mutter den Verlust eines heißgeliebten Kindes; mit ihrer Hülfe erträgt ein despotisch regiertes Volk die Entbehrung der Freiheit; mit ihrer Hülfe erträgt der Ehrlose sogar die Verachtung der Menschen und seine eigene. Die Gewohnheit ist uns eine gütige, milde Trösterin. Ohne sie müßte unser armes Herz in der Reihung an der rauhen Wirklichkeit des Lebens tausendmal verbluten, ehe es nach dem natürlichen Laufe der Dinge zu schlagen aufhört. Dem Unglücklichen ist sie eine wohlthätigere Freundin als dem Glücklichen. Gewohntes Glück ist kein Glück mehr zu nennen, gewohntes Unglück wird mit der Zeit immer erträglicher. Deßhalb scheidet, wie Herder sagt, der Bettler ebenso schwer von seiner Armuth, als der König von seiner Herrlichkeit.

Mit Hülfe der Gewohnheit gelangt der Denker auch zur Resignation gegenüber dem furchtbaren Welträthsel. Durch die Gewohnheit wird uns die Welt mit Allem, was darin ist, zu einer alltäglichen Erscheinung. Ehe die Zeit da ist, wo der Drang in uns erwacht, hinter das Wesen der Dinge zu kommen, haben wir uns an diese unbegreifliche Welt schon so gewöhnt, daß ihr Dasein uns wie eine selbstverständliche Sache erscheint. Die reizbare Empfänglichkeit, die wir dem völlig Neuen entgegenbringen, ist dann schon abgestumpft. Wie wäre es sonst möglich, daß wir so leichtsinnig, so gedankenlos, so blindlings weiter leben könnten, ohne daß wir Aufschluß über die Fragen haben: woher? wohin? wozu? Wie quält uns die Neugier in Beziehung auf die geringfügigsten, nichtigsten, elendesten Dinge! Welchen Eifer, welche Beharrlichkeit, welchen Scharfsinn wendet die Wißbegier auf, um irgend ein kleines, ganz kleines Zweiglein der Wissenschaft um Haaresbreite weiter zu bauen! Und der Kapitalfrage, wo es denn mit dieser sonderbaren Welt hinaus will, stehen wir mit blödem Stumpfsinn gegenüber! Wir werden, Gott weiß woher, auf diese Welt geschneit, wir leben, lieben, leiden, streben und wirken, sorgen und plagen uns so und so viel Jahre, dann legen wir uns eines schönen Tages hin und löschen aus wie ein Nachtlämpchen, dem das Oel ausgegangen, ohne zu wissen, wozu das Alles! Ein Jeder weiß, daß dieß sein Loos ist, und doch lebt er gemüthsruhig weiter, als ob das Alles ihn gar nicht anginge.

Wie ganz anders würde die Welt mit ihren furchtbaren Räthseln auf uns wirken, wenn wir derselben bei voller Bewußtseinsreife und mit ungeschwächter Empfänglichkeit entgegentreten könnten! Aber wer weiß, wozu das gut wäre! Viele Thiere werden blind geboren, weil das empfindliche Auge das unverschleierte Tageslicht nicht ertragen würde. Die Dämpfung durch den geschlossenen Augendeckel ist eine wohlthätige Vorsorge der Natur, durch welche das Auge sachte und unschädlich an die Lichteindrücke gewöhnt wird. Was der geschlossene Augendeckel für das kleine Thier, das ist das dämmernde Bewußtsein für das Licht der Erkenntniß im Menschen. Stünde das Welträthsel unvermittelt, ungemildert durch Gewöhnung, als ein völlig Neues und Unbekanntes plötzlich vor uns, so würde die Allgewalt dieses Eindrucks das Saitenspiel des inneren Lebens beim ersten Anschlag zertrümmern.

Für das Album.

Von Wilhelm Emmer.

Dann ist es wohl mit dir bestellt:
Sei Knecht und Herr zugleich und trotze einer Welt.

*

Wenn ich Gesetze geben wollte,
Gebot' ich, was man nicht thun sollte;
Und was man thun sollte, verböt' ich,
So wären keine Strafen mehr nöthig.

*

Die Narren oder die die Narren leiden,
Sag', welche sind die größten Narren von beiden?

*

Ein großes Wort, auf Jeden paßt es nicht;
Nur große Seelen fühlen sein Gewicht;
Denn Worte, die für Hans und Michel passen,
Kann Hans und Michel selbst verfassen.

*

Misère hier, Misère dort!
Was soll es am Ende bedeuten?
So höre gleich ein Trosteswort:
Misère zu allen Zeiten!

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Eine Schachpartie mit lebenden Figuren.

Im Manhattan-Schachklub zu New-York fand am 16. April d. J. eine höchst merkwürdige Aufführung statt. Von zwei hervorragenden Meistern, den Herren Kapitän Mackenzie und Delmar, wurde eine Schachpartie mit lebenden Figuren gespielt.

Als Schachbrett diente eine auf dem Fußboden des Saals ausgebreitete Flanelldecke, welche in 64 schwarz und weiß gefärbte Felder getheilt war, von denen jedes den Raum von 4 Quadratfuß einnahm. Ein dunkelrother Tuchstreifen bildete von allen Seiten die Umgebung dieses Kriegstheaters.

Die Könige erschienen im Kostüm Karls des Großen, der eine mit goldener, der andere mit silberner Krone auf dem Haupte. Ihre Gewänder waren aus kostbarem Stoff und mit Edelsteinen geschmückt. Auch die Königinnen traten in historischer Tracht auf, prachtvolle Diademe blitzten auf ihren Stirnen, ein reichgekleideter Page stand jeder von ihnen zur Seite.

Die Springer (knights) wurden durch Ritter in glänzendem Waffenschmuck, die Läufer (bishops) durch Geistliche in feierlichem Ornat dargestellt. Auf den Feldern der Bauern prangten sechzehn schöne junge Damen, von denen eine Gruppe blau, die andere roth gekleidet war.

Als Mackenzie die Partie mit E 2 — E 4 eröffnete, trennte sich eine blau gekleidete Dame, die vor ihrem Könige stand, von der Reihe ihrer Gefährtinnen und schritt auf das ihr angewiesene Feld. Auf Delmar's Antwort E 7 — E 5 stellte eine rothgekleidete sich ihr entgegen. Lächelnd standen die beiden Feindinnen einander gegenüber. Beim vierten Zuge wurde L C 5 nimmt B 4 gemeldet. Die dort weilende junge Dame erröthete tief und schien nicht ohne Bedauern so frühzeitig den Schauplatz ihres Wirkens zu verlassen.

Der Verlauf der Partie war folgender:

Partie Nro. 6.

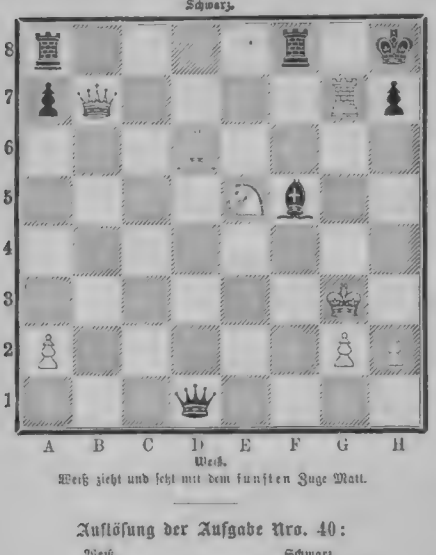
Evansgambit.

Weiß — Mackenzie.	Schwarz — Delmar.
1) E 2 — E 4	1) E 7 — E 5.
2) S. G 1 — F 3	2) S. B 8 — C 6.
3) L. F 1 — C 4	3) L. F S — C 5.
4) B 2 · B 4	4) L. C 5 nimmt B 4.
5) C 2 — C 3	5) L. B 4 — A 5.
6) D 2 — D 4	6) E 5 nimmt D 4.
7) 0 — 0	7) D 4 nimmt C 3.
8) D. D 1 — B 3	8) D. D 8 — F 6.

9) B 4 — E 5 . . . . . 9) D. F 6 — G 6.
10) S. B 1 nimmt C 3 . . . 10) S. G 8 — E 7.
11) L. C 1 — A 3 . . . . 11) 0 — 0.
12) S. C 3 — D 5 . . . . 12) S. E 7 nimmt D 5. Schwarz läßt absichtlich den Thurm einstehen.
13) L. C 4 nimmt D 5. Den Thurm zu schlagen wäre schlecht: 13) S. D 5 — F 4
14) S. F 5 — H 4 . . 14) T. C 6 — B 5
15) S. H 5 — A 3 . . 15) T. B 5 — B 4
16) S. C 4 nimmt B 6 . . 16) S. G 4 — B 6
17) G 2 — G 3 . . . 17) S. B 6 — D 5 + und S. F 4 nimmt Bauer zurück.
18) D. F 3 — D 5.
14) C 7 nimmt D 6.
15) L. A 5 — C 7. Dieser Zug scheint hier T. F 8 — D 8 zu sein, weil der Läufer auf A 5 den Thurm F 1 die E-Reihe zu besetzen verhindert.
16) T. F 1 — E 1 . . . . 16) S. C 6 — D 8. Dieser Zug ist nicht gut, wie man bald sehen wird. Für besser gilt T. A 8 — B 8, weil dann auf 17) L. D 5 nimmt C 6 mit Vortheil B 7 nimmt C 6 geschehen kann.
17) T. E 1 — E 7 . . . . 17) S. D 8 — E 6. Schwarz hat keinen besseren Zug. L. C 7 — B 8 engt das Spiel ganz ein und bei anderen Zügen würden B 6 und der Bauer D 6 verloren.
18) L. D 5 nimmt E 6 . . . 18) L. C 8 nimmt E 6.
19) D. B 3 nimmt B 7 . . . 19) L. C 7 — B 8.
20) L. A 3 nimmt D 6 . . . 20) L. E 6 — H 3. Dieser Gegenangriff kann von Weiß mit Vortheil zurückgeschlagen werden. Besser war L. E 6 nimmt A 2.
21) S. F 3 — E 5 . . . . 21) L. B 6 nimmt F 2 †.
22) K. G 1 nimmt F 2 . . . 22) D. G 6 — C 2 †.
23) K. F 2 — G 3 . . . . 23) D. C 2 nimmt D 1.
24) T. E 7 nimmt F 7. Sehr schön gespielt. Wenn der Thurm F 8 den Thurm F 7 schlägt, erzwingt Weiß durch D. B 7 nimmt A 8 † Matt in zwei Zügen.
24) L. H 3 — F 5.
25) T. F 7 nimmt G 7 † . . 25) K. G 8 — H 8. Wir lassen die Stellung nun als Aufgabe folgen

Aufgabe Nro. 44.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem fünften Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 40:

Weiß.	Schwarz.
1) D. D 7 — D 6	1) D. G 5 nimmt H 6 oder — F 4 oder A und B).
2) D. D 6 nimmt F 6 oder — nimmt F 4 setzt Matt.	
A)	
1)	1) D. beliebig anders.
2) L. C 3 — C 4 setzt Matt.	
B)	
1)	1) Beliebig anders.
2) D.. L. oder S. setzt Matt.	

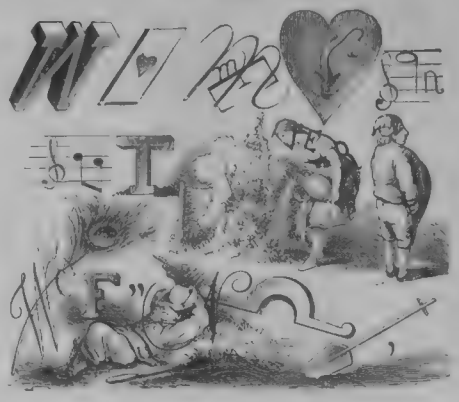
Rösselsprung Nro. 15.

doch	ent-	in	so	haus	zen	frem-	ich
mit	mit	wirst	aus	der	sterb'	ter-	dann
sein	wie	sieh'	sei	her-	de	hier	■
nicht	mir	mein	land	al-	mei-	dein	va-
in	de	lein	nem	herz	ter-	ruh'	und
und	du	der	und	und	du	im	va-
frem-	und	haus	mein	ein-	du	va-	und
gehst	sei	sam	bleibst	ter-	weib	bist	auch

Auflösung des Arithmogriph in Nro. 44:

Legion.
Uri.
Trient.
Homer.
Elsa.
Rotterdam.
Luther, Martin.

Bilderräthsel 45.



Auflösung des Bilderräthsels 44:

Ohne den Vorsatz zu vollenden, taugt kein Versuch.

Viersylbige Charade.

1 und 2.
Wunderlicher Trost in späten Jahren.
3 und 4.
Frucht des Kriegs und seiner blut'gen Schaaren.
1. 2. 3. 4.
Erster Frühlingsregung zarte That,
Großer Feste sicheres Resultat.

Briefmappe.

Hrn. Amtsr. D. in M. Sie werden am besten thun, wenn Sie ein direktes Billet nehmen; im andern Fall ein Rundbillet, Nro. 45 der in Hendschel's Telegraph verzeichneten.

Hrn. G. W. B. in Ruth-City. Verkleinerung des Kropfes wird durch Einpinseln mit Jodlösung, sowie durch Einreibung ähnlicher Mittel in das Innere der Kropfdrüse erzielt, auch unter Umständen ganz beseitigt. Derartige Behandlung muß von einem tüchtigen Arzte geleitet werden.

Hrn. Konsul W. in O. Gerne, wenn Sie uns die Behörde bezeichnen wollen; nach M. hin haben wir allerdings genügende Verbindungen.

Frl. F. A. in H. Sie werden sehen, daß wir recht haben, wenn wir sagen, die Mode schlägt in diesem Punkte nachher Purzelbäume. — Leider müssen wir bestätigen, daß man's Sympathiemittel nennt. Bischer polemisirt allerdings in seiner bekannten Schrift stark dagegen.

Frau v. B. auf E. Ohne die Flecken gesehen zu haben, ist es nicht leicht möglich, einen Rath zu ertheilen; wir glauben übrigens nicht, daß solche durch das Chloroform hervorgerufen sind, sondern solche werden wahrscheinlich eine andere Ursache haben.

Hrn. Ernst F. K. in Prag. Hangen jedenfalls richtiger.

Hrn. v. A. in Wien. Leider sind sie wegen einiger Inkorrektheiten nicht zu verwenden.

Hrn. B. F. in Leipzig. In jeder Parfumeriehandlung werden Sie sogenannte Sandseife erhalten können; dieselbe erfüllt in günstiger Weise die Sandabreibungen.

Frl. Klara v. H. in St. Wir machen Sie auf die Niederlage von Spieldosen und Musikwerken von A. Fischer von Uyen in Berlin aufmerksam. Dort finden Sie, was Sie für Ihr Schloß brauchen und wünschen.

Junges Mädchen in Morgenroth. Ein großer Sonnenschirm ist das einzige Mittel, sich vor dem Brande der Sonne im Sommer zu schützen.

Hrn. K. M. Potokhy in St. Mestel. Richtig.

Hrn. Prof. Dr. S. in B. Wir haben dafür keine Rubrik.

Hrn. Heinrich B., Telegraphist in Schweinfurt. Das einzige uns bekannte Mittel zur Beseitigung des Schreibkrampfes ist mehrmonatliche Ruhe. Alle bisher angewandten Methoden, wie Kaltwasserbehandlung, Elektrizität 2c. haben keinen dauernden Erfolg.

Ein Mailänder von Militär. Wie Sie in der letzten Nummer bemerkt haben werden, bereits redressirt.

Hrn. G. G. in Murr. Mit Ozon oder sogenanntem „künstlich gebundenem Sauerstoff" wird heutzutage sehr viel Schwindel getrieben. Wir halten von dem künstlich dargestellten Ozon als Heilmittel nichts, dagegen ist der Aufenthalt in natürlicher ozonreicher Gebirgsluft empfehlenswerth.

Literaturfreundin in A. Vorderhand konnten wir uns noch nicht dazu entschließen. Wir theilen ganz Ihren Wunsch, daß eine populäre Rechtslehre und Geschichte des Rechts geschrieben werden möchte, die auch eine Dame lesen könnte.

Blutarmerin in Tost. Die Adresse eines Spezialarztes für ihr Leiden können Sie durch unsern ärztlichen Herrn Berather nach Mittheilung Ihrer Adresse direkt erfahren.

Hrn. Ad. B. in L—z. Nehmen Sie zwei Kaffeelöffel Schweineschmalz, zwei Perubalsam und einen Schwefelblüte und reiben Sie es ihm ein.

Abonnent in Gerdauen. Ohne persönliche Untersuchung ärztlicher Rath unmöglich.

Hrn. A. H. M. in B. 1. Das können Sie nur durch einen richtigen Ofen erreichen, nämlich einen Regulirofen, nicht durch das Brennmaterial. 2 u. 3. Die betreffenden Hühner können Sie von Mill's Thiergarten in Stuttgart beziehen, wo Sie auch das gewünschte Buch erfahren.

Frl. Adelina P. in Leipzig. Sie legen sich einen berühmten Namen bei und fragen wirklich recht viel unter dieser Firma. Leider gestattet der Raum unserer Briefmappe nicht, einzelne Wünsche in solcher Ausdehnung zu befriedigen.

Hrn. Postgeh. J. H. in Sch. Gewiß können Sie das; man sieht nur auf die Kenntnisse.

Hrn. C. v. K. in B. Warzen werden ohne Narben zu hinterlassen durch Betupfen mit konzentrirter Salpetersäure binnen wenigen Wochen radikal beseitigt.

C. v. W. in Berlin. Th. Gruwe's 20 ausgezeichnete Klavierserenaden erschienen soeben komplet in billiger Ausgabe bei Richault in Paris.

Hrn. A. K. in S. Die Anwalt in Berlin wird, nach der Sie sich erkundigen, ist unserem ärztlichen Herrn Berather nicht bekannt.

Hrn. W. K. in O. Es ist aus solchen Kleidern heraus zu machen, ist ein sehr gefährliches Wagniß. Sie schicken sie viel besser an die chemische Waschanstalt von Jublin in Berlin.

Hrn. H. S. in St. Petersburg. 1. Gegen Trunksucht giebt es nur ein Heilmittel und das ist die energische Abgewöhnung und allmälige Entziehung der Spirituosen. 2. Durch salpetersaures Mundwasser und öfteres Gurgeln mit demselben ist übler Geruch aus dem Munde zu beseitigen.

Hrn. Chr. F. in K. Wenden Sie sich an die Buchhandlung von Wilh. Rommel in Frankfurt a. M., in deren Verlag derartige Werke und Tafeln existiren sind.

Hrn. Hauptmann von C. in Altona. Es wird das Beste sein, Sie wenden sich direkt an Herrn Professor B... in Berlin.

Hrn. M. F. in Sz. Wir verweisen Sie ebenfalls an die oben angegebene Adresse.

Angehender Literat. Gottschall, Poetik.

Hrn. Gustav v. N. in Wiesbaden. Außer Abwaschungen mit essighaltigem Wasser und genommenen Bädern, die Sie ja dort in Hülle und Fülle haben, ist uns kein radikales Mittel gegen Ihr Leiden bekannt.

Hrn. E. Pr. in Ofi. Nur durch beständiges Vorsprechen, ein anderes Mittel gibt es nicht.

S. Sch. in Karlsruhe. Kennen Sie bereits die „Charakterstudien" von Wilh. Maria Pachtler (1 Hefte, Leipzig, Meiser-Biedermann)? Was Sie suchen, gewährlten Inhalt bei trefflicher und bildender Technik, finden Sie in diesen genialen Studien.

Deutsche in Ungarn. Die gewünschte Adresse finden Sie in Nr. 34 von „Ueber Land und Meer" 1878 unter den Annoncen.

Hrn. R...f...a in Neupest. Ganz einfach, weil die Originalstücke dieser Bühne dem Lesepublikum unserer Blätter fremd bleiben; wir müssen immer darauf sehen, daß das Gebotene ein möglichst allgemeines Interesse hat. Senden Sie für Uebersetzungen, die auch auf die deutsche Bühne kommen, und wir werden gerne davon Notiz nehmen.

Frl. Karoline H. in Gl. und **langjährige Abonnentin in O.** Geller Belag an den Zähnen, sogenannter Weinstein, durch einen geschichteten Zahnarzt auf mechanische Weise zu entfernen. Geeignete Zahnpulver erhalten Sie in jeder guten Apotheke.

Hrn. E. Sch. in L. Die Erfahrung spricht gegen solche E. Wir könnten Ihnen mit efklatanten Beispielen aus unserer eigenen Umgebung dienen.

Abonnent H. in Colberg. Ausziehen der kranken Haare mit einer sogenannten Haarpinzette ist das einzige Radikalmittel zur Beseitigung der Hartflechte.

Italienische Sprache. Wenn Sie Ihr eigener Lehrer sein wollen, müssen Sie sich einer Grammatik bedienen, zu der es einen Schlüssel gibt, wie die Ollendorf'schen (Frankfurt, Jügel), weil Sie sonst nicht im Stande sind, sich zu kontroliren.

Hrn. „Frederic", stud. jur., Darmstadt. Auf derartige frivole Anfragen haben wir nur die eine Antwort „§ 180 des Strafgesetzbuches". Als zukünftiger Jurist würden Sie wohl gut thun, sich mit dem Paßus etwas näher bekannt zu machen!

Felix Austria. Wenden Sie sich an das Heraldische Institut von Boos in Wien.

Hrn. L. M. in Bonn. Wenden Sie sich an „Die Direktion der land- und forstwirthschaftlichen Akademie Hohenheim in Württemberg" um Auskunft.

M. B. in Berlin. Betupfen der Warzen mit konzentrirter Salpetersäure bringt solche nach mehrwöchentlichem Gebrauche zum Schwinden.

Frau Fürstin G. Ly. in F. Die B. werden von Händlern aufgekauft und nach überseeischen Ländern gebracht, wo dafür noch ein größerer Markt ist, als bei uns.

Abonnent in Saarlouis. Eine oft aufgeworfene Frage. Er stammt von jüdischen Eltern, ist aber Katholik.

Kopenhagener Abonnent. Wir haben früher Biographie und Portrait N.'s gebracht. Die neueren Ereignisse standen ja in allen Zeitungen.

Abonnent in Bingen. Sie werden die Auflösung indessen gelesen haben.

Frau Emilie K. in G. Die Dame leidet in Folge der überstandenen Leiden an Blutarmuth. Der Besuch eines Stahlbades wird gewiß alle geschilderten krankhaften Symptome beseitigen.

Hrn. H. H. in Ems b. Besuchten mit Essig und dem Sonnenlicht aussetzen.

Hrn. A. J. H. W. B. in Z. Wir danken für Ihre Mittheilung, welche unsere Notiz in Nro. 40 betreffs der Fahrgeschwindigkeit der Eisenbahnen ergänzt. Die Arnheim-Utrechter Bahn fährt 62 Km. in der Stunde, die Staatsbahn Rossendaal-Wissingen 60 Km.

Saxonia in Aachen. Wenn Sie in unserer Briefmappe etwas zurückblättern, werden Sie Ihre Anfrage beantwortet finden.

Hrn. Karl B. in Karlsr. Wir danken für Ihre humoristische Mittheilung, die wir verwenden werden.

Hrn. R. M. in Dess. 1. Meyer. 2. Wenn Sie an die Direktion schreiben, wird diese Ihnen einen Prospekt senden. — Großer Vorrath.

Ein junger Abonnent in Z. in Sachsen. Wir können Ihnen zu dem betreffenden Mittel schwer rathen da uns ein Erfolg sehr fraglich erscheint.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Reise-Lektüre!

Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart.**

Romane und Erzählungen
in wohlfeilen Ausgaben
für die Reise und für Daheim.

In dieser Sammlung sind bis jetzt erschienen:

K. Gutzkow, Die schöneren Stunden. Rückblicke. 2. Aufl. Preis eleg. broch. ℳ. 1. 50.

F. W. Hackländer, Nahes und Fernes. Die Spuren eines Romans. Unter den päpstlichen Zuaven. 2. Auflage. Elegant broschirt ℳ. 1. 50.

Georg Horn, Der Schatz von St. Himmelspfort. Roman. 2. Auflage. 4 Theile in 2 Bänden. Eleg broschirt ℳ. 3.

Hans Wachenhusen, Des Herzens Golgatha. Roman. 2. Auflage. 2 Theile in 1 Band. Elegant broschirt ℳ. 2. –

Julius Grosse, Maria Mancini. Roman. 2. Aufl. 2 Theile in 1 Band. Elegant broschirt ℳ. 2.

F. W. Hackländer, Geschichten im Zickzack. Roman 2. Auflage. 4 Theile in 2 Bänden. Elegant broschirt ℳ. 3. —

Bret Harte, Gabriel Conroy. Roman. Deutsch von Udo Brachvogel. Einzige autorisirte Uebersetzung. 3 Theile in 1 Band. Preis elegant broschirt ℳ. 1. 50.

Otto Müller, Roderich. Eine Hof- und Räubergeschichte a. d. Jahre 1812. 2. Aufl. 2 Theile in 1 Bd. Eleg. brosch. ℳ. 2. –

H. Wachenhusen, Eine Geborene. Roman. 2. Auflage. Elegant broschirt ℳ. 1. 50.

Emil Gaboriau, Der Strick um den Hals. Kriminalroman. 2. Auflage. 4 Theile in 2 Bänden. Eleg broschirt ℳ. 2.

F. W. Hackländer, Nullen. Der Geschichten im Zickzack zweiter Theil. Roman. 2. Aufl. 3 Theile in 1 Band. Broschirt ℳ. 3.

A. Mels, Erlebtes und Erdachtes. 2. Auflage. 2 Theile in 1 Band. Broschirt ℳ. 2.

Wilhelm Raabe, Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge. Roman. 2. Auflage. 3 Theile in 1 Band Elegant broschirt ℳ. 2. –

Hans Wachenhusen, Im Bann der Nacht. Roman. 2. Auflage. Broschirt ℳ. 1.

Die Sammlung enthält, wie aus Vorstehendem ersichtlich, nur ganz gediegene Werke und zeichnen sich diese billigen Ausgaben außerdem noch aus

1) durch den für das Lesen im Eisenbahncoupe wünschenswerthen guten Druck und ihre elegante Ausstattung überhaupt, dann

2) durch ihre außerordentliche Billigkeit, weshalb sie sich auch vorzüglich zur Anschaffung für Haus- und Familienbibliotheken eignen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und vorräthig auf allen Bahnhöfen.

Über Land und Meer.

№ 46.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Karneval von Venedig, Novelle von K. A. Heigel, Fortsetzung. — Staats- und Kultusminister v. Puttkammer. — St. Moritz im Oberengadin, von B. — Die Verlassenen. — Notizblatter. — Oberon, von Chr. M. Wieland, illustrirt von Gabriel Max und Gustav Closs, zwölfter Gesang. — Auf Waldwegen, Novelle von August Becker, Fortsetzung. — Rosenzeit, Gemälde von W. Schütze. — Die Zauberin Roma, von Hermann Oelschläger. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth, zweite Serie. XVII. Ein neues Kanalsystem. — Entstehungsgrund von deutschen Redensarten, von Friedrich Metzinger. 3. Serie, Fortsetzung. — Schach. — Auflösung des Novelsprungs Nro. 15. — Rathsel. — Bilderräthsel 46. — Auflösung des Bilderräthsels 15. — Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 45. — Briefmappe.

Illustrationen: Kornblumen, Gemälde von Paul Thumann. — v. Puttkammer, k. preuß. Staats- und Kultusminister. — St. Moritz. — Die Verlassenen, Gemälde von Bruck-Lajos. — Wieland's Oberon, zwölfter Gesang: Almansaris, Huon und Rezia im Feenpalast, Zeichnungen von Gabriel Max. — Rosenzeit, nach dem Gemälde von W. Schütze. — Typen eines Kavallerieberitts, sechs Bilder von O. Fikentscher. III.

Der Karneval von Venedig.

Novelle

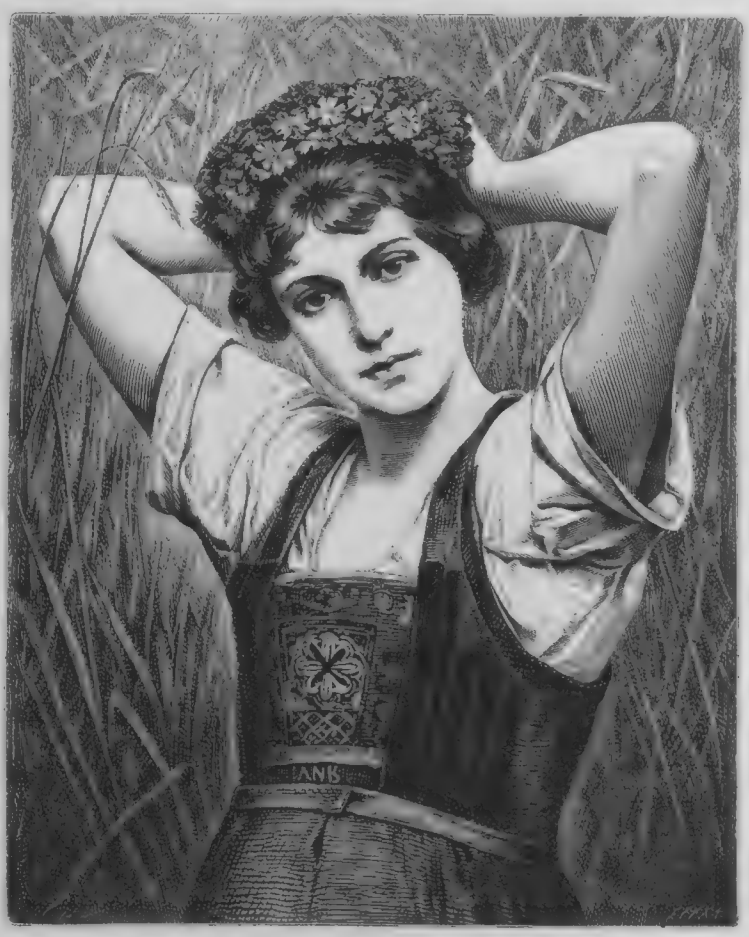
von

K. A. Heigel.

(Fortsetzung.)

Degenhart jedoch setzte auf Reissenstein's diplomatische Vermittlung die besten Hoffnungen. Wenn auch nicht beruhigt, so doch getröstet, trat er vor die Hausthür der „Goldenen Gans“. Der Morgen war wieder köstlich, der Wind nur noch so stark, daß er aus dem blauen Gewässer leuchtende Funken schlug und es mit flüchtigen Schattenstreifen riefte. Nah und fern, auf dem Festlande wie auf der Flut war Farbe und Bewegung. Dampfer kamen und gingen; Dreimaster reften die Segel, andere lichteten die Anker und hüllten sich in Segeltuch; Gondeln schossen unter den Brücken hervor. An den Häusern waren Fenster und Balkonthüren geöffnet; auf den Dachterrassen hingen Frauen in sommerlich leichter Kleidung Wäsche auf. Des Gedränges auf den Brücken war kein Ende.

Degenhart sah eine Weile lang den niggerähnlichen Matrosen einer Barke zu, die Kohlen löschte. Unweit von ihm hatte ein Bursche, ebenso nußig, obwohl er nicht mit Kohlen hantirte, ein Geschäft etablirt, indem er eine werthlose Schildkrötenschale und einige Muscheln vor sich auf die Erde legte. Mit freundlichem Grinsen streckte er bald das eine, bald das andere Stück dem Signor Forestiere hin, bis dieser die Muscheln natürlich um das Vierfache zu theuer — für sein Mariannchen erstanden hatte. Vor der Schildkrötenschale rettete ihn nur ein militärischer Aufzug. Eine Kompagnie Marinesoldaten, unter Hörnerklang und im schallenden Taktschritt, marschirte vorüber. Das waren heimatliche Laute! Sein Auge erglänzte. Bis der Zug an ihm vorüber war, nahm er eine stramme Haltung an. Dann weiterschlendernd gedachte er der eigenen Dienstzeit. Bei aller Pflichttreue hatte auch er seine kleinen Garnisonabenteuer. Das lag seit seiner Verheirathung weit, weit hinter ihm, wie in einer andern Welt. Er war ein musterhaft treuer Ehemann. Wog dieser Umstand Stefanien so leicht? Wieder legte er sich die Frage vor, wodurch er die Krise herbeigeführt habe? die müßigste aller Fragen. Denn ihre Voraussetzung, daß die Frau in der Ehe das werde, wozu der Mann sie mache, gehört zu den moralischen Kernsprüchen, die umgekehrt gleich wahrscheinlich klingen und gleich wenig wahr sind. Es ist im Menschen- wie im Völkerleben. „Man liebt es,“ sagt treffend ein deutscher Kulturhistoriker (William Pierson), „den Charakter und die Geschichte der Nationen aus der Natur ihrer Länder abzuleiten, und man kann auf diesem Wege zu mancher hübschen Ansicht kommen; aber gewöhnlich geht man hier zu weit. Wer ein Volk“ — und, sagen wir, einen Menschen — „recht begreifen will, der studire vor Allem dessen Stammbaum. Boden und Klima“ — die Häuslichkeit beim Einzelnen — „hemmen oder fördern; aber die Richtung, die Entscheidung, das Wesentliche hängt von der Natur der Menschen ab.“ — —



Kornblumen. Gemälde von Paul Thumann.
Nach einer Photographie von Gustav Schauer in Berlin.

Nun wurde Degenhart der Pension Micks gewahr und schwankte, ob er seinem neuen Bekannten Oldenhoven Besuch machen sollte. Aber da stand der alte Patron, der seinen Schlaf behütet hatte, unter der Thür, den Kopf steif in der blendend weißen Kravate, die Nüstern hoch und die Mundwinkel tief herabgezogen. Degenhart drückte sich verschämt vorbei.

Vor dem Café Orientale, wo er deutsche Zeitungen lesen wollte, schienen die Stiefelputzer aus der Erde zu wachsen. Da seine Dürrenwaldener Stiefel niemals Glanz bekamen, war er immer neuen Anträgen ausgesetzt, so daß er nach der Piazzetta floh. Noch tönten ihm die Anrufe von fünfzig Gondolieren im Ohr, als ihn der schreckliche Reigen der Fremdenführer umringte.

„Grazie, grazie," sagte er mit übel angebrachter Höflichkeit, da ward er auch schon von einem der Sprachverstümmler abgeführt.

Zunächst in den Hof des Dogenpalastes, der uns immer öd und verlassen erscheint, weil wir selbst mit unserer dürftigen, farblosen modernen Tracht im prächtigen Architekturbild eine sehr unglückliche Staffage sind.

Wir nehmen von Degenhart vor der östlichen Fassade Abschied, vor der Riesentreppe. Dieselbe hat ihren Namen von den Kolossalstatuen des Neptun und Mars, welche ihre Brüstung schmücken; sanft und nicht allzu hoch führt sie in die Haupthalle im ersten Geschoß empor. Aber in's Ungeheure wächst sie durch ihre Geschichte. Ha, wie viel erhabene, durch Historiker und Poeten verewigte Gestalten drängen sich auf ihren Marmorstufen! Wie klein, wie unbedeutend erscheint dagegen unser Held aus Hinterpommern! Und doch! die Thränen über die Treulosigkeit und den Undank einer Nation sind nicht bitterer, als das Weh um Eine verlorene Seele. —

In der Pension Micks fand zur selben Zeit eine für Degenhart verhängnißvolle Sitzung statt. Egon hatte sich den Abend vorher von seinem ersten Schrecken bald erholt. Blieb ihm auch dunkel, was den Schwager zu Micks geführt, sagte ihm doch die kürzeste Ueberlegung, daß ein Racheengel sich nicht auf dem Schauplatz selbst Muth zu trinken pflegt. Im Lesezimmer, wohin er mit den Entrüsteten sich zurückzog, wurde ihm der Vorgang erzählt. Frau Kräusel sprach für Alle. Sie stellte die Einführung des fürchterlichen Unbekannten als ein Attentat Oldenhoven's auf die gute Gesellschaft dar. Seine sozialdemokratischen Ansichten seien ja bekannt. Egon's schnarchender Schwager schien ihr ein flüchtiger Kommunard zu sein, den man durch die Polizei „aufheben" lassen müsse.

„Ach was," sagte der Münchener, „was Polizei! Lassen Sie ihn lieber seinen Dampus ausschlafen."

„Ich bleibe mit meinen Kindern keine Minute länger unter einem Dach mit ihm!"

„Uns den gemüthlichen Abend zu verderben!" grollte der „kranke Herr".

Die Ausländer konnten dem Redeschwall der erregten Dame nicht folgen; Egon fand die Situation ungemein lächerlich, machte aber ein tiefernstes Gesicht.

Mister Micks war unsichtbar geworden.

„Minnchen, meinen Pelz! — Malchen, meinen Hut! — Jettchen — Wo ist Jettchen?!" fuhr die Rechnungsräthin mit einem tragischen Aufschrei empor.

„Hier!" tönte es weinerlich hinter einem Ofenschirm und die Vermißte trat schluchzend an's Licht.

Fräulein Jettchen nährte nämlich eine heimliche Liebe für den stattlichen Oldenhoven im Herzen. Nun hatte sie ihn betrunken gesehen, — alle Ideale waren zerstört, die Welt dunkel, die Zukunft eine Wüste!

„Sehen Sie, meine arme Mignon!" rief die Mama und zog mit einem fürchterlichen Blick auf die Thür des Speisesaals, durch die man in den Pausen das regelmäßige Schnarchen hörte, wie Niobe schützend ihr Jüngstes an die Brust. „Darum einen Winter in Venedig! Schont man so unsere Nerven?! Mister Micks —"

Mister Micks war nicht da, doch erschien sein Faktotum, um mit feierlicher Miene das Bedauern des Hausherrn über den sehr unangenehmen Vorfall auszudrücken und den Damen zu versichern, daß Mister Micks mit seinem Wort als Gentleman für ihre Nachtruhe bürge.

Trotzdem hörte Egon, der seine Schwester an diesem Abend nicht mehr sprach, die Damen Kräusel lange noch Möbel vor die Thür ihres Schlafzimmers rücken als Barrikade gegen den großen Unbekannten.

Egon selbst ging nicht schlafen. Er blieb angekleidet im Empfangszimmer, rauchte eine Cigarre nach der andern und gab mitunter dem Kohlenfeuer neue Nahrung; immer nur geringe, um das Prasseln zu verhüten. Denn er horchte, wann die Hausthür ginge. Noch war der Feind im Hause.

Der Feind? Ja, die leise Stimme, die in seinem Innern für den Schwager sprach, verstummte vor den Tanzweisen, die ihm durch den Kopf summten. Er sah die glänzend erleuchteten und geschmückten Säle des Palazzo San Vitale, sah seine Schwester von besternten Granden umringt und gefeiert, sah sich selbst mit einer hochbusigen, feueräugigen Italienerin im Tanz sich drehen. Er war seiner Karnevalstriumphe gewiß, denn er walzte ausgezeichnet. Und da kommt der Unhold aus Hinterpommern und will — —

Endlich, endlich knarrte die Hausthür und ein schwerer Schritt verlor sich in die Ferne.

Egon stand noch eine Weile horchend, dann sagte er mit einem bösen Lächeln:

„Ich werde den Stier bei den Hörnern fassen."

IX.

Am Morgen fand zwischen den Geschwistern eine Unterredung statt; sie beschlossen, in Venedig zu bleiben, Degenhart zu trotzen.

Stefanie hatte schlecht geschlafen. Im ersten Schlummer träumte sie vom Dogenpalast. In der Sala del Maggior Consiglio, dem gewaltigen Saal, wo ehedem der stimmberechtigte Adel Venedigs tagte, hielt die Träumerin Cercle. Immer romantischer als ihr Bruder, sah Stefanie ihre Gäste in der bunten Tracht vergangener Zeiten. Dabei ging es wie auf Tintoretto's Riesengemälde „Das Paradies", das im Saal des Großen Rathes die Eingangswand bedeckt, drunter und drüber. Wie dort Legionen Engel und Heiliger haltlos durcheinander taumeln, wimmelten um Stefanie Ritter und Edeldamen, Nobili, Türken und Trabanten, die Einzelnen alte Bekannte, Hoch und Niedrig aus Pommern und aus der Residenz, das Ganze ein Bacchanal von Farben und Lichtern. Sie selbst, in Gold und Scharlach gekleidet, saß als Dogaressa auf dem Thron.

Das Bild war doch mehr Makart als Tintoretto oder Paolo Veronese.

Dann warf das bengalische Feuer des Hexensabbaths seinen Schein in ihren Traum. Ganz Venedig stand in Brand und sie floh durch den glutrothen Gang im Glockenthurm von San Marco empor, verfolgt von ihrem Gemahl. Er haschte nach ihrem flatternden Gewand, aber sie raste ihm voran, höher und höher. Jetzt war sie in der Glockenstube, jetzt in der obern Galerie. Eisig umweht sie die Nachtluft, — es gibt keine weitere Flucht, keine Rettung mehr. Plötzlich beginnen die Glocken zu dröhnen, und — Gott weiß wie — sie hängt an einer von den Glocken und schwingt sich mit ihr weit über die Brüstung, über die graufige Tiefe — —

Stefanie wachte auf. Die Glocken von San Marco läuteten wirklich, — es war Mitternacht ... Tief aufseufzend hüllte sich Stefanie in die Bettdecke, die herabgeglitten war, und machte für die gräßliche Wendung ihres Traumes wieder nur Degenhart verantwortlich.

„Er ist das Gespenst meiner Nächte," sagte sie, ahnungslos, daß das Gespenst eine Treppe tiefer friedlich schnarchte.

Da sie bis zum Morgen wach blieb, beschäftigten sich ihre Gedanken mit Jugenderinnerungen. Besonders ein Ereigniß stellte sich ihr in den lebhaftesten Farben dar. Der junge Fürst R. hielt sich auf der Durchreise im Städtchen, wo sie, damals achtzehnjährig, mit Mutter und Geschwistern wohnte, einige Tage auf. Es war im Winter; die Offiziere der Garnison veranstalteten dem Gast zu Ehren eine Schlittenpartie. Die Paare wurden durch das Loos bestimmt, und — war es nun Zufall oder Verschwörung — die Schönste, Stefanie, erhielt den Vornehmsten zum Ritter. Noch jetzt zitterten die angenehmen Empfindungen jenes Nachmittags in ihr nach. Ihr Gespann stürmte allen anderen voran. Das Schutzlinnen gegen den Schnee blähte sich wie ein Segel über den Rossen auf; man sah von diesen nur die mit rothen Federbüschen und Bändern geputzten dampfenden Köpfe. Es war keine Fahrt, sondern ein Flug. Manchmal schloß Stefanie die Wimpern, um die Täuschung zu erhöhen; wenn sie die Augen aufschlug, begegnete sie den freundlichen, hellen des jungen Mannes, und Beide lächelten vergnügt. Zuweilen holperte der Schlitten über Steine, dann berührten sich ihre Körper und Beide durchzuckt es elektrisch.

In einem alten Jagdschloß, dem Ziel der Fahrt, wurde Thee getrunken. Stefanie sah den Schauplatz und die Personen wie ein Bild von gestern, den Saal, dessen schwarze Vertäfelung das Licht des aus Latten gezimmerten und mit Tannenreisern bekleideten Kronleuchters verschlang, die mannigfachen Gruppen der Damen und Herren, die Offiziersburschen mit den Präsentirbrettern. Es war ihr, als röche sie den Tannenduft und höre das Feuer im ungeheuren Kachelofen knattern. Dasselbe wurde bald vom Lärm des lustigen Völkchens übertönt. Man schwatzte und lachte, schwärmte durch die fensterlosen Korridore und leeren Zimmer mit verblichenen Gobelins. Der Fürst wich Stefanien nicht von der Seite. Als es draußen völlig nachtete, fuhr man, von Reitern mit farbigen Laternen begleitet, heim. Der Wind brauste in den Baumwipfeln, Schneeflocken wirbelten, doch Stefanie rollte das Blut warm durch die Adern. Die Fahrt däuchte ihr viel zu kurz. Dann folgte im Gasthof ein gemeinschaftliches Mahl mit harmlos anzüglichen Toasten und zuletzt das Beste, ein improvisirter Ball. Der Fürst, der vor nicht langer Zeit eine Lungenentzündung überstanden hatte, tanzte nur einmal — mit Stefanie. Wie anders schlugen damals ihre Pulse, als da sie Jahre später in demselben Saal mit Fritz Degenhart den ersten Walzer tanzte! Am folgenden Tage machte der Fürst bei der Gräfin-Mutter Besuch, war selbst nicht eben beredt, aber ein dankbarer Zuhörer, ließ sich den verschneiten Garten hinterm Hause zeigen und blieb vor „Stefaniens Lieblingslaube", einer Bank unter einem Kirschbaum, tiefsinnig stehen. Er suchte offenbar einen poetischen Ausdruck, doch da ihm nichts einfiel, begnügte er sich zu sagen, daß der Platz im Frühjahr sehr schön sein müsse. Mutter und Tochter sahen darin eine schüchterne Andeutung, die ihnen lieber war als die kühnste Metapher. Zwar reiste er an demselben Tage weiter, allein sein letztes Wort zu Beiden war ein inniges „Auf Wiedersehen!" gewesen. Man sprach die innersten Gedanken vor einander nicht aus, doch Mama schien um zehn Jahre jünger, Stefanie ging mit leuchtenden Blicken umher; sogar die kleinen Schwestern hatten eine Ahnung und schauten halb schmollend, halb bewundernd zu der Glücklichen empor. Als wenige Tage nach der Abreise des Gefeierten ein herrlicher Blumenstrauß für Comtesse Stefanie ankam, gab Mama den weiblichen Honoratioren ein Kaffeekränzchen. Inmitten des Tisches mit allen im Städtchen erreichbaren Süßigkeiten prangte der Strauß. Zum Schluß wurde Punsch à la Romaine gereicht. Ein Fräulein Worzel, das unter dem Namen Alma Immergrün „die gefeierte Dichterin" einer Berliner Modenzeitung war, zog nach dem zweiten Glas Stefanie in eine Fensternische, drückte sie an ihr Korset und flüsterte mit thränenfeuchtem Aufblick: „Gedenken Sie meiner, wenn Sie Fürstin sind!"

Der Strauß wurde welk und dürr, wanderte vom Albumtisch hinter den Ofen, dagegen blühte der Kirschbaum im Garten, — aber der Fürst kam nicht wieder. Auch darüber sprach man sich in der Familie nicht aus, doch waren Mutter und Tochter gegen einander seltsam gereizt.

Es gab die ersten Kirschen, — da brachte eine Freundin eine Kreuzzeitungsnummer, worin die Eltern der Prinzessin X. deren Verlobung mit ihrem Vetter, dem Fürsten R., anzeigten. —

Die bis in's Kleinste treue und klare Erinnerung an jene Zeit der Träume und Enttäuschung überkam Stefanie mit dem Ungestüm eines jungen Leides.

„Wodurch," dachte sie, „hatte ich mein Schicksal verdient? Ich war jung, schön, wohlerzogen, nur nicht reich. O die verächtlichen Männer!"

Folgerichtig hätte sie den einzig Uneigennützigen, Degenhart, um so höher schätzen müssen. Doch war das nicht der Fall. Je älter Stefanie wurde, desto übereilter schien ihr das Jawort, das doch in Wahrheit von Mutter und Tochter sehr reiflich überlegt worden war. Wenn sie damals noch einige Zeit gewartet hätte, — redete sie sich ein, — wäre der bessere Freier schon gekommen.

Heute ist sie noch leidlich jung, noch schön, klüger als je und heute auch reich: heute also läge sicherlich die Welt zu ihren Füßen, und da soll sie die Welt in ihrem Gatten sehen!? soll mit ihm in Dürrenwalde leben und sterben!? Und wenn sie auch mit ihm unter die Palmen des Orients zöge, er nimmt überall hin Dürrenwalde mit! Seitdem sie in den Stand gesetzt ist, ihren Neigungen zu leben, entdeckt sie mehr und mehr, wie himmelweit ihre und ihres Mannes Wünsche auseinanderliegen. Sie drückt das rund und niedlich in dem Satze aus: „Ich kann Degenhart nicht lieben."

Nicht als ob Stefanie — wie es in der Romansprache heißt — „nach Liebe gedürstet hätte". Sie gehörte zu den vielen Frauen, die dem Inhalt die Form, dem Wesen den Schein vorziehen. Beethoven ist ihnen ein Name, Theodor Wachtel aber ein Gott. Sie sprechen oft und gern von „idealer Liebe", ohne etwas Anderes darunter zu verstehen als glänzende Stellung,

ewige Sorgenlosigkeit und daneben einen Mann, der zu Allem „Ja“ sagt.

Deßhalb konnte Stefanie über ihr Verhältniß zu Colombi, das ein vertrauliches war, und dasjenige zu San Vitale, das ein inniges werden konnte, kühl wie über ein Rechenexempel denken. Sie wog Beider Vorzüge sorgfältig gegen einander ab. Unter Vorzügen verstand sie die Vortheile, die ihr der Eine und Andere bieten würde. Der Chevalier war glänzender, der Duca vornehmer; Jener würde unterhaltender, Dieser ergebener sein.

Beide waren Ausländer. Je länger Stefanie diesem Umstand nachdachte, desto günstiger erschien er ihr. In der Heimat, wo man sie in bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen gekannt, standen einer neuen Verbindung ungleich mehr Hindernisse als in der Fremde entgegen. Hatte sie hier einmal Fuß gefaßt, so schützte ihr Reichthum sie vor Abhängigkeit, und wollte sie später nach Deutschland zurück, so war sie als Gemahlin eines ausländischen Granden des Beifalls sicher. Es erging ihr dann — man verzeihe den groben Vergleich — wie einheimischem Tabak, der exportirt wird, um wieder importirt als hochfein zu gelten.

Aengstliche Gemüther mögen sich über den Gedankengang der schönen Frau entsetzen, doch war er nicht sündhafter als der Wonneschauer einer Empfindsamen bei den bald zornigen, bald schmelzenden Kehllauten eines Operntenors.

Alles in Allem, die Scheidung von Fritz Degenhart galt Stefanien als eine Thatsache.

Egon las seiner Schwester die Entschlossenheit, mit den alten Verhältnissen zu brechen, vom Gesichte ab. Dennoch war er mit der Sonde behutsam.

„Degenhart war gestern im Hotel,“ begann er, während sie beim Frühstück saßen.

„Bei uns?“ rief sie und setzte die Tasse auf den Tisch zurück, aber mit fester Hand.

„Erschrick nicht, der Schwager hatte es nicht auf uns, sondern auf Micks' Weinkeller abgesehen; war voll wie eine Kartaune — ein netter Herr!“

„Abscheulich! — und was sagten Colombi und der Duca dazu?“

„Wieso weißt Du denn, daß sie da waren?“

„Zufällig. Die Cameriera hat es mir erzählt.“

„So, so? — Gestern hatte man noch keine Ahnung von den zarten Banden, die Dich an den Trunkenbold fesseln. Aber wie lange kann's dauern!? Entweder müssen wir Farbe bekennen oder abreisen.“

„Glaubst Du?“

„Er wird doch zuweilen nüchtern sein!“

„Du übertreibst. Fritz ist in der Regel sehr mäßig. Nur wenn er großen Aerger oder Kummer hat, trinkt er. Ich kann mir seine Aufregung gestern vorstellen.“

„Du ereiferst Dich ja gewaltig für ihn!“

„Ich ereifere mich gar nicht; ich bin nur gerecht.“

Egon bezwang sein aufwallendes Blut.

„Wie ist's also?“ fragte er nach einer langen Pause. „Reisen wir oder bleiben wir?“

„Ich hätte gern das Fest bei San Vitale mitgemacht. Ich denk' es mir sehr interessant.“

„Ich auch, doch werden wir mit Fritz keinen Staat machen.“

„Was sollen diese Redensarten?“ rief die Schwester, nun ihrerseits ungeduldig. „Wie oft muß ich versichern, daß ich niemals nach Dürrenwalde zurückkehre, daß ich weder dort, noch anderswo, daß ich überhaupt nicht mehr mit ihm zusammen leben will!“

„Würdest Du ihm das in's Gesicht sagen?“

„Wenn Du dabei bist, ja.“

„Er wird Dich allein sprechen wollen.“

„Nein, nein, nein!“ kreischte Stefanie.

„Fürchtest Du Dich?“

„Fürchten?! Aber er wird mir von Marianne sprechen, und das ist die Stelle, wo ich schwach, wo ich verwundbar bin.“

Egon schüttelte den Kopf; der Ausgang der Krise schien ihm wiederum zweifelhaft. Laut sprach er:

„Hier können wir ihm nicht mehr ausweichen.“

„Laß ihn kommen, wir Beide werden uns schon vertheidigen.“

Dennoch ward ihr bei dem Gedanken, dem beleidigten Gatten gegenüberzutreten, schwül zu Muthe.

„Hoffentlich hat es damit noch Zeit,“ setzte sie hinzu.

„Vorläufig bist Du sehr leidend, ich rufe einen Arzt, der Dir auf's Strengste Ruhe verordnet.“

„Aber San Vitale will uns heute der Herzogin vorstellen.“

„Also nach der Vorstellung. Wir speisen heute unten. Bei Tisch erkrankst Du plötzlich. Komödie spielen könnt ihr Alle.“

„Sehr schmeichelhaft. Doch wenn er vor Tisch uns hier auflauert?“

„So fällst Du *sofort* in Ohnmacht ... Willst Du mir freie Hand lassen?“

Stefanie blickte ihn neugierig an.

„Du denkst doch an keine Gewaltmaßregeln?“

„Nein; die Inquisition ist leider abgeschafft.“

„Pfui!“

„Ich halte ihn nur so lang als möglich hin. Er soll nach Dir wie Tantalus schmachten. Aber dazu muß ich unsere Hausfreunde in's Vertrauen ziehen.“

„Ich bitte Dich, nein.“

„Ah bah, erfahren werden sie die Wahrheit doch. Besser aus meinem als aus seinem Mund!“

„Aber was wird Colombi denken!“

„An dem ist Dir wohl am meisten gelegen? Fürchte nichts! Er ist bis über die Ohren in Dich verliebt.“

„Aber Egon!“

„Ich bin doch nicht einfältig? Zum Ueberfluß hat er mir's selbst gesagt.“

Stefanie war glutübergossen.

„Welche Enttäuschung für ihn!“ seufzte sie.

„Wie so? Verliebte verzeihen Alles. Außerdem wirst Du als Unglückliche um so interessanter.“

Stefaniens Mienen wurden sofort schmachtender.

Ihr Bruder schob die geleerte Theetasse von sich und zog seine Cigarrentasche heraus.

„Erlaubst Du mir eine Cigarre in Deiner Gegenwart?“

„Du bist wie Fritz, der auch schon am frühen Morgen qualmen muß. Geh' doch in's Rauchzimmer.“

„Dort entbehre ich Deine Gesellschaft.“

„Ei, sieh' doch den Schmeichler! Gestern Abend konntest Du nicht schnell genug von mir fortkommen, zu den Grazien der Frau Kräusel! Glaubst Du, ich merke nichts?“

„Ich opfere mich Dir zulieb.“

„Heuchler! Nimm Dich vor Mamsell Malchen in Acht, sie wirft Dir zuweilen Blicke zu, Blicke —! Dem armen Mädchen den Kopf zu verdrehen, wäre unmoralisch, und sie zu heirathen — Gräfin Bruck, geborene Kräusel, wäre entsetzlich.“

„Ich denke nicht dran,“ versetzte er trockenen Tones, indem er aufstand; „übrigens wäre das lange nicht so unvernünftig wie der umgekehrte Fall: Frau Kräusel, geborene Gräfin Bruck. Der Edelmann zieht seine Frau zu sich empor, die Edeldame steigt zum Bürgerlichen hinab. — Nichts für ungut. Auf Wiedersehen.“

Stefanie machte hinter dem Bruder her ein bitterböses Gesicht, aber nach einer Weile sagte sie sich:

„Er hat Recht. Mein Gott, welche Uebereilung! Wie schrecklich muß ich jetzt darunter leiden!“

Hierauf klingelte die Unglückliche dem Zimmerkellner und bestellte sich zum Gabelfrühstück ein Hühnchen.

Von der Schwester weg begab sich Egon zum Chevalier, der ihn mit offenen Armen empfing. Doch bestürzt hielt er inne.

„Was ist Ihnen zugestoßen?“ fragte er. „Die Gräfin ist doch wohl auf?“

„Nicht so, wie ich wünschte,“ erwiederte der Andere mit der düstersten Miene, deren er fähig war. „Familienkummer — Herzeleid —“

„Sie erschrecken mich,“ sagte Colombi, rückte dem Freunde rasch einen Lehnstuhl hin und drückte ihn mit sanfter Gewalt auf das Polster. Dann nahm er neben ihm Platz. „Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen,“ sprach er, indem er Egon's Hand ergriff, „aber der Schweigsame leidet doppelt.“

Es war erstaunlich, wie sanft die großen, feurigen Augen des Italieners blicken konnten.

„Meine Schwester und ich sind von Ihrer Freundschaft überzeugt,“ murmelte Egon.

„Die Gräfin hat Kummer in ihrer Ehe.“

Egon starrte verblüfft den Seher an. Sollte ihm etwa Degenhart zuvorgekommen sein? Er bat um Erklärung.

„Gestand ich Ihnen denn nicht, daß ich Ihre Schwester liebe?“ rief der Andere. „Die Liebe macht nicht blind — im Gegentheil. Nur sitzt dem Liebenden der Verstand im Herzen. Sie ist verheirathet, sagte ich mir schon am ersten Tag, — aber nicht glücklich, am zweiten. Ha, welch' ein Barbar muß er sein, der diesen Schatz nicht zu würdigen weiß! ... Ich möchte ihn kennen,“ setzte er zähneknirschend hinzu.

„Wenn Sie weiter nichts wollen!“ versetzte Egon mit dem gewohnten trockenen Ton. „Der Wunsch ist leider schon erfüllt. Sie kennen den Mann, — wenn auch nicht von seiner schönsten Seite. Doch damit Sie sich ein unparteiisches Urtheil bilden, werde ich Beide — ihn und sie — nach dem Leben schildern.“

Und er erzählte die Geschichte von Stefaniens Ehe ... Ohne von der Wahrheit zu weit abzuweichen, ging er so geschickt zu Werke, daß alles Licht auf Stefanie und aller Schatten auf Degenhart fiel. Zwar büßte der Rahmen mit der Grafenkrone seinen Glanz ein, dafür aber gewann das Porträt selbst an Würde und Bedeutung. Es nahm die sanften, überirdisch verklärten Züge einer Märtyrerin an.

Der verliebte Chevalier legte seine Theilnahme in Miene und Geberde. Er folgte der Leidensgeschichte nicht vom Ufer aus, sondern stürzte sich kopfüber hinein. Egon hatte zuletzt Mühe, den heißblütigen Italiener zu beschwichtigen. Derselbe wollte sofort hinüber, sich der Dulderin zu Füßen werfen und ihr Rache geloben. Seine Leidenschaftlichkeit erinnerte den Berliner Ulanenlieutenant an die klassischen Theaterabende seiner Kadettenjahre, war aber echt.

„Es handelt sich ja um keine Vendetta,“ bemerkte Egon, „nicht um die kürzeste, sondern glimpflichste Art und Weise, den Quälgeist loszuwerden. Je höflicher wir ihm die Ueberzeugung beibringen, daß er für Stefanie ein todter Mann ist, desto besser. Dann, wie ich ihn kenne, geht er von selbst und gibt sie frei; und da meine Schwester heute dreißigtausend Thaler Renten hat, kann sie zum zweiten Mal nach dem Herzen wählen.“

Colombi blickte bei den Schlußworten Egon's verschämt zu Boden. Einer schönen Dame gefällig sein zu können, ist angenehm; besitzt sie außer ihrer Schönheit dreißigtausend Thaler Rente, verbindet sich das Angenehme mit dem Nützlichen.

„Sie können unter allen Umständen auf mich zählen,“ sprach er. „Wie ich ohne Unbescheidenheit behaupten darf, haben Sie damit ganz Venedig zum Verbündeten.“

Sie schüttelten einander die Hand.

„Helfen Sie mir vor Allem, den Hamburger dingfest machen,“ bat Egon. „Er darf mit meinem Schwager nicht mehr zusammentreffen. Gestern scheint es nur zufällig gewesen zu sein.“

„Wir müssen ihn auf unsere Seite ziehen; für jeden Fisch gibt es einen Köder. — Apropos,“ unterbrach er sich und sprang an den Schreibtisch, „San Vitale hat heute früh einige Dutzend Einladungskarten zu seinem Fest geschickt. Er bittet uns, die Namen der Personen, die wir dort zu sehen wünschen, einzutragen. Zunächst werden wir an unsere Hausgenossen denken müssen.“

„Wird die Gesellschaft nicht zu gemischt? Freilich, wenn wir heutzutage ganz unter uns sein wollen, langweilen wir uns schaudervoll. Ich bitte für mich um die Damen Kräusel.“

„Nehmen Sie, so viel Sie wollen, theuerster Freund!“ rief Alessandro und schob ihm die Karten hin.

„Wenn Sie die Herren übernehmen, brauche ich nur eine für meine Schützlinge ... Indeß — geben Sie mir noch zwei! Man kann nicht wissen ... Sie haben eine famose Philosophie, lieber Colombi! Für jeden Fisch gibt es einen Köder. Jeder Mensch hat seinen Preis.“ —

Während Colombi sich zum Hamburger begab, klopfte Egon bei den Damen Kräusel an. Die Rechnungsräthin, in einem türkischen Schlafrock mit scharlachrothen Aufschlägen, setzte sogleich das gestrige Thema fort. Sie habe vor Aufregung keine Viertelstunde geschlafen. Sie werde wahrscheinlich schon heute Mittag ausziehen; sie sei es ihren Kindern schuldig.

Der Heuchler hob flehend die Hände empor.

„Aber, gnädige Frau, warum sollen wir Alle wegen des Einen leiden! Sie sind das zarte Element in unserem Kreise. Micks ohne Sie sinkt zum gewöhnlichen Albergo herab.“

„Was haben Sie denn da?“ fragte die Räthin mit einem Blick auf die Karte in seiner Hand.

„Eine Botschaft des Duca an Sie und Ihre Fräulein Töchter, die Einladung zu einem Zauberfest im Palazzo San Vitale.“

Frau Kräusel's Züge leuchteten verklärt.

„Der Herzog — der Herr Herzog hätte wirklich an uns gedacht?“

„Ueberzeugen Sie sich! Meine Schwester erhielt die Karte schon heute früh. Wäre sie nicht sehr leidend, würde sie selbst die Ueberbringerin sein.“

„O, es ist mir eine außerordentliche Freude, das heißt, ich bedaure das Unwohlsein unendlich und freue mich über Ihre Güte ungemein. Ich würde meine Kinder hereinrufen, doch die Aermsten sind noch von gestern völlig verstört. Sie haben das weiche Sentiment und starke Anstandsgefühl ihrer Mutter ... Aber diese Ein-

ladung richtet uns wieder auf. Erlauben Sie, lieber Graf, daß ich die Karte in Ihrer Gegenwart lese."

Sie hielt das Lorgnon vor die Augen und las.

„Eine herrliche Sprache," rief sie, „so stolz und dabei so musikalisch!"

Sie las die übliche Einladungsphrase zum zweiten Mal laut, mit einer Betonung, als wären es Dante'sche Verse.

„Ob die Duchessa selbst unsern Namen geschrieben hat, oder ihr Sohn, oder der Hofmarschall? Die Handschrift hat entschieden einen fremdländischen Zug."

„Finden Sie?"

„Solche ‚tschi's' und ‚dschi's' macht kein Deutscher. Selbstverständlich erscheinen die Damen dekolletirt, die Herren in großer Uniform. Sie doch auch? Meine Mädchen schwärmen für die Ulanenuniform, und Malchen meint, sie müsse Sie ausnehmend gut kleiden. Sie besitzt noch die volle kindliche Offenheit."

„Theuerste Frau, ich werde weder mit, noch ohne Uniform dort erscheinen. Wir reisen ab."

Frau Kräusel sah bestürzt den Düstern an. Dann schüttelte sie ungläubig den Kopf und meinte, der Graf beliebe zu scherzen.

„Die Sache ist leider sehr ernst," versetzte Egon. „Der Feind, der mein und meiner Schwester Leben vergiftet, gönnt uns die venetianische Idylle nicht. Wir müssen fort, wandern — wandern —!"

„Sie haben einen Feind? Wie romantisch! Doch sehen Sie nicht aus, als ob Sie vor einem Feind sich fürchteten."

„Meine Gnädige, es gibt Verhältnisse, die den Tapfersten entwaffnen, Lagen, in denen wir knirschend ausharren müssen."

„Sollte er Schulden haben?" dachte Frau Kräusel mit bangendem Herzen. „Uns Frauen," wisperte sie, „ist zu helfen nicht immer vergönnt, doch zu trösten ist jede bereit."

Egon antwortete nur mit einem Seufzer.

„Warum so dunkel, lieber Graf?" drang sie in ihn. „Ich könnte zwar nicht Ihre Mutter, aber lassen Sie mich Ihre Freundin, Ihre Vertraute sein. Was wirft diese Schatten auf Ihr Leben? Sie schienen mir so glücklich."

„So kann man sich täuschen," sagte der Lieutenant, dem nichts so schwer fiel wie der Ton des Kummers. „Ja, wenn Er nicht wäre! Sie kennen ihn auch."

„Ich?!"

„Haben Sie den Schläfer gestern Abend genau betrachtet?"

„Sehr genau. Was hat dieser ordinäre Mensch mit Ihnen zu schaffen?"

„Er ist mein Schwager."

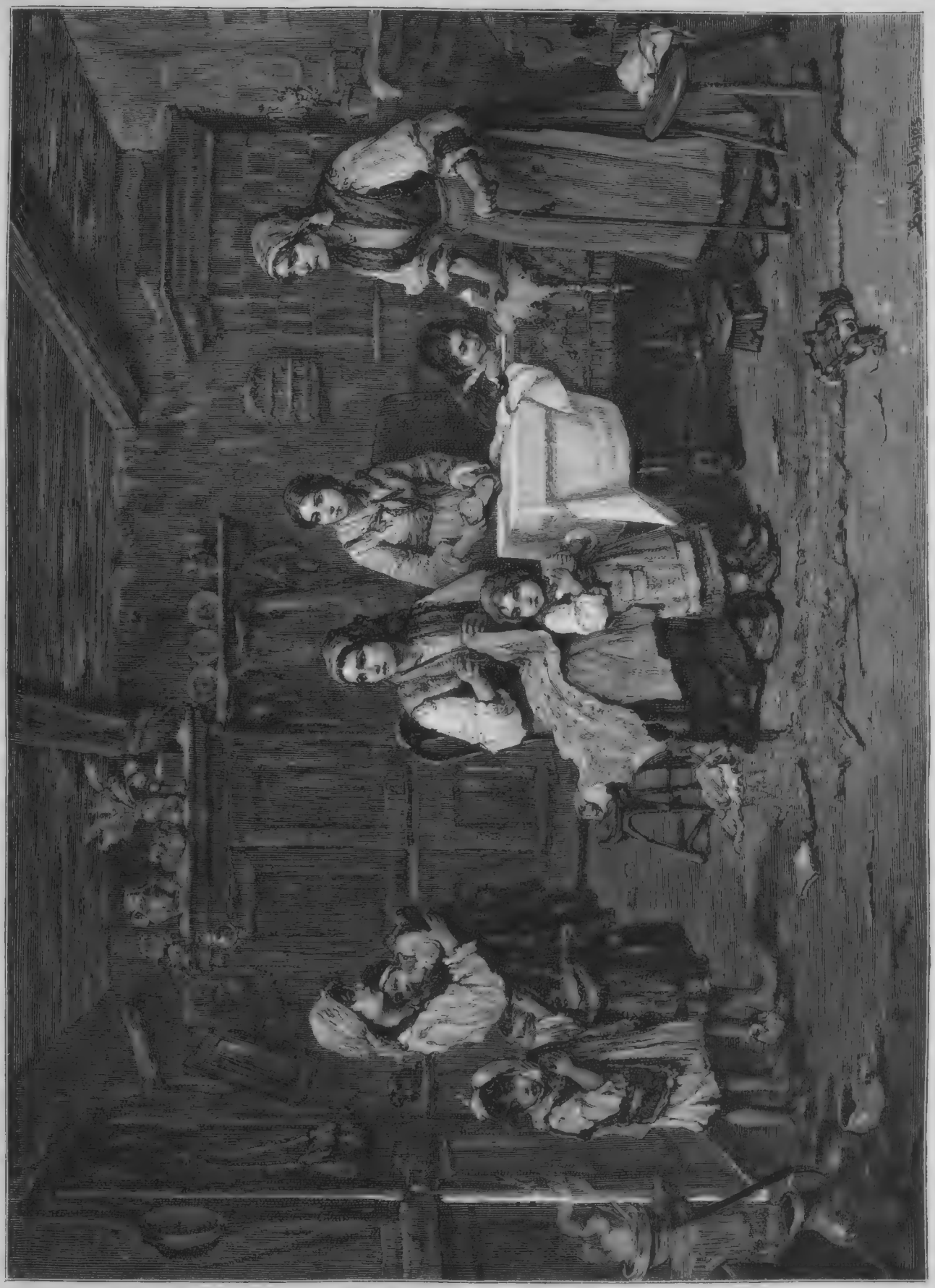
Die Räthin blieb geraume Weile sprachlos, dann hob sie mit feierlicher Stimme an:

„Der Instinkt der Kinder ist doch wunderbar. Gestern Abend noch sagte meine Aelteste zu mir: ‚Mama, dieser Mann führt Schreckliches im Schilde.'"

„O, ahnungsvoller Engel!" murmelte Egon.

v. Puttkammer, k. preuß. Staats- und Kultusminister. Originalzeichnung. (S. 906.)

St. Moritz. Originalzeichnung. (S. 906.)



Die Verlassenen. Gemälde von Brackelaire. (S. 906.)

„Jetzt begreife ich, warum Ihre Schwester ohne Gemahl reist.“

„Nicht wahr? Meine Schwester und Er! Eine unglücklichere Zusammenstellung ist noch niemals dagewesen. Sie ein Muster von Elegance, dagegen er —“

„Schildern Sie ihn nicht! Mich schaudert, wenn ich an ihn denke.“

„Werden Sie Stefanie verurtheilen, weil sie ihm davonlief?!“

„Ich habe sie von Anfang an für den unschuldigen Theil gehalten und halte sie jetzt für eine Heilige.“

„Werden Sie uns verurtheilen, wenn wir uns seiner zu erwehren suchen, sei es mit List oder Gewalt?!“

„Verurtheilen?“ flammte die Räthin auf, „ich werde Ihnen helfen!“

„Ich habe mich in Ihrem Herzen nicht getäuscht,“ sagte Egon, seiner Verbündeten die Hand küssend. —

(Schluß folgt.)

Staats- und Kultusminister v. Puttkammer.

(Hiezu das Portrait S. 904.)

Nachdem der preußische Kultusminister Dr. Falk bereits vor einem Jahre sein Entlassungsgesuch eingereicht und dasselbe demnächst während der Stellvertretung des Kronprinzen wieder hat auf sich beruhen lassen, ist derselbe nun wirklich aus seinem Amte geschieden und in das Privatleben zurückgetreten. Welche Bedeutung der Rücktritt eines Mannes haben werde, welcher während einer Reihe von Jahren so sehr im Vordergrunde der politischen Bühne stand, das läßt sich heute wohl mit Bestimmtheit kaum ermessen, so viel steht indeß fest, daß der Rücktritt des Kultusministers nicht in einer unmittelbar zugespitzten Frage, einem direkten Meinungskonflikt oder einer sogenannten konstitutionellen Krisis seinen Grund hat, daß daher auch von einem sogenannten Systemwechsel nicht die Rede sein kann. Dr. Falk trat in sein Amt ein, als der Reichskanzler und der preußische Staat insbesondere einen scharfen, immer mehr sich erbitternden Kampf mit der römischen Kurie begann, — die staatliche Autorität befürchtete, daß durch die Beschlüsse des vatikanischen Konzils die katholische Kirche Uebergriffe auf das Machtgebiet des Staates zu machen geneigt sein werde, und man suchte diesen befürchteten Uebergriffen durch eine neue Gesetzgebung entgegenzutreten, welche die Rechte der staatlichen Behörden in der Aufsicht über die Geistlichen, über die Kirchenverwaltungen und namentlich auch über die Schulen weiter ausdehnte und tiefer als bisher einschneiden ließ. Diese Gesetze, welche nicht bloß die katholische Kirche betrafen, sondern auch das Leben der evangelischen Kirche in wesentlichen Punkten berührten, riefen nicht nur von Seiten Roms, sondern auch bei einem großen Theile der evangelischen Geistlichkeit Unzufriedenheit und Widerstand hervor, — die Regierung ihrerseits trat diesem Widerstand mit den ihr durch die neuen Gesetze gebotenen Mitteln rücksichtslos entgegen. Die vornehmsten der preußischen Bischöfe wurden abgesetzt und ein großer Theil der katholischen Geistlichen mit Entziehung ihres Einkommens, mit Geld- und Gefängnißstrafen belegt. Die Erbitterung der katholischen Kreise einerseits, sowie andererseits eines Theils der liberalen Presse, welche die Machtfrage zwischen staatlicher und kirchlicher Autorität zu einem „Kulturkampf“ zu stempeln bestrebt war, trieb den Streit zu einer Heftigkeit, welche Zwiespalt und Unfrieden in alle Klassen der Bevölkerung und selbst bis in die Familien hineintrug. Einsichtige und patriotische Männer auf beiden Seiten beklagten diese Zustände tief und auch die Regierung mußte den dringenden Wunsch hegen, den inneren Frieden der Nation, welche im Jahre 1870 so einmüthig gegen den äußeren Feind unter den Waffen gestanden hatte, wieder herzustellen. Die erste Möglichkeit einer Verständigung wurde durch den Tod des Papstes Pius IX. geboten; sein Nachfolger, der jetzt regierende Papst Leo XIII., zeigte von dem ersten Augenblick seines Regierungsantritts an Geneigtheit zur Versöhnung und war bemüht, unter Festhaltung der Rechte der Kirche auf dem eigentlich dogmatischen Gebiet, in den Fragen der äußeren Machtsphäre die ihm unterstehende Geistlichkeit zu Konzessionen anzuweisen. Da inzwischen die Regierung ihre Autorität überall thatsächlich zur Geltung gebracht hatte und sich zugleich auch überzeugt haben mochte, daß ihrerseits ebenfalls einzelne Konzessionen an berechtigte Wünsche der Kirche möglich seien, so ergriff sie gern und bereitwillig die zur Versöhnung gereichte Hand des neuen Papstes. Nach vorgängigen intimen Verhandlungen durch den Kardinal Hohenlohe in Rom trat der Reichskanzler im vorigen Jahre mit dem Nuntius Masella in direktere Besprechungen, welche weitere und festere Grundlagen zur Herstellung eines freundlichen Verhältnisses gaben. Der Einfluß, welchen die katholische Partei im Reichstag neuerdings bei der Behandlung der Zoll- und Steuergesetze gewann, und die Bereitwilligkeit, mit welcher sie diesen Einfluß den Reformplänen des Reichskanzlers zu Gebote stellte, führte eine noch größere Annäherung und ein wachsendes Vertrauen herbei, so daß nun die Verhandlungen bis zum Abschlusse gediehen sind, bei welchem es dann noch wesentlich darauf ankommen wird, die scharfen Grenzen zu bestimmen, hinter denen der Staat und die katholische Kirche friedlich neben einander leben können. Vergeben und Vergessen der Vergangenheit, thatsächliche Anerkennung der festzustellenden Grenzen und Vermeidung der Diskussion über streitige Rechtspunkte wird dabei der maßgebende Grundsatz sein müssen, und bei gegenseitigem gutem Willen wird sich ohne Zweifel bald ein modus vivendi finden lassen, der die Einigkeit unter den verschiedenen Konfessionen der deutschen Nation wieder herstellt. Der Kultusminister Dr. Falk theilte den Wunsch des Reichskanzlers nach kirchlichem Frieden in jeder Weise, — er stand den zur Verständigung eingeleiteten Verhandlungen nicht fern und billigte dieselben durchaus. Freilich aber war sein Name, theils durch die erbitterten Angriffe der Gegner, theils durch die zudringlichen Huldigungen übereifriger Freunde auf staatlicher Seite, so sehr in den Vordergrund des sogenannten Kulturkampfes gedrängt, wie es auf der andern Seite einst mit dem Namen des persönlich so ehrwürdigen Papstes Pius IX. der Fall war. Es konnte daher zweifelhaft erscheinen und erschien in erster Linie dem Kultusminister Dr. Falk selbst zweifelhaft, ob nicht sein Name und seine Persönlichkeit das zu dem Friedenswerk nothwendige Vertrauen beeinträchtigen möchte, und ob es nicht im Interesse des herzustellenden Friedens und der später zu erhaltenden freundlichen Beziehung besser sei, die Verwaltung der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten in die Hand eines Mannes zu legen, der dem Kulturkampf völlig unparteiisch gegenübersteht und an dessen Namen die Erbitterung jenes Kampfes kein Mißtrauen und keinen Haß geknüpft haben. Diese Zweifel, welche von Dr. Falk im Einverständniß mit seinen Kollegen dem Kaiser vorgelegt wurden, fanden an allerhöchster Stelle Berücksichtigung. Unter ehrenvoller Anerkennung seiner Verdienste wurde Dr. Falk entlassen und an seine Stelle der bisherige Oberpräsident von Schlesien, Herr v. Puttkammer, ernannt, dessen Bild wir heute unseren Lesern bringen.

Die Aufgabe, an welche Herr v. Puttkammer herantritt, ist eine schwere und ernste, aber dafür auch ebenso dankbare. Schwer, weil es gilt, mit klarer Schärfe, aber auch feinem und verständnißvollem Takt die Machtgebiete zwischen der katholischen Kirche und dem Staat, das heißt zwischen zwei Autoritäten abzugrenzen, welche jahrhundertelang unter einander um den Vorrang stritten und welche sich über manche Punkte in der juristischen Theorie schwer oder gar nicht einigen können und deßhalb ein schonendes und vorsichtiges thatsächliches Nebeneinandergehen befolgen müssen; — schwer auch, weil die Gemüther auf beiden Seiten gereizt und erbittert sind und weil es nicht nur gilt, die Gegner zu versöhnen, sondern auch manche Kategorieen von früheren Freunden zurückzuhalten und endlich zwischen allen diesen so verschiedenen Strömungen die feste und kräftige Autorität des Staates aufrecht zu erhalten; — dankbar aber ist die Aufgabe des neuen Kultusministers in hohem Grade, weil, wenn er sie glücklich durchführt, sein Name für alle Zeiten mit der Wiederherstellung des vollen Friedens im Schooße der deutschen Nation verknüpft sein wird, und gewiß stehen ihm die Wünsche aller Patrioten, katholischer wie evangelischer Konfession, zur Seite.

Robert Viktor v. Puttkammer wurde am 5. Mai 1828 in Frankfurt a. d. O. geboren, wo sein Vater, der spätere Oberpräsident der Provinz Posen, damals bei der königlichen Regierung stand. Er erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Köllnischen Gymnasium zu Berlin, studirte dann in Heidelberg, Genf und Berlin und bereitete sich eifrig auf allen Gebieten der Staatswissenschaften für das öffentliche Leben vor. Er trat im Jahre 1850 beim Appellationsgericht in Marienwerder in Westpreußen in den Staatsdienst und arbeitete als Auskultator bei dem Stadt- und Kreisgericht zu Danzig, wobei es vielleicht erwähnt werden möchte, daß zu jener Zeit unter der Gesellschaft junger Juristen, welche bei dem Appellationsgericht in Marienwerder ihre Carrière begannen, auch der jetzige Minister des Innern, Graf zu Eulenburg, der spätere sächsische Ministerresident Graf Kleist vom Loß und der spätere hannöverische Regierungsrath Meding sich befanden. Im Jahre 1854 wurde Herr v. Puttkammer als Hülfsarbeiter in das Handelsministerium berufen, arbeitete später beim Oberpräsidium in Koblenz, wurde 1860 Landrath des Demminer Kreises in Pommern, wo er sich durch seine geschickte und kräftige Verwaltung auszeichnete, so daß er während des österreichischen Krieges im Jahre 1866 zum Civilkommissarius von Mähren ernannt wurde. Im Jahre 1867 trat er als vortragender Rath in das Bundeskanzleramt, wurde 1871 Regierungspräsident zu Gumbinnen, 1874 Bezirkspräsident von Lothringen und endlich im Jahre 1877 Oberpräsident der Provinz Schlesien, in welcher Stellung er ganz besonders Gelegenheit hatte, die Beziehungen zur katholischen Kirche zu beobachten und mit vorsichtiger Hand zu leiten.

Herr v. Puttkammer hat in seinem dienstlichen Vorleben für die heute so besonders schwierige und verantwortliche Stellung des Kultusministers vielleicht darin einen Vorzug vor seinem Vorgänger, daß er seit längerer Zeit gewöhnt ist, an der Spitze größerer Verwaltungsbezirke zu stehen, während Dr. Falk aus der inneren Bureaukratie hervorgegangen war, in welcher ja so leicht die Anschauungen sich zu einer gewissen Einseitigkeit verengen und verschärfen. Möge es dem neuen Kultusminister gelingen, statt des erbitterten und unfruchtbaren „Kulturkampfes“ Staat und Kirche gemeinsam zum frischen und freudigen Kampf für die wahre Kultur in Geist und Sitte zu führen und dadurch diesen beiden Stützen der gesellschaftlichen Ordnung die Bahn des höchsten und edelsten Wettstreites zu öffnen.

St. Moritz im Oberengadin.

(Hiezu das Bild S. 904.)

In der Schweiz ist in neuerer Zeit vorzüglich der Kanton Graubünden ein Zielpunkt fremder Besucher geworden. Von allen jetzt vielgenannten Thälern desselben ist aber das Oberengadin das zuerst in weiteren Kreisen bekannt gewordene, und von allen Ortschaften daselbst errang St. Moritz zuerst einen Namen im Auslande. Aber nicht als Touristenstation kam dasselbe auf, sein heilkräftiges Mineralwasser lockte schon in früherer Zeit fremde Gäste her. Unsere Illustration zeigt uns das Badeetablissement daselbst, und über diesen Kurort mögen die Leser Ihres geschätzten und weitverbreiteten Blattes es mir gestatten, mich in kurzen Worten zu verbreiten.

Die Zugänge für St. Moritz, wie für das Oberengadin überhaupt, sind für den Norden der Julier- und Albulapaß, der Malojapaß, seltener der Berninapaß für den Süden. Ein fünfter Zugang bietet sich von Osten her dar, von Tyrol weg durch das Unterengadin hinauf. Wohl jeder Fremde, der zum ersten Male hieherkommt, wird erstaunt sein über die Kontraste, die sich ihm auf seiner Reise darbieten. Nachdem er die Eisenbahn und die lachenden Fluren der Tiefländer verlassen, führt ihn der bequeme Postwagen auf die Höhe der Bergpässe, wo das animale und vegetative Leben kaum noch eine dürftige Freistatt findet. Von dort gelangt er dann, ohne viel abwärts steigen zu müssen, in ein langes und breites Thal, das in stattlichen Dörfern alle Zeichen der Kultur darbietet, aber mit seinen von reißenden Bächen gespeisten Seen, seinen zum Theil mit ewigem Schnee und Eis bedeckten, mächtigen Gebirgsstöcken, seinen Arven- und Lärchenwaldungen, die höher hinaufgehen als anderswo, seiner farbenreichen, zum Theil fremdartigen sonstigen Vegetation, seiner frischen Luft und seinem beinahe immer blauen Himmel, sowohl eine sehr hochgelegene als zugleich südliche Lage bekundet. Man kennt keine zweite Gegend in Europa, die in dieser Höhe so zahlreich bewohnt wird. St. Moritz liegt im oberen Theil dieses Thales, das Dorf auf einer Anhöhe über einem prächtigen See, das Kuretablissement und die umliegenden Gebäude weiter unten in der Nähe desselben. Schattige Arven- und Lärchenwälder mit bequemen Spaziergängen nach allen Seiten umrahmen theilweise sowohl die Ufer des Sees als auch die Gebäulichkeiten des Kurhauses, während mächtige Gebirgshäupter, wie die Spitzen Languard, Rosatsch, Surlei, Julier, in erhabenem Ernst auf das idyllische Bild herniederschauen.

Die Quellen von St. Moritz waren, wie gesagt, schon in früheren Zeiten bekannt und berühmt, nur wurde lange Zeit beinahe Alles vernachlässigt, was zu ihrer bequemen Benützung dienen konnte. Erst im Jahre 1854 bildete sich eine Aktiengesellschaft, die den Anfang des jetzigen Kurhauses erstellte, welches dann nachher bedeutend erweitert und beinahe von Jahr zu Jahr verschönert wurde, während gleichzeitig der immer mehr steigende Besuch in seiner Nähe und im Dorfe neue große Gebäude erstehen ließ. Gewiß kann diese immer zunehmende Frequenz als Beweis für die Trefflichkeit dieses Kurortes dienen. Es kommen Leute von beinahe allen Nationalitäten Europas. Deutsche bilden die Mehrzahl, nach ihnen kommen die Engländer, Schweizer, Italiener, Franzosen 2c.

Was die medizinische Wirksamkeit der Kurmittel von St. Moritz anbelangt, so ist diese eine bedeutende. Zwei außerordentlich starke Stahlwasserquellen sprudeln so reichlich, daß durch sie stündlich die etwa achtzig Badewannen des Etablissements gefüllt werden. Die Analyse der Quelle ist für die zwei Hauptagentien derselben, Eisen und Kohlensäure, eine so günstige, daß man St. Moritz neben die ersten Quellen dieser Art stellen darf. Dasselbe besitzt aber noch einen zweiten Faktor, der in bedeutender Weise die Heilkraft seiner Quellen unterstützt und der anderswo in der Art nicht vorhanden ist; wir meinen seine Hochgebirgsluft, die bei einer Lage von 1769 Meter ü. M. einen sehr kräftigenden Einfluß auf jeden Organismus ausüben muß. Vor Allem wird dadurch der Appetit angeregt, die Assimilation des Eisens geht schneller vor sich und Zustände, die von Blutarmuth herrühren, verschwinden rascher. Das aufgeregte Nervensystem wird sehr beruhigt, die Lungen athmen voller, die Muskelkraft nimmt zu. Bald können longar größere Spaziergänge unternommen werden, wozu es an herrlichen Zielen nicht fehlt. Das Hauptkontingent der St. Moritz besuchenden Kurgäste bilden deßwegen auch Leute, die an Blutarmuth leiden. Mag dieselbe von verschiedenen Ursachen herrühren, Wasser und Luft vereinigen sich, alle Folgezustände davon so weit möglich zu heben. Auf gar zu schwächliche Personen jedoch reagirt das dortige Klima im Anfang zu energisch. Sie thun daher gut, eine Zeitlang, bevor sie nach St. Moritz kommen, auf einer Mittelstation, wie es deren im Kanton Graubünden mehrere gibt, zu verweilen. Für schon weiter fortgeschrittene Lungen- und Herzkranke aber kann St. Moritzer wie Oberengadiner Luft überhaupt geradezu gefährlich werden. Der Rath eines erfahrenen Arztes ist deßhalb zur St. Moritzer Kur immer gut und nothwendig.

Werfen wir noch kurz einen Blick auf die Temperaturverhältnisse unseres Kurortes. Im Sommer 1877 betrug die mittlere Tagestemperatur $11{,}_{15}$ ° C., 1878 war dieselbe $10{,}_{07}$ ° C. In beiden Sommern erreichte der wärmste Tag 22 ° C. und darüber, aber auch bis auf $1{,}_{7}$ ° C. fiel das Thermometer 1878. Der Wind hat immer freien Zugang, so daß in der Umgebung des Kurhauses durchaus keine verdorbene Luft herrscht. Man findet auch diesen Wind in der Regel gar nicht lästig. Es ist wahr, die Hitze ist in St. Moritz niemals zu groß, aber ebensowenig könnte man behaupten, daß man hier von der Kälte zu leiden hätte. Plötzliche sehr niedere Temperatur ist auch hier nicht ausgeschlossen, wie solche Sprünge im Hochgebirge überall vorkommen. Der größte Theil der Kurgäste bringt fast den ganzen Tag im Freien zu und befindet sich wohl dabei; immerhin ist es rathsam, gegen die Kühle des Morgens und Abends und gegen erwähnte Temperatursprünge sich durch entsprechende warme Kleidung sorgfältig zu schützen.

Noch ein paar Worte über unsere Illustration. Im Vordergrunde derselben sehen wir den Inn, der hier noch in sehr geringer Mächtigkeit vorbeifließt. Die Brücke darüber führt zu der eleganten Innvilla, die ebenfalls zum Kuretablissement gehört. Nicht weit von dem rechten Ufer des Inn liegt dann das Kurhaus selbst mit seinen Anlagen. Im Hintergrunde links sieht man den bewaldeten Johannisberg, rechts den ebenfalls bewaldeten Quellenhügel mit dem netten französisch-protestantischen Kirchlein, beides sehr beliebte Spaziergänge. Ganz im Hintergrunde rechts ragt dann noch die breite Gebirgsmasse des Piz Rosatsch hervor. B.

Die Verlassenen.

(Hiezu das Bild S. 905.)

Dieß Bild, das auf dem letzten „Salon“ so tiefe Theilnahme erregte durch die Wahrheit der Empfindung und die naturwahre Schilderung der Situation, stammt von einem Schüler Munkaczy's, M. Bruck-Lajos, gleichfalls einem Ungarn. Der Maler hat sich durch dieß lebensvolle Genrebild vortheilhaft bekannt gemacht, und es ist bei der hervorragenden Kraft des Ausdruckes, den der Künstler seinem Gefühl zu geben weiß, und dem bedeutenden Talent der Charakteristik, welche unser Bild hier offenbart, noch viel Schönes und Eigenartiges von diesem Künstler zu erwarten. Sprechender kann Armuth, Verlassenheit, Hunger und die Bitte um Mitleid auf der einen Seite, und Theilnahme, Mitgefühl in den mannigfaltigsten Abstufungen seitens der wohlhabenden Familie kaum dargestellt werden. Das Bild führt eine kleine, aber ergreifende Tragödie von der Ungleichheit der Güter und des Schicksals, vielleicht auch der Schuld der Eltern, die sich grausam an den unschuldigen Kindern rächt, uns vor; diese entbehrt aber, wie bei jedem echten Kunstwerk, nicht des Hauches der Versöhnung, der uns aus den Mienen und der Haltung der glücklicheren Familie entgegenweht.

Notizblätter.

Literatur.

— **Eine sehr interessante Sammlung von Liedern aus dem** Mittelalter gibt Karl Barisch in seinem Werke: „Deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts" (Stuttgart, Göschen). In der sehr sorgsam ausgearbeiteten Einleitung sind die literarischen Nachweise besonders berücksichtigt und die Art, Abstammung und Ausbildung der verschiedenartigen Liederformen und Gattungen ganz vortrefflich dargestellt. Die Auswahl gibt uns das Beste und Charakteristischste mittelalterlicher Lyrik: Tagelieder in ihrer dramatischen Form, Tanzlieder, Freudengesänge, Kreuzlieder, Minnelieder, Leiche und Spruchdichtung, von nahezu hundert Meistern in der Sprache ihrer Zeit. Die einzelnen Gedichte werden historisch und ästhetisch erklärt und erläutert, dunkle Stellen und unklare Beziehungen dem Verständniß des Lesers erschlossen. Für Literaturfreunde und Verehrer der mittelalterlichen Dichtung, auch für gereifte Schüler höherer Anstalten wird diese Sammlung eine interessante, schöne, lehrreiche Gabe sein.

— **Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus), unser originellster, wenn** auch oft wunderlichster Humorist, hat jetzt bei Westermann in Braunschweig eine Sammlung von Erzählungen herausgegeben, welche die Beachtung des Publikums in hohem Grade verdienen. „Krähenfelder Geschichten" ist der Titel dieses Buches, dessen drei Bände sechs Erzählungen bringen, die der Autor nach dem Ort, wo er sie niederschrieb, einer Vorstadt von Braunschweig, benannte. Die ziemlich breit ausgeführten idyllischen Novellen sind von verschiedenem Werthe, allen aber ist eine bis zur letzten Zeile scharf ausgesprochene geist- und poesievolle Innerlichkeit eigen, durch welche Raabe weit über die Tagesschriftsteller hinausragt. Dutzendwaare und Fabrikarbeit, gutes Machwerk der Routine ist das nicht, auch keine Eisenbahnlektüre, noch weniger eine Unterhaltung im großen Getreide der Welt. Aber in stillen Stunden, in einer ruhigen Sommerfrische, an der See, im Gebirge, bei ruhigem Gemüth gelesen, werden diese „Krähenfelder Geschichten" als das erscheinen, was sie sind, Edelsteine in etwas zu schwerer, zu starker Fassung. Jede dieser Erzählungen wird einen besonderen, unvergleichlichen Genuß gewähren, wenn man sich allerdings ein wenig mühsam eingelesen.

— **Albert Laß hat in Form eines Vortrages ein höchst inter**essantes Schriftchen erscheinen lassen. „Die Schäden in der literarischen Produktion Deutschlands" heißt es (Th. Grieben, Berlin), das so viel des Pikanten aus dem Gebiete des Verlagsbuchhandels und der Schriftstellerei enthält, daß wir es dem großen Publikum insbesondere als eine ebenso unterhaltende als belehrende und aufklärende Lektüre warm empfehlen möchten. Wir erfahren aus diesem Werke höchst sonderbare Dinge, wie z. B., daß Spielhagen's Novelle: „Auf der Düne" von dem ersten Verleger als Makulatur verkauft werden mußte, weil kein Käufer sich dazu finden wollte; erst später, nachdem der Autor einen Namen erworben, kam das Buch von Neuem heraus und erlebte bis heute sieben Auflagen, und dergleichen wunderliche Fatta mehr.

— **Die deutsche Lexikographie hat in den letzten Jahren Riesen**schritte gemacht. Neben den Grimm, Weigand, Sanders für die eigene Sprache haben wir in dem französischen Wörterbuch von Sachs (Berlin, Langen'scheidt), dessen zweiter Theil seiner Vollendung entgegengeht, ein Musterbuch erhalten, das fortan das Vorbild für alle Wörterbücher zu sein berechtigt ist, und wir hoffen, daß nun auch für die englische, italienische und spanische Sprache solche Arbeiten bald in Angriff genommen werden. Eine interessante polyglotte lexikographische Arbeit haben wir in dem „Großen Wörterbuch der modernen europäischen Sprachen" von Anton Albert Pescheck (Brünn, Pescheck), das die deutsche, französische, englische, russische, ungarische, bosnische, serbische, kroatische, slovenische, slowakische, romanische, italienische, spanische, portugiesische, holländische, schwedische, dänische, neugriechische und lateinische Sprache umfaßt und zwar zunächst nur das Wort, nicht die Phrase, doch das Wort in seiner mannigfaltigen Bedeutung gibt. Das Buch ist für den Sprachenfreund und Forscher in erster Linie, dann aber für jede Bibliothek ein unentbehrliches Handbuch, und wir freuen uns, daß endlich diese Lücke ausgefüllt ist. Im Gegensatz zu diesem Wörterlexikon erhalten wir ein polyglottes Phrasenlexikon in dem von Sainte Claire mit Pasquet und Hölscher bearbeiteten «Dictionary of English, French and German Idioms, figurative expressions and proverbial sayings» (London, Dulau), welches deutsche, englische und französische Phrasen und Sprüchwörter neben einander stellt und einen großen lexikographischen Reichthum entfaltet. Unter den kleineren Wörterbüchern, die leider für ihre Sprache bis jetzt die größten geblieben, zeichnet sich C. F. Francesson's „Spanisches Wörterbuch" (Leipzig, Fleischer) aus, das sowohl durch Reichthum der Worte, scharfe Begriffsbestimmung und klare Anordnung des Textes, als durch guten Druck und Handlichkeit des Formats sich empfiehlt und nunmehr die fünfte Auflage erlebt hat. Mochte der Herausgeber sich der Mühe eines großen spanischen Lexikons, woran es noch fehlt, unterziehen!

— **Daß Johannes Scherr auch erzählen kann in dem rechten,** richtigen, behaglichen Romanton, hat er durch sein Buch: „Michel, Geschichte eines Deutschen unserer Zeit" bewiesen. Es liegt von diesem Buche jetzt die fünfte Auflage (Leipzig, Günther) uns vor. In dieser Erzählung verbindet Scherr die Vorzüge seiner Schreibart: ausdrucksvolle Kürze und Klarheit, scharfe, anschauliche Charakterzeichnung, mit künstlerisch maßvoller Behandlung des Stoffes, der kühn und auch schneidend in manche unklaren, dunklen Verhältnisse unseres sozialen Lebens eingreift. Die Handlung in diesem geistvollen Roman ist spannend, die Lösung originell und befriedigend. Wir möchten bei dieser neuen Auflage des Buches Leier, welche den Roman noch nicht kennen, auf diesen als auf eine sehr interessante, anregende, gediegene Lektüre aufmerksam machen.

— **Von Bädeker's Reisebüchern sind jetzt „Süddeutschland und** Oesterreich" in einem stattlichen Bande und die „Schweiz" in neuen Ausgaben (1879) erschienen (Leipzig, Bädeker). Von Jahr zu Jahr werden diese Reiseführer praktischer und die Herausgeber sind sichtlich bestrebt, diese allbekannten Werke zu vervollständigen und zu vervollkommnen. Die uns jetzt vorliegenden unterscheiden sich von den früheren Ausgaben, abgesehen von den Aenderungen, welche durch Gasthofswechsel, neue Wege, neueröffnete Bahnen und dergleichen mehr nöthig wurden, durch Verkürzungen und Vereinfachungen des Textes, was möglich machte, daß der Inhalt reicher sich gestalten konnte. Diese neuen Ausgaben, die vortrefflich gedruckt sind und in sehr bequemem, handlichem Format sich präsentiren, — man kann die starken Bände ganz leicht in der Rocktasche tragen — sind reicher als die früheren an Nachweisen, Notizen, landschaftlichem, historischem und kunstgeschichtlichem Material.

— **Sehr zu gelegener Zeit kommt ein Büchlein, das durch zier**liche Gestalt und gedrängten Inhalt sich empfiehlt für Ausstellungsreisende, nach München mitgenommen zu werden. Es ist ein „Neuester Universalfremdenführer durch München und seine Umgebung" von R. Fried (München, Karl Schreiber). Das Büchlein zeichnet sich besonders aus, weil es dem Fremden durch Eintheilung nach Straßen, Straßenregister und Orientirungsplan leicht macht, sich in fremder Stadt zurecht zu finden. Droschken- und Kofferträgertarife, Klassifikation der Gasthöfe und Auskunft in mancherlei Touristenfragen gibt dieser Führer, der Vielen jetzt willkommen sein wird.

— **In diesen Tagen beginnt bei B. Schlicke in Leipzig ein Werk** zu erscheinen, das nicht verfehlen wird, allgemein hohes Interesse zu erregen. Der Verfasser der „Geschichte des Dresdener Hoftheaters", Robert Proelß, hat eine „Geschichte des Dramas" beendet, die im Gegensatz zu der Klein'schen darnach strebt, ein allgemein verständliches, populäres Handbuch des gebildeten Publikums zu werden. Damit wäre einem wirklichen Bedürfniß entsprochen; der Name des Autors bürgt dafür, daß wir hier etwas wirklich Gutes und Interessantes in schöner, geschmackvoller Form erhalten. Es wird dem Buche, dessen erster Theil Mitte Oktober erscheint, an Käufern nicht fehlen.

— **Die neue Ausgabe der Werke G. Chr. Andersen's, von Emil** S. Jonas übersetzt (Berlin, Bichteler), ist jetzt bis zur 15. Lieferung gediehen. Das hübsch ausgestattete und anmuthig illustrirte Werk des lieblichen dänischen Dichters wird eine Zierde jeder Hausbibliothek sein. Es zerfällt in vier Abtheilungen, deren erste die neuesten Märchen und Geschichten, deren zweite sämmtliche Märchen, die dritte und vierte Romane, Skizzen, die dramatischen Werke und Gedichte des berühmten Autors enthalten werden.

— **Ein Büchlein, das gewiß viele Freunde finden wird, sind** Richard v. Meerheimb's „Monodramen neuer Form" (Dresden, Jänicke). Diese Monodramen sind eigenartige Monologe, welche ein kleines Drama in Form der Anrede an eine oder mehrere Personen skizziren und sich vortrefflich zu rhetorisch-deklamatorischen Vorträgen eignen. Sowohl ernste wie heitere Monodramen enthält dieser Band. Unter den ernsten möchten wir besonders „Satan und Satanella", „Auf dem Schaffot" und „Yuka" hervorheben, in denen ein leidenschaftliches Pathos zu ergreifendem Ausdruck anschwillt, indem hier zugleich vortrefflich eine interessante Situation ausgemalt wird. Unter den heiteren fiel uns als vorzüglich wirkungsvoll und drastisch auf: „Der französische Vivisekteur vor dem deutschen Publikum" und „Vor der Schwadron", beide in Prosa, während die Mehrzahl dieser Produktionen in gebundener Rede abgefaßt ist. Das Buch sei Freunden der Deklamation empfohlen.

Bildende Künste.

— **Die Arnold'sche Hofkunsthandlung in Dresden, welche bereits** mehrere ähnliche Unternehmungen glücklich durchgeführt hat, veranstaltet im August und September d. J. in den Räumen des Kunstausstellungsgebäudes auf der Brühl'schen Terrasse eine Raphael-Ausstellung, welche von dem gesammten Schaffen des großen Urbinaten ein umfassendes und übersichtliches Bild geben soll. Originalzeichnungen und Kopieen seiner Werke in Oelaquarell ꝛc., ferner Stiche, Photographieen und sonstige Erzeugnisse der vervielfältigenden Künste werden zusammenwirken, und sowohl öffentliche Sammlungen, als zahlreiche Besitzer von Privatgalerieen, hervorragende Kunstgelehrte und Künstler haben dem Unternehmen ihre Beihülfe zugesagt. Die Aufstellung der Werke erfolgt nach Ruland's Windsorkatalog, welcher zugleich dem beabsichtigten Ausstellungskatalog als Grundlage dienen wird.

— **Die Stadt Florenz hat unlängst den Beschluß gefaßt, im** Monat November l. J. eine große sogenannte retrospektive Kunstausstellung zu veranstalten. Es ist mit ihr der Zweck verbunden, sämmtliche transportfähige Kunstschätze des ehemaligen Gebietes des eingezogenen Großherzogthums Toskana von den Zeiten des klassischen Alterthums an bis einschließlich zum 17. Jahrhundert der öffentlichen Besichtigung zugänglich zu machen.

Bühne.

— **Ernesto Rossi, der große italienische Tragöde und einzige** ebenbürtige Rivale Salvini's, spielt derzeit in Rio Janeiro und feiert dort Triumphe. Nach der dritten Vorstellung des „Othello" drückte ihm der Kaiser persönlich seine Bewunderung aus und versprach, bei keiner weiteren Vorstellung fehlen zu wollen. Von Rio Janeiro geht Rossi zu einem Gastspiele nach Buenos Ayres.

Kultur und Wissenschaft.

— **Im Postdienst der Vereinigten Staaten sind 54,487 Personen** angestellt, eine größere Anzahl als die Gesammtzahl der in sämmtlichen Staatsdepartements beschäftigten Personen. An Postmeistern haben die Vereinigten Staaten 39,258 aufzuweisen. — Zur Beachtung für Diejenigen, welche mit Nordamerika korrespondiren, hat der Postmeister von New-York, T. L. James, ein Cirkular erlassen, in welchem er behufs Erzielung einer richtigen und pünktlichen Beförderung von Briefen wiederholt darauf hinweist, daß auf der Adresse eines Briefes dem Bestimmungsorte auch noch stets der betreffende Staat beizufügen sei. Als Beweis dafür, wie schwierig es ist, den richtigen Ort ausfindig zu machen, wenn der betreffende Staat nicht angegeben, wird in dem Cirkular darauf hingewiesen, daß es in den Vereinigten Staaten 20 Williamsburg, 18 Brooklyn, 15 Baltimore, 10 Bangor, 16 Buffalo, 12 Boston, 17 Burlington, 9 Chicago, 8 Cincinnati, 10 Cleveland, 19 Columbus, 25 Dayton, 5 Detroit, 15 Louisville, 8 Memphis, 3 Melrose und 14 Nashville gibt. Auch Washington ist ein recht häufig wiederkehrender geographischer Name, da über 139 Städte und Ortschaften denselben führen.

— **Nach einer in der „Illustrazione Italiana" enthaltenen** Beschreibung des im September 1878 bei Schemnitz in Ungarn, der wichtigsten Bergstadt dieses Landes, eröffneten Tunnels „Joseph II." besitzt dieses ungeheure unterirdische Bauwerk vom Eingange bis zum Ausgange eine Länge von 16,538 Meter. Der Bau wurde im Jahre 1782 unter der Regierung Joseph's II., dessen Name der Tunnel trägt, begonnen und mit mehreren Unterbrechungen bis auf unsere Tage fortgeführt. Der größte Fortschritt in dem Bau wurde in den letzten fünf Jahren gemacht, während deren man italienische Maschinen nach dem System der zum Durchbohren des Mont Cenis und des Sutrotunnels in Nevada, auch gegenwärtig beim St. Gotthardtunnel verwendeten Bohrmaschinen im Gebrauch hatte. In Folge der Anwendung dieser sehr zweckmäßig eingerichteten Maschinen ist die durch ein großes Fest in dem ganzen ungarischen Bergdistrikte begangene Eröffnung des Tunnels bedeutend früher erfolgt, als man vorausgesetzt hatte. Professor Szabo hat berechnet, daß es bei fortwährender Anwendung derartiger Bohrmaschinen möglich gewesen sein würde, den Tunnel, zu dessen Bau fast ein Jahrhundert erforderlich gewesen ist, in 27 Jahren zu vollenden. Der neue Tunnel übertrifft an Länge nicht nur den 12,233 Meter langen Tunnel durch den Mont Cenis, sondern er wird auch den nach der Vollendung auf 14,920 Meter Länge berechneten, noch im Bau befindlichen Gotthardtunnel bedeutend übertreffen. Die Kosten des Unternehmens betragen 4,599,000 Gulden = 9,198,000 Mark.

— **In dem Industriepalaste der Elysäischen Felder wurde am** 24. Juli unter dem Vorsitze von Jules Simon eine Exposition des sciences appliquées à l'industrie, also eine Ausstellung der wissenschaftlichen Entdeckungen, die für die Industrie von Wichtigkeit sind, eröffnet. Das Unternehmen hat einen, wenn nicht spezifisch, doch weitaus vorwiegend französischen Charakter. Der bereits fertige Katalog zählt über 1800 Aussteller.

— **Das höchstgelegene Ortshotel Europas, der 1856 Meter über** dem Meere gelegene Engadiner Kulm in St. Moritz, besitzt seit einigen Tagen elektrisches Licht. Eine Turbine mit 100 Meter Wasserdruck treibt eine elektrische Maschine, die in zwei geschlossenen Leitungen 6 bis 8 (Jablochkoff'sche) Lampen von je 30 bis 40 Gasflammen Leuchtkraft alimentirt, die den Vorplatz, den Konversations- und Speisesaal nebst geräumiger Küche beleuchten.

— **Das British Museum zu London hat kürzlich einen gut** erhaltenen Papyrus aus der Zeit der letzten Ptolemäer erworben; derselbe enthält den 24. Gesang der „Iliade", mit Ausnahme der 127 Anfangsverse. Vor nicht langer Zeit brachte dasselbe Institut einen noch älteren Papyrus an sich, der ebenfalls einen Gesang der „Iliade" enthielt, und zwar den 18.

Industrie und Verkehr.

— **Das Trocknen von Früchten, Kartoffeln, frischen Mais**kolben ꝛc. wird in den Vereinigten Staaten in stets zunehmendem Maße, namentlich in Ohio und Michigan, betrieben. Ein derartiges Etablissement in Lenawee County kann täglich 400 Bushel Aepfel verarbeiten. Die Aepfel werden mit Hülfe kleiner Maschinen geschält, entkernt und gespalten. Die Spalten werden dann in den „Evaporator" gebracht, einen Trockenraum, der sich von dem oberen Theil eines großen Ofens im Erdgeschoß bis über das Dach eines dreistockigen Gebäudes erstreckt. Sie werden hier auf verzinkte Roste gelegt, die an einer endlosen Kette befestigt sind, welche sich in Zwischenräumen von 3—5 Minuten aufwärts bewegt. Oben werden die Roste mit den getrockneten Früchten von der Kette abgenommen und unten werden andere Roste mit frischen Früchten angehängt. Die getrockneten Früchte werden in Quantitäten von 1 bis 5 Pfund in Pappschachteln und diese in Kisten zu je 200 Pfund verpackt. Ein Bushel Aepfel gibt etwa 5 Pfund getrockneter Früchte; der Prozeß der „Evaporation" geht so rasch vor sich, daß die Früchte nicht viel von ihrer Frische und ihrem Aroma verlieren sollen. In einigen Etablissements dieser Art werden die Schalen und Kernhäuser zur Darstellung von Essig benützt; in anderen wird Aepfelgelée daraus hergestellt, aus dem man mittelst Zusatz aromatischer Extrakte alle möglichen Fruchtgelées herstellt. Der Hauptmarkt für die getrockneten Früchte sind die berghaubetreibenden Gegenden des Westens der Vereinigten Staaten; voraussichtlich wird sich bald ein großer Export nach dem Auslande entwickeln.

— **Ein Extrazug der Pennsylvania E. B. Co. wurde kürzlich** um 7 Uhr 35 Minuten von Philadelphia abgelassen und traf bereits um 9 Uhr 20 Minuten in Jersey City ein. Während eines Theiles der Fahrt erreichte der Zug eine Geschwindigkeit von 70 Meilen per Stunde.

— **Der Kabeldampfer „Faraday" ist nach Charkton zurückgekehrt,** nachdem er 200 Meilen des Küstenendes des in der Legung begriffenen neuen französisch-atlantischen Kabels von St. Pierre nach den Vereinigten Staaten erfolgreich versenkt hat. Der „Faraday" wird binnen Kurzem damit beginnen, den ersten Theil des Tiefseekabels (circa 1000 Meilen) an Bord zu nehmen, und man glaubt, er werde drei Reisen zu machen haben, ehe Frankreich und Amerika in direkte und unabhängige telegraphische Verbindung gebracht werden. Das Kapital für das neue Kabel ist in Frankreich gezeichnet worden.

— **Der vom französischen Bauenminister eingesetzte Ausschuß** zur Prüfung der auf die Verbindung Algeriens und des Senegals mit dem Innern von Sudan durch einen Schienenweg bezüglichen Frage ist unter dem Vorsitz des Herrn v. Freycinet in Paris zusammengetreten. Die Herren v. Lesseps, Dumas und Daubrée wohnten der ersten Sitzung bei. Der Ausschuß zerlegte sich in vier Unterkommissionen, von denen die erste alle auf die Sahara und das Sudanland bezüglichen Dokumente sammeln, die zweite sich mit den technischen Studien beschäftigen, die dritte die Forschungsreisen fördern und leiten, die vierte endlich alle einschlägigen internationalen Fragen erörtern soll.

Statistik.

— **Die von dem kaiserlichen statistischen Amte in Berlin ver**öffentlichten Ergebnisse der Gewerbezählung vom 1. Dezember 1875 enthalten u. A. interessante Angaben über den Buchhandel. Man ersieht daraus, daß der deutsche Buchhandel zur angegebenen Zeit 10,590 Personen, darunter 922 weibliche, beschäftigte. Davon waren thätig: als Geschäftsleiter 3390, als Gehülfen 5870, als Lehrlinge 1330 Personen. Diese 10,590 Personen vertheilen sich auf 3220 selbstständige Geschäfte und auf 979 Geschäfte, welche den Buchhandel nebenbei betreiben. In den Leihbibliotheken waren 294, darunter 106 weibliche Personen thätig. Das Zeitungsspeditionsgeschäft beschäftigte 2693, das Anzeigen- und Inseratenvermittlungsgeschäft 326 Personen. Viel bedeutendere Zahlen ergibt die deutsche Buchdruckerei. In den Buch-, Stein-, Kupfer-, Stahl- und Zinkdruckereien des deutschen Reiches waren im Ganzen am 1. Dezember 1875 46,204 Personen, darunter 5598 weibliche, thätig, und zwar: 5354 als Geschäftsleiter, 32,653 als Gehülfen und 8197 als Lehrlinge.

Denkmäler.

— **Einem der verdientesten Aerzte Berlins, dessen Wirksamkeit** gerade in dem großen Centralkrankenhause eine so überaus segensreiche war, dem verstorbenen Professor Dr. v. Gräfe, seiner Zeit der berühmteste Augenarzt des Kontinents, wird ein überlebensgroßes Standbild daselbst errichtet. Der Künstler desselben ist Professor Siemering, dessen Ruf seit dem herrlichen Relief der ausziehenden, von Weib, Kind und Heimat Abschied nehmenden Landwehrleute (welches 1871 beim Einzuge der Truppen in Berlin am Lastgarten postirt war und Aller Bewunderung erregte) ein so begründeter ist, daß er mit Reinhold Begas und dem Dresdener Künstler Schilling in gleiche Linie gestellt werden darf. Den Guß des Bronzestandbildes soll die Firma Gladenbeck übernehmen. Die Enthüllung des vollendeten Werkes wird noch im Laufe dieses Herbstes vor sich gehen.

— **Das Wrangel-Denkmal, welches der deutsche Kaiser dem** verstorbenen Generalfeldmarschall errichten läßt und das gegenüber der Statue des Grafen Brandenburg auf dem Leipzigerplatz in Berlin Aufstellung finden soll, ist von dem Bildhauer Professor Keil im Gypsmodell nunmehr beendet und der Berliner Bronzegießerei von H. Gladenbeck und Sohn zum Guß übergeben worden. In neun Monaten soll es fertig gegossen sein. Dasselbe besteht aus einem mit Bronzereliefs geschmückten Granitsockel, auf welchem die Statue des Feldmarschalls in Generalsinterimsuniform steht, die der Verstorbene am liebsten anlegte. Der Kopf ist gehoben und etwas nach rechts gewendet, die Rechte des Marschalls hält den Marschallstab, die Linke den Griff des Pallasch. Um den Hals trägt er den Orden pour le mérite, seine Brust schmücken nur die höchsten Orden, die der Verstorbene getragen. Die Statue, ohne Sockel, ist neun Fuß hoch. Die Reliefs auf der Vorderseite zeigen das Wappen der gräflich Wrangel'schen Familie und zwei Kränze, in welchen, ähnlich wie bei dem Brandenburg-Denkmal, Inschriften angebracht sind, die den Geburts- und Sterbetag des Feldmarschalls bezeichnen. Ueber noch etwaige Widmungssprüche auf dem Postamente ist noch nichts Bestimmtes verfügt worden.

— **Die Statue Thiers' ist am 3. August in Nancy enthüllt** worden. Thiers ist aufrechtstehend dargestellt, bekleidet mit dem Pelzgewand, welches er im Winter 1870 bis 1871 trug, während er Europa durchreiste, um bei den Höfen Unterstützung für sein Land zu suchen. In der linken Hand hält er den Friedensvertrag; mit der Rechten macht er eine abwehrende Bewegung; eine Anspielung ohne Zweifel auf seine Weigerung, Belfort an Deutschland herauszugeben.

— **Vor einigen Tagen ist in der Eisengießerei des Hrn. v. Miller** in München unter der Leitung des Bildhauers Ferd. v. Miller jun. der Guß des für Belgrad zur Aufstellung auf dem dortigen Schloßplatz bestimmten kolossalen Reiterstandbildes des Fürsten Obrenowitsch glücklich vor sich gegangen, wobei auch Prinz Luitpold zugegen war. Das Monument hat über 25 Fuß Höhe und wiegt mehr als 2000 Centner. Der Bildhauer Pazzi zu Florenz hat das Modell geliefert. In neun bis zehn Monaten wird das Riesenwerk fertig gestellt sein.

Gestorben.

— Geheimerath Dr. jur. Karl v. Weber, Geschichtsforscher und Archivar, am 18. Juli, zu Dresden, 73 Jahre alt.

— Herzogin Colonna di Castiglione, bekannt als Bildhauerin unter dem Namen Marcello, 42 Jahre alt, zu Castellamare, am 20. Juli.

— Charles Lundseer, hervorragender Maler, 51 Jahre alt, am 23. Juli, zu London.

— Professor Dr. Heinrich Heppe, hervorragender Theologe, am 25. Juli, in Marburg.

— Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin (Bruder des jetzt regierenden Großherzogs) am 28. Juli, in Heidelberg, 52 Jahre alt.

Oberon.

Von **Chr. M. Wieland.**

Illustrirt von Gabriel Max und Gustav Closs.

Zwölfter Gesang.

Almansaris, die Verschmahte, verschmacht von einem Sklaven, sucht vergeblich auf den weichen Polstern ihres Harems Ruhe, Amor wühlt nur um so ungestümer mit seinen Pfeilen in ihrem Innern. Sie kann es nicht glauben, daß das Abenteuer der letzten Nacht Wirklichkeit gewesen. „Ein Mann," ruft sie, „verachtet dich, Almansaris? Er kann dich sehen und für eine Andere gluhen, kann dich verschmahen und darf es dir bekennen?" Sie schwort furchtbare Rache. Der, der ihr so schon erschienen, ist ihr jetzt ein Ungeheuer und doch im nachsten Augenblicke steht er wieder in seiner ganzen Jugendschonheit vor ihr. Aber ihr Stolz lehnt sich gegen ihn auf. Die Zofe nur beinrmt sie, alle Zauber gegen ihn, den Kalten, aufzubieten, sucht ihrer Liebe Feuer neu zu wecken und es gelingt ihr auch. Almansaris, in deren heißem Blute schon der Verführer schleicht, ist gegen den Betruger weniger als jemals auf der Hut, sein Anhauch nahrt ihre Glut und kaum zum Scheine widerstrebend gibt sie sich zuletzt Amor ganz gefangen. Mit schlauem Sinn überlegen sie den feinen Plan, der auch sofort zur Ausfuhrung kommen soll. Sie verabreden, den schonen Fremdling in seiner Eigenschaft als Gartner in den Harem zu locken, indem sie ihm den Auftrag geben lassen, die Grotte, in welcher die Damen des Harems zu baden pflegen, mit Blumen auszuschmucken. Almansaris kann den Morgen des andern Tages kaum erwarten, der ihr den Heißgeliebten in die Arme führen soll, und den sie mit den unlösbaren Ketten ihrer Reize an sich zu fesseln fest entschlossen ist. Endlich erwacht der Morgen, „goldlockig, schön und rosenathmend stieg er wie ein Herold auf, der ihr den schonsten Sieg verkünden sollte".

Wieland's Oberon. Zwölfter Gesang. **Almansaris.** Zeichnung von Gabriel Max.

Doch um die Grotte her ist unterm Myrtenlaube
In ew'ger Dammerung das Heiligthum der Ruh';
Hier girret nur die zahme Turteltaube
Dem Tauber ihre Sehnsucht zu.
In diesen lieblichen Gebuschen,
Dem dunkeln Sitz verborgner Einsamkeit,
Pflegt öfters sich zur stillen Morgenzeit
Almansaris mit Baden zu erfrischen.

Der anmuthsvolle Morgen rief
Den schonen Hassan auf, indeß noch Alles schlief,
Die Blumenkörbe voll zu pflucken,
Die er an jedem Tag dem Harem zuzuschicken
Verbunden war: als ihm ein Sklav' entgegenlief
Und keuchend ihm befahl, die Grotte aufzuschmucken.
Der Neger fingt, zur Eil' ihn anzuspornen, bei,
Daß eine Dame dort zu baden willens sei.

Verdrossen geht Herr Huon, auszurichten,
Was ihm befohlen ward. Er füllt mit bunten Schichten
Von Blumen, Florens ganzem Schatz,
Den großten Korb und eilt zum angewies'nen Platz.
Fern ist's von ihm, der Sache mißzutrauen.
Allein beim Eintritt in die Grotte fallt auf ihn
Ein dumpfes wunderbares Grauen,
Und ein verborgner Arm scheint ihn zurückzuziehn.

Betroffen setzt er seine Blumen nieder.
Doch faßt er augenblicks sich wieder
Und lachelt seiner Furcht. Das zweifelhafte Licht,
Das unter tausendfachem Flattern
In diesem Labyrinth mit nichtbarm Dunkel ficht,
Ist ohne Zweifel schuld an diesem kindischen Zittern
Denkt er, und geht getrost, bei immer hellerm Schein,
Mit seinem Blumenkorb in's Innerste hinein.

Hier herrscht ein Tag, wie zu verstohlnen Freuden
Die schlaue Lust ein Zauberlicht sich wählt:
Nicht Tag, nicht Dämmerung, er schwebte zwischen beiden,
Nur lieblicher durch das, was ihm zu beiden fehlt:
Er glich dem Mondschein, wenn durch Rosenlauben
Sein Silberlicht zerschmilzt in blasses Roth.
Der Held, wiewohl ihm hier noch nichts Gefahrlichs droht,
Erwehrt sich kaum, bezaubert sich zu glauben.

Was er am wenigsten sich überreden kann,
Ist, daß man hier, wo Alles um und an
Von Blumen strotzt, noch Blumen nothig hätte.
Doch wie sein Auge nun auf allen Seiten irrt,
O wer beschreibt, wie ihm zu Muthe wird,
Da ihm auf einem Ruhebette
Sich eine Nymph' aus Mahom's Paradies
Im vollen Glanz der reinsten Schönheit wies!

In süßem Irrthum steht er da
Und glaubt, doch nur zwei Augenblicke —
So schön ist, was er sieht —, er sehe Rezia.
Allein mit Recht mißtrauisch einem Glucke,
Das ihm unglaublich dauchte, tritt er ihr näher, sieht,
Erkennt Almansaris und wendet sich und flieht:
Er flieht und fühlt im Flehn von zwei elastisch runden
Milchweißen Armen sich gefangen und umwunden.

In seiner Verzweiflung ruft er Rezia und Oberon zu Hulfe — da erscheint Almansor. Almansaris, schnell gefaßt, klagt den Ritter an, als ob er sie überrascht.

Der Sultan, den sein Unmuth zum Verdammen
Noch rascher macht, bleibt dumpf und ungerührt.
„Der Frevler werd' in Ketten weggeführt",
Herrscht er den Sklaven zu, die sein Befehl zusammen

Wieland's Oberon.

Zwölfter Gesang.

Hüon und Rezia im Feenpalast. Zeichnung von Gabriel Max.

Gerufen, „werfet ihn in eine finstre Gruft!
Und morgen früh, sobald vom Thurm der Imam ruft,
Werd' er im äußern Hof ein Raub ergrimmter Flammen,
Und seine Asche streut mit Flüchen in die Luft!“

Der Edle hört sein Urtheil schweigend, blitzet
Auf das verhaßte Weib noch Einen Blick herab,
Und wendet sich und geht in Fesseln ab,
Auf einen Muth, den nur die Unschuld gibt, gestützet.
Kein Sonnenblick erfreut das furchterliche Grab,
Worin er nun tief eingekerkert sitzet;
Der Nacht des Todes gleicht die Nacht, die auf ihn drückt
Und jeden Hoffnungsstrahl in seinem Geist erstickt.

Die Nacht kommt, der Gott des Schlummers wiegt ihn endlich in leichte Träume ein. Er schlummert.

Noch lag die halbe Welt mit Finsterniß bedeckt,
Als ihn aus seiner Ruh' ein dumpfes Klirren weckt.
Ihn dünkt, er hör' im Schloß die schweren Schlüssel drehen;
Die Eisenthür geht auf, des Kerkers schwarze Wand
Erhellt ein blasser Schein, er höret Jemand gehen,
Und stemmt sich auf, und sieht — in schimmerndem Gewand,
Die Krone auf dem Haupt, die Lampe in der Hand,
Almansaris zu seiner Seite stehen.

Sie reicht die Lilienhand ihm reizvoll lächelnd dar,
Und „Wirst du“, spricht sie, „mir vergeben,
Was nur die Schuld der Noth, nicht meines Herzens war?
O, du Geliebter, hängt an deinem schönen Leben
Mein eignes nicht? Ich komme, der Gefahr
Dich zu entziehn, trotz deinem Widerstreben,
Vom Holzstoß dich, wozu dich der Barbar
Verdammt, auf einen Thron, den du verdienst, zu heben!

„Die Liebe öffnet dir der Hoheit Sonnenbahn;
Auf, mache sie von deinem Ruhm erschallen!
Nimm diese Hand, die dir sich schenket, an;
In einem Wink soll dein Verfolger fallen
Und all' sein Volk wie Staub um deine Füße wallen.
Im ganzen Harem ist mir Alles unterthan;
Vertraue dich der Liebe sichern Händen,
Und was sie wagte, wird dein eigner Muth vollenden!“ —

Aber sie kennt die Liebe Hüon's nicht, er will lieber des grausamen Todes sterben, als untreu werden.

„So stirb denn, weil du willst!“ ruft sie, des Athems schier
Vor Wuth beraubt; „ich selbst, ich will an deinem Leiden
Mein gierig Aug' mit heißer Wollust weiden!
Stirb als ein Thor! des Starrsinns Opferthier!“
Schreit sie mit funkelndem Aug' und flucht der ersten Stunde,
Da sie ihn sah, verwünscht mit bebendem Munde
Sich selbst und stürmt hinweg, und hinter ihr
Schließt wieder klirrend sich des Kerkers Eisenthür.

Rezia hatte wider ihren Willen Almansor zu ihrem Sklaven gemacht, die Liebe zu ihr beherrschte ihn ganz und gar und er versprach ihr jeden Wunsch zu erfüllen — Alles legt er ihr zu Füßen . . .

. . . „Ein Einzigs nur behält sich Mansor vor,
Dich selbst!“ — „Du schwörst es mir?“ — Der liebestrunkne Mohr
Beschwort's. — „So schenke mir des Gärtners Hassan Leben!“ —

„Wie?“ ruft er mit bestürzter Miene,
„Welch' eine Bitte, Zoradine?
Was geht das Leben dich von diesem Sklaven an?“ —
„O viel, Almansor, viel! Mein eignes hängt daran!“ —
„Sprichst du im Fieber? Schwärmest du? Verzeihe,
Doch du mißbrauchst des unbegrenzten Rechts,
Das dir die Schönheit gibt. Am Leben eines Knechts,
Der sein Verbrechen büßt?“ — „Er büßt für seine Treue.

„Mir ist sein Herz bekannt, er hält an seiner Pflicht,
Ist schuldlos, ist ein Mann von unverletzter Ehre;
Und doch — o Mansor! wenn er schuldig wäre,
So räche sein Vergehn an Zoradinen nicht!“
Mit Augen, die von kaum verhaltnem Grimme funkeln,
Ruft Mansor: „Grausame, was quält dein Zögern mich!
Welch' ein Geheimniß dämmert aus dem dunkeln
Verhaßten Rathsel auf! Was ist dir Hassan? Sprich!“ —

„So wiss' es denn, weil mich die Noth zum Reden zwinget,
Ich bin sein Weib! Ein Band, das nichts zerreißen kann,
Ein Band, gewebt im Himmel selber, schlinget
Mein Glück, mein Alles fest an den geliebten Mann.
Uns drückt mit seiner ganzen furchtbarn Schwere
Des Schicksals Arm — wer weiß, wie bald an dich
Die Reihe kommt! Du siehst mich elend — ehre
Mein Leiden, Glücklicher! Du kannst es, rette mich!“ —

Nun ist das Loos Beider besiegelt. Almansor will ihm Gnade gewähren, wenn sie seine Gemahlin werde, aber sie beharrt in ihrer Treue und im höchsten Zorne gebietet Almansor, Beide zum Feuertode zu führen.

. . . Der Schwarzen Erster bückt
Sich bis zur Erde hin und schwört, ihn zu vollziehen.

Schon steht der gräßliche Altar,
Zum Opfer aufgethürmt; schon drängt sich, Schaar an Schaar,
Das Volk herzu, das, gern in Angst gesetzet,
An Trauerspielen dieser Art
Die Augen weinend labt und schaudernd sich ergötzet.
Schon flehn, zum Leiden und zum Tode noch gepaart,
An einen Marterpfahl gebunden
Die einz'gen Liebenden, die Oberon rein erfunden;

Ein edles Paar in Eins verschmolzner Seelen,
Das treu der ersten Liebe blieb,
Entschlossen, eh' den Tod in Flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu sein selbst einem Thron zulieb'!
Mit nassem Blick, die Herzen in der Klemme,
Schaut alles Volk gerührt zu ihnen auf,
Und doch besorgt, daß nicht den freien Lauf
Des Trauerspiels vielleicht ein Zufall hemme.

Den Liebenden, wie sie gebunden stehn,
Ist zwar der Trost versagt, einander anzusehn;
Doch über Alles, was sie leiden
Und noch erwarten, triumphirt
Die reinste, seligste der Freuden,
Daß ihre Lieb' es ist, was sie hiehergeführt.
Der Tod, der ihre Treu' mit ew'gem Lorbeer ziert,
Ist ihres Herzens Wahl; sie konnten ihn vermeiden.

Inzwischen stehet man mit Fackeln in den Händen
Zwölf Schwarze sich dem Opfer paarweis nah'n.
Sie stellen sich herum, bereit es zu vollenden,
Sobald der Aga winkt. Er winkt. Sie zünden an.

Und stracks erdonnert's laut, die Erde scheint zu beben,
Die Flamm' erlischt, der Strick, womit das treue Paar
Gebunden stand, fällt wie versengtes Haar,
Und Hüon sieht das Horn an seinem Halse schweben.

Im gleichen Augenblick, da dieß
Geschah, zeigt sich von fern in zwei verschiednen Reihen,
Von ängstlicher Bekümmerniß
Gejvornt, Almansor hier, und dort Almansaris,
Er Zoradinen, sie den Hassan zu befreien.
„Halt!“ hört man sie aus allen Kräften schreien;
Auch stürzt mit blitzendem Schwert durch die erschrockne Menge
Ein schwarzer Rittersmann sich mitten in's Gedränge.

Doch Hüon hat das Pfand, daß nun sein Oberon
Versöhnt ist, kaum mit wonnevollem Schaudern
An seinem Hals erblickt, so setzt er ohne Zaudern
Es an den Mund und lockt den schönsten Ton
Daraus hervor, der je geblasen worden.
Sein edles Herz verschmäht, ein feiges Volk zu morden.
„Tanzt,“ ruft er, „tanzt bis euch's den Athem raubt;
Dieß sei die einzige Rache, die Hüon sich erlaubt.“

Und wie das Horn ertönt, ergreift der Zauberschwindel
Zuerst das Volk, das um den Holzstoß steht,
Schwarzgelbes, lumpiges, halb nackendes Gesindel,
Das plötzlich sich wie toll im schnellsten Wirbel dreht;
Bald mischet sich mit allen seinen Negern
Der Aga drein; ihm folgt was Füße hat
Bei Hof, im Harem, in der Stadt,
Vom Sultan an bis zu den Wasserträgern.

Indessen, ohne auf das Possenspiel zu blicken,
Hält das getreue Paar in seligem Entzücken
Sich sprachlos lang umarmt. Kaum hat ihr Busen Raum
Für diesen Ueberschwang von Freuden.
Er ist nun ausgeträumt, der Prüfung schwerer Traum!
Nichts bleibt davon, als was ihr Glück verschönt.
Gebüßt ist ihre Schuld, das Schicksal ausgesöhnt;
Auf's Neu' von ihm vereint, kann nun sie nichts mehr scheiden!

Inzwischen kommt der Zauberwagen, welchen sie mit Scherasmin und Fatme besteigen. Bald gelangen sie an einen herrlichen Palast, aus dem ihnen Oberon, jetzt ein schöner Jüngling, mit dem Geisterring an der Hand entgegenkommt, ihm zur Seite steht Titania.

Sie kamen, schön wie der Mai, mit ewig blüh'nden Wangen,
Gekleidet in glänzendes Lilienweiß,
Die Erdenkinder zu empfangen,
Die Oberon liebt. Sie kamen tanzend und sangen
Der reinen Treue unsterblichen Preis.
„Komm“, sangen sie — und goldne Cymbeln klangen
In ihren süßen Gesang, zu ihrem lieblichen Tanz —,
„Komm, trautes Paar, empfang' den schönen Siegeskranz!“

Die Liebenden, sich kaum besinnend, in die Wonne
Der andern Welt verzückt, sie wallen Hand in Hand
Den Doppelreihen durch: als, gleich der Morgensonne
In ihrem Braut'gamsschmuck, der Geist vor ihnen stand.
Nicht mehr ein Knabe, wie er ihnen
In lieblicher Verkleidung sonst erschienen —
Ein Jüngling, ewig schön und ewig blühend, stand
Der Elfenkönig da, den Ring an seiner Hand.

Und ihm zur Seite glänzt, mit ihrer Rosenkrone
Geschmückt, Titania, in mildern Mondesglanz.
In Beider Rechten schwebt ein schöner Myrtenkranz.
„Empfange,“ sprechen sie mit liebevollem Tone,
„Du treues Paar, zum edlen Siegeslohne
Aus deiner Freunde Hand den wohlverdienten Kranz!
Nie wird von euch, so lang ihr dieses Zeichen
Von unsrer Huld bewahrt, das Glück des Herzens weichen.“

Kaum, daß das letzte Wort von Oberon's Lippen fiel,
So sah man aus der Luft sich eine Wolke neigen,
Und aus der Wolke Schooß, bei goldner Harfen Spiel,
Mit Lilien vor der Brust drei Elfentöchter steigen.
Im Arm der dritten lag ein wunderschöner Knab',
Den sie, auf ihren Knieen, Titanien übergab.
Süß lächelnd bückt zu ihm die Königin sich nieder
Und gibt, mit einem Kuß, ihn seiner Mutter wieder.

Und unterm Jubelgesang der Jungfraun, die in Reihn
Vor ihnen her den Weg mit Rosen überstreun,
Ziehn durch die weite goldne Pforte
Die Glücklichen hinein in Oberon's Freudenhaus.
Was sie gesehn, gehört an diesem schönen Orte,
Sprach ihre Zunge nie beim Rückerinnern aus.
Sie sahn nur himmelwärts, und eine Wonnethräne
Im glänzenden Auge verrieth, wohin ihr Herz sich sehne.

Nun treten sie in den Palast; die Herrlichkeiten, die sie dort gesehen, verlieren sich in einen Traum, und als sie erwachen, finden sie sich vor Paris, wo gerade ein Turnier stattfindet: der Sieger soll Hüon's Erbe erhalten. Hüon wird unerkannt als Franke zum Turnier zugelassen.

Herr Hüon neigt nach ritterlicher Weise
Sich vor dem Kaiser tief, dann vor den Damen und
Den Richtern; tummelt drauf im Kreise
Den muth'gen Hengst herum, und macht dem Sieger kund,
Daß er gekommen sei, den Dank ihm abzujagen.
Er sollte zwar erst Stand und Namen sagen;
Allein sein Schwur, daß er ein Franke sei,
Und seines Aufzugs Pracht macht vom Gesetz ihn frei.

Er wiegt und wählt aus einem Haufen Speere
Sich den, der ihm die meiste Schwere
Zu haben scheint, schwingt ihn mit leichter Hand,
Und stellt voll Zuversicht sich nun an seinen Stand.
Wie klopft Amandens Herz! Wie feurige Gebete
Schickt sie zu Oberon und allen Engeln ab,
Als jetzt die schmetternde Trompete
Den Ungeduldigen zum Rennen Urlaub gab!

Dem Ritter, der bisher die Nebenbuhler alle
Die Erde küssen hieß, schwillt mächtiglich die Galle,
Daß er gezwungen wird, auf diese neue Schanz
Sein Glück und seinen Ruhm zu setzen.
Er war ein Sohn des Doolin von Maganz,
Und ihm war Lanzenspiel kaum mehr wie Hasenhetzen.
Er stürmet, wie ein Strahl aus schwarzer Wolken Schooß,
In voller Wuth auf seinen Gegner los.

Doch ohne nur in seinem Sitz zu schwanken,
Trifft Hüon ihn so kräftig vor die Brust
Und wirft mit solcher Macht ihn seitwärts an die Planken,
Daß alle Rippen ihm von seinem Fall erkranken.
Zum Kampf vergeht ihm alle weitre Lust;
Vier Knappen tragen ihn ohnmächtig aus den Schranken.
Ein jubelnd Siegsgeschrei prallt an die Wolken an,
Und Hüon steht allein als Sieger auf dem Plan.

Er bleibt am Ziel noch eine Weile stehen,
Ob Jemand um den Dank noch kämpfen will, zu sehen;
Und da sich Niemand zeigt, eilt er mit schnellem Trab
Amanden zu, die hoch auf ihrem schönen Rosse
Wie eine Göttin glänzt, und führt sie nach dem Schlosse.
Sie langen an. Er hebt gar höflich sie herab
Und führt sie, unterm Vivatrufen
Des Volks, hinauf die hohen Marmorstufen.

Wie eine Silberwolk' umwebt
Amandens Angesicht ein undurchsicht'ger Schleier,
Durch den sich jedes Aug' umsonst zu bohren strebt.
Voll Ungeduld, wie sich dieß Abenteuer
Entwickeln werde, strömt die Menge ohne Zahl
Dem edeln Paare nach. Jetzt öffnet sich ein Saal;
Hoch sitzt auf seinem Thron, von seinem Fürstenrathe
Umringt, der alte Karl in kaiserlichem Staate.

Herr Hüon nimmt den Helm von seinem Haupt
Und tritt hinein, in seinen schönen Locken
Dem Gott des Tages gleich. Und Alle sehn erschrocken
Den schnell Erkannten an. Der alte Kaiser glaubt
Des Ritters Geist zu sehn. Und Hüon, mit Amanden
An seiner Hand, naht ehrerbietig sich
Dem Thron und spricht: „Mein Lehnsherr! siehe mich,
Gehorsam meiner Pflicht, zurück in deinen Landen!

„Denn, was du zum Beding gemacht
Von meiner Wiederkehr, mit Gott hab' ich's vollbracht!
In diesem Kästchen sieh des Sultans Bart und Zähne,
An die, o Herr, nach deinem Wort, ich Leib
Und Leben aufgesetzt; und sieh in dieser Schöne
Die Erbin seines Throns und mein geliebtes Weib!“
Mit diesem Worte fällt von Rezens Angesichte
Der Schleier ab und füllt den Saal mit neuem Lichte.

Ein Engel scheint in seinem Himmelsglanz —
Gemildert nur, damit sie nicht vergehen
Vor den Erstaunten dazustehen;
So groß und doch so lieblich anzusehen,
Glänzt Rezia in ihrem Myrtenkranz
Und silbernem Gewand. Die Königin der Feen
Schmiegt, ungesehen, sich an ihre Freundin an,
Und alle Herzen sind ihr plötzlich unterthan.

Der Kaiser steigt vom Thron, heißt freundlich sie willkommen
An seinem Hof. Die Fürsten drängen sich
Um Huon her, umarmen brüderlich
Den edeln jungen Mann, der glorreich heimgekommen
Von einem solchen Zug. Es stirbt der alte Groll
In Karl's des Großen Brust. Er schüttelt liebevoll
Des Helden Hand und spricht: „Wie fehl' es unserm Reiche
An einem Fürstensohn, der dir an Tugend gleiche!“

Auf Waldwegen.

Novelle

von

August Becker.

(Fortsetzung.)

Als Träudchen oben einigermaßen zu Athem gekommen war, begann sie sofort wieder:

„Nun denke Dir, es mögen wohl der Jahre fünf etwa sein, da fiel mir Lina's Ring ohn' allen äußern Anlaß — Mittags Zwölf — vom Finger auf den Boden . . .“

„Und zersprang.“

„Nein, nein! Zersprungen ist er nicht; ich hob ihn wieder auf und streift' ihn an den Finger. Du hast ihn wohl schon oft bemerkt, jedoch erkannt wohl nie, Elisabeth. Hier ist er!“

So sprach Träudchen mit bewegtem Wesen, hastig den Handschuh abziehend und ihre knöcherne Linke darzeigend. Am untersten Glied des Mittelfingers saß ein Ring von etwas auffälliger Form, der Elisabeth's Aufmerksamkeit allerdings schon früher erregt hatte. Der Ring stellte nämlich eine Schlange dar, welche einen Karfunkel — einen ächten Rubin — im Rachen trug.

Nachdem ihn Elisabeth mit so viel Theilnahme als Aufmerksamkeit betrachtet und einige Worte über dessen Form und Werth verloren hatte, steckte ihn ihre gefühlvolle Gefährtin wieder an das Fingerglied, wohin er gehörte, zerdrückte mit dem Handschuh eine wehmuthsvolle Zähre der Erinnerung und zog denselben wieder über ihre Linke, worauf sie ihren Bericht mit trauernder Verzückung aufnahm:

„Zur selben Stunde, wo mir dieser Ring vom Finger fiel, starb meine theure Freundin, starb eines raschen Todes Lina Beifuß, geheimnißvoll hier in Thüringens Wäldern, durch welche sie auf einem Esel ritt.“

„Auf einem Esel? Ach! Ich bedaure sie, ich erinnere mich, davon gehört zu haben. Und Dir, armes Träudchen, Dir brach darüber das Herz?“

„Es brach. Für nichts, für nichts mehr schlagend. Ich thue seitdem freudlos meine Pflicht.“

Wieder trat eine Pause ein. Auf Tante Elisabeth's warm angewehtem, jovialem Gesichte zuckte es

von halber Rührung und mühsam unterdrückter Heiterkeit, als Träudchen wieder begann:

„Nun denke Dir, wie mir zu Muthe war, als Bertuch sprach: ‚Auf, zum Thüringerwald!‘ — Nun wallen wir vom Thal zur Höhe; leider weiß ich den Schauplatz ihres Todes nicht. Was thut's? Vielleicht umschwebt sie mich auch hier. In diesen grüngewölbten Hallen wähn' ich der Freundin holdem Geiste zu begegnen. Doch, meine Sehnsucht wird wohl nie gestillt."

„Und Du sprichst jetzt in der Erinnerung an sie, wie unsere modernen Prosaisten bei vorzeitlichen Reminiszenzen, nur noch im tragischen Jambus?"

„Ja! Unwillkürlich wandelt es mich an."

„Nein, Träudchen, ich bitte Dich, jetzt höre auf!" rief Tante Elisabeth hell auflachend.

So sehr sie sich auch Mühe gegeben, ihren mühsam bewahrten Ernst auch ferner beizubehalten: Elisabeth vermochte es nicht mehr. Die gewaltsam unterdrückte Heiterkeit ließ sich nicht länger zurückhalten und platzte in einem unwiderstehlichen Gelächter heraus, das jetzt hell und lustig durch den Wald, lustig durch Fels und Thal hallte.

Natürlich wurden auch die übrigen Mitglieder der kleinen Gesellschaft, welche theils voraus waren, theils hintennach kamen, auf das fröhliche Lachen aus Frauenmund aufmerksam, blieben stehen oder kamen heran, um zu sehen, was diese Heiterkeit veranlaßt haben könne. Träudchen jedoch stand nicht wenig verblüfft, sah ihre hochgewachsene Gefährtin verwundert an und schüttelte einmal über das andere die angereiften Hyazinthenlocken, als wisse sie nicht, was sie zu dieser plötzlichen Heiterkeit sagen und denken solle.

„Elisabeth! Mein Gott! Elisabeth!!"

„Laß mich lachen, Träudchen, ich kann nicht anders," rief die Angesprochene. „Nimm mir's nicht übel. Ich bin nun einmal eine der Naturen, die lachen müssen, auch dann, wo sie weinen möchten, — weißt Du, eine von denen, die — wie der Volkswitz sagt — lachen, wenn ein Haus einstürzt. Laß mich lachen, Träudchen! Ich lache ja nicht über Dich, sondern über den hohläugigen Jambus, der jetzt umher spukt . . ."

Und Elisabeth hatte sich lachend auf den Pfadrand niedergelassen, der ihr auch gerade hier einen ganz bequemen Sitz zwischen zwei Baumstämmen bot, die neben dem engen Weg aufstrebten. Man war nämlich allmälig auf den Felsenstufen, um eine moosige Felskante biegend, da, wo die Fichten wieder aufhörten, in den hintersten Winkel des engen Grundes gelangt, der hier den zusammenrinnenden Quell aufnimmt und ihn durch das zernagte Gestein leitet. Eine Gruppe von Buchen hat hier Wurzel gefaßt, unmittelbar auf der niedern Felsstufe am Rande des Pfads, und ein Paar derselben ihre Wurzeln so in einander verschlungen, daß sie förmlich ein Naturkanape bilden, dessen Rücklehne aus einer grünbemoosten Felswand besteht.

Hier nun saß Elisabeth und lachte, lachte noch unaufhaltsam, als sich schon die ganze kleine Gesellschaft um sie her gruppirt hatte. Herr Großhändler Bertuch und Herr Fabrikant Schmidt, der mit Gattin vorausgegangen und nun herbeigekommen war, sahen sich und Elisabeth verwundert an.

„So viel ich hören konnte," begann dann Herr Bertuch, „handelt es sich um eine Sage, die sich an diese Stelle knüpfen mag. Die Damen sprachen, wenn ich recht vernommen, von einem gewissen Jambus, der hier hohläugig umher spuke."

„Vom Jambus meiner Rede," fiel Tante Träudchen tief gekränkt ein.

„Wie kann man über solche Albernheiten so lachen!" meinte Herr Schmidt, indem er seiner heitern Schwägerin einen mißbilligenden Blick zuwarf, welcher aber Elisabeth nicht hinderte, ihrer Lustigkeit freien Lauf zu lassen.

„Nein," entschuldigte sie sich mit lachendem Munde, „die Erinnerung an die schwulstige Unnatur, die sich jetzt geltend macht und von der unser liebes Träudchen angeweht scheint, belustigt mich. Komm', lache mit mir, Klara!" setzte sie hinzu, indem sie die Arme ausbreitete.

Und das junge, schöne Mädchen, welches den Schluß des Gesprächs zwischen den beiden Tanten wohl vernommen, sank in Elisabeth's Arme und lachte herzlich an deren lebenswarmer Brust. Indeß nahm sich die Tante so weit zusammen, daß sie fortfahren konnte:

„Dunkle Zeiten, entlegene Stoffe, die im Drama und Epos mit dem üblichen Vers vollberechtigt sind, werden in die Romanliteratur, die nüchtern, realistisch darstellen, Wirklichkeit geben soll, herein gezerrt und durch ein Jambensieb gepreßt. Als ob hohler Jambenstyl dunkle Zeiten veranschauliche!"

„Aber Schwägerin," fiel jetzt Klara's Vater ein, während Großhändler Bertuch mit Aufmerksamkeit die Gruppe betrachtete und Elisabeth's Worten lauschte, „solche Werke werden doch gerade in gelehrten Kreisen vorzugsweise gelesen und gerühmt."

„Ja wohl," versetzte Tante Elisabeth, indem sie ihre Nichte fest umschloß. „Jede Gymnasialbibliothek glaubt sie anschaffen zu müssen. Aber, die Hand auf's Herz, wer liest sie mit Genuß? Gelehrtenkoketterie. Wo sind die einst viel gerühmten Ausgeburten des Ungeschmacks hingekommen, die Erzählungen Wieland's und Meißner's aus der antiken Welt? Nur Zeiten, die wir kennen, verstehen, in denen wir gewissermaßen noch mitstehen, taugen — meiner freilich unmaßgeblichen Meinung nach — für den Roman. Ich wenigstens vermag nichts Novellistisches zu lesen, das etwa über die Blüte deutschen Bürgerthums hinausgreift, und selbst Walter Scott hat nicht ungestraft in allzu entlegene Zeiten gegriffen. Und nun gar unsere deutschen Gelehrten! Es ist zum Todtlachen. Unser liebes Träudchen hat sich etwas zu sehr in diese Literatur hineingelesen und ist nun selbst für das Nächstliegende jambisch angeweht."

„Ich bin nicht angeweht, ich dichte selbst!" sprach Träudchen noch immer gekränkt, aber mit Hoheit.

Während Klara's Vater mit bedenklichem Kopfschütteln dreinschaute und nicht recht wußte, wie er sich zu der Angelegenheit stellen sollte, fing jetzt Großhändler Bertuch nicht ohne Salbung an:

„Nun, wo ich erkannt habe, worum es sich eigentlich handelt, muß ich beistimmen, daß allerdings Tante Träudchen — sonst die Tüchtigkeit und Vortrefflichkeit selbst — etwas, nun, wie drücke ich mich aus? — etwas angeweht ist. Selbst bei den gewöhnlichsten Vorkommnissen, wenn sie mich zum Beispiel zum Kaffee, zum Souper oder Thee entbietet, gibt sie mir manchmal Gelegenheit zur Frage: ‚Aber, meine Liebe, warum denn so elegisch?'"

Die Art und Weise, wie der ausgezeichnete Mann diese Mittheilung machte, mußte etwas ungemein Belustigendes für Tante Elisabeth und Klara haben. Denn Beide umschlangen sich heftiger, umfingen sich inniger und lachten, lachten — zum Sterben, wie sie sich später hierüber ausdrückten. Aber auch die Mutter und Träudchen wurden mit fortgerissen, und Alle waren noch in gewissem Sinne heiter gestimmt, als bei Klara und Elisabeth der Lachkrampf sich endlich in Thränen erschöpfte und Beide ihre Spitzentücher an die feucht gerötheten Augen preßten.

Wieder bemerkte es der Vater mit Kopfschütteln, worauf er das eisgraue Haupt mit den frischen, klugen Zügen plötzlich steif und noch aufrechter hielt als gewöhnlich.

„Es ist Zeit! Wir sind nun gleich oben, müssen uns aber eilen, wenn wir noch nach Wilhelmsthal wollen. Hier, Herr Bruder, steht Lachen und Weinen auf einem Conto. Gestatten Sie, daß ich auch ferner den Führer mache."

Und er schritt rüstig voraus die letzte hohe Treppe im Winkel hinan, während Frau Schmidt auf einen nur ihr bemerkbaren Wink ihm auf dem Fuße nachfolgte. So gelangte die Gesellschaft rasch auf mehr ebenen Pfad im schönsten Buchenwald, der hier wie ein Tempel mit hunderttausend Säulen die Höhe überwölbt.

2. Meiden und Scheiden.

Oben am Rennsteig, auf dem Kamm des Thüringerwaldes, grünt der Laubforst in wunderbarer Pracht. Dort im schattigen „hohen Saal" liegt märchenhaftes Dämmerlicht. Hoch und schlank springen die eisengrauen Säulen aus dem Waldgrund, durch dessen braune, rauschende Decke es im sanften Anstieg hinan geht. Die Sonne vergoldet das grüne Dach. Stille waltet.

Auch Elisabeth und Klara schritten schweigsam dahin; selbst Tante Träudchen ergoß ihre Empfindungen nicht im falschen Pathos und blieb merkwürdig verschlossen, während auch der Großhändler nachdenklich dahin schritt, um sich in seinem Geiste mit den empfangenen Eindrücken zu beschäftigen. Die Gruppe — Klara in Elisabeth's Armen und was Letztere gesprochen, wollte ihm nicht aus dem Sinn, die Eigenart ihres Urtheils imponirte ihm, wenn er ihm auch nicht zustimmen mochte. So schlenderte er wortkarg wie die Uebrigen durch den Wald, dessen Schweigen nur durch das Rauschen des dürren Laubes zu Füßen der Wanderer unterbrochen wurde.

Nun befand sich das Paar an der Spitze des Zugs allerdings in lebhaftem, jedoch so leise geführtem Gespräch, daß kein Wort von den Nachfolgenden schon wegen der rauschenden Laubdecke verstanden werden konnte.

„Klara ist ja sehr munter!" meinte der Vater angelegentlich. „So herzlich habe ich sie schon lange nicht mehr lachen hören. Der Besuch in Mannheim hatte keinen guten Einfluß auf ihre Stimmung. Unter so glänzenden Aussichten jedoch wird sich ihr Gemüth sicher erheitern."

Die Gattin entgegnete nichts, wagte es vielleicht nicht, so daß er in der begonnenen Weise fortfuhr:

„Ein fast unverhofftes Glück, das sich hier bietet. Chef des angesehenen Handlungshauses bei seiner finanziellen Bedeutung, — wiegt wohl viermal schwerer als ich selbst."

„Ist dieß der einzige Maßstab," warf hier die Mutter schüchtern ein, „der hier anzulegen wäre?"

„Ich lege den höchsten an," fiel er rasch ein. „Ich muß, verstehst Du, muß darauf sehen, nachdem Fritz seinen dummen Streich durchgesetzt und nach Neigung, Bertha aus dem Stande, den Kreisrichter, geheirathet hat. Klara ist ein verständiges Kind und — wie er sich um sie bewirbt! Er ist ein sehr einnehmender Mann."

„Fünfundzwanzig Jahre älter," wandte die Mutter schüchtern ein, „mit einer bald erwachsenen Tochter . . ."

„Ich habe Alles überlegt," bemerkte er darauf etwas scharf. „Ich will diese Verbindung und erwarte, daß nicht etwa von Dir oder Deiner Schwester hiergegen machinirt wird."

„Elisabeth mischt sich doch in Deine Angelegenheiten nicht."

„In diesem Falle liegt der Versuch nahe, den ich jedoch zu vereiteln wissen würde," entgegnete der strenge Gatte. „Wozu jene unberufene Kritik? Ist doch nur Weibergeschmack. Wozu diese unmotivirte Heiterkeit, womit sie unnöthigerweise seine Tante kränkt, und dann die ebenso unmotivirten Thränen! Gut, gut, sei nur ruhig, Frau, ich will ja auch nichts weiter hierin sehen, als die Hysterie einer alten Jungfer. Ich will nur sagen, daß ich das Ziel aller meiner Wünsche erreichen werde und keinen Widerspruch dulde."

Ergebungsvoll schwieg die sanfte Gattin, wie sie wohl gewöhnt war, während sie ihrem Manne folgte, der im Eifer des Gesprächs von dem mit Laub verwehten Pfade ab, geradewegs auf die weiße Front eines Gebäudes zusteuerte, welche über den Höhensaum in den Wald hereinblinkte.

„Ein schöner und hoffentlich erfolgreicher, glücklicher Spaziergang!" fing er wieder zu seiner Gattin gewandt an, indeß die Uebrigen nachfolgend den Waldrand zu erreichen strebten. „Doch freue ich mich nachgerade, hier ‚auf der hohen Sonne' etwas rasten zu können. Hoffentlich werde ich oben nicht wieder dem Menschen begegnen!" setzte er hinzu, indem sich der Ton seiner Stimme verdüsterte und seine Stirne sich verfinsterte.

„Welchem Menschen?" fragte die Gattin besorgt.

„Welchem Menschen?! Wie kannst Du so fragen! Diesem widerwärtigen Gesellen, diesem unausstehlichen, vollbärtigen Suitier, der uns überall hin verfolgt wie schlechte Laune. Der könnte mir den Spaziergang gehörig vergällen."

Und Fabrikant Schmidt zitterte förmlich vor Verdruß.

„Aber, lieber Mann," beschwichtigte seine Gattin, „wie magst Du Dir schon zum Voraus den Genuß verbittern! Er wird nicht da sein."

„Ich hoffe es!"

„Und wäre es auch der Fall, was kümmert er uns?!"

„Was er uns kümmert? Sein Anblick regt und bringt mich auf, reizt mich."

„Aber," wandte die Gattin sanft ein, „wie kann die bloße Erscheinung eines wildfremden Menschen —"

„Eben dieser wildfremde Mensch setzt sich uns überall gegenüber, sucht mit kecker Unverschämtheit Gelegenheit, sich uns zu nähern . . ."

„Gut, man wendet sich kühl ab und läßt ihn sitzen. Uebrigens," wagte die Mutter Klara's jetzt zu bemerken, „kann man doch nicht behaupten, daß er sich dreist benehme. Im Gegentheil, er hält sich bescheiden und sieht anständig aus, scheint überhaupt ein gebildeter junger Mann zu sein. So viel ich zufällig gehört, ist es ein Doktor Roth."

„Roth, Doktor Roth, was ist das?" versetzte der Fabrikant geärgert. „Roth ist X., N. N. Niemand. Roth kann Jeder heißen. Ich kenne allein acht ‚Roth' von Person, von welchen zwei Professoren, einer Ge-

richtsrath, drei Kaufleute und zwei Fabrikanten sind. Auf diesen Namen kann jeder Abenteurer, je der Schwindler verfallen. Und dann, was ist das für einen jungen Mann, zur besten Jahreszeit auf den Touristenwegen umherzulungern."

„Nun, wir thun es ja gewissermaßen auch," wandte die gute Frau mit sanfter Stimme ein.

„Ja, wenn man sich das ganze Jahr hindurch geplagt hat, — das ist etwas Anderes."

„Kann es nicht auch bei ihm der Fall sein?"

„Schwerlich. Punktum. Er ist mir einmal zuwider, in der Seele zuwider!" fuhr der Fabrikant trotz des Punktums fort. „Ist es denn erträglich mit dem Menschen? In Reinhardsbrunn sitzt er uns stundenlang gegenüber und starrt uns an; wir brechen auf nach dem Inselsberg und droben grinst uns auch schon der Vollbart verbindlichst niederträchtig entgegen. Wir kommen nach Liebenstein, — wer raucht da ganz vornehm seine Cigarre zum Kaffee unter den Bäumen der Terrasse? Und so ist's in Ruhla, so in Thal, — wo wir hinkommen, hat ihn der Kukuk auch schon. Es ist ja nicht zum Aushalten mit dem Menschen!"

„Mir gefällt der junge Mann!" mischte sich hier die Stimme der Tante Elisabeth ein, welche nachfolgend die letzten Worte des jetzt lauter gewordenen Gesprächs der Gatten vernommen hatte. „Er scheint aus guter Familie zu sein, hat etwas Gewinnendes, Distinguirtes."

„Hm, hm!" machte der Schwager mit einem bösen Blick nach der Sprecherin, indem er etwas in den Bart brummte. Laut aber sagte er: „Das ist die Art solcher Suitiers. Man kennt ja das bestechende Wesen solcher norddeutschen Schwindler."

„Der Sprache nach," versetzte Elisabeth, „ist er ein Süddeutscher."

„Das schützt nicht vor dem Schwindelgeist."

„Dein Vorurtheil, Schwager. Wie gesagt, er macht mir einen bessern Eindruck, gefällt mir. Ich verüble ihm auch keineswegs seine Annäherungsversuche, da er uns liebenswürdig findet."

„Mag er Dir gefallen, Dich liebenswürdig finden oder nicht, — ich werde ihn fern zu halten, ihm die Zudringlichkeit zu verleiden wissen, Elisabeth!" sagte der Fabrikant jetzt erregt und gereizt, so daß seine Frau beschwichtigend bat:

„Ach, so laßt doch den Menschen. Warum denn wegen dieses Fremden Unfriede! Schweigen wir von ihm, — es ist ja wahrhaftig nicht der Rede werth. Und sieh' da, Gott sei Dank, wir sind an Ort und Stelle!"

In der That befand sich die Gesellschaft, über den Rand der Höhe aus dem grünen Forste tretend, vor den beiden Häusern, welche dem Waldsaum gegenüber jenseits des Rasenplatzes am Rennsteig stehen und zur „hohen Sonne" gehören. Das Wirthslokal selbst befindet sich jedoch weiter östlich an der Straße, wohin sich nun unsere Gesellschaft längs der beiden Häuser hin über den Rasen begab. Eben, als man den Wirthsgarten erreichte, räumte eine andere Gesellschaft, zur Weiterfahrt aufbrechend, eine der Lauben, von der man sofort Besitz zu ergreifen sich beeilte.

Während man sich so eines beauemen, schattigen Platzes versicherte, wo man sich der Rast hingeben, an einer Tasse Kaffee erquicken konnte, hatte der Vater Klara's es nicht unterlassen, seine Augen forschend über die mit Gästen besetzten Tische des Wirthsgartens gleiten zu lassen. Und erst als sein Blick dem Gegenstand seines argwöhnischen Widerwillens nicht zu begegnen vermocht hatte, ließ auch er sich mit einem Ausdruck der Befriedigung und Genugthuung nieder.

„Gott sei Dank!" seufzte er dabei erleichtert auf, indem er leise hinzufügte: „Er ist nicht da!"

Nun durfte er sich vornehmen, keinen Kümmernissen weiter nachzuhängen, und auch die Uebrigen überließen sich dem behaglichen Gefühl, hier ausruhen zu können und Erholung zu finden. Als nur einmal der braune Trank in der Kanne dampfte, die Tassen von Tante Tröndchen gefüllt und umhergereicht waren, — denn sie war mit dieser Dienstleistung den anderen Damen zuvorgekommen, — theilten Alle mit Munterkeit die angenehme Empfindung geselligen Vereins im Freien, auf der Höhe des Gebirgs am Rennsteig. Nur Klara hielt zurück, wenn nicht verdrossen, so doch etwas verschlossen, was jedoch bei ihrer Jugend in dieser Gesellschaft nicht besonders auffiel.

Dagegen war ihr Vater um so munterer. Wenn er nur wollte, konnte er auch sehr liebenswürdig sein, und dann pflegte er sich gerne mit seiner Schwägerin Elisabeth zu necken. Deren gesunde, frische Natur war dem Scherze niemals gram. Heute ganz besonders kehrte sie eine gewisse heitere Trockenheit heraus, die unbekümmert um den Eindruck ihrer Haltung sich frei und ungezwungen gab und äußerte. In solcher Stimmung war sie am wenigsten geneigt, ihrem Schwager etwas schuldig zu bleiben oder seine Selbstherrlichkeit anzuerkennen, die er auch im Scherze gerne geltend zu machen suchte.

„Elisabeth," wandte er sich jetzt an die Schwägerin, „liegt mein Hut nicht hinter Dir auf der Bank? Wo habe ich ihn nur hingebracht?"

„Das ist mir sehr gleichgültig," sprach sie. „Ich sitze da so bequem. Suche ihn Dir nur selbst, Schwager."

Als jedoch Klara und deren Mutter sich darnach suchend bückten, nahm ihn Elisabeth rasch auf, hing ihn an einen Zweig der Laube, von wo ihn der Schwager selbst holen konnte.

„Sie sehen, Herr Bruder," äußerte dieser, indem er sich mit der vertraulich achtungsvollen Anrede an den Großhändler wandte, „ganz so wie Frau und Kind vermochte ich die Schwägerin nicht zu ziehen."

„Und Deine Meinung hierauf?" fragte Frau Schmidt ihre Schwester nach einer kleinen Pause mit schüchternem Lächeln.

„Indem ich schwieg, äußerte ich sie deutlich genug," war die Antwort.

„Hm! Ach so!" begann jetzt der Schwager. „Du

Rosenzeit. Nach dem Gemälde von W. Schütze. (S. 914.)

behältst sie zurück. Das ist sonst nicht Deine Art. Jedenfalls ist es aber an uns Männern, der Wahrheit stets die Ehre zu geben."

„Sollte auch hier Fräulein Elisabeth abweichender Meinung sein?" fragte Herr Bertuch mit verbindlichem Lächeln.

„O ja! Ich kenne meinen Schwager. Er hat wohl den Muth, die Wahrheit zu sagen, jedoch nicht auch sie zu hören."

„Das ist bitter," meinte dieser, „entspricht aber kaum dem Dankgefühl, von dem ich Dich beseelt glaubte, daß ich euch an so beauemen Rastort geführt habe."

„Weißt Du, Schwager, wer auf Dank zählt, verdient keinen."

„Sie hören, Herr Bruder," wandte sich Klara's Vater wieder an seinen Geschäftsfreund, „man muß mit ihr auf der Hut sein. Es ist nicht immer klug, sie zum Reden zu reizen."

„Elisabeth denkt wohl," fiel hier Tante Träudchen ein, „ganz geschwiegen oder ganz mit der Sprache heraus. Du wirst es wohl wissen, Minna von Barnhelm sagt dieß."

„Wenn ich Alles wissen müßte, was diese Plaudertasche sagt!"

„Plaudertasche? Minna von Barnhelm? Welche Versündigung!"

„Das Fräulein," bemerkte hier der Großhändler, „hat dieß wohl auch nur gesagt, um es zu bereuen. ‚Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder!' wie Schiller sagt."

„Möglich, daß dieß Schiller auch sagt," versetzte Elisabeth, „daß es aber Goethe sagt, weiß ich gewiß."

Großhändler Bertuch erröthete ein wenig, sah aber nichtsdestoweniger mit merklich achtungsvoller Theilnahme zu der stattlichen und — beinahe hübschen Dame hinan, die ihre Zunge mit solcher Schlagfertigkeit und

Typen eines Kavallerieberitts.

Originalzeichnungen von **O. Fikentscher.**

III.

Der Bruder Schlosser macht seiner X-Beine und seiner Länge wegen die unpassendste Figur beim Reiten und Fußexerzieren, hat im Ganzen so etwas Ländliches, etwa von einer Kuh, gibt sich aber Mühe und vergißt häufig bei einem halben Pfund Kummel mit Luft, was aus ihm selbst geworden.

Der stets wichtigthuende Paroleschreiber, wo nicht viel dahinter ist. Soll für seinen Dispens vom Stalldienst ꝛc. eigentlich viel thun, verläßt sich aber meist auf Andere, die er immer findet. Sein charakteristischer Dienst ist neben dem Abschreiben des Parolebefehls das Herstellen der Pferdenationale im Stalle, worauf er sich nicht wenig zugute thut und große Auslagen für Schlemmkreide, Putzzeug ꝛc. eingibt. Er geht entweder in schmutziger Jacke und Pantinen oder auswendig lackirt im Extraanzuge.

Der nie aus der Contenance zu bringende Tramoldat im beruhigenden Bewußtsein einer halbjährigen Dienstzeit; er hat immer etwas Würdiges, Vertrauenerweckendes in seiner patriarchalischen Stimmung. Dem ist es sehr wohl bewußt und macht überall, besonders Sonntags in der Tabagie, eine gnädige Geschichte, umhüllt von einer beständigen Ammoniak- und Tabakatmosphäre.

Der als unkulturfähig zur Küche kommandirte. Es ist wenig über ihn zu sagen, als daß er zerlumpt, faul und schmutzig ist und einen raubthierähnlich ranzigen Geruch um sich verbreitet. — Er ist ein unvermeidliches Uebel!

Der Herr Sergeant im außergewöhnlichen Zustande der Ruhe nach dem Rekrutenexerzieren.

Der Unteroffizier in seiner Nichts durchbohrenden Gestalt als früherer Bursche und hier als dessen Chef.

Folgerichtigkeit zu gebrauchen verstand, und dabei eine Belesenheit und Urtheilsfähigkeit auf diesen Gebieten verrieth, welche er um so mehr schätzte, als sich ihm nachgerade die eigene Unzulänglichkeit aufdrängte. Etwas verschüchtert zog er sich jedoch möglichst aus dem noch fortdauernden Wortkampf zurück, indem er sich zu Klara beugte, die inzwischen theilnahmlos daneben gesessen war.

„Gewiß ist auch Fräulein Klara tief eingeweiht in die Mysterien der Literatur?" sprach er.

„Ich? O nein!"

„So! Sie hegen vermuthlich besondere Neigung zur Kunst, üben sie wohl selbst, malen und zeichnen vortrefflich?"

„Ganz und gar nicht. Ich habe nicht das mindeste Talent hiezu."

Der ausgezeichnete Mann sah ziemlich enttäuscht drein, bevor er weiter fragte:

„Dann ist meine Ueberzeugung, daß Sie für Musik begeistert sind, ausgezeichnet spielen und singen."

„Gott bewahre mich," antwortete Klara ruhig, „ich treffe keine Note. Ich bin überhaupt sehr talentlos und verstehe mich auf keine schönen Künste."

Großhändler Bertuch saß da mit angehaltenem Athem. Das — ein so unbefangenes Eingeständniß vollständiger Talentlosigkeit war ihm bei einer jungen Dame noch niemals vorgekommen. Förmlich bestürzt sah der ausgezeichnete Mann drein. War es denn möglich, — dieses engelschöne Mädchen mit dem vollen, weichen Antlitz, den rosigen Wangengrübchen, den Sammetveilchenaugen unter seidenen Wimpern wäre so, so, so — — nein! Albern sah sie doch wahrhaftig nicht aus, eher das Gegentheil. Es konnte ja sein, daß sich ihr Verstand, ihre Neigungen mehr auf das Praktische richteten, und das war in unserer realistischen Zeit wahrlich nicht zu unterschätzen.

„Nun," fing er nach wieder erlangter Fassung an, „was hat man auch viel davon, von diesen brodlosen Künsten. Jede Gouvernante kann das und es wäre Zeitversäumniß, sich aneignen zu wollen, was man um Geld so leicht von Anderen haben kann. Es gibt ein reelleres Können und Wissen und es wird nachgerade allgemein betont, daß wir wieder echte, gute, verständnißvolle Hausfrauen haben und heranbilden müssen. Es ist zum Exempel etwas Herrliches um die Kochkunst, — Fräulein Klara, Sie verstehen gewiß gründlich diese edle, diese vortreffliche Kunst."

„Nein, auch diese edle, diese vortreffliche Kunst verstehe ich nicht."

„Es ist am Ende auch nicht nöthig," meinte er nun etwas verwirrt. „Dergleichen gibt sich, lernt man bald, und dann gibt es ja jetzt sehr geschickte Köchinnen, — man zahlt ja den Lohn und die Hausfrau hat nur für die Anordnung des Ganzen zu sorgen. Fräulein Klara wüßte gewiß in ausgezeichneter Weise ein Festmahl zu arrangiren."

„Nein. Aber mitessen könnte ich."

Dem ausgezeichneten Mann stand jetzt der Verstand still. Er starrte einen Augenblick das schöne junge Mädchen verzweiflungsvoll an. Dann sagte er leise vor sich hin:

„Das ist allerdings nicht so schwer!"

Auch den Uebrigen in der Laube war dieser Schluß des Gesprächs nicht entgangen. Während Tante Träudchen jetzt ganz erschrecklich die Nase rümpfte, der Vater aber seinem Kinde mit puterrothem Kopfe ingrimmige Blicke zuwarf, wollte sich Tante Elisabeth halb todtlachen. Die Mutter aber, selbst humoristisch angeweht, wenn sie auch nicht in Gefahr zu ersticken kam wie ihre Schwester, warf der Tochter sanft vor:

„Aber nein, so schlimm steht es doch keineswegs mit Dir, mein Kind. Man muß sich denn doch nicht um so viel ungeschickter ausgeben, als man wirklich ist."

„Ich finde, daß Klara so Unrecht nicht hat," fing jetzt Tante Elisabeth noch immer heiter an. „Essen, Mitessen ist auch eine Kunst, die gelernt sein will, wie das Anordnen, worin Tante Träudchen die Meisterin ist, aber — —"

Mitten im Satze hielt Tante Elisabeth inne, nach dem rothköpfigen Aufwärter schauend, der, herangetreten, mit ungewöhnlichem Interesse zuhörte und verständnißinnigen Blicks im Kreise umherschaute. Etwas unwirsch fragte Klara's Vater nach seinem Begehr.

„Entschuldigen Sie, meine Herrschaften, entschuldigen Sie," begann der Kellner, „sind Sie vielleicht die Gesellschaft, die hier erwartet wird?"

„Erwartet? Wer soll uns erwarten!"

„O, es ist sehr, sehr nachgefragt worden."

„Nachgefragt? Uns?"

„Ganz richtig, sechs Personen, genau, wie man Sie beschrieb. Tante Träudchen, nicht wahr?"

Das Erstaunen im Kreise wuchs.

Ganz unbefangen aber fuhr der Rothkopf fort:

„Und sind Sie nicht Herr Schmidt, Schmidt aus Krefeld?"

„Schmidt ist mein Name."

„Nun, man hat sich eifrig nach Ihnen erkundigt, Herr Schmidt."

„Nach mir? Wer kennt mich hier?"

„Sie werden schon wissen, Herr Schmidt, — ein Herr Vetter."

„Von mir? Hier? Ein Vetter? Wer soll das sein?"

„Er erwartet Sie schon den ganzen Nachmittag. Ja, er wich nicht vom Fleck und sitzt noch dort unterm Baum, wo man den schönen Blick nach der Wartburg hat. Das müssen Sie sehen, Herr Schmidt."

Neugierig und dabei nicht ohne schlimme Ahnung erhob sich der Fabrikherr, um etwas vorzutreten, den Kopf aus der Laube zu stecken und mit den Augen der angedeuteten Richtung zu folgen. Er ward roth und blaß, sehr blaß. Rasch wieder in die Laube an seinen Platz zurückgleitend, sah er verwandelt, fast verstört drein.

„Was ist denn?" fragte bestürzt seine besorgte Frau.

Allein statt aller Antwort wandte er sich an den Kellner.

„Und dieser Mensch hat Ihnen wirklich gesagt, er sei — mein — mein Vetter?"

Verwirrt von dem aufgeregten Wesen und den Blicken des Fabrikherrn erwiederte der Aufwärter befangen:

„I — nein, Sie seien sein Vetter."

Ohne sich weiter nach ihm umzuschauen, kehrte sich Herr Schmidt wieder seiner geängstigten Gattin zu, ihr zuflüsternd:

„Er ist da — der richtige Schwindler. Allein, er soll nur kommen, — ich will ihn bevettern. — Es ist entsetzlich, mir die ganze Reise verleidet, die ganze Reise!"

„Fasse Dich, laß ihn doch!" bat die arme Frau inständig „Um des Himmels willen, was kümmert er uns! Hat er Dich denn bemerkt?"

„Nicht wohl. Er sah auf die Waldwege hinaus."

„Gut, so hat er keine Ahnung von unserer Anwesenheit. Und wenn auch, so wäre es doch eher zum Lachen als zum Aergern. Vermeide doch das Aufsehen!"

„Gut! Gut! Habe keine Sorge, Skandal wird vermieden. Aber ich werde ihn bevettern, wenn es sein muß, darauf kannst Du Dich verlassen."

Mit dieser Versicherung, welche die arme Frau keineswegs völlig beruhigte, lehnte sich der Fabrikherr zurück, nahm eine gelassene Miene an und eine Cigarre in den Mund, die er jedoch mehrmals anzünden mußte, bis sie ordentlich rauchte. Der Großhändler folgte seinem Beispiel nicht, da er nur selten und in Gesellschaft von Damen gar nie rauchte. Allein er sah mit einiger Spannung nach seinem Geschäftsfreund, ob der sich nicht weiter über eine Angelegenheit auslassen werde, welche doch augenscheinlich dem ganzen kleinen Kreis Gelegenheit zum Nachdenken gab.

„Was gibt's denn eigentlich?" fragte jetzt Tante Elisabeth leise, indem sie sich zu ihrer Schwester beugte. „Ist er wirklich hier?"

Klara's Mutter nickte mit banger und besorgter Miene, daß dem allerdings so sei. Auch Großhändler Bertuch hatte die Frage, sowie die bejahende Geberde verstanden. Ihm war nicht entgangen, um was es sich eigentlich handelte, und so machte er halb für sich eine Bemerkung, bei welcher er wider seine Gepflogenheit die Worte nicht besonders auf die Wagschale legte.

„Es scheint doch gewissermaßen ein verfluchter Kerl zu sein," äußerte er nämlich, indem er hinzusetzte: „Der richtige Schwerenöther!"

„Herr Direktor," versetzte jetzt Elisabeth, „Sie haben doch wohl kein Vorurtheil gegen einen Fremden, der uns in keiner Weise zu nahe tritt! Oder genirt er Sie?" —

„O, ganz und gar nicht, meine Hochverehrte. Ich habe keinerlei Vorurtheil, nicht das mindeste Vorurtheil. Allein es liegen doch Dinge vor, Symptome möchte ich sagen, die zur Vorsicht mahnen, Argwohn erwecken können."

„Wie so denn?"

„So zum Exempel hat er sich für einen Vetter ausgegeben. Das deutet auf Verschmitztheit."

„Wenn es nicht auf einem Mißverständniß des Kellners beruht!" entgegnete Elisabeth, indem sie gleichgültig ihr Tuch fester um den Hals schlug und sich an der Laube anzulehnen suchte.

„Was kümmert uns, wer außer unserm Kreise lustwandelnd diesen grünen Raum besucht!" sprach Träudchen dazwischen, während Klara's Blick wieder jenen gespannten Ausdruck annahm, der diesem jugendlichen Gesicht eigentlich gänzlich fremd hätte sein müssen.

Das junge Mädchen rückte näher zu der Tante hin, umschlang mit der Linken traulich deren Nacken und stellte leise die Frage an sie, was denn eigentlich ein Schwerenöther sei.

Elisabeth erwiederte fragend:

„Hast Du den Ausdruck noch nicht gehört, Klara?"

„Gehört schon, Tante, aber nie einen bestimmten Begriff damit verbunden."

„Nun gut, ein Schwerenöther, sieh', Kind, das ist Einer, der sich und Andere leicht in schwere Noth bringt."

Klara nahm die Deutung stillschweigend hin und verfiel wieder in die seitherige Theilnahmlosigkeit, indeß ihr Vater nunmehr etwas herb und dringend daran erinnerte, daß, wenn noch die Tour nach Wilhelmsthal gemacht werden solle, es hohe Zeit zum Aufbruch sei. Allein Tante Elisabeth protestirte; man sei noch zu erschöpft und zu wenig erholt, müsse doch erst seinen Kaffee ruhig austrinken können und sich etwas umsehen. Auch Tante Träudchen machte darauf geltend, daß man nicht weg dürfe, ohne den berühmten, im Reisehandbuch mit einem Sternchen versehenen Durchblick nach der Wartburg genossen zu haben.

„Gut," sagte jetzt Schwager Schmidt, innerlich voll Wuth, zu Elisabeth gewendet. „Du kannst mit Tante Träudchen nach der Aussichtstelle, — ich vermag nichts dagegen einzuwenden. Klara jedoch ist zu erhitzt."

„Ich erhitzt?" meinte Klara etwas unüberlegt. „Gar nicht."

„Doch!" sprach ihr Vater in einem Ton, der Widerspruch ausschloß. „Und es ist sehr zugig dorten, wie ich von früher weiß. Du bleibst hier bei Deiner Mutter."

Die Tochter ergab sich mit guter Miene und scheinbar gelassen in diese Verfügung.

„Wir können es ja riskiren, Träudchen," bemerkte Elisabeth, indeß auch Herr Bertuch Lust nach dem Durchblick bezeugte. „Wir wollen nur vollends unsere Tassen austrinken."

(Fortsetzung folgt.)

Rosenzeit.

Gemälde von W. Schütze.

(Hiezu das Bild S. 912.)

„Rosenzeit, wie schnell vorbei!" Wer denkt an dieß Wort des Dichters bei diesem blühenden, freundlichen Bild voll Sonnenschein und Jugendluft! Die Mutter hält den Kleinen über die Mauer, um ihn in des Nachbars Garten sehen zu lassen, wo das hübsche junge Bauernkind Rosen pflückt, von denen natürlich der Kleine auch haben will — was will ein Kind nicht haben? — haben, um es im nächsten Augenblick wegzuwerfen. Das Mädchen ist gleich bereit, ihre schönste Rose herzuschenken: sie freut sich, auch etwas schenken zu können, so arm sie ist, freut sich über das lachende Gesicht des Kindes, das gierig darnach langt, über den Dank der Mutter, die eine Gabe, die ihrem Kleinen wird, als wäre sie ihr selbst geschenkt ansieht. Es wird der freundlichen Spenderin nicht unbelohnt bleiben. Die Rose wird in anderer Gestalt über die Mauer zurückwandern, als ein Halstuch oder sonst ein Sonntagsschmuck. Möge sie noch lange blühen, diese fröhliche, freundliche Rosenzeit — für unsere drei hübschen Rosen!

Die Zauberin Roma.

Von

Hermann Oelschläger.

Fragt man den Mitteln und Künsten nach, mit welchen die alte Zauberin am gelben Tiber Einem so leicht und für immer das Herz bestrickt, daß es wahrhaftig nicht noch ein Trinken aus der Fontana Trevi braucht, um die tiefe Sehnsucht, das grenzenlose Heimweh nach Rom sein ganzes Leben lang nicht mehr los zu werden, so findet sich die Antwort schnell genug, und vielleicht ist es ängstlichen Gemüthern eine Beruhigung, zu sehen, mit wie einfachen und natürlichen Dingen es bei diesem Zauber zugeht.

Ja, einfach und natürlich. Aber zu Hause, an den dunklen deutschen Wintertagen voll ewiger Nebel, und an den langen Winterabenden, die Einem den Bierphilister mit seiner trägen Indolenz und seiner eingebildeten Wichtigkeit wieder so peinlich nahe rücken, da empfindet sich das Heimweh nach Rom denn doch wie ein Zauber, den nichts zu bannen vermag, der Einem das Herz zum Zerspringen fest umschnürt und den man selbst dann kaum losschütteln kann, wenn uns der heißere Sommer wieder in grüne Waldeinsamkeit und auf blaue Bergeshöhe führt. Und selbst da, wer steht mir dafür, daß ich nicht mitten in den ragenden Hallen eines Buchenwaldes, der mit seinen goldenen, immer bewegten Sonnenringen und mit seinem mächtigen Blätterrauschen im Winde so deutsch ist als möglich, plötzlich in dämmeriger grüner Ferne ein weißes Marmorbild vor mir auftauchen sehe, das mich zu grüßen und mir zu winken scheint? Wir kennen uns wohl. Und habe ich mich nicht schon wirklich einmal mitten in all' der Sommerherrlichkeit auf dem Wunsch ertappt, das Alles, Alles hingeben zu können für einen einzigen minutenlangen Blick durch das schönste Schlüsselloch der Welt, das Schlüsselloch des Maltesergartens auf dem Aventin? Ich gebe es zu: das ist undeutsch und unpatriotisch. Ich empfinde es mit Beschämung. Aber wer kann dafür? Es ist eben ein Zauber.

So sehr es von unserer heutigen Zeitrichtung verkannt oder geleugnet werden mag, so wahr ist und bleibt es doch, daß unsere ganze Kultur auf dem Boden der alten klassischen Literatur, der alten griechischen Kunst wurzelt, und daß nach jedem Zeitalter der Barbarei, der Versunkenheit, der Revolutionen die Menschheit sich immer wieder genöthigt sehen wird, nach jenem Lande der ewigen Schönheit zurückzuwandern, und von dort wie aus einem Paradiese sich die verlorenen Ideale zurückzuholen. Sind die Völker, die so Großes und Herrliches geschaffen haben, auch längst vom Schauplatz des Lebens abgetreten, so wirken sie durch die unsterblichen Thaten ihres Geistes doch heute nach Jahrtausenden noch in unvergänglicher Frische fort. Das Band, welches von ihnen zu uns leitet, kann durch das Herandrängen eines rohesten Materialismus, durch die Faust einer übermächtigen Brutalität für eine Zeit gelöst scheinen oder wirklich gelöst sein — der glückbringende Genius der Menschheit leitet doch immer wieder zu ihm zurück und an seiner Hand gelangen wir

immer wieder zu jenen wunderbaren Quellen der Kunst, der Poesie, der Geschichte, die nun schon Jahrtausende lang nicht müde werden, sich in vielen Strömen immer neu befruchtend durch die Welt zu ergießen.

Führte jene wunderbare, immer wieder neu schöpferische Nachwirkung nicht von Homer zu Ennius, von Ennius zu Virgil, von Virgil zu Dante? War es nicht Petrarca, dessen dichterische Natur sich zuerst wieder an der Schönheit und Tiefe der römischen Schriftsteller und Dichter begeisterte und der durch ganz Italien und Deutschland zuerst wieder jenen Enthusiasmus für das römische und griechische Schriftenthum weckte, welcher die glorreiche Epoche der Palingenesie so glänzend einleitete? Verdanken nicht gerade die Schöpfer der neueren Kunst, Michel Angelo und Rafael, was sie Großes und Schönes geschaffen, nächst ihrem angeborenen Talente dem Studium der Alten? War es nicht Winckelmann, der am Studium der antiken Kunstwerke in Italien die Gesetze der Kunst überhaupt wieder zuerst erkannte, der aus ihm die Idee einer geschichtlichen Entwicklung der Kunst zuerst erfaßte und deren engen Zusammenhang mit der Geschichte der natürlichen und politischen Verhältnisse eines Volkes überhaupt zuerst klar legte und genau entwickelte? Bezeichnete nicht für Schiller, wie namentlich für Goethe das vertrautere Studium der Antike geradezu den Beginn einer neuen Bildungsepoche, in welcher sie ihr Volk mit den reichsten und besten Früchten eines hochgestimmten künstlerischen Schaffens beschenkten?

Alles das ist ja nicht neu, wenngleich es in unserem Zeitalter der Gewerbeschulen und Realgymnasien nicht oft genug gesagt werden kann; wenn aber das Studium der Antike auch nicht aus Jedem einen Dante und Petrarca, Winckelmann und Goethe macht, so ist es doch gewiß, daß vor Allem der an griechischem und römischem Geiste Gesättigte als Dichter, als Gelehrter, als Staatsmann, Künstler, Philosoph, überhaupt als Mensch berufen ist, nach den höchsten Zielen zu streben und sich zu jener Stufe der Bildung zu erheben, von der aus wir das wirre und betäubende Treiben der Welt uns zu Füßen erblicken, und im stolzen Bewußtsein der Sicherheit unseres Selbstwerthes das Wort des römischen Dichters wiederholen dürfen: Odi profanum vulgus et arceo.

Wer aber wirklich das Glück gehabt hat, in seiner Jugend den Durchgang zum späteren Jahrmarkt des Lebens durch den Tempel der großen alten Zeiten zu nehmen, dem ist Rom schon lange zum Brennpunkt seines geistigen Lebens geworden, zum Typus von Weltmacht und Weltherrlichkeit, Weltkunst und Weltliteratur. Denn wie einst die Waffen der römischen Republik siegreich die damals bekannte Welt umschritten, so eroberten sich auch Kunst und Literatur, neu aus der Erde gegraben und neu aus den Klöstern hervorgeholt, nachgerade siegreich die Welt; aber ihr Siegeszug dauert heute noch fort und ihre Herrlichkeit wird auch in der Zukunft nicht versinken, während das römische Weltreich schon vor bald anderthalb Jahrtausenden in Trümmer gefallen ist.

Wer nun mit solchem Wissen und Bewußtsein an das Gestade des Wellschutt führenden Tiber kommt, dem erfüllen sich angesichts der gewaltigen Trümmerwelt, in die er sich versetzt sieht und deren Geschicke ihm so bekannt sind — waren doch die Geschicke der Welt einst mit ihnen verknüpft — rasch seine alten Träume von römischer Pracht und Herrlichkeit; die alten zerfallenen Tempelhallen mit ihren marmornen Götterbildern wölben sich wieder in kühnen Bogen über seinem Haupte, geschmückt mit der farbenbunten Mosaik ihrer Kassetten, die Siegesbogen bauen sich ihm aus leuchtendem Marmor wieder auf, die Paläste, von den kostbarsten bunten Marmorsäulen getragen und mit den vollendetsten Kunstschätzen aus allen Theilen der Welt gefüllt, erheben sich ihm wieder aus dem Schutte; die Erzbilder der Kaiser und großen Römer, zu Tausenden über die hallenumgebenen Märkte und Bäder und Gärten vertheilt, ragen wieder in die sonnige Luft, und indem er über das antike Pflaster der heiligen Straße wandelt, bevölkert seine Phantasie sie leicht mit dem unendlichen Gewühl einer aus allen Nationen der Welt zusammengesetzten, hieher nach dem „Mittelpunkt der Erde" geströmten, sich drängenden, stoßenden, lärmenden Bevölkerung, sieht sich umbraust von den betäubenden Wogen eines öffentlichen Lebens und eines Verkehrs, wie ihn heutzutage keine Stadt der Welt auch entfernt nur bietet.

Man braucht kein Piranesi zu sein, um an der Hand der alten Quellen sich das kaiserliche Rom in solcher Weise wieder aufzubauen. Dabei mag ja auch wohl ein Irrthum mit unterlaufen und das Rom des Hadrian mit dem des Augustus einmal zusammengeworfen werden. Aber darauf, auf eine antiquarische Einzelheit kommt es ja auch gar nicht an, sondern darauf, ein strahlendes Vollbild zu gewinnen und die Steine zu beleben und die Säulen sprechen zu lassen.

Gewaltig, übermächtig ragt heute noch das Kolosseum, und dieß ehrfurchtgebietende Haus der Spiele und des Schaugepränges bezeugt vor Allem noch jenen Zug der Großartigkeit, des Gigantischen, des Ungemessenen, der sich vom Gebiete der Politik weg auch auf dem Gebiete der Kunst und namentlich der Architektur dem römischen Geiste aufdrängte. Ein Blick vom Aussichtsthurm des Palatins zeigt die imposanten Größenverhältnisse des flavischen Amphitheaters am besten. Zugleich liegt vor den Augen des Beschauers links in der Tiefe das Forum romanum, besät mit Säulenresten, Tempelruinen, Triumphbogen, und die Lebhaftigkeit unseres Geistes gestattet uns leicht, den verhältnißmäßig kleinen Platz, von dem aus die damalige Welt regiert wurde, dessen stürmischeres oder friedlicheres Treiben gewissermaßen den Pulsschlag des öffentlichen Lebens der ganzen Welt bildete, in seine alte Herrlichkeit zurückzurufen. Tempel, Basiliken, Bogenhallen, Ehrensäulen, Reiterstatuen, von Marmor leuchtend, von Gold glänzend, von Erz funkelnd, bedeckten und begrenzten diesen „Zaubersaal der Kaiserzeit", durch den sich die heilige Straße hinauf zum Kapitol wand, dessen Jupitertempel das Forum und die ganze Stadt in stolzer Herrlichkeit weit überragte.

Auf derselben heiligen Straße, die wir hier vor uns sehen, auf denselben Polygonen, über die heute noch unser Fuß hinwegschreitet, stiegen, umbraust vom leidenschaftlichen Jubel des Volkes, jene prachtglänzenden Triumphzüge, die ihresgleichen in der Welt nicht wieder gesehen haben. Der herrlichste aller war wohl jener des Aurelian, des großen Reformators des entarteten Staates, der vor sich her die schönheitstrahlende Königin des Ostens führte, Zenobia, vom Gewicht ihrer Juwelen fast erdrückt, aber um den schönen Hals mit goldener Kette belastet, deren Ende ein Sklave ihr nachtrug. Nach ihr kam dann der kaiserliche Triumphator selbst, auf einem Wagen von vier Hirschen gezogen. Die fremden Könige und Fürsten, die erst unter dem Hohn des Volkes in den Triumphzügen paradirt hatten, wurden dann meist in den von Schmutz und Finsterniß starrenden Gewölben des unterirdischen Kerkers, der da drüben in der Ecke noch vollständig erhalten ist, grausam hingemordet; dort starb auch der ehrgeizige Jugurtha einen langsamen Hungertod, dort ließ Cicero den catilinarischen Verschwörern die Kehle mit einem Strick zuschnüren. Die Sicherheit des römischen Staates war von dieser Verbrecherbande auf's Aeußerste bedroht worden, und wir stehen hier in demselben Raum, der ihre letzten Zuckungen gesehen, in dem sie ihr Majestätsverbrechen qualvoll gebüßt haben. Wir glauben die Feuerreden Cicero's zu hören, die er gegen sie geschleudert und die allein schon den großen Redner, den „Vater des Vaterlandes", vor dem tragischen Verhängniß hätten bewahren sollen, dem er später zum Opfer fiel. Gehörte er doch zu jenen Römern, welche die Ermordung Cäsar's gebilligt hatten, und hier auf demselben Forum können wir vor dieselbe kaiserliche Rednerbühne treten, von der herab einst Antonius das römische Volk angesichts der Leiche Cäsar's haranguirt hatte und zu deren Füßen die Leiche dann selbst verbrannt worden war. Welche Namen! Welche Geschichten! Welche Erinnerungen! Der Wendepunkt eines Weltreiches, das nun seine Freiheit für immer verloren hatte und fortan der schrankenlosen Willkür meist despotischer Cäsaren verfallen war. Cicero wie Cäsar hatten ihre Wohnung an der heiligen Straße, Letzterer erst seit seiner Wahl zum Oberpriester in einem dem Staate gehörigen Palaste.

Ueber das Forum und dieses ungeheure Meer von Dächern, Kuppeln, Säulenspitzen grüßt aus blauer Ferne der klassische Sorakte her. Man kann ihn nicht nennen, ohne an Horaz zu denken, ohne sich Virgil's zu erinnern, die ihn Beide in ihren unsterblichen Versen gefeiert haben, und mit einem Schlage steht das glänzende Bild des Augusteischen Zeitalters vor unserer Seele, und zugleich mit ihm das Bild jenes Musenhofs, mit welchem da drüben auf der Höhe des Esquilins in seinem großartigen, parkumgebenen Palaste sich Mäcenas umgeben hatte. Kein Palast der römischen Kaiser, der römischen Großen, so viele sich deren auch in herkömmlicher Weise den Dichtern, Gelehrten, Künstlern gastfreundlich und mit verschwenderischer Liberalität öffneten, hat je wieder einen so glänzenden und geistig hervorragenden Cirkel gesehen, wie das Haus des Mäcenas. Dieser selbst wurde nach seinem Tode hier auf dem Esquilin inmitten seiner herrlichen Gärten begraben, in deren Schatten er so oft mit seinen Freunden in ernsten und heiteren Gesprächen sich ergangen hatte, — neben ihm dann später sein treuer Horaz, und vielleicht waren die Gräber der Stelle nicht fern, an der man jüngst das „Auditorium des Mäcenas" ausgegraben hat, mit seinen im Rund sich erhebenden Sitzreihen, mit seinen schön bemalten Wänden. Auch diese Stätte ist heilig.

Später erwarben die Kaiser das Haus des Mäcenas und aus seinen Fenstern sah der fürchterliche Nero, die Zither spielend, singend, dem Brande Roms zu, desselben Roms, bei dessen Säkularfeier Horaz zu den Göttern gefleht hatte:

„Hoher Sol, der du mit dem Götterwagen
Führest auf und nieder den Tag, im Wechsel
Ewig eins, o mögest du Größ'res niemals
Schauen, als Roma."

Die Stadt erwuchs aus dem Brande herrlicher, majestätischer denn je; Reichthum, Pracht, Luxus, Tollheit überschütteten sie mit dem Schönsten, Kostbarsten, Seltensten, was die Erde bot. Aus den fernsten Ländern, von der Sonne Aufgang bis zu ihrem Niedergang, schickten die siegreichen Kaiser, Konsuln, Feldherrn dem römischen Volke Wunder über Wunder, und dort im Kolosseum, von plätschernden Springbrunnen gekühlt, von köstlichen Wohlgerüchen erfüllt, mit Netzen aus Golddraht zum Schutze gegen die wilden Thiere, wurden dem Volk von Rom Spiele geboten, deren Grausamkeit man oft verurtheilen muß, deren verschwenderische Pracht aber weder vorher noch nachher auch nur annähernd wieder erreicht worden ist. Sie war, sagt Gibbon, dem Volke angemessen, welches sich den Herrn der Welt nannte.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

Zweite Serie.

XVII.

Ein neues Kanalsystem.

Wir haben in Nummer 33 des vorigen Jahrgangs unsere Leser mit den neueren Fortschritten des Kanalwesens bekannt gemacht und ein Bild des mitteleuropäischen Wasserstraßennetzes aufgerollt, wie es in Zukunft sich gestalten sollte, wenn man die gewonnene bessere Einsicht und die neueren, wirksameren technischen Mittel dazu benützt, um die außerordentlichen Vortheile zu verwerthen, welche die Gestaltung der natürlichen Wasserstraßen Europas mit sich bringt. Auf drei Seiten von Meeren umzingelt, entsendet Europa von seiner centralen Wasserscheide seine Flüsse und Ströme nach allen Himmelsrichtungen. Die Centralalpen sind es, welche die Rhone nach dem Süden, den Rhein nach Nordwesten schicken und die nach Osten strömende Donau durch ihre Zuflüsse speisen. Auf der mitteleuropäischen Wasserscheide entspringen die Weser, die Elbe, die Oder und die Weichsel, und wenn es gelänge, alle diese Flüsse und Ströme durch ein centrales Kanalnetz unter einander zu verbinden, so daß man quer durch den Kontinent direkt vom schwarzen Meer in die Nord- und Ostsee und aus der Ostsee bis in's adriatische Meer fahren könnte, dann besäße Europa ein System von Wasserstraßen, wie auf der Erde kaum ein zweites herzustellen wäre.

Es drängt sich übrigens aus mehrfachen schwerwiegenden Gründen von Jahr zu Jahr mehr die Nothwendigkeit auf, die Wasserwege aus der Lage eines Stiefkindes zu erlösen. Während die Eisenbahnen sich von vornherein der Gunst und Pflege des Staates zu erfreuen hatten und zum Theil sogar mit dessen Mitteln subventionirt werden, wurden auf den Flüssen und Strömen Mitteleuropas bis in die jüngste Zeit sogar Zölle erhoben, deren Betrag weit über die Summen hinausging, die für die Instandhaltung des Flußbettes erforderlich sind.

Abgesehen von der Vorliebe für die Eisenbahnen, welche eine der Ursachen der Vernachlässigung der Wasserstraßen ist, trug die Gestaltung des Kanalwesens selbst wesentlich mit dazu bei, den Wasserweg in Mißkredit zu bringen. Um die Wohlthaten des letzteren vollständig zur Geltung zu bringen, sind nämlich Kanäle, als Bindeglieder zwischen den natürlichen Wasserstraßen, von solcher Beschaffenheit nothwendig, daß die Dampfschiffe der großen natürlichen Wasserläufe leicht und billig von einem Flußgebiet in das andere übergehen können. Dieß ist bis jetzt nicht möglich gewesen, nicht bloß bei dem einzigen für solchen Zweck bestimmten Kanal Mitteleuropas, dem Donau-Main-Kanal, sondern auch bei dem französischen Kanalnetz, bei welchem eigentlich im Kleinen der Plan schon ausgeführt ist, welchen wir für das mitteleuropäische Wasserstraßennetz vorgeschlagen haben. Es ist zwar in neuester Zeit, wo Frankreich die Rekonstruktion und den Ausbau seines Wasserstraßensystems beschlossen und nicht weniger als 800 Millionen Franken dafür bestimmt hat, ein für den geringsten Tiefgang eigens in England gebauter Dampfer, aus einem britischen Hafen auslaufend, von Havre die Seine aufwärts unter Benützung verschiedener Kanäle durch ganz Frankreich und zuletzt die Rhone abwärts bis in's Mittelmeer bei Marseille gefahren, allein zunächst nur zu dem Zweck, um die Möglichkeit dieses Weges durch den Augenschein zu beweisen. Für einen vortheilhaften Transport im großen Styl ist das französische Kanalnetz auch nicht viel besser geeignet, als der Ludwigskanal. Beide leiden in den trockenen Sommermonaten und in den trockenen Jahren überhaupt an Wassermangel. Im Donau-Main-Kanal können Fahrzeuge von über 4000 Centner Tragkraft gar nicht verwendet werden, und auf dem französischen Kanalnetz zwischen der Seine und der Rhone müssen z. B. vlämische Binaffen, welche mit einer Ladung von 5600 Centnern aus der Sambre ungehindert Paris erreicht haben, dreimal ihre Ladung erleichtern und endlich zurückbleiben, ihre Fracht aber noch zweimal auf kleinere Fahrzeuge umgeladen werden, weil einmal das Wasser zu seicht, das andere Mal die Schleusen zu enge sind. Es ist bei diesen Hindernissen leicht begreiflich, daß ein solches Kanalsystem gegen die Eisenbahnen nicht aufkommen kann, welche ihre Güterwagen durch den ganzen Kontinent laufen lassen können, mit der einzigen Ausnahme Rußlands. Nicht viel besser sieht es in Belgien, Holland, England und Amerika aus, wo nur der Eriekanal mit seinen Verzweigungen eine beachtenswerthe Ausnahme bildet, indem er, abgesehen von den Fluktuationen, welche die Handelskrisen nothwendig mit sich bringen, seit dem Jahre 1837 in stetem Aufschwung begriffen ist und von 1845 bis 1865 die Masse der transportirten Güter von 20 auf 60 Millionen Centner erhöht hat. Seitdem hat er noch größere Fortschritte gemacht, denn 1871 hat der Verkehr bereits rund 72 Millionen Centner erreicht und dieser Verkehr ist immer noch in Zunahme begriffen. Er verdankt dieß den technischen Fortschritten der Anlegung von Doppelschleusen und der Anwendung besonderer Schraubendampfer, deren Konstruktion durch ein Preisausschreiben von 100,000 Dollars erzielt worden ist und worüber wir bereits in unserer früheren Darstellung Näheres mitgetheilt haben. Freilich hat der Eriekanal den Vortheil hinreichender Wasserfülle. Der Umstand, daß Frankreich und Mitteleuropa diesen Vortheil nicht besitzen, was einestheils von der erhöhten Lage, anderntheils von der Verminderung der Wälder und endlich von der mit der Zeit natürlich fortschreitenden Versandung der Flußbette herrührt, ist das Haupthinderniß einer gedeihlichen Entwicklung des Kanalnetzes.

Diese Uebelstände müssen aus verschiedenen Gründen beseitigt werden, welche als wahre Lebensfragen Europas zu betrachten sind. Vor allen Dingen muß die mittel- und westeuropäische Landwirthschaft vor zwei Gefahren geschützt werden, einerseits vor der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wegen der Er-

höhung der Flußbette sich vermehrenden Verwüstung durch das Hochwasser, wovon die Thäler der Rhone, des Rheins, der Donau redende Zeugen sind und welche kürzlich erst an der Theiß zu einer so furchtbaren Katastrophe geführt hat, welche in dem Untergang einer ganzen Stadt von 75,000 Einwohnern gipfelte. Auf der andern Seite müssen die mittel- und westeuropäischen Landwirthe geschützt werden vor der von Jahr zu Jahr steigenden und erdrückenden Konkurrenz der amerikanischen und russischen Getraideproduzenten. Gegen diese beiden Gefahren ist ein rationelles Kanalsystem das wirksamste Schutzmittel, indem es auf der einen Seite dazu dient, die Hochwasser aufzunehmen, daß ihr gefährlicher Anprall abgelenkt wird, und indem es auf der andern Seite der Landwirthschaft und dem Bergbau ein Transportmittel bietet, durch welches sie in den Stand gesetzt werden, Massengüter auf weite Entfernungen weit billiger als zu einem Pfennig per Centner und Meile zu versenden, während die Eisenbahnen nicht einmal den Einpfennigtarif ohne Verlust allgemein durchzuführen im Stande sind. Durch solchen billigen Transport können überdieß Bergbau und Hüttenwesen in Gegenden erblühen, wo man es bis jetzt für unmöglich hält und der Werth des Bodens, sowie die Grundrente können auch in bis jetzt armen Gegenden auf ungeahnte Weise erhöht werden. Ueberdieß müßte ein rationelles Kanalsystem noch zu landwirthschaftlichen Zwecken, d. h. zur Ueberrieselung verwendet werden, wodurch vielfach bis jetzt öde Strecken in fruchtbare Gefilde umgewandelt werden können.

Wir behalten uns vor, bei einer andern Gelegenheit die Aufgabe zu beleuchten, welche zum Zweck der Verminderung und Abwendung der Ueberschwemmungsgefahr mittelst zweckmäßiger Flußregulirung und Kanalbau der Hydrotechnik obliegt, — wir wollen nur von den Zwecken der Schifffahrt sprechen.

Da die Kanäle um so mehr dem Wassermangel unterworfen sind, je mehr sie Steigungen aufweisen, welche bis in neuester Zeit nur durch Schleusen zu überwinden waren, da aber bei der Handhabung vieler Schleusen bedeutende Wassermassen verloren gehen, so ist man zuerst in den Vereinigten Staaten auf technische Auskunftsmittel verfallen, durch welche die Schleusen wirksam ersetzt werden können. Auch bei der Aufstellung des Projekts für den von dem Verein zur Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschifffahrt angeregten Elbe-Spree-Kanal stellte sich der Wassermangel von vornherein als ein Hinderniß heraus, welchem, wenn man Fahrzeuge von wenigstens 5000 Centnern Tragkraft gebrauchen wollte, mit anderen technischen Mitteln als durch Schleusen abgeholfen werden mußte. Bereits vor einem Jahre hatte daher der Direktor der Kettenschleppschifffahrt auf der Oberelbe, Herr Bellingrath, auf der Jahresversammlung des Vereins für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschifffahrt den Plan eines hydrostatischen Wagens vorgetragen, welchen wir bereits in dem früheren Artikel (Jahrg. 1878, Nr. 33) erklärt haben. Freilich hat seitdem das bayerische Kanalamt in einem Bericht über die beim Donau-Main-Kanal herrschenden Uebelstände sich ziemlich abfällig über die Ersetzung von Schleusen durch schiefe Ebenen, auf welchen die Schiffe mittelst Wagen transportirt werden, auf Grund der amerikanischen Erfahrungen ausgesprochen. Diese Uebelstände sind indessen neuerdings beseitigt nicht bloß durch den hydrostatischen Wagen, sondern in noch ausgiebigerer Weise durch die verbesserte hydraulische Schleusenhebung, welche im Laufe des verflossenen Jahres durch die im Auftrage des Komites für den Elbe-Spree-Kanal angestellten Studien über den Bau und die Betriebsweise neuer Kanäle von Bellingrath über das bloße Versuchsstadium hinaus gebracht worden sind. Das bayerische Kanalamt tadelt nämlich, daß bei dem ersten Versuch, welcher in den Vereinigten Staaten mit der Ueberwindung von Steigungen mittelst des Transportes von Wagen auf schiefen Ebenen gemacht worden, der Boden der Fahrzeuge leicht beschädigt worden sei. Dieser Uebelstand ist durch den hydrostatischen Wagen vollkommen beseitigt, weil bei demselben das Schiff auf 30 bis 40 beweglichen Kolben ruht, welche, da ihre Büchsen aus einem gemeinsamen Glycerinreservoir gespeist sind, je nach den Bewegungen des Schiffes nachgeben oder steigen und dadurch stets ein gleichmäßiges Niveau aufrecht zu erhalten suchen.

Der glänzende Erfolg, welchen in den letzten Jahren die Einrichtung der im Sommer 1875 dem Betrieb übergebenen hydraulischen Schleusenhebung zu Anderton in England gehabt hat und welcher bis jetzt in der deutschen Fachliteratur kaum Erwähnung gefunden, hat Bellingrath veranlaßt, einen Plan für die Anwendung dieses Systems im Großen auszuarbeiten, durch dessen Ausführung Schiffe von 7000 Centner Tragkraft mit Anwendung je zweier hydraulischer Kolben, deren Gang in automatischer Weise genau regulirt wird, unmittelbar auf eine Höhe von 36 Meter gehoben werden, ohne daß dabei mehr als ein Prozent Wasser in den Schleusen verloren geht, während eine zehnfach höhere Hebung erzielt wird als bei gewöhnlichen Schleusen.

Es ist nicht möglich, dem Leser eine bis in's Einzelne gehende Vorstellung von dem komplizirten Mechanismus ohne detaillirte Zeichnungen zu geben. Indem wir uns bereit erklären, auf etwaige vielseitige Wünsche eine solche nachzuholen, wollen wir dem Leser nur einen allgemeinen Begriff von der neuen Konstruktion zu geben suchen. Wir setzen dabei voraus, daß ihm die Manipulation einer gewöhnlichen Schleuse bekannt ist und daß er sich von der Unwiderstehlichkeit der hydraulischen Kraft durch den Anblick einer hydraulischen Winde oder hydraulischen Presse bereits zu überzeugen Gelegenheit gehabt hat. Um mit dem System der gewöhnlichen Schleusen in einem Kanal eine Steigung von 36 Meter zu machen, sind wenigstens zwölf Schleusen nothwendig, bei deren Handhabung während des Durchganges eines jeden Schiffes das Wasser, mit dem die Schleusenkammer gefüllt wird, für die höhere Lage verloren geht. Dieser Wasserverlust wird durch die hydraulische Schleusenhebung vermieden. Denn nachdem das Schiff in die zwischen vier Thürmen befindliche Schleusenkammer eingelaufen ist, wird dasselbe mittelst der $1^1/_2$ Meter im Durchmesser starken hydraulischen Kolben sammt der Schleusenkammer, in welcher es schwimmt, 36 Meter in die Höhe gehoben und in den oberen Theil des Kanals eingelassen, wobei, wie bemerkt, nur ein Prozent des Wasserquantums verloren geht, welches eine Schleusentreppe von kaum gleicher Leistungsfähigkeit verbrauchen würde.

Die hydraulische Schleusenhebung zu Anderton, zwischen Norwich und Warrington, welche eine Hubhöhe von $15,_8$ Meter für Fahrzeuge von 2500 Centner Tragkraft besitzt, hatte, als Bellingrath sie besichtigte, anderthalb Jahre unausgesetzt gearbeitet, ohne irgendwelche Reparatur zu erfordern. Dabei dauert die Schleusung eines Schiffes nicht länger als drei Minuten.

Gegen diese ganz immensen Vortheile kommen die Kosten gar nicht in Betracht. Denn während die Anlagekosten einer gewöhnlichen Schleusentreppe per Meter auf 66,666 Mark kommen, erheben sich die einer hydraulischen Schleuse für Schiffe von 7000 Centner Tragfähigkeit und 36 Meter Hub nur auf 80,466 Mark per Meter Höhe. Bellingrath hat nach einer eingehenden sachmäßigen Berechnung der Kosten der verschiedenen Konstruktionen eine vergleichende Tabelle der Anlage- und Betriebskosten derselben bei Ueberwindung eines Höhenunterschiedes von 36 Meter für Schiffe von 7000 Centner Tragfähigkeit aufgestellt, deren Resultate von höchster Bedeutung für die Zukunft sind. Darnach erheben sich die Kosten einer gewöhnlichen Schleusentreppe zur Erfüllung dieser Aufgabe auf 5 Millionen Mark, mit Einschluß der Erbauung eines Zubringekanals zur Beschaffung einer größeren Menge von Speisewasser für das Füllen der Schleusen und der dazu erforderlichen Wasserreservoirs. Die Kosten einer solchen Schleusentreppe ohne Zubringer erheben sich auf 2,400,000 Mark. Die Anlagekosten der hydraulischen Schleusenhebung sind 2,896,790 Mark und die Anlagekosten einer zweigeleisigen schiefen Ebene mit hydrostatischem Wagen und Fördermaschine 1,043,938 Mark. Die Summe der Anlagekosten und der kapitalisirten Jahreskosten für Betrieb und Erhaltung erhebt sich bei einer Schleusentreppe mit Zubringer auf 6,300,000 Mark, ohne Zubringer 3,180,000 Mark, bei hydraulischer Schleusenhebung auf 4,114,970 Mark und bei dem Gebrauch des hydrostatischen Wagens mit zwei Geleisen auf 3,109,758 Mark. Zur Deckung des Betriebs, der Unterhaltung und der Zinsen des Anlagekapitals ist eine Jahreseinnahme erforderlich von 315,000 Mark bei der Schleusentreppe mit Zubringer, 159,000 Mark bei der ohne Zubringer, von 205,779 Mark bei der hydraulischen Schleusenhebung und von 155,488 Mark beim hydrostatischen Wagen.

Aus dieser Berechnung, welcher die Verhältnisse des Elbe-Spree-Kanals als Grundlage dienen, geht hervor, daß in der Gestalt des hydrostatischen Wagens und der hydraulischen Schleusenhebung endlich die vortheilhaften und praktischen Mittel gefunden sind, um dem Wassermangel und der Unrentabilität der meisten Kanäle abzuhelfen. Die kostspielige Erbauung der Zubringekanäle zur Füllung der Schleusentreppen bei großen Steigungen, welche nicht einmal bei allen Kanälen möglich war, weil es an den erforderlichen Zuflüssen fehlte, kann in Zukunft vollkommen entbehrt werden, denn an Stelle der Schleusentreppe wird der hydrostatische Wagen und die hydraulische Schleusenhebung treten. Für die Fälle jedoch, wo ein Mangel an Wasser nicht zu befürchten ist, wird die Wahl der geeigneten Vorrichtung zur Hebung eines Schiffes auf die erwähnte Höhe von 36 Meter von der Zeit abhängen, welche dieselbe erfordert. Auch darüber hat Bellingrath genaue Berechnungen angestellt, denen wir folgendes Ergebniß entnehmen: Ein Schiff braucht auf der Schleusentreppe je hin und zurück 20 Minuten, auf der zweigeleisigen geneigten Ebene mit hydrostatischem Wagen 19 Minuten, mittelst der hydraulischen Schleusenhebung 10 Minuten. Es kann also kaum einem Zweifel unterliegen, daß bei den unbedeutend höheren Anlage- und Betriebskosten der hydraulischen Schleusenhebung bei größeren Kanalanlagen der Vorzug zu geben ist.

Bellingrath hat sich ferner die Mühe genommen, die Kosten des Wassertransports auf dem Wasserwege überhaupt unter der Voraussetzung einer rationellen Anlage der Kanäle und ihrer Verbindung mit den natürlichen Wasserläufen zu berechnen und ist zu dem Resultat gekommen, daß die Transportkosten in einem Schiffe von 7000 Centner Tragkraft bei einer Jahresleistung von 1200 Meilen unter Einbeziehung sämmtlicher Auslagen und des Gewinnes des Schiffsherrn bei Pferdebetrieb sich per Centner und Meile erheben auf $0,_{372}$ Pfennig, bei Schraubendampferdienst auf $0,_{277}$ Pfennig und bei Tauereibetrieb auf $0,_{254}$ Pfennig. Dieses eine Ergebniß, daß die Transportkosten auf den Kanälen per Centner und Meile auf ungefähr $^1/_4$ Pfennig herabgedrückt werden können, während die allgemeine Durchführung des Einpfennigtarifs auf den Eisenbahnen sich als unmöglich erwiesen hat, da dieselben damit nicht auf die Selbstkosten kommen, zeigt die ungeheure Tragweite des neuen Systems, welches Bellingrath dem alten in folgenden Sätzen gegenüberstellt: „1) können die meist vor Errichtung der Eisenbahnen erbauten Kanäle von ungenügenden Abmessungen, mit ihrem primitiven, kaum genügend zu kennzeichnenden trägen Betriebe eine Rentabilität unter heutigen Verhältnissen nicht mehr ergeben; 2) die Rentabilität nimmt zu mit der Größe der Fahrzeuge und der Intensität des Betriebs, und 3) ermöglichen Kanäle für Fahrzeuge von 7000 Centner Tragfähigkeit mit zeitgemäßen Betriebsmitteln und wohlorganisirtem Betriebe nicht nur einen raschen und billigen Transport, sondern stellen auch eine durchaus genügende Rentabilität in Aussicht."

Um die ganze Tragweite der Wassertransportverhältnisse zu ermessen, muß man in Erwägung ziehen, daß der Umkreis des Absatzgebietes mit der Verlängerung des Radius in quadratischem Verhältniß wächst. Eine Quantität Holz, Getraide, Heu, Kohle, Eisenstein und andere Produkte der Landwirthschaft und des Bergbaues können beim Transport mittelst Pferden beispielsweise noch auf eine Entfernung von 5 Meilen mit Vortheil auf den Markt gebracht werden, mittelst Eisenbahnen vielleicht auf 50 Meilen, auf dem Wasserwege aber auf 100 bis 150 Meilen. Das Absatzgebiet für die zu Wasser transportirten Waaren ist daher, mit runden Zahlen ausgedrückt, ein zwanzigfach größeres als beim Transport mit der Achse und ein 4—6fach größeres als beim Transport mit der Eisenbahn. Daraus ergeben sich aber ungeheure Konsequenzen, sowohl für die Landwirthschaft wie für den Bergbau und den Hüttenbetrieb, denn ein solches Land mit einem wohlverzweigten Netz von Wasserstraßen ist gewissermaßen einem sorgfältig gepflegten Garten zu vergleichen, in welchem der Gärtner mit Hülfe seiner regelmäßigen Stege und Gänge bis zu jeder einzelnen Pflanze gelangen kann, ohne die Gewächse zu beschädigen. In einem solchen Lande können die Schätze des Bodens in weit ergiebigerer Weise gehoben werden und es können neue Industriezweige entstehen, welche vorher unmöglich waren. Keine Zeit aber war günstiger als die gegenwärtige, wo der Geldmarkt von einer solchen Fülle unbeschäftigten Kapitals strotzt, daß der Zinsfuß am offenen Markte zu London bis auf 1 Prozent herabgesunken und der Kurs der Konsols bis auf $99^1/_2$ gestiegen ist, um das Kanalnetz der Zukunft auszubauen.

Es wäre unter solchen Umständen ein Lebensinteresse der beiden mitteleuropäischen Reiche, eine gemischte Kommission niederzusetzen, welche beauftragt ist, das neue System zu prüfen und geeignete Vorschläge zur Vereinigung der Flußgebiete mittelst eines rationellen Kanalsystems im Herzen Europas zu machen.

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von

Friedrich Uwinger.

3. Serie.

(Fortsetzung.)

Wen Gott gezeichnet hat, vor dem soll man sich hüten.

Im Munde des Volkes trotz aller Aufklärung noch vielfach im Gebrauch.

Dem Unnormalen in der äußeren Erscheinung des Menschen legte man von jeher auch eine feelische Unnormalität bei. Man hatte einen Widerwillen gegen Hinkende, Einäugige, Schielende, Verwachsene, bartlose Männer, bärtige Frauen ꝛc. Seit Einführung des Christenthums spielte auch das rothe Haar dabei eine wichtige Rolle. Griechen, Römer, Gallier, Germanen, Osmanen, Perser schätzten die Farbe, und nur auf künstlichem Wege kam solche mit Hülfe der Christenlehre in Mißkredit. Thor (Donar), die in höchster Verehrung stehende Gottheit der Germanen, dachte man sich mit rothem Bart. Um Thor herabzusetzen, abschreckend zu machen, ward Judas rothes Haar angedichtet und damit zugleich jedem Rothhaarigen der Stempel des Schlechten aufgedrückt.

Zur Zeit der Hexenverfolgung waren die von Gott Gezeichneten ganz besonders gefährdet.

Aus der überreichen Zahl von Sprüchwörtern, welche den Gegenstand behandeln, mögen hier einige folgen.

Der Römer sagte: Traue den Buckligen nicht, noch weniger den Lahmen; ist der Gezeichnete gut, zähle den Wundern es zu.

Der Venetianer: Behüt' uns vor Denen, die nur ein Auge haben.

Der Sarde: Hüte dich vor Frauen mit Männer- und Männern mit Frauenstimmen.

Der Baske: Vor dem bärtigen Weibe und dem bartlosen Manne hüte dich wie vor der Pest.

Der Korsikaner: Traue den Schwarzen nicht, denn die Rothen siehst du.

Die Deutschen: Ein bleicher Mann hat Weiberart, hüt' dich vor einem rothen Bart. — Rothe Männer und bärtige Weiber grüße von fern mit drei Steinen in der Hand. — Hüte dich vor dem Schieler, er ist nicht umsonst als Schieler geboren. Vor Hinkenden, Schielern, rothen Haaren, möge mich der Herr bewahren. — Ist die Hexe fertig, sind auch die rothen Haare da u. s. w.

Maulaffen feil halten.

Maulaffen feil halten, gaffen. — Der wirkliche Affe steht in keiner Beziehung hiezu. Die Redensart ist ursprünglich plattdeutsch und aus den Worten „Muul" (Maul) und „apen" (offen) zusammengesetzt. Ape und Affe sind im Plattdeutschen synonym und der Ausdruck, der übrigens sehr alt ist, ist auf diese Weise in das Hochdeutsche übergegangen.

Er ist ein Schulfuchs (Fuchs).

Meist von Studenten gebraucht in den verschiedenen Abstufungen des Alters der Studienzeit: Krasser-, Brand-, Gold-, Leib-, Schlepp- und Waffenfuchs.

Der Ausdruck steht im engen Zusammenhange mit der schlechten Behandlung der neu hinzutretenden Studenten, besonders in früherer Zeit. Als Bewillkommnung kam im sechzehnten Jahrhundert das eigentliche waidmännische Fuchsprellen auf und mit ihm erschien auch das bis dahin in obiger Bedeutung noch nicht vorhandene Wort.

Einem auf den Zahn fühlen.

Dem Pferdekauf entlehnt, wo uns die genaueste Prüfung des Zahnes erst über die wichtige Altersfrage Aufklärung gibt.

Es ist eine Katzenmusik.

Eine ohrzerreißende Spottmusik, die Jemanden als Ständchen gebracht wird.

Der Erfinder der rationellen Katzenmusik war der Landgraf Karl von Hessen (1677—1730). Mit kannibalischem Scharfsinn konstruirte er ein Katzenklavier und sperrte zu dem Behufe vierzehn Katzen verschiedenen Alters in einen Kasten. Jede der Künstlerinnen hatte ihre besondere Abtheilung und jeder Katzenschwanz wurde nach außen durch eine enge Oeffnung gezwängt, die ein Zurückziehen unmöglich machte. Ueber diesen Oeffnungen war eine Art Klaviatur befestigt. Jede Taste letzterer hatte einen spitzen Dorn, welcher beim Spielen in den Schwanz kurz einstach. Der feinsinnige Herzog brachte mit diesem Instrument seinem Hofe wirkliche Katzenmusik und soll darin zu einer Art Meisterschaft gelangt sein.

(Fortsetzung folgt.)

Schach.

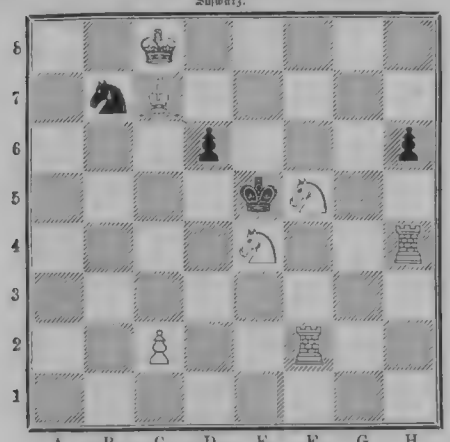
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 45.

Der von den Herren A. Arnell und S. A. Sorensen herausgegebenen Sammlung nordischer Schachprobleme entnehmen wir die folgende sinnreich. Komposition.

Von Herrn A. Arnell.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 41:

Weiß.	Schwarz.
1) D. H 4 — D 8	1) S. D 7 n. E 5 oder A) B) C).
2) T. E 2 — E 4 †	2) D 5 n. E 4 od. K. D 4 — D 3.
3) S. D 6 — B 5 oder T. C 2 — D 2 setzt Matt.	
A)	
1)	1) S. D 7 — C 5.
2) T. C 2 — C 4 †	2) D 5 n. C 4 oder K. D 4 — D 3.
3) S. D 6 — B 5 oder T. E 2 — D 2 setzt Matt.	
B)	
1)	1) T. B 8 n. D 8 oder L. A 7 - B 6.
2) K. E 1 — D 2	2) Beliebig.
3) S. D 6 — B 5 setzt Matt.	
C)	
1)	1) D. A 8 nimmt E 5.
2) T. C 2 — D 2 †	2) K. D 4 — C 5.
3) D. D 8 — C 7 setzt Matt.	

(Andere Varianten leicht.)

Auflösung des Rösselsprungs Nro. 15:

Entfleh' mit mir und sei mein Weib,
Und ruh' an meinem Herzen aus,
Mein Herz sei in der Fremde dann
Dein Vaterland und Vaterhaus.

Gehst du nicht mit, so sterb' ich hier
Und du bist einsam und allein,
Und bleibst du auch im Vaterhaus,
Wirst doch wie in der Fremde sein.

Heine.

Räthsel.

Mein Erstes ist ein Stein,
Mein Zweites ist ein Stein,
Mein Ganzes ist kein Stein,
Entzückt aber selbst den Stein.

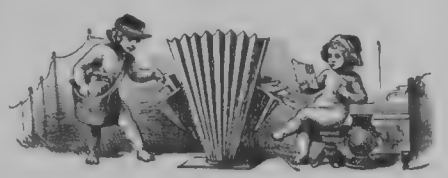
Bilderräthsel 46.

Auflösung des Bilderräthsels 45:

Was man einmal im Herzen hat,
Vergißt man weder früh noch spat.

Auflösung der viersylbigen Charade in Nro. 45:

Katzenjammer.



Briefmappe.

Hrn. C. J. W. in Arnh. Solche Vorrichtungen für Wagen sind allerdings vor einigen Jahren von einem Württemberger erfunden worden. Wagenfabrikant Nagele in Stuttgart wird sie Ihnen besorgen können.

Mlle. S. in F. Die kleine Magdst scheint ein Hinderniß zu sein.

Hrn. Dr. A. F. in W. Wir haben diesen Sommersitz bis jetzt aus guten Gründen keine besondere Aufmerksamkeit widmen können.

G. P. (Lithauen) Der Jahrgang 1877 der Deutschen Romanbibliothek, welcher den Anfangs-Roman von G. Zamarow's Hohen und Tiefen „Verschollen" enthält, kostet broschirt 8 M. in 2 Banden fein gebunden 12 M.

Hrn. P. D. v. N. in B. Die landwirthschaftliche Akademie in Hohenheim.

Lorelei in Kr. „Der gute Ton" von Ebhardt. Berlin, Ebhardt. Die Sommersprossenfrage ist in unserer Briefmappe schon so oft behandelt, daß wir Sie bitten müssen, zurückzublättern. Die beiden Autorennamen gehören nicht ein und derselben Person an.

J. v. R. Von Rob. Franz ist bei Leukart allerdings wieder ein neues Liederheft (op. 50) erschienen, worin namentlich Nro 6 („Liebesfruhling") allgemein gefallen wird. Auch die Altmeisterin des Liedes, Josephine Lang in Tubingen, hat bei Ebner wieder 5 Gesange edirt, wovon Nro. 5 („Nur keinen Abschied") von ergreifender Wirkung ist.

Abonnentin B. W. in Stuttg. Waschen mit Eau de Javelle und dann bleichen.

Leser in Altona. Kleidet mich. Ich versichere Sie meiner Hochachtung. Ich versichere Sie oder Ihnen, daß, —.

Hrn. Jos. L. in H. bei S. Das Aufschreiben stammte, wenn wir uns recht erinnern, von einem Chilesen oder Limesen. Wenden Sie sich an den Konsul des betreffenden Staates in Deutschland.

Frau von Stur in Mostau. Str. & E. in Duisfeldf. Der Erfinder und Verfert ger des im Annoncentheil unseres Journals vor Kurzem angezeigten „Kleider-Erweiterer", Ed. Ebner, hat seinen Wohnsitz in Berlin.

Abonnent K. R. in P. Gegen den Bandwurm, selbst wenn ein junges Mädchen von 9—10 Jahren damit behaftet ist, gibt es verschiedene Mittel. Der Ausführlichkeit wegen sind solche nicht alle im Bereiche unseres Briefstatens anzuführen. Das Extract. filic. maris z. B. hat sich sehr bewährt, jedoch muß der Extrakt aus frischer Farrenkrautwurzel gewonnen werden. Die meisten in den Apotheken vorrathigen Bandwurm-Gegenmittel sind unwirksam, weil sie zu lange in den Glasern der Apotheken gestanden haben.

Zwei Blumen in Frankfurt. Sie fragen, was ein junges Mädchen thun müsse um einem jungen Manne zu gefallen, seine Neigung zu gewinnen und ihn dauernd zu fesseln? Eine schwere Frage. Je weniger sie thut, denn jedes Thun in dieser Richtung ist Koketterie, desto mehr wird sie dem Manne gefallen.

Hrn. Th. E. in B. Die perpetualen Taschenuhren können von dem Erfinder, Ingenieur v. Löhr in Wien, bezogen werden.

Abonnent N. in Halle. Nach angreifenden Bandwurmkuren tritt oft Unbehaglichkeit und blasse Gesichtsfarbe ein. Leben Sie kräftig, machen Sie sich viel Bewegung in freier Luft und Sie werden bald wieder ein gutes Aussehen haben.

Hrn. C. M. in M. Das wird nur bestimmt werden konnen, wenn man weiß, welcher Familie das Wappen angehort. Wenden Sie sich an das Heraldische Institut von Poscs in Wien.

Hrn. Eugen M. in Mannh. Die Frage ist zu allgemein gestellt, doch wird sie Ihnen jede Kunsthandlung besorgen konnen; auch Dogmatik in Stuttgart.

Diplomat Berolinensis. Blond. W ist pseudonym, B. ist ein Jude.

Mariam in Hamb. Haben Sie gar keinen Zugang zu einem Konversationslexikon? Kaufen Sie sich wenigstens das kleine Meyer'sche Konversations, wo Sie Ihre Fragen sammtlich beantwortet finden. Dahn lebt als Professor in Konigsberg.

Hrn. J. K. in H. Der Genuß von ein oder zwei Glas warmen Wassers (36 bis 40 C.), Morgens nuchtern genommen, ist ganz nicht schadlich. Für nervose, reizbare Menschen ist viel Bewegung und Aufenthalt in Gebirgsluft sicher das beste Heilmittel.

Hrn. P. J. in Leipzig. Sie wenden sich einfach an den Vorstand des „Vereins" in Stettin.

Hrn. E. R., Abonnent in Spandau. Doch wohl nur aus Frankfurt a. M.

Einer für Viele. Die Ollendorf'sche (Frankf., Jügel), weil sie einen Schlussel hat. Der Sprachlehrer der bayrischen und hessischen Zehnmarkbucher, Grossherzog. ist nicht ausgekauft.

In den Schulen wurde das eine Strafe nach sich ziehen

Hrn. M. B. in Schoenberg. Wenn Sie uns einen Prospekt und Abbildungen des fraglichen Heilapparates verschaffen wollen, so ist unser ärztlicher Mitarbeiter bereit, Ihnen sein Urtheil über denselben mitzutheilen.

Dolly. You find the answer in the last Letters of the paper.

Old England in Damm. Den alten Herren besorgt Ihnen jede Antiquariatsbuchhandlung, ebenso ein Werk über den Aufstand Nena Sahib's.

Hrn. J. O. in Col. Amerikat. Das Wort Schwanze ist das richtige und kann natürlich auch von einer Dame gebraucht werden.

Hrn. J. M. in J. D. in R., Abonnent in Bremen; Frl. Henr. R. in Galatz. Richtig.

Abonnent in R. chenburg in Böhmen. 1 Flechtenausschlag an den Handen wird auf verschiedene Art und Weise beseitigt, ein besonderes Mittel kann nur angerathen werden, wenn der Arzt den Ausschlag sehen und beurtheilen kann. 2 Das Kochbuch von H. Davids.

Frl. E. K. in K. (Ungarn) Richtig. Von wem, wissen wir nicht. Das Portrait J.'s haben wir früher gebracht

Hrn. D. Ms. in C.W. Doch wohl am besten in der „Kölnischen Zeitung" anzuzeigen.

Hrn. Jul. L. in Wien. 4 Taunusstraße, Wiesbaden.

Abonnent N. N. in Dresden. Russische Dampfbader kann ohne Nachtheil ein Jeder nehmen, der nicht mit einem Herzfehler behaftet ist.

Treuer Abonnent in Hamb. Dafur gibt es kein sicheres Zeichen. Man kurzt den Schwanz.

Hrn. Dr. L. W. in Pl. Wenden Sie sich an die Redaktion der „Mittheilungen". Gotha, Perthes.

Hrn. A. H. in Nurnberg. Ein derartiges Nervenleiden ist allerdings heilbar. Wenden Sie sich durch unsere Vermittlung direkt an unseren ärztlichen Herrn Berather. Schnupfen ist abzurathen, Rauchen in maßigem Grade ist unschadlich.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Zu Festgeschenken

kann israelitischen Familien als ein hervorragendes gediegenes **Prachtwerk** auf's Wärmste empfohlen werden:

מקרא תורה נביאים וכתובים

Die Heilige Schrift der Israeliten

in deutscher Uebersetzung

von

Dr. Ludwig Philippson.

Illustrirte Pracht-Ausgabe

mit reichen Textverzierungen und einhundert vier und funfzig großen Bildern

von

Gustav Doré.

Ein Band Groß-Folio

in Original-Prachteinband mit Goldschnitt u. reichster Gold- u. Reliefpressung nach Zeichnung von

Julius Schnorr in **Stuttgart.**

Die Einbände sind in zwei verschiedenen Qualitäten hergestellt worden und stellen sich die Preise für gebundene Exemplare des Werks wie folgt:

In ganz Maroquin **roth** mit reichster Goldpressung u. Goldschnitt . . . M. 94. —
" " " **schwarz** " " " " " " . . . " 89. —
" Leinwand mit Marok. Lederrücken **roth** mit reichster Goldpressung und Goldschnitt . . . . . " 84. —
" Leinwand mit Marog. Lederrücken **schwarz** mit reichster Goldpressung und Goldschnitt . . . . . " 83. —

Der Einband ist streng dem erhabenen Inhalt des Werks und der mosaischen Tradition entsprechend in künstlerischer Vollendung ausgeführt.

Die **Pracht-Ausgabe der heiligen Schrift für Israeliten** mit **Doré's** Bildern wurde gleich bei ihrem ersten Erscheinen in Lieferungen von der israelitischen Presse mit großter Anerkennung begrüßt und sagte die **„Neuzeit"** in Wien zu Beginn einer langern derselben gewidmeten Besprechung:

„Wir beabsichtigen hiemit ein Prachtwerk wie bisher die judische Bibliographie noch keines zu verzeichnen hatte den israelitischen Familien als Hausbuch und schonen Schmuck des Gesellschaftstisches auf das Warmste zu empfehlen. Es ist die heilige Schrift sammt den Apokryphen in vortrefflicher deutscher Uebersetzung, von einem der vorzüglichsten Historienmaler illustrirt."

Dieses Urtheil findet seine vollste Bestatigung erst recht, nun das Werk vollstandig vorliegt, in einem der **prachtvollsten Einbände, welchen die moderne Buchbinderkunst hervorgebracht hat.**

Bestellungen werden von **allen Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes ausgefuhrt.**

Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Ankündigungen

pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.

Ein rentabler klimatischer
Alpenkur- und Badeort
mit großem Grundbesitz ist aus Familienrucksichten bald unter dem Taxwerth zu verkaufen. Gefl. Off. sub M. 4951 beford. Rudolf Mosse. Berlin SW. 897

Künstliche Brillanten,
prachtvolle Steine in echter Goldfassung à 1- Doubles, als massive Ringe, 6—15 M. gold. Ehrenringe 10—15 M. div. Muster Nr. 7 M. empfiehlt unter Garantie Schroter, Goldarbeiter Dresden, Jakobstraße 16. — Bei Einsendung des Betrages franko durch ganz Europa. Illustr. Preiscourant franko. 635

Rothe Nasen 755
werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzugl. Praparat des Chem. A. Nieske in Dresden. Garantirt. Preis 5 M.

Damen sind. bei strengst. Discret. freundl. Aufnahme. Frau verw. Gräbner, Hebamme, Dresden, Zahnsgasse Nro. 4. III.

Auskunft über Kreditverhältnisse
ertheilt das
Bureau Vertrauen,
Albert A. Cohen jun.
in **Hannover.**
Preis einer Auskunft innerhalb Deutschlands exkl. Oesterreichs 2 M. inkl. Porto in Marken einzusenden. **Abonnements zu 30, 50, 100 Anfragezettel wesentlich billiger.** 901

Die neuesten und besten
Adress-Bücher
der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden etc. aller Länder sind von **C. Leuchs & Cie.** in **Nürnberg** (gegründet 1794) 786
zu beziehen. Preiscourante auf Verlangen gratis.

Heyer's 320
Patent-Trittleiter
für jeden Haushalt und jedes Ladengeschäft. Leicht und nabil. Von Jedem transportirbar ohne Hulfe der Dienstboten. Zu beziehen durch **Albert Heine, Leipzig,** Markt 14, und **Karl Heyer, Potsdam.**

PATENT
technisches Bureau
Brandt & GW. Nawrocki
Berlin W.
Leipziger Straße

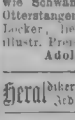
Blitzableiter
neuester, bewährtester und billigst. Konstruktion, Ausführung und Plattenspitzen in von sämmtlichen Blättern als unerkannter Gut- **Galvanometer** zum Untersuchen alter Blitzableiter. Kostenanschlagen. Preiscour. gratis.
Gebr. Mittelstraß, Magdeburg.

Otto E. Weber
Hoflieferant
in **Berlin S. W.,** empfiehlt allen Feinschmeckern zur Bereitung einer Tasse Kaffee von äußerst pikantem Geschmack und prachtvoller Farbe seinen in den höchsten Kreisen gerne in unentbehrlich gewordenen Feigen-Kaffee*)

*) Preis a Pfund 1 Mk. Bei Abnahme von 5 Pfund erfolgt der Versand nach allen Orten des deutschen Reiches, sowie nach Oesterreich-Ungarn, Schweden, Danemark, Belgien und der Schweiz per Post franco gegen Nachnahme des Betrages.

ebensgrosse Porträts
in **Kreide** gezeichnet o. in **Oel** gemalt nach **jed. eingesandten Photographie.** Garantie sehr. Aehnlichkeit. Schonst. Andenken an Verstorbene. Feinste Referenzen. — Preiscourant gratis. Artist. Institut von
C. Hommel in **Halberstadt.**

Die Meerschaum- u. Elfenbeinw.-Fabrik von **C. P. Möller,** Hoft., **Berlin,** Alexanderstr 49, vers. nur geg. Eins. v. 50 Pf. in Marken aller Länder das große Musteralbum uber Cigarrenspitzen, Stöcke, Pfeifen rc. franko nach allen Himmelsgegenden der Welt. 736



Stotterer befreit von ihrem Leiden der Lehrer **F. Fuchsla** in **Huben.**

Eine vorn. j. Dame ohne Verm., von ang. Aeuß. u. j. Bild., der es an pass. Herrenbekanntsch fehlt, w. sich Verh. z. zu **verh.** Nichtan. Off. sub S. S. 18 bei. d. Exped. d. Bl. 916

Fangeisen für Raubzeug,
wie Schwanenhälse, Tellereisen, Haareisen, Otterstangen, Raubvogeleisen, Fuchsangeln, Locker, liefert, wie langst bekannt, nach illustr. Preiscourant unter Garantie 688
Adolph Pieper in **Nörs** am Rhein.

Heraldiker v. J., postl. in **Berlin,** weist fast Jedem Geschlechtswappen nach. 817

Damen, welche den Beistand einer erfahrn. Heb. wunschen, finden freundl. Aufn. bei **Frau A. Schwalbe, Leipzig,** Sebastianstr. 19. I. 856

„Erwerbskatalog"
für Jedermann — versend. gratis 514
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.

Gefüllte Tulpe.
100 Stück in 25 Sorten 13 M.
100 „ „ Rommel 30½ M.

Einfache Hyacinthe.
10 Stück in 10 Sorten 4 M.
100 „ „ Rommel 19 M.

Crocus.
100 Stück in 20 Prachtsorten 3 M.
100 „ „ Rommel . . . 90 ₰

Haarlemer Blumenzwiebeln.

Unser reich illustrirter **Herbst-Katalog**, enthaltend Offerten über **Blumenzwiebeln, Samen, Pflanzen, Sträucher, Bäume, Weissdorn** und **diverse Artikel**, ist erschienen und wird gratis und franco versandt.

Wir offeriren aus demselben:

Nro. 27. 1 Collection **Blumenzwiebeln**, enthaltend 10 Sorten Hyacinthen, 15 Tulpen, 20 Crocus, 10 diverse Zwiebeln, 6 M.
„ 28 1 „ „ „ 18 „ „ 25 „ „ 30 „ „ 20 „ „ 10 „
„ 29. 1 „ „ „ 25 „ „ 40 „ „ 50 „ „ 30 „ „ 15 „

Neuheit: 1 Stück doppelte Hyacinthen-Vase inclusive 2 Hyacinthen 4 M., 1 Paar incl. 4 Hyacinthen 7½ M.
Einen schon Auftrag auf Blumenzwiebeln geben 1 Kulturanweisung gratis bei. Die Preise sind exclusive Emballage.

Topfstauden, jederzeit versendbar, beste Zeit zum Ansatz August bis Oktober. 100 Stück in 50 Sorten 18 M., 50 Sorten 9½ M., 25 Sorten 5 M., 10 Sorten 2 M. Preise exclusive Emballage.

Chrysanthemum indicum in starken Pflanzen, zum Herbst- und Winterflor unentbehrlich, 100 Stück 20 M., 50 Stück 10½ M., 25 Stück 5½ M., 10 Stück 2½ M. Preise exclusive Emballage.

Erfurt. **Oskar Knopff & Cie.,**
Samenhandlung, Kunst- und Handelsgärtnerei.
896

Kurhaus Bad St. Moritz,

Ober-Engadin, Schweiz. 1769 M. ü. Meer.
Eisensäuerling I. Ranges. — Klimatischer Luftkurort. 919
Saison 15. Juni bis 15. September.

Baedeker's Reisehandbücher.

Belgien und Holland. 14 Aufl. 1878. 5 M. — Mittel- und Norddeutschland. 18 Aufl. 1878. 6 M. — Berlin, Potsdam und Umgebungen. 1878. 1 M. 50 Pf. — Süddeutschland und Oesterreich. 18. Aufl. 1878. 7 M. — Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen. 17. Aufl. 1878. 5 M. — Südbayern und die österr. Alpenländer: Tyrol, Salzburg etc. 18. Aufl. 1878. 6 M. — Oberitalien. 9. Aufl. 1879. 6 M. — Mittelitalien. 5. Aufl. 1877. 6 M. — Unteritalien. 5. Aufl. 1876. 6 M. — London. 6. Aufl. 1878. 6 M. — Paris und Umgebungen. 9. Aufl. 1878. 6 M. — Rheinlande. 19. Aufl. 1876. 5 M. (Neue Auflage Anfang August.) — Schweiz. 18. Aufl. 1879. 7 M. — Unterägypten. 1877. 16 M. — Palästina und Syrien 1875. 15 M. — Schweden und Norwegen. 1879. 8 M. 633

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Dr. Kumler's Buch
über **Schwächezustände** bietet allen Männern, welche mit Verderbtheiten geschwächt u. an tieferen Zerrüttungen des Körpers und des Geistes leiden Belehrung, Trost und Rath u. zeigt den Weg zur wahren Hülfe. Dieses preisgekrönte mit vielen Abbildungen versehene Werk versendet für **1 M. 50 Pf.** der Verfasser **Dr. med. Kumler**, Mitglied verschiedener gelehrt. Gesellschaft, st. unapprob. **Berlin**, Französische-Strasse 24.

Hugo Voigt's Verlagshandlung in **Leipzig**, Hauptspezialität: **Landwirthschaft, Gartenbau u. Forstwesen**, besitzt sich hierdurch zur Anzeige zu bringen, daß der neue illustrirte Katalog 1879/80 im Kurzem erscheint und **Jedem**, der ihn mit Postkarte verlangt, **gratis** und **franko** zugesandt wird. 894

Neue Kalender für 1880 sind erschienen! Wiederverkäufer (Buchbinder rc.) gesucht.

Gratis und franko sendet auf Verlangen **Hugo Engel**, Buchhandlung, **Leipzig**, Gustavstraße 4, einen ausführlichen Prospekt über

Sprachliche Unterrichtsbriefe,
Methode Toussaint-Langenscheidt,
Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Ungarisch und **Stenographie.**

Norddeutscher Lloyd.

Kaiserlich deutsche Postdampfschifffahrt.

I. Zwischen Bremen und New-York,
ausgehend und einkommend via Southampton.

Von Bremen jeden Sonntag, von Southampton jeden Dienstag. Von Havre wird der Anschluß mit dem am Montag nach Southampton abgehenden Dampfer erreicht.

Direkte Billets nach allen größeren Plätzen der Vereinigten Staaten, sowie nach China, Japan, Australien und Neuseeland.

Von New-York nach Bremen jeden Sonnabend.

II. Zwischen Bremen und Baltimore.

Von Bremen alle 14 Tage Mittwochs, von Baltimore Donnerstags.

III. Zwischen Bremen und New-Orleans,
via Havre und Havanna.

Von September bis April ca. alle zwei Mal monatlich. 371

IV. Zwischen Bremen und Bahia und Rio de Janeiro,
via Antwerpen und Lissabon.

Von Bremen am 2., von Antwerpen am 5. jedes Monats.

V. Zwischen Bremen und Montevideo und Buenos-Ayres,
via Antwerpen und Bordeaux.

Von Bremen am 10., von Antwerpen am 11. von Bordeaux am 19. jedes Monats.

Die Direktion des Norddeutschen Lloyd.

Das Bankhaus Sachs & Co. in Frankfurt a. M.
empfiehlt sich zum
Ankauf, Verkauf und Umtausch
aller Gattungen
Staatspapiere, Prioritäten, Aktien, Anlehensloose etc.,
sowie zur sorgfältigsten Ausführung aller
Börsen-Aufträge
„per Kassa" und „auf Zeit"
zu Tageskursen
auch gegen Deckung oder Kaution in Baar- oder Werthpapieren.
Einlösung von Coupons
ohne Abzug, resp. z. Tageskurse,
schon 14 Tage vor Verfall.
Besorgung neuer Couponsbogen gratis. 37
Baarvorschüsse auf Werthpapiere
auf Verlangen Dauer zu soliden Bedingungen.
Auskunft in allen Börsen-Angelegenheiten unentgeltlich.

Salon-Kompositionen
für **Piano, für Zither** von
L. Zeise, Op. 1—57,
bereits über die ganze Erde verbreitet und überall gleich leidenschaftlich gern gehört. Durch jede Musik- und Buchhandlung zu beziehen, in allen besseren immer vorräthig. Verzeichniß vers. gr.
L. Zeise in **Weimar.**

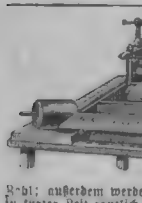
Jedem Gebildeten unentbehrliche Werke!
Man abonnirt in allen Buchhandlungen auf die soeben erschienenden Lieferungswerke:
Dr. Ludwig Salomon's Geschichte der deutschen National-Literatur des 19. Jahrhunderts.
Vollständig in ca. 8 prachtvollen, m. Porträts ausgestatt. Bänden à M. 1 = 60 kr. ö. W. = Fr. 1.35
Dr. C. Ruthardt's Kronik der Weltgeschichte.
Vollständig in ca. 12 Lief. à 50 ₰ = 30 kr. ö. W. = 45 Centimes. 911
Alle 4 Wochen eine Lief. franko in's Haus. Ausführl. Prospekte gratis. Probehefte zur Ansicht durch jede Buchhdlg., sowie v. d. Verlagsbhdlg.
Levy & Müller in Stuttgart.

Fortuna
selbstfärbend

Druckfläche 7,5-13 Ctm. Mrk. 96,00.
„ 14,5-21,5 Ctm. „ 185,00.
Starke Construction
MAX KRAUSE
Berlin, SW. Ritterstr. 7

Die
Bau-Innung des Haargebietes.
Musterstatut
für 854
Innungen
als
Produktiv-Genossenschaften.
Verlag von **Johs. Faßbender**, Elberfeld.
4 Bog. 60 ₰ und in allen Buchhandlungen zu haben.

Asher's Continental Library.
Preis 1 M. per Band.
Ula, in Veldt and Laager.
A tale of the Zulus and Cetewayo.
By **Ch. H. Eden,** F.R.G.S.
Eine hübsch geschriebene Erzählung, welche auf fesselnde Weise die Sitten der Zulus und die Person des Königs Cetewayo schildert, den Leser sogar bis an die Katastrophe von Isandula führt. 904
Verlag von **Karl Gradener** in **Hamburg.**



Viktoria-Roll-Lineal-Patent.
Universal-Linir-Automat
für Comptoir, Bureau, Schule und Private.
Ein Apparat in elegant Lederausstattung mit verstellbarer Walze u. mech. Farbebehälter, zum Gebrauch mit Tinte für reine Liniaturen von 5—20 ram. Kolonnen-Eintheilungen in
Größe zu Staat Format . . . . . 3 M. Quart 4 M. Folio 5 M.;
1 dergl. mit 2 Farben u. 2 Farbeb. Cyl. 4 „ dto. 5 „ dto. 6 „
1 „ f. Musiknotenpapier, verstellb. „ 4 „ dto. 5 „ dto. 6 „
1 „ f. Netzzeichnung, mm.-Eintb. für Architekten & Musterzeichnes. „ 4 „ dto. 5 „ dto. 6 „
An den meisten **Papier- und Kurzwaarenhandlungen** zu beziehen oder gegen Einsendung oder Nachnahme per Post durch 879
J. Pignol, Berlin SW., Königgrätzer-Str. 38. 1.
Wiederverkäufern Rabatt. Agenten gesucht.

Von allen existirenden Vervielfältigungsapparaten ist die

Autographische Presse

bei einmaliger mit dem man von **einem** Original Schrift oder Zeichnung eine **beliebige Anzahl** von Abdrucken ohne besondere Vorkenntnisse herstellen kann, weshalb diese Presse die in verschiedenen Größen gebaut wurde, überall schnell Eingang gefunden hat. Heliograph, Chromograph rc. liefern Kopieen in nur geringer Zahl; außerdem werden letztere durch Anilinfarben hergestellt, welche, dem Licht ausgesetzt, in kurzer Zeit gänzlich verschwinden und übrigens dem Prietvorio unterworfen sind, wadrend die mittelst autographischer Presse erzeugten Abdrucke die Portovergünstigung von 3 Pf. bis zu 50 Gramm genießen. 909

Mit ertheilenden Prämien, denen die ehrendsten Zeugnisse höchster Behörden, sowie erster industrieller Firmen des deutschen Reiches beigedruckt sind, stehe gern zu Diensten.

Hugo Koch, Maschinenfabrik, **Leipzig,** Mahlmannstr. 7—8.

Krumrein & Katz,
Stuttgart.
Band-, Kreis- und Trennsägen, Bohr-, Stemm-, Fräs- u. Schleifmaschinen für Pianofortes u. Möbelfabrikation, Hobelmaschinen, Maschinen für Harmonikafabrikation.

Spezialität: Holzbearbeitungs-Maschinen
Modernster u. bester Konstruktion.
Garantie für höchste Leistung.

Anleitungen, Spezialrecepte 503
zur Fabrikation von **Wagen- u. Maschinenfett, Wagenlacke, Lack-Farben, Farben aller Art, Gummi-Kitt, Cement-Sorten, Wasserglas-Präparate, Desinfektion, Konservation** rc. rc. ebenso zu anderen dergl. chemisch-technischen Fabrikationen.
Katalog gratis.
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.
Landw.-chemisch-technisches Institut. Gegründ. 1850.

Pieper's fahrbare Universalpumpen,
die sowohl für **Jauche, Latrinen, Kloaken, Schlamm,** als Kellerpumpe, **Grubenpumpe,** zugleich Feuerspritze, Gartenspritze und Zuckerpumpe ohne Verstopfung und Reparaturen Laufende Referenzen. Die Baarzahlung Vergütung der Fracht empfiehlt als Spezialität. **Adolph Pieper** in **Moers** am Rhein.

Liegende, freistehende und Wand-Dampfpumpen

in ca. 60 verschiedenen Grössen und in den neuesten Konstruktionen, zum Speisen und zum Pumpen der verschiedenartigsten Flüssigkeiten liefert unter Garantie ab Lager der
Maschinenfabrik
von 734
Weise & Monski,
Halle a. S.

Für 723
Garten- u. Villenbesitzer!
Aeolsharmonika,
verbessertes System,
schon bei schwachem Winde in harmonischen Akkorden ertönend, pr. St. M. 8.— = fl. 4.75, mit vergoldeter Windfahne mehr pr. St. M. 4.— = fl. 2.40.
Aeolsglocken
in Akkorden von 3 Stück an, pr. Stück M. 1.50 = fl. —.90, empfiehlt
Adolf Klinger,
Reichenberg in Böhmen.

Kgl. Rhein.-Westfäl. Technische Hochschule zu Aachen.
Beginn d. Winter-Semesters Anfang October, d. Sommer-Semesters nach Ostern.
Programme durch die Direction.

Staatlich concessionirte Baugewerkschule Treuenbrietzen.
Reg.-Bez. Potsdam.

Technikum Buxtehude b. Hamburg
Programme gratis durch den Direktor Mittenkoler.

Haar-Kräuselung

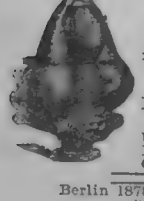
100 Pfund feinstes, dickes englisches Velinpapier nebst 100 dazu passenden Couverts, **mit beliebigem Monogramm**, in prachtvoller englischer **zweifarbiger** Prägung incht einfarbig wie bisher), in elegantem Kästchen verpackt für 6 M. Dasselbe auf ff. englischem farbigen Velinpapier (6 Farben sortirt) 9 M. (Das passendste Geschenk für Damen.) 774
August Thilo, Berlin, Unter d. Linden 45.
Papierhandlung und Kouvertmanufaktur.

Frauenschönheit

gründet sich hauptsächlich auf zarten, feinen Teint.
Damen,
denen daran gelegen, solchen zu erhalten u. zu pflegen, die
Jugendschönheit
zu bewahren u. wo edle Zeichen des Alters auch alle Hautunreinigkeiten für immer zu beseitigen, in die amtlich gepriefte, ausgezeichnete
RAVISSANTE
von **Dr. LEJOSSE, Paris,**
besonders empfohlen, unübertroffen als dieses Hautverschönerungsmittel als vollkommen unschädlich allgemein anerkannt wurde.
Preis: 1 gr. Orig.-Flacon 6 M., kleine Orig.-Flacons 4 M.
Briefliche Aufträge positivendend gegen Einsendung des Betrages durch das
Haupt-Versendungsdepot **F. Schwarz,** Budapest, Museum Ringstraße 10, Ungarn.
DEPOTS:
Berlin: H. Schulke, Apoth., Köpnikerstr. 73.
Breslau: E. Stoermer, Ohlauerstr. 24.
München: Jos. Pilti. Albert, Maximilianstr.
Karlsruhe: Th. Brugier.
Hamburg: Theodor Raabe, A-B-C-Straße.
Wien: Ph. Neuklein, Apoth., Spiegelgasse.
Prag: Joseph Zurst, Apotheker.
Pest: Josef v. Torok, Apotheker. 905

! Spritz-Nadeln!
(Höchst interessante Neuheit.)

Eine elegante Vorstecknadel mit unsichtbarem **Mechanismus**, wodurch man entsprechende Personen ganz gemüthlich umspritzen kann, ohne daß Jemand bemerkt, von wo aus dieselben angespritzt wurden, pr. Stück 2 M., feinere M. 2. 50, feinste 3 M. 874
„Susanna im Bade",
höchst originneller Witz für Herren, 75 ₰.
Versendung gegen baar oder Postvorschuß.
„Grüss Wiener"
Zauberapparaten-Hauptdepot,
Wien I., Tegetthoffstraße Nro. 3.



In der Berliner Gewerbeausstellung im Betriebe.

Pulsometer

mit neuesten Verbesserungen. D.R.-P. 5022.

C. Henry Hall,

Berlin C., Neue Schönhauserstrasse 16.

Der Pulsometer ist der billigste mit direktem Dampf arbeitende **Flüssigkeitshebe-Apparat** für Färbereien, Brauereien, chemische Fabriken, Badeanstalten, Gerbereien, Waschanstalten, Ent- und Bewässerungen.
Prospekt mit vielseitigen Anerkennungen.
Berlin 1878, Ehrenpreis. Paris 1878, Goldene Medaille.
Prospekte und Kostenanschläge gratis und franko. 906

Die in No 38 dieses Journals unter „Neueste Erfindungen" besprochene interessante Selbstaufziehende Taschenuhr „Perpetuale"

(Patent des Maschinen-Ingenieurs **v. Jeffr** in Wien)
ist durch jedes größere Uhrengeschäft beziehbar. 913

Über Land und Meer.

№ 47.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Der Karneval von Venedig, Novelle von K. A. Heigel, Schluß. — Johann Strauß, von S. — Ein Fest bei Gambetta, von D. F. — Notizblätter. — Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt: Im Spätherbst: Weinlied, von O. Engelhardt, Omar der Khalif, von Friedrich Bodenstedt, Lebe wohl! von G. v. Tuherrn. - Auf Waldwegen. Novelle von August Becker, Fortsetzung. — Ueber Pariser Cafés, von Leopold Hamburger. — Die Zauberin Roma, von Hermann Oelschlager, Fortsetzung. — Von der deutschen Korvette „Prinz Adalbert", mit Bildern des Malers C. Saltzmann. VI. — Die Berliner Gewerbeausstellung, von Dr. Julius Wainer. II. — Das Hauptportal der Kathedrale von Salamanca. — Stadt und Land, Gemälde von John Davis. — Schach. — Bild-rathsel 47. — Auflösung des Bilderrathsels 46. — Auflösung des Rathsels in Nro. 46. — Preismarke.

Illustrationen: Johann Strauß. — Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt: Mann und Frau von der Insel Oahu (Sandwich-Inseln); Abschied des Prinzen Heinrich von Honolulu; Besuch des Prinzen Heinrich beim König von Hawai, nach Skizzen von C. Saltzmann. — Randverzierung zu „Dichterstimmen aus der Gegenwart gesammelt von Friedrich Bodenstedt". Hauptportal der Kathedrale von Salamanca, von M. Hebert. — Stadt und Land, Gemälde von S. Davis. — Frauen und Männer des 19. Jahrhunderts: Kamelienbame, aus der Annarellensammlung von Herbert König.

Der Karneval von Venedig.

Novelle

von

K. A. Heigel.

(Schluß.)

Bald war in der Pension Micks Niemand mehr, der nicht Stefaniens trauriges Loos gekannt, die Geschwister bedauert und Degenhart als Tyrannen und Wittherich verabscheut hätte. Trotzdem herrschte beim Gabelfrühstück, das die Verschworenen im Speisesaal vereinigte, die heiterste Stimmung. Nur Oldenhoven machte eine finstere Miene. Der Kopf that ihm weh, und Fräulein Jettchen's eisige Blicke verwundeten sein Herz. Er machte für Beides den armen Degenhart verantwortlich und hielt ihn daher auch aller anderen Missethaten fähig. San Vitale war der zweite Stille. Da Niemand einen festen Platz hatte, die Anwesenden sich nach Behagen bald so, bald anders gruppirten, hielt er sich mit Vorliebe in Fensternischen oder am Kamin auf, von wo er — unbeachtet, wie er wähnte — feurige Blicke auf Stefanie abschoß.

Sie sah aber auch allerliebst aus. Der Anzug, den sie für den Besuch bei der Duchessa gewählt hatte, war so einfach als möglich; er nahm nichts für sich selbst in Anspruch, hob nur die Vorzüge der Trägerin hervor, die schöngerundeten Schultern, die schlanke Taille, die Harmonie von Zartheit und Ueppigkeit. Dabei verstand sie die Kunst, zurückhaltend ohne Hochmuth, mehr schmachtend als traurig zu erscheinen, so gut, daß

Johann Strauß. Originalzeichnung. (S. 926.)

der Tugendhafteste sich versucht fühlte, sie in die Arme zu schließen, und der Klügste geneigt war, ihretwegen eine Dummheit zu begehen.

Das Geplauder verstummte, und Alle blickten voll ängstlicher Spannung, als ein Diener Egon eine Visitenkarte überbrachte und einige Worte zuflüsterte. Stefanie war bis in die Lippen blaß geworden.

„Eine angenehme Ueberraschung," beruhigte sie Egon, ehe er dem Bedienten folgte, „Onkel Reissenstein ist in Venedig."

Der Busen der schönen Frau hob sich erleichtert. Sie hielt einige Sekunden lang ihr Taschentuch vor das Gesicht. Als sie es wieder entfernte, lächelte ihr Mund, doch zwischen den Lidern glänzten Thränen.

Die Absonderung der Thränendrüse hatte bei Stefaniens Temperament an sich keine Bedeutung, aber für die Zeugen, namentlich für Colombi und San Vitale, waren diese Tropfen Oel in's Feuer. —

Excellenz von Reissenstein erwartete seinen Neffen im Empfangszimmer. Die Begrüßung war eine herzliche. Dann aber warf sich Excellenz in die Brust und polterte:

„In dreier Teufel Namen, was macht ihr für verrückte Scherze!"

„Wie so denn, Onkel?"

„Keine Verstellung. Ich weiß Alles."

„Um so besser!" rief Egon, dem auch ein Excellenz-Onkel nicht heilig war. „Dann können wir uns ohne langweilige Auseinandersetzungen in den Saal begeben und einer Flasche den Hals brechen. Du bist doch noch immer für Sekt? Uebrigens siehst Du kolossal wohl aus."

„Findest Du?“ schmunzelte der Oheim, die künstliche Locke nach vorne drehend, fuhr aber dann mit einem neuen Anlauf zur Strenge fort: „Bedaure. Ich kann Dich nur unter vier Augen sprechen. Die Sache ist ebenso ernst als unangenehm.“

„Um so mehr, lieber Onkel. Erst den Sekt und dann das Unangenehme.“

„Du hast keine Ursache zur Heiterkeit.“

„Keine Ursache? bei so lieber Begegnung!“

„Erwartet von meiner Seite keine Nachsicht!“

„Komm' doch in den Saal,“ lockte Egon.

Er ahnte eine Botschaft Degenhart's, wußte aber die schwache Seite des Parlamentärs.

„Du versäumst sonst eine interessante Bekanntschaft. Der Duca San Vitale ist drin.“

Excellenz spitzte die Ohren.

„Was macht denn der hier?! Kennst Du ihn?“

„Sehr gut. Er ist zum Besuch bei uns. Seine Mama gibt nächsten Sonnabend ein großes Zauberfest. Bist Du nicht geladen?“

„Hm, ich hatte noch keine Gelegenheit. — Wie seid ihr denn mit ihm bekannt geworden? Ein sehr berühmtes Geschlecht. Ein Onkel der Herzogin ist Kardinal und mir persönlich sehr gewogen. Ich erinnere mich, daß er mir mehrmals vom jetzigen Stammhalter der Familie gesprochen hat. Soll ein charmanter junger Mann sein.“

„Ein Kapitalbengel, lieber Onkel! Das Fest wird großartig. Ich werde auch mal wieder die bunte Jacke anziehen.“

„Bunte Jacke? Laß mich den Ausdruck nicht zum zweiten Mal hören! Ueberhaupt finde ich Deinen Ton —“

„Vergebung, Onkel, daß ich Dich unterbreche. Der Duca geht uns durch die Lappen, wenn wir nicht bald kommen. Oder erlaube mir wenigstens, ihm Adieu zu sagen. In fünf Minuten bin ich wieder hier.“

Excellenz machte eine rasche Schwenkung nach der Thür.

„Du hast Recht, wir dürfen nicht unhöflich sein. Da ich der Ankommende bin, stellst Du mich ihm vor.“

„Bravo! Wie ich mich freue, Onkel!“

„Freue Dich nicht zu früh. Vorläufig kann nur von Waffenruhe die Rede sein.“

„Noch Eins, lieber Onkel. Du wirst auch einen Hamburger Namens Oldenhoven kennen lernen, Vertreter der berühmten Firma Hähnchen.“

„Existirt für mich nicht,“ sagte Excellenz mit hochgezogenen Brauen.

„Doch dürfte Dich ihre Erfindung, die Herstellung wasserdichter Unterkleider für Montirungszwecke, interessiren. Herr Oldenhoven durfte in Petersburg dem Kriegsminister darüber Vortrag halten. Du würdest mir und vielleicht der Armee einen großen Dienst erweisen, wenn auch Du ihm Deine Ansicht von der Sache äußern wolltest.“

Indessen waren sie schon in den Korridor gelangt, wo sich Excellenz ohne Sträuben durch die Saalthür schieben ließ.

Stefanie schnellte beim Eintritt des Onkels mit gut gespielter freudiger Ueberraschung empor und eilte ihm, der mit der Leichtfertigkeit eines jungen Don Juan's über den Parketboden schwebte, auf halbem Weg entgegen.

Herr von Reissenstein küßte sie erst auf die rechte, dann auf die linke Wange, dabei aber schon nach der übrigen Gesellschaft blinzelnd. — —

Nachdem Degenhart seinem Cicerone durch alle Säle des Dogenpalasts bis in die Bleikammern gefolgt war, wurde er endlich freigelassen. Voll heißer Erwartungen eilte er heim. Aber mit dem Glockenschlag Zwei trat nicht Reissenstein, sondern die Wirthin in's Zimmer mit einem Briefe, den ein Unbekannter für ihn abgegeben.

Degenhart griff hastig zu. Die Handschrift war ihm fremd, der Briefumschlag trug auf der Rückseite ein fürstliches Wappen in Farbendruck.

„Sie scheinen hier vornehme Verbindungen zu haben,“ sagte die Wirthin.

„Wie so?“

„Nach dem Wappen zu schließen. Da ich mich für Heraldik interessire, darf ich vielleicht nach dem Absender fragen?“

„Ich weiß selbst noch nicht —“

„Ah so. Bitte, sich durch mich nicht stören zu lassen. Wünschen Sie eine Scheere? Ich sah heute beim Reinemachen, das ich persönlich überwache, eine Scheere auf der Kommode liegen.“

Degenhart hatte den Brief schon geöffnet. Die Schriftzeilen glichen spitzigen Lattenzäunen. Er warf erst einen Blick auf die Unterschrift, dann einen mürrischen auf die Wartende.

„Herr von Reissenstein schreibt mir,“ sagte er barsch und vertiefte sich in den Inhalt.

„Excellenz? . . .“

Sie stand wieder, die jungfräuliche Wirthin, wie eine Statue der Minerva da. Die blauen Brillengläser konnten für die berühmten großen Augen gelten . . . Es entging ihr nicht, daß das Schreiben einen tiefen, aber nicht freudigen Eindruck auf ihren Miether machte.

„Was wünschen Sie denn?“ drehte er sich ungeduldig nach ihr um.

„O, ich wollte nur noch wegen des Wappens —“

„Fragen Sie Excellenz darum! Da“ — die Hausglocke wurde geläutet — „hören Sie? Es kommen Fremde.“

„Das wäre mir sehr unangenehm,“ versetzte die Unerschütterliche. „Wenzel ist zum Dreiuhrzug nach dem Bahnhof; die Furlanerin ging mit der Köchin, die kein Wort Italienisch kann, Einkäufe besorgen. Erlauben Sie, daß ich aus dem Fenster sehe.“

Sie sprach's und that's, zog aber alsbald den Kopf wieder herein und sagte:

„Es ist nur der pesciajuolo.“

„Wer?“

„Der Fischhändler. Der kann warten.“

So zornig Degenhart war, mußte er über diese Standhaftigkeit lachen.

„Beileibe nicht!“ entgegnete er. „Der Mann wird die Geduld verlieren und ich komme um mein Lieblingsgericht.“

„O, Fische können Sie bei mir zu jeder Stunde haben. Wünschen Sie einen Branzino? er ist zwar sehr theuer. Rombo müssen Sie zwei, drei Tage vorher bestellen. Für Trota dürfte jetzt nicht die Zeit sein. Aber wenn Sie mit meiner Köchin, die als Niederbayerin mit Seefischen nicht umzugehen weiß, Nachsicht haben, könnte ich Ihnen eine Soglia braten lassen.“

„Donner und Wetter, bleiben Sie mir mit Ihrem wälschen Speisezettel davon! Kochen Sie, braten Sie Fisch oder Vogel, nur lassen Sie mich jetzt allein!“

Die Wirthin floh gekränkt; trotzdem öffnete sie noch einmal die Thür und fragte:

„Hat Excellenz nicht geschrieben, ob er zu Tisch kommt?“

Statt zu antworten, schlug Degenhart zornig auf den Tisch. Der Kopf verschwand. —

„Euer Wohlgeboren“ — schrieb Reissenstein — „sende ich diese Zeilen aus dem berühmten Palazzo San Vitale. Habe mit meiner Nichte gesprochen, leider noch nicht über die Hauptsache, da sie von der Ducheſſa mit Liebenswürdigkeiten überschüttet wird. Die Ducheſſa war in der ersten Minute von Stefanie bezaubert, jetzt rast sie für sie. In zehn Minuten fahren wir mit einem Extrazug nach der herzoglichen Villa an der Brenta ab, kehren aber schon Sonnabend zum Fest, das die Herzogin der hiesigen Gesellschaft gibt, zurück. Wie mir mein Neffe sagt, werden auch Sie eine Einladung erhalten; man wird sich sehen, aussprechen und so weiter. Ich konnte der schmeichelhaften Aufforderung, an der Villeggiatura theilzunehmen, um so weniger widerstehen, als Ihnen meine dortige Anwesenheit zur vollsten Beruhigung gereichen wird.

„Noch Eins: Chevalier de Colombi ist in der That ein Colombi-Negroponte! der einzig noch Lebende dieses Namens!!! Uebrigens werden Sie ihn kennen lernen, denn meine feurige Lobhymne auf die ‚Goldene Gans‘ hat ihn bestimmt, dort Quartier zu nehmen. Bitte, sagen Sie der Wirthin, Briefe und Zeitungen ꝛc. bis zu meiner Rückkehr aufzubewahren. Mit Hochachtung

von Reissenstein ꝛc.“

Degenhart las den Brief mehrere Male Wort für Wort. Der Inhalt wurde dadurch weder klarer, noch trostreicher.

„Nicht heute, aber vielleicht ein andermal,“ murmelte er; „am Sonnabend unter Herzogen und Grafen, so recht im Schooß der Sippe, die uns einander entfremdet.“

Dann saß er wie betäubt.

Als er Abends in das Eßzimmer trat, fand er wirklich anstatt der falben Excellenz einen schwarzlockigen, feueräugigen Italiener bei Tisch, der sich sofort als Chevalier Colombi vorstellte und Grüße von Frau und Schwager brachte.

„Betrachten Sie mich als alten Bekannten,“ bat er; „ich weiß bereits alle Ihre Vorzüge und kleinen Schwächen, denn Sie waren, wie es sich gehört, das ständige Thema unserer Unterhaltung. Ihre Frau Gemahlin —“

„Wenn Sie mir vor Allem sagen wollten, wo Sie meine Frau gesprochen!“

„Wo? wo anders als in der Pension Micks!“ antwortete Colombi mit der unschuldigsten Miene. „Ich bitte Sie wiederholt um Ihr Vertrauen. Ich weiß auch um die kleinen Differenzen, die zwischen Ihnen und der Gnädigen bestehen. Dergleichen kommen in den besten Häusern vor. Es sind die Gewitterwolken am Ehehimmel, sie ziehen vorüber oder brechen los und reinigen die Luft. Entweder verständigt man sich oder geht man auseinander. Die Ehe ist heutzutage keine Fessel mehr.“

„In der Pension Micks!“ seufzte Degenhart und sank in den Stuhl zurück.

„Wo Sie gestern den etwas grausamen Karnevalsscherz in Szene setzten,“ lächelte der Andere. „Sie schliefen zuletzt zu natürlich. Aber die Rache gelang. Ihre Frau Gemahlin war außer sich. Freilich der Ausflug an die Brenta ist die Revanche. Ich kann das Alles verstehen. Wenn mich Jemand auffordert, eine Komödie anzusehen, sage ich: ‚Nein, lieber Freund, die habe ich täglich, stündlich umsonst.‘ Ihre Frau zum Beispiel, welche für die Landpartie Feuer und Flammen schien, hat auf dem Lande keine ruhige Minute. Sie weiß, daß wir uns hier treffen und nach Tisch so gut als möglich zu unterhalten suchen werden. Es ist Karneval. Welche Gefahren für einen Strohwittwer!“

„Meine Frau kennt meine Grundsätze.“

„Das ist ja eben die Komödie! Alle Welt spricht von Grundsätzen und Keiner traut dem Andern. Ich halte jede Wette, daß wir heute auf dem Ball im Ridotto — wo wir hin müssen! — beobachtet werden.“

„Von wem?“

„Von Ihrer Donna.“

„Sie ist ja auf dem Lande. Ich weiß noch nicht, wo?“

„Ich weiß auch nur, daß diese Campagna der San Vitale in der Umgegend von Mestre liegt. Unsere Karnevalsbälle beginnen nie vor Mitternacht. Madame hat also nach dem Thee vollauf Zeit, das Abenteuer zu überlegen, zu beschließen und auszuführen.“

Degenhart hatte von den Ridottobällen ein Bild im Geschmacke Wenzel's im Geiste.

„Meine Frau auf einem öffentlichen Maskenball?“ rief er zornig. „Was fällt Ihnen ein! Sie weiß, was sich schickt.“

„Eine Maske kann bei uns überallhin gehen; man wird sie respektiren. Und wenn auch die Ducheſſa selbst das harmlose Abenteuer nicht mitmacht, weil sie zu dick und fett ist, so finden sich andere Gardedamen. Und ist nicht Ihr Schwager jung und lebenslustig?“

Degenhart wurde nachdenklich.

„Meine Frau wird nicht dort sein, sprach er. „Aber ich gehe hin.“ — —

Ein großer Feldherr hat behauptet, daß eine Schlacht und ein Ball unbeschreiblich seien. Da unsere Geschichte nur von unblutigen Kämpfen handelt, kommen wir wohl über die Schlacht hinweg, doch, da sie im Karneval sich zutrug, nicht über den Ball.

Nun tritt aber eine zweite, bedenklichere Frage als die des Könnens an uns heran. Dürfen wir? dürfen wir der Leserin zumuthen, uns auf einen Ball zu folgen, wo die Herren meist im Winterüberzieher und mit dem Hut auf dem Kopf erscheinen, wo die Mehrzahl der Damen wie manche berühmte deutsche Hofschauspielerin eine entschiedene Vorliebe für Hosenrollen verrathen und im Aufwand von Sammet und Seide, Tüll und Musselin — bezüglich der Länge — beinahe so haushälterisch sind wie unsere Balletkoryphäen?

Was helfen indeß alle Bedenken wegen des Könnens und Dürfens, da wir müssen! Das Verhängniß — durch sein Werkzeug, den Chevalier Alessandro — reißt unsern Helden auf den schlüpfrigen Boden der Calle del Ridotto und zieht uns mit.

Es war ein Uhr, als er in den Tanzsaal trat. Unter den hellleuchtenden Krystallkronen bildeten die sich drehenden Paare, die geschlossenen Haufen der Zuschauer und die vereinzelt Schlenzenden einen bunten Knäuel. Vom Orchester auf der Galerie hörte man nur die Brummtöne der Baßgeigen, das Quieksen der Klarinetten und Schmettern der Trompeten aus dem Höllenkonzert heraus, das die Menge unten ausführte. Welche Lungen! . . . Und es gab da für Leute mit schwachen Nerven und empfindlichen Ohren keinen Hafen. In den Nebensälen, wo der Rauch der Virginias und Cavours zu Wolken sich ballt, wälzt sich das gleiche Gewühl, herrscht der gleiche Wetteifer, die Kraft und Aus-

dauer der Sprachwerkzeuge zu erproben. In einigen Sälen wurde gegessen und getrunken, doch war's nicht etwa der Wein, der in den Köpfen rumorte: diese Leutchen bedurften seiner nicht, um ihre Lebensgeister zu einer Fröhlichkeit zu steigern, die bei uns ohne Bechern nicht möglich und mit Wein nicht so harmlos wäre.

„Ein dergleichen Spektakel ist mir noch nicht vorgekommen," sagte der staunende Degenhart. „Ich war in Berlin doch auch —"

Er schloß erschrocken den Mund.

Da war's, daß eine allerliebste kleine Sylphe, in rosenfarbenen Tricots, mit einem Tüllwölkchen um die Hüften, ihn von hinten auf die Schulter klopfte und für alle Umstehenden vernehmlich fragte:

„Fritz, wo aßt Du Deine Frau?"

Wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt, drehte sich Fritz auf dem Absatz herum und sah den Schelm zwischen den Lachenden entschlüpfen.

Aber die verhängnißvolle Frage wurde das allgemeine Losungswort. Wohin er sich fortan wandte, im Tanzsaal wie in den Nebensälen hörte er in allen Sprachen, in hohen und tiefen Tönen, vor, hinter und neben sich: „Fritz, wo hast Du Deine Frau?"

Er drehte sich beständig wie ein Kreisel, doch die Kobolde waren überall und nirgends. Wenn er einem Baß entgegentreten wollte, warf sich ein ebenso vorlauter Sopran keck dazwischen.

Er packte ein Händchen, das ihn hinten am Flaus zupfte, da neigte sich das Mehlgesicht eines Pierrots an sein Ohr und schrie im venetianischen Patois:

„Dove astu la tua mojer?"

Der Schweiß rann ihm von der Stirn, seine Adern schwollen; Wuth stachelte, Scham lähmte ihn. Er wollte das Tollhaus verlassen, doch da glaubte er in der Stimme einer Maske in schwarzseidenem Domino, die mit der unverschämten Frage an ihm vorbeirafchelte, die Stimme seiner Frau zu erkennen. Er stürzte ihr nach, doch das Gewoge verschlang sie, und nun begann er eine wilde Jagd auf alle Damen in Schwarz. Jauchzende Harlekins und Pierrots, sich an den Händen fassend, schlossen ihn in einen Ringel- und Springereihen; Colombinen zogen ihn kichernd zurück; dieser und jener biedere Landsmann, den er auf die Hühneraugen getreten, stellte ihn zornig zur Rede; bärtige Bursche in schwarzen Dominos rangen die Hände nach ihm und ängstliche Larventrägerinnen entflohen ihm kreischend.

Endlich glaubte er die Erste, die Rechte wiedergefunden zu haben, jetzt im Arm eines verlarvten Herrn, der nach seinem Wuchse Egon sein konnte. Fritz wurde eben von zwei schmucken Pagen mit Perrücken, die einem blonden Schaffell glichen, herumgewirbelt, als Jene quer durch den Saal und dicht an ihm vorbeischritten. An der Thür zu den Räumen des Restaurants schaute sich die Dame um, — nach wem sonst als nach ihm! Er riß sich los und stürmte, nun alle Höflichkeit beiseite setzend, dem Paare nach. Bald war er dicht hinter ihnen; da drehte sich die Dame abermals um. Ja, diese funkelnden Sterne waren Stefaniens Augen!

Jetzt standen sie am Büffet und der Herr überreichte seiner Begleiterin — keinen überschäumenden Champagnerkelch, sondern ein volles Bierseidel. Das war für Degenhart entscheidend. Seine Frau schwärmte für „Wienerbier vom Faß", das es an den Whistabenden Tante Luisens gab.

Wird die Maske fallen? Nein. Die weißbehandschuhte Rechte — o, nur Stefanie besaß solch' schmale Hand! — lüftete die Spitze nicht mehr, als ein sanftester Zephyr.

„Stefanie!" schrie Degenhart außer sich, „mach' mich nicht wahnsinnig! — Stefanie!" wiederholte er flehend und ergriff ihren Arm, daß die Dame erschrocken das Bierglas fallen ließ.

„Flegel!" sagte sie mit fremder Stimme und riß die Maske ab.

Es war das unserem Freunde völlig unbekannte zornrothe Gesicht der Frau Geheimen Rechnungsräthin Kräusel.

Er hatte seine Beatrice zu sehen gehofft und erblickte das Haupt der Meduse.

Das Gelächter des dichtgeschaarten Chors der Zeugen scholl ihm wie das Hohnlachen von zehntausend Teufeln an's Ohr. Zu seinem Glück schmetterten gleichzeitig Trompetenfanfaren, ergoß sich ein tosender Schwarm aus den Nebensälen und riß Alles mit sich fort nach dem Hauptsaal, wo il Rè Carnovale mit seinem Gefolge den Umzug hielt.

Fünf Minuten später stand Degenhart auf der Straße und bot seine pochende Stirn der Nachtluft preis.

In den entleerten Arkaden des Markusplatzes war's, als ob sich Jemand an seine Fersen hefte. Aber es war nur der Wiederhall seiner eigenen Schritte.

Als er über die Riva ging, stand er wieder still. Dießmal täuschte er sich im Geräusche nicht. Von dort, wo der Lido als ein schwarzer Strich die Lagune begrenzte, klang dumpf ein Brausen. Der Athem der Adria!

Degenhart seufzte aus tiefster Brust. Er dachte an sein Haus am Meer.

X.

Zur Ehre Stefaniens sei gesagt, daß sie zur Stunde, da ihr Gemahl auf Frau Kräusel fahndete, fern an der Brenta wie ein Murmelthierchen schlief.

Wir übergehen Degenhart's Leidenstage bis zum Fest der Duchessa, zu welchem er von Colombi eine Einladungskarte „im Auftrag" erhielt. Er war in Venedig plötzlich eine bekannte Person. Wo immer er mit seinem neuen Freunde erscheinen mochte, sah er Fremde und Einheimische wispernd die Köpfe zusammenstecken und las die fatale Frage aus ihren spöttischen Mienen. Er ging zuletzt nicht mehr aus. Zwar wurde die Anfrage, „wo er seine Frau habe", auch brieflich an ihn gerichtet, doch beruhigte er sich zu Hause bei dem Gedanken, daß er am Sonnabend zum Lohne für seine Geduld und Vertrauensseligkeit die Frau haben und aus dem scherzhaften Venedig heimführen werde.

Die Freundschaft des Chevaliers gewährte ihm während der Klausur nicht geringen Trost. Der war kein Spötter und Egoist wie jener Hamburger. Er kannte Stefanie, lobte sie mit wohlthuender Wärme und sprach seine innerste Ueberzeugung aus, daß sich bei Gelegenheit des Festes „Alles wieder machen werde". Er blieb Abends im düstern Eßstübchen der „Goldenen Gans" bei dem Einsamen sitzen, zwang sich zum Grogtrinken und hörte den endlosen Erzählungen von Stefaniens Leben und Treiben in Dürrenwalde, von ihrem Wochenbett, ihren Kaffeekränzchen und so weiter geduldig zu.

Als sie aber — wie Colombi hoffte — zum letzten Mal in der „Goldenen Gans" einander „Gutenacht" sagten — es ging bereits wieder auf Zwölf — schüttelte der schöne Alessandro hinter dem Ahnungslosen her die Faust und sagte sich:

„Revanche! Morgen werde ich ihn todt, das heißt, ich werde ihn lächerlich machen."

Ende gut, Alles gut. Wir sind so glücklich, am Schluß der Erzählung den noch von der schwülen Luft des Ridottosaals bedrückten Leser in die kühlere, wohlriechende eines gut erhaltenen, sauber gehaltenen Palazzos, in die vornehme und festlich geschmückte Versammlung zu führen, die der letzte Sonnabend des Karnevals bei der Ducheſſa San Vitale sah.

In der Nähe der Rialtobrücke, wo unterm Sternenhimmel das Gewühl noch ebenso dicht und das Geschrei ebenso laut wie am Tage, bot der Canale grande das Bild eines Wasserkorso, nur daß von der Piazzetta aufwärts die Gondeln alle besetzt, abwärts dagegen meist leer fuhren. Das Gebäude, vor dessen Freitreppe Gondeln und Barken zu einem Geschwader sich zusammendrängen, ist in allen Fenstern hell, und Feuerbrände, an den Gondelpfählen angebracht, werfen ihren rothen Schein auf die Fassade, die Gruppen der Landenden und das schlafgestörte Gewässer. Der große Hausflur ist ein Palmenhaus, die Stiege eine sanftansteigende Blumenterrasse.

Doch was sind Blumen und Palmen gegen ein Spalier herzoglicher Livréediener! Vom Scheitel bis zur Sohle in Scharlach gleichen sie gekochten Hummern, die man vergoldete, um sie einem Gourmand an den Weihnachtsbaum zu hängen.

Sie waren im Hause entschieden die Prächtigsten. Hoffentlich erleben wir's noch, daß die beiden Geschlechter gleiche Rechte erhalten und bei ähnlichen Gelegenheiten auch die Kammerjungfern und Stubenmädchen in Reih' und Glied treten.

Vor der Flügelthür oben, einem Kleinod von Schnitz- und Intarsiaarbeit, stehen Hatschiere. Sie strecken zur Beruhigung vor jedem Gast die Lanze auf Armslänge von sich und klopfen mit dem Schaft auf die Fliesen.

Die Flügel thun sich auf. — Ah, „wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein!"

Eine Unzahl brennender Wachskerzen auf Kron-, Arm- und Wandleuchtern spenden eine glänzende, dabei farbenfreundliche Beleuchtung. Jeder Saal ist vom marmornen Mosaikboden bis zur reichgegliederten Decke ein Prachtsaal, eigenartig, anders als die zwanzig anderen; die Einrichtung kostbar, prunkend, aber stylvoll. Keine „Pariser Nouveautéen" beleidigen die Manen des Baumeisters, der im großen Style schuf.

Vom fernen Tanzsaal klingt Musik bis in die vordersten Säle, gedämpft, doch laut genug, um die Nerven vibriren zu machen.

Die Gesellschaft, welche diese Räume bevölkert, schwächt im großen Ganzen den majestätischen Eindruck nicht. Die Vorliebe der Damen für entschiedene Farben bringt Leben in jede Gruppe. Alle diese Ducheſſen, Principeſſen und Conteſſen funkeln von Diamanten, Viele haben sich so weit als möglich entblößt, um so viel als möglich davon anzubringen. Die Hausherrin leistet darin, Dank ihren körperlichen Anlagen, das Höchste. Sie ist ein Diamantenlager auf einer Kreideinsel. Dagegen trägt Stefanie nur je eine Spange von mattem Gold um den nackten Arm und eine Schnur echter Perlen um den Hals. Sie ist nicht die Schönste — es sind klassische Schönheiten da — aber die Kenner wechseln in Bezug auf sie den Blick mit einander, der „Nummer Eins in allen Fächern" bedeutet.

Was die Männer anbelangt, so sind Granden aller Grade, Offiziere, Staatsmänner, Gelehrte, Finanz- und andere Künstler zugegen. Weil es bei diesen malerischen Gesellschaften hauptsächlich darauf ankommt, was man für eine Figur macht, trägt das Militär wie immer den Sieg davon. Der schwarze Frack kann sich nur durch ein breites gewässertes Band oder ein Ordenskreuz in Brillanten Beachtung verschaffen. Da aber die Sterne am Frack gewöhnlich erst mit dem Mond auf unserem Scheitel aufgehen, ist ein junger Lieutenant gegen einen gestirnten Geheimrath immer noch im Vortheil. Es sind auch dekorationslose Frackträger da. Doch diese, meist feste Gruppen bildend, sprechen mit solcher Zuversichtlichkeit von der innern und äußern Politik, Gegenwart und Zukunft aller Staaten, daß ihnen mit der Zeit das Ministerportefeuille nicht fehlen kann.

Auch unsere Bekannten aus der Pension Micks treffen wir an und bemerken mit Vergnügen, daß zwischen den Damen Kräusel und dem Papiermaulbeerbaumrindenzüchter Oldenhoven der Friede geschlossen ist. Maler Lauterbach sieht sich ziemlich mürrisch um; es wird nicht lange dauern, geht er zum Bier. Der „kranke Herr" ist so glücklich, unter den Lakaien einen Dresdener entdeckt zu haben. Wir müssen von Letzteren ausführlich erwähnen, daß sie die silbernen Platten mit Thee, Sorbet und Näschereien unermüdlich und mit größter Würde umhertrugen.

Die zahlreichste und vornehmste Gesellschaft war im Empfangssaal versammelt. Wie die Musik hieher nur gedämpft klang, als würde mit Sordinen gegeigt und auf umflorten Pauken getrommelt, waltete ein gewisser Ernst, eine gewisse Feierlichkeit in diesem gewaltigen, durch das schwarze Täfelwerk und die lebensgroßen, dunkel gewordenen Porträts von Dogen, Kriegern und Kardinälen verdüsterten Raum.

Als das alterthümliche Ziffernblatt über dem Eingang wenige Sekunden vor Zwölf zeigte, trafen der Duca, Egon und Colombi am vereinsamten Kamin zusammen.

„Kommt er denn auch gewiß?" fragte der junge Herzog.

„Mit dem Glockenschlag."

„Und hat er bestimmt keine Ahnung?"

„Sonst würde er ja nicht kommen."

„Eigentlich ist der Scherz grausam."

„Grausam?" mischte sich Egon hinein. „Im Gegentheil, wir kuriren ihn damit ein- für allemal von allen Hoffnungen."

Die Uhr hob zum Schlage aus. Ihr dröhnender Klang machte plötzlich jedem Gespräch ein Ende. Mit dem zwölften Schlag klapperten draußen die Hatschierlanzen und beide Thürflügel wurden weit geöffnet.

Alle Blicke richteten sich auf den letzten Gast.

Es war Fritz Degenhart aus Hinterpommern im Kostüm eines Pierrot.

Pierrot in der festlich geputzten, durchaus ernsthaften, erhabenen Versammlung!

Während der ersten Minuten herrschte peinliches Schweigen.

In dieser Stille sagte laut eine Männerstimme auf Französisch:

„Sieh' da, der Mann, der seine Frau sucht!"

Das Eis war gebrochen. Ein dämonisches Gelächter brach auf Kosten des armen Pierrot los. Die schönen Herren sahen wie Faune aus, die zartesten Damen geberdeten sich wie Bacchantinnen.

Degenhart rieselten eiskalte Schauer über den Rücken; er wollte etwas sprechen, allein die Stimme versagte

ihm; er blickte sich in seiner Hülflosigkeit nach Stefanien um, doch das Blut stieg ihm zu Kopf, Alles um ihn begann sich zu drehen und zu verwirren.

Aber Stefanie sah ihn.

Wie Schuppen fiel es ihr plötzlich von den Augen oder, besser gesagt: sie hatte eine Vision, sah endlich einmal das Wesen und nicht die Form. Diese lachende, herzlose Gesellschaft um den verlachten Unglücklichen war der häßliche Lindwurm zu den Füßen des Sankt Georg. Ja, ihr Fritz erschien ihr dem Colombi und San Vitale, dem Onkel und dem Bruder gegenüber fast erhaben; er war in ihren Augen zum ersten Mal, aber nun für immer schon.

„Du bist ein Geck!“ sagte sie laut zu ihrem Bruder mit einer Miene, die eine Uebersetzung der Worte für Nichtdeutsche überflüssig machte. „Fritz ist und bleibt immer mein Mann.“

Und dann schritt sie zu Pierrot, legte ihre Hand auf seinen Arm und ging mit ihm durch die verstummten Reihen der Gäste, durch die Reihen der Diener auf der Treppe, die vor dieser Erscheinung respektvoll zurückwichen.

Unten ließen sie sich — Degenhart wie im Traum — die Mäntel umthun und stiegen in eine der bereitliegenden Barken.

„Pension Micks,“ sagte Stefanie.

Sie saßen dicht an einander gedrückt; über ihnen wölbte sich ein herrlich gestirnter Nachthimmel, um sie war des Karnevals fröhliches Getriebe. Beleuchtete und bekränzte Gondeln mit Masken schossen hin und her; Musik tönte von der Piazzetta; Raketen stiegen über die Schiffsmaste und Dächer empor und zerflatterten in farbige Kugeln. Doch auf dieß bewegte Nachtbild verirrte sich zuweilen nur ein Blick. Ihre Augen ruhten in einander oder sahen zu den Sternen auf, zu denen wir, Atheisten oder Gläubige, noch immer empor-

Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt. **Mann und Frau von der Insel Oahu (Sandwich-Inseln).** Nach einer Skizze von E. Saltzmann. (S. 935.)

Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt. **Abschied des Prinzen Heinrich von Honolulu.** Nach einer Skizze von E. Saltzmann. (S. 935.)

Reise des Prinzen Heinrich von Preußen um die Welt. **Besuch des Prinzen Heinrich beim König von Hawai.** Nach einer Skizze von C. Salgmann. (S. 925.)

blicken, wenn wir ein Gelübde thun. — Ein Gefühl der Ruhe und Stärke senkte sich in ihre Brust, wonniger als junge Liebe.

Als die Barke an der Brücke bei der Pension Micks hielt, befahl Stefanie den Schiffern, zu warten.

„Willst Du wieder zum Fest zurück?“ fragte Degenhart — lächelnd, denn ihm bangte vor dem Verlust dieses Herzens nicht mehr.

Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter.

„Wir holen das Gepäck,“ sprach sie, „und ich ziehe zu Dir. Morgen früh aber reisen wir heim, denn ich habe Sehnsucht nach Marianne!“

Johann Strauß.

(Hiezu das Porträt S. 921.)

Es ist nicht der erste Besitzer oder Vertreter dieses Namens, welcher mit seinem Rufe so weit reichte, als Melodie und musikalisches Verständniß überhaupt wirksam sind. Und diese haben kaum ermeßbare Grenzen. Johann Strauß, der Vater, war, als er 1849 verschied, ein weltberühmter Mann, „der Walzerkönig“ geheißen. Und Johann Strauß, der Sohn, bestieg förmlich wie ein Dynast den leergewordenen Thron. Er, der am 25. Oktober 1825 Geborene, war damals kaum 24 Jahre alt, und schon war sein Ruf nicht nur ein befestigter, ja es gab Parteien, welche über Vorzüge des Alten und des Jungen stritten. Es war förmlich für den möglicherweise alternden Johann Strauß I. ein Glück, daß er ungeschwächt im vollen Nimbus den Geigenbogen als Szepter hinlegen mußte. Er hatte keinen gleichnamigen Vorläufer, er hatte sich vom untauglichen Buchbinderlehrjungen emporgeschwungen; jedoch sein gleichnamiger Sohn und Nachfolger stand auf den Stufen, die er emporgehoben, hatte alle väterlichen Erfahrungen und Entdeckungen und Kodexe für sich.

Denn nicht allein Strauß Vater, auch Lanner tritt bekanntlich um den Thron, und es gab erhitzte Parteigänger. Unter solchen Umständen stritten in dem Musiker gewiß Künstlerstolz und väterliche Bedenken gleichartig, als er Johann Strauß II. abhalten wollte, sich so nennen und überhaupt öffentlich auftreten zu dürfen. Der Sohn überwand jedoch, bereits im neunzehnten Jahre sich emanzipirend, alle Hindernisse, und als er im Oktober 1844 auf einer der Orchestertribünen, worauf der Vater seit Dezennien ruhmvoll gestanden, hervortrat mit den jugendfrischen Kompositionen eigener Erfindung, da jubelten ihm die Wiener nicht nur zu, sondern noch mehr nach, denn er hatte kein günstiges Vorurtheil ausgenützt, sondern ein vollberechtigtes, vollkräftiges Talent zur Geltung gebracht.

Er füllte auch einen leergewordenen Platz aus, denn Lanner, in dessen Orchester der alte Strauß seine Lehrjahre durchgemacht, war ein Jahr zuvor gestorben. Und Strauß der Jüngere ersah sofort mit großer Begabung seinen richtigen Standpunkt, er vereinigte das Gemüthlich-Melodiöse des ältesten Vorgängers mit der Verve und zum Tanze auffordernden Frische des Vaters.

Le roi est mort, vive le roi! Alle Versuche, mit Johann Strauß, dem nach dem Hingange seines Vaters Einzigen, zu rivalisiren, schlugen fehl. Den Bruder Joseph, ein Muster an Bescheidenheit trotz des ungewöhnlichen Talentes, ermunterte er selbst, den Architektenmeßstab mit Geige und Taktirstock zu vertauschen, da sonst während einer langwierigen Krankheit das Orchester und die Familie hülflos gewesen wären.

Und so breitete sich Johann's Ruhm aus.

Ein entscheidender Wendepunkt in seinem Leben trat ein, als er 1862 Jenny Treffz, eine der vorzüglichsten Sängerinnen der Spieloper, heirathete, welche sich von der Bühne zurückgezogen hatte. Die Künstlernatur der Frau, das zuweilen in Reminiscenzen herausdrängende reizende Stimmlein derselben, ermunterte ihn zu manchem Liedchen im engeren Kreise, kurz, brachte ihm das Vokale unmittelbar nahe. Eines Tages war ein Walzer für Stimmen vorhanden und der Männergesangverein brachte ihn an einem seiner heiteren Abende vor. Er machte Sensation. Er hieß: „An der blauen Donau“. Und die „Donauwalzer“, sowohl orchestrirt wie für alle erdenklichen Instrumente, sind heute weltberühmt, ja zu ihren Tönen in der Drehorgel tanzen Neger, Kaffern wie Tataren. An der österreichischen Donau sind sie förmlich zum Nationallied geworden.

So folgten der einen Gesangspartie bald andere, und endlich schritt Johann Strauß zur Operette. „Indigo“ hieß der erste Versuch und war ein völlig geglückter (1871). Seitdem reihten sich in stetiger Ermunterung an: „Karneval von Rom“, „Cagliostro“, „Fledermaus“, „Methusalem“, „Blinde Kuh“. Jede enthält eine Summe der anmuthigsten Melodieen, welche einen eigenthümlichen Typus in sich tragen, dessen Grundlage der österreichische Walzer und dessen Entwicklung die Strauß'sche Individualität ist. Der Tondichter hat Operetten von Deutschland nach Frankreich gebracht, scheinbar förmlich Eulen nach Athen, Operetten von Wien nach Paris, und siehe da, er errang ganz außerordentlichen Erfolg. Er hat das Verdienst, die Rückströmung gelenkt, das erste Wagniß mit dem Glauben an guten Erfolg und zuletzt den Glauben an deutsche Melodik und graziöse Anmuth hervorgebracht zu haben. Jetzt ist die Bahn offen. Die geeignetsten seiner Opern haben alle fähigen Bühnen beschritten, mit jenem Erfolg, den seine Tanzkompositionen in aller Welt zuvor hatten.

Vor zwei Jahren entraffte der Tod seine Gattin und verständnißvolle Freundin, die ihn überallhin begleitete. Er hat seitdem eine begeisterte Verehrerin, ebenfalls eine durchgebildete Gesangskünstlerin, geheirathet, die statt der Bühne sein stilles, aber reizendes Heim beschritt und in glücklicher Unabhängigkeit zu wählen vermochte. Johann Strauß schafft als eine rastlos schöpferische Künstlernatur weiter.

Daß er Hoftitel, zahlreiche Orden, in dieser das künstlerische Schaffen lohnenden Zeit ein Bijou von einem eigenen Hause hat, scheint fast selbstverständlich; aber bedeutsamer ist, daß er stets auf errungener Höhe sich hält und das jüngst Produzirte mit seinem Besten rivalisirt.

S.

Ein Fest bei Gambetta.

Von

D. F.

Man muß jene seltsam geartete Luft der Boulevards athmen, dieses Abstraktum, das Paris so reizvoll, so anziehungsreich macht, dieses Parfüm, das sich chemisch nur schwer zergliedern, einschachteln läßt, um es begreiflich, mehr noch, um es selbstredend zu finden, daß die Nachricht, Gambetta wolle im Palais Bourbon eine Festlichkeit veranstalten, geradezu den Charakter eines „Ereignisses“ trug. Ganz Paris, wir meinen das in dem Sinne von tout Paris, sprach acht Tage vorher von fast nichts Anderem als von den Vorbereitungen zu diesem Feste; vor dieser kleinen Haupt- und Staatsaktion verblaßten selbst wichtigere Geschehnisse, und wenn inzwischen là-bas am Kap oder in Bulgarien schwerwiegende Interessen ganzer Völker in Frage gekommen wären, — ihnen wäre keine oder höchstens sehr zweifelhafte Beachtung geschenkt worden. Es vereinigte sich aber auch nichts weniger als Alles, um dem Drum und Dran der Festlichkeit, von der Person des Gastgebers abgesehen, einen ganz hervorragend stark ausgeprägten pikanten Beigeschmack aufzustempeln. Und das eben gab für dieses espritdurchsetzte, neuigkeitslüsterne, nach Sensation dürstende Paris den hauptsächlichsten Grund, daß sich Publikum und deren Mundstück, die Zeitungen, so lebhaft für die Soirée und ihre Arrangements interessirten.

Gambetta, er, der noch vor etwas mehr als anderthalb Jahrzehnten im Quartier latin ein entbehrungsreiches Bohèmeleben führte, er, der Sohn eines kleinen Epiciers, lud die volltönigsten Namen Frankreichs, den obersten Staatschef, die Minister, das diplomatische Korps zu sich zu Gaste. Und er, der Republikaner, schaltete in denselben glanzvollen Prunkgemächern, die der sybaritisch veranlagte Herzog Morny unter den Glanzzeiten des Empire nach seinen persönlichen Neigungen hatte ausstatten lassen, mit einem Stich in's Ueppige, in's Orientalische. Freilich sieht auch der Republikaner in dem Rufe, recht luxuriöse Geschmacksrichtungen hervorzukehren. Es vergeht kaum Ein Tag, wo die gegnerischen Blätter diese angeblichen Neigungen, die so schlecht mit der republikanischen Sittenherbigkeit harmoniren, nicht spöttelnd glossiren. Immer bleibt ja nach dem Sprüchwort etwas hängen undvielleicht: il n'y a pas de fumée sans feu. So hatte sich denn schon längst ein ganzer Sagenkreis um das Haupt dieses bedeutenden Mannes gewoben, ein Mythenkranz, aus kleinen malitiösen Sticheleien zusammengewunden, wie sie diese böse Welt einmal liebt. Die spitzen Zungen bekamen neue Nahrung, als in dem stillen, halbvergessenen Palais Bourbon neues Leben blühte durch die Installirung Gambetta's. Bald sollte er Tausende ausgegeben haben, um das inzwischen verwahrloste Badegemach in einen Raum umzugestalten, wie er der Capricen eines morgenländischen Fürsten würdig gewesen wäre. Da sollte ein großer carrarischer Block herbeigeschafft worden sein, da nur der edle Stein die Fluten hätte aufnehmen dürfen, die des Volkstribuns volle Glieder umspülen sollten. Da zischelte man sich zu, daß er, als großer Gourmand vor dem Herrn, den Leibkoch des Herzogs von Noailles, einen Künstler in seinem Fach, durch Zusicherung eines Ministergehalts zu sich herübergelockt habe, auf daß die Genüsse seiner Tafel denen eines Herzogs in nichts nachzugeben hätten. Dann war es ja die erste Soirée, die Gambetta überhaupt veranstaltete, ein Hauptreiz mehr, eine Première, der man schon aus diesem Grunde beigewohnt haben muß, wie man alle erdenklichen Anstrengungen unternimmt, um bei einer ersten Vorstellung im Theatre français oder in der Oper nicht zu fehlen. Und schließlich bewegte die große Frage die Gemüther: wird die leidige Politik, die in Frankreich mit ihren scharfen Gegensätzen selbst persönliche Verhältnisse trübt, auch in den neutralen Salon hineingetragen werden? Werden die feudalen Marquis und Herzoge aus dem Faubourg St. Germain die Soirée besuchen und wie wird ihnen Gambetta entgegengehen?

So nahte der große Tag endlich heran. Es war der 14. Juli, der Jahrestag der Erstürmung der Bastille. War das Datum Zufall nur, war es eine ausgesprochene, nicht allzu taktvolle republikanische Demonstration und sollte also wirklich auch ein Fest als republikanisch betont werden? Es schien das Letztere. Verstieg sich ja ein republikanisches Blatt den nächsten Tag sogar zu dem Dithyrambus, die Soirée kurzweg als einen Erfolg für die Republik zu beweihräuchern. Daran gewöhnt man sich allerdings schließlich in Paris.

Wenn wir also das Fest nothgedrungen als das einer Partei, als ein republikanisches bezeichnen müssen, so wollen wir nur sofort hinzufügen, daß es ihm keinen Eintrag gethan hätte, wäre es einige Grade weniger republikanisch ausgefallen, wäre es nach gewisser Richtung farbiger, blendender gewesen, begehen wir die Ketzerei, zu sagen: imperialistischer. Man denke: die Damen fehlten, nicht freiwillig etwa, sie waren überhaupt nicht eingeladen worden. Zwar ist dafür schlechterdings die Republik an und für sich nicht verantwortlich zu machen, vielmehr Herr Leon Gambetta selber, der, erdrückt von der Wucht der Staatsgeschäfte, noch keine Zeit gefunden, unter den Töchtern des Landes Umschau zu halten oder sich in ihren Netzen — und es genügt doch eine einzige — zu verstricken. Und ach, wie leicht würde ihm das gemacht werden, wie würde sich ein schönes Weib schon durch den süßen Traum einfangen lassen, einstmals vielleicht zur höchstgestellten Dame des Landes aufzusteigen. Doch leider muß man mit den Thatsachen rechnen. Wo dürfte auch ein Garçon in seinen Salons Damen empfangen? Das hätte zum Himmel aufgeschrieen, dagegen bäumten sich Zucht, Sitte und wahrscheinlich auch Republikanismus auf. Nimmermehr! Wer sollte den Damen die Honneurs erweisen? Ein Junggeselle? Das ging nicht an ... Nicht einmal die Damen der Republik, die intimsten Freundinnen des Kammerpräsidenten, Madame Edmond Adam und Madame Arnaud de l'Ariège bekam man zu sehen. Nichts, nichts! Wo sonst auf großen Festlichkeiten das Auge farbenfroh schwelgt, wo es von Diamanten und Edelgestein blitzt und funkelt und gleißt, wo sonst spitzenbesetzte Seidenschleppen auf dem Parket entlang rauschen, wo silberhelles Lachen an unser Ohr tönt, — diese berückende Atmosphäre da, wo schöne Frauen walten, im Glanz der Toiletten doppelt verführerisch, wo es aus dunklen Augen schelmisch blitzt, wo Fächer spielen, dieses zauberische Gebilde gegen eine kompakte Mauer von Fracks und Uniformen eintauschen zu müssen, das war hart, sehr hart ...

Doch, was nützt's ... suchen wir zu vergessen und sehen wir die Arrangements ein wenig an ... Die Cour d'honneur umsäumten eine Reihe überhoher Kandelaber, aus denen elektrisches Licht aufschoß, das mit seinen kräftigen Strahlenbündeln die innere Fassade taghell übergoß. Von dem teppichbelegten Perron trat man in ein hohes, weites Vestibül, dessen Wände mit alten, schweren Gobelins verkleidet waren, für den kunstsinnigen Blick eine der wirkungsvollsten, sattesten Ausschmückungen. Wenn diese jetzt dem Staate gehörigen Gewebe reden könnten, was könnten sie uns erzählen von der Vergänglichkeit alles Irdischen; wie wäre es interessant, dem Flüstern zu lauschen, das Schäfer und Schäferin, wieder hinter feste Riegel gesteckt, mit einander unterhalten! Vor den Tapissérieen und in den Ecken standen frische, blühende Topfgewächse, die sich von dem dunklen Stoffhintergrund um so kräftiger abhoben; links auf einer Estrade spielte ein Musikkorpsfrische, bewegte Melodieen aus den neuesten Operetten, ein Meer von Licht überstrahlte das Ganze; ein frisches, anheimelndes Bild, das uns traulich umfing, während dessen man einen Augenblick der Illusion leben konnte, neben uns würde sich eben das eigenthümliche Rauschen einer Frauenrobe hören lassen. Heran die wenigen Stufen, auf denen die wahrhaft männlichen, strammen Gestalten der republikanischen Garde in großer Galauniform Spalier bildeten, und da wären wir endlich in den eigentlichen Empfangssalons. In einem himmelblau ausgeschlagenen Gemach, so kokett, daß man es fast Boudoir nennen könnte, hielt sich der Gastgeber, um die Ankommenden zu begrüßen, um hie und da einem persönlich Bekannten unter verbindlichen Worten die Hand zu drücken. Gambetta ist im persönlichen Verkehr überhaupt bon enfant ... Es war wirklich eine ganz ausgezeichnete Gesellschaft, die sich in den Salons des mächtigen Gambetta drängte, drängte im eigentlichen Sinne des Wortes: die Senatoren und Deputirten der Majorität, das diplomatische Korps, die Minister, hohe Staatsbeamte, Notabilitäten aus der Künstler- und Schriftstellerwelt, Universitätsprofessoren, der Munizipalrath von Paris, zahlreiche Mitglieder des Barreau, Vertreter der Kaufmannschaft, die Presse und vornehmlich eine Unsumme höherer und niederer Offiziere, recht bezeichnend dafür, daß Gambetta auch in der Armee Verehrer und wohl auch Schmeichler besitzt. Er hatte es zu höheren Ehren der Popularität nicht übersehen, ein paar Dutzend seiner Wähler aus dem Quartier Belleville einzuladen, einfache Arbeiter, denen bedeutet worden, es hätte unter einem republikanischen Regime nichts auf sich, wenn sie im gewöhnlichen Ueberrock erscheinen würden.

Während die Gäste immer kräftiger zufluteten, — als das Fest auf seinen Höhepunkt gelangt war, schätzte man die Zahl der Anwesenden auf etwa fünftausend, — während sich überall Gruppen bildeten, die über Verschiedenes und noch einiges Andere, über das republikanische Fest im Besondern plauderten, konnten eine ganze Menge loser Vögel das unter diesen Umständen billige Witzwort nicht an sich halten, das Pariser Schlagwort: „Ça manque de femmes“ auszurufen. Offenbar wollte es nun nichts Anderes bedeuten, als sich über diesen Mangel zu trösten, als Vergessenheit zu suchen, wenn ein großer Theil der Eingeladenen sich sofort an die Büffets begab, die man nach dem Goethe'schen: „Der Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Wegs bewußt!“ sehr richtig in dem großen dunkelrothen Salon vermuthete. Trotzdem dort die belegten Brödchen zu wahren Montblancs aufgeschichtet waren — und in soliderer Form als diese Miniaturprodukte, die wir von dem Besuch der unzähligen Ministerempfangsabende kennen — sie schmolzen im Nu zu einem sehr wesenlosen Nichts zusammen, leicht erklärlich bei dem gut republikanischen, das will hier sagen, gut bürgerlichen Appetit, den man entwickelte, und bei der energischen Massenhaftigkeit des Ansturmes. Mit den leichteren Gegnern auf dem Büffet, mit den Punsch-, Eis- und Kaffeequantitäten wurde trotz ihrer relativen Ungefährlichkeit nicht minder kurzer Prozeß gemacht. Glücklicherweise lagen ganze Haufen Hülfstruppen im Soutien und wie durch Zauberei deckten sich die Tische immer von Neuem. Auf einer lediglich von Herren besuchten Soirée durfte man sich auch die Freiheit nehmen, zu rauchen, und in seiner Gastfreundschaft hatte denn auch Gambetta unten in dem elektrisch erleuchteten Garten unter einem Zeltdach eine ganze Reihe edler Havannas zur Verfügung gestellt.

Herr Gambetta brauchte nicht Klage zu führen, daß man seine Liebenswürdigkeit nicht zu würdigen verstand. Sehr im Gegentheil. Und wenn Viele sich auf Wochen hinaus fürsorglich mit dem edlen Kraut versorgten, so war das selbstredend nur ein Ueberschwang von Patriotismus, so wollten sie wahrscheinlich während ebensovieler Wochen eine recht lebhafte Erinnerung an die Festlichkeit behalten. Aber wie böse Beispiele gute Sitten verderben, so schien diese Praxis recht bald als außerordentlich probat gewürdigt worden zu sein und Nacheiferer gefunden zu haben — in dem Maße, daß durch diese kleine, scherzhafte Episode der Gambetta'schen Festlichkeit eine gewisse bezeichnende Legende aufgeprägt sein wird, etwa wie die denkwürdige Ballfestlichkeit, die der Marschall während der Ausstellung in Versailles veranstaltete, unter dem Namen Paletotfest bei Mit- und Nachwelt fortleben wird . . .

Doch lassen wir den feuchten Garten — denn es hatte natürlich geregnet, wie dem Juli zum Trotz jeden Tag melancholische Regenschauer herabgeprasselt waren — sein artiges Bassin, die Militärkapelle, von der republikanische Enthusiasten soeben zum dritten Male die Marseillaise verlangten, und steigen wir wieder nach den Salons hinan.

Es ist zehn Uhr; eine gewisse Erregung läuft durch die Gesellschaft. Und wie die Pünktlichkeit nicht nur die Höflichkeit der Könige ist, meldet der Huissier eben die Ankunft des Präsidenten der Republik an. Die im Vestibül postirte Militärkapelle stimmt die Marseillaise zur Begrüßung an. Gambetta eilte Herrn Grévy entgegen; ehrfurchtsvoll bildet man eine Gasse und der Kammerpräsident geleitet seinen hohen Gast nach der jetzt geöffneten, in einen Theatersaal umgewandelten Galerie. Dort nimmt der Präsident der Republik auf der Mitte der ersten Sesselreihe Platz, zur Linken der Gastgeber, zur Rechten der Präsident des Senats, dahinter fünf- bis sechshundert Personen, wie sie Willkür oder Laune und Fixigkeit durcheinander geschüttelt, während die achtfache Anzahl weiter mit Unterhaltung, Büffets, Cigarren und Walzermusik vorlieb nehmen mußte.

Da drinnen rauschte der Vorhang inzwischen in die Höhe. Auf der Szene, die eine anmuthige Gartenpartie im Watteau'schen Geschmack zeigte, saßen die Schülerinnen des Musikkonservatoriums in festlich weißen Kleidern. Die Kapelle intonirte eine Ouvertüre, eine wirkliche Ouvertüre — wir fürchteten einen Augenblick, man würde mit der unvermeidlichen Marseillaise beginnen — und dann trat Herr Faure, der vielberühmte Bariton, aus einer Seitencoulisse auf die Szene. Das Konzert mit seinem feinfühligen, ausgezeichneten Programm, von Gesangskräften ersten Ranges ausgeführt, nahm seinen Beginn. Jeder einzelnen Nummer folgte einstimmiger und wohlverdienter Beifall, der frenetisch wuchs, als Frau Miolan-Carvalho die Romanze aus der „Hochzeit des Figaro" so vornehm und tief empfunden vortrug, daß sie nach dieser Leistung unleugbar Anrecht hat, zu den Sternen erster Ordnung gezählt zu werden. Wenn Faure nur etwas weniger tremoliren wollte, so würde er unter den Baritonen an Süße und Schmelz der Stimme, die auch der Kraft nicht entbehrt, die den ganzen Raum mit unsagbarem Wohllaut überflutete, ganz ohne Rivalen dastehen. Der französischen Szenen vorzüglichster Bariton — das ist er unbestritten, in jedem Falle. Die unfreiwillig Ausgeschlossenen hatten wirklich viel verloren; ein derart distinguirtes Konzert kann auch nur ein Kammerpräsident seinen Gästen bieten. Mit dem Quartett aus Verdi's „Rigoletto" schloß das Programm, in dessen Verlaufe die Schülerinnen eine Novität, einen bis jetzt nicht an die Oeffentlichkeit gekommenen Chor von Auber, Fo-li-fo, vortrugen. Der Vorhang fiel, um nach einigen Minuten wieder in die Höhe zu gehen und die lang verhaltene Neugierde zu befriedigen, denn das vielglossirte, vielbesprochene Ballet sollte endlich von Statten gehen, des reichhaltigen Programms weniger klassische, aber um so interessantere Abtheilung. Acht reizende Ballerinen — wer mochte wohl die Wahl getroffen haben? — in den historischen Kostümen der Zeit des Direktoriums, vier Paare also, tanzten mehrere im Geiste der Epoche gedachte Divertissements. Fräulein Laura Fonta von der Großen Oper, eine gar gelehrte Tänzerin, — sie hat sogar ein Buch herausgegeben, — hatte die Tänze arrangirt und durch mehrere Wochen soll sie die Pas mit gewissenhafter Sorgfalt überwacht haben, auf daß kein Schritt gethan werde, der nicht die Kritik auch der strengsten Kundigen vertragen hätte. Was die Zuschauer nur allgemein bedauerten, das war die Thatsache, daß Incroyables und Merveilleusen damals so kurze Tänze aufgeführt hatten, da die Epigonen jetzt unschuldig darunter leiden mußten. Herr Gambetta ließ es sich nicht nehmen, selbstverständlich in Gesellschaft mehrerer anderer Herren, mit den Ballerinen und den Sängern und Sängerinnen zu soupiren. Doch das viel später erst; vorläufig unternahm er nach Beendigung des Tanzdivertissements mit dem Präsidenten der Republik einen Rundgang durch die Säle. Um Mitternacht zog sich Herr Grévy zurück, dessen Beispiel Hunderte folgten. Nichtsdestoweniger herrschte in den Räumen immer noch eine recht angenehme Fülle, die sich zum Theil wieder an den Büffets zu undurchdringlicher Masse staute.

Natürlich war es nicht nur die behagliche Stimmung, die Pastete und Champagner erzeugt, — es konnte vielmehr als tiefinnerster Ausdruck gelten, wenn alle Welt sich einstimmig versicherte, die Soirée hätte nichts zu wünschen übrig gelassen.

Notizblätter.

Literatur.

— **M. Reymond's feiner und lustiger Spott auf die Extravaganzen unserer naturwissenschaftlichen und philosophischen Heißsporne** ist bekannt. Jetzt erhalten wir ein neues Büchlein voll ergötzlicher Verse, welches den verlockenden Titel trägt: „Das Buch vom bewußten und unbewußten Herrn Meyer" (Bern, Leipzig, Frobeen & Comp.). Man könnte Reymond einen wissenschaftlichen Moritz Busch nennen, denn das grotesk Drollige wiegt auch bei ihm vor, nur ist es seinem Stoff angemessen voller, sozusagen literarischer in der Form, und die Tendenz ist ein Spiel mit philosophischen Aussprüchen, die außerordentlich komisch auf das bürgerliche, sogar spießbürgerliche Leben angewendet werden. Die Irrungen dieses Herrn Meyer sind ein witziger Spiegel der geistigen Bewegungen unserer Tage. Die Bilder, Silhouetten in Schwarz und Weiß, stehen dem geistvoll lustigen Text an Laune nicht nach. Das Buch sei dem gebildeten Publikum als eine sehr anheiternde Lektüre empfohlen.

— **Einen kühnen Vorwurf für einen Novellencyklus hat Emanuel** Hermann zur Ausführung gebracht in seinem „Hexameron" (Wien, Waldheim). Eine Sammlung von Erzählungen, deren erste zur Zeit des Numa Pompilius in Rom spielt und deren übrige fünf Phasen der Entwickelung des Menschengeschlechtes oder vielmehr seiner Kulturgeschichte darstellen. Beginnend um 58 nach der Erbauung Roms, führt uns die letzte Novelle nach Paris in den Salon. Wir müssen gestehen, daß hier ein großes Talent sich eine große Aufgabe gestellt und auch in sehr interessanter Weise, soweit dieß möglich, gelöst hat. Die einzelnen Novellen zeigen eine schöne Gestaltungskraft, kräftiges dichterisches Leben, das nur ab und zu durch die Tendenz des Autors geschwächt wird. Dieß „Hexameron" ist eine bedeutende und originelle Leistung auf dem von Seiten des bücherkaufenden Publikums völlig vernachlässigten Gebiete der Novellistik, die ja die feinste Blüte der Erzählungskunst ist. Nach den Ergebnissen des Buchhandels sollte man glauben, daß es gar kein feines Publikum — denn nur solches liest Novellen — gäbe. Ob hier bei dieser Sammlung eine Ausnahme statfinden wird — ?

— **Oswald Heer hat durch seine „Urwelt der Schweiz" der** Naturwissenschaft einen nicht hoch genug zu schätzenden Dienst geleistet, sie um ein tüchtig Stück gefördert. Thier- und Pflanzenleben untergegangener Zeiten treten uns in der lebensvollen Schilderung des berühmten Forschers wie gegenwärtig vor Augen, und in dem scheinbar eng gezogenen Kreise ist uns eine Geschichte der Erde geboten. Der Verfasser, der es versteht, auch für den Laien die schwierigsten Punkte klar und faßlich darzustellen, hat sich das wesentlichste Verdienst erworben, daß er seine Forschungen nicht dem engen Kreise seiner Berufsgenossen vorbehielt, sondern sie allen Freunden der Natur zugänglich machte. Der Verleger (Zurich, Schulthes) hat das Werk, das nun in zweiter, vielfach vermehrter Auflage vorliegt, durch die Ausstattung und den reichen Bilderschatz in würdiger Weise geehrt.

— **Die Verfasserin des „Guten Tons für Damen", eines Büch**leins, das vielen Anklang gefunden, Malwine v. Steinau, hat nun auch einen „Leitfaden für junge Mädchen beim Eintritt in die Welt" (Wien, Hartleben) erscheinen lassen, welcher, während jener mehr die Etikette im Auge hat, die allgemeine Seite des Verkehrs hervorhebt und dem unerfahrenen jungen Mädchen, das eben aus der Schule in's Leben tritt, den Weg bahnen will. Die Verfasserin, welche keine gewöhnliche Moralpredigerin ist, hat nicht nur die soziale, sondern auch die ethische Seite des Umgangs im Auge und gibt treffliche Vorschläge, welche wohl zu beherzigen sind und für einen anmuthigen Verkehr auf anziehende Weise vorbereiten.

— **Kürzlich erschien in Madrid ein dem Handelsstande gewiß** willkommenes Werk, nämlich: «Anuario-Almanaque del comercio, de la industria, de la magistratura y de la administracion ó Almanaque de las 400,000 señas de Madrid, de las Provincias, de Ultramar y de los Estados Hispano-Americanos 1879». Dieses große spanische Adreßbuch enthält die Adressen sämmtlicher Kaufleute, Industriellen, Advokaten, Behörden ꝛc. ganz Spaniens und seiner Kolonieen, sowie der südamerikanischen Republiken und ist überhaupt das erste, welches in dem Umfang alle diese Länder behandelt. Es dürfte sich hier ein treffliches Mittel zur Gewinnung wichtiger und neuer Verbindungen für Handel und Industrie bieten, zumal der Import von unseren Waaren in jenen Staaten von Jahr zu Jahr sich steigert. Wolfgang Gerhard in Leipzig vermittelt das Buch.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die projektirte arktische Expedition zur Entdeckung des Nord**pols wird wahrscheinlich im Frühling nächsten Jahres von England absegeln. Den Bemühungen des Kommandanten Cheyne ist es gelungen, ein Londoner arktisches Hauptkomite zu bilden, dem 29 Zweigkomites im ganzen Lande untergeordnet sind. Die englische Expedition wird mit den von Schweden, Holland, Amerika, Oesterreich und Dänemark ausgesendeten Expeditionen kooperiren.

— **Die Pariser Akademie hat als Preisaufgabe folgendes Thema** ausgeschrieben: „Die Rolle des Staates in der wirthschaftlichen Ordnung; welches sind die Bedürfnisse in der wirthschaftlichen Ordnung, zu deren Befriedigung die Mitwirkung erforderlich ist?" Die Arbeiten sind bis Ende Dezember 1880 an die betreffende Akademie einzusenden. Preis: 5000 Franken.

— **Die Kosten der internationalen Kunstausstellung in München** belaufen sich auf 80,000 Mark, wovon fast die Hälfte bereits durch Billetverkauf gedeckt ist, so daß kein Defizit zu befürchten ist.

Verkehr.

— **Die Schweden und Norwegen verbindende Bahnlinie Wenersborg-Frederikshald-Christiania** ist am 18. Juli durch König Oskar eröffnet worden.

— **Die Niederländischen Kolonieen sind denjenigen Ländern beigetreten**, nach welchen Weltpostkarten mit Antwort abgesendet werden können. Derartige Karten sind nunmehr verwendbar für Mittheilungen nach Belgien, Frankreich, Helgoland, Italien, Luxemburg, Niederland und den Niederländischen Kolonieen, Norwegen, Portugal, Rumänien, der Schweiz, Spanien und der Argentinischen Republik.

Natur.

— **In der „B. Ztg." berichtet der Bergingenieur Dr. Brau**müller über eine höchst merkwürdige, noch niemals vorher irgendwo und irgendwann beobachtete Erscheinung, die sich gegenwärtig in einer der unter Wasser gesetzten Zechen der Duxer Kohlenwerke zeigt. In den Grubenwassern der Zeche Fortschritt wird nämlich seit einem halben Jahre das regelmäßige Auftreten von Flut und Ebbe beobachtet, eine Thatsache, die geeignet ist, eine wahre Revolution in der gegenwärtig gültigen Theorie über das Innere des Erdkörpers hervorzurufen. Die Akademieen von Wien und Berlin widmen daher auch dem Gegenstande die angestrengteste Aufmerksamkeit.

Haus- und Landwirthschaft.

— **Der „Bienenwirthschaftliche Hauptverein im Königreiche** Sachsen" bringt in seinem Jahresberichte die nachfolgenden statistischen Berechnungen über den indirekten Nutzen der Bienen: Es ist von jeher eine Aufgabe bienenwirthschaftlicher Vereine gewesen, nachzuweisen, daß die Bienenzucht von allergrößter Bedeutung für die gesammte Bodenkultur ist. Aus jedem der 17,000 Vereinsstöcke fliegen täglich 10,000 Bienen aus = 170,000,000, jede viermal = 680,000,000, an 100 Tagen = 68,000,000,000. Jede Biene besuche vor der Heimkehr 50 Blüten, so haben die Vereinsbienen 3,400,000,000,000 Blüten des Jahres besucht. Nimmt man nun an, daß von je 10 Blüten nur eine befruchtet wird, so ergeben sich 340,000,000,000 befruchtete Blüten. Der Lohn für die Befruchtung von 5000 Blüten sei ein Pfennig, also ein lächerlich unbedeutender, so haben die Vereinsbienen jährlich 68,000,000 Pfennige = 680,000 Mark Nutzen geschaffen, den Niemand bezahlt. Jeder Bienenstock hat somit für die gesammte pflanzliche Bodenkultur einen Werth von 40 Mark.

Militär und Marine.

— **Im Garten der Stadtresidenz des Herzogs von Sutherland,** Stafford House in London, wurde kurzlich eine transportable Eisenbahn ganz neuer Konstruktion, eine Erfindung des Ingenieurs Alfred Greig, ausgestellt. Diese Eisenbahn zeichnet sich durch die Leichtigkeit, womit sie selbst auf ungünstigem Boden niedergelegt und aufgenommen werden kann, aus. Die Schienen sind Stahl, die Yardlänge (0,9 m.) wiegt der Breite des Geleises entsprechend 10—18 Pfund. Am leichtesten zu handhaben sind die 16- und 20zölligen Geleise; für schwere Lasten ist indessen ein 24zölliges Geleise rathsamer. Die Dampfmaschine ist dem Geleise entsprechend klein, dabei aber leistungsfähig. Das bei den Versuchsfahrten niedergelegte Geleise maß 20 Zoll in der Weite. Auf demselben wurde ein Zug, bestehend aus einem Geschütze und einem Artilleriewagen, gebildet. Die ganze Last betrug etwa 140 Centner. Die kleine Maschine fuhr damit mit Leichtigkeit umher und kehrte nach Belieben um; sie befriedigte namentlich durch ihr sicheres Einbiegen auf scharfe Kurven. General Sir Henry Green sprach sich über die Leistungsfähigkeit der Bahn sehr befriedigt aus und bezeichnete sie namentlich für militärische Zwecke als sehr brauchbar.

— **In Portsmouth wurden Versuche mit neukonstruirten Panzer**platten aus 3½ Zoll Stahl und 5½ Zoll Eisen angestellt, welche befriedigend ausgefallen sind. Die Vereinigung der beiden Metallarten ist ein Geheimniß.

— **Versuche, die in Portsmouth angestellt wurden, haben ergeben,** daß Papier Schiffe vor den Einwirkungen von Seegras, Muschelthieren ꝛc. schütze, und es ist jetzt ein Verfahren patentirt worden, Schiffsböden mit einem Papierüberzug zu versehen, der mit giftigen Chemikalien getränkt ist und so nicht bloß Schutz verleiht gegen das Anhängen von Muschelthieren, Tang u. dergl., sondern auch gegen bohrende Insekten.

Feste und Versammlungen.

— **Der deutsche Eisenbahntag, oder Kongreß des Vereins deut**scher Eisenbahnverwaltungen, fand vom 27. bis 29. Juli in Salzburg unter lebhafter Betheiligung von fern und nah statt.

Statistik.

— **Nach der neuesten Postzeitungspreisliste des Generalpostamts** in Berlin fur das Jahr 1879 konnten bei den deutschen Postanstalten bestellt werden: 852 französische, 701 englische, 147 italienische, 83 holländische, 98 schwedische, 69 russische, 63 polnische, 68 dänische, 32 rumanische, 61 norwegische, 28 ungarische, 35 spanische, 18 bohmische, 10 griechische, 6 hebräische, 6 wendische, 5 vlämische, 4 serbische, 3 kroatische, 4 slovenische, 1 türkische, 5 portugiesische, 2 romanische, 3 lithauische, 2 ruthenische, 2 armenische, 2 persische, 1 slovakische, 1 finnische, insgesammt 2504 fremdsprachige Zeitungen. Hienach konnte es scheinen, als ob in Deutschland Nachfrage und Bedarf für fremdsprachige Zeitungen sehr groß wären. Dieß ist indessen nicht der Fall; die meisten fremden Blätter gehen nur in wenigen Exemplaren ein. Während die deutschen Postanstalten im Jahre 1877 insgesammt 2,809,409 Abonnenten auf einheimische Zeitungen hatten, besaßen sie deren nur 30,870 (gegen 43,305 im Jahre 1875) auf auswärtige Blätter; während sie in dieser Zeit 384,524,080 Nummern deutscher Zeitungen beförderten, lieferten sie nur 4,487,841 Nummern auswärtiger Zeitungen ab. Deutschlands Zeitungsexport übertrifft seinen Import fast um das Doppelte, er belief sich im Jahre 1877 auf 7,839,476 Nummern (1875 freilich auf 8,353,928 Nummern). Die meisten deutschen Zeitungen gehen nach Oesterreich, den Vereinigten Staaten von Amerika und der Schweiz, für welche Länder Deutschland ja auch in buchhändlerischer Beziehung eine außerordentlich große Bedeutung hat. Immerhin erscheint der internationale Zeitungsverkehr noch erheblicher Entwickelung fahig.

— **Amtlichen statistischen Berichten zufolge wurden in** der Kolonie Viktoria im ersten Quartal dieses Jahres 170,550 Unzen Gold gewonnen, das ist 2123 Unzen mehr als in dem korrespondirenden Quartal des Vorjahres. Die Anzahl der im ersten Quartal dieses Jahres beschäftigten Bergleute betrug 35,598, darunter 9479 Chinesen.

Denkmäler.

— **Der in Neuchen dem Verfasser des „Simplicissimus", dem** früheren Schultheißen Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, auf seiner Ruhestätte, dem dortigen Kirchenplatze, errichtete Gedenkstein ist am 17. August feierlich enthüllt worden.

— **Am 20. Juli wurde in Monsummano ein Denkmal für den** italienischen Dichter Giuseppe Giusti festlich enthüllt. Vertreter der Kammer, Civil- und Militärbehörden, ein Repräsentant der Lincei-Akademie und andere hervorragende Persönlichkeiten waren zugegen. Das Standbild ist von dem Bildhauer Cesare Funtacchiotti.

— **In den vier Denkmälern, die die Vereinigten Staaten dem** Andenken ihres größten Mitbürgers errichtet haben — der Canova'schen Statue in Raleigh, der Chambrey'schen in Boston, einer dritten in Baltimore und seit 1860 der in Washington — soll jetzt ein fünftes kommen: das große Washington-Denkmal in Philadelphia. Mit der Einsendung eines Entwurfes hiezu ist auch der Berliner Meister, Professor Siemering, beauftragt worden, und seine Arbeit wird in wenigen Tagen Europa verlassen, um jenseits des Ozeans mit den Mitbewerbern — drei amerikanischen, einem französischen und einem italienischen Künstler — in Konkurrenz zu treten. Die in Gyps ausgeführte, wohl gegen neun Fuß hohe Skizze imponirt schon auf den ersten Blick durch die Großartigkeit der Anlage. Vier zwölffüßige Freitreppen führen zu dem eigentlichen Denkmal hinauf, die Treppen sind von einander isolirt durch vier Seitengruppen, gebildet durch die Flußgötter, in deren Gebiet Washington Siege errungen, und durch charakteristische Thierdarstellungen, welche den Urzustand und den Kulturfortschritt Amerikas versinnbildlichen.

Gestorben.

— Freiherr Joh. August v. Wächter, württembergischer Staatsminister a. D., am 5. Juli, auf Schloß Lauterbach.

— Professor Dr. W. Lotz, Kunstschriftsteller, 49 Jahre alt, am 28. Juli, zu Düsseldorf.

— Geheimerath v. Gerolt, Diplomat, 82 Jahre alt, zu Bonn, Ende Juli.

— Ignaz Frey, Konservator der königl. bayerischen Centralgemäldegalerie in München, 88 Jahre alt, am 2. August.

— August Geib, Buchhändler, hervorragendes Mitglied der sozialdemokratischen Partei, am 3. August, in Hamburg.

— Charles Fechter, berühmter englischer Schauspieler, am 4. August, 56 Jahre alt, in New-York.

— Infantin Maria del Pilar, Schwester des Königs Alfons, zu San Sebastian, am 5. August, 18 Jahre alt.

— Professor Dr. Lamont, Astronom, am 6. August, 74 Jahre alt, in München.

Dichterstimmen aus der Gegenwart

gesammelt von

Friedrich Bodenstedt.

Lebe wohl!

Gedichtet: Insel Rügen im August 1878

von

G. v. Dyherrn.

Drunten rauscht zum Strand des Meeres Strom,
Droben Sterne geh'n am Himmelsdom,
's ist, als küßten Welle sich und Sterne,
Und doch sind sie ewig, ewig ferne,
Nur die heilige verschwieg'ne Nacht
Hat dem Meer der Sterne Bild gebracht,
So dem Herzen bringt das Herz den Traum,
Ob die Beiden trennet Zeit und Raum.
Lebe wohl!

Fern im Morgen bebt ein blasses Licht,
O, noch ist's die Sonne lange nicht,
Nur des Leuchtthurms Flamme drüben loht,
Weist den Weg durch's Meer dem Fischerboot.
Und mir ist, als ob dein Aug' ich schau',
Das verkünder sichern Pfad genau,
Das mir unverändert treulich bleibt,
Ob mein Kahn auch lange draußen treibt.
Lebe wohl!

Nachtthau weilet noch in dichtem Grün,
Wo die schwanken Königskerzen blüh'n,
Wo auf schwarzem Feuerstein geschmiegt
Still die schlanke Ringelnatter liegt.
Bleiche Felsen dort am Horizont
Bald des Frühroths erster Kuß besonnt.
Bleiche Wange röthet einst sich auch
Von des Wiedersehens Freudenhauch.
Lebe wohl!

Still umher der Laut, der mich verletzt,
Mit den Menschen ist verstummt er jetzt,
Und das Lied, das lange mir entwich,
Ist erwacht und klinget leis für sich,
Gleich der Perle, die im Grunde schlief,
Bis der Taucher sie zum Lichte rief,
Und der Perle gleich zum Meeresstrand
Schwinget sich mein Lied in's Heimatland.
Lebe wohl!

Lebe wohl, wenn weiß ein Segel schwillt,
Sei es dir der Sehnsucht treues Bild,
Ob zum Land es kommt? Wer weiß, wer weiß?
Ob es untergeht, des Sturmes Preis?
Ob der Sehnsucht, die so rastlos irrt
In ein'n Hafen, je die Ruhe wird?
Gott mag's wissen, der die Loose lenkt,
Ewig aber dein mein Herz gedenkt.
Lebe wohl!

Du hast so große Seele,
Du bist so wie das Meer,
Dein spiegeln nur sich Bilder,
Die rein und schön und hehr.
Es fährt zurück zum Strande,
Was seinen Schooß entweiht,
Und bleibt in seiner Nähe
Doch ruhig allezeit.

Ich bin der Strom, der ruh'los
Mit Armen um sich greift,
Bald öde Flur durchwandert,
Bald blühend Land durchstreift;
Doch endlich treibt ihn Sehnsucht,
In Wogen voll und schwer
Mit froher Hast zu eilen
Zum letzten Ziel — dem Meer.

Omar der Khalif.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Einst hab' ich die Kameele meines Vaters gewaidet,
Barfüßig, in rauhe Wolle gekleidet,
Mein Ruhebett war das freie Feld
Und meine Decke das Himmelszelt —
Bis mich der Gläubigen Stimme rief,
Ihr Herrscher zu werden und Khalif.
Da macht' ich auf weiter Siegesbahn
Die mächtigsten Reiche mir unterthan,
Und bin nun so hoch gestiegen hier,
Daß Keiner steht zwischen Gott und mir.
Doch fühl' ich, erhoben durch Gottes Hand,
Mich kleiner, als da ich niedrig stand.

Weinlied.

Von

O. Engelhardt.

Am schlimmsten feind der Poesie
Sind stets, fürwahr, die Sorgen,
Die dort erscheinen so als hie,
Wie heute, so auch morgen.

Doch wie Spreu vorm Sturm, vor Weinesglut
Zerstiebet ihr Gelichter —
Wohlan drum, Knab', bring' Rebenblut,
Den Göttertrank dem Dichter.

In seine Flut so wundervoll
Soll sich die Seele senken,
Und aus dem Bad zum Aether soll
Sie ihre Schwingen lenken.

Preis, Preis dir, Wundergeist im Wein,
Der du jetzt nahst in Flammen!
Schon züngeln sie in's Herz hinein
Und schlagen hoch zusammen.

Mein Genius, ja, er spottet kühn
Schon allen ird'schen Schranken —
Heil wie nun blitzen, wie nun glüh'n
Die Funken der Gedanken!

Mir ist, als sollt' vom Staube ich
Zu höhern Sein genesen,
In Wonneschauern kläret sich,
O Heil! mein ganzes Wesen.

Im Spätherbst.

Sonett

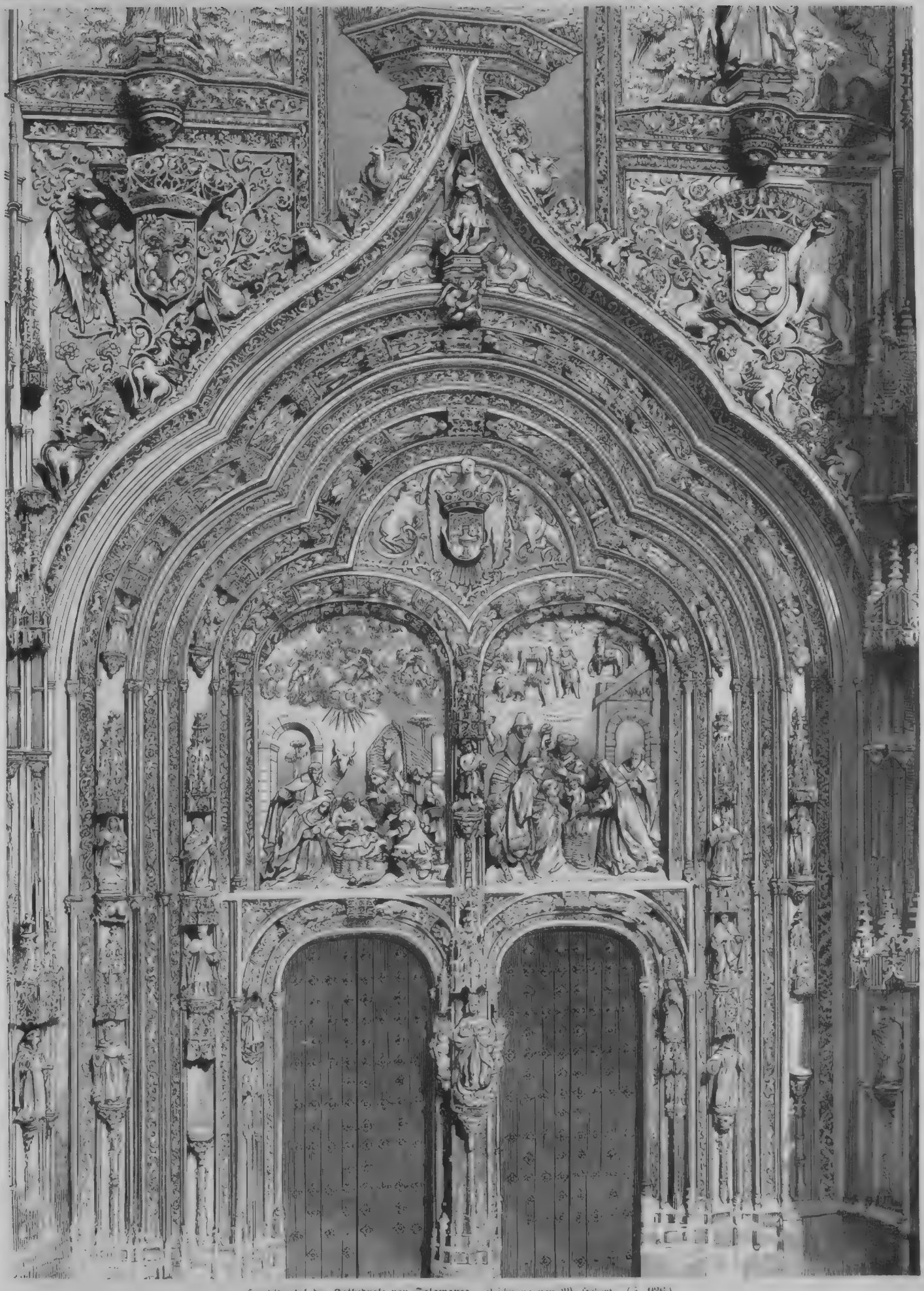
von

O. Engelhardt.

Ich schritt im Spätherbst träumend durch die Flur
Und weiter in des Walds verlass'ne Hallen,
Und hört' kein Vogellied ich auch erschallen,
Schien mir voll Leben doch rings die Natur.
Mit warmem Schein ein Glanz vom Himmel fuhr
Durch's falbe Laub; ich sah im Hauch es wallen,
Als wehte Goldstaub auf den Blättern allen —
Ich fühlte mich wie je im Lenze nur.
Wohl dacht' ich da in meinem Träumersinn:
O, schritt ich einstens wie an diesem Tage
Durch meinen Herbst im Lenzesnachglanz hin!
O, daß in meine Jugend mich Erinn'rung trage
Einst zaub'risch 'rück, wenn graubelockt ich bin,
Mich hold versöhnend mit des Alters Plage.

X. Au R. Brendamour.

L. Scheuren.



Hauptportal der Kathedrale von Salamanca. Zeichnung von M. Hebert. (S. 936.)

Auf Waldwegen.

Novelle

von

August Becker.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile behauptete der junge Mann, dessen Anwesenheit solche Störungen in die Stimmung der angelangten Gesellschaft brachte, noch immer denselben, allen Blicken ausgesetzten Platz in der nordöstlichen Ecke des Wirthsgartens, wo er schon den ganzen Nachmittag über ausgeharrt hatte. Seine Weinflasche war erst halb geleert, seine Hoffnung aber bereits tief gesunken, seine Geduld fast erschöpft. Allein des Wartens schien er noch nicht müde geworden und seine Augen hielten nach wie vor scharfe Späne auf den dorten sich öffnenden Waldwegen, wenn auch mit dem unmuthig starren Ausdruck eines Menschen, der allmälig am Erfolg seiner Bemühungen verzweifelt und nur noch der Konsequenz wegen ausharrt. Auf die Touristen, welche auf den Platz hintraten, um die schöne Waldperspektive nach der Wartburg zu genießen, hatte er kaum mehr Acht, ihre begeisterten oder blasirten Bemerkungen schlugen ihm eindruckslos an's Ohr.

Ueber Gedanken brütend, die keineswegs angenehmer Natur sein konnten, oder nachgerade völlig gedankenlos und abgespannt von der Hitze und der angestrengten Aufmerksamkeit seiner Sehnerven, saß er endlich da, die Blicke fast nur noch mechanisch draußen haftend in der Verlängerung eines der Waldpfade, als wieder Jemand herantrat, ohne daß er sich die Mühe nahm, nach der Person umzuschauen. Es war der rothköpfige Kellner, der sich unnöthigerweise hier zu schaffen machte.

„Aber hören Sie, mein Herr," fing derselbe in einem sonderbaren, keineswegs sehr achtungsvollen Ton an, indem er, den Rothkopf schüttelnd, seinen Gast mit scheelem Seitenblick betrachtete. „Sie haben mich da in eine schöne Verlegenheit gebracht."

Der Fremde kehrte sich jetzt langsam um und sah den Rothkopf groß an.

„Ich Sie in Verlegenheit?!"

„Ja wohl," fuhr der Aufwärter unverfroren in demselben Ton des Vorwurfs und verletzter Eigenliebe fort, „und in welche! Es scheint nicht, daß Ihr Herr Vetter von der Vetterschaft viel wissen will."

„Mein Herr Vetter?! Was schwätzen Sie da von Vetterschaft?"

„So, jetzt werde ich noch angefahren!" murrte der Rothkopf. „Sie haben mir doch gesagt, daß Sie ihn erwarten, haben mir's sehr angelegentlich auf die Seele gebunden."

„Wie?!" fragte der Fremde und seine Augen vergrößerten sich ganz merkwürdig.

„Nun ja," ergänzte der Kellner, „ein Herr Schmidt, Fabrikant — oder so was — aus Krefeld, dem Sie so eifrig nachfragten."

„Und der wäre hier?"

„Mit der ganzen Gesellschaft."

Die Nachricht brachte den Fremden nahezu aus aller Fassung. Beinahe wäre er mit einem lauten Ruf der Ueberraschung von seinem Sitze aufgesprungen, und nur mit Mühe unterdrückte er seine Aufwallung.

„Wo?" fragte er dann an sich haltend und mit zurückgehaltenem Athem, indem er einen hastigen Blick durch den Wirthsgarten warf.

„In der nächsten Laube da," bedeutete der Aufwärter gekränkt, mit einer Schwenkung des rothen Kopfes die Richtung bezeichnend.

„Aber, Mann, warum sagten Sie mir das nicht gleich?!"

„Ich sag' es Ihnen ja! Ich mußte mich doch erst überzeugen, ob es die bewußte Herrschaft, die Sie erwarten, sei, und Herr Schmidt hat es mir selbst auf meine Erkundigungen hin zugestanden. Ich habe Alles auf's Beste besorgt und ausgerichtet. Aber ..."

„Ausgerichtet?" fiel der Fremde fast bestürzt ein. „Was?"

„Daß Sie ihn erwarten, schon den ganzen Nachmittag fleißige Nachfrage nach ihm gehalten haben. Aber er hatte — geschröpft will ich werden, wenn's nicht wahr ist — keine große Freude daran. Ich kam schön an, als ich ihm ausrichtete, daß sein Vetter hier sei."

„Wie?" fragte der Fremde halb außer sich. „Sie haben ihm gesagt, daß ich —"

Das Wort erstickte ihm in der Kehle. Es war ja zum Verzweifeln, geradezu entsetzlich. Der Rothkopf aber ergänzte mit dem Ausdruck gekränkten Pflichtgefühls:

„Wie gesagt, er wollte nichts von der Vetterschaft wissen. Nicht so viel!" setzte er mit tief verletzter Empfindung fast empört hinzu, indem er mit den Fingern schnippte, um keinen Zweifel darüber zu lassen, wie viel. „Himmel, Donner — ich kam schön damit an."

Der Fremde saß da wie versteinert. Gleichsam entsetzt sah er den Rothkopf an. War es denn möglich, daß derselbe ihn so bloßgestellt hatte? Er faßte ihn derb am Arme.

„Wie?" fing er nochmals an. „Sie hätten ihm — unglaublich! — gesagt, daß ich hier ..."

„Daß Sie schon den ganzen Nachmittag hier sitzen, Ihren Vetter, den Herrn Schmidt aus Krefeld, erwarten und ihm eifrig nachgefragt haben, — alles das habe ich haarklein ausgerichtet. Aber, wie gesagt, ich kam schön damit an!!"

„Nein — nein! —" machte jetzt der Fremde mit einer verzweiflungsvollen Geberde, indem er sich mit der Hand vor die Stirne schlug und das Haar zurück streifte. „O, Sie — Sie — Mensch! Mensch!!"

„So!" fing der Mensch höchlichst verletzt an. „Jetzt schimpft man mich wohl noch! Was kann ich dafür, wenn Niemand nichts von der Vetterschaft wissen will! Die Blamage für mich! Solchen Auftrag übernehme ich nicht wieder, nicht um eine Million! Herrgott, nein! Nicht um eine Million!"

Aber um ein weiteres Markstück hätte er die „Blamage" wohl sofort verschmerzt und sich einer weitern unterzogen. Allein der Fremde war keineswegs in freigebiger Stimmung oder gesonnen, ihm den unerbetenen Dienst anders zu belohnen, als etwa durch einen Griff nach den von den rothen Borsten weit abstehenden Ohren. Kaum vermochte er die zuckenden Hände zu zügeln, indem er sie mit in einander verschlungenen Fingern zusammenpreßte, auf die Tischkante legte und unwillkürlich rang, während der Rothkopf es angezeigt fand, sich verkannt und murrend zurückzuziehen.

„Nein, nein!" sprach der Fremde für sich, peinlich verlegene Blicke nach der angedeuteten Laube werfend. „Solche Tölpelhaftigkeit! Wie konnte ich auch nur diesem Strohkopf den Zweck meines Hierseins verrathen!"

Es war in der That eine höchst verdießliche Lage. Ohne Zweifel konnte man ihn von der Laube aus durch das grüne Gezweig beobachten und sich an seiner Haltung ergötzen, an seiner Verlegenheit weiden. Was nun anfangen? Davon laufen?! Er hätte zum Gespött der Insassen an der Laube vorüber gemußt. Sitzen bleiben?! Er war hier allen Blicken ausgesetzt und konnte als gewiß annehmen, daß ihm Jedermann die Verwirrung anmerke. Ein fatale Situation, dachte er, die nicht länger andauern durfte, von der er aber keineswegs wußte, wie sie zu ändern oder ihr ein Ende zu machen sei. Unwillkürlich griff er zur Flasche, schenkte sich ein, trank aus und füllte sich den Becher wieder.

„In der Laube," sprach er zu sich selbst, „wird man denken: der hat einen guten Zug am Hals! wird man mich für einen Säufer halten. Aber — quid quid est — nachdem nun doch einmal mein ganzer Plan, mein ganzer Anschlag auf so unverantwortlich lächerliche Weise vereitelt ist, kann auch eine solche Voraussetzung nichts mehr schaden. Ergo bibamus!"

Und er trank noch einmal aus, indem er dieß Verfahren mit seinem Durste und dem heißen Wetter rechtfertigte, dabei den Entschluß faßte, sich so unbefangen und leichtherzig als möglich in sein unerhörtes Geschick zu ergeben, gelegentlich aber dem Strohkopf von Kellner den Hals zu brechen.

So suchte er sich allmälig zu trösten, hatte sich aber von seiner Bestürzung noch nicht völlig erholt, als sich zwei Damen mit einem Herrn seinem Platze näherten, in welchen er sofort Tante Elisabeth, Tante Träudchen und den Großhändler Bertuch erkannte. Erstere war sichtlich in heiterster Laune, plauderte unbefangen lachend mit den Gefährten und erwiederte den achtungsvollen Gruß, den der junge Mann trotz seiner Verwirrung und trostlosen Stimmung nothgedrungen anwenden mußte, mit einem ganz artigen Beugen des Hauptes, indeß Tante Träudchen, die Schmachtlocken schüttelnd, ihn durch ihr Lorgnon flüchtig betrachtete und der Großhändler in edlem Anstande und kühler Abgemessenheit mit einem hastigen: „Gehorsamer Diener!" den feinen Florentiner lüpfte, um sich hierauf rasch wieder ab und zu seinen Damen zu wenden.

Der Tag war bereits stark vorgerückt. Die Sonne warf ihre Strahlen schiefer über das Gebirg hin, so daß Licht und Schatten sich kräftiger unterschieden. In den Laubkronen der Buchen und auf den Wipfeln der gegenüberstehenden Fichten lag ein wärmeres, tieferes Gold, das von dem dunklern Grün darunter sich leuchtend abhob. Dazu war der bleiche Nachmittagsdunst über dem Bergwalde etwas verzogen, die Luft klarer, so daß das Bild der Wartburg deutlicher im fernen Hintergrund des engen Walddurchblicks stand. Kein Wunder, daß die Beschauer gefesselt standen und die eigenthümliche landschaftliche Perspektive bewunderten. Besonders Tante Träudchen war ganz in Ekstase und sprach nur noch in verzückten Jamben von „des Waldes goldig grünem Rahmen", von „der Wartburg hehrem Felsenthron", von „des Bergwalds feenhaftem Dufte".

„Ja," sagte Tante Elisabeth, „das ist hübsch."

„Einzig schön," bekräftigte der Großhändler. „Wie ein – wie sage ich doch? – wie ein Oelfarbendruckbild."

Trotz seiner etwas zerrütteten Fassung konnte sich der Fremde hinter ihnen, dessen Anwesenheit man über dem bewunderten Anblicke vergessen zu haben schien, eines Lächelns nicht enthalten.

„Warum denn gerade ein Oel—farben—druck—bild, Herr Direktor?" fragte jetzt Tante Elisabeth.

„O, ich meine doch," entgegnete sich gleichsam entschuldigend der Großhändler, „das gebe am besten den Eindruck wieder. Allein, meine Gnädige, Sie sind vielleicht anderer Meinung und gewiß eine ebenso scharfe Kennerin der Kunst als der Literatur."

„In der That," erwiederte Elisabeth lustig, „ich weiß ungefähr den Unterschied zwischen einem Porträt und einer Landschaft und getraue mich etwa, bei einem Profilporträt ziemlich sicher die Nase vom Zopf zu unterscheiden."

So desolat noch immer die Gemüthsverfassung des zuhörenden Fremden sein mochte, der sich übrigens gleich von vornherein höflich von seinem Sitz erhoben hatte, konnte er sich doch einer unwillkürlichen Heiterkeit nicht erwehren. Es juckte ihn, zu lachen, und er lachte, wenn auch nicht laut.

„Jedoch," fuhr Elisabeth fort, indem sie sich in demselben Augenblick umkehrte, „wir verstellen dem Herrn hier die Aussicht, verkümmern ihm den gewählten Platz und wollen also gehen, wenn Träudchen sich ‚von dieses Anblicks Hochgenuß' schon trennen kann."

Eine so unvermuthet gewährte Gelegenheit, sich in's Gespräch zu mischen, ließ sich der Fremde nicht entgehen.

„Bitte, kehren Sie sich durchaus nicht an mich," begann er mit Ton, Haltung und Anstand eines gebildeten Mannes. „Es würde mir wirklich leidthun, wenn Sie aus völlig überflüssiger Rücksicht auf meine Anwesenheit sich eines Genusses berauben wollten. Es würde mich in der That betrüben, wenn Sie sich durch mich genirt fühlen sollten."

„Wenn es Ihre Betrübniß mildern kann," versetzte Elisabeth in ihrer ungezwungenen, frohmüthigen Weise, „so lassen Sie sich die Versicherung genügen, daß Sie mich nicht im mindesten geniren. Im Gegentheil. Habe ich doch sofort Jemanden erkannt, dem wir, wenn ich nicht irre, schon mehrmals begegnet sind, und mir wenigstens wird ein solches Wiederfinden nie unangenehm."

„O, das wäre mehr, als ich vermuthen, erwarten durfte. Sie beglücken mich, meine Gnädige."

„Ist dieß wirklich der Fall," äußerte Elisabeth heiter, „so sind Sie ebenso leicht zu beglücken, als zu betrüben, Herr Doktor! Es ist doch Thatsache, daß wir nun schon mehrmals unvermuthet an denselben Orten zusammengetroffen sind?"

„Gewiß, gewiß!" betheuerte der Fremde, indem er wie in Gedanken seinen Touristenschirm nahm, seinen Filzhut bescheiden zögernd auf die kastanienbraunen Locken drückte und neben Tante Elisabeth tretend sich dem Bruchtheil der Gesellschaft anschloß, als ob es sich nun von selbst verstehe, daß er die zur Laube Zurückkehrenden dahin begleite. „Allein," fuhr er, neben Elisabeth langsam einherschreitend, fort, „wie durfte ich voraussetzen, daß Ihnen meine Person aufgefallen oder daß Sie sich derselben erinnern wollten."

„Sollte Ihre Bescheidenheit wirklich annehmen, daß Sie nach mehrmaliger Begegnung noch übersehen werden könnten?" meinte Elisabeth. „Wahrlich, solchen Glauben habe ich in Israel noch nicht gefunden, Herr Doktor Roth. Es ist dieß doch Ihr Name?"

Der Fremde verbeugte sich, indem er eine Karte hervorzog und dieselbe höflich der jovialen Dame überreichte, während Tante Träudchen und ihr Vetter Bertuch nicht ohne Verwunderung über diese überraschende Vermehrung ihrer Gesellschaft und den so unvermuthet leichten Anschluß des Fremden nachfolgten.

Auch von der Laube aus bemerkte man mit Staunen, das sich theils zur Entrüstung steigerte, theils in Beklemmung und Herzklopfen überging, das Herannahen des Fremden.

Halb außer sich fuhr der Fabrikherr von seinem Sitze auf.

„Das ist unerhört! Das thut mir Deine Schwester zuleid!“ wandte er sich roth und blaß werdend an seine Gattin, die ihm, selbst in Besorgniß und Aufregung, bittend die Hand auf den Arm legte, um ihn zu beschwichtigen, während die Tochter mit bleichen Wangen und angehaltenem Athem auf ihrem Platz im Hintergrund verharrte.

Trotz seiner Erregung, trotz der innern Wuth, die sich unverholen auf seinem Gesichte spiegelte, sah sich Klara's Vater aus Rücksicht auf die gute Lebensart, auf die übrigen Gäste im Garten und des zu vermeidenden Aufsehens wegen genöthigt, an sich zu halten, die Annäherung zu dulden, so weit sich ihr nicht entgegentreten ließ, ja, gewissermaßen gute Miene zum bösen Spiel zu machen und die Entrüstung über eine unerhörte Unverfrorenheit zu zügeln, um sich auf den Empfang vorzubereiten, den er diesem Menschen bei aller äußern Höflichkeit nicht ersparen wollte. Ja, die Abfertigung, welche er ihm angedeihen lassen wollte, sollte ebenso fein der Form als entschieden dem Inhalt nach sein. Zu diesem Behufe hatte er Gattin und Tochter aufgefordert, sich zu erheben, da man sofort aufbrechen werde.

Unterdeß waren die Anderen bereits am Eingang der Laube erschienen. Doktor Roth stellte sich theils selbst vor, theils wurde dieß von Tante Elisabeth in unbefangener Weise übernommen.

„Viel Vergnügen!“ — „Sehr viel Ehre!“ — „Bereits die Ehre gehabt, zu sehen!“ — „Nicht mehr ganz unbekannt!“ und dergleichen mehr schwirrte einige Sekunden lang durch einander. Nur das junge Mädchen hielt sich verschlossen, schweigsam, ohne einen Laut hervorzubringen, im Hintergrund.

„Sie sind leider bereits im Aufbruch begriffen?“ fragte endlich Doktor Roth, dem die getroffenen Anstalten nicht entgehen konnten.

„Ja. Leider, leider!“ betonte der Fabrikherr Schmidt. „Wir sind im Aufbruch begriffen. Es ist wirklich schade, von so angenehmer Bekanntschaft, kaum geknüpft, auch schon scheiden zu müssen. Leben Sie recht —“

„Wir möchten noch nach Wilhelmsthal!“ führte noch die Mutter Klara's entschuldigend an, denn sie hielt diese Rechtfertigung raschen Abschieds für geboten.

„Ach,“ fiel der Fremde freudig bewegt ein, „schöner kann es sich nicht treffen. Dann kann ich als Führer dienen, denn auch mein Weg führt nach Wilhelmsthal, und ich kenne den nächsten Pfad durch die Hochwaldsgrotte genau.“

Das Gesicht des Fabrikherrn hatte sich bedeutend verlängert. Rasch aber hatte er sich auch wieder gefaßt.

„So, so,“ bemerkte er, „Sie wollen nach Wilhelmsthal! Auch ich habe die Ehre, den Weg zu kennen. Nach Wilhelmsthal! Das ist ja wahrhaftig schade. Wir haben uns nämlich entschlossen, gerade in entgegengesetzter Richtung — über den Drachenstein nach Eisenach — zurückzuwandern. Lassen Sie sich also nicht länger aufhalten, Herr — Herr Doktor, wenn Sie nach Wilhelmsthal wollen.“

„Aber,“ hielten jetzt mehrere Damenstimmen mehr oder minder schüchtern oder entschieden entgegen, „wir wollen doch auch nach Wilhelmsthal!“

„Ein Irrthum! Mißverständniß!“ bemerkte der Fabrikherr kühl.

„Du hast ja vorhin selbst noch von Wilhelmsthal gesprochen, da wir zum Aufbruch noch zu erschöpft waren!“ mahnte Elisabeth.

„Ich? Ich? Ich? — Sie hören übrigens selbst, Herr Doktor, die Damen fühlen sich zu erschöpft, um noch die Tour nach Wilhelmsthal und wieder herauf zu unternehmen.“

„Erschöpft?!“ summte es wieder im Damenkreise, wo man sich genugsam erquickt und erholt fühlte.

„Sie hören, Herr Doktor. Nicht wahr, Lina,“ wandte sich der Fabrikherr mit entsprechendem Blick an seine Frau, „Du bist erschöpft?“

„Gut,“ sagte diese ergeben, „ich bin erschöpft.“

„Und nun gar Du, Klara, nicht wahr, Du bist sehr erschöpft?“

„Nicht, daß ich wüßte,“ versetzte die Tochter anscheinend gleichmüthig und gleichgültig. „Meinetwegen braucht sich Vater keine Sorge zu machen.“

„Ich erlaube mir, liebes Kind, mir dennoch Sorge zu machen,“ bemerkte der Vater, hinzufügend: „Auch Tante Elisabeth scheint erschöpft.“

„Ich? Nicht im mindesten!“ war die bestimmte Antwort. „Ich bin dafür, daß wir über den Hirschstein durch die Hochwaldsgrotte nach Wilhelmsthal aufbrechen, wie es ausgemacht war.“

Allein bereits hatte sich ihr Schwager mit derselben Frage, die eine bestimmte Voraussetzung enthielt, an Träudchen gewandt, indem er annahm, daß bei der „verehrten Tante“ die Erschöpfung besonders groß sein müsse.

„Allerdings,“ versetzte Träudchen. „Ich bin erschöpft. Jedoch, es geht bergab, und einen Wagen nehmen wir zur Heimfahrt.“

„Sie haben sich nun selbst überzeugt,“ wandte sich der Fabrikherr rasch an den Fremden. „Sie sehen, Herr — Doktor — Roth, — die Damen sind nichts weiter mehr im Stande, als über den Drachenstein die Rückkehr anzutreten. Da Sie nach Wilhelmsthal wollen, scheiden sich hier unsere Wege, denn wir gehen in entgegengesetzter Richtung.“

„Versteht sich!“ fiel hier auch der Großhändler Bertuch mit ungewohnter Entschiedenheit ein. „Es lebe die Sache und der Entschluß!“

„Gut denn,“ fuhr der Fabrikherr eifrig fort, „so nehmen wir Abschied, Herr — Doktor Roth. Es wird Abend. Sie müssen eilen, Herr — Herr — Doktor. Leben Sie also wohl und reisen Sie glücklich. Wenden Sie sich nur gleich da hinterm Hause von der Straße ab, links durch die Hochwaldsgrotte hinunter. Es ist der nächste Weg nach Wilhelmsthal. Gleich hinterm Hause links von der Straße ab!“

„Ich weiß den Weg sehr genau, mein Herr!“ unterbrach endlich der junge Fremde den Wortschwall, der nur den Zweck hatte, ihm den besondern Abschied von den Damen abzuschneiden und ihn unverzüglich auf den Weiterweg zu drängen.

„So? Schön, schön! Charmant! Um so besser! Das freut mich, freut mich ungemein, daß Sie den Weg allein finden!“ versetzte der Fabrikant. „So können Sie ja gar nicht fehlen, wenn Sie sich nicht etwa von der Nacht überraschen lassen. Also, nur gleich da hinunter. Leben Sie recht wohl und reisen Sie glücklich, Herr — Herr — Vetter!“ fügte er noch hinzu, als der junge Fremde, nach einer stummen Verbeugung vor den Damen, ihm nunmehr den Rücken kehrte und ohne Weiteres von der Laube hinweg, vor welcher sich die Szene abgespielt hatte, dem Ausgang des Wirthsgartens zuschritt, um sich allein mit seinen Gefühlen hinweg zu begeben.

Herr Fabrikant Schmidt aber wandte sich mit selbstzufriedener Miene zu seiner Gesellschaft zurück und bemerkte mit einem triumphirenden Lächeln gegen den sehr aufgeräumten Großhändler:

„Der wäre nun glücklich und ein- für allemal heimgeschickt. Ich konnte ihm doch nicht sagen: ‚Ich bin entzückt, wenn Sie sich packen!‘“

Hierauf forderte er seine Damen auf, sich noch ein wenig hier gütlich zu thun, den Ausblick nach der Wartburg zu genießen und was sich sonst noch biete, da die Heimkehr doch eigentlich keine Eile habe. Kurz, der Fabrikherr Schmidt war guter Laune gegen seinen Freund, gütig gegen die Seinigen und höchlichst zufrieden mit sich selbst. —

*

Mittlerweile ging der junge Fremde schwerbedrückt, niedergeschmettert seiner Wege. Zwar hatte er mit verhaltenem Schmerz und Grimm bei ruhiger Haltung die demüthigende Behandlung vor den Damen erduldet, die bittere Erfahrung hingenommen und — schnöde abgewiesen — mit aufgerichtetem Haupte den Ort verlassen, wo die neugierigen Blicke von Hunderten von Gästen ihm folgten. Zwar konnte er sich dann erhaben fühlen über Beleidigungen, die er nicht zu verdienen glaubte und denen er nach Lage der Sache nicht entgegenzutreten vermochte. Allein gerade in der höflichen Form, in welcher sie ihm widerfahren, erschienen sie ihm jetzt um so verletzender, weil sie ihn wehrlos der Lächerlichkeit bloßstellten — vor ihren Augen.

Tief und tiefer senkte sich der schmerzende Stachel mit dem ätzenden Gifte in sein arg verletztes Gemüth. Finstere Falten legten sich zwischen seine Brauen und um den bärtigen Mund, als er bereits von der Straße ab unter die gewaltigen Buchen lenkte, welche den steilen Pfad zur Hochwaldgrotte hinunter düster beschatten. Hinbrütend, ohne aufzuschauen, betrat er den Wald.

Mit einem Male aber blieb er stehen. Er biß sich in die Lippen, daß ein Blutstropfen hervorquoll und über den Bart auf die Brustfalten seines Hemdes rieselte. Dann bog er plötzlich kurz um und schritt wieder den Pfad aufwärts zur Straße, auf dieser in der Richtung des Wirthshauses zur „hohen Sonne“ vollends hinan.

Ohne einen Blick nach dem Wirthsgarten zu werfen, eilte er die Haustreppe hinan, an einigen Kutschern und Fremdenführern vorüber, die auf der überdachten Plattform der Treppe und im Flur mit lärmenden Gebirgsbauern und Bäuerinnen beim Bier saßen. Die Glasthüre öffnend, betrat er die eigentliche enge Wirthsstube, weil er sie leer glaubte. Doch war, wie gewöhnlich, der runde Tisch in der nischenartigen Vertiefung mit einigen älteren Herren, Beamten aus der Stadt, besetzt, welche heute ihren Gesellschaftstag hatten.

Den landesüblichen Gruß beim Eintritt in ein Gastzimmer hätte Doktor Roth, wie sich der Fremde nannte, beinahe vergessen. Er ließ es wenigstens bei einem stummen Nicken bewenden, indem er den weichen, hohen Filz abnahm und hinter den Tisch auf die Wandbank schleuderte, bevor er selbst in der Ecke, gegenüber der Glasthüre, zwischen den beiden Fenstern Platz nahm.

Während draußen am Waldrand die Abendsonne glänzte und ein blendendes Goldlicht über den grünen Raum warf, lag die enge Stube bereits in brauner Dämmerung. Nur gedämpft klang von außen das laute Getriebe der spielenden Kinder und ab und zu gehenden Gäste, der Kutscher und Fuhrleute, der Zecher im Flur. Auch das Geplauder der Herren am runden Tisch schleppte sich nur noch träge und leise hin, seit der Fremde dort saß, den Arm auf den Tisch, den Kopf auf die Faust gestützt, tief in finsteren Gedanken, über einen gefaßten Entschluß brütend, der wohl auf Vergeltung für die erlebte Kränkung, Tilgung der Schmach, Rache und Anderes mehr hinauslief, ohne daß ihm Klarheit über die Ausführung kam. Es mußten schmerzliche Gedanken sein, die ihn quälten, denn plötzlich seufzte er tief und leidenschaftlich auf, erhob sich rasch von der Bank und schritt aufgeregt im Zimmer umher. Am runden Tische fiel dieß Gebahren vor den Augen der alten Herren, in deren Gegenwart, nicht wenig auf. Man bemerkte, wie er dann plötzlich inne hielt, von dem unterdeß gebrachten Bier nippte, hierauf das Fenster öffnete, sich in dasselbe legte und dabei sans gêne den Rücken wies.

Nun sah er längere Zeit hinaus auf die Heerstraße, welche, den Rennsteig kreuzend, hier die Höhe des Gebirgs erreicht und sich sofort wieder den Südabhang hinunter nach Wilhelmsthal senkt. Vor den Fenstern gabeln sich Waldwege nach dem Hirschstein sowohl als nach dem Drachenstein; wer dieselben einschlug, kam in seinen Gesichtskreis, also auch jene Gesellschaft, welche Zeuge seiner schnöden Abfertigung gewesen und unterdeß den Wirthsgarten wahrscheinlich noch nicht verlassen hatte. Und richtig, da erschien er, der hochmüthige Fabrikant mit dem aufrechten, eisgrauen Haupt, dort der wohlgenährte Großhändler mit dem feinen Lächeln im glatten Antlitz, und nun auch die Damen.

Der Fremde hatte sich so weit vom Fenster zurückgezogen, um zu beobachten, ohne bemerkt zu werden. Eben erst war er der drei Esel an der Barre vor dem Zaun eines Vorgärtchens gewahr geworden, welches das Haus von der Straße trennte. Der Besitzer der Thiere schritt mit der Pfeife im Munde draußen hin und her, bald zum Reiten einladend, bald mit den Kutschern plaudernd, während seine Frau die Esel fütterte.

„Werden Sie reiten, meine Herrschaften?“

„Ja!“ rief der Fabrikant wohlgelaunt. „Die Damen wenigstens bis zum Drachenstein und weiter.“

„Wie viel Thiere?“

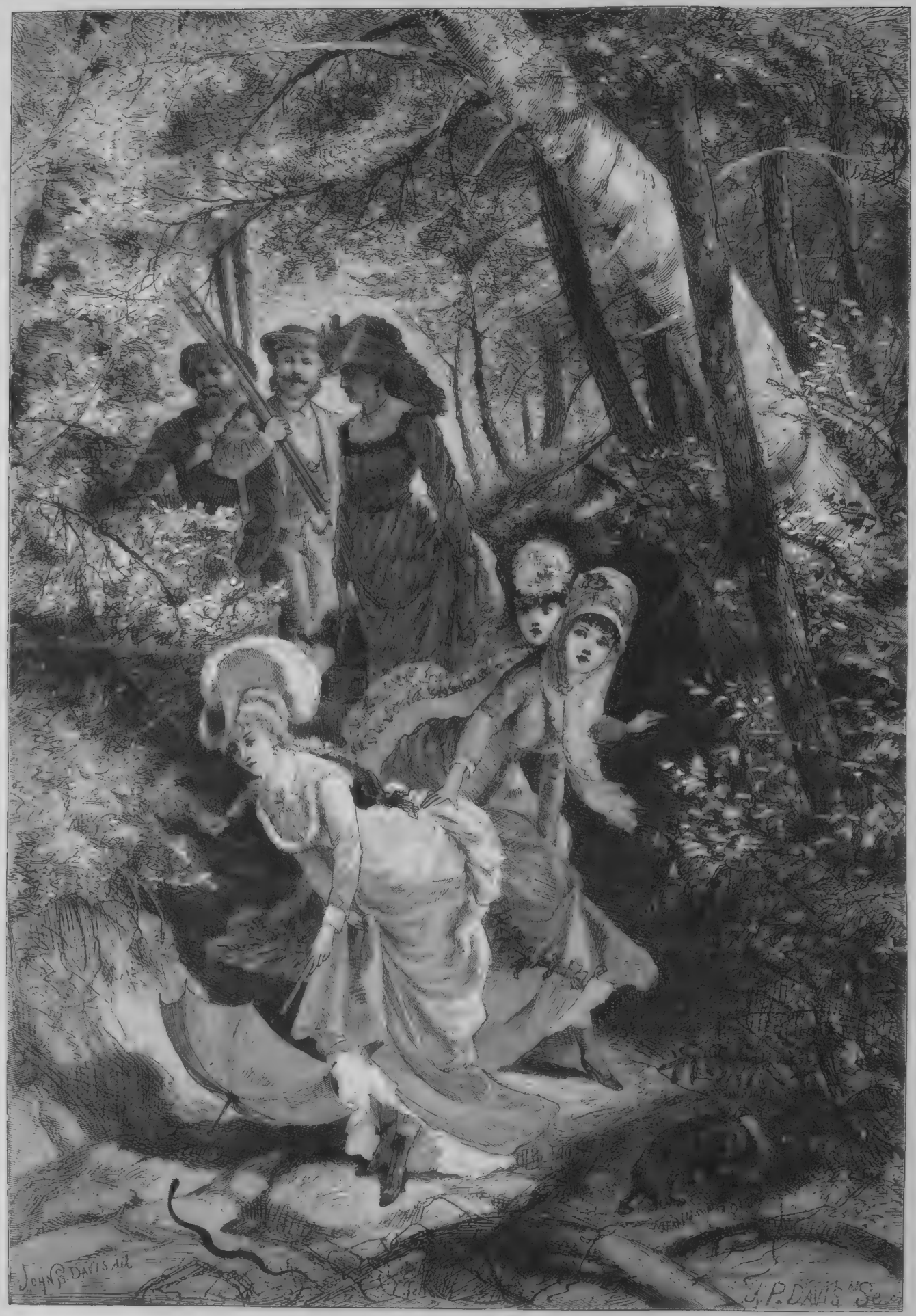
„Soviel ihrer vorhanden sind.“

„Also alle drei, — das macht unserem Herrgott Spaß. Da muß auch meine Frau mit!“ plauderte der Eselstreiber dienstwillig, indem er hurtig seine Thiere vorführte.

Unterdeß machte ein vorüberkommender Lieutenant seinen Kameraden auf „die schöne Blondine in Blau“ aufmerksam.

„Ein verteufelt nettes Mädchen, aber scheu, scheu wie ein wilder Vogel. Nun, nun, — die verwünschte Prinzessin mit den Schmachtlocken muß natürlich zuerst in den Sattel! — Die Große — nicht übel, blühendes, frühes Mittelalter!“

Während diese geistreiche Kritik erging, weigerte sich



Stadt und Land. Gemälde von S. Davis. (S. 936.)

die Große, nämlich Tante Elisabeth, zu reiten, worauf sich ihre Schwester des zweiten Sattels bediente und Klara sich völlig theilnahmlos von dem Eselstreiber in den dritten heben ließ.

„Schön wie eine Göttin!“ schnarrte der Schwerenöther von Lieutenant wieder. „Auf Ehre, da möchte man Eselstreiber sein!“

Auf diese Bemerkung hin faßte der Fremde vom Zimmer aus den jungen, unternehmenden Krieger scharf in's Auge, wobei es durch seine Miene blitzte, als ob ihm etwas ganz Besonderes einleuchte. Dann sah er unverwandt der theils im Sattel, theils zu Fuß abziehenden Gesellschaft nach und starrte noch immer hinaus, als dieselbe längst in der Ferne verschwunden war. Nachdenklich verließ er endlich Fenster und Stube, indem er sich ebenfalls, jedoch in der Richtung des Hirschstein, in den Wald wandte.

Als er aus demselben zurückkehrte, war es Abend geworden, die Sonne längst untergegangen. Die Umgebung des Hauses und des Wirthsgartens erschienen jetzt verödet, einige verspätete Gäste hatten sich in die Zimmer zurückgezogen. An der Barre beim Zaune stand aber wieder — nebst einem seiner Thiere — der Eselstreiber, mit den Beinkleidern in den Stiefelrohren und der Pfeife im Munde. Es erschien nur als eine plötzliche Anwandlung von Leutseligkeit, da sich der Reisende jetzt dem Manne näherte und ihm die vertrauliche Frage hinwarf, wie die Geschäfte stehen.

Nach der Art solcher Leute zuckte der Mann die Achseln und meinte: „So! so! Es gehe nicht besonders.“ Und als ihn der Andere darauf aufmerksam machte, daß es doch Fremde genug gebe, erwiederte er:

„Ja, Leute genug! Aber da fehlt es!“ und machte dabei, Zeigefinger und Daumen aneinander reibend, das Zeichen des Geldzählens.

„Es gab doch eben noch schönen Verdienst,“ warf der Reisende gleichmüthig leutselig hin.

„Ja, das waren ordentliche Herrschaften,“ bestätigte der Eselstreiber, „das muß man ihnen lassen. Ueber die Taxe und obendrein noch ein Trinkgeld! An so was hat unser Herrgott Spaß. Sie haben meine Frau noch vom Drachenstein mit durch die Landgrafenschlucht genommen; ich selbst kehrte zurück mit meinem Esel, weil das junge Fräulein das Reiten satt kriegte. So schön, und noch so jung und schon so traurig! So traurig, — sprach auf dem ganzen Wege fast kein Wort.“

Der Reisende war unterdeß näher getreten, ließ die Hand über den rothen Damensattel gleiten und kraulte dann dem holden Langohr Kamm und Croupe, was sich der liebenswürdige Esel auch gerne gefallen ließ. Als aber das eine Weile gedauert, warf der junge Mann einen langen, dunklen Blick in die Dämmerung, die sich merklicher über das Haus im grünen Waldraum, über die Kronen der Eichen, über die schwarzen Pyramiden der Fichten am Rennsteig senkte.

„Schade, daß solche Fremde nicht Tag für Tag und morgen wieder kommen,“ unterbrach er plötzlich das eingetretene Schweigen.

Vertraulich nickend gestand der Eselstreiber, daß er übrigens von derselben Herrschaft wieder auf den nächsten Vormittag bestellt sei; die Esel müßten schon um neun Uhr bereit stehen, worauf es gegen Mittag über den Hirschstein nach Wilhelmsthal hinunter gehe.

Frauen und Männer des 19. Jahrhunderts. Kameliendame. Aus der Aquarellensammlung von Herbert König.

Der Reisende horchte hoch auf.

„Dazu wünsche ich Glück!“ fing er dann an. „Apropos Hirschstein, — führt kein anderer Weg von dort nach Wilhelmsthal, als wieder hier vorbei und durch die Hochwaldsgrotte?“

Auf die Auskunft hin, daß noch der sogenannte Prinzessinnensteig vorhanden, aber wenig begangen sei und weit umführe, dachte der Reisende eine gute Weile nach. Wohl eine Minute verfloß, bevor er den Kopf hob und einen forschenden, sorglichen, vorsichtig hastigen Blick umherwarf. Dann — plötzlich — trat er dicht an den Eselstreiber heran und sah ihm scharf in's Gesicht.

„Habt Ihr Zeit für mich?“ fragte er in gedämpftem Ton. „Einige Worte im Vertrauen!“

Befremdet, ja betreten sah der Angesprochene auf, indem er fast erschreckt die Pfeife aus dem Munde nahm. Dieß Auftreten war doch sonderbar. Allein der Fremde sah anständig aus, bot die Aussicht auf einigen Verdienst für den Mann, der sich rasch wieder faßte.

„Nun,“ versetzte er dann mit den Achseln zuckend, „für Geld und gute Worte ist mir Alles feil, auch die Zeit zum Plaudern.“

„Soll Euer Schaden nicht sein,“ fuhr der Andere fort, einen spähenden Blick nach der Treppe und den Fenstern werfend, wo der Rothkopf des Aufwärters schon einige Male neugierig aufgetaucht war. „Hier einstweilen! — Nehmt dieß!“

Ueberrascht von dem zugeschobenen reichlichen Geschenk, das er übrigens unbedenklich einsteckte — es war ein harter Thaler fragte der Eselstreiber, ob der Herr reiten wolle.

„Nicht doch. — Ich möchte diesen Esel morgen den ganzen Tag zu meinem ausschließlichen, unbeschränkten Gebrauch haben. Verstanden?“

Einen Schritt trat der Besitzer des Thieres zurück, nahm wieder die Pfeife aus dem Munde, sah den freigebigen Herrn an und kratzte sich hinterm Ohr. Das Geschenk des Verführers machte ihm kein Bedenken, aber dessen Forderung. Eine ähnliche war ihm von Reisenden noch nicht gestellt worden.

„Geht nicht!“ erklärte er dann glattweg. „Alle drei Esel schon bestellt, — was ich eigentlich nicht sagen sollte, — es ist mir verboten.“

„Ein weiterer Thaler auf das zarte Gewissen beschwichtigt es!“ spottete der Fremde, ein Silberstück in die schwielige Hand schiebend, worauf der Eselstreiber gut gelaunt meinte:

„Ein gesegneter Tag. So was macht unserem Herrgott Spaß.“

Als ihm aber der Verführer herb verwies, den Herrgott in's Spiel zu bringen, entschuldigte er sich, daß es nur eine angewöhnte Redensart sei. Sein Bruder dagegen, berichtete er weiter, pflege alle solche Reden dem Teufel in's Maul zu legen, was denselben seinerzeit bei den Touristen beliebt gemacht und in den Ruf eines Originals gebracht habe.

„Der Esel,“ unterbrach der Reisende jetzt kurzweg die Abschweifung, „bleibt mir also für morgen vollständig überlassen? Mir, ohne Eure Begleitung.“

„Herr Gott, nein!“ fing der Besitzer des Thieres an. „Wie kann ich das! Sie sind gewiß ein anständiger Herr, denn das Geld geht Ihnen flott weg. Aber meinen Esel einem Fremden, wenn auch nur für einen Tag abtreten — nicht um die Welt!“

„Aber vielleicht für Geld. Wie, wenn ich den Werth des Thieres als Kaution stelle?!“

Das war nun allerdings ein gewinnversprechendes, bestechendes Wort, das seine Wirkung auf das Gemüth eines Eselstreibers nicht verfehlte. Zwar kratzte er sich wieder bedenklich hinterm Ohr, an der Stirn, am Kinn. Was hatte man vor? Auf welchen Anschlag war man mit dem Esel aus? Solche Fragen machten sich wohl geltend; allein die Aussicht auf Gewinn zeigt der Habsucht überall den Ausweg und die Geldgier schlüpft über alle Skrupel schließlich hinweg.

Auch die Gewissenszweifel des Eselstreibers hätten unstreitig unterliegen müssen, wenn noch Zeit dazu geblieben wäre. Inzwischen war man aber im Hause einigermaßen auf die Unterredung und die Verhandlungen mit dem freigebigen Fremden aufmerksam geworden. Nicht bloß der Rothkopf des Aufwärters tauchte immer wieder auf, sondern auch die Blicke der weiblichen Bediensteten richteten sich andauernder und frageslustiger her, bis die Neugierde endlich rücksichtslos horchend und spähend näher trat. Wenn nun seither die Unterhandlung mehr in gedämpftem Tone geführt worden, so brach der Fremde dieselbe jetzt mit dem lauten Vorschlag ab:

„Gut denn, so reite ich sofort über den Hirschstein nach Wilhelmsthal.“

„Doch nicht allein — in der Nacht?“ warf der Eselstreiber in Erinnerung an den Inhalt ihrer Unterredung ein.

„Geht nur mit!“ entgegnete der Fremde. „Weiß ich doch den Weg nicht.“

Da das Ziel des Reisenden, Wilhelmsthal, ohnehin auf dem Heimweg nach seinem Dorfe lag, war es dem Eselstreiber schon recht. Nur, meinte er, müsse noch die Rückkunft seines Weibes mit den beiden anderen Thieren abgewartet werden.

„Zahlen Sie aber dafür, mein Herr, daß ich meine Frau im Stich lasse,“ meinte er schließlich, „so kann ich ja hinterlassen, daß sie nur ruhig nachkommen solle.“

„Also vorwärts!“ rief der Reisende kurz angebunden und entschlossen, indem er sich in den Sattel schwang.

Nachdem der Eselstreiber noch den Nachschauenden mit einer vieldeutigen, verschmitzten Miene den Abschied zugewunken hatte, kreuzten die beiden Männer mit dem geduldigen Thiere die Heerstraße, und bald waren sie aus dem Gesichtskreise der Bewohner des einsamen Wirthshauses auf der Gebirgshöhe verschwunden, da der Wald und die Nacht am Rennsteig sie umfing.

Den freigebigen Reisenden aber wollte man zum letzten Mal gesehen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Pariser Cafés.

Von

Leopold Hamburger.

Diese wahrhaft rührende Uebereinstimmung den nächsten Morgen in den Zeitungen, von der radikalen „Marseillaise“ angefangen, die ganze Stufenleiter hinauf bis zu den konservativsten Blättern, beim Zeus, das war ein seltenes Schauspiel. Dessen wußten sich ja die ältesten Leute nicht zu erinnern! Und dazu noch, wo es sich um eine Note eines politisch angreifbaren Instituts, der Polizeipräfektur, handelte. Sehr, sehr wunderbar das! Doch nur scheinbar. Und jene Note? Nun, die Polizeipräfektur hatte die Verordnung erlassen, daß die Cafés, die während der Weltausstellung bis zwei Uhr Nachts Gäste empfangen durften, jetzt nach deren Beendigung ihre Pforten wiederum wie früher spätestens eine Stunde nach Mitternacht schließen mußten. Man erräth, daß die Zeitungen die Verordnung einstimmig tadelten, das heißt auf gut französisch, daß man sich weidlich über sie lustig machte. Die Zeitungen plaidirten dabei pro domo: *den Journalisten wurde das Café, ihre Werkstatt, eine Stunde früher geschlossen.*

Ja, der Polizeipräfekt ist ein gar gestrenger Herr. Noch nicht zufrieden damit, daß die französische Staatsform auch den Titel Republik führt, wünscht er auch, daß die Sitten streng republikanisch sein sollen, spartanisch wenn möglich. Und wie thut das erst in diesem Sündenpfuhl Paris noth! Wie sagt doch nur Heine:

„Und die Verführung ist dort so groß,
Dort gibt es so viele Sylphiden,
Die ungesund, und gar zu leicht
Verliert man den Seelenfrieden.“

So verlöschen also mit dem Glockenschlage ein Uhr die letzten Lichter in den Cafés, die schlaftrunkenen Garçons haben schon seit zehn Minuten angefangen, die Stühle auf die Tische zu stellen, und wenn an der Notredame der Klöppel das zweite Viertel auf zwei Uhr an die metallene Gewandung schlägt, da hat sich über die genußfrohe Weltstadt äußerlich tiefe Ruhe ergossen. Nur auf den Boulevards und in den Hauptstraßen treibt noch einiges Leben, nur hin und wieder an einer belebten Ecke huscht aus einem Etablissement ein kräftiger Lichtstrahl auf die Straße. Das sind die Pasteten-bäckereien, die erst um zwei Uhr zu schließen verpflichtet sind. Die sind nicht gefährlich! Neben fadem Kuchen kann man hier nur ein Glas heiße Milch bekommen. Offenbar die Milch der frommen Denkungsart! In den kleinen Gassen aber ist es um zwei Uhr still und öde; nichts hört man weiter, als die gleichmäßigen melancholischen Schritte der auf- und abgehenden Sergents de ville.

Während der Periode, da man sich kalendergemäß auszutoben die Berechtigung und Verpflichtung hat, während der Zeit, da der Karneval sein Regiment führt, da ist es den Cafés, doch nur während der Nächte, in denen die Maskenbälle in der Oper stattfinden, gestattet, zu schließen, wann es ihnen beliebt.

Gegen diesen Polizeierlaß nun protestirten die Journale, oder richtiger vielleicht die Journalisten. In Paris besteht zunächst überhaupt die Gewohnheit, daß jeder Privatmann seine Korrespondenz im Café erledigt. Man tritt in das erste beste Café ein, verlangt vom Kellner Schreibmaterial, und im nächsten Augenblick steht Papier, Tinte und Feder zur Gratisbenützung auf dem Marmortisch. In den Cafés, die an den belebtesten Boulevards und in der Nähe der Börse gelegen, tummelt sich in der Mappe ganz einsam oft nur ein einziger Briefbogen und ein einziges Couvert. Es cirkulirt darüber eine kleine Anekdote. Irgend ein Herr, der eine Korrespondenz zu führen hatte, so umfangreich wie ein größeres Handlungshaus, drückte bei seinem Nachmittagskaffee mehrere Stunden den Plüschsitz der gepolsterten Längsbank und schrieb Brief auf Brief mit einer Ausdauer, die etwas Heroisches an sich trug. Da aber eben ein Briefbogen die unangenehme Eigenthümlichkeit besitzt, auch nur für einen Brief hinzureichen, verlangte jener Herr Papier auf Papier. Die geringe Münze für den Kaffee wurde dadurch fast balancirt, das Prinzip, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, auf diese Weise recht vernünftig in's Praktische übertragen. Das fiel nachgerade auf. Den vierten oder fünften Nachmittag wurde jener Herr schon etwas sehr eigenthümlich beobachtet, den sechsten demonstrativ gleichgültig von dem sonst so höflichen Kellner bedient und am siebenten trat der Gérant des Cafés an den anspruchsvollen Gast mit den Worten heran: „Mein Herr, Sie würden uns sehr verbinden, wenn Sie nächstens Ihren Kaffee bei dem Papierhändler da gegenüber einnehmen wollten.“

Diese leicht erklärliche Gewohnheit, anfangs lediglich ein paar Zeilen im Café zu schreiben, hat sich nach und nach zu der Eigenthümlichkeit herausgebildet, daß die Pariser Journalisten wie die Korrespondenten auswärtiger Blätter ihre Korrespondenzen fast ausschließlich im Café abfassen. Gewöhnlich in ein und demselben Café und stets an dem nämlichen Platze, so daß die an einen Kollegen gerichtete Frage: „In welchem Café arbeiten Sie?“ gar nichts Scherzhaftes mehr hat. An das Geplauder rechts und links hat man sich schon nach kurzer Zeit derart gewöhnt, daß es ganz und gar nicht stört. Im Gegentheil, der fortwährende Kontakt mit dem frischen, pulsirenden Treiben, das Kommen und Gehen der mehr oder weniger eleganten Gesellschaft bewirkt unter Umständen eine sehr erwünschte Ablenkung, läßt den Geist ausruhen und sammeln. Die Zeitung, deren man etwa bedarf, liegt zur Hand; die leichtblütige Cigarrette verpufft sich im Café entschieden viel angenehmer, als auf dem Museum daheim, rechts von uns steht das zierliche Täßchen, aus dem man von Zeit zu Zeit den kräftigen Trank behaglich schlürft.

Wer zu lesen versteht, der merkt es einer ganzen Reihe von journalistischen Artikeln an, daß sie an der Ecke des Marmortisches redigirt worden sind. Und gewöhnlich gewinnen sie dadurch. Man steht just unter der mächtigen Einwirkung des eben Gesehenen, einen Augenblick zuvor hat man eine Fülle frischer Eindrücke oder Geschehnisse aufgenommen; statt also nach Hause zu eilen, statt den Enthusiasmus des Moments verflüchtigen zu lassen, statt die drängenden Gedanken durch irgend eine Störung, die uns vielleicht auf der Straße begegnen könnte, hinwegfluten zu lassen, geht man in ein Café und frisch, ursprünglich erzählt die rasch schwirrende Feder die Totalität des eben Erlebten. Oder ein halbes Dutzend Freunde sitzen im Café, einer von ihnen läßt eine treffliche Lustspielsituation hervorplatzen, man lacht, der Andere, angeregt, fügt einen glücklicheren Zug hinzu, der Dritte findet ein treffendes Bonmot und sofort wird Schreibmaterial verlangt, und unmittelbar fixirt die Feder den guten Einfall. Von solchen Anfängen aus mag sich das gemeinschaftliche Arbeiten französischer Autoren ganz ernsthaft entwickelt haben. Im Café de Suède, einstmals dem literarischen Café par excellence, wurde in gleichgestimmter Gesellschaft das Sujet zu manchem heiteren Lustspiel, zu manchem geistreichen Einakter, zu manchem Roman in seinen Hauptverknotungen niedergesetzt. Gar viele, selbst hochpoetische Verse Alfred de Musset's, Gauthier's und heute der „Jungen“ wurden beim Absynth geboren. Und endlich ein dritter Vorzug dieser jetzt bereits undiskutirbaren Eigenthümlichkeit. Man promenirt; blitzartig durchschießt den Kopf ein trefflicher Gedanke, man fängt ihn zu verarbeiten, zu entwickeln an — auf dem langen Weg nach Hause würde er wahrscheinlich erkalten — und siehe, auch hier tritt das Café als Helfer auf, und die Feder summt in raschem Lauf über das Papier hin, bis die treibende Inspiration von selbst Halt gebietet.

Alle Welt hat sich jetzt derart gewöhnt, an dem Nebentischchen irgend Jemanden auf Papier irgendwelchen Formates eifrig schreiben zu sehen, daß das fast für selbstverständlich gilt. Den Habitués legt der Garçon ohne besonderes Geheiß Schreibmaterial vor; ja ich kenne einen Kellner, der wahrscheinlich seinen Beruf verfehlt oder ein Faible für das, was die Feder führt, empfindet, der seine „Freunde“ auf besondere Artikel in der einen oder der andern Zeitung aufmerksam machte. Die Gepflogenheit ist selbst derart zum fait accompli herausgewachsen, daß mehrere Cafés den bei ihnen Korrespondirenden entgegenkommende Erleichterungen gewähren: sie befördern nach dem frühen Postschluß die Briefe für die Abendzüge noch eine halbe Stunde später durch besondere Boten direkt nach zwei der hauptsächlichsten Bahnhöfe. Eine auf diese Besonderheit bezugnehmende Nüance würde, in den Zeitungen erzählt, deßhalb auch ohne jegliche Erklärung von Jedermann verstanden werden. Die folgende beispielsweise. Ein jüngerer französischer Schriftsteller hatte sich — es ist noch nicht lange her — mit fremden Federn geschmückt. Ihm widerfuhr das Malheur, daß ein Witzblatt mehrere Tage darauf jenen Artikel zerfaserte und der inkriminirten Stelle eine Seite des foundfovielten Bandes von Balzac gegenüberdruckte. Zufällig stimmten diese beiden Passagen Wort für Wort überein. Da doch kein Mensch hätte glauben wollen, der Epigone hätte den Passus Balzac vorgedacht, so entschuldigte sich der Jüngere, nebenbei gesagt, mit seinem „infernalen Gedächtniß“. Doch das nur nebenbei. Eins der Boulevardsblätter übergoß die Angelegenheit, die ein wenig Lärm machte, schlagfertig mit satirischer Sauce. Szene: ein Café. Ein Journalist tritt ein, oder um bei dem Bilde zu bleiben, tritt auf. „Kellner, das Nöthige, um einen Artikel zu schreiben.“ Und der Kellner, statt die erforderlichen Schreibmaterialien vorzulegen, schleppt ganz einfach einen Band von Balzac herbei. Dem armen, also gestichelten Journalisten spielte übrigens noch der neckische Druckfehlerkobold mit seiner malitiösen Bösartigkeit einen schlimmen Streich. In der Nummer jener Zeitung, in der er sich rechtfertigte oder zu rechtfertigen suchte, war am Kopf des Blattes, da wo das Inhaltsverzeichniß der Artikel zu lesen war, statt seines richtigen Namens Duval das bezeichnende Duvol gesetzt.

Und nicht nur einzelne, kürzere Artikel werden im Café niedergeschrieben, es wird auch ganz und gar zur Redaktionswerkstätte hergerichtet. So redigirt der liebenswürdige Korrespondent eines der größten deutschen Blätter schon seit einer Reihe von Jahren seine Korrespondenzen in einem Café in der Nähe der Börse, da wo Telegraphenamt und Post dicht nebenan liegen. Seinen Tisch bedeckt ein ganzer Berg von Zeitungen, das nöthige Redaktionshandwerkszeug übernachtet im Café, und wenn man ihn in diesem seltsamen Redaktionsraum während der Nachmittagsstunden besucht, begleitet er seine Gäste beim Abschied bis zur Thür, just als ob er sich in seinen eigenen vier Pfählen befände. Wer mit dem Syndikus der auswärtigen Presse, dem Korrespondenten der englischen „Daily News“ zu verhandeln hat, der besucht ihn nicht in seiner Wohnung. In den Abendstunden trifft man ihn ja doch stets in jener Fensternische des Café Véron am Boulevard Montmartre.

Die Zauberin Roma.

Von

Hermann Oelschläger.

(Fortsetzung.)

Man macht leicht die Erfahrung, daß das Interesse der unter den Trümmern des antiken Rom neugierig und staunend Hinwandernden vor Allem der Kaiserzeit zugewandt ist und hier wieder insbesondere jener grauenvollen Epoche, welche dem Tode des Augustus zunächst folgte, jener wüstesten Pause im Leben der Menschheit, da die alte Welt unaufhaltsam verrottete, das Räderwerk der Geschichte stille stand. Unter Hadrian und Antoninus Pius erfreute sich der Erdkreis der seit Langem nicht mehr gekannten Segnung eines allgemeinen Friedens, des glücklichsten Wohlstandes. Wer fragt heute noch darnach, wenn er vor dem imposanten Grabmal Hadrian's an der Engelsbrücke steht? Wer denkt heute in Rom daran, die Weisheit, Menschlichkeit, Mäßigung dieser beiden vortrefflichsten Herrscher zu preisen? Aber die Namen Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Domitian hallen heute noch Jedem schreckensvoll im Ohr, und so bleibt es denn die Wahrheit, daß das Entsetzliche, das Fürchterliche länger im Bewußtsein der Menschheit haftet, als das Edle und Gute, und daß den Henkern des menschlichen Geschlechts mehr Erinnerung geschenkt, seinen Zerstörern mehr Bewunderung gezollt wird, als seinen Segnern und Wohlthätern.

Der Palatin mit den weitläufigen Palasttrümmern aus der Kaiserzeit, welche seinen ganzen Hügel bedecken, ist voll schreckhafter Erinnerungen. Hier hausten Wahnsinnige, mit der Kaiserwürde geschmückt, Scheusale, Menschenschlächter. Blutige Schatten schweben um die alten Mauern, und wie die Kaiser mordeten und würgten, so befleckte sich auch das

Volk, vom Taumel des Wahnsinns hingerissen, seine Hände mit Blut. So fiel auch der edle Pertinax hier auf der Marmorschwelle seines Palastes. Da drüben aber stehen ja noch die epheuumwachsenen Riesenreste jener Prachtgemächer und langgestreckten Seitenhallen, durch deren endlose Reihe der von Angst und wilden Träumen aufgejagte Caligula ganze Nächte lang schweifte, des Wachens und Liegens müde und stets auf's Neue den Tag herbeisehnend. Zu leicht nur redet man sich ein, der Rest jenes Marmorgeländers an der gegen das Forum vorspringenden Palastecke sei ein Fragment jener Brücke, die der Wahnsinnige über den Tempel des göttlichen Augustus und über das Forum weg zum Kapitol schlug, um mit Jupiter zusammenwohnen und Zwiesprach halten zu können. So sehen wir heute noch seine hohe, umfangreiche Gestalt, als Jupiter kostümirt, über die Brücke daherschwanken, das fahle Gesicht von einem künstlichen Goldbart umrahmt, die dräuenden Augen tief eingefallen, die Stirn breit und finster, in der Rechten den Blitz haltend, das Symbol seines Gottbruders da oben auf dem Kapitol, den er zu besuchen ging, wenn er sich nicht auch im Tempel des Castor und Pollux zwischen die Bilder der beiden Dioskuren stellte und sich von den Andächtigen mit anbeten ließ.

Aber auch Augustus wohnte hier auf dem Palatin, und der strenge Vespasian war es, welcher, das goldene Haus Nero's mit seinen Wunderwerken und weitgedehnten Anlagen wieder zerstörend, jene großartige Residenz erbaute, deren Mauern und Säulenreste noch heute die ganze südöstliche Seite des Palatins bedecken. Wir sehen die säulengeschmückte Vorhalle wieder vor uns, erfüllt von der Leibwache des Kaisers, Hausoffizieren, Senatoren, Palastbeamten, Gesandten fremder Völker, Schutzflehenden, Rechtfordernden; wir schreiten durch den Thronsaal, der einst mit phrygischem Marmor bekleidet war, den Gerichtssaal, in welchem die Marmorschranke von durchbrochenem Gitterwerk noch steht, hinter welcher der Kaiser Recht sprach, den Säulenhof, den Speisesaal, von dem aus man in den Brunnenhof blickte mit seinen rauschenden Wasserkünsten und grünem Pflanzenschmuck, mit seinen gelben Marmorsäulen und seinen Götterbildern.

Den mittleren Raum des Palatins nahmen wohl Parkanlagen ein; zwischen ihnen befand sich auch der Tempel des apollinischen Apoll mit einem Portikus, den die Erzbilder der fünfzig Danaiden schmückten. Und nun übernimmt, während bisher Tacitus, Sueton, Juvenal, Horaz unsere ernsteren Begleiter waren, der heitere, leichtfertige, elegante Ovid unsere Leitung und führt uns mit seinen zierlichen Versen in jene leichtlebige Gesellschaft verliebter junger Männer, heißblütiger Frauen, betrogener Ehemänner, eitler, salbenduftender Dandies, neugebackener Ritter, verhaßter Thorwächter, triefäugiger Kupplerinnen — wie sie noch immer in den Ringmauern einer großen Stadt zu finden war und wie sie namentlich in dem kaiserlichen, sittenlosen Rom auf's Ueppigste florirte.

Im Hinschreiten erinnern wir uns hier jenes Liebesabenteuers, welches der Leichtfuß Ovid — er war damals noch jung und hatte nicht die leiseste Ahnung, jemals Trauerlieder schreiben zu müssen — von hier aus in Szene setzte, und dessen von Hindernissen umstellten Anfang er selbst in den an den Thürhüter Bagous gerichteten Versen mit folgenden Worten schildert:

„Du, mit dem Amte betraut, deine Herrin zu hüten, Bagous,
Weniges muß ich dir nur sagen, doch Wichtiges kommt'!
Gestern erblickt' ich ein reizendes Weib, lustwandelnd in jenem
Portikus, der uns im Bild zeiget des Danaus Frauen.
Sie nun zu sehen, zu lieben und gleich ihr zu schreiben war Eines —
Aber mit zitternder Hand schrieb sie: ‚Ich kann nicht!' zurück.
Als ich dann fragte, warum sie nicht könne, gestand sie mir offen,
Durch deine alberne Wacht seist du ihr gründlich zur Last" u. s. w.

Ovid auch begleitet uns weiter bis an den Westabhang des Palatin, wo wir den ehemaligen Circus Maximus unter uns liegen sehen, in welchem Nero tafelte, als Wagenlenker sich vor dem versammelten Volke sehen ließ und dessen Obelisk er mit seinen Siegeskränzen schmückte. In der Gesellschaft des Dichters und derjenigen seiner Geliebten, Corinna, wohnen wir dem Wagenrennen bei, das er besucht hat, „nicht um der Pferde willen", sondern nur, um die Geliebte sehen, sie sprechen zu können. Diese Elegie, mit ihren dramatisch bewegten Schilderungen des äußeren Vorganges, des prunkvollen Götteraufzugs, des wirbelnden Rennens und mit den kunst- und beziehungsvoll dazwischen eingeflochtenen Ausbrüchen leidenschaftlicher Liebe und Fürsorge für die Geliebte, gehört zum Köstlichsten, was uns aus dem Schatze der römischen Poesie gerettet worden ist, und führt uns in die Anschauung eines so hoch interessanten Bildes aus dem römischen Leben rascher und lebendiger ein, als es die ausführlichste Schilderung gleichzeitiger Autoren zu thun vermag.

Hieher, in das Thal des Circus Maximus, auf den von der Höhe des Palatins noch immer die Logen hinabblicken, aus welchen die Cäsaren sich die tumultuarischen Festspiele ansahen, verlegt die Sage auch den Raub der Sabinerinnen, und hier auf der Höhe stand Romulus, drüben auf dem Aventin Remus, des über die Herrschaft entscheidenden Adlerfluges gewärtig. Sie fiel dem älteren Romulus zu. Zwölf Adler erhoben sich über seinem Haupte, Remus zählte deren nur sechs.

Wir stehen hier am Ausgangspunkte der römischen Geschichte, noch mitten in Sage und Mythe. Aber welche gewaltigen Bilder folgen sich dann im Laufe der Zeiten — das eiserne Königthum, die heldenhafte Republik, die Eroberung der Welt, das Eindringen altgriechischer Kunstherrlichkeit, die große Kaiserzeit, der Niedergang. Hier rings ist der Boden, auf welchem sich diese erschütternden Wandlungen vollzogen. Und das ist es, was in Rom vor Allem den tiefsten und mächtigsten Zauber auf unser Gemüth ausübt: wo wir gehen und stehen, fühlen wir den Hauch eines großen Schicksals, wir hören allüberall, ob wir wollen oder nicht, den ehernen Schritt der Weltgeschichte, wir verfolgen Akt für Akt und Szene für Szene jene lange, ungeheure Tragödie des Niederganges, deren Andenken nie erlöschen wird und deren Nachwirkung noch immer von den Nationen der Erde gefühlt wird.

Ein einziger Blick vom Palatin führt uns mitten aus der römischen Tragödie in eine andere, neue Welt: da drüben in weiter Ferne ragt die kreuzgeschmückte Kuppel der Peterskirche vor uns; neben den gigantischen Ruinen des römischen Weltreichs steht, ein nicht minder gewaltiger Bau, die Burg des Papstthums, das ja auch seine erste Aufgabe darin gesehen hatte, die Erbschaft des sinkenden Imperatorenthums in möglichstem Umfange anzutreten: da drüben ragt der Vatikan. Der Platz ist bemerkenswerth. Denn hier, gerade hier erfuhren die römischen Christen ihre erste Verfolgung; hier lagen die kaiserlichen Gärten, die sie in schauriger Nacht als brennende Fackeln mit ihrer düsteren Glut erhellten, und gerade an dieser mit dem Blut der Märtyrer befleckten Stelle nahmen die Nachfolger Petri den Cäsaren das Szepter aus der Hand, um ein neues Reich zu gründen, das gleichfalls die ganze Welt ihrem Willen und ihrer Herrschsucht unterwerfen sollte. An die Stelle des römischen Weltreichs trat die „christliche Völkerrepublik", an die Stelle des römischen Imperators der Papst, dem gleichfalls die Königreiche und Länder der Erde untertan sein sollten. Mehr noch: hier, wo sich einst Nero, seine Kaiserwürde schändend, als Wagenlenker durch das Gewühl des römischen Pöbels drängte, sich mit eigenem Auge an den unmenschlichen Qualen seiner Opfer zu weiden, hier war es auch, wo nach gerade anderthalb Jahrtausenden der wüsteste aller Päpste gleichfalls seine scheußlichen Orgien feierte und mit unauslöschlichem Makel die Würde der Kirche befleckte, deren weltherrschende Herrlichkeit von jener Stunde an denn auch unwiederbringlich ihrem Niedergang zueilte.

Man sieht, die historische Perspektive, die sich von den Zinnen des Vatikans eröffnet, ist nicht minder gewaltig als jene von der Höhe des Palatins, und es bleibt im höchsten Grade beachtenswerth, daß mit dem Sinken des Papstthums der Bau gerade desjenigen Monuments zusammenfällt, das die Pracht aller heidnischen Tempel weit überstrahlen sollte und das vor Allem dazu berufen war, mit seinen gewaltigen Pfeilern und mit seiner mächtigen Kuppelwölbung symbolisch die Unerschütterlichkeit der römischen Kirche und das weite, vom Kreuz überragte Dach derselben anzudeuten, unter welchem Raum für alle Völker der Erde war. Aber eben da die Peterskirche sich in ihrer sieghaften Majestät erhob und da man daran war, seinem triumphirenden Machtbewußtsein in einer dem Geiste jener wunderbaren Zeit entsprechenden, über die kolossalen Räume eine verschwenderische Pracht ausgießenden Weise Ausdruck zu geben, pochte das finstere Schicksal in Gestalt jener großen Revolution, welche der päpstlichen Kirche die Hälfte ihrer Mitglieder für immer entreißen sollte, bereits an die Thore des Vatikans, und gerade der Bau von St. Peter war es, der durch die Riesensumme, die er verschlang, und durch den Wucher, den in Folge dessen Leo X. mit den Ablaßzetteln trieb, Luther zu jenem Schritte vorwärts drängte, der äußerlich den Anfang der Reformation bezeichnen sollte.

Und darum sind die Erinnerungen, die Demjenigen entgegentreten, welcher sich zum ersten Male vom Borgo aus dem schönsten Platz der Erde mit scheuem Staunen nähert, und die historischen Betrachtungen, die sich seinem Geiste angesichts dieser, von den großen Meistern der Renaissance erbauten Burg des Katholizismus aufdrängen, nicht minder überwältigend, als bei einem Besuche des Palatins, des Forums, des Kapitols. Aber sie sind ihm doch noch in weit höherem Grade bedeutungsvoll; denn noch heute stehen wir Alle unter den ungeheuren Folgen jener Umwälzung, welche der schlichte Augustinermönch entfesselte, und noch immer spüren wir den Wellenschlag jener gewaltigen Bewegung, zu der er den Anstoß gegeben. Heute mehr als zu irgend einer Zeit, da die deutsche Kaiserkrone auf einem protestantischen Haupte ruht und der alte Kampf zwischen Staat und Kirche leidenschaftlicher denn je zum Ausbruch gekommen ist.

Aber glücklicherweise bezeichnen der Name Leo X. und der seines Vorgängers Julius II. nicht allein jene verhängnißvolle Wendung in der Geschichte des Papstthums, sie sind, wie Jedermann weiß, ebenso eng verknüpft mit jener glänzenden Epoche der Weltgeschichte, in welcher die Kultur der Menschheit ihre ganz eigentliche Wiedergeburt feierte, die ihre strahlenden Lichter in ungeschwächter Kraft gleichfalls noch bis in die Gegenwart hereinwirft und deren überirdisch schöne Leistungen wir heute zwar noch zu bewundern, aber nicht mehr zu erreichen verstehen. War diese Wiedergeburt auch über die Italiener gekommen ohne das Zuthun der Päpste, so waren diese es doch, welche ihr ein enthusiastisches Verständniß und jene energievolle Theilnahme entgegenbrachten, welche es den Künstlern möglich machte, ihre göttlichen Talente ganz und der Unsterblichkeit würdig zu entfalten, welche sich ihrem Ruhme aufthat. Julius II. und Leo X. bezeichnen so einerseits — Bramante, Michel Angelo und Rafael andererseits die Sonnenhöhe der Renaissance.

Kaum mehr zu schildern ist heute der Enthusiasmus, mit welchem man zuerst die großen Dichter, Redner, Philosophen der alten Griechen und Römer aus entlegenen, halbvergessenen Klöstern Italiens und Deutschlands ihre Wiederauferstehung begehen ließ; ihnen folgten in endlosem Zuge die alten Götter und Helden, die aus dem dunklen Schooße der Erde, der sie Jahrhunderte lang schützend umschlossen hatte, wieder an das Licht der Sonne stiegen — Allen voran, wie sich's gebührte, Phöbus Apollo, der Gott des Lichtes, der fortan im Belvedere seine Wohnung fand — begrüßt vom begeisterten Jubel des Volkes, das in ihnen seine Götter, seine Ahnen wiedersah. Herrliche Paläste und prunkvolle Marmorsäle erstanden, den erhabenen Gestalten ein neues, würdiges Haus zu bieten, und die größten Maler, welche die Welt je gesehen, gaben in verschwenderischen Schöpfungen ihr Bestes, Wände und Decken jener Paläste mit unauslöschlichem Reize zu schmücken. Man muß heute zugeben: die alte Kunst brauchte sich der neueren nicht zu schämen und diese konnte sich gar wohl in der glorreichen Gesellschaft jener sehen lassen.

(Schluß folgt.)

Von der deutschen Korvette „Prinz Adalbert".

Mit Bildern des Malers C. Saltzmann.

VI.

(Hiezu die Bilder S. 924 und 925.)

Die Entfernungen, welche der „Prinz Adalbert" zurückgelegt hat, seitdem er durch die düstere Pforte bei Cap Pillar in den großen Ozean eingetreten ist, zählen nach vielen Tausenden von Meilen! Anfangs sind sie nach Norden durchmessen und führten an der Küste des südamerikanischen Festlandes entlang, bis am Morgen des 30. Januar wunderbare Schatten über den Wolken sichtbar und nach und nach in bestimmten Konturen als die Küstenkordilleren erkannt wurden. Darüber hinaus aber ragen noch viel gewaltiger die Anden, und ein König der Berge, der 23,000 Fuß hohe Aconcagua, dessen Kuppe in das weiße Gewand ewigen Schnees gehüllt ist, wurde dem vom Süden her aus dem Meere auftauchenden Schiff zu einem weit sichtbaren Zeichen, bis es Valparaiso glücklich erreicht hat.

Hier war es, wo Prinz Heinrich mit dem Repräsentanten der Republik Chile freundschaftliche Besuche wechselte, wo ihm, wie in Santjago, viele Deutsche zujubelten, welche sich treue Gesinnungen an ihr Vaterland und an ihr Kaiserhaus bewahrt hatten. Nach kurzer Rast segelte dann der „Prinz Adalbert" weiter; man sah die Salpeterfelder von Iquique, als flüchtiges Bild auch Mollendo, die jetzige Hafenstadt von Arequipa, bis der Anker wieder vor Callao fiel und — leider auf vulkanischem Untergrund, der höchst lästige Schwefelwasserstoffdämpfe entsandte - lange genug liegen blieb, daß man interessante Erinnerungen aus dem sagenreichen Inkalande hinfortnehmen konnte. Auch in Peru hatte ein Austausch freundschaftlicher Besuche zwischen Prinz Heinrich und dem Präsidenten der Republik stattgefunden. Die dortigen Deutschen sahen nicht zum ersten Male die Kriegsflagge des deutschen Reiches, aber sie hatten dießmal den Enkel des Kaisers zu feiern, der in Ausübung seines ernsten, auch ihren Interessen gewidmeten Berufs an dieser fernen Küste gelandet war.

Panama bildete nun des Schiffes nächstes Ziel. Hier, „wo sich die beiden großen Weltmeere die Hand reichen", ist an die Stelle jener Riesenberge ein in tropischer Vegetation prangendes Hügelland getreten, ein willkommener Wechsel für das wandernde Auge. Noch einmal grüßte Prinz Heinrich mit vielen Schiffskameraden von Colon aus die weiten Wasser des Atlantic, welche das Schiff nun schon seit Monaten verlassen, das Meer, das jene Küsten bespült, wo seiner Heimat Strand beginnt.

Acapulco in Mexiko wurde zuletzt der Abfahrtspunkt für den weiten Weg, der quer durch den stillen Ozean nach Japan hinüberführt. Mitten in diesem großen Weltmeer aber liegt noch eine Inselgruppe, vor hundert Jahren von Cook entdeckt, welche so recht als Verbindungsstation zwischen der amerikanischen Küste und Ostasien angesehen werden kann, es sind die Hawai- oder Sandwichinseln.

Am 19. April dampfte der „Prinz Adalbert" durch die schmale Einfahrt, welche sich zwischen gefahrdrohenden Korallenbänken öffnet, hindurch und ging an der Küste von Oahu, gegenüber der Hauptstadt von Hawai, Honolulu, zu Anker. Ueber jenen Eilanden Polynesiens liegt ein eigener Hauch von Poesie; er findet sich in dem freundlichen, anspruchslosen Wesen der Kanaken und in vielen alten Sitten und Bräuchen, welche, von altheidnischer Zeit auf die jetzige überkommen, soweit sie christlicher Lehre nicht widerstreiten, mit großer Pietät gepflegt werden. Von den vielen interessanten Erlebnissen auf Oahu hat unser Künstler zwei Momente aufgefaßt und im Bilde wiedergegeben, sie beziehen sich auf den am 21. April dem König Kalakaua vom Prinzen Heinrich abgestatteten Besuch. Kurz vor 12 Uhr wurde an diesem Tage, als die Boote zur Fahrt nach Land hin abstießen, die Standarte der Prinzen des königlichen Hauses von Preußen auf dem deutschen Kriegsschiff gehißt und von einem Landfort, welches die friedliche Bezeichnung „Punschbowle" führt, mit 21 Schüssen salutirt. Eine Menge Kanaken jubelten dem Prinzen in ihrer eigenartigen Weise entgegen, nicht mit lautem Geschrei, sondern in schneller Wiederholung kurzer, vokalreicher Worte, und freundlich traten sie zur Seite, um den Weg bis zur königlichen Staatskarrosse frei zu machen. In dieser nahm Prinz Heinrich mit einem Adjutanten des Königs Platz und fuhr demnächst, gefolgt von sieben Wagen mit Offizieren des „Prinzen Adalbert", dem Regierungsgebäude zu. Voraus sprengten zwei hawaiische Männer, deren braune Gesichter, ziegelrothe, gelbgeränderte und ganz aus Federn hergestellte Mäntel im wunderlichen Kontrast standen zu der Kopfbedeckung, welche nur mit dem Namen Cylinder belehnt werden kann. In der Rechten hielten sie hohe gelbrothe Stangen, nach oben zu in einen prächtigen Federbüschel von denselben Farben endigend, Abzeichen aus alter

Zeit. Denn alle Häuptlinge führten besondere, auf die jetzigen Geschlechter der Vornehmen vererbte Farben, und jede feierliche Gelegenheit erheischt das Vortragen von Kahilis, wie man diese Zeichen in Hawai nennt. Neben dem Wagen sprengten viele Eingeborene in voller Carrière; ein alter Mann, dessen kaffeebraunes, runzeliges Gesicht von einem schneeweißen Bart wie von Watte umrahmt war, fiel unter ihnen besonders auf. Auch Frauen, wenig graziös nach Männerart zu Pferde sitzend, galoppirten in der Reihe mit.

Man sagt, daß die Begegnung des Prinzen Heinrich mit dem König Kalakaua einen sehr freundlichen Charakter getragen habe, und sieht darin einen neuen Ausdruck der guten Beziehungen, welche zwischen Hawai und dem deutschen Reich immer bestanden haben. Nachdem der im Regierungsgebäude ebenfalls anwesenden Thronfolgerin Liliuokalani noch ein Besuch abgestattet war, fuhr Prinz Heinrich nach dem Landungsplatze zurück, wo sein Erscheinen mit neuen Zurufen begrüßt wurde. Eben wollte er vom Lande absetzen, als zwei Damen aus der Menge hervortraten und im Namen der Königin Emma, Wittwe Kamehameha IV., außerordentlich schöne Blumen überreichten und das kleine Boot damit schmückten, das den Prinzen von dannen führen sollte. Sehr beifällig wurde diese Aufmerksamkeit auch von den umstehenden Kanaken aufgenommen, denn sie begannen von Neuem ihre geschäftige Beifallsplauderei, auch sagt man, daß für sie wahre Festesfreude ohne Blumen nicht denkbar sei.

Am Nachmittag grüßten die Kanonen des „Prinzen Adalbert" den Inselkönig, als er zur Abstattung eines Gegenbesuchs an Bord kam und dem Prinzen Heinrich viel gastfreie Anerbieten für die kommenden Tage machte. Aber am nächsten Morgen kam ein Dampfer von der amerikanischen Küste und brachte eine erschütternde Trauerbotschaft aus der Heimat mit*). Mit einem Male waren die lauten Kundgebungen in Honolulu verstummt, nur zahlreiche Blumenspenden wurden als Beweise freundlicher Theilnahme an Bord gesendet.

Das trauernde deutsche Schiff aber trat am 24. April die Reise nach Yokohama an und wird erst nach vier langen Wochen ersehnte Nachricht von daheim und Antwort auf viel tausend Fragen erhalten.

*) Tod des Prinzen Waldemar, des jüngeren Bruders von Prinz Heinrich von Preußen.

Die Berliner Gewerbeausstellung.

Von

Dr. Julius Wasner.

II.

In hastig besorgter und nicht ganz vollendeter Toilette wurde die Ausstellung am 1. Mai der öffentlichen Besichtigung preisgegeben und es dauerte bis zum Juni, ehe sie im vollen Glanze strahlte. Doch das Publikum hat an der etwas mangelhaften Ausstellung keinen Anstoß genommen, sondern von vornherein dem Unternehmen sein unzweideutiges Wohlgefallen entgegengetragen. Im Mai erklärte der Ausschuß, daß er bei 225,000 Mark Gesammteinnahme aus dem Entrée „auf einen nennenswerthen Ueberschuß nicht rechnen könnte, ein Defizit aber gleichfalls nicht eintreten würde"; und diese Summe ist bereits in der ersten Hälfte der Ausstellungszeit überschritten worden. Denn vom 1. Mai bis zum 13. Juli haben 538,247 zahlende Personen die Ausstellung besucht, und wenn Jeder nur eine halbe Mark entrichtet hat, so ergibt dieß eine Summe von 269,123 Mark. In der zweiten Hälfte der Ausstellungsdauer, welche mit dem Ende September abschließt, wird der Ertrag der Eintrittgebühren wohl nicht geringer sein. Bei dieser Schätzung ist ganz außer Betracht gelassen, daß an zwei Tagen der Woche die Eintrittsgebühr eine ganze Mark beträgt. Während also die Weltausstellungen meist mit einem großen Defizit abgeschlossen haben, obwohl sie große Staatsunterstützungen erhielten, dürfte das Privatunternehmen der Berliner Gewerbeausstellung einen Ueberschuß von etwa 300,000 Mark ergeben, die nach dem Statut der Unternehmer zu einem gemeinnützigen Zwecke im Interesse des Gewerbestandes verwendet werden sollen.

Die einzige Unterstützung, welche der Staat dem Unternehmen zugewandt hat, besteht in der Ueberlassung eines sandigen Platzes. Dieser gesammte Ausstellungsraum mißt 61,000 Quadratmeter und ist demnach so groß wie der zehnte Theil des Marsfeldes, wo zum letzten Male alle Kulturvölker ihre gewerblichen Leistungen ausstellten. Etwa den dritten Theil dieser Fläche nehmen die Ausstellungshallen ein. Mitten durch dieselben zieht sich ein Theil des Viadukts der noch nicht vollendeten Stadtbahn, vierundzwanzig weite Mauerbogen umfassend, und diesen Kolossalbau hat man — aus der Noth eine Tugend machend — mit den hölzernen Gewerbehallen organisch verbunden, indem man parallel mit demselben zu jeder Seite eine Halle legte, und diese beiden Hallen, in deren Mitte sich der Viadukt hinzieht, durch drei Querhallen in Verbindung setzte.

Wenn man den Ausstellungsraum betritt, befindet man sich auf einem reichgeschmückten Plateau, welches die gegenüberliegenden Eingänge verbindet. Gartenanlagen, Kunstgebilde und Fontänen schmücken diese Erhebung, der man nicht ansieht, daß sie zu anderen Zeiten als Straßendamm dient. In der Mitte erhebt sich ein elegantes Schweizerhäuschen, welches den stolzen Namen „Kaiserpavillon" führt, weil es dazu bestimmt ist, dem Herrscher des deutschen Reiches eine Ruhestatt zu gewähren, so oft derselbe die Ausstellung besucht. In diesem Häuschen, welches ein Haupt- und zwei Nebenzimmer umfaßt, nahm der Kaiser bei seinem Besuch am 21. Mai ein Gabelfrühstück ein. Der Kaiserpavillon und seine kostbare Ausstattung ist eine Kollektivausstellung, zu welcher sich verschiedene Fabriken, Handwerker und Künstler vereinigt haben. Von dem Plateau aus, in dessen Mitte sich der Kaiserpavillon erhebt, genießt man rechts und links eine hübsche Aussicht, ehe man hinabsteigt in die — Sandmulde, welche der Zauberstab des deutschen Gewerbfleißes in einen Luftgarten umgewandelt hat. An der südlichen Thalebene liegt das Ausstellungsgebäude, vor dem sich ein Luftpark, geschmückt mit Pavillons, Bildwerken, Fontänen und künstlichen Teichen, ausbreitet.

In dem weit kleinern nördlichen Thale, welches vom Plateau aus ein spitz zulaufendes Dreieck bildet, zeigt die Ausstellung am unzweideutigsten den Charakter als — Vergnügungsort, denn fast den ganzen Raum nehmen Restaurationen ein, wo das Publikum nicht nur durch Speise und Trank erquickt, sondern auch durch Konzert unterhalten wird.

Auch in dem südlichen Thale — in und an dem Ausstellungsgebäude — winken dem Besucher noch verschiedene Restaurationen, wenn er nach ermüdenden Wanderungen durch die Hallen, wo es wegen der Beschränktheit des Raums nur wenige Ruhesitze gibt, Erholung sucht. Wer ein Freund ist von stylvoll und künstlerisch ausgestatteten Räumen, darf Bauer's Café mit dem prachtvollen Lesesalon, die alterthümliche Weinhalle und die Berliner Weißbierstube nicht übergehen. Alle drei Restaurationen sind in den weiten Mauerbögen des Viadukts untergebracht und sollen, wie der offizielle Führer durch die Ausstellung besagt, an heißen Sommertagen kühle Erholungsorte bieten, doch wäre es bei der Witterung dieses Jahres angezeigter gewesen, hervorzuheben, daß hier nicht der Regen eindringen kann.

Wir beginnen unsere Wanderung durch die Ausstellung bei den Gegenständen, mit welchen der offizielle Katalog — endigt. Denn ehe wir das Hauptportal der Hallen, wovon „Ueber Land und Meer" eine gelungene Abbildung gebracht hat, erreichen, müssen wir gleich allen anderen Besuchern den Vorgarten passiren, wo die XV. und letzte Gruppe (Gartenanlagen und Produkte des Gartenbaues, sowie Gartengeräthe) und ein Theil der XIV. Gruppe (Bau- und Ingenieurwesen) sich dem Besucher zuerst präsentiren. Warum wohl die Leiter der Ausstellung mit der „Textil- und Bekleidungsindustrie" die Reihenfolge der fünfzehn Gruppen angefangen haben?.

Ein frommer Theologe erklärte mir, daß die Katalogiker der Ausstellung vermuthlich dem Prinzip der historischen Entwicklung Rechnung tragen wollten, denn die erste Menschenthätigkeit, deren die Bibel erwähnt, sei das Flechten von Blätterschürzen gewesen. Dagegen ist nur einzuwenden, daß die Menschen, als sie anfingen, sich mit der Bekleidungsindustrie zu beschäftigen, eine paradiesische Wohnung hatten; diese zu schaffen und auszustatten, muß eine frühere Thätigkeit gewesen sein, und deßhalb erscheint mir der Anfang mit dem Garten und mit Bauanlagen weit mehr dem geschichtlichen Prinzip zu entsprechen. Indessen behaupte ich durchaus nicht, daß die Männer, welche die Ausstellung schufen, bei ihrer Arbeit an die Weltgeschichte oder an die Bibel gedacht haben, denn es sind weder Professoren, noch Theologen, sondern praktische Kaufleute und Fabrikanten. Wer eine historische Klassifikation bieten will, darf Nahrungs- und Genußmittel nicht an zehnter Stelle placiren, denn für die Nahrung muß die Priorität in den Bedürfnissen der Menschen und deßhalb in der Beschaffung der Abhülfsmittel beansprucht werden. Doch gratulire ich den Schöpfern der Ausstellung, daß sie nicht so historisch verfahren sind, denn die anderen Nationen, besonders die Franzosen, würden sich über die angebliche Vorliebe der Deutschen für Speis und Trank schön belustigt haben.

Wir nehmen an, daß die Prinzipienlosigkeit das vornehmste Prinzip ist, welches bei der Gruppirung zur Geltung gekommen, und freuen uns, daß in der lokalen Anordnung der Gegenstände mehr System herrscht, als in der katalogischen Klassifikation. Oertlich beginnt, wie schon gesagt, die Ausstellung mit Garten- und Bauanlagen. Die Bebauung der Erde und die Herstellung einer Wohnstätte bilden den Anfang aller Kulturarbeit und sind die Freude jener Göttin, die im „Eleusischen Fest" verherrlicht wird, als

„Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Und in friedliche feste Hutten
Wandelte das bewegliche Zelt."

Die Gruppe XV. ist von fünfzig Ausstellern beschickt und Berlin beherbergt 355 Gärtnereibetriebe. Es gehört zu den eigenthümlichen Gegensätzen der ethnographischen Verhältnisse, daß der Gartenbau an den sandigen Ufern der Spree und Havel mit Vorliebe gepflegt wird. Die Gewerbsthätigkeit hat in der norddeutschen Ebene Sümpfe getrocknet und den märkischen Sand mit buntem Pflanzenschmuck überzogen. Einen neuen Beleg dafür liefert der Vorgarten unserer Ausstellung, welchen die Meister der Berliner Kunstgärtnerei aus einem Sandflecken hervorgezaubert haben. Das Wasser dazu hat nicht nur der Himmel, sondern auch die Kommune Berlin gespendet, welche außer einer baaren Summe von 60,000 Mark dem Unternehmen die städtische Wasserleitung zur Verfügung stellte, und gewissermaßen auch den städtischen Gartendirektor Mächtig, der als zweiter Vorsitzender der XV. Gruppe sich reelle Verdienste erworben hat. Durch die kommunale Wassergabe ist den Ausstellern die Möglichkeit gewährt worden, zahlreiche Fontänen in allen Formen und Größen anzubringen, was nicht nur zur Belebung, sondern auch zur Erfrischung der Luft beiträgt.

Die Ausstellung der Gartenprodukte wird am Ausgang des Sommers eine großartige Erweiterung erfahren, denn der „Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den preußischen Staaten" hat mit den Unternehmern der Ausstellung eine Konvention abgeschlossen, wonach die projektirte Herbstausstellung von Erzeugnissen des Gartenbaues in den Räumen der Gewerbeausstellung stattfinden soll. Die vom Verein unternommene Herbstausstellung wird dießmal in den Sommertagen vom 31. August bis 15. September geöffnet sein.

Erwähnt habe ich schon, daß zahlreiche Gebilde der Plastik den Garten zieren. Sehr bemerklich macht sich eine dunkle Kolossalfigur des Fürsten Bismarck. Der eiserne Kanzler besteht hier aus Zinkguß und ist von der Firma A. Castner & Comp. nach Manger's Monument in Kissingen geformt.

Neben der Gartenkunst und der Bildnerei hat die Architektur die freien Plätze des Ausstellungsraumes verschönt. Die Baukunst ist von dem Material abhängig, das ihr zur Verfügung steht, und da die beiden ursprünglichsten Baustoffe, Holz und Stein, nur spärlich in der Mark zu finden sind, sah sich die heimische Baukunst vornehmlich auf Lehm und Thon angewiesen. In der Verarbeitung dieser Materialien, die als Backstein, Terracotta, Stuck u. dergl. zur Anwendung kommen, hat die Berliner Architektur eine bedeutende Kunstfertigkeit erreicht; leider gestattet die Schmiegsamkeit des Materials eine Freiheit, welche dem Freunde klassischer Formen zuweilen Entsetzen einflößt. In unserer Zeit, wo ein hochentwickeltes Transportwesen die Güter der verschiedenen Länder zur Vertheilung bringt, kann die Baukunst auch Holz und Stein mehr als sonst verwenden, und daß die hiesige Industrie in der Bearbeitung der Felsblöcke etwas zu leisten vermag, zeigen die großartigen Ausstellungen der Steinmetzen. Unter den Holzbauten ist neben dem zierlich konstruirten Kaiserpavillon der Pavillon der Stadt Berlin zu erwähnen, welcher — zahlreiche Pläne und Modelle von städtischen Bauten enthaltend — gleichsam ein kleines Museum der Architektur bildet.

Ein glänzendes Schaustück, hauptsächlich aus Stein konstruirt, bildet das „Viktoria Belvedere" des Herrn Rabitz, welches eine hübsche Aussicht gewährt, wenn man das Dach mit dem hängenden Garten besteigt. Das märkische Produkt aus den Rüdersdorfer Kalksteinbrüchen hat bei diesem Bau eine künstlerische Verwerthung gefunden.

Die hochentwickelte Technik in der Bearbeitung der Metalle stellt heut auch massenhaft Eisen und Zink in den Dienst der Architektur. Eine ganze Anzahl von Pavillons, theils im Garten, theils in der Vorderhalle, zeigt uns das harte Metall in feiner und graziöser Verarbeitung. In der Vorderhalle fällt uns besonders ein mächtiger Pavillon von Zinkblech auf, welcher von der Firma Ferd. Thielemann nach einer Zeichnung des Baumeisters Schwenke ausgeführt worden ist. Die zierlichen Eisenbauten von Kühnemann & Röhsemann, von Schäfer & Hauschner und anderen bewährten Firmen sind mustergültige Leistungen, welche selbst den Park eines Fürstenschlosses zieren würden.

Das Hauptportal der Kathedrale von Salamanca.

(Hiezu das Bild S. 929.)

Inmitten der Freiheit der künstlerischen Erfindung — dieses äußersten Verfalls, zu dem der gothische Styl im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gediehen war, bietet er uns noch immer, besonders im Innern der Kirchen, einige vor diesem Verderbniß glücklich bewahrte, durch Einfachheit und anmuthige Form sehr bemerkenswerthe Erscheinungen. Zwei Muster dieser Art sind die Kathedralen von Salamanca und Segovia. Die erstere mit drei Schiffen, Kreuzschiff, eleganter Apsis, leichtem Thurm, zwei Kapellenreihen, durchbrochenen Geländern, die innen herumlaufen, Medaillons in den Mauern, Balustraden, Zinnen und Steinblumen am Kranzgesims und fünf prachtvoll dekorirten Portalen ist einfach, majestätisch und heiter, von vortrefflichen Formen und regelmäßigen Verhältnissen. Eines dieser herrlichen Portale, das Hauptportal mit seinem reichen Bilderschmuck, mag in der treuen Abbildung nach einer Zeichnung von M. Hebert das Gesagte bestätigen und eine Ahnung von der üppigen Pracht des Ganzen geben.

Stadt und Land.

Gemälde von John Davis.

(Hiezu das Bild S. 932.)

Ein heißer Sommertag hat sie hinausgelockt: der Wagen war rasch eingespannt, die Angelgeräthe wurden beim Kutscher aufgepackt, und nun erschienen die Damen in ihrer elegantesten Toilette, frisch und heiter, das Bild leuchtender Jugendlust. Es sollte nach dem Forsthause gehen, wo der Weiher nicht fern im tiefen Walde lag und eine köstliche Angelpartie, die schon lange verabredet war, versprach. Der Forstwächter war ihnen bislang vorangegangen und hatte den Damen, die nicht eben für eine solche Waldpartie equipirt waren, das Gestrüpp aus dem Wege geräumt. Einen Augenblick war er zurückgeblieben — da ertönt ein Schrei, dem ein paar andere folgen, eine kleine Blindschleiche

windet sich am Boden, und unsere Damen, die mit der Ophidiologie nicht ganz auf vertrautem Fuße stehen, fahren so erschrocken zurück, als würden sie von einem Endymion im Bade überrascht. Auch der King Charles zieht ängstlich seinen Schwanz ein. Endlich ermannt sich die Erste und wehrt die Blindschleiche mit dem Sonnenschirm ab, — im nächsten Moment ist sie auch schon unter den Blattern verschwunden und die Damen können vorüber: — „ein Abenteuer war's, kein Ungemach", heißt's im „Nachtlager von Granada", aber ein Abenteuer, das in den Salons, wo sie Abends von ihrer Waldpromenade und Angelpartie erzählen, mindestens zur Seeschlange aufgebläht wird.

Schach.

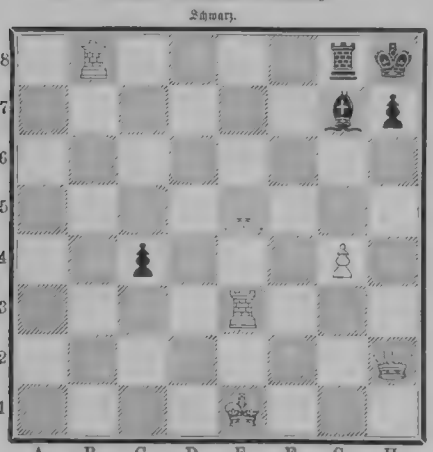
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Zu den bedeutendsten modernen Problemkomponisten gehört der Musikdirektor Herr Fr. Schnüfer in Bamberg. Wir befinden uns in der angenehmen Lage, abermals mehrere Originalkompositionen dieses Meisters unseren geehrten Schachfreunden vorlegen zu können.

Aufgabe Nro. 46.

Von Herrn Fr. Schnüfer in Bamberg.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 42:

Weiß.	Schwarz.
1) L. E 4 — B 1	1) T. F 2 nimmt B 2 am besten.
2) D. C 8 — F 5	2) T. beliebig oder B 5 — B 4 (oder A und B).
3) S. C 3 — E 2 oder — B 5 setzt Matt.	
A)	
2)	2) K. D 4 nimmt C 3.
3) D. F 5 — D 3 setzt Matt.	
B)	
2)	2) Ein Springer beliebig.
3) T. C 5 — D 5 oder D. F 5 — E 5 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Hrn. Oberst v. W. in Brieg. Nro. 37 R. Mit Vergnügen Ihre Charakteristik der Aufgabe gelesen. Der Autor ist jedoch nicht S. Loyd, der als „l'homme qui rit" sich am Turnier betheiligt hat. — S. in Guttentag. Nro. 39 und 40 R. Sie bemerken sehr richtig, daß die scheinbare Nebenlösung von Nro. 39 mit D. H 1 — H 8 an E 5 — E 2 oder — nimmt D 2 scheitert. — W. v. G. in Schluchtern und M. Gr. in Beuthen. Nro 36 R. — M. B. in Klausenburg. Nro. 36 -38 R. Ueber Nro. 39 siehe vorher. Freundlichen Gruß den Mitgliedern der Schachgesellschaft. — K. (?) in Erfurt. Nro. 30—32 R. Der Anfangsbuchstabe Ihres geehrten Namens ist uns nicht deutlich erkennbar. — E. B. in Straubing. Nro. 38 bis 40 R. In Bezug auf den „schlafenden Homer" haben Sie ganz Recht. — Dr. E. S. in Potsdam. Nr. 37—40 R. Die Aufgabe Nro. 40 ist auch nach unserer Meinung ein nettes Zweizügler. — J. F. in Prag. Nro. 36 R. Ueber Nro. 37 siehe unsern Briefwechsel. Sie überlegen schließlich, daß L. B 1 — C 2 das Matt decken kann. — A. in Hasenwinkel. Nro. 39 R. — Dr. E. Kl. in Eisenbach. In Nro. 37 ist nur 1) L. F 5 — F 8 richtig. S. frühern Briefwechsel. — Baron Kl. in Hrosy. Nro. 40 R. Ueber 1) D. H 1 — H 8 in Nro. 39 siehe oben. — H. B. in Eisbergen. In Nro. 40 scheitert 1) D. D 7 — E 7 z. B. an D. G 5 — F 4. — E. L. in Posen. Sie glauben in Nro. 39 mit 3) D. H 1 — H 3 Matt zu sehen, während G 5 — G 4 gedeckten kann. — Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 38 erhalten von Hrn. Ed. E. in Stuttgart, v. St. (past.) in Badbergen und Edm. Gr. in Frankfurt a. M. — J. B. und H. L. in Hedewigenkoog. Nro. 38—40 R. — H. M. in Bamberg. Nro. 36—40 R. — S. L. in Berlin. Nro. 38 soll in 2 Zügen gelöst werden. Ueber Nro 39 siehe oben. — Kr. in Mülheim. In Nro. 36 würde auf 1) E 6 nimmt D 7 z. B. L. H 5 nimmt G 4 das Matt in 3 Zügen verhindern. In Nro. 37 folgt auf 1) S. D 3 nimmt F 4 einfach G 5 nimmt L 4. — A. B. in Posen. In Nro. 38 ist 1) D. D 1 — G 4 unrichtig z. B. wegen L. D 6 — F 8. — L. L. in Kalendorf. Nro. 39 R. — H. Sch. in Gera. In Nro. 41 wird 1) B 2 — B 3 durch B 7 — B 5 widerlegt. — A. L'H. in Magdeburg. Bitte die Aufgabe gefl. noch einmal aufgezeichnet einzusenden. Bei Ihrer letzten Angabe durch Buchstaben sind 3 schwarze Läufer auf A 5, G 5 und D 1 vorhanden. — W. und B. R. in Berlin. Ueber Nro. 37 siehe frühern Briefwechsel. Nur L. F 5 — F 8 ist richtig. — L. in St. Petersburg. Sie übersehen in Nro. 37, daß bei Ihrem 3) S. F 2 C 1 der Bauer D 2 den Springer schlagen kann. In Nro. 38 ist 1) D. D 1 — G 1 oder — B 3 unrichtig wegen B 5 nimmt C 4. — O. K. in Wehlau. In Nro. 37 würde auf 1) D. F 3 — F 1 +, K. D 1 — C 2; 2) S. D 5 — B 4 + der Bauer A 5 den Springer schlagen. — Hrn. F. C. in Breslau. Nro. 39—41 R. — C. M. in München, L. L. in Kalendorf. Nro. 40 R.

Bilderräthsel 47.

Auflösung des Bilderräthsels 46:

Ein Helfer in der Noth.

Auflösung des Räthsels in Nro. 46:

Rubin—stein.

In den neuesten Nummern der

Deutschen Roman-Bibliothek

zu

„Ueber Land und Meer"

hat begonnen:

Die heilige Cäcilie.

Roman von

Gundomar.

Die bis jetzt erschienenen Nummern enthalten neben einem reichhaltigen Feuilleton:

„Die Heirath des Herrn von Waldenberg". Roman von . . . **Hans Hopfen.**
„Holzweg-traum". Ein Sommernachtsgedicht von **Wilhelm Jensen.**
„Sühne und Segen". Sozialer Roman von **Gregor Samarow.**
„Die Seelen der Hellas". Roman von **E. von Dincklage.**
„Der Amuletmann". Roman von . . . **Mariam Tenger.**
„Murillo". Ein Lied vom Guadalquivir von **Ernst Eckstein.**
„Die Herrin von Zbichstein". Roman von . . **Fr. Henkel.**
„Gräfin Ruth". Roman von . . . . . **Emile Erhard.**
„Auf schiefer Ebene". Roman von . . . **Joh. van Dewall.**
„Die guten Freunde". Roman von . . . **L. Haidheim.**

☛ In das Abonnement auf die „Deutsche Roman-Bibliothek" kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dieß am besten bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt**, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern können vollständig nachgeliefert werden.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Briefmappe.

Hrn. Dir. v. H. in M. Die Zusendung ist bereits erfolgt; wir werden gerne dem Weiteren entgegensehen. — Die Schwarzwaldbahn von Offenburg nach Villingen.

Frl. Johanna G. in S. Sie haben uns mit Aufmerksamkeiten überhäuft; hoffentlich gelingt es uns durch treues Einhalten zu revanchiren.

Hrn. G., Abonnent in K. Das erste der fraglichen Mittel ist uns unbekannt. Mattlo-Injektion hat schon Manchem geholfen.

Hrn. Konsul P. in R. (Am.). Mit Vergnügen ist Ihr Wunsch gewährt; es wird unseren Landsleuten zum Besten dienen.

Frau v. K. in S. (Ung.). Durch Zufall sind wir in den Besitz der betreffenden Bewerbsmittel gekommen. Wir werden Ihnen die Papiere senden.

Abonnentin in Alabama. Unser ärztlicher Konsulent ist gern bereit, mit Ihnen in Korrespondenz zu treten.

Hrn. Fm. J. in Frankf. Sie haben es getroffen.

E. B. in Heidelberg. Moszkowski's „Spanische Tänze" (sowohl zu 2 als zu 4 Händen), Berlin, C. Simon.

Hrn. E. E. in G. Die gewünschte Adresse lautet: Prof. Doutrelepont in Bonn.

Hrn. W. K. in St. Wir bringen doch keine derartigen Ueberlegungen und wie sollten wir gerade jetzt dieß Gedicht zu bringen Anlaß haben?

Abonnentin L. P. in Potsdam. Die chemische Untersuchung solcher Geheimmittel liegt nicht in unserer Aufgabe. Wenden Sie sich an die Redaktion der „Industrieblätter" in Berlin, die deren Autorität ist.

Frau A. F. in Schw. Ohne persönliche Untersuchung kann unser ärztlicher Berather leider keinen Rath ertheilen.

Hrn. R. S. in M. Unser ärztlicher Berather hat sich sehr günstig über die Brillen ausgesprochen.

Hrn Th. Lg. in D. Ueber die näheren Verhältnisse der Schauspielerin E. kann Ihnen der Herausgeber des Theater-Jahrbuchs, Herr Kletschauer in Berlin, Auskunft geben.

Frl. W. J. an der Isar. Wegen chronischer Kehlkopfentzündung müssen Sie sich an einen Spezialarzt für Halskrankheiten wenden, welcher mit dem Kehlkopfspiegel das leidende Organ zu untersuchen im Stande ist.

Ein Unwissender. Das Militärwissenschaftliche Bureau in Leipzig wird Ihnen darüber auf Anfrage Mittheilung machen.

Hrn. S. W. in Manch. Leider nicht für uns geeignet.

Einjahrjahr. Abonn in Breslau. Ihre Ansicht bezüglich der Anbringung eines kunstlichen Gebisses mit Zuhilfenahme von Federkraft ist ganz richtig. Ein gebildeter Zahnarzt wird immer die Federkraft anwenden, wo eine Saugplatte durch abnorme Bildung des Gaumens nicht verwendet ist.

Hrn. A. H. in Wien. Jäger's oder Schmidlin's Handbuch der Blumengärtnerei wird Ihnen dienen.

Hrn. M. B. in K. Wir wurden Ihnen nicht rathen, die Sch. zu Ihrem ausschließlichen Beruf zu machen, nebenher ist das eine ganz hübsche Beschäftigung; wirklich bedarf es noch mancher Studien für Sie.

Hrn Rudolph G. in Homburg. Gegen Röthe der Nase wird Einpinselung mit Kalkwasser vielfach empfohlen. Das Mittel hat die Eigenschaft, die ausgetrocknete Blutkörperchen der Haut gut zusammenzuziehen.

Hrn. J. M. in L. Wir haben kein Bild davon Ihnen zur Besorgung zu stellen, da nur diese Szene wie gedruckt.

Hrn. C. S. in M. Sch. Wir haben bereits Auskunft gegeben, soweit wir im Stande waren.

Abonnent in Koburg. Unterlassen Sie Laugen und rasches Bergsteigen. Sie leiden an Blutkongestionen und müssen deßhalb derartige Anstrengungen vermeiden.

Hrn M. Br in Jarmen. Richtig.

Hrn A. Sch. in Berl. Wir haben seinerzeit über die Aufführung des Preisausschreibens und den günstigen Erfolg Auskunft gegeben. Der Vorstand des württ. Kunstgewerbevereins dürfte Ihnen weitere Mittheilungen zu machen im Stande sein.

Frl. Anna H. in Wien. Ein geschickter Mechaniker zur Anfertigung kunstlicher Gelenke ist der Instrumentenmacher Reiter in Wien, dessen Wohnung im Wiener Adreßbuch angegeben ist.

M. P. in Riga. Wenn Sie nordische, d. h. skandinavische Musik besonders lieben, so wenden Sie sich an C. Simon's Verlagshandlung in Berlin, welche dieses Genre speziell pflegt und nannentlich von E. Hartmann „Nordische Volkstänze" (2- u. 4händig) von großer Schönheit herausgegeben hat.

Hrn G. M. in Berl. Diese Ausdrücke finden sich allerdings nur zum Theil in großen Sprachwörterbüchern; sie sind mehr onomatopoetisch gebildet, als allgemein angenommen.

Hrn Dr. G. K. G. in Budapest. „Solch kleine Zeugs" wie Sie Ihre Einsendungen nennen und die Sie uns zur „Beurtheilung" schicken, können wir nicht verwenden.

Frau P. in P. in Oldenburg. Eintretenden schwachen Hände mit einer Mischung von Eichenrindenabsud und Talg ist empfehlenswerth. Gegen Frost nützt nur Warmhalten.

Hrn. J. R. in A. Wir bedauern, davon keinen Gebrauch machen zu können.

Hannoveraner. Buchhändler Graeklauer in Leipzig wird Ihnen gerne Auskunft geben.

H. 100 in G. Einen hoch im Gebirge liegenden Luftkurort würden wir zur Beurtheilung eines Lungenkatarrhs dem genannten Bad orte vorziehen. Görbersdorf in Schlesien, Falkenstein bei Frankfurt a. M. im Taunus und Davos in der Schweiz sind als klimatische Kurorte empfehlenswerth.

Hrn. Heinr. A. in P. Das Vorurtheil gegen Papierkragen ist unhaltbar und wird sich mit der Zeit verlieren. Die Annehmlichkeit welche wir mit dem Tragen dieser verbinden, wird durch die Papierkragen vollständig gewahrt, wenn man nicht zu sparsam damit ist, überdieß haben die besseren Sorten einen sehr feinen Leinenüberzug, auch kann man Papierkragen in der Hitze länger tragen und endlich legen sie sich so weich und glatt an die Haut, daß man von Reibungen nichts zu leiden hat.

C. K., Abonnent in Hamburg. Der Gebrauch von Obst bei Magen- und Darmkatarrhen ist allerdings für den Magen nicht zuträglich, unter Umständen gefahrdrohend.

Hrn. Rittm. v. G. in Dr. Adressen von Schmetterlingssammlern in Südamerika, Afrika und den Sundainseln sind uns nicht bekannt. Der Vorstand der Naturaliensammlung an Ihrem Wohnort dürfte Auskunft geben können, auch Dr. Ruß, Herausgeber der „Iris" in Berlin.

Langjähriger Freund in Ungarn. Die Antwort auf Ihre Anfrage muß Ihnen in der Briefmappe entgangen sein. Wir wiederholen Ihnen daher nochmals daß der „Dr B." überhaupt nicht Arzt ist.

Hrn Friedr. B. in Mainz. Wir haben Ihren Brief dem Interenten zustellen lassen.

Hrn. G. in E. In der von Ihnen bezeichneten Richtung haben wir keine Verbindung.

Frl. Hilla am Zürcher See. Gegen die bezeichnete Art von Hautunreinigkeiten ist das Waschen mit lauwarmer Glycerinseife empfehlenswerth.

Fr. Jos. K. in Wien. Richtig.

Hrn Hauptm. v. G. in L. (Böhm.). **Sauer, Konversationsgramm.** der ital Sprache.

Hrn. G. K., Eisenbahnaspirant in G. in Unterfranken. Die ärztliche Praktik nützt nichts, überhaupt gibt es gegen Sommersprossen nur vorübergehend entfernende Mittel; wenn man sich der Luft und den Sonnenstrahlen aussetzt, kommen die braunen Flecken bei denjenigen Menschen, welche Disposition dazu haben, immer wieder.

Hrn. Dr. jur. A. B. in Frkf. Wir werden Ihr M. bringen.

Abonnentin in Blankenese. An der Marienkirche der Kaiser und die Kurfürsten, Straßburger Münster Knabe, Jüngling, Mann, Greis, symbolische Gestalten der Wochentage Diana für Montag, Christus und die 12 Apostel, krähender Hahn und Anderes mehr.

Hrn. H. S. in B. Flechten sind ein so allgemeiner Begriff und von so vielfältiger Natur, daß wir auf die einfache Anfrage „Was kann man gegen Flechten thun?" eine genügende Antwort nicht geben können.

W. S. in Grimma. Das finden Sie in K. Ruß' Hauswirthschaftslexikon, Berlin, Trewendt, am besten. Wir wissen nicht welcher Art Sie den Vorzug geben. Es gibt viele Rezepte.

A. L. in Brunn. Allerdings handelt es sich, wenn sich das Haar an der Spitze spaltet, um eine Hautkrankheit. Abschneiden der Spitzen und fleißiges Waschen mit Eau Athenienne, sowie zeitweiliges Einölen spröder Haare ist zuträglich.

E. M. in Br. . . . l. Wohl ähnliche Veranlassung wie bei uns: „Da liegt der Hase im Pfeffer".

Hrn. B. Müller in Berlin. Versuchen Sie Auswaschen mit Salmiakgeist oder mit Auflösung von Pottasche und Nachspülen mit reinem Wasser.

B. in C. Im Verlag des „Hausfreundes" in Leipzig ist eine solche „Nationalökonomie" erschienen.

Hrn. Karl Hosp in Augsburg. Durch H. P. Hansen in Kiel.

E. P. in Wh. Durch Benetzen mit Wasser, welchem etwas Chlorkalk beigemischt ist; ferner ist Tabakstaub, auch etwas Kalk gut, um Würmer aus Blumentöpfen zu vertreiben.

Abonnent in Hamburg. Durch die Verlagsbuchhandlung von B. F. Voigt in Weimar oder Haasenstein in Wien zu beziehen.

A. B. 31. 1) Durchaus nicht. Es dient nur zum Entfernen einzelner Haare. Es zieht ja die Wurzeln aus. 2) B. F. Voigt in Weimar. 3) „Berliner Wörterbuch".

Hrn. H. von B. in End. Ergänzend zu unserer Mittheilung über das Steinbacher'sche Naturheilverfahren theilen wir Ihnen mit, daß nach dem Tode des Dr Steinbacher die betreffende Anstalt zwar unter seinem Namen weiter geführt wird, daß aber die ärztliche Leitung den Händen des Herrn Dr. B. Stammler anvertraut ist. Besitzerin ist die Wittwe des Gründers der Anstalt.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Anerkannt vorzügliches Lehrbuch für den Klavierunterricht.

Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Klavierschule für Kinder

mit

besonderer Rücksicht auf einen leichten und langsam fortschreitenden

Stufengang

bearbeitet von

Heinrich Reiser

penl. Musiklehrer, Ritter rc.

In vier vollständig umgearbeiteten und bedeutend vermehrten Abtheilungen.

Preis der **ersten Abtheilung**, zweiundvierzigste Auflage, eleg. brosch. ℳ 2.50.
„ „ **zweiten Abtheilung**, dreiunddreißigste Auflage, eleg. brosch. ℳ 3. —
„ „ **dritten Abtheilung**, neunte Auflage, elegant broschirt ℳ 3. —
„ „ **vierten Abtheilung**, sechste Auflage, elegant broschirt ℳ 3. —

Dieses ganze Werk ist durch die vollständige Umarbeitung von Seiten des Verfassers, wobei er alle seine seit einer langen Reihe von Jahren, auf dem Gebiete des Klavierunterrichts gesammelten Erfahrungen zur Anwendung gebracht hat, auf's Neue auf die Höhe der Zeit gestellt.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes.

Ankündigungen

pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.

Ein rentabler klimatischer

Alpenkur- und Badeort

mit großem Grundbesitz ist aus Familienrücksichten bald unter dem Taxwerth zu verkaufen. Gefl. Off. sub M. 4951 befördert Rudolf Mosse, Berlin SW. 898

Spieldosen,

selbstspiel. Musikwerke jed. Art u. Größe, mit Expression, Pianoforte, Harfe, Zither, Himmelsstimmen, Glocken, Trommeln 2c., alle mögl. Geschenkart. m. Musik, Drehpianinos (30 Stck. spld.) 2c. verlende solid, klangvoll und reinst. frei in's Haus. — Brief billiger als aus Bern, Genf, Prag 2c. bei ausgezeichn. Qual. (s. unten); kein Zoll, keine Beschädigung, Porto und Emballage frei.

Hübsche **Alboms**, b. Oeffnen 2 Stck. gut spld., nur 12, Querf. 15, gr. Quart 20 M.; komplt. Damennecess., 2 Stck. sp., 18 M.; Seidel, b. Trink. spld., 18 M. u. s. w. — Größte existr. Auswahl, vieles Neue. — Händler Rabatt. Illustr. Preiscr. gegen 20 ₰. in Marken franko.

A. Fischer, Berlin SW., Lichterfelderstr. 29.

Wiele seriös. u. notariell beglaubigte Anerkennungen über Güte u. Billigk. m. Attest. (selbst von fürstl. Pers. u. aus allen Gegenden) werd. m. nicht. Adress. jed. Preiscourant in wörtl. Kopie beigefügt.

Zum Probe-Abonnement geeignet.

Nur **1** Mrk. **75** Pf.

beträgt das Monats-Abonnement auf das

„Berliner Tageblatt"

nebst „Berliner Sonntagsblatt" un illustrirtem Witzblatt „Ulk" und nehmen alle Reichspostanstalten Abonnements entgegen. Im Laufe des **September** erscheint im täglichen Feuilleton des „Berliner Tageblatt" die neueste Novelle von 983

Paul Heyse

unter dem Titel:

Romulusenkel,

worauf wir die vielen Verehrer des gefeierten Dichters aufmerksam machen.

Ein Stück für die Ewigkeit.

Wissenschaft und Industrie haben sich vereint, um die Welt in Erstaunen zu versetzen. Der elektrische Funke ist nämlich für jeden Privaten nutzbar gemacht. Die's Erfindung besteht in einem kleinen **elegant ausgestatteten Kästchen** in Taschenformat mit dem Inhalte einer completen elektrogalvanischen Batterie, verbunden mit einem äußerordentlich sinnreichen Mechanismus (welcher keiner Reparatur unterliegt), sammt einer kleinen zierlich gearbeiteten Lampe, welche blos mittels eines leisen Druckes **durch den elektrischen Funken sich entzündet** und dann zur Beleuchtung oder zu anderen Zwecken verwendet werden kann. Ebenso kann beliebig jede Kerze oder jeder Fidibus 2c. ohne die mindeste Gefahr entzündet werden, viel rascher und sicherer sogar, als durch Zündhölzchen, die schon so viel Unheil angerichtet haben, und die durch diesen Apparat ganz entbehrlich werden. Dieser ebenso practische wie zierliche k. k. patentirte Zündapparat sollte auf keinem Rauch- oder Nachttische fehlen, denn die geringe Ausgabe ist ein- für allemal geschehen. Ein Apparat sammt Gebrauchs-Anweisung mit franco Zusendung **8 Mark.**

En gros entsprechenden Rabatt. Alleiniger Verkauf

im grossen Magazin zum Liebling, Wien, 26 Praterstraße 26.

Versandt gegen Baar oder Nachnahme.

Die in No. 38 dieses Journals unter „Neueste Erfindungen" besprochene interessante

Selbstaufziehende Taschenuhr „Perpetuale"

(Patent des Maschinen-Ingenieurs **v. Loehr** in Wien) 914

ist durch jedes größere Uhrengeschäft beziehbar.

Stahldraht-Besen z. Kehren

der Strassen, Trottoirs, etc.

№ 38. № 39. № 40.

M. 50. M. 60. M. 70. pr. Dtz. Von 3 Stück an Dtz. Preise.

Metalldraht-Kardätschen – a Stück M. 6. p. Dtz. M. 60. Fabrik von Ernst Petzold jun. Chemnitz.

Praktisch oder brieflich — lehren neue **Schnellmethode** warmer und kalter **Destillation** und Fabrik. v. Essenzen, Wein, Champ., Mineralw., Bier, **Essig**, Hefe; ertheilen a. **Spezialrezepte**, Rath und Auskunft für diese und andere chymot. und chemisch-technische **Fabrikation, Handel und Wandel.** Näheres, Preiscourant und Katalog gratis. **Wilhelm Schiller & Cie., Berlin,** Raupachstr. 12. Landw., chem.-techn. Industriecomptoir u. Lehrinst.

Moselweine, 709

reines, unvermischtes Naturgewächs, versendet in jedem Quantum von 12 Fl. aufwärts unter Garantie **F. L. Laven** in **Trier** a. d. Mosel. Preisliste und Proben gerne zu Diensten.

Reise-Lektüre!

Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Romane und Erzählungen

in wohlfeilen Ausgaben

für die Reise und für Daheim.

In dieser Sammlung sind bis jetzt erschienen:

Karl Gutzkow, Die schönen Sünden. Rückblicke. Zweite Auflage. Preis elegant broschirt Mark 1. 50.

F. W. Hackländer, Nahes und Fernes. Die Spuren eines Romans. — Unter den päpstlichen Zuaven. Zweite Auflage. Elegant broschirt Mark 1. 50.

Georg Horn, Der Schatz von St. Himmelspfort. Roman. Zweite Auflage. 4 Theile in 2 Bänden. Elegant broschirt Mark 3.

Hans Wachenhusen, Des Herzens Golgatha. Roman. Zweite Aufl. 2 Thle. in 1 Bd. Eleg. brosch. Mark 2. —

Julius Grosse, Maria Mancini. Roman. Zweite Auflage. 2 Thle. in 1 Band. Eleg. brosch. Mark 2. —

Bret Harte, Gabriel Conroy. Roman. Deutsch von Udo Brachvogel. Einzige autorisirte Uebersetzung. 3 Theile in 1 Band. Elegant broschirt Mark 1. 50.

Otto Müller, Roderich. Eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1812. Zweite Auflage. 2 Theile in 1 Band. Elegant broschirt Mark 2. —

F. W. Hackländer, Geschichten im Zickzack. Roman. Zweite Auflage. 4 Theile in 2 Bänden. Preis elegant broschirt Mark 3. —

Hans Wachenhusen, Eine Geborene. Roman. Zweite Auflage. Elegant broschirt Mark 1. 50.

Emil Gaboriau, Der Strick um den Hals. Kriminal-Roman. Zweite Auflage. 4 Theile in 2 Bänden. Elegant broschirt Mark 2. —

F. W. Hackländer, Nullen. Der Geschichten im Zickzack zweiter Theil. Roman. Zweite Auflage. 3 Theile in 1 Band. Elegant broschirt Mark 3. —

A. Mels, Erlebtes und Erdachtes. Zweite Auflage. 2 Theile in 1 Band. Eleg. brosch. Mark 2. —

Wilhelm Raabe, Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge. Roman. Zweite Auflage. 3 Theile in 1 Band. Elegant broschirt Mark 2. —

Hans Wachenhusen, Im Bann der Nacht. Roman. Zweite Auflage. Elegant broschirt Mark 1. —

Die Sammlung enthält, wie aus Vorstehendem ersichtlich, nur ganz gediegene Werke und zeichnen sich diese billigen Ausgaben außerdem noch aus

1) **durch den für das Lesen im Eisenbahncoupé wünschenswerthen guten Druck und ihre elegante Ausstattung überhaupt, dann**

2) **durch ihre außerordentliche Billigkeit, weßhalb sie sich auch vorzüglich zur Anschaffung für Haus- und Familienbibliotheken eignen.**

Zu beziehen durch **alle** Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes** und vorräthig auf **allen Bahnhöfen.**

Lichtdruck-Anstalt

von Joh. Nöhring in Lübeck

übernimmt alle in diese Branche einschlagenden Arbeiten bei billigster Preisberechnung.

Probearbeiten nach eingesandten Sachen werden gratis angefertigt. 7

Dresden. Grosse Brüdergasse 13. **Dresden.**

Oskar Renner,

in nächster Nahe des neuen Hoftheaters,

empfiehlt sein **feines Restaurant**, Parterre und I. Etage. Eleganter Speisesaal. Reservirte Zimmer. Vorzüglicher Mittagstisch, Couvert von M. 1. 50 ₰. an und nach der Karte, in ganzen und halben Portionen. Ausserdem

Generalvertreter des

„Münchener Spatenbräu"

für das Königreich Sachsen,

Alleiniger Vertreter des

„Bürgerlichen Bräuhauses"

in **Pilsen** für die östliche Hälfte des Königreichs Sachsen.

Versandt in Gebinden und Flaschen. 799

PATENTE aller Länder und event. deren Verwerthung besorgt **C. Kesseler, Civilingenieur u. Patentanwalt,** BERLIN W., Mohrenstr. 68. Prospekte gratis.

Soeben erschien die neue V. Auflage des bekannten und beliebten 850

Illustrirten Briefmarken-Albums

von **Alwin Zschiesche** in **Leipzig.**

Preis: 5, 6½, 12, 30 u. 50 Mark. — Echte Briefmarken billigst. Katalog 60 Pf.

Heil-Anstalt

für hartnäckige Leiden. Ganz **besonders günstige Erfolge** bei Rheumatismus, Gesichtsschmerz, **Asthma, Unterleibskr.**, Schwäche, Nervenzerrüttung, Rückenmarksreizung 2c. Dirigirender Arzt: **Dr. Rosenfeld** in **Berlin**, Friedrichstraße 189. Auch brieflich. Prospekte über die sehr günstigen Erfolge gratis. 764

Epilepsie (Fallsucht),

Krämpfe. Anweisung zur radikal. Heilung dieser Krankheit versendet gratis-franko

Dr. philos. Quante

in Warendorf, Westfalen.

Referenzen in allen Ländern. 938

Berühmtes Magen-Heilmittel.

Schrader's weisse Lebens-Essenz.

Flac. 1 M. Gegen jahrelange Leiden das bewährteste Mittel.

Ap. Schrader, Feuerbach-Stuttg.

Photographischen Schnellpressendruck (Lichtdruck)

in Visit- bis Bogengröße liefert in gediegener Ausführung u. sendet Muster gratis

994 **A. E. Diener** in **Glauchau.**

Besorgung und Verkauf von Patenten aller Länder.

Lenz & Schmidt

Genthinerstr. 8.

Berlin W.

PATENT & technisches Bureau von J. Brandt & G. W. v. Nawrocki Berlin W. Leipziger Str. 123.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner konzessionirten Anstalt die gewissenhafteste Pflege und Ausbildung, sowie vollständ. Familienanschluß und wenn möglich Heranbildung zu einem Lebensberufe. 770

Dresden-A., Oppelstr. 22 b. **W. Schröter,** Dir.

„Erwerbskatalog"

für Jedermann — versend. gratis 515

W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.

Töchter-Pensionat

von Frl. **Anna Petersson u. Marie Müller,**

Stettin, Rossmarkt 6.

Konversation: deutsch, franzosisch. englisch. — Beste Referenzen. Näheres durch Prospekte.

SCHUTZMARKE

Fahnen,

gestickte, für alle Arten von Vereinen, sowie Ausstattungen für christliche und israelitische Kirchen liefert 295

J. A. Kiekel in **Leipzig,** königl. Hoflieferant.

Fischnetze,

Jagd- und Vogelnetze

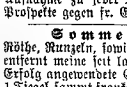
jeder Art, fix und fertig, liefert bestens **H. Blum** in **Feldkirch** (Vorarlberg). Preiscourant über 150 verschiedene Netze und ausführliche Gebrauchsanweisungen gratis. 726

Auskunft über Kreditverhältnisse ertheilt das

Bureau Vertrauen, Albert A. Cohen jun.

in **Hannover.**

Preis einer Auskunft innerhalb Deutschlands exkl. Oesterreichs 2 M. inkl. Porto in Marken einzusenden. **Abonnements zu 30, 50, 100 Anfragezettel wesentlich billiger.** 902



Glasey-Nachtlichte,

bewährt seit 1808, 4mal prämiirt. Besser als Petroleumlämpchen, weil geruchlos u. nicht feuergefährlich. Zu haben in jedem besseren Geschäfte.

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt, Dresden, Antonstadt, Bachstr. 8, für Chronischleidende, besonders **Nerven-, Unterleibs-, Magen-, Herzkranke** 2c. — Aufnahme zu jeder Jahreszeit. Schriften und Prospekte gegen fr. Einsendung von 2 M. 20 ₰

Sommersprossen,

Röthe, Runzeln, sowie alle Ausschläge der Haut entfernt meine seit langen Jahren mit sicherem Erfolg angewendete Geschlechtspomade. Preis 1 Tiegel sammt franko Packung und Versendung 3 M. = 1 fl. 50 Kr. ö. W. 211

Adresse: **Franz von Pilich,**

Apotheke zum König von Ungarn, **Budapest,** Elisabethplatz.

Rothe Nasen 756

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske** in **Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Damen, welche den Beistand einer erfahrn. Heb. wünschen, finden freundl. Aufn. bei **Frau A. Schwalbe, Leipzig,** Sebastianbachstr. 19, I. 857

ebensgrosse Porträts

in **Kreide** gezeichnet o. in **Oel** gemalt nach **jed. eingesandten Photographie.** Garantie geir. Aehnlichkeit. Schönst. Andenken an Verstorbene. Feinste Referenzen. — Preiscourant gratis.

Actist. Institut von

C. Hommel in **Halberstadt.**

Erschien in **L. Körner's** Verlag, **Berlin,** Dresdenerstr. 53 (Passage): 996

Rettung von Trunksucht

und Befreiung ihrer schrecklichsten Folgen.

Dieses Werk wird für 50 ₰ frei zugesandt.

100 Bogen feinstes, dickes englisches Billetpapier nebst 100 dazu passenden Couverts, **mit beliebigem Monogramm,** in prachtvoller englischer **zweifarbiger** Prägung (nicht einfarbig wie bisher), in elegantem Kästchen verpackt, für 6 M. Dasselbe auf ff. englischem farbigem Billetpapier (6 Farben sortirt) 9 M. (Das passendste Geschenk für Damen.) 775

August Thilo, Berlin, Unter d. Linden 45. Papierhandlung und Kunstprägeanstalt.

Stets das Neueste für Raucher,

worunter die **Patent-Füllofen-Pfeifen,** die unten angezündet werden, von feinem Porzellan mit Neusilber-Beschlag und echtem Weichselrohr 2 M., feinst gemalt 3 M.

Nikotin-Tabakspfeife (patentirt), kleine Shag-Pfeife engl. Fasson aus echtem Bruyerholz 1 M. 60 ₰., mit echter Bernsteinspitze 2 M. 40 ₰, auch mit feinem Neusilber-Beschläge, erstere 2 M. 20 ₰, letztere 3 M., dazu gehörige 12 Reserve-Saugrohre aus echtem rohem Meerschaum im Karton 1 M. 80 ₰., welche vermöge ihrer Porosität alle Feuchtigkeit, Nikotin und andere gesundheitsschädliche Stoffe aufsaugen, daher das Rauchen vollkommen unschädlich und höchst angenehm machen.

Die k. priv. Tabaks-Kanone, eine höchst originelle Tabakspfeife, beim Rauchen am Tische zu stellen, daher äußerst bequem beim Lesen, Schreiben oder Spielen, in überraschend reicher Ausstattung aus feinem Porzellan sammt feinem langem Lederschlauch, komplet 4 M. 50 ₰.

Turner-Feuerwehr-Pfeife (patentirt), nettes, geschmackvolles Porzellangestell mit Feuerwehrhelm-Beschläge u. Malerei, sammt echtem Weichselrohr, 1 M. 60 ₰. 4

Ferner **alle Rauchrequisiten** in **Meerschaum, Bernstein, Holz** u. **Horn** en gros & en détail empfiehlt solid u. billig wie seit 42 Jahren

Joh. N. Menhard

in **Wien,** Wollzeile 33, und dessen Vertreter, worunter in **Berlin: Th. Fittbogen,** Louisenstraße 43; **Köln: Marquardt & Fidelke; Dresden: M. Kotte,** Frauenstraße 17; **Königsberg i. Pr.: W. Meyer,** vorm. Vorstadt 30.

Illustr. Preiscourante gratis. Versendung mit Nachnahme.

Unentbehrlich 10

für jeden Wein- u. Biertrinker:

Dr. Worm's

Katertropfen,

nur echt mit der Schutzmarke „Dreiblatt", heben sofort jeden Katzenjammer und lassen sogleich den stärksten Affen verfliegen. Beigefügte Humoreske „Der Kater" ist von einem Schriftsteller ersten Ranges geschrieben. Sie sind auch, der eleganten Packung wegen, ein witziges und praktisches Geschenk an unsere Freunde. Zu haben gegen Franko-Einsendung von 3 M. (nicht Nachnahme) durch **Eugen Hammer, Leipzig,** Exporthaus für Medikamente.

Kürzlich erschien in Madrid (Dépôt für Deutschl. u. Oesterr. bei **Wolfgang Gerhard,** Buchhandlung in **Leipzig,** Lessingstraße 20):

Anuario-Almanaque del comercio, del industria, del magistratura etc. 1879. Mk. 20. —

[Adreßbuch mit 400,000 Adressen der Kaufleute etc. etc. Spaniens, Kubas (Havanna), Chilis (Santiago, Valparaiso), Mexikos (Mexiko, Veracruz), der Philippinen, Balearen und Kanarischen Inseln (Manila, Santa-Cruz), sowie der Argentinischen Republik (Buenos-Ayres).]

Siehe unter „Literatur" in heutiger Nummer! 3

Solide, energische Inseraten-Agenten mit guten Referenzen gesucht.

Für eine **französische Lehrerin** (mit höherem Diploma) und einen klassisch gebildeten **jungen Franzosen sucht** man Anstellung als **Lehrer Ihrer Muttersprache.** Beste Referenzen. Weiteres bei H. Professor **Eckstein v. Ehrnegg, Saintes** (Char. Inf.), Frankreich. 937

Eine vorn. j. Dame ohne Verm., von ang. Aeuß. u. f. Bild., der es an pass. Herrenbekanntsch. fehlt, w. sich Verh. h. zu **verh.** Nichtan. Off. sub S. S. 18 bef. d. Exped. d. Bl. 917

Wartburgsdecken,

gesetzlich deponirt,

in hochfeinem Leinenda mast, in verschiedenen Farben und Größen, mit eingewebtem Bild der Burg und Wartburgsprüchen. 793

Abbildung mit Preis u. Kreuzband franko.

C. H. Hoffsommer, Eisenach.

Ein tüchtiger Xylograph,

Landschafter, findet bei hohem Lohn dauernde Stellung. Nur Primaleistungen werden berücksichtigt. Schriftliche Offerten mit Mustern und Angabe der Gehaltsansprüche erbittet die Buchhandlung von **C. Cnobloch, Leipzig.**

Die neuesten und besten

Adress-Bücher

der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden etc. aller Länder sind von

C. Leuchs & Cie. in **Nürnberg**

(gegründet 1794) 787

zu beziehen. Preiscourante auf Verlangen grat.

Hugo Voigt's Hofbuchhandlung in **Leipzig.** Hauptspezialität: Landwirthschaft, **Gartenbau u. Forstwesen,** beehrt sich hierdurch zur Anzeige zu bringen, daß der neue illustrirte **Katalog** 1879/80 in Kurzem erscheint und **Jedem,** der ihn mit Postkarte **verlangt, gratis** und **franko** zugesandt wird. 895

Neue **Kalender** für 1880 sind erschienen! Wiederverkäufer (Buchbinder 2c.) gesucht.

Über Land und Meer.

№ 48.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Eine liebenswürdige Frau, ein Lebensbild von Max Ring. — Auf dem Hohen Peißenberg, von H. R. — Neue Erfindungen und Fortschritte, von Max Wirth, zweite Serie. XVIII. Die Dampfstraßenwalze. — Notizblatter. — Die Flößerei auf der Isar. — Prinz Napoleon Victor Jerome Friedrich. — Auf Waldwegen, Novelle von August Becker, Fortsetzung. — Die Hanberin Roma von Hermann Oelschläger, Schluß. — Neue Werke, geographische Skizzen von G. Fehr v. d. Goltz. VII. Die Fünfmonddurchkreuzung in Mittelamerika. — Die Berliner Gewerbeausstellung, von Dr. Julius Wurster III. — Astronomisches Tagebuch, September. — Lotteriezeichnungen im Monat September. — Schach. — Bilderräthsel 48. — Auflösung des Bilderräthsels 47. — Räthsel. — Briefmappe.

Illustrationen: Auf dem Hohen Peißenberg. — Schächterer Versuch, Gemälde von Beyle. — Prinz Napoleon Victor Jerome Friedrich. — Die Dampfstraßenwalze in Stuttgart, von F. Fuchs. — Die Flößerei auf der Isar, von Hermann Heilland. — Eine Idylle aus der Bodenseegegend, von H. Gramatelli. VI. Fortsetzung. — Aus meiner humoristischen Mappe, sechs Bilder.

Eine liebenswürdige Frau.

Ein Lebensbild von

Max Ring.

(Nachdruck verboten.)

I.

Doktor Böhmer, der berühmte Professor der Archäologie und Kunstgeschichte, einer der bedeutendsten und beliebtesten Lehrer an der Universität, schloß heute zur Verwunderung seiner zahlreichen Zuhörer seinen interessanten Vortrag über „Die Niobidengruppe" fünfzehn Minuten vor der gewöhnlichen Zeit, was bei seiner bekannten Pünktlichkeit und seiner strengen Gewissenhaftigkeit in der That ein unerhörtes Ereigniß war.

Nach beendeter Vorlesung ging er auch nicht, wie er sonst regelmäßig zu thun pflegte, in das gemeinschaftliche Versammlungszimmer, um mit befreundeten Kollegen, besonders mit dem sarkastischen, aber herzensguten Germanisten Schaller noch ein Viertelstündchen sich über die politischen Tagesereignisse oder wissenschaftliche und literarische Neuigkeiten gemüthlich zu unterhalten.

Statt dessen stürzte er so eilig in's Freie, daß er auf der Treppe fast den vorübergehenden Dekan der theologischen Fakultät, Professor Fleischhammer, umgerannt hätte, ohne sich wegen seiner Unvorsichtigkeit zu entschuldigen, worüber der fromme Herr so entrüstet war, daß er sich zu einem nichts weniger als christlichen Zorn hinreißen ließ und dem rücksichtslosen Archäologen einige keineswegs erbauliche Reden nachschickte.

Im schnellsten Tempo und mit einem jugendlichen Eifer, der sich weder mit seiner Gelehrtenwürde, noch mit seinem Alter von fünfundvierzig Jahren zu vereinen schien, stürmte er durch die belebten Straßen weiter, als ob er die wichtigsten Geschäfte zu besorgen hätte.

Nur vor dem Akademiegebäude verweilte er einen kurzen Augenblick, um seinen Chronometer mit der über dem Portal befindlichen Normaluhr zu vergleichen. Erst in der Nähe des Thiergartens, wohin er seine Schritte lenkte, nahm sich der Professor die nöthige Zeit, seine von der frischen Luft angelaufenen Brillengläser zu reinigen und sich forschend nach allen Seiten umzusehen, wie ein Mensch, der einen andern suchte oder sehnsuchtsvoll erwartete.

Der klare, sonnige Herbsttag hatte zahlreiche Spaziergänger vor das Thor gelockt und die um die Mittagsstunde besonders stark besuchte Promenade belebt. Zwischen den in der bunten Pracht der vorgerückten Jahreszeit erscheinenden Bäumen bewegte sich zu Fuß und zu Wagen die sogenannte „feine Welt" der Residenz, junge und alte Herren vom Civil und Militär, Damen in eleganten Toiletten, reizende Kinder in Begleitung ihrer zärtlichen Mütter oder Bonnen.

Auf den Fahrwegen rollten die Equipagen der hohen Finanz und der Aristokratie auf leisen Gummirädern mit ihren beneideten Besitzern. Hoch zu Roß ritten die Sportsmen und Offiziere der Garnison bald allein, bald in Begleitung kühner Amazonen in kleidsamer

Auf dem Hohen Peißenberg. Nach einer Photographie von E. Reulbach in München. (S. 946.)

Tracht, mit kecken Männerhüten und langen, im Winde wehenden Schleiern.

Ungeduldig ließ der Professor seine noch immer suchenden Blicke über das bunte Gewühl schweifen, ohne den Gegenstand seiner Nachforschungen zu entdecken, als er plötzlich zu seiner sichtbaren Freude am Ende der langen Lindenallee den ihm nur zu gut bekannten und von ihm erwarteten Wagen entdeckte.

In einem modernen Landauer, mit zwei echten Trakehnerrappen bespannt, saß oder ruhte vielmehr eine Dame von ungefähr dreißig Jahren, eine jener Frauen mit bleichen, interessanten Zügen, wie man sie nicht selten unter den höheren Ständen der großen Stadt findet, voll vornehmer Anmuth und feiner Grazie, welche noch durch die einfach gewählte Toilette gehoben wurde.

Aus der theils respektvollen, theils vertraulichen Art, womit die Dame von allen Seiten gegrüßt wurde, konnte man mit Recht schließen, daß sie eine ebenso geachtete als angesehene Stellung in der guten Gesellschaft einnahm. In der That gab es wenig Frauen, welche sich in dieser Beziehung mit der deßhalb vielfach beneideten Geheimen Kommerzienräthin Schmieder vergleichen oder messen konnten.

Ihr Gatte war nicht nur einer der reichsten, sondern auch der ehrenwerthesten und verdienstvollsten Industriellen der Residenz, ihr Haus der Mittelpunkt eines durch Bildung und Feinheit ausgezeichneten Kreises von hochgestellten Männern und Frauen. Sie selbst wurde ebensosehr von ihrem Mann wie von allen ihren Bekannten wegen ihres Geistes und noch mehr wegen ihrer bezaubernden Liebenswürdigkeit bewundert und angebetet.

Zu ihren zahlreichen Verehrern gehörte vor Allem der Professor Böhmer, der zugleich der intimste Jugendfreund des mit ihm zusammen aufgewachsenen Geheimeraths war. Länger als zehn Jahre schon erschien er als täglicher Gast des ihm so lieben Hauses, als der stete Begleiter der interessanten Frau, gewissermaßen als ihr geistiger Beirath und wissenschaftlicher Majordomus, womit ihr Gatte um so mehr einverstanden war, da er, von der Ehrenhaftigkeit des Professors überzeugt, diesem das vollste Vertrauen schenkte.

Gern überließ er ihm daher die Sorge um die Unterhaltung und Zerstreuung der etwas verwöhnten und anspruchsvollen Dame, da er selbst durch seine vielen Geschäfte und durch seine zunehmende Kränklichkeit häufig daran gehindert wurde, dieser Pflicht zu genügen.

So war es mit der Zeit gekommen, daß der Professor fast immer nur in Gesellschaft der liebenswürdigen Frau bald in ihrem eigenen Hause, bald an den verschiedenen öffentlichen Orten, im Theater und Museen, bei Konzerten und Kunstausstellungen gesehen wurde, ohne daß die sonst so böswillige Welt den geringsten Anstoß an dem intimen Verhältniß fand, da der Ruf und Charakter Beider über allem Zweifel stand und für ihre Reinheit bürgte.

Mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer und Geduld widmete sich der Professor dem Dienst der befreundeten Dame, stets bereit, ihre vielfachen Wünsche und selbst ihre kleinsten Launen, woran es ihr zuweilen nicht fehlte, zu erfüllen.

Auch heute hatte er nur aus diesem Grund und nur ihr zulieb seine Vorlesung um eine Viertelstunde abgekürzt, weil sie ihm in einem ihrer duftenden Billette geschrieben, daß sie ihn zu der angegebenen Stunde im Thiergarten erwartete, um ihn in einer besonders wichtigen Angelegenheit ungestört zu sprechen.

Unterdeß hatte auch die Geheimeräthin den sie mit seinen Blicken verfolgenden Professor bemerkt und den Wagen halten lassen. Auf seinen Arm gestützt, stieg sie aus der Equipage, in einiger Entfernung gefolgt von ihrer anspruchslosen Gesellschafterin und ihrem Lieblingshündchen Isolde, einem zierlichen Thier, echte King-Charles-Rasse, mit weißem, seidenweichem Fell und rosenrother Schnauze.

„Wie hab' ich mich," sagte sie seufzend, sobald sie sich mit ihm allein sah, „nach Ihnen gesehnt! Ich bedarf in diesem Augenblick mehr als je Ihres Rathes und Ihrer Freundschaft. Wenn Sie mir nicht beistehen, muß ich verzweifeln."

„Um des Himmels willen!" rief er bestürzt. „Was fehlt Ihnen? Was ist vorgefallen?"

„Mein armer Mann, der gute Robert," klagte sie bewegt. „Seit einigen Tagen hat sich sein Leiden verschlimmert und die Krankheit eine gefährliche Wendung genommen. Ich habe mich deßhalb an den Medizinalrath Weber gewendet und ihn zu einer Konsultation hinzugezogen."

„Ich glaube wirklich, daß Sie zu ängstlich sind."

„Sagen Sie das nicht. Der letzte Anfall war furchtbar; entsetzlich, wie er litt und mühsam nach Luft rang. Ich war außer mir und kann nicht ohne Zittern daran denken."

„Und was hat der Arzt Ihnen gesagt?"

„Er hält das Leiden für einen organischen Herzfehler, hofft jedoch, wenn auch nicht eine vollständige Heilung, doch wenigstens eine bedeutende Besserung von einem längeren Aufenthalt im Süden. Er verlangt, daß wir den Winter in Rom verleben."

„Das ist doch kein so großes Unglück," tröstete sie der Professor. „Wenn Sie wegen der Veranlassung nicht zu bedauern wären, so könnte ich Sie um die Reise beneiden. Ich habe mir stets gewünscht, nach Rom zu gehen, aber ich bin nie dazu gekommen."

„Wie oft," versetzte die Geheimeräthin traurig lächelnd, „haben wir mit einander von Rom gesprochen und geschwärmt! Es war immer mein sehnlichster Wunsch, in Ihrer Gesellschaft dahin zu reisen, von Ihnen geführt und an Ihrer Hand den klassischen Boden zu betreten, gemeinschaftlich mit Ihnen die Denkmäler des Alterthums, die herrlichen Zeugen einer untergegangenen Welt zu bewundern. Wie sehr hab' ich mich auf Ihre Belehrungen, auf den Austausch unserer Gedanken und Empfindungen gefreut, wie schön mir das Alles ausgemalt! Und jetzt, wo endlich der ersehnte Augenblick da ist, soll ich allein, ohne Sie Rom sehen."

Dabei blickte sie den an ihrer Seite stumm und nachdenklich hinschreitenden Gelehrten mit ihren schönen Augen so verlockend an, daß er kaum der holden Versucherin zu widerstehen vermochte. Gleich einer verführerischen Fata Morgana schwebte vor seinem Geist die Siebenhügelstadt mit ihren klassischen Schätzen, der Traum seines ganzen Lebens, das Ziel seiner sehnsüchtigsten Wünsche.

Das Kapitol, das alte Forum, das erhabene Kolosseum, die Peterskirche, die vatikanische Bibliothek, all' die unsterblichen Meisterwerke der Kunst, den Laokoon, den Apoll von Belvedere, die Fresken Michel Angelo's, die Loggien des göttlichen Rafael, die vollendeten Schöpfungen des Genius, welche er bisher nur aus Gypsabgüssen und mangelhaften Photographieen der unvergleichlichen Originale kannte, sollte er mit eigenen Augen und in Gesellschaft der liebenswürdigsten Frau sehen. Eine solche Gelegenheit kehrte so bald nicht wieder.

„Sie machen mir," sagte er resignirt, „das Herz nur umsonst schwer. Es kann nicht sein. Unmöglich!"

„Weßhalb unmöglich?" fragte sie, mit dem Stock ihres seidenen Regenschirms spielend.

„Weil ich durch meine Stellung und meine Arbeiten hier festgehalten werde, weil ich kein freier Mann bin und Pflichten habe."

„Können Sie denn nicht um einen halbjährlichen Urlaub einkommen?"

„Wo denken Sie hin! Das Semester hat kaum angefangen. Ohne die wichtigsten Gründe kann ich meine eben begonnenen Vorlesungen nicht plötzlich abbrechen. Was würden meine Zuhörer, die Kollegen und vor Allem der Minister dazu sagen?"

„So viel ich weiß, kommt es öfters vor, daß die Herren Professoren bald einen kürzern, bald einen längern Urlaub erhalten, um eine wissenschaftliche Arbeit zu vollenden. Sie selbst haben mir gesagt, daß Sie Ihre Kunstgeschichte, woran Sie bereits jahrelang schreiben, nicht früher herausgeben wollen, bevor Sie nicht in Italien waren. In Rom können Sie ganz ungestört arbeiten, unter den günstigsten Verhältnissen an Ort und Stelle die nothwendigen Studien machen und das Werk Ihres ganzen Lebens in aller Muße vollenden, wenn Sie sich entschließen wollen, mit uns zu reisen."

„Ich bin," entgegnete der Professor, von Neuem schwankend, „nicht genügend vorbereitet. Ihr Anerbieten kommt mir so überraschend, so unerwartet. Gönnen Sie mir wenigstens einige Tage Zeit, um zu überlegen und meine Angelegenheiten zu ordnen. Ich muß erst mit meiner Schwester und meinen Freunden sprechen, dem Minister mein Gesuch persönlich vortragen, im Fall seiner Genehmigung für einen Stellvertreter sorgen und mich von meinen Zuhörern verabschieden —"

„Sie stellen sich das Alles weit schwerer vor, als es wirklich ist. Sie sind doch völlig unabhängig und bedürfen weder der Erlaubniß Ihrer Schwester, noch des Rathes Ihrer Freunde. Ich zweifle keinen Augenblick, daß der Minister Ihnen ohne Weiteres den erbetenen Urlaub bewilligen wird, wenn Sie darum einkommen und einen so wichtigen Grund wie die Vollendung Ihrer Kunstgeschichte angeben. Auch wegen eines Stellvertreters brauchen Sie nicht zu sorgen. Es gibt genug junge Privatdozenten, die es sich zur Ehre anrechnen werden, Ihre Vorträge nach Ihren Heften fortzusetzen, und Ihre Zuhörer werden auch damit zufrieden sein, obgleich sie am meisten dabei verlieren."

Mit solchen und ähnlichen Gründen suchte die kluge Geheimeräthin die immer wieder aufsteigenden Bedenken des gewissenhaften Professors zu beschwichtigen und seine Zweifel zu zerstreuen. Da er aber nicht so leicht zu einem festen Entschluß kommen konnte und noch immer zögerte, das von ihr verlangte Versprechen ihr zu geben, so ließ sie nicht ab, ihn mit ihren Bitten zu bestürmen.

„Wie!" rief sie aufgeregt. „Sie können wirklich so hart und grausam sein, mich mit dem kranken Mann allein nach Rom reisen zu lassen! Was soll ich anfangen, wenn sich Robert's Leiden noch verschlimmert, wenn, was der Medizinalrath zu befürchten scheint, er mir plötzlich durch einen hinzutretenden Herzschlag entrissen würde? Welche entsetzliche Lage! Einsam, verlassen, mit der Leiche meines Mannes in der Ferne, unter fremden Menschen! Der Gedanke, den ich nicht los werden kann, wird mich noch wahnsinnig machen."

Zugleich brach die reizbar nervöse Dame in ein leises, krampfhaftes Schluchzen aus und ihre Augen füllten sich mit Thränen, was der Professor nicht sehen konnte, ohne das tiefste Mitleid zu empfinden.

„Beruhigen Sie sich!" bat er bestürzt die Aufgeregte. „Ich will ja gern Alles thun, was Sie von mir wünschen. Sie haben Recht; ich darf Sie nicht allein reisen lassen. Das bin ich Ihnen und dem guten Robert schuldig. Ich werde noch heute um einen Urlaub einkommen und mit meiner Schwester sprechen. Sind Sie damit zufrieden?"

„Mein bester, mein einziger Freund!" versetzte sie, ihm die kleine, zarte Hand reichend. „Wie soll ich Ihnen danken! Ich werde nie das Opfer vergessen, welches Sie mir und dem armen Robert bringen. Wie wird er sich mit mir freuen, wenn er hört, daß Sie uns begleiten! Ach! ich bin so glücklich, daß Sie mit uns reisen. Hoffentlich werden Sie es nicht bereuen, mein Anerbieten angenommen zu haben."

Wie die meisten der nervösen Frauen ging auch die Geheimeräthin mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit von dem einen Extrem ihrer Stimmung zum andern über. Sie war mit einem Mal wie umgewandelt; alle Trauer und Sorge um den Kranken schien verschwunden und vergessen. Ihre bleichen Wangen färbten sich mit einer frischen, leichten Röthe und ihre matten Augen glänzten vor Freude. Sie wurde nicht müde, dem Professor den Aufenthalt in Rom und ihr gemeinsames Leben in den schönsten und lachendsten Farben auszumalen.

„Sie werden mein steter Begleiter, mein Führer und mein Lehrer sein und an mir eine ergebene, aufmerksame Schülerin finden. Aber fürchten Sie nicht, daß ich Sie stören und von Ihren Arbeiten zurückhalten werde. Ich bin schon zufrieden, wenn Sie mir nur einige Stunden des Tages schenken. Sie sollen noch immer so viel Zeit behalten, um Ihre Studien zu machen und Ihr Werk zu beenden. Auch der gute Robert wird Sie nicht belästigen. Sie wissen ja, daß er vor Allem seine Ruhe und Bequemlichkeit liebt und sich für Kunst nicht besonders interessirt. Wir werden volle Freiheit haben, in Rom herumzuwandern, und himmlische Tage mit einander verleben."

In der überströmenden Freude ihres Herzens drückte sie dem Professor immer wieder die Hände, küßte sie dem herbeigerufenen Hündchen die rosenrothe Schnauze, lachte und nickte sie der überraschten Gesellschafterin so freundlich zu, daß Alle von ihr entzückt und von ihrer Liebenswürdigkeit bezaubert waren.

Erst die vorgerückte Zeit machte der ebenso interessanten als angenehmen Unterhaltung ein Ende und mahnte die glückliche Dame an ihre Pflicht und an die Rückkehr zu ihrem leidenden Gatten.

„Mein Gott!" rief sie, als die Uhr schlug. „Wie schnell verfliegt die Zeit in so angenehmer Gesellschaft! Schon drei Uhr! Mein armer Mann wartet mit dem Diner auf mich und wird gewiß schon recht ungeduldig sein. Leben Sie wohl, mein lieber, theurer Freund, und vergessen Sie nicht, noch heute den Minister zu besuchen!"

Nachdem sie ihm nochmals dringend eingeschärft, so schnell als möglich die nöthigen Vorbereitungen für ihre gemeinschaftliche Reise zu treffen, und ihm mit den freundlichsten Worten für seine Bereitwilligkeit gedankt hatte, stieg die Geheimeräthin in die unterdessen herbei-

geholte Equipage, zu der sie der Professor geleitete. Noch im Abfahren grüßte und lächelte sie, winkte sie ihm mit den Händen zu, bis sie seinen Blicken entschwunden war.

Von den widersprechendsten Gedanken und Gefühlen bewegt, blieb der Professor allein zurück. Erst jetzt, dem Zauber der anmuthigen Versucherin entrückt, drängten sich ihm die keineswegs zu unterschätzenden Schwierigkeiten und Bedenken wegen seines übereilten Versprechens mit erneuerter Gewalt auf.

Die Nachricht von der schweren Erkrankung seines alten Freundes betrübte und beunruhigte ihn; die bloße Möglichkeit einer wirklichen Gefahr, der Gedanke an einen plötzlichen Tod des leidenden Geheimeraths versetzte ihn in eine ungewöhnliche Aufregung. Er wagte kaum die Folgen eines so traurigen Ereignisses sich klar zu machen und die damit verbundenen Verwicklungen sich selbst zu gestehen. Ebenso empfand er eine geheime Scheu, seinen Freunden und Bekannten den von ihm gefaßten Entschluß mitzutheilen. Am meisten aber fürchtete er die unausbleiblichen Fragen und Bemerkungen seiner scharfsichtigen Schwester, welche keineswegs seine günstige Meinung und Schwärmerei für die liebenswürdige Geheimeräthin theilen mochte.

Fräulein Kornelia Böhmer, die wie der Professor unverheirathet geblieben war, liebte ihren berühmten Bruder mit eifersüchtiger Zärtlichkeit, nachdem sie ihm ihre Jugend, ihr kleines Erbtheil zum Opfer gebracht und mehrere annehmbare Partieen ausgeschlagen hatte, um mit ihm und nur für ihn zu leben. Sie leitete sein Hauswesen und stand der Wirthschaft mit so musterhafter Ordnungsliebe, Pflichttreue und Würde vor, daß er keinen Comfort, keine Bequemlichkeit eines verheiratheten Mannes in seiner Häuslichkeit vermißte.

Dafür verlangte sie auch, daß der Professor ausschließlich ihr angehörte und keine anderen Götter oder vielmehr Göttinnen neben ihr anbetete. Mit echt weiblichem Instinkt ahnte Fräulein Kornelia die ihr drohende Gefahr, sah sie in jeder Frau, besonders aber in der liebenswürdigen Geheimeräthin, eine stille Nebenbuhlerin, welche ihr das Herz des geliebten Bruders und die Herrschaft über ihn streitig machen konnte.

Aus diesem Grund benutzte sie auch jede sich ihr darbietende Gelegenheit, um sich mit anerkennungswerther Offenheit über den Charakter seiner Freundin in nichts weniger als schmeichelhafter Weise auszusprechen und das Ideal ihres Bruders einer scharfen, nicht immer ganz gerechten Kritik zu unterwerfen, woraus mitunter ein recht unangenehmer Streit zwischen Beiden entstand.

Darum vermochte auch jetzt der Professor nicht eine leichte Verlegenheit zu verbergen, als er, von seinem Rendezvous zurückgekehrt, seiner ihn schon längst erwartenden Schwester gegenüberstand, welche ihn mit wohlverdienten Vorwürfen wegen seines Ausbleibens empfing.

„Ich habe nur," erwiederte er sich entschuldigend, „einen kleinen Spaziergang im Thiergarten gemacht und mich dabei ein wenig verspätet."

„Das muß ja," entgegnete Fräulein Kornelia etwas spitzig, „eine höchst interessante Gesellschaft gewesen sein, daß Du darüber ganz das Mittagbrod vergessen hast. Darf man nicht wissen, mit wem Du Dich so gut unterhalten hast?"

„Ich traf," versetzte der Professor, wie ein ertappter Schulbube erröthend, „am Thor die Geheimeräthin Schmieder und begleitete sie auf ihrer Promenade."

„Natürlich! Für die Geheimeräthin hast Du immer Zeit, und wenn Du mit ihr gehst, vergißt Du ganz, daß es auch noch andere Leute gibt, denen Du doch einige Rücksichten schuldig bist. Allerdings bin ich nur Deine Schwester, keine so feine, geistreiche und liebenswürdige Dame wie —"

„Ich muß Dich dringend bitten," unterbrach er sie ernst, „in einem andern Ton von einer Frau zu reden, mit der ich befreundet bin und die am wenigsten Deinen Spott verdient. Wenn Du wüßtest, welch' ein Unglück sie getroffen hat, so würdest Du sie ebensosehr wie ich bedauern."

„Gebiß hat ihr die Modistin eine neue Robe verpaßt oder ihr Hündchen sich den Magen verdorben."

„Du bist wirklich unverbesserlich und ich müßte an Deinem guten Herzen zweifeln, wenn ich Dich nicht besser kennen würde. Der gute Schmieder ist so schwer erkrankt, daß die Aerzte wenig Hoffnung haben."

„Verzeih'!" sagte Fräulein Kornelia in milderem Ton. „Ich hatte keine Ahnung. Der arme Schmieder thut mir von ganzem Herzen leid. Es wäre ein großer Verlust, wenn er sterben sollte, nicht nur für Dich, sondern für Alle, am meisten für die Armen. Wir wollen hoffen und wünschen, daß er sich wieder erholen wird."

Beruhigt durch ihr Mitleid und ihre sanftere Stimmung, wagte der Professor nach und nach vorsichtig sie mit seinem Entschluß bekannt zu machen und auf seine bevorstehende Reise sie vorzubereiten, als deren Hauptmotiv er die günstige Gelegenheit, Rom zu sehen und daselbst seine Arbeiten zu beenden, mehr diplomatisch als ganz wahrheitsgetreu hervorhob. Nicht minder stark betonte er seine langjährige Freundschaft für den Kranken, indem er zugleich an ihr weibliches Mitgefühl sich wendete, wogegen er den Einfluß der Geheimeräthin und ihre dringenden Bitten wohlweislich vor seiner Schwester verschwieg, um nicht von Neuem ihre leicht erregte Eifersucht zu wecken.

Je dringender er aber sprach und je klarer er mit seiner wahren Absicht hervorrat, desto länger wurde ihr schon genügend langes Gesicht, desto finsterer runzelte Fräulein Kornelia ihre hohe Minervastirn, desto größer wurden ihre großen Junoaugen, desto spitzer ihre spitze Nase, was bei ihr stets das Zeichen einer heftigen Gemüthsbewegung war und den Ausbruch eines drohenden Gewitters verkündigte.

„Mensch! Professor!" rief sie, vor Schreck und Ueberraschung den in ihren Händen befindlichen Löffel in die Suppe werfend. „Bist Du denn mit einem Mal toll geworden, daß Du so mir nichts dir nichts mitten im Semester Deine Kollegia im Stich lassen und nach Rom gehen willst? Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen, dahinter steckt ein furchtbares Geheimniß."

„Ich habe ja," entgegnete er, ohne sie anzublicken, „Dir meine Gründe angegeben. Du weißt, daß ich mir schon längst vorgenommen hatte, nach Italien zu reisen, um an Ort und Stelle die noch nöthigen, mir unentbehrlichen Studien zu meiner Kunstgeschichte zu machen. Außerdem leiste ich damit Schmieder einen großen Dienst und trage ihm eine alte, mich fast bedrückende Schuld ab für Alles, was er seit Jahren an mir gethan hat."

„Hältst Du mich wirklich für so einfältig, Dir das zu glauben? Gottlob, ich bin nicht blind und sehe schärfer, als vielleicht Dir und anderen Leuten lieb ist. Du hättest nicht an die Reise gedacht, wenn die Geheimeräthin Dich nicht überredet hätte, sie zu begleiten."

„Ich leugne auch nicht, daß sie mich dazu aufgefordert hat, da sie sich fürchtet, mit dem Kranken allein nach Rom zu gehen. Wie leicht kann der selbst leidenden Frau in der Fremde ein Unglück begegnen! Kannst Du es ihr verdenken, wenn sie sich in der Noth an den besten Freund ihres Mannes wendet? Würdest Du an ihrer Stelle nicht von Schaller dasselbe fordern und erwarten? Und durfte ich unter solchen Verhältnissen ihre Bitte abschlagen? Bin ich nicht verpflichtet, dem Freunde das Opfer zu bringen, das nicht einmal so groß ist, wie Du glaubst? Ich werde in Rom nicht müßig sein und meine Zeit besser als hier ausnutzen."

„Du mußt freilich wissen, was Du thust," entgegnete Fräulein Kornelia einigermaßen beruhigt. „Ich fürchte nur, daß die Geheimeräthin Deine Güte mißbraucht und Dich nur ausbeuten will. Bei all' ihrer Liebenswürdigkeit ist sie eine große Egoistin, die nicht an ihren kranken Mann, sondern nur an sich denkt. Nicht seinetwegen, allein ihretwillen wünscht sie Deine Begleitung, weil sie sich mit Schmieder langweilt und ohne einen Anbeter nicht leben kann."

„Du solltest Dich schämen, so von ihr zu sprechen. Hättest Du ihre Trauer, ihre Thränen, ihre Sorge um ihn gesehen, so würdest Du anders von ihr urtheilen und so wenig wie ich Dich besonnen haben, ihre Wünsche zu erfüllen."

„Wir wollen uns deßhalb nicht wieder streiten. Ich kann Dich doch nicht überzeugen und zurückhalten. Wenn Du nur nicht einmal Deinen Entschluß bereust!"

Wie gewöhnlich endete auch dießmal die peinliche Unterhaltung damit, daß Beide sich nur in ihren entgegengesetzten Ansichten bestärkten und daß der Professor die Geheimeräthin für die vollkommenste Frau und Gattin hielt, während Fräulein Kornelia mit derselben Hartnäckigkeit gerade das Gegentheil glaubte.

Aber auch seine Freunde und Kollegen, mit denen er über die ihn beschäftigende Angelegenheit Rücksprache nehmen mußte, erklärten sich mehr oder minder, wenn auch aus verschiedenen Gründen, mit seiner Reise nicht ganz einverstanden. Besonders aber theilte der ihm am nächsten stehende Germanist Professor Schaller die Abneigung Kornelia's gegen die Geheimeräthin.

„Ich darf Dir nicht verschweigen," sagte der bis zur größten Rücksichtslosigkeit aufrichtige Freund, „daß ein solcher Schritt leicht mißdeutet werden und Deiner Stellung, selbst Deinem Ruf schaden kann. Man spricht bereits über Dein Verhältniß mit der Geheimeräthin und Deine Feinde machen sich über Deine platonische Liebe lustig."

„Welche Niedrigkeit!" rief der Professor empört. „Die elenden Menschen können sich nicht zu der Höhe einer so reinen Empfindung, zu der Idealität einer solchen Freundschaft emporschwingen."

„Nimm Dich nur in Acht, daß Du von Deiner erträumten Höhe nicht herabfällst und der poetische Rausch nicht mit einem ganz prosaischen Katzenjammer endet."

„Du wirst doch nicht auch glauben, daß mich ein anderes Gefühl als das der innigsten Verehrung beseelt, daß mich ein anderes Motiv als wahre Freundschaft und der Wunsch, meine Studien abzuschließen, zu dieser Reise veranlaßt! Ich sollte doch meinen, daß mein Alter, meine Grundsätze und noch mehr der Charakter dieser edlen Frau mich vor jedem niedern Verdacht schützen müßten."

„Daran zweifle ich nicht, aber Du kennst den alten Spruch: ‚Principiis obsta!' Man soll den Teufel nicht an die Wand malen und nicht nur den Schein, sondern auch die Gelegenheit meiden. Auch in der besten und tugendhaftesten Frau steckt ein kleiner Dämon, eine Lilith, Circe und Lorelei. Vollends sind die geistreichen Weiber gefährlich, weil man nie weiß, wie man mit ihnen daran ist, wo der Engel aufhört und die Schlange anfängt. An Deiner Stelle würde ich mir die Sache überlegen und ein andermal meinen Römerzug unternehmen, der schon manchem ehrlichen Deutschen schlecht bekommen ist. Dixi et salvavi animam meam; ich habe gesprochen und wasche meine Hände in Unschuld."

Der unvermuthete Widerstand, den der Professor bei seiner Schwester und dem Freunde fand, bewirkte wie gewöhnlich nur das Gegentheil. Er glaubte, daß sie sich mit einander verabredet hätten, um ihn zurückzuhalten, und daß sie zu diesem Zweck die Geheimeräthin verleumdeten und verdächtigten.

Er wollte ihnen zeigen, daß er nicht unter ihrer Vormundschaft stehe, daß er das Gerede der Leute verachte und ihre Besorgnisse verlache, obgleich er zuweilen selbst sein voreiliges Versprechen zu bereuen schien und vielleicht noch im letzten Augenblick zurückgetreten wäre, wenn er sich nicht seiner Schwäche geschämt hätte.

Um all' diesen peinlichen und gespannten Verhältnissen zu entgehen, beschleunigte er mit einer fieberhaften Hast und Ungeduld die nöthigen Vorbereitungen zu seiner Reise, wobei ihm zu seiner Ueberraschung Fräulein Kornelia stillschweigend behülflich war. Mit der ihr eigenen Sorgfalt und Pflichttreue beschäftigte sie sich mit der Ausrüstung für den weiten Weg, als ob sie vollkommen mit Allem einverstanden wäre.

Unermüdlich sah sie jedes Stück seiner Garderobe durch, besserte sie seine Wäsche aus, ersetzte sie die fehlenden Knöpfe, Kragen und Manschetten, damit ihm nicht das Geringste in der Fremde fehlen sollte. Dann ging es an das Zusammenlegen und Einpacken, an das Nachsehen und Aufschreiben, da sie in allen Dingen und unter allen Umständen auf strenge Ordnung hielt.

„Du machst Dir eine zu große Mühe," sagte der Professor, der ihr verwundert zusah. „Die Hälfte der Sachen, die Du mir mitgeben willst, ist schon mehr als hinreichend."

„Das versteht ihr Männer nicht," versetzte sie lächelnd, obgleich ihr das Weinen näher stand. „Auf Reisen braucht man immer mehr, als man glaubt. Die Vorsicht kann nichts schaden und die paar Thaler Ueberfracht sind bald wieder eingebracht. In der Fremde muß man jeden Handreich theuer bezahlen. Nur um Eins möcht' ich Dich bitten."

„Laß hören, liebe Kornelia! Du machst ja ein so ernstes Gesicht."

„Achte ein wenig mehr als sonst auf Deine Sachen, damit Dir nichts gestohlen wird. Ich habe Dir Alles genau aufgeschrieben. Du wirst doch den Zettel nicht verlieren?"

„Ich werde ihn zu meinen Manuskripten legen und ihn gut verwahren," erwiederte er freundlich.

„Und vergiß nicht," fügte sie besorgt hinzu, „Dich in Rom nach einer rechtschaffenen Wäscherin zu erkundigen. Es soll damit recht schlecht bestellt sein, wie mir die Hofräthin Grüner sagt, die im vorigen Jahr in Italien war. Die römischen Frauen sind so faul und gewissenlos, daß sie nicht ihre Hände gebrauchen wollen, sondern die Wäsche mit Hölzern und Steinen schlagen. Es ist ein wahrer Jammer —"

Schüchterner Versuch.

Gemälde von Beyle.

Ja solch' ein schöner warmer Sommertag
Der kann zu Mancherlei uns leicht verführen;
Wär's trüb und kalt, sie hätten nicht gedacht
Den alten Kahn im Schilf da anzurühren.

So aber, da die Flut so still und sanft,
Daß auf ihr ruht des Himmels blauer Schimmer.
Der Bäume Grün, der Büsche Laub so klar —
Darf man die kleine Fahrt wohl wagen immer.

Doch ist das Wasser tief und auch recht kalt;
Wenn einem da nun ein Malheur passirte:
Der Kahn schlüg' um . . . das Ruder uns entfiel . . .
Das Fahrzeug uns wer weiß wohin entführte —

Und doch, das Schweben auf der Flut ist schön;
Wir wollen's nur ein ganz klein bischen wagen —
„O Eveline, halt! leg's Ruder fort!"
„Es schwankt der Kahn." — „Fast wär' er umgeschlagen."

Zugleich bückte sich Fräulein Kornelia zu dem vollgepackten Koffer nieder, um ihre Thränen zu verbergen, die nicht allein den neuen Hemden ihres Bruders galten.

„Du kannst ganz ruhig sein," tröstete er die Betrübte. „Hoffentlich siehst Du mich recht bald mit meiner ganzen Wäsche gesund und glücklich wieder."

„Ach! Meinetwegen können die Hemden auch zerrissen sein," seufzte die treue Schwester, „wenn Dir nur kein Unglück zustößt. Mir ist so ängstlich zu Muth, wenn ich an die weite Reise denke. Die Malaria herrscht gerade in dieser Jahreszeit und von Banditen soll es noch immer in Italien wimmeln, wie die Zeitungen berichten."

„Sei nur meinetwegen unbesorgt. Ich werde regelmäßig schreiben und Dir von meinem Befinden Nachricht geben. Solltest Du in meiner Abwesenheit eines Beistandes bedürfen, so brauchst Du Dich nur an unsern Freund Schaller zu wenden. Man kann sich auf ihn verlassen."

Je näher aber die Abschiedsstunde heranrückte, desto siegreicher trat bei Beiden die alte Liebe und Treue hervor; sie ließ die Geschwister ihre früheren Streitigkeiten und alle sonstigen Bedenken vergessen. Fräulein Kornelia überraschte ihren Bruder mit einem neuen Plaid und einer Reisetasche, welche sie von ihren Ersparnissen gekauft hatte und worüber er so erfreut war, daß er sie gerührt umarmte und küßte.

Trotzdem er nicht leiden wollte, daß sie ihn zum Bahnhof begleitete, kam sie mit dem treuen Schaller in den Wartesalon, wo sich bereits der Geheimerath mit seiner Gattin in Begleitung der stillen Gesellschafterin und des laut bellenden Hündchens mit zahlreichen Koffern und Hutschachteln ebenfalls rechtzeitig eingefunden hatte.

Zwar fühlte Fräulein Kornelia beim Anblick ihrer geheimen Nebenbuhlerin einen leisen Stich durch's Herz, aber aus Liebe zu ihrem Bruder überwand sie ihre natürliche Abneigung. Höflich begrüßte sie die ihr entgegenkommende Geheimeräthin und reichte ihr die Hand, indem sie ihr und besonders dem Kranken von Herzen eine glückliche Reise und vollständige Genesung wünschte.

Das schrille Pfeifen der Lokomotive übertönte den letzten Scheidegruß. Schnaubend setzte die Maschine die eisernen Räder in Bewegung; aus dem Schornstein stieg eine schwarze Dampfwolke, welche den davoneilenden Zug verhüllte und nur zu schnell den feuchten Blicken der besorgten Schwester entzog.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Boken Peißenberg.

(Hiezu das Bild S. 941.)

Von München zum Starnberger See gelangt man in zwei Stunden. — Es ist eine angenehme Unterbrechung, aus dem Gewühle und dem geistigen Wirrwarr, in den uns die Kunstausstellung dort versetzt, eines Abends hinauszufahren, entgegen der stillen, friedlich erhabenen Majestät der Alpen, und um nun plötzlich wie mitten inne zu stehen in dem geheimnißvollen Walten von Wiese und Wald, Bach und Strom, die Wolken nicht mehr so weit über sich und „die Welt" tief, tief zu Füßen. Wenn man Nachmittags aus München fortfährt, ist man im Stande, ganz bequem Abends auf den Hohen Peißenberg, den Rigi Bayerns, zu gelangen, wo man gut übernachten kann, um dann Morgens ein Panorama zu erblicken, die Sonne aufgehen zu sehen, daß man beinahe versucht ist, sich auf jenem berühmtesten und herrlichsten aller Aussichtspunkte in Europa zu glauben.

Der Gipfel des Hohen Peißenbergs ragt 3000 Fuß über das Meer und etwa 1000 Fuß über die Hochfläche auf, die viele Meilen weit ihn umgibt. Man überschaut von dem Gipfel dieses Berges die norischen Alpen vom Untersberg und den anderen Salzburger Gipfeln bis zu dem Hochgebirge, welches den Eintritt des Lech in's Flachland begleitet. Gegen Norden, gegen das Flachland hin gewendet, erspäht man im undeutlichen blauen Gewimmel des Duftes, welcher die Ebene überlagert, die Kirchthürme von München und Augsburg — Gegenstände, welche, obgleich im scheinbaren Umfang nur stecknadelgroß, dennoch für viele „Naturfreunde" weit merkwürdiger sind, als die wilde Pracht der Hörner und Schneefelder im Süden. Daß auch die bekannten „Silberbänder" der Flüsse nicht fehlen — die Loisach, die Amper, der Lech — erscheint auch ohne die herkömmliche Ueberschwenglichkeit der Beschreibungen als selbstverständlich. Außerdem sind innerhalb des Rahmens dieser weiten Rundschau auch noch vier größere blaue Flächen zu bemerken, die des Starnberger-, Ammer-, Staffel- und Kochelsees, nicht gerechnet eine Anzahl kleinerer Becken, welche in die Wälder und Hügel des Alpenvorlandes eingebettet sind. Diese Wasserspiegel haben mit Recht dazu beigetragen, den Peißenberg zum Rigi Oberbayerns zu ernennen.

Der Ausflug ist leicht zu bewerkstelligen — Mittags kann man dann wieder in Starnberg sein, so daß man seine Ausstellungswallfahrt nur durch einen Tag der Erfrischung unterbrochen hat. H. Z.

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

Zweite Serie.

XVIII.

Die Dampfstraßenwalze.

(Hiezu das Bild S. 948.)

Durch die Eisenbahnen ist ein gutes Theil der Aergernisse, Unzuträglichkeiten und Unfälle beseitigt worden, welche der Verkehr auf den Landstraßen mit sich bringt. Soweit die letzteren für unsere Transportverhältnisse unentbehrlich sind, ist aber ein Uebelstand übrig geblieben, welcher eine Art permanenten Kriegszustandes zwischen den Straßenwärtern und den Fuhrleuten und Kutschern mit sich bringt. Wir meinen die bisherige Art der regelmäßigen Straßenreparatur durch Beschotterung: je besser eine stark befahrene Straße in gutem Stand gehalten werden muß, desto länger und stärker muß sie im Zustande der Beschotterung gehalten werden. Den ganzen Winter über und einen guten Theil des Herbstes und des Frühjahrs haben daher Fuhrleute und Pferde eine wahre Tortur auszustehen, da die Beförderung der Wagen auf dem Schotter außerordentlich mühselig ist und die Pferde ungewöhnlich angestrengt, oft auch an ihren Hufen verletzt werden. Die Fuhrleute und Kutscher suchen daher so viel als möglich dem Schotter auszuweichen, wodurch der freie Theil der Straße mit tiefen Geleisen durchfurcht und außergewöhnlich verschlechtert wird. Kurz, die gegenwärtige Art der Instandhaltung der Steinstraßen ist eine wahre Kalamität, weil die Festlegung der frisch aufgeschütteten Chausseesteine nicht in planmäßiger Weise geschieht, sondern dem Zufall überlassen wird, wie er in Gestalt der Wagenräder die Beschotterung niederdrückt und allmälig zermalmt. Die Folge dieser planlosen Methode ist es, daß die Straße eigentlich erst wieder als in gutem Zustande befindlich angesehen werden kann, wenn die Beschotterung gänzlich zu einer ebenen Fläche zermalmt ist. Dieser Umstand hat aber auch die natürliche Folge, daß der eigentliche Normalzustand der Straße nur während des kürzeren Theils des Jahres, in den Sommermonaten, anhält, und daß schon im Herbst wieder der Zustand sich so verschlechtert, daß von Neuem die Reparatur begonnen werden muß.

Unter solchen Umständen ist man schon seit alter Zeit da, wo sehr starker Verkehr zu bewältigen war, auf andere Auskunftsmittel verfallen, um den Straßen die nöthige Festigkeit und Dauerhaftigkeit zu verleihen. So haben die Römer schon vor zweitausend Jahren die Hochstraßen, auf welchen sie ihr Weltreich durchzogen, mit Backsteinen gepflastert. In den Städten, wo sich der lebhafteste Verkehr zu entwickeln pflegt, mußten, nachdem die Römerstraßen im Sturm der Völkerwanderung zu Grunde gegangen sind, die Magistrate sehr früh darauf bedacht sein, die Straßen mit Pflaster zu versehen, wenn sie nicht unmögliche Zustände herbeiführen wollten, wie sie noch häufig in Dörfern zu sehen sind, wo Thiere und Wagen in Morast zu versinken drohen. In neuerer Zeit hat man auch viele Versuche gemacht, das gewöhnliche Steinpflaster durch imprägnirtes Holz oder Asphalt zu ersetzen. Wie zweckmäßig diese Surrogate in vielen Fällen sein mögen, — beiläufig bemerkt, scheint trotz aller Vorurtheile der Asphalt in den Städten eine große Zukunft bevorzustehen, — so sind sie doch zu kostspielig, um für die Landstraße im Allgemeinen angewendet werden zu können. Auch das sogenannte Macadamisiren war zu theuer, so lange es nicht mit Maschinen bewerkstelligt werden konnte. Der gerügte, seit Jahrtausenden bestehende Uebelstand jener Methode der Straßenreparatur ist nun mit einem Schlag durch die Konstruktion der Dampfstraßenwalze auf dem Wege, beseitigt zu werden. Man hatte es zwar schon längst versucht, die Macadamisirung von Straßen in den Städten und in der Nähe derselben durch Walzen zu bewerkstelligen, welche von Pferden oder Ochsen gezogen wurden, allein um die erforderliche Last zu einem merkbaren Nutzeffekt fortzubewegen, ist eine solche Menge von Zugthieren nothwendig, daß das Verfahren zu kostspielig ist, um eine allgemeine Anwendung zu finden. Eine Dampfstraßenwalze wiegt 200 bis 500 Centner; um letztere Last fortzubewegen sind zwanzig Pferde nothwendig. Es genügt, nur diese Thatsache anzuführen, um die Unanwendbarkeit der mit Zugthieren bedienten Straßenwalzen für größere Anlagen zu erweisen.

Mit Hülfe der Dampfstraßenwalze wird die frische Beschotterung einer Straße nach mehrmaligem Befahren noch in solidem Zustande nieder- und flachgedrückt, daß sie eine vollständige kompakte Ebene bildet, ohne daß die Steine zermalmt werden, daß sie gewissermaßen eine Art Naturpflaster bilden. Eine derartig durch die Dampfstraßenwalze festgelegte Beschotterung ist nicht bloß in wenigen Tagen in vollkommen fahrbaren Zustand gebracht, während die bisherige Methode ebensoviele Monate erforderte, sondern sie hält sich auch noch bedeutend länger in fahrbarem Zustande. Bereits seit zehn Jahren sind daher solche Dampfstraßenwalzen in London und Paris in Gebrauch gekommen, in Wien hat seit vielen Jahren die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn eine solche in Verwendung, wie auch die Hofverwaltung für die Instandhaltung der Straßen im Prater seit mehreren Jahren eine solche angeschafft hat.

Seit Kurzem hat sich auch der Magistrat der Stadt Stuttgart, welcher hinsichtlich der Einführung der Dampffeuerspritzen sämmtlichen deutschen Städten schon vor fünfzehn Jahren mit gutem Beispiel vorangegangen ist, bewogen gefunden, in Folge der größeren Bauthätigkeit eine Dampfstraßenwalze einzuführen. Statt sich nach England zu wenden, hat der Magistrat die Maschinenfabrik von G. Kuhn in Stuttgart-Berg mit der Anfertigung einer Dampfwalze von den geeigneten Dimensionen beauftragt. Die Maschine ist bereits an die Stadt abgeliefert und nach den vorgenommenen Proben vollkommen zweckentsprechend befunden worden. Bei dieser ersten in Deutschland gebauten Dampfstraßenwalze ist im Allgemeinen die Konstruktion der englischen Maschinen zum Vorbild genommen, insbesondere die Anordnung der vierräderigen englischen Maschine beibehalten worden, wobei die Dampfkraft durch Räderübersetzung auf die beiden hinteren großen Trieb- und Druckwalzen übertragen wird. Die beiden vorderen kleineren Lenkwalzen jedoch werden hier zum ersten Mal durch Maschinenkraft gestellt, was bisher noch bei keiner Straßenlokomotive der Fall war. Diese Vorrichtung hat sich bis jetzt so trefflich bewährt, daß das Problem der absolut sicheren Lenkbarkeit derartiger Maschinen als gelöst betrachtet werden muß.

In Folge besonderer Vorrichtungen verursacht der austretende Dampf bei Fahrten auf Straßen mit mäßiger Steigung kein Geräusch, und da Cokes gebrannt werden, so ist auch kein Rauch sichtbar. Zur Feuersicherheit ist entsprechende Vorkehrung getroffen. Die größte, regierungsseitig gestattete Geschwindigkeit ist 4000 Meter in der Stunde. Im Gang wird die Maschine von zwei Mann mit Flaggen begleitet. Diese Dampfwalze befährt Straßen bis zu 8—9 Prozent Steigung; sie wiegt 23,000 Kilogramm. Ohne Berücksichtigung der Kapitalanlage stellt sich der Betrieb der Dampfwalze im Vergleich zum Pferdebetrieb siebenmal billiger. Unter Berücksichtigung der Verzinsung und Abschreibung des Anlagekapitals, sowie der Unterhaltungskosten, vertheilt auf siebenzig Arbeitstage im Jahre, kommt bei der Dampfwalze der Quadratmeter fertige Straßenfläche höchstens auf $5_{,04}$ Pfennig und im Durchschnitt auf $4_{,1}$ Pfennig, und bei der Pferdewalze auf $17_{,8}$, beziehungsweise $14_{,1}$ Pfennig zu stehen.

Bei diesem so günstigen Nutzeffekt der Dampfwalze steht zu erwarten, daß diese Maschine allmälig mehr und mehr auch zum Instandhalten der Landstraßen werde verwendet werden.

Notizblätter.

Literatur.

— **Ernst Eckstein's humoristisches Epos „Schach der Königin"** ist jetzt in dritter Auflage (Stuttgart, Krüner) erschienen. Vor Allem ist diese Erzählung, in welcher die mannigfaltigsten Reise- und Liebesabenteuer von Männlein und Weiblein in wahrhaft genialer Sprachvirtuosität behandelt werden, amüsant — belustigend wie wenige deutsche Erzählungen in Versen. Die Ungebundenheit des Eckstein'schen Humors kommt zwar in diesem Opus ziemlich stark zu Tage, aber die übermüthige Musik der komischen Stanze in diesem Gedicht ist so bezaubernd und wiegt uns auf ihren leichtflüssigen, lichtsprühenden Wellen so süß und angenehm, daß wir das Burschikose weniger empfinden und auch der künstlerische Eindruck dieses jetzt vielfach noch mit neuen Pointen ausgestatteten Epos ein bedeutender ist.

— **Die Saison der Seebäder ist da, und daran mahnen uns die** Führer, welche tief in's Land hinein verschickt werden. So ist jetzt auch der „Fremdenführer auf Sylt" von C. Hepp erschienen (Tondern und Westerland, F. Dröhse), der, durch eine vortreffliche sachliche Art der Darstellung der Insel in historischer und geognostischer Beziehung, als Führer für Badende und Touristen bei großer Kürze sich auszeichnet. Werthvoll ist der Anhang, wo man genaue Auskunft über die Beförderung, über die Preise beim Aufenthalt, bis auf die einzelnen Stücke der Wäsche sogar, erhält, und die Uebersichtskarte der Insel. Das billige Büchlein wird Syltreisenden sehr nützlich sein. — Sehr zeitgemäß kommt auch das Büchlein von Hesse-Wartegg: „Die atlantischen Seebäder" (Wien, Hartleben). Der Titel des Buches konnte uns verführen, zu glauben, daß es sich nur um Ozeanbäder handelte, der Autor behandelt jedoch in Form geistreicher Skizzen die Bäder der Nordsee an der französischen, belgischen, holländischen, deutschen und englischen Küste: Trouville und Deauville, Etretat, Dieppe, Boulogne s. M., Ostende, Scheveningen, Nordernev, Helgoland, auf der Insel Wight, Margate und dann auch noch americanische Seebäder, wie Long-Branch, Newport, sogar Santa Cruz in Kalifornien. Mit großem Geschick versteht Hesse-Wartegg das Charakteristische hervorzuheben und durch saubere, geistig belebte Form diese Essays anziehend und fesselnd zu gestalten, wozu elegante Ausstattung und hübsche Bilder auch ihren Theil beitragen.

— **Die skandinavische Literatur wird vom großen Publikum** noch nicht gewürdigt, wie sie es verdient; vielleicht ist daran der Mangel einer populären Literaturgeschichte des nordischen Schriftthums schuld — jetzt hat Frederick Winkel Horn es unternommen, einen größeren Leserkreis in das Reich der nordischen Dichtkunst einzuführen, und wir sehen der Fortsetzung seiner „Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens", von der jetzt die zweite Lieferung (Leipzig, B. Schlicke) erschienen ist, mit großem Interesse entgegen. Es ist durchaus nicht so leicht, populär und geistvoll, leicht lesbar und doch tiefeingehend die Literaturentwickelung des Nordens zu schildern. In F. Winkel Horn jedoch scheint eine beachtenswerthe Kraft sich dieser Aufgabe unterzogen zu haben. Die beiden jetzt uns vorliegenden Lieferungen werden einen großen Leserkreis sich erwerben und dem gediegenen Werke Eingang in unsere Literatur verschaffen.

— **Zu einem Geschenk für junge Damen sehr geeignet erscheint** uns Theodor Winkler's Werkchen: „Das Buch der Ehe, ein Blumenstrauß vom Felde der Lebensweisheit für den Altar des Hauses" (Bern, Heuberger). Wir haben hier eine Auslese von Aussprüchen, Verschen, Stellen aus Romanen ꝛc. mit feinem Geschmack und großer Kenntniß zusammengestellt, was unsere besten Dichter und Denker über die Ehe gesagt. Die sechs Abtheilungen, welche wir hier namhaft machen, kennzeichnen den Charakter des Buches. Sie lauten: Liebe, Ehe im Allgemeinen, Der Mann, Das Weib, Mann und Weib als Gatten, Am häuslichen Herd. Ein Namensverzeichniß der Autoren verleiht dem Buche auch noch den Werth, die Ehe, wie sie in der neueren deutschen Literatur angeschaut wird, studiren zu können. Für Bräute namentlich dürfte sich dieß Werkchen, das hübsch ausgestattet ist, empfehlen.

— **Karl B. Lorck hat uns in seinem „Die Herstellung von Druck-**werken" betitelten Buche die typographische Genesis eines Werkes von dem Augenblick, wo der Autor sein Manuskript der Buchdruckerei übergibt, bis zu der Stunde, wo das erste Exemplar fertig vor ihm liegt, in einer ebenso umfassenden als gründlichen und reichlich durch Beispiele erläuterten Weise dargestellt. Er entwickelt zuerst die Technik der Buchdruckerkunst, gibt dann seine praktischen Winke für die Herstellung des Druckwerks und belehrt zuletzt über die Schriften und ihre Anwendung. Das Buch, das auf einer langjährigen Praxis beruht, ist allerdings zunächst für Autoren und Buchhändler berechnet, wird aber auch durch die ganze Art der Darstellung, durch die zahlreichen Beispiele und namentlich durch den dritten Abschnitt den Laien interessiren. Daß die Verlagshandlung (J. J. Weber in Leipzig) in dem Buch zugleich ein Musterbuch schönen Druckes und eleganter Ausstattung gab, versteht sich bei ihr von selbst. Die vorliegende Auflage ist die dritte, vielfach erweiterte und verbesserte.

— **Von Arsène Houssaye, dem Schriftsteller und früheren Direktor** des Théâtre Français, ist ein neues Buch unter dem Titel: „Die Schauspielerinnen Molière's" bei Dentu in Paris erschienen; ein Prachtwerk, was die Ausstattung betrifft, mit zehn Radirungen, welche Molière in seiner Jugend und seine weibliche Truppe darstellen. Von dem Buche, das der Verfasser nur für Freunde und Bibliophilen drucken ließ, sind nicht mehr als 500 Exemplare abgezogen worden.

— **Solchen Besuchern Londons, die der englischen Sprache mächtig** sind, wird die Nachricht willkommen sein, daß Charles Dickens (der Sohn des großen Dichters) einen Führer durch London hat erscheinen lassen, der in jeder Beziehung originell zu nennen ist. Das Büchlein heißt „Dictionary of London, 1879" und hat den bezeichnenden Nebentitel: „An Unconventional Handbook". Es ist alphabetisch geordnet und enthält eine Menge Nachweisungen, die selbst Londonern höchst nützlich werden können. Der Leser erfährt aus diesem Handbuch nicht nur, wo er schlafen, essen, trinken und sich amüsiren kann, sondern was in London als gesetzlich, was als ungesetzlich gilt, vor welchen „Praktiken und Diebesknissen" der Fremde sich zu hüten hat, welche Klubs vorhanden sind, was für Tendenzen ein jeder von diesen hat und welche Kosten er macht, welche Zeitungen hier erscheinen und wo Bibliotheken zu finden, wo für einen Opernabend in Coventgarden-Theater ein schwarzer Anzug zu miethen ist, ja sogar welcher Zauberkünstler in London ein „blötzlich" braun und blau gewordenes Auge auf das Sorgsamste wieder in Ordnung bringt, so daß der Besitzer desselben seine Soirée besuchen kann. Erschienen ist das etwa 300 Seiten starke Büchlein bei dem Herausgeber von „All the Year Round" (Ch. Dickens).

— **Von Professor Seeley, dessen Werk über Stein und dessen** Zeit auch in Deutschland sich der höchsten Würdigung erfreut, ist jetzt ein aus deutschen Quellen zusammengestelltes Werk: «The Life and Adventures of E. M. Arndt» erschienen, durch das die Engländer genauer mit diesem deutschen Volksmanne vertraut gemacht werden.

Bildende Künste.

— **Gottfried Semper's artistisch-literarischer Nachlaß wird gegen**wärtig von seinen Angehörigen in Wien geordnet. In des Meisters Hinterlassenschaft befinden sich nicht nur viele Tausende von Zeichnungen zu seinen Bauten und Projekten, dann Aufnahmen, Reiseskudien u. dgl., sondern auch die umfassende gelehrte und schriftstellerische Thätigkeit Semper's ist in zahlreichen Dokumenten vertreten. Von dem dritten Bande des „Stil" liegt ein bedeutender Theil fertig vor, welcher zu der im Erscheinen begriffenen, vom Sohne Hans Semper besorgten zweiten Ausgabe des Werkes den Schluß bilden wird. Außerdem bereiten die Angehörigen eine Sammlung von Semper's kleinen Schriften vor. Manche derselben, wie z. B. die Erstlingsschrift über die Polychromie (1834), sind längst vergriffen, andere wurden bisher nie publizirt. Eine der interessantesten Serien bilden die zahlreichen Gutachten in Kunstangelegenheiten, welche Semper stets höchst sorgfältig, oft zu förmlichen Monographieen ausarbeitete. Die letzte dieser Abhandlungen ist das Gutachten über die plastische Ausschmückung der neuen Wiener Museen.

— **Im Antikenkabinet des Louvre in Paris fesselt die Venus von** Vienne als eine der jüngsten Erwerbungen dieses Kunstinstitutes die Aufmerksamkeit der Besucher. Das schöne, leider arg verstümmelte Marmorbild wurde vor etwa fünfzig Jahren bei den Ausgrabungen in einer Vorstadt von Vienne an der Rhone aufgefunden, der einstmals blühenden Romerstadt und Kaiserresidenz Vienna. Obgleich der niedergekauerten Gestalt der Göttin der Kopf, beide Arme, der rechte Fuß und der ganze untere Theil des linken Beines fehlen, bleibt die Aehnlichkeit mit der im Alterthum berühmten, häufig in Variationen wiederholten Gruppe: „Venus mit Amor im Bade", von welcher leider nur Bruchstücke auf uns gekommen sind, unverkennbar. Ein niedliches Kinderhändchen, freilich wenig mehr als Reste der zarten Finger, deutet auf dem Rücken der in schönstem Grecchatto gemeißelten Statue die frühere Anwesenheit Amors, des Schalkes, an. Der ganze Charakter der Ausführung trägt den Stempel der nachalexandrinischen Epoche, wo der Orient schon seinen Einfluß auf die griechische Kunst geltend gemacht hatte.

Bühne.

— **Im Wallnertheater hat das Rosen'sche Lustspiel „Citronen"** mit seinem belustigenden Inhalt und in der auf jener Bühne trefflichen Darstellung bei gefülltem Hause die beifälligste Aufnahme gefunden.

— **Die „Bayreuther Blätter" bringen die Erklärung von** Richard Wagner, daß dessen neueste Oper „Parsifal" noch nicht im Jahre 1883, wie ursprünglich festgesetzt war, zur Aufführung gelangen kann.

— **Eine ganz neue Erscheinung auf dem Gebiete musikalischer** Komposition wird uns für die nahe Zukunft in Aussicht gestellt, nämlich eine indische Oper, komponirt von dem Maharajah Dhuleep Singh, einer in London wohlbekannten Persönlichkeit, welche in laufender Session auch wiederholt die Aufmerksamkeit des britischen Parlaments in Anspruch genommen hat. Wie die Musik, liefert er auch selbst den Stoff, ein Thema aus der indischen Romantik. Den englischen Text stellt gegenwärtig der Schriftsteller A. Matthijon zurecht.

Kultur und Wissenschaft.

— **Am 9. August wurde in Bern das neue Kunstmuseum, an** dem 30 Jahre lang gearbeitet wurde, eingeweiht. Dasselbe erhebt sich über dem steilen Aarufer im Style der römischen Bauwerke aus der Zeit des Augustus bis Trajan und ist aus grauem Sandstein ausgeführt. In den zwei Stockwerken des Untergeschosses — das Gebäude steht oben an einem Abhang — befinden sich die nöthigen Räumlichkeiten für die Kunstschule mit Licht gegen Norden, die Inspektorenwohnung und das Direktionszimmer, im Erdgeschoß ein ca. 80 Personen fassender Hörsaal für kunsthistorische Vorträge u. dgl., der Antikensaal in einer Länge von 25,5 und einer Breite von 7,8 Meter, der Saal für die modernen Skulpturwerke von 11,6 Meter Länge und 7,2 Meter Breite, sowie zwei kleinere Nebensäle, zur späteren Erweiterung der Sammlungen bestimmt. Der Treppentern der halbrunden einläufigen Treppe in dem oberen Stock besteht aus einer auf drei Bogenstellungen ruhenden Halbkuppel. Das zu einem schönen Raume entwickelte Vestibul des ersten Stockes, der ausschließlich für die Aufnahme der Gemälde- und Kupferstichsammlungen bestimmt ist, wurde architektonisch möglichst reich gehalten und die von zwei Karyatiden gestützte Kuppeldecke enthält in fünf Medaillons die symbolischen Figuren der verschiedenen Kunstzweige. Die Säle sind hoch, lustig, licht, und Alles ist in einem einfachen, aber einheitlichen und edeln Style gehalten, so daß auch die ausgestellten Kunstgegenstände zur vollen Geltung gelangen können. Der Bau und die Einrichtungen haben die vorhandenen Gelder absorbirt. Eine weitere Ausschmückung bleibt noch der Zukunft vorbehalten.

— **Das große Kollegium für Frauen, womit sich der steinreiche** Holloway — der Erfinder beliebter Pillen und einer Salbe, welche beide seinen Namen tragen — zu verewigen gedenkt, soll zu Epham, unweit Windsor, erbaut werden und 200 Studentinnen Aufnahme gewähren. Abgesehen von der innern Ausstattung und einer beabsichtigten Dotirung von 100,000 Pfd. St. sind die Kosten des Baues auf über 250,000 Pfd. St. veranschlagt. Ein anderer großartiger Bau, den derselbe Holloway unternommen hat, ein großes „Sanatorium" zu Virginia Water, ebenfalls nahe Windsor, ist nunmehr beinahe fertig. Es sind zur Zeit französische und belgische Künstler mit der innern Ausschmückung beschäftigt.

— **Die kürzlich verstorbene Herzogin von Colonna, eine geb.** Gräfin d'Avry, welche sich bekanntlich unter dem Pseudonym „Marcello" einen nicht unbedeutenden Ruf als Bildhauerin erworben, hat ihre sämmtlichen Kunstschätze, eigene und fremde Werke, nebst 50,000 Franken ihrem Heimatkanton Freiburg vermacht, mit der Bestimmung, daß dieselben in einem besonderen Saal des Freiburger Kantonsmuseums, welches den Namen „Musée Colonna" führen soll, aufgestellt werden.

— **Aus Rußland kommt vom 6. August von der Nordenskjöld'**schen Expedition die Mittheilung, daß der Dampfer „Vega" aus den ihn umschließenden Eisschollen befreit wurde und die Behringsstraße passirt hat. Weitere Nachrichten über die Fahrt Nordenskjöld's erwartet man aus Japan, wo der Dampfer „Vega" noch im Laufe dieses Monats ankommen soll.

— **Die Münchener Akademie der Wissenschaften hat einen Preis** von 5000 Mark für die beste Arbeit über die Geschichte des deutschen Unterrichtswesens von den Anfängen desselben bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ausgesetzt.

Industrie und Verkehr.

— **Da mit jeder Tonne Eisen auch 1½ Tonnen Schlacke erzeugt** werden, so leuchtet die Wichtigkeit einer nützlichen Verwendung derselben ein. Eine solche ist die Fabrikation der Schlackenwolle; allein der Bedarf an diesem Material ist verschwindend gegenüber der disponiblen Menge von Schlacken. In England verwendet man sie daher zur Erbauung von Wasserbrechern, wie jenes an der Mündung des Tees. Mauer- und Pflasterziegel, dann auch Concret werden daraus gemacht. Die Erzeugung von Schlackenziegeln kann auf jährlich drei Millionen, wovon der größte Theil in London verbraucht wird, veranschlagt werden. In Northamptonshire wurden Glashütten zunächst an den Hochöfen errichtet und die Einrichtung getroffen, daß die Schlacke vom Hochofen unmittelbar in den Glasofen fließt, wo sie, mit den erforderlichen Zuthaten gemengt, sofort zu Bouteillen verarbeitet wird.

— **Im Jahre 1878 betrug die Zahl der in New-York gelandeten** Einwanderer im Ganzen 75,347, wovon 9909 Kajutenpassagiere und 64,438 Zwischendeckpassagiere waren. Das größte Kontingent dazu lieferten Deutsche, Irländer und Engländer, nämlich beinahe zwei Drittel, während von Oesterreichern, Böhmen und Ungarn im Ganzen nur 3620 Einwanderer dort anlangten. Der größte Theil der Einwanderer blieb natürlich im Staate New-York, Pennsylvanien und New-Jersey. Von Jenen, die sich nach dem Westen wendeten, gab die größte Anzahl Illinois als Reiseziel an. Im Jahre 1877 betrug die Totaleinwanderung nur 54,536 Personen beiderlei Geschlechtes.

— **Am 26. Juli ist die letzte Strecke der Pontebbabahn in** Oberitalien, Chiusa-Torta bis Pontebba, dem Verkehr übergeben worden. Auf der kurzen Strecke sind 30 Tunnels zu durchbrechen gewesen.

Militär und Marine.

— **Der neue deutsche Armeerevolver, dessen Einführung jetzt** bevorsteht, wird mit dem schon vor einigen Jahren beim 12. sächsischen Armeekorps eingeführten Revolver in allen Haupttheilen übereinstimmen, oder dieser sächsische Revolver mit dem neuen deutschen Armeerevolver gleichartig aptirt werden. Diese sächsische Waffe ist fünfschüssig, besitzt bei 11 Millimeter Kaliber Centralzündungspatronen und es wird aus derselben ein 15,3 Gramm schweres Geschoß mit 1,1 Ladung verfeuert. Wie wesentlich der mit Einführung dieser neuen Handfeuerwaffe verbundene Vortheil erachtet werden muß, erhellt daraus, daß die alte glatte Reiterpistole, welche dieselbe zu ersetzen bestimmt ist, thatsächlich nur zum Werfen, nicht aber zum Schießen zu gebrauchen war, wogegen sich der Revolver z. B. im russisch-türkischen Kriege bestens bewährt hat.

— **Die neuen Forts um Köln sind fertig gestellt und fast sämmt**lich armirt. Jetzt ist man damit beschäftigt, die beiden letzten, die bei Niel und Longerich, vollig in Vertheidigungszustand zu versetzen; die Forts auf dem rechten Ufer des Rheins, um Deutz, werden rasch gefördert und auch bald vollendet sein.

— **Am 5. und 6. August fanden auf dem Krupp'schen Schieß**platz bei Meppen große Schießversuche mit einem 40-Centimeterrohr und einer jedesmaligen Pulverladung von 220 Kilo statt. Es wurde auf ein Ziel von mehr als zwei Meilen Entfernung geschossen. Den Versuchen wohnten gegen 80 ausländische Offiziere bei.

Feste und Versammlungen.

— **Die vierte Generalversammlung des deutschen Fröbel-Ver**bandes wird vom 28. bis 30. September in Erfurt abgehalten werden. Mit derselben ist eine Ausstellung von Kindergarten-Lehrmitteln und Arbeiten verbunden.

— **Vom 30. August bis 1. September findet in Eisenach der** XIV. deutsche Journalistentag statt.

— **Die diesjährige Versammlung deutscher Seminardirektoren** und Lehrer wird am 29. September und 1. Oktober in Weimar abgehalten werden.

Statistik.

— **Man hat jetzt einen vollständigen Einblick in die Einnahmen** der Pariser Theater während des Jahres 1878. Aus denselben ist zu ersehen, daß der Zufluß der Fremden zur Ausstellung den Theatern über 9 Millionen Franken gebracht, denn die Einnahmen waren während der vorhergegangenen drei Jahre ziemlich stationär geblieben. Sie betrugen 1875 21,309,177, 1876 21,530,402 und 1877 21,655,792 Franken. Im Jahre 1878 stiegen sie aber auf 30,658,500 Franken. Die Theater der alten Bannmeile von Paris eingerechnet, theilen sich 44 Etablissements in diese Summe. Den größten Antheil haben die Oper mit 3,570,570, der Hippodrome mit 2,403,570, die Comédie Française mit 2,389,221, das Var.été́theater mit 1,712,110, die Opéra Comique mit 1,698,684, das Porte St. Martintheater mit 1,621,893, das Renaissancetheater mit 1,558,351, das Châteletttheater mit 1,518,881, die Folies-Bergères mit 1,225,638, die Folies-Dramatiques mit 1,208,524, das Vaudeville mit 1,107,513 und das Gaîtotheater mit 1,084,315 Franken. Man kann aus diesen Summen wohl einen Schluß auf den Geschmack der Fremden ziehen, wenn man eben das Plus der Einnahmen bei den einzelnen Theatern gegen die früheren Jahre in Betracht zieht. Die Oper gewann in diesem Jahre ein Plus von 500,000, die Comédie Française 700,000, die Opéra Comique 650,000 Franken, das Gaîtétheater verlor fast 86,000 Franken. Das Vaudeville gewann 120,000, die Variétés an 700,000, Porte St. Martin 560,000, ebensoviel das Renaissancetheater, das Châtelet 260,000, die Folies-Dramatiques 710,000 Franken, was einer doppelten Einnahme gleichkommt. Es wäre dieß bei der bedeutendste Erfolg, wenn nicht der Hippodrome von 450,567 auf 2,403,075 gestiegen wäre. Das Gaîtétheater war aber nicht das einzige, das einen Verlust erlitt, auch das Gymnase, das Theater Taitbout Cluny, die Menus-Plaisirs verloren. Die Stücke, sowie der Ruf der Schauspieler mögen wohl zumeist die guten Erfolge herbeigeführt haben, indeß läßt sich doch konstatiren, daß gerade im Jahre 1878 mehr als je die Operette und die leichte Chansonnerie bevorzugt wurden. In Paris gibt es 32, darunter 7 lyrische Theater, die 594 Musiker und 3290 Schauspieler und Schauspielerinnen beschäftigen. Außerdem gibt es aber noch in Paris 72 Cafés-Concerts und 217 Musikkapellen. In der Provinz zählt Frankreich 9 lyrische Theater, 57 dramatische und 96 gemischte Theater, die zusammen 2108 Musiker und 3665 Schauspieler und Schauspielerinnen beschäftigen. Cafés-Concerts gibt es 97 und Musikkapellen 2434. Die Gesangchöre zählen 23,392 Mitglieder. 26 Provinztheater sind subventionirt. In 27 Departements gibt es gar kein Theater.

Denkmäler.

— **Die Büste Theodor Körner's, im Auftrage des Großherzogs** von Mecklenburg-Schwerin von H. Hultsch gefertigt, wird am Todestage des Freiheitssängers, am 26. August, in Wöbbelin feierlich enthüllt werden.

— **Das Monument, das dem verstorbenen Herzog von Braun**schweig gesetzt werden soll, ist jetzt bei Barbedienne fertig geworden und dürfte am 15. September in Genf enthüllt werden. Der Künstler, der die Reiterstatue entwarf, heißt August Cain.

— **Der Bildhauer Boehm in London hat den Auftrag erhalten,** die in der Königlichen Grabkapelle der Westminsterabtei zu errichtende Statue des Prinzen Louis Napoleon anzufertigen. Das Standbild wird Lebensgröße haben und den Prinzen in einer defensiven Haltung mit gezogenem Degen darstellen.

— **Dem ersten englischen Bibelübersetzer William Tyndale soll** auf dem Themsekai in London ein Denkmal gesetzt werden. Tyndale lebte zu Anfang des 16. Jahrhunderts und übersetzte das Neue Testament zum ersten Male aus dem Griechischen, sowie des Weiteren die fünf Bücher Mose's und den Propheten Jonas. Joye fügte dem später eine Uebersetzung der Psalmen und der Propheten Jesaias und Jeremias hinzu. Die Psalmen und Bruchstücke aus anderen Büchern des Alten Testaments waren bereits in den Jahren 1349—1350 von Rolls in's Englische übersetzt worden. Wiclif bediente sich zu seiner Uebersetzung der Vulgata.

Gestorben.

— Keith Johnston, Geograph, in Berobero (Centralafrika), am 28. Juni.

— Professor Dr. Heinrich Heppe, 60 Jahre alt, am 25 Juli, in Marburg.

— Wojcicki, polnischer Schriftsteller, am 1. August, zu Warschau, 72 Jahre alt.

— Hans Sulzberger, Oberst, hervorragender schweizerischer Militär, am 6. August, zu Liestal.

— Alexander Suțo, nationaler Dichter, Anfangs August, zu Athen.

— Professor Dr. Immanuel Hermann v. Fichte, 84 Jahre alt, in Stuttgart, am 8. August.

— Alexander Hesse, Historienmaler, in Paris, 63 Jahre alt.

— Louis Vulliemin, Historiker, in Zürich, 83 Jahre alt, am 10. August.

— Jan de Sweerts, Direktor der Prager Malerakademie, am 11. August, in Marienbad, 59 Jahre alt.

Die Flößerei auf der Isar.

(Hiezu das Bild S. 949.)

„Die Floßfahrt auf der Isar scheint erst mit der Entstehung der Städte München und Landshut Bedeutung gewonnen zu haben. Außer der Zufuhr von Material für diese neuangelegten Städte war es aber auch der Weintransport, der im zwölften Jahrhundert auf der Isar betrieben wurde. Zur Zeit Ludwig des Bayern bezogen die Klöster in der Umgegend von Tölz ihren Wein vermittelst Floßfahrt aus Tyrol; in Tölz wurde er dann ausgeladen und weiter verführt": so berichtet die verdienstvolle Chronik Westermeier's (der auch die übrigen geschichtlichten Daten entnommen sind) über die Floßfahrt auf der Isar, als deren Hauptort Tölz genannt werden muß. Terrassenförmig von den Ufern des schönen Isarstromes aufsteigend, inmitten der bayerischen Voralpen, deren südlichen Abschluß die Tyrolerberge bilden, bietet uns der liebliche, gewerbsame Markt mit seinen im Gebirgsstyl erbauten, mitunter bunt bemalten Häusern ein Bild, das den Beschauer unwillkürlich fesselt. Hier nun, lieber Leser, kannst du sie leibhaftig sehen, die stämmigen Gestalten, die ich dir jetzt im Geiste vorführen will, behende mit dem unzertrennlichen Beile den Floß aus mächtigen Stämmen auf dem reißenden Wasser zusammenfügend, dem sie sich dann anvertrauen und der sie bis München, ja häufig bis nach Wien trägt.

Es ist ein eigen Ding um den Eindruck, den ein solch' Fahrzeug mit seinen kräftigen Lenkern in den ledernen Kniehosen, den Spitzhut keck auf das Ohr gedrückt, auf Jeden macht, der es so lautlos auf den grünen Wellen einherschwimmen sieht; man kann sich nicht satt daran sehen, und Sehnsucht ergreift uns nach den immer schönen Bergen, denen jene Baumriesen entrissen worden sind. Doch ist oft viel Gefahr dabei, ein solch' Ungethüm aus Stämmen zu regieren, und es waren deßhalb schon in den Jahren 1369—1371 Gesetze vorhanden, die vorschrieben, daß kein Flößer im ersten Jahre seiner Fahrt Personen auf dem Floße mitnehmen dürfe und daß nach Ablauf des Lehrjahres die Innung entscheiden müsse, ob er ein tüchtiger „Ferge" sei. Sicheres Auge, Geistesgegenwart und genaue Kenntniß des Fahrwassers müssen die steten Begleiter des Flößers sein, denn nur zu leicht ist es möglich, daß die geringste unrichtige Steuerung großen Zeitverlust, ja das ganze Verderben des Floßes zur Folge haben kann. Die Isar ist ein gar böses Wasser und erfordert die größte Aufmerksamkeit, da sie, voller Kiesbänke und reißend wie jeder Gebirgsstrom, oft in einem Tage ihr Rinnsal ändert.

Schon von Mittenwald, dem Ausgangspunkte der Flöße, schwimmen diese Baumriesen, die leider jetzt immer seltener werden, einher: in Tölz wird Station gemacht und in den meisten Fällen werden dann die Flöße noch mit Brennholz, Kohlen, Brettern und Kalk verladen. Doch führten noch zu Anfang unseres Jahrhunderts die Flößer Seide, Früchte, Wein u. dergl. aus Südtyrol zu uns heraus. Die Fahrt von Tölz nach München nimmt gewöhnlich 6—7 Stunden in Anspruch.

Bis nach Wien werden nur die größeren Bauhölzer geflößt und zu diesem Zwecke die Flöße „gestrickt", d. h. ihrer mehrere zu einem vereinigt. Daß es auf der Fahrt dahin nicht an allerlei lustigen „Stücklin" fehlt, läßt sich leicht denken; so ist z. B. die Taufe ein uralter Brauch, der sich noch immer erhalten hat. Ist nämlich ein Neuling, ein Solcher, der die Fahrt nach Wien zum ersten Male macht, unter den Flößern, so wird unter dem Strudel bei Krain die Taufe mit einem Topf Wasser, das dem Täufling unter allerlei Sprüchen über den Kopf gegossen wird, vollzogen; zur Entschädigung für dieses unliebsame Bad sucht dann der Pathe dem Getauften einen tüchtigen Weinrausch anzuhängen, den sich dieser schon eher gefallen läßt. Nach Wien fährt ein solcher Floß unter normalen Verhältnissen in 6—7 Tagen. Die Rückreise wurde früher mittelst der sogenannten „Zeilerwägen" bewerkstelligt, heutzutage bringt das Dampfroß die Söhne der Berge im Fluge wieder in ihre Heimat, wobei sie auf den Bahnen halbe Fahrtaxe genießen. Im Jahre 1424 führten die Flößer den griechischen Kaiser Johannes Paläologus, der aus Italien kam, die Isar hinab, als er zu Kaiser Sigismund nach Ungarn fuhr.

Ehedem waren auch einzelne Flöße zur regelmäßigen Personen- und Güterbeförderung eingerichtet; diese Fahrten, im Volksmunde „Ordinari" genannt, gehören jetzt schon lange der Vergangenheit an. Für unsere heutigen Verhältnisse dürfte eine Notiz der Chronik über den früheren Preis eines Floßes nicht uninteressant sein; sie schreibt: „In den Jahren 1450—1500 kostete ein Floß mit 16 Bäumen zu 50 Schuh Länge 2 Pfd. 3 Schilling (4 fl. rhein.), im Jahre 1536 aber kam in Landshut ein ganzer Gebirgsfloß auf 45 kr. bis 1 fl. 30 kr. zu stehen." — Jetzt kostet ein solcher mindestens das Achtzig- bis Hundertfache.

So ändern sich die Zeiten!

Prinz Napoleon Viktor Jérôme Friedrich.

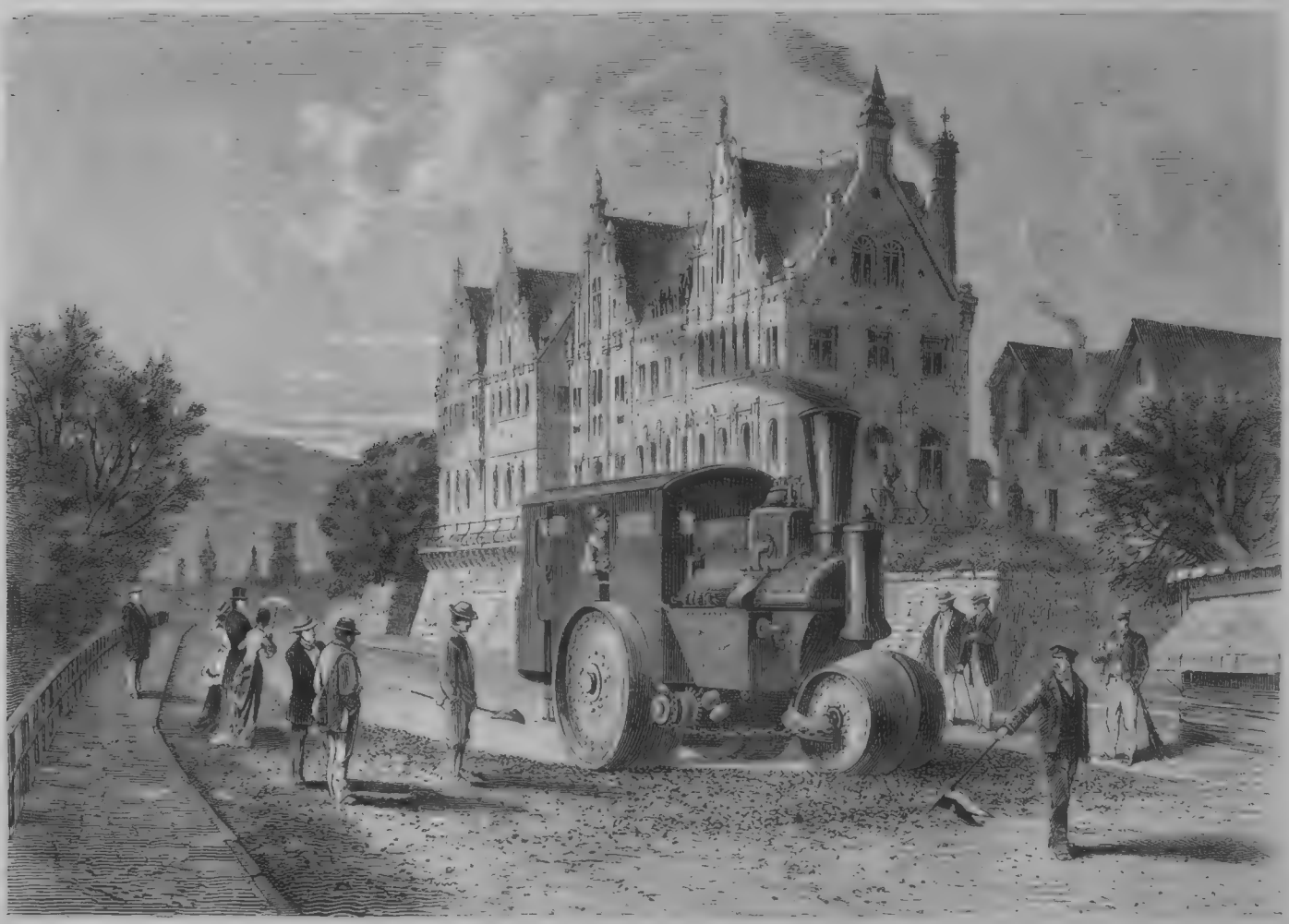
Der einzige und letzte Erbe der napoleonischen Dynastie, welcher als solcher in Frankreich und ganz Europa von den Freunden und Feinden des Kaiserreichs unzweifelhaft anerkannt war, der im kaiserlichen Purpur geborene Sohn Napoleon III., ist nicht mehr, und bei den schwankenden Zuständen in Frankreich, welche eine Rückkehr zum Kaiserreich mindestens ebenso möglich erscheinen lassen, als irgend eine andere politische Zukunft des vielbewegten und vielgeprüften Landes, hat die Frage über die Nachfolgerschaft des im Zululande gefallenen kaiserlichen Prinzen ein über den Augenblick hinausreichendes Interesse.

Nach den von den französischen Kammern und dem französischen Senat genehmigten Bestimmungen des Hausgesetzes der früheren kaiserlichen Familie ist der Prinz Jerome Napoleon ohne Zweifel der Chef des gesammten Hauses Bonaparte und er wurde, wenn das Kaiserreich heute bestande, unbestreitbar den Thron zu besteigen haben. Seine Stellung als Chef der Familie scheint auch sowohl von den Prinzen des Hauses, als von den bedeutendsten politischen Führern der bonapartistischen Partei nicht angefochten zu sein. Etwas Anderes aber ist es, ob diese Partei es wagen kann und für durchführbar halten wird, gerade diesen Prinzen, wenn die politischen Konstellationen das einmal ermöglichen sollten, dem französischen Volk in seinen Komitien als Kandidaten für den wiederherzustellenden kaiserlichen Thron zu präsentiren. Das Kaiserreich ist thatsächlich verschwunden — das kaiserliche Staatsrecht ist aufgehoben und die bloße Erbfolge des früheren Gesetzes gibt unbedingt, selbst in den Augen der Bonapartisten, kein Recht auf den Thron eines dritten Kaiserreichs. Das französische Volk wird in einem solchen Falle frei in seiner Wahl sein, und die Bonapartisten, wenn sie Erfolg haben wollen, werden dieser Wahl des Volkes eine Persönlichkeit vorzuschlagen haben, welche möglichst viel Bürgschaften einer klugen und ruhmvollen Regierung bietet und zugleich im Auslande möglichst viel Sympathieen erweckt. Dieß Alles ist bei dem Prinzen Jérôme Napoleon nicht der Fall, denn er entbehrt sowohl alles Ansehens und Vertrauens in Frankreich, als er bei sämmtlichen europäischen Höfen wegen seiner stets wiederholten Koketterie mit der rothen Revolution gewiß sehr unliebsam sein würde. Er gerade wird auch am wenigsten etwas dagegen einwenden können, wenn man über das frühere Erbfolgerecht hinweggehen sollte, da er sich ja noch neuerdings einen Sohn der Revolution genannt hat. —

Prinz Napoleon Viktor Jérôme Friedrich. Originalzeichnung.

Sein ältester Sohn Napoleon Viktor Jerome Friedrich dürfte dagegen vielleicht für einen solchen Fall die meisten Chancen haben. — er hat keine politische Vergangenheit, was für einen Prätendenten, der mit allen Parteien rechnen muß, sehr wichtig und nützlich ist, — er ist von dem sympathischen Nimbus der Jugend umgeben und würde als Neffe des Königs von Italien auch bei den Großmächten Europas freundliche und bereitwillige Aufnahme finden. Ferner steht ihm, und zwar gerade bei den Anhängern des Kaiserreichs, die Bemerkung in dem Testament des kaiserlichen Prinzen zur Seite, durch welche dieser den Prinzen Viktor als den Erben seiner Ansprüche und Hoffnungen bezeichnete. Kann eine solche Bemerkung in einem rein privaten Testament dem jungen Prinzen Viktor nun auch freilich weder in dem Hause Bonaparte, noch in Frankreich irgendwelche begründeten Rechte geben, so hat doch dieser letzte Wille des verstorbenen Sohnes Napoleon III. eine große moralische Bedeutung und dürfte seinerzeit wohl dazu beitragen, die Aufstellung seines jungen Vetters als Prätendenten zu erleichtern. Freilich liegt eine solche Prätendentschaft noch im Schooße einer ziemlich nebelhaften Zukunft, denn es gehört dazu, daß nach dem Ende der gegenwärtigen Republik in Frankreich die imperialistische Strömung die Oberhand gewinnt, — es gehört ferner dazu, daß die bonapartistische Partei, welche durch den Tod des kaiserlichen Prinzen die allgemein anerkannte Fahne verloren hat, ihre Einigung erhalte, — und es gehört endlich dazu, daß der junge Prinz, nöthigenfalls auch gegen den Willen seines Vaters, die dornen- und gefahrvolle Rolle eines französischen Prätendenten anzunehmen sich bereit finde.

Er ist am 18. Juli 1862 geboren — also jetzt siebenzehn Jahre alt und soll eine sorgfältige, aber, wie man sagt, durch den Einfluß seines Vaters und zum großen Kummer seiner Mutter sehr freigeistige Erziehung erhalten haben, wodurch er für den in Frankreich so einflußreichen Klerus kaum ein genehmer Prätendent sein möchte. Jedenfalls aber wird dieser junge Prinz in der nächsten Zeit mehr in den Vordergrund der politischen Bühne treten und mehr als bisher die Blicke auf sich ziehen, weßhalb wir nicht haben unterlassen wollen, unseren Lesern sein Bild vorzuführen.



Die Dampfstraßenwalze in Stuttgart. Originalzeichnung von F. Faller. (S. 946.)

Die Flößerei auf der Isar. Originalzeichnung von Hermann Ziebland. (S. 947.)

Auf Waldwegen.

Novelle

von

August Becker.

(Fortsetzung.)

3. Hangen und Bangen.

Noch lag wieder ein klarer Sommermorgen über dem waldfrischen Gebirg. Das sammtweiche Moosgewand der Felsenschlüfte, in welche die Sonne noch nicht gedrungen war, troff noch vom Nachtthau. Im kühlen Forst oben richteten die „farbenduftigen Kinder des Waldes“, gleichsam noch schlaftrunken, die thauschweren Blumenköpfe auf, und über ihnen in goldgrünen Wipfeln jubilirten die „geflügelten Sänger“ ob ihres Lebens in all' der sonnigen Pracht.

Es war nicht mehr sehr frühe. Die Sonne war schon von den Felsenhängen weit in den Thalgrund herein gerückt, auf dessen Straße unter anderen Reisewagen ein schöner Landauer dahin rollte, während Morgenmusik aus einer der Restaurationen tönte, wo die wanderlustigen Fremden und Eingeborenen, bereits aus den Wäldern heimkehrend oder auf dem Wege dahin, sich am warmen Kaffee erquickten. Aus den Wäldern „hoch da droben“ hallte manchmal der Jubelruf eines entzückten Wanderers von Fels zu Thal; von den steilen Rändern des Gebirgs leuchteten da und dort die lichten Sommergewänder schöner Frauen, die früh schon auf die Höhen gestiegen. Und horch'! Welch' melodisches Klingen und Läuten! Auf der Matte, die sich vom Thalbach dicht neben der Straße bis zur blau aufsteigenden, mit Birken geschmückten schroffen Felswand hinbreitet, waidet ruhig eine Heerde nach den harmonischen Akkorden ihrer zusammenstimmenden Kuhglocken. Und dort auf den Kanten, Klippen und Rissen einer jähen und nackten Porphyrkuppe, die sich im Weiher spiegelt, klettern Dutzende von Ziegen, ihr spärliches Futter am liebsten an den unzugänglichsten Stellen suchend.

Nun steigt der Wagen zwischen malerisch bekleideten Wänden und jähem Abfall durch den Felseinschnitt zum Bergforst hinan, der bald hüben und drüben, im schönen Wechsel von Nadel- und Laubwald, seine dunklen Fahnen oder seine weitausladenden, goldgrünen Aeste schattend über die Straße breitet. Vom verdeckten Fußpfad nebenan, wo es jetzt besonders schön zu wandern ist, dringt manchmal Lachen und frohes Geplauder durch den Jubel der Vogelwelt. Dann und wann rollt ein Reisewagen mit Fremden von Ruhla oder Liebenstein her unserem Landauer entgegen, und an der Ausweichestelle öffnet sich über den Straßenrand hin eine tiefe Bergfalte mit ihren dunklen Tannenhalden, hellen Buchen und braungrünen Eichengründen.

Es ist herrlich. Mitten durch diese Pracht steigt aber der Landauer fast leer die Bergstraße hinauf. Nur eine ältere Dame sitzt darinnen, kaum vermögend, all' den Naturgenuß zu bewältigen. Sie hat ja einen offenen, für alles Schöne zugänglichen Sinn, eine empfindende Seele, ein warmes, poetisches Gemüth. Ihre Brust war ja geschwellt von überstürmenden Gefühlen, allein ihr Busen öde, leer, freudenleer, ihr Herz gebrochen. Sie wähnte dieß wenigstens, denn die einsame Reisende war Tante Träudchen.

Tante Träudchen allein im Thüringerwald. Wie überwältigend drangen die Erinnerungen, die wehmuthvollen Empfindungen auf sie ein! Nun konnte sie sich ganz ungestört einzig dem Gedanken jener Jugendfreundschaft widmen, welche einst in diesen Wäldern erlosch. Nein, nicht erlosch; Tante Träudchen hielt an dieser Freundschaft noch über das Grab hinaus, hielt Treue noch der Freundin holdem Geiste. Mit wahrer Lust vertiefte sie sich in die Vorstellung, daß die Längstverstorbene sie unsichtbar begleite, mit ihr die Waldlust genieße, ja sie vielleicht an die Stelle geleite, wo einst ihr Leben schwand.

Und dennoch hatte Tante Träudchen Augenblicke, wo sie wünschte, mit Lebenden sich des Morgens im Gebirg freuen zu können, wo sie gerne den hohen Genuß mit den Uebrigen getheilt hätte, welche schon im Marienthal den Wagen verließen, um in einem der Erfrischungslokale zu frühstücken und dann wieder zu Fuß im Bergwald weiter vorzudringen. O, all' ihr lieben, graulockigen Tanten, deren Leben in Entbehrungen, Demüthigungen, Aufopferungen und Entsagungen dahin geht und verweht, euch brauche ich nicht zu sagen, wie es Träudchen zu Muthe war, als sie einsam durch die schöne Landschaft fuhr, mit deren Genuß sie selbst einen Raub an den Zurückgelassenen zu begehen vermeinte.

Es ließ sich ja nicht leugnen, Tante Träudchen hatte ihre Eigenheiten, wie die meisten ihrer Schicksalsschwestern. Sie hatte ihre spitzige Nase und angereifte Schmachtlocken, die überschwengliche Seele und das gebrochene Herz. Aber sie hatte doch daneben auch das selbstlose, immerwährende Sorgen, Thun und Walten für das Wohl Anderer, — sie hatte die geschickte, glückliche Hand und den scharfen, nüchternen, praktischen Verstand im gesammten Hauswesen, wodurch sie ihrem Vetter, dem Großhändler, so nothwendig, ja unentbehrlich, und Allen, die ihr näher traten, so werth und achtungswürdig geworden war, obwohl sie manchmal in Jamben nicht bloß sprach, sondern auch dachte.

Sie hatte der kleinen Alwine nach Kräften die verstorbene Mutter ersetzt, hatte den Haushalt des verwitweten Großhändlers so sorgsam aufrecht und in gewohnter Ordnung gehalten, daß Vetter Bertuch, dem ein bequemes, comfortables Leben daheim eine Nothwendigkeit war, in dieser Hinsicht die betrauerte Gattin nicht vermißte. Freilich trug solche Stellung in sich selbst ihren Lohn, gewährte Macht und Ansehen in einem großen Hause. Allein neidlos hätte sie den Szepter einer Andern überlassen, wenn diese nach ihrer Wahl und nach ihrem Sinn in die Würde der Hausfrau eintrat. Daß sie dabei an Elisabeth dachte, setzte ihre Selbstlosigkeit in's hellste Licht, denn diese — das konnte sich Tante Träudchen selbst sagen — war ganz dazu geschaffen, das Regiment im Hause ebenso uneingeschränkt als umsichtig zu führen und weiteres Eingreifen auszuschließen.

Nun war es sehr betrübend für Tante Träudchen, daß Vetter Bertuch, der doch wahrhaftig auch kein Jüngling mehr, förmlich verzaubert war von dieser Nichte Elisabeths, dieser Klara Schmidt, dem blutjungen, unerfahrenen Ding, das nach eigenem Geständniß nichts, noch gar nichts konnte und verstand. Schön und artig war ja das Mädchen, soweit sie dieselbe kannte, vielleicht auch nicht ganz so unwissend und beschränkt, als sie sich selbst ausgab; wenigstens verriethen die Augen und Mienen oft mehr Verstand, Geist und Gefühl, als sie in ihre kargen Reden legte. Allein was wollte ein Mann wie Bertuch, der daheim ganz seinen ausgebreiteten Geschäften und Handelsbeziehungen lebte, eigentlich mit so viel unerfahrener Jugend im Hause!

Bedrückte nun die Sorge um die künftige Wahl ihres Vetters mehr ihr Gemüth oder die stets wache Erinnerung an der Freundin Tod, über dessen nähere Umstände sie nie Bestimmtes hatte erfahren können? Tante Träudchen ward trotz allen Naturgenusses der Schönheit jenes Sommermorgens nicht recht froh. Wollte sich doch sogar der Wunsch in ihr regen, diese Reise wäre unterblieben, wobei ihr unwillkürlich die Ahnung aufstieg, sie könne verhängnißvoll enden. Schwül und drückend lag es ihr auf dem Gemüth, als werde ihr noch etwas Besonderes begegnen, als stehe sie vor einem entscheidenden Erlebniß. Es schwante ihr etwas, wie sie später mit einem poetischen Volksausdruck zu erklären pflegte.

Indeß blieb der Himmel klar und wolkenlos, wölbte sich blau über dem grünen Bergforst. Schon stand die Sonne hoch über den östlichen Waldhöhen, ihr Goldglanz drang durch die Baumkronen und füllte den Grund. Auch Tante Träudchen konnte sich ihren Strahlen trotz wehmüthigen Gedenkens und Ahnens nicht verschließen. Angeweht von der Poesie jenes Sommermorgens im Gebirg, sprach sie für sich, an die Lehne ihres Wagens sinkend, die selbstgedichteten Verse:

„Längst schob der Tag den Purpurvorhang auf
Und seine Königin, die goldene Sonne,
Sprang stolz und keusch aus ihrem dunklen Bett
Dort hinter jenen thaufrischen Hügeln.
Wenn sie sich wieder tagesmüde bettet —
Was ist geschehn, was hat die Zeit gebracht?“

Tante Träudchen hatte keine Antwort auf diese Fragen ihres poetisch gestimmten Gemüths. Tiefer drückte sie sich in die weichen Wagenkissen, vergrub ihr blasses Gesichtchen hinter den bleichenden Locken und überließ sich für den Rest des Wegs unbestimmten Gedanken, bis die Höhe des Gebirgs endlich erreicht war und der Kutscher am Rennsteig vor der „hohen Sonne“ hielt.

Als man der „einzelnen Dame“ nur erst aus dem eleganten Landauer geholfen hatte, begab sich dieselbe in den bereits mit anderen Gästen besetzten Wirthsgarten, um sich eine Tasse warmen Thees reichen zu lassen, während der abgelohnte Kutscher an der Haustreppe nach einem Glas Bier verlangte und auf „Rückfracht“ zu rechnen schien.

„He, wie ist mir denn, Kutscher?“ ließ sich jetzt der Eselstreiber hören, der bei seinen Thieren auf dem gewohnten Platze stand und sich einen Schnaps um den andern schmecken ließ. „Bringst Du bloß das alte Damenbrett da, und bin doch mit drei Eseln bestellt? Wo hast Du denn die Anderen abgeworfen mit dem feinen, bildhübschen Mädchen?“

„Kommt Alles noch zu Fuß nach,“ war die Antwort. „Das schöne Fräulein im Wagen wäre mir allerdings lieber gewesen. Donnerwetter auch, das Herz geht Einem auf, wenn man solch' ein Geschöpfchen nur ansieht. Dem dicken Mynheer, der sie umschlängelt, geht es gerade so. Herrgott, ja! — Na, das Geschäft scheint gut zu gehen hier oben! Ist das Dein Gehülfe? Ist ja ein Mordskerl für einen Eseljungen.“

„Ah, Der!“ lautete die Erwiederung mit einem Blick nach einem großen, starken Burschen, der an der Hauswand neben den Eseln lehnte. „Ein Bruder von mir, ist Zimmermann, eben erst aus der Fremde gekommen, thut draußen nicht gut. Christian, bereit halten!“ rief er dann, die Pfeife nach dem rechten Mundwinkel schiebend, dem Genannten zu.

Derselbe stand, wie erwähnt, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt und etwas gebeugt da, indem er stumm zu Boden sah und nur dann und wann den breiten Rand seines etwas stark mitgenommenen schwarzen Schlapphutes ein wenig zurückschlug, um nach den anlangenden Fremden zu schauen. Dieß war das einzige Zeichen von Theilnahme an dem, was um ihn vorging. Es war überhaupt ein mürrischer, wortkarger Mensch, jedoch von nüchterner Natur, wie es schien, da er dem Beispiel seines Bruders, der sich eben wieder das Schnapsglas füllen ließ, nicht folgte. Die etwas zu hohen Schultern in Verbindung mit dem vorgebeugten Kopf, dem schlappen, schlechten Hut und dem versteckten, ausweichenden Blick darunter gaben seiner Erscheinung nichts Einnehmendes.

So nahm er denn auch die Aufforderung des Bruders, sich bereit zu halten, als Tante Träudchen wieder erschien und herbeitrippelte, keineswegs freundlich auf. Hatte er seither deutlich das Bemühen verrathen, sich der Aufmerksamkeit der Leute möglichst zu entziehen, so trat er nun unwirsch heran, um Folge zu leisten.

„Ich möcht' einstweilen auf den Hirschstein reiten!“ lispelte Tante Träudchen. „Jedoch, mein Freund, wo ist denn Euer Weib?“

„Mein Weib, Madame, hat sich gestern Nacht auf dem Heimweg verdorben, ist unwohl. Aber 's thut nichts, der Große da geht mit Ihnen. Heb' die Gnädige auf den Esel, Christian.“

Dem Angerufenen schien die Aufgabe sauer anzukommen und er hätte sich ihr sichtlich lieber entzogen. Nachdem er jedoch mit dem Bruder einen Blick gewechselt, schwang er Tante Träudchen glücklich in den Sattel und trieb, ohne ein Wort zu verlieren, den Esel über die Straße auf den Waldpfad nach dem Hirschstein. Gebückten Hauptes folgte er dem sanftmüthigen Thiere und antwortete auf einige Reden der Gnädigen kurz angebunden Ja und Nein, sonst nichts.

Von der „hohen Sonne“ ist es nicht weit nach dem Aussichtspunkte des Hirschsteins, kaum ein Viertelstündchen. Mit sanfter, fast unmerklicher Steigung führt der Weg unter den Eichen hin in den gemischten Wald, durch welchen die Sonne schon kräftig schien. Da wandelte es Tante Träudchen gar seltsam an, wie sie nun auch „im Walde von Thüringen — der Freundin gleich — auf einem Esel ritt“. Wer weiß, vielleicht war es derselbe Weg, auf welchem dieselbe ein geheimnißvoller Tod überraschte! Alle wehmüthigen Empfindungen der Ueberlebenden waren rege. Wunderbar elegisch gestimmt, sah sie mit blassem Antlitz zwischen den baumelnden Locken hindurch auf Wald und Weg.

Da die Sonne der Reiterin gerade in's Gesicht schien, hatte sie ihren Parasol aufgespannt und ließ ihn nun in Gedanken sanft hin und her schwenken. Auf ihre beiläufige Bemerkung, ob ihr Führer stets so stumm verbleibe, versetzte dieser unter seinem Schlapphut hervor:

„Kann schon reden. Aber — nur nichts halb! sagte der Teufel, da er den Amtmann sammt dem Schreiber holte. — Warum,“ fügte er hinzu, „reitet die Gnädige nicht lieber im Schatten? Die Sonne sticht schon.“

„Nicht doch, mein Sohn, ich habe diesen Schirm,“ antwortete Träudchen, „der mildert mir der Sonne heiße Gluten.“

„Das wohl," stimmte der Mann in seiner Weise zu. „Es kühlt, sagte der Teufel und setzte sich auf eine glühende Ofenplatte."

Dem guten Träudchen kamen diese Aeußerungen etwas seltsam vor. Bemerkungen hierüber jedoch noch zurückhaltend, überließ sie sich ihren Gefühlen, indem sie hoch zu Esel ihren Parasol elegisch balancirte.

„Wie heimlich still umfängt mich hier der Wald, wo meine Freundin einst wohl auch geathmet! Ihr habt wohl meine Lina nicht gekannt?"

„Welche Lina?" fragte der Treiber theilnahmlos unter seinem Schlapphut hervor.

„Lina Beifuß."

Merkwürdigerweise übte dieser Name auf den Treiber einen Eindruck, welcher das gute Träudchen auf seltsame Muthmaßungen gebracht haben würde, wenn es ihr aufgefallen wäre. Der Mann zuckte förmlich zusammen und hätte unter schärferer Beobachtung seine Betroffenheit nicht zu verleugnen vermocht. Ein eigenthümlich kalter, fragender und spähender Blick blitzte unter dem schlappen Hut hervor nach der „Gnädigen" im Sattel. Allein diese war weit davon entfernt, einen Argwohn zu fassen, und so drückte der Mann den Hutrand noch etwas tiefer in's Gesicht und schüttelte dann verneinend das Haupt.

Hätte Träudchen irgend welchen Verdacht geschöpft, sie wäre nicht so arglos dahin geritten, sonder Harm und Furcht, ohne auf ihren Parasol Acht zu haben, der sich plötzlich an einem überhängenden Zweige fing, so daß sie ihn fahren lassen mußte, da ihr Esel, rücksichtslos taktfest und unbekümmert um ihren Schrei nach dem Schirm, dahin trottete. Ohne ein Wort zu verlieren, holte indeß der Treiber den baumelnden Parasol mit seinem Stecken wieder herunter und überreichte ihn mit den Worten:

„Bück' dich! sagte der Teufel, als er sich die Hörner an der Höllenpforte abstieß."

Tante Träudchen fand diese Aeußerung zwar sehr volksthümlich, allein nicht sehr gewählt und artig, unterdrückte jedoch noch ihre Bemerkung hierüber, indem sie dankte und von den Heidelbeeren am Wege sprach, worauf ihr seltsamer Begleiter meinte:

„Die sind noch unreif! sagte der Teufel, als er statt Beeren Bomben verschluckte."

Jetzt wandte sich Träudchen doch sanft verweisend mit der Mahnung an ihn:

„So manch' geflügelt Wort und Redensarten entlehnt Ihr, Freund, dem Lexikon des Satans. Laßt Ihr es sein, sollt Ihr ein Trinkgeld haben."

„Darin bin ich kitzlich! sagte der Teufel, als ihn der Erzengel anspießte!" war die schnurrige Antwort des unheimlichen Kauzes, während der Weg jetzt aus dem Walde auf die freie, von Haidekraut überwucherte Bergkuppe führte.

Eine Wetterfahne und eine einzelne knorrige, wetterharte Eiche, welche von einer rohen Bank umgeben ist, bezeichnet den Aussichtspunkt des Hirschsteins, der hier mit abschüssigem Rand jäh abstürzt und seinen Felsenfuß weit unten in tiefen Laubwald setzt. Jenseits des prächtigen Waldgrundes schließen die vom Rennsteig in schönem Schwung abfallenden Höhen den Blick; in der Ferne und rechts über den Waldhügeln die blauen Kuppen der Rhön, im wiesengrünen Mittelgrund einzelne weiße Gebäude der fürstlichen Sommerresidenz. Tante Träudchen mit dem Lorgnon auf der Nase war höchlichst entzückt, als sie nur erst einmal sich an den für Flachlandbewohner immerhin schwindeligen Abgrund zu den Füßen ihres Esels gewöhnt hatte.

„Wie freundlich ruht die Landschaft rings umher!" sprach sie. „Wie friedlich! wie voll Anmuth! Wie harmonisch mischt sich aus Grün, Weiß, Blau der Farben Wirkung! Und dieses Wilhelmsthal im stillen Grunde liegt reizvoll da, — nicht prächtig —"

„Aber nett! sagte der Teufel, als er sich den Schwanz erbsengrün färbte."

Ueber diese Ergänzung ihres Satzes keineswegs erbaut, hob Tante Träudchen den Blick zu dem sonderbaren Redner auf und sprach:

„Ihr fühlt, mein Freund, der Landschaft Anmuth nicht. Ich nehm' es Euch nicht übel, Euer Stand versagt Euch dieß; wie sollt's auch anders sein! Ihr nährt Euch wohl von trock'nem Brod und Käse."

„Das ist mir Wurst! sagte der Teufel und biß sich in den Schwanz," lautete die unstreitig sehr verwunderliche und von Tante Träudchen höchlichst übel vermerkte Entgegnung des Gesellen, dessen Hand übrigens kräftig im Zaumwerk des Esels lag, während sein Auge vom abschüssigen Rand zu ihren Füßen aufmerksam die Tiefe maß, in welche die Felswand jäh hinabsank.

„Pfui!" rief jetzt Träudchen ungeduldig, ja nachgerade entrüstet über diesen ebenso einseitigen als eintönigen Spruch- und Weisheitsschatz des derben Eselstreibers. „Laßt dieses schnöd' unheilige Gerede. Heißt Ihr doch Christian, nicht Urian. Es wär' Euch besser . . ."

Was ihm besser wäre, erfuhr jedoch der Mensch mit dem graulichen Humor nicht, denn Träudchen redete nicht aus, das Wort erstarb ihr im Munde.

Auf einmal, urplötzlich, unterlag nämlich die gute Tante einer seltsamen, unheimlichen Anwandlung. Ihre Arglosigkeit schien in Schreck, ihre Entrüstung in Entsetzen umzuschlagen. Der Athem schien ihr ausgegangen, sie brachte kein Wort mehr heraus. Sie dachte nicht mehr, sprach nicht mehr, sah nicht mehr hinaus in die Landschaft, — sie starrte bleich, kreideweiß, nur noch gerade vor sich hin, auf einen Punkt, nicht in der Ferne, sondern in unmittelbarer Nähe, dicht vor ihren Augen. Es mußte etwas Unheimliches, Grauenvolles, Versteinerndes sein, was sie sah. Angst und Furcht rüttelten an ihrem schwachen Leibe, sie war in heftiges Zittern gerathen. Das bischen Blut ihrer Lippen war völlig zurückgewichen, — nur ein hektischer Fleck brannte noch auf den bleifarbigen Wangen, — ihre Gestalt hing wankend und bebend im Sattel.

„Ihnen schwindelt!" rief jetzt der Treiber und zog das Thier etwas weiter vom Rande des Abgrunds zurück.

„Ja — ja, mir schwindelt!" kam abgebrochen, stockend, erlöschend von den bleichen Lippen.

Allein ihr Blick haftete noch auf demselben Punkt wie vorher, — die Ursache ihres Grauens lag nicht in der Tiefe, nein! in allernächster Nähe, gerade vor ihr, — die gräßlich weiten, starren Augen ruhten auf einer Hand am Sattelknopf ihres Thieres, von der es wie ein Blutstropfen im Sonnenlicht glühte. Ihr Schauer war kein Schwindel, ihr Entsetzen steigerte sich. Wie Eiszapfen, glotzend hingen ihre Blicke aus den Stirnhöhlen und schienen anzugefrieren an dem einen Punkt auf der Hand des Treibers, welche den Sattelknopf umfaßte.

Auch der Mann bemerkte ihre heftige Erregung und er ward unruhig. Was hatte sie nur! Er fing ihre Blicke ab und erkannte zu seinem Staunen, daß sie an seiner Hand hingen. Befangen zog er dieselbe hastig zurück; das Blut schoß ihm dabei zu Kopf. Aus der von Angst gepreßten Kehle der Dame aber kamen jetzt beklommene, halb erstickte Worte.

„Wo habt Ihr — — Mann, wo habt Ihr — allmächtiger Gott!" fing sie nochmals an, „wo habt Ihr den Ring, diesen Ring her?"

Betroffen sah der Eselstreiber auf seine Hand. Ja, am untern Glied des kleinen Fingers dieser gebräunten, kräftigen, aber nicht auch schwieligen Hand glänzte ein goldener Reif, ein kostbarer Ring in Form einer Schlange, welche einen Karfunkel im Rachen hielt. Ja, gleich dem Karfunkel der Sage blitzte der schöne Rubin in rothem Lichte von der Hand dieses Mannes. Er war sehr betroffen, seine Verlegenheit sichtlich groß. Die Lippen zusammenpressend, nahm sein vom breiten Hutrand beschattetes Gesicht einen peinlich unbehaglichen Ausdruck an.

„Diesen Ring?" fing er dann stockend an. „Woher ich diesen Ring habe?"

„Mann, wie seid Ihr zu dem Ring gekommen?" kreischte jetzt die Beklagenswerthe halb außer sich und fuhr mit beiden Händen nach der Stirne, die Augen verdeckend, als könne sie den Anblick nicht länger ertragen.

„Der Ring, Madame, je nun, dieser Ring!" wiederholte er, ohne weiter zu kommen, aber auch ohne mehr Sätze aus des Teufels Spruchschatz zu zitiren. Seine Verlegenheit war groß, kleidete sich jedoch zuletzt in ein befangenes Lächeln. Jedenfalls sah er noch verwunderter als bestürzt und schuldbewußt drein. Unangenehm aber mochte ihm der Umstand erscheinen, daß jetzt auch andere Besucher des gerühmten Aussichtspunktes sich näherten und die Waldwege, sowie der nahe Rennsteig belebter wurden, denn er begann sich etwas bänglich umzusehen.

Tante Träudchen war indeß von Schreck und Grauen in dem Grade angefaßt, daß sie sich kaum mehr im Sattel zu halten vermochte. Sie wollte zu Boden springen, um zu fliehen; aber die Glieder waren wie gelähmt, die wankenden, einknickenden Beine würden sie kaum einen Schritt weit getragen haben. Sie wollte um Hülfe rufen, allein die Stimme versagte ihr, kein Ton kam aus der beklommenen Brust. Erst als der Eselstreiber Hand anlegte, um die halb Ohnmächtige zu stützen, kam ihr wieder die Sprache.

„Die Hand weg!" rief sie entsetzt keuchend. „Laßt mich! — Rührt mich nicht an, Mann! — Sagt, wo habt Ihr den Ring her?"

„Ich weiß in der That nicht, — woher soll ich —"

„Fort! Fort von hier! Zurück!" ächzte Träudchen matt und abwehrend, als einige der anlangenden Fremden näher traten.

Außer sich vor Schreck und Angst über die Entdeckung, die sie gemacht, war sie kaum mehr fähig, Anderes mehr zu unterscheiden, und sah ihr Heil nur noch in schleuniger Flucht. Ein Irrthum bezüglich ihrer Entdeckung war nun allerdings nicht möglich. Am kleinen Finger dieses unheimlichen Menschen saß der Ring, welchen sie einst der Freundin zum steten Gedenken gewidmet, jener Freundin, die dann im Thüringerwald, vielleicht unter gleichen Umständen, an derselben Stelle den Tod gefunden. Eine Verwechslung schloß sich von selbst aus. Träudchen kannte diesen Ring, dessen Form und Werth genau; er war nach ihrer Erfindung und Angabe vom Juwelier ausgeführt worden, und sie selbst trug einen völlig gleichen — ein dritter existirte nicht — als Gegenstand der Jugendfreundschaft am Finger. Dachte sie aber daran, auf welche Weise allein der kostbare Ring von der Freundin Hand in den Besitz des Eselsführers gelangt sein konnte, wollten ihr die Sinne schwinden, der Athem ausgehen.

„Die Dame ist unwohl!" wandte sich jetzt einer der Herren, welche eben nach dem Aussichtspunkt gekommen waren, an den Treiber. „Lassen Sie das Thier traben und bringen Sie dieselbe rasch nach dem Wirthshaus zurück. Schwache Nerven ertragen den Blick in solche, wenn auch mäßige Abgründe nicht! Rasch zurück! Lassen Sie den Esel laufen!"

Und damit gab er dem Thiere selbst einen Streich mit der Hand.

Es war nicht weit durch den Wald nach der hohen Sonne, und der Esel schien die Ungeduld zu theilen und rannte wie verrückt dahin, so daß der Treiber Mühe hatte, die halb Bewußtlose im Sattel zu halten. Um sich Gedanken hinzugeben, blieb keine Zeit; denn in Kurzem langten Treiber und Esel mit ihrer Last vor dem Wirthshause wieder an.

„Was ist denn, Christian?" erkundigte sich jetzt der Besitzer des Thieres. „Was hat es denn gegeben? Seid Ihr denn besessen?"

Christian machte eine Geberde, daß weder er, noch der Esel es seien, aber die „Gnädige" scheine es ein wenig zu sein. Noch wechselten sie Blicke, während Träudchen halt- und willenlos aus dem Sattel glitt und zu Boden gesunken wäre, wenn nicht ihr Kutscher, der noch immer auf eine Rückfracht wartete, herbeigesprungen wäre und sie aufgefangen hätte.

„Bringt mich in den Garten — nur nicht in dieses Haus!" hauchte die Arme schwach, aufgelöst in Grauen.

Und der Kutscher that wie befohlen. Ein Gläschen Wein ward vorsorglich zur Stärkung gebracht, die bleichen Lippen schlürften und Träudchen erholte sich etwas, warf aber immer noch entsetzte Blicke um sich. Uebrigens wirkte die Anwesenheit des Kutschers aus ihrem Gasthofe, der sie heraufgefahren, beruhigend. Sie erfuhr, daß die Ihrigen noch immer nicht angelangt seien, vielleicht noch an der alten Stelle säßen.

Schaudernd verlangte sie dann, von diesem Orte weg nach der Stadt zurückgebracht zu werden, wozu der Kutscher gerne bereit war, während sie sich noch zitternd und zagend über die Wirthsleute und den Eselhalter erkundigte. Die Auskunft lautete höchst günstig und auch der Eselhalter sei ein ordentlicher Mann, der allerdings auf jegliche Weise seinen Verdienst suche; dagegen wisse Niemand, wie es um den Bruder Christian eigentlich stehe, dessen scheues und mürrisches Wesen den Leuten im Hause auffalle.

Träudchen nickte sehr bedeutsam. Durch die Gegenwart des Kutschers beruhigt, hatte sie sich auch bereits so weit gesammelt, daß sie ein Papierblatt aus ihrem Taschenbuche nahm, es auf dem Gartentische beschrieb, in ein bereitgehaltenes Couvert einschloß und dann die Adresse aufzeichnete, worauf sie es sorgsam einsteckte.

„Und nun fort! Fort von hier aus seiner Nähe. O, Freund, ich habe Schreckliches erlebt. Vielleicht begegnen wir den Meinigen, daß ich sie warne, oder auch — wir treffen Jemanden, der mir zuverlässig heute den Brief noch an Elisabeth besorgt."

Der Kutscher half ihr über den Schlag hin auf die Polster des Wagens, in welche Träudchen jetzt, zerflossen in Schmerz, aufgelöst in Schwäche und Grauen, fast besinnungslos sank und mit geschlossenen Augen, ohne sich zu rühren, liegen blieb, während der Wagen vom Rennsteig hinunter durch den Bergwald rollte, über welchem der Himmel noch ebenso blau sich wölbte, der Sonnenschein noch ebenso verklärend lag, wie am frühen Morgen.

Der Vorfall mit der „nervenschwachen alten Jungfer", wie man sich etwas unehrerbietig ausdrückte, hatte nur auf kurze Zeit die Aufmerksamkeit der Leute oben am Rennsteig zu beschäftigen vermocht, wobei die Einen lachten, die Anderen bedenklich den Kopf schüttelten und sich fragten, was sie nur mit diesem „Christian" gehabt haben möge, daß sie in solche Aufregung gerathen konnte, — diesem Christian, der sich so menschenscheu da umhertrieb, kaum Jemandem ein Wort gönnte. Niemand hatte sich vorher viel um ihn gekümmert. Nun lehnte er wieder in der früheren gebückten Haltung an der Hauswand, als ob ihn Alles nichts angehe. In dieser Stellung verharrte er merkwürdig ausdauernd, zwar sichtlich bemüht, sich der Beobachtung zu entziehen, dennoch so gleichgültig, so unempfindlich, so faul und einsilbig nach wie vor.

Selbst die vorwurfsvollen Blicke und bedenklichen Anspielungen seines Bruders schienen keinen Eindruck auf ihn zu machen. Als dieser die Besorgniß aussprach, daß diese aufgeregte „alte Schachtel" — so unehrerbietig drückte er sich aus — wohl bewirken könne, die Bestellung der Esel wieder rückgängig zu machen, rührte dieß den Hartgesottenen nicht. Sie durfte nur auf der Rückfahrt ihrer Gesellschaft begegnen, dieselbe abwendig machen, so konnte man hier mit den Eseln warten und warten; der Tagesverdienst war großentheils verloren, nachdem aus Rücksicht auf die Erwarteten schon mehrere reitlustige Fremde abgewiesen oder hingehalten worden waren. Christian jedoch machte sich gar nichts daraus. Auch äußerte sich die Mißstimmung des Bruders nicht zu nachdrücklich, auch nicht geradezu gegen ihn. Jener schien einen unverkennbaren Respekt vor dem mürrischen brüderlichen Gehülfen zu haben, wenn er sich nämlich ihm allein gegenüberfand. Nur wenn Andere hinzutraten, wuchs ihm der Muth, dann und wann ein unzufriedenes Wort hinzuwerfen.

Das Verhältniß, in welchem die Beiden zu einander standen, mußte auffallen, war sichtlich kein regelrechtes, vielmehr ungewöhnlich und räthselhaft. Nun war besonders der rothhaarige Kellner erpicht, hinter die Geheimnisse der beiden Brüder zu kommen. Nicht ohne Neid hatte er Abends vorher bemerkt, wie schlau der Eselstreiber die Freigebigkeit jenes Reisenden auszubeuten verstanden, der schließlich gegen ihn selbst die Hand verschlossen hatte. Als er nun Gelegenheit dazu fand, trat er in die Wirthsstube an das offene Fenster, unter welchem Christian, der ihm gar nicht gefallen wollte, müßig an der Mauer lehnte. Und hier machte er allerdings eine höchst auffällige Beobachtung.

Christian mochte sich gelangweilt fühlen, denn er zog eine Uhr aus der Tasche und sah genau nach der Zeit. Diese Uhr war aber, wie der Rothkopf mit scharfem Blick bemerkt hatte, eine so feine goldene Ankeruhr, daß ihn fast der Schlag traf vor Staunen. Wie kam der struppige Kerl zu solcher Uhr? Es war sehr verdächtig.

Nachdem Christian dieselbe wieder eingesteckt hatte, beäugelte er aufmerksam seinen kleinen Finger, an welchem ein kostbarer Ring mit einem rothen Edelstein saß. Und der Ring — den Rothkopf wollte fast noch einmal der Schlag treffen — der Ring glich genau demjenigen, den er gestern an einer andern Hand flüchtig blitzen gesehen, — nämlich an Tante Träudchens Hand, als sie mit der Kaffeekanne hantierte. Das erregte noch größeren Verdacht. Der Rothkopf konnte sich für's Erste den Umstand nur so erklären: Christian hatte dem schwachen Frauenzimmer während des Spazierrittes den Ring unvermerkt oder auch gewaltsam abgezogen, wodurch sie in die angstvolle Erregung gerathen, die bei der Rückkehr noch vorhanden war, ohne daß die Dame den Muth gefunden, den Menschen direkt zu bezichtigen. Daß er sich jedoch in dieser Muthmaßung irrte, wissen wir bereits.

Des Kellners Argwohn wuchs aber und ward zur festen Ueberzeugung, als er jetzt bemerkte, daß Christian den kostbaren Ring mit einiger Anstrengung vom kleinen Finger streifte und in eine Falte seines wohlgefüllten Portemonnaies legte. Diese Börse — den Rothkopf wollte zum dritten Mal der Schlag treffen — diese Börse war von rothem Saffian mit silbernem Beschlag und, wie bereits erwähnt, wohlgefüllt. Bedächtig schloß sie Christian und steckte sie wieder in die Westentasche, aus der er sie gezogen hatte.

In späteren Berichten über seine Beobachtungen spielten diese drei „Schläge", welche den ehrlichen Rothkopf beinahe getroffen hätten, ihre bedeutsame Rolle. Es war ja wahrhaftig auch nicht zu verwundern; denn aus derselben Börse hatte er, wie er sich genau erinnern zu können glaubt, Tags vorher nach einander zwei Markstücke als Trinkgeld erhalten. Ja, ein Irrthum war hier ausgeschlossen, es war die Börse des freigebigen Fremden, welcher in verflossener Nacht noch mit dem Eselstreiber in den Wald hineingeritten war und von dem man nichts mehr gesehen und gehört hatte.

Jedenfalls wäre dem rothköpfigen Aufwärter hierüber der Verstand stille gestanden, wenn dieß möglich gewesen wäre. Schon rief die Frau Wirthin heftig zum Zimmer herein, was er denn da zu faulenzen und Maulaffen feil zu halten habe, während im Garten die Gäste vor Ungeduld lärmten. So kehrte er denn schleunigst mit seinen Erfahrungen, über welche er sich jedoch erst später Rechenschaft ablegen wollte, zum Geschäfte zurück, um die Reisenden zu bedienen, welche auf allen Waldwegen zuströmten.

Auch durch die Buchenhalle, welche den begangensten Fußweg zur „hohen Sonne" wie ein riesiges Kirchenschiff überwölbt, kam eine kleine Gesellschaft von Herren und Damen. Freundlich leuchtete schon von ferne das lichtblaue Gewand eines jungen Mädchens aus dem prächtigen Waldgang. Und allmälig kamen sie heran, Alle, die Tante Träudchen zuletzt so sehnlich erwartet und auf der Rückfahrt verfehlt hatte, da sie, dem Fußpfad folgend, nur einmal die Straße selbst gekreuzt hatten: der reiche, behäbige „Mynheer", der eisgraue, doch jugendlich frische Fabrikant nebst Gattin, Schwägerin und Tochter — froh begrüßt vom Eselstande her, wo man sich jetzt flink bereit machte.

Jedoch Herr Schmidt nickte leutselig:

„Später. Wir wollen uns ein wenig erfrischen."

Als er sich hiebei nach Tante Träudchen erkundigte, machte die Nachricht, daß die „Gnädige" bereits wieder die Rückfahrt angetreten habe, einiges Aufsehen. Unterdeß hatte er nicht unterlassen, gespannte Blicke im Garten umherzuwerfen. Ob dieser „Herr Vetter" nicht wieder in irgend einer Ecke saß! Zuzutrauen war es dem unverschämten Menschen. Die Galle stieg ihm schon bei dem Gedanken hieran auf, und als jetzt der rothköpfige Kellner heranwedelte, fragte er hastig:

„Ist er da?"

„Fürchten Sie nichts," war die zuvorkommende Antwort. „Spurlos verduftet."

Hierauf folgte noch die nähere Mittheilung, daß der Patron nochmals vor Nacht sich eingestellt und mit Geld um sich geworfen habe, als sei der Großmogul sein Vetter. Nun aber scheine er aufgehoben zu sein für immer, nachdem er spät noch auf einem Esel in den Wald hineingeritten sei.

Klara's Vater erschien von der Auskunft sehr be-

Eine Idylle aus der Vogelwelt.

Von H. Giacomelli.

VI. Fütterung.

Nestbäkchen, du gehorchtest mir
Und schriest nicht wie die Andern,
Drum soll der fette Bissen hier
In deinen Schnabel wandern.

Geduld, Geduld! und piept und schreit
Und schnappt nicht wie besessen,
Wir wissen's, daß ihr hungrig seid
Und werden Keins vergessen.

friedigt. Ohne auf den bedeutsam gesprochenen letzten Satz des Kellners besonders zu achten, sprach er aufgeräumt:

„Und Mann und Esel sah ich niemals wieder. — Bringen Sie nun eine gute Flasche Bordeaux in die Laube, den besten, welchen Sie haben."

(Fortsetzung folgt.)

Die Zauberin Roma.

Von **Hermann Oelschläger.**

(Schluß.)

Aus den Trümmern und aus dem Schutt, den viele Jahrhunderte aufgehäuft, sprang, wie auf ein Zaubergeheiß, der antike Quell des Lebens ungeschwacht hervor, um sich in reichen, breiten Strömen durch die in Formen erstarrte Welt zu ergießen, durch die Nacht und Finsterniß, die jahrhundertelang auf den Landern gelagert hatte, brach siegend die heitere Sonne hellenischen Lichtes; neben dem leidenschaftlichen Studium der Antike ging goldene Lebenslust einher, welche die menschlichen Gemüther wieder zauberisch umfaßt hielt; Anmuth und Lieblichkeit ergossen sich wieder über das Dasein und antike Urbanität verschönerte den Verkehr. Ein heidnischer Hauch durchwehte und erfüllte alle Verhältnisse jenes Zeitalters, das Gregorovius in seiner meisterhaften Darstellung

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.

Mutter: Ja, Nazi, was hast denn, warum machst ein so trauriges Gesicht!

Nazi: Weil ich ein Unglücksvogel bin. Der Schwitzkopf war der Letzte in der Klasse und ich hab' mich zum Vorletzten hinaufgearbeitet, und heute stirbt der Schwitzkopf und jetzt bin ich wieder der Letzte.

Junge: Wollen Sie mit Tante Bertha ausreiten?
Lieutenant: Ja wohl, Junge.
Junge: Sind Sie denn wieder gesund?
Lieutenant: Ich, gesund! Ich bin ja nicht krank gewesen!
Junge: Aber Mama sagte gestern Abend: Der Herr Lieutenant thut mir leid, er leidet so stark an der Einbildung.

Husar (meldend): Ein Paket aus der Heimat erhalten'
Wachtmeister: Ihr habt wohl zu Hause ein Schwein geschlachtet? — Da ist ja ein Schinken drin.
Husar: Zu Befehl, Herr Wachtmeister!
Wachtmeister: Na! und! haben bei euch zu Hause die Schweine bloß einen Schinken!

Pferdebahn-Kondukteur: Ist von den Herrschaften Jemand zugestiegen?
Schusterjunge: Jawoll! Eine Herrschaft — ist!

„Nu sagen Sie mir, Herr Doktor, offen un ehrlich, ich bin uf's Schlimmste gefaßt: wie lang kann's noch mit mir dauern — bis ich — emol wieder e Schnäpschen trinke darf'"

Krämerin: Junge, wat willst Du denn so spät noch?
Junge: Ick wollt' 'mal fragen: Haben Se Nägel!
Krämerin: Nee'
Junge: Na, womit kratzen Se sich denn da!

der Renaissance treffend ein neues augusteisches nennt, mit seinen Macenaten, Künstlern, Dichtern, Höflingen, Schmarotzern, Hetaren, mit seinen Vorzügen, seinen Mangeln und Lastern, denen nur ein Juvenal gefehlt habe aus Mangel an Muth. Aber dieser andeutende Hinweis auf die trüberen, krankhaften Erscheinungen jener Zeit, die einem offenbaren Naturgesetz zufolge ihr so wenig erspart blieben als den großen Kulturepochen früherer Jahrhunderte, darf uns das strahlende Bild jener Tage nicht verdunkeln, in welchen „sich das geistig überströmende Leben der italienischen Nation wie ein bacchantischer Fest- und Triumphzug entfaltete, um dann abzublühen und zu verdorren".

Aber die Schöpfungen jener Zeit sind uns glücklicherweise geblieben: noch stehen ihre Paläste, durch die großartige Einfachheit ihres Styls nicht weniger imponirend als die Bauten der Alten, aus deren ernstestem und eifrigstem Studium sie hervorgegangen sind; noch grüßen uns in endloser Reihe die auf's Neue so schön erhöhten marmornen Götterbilder, noch leuchten farbenfrisch von Wand und Decke die Meisterwerke einer Kunst, die immer das Entzücken der Welt bilden wird. Wenn wir aus dem antiken Rom zum mittelalterlichen, zum heutigen Rom uns wenden, so durchschreiten wir jene Straßen und Plätze, deren höchste Zierde eben jene Paläste sind. Die Cancelleria, die Palazzi Torlonia, Massimi, Farnese sind Namen, welche das Höchste in der unvergleichlichen Baukunst der Renaissance bedeuten, und durch ihre vornehmen Portale tritt man in Höfe, deren

mächtigen Innenraum leicht und luftig gespannte Bogengänge durch zwei, drei Stockwerke in großartigen Linien umschließen. Und die Kunst dieser Zeit überschüttete Alles mit ihrem Zauber, Heiliges und Profanes: hier der Moses des Michel Angelo, kühn und gewaltig bis zur äußersten Grenze menschlichen Darstellungsvermögens, dort in Santa Maria Maggiore die schönste Decke der Renaissance von Giuliano da Sangallo, und wieder in Peruzzi's weltberühmter Farnesina, dem schönsten Landhause der Welt, wie Burkhard sie nennt, Rafael's göttliche Galatea und sein Märchen von Amor und Psyche. Ich habe das Glück gehabt, den Parterresaal der Farnesina nicht in jenem Zustande zu sehen, wie er sich — nothgedrungenerweise — einmal in jedem Monat den dichtgedrängten Schaaren von Fremden präsentirt, den Boden nackt, die Stühle übereinandergestellt und mit einer häßlichen Decke zugeschlagen. Ich sah ihn ausgeschmückt mit kostbaren Teppichen, die wenigen Möbel in fürstlichem Schmucke, und so, wie Alles im Raume harmonisch zusammenstimmte, war die heitere Pracht, welche die Halle füllte, geradezu überwältigend. Darum auch, glaube ich, wird Niemand scheiden können ohne den heißen Wunsch, wenigstens einmal noch in seinem Leben in dieser festlichen Halle wieder wandeln und sein Auge an dieser Fülle und Heiterkeit antiken Götterlebens auf's Neue berauschen zu können.

Und sollte es schwer fallen, uns den schönen, jugendlichen Rafael zu denken, wie er hier arbeitete, wie er das anmuthigste Bild der „Galatea" genannten Venus mit seinen Pinselstrichen hinzauberte, neben sich die geliebte Fornarina, deren Gesellschaft er selbst bei der Arbeit nicht zu entbehren vermochte, und wie er dann wieder zum Vatikan emporstieg, fürstlich im Auftreten, vom reichen Gefolge umgeben, vielleicht der einfachen Hütte vorbei, in welcher der ernste, strenge, einsame Michel Angelo seine großen Gestalten bildete? Die Decke des Letzteren in der Sixtinischen Kapelle hat heute zwar alle Farbenpracht schon verloren durch die „heilige Unverschämtheit" des Kerzenqualms und der Weihrauchwolken — aber sein Gott Vater, wie er, vom Mantel umwallt, in gewaltiger, großer Bewegung daherstürmend, gebieterisch die Arme streckt, Sonne und Mond zu erschaffen, ist heute noch das Höchste, was man sehen kann, und — der christliche, der alttestamentliche Zeus neben dem heidnischen Zeus — ein würdiges Seitenstück zu dem in stolzer Ruhe beharrenden olympischen Gott von Otricoli, der nur wenige Gemächer entfernt von ihm seinen Wohnsitz angewiesen bekommen hat.

Wer nur ein einziges Mal aus den Loggien Rafael's, mitten aus einem Zaubergarten von Kunst und Phantasie heraus, über die sonnenverklärte Stadt weg auf die breite braune Campagna bis hinüber zu den blauduftigen Latinerbergen gesehen hat, der wird die Sehnsucht nach dieser einzigen Vereinigung von Kunst und Natur immer im Herzen tragen, und wer nur an einem einzigen Frühlingstage auf dem Janikulus gestanden hat, das ganze Häusermeer der ewigen Stadt unter sich mit dem bunten, endlosen Wechsel der Kuppeln, Thürme, Paläste, Säulen, Obelisken, Triumphbogen, Ruinen — mit der großen Geschichte von drittehalb Jahrtausenden, mit den herrlichen Schätzen zweier großen Kulturepochen — und wer von den dunklen Pinien und lorbeerschattigen Villengärten, die sich rings am Hügel und weiterhin dehnen, hinüber zum Aventinus blickt, mit den einsamen Klöstern, zu der Pyramide des Cestius, den gewaltigen Trümmermassen der Thermen, zu den riesenhaften Wasserleitungen, die sich wie Schlangen mitten durch das trümmerbesäte Gräberfeld der Campagna winden: wer das Alles vom Janikulus bis hinüber zum fernen blauen Gebirgsrand nur einmal umflutet sah von der warmen Fülle italienischen Lichtes, überwölbt vom zauberisch tiefblauen Himmel, der wird, so lange sich seine Jahre auch dehnen mögen, Rom niemals wieder vergessen können; dieses Bild, dessen Farben ihm nie verglühen, wird ihm oft in unfreundlicher Gegenwart so leuchtend wieder vor die Seele treten, daß die dunklen Schatten der Gegenwart ihm, wenn nicht versinken, doch erblassen: der alte Zauber bemächtigt sich seiner wieder mit ungebrochener Kraft und sänftigt ihn. Oft aber auch wird er, da es denn doch nicht Jedermann in die Wiege gelegt wird, daß er mit jedem neuen Herbste sich schwalbengleich' „alpenhinüber entschwinge", mit dem großen Philologen Heyne in hellem Unmuth ausrufen: „Es ist wahrhaftig nicht erlaubt, daß man hier lebendig begraben sein soll, während daß Andere in jenen Gegenden leben!"

Und doch sind mit alledem die Künste der alten Zauberin Roma noch bei Weitem nicht erschöpft. Was wären Geschichte und Kunst, wenn sie sich nicht erst mit der Natur zum schönsten Dreiklang verbinden würden. Man kann nicht immerfort durch eine Welt von Trümmern, auch wenn sie so großartig von Epheu umwuchert, von Lorbeer beschattet ist, wie hier, den dunklen Pfaden der Geschichte nachgehen, und man kann nicht unablässig Bilder bewundern und vor Götterstatuen stehen, die Brust verlangt auch dazwischen in freier Luft frei zu athmen, und die schönste Säulenhalle der Welt könnte Einem zuletzt doch zum verhaßten Gefängniß werden.

Ich will von den Villen Roms sprechen, aber doch nicht von jenen, die in Aller Mund sind, von der Villa Borghese oder Doria Pamphili oder Albani, die an gewissen Tagen und zu gewissen Stunden von Fremden aller Nationen erfüllt sind und die, wenigstens gilt dieß von den zwei ersten, denn die Villa Albani wird trotz ihrer entzückenden Perspektive auf die Berge doch mehr als „Kunststation" angesehen, dann auch den gesammten Quiriten zum erwünschten Rendezvous dienen. Die Herrlichkeit, die Weitläufigkeit jener Gärten sind denn auch weltbekannt; aber ihre theilweise Umwandlung in englische Parks hat ihnen doch viel von ihrem ursprünglichen Reize geraubt, und es wird kaum Jemandem mehr — namentlich wenn er sich bei seinem Besuche von so abgeschmackt modernes Gesellschaft umflutet sieht, wie dieß in der Regel der Fall ist — einfallen, sie mit den Zaubergärten in Arioft's Dichtungen zu vergleichen.

Wenn ich vom Zauber römischer Villen rede, denke ich an jene weniger besuchten, theilweise ganz abgelegenen Villengärten, denen noch kein englischer Gartenstyl ihr Gepräge verwischt hat und die noch vollständig den Charakter der echten italienischen Gartenkunst tragen. Denn es liegt auf diesen langgedehnten, dichten Cypressen- und Lorbeerhecken, auf diesen gewölbten schwarzblätterigen Steineichen, durch deren dunkelschattigen Gang sich der entzückende Ausblick auf eine sonnenglitzernde Fontäne, oder auf eine leuchtende Marmorstatue in der Nähe, oder auf eine malerische Ruine in weiterer Ferne öffnet, ein ganz unsagbarer melancholischer Reiz, den ihnen die Jahrhunderte aufgeprägt haben, und der nicht wenig hervorgerufen wird durch die eigenthümliche Pietätlosigkeit des römischen Charakters, die kunstvollen und selbst kostspieligen Werke der Väter oder Großväter bald wieder ganz der Natur oder dem Zufall zu überlassen. Wo denn nun auf solchem Wege im Norden rasch häßlicher Verfall, Verwüstung oder Zerstörung sichtbar würde, da umhüllt hier im Süden die Natur gütig die sündhafte Nachlässigkeit der Menschen mit ihrem üppigen, Alles verbergenden, Alles verschönernden Pflanzenwuchs, und bald umfängt uns eine so poetische Wildniß, eine so zauberische Einöde, wie sie malerischer nicht gedacht werden kann und wie sie gerade zu Rom paßt, der klassischen Stadt der Ruinen. Und klassisch ist auch der Hauch, der uns in diesen merkwürdigen Gärten umweht, wenn wir an der antiken Wasserleitung vorüberschreiten, die einen Theil ihrer epheuumspannten Bogentrümmer vielleicht gerade hier in den Garten hereinstreckt, oder wenn wir, durch irgend eine Spur verlockt, mit Gefahr unseres Lebens durch ein dichtverwachsenes Bosket brechen, das uns wie ein kleiner Urwald trotzig entgegenstarrt, und in diesem auf einander gehäuft oder an einander gelehnt schöne Götterbilder entdecken, einen Bacchus, eine Karyatide, einen Faun, die Gott weiß welcher Zufall hieher geführt hat, die dann vergessen wurden und die hierauf der Blätterfall von vielleicht mehr als hundert Jahren dichter und dichter zugedeckt und der Erinnerung der Menschen für immer entzogen hat. Das kann in Rom vorkommen. Oder wenn wir, müde vom Umherwandern, uns auf einem alten, moosüberzogenen Sarkophag niederlassen, der noch heute die rührenden Worte trägt, mit denen ein weinender Vater vor zwei Jahrtausenden seiner dahingeschiedenen Tochter den letzten Gruß zugerufen hat, oder über Pinien und Cypressen hinweg hoch vom Janikulus auf die erhabenen Trümmer des alten Rom blicken, die da unten im Sonnenglanz liegen. Neben uns aber rauschen stolze Kaskaden von der Höhe herunter, lebensfrisch und in tausend Silbertropfen zerstäubend, an kunstvollen Rampen und Balustraden vorbei, von Meergöttern aufgefangen, von Meernixen freigelassen, überwölbt vom schattigen Bogendach alter, herrlicher Ahornbäume.

Und wie einsam sind diese zaubervollen Wildnisse! Ich habe viele Stunden in den Gärten der Villa Medici oder gar des Palazzo Corsini verträumt, ohne auch nur von ferne den Laut einer menschlichen Stimme zu hören. Der Portier läßt mich durch's Gitterthor ein, schließt hinter mir ab, und erst auf das Zeichen, das ich ihm nach Stunden mit einer am Eingang befindlichen Glocke gebe, entläßt er mich wieder aus diesem reizvollen Gefängniß. Man muß in diesen Gärten sein im Frühling, wenn die Natur aus ihrem Winterschlaf erwacht, den sie ja doch auch im Süden hält, und wenn die feuchten, warmen Lüfte vom Meere herwehen. Dann glaubt man in dieser träumerischen Stille unter den Eichen, Cypressen, Lorbeerbüschen und Orangenbäumen das Wachsen und Treiben der Natur zu hören, man spürt, man empfindet ein mächtiges Wirken und Weben der Pflanzen um sich, wie man es noch nie gekannt, und diese alle von so drängendem Lebenstrieb erfüllten Bäume mit ihrem feuchten dunklen Laub, das sich so seltsam vom blauen Himmel hebt, sehen viel ernster und geheimnißvoller aus als bei uns zu Hause im Norden. Der Epheu, der da drüben schon die alte Trümmerwand umklettert und dann mit seinen vielen Armen nach der leuchtenden Bacchantin gegriffen hat, daß sie bald von ihrem Säulengestell zu ihm herab auf den Boden sinken wird, scheint sich jetzt auch gegen uns her zu bewegen, und man wird vom bangen Gefühl ergriffen, von dieser reichen, lebendigen, üppigen Pflanzenwelt in der nächsten Stunde ergriffen, umschlungen, erstickt zu sein.

Führt uns endlich der Abend, mit Blumen beladen, aus den Gärten oder mit manchem kostbaren Pezzo Marmor beschwert aus den Ruinen in die Stadt zurück, so finden wir leicht den befreundeten Kreis, in welchem wir unsere eigenen Erlebnisse und Eindrücke des Tages schildern und andere dagegen eintauschen können. Jeder der Freunde weiß etwas Neues, bringt etwas Neues und gibt etwas Neues, aber nur aus Rom und über Rom, denn das ist das Charakteristische: man spricht in Rom nur von Rom. Alles Andere versinkt, und hier auf dem heiligen römischen Boden — der Boden, auf welchem Rom erbaut ist, sagt Dante, ist würdiger, als die Menschen sagen — herrscht die ehrwürdige Roma mit unbeschränkter Macht voll und allein. Der Eindruck, den sie — man mag Wochen, Monate oder Jahre verweilen — täglich und beständig ausübt, ist so gewaltig, daß sich ihm nichts zu entziehen vermag, und daß er alles Andere beiseite schiebt, verdrängt, auffaugt; dadurch bekommt aber die Konversation ein ganz eigenthümliches Gepräge, eine besondere geistige Bedeutung, wie dieß übrigens immer der Fall war; denn Justi in seinem gelehrten Buche „Winckelmann" bemerkt schon aus der Zeit des vorigen Jahrhunderts: „Die Unterhaltung an öffentlichen Orten war in Rom gehaltvoller als an irgend einem Platze der Welt."

Man fühlt bei einem längeren Aufenthalt in Rom bald, daß die Fremden dort eine Art geistige Gemeinde bilden, zu welcher nicht ein Jeder paßt. Der reiche gemeine Börsenmann, dessen einzige Lektüre der Kurszettel, dessen gewöhnliches Getränk der Champagner und dessen liebsten Aufenthaltsort am Abend ein mit Pariser Raffinement ausgestattetes Café chantant bildet, findet seine Rechnung am wenigsten in der Hauptstadt der Welt und verschwindet auch in der Regel bald wieder. Taucht eine solche Erscheinung, die Einem schon zu Hause nur in geringem Grade sympathisch ist, hier aber geradezu wie eine Blasphemie erscheint, am Horizont von Rom auf, so fragt man sich leicht: „Was thut Der hier in Rom?" — „Was thut der Hund im Bade?" fragten die alten Griechen. Aber wie gesagt, zum Glück kürzen Leute dieses Schlags ihren Aufenthalt hier möglichst ab, denn sie ertragen die feine, vergeistigte Atmosphäre nicht, in der man sich hier bewegt und die doch zu ihrem Boden ein Land voll gesunder Sinnlichkeit und voll kräftigen Realismus hat.

Rom, seine große Geschichte, seine große Kunst bilden das ewige, unerschöpfliche Gesprächsthema der Tage und der Abende, und wir Alle leben dort heute noch unter jenem Zauber, den auch Petrarca meint, wenn er von jenen Gesprächen erzählt, die er mit seinem Freunde Giovanni Colonna auf den Riesengewölben der Diocletiansthermen führte und in denen, wie er ausdrücklich hervorhebt, nicht von Geschäften, nicht von Hauswesen und Politik, sondern angesichts der Trümmerwelt, die sie umgab, nur von der Geschichte, von der Philosophie und von den Erfindern der Künste die Rede war.

Und das ist wahrhaftig nicht der kleinste, nicht der niedrigste Gewinn von einem römischen Aufenthalt! Mag der Philister daheim in seiner qualmigen Bierstube verlottern, mag er seine tausend Nichtigkeiten Tag um Tag für große Staatsaktionen ansehen, mag er sich auf seinen langweiligen Bällen, Soiréen, Konzerten pflichtschuldigst zu Tode martern, mag er sein kleines Persönchen mit eitlem Wind aufblähen, sich freuen, wenn er wenigstens einmal in jedem Monat seinen Lokalruhm als Stadtrath oder Dichter oder Kritiker oder Schuhmachermeister gefeiert sieht, mag er sich ärgern, daß Andere leben, ohne ihn leben und ihn auslachen; hier ist Rom und hier ist kein Platz für ihn. Hier ist kein Raum für Nichtigkeiten, und keine Stätte der Welt predigt eindringlicher und lauter die große Lehre von der Hinfälligkeit, Flüchtigkeit und Eitelkeit alles Irdischen.

Aber auch keine Stätte der Welt predigt lauter seligen Leichtsinn, brausende Lebenslust, heilige Schönheit. Und wie unter dem Einfluß der Sonne, der Luft, des Klimas für die Betrachtung der Kunst unser Blick rasch schärfer, unser Geist freier wird, so geht auch jener Leichtsinn und jene Lebenslust auf unsere empfänglichen Gemüther über und spiegelt sich in jenen Abenden wieder, an denen im Freundeskreis die strohumflochtene Flasche mit dem feurigen Vino di Velletri unter Scherz und Gelächter die Runde macht und die oft erst nach Mitternacht ihr fröhliches Ende finden. Dazwischen werden wohl auch die Tasten des Klaviers in der Ecke angeschlagen und das römische Zimmer hallt wider von den Klängen eines Schubert'schen Liedes oder einer Beethoven'schen Sonate. Ob diese am Ende dann nicht doch das Heimweh wecken und die Sehnsucht nach Hause? — O, ihr schönen, ihr unvergeßlich schönen römischen Abende!

Neue Welten.

Geographische Skizzen

von

C. Frhr. v. d. Goltz.

VII.

Die Isthmusdurchstechung in Mittelamerika.

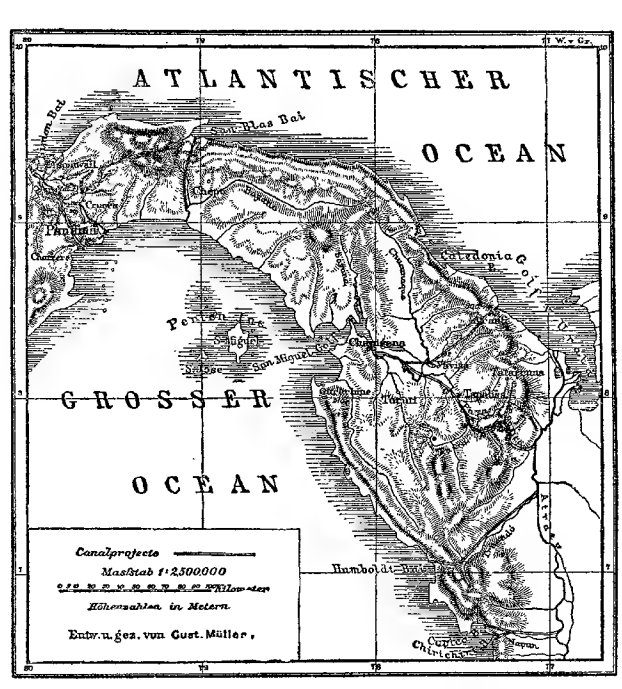
Die Geschichte der Versuche, in Mittelamerika eine Verbindung zwischen dem stillen und dem atlantischen Ozean aufzufinden oder künstlich herzustellen, ist so alt wie die Kenntniß von der großen Nähe der beiden Weltmeere. Mit dem Augenblicke, in welchem Balboa im Jahre 1513 den großen Ozean zum ersten Male erblickte, begann auch das Streben nach der Ermittlung eines direkten Seeweges dahin, der ja zugleich der langbegehrte westliche Seeweg nach Indien gewesen wäre. Sowie es klar geworden war, daß Nord- und Südamerika in ununterbrochener Landverbindung stünden, planten die spanischen Entdecker auch schon eine Durchstechung des Isthmus. Bei dessen geringer Breite wurde diese für leichter ausführbar gehalten, als sie es in der That ist. Schon Karl V. und Philipp II. trugen sich mit großartigen Kanalbauprojekten, welche nicht allein ihre handelspolitischen Interessen, sondern

auch die Ausdehnung ihrer Weltherrschaft fördern sollten. Im siebenzehnten Jahrhundert wurden die Flibustierbanden, welche die Küsten der spanischen Kolonieen verwüsteten, zu eifrigen Erforschern des Isthmus. Durch sie wurde die Kunde von der angeblichen Leichtigkeit einer Durchstechung auch in Europa außerhalb Spaniens verbreitet. Die Folge davon war, daß sich die spanische Regierung selbst gegen alle auftauchenden Projekte feindselig stellte und weitere Explorationen der Landenge auf das Strengste verbot*). So verging denn auch noch ein volles Jahrhundert, ehe die erste Karte des Isthmus durch den damaligen spanischen Gouverneur Andres de Ariza veröffentlicht wurde, trotzdem inzwischen der Gründer der Bank von England, Patterson, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf jene Weltgegend gelenkt hatte.

Neues Leben gewann die Kanalbaufrage mit dem Abfall der spanischen Kolonieen und dem Auftreten Bolivar's. Dieser, der Washington Südamerikas, entsandte 1828 eine Kommission nach der Landenge von Panama, welche die Kanalbaufrage studiren sollte. An ihrer Spitze standen der Genieoberst Lloyd und der Kapitän Fallmac, Beide erfahrene Forscher, die mit allen irgend nothwendigen Mitteln auf's Reichste ausgestattet wurden. Dennoch scheiterte das Unternehmen kläglich. Die Resultate waren ganz geringfügige; sie berührten die Kernfrage kaum obenhin. Diese und ähnliche Unternehmen, welche verunglückten, namentlich das tragische Ende der Expedition des Lieutenants Strain im Jahre 1855, ließen die außerordentlichen Schwierigkeiten erkennen, mit denen die Erforschung des Isthmus zu kämpfen hat. Sie bestehen zunächst in dem Mangel eines größeren Flußsystems, welches ein Vordringen in's Innere erleichtern könnte. Sodann ist es die üppige Vegetation, die, nach allerdings wohl übertriebenen Schilderungen, den Reisenden die Sonne nicht sehen und den nackten Boden nicht berühren läßt. Sie macht das Klima ungesund, hindert die Messungen und erschwert den Ueberblick. Dann folgt die Wirkung des heißen und feuchten Klimas, welches die Kräfte von Geist und Körper erschlaffen macht und dessen Einfluß sich kein Fremder zu entziehen vermag. Ein letztes Hinderniß ist die große Zahl der immer wieder erneuerten Vorschläge und Projekte geworden, da sie die Ansichten mehr verwirrte als klärte und den Austrag einer wissenschaftlichen Fehde noch vor dem Beginn der praktischen Thätigkeit erforderte.

Bald nach Lloyd's Rückkehr trat der Franzose Morel mit der Behauptung auf, er habe eine Bodensenkung quer über den Isthmus gefunden, welche sich an der höchsten Stelle nur etwa 40 Fuß über den stillen Ozean erhebe. Diese Angabe erregte natürlich die größte Sensation, denn — wenn sie richtig gewesen wäre, so hätte sie die Kanalbaufrage gelöst. Schon kaufte eine französische Gesellschaft Grund und Boden von bedeutender Ausdehnung, um die projektirte Linie zu beherrschen. Genauere Untersuchungen ergaben indessen die Unrichtigkeit von Morel's Messung und verlegten den höchsten Punkt jener Depression der Landenge auf nicht weniger als fast 400 Fuß. Allein Gelehrte und Forscher in großer Zahl beschäftigten sich immer wieder mit der Durchstechungsfrage, und es hat sich eine förmliche Literatur über dieselbe gebildet**). Auf dem internationalen geographischen Kongreß zu Paris im Jahre 1875 wurde auch die Durchstechung des mittelamerikanischen Isthmus der Diskussion unterzogen. Es gewährten zu dieser Zeit schon die umfangreichen Arbeiten des amerikanischen Marineoffiziers Selfridge eine sichere Unterlage, so daß das Gebiet der rein theoretischen Erwägungen verlassen und dasjenige praktischer Ausführung betreten werden konnte. An der Debatte nahm unter anderen bedeutenden Männern auch Ferdinand v. Lesseps, der Erbauer des Suezkanals, lebhaften Antheil. Schließlich wurde der Vorschlag des Generals Türr acceptirt und es trat eine große internationale Gesellschaft zur Förderung der ganzen Angelegenheit zusammen. Diese machte es sich zur Aufgabe, die verschiedenen plausibeln Entwürfe zu prüfen, durch wissenschaftliche, gründliche Untersuchung einen Vergleich des Werths der einzelnen Projekte möglich zu machen, eins davon zu wählen und die Ausführung in die Hand zu nehmen. Die neue Gesellschaft entsendete im November 1876 eine große Expedition nach dem Isthmus, welche von dem französischen Marineoffizier Lucien Wyse kommandirt und die aus Fachmännern, Gelehrten und Ingenieuren mehrerer Nationen zusammengesetzt wurde. Diese Kommission hat ihre Arbeiten im Wesentlichen beendet und die Ergebnisse dem dießjährigen internationalen geographischen Kongreß in einer Denkschrift: „Rapports sur les études de la commission internationale d'exploration de l'isthme américain" zur Begutachtung vorgelegt. Nach eingehender Prüfung hat der Kongreß, der am 15. Mai zusammentrat, am 29. Mai eine erste Entscheidung gefällt.

Die südamerikanischen Cordilleren trennen sich an ihrem Nordende bei den Quellen des Cauca und des Magdalenastromes im Staate Columbia (Neu-Granada) in mehrere Ketten, von denen die westlichste am rechten Ufer des Atratoflusses nordwärts zu den Küsten des karaibischen Meeres zieht*). An diese Kette schließt sich — mit ihr durch einen Sattel von etwa 300 Fuß Höhe verbunden — westlich des Atrato, an der Küste des stillen Meeres, ein unbedeutendes Gebirge an, das stellenweise nur einen schmalen und höchstens 650 Fuß Erhebung messenden Kamm bildet. Dann folgt bis zum St. Miguel-Golf hin wieder ein größeres Küstengebirge, welches sich jedoch landeinwärts derartig verflacht, daß die Wasserscheide zwischen Atrato und Tuira nur 420 Fuß hoch liegt. Am Golf von St. Miguel hört dieser Gebirgszug vollständig auf. Dafür aber nimmt nunmehr auf der Nordseite des Isthmus eine Kette ihren Anfang, die beim Golf von Uraba ansetzt und nirgends unter circa 1000 Fuß sinkt. Diese Kette endet am Chagresfluß zwischen Aspinwall und Panama, wo seit 1855 die Eisenbahn von einem Meere zum andern hinüberführt. Der höchste Punkt der Bahn liegt auf etwa 260 Fuß. Weiterhin hört die Gebirgskammbildung vollständig auf und die Landenge ist nur von einem Gewirr von einzelnen Hügeln und Bergen erfüllt. Doch nach wenig Meilen schon beginnt das die Mitte des Isthmus einnehmende Gebirge von Costarica, welches bis zu der großen Einsenkung des Nicaragua- und Managuasees reicht. Der Nicaragua liegt nur 100 Fuß hoch, und man kann in jenen Gegenden Linien von einem Ozean zum andern finden, welche sich nirgends über 300 Fuß erheben. Jenseits des Nicaraguasees liegen die Gebirgsmassen von Honduras und Guatemala, welche jeden Gedanken an Kanalbau ausschließen, bis, schon auf mexikanischem Gebiete, der Tarifapaß auf dem Isthmus von Tehuantepec zu etwa 700 Fuß hinabsinkt.



Das ist das gesammte von den Kanalbauplänen in Betracht gezogene Gebiet.

Die nördlichste Linie, die von Tehuantepec, ist von Humboldt befürwortet worden. Der Spanier Don Garay und der Italiener Morro schlugen im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts dort einen Schleusenkanal von 378 Kilometer Länge mit 150 Schleusen vor. Bernard (1850), Elias Ward (1854) und später Hartfeld und Shafford, die letzteren Zwei Amerikaner, beschäftigten sich mit diesem Projekt, das indessen keinerlei Aussicht hat, weil die Kosten zu riesenhaft sein würden und der Kanal am stillen Ozean keinen natürlichen Hafen als Endpunkt besitzt.

Das Nicaraguaprojekt tauchte eigentlich schon 1534 mit der Entdeckung des herrlichen Sees durch Gonzales d'Avila auf. 1770 trat eine englische Kommission, zu deren Mitgliedern auch der junge Nelson gehörte, diesem Projekte näher. König Wilhelm I. der Niederlande ließ es 1826 studiren, 1844 auch Prinz Louis Napoleon. 1850—1851 fand eine wissenschaftliche Aufnahme statt; diese wurde 1858 noch einmal berichtigt, 1868 von Michel Chevalier sogar schon ein Kontrakt über den Kanalbau mit Nicaragua geschlossen, mit Costarica vergeblich angestrebt. Noch nach 1870 forschten hier zwei amerikanische Kommissionen, von denen die letztere einen Schleusenkanal von 290 Kilometer Länge und mit 21 Schleusen vorschlug. In Costarica und zwischen Costarica und Columbia, etwa an der Grenze beider Freistaaten, entlang wurden Kanallinien projektirt, durch die näheren Untersuchungen indessen die Unausführbarkeit nachgewiesen. Nur Eisenbahnlinien sind hier möglich.

Dann folgen die Panamaprojekte, an denen Lloyd und Fallmac arbeiteten und auf welche auch die südamerikanische Gradmessungskommission hinwies. Morel's unhaltbare Pläne beziehen sich auf diese Gegend, und die Eisenbahngesellschaft der Linie Aspinwall-Panama erwarb hier bereits eine Kanalbaukonzession, ohne aus derselben Nutzen zu ziehen. Ein großer Vorzug dieser Trace ist die geringe Länge der Linie. Die Eisenbahnstrecke beträgt nicht mehr als $10^1/_3$ deutsche Meilen; der Kanal aber könnte noch gekürzt werden. Dicht westlich Aspinwall dringt nämlich die kreisförmige Limonbai tief in's Land hinein. Vom Südende derselben ausgehend, gelangt man über eine niedrige Landstrecke hinweg bei Gatun in das Thal des Rio Chagres, welcher sich eigenthümlicherweise nicht in die Bai ergießt, sondern in einem Abstande von einer halben Meile um die Westküste derselben herum bei Chagres direkt das Meer erreicht. Auch die Eisenbahn, welche von Aspinwall einen großen Bogen um die Limonbai schlägt, tritt bei Gatun in's Chagresthal. Von dort geht sie 5 Meilen am Flusse aufwärts nach Gorgona und Matachin, biegt dann in das Thal eines südlichen Nebenflusses, in das des Rio Obispo, ein, übersteigt die Wasserscheide (the summit) bei der Empire-Station und fällt im Rio Grande-Thale nach Panama hinab. Viele Umstände sind hier auch dem Kanalbau günstig. Nicht der unwichtigste davon ist der, daß die Eisenbahn die Versorgung des großen Kanalbauarbeiterheeres sehr wesentlich erleichtert. Wenn dennoch die Panamatrace bis in die allerneueste Zeit hinein hinter andere Pläne, wie die Atratoprojekte, zurücktreten mußte, so hat dieß wesentlich darauf beruht, daß sehr nöthige Untersuchungen für jene Linie noch ausstanden.

Das wichtigste Erforderniß für eine interozeanische Kanalverbindung ist, daß sie ohne Unterbrechung fahrbar sein muß. Ein offener Kanal auf dem Meeresniveau ist jeder künstlichen Anlage, namentlich den Schleusenkanälen, vorzuziehen. Bei diesen sind Zeitverlust, Aufenthalt, Störungen unvermeidlich. Die Betriebskosten werden ungleich höher; die Verbindung ermangelt auch bei der besten Konstruktion der Schleusen der absoluten Sicherheit. Selbst wenn die freie, ununterbrochene Schifffahrt auch nur um den Preis eines Riesentunnels zu gewinnen sein sollte, ist sie dem Schleusenbau vorzuziehen. Der Tunnel müßte für die Schiffsmasten mindestens 90—100 Fuß Höhe haben und dabei eine ungeheure Breite. Allein solche Werke sind für die heutige Technik nicht mehr unausführbar. Hier bei der Panamalinie würde aber ein Tunnel nicht unbedingt erforderlich sein. Einschnitte von 260 Fuß Tiefe durch Bergrücken hindurch existiren freilich noch nicht. Aber Aehnliches ist schon für weit geringere Zwecke ausgeführt worden, so in Mexiko ein Durchstich von 90 Fuß Tiefe und 11,000 Fuß Länge, sowie ein anderer von gegen 180 Fuß Tiefe auf 2400 Fuß Länge. Die Breite des Kanals müßte etwa wie die des Suezkanals sein: auf der Sohle 66 Fuß, auf dem Wasserspiegel 180 Fuß, bei einer Tiefe von 25 Fuß. Trotzdem hier bei Panama das Ideal aller Kanalbauprojekte, der offene Durchstich bis auf das Meeresniveau, erreichbar ist, hat sich die allgemeine Gunst erst in allerneuester Zeit wieder dieser Stelle zugewendet. Heute ist man der Ansicht, daß ein doppelt so theurer Niveaukanal noch immer jedem Schleusenkanal vorzuziehen sei.

Vom Golf von San Blas nach der Bayanomündung, 10 Meilen östlich Panama, ließe sich der kürzeste Kanal von Meer zu Meer legen. Er besäße ferner am Anfang und Ende vortreffliche Häfen in der Bai von San Blas und der Bayanomündung. Eine Barre, welche die letztere verschließt, hat schon 15 Fuß Wassertiefe in der Stromungsrichtung und sie läßt sich leicht ganz beseitigen. Aber Selfridge's Nivellements*) fanden hier die Wasserscheide, zwei Meilen vom atlantischen Meere, über 1000 Fuß hoch. Von der nur $6^1/_2$ Meilen betragenden Kanalstrecke würden $2^1/_5$ Meilen in einem Riesentunnel hinführen müssen und doch wären Schleusen wahrscheinlich nicht völlig zu vermeiden.

Von der Bai von Caledonien aus überschritt einst Balbao den Isthmus (hier Isthmus von Darien genannt), und auch Patterson untersuchte ihn. 1849—1853 reiste hier Dr. Cullen und verbreitete irrthümlich günstige Nachrichten, welche eine ganze Reihe von Expeditionen hervorriefen, darunter auch die unglückliche des Kapitäns Strain, dem sieben seiner Leute an Hunger starben. Man erreicht von der Küste an der Caledonienbai leicht das Thal des im oberen Laufe

*) Siehe: „Die Projekte zur Durchstechung des amerikanischen Isthmus von Bela Gerster" in den „Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien 1878". Ferner: Bogusławski und Reiß, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. V, Nr. 1 u. 2. W. Erman, Ueber die Projekte zu einer interozeanischen Kanalverbindung in Mittelamerika.

**) Eine sehr vollständige Uebersicht über diese Literatur geben die neueren Jahrgänge der Registrande der geographisch-statistischen Abtheilung des Großen Generalstabs, ein vortreffliches Handbuch.

*) Siehe eine Uebersichtskarte irgend eines neueren Schulatlas.

*) Vorher untersuchten Oliphant, Hopkins, Wheelwright, Kelley und Dougal diese Enge.

parallel mit dieser hinfließenden Chucunaque. Allein auch in dieser Richtung haben Selfridge's Messungen die Unausführbarkeit erwiesen. Mehrere schon entworfene Pläne sind daher wieder gefallen.

Fast ausschließlich haben indessen in der jüngsten Vergangenheit die Projekte, den schiffbaren Atrato mit der Westküste zu verbinden, die Gemüther der Betheiligten in Spannung erhalten. Der Atrato mündet in den innersten Winkel der Bai von Caledonien, in den sogenannten Golf von Uraba. Er ist nur 45 Meilen lang, also durchaus kein Riesenstrom, dafür aber fast bis zur Quelle hinauf schiffbar. Von den Gebirgsketten ringsum strömt ihm so reiche Wasserfülle zu, daß ihn Commander Lull, der ihn 1871 bereist hat, mit dem unteren Mississippi vergleicht. Michler sagte von ihm: „A more magnificient river for navigation does not exist." In nicht weniger als dreizehn mächtigen Armen wälzt er seine Fluten dem Urabagolf entgegen. Schon Humboldt und Fitzroy haben auf das Gebiet dieses Stromes und die Nothwendigkeit seiner genauen Vermessung hingewiesen. Seit 1845 sind hier nicht weniger als dreißig Expeditionen thätig gewesen. Eine Reihe davon sandte seit 1852 ein New-Yorker Privatmann, Mr. Kelley, aus. Ingenieur Kennish wollte den Atrato und seinen linken Nebenfluß Truando benützen und mittelst eines Tunnels die Humboldtbai erreichen. Lieutenant (jetzt General) Michler projektirte gleichfalls die Benützung des Atrato und Truando, glaubte aber noch an der Tunnellänge, welche Kennish annahm, durch kleine Abänderungen Einiges sparen zu können.

Da Dampfschiffe den Atrato und Truando weit hinauffahren können, so haben diese Pläne den Vorzug eines sehr erleichterten Baues. Selfridge wollte den Atrato noch weiter aufwärts bis zum Napipi verfolgt wissen und dann die Cupica- oder die Chirichiri-Bai erreichen. Hier wäre nur eine Landstrecke von 6 Meilen zu durchbrechen, aber die Unsicherheit bezüglich der geognostischen Beschaffenheit der zu durchbrechenden Gesteinsmassen läßt von der Bedeutung dieser Arbeit kein rechtes Bild gewinnen. Die Schätzung der Kosten schwankt beliebig hin und her.

Neuere Projekte haben sich andauernd mit der Idee beschäftigt, den Atrato mit dem nahen Tuira zu verbinden, der sich in die San Miguel-Bai ergießt. Aber schon Selfridge wies nach, daß hier nur ein Kanal mit Tunnel und Schleusen möglich sei. Wyse fand dieß Urtheil bestätigt, suchte eine andere Verbindung vom unteren Chucunaque direkt zum Golf von Uraba, mußte aber seine Arbeiten aus Mangel an Zeit abbrechen.

Das sind die hauptsächlichsten der Kanalbauprojekte, doch tauchten zu den verschiedensten Zeiten noch andere mit mehr oder weniger Prätension auf. Beschäftigte sich doch Napoleon III. selbst während seiner Gefangenschaft von Ham mit den Vorarbeiten für eine interozeanische Verbindung. Diese sollte den Nicaraguasee passiren, dann den Managuasee erreichen und von hier aus nach Realejo am stillen Ozean hinüberführen.

Das Projekt, für welches sich der Pariser Kongreß entschied, ist die Linie von der Bai von Limon bei Aspinwall nach der Rhede von Panama *). Freilich hat diese Linie den einen großen Nachtheil, daß die Häfen, in welche sie ausläuft, keine günstigen sind. Namentlich ist der von Panama mangelhaft.

Größere Schiffe können sich hier der Küste nur bis auf eine halbe Meile nähern, und es wird nothwendig werden, nicht nur den Hafen herzustellen, sondern auch den Zugang zu demselben auf künstliche Art zu schützen. Dafür aber ist hier der Kanal ohne Schleusen auf dem Meeresniveau möglich. Freilich wird ein Tunnel von 9 Kilometer Länge nöthig. Allein die Ingenieure der Gegenwart schrecken davor nicht zurück. Ja man sieht es als eine Art Vorzug an, daß im Innern des Tunnels auch während der tropischen Regen fortgearbeitet werden kann. Die Fahrt durch den Kanal soll nur zwei Tage dauern, seine ganze Länge 73 Kilometer (gegen 10 Meilen) betragen. Das erforderliche Kapital wird auf die Kleinigkeit von 1200 Millionen Franken geschätzt**).

Bekanntlich stehen auch allerlei Bedenken und Hindernisse politischer Natur der Ausführung entgegen. Die Vortheile der Durchstechung sind indessen zu gewaltige, als daß das Unternehmen jetzt noch endgültig verhindert werden könnte. Die Entfernung von den europäischen und nordamerikanischen Häfen der Ostküste nach der Westseite von Amerika, nach San Franzisko, Panama, Callao oder Valparaiso würde fast auf ein Drittheil zusammenschrumpfen. Die gefährliche Fahrt um das Cap Horn oder durch die Magelhaensstraße wäre beseitigt. Segelschiffe nach San Franzisko möchten sechzig, nach Valparaiso dreißig Tage gewinnen.

Die Handelswelt von heute, die den Satz „time is money" international gemacht hat, wird sich einen solchen Fortschritt gewiß nicht lange entgehen lassen, seitdem ihr Wissenschaft und intelligenter Forschungstrieb den Weg dazu gewiesen haben.

*) Eine treffliche Skizze dieser Gegend gibt M. Wagner in Petermann's „Mittheilungen", Ergänzungsband 1860 und 1861.

**) Der Kommissionsbericht schätzte die Kosten des Baues ursprünglich auf nur 475 Millionen Franken.

Die Berliner Gewerbeausstellung.

Von

Dr. Julius Wagner.

III.

Wir haben bereits das große Ausstellungsgebäude betreten und befinden uns in der Vorderhalle. Dieselbe enthält vornehmlich Gegenstände, die zur Herstellung und Verschönerung der menschlichen Wohnung dienen. Die besuchtesten Anziehungspunkte bilden die zahlreichen Kojen, welche vollkommen ausgestattete Zimmer vorstellen. Architekten, Kunsttischler, Dekorateure, Ofen- und Kaminfabrikanten und andere Meister haben sich vereinigt, um diese Kollektivausstellungen zu schaffen.

Der Gedanke, vollständige Zimmereinrichtungen zur Ansicht zu bringen, ist nicht ganz neu, schon auf der Pariser Weltausstellung konnte man einzelne Versuche nach dieser Richtung bemerken, aber noch nie ist diese Idee in solcher Planmäßigkeit, Fülle und Mannigfaltigkeit zur Ausführung gekommen, wie hier, obwohl der Gedanke nahe genug liegt, denn jeder dieser Ausstattungsgegenstände kann erst in einer harmonischen Umgebung zur vollen Geltung gelangen. Die Gestaltung und Einrichtung der Zimmer (wir zählten über 30) sind fast durchweg nach Zeichnungen von Künstlern hergestellt worden, und diese Vereinigung von Kunst und Handwerk hat meist ein stylvolles Ensemble erzielt, welches einheitlich und wohlthuend wirkt, gleichviel ob das solide, wohnliche Zimmer einer Bürgersfamilie oder das Prunkgemach eines Geldfürsten, das elegante Boudoir einer Dame oder der Jagdpavillon eines vornehmen Nimrods zur Darstellung kommt.

Der Katalog reiht die Kojen theils in die XIV. Gruppe (Bau- und Ingenieurwesen!), theils in die IV. Gruppe (Holzindustrie) ein; es wird also einmal der Zweck, zu welchem die Gegenstände verwendet werden (Bau), ein andermal der Stoff, aus welchem man sie herstellt, zum Eintheilungsgrund gewählt. Ein drittes Prinzip wäre die Gruppirung nach der Bedeutung gewesen, welche ein Gewerbe für die Kunst hat. Die Werke der Plastik und Architektur hätten dann den ersten Rang erhalten und die Erzeugnisse der Kunsttischlerei, welche nach stylvollen Formen strebt, sich unmittelbar daran geschlossen.

Auch außerhalb der Kojen finden wir noch zahlreiche Produkte der Möbeltischlerei. Besonders fällt eine Garnitur Sitzmöbel mit perforirten (durchlöcherten) Fournierssitzen in die Augen. Diese Möbel sind vollständig aus Holz gefertigt, das weder durch Vergoldung, noch durch starke Färbung die Blicke anzieht; dennoch erfreuen sie das Auge und würden noch besser wirken, wenn sie im eleganten Salon ständen. Wegen ihrer Dauerhaftigkeit und soliden Eleganz eignen sie sich vornehmlich für Konzertsäle, feine Hotels und Restaurationen. Die hier ausgestellten Sessel nebst Fauteuils und einem Sopha sind sämmtlich für die Verloosung angekauft und werden keinem Gewinner ungelegen kommen. Ein besonderes Interesse gewähren jene Gegenstände noch dadurch, daß sie heimische Arbeit aus deutschen Hölzern uns zeigen. Die Firma Eisenberg, Stern & Comp. erwirbt sich mit diesem Fabrikat, welches sie allein in Deutschland fertigt, das Verdienst, den amerikanischen Import aus dem Felde zu schlagen.

Wir werfen einen flüchtigen Blick auf die wunderbaren Geldschränke und Billards, auf die Kamine und Eisschränke, die hier der Bewunderer und Käufer harren, um einen Moment die Küchen- und Wirthschaftsgeräthe im Kaufladen der Firma Jakob Ravené Söhne anzustaunen. Man denke sich Koch-, Speise-, Trink- und Eßgeräthe von bemaltem, emaillirtem Eisenblech; man denke ferner, daß die Malerei frische Feldblumen darstellt, und man wird sich das Entzücken jeder Braut, die von ihrer eigenen Wirthschaft träumt, beim Anblick dieser poetischen Töpfe und Kannen vorstellen können. Andere Damen bewundern die norddeutsche Küche des Herrn E. Cohn, die mit ihrer soliden, praktischen und geschmackvollen Einrichtung das Ideal jeder Hausfrau bildet, und ein Ideal, das sich bei einiger Wohlhabenheit verwirklichen läßt.

An den beiden Enden der Vorderhalle sind noch zwei Gruppen untergebracht. Die eine derselben zeichnet sich durch ihre luxuriöse Kunst, die andere durch die Würde der Wissenschaft aus. Die VII. Gruppe enthält nämlich die Metallindustrie und darunter eine Menge Schmuckſachen von eitel Gold und Silber mit Perlen und Edelgestein. Hier sind auch einige der kostbaren Huldigungsgaben ausgestellt, die unserem greisen Kaiser an verschiedenen Gedenktagen seines ruhmreichen Lebens gewidmet wurden.

Am entgegengesetzten Ende der Vorderhalle erwartet uns die XI. Gruppe. Indem wir das langgedehnte Schiff noch einmal durchwandern, bemerken wir, daß die Vorderhalle vornehmlich Gebrauchsgegenstände enthält, welche künstlerische Form erstreben oder wissenschaftlichen Zwecken dienen. Das Flügelgebäude der Vorderhalle, dem wir nun zuschreiten, beherbergt die wissenschaftlichen Instrumente, eine vornehme Gesellschaft, die nicht nach Ehrenpreisen strebt, sondern sich außer Bewerbung gestellt hat. In unserer Metropole würde man auch schwer Preisrichter finden, die Neigung hätten, ein Verdikt über Werke abzugeben, an denen die besten Gelehrten Deutschlands und die bewährtesten Optiker und Mechaniker Berlins sich abgemüht haben. Wir verzichten auf Erklärungen und Experimente, aber können uns doch nicht enthalten, dem Versuch zuzusehen, auf einer Präzisionswage eine Fliege, dann die einzelnen Theile derselben zu wiegen. Die Gewichte sind von Aluminium, hunderttausend davon wiegen ein Gramm; für eine Fliege brauchen wir nur vierzehnhundert und für einen Flügel derselben gar nur acht solcher Gewichte. Wollte man einen Maikäfer mit „Hunderstel-Milligrammen" wiegen, so müßte man einen halben Tag Gewichte abzählen. Wir haben einen zu gewaltigen Respekt vor den hier ausgestellten Thermo-, Baro-, Animo-, Chrono-, Gonio-, Polarplani-, Alkoholo- und anderen Metern, womit Wärme, Luft, Wind, Zeit, Raum, Erde, Himmel, Alkohol und sonstige Dinge gemessen werden, als daß wir sie mit der Flüchtigkeit betrachten möchten, die uns geboten ist.

Wir wandeln daher die Querhalle dieser Seite entlang nach dem Viadukt, welcher, zwischen Vorder- und Hinterhalle sich hinziehend, gleichsam die mittlere Haupthalle des rostförmigen Baues bildet. Zuerst kommen wir in die Region der Nahrungs- und Genußmittel, fürwahr eine appetitliche Gegend. Was man hier sieht, regt den denkenden Menschen zu der tiefsinnigen Frage an, ob es nicht zweckmäßig sei, vom Beschauen der Außenseite zum praktischen Erforschen des Wesens einiger Nahrungs- und Genußmittel überzugehen. Diesen Gedanken erwägend, wandelt er weiter, bis er vor einem der geschmackvollen Erfrischungslokale steht, die in den weiten Mauerbögen des Viadukts sich angesiedelt haben, und zu der Einsicht kommt, daß es nicht nur nützlich, sondern auch angenehm sei, sich hier durch Speise und Trank zu erquicken.

An Geist und Körper gestärkt, besichtigen wir dann die Herrlichkeiten der Thon-, Porzellan-, Kunststein- und Glasindustrie, die Leistungen der Wagenbauer und Seiler, die Kurz- und Galanteriewaaren und betreten schließlich die Hinterhalle — offiziell Mittelhalle genannt — um zunächst den graphischen Künsten unsere Huldigung darzubringen. Daneben hat sich die chemische Industrie angesiedelt, und von hier aus machen wir einen kleinen Abstecher nach der mittleren Querhalle, um uns von der Bedeutung der Berliner Papierindustrie zu überzeugen. Hierauf kehren wir in die große Hinterhalle zurück und finden endlich die I. Gruppe des Katalogs: die Textil- und Bekleidungsindustrie.

Daß Spinnen, Weben, Wirken, Nähen, Stricken und Klöppeln die bedeutendste Gewerbsthätigkeit in Deutschland bietet, läßt sich nicht behaupten, doch in der Hauptstadt des deutschen Reiches beschäftigt die Textil- und Bekleidungsindustrie mehr Hände als jedes andere Gewerbe. Ueber 60,000 Menschen finden in diesen Erwerbszweigen ihren Unterhalt, und diese arbeiten nicht nur für Berlin und für die deutschen Provinzen, sondern auch für den Bedarf des kontinentalen und überseeischen Auslandes. Besonders Konfektionsartikel, Wäsche und Wollwaaren werden hier massenhaft für den Export fabrizirt. Mit Rücksicht auf die lokale Bedeutung gebührt dieser Industrie allerdings die erste Stelle im Katalog, doch ist das Prinzip, die Gewerbe nach ihrem Umfang zu ordnen, durchaus nicht durchgeführt worden, denn sonst hätte die Fabrikation von Maschinen und Transportmitteln, welche an 20,000 Arbeiter beschäftigt, nicht die dreizehnte, sondern die zweite Stelle, die Metallindustrie statt der VII. die III. und die Gewerbe, welche Nahrungs- und Genußmittel herstellen, weil sie an 14,000 Arbeiter beschäftigen, die V. Gruppe bilden müssen. Daß die Holzindustrie mit über 16,000 Arbeitern an richtiger Stelle — in Gruppe IV. — eingereiht ist, erscheint fast wie ein Versehen.

Die Textil- und Bekleidungsindustrie kann auf den ersten Rang auch deßhalb Anspruch erheben, weil sie die meisten Aussteller stellt, nämlich 440. Um ihre umfangreichen Produkte unterzubringen, sind die Glasschränke (Vitrinen sagt man hier) so eng aneinander gerückt, daß sie ein Labyrinth von ermüdenden Zickzackgängen bilden. Der moderne Jason hat nicht gerade nöthig, sich hier von einer Ariadne führen zu lassen, indessen, wenn er nicht Gelehrter eines Modenblattes oder kundiger Aesthetiker des Salons oder Schneider ist, wird er es nützlich und angenehm finden, einer Dame zu folgen, welche seinen geschlossenen Sinn für das Schöne und Wahre, für das Wichtige und Nichtige, für das Sinnige und Unsinnige öffnet; und wenn der glücklich geleitete Mann den Ausgang der Irrgänge erreicht, wird er nicht mehr im Irrthum sein über die Wünsche, welche das Herz seiner holden Begleiterin bewegen.

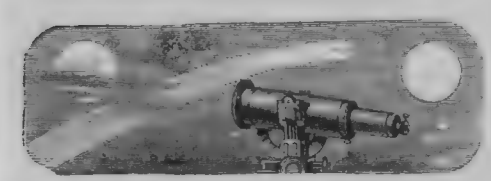
Ob wir zur Rechten oder Linken diese Gruppe verlassen, in jedem Falle gelangen wir in eine Region von — Geräuschen, die den Sinn auf andere Dinge lenken. Auf der einen Seite sind in einem Saale musikalische Instrumente ausgestellt, fast ausschließlich Flügel und Pianinos, auf denen meistens getastet, oft auch wundervoll gespielt wird; auf der andern Seite betritt man die Maschinenhalle, wo ein unaufhörliches Hämmern und Pochen, Dampfen und Zischen, Schnurren und Brummen uns empfängt.

Hier arbeiten die alten und neuen Kräfte, welche der erfinderische Mensch in seinen Dienst gezwungen hat, allen voran der Dampf, jener moderne Riese, mit dessen Eintritt in die Arbeit eine neue Kulturepoche begonnen hat. Die Maschinenhalle bildet den Abschluß des Ausstellungsgebäudes und diese örtliche Anordnung scheint mir einen wohlüberlegten Plan zu verrathen, denn es ist unbedingt zweckmäßig, zuerst die Gegenstände selbst zur Ansicht zu stellen und dann die Werkzeuge und Kräfte zu zeigen, mit denen alle die unzähligen Dinge hergestellt werden, welche die moderne Welt als Bedürfniß- und Luxusartikel kennt.

Wenn wir genugsam diese eiserne Arbeit und ihre wie mit Hexerei geschaffenen Produkte betrachtet haben, betreten wir den freien Raum hinter dem Ausstellungsgebäude, das wir durchwandert haben, und finden hier noch eine Menge Maschinen aller Art. Vielleicht am interessantesten für den Laien sind zwei Eisenbahnmaschinen: die tausendste Lokomotive der Berliner Maschinenbau-Aktiengesellschaft, vormals F. Schwarzkopff, und die kleine elektrische Eisenbahn von Siemens & Halske, welche hier in Betrieb gesetzt ist — zum Vergnügen und zur Belehrung erwachsener und unerwachsener Personen, die für 20 Pfennig einmal durch den freien Raum und sogar mitten durch eine Restauration gefahren werden.

Es ist hier ein Versuch gemacht, die elektrische Kraftransmission zum Transportiren auf Schienenbahnen zu verwenden. In der kleinen, etwa einen Meter hohen Lokomotive, auf welcher der Zugführer reitet, befindet sich eine dynamo-elektrische Maschine, eine andere dynamo-elektrische Maschine wirkt in der entfernten Maschinenhalle und wird von einer Dampfmaschine gedreht. Die hier entwickelte Kraft überträgt sich nun durch Leiter auf die im Hofraum befindliche Eisenbahn und treibt sie mit ziemlicher Schnelligkeit auf dem vielgewundenen Geleise, das aus drei Schienen besteht, vorwärts. Welche Bedeutung diese Erfindung noch erlangen kann, läßt sich heute noch nicht übersehen. „Im ersten Erfindungseifer," sagt Herr Dr. Siemens, „nach Auffindung des dynamo-elektrischen Prinzips und der dadurch gegebenen Möglichkeit, beliebig starke Ströme billig zu erzeugen, träumte ich schon von einem Netze hangender elektrischer Eisenbahnen über den Straßen Berlins, dessen niedriger Wasserstand leider kein unterirdisches Eisenbahnnetz gestattet. Es war aber ein langer Weg technischer Fortschritte erst zurückzulegen, und es wird noch ferner viel Wasser durch die Spree fließen, bevor mein Traum auch nur in beschränktem Maßstabe zur Ausführung kommen kann."

Mit diesen Akkorden einer schönen Zukunftsmusik wollen wir unsere Wanderung schließen, indem wir dem Traum des unermüdlichen Forschers eine rasche Erfüllung wünschen!



Astronomisches Tagebuch.

September.

Der Meteorologe Köppen an der Seewarte in Hamburg hat durch Vergleichung der Witterungsangaben dieses Jahrhunderts mit den gleichzeitigen Beobachtungen von Sonnenflecken gefunden, daß zur Zeit des Fleckenminimums bei uns feuchte Witterung vorherrscht, und daß erst nach dem Vorübergang des Minimums wieder heitere, trockene Witterung zu erwarten ist. Dagegen soll in tropischen Gegenden zur Zeit des Minimums große Trockenheit herrschen. Es wurden somit die Sonnenflecken nur insofern auf die Witterung von Einfluß sein, als sie auf eine verschiedene Vertheilung der Feuchtigkeit zwischen der heißen und den gemäßigten Zonen einwirken würden. Es ist dieß viel wahrscheinlicher, als was man früher suchte, nämlich gleiche Wirkung auf der ganzen Erde, weil die bisherige Erfahrung dafür spricht, daß die Sonnenwirkung im großen Durchschnitt gleich bleibt, daß, wenn irgendwo hohe Kälte auftritt, irgendwo anders große Hitze sich zeigt, daß Trockenheit an einem Ort, Nässe an einem andern entspricht u. s. w.

Die Periode des Minimums der Sonnenflecken ist jetzt vorbei, nachdem sie beinahe drei Jahre gedauert hat, im August sind wieder die ersten Sonnenflecken sichtbar geworden; wir dürften daher, wenn sich die Entdeckung bestätigt, von nun an auf weniger wolkige Witterung für die nächsten Jahre hoffen, also im Allgemeinen auf kalte Winter und heiße Sommer.

Die Beobachtung der Sonnenflecken geschieht am bequemsten, wenn man ein Fernrohr (das Okular darf kein Zerstreuungsglas sein, wie bei den Opernguckern) gegen die Sonne richtet, hinter das Okular ein weißes Papier hält und durch Verschiebung des Okulars ein scharfes Bild der Sonnenscheibe erscheinen läßt.

Lotterieziehungen im Monat September.

Am 1. Oesterreichische 100-Gulden-Loose vom Jahre 1864, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. Dezember 1879 (72. Ziehung). – Stadt Augsburg 7-Gulden-Loose vom Jahre 1864, 800 Stück, höchster Preis 4000, niedrigster 9 fl., zahlbar sofort (30. Ziehung). – Graf Pappenheim 7-Gulden-Loose, 3500 Stück, höchster Preis 9000, niedrigster 7 fl., zahlbar am 1. Dezember 1879 (31. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose, 1011 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1879 (35. Ziehung). — Stadt Ostende 25-Franken-Loose, 269 Stück, höchster Preis 8000, niedrigster 30 Fr., zahlbar am 2. Januar 1880 (42. Ziehung). – Stadt Lille 100-Franken-Loose, 2013 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1879 (39. Ziehung). — Stadt Hamburg 100-Mark-Banko-Loose vom Jahre 1846, 2050 Stück, höchster Preis 115,000, niedrigster 156 M.-Bko., zahlbar am 1. Novbr. 1879 (38. Ziehung) — Gothenburg Handels-Co. 15-Kronen-Loose vom Jahre 1876, 1700 Stück, höchster Preis 72,000, niedrigster 16 Kr., zahlbar am 1. November 1879 (9. Ziehung). — Stadt Tournai 50-Franken-Loose vom Jahre 1873, 130 Stück, höchster Preis 4000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1879 (12. Ziehung). — Am 13. Russische 100-Rubel-Loose, vom Jahre 1866, 3000 Stück, jedes Loos à 125 Rubel, zahlbar am 13. Dezember 1879 (27. Ziehung). — Russische 100-Silber-Rubel-Loose à 5% vom Jahre 1866, 300 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Silber-Rubel, zahlbar am 13. Dezember 1879 (27. Ziehung). – Am 15. Fürst Palffy 40-Gulden-Loose vom Jahre 1855, 1000 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. März 1880 (34. Ziehung). — Preußische 100-Thaler-Loose à 3½% vom Jahre 1855, 3000 Stück, Prämienziehung am 15. Januar 1880. — Dessauer 100-Thaler-Loose à 3½% vom Jahre 1857, 400 Stück, Prämienziehung am 15. Januar 1880. — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1874, 466 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. Oktober 1879 (30. Ziehung). — Stadt Paris 500-Franken-Loose vom Jahre 1865, 981 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. Februar 1880 (57. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Loose, 500 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 10 Fr., zahlbar am 15. Dezember 1879 (52. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahre 1874, 394 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1880 (34. Ziehung). — Am 30. Badische 35-Gulden-Loose, 8000 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 59 fl., zahlbar am 1. April 1880 (135. Ziehung).

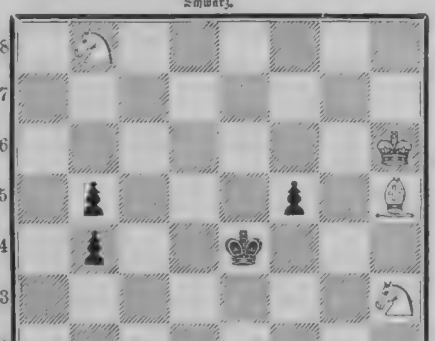
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Unter den Kompositionen, welche im ersten Problemturnier des deutschen Schachbundes vorliegen, befindet sich die folgende geistvolle Aufgabe, die wir dem Studium der Schachfreunde empfehlen. Sie gehört zur Sendung „Adjuva me fortuna!"

Aufgabe Nro. 47.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 43:

Weiß.	Schwarz.
1) T. B 5 — A 6	1) K. D 4 — C 5 oder — E 3
2) S. B 6 — D 5 setzt Matt.	oder nimmt C 3 oder A) B).
A)	
1)	1) K. D 4 nimmt E 5.
2) S. B 6 — D 7 setzt Matt.	
B)	
1)	1) L. C 2 nimmt C 3 oder S. F 5
2) S. B 6 — C 4 oder — D 5 setzt Matt.	beliebig.

Schachbriefwechsel.

Hrn. E. St. in Schwetzingen. Ihr No. 38—41 M. Ihre Charakteristik der Aufgaben mit unserer Ansicht übereinstimmend. Sie glauben in Nro. 42 nach 1) D. C 8 — D 8 † K. D 4 nimmt C 5 mit 2) B 2 — B 4 † matt zu setzen, während C 4 en passant schlagt. – Ed. E. in Stuttgart. Nr. 39—41 M. – E. Gr. in Hannover. Nro 36 und 37 M. — H. W. in Nürnberg. Ihre Aufgabe wird aufgenommen. — C. B. in Straubing und F. K. in Krugc. Nro. 41 M. — F. C. in Breslau. Nro. 42 und 43 M. Versuchen Sie doch einmal selbst eine bessere Zugzuge als die Pradignalische zu machen. E. L. in Posen. In Nro. 40 wurde auf 1) S. C 7 — B 5 †, L. B 8 nimmt B 5, 2) D. D 7 nimmt A 7 †, L. B 5 das Schach decken. Ueber 1) B 2 - B 3 in Nro. 41 siehe früheren Briefwechsel. In Ihrer Lösung von Nro. 39 verhindert schließlich G 5 — G 4 das Matt. — Fr. M. in Wien. In Nro. 42 scheitert auf 1) L. C 5 nimmt B 5 an L. F 2 — F 8 die 3zugige Lösung.

Hrn. B. D. in Jara. In Nro. 41 würde auf 1) S. D 6 — B 5 † K. E 3 — E 2, 2) D. H 4 — H 3, S. H 5 — G 3 folgen. — B. P. in Kurland. In derselben Aufgabe geschieht nach 1) L. E 2 — E 3, B 7 — B 5, 2) D. H 4 — G 4, S. D 7 nimmt E 5. — L. in Wien. Ebenso glauben Sie nach 1) S. D 6 — B 5 † K. D 4 — D 3; 2) B 2 — B 3 im nachsten Zuge sicher mit T. C 2 — D 3 mattzusetzen, während Schwarz L. A 7 nimmt F 2 † spielt. – Bar. v. Kl. in Hrodv. Auf 1) T. H 4 — H 1 verhindert D. H 8 nimmt E 5 das Matt in 3 Zugen, Nro. 42 M. Doch fehlt das Hauptspiel 1) L. E 1 — B 1. L. F 2 nimmt B 2.

Hrn. L. L. in Lalendorf. Nro. 41 M. Die Lösung von Nro. 37 durch 1) L. F 5 — F 6 ist im Schachbriefwechsel Seite 837 widerlegt. — L. M. in B. Sie finden das Gewünschte in: „Der praktische Schachmeister. Hamburg 1879. Zweite Auflage. Verlag von B. S. Berendsohn." Preis 3 M. — Hrn. Edw. P. in Hannover, v. St in Badbergen. Nro 40 M. — L. M. in Erfurt. Nro 38 41 M. — A. in Hasenwinkel. Nro. 40 und 41 M.

Hrn. J. Fr. in Gothenburg. Nro. 38 M. In Nro 37 würde auf 1) C 3 — C 4, K. D 1 — C 2, 2) S. E 2 — C 3, K. C 2 - B 3 durch 3) D. F 3 — D 1 kein Matt erzielen, weil L. B 1 — C 2 geschieht. – Hrn. Schonfeldt in Guttentag. Nro 37, ebenso 41 43 M. — F. J. K. in Wien, Nro. 38—41 M. — v. St. in Bruchsal. Nro. 40 u. 41 M.

Mr. Em. Fraz Lyon. Vos solutions de Nro. 38—40 sont justes. Il nous faut economiser l'espace! — Sch. in Schweinfurt. Nro. 43 M. – A. S. in Unt.-Steyering. Nro. 40 M. Auf 1) D. H 1 — H 8 in Nro. 39 (siehe früheren Briefwechsel) verhindert E 3 — E 2 oder nimmt D 2 die Lösung. In Nro. 41 folgt auf 1) S. D 6 — B 5 † K. D 4 — D 3, 2) D. H 4 — H 1 D. H 8 nimmt E 5 und nun kann durch L. E 2 — D 2 nicht mattgesetzt werden. — W. v. G. in Schluchtern. Nro. 39 M. In Nro. 40 scheitert auf 1) D. D 7 - E 7 das Matt z. B. an D. G 5 nimmt G 6. — G. S. und W. L. in Heiligenhafen. Nro. 40—42 M. — H. E. in Eisbergen. In Nro 42 geschieht nach 1) L. E 4 — F 5, L. L 2 nimmt B 2 und macht das Matt in 3 Zugen unmöglich. In Nro. 43 erfolgt auf 1) D. B 5 - C 3 C 2 nimmt C 3, 2) S. B 6 - D 7 kein Matt, weil L. C 3 — C 5 decken kann.

Hrn. Oberst v. W. in Brieg. Nro. 38 und 39 M. Aufgaben wie die von Ihnen angedeuteten sind vorhanden. — E. A. Str. in Gr. Zicher. In Nro. 42 scheitert Ihre Lösung 1) L. C 5 - G 5 an 2. F 2 - F 5 ebenso wird in Nro. 41 Ihr erster Zug M. E 1 — D 2 durch B 7 — B 5 widerlegt.

Bilderräthsel 48.

Auflösung des Bilderräthsels 47:

Ein guter Zahler ist Herr von anderer Leute Beutel.

Räthsel.

Die Ersten bieten dir viel Blumen und auch Früchte.
Doch in der Dritten siehst du nicht, was vorher dir noch sichtbar war.
Die Vierte treibt mit dir manch' neckisch Spiel.
Doch, ist sie erst verschwunden, bleibt nie von ihr dir viel.
Das Ganze schuf der Bruten Dichterfürst.
Und stets wird's dich beglücken, wenn du es schauen wirst.

Briefmappe.

Hrn. B. H. 26. Schwerin. Die Redaktion der „Industrieblätter" in Berlin wird Ihnen die chemische Analyse besorgen und Sie wegen des Patentes berathen.

Frl. Amalie D. in A. Zur Erorterung dieser komplizirten Frage, in welcher Recht und Gemüth in so fatale Konflikte kommen, hat die Briefmappe nicht Raum genug. Wir möchten Ihnen nur rathen, sich mit B. zu versöhnen.

Junge Abonnentin im Land. Das Präparat von Apotheker R. in Thüringen zur Conservirung der Geschlechtsorgane kennen wir nicht, dagegen ist das Bolger'sche Desinfektorium zu gleichem Zweck schon öfters von uns empfohlen worden, da dessen Unschädlichkeit ärztlich garantirt ist. Solches ist von H. Roth, Berzweg Nr. 11, in Frankfurt a. M. zu beziehen.

Hrn. Großer P. in H. Wir haben uns bei verschiedenen Autoritäten erkundigt und überall bejahende Antwort erhalten.

A. L. Prag. Die Aufgabe zu lösen, haben wir keine Zeit. In den betreffenden Blättern wird auch die Lösung erschienen sein. Marx, Kompositionslehre. – In der benannten Temperatur kann es nicht schaden, wenn man nicht damit beginnt. – Wir werden es in Berathung ziehen.

Hrn. J. K. in Wien. Ueber Haarfärber kann nur ein Urtheil nach persönlicher Untersuchung von Seiten eines Arztes abgegeben werden.

Abonnent aus Lima. Das Konversationsbuch von Boche, das be: Kittler in Hamburg erschien. — Es wird ausreichen für die Bedürfnisse.

Hrn. F. F. in B. Hrn. F. v. K. in St. Petersb. Richtig.

Mehrjähriger Abonnent in L. in Baden. Bruchleiden können stets gehäftlich werden, wenn keine richtige Bandage verordnet ist. Jeder in der Chirurgie erfahrene Arzt wird Ihnen gewiß den richtigen Rath ertheilen.

Hrn. B. van B. in Amst. Bei langsam trauselndem Regen dürfte dalegen.

Hrn. B. S. in T. Wir haben in gleichzeitigen Journalen nachgesucht, aber den Dichter nicht gefunden.

B. M. in B. und Frau G. in Cr. Gebrauchsanweisung ist einer Badereise vorzuziehen. Gestatten es Ihnen die Mittel, so wäre ein Aufenthalt in St. Moritz in der Schweiz der geeignetste.

Abonnent in Posen. Sie sagen, daß wir Ihnen auf Ihr Schreiben in der Briefmappe noch nicht geantwortet und bitten, es nun zu thun, ohne jedoch die Frage zu wiederholen. Wir sind überzeugt, daß Sie Antwort erhalten haben, da wir aber aber die Anfragen an die Briefmappe unmöglich Buch führen können, müssen wir Sie bitten, die Frage zu wiederholen.

An den Reimser Abonnenten. Ein vorzüglicher Luftkurort verbunden mit Schwefelbädern ist Bad Gurnikel in der Schweiz.

Langjährige Abonnentin J. R. Adressen kann Ihnen die Leuchs'sche Buchhandlung in Nürnberg oder die von Seebe in Leipzig nennen.

Hrn. Jurp R. in B w. Nein, das ist nicht erlaubt, es existirt auch kein Exempel davon.

Schmauch 3678. Courtier, Konversationsbuch. Sachs' größeres oder kleineres Wörterbuch. Ollendorf Franz. Grammatik.

Hrn. Joseph U. in L. Einreibungen mit Jodsalbe sind bei beginnendem Kropfe empfehlenswerth, bei schon ausgedehntem Leiden ist eine besondere Behandlung von Seiten eines Arztes nothwendig.

Treue Abonnentin in W. und Frl. Olga v. M. in Berlin. Gegen Sommersprossen gibt es kein radikales Mittel. Die vorhandenen Medikamente aber vermindern gehend die Flecken weg, solche kommen jedoch gewöhnlich nach einiger Zeit wieder zum Vorschein.

Lehrerin in London. Die Sache ist einfach. Sie müssen sich aus der neuern Literatur sofort nach Erscheinen das für Deutschland Geeignete aussuchen und dann mit dem Autor oder Verleger wegen des Uebersetzungsrechts in Verbindung treten. Ein Ihnen bekannter Buchhändler wird Sie leicht auf diesen Punkt aufmerksam machen, welche überdies gewinnen.

Hrn. Felix W. in L. Leider nicht zu verwenden.

Abonnent H. O. in Dresden. Nehmen Sie statt der Theerseife und des Sandes flüssige Glycerinseife zum Waschen der Hautunreinlichkeit.

Langj. Abonnentin in H. Wenden Sie sich an den Lettenverein in Berlin, der Ihnen wohl Mittel und Wege anweisen kann.

Gegnerin Verehrerin. Auf der ersten Stufe.

Hrn. K. H. in Sacramento. Alle dauernd wirksamen Haarfärbemittel enthalten giftige Substanzen, es ist daher von denselben abzurathen.

Knospe in Riga. Wir kennen die Lösung nicht, haben auch das Buch nicht zur Hand.

Hrn. L. K. C. Wenden Sie sich an das Militär.-literarische Bureau in Leipzig.

Ein Leidender in St. Petersburg. Am Rhein sind mehrere renommirte Wasserheilanstalten. Wir nennen Ihnen Marienberg bei Boppard, die Anstalt zu Johannisberg und diejenige zu Nassau an der Lahn. In der Schweiz ist eine solche Anstalt zu Stachelberg und zu Engelberg.

Hrn. A. F. in R. Ihre Zuschrift erweckt uns kein Vertrauen, daß Ihre Dichtung druckreif sei, wir hatten auch keinen Raum dafür.

S. in Elb. Es ist ein Fehler des Zeichners, der nicht daran dachte, daß er für den Holzschnitt arbeitet.

Alter Abonnent in Ed. Man kann das nicht Alles im Kopfe behalten.

Hrn. W. B. in Greifeld. Eine berühmte Abhandlung über die Brightsche Nierenkrankheit ist diejenige von Professor Frerichs in Berlin.

Hrn. R. W. in Stettin. Wir wurden Ihnen zu Aachen, Hannover oder Stuttgart rathen.

Fr. B. W. G. 1. Bei den „Industrieblättern" in Berlin. — 2. Ja, von den Aerzten sehr empfohlen und wie wir aus eigenem Gebrauch sagen können, mit Recht, bei Fabrikant Metz in Freiburg i. Br. oder der Mechan. Strickerei von G. Birkemann in Reutlingen.

Frl. Natalie C. in Frankfurt a. M. Das angefragte Mittel besteht nur aus einer weißen Schminke. Ein besseres Mittel außer der von uns schon öfters empfohlenen Methode der Bepinselung mit Kollodium ist uns nicht bekannt.

Langj. Abonn. in Siedlec bei Warschau. Das Buch „Der Parfumeur" (Weimar, B. F. Voigt, 3 M.) gibt dafür und für eine Menge anderer Parfüme gute Rezepte.

Langjähr. Abonnentin in A. Für diese gibt es keinen besondern Verwandtschaftstitel, als den von Ihnen gebrauchten.

Einer Hülfesuchenden in R. N. N. Wir haben schon oft zum Entfernen der Haare das Böttger'sche Depilatorium zu beziehen von H. Roth, Bergweg Nro. 11 in Frankfurt a. M., empfohlen.

A. v. R. in Posen. Wir werden darauf Bedacht nehmen.

Hrn. C. J. L. in Ostindien. Eine Frage, die etwas betremdlich klingt. Sie können allerdings in einer Lotterie mit kleinem Einsatz beträchtliche Summen gewinnen. Das Einfachste ist, Sie lassen sich durch einen Bankier Prospekte der Staatslotterien, die immer am meisten Garantieen bieten, kommen, z. B. von der preußischen und werden dann bald sehen, ob es in Ihrem Interesse liegt zu spielen.

Hrn. J. L. in M. 1. Haarregenerateur ist ein harmloses Mittel, gesundheitsschädliche Stoffe wird die Flüssigkeit wohl nicht enthalten, aber auch sicher nichts nutzen. 2. Haarfärbemittel können wir Ihnen keine empfehlen, da alle, welche verkauft sind, schädliche Stoffe enthalten.

Hrn. F. de Lingne in Düren. Gambs, Grammatik der holl. Sprache. Frankf., Jugel.

Hrn. A. L. in München. Noch nicht druckreif.

Junge Frau in Prag. Diese Pillen sind gewiß unschädlich, deren Wirksamkeit aber bezweifeln wir. Jedoch könnte vielleicht der Hoffnungsstrahl, durch den Genuß von Pillen schon zu werden, manchem von der Natur stiefmütterlich bedachten Antlitze einen erträglichen Reiz verleihen!

Hrn. A. F. in München. Allerdings. Das Militär-Liter. Bureau in Leipzig kann Ihnen nähere Auskunft geben.

Hrn. G. W. in B. Jede Buchhandlung liefert Ihnen solche Karten.

Hrn. M. v. B. in St. Wenden Sie sich an Herrn Professor Dr. Waldenburg in Berlin.

Georgine. Hrn. M. Br. in Jarmen. Ganz richtig.

Hrn. J. W. in Tölz. Wir erinnern uns Ihres Schreibens nicht, senden aber offerklarter Maßen keine Gedichte zurück.

Hrn. W. S. in Graudenz. Zur Heilung langjähriger Krampfadergeschwüre hat sich die Listersche Verbandmethode trefflich bewährt. Es wird gewiß in Ihrer Gegend einen jungen Arzt geben, der diese Heilmethode in den jüngsten Jahren bei seinen Universitätsstudien kennen gelernt hat.

Frl. E. W. in Altona. Die Arnold'sche Buchhandlung in Leipzig.

Hrn. L. G. in Kachau. Die Adresse des Sprachlehrers Kuichla ist: Paul Kuichla in Guben. Eine weitere Adresse lautet Emil Denhardt sen., sowie Rudolph Denhardt in Burgsteinfurt in Westphalen. Lassen Sie sich von Beiden Prospekte kommen und Sie werden in denselben Ihre verschiedenen Fragen beantwortet finden.

Sz. in T. Sie wenden sich mit Ihrer Frage am besten an das Genealog. Institut von Boess in Wien.

Hrn. F. C. R. in G. Der höher hinauf am Flusse liegende ist der hintere M.

Zweiundzwanzigjährige in R. Gelbbraune Flecken auf der Haut, unter dem Namen „Leberflecken" bekannt, sind bisweilen ein Symptom von Leberleiden, können aber auch Abnormitäten der Hautfarbung ohne Beziehung zu innerem Leiden darstellen. Zur Beseitigung derselben dienen theils innere Mittel, wenn es sich um Leberleiden handelt, theils äußere Mittel, wenn es sich nur um ein Hautleiden handelt. Welche von beiden Methoden anzuwenden ist, könnte nur durch eine persönliche Untersuchung festgesetzt werden.

Hrn. Dr. G. B. in W. Wir danken bestens.

Hrn. M. G. in C. Ueber die Reisedispositionen B.'s sind wir nicht unterrichtet.

Langjähriger Abonnent in Kopenhagen. Sowohl das Friedrichshaller Bitterwasser, als auch alle anderen im Handel zu habenden Bitterwasser, wie z. B. die ungarischen, sind zur Beseitigung der beklagten Zustände empfehlenswerth.

Hrn. Geom. P. S. in K. Wir können nicht allen Leuten, die unser Blatt in einem Lesezirkel lesen, Auskunft geben. Wenden Sie sich an Herrn Buchhändler Gradlauer in Leipzig.

Hrn. H. G. in Frankfurt a. M. Das angefragte Mittel ist unschädlich.

Hrn. H. S. in Wiesb. Die Kuranstalt des Dr. Schneider in Gleisweiler (Rheinbayern).

Abonnent in Graz. Auf Ihre Anfrage wegen des Traurings des Dr. Luther sind uns viele Zuschriften zugekommen, von denen die meisten behaupten, daß er in Heidelberg sei. Nun aber wird von einer Familie behauptet, daß er in ihrem Privatbesitz sich befinde. Solche sie die Sache näher interessiren, so wenden Sie sich an Hrn. E. Mertens in Marschallsbagen bei Lichtenau i. W.

Hrn. Rudolph R. in Freiberg. Das Schriftchen von Dr. Pinkus über die Pflege des Haares. Berlin, Denicke.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Allen Abonnenten auf Ueber Land und Meer

offeriren wir zum Einbinden des neuesten Jahrgangs unsere auf das Eleganteste ausgeführten

Einband-Decken

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf Deckel und Rücken

nach nebenstehender Zeichnung von **Jul. Schnorr.**

Preis pr. Stück, je für 26 Nummern = 1 Band bestimmt, **nur 2 Mark.**

In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesem Preis noch ein kleiner Eingangszoll.

☛ **Auf den Wunsch vieler Abonnenten liefern wir diese Decke in ganz gleicher Ausstattung, jedoch nur mit Goldrücken ohne Decken-Vergoldung zu dem sehr billigen Preise von nur 1 Mark 25 Pf. pr. Stück.**

Zu dem gleich billigen Preise können auch **Mappen** zur Aufbewahrung der Wochen-Nummern in gepreßter Leinwand mit Goldtitel bezogen werden, besonders zu empfehlen allen ☛ **Lesekabinetten, Gasthöfen, Cafés, Restaurationen** 2c.

☛ Nur durch die Herstellung in sehr großen Partieen kann der Preis so billig gestellt werden. Die Einzelanfertigung würde mindestens das Doppelte kosten.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämmtliche **Kolporteure und Boten,** welche die Nummern und Hefte in's Haus bringen, die Besorgung. **Postabonnenten** wollen sich wegen Besorgung der Decken ebenfalls an eine Buchhandlung wenden, da durch die Postämter solche nicht bezogen werden können. Dieselben werden auf Wunsch gegen frankirte Einsendung des Betrags (am einfachsten in Brief- oder Stempelmarken) auch von der Verlagshandlung direkt geliefert. Noch bemerken wir, daß die Decken nur in **brauner** Farbe zu haben sind.

NB. Da von anderer Seite ebenfalls Einbanddecken, jedoch in ganz anderer **Ausführung** angekündigt werden, so wolle man zur Vermeidung jeden Irrthums ausdrücklich die von der Verlagshandlung angekündigte Einbanddecke verlangen und zu gefälliger Bestellung den dieser Nummer beiliegenden Bestellschein benützen. Wird dann dennoch eine andere geliefert, als nebenstehende Zeichnung ausweist, so ist der Abonnent durchaus nicht verpflichtet, dieselbe anzunehmen und steht ihm dann immer noch der Weg des **direkten** Bezugs von der Verlagshandlung offen.

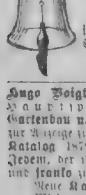
Zum Einbinden früherer Jahrgänge können jederzeit auch noch die betreffenden Decken bezogen werden.

Stuttgart. Die Verlagshandlung: **Eduard Hallberger.**

Das von Professor Klinkerfues (Direktor der Göttinger Sternwarte) erfundene
Patent-Hygrometer
ermöglicht die Voraus-bestimmung des Wetters.
Tisch-Hygrometer . . 15 M.
Fraser- „ . . 25 „
Hand- „ . . 30 „
Wilhelm Lambrecht, Göttingen.
Illustrirte Preislisten und Anerkennungen von Autoritäten zu Diensten. 85

Jute-Vorhänge,
145 Cm. breit, auf beiden Seiten mit Bordure und Franse, Meter 2 M. 25, 2 M. 50, 3 M., empfiehlt
Rudolph Nagel,
Dresden, Bankstr. 2,
Teppich- und Möbelstoff-Handlung.
95 **Muster franko.**

Für 965
Garten- u. Villenbesitzer!
Aeolsharmonika,
verbessertes System, schon bei schwachem Winde in harmonischen Akkorden ertönend, pr. St. M. 8. — — fl. 4. 75, mit vergoldeter Windfahne mehr pr. St. M. 4. — — fl. 2. 40.



Aeolsglocken
in Akkorden von 3 Stück an, pr. Stück M. 1. 50 — fl. — . 90. empfiehlt
Adolf Klinger,
Reichenberg in Böhmen.

Hugo Voigt's Hofbuchhandlung in **Leipzig,** Hauptspezialität Landwirthschaft, Gartenbau u. Forstwesen, beehrt sich hiermit zur Anzeige zu bringen, daß der neue illustrirte Katalog 1879/80 in Kurzem erscheint und Jedem, der ihn mit Postkarte verlangt, gratis und franko zugesandt wird. 56

Neue Kalender für 1880 sind erschienen! Wiederverkäufer (Buchhändler 2c.) gesucht.

Eismaschinen

zur **Erzeugung** von **Kohels** bis 1000 Kilogr. die Stunde; ferner (H. 54920.)
Mineralwasser-Apparate
zur Herstellung aller moussirenden Getränke empfehlen 948
Vaass & Littmann,
Maschinenfabrik in Halle a. S. (Preussen).
— Preiscourante auf frankirte Anfragen. —

Dr. Rumler's Buch
über **Schwächezustände** bietet allen Männern, welche im Nervensystem geschwächt u. an schweren Zerrüttungen des Körpers und des Geistes leiden, Belehrung, Trost und Rath u. zeigt den Weg zur wahren Hülfe. — Dieses preisgekrönte, mit vielen Abbildungen versehene Werk versendet für 1 M. 50 Pf. der Verfasser **Dr. med. Rumler,** Mitglied verschiedener gelehrt. Gesellschaft.; st. unapprob **Berlin,** Französische-Straße 24.

Schrader's Indian-Pflaster.
Berühmtes Heilpflaster bei bösartigen **Knochenkrankheiten, Geschwüren, Flechten** etc. Paq. 3 M.
Ap. Schrader, Feuerbach-Stuttg.

Die besten Schriften über **vegetarianische Lebens- u. Heilweise** sind die bei P. Scheller in Köthen, aus der Feder eines in vegetarianischer Heilpraxis eigenarten Arztes erschienenen: 1) **Das Paradies der Gesundheit,** das verlorene und das wiedergewonnene, 5 M. 2) **Die naturgemäße Diät, die Diät der Zukunft,** 3 M. 3) **Makrobiotisches Kochbuch** oder die Kunst, das Leben fröhlich, gesund und lange zu genießen, 4 M. 979

Heyer's 330
Patent-Trittleiter
für jeden Hausstall und jedes Ladengeschäft. Leicht und stabil. Von Jedem transportabel ohne Hülfe der Dienstboten. Zu beziehen durch
Albert Heine, Leipzig, Markt 14, und
Karl Heyer, Potsdam.

Latrinen-Reinigungsmaschinen,
Schiebersystem, Kolbenpumpen und Luftsauger fabrizirt als Spezialität. Illustr. Preisliste gratis. 728
Adolph Pieper in **Moers** a. Rhein.

Photographischen Schnellpressendruck (Lichtdruck)
in Visit- bis Bogengröße liefert in gediegener Ausführung u. sendet Muster gratis 995 **A. E. Diener** in **Glauchau.**

Otto E. Weber
Hoflieferant
in **Berlin S. W.,** empfiehlt allen Feinschmeckern zur Bereitung einer Tasse Kaffee von äußerst pikantem Geschmack und prachtvoller Farbe jenen in den **höchsten Kreisen** gebräuchlichen, unentbehrlich gewordenen Feigen-Kaffee*)
*) Preis à Pfund 1 Mk. Bei Abnahme von 5 Pfund erfolgt der Versand nach allen Orten des deutschen Reiches, sowie nach Oesterreich-Ungarn, Schweden, Dänemark, Belgien und der Schweiz **per Post franco** gegen Nachnahme des Betrages.

94 Meine
Buchdruck-Walzenmasse
(eigene Komposition),
welche ich schon seit vielen Jahren fabrizire, eignet sich vorzüglich zur Vervielfältigung von Handschriften, Zeichnungen, Musiknoten 2c. 2c. und kostet pro Kilo 3 Mark. Dieselbe ist leicht schmelzbar und kann in jede beliebige Form gegossen werden.
Friedr. Aug. Lischke,
Masse-Fabrik u. Präparationsanstalt,
Sellerhausen — Leipzig.

Gesundheitskrepp-Unterkleider,
in Dr Klenke's Hauslexikon I, S. 659 warm empfohlen, bei
Karl Schmid, Stuttgart, Tübingerstr. 2 B.
105

ebensgrosse Porträts
in **Kreide** gezeichnet o. in **Oel** gemalt nach **jed. eingesandten Photographie.** Garantie getr. Aehnlichkeit. Schönst. Andenken an Verstorbene. Feinste Referenzen. — Preiscourant gratis.
Artist. Institut von
C. Hommel in **Halberstadt.**

Die in Nro. 38 dieses Journals unter „Neueste Erfindungen" besprochene interessante
Selbstaufziehende Taschenuhr „Perpetuale"
(Patent des Maschinen-Ingenieurs **v. Loehr** in Wien) 915
ist durch jedes größere Uhrengeschäft beziehbar.

Auskunft über Kreditverhältnisse
ertheilt das
Bureau Vertrauen,
Albert A. Cohen jun.
in **Hannover.**
Preis einer Auskunft innerhalb Deutschlands exkl. Oesterreichs 2 M. inkl. Porto in Marken einzusenden. **Abonnements zu 30, 50, 100 Anfragezettel wesentlich billiger.** 903

Die rühmlichst bekannte Fabrik von
Zauber-Apparaten von E. Oscar Lischke,
Hamburg, Bazar 7,
empfiehlt die neuesten Erfindungen in diesen Genres. Zuverlässig und **elegant** gearbeitet. Anerkannt als beste Bezugsquelle der größten Zauberkünstler der Welt. Billige Preise. Preiscourant gratis. **Kalkkegel** bester Qualität pr. 100 15 M. 711

! Hühneraugen-Bürste!
(entfernt gefahr- u. schmerzlos jedes Hühnerauge, pr. Stck. 70 ₰ franko. (Reisen all. Länd.) Wiederverkäuf. Rab. **G. Neuling, Stuttgart.**

Stotterer befreit von ihrem Leiden der Lehrer **F. Kuschla** in **Guben.**

Ein rentabler klimatischer
Alpenkur- und Badeort
mit großem Grundbesitz ist aus Familienrücksichten bald unter dem Tagwerth zu verkaufen. Gefl. Off. sub **A. 4951** befördert **Rudolf Mosse, Berlin** SW. 899

Dr. med. Baumgarten's
Diätetische Schrott'sche Heilstätte,
Dresden, Nadebergerstraße 5.
Regenerationsverfahren. Erfolg bei allen chronischen Krankheiten ausgezeichnet. Prospekte frei. 946

Für eine **französische Lehrerin** (mit höherem Diploma) und einen klassisch gebildeten **jungen Franzosen sucht** man **Anstellung** als **Lehrer ihrer Muttersprache.** Beste Referenzen. Weiteres bei H. Professor **Eckstein v. Ehrnegg, Saintes** (Char. Inf.), Frankreich. 63

Rothe Nasen 36
werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Praparat des Chem. **A. Nieske** in **Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Damen, welche den Beistand einer erfahrn. Hebamme wünschen, finden freundl. Aufn. bei **Frau A. Schwalbe, Leipzig,** Sebastianbachstr. 19, I. 858

Damen, welche sich einen lohnenden Nebenverdienst verschaffen wollen, erhalten **unentgeltlich** Auskunft durch
Wilhelm Bertram,
Lauban in Schlesien.
109

Ehegatten
erhalten wichtige Ratschläge durch **Dr. Hampe's Schrift:** „Rathgeber in Kinderangelegenheiten". Preis 1½ Mark. Das Nähere ersichtlich grat. und franko durch Prospekt.
68 **C. Gottfried's Verl., Leipzig.**

93 **Echte Briefmarken**
aller Länder zu den billigsten Preisen empfiehlt **A. Besselmeyer, Hamburg.**
Neueste Preisliste Nr. 11 gratis und franko.

Die neuesten und besten
Adress-Bücher
der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden etc. aller Länder sind von
C. Leuchs & Cie. in **Nürnberg**
(gegründet 1794) 783
zu beziehen. Preiscourante auf Verlangen grat.

C. Otto Gehrckens
Import von Amerika und Grossbritannien
Hamburg
Treibriemen
Vorrath 50 000 Meter einfache bis 3.40, doppelte bis 6.15 mm breit.
Export

„Gewerbskatalog"
für Jedermann — versend. gratis 516
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.

Über Land und Meer.

№ 49.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Eine liebenswürdige Frau, ein Lebensbild von Max Ring. Fortsetzung. — Tewfik Pascha. — Eine walachische Bauernfrau. — Johanna von Kastilien an der Leiche ihres Gemahls. — Notizblatter. — Streitfragen und Histörchen. Feuilletons von Karl Emil Franzos. IX. Allerlei Romantisches. — A. Waldwegen, Novelle von August Becker. Fortsetzung. — Die historischen Fresken des Konziliumssaales in Konstanz. V. Einführung der Reformation in Konstanz 1519—27, gemalt von Fr. Pecht. — Der Prospekt am Halle'schen Thore in Berlin, von D. — In der Ramsau, von Dahlke. — Von Haydn bis Liszt. Skizzen aus der neueren Musikgeschichte von Ludwig Nohl. 5. Die moderne Epoche 1840—1870. — Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender, von G. E. Freiherrn von Thungen. September. — Schach. — Rosetsprung Nro. 16. — Bilderrathsel 49. — Auflösung des Bilderräthsels 48. — Auflösung des Rathsels in Nro. 48. — Rathsel. — Briefmappe.

Illustrationen: Tewfik Pascha, der neue Chediw von Aegypten. — Eine walachische Bauernfrau, nach dem Gemalde von G. Vavagh. — Johanna von Kastilien an der Leiche ihres Gemahls. Gemälde von Francisco Pradilla. — Fresken aus der Geschichte der Stadt Konstanz im Konziliumssaale. V. Die Einführung der Reformation in Konstanz, von Fr. Pecht. — Der Prospekt am Halle'schen Thor in Berlin, von G. Theuerkauf. — Die verunglückte Landpartie, dreizehn humoristische Bilder von A. Nikutowski.

Eine liebenswürdige Frau.

Ein Lebensbild

von

Max Ring.

(Fortsetzung.)

II.

Während Fräulein Kornelia zu Hause sich den ärgsten Befürchtungen überließ und schmerzlich den geliebten Bruder vermißte, verlebte der Professor in Gesellschaft seines Freundes und der liebenswürdigen Frau die schönsten, genußreichsten Stunden.

Da der Kranke jede größere Anstrengung auf Anrathen seiner Aerzte vermeiden mußte und nur bei dem mildesten Wetter auf kurze Zeit seine Wohnung verlassen durfte, so wanderten Beide meist allein durch die Straßen der interessanten Stadt, um die unerschöpflichen hier aufgehäuften Schätze der Kunst und Natur zu genießen und gemeinschaftlich zu bewundern.

Der gemeinsame Anblick der unsterblichen Meisterwerke, der damit verbundene ungestörte Austausch ihrer Gedanken und Gefühle, sowie der freie Verkehr und das ungezwungene Leben in Rom verlieh ihrem Umgang einen neuen Reiz, eine noch größere Innigkeit und Vertraulichkeit.

Der Professor empfand eine nie zuvor gekannte Freude, wenn er mit der geistreichen Frau unter den Säulen der hohen Dome und Basiliken, durch die Säle und Galerieen der prächtigen alten Paläste und Villen, zwischen den erhabenen Denkmälern und Trümmern einer großen Vergangenheit wandelte und an ihr eine ebenso achtungsvolle als aufmerksame Zuhörerin fand, welche an seinen Lippen zu hängen und seine Begeisterung zu theilen schien.

Es machte ihn unaussprechlich glücklich, ihre klugen Fragen zu beantworten, ihr geistreiches Urtheil zu bestätigen, ihre kleinen Irrthümer zu berichtigen, wobei sie ihm die willkommene Gelegenheit bot, ihr seine wahrhaft staunenswerthe Gelehrsamkeit, seine gediegenen Kenntnisse und seine klassische Bildung zu zeigen.

Dagegen war auch sie so empfänglich für die ihr gebotenen Genüsse, so dankbar für seine Belehrung und brachte ihm ein so feines Kunstverständniß entgegen, daß er sie nicht nur für die liebenswürdigste, sondern auch für die bedeutendste aller ihm bekannten Frauen hielt und mehr als je von ihr entzückt und begeistert war.

„Nicht Sie," sagte er bei einem Besuch des Kolosseums, „sondern ich muß Ihnen danken, da ich ohne Sie schwerlich je nach Rom gekommen wäre und dieses Weltwunder gesehen hätte. Wie die Beatrice Dante's haben Sie mir die Pforte des Paradieses geöffnet, mir den Himmel der Seligen erschlossen und mich die ewige Schönheit schauen lassen. Wer aber auch nur flüchtig diese Wonne genossen und die Herrlichkeit Roms gesehen, der kann, wie der Dichter sagt, nie mehr ganz unglücklich werden, der ist der gemeinen Sorge für immer entrückt."

Leider konnte diese gehobene Stimmung nicht anhalten. Mit der Zeit machte sich auch hier, besonders bei der Geheimeräthin, jene körperliche und geistige Abspannung bemerkbar, welche der immer anstrengende Besuch

Tewfik Pascha, der neue Chediw von Aegypten. Originalzeichnung. (S. 966.)

großer Sammlungen und der allzu häufige Genuß der verschiedenartigsten Kunstwerke zu hinterlassen pflegt. Ihr Begeisterung fing an, sich abzustumpfen, ihr Interesse zu schwinden, und es gab Augenblicke, wo sie bei dem Anblick der schönsten Bilder und Statuen gleichgültig blieb und sich bei den interessantesten und geistreichsten Bemerkungen ihres gelehrten Freundes langweilte.

Obgleich dem Professor diese bedenklichen Zeichen ihrer Theilnahmlosigkeit nicht entgingen, so vermochte diese Entdeckung nicht seinen Glauben an ihre Vollkommenheit zu erschüttern. Er selbst entschuldigte sie theils mit ihrer Nervenschwäche, theils mit ihrer Sorge um den Kranken, dem sie jetzt wieder ihre ganze Aufmerksamkeit zuwendete.

Fast den ganzen Tag verweilte sie in der Gesellschaft des leidenden Gatten, den sie mit der zärtlichsten Sorgfalt, mit der liebevollsten Geduld pflegte, dessen trübe Stimmung sie durch ihre anmuthige Unterhaltung zu zerstreuen, dessen gesunkenen Lebensmuth sie durch ihre sanfte Heiterkeit zu beleben und aufzurichten suchte, was natürlich die Bewunderung des Professors für die ausgezeichnete Frau nur noch erhöhen mußte.

Nur durch die dringenden Bitten des Geheimeraths ließ sie sich dann und wann dazu bewegen, einen kurzen Spaziergang in Begleitung ihrer Gesellschafterin oder ihres Freundes zu machen, der jetzt hinlänglich Zeit hatte, seine angesammelten Materialien für seine Kunstgeschichte zu verarbeiten.

An einem besonders schönen Tage gingen Beide wieder mit einander nach dem Monte Pincio, wo sich um diese Zeit, zwei Stunden vor dem Ave Maria, die römische Gesellschaft und vorzugsweise die vielen Fremden zu versammeln pflegen, um die erfrischende Luft und die wahrhaft bezaubernde Aussicht von der prächtigen Terrasse aus zu genießen.

Zu ihren Füßen lag das wirre Häusermeer der Stadt, aus dem die strahlende Kuppel der Peterskirche, die dunkle Rotunde der Engelsburg, das wie geschmolzenes Silber glänzende Bleidach des Pantheon, die hohen Triumphsäulen des Trajan und Marc Aurel, die großartigsten Kirchen und Monumente zu dem blauen, wolkenlosen Himmel emporstiegen, dahinter die malerischen Piniengruppen der Villa Pamfili, die schlanken Cypressen des Palatins und in der dämmernden Ferne die Kette der schneebedeckten Apenninen; ein Bild, dessengleichen keine zweite Stadt der Welt aufzuweisen vermag.

Während der Professor mit trunkenen Blicken an diesem in der That einzigen Panorama hing, ließ die Geheimeräthin ein nicht minder interessantes Schauspiel an sich vorüberziehen. Zwischen den geschmackvollen Anlagen des Monte Pincio, den duftenden Blumenbeeten und grünen Boskets von Myrten und Lorbeeren, blühenden Rhododendren, Glycinen und Magnolien, über welche die schlanke Fächerpalme mit ihrer gefiederten Krone gleich einer stolzen Fürstin sich erhob, bewegte sich ein bunter, wogender Menschenstrom, eine wahre Völkerprozession von dunklen Italienern und blonden Engländern, von lebhaften Franzosen und schweigsamen Holländern, praktischen Amerikanern und idealen Deutschen, von Schweden, Dänen und zahlreichen Russen.

Hier sah man nicht nur die verschiedensten Nationalitäten, sondern auch alle möglichen Stände vertreten, neben dem römischen Principe von uraltem Adel den Bettler von dem nahen Spanischen Platz, ernste Priester in langen schwarzen Talaren und lustige Offiziere in bunter Uniform, fremde Diplomaten und einheimische Kammermitglieder, Künstler und ihre Modelle, elegante Lebemänner und schäbige Abenteurer, an denen Rom bekanntlich keinen Mangel leidet.

Im Kreise rings umher saß auf elastischen Blechstühlen der Damen „holder Kranz" in glänzender Toilette, umgeben von ihren Kavalieren, blonde und brünette Schönheiten mit schmachtenden und blitzenden Augen, mit schlanken, wespenartigen Taillen und mit üppigen Büsten, grüßend, flüsternd, lächelnd, kosend, den unentbehrlichen Fächer graziös bewegend, durch die goldenen Lorgnetten die Vorübergehenden musternd und mit ihren Bekannten koketirend.

Dazu rauschten die Fontänen, flüsterten die Palmen, klangen die weichen, verführerischen Melodieen der Militärmusik, die bekannten Arien von Bellini und Verdi, welche mit ihrem feierlichen Rhythmus und ihren schmeichlerischen Weisen die Zuhörer in ein süßes, gedankenloses Träumen wiegten und den Geist gefangen nahmen. In der ganzen Atmosphäre schwebte und webte ein eigenthümlich berauschender Zauber, ein zugleich aufregender und narkotisirender Duft, dem sich die nervöse Dame nicht zu entziehen vermochte.

Es dunkelte bereits und von den Thürmen der Kirchen und Klöster läuteten die Glocken das Ave Maria und gaben das Zeichen zum Aufbruch für die wogende Menschenmenge. Auch die Geheimeräthin erwachte aus ihren gegenstandlosen Träumen und reichte ihrem stillen, im Anschauen der untergehenden Sonne versunkenen Freund den Arm.

„Kommen Sie!" sagte sie, ihn mit sich fortziehend. „Wir müssen eilen, damit wir nicht in das Gedränge gerathen. Ich fürchte, daß Isolde verlaufen oder gar überfahren werden kann. Ich würde untröstlich sein."

„Ich werde schon Acht geben, daß der Hund nicht verloren geht."

Da jedoch die Geheimeräthin seiner Versicherung wenig Glauben zu schenken schien und ihm nicht die wünschenswerthe Sorgfalt zutraute, so nahm sie die theure Isolde auf ihren Arm, so sehr auch die Undankbare gegen eine solche Beschränkung der persönlichen Freiheit mit lautem Bellen protestirte.

Schon waren sie dem wildesten Gedränge entflohen, als ihnen in der Via Babuino, wo ihr Hotel lag, eine Equipage, deren Pferde plötzlich scheu geworden waren, im rasenden Galopp entgegenstürmte. Nur durch einen kühnen Sprung in den offenen Thorweg eines nahen Hauses glückte es dem Professor, sich und seine Begleiterin der drohenden Gefahr zu entziehen.

Kaum von ihrem Schrecken erholt, vermißte die Geheimeräthin das geliebte Hündchen, welches in der Eile und Verwirrung ihren Armen entschlüpft und verschwunden war.

„Isolde! Isolde!" rief sie ängstlich.

Kein frohes Gebell ließ sich hören, keine Spur des verlorenen Thieres sehen, so laut auch die unglückliche Herrin rief und lockte.

„Wir müssen Isolde suchen. Ich gehe nicht nach Hause, bis ich sie gefunden habe."

Leider waren alle Nachforschungen umsonst, alle Fragen, welche sie an die Vorübergehenden richtete, vergeblich. Niemand konnte ihr Auskunft geben, kein Mensch hatte das von ihr genau beschriebene Hündchen bemerkt. Der Schmerz der Geheimeräthin war wirklich rührend, da sie in Ermangelung eigener Kinder Isolde zärtlich wie eine Mutter liebte. Gleich einer Verzweifelten stürzte sie durch die Straßen, fortwährend den Namen Isolde laut rufend, von dem athemlosen Professor begleitet, der sie zu beruhigen und zu trösten suchte.

„Geben Sie sich keine unnütze Mühe. Wir thun am besten, nach unserem Hotel zurückzukehren. Ich bin fest überzeugt, daß Isolde uns daselbst erwartet. Sie kennt den Weg und wird ihn ohne uns gefunden haben."

„Wie!" rief sie empört. „Ich soll die arme Isolde ihrem Schicksal überlassen! Wenn sie mir gestohlen, mißhandelt, getödtet wird! Nein, nein! Ich gehe nicht von der Stelle, bis ich sie wiedersehe."

„Wir können doch nicht die ganze Nacht auf der Straße bleiben!" wagte er schüchtern einzuwenden. „Was wird Robert sagen? Er wird sich Ihretwegen ängstigen, und Sie wissen ja, wie schädlich ihm jede Aufregung ist. Am Ende läßt sich ein Hund selbst im schlimmsten Fall noch ersetzen."

Statt aller Antwort warf sie ihm nur einen vernichtenden Blick zu, ohne seine vernünftigen Vorstellungen zu beachten. Von Neuem ließ sie ihre Stimme erschallen, irrte sie weiter und weiter, bald vorwärts, bald rückwärts eilend und das Hündchen überall suchend.

Erst nachdem sie sich von der gänzlichen Erfolglosigkeit und Nutzlosigkeit aller ihrer Bemühungen überzeugt und zu erschöpft war, um ihre Nachforschungen fortzusetzen, kehrte sie trostlos, fast weinend nach dem Hotel zurück, wo sie der Geheimerath bereits ungeduldig und voll Besorgnisse über ihr unerklärlich langes Ausbleiben erwartete.

Am nächsten Morgen wurden von Neuem alle zu Gebote stehenden Mittel angewendet, um das verlorene Thier ausfindig zu machen. Sämmtliche Kellner, Cameriere und Lohndiener des Hotels setzten sich in Bewegung, um Isolde ihrer Herrin wieder zu verschaffen. Die gelesensten Zeitungen brachten ihre genaue Personalerscheinung, an allen Straßenecken und öffentlichen Plätzen erschien eine gedruckte Anzeige, worin dem glücklichen Finder eine unverhältnißmäßig große Belohnung verheißen wurde.

Die nächste Folge war, daß sämmtliche Facchini, Straßenjungen und Nichtsthuer in Rom das Hotel förmlich belagerten und vom frühen Morgen bis zum späten Abend sich mit allen möglichen herrenlosen und auch eigenen Hunden bei der deutschen „Principessa" präsentirten, um die angekündigte Belohnung zu erhalten. Dazu kam noch eine Schaar von Händlern, welche für hohe Preise der Signora ihren Vorrath von Pintschern, Möpsen, Pudeln und Windspielen zum Ersatz für ihren Verlust anboten.

Trotzdem einige dieser Industrieritter sogar den Versuch machten, unter Benützung des öffentlichen Signalements, durch Kämmen, Scheeren, Stutzen und selbst Färben der betreffenden Thiere die Aehnlichkeit mit der vermißten Isolde, soweit dieß nur anging, herzustellen, vermochte keine dieser mehr oder minder gelungenen Kopieen das Original zu ersetzen oder gar die scharfen Augen der untröstlichen Besitzerin zu täuschen. Ebenso fruchtlos blieben alle sonstigen Bemühungen und aufgewendeten Kosten zur Wiedererlangung des geliebten Hundes.

Die Geheimeräthin hatte bereits jede Hoffnung aufgegeben, als sich eines Morgens bei ihr ein neuer Glücksritter in der ihr so schmerzlichen Angelegenheit anmelden ließ. Da sie nur eine neue Täuschung befürchtete, wollte sie denselben abweisen. Nur auf das dringende Zureden ihrer Gesellschafterin entschloß sie sich, den ihr zugedachten Besuch zu empfangen.

Durch die geöffnete Thür trat ein junger, fast ärmlich gekleideter Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, der die Geheimeräthin ehrfurchtsvoll mit einer tiefen Verbeugung begrüßte und mit wohltönender, sonorer Stimme anredete. In seinen Händen hielt er ein zierlich geflochtenes Körbchen, worin auf weichen Kissen zwischen duftenden Blumen, mit Lorbeeren und Myrten wie ein Geburtstagskind bekränzt, die theure Isolde ruhte.

Bei diesem unerwarteten Anblick stieß die Geheimeräthin einen Schrei freudigster Ueberraschung aus; entzückt drückte sie ihren Liebling an ihr Herz, küßte und überhäufte sie die wiedergefundene Isolde mit stürmischen Liebkosungen.

Erst nachdem sie so den Tribut ihrer Zärtlichkeit entrichtet hatte, fielen ihre von der Freude des Wiedersehens glänzenden Augen auf den glücklichen Finder, der noch immer bescheiden in der Nähe der Thür verweilte.

Vor ihr stand ein junger Adonis oder Antinous, dessen ganze Erscheinung trotz der vernachlässigten Kleidung, einem verschossenen fahlbraunen Plüschrock, und der fragwürdigen Reinlichkeit seiner Wäsche jene natürliche Schönheit und angeborene Grazie zeigte, die man in Rom nicht selten unter den ärmsten und ungebildetsten Leuten aus dem Volke findet.

Eine Fülle glänzend schwarzer Haare, deren eigenthümlicher Wuchs unwillkürlich an die Lockenkrone des Apoll von Belvedere sie erinnerte, floß um die wie aus gelblichem parischem Marmor gemeißelte Stirn. Unter den langen Seidenwimpern strahlten die dunklen, großen Augen gleich schwarzen Demanten in weißer Emaille gefaßt, deren Glanz und Glut durch die halb geschlossenen Augenlider gedämpft wurde. Um die fast mädchenhaft zarten Pfirsichwangen und die granatrothen Lippen zog sich ein weicher Flaum wie ein leichter Schatten.

Nur der allzu volle, sinnlich geschwellte Mund, das stark gerundete Kinn und die etwas langen, spitzen Ohren verliehen dem klassischen Gesicht etwas Faunenhaftes, einen eigenthümlich frivolen Zug, wie man ihn mitunter an den alten Satyrbildern, unbeschadet ihrer sonstigen Schönheit und kindlichen Anmuth, zu bemerken pflegt.

„Wollen Sie nicht näher treten?" sagte die Geheimeräthin freundlich lächelnd. „Ich stehe in Ihrer Schuld und bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet."

Zugleich öffnete sie ihre gefüllte Börse, um ihm die verdiente Belohnung zu überreichen. Der junge Mann machte jedoch eine abwehrende Bewegung und wies mit einer fast beleidigten Miene die für ihn gewiß ansehnliche Summe zurück.

„Wie!" rief die Geheimeräthin auf das Höchste überrascht. „Sie verschmähen den Ihnen gebührenden Finderlohn?"

„Verzeihen Sie, Signora!" erwiederte er stolz. „Ich bin kein Bettler, sondern ein Galantuomo und hinlänglich für meine kleine Mühe durch das Glück belohnt, einer so reizenden Donna einen ihr angenehmen Dienst zu leisten."

„Aber Sie haben," entgegnete sie mit einem Blick auf seine nichts weniger als glänzende Garderobe, „außer Ihrer Mühe auch noch baare Auslagen gehabt. Erlauben Sie mir, Ihnen wenigstens die Unterhaltungskosten für meine Isolde wieder zu erstatten."

„Das Töpfchen Milch, das Stückchen Weißbrod und mein Lager, das ich mit ihr getheilt habe, sind wirklich nicht der Rede werth. Das niedliche Hündchen

hat mir so großes Vergnügen gemacht, daß ich mich nur mit schwerem Herzen von ihm trenne. Wir sind in der kurzen Zeit die besten Freunde geworden."

Dabei streichelte der junge Mann die kluge Isolde, welche durch ihr Wedeln und ein fröhliches Bellen ihre Freude zu erkennen gab und gleichsam seine Worte zu bestätigen schien, worüber die Geheimeräthin um so mehr erstaunen mußte, da das verwöhnte Hündchen sonst gegen alle Fremden eine vornehme Zurückhaltung beobachtete und besonders schlecht gekleideten Personen die spitzen Zähne wies.

„Isolde kennt und liebt Sie," sagte die entzückte Dame. „Sie müssen in der That ein guter Mensch sein."

Es bedurfte jedoch kaum noch eines solchen Zeugnisses, um die leicht bewegliche und für jeden neuen Eindruck empfängliche Geheimeräthin für den ebenso schönen, als zartfühlenden jungen Mann einzunehmen, dessen anmuthiges Wesen und uneigennütziges Benehmen ebenso ihre Theilnahme erregte, wie ihre Neugierde reizte. Auf ihre Fragen theilte er ihr mit, daß er Giuseppe Brosio heiße, Musiklehrer sei und sich vom Stundengeben bisher ernährt habe.

„Mein Vater," erzählte er mit echt italienischem Pathos, „war einer der edelsten Patrioten, der Freund und Kampfgenosse Garibaldi's. Er theilte die Lorbeeren und auch das Mißgeschick des größten Italieners. Wie dieser sank auch er bei Mentana, von einer tückischen Kugel durchbohrt, nieder, doch seine Wunde war tödtlich. Er starb für die Freiheit des Vaterlandes und hinterließ meiner unglücklichen Mutter nur allein seinen unsterblichen Namen und das Andenken an seine Heldenthaten. Von der undankbaren Regierung verlassen und dem Elend preisgegeben, mußte die beste der Frauen, die Tochter eines alten, vornehmen Hauses, die Gattin des ruhmvollen Brosio, sich und ihrem Sohn mit ihrer Hände Arbeit das kümmerliche Leben fristen."

„Und Garibaldi? Hat er nichts für die Familie seines Freundes thun können?"

„Der General lag schwer krank an seinen Wunden, niedergedrückt von seinem Unglück. Später, als er unsern Verlust erfuhr, bot er der Wittwe seines theuren Freundes eine bedeutende Unterstützung an. Meine hochherzige Mutter nahm das Geld nicht an, weil sie wußte, daß er es sich selbst abdarbte."

„Besaßen Sie sonst keine Freunde, keine Verwandten? Sie sagten doch, daß Ihre Mutter einer angesehenen Familie angehörte."

„Der Unglückliche hat keine Freunde und die Familie meiner Mutter wollte von ihr nichts wissen, weil sie die Gattin eines Freiheitskämpfers war. Die elenden Aristokraten zogen sich von uns zurück und überließen uns herzlos unserem Schicksal."

„Was muß die arme, bedauernswerthe Frau gelitten haben!" sagte die Geheimeräthin von Mitleid ergriffen.

„Mit Aufopferung ihrer Gesundheit," fuhr Signore Brosio bewegt fort, „sorgte die Gute für den Unterhalt und die Erziehung ihres Sohnes. Von frühester Jugend auf flößte sie mir die Liebe zu allem Guten und Schönen, die Begeisterung für Freiheit und Vaterland ein. Ich hatte keinen andern Gedanken, als meinem Vater ähnlich zu werden, als meiner Mutter die mir gebrachten Opfer zu vergelten und ihr Leben zu verschönern. Sobald ich herangewachsen war, hielt ich es für meine Pflicht, ihr die schweren Sorgen abzunehmen und für sie zu arbeiten, wie sie bisher für mich gethan. Da ich frühzeitig ein Talent für Musik verrieth und eine angenehme Stimme besaß, so wollte ich entweder ein berühmter Komponist oder ein großer Sänger werden, mir eine angesehene Stellung, einen gefeierten Namen erwerben, einzig und allein von dem Wunsch erfüllt, meiner Mutter den ersehnten Lorbeer zu Füßen zu legen und sie für all' ihre Leiden zu entschädigen."

Wie von seinen Gefühlen und schmerzlichen Erinnerungen überwältigt, machte der Erzähler eine längere Pause, welche die Geheimeräthin trotz ihrer gespannten Neugierde nicht zu unterbrechen wagte.

„Leider," seufzte er aus tiefer Brust, „wurden meine allzu kühnen Hoffnungen durch ein tückisches Geschick vereitelt. Dem Unglücklichen sind alle Wege verschlossen, mag er noch so talentvoll sein. Nachdem ich den nöthigen Unterricht bei einem tüchtigen Maestro genossen und längere Zeit die Akademie besucht hatte, wagte ich mit zwanzig Jahren eine große heroische Oper: „Die sizilianische Vesper" zu schreiben, welche den Beifall meines verehrten Lehrers und aller Musikverständigen erhielt. Man zweifelte nicht an dem günstigsten Erfolg, aber kein Theater wollte meine Oper geben, weil ich ein unbekannter Komponist war und mir der goldene Schlüssel fehlte, der heutzutage allein die Pforten des Kunsttempels öffnet. Wäre ich wie der reiche Verdi statt im abgeschabten Flausch im eleganten Leibrock mit Orden geschmückt, statt demüthig zu Fuß in einer glänzenden Karrosse erschienen, hätte ich dem Impresario durch meinen Namen und mein Auftreten imponirt, die Presse bestechen, den Regisseur durch eine Anweisung auf Carlonia, die Primadonna durch Demanten, die Sänger durch Champagner für mich gewinnen können, so wäre meine Oper längst gegeben und ich jetzt vielleicht ein berühmter Mann."

„Und was thaten Sie?"

„Gezwungen, auf den Ruhm des Komponisten zu verzichten, suchte ich ein Engagement als Sänger, aber die Launenhaftigkeit des Publikums, die Gemeinheit des Impresario, die Bestechlichkeit der Kritik und die Kabalen meiner Kollegen verleideten mir nur zu schnell wieder meinen Beruf. Außerdem rief mich die Krankheit meiner Mutter zurück. Ihre Sehnsucht nach mir war so groß, daß sie ohne mich nicht zu leben vermochte. Ich entsagte der Kunst, um sie nicht mehr zu verlassen, bis sie nach langen, schweren Leiden in meinen Armen starb."

Die schönen Augen des Signore Brosio füllten sich mit Thränen und seine Stimme zitterte vor Rührung.

„Sie starb und ich blieb allein zurück, nachdem ich ihre guten, lieben Augen ihr geschlossen und den letzten Kuß auf ihre bleichen Lippen gedrückt. Mit ihr begrub ich Alles, was mir auf Erden lieb und theuer war. Die ganze Welt verlor für mich den Reiz. Ruhm, Ehre und Gold sind mir jetzt gleichgültig, nur die Kunst allein vermag mich für meinen unersetzlichen Verlust zu trösten."

Diese mit vibrirendem Ton und theatralischem Pathos vorgetragene Erzählung, noch verstärkt durch die lebhafte Mimik des schönen jungen Italieners, verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf die mitleidige Dame zu machen.

„Ich danke Ihnen," sagte sie ergriffen, „für das mir geschenkte Vertrauen und würde mich freuen, wenn es mir gelingen sollte, Ihren großen Verlust Ihnen einigermaßen zu ersetzen. Vielleicht kann ich mit dazu beitragen, das gut zu machen, was das ungerechte Schicksal an Ihnen verschuldet hat. Schon längst," fügte sie nach einigem Nachdenken hinzu, „habe ich in Rom einen Musiklehrer gesucht, da ich das Wenige, was ich weiß, zu vergessen fürchte, wenn ich nicht bald meine vernachlässigten Gesangstudien unter der Leitung eines tüchtigen Musikers wieder aufnehme. Sie würden mich daher verpflichten, wenn Sie mir den gewünschten Unterricht ertheilen wollten."

„Die Signora," erwiederte Signore Brosio freudig überrascht, „dürfen nur über mich gebieten. Ich fürchte jedoch, daß mein geringes Talent einer so ausgezeichneten Kunstkennerin nicht genügen wird. Auch fehlen mir die vielleicht von Ihnen gewünschten Zeugnisse und Empfehlungen, welche ich mir zwar verschaffen könnte, wenn Sie es verlangen."

„Deren bedarf es nicht. Ich habe das vollste Vertrauen zu Ihrer Person und Ihren Leistungen. Ich selbst bin nur Dilettantin und es genügt für mich, wenn Sie mich nur auf dem Klavier begleiten, mit mir eine leichte Arie einstudiren oder ein Duett singen wollen."

„Das darf ich mir wohl zutrauen, da ich die beste Schule genossen und mir die vorzüglichste Gesangsmethode angeeignet habe."

„Offen gestanden," versetzte die Geheimeräthin in vertraulicherem Ton, „ist es mir noch weniger um die Musik als um die Erlernung der italienischen Sprache, um eine leichte und angenehme Unterhaltung zu thun. Trotz aller meiner Mühe fällt es mir noch immer schwer, mich richtig und geläufig auszudrücken."

„O! die Signora sprechen so gut, daß man Sie für eine geborene Toskanerin halten muß."

„Vor Allem mangelt mir die nöthige Uebung, die ich durch Sie zu erlangen hoffe. Besonders wünsche ich, daß Sie auf meine Fehler achten und mich auf die Feinheiten im Ausdruck aufmerksam machen."

„Capisco!" erwiederte er mit verständnißvollem Lächeln. „Die Signora wollen keinen pedantischen Unterricht, keinen gelehrten professore, sondern eine leichte conversazione mit Ihrem umilissimo servo, wobei ich nur gewinnen kann."

„Ich sehe mit Vergnügen, daß wir uns verstehen, und ich glaube in Ihnen den von mir gesuchten Lehrer gefunden zu haben. Damit ich aber sicher bin, daß Sie recht bald wiederkommen und den Unterricht sogleich beginnen, müssen Sie mir schon gestatten, daß ich Ihnen das Honorar für die nächsten Monate im Voraus einhändige."

Länger konnte sich selbst der so zartfühlende Signore Brosio nicht sträuben, das ihm in der liebenswürdigsten Weise angebotene Geld anzunehmen, worauf er sich mit einem respektvollen Kuß auf ihre Hand und mit einer tiefen Verneigung von seiner großmüthigen Gönnerin verabschiedete.

III.

Am nächsten Tag schon stellte sich Signore Brosio pünktlich zu der festgesetzten Stunde bei der Geheimeräthin ein, die ihn dem kranken Gatten als Isoldens Finder und als ihren künftigen Musiklehrer vorstellte, womit der Letztere vollkommen einverstanden war, da ihm der junge Italiener gut gefiel und er gewohnt war, ihren Wünschen und kleinen Launen nichts in den Weg zu legen. Auch zeigte die äußere Erscheinung des neuen Lehrers in seiner früher vernachlässigten Toilette eine überraschende Metamorphose, wozu er muthmaßlich den größten Theil des empfangenen Honorars verwendet haben mochte.

Statt des verschossenen, an den Nähten bedenklich abgeschabten Jaquets trug er heute einen ganz modernen, eleganten Leibrock von feinem schwarzem Tuch, einen frischen weißen Hemdekragen von zweifelloser Reinlichkeit, eine etwas auffallend bunte Weste und seidene Halsbinde, mit einer unechten Busennadel geschmückt. Auf seiner Brust glänzte eine massive Uhrkette, wenn auch nur von Talmigold, an der jedoch die dazu gehörige Uhr zu fehlen schien, weil sie noch auf dem Leihhause, dem bekannten „Monte Pieta", auf ihre Erlösung sehnsuchtsvoll harrte.

Nach dem von seiner Schülerin aufgestellten Programm begnügte sich Signore Brosio damit, ihren Gesang, dem er selbstverständlich das größte Lob zollte, auf dem Klavier zu begleiten und mit ihr ein leichtes Duett aus einer gerade beliebten neuen Oper einzuüben, wobei er die erwünschte Gelegenheit fand, seinen angenehmen, wenn auch nicht gerade glänzenden Tenor und besonders seine musikalische Fertigkeit zu entfalten.

Seine Methode und der Vortrag zeichneten sich weniger durch Gediegenheit und Geschmack als durch südliche Lebhaftigkeit und Hervorhebung der theatralischen Effekte aus, indem er heftig mit den Händen agirte, bei den leidenschaftlichen Stellen tremulirte und dazu seine schönen Augen wild im Kreise rollen ließ, wie dieß die Tenoristen auf den Bühnen zweiten oder dritten Ranges zu thun pflegen, um die Wirkung ihrer Stimme zu erhöhen.

Obgleich die Geheimeräthin zu gebildet war, um nicht diese Schwächen ihres Lehrers bald zu bemerken, entschuldigte sie seine persönlichen und musikalischen Lächerlichkeiten mit der Jugend und dem südlichen Feuer desselben, einem Fehler, der ihm in ihren Augen keineswegs schadete.

Was auch Signore Brosio an künstlerischem Geschmack und Bildung vermissen ließ, ersetzte er reichlich durch die ihm angeborene Gabe der Unterhaltung. Es plauderte sich so angenehm mit ihm, wie mit einem Kind, und dabei klang die schöne Sprache so weich und anmuthig von den Lippen des jungen Musikers. Es fehlte ihm auch nicht an Geist und natürlichem Verstand, wenn er auch in den gewöhnlichsten Dingen eine auffallende, fast rührende Unwissenheit verrieth.

Dafür besaß er eine bezaubernde Frische und Naivität, ganz besonders aber eine hinreißende Komik und sprudelnden Witz, daß man über seine drolligen Einfälle laut lachen mußte. Schon lange hatte sich die verwöhnte Geheimeräthin nicht so gut amüsirt als in ihren Musikstunden, so wenig sie auch dabei lernte.

In kurzer Zeit war Signore Brosio nicht nur der Liebling seiner von ihm eingenommenen Gönnerin, sondern des ganzen Hauses, da er die Güte, Gefälligkeit und Bescheidenheit in Person war und durch seine fröhliche Laune die gesammte Gesellschaft aufheiterte. Mit dem Kranken zog er gewöhnlich nach beendetem Unterricht noch eine Schachpartie, die er ihn regelmäßig gewinnen ließ, wogegen er im Piquet und Ecarté seine Rebanche nahm, da er Beides meisterhaft zu spielen verstand.

Nie würde er es versäumt haben, die vernachlässigte Gesellschafterin anzusprechen und einige freundliche Worte über ihr gutes Aussehen oder über ihre Toilette an sie zu richten, die dem armen Fräulein nur selten zu Theil wurden und ihr aus dem Munde des schönen jungen Mannes doppelt wohl thaten, indem sie ihrer weiblichen Eitelkeit schmeichelten. Ebensowenig unterließ er es,

Eine walachische Bauernfrau.

Nach dem Gemalde von G. Vástagh. (S. 966.)

Johanna von Kastilien an der Leiche ihres Gemahls. Gemälde von Francisco Pradilla. (S. 966.)

seiner Freundin Isolde irgend eine zarte Aufmerksamkeit zu erweisen, ihr bald ein zierliches Halsband mitzubringen oder einen schmackhaften Leckerbissen zuzustecken, wofür ihm das Hündchen ebenso dankbar wie die Herrin desselben war.

Außerdem übernahm er noch die verschiedenen Besorgungen und kleinen Gänge für die Fremden, wobei ihm ganz besonders seine genaue Lokalkenntniß zu Statten kam. Er wußte, wo der beste Friseur wohnte, wo man die feinsten Parfüms und Toilettengegenstände, die schönsten Seidenstoffe und goldenen Schmuckſachen billig kaufen konnte, und machte es möglich, Billette und Zutritt zu allen sonst nur schwer zugänglichen Kirchenfesten und öffentlichen Vorstellungen zu erhalten.

Es konnte daher auch nicht ausbleiben, daß alle Welt von dem guten, immer heitern und bereitwilligen Musiklehrer entzückt war und jeder Einzelne große Stücke auf ihn hielt. Nur der sonst so gerechte und freundliche Professor machte allein eine Ausnahme und verrieth von Anfang an eine unerklärliche Abneigung gegen den harmlosen Giuseppe, obgleich derselbe ihm nicht das Geringste zuleid that und sichtlich bemüht war, sich auch dessen Gunst durch allerlei Dienste, Nachweisung von Alterthümern, Kunstgegenständen, Bronzen, Gemmen und Münzen zu erwerben.

Demungeachtet empfand der Professor ein ihm sonst fremdes Mißtrauen, einen instinktmäßigen Widerwillen gegen den gefälligen Signore Brosio, je freundlicher und höflicher der Letztere war. Am wenigsten aber konnte er es begreifen, daß eine so geistreiche und bedeutende Frau wie die Geheimeräthin sich für einen so unwissenden und ungebildeten Menschen interessirte, der sich fortwährend die größten Blößen gab und einen solchen Mangel an Kenntnissen zeigte, daß er die albernsten Dinge häufig sagte und die kindischsten Märchen mit einer fast an Unverschämtheit grenzenden Naivität als beglaubigte historische Wahrheiten auftischte.

„Ein so krasser Ignorant ist mir noch nicht vorgekommen," bemerkte der Professor ganz empört darüber, daß Signore Brosio eines Abends von dem Zauberer Vergil die wunderbarsten und lächerlichsten Geschichten nicht nur berichtete, sondern den dagegen erhobenen Widerspruch des berühmten Archäologen zu belächeln wagte.

„Mein Gott!" versetzte die Geheimeräthin ein wenig pikirt. „Nicht alle Menschen können so gelehrt sein wie Sie. Man muß sich wirklich freuen, daß es noch so unschuldige Gemüther und gläubige Seelen gibt, die sich den Sinn für die naive Volkspoesie bewahrt haben."

„Der Mensch weiß ja nicht einmal so viel wie ein deutscher Quintaner, und hat keine Ahnung davon, daß es einen Dichter Vergil gegeben hat, den er mit seinem abgeschmackten Zauberer verwechselt."

„Das ist doch kein Verbrechen. Offen gestanden, finde ich den mittelalterlichen Zauberer weit interessanter und romantischer, als den langweiligen Dichter mit seinem frommen Aeneas und der verlassenen Dido. Sagt nicht Schiller:

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

„Sie erlauben, daß ich für meine Person an dem kindlichen Gemüth des Signore Brosio zweifle und eher das Gegentheil von ihm glaube. Bei aller Naivität und Unwissenheit halte ich ihn für einen schlauen Patron und zweideutigen Abenteurer, dem ich nicht weiter traue, als ich ihn sehe."

„Wie können Sie," entgegnete die Geheimeräthin sich ereifernd, „nur so lieblos über einen Menschen urtheilen, der Ihnen nichts gethan hat und den Sie nur oberflächlich kennen! Signore Brosio ist kein Abenteurer, sondern ein talentvoller Musiker, ein ausgezeichneter Mensch und ein trefflicher Sohn, der sich für seine arme Mutter aufgeopfert hat. So lange Sie mir nicht beweisen können, daß er mich getäuscht hat, werde ich es nicht dulden, daß Sie ihn in meiner Gegenwart beleidigen."

Ueberrascht von ihrer unerwarteten Heftigkeit, schwieg der Professor, um nicht die erzürnte Frau noch mehr zu reizen. Der kleine Streit war ihm um so unangenehmer, da sein kranker Freund der peinlichen Unterhaltung stillschweigend beiwohnte und ebenfalls den Angriff auf den Musiklehrer seiner Gattin nicht zu billigen schien. Aus diesem Grunde glaubte auch der Professor, sich bei ihm entschuldigen zu müssen, nachdem die Geheimeräthin sichtlich verstimmt das Zimmer verlassen hatte.

„Der Mensch," sagte er in ruhigerem Ton, „ist mir vollkommen gleichgültig. Ich habe es nur für meine Pflicht gehalten, Deine Frau vor einer allzu großen Intimität mit ihm zu warnen. Wenn ich auch positiv nichts Nachtheiliges über ihn weiß, so flößt mir seine Katzenfreundlichkeit, dieses ewig süßliche Lächeln, selbst wenn man ihn, wie ich, mit Fußtritten traktirt, dieses Sichverhalten und Schönthun mit aller Welt ein unüberwindliches Mißtrauen ein. Man braucht gerade kein besonders feiner Menschenkenner zu sein, um den Charakter oder vielmehr die Charakterlosigkeit des Burschen zu durchschauen. Ich fürchte, daß Deine Frau sich wieder einmal von ihrem guten Herzen verleiten läßt und ihre Wohlthaten an einen Unwürdigen verschwendet."

„Das glaube ich auch," erwiederte der Kranke zur nicht geringen Verwunderung des Professors. „Ich möchte nur dem Patron keine so große Bedeutung beilegen wie Du."

„Trotzdem schweigst Du und duldest Du einen solchen Menschen in der Umgebung Deiner Frau! An Deiner Stelle würde ich mit ihr ernsthaft reden und ihr vorstellen —"

„Mein lieber Freund!" entgegnete der Geheimerath mit eigenthümlichem Lächeln. „Man sieht, daß Du nicht verheirathet bist, weßhalb Du auch nicht die Frauen kennst. Um sie in ihren Thorheiten zu bestärken, gibt es nach meiner Erfahrung kein geeigneteres Mittel, als ihnen zu widersprechen. Sie schreien wie die kleinen Kinder, wenn man ihnen mit Gewalt ihre Puppe nehmen will, werfen sie aber im nächsten Augenblick von selbst fort, wenn man sie damit so lange spielen läßt, bis sie derselben überdrüssig werden."

„Aber eine so geistreiche Frau wie die Deinige —"

„Ist und bleibt in diesem Punkt eine Frau wie all' die anderen. In Ermangelung eigener Kinder muß sie ein Spielzeug haben, heute Isolde, morgen Signore Brosio, übermorgen was weiß ich. Je weniger man sie stört und sich um sie bekümmert, desto ungefährlicher sind diese kleinen Schwächen, desto schneller gehen diese Launen vorüber. Man darf nicht ihren Widerstand herausfordern, damit sie nicht auf böse Gedanken kommen. Das Verbotene hat, wie Du weißt, einen besondern Reiz. Deßhalb rathe ich Dir, den Signore Brosio in Frieden zu lassen. Du wirst Dir und auch mir damit den größten Gefallen thun."

(Fortsetzung folgt.)

Tewfik Pascha.

(Hiezu das Porträt S. 961.)

Als am 30. Juni Abends die vizekönigliche Dampfyacht „Marusa" im Hafen von Alexandria die Anker lichtete und mit Ismaïl in das Mittelmeer hinausfuhr, begrüßte Aegypten einen neuen Herrscher in dem ältesten Sohne des Verbannten, in Tewfik Pascha. Der neue Chediw ist 27 Jahre alt und hat eine spezifisch mohammedanische Erziehung genossen. Während die anderen Söhne Ismail's in Europa sich ausbildeten, hat Tewfik Aegypten nie verlassen; abseits von allen Intriguen in dem geräuschvollen Leben des Hofes seines Vaters hat er still seinen Studien und eifrig mit Landwirthschaft beschäftigt auf seinem kleinen Landsitz bei Kairo gelebt. Er ist ein frommer und eifriger Moslem, der jedoch, fern von jedem Fanatismus, auch die Errungenschaften der christlichen Kultur nicht verachten soll. Die Berufung Gaudard Paschas zum Kabinetschef und die Sparsamkeit, welcher der junge Herrscher sich befleißigt, zeigen, daß Tewfik ehrlich und rechtlich die Schäden seines Landes heilen will — ob er die Intelligenz und die Kraft dazu hat, wird die Zukunft zeigen. Es ist eine schwere Last auf die Schultern dieses noch nicht dreißigjährigen Mannes gewälzt worden und der neue Chediw scheint zu fühlen, daß er einen harten Kampf kämpfen muß.

Eine walachische Bauernfrau.

(Hiezu das Bild S. 964.)

Vaštagh ist ein Meister in der Darstellung slavischer Typen — jener Schönheiten, die bei klassischer Formvollendung einen zigeunerartig wilden Beigeschmack haben. Es ist die seltsame Mischung von Lieblichkeit und verhaltener Glut, von edler Linienschönheit und robuster Derbheit der Formen, von markiger Ausprägung der Gesichtszüge und üppiger Weichheit zugleich, bei einem seltsam trüben, man möchte sagen, schwül melancholischen Hauch, der die brünetten Schönheiten der Walachei auszeichnet und was Alles Vaštagh auf so wunderbare Weise zur Anschauung zu bringen versteht. Seine walachische Bauernfrau oder Mokánka aus den siebenbürgischen Karpathen — wir geben hier einen Holzschnitt nach diesem Gemälde — gehört zu diesem Genre. Die Männer hier sind meist Kohlenbrenner oder beschäftigen sich mit Viehzucht und bringen Kohlen, Käse und Butter in die nächstgelegene Stadt, wobei die Frauen fleißig helfen. Unsere Bauernfrau ist eine dunkle Rasseschönheit der oben geschilderten Art, ein Bild üppig blühenden Lebens, welches alle jene nationalen Züge in hohem Grade besitzt, die auf den Fremden, namentlich den Deutschen, oft verhängnißvoll sinnbestrickend wirken. Es ist der Orient, der hier mit seinem heißen Athem uns anweht, und doch ist er es wieder nicht durch den Ausdruck von Kraft, Urwüchsigkeit, ja wilder, vulkanischer Leidenschaft, was dem weichlichen Orient bekanntlich gar nicht eigen.

Johanna von Kastilien an der Leiche ihres Gemahls.

(Hiezu das Bild S. 965.)

Johanna von Kastilien und Philipp der Schöne von Oesterreich führten keine sehr glückliche Ehe — Philipp's Leichtfertigkeit steigerte die Eifersucht Johanna's bis zum Wahnsinn, und als sie ihrem Manne nach Flandern folgte, gab es Stürme so leidenschaftlicher Art, daß Johanna wie eine völlig Irre sich benahm. Es war ganz unmöglich, sie von dem geliebten Manne, der sie mit verletzender Gleichgültigkeit behandelte und ihrer krankhaften Eifersucht stets neue Nahrung gab, zu trennen. So folgte sie Philipp im April des Jahres 1506 nach Spanien, wo er die Regierung über Kastilien antreten sollte, jedoch schon am 25. September 1506 starb Philipp in Folge seiner Maßlosigkeit zu Burgos, erst 28 Jahre alt. Johanna begleitete die Leiche ihres Mannes nach Granada; sie reiste nur bei Nacht, „weil eine Wittwe, welche die Sonne ihres Lebens verloren, sich nie mehr dem Tageslicht aussetzen dürfte", und war noch jetzt so eifersüchtig, daß sie in Zorn gerieth, wenn ein weibliches Wesen sich dem Sarg näherte. Unsere Illustration nach dem ausdrucksvollen Gemälde des Spaniers F. Pradilla zeigt uns eine Rast auf dieser düsteren Reise. Johanna starb 1546 völlig vom Wahnsinn umnachtet; sie war die Mutter Karl V. und im spanischen Volke lebt ihr Andenken in melancholischen Sagen noch heute fort.

Notizblätter.

Literatur.

— **Es gehört Muth dazu, ein großes, geschichtliches, mittelalterliches** Epos in der jetzigen Zeit des Dampfes und der Elektrizität zu dichten. Alexander Spitz wagt diesen Schritt in dem Werke: „Uto mit dem Tüchlein. Ein Lied aus Kaiser Rothbart's Tagen" (Mainz, Zabern). Der Dichter hat in diesem Epos die Nibelungenstrophe modernisirt, wie Uhland dieß in einzelnen seiner Balladen gethan, dadurch sind die Verse angenehm lesbar geworden und Minne und Kriegslärm klingen hier recht gut zusammen. Das Gedicht schildert Uto's früheste Jugend, dann kommt der junge Recke an den Rhein, nach Mailand, er macht den Kreuzzug mit, die Schlacht von Ikonium, erlebt Kaiser Rothbart's Tod und kehrt heim. Die mächtige Gestalt des sagenhaften Kaisers steht im Hintergrunde, der verliebte, ehrliche, tapfere und edle Recke als Held, ferner eine Fülle gutgezeichneter Figuren, wie Agnes, Maria, König Bela, Sultan Malek, Hermann v. Stahleck, der Spielmann Isanbald und andere mehr, machen das Gedicht lebensvoll und interessant. Dieser „Uto mit dem Tüchlein" ist eine sehr beachtenswerthe Leistung und bekundet ein schönes, gediegenes Dichtertalent.

— **Rudolph Lindau's Eigenart als Romanschriftsteller wird stets** einen gewählten Kreis von Verehrern haben, er hat etwas Kosmospolitisches. Seine Figuren und seine Erfindung haben nichts, was an Studirstube und Schreibtisch erinnert. Es pulsirt der Strom des Lebens der großen Welt, welcher von Paris und London, von Hamburg und Berlin bis nach Japan reicht, durch seine Erzählungen. Lindau hat auch nichts spezifisch Deutsches an sich. Er ist ebensogut Engländer wie Franzose, ja hie und da mahnt er an den Russen Turgenjeff. Diese physiognomischen Züge zeigt auch der neueste Roman dieses Autors: „Gute Gesellschaft", Breslau, Schottländer. Der Roman spielt in Paris in den höheren Gesellschaftskreisen, Handlung und Personen sind überaus maßvoll behandelt, und doch welch' ein Feuerstrom von Leidenschaft durchflutet die einfache Erzählung; dadurch aber, daß Lindau mit solcher vornehmen Ruhe, mit so wohlabgewogenen Worten, so fein und vorsichtig die Farben vertheilend und Licht und Schatten verstreuend verfährt, gewinnt dieser Roman eine Eindruckskraft, fesselt und spornt unsere Erwartung stärker und nachhaltiger, als viele feuersprudelnde Sensationswerke. Der nicht umfangreiche Roman ist eine empfehlenswerthe, interessante, feine Lektüre.

— **Als ein recht interessantes Schriftchen möchten wir „Die** Musik im heutigen Italien" von M. G. Conrad (Breslau, Schottländer) empfehlen. Wir erhalten hier eine kurzgefaßte Rundschau des musikalischen Lebens in jenem schönen Lande jenseits der Alpen. Der Autor hat lange in Italien gelebt und gibt ohne Schönfärberei seine Erfahrungen wieder. Ein scharfer Beobachter zeigt sich in diesen Essays, die an und für sich eine fesselnde Lektüre sind, dann aber auch noch als Beitrag zur Kunstgeschichte der Gegenwart nicht geringen Werth haben. Wir müssen aus dem Büchlein die Lehre schöpfen, daß Italien in der Musik durchaus noch nicht abgethan ist — trotz der Wagnerianer.

— **Sehr hübsche Taschenbücher für Wanderungen für Knaben** sind „Das Schmetterlingsbuch", „Der Mineralog" und „Das Käferbuch" (Halle, Hendel). Die drei Werkchen sind elegant gebunden und von angenehmem Format, leicht in der Seitentasche unterzubringen. Das Schmetterlingsbuch und das Käferbuch noch besonders werthvoll gemacht für die Jugend durch eine reiche Anzahl fein kolorirter Abbildungen. Die Autoren des Schmetterlingsbuches und des Käferbuches, G. Bernhardt, des Mineralogs, F. Teichmann, haben mit Klarheit und Geschick das reiche Material für jugendliche Sammler so übersichtlich geordnet, daß sie sich leicht orientiren können.

— **Johannes Proelß, der bisherige Organisator und Redakteur** der „Allgemeinen literarischen Korrespondenz", legt am 1. September die Leitung dieses Literaturblatts nieder. Derselbe wird sich zunächst ausschließlich der von ihm unternommenen Gutzkow-Biographie widmen, deren erster Band Ostern nächsten Jahres (Leipzig, B. Schlicke) herauskommen soll.

— **Von „Bayard Taylor's Gedichten" ist jetzt eine von dem** verstorbenen Autor bewilligte Uebersetzung von Karl Weidetreu (Berlin, Schleiermacher) erschienen. Die elegant ausgestattete Sammlung wird durch ein tiefgefühltes Gedicht von Longfellow eröffnet. Taylor zeigt sich in diesen Poesieen als ein gedankenreicher, fein empfindender Poet, der die Form überaus kunstvoll handhabt.

Bühne.

— **Am 17. August ist in München ein vieraktiges Lustspiel** von Ernst Wichert: „Der Freund des Fürsten" in Szene gegangen. Ein junger Herzog (wahrscheinlich eines Duodezstaates), dessen Konvenienzheirath mit der ihm unbekannten Prinzeß Cäcilie im Rathe der Götter beschlossen, widersetzt sich diesem Projekt auf das Entschiedenste; frei und unbeirrt will er dem Drange seines Herzens folgen. In einem Badeort hat der junge Fürst, umgeben von Hofchargen und Kammerherren, Dr. Maltus kennen gelernt, einen Mann, zu dem er sich unwiderstehlich hingezogen fühlt und über dem er, zum selbstverständlichen Verdruß der ganzen Hofgesellschaft, das volle Licht seiner Gnade leuchten läßt. Dr. Maltus folgt der dringenden Einladung seines fürstlichen Freundes an dessen Hof und leicht wird es ihm, dort die bestimmende Oberhand zu

gewinnen. Der Herzog sieht eines Tags bei Dr. Maltus, einem Mann in reiferen Jahren, dessen Nichte, Fräulein Cäcilie; sie sehen und bis über die Ohren in sie verliebt sein, ist das Werk eines Augenblicks. Der Zuschauer, der der lustig sich abspielenden Komödie mit Vergnügen gefolgt, hat längst errathen, daß der Gegenstand der Anbetung des Fürsten in ihrem Inkognito die ihm zugesprochene Prinzeß Cäcilie ist; Dr. Maltus aber, der die Fäden der ganzen Intrigue in der Hand hält, entpuppt sich, als er zu seiner Freude sieht, daß ihm sein Plan gelungen und daß sich die jungen Leute in wahrer Liebe zu einander gefunden, als Prinz Oskar, der Onkel der Prinzessin. Dieß natürlich nur in den dürftigsten Strichen skizzirt die Handlung. Daran schließt sich noch eine reizende Liebesgeschichte zwischen dem anscheinenden Dr. Maltus und einem „kleinen Mädchen", das Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hat, und über zwei glücklichen Paaren fällt der Vorhang.

Kultur und Wissenschaft.

— **Otto Schütt, der von einer im Auftrage der „Berliner** geographischen Gesellschaft" unternommenen Forschungsreise nach Innerafrika zurückgekehrt ist, bringt ganz neue und hochwichtige Aufschlüsse über die so verwickelte Hydrographie des Congobeckens mit. Er hat zwischen dem Cuango und dem Casai, zwei schon bekannten Nebenflüssen des Congo, noch vier andere, Namens Quengo, Marala, Cinlu und Quange, entdeckt. Er hat ferner den Lauf des Casai von der achten südlichen Parallele bis ungefähr zur sechsten in einer vor ihm unerforschten Gegend festgestellt. Der Casai führt von der achten bis zur vierten Parallele den Namen Zaire, welchen ältere Karten dem Congo selbst beilegten. Der Sankowasee der Engländer liegt unter der fünften Parallele und wird von den Eingeborenen Mucaruba genannt. Südlich von diesem See lebt ein Stamm von Zwergen. Die am Quengo und Casai wohnenden Neger sind Menschenfresser. Da der Muata-Jamvo, der schon vor drei Jahren Pogge angehalten hatte, Schütt nicht gestattete, den Lukuasluß zu überschreiten, kehrte er nach Loanda an der Westküste zurück.

— **Ein Projekt, das Aehnlichkeit mit den Plänen hat, welche** die Zulassung der Gewässer des atlantischen Ozeans und des mittelländischen Meeres in den nordwestlichen Theil Afrikas bezwecken, ist in den Vereinigten Staaten durch den Gouverneur des Staates Arizona angeregt worden. Derselbe schlägt die Anlegung eines kurzen Kanals vor, um die Gewässer des stillen Ozeans auf eine große, niedrig liegende Landfläche zwischen dem Staate Arizona und dem südlichen Kalifornien zu leiten. Dieser Distrikt, der äußerst dürr und thatsächlich eine Wüste ist, wird für das alte Bett eines Sees gehalten. Man schätzt seine Lage auf 300 Fuß unter dem Niveau des stillen Ozeans und seine Ausdehnung auf 200 Meilen Länge und 50 Meilen Breite. Seine westliche Seite ist nur 45 Meilen von dem Golf von Kalifornien entfernt, und es ist vorgeschlagen, durch diese Barrière einen Kanal zu stechen und die Gewässer des Ozeans in das Becken zu lassen. Auf halbem Wege der zu kanalisirenden Landstrecke existirt bereits ein See von ca. 20 Meilen Länge, wodurch die künstlich zu durchschneidende Strecke sich auf 25 Meilen vermindern würde. Die Kosten dieses Unternehmens sind auf 200,000 Pfd. Sterl. veranschlagt worden und man glaubt, die Arbeiten in sechs Monaten vollenden zu können. Ein solches Werk würde zweifellos von großer Wichtigkeit für die südwestlichen Staaten der Union und wahrscheinlich auch von wohlthatigen Folgen für das Klima dieser Region begleitet sein.

Verkehr.

— **Der Gotthardtunnel, der insgesammt 14,920 Meter umfassen** wird, ist bis zu einer Länge von 13,229 Meter vorgeschritten. Man rechnet darauf, daß Ende November oder im Laufe des Dezember der Durchbruch des Tunnels vollendet sein wird.

— **Das unterirdische Kabel Berlin-Metz-Straßburg ist nun fertig** hergestellt. Berlin ist jetzt durch zwei unterirdische telegraphische Leitungen mit den Festungen des westlichen Deutschlands, einerseits durch das Kabel über Magdeburg-Köln, andererseits durch das über Kassel und Frankfurt a. M., verbunden. Mit der Legung des unterirdischen Kabels zwischen Mainz und Köln wurde begonnen.

Haus- und Landwirthschaft.

— **Einen neuen Zeichenapparat für Wäsche hat François Dubois** in München, Baadergasse Nr. 1/0, zusammengestellt. Er besteht aus einem netten Kästchen, das eine Anzahl einfacher Werkzeuge und Farben enthält, mittelst welcher es unseren Frauen und Töchtern künftig möglich ist, Namen, Monogramme, Wappen ꝛc. nach einer vorhandenen Vorlage, wie sie die Modezeitungen ja so reichlich geben, auf ein Wäschestück zu übertragen, und es ist dazu weder besondere Kunstfertigkeit, noch Kenntniß im Zeichnen nöthig. Die einmal selbstgefertigte Schablone gestattet 50—100 Uebertragungen auf die Stoffe, die Zeichnung kann in verschiedenen Farben, für dunkle Stoffe auch in weiß, gemacht werden, sie verwischt nicht während der Arbeit, ist aber leicht auszuwaschen. Die Apparate, mit grundlicher Belehrung versehen, sind in verschiedenen Größen beim Erfinder zu haben.

— **Als das beste Mittel zur Tödtung der Trichinen im Fleisch** hat sich schwefelige Säure erwiesen; ein sehr geringes Quantum dieser Säure der Salzlake zugesetzt, in der das Fleisch eingepökelt wird, soll alle Trichinen tödten, ohne das Fleisch selbst zu benachtheiligen. Das Minimum, das zur Tödtung hinreicht, steht noch nicht fest.

Feste und Versammlungen.

— **In den Tagen vom 28. bis 30. September d. J. wird in** Erfurt die Generalversammlung des „Deutschen Fröbel-Verbandes" stattfinden. Der um die Sache der Kleinkindererziehung so hochverdiente „Deutsche Fröbel-Verein" wird gleichfalls zu oben bezeichneter Zeit in Erfurts Mauern tagen. Bei dem allseitigen Interesse, welches das Institut der Kindergärten sich zu erwerben verstanden, verspricht die Versammlung eine um so anregendere zu werden, als verschiedene Kapazitäten auf diesem Gebiete bereits Vorträge zugesagt haben.

— **Die Eröffnung der internationalen Ausstellung in Sidney** ist nunmehr auf den 17. September angesetzt worden.

— **Der zweite Deutsche Gabelsberger-Stenographentag, welcher** in der Zeit vom 15.—18. August in Frankfurt a. M. seine Verhandlungen gepflogen, war aus allen Theilen Deutschlands wie auch aus Oesterreich zahlreich besucht und es nahmen diese Verhandlungen selbst, welche von dem Appellationsgerichtsrath Schmidt von Leipzig geleitet wurden, einen befriedigenden Verlauf. Die Regierungen von Sachsen, Oesterreich, Dänemark und Finnland, in welchen die Gabelsberger'sche Kurzschrift eine offizielle Pflege erfährt, hatten besondere Vertreter entsendet; außerdem waren 104 Stenographenvereine vertreten. In zwei Hauptversammlungen wurden die Systemfragen in konservativem Sinne erledigt und die Beschlüsse des Bundes in solchen Fragen auch ferner für bindend erklärt. Zum Vorort für die nächsten fünf Jahre wurde der Verein zu Prag und zum Orte des nächsten Stenographentags Berlin gewählt.

— **Der internationale medizinische Kongreß in Amsterdam eröffnet** am 7. September seine Sitzungen, die am 13. schließen werden.

— **In dem berühmten Waldorte Rujla wurde am 12. und** 13. August die Jahresversammlung des „Weimarischen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung" gehalten. Was die große Gesammtstiftung leistet, ist für die weitesten Kreise von Interesse; sie besteht aus 43 Haupt-, 1160 Zweig-, 371 Frauen- und 8 studentischen Vereinen; sie hat im letzten Vereinsjahre 708,898 Mark an 1155 hulfsbedürftige Gemeinden und Anstalten gesendet; seit ihrem Bestehen sind im Ganzen 2683 Gemeinden mit 14,200,000 Mark unterstützt worden.

Statistik.

— **Der erste Jahrgang des „Annuaire statistique de la France"** enthält eine vom französischen Unterrichtsministerium veranlaßte übersichtliche Zusammenstellung der in der Nationalbibliothek zu Paris aufgespeicherten Bücherschätze. Die Zusammenstellung gründet sich auf eine im Jahre 1874 vorgenommene Revision, welche 2,049,482 gedruckte Schriften aller Art, klein und groß, ergab. Im Jahre 1789 waren es deren 800,000, vor zwanzig Jahren 1,500,000 gewesen. Jährlich kommen 15—20,000 neue Nummern hinzu, durch die Abgabe von Pflichtexemplaren der in Frankreich gedruckten Schriften, durch Geschenke, Tausch und Ankäufe. Auf das Fach der Theologie entfielen von der Gesammtzahl im Jahre 1874 199,499 Druckschriften, auf die Rechtswissenschaft 299,028, auf die Geschichte 626,553, auf Philosophie, Naturwissenschaften und Künste 457,618, auf die Belletristik 411,949, endlich auf die Sonderabtheilung der seltenen Werke 54,835 Nummern. Die Kataloge der Bibliothek bilden eine recht stattliche Bibliothek im Kleinen. Die jetzige Nationalbibliothek ist etwas über vierhundert Jahre alt, König Ludwig XI. legte sie 1475 an.

Denkmäler.

— **Zu Kilmarnock in Schottland wurde am 16. August eine** Statue des schottischen Dichters Burns, die mit einem Kostenaufwande von 2500 Pfd. St. errichtet worden, feierlich enthüllt.

Gestorben.

— Bernardin Zendrini, italienischer Dichter und Heine-Uebersetzer, 39 Jahre alt, am 10. August, in Palermo.

— Dr. Friedr. Giehne, bekannter politischer Journalist und Schriftsteller, 72 Jahre alt, am 13. August, in Wien.

— Professor Dr. Otto Funcke, 50 Jahre alt, am 16. August, in Freiburg i. Br.

— Lord Bloomfield, Diplomat, 77 Jahre alt, am 18. August, in Ciamhallths (Grafschaft Tipperary).

Streitfragen und Historien.

Feuilletons

von

Karl Emil Franzos.

IX.

Allerlei Romantisches.

Wenn du, mein sehr verehrter Leser, und du, meine sehr verehrte, mehr oder minder schöne Leserin, bereits häufig in jenen anmuthigen Paradiesgärtlein gewandelt, welche man deutsche Geschichten nennt, so weißt du, daß du oft im Anfang genöthigt gewesen, seltsame Pfade zu wandeln, welche du in der Folge nie wieder betreten, Sandwüsten zu durchschreiten, die dir hätten erspart bleiben können, und dem Murmeln von Bächlein zu lauschen, welche keineswegs der Strom jener Ereignisse sind, welche zu beschauen und mitfühlend zu genießen du eingeladen worden. Mit anderen Worten: wir Deutschen sind gutmüthig, und darum ist es leider des deutschen Erzählers Gewohnheit, eine Geschichte bei jenem Zipfelein zu erfassen und aufzurollen, welches von der Haupthandlung viele Meter weit entfernt ist.

So wandelt denn zum Beispiel besagter Erzähler im Eingang still und bewegt, natürlich zu nachtschlafender Zeit, durch die Gassen einer kleinen deutschen Stadt, welche nur von wenigen Oellampen und seinem Humor dürftig erleuchtet ist. Nachdem er uns diese Stadt sehr genau, bis auf den goldenen Thurmknauf und die Nase des Bürgermeisters, geschildert, wird er noch stiller und bewegter, läßt den Mond aufgehen und entwickelt zuerst die im allgemeinen Verkehr befindlichen Mondgefühle und dann die ganz aparte Empfindung, welche jedes fühlende Herz durchzittern muß, wenn es — das fühlende Herz — vor einem hochgiebeligen, engen, zauberhaft vom Mondlicht umflossenen Hause steht, aus welchem das Schreien eines neugeborenen Kindes in die stille Nacht hinausklingt. Das Haus, das Schreien, das Knäblein, die Wiege, die Hebamme, die Mutter, welche gewöhnlich schön und bleich ist, und der Vater, welcher gewöhnlich ein braver Stadtschreiber ist und Freudenthränen weint — dieß Alles wird uns so eingehend beschrieben, daß jeder Leser in dem neuen Erdenbürger den Helden der Geschichte vermuthet und erfahrene Leihbibliothekabonnenten bange den Schrecknissen eines pädagogischen Romans entgegensehen. Aber die Gefahr geht vorbei, denn ein alter, seltsam eckiger Onkel tritt an die Wiege und sehr breit in den Vordergrund. Dieser Onkel ist so seltsam und stellt durch zweihundert Zeilen so eigenthümliche, sentimental-cynische, idealistisch-pessimistische Betrachtungen über Leben, Lieben und Sterben an, daß selbst halbjährige Abonnenten überzeugt sind: „Das ist der Richtige!" Und wenn vollends aus den seltsam blitzenden Augen des seltsamen Onkels eine seltsam heiße Thräne auf das weiche Antlitz des Neugeborenen fällt, wenn der Stadtschreiber des Tiefgerührten Hand ergreift und leise fragt: „Onkel, warum ist Ihnen solches Glück nie beschieden gewesen?", wenn darauf der alte Mann mit seltsam-traurigem Lächeln den Kopf schüttelt — dann glaubt auch der geistig Minderbemittelte genau zu wissen, um was es sich handelt: es ist kein pädagogischer Roman, sondern eine sentimentale Historie und der Onkel ist der Held, es hat nämlich nicht sollen sein, denn er, der Onkel, wollte, aber sie hat nicht gewollt, oder ist an der Schwindsucht gestorben, oder mittelst Dynamit in die Luft geflogen ... Aber auch dießmal irrt der Leser. Denn wie der seltsame Onkel endlich seiner Rührung Herr wird und zu erzählen beginnt, ist's nur die Geschichte von einer seltsamen Nichte, welche in der Hauptstadt Medizin studirt ...

Darüber sind bereits zwei Kapitel vergangen. Also nicht der Säugling — denkt der Geduldige — auch nicht der Onkel ist die Hauptperson, sondern die Nichte. Und das Ganze ist also ein Tendenzroman für oder gegen die Frauenemanzipation ... nun, auch gut! Das dritte Kapitel bestärkt ihn in dieser Vermuthung. Er lernt die junge Dame kennen, ihr Herz, ihren Bildungsgang, ihr Cigarrentäschchen und ihr Sezirbesteck. Sie schwört, daß ihr nie ein Mann werde gefährlich werden können, und ohne Liebe gibt's freilich keinen Roman, aber der Leser bleibt ruhig: man weiß ja, wie junge Damen, auch wenn sie nebenbei sezirren, solche Schwüre zu halten pflegen. Und beruhigten Herzens sieht er am Schlusse des fünften Abschnitts, wie die junge Dame sich und ihren Ziegenhainer langsam in ein Kolleg bewegt.

Es ist ein Kolleg über pathologische Anatomie, und im sechsten Kapitel wird der alte Professor geschildert und seine Geschichte erzählt. Das macht den Leser keineswegs irre: der Mann ist über die Jahre hinaus, wo man noch Held eines deutschen Romans werden kann. Aber da auch im Kapitel sieben noch immer von dem alten Anatomen erzählt wird, da im achten Kapitel seine blühende Tochter auftritt, im neunten deren Bräutigam, ein junger Dozent, da alle diese Persönlichkeiten sich sehr breit machen und nur die seltsame Nichte so dünn, daß man sie überhaupt gar nicht mehr gewahrt, so kommen schlimme Zweifel über den erfahrensten Abonnenten — um Gott! die Nichte ist es also nicht, aber es wird doch auch nicht etwa dieser langweilige und zum Ueberfluß sogar verlobte Dozent sein?!

Nein — auch er nicht. Er dient bloß dazu, um uns im elften Kapitel die Heldin vorzustellen. Da wird er nämlich zu einer Schauspielerin gerufen, welche den Schnupfen hat. Diese Schauspielerin ist die Hauptgestalt. Sie wird von einem Offizier, von einem Bankier, von einem Fürsten, von einem Souffleur und von einem Dichter geliebt. Wen sie liebt, weiß sie noch nicht, und wie sie das allmälig erfährt, bildet den Inhalt des Romans. Wo der Roman spielt, erfährt man erst im dritten Bande, und im vierten, daß er anders ausgeht, als man bisher erwartet hat. Aber wie? — das erfährt man erst im fünften Bande. Die Heldin entdeckt, daß sie den Dichter liebt, und heirathet darum den Fürsten. Aber von jenem mondbeschienenen Säugling und dem braven Stadtschreiber, von dem seltsamen Onkel und der seltsamen Nichte, von dem pathologischen Vater, der blühenden Tochter, dem sezirenden Bräutigam — von all' diesen Leuten erfahren wir in der Folge nichts, gar nichts mehr. Es war Alles nur Einleitung — ein behagliches, zweckloses und darum doch grausames Hinfaniren der Feder.

Derlei passirt recht oft, wenn man obenerwähnte Kunstgärten betritt. Aber noch Anderes ereignet sich mit dem harmlosen Wanderer, nicht nahe dem Eingang, sondern bereits mitten im Garten, ja, oft schon dicht am Ausgang. Mit Freude hat er endlich den Hauptstrom der Ereignisse erkannt, und will ihm erwartungsvoll folgen. Da faßt ihn des Führers Hand und lenkt ihn zu einem stillen Teich, der auch ein ganz pittoreskes und der Betrachtung werthes Wasser ist, aber todt daliegt und mit jenem lebendigen Strome keine erkennliche Verbindung hat. Oder der arme Wandersmann muß plötzlich dicht vor der Ausgangspforte noch ein Hügelchen emporklimmen, und von dort aus erklärt ihm dann der Führer entweder noch einmal den bereits zurückgelegten Weg, oder er läßt ihn in einen benachbarten Garten blicken, der zwar auch ganz hübsch ist, aber doch in Plan und Anlage nichts mit dem gemein hat, den sie eben durchmessen.

Wer viele, recht viele deutsche Romane gelesen, kennt auch viele solche Teiche und entlegene Landschaften. Einige, die sehr oft vorkommen, seien hier skizzirt.

Es gehört bekanntlich zu den Erfordernissen des deutschen Romanhelden, mindestens ein Duell zu bestehen. Dasselbe ereignet sich gewöhnlich im zweiten Bande und in einem einsamen Tannenwalde. Dichte Frühnebel, ein ruhiger Arzt und ein tiefbewegter Sekundant pflegen nie zu fehlen. Für das Leben des Helden können nur sehr naive Leser zittern, wer einige Erfahrung hat, weiß, daß ein Romanheld überhaupt nie todtgeschossen wird — und nun gar im zweiten Bande! Selbst dem Gegner ergeht es trotz aller seiner Verruchtheit nicht so schlimm; wohl bricht er mit entfärbtem Antlitz zusammen, wohl murmelt sein Sekundant mit dumpfer Stimme: „Todt!", aber der Mann kommt schon wieder nach einiger Zeit auf die Beine. Denn erstens könnte ein Mann, an dessen Händen eines Menschen Blut klebt, vielleicht in den Augen empfindsamer Leute minder sympathisch erscheinen, und zweitens ist der Gegner im dritten Bande dringend nöthig, entweder um sich, sofern er nur ein verkannter Biedermann ist, mit dem Helden zu versöhnen, oder aber, falls er ein veritabler Schurke, um diesen noch knapp vor dem glücklichen Ausgang durch eine Intrigue in harte Bedrängniß zu bringen. Daß ein Romanduell mit schwerer Verwundung beider Kämpfer endet, kommt zuweilen vor, ist aber wenig beliebt, weil die Analogie mit der Fabel von den beiden Löwen, die sich gegenseitig bis auf den Schwanz verzehrten, zu nahe liegt. In der Regel wird entweder der Held schwer verwundet oder sein Gegner; leichte Verletzungen kommen im Roman nie vor. In beiden Fällen hat der Leser Grund, um das Schicksal des jungen, bleichen, interessanten und vortrefflichen Mannes besorgt zu sein, denn im ersteren muß er eine gefährliche Krankheit durchmachen und im letzteren vor der Polizei flüchten. Posito nun, der Held sei verwundet (diese Verwundung befindet sich im Roman nie am Unterleib, sondern stets in der Nähe des Herzens, den Lungen oder am Arm), so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß er in ein einsames Forsthaus transportirt wird, wo ein alter, derber Förster waltet, dessen Tochter, „ein holdes Reh

Fresken aus der Geschichte der Stadt Bologna im Rathhaussaale: V. Die Einführung der Reformation in Bologna. Von Ad. Pirola. (S. 974.)

mit lieblichem Antlitz und munteren braunen Augen" (Försterstöchter haben im Roman immer braune Augen), den kleinen Haushalt in Ordnung hält. Während der Leser vor Spannung fiebert, ob der Mann stirbt oder aufkommt, wird das Haus sehr eingehend geschildert und die Geschichte des Försters erzählt. Das ist aber gottlob nur ein kleiner Teich, denn der biedere Waldmensch hat nicht viel erlebt. Seine Tochter aber ist vollends ohne jede Vergangenheit und überhaupt nur dazu da, um bei Gelegenheit der Pflege des interessanten Kranken ihr Herz zu entdecken. Edgar erholt sich unter ihren Händen, aber während nun der Leser sehr darauf gespannt ist, ob er seiner Hildegarde treu bleiben oder die Liebe des Rehes erwiedern werde, – er leistet in der Folge als vielseitiger Mensch Beides, – breitet sich ihm plötzlich ein noch viel größerer Teich vor dem enttäuschten Blick: das holde Mädchen beginnt dem Genesenden in der Abenddämmerung zu seiner Zerstreuung ein Märchen zu erzählen — ein Märchen von fünfzig Seiten, so daß sie in Wahrheit mehrere Tage und Nächte zur Erzählung bedürfte. Das Märchen ist zart und sinnig, es kommen darin so viele Feen und Nixen vor, daß der Anspruchsvollste zufrieden sein könnte — aber was hat dieß mit Edgar und dem Reh zu thun oder gar mit Edgar und Hildegarden?

Nicht besser ergeht es dem Leser, wenn Edgar heil geblieben und seinen Gegner verwundet. Dann muß der junge Heros natürlich flüchten und geräth dabei in der Regel in ein einsames Schloß, wo ein alter Menschenfeind mit seiner holden Tochter haust. Wird, fragt der Leser, dieser Misanthrop dem jungen Flüchtling eine Zufluchtsstätte gewähren oder ihn seinen Verfolgern ausliefern? Statt dieß zu beantworten, schildert der Herr Verfasser das Schloß sehr eingehend, und gibt auch einen gedrängten Abriß der Schicksale, welche über das alte Gemäuer hinweggezogen und ihm ihre Spuren eingedrückt. Ganz hübsch, aber — kann Edgar bleiben oder muß er fort? Gottlob! er darf bleiben und die holde Hermine erheitert seinen Aufenthalt, so weit ihr dieß möglich, wofür ihr der Held zum Danke das Herz zerbricht. Denn eine Vermählung ist schon deßhalb unmöglich, weil der düstere Schloßherr dem Flüchtling düsteren Blickes und in düsterem Tone sagt: „Hören Sie zuerst meine Geschichte, dann werden Sie begreifen, daß ich meine Einwilligung nicht geben kann!" Und dann erzählt er diese Geschichte, die an sich recht hübsch sein mag, nur daß ihr Zusammenhang mit diesem Romane leider ein sehr loser ist. Der düstere Herr war in der That in höchst prekären Situationen und hat vor dem Genus „Mensch" mit Recht einen so geringen Respekt, daß er es vorzieht, seine Tochter als alte Jungfer sterben zu lassen, ehe er sie irgend einem Manne anvertraut. Aber er konnte dieß weit kürzer ausdrücken, als durch eine hundert Seiten lange Erzählung seiner Schicksale! . . .

So geht es im modernen sozialen Roman zu, — im historischen aber gibt es vollends noch weit mehr Teiche und Landschaften, wollte sagen — Episoden. Es ist am Abend vor der Entscheidungsschlacht, sie muß auch das Schicksal des jungen Ritters wenden, und da sie sich bereits in der zweiten Hälfte des dritten Bandes ereignet, so ist es nicht unmöglich, daß er im Kampfe seinen Tod findet.

Aber diesem entscheidenden Morgen geht ein ewig langer Abend voraus: die Kriegsleute sitzen um das Wachtfeuer und erzählen einander ihre Abenteuer, und unter diesen ergrauten Landsknechten ist leider auch einer, der die Schlacht von Pavia mitgemacht, und ein anderer, der bei der Erstürmung Roms durch Karl von Bourbon dabei gewesen. Das sind gewiß höchst interessante historische Ereignisse, über welche sich jeder Leihbibliothekabonnent gewiß gern bei passender Gelegenheit unterrichtet — muß es aber gerade am Abend vor der Entscheidungsschlacht sein?

Noch viel schlimmere Dinge jedoch ereignen sich im Tendenz-Roman, in welchem Hans erst dann zu seiner Grete kommt, nachdem er alle sozialen, politischen und wissenschaftlichen Probleme unserer Zeit gelöst. Hier stockt die Handlung, weil vorher die Frage: „Schutzzoll oder Freihandel?" gelöst werden muß; dort, weil der Held eine neue Art Guano einführen will, und der Leser darum zu seiner Orientirung vorher in nuce einen Kursus der Landwirthschaft durchmachen muß. Bei der Fahrt Edgar's zur Geliebten werden wir in die große wirthschaftliche Frage: „Privat- oder Staatsbahnen?" eingeweiht; bei einem mißlichen Handel, den er mit seinem Gutsnachbar hat, müssen wir uns in die Schäden der modernen Straf- und Civilgesetzgebung einweihen lassen, und da er auch einer Fabrik vorsteht, so wird in drei Kapiteln die soziale Frage erörtert. Und so weiter — ach, ja wohl! — und so weiter! Denn wer vermöchte auch nur annähernd eine Vorstellung davon zu geben, was wir in diesem Genre des deutschen Romans an unerquicklichen Nebensachen mit in den Kauf nehmen müssen?

Der deutsche Roman leidet an allzu breiten Einleitungen, und der Gang der Handlung wird zu oft durch breite, störende Episoden unterbrochen. Dieß ist meiner langen Rede kurzer Sinn. Verschieden ist der Menschen Art: der Eine schreibt eine ästhetische Abhandlung darüber — der Andere begnügt sich mit einer harmlosen Plauderei. Aber mehr thun, als den Schaden konstatiren — das kann Keiner. Die deutschen Romanschreiber werden ihre Unarten nicht so bald ablegen. Und so bleibt es der einzige Zweck dieser Zeilen: mir und dem geneigten Leser das Herz erleichtert zu haben.

Der Prospekt am Halle'schen Thor in Berlin. Originalzeichnung von O. Thienemann. (S. 975.)

Auf Waldwegen.

Novelle

von

August Becker.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatte man in derselben Laube wie gestern Platz gefunden, während Klara, mit der Neigung zur Einsamkeit, sich durch den umhegten Raum nach dem erhöhten Sitz wendete, von welchem man den hübschen Blick nach der Wartburg hatte. Dort saß sie nun, das schöne Haupt auf das weiche Händchen gestützt und sah anhaltend in die Waldperspektive hinein. Dießmal ließ man sie gewähren, da keine Gefahr von jenem „zudringlichen Naturbummler“ drohte, der gestern „so glanzvoll abgefahren“ war. Ja, der Vater war sehr aufgeräumt und hochgemuthet, sehr siegesfreudig, — hob den grauen Jünglingskopf höher als je beim Rothwein dort in der Laube, und war in seinem Uebermuthe nun zu besonderer Nachsicht gegen das Töchterlein geneigt.

Von anderen Tischen richteten sich heute alle Blicke nach der reizenden Bondine in Blau, die so beharrlich in den Wald hinausſah. Warum hielt sie sich so einsam auf dem ausgesetzten Platze? Daß nicht das Bestreben, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, nicht die Lust zu gefallen sie leitete, war ersichtlich. Es lag eine gewisse herbe Sprödigkeit, ein strenger Zug von Unnahbarkeit in ihrer Haltung und ihrem Wesen, allein auch Verdrossenheit und Gleichgültigkeit gegen die Beobachter. Gedankenvoller Ernst, brütende Trauer hielten schwermüthige Wache vor der Holdseligkeit, der Anmuth, dem unwiderstehlichen Reiz dieser jugendlichen Erscheinung. Der trübe, ja leidvolle Ausdruck ihrer lieben Züge rührte jedes Herz, Wehmuth verklärte ihre Gestalt, als sie so selbstvergessen und träumend hinausſah und Bewunderung weckte, so spröde sich ihr Sinn dagegen verhielt.

Ihr Vater ließ sie gewähren, — er war ja jetzt des Sieges gewiß. Und sie überließ sich Erinnerungen, von denen Niemand etwas wußte, Gedanken, die Niemand ahnte, noch ahnen durfte. So versunken, wurde sie plötzlich durch eine weiche, süße Männerstimme aufgeschreckt.

„Warum aber entzieht sich die Jugend und Anmuth so beharrlich unserer Bewunderung?“ fragte der Großhändler Bertuch. „Können Sie sich, liebe Klara, wirklich nicht vom Anblick der hohen Wartburg trennen? Ja, Fräulein Klara,“ fuhr er fort, „es ist allerdings schön, es ist sehr schön, es ist so schön wie ein Oelfarb — wie ein Oelgemälde. Jedoch, gestatten Sie mir, Ihnen den Arm zu bieten, liebe Klara, um Sie zu den sehnlichst harrenden Ihrigen zurückzugeleiten, da wir heute das gestern Vereitelte nachholen und sofort aufbrechen wollen nach des Hirschsteins blauen Höhen, wie vielleicht Tante Tränchen sich ausdrücken würde.“

Das junge Mädchen hatte sich nach ihm umgekehrt und sah ihn etwas erstaunt an. Dann aber erhob sich Klara langsam. In seinen bereitgehaltenen Arm den ihrigen, jedoch nur bis zum Handgelenk legend, schritt sie nun auch an seiner Seite, aber nicht dicht, sondern genau so weit entfernt, als ihr Arm reichte.

Manchem Beobachter mochte der Grund zu dem leidvoll ernsten Wesen jetzt klar geworden sein. Indeß hatten die Ihrigen sich wirklich bereits erhoben, und der Großhändler führte das junge Mädchen hinaus vor den Eselstand.

„Können wir weiter?“ fragte der Fabrikant.

„Alles bereit, meine Herrschaften, — haben sich nur aufzusetzen.“

„Aber,“ erkundigte er sich mit einem Seitenblick auf die keineswegs einnehmende Erscheinung Christian's, „wo ist denn Eure Frau?“

„Hat sich gestern Abend etwas zu sehr angestrengt, meine Herrschaften, etwas unwohl.“

„Wer ist denn der große Schlingel da?“ fragte Herr Schmidt mit ungünstiger Miene.

„Mein Knecht, meine Herrschaften, eigentlich mein Bruder. Christian, hilf doch den Herrschaften aufsteigen!“

„Und kann der nichts Anderes thun, als Esel treiben?“

„Ist ja groß und stark, meine Herrschaften!“

„Gerade darum könnt' er arbeiten.“

„Arbeitskräfte sind jetzt sehr gesucht,“ warf auch der Großhändler ein.

„Schon wahr, meine Herrschaften, aber es fehlt ihm ein bischen in der Oberstube,“ wandte sich der Eselstreiber an den Fabrikanten, indem er mit dem Finger auf die Stirne tippte.

„Verrückt?“

„Nicht ganz, aber auch nicht besonders gescheidt, meine Herrschaften.“

„Zu tausend Arbeiten bedarf es nur des kräftigen Armes.“

„Die schlechten Zeiten, meine Herrschaften. Er ist eigentlich Schuster, bischen bucklig vom Sitzen.“

Die beiden Herren sahen nach Christian hin, während derselbe an den Sätteln und Steigbügeln umherschnallte und Klara bereits auf ihrem sanften Thierchen von gestern saß, indem sie sich in den Sattel gehoben sah, bevor sie wußte, wie ihr geschah. Der struppig stoppelige Bart des Gesellen, der Schlapphut mit seinem breiten Rande, die etwas erhöhten Schultern empfahlen den Mann nicht.

„Ein unholder Kerl,“ bemerkte jetzt der Großhändler, aus seiner Zurückhaltung tretend, indem er sich dicht an des Fabrikanten Seite stellte. „Ich möchte ihm nicht allein im Walde begegnen.“

Indessen, er war rührig. Während auch die Mutter und Tante Elisabeth in den Sattel gelangten, hatte Klara's Thierchen schon die Straße gekreuzt, den Waldpfad erstiegen und trottete lustig dahin, indeß Christian rüstig nachfolgte. Auf eine Mahnung der Mutter hin, daß Klara warten und nicht so eilen solle, meinte der Besitzer der Esel, daß der Weg nur kurz und fast eben, also keine Gefahr sei. Flott ging der Ritt den Wald entlang, so daß die beiden Herren etwas größere Schritte machen mußten, um nicht zurückzubleiben.

„Wie schade,“ fing der Großhändler mit hörbarem Schnauben an, „daß Klara wie Diana selbst vorangeeilt ist und uns nur übrig läßt, sie in ihrer Abwesenheit zu verehren und anzubeten. Finden Sie das nicht, Fräulein Elisabeth?“

„Ich finde eine solche Verehrung etwas sonderbar,“ antwortete die stattliche Dame mit unbefangener Heiterkeit. „Solche Anbetung ist ja geradezu heidnisch.“

„Sie zürnen mir wenigstens nicht deßhalb, Fräulein Elisabeth?“

„Ihnen darob zürnen? Welche Idee!“

„Und doch finden Manche,“ fuhr der Großhändler sich an ihrer Seite haltend fort, „daß Sie, meine Gnädige, ebensoviel Anspruch auf so heidnische Anbetung haben.“

„So!“ antwortete Elisabeth munter. „Warum finden Sie es denn nicht auch; Herr Direktor? Warum ist es denn Ihnen noch nicht eingefallen, mich anzubeten?“

„O, Sie glauben nicht, wie nahe mir das zuweilen liegt. Allein, da Sie selbst wohl auf meine Verehrung keinen besondern Werth legen werden, darf ich Ihnen dann nur meine höchste Achtung, meine wärmste Freundschaft widmen.“

„Dazu haben Sie meine gütige Erlaubniß,“ sagte Elisabeth schalkhaft. „Ich sammle gerne und mit dankbarer Rührung die Brosamen vom Tische Ihres freigebigen Gemüths, da sie auch nicht zu verachten sind.“

Und damit gab sie ihrem Esel einen sanften Schlag mit der flachen Hand, so daß er mit etwas größerer Beweglichkeit zwischen den Bäumen hintrottete. — Elisabeth nahm sich unstreitig im Sattel vortrefflich aus, und auch ihre Schwester spielte eine recht angenehme Figur mit ihrer bescheidenen, sittigen Haltung. Nachdem die Herren ihre Bemerkung über diese Wahrnehmung ausgetauscht hatten, konnte der Großhändler nicht unterlassen, seine Meinung auch gegen die Damen zu äußern, während im Walde auf einen Augenblick Klara's Hutschleier sichtbar wurde.

„Ich finde in der That,“ fing Herr Bertuch an, „daß es ein schöner Anblick ist, Damen auf Eseln reiten zu sehen. Es hat etwas Anmuthvolles, Hohes, etwas Reizendes, Schwebendes, Wogendes. Besonders Fräulein Elisabeth gewinnt — gewinnt die Hoheit einer Königin und erobert zu Esel alle Herzen.“

„Nun,“ sagte Elisabeth. „Das klingt wenigstens neu und nicht im mindesten trivial. Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Direktor, zu dieser herrlichen, zu dieser merkwürdigen, dieser außerordentlichen Idee. Nun bitte ich Sie aber, uns nicht weiter durch solche überraschende Anschauungen aus der Haltung zu bringen. Denn, offen gestanden, so erhaben Ihre Ansichten betreffs der Damen auf Eseln sein mögen, und so geschmackvoll Sie dieselben zu entwickeln wissen, bin ich doch so nüchtern gearter, daß ich Sie lieber über Politik, soziale und wirthschaftliche Verhältnisse unseres Vaterlandes höre, ein Thema, das Sie zwar minder schwungvoll, aber um so — verständlicher, um nicht zu sagen verständiger zu behandeln wissen.“

In der That traf Elisabeth damit in's Schwarze. Bertuch war wirklich ein ausgezeichneter Mann in seinem Berufe, mit allen vortrefflichen Eigenschaften des großen Geschäftsmannes, ruhig, besonnen im Abwägen, durchgreifend und beharrlich in der Ausführung eines Entschlusses. Mit Scharfblick und klarem Verstand übersah er die allgemeinen Verhältnisse des Vaterlandes, hatte die gesundesten Ansichten über das, was noth that und wußte sie gelegentlich so maßvoll als wirksam geltend zu machen. Das Gebiet des Nützlichen war ihm also ebenso vertraut, als das Gebiet des Schönen verschlossen. In der Sprache der Galanterie, die er hier anwenden zu müssen glaubte, betrat er den glatten, schöngeistigen Boden, weil er dieß in Gesellschaft von Damen für unerläßlich erachtete, doch nur mit Befangenheit, und verrieth dann natürlich mit jedem Satz seine Unsicherheit oder ward geziert, süßlich, fade.

Der Großhändler empfand wohl das Treffende in Elisabeth's Mahnung. Dennoch konnte er nicht wohl mit Klara, die er bereits als seine Braut anzusehen sich gewöhnt hatte, über Sozialpolitik und Handelswissenschaften sprechen. Das junge Mädchen, über dessen Charakter und Eigenschaften er sich übrigens völlig unklar blieb, hätte ihm wahrscheinlich nur noch einsylbiger, theilnahmloser und gelangweilter zugehört. Ihn zog bis jetzt nur der Reiz ihrer Jugendschönheit an, und dieser war allerdings wirksam genug, um ihn immer wieder zu fesseln, wo ihm ihre Erscheinung entgegentrat.

Als man aus dem Walde auf die freie, sanft geneigte Kuppe hinausgelangte, wo der Weg noch eine kleine Strecke und ganz allmälig durch das Haidekraut ansteigt, hielt Klara schon oben, jenseits der knorrigen Eiche und des Pfades auf dem schiefen Abhang, über den Rand des Berges hinausblickend auf den anmuthigen Wechsel von Berg und Thal, Wald und Waide. Ihr Hutschleier wogte sanft von einem Lüftchen bewegt, das sich dort am Bergrand schmeichelnd erhoben hatte. Welch' freundliches, ansprechendes Bild! Als jedoch auch die Mutter zur Eiche gelangte und — nur an ihre flache Heimat gewöhnt — plötzlich den jähen Absturz des Berges bemerkte, an dessen schrägem Hochrand die Tochter hielt, fuhr die erschrockene Frau mit der Hand an die beklommene Brust, vermochte aber kaum die halberstickten, flehentlichen Worte hervorzubringen:

„Klara, ich bitte Dich, weiter zurück!“

In der That fand auch der Vater den Stand so dicht am abschüssigen Rand bedenklich genug, um dem Treiber zuzuherrschen, daß er das Thier zurückführe.

„Nimm' Dich doch etwas in Acht, Klara!“ mahnte auch Tante Elisabeth, deren Nerven nicht eben schwach waren.

Inzwischen hatten die beiden Herren Platz genommen auf der Bank, welche um den Eichenstamm angelegt ist, und so sah man hinaus über die Tiefe des grünen Grundes auf hohe und lange, vom Forst umwogte Berghalden und blaue Kuppen. Aufmerksam gemacht auf eine im Walde ausgehauene Durchsicht nach der Wartburg auf der entgegengesetzten Seite, wandte man sich auch dahin, wo Kiefernstrünke aus dem Haidekraut ragen, Fichten und Lärchengruppen, weiterhin Birken und Buchen die gelichtete Bergplatte umsäumen. Ein Eichhörnchenpaar, das an den Bäumen empor flüchtete und dann neugierig aus den Aesten niederschaute, fesselte und unterhielt dabei die Reisenden geraume Weile. Als man wieder nach der einzelnen Eiche zurücklenkte, fehlte auffallenderweise das junge Mädchen.

„Aber Klara! Wo ist denn Klara?“

Sie war doch eben noch da und jetzt nicht mehr, weder sie, noch ihr Reitthier, noch dessen Treiber. Man sah sich auf dem freien Bergraum um, — sie war nirgends zu sehen. Die Mutter warf erblassend einen Blick über den Rand des Abgrunds, und ein Schauer ging ihr durch alle Glieder.

„Klara!!“ rief der Vater lauter.

Keine Antwort. Ein bängliches Schweigen folgte.

„Das junge Fräulein ist schon voraus nach Wilhelmsthal,“ erkärte jetzt der Treiber der beiden Thiere für die älteren Damen.

„Das wäre hier der Pfad rechts hinunter,“ meinte der Vater.

„Der fällt plötzlich steil ab in die Hochwaldsgrotte,“

erklärte der Mann. „Die hohe Treppe dort kaum zu passiren, — das weiß Christian. Wir müssen wieder zurück — an der ‚hohen Sonne' vorüber, wohin das Fräulein schon voraus ist."

Und dabei rauchte der Mann ruhig seine Pfeife.

„Klara sollte doch bei uns bleiben!" äußerte jetzt die Mutter noch immer beklommen, allein doch auch schon so weit beruhigt, daß ihr Ton bereits einen Vorwurf durchklingen ließ.

„Allerdings!" bestätigte der Vater unzufrieden, ja ärgerlich. „Das meine ich denn doch auch."

„O," beschwichtigte der Eselstreiber, während man sich jetzt etwas beschleunigt auf den Rückweg machte, „haben Sie keine Sorge, sie hat gar ein sanftes, kluges Thierchen, das seinen Weg genau kennt. Das hat ein gar gutes Gemüth."

„Aber der Treiber," fiel der Vater etwas unwirsch ein, „ist der verlässig?"

„Sicher. Der thut, was man ihm sagt. Und dann ist ja auch der Weg fast so eben wie eine Stube."

Der Rückweg durch den Wald nach der „hohen Sonne" ward rasch und ziemlich einsylbig zurückgelegt, ohne daß man auf einen Spaziergänger stieß, da es bereits stark gegen Mittag ging. Ein Kutscher hielt zunächst dem Eselstande neben seinen Pferden und wurde angerufen, ob nicht eine junge Dame an- oder vorübergeritten sei, — blond, in blauem Kleide. „Ja," war die Antwort, es sei noch nicht lange her; wohin sie geritten sei, könne er jedoch nicht sagen, — wahrscheinlich aber wohl nach Wilhelmsthal hinunter.

Und weiter ging es auf der staubigen Straße. Es wurde wenig dabei gesprochen. Nur der Vater Klara's meinte erregt:

„Es ist doch eine starke Eigenmächtigkeit. Ich werde dießmal schon ein Wort mit dem Mädchen sprechen. — Sie soll sich nicht absondern, ich will ihr das schon sagen!"

Die Straße schwingt sich in malerischer Windung vom Rennsteig den südlichen Abhang des Waldes hinunter. Man ritt so scharf zu, als die beiden Herren zu Fuß folgen konnten. Bauernweiber, welche bergan stiegen, wurden gefragt, ob ihnen nicht eine Dame auf einem Esel nebst Führer begegnet sei. Mehrere Damen und Herren waren ihnen begegnet, es mochten auch Esel dabei gewesen sein, doch war ihnen keiner aufgefallen.

„Die sind dem Fußpfade nach, der oben von der Straße durch die Hochwaldsgrotte abgeht," erklärte jetzt der Führer. „Der ist bedeutend näher, — man schneidet den ganzen Bogen ab und bis wir hinunter kommen, sind sie schon längst da."

„Aber warum schlugen wir den Pfad nicht ein?" frug aufgebracht der Fabrikant.

„Er ist etwas beschwerlich, zu schroff," versicherte der Mann.

„Diesen Eigenwillen werde ich beugen," fuhr Klara's Vater fort. „Den Trotzkopf brechen! Es ist doch ein Leichtsinn, ein Eigensinn — sie soll uns nicht mehr von der Seite weichen. Ein- für allemal!"

„Ei, was," warf jetzt Elisabeth entgegen. „Klara ist kein Kind mehr und will sich nicht mehr als ein solches behandeln lassen. Es ist ja richtig, sie hätte bei der Gesellschaft bleiben können. Allein sie weiß, wohin wir wollen, und der Führer wird den Weg kennen."

„Freilich," bestätigte der Eselstreiber, der noch immer ruhig seine Pfeife schmauchte. „Christian weiß ja, wohin es geht. Die sind jetzt schon unten und warten."

Während der Großhändler, bereits etwas angegriffen, im Schweigen verharrte, sog und nagte der Vater Klara's unruhig an den Lippen — mehr aus Aerger, als aus Besorgniß, wenigstens wußte er letztere zu verbergen. Dagegen lauschte die beängstigte Mutter auf jedes beruhigende Wort. Ach, das arme Mutterherz sog gierig Trost aus Allem, ließ sich so gerne beschwichtigen.

Am glatten Felsabschnitt vorüber ging es rasch hinunter in's weite Thal. Sobald die Straße aus dem Walde trat, leuchteten die hellen Schloßgebäude aus dunklem Park über den blitzenden Seespiegel. Näher lag der Gasthof, wo gedeckte Tische unter den Bäumen am Wasser standen, durch welches stumm die Schwäne segelten. Hier mußten die Vermißten nach des Führers Versicherung bereits angelangt sein. Der Fabrikant blickte scharf umher, — verschiedene Damen saßen da im Schatten, Klara nicht. Auch in dem offenen Hofe war weder sie, noch ihr Führer, noch dessen Esel zu entdecken.

Aus dem Sattel gehoben sank die Mutter zitternd auf eine Bank nieder, während der Großhändler einen, mit dampfender Suppenterrine vorüberrennenden, befrackten Kellner am Aermel faßte, um ihn zu fragen, ob kein Esel angekommen sei.

„Vor Ihnen keiner!" antwortete der Kellner ärgerlich über die vergossene Hühnerbrühe, so daß sich Herr Bertuch verdutzt zurückzog und etwas rathlos bei den Damen stehen blieb.

Man dachte an keine Erfrischung, achtete nicht auf die reizende Szenerie eines wunderbaren Naturparks, der sich ringsum ausbreitete. Indeß begab sich der Vater hinter das Haus, ging rings um dasselbe, dann hinein, überall suchend oder nachfragend, allein mit demselben schlechten Erfolg. Niemand wollte sie gesehen haben, nirgends war eine Spur von ihr zu entdecken. Mit bedenklicher, ja besorgter Miene kam er zurück und dachte unwillkürlich laut:

„Es ist doch sonderbar!"

In steigender Beklemmung sah die Mutter nach ihm, dessen Züge unruhig gespannt waren. Als er sich jedoch beobachtet sah, hob er das eisgraue Haupt steif aufrecht und sagte mit dem Anschein bloßen Aergers:

„Dießmal geht es nicht ohne scharfen Verweis ab. So auf dem Weg zu trödeln! Wer weiß, wo sie sich verweilt!"

„Es wird — ihr doch — kein Unglück — zugestoßen sein!" hauchte die Mutter, während ihr der Athem ausgehen wollte.

„Ah, pah!" machte der Führer kopfschüttelnd und noch immer mit unerschütterlicher Ruhe seine Pfeife schmauchend. „Christian würde sich wohl zu helfen wissen und kennt den Weg. Er ist stark."

„Ein Schlingel ist er!" brauste hier der Vater auf mit rothem Kopfe, dann aber erblassend.

Dabei sah er mit gespanntem Blick auf den Fußpfad hinaus, der von der Hochwaldsgrotte herunter über den Wiesenplan zum Gasthof führt. Ohne ein Wort zu verlieren betrat er den Pfad und schritt denselben entlang. Dann sah man seine schlanke, aufrechte Gestalt, mit dem Ueberzieher im Arm, in den Eichenhecken verschwinden, die den Pfad anfnehmen. Auch Elisabeth, die sich übrigens ihren kaltblütigen Gleichmuth bewahrte, weil sie es als nothwendig wegen der beängstigten Schwester ansah, verfolgte die Straße so weit, bis sie einen großen Theil des Terrains zu übersehen vermochte, kehrte jedoch bald zurück. Wußte sie doch, daß verschiedene schöne Wege, wenn auch im weiten Bogen vom Rennsteig herunterführten. Klara konnte über das im Reisehandbuch genannte „Schwalbennest" oder gar um den See durch den Park kommen. In dieser Richtung bemühte sich auch Herr Bertuch, indem er den Weg in den Park einschlug, und hinter Baum und Busch, am Ufer und in der Gondel nach Klara suchte.

Jetzt kehrte auch der Vater und zwar auf anderem Pfade zurück. Leute, welche aus der Hochwaldsgrotte kamen, hatten seine Tochter nicht gesehen, sie mußte also von einer andern Seite herkommen, war unterdeß vielleicht schon eingetroffen, wie er sich schmeichelte. Als er jedoch diese Hoffnung vereitelt sah, fuhr er sich mit dem Foulard über die bleiche Stirne, auf welcher kalter Schweiß stand. Mit bebender Stimme flüsterte er der von Angst fast gelähmten Mutter einige Worte zu, an deren Trost er selbst nur halb glaubte. Dann raffte er sich auf. Vielleicht kam sie wirklich um den See herum und so eilte er in den Park, durchlief ihn in allen Richtungen, stieß dabei auf den Großhändler, und Beide suchten und sahen nun an allen möglichen und unmöglichen Stellen nach. Der Großhändler guckte sogar in einen hohlen Baum, der Fabrikant in's Astwerk. Weiß man doch, zu welchen Wunderlichkeiten ein langes, vergebliches, nervöses Nachsuchen führt. Ich selbst habe schon schwedische Zündholzschächtelchen aufgezogen, um ein verlegtes Buch darin zu entdecken, Hutschachteln aufgerissen, um eine ellenlange Pfeife wiederzufinden, Bücher aufgeschlagen, um nach meinem Hut darin zu suchen.

Abgespannt und wieder in der Hoffnung, Klara möge unterdeß angelangt sein, kehrten die Beiden zurück. Vergebliches Hoffen auch für die gequälte Mutter, der die Angst die Brust schnürte, die Besinnung lähmte, als der Vater leise vor sich hin ein ton- und trostloses „Nirgends!" sprach.

„Nun, sie kann doch nicht aus der Welt sein!" fiel jetzt Elisabeth zuversichtlich ein, obgleich auch ihr Gleichmuth schon etwas erschüttert war.

„O, Gott!" kam es jetzt von den bleichen Lippen der Mutter, die verzweiflungsvoll die Hände rang. „Am Hirschstein — jener fürchterliche Abgrund!"

Vater Schmidt sah sie ungläubig an, ward dann aber kreideweiß im Gesichte. Seine Kniee wankten, als er nochmals einen entsetzten, klagenden, verzweiflungsvollen Blick von der Mutter über den Großhändler hinweg gleiten ließ, dem nachgerade der Verstand stille zu stehen drohte. Die Sache ward in der That von unheimlicher Bedeutung. Der stete trübe Ernst des jungen Mädchens, das stumme Leid ihrer Miene, ihre Schwermuth und Neigung zur Einsamkeit. — — Allmächtiger Gott! Mit welchem langen, bangen, hohlen, gram- und reuevollen Blick sahen sich jetzt die Eltern an.

Selbst der Eselstreiber war nachgerade in seinem Gleichmuth erschüttert und sehr unruhig geworden. Seine Zuversicht hielt nicht länger an. Waren doch Andere bereits auf die bestürzten Mienen der Gruppe, auf deren rathlose Haltung aufmerksam geworden. Ein schmächtiger Herr mit einem nervösen Zucken im linken Mundwinkel hatte bereits wahrgenommen, um was es sich eigentlich handle und trat näher.

„Haben Sie denn keine Ursache zum Mißtrauen in Ihren eigenen Führer?" fragte er etwas lauernd. „Gestern Abend spät befand ich mich noch auf der ‚hohen Sonne' und hörte von einem Fremden, der soeben noch mit dem Eselstreiber unter verdächtigen Umständen ganz allein fort in den Wald geritten sei. Das mag sein und ich will auch nur so viel gesagt haben, daß einer der Fremden des Gasthofs, den auch ich bewohne, seit gestern vermißt wird, spurlos verschwunden ist."

„Wer war der Fremde?" fragte Elisabeth.

„Ein junger Gelehrter aus Heidelberg, ein gewisser Doktor Roth."

Wieder fanden sich die Blicke des Fabrikanten und seiner Gattin. Er schien, während die Mutter wie versteinert saß, nach Athem zu schnappen und bat den Großhändler Bertuch, nunmehr den Mann bei den Eseln nicht mehr aus den Augen zu lassen, worauf er ging, um sich bei dem Wirthe nach demselben zu erkundigen, den er auch auf der obersten Treppenstufe unter der Thüre traf. Auf seine Frage erhielt er denselben Aufschluß wie Tante Träudchen: es sei eine ganz ehrliche Haut, thätig, erpicht auf Verdienst, was ihm wohl nicht zu verübeln sei, und bringe oft noch in der Nacht Gäste daher, was auch gestern oder vorgestern wieder vorgekommen sei. Was nun dessen Bruder betreffe, so sei derselbe Maurer, auch verheirathet und wohne in Salzungen.

„Und heute Morgen," fiel der Herr mit dem nervösen Zucken hinzutretend ein, „hat er diesen Bruder, der ihm heute als Eselsjunge diente, dabei kostbare Ringe trägt und einen Beutel mit mindestens tausend Mark in der Tasche hat — für einen Zimmermann ausgegeben."

„Mir hat er ihn als Schuster vorgestellt," sagte Klara's Vater tonlos.

„Nun? Ist das verdächtig?" fragte jetzt der Nervöse, förmlich heiter dem gequälten Vater in's Angesicht blickend, während der Wirth bereits zerstreut oder mit Anderem beschäftigt achtlos daneben stand und sich eben entfernen wollte, als ihn Klara's Vater fragte, ob die Gegend sicher, noch kein Mord vorgekommen sei.

Jetzt sah der Wirth den Frager von der Seite an.

„Ah," antwortete er dann wegwerfend mit schiefem Blick, „seit tausend Jahren nicht!"

„Das ist etwas zu lang," meinte der nervöse Fremde argwöhnisch.

So klug wie zuvor und womöglich noch trostloser kehrte der Fabrikant mit dem Vernommenen zu den Seinigen zurück, als eben ein Kutscher, der eine fremde Familie gebracht hatte, hinzutrat und Fräulein Elisabeth ein kleines, mit Bleistift beschriebenes Billet überreichte. Er war zwar aus einem anderen Gasthof, kannte jedoch die Herrschaften, wie er versicherte, durch seinen guten Freund, der ihm mit einer der Damen auf der Herfahrt begegnet war und das Schreiben anvertraut hatte.

„Sind Sie nicht auch meiner Tochter begegnet?" fragte jetzt der Fabrikherr ungewöhnlich kleinlaut.

„Dem jungen gnädigen Fräulein?" fragte der Kutscher verwundert zurück. „Leider nicht."

An der Seite seiner gebeugten Gattin sank der Vater auf die Bank. Ein bleifarbiger Schatten flog über seine Züge, während nun auch Elisabeth sich erkundigte, ob es wahr sei, daß der Gasthof einen seiner Gäste vermisse, worauf der Kutscher berichtete, daß allerdings Doktor Roth aus Heidelberg in der Nacht nicht zurückgekehrt sei und sich bis zur Stunde noch nicht gezeigt habe. Immer wieder dieser Name, um die Qual des armen Vaters zu mehren! Er wollte sich erheben, — böse Gedanken zuckten durch sein Gehirn, wie geistesabwesend starrte er vor sich hin und taumelte dann plötzlich wieder auf die Bank zurück.

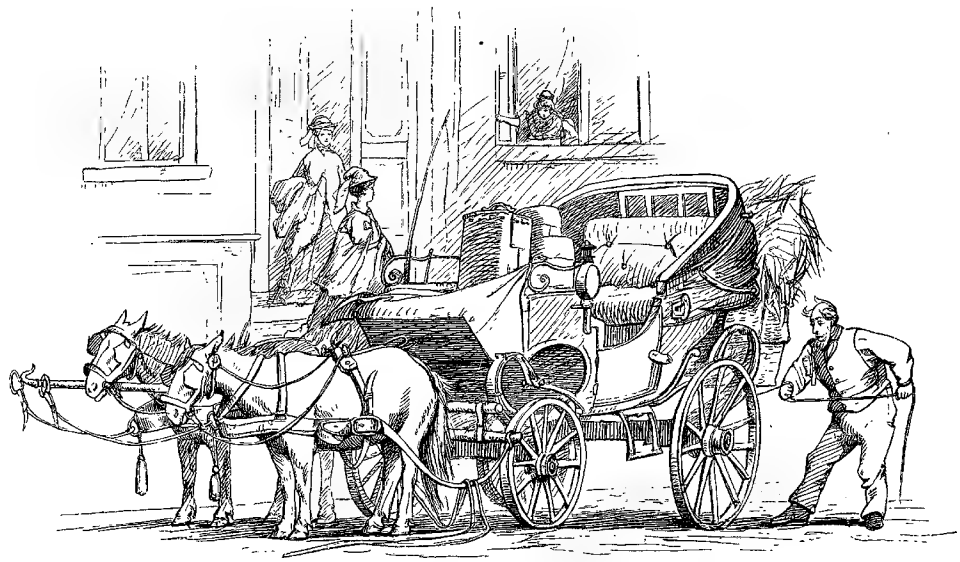
Indessen hatte Elisabeth die empfangenen Zeilen leichthin überflogen. Sie fühlte sich jetzt nicht in der

Die verunglückte Landpartie.

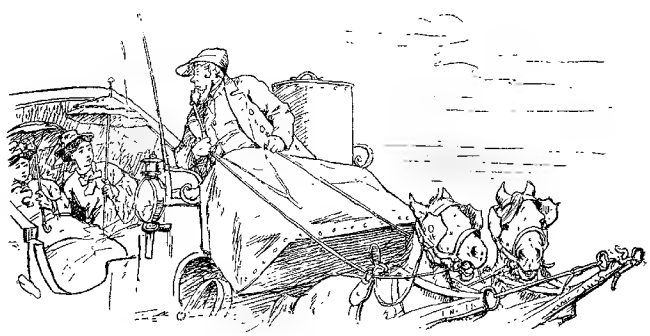
Originalzeichnung von A. Nikutowski.

Angenehm und billig heut's
Auch romantisch einen Reiz!
Keine Antwort heißt: Genehm!
Freundlich ist es außerdem,
Daß uns der Regierungsrath
Die Kalesch' geboten hat
Nebst Geschirr! Der Milchmann borgt
Uns zwei Pferdchen! Wohl versorgt
Sind wir mit dem guten Mann,
Da er auch kutschiren kann." — — —

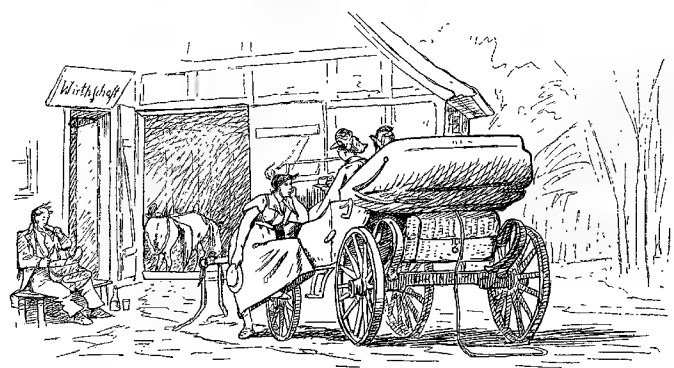
Wie geplant — so ausgeführt!
Nachdem Alles festgeschnürt,
Geht's im Morgensonnenschein
Fröhlich in das Land hinein!
Zwar die Ponies von der Weichsel
— Wenig höher als die Deichsel —
Haben im Geschirr von Raths
Etwas überflüssig Platz —
Scheinen sich auch mit dem Wagen
Ungefähr so zu vertragen,
Wie das Auge mit der Faust,
Hinter der's bescheiden haust. —
Doch man nimmt den Abschiedsgruß
Der bescheid'nen Nachbarin
Mit Genuß — —
Von oben hin!



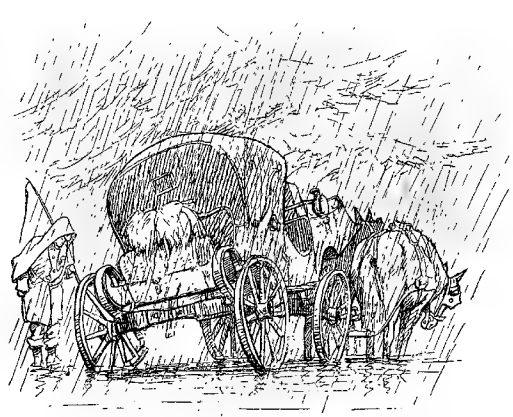
Herrlich scheint es so zu fahren —
Zwar — es gilt mit Zeit zu sparen —
„Milchmann, traben Sie — ich bitte —"
Doch die Pferdchen gehn im Schritte!
„Hat der Milchmann taube Ohren?"
Lauter wird er nun beschworen,
Doch zu traben, wie sich's schicke,
Daß man von der Stelle rücke!
Plötzlich hält der Wagen an
Und verwandelt scheint der Mann!



„Weibsvolk — macht euch drauf gefaßt —
Wenn ihr mir nicht Ruhe laßt,
Spann' ich aus hier auf dem Fleck,
Setze auf und — reite weg!"
Weh'! Welch' gährend Drachengift
Man im frommen Milchmann trifft!
Mäuschenstill wird es im Wagen,
Keine mag ein Wort mehr sagen,
Ob auch wie die matten Fliegen
Des Tyrannen Katzen kriechen!



Mittagsschwüle herrscht im Wagen
Und dem Kutscher knurrt der Magen!
Drum er vor der Kneipe hält,
Wo er ein die Pferde stellt
Und für Mittagsmahl und Ruh'
Sich zwei Stunden leget zu!
Als sich Mann und Roß gewendet,
Hat die Wirthin Trost gespendet,
Während sie auf's Vorderrad
Sich kokett geschwungen hat:

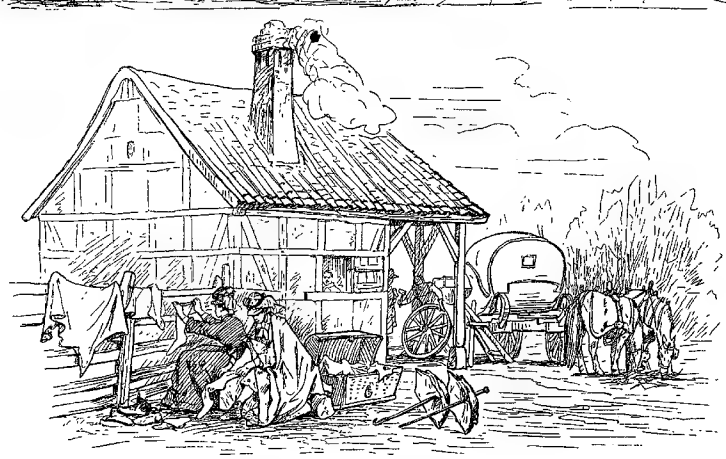


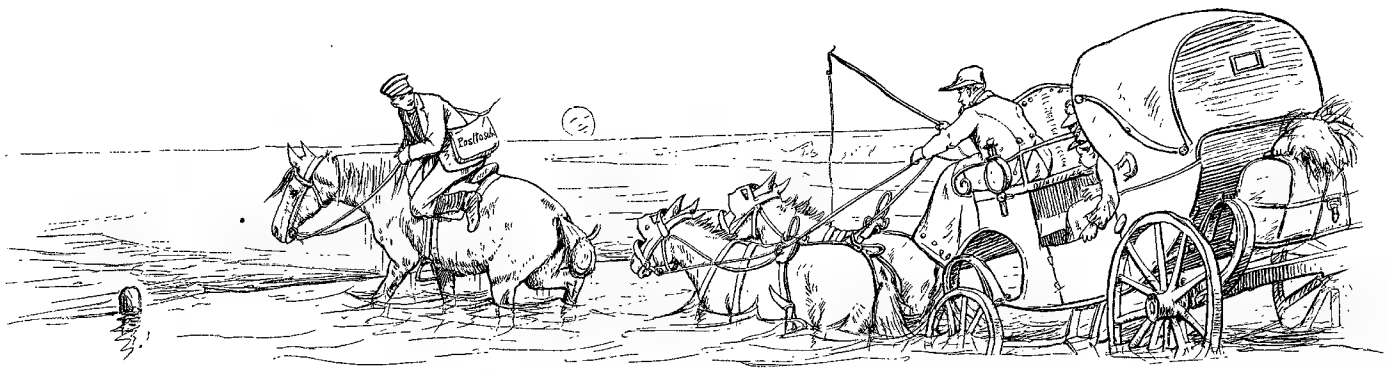
„Schaun's, er ist auf seine Art
Und als Milchmann recht akt'rat,
Nur als Mann und von Natur
Hat kein Kutscher Politur!"

Als nun wieder flott man war,
Droht von obenher Gefahr,
Gräulich sich die Wolken thürmen,
Bald beginnt es laut zu stürmen!
Wie der Regen ihn nun tränkt,
Der so oft die Milch gekränkt!
Auch der Weg wird weich und tief
Und der Wagen hängt schon schief!
„Wer nur jetzt die Räder macht,
Daß es drin so schrecklich kracht?
Himmel, steh' uns gnädig bei —"

„Eine Felge ist entzwei!"
Meldet nun nach schnellem Sturz
Voller Grimm der Milchmann kurz,
Stellt die Damen in die Pfütze,
Brummt: „Der Quark war auch nichts nütze
Zum Verbrennen taugt er kaum —
Und er nimmt den Hebebaum.

Eh' 'ne Schmiede man erreicht,
Sind die Damen auch durchweicht!
Doch die Sonn' mit Noth und Müh'
Trocknet Wagen, Mensch und Vieh!
Während man am Rade drechselt,
Werden Strumpf und Schuh gewechselt,
Drinnen keck — und hier genirt
Alle Schäden reparirt!



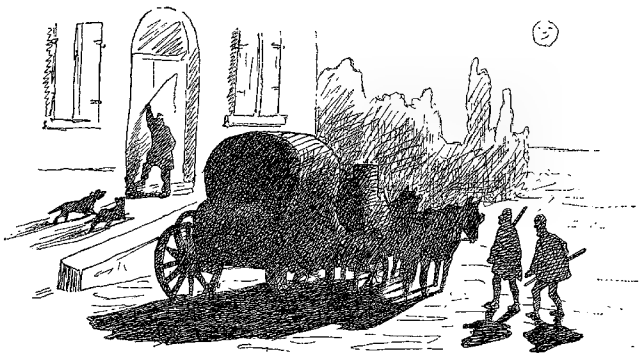


Die Entfernung abzukürzen —
Einen Nichtweg zu benützen,
Folgt dem Boten mit der Post
Man bis in die Furt getrost!
Doch hier wird es sehr bedenklich,
Weil das Wasser überschwenglich —

Und Gefahr die Ponies laufen,
Ganz gemüthlich zu ersaufen!
Während dessen beide Damen —
Ungern zwar, ein Fußbad nahmen.
Und der Mond in stiller Ruh
Blickt voll Schadenfreude zu!

Endlich nach dem Ungemach
Zeigt sich das ersehnte Dach!
Mondschein ist's und Mitternacht,
Niemand mehr im Hause wacht.
Ob der Kutscher ruft und knallt,
Larmt und pochet mit Gewalt.
Antwort kläffen nur die Hunde,

Bis zwei Wand'rer geben Kunde,
Daß mit Dienerschaft und Kind
Gnäd'ge Frau im Bade sind!
Noth und Schrecken ohne Ende!
Jammernd ringen sie die Hände,
Während nach dem nächsten Krug
Resignirt der Milchmann frug.

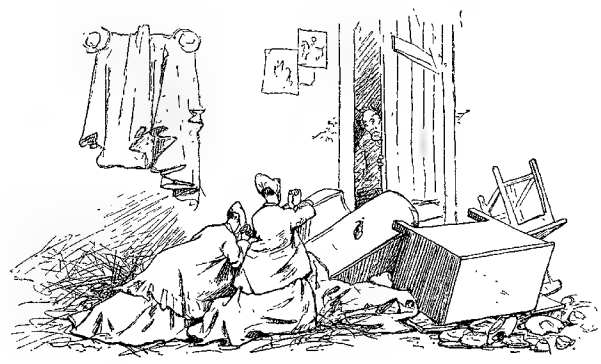


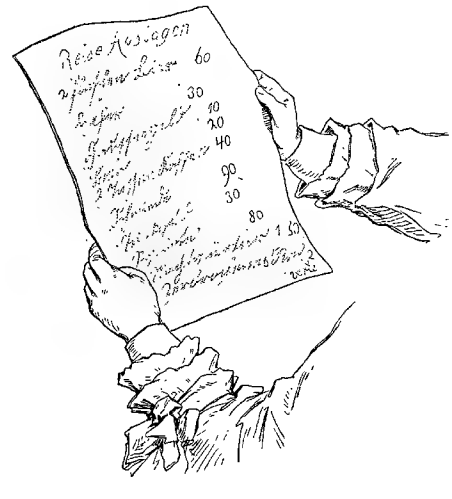
Schauerlich im Waldrevier
Nächtens haust der Holzknecht hier,
Drum verdächtig scheint die Schenke
Und die frupp'ge Magd voll Ränke!
Mürrisch hat sie sich gewandt —
Führt die Damen an der Hand
Durch ein schaurig Schlaflokal,
Wo auf Stroh in grauser Wahl
Füße starren — Köpfe sinken
Und an Wänden Aexte blinken —
Fürchterlich und wie parat
Just für eine blut'ge That!

In der nun erreichten Kammer
Fehlt der Thüre Schloß und Klammer!
Dieß bestätigt grauenhaft
Die Natur der Nachbarschaft!
Vorurtheil jedoch ist Bette —
Stroh die ganze Lagerstätte!
Sie verwenden Fleiß und Zeit
Nun auf ihre Sicherheit.
Koffer, Stühle, Schrank und Lade
Werden hier zur Barrikade!
Die Coiffüren voll Bedacht
Schützend durch die Haub' der Nacht,
Und mit „Ach" und Paletot
Schlüpfen Beide dann in's Stroh!
Doch es scheint des Schicksals Wille,
Daß das Aergste sich erfülle!
Rappelnd nahet es der Schwelle
Und der grimme Mordgeselle
Stürzt die Barrikade ein —
— Muß denn schon gestorben sein?
Auf die Kniee sinken Beide:
„Thun Sie uns doch nichts zu Leide!" —
Und es prasselt mit Geklirr
Aus dem Schranke das Geschirr,
Doch wie süßer Engelschor
Trifft des Milchmanns Stimm' ihr Ohr:
„Donnerwetter, führt denn hier
Nach dem Hofe nicht die Thür?"

Jedes Ding kommt an sein Ende —
Ob es Mancher lang auch fände!
Nach der Fahrt durch fremde Orte
Hält man vor der eignen Pforte!
Traulich heimelt es sie an:
„Hier ist man am besten dran!"
Da wirft ihre Nachbarin
Diese Donnerworte hin:
„Gestern bald nach Ihnen ist
— Und für unbestimmte Frist —
Auch Ihr Mädchen abgereist
Mit 'nem Vetter, wie es heißt!"

Andern Tags mit langen Zügen
Wird genossen das Vergnügen,
Zu berechnen alle Kosten —
Es summiren sich die Posten!





Stimmung, Träudchen's Episteln besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Anfänglich las sie mit verdrießlicher Miene, dann mit verlängertem Gesicht, verändertem Ausdruck und endlich mit angehaltenem Athem. Auch aus ihrer blühenden Wange wich das Roth, und ihre regelmäßigen, wenn auch starken Züge starrten marmorbleich. Einen Augenblick war es ihr, als müsse sie umsinken, so daß sie die eine Hand auf die Tafel stützte. Dann aber faßte sie sich mit Willenskraft, faltete schweigend und mit anscheinendem Gleichmuth das Billet und steckte es ein.

Alle, auch Großhändler Bertuch hatten ihre Bewegung wahrgenommen.

„Was hast Du, Elisabeth?" fragte die Schwester mit dem todesängstlichen Blick und der flehentlichen Miene.

„Nichts," bemerkte Elisabeth ausweichend. „Eine elegische Laune, eine poetische Schrulle Träudchen's."

„Sage mir Alles," bat die Schwester. „Sprich. Nur Gewißheit!"

„Es ist nichts. Fasse Dich. — Allein nun gilt es, einmal ein ernstes, festes Wort mit dem Manne, unserem Führer, zu sprechen, es ist höchste Zeit. Und ich will es thun."

Damit schritt sie, ohne noch ein Wort zu verlieren, nach dem Hofe zu, wo der Mann bei seinen beiden Eseln im Schatten hielt. Auf ihren Wink nahm er ehrerbietig die Mütze ab und die Pfeife aus dem Munde.

„Folgt mir in's Haus!" befahl sie.

Rasch band er seine Esel an, ließ sie stehen und folgte ihr. Elisabeth schritt unverweilt voraus, die Treppe hinan in tiefem Ernst. Im kühlen Flur, der mit einigen ländlichen Gästen besetzt war, wurde sie in das leere Gastzimmer gewiesen, wo sich jetzt, außer einer älteren Frau in einer der Fensternischen, Niemand aufhielt.

„Setzt Euch!" sagte Elisabeth zu dem Manne, indem sie ihm mit den Augen einen Platz anwies. Sie selbst blieb stehen, zog nochmals das Billet Träudchen's heraus und überlas es aufmerksam.

Bis dahin war ihr Klara's Ausbleiben zwar unbegreiflich, jedoch noch nicht in dem bedenklichen Licht erschienen, wie ihren Angehörigen. Es war verdrießlich, ärgerlich, konnte auch nachgerade die Besorgniß erregen, daß sie sich vielleicht verirrt habe. Allein zu so unheimlichen Befürchtungen, wie sie ihre Schwester quälten, hatte sie keinen Grund zu haben geglaubt. Dem war nun anders. Obwohl das Billet in Träudchen's geschraubter Art gehalten war, enthielt es doch etwas, was zu den begründetsten Befürchtungen Anlaß geben mußte.

Noch hatte sie an den Mann auf dem Stuhle kein weiteres Wort zu richten vermocht, während er in Verlegenheit Pfeife und Mütze in den Händen drehte, als der Großhändler hereintrat und sich ihr näherte, um sein Eindringen zu entschuldigen: auch er melde sich zum Verhör und bitte gehört zu werden. Und damit trat er zu ihr an eines der Fenster. Aber erst nach einer Pause fing er an:

„Ohne Vorrede, Fräulein Elisabeth, — es ist mir ein quälender Gedanke, der mich nicht mehr verlassen will, daß meine Annäherung Schuld an Klara's Verstimmung gewesen, daß ich ihr Kummer gemacht —"

Er hielt an, um Elisabeth Zeit zu einer Einrede zu lassen. Allein sie schwieg. Und so fuhr er fort:

„Daß ich ihr Widerwillen eingeflößt habe."

„Warum gebrauchen Sie das harte Wort, Herr Direktor!"

„Weil es das bezeichnende ist," sagte er traurig. „Sie nennen das Wort hart, — auch die Sache ist es. Und so schonend Sie es umschreiben mögen, die Thatsache bleibt. Und nun, Elisabeth, lassen Sie mich weiter fragen und antworten Sie, wie ein Freund: glauben Sie es quält mich nämlich, liegt mir wie ein Alp auf dem Gewissen, — daß meine Bewerbungen im Zusammenhang stehen mit — — dem Verschwinden Klara's, daß sie etwa die Ursache eines Unglücks seien, das ihr zugestoßen sein kann?"

„Ich glaube das nicht."

„Halten es aber für möglich?"

„Nicht für wahrscheinlich."

„Nun, sehen Sie, Elisabeth," fing er wieder an und seine klaren, guten Augen hingen wie bittend an ihrer Miene, „die Möglichkeit können Sie nicht leugnen, und das ist mir genug. Ich habe unbewußt eine große Schuld auf mich geladen, und ich will nicht ruhen, bis sie gesühnt ist. Gott gebe, daß sie noch gesühnt werden kann. Aber, Elisabeth, entziehen Sie mir Ihre Achtung nicht, lassen Sie mich hoffen, daß ich Ihrer Freundschaft werth sei, und ich werde zu handeln wissen, wie ein Mann, nicht wie ein Geck. Alles werde ich daran setzen, um dem gequälten Herzen der Mutter — auch mir selbst — über Klara's Schicksal Gewißheit zu verschaffen. Ich wußte ja nicht, ahnte nicht, daß sie mir so abgeneigt sei."

Seine guten braunen Augen schimmerten in feuchtem Glanz. Elisabeth ergriff seine Hand.

„Bertuch," sagte sie, vergeblich mit einer überwältigenden Rührung kämpfend, „ich bin Ihre Freundin, bin es nicht ohne Stolz und Genugthuung. Es gilt rasch und entschieden zu handeln. Ich lege den Beweis in Ihre Hand, daß Sie irren, wenn Sie sich vorwerfen, Schuld an dem Verschwinden Klara's zu haben. Ich fürchte Schlimmeres. Lesen Sie."

Und damit überreichte sie ihm Träudchen's Zeilen. Er las hastig; das Blatt zitterte dabei in seiner Hand.

„O, meine Freundin, theure Lisabeth! Ich habe Fürchterliches heut' erlebt. Noch im Gedenken möcht' ich drob versteinern vor Schmerz, vor Leid, vor Furcht und vor Entsetzen. Mein Busen schluchzt, das Grauen faßt mich an. Elisabeth, ich weiß nun, wo der Tod einst überraschte meine Lina Beifuß. Sahst Du den Abgrund vor der Eiche nicht? Dort ist die Stelle, dort ward sie geopfert. Ich habe wieder jenen Ring geseh'n, den ich ihr einst gereicht zum Angedenken. Ihn trägt ihr Mörder jetzt, der kecke Bube, der nur dem T†† seinen Spruch entlehnt, — ihn trägt der Eselstreiber Christian. — Dieß euch zur Warnung, Aergerm vorzubeugen. Ach, schnöder Mord schreit aus dem Wald nach Rache, ein Mörderblick grinst unterm dunklen Schlapphut! Vertraut euch nicht dem Eselstreiber an!"

„Es ist Träudchen's überspannte Weise," sagte endlich Großhändler Bertuch mit trübem Lächeln, indem er das Billet zurückgab. „Wer sie nicht kennt, würde an der Wahrheit ihres Gefühles zweifeln. Und doch ist es ihr vollständiger Ernst. Aber auch an der Richtigkeit ihrer Angabe mit dem Ring kaum zu zweifeln. Dann aber, Elisabeth, ist es wahrhaft entsetzlich, Klara in solchen Händen zu wissen. Kein Augenblick zum Handeln ist mehr zu verlieren. Wollen Sie den Inhalt des Briefes nicht Ihrem Schwager bekannt geben?"

„Noch nicht. Es hieße Oel in den Brand seiner Hölle gießen. Arme Schwester! — Ich kann an das Schlimmste nicht glauben, hoffe noch immer das Beste. Allein Gefahr ist im Verzug! Lassen Sie uns handeln, Bertuch."

„Soll ich nicht dem Manne die Wahrheit abpressen?"

„Das wird meine Sache sein. Eilen Sie!"

Noch ein warmer Händedruck und Bertuch eilte hinaus, um mit dem Wirthe oder einem der Forstbeamten die Maßregeln zu besprechen, wie mit Aufwand einer beliebigen Summe der Wald sofort auf eine weite Strecke hin gründlich zu durchforschen sei, was mit Hülfe der im nahen Forste thätigen Arbeiter bewerkstelligt werden mochte. Elisabeth aber hatte sich mittlerweile an den Führer gewandt, der nur wenig von dem leise geführten Gespräch mit Bertuch vernommen haben konnte und nun wie ein armer Sünder dasaß, bis die Reihe an ihn komme.

„Es wird Euch nicht entgangen sein," fing sie ruhig, aber eindringlich an, „daß man nun Ernst macht. Ihr seid nicht so rein in dieser Sache, als Ihr scheinen wollt. Das Schuldbewußtsein verleugnet sich nicht, und Ihr thut am besten, zu gestehen."

„Herr Gott, nein!" fing der Mann jammernd an. „Daß mir so 'was vorkommen muß. Das wollte ich nicht, Gnädige! Er hat mir auch nichts davon gesagt. Ich bin unschuldig daran!"

„Woran?"

„Nun, daß er — —" Der Mann unterbrach sich selbst, indem er fortfuhr: „Der brockt mir eine schöne Suppe ein, Herr Gott, ja! Wenn ich das gewußt hätte!"

„Gut also," meinte Elisabeth, „Ihr wolltet nicht, was geschehen, wißt aber, was geschehen ist. So gebt Antwort: wo ist meine Nichte hingekommen?"

„Ich weiß es nicht!" antwortete er trostlos.

„Das Leugnen wird Euch nichts helfen," bemerkte Elisabeth kalt. „Aus Euren Ausflüchten selbst entnehme ich, daß nach einem Anschlag vorgegangen worden. Ist irgend welche Gefahr für Klara damit verbunden?"

„Gefahr? Nein, Gefahr nicht! Ich hoffe, daß er sie wohlbehalten zurückbringt. Sicher kommt er noch, — oder das Donnerwetter soll ihn verzehren! Der richtet mir eine schöne Sauce an! Ist mir denn schon so 'was vorgekommen? Die Pest soll ihn —"

„Flucht nicht, sondern gesteht!" fiel Elisabeth strafend ein. „Es scheint Euch wohl dergleichen schon vorgekommen zu sein. Wo hat Euer Bruder den Schlangenring mit dem Rubin her?"

„Mein Bruder? Schlangenring? Ich weiß von keinem."

„Man wird Eurem Gedächtniß durch die Gerichte zu Hülfe kommen!" drohte Elisabeth ernstlich. „Vor fünf Jahren ist eine Dame, deren Eigenthum dieser Ring war, auf einem Spazierritt auf dem Hirschstein umgekommen."

Der Mann sah sie erstaunt an. Dann sagte er: „Weiß kein Wort davon. Habe noch nie davon gehört."

„Um so schlimmer für Euch!" äußerte Elisabeth, welcher er durch sein Ableugnen nur noch verdächtiger ward. „Euer Bruder wird es nicht zu leugnen wagen. Ihr scheint der Verschmitztere, Verstockter! So hartgesotten er sein mag, fehlt diesem Christian doch Eure vorsichtige Schlauheit und Durchtriebenheit."

Der Eselstreiber zog die Schultern hoch. Dann erwiederte er:

„Er mag allerdings ein Teufelskerl sein, — ich weiß nichts von diesem Christian."

„Welche Frechheit!" sprach jetzt Elisabeth, sich zu ihrer vollen Höhe aufrichtend und ihn mit ihren klaren grauen Augen anblitzend. „Ihr wißt wohl auch nicht, wo er die gespickte Börse her hat, dieser Christian?"

Der Eselstreiber zog die Schultern noch höher — bis zu den Ohren hinauf, schwieg aber, als wolle er es dahin gestellt sein lassen. Jetzt aber fragte ihn Elisabeth geradezu:

„Wo ist der Herr hingekommen, der gestern Abend unvorsichtigerweise Geld vor Euch sehen ließ, dann in Eurer Begleitung wegritt und seitdem verschwunden ist?"

Dieß wirkte. Heftig fuhr der Mann zusammen. Betroffen, bestürzt, bewegt stand er da, was ihr nicht entging. Die Farbe wechselnd dachte sie: „Hier ist Schuldbewußtsein und unwillkürliches Eingeständniß; Gott sei meiner armen Klara gnädig! " —

„O," fing der Mann zerknirscht und mit aufgehobenen Händen flehend an, „machen Sie mich nicht unglücklich, ich will Alles gestehen, — verrathen Sie mich nur nicht. Wenn es das Amt erfährt — was soll aus meinen armen Würmlein werden! Das Geld, das Geld hat mich verblendet."

„So redet," befahl Elisabeth im Innersten erbebend, „oder ich lasse Euch sofort festhalten."

Der Mann wand sich hin und her, sah sich ängstlich im Zimmer um und sprach dann lebhaft, erregt, aber flüsternd, in gedämpftem Ton, mehrmals besorgliche Blicke nach der älteren Frau werfend, die noch immer in einer Fensternische strickend saß, jedoch trotz angestrengten Horchens nichts mehr vernahm, als einzelne grauliche Worte, wie: Vermummen, Kleiderwaschen, Rasirmesser, Abschneiden . . .

Elisabeth horchte indeß hoch auf. Ihre Züge drückten die Spannung und Ueberraschung aus, welche durch Unerwartetes hervorgerufen werden. Was sie vernahm, war so außerordentlich, daß sie es kaum zu fassen vermochte. Jetzt holte sie tief Athem, um wieder das Wort zu ergreifen. Bevor sie jedoch dazu kam, ward die Stubenthüre aufgerissen. Ihr Schwager wankte herein, verstörten Angesichts, taumelnd:

„Hilf, Elisabeth, sonst stirbt sie. — O, diese Reise, diese Reise!"

(Fortsetzung folgt.)

Die historischen Fresken des Konziliumsaales in Konstanz.

V.*)

Einführung der Reformation in Konstanz 1519—27

Gemalt von Fr. Pecht.

(Hiezu das Bild S. 968.)

Wie fast überall in Süddeutschland, hatte die neue Lehre in Konstanz mit ihrem Andringen auf Kirchenverbesserung schon sehr früh viele Anhänger gewonnen; um so mehr als 1519 eine Pest in der Stadt wüthete, deren Verheerungen die Menschen Allem, was auf Buße und strengere Sitten abzielte, geneigt machten. So war auch der Prediger im Münster, dessen Vorhalle unser Bild zeigt, zu ihr übergegangen. Der Bischof Hugo v. Landenberg verlangte nun lange Zeit vergeblich vom Rath, daß er den Prädikanten austreibe, und als dieser, selber dem neuen Glauben gewonnen, ablehnte, zog er mit seinem ganzen Kapitel eines Tages feierlich ab nach Meersburg. Gleichzeitig hatte auch die Bilderstürmerei begonnen und speziell im Münster sehr gewüthet, deren Barbareien allerdings viele Gemüther, besonders der Frauen, der Bewegung wieder abspenstig machten und die spätere Gegenreformation vorbereiten halfen. Diese sich allerdings auf einen Zeitraum von mehreren Jahren vertheilenden verschiedenen Momente finden wir auf dem Bilde vereinigt, wo wir im Hintergrunde

*) I. siehe Bd. 40, S. 648; II. S. 870; III. Bd. 41, S. 434; IV. Bd. 42, S. 806.

das Innere der Kirche und den auf die Bibel, als die alleinige Quelle der Offenbarung, deutenden Prediger auf der Kanzel vor der versammelten Menge sehen, während in der Vorhalle links die Bilderstürmer ihr Wesen treiben, einer sogar den Leib des heiligen Konrad, der das Münster erbaut, herausgerissen hat und sich, den Schädel hohnlachend betrachtend, eben anschickt, ihn wegzuschmeißen, Andere die Heiligenbilder von den Nischen herabwerfen, die denn auch heute noch leer sind. Erschreckt von diesen Greueln, fällt eine Frau im Vordergrunde, die mit ihrem Gatten in die Kirche gewollt, dem eben heraustretenden Bischof wieder zu Füßen, während ihr Mann sie fortzuziehen sucht, und der Kirchenfürst, den ein Rathsherr eben abgewiesen, abziehend an der Spitze des Kapitels, die Schänder des Heiligthums verflucht, links aber ein protestantischer Prediger einer von der Pest ergriffenen Frau den Kelch als letzte Tröstung reicht. —

Der Prospekt am Halle'schen Thore in Berlin.

(Hiezu das Bild S. 969.)

„Sie kennen Berlin nicht mehr wieder" ist eine beliebte Redensart geworden, wenn die Bewohner der deutschen Reichshauptstadt in der Fremde die Vaterstadt herausstreichen wollen. Nun im großen Ganzen hat sich das eigentliche Berlin, ich meine das bekannte Centrum der Stadt innerhalb der ehemaligen Thore, nicht verändert, selbst die so gerühmte Stadtbahn hat nur einzelnen Partieen der Hauptstadt ein anderes Gesicht gegeben. Aber die Vorstädte Berlins sind gewachsen und zum Theil neu entstanden, so etwa wie diejenigen Wiens und natürlich in größerem Maßstabe, aber doch sehr ähnlich, wie das in Dresden und Leipzig, in Frankfurt, Stettin, Hamburg, Magdeburg, Breslau und in fast allen größeren Städten während der beiden letzten Jahrzehnte der Fall gewesen ist. Und was besonders hervorzuheben, die Vorstädte Berlins, namentlich die im Süd, Südwest, West und Nordwest entstandenen, sind durchweg schöner gebaut, als das eigentliche Berlin.

Unsere Illustration zeigt den Uebergang der alten Stadt zu der sehr belebten Tempelhofer Vorstadt, den Platz und die Brücke am ehemaligen Halle'schen Thore, und gibt zugleich einen Durchblick nach dem Belleallianceplatz. Die ganz aus Sandstein gebaute schöne Belleallancebrücke wurde im vorigen Jahre vollendet und ist mit vier meisterhaft ausgeführten Marmorgruppen geschmückt, mit „der Schifffahrt" von Geyer, „dem Gewerbefleiß" von Lürssen, „dem Fischfang" von Moser und „dem Marktverkehr" von Reusch. Auf der zur Brücke vom Platze aus heraufführenden Rampe sind zwei weitere Marmorgruppen, links „der Friede" von Albert Wolff und rechts „die Geschichte" von Harzer, aufgestellt.

Freilich, wer noch vor fünfzehn Jahren die schmale Holzbrücke und die hölzernen Thorgebäude aus „des alten Fritzen" Zeit gesehen hat, bei denen vorbei ein paar hundert Menschen täglich die wenigen Häuser der Tempelhofer Vorstadt aufsuchten, der kennt wirklich das heutige Halle'sche Thor mit seinen prachtvollen, in Sandstein hergestellten Eckgebäuden nicht wieder. Eine Stadt ist hier entstanden mit prächtigen Straßen. Vor Allem die breite schöne, mit Bäumen bepflanzte Belleallianceстraße im Süd und die großen Boulevardstraßen nach Ost und West. Und welcher Verkehr hat sich hier gebildet. Sechs Pferdebahn- und fünf Omnibuslinien mit Hunderten von Wagen, eine noch größere Anzahl Droschken „erster und zweiter Güte", wie der Berliner sich etwas schönfärbend auszudrücken pflegt, führen die Geschäftswelt in die Comptoirs der inneren Stadt, die den Markt besuchende, sorgende Hausfrau und das theaterliebende Berlin in wenigen Minuten nach allen Himmelsrichtungen der Hauptstadt.

Wenn aber die wöchentlich mehrmals stattfindenden großen Militärexerzitien auf dem Tempelhofer Felde stattfinden, und wenn gar der Kaiser mit seinen Gästen denselben beiwohnt, wenn die Uniformen der gesammten militärischen Welt, die der Militärbevollmächtigten Japans und Chinas, Amerikas, Englands und Rußlands, Frankreichs, Oesterreichs und Italiens, Schwedens und der Türkei sich dem soldatisch geschulten Blicke Berlins aussetzen, dann herrscht am Halle'schen Thore ein Leben, dann wallt eine Menschenmasse, die ohne Uebertreibung zu Hunderttausenden zählt und die für solche Tage den Verkehr am Halle'schen Thore zu dem belebtesten von ganz Berlin macht. D.

In der Ramsau.

Von

Dahlke.

Frisch und kühl der Morgen, wolkenfrei der Himmel und die Straße von Berchtesgaden nach Ramsau, hier von goldigem Sonnenlicht übergossen, dort in dämmernde Schatten gehüllt, durch Holzarbeiter, Hirtenbuben, Touristen, Kinder, Lohnfuhrwerke und die Bötin mit dem großen Korbe belebt. Vor dem Hotel „zur Wimbachklamm" saßen Alpenfahrer mit und ohne Bergstock, in das Studium der Karte und der rothen Reisebücher vertieft, jenseits der Kirche winkte der Maler Standquartier zur Rast auf schattigen Sitzen, an deren Tischen sich die Meister aus der Residenz des Bayerlandes mit wanderlustigen Gesellen von Nord und Süd in lustigen Schwänken, erlebten und ersonnenen Geschichten überboten, jeder neue Gast den Ruhm der edlen Frau Aventiure verkündete. Fast Niemand schaute auf des Felsgetäfels Formenpracht, des Waldes Grün, des Firmamentes azurblaue Kuppel, während des Rebenblutes Zauber alle Gegensätze zu vereinen, alle Gemüther dem Spiel mit Scherz und heiterer Laune zuzuwenden schien. Hier sah man drei flotte Söhne aus sächsischem Stamm mit schwerem Herzen von den Zechgenossen scheiden und nach fünf Minuten wieder kommen, in philisterhafter Gewissenhaftigkeit das letzte Glas zu zahlen, dort einen Prager Studenten bei der Kellnerin den Uebergang nach St. Johann und einen Begleiter für die Pilgerfahrt zur Seisenberger Klamm erfragen, das schöne Paar am Nebentisch in Liebesträume versunken und die Gruppe vor dem Fremdenbuche voll überschäumender Lust mit Wort und Lied auch in den kältesten Naturen die Funken sprudelnden Humors entflammen.

Wir gingen mit den Sachsen bis zur Wegesscheide, fragten Bädeker und einen Knaben um Rath, bevor wir die im Sturm des Augenblicks erprobten Freunde verließen, und schritten dann gedankenvoller an des Baches Rand dem Schatten junger Fichten entgegen, in deren stillem Hain die rauschenden Akkorde der Künstlerharmonie verklangen. Dem Staub der Straße zu entgehen, hatte der Student den grünbewachsenen Pfad am rechten Ufer der Ache eingeschlagen und war als Führer durch das Dickicht dann so lange vorangeschritten, bis er vor dem verschlossenen Thor eines entlegenen Bauernhofes bekennen mußte, daß wir fehlgegangen. Erhöhtes Vergnügen, als später auch das Fahrgeleise verschwand und wir in dem vergeblichen Bemühen, die Mühlsturzhörner im Auge zu behalten, bald in Buschwerk verstrickt, bald in Moorgrund versunken, die wahre Poesie des Waldes empfanden, oder auf dem Schotterpflaster einer Runse dem müden Fuß Erholung gönnten. Schweigsam begannen wir unter den abschreckend wilden Hörnern die langgezogenen Kurven der wieder erreichten Straße hinanzusteigen, rasteten im Schatten von Buchen und Fichten, mit denen Legföhren und Alpenrosenbüsche sich mischten, und erblickten von der letzten Biegung das Zollhaus mit schwarzgelbem Gatter — die Scheide zwischen Bayern und Oesterreich — auf des Hirschbühels grünem Wiesenplan.

In der Gesellschaft, die am Giebel des Gasthauses im Freien tafelte und sich hier — vielleicht 1250 Meter über dem Meere — behaglicher Wärme im Schatten erfreute, hatte ein Bajuvare, der im Morgengrauen zur Besteigung des Kamerlinghorns aufgebrochen und zur Mittagstafel zurückgekommen war, durch sein Lob der entzückenden Fernsicht von dem Gipfel in den meisten Herren die Lust zu gleicher Kletterübung geweckt. Da der ermüdete Student den Abstieg zur Seisenberger Klamm in gleicher Absicht verschieben wollte, verfolgte ich allein den Fahrweg über das Joch, verfehlte aber in dem wiederholten Rückblick auf das Horn, das Forsthaus und die Hütten der Aelpler den Fußsteig durch das Gehölz und stieg, ohne Wegweiser, ohne Hirtenbuben anzutreffen, die Straße nach Weißenbach hinunter, bis hügelige Wiesenfluren als Vorgrund einer Szenerie erschienen, die nirgends das Felsgewirr der Klamm entdecken ließ. In der Tiefe rauschte der Bach, an dessen Ufer der vermißte Steig zum Ziele führen sollte: zehn Minuten später stand ich unten, störte einen Burschen im Schatten dichtbelaubter Erlen aus dem Schlaf und wurde weiter hinab zum Thor der Klamm gewiesen, durch die der Träumer von Weißenbach heraufgekommen war. Zwar zeigte die mäßig hohe, zur Rechten und Linken mit Nadelholz bewachsene Halde noch keine Spur der schauervollen Herrlichkeit, welche des Reisekameraden Phantasie so farbenreich und schwungvoll ausgestaltet hatte; aber bald verschwand die Flut im Spalt; ein düsterer Schlund starrte mir entgegen und das Geländer einer Stiege bezeichnete die Fortsetzung des Pfades durch das Felsenlabyrinth. Stufe um Stufe steigt man in die Höhle hinab, deren durchrissene Decke fahles Dämmerlicht in das unterirdische Becken dringen läßt. Donnernd stürzt das Wasser von Gewölbe zu Gewölbe, netzt mit hoch aufspritzendem Schaum die Wände, wühlt und windet sich durch schmale Risse und kesselförmig ausgeweitete Räume tiefer und tiefer in das zerklüftete Gestein. Hier und da fällt ein Reflex des Sonnenlichts aus grünem Laube durch den Felsenspalt, hier und da leuchtet ein Streif des Wasserdunstes regenbogenfarbig durch die Schatten, welche den Wogenschwall verhüllen, und mit dem Fortschritt über Treppen und Gerüste in den unterirdischen Gängen gewinnt das Farbenspiel an märchenhaftem Reiz.

Durch lichten Wald, hin und wieder neben Felsenhängen, zurück zur Sägemühle und dem ersten Bauernhofe, wo der Sohn des Hauses von seinen Streifereien auf Spiel- und Auerhahn, auf Rehe, Hirsche und versprengte Gemsen im eigenen Reviere Kunde gab, indeß die Mutter Erfrischungen bot, zurück zum „Bühel", der am letzten Juliabend durch eine Völkerwanderung von abenteuerlustigen Passanten ein farbigeres Kolorit erhielt, nachdem der Förster von Kamerling für einen klaren Morgenhimmel Bürgschaft geleistet hatte. Die Nachricht von dem Unfall eines Wilderers im Gebirge gab Anlaß zur Erzählung von Schauerstücken aus dem Jägerleben, die der Raubschützen Verwegenheit im Kampfe mit den Hütern des Wildes und Gesetzes, den Blutdurst der Einen, wie die Todesverachtung, die Kühnheit und Unerschrockenheit der Anderen charakterisirten. Grenzbeamte und Touristen wetteiferten in der Schilderung von beglaubigten Ereignissen, die an dramatischer Lebendigkeit und tragischem Ausgang manche Dichtung übertrafen — und auch des Försters Stücklein boten Kurzweil für die Abendstunden. Ist der Mann doch auf österreichischem Gebiete bayerischer Beamter geblieben und ein großer Forst des Saalthals in den Besitz der Bayern aus Anlaß einer Grenzverletzung gekommen, die, einzig in ihrer Art, durch launigen Vortrag und ernste Deutung des Erzählers das Interesse der Hörer fesselte.

„Die Oesterreicher," hieß es, „waren in dem Salzwerk zu Hallein ohne Kenntniß der Länderscheide geblieben und im Verfolgen reicher Lager unvermerkt auf bayerischen Grund gerathen, wo sie, durch keine Schranke gehemmt, sich nach Belieben ausgebreitet und das Minirsystem so lange fortgesetzt hatten, bis eines Lauschers Ohr an dem Gezimmer und Gehämmer drunten die Ueberschreitung der Grenze entdeckte oder ein Besucher des Bergwerks den Eingriff in die fremde Oberherrlichkeit verrieth. Als dann genaue Untersuchung ergab, daß österreichische Knappen in Wirklichkeit bayerisches Salz, für dessen Menge die Weite und Tiefe der Gruben keinen genauen Maßstab lieferten, zu Tage gefördert hatten, zog die Regierung vor, zu den aufgeschlossenen Schätzen ein weiteres Salzfeld gegen Waldungen einzutauschen, so daß nunmehr die Bayern oben, die Oesterreicher unten Herren fremden Gebietes geworden sind."

Noch blaute der Sternenhimmel und die Luft strich kühler durch den Tann, als die Gäste zur Ruhe gingen, um früh die Mühlsturzhörner und den Wald in grauen Nebelflor gehüllt und die Aussicht auf einen Regentag zu finden, der des Försters Prophezeiung wie den hohen Stand des Barometers Lügen strafen sollte. Muthige Passanten wanderten durch Sturm und Regen weiter, andere blieben unter dem gastlichen Dach, das Abends Feldarbeiter, Handwerksgesellen, Bursche und Dirnen von Weißenbach und Wistelbach, Touristen und Hüter der Grenze umschloß. Da das Herrenstüblein nicht alle Reisenden faßte und die Schenke keine Scheidung der Stände gestattete, so trafen im Gastzimmer die Gegensätze der Gesellschaft unvermittelt auf einander und gaben der Unterhaltung einen zwanglos freien Ton. Knöddel, Suppe, Fleisch und Brod die Kost der Arbeitsleute, Wildpret und Geflügel der Gäste Abendmahl, dem Gerstensaft und Wein die Würze gaben. Weckten dort Münchhausiaden und Reiseabenteuer heitern Humor, so riefen hier die Stichelreden eines Gesellen auf knauserige Bauern, die wohl stolze Herren spicken, aber die Arbeit nicht bezahlen wollten, schlagfertige Erwiederungen eines schneidigen Burschen und eines Branntweinbrenners hervor, dessen faltiges, von dunklem Haar und buschigen Brauen beschattetes Gesicht mit jedem neuen Glase sich mehr verdüsterte; nicht minder mißmuthig blickte ein junger Bauer von den „Neuigkeiten des Weltblatts" auf die Weißenbacher Mädchen, wenn deren Geplauder mit den Grenzbeamten harmonischen Zusammenklang verkündete. Im Nebenzimmer die blühende Maid mit Taubenaugen und durchnäßtem Flachshaar an des Vaters Seite und eine vornehme Dame, deren schweigsamer Gemahl die Unterbrechung der Vergnügungsreise kaum als Verkümmerung des Genusses empfand; im Eck ein behäbiger Herr, dem die Ruhe auf dem Polstersessel erwünschter als die Hast der Wanderfahrten über Berg und Thal erschien, neben seinem unternehmungslustigen Nachbar, der Liter auf Liter füllen ließ, im Rebenblut die Wogenflut zu ertränken: — sie Alle sahen in stiller Ergebung die Nebel sinken, den Regen dichter niederströmen und hielten mit der Hoffnung auf bessere Tage die gute Laune und den Frohmuth fest.

Und es regnete vom Morgen bis zum Abend, Nacht und Tag, und die Pausen der Sintflut füllten Nebelbilder. Trat ein thüringischer Referendar in's Zimmer, Tyroler Wein zu kosten. „Nicht Gesellschaft nach Saalfelden?" —„Bitte nur zu warten, bis Kameraden kommen." Zufällig ließ sich auch das blonde Fräulein in der Thüre blicken. „Ihr Reiseziel?" — „Die Seisenberger Klamm und Weißenbach, wenn Wind und Wetter es gestatten." — „Würde Ihnen Gesellschaft für den Weg willkommen sein?" — „Dem Vater gewiß." — In wenigen Minuten hatte der gewandte Rechtsbeflissene die Gunst der Maid gewonnen und ließ sich im Vorausblick des Vergnügens, das im Bädeker nicht vorgesehen war, ein reiches Mahl auftragen. Als aber der alte Herr nach Tisch die Nebel schwinden sah, nachdem er Vormittags mit der Tochter „Wolken geschoben", zerstörte sein Beschluß: „Nun bleiben wir und steigen morgen auf das Horn," mit einem Schlage des Sonnenburgers Traum. — „Vielleicht gelingt es Ihnen noch, den Sinn des Vaters umzustimmen?" — Und als die Ueberredung von Erfolg, das Kleeblatt dann zum Gange rüstete und vor dem schwerbepackten Herrn das junge Paar so leicht und fröhlich in die Weite schritt, als ob es für das Leben mit einander wandern wolle, da schaute manches Augenpaar auf die hohen elastischen Gestalten, und nur ein Tourist grollte dem Störenfried, der ihm mit der Begleitung des bildschönen Fräuleins die Lust zur Besteigung des Kamerlinghorns geraubt.

Wenige Stunden später tauchten die Mühlsturzhörner aus dem Nebelmeer und die Sonne durchbrach das gelichtete Gewölk; aber die Himmelskuppel behielt jenen mattblauen Schimmer, wie ihn die Uebersättigung der Luft mit Wasserdämpfen zu erzeugen pflegt. Leichten Fußes zog ich thalab zum Hintersee, der in der Doppelansicht mit dem Hochkalter und den Mühlsturzhörnern, hier von Wiesen, dort von Nadelwald umsäumt, zwar ein anziehendes Gepräge trägt, an Großartigkeit jedoch dem einsamen Obersee den Vorrang lassen muß. Was der Ramsau ihre landschaftliche Bedeutung gibt, das ist die Mischung anmuthiger Züge — sanftgerundeter Hügel, Wiesen und Wälder — mit den ernsten Formen des Gebirges und die üppige Entwicklung des Laub- und Nadelholzes, das dem Maler eine Fülle trefflicher Motive liefert. Ahornbäume, Eschen, Linden, Föhren und Fichten geben vereinzelt, in Gruppen oder in geschlossenem Gehege dem Relief der Oberfläche weichere Umrisse und stellen hier und da — wie in der großen Linde — Charaktergestalten von hoher Schönheit dar. Waldgehänge, Wiesengebreiten, grünumlaubte Häuser, Kalvarienberg und Kirche bieten dem Auge Ruhe-

punkte, wenn es dem Straßengetriebe sich verschließen will, die Wimbachklamm bestrickt mit ihrem Formen- und Farbenreiz die Phantasie, und für jede Skizze, jedes Bildchen liefert das vielgestaltige Hochgebirge den wirkungsvollen Hintergrund. So bedurfte es kaum der Vereinigung geselliger Annehmlichkeiten mit den Vorzügen der Natur, um diesem blühenden Thal die Gunst der Maler zuzuwenden und bis auf die letzten Jahre zu erhalten, obwohl der Künstlergenius nicht minder wie das prosaische Erdenkind des Daseins Wonnen durch Güte der Leibespflege zu vermehren liebt und Münchens auserlesene Genossenschaft dem Wirthshause auf Frauen-Chiemsee jahrzehntelang die Treue bewahrte, weil die Blume des Weins der Poesie des Eilandes lieblicheren Duft und edleren Inhalt verlieh.

In der Dämmerung zog wieder ein Wetter herauf, das mit flammenden Blitzen die Häupter der Bergkolosse beleuchtete, mit wuchtigen Donnerschlägen das Hotel „zur Wimbachklamm“ erschütterte und mit dem Rauschen der Regenflut die Wanderer zur Ruhe wiegte: früh waren Watzmann und Untersberg von Nebel frei, der hohe Göll ohne Kappe; Blatt- und Nadelgrün strahlten in frischem Farbenglanz und die „Klamm“ lud zur Besichtigung. Fünfzehn Minuten thalab zur Brücke, dann an Spielzeugbuden mit Spielwaaren und Photographieen vorüber in das Wimbachthal, das vor seiner Mündung sich zur wilden, von Laubholz beschatteten, von schäumenden, tosenden Wogen des Wildbachs und einiger Wasserfälle durchstäubten, eisig kalten Schlucht verengt, die man auf einem Steige hart an der Felsenwand — nicht ohne Gefahr für die erhitzte Lunge — der ganzen Länge nach durchschneiden kann. So schön die niederstürzenden Wasser am kahlen Gestein sich in dem Auge malen, wenn das Sonnenlicht den Staub und den Schatten der überhängenden Bäume durchkreuzt, und so phantastisch das Wellengekräusel mit tosendem, dampfendem Gischt sich in der Tiefe durcheinanderwebt: — das Dunst- und Tropfenbad vermindert nach reichen Niederschlägen den Genuß der Augenweide zu sehr, um einen vollbefriedigenden Eindruck heimzutragen, und gegen den Doppeltunnel der Lichtensteiner Klamm, die schon durch ihre Größe alle gleichartigen Naturschauspiele in den Schatten stellt, erschien die Wimbachklamm einem Wiener nur als Kinderspiel.

Man hatte mir gerathen, den Bach bis zu dem Jägerhause zu verfolgen, das einst den Sammelplatz vornehmer Herren gebildet hatte, als der enge, von Watzmann und Hochkalter eingeschlossene Thalriß noch eine reichbesetzte Wildbahn gewesen war; allein der versumpfte Boden hielt mich von weiteren Entdeckungsfahrten zurück. — Wenn schon des Photographen Schattenriß nicht alle Reize der Klamm zu spiegeln und wohl das wundersame Gefüge der durchsägten Wände mit dem Wassersturz der Seitenbäche, aber weder das Wogengebrause, noch das Farbenspiel des Lichtes in der Tiefe dem Sinn zu erschließen vermag, so muß das Wort auf die Beschreibung dieser Herrlichkeit verzichten, die nur geschaut und in ihrer Wirkung auf die Seele empfunden, nicht durch Zergliederung ihres poetischen Zaubers entkleidet werden will.

Von Haydn bis Liszt.

Skizzen aus der neueren Musikgeschichte

von

Ludwig Rohl.

5. Die moderne Epoche (1840—1870).

(Die Schule Mozart's und Beethoven's. — Berlioz. — Schumann. — Liszt. — Wagner's musikalische Dramen. — Liszt's symphonische Dichtungen und Kirchenkompositionen. — Der Styl der modernen Musik.)

Zum Abschluß unserer musikgeschichtlichen Skizzen gelangen wir an die moderne Epoche.

Während das, was wir unter der „neueren Oper“ zusammengefaßt sahen, wesentlich nur Zwischenglied und Uebergang war, stehen wir hier von Neuem vor einer wirklichen „Epoche“ unserer Kunst — und zwar einer solchen, die an originaler Schöpferkraft und geistiger Bedeutung keiner der vorhergegangenen nachsteht, und eben diese Größe unterscheidet die moderne Produktion von der sämmtlichen in der vorletzten Skizze geschilderten.

Drei Namen geben derselben diese Signatur: der Franzose Hektor Berlioz (geb. 1803), der Ungar Franz Liszt (geb. 1811) und unser Richard Wagner (geb. 1813). Neben ihnen bestehen in voller Selbstständigkeit, wenn auch nicht in gleicher Schöpferkraft F. Chopin, R. Schumann und R. Franz, während F. Schubert und F. Mendelssohn im Wesentlichen Ausbauer und Ausläufer der Epoche Mozart's und des ersten Beethoven sind. Da jedoch die weitaus größte Anzahl dieser Neuschöpfungen der Musik dem größeren Publikum noch fremd ist, so ist dießmal nur ein historisches Aufzählen der Haupterscheinungen möglich, deren Gruppirung im Einzelnen zugleich die in den übrigen Skizzen gegebene Charakterisirung und Würdigung der verschiedenen Meister und Schulen darstellen mag.

Die direkte Nachfolge Mozart's traten in der Oper vor Allen P. Winter („Das unterbrochene Opferfest“), J. Weigl („Die Schweizerfamilie“) und L. Spohr („Jessonda“) an. Gefällige Melodik und weiche harmonische Färbung ist ihre Stärke und ihre Schwäche zugleich. Sie führten die Sache selbst nicht weiter, weil sie nicht an der Aktion der Zeit, wie viel weniger an der inneren Bewegung der Geister Theil hatten. Für Klavierkomposition waren Mozart's Schüler Hummel (geb. 1778) und der in London stabilirte M. Clementi (geb. 1752) entscheidend, jedoch nur in Hinsicht der äußeren Technik, und diese ward in der Salonmusik eines Herz, Hünten u. A. bald die Hauptsache. Ihrem Tand und Flitter trat mit Erfolg zuerst der 1809 in Hamburg geborene F. Mendelssohn-Bartholdy entgegen, der, in klassischer Bildung und Musikschulung herangewachsen, von Neuem die Bahn Mozart's nach der Seite ihrer edleren Form wiedergewann. Seine äußere Vollendung und sein elegante Art erschloß, vor Allem im „Lied ohne Worte“, zuerst die weiteren Bildungskreise, bei uns wie im Ausland, auch für solches bloße instrumentale Spiel, und die Zurückwendung zu S. Bach's Polyphonie wies von Neuem auf ernsteren Gehalt und würdigere Haltung der Kunst hin. In der Musik zum „Sommernachtstraum“ und mancher schönen Ouvertüre, wie „die Hebriden“, nahm er aber zugleich den Faden jener lebendigen Charakteristik auf, den zuerst Weber und Marschner geschlagen und bald darauf R. Wagner so bedeutungsvoll weiterspann. Der Oesterreicher F. Schubert (geb. 1797) sang die gemüthreiche Cantilene der Mozart'schen Periode Beethoven's weiter. Er gewann den Preis, zuerst überall so den vollen Hauch der Poesie und der inneren Eigenthümlichkeit der jedesmaligen Dichtung gespendet zu haben, wie dieß vereinzelt Mozart's „Veilchen“ und Beethoven's „Mignon“ thun, die hier typisch wurden, weil ihre dichterische Vorlage zugleich die volle Blüte deutscher Lyrik bezeichnet. Und doch gelangten hier die beiden fast gleichaltrigen Norddeutschen, R. Schumann (geb. 1810) und R. Franz (geb. 1815), in bewußter Auffassung und scharfer Ausprägung des Geistigen noch weiter und zeigen daher eine Charakteristik und Haltung, die gegen den zarten melodischen Zauber und harmonischen Schmelz Schubert's wie echt männliche Geistessprache anmuthet. Sie schufen nach Gesammtstimmung und Einzelausdruck die eigentliche Blüte des deutschen Liedes, der nur noch F. Liszt in seinen allerdings mehr dramatisirenden und balladenhaften Gesängen ebenbürtig zuzugesellen ist.

Derweilen war mit der allmäligen Verbreitung der späteren Werke Beethoven's sein Genius wie ein neues Ferment in die künstlerischen Geister getreten. Wie er selbst gesagt, dem Manne müsse die Musik Feuer aus dem Geiste schlagen, so ward dieses Männliche des Gedankens, der geistigen Vorstellung, also das mehr Dichterische jetzt vorzugsweise Vorwurf der künstlerischen Produktion. Franz Liszt, der als elfjähriger Knabe im Frühling 1823 in Wien selbst noch vor Beethoven gespielt und von ihm sozusagen als sein erster wirklicher Bannerträger geweiht worden war, trug nun diese Kunst von Paris aus, wo er, bald der gefeiertste aller Virtuosen, völlig seine Heimat fand, verständnißbringend in alle Welt. Sein allüberall geradezu entzündendes Spiel war kein Klavierspiel mehr, es war ein Werk des Genius, selbstständige Neudichtung der Werke der Kunst, und zwar jedes Styles und jeder Epoche, daher schon durch diesen freien poetischen Vortrag die Grenze der Musik selbst erweitert und sie selbst mehr und mehr zum freien poetischen Ausdruck der inneren Lebensbewegung erhoben wurde! Mitwirkend war hier in seiner engeren Sphäre des Violinspiels der gleich dämonische N. Paganini (geb. 1784), der jedoch nicht entfernt so schöpferisch und allseitig war wie Liszt.

Die Aufnahme solcher charakteristisch darstellenden und völlig dramatisch malenden Sprache auf dem Gebiete der orchestralen Kunst aber finden wir zuerst bei dem genialen Südfranzosen H. Berlioz. Seine aus dem Jahre 1830 stammende „Symphonie fantastique“ malt ganz direkt, und oft an die äußersten Grenzen des musikalisch Darstellbaren gehend, eine Episode aus seinem eigenen Leben mit phantastischer Ausdichtung der einzelnen Vorgänge. Und wenn dabei das „Fallen des Fallbeils“ eine exorbitante Ausschreitung der künstlerischen Willkür ist, so erscheint doch das Ganze von wirklicher poetischer Intention und, was wichtiger ist, von klarer und sicherer künstlerischer Anschauung beseelt, und die kräftige männliche Haltung zeigt, daß auch im Musiker der erweckte Geist moderner Zeit auflebte. Seine verschiedenen Ouvertüren, wie zu „Lear“, „Sardanapal“, bekunden ferner, daß er den großen monumentalen Styl Beethoven's, das dichterische Orchesterbild, verstanden hat, und wie sehr auch Manches in diesen Werken uns Deutschen fremd, outrirt, ja bizarr und unmusikalisch erscheint, — er verfuhr doch als der Erste nach Beethoven auch mit der Instrumentalmusik so frei schaffend nach poetischem Vorwurf, wie Andere dieß in der Klaviermusik thaten. Dazu sind es in der That „lauter Kolosse“, diese Lebenssymphonie und Damnation de Faust, dieses Requiem u. s. w. Ein Zug von männlicher Kraft und sicherer Größe geht durch alle seine künstlerischen Entwürfe wie durch ihre Ausarbeitung. Und daß Berlioz bei letzterer auch so gut wie seinerzeit Beethoven sich nicht durch die Grenzen des hergebrachten Orchesters hemmen ließ, sondern dieses selbst erweiterte und verstärkte, beweist nur wieder für die Sicherheit seiner künstlerischen Anschauung. Berlioz' eigentliche Wirkung jedoch steht wie seine allgemeinere Vorführung bei uns noch aus, in Paris dagegen beginnt er endlich aufzuleben. Seinen Spuren ist als der Entscheidendste der Pariser Saint-Saëns gefolgt, der schon heute viel Geltung bei uns wie in Frankreich hat.

Für die Klaviermusik also eroberten den gleichen freien dichterischen Erguß, dessen Quellen jedoch schon in dem „Nocturne“ des Engländers F. Field (geb. um 1750) fließen, der Pole F. Chopin (geb. 1810) mit seinen Weisen „voll tiefer Trauer, heißen Sehnens und schimmernden Trostes“, wie Liszt sie charakterisirt hat, und der ebenso trübsinnig-träumerische R. Schumann, in dem jedoch eine mit Beethoven's und Jean Paul's Humor kongeniale Ader quoll, die uns zugleich wieder innerlich befreit. Seine „Davidsbündlertänze“, „Kreisleriana“, „Karneval“ u. s. w. sind Dichtungen köstlichen Humors, feinster Charakterisirung und zartest schwärmender Empfindung zugleich. Zum vollen Mann und allherrschenden Genius fehlt ihm der sichere innere Gedankenhalt, daher auch seine Oper „Genovefa“ nur schöne Einzelnheiten hat, während die Manfredmusik den dramatischen Zug unserer geschichtemachenden Epoche oft in wahrhaft hinreißend schönen Blitzen hervorbrechen läßt. Diesen modernen Meistern des Klaviers ist dann wieder dessen eigentlicher Meister Liszt beizugesellen, der jetzt sein „Genie des Vortrags“ zu eigenen Tonbildern verdichtete und allein schon in seiner Sonate: „An R. Schumann“ bekundete, weß Geistes Kind er auch im musikalischen Dichten sei. Schon das Aufgeben der äußeren Grenzen der Sätze, wie es dann auf gleiche Weise in seinen Klavierkonzerten geschah, deutet auf die innere Einheit und Rhythmik des dichterischen Gedankens, die sich allmälig völlig in der Musik hervorarbeitete, und seine zahllosen Einzelstücke selbst, die Paraphrasen, Transskriptionen und wie solche Umgestaltungen von Ideen anderer Meister heißen mögen, mit eingeschlossen, sind eine neue Offenbarung des Genius der Klaviermusik, die das Instrument selbst wie zu einem persönlich redenden Wesen gemacht haben. Schüler dieser Richtung sind allerdings auf sehr von einander abweichender Weise und mit sehr verschiedenem Erfolg, die Einen wirklich frei dichtend, die Andern mehr bloß schulgemäß komponirend: J. Raff, A. Rubinstein, J. Brahms, H. Bülow, F. Dräseke u. A.

Derweilen war auf der Opernbühne jene gewaltige neue Bewegung entstanden, als deren letztentscheidenden Vertreter wir bereits unsern Meister Richard Wagner bezeichnet haben. Auch seine künstlerische Jugend kennen wir schon. Geboren in Leipzig im Beginn der Befreiungskriege, gewann er als ersten tieferen Lebenseindruck die nationale Begeisterung und deren entzündenden künstlerischen Wiederhall in C. M. v. Weber's Werken. Seine Richtung ging jedoch ursprünglich nicht auf die Kunst, vielmehr wollte er studiren und frequentirte deßhalb Gymnasium und Universität. Shakespeare führte ihn dort bald selbst zu dramatischen Versuchen. Die Bekanntschaft mit Beethoven's Egmontmusik aber brachte ihn auf die Idee, sein Trauerspiel „nicht anders als mit solcher Musik vom Stapel zu lassen“: er „beschloß“ Musiker zu werden und fand in Leipzig in einem Nachfolger des großen S. Bach einen tüchtigen Lehrer. Die Julirevolution von 1830 warf ihn mitten in den Strudel des bewegten Lebens von damals, und bald war er selbst auf der Bahn eines Opernkomponisten. Die Schröder-Devrient erschloß ihm den ganzen Geist der Bühne. Seine eigenen ersten Versuche: „Die Feen“ und „Das Liebesverbot“ blieben jedoch ohne äußeren Erfolg. Zunächst in Rudolstadt und Magdeburg Theaterkapellmeister, kam er bald nach Königsberg und Riga. Das Elend der kleinen deutschen Bühnenverhältnisse, die ganz von Paris lebten, führte ihn dann selbst jählings nach Frankreich. Es war die Zeit von Meyerbeer's höchstem Glanz: die Oper „Rienzi“ bot demselben das erste Paroli, sie wurde 1842 in Dresden mit durchschlagendem Erfolg aufgeführt. Die Fahrt durch die norwegischen Schären hatte ihm derweilen aber auch den „Fliegenden Holländer“ vertraut gemacht, und die tiefe Sehnsucht dieses ewigen Juden des Meeres lernte er ebenfalls begreifen, als er nun selbst fern der Heimat lebte und das ganze Misère unseres nationalen Lebens von damals erkannte.

Auf den tieferen Grund desselben aber, wie ihn damals jedes tiefere Gemüth, jeder höhere Sinn in Deutschland suchte, schaute er, durch den Mythos vom Holländer sozusagen für innere Dinge hellsichtig geworden, vor Allem in den so sinnvoll inhaltreichen Volkssagen vom „Tannhäuser“ und vom Schwanenritter „Lohengrin“. Jetzt erkannte er die ganze reiche Herrlichkeit dieser heimischen Sagenwelt und damit überhaupt den tieferen Bestand des geistigen Lebens, aus dem diese Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven geschöpft. Der Erfolg des „Rienzi“ machte ihn 1843 zum königlich sächsischen Hofkapellmeister. In dieser Stellung gewann er erst ein volles Bild von den Zuständen unserer Bühne, zumal soweit sie ein bloßer Abglanz des Pariser Scheinglanzes war. Er erstrebte eine deutsche Bühne und vor Allem wahren dichterischen Gehalt auch für die Oper. Dieser echten dramatischen Handlung sollte auch die Musik nur den tieferen seelischen Untergrund und die volle Wirkung verleihen, der Gesang daher allüberall deutliche Rede, d. h. Melodie sein, aus welcher Forderung denn das so vielfach mißverstandene Wort „unendliche Melodie“ stammt. Gluck's Verdrängung des selbstgefälligen Sängers erweiterte er mit voller Bestimmtheit auf den gleich eitlen bloßen Komponisten und wollte nur so und nur da von Musik etwas wissen, wie sie für die Bühne recht ist und wo sie das Ganze der Handlung hebt. Diese Erkenntnisse und Forderungen führten ihn dann allmälig zur offenen Empörung gegen die herrschenden Kunstzustände und, da er ihre eigentliche Ursache in den mißlichen sozialen und politischen Verhältnissen ersah, mit

Hunderten edeldenkender deutscher Männer zur Antheilnahme an der Revolution von 1848. Dem Dresdener Maiaufstande vom folgenden Jahre, 1849, folgte für ihn die Verbannung auf dem Fuße, er floh in die Schweiz.

Um so tiefer aber schlug die Liebe zum deutschen Vaterlande und unserer Zukunft in ihm Wurzel. Zunächst suchte er Aufklärung über die Sache der Kunst zu geben durch eine Reihe wichtiger ästhetischer Schriften, wie „Die Kunst und die Revolution", „Die Wibelungen", „Das Kunstwerk der Zukunft" und vor Allem „Oper und Drama". Mehr und mehr aber versenkte er als echter Künstler sich bald wieder in das Schaffen für eine solche echt nationale Kunst selbst. Der ganze tragische Sinn und Gehalt unserer vorgeschichtlichen heimischen Mythenwelt ging ihm auf. Aus „Siegfried's Tod" ward die Trilogie „Der Ring des Nibelungen", der Dichtung nach schon 1853 vollendet und zuerst aufgeführt in Bayreuth im Jahr 1876. Schon 1859 war aber auch „Tristan und Isolde" fertig geworden, jene tiefsinnige Dichtung vom Tod aus Liebesnoth, die parallel mit dem Verhältniß von Siegfried und Brunhilde läuft. Diese Stoffe trugen den Keim dramatischer Gestaltung in sich selbst und, was bedeutsamer ist, ihr innerer Sinn und Vorgang fußte in jenem tiefsten Geheimniß unserer menschlichen Existenz, aus dem wir die Musik selbst hervorgehen sahen und der die Sprache dieser Kunst also nicht bloß duldet, sondern förmlich selbst gebieterisch herbeiruft. Die „Meistersinger von Nürnberg" wurden 1868 zuerst gegeben, sie sind ein Bild unseres nationalen Lebens nach seiner Licht- und Tagesseite, wie im Schmucke der Kunst die getreue Pflichtübung und das Wollen des Rechten ein Leben erzeugt, in dem wir Alle miteinander gedeihen. Eine erhabene künstlerische Darstellung dessen, was wir an der Religion und dem Christenthum besitzen, aber ist wie eine andere und noch eindringlichere Renaissancekunst jener „Parsifal", an welchem der Meister wie an einem tiefbedeutsamen Geschenke für die Nation und ihre letzten Ziele soeben arbeitet und der im Sommer 1880 in Bayreuth zur ersten Aufführung gelangen soll.

(Schluß folgt.)

Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender.

Von

C. E. Freiherrn von Thüngen.

September.

„Der Monat ist die rechte Zeit
Für alle Sorten Jägersleut',
Auf Haj' und Hühner, wenn sich's macht,
Wo nicht — auf Spatz- und Katzenjagd;
Mit sechs Pfund Schrot das Horn gefüllt,
Ist Alles, was sie finden, Wild."
Max Haider.

Die Jahreszeit ist bereits wieder um ein Beträchtliches vorgeschritten. Kühle Nächte wechseln schon mit den noch sonnig warmen Tagen, welche fühlbar kürzer werden. Leer und abgeerntet sind die Felder, nur die letzten Erdfrüchte, sowie allenfalls noch einiges Sommergetraide sind noch draußen. Oede und fahlgrau schimmern uns jetzt die Fluren entgegen. Blühendes Haidekraut bedeckt den Waldboden und im Laubwalde beginnen bereits theilweise die Blätter zu fallen. Viele unserer Zugvögel haben uns bereits verlassen, auch die Schwalben treten ihre Reise an. Das sind die deutlichen Zeichen des nun sich vollziehenden Uebergangs des Sommers in den Herbst:

„Und als ich Blätter fallen sah,
Da dacht' ich, ach, der Herbst ist da!
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht,
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht flieht,
Weit! Weit!
Rasch mit der Zeit!"

Für den Waidmann bringt dieser Monat und überhaupt der Herbst fast die meisten waidmännischen Freuden und gibt ihm fast jeden Tag zu thun.

„Heut' will ich suchen, morgen geht's an's Treiben
Und übermorgen winkt der Vogelherd;
O könnt' es Herbst im ganzen Jahre bleiben!
Dann hätt' ich Alles, was mein Herz begehrt."

Am 1. September geht, wenn nicht, wie in manchen Gegenden, schon früher, die Rebhühnerjagd auf und bringt dem guten Schützen nicht nur viele Beute, sondern gewährt ihm auch viel Vergnügen, wenn er dieselbe mit einem „ferm" dressirten Vorstehhunde betreibt. Bei dieser Gelegenheit werden auch Wachteln geschossen. Alt-Aegidi „tritt" der edle Hirsch „in die Brunft"; jetzt leidet kein Hirsch den andern mehr neben sich, jeder sucht sich einen „Trupp" Wildpret anzuschließen und eifersüchtig bewacht der Beglückte seine Auserwählten. Diese Zeit der Hirschbrunft weiß der Waidmann wohl zu benützen, um, mit dem Hirschrufe das „Röhren" des Hirsches nachahmend, den eifersüchtigen Hirsch zu täuschen und vor die Büchse zu locken. Die Brunft des Elennwildes beginnt. Die Gemsjagd ist längst eröffnet und auch der in die Feistzeit tretende Damhirsch bietet eine erwünschte Beute. Die Haselhühner sind in starken „Ketten" beisammen und halten gut vor dem Hunde; sie können auch auf's Gelocke geschossen werden. Ebenso können, wo es der Wildstand erlaubt, junge Birkhähne auf der Suche vor dem Hühnerhunde und junge Auerhähne geschossen werden. Hasen können einzelne für die Küche geschossen werden, es ist jedoch dabei große Vorsicht zu beobachten, daß man keine tragende Häsin schießt, da die Häsin in diesem Monat noch einmal „setzt". Die Rehböcke sind noch schlecht bei Wildpret und sollen daher geschont werden. Das Schwarzwild, welches stark in's Feld gegangen ist, hat schon „Weißes" (Fett) aufgelegt und wird wo möglich geschossen, um weiterem Schaden vorzubeugen. Der Dachs fängt an feist zu werden und man kann denselben, wenn er beim Eintritt der Nacht seiner Nahrung nachgeht, auf dem Anstande schießen oder auch wohl schon ausgraben, wenn er im Baue liegt. Bekassinen Wildtauben, Wildenten und Wildgänse werden erlegt; selbst einzelne Waldschnepfen findet man in manchen Jahren schon. Die jungen Trappen werden flügge und der Jäger hat ihren Strich genau zu beobachten, um auf die Kenntniß desselben das Antreiben zu basiren. Die alten Trappen sind jetzt sehr fett und können auf den Saatfeldern angeritten oder angefahren werden. Die Fasanenjagd kann begonnen werden. Gegen Ende des Monats beginnt der Fang der Rebhühner mit dem Treibzeug und der Wachtelfang. Den Wachtelkönig findet man in diesem Monat häufig in niedrig liegenden Kartoffel- oder Rübenfeldern. Die Strichzeit der Raubvögel beginnt und können dieselben nun auf der Krähenhütte abgeschossen werden. Die Rammelzeit der Hasen geht zu Ende, in diesem Monat erfolgt in der Regel der letzte „Satz" der Hasen. Dem Raubzeug wird fortwährend nachgestellt. Sind die Fangplätze für die Füchse noch nicht früher eingerichtet, so muß es jetzt nun jedenfalls geschehen. Auch werden die Fang- und Schlagbäume auf Marder in den Dohnensteigen zurecht gemacht. In Wildparks wird ein Theil der Wildäcker mit Winterroggen bebaut, und wo das Schwarzwild mit Saufindern besagt wird, müssen dieselben jetzt leinenführig und ferm gemacht werden. Die Abführung des jungen Hühnerhundes fällt in diesen Monat, da die Hühner noch fest liegen. Alpen- und Morastschneehühner werden in den betreffenden Gegenden auch in diesem Monat geschossen. Der Dohnensteig wird aufgestellt, die Vogelherde werden eingerichtet, so daß Alles zum Stellen derselben schon im Anfang des Monats bereit ist und der Fang Mitte und Ende desselben beginnen kann.

Der Forstmann beschäftigt sich mit Auszeichnung der zu fällenden Hölzer in den Vorverjüngungsschlägen, mit Durchforstungen, Läuterungshieben, Grün- und Trockenästungen, Dürrholzeinschlag, Stockrodungen; Fichtenpflanzung im Gebirge, Bodenbearbeitung für die Frühjahrskulturen und in Besamungsschlägen findet statt. Birkensamen wird gesammelt. Gegen Ende des Monats können schon die Weißtannen- und Weymouthskiefernzapfen gepflückt werden. Weidensteckline werden gepflanzt. Die Ausnutzung der Mast durch Verpachtung ist einzuleiten. Die Köhlereien sind zu beendigen. Ausbieb von Ginster, Besenpfriemen u. dgl. zu Brenn- und Streumaterial. Einschlag und Trocknen des Futterlaubes ist zu beendigen. Bei genügendem Wasserstand Flößerei; Wegebauarbeiten. Nach Maßgabe der verschieden auftretenden Generationen sind die Maßregeln gegen Borkenkäfer fortzusetzen. Die Larven der kleinen Kiefernwespe werden gesammelt. Die Aufsicht auf Gras- und Streudiebstahl und Nutungsfrevel ist von jetzt ab auch auf Entwendung von Massfrüchten auszudehnen, da Ende des Monats der Eichelabfall beginnt.

Der Landwirth beendigt die Buchweizen-, Hafer-, Erbsen-, Wicken-, Klee- und Sommerrapsernte. Später Flachs wird gezogen. Heuernte von zweischürigen Wiesen. Der Winterrübsamen wird bestellt. Die Herbsteinsaat beginnt. Nach der Grummeternte kann das Vieh auf die Wiesen geführt werden. Die Schafe werden belegt. Man fängt an Gänse, Truthühner und Kapaunen zu mästen. Die Gänse werden zum dritten Male gerupft. Alles Federvieh, welches nicht zur Zucht oder zu eigenem Gebrauche verwendet werden soll, wird jetzt zu Markte gebracht.

Nur noch wenige Tage sind es und wir sind in den eigentlichen Herbstmonat hinübergerückt; bereits ist die Zeit der Herbstsonnenwende eingetreten. Unter dem Hauche des reinen und erquickenden Windzuges lösen sich leise die Sommerfäden von den zarten, silberglänzenden Erdspinnengeweben der Stoppelfelder ab und ziehen sachte an uns vorüber wie ein lichter Traum der hingeschwundenen Sommerzeit. In Flur und Wald wird's allmälig stiller, die meisten unserer befiederten Sänger, die uns nicht schon verlassen haben, begeben sich auf die Reise nach wärmeren Gegenden, und mit dem Hinwegziehen unserer Zugvögel sind wir fast unmerklich aus dem heißen Sommer in den kühlen, rauhen Herbst hinübergerückt:

„Vögel, welche südwärts ziehen,
Zwitschern eine trübe Weise,
Von der Trennung reden leise
Sommerfäden, die entfliehen.

Ja, es will mit stillem Ahnen,
Wie wenn sich zwei Freunde meiden,
An das nahe bange Scheiden
Liebevoll der Herbst uns mahnen."
J. Heinrichs.

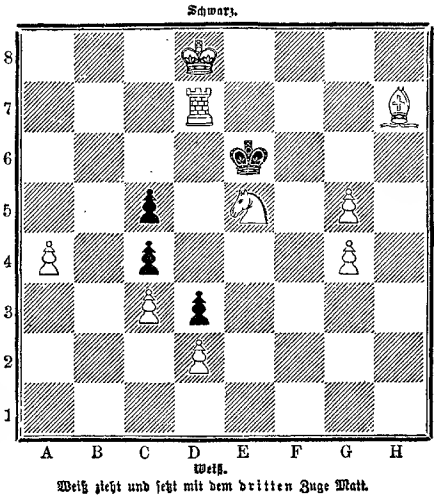
Schach.

(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Aufgabe Nro. 48.

Von Herrn Fr. Schrüfer in Bamberg.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 44:

Weiß.	Schwarz.
26) S. E 5 — G 6 † . . .	26) L. F 5 nimmt G 6 am besten.
27) T. G 7 nimmt H 7 † . .	27) L. G 6 nimmt H 7.
28) L. D 6 — E 5 † . . .	28) T. F 8 — F 6.
29) L. E 5 nimmt F 6 † . .	29) K. H 8 — G 8.
30) D. B 7 — G 7 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Zur Partie Nro. 5. Der vierte Zug Anderssen's muß lauten: C 5 nimmt D 4 (nicht E 5), ebenso Anderssen's zwanzigster Zug: D. C 5 nimmt F 2 † (nicht A 5). Die Berichtigung dieser höchst unbedeutenden Druckfehler ergibt sich deutlich aus dem sonstigen Zusammenhange des Spiels. Dieß zur Erwiederung der Bemerkungen der Herren L. L. in Lalendorf und Pr. in Wallhausen.

Hrn. L. in Berlin. Sie schreiben: „Warum setzt in Nro. 43 Weiß nicht schon im ersten Zuge mit S. B 6 — D 5 Matt?" Antwort: Weil König D 4 den Bauern E 5 schlägt.

Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 43 erhalten von Hrn. Ad. N.-B. in Stuttgart, H. R. in Kassel, Lieut. S. in Torgau, C. C. (Unteroffizierschule) in Jülich, O. W. bei Tilsit, S. in Kassel, W. K. in Saalfeld, Fr. H. in Wien und G. K. in Bonn.

Hrn. E. F. in Neuwied, H. B. in Elsbergen, S. in Guttentag. Nro. 44 R. — F. J. K. in Wien. Nro. 42—44 R. — Dr E. S. in Potsdam. Nro. 41—44 R. — F. in Budapest. Nro. 40 R. — H. A. in Königsberg. Nro. 41 R. Es fehlen jedoch wichtige Varianten. — v. St. in Bruchsal. Nro. 42 und 43 R. — G. F. in Prag. Nro. 38 R. G. Sch. in Tentschel und Mr. Em. Fr. à Lyon. Nr. 41 R. — E. Gr. in Hannover. Nro. 38 und 40 R. Ihre Lösung von Nro. 39 mit 1) D. H 1 — H 6, L. D 3 nimmt C 4; 2) D 2 — D 4 scheitert nicht bloß an E 4 nimmt D 3, sondern auch an einem beliebigen Zuge des Läufers C 4. Ueber das Schlagen en passant finden Sie Auskunft in: „Der praktische Schachmeister. Hamburg, Verlag von Berendsohn."

Hrn. Ed. E. in Stuttgart. Nro. 43 und 44 R. In Nro. 42 würde auf D. C 8 — D 7 †, K. D 4 nimmt C 5; 2) B 2 — B 4 †, C 4 nimmt B 3 geschehen. — S. in Kassel. In Nro. 42 ist 1) L. E 4 — F 5 undurchführbar wegen T. F 2 nimmt B 2. — Baron Kl. in Hruby. Ihre Lösung von Nro. 43 durch 1) T. G 5 nimmt G 4 ist nicht richtig, weil z. B. S. F 5 — D 6 geschehen kann. — G. B. in Peterswalde. Wenn in Nro. 41 1) T. E 2 — E 3, B 7 — B 5; 2) D. H 4 — G 4 geschieht, verhindert Schwarz das Matt durch S. D 7 nimmt E 5.

Hrn. M., Präsident des Schachclubs in Buxtehude. Sie schreiben: „Die Schachaufgabe Nro. 40 scheint uns mit Druckfehlern versehen zu sein." Ja, aber es scheint Ihnen nur so, wie später die Lösung darlegen wird. — M. D. in Greiz. In Nro. 43 setzt nach 1) D. B 5 — D 5 †, K. D 4 nimmt C 3; 2) D. D 5 — C 4 nicht Matt, weil S. D 2 die Dame schlägt. — C. F. B. in Schmalkalden. Wir müssen Sie bitten, unsere Bezeichnung der Züge anwenden zu wollen; die Ihrige ist uns nicht verständlich. — F. K. in Krupe. Nro. 42 R. Es fehlt jedoch das Hauptspiel 1) L. E 4 — B 1, T. F 2 nimmt B 2.

Hrn. Dr. Alfr. B. in Frankfurt a. M. und St. 32. Die eingef. Aufgaben sind in der That ein wenig zu leicht löshar. — Fr. S. in Wien. Ihre Angaben stellen auf H 3 den weißen König und auch einen schwarzen Bauern. Wir bitten, uns die Aufgaben aufgezeichnet einzuschicken. — Hrn. G. S. und W. L. in Heiligenhafen. Nro. 44. — J. F. P. in Hedwigenkoog. Nro. 41 und 43 R.

Rösselsprung

Nro. 16.

ten	dir	in	wald	am	blüm-	rungs-	ro-
brach	ge-	mir	ver-	dämm-	fen	ta-	tes
du	mäch-	men	die	im	send'	ich	stun-
blu-	ich	fun-	ich	die	die	sa-	ge
den	sollst	schen	veil-	gens	früh	den	bring'
hüb-	den	mor-	ich	dir	chen	und	gen
sein	in	des	was	ten	lie-	bends	weilt
und	die	treu	ben	a-	du	mdch-	mich

Bilderräthsel 49.

Auflösung des Bilderräthsels 48:

Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig.

Auflösung des Räthsels in Nro. 48:

Sommernachtstraum.

Räthsel.

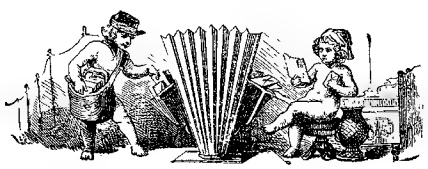
Gekauft im Frankenland mit einem Namen,
Mir glänzend angepaßt, erreg' ich Lust
Und Schwärmerei bei jung' und alten Damen;
Mich drücken alle selig an die Brust.

Ein König bin ich unter meinesgleichen,
Und dennoch hochgebornen Stammes nicht;
Auf Kissen ruh' ich aus, auf sammetweichen,
Wenn in dem Keller meine Sippe liegt.

Nun ist mir lichte Farbe zwar gegeben,
Doch bin ich von Geburt ein schwarzer Mohr;
Ein unbekannt geheimnißvolles Weben
Aus niedrer Art zum Adel mich erzog.

Noch war ich aller Rohheit nicht entronnen,
Drum gab man mir aristokrat'schen Schliff;
Auch lernt' ich aus der Fassung nicht zu kommen,
Da mich des Goldes Zaubermacht ergriff.

Gedenkt ihr sich're Kunde zu erwerben,
So fraget an bei meinem Lebensend':
In reiner Lebensluft ein flammend Sterben,
Und ich entpuppe mich als Element.



Briefmappe.

Hrn. A. G. in Sprecathen. Ihre Einsendung ist leider nicht verwendbar.

Junge Frau aus Wiesbaden. 1) Gegen den Heuschnupfen giebt es kein spezifisches Mittel. Luftveränderung ist das einzige, demselben zu entgehen. — 2) Flüssige Glycerinseife von Sarg in Wien dürfte Ihnen am zuträglichsten sein. — 3) Professor Dr. H. in F. ist allerdings einer der bedeutendsten, jetzt lebenden Frauenärzte, — 4) Wenn Sie auch noch viele Fragen an uns zu stellen wissen, so bitten wir doch, Anderen auch etwas Raum in der Briefmappe unseres Blattes übrig lassen zu wollen.

Hrn. Alb. Schubert in C. Jede Jugendzeitschrift und jedes belletristische Blatt überhaupt. Lassen Sie sich den Zeitungskatalog von Gradlauer in Leipzig kommen

Hrn. von M. in S. Fleißiges Waschen der Kopfhaut mit spirituösen, kosmetischen Mitteln verhütet in vielen Fällen das weitere Ausgehen der Haare.

Hrn. F. in W. Sie haben vergessen zu sagen, was für ein Auskunftsbureau.

Unzufriedener in Porto. Ihr Vorwurf entbehrt jeglicher Basis. Wenn Sie für das Eine und Andere keinen Sinn haben, so ist das noch kein Beweis, daß nicht tausend Andere daran ihre Freude haben.

Frau von A. auf R. Die durch die Anwendung des Chloroform entstehenden Hautflecken werden bald verschwunden sein, ein Heilmittel dagegen kann ohne persönliche Untersuchung nicht mitgetheilt werden.

B. 33. Auf der Universität, auf der Sie wohnen, gibt es gewiß solche Einpauker; uns liegt das fern.

M. R. in Dänemark. Fleißiges Waschen der Gesichts- und Kopfhaut mit Seifenspiritus wird die übermäßige Fettigkeit beseitigen.

Abonn. in Sel. Wir haben im vorigen Jahre einen Artikel über Kettenschiffahrt gebracht; weiter in das Technische einzugehen, scheint nicht unsere Aufgabe.

Abonnent in Oedenburg. Der Zustand, der Sie im Schlafe überkommt, ist das sogenannte Alpdrücken. Mäßigkeit im Abendessen, Vermeidung jeglicher Spirituosen, leichtes Zudecken während des Schlafes und Hochlegen des Kopfes ist geboten, um derartige Zufälle zu vermeiden.

Enthusiast. Der Gedanke ist ganz gut, aber doch gar zu sehr Binsenwahrheit.

Mehrjähriger Abonnent in C. Ueber diese Art von Hautkrankheiten kann ohne persönliche Untersuchung kein bindendes Urtheil abgegeben werden.

Hrn. F. Justus in L. Sie müssen sich von einem Ihnen bekannten Mitglied der Gesellschaft vorschlagen lassen.

J. J. B. in Wien. Wenden Sie sich an die Hebra'sche Klinik; bessere Aerzte für Hautkrankheiten, wie dort, finden Sie nirgends.

Hrn. M. F. D. in Ulm. Wir danken für Ihre Mittheilung auf unsere Anfrage, ob es Gesellschaften mit Jahreszahlen als Vereinsnamen gebe. Durch Ihre Zuschrift veranlaßt, haben wir uns in Gmünd erkundigt und erfahren, daß dort wirklich solche Jahreszahlenvereine existiren. Die Mitglieder jedes Vereins sind in dem Jahrgang geboren, den ihr Name nennt, und versammeln sich jede Woche oder jeden Monat, machen gemeinschaftliche Ausflüge und haben eine Sterbekasse, auch gehen sie sich zur Leiche.

Hrn. W. H. M. in Gladbach. Die richtigen Verhaltungsmaßregeln für Ihre Lebensweise kann Ihnen jeder rationelle Arzt ertheilen; der Raum unserer Briefmappe reicht hierfür nicht hin. Um Ihr Brustleiden zu beurtheilen, müssen Sie sich einer persönlichen Untersuchung unterziehen.

Hrn. G. Sch. in Fiume. Richtig. Eine Prämie war nicht ausgesetzt.

Dudam in Ungarn. Ihre Anfrage kann in der öffentlichen Korrespondenz nicht beantwortet werden.

Hrn. G. L. in Törwa. Wenn Sie sich direkt an uns wenden wollen, so sind wir gerne bereit, Ihnen auf direktem Wege die Adresse eines zuverlässigen Spezialarztes für Nervenkrankheiten mitzutheilen, denn auch die Epilepsie gehört in den Bereich dieser Spezialität. — Die in den Zeitungen sich anpreisenden Heilkünstler sind zu vermeiden.

Dixi — Bremen. Zu das Abonnement auf den laufenden Jahrgang unserer „Deutschen Romanbibliothek" können Sie auch jetzt noch eintreten; die erschienenen Nummern werden Ihnen nachgeliefert.

Mehrjähriger Abonnent in Pf. Ein gutes Fußschweißpulver wird von dem Chemiker Dr. Blatzbecker in Frankfurt a. M. bereitet und um mäßigen Preis verkauft.

Hrn. H. R. in G. Darüber läßt sich nicht so obenhin entscheiden. Beide Farben sind gleich elegant und können bei verschiedenen Gelegenheiten mit dem gleichen Effekt getragen werden; doch wird die schwarze, weil sie fast überall paßt, immer den Vorzug haben. Nur handelt es sich um Glanz oder Matt.

Alter Abonnent in Neustadt. Ihr Zustand ist die Folge von Blutandrang nach dem Kopfe, eine Erscheinung, die sich häufig bei mangelhafter Verdauung findet. Der Gebrauch ungarischen Bitterwassers ist für Ihre Konstitution dem Genuß des Kissingerwassers vorzuziehen.

Schlesien. Die landwirthschaftliche Akademie in Hohenheim (Württemberg).

Hrn. C. F. in Wien. Nein, die deutsche Armee kennt diesen Titel nicht.

H. 100. Guhrau. 1) Glycerin-Crême ist ein gutes und unschädliches Mittel, um die Rauhheit der Gesichtshaut zu beseitigen. 2) Jede Schminke ist zu verwerfen. 3) Anschwellungen am Halse werden unter günstigem Erfolge mit Einreibungen von Jodsalbe behandelt.

Hrn. H. K. in Wien. Wiesbaden 4, Taunusstraße.

Wettender in Kurland. Das „gesegnete" ist gewissermaßen verschluckt und wird als selbstverständlich hinzugedacht. In feiner Gesellschaft unterläßt man diese Phrase und begnügt sich mit einem leichten Komplimente gegen seine Nachbarn. Doch hat jedes Land seine verschiedene Sitte.

Fräulein M. in B. in Ungarn. Ein besseres schlafbringendes Mittel, als das Chloralhydrat, ist auch unserem ärztlichen Berather nicht bekannt.

M. B. v. U. Bei dem Durchblättern unserer Zeitschrift finden Sie genug Bilder zu Tableaux sich eignend und in dem Buche über lebende Bilder von E. Wallner (Erfurt, Bartholomäus) nähere Angaben. Ueber das Ausfallen der Haare hat unsere Briefmappe schon oft belehrt.

Hugo in Freiwaldau. Jede körperliche Bewegung ist für Hämorrhoidarier empfehlenswerth, auch das Velocipedefahren nicht ausgenommen.

Frl. Alma B. in L. Richtig.

Hrn. Johann G. in Berlin. Ohne persönliche Untersuchung nicht zu beurtheilen möglich.

Miß E. H. in New-Y. Bei den Verfassern; wollen Sie es aber bloß für Amerika besorgen, so haben Sie es gar nicht nöthig.

Abonnent in S. Uebermäßige Röthe und Gedunsenheit des Gesichts wird durch regelmäßigen Gebrauch abführender Mineralwasser gebessert.

Alter Abonn. in Magd. Der Verf. lebt in Australien.

R. S. 100 in Gera. Aitza kalthaltiges Wasser ist gewiß nicht gesund. Salpeterhaltiges Wasser dagegen absolut gesundheitsschädlich, weil solches immer organische Beimischungen enthält. Meiden Sie daher, aus dem Pumpbrunnen zu trinken.

Hrn. R. H. in Dr. Die Sache ist so irrelevant, daß wir nicht für nöthig hielten, nachzusuchen.

Hrn. H. E. G. in St. Das Fer-Bravais ist ein gutes und angenehmes Stahlpräparat. Bei bleichsüchtigen Frauen verbessert es die Blutbeschaffenheit. Eine spezifische Wirksamkeit gegen Nervenkrankheiten im Allgemeinen hat das Mittel nicht. Stahlwasser und Stahlpillen in irgend einer andern Form thun dieselben Dienste.

Hrn. A. H. L. in Zof. Hrn. R. Ch. in H. Richtig.

Hrn. C. B. in St. Petersburg. Gute Kalkwasserheilanstalten am Rhein finden Sie in Marienberg bei Boppard, sowie in Johannisberg; in der Nähe des Rheins zu Nassau an der Lahn; in der Schweiz zu Seelisberg, Alphisbrunn, Schönbrunn und Rigikaltbad. Die deutschen Anstalten sind auch im Winter zugänglich.

Hrn. Dr. A. B. in L. Ihre Notiz kam leider zu spät.

Hrn. O. K. in Elberfeld. Eine Schrift gibt es darüber jedenfalls nicht. Das hängt ganz von den Polizeigesetzen des einzelnen Landes ab. In Württemberg kann es Jedermann thun. Früher war es nur den Fürsten erlaubt.

Hrn. R. W. in Nürnberg. Einreibungen mit Jodsalbe gegen Halsanschwellungen haben keine schädlichen Folgen.

Hrn. Pikt. N. Leider nicht geeignet für unsere Blätter.

Hrn. Wilh. H. in C. Gegen Epilepsie oder Fallsucht gibt es kein absolut sicheres Heilmittel. Längeres Gebrauch von größeren Dosen Bromkalium hat sich in vielen Fällen heilsam erwiesen. Das Mittel muß unter Leitung eines tüchtigen Arztes genommen werden.

Hrn. G. K. in Frankf. Ihre chem. Frage wollen Sie an die Red. der „Industrieblätter" in Berlin richten.

Hrn. Karl M. in Landau. Alle Bruchsalben beruhen auf Schwindel; einziges Radikalmittel zur Besserung eines Bruchs ist eine gute Bandage.

Hrn. A. L. in Berl. Röhrich, Kaufm. Rechnen, Leipzig, Brockhaus. — Stolze ja.

Hrn. H. B. in Anhalt. Ein sehr empfehlenswerthes Bitterwasser ist das ungarische, welches von verschiedenen Firmen in Ofen in den Handel gebracht wird. Die ungarischen Bitterwässer haben so ziemlich alle die gleiche Wirkung.

Hrn. Mil. in Budapest. Für einen Geburtstag ganz nett; aber darum noch nicht druckreif.

Fräul. C. R. in E. Das schon öfters in diesen Blättern empfohlene Wöttger'sche Depilatorium wird auch Ihnen Hülfe bringen. Dieses Haarvertilgungsmittel ist von der Neckar-Apotheke in Stuttgart zu beziehen.

Mecklenburger. Ihre Bemerkung zu dem Artikel „Manteuffel", daß auch der Großherzog von Mecklenburg das Großkreuz des eisernen Kreuzes habe, ist richtig.

Hrn. Otto T. in Wien. Ein für alle Mal die Haare zu beseitigen, ist nur durch Ausreißen derselben möglich; Wöttger's Depilatorium, sowie jedes andere Haarentfernungsmittel nimmt nur die Haare bis zur Wurzel weg und darin liegt eben der Vortheil, weil, wenn auch die Wurzel zerstört würde, die Haut angegriffen werden müßte und schlimme Hautleiden entstünden.

Schiffsladet. Richten Sie Ihre Frage an das Milit.-liter. Bureau in Leipzig.

Hrn. W. in Cöslin. Mehr als Ihnen früher schon mitgetheilt, kann unser ärztlicher Berather auf korrespondenziellem Wege nicht leisten. Wollen Sie sich zur persönlichen Untersuchung einem tüchtigen Arzte anvertrauen!

Frl. Marie K. in Pyrn. Sollte dem wirklich so sein? Was würden die zahlreichen Aquarellmaler in Deutschland machen? Schreiben Sie an die Buchhandlung von C. Hachette in Paris. Diese kann Ihnen das Gewünschte jedenfalls besorgen.

Frau U. v. W. in Düsseldorf. Spezialärzte ausschließlich für dieses Leiden kennen wir nicht.

Abonnentin in Brünn. Ja, die Hausfrau erscheint dabei, entfernt sich aber nach dem Dessert. — Sie darf den Arm wohl annehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Zur gefälligen Notiznahme!

Alle Bestellungen auf unsere

Prämien-Gaben,

die bis zu Ausgabe dieser Nummer eingingen, sind nunmehr vollständig ausgeführt.

Die Expedition der jetzt erst einlaufenden Aufträge findet so rasch als möglich und genau in der Reihenfolge des Eingangs statt.

Im Uebrigen verweisen wir auf den dieser Nummer beiliegenden **Prämien-Schein.**

Stuttgart, 1879.

Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Ankündigungen

pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.

ebensgrosse Porträts in **Kreide** gezeichnet o. in **Oel** gemalt nach **jed. eingesandten Photographie.** Garantie getr. Aehnlichkeit. Schönst. Andenken an Verstorbene. Feinste Referenzen. — Preiscourant gratis. Artist. Institut von **C. Hommel** in Halberstadt.

For eine **französische Lehrerin** (mit höherem Diploma) und einen klassisch gebildeten **jungen Franzosen sucht** man **Anstellung** als **Lehrer ihrer Muttersprache.** Beste Referenzen. Weiteres bei H. Professor **Eckstein v. Ehrnegg, Saintes** (Char. Inf.), Frankreich. 64

Töchter-Pensionat
von Frl. **Anna Petersson u. Marie Müller,**
Stettin, Rossmarkt 6.
Konversation: deutsch, französisch, englisch. — Beste Referenzen. Näheres durch Prospekte.

Rothe Nasen 37
werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske in Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Klinik, v. Staate konz. Sehr günstige Erfolge bei Haut-, Unterleibsbr., Schwäche, Nervenzerrütt., Rheumatismus, Gesichtsschmerz, Asthma. Dirigirender Arzt: **Dr. Rosenfeld** in **Berlin,** Friedrichstr. 189. Auch brieflich. Prospekte gratis. 89

Krinochrom
von **B. Ortlich, Berlin** SO., Neanderstr. 5, vormals J. Barthol. 168
bestes Haarfärbemittel
in Schwarz, Braun, Cendré. Preis per Carton 1½ Thlr. = 4,50 ℳ. Zu haben bei **E. Karig, Berlin** C., Spandauerstr. 71.

Die Meerschaum- u. Elfenbeinw.-Fabrik von **C. W. Möller,** Hoflf., **Berlin,** Alexanderstr. 40, vers. nur geg. Einl. v. 50 Pf. in Marken aller Länder das große Musteralbum über **Cigarrenspitzen, Stöcke, Pfeifen** ꝛc. franko nach allen Himmelsgegenden der Welt. 737

PATENTE aller Länder und event deren Verwerthung besorgt **C. Kesseler,** Civil-Ingenieur u. Patentanwalt, **BERLIN** W., Mohrenstr. 63. Prospekte gratis.

Soeben erschien die neue V. Auflage des bekannten und beliebten 351
Illustrirten Briefmarken-Albums
von **Alwin Zschiesche** in **Leipzig.**
Preis: 5, 6½, 12, 30 u. 50 Mark. — Echte Briefmarken billigst. Katalog 60 Pf.

Spezialarzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt auch brieflich alle Arten von **Unterleibs-, Frauen-** und **Hautkrankheiten,** sowie **Schwäche, Rückenmarksleiden, Nervenzerrüttung,** selbst in den hartnäckigsten Fällen mit sicherem und schnellem Erfolge. 49

970 **12** 2 Motoren, 42 Hülfsmaschinen. **1858**
Medaillen. **Stahlecker & Co. in Stuttgart,** gegründet.
Fabrik patentirter und devonirter Spezialitäten in Spiel- und Kurzwaaren.
Ankauf, Fabrikation und Vertrieb neu erfundener, patentirter oder patentfähiger Artikel.

Deutsche Seemanns-Schule **auf Steinwärder bei Hamburg.**
Theoretisch-praktische Vorbereitung und Unterbringung seelustiger Knaben für Handels-, eventuell Kriegsmarine. Prospekte etc. bei der 532
Direktion der Deutschen Seemannsschule in Hamburg.

Glasey-Nachtlichte, bewährt seit 1808, 4mal präm. Besser als Petroleumlämpchen weil geruchlos u. nicht feuergefährlich. Zu haben in jedem besseren Geschäfte.

Oelfarbendruck-Gemälde-Verein Viktoria, Berlin W., Leipzigerstrasse 100. Ende Oktober **Prämienverloosung** für Mitglieder. Abonnements noch zulassig. Billigste u. beste Bezugsquelle. Illustrirte **Preiscourante** gratis und franko. 166

Damen finden unter Diskretion freundliche Aufnahme bei Frau verw. **Jähnigen, Dresden,** Louisenstr. 27 p. 149

Damen, welche sich einen lohnenden Nebenverdienst verschaffen wollen, erhalten **unentgeltlich** Auskunft durch **Wilhelm Bertram,** Lauban in Schlesien. 110

Gesundheitskrepp-Unterkleider, in Dr. Klenke's Hauslexikon 1, S. 659 warm empfohlen, bei **Karl Schmid, Stuttgart,** Tübingerstr. 28. 106

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt, Dresden, Antonstadt, Bachstr. 8, für Brustkranke, besonders **Nerven-, Unterleibs-, Magen-, Herzkranke** ꝛc. — Aufnahme zu jeder Jahreszeit. Schriften und Prospekte gegen fr. Einsendung von 2 ℳ 20 ₰.

! Hühneraugen-Bürste!
Entfernt gefahrlos, schmerzlos jedes Hühnerauge, pr. Stck. 70 ₰ frko. (Briefm. all. Länd.) Wiederverkauf. Rab. **H. Reuling, Stuttgart.**

Stotterer befreit von ihrem Leiden der Lehrer **J. Kuschka** in **Guben.**

Import von Amerika und Grossbritannien. C. Otto Gehrckens, Hamburg. **Treibriemen** Vorrath 50 000 Meter einfache bis 300, doppelte bis 915 mm breit. 1232

G. L. Daube & Co.,
Central-Annoncen-Expedition der deutschen u. ausländischen Zeitungen, **Frankfurt a. M., Berlin, Wien, Zürich, Paris etc. etc.**

Einladung zum Abonnement
auf die
Illustrirte Welt.
Deutsches Familien-Journal.
Achtundzwanzigster Jahrgang.

Preis in wöchentlichen Nummern von 1½—2 Bogen **nur Mark 1. 95** pro Quartal.

Preis in vierzehntägigen Heften von 24—28 Seiten **nur 30 Pfennig** pro Heft.

Die „Illustrirte Welt" darf sich rühmen, das **älteste** unter allen bestehenden illustrirten Familien-Unterhaltungsblättern und zugleich eines der **beliebtesten** und **verbreitetsten** zu sein, ja sie ist bei dem **Vielen** und **Vortrefflichen,** was jedes Heft in seinem Bilderschmuck und seinem interessanten Inhalte an Text bietet, thatsächlich das

billigste und reichhaltigste Journal seiner Art.

Man abonnire auf den 28. Jahrgang der „Illustrirten Welt" bei der **nächsten Buchhandlung** oder dem **nächsten Postamt.** Die Postämter nehmen jedoch nur Abonnements auf die **Heft-Ausgabe** entgegen.

Das **erste** Heft liegt in jeder Buchhandlung auf und wird von ihr auf Verlangen gern zur Ansicht in's Haus gesandt.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Inhalt des ersten Heftes.

Text: Der Bernsteinsucher. Roman von Rosenthal-Bonin. — Die Würger von Paris. Eine Geschichte von neulich. Nach Adolphe Belot von Emile Vacano. — Deutsche Volksliedlinge. Die Fuchsia. — Altumbladt: Im Spreewald. — Im Schlitten. Novelle von R. Echo. — Gaufler im Dorfe. — Ein Brautpaar beim Photographen. — Denkverse. — Unsere alltäglichen Witterungserscheinungen. Skizze von Edgar Herbst. — Häringssaison in Wick in Schottland von Geo. H. — Der letzte Hohenstaufe. — Rezepte. — Aus Natur und Leben — Humoristische Blätter. — Schach. — Bilderräthsel. — Sylbenräthsel. — Im Vertrauen. — Sinnsprüche. — Unter Krokodilen. Skizze von H. Thumacher. — Eine Salzburger Brauhausstube. Von K. — Ein ägyptisches Schöpfrad. — Generalfeldmarschall Freiherr v. Manteuffel, der Statthalter Elsaß-Lothringens. — Stammbuchverse. — Schwarzwild. Ein Herbstbild von Paul Röper. — Altumblatt. Der todte Soldat. Von Joh. Gab. Seidl. — Interessante Bücher. — Für das junge Volk: Spiele. Mathematische Scherze. Anschauungs-Aufgabe. — Aus allen Gebieten: Erfindungen. Hauswirthschaft. Küche. Landwirthschaft. Gewerbliches. — Kleine Korrespondenz. — Rösselsprung. — Ankündigungen.

Illustrationen: Der Bernsteinsucher. — Ein Brautpaar beim Photographen. Gemälde von M. Dagnan-Bouveret. — Häringszeit in Wick in Schottland. Originalzeichnung von C. Schildt. — Gaufler in einem schwäbischen Dorfe. Nach dem Gemälde von H. Johannsen. — Die Würger von Paris. Originalzeichnung von G. Franz. — Der letzte Hohenstaufe. Gemälde von C. F. W. Rögge. — Hundefreundschaft und Katzenlist. Nach Skizzen von Max Schultz. — v. Manteuffel, Statthalter von Elsaß-Lothringen. Originalzeichnung. — Im Vertrauen. Nach dem Gemälde von Friedrich Keller. — Eine Salzburger Brauhausstube. Nach einer Skizze von K. v. Elliot. — Der todte Soldat. — Aegyptisches Schöpfrad. Originalzeichnung von Hermann Kretzschmer. — Aus unserer humoristischen Mappe. Originalzeichnungen.

Über Land und Meer.

№ 50.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1878—1879
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
M. Postaufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Eine liebenswürdige Frau, ein Lebensbild von Max Ring. Fortsetzung. — General Leopold Hermann von Boyen. — Gisela-Wettrennen in Ungarn. — Nur der See, Gedicht. — Das Mexikan des Kalkan in Karo. — Flottblätter. — Auf Waldwegen, Novelle von August Becker Fortsetzung. — Von Haydn bis Liszt, Skizzen aus der neueren Musikgeschichte von Ludwig Nohl. 5. Die moderne Epoche (1848—1870), Schluß. — Die internationale Kunstausstellung in München, von Karl Albert Regnet. I. — Rückblick auf die letzten großen Schachturniere, von Jean Dufresne. — Schach. — Bilderräthsel № 50. — Auflösung des Bilderräthsels № 49. — Auflösung des Rebus-Räthsels Nro. 16. — Auflösung des Räthsels in Nro. 19. — Briefmappe.

Illustrationen: General Leopold Hermann von Boyen. — Ein Gisela-Wettrennen in Ungarn. Gemälde von Alexander Wagner. — Auf dem See. Gemälde von G. Brochat. — Die Enthüllung des Monuments des Kaisers Wilhelm in Barmen. Nach einer Aquarelle von Barmen. G. Bruner. — Schinkel. Gedicht. — Auf Waldwegen. Novelle von August Becker. Illustrirt von Th. Hosemann. — Ein Vormittag auf dem Gerüst vor Max Schott.

Eine liebenswürdige Frau.

Ein Lebensbild

von

Max Ring.

(Fortsetzung.)

Wenn auch der Professor weder die philosophische Ruhe seines lebensklugen Freundes begreifen, noch dessen allzu materielle und realistische Ansichten über das weibliche Geschlecht theilen konnte, so hielt er doch unter solchen Verhältnissen es für das Beste, um des Friedens willen den ihm unsympathischen Musiker so viel als möglich zu ignoriren und jeden Anlaß zu einem neuen Streit zu vermeiden.

Nichtsdestoweniger blieb in seinem Herzen ein heimlicher Stachel zurück, empfand er eine ihm selbst unerklärliche Unruhe, wenn er den Signore Brosio in der Gesellschaft seiner Freundin sah. So oft derselbe im Eifer des Unterrichts die Hand der Geheimeräthin ergriff oder im Lauf der Unterhaltung sich zu ihr niederbeugte, um ihr eine Bemerkung zuzuflüstern, so oft sie dann über seine drolligen Einfälle lachte oder ihm wegen einer ihr erwiesenen Gefälligkeit mit freundlichen Blicken und Worten dankte, fühlte der Professor einen ihm bisher unbekannten Schmerz, beneidete er unbewußt den Glücklichen um diese Zeichen einer Gunst und Vertraulichkeit, auf die er in Anbetracht seiner langjährigen Freundschaft ein älteres und ausschließliches Recht zu haben glaubte.

Da er aber eine so hohe Meinung von dem Geist und dem Verstand der liebenswürdigen Frau hatte, daß er jeden Zweifel an der Reinheit seines Ideals für ein Verbrechen hielt und der junge Musiker so tief unter ihr stand, daß ihm die bloße Möglichkeit einer solchen Neigung wie ein Wahnsinn erscheinen mußte, so unterdrückte er den in ihm aufsteigenden Verdacht und alle Anwandlungen einer verzeihlichen Eifersucht, deren wahrer Grund ihm selbst verborgen blieb.

Dazu kam noch das wahrhaft bewunderungswürdige Benehmen der Geheimeräthin gegen ihren kranken Gatten, dem sie die aufopferndste Liebe und Zartlichkeit täglich bewies, obgleich er sie in Folge seiner Leiden durch seine Verstimmung ärgerte und ihre Geduld auf die härteste Probe stellte. Mit einer Milde ohnegleichen ertrug sie seine Beschwerden und seine launenhafte Reizbarkeit ohne jede Klage, bei Tag und Nacht an seinem Lager wachend und ihn mit der liebevollsten Hingebung pflegend.

In der That hatte sich der Zustand des Geheimeraths trotz des milden Klimas und der sorgfältigen Behandlung von Seiten seiner Aerzte statt zu bessern, durch das Hinzutreten der Wassersucht in der letzten Zeit so verschlimmert, daß er sich über die Gefahr für sein Leben nicht länger täuschen konnte. Mit der ihm eigenen Ruhe traf er daher die nöthigen Anstalten, um seine irdischen Angelegenheiten mit Hülfe des ihm befreundeten Professors zu ordnen.

„Ich habe zwar," sagte der Kranke, „bereits vor meiner Abreise mein Testament gemacht und dem Gericht übergeben, aber mir etwaige spätere Aenderungen durch ein Kodizill vorbehalten. Meine Frau ist Universal-

General Leopold Hermann von Boyen. Originalzeichnung. (S. 986.)

erbin, da mir Niemand näher steht, als sie, und ich leider keine Kinder habe. Weil ich ihr jedoch bei allen ihren trefflichen Eigenschaften nicht die erforderliche Geschäftskenntniß und Umsicht zutraue, um ein so bedeutendes Vermögen zu verwalten, so gedenke ich, noch zwei Testamentsexekutoren zu ernennen, ohne deren Zustimmung und Beistand sie weder über ihr Geld, noch über ihre Person verfügen kann; widrigenfalls soll sie die Hälfte der Hinterlassenschaft verlieren und das Geld an die von mir noch näher zu bezeichnenden Stiftungen und wohlthätigen Anstalten fallen."

„Wie!" rief der Professor überrascht. „Du willst Deine Frau gewissermaßen unter Vormundschaft stellen und in ihrer persönlichen Freiheit beschränken, als ob sie ein unmündiges oder unzurechnungsfähiges Kind wäre?"

„Wie Du Dir wohl denken kannst, hab' ich mir Alles reiflich überlegt und nur zu ihrem eigenen Besten diese Dich befremdende Bestimmung getroffen, lediglich um ihre Zukunft für alle Fälle zu sichern und sie vor den Folgen eines unbedachten Schrittes zu bewahren."

„Das hast Du am wenigsten von Deiner Frau zu befürchten. Hat sie jemals Dir Grund zu einer Klage gegeben oder etwas gethan, was Deine fast beleidigende Vorsicht rechtfertigt?" fragte der Professor gespannt.

„Keineswegs! Ich kann ihr nicht den geringsten Vorwurf machen und würde das größte Unrecht begehen, wenn ich auch nur im geringsten an ihrer Liebe zweifelte, nachdem sie mir in unserer Ehe und jetzt in meiner Krankheit die rührendsten Beweise ihrer Neigung gegeben hat."

„Um so unbegreiflicher muß mir Dein Verfahren erscheinen. Fast möchte ich glauben, daß —"

Aus Rücksicht auf den Kranken, den er zu verletzen fürchtete, und noch mehr aus einer gewissen Scheu vor seinen eigenen Gefühlen wagte der Professor nicht den Gedanken auszusprechen, den jedoch der Geheimerath erriet und mit der Offenheit eines Mannes, der mit dem Leben vollkommen abgeschlossen hat, unbefangen aussprach.

„Du irrst Dich," sagte er traurig lächelnd, „wenn Du mich für so thöricht hältst, die Wiederverheirathung meiner Frau durch eine derartige Bestimmung erschweren oder gar verhindern zu wollen. Ich kenne die Welt und das Leben zu gut, um nicht zu wissen, daß eine junge, liebenswürdige und noch dazu so reiche Wittwe den größten Versuchungen ausgesetzt ist. So sehr ich auch meine Frau liebe, wünsche ich doch nicht, daß sie um mich ihr ganzes Leben trauert. Nach all' den Opfern, die sie mir gebracht hat, kann ich nicht noch von ihr verlangen, daß sie auch auf das Glück der Zukunft verzichtet. Ich bin kein indischer Nabob, der seiner Wittwe zumuthet, sich mit seiner Leiche verbrennen zu lassen. Im Gegentheil, ich habe nur den einzigen Wunsch, daß die arme Emilie für alle ihre Leiden einen Ersatz fände, einen würdigen, ehrenwerthen Mann, der sie und nicht ihr Geld liebte —"

Dabei sah der Kranke den verlegenen Professor mit fragenden Blicken an, als ob er eine zustimmende Antwort von ihm forderte und erwartete. Da dieser aber zu aufgeregt oder zu verwirrt war, um zu sprechen, fuhr der Geheimerath nach einiger Zeit in demselben resignirten Tone fort:

„Nach meiner langjährigen Erfahrung, die sich auf eine genaue Kenntniß ihres Charakters stützt, gehört Emilie zu jenen Frauen, welche einer kräftigen Hand und eines festen männlichen Willens zu ihrem Glücke bedürfen. Mit einem hohen Grad von Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit verbindet sie ein Uebermaß von Sensibilität, einen an Schwäche grenzenden Mangel an Selbstständigkeit und eine Reizbarkeit der Phantasie, welche leicht ihren so klaren Verstand trüben und sie zu unbegreiflichen Extravagangen hinreißen kann. Ich bin um so mehr besorgt, da sie keine Kinder, keine ernsten Pflichten, keine sie ausfüllende Beschäftigung hat und ein großes Vermögen ihr die Befriedigung jeder noch so thörichten Laune erlauben würde."

„Ich glaube, daß Deine Krankheit Dich ungerecht gegen sie macht und Deine Verstimmung Dich zu schwarz sehen läßt. Deine Liebe und Sorge um ihre Zukunft verführt Dich zu einer Maßregel, die ich nicht billigen kann."

„Du kennst sie nicht so genau, wie ich sie kenne, sonst würdest Du nicht über meine Härte klagen. Gott ist mein Zeuge, daß ich nur ihr Bestes will. Nur aus diesem Grund beabsichtige ich, diese nothwendige Bestimmung zu treffen und die beiden Testamentsexekutoren ihr zur Seite zu stellen, von denen der eine Du werden sollst."

„Ich!" entgegnete der Professor erschrocken. „Wo denkst Du hin? Ich eigne mich am allerwenigsten zu einem solchen Amt, da ich von Geschäften keine Ahnung habe."

„Das ist auch nicht nöthig. Die Verwaltung meines Vermögens wird mein alter Freund und einer der tüchtigsten und zuverlässigsten Geschäftsmänner, der Dir bekannte Hüttendirektor Bärmann, übernehmen, der die Verhältnisse genau kennt. Außerdem bleibt mein langjähriger Prokurist in seiner bisherigen Stellung, um die Handlung in meinem Geiste fortzuführen, bis die von mir bereits eingeleitete Liquidation erfolgt sein wird."

„Und was soll ich dabei thun?"

„Nichts weiter, als was Du bisher gethan hast. Ich verlange von Dir, daß Du nach wie vor als mein Freund über Emilie nach meinem Tod wachst, daß Du sie vor den ihr drohenden Versuchungen und Gefahren bewahrst, sie warnst und im Nothfall von der Dir verliehenen Autorität den geeigneten Gebrauch machst."

„Du mutheſt mir da," versetzte der Professor nachdenklich, „eine Stellung zu, der ich mich durchaus nicht gewachsen fühle. Deine Frau wird mir nie den Einfluß einräumen, den Du über sie besessen hast. Sie wird in mir nur den unberufenen Rathgeber, einen lästigen Aufpasser erblicken und schon aus diesem Grund mir ihr Vertrauen entziehen. Ich selbst würde dadurch in eine schiefe Lage kommen, ihre Freundschaft verlieren und eher schaden als nützen können."

„Das hast Du nicht zu befürchten, wenn Du mit der Klugheit und Nachsicht, die ich bei Dir voraussetzen darf, ihr entgegenkommst. Wie ich Dir gesagt habe, kann Emilie nicht eine Stütze entbehren. Sie ist durch mich gewöhnt worden, sich leiten zu lassen, und war stets empfänglich für jede verständige Vorstellung, die man ihr mit der erforderlichen Milde, aber auch mit dem nöthigen Ernst machte. In Kleinigkeiten habe ich ihr immer ihren Willen gelassen, in wichtigen Angelegenheiten dagegen bin ich mit Energie, selbst mit Strenge ihr entgegengetreten. Sie wird sich auch von Dir gern beherrschen und führen lassen, wenn Du nur den rechten Ton anschlägst und je nach den Umständen bald mit Milde, bald mit Strenge verfährst."

„Wenn aber, was ich nicht glaube, der von Dir gefürchtete Fall eintreten sollte und sie weder auf meine Warnungen, noch auf meinen Rath hören will —"

„Dann," erwiederte der Kranke, seine schwache, flüsternde Stimme laut erhebend, „dann erwarte ich von Dir, daß Du rücksichtslos Deine Pflicht thun, die von mir angeordnete Bestimmung ausführen, Deine Zustimmung verweigern und gemeinsam mit Deinem Kollegen Bärmann die geeigneten Schritte thun wirst, wodurch sie der Hälfte der Hinterlassenschaft verlustig geht."

„Ich muß Dich dringend bitten," entgegnete der Professor nach einem schweren Kampf, „an meiner Stelle einen andern Testamentsexekutor zu ernennen. So sehr mich auch Dein Vertrauen ehrt und so gern ich jeden Deiner Wünsche erfüllen möchte, glaube ich —"

„Böhmer!" rief der Kranke schmerzlich überrascht. „Das hab' ich nicht von Dir erwartet, daß Du Dich weigern würdest, mir diesen Freundschaftsdienst zu leisten. Bist Du nicht der einzige Mensch, mit dem ich offen über alle meine Verhältnisse sprechen kann und von dem ich fordern darf, daß er die Sorge für die Zukunft meiner hinterbleibenden Frau übernimmt? Kannst Du wirklich einem Sterbenden seinen letzten Wunsch versagen?"

Länger vermochte auch der Professor nicht den drängenden Bitten des bekümmerten Freundes zu widerstehen, obgleich er nur mit schwerem Herzen ihm das geforderte Versprechen gab, da er weder mit der Testamentsbestimmung des Geheimeraths, noch mit den von diesem angeführten Gründen einverstanden war und darin nur eine Ungerechtigkeit gegen die von ihm so sehr verehrte Frau, eine gänzliche Verkennung ihres Charakters und ihrer Gesinnungen erblickte, welche er lediglich einer hypochondrischen Verstimmung und Schwarzseherei des Kranken zuschrieb.

IV.

Fast ein Jahr war seit dem bald darauf erfolgten Tod des Geheimeraths verflossen, dessen Verlust von der zurückgebliebenen Wittwe aufrichtig betrauert wurde. Seit ihrer Rückkehr in die Heimat lebte sie in tiefster Zurückgezogenheit, nur auf den engsten Kreis ihrer Freunde beschränkt, welche ihren Schmerz theilten und mit ihr den Verstorbenen beklagten.

Am häufigsten und liebsten sah sie den Professor Böhmer, der ganz in früherer Weise mit ihr verkehrte und seine freien Abende der Verlassenen widmete, was selbst Fräulein Kornelia in dieser Zeit ganz in Ordnung fand und gut hieß, da sie trotz der rauhen, stachligen Hülle ein weiches, mitleidiges Herz besaß.

Die Geheimeräthin selbst war dem Professor dankbar für seine öfteren Besuche. Beide erinnerten sich dabei mit stiller Wehmuth an die mit einander verlebte Zeit, an all' die Einzelheiten ihres römischen Aufenthaltes, besonders aber an den ihnen gleich theuren Todten, dessen Herzensgüte und Freundlichkeit, Milde und humane Gesinnung sie nicht genug anerkennen und rühmen konnten.

Selbst die bekannte und bedenkliche Testamentsklausel vermochte nicht das Andenken des trefflichen Mannes zu trüben. Weder die Geheimeräthin, noch der Professor hielten in ihrer gegenwärtigen Stimmung den von dem Verstorbenen gefürchteten Fall für möglich, noch weniger einen daraus folgenden Konflikt für wahrscheinlich.

Auf den Wunsch der betrübten Wittwe sollte dem Verstorbenen ein ihrer Liebe und ihrem Reichthum entsprechendes Denkmal auf dem Kirchhof, wo der Geheimerath ruhte, gesetzt werden. Zu diesem Zweck beauftragte sie den ersten Bildhauer der Residenz, ein würdiges Grabmonument aus Marmor zu errichten, wozu der Professor eine den tiefen Schmerz der Hinterbliebenen bekundende Inschrift verfaßte.

Bald allein, bald in Begleitung des treuen Freundes und ihrer Gesellschafterin besuchte die Geheimeräthin das mit den schönsten Blumen und den seltensten exotischen Pflanzen geschmückte Grab. Dort saß sie stundenlang auf der zu diesem Zweck neben dem Denkmal aufgestellten Bank unter den jungen, von ihr gepflanzten Trauerweiden, die thränenfeuchten Blicke auf das sprechend ähnliche Reliefbild ihres Garten gerichtet und sich ungestört ihrem Schmerz überlassend.

Selbstverständlich bewunderte der Professor mehr als je die von ihm angebetete Frau, deren ungeheuchelte Trauer, unerschütterliche Treue und innige Liebe den tiefsten Eindruck auf sein Herz machten, während die schwarze, kleidsame Tracht, die rührende Bläße des interessanten Gesichtes, selbst die Thränen, die sie um den Verlorenen weinte, ihr einen neuen Reiz verlieh und sie gleichsam wie eine verklärte Heilige erscheinen ließ. Bei diesem Anblick konnte er fast dem todten Freunde wegen dessen Zweifel an ihrer Beständigkeit zürnen und ihn um ihre Liebe beneiden.

Schnell jedoch unterdrückte er diese Anwandlungen einer verzeihlichen Schwäche. Mit der ihm eigenen strengen Gewissenhaftigkeit bekämpfte er die ihm sich unwillkürlich aufdrängenden Wünsche und Hoffnungen, welche der Tod des Geheimeraths ihm eröffnete und nahe legte. Vorläufig genügte ihm schon, daß er des Abends an ihrer Seite sitzen, ihr aus einem mitgebrachten Buch vorlesen und sich mit ihr unterhalten durfte, während die stille Gesellschafterin in dem silbernen Kessel den Thee bereitete.

Nirgends fühlte sich der Professor so behaglich und zufrieden als in dem traulichen Salon seiner Freundin, wo ihn Alles anheimelte, die wohlbekannte, comfortable Einrichtung, die bequemen Polsterstühle, die geschmackvollen, kostbaren Schränke mit werthvollen Kunstgegenständen angefüllt, die meist auf seine Empfehlung angekauften Bilder und Statuen, das helle Feuer in dem prächtigen Marmorkamin, das gemüthliche Summen und Ziſchen der glänzenden Theemaschine und vor Allem die Nähe der liebenswürdigen, doppelt interessanten Frau.

Wenn auch der verstorbene Gatte hauptsächlich Gegenstand ihrer Gespräche war, so fehlte es auch sonst nicht an Stoff und Anregung, welche die gemeinsamen Erinnerungen an die gesehenen Kunstwerke und Alterthümer in Rom, die daselbst empfangenen Eindrücke und die ihnen bekannten Persönlichkeiten hinlänglich boten.

„Haben Sie," fragte der Professor einmal zufällig, als in der Unterhaltung eine kleine Stockung eingetreten war, „nichts wieder von Ihrem Musiklehrer gehört?"

„Seit unserer Abreise von Rom," entgegnete sie unbefangen, „hat er mir ein einziges Mal nach dem Tode des armen Robert geschrieben und mir sein Beileid bezeigt. In meiner Trauer vergaß ich, ihm zu antworten, was er mir übel genommen zu haben scheint."

„Ich bin wirklich neugierig, was aus ihm geworden ist, ob er seine ‚Sizilianische Vesper' noch immer nicht aufgeführt hat?"

„Wenn es Sie interessirt, kann Ihnen Fräulein Braun, meine Gesellschafterin, darüber Auskunft geben. Sie erhält regelmäßig Nachrichten von Signore Brosio und steht im Briefwechsel mit ihm. Ich glaube, daß sich zwischen Beiden in Rom ein zärtliches Verhältniß während Robert's Krankheit angesponnen hat."

„Ich hätte Fräulein Braun mehr Klugheit zugetraut, da ich nicht glauben kann, daß Signore Brosio ernste Absichten auf die weder schöne, noch reiche Gesellschafterin hat."

„Das kümmert mich nicht," entgegnete die Geheimeräthin in gleichgültigem Ton. „Ich habe Sorgen genug und mische mich nicht in fremde Angelegenheiten, die mich nichts angehen. Uebrigens sehe ich nur, daß Sie noch immer Ihre früheren Vorurtheile gegen den armen Giuseppe bewahrt haben, obgleich nicht das Geringste gegen ihn vorliegt und Robert ihn stets für einen treuen und gefälligen Menschen hielt."

Da der Professor zu bemerken glaubte, daß ihr der Gegenstand unangenehm war, ließ er das Gespräch fallen, das ihn selbst peinlich berührte. Die Unbefangenheit jedoch, womit sie von dem Musiklehrer sprach, und die weite Entfernung, welche ihn von ihr trennte, verscheuchte bald wieder den in ihm unwillkürlich aufsteigenden Verdacht und ließ ihn sein Mißtrauen vergessen.

Abgesehen von diesen kleinen Trübungen, gestaltete sich das Verhältniß zwischen Beiden mit jedem Tag freundlicher und vertraulicher, wenn auch von einer dauernden Verbindung zwischen ihnen nie die Rede war, da der Professor ein solches Glück nicht zu träumen, geschweige zu verlangen wagte.

Dagegen waren ihre Bekannten davon überzeugt, daß die Geheimeräthin nach Ablauf des Trauerjahres keinem Andern als dem intimen Freund ihres verstorbenen Gatten ihre viel beneidete Hand reichen würde, was Allen in Anbetracht der Verhältnisse so passend und natürlich schien, daß Niemand, selbst Fräulein Kornelia nicht, an der Wahrheit dieses Gerüchtes zweifelte.

„Ich habe nichts dagegen," sagte die besorgte Schwester, „wenn Du nur mit ihr glücklich wirst. Aber es schmerzt mich, daß ich Deine bevorstehende Verlobung erst von fremden Leuten hören muß."

„Wie kannst Du nur so thöricht sein und glauben —"

„Alle Welt spricht darüber und die Hofräthin Grüner hat mir erst neulich gesagt, daß die Sache ganz gewiß wäre. Sie gratulirte mir bereits und wollte mir durchaus nicht glauben, daß ich kein Sterbenswort von dem Allem wisse. Wer sollte auch denken, daß Du Deiner leiblichen Schwester ein Geheimniß aus einem so wichtigen Schritt machen würdest?"

„Deßhalb kannst Du ganz ruhig sein. Die Geheimeräthin denkt nicht daran, sich wieder zu verheirathen."

„Das möcht' ich doch bezweifeln," entgegnete Fräulein Kornelia, ungläubig den Kopf schüttelnd. „Kommt Zeit, kommt Rath, und Gelegenheit macht Diebe."

„Fängst Du schon wieder an?" erwiederte der Professor ärgerlich. „Ich kenne keine zweite Frau, die ihren Mann so liebt und so tief betrauert."

„Das ist freilich wahr und ich muß gestehen, daß ich ihr das Herz nicht zugetraut habe. Aber noch ist nicht aller Tage Abend."

„Kornelia, ich muß Dich ernstlich bitten —"

„Nun, nun, Du brauchst Dich nicht gleich zu ereifern, wenn man Deine Heilige nur anrührt. Mir kann es am Ende gleich sein, ob Du die Geheimeräthin heirathest oder nicht. Das aber steht bei mir fest, daß sie für Dich nicht paßt und daß sie nicht die Frau ist, die Dich so glücklich machen kann, wie ich es wünsche."

Da jedoch Fräulein Kornelia diese beliebte Redensart bei jeder ähnlichen Gelegenheit nicht nur gegen die Geheimeräthin, sondern gegen jedes weibliche Individuum, das ihrem Bruder gefährlich werden konnte, anzuwenden pflegte, so verfehlte sie gewöhnlich die damit beabsichtigte Wirkung. Nicht besser erging es dem ehrlichen Germanisten, als dieser bei einem freundschaftlichen Besuch den Professor ebenfalls wegen der auch ihm zu Ohren gekommenen Gerüchte befragte und sich in seiner derb humoristischen Weise über das Verhältniß desselben zu der interessanten Wittwe einige unzarte Bemerkungen erlaubte.

„Thu' mir den einzigen Gefallen," sagte er in gereiztem Ton, „und verschone mich mit Deinen Späßen. Ich kann es nicht zugeben, daß Du in dieser frivolen Weise von einer Frau sprichst, die ich genauer kenne und die die größte Achtung verdient."

„Verzeih'," entgegnete der ehrliche Freund. „Ich wollte Dir nicht weh' thun und der Geheimeräthin zu nahe treten. Wenn Du sie liebst und, wie ich wohl annehmen darf, ihrer Neigung sicher bist, so sehe ich nicht ein, warum ihr euch nicht heirathen sollt. Es scheint mir das Beste und Klügste, was ihr thun könnt, und ich begreife nicht, worauf ihr noch wartet."

„Ich halte es nicht für taktvoll und nicht für schicklich, in dem Augenblick, wo sie noch trauert, meinen Antrag zu machen. Gerade der Umstand, daß ich der beste Freund des Verstorbenen und sein Testamentsexekutor bin, macht mir die größte Vorsicht und Delikatesse zur Pflicht. Wäre sie nicht die Wittwe Robert's und besäße sie nicht ein so bedeutendes Vermögen, so würde ich keinen Anstand nehmen, mich um ihre Hand zu bewerben, und mich glücklich schätzen, ihr Jawort zu erlangen."

„Du mußt Dich nicht an das Gerede kehren und nicht allzu skrupulös sein. Niemand, der Dich kennt, wird Dich eines gemeinen Eigennutzes für fähig halten. Sowohl Dein Charakter wie Deine gesicherte Stellung schützen Dich vor jedem niedern Verdacht. Alle Welt glaubt Dich bereits verlobt. Du bist es der Geheimeräthin und Dir selbst schuldig, Dich entweder von ihr zurückzuziehen oder endlich Ernst zu machen."

„Das hängt nicht allein von mir ab. Ich zweifle, daß die Geheimeräthin sich jemals zu einer zweiten Ehe entschließen wird, so sehr ich auch von ihrer Freundschaft für mich überzeugt bin. Bedenke meine peinliche Lage, wenn ich ihr einen Antrag machen und sie ihn zurückweisen sollte."

„Muth! Muth, alter Freund! Es kommt nur auf einen Versuch an. Du weißt ja, was Altmeister Goethe von den Frauen sagt. Je länger Du zögerst, desto peinlicher erscheint mir Deine Situation. Ehe Du es Dich versiehst, kommt ein kühner Paris, entführt Dir Deine schöne Helena und läßt Dir das Nachsehen."

Alle diese Gespräche und Vorstellungen versetzten den Professor in eine ebenso natürliche als verzeihliche Aufregung, die noch durch seine zunehmende Liebe für die anmuthige Wittwe gesteigert wurde. Er selbst sah die Nothwendigkeit ein, eine baldige Entscheidung herbeizuführen, da ihn die Ungewißheit aufzureiben drohte und ihm alle Lust an seinen Arbeiten und Studien raubte.

Aber so ernst er sich auch vornahm, der Freundin sein Herz zu entdecken und ihr seine Liebe zu gestehen, hielt ihn bald seine angeborene Schüchternheit, seine allzu große Gewissenhaftigkeit oder ein tückischer Zufall zurück. So oft er den festen Entschluß faßte, diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen und offen mit ihr zu sprechen, fehlte ihm der Muth dazu, versäumte er den geeigneten Augenblick.

Wenn er Abends in den wohlbekannten Salon trat, wo über dem Divan das große Oelbild des Verstorbenen hing, ihm die angebetete Frau ihre kleine Hand, woran der goldene Trauring glänzte, mit wehmüthiger Freundlichkeit reichte, mit ihren unergründlichen Augen ihn so traurig anblickte, ihn mit gedämpfter Stimme einlud, neben ihr an dem Kamin Platz zu nehmen und von dem geliebten Todten mit schwärmerischer Begeisterung sprach, überfiel ihn eine unüberwindliche Beklemmung, die ihm die Kehle zusammenschnürte und den Mund verschloß.

Das nächste Mal aber, wo er sich zusammennahm und das Geständniß bereits auf seinen Lippen schwebte, ermuthigt durch ihre Freundlichkeit oder durch die Klage um ihre Verlassenheit, wurde er durch den plötzlichen Eintritt der Gesellschafterin oder durch einen unerwarteten Besuch gestört und der günstige Moment, der so leicht nicht wiederkehrt, versäumt und verschoben.

Die Geheimeräthin hätte keine Frau und noch dazu nicht eine so kluge Frau sein müssen, um nicht seine Absichten und den Grund seiner Verlegenheit zu bemerken. Außerdem sorgten die guten Freunde und besonders die Freundinnen dafür, daß sie über seine Gefühle nicht in Zweifel bleiben konnte. Man neckte sie in zarter Weise mit seinen häufigen Besuchen, spielte natürlich nur ganz diskret auf ihr intimes Verhältniß an und theilte ihr mit feinem Lächeln die Gerüchte über ihre bevorstehende Verlobung mit, ohne ihren Widerspruch für ernst gemeint zu halten.

Obgleich sie selbst noch immer um den verstorbenen Gatten tief trauerte und die bloße Möglichkeit ihrer Wiederverheirathung überhaupt entschieden und sogar mit Entrüstung in Abrede stellte, so kamen doch auch für sie Augenblicke, wo sie im Stillen sich mit diesem Gedanken beschäftigte und eine derartige Verbindung mit dem Professor in ernste Erwägung zog.

Dabei ließ sie, wie sie nicht anders konnte, seinem Charakter, tiefen Wissen und seinem ausgezeichneten Geist volle Gerechtigkeit widerfahren. Ebensosehr imponirte ihr sein berühmter Name, die hohe, ihm von allen Seiten gezollte Anerkennung, ganz besonders aber das Aufsehen, das seine vor Kurzem erschienene Kunstgeschichte nicht nur in dem Kreise seiner Fachgenossen erregte. War er doch, wie sie wußte, bald nach der Veröffentlichung seiner epochemachenden Arbeit zum Mitglied der Akademie ernannt und ihm von der Regierung eine hohe Stelle im Kultusministerium angeboten worden, worüber die Verhandlungen mit ihm schwebten, da er sich noch nicht entschließen konnte, auf seine Lehrthätigkeit an der Universität zu verzichten.

Das Alles schmeichelte ihrer Eitelkeit. Sie mußte sich sagen, daß sie schwerlich einen bessern und würdigern Mann finden könne. Dazu kam noch ihre langjährige Freundschaft, die nicht gering zu veranschlagende Macht der Gewohnheit, seine ihr bekannte Gutmüthigkeit und Uneigennützigkeit, um sie für ihn günstig zu stimmen. Wenn sie überhaupt heirathen sollte, konnte sie keine bessere und vernünftigere Partie machen.

Trotz all' dieser gewichtigen Gründe konnte sie sich nicht entschließen, ihm auch nur einen Schritt entgegenzukommen und das ihm so schwer fallende Geständniß durch ein aufmunterndes Wort oder einen verheißungsvollen Blick, wie sie den Frauen bei solchen Gelegenheiten stets zu Gebot stehen, zu erleichtern.

Mit sich gleich bleibender, ruhiger Freundlichkeit empfing sie Abend für Abend den Professor und ließ sich seine unbegrenzte Verehrung gefallen. Auch nahm sie vielfach seine Zeit und seine Dienste in Anspruch, ohne sich um seine geheimen Wünsche zu kümmern, weit entfernt, ihm den so heiß ersehnten Lohn dafür zu gewähren.

So verfloß die Zeit, ein Tag um den andern, bis das Trauerjahr sein Ende erreichte, ohne daß die geringste Veränderung in dem Verhältniß der Betheiligten eintrat. Nach wie vor besuchte die Geheimeräthin das Grab ihres Gatten, kam der Professor regelmäßig zur bestimmten Stunde, um mit ihr bei einer Tasse Thee sich zu unterhalten, sprach die Welt von seiner bevorstehenden Verlobung, deren Anzeige mit der größten Sicherheit von allen seinen Bekannten erwartet wurde.

Statt derselben brachten die Morgenblätter nach einiger Zeit die Ernennung des berühmten Gelehrten zum vortragenden Rath im Kultusministerium und ersten Direktor des Antikenmuseums.

Erfreut und gehoben durch die ihm zu Theil gewordene Auszeichnung, beeilte sich der Professor, vor Allem seiner Freundin das glückliche Ereigniß mitzutheilen und ihre Glückwünsche persönlich in Empfang zu nehmen, da er hauptsächlich ihretwillen die ihm bereits früher angebotene Stellung angenommen hatte, in der Hoffnung, dadurch eher ihre Hand zu gewinnen.

Aus demselben Grund verschmähte er es selbst nicht, heute gegen seine Gewohnheit eine sorgfältigere Toilette zu machen. Zu diesem Behuf zog er den ihm sonst verhaßten Leibrock an, schmückte er seine Brust mit den ihm verliehenen in- und ausländischen Orden, so wenig Werth er auf alle derartigen Dekorationen und Aeußerlichkeiten legte.

Während er einen prüfenden Blick in den Spiegel warf und die sich immer wieder verschiebende Halsbinde zurecht rückte, konnte Fräulein Kornelia nicht ihre Verwunderung über diese seltsame Umwandlung und noch weniger ihre Neugierde um den Grund derselben unterdrücken.

„Du siehst ja," bemerkte sie lachend, „wie ein junger Stutzer aus. Ich glaube wirklich, daß Du noch auf Eroberungen ausgehst."

„Was Dir wieder einfällt!" entgegnete er erröthend. „Ich habe nur einen nothwendigen Besuch vor."

„Der Minister wird so früh noch nicht zu sprechen sein. Seinetwegen brauchst Du Dich auch nicht in solche Unkosten zu setzen und Dich wie ein Hochzeitbitter herauszuputzen."

„Ich werde erst morgen dem Minister danken. Jetzt will ich nur zu der Geheimeräthin gehen, um ihr meine Ernennung mitzutheilen. Du weißt ja, welchen Antheil sie an Allem nimmt, was mich betrifft."

„Natürlich! Sie steht Dir auch näher als alle Deine Freunde, selbst wie Deine leibliche Schwester."

„Wie kannst Du nur so ungerecht sein!"

„Dir ist es gleichgültig, ob ich mich mit Dir freue, und ein Wort von ihr ist Dir mehr werth als all'

Ein Csikos-Wet

Gemälde von Alexa

nen in Ungarn.

gner. (S. 986.)

meine Liebe. Na, geh' nur zu Deiner Freundin und sitze wieder bei ihr, bis die Suppe kalt wird und der Braten anbrennt. Mir thut nur leid, daß ich gerade heut Deine Lieblingsspeisen anrichten lasse und Deinen Freund Schaller Dir dazu eingeladen habe, um Deine Ernennung unter uns zu feiern."

„Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich zur rechten Zeit zurückkomme, um mit euch zu essen."

„Das kenn' ich schon. Wenn Du einmal bei Deiner Geheimeräthin bist, hast Du keinen Appetit mehr. Dann sitzest Du bei Tisch, ohne einen Bissen zu genießen. Ich möchte nur wissen, was sie Dir vorsetzt, daß Du Dir regelmäßig bei ihr den Magen verdirbst. Daran ist nur Deine verwünschte Liebe schuld, die Dich noch ganz krank und elend machen wird."

„So höre doch nur endlich auf!" rief der Professor ungeduldig.

„Niemand auf der ganzen Welt," fuhr Fräulein Kornelia eifrig fort, „kein Mensch und am wenigsten die Geheimeräthin meint es so gut mit Dir wie Deine Schwester, und eh' ich zugebe, daß Du krank wirst oder gar stirbst, will ich lieber selbst zu ihr gehen und, wenn es nöthig sein sollte, sie auf meinen Knieen bitten, daß sie Dich heirathet. Siehst Du, das könnte ich thun. Denn wenn ich auch nicht so liebenswürdig und auch nicht so geistreich bin wie gewisse Leute, so besitze ich mehr Gefühl und kann keinen Menschen, geschweige Dich leiden sehen."

Gleich einem in Schwingung gerathenen Pendel wollte Fräulein Kornelia sich nicht eher beruhigen, bis er ihr das feierliche Versprechen gegeben hatte, zur bestimmten Stunde zurückzukehren und unter keiner Bedingung die von ihr vorausgesetzte Einladung bei der Geheimeräthin anzunehmen.

Um nicht noch länger aufgehalten zu werden und aus Furcht, einem Bekannten zu begegnen, stieg der Professor in die nächste Droschke. Unterwegs malte er sich die Theilnahme der geliebten Frau an der ihm zu Theil gewordenen Auszeichnung aus, überließ er sich von Neuem den angenehmsten Aussichten und Hoffnungen. Die Freude über sein Glück erfüllte ihn mit einem nie gekannten Muth und mit froher Zuversicht, so daß er kaum noch an dem Gelingen seiner Pläne, an der Erfüllung seiner Wünsche zweifelte.

Heute oder nie sollte sich sein Schicksal entscheiden. Wenn er nur die Gelegenheit geschickt benützte, den günstigen Augenblick wahrnahm und ihm seine Schüchternheit oder der tückische Zufall nicht einen Streich spielte, mußte er endlich das ersehnte Ziel erreichen. Mit diesen Gedanken und festen Vorsätzen trat der Professor in das Haus der Geheimeräthin. Sein Herz pochte unwillkürlich vor Aufregung und Erwartung, als er die breite Marmortreppe emporstieg und im Vorzimmer den Bedienten frug, ob die Herrschaft zu sprechen wäre.

„Die gnädige Frau sind zu Hause," lautete die erfreuliche Antwort. „Den Herrn Professor brauche ich wohl nicht zu melden."

Im Vorübergehen blieb er noch einmal vor dem Spiegel stehen, um die widerspenstige Halsbinde in Ordnung zu bringen und sich ein wenig zu sammeln. Mit seiner Toilette noch beschäftigt, glaubte er in dem anstoßenden Salon laute Stimmen und ein hier fremdes Lachen zu vernehmen, das ihn unangenehm überraschte.

Sollte er wieder zur Unzeit gekommen sein und die Geheimeräthin nicht allein finden? Wer aber konnte ihr zu so früher, ungewöhnlicher Stunde einen Besuch machen? Sicher hatte er sich geirrt und falsch gehört. Mit angehaltenem Athem lauschte er an der Thür. Kein Zweifel, sie hatte Gesellschaft, er konnte deutlich eine sonore, männliche Stimme erkennen, die ihm bekannt vorkam.

Eine plötzliche Ahnung durchzuckte ihn. Doch der Gedanke kam ihm so unwahrscheinlich, fast unmöglich vor. Von Neuem schwankte er, ob er eintreten oder fortgehen und zu einer gelegeneren Zeit wiederkehren sollte. Doch seine Neugierde oder seine Eifersucht hielt ihn fest. Mit raschem Entschluß klopfte er an und öffnete er die Thür, durch die er einen ängstlich forschenden Blick in den Salon warf.

Dort auf dem Divan saß wie gewöhnlich die Geheimeräthin mit gerötheten Wangen, glänzenden Blicken und heiter lächelnd, ihr gegenüber die nicht minder animirte Gesellschafterin, und an ihrer Seite neben dem Kamin in dem bequemen Polsterstuhl, auf dem er jeden Abend zu sitzen pflegte, — Signore Brosio, in malerischer Stellung zu seiner liebenswürdigen Gönnerin sich niederbeugend.

(Fortsetzung folgt.)

General Leopold Hermann von Boyen.

(Hiezu das Porträt S. 981.)

General von Boyen wird nicht unter den berühmten Führern der letzten Kriege genannt. Seine Stellung entzog ihn direkter Wirksamkeit an der Spitze seiner Truppen. Allein er erwarb auf einem andern Gebiete hohe Verdienste, die ihn nicht minder ehren wie die Thaten auf dem Schlachtfelde. General von Boyen war es vergönnt, in den wichtigsten Augenblicken im persönlichen Dienste seines glorreichen Monarchen zu wirken. Er gehört zu Kaiser Wilhelm's engerer Tafelrunde und die Freundschaft seines kaiserlichen Herrn zeichnet ihn aus.

Diese Freundschaft schreibt sich aus den trüben Zeiten her, wie Kaiser Wilhelm als Prinz von Preußen im Jahre 1848 seinen Aufenthalt in England nehmen mußte. Es ist bekannt, wie der Heldenkaiser gerade für damals bewährte Dienste ein besonders warmes Andenken hat. — Boyen wurde am 26. März 1848 zuerst zur Dienstleistung bei seinem Herrn kommandirt, dem er dann mit verhältnißmäßig kurzen Unterbrechungen durch drei Jahrzehnte hindurch bis auf diesen Tag nahe geblieben ist.

Hermann von Boyen stammt aus ausgezeichneter Familie und hat von früh an eine treffliche Erziehung genossen. Sein Vater war der bekannte Kriegsminister, der ehemalige Adjutant Scharnhorst's, Feldmarschall Boyen, der Erbauer der Festungswerke von Königsberg und der nach ihm benannten Veste bei Loetzen. Seine Mutter, Frau Amalie von Boyen, ist eine geborene Behrent. Sie gab ihm am 10. Juni 1811 zu Königsberg i. Pr. das Leben. Zum Soldatenberuf nach dem Sinne des berühmten Vaters von Hause aus bestimmt, trat Leopold Hermann von Boyen im Jahre 1827 in das Kadettenkorps zu Berlin, das er 1829 als Sekondelieutenant des 2. Garderegiments zu Fuß verließ. Nach einem für damalige Zeit erstaunlich kurzen praktischen Dienst von nur 5 Jahren kam er als Adjutant zum Generalstab des V. Armeekorps, 8 Jahre später in den Generalstab. Für seine große Befähigung ist es das günstigste Zeichen, daß er schon 1846 mit einer außerordentlichen Sendung nach Krakau beauftragt wurde, woselbst die drei Schutzmächte der Miniatur-Republik eine militärische Kommission bildeten. Noch in demselben Jahre sehen wir ihn in Neufchâtel in der Schweiz mit Organisation der preußischen Reserven zu Truppenverbänden betraut.

Am 18. Januar 1849 ward er Major und wirklicher Adjutant des Prinzen von Preußen, dem er nun in den badischen Feldzug folgte, wo er bei Kirchheim-Bolanden, Durlach, Bischweiler und Kuppenheim die erste Kriegserfahrung erwarb. Bald nach der Heimkehr aus dem Felde verlobte er sich mit der Prinzessin Fanny Byron von Curland, einer durch Reichthum des Gemüths, ihren Ernst und ihre schlichte Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Frau, die noch heute in den Salons der ersten Berliner Gesellschaft eine wohlbekannte und allgemein verehrte Erscheinung ist.

Von einigen praktischen Dienstleistungen, welche Boyen mit der Truppe in Berührung brachten, abgesehen, stieg Boyen im persönlichen Adjutantendienste bis zur Charge des Generalmajors auf. Der 7. Januar 1861 hatte ihn zum Flügeladjutanten König Wilhelm's gemacht, der 18. Oktober desselben Jahres zum Generalmajor. 1863 übernahm er das Kommando einer Garde-Infanteriebrigade. Aber schon im Feldzuge von 1866 stand er wieder unmittelbar an der Seite seines Monarchen und durchlebte in dessen nächster Umgebung die denkwürdigen sieben Tage. Nach dem Feldzuge erhielt er das Kommando der 21. Division in Frankfurt a. Main, wo seine Persönlichkeit am besten am Platze schien, um die einst freie Stadt, den alten Sitz des Bundestags, mit den neuen Verhältnissen auszusöhnen. Eine ähnlich schwierige Mission hat Boyen noch einmal im Jahre 1871 erhalten, als es sich in Mainz um die Stadterweiterung handelte. Er unterzog sich ihr mit gleicher Umsicht, gleicher Festigkeit und demselben Geschick, wie jener ersten in Frankfurt.

Als Boyen 1875 aus seiner Stellung eines Gouverneurs von Mainz schied, überreichte ihm die Bürgerschaft der Stadt voll dankbarer Erinnerung an seine Wirksamkeit das Ehrenbürgerdiplom.

Der letzte Krieg hatte ihn inzwischen wieder neben dem siegreichen Könige gesehen, der ihn bei der Kriegserklärung als dienstthuenden Generaladjutanten zu sich berief. Nach der Kapitulation von Sedan erhielt Boyen den Auftrag, den gefangenen Kaiser Napoleon sicher durch Belgien nach Wilhelmshöhe bei Kassel zu bringen.

Seit 1875 fungirt Boyen als Gouverneur von Berlin, eine Stellung, an welche sich das persönliche Vertrauen des Kaisers knüpft. Nur treu bewährte Männer, denen es vergönnt gewesen ist, ihrem Monarchen besonders nahe zu treten, haben diesen Platz bisher inne gehabt. Boyen, inzwischen zum General der Infanterie und Ritter des schwarzen Adlerordens erhoben, Chef eines Regiments, feierte in dieser Stellung auch vor Kurzem (am 29. Juli d. J.) sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Neue, wohlverdiente Auszeichnungen sind bei dieser Gelegenheit dem Jubilar zu Theil geworden. Er ist der Typus eines Soldaten von altpreußischem Schlage, unerschütterlich in Treue und Pflichterfüllung, strenge, gerecht und dabei wohlwollend, als Mensch eine gerade, liebenswürdige Persönlichkeit, dabei unterrichtet und im Verkehr jeder Art ein Mann, der seinen Rang und seine Stellung zu vertreten weiß. Im Familienkreise charakterisiren ihn Herzensgüte und schlichte Sitten; er ist ein trefflicher Gatte und liebevoller Vater.

Csikos-Wettrennen in Ungarn.

(Hiezu das Bild S. 984 und 985.)

Unter den Hirten Ungarns, auf den viele Meilen breiten und langen Waidestrecken, ist der „Csikos" König. Der Schafhirt, der Rinderhirt und selbst der Schweinehirt kann reiten sein; sie sind es auch häufig, aber sie stehen tief unter ihm. Sie waiden eine unedle Heerde, des Csikos (sprich Tschikosch) Waidethier aber ist das edle Roß! Jahrelang weiß es nichts von Zaum und keiner andern Begrenzung, als die es selbst unter einem Stroh- oder Schilfdach neben einer Schutzwand gegen Sturm und Wetter zeitweilig sucht. Jedoch sein Herr und Bezwinger ist der „Csikos", der Roßhirt! Hoch auf einem der flinksten Renner sitzt er und wacht über die schnellhufigen freien Thiere. Er umkreist sie wie ein lebendiger Blitz, er holt die flüchtigen und von der Heerde abirrenden Thiere zurück, er jagt sie mit gewaltiger Peitsche stundenweit vor sich hin zu einem ihm beliebigen Pferch oder wechselnden Waideplatze, und mit hochgehobener Schlinge, im Sattel stehend oder bloß die Kniee fest in seines Renners Weichen gedrückt, fliegt er dem rasenden Flüchtling nach, bis die Schlinge um den Hals geworfen und das wilde Thier am langen Seile zu Boden gerissen ist. Schweißtriefend und zitternd wirft es sich noch einmal empor — vergebens. Eisern ist die Faust, würgend ist die Schlinge, und fest, gleich einem eingewurzelten Baumstrunk, steht des Csikos eigen Reitpferd. Das wildgewesene Roß hat seine Freiheit verloren und schweißtriefend, aber niedergeschlagen und mit feuchtem Auge folgt es dann dem Leitseile des Bändigers, dem Csikos!

Er ist der Reiter aller Reiter. Seit seiner Kindheit folgt er auf des Rosses Rücken dem pferdehütenden Vater. Reitend und auf der Haide wächst er auf — er verachtet Alle, die zu Fuße gehen oder sogar fahren; er jagt förmlich mit den Wolken um die Wette, er ist der Haidekönig!

Und sollte es solchen Reitern nicht zuweilen einfallen, sich, ihre Kunst und ihre Rößlein gegenseitig zu messen? — Früher thaten sie es ohne Form, wenn sie sich gegenseitig bei den Haidewirthen, in der „Csarda", trafen oder wenn es zur Marktzeit an einem Ort Wettstreit setzte. — Jetzt haben feinere Herren das Edle des Wettjagens erkannt und die Luft, die kühnsten der kühnen Reiter vor sich und der jauchzenden Volksmenge zu sehen. Solche Csikos-Wettrennen finden nun mehrfach im Lande statt. Es gilt mit und ohne Sattel und Steigbügel. Den letztern Behelf braucht oft der Csikos nicht. Er wirft sich auf den nackten Rücken des Pferdes, ein Kniedruck, ein Wörtlein genügt, um das Roß zu lenken, das er liebt, das er mit tausend Koseworten benennt, das ihn versteht, mit dem er Tag und Nacht gelebt, mit dem er sein Brod und Salz theilt und an das er die letzten oder einzigen Kreuzer vergeudet, um ihm bunte Bänder in die Mähnenzöpfe flechten zu können, um es mit buntfarbigen Lederriemchen ringsum zu behängen. Stolz ist es auf sich selbst, wie der Reiter auch.

Und was an solchem Volksfesttage, wie dem zu Debreczin, das unser Bild vor Augen führt, die fiedelnden Zigeuner, die Weinfässer und die aus meilenweiter Runde zusammenströmenden, des Reitens und der Rosse kundigen Leute im Jauchzen leisten, läßt sich kaum denken. Den Schönen von Dorf und Haide pocht das Herz am höchsten und süßer Lohn fehlt nicht dem Sieger!

*

Alexander Wagner, dem wir dieß herrliche, effektvolle Bild verdanken, hat ein Stück Heimat gemalt; er ist ein Ungar und hat sich unter Piloty in München gebildet, wo er noch lebt und sich namentlich durch seine Bilder aus altrömischer Zeit, aus der Geschichte Bayerns, wie aus seiner heimatlichen Geschichte (Gastmahl Attila's, M. Corvinus im Turnier im Redoutensaal zu Pest) einen hervorragenden Namen als Historien- und Sittenbildmaler im großen Styl gemacht.

Auf dem See.

(Hiezu das Bild S. 988.)

Bald ist's ein sommerduft'ger See,
Der unser Lebensschifflein trägt,
Bald ist's des Meers Unendlichkeit,
Finster und kalt und sturmbewegt.

Gleichwie in sanften Traum gewiegt,
Schwebt leicht dahin die Gondelfahrt,
Das Meerschiff kämpft und stampft und ringt
Sich durch Gefahren jeder Art.

Ob Gondel aber oder Schiff,
Ein schwaches Brettlein trennt uns nur
Von jener Tiefe, die in Nacht
Verschlinget jedes Menschen Spur.

Das Moristân des Kalaûn in Kairo.

(Hiezu das Bild S. 989.)

Ein schönes Denkmal aus der Zeit der Mamluken-Sultane, welche von 1250 bis 1517 von der Citadelle in Kairo aus über das Nilthal herrschten, ist das von Kalaûn († 1290) gestiftete sogenannte Moristân (Spital), das im nordöstlichen Viertel der Stadt am Bazar der Kupferschmiede steht, die man in den verödeten Räumen, wie Ebers in seinem „Aegypten" erzählt, des großen, jämmerlich zu Grunde gehenden Bauwerks arbeiten sehen kann. Nur das Grabmal seines Begründers, ein edles, höchst wirkungsvolles Bauwerk, bei dem vor Zeiten 50 Koranvorleser angestellt waren, wird vor dem Verfall geschützt und von Kranken besucht, welche von dem hier als Reliquie bewahrten Turbantuche des Sultans Heilung von Kopfweh, von seinem Kaftan aber Erlösung vom Wechselfieber erwarten. Am Donnerstag versammeln, fahrt Ebers fort, sich hier gewöhnlich junge Frauen und Mütter mit kleinen Kindern. Die Erstern stehen vor der prachtvollen Gebetnische um männliche Nachkommenschaft, die in der arabischen Familie von so großer Bedeutung ist und der Mutter ein hohes Ansehen sichert, welches ihr, wenn sie kinderlos bleibt oder nur Töchter zur Welt bringt, leicht versagt wird. Gar befremdliche Dinge bekommt Derjenige zu sehen, dem es gelingt, die Andachtsübungen der Frauen an dieser heiligen Stätte zu belauschen. Staunend wird er wahrnehmen, wie sie alle ihre Oberkleider abwerfen, ihr Antlitz mit beiden Händen verdecken und dann so oft von der einen Seite der Nische zur andern springen, bis sie erschöpft zusammensinken. Nicht selten bleiben sie lange auf dem steinernen Fußboden liegen, ehe sie aus ihrer Betäubung erwachen und die Kraft, sich aufzurichten, zurückgewinnen. Viele Mütter bringen ihre ganz kleinen, gewöhnlich des Gehens noch nicht einmal kundigen Kinder hieher, um ihnen „die Zunge zu lösen". Zu diesem wunderlichen Zwecke führt man die armen Geschöpfe zu einem großen, glatten und dunklen Stein beim rechten

Fenster, preßt grüne Citronen auf diesen aus, reibt den Saft mit einem kleinen Steine auf dem größeren hin und her und zwingt dann die Kinder, sobald die Fruchtsäure sich auf dem eisenhaltigen Mineral röthlich gefärbt hat, sie aufzusaugen. Natürlich weigern sich die Kleinen, von der nichts weniger als süßen Flüssigkeit zu kosten, und schreien aus vollem Halse. Das freut die Mütter, denn je lauter die Kinder schreien, je sicherer kann man an die Wirkung des Wunders glauben und die Zunge für gelöst halten. Auch den Säulenschäften an der Gebetnische werden geheimnißvolle Kräfte zugeschrieben. An ihrem unteren Theile werden sie von einer Patina bedeckt, die einen wenig erfreulichen Anblick gewährt, da sie dem Citronensaft ihren Ursprung verdankt, den die zu lösenden Zungen der Kinder übrig gelassen haben. Diese merkwürdigen Ceremonieen sind noch an keiner andern Stelle beschrieben worden.

Wie junge Frauen und Mütter, so beten an des Sultans Sarge auch Verarmte um ein besseres Loos, und in der That ist selten durch eine Stiftung mehr Schmerz und Elend gelindert worden, als durch das Moristân des Kalaûn, das außer seinem Mausoleum eine Schule und ein Spital von ungeheurem Umfange umfaßte. Für jedes Leiden gab es eigene Räume, in denen jeder Kranke sein besonderes Bett hatte. In einer von den Männerräumen getrennten Abtheilung fanden Frauen Aufnahme. Jeder Leidende, mochte er arm oder reich sein, wurde unentgeltlich verpflegt. Mit den Krankensälen waren Laboratorien, Apotheken, Küchen, Bäder und auch ein Hörsaal verbunden, in dem der Chef der Aerzte der Anstalt seinen Klinikern medizinische Vorträge hielt. Ungeheuer waren die Magazine für Lebensmittel und der Verbrauch der letzteren so groß, daß mehrere Verwalter ausschließlich mit dem Einkauf derselben und der Verrechnung der von ihnen verausgabten Summen beschäftigt waren. — Auch die mit dem Hospital verbundene Lehranstalt war reich ausgestattet, besaß ihre eigene große Bibliothek und neben ihr bestand eine Kinderschule, in der sechzig arme Waisen Wohnung, Kost und Kleidung fanden.

Dieses Werk Kalaûn's hat das Gedächtniß an seine kriegerischen Thaten lange überlebt und läßt heute noch sein Andenken ein gesegnetes sein, denn auch für den Muslim ist die Barmherzigkeit eine Tugend. Alles, was der Gläubige thut, soll er nur um Gottes willen verrichten, und die Zahl seiner guten Werke wird um so größer werden, je stärker die Macht des in seinem Herzen wohnenden Glaubens ist. Wohl ist der höhere, sich auf die gesammte Menschheit erstreckende Begriff der christlichen Nächstenliebe der Religion Mohammed's fremd, aber gegen die Bekenner des Islam soll der Gläubige Liebe, Barmherzigkeit, Großmuth, Schonung und Geduld üben, und unter den fünf pflichtmäßigen Handlungen, durch welche der Muslim seinen Glauben zu bethätigen hat, nennt der Prophet selbst an zweiter Stelle das Spenden von Almosen, an erster aber das Gebet. Darum kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir eine großartige und nach den edelsten Grundsätzen reiner Menschlichkeit geleitete Wohlthätigkeitsanstalt, wie das Moristân des Kalaûn, von einem fürstlichen Muslim in der Hauptstadt der damaligen mohammedanischen Welt errichtet werden sehen und vernehmen, daß Kairo und jede Großstadt des Morgenlandes sich heute noch vieler ähnlichen Stiftungen rühmen darf.

Notizblätter.

Literatur.

— **Der berühmte Kenner und Sammler deutscher Sage und** Dichtung, Karl Simrock, hat uns namentlich in seinen „Rheinsagen" (Bonn, Weber) ein überaus schätzbares Werk hinterlassen, das für Schule, Haus und Wanderschaft ein theures Schatzkästlein bleiben wird. Der Herausgeber hat aus dem Munde des Volkes wie der Dichter mit feinem Sinn das Beste, Charakteristischste und Bleibendste gewählt und wir lassen gerne dann und wann in der Erinnerung an unsern herrlichen Strom ihn im Bilde seiner Sagen und Lieder an uns vorüberziehen, und namentlich in so glücklicher Wahl, wie sie uns Simrock bietet, dem es mehr auf die Gediegenheit des Ausgewählten, als auf die Reichhaltigkeit ankam. Ebenso gediegen ist auch die schöne Ausstattung, die die Verlagshandlung der neuen Ausgabe hat angedeihen lassen.

— **Ein Autor, der zu erzählen und mit Geist zu unterhalten** versteht, ist Friedr. Wernau. Dieß beweist sein sechsbändiger Roman: „Die Kinder des Vaterlandes" (Breslau, Trewendt). Die Handlung spielt in Deutschland, darin eingeflochten sind die Ereignisse und Zustände Deutschlands von 1863—66. Die Grundidee ist, den ersten großen Schritt zu schildern, den Preußen zur Neugestaltung Deutschlands machte. Ueber ganz Deutschland verfolgen wir den Helden und die Heldinnen von Holstein bis zu den böhmischen Schlachtfeldern. Abgesehen von dem Talent, eine spannende Handlung zu ersinnen und geschickt durchzuführen, besitzt der Autor auch die Gabe der Menschenschilderung in nicht ungewöhnlichem Grade. Figuren wie der Lieutenant Fontenay, der Hauptmann Born, Frau Weidner, der Assessor Weidner, der heimliche Jude Aaronstein und andere Polacken sind nach dem Leben gezeichnete Gestalten. Der Roman ist unterhaltend und gehaltvoll.

— **Zum hundertjährigen Geburtstag Klemens Brentano's** — 8. September 1878 — ließ der Görres-Verein ein Lebensbild des Dichters durch Dr. J. B. Heinrich schreiben, das neben der umfassenden Biographie Diel's mehr für die großen Kreise der Verehrer des Romantikers und Katholiken bestimmt war. Und der Verfasser, der sich schon lange mit dem Gefeierten beschäftigt hatte, hat uns auch wirklich ein recht lebendiges, farbenreiches und anziehendes Bild des trefflichen Poeten und verdienstvollen Forschers der Volkspoesie gegeben, das uns den seltsamen Mann liebgewinnen und achten lehrt und namentlich nach der psychologischen Seite von höchstem Interesse ist. Daß der Verfasser auf streng konfessionellem Standpunkte steht, versteht sich von selbst, ebenso daß wir dieß bei der Lektüre des Buchs nicht außer Acht lassen dürfen. Das fesselnde Buch erschien zu Köln bei Bachem.

— **Von den „Städtebildern" von Fritz Wernick ist jetzt der erste** Band der neuen Folge (Leipzig, Schloemp) erschienen. Der Autor besitzt ein ungewöhnliches Talent, die Physiognomieen der großen Städte anschaulich zu fixiren. Hier erhalten wir in Bildern Konstantinopel (1871), Athen (1873), St. Petersburg (1872), Moskau (1872), Warschau (1872), Alles Mittelpunkte, die jetzt besonders interessant sind. Wernick ist ein Maler mit der Feder, ihm steht eine reiche Farbengebung zu Gebote, er ist aber auch ein Menschenkenner, ein feiner Beobachter der Nationalitäten und versteht vor Allem die Stimmung herauszuarbeiten, welche die verschiedenen Städte in uns hervorrufen. Städtecharaktere hätte der Autor, wenn er anspruchsvoller auftreten wollte, diese Reisebilder nennen können, denn es sind nicht nur Augenblicksphotographieen, sondern sorgfältig ausgeführte und oft sehr in die Tiefe gehende Gemälde, die er uns hier in dem elegant ausgestatteten Bande darbietet.

— **„Die Votivkirche in Wien", welche ein Denkmal der Errettung** Kaiser Franz Joseph's von Oesterreich aus Lebensgefahr sein soll und bei der Jubelfeier der Vermählung des Kaiserpaares am 24. April d. J. eingeweiht wurde, ist vom Baukomite zum Gegenstand eines Prachtwerks gemacht worden, das im Verlag von R. v. Waldheim erschien. Das überreich ausgestattete Werk gibt uns eine von Dr. Moriz Thausing, dem Biographen Dürer's, verfaßte Geschichte und Beschreibung dieses herrlichen Bauwerks, in dem sich der Baumeister, Heinrich Ferstel, ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Diese meisterhafte Arbeit Thausing's, welche bis in's minutiöseste Detail eingeht, glänzt von den herrlichsten Arbeiten der vervielfältigenden Kunst, des Kupferstichs, der Radirung, des farbigen und schwarzen Holzschnitts, welche theils zum Schmuck, theils zur Veranschaulichung, theils zur Orientirung dienen und alle mit gleich großer Sorgfalt, wenn auch in dem fast unglaublich kurzen Zeitraum von drei Monaten, hergestellt sind und der artistischen Anstalt von R. v. Waldheim alle Ehre machen. Das schöne Werk gibt von der Baukunst wie von allen Zweigen der vervielfältigenden Kunst unserer Tage ein sprechendes, glänzendes Zeugniß für künftige Zeiten.

— **Berthold Auerbach arbeitet gegenwärtig an seinen Memoiren.**

— **Dem Vernehmen nach soll schon vom nächsten Semester an** eine „Allgemeine deutsche Studentenzeitung" erscheinen, deren Redaktion Dr. Max Baumgart übernehmen wird. Die Zeitung soll ausschließlich studentischen Kreisen und Interessen dienen und das Gebiet der Politik nur insoweit berühren werden, als darin die wichtigsten politischen Tagesneuigkeiten ohne weitere Besprechung Aufnahme finden werden. Im Anschluß daran ist, falls das Unternehmen von dem zu seiner Durchführung nöthigen Erfolge begleitet ist, ein kleines humoristisches Blatt in Aussicht genommen, das wöchentlich einmal erscheinen soll.

— **Stromberg's neuestes literarisches Unternehmen betitelt sich:** „Das kleine Blatt", das auf einen großen Massenabsatz berechnet ist, da es nur 5 Pfennig kostet und auf den Straßen verkauft werden soll.

— **Die von Georg Hiltl im Jahre 1875 begründete Berliner** Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde: „Der Bär", wird vom 1. Oktober 1879 wochentlich erscheinen, bisher vierzehntäglich, und die Redaktion hat der bekannte Schriftsteller Emil Dominick übernommen. Der Verlag ist der alte, Nicolai'sche Buchhandlung (R. Stricker). Die Zeitschrift, geschmackvoll illustrirt, wird das gesammte geistige Leben der Hauptstadt und der Mark Brandenburg, das gewesene und das gegenwärtige, berühren, und dürfte ganz besonders in der Fremde lebenden Berlinern als eine speziell Berlinische Zeitschrift zu empfehlen sein. Der Preis von 2 Mark pro Quartal ist ein mäßiger.

Bildende Künste.

— **Das neue Berner Kunstmuseum wurde am 9. August eröffnet.** Bern verdankt diese Kunststätte dem Vermächtniß des Architekten Hebler.

— **Die Münchener Kunstausstellung ist um fünf Millionen Mark** bei verschiedenen Gesellschaften versichert.

— **In Innsbruck fand eine tyrolische Kunstausstellung statt, welche** ein ziemlich vollständiges Bild der tyrolischen Kunstentwickelung gab und 700 Kunstwerke umfaßte, darunter 500 Bilder, in welchen die Meister der ältesten bis neuesten Zeit vertreten waren.

— **Die Verbindung für historische Kunst in Deutschland, deren** derzeitiger Vorstand der Schulrath Loff zu Langensalza ist, hielt ihre dießjährige Hauptversammlung vom 28. bis 30. August in München ab, zu welchem Zwecke der Ausschuß des Kunstvereins seine Geschäftsräumlichkeiten bereitwilligst eingeräumt. In der permanenten Ausstellung des Kunstvereins findet zur Zeit eine permanente Sonderausstellung statt, nämlich von Kunstwerken, welche auf öffentliche Einladung durch die Vorstandschaft jenes obengenannten Vereins deutsche Künstler aus den verschiedensten Gegenden eingesendet haben, um sie gelegentlich der Hauptversammlung ihm zum Ankaufe anzubieten. Es sind etliche dreißig Nummern, denen man einen eigenen Salon eingeräumt hat. Sie bestehen theils aus Oelgemälden, meist ganz vollendet, einige auch noch nicht vollendet, dann aus Skizzen, endlich verschiedenen Zeichnungen. Die Künstler, welche sich durch Einsendungen ihrer Arbeiten um Ankauf derselben beworben haben, sind folgende: aus München Albrecht Adamo, R. Wendemann, Alfred Bodenmüller, Friedr. Bodenmüller, Friedr. Keller, Ludwig v. Langenmantel, Akademieprofessor Wilhelm Lindenschmit, Wilhelm Rögge, Wilhelm Trübner und Georg Urlaub. Von außerhalb Münchens haben Arbeiten eingesendet: C. Ehrenberg (Dresden), Karl Geiger (Wien), M. Görlich (Brünn), J. Hammel (Frankfurt a. M.), W. Hart (Münster), A. v. Hayden (Berlin), H. Knackfuß (Düsseldorf), Noak (Darmstadt), L. Paul (Berlin), Karl Rampendahl (Frankfurt a. M.), endlich Räuber (Wien).

— **Ein Monat der internationalen Münchener Kunstausstellung** ist nun vorüber; in dieser Zeit wurden über 50,000 Tageskarten gelöst; zur Zeit kann man den täglichen Besuch auf 2000 bis 2400 Personen veranschlagen, am Sonntag den 17. August erreichte die Anzahl der Besucher die Zahl von 3100 Billeten. An Saisonkarten wurden 19 000 Mark vereinnahmt, und zwar für 1816 Abnehmer zu 8.12 und 15 Mark, d. h. für einen Monat, zwei Monate und die ganze Dauer der Ausstellung.

— **C. v. Piloty's neuestes Werk: „Letzter Gang der Girondisten",** geht seiner Vollendung entgegen und wird im September durch die Kunsthandlung Wimmer & Comp. in München ausgestellt. — Leubach arbeitet eben an einem lebensgroßen Porträt des Herzogs Georg II. von Sachsen-Meiningen, wozu ihm der Herzog dieser Tage saß. — Nachdem in den letzten zwei Jahren unter den Arkaden des königlichen Hofgartens die bekannten italienischen Landschaften von C. Rottmann restaurirt worden, kommen nun die weiter oben befindlichen, an die Residenz anstoßenden und der Restaurirung noch mehr bedürftigen historischen Fresken unter den Pinsel; der Anfang ist bereits mit der Bavaria und ihrem Löwen gemacht, die zur Zeit durch einen Bretterverschlag den profanen Augen entrückt ist; ihr zunächst werden die beiden Jugendarbeiten Kaulbach's: „Flußgott Danubius" und „Flußgöttin Tharia" in Angriff genommen.

Bühne.

— **Die Intendanz der vereinigten Stadttheater zu Frankfurt** a. M. setzt vier Preise aus, und zwar für 1) ein Trauerspiel, 2) eine Oper, 3) ein Schauspiel, 4) ein Lustspiel. Jedes dieser Werke muß einen Theaterabend ausfüllen und darf noch nicht aufgeführt sein. Der Komponist hat für Beschaffung eines — nach seiner Wahl ernsten oder heiteren — Librettos zu sorgen. Die Intendanz setzt jeden der vier Preise auf 1500 Mark fest, gewährt jedoch angesichts dieser bescheidenen Summen die ungewöhnlich hohe Tantième von fünfzehn Prozent der Bruttoeinnahmen. Mehr als sonst bei Preisausschreibungen wird in diesem Falle das Publikum zum Mitrichter gemacht, denn es vergibt nicht nur den äußeren Erfolg, sondern auch einen großen Theil des materiellen Preises, da nur ein vom allgemeinen Beifalle getragenes Werk sich des Vortheiles der hoch bemessenen Tantième andauernd erfreuen kann. Die rezitirenden Werke können bis 1. Februar 1880, die musikalischen bis 1. August 1880 eingereicht werden. Die Entscheidung über Trauer-, Schau- und Lustspiel wird am 15. Februar 1880 veröffentlicht, jene über die Oper am 15. August 1880. Die rezitirenden Werke gelangen zwischen 15. März und 1. Mai 1880 in rascher Aufeinanderfolge zur Aufführung, die Oper wird nach Möglichkeit zu Ende des Jahres 1880 oder zu Beginn des Jahres 1881 in Szene gehen. Die Stücke sind an die Frankfurter Intendanz zu richten.

— **Das Münchener Hoftheater hat jetzt eines der des Preises** würdig erklärten Stücke gegeben, nämlich Jordan's Schauspiel: „Sein Zwillingsbruder". Man bezeichnet es als ein feines, vornehmes, edles Schauspiel in Versen aus der Zeit der Troubadours, das nur an etwas zu dürftiger Handlung leide.

— **Im Frankfurter Stadttheater wurde als zweite Schauspiel**novität für die dortige Bühne Klapp's Lustspiel: „Güldenstern und Rosenkranz" gegeben. Das Stück hatte auch dort eine heitere und anregende Wirkung und wird voraussichtlich seine Anziehungskraft bewähren. Eigenthümlicherweise gefiel der erste Akt des Lustspiels, der beste, am wenigsten. Auch am Hoftheater in Stuttgart bildete es eine der ersten Novitäten und hat angesprochen.

— **Die vieraktige Oper: „Pierre Robin" von Oskar Bolck ist** am Leipziger Stadttheater mit großem Beifall in Szene gegangen.

Erfindungen.

— **Eine Einrichtung, die ein größeres Interesse beansprucht, hat** das Karlsruher Hoftheater eingeführt. Es ist dieß das „Berieselungssystem" des Fabrikanten Hang in Augsburg; neun starke Röhren, die sich über den Soffiten der Bühne hinziehen, gießen im Nu einen wahren Platzregen auf die betreffende Brandstelle der Bühne. Und sollte die ganze Bühne in Brand gerathen, so hält der Regen 15 Minuten an, bevor eine neue Wasserzufuhr nöthig ist.

Industrie und Verkehr.

— **Die internationale Ausstellung in Sidney beginnt am** 17. September.

— **Das Panamaprojekt scheint nicht das rechte Vertrauen zu** erwecken. Die Subskription ergab keine günstigen Resultate.

— **Von Rostock wird eine Eisenbahn über Doberan nach Heiligen**damm und Wismar erbaut.

— **Die Bahn von Bischofswerda nach Niederneukirch und die** thüringische Bahn Dorndorf-Bacha sind im August eröffnet worden.

— **Von derselben Seite, welche im Jahre 1861 die Konzession** zum Bau des kürzlich vollendeten Nordseekanals erwarb, ist an die holländische Regierung die Anfrage um eine Konzession gerichtet worden, welche den Bau eines Schifffahrtskanals von Amsterdam (gleichsam in gerader Fortsetzung des Nordseekanals) nach dem Rheine zum Zweck hat. Bekanntlich ist das Projekt nicht neu. Als Ziel schwebt bei diesem Projekt vor, nach möglichster Ermäßigung oder gänzlicher Abschaffung aller Schifffahrtsbesteuerungen auf diesem wie auf dem Nordseekanal die niederländischen Kolonialprodukte in direkte Konkurrenz mit dem Angebote der Hansastädte bei dem größten Konsumenten, Deutschland, zu bringen, und durch diesen direkten Seeverkehr den Handel Hollands und speziell Amsterdams neu zu beleben.

— **Von Baku ist eine Eisenbahn nach Tiflis in Angriff genom**men und soll in 3½ Jahren fertig werden.

Feste und Versammlungen.

— **Die elfte Jahresversammlung des Vereins für Geschichte des** Bodensees versammelt sich am 14. und 15. September in Arbon.

— **Der Kongreß der Deutschen Gärtnervereine, welcher in Kassel** tagte, wird nächstes Jahr in Bremen stattfinden.

— **Die Generalversammlung homöopathischer Aerzte Deutsch**lands fand in Hannover statt. Der Hauptsitz des Vereins bleibt nach den Beschlüssen in Leipzig, wo ein homöopathischer Spital gegründet werden soll. Das Direktorium wurde mit einem Protest gegen die elektrohomöopathischen Heilmittel des Grafen Mattei beauftragt, weil diese weder den Namen homöopathischer Mittel verdienen, noch überhaupt das Geheimmittelwesen mit der Homöopathie in Verbindung gebracht werden dürfe.

— **Die internationale Spezialausstellung für landwirthschaft**liche Industrie in Prag, mit welcher eine Obst- und Weinausstellung verbunden ist, soll vom 27. September bis 5. Oktober dauern.

Denkmäler.

— **Am 18. August ist in Darmstadt das „Landesdenkmal" ent**hüllt worden. Dasselbe steht nach dem ursprünglichen Modell und ohne die Reliefs auf dem Postament. Das Relief auf der Vorderseite zeigt den Großherzog, dem Kaiser Wilhelm, damaligen König von Preußen, auf dem Schlachtfeld von Gravelotte begegnend. Auf der Rückseite ist die Erstürmung des Schlosses Chambord dargestellt. Die rechte und linke Seite des Postaments enthalten über dem Bild des eisernen Kreuzes die Namen der Schlachten, in denen die hessischen Truppen mitgekämpft haben. Die Widmung auf der Vorderseite lautet: „Seinen heldenmüthigen Kriegern das dankbare Vaterland 1870—1871". — Das Postament des vom Bildhauer Herzig in Dresden entworfenen Kriegerdenkmals ist in der Granitschleiferei von Kessel & Röhl in Berlin gefertigt worden.

— **Am 17. August wurde in Renchen das Denkmal für Hanns** Jakob Christoffel v. Grimmelshausen enthüllt. Die Festrede hielt Professor Erich Schmidt aus Straßburg. Derselbe schilderte die Zeit des dreißigjährigen Krieges, in der Grimmelshausen lebte, und die Verdienste, die Letzterer sich um die deutsche Literatur erworben hat, indem er der Erste war, der die deutsche Sprache wieder ohne Beimischung fremden Idioms und fremden Wesens zur Geltung brachte. Am Schlusse seiner Rede, bei dem auf den größten Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, den Schöpfer des ersten deutschen Volksromans, Hanns Jakob Christoph v. Grimmelshausen, ausgebrachten Hoch, fiel die Hülle des Monuments. Dasselbe, von dem Bildhauer Breunig in Rastatt entworfen und verfertigt, ist ein 21 Fuß hoher Obelisk aus feinem blaurothem Sandstein. An der Vorderseite befindet sich, oberhalb des Piedestals, ein von einem Eichenkranze umgebener Palmenzweig in erhabener Arbeit. Die vier Seiten des Piedestals sind mit Inschriften in Gold versehen. Die Vorderseite zeigt unter dem Eichenkranz die Worte: „Hanns Jakob Christoph v. Grimmelshausen, dem größten deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, Schultheiß zu Renchen den 17. August 1676, auf seiner Ruhestätte zum Gedächtniß errichtet am 17. August 1879". Die rückwärtige Seite trägt die Bezeichnung der bedeutendsten Schriften Grimmelshausen's: Simplicissimus, Courasche, Springinsfeld, Das wunderliche Vogelnest. Die linke und rechte Seite des Monuments tragen poetische Inschriften.

— **Das Denkmal des verstorbenen Oberpräsidenten von Schlesien,** Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, ist am 2. September zu Landeshut in Schlesien enthüllt worden.

— **In Wöbbelin fand die Enthüllung der Büste Theodor Körner's** unter entsprechenden Feierlichkeiten statt. Pastor Daneel hielt die Weiherede.

Gestorben.

— Graf K. Georg Sievers, Archäolog, Anf. August, in Wenden (Livland).

— F. H. E. L. Scheffer, vorm. kurhess. Minister, am 9. August, zu Engelbach.

— C. B. Rimestad, Chefredakteur des „Tagstelegraphen", Begründer antisozialistischer Arbeitervereine, 64 Jahre alt, am 11. August, in Kopenhagen.

— Joh. Ritter von Ganahl, Oberst und Vorstand des Militär.-geogr. Instituts in Mödling bei Wien, 61 Jahre alt, am 12. August.

— Geheimerath F. A. Eichmann, vorm. k. preußischer Staatsminister, 86 Jahre alt, am 14. August, in Berlin.

— M. Maclear, Astronom, früher Direktor des Observatoriums am Kap, Mitte August, in London.

— W. Moll, Professor der Theologie und theologischer Schriftsteller, Mitte August, in Amsterdam.

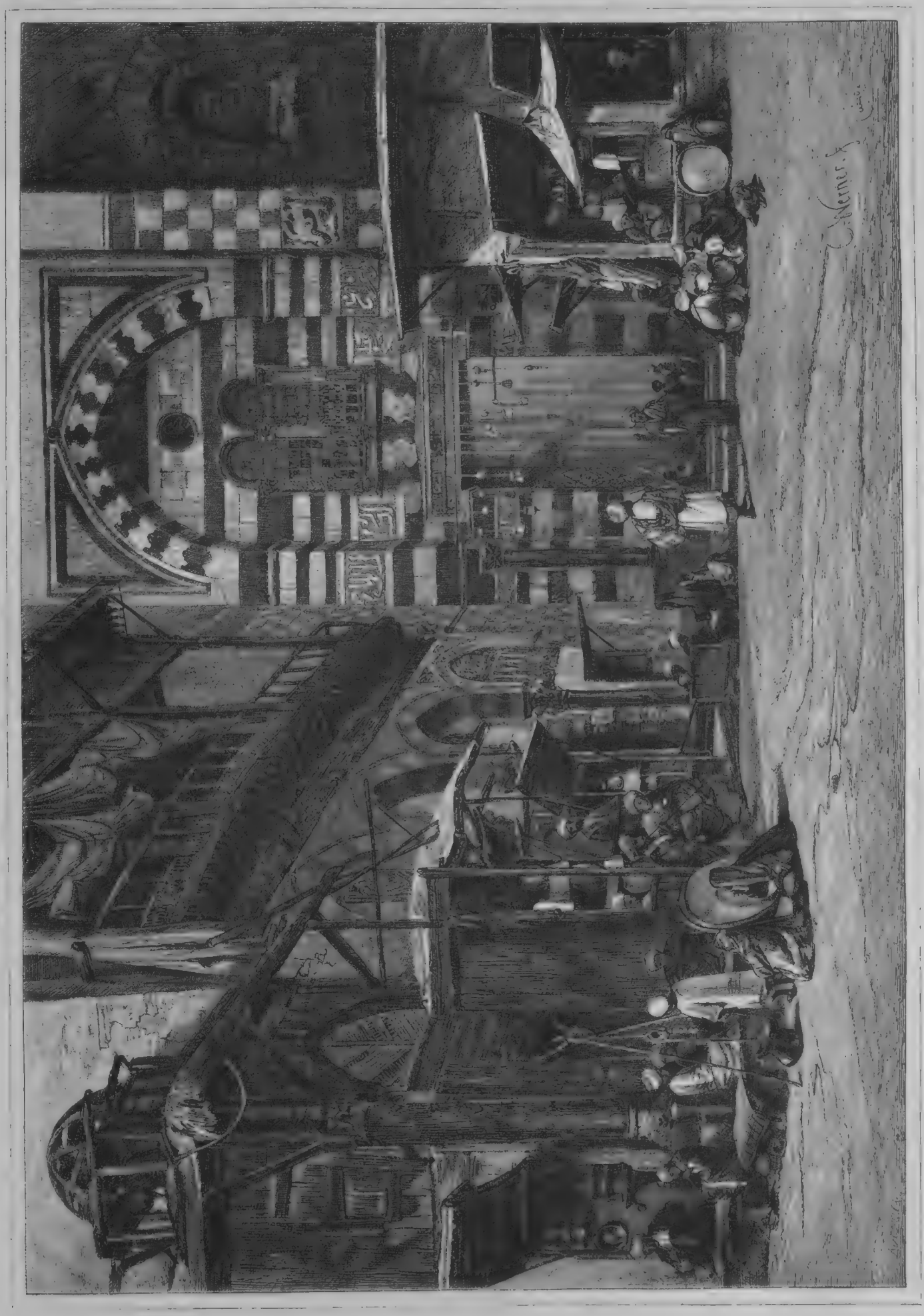
— Historienmaler Ludwig Vogel, der Rektor der deutschen Kunst, 91 Jahre alt, am 20. August, in Zürich.

— Dr. Gottlieb Weis, Redakteur der Breslauer Zeitung, am 22. August, in Breslau.

— Theodor v. Montpellier, Bischof von Lüttich, 72 Jahre alt, am 24. August, in Lüttich.

— Sir Rowland Hill, der Begründer des Pennypostsystems, 84 Jahre alt, am 28. August, in London.

Auf dem See. Gemälde von C. Brochat. Nach einem Stich im Verlag von Goupil & Comp. in Berlin. (S. 986.)



Das Thor des Moristan des Kalaûn in Kairo. Nach einer Aquarelle von Professor E. Werner. (S. 986.)

Auf Waldwegen.

Novelle

von

August Becker.

(Fortsetzung.)

4. Kriegen und Siegen.

Von den erschütternden Vorgängen, welche die Reise der Familie Schmidt durch den Thüringerwald in so aufregender Weise unterbrachen, war eigentlich nur wenig ruchbar geworden. Ich selbst hatte nur ganz Oberflächliches, Unbestimmtes darüber vernommen, als einmal zufällig in meiner Gegenwart dieser Vorgänge Erwähnung geschah.

Da ich nicht neugierig bin, hatte ich mich damals nicht näher darnach erkundigt. Was man mir nicht unmittelbar mittheilt, will ich nicht wissen, weil ich denke: entweder setzt man keine Theilnahme bei mir voraus, oder will mich nicht einweihen. Ohnehin kannte ich das ängstliche Bestreben in solchen Gegenden, in welche die reisende Welt viel Geld trägt, unliebsame Vorkommnisse, deren Bekanntwerden auf den Fremdenbesuch drücken könnte, nicht unter die Leute kommen zu lassen. Doch glaube ich beiläufig wieder einmal gehört zu haben, daß die Gerichte sich noch mit der Angelegenheit zu befassen hatten.

Meine Theilnahme war nun auch durchaus nicht so rege gemacht, um nähere Erkundigungen einzuziehen, bei welchen ich ohnehin vielleicht nur geringes Entgegenkommen gefunden hätte. Ich hatte gar keinen Trieb, das über die Angelegenheit verbreitete Dunkel zu durchdringen, da mir diese selbst, wie die mithandelnden Personen damals noch gleichgültig waren.

Einmal fragte ich zwar der Sache gelegentlich in Wilhelmsthal nach. Allein entweder erinnerte man sich ihrer nicht gerne, oder sie war den Leuten wirklich aus dem Gedächtniß geschwunden. Zudem verfloß gerade längere Zeit, daß ich nicht mehr auf die „hohe Sonne“ gekommen war. Eingetretenes schlechtes Wetter, das den Winter einleitete, verregnete mir jeden Mittwochnachmittag in einer Weise, daß Fanatismus dazu gehörte, den Weg auf den Rennsteig, zum Wirthshaus auf dem Kamm des Gebirgs, dennoch zu machen. Und als ich, endlich einmal wieder hinangestiegen, jener Vorfälle gelegentlich gedachte, wollte man sich ihrer kaum mehr oder nicht genau entsinnen; jedenfalls, so hieß es, habe die Sache nicht viel auf sich gehabt, sei mehr blinder Lärm gewesen.

Nun wußte ich aus eigener Erfahrung, daß in der That die Umgebung Eisenachs eine der sichersten in Thüringen war. Ungezogenheiten sind zwar nicht selten und besonders an „gebildeten Biertischen“ nicht ganz ausgeschlossen; auch haben die niederen Klassen über Manches ihre wunderlichen Begriffe, zeigen sich jedoch im Ganzen artig und jeder Gewaltsamkeit abhold, das Landvolk gutmüthig. In der Reihe von Jahren meines Eisenacher Aufenthaltes hatte ich niemals von irgend einer jener blutigen Unthaten gehört, welche in anderen Theilen Thüringens nicht zu selten vorkommen. Daß ein Vorfall, wie der in den vorigen Kapiteln mitgetheilte, dennoch kein Aufsehen erregt hatte und nicht in die Oeffentlichkeit drang, mußte also seinen guten und besonderen Grund haben. Aber welchen?

Auffallen konnte mir nicht, daß der Eselstand vor dem Wirthshause „zur hohen Sonne“ leer war, da die schlechte Jahreszeit dem edlen Gewerbe ein Ende bereitet hatte. Und als ich mich einmal gelegentlich bei dem neuen Wirth — denn unterdessen hatte ein Pachtwechsel stattgefunden — nach dem früheren Eselhalter erkundigte, lautete die Antwort:

„Ist nicht mehr da, kommt auch nicht wieder.“

„Warum?“

„Halte selbst Esel.“

„Und die Geschichte?“ fragte ich jetzt, gespannt auf Enthüllungen, da der neue Wirth keine Rücksichten auf frühere Verhältnisse zu nehmen brauchte.

„Welche Geschichte?“

„Mit seinem Bruder und dem fremden jungen Mädchen?“

„Weiß kein Wort davon. Es wird wohl nichts daran gewesen sein, und wenn mir recht ist, hat er gar keinen Bruder gehabt.“

Das war Alles, was ich herauszubringen vermochte. Es genügte aber, meine ohnehin nicht besondere Theilnahme für die dunkle Angelegenheit völlig zu ersticken. Ein Grund zu weiterer Nachfrage lag für mich nicht vor, Niemand sprach mehr über die Sache; sie entschwand meinem Gedächtniß: ich hatte ihrer vergessen.

Meine Lieblingszeit, der Herbst, der mich zumeist hinaus in die Berge lockt, war darüber hingegangen, Eine milde Mahnung an die Vergänglichkeit alles Seins lag in diesen Gängen durch die absterbende Naturpracht, zugleich aber auch der stille Trost, wie das hinsterbende Leben noch Schönheiten bieten kann, von welchem der Beginn desselben nichts weiß, und alle Früchte zur Reife bringt, wenn die Blütezeit längst vorüber.

Und nun kam der mir ebenso willkommene Winter mit seinen kurzen Tagen und langen Nächten. Jetzt versäumte ich keinen Mittwochnachmittag mehr, auf die „hohe Sonne“ zu wandern, obgleich — und oft weil — ich sicher sein konnte, keinen Bekannten oben zu treffen, während an allen übrigen Tagen sich bestimmte Gesellschaften in dem braun angerauchten Wirthsstübchen sammeln. Wie freundlich überraschte mich dann der Schnee und Duft des Waldes oben gegen den Rennsteig hin, wenn ich die Stadt in ihrem Straßenschmutz hinter mir gelassen hatte. Gleichsam in Blütenpracht wölbte sich die Buchenhalle im Silberglanz der bereiften Baumkronen über meinem einsamen Pfade durch den Bergwald. Wie kräftig hob die weiße Schneelast das satte Schwarzgrün der Fichtenfahnen hervor! Ach, solche winterliche Symptome und Stimmungen auf der Höhe des Gebirgs, oben am Rennsteig, mutheten mich mehr an, als alle Poesie des Lenzes. Der Thüringerwald bot mir dann, wenn der graue Nebel seine Bergfalten füllte und der junge Schnee seine Hänge deckte, Naturbilder, wie ich sie auch in den schottischen Hochlanden oder in Norwegens Waldthälern meinem Geschmack entsprechender nicht finden konnte. Und wenn dann der Winter seinen weißen Pelz endlich auch hinunter und über die Stadt legte, ging ich um so lieber hinauf, wo er schon längst einheimisch war.

Wieder kam ein Mittwochnachmittag. Die Sonne sah etwas bleich durch milchweißen Flor in das Thal und dessen zugefrorene Weiher. Als ich weiter, durch den Felsendurchbruch der Straße, zur großen Eiche mitten im Waldpfade hinangelangt war, fing es an zu schneien, sacht, sanft, leise, anmuthig wie ein Kindertraum vor Weihnachten. Die zarten Flöckchen legten sich wie Blütenflaum auf Hut und Mantel. Bald fiel aber der Schnee dichter in den trockenen Fichtengang herein, trieb lustig spielend, gleich Daunen von einer Windsbraut gefaßt, durch die dunklen Nadelkronen, als lasse die thüringische Frau Holle eben mit aller Macht ihr Schwanenbett über dem Gebirge schütteln. Es schneite immer lustiger, während trübe Nebelmassen über den Rennsteig und herunter in die Schlüfte des Annathals krochen.

Noch höher oben sausten die Flocken in der bläulich beginnenden Nacht so wild und verrückt um mich, stob und schnob es so heftig um den Kamm des Gebirgs, als wolle sich Himmel und Erde in Sturm und Schnee auflösen.

Der rosige Schimmer eines beleuchteten Fensters deutete jedoch an, daß die „hohe Sonne“ auch in diesem Wetter noch Gästen entgegensah. So gern ich der Natur bei den Unbilden des Winters in's duldende Antlitz schaue, war es mir doch angenehm, das gemüthliche, braun angeraucht Wirthsstübchen warm und hinterm runden Tisch das schwarzlederne Kanapee noch unbesetzt zu finden. Es ruht Poesie über demselben. Jedenfalls hatte der — damals noch geplatzte — Ueberzug trotz der Kuhhaare, mit welchen er gestopft war, mehr davon im Leibe, als der lederne Sänger des unvergleichlichen thüringischen „Volksliedes“: „Die Seele schwinget sich zum Himmel an, juchhe!! Der Leib bleibt auf dem Kanape!“

Bald dampfte denn auch eine Tasse Kaffee und darnach stand das Glas Dünnbier vor mir, auf welches sich mein Trinkbedürfniß zu beschränken pflegt. Und nun, während die Nacht schneeblau heruntersank und die Flocken prasselnd an die Fenster schlugen, trat ein junger Forstmann mit zwei schnuppernden, kläffenden Dachshunden ein, spritzte den Schnee vom Hut, sagte „Guten Abend“, hing die Büchse an den Wandnagel und meinte:

„Das ist ein Wetter! Wahrhaftig, keinen Hund sollte man draußen herumführen. Ob heute noch Jemand kommt!“

„Gewiß,“ erwiederte der freundliche Wirth. „Sie wissen ja, die Herren kommen regelmäßig Mittwoch Abend, bei jedem Wetter, und wenn's Bäckerknechte schneit.“

Da ich bereits am runden Tisch saß, nahm der Angekommene jetzt an dem kleineren mittleren Tischchen Platz. Und richtig, nun kamen die Forstleute, jeder von einem Hunde begleitet, einzeln und in Trupps, von der Nord- und Südseite des Gebirgs, von Eisenach, Wilhelmsthal, Ruhla, um sich auf der „hohen Sonne“ auch in stürmischer Winternacht am gemeinschaftlichen Tisch zu sammeln. Die Pfeifen wurden aus den Wandschränken gelangt, bald hüllte ein dichter Flor die Figuren ein, so daß man kaum mehr unterscheiden konnte, wer sprach. Allein das war auch gar nicht nöthig. Ich hatte meine Freude an ihrem kameradlich-frohen Zusammenleben, ihren lebhaften Gesprächen über Gewehre und Hunde, über die Lust der hohen Jagd des „Waldes“, eine Unterhaltung, die nur dann und wann von dem Zetergeheul ihrer vierfüßigen Begleiter unterbrochen ward, wenn ein jähzorniger Dachs allzu unbesonnen einen der großen Hirschrüden anfiel.

Man kann bei solchem Geplauder, das nicht stört, weil man es nur halb hört und kaum verfolgt, so schön seinen Gedanken nachhängen, wenn der Tabaksdampf das Zimmer und die Personen so geheimnißvoll verhüllt, daß man kaum einen der Sprecher zu unterscheiden vermag. Dieses Grau in Grau und Braun in Braun muthet an wie niederländische Malerei. Dazu raste noch immer der Schneesturm um das einsame Haus auf dem Rennsteig, als wolle er es sammt seinen Bewohnern vom Gebirgskamm hinunter rollen. Um so behaglicher das Befinden in der warmen Stube, wo eben eine Pause in der Unterhaltung eingetreten war, als plötzlich draußen an der Hausthüre heftige Schläge nacheinander von dem alterthümlichen, ehernen Klopfer erfolgten. Alle Hunde in der Stube bellten.

„Still!“ herrschte einer der Forstleute und wandte sich dann an den Wirth: „Haben Sie das Haus schon verschlossen?“

Dieser machte eine verneinende Bewegung und trat in den Flur hinaus, von wo übrigens bereits die scharrenden, trappelnden Tritte nebst all' dem Geräusch erschollen, das Neuanlangende ankündigt. Auch Stimmen wurden laut; gleich darauf trat durch die Thüre ein Herr, über und über beschneit, nebst einer Dame herein, an deren Mantel und übergeschlagener Kapuze die weißen Flocken hingen.

Solche Erscheinungen sind nun auf der „hohen Sonne“ gerade keine Seltenheit, da Eisenacher Damen sich durch den Winterschnee nicht vom Besuch der „hohen Sonne“ abhalten lassen. Dennoch würden auch die Muthigsten und Wanderlustigsten in jener Sturmnacht kaum den weiten Weg unternommen haben. Die Angelangten sahen denn auch von dem Wetter nicht wenig mitgenommen aus, besonders erschien die Dame so erschöpft und ermattet, daß sie sich kaum mehr aufrecht zu halten vermochte. Man hatte auch bei der eingetretenen Stille kaum ihren matten Gruß vernommen, während selbst das „Guten Abend“ des Begleiters zwar männlich, doch abgespannt klang. Während er nun mit Klagen und Ausrufungen über das harte, wilde, grausame Unwetter der Dame den einhüllenden Mantel lösen und ablegen half und seinen eigenen Ueberzieher an einen leeren Wandnagel hing, bemerkte ich nur, daß die Dame noch jung, ihr Antlitz bleich, allein von bezwingender Holdseligkeit war.

Sie fühlte sich so matt und erschöpft, daß sie wankte, als sie auf des Wirthes Weisung hin, von ihrem Begleiter gestützt, auf den runden Tisch zukam; zuvorkommend rückte ich zurück, um ihr den Platz in der linken Ecke des Kanapes zunächst am warmen Kachelofen zu überlassen, was sie auch mit einem schwachen, dankenden Lächeln ohne weitere Umstände annahm, während der Herr sich gegenübersetzte und ihr mit besorgtem, zärtlichem Blick in's Antlitz sah.

„Wie befindest Du Dich, mein Kind?“ fragte er. „Ist es so besser?“

„Gott sei Dank,“ seufzte sie schwach, „daß dieß überstanden ist.“

„Seien wir froh, daß wir ein Obdach gefunden haben, froh um Deinetwillen,“ bestätigte der junge Herr, dessen männliche Persönlichkeit mich sehr ansprach. „Es war ja kaum mehr auszuhalten.“

„Ja, zuletzt wurde es allzu arg!“ meinte die junge Dame mit melodischer, weicher, zum Herzen sprechender, wenn auch noch etwas matter Stimme, indem sie das schöne, blonde Haar mit den Fingern etwas ordnete, glättete und zurückstrich. „Ein förmlicher Aufruhr in der Natur. Und, horch' nur, Ernst! Ungeschwächt dauert es fort. Wie kommen wir weiter?!“ seufzte sie aus bedrücktem Gemüth.

„Wollen wir für's Erste nicht daran denken, mein

Kind," mahnte er freundlich ernst. „Wir sind hier für einige Stunden gut aufgehoben, das Weitere wird sich finden und ergeben."

Aus Eisenach, das merkte man dem Paar sofort an, waren sie nicht. Auch den Forstleuten, die unterdeß ihr Rauchen eingestellt und das Glasfenster der Thüre nach dem Hausflur geöffnet hatten, war das hübsche Paar unbekannt. Inzwischen bestellte der Herr ein Glas Glühwein und Chokolade, dann noch Thee mit Fleisch und Butterbroden, während ich einen Blick nach meiner schönen Nachbarin auf dem Kanape warf.

Es war ein ausnehmend liebes und holdes Angesicht, das sich mir da im Profil zeigte, etwas stark angegriffen von der überstandenen Strapaze einer Sturmnacht im winterlichen Bergwald, bleich, schmächtig, sogar etwas gemagert, wie es schien, aber doch von so ungemein sanftem, fast rührendem Liebreiz, daß es mich ergriff, als ich so der schönen Linie des feingebogenen Näschens, des weich gewölbten Mundes und des zarten Kinns bis zum Halse folgte, auf dem dieß anmuthvolle Köpfchen ebenso anmuthend saß.

Unterdessen war der Wirth hereingetreten, um anzudeuten, daß seine Frau Alles auf's Rascheste und Beste besorgen lasse.

„Wie weit rechnet man von hier nach Ruhla?" fragte der fremde Herr.

„Anderthalb Stunden!" war die Antwort.

„Guter Weg?"

„In der ersten Hälfte ziemlich eben, gute Straße auf dem Rennsteig. Dann freilich steigt und fällt der Weg bedeutend, wird an einer Stelle zum holperigen Steg und ist nicht leicht zu finden. Sie müßten ganz auf der Straße bleiben trotz des bedeutenden Umwegs. Allein Sie werden doch heute nicht mehr nach Ruhla wollen?" setzte er mit einem besorglichen, antheilnehmenden Blick nach der jungen Dame hinzu, während wieder der Sturm das Haus umheulte und der Schnee an die Fenster schlug.

„Wir müssen!" seufzte der Fremde.

„Das können Sie nicht."

„Ruhla ist das Ziel unserer Wanderung für heute."

„Da möchte ich Ihnen doch entschieden abrathen," entgegnete der Wirth. „Der Weg ist noch weit und ein böses Wetter draußen."

„Das haben wir empfunden!" meinte der Fremde etwas bitter, und seine Begleiterin stimmte wehmüthig, mit einem leid- und harmvollen Lächeln zu, indem sie bestätigend langsam nickte. „Allein, was bleibt uns anders übrig," fuhr der Fremde fort, „nachdem wir bei solchem Sturm unterwegs sind! Die ‚hohe Sonne' logirt nicht, soviel ich weiß."

„Allerdings für gewöhnlich nicht!" äußerte jetzt der Wirth. „Ausnahmsweise geschieht es dann und wann. Haben wir doch nur ein einziges, hiefür eingerichtetes Zimmer in der Giebelmansarde, in welchem selbst fürstliche Personen schon geschlafen haben. Es heizt sich rasch und gut und ist sehr gemüthlich."

Die Mienen des jungen Paares erheiterten sich.

„Das wäre freilich eine unerwartete Gunst unseres Geschicks!" rief der Fremde, aus großer Sorge befreit. „Nicht wahr, Kind, wir lassen das Zimmer richten und heizen, — wir bleiben."

Verschämt lächelnd gab sie ihre Billigung zu erkennen.

Als nun der zuvorkommende Wirth ging, um Fürsorge zur Aufnahme der Gäste zu treffen, ward der fremde Herr heiterer, zuversichtlicher. Die gedrückte Stimmung wich einer besseren Laune, und aus seinen, allerdings noch immer wehmüthig anklingenden, scherzhaften Aeußerungen, sowie aus den Erwiederungen der jungen Dame klang der Ton feinster Bildung. Eisenacher, das war ausgemacht, waren sie nicht, überhaupt keine Thüringer. Aber wer waren sie? Was trieb sie bei solchem Wetter, in stürmischer Winternacht, durch den Thüringerwald?

Nun hatten wir allerdings bereits vernommen, wo sie hin wollten, aber nicht, woher sie kamen, was sie in der schlechten Jahreszeit in die Berge führte und noch in der Nacht auf den Rennsteig trieb. Ich wußte nicht, was aus ihnen machen. Wie erwähnt, wies sie ihre Ausdrucksweise, ihr Gebahren, ihre ganze Haltung den feinsten Bildungskreisen zu. Allein wenn sie den besseren Ständen angehörten, wie kamen sie dazu, den Thüringerwald jetzt zu Fuß zu durchwandern, ohne Führer und Gepäck, wie sie gingen und standen?

Um kein Mißverständniß aufkommen zu lassen, will ich jedoch nicht unterlassen, zu gestehen, daß mich alle diese Fragen nicht zu sehr beschäftigten, da ich die Menschen und ihr Thun nehme, wie sie sich darstellen, und nicht nach dem Wie und Warum, nach den geheimen Beweggründen und Ursachen der Handlungen und Erscheinungen frage. So ließ ich auch hier die Gründe dahin gestellt; daß solche vorhanden sein mochten, war mir genug, ohne daß ich mich abmühte, sie zu errathen.

Wie erwähnt, hatten unterdeß die Forstleute ihr starkes Rauchen eingestellt, so daß die Stubenluft wieder etwas klarer und durchsichtiger wurde. Sie sahen manchmal nach der jungen Dame herüber, die in rührender Ergebung und Sanftmuth auf ihrem Sitze ausharrte, bald von ihrer Chokolade, bald von ihres Begleiters Glühwein schlürfte, so daß wieder Wärme in die erstarrten Glieder floß. Indem das unbekannte Paar dann nochmals auf das Wetter zu reden kam, welches noch mit derselben Wuth und Gewalt forttobte, ward auch ich allmälig in's Gespräch gezogen. Sie klagten, daß man bei dem Sturme kaum mehr fort konnte und der Schnee die Waldpfade so verweht habe, daß kein Weg noch Steg mehr zu finden und daß es fast ein Wunder sei, noch hieher gelangt zu sein. Sie seien froh, noch glücklich durchgekommen und jetzt an sicherer Stelle zu sein.

Nun sprach ich meine Verwunderung darüber aus, daß sie sich überhaupt bei solchem Wetter heraus wagten und dann nicht auf der Straße geblieben seien. Für Fremde sei es durchaus nicht gerathen, nächtlicherweile, und nun gar im Schneesturm, Bergpfaden zu folgen.

„Diese Erfahrung haben wir heute zu unserem eigenen Schaden gemacht," meinte der Herr, und Beide seufzten gleichzeitig. „Es war ein harter, saurer, gefährlicher Gang, und wir hatten zuletzt alle Mühe, nicht auch noch die Richtung zu verlieren, nachdem wir einmal aus der Schlucht heraufgeklettert waren."

Um Gottes willen, dachte ich bei mir, indem ich die zarte junge Frau ansah, — sie werden doch nicht bei solchem winternächtlichen Unwetter in die Annaschlucht gerathen sein! Wie gefährlich ein Fehltritt von den Ueberbrückungen oder den Felsenstufen ohne Geländer! Selbst für Einheimische wäre es, zumal des Nachts, ein gewagtes Unternehmen. — Vielleicht nun waren es Wintertouristen, welche von der abenteuerlichen Szenerie der eigentlichen Drachenschlucht gehört hatten, die sich im Winter vergletschert, oft völlig zugefriert, und dann monatelang auch für den Kühnsten ungangbar bleibt. So schön aber die Natur im Winterkleide sich zeigt, so stimmungsvolle Erscheinungen die beschneiten Tannen auf der Felswand, die bereifte silberne Pracht des Bergwalds bilden, so bleibt doch eine Fußreise im Winter durch ein verschneites, unwegsam gewordenes, schluchtenreiches Gebirg mit steil abstürzenden Rändern eine Liebhaberei eigener Art, besonders in Gesellschaft einer zarten jungen Frau, — ein Vordringen durch die Annaschlucht aber bis zur „hohen Sonne" bei Nacht und Schnee ein kaum zu rechtfertigendes Unternehmen.

Möglicherweise waren sie aber auch aus einer ganz anderen Richtung, in der Irre laufend, nach dem Rennsteig heraufgekommen. Ein gewisses Zartgefühl hielt mich ab, in diesem Betreff mich näher zu erkundigen, da sie bis jetzt noch nicht selbst gesagt hatten, woher sie kamen. Sie berichteten nur von den Anstrengungen, Mühsalen und Besorgnissen, die sich zuletzt zu peinlicher Verlegenheit und wirklicher Gefahr gesteigert, als sie endlich mit äußerster Vorsicht den schmalen, steilen Treppenaufstieg am jähen Rand hinauf zu finden vermocht hatten. Oben aber, wo kein Pfad mehr zu erkennen und die Richtung völlig verloren war, sei die Lage fast eine verzweifelte geworden. Endlich habe Hundegebell an ihr Ohr geklungen, wie Rettungsgeläute im Nebel. Ohne Weg und Steg zu wissen oder auf solchen zu achten, seien sie im Sturm und Schnee fort gewatet, stets dem Hundegebell nach, das sich von Zeit zu Zeit immer wieder durch den Sturm vernehmen ließ, bis sie zum Waldrand hinauf in's Freie gelangten, wo das Licht der „hohen Sonne" ihnen zum Leitstern ward.

So berichteten sie, sich gegenseitig ergänzend, indem sie in Erinnerung der überstandenen Mühsale und Gefahren sich wehmüthig liebevoll ansahen, des Ausgangs froh, dem sie das gemüthliche Obdach verdankten.

Da inzwischen der Thee hereingebracht wurde, überließ ich sie dem wohlthätigen, schwer errungenen Genuß des Abendbrods unter sicherem Dach, wobei sie sich liebreich zusprachen und gegenseitig bedienten, wie dieß bei jungen Ehegatten üblich ist. Mit einem Blick auf die nebenansitzenden Forstleute stellte der Fremde noch einige Fragen, ob der Wildstand ein bedeutender sei, ob die Hirsche bei hohem Schnee leiden und auch im Winter fürstliche Hochjagden abgehalten würden. Auch die junge Frau mit ihrem seelenvollen Lächeln erkundigte sich nach Diesem und Jenem, ob wohl im Winter viel Besuch von Eisenach in dieses gastliche, gemüthliche Wirthsstübchen käme. Sie schien es mit Theilnahme zu vernehmen, daß der Raum gar oft nicht ausreiche, da selbst Damen den Weg nicht scheuen, wenn nicht eben das Wetter so wild und ungestüm tobe, wie heute.

„Ja," meinte sie, mit einem leidvoll lächelnden Blick nach ihrem Begleiter, „uns Unglückliche mußte dieser Schneesturm überfallen, — Gott sei es geklagt! Wie hätte es uns ergehen können — horch'! wie es heult und braust! Wie leicht hätten wir stürzen, der Schnee uns in der Nacht begraben können, bis die Lenzsonne unsere Gebeine bleichte. Dann hätte man wohl auch von uns das Lied gesungen vom ‚Reif in der Frühlingsnacht', und ‚sie sind verwelket, verdorret'. Weißt Du, Ernst," fuhr sie fort, und ihre Stimme bebte trotz des Lächelns ihrer Lippen:

„Sie liefen weit in's fremde Land,
Sie hatten weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben."

Ich wandte das Antlitz ab, wollte nicht sehen lassen, wie mich diese Reminiscenz ergriff, ja erschütterte. Was bewegte mich so tief, warum erregte mir das alte Lied unwillkürlich diese Empfindungen? War es der weiche, rührende, herzanklingende Ton ihrer Stimme, der Ausdruck, den sie auf die bekannten Strophen legte von den beiden Liebenden, die sich heimlich entfernten — „es wußt's nicht Vater noch Mutter!" Oder war es der wehmüthige Blick ihres Gegenüber, welcher ihrem feucht gewordenen Auge begegnete? Genug, es betrübte mich, stimmte mich tief traurig. Stumm saß ich da. Auch das junge Paar schwieg geraume Weile, in stille, wie es schien leidvolle Gedanken versunken.

Endlich hob der Mann in herziger Weise an:

„Ich fürchte, Deine im Schnee erweichten Schuhe sind noch naß, mein Kind. Du bedarfst der Ruhe, die Augen werden Dir trübe, — der Schlaf wird Dir gut thun. Ich will Dich hinauf geleiten."

Damit erhoben sie sich mit freundlichem „Gute Nacht", nahmen ihre Ueberkleider mit und begaben sich in Begleitung des Wirths in die mittlerweile geheizte und zu ihrer Aufnahme hergerichtete Mansardenstube im Giebelraum des Hauses.

Die Frage, wer sie seien, wurde jetzt auch im Kreise der Jäger laut, die ihre Pfeifen wieder vornahmen und, um das Versäumte nachzuholen, wie Lokomotiven dampften.

„Ein reizendes Wesen!" sagte Einer. „Aber wie kann man nur mit so zartem jungem Weibchen in solcher Nacht über das Gebirg wollen!"

Ein Anderer bedeutete ihn, daß das Unwetter sie wohl auf dem Wege erst überfallen habe. Niemand wußte, ob sie von Eisenach oder von der andern Seite des Gebirgs kamen, auch ich nicht. Es waren wieder dieselben Fragen, die sich Jeder gestellt und nicht zu beantworten vermocht hatte. Der in die Wirthsstube zurückkehrende Wirth wußte ebenfalls nichts weiter, als daß ihr Ziel Ruhla; über das Woher, Wer und Was hatte er nicht einmal Vermuthungen. Daß es ein höchst anständiges Paar, hatte der Augenschein gelehrt und eine Versündigung wäre es gewesen, sie bei solchem Wetter fortzulassen: hierin stimmten Alle überein. Allein wer sie waren und woher sie kamen, was sie noch in der Nacht über das Gebirg trieb: das waren Räthsel, deren Lösung die Gesellschaft nicht fand und bald nicht weiter suchte. Das Gespräch der Forstleute hatte sich auf unheimliche Waldgänge und gefährliche Begegnungen mit Wilddieben, auf nächtliche Abenteuer und Aehnliches gelenkt, wobei stets ihre Begleiter, die treuen Jagdhunde, eine bedeutende Rolle spielten.

So mochte eine Viertelstunde verflossen sein, als der Herr, welcher in der Sturmnacht mit der schönen jungen Dame angelangt war und hier ein willkommenes Obdach gefunden hatte, wieder in das rauchige Wirthsstübchen und an seinen alten Platz trat.

„Sie gestatten," begann er, bevor er sich niederließ. „Mein Frauchen ist so gut aufgehoben, befindet sich so behaglich und vom Sturm so angenehm in Schlaf gesungen, daß sie mich selbst gebeten, sie nun ihrem glücklich gewendeten Schicksal zu überlassen und noch ein Stündchen in angenehmer Gesellschaft zu verbringen."

„Sehr schmeichelhaft, mein Herr."

„Auch muß ich gestehen," fuhr der Herr freundlich fort, „daß diese enge Kneipe die Lust in mir geweckt hat, beim Schauer einer Winternacht hier am warmen Ofen im trockenen Zimmer zu plaudern, zu rauchen und ein Glas Bier zu trinken. Ich finde das Stübchen äußerst gemüthlich, obgleich dringend zu wünschen wäre, daß dieß Wirthshaus hier auf dem Kamm des Gebirgs, wo die Straße den Rennsteig kreuzt, bei lebhaftem

(Fortsetzung Seite 994.)

Sehnsucht. Gedicht von J. v. Eichendorff. Illustrirt von Th. Hosemann.

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenklüften,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in die Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die über'm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

Ein Vormittag auf dem Gerüst.

Nach Skizzen von **Max Scholtz**.

Der Maurer auf der Rüstung steht:
„Ach Jott, wie faul die Zeit verjeht,
Wie bin ick doch so mud' und matt,
Ach Jott, dat Leben hätt' ich satt!"

„Du, Anton, jib mich eene Prise,
Ick liebe keene so als diese,
Ach, wenn mich noch die Prise wär',
Des Leben war' nochmal so schwer."

„Hätt' ick die Pfeife bald verjessen!
Doch halt, vom Arbeetsjeist besessen,
Man is schon mal so'n Droschkenpferd,
Doch nu zur Arbeit frisch jekehrt."

Pink, pink. „Man hat schon seine Noth,
Dieweil man pinkt sich halb zu Dod.
Denn immer will der Schwamm nich fangen,
Und drüber is die Zeit vergangen."

Pink, pink. — „Aha, nun brennt er auch,
Ach Jott, wie herrlich riecht der Rauch!
Ja, wenn man nich sein Pfeifken hatt',
Man lag' längst uff dem Sterbebett."

„Doch, Fritze, nu man frisch druff los,
Die Arbeet is ja doch dein Loos;
Potz fakeloot, da hat man's ja,
Schon wieder is keen Kalch mich da!"

„Kalch! Kalch'! — He, Anton, eenen Schluck,
Du hast ja für uns Zwee jenug,
Und is er aus, kommt's wat druff an,
Ick wend' ooch noch en Sechser dran."

„Ach Jott, wenn nich die Flasche wär',
Das wäre wirklich een Malör! —
Doch so — nu is der Kalch ooch da,
Nu an die Arbeet mit Hurrah!"

„Wat Deibel, schlägt denn des schon Zwölf?
Wahrhaftig, Fritze, na, Jott helf;
Na, Anton, laß man unterdessen,
Die Mutter kommt schon mit des Essen."

Touristenverkehr mehr Raum für Fremde hätte, die gerne länger verweilen. Gerade die enge Begrenzung durch den Wald wirkt beruhigend, und eine frühe Morgenstunde hier oben muß genußreich sein. Die Lage des Ortes gefällt mir; hier möchte ich einmal bei genügendem Raum die Sommerfrische genießen."

„Andere auch," erwiederte ich jetzt. „Sind Sie zum ersten Mal hier, mein Herr?"

„Nein. Ich kannte die Gegend bereits, jedoch im Sommerkleide, so daß ich sie im Wintermantel kaum wieder erkannte. Wenn das Laubdach oben grüngolden schimmert und die Felsenpfade offen liegen im Schmucke ihrer Farrenwedel und Moosteppiche — da kann man sich auch ohne Noth und Gefahr einmal verirren. Heute Nacht ist das 'was Anderes. Es wurde mir um meines armen Weibchens willen nachgerade bang, als mich in Sturmnacht und Schneewehe noch die Orientirungsgabe verließ, so daß das Hundegebell noch gerade rechtzeitig sich vernehmen ließ."

„Die Sorge würde mich in ähnlichem Falle fast überwältigt haben."

„Nun ja, jedoch ist es überstanden," fuhr der Fremde fort. „Ob überstandenem Ungemach soll man nicht klagen – ist eine ganz gewöhnliche, aber auch richtige Regel der Volksweisheit. — Hat übrigens nicht der Besitz des Hauses gewechselt?"

„Ein neuer Pächter, mein Herr. Das Haus gehört dem Fiskus."

„Gestatten Sie mir doch eine seltsame Frage," fing der Fremde wieder an. „Hat der Eselstreiber noch seinen Stand hier?"

Dieß konnte ich verneinen, der Wirth hatte selbst Reitthiere, und es scheine mit Jenem einmal etwas vorgekommen zu sein.

„Ganz richtig!" bemerkte der Fremde. „Ich habe davon gehört, da ich mich gleichzeitig in der Gegend befand und die Familie, welcher der Vorfall begegnete, genauer kennen lernte."

„Ei, Sie kannten die Familie Schmidt?" fragte ich, indem nun plötzlich meine Neugierde sich regte, als ich so unerwartet an Halbvergessenes erinnert wurde. „Und so war doch etwas an jenem Vorgang?"

„O gewiß. Es ist merkwürdig genug und blieb sowohl für die ganze Reise als für die Angehörigen und Betheiligten entscheidend!" sagte der Fremde, indem er eine Cigarre seinem Etui entnahm und den Wirth um ein Glas Bier bat.

„Das ist mir nun allerdings interessant," erwiederte ich. „So käme mir ja der Aufschluß über die dunkle Geschichte auf völlig unerwartete Weise, — das heißt, wenn Sie die Güte haben wollten, mein Herr, mir den Aufschluß zu geben."

„So weit ich's vermag, mit Vergnügen!" sagte er. „Allein, entschuldigen Sie, mein Herr, wieviel ist Ihnen denn selbst von dem Ereigniß bereits bekannt?"

„Nur wenig. Ich habe nur dunkel und oberflächlich darüber reden hören, daß ein Fräulein Schmidt — so, glaube ich, hieß die junge Dame — bei einem Spazierritt mit ihren Anverwandten und ihrem Verlobten nach dem nahen Hirschstein plötzlich verschwunden und sammt Esel und Führer nicht mehr zum Vorschein gekommen sei. Die allgemeine Annahme war, daß ihr ein Unglück widerfahren sei, ob durch menschliche Gewalt oder durch einen unglücklichen Zufall, blieb dahingestellt. Näheres weiß ich nicht, da man das Aufsehen wie es scheint vermeiden wollte. Da man auf keine Spur traf, so blieb nichts übrig, wenn ich mich noch recht entsinne, als einen Sturz in die Tiefe anzunehmen, in welche der Hirschstein nach der Südostseite hin seinen Fuß setzt, und dieß erschien aus dem Grunde wahrscheinlich, weil sie so urplötzlich, da ihre Gesellschaft kaum für einen Augenblick den Rücken gewandt hatte, verschwunden war."

„Also, man nahm an, daß sie sich in einem unbewachten Augenblick selbst mit ihrem Esel und Treiber in den Abgrund gestürzt habe."

„Allerdings unwahrscheinlich," erwiederte ich, indem mich sein Lächeln etwas verwirrte. „Aber doch immerhin möglich, daß die Wucht des Esels den Treiber mit über den Rand riß."

„Und dieß Alles ohne irgend welche Spur des Sturzes, ohne ein Geräusch, ohne Angstschrei?" fragte der Fremde, mich eigenthümlich anblickend. „Sollte man denn nicht auf den Gedanken gekommen sein, im Buchengrund am Fuße des Felsens nachzusuchen?"

„Wahrscheinlich doch, nur kann ich mich dessen nicht entsinnen. Jedenfalls aber hat man nichts gefunden, sonst wäre die Sache gewiß ruchbar geworden."

„Der Ansicht bin ich auch!" versetzte der fremde Herr ruhig, indem er an seiner Cigarre sog, ohne sich bis jetzt die Zeit genommen zu haben, sie anzuzünden. „Die Sache," fuhr er dann bedächtig fort, „die Sache hat übrigens einen anderen Verlauf und eine andere, sehr merkwürdige Wendung genommen. Ich erwähnte bereits, daß ich die Familie kenne und über die Angelegenheit ziemlich genau unterrichtet bin!" fuhr er fort, indem er einen Trunk aus seinem Bierglase that. „Wenn es Ihnen Vergnügen machen sollte, den Verlauf jener Begebenheit, durch welche die Thüringer Reise der Familie Schmidt plötzlich unterbrochen wurde, etwas ausführlicher kennen zu lernen, so bin ich gern zur Auskunft bereit."

Ich unterließ nicht, ihn zum Voraus meines Dankes und meiner Theilnahme zu versichern und hing gespannt an seiner Miene, als er sich jetzt erst seine Cigarre anzündete, mehrmals nacheinander den Dampf von sich blies und dann etwa eine halbe Minute schweigend verharrte, als habe er seine Gedanken zu sammeln oder horche auf die ungeheuerlichen Stimmen des noch immer forttobenden Sturmes und auf das Geplauder der Forstleute, die sich nicht weiter um uns kümmerten. —

(Fortsetzung folgt.)

Von Haydn bis Liszt.

Skizzen aus der neueren Musikgeschichte

von

Ludwig Rohl.

5. Die moderne Epoche (1840—1870).

(Schluß.)

Unterdessen hatte sich, so skizziren wir die inhaltreiche moderne Epoche weiter, in den vierziger Jahren der vielgewanderte „Zauberer aus Ungarland", Franz Liszt, in dem kleinen Weimar, das aber nicht lange zuvor noch Deutschlands Athen gebildet, dauernd niedergelassen und bereitete dort eine neue Blüte der speziellen musikalischen Kunst vor. Souveräne Beherrschung alles Technischen lautete die Devise, aber lediglich zum Ausdruck eines Geistigen und Lebendigen! Es entstand zunächst die glänzende Virtuosen- und Dirigentenschule, die uns heute den Genuß der Kunstwerke aller Style und Zeiten so getreu wie die Photographie den der bildenden Kunst vermittelt. Zahlreich besuchte Konservatorien der Musik waren die Folge davon, und wo Liszt selbst die Aegide hat, wie in Weimar, Stuttgart und Pest, können die besten Wirkungen für das Allgemeine nicht fehlen. Er für sein Theil nahm nun weiter auch auf dem monumentaleren Gebiete der Orchesterkomposition vor, was bisher vorzugsweise auf dem des Klaviers geschehen war: es entstand damals in Weimar jene Zwölfzahl von „Symphonischen Dichtungen", welche die Beethoven'sche Symphonieform organisch weiter entwickelt haben. Der poetische Gedanke, der charakteristische Lebensvorgang, so wie er sich in Hebung und Senkung seiner Bewegung, in scharfen Kontrasten wie in Beethoven's „Coriolan"-Ouvertüre deutlich kenntlich darlegt, wird reguläre Norm für die Gestaltung des Kunstwerks. Der historische oder psychologische Vorwurf dieser Dichtungen ist seinem äußeren Bestande nach gleich den heiligen oder profanen Gegenständen der alten Malerei Jedermann bekannt, und die Musik enthüllt uns nun in sicher ergreifenden Zügen sozusagen seinen inneren Bestand, seine Seele. Da sind die „Bergsymphonie", „Tasso", „Dante", „Hunnenschlacht", „Hungaria" und wie diese ganz eigenartigen Monumentalgebilde heißen, in denen stylvolle Einheit, freie Bewegung der dichterischen Anschauung, deutliche Zeichnung, plastische Ausprägung sich mit Energie, Größe und Schwung zu einem neuen epochemachenden Schaffen paaren, eine kühne, aber durchaus organische Fortbildung des lebendig poetischen Keims, der von der alten Suite bis zu Beethoven's Symphonie in der Sonatenform selbst lag.

Aber auch auf einem ganz anderen und nach seiner eigentlichen Art lange Zeit nicht bebauten Felde war dieser Meister jetzt mit entscheidendem Erfolge thätig. „Religiöse", nicht bloß kirchliche Musik zu schreiben, war bereits der heiße Wunsch seiner frühen Jugend gewesen. Das Leben selbst hatte ihn aber zunächst auf allem und jedem Gebiete menschlichen Wirkens, Leidens und Schaffens umhergetrieben. Das Oratorium „Die heilige Elisabeth", das als erstes ein größeres Ganze erschien und vor Allem in seinen ernsten Partieen ein erster Flugversuch des Genius in diesen höheren Regionen war, unterscheidet sich zwar nicht in der äußeren Form von der althergebrachten Gattung, aber wohl in seinem Styl. Namentlich in der Ausbildung der einzelnen Gemälde ist hier ein Vorschritt zu selbstständig charakteristischer Gestaltung, wie ihn das einfache alte Oratorium nicht kennt, und besonders die Chöre des letzten Theils weisen deutlich auf eine neue religiöse Malerei in der Tonkunst hin. Tiefer und mit vollster Absicht geht denn auch auf eine solche der vor wenig Jahren vollendete „Christus". Nicht aber daß, wie wir bereits früher andeuteten, hier zu den alten Antiphonen und Sequenzen zurückgegriffen worden ist, hat dabei als das Entscheidende der Wirkung zu gelten, obwohl es der charakteristischen Färbung des Ganzen wesentlich förderlich ist und ohne antiquarischen Beischmack uns in die tiefe Stille des Gemüths zurückversetzt, aus welcher solche Wunderherrlichkeit eines wirklich göttlich Erhabenen geflossen ist. Sondern es ist die alte Oratorienform gar nicht mehr vorhanden und ein durchaus neues Gebilde geschaffen. Vor Allem ist die Erinnerung an die dramatische Herkunft der Sache getilgt und das Recitativ, wo es einmal als Aussprache des heiligen Vorganges vorkommt, in eine entsprechende einfach ruhige Sprache übergeführt. Ebensowenig wird man irgend an die alte Arie erinnert, und Sologesang waltet überhaupt nur da, wo eben der Einzelne sprechen muß, wie z. B. in der Bergpredigt, dem Paternoster, dem Gebet auf Gethsemane. Sonst ist Alles Chor- und Instrumentalmusik, einzelne machtvolle Bilder, die das Ganze der erhabenen Weltgeschichte unserer inneren Erlösung in seinen entscheidenden Hauptpunkten sicher und ergreifend darstellen, und tief aufathmen unter dem Gefühl wirklicher Größe wird jedes unbefangene Gefühl vor Allem bei den Höhepunkten der ganzen Erscheinung, in dem großartigen Stabat mater dolorosa, das aus dem alten unscheinbaren Kirchentone einen Dom aufbaut, dessen Größe und Erhabenheit keinem der alten christlichen Monumentalwerke weicht. Denn hier ist aus dem gleichen Gefühle oder sagen wir lieber der gleichen Seelenverfassung und Geistesanschauung heraus geschaffen wie bei jenen Alten, aus der wirklichen religiösen Empfindung.

Und dieß führt uns zu Liszt's eigentlicher und letztentscheidender Bestimmung als Künstler, zu seiner Aufgabe der Regeneration der katholischen Kirchenmusik.

Wir sahen, welche Schätze die mittelalterliche Kirche barg. Allein seitdem die Kirche in ihrer Renovirung nach dem Tridentiner Konzil den Hauptnachdruck auf die äußere Erscheinung des Kultus legte, drang naturgemäß auch die theatralische Weise der Kunst um so mehr in denselben ein, als ja die Oper die ganze Welt in der Kunst beherrschte. Einzig die unerschütterliche innere Glaubenskraft und ungebrochene Unmittelbarkeit der religiösen Empfindung eines S. Bach überwand auf der allerdings felsenfesten Grundlage einerseits des Neuen Testaments und andererseits des Chorals hier wie Zopf und Puder der Zeit so alles Theatralische, so daß selbst seine der Oper nachgebildeten Recitative in den Passionen uns von der sicheren Richtung auf das eine hohe Ziel nicht ablenken und in der unmittelbaren Empfindung eines Höheren nicht alteriren. In jeder anderen Weise der Musik aber beherrschte dieses Theatralische der Zeit die Geister völlig, und wir sahen nur in der instrumentalen Kunst eine Ueberwindung desselben aus der Sache selbst, d. h. aus dem Geiste des Lyrisch-Dramatischen heraus. Was man in der Architektur Jesuitenstyl nennt, jenes verschnörkelt Affektirte, geschraubt Verzerrte, verdreht Theatralische fehlt auch den sämmtlichen Kirchenkomponisten des achtzehnten Jahrhunderts nicht und ist sogar in Werken wie Mozart's „Requiem" und Beethoven's großer „Messe" nicht dem stillen Ernst und der ruhigen Größe der erhabenen Sache gewichen. So sehr ihre Meister dießmal ebenfalls des innigsten persönlichen Glaubens voll gewesen sein mögen, ihre Kunst dient hier weniger dem nächsten Bedürfniß des Kultus, als sich selbst, also ästhetischen, d. h. kultusfremden Zwecken: sie treffen den einfachen Ton des religiösen Andachtsvorgangs nicht.

Dieses Letztere wollte und will nun Liszt der Kunst seiner katholischen Kirche wiedergeben, und wer je seine „Missa choralis" beim Gottesdienste selbst gehört hat, wird mit einer innerlich freudig gehobenen Empfindung gestehen, daß es ihm gelungen. Die Pracht und den Glanz kirchlicher Festmusik aber geben mit allen Mitteln neuerer Kunst in Kolorit und Zeichnung die „Graner Festmesse" und die „Ungarische Krönungsmesse". Und wenn in jener Chormesse die volle Einfachheit alter Polyphonie waltet, jedoch ohne irgend einen archaistischen Beischmack, sondern mit der schönen Reinheit der Form, wie die ewig junge Antike sie zeigt, so verwenden jene solennen Messen jedes Mittel der sicheren Charakterisirung, wie sie eben die Bühne und die Orchestermusik ausgebildet haben, und machen dadurch aus dem Messentext sozusagen persönliche Vorgänge und direkte Erlebnisse, die uns mit der nur der Kunst verliehenen unwiderstehlichen Energie auf den Gehalt der Sache selbst verweisen. So steht diese Kunst denn wirklich im Dienst der Kirche, wie Wagner's Musik im Dienst des innersten seelischen Vorganges der Poesie, und wir erkennen, daß jeder der beiden Meister direkt an das unvergängliche künstlerische Schaffen der früheren großen Tage angeknüpft hat und mit ihm denn auch die Unvergänglichkeit wie die Größe theilt.

Soll nun zum Abschluß der gesammten Skizzen noch ein Wort über den Styl dieser modernen Epoche gesagt werden, so haben wir uns zunächst der Konstatirung zu erinnern, wie Mozart das musikalische Material so völlig von allem Trüben und Tudesken geläutert hatte, daß der helle und reine Darklang zuerst völlig leuchtend hervortrat. Von dieser sicheren Grundlage aus vermochten nun die neueren Meister von Beethoven an zu einer anderen, bewußt eigenartigen Verwendung jener dissonirenden Elemente überzugehen, die mit ihren gebrochenen Farben, scharfen Klängen und zarten Verschiebungen ein ganz neues Kolorit, unerhört bewegliches Leben und vor Allem die treffendste Charakteristik gewähren, sowie es allerdings die neuen großen geistig-poetischen Aufgaben nothwendig machten. Die melodische Linie zeigt die feinsten Brechungen und damit die freieste Beweglichkeit und

Anschmiegungsfähigkeit. Und doch stammt sie nur aus der inneren Bewegung der Harmonie, die sich allerdings jetzt nicht mehr alten pedantischen Regeln beugt, sondern völlig frei durch die Tonarten schreitet, die Akkorde nicht nach ihrer „Verwandtschaft" fragt, sondern als selbstständige Farben direkt auch nebeneinander setzt und so ein ungemessenes Bewegungsgebiet gewinnt. Die unerschöpfliche Modulationswelt Bach's, die bei ihm selbst schon an einzelnen Stellen mit sicherstem Erfolg dem Zweck der Charakterisirung und Färbung diente, wird jetzt ganz für diese in Thätigkeit gesetzt, und z. B. der übermäßige Dreiklang, der bei Bach und selbst noch bei Beethoven mehr bloß Folge der Durchgangsbewegung war, tritt mit voller künstlerischer Absicht als selbstständiger Ausdruck erhöhten Lebensgefühles in Schmerz wie in Freude auf. Drastische Beispiele dafür sind in Wagner's „Walkürenritt" und manchen Motiven in Liszt's „Christus" zu finden.

Die musikalische Recitation wird jetzt je freier und schwungvoller, je mehr sie rein dem bewegten Gefühl der inneren Regung und dem freien Gedanken folgt. Berlioz freilich erinnert im Einzelnen noch vielfach an die alte Melodik, insofern seine frei erfundenen Weisen noch andere Zwecke berühren als die hier allein entscheidenden, Ausdruck des Gegebenen zu sein: sie sind noch zu oft spezifisch musikalisch, „riechen nach Musik," wie Gluck sagen würde. Auch bei Liszt wird man in der frei erfundenen Melodik noch manchmal an die alte sentimentale „schöne Cantilene" erinnert, in deren Zeit seine musikalische Jugend fiel. Es mag daher rühren, daß beider Meister Sprache französisch ist, das keine Sprachmelodie in sich selbst birgt. Denn in Liszt's Liedern und Oratorien ist von solcher zu sehr bloß musikalischen Melodie nicht die Rede. Die deutsche Sprache, die wir schon in Bach, Mozart und Beethoven für die Musik ganz wesentlich wirkend sehen, bricht jetzt auch in unserer Kunst nach ihrem ganzen Genius sieghaft hervor. Man kann nicht schöner und zugleich herzlich wahrer deutsch in Tönen reden hören, als in diesen Liedern von Liszt, Schumann und Franz. Die ganze Erhabenheit ihres Wesens kommt aber in Tönen erst bei Wagner zum Vorschein. Denn er stieg, selbst ein Dichter, auf den Grund unseres Idioms hinab, und wie seine Anschauung eine frei dichterische war, so bildete sich seine Rede zu einer vollen, freien Sprache des Geistes aus, die sozusagen die Musik selbst mit auf ihre Schwingen nahm, sowie sie selbst erst durch das tief poetische Wesen der Musik überhaupt in den Gesichtskreis des Dichters getreten war und ihm die letzte dichterische Fähigkeit verliehen hatte. An einzelnen Ausschreitungen und trivialen Wendungen in Dichtungen wie Tristan und Nibelungenring bemerkt man erst völlig, in welcher Höhe der poetischen Inspiration und geistigen Charakterisirung man sich hier befindet, und dieß mußte einen unberechenbaren Einfluß auf Wagner's musikalische Rede haben. Dieselbe ward jetzt eben stets melodisch, weil sie der Melodie der Sprache selbst folgte, die hier erklang, wie sie im Dichter selbst erklungen war, und wir begreifen jetzt völlig die Richtigkeit seiner Forderung einer „unendlichen Melodie", d. h. der steten Geistessprache auch in Tönen, die nicht dem nächsten schönen Klang und Gefallen folgt, sondern stets den Ausdruck der Dichtung wiedergibt. Daher das absolut „Moderne", das Wagner's Melodik hat, und das sicher Eindringende ihrer Wirkung, wo sie einmal richtig verstanden, d. h. richtig ausgesprochen wird. Wir stehen vor einer neuen und uns dennoch so recht innig heimischen Dichtersprache in Tönen.

Ganz ebenso endlich ist jetzt die Form der Instrumentalmusik durchaus Darstellung der freien Lebensbewegung geworden, wie sie es in der poetischen Intention ihres Gegenstandes ist. Auch hier schimmert noch bei Berlioz am meisten die alte Symphonieform durch, und andererseits verletzt er die natürliche Empfindung oft durch Einmischung von Dingen, die, als dem bloßen Verstande angehörig, in Tönen nicht wiederzugeben sind, macht falsche „Programmmusik", bei der der Verstand sich Gegenstände vorstellen muß, die das Ohr und Gefühl aus den Tönen nicht hervorzuhören vermögen. Bei Liszt aber verschwindet das Programm bis auf den Namen, indem er völlig in der musikalischen Darstellung aufgeht, und selbst ohne diesen bliebe es immer noch ein schönes Musikstück, wie Raphael's Sixtina eine königliche Muttergestalt auch ohne die Vorstellung der Himmelskönigin bleibt. Denn Liszt wählt zu seinen „Symphonischen Dichtungen" nur Vorwürfe, die so lebendig in ihrer inneren Bewegung, so durchaus „poetisch" sind, daß sie in die rein musikalische Gefühlsbewegung aufgehen. Er findet mit dem charakteristischen Motiv des entscheidenden Themas auch sofort die Bewegung und Form des ganzen darzustellenden Gegenstandes, und z. B. die „Festklänge", sowie „Orpheus" bedürfen nur des Titels und Namens, um uns hier bestimmte äußere oder innere Lebensvorgänge erkennen zu lassen. Solche Dinge sind allerdings das Ei des Kolumbus, Sache des Genies. Aber wie eben dieses gewissermaßen von selbst dann auch das sicher treffende Gemälde hervorbringt, das sieht man an dem Vorspiel zum „Lohengrin" und noch energischer, weil mehr geistiger Natur, an dem zu „Tristan", wo es kaum möglich ist, sich der deutlich ausgesprochenen Stimmung und klar geschauten Vorstellung irgend zu entziehen.

Wir erkennen also, so muß das Schlußresultat unserer instruktiven Skizzen lauten, aus dem geschichtlichen Verlaufe der Musik selbst, daß wir nicht am Ende dieser Kunst, sondern am Beginn einer ganz neuen und unabsehbaren Periode ihrer Entwicklung stehen. Denn wie Leben und Poesie selbst, so sind ihre Gegenstände unerschöpflich, seitdem sie sich anschickte, neben ihren architektonischen Formen zur ungehemmten Darstellung des Lebens selbst überzugehen, an welchem sie ja ihrer innersten Natur nach selbst den vollsten Antheil hat. Wie sich die Musik stets mehr das volle, freie, innere Dasein der Menschheit erschlossen hat, nimmt sie auch von ihm ihren sicheren Theil und wird der freie Ausdruck jeder unwillkürlichen inneren Lebensregung, eine Dichtung in Tönen.

Diesem Prozeß ging denn auch seit seinem Entstehen die Wissenschaft und Geschichte unserer Kunst zur Seite, die seitdem sogar eine selbstständige Disziplin auch an unseren Hochschulen und Polytechniken geworden ist und einen Theil der allgemeinen Bildung ausmacht. Künstler wie C. M. v. Weber, Th. A. Hoffmann, R. Schumann und vor Allen Liszt und Wagner haben selbstständig über ihre Kunst gedacht und geschrieben. Die Philosophie hat mit Schopenhauer die Frage nach ihrem Wesen unter die geistigen Probleme aufgenommen, die Wissenschaft seit Helmholtz nach dem Bestande ihres Materials geforscht, und zahlreiche populäre Musikgeschichten wie biographische Bilder der einzelnen großen Meister bringen auch der weiteren Lesewelt die Sache selbst näher. Dieses Letztere war denn auch der Zweck unserer Skizzen. Eine besondere Betrachtung aber haben wir jetzt zuletzt noch in einem Anhangskapitel einer seltsamen Laune der musikalischen Schöpfung, der — Zigeunermusik, zu widmen.

Die internationale Kunstausstellung in München.

Von

Karl Albert Regnet.

I.

Wir Epigonen haben keine olympischen Spiele mehr, in denen die Besten des Volkes angesichts ihrer Nation sich in körperlichen und geistigen Wettkämpfen den mit goldenem Messer geschnittenen Oelzweig streitig machen. Auch keinen Pindar mehr, der dem Sieger durch seine Festgesänge Unsterblichkeit verliehe.

Aber wir haben Wettkämpfe auf dem Gebiete des Ewig-Schönen, zu denen alle Kulturländer der weiten Welt ihre Streiter schicken, und bei denen Angehörige aller Kulturvölker zu Gericht sitzen und den Ruhm der Sieger in alle Welt tragen.

Ein solcher Wettkampf ist jüngst im Münchener Glaspalast eröffnet worden, und es ist nicht allein der festliche Schmuck der Arena, der den Besucher in gehobene Stimmung versetzt, es ist das Bewußtsein, einem für die Kulturentwicklung der Nationen hochwichtigen Momente beizuwohnen.

Die erste Kunstausstellung, welche wir in den Annalen der Kulturgeschichte verzeichnet finden, ist die von der Ecole des Beaux Arts in Paris 1673 veranstaltete. Etwa ein Jahrhundert später folgten die Ausstellungen der Berliner Akademie, die sich seitdem alle zwei Jahre wiederholen. Beide haben inzwischen die Bedeutung von Weltausstellungen erhalten, namentlich der jedes Jahr wiederkehrende Pariser Salon. Ihnen zunächst stehen die von den Kunstakademieen zu Brüssel, London, Wien, Düsseldorf und München veranstalteten, obwohl sie weniger einen internationalen Charakter an sich tragen als die beiden erstgenannten.

Was die deutschen Kunstausstellungen betrifft, so ist hier in den deutschen Künstlergenossenschaften ein hervorragender Faktor aufgetreten, wie denn die Münchener Genossenschaft die dermalige internationale Ausstellung zu München mit dem größten Opfermuth in's Leben gerufen und dadurch der Stadt ihre vielbeneidete Stellung als Vorort deutschen Künstlerlebens neuerlich gesichert hat.

Uebrigens sah München schon in früheren Jahren Ausstellungen, an denen sich nichtdeutsche Künstler betheiligten, nämlich 1845 und 1863 im Ausstellungsgebäude auf dem Königsplatze und 1869 im Glaspalaste. Doch waren die beiden ersten noch von nur sehr mäßigem Umfange und noch in der Ausstellung des Jahres 1863 fanden sich unter hundertundzweiundsechzig ausstellenden Künstlern nur achtundvierzig nichtdeutsche. In der gegenwärtigen Ausstellung dagegen betheiligen sich — die Zahl ist noch nicht definitiv festzustellen, da über die Zulassung mehrerer Werke erst noch Entscheidung zu treffen ist — etwa siebenhundertundvierzig deutsche und sechshundert nichtdeutsche Künstler. Auffällig stark erscheint die Betheiligung des schönen Geschlechts; nach dem Katalog sind im Glaspalast nicht weniger als achtundvierzig Damen mit einundsiebenzig Kunstwerken vertreten. Ein Beweis, mit welch' regem Eifer Frauen und Mädchen sich an den Kunstbestrebungen unserer Zeit betheiligen.

Während bei der letzten internationalen Kunstausstellung im Jahre 1869 nur sechstausendsechshundertundachtundsechzig Quadratmeter Wandfläche mit Kunstwerken behängt waren, beläuft sich die Zahl der Quadratmeter behängter Wandfläche bei der diesjährigen internationalen Ausstellung schon auf weit mehr als das Doppelte und ist diese Zahl noch immer im Wachsen begriffen, da man eben damit umgeht, einen weitern Saal für die deutsche Kunst einzurichten.

Die Einrichtungskosten sollen sich auf etwa hunderfünfzigtausend Mark belaufen und ist, abgesehen von den Zuschüssen der Staatsregierung — achttausendsechshundert Mark — und den in loyalster Weise gezeichneten Garantiesummen der Stadtgemeinde München — fünfzehntausend Mark — sowie hervorragender Private, Bankinstitute ꝛc., die Münchener Künstlergenossenschaft mit einem Betrage von zwölftausend Mark zur Deckung eines etwaigen Defizits eingetreten, das nach dem dermaligen Stande der Verhältnisse nicht wohl zu befürchten ist. Der Besuch läßt nichts zu wünschen übrig und hat sich seit Eröffnung der französischen Abtheilung namhaft erhöht, und, was nicht minder erfreulich, die Kauflust regt sich in einer Weise, die Niemand zu hoffen wagte.

Von dem Gesammtraum der Ausstellung hat das deutsche Reich dermal vierzehn Säle und fünf Kabinette inne, Oesterreich zwei Säle, Frankreich vier Säle und ebensoviele Kabinette, Holland und Belgien zwei, Italien und England ebenfalls zwei, und theilen sich die übrigen betheiligten Länder, Rußland, Skandinavien ꝛc., in den letzten Saal.

Von den drei Hauptabtheilungen des Ausstellungsraumes wurden der Oelmalerei der freie mittlere Raum, der Architektur die südlichen, den deutschen Aquarellen und den graphischen Künsten die nördlichen Kabinette unter den Galerieen zugewiesen, für die fremden Aquarelle aber südlich vom sogenannten Oktogon im westlichen Flügel ein eigener Saal hergestellt, während sich die Kabinette für die französischen Aquarelle, Zeichnungen und Stiche unmittelbar an die Säle für die französische Oelmalerei und Plastik anschließen.

Was die Werke der plastischen Kunst anlangt, so wurden für sie leider eigene Säle nicht gebaut; vielmehr wurden selbe — von den französischen, wie bemerkt wurde, abgesehen — auch ohne Rücksicht auf Nationalität im ganzen Raume vertheilt, um sie nächst ihrer Eigenschaft als Ausstellungsgegenstände zugleich als künstlerische Zierde des Ganzen zu verwerthen, wobei denn freilich das letztere Moment vielfach über Gebühr betont ward, wie zum Beispiel im Hauptvestibül, wo mehrere Statuen so im Gebüsch versteckt sind, daß man sie kaum sehen kann.

Nachdem sich von jetzt an die internationalen Ausstellungen im Münchener Glaspalaste regelmäßig alle vier Jahre folgen sollen, konnte von bloß provisorischen Einbauten gewöhnlicher Art abgesehen und ein Apparat ersonnen werden, der, ohne stabil zu sein, doch die Möglichkeit künftiger Benützung zuläßt. Dadurch, daß für den nächsten und jeden folgenden Benützungsfall bloß die Ausstellungskosten in Betracht kommen, war man auch in die günstige Lage gesetzt, für die Neubeschaffung des Ganzen mehr Mittel aufzuwenden. Die Folge dessen aber ist, daß, was wir jetzt im Glaspalast erhalten haben, uns durch den Eindruck der Solidität ganz vergessen läßt, daß es kein dauerndes Museum, sondern nur ein provisorischer Bau ist, der nach etlichen Monaten wieder verschwunden sein wird; aber nicht um als altes Material unter den Hammer zu kommen, sondern um in vier Jahren wieder zu neuem Glanze zu erstehen.

Unmittelbar vor Beginn der Ausstellung schien das Friedensfest der Völker durch einen Mißklang gestört werden zu sollen. Es war das, als zu Anfang des Monats Juli die bayerische Staatsregierung dem Ausstellungskomite eröffnete, Frankreich habe erklärt, die Münchener Ausstellung trotz früherer Zusage nicht beschicken zu können. Die Situation war eine um so peinlichere, als die von der französischen Regierung angegebenen Gründe ihres neuen Entschlusses allseitig den Eindruck von Scheingründen machten, ganz abgesehen davon, daß eine internationale Kunstausstellung ohne Betheiligung Frankreichs unter allen Umständen eine Lücke zeigen mußte, die nicht auszufüllen war und für das ganze Unternehmen hätte die bedenklichsten Folgen haben können.

Zum Glücke ward die drohende Gefahr noch rechtzeitig abgewendet, und wenn auch die französische Abtheilung noch geschlossen war, als am 19. Juli Prinz Luitpold von Bayern im Auftrage seines königlichen Neffen die Ausstellung, über welche dieser das Protektorat huldvollst übernommen, eröffnete, so war doch schon damals bekannt, daß Frankreich offiziell und privatim sich an derselben betheiligen werde. Und diese Zusage ward seitdem in erfreulichstem Umfange gehalten; nächst dem Deutschen Reich ist kein anderer Staat im Glaspalast so stark vertreten als Frankreich.

Und es ist nicht das allein. Auch der erbittertste Gegner unserer westlichen Nachbarn muß zugeben, daß, was wir innerhalb der französischen Abtheilung finden, den Eindruck wahrer Vornehmheit macht. Alles, was uns dort umgibt, es trägt den spezifisch französischen Charakter, von den vier prächtigen dunkelblauen Majolikavasen um den Springbrunnen des Oktogons mit seiner plastischen Gruppe bis zu dem Aufsichtspersonal. Lösen wir auch nicht die Namen an den Bilderrahmen und an den Sockeln der plastischen Werke, der erste Blick schon lehrte uns, daß wir die Arbeit französischer Künstler vor uns haben. So hängen nur Franzosen ihre Bilder auf und so gruppiren nur Franzosen ihre Statuen. Mit einem Worte, die Franzosen sind ganz bei sich zu Hause. Sie haben ihre besten Truppen in's Feld geführt und zeigen uns ein hochstehendes, in sich fertiges, auf solidester Anschauung und Durchbildung basirendes künstlerisches Schaffen. Ueberall begegnet man derselben ebenso

klugen als berechnenden Auswahl. Nirgends im ganzen Glaspalast findet man eine so hohe, weihevolle Stimmung als gerade hier, wo das Auge durch nichts Unschönes, Rohes oder gar Gemeines beleidigt wird.

Die Franzosen wollten den Kampf mit uns Deutschen mit allen ihnen zu Gebot stehenden Kräften führen und haben es deßhalb mit den Mitteln nichts weniger als genau genommen. Sie haben bis zu Arbeiten Hebert's von 1851, Rosa Bonheur's von 1849, Rousseau's von 1838 und Dupré's von 1835 zurückgegriffen und damit gegen den herrschenden Gebrauch verstoßen. So stehen fünf Jahrzehnte französischer Kunst einem Jahrzehnt deutscher gegenüber. Das ist ungleiche Vertheilung von Sonne und Wind. Eine solche wollten wir uns nicht zu Schulden kommen lassen. Aber wir haben eine andere, nicht geringere Schuld auf uns geladen: wir haben mit einer Konsequenz, die auf einem System zu beruhen scheint, die große, ernste, vornehme Kunst fern gehalten und dagegen Vieles Unbedeutende, Werthlose und Unschöne zugelassen.

Und die Folgen dieser Schuld sind nicht ausgeblieben.

Rückblick auf die letzten großen Schachturniere.

Von

Jean Dufresne.

Das Schachturnier, welches im vorigen Jahre in Paris abgehalten wurde, unterschied sich von allen früheren durch die Höhe der ausgesetzten Preise, die Stärke der Mitkämpfer und die Betheiligung amerikanischer Meister, welche den Weg über den Ozean zurückgelegt hatten, um in dem Geisteskampfe des edlen Spiels sich mit europäischen Gegnern zu messen. Außerdem ist es deßwegen denkwürdig, weil der deutsche Vorkämpfer Professor Adolph Anderssen aus Breslau dort kurz vor seinem Tode die letzte große Gelegenheit fand, Proben seiner genialen Spielweise zu geben.

Zur Erinnerung an den Verewigten sei hervorgehoben, daß im Jahre 1877 zu Ehren seines fünfzigjährigen Schachjubiläums ein mit einem Wettkampf verbundenes glänzendes Fest in Leipzig gefeiert wurde, zu welchem von nah und fern Glückwünsche eintrafen. Unter diesen ist der des Herrn von Heydebrandt und der Lasa, dermal. preuß. Gesandten in Stuttgart, bemerkenswerth, weil aus demselben hervorgeht, welchen Werth dieser Staatsmann auf die Pflege des edlen Spiels legt. Das Schreiben beginnt mit den Worten:

„Verehrter Freund und Landsmann! Fast unser ganzes Leben ist gleichzeitig dahingegangen und wir sind dabei auf einem bestimmten Gebiete, dem des Schach, mit unseren ernsten Bestrebungen zusammengetroffen. Aber während ich mich bemühte, in Ausführung von Bilguer's Plan ein Kompendium der üblichen Spielarten herzustellen, war Ihnen die lebensfrischere Aufgabe zugefallen, praktisch am Brett Altes zu prüfen und Neues einzuführen. Sie konnten damit im täglichen Kampfe nicht allein zu Hause Großes erreichen, sondern das Gewonnene auch weithin im Auslande zur Anerkennung bringen. Am gegenwärtigen Jubelfeste wird Ihnen sicherlich von allen Seiten zugerufen werden, daß Sie den deutschen Schachruhm hoch und weit in Ehren erhoben haben."

Bei jenem Feste richtete der Präsident der Leipziger „Augustea", Geheimer Hofrath Dr. Rudolph v. Gottschall, folgende poetische Anrede an den Jubilar:

„Wir feiern eine gold'ne Hochzeit heute:
Die Braut, es ist die seltenste der Bräute,
Des Schachspiels Muse stolz und königlich.
Noch hat kein Bildner sie in Stein gebannt,
Kein Maler ihrer Züge Reiz entwandt;
Dem Aug' des Geistes nur enthüllt sie sich:
Auf ihrer Stirn den Adel der Gedanken,
Um ihren Mund ein Lächeln siegsgewiß,
Ihr forschend Aug' durchdringt die Finsterniß,
Worin der Zukunft dunkle Loose schwanken.
Mit zarten Händen und mit festem Blicke
Lenkt sie des Kampfes wechselnde Geschicke.
Sie borgt Thaliens Maske sich, zu necken,
Im schlauen Spiel sich lächelnd zu verstecken;
Dann wieder sitzt sie wie Urania
Mit königlichem Ernste sinnend da,
Und ihres Szepters Elfenbein umranken
Im luft'gen Tanz die wechselnden Gedanken.
Auf dem Olymp war nicht ihr Heiligthum,
Sie ist ein göttlich Kind der spätern Zeiten;
Doch wen sie liebt, dem schenkt sie Sieg und Ruhm
Und weiß die Stätte schon ihm zu bereiten:
Das hat in langer Zeit von funfzig Jahren
Der Meister hier, ihr Bräutigam, erfahren!
Sie schmückte seine Stirn mit Ehrenkränzen
Und seine Kunst mit ewig jungen Lenzen;
Sie stand in ernsten Kampfen ihm zur Seite,
Gab ihm in alle Ferne das Geleite, —
Bis zweimal er im Nebelland der Briten
Dem deutschen Namen Ruhm und Sieg erstritten:
Von Feld zu Feld ein kühner Truppenlenker, —
Dem großen Schweiger gleich, ein Schlachtendenker;
Erfahren in des Krieges Schlangenwindung,
Begabt mit menschöpflicher Erfindung.
Dein Name sei in Deutschland unvergessen,
So lang in solchem Kampf sich Gegner messen!
Lang herrsch' er noch mit seinem Zauberstabe
Und siege noch wie oft mit Zauberschlag!
Das deutsche Schach weiht diese Hochzeitgabe
Dir heut an deinem Ehrentag.

Ja, diese Säule sei ein Bild
Des Ruhmes, den du gworreich dir gewonnen;
Heut heben wir den Sieger auf den Schild,
Der freudig funkelt in dem Glanz der Sonnen.
Die Gläser hoch und hoch der Schwung der Geister:
Es lebe Anderssen, des Schachspiels Meister!"

Beim Schluß dieser Worte wurde ein für Anderssen bestimmtes Ehrengeschenk enthüllt, eine Säule aus tiefschwarzem Marmor, umwunden mit Eichenlaub in Gold und Silber, deren Spitze der Schachgenius krönt: eine in Silber getriebene weibliche Figur, das Schachbrett in der Linken, die Rechte den goldenen Lorbeerkranz erhebend. Auf dem Sockel von buntem Marmor erblickt man einen Würfel mit der guirlandenverzierten Widmung:

„Dem deutschen Schachmeister Professor Dr. Adolph Anderssen zum fünfzigjährigen Schachjubiläum.
Seine Freunde und Verehrer."

Umgeben von den ihn enthusiastisch beglückwünschenden Festgenossen, erwiederte Anderssen bei Ueberreichung des Ehrengeschenks:

„Der Festlichkeit, die uns am heutigen Tage versammelt hat und durch die mir eine so hohe Auszeichnung zu Theil wird, liegt nicht bloß die Absicht einer für mich bestimmten Ovation zu Grunde! Schon seit Jahren schwebt die Idee eines allgemeinen deutschen Schachbundes gewissermaßen in der Luft; und nur darum fand der Vorschlag, mein Jubiläum zu feiern, sofortigen Anklang, weil man sich von dieser Feier die Wirkung einer allgemeinen Zusammenkunft aller deutschen Schachkontingente versprach, und durch die bloße Voraugenstellung eines so großartigen Schauspiels dem bezweckten Unternehmen Freunde und Fürsprecher zu erwecken und so den Grundstein für die künftige deutsche Schacheinheit zu legen hoffte! Möchte doch diese Hoffnung nicht fehlschlagen! Wenn man nun gerade meiner Firma die Anziehungskraft zutraute, alle die zerstreuten Elemente zu sammeln, und es für den Hauptzweck zuträglich hielt, mich als Jubelgreis in Szene zu setzen (Heiterkeit), so rechnete man dabei auf die Macht der langen Gewohnheit, mich bei jeder Gelegenheit auf dem Kampfplatz erscheinen zu sehen; man rechnete auf den Eindruck der Standhaftigkeit, mit der ich mich — zwar nicht auf meinem Throne, aber doch auf meinem einträglichen Posten als Preisgewinner behauptet habe (Heiterkeit); man rechnete endlich auf die Sympathie für jene Art von Ritterlichkeit, die mich abhielt, die gewonnene Reputation vor jedem rauhen Windstoß zu wahren, und mich immer bereit finden ließ, das Gewonnene wieder auf's Spiel zu setzen, wieder zu verlieren, ohne jemals die Hoffnung aufzugeben, wenigstens den Einsatz zurückzuerlangen. Als ein Zeichen der Anerkennung dieser Eigenschaften, die ich mir selbst zuspreche, darf ich die mir dargebrachte so glänzende Beglückwünschung — nicht als Lohn, doch als huldreiche Gabe mit dem tiefsten Dank entgegennehmen."

Richtete sich die Aufmerksamkeit aller Schachfreunde im Jahre 1877 auf dieses Leipziger Fest, so wurde sie im folgenden ebenso lebhaft durch das in Paris veranstaltete Welturnier in Anspruch genommen. In Frankreich hat sich das Schach von jeher einer großen Beliebtheit und Verbreitung erfreut. Es ist das Vaterland des Philidor (1726—1795), der nicht bloß wegen seines ausgezeichneten Spiels sich Weltruf erwarb, sondern namentlich durch die in seiner berühmten Analyse dargelegte Kunst der Bauernführung seinem Namen ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Später galt de la Bourdonnais (1797—1840), der den genialen Engländer Macdonnell schlug, mit Recht als der größte europäische Meister. Die von ihm gespielten Partieen stehen auf der Höhe der Gegenwart und sind von Anderssen mehrfach als die Vorschule seiner Ausbildung bezeichnet worden. Nachdem im Jahr 1843 der Engländer Howard Staunton den Franzosen St. Amant besiegt hatte, ließ die Stärke im Spiel in Frankreich nach, die Theilnahme dafür blieb jedoch unvermindert und steigerte sich mit dem in Paris im Jahr 1867 in's Leben gerufenen Turnier, für welches Napoleon III. einen sehr erheblichen Ehrenpreis aussetzte, den der geniale Kolisch aus Wien davontrug.

In Paris ist das Café la Régence der historische Sammelplatz der Schachspieler. Dort verkehrte Jean Jacques Rousseau, dort weist man noch heute das Brett auf, an welchem Napoleon I. als Lieutenant zu kämpfen pflegte. Dort war Grévy, der jetzige Präsident der französischen Republik, jahrelang als täglicher Besucher heimisch.

Indem die Franzosen ein zweites großes Turnier in Paris einberiefen, legten sie eine rühmliche nationale Selbstverleugnung an den Tag; denn obwohl es ihnen nicht an ausgezeichneten Spielern fehlt, so hatten sie doch den zu erwartenden Größen des Auslandes nur wenig ebenbürtige Vertreter entgegenzustellen, und sie durften daher fast mit Sicherheit voraussehen, daß die Siegespreise den Gästen zufallen würden. So war ihr Verhalten denn eine uneigennützige, dem edlen Spiel dargebrachte Huldigung.

An der Spitze des leitenden Pariser Komite standen als Präsident der Senator Marquis General d'Andigné, als Vizepräsidenten die Herren Bethmont, Vizepräsident der Deputirtenkammer, und General Fournier. Als Schatzmeister fungirte Herr L. Goldschmidt, als Schriftführer Herr Camille Morel. Die übrigen Mitglieder waren der Herr Baron Boissy d'Anglas, Deputirter, Delsol, Senator, Devinck und Vicomte H. de Bornier.

Zwölf Meister erschienen auf dem Plane, um sich an dem Kampfe zu betheiligen: die Herren Professor Dr. Adolph Anderssen aus Breslau, H. E. Bird aus London, J. H. Blackburne aus London, Clerc aus Paris, B. Englisch aus Wien, Gifford aus Paris, Kapitän G. H. Mackenzie aus New-York, J. Mason aus New-York, C. Pitschel aus Altenburg, S. Rosenthal aus Paris, S. Winawer aus Warschau, J. H. Zukertort aus London, in der Mehrzahl Heroen ruhmreichen Namens. Es fehlten jedoch einige der in der Schachwelt gefeiertsten Notabilitäten, wie Kolisch, der Sieger im ersten Pariser Turnier, Louis Paulsen, der große Vertheidiger im Gegensatze zu Anderssen, dem großen Angreifer, und Steinitz, der Sieger im Wiener Schachturnier von 1873, sowie andere Meister ersten Ranges, welche theils aus persönlichen und Gesundheitsrücksichten, theils auch grundsätzlich den Anstrengungen großer Schachwettkämpfe sich nicht oder nicht mehr unterziehen.

Die Gäste wurden in herzlicher und liebenswürdiger Art im Auftrage des Komites von Herrn Camille Morel bewillkommnet und aufgenommen. Zum Schauplatz des Wettkampfes waren von der französischen Regierung der glänzenden Gelegenheit würdige Räumlichkeiten im Palais de l'Industrie angewiesen. Das Komite hatte im Wesentlichen folgende wohlerwogene Einrichtungen getroffen. Jeder Spieler mußte mit jedem zwei Partieen spielen und zwar an vier Tagen in der Woche, von zwölf Uhr Mittags bis Mitternacht, mit Gewährung von zwei einstündigen Ruhepausen. Die gewonnene Partie wurde dem Gewinner mit 1, dem Verlierer mit 0, die unentschiedene beiden Gegnern mit $^1/_2$ angerechnet. Eine wichtige Bestimmung war ferner, daß jedem Spieler für dreißig Züge nicht mehr als zwei Stunden Zeit bewilligt wurden.

Am 18. Juni begann der Kampf in Gegenwart zahlreicher angesehener Zuschauer, unter denen sich unter Anderen der Baron Albert von Rothschild aus Wien, ein gediegener Kenner und großmüthiger Förderer des Schachspiels, befand.

Das Bild eines hartnäckigen, leidenschaftlichen Ringens entrollte sich vor den Augen der Anwesenden. Man sah die verwegensten Angriffe den Sieg im Sturm davontragen, nicht minder häufig jedoch an zäher und ausdauernder Vertheidigung abprallen. Der Streit wogte hin und her mit wechselndem Kriegsglück, reich an unerwarteten Erfolgen und überraschenden Niederlagen. Als günstigen Zufall darf der Schachspieler wohl jedes stärkere Versehen des Gegners betrachten, ebenso die sich bietende Gelegenheit, in Spielwendungen einzulenken, in denen er heimisch und für die er veranlagt ist; denn es gibt auch im Schachspiel eine Individualität.

Wenn auch im Ganzen die kälteste und nüchternste Berechnung entscheidet, so ist doch das Gemüth des Schachspielers bei so ernster Gelegenheit der Tummelplatz der leidenschaftlichsten Aufregung. Oft hat er mit reiflicher Ueberlegung gezogen, bemerkt aber zu spät die Mängel der vollendeten Entscheidung. Eine verdrießliche, verstimmende Entdeckung! Noch qualvoller die bange Erwartung, ob der Gegner den Vortheil benützen wird oder nicht. Thut er es, neue Verstimmung, thut er es nicht, freudiges Aufathmen! Ein andermal hat er am Beginn des Spiels sich den Angriff verschafft, ihn energisch aufrecht erhalten und endlich den Gegner so in die Enge getrieben, daß es sich nur noch um den Gnadenstoß zu handeln scheint. Aber die bisherige Anstrengung übt ermüdenden Einfluß, und die Aufmerksamkeit leidet unter der Siegessicherheit. In diesem Zustande gibt er sich eine anscheinend geringe Blöße, die der alle Kräfte aufbietende Gegner zu seiner Rettung wahrnimmt, um bald aus der Rolle der Vertheidigung in die des siegreichen Angreifers überzugehen. So geschah es zum Beispiel in einer Partie zwischen Anderssen und Bird. Der große deutsche Meister hatte glänzend wie in seinen Jünglingsjahren gespielt und durch ein schönes, wohlberechnetes Opfer schließlich das Spiel so gut wie gewonnen. Aber im entscheidenden Augenblick, den er wahrnehmen mußte, um den Lohn der früheren Bemühungen zu ernten, erlahmte die Spannkraft seines Geistes. Er machte einen schwachen Zug, den Bird benützte, um sich der Gefahr zu entreißen und bald selbst die Siegesfahne aufzupflanzen.

Häufig entscheiden große, tiefangelegte, die Natur der ganzen Position in's Auge fassende Pläne. Aber bei ihrer Durchführung müssen stets alle Nebenumstände berücksichtigt werden, damit sich diese nicht als entscheidende Hauptsachen in den Vordergrund drängen! Ein Spieler von großem Ideenreichthum kann daher leicht von einem Gegner geschlagen werden, der eine bei Weitem geringere Erfindungsgabe, dagegen mehr Behutsamkeit, Sorgfalt und Aufmerksamkeit für das Detail des Spiels besitzt. Auch in den Partieen der größten Meister gehören grobe Fehler nicht zu den Seltenheiten! So trat am 4. Juli der tragikomische Fall ein, daß Blackburne in einer Partie gegen seinen Landsmann Bird bereits im zwölften Zuge durch ein Doppelschach die Dame verlor. Aehnlich erging es Englisch ein andermal gegen Clerc.

Einige Partieen des Pariser Turniers gehören zu den herrlichsten Kämpfen, die auf dem Schachbrett jemals durchgefochten worden sind, andere sind überaus langwierig, wahrhafte Prachtexemplare des genre ennuyant. Durchschnittlich ist nach meiner Meinung nicht besser als in Paris 1867 und in Wien 1873 gespielt worden.

Am 6. Juli, dem sechzigsten Geburtstage des Professor Anderssen, gab Herr Morel ein Gastmahl, das einen überaus freundlichen und enthusiastischen Verlauf nahm. Außer den Mitkämpfern waren viele angesehene Schachfreunde eingeladen. Herr Morel hielt eine Festrede, in der er unter Anderem sagte:

„Da Professor Anderssen in unserer Mitte weilt, so durften wir es uns nicht nehmen lassen, sein Geburtsfest so herzlich zu feiern, wie es in seiner Heimat zu geschehen pflegt. Wir haben Ursache, mit Bewunderung anzuerkennen, daß er sich abermals auf den Kampfplatz begeben hat, während es für ihn bequemer gewesen wäre, stolz auf seine ruhmreiche Vergangenheit, in seinem Zelte zu verharren. Ehre und Ruhm dem großen und ehrwürdigen deutschen Schachmeister!"

Anderssen erhob sich sichtlich gerührt und antwortete in französischer Sprache wie folgt:

„Das glänzende Fest, mit welchem das Komite meinen Geburtstag feiert, gewährt mir eine Anerkennung, deren ich mich nicht würdig fühle! Ich ergreife die Gelegenheit, um im Namen sämmtlicher Mitkämpfer für die überaus freundliche Aufnahme, die wir in Paris gefunden, Dank zu sagen. Wir sehen darin den Grundzug jener echt französischen ‚générosité', welche die Welt zu bewundern gewohnt ist. Unter dem Eindruck dieser rühmlichsten Nationaleigenschaft möchte ich am liebsten meine Worte mit dem Ausruf: ‚Es lebe Frankreich!' schließen, wenn ich nicht verpflichtet wäre, noch im Besondern dem Komite und Herrn Morel gegenüber, der an der Spitze aller Mühewaltungen im Interesse des Turniers steht, unserer Hochachtung und Verehrung Ausdruck zu geben! Ich ersuche Sie, meine geehrten Kampfgenossen, die Gläser zu erheben und in den Ausruf einzustimmen: ‚Hoch lebe das Komite des Kongresses!'"

Rüstig wurde am folgenden Tage der Kampf auf den Schachbrettern fortgesetzt. Am 24. Juli waren sämmtliche Partieen beendet. Es ergab sich folgendes Resultat:

Winawer und Zukertort hatten je $16^1/_2$, Blackburne $14^1/_2$, Bird und Mackenzie 13, Anderssen $12^1/_2$, Englisch und Rosenthal $11^1/_2$, Clerc und Mason $8^1/_2$, Gifford $3^1/_2$ und Pitschel $2^1/_2$ gewonnene Partieen aufzuweisen.

Nach dieser Entscheidung waren aus dem Kampf als erste Sieger die Herren Winawer und Zukertort hervorgegangen. Das Komite beschloß, daß zwischen diesen beiden Herren ein neuer Waffengang entscheiden sollte.

(Schluß folgt.)

Schach.

(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Nach schließlicher Entscheidung ist Herrn **Johann Berger** in Graz im Pariser Problemturnier der **erste Preis** zuerkannt worden. Die folgende Originalaufgabe, welche der große deutsche Meister zum Abdruck in diesem Schachabschnitt bestimmt hat, gehört zu seinen schönsten Kompositionen:

Aufgabe Nro. 49.

Von Herrn **Johann Berger** in Graz.

Schwarz.

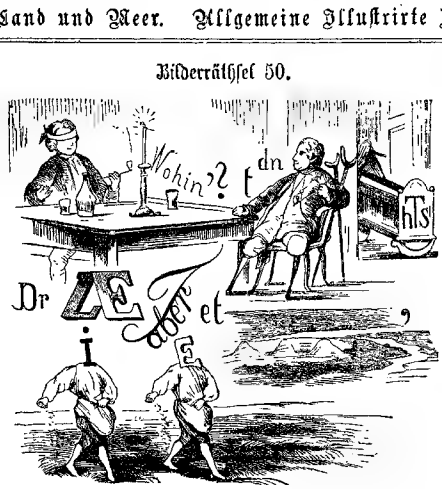
Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 45:

Weiß.	Schwarz.
1) S. F 5 — E 3	1) K. E 5 — D 4 oder A) B) C).
2) S. E 4 — C 3 †	2) K. D 4 nimmt E 3 oder — nimmt C 3 (od. — E 5 od. — C 5).
3) S. C 3 — D 1 oder S. E 3 — D 1 (od. L. H 4 — E 4 od. — C 4) setzt Matt.	
A)	
1)	1) K. E 5 — E 6.
2) S. E 4 — G 5 †	2) Beliebig.
3) L. H 4 — E 4 setzt Matt.	
B)	
1)	1) H 6 — H 5.
2) S. E 4 — G 5	2) S. B 7 — C 5 oder — beliebig.
3) L. F 2 — F 5 oder L. H 4 — E 4 setzt Matt.	
C)	
1)	1) S. B 7 beliebig.
2) S. E 4 — C 5	2) Beliebig.
3) L. setzt Matt.	

Bilderräthsel 50.



Auflösung des Bilderräthsels 49:

Die Weisheit oft alleine steht,
Die Thorheit mit Gefolge geht.

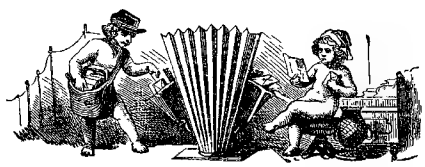
Auflösung des Rösselsprungs Nro. 16:

Morgens send' ich dir die Veilchen,
Die ich früh im Wald gefunden,
Und des Abends bring' ich Rosen,
Die ich brach in Dein'n'rungsstunden.

Weißt du, was die hübschen Blumen
Dir Verblümtes sagen möchten?
Treu sein sollst du mir am Tage
Und mich lieben in den Nächten.

Auflösung des Räthsels in Nro. 49:

Der Brillant.



Briefmappe.

Peream punctum. Der Punkt nach dem Titel ist vollständig gerechtfertigt, da der Gedanke abgeschlossen ist. Ebenso hinter N. N., da hier eine Auslassung angedeutet wird. Wenn Sie keinen Geschmack an Punkten finden, so können diese doch ihre Berechtigung haben.

Hrn. Apoth. A. K. in W. Ihre Cigarrenspitzen können Sie bei Herrn Oberst v. Glaser in Stuttgart ablieferu, wo sie zu Bekleidung armer Kinder verwendet werden.

Hrn. H. R. in Karlsruhe. Schönheit wird Ihnen auch der geschickteste Operateur durch Verkleinerung der Nase nicht bieten können. Wollen Sie sich unter jeder Bedingung die Nasenspitze abschneiden lassen, so wenden Sie sich an einen der dirigirenden Hospitalärzte in den Universitätskliniken zu Berlin und Breslau, wohin Sie ja nächstens kommen werden. Auch Alexander der Große und Schiller leideten sich durch eine bedeutende Nasenentwicklung aus. Wollen Sie nicht mit diesen großen Männern einige Aehnlichkeit behalten?

Hrn. Ritterg.-Bes. L. N. B. in N. Emil Devrient starb am 7. Aug. 1872.

Hrn. Kehr. F. R. in Harb. Karl Mentz, A. Beteelmeyer, Gr. Burstah, T. E. G. Wlasch, Hohe Bleichen 32, sämmtlich in Hamburg.

Geschwister N. in Cref. Wir glauben nicht, daß die angeführte Methode Ihnen viel nützen wird, da Sie bei derselben wieder ganz von vorne beginnen müßten; Ihnen wäre eine der Konversationsgrammatten dienlicher. — Nein, Ihre Fräulein Schwester brauchte sich in diesem Falle nicht vorzustellen.

Hrn. A. Z. in Troppau. Unreinlichkeiten der Haut, wie diejenigen, an welchen Sie leiden, können nicht durch innere Mittel beseitigt werden; solche haben mit dem Blute durchaus nichts zu thun. Reiben Sie das G sanft mit Sand ab und drücken Sie die schwarzen Pünktchen zeitweilig mechanisch mit den Fingernägeln aus der Haut heraus.

Abonn. in Halle a. d. S. Wir glauben kaum, daß es solche Fakultäten gibt. Indeß hilft da besser eine Anfrage beim Dekan der naturw. Fakultat einer Universität.

Unerfahrene Frau. Für's Erste, warum soll Ihre Schönheit darunter gelitten haben, daß Sie Ihre Jugend auf dem Lande zubrachten? Zweitens muß das eine sonderbare Gesellschaft von Herren gewesen sein, die Ihnen auf das erste bischen Noth und Weiß, welches Sie auflegten, solche Schmeicheleien sagte, nachdem dieselben früher offenbar geschwiegen. Durch die Schminke werden Sie Ihren Mann nicht an's Haus locken, auch andere Gesellschaft nicht. Eine Frau, und wenn sie auch nicht gerade hübsch ist, wird leicht eine angenehme Gesellschaft durch ihre Liebenswürdigkeit anziehen können, namentlich wenn sie Mutterwitz hat, wie Sie sagen. Wollen Sie unter Schönheitsmitteln keinen Schaden leiden, so lesen Sie Schwarz' Schönheitsmittel und Gutzkow's Novelle „Arabella". Ueber Farbe und Kopfputz können wir nicht entscheiden, ohne Sie gesehen zu haben.

Frau S. in Berlin. 1) Ihre erste Frage ist schon in Nro. 39 beantwortet. 2) Sodolium, welches man aufgepinselt hat, wird durch Waschen mit Schwefeläther leicht wieder beseitigt.

Hrn. H. H. Briefe an Greg. v. S. werden wir gerne vermitteln.

Prager Abonnent. Wiesbaden, 4 Taunusstr.

Hrn. R. L. in Neustrel. Nicht ganz geeignet.

Hrn. A. C. B. in Bremen. Wir halten das Mittel für einen Annoncenschwindel.

Abonn. in Rußland. Auskünfte, die eine so große Verantwortlichkeit in sich tragen, können wir nicht geben.

Hrn. Graf L. von der G—ff in St. P. Die Heil- und Pflegeanstalt in Stetten im Remsthal (Württemberg).

Hrn. P. in Münster. Das B.'sche Mittel gegen das Ausfallen der Haare nützt durchaus nichts. Wenn die Ihnen früher angerathenen Medikamente nicht geholfen haben, so muß Ihr Haarleiden auf einem Grunde beruhen, der nur durch persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes zu erkennen ist.

Alter Abonn. in G. Solche Fragen gehören nicht vor unser Forum.

Hrn. W. K. in Harb. Schmidlin's Gartenbuch. Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey.

Hrn. P. & F. in Tarnopol. Richtig.

Hrn. F. W. in B. Das eben bei Henninger in Heilbronn erschienene Werk von Sabell über die Lehmann'schen Weissagungen.

Hrn. M. M. in A. Ohne zu wissen, wodurch das nervöse Zittern der Hände entstanden, kann Ihnen kein Rath ertheilt werden. Eine schöne Handschrift können Sie auch durch Selbstunterricht erlangen; es gibt verschiedene Bücher zu diesem Zwecke, die Sie in guten Buchhandlungen vorfinden.

Hrn. H. P. in E. Nutz, Hauswirthschaftsbuch. Breslau, Trewendt.

Abonnentin Hannover. Wenn Sie sich nur protestantisch trauen lassen, nicht. Die Frau kann nicht ausgeschlossen werden. Die von Ihnen angeführten Fälle sind allerdings vorgekommen.

Das nach Bildung dürstende Landmädchen. Herr Direktor Kreyenberg in Hiersohn dürfte Ihnen solche Anstalten bezeichnen können. Wir nennen Ihnen nur das Pensionnat von Prof. v. Soden in Eßlingen.

Hrn. A. W. in J. Die Kurmethode des Herrn C. M. in Schwerin ist unserem ärztlichen Berather unbekannt. Gegen übeln Ausfluß aus der Nase empfehlen sich Einspritzungen von stark verdünnter Karbolsäure mit Hilfe einer sogen. Nasendouche. Zur Verordnung des zugehörigen Rezepts müssen Sie sich an einen Arzt wenden.

Blitz in Lübeck. Vorderhand großer Vorrath.

Ch. u. G. M. in Reinb. Etwas wunderliche Zumuthung, daß wir Marken für Sie sammeln sollen.

Hrn. G. L. in A. bei E. Richtig.

Langj. Abonn. in Harb. Wie sollen wir wissen, was Harburger Polizisten zu tragen berechtigt sind?

Hrn. F. in R. An Stelle von „Trinkübungen" wollen Sie Uebungen im Briefschreiben vornehmen. Dieses dürfte einem 18jährigen Handlungsbefissenen weit zuträglicher sein, als viel Spiritusen hinter die Binde zu gießen.

Hrn. v. D. in Banj. Ich versichere Dich, daß ff. Ich versichere Dich der Gnade.

Alter Abonn. in G. (Ostpr.) Der Preis ist nicht festsetzend.

Hrn. R. J. in Br. Fritsch, Drei Jahre in Südafrika, Breslau 1868. Silver, Handbook for Southafrika. London 1875.

Mr. H. Co. à C. S'adresser au „Lettreverein" à Berlin.

Hrn. R. S. in P. Die erste Frage können wir nicht beantworten, da das überall anders ist. — Dr. Kohlhaas in Stuttgart.

Abonn. in Norwegen. Wir kennen die Güte derselben nicht.

Hrn. H. Sch. in B. Richtig.

Hrn. M. Sy. in C. v. Puttkamer schreibt seinen Namen mit zwei t. Vergleichen Sie das preuß. Hof- und Staatshandbuch und den Freiherrenkalender.

Hrn. W. K. in A. Ihr Scherz ist ganz nett, aber es spricht eben nicht Jedermann das zweite Wort so aus wie Sie.

Hrn. O. K. in C. Es gibt verschiedene dramat. Blätter; die von Hamman und Hentzen können Sie durch jede Buchhandlung beziehen.

Hrn. F. A. in R. Rudolf Gottschall hat die letzten Zeilen der fünften Strophe seines in Nro. 45 unserer Zeitschrift abgedruckten Gedichtes: „Aspasia" abgeändert; sie lauten jetzt:

„Reiches Wissen macht sie frecher,
Kühnes Wollen herzenskrank:
Jene trink' im Schierlingsbecher
Gnadenlos den Todestrank."

Treue Abonnentinnen H. u. A. in Lauch. Romanbibliothek 1873, Nro. 12—23. Ueber Land und Meer Band 19, Nro. 17—26.

Hrn. J. L. in O. Nein, es ist nicht gegen den guten Ton.

F. H. Merz, Das Staatsspiel. Berlin, Gronbach.

Hrn. W. M. in C. Das läßt sich nicht im engen Raum der Briefmappe beantworten.

Hrn. Dr P. in H. Eine solche Untersuchung wird, nachdem die Sache vor das Forum der Oeffentlichkeit gezogen ist, nicht ausbleiben können.

Fr. Alwina W. in N. „Corinna" von Frau v. Staël, übersetzt von F. v. Schlegel. Berlin, Herbig. 9 M, und übers. von Bock. Leipzig, Bibliogr. Institut. 2 M. 40 ₰

Hrn. R. Sch. in M. Sie haben vergessen zu sagen, ob in physischer oder moralischer Beziehung.

Hrn. J. R. in C. bei St. G. In den Büchern für Auswanderer von Bromme u. A. finden Sie, was Sie wohl wünschen.

Hrn. E. S. in B. Lassen Sie sich durch eine dortige Handlung bei einer Stettiner Firma nach der besten Weste erkundigen.

Hrn. L. G. in Ort. Meyer. Die neue Gerichtsorganisation hat eine Menge bezüglicher Bücher in's Leben gerufen, welche Ihnen jede Buchhandlung gerne vorlegt.

Alter Arithmogriph-Rather in Breslau. Wird benützt werden.

Abonnentin in Bubweis. Die eben erscheinenden Unterrichtsbriefe der span. Sprache (Berlin, Langenscheidt) und Francesion, span. Lexikon (Leipz, Fleischer).

Abonnent von Nebraska. Ohne persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes kann kein bindendes Urtheil über Ihr Leiden abgegeben werden.

Allgem. Börs.- u. Vers.-Bl. in A. Uns ist leider eine solche Anstalt nicht bekannt.

Hrn. J. P. in Jn. Das können wir hier nicht beurtheilen, da wir Ihre Lokalgesetze nicht kennen.

Vorleser in Kreff. Der erste Brief kam wohl nicht in unsere Hände. Der gute Ton in allen Lebenslagen. Berlin, Frz. Ebhardt, oder das Originalwerk der Mad. d'Alq, das in Paris erschien.

Hrn. Dr. A. in Jüterbogk. Der Roman bietet uns neben vielem Veralteten doch ein treues Lebensbild deutschen Charakters und deutscher Sitten des Mittelstandes im vorigen Jahrhundert.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Allen unseren geehrten Abonnenten, welche auf die

Deutsche Roman-Bibliothek

zu

„Ueber Land und Meer"

in der Nummern- oder Heft-Ausgabe deßhalb nicht abonnirt haben, weil sie statt des allmäligen Empfangs eines solchen Journals dessen **vollständige** Erwerbung auf einmal nach Erscheinen des ganzen Jahrgangs — am liebsten gleich **gebunden** — vorziehen, theilen wir mit, daß der

Jahrgang 1879

mit der in 14 Tagen erscheinenden Nummer 52 vollständig vorliegen wird.

Derselbe enthält neben einem reichhaltigen Feuilleton

neun vorzügliche, zum Theil sehr große Romane erster deutscher Schriftsteller,

und zwar von

Hans Hopfen . . . **Die Heirath des Herrn von Waldenberg,**
Gregor Samarow . **Sühne und Segen,**
E. v. Dincklage . . **Die Seelen der Hallas,**
Mariam Tenger . **Der Amuletmann,**
Fr. Henkel . . . . **Die Herrin von Zbichstein,**
Emile Erhard . . **Gräfin Ruth,**
Joh. van Dewall . **Auf schiefer Ebene,**
L. Haidheim . . . **Die guten Freunde,**
Gundomar . . . . **Die heilige Cäcilie,**

außerdem zwei größere Gedichte:

Holzwegtraum. Ein Sommernachtsgedicht von **Wilhelm Jensen,**
Murillo. Ein Lied vom Guadalquivir von **Ernst Eckstein,**

und kostet der **ganze** Jahrgang in zwei starken Bänden von zusammen 1452 Seiten elegant broschirt

nur 8 Mark,

während diese Romane in Einzel-Ausgabe etwa **dreißig** gewöhnliche Romanbände füllen würden und dann **mindestens** das **Zehnfache** kosteten.

Für einen Preis also, der so gering ist, daß er kaum mehr beträgt, als **man in der Leihbibliothek** alle in sich zu lesen einer einzigen Anzahl von einen **Romanbänden**, als in obigem Jahrgang enthalten sind, **bezahlen müßte**, erhält hier der Käufer des Jahrgangs als **sein Eigenthum** die **neuesten** und **besten deutschen Original-Romane** ꝛc. ꝛc.

Gebunden, fein in Leinwand in zwei Banden mit Goldpressung auf Deckel und Rücken, kostet dieser Jahrgang **M. 12.** —

Zur Bequemlichkeit unserer Abonnenten liegt dieser Nummer gleich ein Bestellzettel bei, welcher, mit deutlicher Unterschrift versehen, derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle, durch die man „Ueber Land und Meer" bezieht, zugesendet werden wolle.

Postabonnenten wollen sich mit ihrer Bestellung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an die mit einer solchen in Verbindung stehenden Journal-Expeditionen, Buchbinder oder Kolporteure wenden.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Ankündigungen

pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.

Staatlich concessionirte
Baugewerkschule
Treuenbrietzen.
Reg.-Bez Potsdam

A. L. Mohr in **Werschetz** (Ungarn) [Filiale von A. C. Mohr in Ottensen] offerirt
Grosse süsse, dunkelblaue
Weintrauben, pr. Pfd. 30 Pf.,
sowie auch zum Mus als Zusatz beinah die Quantität von 10 Pfd. Körben verpackt **postfrei und franko** gegen Postnachnahme, unter **Garantie**, dass die Waare schön und gesund ankommen wird.
Handlern Rabatt. 194

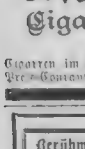
Für eine **französische Lehrerin** (mit höherem Diplome) und einen **kaufmännisch** gebildeten **jungen Franzosen** sucht man **Anstellung** als **Lehrer ihrer Muttersprache.** Beste Referenzen. Weiteres bei H. Professor **Eckstein v. Ehrnegg, Saintes** (Charente Inférieure) Frankreich. 65.

Fangeisen für Raubzeug,
wie Schwanenhälse, Tellereisen, Haureisen, Otterstangen, Raubvogeleisen, Fuchsangeln, Locker, liefert, wie längst bekannt, nach neuster Preiscourant und unter Garantie 969
Adolph Pieper in **Mörs** am Rhein

Anleitungen, Spezialrecepte 504
zur Fabrikation von **Wagen- u. Maschinenfett**, Glanzgummi, Lack, feinste Farben jeder Art, Oele, Kitt, Cement, Seifen, Pastillen, Glycerin, Dextrin, Bronzen u. s. w. sowie über anderen dergl. chemisch-technischen Fabrikationen. Katalog gratis.
W. Schiffer & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.

Kalkmann's
Cigarren-Fabrik
Bremen. 535
Cigarren im Preise von 40 bis 400 R.-Mark. Preis-Courante auf Verlangen gratis u. franko.

Gerühmtes Magen-Heilmittel.
Schrader's weisse Lebens-Essenz.
Flac. 1 M. Gegen jahrelange Leiden das bewährteste Mittel.
Ap. Schrader, Feuerbach-Stuttg.



ebensgrosse Porträts
in **Kreide** gezeichnet u. in **Oel** gemalt nach **jed. eingesandten Photographie.** Garantie gute Aehnlichkeit, schnell, Anerkennungen und Referenzen. Prospecte gratis. Artist. Institut von
C. Hommel in Halberstadt.

Nordhauser

Kornbranntwein!
Nordhäuser Kornbranntwein, uralter, weltberühmt a Liter M. 1.—.
Nordhäuser Doppelkorn, feinstes Destillat . . . à Liter M. 1.50.
Nordhäuser Kräuterkorn, Passepartout . . . . à Liter M. 1.25.
Nordhäuser Getreidekümmel, feinstes Frühstücksgetränk . . . à Liter M. 1.25.
In Fl. à Gebind inkl. in tadellos Qual. Bei Hektoliter bedeutend billiger.
Gegen Nachn. oder Einsend. des Betrages.
Anton Wiese. Nordhausen a. H.

Stahldraht-Besen z. Kehren
der Strassen, Trottoirs, etc.
№ 38. № 39. № 40.
M. 50. M. 60. M. 70. pr. Dtz.
Von 3 Stück an Diz Preise.
Metalldraht-Kardätschen
à Stück M. 6 p. Dtz. M. 60. Fabrik von
Ernst Jehsold jun. Chemnitz.

PATENT
Brandt & GW. Nawrotzki
Berlin W.
Leipziger Str.

— Für den Bierverschank. —
Deutsches Reichspatent
Apparat, um dem Biere Sommer und Winter eine gleichmässige Temperatur zu geben. Ausführliche Prospecte gratis u. franko. Reflectanten mit Preisangelegenheiten gesucht. 199
Gotha. **Hugo Friedrichs.**

Ehegatten
erhalten wichtige Rathschläge durch **Dr. Kampe's Schrift:** „Rathgeber zu unausgesetzter Gesundheit". Preis 1½ Mark. Das Werkchen empfiehlt sich gratis und franko durch Prospekt.
C. Gottfried's Verl., Leipzig.
70

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

BIBLIOTHÈQUE FRANÇAISE
ou
Choix de livres intéressants destinés à la jeunesse allemande des deux sexes,
recueillis par
CHARLES ZOLLER,
Recteur de l'Institution Catherine, Chevalier de l'Ordre de la Couronne de Wurttemberg.
Ire SÉRIE: TOME I—XII. 2de SÉRIE: TOME I—VI.
Preis pro Bändchen elegant broschirt 1 Mark. Je drei Bändchen in einem Band fein gebunden 3 Mark 50 Pfg.

Série I: Tome I Graziella, par **A. de Lamartine.** — Tome II Une veillée d'automne, par une vieille femme. Lydie ou la résurrection par **Charles Nodier.** Boutades et bluettes, par **J. Petit-Senn.** — Tome III. Robertine, par **Mad. de Bawr.** Tome IV. Piccola par **X. B. Saintine.** Tome V **Xavier de Maistre,** Oeuvres choisies. Tome VI Choix d'oeuvres dramatiques de **C. Delavigne.** — Tome VII. Nouvelles genevoises, par **R. Töpffer.** Tome VIII. Madeleine, par **Jules Sandeau.** — Tome IX. De l'Allemagne, par **Mad. de Staël.** — Tome X Voyage en Orient, par **Alexandre Dumas.** — Tome XI Mosaïque, contenant: Le dernier des Abencerages, par **Chateaubriand;** Les prisonniers du Caucase, par **Xavier de Maistre;** La grenadière, par **de Balzac;** Mémoires d'un cocu de cinq francs, par une vieille femme. — Tome XII. **Choix de poésies françaises,** Poètes modernes.

Série II. Tome I Les martyrs, par **Châteaubriand.** — Tome II. Quelques journées de l'homme de la Chaussée d'Antin, par **Jouy.** — Tome III. Le conteur genevois: nouvelles, souvenirs, épisodes, par **C. Ballet.** — Tome IV. Un philosophe sous les toits, publié par **M. Emile Souvestre.** — Tome V. **Lectures choisies pour les jeunes personnes.** — Tome VI. Le compagnon du tour par **Mad. Sarville,** née de Balzac.

Aus dieser mit der grössten Sorgfalt und Sachkenntniss ausgewählten Sammlung ist **Alles entfernt,** was nur irgend gegen **echte strenge Moral verstossen** könnte. Sie darf deshalb **ohne Besorgniss** in die Hände junger Leute und besonders **junger Mädchen,** die sich mit den **Meisterwerken** der neueren französischen Literatur bekannt machen wollen, gegeben werden.

Behufs Einführung in Schulen, Pensionaten etc. ist die Verlagshandlung gerne bereit, den betreffenden Herren Lehrern ein Probebändchen direkt und gratis zu übersenden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Verlag von **Louis Senf** in **Leipzig.**
Lehrgänge für den Unterricht in der Fortbildungsschule.
Band I. **Gesetzeskunde und Volkswirthschaftslehre** von Director C. Pache. I. Theil. Die Lehre vom Staat. M. 1. 50 Band II **Wechsellehre und Buchführung** von Lehrer O. Winkler. M. 1. 50. Band III **Das Rechnen** von Director B. Kunze. M. 1. 50 Band IV. **Die Geometrie** von Director W. Engler. M. 2. 50. Band V **Die Geographie** von Director H. Bohm Band I. M. 2. 50 Band VI. **Die Geographie** von Director H. Bohm. Band II. M. 2. 50. Band VII. **Das Deutsch** von Director J. Lotze. M. 1. 80.

Taschenbücher
der
Handels- und geschäftlichen Korrespondenz
in den wichtigsten neueren Sprachen,
herausgegeben von
Handelsschuldirektor Dr. phil. **F. Booch - Arkossy.** 97
a Band ord. 2 M.

	Preis M. ₰
Spanisch-deutsch. Kartonnirt.	
Italienisch-deutsch. dto.	
Englisch-deutsch. dto.	

Auf dem Oybin. Gedenkblätter von A. v. d. Lubota. Mit Illustrationen . . . 1. 50
Die Persönlichkeit Jesu Christi mit besonderer Rücksicht auf die Mythologie und Mysterien der alten Völker, von Dr. Emanuel Marius . . . 6. —
Liederfrühling im Herbste des Lebens. Gedichte von Heribert Rau. Geb. mit Goldschnitt . . . 5. —
Buch des Lebens und der Liebe. Gedichte von Leopold Schefer. Geb. mit Goldschnitt. 2. Auflage . . . 4. —
Deutsche Geschichtrinnen und deren Wirkungskreis. Von Meta Wellmer . . . 2. —
Führer durch die Oberlausitz. 3. Auflage. Von Dr. A. Moschkau . . . —. 75
Josef Pitzinger. Ein tyroler Sänger leben von Dr. A. Moschkau . . . —. 50
Goethe und Karl August auf dem Oybin von Dr. A. Moschkau . . . 1. —
Die Burg Oybin bei Zittau von Dr. A. Moschkau . . . 1. 20
Rathgeber für Geschäftsleute von Johannes Lotze . . . —. 75
Geschichte der Briefmarken und des Briefmarkensammelns nebst Beschreibung aller Wasserzeichen etc. von Dr. A. Moschkau. 3. Auflage . . . 1. —
Handbuch für Postmarkensammler. Ein illustrirter Briefmarken-Katalog von Dr. A. Moschkau. 4. Auflage . . . 2. —

Internationales Briefmarken-Album
in deutscher, französischer, englischer und spanischer Sprache.
Mit über 700 Wappen u. 4000 Marken-Abbildungen.
Album International pour Timbres Poste.
Universal Postage Stamp Album.
Album Universal Para Sellos de Correo.

Groß-Quart-Ausgabe.

	Preis M. ₰
Ausgabe I. kartonnirt	4. 50
" II. in Halbleinwand mit ff. Goldtitel	5. —
" III. Originalband, ff. Kalito mit Gold- und Schwarzdruck	6. —
" IV. Dieselbe Ausgabe mit Goldschnitt	7. —
" V. (auf ff. starkem chamois Kupferdruck-Papier) Originalprachtband mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 2c.	15. —
" VI. Prachtausgabe auf ff. starkem chamois Kupferdruck-Papier und vielen Supplementblättern in Original-Saffianprachtband und 2 Schlössern	36. —
" VII. Dieselbe Ausgabe in ff. echtem weissem Pergamentband (Brillant-Ausgabe)	60. —

Parfümerie „LA VIOLETTE"
SCHLIMPERT & Co.
LEIPZIG
Specialitäten:
Opoponax-, Veilchen-, Ylang-Ylang-Essenz für das Taschentuch.
Eau de Quinine zur Reinigung der Kopfhaut und Verschönerung des Haarwuchses.
Lotion & Pommade antipelliculaires, beste Mittel gegen Kopfschuppen.
Oster-Wasser beseitigt alle Unreinheiten des Teints und macht die Haut sammtweich und zart. Aerztlich empfohlen.
Salicylsäure-Mundwasser, zerstört jeden üblen Geschmack u. verleiht dem Athem angenehmen Geruch.
Toilette-Fettseifen von billigsten bis feinsten Blumenseifen, vollkommen rein und mild.
Superfeine Blüthen-Pommaden & Blüthen-Oele.
Zu haben bei den meisten Coiffeurs und Parfümerieh[illegible]ndlern und durch diese zu beziehen.

Dr. B. Thiel's
Internationales Institut
(Pensionat),
unter dem Protektorate Sr. Hoheit des Herzogs Ernst II. von Coburg-Gotha, empfiehlt sich für Zöglinge aus den höheren Ständen. **Englische und französische Konversation im Hause.** Prospekte sendet auf Anfrage 187
Dr. B. Thiel in **Gotha.**

Ein tüchtiger Xylograph,
Landschafter, findet bei hohem Lohn dauernde Stellung. Nur Prima-Leistungen werden berücksichtigt. Schriftliche Offerten mit Mustern und Angabe der Gehaltsansprüche erbittet die Buchhandlung von 186
Karl Cnobloch in **Leipzig.**

Fischnetze,
Jagd- und Vogelnetze
jeder Art fix und fertig, liefert bestens **H. Blum** in **Feldkirch** (Vorarlberg). Preiscourant über 150 verschiedene Netze und ausführliche Gebrauchsanweisungen gratis. 727

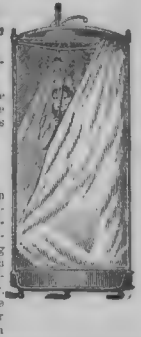
Im Verlage der **Hahn'schen** Buchhandlung in **Hannover** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Der
Organismus der leblosen Natur.
Ein physikalischer Versuch
von
Richard Prüsmann.
8. — 1879. — 1 M. 60 ₰ 204

Königliche Musikschule Würzburg.
(Kgl. bayr. Staatsanstalt.)
Beginn des neuen Unterrichtsjahres **am 1. Oktober.**
Der Unterricht umfasst: Chor- und Solosang, Rhetorik, italienische Sprache, Klavier, Orgel, sämmtliche Streich- und Blasinstrumente, Kammermusik- und Orchesterensemble, Partiturspiel, Harmonie- und Kompositionslehre, Musik- und Literaturgeschichte, und wird von 16 Lehrern ertheilt. Alles Nähere enthalten die Statuten, welche sowohl von der Direktion, als auch durch jede Musikalienhandlung unentgeltlich bezogen werden können.
Die königl. Direktion.
207 Dr. Kliebert.

129 **Norwegischen Fisch-Guano**
mit garantirtem Gehalt von 8 % Stickstoff und 12 % Phosphorsäure in gemahlenem und streufähigem Zustande offerirt
Otto Derz, Stettin.

1. Preise auf den Weltausstellungen
PARIS 1867. WIEN 1873. BRÜSSEL 1870. PHILADELPHIA 1876.

Eduard Lipowsky in Heidelberg,
ältestes Geschäft zur Anfertigung von hydropathischen und mechanischen Heilgeräthschaften,
empfiehlt hiermit seine nach dem neuesten Stande der Technik konstruirten, durch verschiedene ärztliche Autoritäten und auf Ausstellungen als vorzüglich anerkannten
Zimmer-Douche-Apparate
für kalte und warme Ueberbrausungen des ganzen Körpers, sowie für einzelne Körpertheile eingerichtet, in beliebig kräftiger Wirkung mit verschiedenen Badeformen, als **Regen-, Strahl- und Voll-Douchen.** — Durch Begünstigung des Stoffwechsels wohlthätige Wirkung auf den menschlichen Organismus. Konservirung und Abhärtung der Haut gegen Einflüsse der Witterung.
Vorzüge: Leichte Handhabung, grosse Dauerhaftigkeit, gefällige Form, in jedem Zimmer aufstellbar, Bader von jeder Temperatur mit einigen Liter Wasser herzustellen. Billige Preise. — Zahlreiche Gutachten und anerkennende Schreiben (siehe z. B. Niemeyer, Gesundheitslehre des menschlichen Körpers).



Da meine Apparate, sowie die Zeichnungen meines Kataloges von verschiedenen Seiten nachgebildet werden, so bitte ich auf genaue Angabe meiner Geschäftsfirma zu achten.
971 *Eduard Lipowsky,*
Nachfolger von Friedrich Fischer & Comp. in **Heidelberg,**
Fabrik von Apparaten zu Sanitätszwecken & Geräthschaften zur Krankenpflege.
Preiscourante, Zeichnungen, Kataloge und Atteste stehen zu Diensten.

Verlag von **Edwin Schloemp** in **Leipzig.**
Städtebilder
von
Fritz Wernich.
I Band 20 Bog. gr. 8.:
Rom, Paris, London. 5 M.
II Band 20 Bog.
Konstantinopel, Athen, Petersburg, Moskau, Warschau. 5 M.

Reisebilder aus Südfrankreich.
9½ Bogen 1 M. 50 ₰
Ueberall verbindet sich die Gediegenheit des Historikers mit der frischen Beobachtungsgabe des Weltmannes, und der Reiz des Schreibart kommt dazu, um vollends das Werk unentbehrlich für jeden Gebildeten zu machen.
182 (Münch. Nachr. v. 22/8.)

Bei **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschien soeben ein neuer Roman von
Rudolf von Gottschall
Das goldene Kalb.
Drei Bände. 181
Eleg. geh. 16 M., eleg. gebd. 19 M.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Paul Lindau
und das literarische Judenthum.
Eine Kontroverspredigt aus der Gegenwart
von **Junius.**
Preis 50 Pfennige. 148

Soeben ist erschienen in der Verlagshandlung **P. Hauptmann** in **Bonn:** 196
Verschiedene Wege.
Roman von M. Ludolfi,
Verfasserin von „Talisman" und „Die Tochter des Spielers".
8°. 244 S. Preis geh. 3 Mark.

Hugo Voigt's Hofbuchhandlung in **Leipzig.** Hauptspecialität: **Landwirthschaft, Gartenbau u. Forstwesen,** beehrt sich hierdurch zur Anzeige zu bringen, dass der neue illustrirte **Katalog** 1879/80 in Kurzem erscheint und Jedem, der ihn mit Postkarte verlangt, gratis und franko zugesandt wird. 58
Neue **Kalender** für 1880 sind erschienen!
Wiederverkäufer (Buchbinder 2c.) gesucht.

Wartburgsdecken,
gesetzlich deponirt,
in hochfeinem Leinendamast, in verschiedenen Farben und Größen, mit eingewebtem Bild der Burg und Wartburgsprüchen.
Abbildung mit Preis u. Kreuzband franko. 794
C. H. Hossommer, Eisenach.

„Erwerbskatalog"
für Jedermann — versend. gratis 518
W. Schiffer & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.

Stotterer befreit von ihrem Leiden der Lehrer **F. Kuschka** in **Guben.**

Stotternde
werden vollständig geheilt und erhalten **die natürliche Sprache** durch 139
Spracharzt **Gerdts, Bingen.**
NB. Meine Broschüre „Die Krankheiten der Sprache und ihre Heilung" dient zur Aufklärung u. Heilverfahrens. Preis 1 M.

Nebelbilder-Apparate
jeder Größe, mit effektvollen Bildern.
En gros. En detail.

Glasphotographieen zum Selbstmalen.
Preiscourante, Anleitung zum Malen mit Glas gratis und franko. 191
W. Hagedorn, Berlin S., Ritterstr. 75.

Tüchtige Vertreter f. **Bauern, Württemberg, Baden, Schweiz** u. a. Länder sucht die Schnellpressenfabr. **A. Wilhelmi, Berlin N.**

Rothe Nasen 38
werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Monyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske** in **Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

! Hühneraugen-Bürste!
Entfernt gefahrlos schmerzlos jedes Hühnerauge, pr. Std. 70 ₰ frko. (Briefm. all. Land.) Wiederverkauf. Rab. **H. Beuling, Stuttgart.**

Damen, welche sich einen lohnenden Nebenverdienst verschaffen wollen erhalten **unentgeltlich** Auskunft durch
Wilhelm Bertram,
111 Laubau in Schlesien.

Als ein vorzügliches populares Werk über das vom 1. Oktober ab gültige **neue** Gerichtsverfahren empfehlen wir:
Deutsches
Gerichtsverfahren
nach den Reichsjustizgesetzen,
populär dargestellt
von **Christiani,** Königl. Amtsrichter,
ca. 450 S. stark, sehr elegant ausgestattet mit Formularen für Schriftsätze und ausführl. Sachregister. Das Werk ist in der Presse, insbesondere wiederholt in der Berliner Gerichtszeitung, **als das beste populäre Werk über das neue Gerichtsverfahren** bezeichnet. Nur zu beziehen gegen Einsendung von M. 3. 25 franko von der **Helwing'schen Sort.-Buchhandlung (S. Lindemann)** in **Hannover.** 189

— Schönheits-Wasser —
kosmetisches Waschwasser, ein vortreffliches Toilettenmittel, entfernt unter Garantie Finnen, Wimmerln, Blüten, Stippen, Pickeln, Mitesser, leichte Röthe der Nase. Mit ganz genauer Gebrauchsanweisung und Verhaltungsmaßregeln a Flac. 3 M. 50 ₰ franko. Betrag in Briefmarken einsenden. 818
Römhild i. Thüring. **J. Rottmanner,** Apotheker.

C. Otto Gehrckens
Import von Amerika und Grossbritannien
Hamburg
Treibriemen
Vorrath 50 000 Meter
einfache bis 300, doppelte bis 915 mm breit.
123

Die neuesten und besten
Adress-Bücher
der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden etc. aller Länder sind von
C. Leucha & Cie. in **Nürnberg**
(gegründet 1794) 730
zu beziehen. Preiscourante auf Verlangen grat.

Über Land und Meer.

№ 51.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag **Mark 3. 50.**
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Eine liebenswürdige Frau, ein Lebensbild von Max Ring, Fortsetzung. — Wilhelm Scholz, Chef der Finanzverwaltung des deutschen Reichs. — Notizblätter. — Dichterstimmen aus der Gegenwart, gesammelt von Friedrich Bodenstedt. Fragment, von Paul Heyse. Spruch aus dem „Fruchtgarten Saadi's" vom Freiherrn von Schlechta-Wssehrd. Scammerlied, von E. Peters; Abenddämmerung, Wenn vom Baum, dem dichtbelaubten, von O. Engelhardt; Aus der Kinderstube, von Emma Wohlbe; Nirwana, von Hans Grasberger. — Auf Waldwegen. Novelle von August Becker. Fortsetzung. — Beim Goldschmied. — Aus der deutschen Kolonie in Brasilien. — Rückblick auf die letzten großen Schachturniere, von Jean Dufresne. Schluß. — Ueberrascht. — In der Herberge. — Plaudereien am Kamin, von Paul von Weilen, zweite Serie VII. — Neue Erfindungen und Kulturfortschritte, von Max Wirth, zweite Serie. XIX. Der Telephon in der Praxis. — Schach. — Bilderräthsel 51. Auflösung des Bilderräthsels 50. — Briefmappe.

Illustrationen: Wilh. im Scholz, Chef der Finanzverwaltung des deutschen Reichs. — Deutsches Konsulatsgebäude in Nossa Senhora do Desterro. — Nossa Senhora do Desterro, Hauptstadt der Provinz Santa Catharina (Brasilien). — Beim Goldschmied, nach dem Gemälde von F. Schleisinger. — Randverzierung zu „Dichterstimmen aus der Gegenwart gesammelt von Friedrich Bodenstedt". — Ueberrascht. Gemälde von B. Giuliano. — In der Herberge von E. Henseler. — Für Mütter und Kinder. Silhouetten von Friederike Medem.

Eine liebenswürdige Frau.

Ein Lebensbild

von

Max Ring.

(Fortsetzung.)

V.

Nachdem der Professor sich einigermaßen von seiner Bestürzung erholt und wieder gefaßt hatte, begrüßte er die Geheimeräthin und ihren ihm nur zu gut bekannten Gast mit so auffallender Verstimmung, als ob er plötzlich einen Schlag in's Gesicht erhalten hätte.

„Mein Gott!" sagte sie, ihn besorgt anblickend. „Sie sehen ja aus, als wenn Ihnen etwas Unangenehmes zugestoßen wäre."

„Im Gegentheil," erwiederte er gezwungen lächelnd. „Ich habe soeben meine Ernennung zum Regierungsrath und Direktor des Antikenkabinets erhalten, was ich ihnen nur anzeigen wollte."

„Das ist ja ein wahrer Glückstag heute. Auch Signore Brosio hat mich soeben angenehm überrascht. Ich stelle Ihnen in ihm den Kapellmeister unserer neuen italienischen Oper vor, die hier in diesem Winter Vorstellungen geben wird."

„Ich erinnere mich, die Ankündigung in den Zeitungen gelesen zu haben. Es war mir nur unbekannt, daß Signore Brosio der Gesellschaft angehört."

„Denken Sie nur, der Impresario will auch ‚Die sizilianische Vesper' unseres jungen Freundes im Lauf der Saison zur Aufführung bringen."

Wilhelm Scholz, Chef der Finanzverwaltung des deutschen Reichs. Originalzeichnung. (S. 100.)

„Das soll," bemerkte der Musiker bescheiden, „vorläufig noch Geheimniß bleiben. Signore Nardini, unser Impresario, will erst sehen, ob er auch mit seinem Unternehmen reüssirt."

„Daran ist doch nicht zu zweifeln," versetzte die Geheimeräthin lebhaft. Man interessirt sich bei uns für die italienische Oper, die wir schon zu lange entbehrt haben. Wenn die Gesellschaft nur halb so gut ist, wie Sie mir sagen, so stehe ich für den Erfolg. Ich und meine Freunde werden gewiß bei keiner Vorstellung fehlen."

„Die Signora sind zu gütig. Wenn Sie uns unterstützen, so hoffe ich das Beste für unser Unternehmen und auch für meine Oper, obgleich der Impresario wegen der großen Kosten, welche die Ausstattung fordert, noch immer Bedenken trägt."

„Darum brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Ihre Freunde werden Sie nicht im Stich lassen. Ihre Oper wird und muß aufgeführt werden.

Ueber diese gütige Zusicherung war der feurige Musiker so erfreut, daß er seiner Gönnerin entzückt die Hände küßte und sie mit den überschwenglichsten Danksagungen überhäufte, indem er sie seine himmlische Wohlthäterin, seinen Schutzengel nannte, und sie bald mit der gnadenreichen Madonna, bald mit der heiligen Cäcilie, der holden Patronin des Gesanges und der Sänger, verglich.

Voll Begeisterung sprach er dann von seiner eigenen Oper, von seinen Hoffnungen und dem kaum zu bezweifelnden Erfolg derselben. Auch unterließ er nicht, die Sänger und Sängerinnen der Gesellschaft gebührend

zu rühmen. Wenn man ihn hörte, mußte jedes einzelne Mitglied derselben ein Talent ersten Ranges sein, mit dem sich weder die Grisi und die Malibran, noch der berühmte Lablache und Tamburini vergleichen konnten.

„Eine solche Oper," sagte er mit dem ihm angeborenen Pathos, „gibt es nirgends in der Welt. Sie werden erstaunen und erst jetzt erfahren, was wahre Musik ist. Unsere Primadonna, Signora Carina, singt wie ein Engel und hat in Mailand während der letzten Stagione das größte Furore gemacht. Von unserem primo tenore, Signore Leone, Luigi Leone, haben Sie gewiß schon gehört und gelesen. Eine Stimme, stark wie eine Glocke und weich wie Sammet. Ganz Petersburg war von ihm entzückt; eine russische Principessa ist aus Liebe zu ihm wahnsinnig geworden und wollte mit ihm entfliehen. Und unser Buffo, der excellente Castagni! Wenn er noch hinter den Coulissen steckt, jubelt schon das Publikum. Unwiderstehlich, ich sage Ihnen, unwiderstehlich. Selbst wenn man Vater und Mutter verloren hat, muß man über ihn lachen. Chor und Ensemble voll Feuer, Verve und Leben, wie man es nie in dem kalten Norden findet, und eine ausgezeichnete Kapelle unter meiner Leitung. Das stimmt und klingt zusammen wie ein einziges Instrument, großartig, wirklich großartig!"

Während Signore Brosio in dieser enthusiastischen Weise von sich und der italienischen Oper sprach, mit den schönen Augen rollte, mit seinen Händen herumfocht und vor Entzücken ganz außer sich gerieth, saß der Professor wie auf Nadeln, stumm, ohne ein Wort zu sprechen, was auch bei dem ununterbrochenen Redefluß des lebhaften Kapellmeisters kaum möglich war.

Erst als dieser eine kleine Pause machte, um Athem zu schöpfen, erhob sich der Professor, um fortzugehen, da ihn die Unterhaltung, welche sich ausschließlich um die Oper drehte, wenig oder gar nicht interessirte und ihm die Aufschneidereien des jungen Musikers in diesem Augenblick mehr als je zuwider waren.

„Wie!" rief die Geheimeräthin, von seinem plötzlichen Aufbruch scheinbar überrascht. „Sie wollen uns doch nicht verlassen?"

„Ich bedaure, aber ich habe noch einige nöthige Besuche zu machen."

„Die werden doch nicht so dringend sein. Ich habe bestimmt darauf gerechnet, daß Sie heute mein Gast sein werden. Wir sind ganz unter uns, nur Signore Brosio und Fräulein Braun, damit wir ungestört Ihre Ernennung und unser Wiedersehen feiern."

„Sie verzeihen. Meine Schwester und Kollege Schaller erwarten mich zu Tisch."

„Ich will meinen Bedienten zu Fräulein Kornelia schicken und in Ihrem Namen absagen lassen."

„Das darf ich nicht annehmen. Ich habe ihr versprechen müssen —"

„Sie werden mir doch meine Freude nicht verderben. Ihre Schwester und Ihr Freund haben Sie immer; heute gehören Sie mir und ich lege Beschlag auf Sie."

„Es ist mir wirklich nicht möglich. Kornelia würde mir nicht verzeihen, wenn ich heute fortbleiben wollte. Die Rücksicht bin ich ihr und auch Schaller schuldig. Außerdem werden Sie mich nicht vermissen, da —"

„Wie kann man nur so eigensinnig und ungalant gegen eine Dame sein! Sie werden mich ernstlich böse machen."

Dem Professor fiel es wirklich schwer, dem Bitten und dem Schmollen der liebenswürdigen Frau zu widerstehen. Vielleicht hätte er sich noch von ihr überreden lassen, wenn ihn nicht die Gegenwart des unleidlichen Musikers vertrieben hätte, so unangenehm es ihm auch war, die Geheimeräthin in solcher Gesellschaft zu wissen.

Im Geiste sah er wieder den zweideutigen Abenteurer an der Seite seiner Freundin, Unsinn schwatzend, lachend, sie mit den schönen Augen schmachtend anblickend und ihr die kleinen Hände küssend. Unwillkürlich erinnerte er sich an ähnliche Szenen in Rom, besonders an die letzten Worte und Warnungen des Verstorbenen, welche von Neuem seine Bedenken und Zweifel erregten.

Ihre sichtliche Freude über die Ankunft des Musikers erschien ihm verdächtig, dieser plötzliche Uebergang von tiefer Trauer zu einer befremdenden Fröhlichkeit auffallend, ihr ganzes heutiges Benehmen unschicklich. Das große Interesse an der italienischen Oper, ihr Eifer für die Aufführung der „Sizilianischen Vesper", der versprochene Besuch des Theaters verletzte ihn und drohte seinen Glauben an die Vollkommenheit seines Ideals zu erschüttern.

Trotzdem war seine Liebe so groß, daß er sie vor sich selbst zu entschuldigen und gegen den sich ihm aufdrängenden Argwohn zu vertheidigen suchte. Bei ruhigerer Ueberlegung fand er ihre Freundlichkeit gegen den ihm verhaßten Signore Brosio vollkommen gerechtfertigt. War er nicht der Finder der ihr theuren Isolde, ihr Lehrer in Rom? Hatte er nicht in trüber Zeit ihr so manchen Dienst geleistet, wofür sie ihm jetzt dankbar war? Kein vernünftiger Mensch konnte es ihr verdenken, daß sie in ihrem Hause einen frühern Bekannten sah, ihm in der Fremde liebenswürdig entgegenkam und sich für seine Unternehmungen interessirte.

Ihre Theilnahme war um so unschuldiger, da der Professor wußte, daß der junge Musiker mit der Gesellschafterin der Geheimeräthin ein Verhältniß hatte und mit ihr im Briefwechsel stand, was diese noch bestätigte. Höchstens konnte er ihre allzu große Herablassung gegen einen so unbedeutenden und zweideutigen Menschen tadeln. Aber selbst diese Schwäche sprach nur für die Güte ihres Herzens und für ihre Liebenswürdigkeit.

Unbekümmert um die Gedanken und Sorgen ihres Freundes, unterhielt sich unterdeß die Geheimeräthin mit ihrem Gast während des Essens so gut, daß sie sich keinen Augenblick gelangweilt fühlte. Signore Brosio war aber auch so amüsant und witzig, daß sie seit langer Zeit wieder einmal heiter lachte. Ohne Unterbrechung erzählte er die interessantesten Geschichten aus der Theaterwelt, Coulissengeheimnisse, komische Anekdoten, die er mit der ihm eigenen drolligen Naivität vorzutragen wußte.

Dabei kam er ihr noch immer wie ein harmloses Kind vor, neckisch und schmeichlerisch wie ein verzogenes Kätzchen, obgleich er augenscheinlich weit männlicher geworden war und sich noch zu seinem Vortheil verändert hatte. Wie sie mit Vergnügen bemerkte, hatte er sich, seitdem sie ihn zuletzt gesehen, einen gewissen äußern Schliff angeeignet und feinere Formen angenommen, ohne seine natürliche Lebhaftigkeit und Grazie einzubüßen.

Mit seiner eleganten Figur, dem interessanten braunen Gesicht, dem schwarzen, sorgfältig frisirten Haar und Bart, mit den blitzenden, feurigen Augen, in seiner feinen, nur noch etwas überladenen Toilette und mit seinen guten Manieren mußte er in jedem Salon Aufsehen erregen und für einen durchaus präsentablen jungen Mann gehalten werden.

Selbstverständlich fehlte die Geheimeräthin nicht des Abends bei der ersten Aufführung der italienischen Oper, welche zwar nicht die überspannten Erwartungen des enthusiastischen Kapellmeisters rechtfertigte, aber von Seiten des Publikums und besonders der zahlreich vertretenen Claque mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Signore Brosio, der im schwarzen Leibrock und weißer Binde den Dirigentenstock mit großem Eifer schwang, löste ebenfalls seine Aufgabe mit anerkennungswerthem Geschick, wenn er auch sich durch sein Feuer zuweilen hinreißen ließ und vielleicht des Guten zu viel that.

Die Anwesenheit der Geheimeräthin im Theater, welche zum ersten Mal seit dem Tode ihres Gatten wieder öffentlich erschien, wurde natürlich von allen Bekannten bemerkt, und verfehlte ebensowenig wie ihre geschmackvolle Toilette ein ungewöhnliches Aufsehen zu erregen. Die reiche, interessante Wittwe wurde gebührend beachtet, von den Fremden lorgnettirt, von ihren Freunden begrüßt und im Zwischenakt angesprochen. Man war überrascht, sie hier zu sehen, man wunderte sich über die Abwesenheit des sonst von ihr unzertrennlichen Professors und erging sich in allerlei Bemerkungen und Vermuthungen über Beide."

Seitdem versäumte die Geheimeräthin nicht leicht eine Vorstellung der italienischen Oper, für die sie sich lebhaft zu interessiren schien.

Bald wurde sie auch persönlich nicht nur mit dem Impresario Nardini, dem schlauesten aller Theaterunternehmer, sondern auch mit den ersten Mitgliedern der Gesellschaft bekannt, welche an ihr eine ebenso liebenswürdige als großmüthige Beschützerin fanden. Sie selbst nahm wieder ihre vernachlässigten Gesangsstudien auf und genoß den Unterricht des Signore Brosio wie früher.

Gleichzeitig öffnete sich ihr bisher verschlossener Salon den neuen Gästen, zu denen sich noch einige ältere Bekannte, Musiker, Kunstfreunde und Kritiker, gesellten. Die frühere Stille wich einem geräuschvollen Treiben, das bestaubte Klavier ließ wieder seine Melodieen erklingen und die traurigen Räume hallten vom frohen Gesang wider.

Von all' diesen Vorgängen und Veränderungen hatte der Professor keine Ahnung, da er in letzter Zeit durch die Uebernahme seines neuen Amtes mit Arbeiten so überhäuft war, daß er sie nur selten besuchen und sie nur flüchtig am Tage sehen konnte. Wenn er sich einen Abend abstahl, um sie zu sprechen, war sie ausgegangen, in der italienischen Oper.

Darum nahm er sich vor, einen freien Tag zu benützen, an dem, wie er aus den Zeitungen ersah, die Vorstellung der Italiener wegen Erkrankung des zweiten Tenors ausfallen mußte, weßhalb er hoffen durfte, seine musikalische Freundin endlich einmal zu Hause zu finden. Zu diesem Zweck begab er sich in der Dunkelstunde nach ihrer Wohnung, deren hell erleuchtete Fenster ihn nicht an ihrer Anwesenheit zweifeln ließen.

Allerdings befremdete ihn der laute Gesang, der ihm schon auf der Treppe entgegenschallte, da er seine Freundin allein zu finden hoffte. Bevor er sich noch von seiner unangenehmen Ueberraschung erholt hatte, nahm ihm ein fremder, früher nie von ihm gesehener Lohndiener den Ueberzieher ab und öffnete ihm die Thür zu dem Salon, in dem sich eine ebenso zahlreiche als animirte Gesellschaft befand.

In der Verwirrung, die hier zu herrschen schien, wurde sein Eintritt weder von der beschäftigten Wirthin des Hauses, noch von den Gästen bemerkt. Er selbst aber war von dem unerwarteten Schauspiel, das sich seinen Blicken bot, so bestürzt und eingenommen, daß er die Geheimeräthin zu begrüßen vergaß und wie festgebannt an der Thür stehen blieb.

Wie durch einen Nebel sah er durch seine Brille an der gegenüberstehenden Wand ein glänzend arrangirtes, mit den feinsten Delikatessen: Austern, Hummern, Kaviar, Gänseleberpasteten, Rehziemer, Fasanen und Schnepfen ausgestattetes Büffet, umgeben von einem Kranz der edelsten Weine: Johannisberger, Rauenthaler, Bordeaux und Champagner in kunstvoll silbernen Eiskühlern.

In der Mitte des Saals saß vor dem geöffneten Klavier Signore Brosio mit künstlerischer Nonchalance und begleitete ein lustiges Duett von Donizetti, welches die Geheimeräthin mit dem Buffo der italienischen Oper unter dem rauschenden Beifall und heitern Lachen der vom Wein und Vergnügen angeregten Zuhörer vortrug.

Der Sänger des Don Pasquale, der berühmte Signore Castagni, entfaltete sein ganzes komisches Talent, indem er seine Partie mit den verwegensten Läufern verzierte und dazu die wunderlichsten Kapriolen und Gesichter schnitt, wobei er bald wie ein alter verliebter Geck die Augen verdrehte, bald den Gegenstand seiner eifersüchtigen Neigung umtänzelte und dazu die lächerlichsten Pirouetten schlug.

Angesteckt von der Ausgelassenheit des italienischen Buffo, ließ sich auch die Sängerin zu ihr sonst fremden Uebertreibungen fortreißen. Sie forcirte ihre Stimme und kokettirte mit dem alten Anbeter, wie sie es auf der Bühne von der Darstellerin ihrer Rolle gesehen hatte. Dabei glänzten ihre Augen vor Vergnügen, strahlte ihr Gesicht von dämonischem Uebermuth.

Unter dem lärmenden Applaus und den lauten Bravi der entzückten oder wenigstens so scheinenden Zuhörer schloß das Duett. Signore Brosio sprang begeistert von seinem Sitz am Klavier auf und sprach den Sängern, ganz besonders aber der Geheimeräthin den Dank und die Anerkennung der ganzen Gesellschaft dadurch aus, daß er ein Glas Champagner ergriff und die liebenswürdigste der Frauen, die talentvollste aller Primadonnen leben ließ.

„Eviva! eviva!" rief der Chor voll von wildem Enthusiasmus.

Jetzt erst, nachdem sich die Begeisterung gelegt und die Aufregung der Gäste geschwunden war, bemerkte die Geheimeräthin den bisher ihr in dem Gedränge verborgenen Professor. Bei seinem unerwarteten Anblick erröthete sie unwillkürlich.

„Wie!" rief sie verlegen. „Sie hier? Davon hatte ich keine Ahnung."

„Verzeihen Sie," erwiederte er ernst. „Ich wollte während des Gesanges nicht stören. Hätte ich gewußt, daß Sie eine so große Gesellschaft bei sich sehen, würde ich nicht gewagt haben —"

„Sie wissen, daß Sie jederzeit mir willkommen sind und gern gesehen werden."

„Trotzdem fühle ich, daß ich hier überflüssig bin. Sie erlauben, daß ich mich entferne."

„Unter keiner Bedingung. Was sollen meine Gäste denken, wenn Sie wieder gehen? Wollen Sie mich beleidigen?"

Da der Professor sie gerade jetzt unter solchen Verhältnissen nicht erzürnen und einen Bruch mit ihr vermeiden wollte, so ließ er sich zum Bleiben überreden.

Ihrerseits suchte die Geheimeräthin im Gefühl eines begangenen Unrechts ihr auffallendes Benehmen zu entschuldigen und den anstößigen Gesang als eine harmlose musikalische Unterhaltung darzustellen, wozu sie sich nur auf die dringenden Bitten ihrer Gäste aus reiner Gefälligkeit hergegeben habe.

„Sie kennen ja," fügte sie mit niedergeschlagenen Augen hinzu, „meine Schwäche, daß ich keinem Menschen etwas abschlagen kann. Signore Brosio hat mich so lange gequält und die Gesellschaft mich so sehr genöthigt, daß ich nicht zu widerstehen vermochte. Und nun werden Sie mich gewiß für eine recht leichtsinnige Frau halten."

„Das nicht. Ich glaube nur, daß Sie in Ihrer Stellung sich selbst und der Welt gewisse Rücksichten schulden, daß Sie nicht Recht thun —"

„Nur keine Vorwürfe, lieber Professor! Die kann ich nicht ertragen. Warum soll ich nicht auch einmal wieder vergnügt sein und auf einen Augenblick meinen Schmerz vergessen? Ich kann doch nicht immer trauern und weinen."

„Das verlange ich auch nicht, nur sollte ich meinen, daß eine solche Gesellschaft —"

„Es sind eben Künstler, denen man einige Freiheiten schon nachsehen muß. Abgesehen von ihrer Ungezwungenheit sind es ohne Ausnahme feine, gebildete und ehrenwerthe Leute, welche in die besten Kreise kommen."

„Ich fürchte nur, daß sie nicht zu Ihnen passen und daß ein derartiger Verkehr Ihnen verdacht werden kann. Sie lassen sich von Signore Brosio verleiten —"

„Thun Sie mir den Gefallen," unterbrach sie ihn empfindlich, „und verschonen Sie mich mit Ihren Anklagen gegen Signore Brosio. Er ist so unschuldig wie ein Kind, wenn ich auch nicht leugnen will, daß ich hauptsächlich ihm zu Gefallen die Italiener eingeladen habe. Sie wissen ja, daß ich mich für die Aufführung seiner Oper interessire. Deßhalb allein sehe ich heute zum ersten Mal die ganze Gesellschaft, den Impresario Nardini und die Sänger, bei mir, um sie für den Komponisten günstig zu stimmen und für die Vorstellung der ‚Sizilianischen Vesper' zu gewinnen, da ich es für meine Pflicht halte, einen so talentvollen Musiker zu unterstützen und ihm nach Kräften zur Erlangung seines Ziels behülflich zu sein. Das können Sie mir gewiß nicht verdenken."

Das Alles klang in dem Munde der liebenswürdigen Frau so harmlos und natürlich, daß der Professor nicht länger an der Wahrheit ihrer Entschuldigungen zweifeln konnte und ihre kleinen Schwächen und Launen ihr verzieh. Er hatte nicht den Muth, sie durch sein Fortgehen zu kränken, obgleich er sich in der ihm nicht zusagenden Umgebung nicht wohl fühlte und die Gesellschaft lieber sogleich verlassen hätte.

Auch die fremden Gäste und besonders Signore Brosio fanden sich durch die Gegenwart des berühmten Gelehrten einigermaßen genirt und in ihrer zwanglosen Heiterkeit gestört. Sie wußten sich jedoch besser zu beherrschen und mit solchem Anstand zu benehmen, daß er nicht mehr das Geringste an ihnen auszusetzen vermochte.

Signore Brosio erschien wieder so bescheiden, höflich und harmlos, als ob er kein Wässerchen trüben könnte. Der Impresario, ein ältlicher Herr mit einer schwarzen Perrücke und einer hohen weißen Halsbinde, sprach so würdig und verständig, die nicht mehr ganz junge, aber noch immer schöne Primadonna war so artig und fein, der berühmte Luigi Leone so zuvorkommend und freundlich, selbst der ausgelassene Buffo so respektvoll und abgemessen, daß der Professor gestehen mußte, sich in Betreff ihres Charakters geirrt zu haben.

Vor Allem aber entfaltete die Geheimeräthin heut ihre ganze bezaubernde Liebenswürdigkeit, indem sie sich im Lauf des Abends fast ausschließlich mit ihm unterhielt und ihn mit den zartesten Aufmerksamkeiten überhäufte. Erst nach Mitternacht trennte sich der entzückte Professor von seiner anmuthigen Freundin, mit der er sich wieder ausgesöhnt hatte, vollkommen von ihrer Unschuld überzeugt und sie mehr als je anbetend und verehrend.

VI.

Einige Tage nach diesem Ereigniß saß der Professor in seiner Studirstube, in eine wichtige Arbeit vertieft, als sich am frühen Morgen schon der alte, ihm bekannte Buchhalter seines verstorbenen Freundes anmelden ließ. Herr Steuer war der treueste Diener seines Herrn, in alle Geschäfte und Gedanken desselben eingeweiht, gleichsam mit der Firma Schmieder innerlich verwachsen.

Seit dreißig Jahren wachte er unablässig an seinem Schreibpult über die Interessen und den Ruf seines Hauses, unermüdlich thätig und sich keine Zerstreuung gönnend, als höchstens den Besuch einer soliden Restauration, wo er, nachdem er das Comptoir geschlossen, mit einigen Freunden bei einem Glase Bier regelmäßig bis zehn Uhr saß und sich über die politischen und sonstigen Tagesneuigkeiten unterhielt.

Da der alte Prokurist gewöhnlich eine fast pedantische Förmlichkeit beobachtete und eine nicht so leicht zu erschütternde Ruhe besaß, mußte den Professor sein Besuch zu dieser ungewohnten Stunde und noch mehr seine sichtliche Aufregung befremden, indem sein ehrliches Gesicht auf den ersten Blick eine große Bestürzung verrieth.

„Verzeihen Sie, Herr Regierungsrath," sagte der treue Buchhalter in seiner umständlichen Weise. „Ich würde mir gewiß nicht die große Freiheit genommen haben, Sie zu belästigen und Ihnen Ihre kostbare Zeit zu rauben, wenn mich nicht eine besonders wichtige Angelegenheit zu Ihnen herführte."

„Sagen Sie mir nur," entgegnete der Professor etwas ungeduldig, „was Sie mir bringen."

„Herr Regierungsrath!" versetzte der alte Prokurist mit feierlicher Miene. „Sie waren der beste Freund unseres seligen Schmieder und sind sein ernannter Testamentsexekutor. Deßhalb darf ich Ihnen nicht verschweigen, so schwer es mir auch ankommt, daß die Ehre und der Ruf unserer Firma bedroht wird, daß Dinge geschehen sind, die ich nie für möglich gehalten —"

„Reden Sie!" unterbrach ihn der Professor erschrocken. „Sie haben doch keine bedeutenden Verluste in Ihrem Geschäft erlitten?"

„Darüber können der Herr Regierungsrath ruhig sein. Wir haben in dieser Beziehung, dem Himmel sei Dank, nicht zu klagen. Die noch außenstehenden Gelder gehen regelmäßig ein und die Abwicklung verläuft ohne alle Schwierigkeit, weit besser, als wir erwartet haben. Die letzte Bilanz ergibt, wie Ihnen Herr Direktor Bärmann mitgetheilt haben wird, nach Abzug aller Passiva noch einen bedeutenden Ueberschuß."

„Dann begreife ich nicht, weßhalb Sie klagen! Wodurch soll der Ruf Ihrer Firma bedroht werden?"

„Der Herr Regierungsrath werden einen alten Diener entschuldigen, wenn er auch nicht den kleinsten Flecken an der Ehre seines Hauses duldet. Sie werden meinen Schmerz begreifen und gewiß wie ich selbst erschrecken, wenn Sie von mir erfahren, daß mir gestern Abend eine Anweisung über fünftausend Thaler präsentirt worden ist, ausgestellt und unterzeichnet von meiner verehrten Prinzipalin, Frau Emilie verwittwete Schmieder, geborene Rohr —"

„Und auf wen?"

„Auf den italienischen Impresario, Signore Nardini aus Neapel, zur Zeit hierselbst."

Bestürzt blickte der Professor den alten Prokuristen an, zweifelnd, ob er seinen Ohren trauen sollte.

„Was hat das Alles zu bedeuten? Wie kommt die Geheimeräthin dazu, dem Impresario eine solche Summe zu geben?"

„Das fragte ich mich auch und weil mir die Sache verdächtig vorkam, ging ich zu ihr und ersuchte sie um gefällige Auskunft."

„Und was sagte Sie Ihnen?"

„Daß die Anweisung in bester Ordnung wäre und ich ohne Weiteres die fünftausend Thaler an die Ordre des Signore Nardini zahlen sollte, was ich auch mit schwerem Herzen that."

„Unglaublich! Hat sie Ihnen nicht wenigstens mitgetheilt, wozu das Geld gebraucht wurde?"

„Kein Sterbenswort! Sie schien sogar recht ärgerlich und fuhr mich förmlich an. Natürlich verbot mir der schuldige Respekt, noch eine Frage an sie zu richten. Aber ich hielt es für meine Pflicht, den Herrn Regierungsrath von dem Vorfall in Kenntniß zu setzen. Wenn die Geschichte bekannt wird, kann sie dem Ruf unserer Firma schaden und auch das Renommée unserer verehrten Frau Prinzipalin darunter leiden."

„Sie haben ganz Recht gethan. Ich danke Ihnen für Ihren Eifer und für das Interesse, das Sie stets meinem verstorbenen Freunde bewiesen haben."

„Nichts als meine Schuldigkeit," erwiederte der treue Prokurist mit einer steifen, förmlichen Verneigung.

„Aber," fuhr der Professor nach einer kurzen Pause fort, „haben Sie selbst keine Ahnung, wie die Sache zusammenhängt und welche Verbindlichkeiten die Geheimeräthin gegen den Impresario hat?"

„Wenn ich mir eine Meinung in einer so delikaten Angelegenheit erlauben darf, so möchte ich fast glauben, daß unsere Frau Prinzipalin in die Hände eines gefährlichen, durchtriebenen Intriganten gerathen ist, der ihre Unkenntniß in Geschäftsangelegenheiten und ihre allzu große Gutmüthigkeit dazu benützt, sie auszuplündern und ihr das schöne Geld abzunehmen."

„Das ist auch meine Ansicht," sagte er, sichtlich erleichtert. „Sie hat sich wieder einmal von ihrem guten Herzen zu einer Thorheit verleiten lassen."

„An Allem sind nur diese Komödianten schuld," pflichtete ihm Herr Steuer bei. „Seitdem die Italiener zu uns kommen, ist das ganze Haus wie umgewandelt, keine Zucht, keine Ordnung mehr. Die Bedienten und der Koch stehlen um die Wette; das Volk trinkt die schönsten Weine aus unserem Keller, die sich der selige Herr nicht gegönnt hat, und kostet ihr ein schweres Geld. Da ist es kein Wunder, daß wir jetzt dreimal so viel als sonst brauchen und mit unserem Etat nicht reichen. Doch das ist nicht das Aergste —"

Mitten im Satz verstummte der ehrliche Buchhalter, als ob er sich fürchtete, bereits zu viel gesagt zu haben und sich deßhalb scheute, fortzufahren.

„Ich bitte Sie dringend," sagte der Professor gespannt, „mir nichts zu verschweigen. Sie sind verpflichtet, mir die Wahrheit zu sagen."

„Mir blutet das Herz," versetzte der treue Prokurist zögernd, „aber länger geht die Wirthschaft nicht. Bereits reden die Leute über uns, und das Publikum erlaubt sich über die Frau Prinzipalin und ihren Umgang Bemerkungen zu machen, die ich aus Respekt für sie und aus Achtung für den seligen Chef nicht zu wiederholen wage."

„Um des Himmels willen! Sie werden doch nicht glauben, daß die Frau Geheimeräthin —"

„Gott behüre!" entgegnete Herr Steuer, über eine solche Zumuthung und noch mehr über die Heftigkeit des Professors entsetzt. „Ich bin wie von der Heiligkeit des Evangeliums überzeugt, daß die Frau Prinzipalin nichts Unrechtes thun und daß die schlechten Menschen lügen. Aber sie ist oft, mit Respekt zu sagen, ein wenig unvorsichtig und zu sorglos. Deßhalb möchte ich den Herrn Regierungsrath ehrerbietigst ersuchen, mit ihr zu reden und ihr die Augen zu öffnen, was sich für mich nicht schicken würde."

„Verlassen Sie sich darauf. Ich werde noch heute mit ihr sprechen."

„Der Himmel gebe, daß sie auf Sie hört. Sie sind ja der beste Freund des seligen Herrn gewesen und die Frau Prinzipalin hält auch große Stücke auf Sie. Sonst haben der Herr Regierungsrath nichts zu befehlen?"

„Ich erwarte nur, daß Sie über die ganze Angelegenheit, besonders über die fünftausend Thaler schweigen."

„Das versteht sich von selbst. Lieber würde ich mir die Zunge abbeißen, als ein Geheimniß verrathen, das unserer Firma schaden kann."

Nachdem sich Herr Steuer mit der ihm eigenen abgemessenen Förmlichkeit empfohlen hatte, versank der Professor in ein schmerzliches Nachdenken. Wenn er auch nicht die Befürchtungen des allzu ängstlichen Prokuristen wegen der Verschwendung der Geheimeräthin theilte und selbst jetzt noch geneigt war, die ihm unbegreifliche Handlungsweise der unvorsichtigen Frau, besonders die Anweisung der fünftausend Thaler an den Impresario, mit ihrer Unkenntniß und ihrer Sorglosigkeit in Geldsachen zu entschuldigen, so fühlte er sich um so mehr durch die Gerüchte über ihren Ruf, welche Herr Steuer mehr andeutete als aussprach, auf das Höchste beunruhigt und verletzt.

Aber noch immer, selbst nach Allem, was er gehört und an jenem Abend gesehen hatte, schien ihm jeder Zweifel an ihrer Unschuld und Reinheit ein Verbrechen zu sein. Er sah in ihr nur das Opfer ihrer maßlosen Herzensgüte und Nachgiebigkeit, einen Spielball in den Händen gewissenloser Abenteurer, welche die Schwächen der leichtgläubigen Frau in unverantwortlicher Weise mißbrauchten, was ja auch die Ansicht des unparteiischen Prokuristen war.

Das aber durfte er in seiner doppelten Eigenschaft als ihr Freund und als Testamentsexekutor des verstorbenen Schmieder nicht länger dulden. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo er das Andenken des Todten und die Ehre der ihm anvertrauten Frau vor der drohenden Gefahr beschützen mußte, selbst wenn er sie dadurch erzürnen sollte.

Er hielt es für seine heilige Pflicht, ihr die Folgen ihrer Unbesonnenheit zwar mit der gebotenen Milde und Nachsicht, aber auch mit der erforderlichen Aufrichtigkeit und Rücksichtslosigkeit vorzustellen und sie vor dem Verkehr mit so zweideutigen und verdächtigen Men-

schen, wie der Impresario Nardini und Signore Brosio, zu warnen.

Da er sich jedoch nicht die wünschenswerthe Ruhe und Unparteilichkeit in dieser Angelegenheit zutraute, so wünschte er zunächst die Ansicht des von ihm wegen seines praktischen Verstandes und seiner Tüchtigkeit hochgeschätzten Direktors Bärmann zu hören und sich mit ihm wegen der geeigneten Schritte zu verständigen.

Zu diesem Zweck begab sich der Professor sogleich nach der vor dem Thor gelegenen Fabrik, wo er den Direktor in seiner Privatwohnung aufsuchte und ihm die eben von dem Buchhalter erhaltene Nachricht mittheilte.

„Das Alles," erwiederte Herr Bärmann, nachdem der Professor geendet hatte, „überrascht mich nicht. Ich wundere mich nur, daß Sie etwas Anderes erwarteten."

„Wer hätte das denken sollen! Eine so kluge und geistreiche Frau wie die Geheimeräthin!"

Deutsches Konsulatgebäude in Nossa Senhora do Desterro, Hauptstadt der Provinz Santa Catharina (Brasilien).
Originalzeichnung. (S. 1014.)

„Was nützt," versetzte der Direktor, die Achseln zuckend, „all' ihr Geist und ihre Klugheit, wenn ihr das Beste fehlt, jeder innere Halt. Ich kenne diese Art von Frauen; sie sind gewöhnlich bezaubernd, gutmüthig, liebenswürdig und auch ganz respektabel, wenn sie richtig behandelt und geleitet werden. So lange unser verstorbener Freund lebte, der zugleich ein fester und milder Mann war, nachsichtig gegen ihre kleinen Launen, aber streng und energisch gegen ernste Fehler, blieb auch die Geheimeräthin eine musterhafte Gattin, deren Ruf über jeden Zweifel stand."

„Ich bürge auch jetzt noch für ihre Reinheit und Ehre."

„Daran zweifle ich auch nicht. Aber sie hat seit dem Tode ihres Mannes die Herrschaft über sich selbst, den Kompaß und die Richtschnur für ihr Leben verloren. Jetzt treibt sie wie ein steuerloses Schiff auf den Wellen, und der leichteste Windstoß kann ihr gefährlich werden und das Fahrzeug zum Scheitern bringen."

„Um so mehr ist es unsere Pflicht, sie davor zu bewahren."

„Das ist leicht gesagt und schwer gethan. Eine Frau in diesem Alter, reich und unabhängig, läßt sich von uns nicht vorschreiben, was sie thun soll."

Nossa Senhora do Desterro, Hauptstadt der Provinz Santa Catharina (Brasilien). Originalzeichnung. (S. 1014.)

Beim Goldschmied. Nach dem Gemälde von F. Schlesinger. (S. 1014.)

„Wenn wir gemeinschaftlich ihr das Ungehörige ihres Benehmens, natürlich in der mildesten Form, vorstellen, sie auf die Folgen ihres Umgangs aufmerksam machen, wird sie gewiß unseren Worten Gehör schenken.“

„Da irren Sie sich, Herr Regierungsrath! Nach meiner Erfahrung würde das gerade das verkehrteste Mittel sein, sie von ihrer Thorheit zu heilen. Wir würden nur das Gegentheil bewirken und die Katastrophe beschleunigen, wenn wir in unserer Eigenschaft als Testamentsexekutoren gleichsam offiziell ihr entgegentreten.“

„Aber wir können doch nicht zugeben, daß die Frau unseres verstorbenen Freundes sich in dieser Weise zu Grunde richtet und ihren Ruf auf's Spiel setzt.“

„Ich sehe nur eine Möglichkeit,“ erwiederte Herr Bärmann nachdenkend, „wenn Sie allein mit der Geheimeräthin als ihr Freund reden. Aber Sie dürfen sie nicht mit Glacéhandschuhen anfassen, wie Sie dieß gewöhnlich zu thun pflegen. Je schonungsloser Sie auftreten, desto leichter wird sie sich fügen. Nur keine Schwäche, keine Nachsicht! Lassen Sie sich von ihren Versicherungen nicht täuschen, noch von ihren Thränen rühren! Für solche Frauen gibt es nur ein Mittel, unerschütterliche Festigkeit und unerbittliche Strenge. Sie wollen beherrscht, gezwungen werden, und danken es dem Mann, wenn er sie tyrannisirt und gegen ihren Willen rettet.“

Das war freilich eine schwere Zumuthung für den guten, milden Professor, eine seine Kräfte fast übersteigende Aufgabe. Da ihm aber keine Wahl übrig blieb und Herr Bärmann in ihn drang, so entschloß er sich, wenn auch ungern, zu dem unangenehmen Gang, um die Geheimeräthin allein zu sprechen und ihr so ernst, als dieß überhaupt ihm möglich war, ihre Unbesonnenheit vorzustellen.

Wie gewöhnlich empfing sie ihn auch heute so liebenswürdig und freundlich, daß es ihm die größte Ueberwindung kostete, ihr einen unangenehmen Augenblick zu bereiten. Sie schien es in der That darauf anzulegen, ihm seine Mission zu erschweren. So hold und anmuthig, so heiter und gut gelaunt hatte er sie schon lange nicht gesehen. Fast fehlte ihm der Muth, sie zu betrüben, und er wäre vielleicht nicht dazu gekommen, den wahren Grund seines Besuches zu erwähnen, wenn sie selbst nicht die von ihm vergebens gesuchte Gelegenheit geboten hätte, die ihm so peinliche Angelegenheit zur Sprache zu bringen.

„Ich bin heute,“ sagte sie mit ihrem bezauberndsten Lächeln, „so glücklich, wie ich schon lange nicht war.“

„Darf man wissen, was Sie so glücklich macht?“

„Soeben komme ich aus dem Theater, wo ich der Probe der neuen Oper beiwohnte.“

„Welcher Oper?“ fragte der Professor zerstreut.

„Mein Gott!“ erwiederte sie lebhaft. „Die Probe der ‚Sizilianischen Vesper‘ von Signore Brosio. Schade, daß Sie nicht mit zugegen waren! Sie hätten sich gewiß ausgezeichnet amüsirt. Die Musik ist wirklich noch weit besser, als ich hoffte, besonders das Duett im zweiten und das Finale im dritten Akt hinreißend. Die Carina und Signore Leone singen und spielen himmlisch. Ich zweifle nicht an einem durchschlagenden Erfolg, und auch der Impresario Nardini verspricht sich ein glänzende Aufnahme. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich freue und wie gut ich mich auf der Probe unterhalten habe. Man kann sich von dem Treiben hinter den Coulissen keine Vorstellung machen, wenn man es nicht gesehen hat. Es war mir höchst interessant, die Herren und Damen so ungenirt, gleichsam in ihrem Negligé zu beobachten. Wenn auch die Illusion dabei etwas verliert, so ist es doch ein köstliches Vergnügen. Aber,“ unterbrach sie ihr anmuthiges Plaudern, „was fehlt Ihnen, lieber Professor? Sie machen ja mit einem Mal ein so finsteres Gesicht und sehen so verdrießlich aus? Was hab' ich Ihnen denn gethan?“

Länger vermochte nicht der Professor seine Verstimmung über diesen neuen Beweis ihrer Unbesonnenheit zu verbergen. Der Besuch der Probe, ihre Anwesenheit hinter den Coulissen, ihr Verkehr mit den Sängern und vor Allem ihr Interesse an dem ihm verhaßten Komponisten erschien ihm für eine Dame von ihrem Stande und in ihrer Lage so unpassend, daß er nicht mehr schweigen durfte.

„Als Ihr bester Freund,“ sagte er nach einer Pause mit feierlichem Ernst, „als der Freund Ihres verstorbenen Gatten bin ich verpflichtet, Ihnen offen zu sagen, daß ich Ihr Benehmen in der letzten Zeit nicht gut heißen und besonders Ihren Verkehr mit der italienischen Operngesellschaft nicht billigen kann.“

„Wie können Sie nur,“ erwiederte sie empfindlich, „mich so betrüben? Was haben denn die armen Italiener verschuldet, daß Sie mich vor ihnen warnen?“

„Ich höre, daß Sie dem Impresario eine Anweisung auf fünftausend Thaler gegeben haben. Wenn Sie auch frei über Ihr Vermögen disponiren dürfen und ich weit entfernt davon bin, Rechenschaft über die Verwendung Ihrer Einkünfte von Ihnen zu fordern, so kann ich doch nicht gleichgültig bleiben, wenn Sie durch Ihre Unkenntniß der Geschäfte oder durch Ihre Gutmüthigkeit sich verführen lassen, Verbindlichkeiten einzugehen, welche, abgesehen von einer so bedeutenden Ausgabe, Ihrem Rufe schaden müssen.“

„Es wird doch kein Verbrechen sein, wenn ich einen armen, talentvollen Künstler unterstütze und ihm dazu verhelfe, sein Werk, auf das er so große Hoffnungen setzt, zur Aufführung zu bringen. Sie erinnern sich wohl, daß der Impresario vor den großen Kosten zurückschreckte, welche die Ausstattung der ‚Sizilianischen Vesper‘ forderte. Um die Darstellung zu ermöglichen, versprach ich, das Geld dafür vorzustrecken, ohne mich weiter darum zu kümmern. Ich glaubte, daß einige hundert Thaler, eine Kleinigkeit für mich, hinreichen würden. Stellen Sie sich meine Ueberraschung vor, als Signore Nardini fünftausend Thaler von mir verlangte! Was sollte ich thun? Ich konnte doch nicht mein gegebenes Versprechen zurücknehmen, mein Wort brechen und den armen Brosio im Stich lassen! Auf Wunsch des Impresario unterschrieb ich die mir vorgelegte Anweisung, um nur die fatale Geschichte los zu werden.“

Dieses offene, durchaus wahrscheinlich klingende und mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit abgelegte Geständniß entwaffnete die Strenge des Professors und zerstreute seine ärgsten Befürchtungen. Diese frommen Taubenaugen konnten nicht lügen, ihr unschuldiges Lächeln nicht täuschen. Der schlaue Impresario trug allein die Schuld; in Verbindung mit Signore Brosio hatte er die Leichtgläubigkeit und Sorglosigkeit der herzensguten Frau, ihr warmes Interesse für die Kunst in der gemeinsten Weise benützt, um sie um die fünftausend Thaler zu prellen.

„Sie haben,“ sagte er in milderem Ton, „Unrecht gethan, die Angelegenheit mir und dem Herrn Bärmann zu verschweigen. Hätten Sie uns nur ein Wort gesagt, so würde es nicht so weit gekommen sein. Warum fragten Sie uns nicht um unsern Rath?“

„Offen gestanden, weil ich gar nicht daran dachte und der Sache keine solche Wichtigkeit beilegte. Sie wissen ja, daß ich für solche Dinge nicht das geringste Verständniß besitze und wie ein kleines Kind bin.“

„Deßhalb dürfen Sie nicht länger mit Leuten verkehren, die Ihre Unkenntniß, Ihre Sorglosigkeit in Geldsachen mißbrauchen und Ihnen nur Unannehmlichkeiten bereiten.“

„Da haben Sie ganz Recht. Ich will auch mit dem Signore Nardini nichts mehr zu thun haben. Der häßliche Mensch mit der abscheulichen Perrücke und den schielenden Augen war mir stets zuwider. Wenn ich ihn nicht wegen des armen Brosio schonen müßte, würde ich ihn gewiß nicht wieder sehen. Sobald erst die Oper gegeben wird und gefallen hat, soll er mir nicht mehr in mein Haus kommen.“

„Auch Signore Brosio,“ sagte der Professor, „scheint mir kein passender Umgang für Sie zu sein. Sicher steckt er mit seinem Impresario unter einer Decke. Einer ist des Andern würdig. An Ihrer Stelle würde ich mich von Beiden zurückziehen.“

„Was fällt Ihnen ein!“ rief die Geheimeräthin erschrocken. „Signore Brosio ist nicht fähig, mich zu hintergehen. Er selbst war ganz außer sich über die unverschämte Forderung des Impresario und wollte durchaus nicht leiden, daß ich ihm die fünftausend Thaler gab. Wenn ich ihn nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte, so würde er sich mit ihm überworfen und seine Oper noch im letzten Augenblick zurückgezogen haben, obgleich von der Aufführung seine Zukunft abhängt. Die Thränen standen dem armen Menschen vor Entrüstung über eine solche Prellerei in den Augen und es kostete mich die größte Mühe, ihn zu beruhigen.“

„Das beweist nur,“ entgegnete der Professor spöttisch, „daß Signore Brosio ein so guter Schauspieler ist, daß er selbst eine so kluge Frau wie Sie zu täuschen vermag.“

„Nein, nein! So kann sich kein Mensch verstellen, mögen Sie auch sagen, was Sie wollen. So viel Menschenkenntniß besitze ich auch, um zu wissen, was Lüge und was Wahrheit ist. Fragen Sie nur Fräulein Braun, die zugegen war. Sie wird mir bestätigen, daß er sich wie ein Ehrenmann in der ganzen Angelegenheit benommen hat, mit einer Noblesse und Uneigennützigkeit, wie ich sie von ihm stets erwartete.“

Trotz dieser lebhaften Vertheidigung ließ sich dießmal der Professor nicht abhalten, von Neuem seinen Verdacht gegen den Musiker auszusprechen und sie ernstlich vor ihm zu warnen, worüber sie jedoch nur lachte. Als er aber immer dringender wurde und sie mit feierlicher Stimme bei dem Andenken des verstorbenen Gatten beschwor, um ihres Rufes willen sich vor solchen unwürdigen und zweideutigen Abenteurern zu hüten und Alles zu vermeiden, was einen Flecken auf ihre Ehre und den Namen des Todten werfen könne, da füllten sich ihre Augen mit Thränen, fing sie so heftig zu weinen und zu schluchzen an, daß er das innigste Mitleid mit der schwachen Frau fühlte und sich selbst Vorwürfe wegen seiner allzu großen Strenge machte.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte er verlegen, „wenn ich Ihnen weh that. Sie wissen ja, daß ich es gut mit Ihnen meine, daß Sie keinen bessern Freund haben —“

„Und doch,“ klagte sie, „können Sie mich so schwer kränken. Wenn Sie wirklich mein Freund wären und mich nur ein wenig liebten, würden Sie nicht so hart und grausam gegen mich sein, mich nicht wegen einer solchen Kleinigkeit anklagen, als ob ich ein schweres Verbrechen begangen hätte. Das würde der gute Robert nie gethan haben, wenn er auch zuweilen recht streng sein konnte.“

Von Neuem vergoß sie einen Thränenstrom, worüber der gute Professor ganz außer sich gerieth, da er keine Frau und am wenigsten seine Freundin weinen sehen konnte. Noch nie aber war sie ihm so schön und verführerisch vorgekommen als in diesem Augenblick, wo sie in ihrem Schmerz einer unschuldigen Märtyrerin glich.

„Ich beschwöre Sie,“ bat er, ihre widerstrebende Hand ergreifend, „beruhigen Sie sich! Ich sehe ja ein, daß ich vielleicht zu streng war. Sie sollen niemals wieder ein hartes Wort hören, nur weinen Sie nicht mehr!“

„Nein, nein! Sie haben mich zu schwer gekränkt, Sie böser, böser Freund!“

Endlich ließ sie sich von seinen Betheuerungen und Versicherungen, daß er gewiß nicht die Absicht gehabt hätte, sie zu kränken, beschwichtigen und rühren. Unter Thränen lächelnd reichte sie zur Versöhnung ihm ihre Hand, die der gute Professor zärtlich küßte.

(Schluß folgt.)

Wilhelm Scholz,

Chef der Finanzverwaltung des deutschen Reichs.

(Hiezu das Porträt S. 1001.)

Seit lange schon war es eine mehr oder weniger laut ausgesprochene Forderung der verschiedenen liberalen Parteien, daß an der Spitze der Verwaltungszweige des deutschen Reichs besondere verantwortliche Minister gestellt werden möchten. Bisher ist nur der Reichskanzler Fürst Bismarck selbst im konstitutionellen Sinne Minister des Reichs, und wenn auch in dem Reichskanzleramte verschiedene Abtheilungen für die einzelnen Verwaltungszweige bestanden, so waren doch die Chefs derselben keine Minister im konstitutionellen Sinne, und auch der Präsident des Reichskanzleramts, Hoffmann, hatte nur für seine Person den Titel und Rang eines Staatsministers, die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit ruhte aber allein und ausschließlich auf dem Reichskanzler. Der Wunsch nach der Herstellung sogenannter Reichsministerien hatte nun sowohl rein geschäftsmäßige als, so zu sagen, parlamentarische Gründe — das heißt, man wollte einerseits einzelnen Verwaltungszweigen des Reichs eine größere Selbstständigkeit geben, andererseits aber auch dem Reichstag gegenüber persönlich verantwortliche Vertreter der einzelnen Geschäftszweige haben, um die Kontrole zu schärfen und die etwaige Opposition energischer auf die einzelnen Gebiete richten zu können. Geschäftsmäßig würde ja nun eine solche Theilung der einzelnen Verwaltungsgebiete sehr leicht und vielleicht auch nützlich sein, aber gerade die parlamentarische Seite hat ihre nicht geringen Bedenken. Denn das Reich hat zwar militärisch und diplomatisch eine monarchische Spitze, für seine Verwaltung aber ist die monarchische Gewalt eine föderative und ruht in den Händen des Bundesraths. Ein konstitutioneller Reichsminister würde also einerseits unter dem Bundesrath stehen, einer nach Majoritäten entscheidenden Versammlung, — andererseits dem Reichstag sich gegenüber befinden, welcher wiederum nach Majoritäten seine Beschlüsse faßt. Eine solche Stellung schließt ungeheure Schwierigkeiten ein, vor Allem in der ersten Entwicklungsperiode des neuerstandenen Reichs, in welcher es überall zu schaffen, aufzubauen und zu organisiren gibt, und nicht nur darauf ankommt, nach bestimmten, bereits bestehenden, in ihrem Sinne und in ihrer Ausübung zweifellosen Gesetzen fortzuregieren. Die Schwierigkeiten einer solchen Stellung zu tragen, scheint nur der Mann fähig zu sein, dessen Geist und Kraft das deutsche Reich gegründet, der bei allen deutschen Regierungen das unumschränkte Vertrauen genießt und der ebenso dem Reichstag mit der vollen Wucht seiner persönlichen Autorität, welche kaum in der Geschichte ihresgleichen hat, entgegentreten kann. Eine geschäftsmäßige Absonderung der Reichsfinanzverwaltung wurde nun unumgänglich nöthig in dem Augen-

blick, in welchem das deutsche Reich durch die neuen Zoll- und Steuergesetze sein ganz eigenes und ziemlich komplizirtes Budget erhielt. Es ist daher auch unmittelbar nach der Publikation dieser neuen Gesetze eine ganz besondere Centralbehörde für die Finanzverwaltung des deutschen Reichs geschaffen und offiziell mit dem Titel „Reichsschatzamt" bezeichnet worden. Von der Herstellung eines eigentlich parlamentarischen Reichsfinanzministeriums ist dabei aber abgesehen worden, und zwar aus den oben angeführten Gründen. Der Chef der Finanzverwaltung des deutschen Reichs führt den Titel eines Unterstaatssekretärs des Reichsschatzamts, und es ist bei der Besetzung dieses so wichtigen und durch die Neuorganisation des deutschen Reichsfinanzwesens doppelt schwierigen Postens darauf Bedacht genommen, einen Mann zu wählen, welcher in seiner praktischen Geschäftskenntniß und Erfahrung einer solchen Aufgabe völlig gewachsen ist, daneben aber dem eigentlich parlamentarisch-politischen Leben fern steht, so daß seine Person von allen Parteieinflüssen und Parteirücksichten ausgeschlossen bleibt.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, konnte der Reichskanzler dem Kaiser kaum eine geeignetere Persönlichkeit vorschlagen, als den bisherigen Geheimen Oberfinanzrath im preußischen Finanzministerium, Adolph Heinrich Wilhelm Scholz. Denn der bisherige Lebensgang des neuen Unterstaatssekretärs des Reichsschatzamtes hat demselben eine reiche Fülle von Erfahrungen auf dem Gebiete der praktischen Finanzverwaltung geliefert, während er allen heftigen politischen Parteibewegungen fern geblieben ist. Herr Scholz wurde am 1. November 1833 zu Schweidnitz in Schlesien geboren, wo sein Vater, der Geheime Sanitätsrath Dr. Scholz, noch heute als praktischer Arzt thätig ist und wo schon seit langen Zeiten seine Familie wohnhaft war. Er genoß seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte auf den Universitäten zu Berlin und Bonn die Rechts- und Staatswissenschaften. Im Jahre 1854 trat er in den Justizdienst, ging im Jahre 1860 zur Verwaltung über und arbeitete als Regierungsassessor bei den Regierungen in Danzig, Oppeln und Breslau. In letzterer Stadt erhielt er die einflußreiche Stellung des Oberpräsidialraths, welche die sämmtlichen Fäden der Provinzialverwaltung in seinen Händen zusammenführte. Im Jahre 1864 wurde er als Hülfsarbeiter in das Kultusministerium berufen und im Jahre 1870 als Kandidat der konservativen Partei im Wahlkreise seiner Heimat zum Landtagsabgeordneten gewählt. Bei der späteren Neuwahl aber unterlag er dem Kandidaten der nationalliberalen Partei. Finanzminister Camphausen berief ihn im Jahre 1871 in das Finanzministerium, bei welcher Gelegenheit er zum Finanzrath ernannt wurde. In dieser neuen Stellung bearbeitete er zunächst die Etats des Kultusministeriums, im Jahre 1876 aber wurde ihm die Bearbeitung des Gesammtetats und dessen Vertretung vor dem Landtag übertragen, wodurch er also in den Mittelpunkt der gesammten Finanzverwaltung des preußischen Staates gestellt war, zugleich wurde die Generaldirektion der königlichen allgemeinen Wittwen- und Verpflegungsanstalt in seine Hände gelegt und seine sichere, umfassende und zuverlässige Thätigkeit in diesen wichtigen Angelegenheiten durch seine Ernennung zum Geheimen Finanzrath anerkannt.

Setzen ihn seine Erfahrungen in den Stand, die geschäftsmäßige Organisation der neuen Reichsfinanzverwaltung mit fester Hand zu leiten, so wird seine bisherige Zurückhaltung von allen politischen Kämpfen ihn um so geneigter und fähiger machen, die neuen Gesetze, an welche so viel Parteileidenschaft geknüpft ist, in alleiniger und ausschließlicher Berücksichtigung des allgemeinen Wohlstandes und der finanziellen Prosperität des deutschen Reichs zur Ausführung und Wirksamkeit zu bringen.

Notizblätter.

Literatur.

— **Karl Neuleaux, der als Lyriker eine bemerkenswerthe Originalität** und Kraft gezeigt, hat jetzt bei Metzler in Stuttgart einen neuen Band Poesieen veröffentlicht, welche den früheren Produkten dieses Autors an Gemüth und Geist nicht nachstehen. Der hübsch ausgestattete, über 200 Seiten starke Band ist ungemein inhaltsreich. Neuleaux verfügt über eine große Skala von Tönen, seine politischen Gedichte, Märchen, Balmen (zum Preise berühmter Maler), Albumblätter ꝛc. zeigen jene Geistesblitze und poetische Kraft der Form, welche die vortrefflichen Fabeln und Balladen dieses Autors so sehr auszeichnen.

— **In das Gebiet der pikanten Humoresken gehört ein Werkchen,** das Fr. v. Wickede und E. M. Vacano zu Verfassern hat. Der Titel: „Eyboquet" (Leipzig, Hoffmann u. Ohnstein) ist wohl gewählt, das Büchlein jedoch trotz des Damenparfüms, unter dessen Flagge diese übermüthigen Geschichten segeln, mehr für die Männerwelt berechnet. Aus Wickede's flotter, frischer Feder stammen die meisten dieser novellistischen Essays. Nur das eine brillante Stimmungsbild: „Die Memoiren des M. Marion" zeigt Vacano's Eigenart als jenes originellen, tiefen Humoristen, dessen Talent vom deutschen Publikum bei Weitem nicht nach Werth gewürdigt wird. Vacano ist und bleibt eben einer der merkwürdigsten Schriftsteller unserer Tage.

— **Einen höchst interessanten Beitrag zur vergleichenden Sagenkunde** gibt uns Felix Liebrecht in seiner Sammlung von alten und neuen Aufsätzen unter dem Titel: „Zur Volkskunde" (Heilbronn, Henninger). Das sorgfältig ausgearbeitete Werk zeugt von einem staunenswerthen Fleiß des Verfassers, er bringt eine gewaltige Fülle von Material aus den Gebieten der Sagen- und Stoffkunde, der Märchen und Fabeln, der Novellistik und Schwänke, der Volkslieder, er stellt diese nebeneinander und weist ihre Gleichartigkeit und die Umbildung nach und unterrichtet uns über Mythologie, Religionsgeschichte, Volksglauben, Sitten und Gebräuche in eingehendster Weise. Das Buch ist in erster Linie für ein gelehrtes Publikum berechnet, aber auch der Freund der Literaturgeschichte wird mit Interesse und Nutzen diese „Volkskunde" zur Hand nehmen.

— **Zu einem willkommenen Inventarstück eines eleganten Salon**tisches eignet sich das „Album deutscher Volks- und Lieblingslieder" in 12 Photographieen nach Originalgemälden, das von dem Photographischen Kunst- und Verlagsinstitut von Gustav Schauer in Berlin hergestellt ist. Der Band in Prachtwerk-Format und Ausstattung bringt 12 vortreffliche Blätter, Meisterwerke photographischer Ausführung von A. Begas, Hopfgarten, Arnold, A. v. Heyden, G. Richter, Breitbach, Güterbock, Amberg, A. Menzel und W. v. Kaulbach. Den Bildern sind allbekannte Gedichte von Schiller, Goethe, Uhland, Hauff, Eichendorff, Fr. Förster, P. A. Wolff, Geibel, Feuchtersleben u. A. m. beigegeben. Die Ausstattung ist elegant und geschmackvoll.

— **Wirklich amüsant und durch einen stark volksmäßigen Er**zählerton ausgezeichnet sind die kleinen Geschichten, Schnurren, Schwänke, Humoresken, welche A. Lechleitner unter dem Titel: „Diemelgrand und Emscherfand" (Bremen, Kühtmann) veröffentlicht. Die lustigen Skizzen sind im westphälischen Dialekt geschrieben und werden besonders bei hessischen und westphälischen Landeskindern großen Anklang finden.

— **Von den illustrirten Katechismen Weber's ist jetzt Nr. 28:** „Die Buchdruckerkunst" von C. A. Frantz in vierter, von A. Waldow revidirter Auflage erschienen (Leipzig, J. J. Weber). Das originell ausgestattete Werkchen gibt von vielen Holzschnitten unterstützt eine eingehende Darstellung der Herstellung der Bücher und Zeitungen auf dem Wege des Setzens und Druckens mit all' den mannigfaltigen Manipulationen, welche dieß keineswegs so einfache Geschäft erfordert. Das große Publikum wird zugleich mit Verwunderung aus diesem Buche ersehen, daß ein Buchdrucker eine lange Lehrzeit nöthig hat, bis er ein perfekter Setzer, Korrektor, Drucker ist und wie Vielerlei er gelernt und berücksichtigt haben muß, bis die Seite so schön und sauber vor dem Leser steht.

— **Die Besetzung Cyperns durch die Engländer hat eine ganze** Reihe von Cypernbüchern hervorgerufen, deren meiste von Engländern herrühren und mehr oder weniger den beschränkten Parteistandpunkt an der Stirne tragen. Karl Schneider, welcher als Berichterstatter der Kölnischen Zeitung die Insel nach der englischen Besetzung besuchte, entwirft uns nun in seinem „Cypern unter den Engländern" (Köln, Du Mont) ein volles Bild dieser durch ihre Geschichte, ihre architektonischen Denkmäler, ihre Sitte so durchaus eigenartigen und als Kulturstation so höchst wichtigen Insel. Der Verfasser hat durch seinen längeren Aufenthalt im Orient, namentlich während des letzten Kriegs, einen offenen Blick für die Verhältnisse der Insel zu Asien und Europa und versteht es, uns für seinen Vorwurf durch ungemein anregende Schilderung zu interessiren. Die Form von Reisebildern macht das Buch weiteren Kreisen anziehend. Besonders wichtig und interessant ist das Buch namentlich auch für die Ansiedelung, die ja auch von Deutschland aus ventilirt worden.

— **Die Redaktion des „Nebelspalters", Jean Klöhli, hat auf** einem Tableau sammtliche Mitglieder der schweizerischen Bundesversammlung zusammengestellt. Die Vertreter der einzelnen Kantone bilden besondere Gruppen. Das Bild wird allen Freunden der Schweiz eine willkommene Gabe sein.

Bildende Künste.

— **Die Bauperiode des Kölner Domes umfaßte am 15. August** volle 631 Jahre; am genannten Tage hat das Jahr begonnen, in welchem der Riesenbau vollendet werden wird. Die beiden Thürme sind bis zu der Stelle vorgeschritten, wo der letzte Theil, der Thurmhelm, massiv aus Steinen ausgebaut wird. Für diesen müssen noch zwei Gerüstetagen aufgesetzt werden, von denen bereits die eine ihrer Fertigstellung entgegenschreitet. Sind beide Gerüste aufgeführt und der Helm bis zum zweiten gediehen, dann wird das Gerüst durch eine neue, die letzte Etage — wahrscheinlich im nächsten Frühjahr — zum Abschluß gebracht und die Spitzen der Thürme mit den riesigen, fast 30 Fuß hohen Kreuzblumen gekrönt.

— **Die Raphaelausstellung in Dresden ist durch die Energie** der Arnold'schen Buchhandlung wirklich zu Stande gekommen und bietet Werke aller Art von des Meisters Hand oder in Kopieen. Der Ertrag der Ausstellung fällt dem sächsischen Künstlerunterstützungsverein zu.

— **Das Schwanthalerhaus in München und damit zugleich der** gesammte künstlerische Nachlaß des Meisters kommt zum Verkauf. Der Katalog ist bereits erschienen.

— **Professor Sepp in München hat zum 900jährigen Jubiläum** der Erfindung der Glasmalerei eine Festschrift über die Geschichte derselben erscheinen lassen. Am Erfindungsort, in der Stiftskirche von Tegernsee, sollen Graf Arnold als Stifter und Abt Gozbert, dessen Klosterschüler die ersten Glasgemälde ausführten, in solchen Bildern dargestellt werden.

Musik.

— **Das heurige Musikfest in Birmingham wurde am 25. August** durch die übliche Generalprobe eingeleitet, deren Programm Rossini's Oratorium: „Moses in Aegypten", Cherubini's Requiem, Messe in C-moll und M. Saint-Saëns' neue Kantate: „Die Leier und die Harfe" umfaßte. Sir Michael Costa dirigirte. Abends gelangte Max Bruch's Kantate: „Das Lied von der Glocke" zur Aufführung und erzielte einen durchschlagenden Erfolg.

— **Der Verband der deutschen Zithervereine, welcher in Weimar** Anfangs September seinen dritten Kongreß hielt, zählt jetzt im deutschen Reich 300 Vereine.

— **Theodor Hentschel, der Komponist der Opern: „Die schöne** Melusine" und „Lancelot", hat ein neues Chorwerk: „Frühlingsnacht" vollendet, das soeben bei dem Verleger seiner Opern, Aug. Fr. Cranz in Bremen, erschienen ist.

— **Der Hofopernsänger Borchert in Weimar wird am 1. Oktober** eine Opergesangsschule eröffnen, an die bewährte Kräfte für die einzelnen Fächer berufen sind.

Bühne.

— **Das Berliner königl. Schauspielhaus hat für die bevor**stehende Wintersaison zunächst nur drei Novitäten in Aussicht genommen. Diese sind „Rolf Berndt", Schauspiel von G. zu Putlitz, „Der Freund der Fürsten", Lustspiel von Wichert, und „Chriemhild", Tragödie von Adolf Wilbrandt.

— **Das Frankfurter Stadttheater unter Clar's Direktion ist** mit Schiller-Laube's „Demetrius" eröffnet worden. Der Titel: „Die vereinigten Stadttheater" ist noch illusorisch, da das neue Theater noch lange nicht zu beziehen sein dürfte.

— **Heinrich v. Kleist's „Käthchen von Heilbronn" ging dieser** Tage in Chemnitz in einer neuen Bearbeitung des bekannten Kleistforschers Dr. Karl Siegen in Szene. Die Bearbeitung, welche, Kleist's Intentionen folgend, namentlich den leidigen Kaiserpassus gestrichen hat, hatte einen durchschlagenden Erfolg.

— **Die Verfasserin des preisgekrönten Lustspiels: „Durch die** Intendanz", Frau E. Henle, hat die Freude, ihr Talent mehr und mehr anerkannt zu sehen. Ihre Stücke gehen von Bühne zu Bühne, meist mit gutem Erfolg. Eben ist eine neue dramatische Arbeit: „Entehrt" im Drucke erschienen.

— **Die Operette „Cäsarine" von Max Wolf hat vor einigen** Tagen bei der ersten Aufführung in Prag eine günstige Aufnahme gefunden.

— **Die neue Oper von R. Knauer: „Pierre Robin", Musik** von Oskar Bolck, fand bei der ersten Aufführung im Leipziger Neuen Theater einen durchschlagenden Erfolg.

— **Die Direktion des Hofoperntheaters in Wien erneuerte die** bestehende Vorschrift, nach welcher den Künstlern nur nach Verwandlungen und Aktschlüssen gestattet ist, dem Hervorrufe Folge zu geben; ebenso ist die Empfangnahme von Blumen und Kränzen auf der Bühne untersagt. Diese Verfügung geschah im Interesse ungestörter Vorführung der dramatischen Handlung des darzustellenden Kunstwerkes. Das verdient die allgemeinste Nachahmung.

Kultur und Wissenschaft.

— **Der Deutsche Journalistentag, welcher in der letzten Woche** des August in Eisenach tagte, war nicht sehr zahlreich besucht. Derselbe beschäftigte sich fast ausschließlich mit der Frage der Altersversorgung und nahm den Vorschlag der Kommission en bloc an; der Entwurf einer Reorganisation des Journalistentags wurde den Herren Davidsohn und Schenk übertragen, Frankfurt für zwei weitere Jahre als Vorort gewählt und für die nächste Versammlung Köln und Berlin in Aussicht genommen.

— **Die Generalversammlung des deutschen und österreichischen** Alpenvereins, welcher in Saalfelden unter großer Betheiligung tagte, hat Wien für die nächsten drei Jahre als Vorort gewählt und 8000 fl. für Weg- und Hüttenbauten ausgeworfen.

— **Zwei bekannte Afrikareisende werden im Herbste dieses Jahres** wieder nach dem schwarzen Erdtheile aufbrechen: Dr. W. Junker nach dem ägyptischen Sudan und Dr. Oskar Lenz, der Ogowe-Erforscher, nach Marokko, Letzterer im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, welche den Plan gefaßt hat, in diesem näher gelegenen und noch so wenig bekannten Lande Reisende gewissermaßen praktisch heranzuziehen und an mohammedanisches Leben zu gewohnen, um sie später im Sudan zu verwenden.

Erfindungen.

— **Eine der merkwürdigsten Erfindungen in der Photographie** ist das neue Bromsilber-Gelatine-Verfahren, welches darin besteht, daß statt einer Kollodiumunterlage eine solche von Gelatine, nachdem dieselbe lichtempfindlich gemacht worden ist, auf die bildtragende Glasplatte, das sogenannte Negativ der Photographen, aufgetragen wird. Der Vorzug dieses Verfahrens beruht in dessen bedeutender Lichtempfindlichkeit, so daß der Bruchtheil einer Sekunde, also ein Moment, hinreicht, um ein vollkommenes Bild zu erhalten. Besonders für die photographische Aufnahme kleiner Kinder oder nervöser Personen, welche langes Sitzen nicht aushalten können, ist die neue Erfindung ganz unschätzbar. Auch belebte Straßenszenen, Pferde im Galopp, Wettreiten, Regattazenen u. dergl. lassen sich nun ebenso fest und scharf auf die Platte des Photographen bannen, wie ein ruhig der Aufnahme harrendes Oelgemälde. Der Verschluß des Objektivdeckels wird, wegen der erforderlichen Raschheit der Aufnahme, auf elektrischem Wege ausgeführt.

Industrie und Verkehr.

— **Die Ausstellung des Vereins deutscher Blecharbeiter in Nürn**berg, welche am 17. August eröffnet wurde, ist sehr glänzend ausgefallen. Von den größten Arbeiten für baugewerbliche Zwecke bis zum kleinsten Hausgeräthe ist Alles vertreten.

— **Der Vorstand des Centralvereins der deutschen Wollenwaaren**fabrikanten erließ einen Aufruf, worin die deutschen Fabrikanten aller wollenen und halbwollenen Waarengattungen, die Wollproduzenten und Händler, die Erzeuger aller zur Fabrikation erforderlichen Maschinen, Materialien und Bedarfsartikel, die Wollenfilzfabrikanten, sowie die deutschen Konfektionsbranchen zur Betheiligung an einer im Jahre 1880 in Leipzig zu veranstaltenden Ausstellung eingeladen werden, deren Unterstützung seitens der königl. sächsischen Staatsregierung bereits gesichert ist.

— **Die Eisenbahn von Stuttgart nach Freudenstadt ist am** 1. September dem Verkehr übergeben worden; ebenso die bayerische Linie von Neumarkt nach Pocking, ferner Insterburg-Prostken, Dux-Liptik und Düsseldorf-Barmen-Wichlinghausen.

— **Mit großem Interesse wendet man sich in denjenigen Kreisen,** welche sich mit Förderung der Telegraphie beschäftigen, einer neuen Erfindung zu, welche sich Professor Klinkerfues, Leiter der Göttinger Sternwarte, hat patentiren lassen. Es soll dadurch ermöglicht werden, auf Einem Drahte gleichzeitig eine Anzahl (bis zu acht) Depeschen zu befördern. Auch befindet sich ein Apparat in der Arbeit, der die gleichzeitige Schreibung dieser Depeschen bewirkt. Bewährt sich die Erfindung, so wäre sie für die Telegraphie von größter Bedeutung.

— **Die Kabelverbindung zwischen Deutschland und Norwegen** über Sylt ist am 25. August eröffnet worden; eine direkte über Stolsvigen ist eben begonnen.

— **Lesseps stellt den Panamasubskribenten ihre Gelder zurück** und geht selbst nach Amerika.

Gesundheitspflege.

— **Die Gelbfieberepidemie des Jahres 1878 hat in den Ver**einigten Staaten von Amerika wenigstens 18,000, wahrscheinlich aber 20,000 Menschen den Tod gebracht. Von diesen waren nur zwei Fünftel Erwachsene. Die Zahl der Krankheitsfälle, die nicht tödtlich verliefen, überstieg die der Todesfälle um das Vierfache, und die durchschnittliche Krankheitsdauer betrug 25 Tage. Der kommerzielle Schaden, der dem Lande durch die Seuche erwachsen ist, kann freilich nicht genau berechnet werden, muß aber bei der fast allgemeinen Infektion der südlichen Häfen der Union die Summe von vierhundert Millionen Mark überstiegen haben. Es ist dieß das achtundachtzigste Mal, daß die Territorien, die jetzt die Vereinigten Staaten bilden, vom gelben Fieber heimgesucht werden. In 77 Fällen ließ sich Einschleppung vom Auslande und in 70 Einschleppung aus Westindien nachweisen. In vier Seuchejahren ließ sich der Ursprung der Seuche aus Mexiko, in zwei Fällen aus Demerara nachweisen. 1870 soll das Fieber aus Honduras dahin gebracht worden sein. In den Vereinigten Staaten war dasselbe niemals endemisch, wohl aber in einzelnen Theilen Brasiliens. Trat das Fieber in den Vereinigten Staaten auf, so wüthete es stets in weit stärkerem Grade in südlicher gelegenen Gegenden. Der Ansteckungsstoff ist ein spezifisches Gift und hängt mit dem Infektionsstoffe der Malaria in keiner Weise zusammen, auch ist bis jetzt noch kein absolut entgegenwirkendes Heilmittel bekannt. Durch Kleider und Bettzeug verbreitet sich die Seuche am leichtesten.

Feste und Versammlungen.

— **Der hundertjährige Geburtstag des Dichters Oehlenschläger** wird am 14. November in Kopenhagen feierlich begangen werden. Oehlenschläger hat seine Werke bekanntlich selbst auch in deutscher Sprache herausgegeben.

— **In Baden-Baden findet die Versammlung des Vereins gegen** Verunreinigung der Flüsse, des Bodens und der Luft am 16. und 17. September statt.

— **In Leipzig tagt vom 14. bis 16. September der Central**verband der Kaufleute Deutschlands. Der Kongreß besteht in einem Delegirten- und in einem allgemeinen Verband tag. Auf dem letzteren werden namentlich Anträge gegen die Konsum- und Hausfrauenvereine, Abänderung der Petroleumsteuer, des Genossenschafts- und Hausirhandelsgesetzes zur Sprache kommen.

— **Mit dem Volksfeste in Cannstatt (Württemberg) wird dieses** Jahr eine Ausstellung von Pflanzen, Blumen, Tafelfrüchten, Gemüsen, Obstbäumen verbunden werden, welche der württembergische Gartenbauverein veranstaltet. Die Ausstellung findet im Kursaal und einem Anneg vom 25. bis 29. September statt.

— **Der 100jährige Geburtstag Berzelius' wurde am 20. August** in Stockholm festlich begangen. Sämmtliche Blätter widmeten dem Andenken des großen Naturforschers größere Artikel und erinnerten mit begeisterten Worten daran, daß durch Linné und Berzelius Schweden das Bürgerrecht in der Welt der Wissenschaften gewann.

Denkmäler.

— **Die Einweihung des „Kurfürstendenkmals" zu Hakenberg** unweit Fehrbellin hat am 2. September stattgefunden. Das Denkmal besteht aus einem 100 Fuß hohen Thurm, der mit einer Viktoria gekrönt ist.

Gestorben.

— Heinrich Birnbach, königl. Musikdirektor, früher Klaviervirtuose, Lehrer von Nicolai, Kücken, Dehn ꝛc., am 24. August, 87 Jahre alt.

— Graf Carlo Pecci, der ältere Bruder des Papsts, 86 Jahre alt, am 29. August, in Rom.

— Freiherr F. v. Gerstenberg-Zech, herzoglich altenburgischer Minister, am 29. August, in Sulza.

— Emile Chevalier, Romanschriftsteller, Redakteur der Illustrirten Jugendzeitung, Ende August.

Dichterstimmen
aus der Gegenwart.

Gesammelt von

Friedrich Bodenstedt.

Fragment.

Von

Paul Heyse.

Des ungewordenen
Allvaters Kronos
Weiseste Zwillingstöchter,
Natur und Schicksal, —
Feindlichere Schwestern
Sah nie das Licht.

Wenn die Jüngere,
Die Lebengebärerin,
Kräftesprühend
Ihre Geschöpfe
Mit mannigfaltigen
Gaben segnet,
Oder gedankenlos
Ihr Geschenk
Durch Widerstreitendes
Wieder zerstört,
Nicht Tück' und Neid,
Nur der Unbedacht
Spiesender Kraft
Macht sie furchtbar
Ihren Geschöpfen.

Den Lieblingen
Wie den Stiefgeborenen
Theilt sie launisch aus
Heilsames und Verderbliches,
Und läßt ihrer Kinder
Oft die verwöhntesten
Um eig'nen Herrlichsten
Zu Grunde gehen.

Aber die Aeltere,
Die nie ein Götter-
Und Menschenauge
Lächeln sah,
Die finstere Heimatmene,
Was sie thut,
Ist immer unhold,
Ob es auch gut wäre;
Denn alles Seelenvolle,
Gütige, Zarte
Ist ihr fremd.

Doch sieht sie Wen,
Dem ihre Schwester
Liebgesinnt war,
Den sie mit ihren Gaben begehrtesten,
Liebenswerthesten ausgestattet,
Ergrimmt die Arge,
Da, wer geliebt wird,
Ihrer spotten mag.
Solche zu verderben
Sinnt sie rücklich,
Und gleich dem Fischer,
Der Nachts um Uferklippen
Lautlos lenkt mit der Fackel
Den dunklen Nachen,
Und über Bord geneigt
In die Tiefe späht,
Der Fische glückliche Brut
Heraufzulocken,
Daß die Harpune dann
Ihr Spielen ende,
So lauert nächtlich
Das Schicksal der Betrogenen,
Denen wohl ist in kühler Wonne.
Denn kindisch sind
Die Lieblinge der Natur.
Glänzendes lockt sie,
Und arglos bieten sie
Den Hals der Schärfe des Eisens . . .

Spruch.

Wohl war ich stark in meiner Jugend Tagen
Und mancher Schwache fühlte meine Faust,
Doch hat mich einst ein Starkerer geschlagen,
Seitdem vermied ich's, Schwächere zu plagen.

(Aus dem „Fruchtgarten Saadi's" vom Freiherrn von Schlechta-Wssehrd.)

Sommerlied.

Von

E. Peters.

Es dämmern die Hügel,
Es dampft das Thal,
Es leuchtet der See
Im Morgenstrahl.

Goldschillernde Fäden
Die Sonne spinnt,
Und Blütenodem
Die Welt durchrinnt.

Es zirpt die Grille
Ohn' Rast und Ruh',
Die Biene summt
Den Baß dazu.

Und Vöglein singen
Und jubeln im Chor,
Es murmeln und fressen
Die Frösche im Rohr.

Und auf der Wiese
Der Blumen so viel
Und Schmetterlinge
Im frohen Spiel.

Und auf der Waide
Die Heerde sich drängt,
Im blauen Aether
Der Falke hängt.

Die Wasser steigen
Dampfend zur Höh',
Die bunte Libelle
Schwebt über dem See.

Das wogt und drängt
Zum Herzen hin,
Und ein Empfinden
Erfüllt den Sinn.

Nicht Worte deuten
Uns die Natur;
Ein einzig Fühlen
Ist Alles nur.

Und süßer Friede
Zieht in die Brust.
Das Herz voll Liebe
Und Glück und Lust!

Abenddämmerung.

Von

O. Engelhardt.

Jüngst in der Dämm'rung fuhr ich
An einem See entlang,
Laut durch die öde Stille
Tönt eines Hornes Klang.

Da war's mir, als entstiege
Dem See ein holdes Weib
Mit langen, goldnen Strähnen
Und schlankem Schwanenleib.

Es hub nun an zu singen
Ein Lied so wundervoll,
Daß mir dabei die Seele
In süßem Schauer schwoll.

Ein wunderseltsam Sehnen
Durch ihre Tiefen ging,
Und sieh'! an meiner Wimper
Eine heiße Thräne hing.

Ich sah die Nixe winken
Nach mir noch lange Zeit.
Mein Sinnen war verloren
In die Vergangenheit.

Ich träumt' noch einmal wieder
Herronn'nen Liebestraum.
Das Horn war längst verklungen —
Ich aber merkt' es kaum.

Wenn vom Baum, dem dichtbelaubten.

Von

O. Engelhardt.

Wenn vom Baum, dem dichtbelaubten,
Lüfte sich ein Blättlein raubten,
Siehst's nun jenem Einer an,
Daß ein Blättchen wen'ger d'ran?

Diesem Blättlein möcht' ich gleichen
Dich, o Mensch — sei's dir ein Zeichen,
Sinkst herab vom Lebensbaum
Und man merkt, man merkt es kaum.

Aus der Kinderstube.

Von

Emma Wöbbe.

Sieh', wie mein Kindchen ihre große Puppe
Jetzt in die Wiege legt, behutsam leise,
Damit kein Stoß das holde Wachskind wecket;
Dann nimmt den grünen Vorhang sie und decket
Ihn über ihren Liebling klug und weise;
Und ißt nun fröhlich ihre Abendsuppe.

Wie röthet Freude ihre zarten Wangen,
Wenn ich dabei vom Christkind ihr erzähle,
Das einem lichten, schönen Engel gleiche
Und jetzt an allen Thüren langsam schleiche,
Sich art'ge Kinder zum Bescheren wähle;
Wie klopft das Herzchen ihr dann vor Verlangen!

Sie leget um den Hals mir ihre Arme,
Hängt mit den Augen starr an meinem Munde,
Es könnte leicht ihr etwas sonst entgehen!
Ich muß in's glühende Gesichtchen sehen,
Und fühle dann in solcher stillen Stunde
Mein ganzes Herz an ihrem Blick erwarmen!

Wie dringen diese lieben Augensterne
So tief und fragend ein in meine Seele, —
Daß schwer es wird, im Märchen selbst, zu lügen!
— Wie leicht ist's doch, die Unschuld zu betrügen! —
Sie glaubt Unmögliches, wenn ich's erzähle,
Sie lauscht so süß und höret, ach! wie gerne.

Ist endlich dann der Sandmann angekommen,
Entkleide ich sie schnell und muß auf's Neue
Mich freuen ihrer feinen, weichen Glieder!
Gar zärtlich küßt sie mich, ich küsse wieder
Mit meiner ganzen mütterlichen Treue;
Dann beten wir zum Christkind, zu dem frommen.

Und liegt sie erst im Bett, dem zierlich kleinen,
Wie schnell die Händchen nach den meinen fassen,
Damit ich ihr noch nicht entrissen werde. —
Still dank' ich Gott, daß diese arme Erde
So reine Freuden gibt! und kann's nicht lassen
Und muß in meinem Glücke manchmal weinen!

Nirwana.

Von

Hans Grasberger.

Auch du, mein Freund, bist modekrank,
In's All dich sehnend oder Nichtsein.
Wer lebt, der weiß dem Leben Dank,
Er müßte denn ein nicht'ger Wicht sein.
Traf Kundschaft eines Wand'rers ein,
Wie's steht um jenes Allsein,
Um's Nichtsein oder Andersein?
Eh' dieses wird der Fall sein,
Kann ernstlich kein Verzicht sein.
Bevor dieß Sein, mein Sein, in's Nichts strebt,
Erfuhr' ich gern, wie sich's im Nichts lebt.

Ueberrascht. Gemälde von B. Giuliano. Nach einer Photographie im Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin. (S. 1015.)

Auf Waldwegen.

Novelle

von

August Becker.

(Fortsetzung.)

„Sie kennen wohl die Oertlichkeit des Hirschstein und den Ausblick von dort genauer?“ fing der Fremde an, indem er mir freundlich fragend in's Antlitz sah. „Dann brauche ich Ihnen den eigenthümlichen, anmuthvollen Reiz der Landschaft, welche dort das Auge erfreut und die Seele beruhigt, nicht zu rühmen. Der Anblick regt aber auch zur Sehnsucht an. Man möchte sich in die Waldtiefen dieser langgestreckten Halden, die vom Rennsteig her gegen den Werragrund abfallen, verlieren; der Bergforst lockt.

„Nun war Klara — Fräulein Schmidt ist nämlich auf diesen Namen getauft — nun war also Klara vor den Uebrigen am Aussichtspunkt angelangt. Ihr Reitthier und dessen Treiber — Christian nannte er sich — hielten mit der liebenswürdigen Last vor der knorrigen Eiche auf dem schrägen Grashang jenseits des Pfads, also hart am Absturz der sonst flachen Kuppe, so daß die Mutter des Mädchens ängstlich ward. Klara warf einen Blick in den Abgrund vor ihr, ohne Schwindel. Sie sah in die grünen Bergfalten, in die blaue Ferne, sie stand versunken in Gedanken — an wen? Das hatte sie noch Niemandem anvertraut. Als nun die Ihrigen sich einem hübschen Walddurchblick auf die Wartburg zuwandten und vom Spiel eines Eichhörnchenpaars gefesselt standen, ward Klara ungeduldig. Einen hastigen Blick zurückwerfend, machte sie Miene, vom Platze und weiter zu kommen. Sofort riß der Treiber ihr Reitthier herum, der Esel trottete durch das Haidekraut, welches die flache Kuppe überzieht, und lenkte hierauf in den Pfad ein, der links über gelegte Holzschwellen hinunter in den Buchenhain am Rennsteig führt. Im Nu war sie so aus dem Gesichtskreis der Uebrigen, welche, in der Meinung, daß sie wieder nach der ‚hohen Sonne‘ vorausgeeilt sei, den Rückweg einschlugen.

„Klara befand sich in entgegengesetzter Richtung, allein mit ihrem Esel und dessen Treiber. Der Ritt durch eine gelichtete flache Bergwanne ging rasch und flott von statten, so, wie es ihr gefiel, hierauf immer bergan durch junge Fichten.

„‚Ist das der Weg nach Wilhelmsthal?‘ fragte sie den schweigsamen Burschen.

„Derselbe nickte bejahend.

„‚Also vorwärts. Laßt dem Thiere seinen Lauf.‘

„Links am ansteigenden, von abgefallenen Nadeln weichen Weg prangten glockenförmige Purpurblumen, deren rothe Blütensträuße wie kleine Pyramiden aus dem Dunkel der jungen Fichten schauten. Es war ein ansprechender Anblick. Sie trug nach solcher Blume Verlangen.

„‚Es ist Gift, Fräulein!‘ äußerte der Bursche unter seinem Schlapphut hervor, ‚der rothe Fingerhut, digitalis purpur — Gift!‘ unterbrach er sich.

„‚Meinetwegen. Ich möchte solchen Strauß.‘

„Und der Treiber bückte sich und brachte ihr den reichsten. Fort ging es, stets bergan. Rechts in einer engen Sackgasse des Waldes über kurz gehaltene Fichten hin öffnet sich dort ein Blick nach Wilhelmsthal hinunter, — ein eng zusammengefaßtes, hübsches Landschaftsbildchen. Dann ging der Ritt weiter, immer bergan, in der seitherigen Richtung, die von dem im Thal unten liegenden Ziel der Partie weit abführte.

„‚Wir kommen auf diese Weise nach Ruhla, doch nicht nach Wilhelmsthal hinunter!‘ bemerkte Klara etwas streng und verweisend. — O, sie konnte streng sein, diese junge Dame. Und es war merkwürdig, wie ihre Art und Haltung auf den Treiber wirkte: der unheimliche Geselle, der ihr unter dem schlechten Schlapphut hervor ganz eigenthümliche Blicke nachschickte und bisher kaum einige kurze Worte verloren hatte, merkte auf alle ihre Bewegungen und Reden.

„‚Vertrauen Sie sich mir nur ganz an, gnädiges Fräulein,‘ sagt er mit so unterwürfigem, höflichem und doch aufrichtigem Ton, daß sie unwillkürlich nach ihm hinschaut. ‚Sie können keinen zuverlässigeren Führer, keinen treueren und ergebeneren Diener haben, als mich. Es ist dieß der richtige Weg, — vertrauen Sie mir.‘

„Der Bursche jedoch, der so ihr Vertrauen heischte, flößte durchaus keines ein. Im Gegentheil, — schon seine äußere Erscheinung war abstoßend. Es war ein unholder Geselle, ein ziemlich großer Bengel, für den die Kleider, welche er trug, nicht gemacht schienen. Von seinem Haupthaar war wegen des großen Hutes, der sein Gesicht beschattete, nichts zu bemerken; sein Kinn aber zeigte einen schlecht geschorenen, verstümmelten Bart, ein elendes, struppiges Stoppelfeld. Also Vertrauen flößte sein Aussehen nicht ein. Doch wollte Klara auch keinen Grund zum Argwohn gegen den Führer einsehen. Was konnte der arme Mensch dafür, daß er so wüst, so fürchterlich häßlich war. Er hätte können etwas freundlicher aussehen, aber nothwendig war es just nicht.“ —

„Allein,“ warf ich hier ein, als der Erzähler einen Augenblick inne hielt, „wie kam der Mensch, wenn er ein solcher Lümmel war, zu der gewählten Ausdrucksweise, die Sie ihm zuletzt noch in den Mund legten, — wie gar nun zu dem botanischen Namen des rothen Fingerhutes?“

„Das wußte Klara auch nicht.“

„Es mußte ihr doch auffallen!“

„Es fiel ihr auch auf, wie Sie sogleich hören werden,“ sprach der Erzähler, in seinem Bericht fortfahrend: „Und weiter ging es auf den weichen Fichtennadeln des Waldweges, auf welchem da und dort dürres Reisig lag, zum Beweis, wie selten der Pfad begangen wurde. Es wurde immer einsamer, und noch fortwährend stieg der Pfad in derselben Richtung, höher und höher; sie schienen sich immer weiter von dem Ziel zu entfernen, das weit hinter ihnen im Grunde lag.

„‚Nun, wenn das wirklich der Weg nach Wilhelmsthal ist,‘ fing Klara endlich an, ‚dann müssen Engel es unterdeß von dannen und an unsern Pfad tragen, wie das Madonnenhaus von Loretto. Unsere Wanderung geht nachgerade in der entgegengesetzten Richtung.“

„‚Es ist der direkte Weg,‘ betheuerte der Führer. ‚Fräulein können sich unbedingt auf mich verlassen.‘

„‚Und selbst, wenn es bald umbiegt, bleibt es noch immer ein fürchterlicher Umweg,‘ erwiederte Klara darauf.

„‚Der Pfad geht allerdings in großem Bogen,‘ erläuterte nun der Führer, ‚wird aber demnächst südlich einlenken, mein liebes Fräulein.‘

„Dem schönen Mädchen fiel nachgerade der Ton auf, in welchem der Führer sich an sie wandte, während der Pfad höher und höher stieg. Nicht bloß des Umwegs, auch des Führers wegen — dessen Antworten einen eigenthümlichen Klang annahmen, dessen verstreckte Blicke sich seltsam an ihre Figur hingen — wurde ihr etwas beklommen zu Muthe. Bänglich schaute sie sich um, ob die Ihrigen nicht nachkämen. Sie hält ihr Reitthier an und lauscht. Kein Ruf, keine Stimme, kein Laut läßt sich vernehmen, kein noch so leises Geräusch, das die Nähe von Menschen verräth. Sie befand sich allein im Bergwald mit dem seltsamen Menschen, dessen Gebahren ihr unheimlich zu werden begann.

„‚Kommen denn die Uebrigen nicht nach?‘ frug sie mit innerlicher Angst. ‚Ich dächte, sie würden uns bald ereilen!‘

„‚Nicht wohl, liebes Fräulein,‘ sagt der grauliche Mensch fast zärtlich.

„‚Nicht wohl?!‘ wiederholt Klara im Innersten erbebend. ‚So halten wir, sie zu erwarten.‘

„‚Das würde wenig helfen,‘ erklärt der Mensch gelassen. ‚Die Gesellschaft hat einen andern Weg eingeschlagen, mein theures Fräulein.‘

„Und damit hielt er sich dicht an ihrer Seite. Ihr aber wollte der Athem ausgehen vor Schreck. Sie hielt sich bewegungslos im Sattel, die Lippen preßten sich fest aufeinander, die Augen blickten starr geradeaus, als sei ihnen wider Willen das Weinen nahe.

„‚So kehren wir um!‘ sagt sie endlich und rafft sich zusammen. Wer aber nicht mehr umkehren wollte, war mein Eselstreiber. Mit einer Stimme, die sie nervös macht, erwiedert der Mensch, daß man schon zu weit vorgeritten sei und am besten in der Richtung bleibe.

„‚Aber wo sind wir denn?‘

„‚Auf dem Prinzessinnensteig, liebes Fräulein.‘

„‚Was thu' ich denn auf dem Prinzessinnensteig?‘

„‚O, wenn irgend wer das Recht hat, hier zu weilen, ist es die Schönheit!‘ sagt Christian und wirft wieder einen Blick unterm Schlapphut hervor, der Klara erstarren machte. Dieser Christian fing nachgerade an, ihr fürchterlich zu werden. Wenn er auch hinzufügte, sie solle sich keine Sorge machen, es sei der Weg nach Wilhelmsthal, — wie tief, wie bitter bereute sie jetzt die voreilige Entfernung von den Ihrigen! In welche Lage hatte sie sich gebracht! In welcher Situation befand sie sich im weiten Bergwald! Allein, wie peinlich sie auch ihre Schuld empfand, Klara verzweifelte nicht. Sobald sie sich nur einmal klar gemacht hatte, daß Angst die Lage nur verschlimmern könne, hatte sie Geistesgegenwart und Fassung genug, keine Furcht zu zeigen, kein banges Wort mehr zu äußern. Frechheit lag auch nicht im Gebahren des Menschen, eher eine bescheidene, zärtliche, verehrungsvolle Artigkeit, die ihn ihr unheimlich machte. Zudem änderte auch wirklich der Waldpfad seine Richtung, wandte sich rechts und lenkte südlich um. Von dort läuft er schräg an waldiger, schroffer Berghalde entlang, die Fichten verschwinden, die Buchen überwiegen und bilden von nun an den Forst. Da der Pfad dort nach der Thalseite schief abhängt, überdieß steinig und felsig wird, hielt sich Christian sorglich am äußeren Rand. Links steigt bald die Böschung als senkrechte Steinwand auf, rechts engen den Pfadrand junge Buchen ein, und wo Felsennasen vorspringen, wird der Steg oft so schmal und fällt so steil über eingehauene Stufen ab, daß es dort einer festen Hand zur Leitung des Thieres und Stütze der Reiterin bedurfte. Wie aus Eisenguß springt da und dort vom Rand des Felsenstegs, das grüne Gewölbe tragend, ein mächtiger Stamm auf und verengt denselben förmlich zum Zwangspaß, wo der Führer sich nothgedrungen dicht an der Seite der Reiterin halten mußte und diese bei allem Widerwillen es nicht vermeiden konnte. Wie einsam groß dort der Bergforst wird, der Genuß war dem jungen Mädchen verleidet. Mag sich rechts eine prächtige Waldflucht in die dunkle Tiefe senken, links die Felswand im Schmuck der Farrenwedel und überstürzten Buchen sich noch so malerisch zeigen: Klara ritt an deren Fuß im tiefsten Waldschatten beklommen dahin bis zur grünbemoosten Riesenbuche, die den Steg wieder verengert. Hier aber hört der schmale Paß zwischen Fels und Rand auf, der Steg erweitert sich und führt als breiter, bequemer Alleenweg in eine sonnig durchleuchtete Buchenhalle. Klara athmete auf.

„‚Das Thier hat keine Leitung mehr nöthig,‘ bedeutet sie den Führer. ‚Haltet Euch hinten, Mann, so weit als möglich. Ich bedarf Eurer nicht.‘

„Christian blieb zurück, weit zurück, als wolle er sie wirklich von seinem Anblick befreien. Und Klara — es läßt sich denken — fühlte sich von einem Alp befreit. Auf dem breiten, bequemen Weg, der entschieden nach Wilhelmsthal hinunterführte, ward ihr leichter zu Muth. Ihr Herz war frei, alle Bangigkeit dahin, alle Furcht gewichen. Bald traf sie wohl wieder die Ihrigen. Noch eben hatte sie bitter bereut, sich von ihnen getrennt zu haben; jetzt wußte sie nicht, ob sie sich der nahen Wiedervereinigung mit der Gesellschaft freuen sollte. Jetzt hatte sie keine Eile mehr, ließ ihr sanftes Reitthier gemächlich dahinschreiten durch das grüngoldene Bereich voll Ruhe und Einsamkeit, nur vom Finkenschlag und Amsellied unterbrochen. Ihr blaues Gewand floß vom Sattel, ihr Hutschleier wallte zurückgeschlagen über ihr Goldhaar, und ihr schönes weißes, junges Angesicht zeigte sich den lauschenden Waldelfen, ihre Augen leuchteten in die Einsamkeit des Bergforstes, dessen süßestes Geheimniß sie selbst war. Ja, wie die Waldfee schwebte sie dahin, das Herz wunderbar bewegt von der weihevollen Stimmung ringsum.

„Doch lag der Grund ihrer Bewegung tiefer. — Klara trug im jungen Herzen eine stille, heimlich genährte Liebe, die Niemand ahnen sollte, selbst der Gegenstand dieser Neigung nicht. Während eines Aufenthaltes bei Verwandten in Mannheim hatte sie einen jungen Mann aus Heidelberg kennen gelernt, freilich nur zufällig und flüchtig. Erst, als sie in's elterliche Haus zurückgekehrt war, empfand sie, wie tief sein Bild in ihrem Herzen saß. Ohne irgend welche Hoffnung, ihm je wieder zu begegnen, nährte sie dieses zarte Gefühl, treu, unerschütterlich. Das umschwärmte reiche, liebenswürdige Mädchen war Eltern und Bekannten zum Räthsel geworden. Niemand konnte sich den Grund ihres veränderten Wesens denken, nur Tante Elisabeth ihn errathen, die Mutter ahnen. — Zum Theil um die Tochter zu erheitern, war der Fabrikherr Schmidt mit den Seinigen den Rhein hinauf und über Frankfurt, Würzburg und Kissingen in den Thüringerwald gereist, und es war nicht bloßer Zufall, daß sie hier mit Großhändler Bertuch, dem reichen Wittwer, zusammentrafen. Der Vater hatte seinen bestimmten Plan, dem nur die Abneigung der Tochter im Wege stand; doch konnte sie

keinen Grund für dieselbe angeben, und so wurde gehofft, die widerstrebende ‚Laune' werde sich bald legen, als dem Vater plötzlich ein Stein des Anstoßes erstand und ihm fortwährend zwischen die Füße rollte. Jener junge Mann nämlich, den Klara in Mannheim kennen gelernt, war dem schönen Mädchen in Frankfurt, wo sein Vater als Richter wirkte, wieder begegnet, ohne sich im Momente nähern zu können. Aus dem schüchternen, eckigen Backfischchen war eine junge Dame erblüht, deren anmuthvolle Schönheit sein Herz rührte. Als er nachfragte, war die Familie bereits nach Würzburg und Kissingen abgereist, wohin er sich sofort begab, jedoch nur, um zu erfahren, daß sich dieselbe bereits nach dem Thüringerwald gewandt habe. In den Ferien Herr seiner Zeit, fuhr er sofort dahin ab, traf jedoch auf die Familie erst in Friedrichsrode, als der Anschluß des Großhändlers schon erfolgt war. Kam er bereits zu spät? Klara's Bewegung bei jedesmaligem Wiedersehen war zwar nicht zu verkennen, und wie ihr Schatten folgte er ihr. Allein offenbar zögerte sie, sich vor ihren Eltern und Verwandten zu einer Bekanntschaft zu bekennen, von der sie daheim noch niemals gesprochen hatte." —

„Nun, nach Allem, was man von ihm gehört," fiel ich hier ein, als der Erzähler trinkend eine Pause gemacht hatte, „scheint die junge Dame auch klug daran gethan zu haben, sich nicht weiter mit ihm einzulassen."

„Ei!" fragte mein Gegenüber stark verwundert, „wie so denn?"

„Es soll ein etwas verbummelter Glücksritter gewesen sein, der auf Abenteuer aus war."

„So! Sagt man ihm das nach? In so schlimmem Rufe stand er?" fragte mein Gegenüber mit einem bedeutsamen Lächeln. „Nun! Ein besonderes Muster von Vollkommenheit war er allerdings nicht. Ich glaube sogar, solche Tugendmuster gehörten zu seinen Antipathieen und er mochte die Leute nicht, die niemals über die Stränge hauen. Auch hatte er sich — leugnen läßt sich das nicht — noch immer eine gewisse abenteuernde Lust an gewissen Streichen bewahrt, da er bereits Anderen als Exempel der Lebensweisheit dienen sollte, welche er vom Katheder herunter lehrte. Er war sicherlich einer der Menschen, denen der Alles niederhaltende Lebensernst erst spät gekommen. Allein ‚verbummelt'? Nein, — das ist zu hart. Und ein Glücksjäger im gewöhnlichen Sinne des Wortes war er bestimmt nicht, trat auch von jeher bescheiden zurück, um nicht Anderen den Weg zu Amt und Würden zu verstellen. Als einziger Sohn eines sehr wohl situirten Vaters war er auch nicht darauf angewiesen, nach einer Erbin zu jagen. — Nun gut, dieses jungen Mannes gedachte Klara, wo sie ging und stand. Erschien er dann an einem der Orte, den sie mit den Eltern besuchte, barg sie ihr Gefühl hinter einem kalten Ausdruck; war er fern, sehnte sich ihr Herz zu ihm." —

„Aber, in der That, mein Herr," unterbrach ich ihn hier, „verdiente denn dieser Mensch auch so viel Liebe?"

Der Fremde lachte, bevor er fortfuhr:

„Das weiß ich wahrhaftig nicht. Allein Klara war damals hievon überzeugt. Auch bei jenem einsamen Ritt auf dem weit umführenden Steg durch die Bergwälder hinterm Hirschstein gedachte sie nur seiner und der Hoffnungslosigkeit ihrer stummen Liebe. Wo weilte er, wo mochte er einsam wandern? Warum ließ er sich nicht wieder sehen — nach jenem barschen Abschied, den ihm der Vater bereitet hatte? — Sie weinte still in ihrem Herzen. Jedoch hier durfte sie wenigstens seiner gedenken, ihren Erinnerungen ungestört nachhängen. Und sie gedachte seiner, alles Andere darüber vergessend — dort, wo der Bergsteg sich um die bemoosten Felsen wand und, je mehr sich senkend, sich in desto tiefere Waldeinsamkeit verlor, wo in der stimmungsvollen Buchenhalle die Sonne das grüne Dach vergoldete und nur leise, leise, tief im Grunde der Waldquell rieselte. Da fiel ihr ein Lied ein, ein schlichtes Lied, das sie einmal in glücklicherer Zeit gehört und gesungen hatte. Nun klang es leise in ihr nach:

‚Wenn ich dich ferne seh',
Ist mir hier innen
Wie ein unendlich Weh
Und meine Thränen rinnen.

Und ich sehne dir nach,
Wie die Welle der Welle,
Und wie zum rauschenden Bach
Sich sehnet die Quelle.

Und wie wehe mir ist,
Möcht' ich gerne dir klagen.
Doch wenn du bei mir bist,
Kann ich's nicht sagen.'

„Erst hatte sie sich das Lied nur in Gedanken vorgesungen, dann vor sich hingesummt, und zuletzt sang sie es mit voller, weicher Stimme, die am Schluß in Thränen erstickte, vor Weinen erstarb. Tief war das schöne, blondgelockte Mädchenhaupt auf die leidvoll bewegte Brust gesunken, als sie einsam mit ihrem Weh durch die Buchen ritt. Nun aber raffte sie sich hastig im Sattel auf, horchte. Gesang hallte durch den Bergwald. Nicht der Edelfink, nicht die Walddrossel sang, nein, ein männlicher hoher Bariton klang mit wunderbarer Gewalt in der Einsamkeit des Gebirges an ihr Herz, ihr ganzes Wesen erfüllend:

‚Und wenn die Liebe mir brächte Leid,
Wenn du dich von mir wendest,
O du liebliches Kind, o du wonnige Maid,
Wenn du die Nacht mir sendest:
Ob die Rose blüht, ob die Aue lacht,
Ob mir prangt die strahlende Sonne, —
Ich verginge bei heller Maienpracht,
Ich verginge, wenn Alle voll Wonne.
Da legt' ich mich hin in den grünen Wald
Und schliefe bald
In Ruh',
Denn du,
Du!
Nur du bist meines Lebens Sonne!'

So sang die Stimme im Bergwald. Kennen Sie vielleicht das Lied, mein Herr?" fragte der Erzähler plötzlich, sich mit freundlichem Blick zu mir wendend, nachdem er die Strophe leise vorgetragen hatte.

Seltsam berührt nickte ich ihm zu. Freilich kannte ich dieses Lied und jenes andere, das Klara gesungen hatte, da ich selbst sie und noch so manche, die noch heute fortklingen oder bereits verschollen sind, dereinst in schöner Jugendzeit unter den Parkbäumen an der brausenden Isar gedichtet.

„Aber," fragte ich, jede Bitte um näheren Aufschluß noch verschiebend, „wer sang die Strophe dort im Bergwald, der den Prinzessinnensteig umrauscht?"

„Wer sang?!" fragte der Erzähler zurück. „Nun, Klara ahnte es, sie wußte es sogar, ohne es zu begreifen. Mit wogendem Busen, glühenden Wangen, in welche all' das warme rothe Blut des jungen Herzens gestiegen war, richtete sie sich im Sattel auf, horchte in athemloser Spannung. Sie zog die Zügel ihres Reitthieres an, hielt, horchte, lauschte. Aber schon war das Lied verklungen, Alles still geworden im weiten Bergforst. Nur der Edelfink schlug wieder, nur die Walddrossel sang. — Und Niemand kam, Niemand, als ihr Treiber, der jetzt um die Wendung des Weges bog und sich langsam, säumig näherte, als fürchte er, sie durch seine Gegenwart zu beleidigen, als scheue er, ihren Widerwillen auf's Neue zu erregen. Sie selbst hatte des Mannes ganz vergessen, der jetzt zögernd herankam.

„‚Habt Ihr den Gesang im Walde vernommen?' fragte sie hastig, tief bewegt. Ihre Wangen glühten, ihre Blicke leuchteten, ihr Herz schlug. Und nun sahen unter dem Hutrand hervor ein Paar Augen sie innig, schüchtern fragend, forschend an.

„‚Ja, Fräulein Klara,' war die bescheidene, aber mit unverstellt vollem Klang gegebene Antwort. ‚Ich habe den Gesang vernommen. Wenn Sie den Sänger nicht hören können, soll er für immer verstummen!' fügte er hinzu, während ihre Augen bestürzt auf seiner Erscheinung hafteten. — Diese Stimme! — Es flimmerte ihr vor dem Blick, — ihr schwindelte. Aber schon war er an ihre Seite geeilt, hatte ihre Hand gefaßt, neigte sich tief auf dieselbe nieder, um sie innig und warm an seine Lippen zu drücken, ohne daß sie Zeit gefunden hatte, es zu hindern.

„‚Klara! Klara!' flüsterte er flehend. ‚Warum grollen Sie mir? Haben Sie mich denn wirklich nicht gekannt? Nicht geahnt, wer unter dieser Verkleidung schirmend an Ihrer Seite wandelt? Zürnen Sie mir nicht mehr, Klara, ich ertrage Ihren Unwillen nicht!'

„Ueber ihre erbleichenden Lippen kam kein Laut. Sprachlos saß sie im Sattel. Die Ueberraschung übte eine lähmende Wirkung auf das junge Mädchen, das ihn gewähren ließ, als er ihre Hand mit Küssen bedeckte. So hielt die Gruppe, stumm im schweigsamen Bergforst, eine geraume Weile. — Der Auftritt hatte unmittelbar vor der Stelle stattgefunden, wo der Steg sich wieder um den Rand aufsteigender Felsen zwängt und plötzlich steil über roh eingehauene Stufen abstürzt. Klara hatte ihm endlich die Hand entzogen, auf der sein glühender Mund geruht hatte. Der Gedanke an Flucht kam ihr. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie aus dem Sattel gleiten und über die Felsentreppe hinunter eilen, um aus dem gefährlichen Bereich zu entkommen. Aber schon hatte er ihrem Thiere in's Zaumwerk gegriffen und dasselbe auf die oberste Stufe der Felsenleiter gedrängt, schon hatte dasselbe um die scharf abfallende Kante den Fuß auf die zweite Stufe gesetzt und schritt nun vorsichtig, bedächtig die enge, steile, hohe Treppe hinunter, der Treiber sorgsam nebenher dicht an Klara's Seite, sie stützend, haltend, jeder Gefahr vorbeugend, bis endlich die unterste Stufe erreicht war, die sich jedoch als die steilste und größte zeigte. Sie war nur zu passiren, indem die schlanke Gestalt des holden Mädchens unter der Gewalt der Umstände sich gänzlich auf den Führer zu lehnen genöthigt war. Ja, für einen Augenblick mußte er sie halten, umfassen; sie war gezwungen, ihren Arm auf seine Schultern, fast um seinen Hals zu legen, um nicht aus dem Sattel kopfüber auf die Felskanten oder wider die steinharten Buchenstämme geschleudert zu werden.

„Stumm erduldete sie, was sich auf diesem Weg nicht vermeiden ließ. Aber sie ließ den Schleier über ihr glühendes Antlitz fallen und verharrte in beklommenem Schweigen, auch als sich jetzt Fels und Wald zur herrlichsten malerischen Zusammenwirkung gruppirten. Wunderschön war es hier; Klara schien nichts davon inne zu werden. Die Steinwand schoß hier im grünen Fahnenschmucke des Farrenkrauts noch höher und steiler auf als schützende, bergende Schranke des heimlichen Waldganges; die mächtigen Buchen schlugen oben dicht zusammen, als hätten sie einen Tempel der Verschwiegenheit zu schirmen. Doch Klara's Herz zitterte und zagte, ihr Gemüth lag verwirrt in quälender Angst und nagender Sorge, in Scham und Reue. Erst als der Weg, sich wieder erweiternd, zwangloser an der Berglehne hin und durch den prächtigen Forst lief, fand sie endlich Worte, aber Worte der Klage und des Vorwurfs.

„‚Wie konnten Sie das thun?!' fing sie an. ‚Herr Doktor, wie konnten Sie das thun! Wie konnten Sie zu dieser niedrigen Vermummung greifen, wie konnten Sie sich selbst und mich so bloßstellen! Was soll nun werden, wenn — —' und statt der Worte flossen jetzt Thränen, die dem argen Sünder auf's Herz brannten.

„‚Klara,' bat er weich, ‚weinen Sie nicht. Klagen Sie mich an, schelten Sie mich, aber weinen Sie nicht, Klara. Was blieb mir denn auch anders noch übrig? Welcher Ausweg öffnete sich mir, um mich Ihnen noch zu nähern, Sie zu sprechen, Sie anzusehen und an eine freundliche Stunde zu erinnern, wo Sie mir ihr Händchen nicht entzogen, wo Ihr liebes Angesicht mir freundlicher leuchtete. Haben Sie denn nicht empfunden, warum ich Ihnen gefolgt als Ihr Schatten, über Berg und Thal, von Dorf zu Stadt, um Sie zu sehen, um mich an Ihrem Anblick zu letzen! Und Sie hatten keinen Blick des Erkennens, kein Wort, keine Miene freundlicher Erinnerung für mich. O, Klara, wie schmerzte mich das! Und dann Ihr Vater — was habe ich erleben müssen! Diese schnöde Abweisung — — ach! und Sie traten nicht für mich ein, mit keinem Wort, keiner Miene.'

„‚Wie konnte ich es denn!' erwiederte sie nach einer längeren Pause, während welcher sie traurig vor sich hingeschaut hatte, bei sich erwägend, ob sein Vorwurf ein begründeter, ob sie wirklich nicht recht gehandelt hatte. ‚Warum, Herr Doktor, wollen Sie mir zum Vorwurf anrechnen, was mich so grenzenlos unglücklich macht! Gewiß ist Ihnen nicht entgangen, in welchem Bann ich liege, — Sie mußten es herausfühlen. Und dann —' unterbrach sie sich, plötzlich die Farbe wechselnd, ‚wie durfte ich mich denn darauf berufen, Sie schon früher gekannt zu haben, wo Sie selbst hierauf kein Gewicht mehr legten! Wie durfte ich mich auf eine Erinnerung berufen, die — vielleicht — nur meine Erinnerung war?' fügte sie kleinlaut hinzu, im Innersten über Worte erschreckend, die unüberlegt mehr eingestanden, als sie eingestehen wollte. Rasch setzte sie denn auch in einem minder warmen und innigen Ton hinzu: ‚Was war ich Ihnen, Herr Doktor, und — was bin ich Ihnen?'

„‚Was Sie mir sind, Klara?' fragte er sanft und leidvoll zurück, wiederholte aber dann feuriger, leidenschaftlicher: ‚Was Sie mir sind? Sagt es Ihnen nicht dieser schlechte Kittel, diese selbstgewählte Erniedrigung, dieser Dienst, dieser — dieser Schlapphut!' Und damit riß er den schlechten Filz mit dem breiten Rande vom Haupt, so daß sein bloßer Kopf mit dem greulich verschnittenen Haar und Bart zu nicht sehr einnehmendem Vorschein kam. Klara war wirklich erschrocken, saß förmlich erstarrt im Sattel über seine veränderte Erscheinung, die sie jetzt erst genauer in's Auge faßte. Kaum vermochte sie die Züge, denen der verklärende Rahmen des üppigen Haupthaars und Bartes fehlte, als die seinigen zu erkennen. Dabei fühlte sie sich nachgerade von seinem Aussehen, seiner Haltung, seiner Vermummung und seiner geschäftigen Eselstreiberei so belustigt, daß sie auf einmal hell auflachte. Ach, dieses

Lachen! Dieses Lachen dort in der Einsamkeit des Bergforstes! Es war entzinkend.

„‚Nehmen Sie es nicht übel, Herr Doktor,‘ fing Klara jetzt noch immer lachend an, ‚ich muß lachen!‘

„‚Lachen Sie nur, Klara,‘ erwiederte er. ‚Dieses Lachen klingt mir wie Engelsglocken.‘

„‚Bitte, um des Himmels willen,‘ fuhr sie heiter fort, ‚setzen Sie doch den Hut wieder auf, an den man sich wenigstens schon etwas gewöhnt hat. Er deckt. Was er birgt ist haarsträubend! An Selbstverleugnung fehlte es Ihnen bei Ihrem unglaublichen, himmelschreienden Unterfangen nicht, — ich hätte sie Ihnen kaum zugetraut. Aber, mein Gott, wie konnten Sie so frevelhaft Hand an sich legen, Herr Doktor?‘

„‚Welches Opfer könnte ich nicht bringen!‘ seufzte er, sich den Schlapphut wieder aufstülpend. ‚Sie sehen selbst, Klara, nichts habe ich gescheut, um in Ihre Nähe zu kommen, Sie anschauen, hören, sprechen zu dürfen und über Sie zu wachen als Schutzengel.“

„‚Sehen so die Schutzengel aus?‘ fragte sie mit einem schalkhaften Seitenblick auf seine entstellte Erscheinung. Und ihr Lächeln auffassend, beeilte er sich wieder, ihre Hand zu ergreifen, um dieselbe zu küssen. Allein sie litt es nicht, trieb ihr Reitthier zu etwas flinkerem Trott an und schlug ihn . . .“

„Wie?!“ fiel ich hier wieder befremdet ein, als der Erzähler einen Schluck Bieres nahm. „Sie schlug ihn?“

„Ja! Gewiß schlug sie ihn.“

„Wen? — Den Esel?“

„Nein, den Führer. Sie schlug ihn mit allen fünf Fingern auf den Mund, aber nicht hart, nicht hart, mein Herr. Und sie fragte ihn auch, wie er sich unterstehen könne, solches zu thun.

„‚Ich bin ganz zerknirscht, Klara!‘ sagte er. Es war aber nicht wahr. —“

Diese letzte Bemerkung des Erzählers war mir auffällig.

„Das können Sie doch unmöglich so genau wissen,“ wandte ich ein, während er sein Bier jetzt vollends austrank und ein zweites Glas bestellte.

„Doch!“ versetzte er auf meinen Einwurf. „Ich weiß es. Ich habe den Verlauf der Sache noch genau im Gedächtniß — so wie er mir berichtet worden!“ fügte er erläuternd hinzu, und fuhr dann also fort: „Fräulein Klara suchte nun wieder eine andere Miene anzunehmen und bedeutete ihrem Führer, sich nicht mehr so dicht an ihrer Seite zu halten, — der Weg mache dieß nicht weiter nöthig, sei hier breit genug, um einen Abstand von vier Schritten zuzulassen. O, sie konnte herb und streng, grausam, unnahbar sich geberden — diese junge Dame!

„‚So hoffe ich denn zu meinem Schöpfer,‘ sagte der Gekränkte, ‚daß der Weg wieder eng und steil werde, wie der zum Himmel.‘

„‚Sie hoffen wohl zu Ihrem Schöpfer, daß mich der Esel abwerfe?‘

In der Herberge. Originalzeichnung von E. Henseler. (S. 1015.)

„‚Auch das.‘

„‚Sie sind mir der rechte Schutzengel! Bange könnte mir vor Ihnen werden.‘

„‚Fürchten Sie nichts!‘ erwiederte er. ‚Sie würden nicht stürzen, sondern wohlbehalten in meine Arme gelangen. Denn ich würde Sie auffangen, forttragen, fort, dahin, wo Sie mir Niemand raubt.‘

„Hierauf hatte sie keine Antwort. Ernstlich trübte sich ihr Gemüth. Die Aeußerung berührte eine Wunde, die nun erst zu schmerzen begann. Harmvoll sah sie in die grüne Waldesdämmerung. Er selbst hatte diese tiefe Verstimmung noch nicht einmal wahrgenommen, als er jetzt das Schweigen mit den Worten unterbrach: ‚Ueber diese Waldbucht hin sieht man Schloß Wilhelmsthal: einzelne helle Gebäude auf dem Parkhintergrund. Wie finden Sie den Anblick?‘

„‚Abscheulich finde ich Sie!‘ brach Klara plötzlich hervor.

„‚Mich?‘

„‚Sie! Ja, Sie!‘ Und die Thränen traten ihr in's Auge. ‚In welche Verlegenheit bringt mich Ihr Anschlag! Wie soll ich vor den Meinigen bestehen! Wie soll ich es erklären, das — das — lange Ausbleiben!‘

„‚Mit dem weiten Umweg.‘

„‚Weiter Umweg?‘ wiederholte sie. ‚War es nicht der nächste, direkte? Was werden meine Eltern sagen, daß ich allein fortgeritten und Sie, Sie, als Eselstreiber mitbringe! Welche Angst — o, mein Gott — mag meine arme Mutter ausstehen, welchen Empfang der Vater mir bereiten!‘ schloß sie händeringend, wie ein verzweifeltes Kind, das rathlos einer Strafe entgegensieht und das Bevorstehende schwarz ausmalt. Da der Weg jetzt gegen einen links sich öffnenden Abhang stark fiel, hatte der Führer auf den Esel zu achten, so daß seine Antwort unterblieb. Ihre Aufregung begriff er wohl; auch sein Herz pochte im Hinblick auf den wahrscheinlichen Empfang. Bei Klara schien er in Ungnade zu sein. Beharrlich schweigend ritt sie jetzt einige Schritte voraus, den Kopf bald ein wenig zurückgeworfen, bald gesenkt. Als sie nun den Seespiegel von Wilhelmsthal hereinleuchten sah, seufzte Klara:

„‚Nun, Gott sei Dank! bald ist es überstanden.‘

„‚Habe ich Ihnen etwas zuleid gethan?‘ fragte er jetzt schmerzlich bewegt. ‚Warum, theure Klara, sind Sie froh, daß meine Führerschaft bald zu Ende? Haben Sie mich noch nicht verstanden, Klara? Was ich gethan, that ich aus Liebe.‘

„Nur ein stummer Blick antwortete, indeß man in ein kleines Thal gelangte, wo ein schwacher Wasserfaden, stattliche Buchen bespülend, sich hinzog. Lechzend rannte der Esel hinunter, seine Schnauze mit so heftigem Ruck in die frische Flut streckend, daß Klara wohl aus dem Sattel geflogen wäre, wenn die Arme des Führers sie nicht aufgefangen hätten. Und nicht sofort ließ er sie los. Als er sie endlich zu Boden gleiten ließ, stand das schöne junge Wesen in arger Verwirrung.

Für Mütter und Kinder.

Silhouetten von Friederike Medem.

Wie die Nachtigall singt,
Wie so hell schlägt der Fink,
Möcht' ich singen,
Sollt' es klingen
Auf den Feldern,
In den Wäldern
Weithin in die ganze Welt.

Wie der Aar auf dem Grat,
Wohn steil führt der Pfad,
Möcht' ich wohnen,
Hoch dort thronen
Wie ein König
Reich und mächtig,
Unter mir die ganze Welt.

Wie die Lerche - witt! witt!
Wie die Schwalbe - quiwitt!
Möcht' ich fliegen
Und mich wiegen
In den Lüften
Ueber Triften
Weit, weit in ein schön'res Land.

Hab' nicht Flügel zum Flug,
Nur im Herzen den Zug,
Hoch zu fliegen,
Mich zu wiegen
In den Fernen
Unter Sternen,
In den Lüften ätherblau.

Schutzengel der Nacht.

Wenn ich in's Bett leg' mein Kind,
Kommen zwei Engel so lind
Aus dem Himmel geflogen,
Nieder zur Erde gezogen,
Hören dann Beide so gern
Kindelein beten von fern:
„Fürchte Gott, liebes Kind!
Gott der Herr sieht und weiß
Alle Dinge. Amen."
Herzchen, nun sag' gute Nacht,
Engelchen geben nun Acht,
Stellen zu Häupten, zu Füßen sich dir,
Schützen und schirmen den Liebling mir.
Beide Händchen, mein Kind,
Leg' auf das Bettchen geschwind,
Siehe, die Engelein kommen
Nur zu den Kindern, den frommen,
Wollen die ganze Nacht seh'n,
Wie sie gebetet so schön:
„Gute Nacht, liebes Kind!
Gott der Herr sieht und weiß
Alle Dinge. Amen."

Der Schutzengel des Tages.

Wenn der Morgenröthe Schein
Bricht in's Kämmerlein hinein,
Schlägt das Kind die Aeuglein auf.
Gähnt und reckt sich, dehnt und streckt sich,
Macht die Aeuglein wieder zu,
Schläft ein Weilchen noch in Ruh'.
Und die Englein, welche Wacht
Hielten an dem Bett die Nacht,
Fliegen, wenn der Tag beginnt,
Auf zum Himmel wie der Wind,
Ganz geschwind.
Und zwei and're Engelein
Nehmen ihre Stelle ein,
Die ganz sacht
Geben Acht,
Ob das Kindchen artig ist.
Jeder hat ein kleines Büchlein
In der Linken, in der Rechten
Hat das Englein, lieb und hold,
Einen Griffel, fein von Gold.
Nun wird's Kindchen wieder wach.
„Mütterchen, es ist schon Tag.
Möchte gerne aufsteh'n jetzt.
Komm' und wasch' mich, putz' und kämm' mich,
Und dann gib das Frühstück mir."

„Gleich, mein Kind, bin ich bei dir.
Doch zuerst die Händchen falt'
Zum Gebet und sprich mir nach:
Ach lieber Gott, ich bitte dich,
Ein frommes Kind laß werden mich;
Und wo ich dieß nicht sollte werden,
So nimm mich lieber von der Erden
Zu dir in's Himmelreich,
Mach' mich den lieben Engeln gleich. Amen."
„Sag', Mama, wo sind die Engel,
Die am Bett gestanden dort?
Hab' geträumt von allen Beiden
Und nun sind sie wieder fort."

„Ja, mein Herz, es kommen and're
Mit zwei kleinen Büchelein.
Eins ist roth mit goldnem Schnitte,
Und da schreibt das Engelein,
Das dich sieht, auf jedem Tritte,
Wenn du artig bist, es ein.
In das zweite schwarze Büchlein
Schreibt, wenn du was Böses thust,
Eigensinnig bist und schrei'st,
Traurig dich der And're ein.
Abends fliegen dann die Engel
Auf zum lieben Gott empor,
Zeigen ihm die Büchlein vor.
Was wird heut' im rothen Büchlein,
Was im schwarzen von dir steh'n?"

„Mütterchen, ich werde wirklich
Artig und dir folgsam sein,
Werd' den ganzen, ganzen Tag nicht
Ungezogen sein und schrei'n!"

„Nun, so wollen wir uns anzieh'n,
Putzen, kämmen, waschen fein.
Gib das Mündchen her; die Händchen
Wirst du waschen dir allein.
Kannst du nicht die Strümpfchen finden?
Hier, zieh' sie dir selber an.
Deine Schuhe werd' ich binden.
So, nun reiche mir den Kamm.
Halte still, ich werd' nicht ziepen
Meinen kleinen Lockenkopf.
Nun kommt's Kleidchen an die Reihe
Und das weiße Schürzchen jetzt.
Endlich ist mein Mädchen fertig
Und das Frühstück kommt zuletzt."

Kind und Schwalbe.

Kind. Schwälbchen, was fliegest du
Immerfort ab und zu?
Schwalbe. Hole mir Lehm und Stroh,
Bau' mir ein Nestchen so,
Fütt're mein neues Haus
Hübsch weich mit Federn aus.
Bin ja auch nicht allein,
Nenne ein Weibchen mein.
Kind. Ei, das wird reizend sein,
Wenn ihr erst ziehet ein
Und dann den ganzen Tag
Wohnt unter meinem Dach.
Schwalbe. Und wenn erst Eierlein
Werden im Nestchen sein, —
Dauert's nicht lange mehr,
Dann sperrt ein kleines Heer
Schwälbchen die Schnäbel auf,
Mütterchen sitzet drauf.
Und ich im schnellen Flug
Für alle Futter such'.
Du siehst von ferne zu,
Störest nicht uns're Ruh'.
Kind. O, wie freu' ich mich d'rauf,
Gleich ich zur Mutter lauf',
Will es erzählen ihr,
Was du berichtet mir.

„‚Lassen Sie das Thier saufen,‘ sagte er, als sei nichts vorgekommen. ‚Es nimmt sich seinen Lohn von dieser Tour, der mir verweigert bleibt.‘

„‚Was wollen Sie denn noch, böser Mensch?‘ fuhr sie ihn mit glühendem Kopfe an. Allein, der böse Mensch erschrak nicht, wußte wohl, daß es nicht so schlimm gemeint war. ‚Wie gut,‘ fügte sie schmollend bei, ‚daß hier der Weg rechts in's Freie über die Wiesen führt. Ich werde vorauseilen.‘

„‚Thun Sie das nicht!‘ mahnte er. ‚Hier links, über das Wässerchen geht der Weg.‘

„‚Das sehe ich nicht ein; er geht um und wieder waldein. Sie sprechen die Wahrheit nicht.‘

„‚Gott bewahre!‘ betheuerte er. ‚Der andere Weg führt in Wiesensumpf, wo es von Kröten, Molchen und Nattern wimmelt.‘

„‚Warum nicht gar von Krokodilen!‘

„‚O, wer weiß, was in des Sumpfes Schooß lauert! Sehen Sie, Klara, welch' ein schöner, bequemer Weg hier links! Und diese stattlichen Bäume!‘

„‚Deren hatten wir bereits im Ueberfluß!‘ sagte sie schmollend, aber ihm folgend.

„‚Doch nicht in dieser Gruppirung,‘ bemerkte er, den Esel am Zügel nachschleppend, während er das junge Mädchen wieder waldeinwärts zu locken wußte. ‚Und hier, diese niedlichen Weihnachtsbäumchen! Wie interessant!‘

„‚Was Ihnen nicht interessant erscheint!‘ äußerte sie, in ihrer Befangenheit lächelnd. ‚Ist nicht auch dieser abgesägte Baumstamm höchst bemerkenswerth, sind es nicht auch diese Kiefern?‘

„‚Gewiß, Fräulein Klara, sehr! Die Stämme wie aus Kupfer, die Wipfel Italiens Pinien. Und hier diese zerschmetterte Eiche, — welche Kraft noch in der Verstümmelung. Dergleichen gibt Waldspaziergängen ihren Reiz. Und nun, Klara, treten Sie doch herein in diesen weihevollen Raum.‘

„Vor ihnen hatte sich ein eingehegter, runder Platz geöffnet, heimlich, versteckt, malerisch überragt von Laub- und Nadelholz. Durch dessen niederhängende Zweige sah man, selbst vor Blicken verborgen, über die Straße auf einen stillen Wiesengrund, einen Wasserspiegel und einen Theil des Schlosses, der aus dunklen Baumgruppen hell auf dem Hintergrund des Parks sich abhob. Klara sah hinaus. Dicht neben ihr stand er. Ihr Herz schlug beklommen, da sie sich geraume Weile schweigend verhielten im grünen geheimen Versteck.

„‚Und nun,‘ fing er endlich mit bebender, gedämpfter Stimme an, ‚nun, Klara, ist der Augenblick gekommen, wo wir uns trennen müssen, trennen auf ewig, — auf ewig, — wenn unsere Herzen sich noch nicht gefunden haben. Sollen wir scheiden, Klara, ohne darnach gefragt zu haben, ohne des Herzens Sprache zu erlauschen? Sollen wir getrennt werden, oder — verbunden bleiben in Liebe, in Treue?‘ Er hatte den Arm um ihren schlanken Leib gelegt; er fühlte ihr Zittern, doch widerstrebte sie nicht. ‚Nein, Klara,‘ fuhr er, sie inniger an sich pressend, fort, ‚wir trennen uns nicht! Wer, wer wird uns trennen können?‘

„‚Gütiger Gott,‘ seufzte sie aus beklommenem Gemüth auf, ‚mein Vater wird es thun.‘

„‚Er mag es wollen, aber er kann es nicht, Klara! Bin ich nicht ein Mann, und Du ein liebend Weib, Du —‘ innig hatte er sie an seine Brust genommen, seine Lippen lagen lange auf ihrem weichen Munde und erst nach einer seligen Weile konnte er vollenden: ‚Du, mein einzig Glück, für ewig mein!‘“ —

So weit war jener Fremde droben im braunen Wirthsstübchen der „hohen Sonne“ mit seinem Bericht gekommen, während noch immer der Schneesturm jener Winternacht an den Fenstern rüttelte.

„Von da an,“ setzte der Erzähler nach einer bewegten Pause noch hinzu, „von da an war, trotz aller noch entgegenstehenden Hindernisse, Klara mein.“ —

Beinahe wäre ich jetzt von dem alten, schwarzledernen Kanape aufgesprungen.

„Wie?“ fragte ich vor Ueberraschung halb verwirrt, „Sie selbst wären dieser —“

„Ich selbst bin dieser —“ bestätigte er mit feinem Lächeln.

Mein Erstaunen bei diesem Ausgang des seltsamen Berichts konnte nicht größer sein. In wehmüthigen Gedanken blieb der Fremde vor mir sitzen, sah gleichsam in sich hinein, den Dampf seiner Cigarre mischend in den allgemeinen Tabaksnebel der Stube.

(Schluß folgt.)

Beim Goldschmied.

(Hiezu das Bild S. 1005.)

Im engen Raume des Ladens eines Goldschmieds drängt sich junges, frisches Glück, Jammer und Elend zusammen, ein Mikrokosmos, eine kleines Bild der Welt. Die Bäuerin hat ihrer Enkelin, die sie mit zu Markte gebracht, versprochen, als jüngst ihr Geburtstag war, ihr auch solche schöne Dingelchen in's Ohr zu schenken, wie sie des Schulzen Tochter habe. Aber die Kleine hat nicht geahnt, daß damit auch ein Schmerz verbunden sei, daß man ihr erst die Löcher stechen müsse, in welche man die glitzernden Kleinode stecke. Und so gab's einen lauten Schrei. Aber die Alte läßt sich nicht dadurch stören und ruht nicht, bis die Dingelchen darin sind, die die Kleine nicht 'mal selbst sehen kann, was ihr größter Schmerz ist. Auf der andern Seite prüft der Goldschmied die Finger der schönen jungen Braut, was wohl für ein Ring am besten für die fleißige Hand passe. Der Bräutigam hat für sich den größten Siegelring gewählt, wenn er auch kein Wappen darauf zu stechen hat. Während sie ruhig ihre Finger in die Hand des Goldschmieds legt, schaut der Bräutigam mit Wohlbehagen und Stolz auf die weichen, langen Finger seiner Auserwählten: der Preis gilt ihm gleich, es bleibt ja in der Familie! Ein armer Heruntergekommener bietet uns den Rücken — die Kehrseite des glücklichen Bildes: er hat dem Goldschmied die letzten Kostbarkeiten seiner Haushaltung gebracht — einen Ring, ein paar Löffel — dann hat er nichts mehr — der letzte Schritt auf dem Weg zum Armenhaus!

Der Maler dieses hübschen Sittenbildes, das in so ergreifenden Zügen zu uns spricht, Felix Schlesinger, ist ein Hamburger — 1834 geboren, ein Schüler der Düsseldorfer Akademie, auf der er namentlich unter Jordan arbeitete, und lebt jetzt in Paris. Eine Reihe lebendig gezeichneter und warm kolorirter Genrebilder hat ihn den besten Künstlern auf diesem Gebiete zugesellt.

Aus der deutschen Kolonie in Brasilien.

(Hiezu die Bilder S. 1004.)

Das Streben des Deutschen nach „eigener Scholle“ ist unverwüstlich; deßhalb sehen wir ihn über den ganzen Erdball verbreitet, diesem Streben nachjagend und mit mehr oder weniger Erfolg sich dieselbe erringend.

Wie bekannt, zieht der Hauptstrom der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, dem Lande der Zukunft, unbestritten mit der gesundesten Basis für fernere Millionen von Bewohnern. Die Regierung dort erkennt vollkommen den Werth namentlich der deutschen Einwanderung; da aber die Mehrzahl dieser Einwanderer auf Wunsch und Kosten der dort bereits angesiedelten Deutschen hingehen, so gewährt sie dem Einwanderer durchaus gar nichts, als den augenblicklichen Empfang bei dessen Ankunft, und das ist sehr wenig in Anbetracht der großen Vortheile, welche dem Lande durch die Einwanderung erwachsen. Wir hatten selbst vor mehreren Monaten Gelegenheit, persönlich zu beobachten, wie sehr der deutsche Hülfsverein in Chicago in Anspruch genommen wurde, um augenblickliche Noth von Einwanderern zu lindern. — Die Vereinigten Staaten, welche aus Konsumenten europäischer Fabrikate mit Riesenschritten Konkurrenten der europäischen Industrie und des Landbaues geworden sind, gewinnen durch jeden Einwanderer mehr Kraft, und dieser selbst wird ein Konkurrent seines Heimatlandes und ist für dasselbe verloren. Alle Republiken von Mittel- und Südamerika, mehr oder weniger von der Natur begünstigt, gewähren den Vortheil, daß das deutsche Element in dem romanischen schwerer aufgeht. Der Deutsche bleibt in Verbindung mit seinem Vaterlande und Konsument seiner heimatlichen Fabrikate, wie die deutschen Handelsstädte bekunden können. Aber die fortwährenden Unruhen trüben den ruhigen Besitz des von den größeren Städten entfernt angesiedelten Landbauers, er ist der Willkür der Parteien, ja selbst vieler Behörden preisgegeben.

In dem „bestgeschmähten“ Brasilien hat man, trotz aller bösen Erfahrungen, nicht lernen wollen, daß einzig und allein durch die freiwillige Einwanderung, namentlich solche, welche von den bereits ansäßigen Deutschen ausgeht, tüchtige und arbeitsame Einwanderer erzielt werden, da sich Jeder hüten wird, einen arbeitsscheuen Bekannten einzuladen, fürchtend, daß derselbe ihm selbst zur Last fallen würde. Die Regierung beharrt bei dem unglücklichen System der Kolonisation durch Agenten, um Massen zu erlangen. Diese Agenten werden per Kopf bezahlt. Um Massen von Auswanderern zu gewinnen, wird die Brauchbarkeitsprüfung leichtfertig betrieben, und die natürliche Folge ist, daß eine große Zahl nutzloser, arbeitsscheuer Individuen unterlaufen, so daß durch dieß System Deutschland kein sehr großer Verlust guter Elemente erwächst.

Die brasilianische Regierung verschwendet viel Geld mit der Kolonisation. Das Kolonisationsgesetz gewährt den Einwanderern, außer Paßagezuschuß, große Vortheile und noch monatliche Geldunterstützungen, und leider ist bei Vielen, selbst bei den im Rufe des Fleißes und der Genügsamkeit stehenden Oberitalienern, der Erfolg davon gewesen, daß nach sechs-, ja zwölfmonatlichem Leben auf Regierungskosten die Arbeit nicht mehr schmecken wollte, und da leider auch in Brasilien das Gesetz, daß man „im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen muß“, in Kraft ist, so schimpfte man über das undankbare Land.

In allen Provinzen dieses großen Landes leben Deutsche, doch in Masse nur in den vier südlichen, durch ihr Klima begünstigten Provinzen: Rio grande do Sul, Sta. Catharina, Paraná und S. Paul, alle vier hinreichend bekannt in Deutschland durch die Mittheilungen der dort ansäßigen, in guten Umständen lebenden Deutschen.

Von diesen vier Provinzen ist die kleinere und ärmere die Provinz Santa Catharina, zwischen ca. 26—30° südl. Breite gelegen, mit glücklichem Klima, in der ca. 40,000 deutsche Ansiedler als Kaufleute, Handwerker und Landleute leben und sich zu Behäbigkeit, selbst Wohlstand hinaufgearbeitet haben. — In der Hauptstadt der Provinz, Nossa Senhora do Desterro, auf der Insel Santa Catharina gelegen, vermitteln deutsche Importhäuser einen regen Verkehr mit dem Vaterlande behufs des Konsums der in der Provinz gegründeten deutschen Kolonieen, als:

Saõ Pedro d'Alcantara,	seit 1828	bereits emanzipirt, jetzt Kirchspiele,
Armaçaõ de Piedade,	„ 1845	
Santa Isabel	„ 1845	
Theresopolis,	„ 1860	
Blumenau,	„ 1850,	
Angelina,	„ 1875,	
Donna Francisca,	„ 1850.	

Letztere, der „Hamburger Kolonisationsgesellschaft von 1849“ gehörig, sowohl als auch die Kolonie Blumenau importiren gleichfalls direkt deutsche Fabrikate, und sind demnach diese Deutschen dem Vaterlande nicht verloren.

Die Kolonie Donna Francisca hat durch den Bau einer guten macadamisirten Straße auf das Hochland den Weg in die Theewälder, dem bekannten Paraguay-Thee gleich, gefunden, und seit zwei Jahren sind neun Fabriken zur Präparirung dieses Thees daselbst entstanden, welcher wichtige Ausfuhrartikel der Kolonie einen großen Aufschwung verspricht.

Die Kolonie Blumenau gewinnt durch die noch im Bau begriffene Straße einen gleichen Vortheil und sieht im Verbande mit seinem Ackerbau, namentlich Zuckerrohr, einer soliden Zukunft entgegen. Die anderen Kolonieen sind kleiner und auf den Ackerbau angewiesen.

Da die Provinz, ihrer südlichen Lage wegen, nur in der Nähe des Meeres noch guten Kaffee produzirt, so ist die Stärke des Landbaues der Anbau von Lebensmitteln, und bildet dieselbe mit der Nachbarprovinz Rio grande do Sul die Kornkammer Brasiliens, als welche sie sich während des Hungerelendes im Norden Brasiliens in den letzten Jahren bewährt haben.

Unter „Korn“ sind jedoch die üblichen Lebensmittel zu verstehen, als: Farinha de mandioca (ein aus einer Wurzel gemachtes Mehl), schwarze Bohnen, Mais, Reis. Während des Winters gedeihen alle deutschen Gemüse; Kartoffeln und Bohnen geben zwei Ernten pro Jahr; Tabak und Baumwolle gedeihen gut. Saõ Bento, ein Theil der Kolonie Donna Francisca, auf dem Hochland gelegen, produzirt Roggen, und sobald nur das gut dazu dienende Hochland weiter in Angriff genommen sein wird, wird sich auch die Waizenkultur entwickeln.

Die Insel Santa Catharina hat gleichfalls eine Zukunft, da dieselbe südlich von Rio de Janeiro den besten Hafen bildet. An der Nordeinfahrt können die größten Schiffe sicher ankern, den Binnenhafen vor der Stadt Desterro jedoch nur Schiffe von 12 Fuß Tiefgang erreichen. Die Stadt, von nur ca. 8000 Einwohnern, ist sehr schön gelegen, hat ein vorzügliches Klima und ca. 500 Deutsche leben darin zufrieden.

Rückblick auf die letzten großen Schachturniere.

Von

Jean Dufresne.

(Schluß.)

Am 25. Juli vereinigte der Präsident des Komites, General Marquis d'Andigné, sämmtliche Mitkämpfer zu einem Banket in einem der prächtigsten Salons des cercle agricole. Zukertort und Winawer saßen zur Rechten und Linken neben ihm. Beim Schluß des Mahls, während dessen die heiterste Stimmung und der herzlichste Verkehr zwischen den Franzosen und ihren Gästen herrschte, brachte der Marquis einen Toast auf das Wohl der beiden ersten Sieger, demnächst auf das sämmtlicher Theilnehmer aus, lobte die Geduld und Ausdauer, die sie während des langwierigen und anstrengenden Kampfes an den Tag gelegt, und schloß mit den Worten: „Die Art, wie Sie das edle Spiel handhaben, beweist, daß es Leibnitz mit Recht zu den Wissenschaften gezählt hat.“

Am 27. Juli begann der neue Strauß zwischen Winawer und Zukertort. Es wurde bestimmt, daß wer zuerst zwei Partieen gewonnen, als Sieger gelten sollte. Die erste Partie blieb unentschieden, ebenso die zweite nach überaus langwierigem und ermüdendem Kampfe. Am 30. und 31. Juli gewann Zukertort durch geistreiche Opferkombinationen zwei Partieen und damit den ersten Preis.

Auch die Herren Bird und Mackenzie, welche je dreizehn Partieen gewonnen, mußten noch einmal mit einander spielen. Mackenzie siegte mit zwei Gewinnpartieen.

Demnach fiel J. H. Zukertort der erste Preis (zwei Vasen im Werthe von 5800 Franken und 1000 Franken baar), Winawer der zweite Preis (eine Vase im Werthe von 1800 Franken und 500 Franken baar), Blackburne der dritte Preis (1500 Franken), Mackenzie der vierte (1000 Franken), Bird der fünfte (400 Franken), Anderssen der sechste (200 Franken) zu.

Am 1. August erfolgte im Palais de l'Industrie die Aushändigung der Preise in Gegenwart der noch anwesenden Mitkämpfer (mehrere hatten Paris bereits verlassen). Der Präsident des Komites, General Marquis d'Andigné, beendete den Gesammtvorgang mit den Worten:

„Meine Herren! Wir sind nun zum Schluß dieses mühevollen Unternehmens gelangt! Es erübrigt für mich die Pflicht, gebührenden Dank den Ministern des Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten auszusprechen. Jener hat uns diese drei kostbaren Vasen, Erzeugnisse der Sèvres-Porzellanmanufaktur, als Siegespreise gegeben. Dieser die Räumlichkeiten des öffentlichen Gebäudes, in dem wir uns befinden, zur Verfügung gestellt. Die Gunst, welche die französische Regierung damit dem Schachspiel erweist, ist ein Zeichen ihrer Sympathie für jede würdige und ernste Bestrebung, welcher Art sie auch sei! In der That ist das Schachspiel

in seiner jetzigen Ausbildung eine werthvolle Gymnastik des Geistes, welche von jeder Regierung gefördert zu werden verdient."

Werfen wir nun einen Blick auf die Theilnehmer an diesem bedeutenden Wettkampfe.

Der erste Sieger, Herr J. H. Zukertort, ist ein Deutscher aus Riga, geboren im Jahre 1843, und hat ursprünglich Medizin studirt. Er gehört zu den bevorzugten Schülern Anderssen's, der stets gleich den griechischen Philosophen von einem Kreise enthusiastischer Schachjünger umgeben zu sein pflegte, unter denen er die fähigsten mit Vorliebe an seine Person fesselte. Während mehrjährigen Aufenthalts in Breslau bildete Zukertort in beinahe täglicher Uebung mit dem Altmeister sein angeborenes Talent aus. Von Natur ein Fintenspieler, der dem Gegner Fallen stellt, reich an Erfindungsgabe und witzigen Einfällen, darf er als der Greco des neunzehnten Jahrhunderts gelten. Eine Sammlung seiner kürzeren, namentlich mit schwächeren Gegnern gespielten Partieen würde die würdigste Fortsetzung und Ergänzung der noch heute bewunderten lehrreichen Spiele jenes berühmten Kalabresen bilden! Im Laufe der Jahre hat er seinen Hang zu kühnen und abenteuerlichen Unternehmungen im Interesse der Sicherheit zügeln gelernt. Er ist nunmehr ein ebenso geistvoller wie umsichtiger Spieler geworden, den man mit vollem Recht neben Paul Morphy, jenen berühmten transatlantischen Meister, stellen kann, den ein trauriges Schicksal leider nur zu früh von der Schaubühne des Schachspiels entfernt hat. Seine Kenntniß der Theorie ist ebenso vielseitig als gediegen. Die wichtigsten Eröffnungen hat er gründlich untersucht und durch selbsterfundene Spielarten bereichert. In den Jahren 1868 bis 1870 lebte er in Berlin als Redakteur der „Neuen Berliner Schachzeitung" und verfaßte gemeinschaftlich mit mir das „Große Handbuch des Schachspiels". — Später nach London übergesiedelt, stellte er sich den dort lebenden Meistern sofort ebenbürtig entgegen und steigerte in unablässigem Kampfe mit ihnen seine Kraft bis zu der Höhe, die sich in Paris so glänzend bewährt hat.

Gewiß nicht minder stark ist sein letzter Gegner, der zweite Sieger, Herr Winawer. Wenn Zukertort auch schließlich zwei Partieen gegen ihn gewonnen hat, so bleibt es doch dahingestellt, ob er nicht die beiden nächsten verloren hätte. Zwischen zwei Meistern ersten Ranges geben zwei Gewinnpartieen nicht den Ausschlag. Nach meiner Meinung hätte das Pariser Komite die Entscheidung des Schlußkampfes dieser beiden Gegner von einer größern Zahl Gewinnpartieen abhängig machen sollen! Herr Winawer ist ein etwa vierzigjähriger angesehener Kaufmann aus Warschau von deutschem Ursprunge. Bereits im ersten Pariser Turnier gewann er den zweiten Preis und zog schon damals die Aufmerksamkeit der Schachwelt auf die ihm eigenthümliche Spielweise. Diese ist im Wesentlichen vorsichtig, ruhig und abwartend. Er unternimmt nichts, was er nicht mit Sicherheit durchsetzen kann. Die unscheinbarste Schwäche, den unbedeutendsten Fehler beutet er geschickt aus und gibt den geringsten Vortheil, den er errungen hat, nicht wieder aus der Hand. In mißlichen Lagen leistet er kaum Glaubliches in der Unermüdlichkeit des Widerstandes. Von unverrückbarer Festigkeit, ein wahrer Fabius Cunctator, weiß er im entscheidenden Augenblick von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen und diesen mit Nachdruck durchzuführen. Während der letzten Jahre lebte er in Berlin und spielte häufig im „Kaiserhof", von bewundernden Zuschauern umringt. Sein meisterhaftes Spiel im Verein mit der Trefflichkeit seines Charakters, der Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit seines Benehmens haben ihn in Paris und in Berlin gleich bekannt und beliebt gemacht!

Die Herren Bird und Blackburne waren Englands Vertreter. Bird, ein alter Gegner Anderssen's aus dem Londoner Turnier von 1851, ist ein Meister ersten Ranges, der sehr originell spielt. Widerwille gegen langweilige Kombinationen und Vorliebe für Wege, die nicht auf den von der Theorie gelichteten Gebieten liegen, verleiten ihn nicht selten zu bizarren Unternehmungen, in denen er oft glänzend siegt, jedoch auch bisweilen am Widerstande geschulter und erfahrener Gegner zu Grunde geht. Während des Turniers wurde er von einem sehr bedenklichen und schmerzhaften Gichtanfall heimgesucht. Aber seine eiserne Willenskraft triumphirte über die Krankheit. Er ließ sich, einem Römer gleich, auf seinen Platz tragen, um dort glänzend und schön in der ihm eigenthümlichen Manier wie immer zu spielen. Ruhmvollen Klanges ist auch der Name Blackburne's aus zahlreichen Kämpfen mit englischen Gegnern hervorgegangen. Im Wiener Schachturnier von 1872 gewann er den zweiten Preis, der erste wurde ihm im letzten Augenblick von Steinitz entrissen.

Die Herren Mason und Kapitän Mackenzie sind die ersten amerikanischen Meister, welche an einem europäischen Wettkampfe sich betheiligt haben. In den Vereinigten Staaten namentlich huldigt man in neuerer Zeit dem Schach fast mehr als in Europa. Es wird dort viel und gut gespielt. In allen größeren Städten haben sich regsame Schachgesellschaften gebildet. Auf dem Gebiete der Problemkomposition sind die transatlantischen Autoren den europäischen ebenbürtig. In Bezug auf Genialität der Erfindung steht der große Samuel Loyd als ein einsamer Gipfel von unerreichter Höhe da! Mason ist etwas schwächer als Mackenzie, dessen Spiele zu den schönsten des Pariser Turniers gehören. Ein glänzendes Zeugniß seiner vollendeten Meisterschaft ist die von ihm gegen den eisernen Winawer gewonnene, in diesen Blättern abgedruckte Partie. Zukertort vermochte ihm gegenüber nur eine unentschieden zu machen, die zweite verlor er.

Herr Englisch, ein jugendlicher Schachspieler, war der Vertreter Oesterreichs, wo das Schachspiel sehr heimisch ist. Viele Koryphäen, wie Falkbeer, Steinitz, Kolisch, stammen aus Wien. Dort hat sich während dieses Jahrzehnts der Baron Albert von Rothschild als Präsident der Schachgesellschaft um die Pflege des edlen Spiels große Verdienste erworben. Im Auftrage dieses Mäcens, der selbst vorzüglich spielt, hatte sich Herr Englisch nach Paris begeben und bewährte sich dort glänzend, indem er gegen Anderssen, Bird, Mackenzie und Winawer mit gleichem Erfolge kämpfte, nämlich gegen jeden dieser Gegner eine Partie gewann und eine verlor. Mit Zukertort machte er beide Partieen unentschieden. Eine derselben ist in diesen Blättern erschienen.

Der Rückblick auf Anderssen's Theilnahme am Pariser Turnier ist durch Wehmuth getrübt! Sicher hat die Aufregung und Gemüthsbewegung des überaus schwierigen Geisteskampfes, den er in vorgerückten Jahren bei geschwächter Gesundheit bestand, Einfluß auf die Entstehung der Herzkrankheit geübt, der er in diesem Jahr erlegen ist. Mehrere Partieen führte er vom Beginn bis zum Schluß in klassischem Styl, wie zum Beispiel die gegen Mackenzie gewonnene, andere verlor er durch Versehen, nachdem er in Folge geistreicher Kombinationen sich den Sieg schon so gut wie gesichert hatte. In der ihm eigenthümlichen bescheidenen und herzlichen Art äußerte er schließlich, daß es ihm zur Genugthuung gereiche, seinen Schüler Zukertort als ersten Sieger begrüßen zu können. Vor der Preisvertheilung von Paris abgereist, begab sich der unermüdliche Held ungebeugten Muthes nach Frankfurt a. M., um an dem Turnier des Westdeutschen Schachbundes sich zu betheiligen. Obwohl auch dort unter seiner sonstigen Kraft spielend, trug er den dritten Siegespreis davon. Den ersten errang der gefeierte Louis Paulsen, den zweiten Herr Schwarz aus Wien, der in seiner Vaterstadt neben Herrn Englisch als der stärkste Spieler geschätzt wird. Inzwischen ist Anderssen's sehnlichster Wunsch nach Begründung eines Allgemeinen deutschen Schachbundes, namentlich durch die Bemühungen des Kaufmann Zwanzig in Leipzig, in Erfüllung gegangen. Er selbst sollte den ersten Kongreß, der im Juli dieses Jahres in Leipzig tagte, nicht mehr erleben! Theilnehmer des dortigen Schachwettkampfes waren die Herren M. Bier aus Hamburg, B. Englisch aus Wien, Dr. E. Flechsig aus Leipzig, J. Minkwitz, Redakteur der „Deutschen Schachzeitung", aus Leipzig, L. und W. Paulsen aus Blomberg, C. Pitschel aus Altenburg, F. Riemann aus Breslau, E. Schallopp aus Berlin, A. Schottländer aus Breslau, A. Schwarz aus Wien und C. Wemmers aus Köln.

Den ersten Preis (600 Mark) gewann Herr Berthold Englisch mit $9^1/_2$ Gewinnpartieen, den zweiten (300 Mark) Louis Paulsen, den dritten (150 Mark) Adolph Schwarz mit 7 Gewinnpartieen, den vierten (100 Mark) M. Bier mit $6^1/_2$ Gewinnpartieen.

Anderssen weilte bei diesem ersten Wettkampf des Deutschen Schachbundes nicht mehr unter den Lebenden. Gleich dem Moses war es ihm nicht vergönnt, das gelobte Land zu schauen!

Ueberrascht.

(Hiezu das Bild S. 1009.)

„Der Liebe Scherz und süßes Spiel" hat keine neue Form angenommen in den tausend und tausend Jahren, es ist immer das gleiche geblieben und hat doch nie seinen Reiz verloren. Sie weiß gar wohl, wer ihr die Augen zuhält, freut sich im Stillen, daß sie's weiß, und dennoch spielt sie die Abwehrende, die Ueberraschte — wie gerne würde sie ihm zum Dank für die Ueberraschung um den Hals fallen! Diese anmuthige Szene, in der trotz ihrer Einfachheit ein so unendlicher Reiz liegt, ist das Werk Bartolomeo Giuliano's, der, 1825 in Susa geboren, nunmehr an der Akademie der schönen Künste in Mailand wirkt und namentlich durch sein „Faust und Gretchen" in Deutschland bekannt geworden ist. Er excellirt aber nicht bloß im Genrebild, er ist auch als ein trefflicher Landschafter geschätzt.

In der Herberge.

(Hiezu das Bild S. 1012.)

Das Wandern der Handwerksburschen ist in dieser Zeit der Eisenbahnen bei Weitem nicht mehr, was es vor zwei Jahrzehnten noch war. Es bildete damals sozusagen die Studentenjahre des Handwerkerstandes, welche ihr Ende erreichten, sobald der Handwerker ansäßig wurde. Das Wandern hatte einen poetischen Reiz. Meist waren es junge Burschen, welche, nachdem sie die Lehrzeit bestanden, nun mit Ränzel und Stock hinauszogen in's Land und was sie gelernt, praktisch zu verwerthen und sich zugleich auszubilden suchten.

Unsere Illustration führt uns eine dem Leben abgelauschte Situation aus der Wanderschaft eines solchen jugendlichen Handwerksburschen vor Augen. Der Abend dämmert und das junge Blut hat ziemlich müde und durstig eine Herberge erreicht. Er tritt ein und findet dort schon mehrere Wanderer eingekehrt, aber nur solche, die im Leben sich schon tüchtig umgesehen und von diesem auch weidlich geschüttelt erscheinen — gerade keine sehr adretten, sauberen Gestalten. Dem jungen Mann gefällt die Gesellschaft nicht allzu sehr. Er hat abseits still sein Glas Bier ausgetrunken und will weiter. Da bietet ihm ein ziemlich verkommenes Subjekt ein Glas Schnaps zum Abschied an — der Bursche sieht aus, als ob er diese Freundlichkeit verweigerte. Diese Gegensätze, die Frische und Unverdorbenheit des erst in die Welt hinausziehenden und der niedere Realismus der schon stark vom Leben Mitgenommenen gibt diesem Bilde hier einen wirkungsvollen Grundgedanken, der sehr interessant verkörpert ist durch die mannigfaltigen Charakterköpfe in diesem Zimmer, von denen jeder seine Lebensgeschichte recht erkennbar erzählt.

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

Zweite Serie.

VII.

Die Gesellschaft hatte sich vollzählig im Salon der Gräfin Sternfeld zusammengefunden — trübe, graue Nebelwolken jagten am Himmel her — kalter Regen schlug an die Fenster — fein gespaltene Holzscheite prasselten im Kamin.

„Das unerhörte Wetter," rief Frau von Ramberg, „das uns beim Beginn der Hundstage hier um das freundliche Element der Salamander versammelt und jeden Gedanken an Badereisen und Sommerfrische verbannt, hat wenigstens den Vortheil, daß es unsern Kreis zusammenhält und mir gestattet, meinem beschränkten Damenverstand durch die Herren der Schöpfung ein wenig nachhelfen zu lassen, — nun, es scheint ja die geistige Welt dem Beispiel der physischen zu folgen und in diesem Jahre weit länger und weit nachhaltiger als sonst das Interesse in den Mauern der großen Städte festzuhalten."

„Fast fürchte ich," sagte der alte Graf Sternfeld, indem er fröstelnd die Hände vor dem Kaminfeuer rieb, „daß wir von dem Sommer, wie ich ihn so heiß und blütenduftig in meiner Jugend gekannt, ein- für allemal Abschied nehmen sollen, denn wenn die Natur ihren Haushalt weiter auf einem solchen Fuß, wie jetzt, zu halten beabsichtigt, so wird unser Sommer bald nicht einmal mehr den Namen eines grün angestrichenen Winters, wie Heinrich Heine sagt, verdienen und wir werden, wie an den Küsten des Eismeeres, die grüne Farbe nur noch an den Kiefernnadeln erblicken."

„Es ist in der That nicht unmöglich," sagte Doktor Landen, „daß uns eine solche Zukunft bevorsteht, man hat ja berechnet, daß in einer größeren Anzahl von Millionen Jahren das Feuer der Sonne, welches unsern ganzen Planetenzirkel erwärmt und beleuchtet, ausgebrannt sein werde und daß dann der letzte Mensch in einer Eishöhle am Aequator erfrieren und verhungern soll, nachdem er den letzten aus der Eiskruste hervorragenden Baumstamm verbrannt und den Thran des letzten Seehundes verzehrt hat."

„Ein entsetzlicher Gedanke," rief Frau von Ramberg, „käme man auch sonst wohl in Versuchung, sich das Lebenselixir des Grafen von Saint-Germain zu wünschen, so muß man doch bei dieser Perspektive der Natur danken, daß sie uns die Möglichkeit genommen hat, ein solches Ende der Erde mit all' ihrer Schönheit und all' ihrem Reiz zu erleben. Halten Sie es denn in der That für denkbar, daß eine solche Zukunft unserem Weltkörper bevorstehen könne, den wir so stolz und übermüthig für den Mittelpunkt der Schöpfung, für den Gegenstand einer ganz besonderen Aufmerksamkeit des Schöpfers halten?"

„Die Astronomen haben es berechnet," sagte der Oberst von Fernow, „und die Berechnungen unserer heutigen Wissenschaft geben ja meist sichere Resultate. Nichtig wird es allerdings wohl sein, daß die Sonne von einer wabernden Lohe umgeben ist, wie sich Wagner ausdrücken würde, und daß diese Flammen, welche natürlich fortwährend ihren eigenen Nahrungsstoff zerstören, endlich nach einer Reihe von Millionen Jahren ausbrennen und die Welt und das Sonnensystem in Finsterniß und Kälte zurücklassen werden, was für die Erde um so bedenklicher sein muß, da ihr sämmtlicher Kohlenvorrath dann längst aufgezehrt sein wird."

„Ein furchtbarer Gedanke," sagte Frau von Ramberg, „welches Schicksal für die letzten Generationen, welche dann außer dem eigenen Alter noch das Greisenalter der in die Erstarrung des Todes versinkenden Welt zu empfinden haben werden — und welch' ein furchtbares Ende, in Kälte und Finsterniß unterzugehen! Nein, dieser Erfindung der Wissenschaft ziehe ich doch den alten Glauben vor, welcher das Ende der Welt in Feuerflammen sich vorstellte. Sollte ich denn einmal den jüngsten Tag unserer Weltordnung erleben, so will ich doch lieber verbrennen als erfrieren, — in der hellen, fröhlichen Flamme sich aufzulösen, hat etwas Ideales, zum Himmel Erhebendes, — man kann sich denken, daß man wie ein Phönix aus der Asche zu neuem Leben ersteht. So stieg Herkules auf dem Oeta zur Unsterblichkeit empor, — so hauchten die Märtyrer ihre glaubensbegeisterte Seele zu Gott zurück, — aber in der Kälte zu erstarren, das ist die Vernichtung alles edlen Lebens, das ist das Versinken des Geistes in die träge, schwere Materie."

„Diese Auffassung stimmt aber nicht mit der religiösen Legende," bemerkte Doktor Heilborn, „denn diese, welche ja so reich ist an Mitteln und Werkzeugen, um die Menschen zu quälen, hat als die höchste aller Strafen das ewige höllische Feuer erfunden, in welchem die Seelen der verstockten Sünder brennen müssen."

„Das Feuer mag schmerzen," rief Frau von Ramberg, „aber es ist das Element der Reinheit und Verklärung, in welchem sich Alles läutert und das reine Gold von Schlacken befreit wird."

„Davon weiß die legendäre Hölle nichts," entgegnete Doktor Heilborn, „denn die Höllenstrafen sollen ja ewig dauern, was mir immer sehr ungerecht vorgekommen ist, da doch unsere Sünden nur zeitlich und vergänglich sind."

„Ich möchte übrigens doch gegen die Theorie des Doktors einige Einwendungen erheben," sagte der Oberst von Fernon, „denn es ist gesagt, in der Hölle werde Heulen und Zähneklappern sein — das Letztere pflegt aber gewöhnlich als eine Folge der Kälte einzutreten und scheint mir für die Ansicht der gnädigen Frau zu sprechen, daß nämlich die Kälte die höchste Qual sei, die man empfinden könne."

„Das meinte auch ein Freund von mir," sagte der Lieutenant von Hochfeld, „welcher vor Kurzem die Unvorsichtigkeit begangen hat, sich zu verheirathen, — er stellt sich die Hölle so vor, daß man bei fünfundzwanzig Grad Kälte in einem Nankinganzug mit zu engen Lackstiefeln auf schlechtem Steinpflaster spazieren gehen müsse, zur rechten und zur linken Seite begleitet von einer Schwiegermutter."

Alle lachten. Frau von Ramberg aber sagte, mit dem Finger drohend: „Und würden Sie einen solchen Weg nicht machen, Herr von Hochfeld, um eine Dame zu gewinnen, die Sie lieben?"

„Ganz gewiß, gnädige Frau," rief der Lieutenant betheuernd, — „doch," fügte er, scheu mit den Augen blinzelnd, hinzu, „doch finde ich eine gewisse Beruhigung darin, daß der Pfeil des kleinen, boshaften Gottes bis jetzt mein Herz noch nicht getroffen hat und daß ich daher noch nicht in die Versuchung gekommen bin, ein solches Preisrennen zu unternehmen."

Die junge Frau zuckte lachend die Achseln und sagte dann wieder ernst und nachdenklich:

„Der Doktor sprach vorhin spöttisch von der Ewigkeit der Höllenstrafen, — ich meinerseits nehme die Sache ernst und muß gestehen, daß mir diese ewigen Leiden zu grausam und hart erscheinen, um sie mit der Idee eines liebevollen Gottes, der ja doch selbst die Schwächen und Unvollkommenheiten seiner Geschöpfe zugelassen hat, zu vereinigen."

„Eine ewige qualvolle Strafe," erwiederte der alte Graf Sternfeld, „als Sühne für Sünden, welche in einem kurzen zeitlichen Leben von unvollkommenen Geschöpfen begangen wurden, scheint mir allerdings auch für die verstocktesten Seelen, bei deren Entwicklung ja doch immer äußere Verhältnisse bestimmend und oft ausschließlich maßgebend mitwirkten, nicht mit der christlichen Idee eines liebevollen und väterlichen Gottes vereinbar zu sein, — und dennoch," fuhr er tiefernst fort, „gibt es eine Ewigkeit der Strafe, des Fluchs, der sich ja an jede böse Handlung, an jede Trägheit im Kampfe mit der Materie knüpft: das ist das Zurücksinken auf der Stufenleiter der Vervollkommnung, das schmerzvoll peinigende Bewußtsein, Andere vor sich und über sich auf einer Stufe der Vollkommenheit zu sehen, welche man selbst ebenfalls erreicht haben könnte, und den Vorsprung zu ermessen, den Jene in der Annäherung an Gott erreicht haben und den wir niemals wieder einholen können."

Er hatte mit fast feierlichem Ernst gesprochen — Niemand erwiederte etwas auf seine Worte, und selbst der Doktor begnügte sich, langsam und bedächtig eine Prise zu nehmen.

„Wenn die gnädige Frau übrigens eine solche Sympathie für die Flamme und eine solche Neigung für den Verbrennungsprozeß hat," sagte Doktor Landen, „so wird sie wohl unzweifelhaft auch der Feuerbestattung ihre Protektion zuwenden, welche jetzt so lebhafte Erörterungen erregt und fast zu einer Parteisache werden zu wollen scheint —"

„Was ich sehr thöricht finde," fiel der Doktor Heilborn ein, „denn die Menschen streiten sich schon so viel darüber, wie sie die Welt, in der sie leben, einrichten wollen, daß sie es in der That unerörtert lassen könnten, was nach unserem Tode mit uns geschehen soll, — mir, ich muß es sagen, ist das in der That sehr gleichgültig."

„Das will ich nicht sagen," erwiederte Frau von Ramberg, „man ist so lange mit diesem Körper zusammengewesen, man hat in dem Geiste und der Seele seine Freuden und Leiden so lebhaft mitempfunden, daß es doch wohl billig ist, wenn man sich ein wenig darum kümmert, was später aus dem irdischen Gefährten unseres Geistes wird. Es ist ja wahr," fuhr sie dann fort, „daß die Idee, in Flammen aufzugehen, schöner und idealer ist, als allmälig in der Erde zu verwesen, — daß es schöner erscheint, die Asche eines geliebten Verstorbenen mit Thränen zu benetzen, als sich über ein kaltes Grab herabzubeugen, in welchem ja doch nur ein modernder Leichnam ruht, — und dennoch müßte man sich, wenn eine solche Bestattung allgemein würde, von all' den Begriffen und Empfindungen losmachen, welche wir von der frühesten Jugend in uns aufgenommen haben. Die Idee des Grabes mit seinen Schauern, aber auch mit der Vorstellung des tiefen Friedens und des sanften Schlafes, der endlich zu seligem Erwachen für ein neues Leben führt, — die süß-wehmüthige Pflicht, die Ruhestätte unserer lieben Entschlafenen mit Blumen zu schmücken, deren Blüten uns ihre Grüße zu bringen scheinen — das Alles ist so tief in unser Denken und Empfinden eingedrungen, daß ich mich davon kaum zu anderen Anschauungen gewöhnen könnte, — und dann ist es ja auch Vorschrift der christlichen Religion, den Körper der Erde zurückzugeben."

„Was das Letztere betrifft, so möchte ich mir erlauben, der gnädigen Frau zu widersprechen," sagte der junge Graf Sternfeld. „Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß die ersten Christen in der Bestattung ihrer Todten sich überall der Sitte des Landes anschloßen. Christus selbst wurde freilich begraben, wie ja die Juden überhaupt ihre Todten begruben, und dieser jüdischen Sitte folgten auch alle Jünger in Palästina, — doch steht es fest, daß zum Beispiel die griechischen Christen noch lange ihre Todten verbrannten und spät erst wurde die Sitte des Begrabens allgemein. Die Frage, ob das Begräbniß ein nothwendiges Erforderniß der christlichen Religion sei, ist übrigens in unserer Zeit von den höchsten Autoritäten erörtert worden. Der Fürst Pückler-Muskau, dem das Grab eine unüberwindliche Abneigung einflößte, hatte noch bei seinen Lebzeiten bei dem Könige Friedrich Wilhelm IV. um die Erlaubniß nachgesucht, sich nach seinem Tode verbrennen zu lassen. Der König, welcher keinem religiösen Aergerniß seine Zustimmung ertheilen wollte, beauftragte den damaligen Kultusminister von Raumer mit der Frage, ob die Verbrennung einer Leiche vom Standpunkt der christlichen Religion zulässig sei, und es wurden damals die bedeutendsten theologischen Autoritäten darüber gehört. Die Antwort des Kultusministers von Raumer nach Untersuchung der Sache vom theologischen und historischen Standpunkt aus ging dahin, daß zwar das Begräbniß eine in den Gebräuchen der Jahrhunderte begründete Sitte sei, daß aber vom Standpunkt der christlichen Religion als solcher gegen die Verbrennung einer Leiche, wenn dieselbe die priesterliche Einsegnung empfangen habe, nichts einzuwenden sei, da das göttliche Gebot nur dahin gehe, daß der staubgeborene Körper wieder zu Staub werden solle, von dem er genommen sei. In Folge dessen ertheilte Friedrich Wilhelm IV. durch eine Kabinetsordre die Erlaubniß zur Verbrennung der Leiche des Fürsten. Als dieser dann unter der Regierung des jetzigen Kaisers starb, verweigerten die Geistlichkeit und die Behörde von Braniz, wo seine Bestattung erfolgen sollte, die Erlaubniß der Verbrennung, — die Angehörigen wendeten sich unter Berufung auf die Kabinetsordre Friedrich Wilhelm IV. an den Kaiser Wilhelm und die Sache wurde abermals eingehend erwogen. Damals war Herr von Mühler Kultusminister, jedenfalls also ein Mann, der es auch mit formellen Fragen des Christenthums nicht leicht nahm, und nach abermaliger Anhörung der theologischen Autoritäten wurde die Verbrennung gestattet. Hienach scheint es wohl unzweifelhaft festzustehen, daß das Christenthum als solches keine bestimmende Regel aufstellt über die Art und Weise, in welcher der gestorbene menschliche Körper wieder in den Staub zurücksinken soll. — Mir aber," fuhr er fort, „liegt in der modernen Feuerbestattung etwas Widerwärtiges, Abstoßendes und tief Unsympathisches, — das ist die Mitwirkung der modernen Technik und Mechanik, wie sie bei den neuerfundenen Siemens'schen Leichenöfen stattfindet. Es ist ein schöner Gedanke, nach dem Tode von dem edlen und reinen Element der Flamme verzehrt zu werden, wenn dieselbe zum Himmel emporschlägt aus dem mächtigen Scheiterhaufen, den die Freunde klagend umstehen und aus dem sie dann die Asche hervorziehen, um sie mit ihren Thränen zu benetzen. Ich habe wohl als Knabe von einer solchen Bestattung nach ruhmvollem Heldentode geträumt, wenn ich im Homer gelesen habe von der Leichenfeier des Patroklus, zu dessen Scheiterhaufen die Myrmidonen ganze Waldungen niederschlugen. Der göttergleiche Achill goß aus goldener Schale edle Weine in die Flammen, welche den Körper des geliebten Freundes verzehrten, und die ganze Ebene vor Troja leuchtete vom Feuerschein des gewaltigen Brandes, den die Griechen mit tausendstimmigen Klagerufen umstanden. Das ist schön und erhaben, — ein solcher letzter Glanz ist eines erlöschenden Heldenlebens würdig, und könnten wir heute so bestattet werden, so würde ich für die Verbrennung stimmen."

„Das würde etwas kostspielig werden," sagte Doktor Heilborn achselzuckend, „und selbst wenn man Steinkohlen nehmen wollte, kaum zu erschwingen sein. Die Wenigsten würden sich eine solche Bestattung erlauben können."

„Das ist es eben," sagte der junge Diplomat, „die heutige sogenannte Feuerbestattung, bei welcher der Kostenpunkt, diese Kette, welche die Flügel alles idealen Aufschwunges in unseren Tagen fesselt, so viel Berücksichtigung findet, tödtet in meinen Augen alle Poesie, und mich erinnert die Konstruktion und Handhabung der Siemens'schen Maschinen in der That zu sehr an einen großen Bratofen, der dem Tode alle Majestät und der letzten Ehre für den Verstorbenen alle Würde nimmt."

„Ja, ja, das ist es," sagte Frau von Ramberg, „diese Feuerbestattung ist schauerlich und komisch zugleich, und ehe ich mich nach meinem Tode auf eine solche Weise in den Ofen schieben lasse, will ich denn doch lieber nach der Weise unserer Vorfahren in den friedlichen Schlummer des Grabes hinabsinken, mit der freundlichen Vorstellung, daß Diejenigen, die mich im Leben geliebt, meine Ruhestätte mit lieblicher Blumendecke schmücken."

(Schluß folgt.)

Neue Erfindungen und Kulturfortschritte.

Von

Max Wirth.

Zweite Serie.

XIX.

Der Telephon in der Praxis.

Seit unseren letzten Mittheilungen über das neue Wunderinstrument sind so bedeutende Verbesserungen in der Konstruktion des Fernsprechers gemacht worden, daß selbst die kühnsten Träume, welche bei dem ersten Auftauchen des Instruments gehegt wurden, ihrer Verwirklichung entgegenzugehen scheinen. Nachdem das erste Erstaunen über die neue Erfindung sich gelegt hatte, welche gewissermaßen den Schleier vor einer unbekannten Landschaft zerrissen hatte, machte sich eine gewisse Enttäuschung geltend, weil der Telephon des Professors Graham Bell in seinen ersten Leistungen nicht ganz den hochgeschraubten Erwartungen entsprach, welche man nach den tönenden Zeitungsnachrichten davon gefaßt hatte. Ueberdieß war Graham Bell's Instrument, weil derselbe versäumt hatte, Patente zu nehmen, gleich von Anfang an von allen möglichen berufenen und unberufenen Mechanikern nachgemacht worden, so daß sogar Exemplare in den Handel kamen, welche gar keinen Ton von sich gaben, was zur Erheiterung mancher lustigen Gesellschaft beitrug. Die Folge davon war, daß man anfing, den Telephon für einen ganz interessanten physikalischen Apparat, vom Standpunkt des praktischen Gebrauchs aber für eine Spielerei zu halten. All' die kühnen Hoffnungen, welche man an die neue Erfindung geknüpft hatte, als ob sie das große Sprachrohr der Centralverwaltung werden könnte, durch welches dieselbe ihre Befehle den Beamten an den äußersten Grenzen des Reichs unmittelbar ertheilen und direkte Auskunft erhalten könnte, schienen in das Reich der Phantasie verwiesen werden zu müssen.

Mittlerweile sind indessen die Elektrotechniker nicht müßig gewesen, und es haben sowohl der erste Erfinder, Professor Graham Bell, als mehrere andere Physiker seitdem wirksamere Instrumente konstruirt. Vor Allem ist es aber dem vielgenannten New-Yorker Erfinder Edison gelungen, mittelst einer wesentlichen Aenderung einen so starken Telephon herzustellen, daß es nun nicht mehr nöthig ist, an der Empfangsstation das Ohr an das Hörrohr des Telephon zu legen, sondern daß der versandte Schall in dem ganzen Raum jedem Anwesenden deutlich vernehmbar wird. Diese Eigenschaft schließt nicht aus, auch zwischen zwei Stationen, in deren Zimmern sich mehrere Personen befinden, vertrauliche Mittheilungen zu machen, denn man braucht in solchem Fall, wie im gewöhnlichen Leben, die Stimme nur zum Flüsterton zu ermäßigen.

Hand in Hand mit dieser Verbesserung des Instruments hat in aller Stille auch die praktische Einführung desselben im Leben Fortschritte gemacht, welche doch die ersten Hoffnungen vollständig zu verwirklichen scheinen. Während gleich anfangs in Deutschland das Reichstelegraphen- und Generalpostamt mit der Einrichtung von ein paar Dutzend telephonischen Stationen vorging, ist dieser Dienst in einigen Städten Ameritas, wie New-York, Philadelphia und Chicago, in's praktische Geschäftsleben eingeführt worden. Auch in London ist noch gegen Ende des verflossenen Jahres, gleich nach dem Eintreffen des neuen Edison'schen Instruments, ein telephonischer Verkehr mit dem vollständigsten Erfolge zwischen einem Geschäftshause in Cannon-Street in London und dessen 24 deutsche Meilen weit im Land befindlicher Fabrik eingerichtet worden. Gegenwärtig ist man aber am Werke, zwischen den Geschäftshäusern der City von London ein förmliches telephonisches Netz nach einem neuen System herzustellen, wie es bereits in den Vereinigten Staaten, wo gegenwärtig über 28,000 Telephone im Gebrauch sind, in sinnreicher Weise eingerichtet ist.

Um unseren Lesern einen deutlichen Begriff dieser Einrichtung zu geben, halten wir uns an die Organisation, welche seit Anfang dieses Jahres in Chicago hergestellt worden ist. Man hat die Organisation des Telegraphendienstes in geschickter Weise auf die neue Anstalt adaptirt. Die Einrichtung besteht aus einer Centralstation mit einer Anzahl von Nebenbureaux als Knotenpunkten, von welch' letzteren die Leitungen in die einzelnen Häuser gehen. Von jedem der Knotenpunkte, welche in den verschiedenen Theilen der Stadt sich befinden, gehen hundert Leitungen oder mehr in die einzelnen Häuser, deren Bewohner auf den Gebrauch des Telephons subskribirt haben. Die ganze Einrichtung ist nämlich das Unternehmen einer Privatgesellschaft, welche sowohl die Stationen einrichtet, als die Drähte legt und den Abonnenten die Instrumente leihweise gegen einen Jahresbeitrag überläßt. Die Knotenpunkte stehen sowohl mit den einzelnen Abonnenten, als wieder unter sich und mit der Centralstation in Verbindung. Der Dienst geschieht in folgender Weise: Ein Abonnent, welcher mit einem Geschäftsfreund zu sprechen wünscht, gibt der Station an seinem Knotenpunkt das Signal, welches in der Regel in dem Rühren einer Glocke besteht, daß er zu sprechen wünscht. Der Beamte auf der Station stellt die gewünschte Verbindung mit dem andern Abonnenten her, das Zwiegespräch geht von Statten, und sobald es vollendet ist, gibt der Abonnent der Station wieder ein Zeichen, daß die Verbindung abgestellt werden kann. Befindet sich der Abonnent, an welchen eine Ansprache gerichtet werden soll, in einer andern Station, so gibt der Beamte der Centralstation das Zeichen, welches die Verbindung mit der betreffenden Nebenstation herstellt. Aehnlich ist das Verfahren, wenn die Station mit der betreffenden andern Nebenstation in direkter Verbindung steht. Durch diese Einrichtung wird der Verkehr in großen Handels- und Fabrikestädten in ganz unglaublicher Weise erleichtert. Man braucht sich nur die schon längst in vielen Geschäftshäusern und Fabriken bestehende Einrichtung der Sprachrohre und die große Erleichterung des Verkehrs zwischen dem Chef eines Geschäfts mit seinen Beamten, welche dadurch bewirkt wird, zu vergegenwärtigen, um sich einen Begriff davon zu machen, in welch' höherer Potenz die Kommunikation zwischen Tausenden von Geschäftsleuten einer ganzen Stadt dadurch be-

flügelt werden wird. Die Sache hat auch solchen Anklang gefunden, daß in Chicago sofort mehrere tausend Abonnenten sich fanden und die Bezirks-Telephongesellschaft Ende Februar 1879 mit dem Legen der Drähte für fünfhundert Abonnenten im Rückstande war. Der telephonische Verkehr bringt auch eine wesentliche Forderung des Sicherheitsdienstes mit sich, da die Polizeibureaux und die Feuerwehrstationen in wenigen Minuten die erforderlichen Warnungen und Befehle mitgetheilt erhalten können. Es kann dadurch viel Schaden an Leben und Gut verhütet werden.

Wie der telephonische Dienst in einer und derselben Stadt, so kann derselbe auch über ein ganzes Land hin organisirt werden, und es wird vielleicht bald dahin kommen, daß Geschäftsleute in der City von London mit den Kommissionären und Fabrikanten in den übrigen großen Handels- und Industriestädten Großbritanniens in telephonischer Verbindung stehen, so daß der große Geschäftsverkehr des ganzen Reichs mit einer großen Börse zu vergleichen ist. Auch in Deutschland werden wir nicht zurückbleiben, und es werden sowohl die Staats- wie die städtischen Verwaltungen sich bald des neuen Instruments in ausgedehnterer Weise bedienen. Im Geschäftsleben werden wohl die großen Fabriken mit gutem Beispiel vorangehen, zuerst ihre verschiedenen Abtheilungen unter sich, dann aber das Etablissement selbst mit seinen Comptoirs in der Stadt in telephonische Verbindung zu setzen. Vielleicht ist auch der deutsche Buchhandel mit seiner sinnreichen, umfassenden Organisation einer der ersten Geschäftszweige, welcher die neue Einrichtung bei sich einführt. So wird die Erfindung ein neues Mittel zur Hebung der Erwerbsthätigkeit und des Nationalwohlstandes.

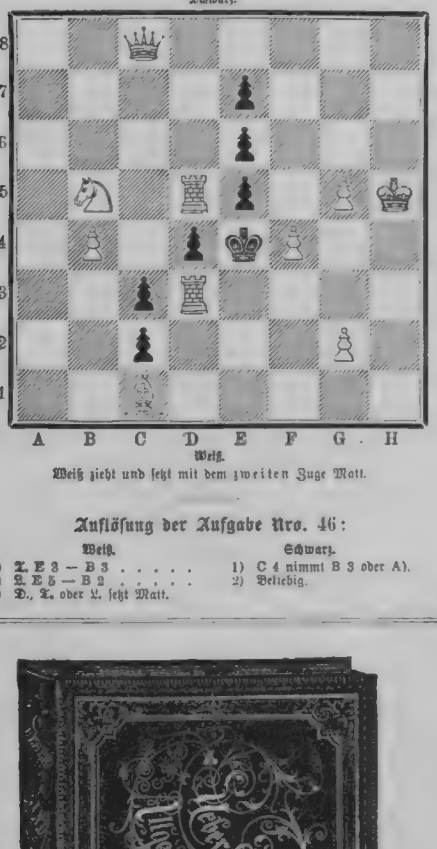
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 50.

Von Herrn Nicolo Sardelsch in Triest.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nro. 46:

Weiß.	Schwarz.
1) L. E 3 — B 3	1) C 4 nimmt B 3 oder A).
2) L. E 5 — B 2	2) Beliebig.
3) D., L. oder L. setzt Matt.	

A)

1)	1) C 4 — C 3.
2) L. B 3 — B 7	2) Beliebig.
3) D., L. oder L. setzt Matt.	

Bilderräthsel 51.

Auflösung des Bilderräthsels 50:

Ein Blinder fragt den Lahmen. „Wie geht's?"
Der Lahme antwortet. „Wie Sie sehen!"

Briefmappe.

Hrn. Mathematicus in Kob. Heil Dir im Siegerkranz. — Der deutsche Konsul in San Salvador ist W. v. Bergen in Guatemala, der auch für Costa Rica akkreditirt ist. — Die mathematische Frage eignet sich nicht für unsere Briefmappe.

Hrn. J. K. in New-York. D. ist beständig auf Reisen; adressiren Sie nach seiner Heimat Meiningen.

Hrn. Ing. J. in C. Die Erfindung hat uns interessirt, sie scheint jedoch noch nicht so weit gediehen, um für unsere Zwecke ihre Anwendung in Aussicht zu stellen.

Hrn. Karl M. in Reutlingen. Wenn Sie nach Tische unüberwindlicher Schlaf überkommt, so müssen Sie sofort nach dem Essen sich eine Stunde im Freien Bewegung machen. Leiden Sie im Allgemeinen an Schlafsucht, so wird es gut sein, Vormittags und Abends ein kaltes Sturzbad zu nehmen.

Hrn. Maj. v. Sch.-D. in R. Die angeführte Schrift ist uns nicht zu Gesichte gekommen.

Prim. in Brem. Solche Dinge haben für uns und unsere Leser kein Interesse.

Alter Abonn. in B. Wir dürfen das Redaktionsgeheimniß nicht brechen.

Leser in Pr. 1) Eine Salbe, welche die Kraft besitzt, Menschenhaare gänzlich zu entwurzeln, kennen wir nicht. Die so oft empfohlenen Haarentfernungsmittel nehmen das Haar bis zur Wurzel weg, lassen aber die Wurzel stehen. Wurde man Aetzmittel anwenden, welche so tief in die Haut eindringen, daß die Wurzel zerstört wurde, so könnte man dadurch der Gesundheit im Allgemeinen schaden. 2) Ueblen Geruch aus dem Munde kommt allerdings in den meisten Fällen von schlechten Zähnen.

Hrn. J. O. in Prag. Wir haben an Ihrem Wohnort ganz die nämlichen unangenehmen Erfahrungen machen müssen. Das sind eben Vexationen einzelner Beamten, nicht Vorschriften der Behörden.

Hrn. M. K. in N. Empfohlen ist ein solcher Feueranzünder von Hornecker & Comp. in Friedenau, Berlin W.

Hrn. W. in Magdeburg. Wenden Sie sich an Herrn Professor Dr. Heinrich Boltmann in Halle a. S.

Hrn. R. G. in St. P. Die Verfasserin hörte die Geschichte vor vielen Jahren in einer Gesellschaft in Kassel, hat aber den Namen des Schlosses und der Familie vergessen.

Wilhelmine F. auf dem Lechfelde. Das Rezept werden Sie im Auf' Waarenkunde finden. Indeß bereitet Ihnen jede Apotheke eine solche Essenz weit billiger, als Sie sie herzustellen im Stande sind.

D. L. Königsbg. i. N. Der Jahrgang 1865 von „Ueber Land und Meer" kann Ihnen von der Verlagshandlung noch komplet broschirt zum ermäßigten Preis von ℳ 4. — geliefert werden.

Abonnent F. in K. Gegen Hühneraugen haben wir schon zu wiederholten Malen Betupfen mit rauchender Salpetersäure empfohlen.

Abonn. B in G. Solche technische Fragen liegen außer unserem Bereich. Die „Industrieblätter" in Berlin (Gerschel's Verlag) werden Ihnen das am besten beantworten.

Hrn. H. B. in W. Wir haben großen Vorrath und müssen danken.

S. A. Nicht übel, der erste Vers nicht charakteristisch genug.

Hrn. A. H. in W. (Schles.). Gaspey, engl. Konversationsgrammatik.

Unlogischer. J. Beck, Logik. Stuttgart, Metzler.

Hrn. J. M. in C. Ganz gut, aber auch sehr leicht.

Fr. M. K. in W. Sie lebt gewöhnlich in Wien, am besten durch Vermittlung der Neuen freien Presse.

Frl. Louise v. M. in H. Eine aus Skrophulösem Blut entstandene dicke rothe Nase kann nur durch solche Mittel beseitigt werden, welche die allgemeine Blutbeschaffenheit bessern; Aufenthalt in gesunder Luft, kräftige Nahrung und gewisse Heilmittel, deren Anfahrung uns hier nicht am Platze erscheint, sind zu verordnen. Universalmittel rothen Nasen wieder ihre ursprüngliche Farbe zurückzugeben, gibt es nicht. In jedem einzelnen Falle muß speziell der ärztliche Rath beigezogen werden. Man wagt es freilich, die Reichsgesundheitsbehörde in die Annoncen als Räder hereinzuziehen. Mit dem Reichsgesundheitsamte ist nämlich ein chemisches Untersuchungslaboratorium verbunden. Von dem Begriffe „Untersucht bei dem Reichsgesundheitsamte" bis zu dem Gutachten „Vom Reichsgesundheitsamte empfohlen" ist es ungefähr so weit, wie von hier bis auf den Mond.

Abonnentin in St. bei N. Das läßt sich nicht so in's Allgemeine hinein sagen. Die kürzeste Fahrt nebst Preis finden Sie in Hendschel's Telegraph. Immerhin ist A zu empfehlen.

Eine Sangerin von Gottesgnaden. Mägdlein ist so viel wie Nelken. Die Frage wegen des Liedes wird Ihnen eine große Musikhandlung am leichtesten beantworten.

L. P. in A. Woher die Lücke? Uns unverständlich. Wir werden O. bringen.

Hrn. F. K. in Stralsund. Rothe Augen können sowohl die Folge einer Entzündung der Bindehaut des Auges als auch der Augenlidränder sein. Auf dem Wege der örtlichen Korrespondenz kann daher kein Rath ertheilt werden; wenden Sie sich an einen tüchtigen Augenarzt.

Frl. M. S. in T. Altaines — jene Halbhandschuhe sind niemals elegant und wenn sie die schönste Hand trägt.

Hrn. B. B. in Idar. Graeger, Kellerwirthschaft; Sorge, Prakt. Weinprobe, beide Weimar Voigt.

Hrn. J. H. in Rast. Uns leider unbekannt. Wenden Sie sich an die Red. des „Weltbandels". Stuttgart, Maier.

Leserin auf Haus Spiegelsberge. In Radowitz, Die Devisen und Motto, Stuttgart, Cotta, finden Sie wohl ein entsprechendes.

J. in St. A. Reclam, Der Mensch, Stuttg. 1875, und Letzte, der vernünftigen Lebensweise, Leipzig. Alles das, was Sie wünschen, werden Sie nirgends beisammen finden. Wenn Sie ein Freund der Homöopathie sind: Hirschel's Arzneischatz.

Frl. Rosa W. in N. Weder bei jungen, noch bei alten Mädchen kann durch kosmetische Mittel eine größere Ueppigkeit der Körperformen erzielt werden. Sparen Sie Ihr Geld und geben Sie sich mit dem, was die Natur Ihnen verliehen hat, zufrieden. Es gibt ja viele Männer, die das mehr Aetherische entzückt.

Abonn. in B. bei Mainz. Nill's Thiergarten in Stuttgart.

E. M. in D. Allerdings kann er das.

Hrn. v. K. in K. J. schreibt unter seinem wirklichen Namen und wohnt in Freiburg i. Br.

S. Kopenhagen. Eine Annonce dürfte allein zum Zwecke führen.

Frau Dr. B. in Schw. Versuchen Sie's durch Auflegen von Benzin-Magnesia.

v. G. in B. (Ostpr.). In Ruh' Hauswirthschaftslexikon finden Sie für alle dergleichen Auskunft eine kleine Ausgabe, die sich hundertfach erleicht.

Hrn. A. S. in L. Gastoff, Grammat. der bulg. Sprache, Wien 1852, und Bogoroff bulg.-russ. Wörterbuch, Wien 1869.

Hrn. M. W. in Dr. Das ist eben noch keine Uebersetzung.

Hrn. Julius F. in Wien. Braune Hautfarbe, welche durch Aufenthalt im Freien, sowie durch Sonnenbrand entstanden ist, kann nur wieder schwinden, wenn man sich längere Zeit der Ursache, welche die Farbe herbeigeführt hat, entzieht.

Hrn. v. S. in H. Gildemeister.

Hrn. R. L. in P. So umständlich, daß Sie besser einen neuen kaufen.

Frau M. S. in W. Für die Annoncenexte geeignet. Doch etwas gar zu naiv, diese Zumuthung einer „Mittelsperin".

Hrn. C. A. in L. Wir haben von Einem, der diesen Kauf machte, sich zufrieden äußern hören, den Zoll kennen wir nicht.

Hungaria. Leider nicht zu verwenden. Wir schreiben Bäume — nicht Beume, und sagen umzäunen, nicht umzäunen.

Seminarobers. St. in Markg. Bohnenlied ist ein altes deutsches Volkslied, das sehr derbe Scenen enthielt, daher die Bedeutung.

J. W. in L. Sie wünschen nachträglich noch in den Besitz des zu einem früheren Jahrgange unseres Journals gehörenen Prämienbildes „Der deutsche Kaiser und seine Heerführer", nach dem Gemälde von F. Kaiser, in Photographiedruck von J. Albert in München, zu gelangen. Die Expedition von „Ueber Land und Meer" ist bereit, es Ihnen zum Prämienpreis von 2 ℳ 50 ₰ und 50 ₰ für Porto direkt per Post franko zu übersenden.

Hrn. M. St. in Emmingen. Sie fragen zwar sehr viel auf einmal, und können wir auch nicht alle Ihre Anfragen erledigen, so wollen wir doch, soweit solches möglich, Ihnen dienlich zu sein versuchen. 1) Verfasser des „Evangeliums der Natur" ist der verstorbene deutschkatholische Prediger Herbert Rau in Frankfurt a. M. gewesen. 2) Da ein Mädchen von 2½ Jahren kein Huhn ist, so kann ihm auch der Genuß von Kreide und Kalk nicht zuträglich sein. 3) Wenn Herr W. A. in A. sein fünfzigjähriges Jubiläum als Professor feiert, wenden Sie sich wieder an uns. 4) Ozon ist elektrisirter Sauerstoff. Mit Terpentinöl und Holzstückchen können Sie solchen nicht erzeugen. 5) Der betreffende Sand ist zu Abreibungen geeignet. 6) Müssen Sie sich an Naturalienhandler wenden.

Hrn. Stud. F. in D. Die beiden F. brauchen ja nicht ein und dieselbe Person zu sein und Ihnen gilt die Antwort also nicht. Wir können dieß leider nicht näher konstatiren, da der Brief in den Händen unseres med. Mitarbeiters ist.

Ein alter Dilettant. Eignet sich nicht zur Aufnahme.

K. in Karlsruhe. Sein Vorgänger und Vater Karl Alexander war 1712 katholisch geworden. Er ist im Ludwigsorden beigesetzt.

Käthchen in H. Kaufen Sie sich Nuß, Kanarienvogel. Den Holzwurm vertilgt man durch Eintränseln von Petroleum.

Hrn. A. J. in Allendorf a. d. Lahn. Gekochte Milch, falls solche aus guter Quelle und nicht verfälscht ist, hat ganz den gleichen Nahrwerth, wie frisch von der Kuh kommende sogenannte „kuhwarme Milch".

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Allen Abonnenten auf Ueber Land und Meer

offeriren wir zum Einbinden des neuesten Jahrgangs unsere auf das Eleganteste ausgeführten

Einband-Decken

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf Deckel und Rücken

nach nebenstehender Zeichnung von **Jul. Schnorr.**

Preis pr. Stück, je für 26 Nummern = 1 Band bestimmt, nur 2 Mark.

In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesem Preis noch ein kleiner Eingangszoll.

☛ **Auf den Wunsch vieler Abonnenten liefern wir diese Decke in ganz gleicher Ausstattung, jedoch nur mit Goldrücken ohne Decken-Vergoldung zu dem sehr billigen Preise von nur 1 Mark 25 Pf. pr. Stück.**

Zu dem gleich billigen Preise können auch **Mappen** zur Aufbewahrung der **Wochen-Nummern** in gepreßter Leinwand mit Goldtitel bezogen werden, besonders zu empfehlen allen ☛ **Lesekabinetten, Gasthöfen, Cafés, Restaurationen** ꝛc.

☛ Nur durch die Herstellung in sehr großen Partieen kann der Preis **so billig** gestellt werden. Die Einzelanfertigung würde mindestens **das Doppelte** kosten.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämmtliche **Kolporteure** und **Boten,** welche die Nummern und Hefte ins Haus bringen, die Besorgung. **Postabonnenten** wollen sich wegen Besorgung der Decken ebenfalls an eine Buchhandlung wenden, da durch die Postämter solche nicht bezogen werden können. Dieselben werden auf Wunsch gegen frankirte Einsendung des Betrags (am einfachsten in Brief- oder Stempelmarken) auch von der Verlagshandlung direkt geliefert. Noch bemerken wir, daß die Decken nur in **brauner** Farbe zu haben sind.

NB. Da von anderer Seite ebenfalls Einbanddecken, jedoch in ganz anderer **Ausführung** angekündigt werden, so wolle man zur Vermeidung jeden Irrthums ausdrücklich die von der Verlagshandlung angekündigte Einbanddecke verlangen und zu genauer Bestellung den dieser Nummer beiliegenden Bestellschein benutzen. Wird dann dennoch eine andere geliefert, als nebenstehende Zeichnung ausweist, so ist der Abonnent durchaus nicht verpflichtet, dieselbe anzunehmen und steht ihm dann immer noch der Weg des **direkten** Bezugs von der Verlagshandlung offen.

Zum Einbinden früherer Jahrgänge können jederzeit auch noch die betreffenden Decken bezogen werden.

Stuttgart. Die Verlagshandlung: **Eduard Hallberger.**

Ankündigungen

pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.

Gesundheitskrepp-Unterkleider

in Dr. Klenke's Hauslexikon I, S. 659 warm empfohlen, bei **Karl Schmid**, Stuttgart, Tübingerstr. 2 B. 108

ebensgrosse Porträts in **Kreide** gezeichnet o. in **Oel** gemalt nach **jed. eingesandten Photographie.** Garantie geln. Aetnlichkeit. Schönst. Andenken an Verstorbene. Feinste Referenzen. — Preiscourant gratis. Artist. Institut von **C. Hommel** in Halberstadt.

Oelfarbendruck-Gemälde, vorzügl., den Oelgemäld. täuschend ähnl., v. berühmt. Meistern, lief. d. Oelfarbendruck-Verein **Concordia, Berlin**, Schützenstr. 63. Illustr. Kataloge gratis u. frko.

Für eine **französische Lehrerin** (mit höherem Diploma) und einen klassisch gebildeten jungen **Franzosen** sucht man **Anstellung** als **Lehrer Ihrer Muttersprache.** Beste Referenzen. Weiteres bei H. Professor **Eckstein v. Ehrnegg, Saintes** (Char. Inf.), **Frankreich.** 66

Dr. Zaengerle's Petroleumlampe.

D. R.-Pat.-Ann. Nr. 2242. 201

Kann auch **während des Brennens aufgefüllt** werden — **schnitzt nicht,** d. h. überzieht sich nicht mit Petroleum — ist **absolut gefahrlos,** weil eine Explosion nicht möglich ist und beim Umwerfen die Lampe sofort auslöscht **eminente u. billigste Leuchtkraft** — beliebige Regulirung der Flamme bis auf 1/3 der Leuchtkraft und dadurch **bedeutende Brennstoff-Ersparniß.** Illustr. Preiscour. grat. u. frko. Probelamp. geg. Einsendg od. Nachnahme von 10 M. Das Generaldepot:

F. Wocher.

München, Theresienstraße 7.

Ein Stück für die Ewigkeit.

Wissenschaft und Industrie haben sich vereint, um die Welt in Erstaunen zu versetzen. Der elektrische Funke ist nämlich für jeden Privaten nutzbar gemacht. Diese Erfindung besteht in einem kleinen **elegant ausgestatteten Kästchen** in Taschenformat mit dem Inhalte einer complcten elektrogalvanischen Batterie, verbunden mit einem außerordentlich fein reichen Mechanismus (welcher keiner Reparatur unterliegt), sammt einer kleinen zierlich gearbeiteten Lampe, welche blos mittels eines leisen Druckes **durch den elektrischen Funken sich entzündet** und dann zur Beleuchtung oder zu anderen Zwecken verwendet werden kann. Ebenso kann beliebig jede Berg- oder jeden Feldmaus rc. ohne die mindeste Gefahr entzündet werden, viel rascher und sicherer sogar, als durch Zündhölzchen, die schon so viel Unheil angerichtet haben, und die durch diesen Apparat ganz entbehrlich werden. Dieser ebenso praktische wie zierliche k. k. patentirte Zündapparat sollte auf keinem Rauch- oder Nachttische fehlen, denn die geringe Auslage ist ein- für allemal geschehen. Ein Apparat sammt Gebrauchs-Anweisung mit franco Zusendung **8 Mark.**

En gros entsprechenden Rabatt. Alleiniger Verkauf

im grossen Magazin zum Liebling.

Wien, 26 Praterstraße 26.

Versandt gegen Baar oder Nachnahme.

Otto E. Weber

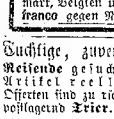
Hoflieferant

in **Berlin S. W.,** empfiehlt allen Feinschmeckern zur Bereitung einer Tasse Kaffee von äußerst pikantem Geschmack und prachtvoller Farbe seinen in den **höchsten Kreisen** geradezu unentbehrlich gewordenen Feigen-Kaffee*)

*) Preis à Pfund 1 Mrk. — Bei Abnahme von 5 Pfund erfolgt der Versand nach allen Orten des deutschen Reiches, sowie nach Oesterreich-Ungarn, Schweden, Dänemark, Belgien und der Schweiz **per Post franco** gegen Nachnahme des Betrages.

Tüchtige, zuverlässige Agenten, **Reisende** gesucht. Auch für kleinere Plätze. Artikel reell; hohe Provision. Offerten sind zu richten unter **A. S. Nro. 150** postlagernd **Trier.** 227

Eine Erfindung von größter Wichtigkeit ist gemacht. **Dr. Wakerson** in London hat eine **Pomade** erfunden, die das Ausfallen der Haare sofort stillt; sie befördert den Haarwuchs auf unglaubliche Weise und erzeugt auf ganz kahlen Stellen neues, volles Haar, bei jungen Leuten von 17 Jahren an schon einen prächtigen Bart. Das Publikum wird dringend ersucht, diese Erfindung nicht mit den gewöhnlichen Schreibereien zu verwechseln. **Dr. Wakerson's Pomade** in Orig.-Metallbüchsen à 3 u. 6 Mk. ist echt zu haben im Hauptdepot v. Apoth. **Peters** in **Berlin** SW., Solmsstr. 15, und bei **P. W. Jahn** in **Stuttgart.**



Glafey-Nachtlichte, bewährt seit 1808, 4mal prämiirt. Besser als Petroleumlämpchen, weil geruchlos u. nicht feuergefährlich. Zu haben in jedem besseren Geschäfte.

100 Bogen feinstes, dickes englisches Billetpapier nebst 100 dazu passenden Couverts, **mit beliebigem Monogramm,** in prachtvoller englischer **zweifarbiger** Prägung (nicht einfarbig wie bisher), in elegantem Kästchen verpackt, für 6 M. Dasselbe auf ff. englischem farbigem Billetpapier (6 Farben sortirt) 9 M. (Das passendste Geschenk für Damen.) 14

August Thilo, Berlin, Unter d. Linden 15. Versendung und Kundengarantie.

SCHUTZMARKE

Fahnen,

gestickte, für alle Arten von Vereinen, sowie Ausstattungen für christliche und israelitische Kirchen liefert 297

J. A. Bietel in **Leipzig,** königl. Hoflieferant.

Stets das Neueste für Raucher,

worunter die **Patent-Füllofen-Pfeifen,** die unten angezündet werden, von feinem Porzellan mit Neusilber-Beschlag und echtem Weichselrohr 2 M., feinst gemalt 3 M.

Nikotin-Tabakspfeife (patentirt), kleine Shape-Pfeife engl. Fasson, aus echtem Birnerholz 1 M. 60 ₰, mit echter Bernsteinspitze 2 M. 40 ₰, auch mit feinem Neusilber-Beschläge. erstere 2 M. 20 ₰, letztere 3 M., dazu gehörige 12 Reinerz-Saugrohre aus echtem rohem Meerschaum in Karton 1 M. 80 ₰, welche vermöge ihrer Porosität alle Feuchtigkeit, Nikotin und andere gesundheitsschädliche Stoffe aufsaugen, daher das Rauchen vollkommen unschädlich und höchst angenehm machen.

Die k. k. priv. Tabaks-Kanone, eine höchst originelle Tabakspfeife, beim Rauchen am Tische zu stellen, daher äußerst bequem beim Lesen, Schreiben oder Spielen, in überraschend reicher Ausstattung aus feinem Porzellan sammt feinem langem Lederschlauch, komplet 4 M. 50 ₰

Turner-Feuerwehr-Pfeife (patentirt), nettes, geschmackvolles Porzellangefäß mit Feuerwehrhelm-Beschläge u. Malerei, sammt echtem Weichselrohr, 1 M. 60 ₰ 6

Ferner **alle Rauchrequisiten** in **Meerschaum, Bernstein, Holz** u. **Horn** en gros & en detail empfiehlt bestens u. billig wie seit 42 Jahren

Joh. N. Menhard

in **Wien,** Wollzeile 33, u. d. dessen Vertreter, worunter in **Berlin: Th. Fittkogen,** Louisenstraße 43; **Köln: Margardt & Fiedler; Dresden: M. Kothe,** Frauenstraße 17; **Königsberg i. Pr.: W. Meyer,** vord. Vorstadt 30.

Illustr. Preiscourante gratis. Versendung mit Nachnahme.

Herzogl. Baugewerkschule

zu **Holzminden** a. d. Weser.

Gegründet 1831.

a) **Schule für Bauhandwerker, Baubeflissene etc.**

b) **Schule für Maschinen- und Mühlenbauer, Schlosser etc.**

Das Wintersemester beginnt **am 3. Novbr.,** der Vorbereitungsunterricht per III. u. II. Klasse **am 6. Oktober.** Verpflegungsanstalt mit Casernement. Programm kostenfrei. 963

Der Director: **G. Haarmann.**

Praktisch oder brieflich — lehren neue **Schnellmethode** warmer und kalter **Destillation** und Fabrik. v. Essenzen, Wein, Champ., Mineralw., Bier, Essig, Hefe; erth. a. **Spezialrecepte,** Rath u. Auskunft für diese und andere zymot. und chemisch-technische **Fabrikation, Handel und Bandel.** Näheres, Programm und Katalog gratis. **Wilhelm Schiller & Cie., Berlin,** Raubachst. 12. Landw., chem.-techn. Industriecomptoir u. Lehrinst.

Import von Asbeststoffen und Gummiplatten. C. Otto Gehrckens. Hamburg

Treibriemen

Vorrath 60 000 Meter einfache bis 300, doppelte bis 900 mm breit. 12

Stotternde

werden vollständig geheilt und erhalten **die natürliche Sprache** durch 140

Sprachazt **Gerdts, Bingen.**

NB. Meine Broschüre: „Die Krankheiten der Sprache und ihre Heilung" dient zur Aufklärung m. Heilverfahrens. Preis 1 M.

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt, Dresden, Antonstadt, Bautzner 8, für Chronischleidende, besonders **Nerven-, Unterleibs-, Magen-, Herzkranke** rc. — Aufnahme zu jeder Jahreszeit. Schriften und Prospekte gegen Einsendung von 2 M. 20 ₰

Töchter-Pensionat

von Frl. **Anna Petersson u. Marie Müller,**

Stettin, Rossmarkt 6.

Conversation: deutsch, französisch, englisch. — Beste Referenzen. Näheres durch Prospekte.

Klinik, v. Staate konz. Sehr günstige Erfolge bei Haut-, Unterleibskr., **Schwäche, Nervenzerrütt., Rheumatismus,** Gesichtsschmerz, Asthma. Dirigirender Arzt: **Dr. Rosenfeld** in **Berlin,** Friedrichstr. 189. Auch briefl. Prospekte gratis. 90

Spezialarzt Dr. med. Meyer,

Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt auch brieflich alle Arten von **Unterleibs-, Frauen-** und **Hautkrankheiten,** sowie **Schwäche, Rückenmarksleiden, Nervenzerrüttung,** selbst in den hartnäckigsten Fällen mit sicherem und schnellem Erfolge. 50

Stotterer heilt sicher **Emil Denhardt senior, Burgsteinfurt.** Genaue Adresse. Heilverfahren durch preußische Orden anerkannt. Geheilt 1158. 232

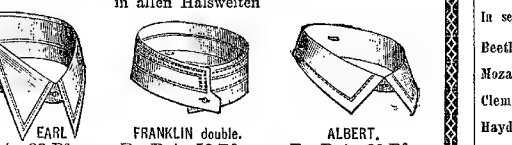
Landwirthschaftliches Institut Brandis-Leipzig.

Die Verwalterschule und die Mittelschule beginnen das Wintersemester am 13. Oktober c. Tüchtige Schüler erhalten als Verwalter Stellung durch die Schule. Unsere Anstalt hat auch in diesem Schuljahre (102 Schüler) ihren guten Ruf bewahrt und nimmt Anmeldungen täglich entgegen 229

Die Direktion.

Mey's Stoffkragen

in allen Halsweiten



EARL Per Dutz. 60 Pfge. | FRANKLIN double. Per Dutz. 50 Pfge. | ALBERT, Per Dutz. 60 Pfge.

sind vollständig mit **wirklichem, feinenappreturlem Stoff überzogen,** passen gleichmässig gut, da man immer neue Kragen trägt und sind von elegantestem Schnitt. Jeder Kragen kann mindestens 3 Tage getragen werden. Alle Aergernisse über schlecht gewaschene und geplättete Kragen sind durch Adoptirung von „Mey's Stoffkragen" beseitigt. Auf Reisen sind „Mey's Stoffkragen" ganz unentbehrlich.

Versandt von einem Dutzend an gegen eingesandte Casse in Briefmarken oder gegen Nachnahme.

Der mit über 200 Illustrationen versehene Preiscourant wird an Jedermann auf Verlangen franco und gratis versandt.

Briefe und Aufträge sind zu richten an das

Versandt-Geschäft Mey & Edlich, 9 Neumarkt, Leipzig.

PATENTE

aller Länder und event. deren Verwerthung besorgt **C. Kesseler, Civilingenieur u. Patentanwalt,** BERLIN W., Mohrenstr. 63. Prospekte gratis.

Müller & Uhlig, Leipzig, Hainstraße 3.

Konfektion eleganter Herrengarderobe.

Versandtgeschäft.

Winter-Havelock, nach Qualität des Stoffes . . . . . von 50 M. an,
Reisemäntel " . . . . . " 45 " "
Altdeutscher Mantel (Neuheit) . . . . . " 60 " "

Es genügt Maß der Statur, Halsweite, Brust, Taillenumfang und der Armlänge. Versandt unter Nachnahme. Bei Betragseinsendung franko. Umtausch dem Besteller vorbehalten. Prospekt über Garderobe-Abonnement rc. franko. 230

PATENT

& technisches Bureau von J. Brandt & G. W. Nawrocki, Berlin W., Leipziger Str. 124

Besorgung und Verkauf von Patenten aller Länder.

Lenz & Schmidt

Genthinerstr. 8. Berlin W.

Hydraulische, Hand- etc. Aufzüge

F. Wilke Berlin, S.W. Neuenburgerstr. 12.

Schrader's Indian-Pflaster. Berühmtes Heilpflaster bei bösartigen Knochenkrankheiten, Geschwüren, Flechten etc. Fcp. 3 M. Ap. Schrader, Feuerbach-Stuttg.

Latrinen-Reinigungsmaschinen,

Schiebersystem, Kolbenpumpen und Luftsauger fabrizirt als Spezialität. Illustr. Preisliste gratis. 145

Adolph Pieper in **Moers** a. Rhein.

Krinochrom

von **B. Ortlich, Berlin** SO., Neanderstr. 5, vormals J. Barthol. 169

bestes Haarfärbemittel

in Schwarz, Braun, Cendre. Preis per Carton 1½ Thlr. = 4,50 M. Zu haben bei **E. Karig, Berlin** C., Spandauerstr. 71.

Rothe Nasen 39

werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Menyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. **A. Nieske** in **Dresden.** Garantirt. Preis 5 M.

Damen, welche sich einen lohnenden Nebenverdienst verschaffen wollen, erhalten unentgeltlich Auskunft durch **Wilhelm Bertram,** Lauban in Schlesien. 112

! Hühneraugen-Bürste!

Entfernt gefahrlos schmerzlos jedes Hühnerauge, pr. Stck. 70 ₰ frko. (Briefm. all. Länd.) Wiederverkäuf. Rab. **H. Keuling, Stuttgart.**

Heraldiker v. Z., postl. fr. **Berlin,** weist fast Jedem Geschlechtswappen nach.

„Erwerbskatalog"

für Jedermann — versend. gratis 519

W. Schiller & Cie., Berlin, Raubachstr. 12.

Die neuesten und besten

Adress-Bücher

der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden etc. aller Länder sind von **C. Leuchs & Cie.** in **Nürnberg** (gegründet 1794) 791

zu beziehen. Preiscourante auf Verlangen grat.

In unserem Verlage erschien soeben:

Diemelgrund im Emschersand.

Geschichten

aus

Hessen un Westfalen.

Preis 1 M. 50 ₰. 184

Bremen. J. Kühtmann's Buchhandlg.

Hugo Voigt's Hofbuchhandlung in **Leipzig,** Hauptspezialität: Landwirthschaft, Gartenbau u. **Forstwesen,** beehrt sich hierdurch zur Anzeige zu bringen, daß der neue illustrirte Katalog 1879/80 in Kurzem erscheint und Jedem, der ihn mit Postkarte verlangt, gratis und franko zugesandt wird. 59

Neue **Kalender** für 1880 sind erschienen! Wiederverkäufer (Buchbinder rc.) gesucht.

Der Techniker.

Internationales Organ für Wissenschaft, Erfindungen und Gewerbe.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats in deutscher Sprache.

Abonnementspreis M. 8 per Jahr.

Probenummer frei.

Herausgeber: **Paul Goepel,** Tryon Row, **New-York,** U. S. 218

Im Verlage der Unterzeichneten erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cypern

unter den Engländern.

Reise-Skizzen

von 215

Karl Schneider, Dr. phil.,

Spezial-Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung".

8°. Eleg. broschirt, 155 Seiten stark.

Preis Mark 3. —

Obiges Werk wurde in der heutigen Nummer dieser Zeitung besprochen.

Köln, im August 1879.

M. Dumont-Schauberg'sche Buchhandlung.

„Wir kennen keine

bessere, lustererregendere und lusterhaltendere, ja Lust und Fleiß steigerndere Schule." *)

Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.

*) **G. Damm,** Klavierschule u. Melodienschatz. 22. Doppelauflage. 4 M. **Steingräber Verlag,** Leipzig. 225

Verlag von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Hallberger's Prachtausgabe der Classiker

Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber,

in ihren Werken für das Pianoforte allein.

Herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmasses und Fingersatzes von

J. Moscheles,

weil. Prof am Konservatorium in Leipzig.

Siebente Auflage.

Mit instruktiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk.

In sehr eleganten englischen Leinwand-Kartonbänden mit Goldtitel und Pressung.

Beethoven's sämmtliche Sonaten. 4 Bände. à Band M. 4. 50.

Mozart's sämmtliche Sonaten. 3 Bände. à Band M. 4. 50.

Clementi's ausgewählte Sonaten. 2 Bände, à Band M. 5. —

Haydn's ausgewählte Sonaten. 2 Bände, à Band M. 3. 50.

Weber's Kompositionen für das Pianoforte. 2 Bande, à Band M. 4. —

Jeder Band wird **einzeln** abgegeben.

Vermöge ihrer prächtigen Ausstattung vorzüglich zu **Festgeschenken** geeignet.

Bei dieser Ausgabe ist Schönheit und Korrektheit vereinigt mit aussergewöhnlicher Billigkeit. Sie kann, und das ist ihr ganz besonderer Vorzug, in Beziehung auf die Ausstattung, die Grösse und Lesbarkeit der Noten mit den theuersten Ausgaben jeden Vergleich aushalten, ist dabei aber so billig, dass sie bezüglich des Preises nur von den ganz billigen Ausgaben unterboten wird, bei denen der Notendruck sehr zusammengedrängt, daher unschön und schwer lesbar ist.

Zu beziehen durch alle Musikalien- und Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Künstler- u. Dilettantenschule

für Klavier

von Prof. **Wilhelm Speidel** in **Stuttgart,** vom ersten Anfang bis zur höchsten Ausbildung. **Klavier:** Die HH. Prof. Speidel, Blattmacher, Röder, E. Seifriz, Schneider, Frau Berghoff, Frl. Gruner und Frl. v. Eglofstein. **Tonsatz und Geschichte der Musik:** Hr. Hofkapellmeister **M. Seifriz. Ensemblespiel:** die HH. Kammervirtuos Wehrle und Hofmusikus **J. Peer. Orgel:** Herr **F. Fink. Chorgesang:** Hr. Prof. Speidel. Anfang des Semesters Mitte Oktober. Prospekte gratis und franko. 223

Verlag von **Gebr. Henninger** in **Heilbronn.**

Zur Volkskunde.

Alte und neue Aufsätze von

Felix Liebrecht.

Geheftet Mark 12. — 183

Soeben ist erschienen in der Verlagshandlung **B. Hauptmann** in **Bonn:** 197

Verschiedene Wege.

Roman von M. Ludolff,

Verfasserin von „Talisman" und „Die Tochter des Spielers".

8°. 244 S. Preis geh. 3 Mark.

Ehegatten

erhalten wichtige Rathschläge durch **Dr. Hampe's Schrift:** „Rathgeber in Kindernangelegenheiten". Preis 1½ Mark. Das Nähere gratis u. franko auch Probeheft. 71 **C. Hottfried's Verl., Leipzig.**

Briefmarken

zu Sammlungen, auf Bogen geklebt, gibt zum **kommissionsweisen Verkauf** an Buchhändler, Schreibmaterialien-Geschäfte, Buchbinder rc.

Briefmarken-Albums in 4 Sprachen von 30 Pf. bis 60 Mark Wiederverkäufern Rabatt. Illustrirter Briefmarken-Katalog, IV. Aufl. 2 M. Porto 20 ₰

Leipzig. **Literarisches Museum.**

164 (Louis Senf.)

Oelfarbendruck-Gemälde-Verein Viktoria, Berlin W., Leipzigerstrasse 100. Ende Oktober **Prämienverloosung** für Mitglieder. Abonnements noch zulässig. Billigste u. beste Bezugsquelle. Illustrirte Preiscourante gratis und franko. 167

Garantirt! **Neu** Garantirt!

entdecktes Heilverfahren.

Erzeugung physischer Elektrizität (Lebenskraft) und Uebertragung ders. auf Leidende, ohne Physik. Apparat und besondere Kosten.

Einziges Präservativ gegen alle Uebelstände, welche durch Stockungen der Funktionen in Folge geschwächter Lebenskraft, Nervenschwäche, Erkältung etc. entstehen, z. B. Rheumatismus, Gicht, Hämorrhoidal- u. Unterleibsbeschwerden, Asthma, Schlaflosigkeit, chronisch. Kopfschmerz, Lungenentzündung, Schwäche, ermattender Schweiß rc. Dasselbe verhindert, bei Zeiten angewandt, entschieden den Ausbruch der **Diphtheritis,** des **Nervenfiebers,** überhaupt jeder Krankheit, und ist bei **Krämpfen** und **Epilepsie** das einzige, welches in Verbindung mit einer gutes Blut gebenden Diät einen wohlthätigen Erfolg sichert. 234

Ausführliche Anweisung rc. gegen Einsend. oder Nachnahme von **10 M.** zu beziehen durch **H. Pfeiffer, Lauban,** Pr. Schlesien.

Über Land und Meer.

№ 52.

42. Band.
Einundzwanzigster Jahrgang,
Oktober 1878—1879.
Zweiter Band.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich
Mark 3. —
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.
Erscheint jeden Sonntag.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Eine liebenswürdige Frau, ein Lebensbild von Max Ring, Schluß. — Baron Haymerle. Notizblätter. Bilder von der Wiener Ringstraße, von F. Groß. Auf Waldwegen, Novelle von August Becker, Schluß. Dornröschen, Gemälde von Alb. Tschautsch. Plaudereien am Kamin, von Paul von Weilen, zweite Serie, VII. Schluß. Das Marionettenspiel, von E. M. Vacano. Entstehungsgrund von deutschen Redensarten, von Friedrich Uwinger. 3. Serie. Fortsetzung. Die internationale Kunstausstellung in München, von Karl Albert Regnet, II. Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender, von C. E. Freiherrn von Thüngen, Oktober. Lotterieziehungen im Monat Oktober. — Astronomisches Tagebuch, Oktober. Schach. — Rosselsprung Nro. 1. und Bilderräthsel 52. Auflösung des Bilderräthsels 51. Briefmappe. — Titel und Inhalts-Verzeichniß.

Illustrationen: Baron Heinrich Haymerle. — Dornröschen (Der schlafende Hofstaat) nach dem Gemälde von Alb. Tschautsch. Das Marionettenspiel, nach dem Gemälde von J. Grünenwald. Bilder von der Wiener Ringstraße, neun Illustrationen von K. Zadnik. Eine Idylle aus der Vogelwelt, von H. Giacomelli. VII. Ein Schrecken. Pitty und Huckelchen, sechs humoristische Bilder von C. Arnold.

Eine liebenswürdige Frau.

Ein Lebensbild

von

Max Ring.

(Schluß.)

VII.

Ungeachtet der stattgefundenen Versöhnung hatte die letzte Szene zwischen Beiden eine leichte Spannung zurückgelassen. Die Geheimeräthin war besonders über die Einmischung in ihre Angelegenheiten verstimmt und sah darin nur eine Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit, welche sie nicht dulden wollte.

Wenn sie auch seitdem aus Furcht vor dem Professor und vielleicht noch mehr aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung sich mehr und mehr von der italienischen Operngesellschaft zurückzog und Alles vermied, was ihrem Ruf schaden konnte, so war sie doch keineswegs geneigt, auch auf ihren Umgang mit Signore Brosio gänzlich zu verzichten.

Je heftiger der Professor den jungen Musiker angriff und beschuldigte, desto lebhafter und wärmer nahm sie ihn in Schutz, desto mehr fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Obgleich sie ihn nicht so oft als sonst bei sich sah und auch die Proben nicht mehr besuchte, so interessirte sie sich im Geheimen nur desto eifriger für ihn und seine Oper.

Mit der größten Spannung saß sie am Abend der ersten Aufführung mit Fräulein Braun in ihrer Loge, um sich an dem Triumph ihres Schützlings zu betheiligen. Ihr Herz klopfte unwillkürlich vor nervöser Aufregung, als Signore Brosio in der sorgfältigsten Toilette an dem Dirigentenpult erschien und mit dem Taktstock das Zeichen zum Beginn der Ouvertüre gab.

Baron Heinrich Haymerle. Originalzeichnung. (S. 1026.)

Leider entsprach der Erfolg der „Sizilianischen Vesper“ nicht ganz ihren hohen Erwartungen, indem sich das Publikum weder für die Musik, noch für die Sänger zu erwärmen vermochte, wenn auch einzelne Szenen, besonders das Finale des dritten Aktes mit Beifall aufgenommen wurden. Augenscheinlich war die Stimmung der Zuhörer eine kühle und die Aufnahme kaum ein succès d'estime zu nennen.

Nur die Geheimeräthin war von der Oper entzückt und von dem Talent des Komponisten überzeugt. In ihrer Verblendung ließ sie sich von dem Applaus der mit ihrem Geld bezahlten Claque täuschen, verschloß sie hartnäckig ihre Ohren dem begründeten Tadel der Kritik und dem Urtheil der Sachverständigen, welche an der neuen Oper jede Originalität und musikalische Erfindung vermißten.

Nach ihrer Ueberzeugung waren sämmtliche Rezensionen parteiisch, nur von einseitigen, pedantischen Gegnern der italienischen Musik geschrieben, fehlte dem Publikum das richtige Verständniß für das ausgezeichnete Werk, trug die mangelhafte Besetzung und besonders der schwache Chor die Hauptschuld an der kalten Aufnahme der Oper, welche statt der gehofften vollen Häuser nur geringe, kaum die Tageskosten deckende Einnahmen erzielte und deßhalb schon nach kurzer Zeit wieder vom Repertoire verschwand.

In dieser Meinung wurde die Geheimeräthin noch von dem unglücklichen Komponisten bestärkt, der sich über die Unfähigkeit der sonst von ihm gepriesenen Sänger, über die Niedrigkeit und Knauserei des Impresario, über die Ungerechtigkeit der Kritik und über die Geschmacklosigkeit des Publikums heftig beklagte. Dazu rollte er so furchtbar mit den Augen, fuhr er so verzweiflungsvoll mit den Händen durch die schwarzen Haare, nahm er eine so tragische Miene an, daß sie wirklich befürchtete, er werde sich ein Leid anthun.

Unter diesen Umständen hielt es die Geheimeräthin doppelt für ihre Pflicht, den armen Giuseppe nicht fallen zu lassen, ihn zu trösten und für die vermeintliche Ungerechtigkeit des Publikums und der Kritik durch neue Beweise ihrer Gunst zu entschädigen. Da sie sich aber vor unausbleiblichen Vorstellungen und Ermahnungen des Professors scheute, so suchte sie, so weit dieß möglich war, jeder Begegnung mit ihm auszuweichen. So oft er zu ihr kam, ließ sie sich vor ihm verleugnen, indem sie bald einen Migräneanfall, bald eine andere nothwendige Abhaltung vorschützte, um ihn nicht bei sich zu sehen; wenn er aber nach einiger Zeit wiederkehrte, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, empfing sie ihn so kalt und zurückhaltend, daß er nur wenige Augenblicke bei ihr verweilte und mehrere Tage wieder fortblieb.

Weit entfernt jedoch, den wahren Grund ihres veränderten Betragens zu errathen, schrieb er diesen kalten Empfang ihrem Unwohlsein oder einer vorübergehenden Verstimmung zu. Auch ließ er sich nicht abhalten, seine Besuche bei ihr zu wiederholen, in der Hoffnung, daß sie das nächste Mal besser gelaunt sein würde.

Auch heute, wo er sie sicher anzutreffen glaubte, erfuhr er zu seinem Bedauern, daß sie nicht zu Hause sei. An ihrer Stelle empfing ihn Fräulein Braun, die bekannte Gesellschafterin der Geheimeräthin, mit einer unheilverkündenden Miene, welche ihm unwillkürlich auffiel, so wenig er auch sonst auf das Aussehen der ihm gleichgültigen Dame zu achten pflegte. In ihren verstörten Zügen und verweinten Augen verrieth sich ein so heftiger Schmerz, eine so leidenschaftliche Aufregung, daß er sich der Furcht vor einem geschehenen Unglück nicht zu erwehren vermochte.

„Was fehlt Ihnen, mein Fräulein?“ fragte er besorgt. „Haben Sie Verdruß gehabt oder ist im Hause etwas Unangenehmes vorgefallen?“

„Herr Regierungsrath!“ flüsterte sie, einen scheuen Blick auf den im Vorzimmer anwesenden Diener werfend. „Ich muß Sie allein sprechen, da ich Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen habe.“

Auf das Höchste gespannt, folgte er ihr in den anstoßenden Salon, wo Beide ungestört waren, nachdem sich die vorsichtige Gesellschafterin erst überzeugt hatte, daß Niemand an der Thür lauschte.

„Verzeihen Sie,“ sagte sie mit vor Bewegung zitternder Stimme, „aber ich darf nicht länger Ihnen verschweigen, was hier vorgeht. Dieses Weib —“

„Von wem reden Sie? Was hat das Alles zu bedeuten?“ rief er bestürzt.

„Sie sollen es erfahren. Die Geheimeräthin betrügt Sie, mich, die ganze Welt.“

Wie von einem Blitzstrahl getroffen, fuhr der Professor von seinem Stuhl empor und starrte die Gesellschafterin mit entsetzten Blicken an, als ob er an ihrem Verstand zweifelte.

„Um des Himmels willen! Sie sind wahnsinnig, Sie reden irre.“

„Es wäre kein Wunder. Aber ich besitze meinen vollen Verstand und weiß, was ich spreche. Ich kann es beschwören, daß die Geheimeräthin ein Verhältniß mit dem elenden Brosio hat, daß sie ihn liebt und “

„Sie täuschen sich und lassen sich von Ihrer thörichten Eifersucht verblenden, die reinste und edelste Frau zu verleumden.“

„Die reinste und edelste Frau!“ höhnte Fräulein Braun. „Ich kenne sie besser, diese Heuchlerin — “

„Mein Fräulein! Ich muß Sie dringend bitten “

„Sie wollen mir nicht glauben und halten mich für eine Verleumderin. Aber ich werde Ihnen beweisen, daß ich nicht lüge. Schon in Rom, als noch der Herr Geheimerath lebte, hat sie mit dem Schurken kokettirt, ließ sie sich von ihm den Hof machen.“

„Das ist nicht wahr. Sie interessirte sich nur für den armen Künstler, dessen Talent sie überschätzte. Sie selbst, mein Fräulein, waren ja mit Signore Brosio damals so gut wie versprochen und standen mit ihm, wie ich weiß, im Briefwechsel.“

„Er hat mich betrogen. Das Alles war nur Schein, eine zwischen Beiden verabredete Komödie, um den Verdacht von sich abzulenken. Während die Geheimeräthin vor Ihnen und der Welt die Rolle der betrübten Wittwe spielte und sich vor Schmerz über ihren Verlust nicht zu fassen wußte, ließ sie Giuseppe durch mich auffordern, unter einem schicklichen Vorwand zu ihr zu kommen. Sie benützte mein Verhältniß, meine Leichtgläubigkeit zum Deckmantel für ihre schändliche Liebe.“

„Das sind keine Beweise, nur Beschuldigungen, bloße Vermuthungen.“

„Ich besitze noch die Briefe von Brosio, woraus Sie ersehen können, daß er nur auf ihren Wunsch die Stelle eines Kapellmeisters bei der italienischen Oper annahm, daß sie ihm durch mich das Reisegeld schickte.“

„Das spricht nur dafür, daß sie sich für ihn als Musiker interessirte und ihm zu seinem Fortkommen behülflich war.“

„Aber warum verschwieg sie Ihnen, daß sie ihn erwartete, daß ihr genau der Tag und die Stunde seiner Ankunft bekannt war? That sie nicht höchst überrascht, als Sie, Herr Regierungsrath, mit ihm bei ihr zufällig zusammentrafen? Heuchelte sie nicht die größte Unwissenheit, obgleich sie von seinem Engagement längst vorher durch mich unterrichtet war? Wozu diese Verstellung, die offenbare Lüge, wenn man die Wahrheit nicht zu scheuen braucht?“

Der Professor schwieg betroffen, unfähig, die angeführten, allerdings befremdenden Thatsachen in Abrede zu stellen.

„Sie belog Sie,“ fuhr die erbitterte Gesellschafterin schonungslos fort, „gerade wie der erbärmliche Giuseppe mich betrog. Ich glaubte seinen Schwüren und traute ihren Versicherungen, obgleich mich das veränderte Benehmen, ihre Intimität zuweilen beunruhigte. Wenn ich Brosio deßhalb zur Rede stellte, spottete er über meine Besorgnisse, lachte er über meine Eifersucht. Immer wieder ließ ich mich von ihm beschwichtigen, da ich an einen solchen Verrath nicht glauben konnte. Erst seit einer Stunde weiß ich, daß der Elende mich auf das Schändlichste hintergangen hat. Heute früh fand ich dieß Billet von seiner Hand. Das Couvert war bereits erbrochen und ich konnte nicht der Versuchung widerstehen — “

„Wie durften Sie es wagen —“

„Wer wird sich in einem solchen Augenblick besinnen! Hatte ich nicht das Recht, mich von der Untreue meines Verlobten zu überzeugen? Kein Weib würde an meiner Stelle und in meiner Lage anders gehandelt haben. Das Billet ist mir nicht feil für eine Million, nicht für das ganze Vermögen der Geheimeräthin. O! die Heuchlerin soll mich kennen lernen und vor mir zittern. Ich will ihr die Maske vom Gesicht reißen und sie vor der Welt entlarven, wenn es mich auch das Leben kostet. Alle ihre Bekannten sollen erfahren, daß dieß Weib —“

„Halten Sie ein!“ rief der Professor erschüttert. „Ich will nicht hören, nicht wissen —“

Aber die bis zur Raserei empörte Gesellschafterin ließ sich nicht hindern, ihre Rache zu befriedigen. Mit lauter Stimme las sie das verhängnißvolle Billet, das keinen Zweifel an dem Einverständniß der Geheimeräthin mit dem Abenteurer mehr gestattete. Jedes Wort bestätigte nur ihre Schuld und zerstörte den Glauben des unglücklichen Professors an seine so hoch gestellte Freundin.

Ein einziger Augenblick reichte hin, sein Ideal zu stürzen. Jahrelang hatte er sie wie eine Göttin verehrt, angebetet, sie geliebt, ihr sein Leben, sein Herz geweiht, seine besten und heiligsten Gefühle ihr gewidmet, keinen andern Wunsch, keinen andern Gedanken gekannt als ihr Glück — und sie hatte ihn hintergangen und betrogen, einem erbärmlichen Abenteurer, einem unwissenden, talentlosen Musiker aufgeopfert, der so tief unter ihm stand, daß er nur mit Verachtung auf ihn blickte.

Das war ein Schmerz, der sich mit nichts vergleichen ließ, ein unbeschreibliches Leid, da es für einen ehrenwerthen Mann nichts Schrecklicheres geben kann, als die Frau, die er liebt, verachten zu müssen, als sich von der getäuscht zu sehen, der er am meisten vertraute. Das wühlte, nagte und tobte in seiner Brust wie mit spitzen Dolchen und glühenden Messern. Verschmähte Liebe, wilde Eifersucht, Scham und Trauer rasten in seinem Herzen und raubten ihm die Besinnung.

Je später ihn die Liebe ergriffen, je länger er sich mit der Hoffnung auf ihre Hand herumgetragen hatte, desto härter traf ihn jetzt der unerwartete Schlag, desto bitterer empfand er die plötzliche Enttäuschung. Nicht in der Jugend, die schnell vergißt, sondern im vorgerückteren Alter fühlen wir die ganze Größe eines solchen Verlustes. Nicht der leicht bewegliche Jüngling, sondern der gereifte Mann wird davon in seinem innersten Mark getroffen und unheilbar verwundet, nicht der biegsame Schößling, sondern der starke, kräftige Baum vom Sturm gebrochen und zersplittert.

Sprachlos, wie vernichtet stand der Professor, gleich einem Menschen, der das Theuerste verloren. Der Tod der geliebten Frau hätte ihn nicht mehr betrüben und beugen können. Wäre sie vorher gestorben, so hätte er um sie trauern, sie beweinen dürfen, die er jetzt vergessen und verachten mußte.

Unwillkürlich beneidete er den Freund in seinem Grabe, freute er sich, daß dem Verstorbenen dieser Schmerz erspart geblieben. Die Erinnerung an den Todten riß ihn selbst aus seinem dumpfen Brüten und mahnte ihn an seine schwere Pflicht, wenigstens das Andenken des Dahingeschiedenen vor der drohenden Schmach zu bewahren und die Ehre des Hauses, wenn es noch möglich war, zu retten.

„Geben Sie mir das Billet!“ sagte er nach einer Pause zu der triumphirenden Gesellschafterin.

„Was wollen Sie damit anfangen?“ fragte sie mißtrauisch.

„Vertrauen Sie mir! Ich werde den besten Gebrauch davon machen.“

„Ah! Ich begreife!“ versetzte sie wild auflachend. „Sie wollen sich an der Heuchlerin rächen und das Billet dem Gericht übergeben, damit sie die Hälfte ihres Vermögens verliert. Das ist recht, obgleich ich die Strafe noch viel zu gelind finde. Sie müßte Alles wiedergeben, auch nicht einen Pfennig zurückbehalten. Doch dafür wird schon der elende Brosio sorgen, daß sie bald nicht einen Groschen haben wird. Da! nehmen Sie das Billet, es ist mindestens eine Million werth.“

Nur von dem Gedanken an ihre Rache erfüllt, reichte sie dem Professor das wichtige Blatt, das er stillschweigend verwahrte. Ihn selbst duldete es nicht länger in dem Hause, wo ihn Alles an sein verlorenes Glück, an die unglückselige Frau erinnerte. Nur noch einen letzten Blick warf er auf die ihm lieb gewordenen Räume, wo ihm jedes einzelne Stück bekannt und theuer war, der Lehnstuhl, auf dem er an ihrer Seite gesessen, der gemüthliche Kamin, dessen milde Glut ihr Antlitz bestrahlt, der Theetisch, den ihre Unterhaltung belebt hatte, vor Allem das Bild des verstorbenen Freundes, das seinen Schmerz und seine Trauer zu theilen schien.

Mit gebrochenem Herzen nahm er für immer Abschied von den stummen Zeugen seiner langjährigen Freundschaft, seiner treuen Liebe, wie ein Mann, der auf dem Kirchhof das frische Grab eines geliebten Todten verläßt und nicht weiß, wie und wo er ferner leben soll.

Wenige Stunden nach dieser schmerzlichen Entdeckung erhielt die unterdeß zurückgekehrte Geheimeräthin einen Brief von der ihr bekannten Hand des Professors. Als sie das Couvert erbrach, fand sie das darin eingeschlossene Billet des Signore Brosio. Bei dem unerwarteten Anblick des verrätherischen Blattes, dessen Verlust sie noch nicht bemerkt hatte, überfiel sie ein nervöses Zittern, eine unbeschreibliche Furcht.

Sie konnte nicht mehr zweifeln, daß der Professor ihr Verhältniß kannte, daß die Welt Alles, was sie seit Wochen zu verbergen suchte, wußte. Ihre Schuld war kein Geheimniß mehr, ihre Verirrung klar und offenbar. Nur mit der größten Anstrengung vermochte sie seine kurzen, das Billet begleitenden Zeilen zu lesen. Die Buchstaben verschwammen vor ihren Blicken, ein grauer Schleier verhüllte ihre Augen.

„Ich übersende Ihnen,“ schrieb der Professor, „das beifolgende Billet, das ein unglücklicher Zufall ohne mein Zuthun und wider meinen Willen mir in die Hände gelegt hat. Es ist dieß der letzte Dienst, den ich Ihnen erweisen darf, da wir uns nicht wiedersehen werden. Vernichten Sie das traurige Blatt und retten Sie, wenn es noch Zeit ist, Ihre und Robert's Ehre.“

Ueberwältigt von den widersprechendsten Empfindungen, von Scham und Reue, von wilder Leidenschaft und schmerzlichen Gewissensbissen bestürmt, brach die unglückliche Frau zusammen. Noch einmal erwachten in ihrem Herzen all' die besseren Gefühle und kämpften einen schweren Kampf gegen die dämonische Neigung, welche sie nicht nur in den Augen der Welt, sondern vor sich selbst erniedrigte.

Es war zu spät, sie besaß nicht mehr die Kraft, die unwürdigen Bande zu zerreißen, mit denen der zweideutige Abenteurer sie umstrickt hatte. Der unbedeutende, aber anmuthige und unterhaltende Musiker war ihr anfänglich in Rom nur als eine willkommene Zerstreuung, als ein angenehmes Spielzeug erschienen, gerade wie ihr zierliches Hündchen.

Bald wußte er sich durch seine kleinen Dienste, sein einschmeichelndes Benehmen, durch seine Gefälligkeit und Heiterkeit ihr unentbehrlich zu machen. Sie interessirte sich für sein mäßiges Talent und überhäufte ihn mit ihren Wohlthaten, ohne sich in ihrer Sorglosigkeit darum zu kümmern, daß sie ihre Güte an einen Unwürdigen verschwendete.

Der später erfolgte Tod ihres Gatten versetzte sie in tiefe, keineswegs erheuchelte Trauer. Je schmerzlicher sie ihren Verlust empfand und die Lücke fühlte, die der Verstorbene hinterlassen, desto mehr sehnte sie sich nach einem Ersatz, den ihr der ernste, nur mit seinen Studien beschäftigte Freund nicht zu gewähren vermochte.

Mehr als je vermißte sie die Gesellschaft des jungen, heitern Musikers, der, wie sie wußte, mit ihrer Gesellschafterin ein vertrautes Verhältniß hatte und öfters in seinen Briefen den Wunsch äußerte, seine ihm unvergeßliche Wohlthäterin wiederzusehen. Ein Wink von ihr genügte, ihn zu ihr zurückzuführen.

Nur zu schnell und zu leicht überließ sich die verwöhnte Frau der mit verdoppelter Kraft wiedererwachten Lebenslust und der zu lang entbehrten Zerstreuung, welche ihr die Anwesenheit des Signore Brosio und die italienische Oper bot. Verführt von dem ungezwungenen Ton ihrer neuen Bekannten, von den Schmeicheleien und immer kühner werdenden Huldigungen des jungen Musikers, setzte sie sich in ihrer Unbesonnenheit über die ihr lästigen Schranken und Vorurtheile fort, vergaß sie die Rücksichten, die sie sich, der Welt und vor Allem dem Andenken ihres Gatten schuldig war.

Erst der Brief des Professors weckte sie aus ihrem Rausch und riß die Binde von ihren Augen. Entsetzt sah sie den Abgrund zu ihren Füßen, erkannte sie die Gefahr, mit der sie thöricht bisher nur gespielt hatte. Jetzt konnte sie sich nicht mehr verhehlen, daß sie die Freundschaft des besten und edelsten Mannes, die Achtung der Welt, ihren Ruf und ihre Ehre auf's Spiel gesetzt und für immer verloren hatte. Morgen wußte die ganze Stadt ihr sorgfältig gehütetes Geheimniß, war sie das Gespräch aller Kreise, wurde sie von ihren Bekannten verdammt, von ihren Freunden gemieden.

Vergebens sträubte sich ihr Verstand gegen ihre allmälig wachsende Leidenschaft, ihr Stolz gegen eine Verbindung mit dem zweideutigen Abenteurer. Einmal dem Dämon verfallen, konnte sie nicht mehr zurück, selbst wenn sie gewollt hätte.

Noch in derselben Nacht verließ sie in Begleitung des Signore Brosio heimlich wie eine Verbrecherin ihr Haus, brach sie halb aus Schwäche, halb aus Trotz mit ihrer Vergangenheit.

Am nächsten Tag war von nichts Anderem die Rede, als von der Flucht der bekannten Geheimeräthin mit dem Kapellmeister der italienischen Oper. Wie ein Laufeuer verbreitete sich die Nachricht von ihrer skandalösen Liebe und setzte die ganze Residenz in Bewegung. Man erzählte sich die schauderhaftesten Geschichten von dem Leben und Treiben der vor Kurzem noch so hochgeachteten Frau, die keineswegs so schuldig war, wie die Welt glaubte.

Voll sittlicher Entrüstung stürzte Fräulein Kornelia in das Arbeitszimmer ihres Bruders, um ihm sogleich die interessante Neuigkeit mit ihren unvermeidlichen Bemerkungen und moralischen Glossen mitzutheilen. Als sie aber seine gebrochene Gestalt, das bleiche, verstörte Gesicht und die tief eingefallenen Augen erblickte, verstummte sie unwillkürlich, erschrocken über sein elendes Aussehen.

In einer einzigen Nacht war der Professor um zehn Jahre älter geworden und sein Haar gebleicht.

VIII.

Eine lange, lange Zeit war seit jenem Ereigniß verflossen, kein Mensch dachte mehr an die Geheimeräthin und kümmerte sich um die verschollene Frau. Nur der Professor hatte sie nicht vergessen, obgleich er ihren Namen nie erwähnte und es seinem Kollegen Bärmann überließ, die gerichtliche Anzeige wegen der von ihr verwirkten Erbschaft zu machen und die ihm so schmerzliche Angelegenheit laut dem letzten Willen des Verstorbenen zu ordnen.

Er selbst lebte still und zurückgezogen, einzig und allein mit seinen Arbeiten und Studien beschäftigt, in denen er Beruhigung und Trost für seine Leiden suchte. Sein ganzer Umgang beschränkte sich auf die alten Freunde, den treuen Schaller und den zuverlässigen Bärmann, sowie auf seine Schwester, welche seit der Flucht der Geheimeräthin ihre Zärtlichkeit für den geliebten Bruder noch verdoppelte.

Aeußerlich erschien der Professor zwar gealtert, aber ruhig und gefaßt; nur im Verborgenen trauerte er noch immer um die verlorene Freundin, nur in der Tiefe seines Herzens blutete heimlich die unheilbare Wunde. Von Zeit zu Zeit ging er allein nach dem Kirchhof, um sich ungestört, ohne Zeugen, an dem Grab des Todten seinen schmerzlichen Erinnerungen zu überlassen.

Dieß that er auch an dem Sterbetag des Geheimeraths, den er nie verübergehen ließ, ohne das Grab desselben zu besuchen.

Durch eine längere Sitzung im Ministerium jedoch zurückgehalten, konnte er erst in der Dämmerung des milden Herbstabends seiner traurigen Pflicht genügen.

Draußen vor dem Thore führte ein Seitenweg durch die fast entblätterte Lindenreihe nach dem in einiger Entfernung von der Stadt gelegenen Friedhof, der sich mit seinen weißen Grabsteinen und schwarzen Kreuzen an einen sanft ansteigenden Hügel lehnte, überragt von einer kleinen gothischen Kapelle.

Die vorgerückte Jahreszeit und die späte Stunde erfüllten den einsamen Wanderer mit sanfter Melancholie. Die kahlen Bäume mahnten an die Vergänglichkeit des Lebens und die welken Blumen an das Sterben der Natur. Wie durch einen Trauerflor blickte die Sonne auf die abgemähte, ihres schönsten Schmuckes beraubte Landschaft.

Ringsumher herrschte eine tiefe Stille, der Gesang der Vögel war längst verstummt, das lebendige Summen der kleinen Käfer und fleißigen Bienen verklungen. Nur zuweilen ließ ein hungriger Sperling sein klagendes Zwitschern oder eine düstere Krähe ihr heiseres Krächzen hören.

An dem schwarzen Portal, durch das der Professor trat, begrüßte ihn die tröstliche Inschrift: „Selig sind, die im Herrn ruhn." Unter dem falben Rasen schlummerten die Todten, Männer und Frauen, Kinder und Greise; die kühle Erde bedeckte die einst so warmen, pochenden Herzen mit all' ihren Wünschen und Träumen, ihren Leiden und Freuden, ihren Tugenden und Verirrungen.

Dieser Anblick erfüllte auch das Herz des Professors mit stillem Frieden und milder Wehmuth. Er klagte nicht um die Gestorbenen, sondern um die Zurückgebliebenen, nicht um die Freunde, die ihm der Tod geraubt, sondern um die, welche das Leben ihm entrissen hatte. Aber auch ihnen war er bereit, all' das Leid, das sie ihm zugefügt, in diesem Augenblick zu vergeben und ihnen die Hand zur Versöhnung zu reichen.

In solche Gedanken und Erinnerungen versunken, stieg er langsam zu dem Hügel empor, auf dem das Denkmal des Geheimeraths stand. Es dunkelte bereits, die meisten Besucher hatten schon den Kirchhof verlassen und der letzte Leichenwagen kehrte mit seinem Gefolge dumpf rollend nach der Stadt zurück. Der Todtengräber schaufelte noch an einem frischen Grab, auf das er die zurückgelassenen Kränze und Blumen legte. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne verklärten mit ihrem goldenen Licht das Kreuz auf der Kapelle, das tröstliche Zeichen und Symbol der ewigen Liebe und Barmherzigkeit.

Vor dem Geist des Professors stieg mit unabweisbarer Gewalt das Bild der verlorenen Freundin so lebendig auf, daß er ihr Gesicht in dem täuschenden Zwielicht zu sehen, ihre Stimme in dem klagenden Abendwind, in dem Rauschen der entlaubten Bäume zu hören glaubte.

War es eine Täuschung seiner Sinne, ein Spiel der aufgeregten Phantasie? Dort auf der Bank neben dem Denkmal des Todten kauerte ein dunkler Schatten und sein Ohr vernahm deutlich ein leises, unterdrücktes Stöhnen.

Ein kalter Schauer rieselte durch seine Glieder und sein Herz schlug heftig vor banger Furcht, als wollte es ihm die Brust zersprengen. Er wußte nicht, ob er weitergehen oder sich entfernen sollte.

Mit unwiderstehlicher Macht zog es ihn vorwärts. Bei dem Geräusch seiner Schritte erhob sich die verhüllte Gestalt und machte eine Bewegung, wie wenn sie fliehen wollte. Mit irren Blicken starrte sie ihn an; sie stieß einen Schrei aus und sank, überwältigt von Schreck und Scham, auf die Bank zurück, ihr bleiches Gesicht in ihre abgezehrten Hände verbergend.

Auch er hatte die unglückselige Frau erkannt. Blaß wie eine Leiche, hohläugig wie ein Gespenst, von Gram und Kummer entstellt, trotz der rauhen Jahreszeit nur mit einem ärmlichen, dünnen Mäntelchen bedeckt, lag sie vor seinen Blicken auf der Bank und zu ihren Füßen ein weinendes Mädchen von sechs Jahren, das ihn scheu mit den großen, schönen Augen ansah.

„Emilie!"

„Mama mia!" schrie das Kind.

Bei diesem Ruf erwachte die Ohnmächtige und brach in ein lautes, heftiges Schluchzen aus, das ihm das Herz zerriß.

Einige Augenblicke vergingen. Keines wagte zu sprechen, nur ihre traurigen Blicke verriethen den ganzen unbeschreiblichen Jammer eines solchen Wiedersehens nach jahrelanger Trennung.

„Sie können hier nicht bleiben," sagte der Professor, nachdem er sich mühsam gefaßt hatte. „Folgen Sie mir!"

„Ihnen?" fragte sie verzweiflungsvoll. „Warum lassen Sie mich nicht hier ruhig sterben?"

„Und Ihr Kind?"

Willenlos ließ sie sich von ihm fortziehen, gefolgt von der Kleinen, die sich an dem Mantel der Mutter anklammerte. Auf seinen Arm gestützt verließ sie den Kirchhof in der Dunkelheit der unterdeß hereingebrochenen Nacht. Ihre Schwäche war so groß, daß der Professor einen vorüberfahrenden Wagen anhalten und sie mit dem Kind hineinheben mußte. Auf seine Frage nach ihrer Wohnung nannte sie einen abgelegenen Gasthof am äußersten Ende der Stadt, wohin er sie begleitete.

Ein verdrossener, schäbig aussehender Kellner öffnete ein kaltes, unheimliches Zimmer und zündete ein dünnes Licht an, worauf er sich mit etwas freundlicheren Blicken entfernte, nachdem der Professor bei ihm eine Tasse Thee und ein kleines Abendbrod bestellt hatte.

Bald loderte eine helle Glut in dem alten Ofen und verbreitete eine angenehme Wärme in der ärmlichen Stube.

Nach einiger Zeit erschien auch das Abendbrod, welches die Geheimeräthin jedoch nicht berührte; nur eine Tasse Thee trank sie auf dringendes Bitten. Um so gieriger fiel die hungrige Kleine über die Speisen her und ließ es sich schmecken; sie hatte vielleicht den ganzen Tag noch nichts gegessen.

Nachdem das Kind gesättigt und vor Müdigkeit auf dem Schooß der Mutter eingeschlafen war, unterbrach die unglückliche Frau das bange Schweigen, um sich selbst anzuklagen. Es war die alte traurige Geschichte, voll bitterer Täuschungen, zerstörter Illusionen, schmerzlicher Verirrungen und später Reue.

Anfänglich heuchelte Signore Brosio die glühendste Liebe und Zärtlichkeit, suchte er seine niederen Gesinnungen vor ihr zu verbergen, seine schändlichen Neigungen zu verheimlichen, bis er mit ihr getraut und in den Besitz ihres selbst nach dem Verlust der halben Erbschaft noch immer bedeutenden Vermögens gekommen war. Erst nach einiger Zeit warf er die ihm lästige Maske ab, zeigte er sich in seiner wahren Gestalt, seine ganze, unter der glänzenden Außenseite versteckte Verdorbenheit.

Rücksichtslos überließ sich der plötzlich reich gewordene Abenteurer dem ausschweifendsten Leben und verschwendete mit vollen Händen das ihm zugefallene Geld. In allen großen Städten, in London und Paris, in Rom und Neapel, in den bekannten Badeorten, besonders an den Spielbanken von Nizza und Monaco erregte er durch seinen fürstlichen Aufwand, durch seine eleganten Equipagen und Pferde, durch seine glänzenden Gesellschaften und vor Allem durch sein hohes Spiel allgemeines Aufsehen.

Um ihn sammelte sich bald ein Schwarm von zweideutigen Männern und galanten Frauen, Abenteurer, Spieler, heruntergekommene Kavaliere, verabschiedete Offiziere, falsche Gräfinnen und emanzipirte Damen der Pariser Halbwelt, mit denen er ausschließlich verkehrte.

Da die Geheimeräthin dieses Treiben nicht dulden wollte und ihm deßhalb ernste Vorstellungen machte, so kam es zwischen Beiden, nachdem dem kurzen Liebesrausch ein trauriges Erwachen gefolgt war, zu heftigen Auftritten und Auseinandersetzungen, wobei Signore Brosio seine ganze empörende Rohheit und Brutalität entfaltete, besonders wenn er, wie dieß öfters vorkam, gerade viel Geld im Spiel verloren hatte.

Was weder ihre Ermahnungen, noch ihre Vorwürfe vermochten, das bewirkte die dringende Noth, nachdem der größte Theil des Vermögens verschwunden war und er kaum so viel übrig behielt, um eingeschränkt leben zu können. Gezwungen verließ er mit dem dürftigen Rest des früheren Reichthums den Schauplatz seiner Verschwendung, um zu seinem alten Beruf zurückzukehren und als Impresario einer von ihm engagirten Oper in Amerika sein Glück zu versuchen.

Das mit unzulänglichen Kräften leichtsinnig gewagte Unternehmen scheiterte und endete, wie vorauszusehen

Dornröschen. (Der schlafende Hofstaat.) Nach dem Gemälde von Alb. Tschautsch. (S. 1031.)

Das Marionettenspiel. Nach dem Gemälde von J. Grünewald. (S. 1031.)

war, mit dem gänzlichen Bankerott des unglücklichen Direktors. Nur um sein Leben zu fristen, sah er sich genöthigt, in der Fremde von Ort zu Ort zu ziehen und sich durch Konzerte und Unterricht kümmerlich zu ernähren. Dabei verwilderte er immer mehr, sank er von Stufe zu Stufe immer tiefer.

Der elende Verschwender, der sonst in Champagner geschwelgt, berauschte sich jetzt in Gin und Sprit, und der elegante Spieler, der einst Tausende an der Bank zu Nizza oder Monaco verloren, suchte jetzt die verrufensten Spielhöllen und Spelunken auf, wo er mit dem lüderlichsten Gesindel, mit notorischen Halsabschneidern und Schwindlern, die Nächte zubrachte. Und wenn dann seine unglückliche Frau ihren Abscheu und ihre Thränen bei seinem Anblick nicht länger unterdrücken konnte, mißhandelte der Elende die Arme, welche ihm Alles, ihr Vermögen, ihren Ruf, ihre Stellung geopfert hatte.

Mehr als einmal schon war sie fest entschlossen, ihn zu verlassen, aber der Gedanke an ihr Kind, das sie mehr als das eigene Leben liebte, und der Mangel an allen Mitteln zu einer so weiten Reise hielt sie zurück und hinderte sie, ihren Vorsatz auszuführen. Erst sein unerwarteter Tod in Folge einer tödtlichen Wunde, die er sich bei einer Rauferei mit seinen Spießgesellen zugezogen hatte, befreite sie von ihren schmachvollen Fesseln.

Mit dem aus dem Verkauf ihrer letzten Sachen gelösten Geld bestritt sie die Ueberfahrt für sich und ihre Tochter, von unwiderstehlicher Sehnsucht nach der Heimat getrieben. Krank, elend, vom Fieber geschüttelt, hatte sie sich so weit geschleppt, um auf dem Kirchhof, an dem Grabe ihres Gatten zu sterben.

„Und nun," schloß sie, erschöpft von ihrer traurigen Erzählung, „habe ich nur noch den Wunsch, eine Zuflucht für mein armes Kind in dem Waisenhaus zu finden, das Schmieder gegründet hat. Haben Sie Mitleid mit der unschuldigen Waise und verwenden Sie sich für meine unglückliche Tochter. Ich selbst bedarf nichts mehr, da ich nur noch kurze Zeit zu leben habe."

„Sie werden sich erholen und wieder genesen."

„Ich fürchte nicht den Tod. Wenn das Kind nicht gewesen wäre —"

Sie vollendete nicht den Satz, aber ihre düsteren Blicke, ihre verzweiflungsvollen Züge verriethen, was in ihrer Seele vorging.

„Versprechen Sie mir," sagte er feierlich, „für Ihre Tochter zu leben. Ich werde Sie nicht verlassen."

Ueber ihr bleiches, abgemagertes Gesicht flog, wie ein Sonnenstrahl über eine verödete Winterlandschaft, ein mattes Lächeln, das ihn unwillkürlich an frühere, schönere Tage erinnerte.

„Sie bedürfen jetzt der Ruhe. Ich werde morgen wiederkommen und für eine passende Wohnung Sorge tragen."

Zögernd nahm sie die ihr von ihm dargebotene Hand mit einer Bewegung, als wenn sie dieselbe küssen wollte. Als er sie schnell zurückzog, fiel darauf eine heiße Thräne.

Erschüttert nahm er Abschied; draußen auf dem Flur blieb er unwillkürlich stehen, um zu lauschen. Deutlich hörte er ihr lautes Weinen, das ihn bis zu seiner Wohnung begleitete.

Zu Hause erwartete ihn Fräulein Kornelia, die sich sein langes Ausbleiben nicht erklären konnte und sich wegen seines veränderten Aussehens ängstigte.

„Wo bist Du denn so spät noch gewesen?" fragte sie besorgt.

„Auf dem Kirchhof. Heute ist der Sterbetag des seligen Robert."

„Du siehst wirklich aus, als ob Du einen Geist erblickt hättest."

„Das ist wohl möglich," erwiederte er mit eigenthümlich traurigem Lächeln.

Um sich ihren ferneren Fragen zu entziehen, klagte er über Müdigkeit und leichten Kopfschmerz, weßhalb er sich auf sein Zimmer zurückzog, wo er mit lauten Schritten auf und ab ging, was bei ihm stets ein Zeichen heftiger Aufregung war. Erst spät nach Mitternacht suchte er sein stilles Lager auf; auch im Schlaf verfolgte ihn das Bild der unglücklichen Frau, hörte er noch immer ihr stilles Weinen.

Am nächsten Morgen erschien der Professor gegen seine Gewohnheit bereits völlig angekleidet und so eilig, daß er sich kaum die Zeit nahm, das Frühstück zu genießen.

Fräulein Kornelia sah ihren Bruder erstaunt an und konnte nicht unterlassen, ihn zu fragen, wohin er schon so früh gehen wollte, obgleich er zum Sprechen weniger als je ihr aufgelegt schien.

Er schützte ein dringendes Geschäft vor und nahm, ohne ihre Antwort abzuwarten, seinen Hut und Ueberzieher, unbekümmert um ihre verwunderten Blicke.

Während die besorgte Schwester ihm durch das Fenster kopfschüttelnd nachschaute, eilte er mit hastigen Schritten zu dem bekannten Medizinalrath Weber, mit dem er eine längere Unterredung hatte. Kurze Zeit darauf fuhr er mit dem berühmten Arzt, der ihm ein unverbrüchliches Stillschweigen versprochen hatte, nach dem traurigen Gasthof, wo ihn die kranke Geheimeräthin in ihrer ärmlichen Wohnung erwartete.

Wie der zu Rath gezogene Medizinalrath nach einer genauen Untersuchung dem Professor schonend mittheilte, war der Zustand der Patientin hoffnungslos. Sie litt in Folge der vorangegangenen Aufregungen und Entbehrungen an einer unheilbaren Auszehrung, welche ihre geringen Kräfte in kurzer Zeit aufzureiben drohte. Die Kunst konnte nur ihre Leiden mildern, aber nicht das nahe Ende aufhalten.

Mit Hülfe des befreundeten Arztes gelang es wenigstens, der Kranken alle wünschenswerthen Erleichterungen und die nöthige Pflege bei einer von ihm empfohlenen Familie zu verschaffen, bei der die Geheimeräthin ein freundliches Unterkommen und eine wohlthuende Theilnahme, vor Allem aber die ersehnte Ruhe und Verborgenheit fand.

In dem stillen, bescheidenen Stübchen erschien der Professor des Abends, wenn es dunkelte, und saß neben dem Lehnstuhl der armen, kranken Frau, wie er früher in dem glänzenden Salon der liebenswürdigen, angebeteten Dame gesessen hatte. Noch immer fühlte er ein leises Zittern, wenn sie ihm die fieberheiße, abgezehrte Hand reichte; noch immer schlug sein Herz stärker, wenn sie ihn mit ihren eingesunkenen, halb erloschenen Augen dankbar anblickte; noch immer umschwebte die gebrochene Gestalt ein rührender Zauber, erschien ihm sein zerstörtes Ideal wie ein schönes, verstümmeltes Götterbild, um das er heimlich trauerte.

Je näher das von ihm gefürchtete, von ihr gewünschte Ende heranrückte, desto theurer wurde ihm von Neuem die Unglückliche. Die strenge Schule des Lebens hatte sie geläutert, Krankheit und Elend die Schlacken von ihr abgestreift und sie von all' ihren Schwächen und Verirrungen befreit. Mit rührender Geduld ertrug sie ihre schweren Leiden als die gerechte Strafe für ihre Schuld, und mit wunderbarer Ruhe sah sie dem nahen Tod entgegen, mit Gott und der Welt versöhnt.

Nur der Gedanke an ihre unglückliche Tochter beschäftigte sie bis zum letzten Augenblick. Bereits im Sterben, bat sie den erschütterten Freund mit kaum noch vernehmbarer Stimme, die arme Waise nicht zu verlassen.

„Ich werde Vaterstelle an ihr vertreten."

„Gott segne Sie für diesen Trost."

Noch einmal strahlten ihre Augen wie das erlöschende Licht, von einem überirdischen Glanz erhellt. Ein unvergeßlicher Blick auf den trostlosen Freund und ihr weinendes Kind, ein tiefer Seufzer, ein kurzer Kampf und sie war nicht mehr.

An ihrer Leiche, welche der Tod verschönte und verklärte, knieten der Professor und die ihm anvertraute Tochter und beteten für die Ruhe und den Frieden der Verstorbenen.

Sie wurde auf ihren Wunsch still neben dem ihr vorangegangenen Geheimerath begraben. Niemand folgte ihr außer dem Freund und ihrem Kinde, das der Professor in sein Haus nahm und mit Einwilligung seiner Schwester adoptirte.

Das Mädchen, welches wie die Geheimeräthin Emilie hieß, besaß die Anmuth und Liebenswürdigkeit ihrer Mutter, ohne die Schwächen derselben. Auch sorgte Fräulein Kornelia durch ihre strenge Erziehung dafür, daß sie frei von all' den Fehlern und Verirrungen der Verstorbenen blieb. Reichlich vergalt die Kleine die ihr erwiesene Liebe; sie war der Trost und die Freude des Professors und seiner Schwester, von denen sie wie eine eigene Tochter geliebt wurde und deren Alter sie verschönte und erhellte.

„Sie ist das Abbild ihrer Mutter," sagte er zu Kornelia.

„Bis auf ihre Fehler, die Emilie zum Glück nicht zeigt."

„Sage, was Du willst," versetzte der Professor, traurig lächelnd, „sie war doch — eine liebenswürdige Frau, die ich nie vergessen werde."

Baron Haymerle.

(Hiezu das Porträt S. 1021.)

Oesterreich steht an einem Wendepunkt seiner Geschichte. Der Premier, welcher seit acht Jahren an der Spitze des österreichisch-ungarischen Reichsministeriums stand, Graf Andrassy, wird in diesen Tagen seinen Posten verlassen und als sein Nachfolger wird allgemein Baron Haymerle bezeichnet. Der neue Mann des Vertrauens ist bürgerlicher Abstammung und es dürfte dieß wohl zu betonen sein, da der hohe Posten, den er künftig einnehmen soll, bislang nur von der höchsten Aristokratie Oesterreich-Ungarns besetzt wurde. Haymerle ist ein geborener Wiener und hat in der orientalischen Akademie seine Studien absolvirt. Er fungirte später als Konsul in Smyrna und erwarb sich hier, wie später als Legationsrath in Konstantinopel, gründliche Kenntniß der orientalischen Verhältnisse. Er war während seines Aufenthalts am goldenen Horn die Seele der Gesandtschaft. Vor zwölf Jahren wurde Haymerle Gesandter in Athen, kam dann nach dem Haag und fungirte von 1876 bis 1877 als Sektionschef im Ministerium des Aeußern. Im letztern Jahre wurde er zum Botschafter in Rom ernannt, von wo ihn das Vertrauen seines Kaisers als zweiten Bevollmächtigten zum Kongreß in Berlin berief, an dessen Arbeiten er sich lebhaft betheiligte. Der Aufenthalt in Berlin war für die Stellung des Baron Haymerle auch deßhalb von Bedeutung, weil er Gelegenheit dazu bot, gewisse Zweifel zu beseitigen, welche in Betracht seiner Gesinnungen gegenüber Deutschland in Berlin gehegt wurden, Zweifel, welche insbesondere den Familienbeziehungen des Baron Haymerle ihre Entstehung dankten, denn er ist mit einer Tochter des Frankfurter Senators v. Bernus vermählt, der bekanntlich keine sonderlichen Sympathieen für Preußen besitzt. Im Jahre 1867 wurde Haymerle in den Freiherrnstand erhoben. Der intakte Ruf, der Baron Haymerle auszeichnet, wird ihm für die erste Zeit eine mächtige Stütze sein. Bald genug wird er freilich Gelegenheit haben, Farbe bekennen zu müssen. Doch soll die neue Aera mindestens mit keiner Aenderung der Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu Deutschland inaugurirt werden — das ist für uns das Wichtigste.

Notizblätter.

Literatur.

— **„Zu Goethe's hundertunddreißigstem Geburtstage" heißt** der Titel einer Festschrift, welche Dr. Eduard W. Sabell (Heilbronn, Henninger) in festlichem Gewande hat erscheinen lassen. Der Herausgeber, welcher in seiner Vorrede ausführlich der Anfeindungen gedenkt, welchen Goethe während seines Lebens und nach seinem Tode ausgesetzt gewesen, und wie er nun als siegreicher Held dastehe, bringt ein unbekanntes Festspiel zu Goethe's Geburtstag von Ludwig Tieck, zwei Abhandlungen über Trudenfuß und Hexensprüche im Faust und über den Mephistopheles-namen, endlich neu aufgefundene Gedichte von Goethe, des Interessanten genug zu Ehren des Tages und ein gewichtvoller Beitrag zu der reichen Goetheliteratur, die freilich nach und nach in einem Grade angeschwollen, daß wir vor lauter Büchern über Goethe gar nicht mehr zur Lektüre des Dichters selbst kommen können. Am meisten hat uns die Abhandlung über den Namen Mephistopheles interessirt, die manches Neue zu Tage fördert.

— **Von den „Gesammelten Schriften" von John Prince-Smith** (dem vor einigen Jahren verstorbenen Chef der deutschen Freihandelsschule), herausgegeben von dem Abg. Dr. Karl Braun, Verlag von F. A. Herbig in Berlin, ist soeben der zweite Band erschienen, welcher vorzugsweise die handelspolitischen Arbeiten umfaßt. Der dritte wird 1) die polemischen Schriften, 2) die Reden auf den volkswirthschaftlichen Kongressen und 3) eine in französischer Sprache verfaßte Arbeit: «Valeur et Monnaie» enthalten. Endlich wird auch eine Biographie des Verfassers von Otto Wolff (Stettin) beigefügt werden. Mit diesem dritten Band, welcher in sechs Wochen erscheint, ist das Werk vollendet. — In demselben Verlage erscheinen in wenigen Tagen Lieferung 2 und 3 der ebenfalls von Karl Braun, Wiesbaden, herausgegebenen „Bibliothek volkswirthschaftlicher Klassiker". Mit ihnen ist die Sammlung der auserwählten Schriften von Friedrich Bastiat, welche sich vorzugsweise mit der handelspolitischen und mit der sozialen Frage beschäftigen, abgeschlossen. Es wird nunmehr eine Auswahl aus den Schriften der berühmten deutschen Nationalökonomen Christian Jakob Kraus und Karl Heinrich Hagen (in Königsberg) und Johann Gottfried Hoffmann (in Berlin) folgen, welche die zweite Folge der mit großem Beifall und Erfolg aufgenommenen Sammlung ausmacht.

— **Eine vortreffliche Reiseschilderung, was schlichte, treue Darstellung** anbetrifft, ist C. v. Orelli's Werk: „Durch's heilige Land" (Basel, Spittler). In dem starken Buche ist sichtlich keine Zeile durch des Autors Phantasie hervorgerufen. Orelli berichtet, was er gesehen, mit einer naiven Fröhlichkeit und naiven Anschaulichkeit, die mehr wirkt als künstliche Beleuchtungen. Daß der Reisende ein Theologe ist, wird bald klar, dieß kommt aber der Reise durch Palästina sehr zu Statten, der Autor belebt und vertieft seine schlichte Darstellung durch die stete Beziehung zu der Geburtsstätte der christlichen Religion. Diese Tagebuchblätter gehören zu den erquicklichsten Produkten unserer Reiseliteratur gerade durch ihre Anspruchslosigkeit.

— **In prachtvollem Einband — im echten Salonstyl — hat die** Arnoldische Buchhandlung in Leipzig ein „Merkbuch für Geburts- und Namenstage" herausgegeben, das auf der einen Seite die von Hermann Georges gesammelten Denksprüche für alle Tage aus Goethe's und Schiller's Werken, auf der andern die Tage zum Einschreiben und am Schlusse ein Namenregister enthält. Der Gedanke, unseren beiden großen Dichtern ausschließlich diese Blätter einzuräumen, hat uns besonders wohl gefallen, sie bieten der Spruchweisheit mehr als alle anderen Dichter und werden durch solch' täglichen Verkehr mit ihnen nur noch mehr unsere Lieblinge. Vielleicht dürfte dem Citate auch den Ort, von wo es genommen, hinzuzufügen, sich für eine neue Auflage empfehlen.

— **Sehr fesselnd und von großem allgemeinem Interesse ist das** Werkchen: „Die Schrift, Grundzüge ihrer Physiologie und Pathologie" von Dr. Albrecht Erlenmeyer (Stuttgart, Bonz & Comp.). Der geistvolle Arzt hat hier die Erfahrung, welche er als Dirigent einer Anstalt für Nervenkranke hinsichtlich der Handschriftveränderung bei gewissen schweren Gemüths- und Geisteskrankungen gesammelt, eingehend zergliedert und durch Facsimiles der Handschriften anschaulichst erläutert. Dieses merkwürdige Buch eröffnet eine unendliche Perspektive in ganz neue Gebiete der Heilkunde und ist als hochinteressante, anregende Lektüre zu empfehlen.

— **Sehr interessant ist das kleine Buch: „Zeitbilder“, welches** der bekannte Bischof von Paderborn, Konrad Martin, bei Kirchheim in Mainz herausgegeben. Das Schriftchen schildert des Autors Beziehungen zu dessen Lehrern: „Erinnerungen an meine verewigten Wohlthäter“ hat der Bischof diese Federzeichnungen betitelt. Man bedauert nur deren Kürze, denn über Oken, Thiersch, Schubert, Allioli, Wegscheider, Waitz, Hermes — dieser ist noch am eingehendsten vom Standpunkt des Autors charakterisirt — hätte man doch gern etwas Ausführlicheres erfahren und besonders, wie diese auf den Bischof gewirkt, als in der einen oder den zwei Seiten, welche Martin ihnen widmet. Das Buch ist mit Geist geschrieben und entschieden interessant, auch besonders der erste Theil von biographischem Werth für die Lebensgeschichte des hervorragenden Klerikers.

— **Eine Volksausgabe von „Kant's Kritik der reinen Vernunft“** ist, nachdem im Laufe von kaum zwei Jahren viele Tausende davon verkauft, in Reclam's Universalbibliothek eben in zweiter verbesserter Auflage erschienen. Die Ausgabe, welche den Text der ersten von 1781 mit den Abweichungen der Ausgabe von 1787 zusammenstellt, ist auch kritisch die beste, das Verdienst des Herausgebers Dr. Karl Kehrbach. Die schnelle Verbreitung ist jedenfalls ein erfreuliches Zeichen der Zeit.

— **In diesem Herbste gelangen drei wichtige wissenschaftliche** Werke zum Abschluß: Schnaase, Geschichte der bildenden Künste (VIII. Bd., 2. Abth.), Sybel, Geschichte der Revolution (V. Bd., 2. Abth.) und Lübke, Geschichte der italienischen Malerei (Bd. II.). Wir werden auf dieselben näher zu sprechen kommen.

— **Von Jensen's „Pfarrhaus von Ellernbrook“, das in diesen** Blättern veröffentlicht worden, ist jetzt eine zierliche Buchausgabe (Stuttgart, Hallberger) erschienen, auf welche aufmerksam gemacht zu haben, die Freunde Jensen'scher Muse uns danken werden.

— **Die Redaktion des bei Fr. Thiele in Leipzig erscheinenden** Witzblattes „Schalk“ wird vom 1. Oktober Dr. Ernst Eckstein daselbst übernehmen.

Bildende Künste.

— **Die zur Zeit in München tagende Verbindung für historische** Kunst beschloß nur über den Ankauf eines einzigen der für sie im Kunstverein ausgestellten Kunstwerke in Unterhandlung zu treten, und zwar über L. v. Langenmantel's (München) Gemälde: „Savonarola predigt gegen die Verschwendung“. Zugleich sprach sich während der Sitzung mehrfach das Bedauern aus, daß trotz der nicht kleinen Zahl eingelaufener Historienbilder und Skizzen nur wenige sich vorfanden, die den Ansprüchen der Historienmalerei und damit den Zwecken der Verbindung entsprächen.

Musik.

— **Der automatische Klavierhandleiter von Wilhelm Bohrer ist** von den ersten Autoritäten als eine vorzügliche Erfindung anerkannt worden, welche allen Anfängern auf's Dringendste zu empfehlen sei, weil sie den Unterricht ungemein fördere, die Klavierspieler viel rascher ihrem Ziele entgegenbringe. Die Verlagsbuchhandlung von Jos. Aibl in München hat alle Urtheile zusammendrucken lassen und in einem Heftchen vereinigt, von dem jeder Klavierlehrer und Klavierspieler Einsicht nehmen sollte. „Schafft einen Bohrer an!“ ruft v. Bülow — das könnte statt aller Empfehlung genügen.

— **In Italien kamen in einem Jahre nicht weniger als** 51 neue Opern zur Aufführung, von denen 4 einen sehr guten, 36 einen guten Erfolg hatten.

Bühne.

— **Das Dresdener Hoftheater hält mit Recht an der Gewohnheit** fest, Gedenktage in festlicher Weise zu begehen. Auch die fünfzigjährige Jubelfeier der ersten Dresdener Faust-Aufführung hat ein Prolog des Hofraths Dr. J. Rabst in ansprechender Weise eingeleitet, und dem Theaterzettel vom 27. August 1879 ist derjenige des 27. August 1829 in einem Wiederabdruck beigefügt worden. Nur einer aus der Reihe der damals bei der Aufführung betheiligt Gewesenen ist noch am Leben. Wie bekannt, gehört Tieck das Verdienst, die Dresdener Hofbühne zu dem nur erst in Braunschweig durch Klingemann damals gewagten Unternehmen bestimmt zu haben, und ohne diese bedeutungsvolle Nachsolge hätte es wohl noch lange dauern können, ehe das Beispiel Braunschweigs für mehr als ein interessantes Experiment angesehen worden wäre. Daß jetzt der Prolog auch den zweiten Theil in Aussicht stellte, ist nach dem Vorgange Weimars und anderer Bühnen nicht verwunderlich, zumal die Bayreuther Nibelungen-Phantasmagorieen von Neuem das Publikum für Bühnenstücke, die das Maschinenwesen in athemloser Weise beschäftigen, empfänglich gemacht haben. Die Aufführung des ersten Faust-Theils war eine sehr löbliche.

— **Franz Nissel's mit dem Schillerpreise gekröntes Drama:** „Agnes von Meran“ ist am 2. September zum ersten Male am Wiener Stadttheater gegeben worden. Der Erfolg war günstig. Der Dichter, sagt Uhl in einer Besprechung des Stücks, gehört zu jenen seltensten Erscheinungen unserer Zeit, welche sich seit ihrem Eintritte in die literarische Welt fast nicht geändert haben. Er ist ein ewiger Jüngling des Geistes geblieben, er ist nicht gereift, nicht kräftiger, energischer, klarer geworden. Aus der Burgtheaterschule hervorgegangen, ein wirkliches Schauspielerkind, und als Dichter ein Adoptivsohn Grillparzer's und Halm's, aus deren früherer Periode, spann er sich nach kurzer schöner Raupenzeit ein, aber als farbenglänzender Falter hat er nie purpurfarbene Flügel im Sonnenscheine schimmern lassen. Franz Nissel ist jung geblieben im guten, aber auch im schlimmen Sinne des Wortes. „Agnes von Meran“ ist ein Beweis dafür, trotz des Preises, der diesem Stücke wurde. Talent, Talent und wieder Talent, ja; es ist ausgesprochen auch in diesem Stücke, Begabung für Alles, auch für das wirkliche Theater und dessen Anforderungen ist reich in demselben aufgespeichert, allein jene Bedeutung, welche allein die Berechtigung, allgemeine Anerkennung zu verlangen, gibt, besitzt „Agnes von Meran“ nicht. Wohin das Stück zielt, ist nicht mißzuverstehen; die Konsikte sind zahlreich, der Aufbau geschickt, die szenische Wirkung manchmal stark, die Sprache etwas redselig, selten kryskallklar, aber doch von mittlerem Aufschwunge; nur konnte sie sich von dem Muttergestein, den Epigonen Grillparzer's und Halm's, nicht freireißen. Das liegt die Gefangennehmung Nissel's, der er sich nie entzog, und noch mehr tritt sein Stehenbleiben auf dem Ausgangspunkte aus der unreifen Art, wie er denkt, hervor und wie er aus dem Denken heraus gestaltet.

— **Hugo Bürger's „Gabriele“ ist im Frankfurter Stadttheater** freundlich aufgenommen worden. Die Kritik weiß freilich viel zu tadeln, Anfang und Ende, Prämisse und Lösung, und namentlich die vielen Einschachtelungen, um das Stück handlungsreicher und wirkungsvoller zu machen.

— **Das Wallnertheater in Berlin hat mit einem Schwank von** Fr. v. Schönthan: „Sodom und Gomorrha“, viel Glück gemacht; sein Stück ist bereits von 40 Theaterdirektoren angenommen. Ebenso gefiel: „Unser Zigeuner“, Schwank von Oskar Justinus, im Residenztheater in Berlin, und man verspricht sich auch von diesem Autor eine glänzende Zukunft.

— **L'Arronge hat ein neues Lustspiel: „Wohlthätige Frauen“** vollendet, das im Wallnertheater in Berlin und im Carltheater in Wien zunächst zur Aufführung gelangt.

— **Julius Rosen hat ein neues Lustspiel geschrieben, das sich** „Starke Mittel“ betitelt und zuerst im Stadttheater in Wien zur Aufführung gelangen wird.

Kultur und Wissenschaft.

— **Der deutsche Schriftstellertag, welcher vom deutschen Schrift-** stellerverband in Leipzig in's Leben gerufen worden, findet dieses Jahr vom 4.—6. Oktober in Dresden statt. An der Spitze des Lokalkomites steht Dr. Hugo Schramm-Macdonald.

— **Die Görres-Gesellschaft in München hat mehrere Preisauf-** gaben gestellt, welche ohne Bearbeitung blieben; so eine „Geschichte der deutschen Philosophie bis Kant“, für diese ist der Preistermin bis 31. März 1880 verlängert worden; ebenso hat die Biographie des heil. Bonifazius wie die des Albertus Magnus keinen Bearbeiter gefunden. Für eine „Geschichte der deutschen Manchesterschule“ ist der Endtermin auf 1. März 1881 festgestellt.

— **Der am 18. und 19. August in Gotha versammelt gewesene** Kongreß deutscher Thierschutzvereine war von 88 Delegirten aus allen Gauen Deutschlands besucht, und verdient wegen der behandelten Fragen das allgemeinste Interesse. Die Regierung wie die Stadtverwaltung gaben ihre Theilnahme an der Versammlung durch besondere Begrüßung derselben zu erkennen. Das Bureau bestand aus Direktor Marquard-Dresden, Präsident; Dr. v. Schwarz-Gotha, Sondermann-München und Hartmann-Köln, Vizepräsidenten; Rink-Köln und Schäfer-Darmstadt, Schriftführer. Nachdem der Kongreß sich dafür ausgesprochen, daß die Jugend für die Sache des Thierschutzes zu gewinnen und deßhalb durch die Schule belehrend und fördernd einzuwirken sei, wurden nach einem Referat von Dr. Marquard-Dresden einige Resolutionen angenommen, die bezüglich der Hundehaltung und Hundepolizei, Erhöhung der Hundesteuer, Beseitigung der Hundefuhrwerke und des Einspannens der Hunde, Anwendung erprobter Maulkörbe und das Tödten der Hunde gleich dem Schlachten der Hausthiere empfehlen. Damit schloß der erste Sitzungstag; interessanter und bedeutender waren die Verhandlungen des zweiten Tags. Es referirte zunächst Sondermann-München über Erweiterung und Ergänzung der deutschen Thierschutzgesetzgebung, indem er nachwies, daß die Bestimmung in § 360 des Strafgesetzbuchs unzureichend sei; sein Antrag, den Reichstag zu bitten, die Bestimmung zu treffen: „bis zu 150 Mark wird bestraft, wer Thiere quält oder mißhandelt“ — wurde angenommen. Die Versammlung beschloß, eine Centralorganisation aller deutschen Thierschutzvereine herbeizuführen, zu welchem Behufe das Bureau ein Statut entwerfen und solches dem nächsten 1881 in Wiesbaden zu haltenden Kongreß vorlegen solle. Die Hauptfrage des Kongresses war die Vivisektion. Dieselbe war durch eine Kommission vorberathen und dann durch Willibald Wulff-Schleswig als Referent und Dr. Schäfer-Wiesbaden als Korreferent vertreten worden. Die von der Kommission vorgeschlagenen Resolutionen wurden bei namentlicher Abstimmung mit 57 gegen 28 Stimmen angenommen; dieselben lauten: „Der Kongreß erklärt sich zwar für inkompetent, die Frage der Nothwendigkeit der Vivisektion zu entscheiden, hat aber mit Bedauern von den Ausschreitungen derselben Kenntniß genommen und will deßhalb bei Bundesrath und Reichstag um die gesetzliche Regulirung petitioniren. Würde die Vivisektion als unentbehrlich für die Wissenschaft erachtet, so würden die nothwendigen Einschränkungen in Folgendem zu finden sein: 1) Beschränkung der Vivisektionen auf das geringste Maß, 2) wo todtes Material ausreichend vorhanden, kein Versuch an lebenden Thieren gemacht werde; das Thier ist sofort nach dem Erwachen aus der Betäubung zu tödten; die Vivisektion darf nur unter staatlicher Kontrole geschehen, 3) zur Illustration medizinischer Vorträge oder zur Befriedigung der Neugierde darf die Vivisektion nicht geschehen, sie darf nur im äußersten Fall als Forschungsmittel benützt werden. Die Themata über „Vogelschutzgesetz“ und „Taubensport“ konnten nicht mehr zur Verhandlung kommen, doch wurde noch der Antrag angenommen: das Reichseisenbahnamt um entsprechende Bestimmungen über die Hundebeförderung auf Eisenbahnen zu bitten.

— **Dr. Schliemann wird sich nach London begeben, um an der** Herausgabe seines wissenschaftlichen Werkes über Troja zu arbeiten, zu dem Virchow die Vorrede schreibt. Das Werk erscheint englisch bei Murray, französisch bei Hachette.

— **Dr. Brauns, Privatdozent an der Universität zu Halle, hat** einen ehrenvollen Ruf als Professor der Mineralogie und Paläontologie an die japanische Universität Tokio erhalten und angenommen. Es befinden sich daselbst bereits 25 deutsche Professoren.

Industrie und Verkehr.

— **Aus der vom Brauerorgane „Gambrinus“ zum internatio-** nalen Saatenmarkt ausgegebenen Tabelle über die Bierproduktion Oesterreich-Ungarns im Jahre 1878 entnehmen wir, daß in 105 untergährigen Bier erzeugenden Brauereien 2,437,606 Hektoliter Bier oder 27,209,205 Hektolitergrade Bierwürze gebraut und dafür 5,101,450 fl. Verzehrungssteuer entrichtet worden sind. Verbraucht wurden 610,219 Metercentner Gerste und 4062 Metercentner Hopfen. Mehr als 10,000 Hektoliter Bier erzeugten 18 Brauereien. Von der Produktion entfiel auf den Kopf der Bevölkerung 115 Liter und von der Steuer 2,40 fl. In Oesterreich-Ungarn betrug die Zahl der im Betriebe gestandenen Brauereien 2353, die Erzeugung 11,323,444 Hektoliter Bier oder 122,488,423 Hektolitergrade Bierwürze mit einer Steuerleistung von 21,041,631 fl., der Export 214,422 Hektoliter und der Konsum 11,111,796 Hektoliter oder um 228,131 weniger als im Jahre 1877 und um 1,545,639 weniger als im Jahre 1875.

— **Nach einem statistischen Ausweise hat Paris mit nahezu zwei** Millionen Einwohnern im Jahre 1876: 287,582,000 Kilogramm Brod, 4,360,000 Hektoliter Wein, 106,500 Hektoliter Branntwein oder Liqueure, 204,000 Hektoliter Bier und 151,905,000 Kilogramm Fleisch konsumirt.

— **Nordhausen wird im nächsten Jahre eine Gewerbeausstellung** für Stadt und Kreis Nordhausen und umliegende Städte veranstalten.

— **Das neue internationale Reglement zur Verhütung von** Zusammenstößen wird erst am 1. September 1880 in Kraft treten.

— **Die Monte-Cenere-Linie wird am 1. Oktober in Angriff** genommen, 4000 Arbeiter sind an der ganzen Gotthardlinie beschäftigt.

— **Das Censorenamt in Peking hat über eine Erfindung Tung** Ji-d'i's, des Subpräfekten der Provinz Anhwei, Bericht erstattet, durch welche Schiffe mittelst Dampfes bewegt werden können, der ohne Verwendung von Feuer erzeugt wird — eine Erfindung, die sich weit vortheilhafter als die gewöhnlichen Dampfmaschinen erweist. Das fragliche Dampfboot ist nahezu vollendet und bedarf zum Zwecke seiner vollständigen Ausrüstung nur mehr des Betrages von 3000 Taels (9000 fl.). Dem Berichte sind Zeichnungen und Beschreibung der Maschine angefügt. Sollte die von dem genannten Beamten erfundene Maschine wirklich im Stande sein, ein Schiff rasch zu bewegen, und sich als praktisch erweisen, so ist deren Anwendung angeordnet.

— **Der amtliche Ausweis über den Eisenbahnverkehr in Indien** für das Jahr 1878 liegt jetzt vor. Die betriebsfähigen Bahnlinien sind 8215 Meilen lang, von denen 995 Meilen im Laufe des abgelaufenen Jahres eröffnet wurden. Etwa 1020 Meilen sind noch im Bau begriffen. Die Gesammtzahl der Passagiere betrug 38,495,743 gegen 34,156,790 im Jahre 1877. Die Gesammtquantität der beförderten Güter betrug 7,296,335 Tons gegen 8,309,943 im Vorjahre und 5,794,949 im Jahre 1876. Die Einnahme aus der Beförderung dieser Güter ist von 7,669,314 Pfd. Sterl. auf 6,784,059 Pfd. Sterl. gesunken.

Militär und Marine.

— **Einem Ausweise des englischen Kriegsministeriums zufolge** beläuft sich die Stärke der englischen Armee für das Jahr 1879—80 auf 336,755 Mann aller Waffengattungen. Davon kommen 1302 Mann auf die Gardekavallerie (Household Cavalry), 15,998 Mann auf die Linienkavallerie, 35,216 Mann auf die Artillerie, 5950 Mann auf die Fußgarde, 120,006 Mann auf die Linieninfanterie, 17,622 Mann auf die Artilleriemiliz, 118,625 Mann auf die Infanteriemiliz und 14,410 Mann auf die Gendarmerie (Yeomanry). Die Zahl der Freiwilligen (Volunteers) ist auf 244,263 Mann angegeben, so daß die britischen Streit- und Vertheidigungskräfte im Ganzen eine Stärke von 581,018 Mann repräsentiren.

— **Nach einer vom französischen Kriegsministerium aufgestellten** Statistik haben in Frankreich heuer 769,140 Mann ihre Militärdienstpflicht zu erfüllen, davon in der aktiven Armee 479,100 Mann, in der Reserve der aktiven Armee 144,570 Mann und 2850 Offiziere, in der Territorialarmee (Landwehr) 119,800 Mann und 6820 Offiziere. Der Kriegsminister hat indessen aus Gründen des Budgets in diesem Jahre nur eine Klasse der Reservisten einberufen können, im nächsten Jahre werden aber normalmäßig zwei Klassen einzuberufen und die Gesammtzahl der dauernd oder zeitweilig unter den Fahnen stehenden Mannschaft wird sich daher im Jahre 1880 auf 900,000 Mann belaufen.

— **Die neuen Forts um Köln sind nicht allein fertig gestellt,** sondern auch völlig armirt; nun werden die bei Niel und Longrich in Vertheidigungszustand gesetzt, auch die Forts auf dem rechten Ufer werden bald vollendet sein.

— **In Marseille soll im Jahre 1881 eine große internationale** Marineausstellung stattfinden. Man hat bereits ein Komite ernannt, welches die vorbereitenden Maßregeln anzuordnen hat.

Sport.

— **Die berühmte Stute Kincsem (Bd. 41, S. 106 u. 108) hat** nun den einundfünfzigsten Sieg davongetragen. Am 28. August siegte sie in Frankfurt a. M., wenige Tage später gewann sie in Baden-Baden den großen Preis 20,000 Mark und den Goldpokal.

Statistik.

— **Die Zeitungspreisliste der deutschen Reichspostverwaltung** für das Jahr 1879 gewährt einen interessanten Einblick in die Entwickelung unseres Zeitungswesens. Einem ausführlichen im „Archiv für Post und Telegraphie“ veröffentlichten statistischen Artikel entnehmen wir hierüber folgende Einzelheiten: Trotz der schlechten Zeiten ist gegen das Jahr 1877 die Zahl der zum Postvertrieb angemeldeten Blätter in deutscher Sprache um nicht weniger als 330 — von 4350 auf 4680 — und die Zahl der Blätter in fremden Sprachen um 247 — von 2020 auf 2267 — gestiegen. Allein im deutschen Reich hat die Zunahme der durch die Post zu beziehenden Blätter im Laufe des Jahres 1878 nicht weniger als 140 Stück betragen, trotzdem daß 287 Blätter, von denen allein 52 erst im Laufe des Jahres 1878 neu herausgegeben worden waren, fast ausschließlich in den größeren Städten, theils wegen verbotenen Inhalts, theils in Folge der ungünstigen Zeitverhältnisse, aufgehört haben zu erscheinen. Hauptsächlich sind es Lokalblätter, die neu begründet wurden, und es wird wohl nicht mit Unrecht diese Erscheinung mit der Zunahme der Zahl der Post- und Telegraphenanstalten in Verbindung zu bringen sein. Die 2267 in fremden Sprachen erscheinenden Blätter repräsentiren 29 Sprachen; davon allein 829 in französischer, 678 in englischer, 69 in russischer Sprache. Die kaiserliche Postzeitungsexpedition in Wien für das Jahr 1879 weist insgesammt 4430 in 33 verschiedenen Sprachen auf. Von obigen 4680 Blättern in deutscher Sprache entfallen auf das deutsche Reich 4030, auf die Schweiz 228, auf Oesterreich-Ungarn 319 und auf die Vereinigten Staaten von Amerika 70; von den 829 Blättern in französischer Sprache entfallen auf Frankreich 593, auf die Schweiz 77 und auf Belgien 110; von den 678 Blättern in englischer Sprache entfallen auf Großbritannien und Irland 541 und auf die Vereinigten Staaten von Amerika 124. Die wichtigste Stellung in der Zeitungsliteratur des deutschen Reiches nehmen Berlin und Leipzig ein. Auf dieselben allein entfällt der dritte Theil der weniger als wöchentlich einmal durch die Post zu beziehenden deutschen Zeitschriften (295 von 839), sowie überhaupt der siebente Theil sämmtlicher deutschen Blätter (582 und 4112). Von 1792 der gegenwärtig erscheinenden 4112 deutschen Blätter ist das Alter ermittelt worden. Davon erschienen vor dem Jahre 1700 nur 5 Blätter (das „Frankfurter Journal“ 1618, die „Magdeburgische Zeitung“ 1628, die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ 1640, die „Jenaische Zeitung“ 1674 und die „Gothaische Zeitung“ 1691); während des Zeitraumes von 1700—1799 einschließlich erschienen 46. Das zeitungsreichste Dezennium seit dem Jahre 1800 war der Zeitraum von 1861 bis 1870 mit 378 Stück, im Jahre 1878 dagegen erschienen neu allein 427 Stück.

— **Dem vom Polizeipräsidenten Sir E. Henderson soeben ver-** öffentlichten Polizeiberichte für London im Jahre 1878 entnehmen wir folgende Einzelheiten. Im Jahre 1829 betrug die Bevölkerung von London 1,468,442 Seelen, und die Gesammtstärke der Polizeimacht stellte sich auf 3341 Mann. Am 31. Dezember 1878 betrug die Bevölkerung des hauptstädtischen Distriktes 4,534,040 Seelen, und die städtische Polizei zählte 10,477 Mann; nämlich 21 Oberaufseher, 544 Inspektoren, 728 Sergeanten und 7913 Polizeidiener. Die Hauptstadt ist in ferner Ausdehnung begriffen; gebaut wurden im Jahre 1878: 17,127 neue Häuser, 352 neue Straßen und drei neue Plätze (Squares). Verbrechen und Trunkenheit haben im abgelaufenen Jahre sich ungewöhnlich stark vermehrt. Verhaftet wurden 83,746 Personen, darunter 42,806 wegen Trunkenheit, theils mit, theils ohne ordnungswidriges Betragen, und 14,409 wegen Vergehens gegen das Eigenthum. In 759 Einbruchsfällen zeigte es sich, daß dieselben in leerstehenden unbeaufsichtigten Häusern geschahen. Offen gefunden von den Polizeiwächtern wurden 17,116 Thüren und 9766 Fenster. Des Dienstes entlassen wurden 158 Polizeidiener und zum Austritt genöthigt 137. Durch Ueberfahren getödtet wurden 124 Personen (gegen 120 im Vorjahre); beschädigt dagegen wurden 3032 Personen (gegen 2836 im Vorjahre). Als vermißt wurden angemeldet 9581 Kinder und 3299 Erwachsene; 66 Erwachsene begingen Selbstmord, und 19 Kinder sowie 122 Erwachsene sind nicht aufgefunden worden. Unbekannt gebliebene Leichen zählte man 57. Die Zahl der Feuersbrünste im Jahre 1878 ist auf 520 angegeben. Hunde wurden aufgegriffen 30,678; 26,692 derselben kamen in das Hundeasyl, 3878 an die Eigenthümer zurück und 117 wurden getödtet.

— **Das fünfte Heft des von der k. k. statistischen Centralkom-** mission in Wien herausgegebenen statistischen Jahrbuches für 1877 enthält die Statistik des Klerus für das Jahr 1875, die des Schulwesens für das Jahr 1877/78 und die der periodischen Presse für das Jahr 1877. Die Statistik des Klerus für die im Reichsrathe vertretenen Länder für das Jahr 1875 weist folgende Ziffern aus: Dem Säkularklerus gehörten an: dem römisch-katholischen 15,725 Personen, dem griechisch-katholischen 2382, dem griechisch-orientalischen 452, dem evangelischen 219 Personen. Dem Regularklerus gehörten 13,547 Personen an, nämlich 6927 Personen männlichen und 6615 weiblichen Geschlechts; diese Mitglieder des Regularklerus wohnten in 825 Ordenshäusern. Der Ertrag der Pfründen belief sich auf 7,644,611 fl., darunter 5,636,615 fl. eigene Einkünfte und 2,007,996 fl. Zuschüsse aus Staatsmitteln. Die Einkünfte der Ordenshäuser betrugen 4,100,375 fl. und setzten sich zusammen aus den eigenen Einkünften mit 3,824,277 fl. und den staatlichen Zuschüssen mit 276,098 fl. Der stärkste männliche Orden ist der Franziskanerorden, und zwar weisen die Observanten und Reformaten 1345 Mitglieder aus; ihm folgen die Benediktiner mit 962, die Kapuziner mit 908, die Jesuiten mit 571, die Cisterzienser mit 458, die regulirten Chorherren mit 339, die Prämonstratenser mit 321 Mitgliedern. Unter den weiblichen Orden ist der stärkste der der Barmherzigen Schwestern mit 2275 Mitgliedern; diesem folgen die Schwestern vom armen Kinde Jesu mit 685, die Ursulinerinnen mit 577, die Tertiarierinnen mit 453, die Benediktinerinnen mit 326 Mitgliedern.

Denkmäler.

— **In Bona (Algier) wird in diesem Monat ein Denkmal von** Thiers enthüllt.

Gestorben.

— Baron Taylor, der Mäcen der Künstler- und Schriftstellerwelt, vorm. k. Kommissär beim Théâtre Français in Paris.

— Frau Nissen-Saloman, berühmte Sängerin, zuletzt Gesanglehrerin an der k. russischen Musikakademie, am 27. August, in Harzburg, 58 Jahre alt.

— Georges Senn, Redakteur des Petit Journal und der Archives israélites, Romanschriftsteller, 53 Jahre alt, in Paris.

— Friedrich Hayek, k. k. Feldmarschallieutenant, in Pest, am 1. September.

— Dr. Adolf v. Harleß, Präsident des protestant. Oberkonsistoriums, in München, am 6. September.

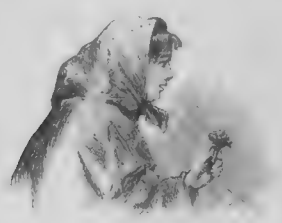
Bilder von der Wiener Ringstraße.

Von

F. Groß.

Illustrationen von A. Zädnik.

Um zur Herrschaft zu gelangen, um der wichtigste Spiegel des Wiener Lebens und Treibens zu werden, mußte die Ringstraße manche traditionelle Berühmtheit bekriegen, mußte sie Gottheiten stürzen, Altäre zerstören, gegen langjährige Gewohnheiten und Neigungen der Bevölkerung ankämpfen. Jahrzehnte und Jahrzehnte hindurch hatte ganz Wien seine Promenaden auf den „Basteien" gemacht: eines Tages fielen die Stadtmauern, die Glacis gingen in ein besseres Jenseits hinüber — heute existiren nur noch verschwindende Reste von ihnen — und Wien sollte nun auf der Ringstraße spazieren gehen. Dazu entschloß es sich lange nicht, denn im Anfange wurde immerfort gebaut und gemauert, und man glaubte gar nicht, daß aus dem Chaos etwas Rechtes erstehen werde. Aber mit einem Male stand Palast neben Palast und aus den schönen architektonischen Schöpfungen blühte der Stadtpark mit all' seinem Blumenschmuck, mit all' seinem Dufte hervor. Das Publikum gewöhnte sich an die Ringstraße, und

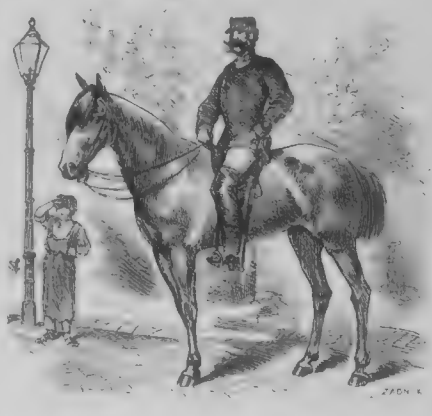


heute ist diese die Lieblingspromenade der Wiener, der Boulevard des Italiens der Kaiserstadt an der Donau. Wie mit dem Promeniren, so erging es mit dem Wohnen. Durch etliche Menschenalter hatte das Dogma gegolten, eine vornehme Familie müsse in den halbdunklen, niedrigen Zimmern der inneren Stadt wohnen, um den Hochadel gruppirt, der sich in der Nähe der Hofburg angesiedelt. In der neuen Epoche, im Wien der Renaissance, versuchten die Vornehmen es mit der Ringstraße, und — siehe da! — die prächtigen und bequemen Wohnungen, mit Luft und Licht reichlich versehen, erschütterten bald jenes Dogma: heute hausen Geburts- und Finanzadel auf der herrlichen Straße, die im Halbkreise die innere Stadt, Wiens ältesten Theil, umschließt. Was ist sie innerhalb kurzer Zeit geworden, die Ringstraße von Wien! Der Stift des Zeichners hat aus der letzteren nur etliche Figuren

und Szenen herausgegriffen, aber schon diese lassen ahnen, daß die Ringstraße der Sammelpunkt der interessanten Leute beiderlei Geschlechtes, der interessantesten Lebensäußerungen geworden. Alle Stände, alle Klassen wogen hier durcheinander, zu allen Jahreszeiten regt sich's hier — im Winter, wenn die Damen mit halberfrorenen Näschen, die kleinen Hände in große Muffs versteckt, eilends dahinlaufen, um sich zu erwärmen, — im Herbst, wenn man die letzten schönen Abende noch benutzt, um ungestraft unter Platanen zu wandeln, — im Sommer, wenn florentinische Nächte Erholung bieten von des Tages Mühen, — im Frühling, wenn die traditionellen Blumenmädchen mit ihren kleinen Bouquets Einen an's Grünen und Blühen und vielleicht auch an Lenau's Worte gemahnen:

„Noch langem Frost, wie weht die Luft so lind
Da bringt Frühveilchen mir ein bettelnd Kind . . "

Nie bleibt die Ringstraße verwaist, nicht von Einheimischen, nicht von Fremden. Und wie sollte sie auch? Sie ist Wiens Stolz, Wiens Schmuck. Wohl beginnt und endet sie mit einer Kaserne, am Anfange des Parkrings liegt die Franz-Josephs-, hart am Ausgange des Schottenrings die Rudolphskaserne. Aber



das soll uns nicht stören im Genusse. Wenn das Starke das Schöne begrenzt, mögen wir um so ruhiger das letztere betrachten . . . An Schönem fehlt es wahrlich nicht, theils vollendet, theils begonnen. Das Kommende, das Zukünftige ist unserem Sinn am liebsten. Davon läßt sich träumen, daran lassen sich Hoffnungen knüpfen. So beschaut der Wiener denn gern jenen Theil der Ringstraße, der ein Unicum in aller Welt zu werden verspricht, einzig in seiner Art; die Hofmuseen, das Rathhaus, das Parlament, der Justizpalast, die Universität, das neue Hofschauspielhaus folgen da auf einander, vor dem Rathhause dehnt ein neu angelegter Park sich aus und etliche Schritte davon genießt man den Ausblick auf die Votivkirche, die mit ihrer himmelanstrebenden Gothik ein Gebet bedeutet inmitten einer gar weltlichen Umgebung.

Nicht beschreiben möchte ich die Ringstraße, denn das ist schon oft geschehen, nur betonen, wie Vielerlei den Blick des Spaziergängers fesselt, was Alles Einen beschäftigt und erfreut, so man auf der Ringstraße promenirt. Wir kommen von der Augartenbrücke, schauen rechts hinauf zum Kahlen- und Leopoldsberge — den lieblichen Wahrzeichen Wiens — und bald hat unser Auge vollauf zu thun: die neue Börse, das Palais

Ephrussi, all' das im Entstehen Begriffene, von dem ich eben gesprochen, der Volks- und der Kaisergarten, das Opernhaus, der Heinrichshof, die Paläste des Erzherzogs Ludwig Viktor und des Freiherrn v. Wertheim, das „Grand Hôtel" und das „Hôtel Imperial", der Schwarzenbergplatz mit dem Hochstrahlbrunnen und dem erhöht dahinterliegenden Schwarzenbergpalais, der Stadtpark mit dem Kursalon, das Haus der Gartenbaugesellschaft, der Palast des Erzherzogs Wilhelm, das Museum und die Kunstgewerbeschule und zwischen diesen beiden das von Salviati in Glasmosaik ausgeführte Kolossalbild der Minerva — man wird müde, zu schauen, zumal nicht die Ringstraße allein sich darbietet, denn sie ist der Strom, in den eine Reihe von Nebenflüssen sich ergießen . . . da und dort ein Blick seitwärts, und wir sehen das Künstlerhaus, das Gebäude der Gesellschaft der Musikfreunde, die Handelsakademie, das akademische Gymnasium u. s. w. u. s. w. Die eigentliche Ringstraße aber hat eine Allee von Bäumen, und da auch drei Parks das Einerlei der Häuser unterbrechen, fühlt namentlich der Einheimische sich um so wohler. Zur Zeit des „Pfaffen von Kahlenberg" wurde in Wien das Fest des ersten Veilchens regelmäßig gefeiert: heute noch lebt dieses Fest, wenn auch nur der Einzelne es still für sich begeht. Der Wiener kann ohne Blatt und Baum und Blume nicht leben, und er würde die Ringstraße nicht in sein Herz geschlossen haben, wenn diese nicht ihre Platanen hätte und nicht ihre Gärten . . .

Von den Figuren, welche der Zeichner dem Ringstraßenleben entnommen, habe ich bisher nur das Blumenmädchen genannt. Ich mache das Versäumte gut, indem ich die „Sodawasserverkäuferin" vorführe. Ihr volksthümlicher Titel lautet gar nicht so. „Kohlensaure Jungfrau" nennt der Volksmund sie. Sie ist in der Regel hübsch, jung und empfängt die Huldigungen der durstigen Männerwelt in einem jener Kioske, wie sie in Paris zum Zeitungsverkauf dienen. Außen sind die Glastafeln des Kiosk mit Annoncen bemalt, und nur durch einen geräumigen Schalter verkehrt die Dame mit den Zeitgenossen. Im Winter trinkt der Mensch in der Regel kein Sodawasser, und so erscheint unsere Schöne, wie das Schiller'sche „Mädchen aus der Fremde" nur „mit jedem jungen Jahr, sobald die ersten Lerchen schwirrten". Zu Ende des Herbstes verschwindet sie wieder und — Schiller schrieb diese Verse vorahnend — „schnell war ihre Spur verloren, sobald das Mädchen Abschied nahm". Der Zeichner gibt einen Begriff von der Umworbenheit der „kohlensauren Jungfrau", denn er läßt einen zweiten Verehrer nahen, während noch der erste in ein Gespräch mit der Dame vertieft ist. Letztere geht vom Kiosk weg hie und da zum Theater, macht manchmal eine gute Heirath oder — je nach Zufall — bleibt ihr ganzes Leben hindurch „kohlensauer". Sie ist früh auf ihrem Posten und darf ihn erst nach zehn Uhr Abends verlassen. Und — ein Uebergang vom Zarten zum Mächtigen — auch einen berittenen Sicherheitswachmann hat

der Zeichner sich herausgeholt, ein Mitglied jenes verläßlichen, höflichen und wachsamen kommunalen Korps, das vor neun Jahren an die Stelle der odios gewordenen Militärpolizisten trat. Aber auch euch begrüß' ich, wackere Landleute, die ihr der Tramway winkt, auf daß sie halte! Vergebens schwingst du den Regenschirm

als Haltsignal, braver Bauer, die Tramway, die über die ganze Ringstraße läuft, hat ihre Stationen, sie achtet deines Zeichens nicht. Da sieh' nur, wie ein Wiener dem Waggon nachläuft, das ist die rechte Art, um einen Platz zu bekommen, nur der Laufende hat Recht. Freilich, der „Platz", der da noch in Aussicht ist, erscheint nicht sehr verlockend; wie die Pickelharinge sind die Menschen zusammengepreßt; freue dich, Landmann, daß du zurückbleiben darfst — gib aber ein wenig Acht, denn sonst wird der Schlauch der Straßenbesprizung dich sammt deiner Frau Gemahlin für ein Stück Pflaster nehmen und euch mit edlem Naß übergießen.

Uebrigens sind die Figuren nicht auf allen Theilen der Ringstraße die gleichen. Diese hat verschiedene Subtitel und jeder Titel ist der Schild einer besonderen Physiognomie.

Welcher Unterschied zwischen dem Schottenring, wo der Kurszettel sozusagen vor jedem Hause hängt, und dem Franzens- und Burgring, wo die Musen sich ein Heim bereiten! Eine Welt im Kleinen ist die Ringstraße, sie erweckt unzählige Erinnerungen in dem Wanderer; die Börse erinnert an glänzende Jahre und an ein trübes Ende dieses Glanzes — das Opernhaus an reiche und reine Genüsse — das Gebäude der Gartenbaugesellschaft an Musikfeste, gesellige Abende und heitere Bälle en masque und sans masque — der Kursalon an elegante Promenadekonzerte — Gemälde, Statuen, Musikaufführungen mengen sich durcheinander, und wenn in naher Zukunft die Ringstraße ausgebaut ist, dann wird diese auch die Klassiker der Poesie beherbergen und die Räthe der Stadt und die Männer der Gelehrsamkeit und ägyptische Alterthümer und Frau Themis mit der Wage — wer nach etlichen Jahren von der Ringstraße träumt, dem mag es passiren, daß er Beethoven, und Makart, Shakespeare und Lukas Cranach eine Quadrille mit einander tanzen sieht!

Für Jeden und für Alle hat die Ringstraße etwas Besonderes, für die Wienerinnen Eislaufplätze, den winterlichen Sport, der so vielen jungen Männern Gelegenheit gibt, sich ihren Angebeteten per Schlittschuh zu nähern. Oder sollten Sie, meine Gnädige, die Sie diese Zeilen lesen, den Eissport gar nicht betreiben? Nun, dann führe ich Sie lieber an einem Sommermorgen zwischen fünf und sechs Uhr auf die Ringstraße und wir gehen in den Stadtpark. Natürlich halten wir vor Schubert's Monument, das in blendend heller Marmorweiße sich inmitten prangender Blumenbeete erhebt, und bald ist's uns, als hörten wir die frohen Worte Wilhelm Müller's, dessen Gedichten der süße Wiener Liedermund so berückende Töne gegeben: „Die Fenster auf! Die Herzen auf! Geschwinde! Geschwinde! Es kommt der Ritter Sonnenschein!" Rose, Jasmin und Oelbaum duften, in den Zweigen tirillirt

es, im Teiche zieht der Schwan stolz seine Kreise, fern von allem Menschengewühle mochte man sich glauben, und doch schlägt im nächsten Augenblicke von der Ringstraße ozeanisches Branden an unser Ohr . . . — In so früher Stunde hat der Zeichner den Parkring festgehalten. Reiter und Reiterinnen erscheinen, ehe die Sonne sich geltend macht, eine Vorsicht, die im Winter allerdings entfällt. Der Kaiser, die Kaiserin, die Erzherzoge nehmen oft über den Parkring zu Pferde ihren Weg nach dem Prater, und besonders Erzherzog Albrecht ist eine täglicher Gast in der Reitallee . . . — Rrrrrrr! Ein anderes Bild: das Damencafehaus am Kolowratring.

Die eleganten Besucherinnen sitzen „draußen", wie der Wiener sich kurzweg ausdrückt, sie lassen die schöne Welt Revue passiren und erlauben ihr dafür, sie — die „draußen" Sitzenden — zu bewundern. Kolowrat- und Kärntnerring haben sich nämlich zum Rendezvous der Flaneurs herausgebildet. Warum die übrigen Partieen der Ringstraße zurückgesetzt wurden, ist unergründlich und unerfindlich. Ein Theil ist so schön wie der andere, aber spazieren geht man doch nur auf der bezeichneten Strecke und hier nur auf einer Seite, für den aus dem Prater Kommenden: rechts. Wo ist der Graf Oerindur, der Einem dieses Wunder der Natur erklärte! Links ein leerer Raum und rechts eine Menschenmenge, die sich eher stoßen, drängen, auf die Füße treten läßt, ehe sie zur Linken übergeht. Zwischen vier und sieben Uhr, namentlich an Sonn- und Feiertagen, fällt die Blütezeit dieser einseitigen Promenade; die Damen besonders ergötzen sich da, es ist eine Freude, sie zu beobachten, wie sie einander messen, einander nachblicken, wie ein Gesichtchen in Freude erglüht, weil dessen Eigenthümerin ihr eigenes Kleid für schöner erkennt als drei vorbeigekommene, wie dasselbe Gesichtchen melancholisch dreinschaut, wenn Andere den Idealen der Modezeitung näherkommen, wie eine Dame stolz auftritt, stolz auf die Verdienste ihrer Schneiderin, wie eine Zweite trübsinnig einherschleicht und sich mit ihrem Hute, der in der vorigen Saison modern war, am liebsten in eine Nußschale verbergen möchte . . .

Von der Promenade der Ringstraße geleitet der Zeichner uns auf den Schottenring und lenkt unsern Blick auf einen Omnibus und einen Fiaker, der Omnibus überladen mit Menschen und Gepäck, der Fiaker jener Passagiere noch harrend; zur Rechten, jene Hunde führend eine Caprice des gutgelaunten Stiftes — die wohl zu erkennende Gestalt eines Lieblings der Wiener, des fruchtbarsten lokalen Bühnendichters. Der Schottenring wird von den großen Verkehrsadern durchschnitten, die nach Währing, Döbling, Dornbach und anderen Vororten führen, er wimmelt immer von Fuhrwerken und Fußgängern, und wer dort promenirt, muß sorgsam auf seiner Hut sein, denn wenn es wahr ist, daß die Todten schnell reiten, so ist es noch wahrer, daß die Wiener Fiaker schnell fahren.

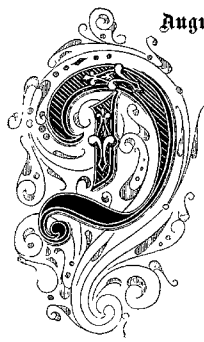
Auf Waldwegen.

Novelle

von

August Becker.

(Schluß.)



raußen stob und schnob es noch um den Rennsteig. Auch in meinem Gemüthe kämpften eine Menge sich widerstreitender Empfindungen. Der letzte Aufschluß, den der Fremde über sich selbst gegeben, erleuchtete das Dunkel seines eigenen Erscheinens mit der zarten, schönen jungen Frau in jener Winternacht auf der „hohen Sonne". Nun erschien mir Alles klar, was ich vorher nicht zu durchschauen vermocht hatte, — das Räthsel gelöst: die Flucht in einer Winternacht durch das Gebirg, die Reden des lieben jungen Weibchens — „es wußten's nicht Vater, nicht Mutter", — die Andeutungen meines Gegenübers.

Mein Herz schwoll von Mitgefühl und Erbarmen. Also, eine Entführung hatte auch hier die alten Schmerzen im Gefolge, die so oft beschrieben und am rührendsten in jenem einfachen Liede besungen worden: „Sie sind verdorben, gestorben".

Die Unglücklichen! Von welchen Aengsten mochten sie gequält, von welcher Reue gefoltert worden sein, bis das zarte junge Weibchen im Mansardenzimmer der „hohen Sonne" vom Sturm in glückliche Träume gewiegt wurde! Wie viel Leid mochten sie erlebt, wie viel Elend erduldet haben, bis sie dazu gelangten, in fürchterlicher Winternacht zu Fuß, auf verschneiten Wegen den Thüringerwald zu übersteigen, um einen vielleicht lang entbehrten Zufluchtsort zu erreichen, bis sie auch da wieder, aus erträumter Sicherheit geschreckt und aufgetrieben, den Fuß in Nacht und Nebel weiter setzen mußten! Ihr Armen!

Es dauerte lange, bis ich mich von meiner Bewegung so weit erholt hatte, um die Frage an mein Gegenüber zu richten, ob denn die Möglichkeit einer Einwirkung zum Bessern, einer Sinnesänderung nicht vorlag. Ob nicht angenommen werden könnte, daß Herr Schmidt endlich die Liebe seiner Tochter billigen würde.

„Dazu war wenig Hoffnung vorhanden," antwortete er. „Jedoch, nachdem ich einmal der Liebe Klara's versichert war, sah ich kein Hinderniß mehr, das ich nicht zu bewältigen vermocht hätte. Dennoch schlug mir das Herz gar bänglich, da wir endlich aus dem grünen Tempel unseres Geheimnisses wieder aufbrachen. Nochmals hielt ich Klara in meinen Armen, während sie die ihrigen um meinen Hals schlang, da ich sie wieder in den Sattel hob. Und wir machten uns auf den Weg. Es war ein schwerer Gang, und als schlimmes Omen konnte es gelten, daß sich Klara's Schleier schon nach wenigen Schritten am Aststummel einer Kiefer fing, so daß ich ihn nur nach vieler Geduld und Mühe wieder loszulösen vermochte. Noch einmal, vielleicht zum letzten Male, beugte sich Klara aus dem Sattel zu innigem Kusse. Und nun lichtete sich der Wald; vor uns breitete sich ein grüner Anger, auf dem noch einzelne Kiefern, Fichten, Birken sich abhoben, während weiterhin die Wiese sich wie eine Bucht zwischen die Bäume des Waldes weit hinein zieht. Jenseits leuchteten die einzelnen Schloßgebäude hell aus den Baumgruppen des Parks; diesseits, vor uns, zwischen die letzten Birken hereinschauend, der Gasthof ‚zum Auerhahn'. Und nun war nur noch die kurze Pfadstrecke über den Anger zur Straße zurückzulegen, so waren wir — in Wilhelmsthal."

„Und Sie haben dieselbe zurückgelegt?" fragte ich hier erstaunt. „Sie kamen nach Wilhelmsthal, wo der Vater Klara's Ihrer wartete?"

„Gewiß that ich das! Was sollte ich auch anders? Klara würde ohnehin darauf bestanden haben, da wir uns in der That auf dem Wege etwas zu lange verweilt hatten. Mein einziger Trost, meine ganze Hoffnung blieb auf den Rückweg gerichtet, wo Klara sich wieder meines Esels bedienen würde."

„So sagen Sie mir doch das Einzige," frug ich gespannt, „wie wurden Sie denn eigentlich empfangen?"

„Wie ich empfangen wurde? Gar nicht — sozusagen; Klara jedoch mit Jubel, Thränen, mit Vorwürfen und Liebkosungen, mit größtem Leid und höchster Freude. Sie lag am Herzen der schluchzenden Mutter, am Busen der lachenden Tante Elisabeth, an der Brust des erschütterten Vaters, der das Schelten nicht ganz unterdrücken, noch weniger aber seine Freude verleugnen konnte. Und sie reichte auch dem Großhändler die Hand, der in ganz eigenthümlicher Weise gerührt war. Ach, sie kannte den hohen Grad von Bestürzung, Aufregung und Verstörung nicht, die ihrer Ankunft vorangegangen waren, sie wußte nicht, daß die arme Mutter soeben erst aus einer Ohnmacht sich erholt hatte und Großhändler Bertuch das ganze Forstwesen aufgeboten, alle Waldarbeiter gedungen hatte, um der Verlorenen nachzuforschen. Völlig unbefangen fragte sie denn auch, was denn eigentlich sei.

„‚Aber, Klara! Klara!' hieß es jetzt. ‚Diese Todesangst wollen wir unser Leben lang nicht vergessen! Wo kommst Du denn jetzt her?'

„‚Nun, vom Prinzessinnensteig.'

„‚Aber wer heißt Dich denn auf den Prinzessinnensteig reiten? Was hast Du denn auf dem Prinzessinnensteig zu thun?'

„‚Was ich auf dem Prinzessinnensteig zu thun habe? Welche Frage! Warum soll ich nicht auf dem Prinzessinnensteig reiten dürfen! Es ist der direkte Weg hieher. Wußte ich, daß es nicht der nächste sei? Konnte ich doch nicht anders denken, als ihr kämet nach.'

„‚Gut, gut! Laßt sie jetzt, da sie nun doch wieder da ist!' sagte ihr Vater, dem glühende Centnerlasten vom Herzen gewälzt waren. ‚Genieße etwas, mein Kind. Dem Burschen da gebe man etwas zu essen, ein Stück Braten, und Bier so viel er Durst hat.'

„Meine gute Klara wechselte darüber die Farbe, während ich selbst mit der dankbaren Miene eines Eselstreibers die Gunst hinnahm. Mein ‚Prinzipal', dem die Thiere gehörten, sah mich bald kopfschüttelnd, bald verwundert an; der Großhändler betrachtete mich etwas bedenklich, Tante Elisabeth aber mit versteckrem, listigem Lächeln.

„‚Nun sage mir, Klara,' fragte sie nebenbei, ‚hast Du Dich nicht gefürchtet so allein — auf dem Prinzessinnensteig?'

„‚Warum denn auch, Tante?'

„‚Nun — mit dem Treiber da, dem unheimlichen. War es nicht gefährlich?'

„Klara antwortete nicht, wurde aber blutroth.

„‚Er hat Dir also kein Leid zugefügt?'

„‚Nein!'

„‚Klara, mein Kind,' frug Tante Elisabeth, ‚darf ich Dir sagen, was ich von Dir denke?'

„‚Gewiß, Tante. Warum sollst Du mir nicht sagen dürfen, was Du von mir denkst.'

„‚Nun, ich denke, daß Du das willenlose Kind nicht bist, für welches Dein Vater Dich ansieht. Allein, nimm Dich in Acht!'

„Klara wurde jetzt so blaß, als sie roth geworden war. Was wußte Tante Elisabeth? Sie betrachtete mich manchmal so aufmerksam, doch that ich nicht dergleichen, als ob ich es merke, ließ mir Braten und Bier wie ein richtiger Eselstreiber schmecken, bekam hintennach, gleich meinem ‚Prinzipal', noch einen Kaffee, sogar eine Cigarre aus des Fabrikherrn und eine andere aus des Großhändlers eigener Dose. Ich konnte es kaum besser haben, freute mich aber im Stillen auf den Heimweg. Endlich wurde aufgebrochen — durch die Hochwaldsgrotte. Aber wie verlängerte sich mein Gesicht, als Tante Elisabeth darauf bestand, meinen Esel zu reiten und mir, zum geheimen Entsetzen meiner Klara, eine ganze Last von Shawls, Tüchern, Mänteln und dergleichen aufbürdete. Das geliebte Mädchen mußte mit einem andern Reitthier fürlieb nehmen und neben der Mutter bleiben, welche vom Vater mit wirklich ausdauernder Zärtlichkeit im Sattel gestützt wurde, während der Großhändler etwas nachdenklich nebenher keuchte. So waren wir bereits durch die Eichenhecken und über die heimliche Wiesenbucht gelangt, in welche die Waldkuppe des Hirschsteins ihren Fuß setzt, rasch unter den hohen Fichten hin, — Tante Elisabeth, welche Eile zu haben schien, den Anderen stets weit voraus, und ich mußte ihr folgen, endlich allein mit ihr unter den berühmten Riesenbuchen der Hochwaldsgrotte, in deren malerischer Dämmerung, den Felsen und der Brücke, welche die Schlucht überspringt, stets entgegen, wir eben hinan ritten.

„‚Sie sind der Bruder des Eselbesitzers?' fragte plötzlich die stattliche Dame auf dem steilen Weg.

„‚Je nun, man hält mich dafür,' antwortete ich möglichst im Charakter meiner Rolle, wenn auch ohne die Teufelszitate, welche ich schon Vormittags an Tante Träudchen vergeudet hatte.

„‚Welches Gewerbes sonst?'

„‚Schneider,' sagte ich, ohne mich lange zu besinnen.

„‚So!' fuhr sie fort, während ich ohne Ahnung war, daß man mich bereits für einen Zimmermann sowohl als für einen Schuster ausgegeben hatte. ‚Sie waren auf der Wanderschaft, höre ich, in Frankfurt, Heidelberg?'

„‚Ja, da kenne ich mich aus, Gnädige.'

„‚Nun, sagen Sie doch, Christian, haben Sie in Heidelberg nicht von einem gewissen Doktor Roth gehört? Er soll Privatdozent an der Universität sein.'

„‚Gewiß, Gnädige, der ist bekannt.'

„‚Wegen seiner tollen Streiche wohl? Es soll ein sehr windiger Geselle, ein leichtfüßiger, unbesonnener, verbummelter Mensch sein. Nicht wahr, Christian?' Und sie sprach den Namen Christian merklich mit einiger besonderen Vorliebe aus.

„‚Nein, Gnädige,' hielt ich jetzt entgegen, ‚man hört, er sei sehr brav und solid, soll auch Privatvermögen genug haben, um sich ein liebes Frauchen nehmen zu können. Ein solider Herr, das!'

„‚So! Das wäre mir etwas Neues!' sagte Tante Elisabeth, als wir jetzt unter der Hochwaldsgrotte Halt machten. - Sie kennen wohl das malerische Bild, — eine überhängende Felsmasse, über welche das Wasser träufelt, eine ‚Naturbrücke' über die Schlucht nach den jenseitigen Wänden, und hoch darüber das grüne Laubdach von den gewaltigen Säulen der Buchenstämme getragen. Tante Elisabeth ließ hier ihren Esel ausruhen, ich nahm auf einer der Bänke Platz. ‚Da Sie ein so perfekter Schneider sind,' fing sie an, ‚könnten Sie mir eigentlich bei der Gelegenheit einen Riß in meinem Regenmantel ausbessern, nicht wahr, Christian?' — Aber das war eine unerwartete Zumuthung. Ich entschuldigte mich, daß mir das Handwerkszeug fehle. Allein sie meinte, Nadel und Faden thue es, und die trage sie bei sich. Kurz, ich mußte mich hinsetzen und schneidern, wobei sie mir aufmerksam auf die Finger schaute, während Klara, heraufkommend, heimliche Thränen lachte über meine Lage. Endlich schlug Tante Elisabeth über meine Näherei die Hände überm Kopf zusammen, befahl mir aufzuhören und sagte: ‚Sie sind mir der rechte Schneider, Christian!' Und weiter ging es den steilen, zerrissenen Pfad herauf; bald war die ‚hohe Sonne' erreicht, wo wir auch jetzt so gemüthlich beisammensitzen, mein Herr.

„Ich werde mich nunmehr kurz fassen," fing mein Gegenüber nach einem bescheidenen Schluck aus seinem Glas wieder an. „Auf der ‚hohen Sonne' glaubten die guten Eselchen nun an ihrem Stande bleiben zu dürfen. Quod non, sie wurden bloß abgefüttert, während der Vater Klara's, der wieder auf den ‚zudringlichen Naturbummler' zu stoßen fürchtete, sich auf Kundschaft verlegte, wobei sich ganz eigenthümliche, überraschende Ergebnisse herausstellten, die seinen Argwohn gegen mich weckten und unbändig steigerten.

„‚Habt mir nur auf diesen Christian ein scharfes Auge!' empfahl er allen Gliedern seiner Gesellschaft. ‚Dieser Christian wollte mir schon gleich von Anfang nicht gefallen. Allein, warte nur! Er muß mit in die Stadt, — ich will ihn schon kriegen, diesen Christian!'

„In der That brachen wir denn auch bald in der alten Ordnung auf, Tante Elisabeth mit mir voran, nicht mehr so munter als vorher, da der Esel nun sachte bergab, den Fußpfad entlang trottete, an der großen Eiche vorüber, nach der Stadt. Klara's Vater aber brütete sichtlich Rache. Einsylbig und ermüdet kam der Zug im Gasthof an. Während mein ‚Prinzipal' eben noch abgelohnt wurde, stellte sich ein Uniformirter ein, der den Eselstreiber und seinen Gehülfen aufforderte, ihm auf das nahe Amt zu folgen. Was war zu thun? Zitternd kam mein ‚Prinzipal' mit mir dort an, wo er befragt wurde, ob er einen Bruder Namens Christian habe, der gleichzeitig für einen Zimmermann, Schuster, Schneider und Eselstreibergehülfen gelten wolle, und ob ich etwa dieser sei. Mein ‚Prinzipal' schüttelte ängstlich den Kopf, — es sei nur ein Scherz gewesen. Nachdem man ihm bedeutet hatte, daß solche Scherze traurig für ihn ausfallen könnten, wurde auch ich befragt, ob ich mich etwa für diesen Bruder halte. Verneinend schüttelte ich den Kopf. Wer ich denn sei? Ich nannte meinen Namen und Stand: Doktor Ernst Roth, Philosoph aus Heidelberg. Der Inquirent schaute mich von Kopf bis zu Fuß an. So sehen die Philosophen aus! dachte er offenbar und fragte, wie ich hieher komme, nach dem Zweck meiner Reise. Ich reise des Vergnügens halber, sagte ich. Ob zu eigenem oder

fremden Vergnügen, erkundigte er sich etwas ironisch und winkte, worauf ein feiner Herr in schwarzem Anzug mit goldener Kette und untadelhaftem Scheitel hereintrat, — der Oberkellner meines Gasthofs. Befragt, ob er in mir den vermißten Gast erkenne, sagte er mit fatalem Lächeln: Kein Gedanke! Doktor Roth sei ein feiner, gebildeter, sehr anständiger Herr! — Jetzt stand ich da, lachend über meine seltsame Lage, was mir der Inquirent höchst übel nahm. Der Ernst würde mir besser zu Gesicht stehen, sprach er, es möge mir lustig vorkommen, jedoch habe ich allem Anschein nach zur Heiterkeit keine Ursache. Ob ich Papiere bei mir habe. Ich verneinte. So möge ich einmal meine Hände zeigen. Erstaunt über solches Begehren streckte ich meine Hände hin. Er betrachtete genau meine Rechte.

„‚Hier, am untern Glied des kleinen Fingers ist deutlich die Spur vom Einschnitt eines Ringes!‘ sprach er. ‚Dieser Ring mit einem kostbaren Rubin trägt Schlangenform und wurde noch Vormittags an dieser Hand gesehen.‘

„Ich nickte und wurde gefragt, wo er hingekommen sei. Das ist Tante Träudchen's Geschoß, dachte ich, langte in die Westentasche und zeigte den Ring. Man fand ihn genau der Beschreibung entsprechend und fragte, ob ich mich zum Besitz desselben bekenne, was ich anstandslos that.

„‚Das ist sehr wichtig!‘ meinte der Inquirent. ‚Dieser Ring hat einer Dame gehört, welche vor etwa fünf Jahren auf einer Reise durch den Thüringerwald ihren Tod gefunden haben soll.‘

„‚Ganz richtig,‘ erwiederte ich. ‚Sie starb auf einer Tour zum Hermannstein bei Ilmenau an einem Herzschlag, und ihr Ring, den sie mir schon bestimmt hatte, kam an mich. Es war nämlich meine Tante Lina Beifuß, die Stiefschwester meiner Mutter aus Nürnberg.‘

„Auf dieses hin änderte sich der Ausdruck in der Amtsmiene des Inquirenten sehr bedeutend. Etwas artiger meinte er, meine seltsame Vermummung sei schuld, daß man den Verdacht festhalte; ob ich denn Jemand habe, der meine Identität bezeugen könne. Doch hatte ich Niemand, als Klara, und sie wollte ich nicht nennen. So gab ich anheim, an meinen wohlbekannten Vater in Frankfurt zu telegraphiren, was denn auch sofort angeordnet wurde. Nach Kurzem aber eröffnete mir mein Inquirent mit bedenklichem Gesicht: die Antwort meines ‚vorgeblichen‘ Vaters bestreite, daß sich sein Sohn in Eisenach befinde, da sich derselbe eben in Würzburg aufhalte; man habe es wahrscheinlich mit einem Schwindler zu thun.

„Da stak ich nun in der Klemme. Sie können sich denken, daß es mir nicht mehr einerlei war. Ich bat, selbst ein Telegramm abfassen zu dürfen, und es wurde mir gestattet. Die Antwort mußte jeden Moment eintreffen. Wer aber nicht antwortete, war mein guter Vater. Ich saß fest, der Fabrikherr Schmidt feierte einen vollständigen Triumph. Erlassen Sie mir eine Schilderung meines Seelenzustandes in jener Nacht. In aller Frühe wurde ich aus dumpfem Hinbrüten durch den Eintritt mehrerer Personen geweckt, — mein Vater stand vor mir. Er hatte, bedenklich geworden, noch vor Empfang des zweiten Telegramms den Nachtschnellzug benützt, um Eisenach zu erreichen.

„‚Ernst,‘ sagte er nach der ersten Ueberraschung, ‚welch' unerhörter Streich ist das wieder! Ich hätte Dich in dieser abscheulichen Verkleidung selbst einstecken lassen.‘

„Da nun schon Abends meine eigenen Kleider in einem Bündel durch die Frau meines ‚Prinzipals‘ nach meinem Gasthof gebracht worden waren, konnte ich den Eselstreiber völlig aus und den Doktor Roth wieder anziehen. Nun traf es sich glücklich, daß mein Vater gerade zu den acht alten Bekannten des Fabrikherrn Schmidt zählte, welche den Namen ‚Roth‘ führten. Natürlich wurde diese Bekanntschaft nunmehr aufgefrischt, was bei dem Vater Klara's meinetwegen nicht ohne Verlegenheit abging. Er habe keine Ahnung gehabt, und mit der Anzeige an das Amt, was von seiner Seite nicht so böse gemeint gewesen, sei ihm eigentlich Tante Träudchen schon zuvorgekommen. Da es nun galt, das Mißverständniß wieder auszugleichen und mir eine Genugthuung zu geben, sah er keinen andern Ausweg, als — mit schwerem Herzen zwar — aber zur Freude seiner lieben Frau und Schwägerin, die Einwilligung zu geben zu einer Verbindung seiner Tochter mit dem Sohn seines alten Freundes.“ —

So weit war der Bericht des Fremden in jener Winternacht auf der „hohen Sonne“ gelangt, als er wieder eine Pause eintreten ließ.

„Aber,“ unterbrach ich enttäuscht dieselbe, „wo bleibt denn die Entführung?“

Ohne sich jedoch an diesen Einwurf zu kehren, fuhr Doktor Roth fort:

„Ein großes Bedenken blieb freilich noch übrig. Es war nämlich möglich, daß Großhändler Bertuch, ja, es war sogar wahrscheinlich, daß der Herr Großhändler und Direktor Franz Seraph Bertuch diesen Abschluß seiner Bewerbungen um Klara sehr mißliebig aufnehmen werde. Dem Vater Klara's pochte denn auch das Herz nicht wenig, als der ausgezeichnete Mann, der übrigens gar nicht abgedankt aussah, noch am nämlichen Morgen ihn mit ernster, feierlicher Miene beiseite nahm und von seinem Wunsche sprach, alte Freundschaft durch zarte Familienbande noch inniger zu gestalten. Es war keine geringe Verlegenheit für Klara's Vater; allein wie leuchtete sein frisches Antlitz, wie stolz und aufrecht hielt er den eisgrauen Kopf, als der wirklich ausgezeichnete Mann fortfuhr: Von jenem Moment an, wo er Klara in den Armen Elisabeth's damals im Annathal gesehen, habe er den Gedanken nicht mehr losgebracht, welch' lieblicher Anblick für sein Vaterherz es wäre, Alwinchen, sein einziges Töchterchen, einst an so warmer, freudiger Mutterbrust ruhen, von so kräftig schirmenden Mutterarmen umschlungen zu sehen, wie die Elisabeth's. Tante Träudchen sei entzückt über seine Wahl, Elisabeth bereits seine Verlobte.

„Nun kam ein froher, glücklicher Tag. Wir fuhren über den Rennsteig nach Ruhla, die Brautpaare je für sich in einem Wagen, dann aber in einem vierspännigen Landauer Klara's Eltern, mein Vater und Tante Träudchen, die wehmüthig freudevoll berührt, fast zerschmolzen war, in mir einen Neffen ihrer unvergeßlichen Lina Beifuß gefunden zu haben. Jeder Satz, der ihr von den Lippen kam, klang in elegisch gehauchten Jamben, selbst ihr Toast auf die Brautpaare wogte jambisch einher. Von jenem Tage an floß denn auch ihr Leben freundlich und ruhig dahin, so daß selbst ihr gebrochenes Herz wieder Hoffnung auf vollständige Heilung bietet. Sie konnte sich sorgenlos ihren poetischen Neigungen überlassen, und nachdem sie lange in Jamben gedacht und gesprochen, ging sie endlich daran, auch Jamben zu schreiben. Daß dieselben bereits zu zwei stattlichen Bänden angewachsen sind, wird unternehmenden Verlegern sicher zur Freude gereichen.

„Was nun aber jene frohe Sommerfahrt über den Rennsteig nach Ruhla betrifft, so habe ich nur noch zu erwähnen, daß wir auch auf der ‚hohen Sonne‘ wieder anfuhren. Dort hielt der Eselstreiber mit Frau und Thieren am alten Stand und nahm die Vergütung für die ausgestandene Angst mit dem Dikum hin: ‚So was macht unserem Herrgott Spaß!‘ Als aber Klara's sanftes Reitthierchen mehrmals den Kopf herwandte, machte Elisabeth darauf aufmerksam und zwar mit dem ersten Citat in Versen, das ich von ihr gehört, indem sie nämlich ihren heitern, lebhaften Blick von mir zu Klara und dem grauen Thierchen schweifen ließ, hiebei schalkhaft vortragend:

‚Und schau' ich diesen Esel an,
So denk' ich an den Christian.‘“

*

„Aber,“ warf ich nochmals ein, als der Fremde offenbar zum Schluß seiner Geschichte gekommen war und nur noch rauchte, statt weiter zu erzählen, „da konnte von einer Entführung ja keine Rede sein.“

„Warum, mein lieber Herr,“ fragte er mit einem lächelnden Blick, „sollte denn auch von einer Entführung die Rede sein?!“

Verlegen sah ich ihn an, war aber bereits zu weit vorgegangen, um noch zurück zu können, hielt also mit guter Miene aus, indem ich ebenfalls mit einem Lächeln äußerte:

„Wenn Alles so glatt abging, mein Herr, wie geriethen Sie bei so stürmischer Schneenacht mit Ihrer lieben jungen Frau in die verschneiten Schluchten des Thüringerwaldes, — wie konnten Sie es wagen, bei solchem Unwetter in der Nacht das Gebirg übersteigen zu wollen?“

„Das hat einen sehr einfachen Grund,“ erwiederte er. „Aus den Flitterwochen auf Reisen heimkehrend, haben wir uns für einige Tage noch in Ruhla eingenistet, um den Thüringerwald auch im Winter kennen zu lernen. Vermittelst der Post und Bahn besuchten wir Mittags Eisenach und wollten uns das Annathal im Winterkleid ansehen, um über den Wald nach Ruhla zurückzukehren. Wir verspäteten uns, wurden von dem Schneesturm und der Nacht überfallen und sahen zu unserem Schaden, wie unwegsam das Gebirg im Winter werden kann. Es war in der That schlimm, und Sie können sich denken, wie froh wir nun um das gemüthliche Obdach sind. Ich habe mir erlaubt, mich bei dem Wirthe vorhin nach Ihrem Namen zu erkundigen und kam herunter, um ein Stündchen zu verplaudern. Hat es Sie gelangweilt?“

„Gewiß nicht,“ war meine Antwort, indem ich mit ihm auf eine friedliche Nacht und ein freundliches Erwachen seines lieben Weibchens anstieß.

Als ich mich dann auf den Heimweg begab, hatte der Sturm ausgetobt; die Pfade aber, welche zur Sommerzeit so bequem über die Berge leiten, lagen unter Schneewehen vergraben. Durch das zerrissene, dahintreibende Gewölk sah der Mond und war auch in jener Nacht mein einziger Begleiter auf verschneiten Waldwegen.

Dornröschen.

Gemälde von Alb. Edhardt.

(Hiezu das Bild S. 1021.)

Es liegt ein unwiderstehlicher Zauber in diesen Märchen, die aus unserer Jugend so hell herüberklingen, als wär' es gestern, daß wir sie zum ersten Male aus dem Munde unserer Mutter gehört. Wie lebendig steht die alte Fee vor uns, die zum festlichen Taufschmaus zu laden vergessen worden und die sich nun an der jungen Prinzessin rächt, indem sie ihr prophezeit, daß sie sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und sterben werde. Der furchtbare Fluch wird glücklicherweise durch die junge Fee wieder aufgehoben, indem sie ihr nur einen hundertjährigen Schlaf prophezeit, der die Folge des Spindelstichs sein werde und aus dem sie ein wunderschöner Königssohn erlöse. Hatte man auch alle Spindeln im Lande verboten, so fand sich doch hoch oben in einem alten Thurm bei einer uralten Frau eine solche und gerade in diese mußte die neugierige Prinzessin sich stechen. Und im selben Augenblick versank die Prinzessin und der Hofstaat in einen tiefen Schlaf und um das ganze Schloß wuchs eine wunderbar herrlich blühende Dornhecke, und darum hieß die Prinzessin, die von ihr im Schlafe geschützt wurde, das Dornröschen. Glücklicherweise hat trotz der dichten Hecke der wunderschöne Königssohn das Schloß gefunden und die Prinzessin aus dem Schlaf geweckt und sie als Braut heimgeführt. Doch wir erzählen, was wir Alle in unserer Jugend uns immer wieder erzählen ließen und — nimmer vergessen haben und nimmer vergessen werden!

Plaudereien am Kamin.

Von

Paul von Weilen.

Zweite Serie.

VII.

(Schluß.)

„Nun,“ sagte der Doktor Heilborn, „ich gebe meinen Erben plein pouvoir, wenn ich einmal todt bin, mit mir zu machen, was sie wollen, und ich wünsche in ihrem Interesse, daß man bis dahin die möglichst wenig kostspielige Art und Weise der Beseitigung meines Leichnams erfunden haben möge.“

„Wer weiß, ob das so ernst von Ihnen gemeint ist,“ sagte der junge Graf Sternfeld, „es ist eine oft beobachtete Erscheinung, daß in jedem Menschen ein eigenthümliches Interesse für das Schicksal seines Körpers nach dem Tode schlummert, man hat ja viele Beispiele, daß die verstocktesten Verbrecher nicht so sehr den Tod am Galgen oder auf dem Schaffot fürchteten, als die Ueberlieferung ihres Körpers an die Anatomie, und daß sie sich ein eigenes Grab als besondere Gnade ausbaten. Ein sehr merkwürdiges Beispiel für diesen Zug der menschlichen Natur erinnere ich mich in dem anatomischen Museum zu Göttingen gefunden zu haben. Ein bedeutender Professor der Anatomie, auf dessen Namen ich mich im Augenblick nicht besinnen kann, hat dort eine Sammlung der Gehirne von einer großen Anzahl seiner Kollegen aufgestellt, da er aus der Bildung des Gehirns merkwürdige Schlüsse auf die geistige Thätigkeit machen zu können behauptete —“

„Worin er sehr Recht hatte,“ fiel Doktor Heilborn ein, „das Handwerkszeug, mit dem man arbeitet, wird immer entscheidend für die Art und den Werth der Arbeit sein.“

„Nun, ich will darüber nicht diskutiren,“ erwiederte der Graf, „doch steht so viel fest, daß man beim Tode jenes Professors ein Testament vorfand, in welchem er auf das Allerbestimmteste die Aufstellung seines Gehirns im anatomischen Museum verbot und seinen Angehörigen befahl, seinen Körper ohne jede Sektion begraben zu lassen.“

„Er folgte also jener alten und vortrefflichen Regel,“ sagte der Lieutenant von Hochfeld, „welche ein weiser Vater seinem Sohne als Lebensgrundsatz mitgab:

‚Was du nicht willst, daß man dir thu',
Das füge lieber einem Anderen zu.‘“

„Haben Sie das beim Militär gelernt?“ fragte Frau von Ramberg lachend, „man sagt ja, daß die Herren dort

die sogenannten Nasen, die sie von Oben so ungern erhalten, doch so gern und häufig an ihre Untergebenen austheilen."

„Das mag wohl richtig sein," erwiederte Herr von Hochfeld, „nur kann ich darüber so recht nicht urtheilen, denn ein armer Sekondelieutenant hat in der That einen so kleinen Kreis von Untergebenen, daß er die Nasen, welche in immer verstärktem Maße wie ein Lawinensturz von Oben herab über ihn herfallen, kaum unterzubringen vermag."

„Und das ist gut," sagte der Oberst von Fernon lachend, „denn dann hat er Gelegenheit, einen Vorrath davon aufzusammeln für die Zeit, wenn er General sein wird."

„Zu Befehl, Herr Oberst!" erwiederte der Lieutenant, während seine Miene eine geringe Uebereinstimmung mit den Worten des Obersten zeigte.

„Da hat uns dieser entsetzliche Sommer," rief Frau von Ramberg, „bis auf die militärischen Nasen geführt, während er die Nasen aller Welt, beim Civil und Militär, blau mit roth farbt, — es ist natürlich, daß in einer solchen Kälte auch die politischen Debatten des Reichstags, welche doch eigentlich dem Winter gehören, sich bis zum Beginn der Hundstage ausdehnen, so daß der arme Reichskanzler jetzt endlich erst seine Badekur hat beginnen können, nachdem sie ihn so lange geärgert haben. Ich muß gestehen," fuhr sie fort, „daß ich eigentlich nicht begreife, warum so viele Herren dort so böse auf den Reichskanzler sind und warum man so viele erbitterte Artikel in den Zeitungen liest; zum Beispiel mein Hauptorgan, das ‚Berliner Tageblatt', ist ja in einer vollständigen Entrüstung, und wenn ich zuweilen den politischen Theil desselben lese, so möchte ich fast glauben, daß der preußische Staat und das deutsche Reich am Rande des Abgrundes stehen und das Alles wegen eines Zolltarifs und wegen einiger Steuern. Ich freue mich eigentlich sehr, daß der Fürst sich von diesen Nationalliberalen getrennt hat, die ich niemals habe leiden mögen, obgleich der Herr Landrath von Strebenstein zu ihnen gehört," sagte sie, sich gegen den genannten Herrn verbeugend, — „allein warum sie jetzt Alle so böse auf ihn sind, weil er andere Steuern und andere Zölle einführen will, das begreife ich nicht."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," rief der Landrath von Strebenstein eifrig, „ich gehöre nicht mehr zu den Nationalliberalen, ich habe mich mit mehreren meiner Freunde von ihnen losgesagt, denn ich finde es in hohem Grade unrecht und unpolitisch, dem Manne, der das deutsche Reich geschaffen hat, verwehren zu wollen, daß er die Mittel, die er zur Erhaltung der Macht und Größe Deutschlands bedarf, sich auf seine Weise zu schaffen sucht. Wenn die neuen Zoll- und Steuergesetze, wie ich es auch fast glaube, nicht den Erfolg haben sollten, den man sich von ihnen verspricht, so wird es ja immer Zeit sein, von denselben wieder zurückzugehen, — jedenfalls scheinen mir solche rein wirthschaftlichen und praktischen Fragen nicht den Grund darbieten zu können, um sich von der Politik eines Staatsmannes zu trennen, mit dessen großen nationalen Zielen man sich im vollen Einverständniß befindet."

„Verzeihen Sie, Herr von Strebenstein," bemerkte der Doktor Heilborn ein wenig sarkastisch, „das Experiment, das Sie da eben für die Zoll- und Steuerpolitik vorschlugen, erinnert mich denn doch sehr stark an jenen Arzt, der seiner Ziege ein Bein nach dem andern zerbrach, um es dann wieder zu heilen, — ich stehe diesen Fragen zu fern, um mich für das eine oder das andere der so eifrig gegen einander verfochtenen Prinzipien aussprechen zu können, aber die ganze Wirthschaftspolitik des Staates als ein Experiment zu betrachten, das man, wenn es nicht glückt, wieder aufgeben kann, das heißt doch, wie ich glaube, dem wirthschaftlichen Volkskörper eine gar zu robuste und gar zu unzerstörbare Gesundheit zutrauen."

„Nun," erwiederte der Landrath von Strebenstein mit überlegenem Lächeln, „ich halte den wirthschaftlichen Organismus des Staates allerdings für sehr stark."

„Das hat die Gründerzeit bewiesen," bemerkte der Oberst von Fernon spöttisch.

„Aber," fuhr Herr von Strebenstein fort, „vor Allem bin ich der Meinung, daß höhere politische Gesichtspunkte wichtiger sind, als ein vorübergehender materieller Vortheil oder Nachtheil, und daß deßhalb die nationalliberale Partei Unrecht hatte, dem Reichskanzler eine so hartnäckige Opposition in seiner Wirthschaftsreform zu machen."

Frau von Ramberg schüttelte den Kopf.

„Das ist mir nicht so recht klar," sagte sie, „was sollen denn höhere politische Gesichtspunkte nützen, die sich doch nur in dem einen oder dem andern Paragraphen der Verfassung oder eines Gesetzes ausdrücken können, wenn die armen Leute keine Arbeit und kein Brod haben? Dem hungernden Arbeiter hilft das beste Gesetz nicht, — wenn er aber sein gutes Auskommen und seine reichliche Nahrung hat, so wird auch ein etwas schlechteres Gesetz ihn wenig in seinem Wohlsein stören."

Während der Landrath von Strebenstein mit etwas gezwungenem Lächeln in einem auf dem Tisch liegenden Album blätterte, sagte der alte Graf Sternfeld:

„Ich stimme mit dem Herrn Landrath darin überein, daß die nationalliberale Partei Unrecht hat, in ihren Organen den Reichskanzler so heftig anzugreifen. Doch möchte ich mich seinen Gründen nicht anschließen, denn ich halte die wirthschaftlichen Fragen allerdings für so wichtig, daß jeder Einzelne und noch mehr eine politische Partei die Gewissenspflicht hat, der Regierung entschiedene und kräftige Opposition zu machen, wenn sie nach ihrer Ueberzeugung deren wirthschaftliche Maßregeln für verderblich hält. Dagegen aber kann ich es nicht billigen und bin in hohem Grade befremdet, daß die Organe der nationalliberalen Partei eine Sprache führen, nach welcher man glauben sollte, der Fürst stehe im Begriff, eine mittelalterliche Reaktion heraufzuführen und durch einen willkürlichen Staatsstreich alles verfassungsmäßige und gesetzliche Recht zu beseitigen. Zu solchem Gebahren liegt in der That kein Grund vor, denn niemals hat ein Minister konstitutioneller regieren und sich schärfer in den Grenzen parlamentarischer Bräuche halten können, als es in diesem Augenblick der Fürst Bismarck gethan hat. Er hat Gesetze vorgelegt — die Majorität des Reichstags hat sie angenommen; zwei der bisherigen Präsidenten haben ihr Amt niedergelegt — der Reichstag hat andere Personen an ihrer Stelle erwählt; drei Minister haben ihre Entlassung gegeben — der Fürst hat dem Könige an ihrer Stelle neue Persönlichkeiten vorgeschlagen, welche sich mit der Majorität des Reichstags im vollen Einklange befinden, das Alles scheint mir doch derjenigen Partei, welche in der Minorität geblieben ist, nicht das Recht zu geben, von Reaktion zu sprechen, und die Vertheidiger einer konstitutionellen Regierung müßten vor allen Dingen, auch dann, wenn ihre Meinungen nicht die Sanktion der verfassungsmäßigen Vertretung des Volkes finden, sich dem konstitutionellen Rechte beugen."

„Das Alles beweist," sagte der Präsident Reimann achselzuckend, „daß alles konstitutionelle Wesen nichts taugt, — wir haben die Verfassung und die Parlamente, das ist geltendes Recht und muß respektirt werden, aber besser befand sich das Volk denn doch, als die Gesetze noch in stiller, reiflicher Ueberlegung sachverständiger Männer ohne parlamentarisches Dazwischenreden gemacht wurden, und weder Justinian's römische Rechtsbücher, noch das preußische Landrecht des großen Friedrich würden zu Stande gekommen sein, wenn damals parlamentarische Amendements die gediegene Arbeit sach- und fachkundiger Männer hätten verpfuschen können."

„Das ist auch meine Meinung — das verstehe ich," rief Frau von Ramberg heiter, „ich finde den Parlamentarismus sehr langweilig — die Männer verlieren den Geschmack und das Verständniß für tausend interessante Dinge, die früher die Unterhaltung reizvoll und pikant machten, und die politischen Fraktionen drängen sich störend in die Gesellschaft und selbst in die Familien ein. Freilich," fuhr sie mit einem unmuthigen Blick nach dem Fenster fort, an dem der Regen herabrauschte, „dem Sommer würde ich in diesem Jahre ein weniger absolutes Regiment wünschen, denn wenn an jedem Tage die Wetterfrage von einer parlamentarischen Majorität abhängig gemacht würde, so möchten wir kaum eine solche Kälte und Nässe auszustehen haben."

Eine Idylle aus der Vogelwelt.

Von H. Giacomelli.

VII. Ein Schrecken.

Es schwirrt und summt, und näher jetzt!
Das gibt ein Abenteuer.
Die Vöglein fahren auf entsetzt
Und schrei'n: „Ein Ungeheuer!"

Das Klügste nur läßt ohne Spur
Von Furcht die Aeuglein blitzen
Und piept: „Es sind ja Wespen nur,"
Und bleibt behaglich sitzen.

Pitty und Huckelchen.

Originalzeichnungen von C. Arnold.

Der Pitty stutzt, was ist denn das?
Ein Huckelchen, ei, das macht Spaß.
Er denkt, nun brauch' ich nicht allein
Fortan mehr hier im Haus zu sein.

Bekanntschaft macht und spielen will
Der Pitty, doch gar stumm und still
Bleibt 's ausgestopfte Huckelchen
Mit seinem runden Buckelchen.

Das paßt dem Pitty sichtlich nicht
Und die Geduld ihm endlich bricht,
Er faßt den Strick, springt kreuz und quer
Und zieht den Hasen hinterher.

Dann bleibt er steh'n und ärgerlich
Spricht er: „Die Straf' erleise dich."
Drauf zaust am Ohr er stark das Thier:
„Willst spielen du wohl gleich mit mir?"

Stumm bleibt und still der kleine Has,
Nur ausgestopft, versteht kein' Spaß
Und auch kein Spiel, drum voller Wuth
Er jetzt das Huckel fressen thut.

Futsch ist der Has, Bauchweh der Lohn
Und die Moral: Das kommt davon,
Wenn Einer keinen Spaß versteht,
Wie ihr an Hund und Has hier seht.

„Nun," sagte Doktor Landen, „der Berliner Humor hat es ja verstanden, auch den Verfolgungen dieses widernatürlichen Sommers die Spitze abzubrechen: in der ‚Charlottenburger Flora' wurde vor wenigen Tagen ein Fest gefeiert, bei welchem es trotz der Nässe und Kälte sehr heiter und vergnügt zuging, man hatte dort riesige Eisenbecken mit brennenden Kohlen aufgestellt, an denen sich das Publikum wärmen konnte — in den Trinkhallen wurde statt der Limonade und des Sodawassers Punsch und Grog verabreicht, und in verschiedenen Verkaufsbuden konnte man getheerte Hüte und wasserdichte Mäntel kaufen – man stand um die Glutpfannen und trank seinen heißen Grog, und wenn man auch trotzdem doch noch fror — und wenn auch das Wasser von den Theerhüten in den Nacken hinabrieselte, so lachte man doch und der eisige Sommer hatte seine Schrecknisse verloren."

„Das ist recht," rief Frau von Ramberg, „das ist der richtige Galgenhumor, das Einzige, was dem ohnmächtigen Menschengeschlecht den rücksichtslosen Gewalten der Natur gegenüber übrig bleibt."

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht," sagte Graf Sternfeld, indem er aufstand und Frau von Ramberg den Arm reichte, um sie in den Speisesaal zu führen, „ich habe dafür gesorgt, daß wir dem angeblichen Sommer ebenso wie die Berliner in der ‚Flora' Trotz bieten konnen."

Man trat in den Speisesaal und jubelnd begrüßte die Gesellschaft eine silberne Punschbowle, die in der Mitte der Tafel stand und über welcher bläuliche Flammen in züngelndem Spiel emporstiegen.

Das Marionettenspiel.

Von

E. M. Pacano.

(Hiezu das Bild S. 1035.)

Schloß Cortemaggiore ist einer der schönsten Edelsitze in der Aemilia. Es ist ein großes braunes Edelmannshaus aus der Zeit der Buonarotti und Cellini. Wie stattlich steht es da, umweht von seinem grünen Park, im goldenen Sonnenschein! Es ist ein Sommertag und es ist ein Festtag. Carlina, die kleine Schwester des Grafen Ricco Pallaciani di Cortemaggiore, hat ihren Namenstag und alle ihre kleinen Freunde und Freundinnen der Nachbarschlösser durfte sie zu sich laden. Das war ein Springen und Spielen und Bonbonessen und Jubeln im schattigen Park an diesem Tage! Die Gräfin Maria, die junge Gattin des Grafen Ricco, arrangirte manches Spiel von ihrem Sitze am Schloßgange aus. Sie lachte auch mit, und sie war fast fröhlich mit den Kindern, freundlich war sie sicher. Sie selber hatte kein Kind. Mittollen konnte sie nicht, denn sie war etwas schwach und kränkelnd seit lange schon. So saß sie unter dem schattigen Baume an dem Naschbüffet der Kindergesellschaft und lenkte von dort aus die Spiele oder plauderte mit der Försterstrau, die mit ihrem eigenen kleinen Kinde auch da war. Ab und zu trat eine süßlich lächelnde alte Dame aus dem Schatten der Terrasse in die sonnendurchleuchteten Gruppen heraus, warf hierhin und dorthin eine süße, gönnerhafte Bemerkung, sagte süß-boshaft zur kinderlosen Gräfin: „Du mußt heute glücklich sein, Theuerste? So viele Kinder um Dich!" — und verschwand dann wieder in dem Schatten, von dem sie selber ein Theil zu sein schien. Der Graf war wie gewöhnlich in Milani drüben, wo er Karten spielte.

Um die dreizehnte Stunde kam das Marionettenweib, welches man Frühmorgens aus Milani bestellt hatte.

Das Marionettenweib — ein noch junges, dunkeläugiges Weib — stellte die Bude rasch auf, behängte sie mit den nöthigen verfransten Teppichen und begann ihre Schauspieler zu ordnen.

Das kleine Volk hatte sich auf seinen Sitzen gruppirt, bunt, wie es eben kam.

Und das Trauerspiel begann, das ewige Trauerspiel des Pagliazzo, der von seiner bösen Moglie betrogen wird um sein Gotto Wein, dem der Teufel ein Kaninchen in den Sarg legt, in welchem er seine Xanthippe vermuthet, und dem zuletzt von seinem besten Freund und Mitschlossergesellen der Kopf eingehauen wird. O das helle Lachen all' der frohherzigen Jugend über Xanthippen, Satan, Mord und Todtschlag!

Das Marionettenweib sah während ihrer mechanischen Aktion zwischen ihren agirenden Puppen hindurch ganz deutlich das Publikum: die lachenden und entzückten Kinder, den gekränkten und sich zurückgesetzt fühlenden Hund, die schöne blasse Frau, die sich wie müde an ihr Kissen lehnte, und das braune, stolze, süßlich lächelnde Weib, welches sich manchmal über sie neigte, so liebevoll anscheinend!

Und noch etwas Seltsames bemerkte das Marionettenweib. Daß die blasse, schöne Gräfin mit glühenden und fiebernden Augen dem Spiele der kleinen Marionetten folgte, als sei sie selber noch ein Kind oder als fühle sie sich bei diesem vagabundenhaften Spiele daheim — mehr daheim, als auf ihrem schönen Schlosse.

Das lustige Trauerspiel war zu Ende, das Marionettenweib war entlohnt und brach ihr simples Gerüste ab, die Kinder wurden zum Imbiß in das Terrassenzimmer gerufen.

Wie das Marionettenweib ihren Kram auf das kleine Wägelchen gepackt hatte und eben ihren struxköpfigen kleinen Maulesel antreiben wollte, den Park zu verlassen, fühlte sie plötzlich, daß sich ihr Jemand an den Gebüschen vorüber durch das Gras nähere. Es rauschte ein Frauenkleid. Die Sonne war gesunken und die Dämmerung fing an ihre Schleier zu weben. Die dunkelgekleidete Dame, die jetzt vor dem Marionettenweibe stand, schlug den schwarzen Spitzenschleier ein wenig vom Haupte zurück. Es war die Gräfin Maria di Cortemaggiore. Das kränkliche, schöne Weib fröstelte — wohl von der Abendluft. Aber ihre Augen brannten.

„Bist Du nicht Rita, die Tochter des alten Violino vom Teatro Malibran?" sagte sie.

Das Marionettenweib streckte rasch ihre beiden Hände nach der Dame aus.

„Dann seid Ihr, Signora . . . Ich wagte es nicht, Euch zu erkennen . . ."

„Dann bin ich die Maria Castellano, die bei euch die Beatrice di Tenda, den Giuramento und die Due Foscari sang, nicht wahr?" lächelte die Gräfin. „Wie geht es Deinem alten Vater?"

„Er ist todt, Signora."

„Nenne mich Maria, Rita. Todt! Und der alte Buffo, der Trebulli?" Sie sagte das hastig, fieberhaft.

„Verschollen."

„Und Du selber, bist Du verheirathet?"

„Ja. Aber arm."

„Unglücklich?"

„Nein. Mein Mann ist Zimmermaler, ein guter Mensch, und wir lieben einander aus Liebe. Ich habe auch Kinder."

„So, Du hast auch Kinder! Hätte ich welche, vielleicht . . .! Da hast Du Geld. Nein, sage kein Wort. Du warst ja doch so lange mein Garderobemädchen und hast mich einmal gepflegt, wie ich krank war. Leb' wohl."

„Signora . . . Maria . . . Ihr . . . Ihr seid nicht wohl?" sagte das Marionettenweib mit gedämpfter, herzlicher Stimme. „Ihr seid — nicht glücklich?" fügte sie zögernd hinzu.

„Laß mich!" sagte die Gräfin fast wild. „Wenn sie mich hier sähe, seine Mutter, würde sie wieder sagen mit ihrem süßen Lächeln: .Maria, meine Theure, ich begreife, daß Du Dich stets zu Deinen alten Kolleginnen, den herumziehenden Künstlerinnen hingezogen fühlst . . .!' Laß mich also, sag' ich Dir — und addio!"

Die Dame hüllte sich mit einer raschen Bewegung in die Falten ihrer schwarzen Schleier und war im nächsten Augenblick verschwunden, als sei sie nie gewesen.

Verschwunden, wie sie es einige Wochen später von der Erde war. Verschwunden, als habe es niemals eine jugendfrohe, stolze, gefeierte, hoffnungsreiche Maria Castellano gegeben. Verschwunden, als sei sie nie gewesen.

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von

Friedrich Unwinger.

3. Serie.

(Fortsetzung.)

Wider den Stachel lecken.

Zu seinem eigenen Schaden widerstreben. — Lecken ist gleichbedeutend mit laufen; dem heutigen Sprachgebrauch ist es entschwunden und nur in diesem Wort hat es sich erhalten.

Wo Gott eine Kirche hinbaut, baut der Teufel ein Wirthshaus daneben.

Als Herzog Anton Ulrich von Braunschweig gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts dicht bei der Katharinenkirche ein Schauspielhaus baute, predigte der damalige Pastor Pfeiffer heftig dagegen und schloß seine Rede mit obigem Ausspruch, der dann sprüchwörtlich wurde.

Was soll gehänget werden, ersäuft nicht.

Auf die Ordalien zurückzuführen. Das judicium aquaticum, die Wasserprobe, schrieb vor, daß der Angeschuldigte, an Händen und Füßen gebunden, rücklings in einen Wasserkübel 1½ Ellen tief hineingelassen sei. Nahm ihn das Wasser an, d. h. sank er unter, galt er für unschuldig, — schwamm er oben, für schuldig und war dem Henker verfallen. Ein Exorcismus an dem Beschuldigten wie an dem Wasser ging vorher. Das Wasser wurde beschworen, daß es gesetzt werde gegen den Feind des Menschen, der diesen Diebstahl, Mord u. s. w. begangen, daß es kein Untersinken des Schuldigen gestatte, vielmehr denselben von sich stoße und emporwerfe, den Unschuldigen aber nach Wassers Art in sich aufnehme und ohne Schaden sinken lasse.

Zu Paaren treiben.

Eigentlich Jemand zu seiner Krippe treiben, gleich einem Thier, das dem Stall entflohen ist.

Paaren ist verderbt aus dem althochdeutschen „parno", mittelhochdeutsch „barn" = Futterkrippe. Hans Sachs sagt noch: Einen an den „barn" treiben.

Wie gefangen — so gehangen.

Aussitôt pris, aussitôt pendu. Gesagt — gethan, von rascher Rechtspflege sein.

Aus Frankreich zu uns gekommen.

Die schnelle Hinrichtung der Parlamentsmitglieder l'Archer, Brisson und Tardif gab die Veranlassung dazu. Da Heinrich IV. gegen seine Regierungswidersacher stets siegreich blieb, wollte die Fraktion einen Heirathsplan zur Ausführung bringen, von dem sie fürchten mußte, daß er an der Treue der genannten Drei scheitern werde. Man verhaftete sie daher am 16. November 1591 früh 9 Uhr, ließ sie um 10 Uhr beichten und um 11 Uhr hängen. Daher das Sprüchwort.

Der Kukuk soll ihn holen.

Der deutsche Sprachschatz gibt uns eine große Zahl Worte, welche zur Umkleidung von Verwünschungsformeln, die man nicht direkt auszusprechen wagt, dienen. Unter Kukuk im obigen Sinne liegt der Teufel verborgen. Der Kukuk ward im Volksglauben degradirt. Mythologisch ist er der Frühlingsbote, der wahrsagende und Zeitvogel, nichts Schlechtes haftet an ihm. Erst mit der Einführung des Christenthums, die den Krieg gegen den heidnischen Aberglauben zur Folge hatte, wurde der Kukuk ein teuflisches Thier, eine Teufelsmaske oder der Teufel selbst.

Die internationale Kunstausstellung in München.

Von

Karl Albert Regnet.

II.

Bei Eröffnung der internationalen Kunstausstellung waren im Ganzen fünfundfünfzig Ausstellungsräume verfügbar und bis auf zwei, welche den verspätet eingetroffenen Franzosen zugewiesen worden, eingerichtet.

Inzwischen hat sich die Anzahl der nachträglich eingesendeten Kunstwerke derart vermehrt, daß das Ausstellungskomite genöthigt war, behufs ihrer Unterbringung sechs weitere Säle und vier Kabinette herstellen zu lassen. Davon hat Frankreich allein zwei Säle und die vier Kabinette inne und theilt sich, da schließlich auch diese Räume nicht mehr ausreichten, mit Deutschland in einen der neukonstruirten Säte.

Die erste am Tage der Eröffnung der Ausstellung (19. Juli) ausgegebene Auflage des offiziellen Katalogs schloß mit der Nummer 1927, die dritte Auflage dagegen weist 2433 Nummern aus, was einem Zugang von 506 Kunstwerken gleichkommt. Und wenn wir auch bereits die Hälfte der Ausstellungsdauer hinter uns haben, so steht das Komite gleichwohl noch mit einzelnen Künstlern wegen Beschickung der Ausstellung in Unterhandlungen.

Von den Zugängen entfallen auf Frankreich 198, auf Deutschland 58, auf Italien 18, auf Oesterreich-Ungarn 10, auf Belgien-Holland 5 Aussteller, so daß im Ganzen auf Deutschland 776, auf Frankreich 198, auf Italien 103, auf Oesterreich-Ungarn 67, auf Belgien-Holland 50, auf Rußland 10, auf Schweden und Norwegen 7, auf England 10, auf die Schweiz ebensoviel, auf Spanien und Griechenland je 1? Aussteller treffen. Diese vorstehende Zusammenstellung kann jedoch nur auf annähernde Genauigkeit Anspruch machen, da die ausstellenden Künstler im Katalog bald nach ihrer Nationalität, bald aber, und zwar zum weitaus größeren Theile, nach ihrem dermaligen Wohnorte vorgetragen werden, und was noch mehr ist, auch in den Abtheilungen Platz gefunden haben, welche letzteren entsprechen. So zum Beispiel Siemiradzki in Italien, Munkacsi in Frankreich, Alma Tadema in England ?c.

Es wäre eine grobe Ungerechtigkeit, in Abrede zu stellen, daß die dermalige internationale Kunstausstellung im Münchener Glaspalast im Großen und Ganzen einen günstigen Eindruck macht. Das hat seinen Grund unzweifelhaft darin, daß das technische Können sich im Allgemeinen namhaft gesteigert hat, so daß heute nach dieser Seite hin nur mehr ausnahmsweise etwas ganz Untergeordnetes geschaffen wird. Aber ebensowenig läßt sich leugnen, daß diese technische Vervollkommnung größtentheils auf Kosten des geistigen Elements in der Kunst erreicht wurde. Es zeigt sich dieß hauptsächlich in der Wahl der behandelten Stoffe. Dieser wendeten die Künstler ehedem die größte Sorgfalt zu, wenn auch vielleicht nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil von ihnen Goethe's Wort zu Eckermann kannte: „Alles Talent ist verschwendet, wenn der Gegenstand nichts taugt." Gleichsam instinktmäßig wurde der Gegenstand nach allen Seiten reiflich überwogen und hin und her gewendet, und Niemand wagte es, die aus der Praxis herausgebildeten Grenzen zu überschreiten, die ja die Pietät für die Kunst heiligte. Wohl kam es auch damals vor, daß sich der Einzelne nur widerstrebend darein fügte, aber die Autorität der alten Meister, welche jene Gesetze gegeben, war zu groß, als daß man es gewagt hätte, sich dagegen aufzulehnen.

Aber die Zeiten haben sich geändert, namentlich in Deutschland. Hatte man früher die Spitze eines Kunstwerks im Gedanken gefunden, den es aussprach oder doch aussprechen sollte, so erklärt man heute die Wiedergabe, die Nachahmung der Natur als die Aufgabe der Kunst und denkt dabei an die Treue der Photographie. Und so ist die Frage bei der Wahl des Stoffes nicht mehr: Welchen Ideenwerth hat er? sondern: Welchen Werth hat er für die koloristische Behandlung? Sobald einmal eine solche Anschauung die herrschende geworden, konnte es nicht ausbleiben, daß man schließlich gar keinen Werth mehr darauf legte, was, sondern wie es gemalt ist.

Wir leben in einer Zeit des Gährens und der Unklarheit. Das fühlt sich im Glaspalast nirgends lebhafter als im östlichen Flügel.

Dem Künstler, der sich über die Mittelmäßigkeit erheben will, bleiben in unseren Tagen nur drei Wege offen. Entweder erklärt er die großen Leistungen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts allein als mustergültig, alles Neue aber als Abweg und Unnatur. Oder er stürzt sich kopfüber in die dunkle Zukunft, weil alles bisher Gegebene ihn unbefriedigt läßt und ihm nur als Versuch erscheint. Oder aber er kümmert sich weder um das Eine, noch um das Andere und zieht sich ganz auf seine Individualität zurück. Diesen drei Bannlinien entgeht kein wirklich begabter Künstler. In der ersten verlieren sich Jene, welche die Vergangenheit durch Galvanisiren wieder zum Leben erwecken möchten. Sind sie höchst begabt, wie z. B. L. v. Gebhardt, so ge-

klingt ihnen vielfach ein Zug der Alten, denn sie kommen halb an Kraft ihren Vorgängern gleich und vermögen, halb in der Gegenwart wurzelnd, vermittelst ihrer Reflexion zu erkennen, was Jene werth waren. In die zweite Bannlinie gerathen Jene, die alles historische Gewordensein verwerfen und nach dem großen Unbekannten streben. Solche gewagte Versuche verblüffen mehr als sie befriedigen, noch öfter aber stoßen sie zurück. Man denke nur an Hans Thoma! Das sind urwunderliche Leute. Der Eine beschaut sich die Welt, indem er den Kopf zwischen den Beinen durchsteckt, und versichert uns, das sei die einzig natürliche Stellung, und käme der Zweite aus purem Widerspruchsgeist auf den Einfall, Disteln zu speisen, er wäre im Stande zu behaupten, es entwürdige die Menschheit, Rindsbraten zu essen. Aber bisweilen fühlt man doch all' die Bizarrerie hindurch, daß es den Leuten doch ehrlich um das Rechte zu thun ist und daß sie im Suchen nach dem noch Ungefundenen sich selber bis zur Unbeholfenheit beschränken. Die Dritten endlich, die sich ganz auf ihre Individualität zurückgezogen haben, leben meist innerhalb eines engen Kreises. Was sie aber innerhalb desselben schaffen, das schaffen sie ganz, eigenartig, erschöpfend, im Kleinen groß, immer wahr und wohlthuend. Der strengste Kritiker muß Leute, wie einen W. Leisl, wenigstens als Spezialität achten.

Aber in allen diesen drei Kategorieen ist das Wesen der Kunst noch nicht erschöpft.

Wenn die französische Abtheilung uns den Eindruck einer in sich gefesteten, ihrer Ziele wohlbewußten Kunst macht und dadurch um so Vieles wohlthuender und — leugnen wir es aus mißverstandenem Patriotismus nicht — bedeutender wirkt als die deutsche, so hat das seinen Grund wenigstens theilweise darin, weil von jenem unsichern Tasten nach neuen Idealen dort keine Rede ist, weil dort bei aller Werthschätzung der Farbe die Farbe doch nicht Alles ist und weil dort der Gedanke noch hoch geachtet wird. Und noch Eines läßt uns die französische Abtheilung erkennen: daß die französischen Künstler sich in besseren Gesellschaftskreisen bewegen, als durchschnittlich die unseren. In der französischen Abtheilung finden wir keine Spur jener Rohheit und von jenem Kultus des Unschönen und ausgesprochen Häßlichen, der bei uns zum Bedauern Aller, die es ehrlich mit der Kunst meinen, so weite Kreise gewonnen hat. Wohl aber finden wir dort das ideale Element, das bei uns so Vielen als ein überwundener Standpunkt gilt, mit Eifer und gutem Erfolge gepflegt.

Zum Glück für Deutschland steht es aber um die deutsche Kunst nicht so schlimm, als man nach der gegenwärtigen internationalen Kunstausstellung glauben möchte. Wo Dutzende der besten Namen, wo gerade die hervorragendsten Vertreter der idealen Kunstrichtung fehlen, während sich Günstlinge einer in München herrschenden Partei und selbst namenlose Dilettanten breit machen, da ist nur ein kleiner Bruchtheil, nicht aber die ganze deutsche Kunst vertreten.

Es hieße den Charakter unserer Zeit verkennen, wollte man von ihr hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst erwärten. Die Philosophie kann ihrer Natur nach nur in kleineren Kreisen gepflegt werden und seit unser Glaube etwas mehr vom Charakter der Philosophie angenommen, mußte die religiöse Kunst nothwendig vom Throne herabsteigen, den sie jahrhundertelang inne gehabt. So bleiben wir Modernen so ziemlich auf's Nachahmen angewiesen und können auch dann einen modern-weltlichen Beigeschmack nur selten fernhalten. Dabei darf es als eine eigenthümlich berührende Erscheinung bezeichnet werden, daß die französische Abtheilung mehr Kunstwerke aufzuweisen hat, welche religiöse, kirchliche, biblische und auf das religiöse und kirchliche Leben bezügliche Stoffe behandeln, als Deutschland, und daß diese Kunstgattung in den übrigen Abtheilungen gar nicht vertreten ist.

Auch im weltlichen Geschichtsbilde erscheint Frankreich quantitativ und qualitativ stärker vertreten, als die übrigen Nationen. Wir Deutsche haben nur Feuerbach's „Titanenkampf", Weigand's „Einzug Luther's in Worms" und Defregger's „Todesgang des Andreas Hofer" und „Heimkehr der Sieger" und noch Thiersch's „Alarich in Athen" sammt Hofmann's von Zeitz „Paolo und Francesca da Rimini" und Gysis' „Poesie", die Italiener Usse's ewig unvollendete „Bianca Capello" und ein paar unbedeutende andere Arbeiten, die Oesterreicher Baczik's „Werbung um Karl's VII. Tochter" aufzuweisen, während man in den anderen Ländern mit Ausnahme Frankreichs die Historienmalerei gar nicht zu kultiviren scheint. Frankreich dagegen brachte Morot's „Episode aus der Schlacht bei Aquae Sextiae", Cabanel's „Tod des Paolo und der Francesca da Rimini", Moreau de Tour seine „Bianca von Castilien", Melingue seinen „Dauphin Charles und Etienne Marcelle", Laurens seine „Befreiung der Eingemauerten von Carcassonne" und seinen „General Marceau auf dem Todtenbett", Bougureau seine „Geburt der Venus", Delaunay seine „Diana" und so weiter. Dabei begegnet man mancher Unsicherheit in der Bestimmung des Begriffes: Geschichtsbild. Das Hervorragen der französischen Kunst in dieser Gattung erklärt sich am natürlichsten durch die Unterstützung, welche der französische Staat der Kunst angedeihen läßt.

Privaten sind nur selten in der Lage, Historienbilder anzuschaffen. Darum werden auch das Genre und die Landschaft in unseren Tagen zumeist kultivirt, denn die Kunst hat neben ihrer idealen Seite auch eine reale. Abgesehen hievon findet das ausgesprochen realistische Streben unserer Tage gerade in den genannten Kunstgattungen ein dankbares Feld. So sehen wir denn das antike Genre zunächst von Alma Tadema, Siemiradzki und Courten vertreten, wobei es dem Zweitgenannten begegnet, daß er sich in der Größe des Rahmens vergreift. Dasselbe geschieht Hermanns bei seinem „In der Morgendämmerung". Das Ideengewicht solcher Stoffe verlangt gebieterisch einen kleinern Rahmen. Da das Genre in seinen verschiedenen Unterabtheilungen nicht bloß Gemeingut aller Nationen ward, sondern auch deren Schooßkind, so beläuft sich die Anzahl der zur Ausstellung gelangten Genrebilder so hoch, daß man darauf verzichten muß, anders als ausnahmsweise einige Namen zu nennen, will man nicht ungerecht werden. Dahin gehören die Deutschen Menzel, Becker, Franz Adam, Grützner, Fr. A. Kaulbach, A. Eberle, L. v. Hagn, C. Hoff, Karger, H. Kauffmann, R. S. Zimmermann und Andere mehr, dann die Franzosen Hagborg, Feyen Perrin, Salmson, Robert-Fleury, Meissonier, Fichel, die Belgier Hermanns und Stalaert, die Italiener Seifoni, Bartesago, Santoro, Mancini, Pradilla, Joris und Jacovacci, der Russe Siemiradzki, die Oesterreicher Schoenn, Propst, Blaas, C. L. Müller, Karger, Math. Schmidt, der Engländer Marcus Stone 2c.

Im Porträt dürfte an erster Stelle Canon zu nennen sein, nach ihm Angeli, Bonnat, Gigaux, Ribot, Lenbach, G. Richter 2c. Auch hier tritt der Widerstreit einer idealistischen und realistischen Auffassung zu Tage, aber auch manches schöne junge Talent, wie zum Beispiel Erdelt in München.

In der Landschaft dominirt die Stimmungslandschaft bei allen ausstellenden Nationen und sind es die französischen Pfleger des „Paysage intime": Dupré, Rousseau, Dégé, dann Defaux, Isenbart, Daubigny 2c., welche — wohl weil sie in Deutschland weniger bekannt — großes Aufsehen erregen, während unter den Belgiern Maris und Cosemanns, unter den Holländern Everdingen, Mesdag, Sande Backhuysen, Roelofs und Andere wohlverdiente Beachtung finden und Deutschland Namen wie Lier, Ebert, Stademann, L. Willroider, die Achenbach, Xylander, Heinlein 2c., Oesterreich einen Jettel, Halauska, Ruß, Fritsch und eine Tina Blau aufzuweisen hat.

Im Thiergenre glänzen die Deutschen Friedrich Voltz, Baisch, Mali, Braith, Weishaupt und Zügel, der Schweizer Koller, die Belgier de Haas und Patere, im Stillleben der Franzose Vallon, in der Darstellung von Blumen Strohmaier, Jeanin und Andere, und in der Plastik nehmen die Italiener Barzaghi, Belliazzi, Bottinelli, Guarnerio, Namagotti, Salvini, Barcaglia 2c., die Franzosen Schoenewerk, Jauffroy, Lemaire, Moreau-Vauthier, Dubois, Barthelemy, Cugnot-Möckel und Andere, die Deutschen Wagmüller, Knoll, Hirt, E. Mayer, C. Cauer, endlich die Oesterreicher Zumbusch, Tilgner, O. König und A. Wagner hervorragende Plätze ein.

Jagd-, Forst- und Landwirthschaftskalender.

Von

C. E. Freiherrn von Thüngen.

Oktober.

„Kernbeißer, Mistler, Krammetser,
Die kommen jetzt vom Norden her
Und in den Sprenkeln fängt in Hast
Sich mancher arme kleine Gast.
Der Hirsch, in voller Brunst, wird nun
Ganz ungenießbar und darf ruh'n;
Doch blüht trotzdem noch Mancherlei
Zu gutem Schuß der Jägerei."

Max Haider.

Rauh schütteln die Herbststürme die Blätter von den Bäumen, oder Fröste drücken eins nach dem andern ab. Rothe Beeren leuchten durch den Wald, manche von ihnen sind von Menschenhand trügerisch aufgehängt und mancher Krammetsvogel muß seine Lüsternheit nach diesen Beeren mit dem Leben bezahlen. Nach und nach legen sich die Herbststürme wieder, noch einmal erstrahlt die Sonne in wundervollster Klarheit am Himmel, noch einmal dünkt es uns, als wolle die ganze Natur sich schmücken mit prächtigster, jugendfrischer Farben- und Formenmannigfaltigkeit. Der „Altweibersommer" tritt uns in seiner schönsten Pracht entgegen:

„Zur Ferne wird mit duft'ger Spur
Durch Haus und Stadt, durch Wald und Flur
Dein süßer Zauber gehen!
Ob Keiner dich gesehen auch,
Sie fühlen deiner Schönheit Hauch
Durch meine Lieder gehen!"

Diese Zeit bringt dem Waidmann wieder mannigfache Freuden. Die Suche auf Hasen mit dem Vorstehhunde beginnt, wozu vorzugsweise kleine Feldhölzchen, Kraut-, Rüben- und Kartoffelfelder gewählt werden. An schönen, milden Abenden wird auch der Anstand benützt, um einen oder den andern der aus dem Holze auf die Felder „nach Aesung rückenden" Hasen zu erlegen. Der Rehbock ist nun wieder gut bei Wildpret und kann geschossen werden, ebenso werden alte gelte Thiere, Geitgaisen und Gemsen erlegt. Der jagdbare Hirsch hat sich zumeist schon vom „Brunstplan" zurückgezogen und überläßt seinen geringeren Rivalen die Nachlese. Männliches Rothwild sollte nicht mehr geschossen werden. Mit Beginn der zweiten Hälfte des Monats sollten vom Damwilde nur noch Spießer und geringe Kälber zum Abschuß gelangen. Die Brunst des Damwildes und gegen Ende des Monats die des Gemswildes beginnt. Die Saujagd nimmt ihren Anfang. Die Jagd auf Elchwild wird betrieben. Manche schöne sternenhelle, wenn auch etwas kalte Herbstnacht wird dazu benützt, um auf dem Anstande in der Nähe des Baues den nun sehr feist gewordenen Dachs, wenn er „ausgeht", um Nahrung zu suchen, zu erlegen. Außerdem wird auch mit dem „Finder" auf ihn Jagd gemacht oder er wird aus dem Baue gegraben. Auch die Bärenjagd nimmt ihren Anfang. Dem Rauhhaarwilde aller Art wird mit Geschoß und Fangzeug fleißig nachgestellt, da jetzt bereits das Rauchwerk gut zu werden anfängt. Der Fang mit dem Schwanenhals und mit dem Tellereisen beginnt. Die Jagd mit Bracken und die Hetze mit Windhunden auf Hasen und Füchse, sowie die Parforcejagden werden eröffnet. Gegen Ende des Monats beginnen bereits die Waldtreibjagden auf Hasen, Füchse, Rehwild u. dgl., und es gewähren diese Waldjagden ein durch die Verschiedenartigkeit des vorkommenden Wildes gewürztes Vergnügen. Gegen Ende des Monats kann das Frettiren der Kaninchen wieder begonnen werden, da sich nun keine Jungen mehr im Baue vorfinden, welche diesem Jagdbetriebe hinderlich sind.

Die Rebhühnerjagd mit dem Hunde neigt sich ihrem Ende zu, da die Hühner den Hund nicht mehr gut „halten". Des Abends, wenn sich die Hühner zusammenrufen, gelingt es manchmal, welche auf den Ruf zu erlegen. Dagegen wird jetzt der Fang mit dem Treibzeug und mit Stecknetzen betrieben. Die Jagd auf Fasanen beginnt oder wird fortgesetzt. Haselhühner, Bekassinen, wilde Enten, wilde Gänse werden geschossen und gefangen, auch Trappen können erlegt werden. Mit den ersten mit Schneeflocken vermischten Regenschauern ist mit den Kranichen,

„Die fernhin nach des Südens Wärme
In trauschem Geschwader ziehn",

auch die beliebte Waldschnepfe in den Vor- und Feldhölzern angekommen und wird auf der Suche, beim Treiben oder auch an stillen Abenden auf dem Anstande — wo uns aber die „stumm Streichende" nur wie ein flüchtiges Schattenbild zum Schuß kommt und einen sehr geübten Schützen erfordert — oder erfolgreicher beim Ansitz an Suhlplätzen erlegt. Die Krähenhütte wird fleißig besucht, um den Raubvögeln Abbruch zu thun; dieselben werden auch gefangen. Der Fang der Drosseln in Dohnen, sowie der Lerchenstrich sind in vollem Gange. Nach dem Abfalle des Laubes müssen die Salzlecken erneuert werden. In Hochwildgehegen und Thiergärten können zu Ende dieses Monats die im August mit Roggen besäten Wildäcker dem Wilde preisgegeben werden. Eicheln, Buchnüsse und Kastanien werden gesammelt und auf luftigen Böden aufbewahrt, wo dieselben fleißig umzuschaufeln sind. Der gewissenhafte und pflichttreue Waidmann muß schon jetzt die nöthigen Vorbereitungen für die Fütterung des Wildes im kommenden Winter treffen und nach jeder Richtung für eine sachgemäße Pflege Sorge tragen.

Der Forstmann beendigt die Auszeichnung der zu fällenden Hölzer in den Vorverjüngungsschlägen. Nach dem Laubabfall beginnt der Hauptfällungsbetrieb, der Schlagholzabtrieb in Mittelwaldungen, der Hieb in Buchen-, Vorbereitungs-, Besamungs- und Nachhiebsschlägen. Durchforstungen, Grün- und Trockenästungen, Dürrholzeinschlag, Weidenschnitt finden statt. Die Bodenbearbeitung wird fortgesetzt. Herbstpflanzungen und Saaten von Laubhölzern, Tannensaaten werden vorgenommen. Anfang des Monats werden die Tannen- und Weymouthsföhrenzapfen gesammelt. Bucheckern, Eicheln, Ahorn- und Weißerlensamen werden gegen Ende des Monats gesammelt, beziehungsweise gepflückt. Die Flößerei wird beendigt, lebhafte Abfuhr, namentlich der Brennhölzer, beginnt wieder. Die Wegebauarbeiten werden fortgesetzt. Die schädlichen Forstinsekten sind zu vertilgen. Die Mäuse sind in Pflanzgärten und Saatkämpen zu fangen oder zu vergiften. Die Aufsicht auf Streudiebstahl, Entwendung von Mastfrüchten und Hutungsfrevel ist fortzusetzen, desgleichen sind die Leseholzsammler streng zu überwachen.

Der Landwirth bestellt die Roggenfelder. Waizen- und Roggenstoppelland, das für Gerste, Hafer und Kartoffeln bestimmt ist, wird gepflügt und gedungt. Die Kartoffelernte beginnt, auch Kohl und Ruben werden gegen Ende des Monats geerntet. Wiesenbewaidung nach der Grummeternte. Bei den Schafen beginnt die Sprungzeit für die Spätlämmerzucht. Die Schweine werden in die Mast getrieben. Das zu mästende Federvieh muß gut gewartet und die zur Nachzucht bestimmten jungen Hühner müssen gut gefüttert werden. Die für den Winterbedarf bestimmten Eier werden gesammelt.

Der Oktober neigt sich seinem Ende zu. Die Natur schrumpft zusehends zusammen. Dichter, schwerer Nebel hüllt fern und nah alle Gegenstände in ein trostloses Einerlei. Unablässig rinnt feiner, doch dichter Staubregen hernieder. Das sind eigentlich die schlimmsten Tage des Herbstes und die Kennzeichen des Uebergangs in den November. In diesen Tagen scheint mit jeder freien Aussicht jede Hoffnung auf eine bessere Zeit uns benommen zu sein:

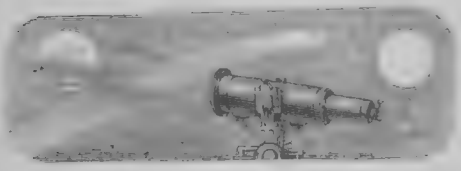
„Es rauschen welke Blätter,
Vom Auge perlt die Thräne
Im Schmerz, daß alles Leben
Zum Tode jetzt sich sehne.

Gleicht in dem Kampf des Lebens
Auch Welken neuem Blüh'n —
Schau'n doch vom Todeshammer
Wir jetzt nur Funken spruh'n."

Lotterieziehungen im Monat Oktober.

Am 1. Wiener Rudolph-Stiftung 10-Gulden-Loose, 1900 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 12 fl., zahlbar am 2. Januar 1880 (31. Ziehung). — K. K. Oesterreichische Kredit 100-Gulden-Loose vom Jahr 1858, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. April 1880 (86. Ziehung). — K. K. Oesterreichische 250-Gulden-Loose à 4% vom Jahr 1854, 1800 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 300 fl., zahlbar am 31. Dezember 1879 (50. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1867, 660 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1880 (38. Ziehung). — Stadt Rotterdam 100-Gulden-Loose vom Jahr 1868, 227 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 2. Januar 1880 (22. Ziehung). — Stadt Lübeck 50-Thaler-Loose vom Jahre 1863, 920 Stück, Prämienziehung am 2. Januar 1880. — Amsterdamer Industriepalast 10-Gulden-Loose vom Jahre 1867, 200 Stück, Prämienziehung am 1. November. — Raab-Grazer E.-B. 100-Thaler-Loose à 4% vom Jahre 1871, 140 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 2. Januar 1880 (17. Ziehung). — Gothaer 5% Prämien-Pfandbriefe vom Jahr 1869, I. Abth., 700 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1879 (10. Ziehung) Gothaer Prämien-Pfandbriefe vom Jahre 1871, II. Abth., 640 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1879 (8. Ziehung.) — Türkische 400-Franken-Loose vom Jahre 1870, 400 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Franken, zahlbar am 1. April 1880 (58. Ziehung). — Stadt Wien 100-Gulden-Loose vom Jahre 1874, 1200 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 130 fl., zahlbar am 2. Januar 1880 (22. Ziehung). — Am 10. Stadt Paris 400-Franken-Loose vom Jahre 1871, 1350 Stück, Prämienziehung am 20. Oktober. — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1872, 262 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 1. April 1880 (41. Ziehung). — Stadt Bari 100-Franken-Loose, 160 Stück, höchster

Preis 50,000 niedrigster 50 Fr., zahlbar am 10. April 1880 (42. Ziehung. — Am 15. Stadt Gent 100 Franken-Loose à 3 %, vom Jahr 1868, 315 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 110 Franken, zahlbar am 15. November 1879 (44. Ziehung). – Kanton Freiburg 15-Franken-Loose vom Jahre 1861, 2550 Stück, Prämienzahlung am 15. November. — Stadt Marseille 400 Franken-Loose à 3 %, vom Jahre 1877, 1842 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 31. Januar 1880 (5. Ziehung). — Am 16. Stadt Paris 400 Franken-Loose vom Jahre 1869, 15 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 1000 Fr., zahlbar am 1. November 1879 (42. Ziehung). — Am 20. Stadt Paris 400 Franken-Loose, 1470 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 5. November 1879 (51. Ziehung).



Astronomisches Tagebuch.

Oktober.

Man hat in der letzten Zeit mehrfach die Beobachtung gemacht, daß die Planeten keine konstante Farbe zeigen. Mars soll bei seiner letzten Opposition weniger roth als gewöhnlich erschienen sein; Uranus, der gewöhnlich als blaßblau bezeichnet wird, zeigt sich jetzt, wo er sich seinem Perihel nähert, rein weiß. Ein Herr Niesten, an der Brüsseler Sternwarte, hat nun eine Zusammenstellung der Farben von Doppelsternen gemacht, und gefunden, daß in Systemen mit bekannten, insbesondere kurzen Perioden, beide Sterne im Allgemeinen gleiche Farbe, gelb oder weiß, haben. Der Hauptstern ist weiß oder bläulich, wenn der Nebenstern ihm am nächsten ist, dann wird er gelb, goldgelb oder orange. Der Nebenstern ändert sich ebenso. Bei sogenannten optischen Doppelsternen wo die zwei Sterne nur in Folge unseres Standpunkts nahe bei einander zu sein scheinen, während der eine viel weiter entfernt ist als der andere, zeigt sich die sonderbare Regel, daß der Begleiter im Allgemeinen blau ist.

Vorerst ist die einzige Erklärung dieser Erscheinungen, daß die gasigen, glühenden Hüllen der Sterne in ihrer Zusammensetzung Aenderungen erleiden, und zwar als Folge der größeren oder kleineren Annäherung der beiden Sterne, je nach ihrer Entfernung. Daß bei optischen Doppelsternen aber der Begleiter, also der schwächere und voraussichtlich der entferntere, blau erscheint, beruht vielleicht darauf, daß auch im Weltraum Absorption von Licht stattfindet und zwar in der Art, daß das blaue am wenigsten geschwächt wird.

Es mögen noch viele Beobachtungen nöthig sein, bis zur die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme sichere Anhaltspunkte gefunden werden.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

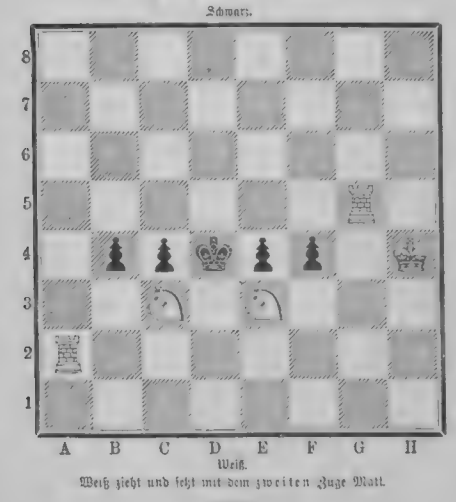
Pariser Problemturnier.

Da Herr Pradignat, dessen Einsendung mit dem Motto „Aliquando dormitat bonus Homerus" mit dem ersten Preise gekrönt war, sich außerdem noch unter zwei anderen Devisen an der Preisbewerbung betheiligt hatte so ist ihm nach strengem, aber gerechtem Beschluß des Komitées das Anrecht auf einen Preis aberkannt worden. Demnach hat Herr Johann Berger aus Graz (Motto. Vertrauen) den ersten Preis (400 Fr.), Herr M. Fritz Gedertam in Askare Schweden) den zweiten (200 Fr.) Herr Samuel Loyd in Elizabeth (Vereinigte Staaten), Motto: „L'homme qui rit", den dritten (100 Fr.) erhalten. Der vierte Preis (50 Fr.) wurde zwischen den Herren Konrad Bauer in Olmütz und Finlinson in Huddersfield getheilt.

Aufgabe Nro. 51.

Von Herrn Fr. Schrüfer in Bamberg.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Rösselsprung Nro. 17 und Bilderräthsel 52.

Auflösung des Bilderräthsels 51:

Unter allen Lagen bleibt stolze Armuth immer die schlimmste.

Auflösung der Aufgabe Nro. 47:

Weiß.	Schwarz.
1) L. E 1 nimmt B 4	1) K. E 4 – D 5 oder A) u. B).
2) L. H 5 — F 3 †	2) K. D 5 — C 4 oder — E 6.
3) D. A 1 — C 3 oder S. H 3 — G 5 setzt Matt.	
A)	
1)	1) K. E 4 — D 3 oder — E 3.
2) D. A 1 — C 3 †	2) K. — E 4.
3) L. H 5 — F 3 setzt Matt.	
B)	
1)	1) F 5 — F 4.
2) S. H 3 — F 2 †	2) K. E 4 — E 3 oder — F 5 oder — D 5.
3) D. A 1 — A 7 oder L. H 5 — G 4 oder — F 7 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen der Aufgabe Nro. 43 erhalten von Herren F. K. in Krupe, H. in Sensburg, Sch. in Lentschel, Em. Fr. in Lyon, W. Dr. in Zemplin und A. und M. in Eisenbach. W. v. G. in Schlüchtern. In Nro. 43 scheitert 1) L. G 5 nimmt G 4 z. B. an S. F 5 nimmt G 3. Nro. 42 und 44 R.

Hrn. Sch. in Schweinfurt, J. P. in Hedewigenkoog. H. A. R. in Kassel und L. L. in Lalendorf. Nro. 44 R. — E. Gr. in Hannover, sowie mehreren Herren Korrespondenten. In Nro. 42 folgt auf 1) D. C 8 – D 8 †, K. D 4 nimmt C 5, 2) B 2 – B 4 †, C 4 nimmt B 3, da nach den Regeln des Schachvereins der Bauer C 4 im Vorübergehen (en passant) zu schlagen berechtigt ist. Nro. 39, 41 und 43 R.

Hrn. E. P. in Uddevalla. Nro. 40 R. — v. St. in Bruchsal. Nro. 45 R. Mit Ihrer Bemerkung einverstanden. — L. R. in Erfurt. Nro. 42 bis 44 R. — R. L. in Petersw. Nro. 32 u. 45 R. — W. K. in Saalfeld. Nro. 40 R. — G. H. in Fürstenwalde. Nro. 38 R. — J. F. B. in Hedewigenkoog. Nro. 42 R. — C. S. in Aerzyslowo. Nro. 42 bis 44 R. — S. in Guttentag. Nro. 45 und 46 R. — O. C. in Peterswalde. Ueber Nro. 42 siehe vorher. In Nro. 43 verhindert auf 1) K. A 2 — A 3 Schwarz durch E. 4 zunimmt C 3 z. das Matt.

C. G. in Trier. Ein Buch der gewünschten Art ist: „Der praktische Schachmeister. Hamburg. 2. Auflage. 1879. (Verlag von B. S. Berendsohn.)" Preis 4 M. — J. R. in Pargabuk. In Nro. 25 steht ja die schwarze Dame auf D 7, nicht auf D 6, wie Sie irrthümlich angeben. — C. G. in Moskau. Nro. 41 R. — A. L. in Gollnow. In Nro. 41 wird 1) F 2 – F 3 durch D. H 8 nimmt E 5 widerlegt, weil dann auf 2) D. H 4 — F 2 † D. E 5 — E 3 decken kann. G. H. in Freiwaldau. In derselben Aufgabe scheitert 1) B 2 — B 3 an B 7 – B 5.

Hrn. R. L. H. in Magdeburg. Ihre Aufgabe läßt noch zwei andere Lösungen zu mit 1) K. D 7 – C 7 oder — E 7. — M. in Lübeck. In Nro. 42 folgt auf 1) L. C 5 nimmt B 5, L. F 2 — F 8. — K. M. in Tumitz. Ein auf die siebente Reihe gelangter Bauer geht und schlägt dort nicht anders als sonst. In dem vorgelegten Falle kann also der Bauer G 7 nicht nach H 8 gehen. – G. K. in Hanau. Nro. 42 R. – W. S. in Gera. In Nro. 44 wurde auf 1) S. E 5 — F 7 †, L. F 8 nimmt F 7; D. B 7 nimmt F 7 die schwarze Dame D 1 mehrfach Schach bieten können.

Briefmappe.

Hrn. Fr. L. in Hamb. Kappes. Gr. der spanischen Sprache. Dresden, Ehlermann.

Les dieux s'en sont allés. Les comédiens. L'école des vieillards. La Princesse Aurélie. La popularité. Gesammelt in Théâtre de D. Paris, 1810. Die Lauchnitz-Edition hat nur englische Autoren. Twietmeyer in Leipzig sendet Ihnen auf Verlangen Kataloge.

Fr. A. H. in Eisen. Wir bedauern, es war Ironie gegen die Fragerin.

Hrn. E. Sch. in P. in Sachsen. Die Kurzsichtigkeit, unter welcher Sie sich beklagen, kann mannigfachen Grund haben. Alle derartigen Erscheinungen können nur nach persönlicher Untersuchung seitens eines Arztes richtig beurtheilt werden. Gegen Athemnoth im Allgemeinen hat sich die Anwendung eines neuen Mittels, des Extract Eucalyptus aquosum bewährt, lassen Sie sich von Ihrem Arzte dasselbe verschreiben. Näheres findet er in Nro. 19 der Berliner Klinischen Wochenschrift 1879. Wegen des Augenleidens wenden Sie sich an einen tüchtigen Augenarzt.

Langjährige Abonnentin in T. Das ist eine erfundene Figur in Mörike's „Maler Nolten".

P. N. Die Firma Latritz haben wir nicht gefunden, dagegen H. Schmidt, Waldwollefabrik in Nemda (Thür.).

Hrn. E. D. in Szegedin. Nur das Tragen eines Bruchbandes kann mit der Zeit Heilung herbeiführen.

B. B. II in Schwedel. Es werden nach neuesten Bestimmungen keine Telegraphistinnen mehr verwendet.

Langjähr. Abonn. in Rosenheim. In dem Haushaltungsgeschäft von Krummenacker & Stahl in Stuttgart.

Hrn. R. in N. Ohne persönliche Untersuchung nicht möglich, Rath zu ertheilen.

Hrn. H. J. P. in Apenrade. Die Redaktion der „Industrieblätter" in Berlin kann Ihnen die beste Auskunft geben.

Hrn. B. H. Sch. in H. Eine Abhandlung über R. kennen wir nicht. Bergmann, Stärkefabrikation. Weimar, Voigt.

Hrn. M. J. h. in L. Ein solches Mittel gibt es nicht.

Hrn. R. H. in Mar. Am besten ist, Sie lesen Bücher in diesen Sprachen und vergleichen dann Ihre Uebersetzung mit der guter Uebersetzer; zugleich werden Ihnen Gesprächsbücher in den betreffenden Sprachen, die Sie von jeder Buchhandlung sich vorlegen lassen können, dienlich sein.

M. D. in Chomenka. Täglich ein Glas ungarischen Bitterwassers und Waschen des Gesichts mit flüssiger Glycerinseife.

Fr. Kathinka in M. Die Käsebereitung von Schmidt. Weimar, Voigt.

Zehnj. Abonn. in Belgr. Feuchte Wände überzieht man mit einer Masse aus 4 Th. Glaspulver, 3 Th. Kohle, je 2 Th. Bimssteinpulver und Schiffspech, 3 Th. Schusterpech, 1 Th. gekochtes Leinöl, die bei gelinder Wärme zu einem Teige gemacht werden. Nach dem Auftragen auf die Mauer bestreut man sie mit Sand und trägt Kalk darüber auf.

L. Weiß Nro. 30 in Wien. 1) Auspillen des Mundes Abends vor dem Schlafengehen mit einer Lösung von chlorsaurem Kali (1 auf 100). 2) Waschen mit Lan. sabsinicnno.

Hrn. F. Sch. in Wien. Wir haben uns selbst bei berühmten T. nie von der Wahrheit überzeugen können.

Warschau. Marschallstr. Hrn. L. P. in Hamb. Richtig.

Dina. Allerdings gibt es solche Menschen und wir haben selbst ein Phänomen persönlich gekannt, die wunderbarsten Aussprüche von ihm geyeic. Wenden Sie sich an Kommissionsrath Henze in Neudnitz bei Leipzig. Ueber die Anstalt in D. steht uns kein Urtheil zu.

Hrn. Stud. med. aus Griechenland. In Leipzig, in Halle a. S. oder Heidelberg finden Sie tüchtige Universitätslehrer für die fraglichen Fächer.

H. B. 25 in A. „Die Geflügelzucht in ihrem ganzen Umfang" von Dr. W. Dobe. Lpz., Voigt.

Genfer Abonnentin. Allerdings ist das fehlerhaft und darum bed erlich.

Hrn. Gerhard v. U. in E. Feines Blattgold ist der geeignetste Stoff, um hohle Zähne auszufüllen.

Abonnent von Baden. Es kommen sehr viele Namen nicht im nder; so haben wir auch den genannten in mehreren Kalendern nicht b. nden.

Hrn. A. B. in Hamburg. Wenden Sie sich an Herrn Professor v. G. march in Kiel.

Hrn. A. R. in P. Wenden Sie sich an die Buchhandlung von Quaritch r London.

Hrn. A. in St. J. Wir danken für Ihre Mittheilung, die wir an die fasserin gesandt.

Hrn. A. B. in Mainz. Ohne persönliche Untersuchung von Seiten e. s tüchtigen Arztes kann kein Rath in Frauenkrankheiten ertheilt werden. Wenn Sie uns Ihre genaue Adresse mittheilen wollen, ist unser ärztlicher Mitarbeiter gerne bereit, auf direktem Korrespondenzwege einen geeigneten Spezialisten zu empfehlen.

Henry. „Zwei Aeuglein" ist komponirt von Gumbert, op. 75, Nro. 2. Berlin, Bahn. „Wir empfehlen Ihnen Lege, Perlen und Rubinen, op. 88, Offenbach, Andre, 1. 50. elegant ausgestattet.

Hrn. J. C. B. in Genova. Schöllkraut (Chelidonium) ist eine Giftpflanze, scharfer Saft häufig zur Vertreibung von Warzen benützt, früher auch gegen innere Leiden im Gebrauch, jetzt veraltet. Von den Mitteln des sogen. Professor Dr. Sm. hält unser ärztlicher Berather nichts. Bezugsadresse durchaus keine reelle. Derartige Annoncen stammen meistens von Industriellen, welche unter dem Namen eines „Professors" oder nicht existirenden „Doktors" ihre Schwindelpräparate an den Mann zu bringen suchen.

G. L. H. in Helf. Paul Schiedmayer in Stuttgart.

Hrn. Georges M. in London. Das Beste ist Lanfrey, Hist. de Napoleon I., Paris 1867, deutsch Berlin 1871, freilich nicht in einem Bande, wie Sie wünschen. Kleinschmidt, Die Eltern und Geschwister Napoleon I., Berlin 1878.

Hrn. E. B. in W. in Sachsen, Abonnentin in Nakel, Hubertus in Utrecht, Junger Abonnent in W., Jugendlicher Abonnent in Crefeld. Ohne persönliche Untersuchung ärztlichen Rath in Ihren Angelegenheiten zu geben, ist nicht möglich.

Hrn. O. P. in H. Das Gewünschte werden Sie kaum in einem Werke beisammen finden: Köllsch, Die Baumaterialienkunde. Braunschw.. Schwetschke.

Hrn. R. F. in R. Wir haben Vorrath genug. Etwas bessere Orthographie wäre mehr zu empfehlen, als Dichten.

Hrn. C. S. in Kiel. „Der gute Ton in allen Lebenslagen." Berlin, Ebhardt.

R. in Zittau. Senden Sie uns Ihre Adresse mit der Bezeichnung „Aerztliche Angelegenheit" und es soll Ihnen geholfen werden.

Hrn. H. in S. „Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger." Berlin, 1879. Das Talent muß beim G. vorausgesetzt werden die Technik läßt sich erlernen. Bei Ihrer Lust zur Sache werden die Jahre kein Hinderniß sein.

Hrn. Dr. Im. E. in M. Die erstere Spielerei zu entziffern, haben wir keine Zeit. Mit dem Uebrigen wissen wir nichts anzufangen.

Frau Agnes M. in Berlin. Die klimatischen Verhältnisse zu Moskau sind die gleichen, wie in anderen großen Städten des Nordens; selbstverständlich sind die Wintermonate und die Uebergangszeiten rauher und für Kinder weniger zuträglich, als in südlicher gelegenen Orten.

C. K. 22. Wir können uns des Briefes nicht entsinnen. War eine Antwort möglich, so werden Sie eine solche erhalten haben. Auf eine Kritik können wir uns nicht einlassen. Keine Antwort würde nur bedeuten, daß wir das gütigst Eingesandte nicht verwenden konnten.

Kaufmann in Pest. Viel Gehbewegung in freier Luft ist Ihnen allerdings zuträglich. Die Erschütterungen beim Reiten jedoch sind für Jemand, der Anlage zu Lungenkrankheiten hat, entschieden schädlich.

Fr. O. R. in Leipz. Lichtenberg, Die Parfümfabrikation (Weimar, Voigt) gibt Ihnen Auskunft.

Hrn. Dr. K. A – d. Allerdings kann er das, bezüglich des Weiteren werden Sie sich besser an das Milit.-lit. Bureau in Leipzig wenden.

Hrn. C. F. in Triest. Jeder deutsche Apotheker zu Triest wird Ihnen das betreffende Mittel anfertigen.

Junge Wissensdurstige. Solche Anstalten gibt es, die in Verbindung mit Töchterschulen stehen, so beim Katharinenstift in Stuttgart.

Fr. Auguste R. Suphs ist zu Spalatro in Dalmatien geboren.

v. S. in Z. Warten Sie! Mit dem weiteren Wachsthum des Körpers wird auch Ihr Wunsch in Erfüllung gehen.

Hrn. Hirn in R. Es macht uns auch kein Vergnügen, immer dieselben Fragen beantworten zu müssen, allein die guten Leute machen sich's bequem, indem sie fragen, statt nachzuschlagen. — Das Wort „bislang" ist kein neues, sondern schon lange im Gebrauch, z. B. Blumenhagen hat es beständig statt „bisher". Ihre astronom. Anfragen haben wir unserem Herrn Mitarbeiter vorgelegt.

Hrn. A. M. in Klagenfurt. Derartige anonyme Anfragen können von Seiten unseres ärztlichen Berathers keine Berücksichtigung finden.

Neuer Abonnentin Wln. Dafür müssen Sie sich an einen Zahnarzt wenden.

Tante Bädecker aus Hamburg. Richtig.

Fr. M. S. in Essen. Nein, solche F. können nicht wohl mehr gut gemacht werden.

„Tiefsinniger" Abonnentin Reichenberg. Landaufenthalt und Gebirgsluft, sowie eine Kalkwasserbehandlung dürften zum Ziele führen.

Wertholb in St. Petersburg. Ihre Frage könnten wir nur brieflich beantworten, wozu Ihre genaue Adresse nöthig wäre.

M. N. in Norddeutschland. Vergleichen Sie die Briefmappe in Nro. 43 unseres Blattes.

Fr. E. K. in M. Senfhonig ist selbstausgeflossener Honig. Die beiden K. sind keine Brüder. Wir danken für das Mittel und werden es seinerzeit empfehlen.

Hrn. Premierlieutenant R. in J. Der genannte Arzt in Berlin ist einer der bedeutendsten Frauenärzte.

Hrn. M. Br. in J. Richtig.

Frl. Elly B. in R. Wollheim, dän. Grammatik. Hamb, Schuberth.

Alter Abonnent in Br. Jede Buchhandlung an Ihrem Orte liefert Ihnen eine solche Zeitschrift und zwar zum gleichen Preise wie anderwärts.

Hrn. A. B. in Leipz. Allerdings gibt es eine solche Oper.

Zwei Mitglieder des deutschen Klubs in J. (Belgien). Beide haben nicht Recht, die Lösung ist Brillant.

Alter Abonnent bei M. Herr Agent Anselm in Stuttgart wird Ihnen gerne Auskunft geben.

Hrn. E. v. L. in Riga. „Der Dilettant." München. Monatlich eine Nummer mit Zeichnungsbeilagen.

Frau B. R. in Halle. Lassen Sie sich von Ihrem Arzte Chininpulver verordnen; auch elektrische Kuren sind gegen Kopfschmerz von Erfolg.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Mit dieser Nummer wurde ausgegeben Nummer **52** unserer

Deutschen Roman-Bibliothek

zu

„Ueber Land und Meer"

und liegt nun der ganze **siebente** Jahrgang dieses billigen Ergänzungs-Journals zu „Ueber Land und Meer" vollständig vor.

Derselbe enthält neben einem reichhaltigen Feuilleton und zwei größeren Gedichten

neun vorzügliche, zum Theil sehr große Romane erster deutscher Schriftsteller,

und kostet der **ganze** Jahrgang in zwei starken Bänden von zusammen 1452 Seiten elegant broschirt

nur 8 Mark.

Es ist dieß kaum mehr, als man in der Leihbibliothek für das Lesen so vieler, zum Theil 3- und 4bändiger Romane allein als Leihgebühr bezahlen müßte. Was in einzelnen Romanbänden **mindestens achtzig Mark** zusammen kosten würde, wird in einem Jahrgang unserer Roman-Bibliothek geliefert für den **zehnten** Theil dieser Summe, für etwa

2 Pfennig täglich.

Wenn man **um so wenig Geld** nicht nur **reiche** und **ausgewählt gute** — ja **beste Unterhaltung** durch's **ganze Jahr**, sondern auch ein paar sehr stattliche, werthvolle Bände in die **Hausbibliothek** oder zu **Geschenken** bekommen kann, so darf sich die Verlagshandlung gewiß mit Recht der Hoffnung hingeben, daß die Betheiligung von Seiten unserer Abonnenten auch bei dem nun beginnenden **achten** Jahrgang wiederum bedeutend zunehme und so immer mehr die **allgemeinste** werde.

Der neue Jahrgang wird eröffnet mit dem ebenso feinsinnigen, als stimmungs- und spannungsvollen Roman

Frau Venus von **Karl Frenzel,**

und dem tiefempfundenen, verwicklungsvollen und farbenreichen Familienroman

Dönninghausen von **Claire von Glümer.**

Diesen werden sich zunächst die nicht minder durch glänzende Erfindung, kunstvolle Komposition und brillante Erzählungsform sich auszeichnenden Romane anschließen:

Besam von . . . . . **Robert Byr,**
Madina von . . . . . **Johannes van Dewall,**
Der Schweden-Schatz von . . **Hans Wachenhusen,**
Amanda von Pontré von . . **Hieronymus Lorm,**
Lucciola von . . . . . **Graf Max,**
Des Kronprinzen Regiment von **Gregor Samarow.**

Aus der neuen deutschen Lyrik wird auch ferner sorgsam das Beste ausgewählt und durch ein kleines Feuilleton dem Blatte ein weiterer Reiz verliehen werden.

Auf den neuen Jahrgang der „Deutschen Roman-Bibliothek" wolle bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt** abonnirt werden, von welcher man „Ueber Land und Meer" bezieht.

Stuttgart. **Die Verlagshandlung.**

An unsere Abonnenten!

„Ueber Land und Meer" schließt mit dieser Nummer seinen einundzwanzigsten Jahrgang, und wir schmeicheln uns, daß es bei Ankündigung eines neuen Jahrgangs nicht mehr erst einer ausführlichen Darlegung dessen bedarf, was diese Blätter bringen, was sie ihren Abonnenten sein wollen; wir dürfen im Gegentheile mit Sicherheit annehmen, daß nicht nur unser Wollen und Können allseitig bekannt ist, sondern daß wir auch mit dem unserer Zeitung zu Grunde liegenden Plan das Richtige getroffen haben. Hat sich doch die freundliche Aufnahme, welche „Ueber Land und Meer" gleich bei seinem ersten Erscheinen gefunden, zu einer alljährlich wachsenden, nun schon so großen Zahl seiner Freunde entwickelt, daß weit über hunderttausend Abonnenten und viele Hunderttausende von Lesern jeder neuen Nummer, jedem neuen Hefte mit freudigem Interesse entgegensehen. So begnügen wir uns mit der Versicherung, daß wir — wie bisher — so auch ferner angelegentlichst bestrebt sein werden, unserem „Ueber Land und Meer" die Vorzüge zu erhalten, die es zum Lieblingsblatt der gebildeten Welt gemacht haben: — neben der Schönheit und guten Wahl seines reichen Bilderschmuckes — die Fülle guter Unterhaltung in den neuesten Werken unserer ersten vaterländischen Schriftsteller, — die Reichhaltigkeit an geistig anregenden, interessanten kleineren Artikeln, Feuilletons, Plaudereien, Erinnerungen berühmter Männer oder an berühmte Menschen, — die übersichtliche Zusammenstellung alles Neuen, was sich auf den weiten Gebieten des menschlichen Wissens wie in jeder Art von Kunst ereignet, Erfindungen von allgemeinem Interesse, ebenso wie Entdeckungen unserer großen Reisenden, — und zu dem Allem noch — da wir als Familienzeitung auch Jedem in der Familie Etwas bringen wollen — ein buntes Allerlei von: Räthseln, Rebus, Schachaufgaben u. s. w. u. s. w.

Wenn wir aber dieß Alles — und jedes Einzelne so gut und vollkommen als möglich — unseren Abonnenten für den Preis von nur **drei Mark** für **drei Monate,** also **für nur Eine Mark monatlich** geben und geben können, so liegt das in der großen Zahl unserer Freunde, die liebenswürdig genug sind, uns durch ihre Empfehlung zu unterstützen in unserem Bestreben, immer neue Freunde, neue Abonnenten zu gewinnen und eben dadurch selbst wieder immer mehr, immer Schöneres und Besseres unseren Abonnenten bringen zu können. Altem Brauche folgend nennen wir aus der großen Zahl uns im Manuskripte vorliegender Novellen als zunächst zum Abdruck gelangend:

Helmar, von **Fanny Lewald.** — **Eine Erinnerung,** von **E. Werner.** — **Gewitter im Frühling,** von **Hans Hopfen.** — **Der Roman eines Hypochonders,** von **J. van Dewall.** — **Thauwasser,** von **Prinz Schönaich-Carolath.** — **Dem Genius treu,** von **Levin Schücking.** — **Mylady,** von **Hans Wachenhusen.** — **Mademoiselle Diana,** von **M. Reichenbach.** — **Don Juan in Rom,** von **Günther von Freiberg.** — **Die Sennhütte,** von **Ernst Pasqué.** — **Julia Pintas,** von **E. Pely.** — **Der unglückliche Spekulant,** von **Carl Beck.** — **Der Pojaz,** von **K. E. Franzos.** — **Willi,** von **Aug. Becker.** — **Flucht vor dem Winter,** von **Hieronymus Lorm.** — **Sabina,** von **Woldemar Kaden.** — **Die Rose,** von **Graf Adelmann.** —**Im Tramontan,** von **E. v. Dincklage.** — **Ein schöner Nachmittag,** von **Gregor Samarow.** — **Die Heimatlosen,** von **E. M. Vacano** 2c.

Die Redaktion.

* * *

Damit **keine Unterbrechung in der Zusendung** der Nummern oder Hefte entsteht, ersuchen wir, das **Abonnement** bei der Bezugsquelle, durch welche man den laufenden Jahrgang bezog, gefälligst **sofort zu erneuern.**

Stuttgart. **Die Verlagshandlung.**

Ankündigungen

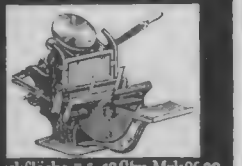
pro 5mal gespaltene Nonpareillezeile M. 1. 60.

Eine gebildete, alleinstehende **Dame** wünscht mit einem älteren gebildeten Herrn in Correspondenz zu treten, nur zur Pflege geistiger Unterhaltung. Gefällige Offerten unter F. A. an die Expedition dieses Blattes. 237

Leipziger Theaterschule,
Oper und **Schauspiel.**
Eintritt jederzeit. Prospekte gratis durch Lorenz Gehrmann. 32. **Die Direktion.**

Das Bankhaus
Sachs & Co. in Frankfurt a. M.
Ankauf, Verkauf und Umtausch
Staatspapiere, Prioritäten, Aktien, Anlehensloose etc., sowie zur sorgfältigsten Ausführung aller
Börsen-Aufträge
„per Kassa" und „auf Zeit" zu Tageskursen
Einlösung von Coupons ohne Abzug, resp. z. Tageskurse, schon 14 Tage vor Verfall.
Besorgung neuer Couponsbogen gratis. 40
Baarvorschüsse auf Werthpapiere
Auskunft an allen Börsen-Angelegenheiten unentgeltlich.

Fortuna



selbstfärbend
Druckfläche 7,5-12 Ctm. Mrk 96.00.
14,5-23,5 Ctm. „ 185.00.
Starke Construction
MAX KRAUSE
Berlin, SW. Beuthstr. 7.

C. Otto Gehrckens, Hamburg
Treibriemen
Vorrath 50 000 Meter
Lieferbar bis zur Doppelte bis 915 mm breit. 125

ebensgrosse Porträts
in **Kreide** gezeichnet u. in Oel gemalt nach **jed. eingesandten Photographie.** Garantie gute Aehnlichkeit. Schönst. Andenken an Verstorbene, Ferne, Reisende etc. — Prospect gratis. Aktive Zweige von
C. Hommel in Halberstadt.

Otto E. Weber
Hoflieferant
in **Berlin S.W.,** empfiehlt allen Feinschmeckern zur Bereitung einer Tasse Kaffee von äußerst pikantem Geschmack und prachtvoller Farbe seinen in den höchsten Kreisen geradezu unentbehrlich gewordenen Feigen-Kaffee*)
*) Preis 1 Pfund 1 Mk. Bei Abnahme von 5 Pfund erfolgt der Versand nach allen Orten des deutschen Reiches, sowie nach Oesterreich-Ungarn, Schweden, Dänemark, Belgien und der Schweiz per Post franco gegen Nachnahme des Betrages.

Für Destillateure!
Die anerkannt vorzüglichsten Rezepte zur Fabrikation sämmtlicher alkoholischer Liköre, Essenzen und Tinkturen, Fruchtäther, Rum, Arrak und Cognac-Essenzen u. s. w. bringt das in meinem Verlage erschienene „Ehrlich-Universal-Rezeptbuch", herausg. v. C. Hofmann, Prof. d. Chemie. Das Werk erscheint in circa 20 Heften à 50 ₰. 235
Prospekte gratis.
Friedrich Stahn, Wilhelmstr. 122a.
Berlin SW.

Nebelbilder-Apparate
jeder Größe, mit effektvollen Bildern **optische Gläser** jeden Genres billig.

Ein gross. Ein detail.
Glasphotographieen zum Selbstmalen.
Anleitung, auf Glas zu malen, und illustrirte Preiscourante gratis und franko 192
W. Hagedorn, Berlin S., Ritterstr. 75

Die
inhaltreichste und billigste deutsche Zeitung
ist unbedingt das
täglich zweimal als **Morgen-** und **Abendblatt** erscheinende

70 000 Abonnenten

„Berliner Tageblatt"

70 000 Abonnenten

nebst dem illustrirten Witzblatt **„ULK"** und der belletristischen Wochenschrift **„Berliner Sonntagsblatt"**, sowie Wöchentliche Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft.**

An Weltplätzen wie Paris, London, Petersburg, Wien, Pesth, Rom, ist das „Berliner Tageblatt" durch eigene Korrespondenten vertreten, wodurch sich dasselbe in der Lage befindet, alle wichtigen Nachrichten, mittelst ausgedehnter Benutzung des Telegraphen, zuverlässiger und schneller als die meisten anderen Zeitungen zu bringen.

Aus dem überaus reichen Inhalte heben wir Folgendes hervor:

Freisinnige Leitartikel aus der Feder hervorragender Publizisten. Politische Tagesberichte. — Zahlreiche Spezialtelegramme und Korrespondenzen aus allen Weltheilen. — Parlamentarische Nachrichten aus dem In- und Auslande. — Berliner Lokal- und Gerichtszeitung. — Ausführliche Kammerberichte seines eigenen parlamentarischen Bureaus. — Vollständige Handelszeitung unter besonderer Berücksichtigung der Rohproducten-Branche nebst ausführlichem Kursbericht der Berliner Börse. — Erziehungs- und Unterrichtswesen. — Mittheilungen der preuß. Lotterie. — Reichhaltiges literarisches Feuilleton, in welchem Theater, Kunst und Wissenschaft regelmäßige Berücksichtigung finden und außerdem **spannende Romane** der beliebtesten Autoren erscheinen. Im bevorstehenden IV. Quartal veröffentlichen wir:

„Auf Irrwegen", Roman von **E. Vely,**
deren früher veröffentlichte Werke allgemein den **lebhaftesten Beifall** gefunden haben.

Um die **Billigkeit** des Abonnementspreises so recht vor Augen zu führen, dürfte die Andeutung genügen, dass die

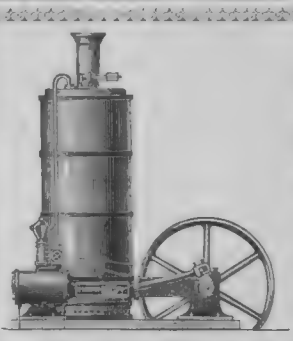
einzelne Nummer nur 3 Pfennig

den Abonnenten zu stehen kommt, indem der Abonnementspreis

nur **5** Mark **25** Pf. vierteljährlich

beträgt und dafür 150 Nummern des „Berliner Tageblatt", 13 Nummern des „Berliner Sonntagsblatt" und 13 Nummern des illustrirten Witzblattes **„ULK"** geliefert werden. 240

Man abonnirt bei allen Reichspostanstalten.



Horizontale Dampfmaschinen
mit Patent-Präzisions-Steuerung,
Transportable Dampfmaschinen, Lokomobilen. Centrifugalpumpen, Dampframmen, Dampfwinden, Patent-Luft-Kompressionspumpen, Vertikale geschweisste Dampfkessel
bauen als Spezialität und halten auf Lager
Menck & Hambrock,
Ottensen bei Altona. 963

Halbfertige Oberhemden im Rücken zu schliessen.
Beste Qualität à 42 Mark per Dutzend.

Wir verwenden für den Rumpf das **beste** und **schwerste** leinener Hemdentuch — Ermel lassen wir in den neuesten Mustern selbst anfertigen und zwar von

3fach rein Leinen

für die obere Lage das **beste Bielefelder.**

Oberhemden
im Rücken zu schliessen lassen sich mit leichter Mühe anziehen, der Einsatz bleibt stets glatt — kann bei Bewegungen des Körpers sich nicht aufknöpfen.

Probehemd auf Wunsch à M. 5.50.

Diese Oberhemden sind 72 in gewissen Theilen, wie selbst die Knopflöcher in **feinster Arbeit** und wir garantiren ein

exactes Passen

Wir bitten um das Maass des Kragens, wenn man trägt und um das des Brust, d. h. um den ganzen horizontalen Umfang unter den Armlöchern gemessen.

NEWYORK 613 Broadway & 35 Great Jones Str. — **Amerikanische Wäschefabrik Just Brothers.** — **LEIPZIG** 29 Grimm. Strasse I. Etage.

Hugo Voigt's Hofbuchhandlung in **Leipzig.** Landwirthschaft. Gartenbau u. Forstwesen, beehrt sich hierdurch zur Anzeige zu bringen, daß der neue illustrirte Katalog 1879/80 in Kürzem erscheint und Jedem, der ihn mit Postkarte verlangt, gratis und franko zugesandt wird. 60
Neue Kalender für 1880 sind erschienen! Wiederverkäufer (Buchbinder rc.) gesucht.

Ehegatten erhalten wichtige Rathschläge durch **Dr. Hampe's Schrift:** „Rathgeber in Kindesangelegenheiten". Preis 1½ Mark. Das Nähere ersichtlich prat und franko durch Prospekt **C. Gottfried's Verl. Leipzig.** 72

Damen, welche sich einen solchen Nebenverdienst verschaffen wollen, erhalten unentgeltlich Auskunft durch **Wilhelm Bertram,** Lauban in Schlesien. 113

Kataloge der **Edition Steingräber** durch jede Musikhandlung gratis u. franko. 226

Fragaria indica,
Ampel-Erdbeere.

Die einzige Erdbeere, welche im Zimmer das ganze Jahr hindurch mit Blumen und Früchten zugleich geziert ist. Recht auffallig unterscheidet sich diese Gattung von unseren bekannten Garten-Erdbeeren durch die prachtvollen goldgelben Blumen, die an den 3—4 Fuß langen, vielfach herabhangenden Ranken in kurzen Zwischenräumen erscheinen. Der Pflanze folgt schnell die prächtigst schattirteste Frucht, etwas größer als unsere Wald-Erdbeere doch nicht weniger süßend wie diese, sondern auf ca. 2 Zoll langem festen Stiele aus dem kräftig dunkelgrünen Laube hervorragend. Da sie außerdem sehr hart ist, selbst Frost verträgt und von ungemein leichter Kultur ist, wird sie sicherlich bald ein gesuchter Liebling für Zimmer- und Fensterdekoration werden.
1 Stück zu 1 M., 5 Stück zu 3 M. inkl. Verpackung, per Kassa oder Nachnahme.

Othonna crassifolia,
reizende, sich reich verzweigende
Ampelpflanze für Zimmer,
mit dicken, saftigen, lebhaft grünen Blättern und goldgelben Blüten wie Gänseblümchen; wächst ohne Schwierigkeiten. Prämiirt auf der Gartenbau-Ausstellung in **Hildesheim.**
1 Stück zu 1 M., 5 Stück zu 3 M. inkl. Verpackung, per Kassa oder Nachnahme. 239
Wegeleben bei Quedlinburg.
Louis Vieweg.

Eismaschinen

zur **Erzeugung** von **Kohleis** bis 1000 Kilogr. die Stunde, ferner (H. 54920.)

Mineralwasser-Apparate

zur Herstellung aller moussirenden Getränke empfehlen 949
Vaass & Littmann,
Maschinenfabrik in Halle a. S. (Preussen).
— Preiscourante auf frankirte Anfragen. —

Unschädlich, blei- und silberfrei.
Keine grauen
— Schutz-Marke. —
Haare mehr!

Amtlich analysirt.
Neue Erfindung. Sicher, unauffällig, jede Haarfarbe wieder herstellend. Angenehm, reinlich Haarwuchs vorderend. Flasche einschließlich Gut M. 2. 25 ₰. 985
J. H. D. Kaufmann & Co., Dresden.
Wiederverkäufer gesucht.

Neu erfundene Methode der **„Essigfabrikation"**, passend für **alle** Länder und Zonen. Es fallen dabei die bei den bisherigen Methoden vorkommenden Schwierigkeiten, Unzuträglichkeiten und Störungen gänzlich weg. Das Resultat ist stets ein sehr gutes. Neue Einrichtung oder Umwandlung bestehender Fabriken einfach und billig. — Ebenso ertheilen wir für **Wein-, Bier-, Liqueur-, Hefen-,** und andere **chem.-technische Fabrikationen** praktischen Unterricht oder schriftl. Anleitungen. **Spezialrezepte,** Rath u. Auskunft. — Nähres, Programm und Katalog gratis. 498
W. Schiller & Sie., Berlin, Raupachstr. 12.
Vandin., dem nichts Geheimniß. Etabl. 1850

PATENT
& technisches Bureau
L. Brandt & C. W. Arendt
Berlin W.
Leipziger Str. 64

BUSS, SOMBART & Cie.
MAGDEBURG.
PATENT-BUREAU

Für eine **französische Lehrerin** mit höherem Diplome und einen **russisch,** gebildeten **jungen Franzosen** sucht man Anstellung als **Lehrer** ihrer **Muttersprache.** Beste Referenzen. Weiteres bei H. Professor **Eckstein v. Ehrenegg, Saintes** (Char. Inf., Frankreich 67

Die rühmlichst bekannte Fabrik von
Zauber-Apparaten von E. Oscar Lischke,
Hamburg, Bazar 7,
empfiehlt die neuesten Erfindungen in diesen Genres. Zuverlässig und elegant gearbeitet. Anerkannt als beste Bezugsquelle der größten Zauberkünstler der Welt. Billige Preise. Preiscourant gratis. **Kalkkegel** bester Qualität pr. 100 15 M. 712

Schaumwein-Apparate
zum Gross- u. Kleinbetrieb.
Reichspatent. 269
Mineralwasser-Maschinen.
Halle a./S., N. Gressler, Eremitage.

Die Meerschaum- u. Elfenbeinwaaren-Fabrik von **C. W. Möller,** Hoflf., **Berlin,** Alexanderstr. 40, versendet, nur gegen Einsendung von 50 Pf. in Marken aller Länder das große Mineralalbum über Cigarrenspitzen, Stöcke, Pfeifen rc. franko nach allen Himmelsgegenden der Welt. 738

Rothe Nasen 40
werden schnell und dauernd natürlich weiss m. Monyl, ein vorzügl. Präparat des Chem. A. Nieske in Dresden. Garantirt. Preis 5 M.

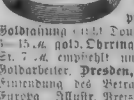
! Hühneraugen-Bürste!
Entfernt gefahrlos u. schmerzlos jedes Hühnerauge, pr. Stck. 70 ₰ franko. Ueberall käuflich. Wiederverkauf. Rab. **H. Reuling, Stuttgart.**

Liegende, freistehende und Wand-
Dampfpumpen

in ca. 60 verschiedenen Grössen und in den neuesten Konstruktionen, zum Speisen und zum Pumpen der verschiedenartigsten Flüssigkeiten liefert unter Garantie ab Lager der *Maschinenfabrik* von 193
Weise & Monski,
Halle a. S.

Heilig Zurückgebliebene
finden in meiner langjährigen Unterrichts- und Erziehungsanstalt die sorgfältigste Behandlung und Ausbildung. **Foerster — Dresden — Blasewitz — Marschall-Allee 6.** 961

„Erwerbskatalog"
für Jedermann — versend. gratis 529
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.



Künstliche Brillanten,
prachtvolle Steine in echter Goldfassung (auch Double), als massive Ringe 6—15 M. gold. Ohrringe 10—15 M. dto. Anhänge St. 7 M. empfiehlt unter Garantie **Schröter,** Goldarbeiter. **Dresden,** Postplatz 1. — Bei Einsendung des Betrages franko durch ganz Europa Illustr. Preis-Courant franko. 956

Zu 141
Goethe's
hundertdreißigstem Geburtstag.
Festschrift
zum 28. August 1879
von
Dr. Eduard W. Sabell.
In elegantester Ausstattung auf schwerem getönten Papier Geh. M. 2. 40.
Gebr. Henninger, Heilbronn.

Briefmarken
zu Sammlungen, auf Wogen geklebt, giebt zum **kommissionsweisen Verkauf**
an Buchhändler, Schreibmaterialien-Geschäfte, Buchbinder rc
Briefmarken-Albums in 4 Sprachen von 80 Pf. bis 60 Mark.
Wiederverkaufern Rabatt.
Illustrirter Briefmarken-Katalog, IV. Aufl. 2 M. Porto 20 ₰.
Leipzig. **Literarisches Museum.**
165 (Louis Senf.)

Soeben ist erschienen in der Verlagshandlung **B. Hauptmann** in **Bonn:** 198
Verschiedene Wege.
Roman von M. Ludolff,
Verfasserin von „Talisman" und „Die Tochter des Spielers".
8°. 244 S. Preis geh. 3 Mark.

Als ein vorzügliches populäres Werk über das vom 1. Oktober ab gültige **neue** Gerichtsverfahren empfehlen wir:
Deutsches 190
Gerichtsverfahren
nach den Reichsjustizgesetzen,
populär dargestellt
von **Christiani,** Königl. Amtsrichter,
ca. 450 S. stark, sehr elegant ausgestattet mit Formularen für Schriftsätze und ausführl. Sachregister. Das Werk ist in der Presse, insbesondere wiederholt in der Berliner Gerichtszeitung, **als das beste populäre Werk über das neue Gerichtsverfahren** bezeichnet. Nur zu beziehen gegen Einsendung von M. 3. 25 franko von der **Helwing'schen Sort.-Buchhandlung (H. Lindemann) in Hannover.**

Die besten Schriften über **vegetarianische Lebens- u. Heilweise** sind die bei **P. Zschiller** in Köthen aus der Feder eines in vegetarianischer Heilpraxis ergrauten Arztes erschienenen: 1) **Das Paradies der Gesundheit,** das verlorengewandte wiedergewinnen. 2 M. 2) **Die naturgemäße Diät, die Diät der Zukunft.** 3 M. 3) **Makrobiotisches Kochbuch** oder die Kunst, das Leben fröhlich, gesund und lange zu genießen. 4 M. 980

Der Techniker.
Internationales Organ für Wissenschaft, Erfindungen und Gewerbe.
Erscheint am 1. und 15. jeden Monats in deutscher Sprache.
Abonnementspreis M. 6 per Jahr.
Probenummer frei.
Herausgeber: **Paul Goepel,** Tryon Row, **New-York,** U. S. 219

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04645 1756